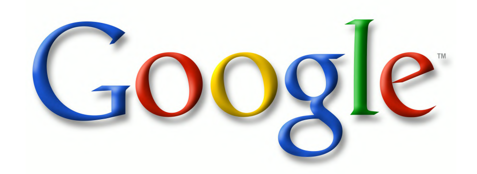

Google

Allgemeine Rundschau.

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber

Dr. Armin Kausen

in München.




PROPERTY OF
University of
Michigan
Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München



VII. Jahrgang

Wilhelm Grimme

1910

Inhaltverzeichnis 1910.

I. Weltrundschau

in fortlaufender Reihenfolge. Von Fritz Nienkemper, Berlin.

*) Infolge eines Druckversehens wurde auf den Seiten 525 bis 588 die Hundertziffer vertauscht. Statt 425 bis 488 ist 525 bis 588 zu berichtigen. Diese Korrektur gilt für sämtliche Rubriken.

II. Politisches, Schulpolitisches, Volkswirtschaftliches und Soziales.

III. Religiöses und Konfessionelles.

IV. Allgemeine Kulturfragen.

V. Sittlichkeitsfragen.

VI. Wissenschaft und Kunst.

VII. Literatur.

VIII. Feuilletonistisches, Skizzen.

IX. Poesie.

X. Bühnen- und Musikrundschau.

XI. Finanz- und Handels-Rundschau.

Von M. Weber, München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 1. München, 1. Januar 1910. VII. Jahrgang.

Am Meilenstein 1910.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Wenn das Kind außer der Nummer noch einen Namen haben soll, so mag 1909 das Jahr der Entblockung heißen. Zwei Blöcke wurden erprobt und zu schwach erfunden: der innerpolitische Block des Fürsten Bülow ging dabei gänzlich in Trümmer, der hochpolitische Block des Königs Eduard bekam einen argen Sprung.

Zwischen den Jahren 1909 und 1879, die gerade eine Generation Abstand haben, zeigt sich ein auffallender Parallelismus. Damals die Begründung des deutsch-österreichischen Bündnisses, das den Schwerpunkt nach Mitteleuropa verlegte; jetzt die ernste Kraftprobe mit durchschlagendem Erfolg, die den Beweis lieferte, daß der Schwerpunkt trotz aller neueren Schiebungen noch immer in den verbündeten mitteleuropäischen Kaiserreichen liegt. Damals die Bismarcksche Zoll- und Steuerreform, die im Zeichen der konservativ-liberalen Paarung begann, aber mit der Einschaltung des Zentrums und der Ausschaltung des Liberalismus endete; jetzt die von Bülow inaugurierte Finanzreform, die ganz dieselbe überraschende Wendung nahm und nebenbei auch noch den unvorsichtigen Kanzler zur Ausschaltung brachte.

Obschon man der modernen Zeit die größte Schnellebigkeit und Eilfertigkeit nachsagt, haben doch die beiden Dramen des Jahres 1909 in ihren ersten Akten die Geduld der Zuschauer auf eine lange Probe gestellt. Die Balkankrisis war schon aus dem Vorjahr übernommen worden; es währte aber noch ein Vierteljahr, bis Iswolsky und seine Freunde ihr verzwicktes Ränkespiel angesichts der starren Uebermacht der Friedensstaaten aufgaben. Und die Finanzreform, die schon 1907 fällig war, mußte bis zur Mitte des Jahres 1909 hangen und bangen in schwebender Pein. Als endlich die luftreinigende Katastrophe eingetreten war, ging freilich die Liquidation in dem Schlußakt sehr glatt und schnell. Das Gespenst der europäischen Konferenz verschwand auf Nimmerwiedersehen, und die ganze große bosnisch-herzegowinische Frage wurde durch einen simplen Notenaustausch kunstgerecht erledigt. Im deutschen Reichstag arbeitete die neue Mehrheit in 14 Tagen auf, was die Blockkünstler ebensoviele Monate lang verwurstelt hatten.

Die beiden Katastrophen fielen auf je eine astronomische Quartalswende. Zu Frühlingsanfang kam die friedliche Lösung der hochpolitischen Krisis zum Durchbruch, und zur Sommersonnenwende fiel die Entscheidung im Blockprozeß. Gerade am Johannistage blieb die Erbanfallsteuer, mit der Fürst Bülow sich und seinen Block solidarisch gemacht hatte, mit acht Stimmen in der Minderheit.

In dem letzten Jahresrückblick mußten wir über die Nebel klagen, die andauernd über dem südöstlichen Wetterwinkel Europas und auch um die Berliner Schloßkuppel hingen. Jetzt dürfen wir eine beträchtliche Aufklärung buchen.

Zu den Nebeln, die uns das Jahr 1908 hinterließ, gehörte auch die Beunruhigung wegen des „persönlichen Regiments“. Im Reichstage blieben Anträge in der Schwebe, die nach sachlichen Garantien gegen die Wiederkehr von Irrungen und Wirrungen nach Art der Novemberkrisis strebten. Bei den Beratungen ist nichts herausgekommen. Aber die Erfahrungen im letzten Jahr haben sehr beruhigend gewirkt. Der Kaiser ist aus jener „Zurückhaltung“, die er durch die Genehmigung der Rede und des Vortrags des Reichskanzlers hochherzig verheißen hatte, nicht herausgetreten. Inzwischen hat die öffentliche Meinung erkannt, daß sie sich angesichts der Novemberärgernisse zur Einseitigkeit hatte verleiten lassen. Man hatte die Erörterung so gedacht und gedeichselt, daß der ganze Schatten auf die Person des Monarchen fiel, während die groben Unterlassungssünden des Fürsten Bülow und seines Auswärtigen Amtes aus dem Gesichtswinkel geschoben wurden. Nachher drängte sich aber wieder die Frage vor, ob denn nicht Fürst Bülow, der das kritische Manuskript zur Prüfung erhalten hatte und die dem sog. Kaiserinterview zugrunde liegenden Begegnungen und Unterhaltungen vorher hatte verfolgen können, die Hauptschuld trage. Als es im Sommer zum Rücktritt Bülows kam, wurde vielfach behauptet, die Novemberereignisse hätten ausschlaggebend nachgewirkt in der Genehmigung des Abschiedsgesuches. Nach unserer Ansicht hätte der Kaiser nach dem Blockkrach den Fürsten Bülow auch dann entlassen, wenn es gar keine Novemberkrisis gegeben hätte, da dessen System und Persönlichkeit vollständig abgewirtschaftet hatten. Aber eine gewisse Nachwirkung liegt doch vor. Im November war eine phänomenale Unzulänglichkeit der Bülowschen Geschäftsführung festgestellt, das Vertrauen auf seine Leistungsfähigkeit hatte einen starken Stoß erhalten. An der höchsten Stelle wird auch wohl das Vertrauen in die Geradheit und Opferwilligkeit des ersten verantwortlichen Ministers schwerlich eine Förderung erfahren haben. Ferner wird der Zwischenfall die Tatkraft der royalistischen Konservativen gesteigert und ihre Scheu vor Ministerkrisen gemindert haben. Es rächt sich alle Schuld auf Erden.

Der neue Reichskanzler, Herr von Bethmann Hollweg, ist an den Novemberwirren in keiner Weise beteiligt gewesen. In seiner persönlichen Eigenart liegt schon eine schätzbare Gewähr gegen die Wiederkehr solcher Aergernisse. Die Witzblätter finden ihn langweilig; seine Freunde rühmen ihn als Philosophen, seine Gegner erklären ihn für einen steifen Pedanten. In der Tat ist er ernster, bedächtiger, gründlicher und schwerfälliger als sein Vorgänger mit der plaudernden Zunge und der leichtfertigen Hand. Herr von Bethmann wird sicher nicht sein Placet auf ungelesene Kaiserinterviews setzen, und er wird auch schwerlich in einem Rausch des Selbstbewußtseins sich in parteipolitische Virtuosenstückchen einlassen, die einen hohen Herrn zur Wiederholung des schmückenden Beiwortes „Seiltänzer“ reizen könnten. Die Antrittsrede des neuen Kanzlers mit ihrer Parole: Keine Parteiregierung und keine Regierungspartei! läßt erkennen, daß er als Minister zur Blockzeit gelernt hat, kein Blockminister zu sein.

Wenn es dem Fürsten Bülow gelungen wäre, mit seiner Blockmehrheit eine ausreichende Steuerreform fertig zu stellen, so würde er wohl trotz aller Novemberereignisse uns noch eine geraume Weile mit seinen Zitaten und seiner Taktik beglückt haben. Wo liegen die Ursachen des Zusammenbruchs seines Systems? Der kritische Blick darf nicht an Einzelheiten und Aeußerlichkeiten haften. Man kann ja jetzt leicht sagen, es sei ein verhängnisvoller Eigensinn gewesen, sich auf die Erbanfallsteuer unbedingt festzulegen. Aber konnte denn Fürst Bülow in diesem Punkte noch zurück, nachdem er sein Schicksal von der Gnade des Liberalismus abhängig gemacht hatte? Wie sehr er dieser Abhängigkeit sich bewußt war, zeigte ja die bestimmte Erklärung in seiner letzten großen Reichstagsrede, er werde eine Finanzreform ohne die Liberalen nicht machen. Der so sprach, war kein monarchischer Minister mehr, sondern ein liberaler Parteiminister. Er ist ganz regelrecht an den Konsequenzen seines Blockabenteuers zugrunde gegangen. Die Widerstandskraft der

Konservativen gegen die liberalisierende Wirtschaft scheint er bis zum Johannistag unterschätzt zu haben; zur Entschuldigung dieses Irrtums muß man freilich gelten lassen, daß er durch die Erfolge beim Börsengesetz und beim Vereinsgesetz verwöhnt war. Der konservative Löwe hatte sich da in verblüffender Nachgiebigkeit geduckt und auch die unappetitlichsten Bissen geschluckt. Ferner hatte Fürst Bülow offenbar die Klugheit und Geschicklichkeit seiner liberalen Freunde im Parlament überschätzt. Für den Kenner der parlamentarischen Kriegskunst war es ein Hochgenuß, die Entwicklung der Kommissionsberatungen zu beobachten. Von den überlegenen Strategen der Rechten und des Zentrums ließen sich die Liberalen aus einer Position nach der andern hinausmanöverieren. Sie glaubten gewaltige Gegenstöße zu führen, wenn sie demonstrativ das Präsidium in der Kommission niederlegten oder gar allzumal protestierend hinausmarschierten. Doch damit verhalfen sie nur ihren Gegnern zu den Zügeln des Wagens. Als das große Publikum den Block noch für gesund und munter hielt, war schon von langer Hand der Liberalismus auf die Bahn der Selbstausschaltung gelockt worden. Vor drei Jahren erhoben sich auch in unserem Lager kritische Stimmen über Taktik und Führung. Wenn damals etwas gefehlt sein sollte, so ist es reichlich wettgemacht worden durch das Meisterstück von zielbewußtem, klugem, vorsichtigem und zähem Vorgehen, das die Gegner des Blocks im ersten Halbjahr 1909 geleistet haben. Die Aera des neuen Vorsitzenden der Zentrumsfraktion, Dr. Frhr. *von Hertling*, ist eingeleitet worden durch einen parlamentarischen Erfolg ersten Ranges, der nicht dem Glück, sondern der Tüchtigkeit zuzuschreiben ist.

Vielleicht hat zu den Irrtümern des Fürsten Bülow auch eine falsche Schätzung der Ansichten und Absichten seiner Genossen vom *Bundesrat* gehört. Jedenfalls muß die Jahreschronik die Tatsache buchen, daß der Bundesrat mit einer bisher unerhörten Promptheit und Rückhaltlosigkeit die Schwenkung zur neuen positiven Mehrheit vollzogen hat. Der Bundesrat soll eigentlich die Reichsregierung sein, die Reichspolitik bestimmen. Er war aber bisher niemals die Deichsel, sondern nur das ergebene Rad am Reichswagen gewesen. Daß er sich diesmal zu einer selbständigen Politik im Gegensatz zu dem bisherigen Kanzler aufschwang, läßt eine bedeutsame Vervollkommnung unseres Verfassungslebens erwarten. Die Vereinbarungen zwischen dem Bundesrat und der positiven Mehrheit über die neuen Besitzsteuern waren bald getroffen. Die Reichstagsbeschlüsse, die den Vollertrag der halben Milliarde sicherten, wurden vom Bundesrat einstimmig genehmigt, und zwar, wie zur Abwehr des Verdachts auf tendenziöse Auswahl und späteren Rückgriff auf die Erbanfallsteuer ausdrücklich gesagt wurde, als einheitliches Ganzes.

Bülow ließ bei seinem Rückzuge noch einen Partherpfeil gegen die Konservativen von der Sehne seines Grolls. „Bei *Philippi* sehen wir uns wieder", drohte er. Dieses Philippi sollte im Lande der Wahlen liegen. Nun gab es im letzten Halbjahre eine Reihe von Ersatzwahlen. Diese Proben auf die Volksstimmung ergaben durchweg eine starke Vermehrung der sozialdemokratischen Stimmen und einen Ausfall für die bürgerlichen Parteien von wechselnder Stärke. Aber wider alles liberale und Bülowsche Erwarten hatten die Konservativen und das Zentrum, also die „Mitschuldigen vom Steuerraub", geringere Stimmverluste als die liberalen Parteien, die sich mit ihrer schließlichen Ablehnung aller Finanzgesetze brüsteten und in der Steuerhetze sich nicht genug tun konnten. Die Konservativen behaupteten das Mandat von Landsberg-Soldin, die Liberalen aber verloren die Mandate von Neustadt-Landau, Koburg und Halle an die Sozialdemokraten. Das Zentrum bekundete seine Widerstandskraft in geradezu glänzender Weise unter den schwierigsten Verhältnissen bei den Stadtratswahlen in der Großstadt Köln.

Den weiteren Proben von „Philippi" können die Konservativen um so ruhiger entgegengehen, als ihr herbstlicher Parteitag in Berlin auf das beste verlaufen ist. Die Sprengungsversuche, die hauptsächlich von den antikatholischen Hassern und Hetzern betrieben wurden, sind zurzeit vollständig gescheitert.

Trotzdem ist das Anwachsen der *Sozialdemokratie* ein sehr ernstes Zeichen der Zeit. Die Umsturzpartei hat drei Hilfsquellen: 1. die Unzufriedenheit, welche jede Steuererhöhung in den weniger verständigen Kreisen hervorruft; 2. die schlaue Taktik einer gemäßigten, vorsichtigen, mehr die Gegenwartsreformen betonenden Haltung, die auch auf dem roten Parteitag von Leipzig so stark hervortrat, daß sogar Bebel in den Ruf eines Diplomaten kam; 3. die Bundesgenossenschaft des Liberalismus mit Einschluß sogar der Nationalliberalen, die sich nicht nur in der gemeinsamen Steuerhetze, sondern in offenen Wahl- und Arbeitsbündnissen in den Bundesstaaten *Baden* und *Sachsen* bekundete. Zurzeit steht die Lage unter dem Zeichen des *Großblocks*, der sozialdemokratisch-liberalen Verbrüderung. Die gelb-rote Brüderschaft hat außer dem wahlgeschäftlichen Gesellschaftszweck auch ein Stück Weltanschauung gemeinsam, nämlich die Verneinung und Bekämpfung des positiven Christentums und des religiösen Elementes im öffentlichen Leben. Diese kulturkämpferische Gemeinschaft zwischen der bürgerlichen und der sozialdemokratischen Linken ist sogar eine internationale Einrichtung, wie sich bei den leidenschaftlichen Demonstrationen aus Anlaß der regelrechten Abstrafung des spanischen Anarchisten *Ferrer* in unheimlicher Weise zeigte. Dieser „Zwischenfall" vom Jahre 1909 darf nicht übersehen werden. Er lehrt auf das eindringlichste, daß die Scheidung der Geister und die Gruppierung der Parteien im letzten Grunde nach der Parole erfolgt: „Hie Christentum, hie Freigeisterei!"

Der neue Reichskanzler v. Bethmann Hollweg gab in seiner Antrittsrede den beiden Lagern, in die sich die deutschen Parteien zu seinem Bedauern augenblicklich scheiden, die Namen „Radikalismus" und „Reaktion". Der deutsche Liberalismus hat sich in der Tat vorläufig ganz in das radikale Fahrwasser reißen lassen. Was die christliche Glaubenslehre und Ordnung verteidigt, wird zur „Reaktion" gerechnet und als das größere Uebel sogar der Umsturzpartei geopfert. Der nationalliberale Wortführer Herr Bassermann hielt sofort nach dem Blockkrach eine Rede, in der er den Fürsten Bülow als den „Kämpfer gegen Rom" pries, und neuerdings versuchte er den Großblock zu entschuldigen durch einen Lobgesang auf die „Mauserung der Sozialdemokratie", die jeder Einsichtige als bauernfängerischen Trick durchschaut. Dem neuen Reichskanzler ist es bisher nicht gelungen, die gemäßigten Elemente des Liberalismus aus der Umstrickung von links zu lösen. Der Klärungs- und Scheidungsprozeß innerhalb der nationalliberalen Partei scheint noch geraume Zeit zu benötigen. Jedenfalls werden die nächsten Neuwahlen zum Reichstage unter ganz eigenartigen und besonders schwierigen Verhältnissen stattfinden.

Will die Regierung die von den ganzen und halben Sozialdemokraten drohende Gefahr abwenden, so bedarf sie der vollen Kraft der christlichen Ordnungsparteien, der Konservativen und des Zentrums. Angesichts dieser kritischen Lage ist es wirklich nicht zu verstehen, wenn die preußische Regierung in der Laïsierung der Volksschule so viel Eifer zeigt wie im Regierungsbezirk Arnsberg, und wenn sie den unseligen Hakatismus ausarten läßt bis zu einer Verfolgung der katholischen Lehrer und Beamten, die in Kattowitz einen loyalen, polnisch sprechenden Katholiken in den Stadtrat wählen wollten.

Nehmen wir alles in allem, so hat das Jahr 1909 unserer Partei große Erfolge gebracht, aber noch größere Aufgaben gestellt. Um in dem Bismarckschen Gleichnis zu reden, ist das Zentrum zwar wieder in den Sattel gelangt, aber nun muß es zeigen, ob es auch auf einem tückischen Gaul zu reiten versteht.

Hoffentlich wird der neue Reichskanzler aus den Erfolgen der *auswärtigen* Politik eine ähnliche Moral ziehen. Der Ring, in den man Deutschland und seinen Genossen einschließen wollte, ist gesprengt worden; die Gegner haben vorläufig auf eine Kraftprobe gegenüber den beiden solidarischen Kaiserreichen verzichten müssen. Aber König Eduard wird sein Spiel wohl noch nicht endgültig verloren geben. Es bleiben ja Haken genug zu neuen hochpolitischen Intrigen. Die zahlreichen Monarchenbegegnungen im verflossenen Jahre, wozu auch ein Besuch Eduards in Berlin gehörte, ändern an den gespannten Verhältnissen in Europa verzweifelt wenig. Es lohnt sich kaum, die Entrevuen alle aufzuzählen. Die pikanteste war zweifellos die im großen Bogen um Oesterreich herum erfolgte Landreise des Zaren nach Racconigi zur Begegnung mit dem dritten im Dreibunde. Herr Iswolsky wollte sich dadurch für seine Niederlage in dem Balkanstreit eine gewisse Genugtuung verschaffen. Vorläufig hat sich noch nicht gezeigt, daß die Demonstration greifbare Früchte ergab. Italien ist noch immer eingeschriebenes Mitglied des Dreibundes, auch unter dem neuen Ministerium Sonnino, und wird offiziell bei allen Feiern der deutsch-österreichischen Verbrüderung als Hausfreund geehrt. Hinter den Kulissen wurde es schon längst als unsicherer Kantonist gewertet. In der öffentlichen Meinung Italiens gibt die deutschfeindliche Agitation den Ton an. Noch schlimmer ist es in England, wo in den Wahlkämpfen um die Sitze in dem aufgelösten

Unterhaus die Angst vor Deutschland und der Haß gegen Deutschland in einer an Wahnsinn streifenden Weise aufgepeitscht wird.

Unsere letzte Thronrede hat mit Recht das mit Frankreich getroffene Marokko-Abkommen gepriesen. Ein Zugang zu einem freundnachbarlichen Verhältnis ist eröffnet worden, und wir erkennen gerne an, daß die französische Regierung in der Balkankrisis sich als Hort des europäischen Friedens bewährt hat. Daß es so bleiben möge, darf man hoffen, aber nicht als sicheren Faktor in die Rechnung stellen. Die Franzosen sind beweglich und ihre politischen Führer sind erst recht beweglich.

In Summa beruht auch am Schlusse dieses Jahres der Friede noch immer auf den Spitzen der Bajonette. Für die Abrüstung ist die richtige „Formel", die unser Bundesrat im Frühling vermißte, auch zu Silvester noch nicht gefunden. Doch wollen wir Deutsche die nötige Waffenlast gern weiter tragen, wenn nur neben dem äußeren auch der innere Friede uns erhalten bleibt. Dazu soll und kann jeder Leser mitwirken, indem er das Zentrum stützen und fördern hilft, das nach der Entblockung zu schwereren, aber auch lohnenderen Aufgaben berufen ist.

Sorgen und Hoffnungen der deutschen Katholiken bei der Jahreswende.

Von P. Carl Balthasar, Dorsten.

In dem rastlosen Rennen und Jagen des Alltagslebens verliert man allzu leicht den Ueberblick über die Ereignisse und Geistesströmungen der Zeit. Aber es kommt auch hier der Tag der Bilanz, die man nicht sorgfältig genug vornehmen kann. Bei einem echten und rechten Mann muß gerade auf diesem Gebiete das Soll und Haben höchstes Interesse erwecken.

Wie steht es um unsere katholische Sache in Deutschland beim heurigen Jahresanfang? Mancher wird diese Frage mit einem Hinweis auf die Zustände in unserem Nachbarland jenseits der Vogesen sehr optimistisch beantworten. Solch traurige Verhältnisse haben wir allerdings Gott sei Dank noch nicht. Es wäre aber weit gefehlt, sich mit fremdem Mißgeschick über die eigenen Sorgen hinwegtrösten zu wollen. Zudem müssen wir bedenken, daß es in Frankreich nicht immer so gewesen ist, und daß auch bei uns einmal ähnliche Zustände eintreten können. Wir sehen in Frankreich nicht ein über Nacht eingetretenes Ereignis vor uns, sondern den Schlußstein einer langen Entwicklung. Der französische Kulturkampf unterscheidet sich in einem wichtigen Punkte von dem deutschen der 70er und 80er Jahre. Nicht urplötzlich und mit Sturmesgewalt fiel man der Kirche in die Flanke, nein, man arbeitete nach einem ganz anderen Rezept: zuerst einschläfern, überall religiösen Indifferentismus säen, dann den Schlafenden, ohne daß sie es merken, ihr Gut wegnehmen. Leider ist das so gut geglückt, daß noch heute viele Katholiken Frankreichs nicht einmal an die Anwesenheit des Feindes glauben.

Haben unsere Gegner von Frankreich gelernt? Ohne Zweifel! Es hieße die Zeichen der Zeit mit offenen Augen nicht sehen wollen, wenn man das in Abrede stellen würde. Man macht nicht mehr den zweiten Schritt vor dem ersten, man will von Stufe zu Stufe steigen, um das Ziel allmählich zu erreichen. Der Hebel ist schon angesetzt, wir sehen die Wirkung. Die Schule ist der erste Ring, durch den man zur Festung vordringen will. Solange noch das Kind vom zarten Alter an gleichsam in den Garten der Religion hineingepflanzt wird, solange findet der Unglaube einen steinigen Boden. Wird aber das Kind von dem ersten Erwachen des Verstandes an der Kirche entfremdet, so ist alles gewonnen. Das Mittel hierzu ist die konfessionslose Simultanschule. Es soll kein Wort mehr zugunsten irgend einer Religion in der Schule fallen, vom Lehrer wird nicht mehr verlangt, daß er einem bestimmten Bekenntnis angehöre. Daß eine konfessionslose Schule meist eine glaubensfeindliche wird, weiß jeder, der die Verhältnisse in Frankreich einigermaßen kennt. Die Anhänger der konfessionslosen Simultanschule wissen recht gut, daß die allgemeine Einführung derselben das Aussehen Deutschlands in einer Generation wesentlich verändern würde. Lassen wir uns nicht täuschen, die konfessionslose Schule ist das Ziel unserer Gegner, wenn auch vorläufig die paritätische mit Religionsunterricht vorgeschoben wird.

Die Augen der deutschen Katholiken sind, das dürfen wir mit Genugtuung sagen, mehr geschärft für alles, was ihre Interessen angeht, als die unserer Glaubensgenossen in manchen anderen Ländern. Wir dürfen vor allem stolz auf unsere Führer sein, die mit Seherblick die Gefahren zum voraus ankündigen. Man verkennt den Ernst der Lage keineswegs, das zeigen die stark besuchten Protestversammlungen, die in jüngster Zeit in vielen Städten Westfalens gegen die von den Regierungen zu Minden und Arnsberg mancherorts verfügte Aufhebung der geistlichen Schulaufsicht gehalten worden sind. Was diese Kundgebungen hervorruft und beseelt, ist das feine Gefühl, daß in dem Grade, in dem die Schule von der Kirche getrennt wird, die Garantien für eine wahre religiöse Bildung des Kindes schwinden. Die Gründung des Verbandes der geistlichen Schulinspektoren in Bayern ist als Symptom vorausschauender Wachsamkeit zu buchen.

Immer wieder muß die Klage erhoben werden, daß wir Katholiken uns die mit jedem Tag größer werdende Macht der Presse nicht genug zunutze machen. Das lehrt die jüngste Geschichte Frankreichs, das hat vor allem mit unwiderleglicher Deutlichkeit der widerliche Ferrerrummel gezeigt, der nur durch die gegnerische Presse zu der bekannten Schärfe gelangen konnte. Er wäre im Sande verlaufen, wenn die katholische Presse imstande gewesen wäre, ihm eine ebenso geschickte und energische Abwehr entgegenzusetzen. In Deutschland sind wir allerdings auch in dieser Beziehung besser gestellt. Wir besitzen eine Presse, die der gegnerischen getrost an die Seite gestellt werden kann. Woran es bei uns noch fehlt, ist die mangelhafte Unterstützung der Presse. Es liegt für manchen ein gewisser Reiz darin, anstatt einer gleichwertigen katholischen Zeitung ein liberal gefärbtes Blatt zu halten. Man halte aus Prinzip die katholischen Zeitungen und Zeitschriften, dann können sie auch etwas bieten. Zu diesem Thema könnte mancher katholische Buchhändler Beiträge liefern. Man deckt lieber anderswo seinen Bedarf und ist dadurch schuld, daß katholische Firmen nicht dieselbe Leistungsfähigkeit erlangen.

Seine Hoffnung setzt der deutsche Katholik mit vollem Recht auf jene politische Partei, die ganz von den Grundsätzen seiner Weltanschauung getragen ist, auf das Zentrum. Ihr vertraut er seine heiligsten Interessen an. Solange wir in Deutschland noch ein starkes Zentrum haben, können wir getrost in die Zukunft schauen. Daß es stark bleibe, daran hat darum aber auch jeder katholische Mann das größte Interesse. Wir werden so liegen, wie wir uns selbst betten. Man darf nicht eher ruhen, bis der letzte katholische Mann es nicht mehr über sich bringt, von einer Wahl fern zu bleiben, angefangen von den Kommunal- bis hinauf zu den Reichstagswahlen. Es kann nicht genug Gewicht auf die Gemeindewahlen gelegt werden; gerade hier sind auf unserer Seite viele Fehler gemacht worden. Wir müssen das Zentrum um so mehr unterstützen, da die Feinde unserer Weltanschauung die größten Anstrengungen machen, sich gegen uns zu einigen. Neuerdings ist die Sozialdemokratie wieder gefährlicher geworden, seitdem der Revisionismus immer mehr die Oberhand gewinnt. Die deutsche Sozialdemokratie ist bis vor kurzem, das muß man ihr im allgemeinen zugestehen, der deutschen Prinzipientreue und Konsequenz gefolgt. In jüngster Zeit hat aber der viel gefährlichere französische Opportunismus gesiegt. Das lehren die Vorgänge in Baden. Die badische Sozialdemokratie nimmt darin aber keineswegs eine Sonderstellung ein; wir haben es vielmehr mit einem Symptom der innerparteilichen Entwicklung im ganzen deutschen Sozialismus zu tun.

Gegen den Starken erhebt sich die Welt! Wir sind es doch wenigstens noch wert, daß man mit allen Schlichen der Kriegskunst gegen uns anstürmt. Daß wir nicht in Friedenszeiten leben, hat der Ferrersturm gezeigt, der mit orkanhafter Gewalt fast alle zivilisierten Länder durchwühlt hat. Die Loge, der Liberalismus, der Sozialismus, an der Spitze die Anarchisten, alles suchte daraus Kapital gegen die katholische Kirche zu schlagen. Eines kann uns dabei trösten, daß alle Umsturzparteien sich unter unseren Gegnern befanden. Noch ein Punkt soll nur angedeutet werden: die Streitigkeiten im eigenen Lager dürfen nicht den Grad erreichen, daß sie zur Entzweiung führen. Bei dem regen Leben, das unter uns herrscht, werden Meinungsverschiedenheiten in untergeordneten Dingen stets vorkommen. Wir dürfen sie aber nur als Familiendifferenzen behandeln.

Alles in allem genommen, dürfen wir getrost der Zukunft entgegensehen. Wir müssen aber die Augen offen halten, damit uns keine feindliche Bewegung entgehe! Furcht, die alle Entschlossenheit und Tatkraft hemmt, darf den Mann nicht beschleichen; Klugheit und Vorsicht sind seine Zierde.

Neujahr.

Der erste Tag
Im neuen Jahr,
Wie steigt er auf
So licht und klar!
Ein Bote ist's,
Vom Herrn gesandt,
Zu führen uns
Ins Heimatland.

Was bringst du mir,
Du stiller Gast?
Ist's Glück? Ist's Schmerz?
Ist's ew'ge Rast? —
Horch — milden Laut
Mein Ohr vernimmt:
Ich bring dir das,
Was Gott bestimmt.

Sein Füllhorn viel
Der Gaben beut,
Hier Leid und Weh,
Dort Lust und Freud;
Bei Purpurpracht
Und Goldesglanz
Das Bettlerkleid,
Der Dornenkranz.

O selig Wort,
So treu, so wahr!
Nur frisch hinein
Ins neue Jahr!
Ob's heilt, ob's schlägt,
Ob's gibt, ob's nimmt:
Stets ist ja gut,
Was Gott bestimmt.

M. Deodata.

Zum Thronwechsel in Belgien.

Von Peter Wirtz, Brüssel.

König Leopold II. soll einmal gesagt haben: „Fragt das meinen Neffen, den Sozialisten!" Wenn er damit hat andeuten wollen, daß sein Neffe und Nachfolger, König Albert I., dem Volke näher stehe, als er, so hat er die Lage richtig gekennzeichnet. Der am 17. Dezember 1909 im Alter von 74 Jahren verblichene König der Belgier war, besonders in der letzten Zeit seiner 44jährigen Regierungsdauer, kein volkstümlicher Monarch. Das öffentliche Auftreten in hohem Greisenalter mit einer 30jährigen früheren Buffetdame hat ihm die große Masse entfremdet. Die unerklärliche Härte gegen seine Töchter, namentlich die Gräfin Lonyay ob ihrer Mesalliance, kann die für Staatsräson nicht zugängliche Menge nicht begreifen. Auch wähnt man, bei einiger Nachsicht wäre Prinzessin Luise nicht dazu gelangt, bis über die Ohren in den Schulden zu sitzen und mit zweifelhaften Persönlichkeiten in Europa herumzureisen. Endlich wirkt sein Testament, laut welchem er seinen Töchtern nur 15 Millionen hinterläßt, befremdend.

Nicht nur als Privatmann sondern auch als Herrscher wurde König Leopold oft sehr scharf angegriffen. Das gilt in erster Linie von seinem Lebenswerke, der Gründung des Kongostaates. Mit bewunderungswürdiger Zähigkeit hat er, trotz aller Schwierigkeiten, ohne Hilfe eines Mutterlandes, im Innern Afrikas eine Kolonie geschaffen, die zu den besten der Welt gehört. Als Staatengründer wird Leopold II. in der Weltgeschichte fortleben.

Man muß ferner unumwunden eingestehen, daß die Entwicklung seines Landes auf allen Gebieten ihm sehr am Herzen lag, und daß er sie durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel förderte. Geschickter Diplomat, verstand er es, internationale Konflikte abzuwenden, der Industrie und dem Handel in allen Weltteilen neue Absatzgebiete zu verschaffen und Belgien im Ansehen der Außenwelt zu heben. Innerpolitisch hat er stets seine Stellung als konstitutioneller Monarch gewahrt. Leopolds II. Verdienste um sein Land sind sehr groß und wenn er nicht volkstümlich war, so kam das größtenteils davon, weil viele Belgier für seine weitgehenden Pläne kein Verständnis hatten. Er hinterläßt Albert I. ein schönes politisches Erbe, und, um dasselbe auf der Höhe zu halten, kommt dem dritten König der Belgier seine Volkstümlichkeit sehr zu statten.

Albert I. wurde am 8. April 1875 in Brüssel geboren als Sohn des Grafen von Flandern, des Bruders Leopolds II., und der Prinzessin Maria von Hohenzollern-Sigmaringen. Letztere überwachte sorgfältig die erste Erziehung ihres Sohnes. Tüchtige Lehrer bereiteten den jungen Prinzen für seinen späteren Stand vor. Einer seiner Lehrer sagte von ihm, er habe einen klaren Verstand und zeige ernstes Streben und eine Neigung für wissenschaftliche Tätigkeit. Falls er nicht am Königsthrone geboren wäre, hätte Albert einen tüchtigen Ingenieur abgegeben. Staatsrecht und Nationalökonomie studierte er mit besonderem Eifer. Der bekannte Diplomat Lambermont unterrichtete ihn in der für einen Monarchen notwendigen „diplomatischen Kunst".

Bereits im Alter von 15 Jahren wurde er Schüler der belgischen Militärschule, und am 15. Dezember 1892 trat er als Unterleutnant in das Elite-Grenadierregiment. Seit 8. April 1904 ist König Albert General.

Als Prinz von Belgien unternahm er mehrere Reisen ins Ausland; 1898 weilte er vier Monate in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, und seine im Laufe des letzten Jahres unternommene Durchquerung Afrikas, welche ihn über die Lage am Kongo orientierte, ist noch in aller Gedächtnis. Verschiedentlich vertrat er auch König Leopold bei offiziellen Anlässen, und auf diese Weise kam er an den Berliner Hof, wo ihn Kaiser Wilhelm mit besonderer Zuneigung ehrte.

Der Arbeiterwelt brachte Prinz Albert stets große Sympathien entgegen. In Bergwerkskleidung fuhr er in den Schacht hinein und überzeugte sich von der Schwere der Arbeit. Vor glühenden Hochöfen erprobte er seine Kraft, mit Lokomotivführern durchkreuzte er das Land. Während seines Aufenthaltes an der Küste interessierte er sich für die Fischer und Matrosen und gründete für sie gemeinnützige Einrichtungen. In hunderten von Vereinen jeglicher Art hat er den Ehrenvorsitz gutmütig übernommen. In allen Volksschichten ist er eine höchst bekannte Persönlichkeit, und die Militärs, die mit ihm in Verbindung standen, sind voll Begeisterung für den „guten Kameraden".

Die große Anhänglichkeit an den Prinzen zeigte die Bevölkerung gelegentlich seiner am 2. Oktober 1900 in München erfolgten Vermählung mit der am 25. Juli 1876 in Possenhofen geborenen Erzherzogin Elisabeth, Tochter des kürzlich verstorbenen Herzogs Karl Theodor. Das jungvermählte Paar hielt am 6. Oktober seinen Einzug in die belgische Hauptstadt und wurde von der ganzen Nation mit Jubel begrüßt. Seither hat die Königin alle Herzen erobert. Selbst der sozialistische „Peuple" hat anerkennen müssen, daß sie alle Achtung verdiene. Sie hat sich als wahrer Liebesengel entpuppt. Verwahrschulen, Waisenhäuser, Hospitäler besucht sie regelmäßig. Ueberall spendet sie mit voller Hand, allenthalben spricht sie den Enterbten dieser Welt Mut und Hoffnung zu. Der greise Staatsminister Beernaert sagt von ihr: „Sie hat die Achtung aller zu gewinnen gewußt; als liebenswürdige Prinzessin, musterhafte Gattin und bewunderungswürdige Mutter vereinigt sie alle häuslichen Tugenden. Die Aristokratie wirft ihr vielleicht wegen ihrer Einfachheit und Herablassung vor, bürgerliche Ansichten zu haben; allein die Einfachheit ist eine Tugend bei Königinnen und sie wird ein Grund mehr sein für ihre Volkstümlichkeit in unserem Volke." Königin Elisabeth schenkte ihrem Gemahl drei Kinder, den neun Jahre alten Kronprinzen Leopold, den Prinzen Karl Theodor und die Prinzessin Maria.

Politisch stand König Albert bisher im Hintergrunde. Im Januar 1907 hielt er im Senate eine Rede, in welcher er die Notwendigkeit einer belgischen Handelsmarine befürwortete. Nach seiner Rückkehr aus dem Kongo entwickelte er ein Reformprogramm, welches mit dem des jetzigen Kolonialministers ziemlich übereinstimmt. Der sozialistische Führer Vandervelde sagt über ihn: „In dem Maße, wo er sich öffentlich gezeigt, scheint er mir mehr sympathisch."

Einen wohltuenden Eindruck machte auf die Nation der Umstand, daß er nicht nur die Prinzessin Luise offiziell an der Grenze abholen und mit dem Rang einer Königstochter behandeln ließ, sondern auch den Grafen Lonyay liebevoll aufnahm. Für diesen ersten Akt seiner Regierung ist ihm das Volk dankbar. Er sticht so sehr von der Handlungsweise seines Vorgängers ab, daß die Hoffnung besteht, all diese leidigen Geschichten würden endlich aus der Welt verschwinden, was um so wahrscheinlicher ist, als sowohl bei der Gräfin von Flandern wie bei ihrem königlichen Sohne das christliche Familienleben in hohen Ehren steht. Man darf hoffen, daß Alberts I. Regierung für sein Land eine segensreiche sein wird, und daß sie bewahrheitet, was von ihm Staatsminister Beernaert sagt: „Er wird ein ausgezeichneter König sein; denn er ist sehr gebildet, aufgeklärt und arbeitsam, äußerst einfach und um das Wohl des Volkes besorgt."



Oesterreichs Kriegsmarine.

Von Chefredakteur Franz Eckardt, Salzburg.

Im Jahre 1912 läuft der Dreibund ab; sollte er erneuert werden, so wird jedem der vertragschließenden Staaten so viel Vorteil zugebilligt werden, als der Macht entspricht, welche er im kriegerischen Ernstfall in die Wagschale zu werfen vermag. Ob Italien aus diesem oder einem anderen Grunde seine Rüstungen und besonders den Ausbau seiner Kriegsflotte mit so fieberhafter Emsigkeit und mit ganz außerordentlichem Opfermute betreibt, bleibe hier unerörtert, jedenfalls ist es Tatsache, daß Italien seine Grenzen gegen Oesterreich immer vollkommener befestigt und seine Flotte mit Schiffen neuester Typs rastlos verstärkt. Was läge da näher, als daß Oesterreich, vor dessen Toren die Italia Irredenta tobt, seine Kriegsflotte so ausgestaltete, daß es seinen Besitz an der Adria siegreich verteidigen, seine Handelsflotte vor Kaperschiffen schützen könnte! Und das Abgeordnetenhaus in Wien siecht an der Seuche des nationalen Radikalismus dahin, kann nicht einmal ordentlich sein Budgetrecht ausüben, geschweige denn Mittel zur Sicherheit des Staates nach außen (auf dem Umweg über die Delegationen) bewilligen, und das Abgeordnetenhaus in Budapest ist lahmgelegt durch den Erpresserübermut der führenden Magyarenclique. Die Volksvertreter sind sowohl diesseits wie jenseits der Leitha sich ihrer Pflichten gegen den Staat, ja gegen ihre eigene Wählerschaft nicht bewußt, sonst würden sie mit aller Macht dahin streben, daß die Habsburgermonarchie im Jahre 1912 in jeder Hinsicht gesichert wäre, vor allem nach Süden durch eine tüchtige Kriegsflotte.

Den Völkern und ihren Vertretern die Augen zu öffnen über den Zustand unserer Kriegsmarine möchte man fast eine patriotische Tat nennen, und diese hat in einer volkstümlich geschriebenen Flugschrift Anton von Mörl vollbracht; eine Schrift, welche wegen ihres reichen geschichtlichen und handelspolitischen Materiales auch von Nichtösterreichern mit großem Interesse wird gelesen werden.[1])

Der Ruhm der österreichischen Marine ist an den Namen Tegetthoff geknüpft. Dieser Seeheld, einer der genialsten Seeleute aller Nationen, hatte schon vor Helgoland und Lissa verlangt, es solle die Flotte auf mindestens 15 Panzerschiffe gebracht werden, um das Gebiet der Adria vor den Gelüsten des aufstrebenden Italien zu schützen. Aber man hörte nicht auf das Wort dieses Fachmannes; ja, als er nach den glänzenden Siegen bei Helgoland und Lissa seine Forderungen als Marinekommandant wiederholte, fiel er in Ungnade. „Wäre ich lieber auf die Festung gekommen, anstatt den Sieg von Lissa zu erfechten", klagte er einst, denn eine Niederlage bei Lissa hätte den Gegnern des Flottenausbaues die Augen über die Notwendigkeit einer starken österreichischen Adriaflotte geöffnet.

Die Nachfolger Tegetthoffs, Pöck und Sterneck, waren nicht die Männer, welche die Politiker von der Richtigkeit der Forderungen ihres großen Vorgängers hätten überzeugen können. Die Kriegsmarine verfiel immer mehr. Von 1878—1887 wurde kein einziges Schlachtschiff gebaut, und die 1887 fertiggestellten „Kronprinz Rudolf" und „Kronprinzessin Stephanie" waren wegen der viel zu gering bewilligten Baukosten viel zu klein ausgefallen, so daß sie im kriegerischen Ernstfalle gar nicht hätten verwendet werden können. Aehnlich verhielt es sich mit den ungeschützten Kreuzern „Kaiser Franz Josef" und „Kaiserin Elisabeth", die von den Seesoldaten als „Sardinenschachteln" verspottet wurden. Der 1893 von Stapel gelassene Panzerkreuzer „Maria Theresia" ist gänzlich verpfuscht; trotz aller „Verbesserungen" ist er heute noch nicht brauchbar. Erst 1895 und 1896 erhielt die Flotte drei Panzerschiffe, welche den technischen Anforderungen ihrer Zeit einigermaßen entsprachen: „Monarch", „Wien" und „Budapest"; aber sie hatten nur ein Deplacement von 5600 Tons und nur eine Fahrgeschwindigkeit von 17,5 Knoten, während Italien schon Schiffe von 15,000 Tons baute. Mit ihrer um 3 Knoten zu geringen Geschwindigkeit lähmen sie noch heute unsere Kriegsflotte, deren neueste Schiffe 20 Knoten laufen, was um so bedenklicher ist, da Italien schon ein aus acht Panzerschiffen bestehendes „Fliegendes Geschwader" besitzt, welches 22 Knoten läuft. Ende der Neunzigerjahre wurde die Habsburgklasse gebaut: „Habsburg", „Arpad", „Babenberg" mit 8340 Tons und 19,5 Knoten Geschwindigkeit, aber die Armierung war viel zu schwach: man begnügte sich mit (Maximum) 24 Zentimeter-Geschützen, während Italien schon zu 30,5 Zentimeter überging.

Besser wurde es erst, als Freiherr v. Spaun und nach ihm Graf Montecuccoli das Marinekommando übernahmen. In der Erzherzogklasse (Karl, Friedrich, Ferdinand Max) erhielt die Marine die erste Schiffsklasse, welche sich neben fremden Schiffen sehen lassen kann. Sie verdrängen 10 600 Tons, sind mit 24 Zentimetergeschützen armiert und laufen 20 Knoten. Kaiser Wilhelm sah sie heuer, lobte sie sehr und hielt sie für fast gleichwertig seiner „Deutschland"-Klasse, obwohl diese 3000 Tons mehr verdrängt. Ein Fehler ist aber die zu schwache Armierung: 24 Zentimeter als Maximum ist heute Mittelartillerie, die kaum über 8000 Meter trägt. Ein weiterer Fehler ist die schwache Panzerung des Buges (210 Millimeter) und das Fehlen einer Heckpanzerung. Diese Mängel wurden erst behoben bei der neuesten Schiffsklasse, deren erstes Schiff „Erzherzog Franz Ferdinand" vor kurzem von Stapel ging. Es verdrängt 14 500 Tons, hat 230 Millimeter Gürtel- und 250 Millimeter Turmpanzerung und eine Armierung von vier 30,5 Zentimeter-, acht 24 Zentimetergeschützen usw. und läuft 20 Knoten; von Fachleuten wird das Schiff als ein Meisterstück gepriesen. Im ganzen aber muß gesagt werden, daß im Vergleich zu den Flotten anderer Mächte die österreichische Kriegsmarine an Schlachtschiffen ihre Unterlegenheit behalten hat.

Mit der Kreuzerflotte steht es noch schlimmer. Den an Kreuzer zu stellenden Anforderungen entsprechen eigentlich nur die zwei neuesten: „St. Georg" mit 7300 Tons und 22 Knoten und „Kaiser Karl VI." mit 6300 Tons und 20 Knoten. Ihr einziger Fehler ist die noch zu geringe Geschwindigkeit, eine Folge der zu starken Panzerung und Armierung, und doch ist große Geschwindigkeit für den Hauptzweck der Kreuzer, den Aufklärungsdienst, ausschlaggebend. An der Geschwindigkeit fehlt es auch der Torpedoflotille. Während englische Torpedobootzerstörer schon 33—36 Knoten laufen, bringen es die österreichischen kaum auf 28, die Hochseetorpedoboote gar nur auf 26 Knoten; es sind aber auch noch solche erster Klasse mit 19 und zweiter Klasse mit 17 Knoten in Dienst.

Es sei festgestellt, daß an der Schwäche der österreichischen Kriegsmarine nicht die jetzige Marineverwaltung Schuld trägt; man muß dafür das übertriebene Sparsystem verantwortlich machen, welches besonders von den Magyaren in den Delegationen getrieben wird. Ungarn hat keine Meeresküste, daher kein besonderes Interesse für Seewesen. Und wenn's einmal zur Personalunion kommt, wie soll die Kriegsmarine geteilt werden, für welche Ungarn weder Häfen noch Mannschaft hat? So aber kann es nicht weitergehen. Ein Vergleich mit Italien, welches fast ausschließlich als unser möglicher Gegner zur See allein in Betracht kommt, zeigt das. Im Jahre 1908 hatte Oesterreich Schlachtschiffe über 11 000 Tons 0, Italien 14; Schlachtschiffe unter 11 000 Tons Oesterreich 9, Italien 2; Panzerkreuzer Oesterreich 3, Italien 10; ungepanzerte Kreuzer Oesterreich 7, Italien 12. Im selben Jahre stellte Oesterreich 0 Schiffe fertig, Italien 3 mit zusammen 37 875 Tons, und es hatten in Bau Oesterreich 3 Schiffe mit zusammen 31 500 Tons, Italien 4 mit 42 800 Tons. Die gewaltige Ueberlegenheit Italiens geht aus diesen Zahlen mit aller Deutlichkeit hervor.

Jeder Patriot sollte nun doch für den sofortigen Ausbau unserer Kriegsmarine eintreten. Mit nationalem Streitgetöse schützt man Oesterreichs Küsten und Handel nicht gegen übermächtige Flotten der Gegner. Will man das nicht einsehen? — — Am 18. Oktober sprach in der Versammlung des österreichischen Flottenvereins der k. und k. Kontreadmiral des Ruhestandes Chiari ein furchtbares Wort der Warnung: die österreichische Flotte sei zu schwach, um dem voraussichtlichen Gegner zur See auch nur mit einiger Aussicht auf Erfolg entgegentreten zu können; sie würde, weil österreichische Admirale sich nicht in die schützenden Häfen verkriechen würden, in furchtbarem Kampfe gegen dreifache Uebermacht untergehen. Und da sie nutzlos untergehen würde, ohne Nutzen für Reich und Volk, weil das Blut der Tausende braver Offiziere und Matrosen vergeblich fließen, weil die Millionenopfer für die untergegangenen Schiffe nutzlos gebracht wären — so solle man die Flotte entweder so ausbauen, daß sie ihren Zweck erfüllen kann, oder man soll sie als unnütz verkaufen.

Zu letzterem darf es nicht kommen!

[1]) „Tod oder Leben für unsere Kriegsmarine." Von Anton von Mörl. Wien, Ambros Opitz Nachfolger 1909. 80 Heller. Der Verfasser, welcher sich viel mit Marinefragen befaßt und die beschriebenen Verhältnisse an Ort und Stelle studiert hat, ist Redakteur der Wiener „Reichspost". Die Flugschrift ist durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Der Wanderer.

(Silvesterlied.)

Ich schüttle den Staub von meinem Fuß
Und raste vor'm strahlend-goldenen Tor;
Ich jauchze dem kommenden Morgen zu,
Und hoffe zu neuen Sternen empor.

Es findet wohl wieder der Frühling ins Land
Und lacht uns der Mai mit dem wonnigen Traum —
Was tut's, wenn die Sorge auch König ist,
Sie findet in meiner Brust nicht Raum.

Ich blick' nicht zurück auf verrauschte Zeit,
Ich folge der Sonne neu strahlendem Schein —
Noch lebt ja der alte, gütige Gott,
Noch wird ja die Liebe Königin sein.

Hans Gesold.

Irresein und moderne Kultur.

Von Dr. Joseph Herbeck.

Das Wachstum der psychischen Störungen in den letzten Jahrzehnten ist erwiesen. Ebenso sicher ist es, daß dieses Wachstum mit den Zuständen der modernen Sozietät sich verquickt, weil bestimmte Kausalitäten, welchen die Wissenschaft längst einen bedeutenden Einfluß zuschreibt, gegenwärtig intensiver und allgemeiner wurden. Das Plus an Gewerben und der Tätigkeit in artibus et litteris bedingt eine verbreitete Potenzierung der geistigen Funktionen; die steigende Entfremdung von schlichter Lebensweise, die Verallgemeinerung raffinierter seelischer und körperlicher Schwelgereien ruft ehemals fremde Passionen und Exzentrizitäten ins Leben, die überall mit Recht humane Schule erzeugt in der Menge ein vorwärts trachtendes Ringen, das äußerst selten zum Ziel gelangt und viele herb enttäuscht; das Unsichere in der Politik, im Handel und Wandel greift die Nerven einzelner Personen an und durchbebt die Gesamtheit. Man ist raschlebig geworden. Alles hascht wie im Delirium nach Geld und guter Tafel, und die riesig angewachsene Menge von politischen Zeitungen und Unterhaltungsschriften hält die Denkkraft und Gemütswelt weitester Kreise in Spannung. Man kann es aussprechen, daß all das bei den modernen Europäern und Amerikanern einen fast rauschartigen Grad von zerebraler Erregung verursacht, der gar weit von Natur und Norm abliegt und zum Irrewerden veranlagen muß. In Frankreich kommt ein Geisteskranker auf 800 Einwohner. Mit Einschluß der Idioten besteht für Deutschland ein Durchschnittsverhältnis von einem Irren auf 500 Einwohner. 21 Prozent der deutschen Irren werden in Anstalten verpflegt. Das Verhältnis der Irren zur Bevölkerungsziffer wird für England mit Einschluß der Idioten auf 1 : 300 geschätzt. In Nordamerika ist die Proportion der Irren zur Population infolge der kolossalen Erregtheit, welche die Handels-, politischen und Sektenkreise durchpulsiert, noch weit größer als in England. Bei den Cherokee-Indianern indessen sah Dr. Butler, der 25 Jahre unter ihnen zubrachte, keinen einzigen wohlcharakterisierten Fall von Wahnsinn. Im Morgenland ist die Ziffer wirklicher Irren bedeutend kleiner als im zivilisierten Europa. Zu den geschilderten modernen Ursachen geistiger Störungen kommt noch die Glaubenslosigkeit, das ungebundene Leben der Nichtverheirateten, die entsittlichende Einwirkung der Großstädte. In Paris leben zirka 70000 Menschen von diebisch Erbeutetem oder Erschwindeltem. In London huldigen Tausende schon im kindlichen Alter der Liederlichkeit und dem Verbrechen.

Auch der Militärdienst begünstigt Psychosen. Das Heimweh scheint dabei nicht im Spiele zu sein, denn die seelische Krankheit äußert sich meist erst in der zweiten Hälfte der Dienstzeit.

Besonders häufig akquirieren geistige Krankheiten die Prostituierten der Großstädte. Da häufen sich zum gordischen Knoten zusammen Armut, Verachtetsein, Trinkgelage, der Aufruhr der Sünde im Gemüte, körperliche Gebresten. Betrübend häufig sind psychische Leiden unter Lehrerinnen und Gouvernanten. Unangenehme Erlebnisse, Schlafmangel, Ueberanstrengung des Gehirns, Unzufriedenheit mögen hier die wichtigsten Ursachen sein.

Vielfach haben heutzutage auf die Entstehung von Geisteskrankheiten Einfluß Erziehungsfehler. Solch einer ist die vorzeitige Inanspruchnahme der Verstandeskräfte, wobei, damit schon unter der Kindermütze der Sprößling sein Licht leuchten lasse, eine gedeihliche Entfaltung des körperlichen Lebens eingeschränkt, das Nervenzentrum über Norm erregt und der Same künftiger Hinfälligkeit und Hyperirritation ausgestreut wird. Noch größere Erziehungsfehler aber sind schlimme und unsinnige Beeinflussungen der Gemütswelt und der Willensimpulse des Kindes. Hier wird verschiedentlich gesündigt. Im einen Fall sind die Eltern allzu rauh, sie entfremden durch ihr eisiges Benehmen die Kinder und zwingen diese, welche mit ihren guten Herzen nach Wohlwollen dürsten, sich in eine eingebildete Traumwelt zu flüchten, von der zurückkehrend die Phantasten sich immer unglücklich fühlen; im anderen Fall sind die Eltern zu wenig straff, sie stemmen sich trotzigem und unvernünftigem Wollen der Kinder nicht entgegen, so daß diese später kein Leid zu überwinden wissen und, jeder Herrschaft über sich bar, des Verzichtes auf nicht Erreichbares unfähig, derb mit der Wirklichkeit in Konflikt geratend durch Leidenschaftlichkeit das eigene Ich aufreiben.

Nervosität ist die Signatur der Zeit geworden. Die Psyche wurde überempfindlich; die Gemütsstimmungen wechseln wie die Kurse in den Tagesblättern, man will und will in nächster Minute wieder nicht; man begehrt schnell und vielerlei, aber ohne Energie. Wie zahlreich sind die sogenannten „haltlosen“ Individuen! Köpfe, reich an geistvollen oder mindestens geistglänzenden Phrasen, aber nichts gründlich wissend, nicht imstande, eine große Tat zu vollführen, in allem Dilettanten! Wer zählt die mittelmäßigen Komponisten, die Versemacher mit Steputats Reimlexikon, die Sprecher mit dem Lexikonswissen! Alle diese Leute sind nervös. Wie gering ist der Sprung von arger Nervosität zum Irresein!

Dabei sind die schwächenden sexuellen Vergehungen in steter Zunahme begriffen, und wie soll jene Psyche gesund bleiben, welche gegen eine Gewohnheit streitet, die zur zweiten Natur geworden; der geheime Kampf zwischen Ehrgefühl, Trauer, heiligem Vornehmen und mächtiger Sinnlichkeit macht sie krank.

Doch eines gewaltigen Faktors im Werden geistiger Störungen habe ich noch nicht gedacht. Er lautet Trunksucht. Sie ruft bei vielen die Armut herbei, und welches Herzweh, welche Trostlosigkeit schließt der Name Armut in sich. Da kennt sich der Mensch in der Misere seiner Lage gar nimmer aus, er versinkt in Schwermut und greift nur allzu oft der Todessense vor. Der Trinker ist zu Albernheiten, zu Streit und Schlägereien aufgelegt, von der Schwelle seines Hauses ist der Friede gewichen, mit den Geschäften geht es abwärts, der Reiz der Familie existiert nicht für den Alkoholisten, und wer achtet ihn? „Heute war's zum letztenmal.“ O nein, mein armer Freund! Dein Wollen ist gelähmt; du weißt, wie ehrlos, wie verächtlich du bist, wie deine Gesundheit wankt, wie du deiner Frau und deiner Kinder unwert bist, wie deine Kasse gähnt, aber morgen geht dein guter Vorsatz wieder in Scherben. Morgen ist dein Kopf schwer, du leidest an Schwindel, siehst trübe, zitterst, hast einen schlechten Magen, und dagegen helfen die Literkrüge, die Weinflasche, das Likörglas. Der circulus vitiosus bleibt bestehen, und das Ende ist vielleicht — das Irrenhaus.

Ueber die Verhütung von Psychosen wird selbst in medizinischen Werken nur selten gesprochen. Vor allem sollte eheliche Verbindung unter Mitgliedern von zu geistigen Krankheiten veranlagten Familien unterbleiben. Individuen, welche zu psychischer Erkrankung neigen, bedürfen einer gut geleiteten seelischen und körperlichen Diätetik. Sie sollen bei geistigen Arbeiten jedes Uebermaß meiden und der Ausbildung der Muskelkräfte hinreichende Zeit widmen. Beiseite gewisse illustrierte Journale und die meisten Romane! Verwärmung des Körpers ist für sie gleichschädlich wie allzu heiße Jugendfreundschaft. Bei Hinneigung zu sexuellen Vergehen darf der geistig Gefährdete niemals allein sein, und er muß bis zur Ermüdung arbeiten oder spazieren gehen. Schlichte bürgerliche, ja bäuerische Lebensweise auf dem Lande ist ein Heilborn für übersättigte Städter. Religion und Philosophie müssen ihre Waffen zum Kampfe gegen die Leidenschaften reichen. Unterordnung unter wirklich gegebene Verhältnisse muß als beseligende Pflicht aufgefaßt werden. Gedrechselte, auf dem Kothurn einherschreitende Mahnungen zum „Weisesein“ nutzen freilich nicht viel, wenn sich Orkane aus dem Grunde einer bedrängten Seele loslösen; da beruht die Stärke zum Streit gegen Aufgeregtheit und Schwermut zuvörderst auch auf einem ungebrochenen Körper, also auf Erhaltung des physischen Wohlseins oder auf Heilung der leiblichen Gebrechen.

Schneesturm.

Ich trat aus des Tempels hohem Tor,
Von Harmonien berauscht das Ohr,
Hinaus in die weiße Winternacht,
In den lauten Sturm, in die kalte Pracht,
Und konnte nicht weiter, vom Wirbel erfaßt,
Und es deckte mich bald die schneeige Last
Wie eines Königs Hermelin,
Zog über das Haar mir Schleier hin.

Mein Atem flog — trotz Schnee und Eis
Ward mir die Brust doch vor Glück so heiß,
Und ich stürzte jubelnd ins Wirbeln hinein,
Und machte ihn mit, den wilden Reih'n,
Und rief dem sausenden Schneesturm zu:
Wie wunderbar schön, wie schön bist du!

Th. Singolt.

Zur religiösen Lage unserer Gebildeten.

Von Dr. F. Schulte-Eickhoff.

Sind unsere gebildeten Katholiken religiös interessiert oder nicht? Die Frage wird in neuester Zeit häufig aufgeworfen und sehr verschieden beantwortet. Die einen sind der Ansicht, das Bedürfnis nach religiöser Verinnerlichung werde in weitesten Kreisen empfunden; sie wollen sogar „einen wahren Heißhunger" nach Religion und nach religiöser Literatur bemerkt haben. Andere behaupten das Gegenteil. Sie beklagen die mangelhafte religiöse Interessiertheit der gebildeten Laienwelt und gestehen aus praktischer Erfahrung heraus, es sei sehr schwer, die Gebildeten für Religiöses zu erwärmen.[1]) Wer hat recht?

Vielleicht tut man gut daran, zu unterscheiden. Unsere moderne Welt steht allerdings den religiösen Grundproblemen als solchen durchaus nicht kühl oder interesselos gegenüber. Ist eben nicht möglich; dafür ist die Religion zu sehr Herzensangelegenheit. Die Religion scheidet die Geister. „Mag es sich handeln um babylonische Keilinschriften oder um die Reformbedürftigkeit des Katholizismus, um die Entwicklungslehre oder um soziale und politische Kämpfe, stets ist es das religiöse Element, das der geistigen Bewegung ein allgemeineres Interesse, einen größeren Stil, ein höheres Pathos verleiht." (Mausbach.) Insofern mag man von einem erhöhten Interesse für Fragen der Religion in unseren Tagen sprechen. Auch fehlt es nicht an mancherlei frommen Redewendungen und gefühlvollen religiösen Anwandlungen. Die theosophischen Gesellschaften, die nach Kennern der Verhältnisse auch viele Katholiken zu ihren Mitgliedern zählen, sind ein Beweis dafür. Aber von hier bis zur religiösen Innerlichkeit im Sinn der praktischen Betätigung der katholischen Orthodoxie ist noch ein weiter Weg. Gerade gegen letztere besteht in weiteren gebildeten Kreisen eine gewisse Voreingenommenheit und Abneigung. Man braucht diese Tatsache nicht ins Maßlose zu übertreiben, man darf sie aber auch nicht geringschätzig ignorieren. Die Gegenwart ist der religiösen Orthodoxie wenig günstig. Man möchte sich in die Religion hineinphilosophieren, den Glauben in Wissen sich auflösen lassen! Dazu kommt, daß die Verflachung, unter der wir auf allen Gebieten zu leiden haben, auch in der religiösen Sphäre um sich greift. Alles mögliche stürmt Tag für Tag auf den modernen Menschen ein; ein Eindruck verwischt den anderen. Fragen wissenschaftlicher, politischer, sozialer und wirtschaftlicher Natur nehmen sein Hauptinteresse in Anspruch. Kein Wunder, wenn die religiöse Innerlichkeit mehr und mehr schwindet.

Aber wie können wir der zunehmenden religiösen Verflachung weiter gebildeter Kreise unserer Tage entgegentreten, wie können wir religiöse Verinnerlichung anbahnen und pflegen? Des Ernstes der Lage ist man sich bewußt. Man sucht deshalb auf die Gebildeten einzuwirken durch Abhaltung eigens für sie berechneter religiöser Vorträge, durch Gründung katholischer akademischer Vereinigungen aller Art, durch intensive Seelsorge der akademischen Jugend, durch Lesezirkel, Herausgabe entsprechender Zeitschriften u. dgl. Alle diese Veranstaltungen können großen Nutzen stiften, wenn sie nur — keine Totgeburten bleiben. Es hängt alles ab von den Persönlichkeiten, die sie beseelen, die ihnen Gestaltung und Leben geben. Und leider haben wir nur so wenig Männer, welche „den rechten Ton treffen".

Geben wir uns doch nur keiner Täuschung hin: Weder Priesterkleid noch Ordenshabit noch Bischofsornat imponieren in unseren Tagen als solche. Im Gegenteil! Alles, was von nichtkatholischer Seite herkommt, interessiert, was dagegen eine ausgesprochen katholische Färbung an sich trägt, wird von vornherein häufig mit Geringschätzung betrachtet. So wird der gegnerischen Literatur eine übertriebene Wertschätzung entgegengebracht, dagegen hat man sich in die Idee der Rückständigkeit der Erzeugnisse aus eigenem Lager derart hineingelebt, daß man ihre Anschaffung als unnötige Geldausgabe betrachtet. Es gibt gebildete Katholiken, die katholische Werke nur beurteilen nach Rezensionen in akatholischen Revuen. Kein Wunder, wenn solche es für Zeitverschwendung halten oder sich auch „genieren", den Vortrag einer ausgesprochen katholischen Persönlichkeit zu hören. „Was der sagt, wissen wir von vornherein."

Weil nun diese Voreingenommenheit einmal tatsächlich besteht, ist es um so notwendiger, recht vorsichtig zu sein in der Wahl der Persönlichkeiten, denen die Belehrung (durch Wort oder Schrift) und Führung der Gebildeten auf religiösen und verwandten Gebieten anvertraut wird. Ungeeignete Persönlichkeiten können weit mehr schaden als nützen, sie bestärken die religiös abseits stehenden Gebildeten nur in ihrer Position.

Vor allem muß jeder, der zu Gebildeten unserer Tage sprechen will, die Moderne durch und durch kennen, das moderne Denken, Fühlen und Empfinden verstehen. Unsere gebildeten Laien sind nun einmal in einer gedanklichen Welt aufgewachsen, die neben der Begriffswelt, in der die meisten Theologen leben, parallel herläuft.[2]) Wer auf die Gebildeten unserer Tage einwirken will, muß zeigen, daß er die modernen Problemstellungen genau durchschaut. Sonst kämpft er leicht gegen Windmühlen und beraubt sich selber seines Ansehens.

Kenntnis der Moderne allein genügt aber nicht. Zu akademisch gebildeten Laien wenigstens sollte einer nur über das Gebiet schreiben und sprechen, auf dem er im eigentlichen Sinne Fachmann ist. Der Gebildete merkt es übrigens sofort heraus, ob der Vortragende „aus dem Vollen" schöpft und als Auktorität dasteht, oder ob er nur ad hoc Einstudiertes vorträgt.

Aus demselben Grunde dürfen Männer, die glauben, Gebildeten etwas zu sagen zu haben, nicht aufgehen in praktischer Berufsarbeit. Unmöglich kann einer, der Woche für Woche zwei, drei und mehr Vorträge hält, dabei die Hälfte des Jahres im Eisenbahnwagen verbringt, akademisch Gebildeten auf die Dauer etwas bieten! Wanderredner mögen für breitere Volksmassen noch angehen. Wer sich dagegen an Gebildete wendet, dem ist irgend ein dauerndes Fachstudium unerläßlich. Lieber weniger Vorträge! Meines Erachtens könnte auch die katholische soziale Bewegung in Deutschland nur gewinnen, wenn die in Frage kommende Organisation, der geeignete Kräfte, Zeit und Geld nicht fehlen, ihr Unternehmen auf eine etwas mehr wissenschaftliche Basis stellen, und wenn sie nicht ganz aufgehen würde in fast rein praktischer äußerer Tätigkeit. Mit Volksrednern und einigen Broschüren meist populärer Art ist uns doch allein nicht gedient!

Wer die Moderne kennt, wird die Gegenwartsprobleme auch modern behandeln. Auch das tut not. Man muß dem ewig gültigen Ideengehalt ein modernes Kleid, ein gangbares Gepräge geben, muß die Sprache der Modernen reden. Die Welt ist nun einmal eine andere geworden. Der modernen Psyche muß bis zu einem gewissen Grade Rechnung getragen werden. Neue Zeiten bringen neue Forderungen.

Auch bezüglich der Auswahl des Stoffes und der Argumente ist manches zu beachten. So wichtig die apologetische Behandlung mancher Fragen auch ist, man sollte es dabei doch nicht bewenden lassen, sondern auch positive religiöse Themata wählen. Und dann sollte man nicht einseitig immer nur dem Verstand Nahrung bieten wollen. Religion ist mindestens ebensoviel Herzensangelegenheit wie Verstandessache. Auch die

[1]) Vgl. das Referat über eine interessante Aussprache von Männern verschiedener Richtung gelegentlich der Breslauer Katholikentagung in „Heliand", Monatsschrift zur Pflege religiösen Lebens für gebildete Katholiken. Oktoberheft 1909 (S. 25—30).

[2]) Vgl. den schönen Artikel von M. Eberhard, Laienrechte und Laienpflichten in Nr. 42 (1909) der „Allg. Rundsch." (S. 721 f.).

Kirche wendet sich beim Gottesdienste, der doch zur Pflege und Förderung des religiösen Lebens bestimmt ist, durchaus nicht einseitig nur an den Verstand, sondern an den ganzen Menschen. Die wahre Religion ist nicht nur, wie Mausbach in seinem letzten Vortrag auf dem Theologischen Ferienkurs in Münster ausführte, der Zeit und dem Raum nach katholisch, sondern auch insofern, als sie den ganzen Menschen mit allen seinen geistigen Kräften erfaßt und befriedigt.

Wenn wir so dem modernen Empfinden bis zu einem gewissen Grade entgegenkommen können und sollen, so müssen wir uns doch um Himmelswillen vor bedenklichen Kompromissen hüten, deren Tragweite manchmal gar nicht abzusehen ist. Unser Grundsatz muß sein und bleiben: „Nichts abschwächen, keine Kompromisse. Alles, was verwässert wird, ist schal und fad und ohne Kraft.“[3]) Einen besseren Weg, unsere gebildete Welt völlig der religiösen Verflachung und Erkaltung entgegenzuführen, gibt es nicht, als den der Kompromisse. Darum sind auch gewisse Erscheinungen innerhalb des Katholizismus unserer Tage so außerordentlich bedenklich. Sie können nicht entschieden genug bekämpft werden. Die gute Absicht mancher Führer braucht niemand zu bezweifeln, und doch kann man die Wege, die sie einschlagen, für völlig verfehlt ansehen. Wohin kommen wir, wenn zum Beispiel ein Mann wie Robert Saitschick herangezogen wird, das religiöse Fühlen und Denken unserer gebildeten Katholiken zu verinnerlichen. Wenn derartige Experimente nicht verfehlt sind! Hier muß gebremst werden. Möchten uns doch die geeigneten Persönlichkeiten erstehen, die in allweg imstande sind, die schwere Arbeit, weite gebildete Kreise wieder religiös zu interessieren und zur religiösen Betätigung zurückzuführen, mit Erfolg auf sich zu nehmen.

[3]) Heliand, a. a. O. 26.

„Gedanken über das Universitätsstudium.“

Von Philalethes.

Beim Einzug in den glänzend abgeschlossenen Umbau der Münchener Universität am 11. Dezember v. J. hielt es der derzeitige Rektor, Hr. Geh. Hofrat Dr. Herm. Paul, für angemessen, unter dem obigen Titel seiner Antrittsrede eine öffentliche Gewissenserforschung darüber anzustellen, ob mit dem materiellen Fortschritt der Baukunst auch jener der geistigen Leistungen gleichen Schritt hielte, und in dieselbe alle beteiligten Faktoren einzubeziehen: Lehrer und Schüler an Hoch- und Mittelschulen, sowie die Kgl. Staatsregierung.

Am schlechtesten kamen hierbei die Lehrer an den Mittelschulen weg. „Die meisten, zur Gutmütigkeit geneigt, solange es nicht auf ihre Kosten geht“, manche auch aus „Scheu vor der Kritik des Publikums, insbesondere der Eltern in angesehener Stellung“ und aus „Angst vor dem Rektor“, der „dem Klassenlehrer vielleicht die Schuld beimessen könnte, wenn viele nicht versetzt werden“ in eine höhere Klasse, schädigen die Schüler wie die übrige Menschheit durch allzugroße Nachsicht. „In katholischen Gebieten geschieht es nicht selten, daß an diejenigen, die zum Studium der Theologie bestimmt sind, geringere Anforderungen gestellt werden. Ich will nicht darüber urteilen, ob die Kirche, um ihre Stellen voll besetzen zu können, solcher minderwertiger Elemente bedarf. Aber gar mancher, der in der Schule für einen künftigen Geistlichen gilt, geht doch zu einem anderen Fach über“, darunter „nicht wenige, bei denen man nur bedauern kann, daß sie nicht lieber Bauern geworden sind oder ein Handwerk erlernt haben“ (S. 6). — Warum gerade „in katholischen Gebieten“ und nicht auch an protestantischen Konvikten, wie sie zahlreich z. B. in unserem Nachbarland Württemberg vertreten sind? Statistisch ist die umgekehrte Tatsache zu erhärten, daß gerade die ausschließlich zur Heranbildung katholischer Theologen bestimmten bischöflichen Knabenseminarien ihren Ehrgeiz dareinsetzen, das beste Schülermaterial aufzuweisen. Eine flüchtige Zusammenstellung im „Bayerischen Kurier“ (Nr. 355 vom 22. Dez.) aus den Gymnasien zu Bamberg, Eichstätt, Freising, Dillingen, Passau und Speier ergibt als Durchschnittsresultat der Jahre 1905—1909, daß von 541 Seminarabsolventen an den genannten Lehranstalten 442, also 84,5% wegen ihrer hervorragenden schriftlichen Leistungen von der mündlichen Absolutorialprüfung befreit worden sind, in fünf Fällen sogar sämtliche Zöglinge, und daß bei den nicht befreiten die Durchschnittsnote II im mündlichen Examen erreicht worden ist, während speziell an den Gymnasien zu Eichstätt und Passau die Stadtschüler hinter den Seminaristen um 25—32%, durchschnittlich um 22% zurückgeblieben sind, obwohl manche Professoren den Seminaristen nichts weniger als gewogen sind.

Diese Resultate zugunsten katholischer künftiger Theologiekandidaten ließen sich leicht vermehren und sind schon in der Natur der Sache begründet, weil das Seminarleben gegenüber den mannigfachen Zerstreuungen und der Isolierung des Stadtlebens eine weit bessere innere Konzentration und gegenseitige Nachhilfe ermöglicht. Aber auch da, wo ganze Gymnasien unter geistlicher Leitung stehen, sind wenigstens die den Benediktinern anvertrauten zu Augsburg und Metten wegen ihrer exemplarischen Strenge, welche die Zensur um eine ganze Notenskala herabdrückt, gefürchtet. Der Vorwurf zu schonender Behandlung trifft viel eher zu bei solchen Lehranstalten, an denen am wenigsten von katholisch-theologischem Geist zu verspüren ist, namentlich in den Großstädten mit der hier üblichen weitgehenden Rücksicht auf hochmögende Eltern. Ein Blick auf den der Rektoratsrede beiwohnenden Herrn Oberstudienrat Dr. von Orterer hätte übrigens den Vortragenden daran erinnern können, wie ängstlich gerade dieser Parteiführer des bösen Zentrums jeden Schein der Parteilichkeit zu vermeiden sucht, so daß er eher den katholischen Anstalten ungerecht wird durch zu schroffe Behandlung im Verhältnis zu den protestantischen. In vereinzelten Fällen mögen immerhin künftige Theologiekandidaten glimpflicher behandelt werden mit Rücksicht darauf, daß im priesterlichen Beruf die Charakterbildung eine bedeutend größere Rolle spielt als die Verstandesbildung, und daß auch letztere erfahrungsgemäß häufig erst in reiferen Jahren sich voll entfaltet — auch in profanen Lebensstellungen sind die Leistungsfähigsten oft recht mittelmäßige Schüler auf dem Gymnasium gewesen —, aber die ungerechtfertigte Verallgemeinerung und einseitige konfessionelle Zuspitzung wirft ein schlimmes Licht auf die vornehme Objektivität und vorurteilslose „Voraussetzungslosigkeit“ eines im übrigen in seinem Fache, der Germanistik, namhaften Vertreters der Wissenschaft. Zu einem ins Leben eingreifenden Reformator gehört allerdings ein über die Bücherwelt des Gelehrten und dessen beschränkte Welterfahrung noch erheblich hinausragender Weitblick. Veraltete Jugenderinnerungen aus selbsterlebten „guten alten Zeiten“ vermögen die Lücken nicht auszufüllen.

Das tritt am auffälligsten zutage in der Kritik des Unterrichtsbetriebes an den Mittelschulen. Nicht bloß die jüngere, zum großen Teil auch die ältere Philologengeneration ist längst bereits mit der Zeit fortgeschritten — auch auf dem engeren Fachgebiet Sr. Magnifizenz, dem Sprachunterricht — von dem Eintrichtern eines „wertlosen Gedächtniskrams“ zur „Schulung der geistigen Kräfte“, von der „gleichförmigen Schablone“ zur „individuellen Prägung“ (7. 8) und hat z. B. in freien Schülervorträgen das Ideal verwirklicht, welches Paul im deutschen Aufsatz anstrebt: Selbständige Verarbeitung der „Ergebnisse des Kleinstudiums“ (vgl. „Bayer. Kurier“, Nr. 347 vom 14. Dez.). Dem Antrag auf Vermehrung der Wahl- auf Kosten der Pflichtfächer dürfte wohl nur insoweit stattgegeben werden können, als dadurch nicht die harmonische Gesamtbildung beeinträchtigt wird. Bei Aufnahme der geschichtlichen Entwicklung und Lebensbedingungen der Sprachen in den Prüfungsstoff der klassischen Philologen (7) müßte darauf Rücksicht genommen werden, daß der bereits schwer genug zu bewältigende Examensstoff nicht über Gebühr ausgedehnt wird.

Einen wunden Punkt wird stets bilden die leidige Examensfrage. Bei der Schlußprüfung für die Kandidaten des Lehramtes wünscht Paul bekannte Examinatoren, welche die individuellen Verhältnisse mehr berücksichtigen können, räumt jedoch selbst dem bisherigen Verfahren, welches unbekannte, über den Schein der Parteilichkeit erhabene bevorzugt, „eine gewisse Berechtigung“ ein (22). Die Zwischenprüfungen — außer bei den Medizinern — und die Semestralexamina verwirkt er wegen zu starker Einschränkung der Bewegungsfreiheit der Studierenden, Nervenaufregung und Vorlesungsversäumnisse während der Vorbereitung hierauf; sie sollen ersetzt werden durch mit Zeugnissen belegte Massenbeteiligung an praktischen Elementarübungen von den ersten Semestern an, zu denen auch Privatdozenten als Lehrkräfte mitwirken sollen. Die Dozenten werden dadurch zugleich vor der Gefahr bewahrt, über die Köpfe ihrer Hörer hinwegzureden. Ueberhaupt sollen die Vorlesungen

„in den Fächern, die keiner Demonstration bedürfen", sich darauf beschränken, „den neuesten Standpunkt der Wissenschaft darzustellen", während „ein gewisses feststehendes Material" gedruckten Lehrbüchern überlassen bleibt, und „der Student sollte nicht daran gewöhnt werden, alle seine Weisheit nur aus den Vorlesungen zu schöpfen"; hängt doch der Vorzug des „lebendigen Wortes" und der „eigenen Auffassung" des Vortragenden ganz von dessen Persönlichkeit ab. „Uebrigens sind auch die Dozenten, die durch ihre Vortragsweise besonders anziehen, nicht immer diejenigen, bei denen am meisten gelernt wird" (16—20). — Wird die Nervenaufregung nicht vermehrt durch gewissermaßen perennierende Prüfungen, die wie ein Damoklesschwert über dem Haupte des Ahnungslosen schweben, an Stelle der von ihren mechanischen Auswüchsen zu befreienden, vorübergehenden Examina an festbestimmten Terminen, und ist die Einschränkung der Bewegungsfreiheit nicht untrennbar von jedem gewissenhaften Studium, das einer gewissen, mit Pedanterie nicht zu verwechselnden Gedächtnisarbeit nie ganz entraten kann nach dem Erfahrungsgrundsatz: Repetitio est mater studiorum?

Als „eine durchaus unerfreuliche Erscheinung" bezeichnet es Se. Magnifizenz, wenn Leute sich den Universitätsstudien widmen, die „einen Teil ihrer Zeit für Gelderwerb zu verwenden gezwungen sind", es seien denn „Jünglinge, deren Fähigkeiten und Energie über das gewöhnliche Maß hinausgehen", so daß bei ihnen die „Armut kein unüberwindliches Hemmnis, ja sogar ein Sporn zur Anspannung aller Kräfte werden kann". Darum sollen nicht „unbegabte und auch nur mäßig fleißige Bewerber mit Stipendien bedacht werden" nach dem „Grundsatz, möglichst vielen etwas zuteil werden zu lassen. Richtiger scheint es, eine kleinere, nach strengeren Grundsätzen ausgewählte Anzahl so auszustatten, daß sie womöglich aller Nahrungssorgen enthoben sind" (9f.). — Wir wollen diesen Aeußerungen keine plutokratische Färbung unterstellen; wir geben bereitwilligst zu, daß mit halb verhungernden und zugleich weder besonders fähigen noch würdigen Existenzen für wissenschaftliche Lebensberufe bei dem heutigen Massenandrang nichts zu erreichen ist, aber die Fernhaltung solcher zum Studium ungeeigneter Elemente hat weit früher einzusetzen als an den Pforten der Hochschule.

Ein von keiner Seite zu bestreitendes Verdienst hat sich der gegenwärtige Herr Rektor errungen mit seiner freimütigen Zurechtweisung über die Krebsschäden in studentischen Kreisen, wie sie gerade von katholischer Seite prinzipiell sogar am nachdrücklichsten zu erfolgen pflegt (9ff.): Zu dem der Jugend vergönnten „fröhlichen Lebensgenuß" gehört nicht, „daß man einige Semester ganz ‚verbummeln' müsse", um mitunter ein für allemal unfähig zu werden, aus „Blasiertheit und körperlichem Uebelbefinden sich wieder emporzuraffen. — Jeder sollte von vornherein nicht mehr Vorlesungen belegen, als er zu verarbeiten fähig und willig ist", lieber dieselben ganz aufgeben als lückenhaft besuchen, kein bloßes Brotstudium treiben, wobei „mancher geradezu ängstlich besorgt ist, daß er etwas lernen könnte, was er für das Examen nicht nötig hat", nicht erst kurz vor dem Examen den Stoff mechanisch einpauken nach den dürftigsten Kompendien, da es „zu schwierig und zeitraubend ist, sich durch seine Hefte hindurchzuarbeiten", oder mit Hilfe eines Repetitors, vielmehr zu einer Zeit, wo „das Niedergeschriebene noch durch lebendige Erinnerung unterstützt und ergänzt wird", das Gehörte sich innerlich anzueignen suchen — daß stenographisches Nachschreiben „mehr schädlich als nützlich" sei, vermögen wir nur bei allzu mechanischem Betrieb einzuräumen — und durch „besonnenes Nachdenken alles in den richtigen Zusammenhang einzuordnen und das Wesentliche von dem Unwesentlichen zu unterscheiden", überhaupt zum künftigen Beruf sich durch mehr Selbsttätigkeit und kameradschaftliches Zusammenarbeiten zu erziehen sich bemühen. — Die ideale Norm, lieber ein oder das andere Semester zuzusetzen, als schlecht vorbereitet von der Universität ins Berufsleben überzutreten (14/5), dürfte zumeist auf unüberwindliche praktische Schwierigkeiten stoßen.

Von den eingangs erwähnten bedauerlichen Entgleisungen abgesehen, die vor dem nunmehr gedruckt vorliegenden Wortlaut der Rektoratsrede begreiflicherweise stark übertrieben worden sind, dürfen wir Sr. Magnifizenz dankbar sein für die „offene und ehrliche" Intention und zum Teil auch praktisch höchst beachtenswerte redliche Bemühung, nicht die „so oft mit hochtönenden Worten gepriesenen" Zustände an den deutschen Universitäten gedankenlos und charakterlos zu verhimmeln, sondern an dem „Verbesserungsbedürftigen und -fähigen" energisch Hand anzulegen, ohne die Einbildung, „etwas ganz Neues vorzubringen" (5).

Um Heinrich Heine.

Von Dr. Luzian Pfleger.

Man sollte meinen, er sei endlich zur Ruhe gekommen, da einmal seine Geisteserzeugnisse, die guten und die saloppen, für billiges Geld in den „Klassikerausgaben" in den Staatsbücherschrank des deutschen Spießbürgers Eingang gefunden haben. Aber es scheint: der Fluch der Unstetigkeit, die den dichtenden Juden aus dem ungastlichen Deutschland auf die kosmopolitischen Boulevards an der Seine trieb, hefte sich auch an sein posthumes Geschick. Sein Schemen und sein Nachruhm irrt durch die nachgeborenen Generationen, die sich um das „Problem Heine" streiten. Die sich streiten auch um seinen Gedenkstein. Ist es nicht seltsam, daß der denkmallüsterne deutsche Michel seinem „besten Lyriker nach Goethe" — eine Zeitlang glaubte man dies wirklich, bis Karl Goedecke mit dem Märlein aufräumte — noch kein würdiges Marmorbild im deutschen Vaterland gesetzt hat? Man hatte, da nicht die gesinnungstüchtige Klique ausschlaggebend war, so viel gesunden Sinn, um dem schlechten Patrioten diese Ehre zu verweigern. Herters Heinebrunnen ist von des Dichters Heimatstadt Düsseldorf dankend abgelehnt worden. Nur die unglückliche Kaiserin Elisabeth von Oesterreich zierte sein Grab auf dem Montmartrefriedhofe mit einem Stein und ließ ihm auf ihrem Achilleion zu Korfu ein Denkmal stellen. Aber es sollte keine bleibende Stätte hier haben. Der neue Besitzer verweigert ihm das Gastrecht, und nun wartet der tote Stein, den eine Hamburger Firma erwarb, auf ein schützendes Asyl. Neulich las man, daß in Stuttgart sich Leute um das Denkmal bewerben. Adolf Bartels wird sich freuen . . .

Diese Denkmalaffäre hat in Frankreich, das dem flüchtigen Heine ein Asyl und später ein Jahrgehalt bot, das Interesse weitester Kreise für den deutschen Pariser geweckt. Man vergißt an der Seine nicht, daß der Deutsche, der sein Vaterland mit der Lauge gallisch-jüdischen Spottes übergoß, sich so gut akklimatisierte. Heine ist Pariser geworden. Und ihm, dem Boulevardbruder, widmet Adolph Brisson in den „Annales politiques et littéraires" (Nr. 1373) eine ebenso interessante wie bemerkenswerte Plauderei, die über Heines Pariser Zeit manches Neue zutage fördert. Es sind Notizen, Erinnerungen eines Freundes von Heine, des früher wohlbekannten Publizisten Philibert Audebrand; Reminiszenzen aus dem Café bei der Porte-Montmartre, wo Heine mit Eugen Sue, Theophil Gautier, Paul de St. Victor und andern Stammgast war. Auch von Heines Lebensgefährtin Mathilde ist viel die Rede. Man weiß, daß er später der Pariser Grisette sich kirchlich antrauen ließ. Man hat auch viel über dieses Verhältnis geschrieben, und Frau Mathildes Ergebenheit gerühmt. Beide waren aus Liebe zusammengekommen, und als diese erkaltete, blieb man beieinander, weil man sich daran gewöhnt hatte. Audebrand, der viel mit Heine verkehrte, interessierte sich für den merkwürdigen Bund, den der geistreiche und talentvolle Poet mit der gänzlich ungebildeten Ladnerin eingegangen hatte, und für die Kleinigkeiten ihres häuslichen Lebens. Heine war nervös, ungeduldig, Mathilde ging die Tugend der Sanftmut ab. Und so gab es reichlich kriegerische Episoden im Heim des Poeten, der so schöne Liebeslieder singen konnte. Sie machte ihm Szenen, und er prügelte sie. Gewöhnlich jeden Montag, so hielt es der Gemahl für notwendig, damit der Haushalt im rechten Gleise blieb. Sie heulte dann und begnügte sich damit, ihn auf den Boden zu kriegen. Dann herrschte wieder Ruhe im Hause. Audebrand traf das Paar öfters in solchen Situationen. Die literarische Bohème war oft bei dem Paar zu Gaste; aber die Anwesenheit von Gästen bewahrte Mathilde nicht vor ihren plötzlichen Zornesausbrüchen. Heines Freund, Alexander Weill, bekam von ihr einst einen Hecht mit Mayonnaise ins Gesicht geworfen. Heine beruhigte den Gast mit der Versicherung: „Am Montag kriegt sie Prügel." „Aber heute ist ja Montag", war des Getroffenen Antwort.

Doch verlief die Angelegenheit glimpflich an diesem Tage. Heine verglich sich gerne mit Sokrates. Als er am 30. August 1841 sich mit Mathilde in der Kirche zu St. Sulpice hatte kirchlich trauen lassen, sagte er zu seinen im Montmartre-Café versammelten Freunden: „Ich habe mein Testament gemacht." Meine Güter vermache ich Mathilde, mit der Bedingung, daß sie sich wieder verheirate. Ich will, daß es auf Erden einen Menschen gebe, der mich täglich zurückwünscht mit den Worten: „Warum ist dieser arme Heine gestorben? Wenn er nicht gestorben wäre, hätte ich jetzt nicht seine Witwe." Und doch hat

ihm diese Frau, die nicht aller guten Zügen bar war, in der letzten Zeit seines Vegetierens in der berühmten „Matrazengruft“ getreulich beigestanden.

In derselben Zeitschrift zeichnet der Akademiker Henri Faguet, der berühmte Literarkritiker, eine lehrreiche Parallele zwischen Heine und Alfred de Musset. Heine, der Victor Hugo nicht leiden konnte, schwärmte für Musset. Er charakterisierte das Wesen dieses ihm innerlich so verwandten Poeten in überraschend richtiger Weise: „Die Muse der Komödie hat ihn auf die Lippen, die tragische Muse auf das Herz geküßt.“ Wo Musset als Dichter am tiefsten ist, berührt er sich mit dem echten Lyriker Heine, und im Witz und beißenden Spott, in blasierten Geistreichigkeiten und Sottisen nähert sich Heine dem genialen Franzosen, dessen Leben und Dichten ebenso früh zerrann wie sein eigenes Sein und Schaffen.

Für uns Deutsche, denen es seit Bartels letzter Hinrichtungsarbeit schwer wird, Heine gerecht zu beurteilen, ist das Urteil eines in Sachen der französischen Literatur so feinsinnigen und als Autorität des guten literarischen Geschmacks anerkannten Kritikers Faguet ganz besonders interessant. Für ihn ist Heine „vielleicht der größte elegische Dichter der neueren Zeit“. Ein Literat von leidenschaftlicher Empfindsamkeit, der Geist und reiche Phantasie besaß. Daraus resultierte eine komplizierte literarische Persönlichkeit, reich an Kontrasten und Dissonanzen. „Personne n'a senti l'amour si profondement, si savoureusement, si délicieucement.“ Man sieht: Faguet nimmt Heine, den Sänger der Liebe, viel tiefer, als es bei uns geschieht. Da, wo er die Liebe ironisiert, weil sie sich in Haß verwandelt hat, feiert er nach Faguet seine höchsten Triumphe. Vor allem im „lyrischen Intermezzo“. Hier kommt sein ureigenstes Wesen am reinsten zum Ausdruck. Das kann nur Heine, und sonst kein anderer auf der ganzen Welt sein. Dort im Intermezzo offenbaren sich seine Wesenseigenschaften in natürlichster Mischung: sentiment poétique, passion élégiaque, instinct de raillerie et instinct de bouffonerie. Die Verdeutschung dieser Ausdrücke würde die feine Nüancierung derselben trüben. Diese Qualitäten sind Heine angeboren. Nur hat er sie später übertrieben, da er bewußt den gallischen Ton anschlug. In seinen ersten Dichtungen ist er, sagt Faguet weiter, Poet, ist er von weiblicher Sensibilität, ist er ironisch, schon mit einem Stich ins Burleske. Ob gerade dieses Burleske, wie der Franzose meint, das Deutscheste ist an Heine? Ob nicht Bartels mehr Recht hatte, wenn er den spöttischen Unterton in der ganzen Psyche Heines auf seine Rasse zurückführte? Gerade auf diese Seite Heines, die ja seine hervorstechendste ist, geht der französische Kritiker tiefer ein, und das zeigt, daß er Heine im allgemeinen gut erfaßt, wenn er ihn auch sicher überschätzt. Es ist eine feine Bemerkung: Die Ironie, die in seinem Herzen wurzelte, ging erst später in den Intellekt über und wurde zur Manie, zur krankhaften Spöttelei, zur Persiflage. Und aus dem Gegensatz, der sich bildete zwischen dem Verstand, der über das Gefühl spottet, ging diese Sucht nach unerwarteten, überraschenden Effekten hervor, die ihn auf einmal Ton und Stil ändern ließen: wir kennen ja zum Ueberdruß die trivialen, unangebrachten Schlüsse, die mitunter die zartesten Schöpfungen in der Wirkung vernichten. Das war der Dämon, der seine Lieder vergiftete. Heine war es um Mystifikation des Publikums zu tun. Was Faguet nicht betont, das ist die entsetzliche Grundsatzlosigkeit, der Mangel an ästhetischem und sittlichem Ernst in Heine. Freilich, die „grosse et grasse bouffonerie“ des Dichters ist auch nicht nach seinem und der Franzosen Geschmack, wenn sie auch notwendig zu diesem System brüsker Kontraste gehört, das Heine unter dem Einfluß der französischen Umgebung bis ins Extreme ausbildete. Das ist, nach Faguet, der Entwicklungsgang „dieser deutschen Nachtigall, der es eingefallen war, ihr Nest in der Perücke des Herrn Voltaire zu machen“.

Dieses echt gallische Bonmot verdient auch in unseren Literaturgeschichten gebucht zu werden. Es umschreibt viel treffender das komplizierte Wesen dieses Literaten, als der landläufige Ausdruck von der „Spottdrossel im deutschen Dichterwald“. Der französische Einschlag, der für die spätere literarische Entwicklung Heines bestimmend geworden ist, kommt dort in prägnantester Weise zum Ausdruck.

Sylvestergedanken.

Von Th. Singolt.

Immer schwächer, immer unvermögender fühlt sich der Mensch gegenüber dem rastlosen Fluge der Zeit. Halt an! Halt an! ruft er ihr zu. Die Stimme verhallt, der Atem keucht, kraftlos sinken die Arme.

Anhalten, Atem holen, welch ein Segen liegt darin! Doch wer vermöchte es im hastigen, rastlosen Getriebe des schaffenden Tages? Selten wird uns dieser Segen zuteil. Wer ihn einmal empfunden, wer seine heilende Kraft, seine versöhnende Wirkung an sich erprobt, der preist ihn und ersehnt ihn immer und immer wieder.

So halten wir an, wenn das Jahr sich neigt und scheiden will, ein Jahr mit seiner ganzen Fülle von Licht und Wärme und Freude, ein Jahr mit seiner Last von Sorgen und Bitternissen. Und Jahr um Jahr ist es uns ein schwereres Scheiden, und immer länger schauen wir zurück auf das verglimmende Leuchten und immer bänger vorwärts in das Dunkel.

Ein Halt ist es — wie jene Stunde des Tages zwischen Licht und Dunkel, wo Tag und Nacht zögernd sich gegenüberstehen, nicht feindlich, sondern gleichsam sich sehnend, gemeinsam zu verweilen, — ein Halt, ein Aufatmen im heißen Getriebe der hastenden Arbeit. Allmählich sammeln sich die Gedanken und besinnen sich auf das, was ist. Dann schauen sie zurück. Langsam, leise gleitet Geschehen um Geschehen, wie einzeln aufgereihte Perlen vorüber an dem Faden der Erinnerung, und leise klirrt beim Auseinanderfallen der Schmerz, wie fern ein Schlag. Gestalten stehen auf und reden, und anders klingt der Ton als einst, obwohl dieselben Worte, treu bewahrt. Und anders schaut der Blick, obwohl dieselben Augen, lang vertraut. Der Gang und die Geberden reden, die einst uns stumm gewesen; nicht anders sind sie, doch sie reden. Nun hören wir, verstehen und schauen, was uns einst verhüllt war. Wir schauen, wie wir hätten antworten sollen und erhören und gewähren und beglücken, um selbst das Glück zu kosten. Zu spät! — Zu spät für jene, die geschieden. Doch nicht zu spät für jene, die noch sind, und nicht zu spät für uns. O laßt uns neu beginnen, ehe noch das neue Jahr den ersten Laut getan, eh' noch die erste Stunde sich vollendet!

Das Oberammergauer Passionsspiel.

Von Marie Uebelacker.

Im sonnigen Talkessel, rings von Bergen eingeschlossen, liegt still und friedvoll das Dörfchen, nach dem im heurigen Sommer Tausende und Tausende pilgern werden, denn wieder kommt es, das Jahr des Oberammergauer Passionsspieles. Seit dem Jahre 1634 (ein frommes Gelöbnis zur Abwendung der Pest gab den Anlaß dazu) wird in regelmäßigen Zwischenräumen von 10 Jahren das Leiden und der Tod des Herrn von den Einwohnern Oberammergaus dramatisch dargestellt. Bis zum Jahre 1830 war, nach echt mittelalterlicher Sitte, der Gottesacker der Schauplatz des Passionsspieles. Erst dann wurde auf einem außerhalb des Dorfes gelegenen Platze ein Passionstheater erbaut, das im Laufe der Zeit immer mehr vergrößert wurde. Doch war bis vor kurzem noch ein Teil des Zuschauerraums unbedeckt. Seit dem Jahre 1900 ist aber auch diesem Uebelstande abgeholfen, und eine mächtige 4000 Personen fassende Halle schützt die Zuschauer vor Sonne und Regen. Auf der Vorderbühne, die rechts vom Hause des Annas, links von dem des Pilatus flankiert ist, erscheint der die Erklärung der lebenden Bilder sowie die Einführung zu den verschiedenen Szenen vortragende Chor der Schutzgeister und spielen sich die Volksszenen ab. Diese Vorderbühne ist unbedeckt, ebenso die beiden rechts und links von der Mittelbühne in den Hintergrund führenden Gassen, deren zinnen- und kuppelgekrönte Häuser sich vom freien Himmel abheben, durch die das Sonnenlicht hereinflutet oder der Wind fegt. Nur die Mittelbühne als Schauplatz der lebenden Bilder und der in Innenräumen handelnden Szenen ist gedeckt.

In den für 300 Mitwirkende berechneten Garderoberäumen sind die Kostüme aufbewahrt, und viele fleißige Frauen- und Mädchenhände sind unter Oberleitung des Schnitzschuldirektors Ludwig Lang und dessen Schwester schon seit Monaten tätig, die Passionsgarderobe zu renovieren und zu ergänzen. Mit

selten feinem künstlerischen Geschmacke sind die Farben gewählt und zusammengestellt. Da gibt es keine Nachtfarben, keinen Theaterflitter, denn alle diese Gewänder müssen vor den Augen kunstverständiger, aus allen Ländern herbeigereister Zuschauer im vollen Tageslichte bestehen und sind jeder Witterung ausgesetzt. Und so muß auch an den Darstellern alles echt sein, denn es gibt auch keine falschen Locken und Bärte, keine Schminke und keinen Puder. Darum muß monatelang vorher jeder Darsteller sein eigenes Haupt- und Barthaar sorgsam pflegen, deshalb begegnen wir auch so vielen interessanten bärtigen Männerköpfen auf dem Rundgange, den wir nun durchs Dorf unternehmen, um ein wenig bekannt zu werden mit den Passionsspielern und deren Leben und Treiben.

Unser Weg wird uns wohl zuerst zu dem Manne führen, dem in diesem Jahre die hohe Aufgabe zuteil wird, den Heiland darzustellen. Man weist uns zu einem stattlichen, freundlichen Hause: „Pension Daheim“ heißt es, und wie daheim fühlt sich auch jeder, der kürzer oder länger unter seinem gastlichen Dache weilt. Im Erdgeschoß ist der Laden, in dem originelle und künstlerisch geformte und gemalte Tonwaren käuflich sind, und im Nebenhause treffen wir in seiner Töpferwerkstatt als schlichten Handwerksmann den Christusdarsteller. Anton Lang hat eine mittelgroße, zartgliedrige Gestalt, feine, edle Gesichtszüge, langes, lockiges, kastanienbraunes, in der Mitte gescheiteltes Haar und ein paar leuchtende blaue Augen. Ist nicht auch so die Beschreibung, die der Statthalter von Judäa von dem seltsamen Nazarener lieferte, ist nicht dies auch das Bild, das wir seit unseren Kinderjahren uns von dem Heilande machen?

Tiefe Bescheidenheit und wahre Herzensgüte sprechen sich im Wesen dieses Mannes aus, der schon vor zehn Jahren, kaum dem Jünglingsalter entwachsen, seine große Aufgabe so schön und würdig gelöst hat. Schon damals von begeisterten Passionsspielgästen bewundert und in leider oft überspannter Weise gefeiert, ist er doch völlig frei geblieben von Eitelkeit und Eigendünkel, hat sich im Auslande zu seiner angeborenen Herzensbildung mit regem Wissensdrang noch mancherlei Kenntnisse (so ein tadelloses Englisch) erworben und dann ein Heim gegründet mit einer lieblichen kleinen Frau. Diese hat schon im letzten Passionsspiele als Schutzgeist alle Hörer durch den Vortrag des „Hohen Liedes“ entzückt, aber alle ihr gemachten Angebote verschmähend statt auf der Opernbühne im Kreise ihrer Familie als rüstige Hausfrau ihr Glück gesucht und gefunden. Doch ihrer Kunst hat sie nicht entsagt, und oft erfreut ihr quellender, taufrischer Sang in traulichen Abendstunden die Gäste ihres Hauses. Mathilde Lang hat die Stimme und das feine musikalische Empfinden, sowie das Vortragstalent ihres Vaters, Jakob Rutz geerbt, der auch diesmal, wie schon seit drei Jahrzehnten, den Chorführer der Schutzgeister singen wird.

Nicht weit vom Heim des Christus-Lang steht ein rebenumsponnenes Häuschen, und dieses gehört dem Erzfeinde des Herrn, dem tückischen Judas: Johannes Zwink. Er hat diese Rolle schon zweimal, und zwar zur allgemeinen Anerkennung des oft recht kritischen Publikums gespielt. Vor 30 Jahren stellte er den Lieblingsjünger Johannes dar, und die Sanftmut und Milde, die ihn damals zu dieser Rolle geeignet machten, scheinen sich auf seine Tochter Ottilie übertragen zu haben, die zur Darstellerin der „Maria“ erwählt wurde und den auf sie gesetzten Hoffnungen sicher entsprechen wird.

Und nun besuchen wir noch einen grimmen Feind des Heilandes ... im Spiel, denn im Leben schmückt er das Haus des Herrn (als Pfarrmesner) und schnitzt schöne Kruzifixe. Sebastian Lang hat schon mit 17 Jahren den „Pilatusdiener“, dann zweimal den Priester „Nathanael“, als welcher er dem damaligen berühmten Kaiphasdarsteller Bürgermeister Lang so trefflich sekundierte, hierauf den „Kaiphas“ selbst gegeben und wird nun im kommenden Jahre den Hohenpriester „Annas“ spielen. Ohne Zweifel wird es diesem begabten Darsteller, dem eine hohe majestätische Gestalt, ausdrucksvolle sprechende Züge, ein feuriges Auge, sowie ein machtvolles Organ zu Gebote stehen, gelingen, sich in den Geist des noch im Alter ungebeugten starren und fanatischen, durch seinen angedrohten Fluch und seine Verheißungen auf das ganze Synedrium einwirkenden Gegners der neuen milden Lehre so gut einzuleben, wie dies bei all seinen früheren Leistungen der Fall war. Als Großneffe des Erneuerers des Passionstextes ist Seb. Lang in der Passionstradition aufgewachsen und weiß uns manch Interessantes und Lehrreiches zu erzählen.

Der erste Passionstext war gewiß weit älter als das erste, das schon oben genannte Gelöbnis erfüllende Spiel im Jahre 1634; ja sicher war diese Mysterienspielaufführung überhaupt keine Neueinführung, sondern nur ein Festsetzen einer schon länger geübten frommen Sitte. Nachdem der Passionstext im Laufe der Jahrhunderte mehrere Umänderungen erfahren, war es der im nahen Kloster Ettal lebende Benediktiner Ottmar Weiß, der ihn zu Anfang des XIX. Jahrhunderts von allen Schlacken schwülstiger Allegorie reinigte. Sein Schüler, Alois Daisenberger, der schon von Jugend auf regstes Interesse für das Passionsspiel gezeigt hatte, wurde im Jahre 1845 auf Ansuchen der Gemeinde Oberammergau zum Pfarrer dort ernannt und widmete sich, alle ihm angebotenen Ehren- und Würdenstellen ausschlagend, bis zu seinem Lebensende 1883 als Vater und Lehrer der Gemeinde, als Berater und Leiter der Spiele und als Reformator des Textes ganz der großen schönen Aufgabe.

Gleich diesen beiden Männern, Weiß und Daisenberger, ist auch der Komponist der Passionsmusik, Rochus Dedler, ein Kind der Oberammergauer Berge. Als Singknabe im benachbarten Kloster Rottenbuch aufgewachsen, kehrte er, nachdem er in München Musik und Philosophie studiert hatte, nach Oberammergau zurück, dort als Lehrer waltend und besonders die Musik eifrigst pflegend. Seine Komposition zum Passionsspiel ist viel umstritten, von einigen überschwänglich gepriesen, von anderen als veraltet verurteilt worden. Das Rechte liegt wohl auch hier in der Mitte. Gewiß ist, daß die von den musikalisch hochbegabten Oberammergauern instrumental wie vokal trefflich ausgeführte Musik Dedlers gewiß besser zum Ganzen paßt, inniger und ergreifender wirkt und dabei weniger die Stimmung beeinträchtigt, als dies bei einer modernen Programmkomposition der Fall wäre.

Ihren talentvollen tätigen Vorelten zeigen sich die heutigen Bewohner Oberammergaus nicht unwürdig. Man kann leicht berechnen, welche Mühe und Arbeit dazu gehört, soll solch großes Werk von nur Einheimischen in Szene gesetzt und durchgeführt werden. Und so wird dieser Winter den emsigen Oberammergauern kurz erscheinen. Zum Studium der Rollen, zu den Musik- und Theaterproben muß jeder freie Augenblick benutzt werden, deren die strebsamen Maler, Schnitzer, Bildhauer und Handwerker, von denen fast jeder sein eigenes Häuschen (der Stolz jedes Oberammergauers), sowie eine kleine Oekonomie zu versehen hat, gewiß nicht zu viel übrig haben. Mit regem Eifer, feinem Verständnis, nie ermüdender Geduld und eiserner Energie werden die Proben von Direktor L. Lang geleitet, der auch der Arrangeur der künstlerisch meisterhaft gestellten lebenden Bilder ist. Schon seit Jahren haben sich die Darsteller im Uebungstheater in verschiedenen, teils religiösen, teils profanen Stücken geübt, denn ihre Aufgaben sind nicht leicht, und nur Dank der allen Oberammergauern fast ausnahmslos angeborenen schauspielerischen Talent gelingt es, oft so entgegengesetzte Charaktere darzustellen. Bei der heurigen Wahl wurde gar manches verändert: so ist ein früherer „Pharisäer“ zum „Nikodemus“, dieser aber zum aufwieglerischen „Rabbi“ und dessen einstiger Vertreter zum reuigen „Petrus“ geworden. Der ehemalige „Oelbergengel“ hat sich gar im Laufe der Zeit als Intrigant, als „Nathanael“ und „Kaiphas“ entpuppt.

Das Publikum erleichtert den Darstellern ihre Aufgabe keineswegs, müssen letztere doch den verschiedensten Ansprüchen, denen des gläubigen Bäuerleins wie des verwöhnten Theaterbesuchers aus der Residenz gerecht werden. Und was fast unglaublich erscheint, gelingt: Der Allzufromme, der das Höchste, was auf Erden vollbracht ward, nicht für die Schaubühne passend erklärte, der Kunstkenner, der Zweifel an Geschmack und Darstellungsgabe des schlichten Landvolkes hegte, sie werden gleichermaßen von ihren Vorurteilen bekehrt, und nur selten wird man ein spöttisches oder abfälliges Urteil hören über das, was die Oberammergauer in frommer Begeisterung und heiligem Eifer leisten.

Aber nicht bloß künstlerische, auch recht materielle Vorbereitungen werden für das Passionsjahr getroffen, heißt es doch zahllose, oft an den größten Luxus gewöhnte Fremde aus aller Herren Ländern bequem und wohnlich zu beherbergen und gut zu verköstigen. Und zur Spielzeit gibt es erst recht alle Hände voll zu tun, strömen doch während der nur 1½stündigen Mittagspause (das Passionsspiel dauert von 8 Uhr morgens bis 5½ Uhr abends) Scharen von trotz aller Begeisterung und Rührung sehr hungrig gewordenen Zuschauern aus dem Theater in Gasthöfe und Privathäuser, und oft müssen die Töchter des Hauses, die als Schutzgeister oder in lebenden Bildern den

ganzen Tag auf der Bühne tätig sind, rasch ihre Gewänder abstreifen und im Alltagskleid dem Publikum servieren.

Doch nun nehmen wir Abschied von dem trauten Dörfchen, lassen den rauhen, arbeitsreichen Winter vorübergehen und kehren wieder, wenn ein strahlender Frühlingshimmel sich über dem Passionstheater wölbt, wenn die jungen Saaten grünen. Dann ernten wir die Früchte der Mühe und des Fleißes, des Talentes und der gläubigen Begeisterung der Oberammergauer beim Passionsspiel des Jahres 1910.

Ein herrliches Album christlicher Kunst.

(Der hl. Kreuzweg von Prof. Gebhard Fugel.)

Die „Allgemeine Rundschau" hat zu wiederholten Malen die Genugtuung gehabt, über die großartige Bilderreihe des hl. Kreuzweges, die Professor Gebhard Fugel für die St. Josephskirche in München geschaffen hat, zu berichten, und zwar zur Zeit des Entstehens wie nach der Vollendung. Es sei hier daran erinnert, daß das Werk 1902 begann und 1908 abgeschlossen wurde. Der Künstler trat mit dieser Arbeit aus dem vierten Jahrzehnt seines Lebens in das fünfte, bis zu dessen Mitte er zwischen zahlreichen anderen Werken diese umfangreichste seiner Schöpfungen vollendet hat. Die Bilder sind nicht durcheinander, sondern nacheinander entstanden, und geben somit einen Ueberblick über die Entwicklung der Fugelschen Malerei in den Jahren seines besten Mannesalters. Sie zeigen seine Auffassung vom Wesen und den Aufgaben dekorativer Kunst, wie sie sich an einer Arbeit größter Bedeutung mehr und mehr abklärte, und dabei doch an den von Anfang als leitend festgehaltenen Grundsätzen mit größter Treue bis zum Schlusse festhielt. Die Bedeutung des hl. Kreuzweges in St. Joseph ist wesentlich schon für das Bauwerk, das damit geschmückt ist. Eine großzügige Architektur, klar und einfach in der Grundanlage, durchaus zusammenhängend mit den Bautraditionen der Stadt, in der es steht, also in diesem Sinne realistisch, klar und hell, ansprechend in jedem Zuge. Der bildnerische Schmuck entspricht in Auffassung und Durchführung diesem Charakter des Baues ganz und gar. Zugleich hilft er dessen Eigenschaften heben und ergänzen, indem er mit seinen tief vollfarbigen Klängen gegen die Umgebung zugleich kontrastiert und mit ihr zusammengeht. Die weitere Bedeutung des Fugelschen Kunstwerkes liegt in seiner Wirkung auf die Gemüter der andächtig beschauenden Gemeinde. Wieder wie in alten Zeiten ist hier eine Bilderbibel aufgeschlagen, wobei es nebensächlich ist, daß der hl. Kreuzweg in seiner, durch lange historische Entwicklung entstandenen, heute feststehenden Form eine Reihe von Szenen enthält, die nicht aus dem Wortlaute, sondern poetisch nachschaffend aus dem Geiste der biblischen Ueberlieferung erwachsen sind. Diese Bilderreihe, der nur wenige in neuerer Zeit ebenbürtig zur Seite stehen, wie die Werke von Feuerstein, Seuffert, Béthune, der Beuroner Schule, zeigt die heiligen Vorgänge in einer Weise, die zu Verstand und Herz zugleich spricht. Von tiefer Religiosität eingegeben, in feierlichem Schwunge, getragen durch den großen Gegenstand, aber zugleich ihn durchdringend und mit vielen Einzelheiten erläuternd, predigt diese Bilderreihe die Leidensgeschichte des Heilandes mit eindringlicher und bewegender Kraft, zugleich darauf bedacht, wie die Dinge einst in Leben und Wirklichkeit sich zugetragen, wie die Poesie sie mit Leben und Wirklichkeit erfüllt hat, so auch die Schilderung der beglaubigten Wirklichkeit anzuschließen. Das Fugelsche Werk schmückt und erzählt zugleich. Es hilft zur ästhetischen Erziehung des Beschauers, dem gerade bei diesem Gegenstande nur allzuviel, wohl gut gemeinte aber schlecht gelungene Beispiele im Gedächtnisse sind. Ueber die Grenzen des engeren Bezirkes hinaus hat Fugels Reihe des hl. Kreuzweges eine Bedeutung für München, das nun auch wieder einmal auf dem Gebiete der christlichen Kunst einen großen Erfolg zu verzeichnen hat. Endlich wird dafür gesorgt sein, daß dieser Erfolg weiter hinaus wirkt, um auch in der Ferne die Schönheit und Vorbildlichkeit dieser großen Kunstschöpfung zur Anerkennung zu bringen, um auch an Stätten, wo man des täglichen Anblicks der Originale nicht teilhaftig sein kann, erfreuend, anregend, erbauend zu wirken, und um Kirchen und Kapellen die Möglichkeit zu geben, sich mit echter und großer Kunst zu schmücken, anstatt wie so oft mit kümmerlichen Erzeugnissen.

Der Aufgabe, die Bilder des Fugelschen hl. Kreuzweges von St. Joseph weiteren und ferneren Kreisen vertraut zu machen, hat sich die Münchener Verlagsanstalt von Max Hirmer unterzogen. Sie ist zurzeit am Werke, diese Bilder in einer, man, darf sagen monumentalen Art zu vervielfältigen. Die Blätter, von denen bisher sechs erschienen sind, haben einen Umfang von 53:30 Zentimeter in Querformat. Die Technik ist sogenannte farbige Aquarellgravüre. Ist diese heute an sich schon zur Erfüllung größter Ansprüche geeignet, so kommt in unserem Falle dazu, daß die Herstellung unter steter persönlicher Aufsicht des Künstlers selbst erfolgt, die Wiedergabe also dessen Intentionen unbedingt entspricht. Die Veröffentlichung in Form stark verkleinerter Kunstblätter machte dabei eine äußerliche Abweichung von der Erscheinung der großen Originale nötig, weil letztere von den weißen Flächen der Wände umgeben sind. Es wäre nicht ratsam gewesen, die farbigen Kunstblätter auf weißen Karton zu setzen, von dem sie allzu hart abgestochen hätten. Durch die Wahl eines grauen, rauhkörnigen Fonds kommen sie zu einer volltönigen und diskreten Wirkung, derjenigen angemessen, welche die Originale im zerstreuten Lichte des Kirchenraumes erreichen. Die bisher vorliegenden drei ersten Lieferungen, die in einer schlichten und schönen Leinwandmappe untergebracht sind, gehen nicht nach der Reihe, sondern sind mit Absicht aus den verschiedenen Epochen der Entstehung herausgegriffen. Bis jetzt liegen folgende Stationen vor: II. Jesus nimmt das Kreuz auf sich. IV. Jesus begegnet seiner Mutter. VIII. Jesus begegnet den weinenden Frauen. XII. Jesus stirbt am Kreuz. XIII. Jesus wird seiner Mutter in den Schoß gelegt. XIV. Jesus wird ins Grab gelegt. Die prachtvolle Publikation, für deren würdige Herstellung kein Opfer gescheut worden ist, eignet sich ebensosehr zur Betrachtung als Mappenwerk, wie die einzelnen Blätter als Wandschmuck und zumal als Stationen in Kirchen innerhalb monumentaler Umgebung einen ausgezeichneten Eindruck machen müssen. Dem Werk ist ein kurzer Text von Joseph Bernhart beigegeben, der in drei Abschnitten die Geschichte der Kreuzwege überhaupt, die des Gebhard Fugelschen im besonderen bespricht und endlich die vierzehn Stationen einzeln schildert. Umfassende Kenntnis verbindet sich mit prächtiger Sprache. Der Subskriptionspreis des ganzen Werkes ist 84 ℳ, für das, was man bisher sieht und was man weiter erwarten darf, sicher nicht zu viel.

Dr. O. Doering-Dachau.

Vom Büchertisch.

Gottes Reich. Apologetische Abhandlungen für Studierende und für gebildete Laien. Von Dr. J. Klug. Paderborn, Schöningh 1909. Preis ℳ 2.60. Würdig und durchaus ebenbürtig den beiden vorausgegangenen Werkchen des gleichen Verfassers, betitelt: „Lebensfragen" und „Gotteswort und Gottessohn" schließt sich das nunmehr als Abschluß erschienene dritte an. Es teilt mit ihnen die Vorzüge der Klarheit in Auffassung und Darstellung des feingewählten Stiles und einer hocheleganten oft geradezu poetischen Ausdrucksweise. Geistliche, denen das Büchlein ja nicht etwas absolut Neues bieten will, könnten, zumal wenn sie kühlerer Denkungsart sind, die Schreibweise zuweilen als etwas allzu blumig finden. Doch wir dürfen nicht vergessen, was auch Männer wie Hettinger durch die schöne Form ihrer Diktion an Einfluß auf die Leser gewonnen haben. Zumal will Klug für Studierende und gebildete Laien schreiben, denen die Wahrheiten des Christentums weit besser faßlich sind, wenn sie in eleganter Form gereicht werden, als wenn sie im trockenem Lehrton dargeboten würden. Wir haben bereits Belege aus der Erfahrung dafür, wie Jünglinge und Mädchen an Gymnasien und Lehrerbildungsanstalten dieses dritte Werkchen Klugs mit glühender Begeisterung und freudestrahlenden Augen lasen und diese Wahrnehmung halten wir für eine Hauptprobe des Erfolges. Schleicht nicht so viel Verderbliches auf dem Wege schwunghafter Eleganz in der Jugend Herz? Warum sollte dem Guten der gleiche Weg verboten sein? Mit entflammender Poesie ist die Katholizität der hl. Messe geschildert (S. 79 ff.). In ähnlich schöner Form folgt ein Ueberblick über den inneren Zusammenhang der sieben heiligen Sakramente (S. 105 ff.). Was von der heiligen Eucharistie auf Seite 108—111 und ausführlicher noch S. 231—241 dargelegt wird, könnte kaum mit mehr persönlicher Innigkeit und mit überzeugungstreuerer Glaubensfreude zum Ausdruck kommen. Aehnlich ist es mit der Heiligenverehrung, der Marienverehrung, dem Bußsakramente, dem Primate und den Segnungen der Kirche. Ein sehr wertvoller Vorzug Klugs besteht darin, daß er sich von Einseitigkeiten und Uebertreibungen fern hält. Freimütig gibt er die Wunden und Schäden der Kirche, z. B. in manchen schwierigen Zeiten des Papsttums zu. Ehrlich erkennt er die wahren Vorzüge auch beim Gegner an, so zum Beispiel beim „Menschheitsideal" in Parallele des „Heiligenideals" (S. 117), bei den Kulturerrungenschaften der Weltleute und des Mönchtumes (S. 124—147), bei der Würdigung der verschiedenen Religionen und Konfessionen des Erdballs (S. 170 bis 186). Daß auch einmal ein etwas weniger klares Bild mit unterlief, wie z. B. das von der Harmonie auf S. 88, oder daß geschichtliche Tatsachen, die allgemein als genügend bekannt gelten sollten, es aber bei unserer leichtlebigen Leserwelt leider nicht immer sind, nur etwas knapp aufzählungsweise hinwegkamen, wie z. B. die Ehehändel (S. 113) oder auch der aus noch allzu tendenziös mißkannte Gang nach Canossa (S. 91), ist nur der Ueberfülle des Stoffes und notwendig gedrängten Form des Büchleins erklärlich und mehr als entschuldbar. Nimm und lies und du wirst nicht nur befriedigt, sondern auch hochentzückt sein.

Dr. Th. J. Scherg.

Wendelin Blickle: Zur Methodenfrage im Katechismusunterricht. Kempten, Kösel 1909. 50 S. ℳ 1.—. — Blickles Broschüre gibt einen guten Ueberblick über die einzelnen Phasen des Methodenstreites der vergangenen Jahre. Die Sympathien des Verfassers gehören mit Recht der neueren Methode, deren charakteristische Merkmale und Vorzüge lichtvoll dargelegt sind. Letztere finden sich aber meines Erachtens mehr auf der didaktischen Linie als auf der pädagogisch-ethischen. Nicht genug zu betonen ist die Bemerkung des Verfassers (S. 35): für den Katecheten sei die Methode nicht eine eng anliegende Zwangsjacke, nicht ein starres Schema, sondern Norm, welche ihm beim Unterrichten und Erziehen die rechte Richtung zeigt! Das Büchlein ebnet die Wege zu einer Verständigung zwischen den „Alten" und den „Jungen."
Dr. Jos. Holzner.

Dr. J. M. Seelein: Gott ist die Liebe. München, Buchdruckerei Seitz 1909. 432 S. — Wenn es beim Bücherschreiben nur auf den guten Willen ankäme, so wäre vorliegendes ein sehr gutes Buch. Es nennt sich bescheiden „Widerlegung des Modernismus von seinem eigenen Standpunkt aus." Der Verfasser macht sich indes seine Aufgabe etwas leicht. Er braucht keine Exegese, keine Hermeneutik, keine Philosophie und Apologetik, überhaupt keine spezialwissenschaftlichen Studien; mit frommen Betrachtungen über die Liebe Gottes, mit alten Gedanken aus älteren asketischen Schriftstellern, wie Capecelatro, Thomas von Villanova, glaubt er die Modernisten bekehren zu können. Ein beneidenswerter Optimismus spricht aus dem ganzen Buche.
Dr. Jos. Holzner.

Sailer, Georg, Domkapitular: Welcher Lebensanschauung ist zu huldigen? Regensburg 1909. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. VIII und 286 S. ℳ 2.40. Der Inhalt vorliegender apologetischer Studie ist klar disponiert und kurz ausgesprochen in ihrem Untertitel: Was ist der Mensch? — Was soll er werden? Der erste Teil behandelt das Wesen des Menschen, seine geistigen und leiblichen Lebenserscheinungen, der zweite Teil seine übernatürliche Bestimmung. Da der Mensch das Hauptproblem unserer Zeit ist, war es gegenüber der Flut falscher Ansichten von größter Wichtigkeit, die Anthropologie an der kathol. Wahrheit wieder zu orientieren, die Aufstellungen der weltlichen Wissenschaften in Zusammenhalt mit der kirchlichen Lehre zu bringen. Das ist dem Buche trefflich gelungen. In schöner Sprache und knapper Klarheit birgt es eine Fülle interessantester Details. Jeder, der das Werk aufmerksam liest, wird reiche Kenntnisse sammeln. Gerne wird er bekennen, daß „einen wahrhaft befriedigenden und allein beglückenden Aufschluß über des Menschen Wesen und Bedeutung nur die Lehre der Kirche gibt", und daß der Mensch werden soll frei „von dem in der Welt herrschenden Verderben der Begierlichkeit und teilhaftig der göttlichen Natur".
Dr. A. Weber.

Jung Land. Halbmonatsschrift für das junge Landvolk. Herausgegeben vom Volksverein für das katholische Deutschland. München-Gladbach, 1. Jahrgang 1908/09. Ohne dem bewährten Auerschen „Raphael" Konkurrenz machen zu wollen, hat der Volksverein speziell für die Bedürfnisse der reiferen schulentlassenen Jugend der ackerbautreibenden Bevölkerung ein Organ in „Jung Land" geschaffen, das sich durch den abgeschlossenen zu Geschenkzwecken wohl geeigneten Jahrgang sehr gut eingeführt hat. Praktische Belehrungen bringen die Abteilungen „Allgemeines Wissen", „Berufswissen", „Gott und der Mensch", „Kunst und Volkstum". Edle, wertvolle Unterhaltung bieten die übrigen Rubriken. Es ist überraschend, mit welchem Geschick die Klassiker der deutschen Literatur für diesen Zweck verwendet sind; „Des Knaben Wunderhorn" steuert Volkslieder bei; von Annette Droste Hülshoff ist sehr passend die Dorfgeschichte „Die Judenbuche" aufgenommen, von Pocci das „Bauern-ABC". In maßvoller Weise wird der junge Leser auch über die Ereignisse der Zeit orientiert. Im ganzen verdient das Unternehmen Anerkennung und dementsprechend Verbreitung.
Reither.

„Mitteilungen" des „Kath. ak. Abstinenten-Verbandes", Zeitschrift zur Förderung der studentischen Abstinenzbestrebungen. II. Jahrg. 12 Hefte. Preis: Für Verbandsmitglieder 1.20 ℳ; im Buchhandel 1.50 ℳ. Zu beziehen direkt von der Schriftstelle des Kath. ak. Abst.-Verb. Kinderfreundanstalt Innsbruck und durch alle Buchhandlungen. Kommissionsverlag: Lentnersche Buchhandlung, München. Die abstinente Jugenderziehung zu fördern ist die Hauptaufgabe dieser Monatsschrift. Sie wendet sich daher sowohl an die studierende Jugend als an deren Erzieher. Durch sachgemäße Aufklärung über die schädlichen Wirkungen des Alkoholgenusses für die gesundheitliche Entwicklung des jugendlichen Körpers will das Organ dem Alkoholmißbrauch von Grund auf entgegensteuern. Gleichzeitig soll die Jugend durch Hinlenkung auf Höheres, zu edlem Vergnügen, zu tiefem bleibenden Genusse und wahrer Freude, besonders durch Kenntnis und Pflege sozialer und caritativer Bestrebungen, für eine nüchterne, wenn möglich, alkoholfreie Jugendzeit aus eigner Ueberzeugung und eigenem Antriebe begeistert und gewonnen werden. Das edle Ziel, der Inhalt des ersten Heftes, die von mehreren Bischöfen sehr anerkannten Bestrebungen (Heft 1 S. 25) der kath. abstinenten Studenten sprechen für die Empfehlung und weiteste Verbreitung der „Mitteilungen" sowohl für die studierende Jugend wie für Erzieher.
Paul Weber.

Die fünf Oratorien des Pater Hartmann.

Von L. G. Oberlaender.

Eine kritische Uebersicht über die Werke des Franziskaner-Komponisten legt sich durch die in München bevorstehende Uraufführung des „Tod des Herrn" und durch die Wiederholung des „letzten Abendmahl" besonders nahe. Ich beschränke mich heute an der Hand der Partituren und Klavierauszüge auf die Oratorien Pater Hartmanns von An der Lan-Hochbrunn und behalte mir vor, bei sich bietender Gelegenheit auf seine anderen Tondichtungen zurückzukommen. Friedr. Schlegel hat einst die Musik als „flüssige Architektur" bezeichnet; wenn wir uns diese These zu eigen machen, so darf die Tondichtung des genialen Franziskaners mit der Gotik verglichen werden. Ihre Höhenrichtung, ihr Streben nach dem Ueberirdischen findet hierdurch passende Hervorhebung. Aus ihrem Grundgedanken heraus meidet Hartmann mit Strenge ein Ueberwuchern des Malerischen. Er vermag zwar dem Orchester die blühende Koloristik unserer zeitgenössischen Musik zu geben, aber er befleißigt sich der Zurückhaltung, um die Idee nicht hinter der Klangwirkung zurücktreten zu lassen. Bewunderungswürdig ist die große Fugenkunst Hartmanns, die er in glücklichster Weise seinen religiös-künstlerischen Zwecken dienstbar macht. „Die Fuge wird vor allem der religiösen Stimmung dienen dadurch, daß in ihr eine einzige Empfindung von Maßen monumental ausgesprochen wird" (cf. Th. Alts, System der Künste). Hartmanns erstes Oratorium „Petrus" erschien bei Ricordi & Co. in Mailand. Den Text aus dem Lateinischen übertrug Anton Müller (Br. Willram), Klavierauszug v. H. Solazzi. Aus dem ersten Teile ist ein mächtiger Chor in C-Dur hervorhebenswert, dem sich eine grandiose Fuge anschließt. In der „Berufung" ist manche Tonmalerei (Zappeln der Fische) von feinem Reize, ~~von~~ von großer Wirkung die Stelle: secuti sunt eum durch die Wendung es fis g nach G-Dur. Eine liebliche Melodie gibt der Freude Ausdruck über die Berufung Petri zum princeps ecclesiae. Sehr gut und charakteristisch ist der Männerchor, voll markiger Kraft das dreimalige "Tu es Christus" in wirkungsvollster Steigerung und Christi Antwort, deren Melodie vom Chore aufgenommen wird. Beachtenswert sind die Akkordfolgen mit der Ausweichung in H-Dur „in coelis". Das klingt wahrhaft emporhebend. Majestätisch ist der freudig verhallende Schlußchor. „Franziskus" (Text von S. E. dem hochwürdigsten Bischof Monf. Ghezzi Ord. Fr. min.) nimmt schon durch den weihevollen Choral gefangen; überhaupt sind die Choräle dieses Oratoriums von starkem, individuellen Charakter, der ihren Reiz erhöht. Mit Recht rühmte Hanslick die „klangvolle Instrumentierung und den stets rein und ungezwungen bleibenden musikalischen Satz". Den Höhepunkt der Tondichtung bringt das Mysterium: „manibus ejus et pedibus apparuerunt signa clavorum", das in der modernen Musikliteratur seine einzig geartete Stellung bewahren wird. Auch die wirksame Textdichtung des „letzten Abendmahl" ist von Monf. Ghezzi. Der erste Teil behandelt das jüdische Paschafest, anfangs düster, allmählich in lichteren Farben bis zum Chor, der der Freude des Volkes prächtig Ausdruck verleiht; eine liebliche, weiche Melodie weist auf die Erfüllung des Vorbildes im Neuen Testamente hin. „Im zweiten Teil, der in den neuen Bund einführt, lösen sich alle Widersprüche und Dissonanzen auf in vollkommene, beglückende Harmonie", schreibt E. Böhm in einer klugen und liebevollen Einführung in das Oratorium (Landshut, Hochneder). Der Komponist läßt die Partie des Christus unsichtbar, nur vom Orgelton begleitet, singen. Das Uebersinnliche wird hierdurch im Eindruck verstärkt. Um noch einiges herauszugreifen, wundersam ist die Nachtstimmung ausgedrückt, unterbrochen durch melancholische Weisen, welche das Herzeleid des Erlösers über den Verräter schildert. Die Unruhe des Judas bei der Frage Christi bringt die charakteristische Figur des Cello zu einer eminent eindringlichen Wirkung. Die Konsekrationsworte sind in weihevollste Töne gefaßt. Dieselben würden wohl in der Kirche noch bedeutender wirken müssen als im Konzertsaal. Den „sieben letzten Worten Christi am Kreuz" habe ich im vorigen Jahrgange (cf. Nr. 12, S. 199), eine ausführliche Betrachtung gewidmet. (Dieses Oratorium erschien in Neuyork, J. Fisher & Bro., alle anderen bei Ricordi, Mailand). Man hat neuerdings Vergleiche mit Haydns gleichnamigen Werke gezogen, die schon wegen der Verschiedenheit der Epochen meines Erachtens zu nichts führen. Die Christuspartie ist, wie im „Abendmahl", von echter Größe, eine hinreißende Glut spricht aus dem Psalm: „Wie der Hirsch verlangt nach Wasserquellen." Nun der „Tod Christi". Man sieht an den zwei stofflich ähnlichen Werken, wie reiche Ausdrucksmittel Pater Hartmann besitzt, ohne in Wiederholungen zu verfallen. Noch mehr als bei den „sieben Worten" wäre eine Aufführung statt im Konzertsaal in der Kirche zu wünschen; in sie glaubt man sich beim künstlerischen Erleben dieses Oratoriums versetzt, wie sie am Charfreitag dunkel verhängt ist. Noch mehr, als in den vorhergehenden Werken, finden Choräle Verwendung; von hoher Wirkung ist der Schlußchor mit Fuge „laudate Dominum" (Ps. 116). Auch hier bekundet sich die tief innerliche Natur des geistlichen Tondichters, verstärkt durch die souveräne Meisterung aller Kunstmittel in zu Herzen dringender Weise.

Im Bergell.

Von

Dr. Paul Maria Baumgarten.

Am 31. August 1909 bin ich von der Maloja in das Bergelltal hinabgefahren. Als ich die herrliche Kunststraße, die in zwölf Windungen ein steiles Gefälle von nahezu 600 Metern überwindet, hinter mir hatte, erschien zur Rechten eine Kirchenruine ohne Dach, der treppenartige Aufgang zur Kirche wild bewachsen, das ganze ein Bild trostloser Verlassenheit. Wie man sagt, weiß eigentlich niemand, wer Eigentümer dieser Ruine ist. Die nächstgelegene Gemeindeverwaltung Stampa hat darum die Hand darauf gelegt und tut, als ob der Grund und Boden nebst Kirchenruine ihr gehören.

In den schmalen, spitzbogigen Fensteröffnungen hängen noch prächtige Maßwerkteile, die vom vierzehnten Jahrhundert erzählen, obschon viele Reisehandbücher den Bau der Kirche ins dreizehnte Jahrhundert verlegen. Das ist vollständig unrichtig. Die feierliche Einweihung des Gotteshauses wurde vom Weihbischofe von Chur am Palmsonntage des Jahres 1352 vollzogen.

Die Kirche war dem heiligen Gaudentius, Martyrer, geweiht. Seine Geschichte ist ziemlich dunkel. Woher er kam, ist zweifelhaft, da er in den Quellen als Eboracensis bezeichnet wird. Es ist ausgeschlossen, daß er von York in England kam und daher den Beinamen Eboracensis hatte. Der neuerliche Hinweis auf Ivrea, als Heimat des Martyrers, ist viel verständlicher und würde ebensogut den lateinischen Beinamen erklären.

Um das Jahr 360 ist er gemartert worden. Seine Hinrichtung erfolgte angeblich wegen falscher Anklage auf Hochverrat und wird auf den gemeinschaftlichen Haß der Heiden und der Arianer gegen den Gottesmann zurückgeführt.

Am Fuße des Septimer bei dem Oertchen Casaccia gelegen, zog das Grab alle die zahlreichen Kaufleute an, die den Handel zwischen Mailand und Chur vermittelten, so daß die Ruhestätte des Heiligen schnell zu einem wichtigen Wallfahrtsorte sich auswuchs.

Diesem Patrone des Bergelltales, das von der Maloja bis Chiavenna reicht, wurde nun um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts ein neues Heiligtum gebaut, dasselbe, das heute in Trümmern liegt.

Wie das kam?

Der Bischof von Capodistria, Pietro Paolo Vergerio, der Jüngere, war wegen seiner Glaubensansichten in einen Prozeß vor der venezianischen Inquisition verwickelt. Bevor nun der letzte Entscheid in dieser Sache ergangen war, begab er sich nach Trient, um an der allgemeinen Kirchenversammlung teilzunehmen. Der vorsitzende Kardinallegat bedeutete ihm aber, daß er erst dann vollberechtigtes Mitglied des Konzils werden könne, wenn das freisprechende Urteil in seinem Inquisitionsprozesse vom Papste bestätigt worden sei.

Die Handlungsweise des Kardinallegaten war unzweifelhaft völlig einwandsfrei. Denn wie kann ein Bischof in Fragen des Glaubens sein Votum abgeben, wenn ein Prozeß wegen Glaubenssachen gegen ihn noch nicht völlig zu seinen Gunsten entschieden worden ist? Und doch erboste Vergerio sich über diese „Zurückweisung", wie er es nannte, so sehr, daß es nicht mehr lange anstand, bis er sich durch ein äußerst galliges und heftiges Sendschreiben an den Bischof von Mantua den Protestanten anschloß.

Um nicht verhaftet zu werden, floh Vergerio über Chiavenna ins Bergell und begann seine Apostatentätigkeit, die von einer solchen aufdringlichen Emsigkeit war, daß selbst die Protestanten den Mann bald als eine Last empfanden. Ruhelos wanderte er in der ganzen Schweiz, in Deutschland, in Polen umher; sein Hauptwirken jedoch erstreckte sich auf das Bergell, das Oberengadin und die Gegend um Pontresina bis nach Poschiavo hin.

Ihm in der Hauptsache ist es zu verdanken, daß die rein italienische Bevölkerung des Bergell zu geradezu fanatischen Protestanten, die sich Reformierte nannten, wurde. Die Geschichte der Kapuzinermissionen im Bergell und auf den umliegenden Höhen ist im 17. Jahrhundert mit Blut geschrieben worden.

Während nun Vergerio um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts Pfarrer in Casaccia war, wurde in einer Nacht der Schrein mit den Reliquien des heiligen Gaudentius geraubt, und Vergerio selbst soll die heiligen Ueberreste in die reißende Ordlegna geworfen haben. Diesem Kirchenraub folgte bald die Vernachlässigung und schließlich die Zerstörung der Kirche. Alle Güter derselben wurden verschleudert, und dort, wo ehemals die frommen Wallfahrer die Fürbitte des Heiligen erfleht hatten, bevor sie zum Septimer hinaufstiegen, weidete das Vieh.

Die im Bergelltale verstreut wohnenden Katholiken konnten nur in den seltensten Fällen ihren kirchlichen Pflichten nachkommen, wenn sie nicht auf die Berge hinauf etwa nach Bivio oder in entfernte andere katholische Orte gingen. Der Fanatismus der Bregaglisten erlaubte keinem Priester, sich dort anzusiedeln, um nach dem Rechten zu sehen. Erst vor einigen Jahren konnte man es wagen, den Hauptorten Promontogno und Vico Soprano, in denen im Sommer viele katholische Italiener zur Erholung weilen, einen ständigen Seelsorgepriester zu geben. In notdürftig hergerichteten Kapellchen vereinigten sich die Katholiken, um unter dauerndem, stillen Widerstande der geistlichen und weltlichen Behörden ihren Glauben zu bekennen.

Aber auch trotz aller dieser Feindseligkeiten und Abneigungen sollte die Stunde schlagen, daß die erste katholische Kirche seit der Reformation in Bergell erstehen sollte. Auf Veranlassung einiger seeleneifriger Menschen wurde heimlich ein Grundstück in Vico Soprano erworben, und mit den nach und nach zusammengebrachten Mitteln ein Gotteshaus errichtet, das dem Tempel des heiligen Gaudentius bei Casaccia getreu nachgebildet ist. Trotz aller Hindernisse, und deren waren sehr viele, schritt der Bau voran, so daß am verflossenen 31. August die Benediktion der Kirche unter außerordentlichem Zudrange des Volkes von Chiavenna und Villa di Chiavenna vorgenommen werden konnte. So Gott will, wird im Jahre 1910 der Bischof von Chur, Dr. Schmid von Grüneck, ins Tal hinabsteigen, um die feierliche Konsekration der Kirche vorzunehmen.

Jenen Freudentag der Katholiken des Bergelltales mitzuerleben, machte ich am genannten Tage meinen Ausflug, und ich freue mich, daß ich dabei war. Es fehlt zwar noch am Allernötigsten, aber das Recht der Katholiken auf freie Religionsübung ist erstritten worden. Das freie Läuten mit den Glocken will man den Katholiken zwar noch verbieten, aber in dem von der bischöflichen Kurie angestrengten Prozeß wird die Gemeinde unterliegen. Der Pfarrer von Promontogno und Vico Soprano hat das kärglichste Leben, das man sich denken kann, dafür wird er aber auch von den einen hoch verehrt und von den anderen gründlich drangsaliert. Die Verhältnisse, wie sie liegen, gehen noch über die mecklenburgischen, braunschweigischen und sächsischen hinaus, so daß die dortigen Regierungen wenigstens den Trost haben, daß sie in der „freien" Schweiz auf ein Fleckchen hinweisen können, in dem es noch unduldsamer zugeht, als in ihren Ländern.

Aber auch für das Bergelltal wird gar bald die Stunde kommen, daß dort jeder „nach seiner Fasson" selig werden kann.

Bühnen- und Musikrundschau.

Klara Ziegler †. Die große Münchener Tragödin, welche im Alter von 65 Jahren einem schweren Herzleiden erlegen ist, hatte schon manches Jahr von der Bühne Abschied genommen; allein sie gehörte zu den Unvergessenen. Selbst die Zeiten des Naturalismus, die auf ganz anderen Wegen wie sie der Kunst zu dienen suchten, haben den Glanz ihres Ruhmes nicht verblassen lassen, und heute geht die Sehnsucht wieder nach einer Kunst der großen Linie, die ihre eigenste Domäne gewesen. Eine majestätische Rhythmik der Bewegung und ein machtvolles, jeder Nuance fähiges Organ gaben ihren Gestaltungen Kraft und Nachdruck. Die reine Menschlichkeit der Goetheschen Iphigenie und die glühende Leidenschaft einer Medea verkörperte sie mit gleicher Großzügigkeit. Auch echten, sprudelnden Humor wissen ältere Theaterfreunde von ihren Jugendrollen zu erzählen. Letzteren hat sie auch als Autorin anmutiger Lustspiele bestätigt.

Münchener Schauspielhaus. „Der König" von den Herren Caivallet, de Flers und Arène ist eine politische Komödie. Mehr als den Monarchen, der irgendwo auf dem Balkan zu Hause, verspottet sie die französische Republik. Feile Politiker, die mit ihrer Ueberzeugung Geschäfte machen, wohin man blickt. Der millionenschwere Deputierte spielt den Sozialisten, aber auch er beugt sich vor der kleinen Majestät, die ihre Staatsvisite mit galanten Abenteuern verknüpft; der Politiker überrascht den König bei seiner Maitresse und anderentags bei seiner Gattin und zeigt sich jedesmal bereit, zu schweigen, wenn es ihm — nur Vorteil bringt. Die Autoren werden vielleicht sagen, die Entrüstung habe ihnen die Feder geführt; allein diese Entschuldigung ist nicht stichhaltig, sie fühlen sich vielleicht wohl in dem Sumpfe, und die Verführungsszenen vor allem malen sie aus mit einem Behagen, das schon rein bühnen-



technisch zu verurteilen ist. Humor haben die drei Herren nicht eben viel aufgebracht, aber ziemlich viel ätzende Bosheit. Mag vieles im Französischen weniger plump erscheinen, der Zynismus bleibt der gleiche. Man hat für die hiesige Wiedergabe einen Bischof gestrichen, der sich in Paris unter die fragwürdigen Gäste des sozialistischen Abgeordneten mischt, weil die Mutter desselben eine so fromme Frau sei. Dieser „Witz" mache, so erzählt mir ein Besucher des Théâtre des Variétés, den Parisern unendliches Vergnügen. In der hiesigen Aufführung tritt, obwohl dezent gespielt wird, das Pikante vor das dem Publikum ferner liegende Politische. Was das Stück an Verulkung höfischen Wesens bietet, das haben verschiedene Operettenlibrettisten schon mit ähnlichem Aufwand von Geist geleistet. Das Schauspielhaus hat neulich mit Björnson eine Rückkehr zum Künstlerischen gezeigt, die leider nicht von Dauer war. Ein solch zynisches Stück sogar für die Weihnachtsfeiertage zu wählen, ist durchaus zu verurteilen.

Gärtnerplatztheater. „Sein Sündenregister", eine grobgezimmerte „Karnevals-Burleske" von Friedmann-Frederich, machte durch ihre Verwechslungsscherze lachen, zumal Dreher hierin etwas mehr Gelegenheit fand, seinen Humor zu entfalten, als in den anderen Novitäten seines Gastspieles. In Berlin ist der Schwank zweihundertmal gespielt worden; zu solchem Erfolge bedürfte es flotteres Tempo.

Fünftes Abonnementskonzert. Der Konzertverein vermittelte uns die Bekanntschaft mit einem Pianisten, dem ein glänzender Ruf vorausging, der die hochgespannten Erwartungen jedoch noch weit übertroffen hat. Raoul Pugno entfesselte eine Begeisterung, wie man sie bei unserem verwöhnten Publikum selten findet. Der Pariser Pianist spielte Mozarts Es-Dur-Konzert, von Orchester und Dirigent in glücklichster Weise unterstützt, mit einer Klarheit, Feinheit und Empfindung, die wohl bei Mozart heute ohne Rivalen sind. Sein weicher Anschlag entlockt dem Instrument eine ungewöhnliche Fülle von Klangschönheit. Pugnos Technik ist eminent, doch sucht er nicht mit ihr zu brillieren. Die vornehme Ruhe, mit welcher er den Flügel meistert, ist im Konzertsaal ebenso ungewöhnlich, wie das Können, das aus seinem Spiele spricht. Voraus ging Edward Elgars Symphonie in As-Dur, die für München neu war. Von Löwe glänzend geleitet, fand die Tondichtung des Briten eine gute Aufnahme. Das Werk erscheint in seiner Wirkung bisweilen ungleich. Es hält in verschiedenen Teilen weniger, als es anfänglich zu versprechen scheint. Die von Ferdinand Löwe mit zündender Kraft dirigierte Ouvertüre zu Benvenuto Cellini von Hector Berlioz schloß den Abend in wirksamster Weise.

Verschiedenes aus aller Welt. Das Kgl. Schauspielhaus in Berlin brachte die Uraufführung von Sudermanns „Strandkinder". Der Autor hat schon verschiedene Male mit der Welt der Neuromantik mit geringem Erfolge Fühlung gesucht, auch hier war die Aufnahme eine geteilte. Der Autor behandelt die Blutrache in geschickt angelegten, aber psychologisch derbgezimmerten Szenen. — Im Berliner Lessingtheater und im Frankfurter Schauspielhaus wurde Hermann Bahrs Lustspiel „Das Konzert" gut aufgenommen. Die Kritik kennt das feuilletonistische Geschick Bahrs an, mit dem er das Milieu der Künstlerfamilie zeichnet, doch schleppt sich die Handlung zuweilen etwas direktionslos hin. Wir werden das Stück auch in München sehen. — In Paris fand „Madame Margot", ein historisches Sittenstück aus der Zeit Heinrichs IV. von Moreau und Clairville, dank äußerer Effekte, eine gute Aufnahme.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Das Jahresende brachte in der Börsengestaltung keine wesentliche Aenderung. Es fehlten auch die Vorbedingungen, welche eine merkliche Besserung und Rührigkeit der einzelnen Sparten der Effektenmärkte bewirken konnten. Trotzdem ist nicht zu verkennen, dass es jedenfalls nur ganz geringer Mittel bedurft hätte, um jenen Grad von Stimulus herbeizuführen, der die Börsen, trotz der allgemeinen Feiertagsstimmung rasch in die Höhe gebracht hätte. Tatsächlich bleibt die Grundtendenz an den deutschen Börsen eine innerlich feste. Die Entwicklung der heimischen Industrie, die reguläre Geldversorgung zum Jahresende boten eher Grund zur günstigen Meinung. Von Amerika wird neuerdings eine erhebliche Belebung und Entfaltung der Eisenmärkte signalisiert, und auch die deutsche Industrie in ihrer Gesamtheit entwickelt sich anscheinend, wenn auch ruhig, so doch entschieden in aufwärtsstrebender Richtung. Durch die frühzeitige Eindeckung der Bedürfnisse in Geldfragen an der Börse und durch den gesamten Verkehr konnte dieser Faktor von seiner gefürchteten Schärfe und Wirkung verlieren, und so regelte sich auch dieser wichtigste Punkt der Tendenzfrage zur allgemeinen Klärung. Bemerkenswert blieb hierbei die rückläufige Bewegung des Privatdiskontsatzes. Es ist dies jedenfalls das beste Zeichen dafür, dass die akute Geldknappheit erheblich von der Gefahr und Einwirkung auf die Allgemeinheit der Börsen zu verlieren beginnt. Mit dem neuen Jahre werden erfahrungsgemäss grosse Summen von über den Jahresultimo festgelegten Gelder disponibel, welche in den allgemeinen Kreislauf von Börsen-Interessenten und Geldmarkt rasch zurückströmen. Die Folge wird eine weitere Abundanz und ein Angebot von flüssigen Geldern sein, so dass unsere Reichsbank von der starken Inanspruchnahme bald befreit sein wird. Das deutsche Noteninstitut wird alsdann dem Beispiel der englischen Kollegin bald folgen können und der erwarteten Geldverbilligung durch eine Ermässigung des Diskontsatzes Ausdruck geben. — Leider scheinen politische Befürchtungen den Ausblick ins neue Jahr etwas trüben zu wollen. Mitteilungen über Reibereien zwischen Russland und Japan und neuerliche Unruhen am Balkan lassen das Gebiet der hohen Politik wieder in den Vordergrund treten, und bekanntlich ist dann zur nervösen Börsentendenz kein grosser Weg mehr zurückzulegen. Es bleibt jedoch zu hoffen, dass diese Befürchtungen, die zwar vielfach geteilt, sich bald als übertrieben zeigen werden. Nur wiederholt können wir betonen, dass derzeit alle anderen Faktoren, speziell die eingangs betonten wichtigsten Punkte — Industrieentwicklung und Geldmarkt — derart gebessert sind, dass nach allgemeinem Ermessen die nächste Zeit des neuen Jahres sich in geregelten Bahnen hinsichtlich Börsen- und handelswirtschaftlicher Beziehung abwickeln dürfte. Das Vertrauen des Publikums ist in dieser Hinsicht ohnehin sehr gestärkt, so dass ernstere Rückschläge vorerst nicht erwartet werden brauchen.

M. Weber.


Digitized by Google

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 23 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 2. München, 8. Januar 1910. VII. Jahrgang.

Heimgekehrt.

Ein Konvertitenbild der letzten Tage.

Von Dr. Jos. Holzner, München.

Man wird uns schwerlich einen edlen Katholiken nennen können, der aus innerster Ueberzeugung zum Protestantismus übergetreten wäre, und den die Protestanten auf der „Haben“-Seite als Gewinn buchen könnten. Wir stellen dieser Tatsache eine andere gegenüber. Immer waren es hochedle, geistig freie, tiefernste Naturen in der evangelischen Konfession, welche eine starke innere Hinneigung zum Katholizismus empfanden oder nach jahrelangem Suchen und Ringen zur Mutterkirche zurückkehrten. Vom Katholizismus tritt man eben nicht zum Protestantismus über ohne Einbuße an Charakter, umgekehrt nicht ohne inneren Gewinn. Der abgefallene Katholik fühlt sich als Ueberläufer, als Apostat, der zur katholischen Kirche zurückgetretene Protestant hat die Empfindung des aus der Fremde Heimgekehrten, des Konvertiten oder Bekehrten. Die Folge davon ist: Der Protestantismus gewinnt durch Uebertritte qualitativ nicht das geringste, während die katholische Kirche tüchtigste, wertvollste Kräfte Konversionen verdankt. Ich erinnere nur an Namen wie Stolberg, Hurter, Onno Klopp, Krogh-Tonning, Jörgensen.

Wir wollen auf die Logik dieser Tatsachen nicht eingehen. Uns interessiert hier vor allem das Psychologische daran. Einen neuen Anlaß hierfür bietet uns die in jüngster Zeit erfolgte Rückkehr des Universitäts-Professors Dr. Albert von Ruville in Halle[1]) in den Schoß der katholischen Kirche. Wie vor 2 Jahren Krogh-Tonning, so fühlte auch er sich gedrängt, der breitesten Oeffentlichkeit in einer soeben erschienenen Konversionsschrift[2]) Rechenschaft über seinen Schritt zu geben. Um den Gesamteindruck, den dieses Buch auf mich gemacht hat, gleich vorweg zu nehmen, sage ich: wir können die Kirche zu diesem Siege ihrer alten Werbekraft beglückwünschen und unsere „Konvertitenbilder“ um eine schöne Nummer bereichern.

Es ist unter dem psychologischen Gesichtspunkte höchst interessant, solche Schriften zu studieren. Hofrat Dr. Willmann hat einmal auf die Psychologie der Konversionen hingewiesen. Ein Engländer hat vor einigen Jahren einen Anfang dazu gemacht in seinem Buche: Roads to Rome (Wege nach Rom). Im Deutschen besitzen wir noch keinen religionspsychologischen Versuch hierüber.

Wie ist nun A. von Ruville zum katholischen Glauben gekommen? Angezogen vielleicht durch den romantischen Zauber des katholischen Gottesdienstes oder durch ästhetische Schwärmerei? Gefesselt durch die architektonische Schönheit und Harmonie des katholischen Lehrgebäudes? Oder auf rein verstandesmäßigem Wege durch das Studium des christlichen Altertums wie Newman? Oder durch historische Studien wie Hurter und O. Klopp? Einem Geschichtsforscher wie v. Ruville scheint der Weg einigermaßen vorgezeichnet. Doch hatten bei ihm philosophische und theologische Studien einen ebenso großen Anteil. Aber trotz all dem logisch Zwingenden, das in dem Gedankengang A. v. Ruvilles liegt, ist das Endergebnis der Konversion nicht restlos daraus zu erklären. Hier wirken noch andere Faktoren mit: der Gnadenzug von oben und das, was Sabatier „nostalgie de la sainteté, Heimweh nach Heiligkeit“, nennt.

In streng protestantischem Glauben erzogen, hat von Ruville alle Stadien des Zweifels vom Materialismus bis zum Modernismus durchlaufen. Harnacks „Wesen des Christentums“ 1901 rüttelte ihn auf. Von der rein menschlich-erhabenen Auffassung, die Harnack von der Person Jesu Christi kundgab, kam er durch weitere Studien zur inneren Ueberwindung des theologischen Liberalismus. Daneben machten die Arbeiten von positiven Theologen wie Bernhard Weiß tiefen Eindruck. Aber vorläufig blieb es bei dem Wunsche: „Ich möchte der Kirche angehören, wo Jesus Christus am höchsten verehrt wird.“ Von da bis zur praktischen Glaubensbetätigung war nur ein Schritt. Doch an diesem Punkte wurde er den Mangel ausreichender Gelegenheit zur Gottesverehrung im Protestantismus gewahr. Er empfand den surrogatartigen Charakter der protestantischen Kultformen, wußte aber noch nicht, für was sie Ersatz bieten sollten. Namentlich das Abendmahl in seiner Leerheit als bloßes „frommes Gedächtnismahl“ ließ ihn gänzlich unbefriedigt. Er fühlte, daß in der evangelischen Kirche Gottesdienst und Sakrament keine reale, objektive Heilskraft in sich tragen, daß ihr Wert ganz davon abhänge, was man sich dabei hinzudenken kann. Damit hat von Ruville den wundesten Punkt der protestantischen Sakramentslehre bloßgelegt.

Eine weitere Erfahrung kam hinzu. Eine Kirche, in der alles Heil auf das subjektive Denken gestellt ist, muß unter dem Ansturm der liberalen Wissenschaft ins Wanken geraten. Ruville sah den Kern des Christentums in Auflösung. Es bangte ihm. Ein Wunder war nicht zu erhoffen. Da tauchte eine neue Gedankenentwicklung in ihm auf: „Wie, wenn das erhoffte Wunder tatsächlich vor 1900 Jahren geschehen wäre?“ Dieses Wunder konnte nur „eine vom Staate und von den Strömungen im Volke völlig unabhängige Lehrgewalt“ sein! Aber auf dieser neuen Entwicklungslinie seiner Gedanken starrten ihm rechts und links anerzogene Vorurteile wie Lanzen entgegen. So verstrich Jahr um Jahr. Da fiel ihm 1908 das Werk des Wiener Univ.-Prof. Dr. Reinhold „Der alte und der neue Glaube“ in die Hände. Der Stein kam wieder ins Rollen. Aber ein neues Hindernis tauchte noch auf der Schwelle der Kirche auf: die Transsubstantiation! Man wird lebhaft an die entscheidende Szene von Kapharnaum erinnert, wenn man liest, wie an diesem Kernpunkt des Christentums die Konversion zu scheitern drohte, bis Ruville endlich darin, geführt von Möhlers Symbolik, Seele und Herzschlag des Christentums entdeckte. Mit dieser Entdeckung, mit der Ueberschreitung der eucharistischen Linie war er nicht mehr Protestant, sondern bereits gläubiger Katholik. Den Niederschlag seiner Studien hat er in einem wunderschönen Abschnitt über „die Nährkraft der katholischen Kirche“ untergebracht. Sehr interessant schildert er die Wirkung seiner ersten hl. Kommunion, dergleichen er in der protestantischen

[1]) Anmerkung des Herausgebers: Die liberale Presse zeigte sich bei dieser Gelegenheit wieder einmal im vollen Glanze ihrer Wahrheitsliebe. Zunächst verbreiteten liberale Blätter (vgl. u. a. „Augsb. Abendztg.“, Nr. 344 vom 8. Dezember 1909, S. 8) wörtlich folgende Nachricht der „Inf.“: „Professor Dr. v. Ruville, Mitglied der philosophischen Fakultät der protestantischen Universität Halle, an der nur Dozenten protestantischen Glaubens wirken, ist zur katholischen Kirche übergetreten. Dieser Uebertritt erregt in Universitätskreisen großes Aufsehen, zumal da es nicht ausgeschlossen erscheint, daß Ruville aus dem Lehrkörper der Universität wird ausscheiden müssen.“ Zwei Tage später schob man diese „liberale Behauptung“ schlankweg den „Ultramontanen“ in die Schuhe und schrieb wörtlich (vgl. u. a. „Münch. Neueste Nachrichten“, Nr. 585 vom 10. Dezember 1909): „Die ultramontane Behauptung, daß an der Hallenser Universität keine Katholiken lehren dürfen, ist falsch; Rektor und Prorektor sind zurzeit katholisch.“ So wird's gemacht!

[2]) Prof. Dr. A. von Ruville: Zurück zur heiligen Kirche. Erlebnisse und Erkenntnisse eines Konvertiten. Berlin, Walther 1910, 119 S. M 2, gebunden M 3.

„Reflexionskirche" vergeblich gesucht hatte. Harnack dürfte wahrhaftig froh sein, wenn der Kultus seiner Konfession nur ein klein bischen von der „magischen Kraft" hätte, die er an den katholischen Sakramenten bespöttelt.

In den übrigen Abschnitten legt der Verfasser die Resultate seines Nachdenkens über Lehrautorität, Nährkraft, Liebe, Freiheit in der katholischen Kirche in anregenden, reizvollen Essays nieder. Sie atmen alle echten sensus catholicus, verbunden mit historischem Weitblick und Freimut.

Dieses Buch lehrt uns wieder, welch mühsame Alpensteige für den Konvertiten aus dem protestantischen Flachland zu den Höhen katholischer Dogmen emporführen. Wir Katholiken, die wir in dieser religiösen Gebirgswelt aufgewachsen sind und mit den Bergriesen christlicher Mysterien von Jugend auf vertraut sind, ahnen es kaum, welch abschreckende Schroffen, Klüfte und Spalten sie nach jener Seite hin zeigen. Darum gelingt es so selten einem, über diese Berge von Vorurteilen zu uns ultra montes zu kommen. So nahe wir Katholiken und Protestanten im täglichen Verkehr einander berühren, religiös scheint es fast, als ob wir auf verschiedenen Planeten lebten!

Nach der Lektüre dieses Buches wird in uns unwillkürlich der Seufzer wach: „Möchten doch viele Protestanten die katholische Kirche, wie sie ist, kennen lernen und nicht aus den Zerrbildern von Tendenzwerken und des Konfirmanden-Unterrichtes!" Bis jetzt ist die Sache leider so. In den meisten Fällen kennt der Protestant aus seinem Jugendunterricht die katholische Kirche nur als die versteinernde, tötende Medusa. Deshalb bekämpft er sie und naht sich ihr nur von rückwärts mit abgewendetem Gesicht, mit dem Hohlspiegel einer karikierenden Geschichtschreibung in der Hand. Man habe doch endlich einmal den Mut der Wahrheit und schaue die Kirche mit freiem Auge, mit vorwärts gewendetem Antlitz an! Dazu möge diese herrliche Konversionsschrift anregen!

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Reform des preußischen Landtagswahlrechts.

Am 11. Januar wird der preußische Landtag wieder zusammentreten. Nach offiziösen Prophezeiungen soll ihm eine Wahlrechtsvorlage zugehen. Nun erschien zum Jahresschluß die statistische Aufarbeitung der Wahlergebnisse von 1908. Manche glaubten, aus diesem Zahlenwerk etwas ersehen zu können über die Reformabsichten der gegenwärtigen Regierung. Aus den statistischen Zitronen wollte sich aber nichts Rechtes herauspressen lassen. All die mühselig aufgestellten Zahlenreihen haben für die gesetzgeberische Inspiration so gut wie gar keinen Wert. Soweit man eine Tendenz erkennen kann, geht sie auf die Verteidigung und Beschönigung des gegenwärtigen Wahlrechts hinaus. Auch die offiziösen Begleitartikel verraten das Bestreben, das Dreiklassenwahlrecht als nicht übermäßig „plutokratisch" hinzustellen und insbesondere dem „Mittelstand" einzureden, er fahre mit diesem System der Steuerklassen ausgezeichnet. Wenn man aus diesen Anzeichen Schlüsse ziehen darf, so wird die angekündigte Vorlage der Regierung durchaus nicht grundstürzend ausfallen und anstatt einer wirkliche Reform ist eher ein konservierendes Flickwerk zu erwarten. Zugunsten dieser Vermutung spricht auch die Umwälzung in den Parteiverhältnissen, durch die der neue Reichskanzler und Ministerpräsident auf seinen Posten gelangt ist. Die Macht der konservativen Partei ist durch den Bankrott des Blocks und des Blockkanzlers erheblich gesteigert worden; nicht minder das Bewußtsein dieser Partei. Deren scharfes Vorgehen gegen den Fürsten Bülow war wesentlich bestimmt durch die Abwehr der liberalen Uebermacht, und letztere erschien den Konservativen für Preußen noch viel bedrohlicher, als für das Reich. Fürst Bülow hatte als Lohn für den Blockliberalismus die Wahlreform in Preußen versprochen: Der Liberalismus war sich noch nicht klar und einig über die Reform des neuen Wahlrechts, wohl aber über den Zweck der ganzen Uebung: den Konservativen, die fast über die Hälfte der Mandate des Abgeordnetenhauses verfügen, sollten so viel Mandate abgejagt werden, daß der Liberalismus im preußischen Landtage die Vormacht bilde. Die Herren machten auch kein Geheimnis daraus, daß die Verwertung des liberalen Uebergewichts zunächst auf dem Gebiete der Schule erfolgen soll im Sinne der Entkonfessionalisierung und völligen Beseitigung des geistlichen Einflusses.

Das Zentrum steht zwischen diesen beiden Parteien, welche die Wahlrechtsfragen nach ihren entgegengesetzten Parteiinteressen entscheiden wollen. Das Zentrum ist der Versuchung der egoistischen Taktik nicht ausgesetzt. Die neueste Wahlstatistik bestätigt die alte Wahrheit, daß das Zentrum auch bei dem Dreiklassensystem sehr gut abscheidet. Anderseits lehren die Erfahrungen im Reich, daß unsere Partei auch bei dem gleichen, direkten und geheimen Wahlrecht sich trefflich zu behaupten vermag. Gefährlich für unsere Partei könnte nur einer unter den vielen Reformplänen werden, nämlich die Forderung der Sozialdemokraten und des Asphalt-Liberalismus, daß die Wahlkreise neu eingeteilt und die Mandate durchweg nach der Kopfzahl der Bevölkerung, ohne Rücksicht auf die Größe des Wahlkreises, verteilt werden sollen. Das wäre eine Entrechtung des platten Landes, die zumeist die konservative Partei, aber in zweiter Linie auch das überwiegend in ländlichen Bezirken wurzelnde Zentrum treffen würde. Doch ist nicht anzunehmen, daß sich die Regierung und die Landtagsmehrheit auf eine solche ungerechte und gefährliche Bevorzugung der in den Großstädten wurzelnden Sozialdemokratie und linksliberalen Partei einlassen wird. Nach Ausscheidung dieses bedenklichen Punktes können unsere Parteigenossen in Preußen der Reform ganz objektiv gegenüberstehen. Vor allem werden sie dem Wert der Persönlichkeit als Gegengewicht zu dem jetzt allein maßgebenden Vermögen, sowie dem sozialpolitischen Geist der neueren Zeit möglichst Geltung zu verschaffen suchen. Aber wenn die Nationalliberalen künstliche Lösungen vorschlagen, die gerade auf ihren Parteivorteil berechnet sind, wie z. B. Pluralwahlrecht oder Proportionalwahlrecht und Bevorzugung der Abiturienten oder Stadtverordneten usw., so werden sie gewiß beim Zentrum keinen Anklang finden. Denn wir wollen freilich die gemäßigten Liberalen durchaus nicht ausschalten, aber wir wollen erst recht nicht ihnen zur Herrschaft verhelfen, am wenigsten auf dem Gebiete der Schule.

Das zweiteilige Oesterreich-Ungarn.

Während das Königreich diesseits der Leitha durch die Verbesserung der Geschäftsordnung des Reichsrats den Grund zu einer stetigen konstitutionellen Entwicklung gelegt hat, ist im Bereich der Stefanskrone zu Neujahr der sogenannte Ex lex-Zustand eingetreten. Unter den fortgesetzten parlamentarischen und ministeriellen Krisen ist kein Budget zustande gekommen. Einen § 14, der in Oesterreich als Notbehelf dienen kann, gibt es leider in Ungarn nicht. Und diesmal ist es keine Konfliktsregierung, die außerhalb des gesetzlichen Rahmens die Staatsverwaltung weiter zu führen hätte, sondern das liberale Ministerium Wekerle ist formell noch im Amte, weil die Ablösung noch auf sich warten läßt. Die Minister suchen sich dadurch zu helfen, daß sie zwar die geplanten Ausgaben leisten und auch die allgemeinen Staatseinkünfte einstreichen, aber die Zahlung der eigentlichen Steuern zunächst dem Belieben der Staatsbürger anheimstellten. Ein ähnliches Verfahren ist in England unter der Verwerfung des Budgets seitens des Oberhauses eingeschlagen worden. Der Rest der Steuern läßt sich freilich nachträglich noch eintreiben. Aber während England von den Neuwahlen, die bereits Mitte Januar beginnen, eine baldige Lösung der inneren Krisis erwarten kann, ist die Einrenkung der ungarischen Verhältnisse noch nicht abzusehen. Der designierte Ministerpräsident Lukacs geht seit Wochen umher, um für ein parlamentarisches Ministerium die geeigneten Männer und die nötige Mehrheit zu finden; aber er scheitert an dem Starrsinn des Abg. Justh, des Führers der radikalen Mehrheit der ehemals Kossuthschen Unabhängigkeitspartei. Justh will durchaus die volle Selbständigkeit einer ungarischen Bank; der Kaiser und König will sich aber auf diesen politisch und wirtschaftlich bedenklichen Schritt nicht einlassen. Ob eine Neuwahl der Kammer eine Verständigung ermöglichen wird, ist noch zweifelhaft. Im Hintergrund steht noch die Streitfrage der Wahlreform; die herrschende magyarische Mehrheit hat das Versprechen des allgemeinen Wahlrechts, das sie der Krone bei dem letzten Ausgleich gegeben, bisher noch nicht eingelöst, auch noch nicht einzulösen gesucht.

In der zisleithanischen Reichshälfte feiern die meisten Politiker ein hoffnungsfrohes Neujahr, weil sie die lähmende Obstruktion für überwunden halten. Nur die Deutsch-Radikalen suchen noch flau zu machen. Sie behaupten, daß die Deutschen jetzt auf Gnade und Ungnade der slawischen Mehrheit im Parlament preisgegeben seien. Es ist sehr zu bedauern, daß durch diese



Meinungsverschiedenheit die deutsche „Gemeinbürgschaft“, die Eintracht der sämtlichen deutschen Parteien in der nationalen Politik, gefährdet erscheint. Aber hoffentlich wird man bald allseitig erkennen, daß das Heil der deutschen Sache in Oesterreich auf bessere Wehr- und Hilfsmittel angewiesen ist, als auf die Krücke der technischen Obstruktion. Die „slawische Mehrheit“ ist durchaus nicht so sicher und so allmächtig, daß sie das Deutschtum vergewaltigen kann. Abgesehen von dem Veto der Krone gegen einseitige Parlamentsbeschlüsse bleibt für den Notfall den deutschen Vertretern, die fast die Hälfte des Parlaments ausmachen, noch immer das letzte Abwehrmittel einer tatsächlichen Lahmlegung des Parlaments. Aber dahin wird es kaum kommen, wenn die Befreiung der parlamentarischen Tätigkeit tüchtig benützt wird, um die besseren und besonneneren Elemente aus den verschiedenen Gruppen in den Vordergrund zu bringen. Die Obstruktion, wie sie bisher üblich war, befördert nichts weiter als die Diktatur der radikalen, maßlosen Elemente hüben und drüben. Deren Kaltstellung liegt im Interesse aller Gutgesinnten und namentlich im Interesse der Monarchie, die zum Heile des Deutschtums und des Friedens unbedingt erhalten werden muß.

Eine moderne Versuchsstation.

Von Hans von Walderfingen.

Das klingt wie ein Rätsel. Geben wir gleich die Lösung. Es ist die Volksschule. Hast ohne Rast beherrscht ihr Gebiet. Mit den Worten Erziehung und Bildung spielt man Fangball in ihr. Alle Schäden soll sie heilen, alles Neue ausprobieren. Was unpädagogische Tausendkünstler am grünen Tische ausgedacht, das soll auf der Versuchsstation Schule in die Praxis umgewertet werden. Ihre Ideale wechseln wie der Mond. Ihre Ziele drehen sich wie der Wind. Was heute phrasenhaft als Rettungsanker begrüßt wird, wandert morgen in die pädagogische Rumpelkammer. So kommt sie nicht zur Ruhe und verzettelt ihre Kräfte.

Einige Jahre sind es her. Mit Pauken und Trompeten verkündeten die modernen Heilkünstler: „Die vornehmste Aufgabe der Volksschule ist die Erziehung zu Kunstgenuß und Kunstverständnis!“ Fach- und Tagespresse griffen das Programm auf. Der Büchermarkt half „einem längst gefühlten Bedürfnis“ ab. „Kunsterziehungstage“ spielten auf der pädagogischen Theaterbühne. Die Behörde setzte die Verfügungstintenfässer in Tätigkeit. Und für die Lehrer lautete die Frage: Was kann die Schule tun? — Der Stein der Weisen war gefunden; nur fehlten dem Stein die Weisen. Seit einiger Zeit ist es stiller geworden. Die ästhetische Hochflut ist verlaufen. Nur ein kleines, unscheinbares Bächlein ist noch geblieben. Ob es nicht bald ganz im Sande verläuft? Ruhige Geister sahen das Resultat ohne Prophetengabe voraus. Es ist nun einmal so und wird wohl auch immer so bleiben: Die Kunst ist eine gar zu spröde Schöne, als daß sie sich schon von einem Volksschüler den Hof machen ließe. Kunst und künstlerische Bildung tragen für die breiten Volksmassen die innere Unmöglichkeit in sich. Dazu kommt, daß künstlerische Bildung noch nicht sittliche Bildung und Charakterstärke bedeutet. Das Wenige, was die Schule aus dem Kunstgebiete gebrauchen kann, liegt so nahe, daß es auch bisher nicht vergessen wurde. Im Programm der Kirche stand es schon seit Jahrhunderten.

Das letzte Jahr brachte ein neues Ideal. Sport und Körperkultur heißt sein bezaubernder Name. Mit viel Lärm und wenig Einsicht, mit hohem Pathos und geringer Ueberlegung wird der Niedergang unserer Nation mit übersättigten Farben ausgemalt. Wer die Lamentationen in den Sport- und Turnerzeitungen liest, der sollte meinen, unser Volk bestehe aus lauter Krüppeln, Buckeligen und Schwindsüchtigen. Ein Rückgang ist ja gewiß nicht zu leugnen. Man gehe den Ursachen auf den Grund und beseitige sie. Und deren sind viele. Aber vor manchen steckt man den Kopf in den Sand, wie der Vogel Strauß. Auch der Heilmittel gibt es mehrere. Allein die Phrase muß wieder zu ihrem Rechte kommen: Es gibt nur ein Allheilmittel: das Vorbild Spartas und Athens. Spielen, Turnen, Laufen, Klettern, Ringen, Rudern, Schwimmen sind die Rettungsanker. Spielinspektoren und Turnrevisoren vermehren das Heer der Schulaufsichtsbeamten. Theoretische und praktische Kenntnis der Leibesübungen ist ein Vorzug zur Qualifikation als Schulinspektor und Rektor. Berge von Verordnungen und Beschlüssen kreisen, und kleine Mäuslein werden geboren. Eine vernünftige Pflege in Uebung des Körpers mit Maß und Ziel, „nach der Ordnung und dem Laufe der Natur“ ist gewiß zur Hebung und Förderung der Volksgesundheit und Volkstüchtigkeit notwendig. Die gegenwärtige Turn- und Spielbewegung ist ins Extrem geraten und führt zur einseitigen Körperkultur, die sich rächen wird. Wo bleibt die Zeit für ernstes Arbeiten in und nach der Schule? Das Leben verlangt arbeitsfrohe und arbeitstüchtige Männer. Aus den Spielplätzen wachsen solche nicht hervor. „Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit“, nicht Spiel und wieder Spiel. Einsichtige Männer raten daher auch schon zur Besonnenheit. Man verlasse daher das Gebiet der Phrase und stelle sich auf den Mittelweg der Wirklichkeit.

Das Allerneueste ist ein recht modernes Bildungsideal: Erziehung zur Persönlichkeit! Das klingt hoch und führt tief, und doch will es wenigstens wieder Erziehung. Allein auch ihm wird nur das Dasein eines Nachtfalters beschieden sein. Nietzsche hat den Farbengrundton geliefert, und Gurlitt und Ellen Key haben den Schmetterling mit ihrem Flittergold zur Täuschung herausgeputzt. Sichausleben in uneingeschränkter Freiheit und Genuß ist das Merkmal dieses Persönlichkeitsideals. Erziehungsideal daher: Völlige ungehemmte Entwicklung des Kindes nach allen Seiten, keine Führung, kein Zwang. Das ist ein unchristliches, unsittliches, heidnisches Ideal. Entsagung, Selbstverleugnung, Bezähmung, Tugend, Unterordnung kennt es nicht. Wir müssen es abweisen. Im christlichen Erziehungsideal haben wir das schönste Persönlichkeitsideal. Seine Grundsätze sind alt und bleiben ewig neu. Alles, was Diesseits-Ideal genannt werden kann, ist in ihm enthalten. Denn, was heißt erziehen? Erziehen heißt, um mit Ludwig Auer zu reden, in ein richtiges Leben einführen. Das einzig richtige Leben ist das christliche Leben. Das christliche Leben gipfelt in der christlichen Freiheit. Die christliche Freiheit ist verwirklicht in der Person Jesu Christi. Christlich erziehen heißt daher, in die christliche Freiheit einführen, oder, um modern zu reden, Sichausleben in der christlichen Freiheit heißt: zur Nachfolge Christi erziehen. Er ist unser Persönlichkeitsideal. Sein Leben war Gebet und Arbeit. Gebet und Arbeit sind auch die Diesseitswerte für uns. Die Ewigkeit wird sie umwerten in Anschauung und Seligkeit.

Man verschone also die Schule mit allen Versuchsidealen. Sie hat ihr erprobtes Ideal, das auch den modernsten Anforderungen entspricht. Man gönne ihr nur Ruhe, es zu verwirklichen, und unterstütze sie. Es ist Zeit, daß die ewigen Jeremiaden verstummen. Man hänge doch die Trauerflöten an den Weiden Babylons auf, ziehe zurück ins christliche Land der Freiheit und baue auf Sion den Tempel Gottes. Dann wird die Erlösung nahe sein.

Bayerisches.

Von Heinrich Osel, Landtagsabgeordneter, München.

Die Liberalen aller Meinungen haben sich wieder einmal auch in Bayern „zusammengeeinigt“. Damit fange ich nur an, weil es bei der Menge von nichtssagenden Einleitungen, die täglich überall verbrochen werden, auf eine solche mehr nicht ankommt. Denn mit und ohne Einigung wissen wir, wes Geisteskind die Herren Liberalen sind, sobald es sich um das Zentrum handelt. Hier sind sie einig im Haß, so sehr sie sonst auseinanderfallen. Welch letzteres manchmal sehr unterhaltend ist. So beim Militäretat. Man kann sich wohl vorstellen, mit welcher Begeisterung bei allem Vorbehalt in Einzelheiten der liberale Führer Dr. Casselmann — „selbst Offizier“ — bei Beratung des Militäretats für das Heer eintritt. Wir freuten uns mit ihm. Welch komische Wirkung dann die Bekämpfung des Heeres, die Forderung des Milizsystems durch seinen mit ihm zusammengeeinigten liberalen Bruder Dr. Quidde im Haus hervorrief, ist unschwer nachzufühlen. Wenn der Kriegsminister — dieses Jahr viel agiler als sonst —, bei aller soldatischen Art im allgemeinen glücklich in Ton und Ausdruck, dabei einmal etwas unparlamentarisch meinte, dazu brauche man bei der Militärverwaltung Dr. Quidde nicht, so könnte er „dieserhalb“ wohl sogar vom Präsidenten „angebrummt“ werden. Die ständigen Klagen zum Militäretat will ich nicht aufführen. Ihre Berechtigung ist ebenso sicher, wie die Besserung unzweifelhaft und die gänzliche Abstellung ihrer Ursachen unmöglich. Indes ist z. B. die Ansicht ziemlich allgemein, daß man Offiziere, die als Soldatenschinder abgeurteilt sind, einfach davonjagen soll. Die Begeisterung

der Offiziere für den „Simplicissimus“ und als „Gegengewicht“ wohl die Beschneidung der Militärseelsorge konnte natürlich nicht auf allen Seiten des Hauses als wesentliches Förderungsmittel für die Disziplin und Moral des Heeres anerkannt werden; eine Sache, die der Kriegsminister selbst vielleicht noch „würdigen“ wird. Gewisse Nationalökonomen werden wiederum recht unangenehm berührt sein, vom Generalarzt der Armee zu hören, daß das flache Land mehr als 60 % Taugliche liefert, welcher Prozentsatz sogar unter 50 bei den Städten heruntergeht. Die „Münchn. N. N.“ haben allerdings in ihrer Nr. 592 von diesen Prozenten nichts, im übrigen das Gegenteil gesagt. Eine bessere Weiterbildung unserer Militärärzte, denen eben die Vielseitigkeit der Privatpraxis fehlt, scheint übrigens infolge einer gewissen Verknöcherung ihrer ärztlichen „Spitze“ noch nicht in genügendem Maße erreichbar zu sein. Die wiederholten Erwiderungen auf des Verfassers Vorbringen ließen erkennen, daß die Sache nicht so leicht zu nehmen sei. Es kann nicht bestritten werden, daß unsere Militärärzte 1. zu gering taxiert sind in bezug auf Militärrangverhältnisse, und 2. trotz des Fortschrittes der letzten Jahre auch in bezug auf Weiterbildung durch die mannigfaltigere Privatpraxis noch berechtigte Wünsche haben. Ein heftige Debatte, in der sich die Geister schieden, brachte die Verwendung der barmherzigen Schwestern in der Krankenpflege. Wir haben nicht Lust, „düsseldorfern“ zu lassen. Die forcierte Bevorzugung des Roten Kreuzes ist bei aller Anerkennung seiner segensreichen Tätigkeit auch auffallend genug. Dr. Schädler fand mit Graf Pestalozza die richtigen Worte den Liberalen und Sozialisten gegenüber.

Hier will ich gestehen, daß ich aus der Reihenfolge gefallen bin, denn der Landtag hatte vor dem Militäretat sich schon in außergewöhnlicher Weise mit Ausgaben auf „Pump“ beschäftigt. 82,8 Millionen Mark für Erneuerung und Verbesserung unserer Eisenbahnbauten bzw. für Neuschaffung von Güterwagen! Die Güterwagengemeinschaft allein erfordert 35 Millionen Mark für neues Wagenmaterial, das rot statt grün gestrichen wird, neil's billiger ist. Nur brauchte man zu dieser Entdeckung lange Zeit. Die Kürze der Begründung und des Nachweises der finanziellen Nützlichkeit seitens der Verkehrsverwaltung war dabei nicht minder erstaunlich, als das mühelose Schlucken und Verdauen dieser Summen durch die Landstände, denen doch sonst so ein Zwei bis Dreitausender die heftigsten Schling- und noch heftigere Verdauungsbeschwerden macht. Wesentlich zur Abkürzung des Verfahrens trug dazu das seitens der Verkehrsexzellenz neuestens sehr bevorzugte Kleidungsstück „der Mantel des Schweigens“ bei, in dessen Tragen ihn der Referent unterstützt. Es kann aber noch anders kommen.

So mitten hinein fiel eine sozialdemokratische Interpellation über die Erhöhung des Milchpreises. Auf der einen Seite schreien die Herren Genossen über agrarische Unersättlichkeit, obwohl der Milchpreis gerade in den Städten für die „ältesten Leute“ der gleiche ist, auf der anderen Seite hetzen dieselben Sozialisten die Schweizer und sonstigen ländlichen Dienstboten auf, höhere Löhne zu verlangen und kürzere Arbeitszeit. Man braucht von den teuren künstlichen Dünger- und Futtermitteln der Landwirtschaft weiter gar nicht reden, und man wird doch den Widerspruch in der Haltung der Sozialdemokraten, zu denen sich im übrigen die Liberalen gesellten, mit den Händen greifen können. Eine ganz unverantwortliche Vergeudung der Milch liegt übrigens auch da vor, wo man, wie in München, etwas beschmutzte Milch einfach ausschüttet, anstatt sie in irgend einer Form, wenigstens als Viehnahrungsmittel, zu benützen. Im Zeitalter der Naturwissenschaften ist es doch eigentlich Blödsinn, Produkte wie Milch oder Wein, auch wo sie verunreinigt bzw. verfälscht sind, ohne Nutzen für die Allgemeinheit zu vernichten. Zum Schluß: Weihnachtsferien bis 10. Januar 1910.

Winterabend.

Wie ein stolzer Held im Siegesprangen
Ist die Sonne hingegangen,
Und die weißen Felder und die Bäume
Spinnen ihre Winterträume
Langsam weiter. Leichtgerötet Grau
Legt sich um der Berge Bau
Und vermählt sich mit der dunklen Nacht,
Die schon lange drüben wacht.
Alles schweigt, die Sonne ist gesunken,
Und die Sterne, kleine Funken,
Uebernehmen freudig ihr Geschäft.
Aber, während alles schläft,
Senkt sich leise die Vergessenheit
Ueber die erfrorne Zeit.

Iwan Lazang.

Unsere Gebildeten und das Volk.

Von August Nuß.

Es mag paradox klingen, aber es ist so: „unsere Gebildeten“ und „das Volk“ sind zwei verschiedene Dinge. Zwischen beiden dehnt sich die große Scheidewand des Kastengeistes und Klassenkampfes. Das ist kein natürlicher und gesunder Zustand. An ihm krankt das Vaterland. Wir wollen nicht einseitig und ungerecht sein, sondern offen zugestehen, daß auf beiden Seiten Fehler vorgekommen sind und noch täglich vorkommen. Bei den Gebildeten vielfach egoistische Abgeschlossenheit und müde Verdrossenheit, Mangel an altruistischer Hingabe an die Allgemeinheit, an die Menschheit, keine wahre Nächstenliebe, oder interesseloses, bequemes Weiterleben in ererbten Standesvorurteilen und überkommenen gesellschaftlichen Anschauungen, ohne Blick über die Grenzen, ohne Auge für das große Gemeinsame, ohne Herz für die Leiden und Freuden der Umwelt, natürlich auch ohne Kenntnis der Lebensbedingungen und Strebungen des mittleren und unteren Volksteils. Und sollte das Wort, das jüngst ein alter Praktikus auf sozialpolitischem Gebiete sprach: „Wer die Arbeit nicht schätzt, der schätzt auch nicht den Arbeiter“, nicht manchen wohlhabenden Gebildeten zur Gewissenserforschung anregen? Bei dem Volke herrscht vielfach boshafter Neid und gehässige Verbitterung über das wirtschaftlich bessere Los der „Reichen“ und „Studierten“, wachgerufen und genährt durch eine demagogische Verhetzung seitens der Sozialdemokraten und — Salonanarchisten, durch mangelndes Verständnis für Wert und Mühe der geistigen Arbeit und teilweise auch gefördert durch die eigene Schuld derjenigen Gebildeten, die für ihr Volk nichts oder nicht viel übrig haben. Man kennt und versteht sich gegenseitig viel zu wenig, als daß das rechte Vertrauen zueinander aufkommen könnte. An diesem Mißtrauen der Gebildeten gegen das Volk und des Volkes gegen die Gebildeten trägt u. E. die Hauptschuld der materialistische Zug unserer Zeit, die Abkehr vom Ueberirdischen, vom Göttlichen und die ausschließliche Hinwendung zum Geld und rein materiellen Aufschwung, in welchem man das höchste und einzige Ziel dieses Lebens zu erblicken scheint. Nur so läßt sich die starke nachhaltige Verbitterung erklären, die aus den materiellen Klassenkämpfen entsteht, und die auch nicht durch die beste soziale Gesetzgebung der Welt beseitigt oder wesentlich gemildert werden kann. Es fehlt vielen jenes lebendige Christentum mit seinen höheren Idealen, das Univ.-Prof. Dr. Stölzle in Nr. 39 (1909) dieser Zeitschrift unserer studentischen Welt mit Recht so warm empfohlen hat.

Daß dieser Zustand des gegenseitigen Nichtkennens, des Mißtrauens, des selbstgenügsamen Kastengeistes, des sich in ewigem Haß verzehrenden Klassenkampfes der Nation die schwersten Wunden schlägt, bedarf für den Einsichtigen keines Beweises. Dieser Zustand schreit nach Abhilfe!

So geht denn auch schon seit Jahren ein mächtiges, glühendes Sehnen nach sozialem Frieden und sozialer Versöhnung durch die Herzen vieler deutscher Männer und Frauen. Die Erkenntnis, daß nach dem Worte „Noblesse oblige“ die Gebildeten vorangehen müssen, daß es auch psychologisch richtiger ist, wenn die Gebildeten den Anfang machen, hat viele Gelehrte, Sozialphilosophen, Journalisten und Studentenfreunde auf die Schanzen gerufen. Prof. Paulsen sagt: „Möge es dem 20. Jahrhundert beschieden sein, die ihm gestellte Schicksalsfrage zu lösen: Die große Kluft zwischen dem Volk und dem Gebildeten, die im 19. Jahrhundert zu einer unüberschreitbaren sich erweitern zu wollen schien, zu überbrücken: nicht Gleichheit, aber Einheit der Gesinnung sei das Leitwort, und möge an dieser brückenbauenden Tätigkeit auch die akademische Jugend ihren redlichen Anteil gewinnen.“[1]) Bölsche erklärt: „Etwas, was unserer Zeit verzweifelt nottut, ist Achtung vor jeder Arbeit, Achtung vor dem großen Geistesfunken, der durch jede, auch die scheinbar geringfügigste Arbeit hindurchströmt. Wir haben als „Gebildete“ Achtung eingeimpft bekommen vor dem alten Cicero oder Horaz etwa. Sie erscheinen uns als etwas Höheres, Genien der Menschheit. Wenn wir von einem fleißigen Mönch späterer Zeiten hören, der ihre Werke durch Abschrift gerettet hat, so preisen wir das Andenken dieses Mönches. Was aber ist uns, die wir ohne Wirklichkeitsunterricht aufgewachsen sind, ein Stuhl, ein Tisch oder ein „gedrucktes Buch“ als solches? Und doch ist jeder, der uns das liefert, auch ein Vermittler großer Menschheits-

[1]) Paulsen, Die deutschen Universitäten, Ascher, Berlin 1902.



gedanken."[2]) Canon Barnett ruft in Foersters „Christentum und Klassenkampf" den Gebildeten zu: „Wenn ihr euch um den Armen kümmert, wenn ihr Teilnahme habt für den Armen in seinem Ringen, warum kommt ihr dann nicht und lebt mit ihnen — nicht als Vornehme, die sich herablassen, unter den Geringeren zu wohnen, nicht als Reine, die den Gefallenen helfen wollen, nicht als Gebildete, die die Ungebildeten lehren wollen, nicht als Vertreter der Lebensverfeinerung, die Geschmack verbreiten wollen, sondern einfach als Nachbarn, Freunde und Mitbürger."[3]) Naumann spricht von „der ewigen Wahrheit, die allen Ständen, allen Berufen die Brüderlichkeit zur Pflicht macht" und fährt fort: „Solches Nachdenken muß zur Buße führen. Es handelt sich um eine Buße des ganzen studentischen Standes, in der er sich besinnt, daß er ein Bruder des Volkes ist."[4]) Aehnliche Gedanken äußert Adolf Korrel in seiner Broschüre „Student und Politik". Die Zitate ließen sich noch beträchtlich vermehren. Männer wie Prof. Harnack, der noch in Detmold (1908) von dem großen „Herzenssozialismus" als dem Retter der Zukunft sprach, Prof. Schmoller, Franz von Liszt, Graf von Posadowsky, Foerster, Ziegler und viele andere riefen und rufen schon seit Jahren das deutsche Volk zur inneren Einigung auf. Auch auf katholischer Seite hat man rechtzeitig die Zeichen der Zeit erkannt. Namen wie Julius Bachem, Johann Giesberts, Maximilian Pfeiffer, Dr. Schofer, Prof. Dr. Faßbender, Fanni Imle und Gräfin Pauline Montgelas (Würzburg) setzen sich für die soziale Versöhnungsarbeit ein. Auch hier könnte die Zahl der Mitarbeiter noch um viele Namen erweitert werden. Einer der rührigsten, konsequentesten und erfolgreichsten Vorkämpfer auf diesem Gebiete ist im katholischen Lager unstreitig Dr. Karl Sonnenschein (M.-Gladbach). Als Leiter des Sekretariats sozialer Studentenarbeit steht er mitten in der sozialstudentischen Bewegung, die ja nichts anderes ist, als ein Ausschnitt aus der großen „brückenbauenden Tätigkeit", welche die Kluft zwischen Gebildeten und Volk überbrücken soll. „Die Gebildeten werden dem Volke, das in die Volksschule geht, zu früh entfremdet", sagt er. „Die Menschen, die in der zweiten Klasse, kennen diejenigen nicht, die in der vierten fahren. Das gebildete Mädchen weiß unsagbar wenig über das Leben derer, die auf der anderen Seite der Stadt wohnen. Leset Bloems „Paragraphenlehrling" und Stratz „Alt-Heidelberg" und hört die Klagen unserer Gebildeten. Diese Ignoranz muß beseitigt werden. Es gilt nicht nur die Römer, Aegypter, nicht nur Australien und den Südpol, es gilt unsere Brüder und Schwestern kennen lernen, uns eine Vorstellung machen von den Bedingungen, unter denen sie leben, von den Meinungen, die sie sich gebildet, von den Hoffnungen und Träumen, denen sie sich hingegeben. Nicht um zu loben, um zu verstehen, sollen wir hingehen. Comprendre. O, wie werden wir anders urteilen lernen. Wieviel vorsichtiger, wieviel rücksichtsvoller, wieviel bescheidener. Werden wir uns nicht vielfach wundern, daß noch so viel Wille und sittliche Kraft, Lebensbejahung in unserem Volke steckt. Werden wir uns nicht hüten, abfällig zu urteilen, wir, deren Klasse nichts tat, um die anderen zu heben. Klagt nicht: die Masse mißkennt das Geistige, verurteilt die Gebildeten, ist rüde und roh. Wer machte sie anders? Ließt ihr nicht den Klerus und ein paar Idealisten allein mitten im Volke stehen, das ihr gemieden habt? Ihr kennt es ja gar nicht, daher so naiv euer Urteil. Kampf gegen die Ignoranz![5]) Und in Nr. 30 der „Allgemeinen Rundschau" vom 24. Juli 1909 hat Dr. Sonnenschein neben einer glänzenden Verteidigung „unserer sozialstudentischen Bewegung" auch ein warmherziges und hinreißendes Bekenntnis abgelegt zu der großen, brennenden Forderung des Tages: durch die innere Annäherung und Vereinigung der einzelnen Klassen und Stände zu einem „einzigen Volk von Brüdern" einen Lebensquell in der Nation zu wecken und neue Horizonte zu erschließen.

Die ganze Entwicklung der Dinge drängt also bei uns in Deutschland zu der großen „Schicksalsfrage" unseres Jahrhunderts: Wie werden die „Gebildeten" und das „Volk" wieder — ein Volk?

Haben wir die öffentliche Meinung für diese Frage gewonnen, so ist ihre Lösung nicht mehr allzu schwer. Neben der kraftvollen Selbsthilfe, wie sie schon in der sozialstudentischen Bewegung hinsichtlich eines wichtigen Teiles der Gebildeten ihren Ausdruck gefunden hat, müssen Familie und Schule, Gemeinde und Staat durch einschneidende Reformen jenem „Wirklichkeitsunterricht" sich zuwenden, der die Voraussetzung zu einer vernünftigen sozialen Versöhnung in unserem Vaterlande bildet. Der vaterländisch-völkische Einheitsgedanke, die Idee der Brüderlichkeit, wird dann auch bei uns den Horizont beherrschen, wie dieser Gedanke schon seit Jahren in den nordischen Ländern, namentlich in England, Dänemark und Schweden, sich durchgesetzt hat; in diesen Staaten sind gerade die Studenten die eifrigsten Pioniere völkischer Kultur und Eigenart.

Geadelt wird aber diese ganze Kulturbewegung erst, wenn sie den Stempel christlicher Nächstenliebe und christlichen Geistes trägt. Deshalb dürfen wir deutschen Katholiken nicht müßig sein, sondern wir haben die heilige Pflicht, mit den uns eigenen Kräften und nach Maßgabe der uns eigenen Weltanschauung an dem echt christlichen Werk sozialen Ausgleichs positiv und energisch mitzuarbeiten! Wir erweisen dadurch unsere glühende Liebe zur Nation und zum deutschen Volk nicht minder als unsere aufrichtige Liebe zur Kirche, zum Katholizismus. Dadurch, daß der Solidaritätsgedanke wieder aufgerichtet wird bei den Gebildeten und dem Volke, werden neue sittliche, nationale und religiöse Kräfte erweckt. Das Solidaritätsgefühl kommt aber nicht nur dem Vaterlande, sondern auch der Kirche zugute. Das ist ja gerade auch für unser katholisches Deutschland eine hochaktuelle, brennende Frage geworden: Wie gewinnen wir die kirchlich lauen Gebildeten, die „Intelligenz", für unsere Kirche und wie die gebildeten Katholiken für unser katholisches Volk wieder? Die kirchliche Entfremdung der gebildeten Kreise muß naturnotwendig die allmähliche Entfremdung der Massen zur Folge haben. Sind die Gebildeten tüchtige, überzeugte Katholiken, so braucht man um die Massen nicht zu bangen, vorausgesetzt, daß sie sich um die Massen kümmern. Unsere Gebildeten dürfen unter keinen Umständen ihrem Glauben und ihren Glaubensgenossen verloren gehen. Die schrecklichen Folgen solchen Verlustes haben sich in den romanischen Ländern — man denke nur an Frankreich und Spanien! — schon deutlich gezeigt. Bringen wir in Deutschland die gebildeten Katholiken in stetigen, innigen Kontakt mit ihren Glaubensbrüdern im Volke, und wir haben die katholische Kirche um unschätzbare Werte bereichert. Ein Joseph von Görres hat die starken Kräfte, die in der Tiefe des Volkes wurzeln, erkannt, verstanden und für sein Vaterland und seine Kirche verwertet. Er sei uns darin Vorbild und Meister![6]) Der Kontakt zwischen katholischen Gebildeten und katholischem Volk würde auch auf andere wichtige Fragen des öffentlichen Lebens von Einfluß sein. Man denke nur an Kunst und Sittlichkeit! An die Stelle der heute leider herrschenden Laxheit und Umkehrung aller Sittlichkeitsgesetze würde gar bald im Wege der natürlichen Volksauflehnung der normale Maßstab des Reinen und Sittlichen treten, wenn Gebildete und Volk wieder eins würden in ihren alten, gesunden Anschauungen, die das Vaterland einst groß gemacht.

Wie wir die Frage auch immer betrachten mögen, überall Lichtblicke und sonnige Perspektiven! Mit Mut und freudiger Hoffnung schreiten wir der neuen Morgenröte entgegen, die uns einen glücklichen Friedenstag kündet. Mögen alle, die guten Willens sind, unsere Weggenossen sein!

„Wir wollen zu Tale steigen,
Wo das Leben brandet und braust,
Wo untergehen die Feigen,
Wo siegt die eiserne Faust.
Wir wollen die Schönheit sehen,
Die unten im Tale blüht,
Wir wollen lernen verstehen,
Woran das Volk sich müht.
Die Hände wollen wir reichen,
Um stark und einig zu sein,
Dann stehen wir fest wie die Eichen
Im dicht verschlungenen Hain.
Dann können wir erst erfassen,
Der Berge trotzige Kraft,
Wo Burgen sich bauen lassen,
Wie die Felsen so dauerhaft."

(„Soziale Studentenblätter", Nr. 2 S. 20.)

[2]) Bölsche, „Wirklichkeitsunterricht, eine Forderung unserer Zeit", „Woche", 1900, Nr. 33.

[3]) Foerster, „Christentum und Klassenkampf", Schultheß, Zürich, 1908, S. 59.

[4]) Naumann, „Der Student im Verkehr", Vandenhoeck, Göttingen 1894.

[5]) Dr. Sonnenschein, „Unser Programm", Soziale Studentenblätter, Nr. 3 S. 53.

[6]) Man vergl. den Artikel von Dr. N. Brem in Nr. 46 der „Allg. Rundschau" v. 13. November 1909.

Der Religionsunterricht in der preußischen Volksschule.

Von Dr. Heinrich Weertz, Köln.

Als ich hörte, ein Paderborner Geistlicher habe eine Schrift verfaßt, in der er die Forderung aufstelle, die Geistlichen sollten den Religionsunterricht in der Volksschule den Lehrern überlassen, da beschloß ich, die Schrift gleich nach dem Erscheinen zu kaufen, um sie zu bekämpfen. Denn daß man mir meine liebste seelsorgliche Tätigkeit nehmen wollte, empörte mich. Als ich die Schrift[1]) gelesen und studiert hatte, war ich ein wenig versöhnt; denn der Verfasser will uns nicht ganz aus der Volksschule verdrängen.

Wie ist denn die Rechtslage? Was will der Verfasser? Der Ministerialerlaß vom 18. Februar 1876, der für Preußen „die Leitung und Erteilung des Religionsunterrichtes in katholischen Schulen" näher bestimmt, sagt:

1. Der schulplanmäßige Religionsunterricht wird in der Volksschule von den vom Staate berufenen oder zugelassenen Organen unter seiner Aufsicht erteilt.

2. Die Erteilung dieses Unterrichts liegt in erster Linie den an der Schule angestellten Lehrern und Lehrerinnen ob, welche in der vorgeschriebenen Prüfung die Befähigung dafür nachgewiesen haben.

3. Wo es bisher üblich war, den schulplanmäßigen Religionsunterricht zwischen dem Lehrer und dem Pfarrer oder dessen ordentlichem Vertreter (Vikar, Kaplan) dergestalt zu teilen, daß ersterer die Biblische Geschichte, letzterer den Katechismus übernimmt, kann es unter der Voraussetzung auch fernerhin dabei bewenden, daß der Geistliche in bezug auf seine Stellung zum Staat der Schulaufsichtsbehörde kein Bedenken erregt und allen ressortmäßigen Anordnungen derselben entspricht.

Die Leitung des schulplanmäßigen Religionsunterrichtes, auch wenn derselbe von Laien erteilt wird, kommt nach Art. 24 der Verfassungsurkunde vom Jahre 1850 den Religionsgesellschaften zu. Nach § 7 des genannten Ministerialerlasses von 1876 hat zwar der einzelne Geistliche nicht ohne weiteres ein Recht, diese Leitung zu beanspruchen. Doch ist in der Regel der Ortspfarrer als das zur Leitung des Religionsunterrichtes berufene Organ zu betrachten. Dieser hat das Recht, dem Unterricht beizuwohnen und zu prüfen, ob derselbe recht erteilt wird. Nach § 10 haben aber auch die Organe des Staates ein Recht, dem gedachten Unterricht beizuwohnen. Eine Einwirkung auf den sachlichen Inhalt steht diesen aber nur insoweit zu, als die Religionslehre nichts enthalten darf, was den bürgerlichen oder staatsbürgerlichen Pflichten zuwiderläuft.

In der Erzdiözese Köln und wohl in den meisten Diözesen Preußens ist der schulplanmäßige Unterricht zwischen dem Lehrer und dem Geistlichen geteilt; ersterer unterrichtet in der Biblischen Geschichte, letzterer im Katechismus. Diese Trennung ist sicher kein idealer Zustand. Der Unterricht läßt sich einheitlicher gestalten, Wiederholungen können eher vermieden werden, wenn einer den ganzen Unterricht erteilt. In der Diözese Paderborn und in einzelnen anderen Gegenden überläßt man nach § 1 der Ministerialverordnung den gesamten schulplanmäßigen Religionsunterricht dem Lehrer oder der Lehrerin. Der Geistliche gibt dazu den sogenannten kirchlichen Unterricht. Nach § 11 und 12 des Erlasses vom 18. Februar 1876 ist es gestattet, außer dem schulplanmäßigen Unterricht in dem Schullokal einen ergänzenden Religionsunterricht zu erteilen, den man als kirchlichen Unterricht bezeichnet. Jedoch bedarf jede Verkürzung des schulplanmäßigen Unterrichts, die erfolgen soll, um dem kirchlichen Unterricht Raum zu verschaffen, einer Genehmigung der Königlichen Regierung.

Wohl überall wird der Kommunionunterricht eigens gehalten, aber nicht überall hat man diesen Unterricht, wie es möglich ist, in die Schulzeit verlegt. In einzelnen Gegenden gibt der Geistliche außerdem nur noch den Beichtunterricht, z. B. in den Diözesen Osnabrück und Culm. In der Diözese Paderborn geben die Pfarrgeistlichen in den letzten 2—3 Jahrgängen außer dem Vorbereitungsunterricht auf die erste heilige Kommunion in der Schulzeit außerschulplanmäßigen kirchlichen Religionsunterricht.

[1]) Der Religionsunterricht in der preußischen Volksschule. Von Franz X. Schulfreund. Paderborn, Schöningh 1909. Preis M 0.60.

Diese Paderborner Einrichtung schwebt dem Verfasser als das Ideal vor, und er möchte sie allen Diözesen zur Nachahmung empfehlen. Aus verschiedenen Gründen. Zunächst hält er die Lehrer für besser befähigt, den Religionsunterricht zu erteilen. „Denn nach den über ihre Vorbildung bestehenden Vorschriften werden die Präparanden und Seminaristen 5 respektive 6 Jahre lang theoretisch und praktisch in dem Katechismus, der Biblischen Geschichte, dem Kirchenliede usw. sowie in der Pädagogik und Didaktik so gründlich unterrichtet, wie es in dem Priesterseminare kaum geschehen kann" (S. 9). Ich gebe zu, daß der junge Lehrer im allgemeinen besser zu Kindern sprechen kann, als der eben geweihte Priester. Dieser hat so viel metaphysische und abstrakte Wissenschaft in sich aufgenommen und in den letzten Jahren so wenig Zusammenhang mit dem Volke und der Kinderwelt gehabt, daß er in der Schule anfangs unbeholfen ist. Aber man muß bedenken, daß er sich mit dem Gegenstand des Religionsunterrichts doch eingehender beschäftigt hat, daß er als Priester dem Kinde mit einer größeren Autorität entgegentritt, und daß er, wenn er Liebe zu den Kindern hat, sehr bald sich in ihre Gedankenwelt eingelebt hat. So wird der Priester, nachdem er als Anfänger sein Lehrgeld gegeben hat, in kurzer Zeit den Unterricht mit demselben, wenn nicht mit größerem Erfolg erteilen, wie der Lehrer.

Aber fühlt sich der Lehrer nicht beleidigt, muß er es nicht als Zeichen des Mißtrauens ansehen, wenn ihm der Geistliche den wichtigsten Unterricht abnimmt? Der Verfasser stellt es so dar (S. 50). Er sagt: „Dieses empfinden die älteren Lehrer, die guten Willens sind, sehr bitter und beklagen sich deshalb sehr, daß ihnen die beste Freude am Schulhalten genommen sei" (S. 51). Ich habe derartige Klagen noch nie gehört, ich behaupte im Gegenteil, daß die Lehrer sich fast ohne Ausnahme freuen über die Erleichterung, die ihnen durch Abnahme des Katechismusunterrichts zuteil wird. Ich habe noch nie gefunden, daß ein Lehrer oder eine Lehrerin sich gefreut hätten, daß sie mich vertreten durften, wenn ich einmal dienstlich verhindert war, in die Schule zu gehen. Im übrigen haben ja die Lehrpersonen den bei weitem interessantesten und angenehmsten Religionsunterricht in der Biblischen Geschichte. Durch diesen Unterricht haben sie auch Gelegenheit, sich mit den religiösen Wahrheiten vertraut zu halten. Wenn der Verfasser die Abnahme des religiösen Sinnes bei vielen Lehrern mit dieser Einrichtung in Verbindung bringt, so kann ich ihm nicht zustimmen.

Ein anderer Grund ist beachtenswerter: „Für die Seelsorge hat die Ueberbürdung der Geistlichen mit Unterrichtsstunden sehr große Nachteile. Der Seelsorger ist doch Lehrer und Führer nicht bloß der Kinder, sondern der ganzen Gemeinde. Wenn er aber wöchentlich 12—18 Stunden Religionsunterricht zu geben hat, dann bleibt für die Privatseelsorge nicht mehr viel Zeit und Kraft" (S. 51). Das ist richtig. In Köln ist die Normalstundenzahl der Kapläne 12; in den größten Pfarreien, namentlich der Vororte steigt die Zahl bis auf 20. Das letztere ist offenbar zu viel. Dann wird der Priester zu sehr Seelsorger der Kinder und zu wenig Seelsorger der Erwachsenen. Dann muß das Predigtstudium, die Hausseelsorge, die Vereinstätigkeit zu kurz kommen. In solchen Riesenpfarreien bleibt nichts anderes übrig, als einen Teil des Katechismusunterrichtes an die Lehrpersonen abzutreten, wie es auch bereits hier und da geschehen ist.

Der Verfasser hält die bei uns normale Zahl von 12 Stunden für zu hoch. Er schreibt S. 52: „Man beachte doch nur einmal folgendes Exempel: In einer Gemeinde sind ein Pfarrer und vier Hilfsgeistliche. Jeder hat wöchentlich 12 Religionsstunden, das sind in einer Woche für 5 Geistliche 60 Stunden, in einem Jahr 40×60 = 2400 Stunden, welche ausschließlich für die Kinder verwendet werden und daher der Gesamtseelsorge verloren gehen (?), 2400 Stunden, deren Ausfüllung an sich den Lehrpersonen obliegt, und die vielleicht von ihnen mit besserem Erfolge ausgefüllt würden (?), als es den mit sonstigen Arbeiten abgehetzten Geistlichen möglich sein kann! 2400 Stunden in einer Gemeinde der Privatseelsorge, dem Besuche der Kranken, den Familien, dem Aufsuchen der Gefährdeten, dem Zurückführen der Verirrten, der Pflege der Vereine usw. gewidmet, wie viele Seelen könnten gestärkt und angeeifert, wie viele zur Erfüllung ihrer Pflichten zurückgeführt werden! Wie viele Klagen der Pfarrkinder, daß sie ihre Seelsorger nicht zu sehen und zu sprechen vermöchten, ja kaum kennen lernten, würden dann verstummen!"

In diesen Sätzen steckt viel Wahrheit. Und doch meine ich, bis zu 12 Stunden könnte ein gesunder Mann halten, ohne die übrigen Seelsorgsverpflichtungen zu vernachlässigen. Der



Verfasser unterschätzt die Bedeutung der Kinderseelsorge durch den Geistlichen. Als ich in meinen Studentenjahren von einem älteren Pfarrer hörte, daß er am liebsten in die Schule gehe, um die Kinder zu unterrichten, war mir das unverständlich. Jetzt stehe ich auf demselben Standpunkte. Wenn ich in die Schule gehe, namentlich zu den Kleinen im 3., 4. und 5. Schuljahre, dann erlebe ich herzliche priesterliche Freuden. Bin ich müde, etwa von der Arbeit des vorhergehenden Abends, in der Schule taue ich auf. Hier findet man Verständnis für die religiösen Wahrheiten, hier erfreut man sich an der kindlichen Harmlosigkeit und Anhänglichkeit. Wenn ein Großstadtseelsorger nicht in die Schule geht, dann weiß ich nicht, wie er sich vor dem Pessimismus bewahren soll. Und kommt die Kinderseelsorge nicht der ganzen Gemeinde zugute? Die Kinder wachsen heran; haben sie den Geistlichen in der Schule kennen und lieben gelernt, so sind sie ihm auch später eher anhänglich und in ihm der Kirche. Durch die Kinder wirkt man auf die Eltern ein, wie man oft beobachten kann. Ferner, wenn wir in die Schule gehen, sehen wir die Lehrpersonen und haben Gelegenheit, mit ihnen ein freundschaftliches Verhältnis anzuknüpfen, was sonst kaum zustande käme. Wir können so unvermerkt auf den Geist der Schule einwirken. Das möge der Verfasser bedenken. Vielleicht hat er auch unterdessen Zweifel an seiner Theorie bekommen. Denn kurz nach dem Erscheinen seiner Schrift ist in dem von ihm so gelobten Lande den Geistlichen an größeren Orten die Schulaufsicht genommen worden. Wäre es da nicht gut, wenn die Geistlichen soviel wie möglich in die Schule gingen, um wenigstens so direkt auf die Kinder einzuwirken?

Nach alledem scheint mir jedenfalls die Kölner Praxis der Osnabrücker und Culmer Praxis vorzuziehen zu sein. Die Paderborner Einrichtung hat den Vorzug, daß in den zwei letzten Jahren 2 Stunden mehr Religionsunterricht erteilt wird, aber den Nachteil, daß die Geistlichen weniger in die Schule gehen. Wenn wir dem Verfasser auch nicht in allem recht geben können, so sind wir ihm doch zu Dank verpflichtet, daß er diese Frage einmal angeschnitten und eine Aussprache über dieselbe veranlaßt hat.

Die kirchliche Aufklärung (c. 1750—1850).

Von Universitätsprofessor Dr. Sägmüller, Tübingen.

I.

Die Zeitungsberichte über den von Professor Dr. Sebastian Merkle am 12. August 1908 in Berlin gehaltenen Vortrag über „Die katholische Beurteilung des Zeitalters der Aufklärung" auf dem „Internationalen Kongreß für historische Wissenschaften" riefen, namentlich wegen der von Merkle gegen tote und lebende katholische Gelehrte, so auch den bis dahin mit Merkle nie in einer Kontroverse gewesenen Schreiber dieses, vorgebrachten maßlosen Schmähungen alsbald eine Reihe von energischen Protesten in angesehenen katholischen Organen, so auch in der „Allgem. Rundschau" (Nr. 44 und 46, 1908), hervor. Professor Merkle erwiderte aber hierauf scharf und verwies gegenüber den angeblich ganz unzuverlässigen Zeitungsreferaten und daher unbilligen Angriffen auf den demnächst erscheinenden authentischen Wortlaut der Rede. Als derselbe dann Ende Februar 1909 erschien[1]), war es auch alsbald klar, daß man den vollauthentischen Wortlaut doch nicht hatte, daß aber die von Merkle erst nachträglich desavouierten, aber nicht korrigierten Zeitungsberichte im wesentlichen, und zwar gerade in den gravierendsten Stellen, durchaus richtig gewesen waren. Die Vorrede und die Noten der Schrift strotzen wiederum, wie der Berliner Vortrag selbst, von den schwersten und gröbsten Vorwürfen gegen seine Gegner. Behandelt aber wird in der Schrift keineswegs die Aufklärung nach allen Seiten hin. Manches, und zwar gerade das für den Katholiken Entscheidende, wird ganz übergangen oder, weil zu wichtig, um übergangen zu werden, mit ein paar Zeilen abgemacht, so das mißliche Verhältnis der Aufklärer vor allem zu Dogma und Kirchenrecht. Dafür kommen zu um so breiterer, in fast lauter Freilicht malender Darstellung: Theologische Wissenschaft und klerikale Erziehung; Religiöser Volksunterricht; Liturgie, kirchliches Leben, kirchliche Disziplin; Toleranz und Humanität; Moralisieren und Moralität. Um die Aufklärung hierin bestens erscheinen zu lassen, wird die Vorzeit als Hintergrund grau in grau gemalt.

Natürlich fehlte es alsbald nicht an Rezensionen. Auf protestantischer Seite herrschte, soweit wir sehen, in der Natur der Sache liegende allgemeine Zustimmung. Das non plus ultra leistete hierin der sattsam bekannte Professor Dr. Nippold in Nr. 135, 4. Morgenblatt der „Frankfurter Zeitung" vom 16. Mai 1909. Auf katholischer Seite lauten die Urteile viel reservierter, ja bisweilen geradezu vollständig ablehnend. So machten z. B. mit vollem Recht und schlagend die „Stimmen aus Maria-Laach" (1909, II, 343—356) u. a. auf das ganz ungenügende Material aufmerksam, mit dem Merkle bezüglich der Jesuiten in der Aufklärungszeit arbeitet, ebenso auf seine ungenügenden Kenntnisse hierin und seine bekannte giftige Feindseligkeit gegen den Jesuitenorden.

Jetzt aber ist einer der von Merkle nachträglich am schärfsten Befehdeten, Dr. utr. iur. Adolf Rösch, Ordinariatsassessor und Offizialatsrat in Freiburg i. Br., mit einer starken Schrift gegen Merkle auf den Plan getreten.[2]) Der Verfasser ist als Forscher, wie sonst, so auch auf dem Gebiete der Aufklärungszeit bereits bestens bekannt durch seine guten Aufsätze über „Das Kirchenrecht im Zeitalter der Aufklärung" im Archiv für katholisches Kirchenrecht (1903, 1904, 1905), das instruktive Buch: Die Beziehungen der Staatsgewalt zur katholischen Kirche in den beiden Hohenzollernschen Fürstentümern von 1800—1850 (1906), und seine gediegene Schrift „Das religiöse Leben in Hohenzollern unter dem Einflusse des Wessenbergianismus (1908). Andere kleinere einschlägige Arbeiten erschienen im „Oberrheinischen Pastoralblatt" und anderwärts. Rösch gibt als Zweck seiner Arbeit an:

„Einmal soll, trotz der ephemeren Erscheinung von Merkles Rede, der breitesten Oeffentlichkeit an einem klassischen Schulbeispiel dargetan werden, was es mit der angeblichen „Verketzerung" von Leuten auf sich hat, welche à tout prix durch ihre gegen die Kirche und ihre Vertreter gerichteten Extravaganzen sich bemerkbar machen wollen. Merkle ist hier nur ein Muster aus einer nicht allzu kleinen Zahl. Im nachfolgenden wird nun gar nichts vertuscht oder verheimlicht werden: Das Pressereferat über Merkles Vortrag mit allen Berichtigungen soll unverkürzt zum Abdruck kommen, ebenso auch meine Kritik in der „Allgemeinen Rundschau", damit das audiatur et altera pars voll gewahrt werde. Sodann wird unter steter Berufung auf die Autoren nachgewiesen werden, daß Merkle eine Reihe katholischer Geschichtsschreiber der Aufklärung höchst ungerecht des Mangels an wissenschaftlicher Methode und Wahrheitssinn beschuldigt, wobei nicht unterlassen werden kann, auch Merkles Rede und Schrift einer kritischen Betrachtung nach dieser Seite hin zu unterziehen. Endlich muß den hauptsächlichen Resultaten Merklescher „Forschung" entgegengetreten werden: seiner Behauptung, daß die religiöse Aufklärung in erster Linie die naturnotwendige Folge der Mißstände auf theologischem und religiösem Gebiete der vorangehenden Zeit gewesen, und seiner Darstellung, als ob nur „Verleumder" der Aufklärungszeit den Vorwurf machen könnten, weithin katholische Glaubenswahrheiten preisgegeben zu haben. Speziell sollen die Fragen: Theologisches Studium und theologische Leistungen vor und seit der Aufklärung, Heranbildung des Klerus, Bekämpfung des Aberglaubens, Toleranz, Schule, Katechismen, Ritualien und Gesangbücher eine eingehendere Beleuchtung erfahren."

Durch all das will der Verfasser auch einen kleinen Beitrag zur weiteren Kenntnis der noch nicht genügend erforschten Aufklärungszeit liefern und Anregung zu weiterer Arbeit auf diesem Gebiete geben. Denn, um von einem zusammenfassenden Werk über die Aufklärung zu schweigen, sei die Spezialforschung über einzelne Aufklärungsherde noch spärlich und Monographien über die einzelnen theologischen Disziplinen: Dogmatik, Moral, Kirchenrecht, Exegese, Pastoral während der Aufklärungszeit, fehlten noch vollständig, und, abgesehen von des Verfassers eigener, obengenannter Schrift, mangelten ebenso Darstellungen über das Eindringen des Giftes der Aufklärung in das Volk. Doch ständen einzelne wichtige Detailarbeiten in Aussicht.

Um nun einen Einblick in den reichen Gehalt der vorliegenden, im Gegensatz zu Merkles schwerfälligem, gewundenem Stil, auch stilistisch sehr gewandt und durchsichtig abgefaßten Schrift zu geben, sei das Verzeichnis des Inhalts hergesetzt:

Erster Teil (S. 1—31): Die Berliner Rede und deren Widerhall in der Presse: 1. Bericht der „Vossischen Zeitung"; 2. Be-

[1]) Die katholische Beurteilung des Aufklärungszeitalters von Dr. S. Merkle, Professor der Theologie an der Universität Würzburg. Berlin, Karl Curtius, 1909. 8⁰. XIV, 112 S. 2 M.

[2]) Ein neuer Historiker der Aufklärung. Antwort auf Professor Merkles Rede und Schrift: „Die katholische Beurteilung des Aufklärungszeitalters". Von Dr. Adolf Rösch, Ordinariatsassessor und Offizialatsrat. Essen-Ruhr, Fredebeul & Koenen, (1910). 8⁰. VIII, 181 S. 2 M.



sprechung von Professor Merkles Rede über die katholische Beurteilung des Zeitalters der Aufklärung; 3. Merkles Erwiderung und meine Entgegnung.

Zweiter Teil: Die bisherige katholische Beurteilung der Aufklärung (S. 32—118).

Erster Abschnitt: Die „katholische" Geschichtsschreibung der Aufklärung kritisch gewürdigt (S. 35—45): 1. Brück; 2. Brunner; 3. Sägmüller.

Zweiter Abschnitt: Einige „schwer verleumdete" Vertreter der Aufklärung (S. 46—60): 1. Wessenberg; 2. Sailer.

Dritter Abschnitt: Die angebliche ungerechte Verurteilung einzelner Errungenschaften und Produkte der Aufklärungszeit (S. 61 bis 107): 1. Die Verminderung der Feiertage; 2. Der Salzburger Hirtenbrief von 1782; 3. Das Mainzer Gesangbuch vom Jahre 1787; 4. Der Katechismus von Heinrich Braun; 5. Die Toleranzbestrebungen der Aufklärungszeit: a) Allgemeine Bemerkungen; b) Das Toleranzpatent Josephs II. vom 13. Oktober 1781; c) Toleranz oder Indifferentismus?; 6. Die josephinischen Generalseminarien.

Vierter Abschnitt: Professor Merkles wissenschaftliche Methode (S. 107—118).

Dritter Teil: Die Aufklärung in ihren Ursachen, ihrem Verlauf und ihren Folgen (S. 119—179).

Erster Abschnitt: Die Aufklärung nach der Auffassung Merkles (S. 119—123).

Zweiter Abschnitt: Die Ursachen der Aufklärung (S. 124—139): 1. Bisherige Auffassung; 2. Professor Merkles Ansicht über die Ursachen der Aufklärung: a) Die Theologie in der Zeit vor der Aufklärung; b) Religiöser Volksunterricht und Aberglaube vor der Zeit der Aufklärung.

Dritter Abschnitt: Die Aufklärung in ihren Wirkungen (S. 139—179): 1. Die Errungenschaften der Aufklärung: a) Die neue theologische Methode der Aufklärungszeit und deren Früchte in wissenschaftlicher Hinsicht; b) Die Reform der katechetischen Methode und der Katechismen; c) Beseitigung der konfessionellen Engherzigkeit; 2. Das Kirchenrecht der Aufklärung: a) Der Febronianismus; b) Der Josephinismus; 3. Der Rationalismus der Aufklärung: a) Der Rationalismus in der theologischen Literatur; b) Der Rationalismus in Predigt, Katechismen, Ritualien, Gesang- und Gebetbüchern. — Schluß (S. 180—181).

Es wäre nun zu verlockend, mehreres aus den scharfen Gängen zwischen Rösch und Merkle sich auch hier abspielen zu lassen. Aber nur ein paar Kabinettstücke, in welchen die überaus gewandte Klinge des Assessors den Professor schwer trifft, sollen herausgehoben werden.

Um zweier Dinge willen vor allem habe ich Professor Merkle in der Tübinger Quartalschrift XCI (1909), 160, 317 ff. den Vorwurf gemacht, daß er die Katholiken samt und sonders in Berlin vor einem größtenteils protestantischen Auditorium als einfältige Zeloten einfach „verhöhnt" habe. Einmal hat er gesagt, die Abneigung des Mainzer katholischen Volkes gegen das Mainzer Gesangbuch 1787 sei nicht von dessen aufklärerischer Fassung gekommen, sondern davon, daß es zweispaltig gedruckt war, und daß jedes Lied eine fettgedruckte Nummer hatte, wie im lutherischen Gesangbuch. Sodann hat Merkle nach dem Vorgang von Schwab aus einer uralten philosophischen Würzburger Dissertation des Jesuiten Zinck von 1700 dort ausgekramt, daß man vor der Aufklärungszeit bei den Katholiken auktoritativ gelehrt habe, daß bei der Auferstehung jeder Mensch, entsprechend der Größe Christi, genau 6 Fuß und 3 Zoll hoch sein werde, und in Schottland wüchsen die Enten auf den Bäumen, würden allmählich rund und fielen mit dem Schnabel ab, um davonzufliegen [3]). Natürlich hatte Merkle in beiden Fällen die wohlfeilen Lacher auf seiner Seite. Für meine Gegenäußerung aber wurde ich von Merkle aufs heftigste angegriffen. Vgl. Quartalschrift a. a. O. und „Die katholische Beurteilung" S. X ff., 107 ff.

Es ist mir nun eine besondere Genugtuung, daß Rösch gerade in diesen zwei Punkten die Lacher auf seine Seite bekommt, und ich fürchte, daß Merkle sie nicht wieder zu sich hinüberziehen wird. Denn zum Schluß seiner durchschlagenden Ausführungen über das Mainzer Gesangbuch kann Rösch S. 80 ff. schreiben: „Die damalige Opposition gegen das Mainzer Gesangbuch ebenso wie die Kritik Brücks u. a. gilt nicht dem deutschen Gesang als solchem, gab es ja schon vorher in den meisten Diözesen deutsche Gesangbücher, auch nicht einer wirklich notwendigen sprachlichen Verbesserung der Liedertexte, sondern der Einführung rationalistisch verwässerter Gesang- und Gebetbücher und der völligen Verdrängung des lateinischen Gesanges bei dem Amte, worin man in der Hochblüte des romfeindlichen Febronianismus eine Lockerung der kirchlichen Einheit nicht bloß befürchten durfte, sondern mußte. Als Resultat der vorausgehenden Untersuchung ergibt sich: Merkle hat die Geschichte der Einführung des Mainzer Gesangbuchs nur höchst oberflächlich (aus J. Schwab) gekannt; sein verletzender Angriff gegen die Mainzer Katholiken wie auch gegen Brücks Darstellung ist unbegründet und ungerecht."[4]) Hinsichtlich der Entengeschichte aber kann Rösch den kaustischen Schluß (S. 118) machen: „Also der Verfasser der Schrift hat die Entengeschichte nicht geglaubt; nur bei oberflächlicher Lektüre kann ihm so etwas imputiert werden. Nur Merkle mit seiner gewohnten „Akribie" bringt es auch jetzt noch fertig, den Bericht für „ernsthaft" gemeint anzusehen. Noch viel weniger aber hat er oder irgend ein anderer Theologe solche Märchen als Dinge des kirchlichen Glaubens hingestellt. Professor Merkle hat also durch diese Erzählung die katholischen Theologen der Vergangenheit in unverzeihlichster und ungerechtester Weise bloßgestellt und dem Gelächter preisgegeben."[5])

Nicht weniger amüsant ist es zu sehen, wie Rösch S. 81 ff. ein anderes Anekdötchen, das in Berlin preisgegeben und belacht wurde, auf seinen wahren Sinn zurückführt. Merkle sagte daselbst bestimmt: „Freilich, wenn das Lateinische: Ich glaube in einen Gott übersetzt wurde: Ich glaube an einen Gott, so hat man bereits darin eine Verfälschung der wahren Lehre gesehen und aufgefordert, solche Katechismensammlungen ins Feuer zu werfen, damit nicht die liebe Jugend verführt werde. (Große Heiterkeit!) Das ist denn auch mit solchem Erfolge bewirkt worden, daß es jetzt nicht mehr möglich ist, auch nur ein einziges Exemplar dieses gottlosen Katechismus aufzutreiben." Dazu kann Rösch (S. 84) bemerken: „Nun hat nur ein einziger jenes kräftige Diktum vom Verbrennen getan, und sehr wahrscheinlich ist nicht ein einziges Exemplar dieses Katechismus verbrannt, im Gegenteil ist er von einer Reihe von Ordinariaten und zwei theologischen Fakultäten approbiert worden! Merkle hat also wahrscheinlich keinen Grund, wegen der Tat eines einzelnen einer ganzen Zeit das Brandmal des lächerlichsten Zelotismus aufzudrücken. Hätte er etwas weniger Neigung, Pikanterien vorzutragen, und das an sich selbstverständliche Gerechtigkeitsgefühl, verletzende Vorwürfe erst zu erheben, wenn er sich durch zuverlässiges Studium von deren Berechtigung überzeugt, dann hätte er sowohl das Mainzer Gesangbuch als den Braunschen Katechismus aus seinen Materialien zur Berliner Rede streichen können."[6])

---

[3]) Um vieles billiger als der Würzburger katholische Kirchenhistoriker Merkle denkt hier der verstorbene protestantische Berliner Philosoph Paulsen. In seiner Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart II² (1897), 104 teilt er aus der Geschichte der Innsbrucker Universität von Probst (S. 41 ff.) ein paar Thesen und Probleme aus dem Jahre 1707 mit, die den philosophischen Betrieb von damals erkennen ließen, und dann sagt er: „Ich teile diese Sätze nicht etwa als Proben des Unsinns mit, der in den Jesuitenschulen gelehrt worden sei: unsinnig sind sie garnicht; manche dieser Fragen wird in irgend einer Form der menschliche Verstand vermutlich nie aufhören zu stellen. Aber es wird daraus verständlich, wie der Jesuitenunterricht in den Geruch kommen mußte, daß er unzeitgemäß sei."

[4]) Wie damals die Mainzer Katholiken mit Grund für ihren katholischen Glauben fürchteten, ersieht man auch aus der Schrift des u. W. protestantischen Gelehrten A. Messer, Die Reform des Schulwesens im Kurfürstentum Mainz unter Emmerich Joseph (1763—1774). Mainz, Kirchheim, 1897, S. 118 A. 1, S. 144 ff., S. 159 ff.

[5]) Wenn Merkle hätte billig sein wollen, hätte er — worauf auch Rösch S. 116, A. 1 gut aufmerksam macht — bedenken sollen, daß man damals, ja bis in die neuere Zeit herein die generatio aequivoca verteidigte. Vor mir liegt eine mit Zinck fast gleichzeitige, im urprotestantischen Wittenberg (!) gedruckte, durchaus ernsthafte, von einer Gelehrten-Gesellschaft herausgegebene Schrift: Apparatus literarius singula, nova, anecdota, rariora ex omnis generis eruditione depromens studio societatis colligentium. Collectio prima. Witebergae. 1717. Auch sie tritt S. 178 ff. aufs entschiedendste für die generatio aequivoca ein. Verfasser ist Polykarp Leyser III, † 1725. Ob das beabsichtigte „homerische" Gelächter in Berlin auch eingetreten wäre, wenn M. das gesagt hätte? Gewiß nicht: denn die Protestanten wissen leider besser, was sie sich schulden. — Rösch meint S. 117, A. 3, der von Zinck angezogene Pater Schott sei der klassische Literaturkenner Andreas Schott, S. J. Es ist aber sicherlich der Physiker Kaspar Schott, S. J., der Schüler des berühmten Naturforschers und Archäologen A. Kircher, S. J. gemeint. Er wird auch von Zinck wiederholt zusammen mit Kircher angeführt, z. B. S. 98, 123. Vgl. über C. Schott Wegele, Geschichte der Universität Würzburg, 1882, 369 ff. — Zu der von Merkle vollständig übersehenen, von Rösch S. 114, A. 3 bestens erhobenen Tatsache, daß über die von Pater Zinck gefertigten Positiones in vielfach gebräuchlicher Weise mehrere, zum wenigsten vier Doktoranden disputierten, können wir als fünften Ludwig Weiler aus Köln fügen. Bibliothèque de la Compagnie de Jésus. Nouvelle édition par C. Sommervogel. Tom. VIII (1898), c. 1270.

[6]) Daß es sich für die Gegner von Braun — wie auch Rösch bemerkt — dabei nicht bloß um Sprachliches, sondern auch um Sachliches, um die fides charitate formata handelte, läßt sich auch ersehen aus F. Nicolai, Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781, VI (1785) 671, — S. 85, A. 1 und S. 110 muß sich Merkle

Um endlich die von Merkle besonders ins Herz geschlossenen josephinischen Generalseminarien herauszuputzen, wurde in Berlin emphatisch auf die früheren unbegründet vorgebrachten Verleumdungen solcher durch Katholiken hingewiesen. Cui bono? Das war doch „in illo tempore", seit mehr als dreißig Jahren aber katholischerseits als falsch aufrichtig zugestanden und abgetan. Wir könnten so noch auf manchen für Merkle wahrhaft niederschlagenden Punkt hinweisen, namentlich — nach dem Satz, daß der Ton die Musik mache — auf die von Merkle beliebte, offene oder versteckte Ausschlachtung gerade der giftigsten katholiken- und jesuitenfresserischen Autoren, wie Kluckhohn, Prantl, des späteren Döllinger, Sicherer, Zirngiebl. Doch lassen wir das! Die Leser werden mehr Nutzen haben, wenn wir im folgenden kompendiarisch zusammenstellen, was sich aus Rösch als Wesen der kirchlichen Aufklärung ergibt.

Napoleon der Große.

Von

Bruno Clemenz.

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.
(Schiller in Wallenstein.)

Wohl über keine geschichtliche Persönlichkeit ist so viel geschrieben worden, wie über Napoleon I. In Deutschland gibt es einen eigenen Verlag über Napoleonliteratur, und immer noch ist das Thema nicht erschöpft. Der Grund ist klar: „Es gibt nur wenige Gegenstände von solcher Großartigkeit und Wirkung, wie die Geschichte des gewaltigsten Sohnes der Revolution. Viele Verhältnisse, in denen wir heute leben, sind durch seine Willenskraft, durch sein Genie, durch seine erbarmungslose Eisenfaust eröffnet, stehen noch jetzt unter seinem Stern."[1])

Die neuere Literatur ist gekennzeichnet durch das Ringen nach ausschließlich welthistorischer Auffassung. Wie müßte beispielsweise eine Biographie des Korsen aus der Hand Blüchers ausgefallen sein? Wie solche von englischer, spanischer, päpstlicher Seite? Gerade dieses Moment ist das Interessanteste an der Menge der Darstellungen, wogegen das umfangreichere Detail kaum noch ins Gewicht fällt. So darf das eben erwähnte Werk, eines der umfassendsten, betonen, daß durch Napoleons Kriege das Augenmerk der Nationen auf die See gerichtet worden sei, wogegen die Landkriege militärische Spaziergänge gewesen seien. Eine große Biographie von August Fournier versucht sich in dem Aufbau eines genetischen Entwicklungsbildes und eines, jedem Gebildeten zu empfehlenden „Lebens- und Charakterbildes" Napoleons I.[2]), achtet auch zum erstenmal besonders auf dessen Stellung zur christlichen Religion.

Dieser Reihe biographischer Werke stehen solche gegenüber, die den zweiten Teil des Weltdramas ins Auge fassen: Das Erwachen der Völker. So benannt ist direkt der zweite Band der Napoleonbiographie von v. Pflugk-Hartung; hierher gehört die 1903 erschienene Darstellung von Stabsarzt a. D. Dr. W. Zelle „1812"[3]), der „Preußens Völkerfrühling"[4]) gefolgt ist.

Die welthistorische Bedeutung Napoleons liegt vor allem darin, daß er dem alten Feudalstaat in Europa den Gnadenstoß versetzte, daß er Europas müdes Antlitz verjüngte, und last not least, daß er den letzten Versuch zur Begründung eines Weltreiches machte.

Wer den Kaiser im Krönungsornat betrachtet[5]), der Krönungsmantel dem römischen Kaiserpurpur nachgebildet, mit dem Zepter in der Rechten, der „Hand der Gerechtigkeit" in der Linken, die antiken, eckigen Gesichtszüge dazu, — der hat schon im Anblick der Gestalt und ihres Schmuckes eine Vorstellung von dem Wesen des ersten Napoleon. Auch daß er statt der moderneren Krone den Lorbeer wählte, seiner Gemahlin endlich auch eigenhändig die Krone aufs Haupt setzte, nachdem Papst Pius VII. an dem Herrscherpaar die Salbung vollzogen, atmet Imperialismus.

Woher konnte dieser Imperialismus kommen?

Das Genie hat unleugbar höhere Erkenntnis als der gewöhnliche Mensch. Daß es hieraus die Bedürfnisse seiner Zeit besser zu erfassen vermag, ist ebenso klar, als daß ihm der sublimere psychische Mechanismus unbewußt, intuitiv die Synthese des Handelns vorzeigt, die kein mühseliges Kopfzerbrechen des Durchschnittsmenschen ersetzen kann.

Wenn also Napoleon die Gelegenheit richtig auffaßte, klug benützte und sich die nationalen Kräfte dienstbar machte, so bekundet sich darin eben das klare Schauen eines Großgeistes, eine Denkkonzentration von der Kraft einer Eminenz.

Nicht die Frage: welches Unheil daraus entstanden, ist die Weisheit der Geschichtsschreibung, sondern die, welches Unheil dadurch wahrscheinlich ist verhütet worden. Ein Frankreich ohne Napoleon hätte der Weltgeschichte vermutlich ein Pendant zum Deutschland der Bundesverfassung geliefert, hätte anderseits namentlich die Belastungsprobe des Nationalismus der europäischen Völker hinausgeschoben und sie um diese größte Erkenntnis, die dem Volksbewußtsein kommen kann, ärmer gelassen.

Auch Professor Dr. Roloff strebt in seiner 1900 erschienenen Biographie über „Napoleon I."[6]), die historisch-genetisch die an den Namen Napoleon geknüpften geschichtlichen Vorgänge darstellt, nach gerechter Würdigung des wahrhaft und unstreitbar Großen im Menschen Napoleon. Mehr noch, und zwar mit allen Mitteln strategischer, auch ethischer Kritik geschieht dies in dem „Völkerdrama von 1812" von Dr. Zelle, der einmal mit größter Schärfe betont, wie unsagbar viel Gemeinheit, Verrat und elende Gesinnung der Glanz des Kaisers verdeckte, um den her die aufrichtige Geradheit nur in wenigen Exemplaren gedieh. Man denke an Berthier, der da schwor, den verratenen Korsen wenn nötig im Käfig nach Paris zu bringen, und der dann doch wieder vor Napoleon kroch. Oder an Murat, oder in etwas weiterem Abstand an Erfurt 1808, wo Talma vor einem Parterre von Königen sprach und der universale Goethe von der Großheit Napoleons angezogen wurde.

Fassen wir nur das einmal ins Auge, was Deutschland angeht, so kann die heutige Erinnerung nur lehrreich sein:

Von der Höhe eines in sich gefestigten, selbständigen und starken Deutschen Reiches erscheint auch die „Gottesgeißel" als eine Notwendigkeit in der Entwicklung der Geschichte. Das im Unglück gereifte, im Kampfe geeinte Deutschland steht auf dem Boden einer verhältnismäßig jungen Geschichte, wie sie sonst nicht Ergebnisse von solcher Größe zu zeitigen pflegt. Die Wucht der Hammerschläge ersetzt, was an Zahl sonst ersetzt werden müßte. Wie die Sonne von Korsika mit beispielloser Schnelligkeit bis zum Zenith von Austerlitz und Wagram emporstieg, ebenso schnell ging der Prozeß der Auflösung des alten Deutschland zu Ende, aber die Auferstehung des neuen Deutschland wurde auf demselben Boden gefeiert, von dem die Stürme ausgingen, die das gealterte zusammenfegten: hat Napoleon sein Kaisertum auf dem Schlachtfelde von Austerlitz besiegelt, so erblühte vor den Pariser Toren das solidere Neudeutschland.

Vom Büchertisch.

Seifenberger, Dr. Mich., Lyzealprofessor, **Erklärung des Briefes an die Hebräer** für Studium und allgemeines Verständnis. Regensburg 1909. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. IV und 116 S. M 2.—. Vorstehende Erklärung des Hebräerbriefes ist als Lehrbuch verfaßt und zeichnet sich aus durch Kürze, Klarheit und ansprechende Darstellung. In der Einleitung sucht Verfasser darzutun, daß dieses neutestamentliche Schriftstück als Brief an die im Glauben gefährdeten judenchristlichen Gemeinden Palästinas zwischen den Jahren 65—67 ursprünglich hebräisch wahrscheinlich vom römischen Bischof und Paulusschüler Clemens (?) verfaßt ist. Im zweiten Teile wird eine glatte deutsche Uebersetzung und eine knappe, klare, alles Wichtige, besonders aber den dogmatischen Gehalt behandelnde Erklärung geboten. So ist das Werk in der Tat ein vorzügliches Lehr- und Lernbuch, trefflich

---

die bittersten Wahrheiten sagen lassen, daß er die Fehler, die er anderen vorwerfe, selbst in reichem Maße mache, namentlich daß er die von ihm zitierten Bücher vielfach gar nicht eingesehen habe. Um aber anderen, z. B. auch Schreiber dieses, doch ja, wenn auch nur einmal solches nachweisen zu können, setzt M. Himmel und Hölle und irgend einen billigen servus in weitester Ferne in Bewegung und außer Atem.

[1]) v. Pflugk-Hartung, Napoleon I. Erster Band. (Berlin. J. M. Spaeth.)

[2]) Dr. J. L. Fischer, Geh. Kammerherr Sr. Heiligkeit des Papstes, Napoleon I. Mit 64 Illustr. Leipzig 1904. H. Schmidt und Carl Günther.

[3]) und [4]) Braunschweig. R. Sattler.

[5]) Reproduktion des L. Davidschen Gemäldes „Salbung Napoleons I. und Krönung der Kaiserin Josephine in der Notre-Dame-Kirche zu Paris" in „Moderne Kunst" (Novemberheft 1904).

[6]) Berlin 1900. Georg Bondi. 215 S. 8⁰. („Vorkämpfer des Jahrhunderts.")



geeignet zur raschen Vermittlung eines klaren Verständnisses dieses paulinischen Briefes. Dr. A. Weber.

Dr. Joh. N. Foerstl: Das Almosen. Eine Untersuchung über die Grundsätze der Armenfürsorge im Mittelalter und Gegenwart. (Paderborn, Schöningh 1909.) 156 S., M 3.40. Seit G. Ratzinger ist ein wichtiger Zweig der Moraltheologie, die kirchliche Armenpflege, nicht mehr eingehend behandelt worden. Unterdessen ist sie zu einem anerkannten Problem der Staatswissenschaft herangewachsen. Jetzt besinnen sich auch die Moralisten wieder auf ihre Pflicht gegenüber dieser Frage. Und so hat uns eben ein junger Regensburger Geistlicher mit einer schönen Monographie über das Almosen beschenkt, die viel mehr bietet, als der Haupttitel ahnen läßt: nämlich einen historischen und grundsätzlichen Ueberblick über das große Gebiet sozialer und caritativer Tätigkeit im Mittelalter und Gegenwart in ihren Motiven, Organen, Formen und Zielen. Das Hauptgewicht ruht auf der vergleichenden Gegenüberstellung der Grundsätze des Mittelalters und der Neuzeit, welche drei wesentliche Unterschiede, in wirtschaftlichen Verhältnissen begründet, ergibt: Das Mittelalter beschränkte sich auf Heilung der schon bestehenden Not, die Gegenwart erstrebt vor allem Verhütung der Armut in ihren Ursachen; an die Stelle der mittelalterlichen Einzelfürsorge setzt die Neuzeit eine großzügige soziale Fürsorge für ganze Volksgruppen; das Mittelalter kannte keine öffentlich-rechtliche Armenpflege, während man sie heute als Pflicht aus dem Wesen des modernen Wohlfahrtsstaates ableitet. Wenn Verfasser die Subsidiarität der Staatshilfe betont, so fragt es sich, ob nicht auch hier die Praxis und die Entwicklung über die Theorie hinweggeschritten ist. Die zweite Aufgabe, die sich der Verfasser setzte, ist apologetischer Natur. Hier verteidigt er die Kirche sehr geschickt gegen die protestantischen Vorwürfe der Kritiklosigkeit und Werkheiligkeit. Bezüglich des ersten Punktes möchte ich aber in praxi einen Teil der Katholiken und selbst des Klerus nicht ganz freisprechen. Den Wert des Buches sehe ich nicht minder in der glücklichen Gliederung des Stoffes, wie in dessen erschöpfender Behandlung und interessanter Darstellung. Es sei darum allen Interessenten empfohlen! Dr. Jos. Holzner.

Jos. Frassinetti: Das Evangelium, dem Volke erklärt. Uebers. von P. Schlegel. 3. u. 4. Bd. (München, Seyfried 1908). In den beiden Schlußbändchen seines volkstümlichen Homiliariums behandelt der edle Prior zu S. Sabina in Genua die Perikopen vom Weißen Sonntag bis Advent. Er versteht es, jedem Evangelium je nach seinem moralischen Gehalte in drei bis fünf Homilien immer neue Betrachtungsseiten abzugewinnen. Der thematische Gedanke wird ohne weitere Disposition am Faden des Textes abgewickelt: einfach, kunstlos, mit einer Leichtigkeit, der man die Arbeit der Konzeption nicht mehr anmerkt. Nirgends Phrase, nirgends Aesthetentum, überall ernste Aufrüttelung des Gewissens. Fast zu ernst! Hier und da ein leises Lächeln, ein heiliger Humor würde der Predigt nicht schaden. Wenn der Uebersetzer hervorhebt, Frassinettis Homilien trügen „nur sehr selten eine lokale Färbung", so halte ich das für keinen Vorzug. Goethe hat einmal in der Rezension eines Predigtwerkes (die einzige, die er geschrieben!) ganz richtig bemängelt, man könne daraus nicht auf den Charakter der Gemeinde, ihre sozialen Verhältnisse, Bildungsgrad usw. schließen. Eine abstrakte Gemeinde gibt es nicht. Die Predigt würde reizvoller und lebenswahrer, wenn die Eigenart der Zuhörerschaft etwas hindurchleuchten würde. Allerdings erleichtert das Fehlen des Lokalkolorits die unmittelbare Benützung. Ob das gut ist? Trotzdem halte ich dieses Werk für sehr empfehlenswert, namentlich für Landgeistliche. Dr. Jos. Holzner.

Dorfwinterabend.

Im Dämmerdunkel liegt das Haus,
Und durch die Fliesen schwankt ein seltsam Flüstern;
Des Schnees Flockendecke hüllt
Die Föhrenwälder ein, die schwermutdüstern.

Kristalle glitzern hell am Sims;
Des Mondes Silberkahn fährt durch die Lüfte.
Der Abendglocke Friedensklang
Durchzieht das Tal wie weiche Rosendüfte . . .

Das ist des Winters schönste Zeit,
Wenn sich gen Abend hin die Stunden dehnen,
Und unsrer Kindheit trautes Land
In Blütenträumen sproßt mit zartem Sehnen . .

Wenn sich aus lausch'ger Dämm'rung hebt
Die Märchenfrau mit langen, weißen Schleiern,
Und aus der Gruft der Jugendzeit
Die hellsten Tage Auferstehung feiern.

Hans Gesold.

Der „Fleischsaft" Puro vor Gericht.

Von Dr. med. Nauva.

Was ist Fleischsaft? Der in der Nomenklatur der geschäftskundigen Fabriknahrungsmittelchemiker Unkundige ist geneigt, diese Frage dahin zu beantworten, daß Fleischsaft der Saft des Fleisches ist, und er nimmt an, daß dieser aus dem Fleische ausgepreßt wird, wie man Himbeersaft aus Himbeeren, Apfelsaft aus Aepfeln und auch andere Säfte aus den Früchten durch Auspressen herstellt. Der Fabrikbesitzer Hermann Scholl, welcher seit Jahren in Thalkirchen den Inhalt der bekannten Purofläschchen herstellt, hat jedoch dem Landgericht München I erzählt, daß diese von der Wissenschaft gestützte Meinung der Laien eben laienhaft sei, und daß man unter Fleischsaft ein Gemenge von 20% Hühnereiereiweiß, 40% Fleischextrakt, der bekanntlich Fleischsalze, aber kein Fleischeiweiß enthält, 6,7% Glyzerin und 33,3% Wasser zu verstehen habe. Staatsanwalt Sotier und das Landgericht München I ließen sich jedoch nicht belehren, und letzteres verurteilte Herrn Dr. Scholl wegen Betrugs und Betrugsversuchs zu 1 Monat Gefängnis und 3000 M Geldstrafe. Die letztere wird dem Manne, welchen sein „Fleischsaft" Puro zum Millionär gemacht hat, nicht wehe tun.

Herr Dr. Scholl hat jahrelang in Prospekten seines Puro behauptet, daß dieses Präparat den dreifach eingedickten, durch Auspressen des Fleisches gewonnenen Saft von rohem Ochsenfleisch enthalte, hat damit einen ungeheueren Reichtum erworben, und tatsächlich ist jedes Wort dieser Anpreisung unwahr. Solange aber das Urteil, gegen das Revision eingelegt sein soll, noch nicht rechtskräftig ist, und gar erst, wenn Dr. Scholl bei einer Wiederholung des Prozesses freigesprochen werden sollte, hat niemand das Recht, den Purofabrikanten einen Betrüger zu nennen, wenn er auch glauben sollte, daß hier der Tatbestand des § 263 R.-Str.-G.-B. gegeben sei, der da lautet: „Wer in der Absicht, sich oder einem Dritten einen rechtswidrigen Vermögensvorteil zu verschaffen, das Vermögen eines anderen dadurch schädigt, daß er durch Vorspiegelung falscher . . . Tatsachen einen Irrtum erregt . . ., wird wegen Betrugs . . . bestraft." Daher wollen auch wir im folgenden uns nicht darüber aussprechen, ob wir den Purofabrikanten für einen Betrüger im Sinne des § 263 halten, und uns auf Betrachtungen beschränken, die richtig bleiben, auch wenn wirklich der Fall eintreten sollte, daß ein zweiter Prozeß die zerrissene Fabrikantenehre wieder flicken würde.

Die geschickten Verteidiger des Herrn Dr. Scholl haben natürlich alles aufgeboten, um ihren Klienten aus den Händen des Herrn Staatsanwaltes zu reißen. Das war ihr gutes Recht. Auch wird man es ihnen billigerweise nicht übelnehmen, daß sie dabei recht unsachlich vorgingen. Das ist alte Advokatengepflogenheit seit den Tagen des Lysias und Cicero. Und ein Gerichtssaal ist schließlich auch kein Ort für Disputationen, die den Anforderungen der Wissenschaft genügen. Anderseits ist es aber die Pflicht objektiver Kritik, diese Scheingründe zu zerzausen.

Herr Dr. Scholl hat zur Entschuldigung dafür, daß er ein Präparat, das keinen Fleischsaft enthielt, Fleischsaft genannt hat, angeführt, daß auch andere Extraktfabrikanten ihre Präparate Fleischsaft nennen. Das ist vielleicht richtig. Aber ganz abgesehen davon, daß ein Delikt nicht damit aus der Welt geschafft wird, daß andere das gleiche Vergehen begangen haben, so hat eben niemand einen Prospekt oder Etiketten geschrieben, welche, wie diejenigen Dr. Scholls von seinem Puro, behaupteten, daß sein Präparat durch hohen Druck aus fettfreiem Ochsenfleisch in dreifacher Konzentration gewonnen sei, daß es die natürlichen Eiweißkörper des Fleisches nicht nur in gänzlich unveränderter Form, sondern auch in weit höherer Konzentration als gewöhnlicher Fleischsaft enthalte, daß es 33 Prozent verdauliches Fleischeiweiß enthalte und der Inhalt eines Gläschens mit 80 Gramm den eingedickten Saft aus 5 Pfund rohem Beefsteak repräsentiere; ja, der Münchener Bezirksarzt Dr. Becker konnte sogar vor Gericht deponieren, daß ein Vertreter der Firma ihm, dem Arzte (!) gegenüber, dem Glauben, daß bei der Purofabrikation direkt Fleisch verwendet werde, nicht entgegengetreten sei! So allgemein war der Glaube an die Richtigkeit der Schollschen Empfehlungen, daß der bekannte Nahrungsmittelchemiker Aufrecht (Berlin) von Apothekern, bei welchen er Fleischsaft bestellte, Puro angeboten erhielt. Und dabei wird tatsächlich Puro nicht durch Auspressen von Ochsenfleisch, sondern zum Teil durch Aufschlagen von Hühnereiern gewonnen, was nicht nur bequemer, sondern auch unvergleichlich billiger ist; dabei enthält Puro tatsächlich kein Gramm der natürlichen Fleischeiweißkörper, sondern lediglich Eiereiweiß, Fleischsalze, Wasser und Glyzerin. Der Titel Fleischsaft hätte Herrn Scholl nicht das Genick gebrochen, wohl aber taten dieses die gerade angeführten unwahren Anpreisungen.

Der Verteidigung gelang es weiter, eine Reihe von Sachverständigen vorzuführen, welche Dr. Scholl bestätigten, daß Eiereiweiß in ernährungsphysiologischer Beziehung dem Fleischeiweiß gleichwertig sei, praktisch also ein Unterschied zwischen Krankenernährung mit Hühnereiweiß und solcher mit Fleischsaft nicht

bestünde. Diese Behauptungen sind nicht ganz richtig; denn es gibt Krankheitszustände, bei welchen Eiereiweiß nicht, Fleischeiweiß aber vertragen wird. Dies ist aber Nebensache. Ebensowenig kann das Urteil über Puro und seinen Fabrikanten dadurch beeinflußt werden, daß viele Aerzte das Präparat mit gutem Erfolg verordnet haben. Ein bekannter ausgezeichneter Chirurg mochte mit Recht sagen: „Wir Aerzte dürfen uns nie auf eine Reklame verlassen. Wir müssen uns davon überzeugen, ob ein Mittel gut ist, und diese Erfahrung habe ich beim Puro gemacht." Aber damit wird die Tatsache nicht aus der Welt geschafft, daß wohl fast sämtliche Aerzte und Laien, die Puro verordnet und genommen haben, dieses in dem Glauben getan haben, daß sie hier nicht Hühnereiweiß und Fleischsalze, sondern echtes Fleischeiweiß vor sich haben. Hätte das Publikum gewußt, daß der gepriesene Beefsteaksaft nie ein Beefsteak gesehen hatte, dann hätte Herr Scholl nicht den hundertsten Teil seiner Puro-Fläschchen verkauft und sicher kein Jahreseinkommen, das nach seiner Berechnung jährlich 250000 ℳ betragen, nach anderer Schätzung aber die Höhe von 400000 ℳ erreicht haben dürfte, erzielt; und dieses Geld wurde von den Aermsten der Armen, den armen Kranken, und oft unter schweren Opfern aufgebracht! Man bedenke: Ein Puro-Fläschchen von 80 Gramm Inhalt kostet 2.50 ℳ. Und dabei ist sein Inhalt nur das mit Glyzerin versetzte und mit gewöhnlichem Fleischextrakt gefärbte und schmackhaft gemachte Eiweiß von ein paar Hühnereiern! In jeder Küche kann man sich das weltberühmte Puro herstellen.

Damit dürften die Akten über „Puro" geschlossen sein. Das Präparat wird auch künftig von Aerzten, welche ein bequemes, gut schmeckendes und leicht assimilierbares Nahrungsmittel bei gewissen Krankheitszuständen gutsituierter oder auf Anstaltskosten verpflegter Patienten anwenden wollen, mit Recht gelobt werden. Das große Publikum aber wird den Puro-Verkauf einstellen, und Herr Dr. Scholl wird künftig nur mit unvergleichlich geringerem Profit aus Hühnereiern Beefsteaks herstellen können. Eingeweihte werden Herrn Dr. Scholl ein gewisses Mitgefühl nicht versagen können. Auch hier bewährt sich das alte Wort, daß man die kleinen Sünder hängt, die großen laufen läßt. Und Herr Scholl ist trotz seinem unrechtmäßig erworbenen Rieseneinkommen ein recht kleiner Sünder, wenn man die Millionenverluste ins Auge faßt, welche durch weit gefährlicheren Heilmittelschwindel jährlich geschehen. Scholl hat seinen Kunden wenigstens ein Nährmittel vorgesetzt, wenn auch zu unerhörtem Preis und mit unrichtiger Etikette; aber all die Betrüger, welche im Inseratenteile der Blätter unter Vorlage schwindelhafter Atteste angeben, Schwindsucht und Krebs, Herzleiden und Leberschrumpfung, Syphilis und Blutleere, Frauenleiden und Männerschwäche mit absolut wertlosem Plunder heilen zu können, müssen heute leider fast immer straflos ausgehen.

Die Verteidigung ist jedoch in der Inschutznahme des Angeklagten über das erlaubte Ziel entschieden hinausgegangen. Es ist das nicht hoch genug zu rühmende Verdienst des Vorstandes des Münchener hygienischen Institutes, des Herrn Obermedizinalrates Professor v. Gruber, durch eine neue, sehr exakte Methode der Eiweißbestimmung nachgewiesen zu haben, daß das Jahre lang als Fleischpreßsaft angepriesene Puro eben kein Fleischpreßsaft, sondern nur Hühnereiweiß ist. Damit ist einer jahrelang betriebenen Täuschung von Aerzten und Publikum ein Ende gemacht. Die Verteidigung trug kein Bedenken, diesem Sachverständigen vor Gericht wiederholt verblümt und unverblümt zu verstehen zu geben, daß er seine Angriffe lediglich im Solde der Liebig-Kompagnie unternommen habe. Der Herr Rechtsanwalt hat da (denn aus dem Zusammenhang geht hervor, daß er nur an den Liebigschen Extrakt gedacht hat) einen großen Unsinn gesagt; denn Puro und Liebigscher Fleischextrakt sind gar keine Konkurrenzpräparate und können ruhig nebeneinander bestehen. Puro ist ein stark eiweißhaltiges Nährpräparat, der Liebigsche Fleischextrakt dagegen ist im wesentlichen ein eiweißloses Gemenge tierischer Ausscheidungsstoffe von anregender Wirkung. Der Herr Rechtsanwalt hat da aber auch eine beleidigende Unwahrheit gesagt. Denn der so unschön Angegriffene steht als Mann und Gelehrter so makellos da, daß jeder Versuch, sein wissenschaftliches Gutachten mit seinen Einnahmequellen in Verbindung bringen zu wollen, als unerhört bezeichnet werden muß. Professor v. Gruber hat bereits darauf hingewiesen, daß das Amt eines Kontrolleurs der Liebig-Gesellschaft-Produkte schon vor ihm von so ausgezeichneten Männern wie Voit, Rubner, Liebig und Pettenkofer, an deren Integrität nie jemand gezweifelt hat, ausgeübt worden ist, und daß seine Entdeckung der Puro-Fabrikationsweise älter ist als sein Verhältnis zur Liebig-Kompagnie. Es sei darauf hingewiesen, daß ein gleiches Verhältnis Geheimrat v. Voit nicht abgehalten hat, seinerzeit gegen den Glauben an den Nährwert von Liebigs Fleischextrakt aufzutreten! („M. M. W." 1897 Nr. 9.) Zur Entschuldigung des Herrn Rechtsanwaltes kann nur dienen, daß ihm Wissenschaft und wissenschaftliches Arbeiten zu ferne liegen, um sie beurteilen zu können. Unentschuldbar ist es dagegen, wenn er, ohne sich vorher genau zu informieren, den Klatsch weitergibt, nach welchem v. Gruber selbst erklärt hätte, daß er bereit gewesen wäre, gegen eine von Scholl an den Pettenkofer-Hausfonds zu zahlende Summe von 50000 ℳ zu schweigen, d. h. sich bestechen zu lassen. Dem Herrn Rechtsanwalt ist das Unangenehme passiert, daß sein Gewährsmann ihn sofort dementierte[1]), und daß Professor v. Gruber einer solchen Verleumdung die Worte ins Gesicht schleuderte: „Vous n'atteignerez jamais la hauteur de mon mépris." Wir wollen diesen Satz nur objektiv referierend wiedergeben, aber unserer Meinung Ausdruck verleihen, daß das Vorgehen des Rechtsanwaltes Gänßler unter keinen Umständen Nachahmung finden darf. Die Ehre von Sachverständigen und Zeugen muß im Gerichtssaal davor geschützt sein, ohne Grund verdächtigt zu werden.[2]) Schon heute ist die Abneigung, Zeugen und Sachverständigen zu machen, allgemein. Eine weitere Ausdehnung des Systems Gänßler könnte eine Flucht aller auf ihre Ehre eifersüchtigen, anständigen Elemente aus den Gerichtssälen bewirken.

Pornographie.

Von Dr. Otto von Erlbach.

In Nr. 301 des „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" vom 28. Dezember 1909 liest man:

„Die italienischen Verleger gegen unsittliche Preßerzeugnisse. In Rom tagte kürzlich der nationale Kongreß der italienischen Verleger und Buchhändler. Zur Sprache kam auch die Bekämpfung der unsittlichen Preßerzeugnisse. Die ganze Versammlung war einig in der Ueberzeugung, daß der steigenden Hochflut der Schmutzliteratur entgegengetreten werden müsse. Das Thema wurde in trefflicher Weise behandelt von Marchese Antinori, einem Veteranen der Buchindustrie in Rom. Auch er beklagte, daß der bestehenden Gesetzgebung, die jede Verletzung der Sittlichkeit durch die Presse streng geahndet wissen will, zum Trotz die Angeklagten fast immer straflos ausgingen. Da müßten die Verleger und Buchhändler sich zu einer energischen Aktion zusammenschließen. Vor allem tue not, daß sie in ihren Läden unter keiner Bedingung pornographische Schriften dulden sollten. Ein energischer Beschluß gegen die Schmutzflut wurde einstimmig angenommen. (Oesterr.-ungar. Buchhändler-Korrespondenz.)"

Es ist kein Geheimnis, daß auch die leitenden Kreise des Börsenvereins für den deutschen Buchhandel sich schon seit längerer Zeit ernstlich mit der unheimlichen Zunahme der pornographischen Literatur befaßten, und daß die jüngsten Debatten im bayerischen Landtage diese Erwägungen aufs neue in Fluß gebracht haben. Was nützen aber alle Klagen des soliden Buchhandels, alle Proteste gesitteter Preßorgane, was nützt die schönste Uebereinstimmung von Parlamentariern aller bürgerlichen Parteien mit dem höchsten Vertreter der Justizbehörde über die Gemeingefährlichkeit der immer schamloser um sich greifenden Pornographie, wenn die weitesten Schichten der sogenannten „besseren" und „besten" Gesellschaft sich selbst und vor allem der heranreifenden Generation in Fragen der geschlechtlichen „Moral" von der „Jugend", vom „Simplicissimus" und von dessen Zwillingsbruder „März" den Ton angeben lassen?

Für die „fortgeschrittene" heutige „Kultur"-Welt gelten Dr. Georg Hirth und Dr. Ludwig Thoma, die Herausgeber der „Jugend" und des „Simplicissimus", als unfehlbare Autoritäten „moderner Sittlichkeit". Und während Ludwig Thoma im „März" dekretiert, die Gefahr der „Pornographie" sei ein blödes Hirngespinst, und ehrlich besorgte Mahner durch persönliche Cynismen rüdester Sorte zum Schweigen zu bringen trachtet, erteilt an der Spitze des soeben erschienenen, zur Massenverbreitung in ganz Deutschland bestimmten Propagandaheftes der „Jugend" (Nr. 1, 1910) deren verantwortlicher Redakteur Fritz von Ostini praktischen Unterricht in den von seinem Herrn und Meister Dr. Georg Hirth öffentlich proklamierten „Rechten" auf „Polyandrie" und auf „angemessene Befriedigung der erotischen Phantasie".

Alle, die noch einen Funken von Anstands- und Schicklichkeitsgefühl besitzen, können über die Ostinische Frivolität, betitelt „Der Dreibund", nur einer Meinung sein. Unter Ausschluß der Oeffentlichkeit auf gewissen „Künstlerkneipen" vorgetragen,

---

[1]) Auch ein „Sachverständiger" mit Namen Hoppe trug kein Bedenken, ohne jeden Beweisgrund die gleiche beleidigende Vermutung auszusprechen. Dabei passierte ihm das Malheur, daß er ohne Absicht verriet, daß er der fraglichen Materie ganz fremd gegenübersteht. Mit Recht nannte ihn Professor v. Gruber einen Laien.

[2]) Inzwischen veröffentlichte Oberbürgermeister Dr. v. Borscht, der angebliche Gewährsmann des Rechtsanwaltes, eine Erklärung, in welcher er sowohl jede Kenntnis von einer solchen Aeußerung Prof. v. Grubers, wie jede diesbezügliche Rede seinerseits in Abrede stellt.

ließe sich dieses starke Stück zur Not als eine überaus boshafte Satire auf Dr. Georg Hirths „berühmte“ Verteidigungsschrift für „Polyandrie“ und „Polygamie“ einschätzen. Aber in den Spalten der nicht nur von Lebemännern und Lebeweibern, sondern auch von Studenten, Kommis, mehr oder minder emanzipierten jungen Damen, ja selbst von Gymnasiasten und „höheren Töchtern“ im Familienkreise oft mit Heißhunger verschlungenen „Jugend“ wirkt diese mit dem schärfsten Pfeffer gewürzte Persiflage auf polyandrische und polygame Sitten der Münchener Künstler-Bohême nicht nur im ganzen, sondern auch in der raffiniert schamlosen Detail-Ausmalung als direkte — sit venia verbo! — Schweinerei.

Weder angebliche Kunstfeindschaft noch politische Gegensätze stehen hier in Frage. Mit derlei Phrasen sucht man nur stutzig gewordene Freunde der Kunst auf der einen, des Liberalismus auf der anderen Seite bei der Stange zu halten. Niemand bestreitet, daß auch die „Jugend“ manchesmal künstlerische und literarische Beiträge enthält, an denen jeder seine Freude haben könnte. Das ist aber nichts Besonderes. Das Besondere, das eigentliche Leitmotiv dieses Dr. Hirth-Ostinischen Organs ist die unabläßige, planmäßige Propaganda für geschlechtliche Freiheit und Zügellosigkeit im ausgesprochenen Gegensatz zu den „Fesseln“ der Religion und des geltenden Gesetzes, die systematische Werbearbeit für das sogenannte „Recht auf Erotik“ in Schrift und Bild wie in der Praxis des Lebens. Und das „Recht auf Erotik“ artet aus in das — Recht auf Pornographie. Hier ist der Feind, der den Kampf gegen die völkerverwüstende Pornographie so gewaltig erschwert. So lange dieser Stier nicht bei den Hörnern gefaßt und unschädlich gemacht wird, ist alles andere Sisyphusarbeit. Unser Schlachtruf muß lauten: Gegen die Pornographie und die Pornographen, aber auch gegen ihre Schutztruppe!

Nach Indien.

Reiseskizze.

Von Prof. H. Lindner, Darjeeling, Bengal.

I.

Von jeher hat der Orient seinen Zauber auf das Herz des Abendlandes geübt. Wie die Nadel nach dem Pole zittert, zieht sein Verlangen nach der Wunderwelt des Ostens. Es ist die Berührung mit dieser fremden Natur und ihrem eigenartigen Leben, was der Meerfahrt in den Orient ihren Reiz verleiht. Was aber diesem Genusse seinen Goldeswert gibt, was ihn veredelt und in weit höhere Sphären erhebt, ist die geschichtliche Erinnerung und ihr impulsiv empfangendes Kind, die Reflexion. Gar mancher betritt die Gruft der ehrwürdigen Abtei und staunt die Erzbilder der Gräber an. Aber er geht ins Gewühl des Lebens zurück, ohne den Pulsschlag des Ortes gefühlt zu haben; denn er las die Worte der Marmortafel nicht, hinter welcher der alte Ritter den hundertjährigen Schlaf des Todes schläft, den Inhalt des Grabes, in Stein geschrieben: Spes, vermis, ego.[1] Wer aber die Inschrift liest und den Hauch ihres Geistes spürt, dem redet der kalte tote Stein eine lebendige Sprache. So mögen auch Sand und Wasser leblose Dinge bleiben für den körperlichen Sinn, nicht aber für die Seele, die den Schlüssel hat zur Hieroglyphenschrift von Meer und Wüste, über denen der unsterbliche Geist einer großen Vergangenheit schwebt.

Gewitterschwarz lag es auf dem Meere, soweit das Auge sah; die Hadria tobte, warf schäumende Wellen über die Brüstung und setzte den Quai unter Wasser. Der Gedanke, sich dieser jähzornigen Flut anzuvertrauen, hätte ein unerfahrenes Herz beängstigen können. Aber ich kannte bereits ihr wandelbares Gemüt. Der Himmel war zwar noch nicht versöhnt am nächsten Morgen; er zeigte ein düster grollendes Antlitz und zog fahle, zerrissene Wolkenschleier an den Höhen hin. Aber die See lag glatt und still vor unseren Blicken, wie erschöpft von ihrer Leidenschaft. Nicht eine trotzende Woge warf sie gegen den Kiel des Schiffes, das uns ruhig hinaustrug in die graue Oede — südwärts. Auf Deck ist es ruhig; denn viel langsamer, als das Schiff sich vom Ufer entfernt, lösen die Gedanken sich los von dem, was jedes zurückgelassen, und durch zu viele Herzen geht noch einmal die Stimmung des Abschieds. Wir gleiten der weißen dalmatischen Küste entlang. Das trübe Wolkenbild entweicht wie im Flug nach Norden vor dem Strahlenglanze des südlichen Himmels, und bald liegt auf Land und Meer und Menschenantlitz nur Sonnenschein. Die stürmische Hadria war diesmal besser als ihr Ruf, und als sie mir bekannt war. Sie erholte sich offenbar von ihrer Aufregung, und da ihr Wellengebiet ruhig und das Wetter anhaltend herrlich blieb, wurde die Eintönigkeit unserer Mittelmeerfahrt durch nichts unterbrochen.

Eine Nacht und ein Tag, und schon durchschneidet das Schiff die klassische „weinfarbige Salzflut“ Homers. Wir kreuzen die Meerespfade des vielverschlagenen Odysseus, denn dort zur Linken, so nahe, daß wir es schwimmend erreichen könnten, liegt das waldbewachsene Bergeseiland, wo die treue Penelope der Rückkehr des königlichen Gatten harrte. Aesthetische Betrachtungen waren auf meiner ersten Orientreise in der Nähe von Griechenland die traurigsten Versuche dieser Art, die ich je gemacht. Denn damals hielten die Wirkungen der stürmischen See das Monopol meines Fühlens und Denkens in eifersüchtigem Besitz. Diesmal aber vergönnte mir ein gutes Geschick den vollen Zauber der Stimmung. Und wie Auge und Gedanke hinübergehen nach der schönen Insel, steigt vor meinem Geiste der Pädagog der Jugendzeit auf, der uns einführte in die Herrlichkeit der homerischen Dichtung, und wird mir zum Führer, ein Gegenstand des Neides für einen Dante. Der wallende Helmbusch verwandelt sich in ein rotes Schnupftuch und die Achäer ziehen statt Beinschienen Strümpfe an! Und richtig! Dort packen ithacäische Käsefräulein den Moltke ins Käsefaß. „Kuh—mol—ken, aber nicht Mol—tke!“ Der Schreckliche — verhülle dein Antlitz, o Muse! — hat es verbrochen, als er deine göttlichen Zeilen erklärte.

Bald tauchen in der Dämmerung Griechenlands Vorgebirge auf, und träumerische Abendstille liegt auf Berg und Meer. Könnte man sie lieblicher beschreiben, als Alkman sie besang vor mehr als zweitausend Jahren? „Es ruhen die Gipfel der Berge, die Schluchten und Felsenklüfte, und die Vorgebirge am Meere; die kriechenden Tierlein alle, so die schwarze Erde ernähret. Im Bergeslager schlummert das Wild und das Völkchen der Bienen. Es schlafen die Ungeheuer in den Tiefen des purpurnen Meeres; es schläft das kleine Geschlecht der flügelspannenden Vöglein.“ Der Abend ist klar und ruhig, und weich und warm die Luft, die uns umfängt. Das Meer hat den Strahl des Abendsternes aufgenommen, und die dunkle Welle wirft sein schimmerndes Licht zurück. Ein treues tiefes Sinnbild unter diesem Himmel! So warf einst hell von Hellas aus der Stern der Schönheit seinen Strahl in das Dunkel der barbarischen Welt, und sie nahm ihn auf und gab seinen Glanz zurück. Und wo seitdem der bildende, dichtende Menschengeist dem Ideal der Schönheit nahe gekommen, ist es das Spiegelbild des hellenischen Sternes. Der funkelnde Himmel und die Einsamkeit des nächtlichen Meeres üben ihre Macht auf die empfängliche Seele. Wie das Schiff durch die Wogen, segelt der Geist durch das Meer der Gedanken, und wie die vom Kiel zerteilten Wellen das Boot bespülen, die einen sanft sich anschmiegend, die anderen mit Geräusch sich überschlagend, so fluten die Bilder des wachen Traumes bald zart und leise, bald laut und brandend an den Strand der Erinnerung. Wie verschiedenartig sie sich aber gestalten mögen, ein Grundton durchzieht sie alle. Ob ich die traulichen Töne der homerischen Erzählung vernehme oder das Brausen von Pindars Adlerschwingen, ob es der ungeheure Schmerz des alten Königs ist oder Antigones Heldenherz, Elektras wilder Haß oder Saphos weiche Liebesklage: überall glühen die Farben, klingen die Töne, klagen die Worte in Harmonie, und sind all die vielen Gestalten, ob sie herabsteigen vom sonnigen Olymp oder herauf aus dem Schattenreich, mit dem Gewande vollendeter Schönheit bekleidet. Dem kleinen Lande, das dort drüben im Schlummer liegt, war eine gewaltige Bestimmung zuteil geworden, die sich kaum in Goethes Wort über die alten Griechen fassen läßt, sie seien das Volk gewesen, das „den Traum des Lebens am schönsten geträumt“. Der weichliche Charakter des Bildes mag für jonische Ueppigkeit bezeichnend sein, nicht aber für den strengen Ernst, mit dem die großen Erzieher von Hellas an der Veredelung der Menschheit schafften. Längst war meinem Ohr der Klang der äolischen Saiten verstummt vor einer erhabeneren Sprache, der ich lauschte bis in die späte Nacht, und noch in meinen Traum hinein tönte mir die Stimme von Sophokles schönster Heldin nach: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da“, ein so erhabenes herrliches Wort, daß daraus die Wahrheit von Tertullians Ausspruch klingt: Anima naturaliter christiana.

Am nächsten Tage fuhren wir an Kreta vorbei und eilten dann auf geradem Wege Aegypten und dem Tore des Ostens zu.

---

[1] Inschrift eines mittelalterlichen Grabes in Westminster Abbey.

Am fünften Tage nach unserer Abfahrt von Triest ging die Bohemia im Hafen von Port Said vor Anker. Hier erwartete uns ein ebenso seltenes wie großartiges Naturschauspiel. Es war ein Hagelsturm, der aus der Wüste heranbrauste und faustgroße und größere Stücke zackigen Eises aus schwefelgelben Wolken warf, daß die See weithin kochte und schäumte. Es war fürchterlich anzusehen und ein rasselndes Getöse, als müßten Häuser und Schiffe in Trümmer gehen. Ein Mohammedaner trat zu mir heran, strahlenden Zorn im Auge. Mit einem Arm in das Chaos, mit dem anderen zum Himmel deutend, rief er in gebrochener Sprache: „Du sagst: Kein Gott! Ha! Woher dies? Sprich! Wer dort? Ha!" Ich sah ihm ernst in seine funkelnden Augen. „Allahu akbar, bhai" antwortete ich ihm und sah, wie Freude und Verwunderung über sein Antlitz flog. Schien es ihm seltsam, daß ein Feringhi an Gott glaubte, oder daß er ihn, den Mohammedaner, als Bruder anredete?

Zum ersten Mal wieder seit langer Zeit sah Port Said den reinen Himmel über sich; denn der Sturm hatte jene bläulichschwarze Wolke weggefegt, die vom Kohlenstaub gebildet beständig über dem Orte schwebt. Tag und Nacht widerhallt die Luft von dem eintönigen, werkerleichternden Gesang des Negerheeres, dessen Arbeit es ist, aus riesigen Barken die gewaltigen Rosse des Ozeans zu füttern. Kein Bild kann so lebhaft an Dantes Inferno erinnern, als diese huschenden Gestalten im Dunkel der Nacht, wenn durch die Staubwolke die rote Glut der Fackeln leuchtet. Der Sudan liefert dem trägen, grausamen Türken diese menschlichen Maschinen, die mit der Peitsche geölt vorläufig die einfachsten und billigsten bleiben. Da naht sich schon die schwarze Schar und treibt uns in die Flucht an den Strand. Man hat die Geburt von Port Said ein fast ebenso großes Wunder genannt wie den Bau des Kanals. Auf dem engen Streifen Landes zwischen Mittelmeer und See Menzaleh, vierundzwanzig englische Meilen von Süßwasser, Ackerland und Vegetation entfernt, sprang die Stadt aus dem Sandboden wie ein Pilz über Nacht, und ward Ost und West in so buntem Gemisch zusammengewürfelt, daß man an keinem anderen Orte der Welt auf dieselbe Zahl von Quadratmetern gedrängt eine so kosmopolitische Bevölkerung finden wird. Die Stadt selbst ist ein heterogenes, phantastisches Zwitterding. Dem Ufer entlang zieht sich ein schöner breiter Boulevard mit blendend weißen Häusern in fremdartigem Stil, im Bazar hat ein schlaues Handelsvolk von Griechen, Türken und Aegyptern die gesamten Schätze des Orients zur Schau gestellt, und die Zivilisation des Abendlandes glänzt in ihren vergoldeten Lastersalons, Spielhöhlen und modernen Cafés. In eines der letzteren treten wir ein, und ein dunkler Ganymed in weißem Turban macht seinen Salaam. Die weißen Sahibs wünschen weder den duftenden Trank von Mokha noch Scherbet aus dem Saft des Granatapfels. „Whisky and soda", sagt mein Begleiter, und ich: „Ein Glas Münchener".

Ein Blick hinüber nach der Bohemia zeigt uns, daß die Kohlenbarken verschwunden sind und das Deck gewaschen ist. Wir kehren an Bord zurück, das sich unterdessen in einen Marktplatz verwandelt hat, wo sich im buntesten Gewühl Schwarz, Weiß und Braun in den Tönen Babels verständlich zu machen suchen. In Port Said kauft sich der Globetrotter seine „orientalischen Andenken", und lange Erfahrung zeigt den Raubvögeln auf den ersten Blick ihre Beute. Ein gleichgültiges Auge indes, ein verständiges Lächeln, oder ein paar Worte in Hindustani — ah, der Sahib war bereits oft am Suez! Gewöhnlich aber gehen sie auf ihre Opfer los mit der Sicherheit des „armen blinden Mannes" im Münchener Keller, der immer die richtigen Tische findet. Die „Andenken" haben jedoch ebensoviel vom Orient gesehen wie der Globetrotter, seitdem sie in Port Said aus den Kisten gepackt wurden, die aus Birmingham oder Leipzig kamen.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Residenztheater. Neueinstudiert erschien „Der Widerspenstigen Zähmung". Man hatte sich dankenswerterweise von Deinhardsteins vergröbernder Bearbeitung emanzipiert und das Vor- und Nachspiel gebracht. Letzteres ist zwar in Shakespeares Fassung verloren gegangen, und mußte dem zugrunde liegenden älteren Stücke entnommen werden. Das Rankenwerk, der kurze Lordtraum des Kesselflickers Schlau, den Gerhart Hauptmann vor etwa einem Jahrzehnt zu einem gesonderten Lustspiele ausbaute, erscheint dramatisch entbehrlich, dennoch erhält hierdurch bei den geschickten Uebergängen, die Kilians Regie schuf, die Petruchiokomödie eine Art „à jour"-Fassung von guter Wirkung. Max Reinhardt hat neulich in Berlin die Widerspenstige in übermütigem Possenton gegeben. Die Auffassung läßt sich verteidigen, allein Kilian zeigte uns, daß sich mit flottem Temperament sehr wohl Feinheit verbinden läßt. Lützenkirchen ließ aus seinem Petruchio neben energischem Willen so viel Herzlichkeit hervorleuchten, die der Ehepädagogik einen Teil von der uns heute abstoßenden Rüpelhaftigkeit nahm. Frau von Hagen gelang die Wandlung der Trotzigen zur sanften Katharina sehr glaubhaft. Die übrigen Rollen waren auch günstig besetzt; es war eine sorgfältig einstudierte, abgerundete Vorstellung, die herzlichsten Beifall verdiente und fand. Die Szenenbilder hatte Robert Engels in der Künstlertheater Weis' entworfen, besonders die Terrasse war von Stimmungskraft. Die grauen Ecktürme störten mich nicht viel; (man gewöhnt sich eben!) nur sollte man nach meiner bescheidenen Meinung nicht primitive Fenster an ihnen anbringen, aus denen die Akteure heraussehen und sprechen. Es macht dies den Eindruck, als rage in einem Bilde eine Figur über den Rahmen hinaus, wodurch dessen ästhetischer Zweck: die Betonung des negativen Momentes, der Scheinnatur der Kunst, aufgehoben wird.

12. Volkssymphoniekonzert. Das Orchester des Konzertvereins brachte eine feinsinnige Wiedergabe von Schubert Ouvertüre zu „Alfonso und Estrella", der die Wanderer-Phantasie in Franz Liszts symphonischer Bearbeitung folgte. Eine junge Künstlerin Hedwig Schöll hatte als technisch reife und klar gestaltende Pianistin einen schönen Erfolg. Den Schluß bildete Rich. Strauß' Symphonie F-Moll op. 12, die unter Paul Prills sorgfältiger Leitung sehr klangschön geboten wurde. Man hört dieses Jugendwerk selten, aber es war verdienstlich, es uns wieder einmal vorzuführen; welch eine technische Reife, welch Leichtigkeit der Gestaltungsgabe zeigte der noch nicht ganz zwanzigjährige Komponist! Freilich die „Individualität" trat noch kaum hervor und sie zu forcieren, lag Strauß ferne. — Der 70. Geburtstag der Frau Marie Barlow gibt uns den äußeren Anlaß, an dieser Stelle der um das Münchener Musikleben hochverdienten Dame zu gedenken. Lediglich ihrer nie versagenden Opferfreudigkeit verdanken wir die Existenz des herrlichen Orchesters des Konzertvereins; aber auch schon früher, dem Unternehmen Kaims ist sie in langen Jahren in nicht wankender Begeisterung und Hilfsbereitschaft beigestanden. Vielen jungen Künstlern hat Frau Barlow das erste Auftreten ermöglicht und so in vorbildlicher Weise der Kunst unschätzbare Dienste geleistet.

Verschiedenes aus aller Welt. In Köln erzielte die deutsche Uraufführung des „alten Stars", einer Oper von Raoul Gunsbourg freundlichen Beifall. Die Musik ist bühnenwirksam und fesselnd instrumentiert. Das Libretto hat Gunsbourg, der sich besonders als Direktor der Oper in Monte-Carlo bekannt gemacht hat, nach einer Novelle Tolstois bearbeitet. — In Wien steht der Rücktritt des Burgtheaterdirektors Dr. Paul Schlenther bevor. — In Frankfurt a. M. starb die Schauspielerin Meta Illing, die Leiterin der englischen Schauspielertruppe, welche seit mehreren Monaten in Deutschland reist, mit dem Programm auf dem Wege der Kunst, die Sympathien zwischen Deutschland und England zu stärken. Die Künstlerin war selbst lange an verschiedenen deutschen Bühnen mit großem Erfolge tätig. — Das Darmstädter Hoftheater brachte eine Novität „Bonifacius", welche sehr beifällig aufgenommen wurde. Das Stück spielt im Schwarzwald und behandelt die Bekehrung durch Bonifacius. Unter dem Pseudonym: „E. Mann" verbirgt sich dem Vernehmen nach der Großherzog von Hessen. — In Kassel verstarb der als Kirchenkomponist verdienstvolle Musikdirektor Lorenz Spengler. Der von ihm gegründete Verein Musica sacra dient der Pflege alter und neuer religiöser Tondichtungen. — Peter Cornelius Oper „Gunlöd" von W. von Baußnern feinfühlig ergänzt, hinterließ durch ihre großen musikalischen Schönheiten bei vorzüglicher Aufführung im Weimarer Hoftheater starke Eindrücke. Daselbst gelangte kürzlich des schweizer Dichters Ernst Zahns Scherz in Versen „Rokoko" mit freundlichem Erfolg zur Uraufführung; weniger gefiel Franz Kaibels naives Lustspiel: „Wenn Verliebte schwören." — Goethes Faust ging in Dessau in glücklicher Wiedergabe in Szene, erstmalig mit der bis jetzt nur in München erprobten Musik Max Zengers. — In Dresden und Prag wurde Heinrich Schütz' Weihnachtsoratorium, das 250 Jahre verschollen, unlängst in Upsala aufgefunden worden war, mit künstlerischem Erfolge gegeben. Die Kritik betrachtet das Werk als wichtiges Glied in der Kette, die zu Bachs und Haendels Oratorien überleitet. — Das Stadttheaterensemble von Elberfeld gab sehr günstig beurteilte Wagneraufführungen in Amsterdam. — Im Kasseler Hoftheater erwies sich Brieux' Schauspiel: „Simone" von starker Bühnenwirkung. Das in der Komödie Française uraufgeführte Stück behandelt die Notwendigkeit und Berechtigung konventioneller Lügen. — Ein neues Drama von Herm. Heijermans „Die schöne Schläferin" wußte in Amsterdam zu fesseln; es bietet eine Art Dornröschengeschichte im Proletariermilieu. — Die Tragödin Sarah Bernhardt hat ein Schauspiel geschrieben, welches im Théâtre des Arts in Paris nur geringen Beifall erntete. „Un coeur d'homme" ist von Effektszenen abgesehen wenig bühnengewandt.

München. L. G. Oberlaender.



Finanz- und Handels-Rundschau.

Das bemerkenswerteste Moment in der Börsengestaltung der letzten Tage des Jahres 1909 bildete entschieden die Haussetendenz am deutschen Kassa-Industrieaktienmarkt. Fast scheint es, als wollten diese wenigen Börsenstunden vor Jahresschluss dem stillen Dezembermonat noch zu seinem sonst lebhaften Temperament verhelfen. Kurssteigerungen, ohne Wahl der Papiere und ohne Rücksicht auf deren Rentabilität, in rascher Folge und mit mehreren Prozenten pro Börsentag sind wiederholt zu verzeichnen gewesen. Besonders einzelne Kategorien von Montan-, Chemischen und Elektrizitätswerken und anderen Branchen, sowie Bankaktien sind hierbei zu erwähnen. In kurzer Zeit hat sich dadurch das Kursniveau derartig erhöht, dass seriöse Kreise vor solchen Treibereien ernstlich warnen. Mit Recht wird darauf hingewiesen, dass schon vor dieser letzten und explosivartig aufgetretenen Kurssteigerung wiederholt zum Ausdruck gebracht wurde, dass das Kursgebäude der deutschen Industriewerte der gegenwärtigen Entwicklung der Industrie ohnehin weit vorgeeilt sei. Die Berichte aus den einzelnen Sparten des heimischen Wirtschaftsmarktes lauten anhaltend günstig. Auch die Konventionsbestrebungen hinsichtlich Preisgestaltung und Konkurrenzkampf tragen einer befriedigenden Entwicklung Rechnung Trotz alledem sind verschiedene Vorbehalte in der Betrachtung der Konjunktur zu berücksichtigen, schon mit Rücksicht auf das raschlebige und schnell vergessende Arbeiten und Hasten der Börsen und deren Interessenten. Die Gestaltung und die einzelnen Phasen der Dezemberliquidation, vor allem die exorbitanten Schiebungs- und Ultimogeldsätze der Geldnehmer sollten seriösen Kapitalistenkreisen genügen, um sich nicht planlos von dem forcierten Kurstreiben mitreissen zu lassen. Die Börse ist, nach vielfacher Ansicht, etwas zu sorglos, und es sind deshalb, namentlich auch aus börsentechnischen Motiven, nach derartig wenig begründeten Haussetagen stets Reaktionen und Abkühlungen der Spekulation zu erwarten. Das allgemeine Vertrauen zu einer gedeihlichen Fortentwicklung unserer heimischen Wirtschaftslage sollte durch Börsentendenzen nicht anhaltend so stark beeinflusst sein, wie es bisher leider zu beachten gewesen ist. Die Hoffnung, dass die industrielle und kommerzielle Konjunktur im neuen Jahre bei regulären friedlichen Zeitläufen weiterhin Fortschritte macht, besteht wohl allgemein. Aber gerade das abgelaufene Jahr lehrt nur zu Recht, von welch verschiedenartigen Momenten und Zufällen die Konjunktur des Wirtschaftsmarktes und die Gestaltung von Handel und Wandel unserer heimischen Marktgebiete abhängig sind. Es wäre sicherlich am Platze, wenn derzeit etwas mehr Reserve beachtet würde. Schon die letzten Vorgänge an der Neuyorker Effektenbörse, woselbst im Zeitraum von Minuten einzelne Werte um den doppelten Kurswert hin- und hergetrieben worden sind, bleiben in dieser Hinsicht bemerkenswert. Die Neuyorker Börse kann unter Umständen, durch die Art der Geld- und Effektenpolitik die europäischen Märkte bald wieder vermehrt beunruhigen. Immerhin befindet sich auch die amerikanische Industrie, vornehmlich der Eisen- und Stahlmarkt, in günstigster Situation. Die Preisgestaltungen und Warenbestellungen sind, wie bei uns, durchaus zufriedenstellend und lohnend. Ein weiteres äusseres Zeichen der Aufwärtsbewegung des deutschen Wirtschaftsgebietes bilden die günstigen Mehreinnahmen der deutschen Eisenbahnen. Die Plusziffern sind besonders aus dem Güterverkehr bedeutende. In nächster Zeit wird hinsichtlich des Geldbedarfs des Reiches und einiger Bundesstaaten sicherlich näheres bekannt werden. Es bleibt zu hoffen, dass durch die günstigeren Einnahmeziffern einzelner Steuerquellen die Summen von Neuemissionen im Jahre 1910 geringer sein werden. Der Kursentwicklung der Rentenwerte und speziell der heimischen Staatsfonds wäre dadurch sehr gedient. Durch die grosse Interessenahme am Industrieaktienmarkt ist ohnedies der Rentenmarkt sehr in den Hintergrund gedrängt worden. Irgend eine Aenderung ist vor dem Frühjahr hierin wohl nicht zu erwarten.

M. Weber.

Die Generalversammlung der **Münchener Rückversicherungsgesellschaft** genehmigte die Bilanz und die Verteilung der Dividende von 30% und beschloss die Erhöhung des Grundkapitals von ℳ 20,000,000.— auf ℳ 25,000,000.—. Durch Neuausgabe von 3125 Aktien à ℳ 1600.— pro Stück mit 25% Einzahlung und ℳ 1200.— Agio. Den Aktionären wird das Bezugsrecht auf die neuen Aktien nach Massgabe ihres Aktienbesitzes in der Weise eingeräumt, dass auf je 4 alte Aktien eine neue Aktie bezogen werden kann.

M. W.

Die Deutsche Bank veröffentlicht in der heutigen Nummer eine Anzeige mit dem Verzeichnis ihrer Niederlassungen.

Karawanenreisen nach dem Heiligen Land und Santiago. Der bayerische Pilgerverein organisiert heuer die 31. Münchener Karawane nach dem Heiligen Lande aus Anlaß der Einweihung der Dormitionskirche auf dem Berge Sion. Die Reise geht über Triest, Brindisi, Alexandrien, Kairo, Port Said, Jaffa, Jerusalem, dort 8 Tage Aufenthalt, Besuch der Umgebung, sodann zu Pferd über Samaria, Sichem und den Tabor nach Nazareth, Haifa, Karmel, Tiberias, Hedschasbahn, Damaskus, Baalbeck, Beirut, Konstantinopel, Bukarest, Budapest, Wien, München. Die Reise beginnt am 30. März 1910 und dauert 6—7 Wochen. Reisekosten II. Klasse ca. 1300 ℳ. Prospekte und nähere Aufklärung sowie Anmeldung bei: Bayerischer Pilgerverein vom Hl. Lande, Prälat Kirchberger, München, Frauenplatz 13. — Zugleich wird aufmerksam gemacht, daß gleichzeitig auch vom Deutschen Verein vom Hl. Lande in Köln a. Rh. eine große Volkswallfahrt nach Jerusalem organisiert wi·d, so daß der bayerische Pilgerverein im Sommer eine Karawane nach Santiago mit Besuch der wichtigsten Orte Nordspaniens von 3—4 wöchentlicher Dauer zu veranstalten gedenkt.

Die Firma A. Hch. Rietzschel, G. m. b. H., optische Fabrik, München teilt uns mit, daß sie unter dem Namen „Apotar" einen neuen Doppelanastigmaten herausgebracht und dem Markte übergeben hat. Dieser Anastigmat ist sechslinsig symmetrisch verkitteter Konstruktion und lehnt sich in den Grundtypen seiner Konstruktion an die des bekannten Rietzschel Linear an. Trotz der 6 Linsenkonstruktion zeichnet sich dieses Objektiv durch hohe Apochromasie und Schärfe aus. Der Doppelanastigmat „Apotar" wurde konstruiert, um dem Bedarf nach einem guten Objektive in unmittelbarer Preislage gerecht zu werden. Für Fälle, in denen die Leistung eines Objektives höchster Preislage nicht ausgenützt werden kann, oder in denen die vorhandene Kamerakonstruktion eine Ausnützung nicht zuläßt, sei dieser Anastigmat besonders empfohlen.

Pensionat St. Ludwig, La Tour-de-Trème. Der Zweck des Pensionats ist, deutschen, katholischen Jünglingen guter Familien Gelegenheit zu geben, die französische Sprache in kurzer Zeit korrekt zu erlernen. Der moderne Komfort und der angenehme Aufenthalt in einem ideal schönen Gebirgslande sind als Nebenwerte nicht zu unterschätzen. Andere Wissenszweige, wie Gesang, Musik, Turnen usw., werden ohne Preiszuschlag als eine Art angenehmer Beschäftigung gelehrt. Das Erlernen des Französischen geschieht nach zwei sich gegenseitig ergänzenden Methoden: der „natürlichen" und der Uebersetzungsmethode. Unterricht wird erteilt in: Konversation, Lesen, Schreiben und Aussprache. Man schließt die Lehre mit der Syntax (Grammatik), der Korrespondenz und dem Studium der französischen Literatur. Auch bei Spaziergängen wird französisch gesprochen, um das Idiom desto schneller und sicherer zu beherrschen. Zum Beweise der ausgezeichneten Leitung und des moralischen und wissenschaftlichen Fortkommens der Zöglinge werden jederzeit zahlreiche und gewichtige Referenzen bereitwilligst übersandt.

Das Katholische Familienpensionat von Frau Ed. Pasch in Kempen (Rhein) können wir allen Eltern, die ihren Töchtern eine wirklich gediegene Ausbildung zuteil werden lassen wollen, auf das beste empfehlen. Katholische junge Mädchen der gebildeten Stände werden hier auf echt religiöser Grundlage in der feinen Küche, dem gesamten Hauswesen sowie auch in gesellschaftlicher Beziehung gut ausgebildet. Das Pensionat steht seit 20 Jahren in Kempen am Rhein unter der persönlichen Leitung der Besitzerin und kann die allerbesten Erfolge verzeichnen.

Von der buntillustrierten Zeitschrift für Humor, Kunst und Leben **„Der Guckkasten"** (Herausgeber Paul Keller, Breslau. Guckkasten-Verlag G. m. b. H., Berlin SW. 48, Friedrichstraße 239) liegt der Gesamtauflage der heutigen Nummer ein Prospekt bei, den wir der besonderen Beachtung unserer Leser empfehlen.

Die „Allgemeine Rundschau" ist im Abonnement und Einzelverkauf erhältlich in der Herderschen Buchhandlung Berlin W. 56, Französischestraße 35a, Telephon I 8239.

DEUTSCHE BANK.

Behren-Strasse 9—13. BERLIN W. Behren-Strasse 9—13

Aktienkapital . . . . . 200 000 000 Mark
Reserven . . . . 103 699 000 Mark.

Im letzten Jahrzehnt (1899—1908) verteilte Dividenden:
11, 11, 11, 11, 11, 12, 12, 12, 12, 12%.

NIEDERLASSUNGEN:

MÜNCHEN:	**Deutsche Bank Filiale München, Lenbachplatz 2, Depositenkasse: Karlstr. 21,**
AUGSBURG:	**Deutsche Bank Depositenkasse Augsburg, Philippine Welserstr. D. 29 (Welserhaus),**
NÜRNBERG:	**Deutsche Bank Filiale Nürnberg, Adlerstr. 23,**
BREMEN:	Deutsche Bank Filiale Bremen, Domshof 22—25,
BRÜSSEL:	Deutsche Bank Succursale de Bruxelles, rue d'Arenberg 7/9,
DRESDEN:	Deutsche Bank Filiale Dresden, Ringstr. 10 (Johannesring), mit Depositenkasse in Meissen,
FRANKFURT a. M.:	Deutsche Bank Filiale Frankfurt, Kaiserstr. 16,
HAMBURG:	Deutsche Bank Filiale Hamburg, Adolphsplatz 8,
KONSTANTINOPEL:	Deutsche Bank Filiale Konstantinopel, Stambul, Basmadjian-Han,
LEIPZIG:	Deutsche Bank Filiale Leipzig, Rathausring 2,
LONDON:	Deutsche Bank (Berlin) London Agency, 4 George Yard, Lombard Street E. C.,
WIESBADEN:	Deutsche Bank Depositenkasse Wiesbaden, Wilhelmstr. 18.

Eröffnung von laufenden Rechnungen. Depositen- und Scheckverkehr.
An- und Verkauf von Wechseln und Schecks auf alle bedeutenderen Plätze des In- und Auslandes.
Accreditierungen, briefliche und telegraphische Auszahlungen nach allen grösseren Plätzen Europas und der überseeischen Länder unter Benutzung direkter Verbindungen.
Ausgabe von Welt-Zirkular-Kreditbriefen, zahlbar an allen Hauptplätzen der Welt, etwa 1800 Stellen.
Einziehung von Wechseln und Verschiffungsdokumenten auf alle überseeischen Plätze von irgend welcher Bedeutung.
Rembours-Accept gegen überseeische Warenbezüge.
Bevorschussung von Warenverschiffungen.
Vermittlung von Börsengeschäften an in- und ausländischen Börsen, sowie Gewährung von Vorschüssen gegen Unterlagen.
Versicherung von Wertpapieren gegen Kursverlust im Falle der Auslosung.
Aufbewahrung und Verwaltung von Wertpapieren.
Vermietung von Schrankfächern (Safes) in den für diesen Zweck besonders eingerichteten Stahlkammern.

Die Deutsche Bank ist mit ihren sämtlichen Zweigniederlassungen und Depositenkassen amtliche Annahmestelle von Zahlungen für Inhaber von Scheck-Konten bei dem Kaiserl. Königl. Oesterreichischen Postsparcassen-Amte in Wien.

Annoncen-Akquisiteure

an allen grösseren Orten gegen hohe Provision gesucht für eine hochangesehene, weitverbreitete Zeitschrift. Bei zufriedenstellenden Leistungen kann Anstellung gegen angemessenes Fixum erfolgen. Offerten sind zu richten unter K. W. 3750 an die Geschäftsstelle der „Allgem. Rundschau" München.

Hochaktuell! Hochaktuell!



Rechtsprechung und Pornographie

Besteht § 184 noch zu Recht?
Buchhandel und Pornographie.
Der Schwindel der „Privatdrucke".
Verseuchung technischer Buchgewerbe.
Die Prostituierung der Kunst.
„Sachverständigen"-Unfug.
Das „Recht" auf Erotik.

Ein freimütiges Wort von **Dr. Otto von Erlbach.**

München.
Verlag von Dr. Armin Kausen.

Sonderabdruck aus der „Allgemeinen Rundschau". Wochenschrift für Politik und Kultur.

Mit einem Anhang: Die Pornographenzunft vor dem Richterstuhle des Bayerischen Landtags.

Elegant brosch. mit farb. Titel. Preis 60 Pfg. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und durch den

Verlag von Dr. Armin Kausen, München.

Wer mit Erfolg inserieren will,

benütze die

„Allgemeine Rundschau",

anerkannt eines der hervorragendsten Organe der gebildeten deutschen Katholiken.

Urteile der Inserenten:

Sektkellerei: „Das grosse Inserat hat mir schöne Bestellungen gebracht. Kleine Inserate nützen in meiner Branche nicht viel. Werde mich im Herbste wieder an Sie wenden."

Vornehme Spiele, Massenartikel: „Im übrigen benütze ich diese Gelegenheit sehr gerne, um Ihnen zu sagen, dass die Ankündigung in der ‚Allgemeinen Rundschau' weitaus die erfolgreichste von allen war, erfolgreicher als in allen anderen Zeitschriften zusammengenommen."

Paramenten-Anstalt und Fahnenstickerei: Meine Anzeigen haben sich als sehr erfolgreich erwiesen, sogar aus Amerika liefen Anfragen und Bestellungen ein. Wir werden Ihnen in nächster Zeit wieder einen grösseren Auftrag überschreiben.

Grössere norddeutsche Verlagshandlung: „Auf ein Ausschreiben in der ‚Allgemeinen Rundschau' liefen rund 60 Offerten ein."

Schreibmaschinenfabrik: „Die Inserate in der ‚Allgemeinen Rundschau' waren von gutem Erfolg begleitet. Zahlreiche Bestellungen gingen ein. Wollen Sie die Anzeige bis auf weiteres unter den gleichen Bedingungen aufnehmen."

Honig-Inserent: „Es laufen eine Menge Bestellungen ein. Werde selbstverständlich wieder bei Ihnen annoncieren. Der Beweis des Erfolges ist ja erbracht."

Tonhalle.

Konzertverein München e. V.

Mittwoch, **5.** Januar
8 Uhr abends

Volks-Symphonie-Konzert

Dirigent: Hofkapellmeister **Paul Prill.**

Pergolesi: a) Sinfonia G-dur
b) Sinfonia (Ouverture) z. Op. „Olimpiade"
Grétry: Drei Tanzstücke aus dem Ballett „Céphale et Procris"
Mozart: Konzertante Symphonie für Violine u. Viola (K.-V. Nr. 364).
Brahms: Serenade D-dur op. 11.

Kartenverkauf an der Billettenkasse der Tonhalle (Türkenstrasse), bei M. Rieger, Universitätsbuchhandlung, Odeonsplatz und im Billettenkiosk am Lenbachplatz.

Soeben erschien:

Die Pflichten des Ehelebens.

Eine Kundgebung des Herrn **Kardinal-Erzbischof Mercier** von Mecheln.

Autorisierte Uebersetzung von P. **B. Bahlmann** S. J.

Elegant broschiert 40 Pfennig

Die Furcht vor reichem Kindersegen ist längst nicht mehr nur eine spezifisch französische Krankheit. Diese bedeutsame Kundgebung des Kardinals weist nicht bloss auf die Pflichten des Ehelebens hin, sondern spendet den Eheleuten auch Mut und Trost. Unzweifelhaft stiftet diese Schrift grossen Segen. (Aus dem Vorwort.)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Butzon & Bercker, Kevelaer (Rhl.), Verleger des Heiligen Apostolischen Stuhles.

Abonnements-Einladung auf den von Januar 1910 an erscheinenden **zweiten** Jahrgang von

Theologie und Glaube

Zeitschrift für den katholischen Klerus.

Herausgegeben von den Professoren der phil.-theol. Fakultät zu Paderborn. Jährlich 10 Hefte gr. 8⁰. Preis pro Jahrgang im Buchhandel u. durch die Post ℳ 10.—, mit Postzusendung ℳ 11.—.

Theologie und Glaube erblickt ihre erste Aufgabe darin, über die Arbeiten und Ergebnisse der Forschungen auf den verschiedenen Gebieten der Gesamt-Theologie regelmäßig zu orientieren, die Resultate der theologischen Wissenschaft zu sammeln und zu vermitteln.

Theologie und Glaube hat in allen theologischen Kreisen eine äußerst günstige Aufnahme gefunden.

Erstes Heft zur Ansicht durch alle Buchhandlungen oder auch von der Verlagsbuchhandlung **Ferdinand Schöningh in Paderborn.**

Junfermannsche Buchhandlung Paderborn.

Albert Pape. Editore Pontificio.

Die **Verlagsbuchhandlung** erbittet Angebote geeigneter Manuskripte für eigenen und Kommissionsverlag und sichert gute Honorierung, entsprechende Ausstattung und energischen Vertrieb zu.

Die **Sortimentsbuchhandlung** empfiehlt sich zur prompten Lieferung der gesamten Literatur des In- und Auslandes.

Die **Buchdruckerei**, modern eingerichtet, empfiehlt sich zur Herstellung von Werken, Zeitschriften, sowie von Drucksachen privater und geschäftlicher Natur. Kostenanschläge bereitwilligst.



Die wunderbare Blitz-

Trikot-Wäsche

läuft nicht ein.

Glänzendste Anerkennungen.
Dabei billig
Normal Reform Porös.
Auch Rockhosen. Combinations
Versand an Private Katalog und Proben franko v. d. Strumpfw.- u.
Garn-Fabrik Georg Koch,
Hoflieferant in Erfurt G. 140.

Die Bonifacius-Druckerei zu Paderborn

erbietet sich zur pünktlichen Lieferung der Literatur des In- und Auslandes, besonders der katholischen. Sie besorgt auch jedes, wo immer angezeigte Werk.



Das **Antiquariat der Bonifacius-Druckerei**
zu Paderborn
gibt regelmässig Kataloge aus, die auf Verlangen jedem Interessenten gratis u. franko zugesandt werden. Zugleich kauft dasselbe grosse Bibliotheken zu guten Preisen. Auf Wunsch wird persönliche Besichtigung zugesichert.

Bitte nicht lesen ohne sich dauernd zu merken, dass wir alle Bücher (auch Lexika, Klassiker, Weltgeschichte usw.) ohne Anzahlung und ohne Preiserhöhung auf laufendes Konto gegen monatliche Raten von 2—5 M. liefern. Referenzen: 20000 Geistliche, Offiziere, Aerzte, Juristen, Lehrer, Lehrerinnen, Beamte, fürstliche und adelige Herrschaften usw. Fried. Kratz & Cie., Versandbuchhandlung, Köln a. Rh., Stolkgasse 49, Verlag der Jugend- und Volksbibliothek des Kath. Lehrerverbandes des Deutschen Reiches, Pr. Rhld.

Die Buch- und Kunstdruckerei der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, München, Hofstatt 5 u. 6

übernimmt die Herstellung von Werken jed. Art, Dissertationen, Festschriften, Diplomen usw. und hält sich zur Uebernahme sämtlicher Buchdruckaufträge auf das beste empfohlen. ::::

Schulbrüderorden

kirchlich endgültig bestätigt und in allen Weltteilen verbreitet, nimmt in seine deutschen Studienanstalten brave, begabte Knaben und Jünglinge, die sich zum Ordensstande und zur Jugenderziehung berufen fühlen, unter günstigen Bedingungen auf. Anfragen sende man unter **V. 8831** an die Geschäftsstelle der „Allgemeinen Rundsch.", München.



Bitte zu verlangen:

Katalog über echt amerikanische und deutsche

Harmonium, sowie Klavier- und Pedal-Harmonium

für Kirche, Schule und Zimmer.

Nur preiswürdige, ganz vorzügliche Instrumente, wofür vollste Garantie geleistet wird.

Bei Barzahlung Vorzugspreise, doch sind auch monatliche Ratenzahlungen gestattet ohne Katalogpreiserhöhung.

Freundlichen Aufträgen sieht hochachtungsvoll entgegen

Kirchenmusikschule in Regensburg Nr. 14.

Prälat Dr. Fr. X. Haberl, Direktor.

Bücherkatalog

über ausgewählte, bill. Volks- u. Jugend-Literatur, der beliebtest. kathol. Schriftsteller. Apologet. u. Soziale Schriften sämtl. Verleger. Populär wissenschaftliche Bücher. Empfehlensw. f. Schul-, Vereins- und Volksbibliotheken. Bei gröss. Lieferung. Teilzahl. gest. Gedieg., preisw. Geschenke. Kathol. Kolportage Ferdinand Studt, Düsseldorf.

Ein 21 Jahre altes Mädchen, das fast 3 Jahre in herrschaftl. Hause gedient hat, im Nähen bewandert und kinderlieb ist, sucht Stellung als

Zimmermädchen

in kathol. Hause. Gute Behandlung Hauptbedingung. Gefäll. Offerten sind zu richten unter **„M" an die Marienanstalt, Franz-Ludwigstr. 24, Würzburg.**

Geschmackv., eleg. u. leicht ausführbare Toiletten

Wiener Mode

m. d. Unterhaltungsbeilage „Im Boudoir". Jährlich 24 reich illustrierte Hefte mit 48 farbigen Modebildern, über 2800 Abbildungen, 24 Unterhaltungsbei. lagen u. 24 Schnittmusterbogen. Vierteljährlich: K 3.30 = M. 2.80. — Gratisbeilag.: „Wiener Kinder-Mode" m. d Beiblatte „Für die Kinderstube" Schnitte nach Mass. — Als Begünstigung v. bes. Werte liefert die „Wiener Mode" ihren Abonnentinnen Schnitte nach Mass für ihr. eig. Bedarf u. d. ihr. Familienangeh. in belieb. Anzahl lediglich geg. Ersatz d. Spesen v. 30 h = 30 Pf. unter Garantie f. tadelloses Passen. Die Anfertigung jed. Toilettestückes wird dadurch jed. Dame leicht gemacht. — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen u. der Verlag der „Wiener Mode", Wien VI/2, unter Beifügung d. Abonnementsbetrages entgegen.

Rohe Rindfleischwurst,

Fabrikat ersten Ranges, aus bestem Ochsenfleisch, frei von Fett und Sehnen, milde gewürzt, ohne Pfeffer, als leichtestverdauliche Kost Magenleidenden und Blutarmen besonders zu empfehlen. Pfd. M. **1.50** ab inkl. Verpackung. Nachn. **F. C. Scholl,** K. bayer. Hoflief., **Erlangen.**

Elegantes, bei all. Gelegenheiten empfehlenswertes Festgeschenk. Für 5 Mark versenden franko ein Kistchen, enthaltend 60 Stück allerfeinste, milde

Blumenfettseife

hübsch sortiert in Flieder, Rose, Veilchen, Maiglöckchen, Reseda, Mandel, Glycerin usw. Charles & Leopold Seifenfabrik, Mülheim a. Rh.

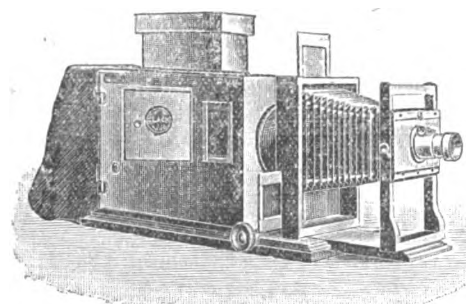
Fünf Mark
franko gegen Nachnahme
60 St. ff. mild Toilette-Seifen
beim Pressen l. besch. 1000fach erprobt!
• Vaseline • Veilchen • Lanolin •
= etc. =
Dr. Wünsche & Comp. oo
Dresden A 200

Ein geprüftes

Kinderfräulein

sucht Anfangsstellung bei Familienanschluss. Gef. Offerten sind zu richten unter **„M" an die Marienanstalt, Franz-Ludwigstrasse 24, Würzburg.**

Rietzschels Projektions-Apparate.



Projektions-Clack Modell IV.

Unsere Auswahl an Apparaten wie Spezial-Konstruktionen ermöglicht es uns, allen Ansprüchen, die an Projektions- und Vergrösserungsapparate gestellt werden, zu entsprechen.

= Projektions-Objektive =

Projektions-Anastigmat	F 4:5
	F 6:8
Projektions-Objektiv	F 3:2
Porträt-Anastigmat	F 4:5

zumeist für Projektions- und photograph. Zwecke geeignet. — Projektions-Liste Nr. 108 zu Diensten.

A. H. RIETZSCHEL G. m. b. H.
Optische Fabrik
MÜNCHEN.

Das Zentrum

Politische Wochenzeitung

Erörterung schwebender Fragen der Zentrumspolitik, Vertiefung u. Ausbreitung des Zentrumsgedankens, unter Mitarbeit hervorragender Parlamentarier und Publizisten ihrer Partei. ::

Bezugspreis vierteljährl. nur 70 Pfg. frei ins Haus.

— Bestellung bei der Post. —

Einbanddecken

für den VI. Jahrgang der „Allgemeinen Rundschau"

sind direkt von der Geschäftsstelle der „Allgem. Rundschau" in München, Galeriestrasse 35a, Gartenhaus und auf dem Buchhandelswege zu beziehen. Wirkungsvolle moderne Perga-Decke mit feingetönter Titelpressung. Sammelmappen haben die gleiche Decke. — Die Sammelmappen [mit 3 Klappen] dienen zur Aufnahme eines ganzes Jahrganges.

Preis der Einbanddecken Mk. 1.25, der Sammelmappen Mk. 1.50 pro Exemplar.

Abonnenten-Akquisiteure

für eine erstklassige, gut eingeführte Zeitschrift an allen Orten gegen hohe Provision **gesucht.** Offerten unter **A. 1500** an die Geschäftsstelle der „Allgemeinen Rundschau", :: München. ::

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann;
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.
Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken Aktiengesellschaft München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts., Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gb.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 3 München, 15. Januar 1910. VII. Jahrgang.

Politische Sorgen im Reichsland.

Von

Chefredakteur Thomas Seltz in Straßburg.

Ein zwischen Regierung und Kirche ausgebrochener Konflikt macht über die Landes- und Reichsgrenze hinaus großes Aufsehen. Die Bischöfe von Straßburg und Metz hatten die katholische Lehrerschaft des Landes auf die antireligiösen Tendenzen im Allgemeinen Deutschen Lehrerverein aufmerksam gemacht, dem jene beitreten wollte und zum Teil nachträglich auch beigetreten ist. In dieser Kundgebung der bischöflichen Behörde an ihre Diözesanen erblickte die Straßburger Regierung einen unberechtigten Eingriff in den staatlichen Machtbereich und gab dem Ausdruck in einem Schreiben an die Bischöfe, das sie zugleich auch in der amtlichen Presse veröffentlichen ließ. Die Bischöfe wiesen die Auffassung der Regierung zurück und stützten sich auf ihre Oberhirtenpflicht. Die Bischöfe wurden von der gesamten katholischen Presse, ob dem Zentrum nahestehend oder nicht, in Schutz genommen, die Regierung von der liberalen und sozialdemokratischen Presse. Die Erklärung gegen die Bischöfe war von Staatssekretär Zorn v. Bulach, dem leitenden Minister, unterzeichnet. Der Name seines Bruders, des Straßburger Weihbischofs Zorn v. Bulach, figurierte unter der Zustimmungsadresse an den Bischof.

Wie konnte es zu dieser Verwirrung kommen? Nur im Rahmen der schwierigen Situation, in welcher der Minister überhaupt sich befindet. Ich habe an dieser Stelle, als die Berufung des Herrn v. Bulach gemeldet wurde, gleich auf die Konflikte nationaler und kirchlicher Natur hingewiesen, denen auf einem so exponierten Posten ein Elsässer und Katholik nicht wohl entgehen konnte. Das hat leider auch nicht auf sich warten lassen. Mit einem nationalen Anstoß debütierte der Staatssekretär. Er war vor die Alternative gestellt, seine Landsleute zu brüskieren oder die Hetze alldeutscher Blätter zu riskieren, die hier wenig Interessenten, aber nach Berlin hin notorischen Einfluß haben. Herr v. Bulach zog das erstere vor. Er verbot die Aufführung eines französischen Theaterstückes auf einer Privatbühne, das kaum als deutschfeindlich angesprochen werden kann: es sind Racines »Plaideurs«. Niemand wollte glauben, daß die Initiative zu dieser Maßregel vom Staatssekretär ausgegangen war; um so mehr beharrte er darauf und erklärte sie mit der „Rücksicht auf die andere Seite“, d. h. auf die alldeutsche Lärmpresse. Die Art und Herkunft dieser Preßerzeugnisse war ihm jedenfalls nicht bekannt; doch wußte er aus Erfahrung, wie sich der kaiserliche Statthalter gelegentlich dadurch einschüchtern ließ. Graf von Wedel ist Protestant und Hannoveraner; trotzdem war er schon in den Geruch der Französelei gekommen. Um so mehr drohte dies einem katholischen Elsässer. Der Landesausschuß wollte nicht das Spiel der Camarilla besorgen, die er hinter früheren Zeitungskorrespondenzen gegen die „Dynastie Bulach“ vermuten konnte, und übte Nachsicht.

Kaum hatte sich Herr v. Bulach mit heiler Haut aus dieser Zwickmühle gerettet, da warteten seiner auch schon andere Sorgen. Die Sprachenfrage wurde jetzt von der deutschtümelnden Presse in einer Weise aufgebauscht, wie es wohl unter Bulachs Vorgänger, dem Herrn v. Koeller, nicht der Fall gewesen wäre. Das Gerede um die Weißenburger Denkmalsfeier hätte unter des Ostelbiers Herrschaft nie die Bedeutung gewonnen, daß es im Reichstag der Kanzler zum Anlaß einer Drohrede wider Elsaß-Lothringen hätte brauchen können. Unter Matthias von Koeller war die erste dieser Kriegerfeiern veranstaltet worden, nämlich bei Noisseville in Lothringen. Der Menschenandrang war noch viel größer, die offiziellen Reden gaben im Teil, welcher der französischen Vergangenheit des Landes gedachte, in nichts den Reden von Weißenburg nach. Und doch erfuhr man im Reichstag nichts davon. Wieso auch? Herr v. Koeller hätte nicht geduldet, daß über die Veranstaltung tendenziös nach Berlin berichtet würde. Zudem unterstand die Feier in Noisseville dem Protektorat der unabhängigen Lothringer Gruppe, mit deren Führern der Kaiser zu Tisch sitzt. Der Elsässer konnte sich nicht leisten, was der Ostelbier riskieren durfte.

Mit dem Weißenburger Schrecken kam bald auch der Nationalistenlärm auf, einzelne Persönlichkeiten figurierten in beiden Angelegenheiten zugleich. Der gereizte Partikularismus richtete sich ganz zunächst gegen die alldeutschen Anmaßungen im Land, und merkwürdigerweise gerade gegen die Intrigue, die den Staatssekretär stürzen sollte. Eines schönen Tags las man in Scherls „Lokalanzeiger“, der älteste Sohn des Staatssekretärs habe sich in einem Restaurant eine Verhöhnung der deutschen Sprache zuschulden kommen lassen. Der Statthalter ließ Bericht einfordern, der studierenshalber am Ort weilende Prinz Waldemar v. Preußen nahm sich der Sache an, die schließlich bis hinauf zum Kaiser gelangte; das Wolffsche Bureau hatte für die weiteste Verbreitung der Räubergeschichte Sorge getragen. Die Untersuchung ergab die Haltlosigkeit der Meldung, man erfuhr, daß der Berichterstatter des „Lokalanzeiger“ identisch war mit dem Redakteur der „Straßburger Post“, die vor einem Menschenalter ausdrücklich zur „Förderung des Deutschtums in Elsaß-Lothringen“ gegründet wurde. Bis auf einen gingen die an der Verbreitung des Gerüchts Beteiligten ohne Strafe aus, nachdem sie ihr Bedauern ausgesprochen hatten; der eine wurde zu 200 M verurteilt, und es hieß später, es sei ihm nach dem Prozeß die Summe von 500 M anonym zugegangen. Dieser Angeklagte hatte erklärt, das verleumderische Gerücht sei seinem Blatte von einem höheren Beamten bestätigt worden. Der Redakteur der „Straßburger Post“ versicherte seinerseits, seine Gewährsmänner seien derart gewesen, daß ihnen jedermann hätte Glauben schenken müssen. Wer sind diese Gewährsmänner? Wer ist jener höhere Beamte? Man wird es sobald nicht erfahren. Der Hetzpresse ist der Fall sehr unangenehm geworden; sie nannte ihn nachträglich „eine Bagatelle“ und erklärte, er habe nun kein Interesse mehr für die Oeffentlichkeit, nachdem die Unrichtigkeit der Meldung sich herausgestellt habe. Und Herr v. Bethmann-Hollweg erwähnte in seiner Rede über die Verhältnisse in Elsaß-Lothringen den unwürdigen Feldzug der Kamarilla gegen Herrn v. Bulach mit keinem Wort. Das hat im Lande einen schlechten Eindruck gemacht, und man hat daraus geschlossen, daß der Elsässer an der Spitze des Ministeriums in Berlin nicht die Schätzung erwarten darf, die der Stellung doch wohl gebührte.

Schon mit dem Nationalismus war ein liberales Parteimanöver verbunden. Als die nationalistischen Regungen dem Zentrum zu nützen drohten, machten die Liberalen, die sich doch in den Reichstagswahlen von 1907 als Nationalisten aufgespielt hatten, der Straßburger Regierung bange mit den Konsequenzen für den Reichsgedanken; so gedachte man sich auf alle Fälle die Unterstützung der Regierungsorgane zu sichern. Nicht anders ist der Zwischenfall mit dem Allgemeinen Deutschen Lehrerverein zu bewerten. Die Liberalen sind längst an der Arbeit, sich in

den Lehrern Wahlagenten heranzuziehen. Zu diesem Ende müssen die Lehrer auf die Geistlichen gehetzt werden, in welchen die Liberalen die geborenen Anhänger des Zentrums fürchten. Bei dem bekannten Verhältnis des Allgemeinen Deutschen Lehrervereins zur kirchlichen Behörde konnte der Anschluß an den Verein am ehesten zum Ziele führen. Unter dem Vorwand wirtschaftlicher Solidarität wurde der Anschluß in den Lehrerkreisen ganz harmlos empfohlen; zwischendurch erst guckte der Pferdehuf hervor, und nun der Anschluß Tatsache ist, denunzieren Lothringer Lehrer, die dem Zentrum fernstehen, den politischen Charakter der Aktion. Wie kam aber der Staatssekretär zu dem Vorgehen wegen des Allgemeinen Deutschen Lehrervereins? Ganz einfach: die liberale Presse unterstrich dick die germanisatorische Seite des Anschlusses (als ob der katholische Lehrerverband dem großen katholischen Verband im Reich nicht längst angeschlossen wäre!), und da wollte sich der Elsässer wieder nicht dem Verdacht aussetzen, er arbeite gegen die Interessen des Deutschtums. Das Odium hätte Herr v. Koeller leichten Herzens auf sich genommen; er kannte den Schwindel und ließ sich von der liberalen Presse nicht so leicht ins Bockshorn jagen.

Ohne Zweifel wird der vom Staatssekretär in die Oeffentlichkeit gebrachte Zwischenfall demnächst den Landesausschuß beschäftigen. Wenn die Stellungnahme der Landesausschußabgeordneten dabei den Preßstimmen entspräche, dürfte Herr v. Bulach eine Mehrheit für seine Auffassung nicht erhoffen. Er könnte sich freilich damit trösten, daß er schon in manchen Fällen das Parlament gegen sich hatte: die Leitung der Straßburger Regierung sitzt ja in Berlin! Aber auch angenommen, der Staatssekretär bekäme in die Opposition nur die eigentliche Zentrumsfraktion und eventuell deren nächsten Freunde. Auf die Dauer könnte ihm das mehr Schwierigkeiten bereiten, als er heute übersehen mag. Die Wahlstatistik ist beredt, und auch die Vergangenheit des Landes. Sein Antipode August Schneegans war seinerzeit auch nicht der dümmste in der Regierung; die ließ ihn fallen mit Rücksicht auf die „Klerikalen", die damals weder über eine Presse noch über eine Organisation verfügten. Und wie war's mit Herrn v. Koeller? Als er sich anschickte, nach Straßburg auf den neuen Posten zu reisen, erklärte er dem Interviewer in Berlin, er werde versuchen, mit der Bevölkerung in Elsaß-Lothringen auszukommen und, da diese „klerikal" sei, auch mit den „Klerikalen" zu regieren. Niemand wird leugnen wollen, daß Herr v. Koeller als Staatssekretär von allen Ministern, die wir noch hatten, am geschicktesten operierte. Ist etwa das Land schlecht dabei gefahren? Datiert nicht seit der Aera Koeller das verträgliche Verhältnis zwischen Regierung und Bevölkerung? Hat nicht die Mitarbeit der „Klerikalen" d. h. des Volkskernes, die bis dahin bei der Opposition waren, unter Koeller eingesetzt? Soll nun das mühsam Errungene wieder verloren gehen? Soll das Mißtrauen wieder im Volke aufstehen? Soll es wieder heißen, wie der Abgeordnete Preiß im Reichstag anno 1895 sagte: „In Elsaß-Lothringen versteht die Regierung das Volk nicht, und das Volk die Regierung nicht?" Wir glauben kaum, daß Herr v. Bulach das verantworten könnte. Wir sind aber heute schon davon überzeugt, daß gerade diejenigen, die ihn jetzt in Konflikte hineintreiben, die unruhigen Zustände dann zum Vorwurf gegen ihn gebrauchen würden. Man hat den Eindruck, Herr v. Bulach solle mißbraucht werden. Wünschenswert wäre, er merkte dies beizeiten. Die Konsequenz zöge er schon. Dafür ist er ein Edelmann.

Schulpolitische Wetterschau.

Von F. Weigl, München.

Der schulpolitische Himmel ist wieder stark bewölkt. Von Schlesien bis Bayern und von hier bis Elsaß steigen gleichzeitig die Wolken auf. So weit diese schulpolitischen Vorkommnisse räumlich voneinander entfernt sind, so eng beisammen steht ihre Erörterung in den Spalten der Tagespresse, und dabei zeigt sich wieder einmal die Ungerechtigkeit und Grundsatzlosigkeit einer gewissen Presse im klarsten Lichte.

In Bayern beschäftigen sich gegenwärtig kirchliche Kreise und Kultusministerium infolge der offenen Kritik der pädagogischen Leistungsfähigkeit der Geistlichen und der Vorschläge zur Ausgestaltung der Schulaufsicht aus den Reihen des katholischen Lehrervereins mit der Frage der erhöhten pädagogischen Bildung des Klerus. Wenn man bedenkt, wie vordringlich die Lösung dieser Frage im Interesse des Religionsunterrichtes, der Ueberwachung der erziehlichen Maßnahmen der Schule und namentlich auch der immer schwieriger werdenden Jugendseelsorge ist, so kann man nicht verstehen, wie die liberale, die farblose und die sozialdemokratische Presse angesichts der Bestrebungen der Bischöfe immer von rückschrittlichen Tendenzen in der bayerischen Schulpolitik reden kann. Es liegt kein Anhaltspunkt dafür vor, daß mit der erhöhten pädagogischen Bildung der Geistlichen die Lehrerwünsche abgetan werden sollen, im Gegenteil stehen hohe kirchliche Kreise, selbst Ausschußmitglieder des Inspektorenvereins und konservative Schulpolitiker den Wünschen des kath. Lehrervereins freundlich gegenüber. Erst am 2. Januar hat in Ingolstadt Kammerpräsident Oberstudienrat Dr. von Orterer die Gelegenheit wahrgenommen, die unsachliche Bekämpfung des katholischen Lehrervereins aus „Freundes"-Kreisen entschieden zurückzuweisen, und Oberlehrer Wörle, der als anerkannt konservativer Schulmann in den ausschlaggebenden Sitzungen der Landesschulkommission eine bedeutende Stimme besitzt, hat sich wiederholt entschieden — so erst am 8. Januar in Augsburg — zu den Schulaufsichtsvorschlägen des katholischen Lehrervereins bekannt. Es besteht also nicht die Gefahr einer Hemmung des Vorwärtsstrebens im Lehrerstande; die Bestrebungen der Bischöfe nach erhöhter pädagogischer Bildung der Geistlichen sind ein sehr begreiflicher Ausfluß ihrer Verantwortlichkeit für die religiös-sittliche Seite der Schularbeit und für die Jugendseelsorge. Es sind innerkirchliche Interessen, die hier in Frage stehen, und in die sich die linksstehende Presse nicht mischen soll.

Die Einmischung ist um so ergötzlicher im gleichen Augenblick, in dem die gleiche Presse sich nicht genug tun kann in der Erregung über die angebliche unberechtigte Einmischung der reichsländischen Bischöfe in die schulaufsichtliche Staatsgewalt. Aus der Tagespresse ist bekannt, daß die Bischöfe Dr. Fritzen (Straßburg) und Benzler (Metz) die katholische Lehrerschaft vor dem beabsichtigten gemeinsamen Eintritt in den Deutschen Lehrerverein warnten, indem sie ihnen mit kurzem Begleitschreiben einen im „Schulfreund" erschienenen Artikel von Prälat Nigetiet zugehen ließen. Dieser Warnung gegenüber, die ihrem ganzen Inhalt nach — Prälat Nigetiet erinnert die katholischen Lehrer u. a. daran, wie sie die Sache im Lichte der Sterbekerze beurteilen werden — rein religiös-kirchlichen Charakter trägt, legte Staatssekretär Zorn von Bulach Verwahrung ein, indem er „den darin liegenden Eingriff in den Bereich der staatlichen Befugnisse zurückweist."

Diese Verwahrung war übel angebracht. Sie steht auf so schwachen Füßen, daß es den Bischöfen ein leichtes war, ihr das Fundament zu nehmen. Kennt denn der Herr Staatssekretär den Deutschen Lehrerverein auch nur oberflächlich? Wenn ja, so hätte er sich sagen müssen, daß er seiner Verwahrung selbst das Urteil schrieb, indem er in ihr sagt: „So fern es mir liegen würde, den Seelsorger zu verhindern, mit den Angehörigen der Gemeinde über religiöse und kirchliche Angelegenheiten zu verhandeln . . ." Wußte der Herr Staatssekretär wirklich nicht, daß für katholische Lehrer und ihre Oberhirten hier sehr wesentliche religiöse und kirchliche Angelegenheiten auf dem Spiele standen? Die „Katholische Schulzeitung für Elsaß-Lothringen", die vor mir liegt, hat seit einem halben Jahre kaum eine Nummer hinausgegeben, in der sie nicht die Ziele des Deutschen Lehrervereins nach der religiös-kirchlichen Seite akten- und quellenmäßig beleuchtet hätte. Das eine auch in der „Allgemeinen Rundschau" (Nr. 23 vom 6. Juni 1908) registrierte Beispiel des offenen Bekenntnisses des „Geschäftsführenden Ausschusses des Deutschen Lehrervereins" zum Tews'schen Schulprogramm mit der Leugnung jeden Dogmas und der Anerkennung eines „Religionsunterrichts" im Sinne der ungläubigen hanseatischen Lehrer hätte genügt, um zu verstehen, wie recht die Bischöfe mit ihrer Warnung als Hirten ihrer Kirchengemeinde hatten.[1])

[1]) Auf diese allgemein bekannten Tatsachen berufen sich die Bischöfe auch in ihrer Antwort an den Staatssekretär. Bischof Benzler erachtet es als Recht und Pflicht seines oberhirtlichen Amtes, die katholischen Lehrer auf die religiöse Seite der Angelegenheit aufmerksam zu machen, und in ausführlicherer Weise sagt Bischof Dr. Fritzen: „Ich hielt es für meine Pflicht, die katholischen Lehrer vor diesem Schritte zu warnen, da zahlreiche Kundgebungen des Allgemeinen Deutschen Lehrervereins auf dem religiösen Gebiete Tendenzen zutage treten ließen, die den Grundsätzen der katholischen Kirche widersprechen. Diese Warnung er-

Ja, bei einiger weiterer Ueberlegung hätte sich der Herr Staatssekretär sogar sagen müssen, daß aus staatlichen Erwägungen heraus diese Stellungnahme wünschenswert sei. Es war kurz vor der oft genannten Münchener Versammlung des Deutschen Lehrervereins (1906), als angesichts der auch von diesem Verein vertretenen Simultanschulbestrebungen im preußischen Abgeordnetenhaus darauf hingewiesen wurde, „daß es im Hinblick auf die zerrüttenden Bestrebungen innerhalb unseres Volkslebens an der Zeit sei, der religiösen Erziehung wieder mehr Geltung zu verschaffen.“ Und der preußische Kultusminister war es, der diese Ansicht am kräftigsten unterstützte. (Vgl. „Päd. Blätter“ 1906 S. 140). Wenige Tage nach der genannten Versammlung war es sodann der bayerische Kultusminister, der unter deutlicher Bezugnahme auf die Verhandlungen des Deutschen Lehrervereins ausführte: „Die Erhaltung der christlichen Grundlage, die Erhaltung des christlichen Charakters der Volksschule erachte ich der Krone und dem Lande gegenüber als eine heilige Pflicht namentlich auch im Hinblick auf die Bestrebungen unserer Tage.“ Und als ob dieser deutlichen Worte aus den Kreisen des Deutschen Lehrervereins Angriffe erfolgten, erinnerte der Minister nochmals daran, „daß die Regierung in der christlichen Volksschule auch ein Fundament des Staates und der Monarchie erblickt.“ (Vgl. „Päd. Blätter 1906, S. 156, nach dem Stenogr. Bericht). Das ist eine wesentlich andere Wahrung der Staatsgewalt, als sie der reichsländische Staatssekretär vorgenommen hat, und wir denken, wer der Schulfrage auf den Grund schaut, wird auf seiten des preußischen und bayerischen Kultusministers und damit der Bischöfe von Metz und Straßburg stehen.

Nicht mit Unrecht hatte die „Kath. Schulztg.“ vor dem Anschluß des „Elsaß-Lothringischen Lehrerverbandes“ an den deutschen Lehrerverein darauf hingewiesen, daß wohl ein Briefmarkensammlerverein oder ein Fastnachtsklub völlig neutral sein könne, aber ein Lehrer- oder Erzieherverein nicht, weil er die Weltanschauung nicht aus dem Spiele lassen kann. Was aber die Vorstandschaft des Kath. Lehrervereins den katholischen Lehrern sagen durfte, müssen erst recht die Bischöfe unbehindert ihren kirchlichen Untertanen sagen können trotz Staatssekretär und — liberaler Presse. Diese hat natürlich große Worte für die „Freiheit des Lehrerstandes“ und die „unveräußerlichen staatsbürgerlichen Rechte“ der Lehrer. Spaltenlange Artikel werden an leitender Stelle dem Thema „Bischof und Staatsgewalt“ und dem „Protest gegen die Eingriffe der Bischöfe in die staatsbürgerlichen Rechte der Lehrer“ gewidmet, ein interessantes Gegenstück zu der lendenlahmen Haltung für Wahrung der „staatsbürgerlichen Rechte“ der Kattowitzer Lehrer. Mit Dutzend „Wenn“ und „Aber“ übt die liberale Presse verklausulierte Kritik an dem unerhörten Vorgehen gegen jene Lehrer, die bei einer Stadtverordnetenwahl eine „staatsfeindliche Gesinnung“ dadurch kundgegeben hätten, daß sie den vom Zentrum mit den Polen im Kompromiß aufgestellten beiden Kandidaten ihre Stimme gegeben. Die fünf Lehrer wurden bekanntlich strafversetzt, ohne daß die liberale Presse sich ihrer staatsbürgerlichen Rechte angenommen hätte. Ein liberales Lehrerorgan („Päd. Warte“ Nr. 24 vom 15. Dezember 1909) schrieb sogar, die Maßregelung sei „nichts weniger als Pflicht und Schuldigkeit der Behörde“ gewesen. Dasselbe Lehrerblatt schrieb dies, das in der gleichen Nummer einen Fall mitteilt, in dem sich ein Lehrer mißliebig gemacht und Gehaltssperrung zugezogen haben soll, weil er sich zum Liberalismus bekannte, und das dazu bemerkt: „Die ganze Geschichte klingt so ungeheuerlich, daß wir einer baldigen Aufklärung von zuständiger Stelle mit Spannung entgegensehen.“ Es geht eben nichts über Grundsätze!

---

folgte dadurch, daß ich den katholischen Lehrern einen Artikel des von Prälat Nigetiet redigierten „Schulfreundes“ einfach „zur Kenntnisnahme“ zugehen ließ. Ich habe mich nur an die katholischen Lehrer gewandt, woraus zur Genüge erhellt, daß ich nur ihre Eigenschaft als Katholiken, nicht aber ihre Eigenschaft als Lehrer ins Auge gefaßt habe. Die Amtstätigkeit der Lehrer wurde weder im Artikel des „Schulfreundes“, noch in meinem Begleitschreiben berührt. Den einzigen Gegenstand des Artikels bildete der Anschluß an einen rein privaten Verein, dessen Tendenzen ich vom religiösen Standpunkt aus verurteilen muß. Wie ich hierin meine Befugnisse überschritten haben sollte, vermag ich nicht einzusehen. Die Frage, um die es sich hier handelt, ist in erster Linie eine Gewissensfrage für einen Teil meiner Diözesanen. Dem Bischof, als dem ordentlichen Träger der kirchlichen Hirten- und Lehrgewalt, obliegt die Pflicht und steht das Recht zu, seine Diözesanen auf die Verpflichtungen des christlichen Sittengesetzes hinzuweisen, die sich aus den Verhältnissen des Lebens für sie ergeben können.“

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Kulturkampf in Straßburg.

Der elsaß-lothringische Staatssekretär Zorn v. Bulach hat uns zum Jahreswechsel mit einem kulturkämpferischen Vorstoß bedacht, der weithin „Schütteln des Kopfes“ erregt.

Nach einer eifrigen Agitation von langer Hand glaubten die Liberalen jetzt die Mehrheit des elsaß-lothringischen Lehrerverbands für den Anschluß an den Allgemeinen Deutschen Lehrerverein gewonnen zu haben. Die Bischöfe von Metz und Straßburg hielten es für ihre oberhirtliche Pflicht, die katholischen Lehrer vor dem Anschluß an diesen Verein, dessen kirchen- und religionsfeindlichen Bestrebungen bekannt sind, zu warnen. Die Ermahnungen konnten leider nicht hindern, daß der elsaß-lothringische Lehrerverband mit 89 gegen 11 Stimmen den Anschluß beschloß. Die liberale Mehrheit faßte zugleich eine Resolution, die sich in sehr kecker Weise gegen das Vorgehen der Bischöfe aussprach. Das Aergernis wäre vielleicht heilbar geblieben, wenn die Regierung sich nicht zugunsten des Liberalismus eingemischt hätte. Bisher hatte die Regierung sich neutral verhalten, indem sie die Vereinsbildung für eine Privatsache der Lehrer erachtete. Aber der Herr Staatssekretär beliebte plötzlich der Vereinsfrage einen amtlichen Charakter zu geben. Er richtete ein geharnischtes Schreiben an die Bischöfe von Straßburg und Metz, in welchem er die von den Bischöfen ergangene Mitteilung bezüglich des Allgemeinen Deutschen Lehrervereins als „einen Eingriff in den Bereich der staatlichen Befugnisse zurückwies“ und den Grundsatz verkündete, „daß die mir nachgeordneten Beamten und Lehrer hinsichtlich ihres Verhaltens lediglich von ihren Vorgesetzten Weisung erhalten“, und daß „Mitteilungen in bezug auf das Verhalten der Lehrerschaft und ihrer Gesamtheit odr ihren Hauptgruppen nur auf dem Dienstwege zulässig sind.“

Ein sonderbares Aktenstück! Der Staatssekretär läßt die schroffe Zurechtweisung ergehen, ohne erst den Tatbestand offiziell festzustellen. Er beruft sich einfach auf Zeitungsnachrichten, die unwiderrufen geblieben seien, was sonst bei den Behörden nicht üblich ist. Er bringt den scharfen Brief an demselben Tage, an dem er den Bischöfen zugestellt ist, in die — Presse, als ob die Demonstration vor dem großen Publikum die Hauptsache sei. Er spricht in lapidaren Sätzen von dem „Verhalten“ der Lehrerschaft, ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, daß das Verhalten im Dienst und die Privattätigkeit außer dem Dienste zwei grundverschiedene Dinge sind. Er fordert, daß die Bischöfe seine Vermittlung auf dem Dienstwege nachsuchen, wenn sie den katholischen Lehrern eine oberhirtliche Mitteilung in religiös-sittlichen Angelegenheiten zugehen lassen wollen, und er übersieht, daß er gar nicht die Möglichkeit hat, einem derartigen Nachsuchen der Bischöfe Folge zu geben, da die Staatsgewalt nicht befugt ist, auf dem Dienstwege den Lehrern Vorschriften über ihre nichtamtliche Vereinstätigkeit zu machen. Je mehr man das Schriftstück betrachtet, desto mehr staunt man über den Mangel an Ueberlegung und das Uebermaß an Eifer.

Die Bischöfe haben ruhig und entschieden die Irrtümer des Staatssekretärs richtiggestellt und seine Anschuldigungen zurückgewiesen. Sie erklären es für das Recht und gegebenenfalls die Pflicht ihres oberhirtlichen Amtes, die katholischen Lehrer ihrer Sprengel auf die religiöse Seite des Eintritts in den Allgemeinen Deutschen Lehrerverein aufmerksam zu machen.

Es heißt nun, daß der Ministerrat in Straßburg eine Replik beschlossen habe, die auch baldigst zur Veröffentlichung kommen soll. Im Interesse der Regierung läge es, dieses zweite Schriftstück nach Inhalt und Form vorsichtiger abzufassen. Sogar protestantische Blätter mußten anerkennen, daß die ersten Schriftstücke keinen günstigen Eindruck im Sinne der Regierung machen. Das konnte auch nicht anders sein; denn die Bischöfe vertraten einfach ihr natürliches und unveräußerliches Recht der oberhirtlichen Warnung in einer religiös-sittlichen Angelegenheit, während der Staatssekretär den unhaltbaren Grundsatz aufstellte, daß die Seelsorge über beamtete Katholiken nur durch seine Vermittlung auf dem staatlichen Dienstwege ausgeübt werde dürfe.

Die Offiziösen und die Freunde der Regierung versuchen von diesem Kernpunkt der Frage abzuschweifen. Sie greifen die Zentrumspresse an, weil diese, angeblich aus Gier nach neuem Kulturkampfstoff, die Sache aufbausche. Ferner behaupten sie, der

Artikel des Prälaten Niegetict in der fraglichen Nummer des „Schulfreund“ habe grobe Beleidigungen des Lehrerstandes enthalten, gegen die der Staatssekretär seine „Lehrer“ habe verteidigen müssen. Aber in dem Erlaß des Staatssekretärs steht nichts von solchen „Beleidigungen“ oder deren Zurückweisung, sondern es wird da das Eingreifen der Bischöfe an sich bekämpft, nicht etwa die Form des Niegetictschen Artikels. Nun kommen noch einige Nothelfer mit der beliebten Ausrede von den „nationalen“ Interessen. Der Anschluß der Elsaß-Lothringer an den Allgemeinen Deutschen Lehrerverein, sagen sie, werde aus partikularistischen oder gar französelnden Interessen bekämpft. Ein bodenloses Gerede. Die katholischen Lehrer der Reichslande stehen schon längst mit dem katholischen Lehrerverband von Altdeutschland in Verbindung. Die Bischöfe haben gar keine Politik getrieben, sondern nur vor den religionsfeindlichen Tendenzen des Allgemeinen Deutschen Lehrervereins gewarnt; der Niegetictsche Artikel ist ja auch ganz auf den väterlichen Ton eines bekümmerten Seelsorgers gestimmt; er läßt die „Sterbekerze“ leuchten, aber nicht irgend ein politisches Licht. Uebrigens haben dieselben Leute, die jetzt den Anschluß der reichsländischen Lehrer an einen liberalen altdeutschen Verein als eine nationale Errungenschaft preisen, bisher immer auf seiten der „Notabeln“ gestanden, die dem Anschluß an die Zentrumspartei entgegenarbeiteten.

Alle Ausflüchte können nicht verhüten, daß die vom Staatssekretär aufgeworfene Prinzipienfrage zur Entscheidung kommt: Muß die Seelsorge der Bischöfe und Geistlichen vor dem beamteten Katholiken Halt machen? Darf die Kirche den Gläubigen in Amtsstellung keine religiös-sittlichen Mahnungen zugehen lassen? Wohlgemerkt, es handelt sich da nicht um Mitteilungen oder Anweisungen wegen der dienstlichen Tätigkeit; hier stand die Privattätigkeit der Lehrer, der Gebrauch ihrer Vereinsfreiheit, in Frage.

Nun wagen einige Kulturkämpfer zu behaupten, es sei ein Eingriff in die staatsbürgerlichen Rechte und Freiheiten, wenn die Bischöfe eine Warnung vor einem Vereine ergehen lassen. Bei der Autorität der Bischöfe sei jede solche Mahnung ein „Zwang“. Die Erfahrung zeigt leider, daß die Mahnung der Oberhirten nicht überall mit unwiderstehlicher Gewalt wirkt. Die Bischöfe haben nur das Gewissen ihrer Gläubigen aufzuklären und zu wecken gesucht; keine Spur von einem äußeren Druck oder auch nur einer Drohung. Mit Recht ist in der Zentrumspresse gefragt worden, ob man es auch den Bischöfen verwehren wolle, ihre Gläubigen aus dem Beamten- oder Bürgerstande vor dem Anschluß an einen atheistisch-revolutionären Verein der Sozialdemokratie zu warnen.

Wenn man von Vergewaltigung der staatsbürgerlichen Rechte und Freiheiten reden will, so liegt ein solcher Fall allerdings in Kattowitz vor, wo Lehrer und andere Beamte gemaßregelt worden sind, weil sie bei der Kommunalwahl lieber einen polnisch sprechenden Katholiken, als einen Ferrer-Demonstranten wählten. Dort hat die Staatsgewalt die staatsbürgerliche Wahlfreiheit beeinträchtigt, und sogar Liberale haben das gebilligt.

Ist nun der Vorstoß des reichsländischen Staatssekretärs als die planmäßige Einleitung einer Kulturkampfspolitik zu betrachten? Wir hoffen es nicht und glauben auch nicht daran, daß ein so schlecht überlegtes Aktenstück erst die Approbation von Berlin erhalten hätte. Aber ein übereilter Steinwurf kann eine Lawine auslösen. Auf alle Fälle ist es ein ernstes Zeichen der Zeit, daß der Staatssekretär des Reichslandes sich so eifrig für den liberalen Allg. Deutschen Lehrerverein ins Zeug legt. Man muß damit zusammenhalten das schroffe Vorgehen der westfälischen Behörden gegen die geistlichen Schulinspektoren und die Maßregelung der kirchlich gesinnten Lehrer von Kattowitz. Auf die Gefahren, die der christlichen Jugenderziehung in der konfessionellen Schule drohen, ist schon öfter hingewiesen worden. Der Straßburger Fall wird wie ein Alarmschuß auf das katholische Volk wirken, und das verdanken wir dem Uebereifer des Herrn Staatssekretärs Zorn v. Bulach.

Aus dem deutschen Parteileben.

Während diese Rundschau geschrieben wird, treten in Berlin drei Parlamente auf einmal wieder zusammen. Ueber die Thronrede zur Eröffnung des preußischen Landtages können wir in dieser Nummer noch nicht berichten. Die überaus große Spannung, mit der die Parteipolitiker der Ankündigung der Wahlreform entgegensehen, wird wohl in eine Enttäuschung umschlagen. In der breiten Masse des preußischen Volkes herrscht durchaus nicht so viel Erregung oder auch nur Neugierde, wie man nach den liberalen Zeitungsartikeln glauben sollte. Die einen haben überhaupt kein lebendiges Interesse für die Frage des Landtagswahlrechtes, und die anderen haben sich fatalistisch in die Unabänderlichkeit des Dreiklassensystems ergeben. Das schlimme ist, daß die Wahlreform in Preußen nicht mehr vom idealen oder volkstümlichen Gesichtspunkte beherrscht wird, sondern sich tatsächlich zugespitzt hat zu einer Kriegswaffe in den Händen der Liberalen und Sozialdemokraten, die durchaus einen Beutezug in den Besitz der preußischen Konservativen machen wollen.

Uebrigens wird die sogenannte Wahlreform in der nächsten Tagung des Landtages kaum fertig werden. Auch die Offiziösen deuten schon an, daß die Regierung mindestens zwei Tagungen für notwendig hält. Angeblich soll die Regierung den Wunsch haben, noch vor den Reichstagswahlen, die spätestens im Januar 1912 erfolgen müssen, die preußische Wahlfrage zu lösen, um sie dadurch aus der Wahlagitation zum Reichstage auszuschalten. Letzteres wäre zu schön; es wird nicht sollen sein. Die Reform wird sicherlich nicht so ausfallen, daß sie die Sozialdemokraten befriedigt, und auch die Linksliberalen werden sich aus taktischen Gründen für unbefriedigt erklären. Agitiert wird auf jeden Fall aus Leibeskräften werden, und wahrscheinlich wird die Sozialdemokratie dabei sich wieder zu Kraftleistungen hinreißen lassen, die mit der gegenwärtigen Taktik der erheuchelten Mäßigung nicht in Einklang stehen. Die Regierung und die Ordnungsparteien hätten aber einen solchen Sturm weniger zu fürchten, als der zur Großblockpolitik neigende Liberalismus.

Die Sozialdemokratie hat sich schon öfter als Hindernis für eine Reform und einen Fortschritt erwiesen. Die lebhafte Agitation der Roten für die Wahlreform stärkt den Widerstand der Konservativen. Auf dem Parteitag, den die preußischen Sozialdemokraten zum Jahreswechsel in Berlin abhielten, ging es im allgemeinen verzweifelt langweilig zu. Nur bei der Besprechung der preußischen Wahlfrage kam etwas „Leben in die Bude“. Während sonst die neuere Heucheltaktik der „Mäßigung“ gewahrt wurde, drohte man in der Wahlfrage mit Massenstreiks und sonstigen gefährlichen Demonstrationen. Dieses Süppchen wird freilich nicht so heiß gegessen werden; aber schon die Kraftworte genügen, um das Reformwerk zu erschweren.

Das umständliche Werk der Vereinigung der drei linksliberalen Parteien geht seinen langsamen Gang. Die Vorbehalte, welche bei den Verhandlungen der einzelnen Parteitage bisher zutage getreten sind, bestätigen die Vermutung, daß die neue Format-Einheit noch längst keine materielle Eintracht verbürgen wird.

Von größerer realpolitischer Bedeutung, als diese freisinnig-demokratische Konfusionsarbeit, ist der Gärungs- und Klärungsprozeß innerhalb der nationalliberalen Partei. Das neueste ist ein Erguß der nationalliberalen Parteikorrespondenz, der die jüngste Rede Bassermanns mit ihren Großblock-Anklängen abzuschwächen und die Brücken nach rechts hin aufrecht zu erhalten sucht. Zwei Seelen wohnen in dieser Parteibrust. Die jungliberale Richtung besteht auf dem Zug nach links; die gemäßigten Elemente wollen aber die Regierungsfähigkeit nicht preisgeben. Letztere setzen besondere Hoffnungen auf die Wahlrechtsvorlage der preußischen Regierung; sie denken, es werde ein Pluralwahlrecht eingeführt werden, das gerade auf den Vorteil der nationalliberalen Partei zugeschnitten sei. Aber man darf doch nicht vergessen, daß seit vorigem Sommer die Wachsamkeit und Widerstandsfähigkeit der konservativen Partei bedeutend gewachsen ist. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die nationalliberale Partei um eine reinliche Scheidung zwischen ihren jungliberalen und ihren altliberalen Elementen herumkommt, es sei denn, daß ein offener Kulturkampf ausbräche.

Die englischen Wahlen.

Jetzt beginnt der Wahlakt in England, und damit kommt eine Agitation von bisher unerhörter Heftigkeit und Breite zu Ende. Die konservative Partei hat schließlich in der rücksichtslosesten Weise an den Deutschenhaß und die Deutschenfurcht appelliert, und namentlich Balfour, der gewesene und gegebenenfalls künftige Ministerpräsident, hat in der schlimmsten Weise gehetzt. Aber wir glauben nicht, daß man deshalb in Deutschland Angst zu haben braucht vor einem Siege der Konservativen. Die Wahlreden haben einen donnernden Ton, aber sie verklingen bald. Wenn Herr Balfour und seine Freunde ans Ruder kommen sollten, so werden sie Schiffe bauen und vielleicht auch Schutzzölle einführen, aber an einen Krieg mit Deutschland werden sie nicht denken, ebensowenig wie das liberale Ministerium. Darüber entscheidet König Eduard allein.



Oesterreich-Ungarn zur Jahreswende.

Von

Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

I. Oesterreich.

Mit einem Aufatmen der Erleichterung begleitete Oesterreich — die zisleithanische Reichshälfte — das Jahr 1909 ins Grab. Der Silvestertrubel, einem Reichsfreudenrausch gleich, war als Ausdruck der Freude noch nie so berechtigt wie diesmal, denn ein Jahr der verzweifeltsten Kämpfe auf innerpolitischem Gebiete, ein Jahr der gefährlichsten Krise für das demokratisierte Volkshaus ist glücklich überstanden. Mit einem Gewaltstreich hat eine starke Zweidrittelmehrheit, zusammengesetzt aus Vertretern aller Nationen, noch kurz vor Jahresschluß der Obstruktion im Abgeordnetenhause ein Ende gemacht und dem kommenden Jahre eine arbeitsfähige Volksvertretung garantiert.

Oesterreich leidet an drei Fragen, welche, wie Krebsgeschwüre am Leibe des Menschen, zerstörend an seinem lebenskräftigen Organismus fressen: die ungarische, die böhmische, die parlamentarische Frage. Die erstgenannte hat Baron Beck durch Abschluß des bis 1917 gültigen Ausgleiches vorläufig beseitigt, die zweite verlangt zur Vorbedingung ihrer Lösung die Beseitigung der deutschen Obstruktion im Prager Landtage, und die dritte kann erst beseitigt werden, wenn es dem Abgeordnetenhause gelingt, eine Geschäftsordnungsreform durchzuführen, welche alle und jede Obstruktion unmöglich macht. Die Schuld an diesen drei Fragen, welche Oesterreich von einer Krise in die andere werfen, eine gedeihliche Entwicklung im Innern und nach außen hindern, die Konkurrenzfähigkeit der österreichischen Industrie auf dem Weltmarkte unterbinden, einen Massenverbrauch von Ministern bewirken und eine Unsumme tüchtiger staatsmännischer Intelligenzen in kurzen Ministerschaften für das öffentliche Leben aufbrauchen und lahmlegen, ist dem Deutschliberalismus zuzuschreiben, der es in sträflicher Leichtfertigkeit unterließ, die grundlegenden Staatsgesetze mit politischem Weitblick derart zu gestalten, daß sie ein gedeihliches Funktionieren des Konstitutionalismus für alle Zeiten garantieren. Nur an den verpfuschten Staatsgrundgesetzen liegt es, daß Oesterreich eine so ruinöse nationale Frage hat. Nur in echt liberaler Leichtfertigkeit (der Oesterreicher sagt: Schlamperei) konnte eine Geschäftsordnung geschaffen werden, welche es zwanzig gewissenlosen Abgeordneten ermöglicht, mit dem Scheine der Gesetzmäßigkeit das aus 516 Volksvertretern bestehende Parlament Jahr für Jahr lahmzulegen. Nachdem die Obstruktion zwölf Jahre hindurch (seit der Ministerpräsidentschaft des polnischen Grafen Kasimir Badeni 1897) den österreichischen Parlamentarismus beherrscht und zur Untätigkeit verurteilt hatte, nahm in einer am 15. November 1909 um 11 Uhr vormittags begonnenen und am 18. November früh 1 1/2 Uhr geschlossenen, sechsundachtzigstündigen Dauersitzung das Abgeordnetenhaus eine provisorische Reform der Geschäftsordnung an, welche es einem klugen Präsidium ermöglicht, das Volkshaus bis zum 31. Dezember 1910 ohne Obstruktion zu führen.

Das Ministerium Bienerth, besonders in seiner dritten Auflage als Ministerium Bienerth-Weiskirchner, erfreut sich nicht nur des bedingungslosen Vertrauens des Trägers der Krone und des Erzherzog-Thronfolgers, sondern findet auch in allen deutschen Parteien wärmste Anerkennung und Unterstützung, selbst die Slawische Union, welche nicht laut genug vom Kaiser den Kopf des Ministeriums fordern konnte, ist zur Einsicht gekommen, daß Freiherr von Bienerth der richtige Mann an seinem Platze ist und daher an der Spitze des nach ihrem Wunsche rekonstruierten Kabinettes bleiben soll. Damit ist schon die Frage angeschnitten, welche Aufgaben Oesterreich aus dem alten Jahre ins neue mit hinübergenommen hat. Sie seien hier kurz skizziert.

Daß aus der provisorischen Reform der Geschäftsordnung eine endgültige werden muß, ist selbstverständlich. Das neue Jahr wird praktische Fingerzeige genug bieten, wie diese endgültige Reform zu machen ist, und da sich eine so große Mehrheit für das Provisorium gefunden hat, wird sich sicherlich auch eine Mehrheit für ein Definitivum finden lassen, welches die Brutalisierung einer nationalen Minderheit selbstverständlich ausschließen muß. Zunächst wird die Rekonstruktion des Ministeriums Bienerth durchgeführt werden müssen. Als Freiherr von Bienerth sein Kabinett parlamentarisieren wollte, bot er den Slawen (außer den Polen) drei Ministerportefeuilles an. In der bekannten vierzehnstündigen Nachtkonferenz am 18. November 1908 lehnten die Tschechenführer dieses Angebot ab; es kam dann das Ministerium der Fachmänner, das der reinen Hände, in welches Baron Bienerth zwei Alttschechen, Dr. Braf und Dr. Zacek, aufnahm. Diese demissionierten, als am 30. Oktober 1909 der Ministerrat beschloß, die Sprachenschutzgesetze der deutschen Kronländer Nieder- und Oberösterreich, Salzburg und Vorarlberg dem Kaiser zur Sanktion zu empfehlen. So waren von allen Slawen nur noch die Polen in der Regierung vertreten. Die Tschechen wollen aber mit Recht wieder hinein und verlangen nun, daß der Kaiser — außer den parteilosen Ministern für das Präsidium und für die Landesverteidigung — fünf slawische und fünf nichtslawische bzw. deutsche Minister ernenne. Sie nennen das „Parität der Regierung". Wenn der Kaiser ihrem Wunsche nachgibt, so werden in dem nächsten Kabinett Bienerth sitzen: 2 parteilose Deutsche, 5 parlamentarische Deutsche, 2 Polen, 2 Tschechen und 1 Slowene. Dabei müßte natürlich auf die Stärke der Parteien im Reichsrate Rücksicht genommen werden, sodaß z. B. von den fünf deutschen Ministern drei zur christlichsozialen Partei, zwei zum deutschfreiheitlichen Verband gehören müßten. Da wird Freiherr von Bienerth seine ganze Klugheit und Geduld aufwenden müssen, um den goldenen Mittelweg des Erfolges zu finden. Es sei hier betont, daß die christlichsoziale Partei ein außerparlamentarisches Ministerium der „Fachmänner mit reinen Händen" wie das jetzt amtierende vorziehen würde.

Zu den großen Aufgaben des neuen Jahres gehört ferner die Regelung der nationalen Frage in Böhmen. Man gibt sich der Hoffnung hin, daß die Beseitigung der Obstruktion im Reichsrate Friedenswirkung auf den böhmischen Landtag haben werde. In Böhmen tobt der Sprachenstreit nun schon 500 Jahre. Man kann seinen Anfang mit 1409 ansetzen, als König Wenzel die deutschen Studenten der Prager Universität der tschechischen Minderheit unterordnen wollte. Damals verließen im Mai 5000 deutsche Studenten die Prager Hochschule, und seit damals hat der nationale Sprachenstreit Böhmen und von dort aus Oesterreich durchtobt. Die Lösung der böhmischen Frage ist und bleibt die Hauptaufgabe jeder österreichischen Regierung, denn ohne diese Lösung bleibt die innerpolitische Krise bestehen, welche alle Regierungshandlungen hindernd beeinflußt oder sogar verhindert. Eine Hauptaufgabe hat dabei der im Abgeordnetenhause eingesetzte Nationalitäten-Ausschuß, der alle nationalen Gesetze und Anträge vorberaten soll, um das Plenum nach Möglichkeit vor nationalen Streitdebatten zu bewahren.

Eine hochwichtige Aufgabe ist dann die Finanzreform, die um so dringender ist, als mit Ausnahme von Niederösterreich und Salzburg alle Kronländer in ihrer Landesverwaltung passiv sind, am ärgsten Böhmen und Steiermark. Salzburg hat sich erst in den letzten Tagen des alten Jahres durch seine christlichsoziale Mehrheit selbst geholfen, allerdings durch schärfere Anziehung der Steuerschraube bei der Landesbierauflage; es wird aber ebenso wie auch Niederösterreich Hilfe vom Staat brauchen, um die stets größere Bedeckung erheischenden Neuaufgaben des Landtages auch durchführen zu können. Für Salzburg gehört zu diesen Aufgaben eine gründliche Verbesserung seines Straßenwesens, welches einen Vergleich mit dem benachbarten Bayern auf diesem Gebiete nicht aushalten kann. Im Anschlusse an die Finanzreform ist dann die Sozialversicherung durchzuführen.

Das sind die vornehmsten Aufgaben des österreichischen Reichsrates für 1910. Man muß ihm deren glückliches Gelingen um so mehr wünschen, als Freiherr v. Bienerth nur dann, wenn ihm eine arbeitskräftige Volksvertretung den Rücken deckt, dem Ansturm wird standhalten können, welchen die Magyaren auf die Gemeinsamkeit der Monarchie unternehmen wollen.

Wintersonnensieg.

Weit schleift sein Netz der Nebelmann
Mit eisigkalter Hand.
Es lastet starr ein dumpfer Bann
Im Wintermorgenland

Da zuckt der Unhold wild empor,
Gepackt von Riesenfaust.
Zur Siegesfahrt aus goldnem Tor
Der Sonnenwagen braust.

Theo Rossel.

„Gegen die Bordellisierung unseres gesamten öffentlichen Lebens"

wendet sich Richard Nordhausen, der im Gegensatz zu einem großen Teile der liberalen Presse vor etwa zwei Jahren auch die kräftigsten Töne gegen die schamlosen Exzesse der im „Reiche der Gottesfurcht und frommen Sitte" plötzlich zur Manie und zur Modekrankheit gewordenen „Nacktkultur" fand. Damals prägte er in den „Münchner Neuesten Nachrichten" das charakteristische Wort: „Die Scham der Völker war verwüstet, wenn das Weib nackt auf die Bühne trat". Sehr zum Verdrusse des Mitverlegers des genannten liberalen Blattes, Dr. Georg Hirth, denn fast zur gleichen Zeit pries Dr. Hirth in der „Jugend" den Nackttanz als die höchste Blüte der modernen deutschen Kultur. Meminisse juvat! Heute schwingt der noch unlängst vom „Simplicissimus"-Thoma als moralinsauer verspottete Richard Nordhausen im „Tag" (Nr. 4) seine unbarmherzige Geißel:

„Die ernsten Leute aller Parteien sind sich einig über die Notwendigkeit, den Schmutz endlich von der Straße herunterzubringen und die Jugend wenigstens vor der plumpen, aufdringlichen Verführung zu schützen. Nachdem wir eine Weile lang tatenlos, vielleicht überrascht, den Verwüstungen zugeschaut haben, die die unaufhörlich steigende Unflatwelle anrichtet; nachdem wir uns beinahe mit dem Skandal abgefunden haben, daß das Profitgesindel seine schmierigen „Witzblätter" und zuchtlosen Zehnpfennighefte vor unseren Mädchenschulen feilbietet, wollen wir Deutschland nicht länger zum Gespött der Nachbarn machen lassen. An dieser Stelle ist auf die beschämende Tatsache hingewiesen worden, daß französische und italienische Buchhändler feststellen konnten, die überwiegende Mehrzahl der pornographischen Postkarten, Druckschriften usw. würde in Deutschland hergestellt. In demselben Deutschland, das noch vor dreißig Jahren als die Hochburg aller Ehrbarkeit galt. Es kann sein, daß der Schmutzliteratur durch die planmäßige Verbreitung guter Bücher ein Ende gemacht wird. Es kann sein, doch ich glaube es nicht. Die Giftmischer sind unseren Wohlmeinenden schon geschäftlich so überlegen, daß sie für ihr verlorenes Bemühen nur ein schadenfrohes Lächeln zu haben brauchen. Allein das Gesetz vermag Wandel zu schaffen. Seit 1900 sind die Verderber so eifrig an der Arbeit gewesen, daß die Nation eine neue Regierungsvorlage gegen die Bordellisierung unseres gesamten öffentlichen Lebens wie eine Erlösung mit Jubelrufen begrüßen wird. Die liberale Hamburger Bürgerschaft hat dieser Tage mit 80 gegen 40 Stimmen einen Antrag angenommen, der den Senat auffordert, an zuständiger Stelle dahin zu wirken, daß zum besseren Schutze der Jugend die Bestimmungen der §§ 184 und 184a, b des Strafgesetzbuches und der §§ 56, 12 und 42a der Reichsgewerbeordnung ergänzt und entsprechend erweitert werden. Dr. Moenckeberg sprach sich am Schluß der Erörterung unumwunden dahin aus, sein Antrag bezwecke nichts anderes, als die Reichsregierung zur Wiedereinbringung der im Jahre 1900 gescheiterten Vorlage aufzufordern. Die Phrasennebel, die unser Volk damals an der Erreichung eines nationalen Zieles gehindert haben, fallen, und es wird hell im Lande, gottlob. Das deutsche Volk erkennt endlich seine Verantwortung vor der Zukunft."

* * *

In der von Richard Nordhausen erwähnten Sitzung der Hamburger Bürgerschaft machte der liberale Bürgerschaftsvertreter Dr. Popert laut amtlichem Stenogramm nachstehende sehr bemerkenswerte Ausführungen:

„Bei dieser Entscheidung muß man sich freimachen von Schlagworten, vor allen Dingen von dem Schlagwort von den „modernen Anschauungen". Man will uns, den Ausschußmitgliedern, und denen, die eines Sinnes mit uns sind, damit sagen: „Ihr seid völlig rückständig." Nun, ich behaupte, daß unserer Gegner Anschauungen in diesem Punkt so unmodern wie möglich sind, daß sie gar nicht berührt sind von dem Strom, der durch die Besten unserer Zeit geht, von dem Gedanken der Rassenhygiene, von dem starken Willen, die Schädlinge zu vertilgen, die an unserem Volksmark nagen. Zweites Schlagwort: Freiheitsbeschränkung. Vor dem möchte ich alle Herren hier im Saale warnen, ganz besonders aber meine Fraktionsgenossen. Lassen wir uns um Gottes willen nicht fangen durch Worte wie: „Ein Liberaler darf nicht für eine derartige Maßregel stimmen!" Im Ausschußbericht steht das Wort: Die Frage gehört einem Gebiet an, das hoch über allen politischen Verschiedenheiten liegt. Und dieses Wort ist in den Bericht hineingesetzt worden unter ausdrücklicher Zustimmung aller Mitglieder des Ausschusses, die allen Fraktionen des Hauses angehörten. Und das Wort hat recht. Wir stehen hier in Wahrheit auf einem Gebiet, das aller Parteipolitik weltenweit entrückt ist, auf dem Boden rein praktischer Arbeit für unser Volk. Es handelt sich um eine der Fragen, für die einer der besten deutschen Männer, Paul de Lagarde, das Wort geprägt hat: „Liberal oder konservativ? Als Führer einer Lokomotive ist man keins von beiden, sondern sachverständig oder unfähig." Weiter: Gerade wir Liberalen haben alle Veranlassung, hier scharf einzugreifen. Denn darüber müssen wir uns klar sein: der Liberalismus als Regierungsprinzip ist nur möglich bei einem Volke, das in scharfer sittlicher Zucht lebt.

Drittes Schlagwort: Wir gehörten an die Seite der ärgsten Eiferer der katholischen Kirche, an die Seite der englischen Puritaner. „Eiferer der katholischen Kirche." Nun, Vorsitzender und Berichterstatter des Ausschusses gehören dem Evangelischen Bunde an, der Berichterstatter ist auch noch im antiultramontanen Reichsverband. Abersollen wir darum den Katholiken die Sorge für Gesundheit und Zukunft unseres Volkes überlassen? Was aber die englischen Puritaner angeht, so weiß jeder Kenner der englischen Geschichte, daß die Puritaner es gewesen sind, die den Boden geschaffen haben für Englands Größe. Und ich muß ganz offen sagen, daß ich mich (in diesem Fall) sehr viel lieber in der Gesellschaft von Oliver Cromwell befinde, als in der der Herren Dr. Wolffson und Dr. Philippi. Also, weg mit allen diesen Schlagworten!

Aber bei der Wahl, die wir darüber zu treffen haben, ob alles so schlecht bleiben soll, wie es ist, oder ob wir eingreifen wollen mit einem Strafgesetz, darf man auch nicht das Opfer werden gegenstandsloser Befürchtungen. Wir dürfen uns nicht bange machen lassen durch angebliche „Bedrohung der Freiheit des Buchhandels." Zunächst leugne ich überhaupt, daß, wenn auch unser Antrag Gesetz werden sollte, der eigentliche Buchhandel dadurch in irgendwie nennenswerter Weise überhaupt berührt würde. Ich glaube nicht, daß irgend einer unserer großen Buchläden je in die Lage käme, gegen dieses Gesetz zu verstoßen. Die Läden, die getroffen werden würden, wären minderwertige Antiquariate und Zigarren- oder Papierläden. Unser Antrag ist ein Antrag der Freiheit; wir wollen die Freiheit der anständigen Geschäfte gegen die der unanständigen Geschäfte verteidigen. Durch das Auslegen von Schmutz- und Schundliteratur locken die unanständigen Geschäfte Kunden an, und ihre Kollegen, die nicht so gewissenlos sind, werden dadurch im Kampfe ums Dasein beeinträchtigt. Gerade wir wollen erst die Freiheit der anständigen Leute gegenüber den unanständigen Leuten schaffen!

Endlich kommt noch ein Gegenstand der Angst. Es handelt sich angeblich um die Kunst. Dr. Philippi hat (in bezug auf den Simplicissimus) gesagt: „Es ist Tatsache, daß sich an diesem Blatt potente, künstlerische und geistige Kräfte betätigt haben, und die kann und darf man nicht zu dem Schmutz und Schund werfen, selbst wenn man davon überzeugt ist, daß sie verderblich wirken." Ja, das ist für mein Gefühl nicht nur ungeheuerlich, sondern auch gänzlich unverständlich. Ich habe immer geglaubt: je kräftiger ein Feind ist, desto schärfer greift man ihn an! Gegen ein derartiges völliges — wie soll ich mich zulässig ausdrücken — ich will sagen „Umwölktsein" des natürlichen Empfindens möchte ich doch als Gegengift einen etwas derben, aber zutreffenden Satz eines der besten lebenden Männer, eines liberalen Mannes setzen; das Wort des Obermedizinalrates Professor Dr. v. Gruber in München: „Weder die Kunst noch Literatur sind für die Existenz eines Volkes unentbehrlich; unentbehrlich ist aber eine gesunde Jugend! Die Gesamtheit aller Kunstwerke zusammengenommen ist nicht so viel wert, wie die Gesundheit unseres Nachwuchses." Wir werden ja Gott sei Dank gar nicht vor die Wahl gestellt: Entweder Kunst und Literatur oder gesunde Jugend. Aber wenn hier derartige Dinge ausgesprochen werden: daß eine Sache, von der man überzeugt ist, daß sie verderblich sei, darum nicht als Schmutz oder Schund behandelt werden dürfe, weil sie potenten künstlerischen und geistigen Kräften ihre Entstehung verdankt; ja dann bekommt man eben das Bedürfnis, in dem Kernwort eines bedeutenden Mannes das auszusprechen, was — im Gegensatz zu solcher Weisheit — die gewaltige Mehrzahl der deutschen Männer und Frauen, die gewaltige Mehrheit des deutschen Volkes Gott sei Dank empfindet.

Unser Ausschußbericht ist getragen von einer Weltanschauung, die mit den Worten der Bibel sagt, daß der Mensch Herr ist über alle Dinge. Auch über die Kunst. Der Mensch ist nicht für die Kunst da, sondern die Kunst ist für den Menschen da. Die Kunst ist gut, sie kann zum Höchsten führen, soweit sie das Menschengeschlecht zum Aufstieg leitet. Die Kunst ist vom Teufel — Sie verstehen, wie ich das meine — soweit sie die Menschheit in ihrem Entwicklungsgang herabzieht. Wer anders denkt, mit dem diskutiere ich nicht. Ihm sage ich nur: ich will sehen, ob deine Gedanken, die uns in Verderben ziehen müssen, wirklich die Macht gewinnen. Und will zu meinem Teil wehren helfen, daß sie es tun."

Dieses amtliche Stenogramm der prächtigen Rede des liberalen Ausschußberichterstatters Dr. Popert hat ein wesentlich anderes Gesicht, als die total entstellten Berichte in gewissen liberalen Blättern, z. B. in Nr. 21 der „Kölnischen Zeitung".



Zaunkönigslied.

Die Wälder stehn in Frost erstarrt,
Der Hag in Schnee vermummt:
Einsam mein Tritt auf Stegen knarrt,
Sonst jeder Laut verstummt.

Da schmettert's keck aus kleiner Brust
Vom Erlenstumpf im Ried.
In unverdrossner Lebenslust
Zaunkönig singt sein Lied.

Ein Jauchzen — dringt der frische Klang
Durch Winters Not und Harm.
Und bei des Vögleins hellem Sang
Mein Herz ward seltsam warm.

Theo Rossel.

Eine Wiener Pesthöhle der internationalen Pornographie ausgehoben.

Nachwirkung des jüngsten Vorstoßes der „Allgem. Rundschau."

Am Samstag, den 8. Januar, traf an den Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" nachstehende Depesche aus Wien ein: „Schmutzverlag Stern infolge unserer gemeinsamen Aktion ausgehoben. Dreißigtausend Bände konfisziert. ‚Reichspost'." Die amtliche Bestätigung dieser Nachricht ist inzwischen durch den Wiener Polizeirapport erfolgt. Das liberale „Neue Wiener Tageblatt", Nr. 7 vom 8. Jänner, schrieb:

„Konfiskation von 30,000 Büchern Pornographische Literatur.

Der Polizeirapport berichtet: Anläßlich einer von der Staatsanwaltschaft Wien beim hiesigen Landesgericht — in dessen Auftrage — anhängig gemachten Untersuchung ist in der Buchhandlung L. Rosner, 1. Bezirk, Franzensring Nr. 16, eine Hausdurchsuchung nach pornographischen Druckschriften vorgenommen worden. Hierbei wurden zirka 30,000 Exemplare in einem Gesamtwerte von zirka 150,000 K. beschlagnahmt und auf fünf Wagen ins Landesgerichtsgebäude gebracht. Die strafgerichtliche Untersuchung gegen den Geschäftsinhaber Ch. W. Stern ist eingeleitet."

Die „Reichspost" (Nr. 7 vom 8. Jänner) gab die Nachricht in folgender Form:

„Große Beschlagnahmen in einem Wiener pornographischen Verlage.

Die „Reichspost" hat kürzlich im Anhang zu einer Veröffentlichung Dr. Otto v. Erlbachs in der Münchener „Allgemeinen Rundschau" auf das Treiben einer Reihe Wiener Verleger aufmerksam gemacht, deren Geschäfte wahre literarische Lasterhöhlen geworden sind. Die infamsten pornographischen Schanderzeugnisse werden von hier aus ins Land hinausgeschwemmt, ohne daß gegen diese Verpestung unseres Volkes etwas Erhebliches geschehen wäre. Die Veröffentlichungen der „Reichspost", die insbesondere auf das Treiben der Firma Rosner alias Stern hinwiesen, riefen großes Aufsehen hervor, und es begannen sich auch die zuständigen Behörden für die in der „Reichspost" vorgebrachten Angaben in dankenswerter Weise zu interessieren. Anläßlich einer nunmehr von der Staatsanwaltschaft Wien beim hiesigen Landesgericht anhängig gemachten Untersuchung wurde im Auftrage dieses Landesgerichtes heute nachmittag in der Buchhandlung L. Rosner, 1. Bezirk, Franzensring Nr. 16, eine Hausdurchsuchung nach pornographischen Druckschriften vorgenommen. Hierbei wurden zirka 30,000 Exemplare (!) in einem Gesamtwerte von zirka 150,000 Kronen beschlagnahmt und auf fünf Wagen in das Landesgerichtsgebäude gebracht. Die strafgerichtliche Untersuchung gegen den Geschäftsinhaber C. S. Stern ist eingeleitet. Es ist zu erwarten, daß trotz des zweifellos beginnenden Wutgeheuls der Gummipresse dieser offenkundige Fall von Volksvergiftung gehörig bestraft wird."

Auf die vom „Neuen Wiener Tageblatt" dem Polizeirapport angefügten „Mitteilungen von anderer Seite" — Sterns Mohrenwäsche — kommen wir unten zurück. Der sachliche Zusammenhang ist folgender: Die Wiener „Reichspost", deren verdienter Chefredakteur Dr. Friedrich Funder mit unerschrockenem Mute schon in manches Wespennest gestochen, veröffentlichte in der Nummer vom 28. November 1909 unter „Streiflichter." „Eine Schmach für Wien" einen Auszug aus dem umfangreichen Artikel der „Allgemeinen Rundschau"[1]) vom 20. November 1909 (Nr. 47, S. 810 ff.) und kam seitdem wiederholt auf die Sache zurück. Der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" wurde mittlerweile auch noch von autoritativer Seite in Wien um nähere Details ersucht. Eine Folge dieser gemeinsamen Aktion ist die mitgeteilte Beschlagnahme, die manchen harmlosen Gemütern einmal an einem drastischen Beispiele den immensen Umfang des internationalen Schmutzhandels vor Augen führt. Wenn die Firma Rosner-Stern in ihren zwei Häusern dreißigtausend Bände pornographischer „Literatur" und „Kunst" auf Lager hat, dann kann man sich einen ungefähren Begriff davon machen, welche Riesenzahl von Bänden im Laufe der Jahre von Wien aus in Umsatz gebracht worden ist. Die Ziffern dreihundert- bis fünfhunderttausend dürften kaum zu hoch gegriffen sein. Es ist heute nicht an der Zeit, Betrachtungen darüber anzustellen, weshalb das Wiener Polizeipräsidium, welches von amtlicher reichsdeutscher Seite, namentlich auch aus München, seit Jahr und Tag wiederholt und immer wieder — unter Vorlage von Material — auf den Sternschen Riesenschmutzbetrieb aufmerksam gemacht worden ist, nicht rechtzeitig die geeigneten Schritte getan hat, um dem internationalen Skandal ein Ende zu machen. Denn es gehört eine mehr als gewöhnliche Naivetät dazu, der durchsichtigen falschen Vorspiegelung des Juden Stern, er vertreibe seine Schweineliteratur als „Privatdrucke" nur an die Mitglieder eines geschlossenen Vereins, einer sog. „Gesellschaft von Bibliophilen", ohne weiteres Glauben zu schenken. Hoffentlich wird das k. k. Landgericht ebensowenig wie die k. k. Staatsanwaltschaft sich durch diesen ungeheuerlichen Schwindel nicht imponieren lassen.

Um den Lesern der „Allgemeinen Rundschau" den Tatbestand ins Gedächtnis zu rufen, seien die zur Sache Rosner-Stern einschlägigen Stellen aus dem Artikel in Nr. 47 vom 20. Nov. 1909 hier nochmals wiedergegeben:

„Selbst die kühnsten Wahrscheinlichkeitsberechnungen über die Ausdehnung dieser gemeingefährlichen Unzuchtpropaganda dürften hinter der grausamen Wirklichkeit zurückbleiben. Viele dieser Pornographen benützen ihren Doktortitel als Deckschild für die behauptete „Wissenschaftlichkeit" ihrer frech unzüchtigen Ware. Eine annähernde Ahnung von dem Umfange dieser im Halbdunkel manöverierenden Schweineliteratur vermittelt das Verzeichnis der von einem „Dr. phil. J. J. N., Wien" herausgegebenen „Bibliotheca Germanorum erotica" („Dokumente zur Sexualwissenschaft"). Dieses „neueste" Verzeichnis beginnt mit Nr. 303 und schließt einstweilen mit Nr. 400. Also vierhundert Bände unzüchtigsten und größtenteils perversesten Inhalts! Ein aus Budapest versandter Katalog[2]) empfiehlt auf 34 enggedruckten Spalten — „hochpikante", d. h. pornographische Bücher zu billigen Preisen. Davon behandeln allein 74 das perverse Thema des sogenannten Flagellantismus und des Sadismus. Und diese systematisch vorgehenden Lehrmeister der scheußlichsten Unzucht bleiben unbehelligt! — Die ganze Zunft samt ihren Helfershelfern steht moralisch noch unter der verachteten Klasse der Bordellhalter. Fast Woche für Woche taucht irgend eine neue Firma auf, die den schwunghaften Versand dieser dem sittlichen Ruin des Menschengeschlechts dienenden „Kunst" und „Literatur" betreibt. Wir können uns hier nicht weiter ins Einzelne verlieren, möchten auch den Schmutzfinken, die namentlich aus Wien und aus ungarischen Städten die „Kulturmenschheit" mit ihren durch schwindelhafte Phrasen maskierten Anpreisungen zu schänden und zu prostituieren versuchen, nicht die Ehre antun, ihre Namen weiterzuverbreiten.

Nur eine Ausnahme ist durch besondere Umstände geboten. Sie betrifft die Wiener Firma C. Stern, welche schon bei unserer notgedrungenen Attacke gegen das „ständige Lager" der Münchener Hofbuchhandlung Ackermanns Nachfolger (Karl Schüler) eine prominente Rolle spielte. Diese Firma Stern hat jetzt die früher benützten, nur zu durchsichtigen falschen Masken abgeworfen und versucht ihrer schändlichen Ware den Eingang in breitere Massen zu bahnen. Als zweckdienliches Mittel dazu erschien ihr der durch seine illustrierten Ankündigungen weiblicher Aktaufnahmen ohnehin schon anrüchige Inseratenteil der Münchener „Jugend" In Nr. 43 vom 15. Oktober las man

---

[1]) Die Rechtsprechung in Sachen des § 184. Ein freimütiges Wort über den schamlosen Handel mit eindeutigster Pornographie, über Prostituierung der „Kunst" und über „Sachverständigen"-Unfug. Von Dr. Otto von Erlbach. (Abgedruckt S. 3—21 der Broschüre „Rechtsprechung und Pornographie", Verlag von Dr. Armin Kausen, München, 60 Pf.).

[2]) Zur Weihnachtzeit wurden der „Allgemeinen Rundschau" abermals derartige Kataloge einiger Budapester Schmutzfilialen von entrüsteten Empfängern ausgehändigt.

ein sehr in die Augen fallendes Inserat der Verlagshandlung Rosner, Wien I usw. (identisch mit der im Hause nebenan domizilierenden Firma C. W. Stern), in welchem angepriesen werden: „Illustrierte sittengeschichtliche Werke. Kuriosa, Erotik in der Kunst-Karikatur — Seltene Privatdrucke — Kulturgeschichtliches — Sexualwissenschaftliches." Diese „wissenschaftlichen" Vorhängelappen sind natürlich der ungeheuerlichste Schwindel. Die Hauptsache ist: „Man verlange gratis Katalog", das weitere findet sich dann von selbst. Ob das Inserat außer in der „Jugend" auch noch in anderen Blättern erschienen ist, entzieht sich vorläufig unserer Kenntnis. Vielleicht ist der eine oder andere Leser in der Lage, darüber Auskunft zu geben. Die Geschäftsstelle der „Jugend" dürfte inzwischen von behördlicher Seite „veranlaßt" worden sein, diese Ankündigung pornographischer Werke einzustellen.

Uns liegen mehrere Kataloge und Prospekte vor, welche auf Grund dieser Anzeige in der „Jugend" anstandslos an jedermann versandt werden. Zwar steht auf dem Katalog als „Vorbemerkung" folgendes zu lesen:

„Die auf den nachfolgenden Seiten bezeichneten sogenannten Privatdrucke sind, bis auf die mit *) versehenen, Publikationen der Gesellschaft österreichischer Bibliophilen und nicht im Buchhandel erschienen, weil ihre allgemeine Verbreitung wegen der in ihnen enthaltenen Illustrationen und des für weitere Kreise vielfach nicht geeigneten textlichen Inhalts gesetzlich unstatthaft ist; vielmehr dürfen sämtliche in diesem Katalog aufgeführten Bücher nur an wissenschaftlich oder künstlerisch interessierte volljährige Persönlichkeiten und nur gegen namentliche Subskription abgegeben werden."

Aber dieser Vorbehalt ist ein aufgelegter Schwindel. Es läßt sich in mehreren Fällen feststellen, daß die in den Katalogen und Prospekten angepriesenen Bilder und Schriften der denkbar unzüchtigsten Art wahllos und vorbehaltlos an jedermann verschickt werden, der seine Adresse angibt und — die Hauptsache — den Preis zahlt. Und dabei erhält man u. a. für nur 15 Mk. einen zweibändigen Roman, der eine geradezu teuflische Zusammenfassung alles dessen ist, was eine vertierte Phantasie nur erfinnen kann. Und für nur 10 Mk. schickt diese Wiener Schmutzfabrik an jedermann auf Bestellung zwölf Bilderproben aus den neuesten „Privatdrucken", eine Sammlung infamster Unzucht. Ein Münchener Friseur, der sich, ohne irgend ein „wissenschaftliches oder künstlerisches Interesse" vorzuschützen, mit genauer Angabe seines Gewerbes meldete, erhielt die Schweinereien anstandslos ins Haus geschickt. **Es ist eine Schmach und Schande für Wien und seine christliche Bevölkerung,** daß dieser internationale Schweinehandel nun schon seit Jahren ungehindert im ausgedehntesten Maße von dort offen und ungescheut seinen Ausgang nehmen konnte. Das Wiener Polizeipräsidium ist immer und immer wieder alarmiert worden, aber man hat sich durch den wissenschaftlichen Schwindel täuschen und die Pesthöhle fortbestehen lassen.

Die übliche Schutzmarke „Nicht im Buchhandel" ist notorisch die unerhörteste bewußte Lüge. Jeder größere Sortimenter wird uns das bestätigen. Die Prospekte über die schändlichsten „Privatdrucke" werden auf dem gewöhnlichen Buchhandelswege und mit den üblichen Rabattangeboten verschickt. Ausnahmen dürften äußerst selten sein. Selbst solche Sortimenter, die den Leipziger Kommissionären als christliche oder katholische bekannt sind, erhalten zu ihrem ständigen Verdruß das entsetzliche Zeug. Beweise stehen massenhaft zur Verfügung. Anzuerkennen ist, daß, wie die meisten Sortimenter, die noch auf Anstand und Standesehre halten, so auch die Mehrzahl der Leipziger Kommissionäre die Auslieferung derartiger Schweineware unbedingt ablehnen. Die Namen derjenigen, welche diesen vornehmen Standpunkt nicht einnehmen, sind zum Teil bekannt und sollten von der zuständigen Stelle endlich einmal energisch zur Ordnung gerufen werden. Andernfalls müßte man zu dem äußersten Mittel greifen, sie öffentlich an den Pranger zu stellen."

Diese Wiederauffrischung aus dem Artikel vom 20. November 1909 enthebt uns eigentlich der Aufgabe, den faulen Ausflüchten, welche der Jude Stern durch gefällige Hände in die liberale Presse lancieren läßt, auch nur ein einziges Wort entgegenzusetzen. Der oben bereits kurz erwähnte Versuch einer Mohrenwäsche im liberalen „Neuen Wiener Tagblatt" (Nr. 7 vom 8. Jänner 1910) hat folgenden Wortlaut:

„Von anderer Seite erhalten wir die folgenden Mitteilungen: Die Hausdurchsuchung und die Beschlagnahme erstreckte sich auf eine Reihe illustrierter Werke, die in mehreren Lieferungen erschienen und als Publikationen einer freien Vereinigung, der „Gesellschaft österreichischer Bibliophilen", herausgegeben wurden. Die Bücher werden von dem Verlage, in dem sie erschienen sind, als solche „kultur- und sittengeschichtlichen Inhaltes" bezeichnet. Unter diesen Büchern befanden sich u. a.: John Grand-Carteret: Die Erotik in der französischen Karikatur. Visions erotiques von Henri Lemrot. James Grunert: Ein erotischer Roman aus dem heutigen Berlin. Die Bonbonnière, galante und artige Sammlung erotischer Phantasien mit Paraphrasen in Poesie und Prosa. Die Erotik in der Kunst. Erotische Märchen. Illustrierte Geschichte der erotischen Literatur aller Zeiten und Völker. Devéria und sein Kreis. Sechs Illustrationen zu den Memoiren der Fanni Hill, erotische Tonätzungen von Franz von Bayros.

Die einzelnen Lieferungen enthalten, wie erwähnt, Illustrationen mit verbindendem erläuterndem Text. Sie sind vom Verlage ausdrücklich als Privatdrucke, die nicht im Handel erscheinen, bezeichnet. Die Bücher wurden — nach einer Note des Verlages — nur an „volljährige Subskribenten" abgegeben, die Mitglieder der genannten „Gesellschaft österreichischer Bibliophilen" und, wie auch noch hinzugefügt wird, „wissenschaftlich oder künstlerisch interessiert" sind. Unter den konfiszierten Werken sollen sich auch einzelne befinden, die auch in Deutschland beschlagnahmt und schließlich vom Reichsgericht als „wissenschaftliche Publikationen" freigegeben worden seien.

Der Rosnersche Verlag hat durch seinen Rechtsfreund Schritte eingeleitet, um die Verfügung der Staatsanwaltschaft rückgängig zu machen. Der mit 150,000 Kronen angegebene Wert der konfiszierten Bücher ist auf Basis des Verkaufspreises berechnet worden.

Anläßlich der gerichtlichen Hausdurchsuchung ist dem amtierenden Organ die Mitgliederliste der Gesellschaft österreichischer Bibliophilen mit dem Bemerken übergeben worden, daß sie, wie man sich aus dem Verzeichnis überzeugen könne, Namen enthalte, deren Träger in der wissenschaftlichen und der Kunstwelt Ansehen genießen.

Von der Firma wird, wie man erzählt, das Einschreiten der Staatsanwaltschaft auf **publizistische Angriffe** zurückgeführt, die **in München und in Wien** gegen den Verlag als Verbreiter pornographischer Literatur erhoben worden sind. Es soll aber auch eine direkte Anzeige bei der Staatsanwaltschaft eingelaufen sein, in der unter eingehender Charakterisierung der pornographischen Werke — die Rosnersche Buchhandlung befaßt sich, wie bekannt, mit dem Vertrieb von Werken aus allen Gebieten der Wissenschaft, der Literatur usw. — um die entsprechenden Abhilfemaßnahmen ersucht wurde."

Wenn die Wiener Staatsanwaltschaft die Augen offen hält und sich kein X für ein U vormachen läßt, wird Rosner-Stern mit der Aufwärmung eines alten Schwindels diesmal kein Glück haben. Schlüssigstes Beweismaterial zur Entkräftung der faustdicken Lüge, die „Privatdrucke" der Firma Rosner-Stern kämen nicht in den Handel und würden nur den „Mitgliedern der Gesellschaft österreichischer Bibliophilen" verabfolgt, steht massenhaft zur Verfügung. Diese angebliche „Gesellschaft", die je nach Bedarf auch als „holländische" oder „österreichische und deutsche" vorgespiegelt wird, gehört zu dem groteskesten Humbug, den die Welt gesehen hat. Der frühere wütende Konkurrent Sterns, Willy Schindler, ist der eigentliche Erfinder dieses „Tricks", mit dem man der Justiz so lange eine Nase zu drehen verstanden hat. Nachdem Willy Schindler der Berliner Boden zu heiß geworden war, zog er nach Preßburg, wo er jetzt mit Stern in bestem Einvernehmen zu „walten" scheint. Neben Wien und Preßburg ist Budapest das eigentliche Eldorado aller derer, welche mit Hilfe der Druckerpresse aus stinkendem Kot Geld zu machen bestrebt sind. Selbst der freche Schmutzian Váradi, der trotz der über ihn verhängten Postsperre unsagbare Anpreisungen sogar in bayerische Provinzstädtchen expediert und sich in den seinen Schmutzsendungen beigelegten Prospekten seiner Weltkundschaft und der besten Referenzen in allen Großstädten rühmt, bleibt in Budapest unbehelligt.

Um zu Rosner-Stern in Wien zurückzukehren, so gibt der oben zitierte Reinwaschungsversuch nur einen winzigen Teil der Bücher und Bildersammlungen wieder, die von dieser Schmutzfirma fort und fort durch Kataloge, Prospekte, Listen usw. in den wechselndsten Formen und Adjustierungen auf dem Buchhandelswege (über Leipzig und direkt) sowie durch Sendungen an Privatadressen ausgeboten und angepriesen worden sind. Die Firma Rosner (Stern) ist sogar Mitglied des Börsenvereins der deutschen Buchhändler zu Leipzig, so daß ihr über Leipzig der Verkehr mit allen deutschen Sortimentern offen steht. Wie wir bestimmt wissen, ist die Geschäftsstelle des Börsenvereins schon lange im Besitz von Material gegen Rosner-Stern. Die offene Abschüttelung des Schmutzbetriebes ist aber ohne ein rechtskräftiges Urteil nicht möglich. Jeder anständige Sortimenter, der von Rosner-Stern mit pornographischen Prospekten belästigt worden ist, sollte mit dazu beitragen, daß der Buchhändler-Börsenverein von diesem Schandfleck befreit wird. Der „Allgemeinen Rundschau" liegen Prospekte über die unzüchtigsten Bücher vor, welche mit dem vollen Firmenaufdruck des berüchtigten Wiener Hauses unverlangt selbst an namhafte katholische Sortimenter verschickt worden sind. Diese Beweise lassen sich verhundertfachen. Buchhändlerische Prospekte von Stern-Rosner, die über Leipzig versandt wurden, liegen der „Allgemeinen Rundschau" zu Dutzenden vor. Aber auch Beschwerden von Privaten der verschiedensten Stände über unverlangte Prospektsendungen der Firma Rosner-Stern sind in einem dicken Aktenbündel gesammelt. So dürfte es denn hoffentlich diesmal der geschäftlichen Geriebenheit dieser Weltverseuchungszentrale nicht mehr gelingen, sich der Justiz zu entwinden. Aber die Nemesis darf es nicht dabei bewenden lassen, ein Exempel zu statuieren. Selbst in Wien betreiben neben Rosner-Stern verschiedene andere Firmen dasselbe schmutzige Geschäft.

Daß die behördlicherseits eingeleiteten amtlichen Schritte so selten einen greifbaren Erfolg haben, scheint uns hauptsächlich daran zu liegen, daß der Polizei und den Staatsanwaltschaften keine Geldmittel zur Beschaffung des zur unzweideutigen Ueberführung notwendigen Beweismaterials zur Verfügung stehen. Man ist in der Regel auf die Beweisstücke aus privaten Mitteln angewiesen. So kommt es denn, daß die Schmutzhändler in neunundneunzig von hundert Fällen „mangels Beweises“ unbehelligt bleiben. Wo absolut sichere Anhaltspunkte vorliegen, sollte den Behörden — mehr als bisher — ex officio die Anschaffung beweisdienlichen Materials erleichtert werden. Seitdem der Reichstag die von den Abgg. Dr. Müller-Meiningen und Geheimrat Roeren gemeinsam beantragte Resolution wegen der Einleitung internationaler Maßregeln gegen die Pornographie zum Beschluß erhoben hat, sind in Potsdam und Frankfurt a. M. gewissermaßen Zentralen zur Ansammlung geeigneten Materials eingerichtet. Es läge im öffentlichen Interesse, wenn diese Einrichtung zur allgemeinen Kenntnis gebracht und das Publikum aufgefordert würde, seine Beschwerden und eventuelles Material an diesen Stellen in Vorlage zu bringen. Die Tätigkeit von Vereinen und die private Arbeit Einzelner, welche in diesem gewaltigen Kampfe ihre Gesundheit aufreiben, würde dadurch wenigstens einigermaßen entlastet. Mit welchen Riesenmitteln die mit satanischem Eifer fortgeführte internationale Propaganda der Pornographie arbeitet, ist beispielsweise aus der dem Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau“ in der Weihnachtwoche aus Barcelona zugegangenen Mitteilung zu entnehmen, daß wieder zwanzigtausend Schmutzkataloge nach Deutschland versandt würden. Auch die Postsperre ist nicht imstande, diesen Giftstrom aufzuhalten, denn die Postsperre richtet sich gegen Sendungen mit der Adresse des Schmutzhändlers, auch setzt sie eine rechtskräftige Verurteilung voraus. Schmutzsendungen an beliebige Privatadressen sind aber selten äußerlich erkennbar. Auch scheint es ein besonderer Trick dieser internationalen Bande zu sein, daß sie ihre Massensendungen mit Vorliebe zur Neujahrszeit hinausgehen läßt, so daß eine postalische Kontrolle zur Unmöglichkeit wird. Da in Barcelona einzelne Brutstätten mit Hilfe der „Allgemeinen Rundschau“ aufgehoben werden konnten, scheinen einige schmutzige Kumpane sich jetzt nach Rußland (Odessa) verzogen zu haben. Dr. Otto von Erlbach.

Nochmals der „Fleischsaft“ Puro vor Gericht.

Wie wir einer Zuschrift des Herrn Rechtsanwaltes Anton Gänßler entnehmen, fühlt sich dieser durch unsere Kritik seines Plaidoyers im Puroprozeß in seiner Berufsehre gekränkt. Herr Gänßler hat da offenbar in unsere Kritik Dinge hineingelesen, welche wir nicht zum Ausdruck bringen wollten. An seiner persönlichen Ehrenhaftigkeit, seinem persönlichen Takt und seinen tüchtigen Anwaltseigenschaften, ob welcher Herr Gänßler allgemein gerühmt wird, haben wir nichts auszusetzen. Dieses Urteil wird dadurch nicht beeinträchtigt, daß wir zu unserem Bedauern kritisch hervorheben mußten, daß der Herr Rechtsanwalt in seinem Plaidoyer zu wiederholten Malen Unrichtigkeiten gesagt hat, die sich bei genauerer Materialprüfung wohl hätten vermeiden lassen, und daß er namentlich einem als Mensch wie Gelehrter gleich hochstehenden akademischen Lehrer unnötig unhaltbare Kränkungen — objektiv gesprochen — zugefügt hat. Und von diesem Urteil können wir auch jetzt nicht abgehen, wenn wir auch schon in unserem Artikel hervorgehoben haben, daß es zur Entschuldigung des Herrn Rechtsanwaltes dienen mag, daß ihm als Juristen die medizinisch-wissenschaftliche Sache etwas ferner liegt, und daß die objektiv unrichtigen Behauptungen nicht von ihm, sondern von irrig Gehörtem herstammen. Der Protest gegen Insinuationen, wie sie diesem Gelehrten gemacht worden sind, wird unwillkürlich erregter und voll ehrlichen Zornes sein, wenn er von einem aufrichtigen Verehrer dieses geraden, mannhaften Charakters, von einem Schüler, Berufsgenossen, Mitarbeiter, erhoben wird. Es ist eine alte Klage, daß nicht so selten die anständigsten und ehrenhaftesten Zeugen und Sachverständigen im Gerichtssaal vom Anwalt der Gegenpartei zu Unrecht verdächtigt werden. Es sind meist gerade die tüchtigsten und schneidigsten Rechtsanwälte, welche im Interesse ihres Klienten zu weit gehen. Es erscheint uns aber auch als eine Pflicht der Presse, hiergegen zu protestieren. Dr. Nauva.

Rechtsprechung und Pornographie.

Ein bemerkenswertes Gutachten gab Oberstudienrat Dr. v. Arnold in einer Verhandlung ab, die in den letzten Tagen vor der 4. Strafkammer des K. Landgerichts München I zwecks Einziehung der von dem Simplicissimuszeichner Christophe gefertigten Illustrationen zu dem Satyricon des Petronius im objektiven Verfahren stattfand. Die Verlagsgesellschaft Sutter, welche den Neudruck der betreffenden Uebersetzung veranstaltete und die anstößigen Bilder herstellen ließ, ist dieselbe, welche den berüchtigten „Phönix“ herausgab. Dr. von Arnold bezeichnete die Bilder als objektiv unzüchtig und verbreitete sich in interessanten Ausführungen insbesondere über den Zweck der Illustration eines Buches. „Bücher, wie das des Petronius, bedürfen überhaupt keiner Illustration. Wenn aber Illustrationen doch beigegeben werden, dann müssen sie dem Inhalt ebenbürtig sein und den gesamten Geist des Werkes in Charakterbildern von Personen und Szenen widerspiegeln.“ Diese Auffassung hielt Dr. v. Arnold auch unbedingt aufrecht, als der Verteidiger darauf hinwies, daß das moderne Buchgewerbe Illustrationen zur Verschönerung ohne direkten Bezug auf den Inhalt, als bloße Konturen, als Abbild der ganzen Atmosphäre des Buches, besonders pflege. Treffend erwiderte der Sachverständige, warum denn diese sog. Konturen dann nur erotischen, sexuellen Charakter zeigen? Erwähnenswert ist auch, daß der Sachverständige Dr. Pallmann, Direktor der graphischen Sammlung, der die Bilder mit Hinweis auf erotische Zeichnungen von alten Künstlern in Schutz nahm, auf eine Frage des Staatsanwaltes erklärte: „Freilich geben wir diese Bilder nur sehr selten, manche gar nicht heraus!“

Zweifellos wird dadurch der Charakter des Unzüchtigen noch nicht beseitigt, daß, wie der Verteidiger hervorhob, die Bilder in lediglich verdeckter Form Anspielungen auf sexuelle Verirrungen enthalten; denn nicht der Beschauer sucht zuerst einen derartigen Inhalt, sondern der Künstler hat ihn bewußt und absichtlich hineingelegt, und doch wahrlich nicht zu dem Zwecke, daß er nicht gefunden und verstanden wird! Unseres Erachtens läßt sich die unzüchtige Tendenz der hier in Frage stehenden Zeichnungen am schlagendsten aus den mit verblüffendem Raffinement ausgeführten Randleisten nachweisen. Diese aus geschlechtlichen Organen zusammengestellten Umrahmungen verschärfen den anstößigen Charakter der in den Bildern „angedeuteten“ sexuellen Verirrungen um ein Bedeutendes. Gegen die von der Strafkammer verfügte Freigabe der beanstandeten Bilder ist seitens der Staatsanwaltschaft Revision eingelegt.

Es ist deshalb zum mindesten verfrüht, wenn der Verlag die Freigabe durch ein volle zwei Seiten des „Börsenblattes für den deutschen Buchhandel“ (Nr. 5, 8. Jan.) füllendes Reklame-Inserat in die Welt trompetet. Das hier großmächtig verkündete Gutachten des Prof. Max Liebermann, wonach jeder Stoff für die Oeffentlichkeit geeignet sei, wenn er nur künstlerisch geformt ist, führt zu verblüffenden Konsequenzen.

Zum Schlusse noch einiges aus den Ausführungen des Verteidigers Rechtsanwalt Eichhold: „Bayern ist heute die camera obscura des Deutschen Reiches!... Es gibt Leute, die mit einem Lustrüssel ausgestattet sind, der auf jede Schweinerei, auch vermeintliche, mit Promptheit reagiert; es laufen Leute herum, die der Polizei und Staatsanwaltschaft solche Sachen in solcher Menge ins Haus schicken, daß von Zeit zu Zeit ein Prozeß gemacht werden muß. Darunter leidet jeder, der einigermaßen kunstliebend ist. Ein Werk, wie „Das gemeinsame Ziel“ von Willi Geiger, ist noch 1907 freigegeben worden. Wenn man den heutigen Antrag betrachtet, muß man sagen, daß in zwei bis drei Jahren die Anschauungen in einer Weise sich verschlechtert haben, wie man es früher nicht gedacht hätte...“ Wir hätten es kaum für möglich gehalten, daß Sätze, wie die vom „Lustrüssel“ usw., in einem Gerichtssaale ausgesprochen werden dürfen — in der offenkundigen Absicht, Vertreter der Sittlichkeitsbewegung verächtlich zu machen. Der Vergleich mit dem „Lustrüssel“ ist um so frivoler, wenn man seinen Zusammenhang mit einer der schamlosesten Zeichnungen Willi Geigers im „Gemeinsamen Ziel“ in Betracht zieht. Ueber dieses Werk, das den Gipfel sexueller Roheit und Perversität darstellt, ist hoffentlich noch nicht das letzte Wort gesprochen. Als Kuriosum sei noch erwähnt, daß sich der Verteidiger auf weit stärkere Bilder des Engländers Beardsley berief und auf Vorhalt des Staatsanwaltes, dieser habe selbst auf dem Totenbette seine Bilder widerrufen, meinte: „ja, aber als Geisteskranker!“ Cato.

Allgemeine Kunstrundschau.

München. An den Chorwänden der St. Bennokirche hat Matth. Schiestl in zwei großen Freskogemälden die Translation des hl. Benno von der alten Münchener Herzogsburg zur Frauenkirche geschildert. Auf der Evangelienseite sehen wir geistliche, auf der Epistelseite weltliche Würdenträger. Alle Figuren zeichnen sich durch Kraft der Auffassung und durch feine vergeistigte Charakterschilderung aus. Die Gesamtwirkung entspricht den Erwartungen echter Religiosität wie denen der Kunst. — Hermann Kaulbach, Wilhelm von Kaulbachs Sohn, starb am 9. Dezember. Er war Schüler nicht des Vaters, sondern Pilotys, und tat sich als Historienmaler allerdings hervor, ohne es aber zu einem wirklich bedeutenden Range zu bringen. Bilder von ihm sind in der Neuen Pinakothek („Unsterblichkeit") und in zahlreichen anderen Galerien. Unter seinen bekanntesten Werken sind zu nennen „Mozarts letzte Tage", „Friedrich II. an der Leiche der hl. Elisabeth" (Stadtmuseum in Wiesbaden), „Sebastian Bach vor Friedrich dem Großen die Orgel spielend". Auch als Maler von Kinderbildnissen und als Illustrator zeichnete Hermann Kaulbach sich aus. — Die Vereinigung für angewandte Kunst hat eine Zentralstelle geschaffen, von der aus für den Bedarf kaufmännischer Geschäfte künstlerisch befriedigende Plakate, Emballagen, Prospekte und dergleichen zu beziehen sind. — Die berühmten Rottmannschen Landschaften in den Hofgartenarkaden sind im Laufe der Zeit durch Witterung und Unfug derart verdorben, daß sich Maßregeln zu ihrer Herstellung und Sicherung als unvermeidlich erwiesen haben. — Die Galerie Heinemann veranstaltete eine wertvolle Ausstellung von Werken des Anders Zorn, der Verein für Volkskunst und Volkskunde eine überaus anmutige und reichhaltige Schau von volkstümlicher Heimarbeit, vorzugsweise aus Bayern. Die Landshuter Töpferei, die Berchtesgadener, Partenkirchener Schnitzerei, die Spitzen aus der Oberpfalz, die freilich etwas an japanische Vorbilder erinnernden Korbflechtereien von Lichtenfels gehörten zu den meist bewunderten Gegenständen. — Im Studiengebäude des Nationalmuseums gab es eine Ausstellung von Vorbildern dekorativer Malereien aus Kirchen und Schlössern für Restaurierungskurse. Das Unternehmen hat unbedingt bedeutenden Wert in Anbetracht der Ratlosigkeit, mit der man an vielen Orten solchen Aufgaben der Denkmalspflege gegenübersteht, die in das Gebiet der Herstellung, sinngemäßen Ergänzung oder völligen Neuschöpfung dekorativer Malereien einschlagen. — Von der im Kunstverein veranstalteten juryfreien Ausstellung wird noch an anderer Stelle die Rede sein. Hiervon abgesehen gab es Kollektionen des „Ausstellerverbandes Münchener Künstler", der sonst immer nur nach außerhalb geht. Bolgiano gehört ihm an, von dem neulich hier die Rede war, Ernst Liebermann, Eißfeld, Lindenschmit und andere bekannte, so daß die vortreffliche Ausstellung doch im Grunde nichts Unerwartetes bot. Recht stimmungsvoll war die Ausstellung der „Walhalla-Gesellschaft" (welch ein Name!), von der freilich die Hälfte der Werke wegen Raummangel zu Zimmermann übersiedeln mußte. Auch hier Namen ersten Ranges wie Thoma, Pietzsch, Steppes, Haider usw. Zum erstenmal im Kunstverein erschien das Scholle-Mitglied F. W. Voigt, der treffliche Volksschilderer. Andere wollen sich erst einen Namen machen und haben auch das Zeug dazu, wie H. Hegnauer, Müller-Wischin, Beer-Görtz.

Berlin. Für die neue Turbinenhalle der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft hat Peter Behrens die Entwürfe gemacht, und so ist Berlin um ein Bauwerk bereichert worden, das, obgleich rein technischen Zwecken dienend, doch einen monumentalen, künstlerisch höchst bedeutenden Eindruck macht. — Die Beseitigung des alten schönen, noch durchaus gut erhaltenen Grabsteins des Dichters E. T. A. Hoffmann, und die statt dessen geschehene Aufstellung eines künstlerisch minderwertigen bildet wieder einmal einen Beitrag zu einer gewissen Art von Berliner Denkmalpflege und ist daher Gegenstand berechtigter Proteste in der Presse geworden. — Buenos Aires. Auf der für 1910 geplanten Zentenar-Ausstellung wird auch die deutsche Kunst vertreten sein, hoffentlich in so auserlesener Weise, daß sie imstande ist, sich auf jenem wichtigen Absatzgebiet den Erzeugnissen anderer Nationen gegenüber zu halten. — Auch in Dresden mußte ein altes Grab beseitigt werden, das jedem Deutschen bekannt ist, der seinen Schiller liebt, nämlich das der „Gustel von Blasewitz", später Frau Senator Auguste Renner (1763—1856). — Zu Köln wurde im Wallraff-Richartz-Museum eine Ausstellung zum Gedächtnisse des dort heimisch gewesenen Porträtisten Neven-Du Mont eröffnet. Seine Kunst stand unter dem Einflusse der eleganten englischen Malerei. — Nürnberg. Das Germanische Museum bedarf, wie man ohne weiteres einsehen kann, einer bedeutenden Erweiterung. Die Garantiezeichnungen für den Ankauf eines benachbarten Terrains sind so weit gediehen, daß dadurch gegen 400,000 ℳ, ein Drittel der Kaufsumme, gedeckt sind. — Der Münchener Maler Rudolf Schiestl ist an Stelle des verstorbenen Bek-Gran nach Nürnberg berufen worden. — Rom. Unterhalb des Hauses der Livia auf dem Palatin wurden durch Professor Boni ausgedehnte unterirdische Räumlichkeiten entdeckt, die nach ihrer Ausschmückung und anderen Kennzeichen dem arg verrufenen Bacchuskult gedient haben.

Dr. O. Doering-Dachau.

Entgegnung.

Gegen Prof. Sägmüllers Anzeige der Schrift von Dr. Rösch über die Aufklärung („Allgemeine Rundschau", Nr. 2) konstatiere ich, daß Rösch zwar allen meinen Aufstellungen widersprochen, aber keine einzige widerlegt hat. Wenn er trotzdem so schreiben und triumphieren „kann", wie Sägmüller es berichtet, so ist das nicht durch die Tatsachen bedingt, sondern durch seine „wissenschaftliche" Methode. Dies wird meine baldigst erscheinende Gegenschrift jedem zeigen, der Augen hat zu sehen.

Würzburg, 9. Januar 1910.

Prof. Dr. Merkle.

Anmerkung des Herausgebers: Der II. Teil des Artikels „Die kirchliche Aufklärung" von Universitätsprofessor Dr. Sägmüller-Tübingen erscheint in Nr. 4 der „Allgem. Rundschau."

Vom Büchertisch.

Der Kalender Bayerischer und Schwäbischer Kunst, herausgegeben von Joseph Schlecht (Verlag der Gesellschaft für christliche Kunst, G. m. b. H., München) erscheint heuer im siebenten Jahrgange. Er erfreut schon von außen durch eine farbige Wiedergabe der ehemals im Dom von Freising, jetzt in der Pinakothek befindlichen Darstellung des Triumphes der Immakulata und des Höllensturzes. Ein Werk von Rubens, das zwischen 1610 und 1612 entstanden und einschließlich der Landschaft ganz eigenhändig ist. Die Rückseite des Umschlages zeigt die beiden Flügel vom Sebastiansaltar der Dominikanerkirche in Augsburg, dem berühmten Meisterwerke Hans Holbeins des Jüngeren (1516). Außerdem finden wir in dem Kalender Malereien von dem ehemaligen Hochaltar der Peterskirche zu München. Werke, in denen wir die dramatische Kraft des Münchener Stadtmalers Jan Polack und des Mair von Landshut bewundern. Im übrigen überwiegt in diesem Jahrgange die Plastik, vertreten durch ausgezeichnete Münchener und Landshuter Chorgestühle, Wittelsbacher Denksteine, ein St. Georgrelief aus Tegernau und Holzfiguren des in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in München wirkenden Franz Ignaz Günther. Herrliche Architekturbilder bieten die ehemalige Jesuitenkirche in Ellwangen, der Münzhof in München, verschiedene Motive aus Amberg, dabei eines, das uns eine der in Deutschland so höchst selten gewordenen überdeckten Brücken zeigt. Fügen wir noch hinzu, daß auch die angewandte Kunst durch Beschreibung und Darstellung ausgezeichneter Silbergeräte berücksichtigt ist, so wird man von der großen Reichhaltigkeit des dabei so billigen Kalenders (1 ℳ) einen Begriff erhalten. Die Textverfasser sind die gleichen wie früher.

Dr. O. Doering-Dachau.

Möhler, Dr. J. A. **Symbolik** oder Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten nach ihren öffentlichen Bekenntnisschriften. 7. Aufl. Regensburg 1909. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. XL und 632 S. ℳ 3.20 Möhlers weltbekannte Symbolik bedeutete zurzeit ihres Erscheinens eine epochemachende Tat; überall wurde sie mit ungeteiltem Beifall und lebhaftem Interesse begrüßt. Auch heute ist der Ruhm des Werkes noch nicht erloschen. Vielen brachte und bringt es Aufklärung in den religiösen Streitfragen, Aufklärung über die von den Gegnern nur allzuoft entstellte katholische Lehre. So wurde es manchen ein Wegweiser zurück zur alten Mutterkirche. Es ist daher sehr zu danken, daß das herrliche Buch mit pietätvoll unverändert gewahrtem Inhalt, aber in schönem äußeren Gewand neuerstanden ist. Möchte es auch heute wieder weiteste Verbreitung und eindringendes Studium finden, nicht bloß bei Theologen von Fach, sondern auch bei gebildeten Laien. Priester und Volk haben ja gegenüber der heute wieder besonders aufdringlich einsetzenden andersgläubigen Propaganda die ernste Pflicht, den Wert der eigenen und den Unwert der gegnerischen Lehre klar zu durchschauen und so die Unbeholfenheit, Gleichgültigkeit und leichte Verführbarkeit mancher Katholiken zu überwinden.

Dr. A. Weber.

Freunde, werbet für die „Allg. Rundschau"!

Die Angabe von **Adressen**, an welche mit einiger Aussicht auf Erfolg **Probehefte** zu versenden wären, ist stets willkommen.

Auf Wunsch werden jedem Interessenten drei nacheinander erscheinende Hefte zur Probe gratis zugestellt!



Nach Indien.

Reiseskizze.

Von Prof. H. Lindner, Darjeeling, Bengal.

II.

Der nächste Morgen fand uns mehr als halben Weges im Kanal. Langsam und mit äußerster Vorsicht gleitet das Schiff durch die enge Wasserstraße, und mit größtem Interesse betrachten wir dieses Wunder der Welt, das die beiden Meere des Altertums aneinanderkettend die Schiffahrt in ihre uralten Gleise zurücklenkte und dem Mittelmeer den Handel des Ostens wiedergab, den ihm Vasco de Gama geraubt. Nach ungefährer Schätzung passiert ein Dutzend Schiffe täglich den Kanal, und von neun aus dieser Zahl weht die britische Flagge. Französische Arbeit baute Englands Heerweg und Handelsstraße in sein reichstes Kronland, Indien. Ein Dampfer der City Line fährt an uns vorüber. „Auf diesem Schiffe", sagte ein Engländer, der zufällig neben mir steht, „wurde mir vor zwei Jahren hinter Aden eine Tochter geboren." Ich dachte, wie oft das Kind nach seinem Geburtsorte wird gefragt werden, und wie seltsam die Antwort klingen muß: „Auf der City of Benares, auf dem vierzehnten Breitegrad, ost von Sokotra", und wie stolz sie es sagen wird, die Tochter des meerbeherrschenden Albion.

Landeinwärts, wo in roter Pracht die Sonne emporstieg, zieht sich leblos und stille die Wüste hin. Wie war einst dieser leere weite Plan belebt von stampfenden Rossen und Sichelwagen und Kriegern mit fremdem Antlitz! Das war, als der Riese im Stromland des Euphrat und Tigris die Glieder reckte, und Assurbanipal, seinen Fuß auf das Herz Asiens setzend, mit der Hand nach Aegypten griff. Dann kamen den gleichen Heerweg der Wüste Sennacherib und viele, und dann Cambyses, der Perser, der mit eigener Hand den Apis schlug. Ueber dieser Einsamkeit schwebt die Erinnerung der großen Weltreiche von Gold und Silber und Erz. Denn zuletzt, nachdem er die eherne mazedonische Phalanx durch Kleinasien und Syrien geführt, schritt auch Alexander über dieses Sandmeer ins Land des Nils. Aber den denkwürdigsten Zug sah es im Reiche des Augustus, keine Kriegswagen und stolze Rosse. Es war der neugeborene König der Juden, von seiner Mutter getragen, auf der Flucht vor dem Idumäer, dem König von des Cäsars Gnaden, und sein Heergefolge, zahlreich wie die Sandkörner der Wüste, seine Krieger, deren einer das Heer des Sennacherib schlug, waren die Engel des Himmels.

Einen Steinwurf vom Ufer steht ein Zeltlager und rastet eine Herde von Kamelen. Ein alter Beduine, an seinen Stab gelehnt, blickt sinnend dem Dampfer nach. So war Abraham gekleidet, so zog er mit seinen Herden. Die alten Patriarchen leben fort in diesen Nomadenvölkern. Es sind schöne, stille Menschen, ursprünglich und einfach und ernst wie die Gestalten der Bibel.

Nachdem wir den Kanal verlassen, gingen wir in der Bucht von Suez vor Anker. Als ich vor Jahren hier war, führte eine jämmerliche Eisenbahn vom Landungsplatze in den Ort. Der Zug war eben abgefahren, und wir mußten uns mit einem Eselsritt begnügen, dessen Schrecken mir noch lebhaft in Erinnerung stehen. Das königliche Tier des Hauses David hatte die Tendenz, auf dem äußersten Grate des Dammes zu wandeln, und wenn man das Meer und spitzige Steine unter sich sieht, ist es nicht sehr geraten, einem störrigen Esel gegen den appetitus naturalis zu gehen. Als wir zurückkehrten, kam es unter den türkischen Rosselenkern zu einem Streit um unsere Persönlichkeiten, der in eine nicht unblutige Rauferei endete, und wir waren froh, durch das Eingreifen der Polizei mit heiler Haut davonzukommen. Bewegung in einem freieren Raume als der engen Welt des Schiffes ist indes Grund genug, für eine Stunde an den Strand zu gehen. So tat ich diesmal und kehrte dann in einem kleinen Segelboote zurück. Wir hatten ungefähr die Hälfte unseres Weges hinter uns gelegt, als auf ein Wort des Mannes am Steuer das Kerlchen, das rittlings auf der Spitze des Kahnes saß, seine Beinchen einzog und ganz und gar in der Höhlung des Bootes verschwand. Ich wandte mich zur Seite. In unheimlicher Nähe schnitt die scharfe Riesenflosse eines Haies das ruhige Wasser, und von Zeit zu Zeit hob sich der Kopf des Untiers mit den tückischen Augen und dem gräßlichen Rachen hoch in die Luft. Ich hatte nie einen Hai in solcher Nähe gesehen; die Entfernung konnte nicht mehr als sechs bis acht Meter sein, und ich konnte die gefleckte Haut des Fisches aufs genaueste wahrnehmen.

Die Anker werden gehoben, und weiter geht es südwärts, dem Roten Meere zu. Was wir bisher vom Orient gesehen, trug in all seiner fremden Art doch sehr das Gepräge europäischer Zivilisation. Die Bucht von Suez aber ist das Tor des reinen unberührten Ostens. Glühluft zittert über den rötlichen Felsen, blendendes Licht liegt auf Meer und Wüste, und vernehmbar wie das gesprochene Wort spricht die Totenstille der weiten Oede den Gruß des Morgenlandes: Salam aleikum. Kein Laut dringt herüber von den leblosen Ufern, sanft wie ein Nachen wird das Schiff durch das stille Wasser des engen Meeresarmes getragen. Von einem seltsamen Gefühle bewegt gibt sich der Geist seinen Gedanken hin. Aber es ist nicht mehr das klassische Altertum, das aus den Wellen taucht, nicht die schmetternde Hand der großen Zerstörer, nicht Schwert noch Leier. Heilig wie Moses' Dornbusch ist Luft und Meer, und Erinnerungen aus frühester Kindheit werden die frommen Führer durch das Reich biblischer Geschichte. Das einsame Ufer belebt sich mit hastigen Gestalten — ein flüchtendes Volk, zum Meere gedrängt. Der Führer hebt den Stab gegen das Wasser, und es entweicht wie der entrollte Papyrus. Von Ufer zu Ufer wälzt sich über das Bett des Meeres eine lebendige Flut. Wieder hebt er den Stab, und es rollt sich brausend auf und schlägt zusammen über dem Pharao und Kriegswagen und Roß und Reiter. Und am Ufer ertönt das Cimbal und singt Miriam, des Führers Schwester, den Siegesgesang. Jahrtausende sind vergangen, seit dieses Bild der Erinnerung Wirklichkeit war. Und doch! Könnte es leichter sein, einen Fleck der Erde wieder mit den Gestalten der Vergangenheit zu beleben, als hier, wo die Natur in Erstarrung das Bild der Urzeit festgehalten, wo kein Regen das Felsgestein verwittert, wo das uralte Meer den toten Ufersand bespült, und derselbe eherne Himmel ewig still über der tausendjährigen Wüste steht! „Und Moses führte Israel hinweg vom roten Meere, und sie zogen in die Wildnis von Sur." Setze deinen Fuß auf den heißen Sand von El Arisch und atme den glühenden Hauch der Wüstenluft ein — dann lies das Buch Exodus, und die Gestalt des Führers wird riesengroß in ihrer Kraft, gepaart mit der Milde, mit der der „sanftmütigste der Menschen" das Murren seines Volkes trug.

Auf dem westlichen Meere schwimmt wagrecht die Sichel des Mondes wie eine goldene Gondel der Märchenwelt und versinkt in den Wogen. Aus dem Dunkel der Erde hebt sich ein Bergrücken in das matte Licht des Sternenhimmels, und wie das Auge auf den Umrissen der höchsten Zacken haftet, fühlt das Herz, das den Glauben der Kindheit bewahrt, sich vom Schauer der Ehrfurcht beklommen. Dort drüben war es, wo Horebs Dornbusch in Flammen stand, daraus der Engel des Bundes sprach: „Löse deine Schuhe von deinen Füßen; denn der Boden, worauf du stehst, ist heiliges Land." Und weiter noch im Süden die ewig denkwürdigen Höhen, die das wandernde Volk Gottes mit Entsetzen sah, als „der Anblick der Herrlichkeit des Herrn wie brennendes Feuer auf dem Gipfel des Berges lag", Sinai, der Tabor des Alten Bundes, wo unter Blitz und Donner das Wort ausging an die Völker der Erde und in Stein gegraben ward für ewige Zeiten: „Ich bin der Herr, dein Gott."

Ueber Nacht ist die Halbinsel des Sinai verschwunden, und hat uns das Schiff in das offenere Meer getragen. Der rote Feuerball der Sonne beginnt seine heiße Tagesarbeit über dem bleiernen Wasser, über den nubischen Felsen und den Sandwüsten Arabiens, und was er schafft, ist jene sengende Luft, die das Rote Meer, eingeschlossen von zwei glutstrahlenden Küstenländern, so schrecklich macht. Das ungeschützte Auge schmerzt und entzündet sich an der gleißenden Fläche, und die Erschlaffung, die in die Glieder sinkt, gibt sich durch die Stille kund, die auf dem Deck des Schiffes herrscht. Der Blick schweift hinüber zur Linken, wo sich, oft kaum sichtbar, im heißen Dunst der Küstenstrich hinzieht, und wieder fesselt den Gedanken das Bild eines jener Männer, die das Geschick von Millionen in ihre Hand genommen und als religiöse Gesetzgeber Führer der Menschheit geworden. Dort ist seine Heimat, das Wiegenland einer der edelsten Rassen, das Land des hochgewachsenen, sehnigen Arabers, braun von Haut, schwarz von Haar. Sein Nacken hat nie ein fremdes Joch getragen, und der Stolz der Freiheit blitzt aus seinem dunklen Auge. In seltener Weise ist Kraft und Kühnheit mit den milderen Tugenden der Gastfreundschaft und Bruderliebe gepaart, und die harten Lippen formen sich ebenso leicht zum zischenden Fluch wie zur weichen Muttersprache der Poesie. Es wäre schwer, einen Typus zu finden, auf dem das Auge mit größerem Wohlgefallen ruhte, als die schlanke stolze Form des Beduinen.

Heller Wintertag.

Tagsüber lag in den Gärten Gold
Von verschüchterten Sonnenstrahlen;
Es hing in den Kronen ein zitternder Hauch
Fern drunten in stillen Talen.

Ich dachte, das wäre vom Frühling ein Gruß,
Ein erstes, werbendes Kosen,
Wie's sonst bei nahender Blütenzeit
Sich schmiegt um die Sträucher der Rosen . .

Da flocht der Abend die Nebel dicht
Und brachte den Winter zu Rechte:
Es legte der Frost sich um Weiher und See
Mit seinem demant'nen Geflechte . .

Und doch, es brachte der Wintertag
Mir tröstendes Hoffen und Ahnen:
Bald legt seinen Blütenkranz der Lenz
Auf verwaiste Pfade und Bahnen . .

Hans Gesold.

Neuere Literatur über Luftrecht.

Die Aera der Beherrschung der Lüfte hat begonnen durch die Erfindung von Lenkluftfahrzeugen. Damit erwuchs der Wissenschaft die Aufgabe, auch für den Rechtsverkehr in der Luft Normen zu finden. Dies ist keine kleine Aufgabe, wenn man bedenkt, daß es sich in der Regel nicht um nationale Rechtsfragen handelt, welche leicht auf dem Wege nationaler Gesetzgebung geregelt werden können. Rechtsfragen entstehen für Luftfahrzeuge meist bei gewollter oder ungewollter Grenzüberschreitung. Diese Fragen gehören dann dem internationalen Privat- oder Strafrecht (z. B. Geburten, Verbrechen usw. in einem fahrenden Ballon), oder dem Völkerrecht (z. B. Spionage vermittelst Photographie, Bombenwerfen auf fremdes Staatsgebiet aus einem Ballon usw.) an, und können nur schwer in analoger Anwendung geltender Grundsätze beantwortet werden. Es fehlte eben bisher die Grundlage: Die Frage nach der juristischen Natur der Luftsäule und der darin enthaltenen Atmosphäre war noch fast gar nicht ventiliert worden. Privatrechtlich, also soweit die Luft zur Errichtung von Bauten, Telegraphenstangen usw. auf fremden Grundstücken und wegen Einwirkung auf fremde Grundstücke durch Geräusch, Rauch, Ruß, Gase, Gerüche usw. in Betracht kam, gingen wohl die Gesetzgeber aller Länder davon aus, daß der Grundstückseigentümer in vernünftigen Grenzen ein Verfügungsrecht über die Luft habe. Ein völlig entgegengesetzter Grundsatz sollte sich allem Anscheine nach im öffentlichen Recht und namentlich im Völkerrecht entwickeln. „L'air est libre" hieß die Parole, welche in einer Zeit, wo die Lenkluftschiffahrt noch als Ideal der Zukunft den Geistern vorschwebte, der verdiente Herausgeber der „Revue générale de droit international public", Paul Fauchille, in die Welt rief. Man hatte noch keine praktische Erfahrung; in dem Bestreben, der Luftschiffahrt alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen, anerkannte das Institut für internationales Recht auf den Kongressen zu Brüssel 1902 und zu Gent 1906 das Prinzip der Luftfreiheit als Rechtsnorm. Bekannt und praktisch verwendet war damals allerdings schon die Beherrschung der Lüfte durch drahtlose Telegraphie. Aber diese Art der Einwirkung auf fremde Lufträume tritt nicht augenfällig in die Erscheinung, so daß man in Gent glaubte, derselben zugunsten der Luftfahrt durch gewisse Einschränkungen des Prinzips der Luftfreiheit gerecht werden zu können. So war die Luftfreiheit auf dem besten Wege zur Völkerrechtsmaxime.

Zurzeit setzt jedoch ein Umschwung ein. Wie es ein Deutscher war, der zuerst die Luft mittels Lenkballons durchkreuzte, sind es auch deutsche Autoren, welche in ruhiger, positiver Arbeit die Notwendigkeit dargetan haben, den Staaten auch bezüglich der über ihrem Gebiete sich erstreckenden Luftsäule Souveränitätsrechte einzuräumen. Sache der Staaten ist es dann, auf Grund von Zugeständnissen der Luftschiffahrt und der Radiotelegraphie die Bahn frei zu machen. Neben Westlake, der schon 1906 in Gent der Festlegung der Luftfreiheit energisch widersprochen hatte, ließen von Liszt, von Martitz, Fleischmann (Halle) und Grünwald gelegentlich erkennen, daß sie auf dem Boden der Souveränitätstheorie stehen. Das Verdienst jedoch, durch eingehende Untersuchungen dieser Theorie eine wissenschaftliche Unterlage gegeben zu haben, muß zwei in der jüngsten Zeit erschienenen Schriften zuerkannt werden, auf welche hier nachdrücklich verwiesen werden soll. Der Würzburger Univ.-Prof. Dr. Christian Meurer behandelt in seiner Schrift „Luftschiffahrtsrecht", München und Berlin 1909, J. Schweitzer Verlag (Arthur Sellier), brosch. ℳ 1.50, das Luftrecht hauptsächlich unter dem Gesichtswinkel der Luftschiffahrt. Schon der Umstand, daß Meurer sich nicht allein mit einer grundsätzlichen Würdigung begnügte, sondern zusammenhängend die wichtigsten Fragen privatrechtlicher, staatsrechtlicher und kriegsrechtlicher Natur kritisch betrachtete und sondierte, bot eine Gewähr dafür, daß er nicht in tote Bahnen geriet. Mancherorts eingestreute Bemerkungen deuten darauf hin, daß Meurer stets auch die Verhältnisse der drahtlosen Telegraphie im Auge behalten hat. Gleich wie der Luftschiffahrt gibt auch der Telegraphie ohne Draht das Luftrecht die Grundlage. Ein brauchbares Luftrecht muß sich also auch den praktischen Bedürfnissen der Telegraphie mit Hertzschen Wellen anpassen. Diese Seite des Luftrechts hat eingehend Dr. Joseph Kausen, ein Schüler Prof. Meurers, in seiner Schrift „Die Radiotelegraphie im Völkerrecht", München 1910, J. J. Lentnersche Buchhandlung (E. Stahl), brosch. ℳ 2.—, behandelt. Er hat die möglicherweise auftretenden Rechtsfragen gelegentlich der Radiotelegraphie zwischen zwei verschiedenen Nationen im Frieden wie im Kriege in gründlicher Weise geprüft und jeweils zutreffende Schlußfolgerungen gezogen. Kausen gehört zu den wenigen Juristen, welche sich in wirklich schwierige technische Fragen mit Leichtigkeit einarbeiten. In dem Verständnis der technischen Möglichkeiten liegt eine der Hauptschwierigkeiten bei Behandlung dieses Stoffes. Kausen nimmt jeweils vom Privatrecht sowie vom Staatsrecht seinen Ausgang und streift auch die Luftschiffahrt, so daß auch ihm keine wichtigen Momente entgangen sind. Bemerkenswert ist, daß Kausen den Luftraum über dem mare liberum frei sein läßt, den Luftraum über nicht okkupiertem Festland als „staatenlos" bezeichnet und nur den Luftraum über dem Staatsgebiete der absoluten Souveränität unterwirft. Ein Vorzug beider Schriften ist es, daß sie von einem schwulstigen Wortballast Umgang nehmen, wie er leider so oft bei der juristischen Besprechung neuer großartiger Erfindungen und ihrer Konsequenzen anzutreffen ist. In diesen Kardinalfehler ist z. B. Dr. Maxim Fleischmann in seiner Schrift „Grundgedanken eines Luftrechts", München 1910, Verlag von Ernst Reinhardt, brosch. ℳ 1.50, verfallen. Diese Schrift, welche keine neuen Gedanken bringt, hätte denselben Effekt, wenn sie nicht geschrieben worden wäre, und gleicht insofern einer Seifenblase.

Wer sich mit den erörterten Fragen beschäftigt (auf dem nächsten Kongreß des Institut de droit international, voraussichtlich zu Ostern 1910 in Paris, dürften dieselben im Vordergrunde des Interesses stehen), kann an den erwähnten Schriften Prof. Meurers und Dr. Kausens nicht unachtsam vorübergehen. Die beiden Schriften weichen in manchen Punkten grundsätzlich von einander ab, was angesichts der noch so jungen Materie ganz natürlich ist. In diesen Fragen gibt es kein starres Naturrecht. — Wer sich noch weiter, namentlich über die geschichtliche Entwicklung der Fragen orientieren will, dem seien die verschiedenen Schriften des Züricher Univ.-Prof. Meili, „Die drahtlose Telegraphie im internen Recht und Völkerrecht", „Das Luftschiff im internen Recht und Völkerrecht," „Ballons, Flugmaschinen und die Jurisprudenz", sämtliche bei Orell Füßli, Zürich 1908 bzw. 1909, sowie die Schrift Dr. Landsbergs „Die drahtlose Telegraphie im deutschen und internationalen Verkehrsrecht", Marburg 1909, empfohlen. Meili steht allerdings noch fast kritiklos auf dem Boden der Brüsseler und Genter Institutsbeschlüsse, während Landsberg sich bereits auf den Standpunkt der Souveränitätstheorie gestellt hat.

Dr. Ahrendt.

Bühnen- und Musikrundschau.

Hoftheater. Von Louis Spohrs einst hochgepriesenen Tonschöpfungen hört man heute fast nur einige Violinkonzerte, in deren Wiedergabe Virtuosen ihm, der selbst ein Geiger ersten Ranges gewesen, nahezukommen suchen. Aus Anlaß von Spohrs fünfzigstem Todestag (im Oktober) hat man ihn wieder mehr zu Worte kommen lassen, und diese Kostproben im Konzertsaale ließen die besten Seiten seiner vornehmen Begabung hervortreten. Das Hoftheater brachte nun eine Neueinstudierung von Spohrs glücklichstem Bühnenwerk „Jessonda" und der Eindruck war hier der nämliche, wie in den ungefähr sechs anderen deutschen Opernhäusern, die mit ihrer Erinnerungsfeier sich strenger an den Kalender gehalten. Man kam, obwohl der Vorstellung nur rühmenswertes nachzusagen ist, nicht über das Gefühl des Respektes vor der Gediegenheit der Arbeit hinaus; nur in einigen Arien tritt uns stärkeres unmittelbares Empfinden entgegen, die weiche Chromatik, die aus Spohrs hervorstechendem Interesse für die Geigenkunst herrührt, läßt den Mangel an wirklichem dramatischen Leben noch schärfer hervortreten. Das orientalische Kolorit ist musikalisch geschmackvoll verwendet; die Balletts und die vielen äußeren Effekte der Bühnenvorgänge im Geschmacke der „Großen Oper" beweisen den bühnenerfahrenen Mann. Der

Darstellungserfolg war bedeutend; insbesondere Frl. Fay zeigte ihre glänzenden Mittel und reifende Gestaltungskunst in der Titelrolle von glücklichster Seite. Felix Mottl meisterte das Orchester mit feinfühligem Geschmack und Professor Fuchs hatte für eine farbenfrohe Umwelt Sorge getragen.

Münchener Dichterabend. Ernst von Possart hat seine imposante Rezitationskunst statt den klassischen Dichtungen auch einmal zeitgenössischen dienstbar gemacht. Auch hier mit vollem Erfolge. Schon seine Wilhelm Busch-Vorlesungen haben uns seinerzeit gezeigt, mit welch schlichten Mitteln Possart große Wirkungen zu erzielen vermag, jene „schlichten" Mittel, welche man so oft den Vertretern der sogenannten „alten Schule" absprechen will. Von Max Haushofer wirkten am vorzüglichsten die humoristischer Schlaglichter nicht entbehrenden Malerlieder, welche im Druck noch nicht vorliegen. Ferdinand v. Hornsteins dramatische Szene „Der Kampf mit dem Schlaf" ist für den Vortrag äußerst dankbar, und Possart wußte diese tragische Krankenstubenatmosphäre mit höchster Kunst vor unser geistiges Auge zu stellen. Von ähnlich düsterem Vorwurf ist F. v. Ostinis Dichtung „Morphium"; von K. v. Heigels „Bar-Cochbas Tod" und „Auf Hch. Kleists Grab" ist das erste von größerer, wenn man so sagen darf dekorativer, das zweite von innerlicherer Wirkung. Den Schluß bildete H. v. Gumppenberg, dessen echte, wenn auch oft etwas spröde Lyrik in Possarts meisterlicher Interpretation gute Wirkung tat. Das übervolle Haus spendete begeisterten Beifall.

Aus den Konzertsälen. In anerkennenswerter Weise vermittelte das 6. Abonnementskonzert des Konzertvereins uns wiederum eine Novität. Zwar wird man Rudolf Siegels „heroische Tondichtung" nicht zu überschätzen geneigt sein, stattliches technisches Können und Empfindung wird man aber dem (noch jungen) Komponisten nicht absprechen können. Eine sonderliche Stärke der individuellen Prägung tritt in der Erfindung freilich nicht zu Tage. Die freundliche Aufnahme, welche das von Ferdinand Löwe meisterhaft interpretierte Orchesterwerk fand, war eine nicht unberechtigte. Zu grandioser Wirkung brachte der Dirigent die in machtvoller Steigerung und großzügiger Nuancierung gebotene „Faustsymphonie" von Liszt. Das Tenorsolo sang Felix Senius mit Empfindung und Geschmack und der Männerchor fand durch Mitglieder des „Liederhortes" eine durch Klangschönheit sich auszeichnende Vertretung. In der ersten Abteilung bot Senius die Arie des Ottavio aus „Don Juan" italienisch und „Laut, wie des Donners Schreckenshall" aus Händels „Samson" stimmschön, wenn vielleicht auch mit etwas zurückhaltender Kraft. Der Solist wurde mit reichem Applaus bedacht, wiewohl die Wahl dieser Arien in den Gesamtstil des Konzertes uns nicht völlig zu passen schien. — Auf den 3. Januar fiel die Zweijahrhundertfeier von Giov. Batt. Pergolesis Geburt. In München hat sich aus diesem Anlaß unter der Leitung des Domorganisten Joseph Schmid eine Pergolesi-Gesellschaft gebildet, deren Erinnerungsfeier sehr eindrucksvoll verlief. Jos. Schmid zeichnete sich als berufener Dirigent und feinsinniger Bearbeiter aus. Die wertvollen Darbietungen fanden unter der glänzenden Mitwirkung bewährter Solisten starken, ungekünstelten Beifall. Auch der Konzertverein gedachte dieses genialen Musikers durch Aufführung seiner „Sinfonia G-dur", deren Stimmen sich abschriftlich in der Bibliothek von Upsala befinden und für unsere Aufführung benutzt wurden. Es folgte die Ouverture zur Oper „Olimpiade". Aus beiden Werken spricht eine so frische Empfindung, daß es zum künstlerischen Genusse keines rückschauenden musikhistorischen Wissens bedurfte. Prill dirigierte die Tondichtungen mit Stilgefühl. Am Cembalo wirkten Elfriede Schunk und Lud. Schittler mit Hingebung. Auch die drei Sangstücke aus „Céphale et Procis" von Grétry (1741—1813) waren mit Verständnis und Sorgfalt einstudiert. Mottls Bearbeitung bewies wieder dessen oft bewährtes Stilgefühl. In Mozarts konzertanter Symphonie (No. 364) zeigten Heyde (Violine) und Jos. Stiglitz (Viola) ihr bedeutsames Können in beifallswürdigster Weise. Den Schluß bildete eine wirksame Wiedergabe von Brahms D-dur Serenade. Es war ein sehr harmonischer Abend, der sowohl in Hinsicht auf das interessant gewählte Programm, wie auf die Leistungen den stürmischen Beifall voll verdiente.

„Max Reinhardt vor Gericht." Der Berliner Theaterleiter besaß für sein Gastspiel im Künstlertheater keine Konzession, und die Münchener Polizei ließ durch eine gerichtliche Klage post festum feststellen, ob eine solche nötig sei, respektive die Berliner Konzession ausreiche. Das Münchener Schöffengericht sprach Reinhardt frei, und die Behörde wird sich an die höhere Instanz wenden. Ich hatte ursprünglich nicht die Absicht gehabt, den Lesern diese Angelegenheit vorzutragen, denn sie ist im Grunde nur eine Doktorfrage, die Juristen interessiert und Theaterleiter, welche auf Reisen gehen. Nach den zumeist etwas karnevalistisch gefärbten unsachlichen Berichten der Tagespresse hielt auch ich das ganze polizeiliche Vorgehen für einen Schwabenstreich. — Nun hat die Behörde sich zu einer Flucht in die Oeffentlichkeit genötigt gesehen, die die Angelegenheit in einem anderen Lichte erscheinen läßt. Die Polizei ist nun einmal in Deutschland eine unpopuläre Behörde; Ausländer finden es immer unverständlich, warum auch sonst ruhige und vernünftige Bürger in ihr, vom Nachtwächter hinauf bis zum Präsidenten, so eine Art mißliebigen Vorgesetzten sehen, den ein wenig zu ärgern als ein berechtigtes Pläsir gilt. Im Falle Reinhardt muß man anerkennen, daß die Polizei sich von dem ihr zumeist gemachten Vorwurfe bureaukratischer Kleinlichkeit frei gezeigt hat. Sie hat bereits am 11. Mai ausdrücklich die nachträgliche Erledigung der Konzessionsangelegenheit gefordert, und Reinhardt hat das ihm aufgegebene Gesuch nie gestellt. Die Polizei war also der Form nach berechtigt, das Theater zu schließen. Sie hat, um dem künstlerischen Unternehmen keinen Eintrag zu tun, ruhig bis in den Herbst fortspielen lassen und benützt nun den Winter zum Austrag dieser Künstlertheaterfrage. Es ist also gar kein Grund vorhanden, die Polizei zu verulken. Gerade aus den Kreisen der Bühnenkünstler und ihren Interessenverbänden geht neuerdings der Ruf nach staatlicher Regelung verschiedener Fragen, und man hofft von dieser Seite von dem geplanten Reichstheatergesetz mehr, als es wird leisten können. Warum sträubt man sich nun, schwebende Fragen gerichtlich austragen zu lassen? Denn hierum handelt es sich doch, nicht um eine kleine Geldstrafe für Reinhardt. Die Praxis ist in den verschiedenartigen Bundesstaaten verschiedenartig; so forderte z. B. die großherz. hessische Polizei für ein Gastspiel des Münchener Volkstheaters in Darmstadt und Mainz besondere Konzession. Anläßlich der Verbescheidung eines solchen Konzessionsgesuches Reinhardts wäre nach dem Schreiben der Polizei eine Reihe wichtiger finanzieller, sozialer und künstlerischer Fragen zur Erörterung gelangt, so die Frage der Kautionsleistung, die Fragen, ob von einem Theaterdirektor auch die tatsächliche Leitung des Unternehmens verlangt oder erzwungen werden kann, oder ob er berechtigt ist, sich größtenteils durch der Polizei nicht benannte Geschäftsführer, Dramaturgen oder Regisseure vertreten zu lassen, deren persönliche Verhältnisse nach § 32 Gew.-O. nicht geprüft sind, ob nicht durch das Verbot des Arrangements eingeschobener weiterer Gastspielreisen — Abstecher — einer übermäßigen Inanspruchnahme des Personals vorgebeugt werden soll usw.

Man sieht, es sind dies Fragen, die, mag man sie so oder so gelöst wünschen, keineswegs jeder Wichtigkeit entbehren; sie wären auch schon längst entschieden, wenn der beflügelte Thespiskarren Reinhardts eben nicht eine neugeschaffene Institution wäre.

Verschiedenes aus aller Welt. Das Berliner Hebbeltheater steht wie vor einigen Monaten wiederum vor finanziellen Schwierigkeiten. — In Berlin wird die Gründung eines neuen Opernhauses von privater Seite betrieben. Die Errichtung des Hauses, das 2500 Personen fassen soll, dürfte einschließlich der Grundstücke $4\frac{1}{2}$ Millionen kosten. Die neue Bühne will sich nach Ablauf der Schutzfrist in der Hauptsache der Pflege des Wagnerschen Musikdramas widmen. — In Leipzig hatte der „schlechte Ruf", ein Rokokoscherz von Oskar Blumenthal guten Erfolg. Er ist nach Berichten eine zwar im Grundmotiv nicht neue, aber dem Wesen, Stil und Gebaren des achtzehnten Jahrhunderts glücklich angepaßte Liebesfarce in Reimen. — Das Freilichttheater in Hertenstein bei Luzern hat für die kommende Spielzeit eine Anzahl bedeutender Künstler gewonnen, so wird Kainz in der vom Freiherren v. Gleichen-Rußwurm, dem Urenkel Schillers, verdeutschten Orestie des Aeschylos auftreten. — Die Mailänder Scala brachte 112 Jahre nach der Pariser Première Cherubinis „Medea" mit geringem Erfolg. — Beifällig aufgenommen wurde bei ihrer Turiner Uraufführung Mario Costas komische Oper „Kapitän Frascassa". — Im letzten Jahrzehnt sind in Frankreich laut Ausweis des Schriftstellerverbandes zehntausend Novitäten in Szene gegangen. Wenn man denkt, wie wenige Stücke überhaupt eine Annahme seitens der Bühnen erreichen, so muß man die Produktion zu einer erschreckend hohen Ziffer einschätzen. In Deutschland ist die Ueberfülle wohl noch größer.

München. L. G. Oberlaender.

Oberammergau.

Zu keiner Zeit besitzt der bescheidene Name dieses lieblich zwischen hübschen Vorbergen des oberbayerischen Hochlandes gelegenen Alpendorfes einen so hohen und vielfach religiöse Begeisterung erweckenden Klang als gerade im jeweiligen Passionsjahr, in dem dort ausschließlich durch die eingeborene Ortsbevölkerung das Leben und Leiden Jesu Christi zur schauspielerisch vollendeten Darstellung gebracht wird. Obwohl nun die heurigen Passionsaufführungen erst am 11. Mai beginnen, also bis zur Eröffnung des Passionstheaters noch mehrere Monate verfließen müssen, beschäftigt man sich bereits jetzt in der gesamten Kulturwelt mit Oberammergau in einer Weise, wie es bisher wohl noch nie der Fall war. Schon im verflossenen Herbst begannen die großen internationalen Reisebureaus mit der Entfaltung ihrer Propaganda in Europa und Amerika, um in ihrer Eigenschaft als offizielle Vertreter des Passionsspielkomitees den internationalen Fremdenstrom in wohlgeordneter Weise nach Oberammergau zu leiten und in entsprechender Art auf die verschiedenen Aufführungstage zu verteilen.

Damit ist allen Beteiligten, einerseits der Gemeinde Oberammergau und anderseits den Besuchern der Passionsspiele, gleichzeitig in bester Weise gedient. Die Passionsaufführungen, die bekanntlich nur alle zehn Jahre stattfinden, verursachen der Gemeinde sehr große Unkosten, die gedeckt werden müssen durch die Einnahmen, die die Eintrittsgelder ergeben.

Gleichzeitig sind die Mitwirkenden bei den Aufführungen auch Vermieter von Zimmern. Es ist nun klar, daß der Passionsspielleitung und jedem einzelnen Oberammergauer daran liegen muß, daß sich der Zustrom der Besucher ohne zu große Schwankungen möglichst gleichmäßig gestaltet, damit nicht plötzlich große Massen andrängen, die nicht untergebracht werden können, oder umgekehrt, das Theater halbleer ist. Aber auch für jeden Besucher Oberammergaus ist es sehr vorteilhaft, wenn er schon vor seiner dortigen Ankunft seine bestimmte Wohnung und seinen sicheren Platz im Theater hat. Dadurch ist er, was namentlich für Ausländer sehr in Betracht kommt, vielen Unannehmlichkeiten sowie Opfern an Zeit und Geld überhoben. Den notwendigen Ausgleich bezüglich des Fremdenstromes nach Oberammergau herbeizuführen, sind aber nur die großen Reisebureaus mit ihrem internationalen Apparat in der Lage.

Die absolute Notwendigkeit einer geregelten Verteilung des Fremdenstromes auf die verschiedenen Spieltage ergibt sich daraus, daß die Zahl der Fremden in Oberammergau von Passionsjahr zu Passionsjahr erheblich gestiegen ist, und bereits im Jahre 1900 annähernd 200 000 Besucher dort waren. In diesem Jahre ist allen Anzeichen nach mit einer bedeutend höheren Ziffer zu rechnen. Dabei verfügt Oberammergau nur über rund 4500 Betten; auch das Theater faßt nur 4500 Zuschauer. Das Programm enthält von Mitte Mai bis Ende September zusammen 30 Hauptspieltage. Reicht der Zuschauerraum für die Gäste nicht aus, dann wird das Spiel am nächsten Tage in gleicher Weise wiederholt. Diese Nachspiele werden in Oberammergau und Umgebung sowie in München rechtzeitig durch Plakate bekannt gegeben. Die Aufführungen beginnen vormittag 8 Uhr und dauern, unterbrochen durch eine zweistündige Mittagspause, bis abends 6 Uhr. Die Preise der Plätze betragen: Logenplatz 20 M, I. Platz 10 M, II. Platz 8 M, III. Platz 6 M, IV. Platz 4 M und V. Platz 2 M.

Der Verkehr mit Oberammergau wird sich 1910 wesentlich anders gestalten, als in früheren Passionsjahren. Bis vor nicht allzulang zurückliegender Zeit pilgerten die Besucher der Passionsspiele zu Fuß oder höchstens mit einfachen Fuhrwerken nach Oberammergau; dann konnte die Eisenbahn bis Murnau, später die Lokalbahn bis Oberau und endlich an der Jahrhundertwende die elektrische Lokalbahn bis Oberammergau benützt werden; dazu kommen nun zwei ganz moderne Beförderungsmittel, die für die Passionsspiele erstmalig in Erscheinung treten: Automobile und — Luftschiffe. Ueber das Thema ein andermal. F. Bader.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Das neue Jahr scheint — wenigstens voraussichtlich bis zum Frühjahr — mit den gleichen Umständen und Begleiterscheinungen zu rechnen zu haben, wie das Jahr 1909. Vor allem sind ausschlaggebend die Entwicklung des internationalen Geldmarktes, die alle anderen Momente und Kalkulationen in den Hintergrund drängen. Die ausserordentlich starke Inanspruchnahme der Reichsbank zur Jahreswende ist zwar wiederholt avisiert worden, jedoch wiesen die gewaltigen Ziffern derartige Maximalhöhen auf, wie solche in der Geschichte der Bank bisher nur in dem Krisenjahr 1907 erreicht wurden. Seit diesem denkwürdigen Ausweis der Reichsbank sind zwar schon Wochen vergangen, aber noch viel lässt die inzwischen eingetretene Erleichterung des Instituts zu wünschen übrig. Freilich bildet das Reich mit seinen vielfachen und grossen Geldansprüchen eine schwere Belastung für die Reichsbank, und ohne diese Bürde hätte auch das deutsche Noteninstitut ein viel leichteres Manipulieren. Der sog. offene Geldmarkt ist im angenehmen Gegensatz zu den Verhältnissen der Reichsbank an den deutschen Börsen ein äusserst liquider. Die grosse Nachfrage nach Diskonten und die Anlage der flüssigen Gelder in Prima-Bankakzepten lässt wiederholt eine erhebliche Reduktion der Privatsätze an den Börsen zu. Die Spannung zwischen dem 5%igen offiziellen Satz der Reichsbank und dem kurranten Satz an der Berliner Börse beträgt jetzt annähernd 2%. Es ist in absehbarer Zeit zu erwarten, dass die allgemeinen Anfordernisse an die Reichsbank weiterhin erheblich reduziert werden, und es dem Institut bald ermöglicht wird, dem Beispiel der englischen Kollegin zu folgen. Die Bank von England konnte am 7. Januar ihren offiziellen Satz von 4½% auf 4% ermässigen. Es ist augenscheinlich, dass die Kurse aller Marktgebiete diese kommenden Momente bereits eskomptiert haben. Die Wahrnehmung, dass der Bank von England Millionen Pfund Sterling sowohl vom Kontinent als auch für Südamerika in barem Gold entzogen worden sind, wurde nicht besonders bemerkt. Auch dass für eine grosse 3½% indische Anleihe gleichfalls vom Londoner Markt Geld abfliesst, was den Rückgang von heimischen Konsols in London bewirkt hatte, blieb einflusslos. In Deutschland werden ebenfalls grosse Anleihen von einzelnen Bundesstaaten bald Operationen am Geldmarkt bedingen. Auch Oesterreich hat 140 Millionen Kronen der österreichischen Kronenrente fest begeben. Dabei sind nicht berücksichtigt die in Aussicht stehenden grösseren Anleihen des Reiches, Preussens und anderer grosser Bundesstaaten. — Immerhin haben es die Berliner Grossbanken gleich am Jahresbeginn an Warnungen zur Vorsicht und Einschränkungen der Spekulation und der Börseninteressenten nicht fehlen lassen. Auch Neuyork zeigte an seiner Effektenbörse verschiedene gefahrvolle Zuckungen und Beweise von nervösen Tendenzen. Dabei erwartet man vom amerikanischen Präsidenten Massnahmen gegen die sog. Trustbewegung. Auch teilweise Streikbewegungen werden in Europa und Amerika als Hindernis für die Entwicklung der Wirtschaftslage befürchtet. — Die günstigen Nachrichten aus der Eisen- und Stahlindustrie, vornehmlich aus Amerika, liessen ein Eindämmen der bisher hochgehenden Bewegung an den Börsen nicht lange zu. Der deutsche Montanaktienmarkt war gleichfalls vorzüglich disponiert in Anbetracht der glänzenden Ausweise des deutschen Stahlwerksverbandes und der gesteigerten Dezember-Absatzziffern. Auch das Kohlensyndikat konnte infolge lebhaften Kohlenabsatzes höhere Beteiligungs-Quoten seinen Mitgliedern gewähren. Die übrige Industrie war in der elektrischen Branche am besten vertreten. Auch in anderen Sparten zeigten die verschiedensten Preiserhöhungen, beispielsweise die Förderung der Verhandlungen am internationalen Kalisyndikat, der erfreulichen Momente genügend Grund zur gebesserten Tendenz. — Es ist jedoch, trotz dieser vielen Momente günstiger Art, im Hinblick auf das so sehr geschraubte Kursniveau und die undurchsichtige Gestaltung des Geldmarktes schwierig, ein klares Bild der zukünftigen Börsenkonstellation zu bekommen. Man wird daher gut tun, mit der nötigen Vorsicht den Werdegang der Börsen zu verfolgen. M. Weber.

Als bestes Mittel zum Selbststudium fremder Sprachen können wir unseren Lesern die Unterrichtsbriefe nach der Original-Methode **Toussaint-Langenscheidt** empfehlen, da diese Methode einen Weltruf besitzt und auf einen bisher beispiellosen fünfzigjährigen Erfolg zurückblickt. Tausende haben hiernach die fremden Sprachen bis zum höchsten Grade der Vollkommenheit beherrschen gelernt. Wie aus zahllosen Zeugnissen hervorgeht, verdanken viele Schüler allein der Methode Toussaint-Langenscheidt ihre guten einträglichen Stellungen, ja in vielen Fällen sogar ihre Existenz, auch haben nicht wenige, die sich die Kenntnis der betreffenden Sprachen nach Toussaint-Langenscheidt aneigneten, ihr Examen als Sprachlehrer vor einer amtlichen Prüfungskommission mit „gut" bestanden. Ohne alle Vorkenntnisse lernt der Schüler vom ersten Unterrichtsbriefe an das geläufige Sprechen, Lesen, Schreiben und Verstehen der fremden Sprache. Eine Berufsstörung tritt für keinen Schüler ein, da der Lehrer hier stets bei der Hand ist und jede freie Stunde für das Sprachstudium ausgenutzt werden kann. Der Lehrstoff wird dem Schüler stets in kleinen Mengen, dabei aber in großer Mannigfaltigkeit geboten. Von der Methode Toussaint-Langenscheidt existieren für Deutsche vorderhand folgende Originale: Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch, Niederländisch, Rumänisch, Russisch, Schwedisch, Spanisch. Es befinden sich in Vorbereitung: Polnisch, Ungarisch, Lateinisch. Die Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt), Berlin-Schöneberg, Bahnstraße 29/30, sendet auf Verlangen Prospekte und Probelektionen der betreffenden Sprache gratis und franko.

Die Benediktinermission in Korea. In Japan bildete sich in den höchsten Kreisen ein Komitee behufs Vergrößerung der in Tokio blühenden Schule der Marienbrüder. In Korea lud der Generalresident Prinz Ito den katholischen Bischof Msgr. Mutel zu einer öffentlichen Konferenz über seine Unterrichts- und Erziehungspläne ein, deren Verwirklichung nunmehr die Benediktinermissionäre in St. Ottilien übernommen haben. Der heutigen Nummer liegt ein Schriftchen über diese Benediktinermission in Korea bei, in welchem Herr P. Dominikus Enshoff O.S.B. über die Veranlassung der von ihm eingeleiteten Neugründung in Söul und deren Aufgaben erzählt. Wir halten dasselbe freundlicher Beachtung bestens empfohlen.

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.

Soeben sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Franz, A., Die kirchlichen Benediktionen im Mittelalter. Zwei Bände. gr. 8° I: (XXXVIII u. 646) II: (VIII u. 764) *M* 30.— ; geb. in Kunstleder *M* 33.—

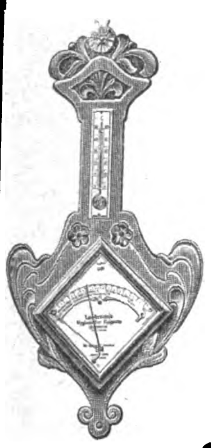
Dieses auf umfassenden Quellenstudien beruhende Werk bietet erstmals eine den wissenschaftlichen Anforderungen entsprechende systematische und geschichtliche Behandlung der kirchlichen Benediktionen im Mittelalter. Das Werk liefert, bei der grossen Bedeutung der kirchlichen Segnungen für das religiöse Leben des Volkes, auch wertvolle Beiträge für die Religions- und Kulturgeschichte des Mittelalters. Auch dem praktischen Seelsorger bietet es Stoff zur Belehrung des Volkes über die kirchlichen Gebräuche.

Lehmen, A., S. J., Lehrbuch der Philosophie auf aristotelisch-scholastischer Grundlage zum Gebrauche an höheren Lehranstalten und zum Selbstunterricht. Vier Bände. gr. 8°.

IV. (Schluß-) Band: **Moralphilosophie.** Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. (XX u. 354) *M* 4.40; geb. in Halbfranz *M* 6.20

Die übrigen Bände enthalten: I. **Logik, Kritik und Ontologie.** 3. Aufl. *M* 5.50; geb. *M* 7.30. — II **Kosmologie und Psychologie.** 2. Aufl. *M* 6.—; geb. *M* 7.80. — III. **Theodicee.** 2. Aufl. *M* 3.40; geb. *M* 5.—

Dieses Lehrbuch stellt eine einheitliche, festgefügte Weltanschauung dar. Seine Grundlagen sind aristotelisch-scholastisch, dabei wird auf die modernen Anschauungen die gebührende Rücksicht genommen. Klare Darstellung, übersichtliche Anordnung des Stoffes und sachliche Auseinandersetzung mit den Gegnern gelten als Vorzüge des Werkes.



In geheiztenWohnräumen

soll nach Dr. Fleischer, um Erkältungen, Katarrhe usw. zu verhüten, die relative Feuchtigkeit der Luft 40 bis 75% und die Temperatur 15° R oder 19° C betragen.

Beides wird durch **Original Lambrecht's**

Hygienischen Ratgeber

angezeigt, der zugleich einen vornehmen Zimmerschmuck bildet. Erhältlich in verschiedenen Ausstattungen. Lambrecht's Instrumente sind in den Kulturstaaten gesetzlich geschützt.

Man verlange Gratis-Drucksache Nr. 546.

Wilh. Lambrecht, Göttingen.

Gegründet 1859. (Georgia Augusta.)

Generalvertrieb für die Schweiz, Italien und die österreichischen Alpenländer durch:

C.A.Ulbrich & Co., A.-G. in Zürich.

Einbanddecken

für den VI. Jahrgang der „Allgemeinen Rundschau"

sind direkt von der Geschäftsstelle der „Allgem. Rundschau" in München, Galeriestrasse 35a, Gartenhaus und auf dem Buchhandelswege zu beziehen. Wirkungsvolle moderne Perga-Decke mit feingetönter Titelpressung. Sammelmappen haben die gleiche Decke. — Die Sammelmappen [mit 3 Klappen] dienen zur Aufnahme eines ganzen Jahrganges.

Preis der Einbanddecken Mk. 1.25, der Sammelmappen Mk. 1.50 pro Exemplar.



:: Brettspiel ::

für Jung und Alt.

Das einzige Brettspiel f. die reifere männliche Jugend.

Absolut neuartig.

= Unerschöpflich =

an Anregungen. Zu haben direkt bei

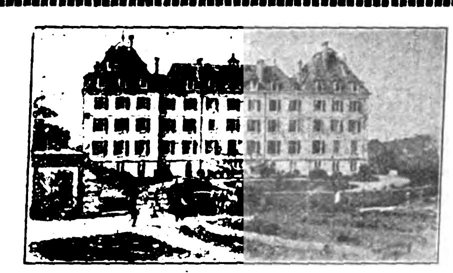
A. HUBER, Hof-lithographie

München, Neuturmstr. 2a.

— Preise je nach Ausstattung: —

klein . . . . M 2.40; 3.20; 4.80,

gross . . . . „ 3.—; 4.—; 5.60.



Couvent de l'Immaculée Conception N. D. Lourdes

In der Nähe der hl. Grotte befindet sich das Frauenkloster und Noviziat der Unbefleckten Empfängnis U. L. F. v. Lourdes. Tägliche Anbetung des Allerheiligsten Altarssakramentes.

Pilgerinnenheim.

Mässige Preise für Damen I. und II. Ranges. Aufnahme von Töchtern. — Französischer Kursus mit verschiedenen Fächern. Zweiganstalten mit nämlichem Titel und Fächern: Liège: Quai Mativa 43; Bruxelles: rue de Ten Bosch 117, Belgien. London: Hatsch End Pinner; Nizza und Rom.

Münchener Installations-Geschäft

für Licht und Wasser A.-G.

Promenadestr. 5. München. Salvatorstr. 20.

. . . . Telephon 768. . . . .

Ausführung sämtlicher Installationen für Licht und Wasser. ·· Alle einschlägigen sanitären Einrichtungen. ·· Warmwasserbereitungsanlagen. Zentralheizungen. ·· Haustelegraphen. ·· Läutwerke. ·· Reparaturen. ·· Reichhaltigstes Lager in Lüstern, Lampen usw. für Gas und elektr. Licht. Kochapparate, Badeöfen, Gas-Heizkamine usw. Erneuern von Lüstern und Umändern derselben für verschiedene Lichtarten.

Technisches Bureau für einschlägige Projektierungen.

Die Buch- und Kunstdruckerei der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, München, Hofstatt 5 u. 6

übernimmt die Herstellung von Werken jed. Art, Dissertationen, Festschriften, Diplomen usw. und hält sich zur Uebernahme sämtlicher Buchdruckaufträge auf das beste empfohlen. ::::

Abonnenten-Akquisiteure

für eine erstklassige, gut eingeführte Zeitschrift an allen Orten gegen hohe Provision **gesucht.** Offerten unter **A. 1500** an die Geschäftsstelle der „Allgemeinen Rundschau", :: München. ::

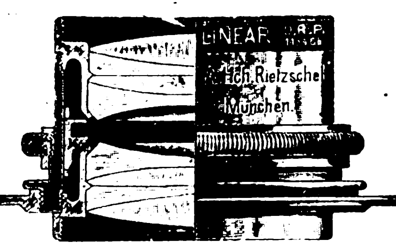
Heirat.

Kath. 43jähr. Jungges., nicht ganz unvermögl., sucht zw. Heirat die Bekanntschaft kath. Dame. Selbiger wäre bereit, in ein existenzverspr. Unternehmen, gleich wo, einzutreten, um Zeit zu finden, eine Erfindung auszuarbeiten. A. u. g. Vermittlung zwecks Offert. unter **P. H. 7012** Hauptpostl. Duisburg.

Rietzschel Linear F : 4,5 8 linsig symmetrisch verkittete Konstruktion, für höchste Lichtstärken, erzeugt brillante Bilder auch bei trübem Licht.

Linear-Serie A = F:4,5

Linear-Serie B = F:5,5





Linear-Serie C = F:6,3

Linear-Serie D = F:6,8

Rietzschel Apotar F : 6,8 6 linsig verkittete Konstruktion, symmetrisch, ein preiswerter Doppelanastigmat, der sich durch höchste Apochromasie auszeichnet.

Spezialliste No. 108 zu Diensten.

A. Hch. Rietzschel, G. m. b. H. Optische Fabrik München.

Die Bonifacius-Druckerei zu Paderborn

erbietet sich zur pünktlichen Lieferung der Literatur des In- und Auslandes, besonders der katholischen. Sie besorgt auch jedes, wo immer angezeigte Werk.

! Das **Antiquariat der Bonifacius-Druckerei zu Paderborn** gibt regelmässig Kataloge aus, die auf Verlangen jedem Interessenten gratis u. franko zugesandt werden. Zugleich kauft dasselbe grosse Bibliotheken zu guten Preisen. Auf Wunsch wird persönliche Besichtigung zugesichert.

Bitte nicht lesen ohne sich dauernd zu merken, dass wir alle Bücher (auch Lexika, Klassiker, Weltgeschichte usw.) ohne Anzahlung und ohne Preiserhöhung auf laufendes Konto gegen monatliche Raten von 2—5 M. liefern. Referenzen: 20000 Geistliche, Offiziere, Aerzte, Juristen, Lehrer, Lehrerinnen, Beamte, fürstliche und adelige Herrschaften usw. Fried. Kratz & Cie., Versandbuchhandlung, Köln a. Rh., Stolkgasse 49, Verlag der Jugend- und Volksbibliothek des Kath. Lehrerverbandes des Deutschen Reiches, Pr. Rhld.



Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:

Harmoniums

mit wundervollem Orgelton von **78 Mk.** an. Illustr. Pracht-Kataloge **gratis.**

Aloys Maier :: Fulda,

Königl. Hoflieferant.

Illustrierte Prospekte auch über den **neuen** Spiel-Apparat **„Harmonista“** (Preis mit Notenheft von 305 Stücken nur **30 Mk.**), mit dem **jedermann ohne Notenkenntnisse sofort 4st. Harmonium spielen kann.**

Kranken und Rekonvaleszenten

empfehle ich meinen vorzügl.

Medizinal-Blutwein

(halbsüßer, kräftiger griechischer Rotwein)

per Flasche 1.20 Mk.

Josef Wittmann,

Weingroßhandlung,

München, Christophstr. 9.

Telephonruf **346.**

Katholisches Kasino München A. V.

Barerstrasse 7.

Das

BALLFEST

findet am MITTWOCH, den 19. JANUAR a. c. im Festsaale des HOTEL UNION statt.

Anmeldungen wollen an das Ballkomitee gerichtet werden.

Soeben erschien:

Die Pflichten des Ehelebens.

Eine Kundgebung des Herrn **Kardinal-Erzbischof Mercier** von Melcheln

Autorisierte Uebersetzung von P. **B. Bahlmann** S J.

Elegant broschiert 40 Pfennig

Die Furcht vor reichem Kindersegen ist längst nicht mehr nur eine spezifisch französische Krankheit. Diese bedeutsame Kundgebung des Kardinals weist nicht bloss auf die Pflichten des Ehelebens hin, sondern spendet den Eheleuten auch Mut und Trost. Unzweifelhaft stiftet diese Schrift grossen ::: Segen. (Aus dem Vorwort.) :::

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Butzon & Bercker, Kevelaer (Rhl.), Verleger des Heiligen Apostolischen Stuhles.

Die Leser werden freundlichst gebeten, bei allen Anfragen und Bestellungen, die sie auf Grund von Anzeigen in der **„Allgem. Rundschau“** machen, sich stets auf die Wochenschrift zu beziehen.

Unionsbrauerei Schülein & Co., Aktien-Gesellschaft, München

Bilanz vom 30. September 1909

Aktiva

		ℳ
Immobilien		2'874,679.18
Wirtschaftsanwesen I		1'927,073.50
Wirtschaftsanwesen II		1'561,602.03
Maschinen		454,583.66
Elektrische Lichtanlage		21,366.83
Flaschenfüllerei		36,266.88
Mobilien		214,195.07
Fasstagen		312,664.89
Fuhrpark		73,337.78
Eisenbahnwaggons		44,937.24
Mastvieh		9,360.—
Kasse, Effekten und Wechsel		76,566.34
Hypothekdarlehen		6'062,121.83
Debitoren		631,281.81
Bankguthaben		1'298,525.76
Beteiligungs-Konto		2,500.—
Aval-Debitoren		320,099.37
Vorräte		
Bier	596,566.97	
Gerste, Malz u. Hopfen	674,914.93	
Diverse	56,834.25	1'328,316.15
Konto à nuovo		71,510.86
		20'003,492.42

Passiva

	ℳ	ℳ
Aktienkapital		6'700,000.—
Restkaufschilling	1'181,019.55	
angefallene Zinsen	2,952.55	1,183,972.10
Passivhypotheken einschliessl. angefallener Zinsen		
auf Union, äussere Wienerstrasse	1,693,712.93	
„ „ Kirchen- u. Wolfgangstr.	110,000.—	
angefallene Zinsen	18,901.53	1'822,614.46
„ Bauplatz Moosach	23,920.—	
angefallene Zinsen	239.20	24,159.20
„ Münchener Kindl	1'791,805.20	
angefallene Zinsen	33,062.36	1'824,867.56
„ Wirtschafts-Anwesen I	1'895,832.59	
angefallene Zinsen	29,016.27	1'924,848.86
„ Wirtschafts-Anwesen II	1'031,756.28	
angefallene Zinsen	11,687.04	1'043,443.32
Malzaufschlag	287,733.05	
Kautionen und Einlagen	2'139,480.04	
Lieferanten	55,857.38	2'483,070.47
Beamten- und Arbeiter-Pensionsfonds		70,870.63
Gesetzliche Reserve		188,186.48
Delcredere-Reserve		[illegible]060,000.—
Hypotheken-Reserve		300,000.—
Spezial-Reserve		107,480.44
Reserve für Staatsgebühr		62,971.45
Reserve wegen Münchener Brauereigemeinschaft		26,640.63
Gebührenäquivalent		5,000.—
Unerhobene Dividenden		290.—
Aktienumtausch-Konto		1,317.—
Aval-Kreditoren		320,099.37
Konto à nuovo		85,058.48
Gewinn- und Verlust-Konto		
Bruttogewinn	1'105,441.76	
Abschreibungen	336,839.79	768,601.97
		20'003,492.42

München, im Dezember 1909.

Unionsbrauerei Schülein & Co., Aktiéngesellschaft.

Josef Schülein. **Julius Schülein.**

Die in unserer heute — 8. Januar 1910 — stattgefundenen ordentlichen Generalversammlung für das siebente Geschäftsjahr unserer Gesellschaft vom 1. Oktober 1908 bis 30. September 1909 festgesetzte Dividende von 5 Prozent gelangt von heute ab mit Mk. 50.-- per Aktie bei unserer Gesellschaftskasse, sowie bei der Deutschen Bank-Filiale, München, und der Bayer. Vereinsbank, hier, gegen Einlieferung des Gewinnanteilscheines Nr. 7 zur Auszahlung.

Das Zentrum

Politische Wochenzeitung

Verlag des Verbandes der Windthorstbunde Deutschlands. .·. .·. Schriftleiter Emil Ritter.

Die nächsten Nummern bringen u. a. Beiträge des hessischen Landtagsabg. Molthan, der Reichstagsabg. Erzberger und Müller-Fulda; des Professors Dr. Martin Spahn-Straßburg usw.

Mehr als 70 hochangesehene Mitarbeiter. .·. Postbezugspreis vierteljährlich nur 70 Pfg. frei ins Haus. .·. Wirksamstes Insertions-Organ. Inseratenannahme: Osnabrück, Breitergang 14.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag. In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 23 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gb.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 4. München, 22. Januar 1910. VII. Jahrgang.

Katholische und protestantische Missionen in den deutschen Kolonien.

Von P. J. Pietsch, O. M. J.

Wie im deutschen Vaterlande, so verdienen auch in unseren Kolonien die Konfessionsverhältnisse das allgemeine Interesse. Es trifft sich nun zufällig, daß sowohl von katholischer wie von protestantischer Seite neue und ausführliche statistische Aufnahmen jüngst veröffentlicht worden sind. Dieselben erstrecken sich allerdings nur auf die eingeborene Bevölkerung, also mit Ausschluß der zugewanderten Weißen. Sie haben aber dadurch den großen Vorteil, daß sie die Erfolge der Missionsarbeit beider Konfessionen vor Augen führen. Die Statistik der katholischen Missionen erschien im Oktoberheft der Zeitschrift „Gott will es“, dem Organ des Afrikavereins deutscher Katholiken, und jüngst in verbesserter Form in den „Katholischen Missionen“ (Januar 1910, S. 101). Ueber die protestantischen Missionen brachte die „Allgemeine Missionszeitschrift“ (Sept. 1909, S. 434 ff.) eine Uebersicht aus der Feder des Pastors Paul in Lorenzkirch. Die folgenden Tabellen sind auf Grund der dortigen Angaben nach einheitlichen Grundsätzen umgerechnet worden.

A. Katholische Missionen:

Missionsgebiet	Hauptstationen	Missionspersonal: Priester	Brüder	Schwestern	Katechisten	Christen	Schulen	Schüler
Ostafrika	67	182	86	126	599	38 976	334	23 676
Togo	8	37	9	20	178	6 163	?	6 278
Kamerun	10	21	25	20	?	8 610	?	5 377
Südwestafrika	13	27	19	23	8	1 255	19	546
Bismarckarchipel	30	42	43	37	84	16 273	98	4 556
Kaiser Wilhelmsland	9	21	17	29	—	1 250	14	600
Karolinen- und Marschallinseln	16	22	23	20	—	4 374	21	694
Samoa	13	20	9	33	82	6 552	78	1 460
Deutsch-China	6	9	3	13	107	2 991	70	351
Summa	172	381	234	321	1059	86 444	634	43 538

B. Protestantische Missionen:

Missionsgebiet	Hauptstationen	Missionspersonal: Ordinierte Missionare	Nicht ordinierte	Unverheir. Missionarinnen	Eingebor. Gehilfen	Christen	Schulen	Schüler
Ostafrika	71	97	60	19	428	11 651	467	22 114
Togo	7	18	3	6	159	5 230	125	4 382
Kamerun	20	64	31	12	353	15 694	326	13 178
Südwestafrika	33	47	7	5	77	14 618	72	3 010
Bismarckarchipel	6	8	1	5	187	6 916	184	3 258
Kaiser Wilhelmsland	18	31	12	2	17	1 840	18	836
Karolinen- und Marschallinseln	7	2	5	6	?	5 061	71	1 976
Samoa	8	8	1	2	519	24 065	244	6 938
Deutsch-China	8	10	1	5	64	661	21	322
Summa	178	285	124	62	1804	85 766	1528	56 014

Für Neupommern und die Marschallinseln wurden bei den katholischen Missionen die neuesten Ziffern eingesetzt, die über die Angaben der „Katholischen Missionen“ noch etwas hinausgehen.

Was das Hauptergebnis anbelangt, die Zahl der Christen nämlich, so halten sich die beiden Konfessionen anscheinend die Wagschale. Die Zahlen geben aber hier ein etwas trügerisches Bild, und um sie richtig zu verstehen, muß bemerkt werden, daß man auf beiden Seiten unter der Rubrik: Eingeborene Christen nicht dasselbe versteht. Die katholische Missionsstatistik versteht unter Christen solche, die durch die Taufe in die Kirche Aufnahme gefunden haben, sie rechnet also die Katechumenen nicht zu den Christen. Auch die deutschen protestantischen Missionsgesellschaften verfahren fast ausnahmslos nach diesem Grundsatze. Die englischen hingegen halten hartnäckig an einer anderen Einteilung fest und rechnen zu den Christen alle „Anhänger“ (adherents) der Mission, also auch diejenigen, die sich zum Taufunterricht gemeldet haben, oder auch nur als regelmäßige Kirchgänger eine Zeitlang beobachtet oder erprobt wurden.

Unter den 85 766 evangelischen Christen befindet sich also ein ziemlicher Prozentsatz von solchen, die im Vergleich zu den 86 444 katholischen Christen keine Christen im statistischen Sinne sind. Die Zahl der evangelischen Christen müßte also, um einen gleichwertigen Posten zu haben, um einen nicht unbedeutenden Prozentsatz vermindert werden, da von ihnen über 49 000, also fast 58% auf englische Missionsgesellschaften kommen.

Die ungleiche Verteilung der Konfessionen auf die einzelnen Kolonien findet ihre Erklärung in dem Umstande, daß bald die katholische, bald die evangelische Mission einen zeitlichen Vorsprung und also auch eine längere Arbeitszeit gehabt hat. So ist z. B. auf Samoa die katholische Mission zu spät gekommen, denn dort sind kaum mehr erwachsene Heiden zu taufen; in Südwestafrika fand sie das Land schon seit einem halben Jahrhundert von der Rheinischen Mission besetzt. In Ostafrika hingegen war die katholische Mission schon in ziemlicher Entwicklung, bis die Kolonialpolitik des Deutschen Reiches auch die deutschen protestantischen Missionsgesellschaften dahin führte. Dasselbe gilt vom Bismarckarchipel.

Auf dem katholischen Missionsfelde unserer Kolonien arbeiten jetzt insgesamt 11 verschiedene Priesterkongregationen in 9 apostolischen Vikariaten und 7 Präfekturen. Das deutsche Element ist unter den Mitgliedern dieser Genossenschaften bei weitem überwiegend. Anders steht es mit den protestantischen Missionsgesellschaften. Von den 19 in unseren Kolonien wirkenden sind nur 10 deutsche; von den übrigen sind 5 englisch, 2 amerikanisch, 1 australisch, 1 finnisch.

Betrachtet man das Missionspersonal, so ergibt sich, daß die katholischen Missionen über viel zahlreichere weiße Kräfte verfügen; hingegen haben die protestantischen mehr eingeborene Gehilfen.

Eine nicht zu verkennende Inferiorität weist die katholische Statistik in bezug auf das Schulwesen auf. Es ist das ein Uebelstand, der auch auf anderen Missionsgebieten beobachtet werden kann und zum nicht geringen Teil darauf zurückzuführen ist, daß die katholischen Missionen bei weitem nicht die Geldmittel zur Verfügung haben, wie sie das Schulwesen erfordert und wie sie den Protestanten so reichlich zufließen.

Alles in allem zeigt aber das katholische Missionswesen unserer Kolonien eine erfreuliche fortschrittliche Tendenz. Es ist dies nicht nur vom religiösen, sondern auch vom kolonialpolitischen und wirtschaftlichen Standpunkte zu begrüßen.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die „trockene“ Thronrede für den preußischen Landtag.

Die Thronrede zur Eröffnung des preußischen Landtages brachte über die Wahlreform nichts weiter, als die Ankündigung einer Vorlage in einigen Wochen. Kein Wort vom Inhalt. Beim vorigen Male hatte Fürst Bülow, damals noch Blockkanzler, doch wenigstens die „organische Fortentwicklung“ verheißen lassen, — eine dehnbare Formel, aus der seine liberalen Freunde viel Hoffnungsblech machen konnten. Von der Vorlage des Herrn v. Bethmann-Hollweg verspricht man sich z. B. nichts weiter, als die Einführung der direkten Wahl und die Gewährung von Pluralstimmen an die sog. Intellektuellen, auf welche die Nationalliberalen so große Erwartungen setzen. Das alte Dreiklassensystem soll trotz der Pluralstimmen bestehen bleiben. Nicht einmal die geheime Wahl ist vorgesehen, und die ist doch so bitter notwendig gegenüber dem sozialdemokratischen Terrorismus und gegenüber den Beamtenmaßregelungen à la Kattowitz. Das Zentrum gerät bei einer so ungenügenden Vorlage in eine schwierige Stellung. Es wird die Abschlagszahlungen auf die Reformverheißung schwerlich annehmen können, wenn nicht zum mindesten die unerläßlichen Garantien für die Freiheit der Wahl gegeben werden. Anderseits wird ihm, wenn es die Ablehnung fördert, der Vorwurf gemacht werden, es habe zu der Verschiebung der Reform ad calendas graecas mitgewirkt.

Trocken und kurz sind auch die übrigen Teile der Thronrede ausgefallen. Wir werden uns unter dem neuen Reichskanzler und Ministerpräsidenten wohl an den nüchternsten Stil gewöhnen müssen. Es geht ja auch ganz gut ohne die stilistischen Floskeln und die „geistreichen“ Zitate, die Fürst Bülow liebte. Nur sollte Herr v. Bethmann-Hollweg seine „Schweigsamkeit“ nicht so weit treiben, daß er auch den für die allgemeine Politik bedeutsamen Sitzungen der Parlamente andauernd fernbleibt. Es darf nichts übertrieben werden, auch die Stellvertreterei nicht. Bei zu starker Zurückhaltung gerät der neue Herr in den Verdacht, daß er die Arbeitslast nicht zu bezwingen vermöge. In dieser Richtung bewegte sich bereits der Vorschlag, den der konservative Parteiredner machte: daß der neue Ministerpräsident sich einen Stellvertreter in Preußen, also einen Vizepräsidenten des preußischen Staatsministeriums, besorgen möge. Fürst Bülow hat es in seiner Blockzeit fertig bekommen, seinen damaligen Stellvertreter im Reiche zugleich zum Vizepräsidenten in Preußen zu machen, ohne daß Frhr. v. Rheinbaben, der älteste und mächtigste Staatsminister, dagegen Einspruch erhob. Jetzt wäre wohl kaum ein anderer Vizepräsident möglich, als Frhr. v. Rheinbaben, und da letzterer kein Reichsamt hat, so würde eine solche Neuordnung den Scheidestrich zwischen Preußen und dem Reich etwas verdicken. Die weitere Folge wäre, daß man den neuen Vizepräsidenten als den kommenden Mann, den bereitgehaltenen Nachfolger des Herrn v. Bethmann-Hollweg, betrachten würde.

Aus dem Inhalt der preußischen Thronrede ist noch die erfreuliche Feststellung einer „allmählichen Wiederbelebung von Handel und Verkehr“ hervorzuheben. Das Vertrauen der Regierung auf den langsamen wirtschaftlichen Aufschwung ist so groß, daß sie trotz des noch bestehenden Defizits von 90 Millionen auf neue Steuern verzichtet und von den steigenden Eisenbahnerträgen die Wiederherstellung des Gleichgewichtes erwartet.

Eine solche Finanzpolitik wäre natürlich unmöglich, wenn die Haftung für alte und neue Matrikularbeiträge noch auf den Einzelstaaten ruhte. Der preußische Finanzminister hat es denn auch an Anerkennung für das erlösende Werk der Reichsfinanzreform nicht fehlen lassen. Die Nationalliberalen haben freilich der Einladung, von der Kritik des Vergangenen abzusehen und sich der Sammlung zu positiver Arbeit anzuschließen, noch keine ersichtliche Folge gegeben. Höchstens könnte man es als Zeichen der Mäßigung betrachten, daß sie der Wiederwahl des alten Präsidiums des Abgeordnetenhauses zugestimmt, also sich dort nach wie vor mit der im Reichstage verschmähten Stelle des zweiten Vizepräsidenten begnügt haben.

Die Beamtenmaßregelung in Kattowitz.

Die Nationalliberalen erwiesen sich als Regierungsstütze, als im Reichstag verhandelt wurde über die Versetzung der Reichsbeamten, die bei den Kommunalwahlen in Kattowitz für die ganze Liste des Zentrums, also auch für einige polnisch sprechende Katholiken, gestimmt hatte. Der ganze Jammer der hakatistischen Politik kam hierbei zutage. Die Regierung hat sich da in einen antipolnischen Kulturkampf hineintreiben lassen, der in dem krampfhaften Ringen nach den bisher versagten Erfolgen zu immer neuen Härten und Aergernissen führen muß. Als vor 28 Jahren Fürst Bismarck, der Gewaltige, über die selbständige Haltung der Beamten bei den öffentlichen Wahlen erzürnt war, veranlaßte er eine Kabinettsordre, aber er tastete nicht die Freiheit des Stimmrechts selbst an, sondern beschränkte sich auf das Verbot der oppositionellen Agitation und die Forderung der positiven Unterstützung der Regierungspolitik seitens der sog. politischen Beamten, der Landräte, Regierungspräsidenten usw. Damals war es gerade Herr v. Bennigsen, der Führer der Nationalliberalen, der für die Gewissensfreiheit der beamteten Wähler entschieden eintrat. Jetzt geht die Regierung mit ihrem Eingriff in die bürgerliche Freiheit der Beamten viel weiter, sie bestraft Beamte in durchaus unpolitischen Stellungen wegen der bloßen Stimmabgabe für einen mißliebigen Kandidaten, und das sogar bei einer untergeordneten Kommunalwahl. Die heutige nationalliberale Partei aber unterstützt dieses Zwangsverfahren. Die Sache wird noch häßlicher durch die Sophistik, die man zur Verteidigung der scharfen Maßregeln aufwendet. Der Staat soll sich in „Notwehr“ befinden gegenüber einem polnisch sprechenden Fleischermeister von Kattowitz. Man redete amtlich von „großpolnischen“ Bestrebungen, obschon die betreffenden Kandidaten sich öffentlich feierlich als loyale Staatsbürger bekannt haben, die von der Losreißung polnischer Landesteile nichts wissen wollen. Man sagt, die betreffenden Beamten seien ja gar nicht bestraft, sondern nur „im Interesse des Dienstes“ versetzt worden, obschon es doch ein „abschreckendes Exempel“ sein sollte und auch geworden ist. Auf eine regelrechte Disziplinarstrafe hat man nur deshalb verzichtet, damit die Sache nicht zur richterlichen Prüfung käme; vor dem Gericht, auch vor dem Disziplinargericht, wäre das Märchen von der „Notwehr“ gegen eine „großpolnische“ Gefahr geplatzt, wie eine Seifenblase. Recht befremdend wirkt die Erklärung des Reichspostsekretärs, er habe keine Kenntnis erhalten von der offenkundigen Tatsache, daß zahlreiche Beamte bei Gemeinde- und Staatswahlen für Kandidaten der revolutionären Sozialdemokratie gestimmt hätten. Da jetzt der mangelnden Kenntnis nachgeholfen worden ist, so darf man gespannt darauf sein, ob die Regierung die „Notwehr“ des Staates gegen die erklärte Umsturzpartei ebenso energisch betreiben wird, wie gegen die polnisch sprechenden Katholiken. Wir wünschen keine weitere Verfolgung, wenn auch der nationalliberalen Partei ein Exempel an den liberalen Beamten wohl zu gönnen wäre. Nicht gleiches Unrecht, sondern gleiches Recht für alle muß unsere Parole sein.

Die polnische Partei, die eine Zeitlang unter radikalen Einfluß geraten war, hat sich in den letzten Jahren in sehr anerkennenswerter Weise zur Mäßigung entwickelt und zugleich der deutschen Bevölkerung wieder angenähert. Ihre Fraktion im Reichstage hat sogar das große und schwierige Werk der Steuerreform in entschiedener Weise unterstützt. Es sieht wie ein aufreizender Undank aus, wenn die Regierung darauf mit verschärften Kampfmaßregeln antwortet. Aber hoffentlich lassen sich die polnischen Mitbürger nicht aus der Fassung bringen. Der Erfolg ihres klugen und loyalen Verhaltens wird doch auf die Dauer nicht ausbleiben, ebenso wie das Zentrum die Wirkungen seiner tapferen und gewandten Politik von 1879 langsam, aber sicher geerntet hat. Zur Umkehr in einem großmächtig unternommenen Kampfe entschließt man sich bei uns zulande höchst ungern. Dazu gehört auch eine gewisse Kraft und Energie, wie sie seinerzeit Bismarck besaß. Wir haben jetzt leider nur Staatsmänner, welche die Bismarckschen Fehler, aber nicht die Bismarckschen Tugenden nachzuahmen vermögen. Man muß sich also mit reichlich viel Geduld wappnen, bis die Logik der Tatsachen stark genug ist, um auch den Eigensinn der schwächeren Epigonen zu beugen.

Das Finale der Straßburger Kulturkampfmusik.

Die zwischen dem Staatssekretär und den Bischöfen von Elsaß-Lothringen gewechselten Briefe machten in der Oeffentlichkeit keinen günstigen Eindruck für die staatliche Seite. Daher sah sich der Statthalter selbst, Graf Wedel, veranlaßt, in die Angelegenheit einzugreifen. Er schrieb an den Bischof von Straßburg einen neuen Brief, der den grundsätzlichen Standpunkt des Staatssekretärs bestätigen und zugleich die Aufmerksamkeit von dem Kernpunkte des Streites auf nebensächliche Einzelheiten ablenken sollte. So wurde eine Verteidigung des Allgemeinen

Deutschen Lehrervereins gegen die Anklage antikirchlicher Bestrebungen versucht und die scharfe Form des Nigetict'schen Artikels, von der in dem Schreiben des Staatssekretärs gar nicht gesprochen worden war, dem Bischofe vorgehalten. Bischof Fritzen von Straßburg wußte ebenso fest als friedlich diesen neuen Vorstoß abzuwehren. Er legte die kirchen- und religionsfeindlichen Tendenzen des Lehrervereins so klar dar, daß der Statthalter sich aus dieser Position zurückziehen mußte, und räumte die Beschwerde über die Fassung des versandten Artikels einfach aus mit der Erklärung, es habe ihm durchaus ferngelegen, die Form desselben in allen Einzelheiten zu billigen, wie er ja auch den Artikel nur zur Kenntnisnahme übersandt habe. Prälat Nigetict gab dann seinerseits noch die Erklärung ab, daß die in der Presse beanstandeten scharfen Ausdrücke in seinem Artikel aus dem Wortschatze seiner Gegner, der Vorkämpfer des Allgemeinen Deutschen Lehrervereins, entnommen seien, und daß er eine andere Ausdrucksweise gewählt haben würde, wenn er gewußt hätte, daß der Artikel außerhalb Elsaß-Lothringens, wo man den Zusammenhang mit der früheren Debatte nicht kannte, gelesen werden würde.

Nachdem in dem Briefwechsel die Nebensachen beiseite gebracht waren, blieb nur die blanke Streitfrage übrig, ob der Bischof das Recht hat, auch beamtete Katholiken eine seelenhirtliche Warnung zukommen zu lassen. Der Statthalter hielt an der sonderbaren Anschauung fest, daß Beamte nur auf dem Dienstwege pastoriert werden dürfen, und der Bischof erklärte, daß er mit derselben „Entschiedenheit" das kirchliche Recht aufrechterhalte. Der Bischof fand das versöhnende Schlußwort, daß man trotz der unvereinbaren Theorie doch eine friedliche Praxis erreichen könne, um so, wie es für die Vergangenheit der Fall war, auch in Zukunft dem Lande den Segen eines ungetrübten religiösen Friedens voll und ganz zu erhalten.

Das Eingreifen des Statthalters verriet die Absicht, den Konflikt nicht zum tatsächlichen Austrag zu treiben, sondern das Gefecht unter möglichst guten Formen zum Abbruch zu bringen. Es ist ja auch nicht zu erwarten, daß der abgebrochene Briefwechsel in nächster Zeit praktische Weiterungen nach sich ziehe. Aber der Zwischenfall ist doch ein sehr lehrreiches, bedeutsames Zeichen der Zeit. Der Liberalismus hat größeren Einfluß, als man nach dem Fiasko der Blockpolitik erwarten sollte. Die Regierung von Straßburg zeigt eine verblüffende Vorliebe für den Allgemeinen Deutschen Lehrerverein, dessen Bestrebungen für konfessionslose Schulen und religionslose Erziehung bekannt sind. Man scheut sich nicht, die Staatsomnipotenz gegenüber der Kirche so scharf anzuspannen, daß das einfachste und natürlichste Recht der Kirche auf religiös-sittliche Belehrung ihrer Gläubigen von dem Plazet der Bureaukratie abhängig gemacht wird. Die deutschen Katholiken werden angesichts solcher Erfahrungen doppelt umsichtig und vorsichtig werden. Hoffentlich sehen unsere Glaubensgenossen in Elsaß-Lothringen jetzt auch ein, daß sie zur Verteidigung ihrer Ideale ebenfalls den Anschluß an die großen Reichsorganisationen suchen müssen, wie es ihre Gegner mit Erfolg tun.

Die ersten Wahlergebnisse in England.

Die Unionisten haben in den ersten Wahltagen mit ihrem Appell an die Furcht und den Haß gegen Deutschland beträchtliche Erfolge errungen; aber wenn auch die folgenden Wahlen unter demselben Stern stehen sollten, so ist doch auf eine unionistische Mehrheit nicht zu rechnen; denn erstens sind die Unionisten auch in dem eigentlichen England, wo die ersten Wahlen stattfanden, noch etwas hinter den vereinigten Liberalen und Sozialisten zurückgeblieben, und zweitens steht in Schottland nach alter Erfahrung die Sache der Liberalen besser, während in Irland die irische Partei gegen 80 Mandate sicher hat. Das Ende vom Liede wird eine starke Schwächung der bisherigen Regierungsmehrheit sein; die kann aber einen tüchtigen Aderlaß vertragen, da sie das früher unerhörte Uebergewicht von rund 340 Stimmen hatte. Es wird also weder zu dem Schutzzolltarif kommen, noch zu den Feindseligkeiten gegen Deutschland, die man von den siegreichen Konservativen vielfach erwartet hatte. Anderseits wird den geschwächten Liberalen die Kraft mangeln, den Feldzug gegen das Oberhaus zu Ende zu führen. Hoffentlich wird es ihm auch nicht möglich sein, das gefährliche Schulgesetz in neuem Anlauf durchzusetzen. Je mehr die Stärke der Parteien sich dem Gleichgewicht wieder nähert, desto wahrscheinlicher wird eine gemäßigte Politik, was für England und für die übrige Welt von Vorteil wäre. Mögen die Irländer die ausschlaggebende Stellung, die ihnen vielleicht zufallen kann, mit Klugheit benutzen, indem sie als Katholiken die idealen Güter obenan stellen.

Im Kampfe gegen den Schmutz in Oesterreich.

Von Chefredakteur Rudloff in Klagenfurt.

Im Kampfe gegen den pornographischen Schmutz sind auch in Oesterreich mehrere neue Fakta zu verzeichnen. Und die „Allgemeine Rundschau" kann für sich das Verdienst in Anspruch nehmen, daß durch ihre trefflichen Abhandlungen über dieses Kapitel ein ernster Schritt vorwärts gemacht wurde. Im Anschluß an die Veröffentlichungen Dr. Otto v. Erlbachs in der „Allg. Rundschau" hat das Wiener christlichsoziale Zentralorgan, die „Reichspost", auf das Treiben einer Reihe von Verlegern aufmerksam gemacht, von deren Geschäften man weiß, daß sie wahre literarische Lasterhöhlen sind. Im besonderen wurde auf das Treiben der Firma Rosner alias Stern hingewiesen, so daß die zuständigen Behörden Veranlassung nehmen mußten, sich näher damit zu beschäftigen. Das vorläufige Ergebnis war im Wiener Polizeirapport vom 8. Jänner zu lesen, der im letzten Hefte der „Allgemeinen Rundschau" bereits mitgeteilt wurde.

Diese kurze, amtliche Mitteilung besagt mehr, als man zu hören wünscht. Wenn schon ganze Wagenladungen pornographischer Schriften aus einer einzigen Buchhandlung fortgeschafft werden müssen, so liegt darin eine geradezu unheimliche Bestätigung des erschreckenden Umfanges der modernen Sudelschriften usw.

Selbstverständlich stellten sich auch sofort zahlreiche Verteidiger der Firma ein, welche diesen Schmutz vertreibt. Ein Wiener freisinniges Blatt z. B. hat entschuldigend für die Buchhandlung Rosner-Stern gesagt, die Konfiskation betreffe die von C. W. Stern als „Publikation der Gesellschaft österreichischer Bibliophilen" herausgegebenen „Privatdrucke" über Kultur und Sittengeschichte aller Völker und Zeiten (vor allem aber der Jetztzeit?), und es heiße ausdrücklich in der Vorrede dazu, „sämtliche Publikationen dürfen nur an wissenschaftlich und künstlerisch interessierte, volljährige Persönlichkeiten und nur gegen namentliche Subskription geliefert und vorgezeigt werden." Diese fadenscheinige Verteidigung bedarf für die regelmäßigen Leser der „Allgemeinen Rundschau" keiner Widerlegung mehr. Das Wiener freisinnige Blatt wird auch durch eine Mitteilung desavouiert, die in Nr. 9 des ebenfalls deutsch-freisinnigen „Grazer Tagblatt" vom 9. Jänner zu finden ist. Sie lautet: „Wien, 8. Jänner. Bei den gestrigen Konfiskationen pornographischer Werke handelt es sich nicht um künstlerische Werke, sondern um gemeine Abbildungen pornographischen Inhalts. Die Verlagsbuchhandlung betrieb auch einen bedeutenden Export dieser Werke nach Deutschland." Gegenüber diesen unverdächtigen Feststellungen werden wohl alle Beschönigungsversuche nicht mehr viel ausrichten.

Bei dieser Gelegenheit erfährt man auch einiges über die Kundschaft solcher Verlagsfirmen und ihren Spürsinn. Vor mir liegt „Die Zeit", Nr. 2619 vom 9. Jänner, ein Blatt, dem man besondere Prüderie gewiß nicht zum Vorwurf machen kann. Sie schreibt anläßlich der Konfiskation:

„Die Leute, die mit einer wunderbaren Witterung für derartige Dinge begabt sind, gehen in eine Buchhandlung und wissen sofort, woran sie sind. Mit kühlem, überlegenem Lächeln weisen sie Bücher mit den verlockendsten Titeln und pikantesten Umschlagblättern zurück. Sie werfen einen kurzen Blick hin und wissen, daß das Buch mit noch so kühnen Illustrationen versehen sein kann und doch nichts wert sein wird.... Diese Leute können in ihrem Privatleben die größten Schmutziane sein, sie werden wegen eines Plus oder Minus von 10 Hellern feilschen. Wenn aber ein neues Buch der Art, wie sie wollen, erschienen ist, dann zahlen sie mit zitternden Händen die unerhörtesten Preise, 20, 30, 40 und mehr Kronen für ein Exemplar, an dem der Zwischenhändler bis zu 75 Prozent verdient."

Diese Mitteilungen eröffnen einen ganz erschreckenden Ausblick. Sie müssen auch all jenen die Augen öffnen, die bisher noch zweifelnd beiseite standen.

Erfreulich ist ja, daß Private und Buchhändlerkreise und nun auch die Justiz im Kampfe gegen diese „Erotika" vorgehen. So hat erst am 30. Dezember 1909 der Katholische Volksbund gegen diesen Krebsschaden ganz entschieden Stellung genommen. Nur wäre es sehr zu begrüßen, wenn die Regierung auch in bezug auf die Vorläufer der eigentlichen Pornographie energischer vorginge. In Nr. 4 der erzliberalen „Freien Stimmen" in Klagenfurt vom 8. Jänner ds. Js. ist zu lesen:



„Es ist noch nicht lange her, daß den **Tabaktrafikanten** der Verschleiß jener Preßerzeugnisse verboten worden ist, die mit einer Skrupellosigkeit sondergleichen die Phantasie der Leser vergiften. Die Tabaktrafikanten haben gegen dieses Verbot wirksam Vorstellungen erhoben, haben erklärt, daß sie den Erlös aus diesem Verschleiß nicht entbehren können, weil der Tabakverkauf zu geringe Prozente abwürfe, und so tauchen die mit blutrünstigen Bildern geschmückten Schriften wieder in den Auslagen der Tabaktrafikanten auf. Weil der Fiskus den Tabakverschleißern keinen höheren Prozentsatz des Gewinnes beim Hauptgeschäfte bewilligen will, erlaubt er, daß durch diese Stellen das **Gift der Schundliteratur** weiter in die Volksmassen fließe."

Dieses Verhalten der Regierung wird gewiß allenthalben Kopfschütteln begegnen. Was man auf der einen Seite verhindert sehen möchte, reißt man auf der anderen Seite um so weiter auf. Vielleicht gibt der neueste Wiener Fall den maßgebenden Kreisen erneut Veranlassung, energischer im Kampfe aufzutreten gegen alles, was Schmutz und Schundliteratur heißt.

Buchhändler Stern läßt in der „Neuen Freien Presse" erklären, der Behörde sei die Herausgabe der nunmehr konfiszierten Privatdrucke bekannt gewesen; die gesetzlichen Pflichtexemplare wären regelmäßig abgeliefert worden. Das ließe allerdings sehr tief blicken! Sollte es tatsächlich eine Behörde geben, die stillschweigend zu dem Betrieb einer Sudelküche die Genehmigung geben würde?

Anderseits zeigt die Konfiskation wieder einmal, was für Gemeinheiten unter dem Titel der „Bibliophilen" ans Tageslicht gefördert werden. Selbst die „**Wiener Allgemeine Zeitung**", der wir es gerne glauben, wenn sie sagt, daß sie „keineswegs auf einem muckerischen Standpunkt steht", schreibt unter dem 8. Jänner:

„Der Verleger erklärt vor allem, die bei ihm saisierten Werke seien sogenannte Privatdrucke, die im Buchhandel nicht erhältlich seien[1]), sondern nur an Liebhaber, an Mitglieder des Vereins der Bibliophilen, abgegeben würden. Wir erlauben uns, dieser Verantwortung entgegenzusetzen, daß es eigentlich ganz egal ist, ob ein Buch in der Auslage liegt und derart den Liebhaber, i. e. den Käufer anzieht, oder ob die Bücherliste, streng unter Kuvert verschlossen, dem Interessenten zugesandt wird. Der Verleger bezeichnet ferner seine Kundschaft als vollkommen reife Männer. Wenn nun aber einer dieser reifen Männer bloß den Kommissionär für einen unreifen abgibt?"

Es ist also die höchste Zeit, daß der Unfug der sogenannten „Privatdrucke" an der Wurzel gefaßt wird.

* * *

„**Fort mit der Volksvergiftung!**" Unter diesem Titel schrieb die „**Reichspost**" in Nr. 8 am 9. Jänner 1910 (Morgenblatt) u. a.:

„Endlich einmal ist ein literarischer Salon Riehl ausgehoben worden, eine jener Gifthütten, die unter der Firmentafel eines Verlages für künstlerische und wissenschaftliche Bestrebungen die gewerbsmäßige Ausbreitung des Lasters und die Verpestung und Verlotterung des Volkes zu verbergen trachten. Endlich! Unser Staat bewahrt mit peinlichen Vorschriften die Gesundheit des Volkes; der alltäglichste Fall von Kinderausschlag führt zu strengen Desinfizierungen und Absperrungen, man unterwirft die Kinder dem Impfzwang und schreibt den Passagieren der Eisenbahn und den Besuchern des Postamtes vor, wie sie sich zu räuspern haben — aber bei allem löblichen Eifer hat man sich bisher kaum darum geschert, wie die gewissenlose Untergrabung der sittlichen Volksgesundheit und die geistige Massenvergiftung zu bekämpfen seien. Es handelt sich um eines der besten Güter. Nur ein sittlich aufrechtes und starkes Volk wird sich auf seiner Scholle verteidigen, wirtschaftlich und kulturell vorwärts schreiten und seine politischen und nationalen Aufgaben im Staate erfüllen. Wo ist bisher die Sorge dafür geblieben?

Aus dem schmutzigen Gerinsel der Kloaken hinter den literarischen Winkelwerkstätten der Großstadt steigt ein Brodem auf, der ärger ist als der bazillenschwangere Dunst der Tuberkulosenherde in unseren Proletarierquartieren. Die Schwindsucht tötet nur die Leiber, jene sittliche Verpestung mordet Leib und Seele, die Tuberkulose ist ein Erzeugnis der Armut, Entbehrung und unglücklicher Vererbung; die Verheerung der sittlichen Volkskräfte entspricht aber der infamen Gewinnsucht geiler Böcke. Die eine Krankheit hat ihre Ursache in einem Verhängnis, die andere in einem Verbrechen — und trotzdem gibt es in unserer feinfühligen, zartnervigen, von Humanität und Gerechtigkeit überquellenden Zeit immer noch Leute, die vermeinen, dem Vorwurf der Prüderie ausweichen zu müssen, indem sie ihren Protest gegen die öffentliche Zote und Gemeinheit unterdrücken und es zugeben, daß man die öffentlichen Buchläden zu Lupanarien und den Buchhandel zu einer Hilfswissenschaft des Dirnentums macht.

Die anständige Verlegerwelt wehrt sich seit Jahren gegen diese Erscheinungen; in Deutschland und Oesterreich sind wiederholt aus Buchhändlerkreisen selbst Bemühungen unternommen worden, um der Schmutzliteratur zu steuern; der kürzlich in Rom stattgehabte Kongreß der italienischen Verleger und Buchhändler sprach einmütig in einem Beschlusse die Ueberzeugung aus, daß der steigenden Hochflut der Schmutzliteratur entgegengetreten werden müsse, aber Oeffentlichkeit und Staat haben sich bisher beinahe völlig ihrer Pflicht entschlagen, an diesem Kampf gegen die Pest mitzuwirken.

Es handelt sich nicht darum, einigen Lebegreisen das vorzuenthalten, was sie als ihre Freiheit ansehen. Die Interessen der Halbwelt und ihres Anhanges kümmern uns nicht. Aber keinem denkenden Bürger kann es gleichgültig sein, daß durch die heutige Gewerbetätigkeit der Pornographen die Schmutzliteratur in alle Zellen unseres Gemeinwesens eindringt. Ein Wiener freisinniges Blatt hat entschuldigend für die Buchhandlung Rosner-Stern, die gestern von der Wiener Staatsanwaltschaft ausgehoben wurde, gesagt, die Konfiskation betreffe die von C. W. Stern als „Publikation der Gesellschaft österreichischer Bibliophilen" herausgegebenen Privatdrucke über Kultur und Sittengeschichte aller Zeiten und Völker und es heiße ausdrücklich in der Vorrede dazu: „Sämtliche Publikationen dürfen nur an wissenschaftlich und künstlerisch interessierte, volljährige Persönlichkeiten und nur gegen namentliche Subskription geliefert und vorgezeigt werden". Welche schöne Bestimmung den Verlag Stern veranlaßte, einem Münchener Friseur ohne weiteres auf seine Bestellung die Schmutzfabrikate zu schicken, ohne Zweifel, weil ein Friseur eine „wissenschaftlich und künstlerisch interessierte Persönlichkeit" ist. Es ist ganz klar, daß diese Vorbehalte nur eine versuchte Irreführung des Staatsanwaltes darstellen. Wie es die Firma Stern zu treiben pflegte, wurde ja auch kürzlich in einem Prozesse gegen den Münchner Verlagshändler Teply offenbar. Dieser hatte von dem Münchener Kunstmaler Schnackenberger eine Anzahl der schmutzigsten Originalzeichnungen gekauft, die derart waren, daß der Maler sich einen Revers ausstellen ließ, wonach die Bilder nicht vervielfältigt werden durften. Teply verkaufte aber sofort sieben dieser Bilder an die Sternsche Fabrik für Schandliteratur und Dirnenkunst und bald erblickten die Bilder, die der Maler selbst der Oeffentlichkeit vorzuenthalten erklärte, als „künstlerische Kartons", ausgegeben vom Verlage Stern, das Licht der Welt; ein bayerischer Staatsanwalt hat in jenem Prozesse das gemeingefährliche Treiben der Firma Stern voll Entrüstung beleuchtet.

Das Schlimmste an diesem Schandgewerbe ist die Art der Reklame durch ungeheure Mengen von Musterkatalogen, die ausgestattet mit schwülen Anpreisungen, durchsichtigen Inhaltsangaben und unzüchtigen Bildern in Familie und Schule zu Tausenden wahllos verstreut werden. Das ist nicht einmal Erotik mehr, sondern da toben sich scheußliche Perversitäten, Masochismus, Homosexualität und ähnliches in lockenden Gestalten aus und wehe der Jugend, die dieser Lektüre zum Opfer fällt! Jahraus, jahrein langen unzählige Briefe von Eltern und Hausvorständen bei uns ein, in denen um Rat gefragt wird, wie sie sich dagegen wehren können, daß sie mit unbestellten Zustellungen unternommener derartiger Schmutzkataloge überschwemmt werden, die sie als Beleidigung empfinden und von denen sie jederzeit befürchten müssen, daß ein Zufall sie Kindern oder törichten Neugierigen in die Hände bringt. Erzieher haben in diesen Blättern festgestellt, wie ihre Schulen von den Reklamen der Lotterbüchereien verheert werden, und trotzdem die in unseren Gerichtssälen gesammelten Erfahrungen laut die Furchtbarkeit dieser Vergiftung predigen, ist es bisher kaum zu einem schwächlichen Versuche der Abwehr gekommen.

Endlich scheint man diese traurige Duldung brechen zu wollen. Wenn man aber jetzt zugreift, so tue man dies kräftig und gehe der gewerbsmäßigen Verschandelung des Volkes, der Kunst und Literatur energisch zu Leibe. Das ist keine Parteisache, sondern die Sache aller anständig und reinlich denkenden Menschen, das gebietet nicht Engherzigkeit, sondern die Pflicht aller Gesitteten, unsere Kulturwelt nicht mit der Privilegierung von Schmutz und Verbrechen besudeln zu lassen. Es ist eine nationale Tat, ein Werk für Reinheit und Gesundung, für Volk und Staat, wenn endlich einmal gegen die Zotenliteratur der Krieg aufgenommen wird."

[1]) Anmerkung des Herausgebers: Dieser grobe Schwindel ist durch die Klagen von ungezählten deutschen Sortimentern widerlegt, welche fort und fort mit den Buchhandelsprospekten der Firma Stern-Rosner belästigt wurden. Die schlagendste Widerlegung des Märchens von dem reinen „Privatvertrieb" liegt in den öffentlichen Inseratankündigungen der Firma Stern-Rosner in der „Münchener Jugend" und in anderen Blättern mit dem bezeichnenden Schlußsatz: „Man verlange gratis Katalog".

Nacht in den Bergen.

Geheime Runen, schwarz und weiß,
Gebannte Ruß in Mondeneis,
Gespensterstille Grabespracht
Sind Schatten in der Winternacht.

Aus sturmzerfetztem Föhrenschwarm
Hebt riesenhaft den dunklen Arm
Im fahnenweiten Waldgewand
Die stumme Wacht vom Schweigeland,
Und weist zum Wolkenreich hinauf
Und fernster Sterne Silberlauf.

Dein Wissen wird zu Schall und Rauch,
Von droben weht ein Gotteshauch.

Elli Pfaff-Joerissen.

Die internationale Pornographie.

Dem Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" sind in der letzten Woche aus Oesterreich-Ungarn wie aus Deutschland überaus zahlreiche briefliche Kundgebungen zugegangen, die ihrer freudigen Genugtuung über den in Wien erzielten vorläufigen Erfolg in oft überschwänglicher Form Ausdruck geben. Der Herausgeber ist für jeden derartigen Beweis des Verständnisses und Einverständnisses von Herzen dankbar. Ohne die tatkräftige Mithilfe seitens aller, welche irgend etwas zur Verstärkung der gemeinsamen Position in diesem Kampfe beitragen können, wird das große Werk der allmählichen Säuberung unseres — um mit Richard Nordhausen zu sprechen — „bordellisierten öffentlichen Lebens" nicht gelingen. Von denjenigen, welche in erster Linie berufen wären, mit starker Hand unsere Bestrebungen zu unterstützen, sind leider noch die wenigsten über den grauenhaften Umfang des Unheils unterrichtet. Wer einmal das entsetzliche Material auch nur flüchtig durchgesehen hat, schaut die Gefahr plötzlich mit anderen Augen an. Diese Beobachtung ist in den letzten Wochen und Monaten dutzendfach selbst bei solchen Männern gemacht worden, welche von ihrem liberalen Standpunkte aus der Freiheit der Literatur und Kunst die weitestgehenden Konzessionen machen. Jedesmal lautet das Urteil: „Nein, das hätten wir nicht geahnt. Diese Kloacken müssen unerbittlich geschlossen werden, wenn die heranwachsende Generation nicht total verseucht und korrumpiert werden soll." Einer der hervorragendsten Vertreter des deutschen Protestantismus schrieb nach Einsichtnahme an den Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau": „Solch furchtbaren Schmutz hatte ich nicht für möglich gehalten!" Selbst denen, welche heute in Zeitungen, Zeitschriften und „Witzblättern" oder in öffentlichen Reden die „Sittlichkeitsschnüffler" mit Hohn und Spott begeifern und so dem Treiben der ärgsten Schurken und Halunken Vorschub leisten, billigen wir so lange mildernde Umstände zu, bis wir uns überzeugt haben, daß sie die Dinge, welche sie beschönigen, auch wirklich kennen. Bis dahin gilt das verzeihende Wort: Sie wissen nicht, was sie tun! Wir laden die Redakteure und Mitarbeiter der liberalen und sozialdemokratischen Presse ausdrücklich ein, das umfangreiche Beweismaterial persönlich in Augenschein zu nehmen. Trotz Meinungsverschiedenheit im einzelnen werden sie uns im Kerne der Sache zustimmen.

Aus Kreisen der hohen Aristokratie in Wien ging der „Allgemeinen Rundschau" ein Schreiben zu, dem wir nur einen Satz entnehmen möchten: „Der Unfug in Wien ist riesengroß geworden, und wenn jetzt endlich mobilisiert wird, wird es unendliche Mühe kosten, des Uebels Herr zu werden".

Mittlerweile sind die faulen Ausflüchte der Wiener Schmutz-Zentrale Stern-Rosner durch schlüssiges Beweismaterial so gründlich entkräftet, daß es diesen professionellen Volksvergiftern nicht mehr gelingen kann, sich aus den Schlingen einer ihrer Pflicht bewußten Justiz zu ziehen. Unsere von Anfang an ausgesprochene Vermutung, daß die Münchner „Jugend" wohl kaum das einzige Blatt sei, in welchem die „Verlagshandlung Rosner" (identisch mit Stern!) ihre „Illustrierten Sittengeschichtlichen Werke" („man verlange gratis Katalog") aller Welt zum Kaufe anbiete, hat sich inzwischen auch bestätigt. Aus Dillingen in Schwaben macht ein Leser der „Allgemeinen Rundschau" darauf aufmerksam, daß das gleiche Inserat, wie in der „Jugend", auch in der „Kolonialen Zeitschrift" erschien. Der Herr schreibt wörtlich: „Ich habe dasselbe einer mir von einer hiesigen Buchhandlung als Probenummer übergebenen Nummer der „Kolonialen Zeitschrift", Herausgeber Oberleutnant a. D. Franz Kolbe, Berlin-Schöneberg, entnommen, und zwar der Nr. 19 des X. Jahrganges vom 1. Oktober 1909, die zu Propagandazwecken in einer Auflage von 25000 erschien." Daß der Herausgeber der „Kolonialen Zeitschrift" von der hinter dem Inserat versteckten frechen Unzucht keine Kenntnis hatte, versteht sich ganz von selbst. Unmittelbar neben dem Inserat von Rosner-Stern steht aber ein solches über die Aufhebung der Beschlagnahme des Werkes „Der weibliche Körper" mit entsprechender Illustration.

Ein Leser aus dem Rheinland weist uns nach, daß das gleiche Inserat auch in der „Deutschen Kolonialzeitung", dem Organ der deutschen Kolonialgesellschaft (Geschäftsstelle Berlin 9, Schellingstraße Nr. 4) erschienen ist, und zwar in Nr. 41 (1909), S. 684. Es wird dabei ausdrücklich betont, daß dieses Blatt „sich meines Wissens bisher von zweifelhaften Annoncen freigehalten hat." Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß dasselbe Inserat nicht bloß in der „Jugend" und in den beiden angeführten Kolonialblättern, sondern auch in vielen anderen Preßorganen erschienen ist. Vielleicht werden uns darüber aus unserem Leserkreise noch weitere Aufschlüsse übermittelt. Wir bitten darum, denn das Märchen, daß der Schmutz nur durch sehr beschränkte Kanäle seinen Weg in die „Kulturwelt" finde, muß einmal gründlichst widerlegt werden. Interessant ist übrigens, daß die Firma Rosner-Stern jetzt von eigenen Berufsgenossen in Wien kräftig abgeschüttelt wird. In Nr. 7 des „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" vom 11. Januar 1910 ist folgende öffentliche Erklärung zu lesen:

„Aus zahlreichen bisher an mich gelangten Zuschriften namentlich seitens des deutschen Buchhandels ersehe ich, daß meine Firma Moritz Stern wiederholt mit der Firma C. W. Stern verwechselt wird, und ich teile daher mit, daß ich in gar keinen Beziehungen irgendwelcher Art zu dieser Firma stehe und mich gegenüber der von ihr geführten pornographischen Literatur seit jeher ablehnend verhalten habe.

Moritz Stern, Verlagsbuchhandlung und Antiquariat,
Wien I, Wollzeile 38, und VI, Mariahilferstr. 1."

Von verschiedenen Seiten wurden wir um nähere Angaben über die in Nr. 3 der „Allgemeinen Rundschau" enthaltene Andeutung bezüglich der in Frankfurt am Main und Potsdam eingerichteten Zentralstellen für die Ansammlung von Belastungsmaterial für den internationalen Pornographie-Vertrieb ersucht. Unsere Information beschränkt sich auf die Tatsache, daß an beiden Orten die Kgl. Staatsanwaltschaft die betreffende Stelle ist, an deren Adresse etwaige Beweisstücke und Mitteilungen zu richten sind.

Das internationale Vorgehen gegen die Auswüchse der Pornographie scheint übrigens schon jetzt nicht ganz fruchtlos zu bleiben, wenn auch noch längst nicht die volle Kraft eingesetzt wird, die zur Ausrottung dieses Krebsübels nötig wäre. In Barzelona, Amsterdam und Paris sind schon mehrere berüchtigte Pornographennester aufgedeckt und die Inhaber verjagt worden. Aber die Bande ist so gut organisiert und so weit verzweigt, daß das hier aufgehobene „Geschäft" an einem anderen Orte gleich wieder aufblüht. Ein in Barzelona einstweilen unschädlich gemachter Pornograph hat an die „Allgemeine Rundschau" einen ungemein charakteristischen Brief gerichtet, in welchem er eine Reihe von Mitschuldigen angibt. Von einer der letzteren heißt es: „Alle Jahre versendet der Mann 20000 Kataloge nach Deutschland und hauptsächlich nach Ungarn und versorgt alle Händler mit seinen Bildern und Büchern. Derselbe ist Deutscher, wie alle, die fabrizieren, Deutsche sind. Dieser Kerl läßt alle Tage etwa 1000 (photogr.) Abzüge machen." Sehr bezeichnend ist folgende Apostrophe an den Herausgeber: „Ihre blinde Verfolgung ist mir unverständlich: Ich bin Künstler, sende gegen Geld und gute Worte sogar Eunuchenhirn, viel weniger zögere ich, wenn man von mir ein paar Bilder verlangt." Deutsche Künstler, die sich in die entfernte Gesellschaft dieser sich ihres pornographischen Handwerks rühmenden „Künstler" begeben, sollten sich bis in die Haarwurzeln hinein schämen!

Regierung und Parteien in Baden.

Von Redakteur Jos. Schlierf, Baden-Baden.

Die allgemeine Finanzdebatte in der Zweiten Kammer des Badischen Landtags bringt jeweils eine politische Auseinandersetzung zwischen Regierung und Parteien und letzteren unter sich. Nach den jüngsten Wahlen in Baden, die den Großblock nicht nur als Mandatsmehrer, sondern auch nachher in der Kammer aktionsfähig sahen, war die Spannung auf den Ausfall der Debatte keine geringe. Man fragte sich: was wird die Regierung tun? Die bekannte Regierungskundgebung zwischen Haupt- und Stichwahl, die scharf Stellung nahm gegen die Großblockbildung, ist nie und nimmer in Einklang zu bringen mit dem Verhalten des Ministers des Innern bei der Wahl des Großblockpräsidiums! Letzteres konnte, ja mußte als Brüskierung der Regierungsmeinung aufgefaßt werden, und doch der freundliche Gratulationsakt! Derselbe gewinnt unter diesem Gesichtspunkt betrachtet einen anderen als reinen Höflichkeitscharakter. Dabei ist es ein und derselbe Minister, der die Regierungserklärung in der „Karlsr. Ztg." amtlich verantwortet, wie wir jetzt wissen, und der dem Großblockpräsidium höchst eigenhändig die Glückwünsche überbrachte. Und die Erinnerung, daß s. Zt., als die Wahl Fehrenbachs zum Präsidenten in Aussicht stand, derselbe Minister den Metzgergang zu den Konservativen unternahm, um das Zentrumspräsidium zu verhindern, läßt den Widerspruch noch schärfer in die Erscheinung treten.

Ferner das Zurückweichen der Regierung in der Butgetkommission bei dem sozialdemokratischen Antrag betr. Simultanisierung der noch bestehenden drei konfessionellen Lehrerseminare in Baden war nicht minder dazu angetan, die Frage pikant erscheinen zu lassen: Wird die Regierung ihre Großblockfreundlichkeit unterstreichen, oder wird sie in Gegensatz zu diesem Gebilde treten? Nach der viertägigen Debatte darf als Endresultat vorausgeschickt werden, daß die badische Regierung, nach den Worten ihrer Vertreter zu urteilen, sich in dem vom Großblock errichteten „Neuen Baden" nicht heimisch fühlt.

Schon der erste ministerielle Redner, Finanzminister Honsell, der mit bewundernswerter Energie seine schmerzhafte Krankheit überwand und als Beispiel hohen Pflichtgefühls in der Kammer erschien, ließ darüber keinen Zweifel. Seine Ausführungen über das vielangefochtene Sparsamkeitssystem und die Beamtenpflichten seien nur kurz gestreift. Hier interessiert uns speziell seine Auffassung, daß es nicht schön sei, wenn ein Beamter, der in seinem Eid dem Landesherrn und der monarchischen Verfassung Treue geschworen hat, sozialdemokratisch wählt. Und „Gesinnungslumperei" nannte er es, wenn in der „Badischen Beamtenzeitung" das eigene Ich höher eingeschätzt wird, als die politische Ueberzeugung, die Beamten also einfach den Kandidaten wählen sollen, der ihre Interessen am besten vertritt, ohne Rücksicht auf dessen Parteistellung.

Staatsminister v. Dusch nahm die Regierung gegen den Vorwurf in Schutz, daß sie zu nachgiebig sei gegen die „Reaktion". Das Gewissen der badischen Regierung ist nach dieser Richtung engelrein, wenn etwa unter der Großblockphrase „Reaktion" das Zentrum gemeint wäre. Auch die Klage über den „schwankenden Kurs" der Regierung sei unberechtigt; diese wisse genau, was sie will. Der Staatsminister präzisierte ihre Stellung dahin: Die Regierung steht auf dem alten Boden, auf dem Boden guter alter badischer liberaler Tradition! Und diesem politischen Bekenntnis fügte er die bemerkenswerten Worte bei: Allerdings auf dem Boden einer Tradition, die jetzt im Lande draußen zurückgeht! Dieser Hieb nach der Seite der Nationalliberalen, bei denen die Jungen obenauf kamen, hat dort arg verschnupft. v. Dusch erinnerte dabei mit Nachdruck an die großen Führer dieser Partei. O quae mutatio rerum! Herrn Obkircher, der die Reden lesen und nicht mehr hören kann, werden die Ohren nicht wenig gebrummt haben. Was soll man unter der Linksbewegung verstehen? frug der Minister. Die Regierung wird ihren Standpunkt bei den einzelnen Fragen der Gesetzgebung darlegen. Bei den Wahlen könne es die Regierung niemanden Recht machen. Es sei ihr der Vorwurf der Untätigkeit gemacht worden; als nach der Hauptwahl die „Karlsruher Zeitung" das Wort ergriffen, habe man ihr deshalb einen Vorwurf gemacht. Die Regierung habe mit ihrer Erklärung getan, was sie als recht erkannte; der Erfolg eines wahltaktischen Bündnisses zwischen Liberalen und Zentrum habe von vornherein wenig Aussicht gehabt. Die Nationalliberalen hätten ihre Grundsätze nicht verleugnet, wenn sie einmal nach der anderen Seite ein Bündnis abgeschlossen hätten. Die Zeit dieses Bündnisses würde aber doch noch kommen.

Die Zeiten hätten sich rasch geändert; in der „Badischen Landeszeitung" sei von einem „neuen Baden" die Rede gewesen. Der nationalliberale Redner (Abg. König-Mannheim) habe von dem Großblock als von einem wahltaktischen Zusammengehen gesprochen. Dabei habe er aber so viele warme Töne angeschlagen für die Sozialdemokratie, daß man glauben konnte, daß so eine Art Mittelding zwischen wahltaktischem und politischem Bündnis vorhanden sei. — Die Regierung hat nach diesen Aeußerungen das intime Verhältnis des Großblocks durchschaut und weiß die nationalliberale Umschreibung desselben gebührend einzuschätzen. Der Staatsminister sagte auch ganz offen: Wenn es an ernste und verantwortungsvolle Arbeit geht, dann werden die Liberalen doch wieder auf eine Verständigung mit dem Zentrum angewiesen sein.

Minister von Dusch verkennt nicht die guten Kräfte in der Sozialdemokratie, die guten Willen zur Mitarbeit haben; aber diese haben nicht die Führung. Erst wenn die Sozialdemokratie einmal zeige, daß sie in einem wichtigen Punkt von ihrem Programm abweicht, könne die nationalliberale Partei von einem politischen Bündnis mit der Sozialdemokratie sprechen, nicht aber, solange sie revolutionär ist! Es sei auch nicht unbegründet, von der Sozialdemokratie als nicht national zu sprechen.

Wichtig ist auch, was von Dusch zu der Präsidentenfrage sagte. Früher herrschte die Ansicht vor, daß ein Sozialdemokrat nur dann ins Präsidium gewählt werden könne, wenn er das Versprechen, die repräsentativen Verpflichtungen dem Hof gegenüber zu übernehmen, abgebe. Das war diesmal nicht erfolgt. Der sozialdemokratische erste Vizepräsident hat diese Verpflichtung nicht erfüllt. An der betreffenden Stelle hat man das sehr empfunden (!). Eines weiteren Kommentars enthielt sich der Minister, „weil es eine interne Sache des Hauses sei." Und er fügte bei: Die Lage ist ernst. — Wie bei dieser Sachlage das Großblockpräsidium trotzalledem sich einer so auffallenden Begrüßung durch das Ministerium erfreuen konnte, ist und bleibt ein Rätsel.

Die Aeußerungen des Ministers des Innern, Freiherrn von Bodman, gewinnen unter diesem Gesichtspunkte besonderes Interesse. Er übernahm vor allem die Verantwortung für die Regierungserklärung in der „Karlsr. Ztg". Im liberalen und sozialdemokratischen Lager schlug seine Ansicht über die Abgabe sozialdemokratischer Stimmzettel durch Beamte wie eine Bombe ein. Der Minister sagte: Es sind da verschiedene Fälle möglich; tut er es aus taktischen Gründen, aus Verärgerung, ist es nicht schön. Wenn aber der Beamte aus Ueberzeugung den sozialdemokratischen Stimmzettel abgibt, so kann er den Abschied nehmen! Wer sich sozialdemokratisch betätigt als Beamter, kann nicht Beamter bleiben. Der sozialdemokratische „Volksfreund" schlägt die Hände über dem Kopf zusammen, „daß ein sonst gescheiter Mensch auf solche geradezu absurde Ansichten verfällt". Der „Bad. Landesztg." kommt diese Aeußerung sehr ungelegen; obwohl sie ihr „vollständig und rückhaltlos" beistimmt, versucht sie doch eine Umgehung des Bodman'schen Satzes herauszudestillieren. Vielleicht weiß die „Landesztg." nicht mehr, daß vor 1905 auch die Demokraten noch zu jenen gehörten, bei deren Wahl die Beamten angeblich ihren Diensteid verletzten. Die nationalliberale „Konst. Ztg." hat dieses Steckenpferd oft genug geritten!

Beim Eingreifen der Regierung gegen die Bildung des Großblocks handelte es sich nach dem Minister nicht mehr um die Verhinderung einer Mehrheit von Zentrum und Konservativen, die war ausgeschlossen. Es handelte sich um eine Verhinderung des Anwachsens der Sozialdemokratie, weil sie die Ausgaben für die Rüstungen verweigern, die so nötig sind, wie das tägliche Brot. Das Anwachsen der Sozialdemokratie hätte verhindert werden müssen. Erst wenn sie einmal positiv für den Staat arbeiten, ist es anders. Damit war gesagt, daß nicht die taktische Mitarbeit der Sozialdemokraten um ihrer eventuell rascher erreichbaren Ziele wegen anerkannt wird, sondern die ehrliche Arbeit zum Wohl des Vaterlandes.

Die Regierung hat, nach diesen Aeußerungen, für den Großblock nichts übrig. Ob die Regierung den Worten auch Taten folgen läßt, wird sich bald durch die Gesetzvorlagen erweisen.

Die natlib. Presse windet sich unter dem „Dusch", der sie übergossen. Die „Bad. Landeszeitung" (Nr. 24 vom 15. Jan. 1910) kündigt der Regierung schon das Vertrauen. Eine Politik, wie sie die Regierung an den Tag legte, „sei die Erhebung des Durchwurstelns zum Prinzip". Das deutliche Abrücken vom Großblock hat das Blatt ganz rabiat gemacht. Mit der altliberalen Tradition sei doch heute nichts mehr anzufangen. Die Regierung sei in veralteten Anschauungen über die Sozialdemokratie befangen (!), und daher wage sie nicht, auch nur an die Möglichkeit einer liberal-sozialdemokratischen Mehrheit zu denken, auf die sie sich stützen könnte, geschweige denn eine solche Mehrheitsbildung zu fördern. Das sei die blasse Angst vor der Jakobinermütze. Da könnten die Nationalliberalen nicht mittun. Die würden zwar helfen, die Verwaltungsmaschinerie in Gang zu halten, aber da und dort Ersatzteile auswechseln. Der Regierungspolitik aber folgen sie nicht, denn das sei überhaupt keine Politik. Die Entwicklung der Dinge gehe aber doch ihren Gang! Die lasse sich nicht aufhalten und würde über die hinweggehen, die da glauben, sich ihr mit Erfolg in den Weg zu legen oder ihr eine wesentlich andere Richtung geben zu können.

Wohlgemerkt: es ist das nationalliberale Hauptorgan, das diese Ausführungen macht, und nicht etwa der sozial-

demokratische „Volksfreund". Und Staatsminister v. Dusch hat nicht etwa gesagt, die Regierung wolle Zentrumspolitik treiben, sondern altliberale Politik, wie sie — allerdings im „alten Baden" — von der nationalliberalen Partei betätigt wurde. Daß diese nichts weniger als zentrumsfreundlich war, weiß jedes politische Kind. Aber vor dem Wörtchen liberal stand „national" — und diese Bedeutung paßt in das „neue Baden" mit dem roten Anstrich nicht mehr hinein. Deshalb die Aufregung! Man braucht nur zu hören, wie das nationalliberale Hauptorgan die sozialdemokratische Etatsrede einschätzt: „maßvoll, verständig, weitblickend, anregend, fesselnd" usw. — dann findet man begreiflich, weshalb die heutigen Nationalliberalen in Baden sich gegen ihre eigene „altliberale" Tradition wehren.

Bayerisches.

Von Heinrich Osel, Landtagsabgeordneter, München.

Im neuen Jahr begann der Landtag seine Arbeit mit wortloser Genehmigung des 2. Teiles unseres Militäretats, an die sich eine Kunstdebatte anschloß. Und nun wäre über „die große Woche" zu berichten, in der nicht nur eine Abrechnung der Parteien untereinander, sondern auch mit der Staatsregierung wegen der Haltung in der Reichsfinanzreform stattfand. Allein, wenn irgendwo, so ist hier ein bloßer Stimmungsbericht recht wenig imstande, der Sache gerecht zu werden. Hier müßte man Wort für Wort dem folgen, was die einzelnen Redner sprachen, um selbständig urteilen zu können, wie sehr dabei nicht nur die Sozialdemokraten, sondern gerade auch die Liberalen den Kürzeren zogen.

Wie wässerig und inhaltsarm war das sachliche Vorbringen der liberalen Redner, eines Dr. Casselmann und selbst eines Dr. Günther, gegenüber den umfassenden steuertechnischen Ausführungen eines Speck und Dr. Pichler. Zahlen sprechen, aber sie lassen sich in diesem Rahmen nicht unterbringen. Denn was hier die beiden Zentrumsredner boten, ist eine Fundgrube der Aufklärung. Während Abg. Speck dazu noch die merkwürdige Haltung der bayerischen Regierung in der Blockpolitik einer scharfen Kritik unterstellte, gab Dr. Pichler in einer glänzenden, selbst von liberaler Seite als bedeutend anerkannten Rede eingehendstes Material über die schwankende Haltung, ja den Umfall der liberalen Gruppen anläßlich der Reichssteuerreform. Hageldicht flogen die Pfeile, und sie trafen, so sehr auch Dr. Casselmann sich mit scheinbarer Gleichgültigkeit hinter einem Zeitungsberg versteckte. Die Aufregung saß ihm im Gesicht, und schließlich holte er sich wohl gar Rats bei dem Finanzwissenschaftler und Nationalökonomen der Sozialdemokraten, Dr. Frhr. v. Haller.

Es war mißgetan, daß Dr. Casselmann gerade die Erbschafts- bezw. Nachlaßsteuer heranzog, um hieraus einen Umfall des Zentrums zu konstruieren und dem Abgeordneten Speck das Wort von der „Fraktionsdrehscheibe" für die Liberalen zu widerlegen. Dr. Pichler bewies die „Drehscheibe", aber auch, daß Dr. Casselmann die Bedeutung der Franckenstein'schen Klausel und ihre ziffernmäßige Wirkung heute noch nicht kennt. Das Sprengpulver, das die politische Pappekonstruktion Bülows zerriß, die Nachlaß- bezw. erweiterte Erbanfallsteuer, nahm überhaupt einen breiten Raum im Redefluß ein. Dr. Casselmann bezeichnete das Argument „Familiensinn" gegen diese Steuer als „den größten Schwindel, der zur Verdeckung rein egoistischer Motive" gemacht worden sei. Sind dann Dr. Paasche, Dr. Müller usw. auch „politische Schwindler" gewesen? so muß man fragen, wenn man Dr. Pichlers Zitate aus den Reden der Liberalen hörte, denn sie hatten mit Frhrn. v. Hertling das Argument selbst gegen diese Erbschaftssteuern benützt.

Uebrigens haben die bayer. Konservativen und Bündler, die Abg. Beckh, Hufnagel und Hilpert, gerade auf diesen Vorstoß Casselmanns sehr treffende Worte gefunden. Aber auch der von allen liberalen Rednern, selbst von einem Dr. Günther, gemachte Versuch, die Konservativ-Bündler in Bayern durch den furor protestanticus gegen das Zentrum zu peitschen, fand treffliche Abfuhr. Und weil Casselmann auch gegen den Antisemitismus ihres Führers Beckh sprach, meinte Hilpert, Casselmann möchte wohl schon für die Musik sorgen, wenn Katholiken und Protestanten sich einmal die Köpfe einschlagen sollten.

Was verschlägt es, daß Casselmann wiederum dem Zentrum einerseits vorwarf, es habe die Ausgaben für Heer und Marine mitbewilligt, und anderseits den Patriotismus des Zentrums bestritt, ihn sogar in bezug auf die letzte Finanzreform mit „Pharisäertum" bezeichnete? Liberale Eiertänze, die zwar Mangel an politischer Ehrlichkeit und Fähigkeit des Polterns beweisen, sonst aber nichts! Dr. Pichler beglich auch hier die Rechnung, aber in klingender Münze, nicht mit persönlichen Beleidigungen. Als er dabei den Schwindel mit der „aufgestochenen Eiterbeule" damit abtat, daß just Abg. Roeren einen Brief des kleinen Bernhard erhielt, in welchem ihm dieser für seine Arbeit im Interesse der Herstellung der Ordnung in den Kolonien dankte, da schwiegen die Liberalen.

Der „linksliberale" Block war natürlich bei diesen Verhandlungen fertig. Die Sozialdemokraten schalten gleichermaßen über das Zentrum, wie die Liberalen; nur war ihr Ton anständiger, als der des Herrn Casselmann. Sachlich die alte Uebertreibung, die alte Mißhandlung der Statistik durch Abg. Segitz in bezug auf die deutschen indirekten Steuern, die doch so viel niedriger sind als in Frankreich und England z. B. usw. usw. Die verbündete Linke war eben wieder einmal Schutztruppe des Kapitals. Das von beiden benützte Argument gegen die beschlossenen Besitzsteuern des Reiches sollte doch endlich für denkende Leute verschwinden. Es sind keine „allgemeinen" Besitzsteuern, echote Dr. Casselmann, es sind Verkehrssteuern, so schmetterte das liberalsozialistische Duo. Natürlich, denn wo ist denn gerade das mobile Kapital eher zu fassen, als in dem Augenblick, wenn es seine Bewegung offen ausführen muß? — — —

Der Fall „Geith" ist schon bekannt. Ein katholischer Ministerialdirektor sprach im katholischen Arbeiterverein über die Kämpfe gegen die katholische Kirche und sollte auf Wunsch der Liberalen mit Hilfe der Geheimkanzlei gehängt werden. Der Ministerpräsident und der Verkehrsminister bestritten eine Pflichtverletzung v. Geiths. Wenn seitens des Zentrums Professor Brentanos Auftreten beim Ferrerrummel in Parallele zu v. Geith's Fall gestellt wurde, so geschah es nur des „zweierlei liberalen Maßes" wegen. Sonst strapazierte sich wegen des „voraussetzungslosen" Herrn Professors niemand vom Zentrum besonders, was das beste ist. Bei aller Freude, die man als Student an dem Lehrer Brentano seines packenden Wortes wegen hat, das „Freihandelsargument" bis zum „Nieder das Korn, auf das Horn" (Rede) haben ihm so wenig Ruhm von Dauer verschaffen können, wie sein „Kathedersozialismus". Natürlich marschierte auch der Fall Tremel auf. Wir denken, es sei dem Herrn Pfarrer selbst am liebsten, wenn er seine Ruhe hat. Ob der Liberalismus hier wieder von einer „Kapitulation der Regierung vor Rom" spricht, wie schon so oft, ist solange gleichgültig, als er der „kleinere Bruder" ist. Wir sehen aus seiner Haltung nur wieder, wie unwahr es ist, daß er nichts gegen den Katholizismus vorhabe. Eben so lange, als er nicht kann! Und das wissen wir, trotz der Nationalkatholiken der soz. Deutschen Vereinigung.

Die Minister sagten in bezug auf die Entwicklung der Steuerreform des Reiches nichts Neues. Sie hielten mit Bülow fest, bis der Strick riß. Dabei gelangten sie im Absprung unter dem neuen „Zivilmoltke", wie Dr. Günther den Kanzler hieß, noch neben das Loch, während Bernhard Bülow glücklich hineinfiel.

Schließlich solle noch über die große Rede unseres leitenden Staatsmannes etwas gesagt werden, der am 17. Jan., von politischen Freunden und Gegnern aufrichtig beglückwünscht, vom königlichen Hause wie auch von den offiziellen Repräsentanten der Volksvertretung hoch geehrt, seinen 60. Geburtstag feierte. Die große staatsmännische Rede des Frhrn. v. Podewils war von nicht gewöhnlicher Ausdehnung. Nicht ganz so schön gefeilt wie sonst. Immer noch voll ungewöhnlicher Redewendungen. Auch diplomatisch. Der französische Staatsmann, der vom Diplomaten sagte, er habe die Sprache, um die Gedanken zu verbergen, war nicht ohne Einfluß auf Herrn von Podewils. Aber es gelang ihm auch, mit der Sprache seine Gedanken nicht ganz klar auszudrücken. Und dann mußte er sich wiederholen. Beim erstenmal freuten sich die Sozialisten. Dann hielt Dr. Pichler dem Minister ein Privatissimum über „Staatserhaltendes mit sozialpolitischem Einschlag". Und beim zweitenmal verstand der Ministerpräsident die Sache besser, worauf ihm jedoch Herr Segitz bewies, daß er das erstemal zwar recht hatte, als er staatsmännisch die Sozialdemokraten quasi als das öffentliche Gewissen in Sachen der Arbeiter ansprach, dagegen nun schmählich Unrecht tue, von den Sozialisten zu sagen, daß sie unfruchtbar seien.

Dr. Casselmann hat durch die Vehemenz, mit der er alle Register gegen den „Ultramontanismus" zog, mit der er die liberale Pauke nebst Kulturkampfschinellen schlug, neuerdings Dr. Müller-Hof ausgestochen. Dr. Pichler bestätigte die Unersetzlichkeit Casselmanns durch Müller. Die vereinigten Liberalen haben daher beschlossen, bei den nächsten Wahlen Herrn Casselmann in zwei sicheren Wahlkreisen aufzustellen. Wo, wissen sie noch nicht. —

In No. 50, 1909, S. 886, fand sich im Artikel „Vom bayerischen Landtag" ein Intermezzo zwischen einem protestantischen Bündler und dem liberalen Pfarrer Grandinger registriert. Herr Abg. Grandinger hat diese Mitteilung damals in einer Zuschrift an den „Bayer. Kurier" ausdrücklich berichtigt, was übersehen wurde. Ich stehe nicht an, mein aufrichtiges Bedauern über die Wiedergabe des angeblichen Zurufes auszusprechen. Die Nachricht war während der stürmischen Steuerdebatte im Landtag als sicher aufgetaucht, entsprach aber trotzdem nicht den Tatsachen. (Die Redaktion schließt sich diesem Bedauern ausdrücklich an.)

Villen im Winter.

Hinter kahlem Buschwerk schlafen
die weißen Villen,
und dürre Ranken
umhängen schmucklos die stillen,
wie ein zerschlissenes Bettlerkleid.
Erstorben ist die Glut der Rosen,
und lauschiger Erker Heimlichkeit
steht bloß hinter den blätterlosen
Kronen der Bäume.

Verweht sind die Träume,
in lauen Nächten entstiegen
den schwer duftenden Blüten
der Lauben verschwiegen
Heimelige Gänge, sie stehen enthüllt;
das frohe Leben, das sie erfüllt,
Geheimnisse und Träume, sie schlafen tief
in den winterstillen,
weißen Villen.

Karl Hänggi.

Der Streit um die Neuordnung der staatlichen Galerien in Bayern.

Von
Dr. O. Doering-Dachau.

In der bayerischen Kammer der Abgeordneten kam es am Dienstag den 11. zu einem bedeutsamen, vierstündigen Meinungsaustausch über die Interpellation der liberalen Abgeordneten Thoma, Schubert und Genossen wegen Entnahme von Bildern aus der K. Gemäldegalerie Augsburg. Folgendes war der Wortlaut der Interpellation: „Ist dem Kultusministerium bekannt, daß die Entnahme wertvoller Bilder aus der Gemäldegalerie in Augsburg nicht bloß in der dortigen Bevölkerung, sondern auch in weiteren Kreisen das größte Aufsehen erregt hat, und gedenkt das K. Staatsministerium Maßnahmen zur Verhütung derartiger Vorkommnisse zu treffen?" Die Begründung lautete: „Die Direktion der K. Gemäldegalerien hat unlängst acht Bilder hervorragender Meister aus der K. Gemäldegalerie Augsburg ohne Verständigung der städtischen Behörden nach München übergeführt und dadurch die Augsburger Sammlung eines wertvollen Besitzes beraubt, der ihr zum Teil durch König Ludwig I. überwiesen worden war. Vor allem mußte verstimmen, daß sich unter den auf solche Art entnommenen Stücken auch eines befand, welches zur Geschichte Augsburgs die innigsten Beziehungen hat und infolgedessen doch an keinem anderen Orte als in Augsburg selbst aufbewahrt werden sollte." Es zeigte sich, daß die liberale Fraktion diese Interpellation unterschrieben hatte, obwohl nicht alle Mitglieder mit dem Inhalte durchaus einverstanden gewesen waren. Vertreten wurde die Interpellation durch die Abgeordneten Dr. Thoma, Schubert, Goldschmit und Hübsch, wogegen die Zentrumspartei sowie von den Sozialdemokraten speziell der Abgeordnete v. Vollmar sich gegen jene ablehnend verhielten. Dr. Thoma stellte den Augsburger Vorfall als Anfang einer systematischen Konzentration aller künstlerischen Bildungsmittel in der Hauptstadt hin, die im Widerspruch zu einer vom Kultusministerium ausdrücklich gegebenen Versicherung stünde. Die Ersatzstücke seien minderwertig, der kunsthistorische Glanz Augsburgs getrübt. Der Abg. Schubert wies noch auf frühere Beispiele hin, wo den Augsburgern Kunstdenkmäler genommen seien. Die Erörterungen der beiden anderen liberalen Redner eröffneten keine neuen Gesichtspunkte. Auch der Abg. Mayr-Augsburg (Z.) vertrat die lokalen Interessen. Von den Sozialdemokraten benutzte Rollwagen die Gelegenheit, den Minister geradehin anzugreifen, dessen Vorgehen die Mißachtung einer ganzen Stadtbevölkerung darstelle, die preußische Lust zum Einsacken auch in Bayern einbürgere und somit dem Ansehen des Staates schade. Diesen Auffassungen gegenüber stand die in der Tat großzügige Rede des Abg. Osel (Z.). Er hob hervor, daß die Pinakothek nicht nur ihren bisherigen Rang behaupten, sondern sich über ihn womöglich noch erheben müsse. Denn es handle sich um die Förderung Münchens als Kunstzentrum der Welt, somit um eine großartige Kulturaufgabe, der gegenüber Kirchturminteressen keine Berechtigung haben. Dieser Auffassung trat v. Vollmar (Soz.) energisch bei, der auch, gleich Osel, Anlaß nahm, der Tätigkeit des neuen Galeriedirektors v. Tschudi warme Anerkennung zu spenden. Der Herr Minister tat dasselbe und legte die Gründe für die Neuorganisation der Pinakothek und die Gesichtspunkte für die Behandlung der Filialgalerien im einzelnen dar. Ich komme darauf noch zurück.

Es liegt hier nicht in meiner Absicht und Aufgabe, zu untersuchen, ob die Liberalen nicht eine paßlich scheinende Gelegenheit ergreifen wollten, unter dem Vorwande eines Ausfalles gegen den Herrn v. Tschudi den Kultusminister anzugreifen. Sondern es handelt sich darum, ob der neue Galeriedirektor, mit dessen Tätigkeit das Staatsministerium und bedeutendste Sachverständige sich durchaus einverstanden zeigen, sich auf einem Wege befindet, der für das Gedeihen unserer staatlichen Galerien, somit der Wissenschaft, Kunst und Kultur, als der richtige angesehen werden muß. Es ist dabei ungemein bezeichnend — nicht daß das Zentrum, bei dem es sich ohnehin von selbst versteht — wohl aber, daß auch die Sozialdemokratie sich auf die Seite der großen, kulturförderlichen Auffassung schlug, die vom Ministerium vertreten wird. Bedauerte doch sogar v. Vollmar in einem fröhlich aufgenommenen Satze, daß er einmal mit dem Kultusminister einverstanden sein müsse.

Ich habe die Bekanntschaft mit Herrn v. Tschudi vor sehr vielen Jahren gemacht, als ich selbst noch am Berliner Museum tätig war. Er war damals erster Assistent bei Bode und galt allgemein als einer der bedeutendsten Beamten der Kgl. Galerien, gleich hervorragend durch Kenntnisse, wie durch Arbeitskraft und durch verwaltungstechnische Begabung. Seitdem ist Tschudi Direktor der Nationalgalerie geworden. Ueber seine Erfolge daselbst, wie über die Gründe, warum er für dort schließlich zu gut war, ist genug in die Oeffentlichkeit gekommen, um hier davon schweigen zu können. Soviel war klar — als man das Glück hatte, ihn für die Oberleitung der Kgl. Bayerischen Galerien zu gewinnen, mußte man sich mit dem Gedanken vertraut machen, einen Beamten zu erhalten, der, aus strengster Schulung hervorgegangen, gewohnt war, höchste Ansprüche an sich und seinen Amtskreis zu stellen. Die Tätigkeit früherer Leitungen in allen Ehren, aber es ist doch wahr, daß der Zustand unserer Galerien in der Provinz wie der der Pinakothek nicht durchweg auf der Höhe gestanden hat. Der geniale Geist Ludwigs I. hatte richtig erkannt, daß in die Lokalgalerien jene Gemälde zu überweisen seien, die daselbst ein örtliches Interesse hätten. Dies ist keineswegs konsequent geschehen, dagegen haben jene alles mögliche erhalten, was in München entbehrlich schien. Weiter verkannte man den Wert von Hauptstücken, die man hinausgab, während anderes Material ohne ersichtliches System in der Pinakothek zurückbehalten wurde. Man ging gelegentlich so weit, zusammenhängende Stücke, z. B. Altarwerke, zu zerlegen und die Teile dahin und dorthin zu geben. Tschudi ist in sein Amt eingetreten mit dem Programm, eine Neuordnung zu schaffen, die den berechtigten Ansprüchen der hauptstädtischen Sammlung und ihrer internationalen Aufgaben, dem Range Münchens als der ersten Kunststadt Deutschlands, einer der ersten der Welt überhaupt, genügt, den Lokalsammlungen aber eine Bedeutung gibt, die ihnen zu der bisher allzusehr vermißten Beachtung und zu einer wirklichen wissenschaftlichen Stellung verhelfen muß. In der Pinakothek waren bedeutende Gruppen mangelhaft vertreten. So die der älteren deutschen Schule, ferner die der italienischen, niederländischen, vlämischen, französischen Kunst. In der Provinz befanden sich die Filialgalerien in einem Zustande, der die unzulängliche Planmäßigkeit ihrer Entstehung zum Teil deutlich zur Schau trug. Bezeichnende Beispiele der in der Pinakothek fehlenden Gruppen zu erlangen, mußte als die dringende Aufgabe der Leitung der Pinakothek anerkannt werden. Ankäufe sind heute überhaupt selten möglich und durch die amerikanische Konkurrenz noch ganz besonders erschwert. Die Filialgalerien aber enthalten derartige Stücke, und zwar stehen diese mit der örtlichen Kunst und Geschichte oft in losem oder gar keinem Zusammenhange. So war es auch mit den Augsburger Bildern, den Tintoretto scheinbar ausgenommen. Da aber dieser einst dem Dominikanerkloster gehört hatte, so bestand für die Stadt auch an ihn kein eigentlicher Anspruch. Mit Recht sagte v. Vollmar, daß man das Bild konsequenterweise eigentlich den Dominikanern wieder geben müßte, wozu freilich keine Neigung besteht. Jene Dinge sind einmal geschehen, sehr vielfach sind sie Folgen der Säkularisation, die beklagt werden muß, aber doch jetzt nicht mehr zu ändern ist.

Jetzt sind bereits soundsoviele in München schmerzlich vermißte Stücke zur Füllung der Lücken herangezogen worden. Bereits meldet sich in der Pinakothek ein Zustand, der das Studium der ganzen Entwicklung der spätmittelalterlichen bis neuen Malerei an wichtigsten Beispielen ermöglicht. Ankäufe von Werken ersten Ranges sind zum Glück ebenfalls gelungen, worauf ich ein andermal zurückzukommen gedenke. Die Anordnung wichtigster Partien ist unter Ausscheidung manches für den Münchener Zweck weniger Notwendigen so geworden, daß sie den modernen museumstechnischen Erfahrungen entspricht. Die Wände sind entlastet, die Bilder in Augenhöhe gebracht worden. Die kleinen Kabinette haben zumal an Wirksamkeit ungemein gewonnen. Zu tun bleibt gleichwohl noch genug. Der Zustand der Ueberfüllung ist noch



lange nicht behoben. Vieles kommt noch nicht zur rechten Geltung infolge ungünstiger Belichtungsverhältnisse, die Spiegelungen und dergleichen verursachen; die zu nahe Nachbarschaft der Werke beeinträchtigt die Wirkung des einzelnen immer noch empfindlich. Hier kann nur durch Schaffung von neuen Räumen Abhilfe gewonnen werden. Aber wir stehen ja auch erst am Anfange der neuen Aera. Um die Vervollständigung der Münchener Hauptsammlung herbeizuführen, sie so zu gestalten, daß sie nicht nur ein Kunstzentrum wird gleich anderen, etwa Dresden oder Berlin, sondern der vornehmste Sammelpunkt alter Kunst in Deutschland überhaupt — und die Möglichkeit dazu liegt vor — im Dienste dieses großartigen Gedankens haben bereits einzelne Filialgalerien von ihren Vorräten hergeben müssen. Das formelle Recht, solches zu verlangen, kann dem Vertreter des Staates, kann dem Kultusministerium keinen Moment bestritten werden, da die Bilder ja doch Staatseigentum sind. Die moralische Befugnis schien einigen Orten, zumal Augsburg, eine andere Sache zu sein, sintemalen sie das ersessene Recht an den Kunstwerken für sich in Anspruch nahmen. Man scheint dort Herrn v. Tschudi für eine Art von neuem Bonaparte zu halten, der unbekümmert um die Interessen des einzelnen Ortes herkam, um alles an den Zentralpunkt seiner Herrschaft zu schleppen, was Namen und Rang hat. Persönliche Verstimmungen kamen dazu; sie gehören nicht hierher. Ich kann nicht glauben, daß der gleich im Anfange seiner neuen Amtstätigkeit ausgebrochene Lärm unserem Galeriedirektor die Stimmung verderben könnte. Die gleichen Erfahrungen macht jeder, der durchgreifende Aenderungen obsoleter Zustände zu unternehmen wagt. Bereits hat Tschudi bewiesen, daß er nicht nur zu nehmen, sondern auch zu geben versteht. An Stelle der nach München überführten Stücke hat Augsburg andere erhalten, nicht etwa mittel- oder minderwertigen Kram, sondern Stücke, die bislang der Ausstellung in der Pinakothek gleichfalls teilhaftig waren, die aber innerhalb des neuen Programms entbehrlich wurden. Jetzt geht der Plan dahin, die Lokalgalerien zu Zentralpunkten der am Ort wichtigen Lokalschulen zu machen. Wer in Zukunft also etwa die Malerei der alten schwäbischen Meister kennen lernen und studieren will, wird wissen, daß er sich in erster Linie nach Augsburg zu wenden hat. Für die andern Landschaften gilt das gleiche.

Im Laufe der Zeiten habe ich manche Gelegenheit gehabt, zu der Frage Stellung zu nehmen, ob für die Zwecke des öffentlichen Sammlungswesens die Zentralisierung mehr zu empfehlen sei oder die Dezentralisierung. Im allgemeinen neige ich mehr der letzteren zu. Die Bevölkerung der Provinzen, die nicht in der glücklichen Lage ist, die Kunstschätze der Zentralstelle jeden Augenblick benützen zu können, bedarf der Lokalsammlungen zu Anregungen wissenschaftlicher und ästhetischer Art aufs dringendste. Ihr ist aber vor allem damit gedient, die Art ihrer heimatlichen Kunst kennen und verstehen zu lernen. Zu einer kunstwissenschaftlichen Kenntnis umfassenderer Art können sie auf Grund der Lokalsammlungen aus einfachen Gründen nicht gelangen. In dem Streben, dies dennoch zu ermöglichen, sind die Leitungen kleinerer Museen mit Vorliebe bemüht, nicht viel, aber vielerlei zu haben. So werden bei kleinem Umfange aus den Sammlungen, die etwas nützen könnten, Sammelsurien ohne genügenden Zweck. Ein Quantum Lokalkunst fehlt meistens nicht, dazu kommen ein paar zufällig und wahllos erlangte Stücke aus dem übrigen Deutschland, ein wenig Italienisches, Französisches, schließlich melden sich womöglich noch die Traditionen der einstigen Kunst- und Raritätenkammern durch allerlei Proben von Vorgeschichtlichem, Ethnologischem, Naturwissenschaftlichem und anderem mehr. Damit meine ich nicht unsere bayerischen Filialmuseen, aber einen überall verbreiteten Typus. Ihm kommen jene durch Aufbewahrung versprengter, fremdartiger Gemälde immerhin nahe. Die Dezentralisation auf diese Art betrieben, fördert nicht Kenntnisse sondern Dilettantismus. In richtiger Weise geübt dagegen wirkt sie kulturfördernd, geschmackbildend, wissenschaftlich anregend, fördert die Heimatliebe und Heimatkunst. In diesem Sinne hat auch der bayerische Staat sich der Dezentralisation angenommen und darum im letzten Jahrzehnt wiederum drei neue Filialgalerien gegründet, die in Erlangen, Würzburg und Neuburg untergebracht sind. Was Tschudi jetzt im Werke hat, und worin man doch diesen so äußerst erfahrenen Verwalter nicht stören sollte, geht auf die Dezentralisation wie auf die Zentralisation gleichermaßen aus. Auf erstere, insofern sie einer jeden Gegend gibt, was ihr wahrhaft angestammt, und was in seiner Zusammensetzung ersprießlich für Kenntnis und Urteil ist. Zentralisieren will er in dem Sinne, nicht mit einem großen Schwamm alles aufzusaugen, sondern eine einzige Galerie des Landes so auszubauen, daß sie tatsächlich alles vertritt und in so ausreichender Weise, daß von hier aus der Weg nach jeder beliebigen Richtung allgemeinen wie einzelnen Kunststudiums eingeschlagen werden kann. Wer irgend wissenschaftlich und ohne Einseitigkeit zu denken versteht, kann dies Programm nicht anders als klug und beifallswürdig finden. Es ist die Erfüllung desselben Gedankens, der Ludwig dem Ersten vor Augen schwebte. Sein Geist waltet darin, und so darf man auch Folgen davon erwarten, jenen verwandt, die des großen Königs Fürsorge für die Künste im allgemeinen gebracht hat.

Die kirchliche Aufklärung (c. 1750—1850).

Von Universitätsprofessor Dr. Sägmüller, Tübingen.

II.

Unter der kirchlichen Aufklärung — nur von dieser ist die Rede, nicht von der Aufklärung überhaupt — versteht man eine etwa 1750 beginnende und etwa bis 1850 dauernde, auf dem englischen Deismus, den französischen Enzyklopädisten und der deutschen Philosophie von Wolff und Kant beruhende, rationalistische und auf Grund der angegebenen Basis wesentlich gegen den Supranaturalismus gerichtete große Bewegung in der katholischen (und protestantischen) Kirche. Dieselbe bezog sich auf Glauben und Wissen (Wissenschaft und Dogma), Moral, Kirchenrecht (Verhältnis von Kirche und Staat), Liturgie und Gottesdienst, sittlich-religiöse und intellektuelle Erziehung von Klerus und Volk.

Was zunächst die theologische Wissenschaft betrifft, so wird es der Aufklärung zum größten Verdienst angerechnet, daß sie das Studium der Theologie erweitert und damit auch vertieft habe. Eine Reihe neuer theologischer Disziplinen seien in Betrieb gesetzt worden, wie Patrologie, Kirchengeschichte, Pastoraltheologie, andere seien wenigstens besser in Arbeit genommen worden, so namentlich die biblischen Wissenschaften, speziell die Exegese.

Dagegen ist nun vor allem zu betonen, daß diese Zweige der theologischen Wissenschaft von der Aufklärung keineswegs erst aufgebracht wurden. Vielmehr kannte man Archäologie, Kirchengeschichte, alt- und neutestamentliche Exegese schon längst, und alle diese Wissenschaften waren durch hervorragende Vertreter bereits wiederholt auf zum Teil bis heute nicht mehr, am allerwenigsten aber in der Zeit der Aufklärung erreichte Gipfelpunkte geführt worden. Nur um die Hereinnahme in die Schule, in das Studium der Kleriker handelt es sich. Doch ist auch da sehr zu beachten, daß natürlich auch schon bisher in Verbindung mit dem eisernen Bestand der immer bleibenden theologischen Hauptfächer, Exegese, Dogmatik, Moral und Kirchenrecht, Kenntnis der Väterschriften und der Kirchengeschichte bei den theologischen Vorlesungen angestrebt worden waren. Sodann hat man schon vor 1750 an verschiedenen Universitäten, so z. B. in Freiburg, Ingolstadt, Würzburg, Heidelberg, Wien, Prag, Bamberg Geschichte, Kirchengeschichte und zum Teil auch Pastoraltheologie, z. B. Liturgik gelesen, um von der Homiletik oder geistlichen Beredsamkeit zu schweigen. Dazu kam in der Aufklärung ein ruheloses Experimentieren mit Fächern, staatlich vorgeschriebenen Lehrbüchern, Dozenten und Studiendauer.[7]

Da konnte die Aufklärung unmöglich eine Blütezeit der theologischen Wissenschaft bedeuten, sondern nur einen Tiefpunkt sondergleichen. Darüber sind hervorragende katholische Theologen einig: Schanz, Scheeben, Kihn.[8] Es konnte aber doch auch gar nicht anders sein. Die katholische Aufklärung war — trotz Merkle, der für die Erkenntnis der letzten Ursachen und des tiefsten Wesens der katholischen Aufklärung aus in die Augen springenden Gründen in Berlin kein Wörtchen freiwillig zu sagen hatte — durchaus nicht verschieden von der rationalistischen, protestantischen. Nur war sie etwas mehr gehalten durch die doch auch noch vorhandene gottgesetzte kirchliche Auktorität. Das tiefste Wesen auch der katholischen Aufklärung war die Proklamation der Vorherrschaft der Vernunft, die Zurückstellung und Zerstörung von Dogma und Glauben. Wo dem so ist, wo die aufgeklärten katholischen Theologen im tiefsten Innern gespalten waren zwischen der proklamierten Alleinherrschaft der Vernunft und den unerbittlichen Anforderungen des Dogmas, da konnte es zu keiner frischen, frohen, auf- und niederwärtssteigenden, in spekulative Höhen und Tiefen sich ergehenden theologischen Wissenschaft mehr kommen. Vielfach haben die Aufklärer, z. B. Berg, Werkmeister, Blau u. v. a. — man kann mit Namen dienen —

[7]) Auf einen fast überall ganz übersehenen Punkt möchte Schreiber dieses hier speziell aufmerksam machen. Bei den grundstürzenden Anschauungen der Aufklärung über das Verhältnis von Kirche und Staat war ihr das Kirchenrecht von höchster Bedeutung. Es sollte aber als feile Dienerin des Staates gegen die Kirche ausgenützt werden. Daher wurde es der theologischen Fakultät entrissen und vollständig in die juristische Fakultät hinüberverpflanzt. Das kanonische Recht mußten die Theologen alle seit Maria Theresia bei einem Laien der letztgenannten Fakultät hören, damit ein dem aufgeklärten Staat ganz gefüger Klerus erzielt würde. Und das dauerte bis weit in das 19. Jahrhundert herein. Davon ist freilich überall nirgends die Rede bei der neuestens in Schwung gekommenen, in ihren tiefsten Beweggründen und Tendenzen nur zu durchsichtigen Anpreisung der kirchlichen Aufklärung.

[8]) Schreiber dies fügt aus dem Seinen an: Kuhn und Alzog.

die katholische Dogmatik zerstört. Und die aus protestantischen Autoren genährte Kirchengeschichte war, wie Möhler sagt, damals auch zum Teil zur chronique scandaleuse des Papsttums geworden.

Nicht weniger bedeutet die Aufklärungszeit einen Niedergang der christlichen Moral. Die bloßen Vernunft- und Verstandeserwägungen, das Beiseiteschieben von Offenbarung und Dogma hatten zur Folge die Verkündigung einer rein praktischen, selbstsüchtig utilitaristischen, nur die platte Nützlichkeit für Individuum und Sozietät bezweckenden Sittlichkeit. Da mußte vor allem die Stärke, das Zentrum und der Glanzpunkt der katholischen Sittlichkeit, die am hl. Meßopfer genährte christliche Opferidee erbleichen. Daher dann im tiefsten Grunde die erbitterten und wilden Angriffe der Aufklärer fast insgemein gegen die evangelischen Räte, die Mönchsgelübde, das Klosterleben, die Klöster insgesamt, daher die laute, schreiende Befürwortung der Aufhebung der Orden, der Säkularisation der Klöster; daher auch die wütenden Anstürme gegen die Ehelosigkeit, den Zölibat der katholischen Geistlichen; daher endlich die notorische Vernachlässigung des Empfanges der Sakramente, der Kaltsinn gegen das Meßopfer, der damit notwendig gegebene, fast statistisch erweisbare Niedergang der Sittlichkeit bei Klerus und Volk.

Die allergrößten Verwüstungen aber richtete die auf Gallikanismus, Febronianismus und Josephinismus beruhende, speziell auf kirchenrechtlichem Gebiet damit geradezu zusammenfallende Aufklärung im Kirchenrecht an. Das bleibt wahr, auch wenn man anerkennt — das Gute der Aufklärung wird immer anerkannt, leider, daß es so rar —, daß der absolutistische, josephinische und aufgeklärte Polizeistaat in Deutschland manches für die materielle Besserstellung der Kirche getan hat durch Gründung von Kirchenstellen und Pfarreien, durch Besserung der Pfarrgehalte, durch Beiträge zur Erziehung des Klerus. Dafür hatte er aber die geistlichen Fürstentümer und die Klostergebiete annektiert, das Kirchengut zum größten Teil konfisziert. Das war also nur des Staates verdammte Schuldigkeit, die er doch keineswegs zu opulent beglich. Man vergleiche nur die Geschichte des landesherrlichen Tischtitels, der zum Teil doch wieder aus Kirchengeld, z. B. den Interkalargefällen geleistet wurde.

Vollends aber wurde die gottgewollte Regierung der Kirche durch den Papst und die Bischöfe so viel als möglich lahmgelegt durch eine Unmasse von bis ins kleinste, ja kleinlichste gehenden staatlichen Kirchengesetzen, die leider bisweilen durch kurzsichtige, standpunktslose, ja treulose Bischöfe noch begrüßt wurden, sodann durch Aufstellung kirchenrätlicher Kollegien zur staatlichen Ueberwachung der Kirche, durch das staatliche Oberaufsichtsrecht, durch das Plazet, durch vielfache Inschutznahme aufklärerischer, rebellischer Geistlicher gegen ihre Obern im recursus ab abusu, durch Ausschluß (Exklusive) staatlich mißliebiger, kirchlich gesinnter Kleriker von einflußreichen Kirchenstellen, durch kleinlich nörgelnde und vielfach ganz verständnislose Anordnungen über Ausschmückung der Gotteshäuser und Abhaltung des Gottesdienstes.

Und wenn man die Aufklärung als Bringerin der Toleranz, dieser „Himmelstochter", wie sie nach anderen in Berlin genannt wurde, preist, so ist das kaum begründet. Diese Toleranz war mit dem ödesten Indifferentismus zum Verwechseln gleich. Sie war vielfach nicht die berechtigte bürgerliche, sondern die unberechtigte dogmatische Toleranz. Sodann hat der aufklärerische Staat gegen sehr vieles Toleranz gekannt, aber nicht gegen die kirchlichen Oberbehörden und den Klerus, die man niederknebelte, die Mönche und Nonnen, die man forttrieb, ja vielfach gegen die Katholiken überhaupt nicht, die man offensichtlich mit den Andersgläubigen auch gegen deren Willen zu einem Brei zusammenkneten, deren Kirche man mit den akatholischen unter Befürwortung sehr vieler Aufklärer, z. B. Wessenberg, Werkmeister, Koch, zu einer National- oder Staatskirche zusammenschweißen wollte.[9]

Wie bereits bemerkt, erstreckte sich die staatliche Bevormundung in der Aufklärungszeit auch auf die Liturgie, den Gottesdienst, sodann auch auf die kirchlichen Festtage und Festzeiten, die Bruderschaften, Prozessionen und Wallfahrten, die kirchlichen Weihungen und Segnungen, das Rosenkranzgebet usw. Selbst über die Zahl der beim Gottesdienst anzuzündenden Kerzen — möglichst wenige, am liebsten gar keine — ergingen da und dort staatliche Verordnungen. Nach Joseph II., dem solche Küsterdisziplinierung entstammt, sollten die guten Oesterreicher der Holzersparnis wegen nicht einmal mehr in Särgen, sondern nur noch in Säcken beerdigt werden. Das ließen sich aber selbst die sonst so gutmütigen Oesterreicher denn doch nicht gefallen, und wirklich durften sie bald wieder wie bisher beerdigt werden.

Diese Staatsgesetze und die ihnen zugrunde liegende nüchterne, kalte, rein verstandesmäßige, protestantische Auffassung von Gott und göttlichen Dingen bei vielen katholischen Theologen und leider auch bei vielen geistlichen Behörden führten zu einem möglichst trockenen, rein lehrhaften Gottesdienst und Kult. Nicht etwa nur vorhandene Mißbräuche und Ueberschwänglichkeiten, abergläubische Meinungen und Uebungen — daß es deren viele gab und immer geben wird, soll wieder nicht geleugnet sein — wurden bekämpft, sondern offensichtlich die Sache selbst. Ideal war biblische Lesung im Gottesdienst (wie überhaupt Bibellesen), Predigt (oft der leerste Tugendschwatz, oft über rein weltliche Dinge, z. B. Landwirtschaft, ja selbst Kuhpockenimpfung) und die deutsche Messe. Damals wurden die lateinische Messe und das römische Meßbuch wiederholt als „gotisches, ekelhaftes Machwerk" bezeichnet. Damals auch führte man, weil man zu trocken und ausgedorrt war, um die frommen, alten katholischen Gesänge zu verstehen oder sie allmählich in die von Norddeutschland her sich verbreitende neue Sprachform umgießen oder in dieser auch entsprechend neue deutsche Kirchenlieder dichten zu können, das doch großenteils unsäglich lederne und inhaltsleere protestantische Kirchenlied entweder als solches oder in Nachahmung und Nachdichtung in die katholischen Kirchen hinein.[10] Es ist überhaupt beachtenswert und sehr zu betonen, daß es den Aufklärern an allem historischen Sinn, an Verständnis für das schöne künstlerische Erbe aus den früheren christlichen Jahrhunderten fehlte. Groß waren sie im Niederreißen, nicht aber im Aufbauen. Viele Kunstwerke an Kirchen, Altären, Bildern, Kelchen, Paramenten sind damals vor allem an Juden zum Niederbruch oder zum Einschmelzen im Akkord versteigert und verkauft worden.[11]

Wo das die Tendenzen der Aufklärung waren, ist es erklärlich, daß man sehr besorgt war um den Nachwuchs eines ebenso gearteten Klerus. Um einen aufgeklärten, dem Polizeistaat ergebenen Priesterstand zu erhalten, wurden von Joseph II. die Generalseminarien eingeführt. Und nach diesen wurden dann da und dort auch die bischöflichen Priesterseminarien ausgestaltet.

Es wird nun auch hier wieder gern zugegeben, daß diese Generalseminarien manches für sich hatten. So die Vereinigung von vielen Theologen an den Universitäten zum Zwecke intensiv wissenschaftlichen Studiums. Es wird auch zugegeben, daß diese Generalseminarien zum Teil zu Unrecht verleumdet wurden. Aber das ist der tödliche, selbst von Merkle zugegebene Fehler derselben gewesen, daß sie und ihre Insassen der göttlich gewollten Aufsicht der Bischöfe vollständig entzogen waren. Die Bischöfe hatten nur noch die aus ihnen kommenden Weihekandidaten zu ordinieren, ohne Kenntnis von ihrer wissenschaftlichen Bildung, ihrem Glauben, ihrer Sittlichkeit. Und es läßt sich ein für allemal nicht in Abrede stellen, daß die Regierungen ohne jede Rücksicht auf die Bischöfe die Vorstände der Generalseminarien ernannten. Und diese Vorstände waren erwiesenermaßen mehrfach ganz unpassende, kirchenfeindliche, ja unsittliche Subjekte. So war der Vorstand des Generalseminars in Löwen, Stöger, ein mit seinem Glauben zerfallener Kirchenhistoriker. Daher schließlich mit auch der Aufstand Belgiens gegen Joseph II. Und der Rektor des Generalseminars in Innsbruck, Alberti, war ein Freimaurer, vor dem die Seminaristen die Nachfolge Christi im Strohsack verstecken mußten. Dafür wurde vielfach ungläubige Literatur eingelassen. Dazu kamen dann die Vorlesungen der, wie bereits bemerkt, vielfach ungläubigen

---

[9]) Da traf auch zu das neuestens von dem Konvertiten A. v. Ruville, Geschichtsprofessor in Halle a. d. S., geprägte Wort: Die sogenannte Toleranz umfaßt alles, was man will, nur nicht die Wahrheit. Vgl. die Schrift: Zurück zur hl. Kirche, 1909, 34.

[10]) Rösch führt zum Erweis dessen zwei einfachhin lächerliche Strophen an aus einem Gesang zum Begräbnis einer sehr alten Person, S. 74, A. 6. Hier seien zwei beigefügt aus dem von Werkmeister für die Stuttgarter katholische Hofkapelle 1784 verfaßten Gesangbuch, S. 82 ff., näherhin aus dem auf das Fest Mariä Empfängnis gedichteten bzw. aus protestantischen Gesangbüchern eingestellten Lied:

12.

Die Wollust kürzt die Lebenstage,
Da Keuschheit Zeit und Leben gibt,
Und Seuchen werden dessen Plage,
Der ihre giftigen Reize liebt.
Wer Gottes Tempel hier zerstört,
Ist seiner strengsten Strafen wert.

13.

Wie blühte nicht des Jünglings Jugend,
Eh' ihn der Wollust Reiz betört
Doch er vergaß den Weg der Tugend
Und seine Kräfte sind verzehrt.
Verwesung schändet sein Gesicht (!)
Und predigt Gottes Strafgericht.

Ueber die protestantische Provenienz des Liedes M. Schneiderwirth, Das katholische deutsche Kirchenlied unter dem Einflusse Gellerts und Klopstocks, 1908, 38.

[11]) Dafür wurden dann etwa — aber nur wenn durchaus nötig — auf Staatskosten Kirchen in dem geradezu abscheulichen „Finanzkammerstil" hergestellt. Doch war derselbe der Aufklärung würdig. Noch im 18. Jahrhundert haben die Klöster in sehr vielen ihnen untergebenen Ortschaften zum Teil köstliche Kirchen gebaut.

Professoren. Bei solchen Vorständen war wahrhaftig die Unsittlichkeit mancher Insassen nicht zu verwundern. Joseph II. selber klagte (Rösch S. 104, A. 5) über die in den Seminarien zu Innsbruck und Graz herrschende Unsittlichkeit.[12]) Daß da auch die aus ihren Klöstern gerissenen Ordensnovizen und in die Generalseminarien hineingepferchten Ordenskandidaten vielfach ihren Beruf und Glauben verloren, ist nicht zu verwundern. Ebensowenig, daß die Zahl der Theologiestudierenden rapid abnahm. Summa: Die Generalseminarien waren, so wie sie waren, eine total verfehlte Einrichtung und brauchen keinen Lobeshymnus. Bester Beweis ist, daß sie kein Dezennium dauerten, sondern schon von Josephs II. Nachfolger, Leopold II. wie so manche verkehrte Einrichtung des Gestorbenen alsbald aufgehoben wurden.

Doch nicht bloß die Erziehung des Klerus, sondern auch die des Volkes ließ sich die Aufklärung angelegen sein. Sie hat viel, sehr viel für die Schule getan. Das sei anerkannt und wurde auch immer anerkannt.[13]) Dabei aber entnahm der Staat die vielfach viel zu kärglich zugemessenen Mittel oft doch nur dem eingezogenen Kirchenvermögen. Auch haben die Klöster und Klosterprälaten, und nicht etwa nur die aufgeklärten derselben, schon vorher viel für Schulen jeder Art getan. Anzuerkennen ist auch der bessere methodische Schulbetrieb seit der Aufklärung, namentlich im Religionsunterricht. Aber es ist doch auch nicht zu verschweigen, daß der Religionsunterricht, entsprechend dem Charakter der Aufklärung sehr verwässert wurde, tatsächlich oft nur auf eine utilitaristische Sittenlehre, eine dogmenlose Glaubenslehre hinauslief, daß die praktische Einführung und das religiöse Leben in Gebet, Sakramentsempfang, Gottesdienst vielfach eine sehr mangelhafte war. Daher auch der sittlich-religiöse Niedergang des Volkes, selbst wenn man einen Teil derselben auf Krieg und Kriegeszeiten schieben muß.

So stellt sich nach Rösch größtenteils quellenmäßiger Untersuchung das wahre Wesen der Aufklärung dar.[14]) Zugleich aber ergibt sich Merkles Berliner Rede als eine unhistorische und unwissenschaftliche Schönfärberei derselben. Sie ist daher ganz ungeeignet zu ihrer Ehrenrettung. Es bleibt trotz allem Deuteln und Drehen von Merkle (Die katholische Beurteilung S. XI) dabei: „Zurück, du rettest den Freund nicht mehr!"

Schulpolitische Wetterschau.

In dem Artikel unter obigem Titel in Nr. 3 der „Allgemeinen Rundschau" bemerkte ich nebenzu, daß „auch Ausschußmitglieder des Inspektorenvereins den Wünschen des Katholischen Lehrervereins freundlich gegenüberstehen". Dazu sagt nun eine anscheinend vereinsoffiziöse Korrespondenz in Nr. 12 der „Augsb. Postztg.": „Hiergegen müssen wir konstatieren, daß von angeblichen Meinungsverschiedenheiten über die Vorschläge des Katholischen Lehrervereins zur Neuordnung der Schulaufsicht unter den Vorstandsmitgliedern des Landesverbandes der katholischen geistlichen Schulvorstände keine Rede sein kann. Ueber die Bewertung der Anträge des Katholischen Lehrervereins herrscht nicht nur unter den Vorstandsmitgliedern, sondern auch unter den 4000 Mitgliedern des Landesverbandes völlige Einmütigkeit. Man ist im Landesverbande der Ueberzeugung, daß die verfassungsmäßigen Rechte der Kirche auf Mitbeaufsichtigung der Volksschule schon jetzt in sehr bedenklichem Maße zugunsten eines Standes beschränkt sind." Ohne die „Allgemeine Rundschau", deren Herausgeber darauf ganz besonders Gewicht legt, irgendwie in den Streit um die Sache hereinziehen zu wollen, möchte ich betonen, daß sich meine gelegentliche Bemerkung auf persönliche Unterredungen, auf mir vorliegende briefliche Nachrichten und verbürgte Mitteilungen Dritter über die Stellungnahme von Schulinspektoren stützt, die jetzt dem Ausschuß des Verbandes der katholischen geistlichen Schulvorstände Bayerns angehören.

Franz Weigl.

[12]) Ueber die Besuche von Frauenzimmern ohne Unterschied in dem Generalseminar zu Wien vgl. R. Hittmair, Der josephinische Klostersturm im Lande ob der Enns, 1907, 441. Ueber sehr schlimme Zustände im Meersburger Seminar berichtet Sonntagsbeilage zum „Deutschen Volksblatt", Nr. 45, 1909. Vgl. über letzteres Seminar a. K. Braun, Geschichte der Heranbildung des Klerus in der Diözese Würzburg II (1897), 295. Braucht es da jener von M. nochmals unnötigerweise vorgebrachten und abgewiesenen, katholischerseits ja längst aufgegebenen unwahren Berichte über das Seminar zu Rattenberg usw?

[13]) J. B. Sägmüller, Die kirchliche Aufklärung am Hofe des Herzogs Karl Eugen von Württemberg, 1906, 149 ff.

[14]) Wir konnten beachtenswerterweise bei dieser Erhebung des Inhalts der Schrift von Rösch fast vollständig herüberschreiben unseren Aufsatz: Zur Beurteilung der kirchlichen Aufklärung in Sonntagsbeilage zum „Deutschen Volksblatt" Nr. 27, 1909 (4. Juli).

Winterstill.

Und war mir eisigstarr zumut,
So stieg ein Engel nieder
Und brachte Wallung in mein Blut;
Der Winter wich, und wieder
Erwachten neue Lieder. —

So war es einst in junger Zeit . . ,
Das ist nun längst vergangen;
Der Wundersee liegt eingeschneit —
O Herr, mich faßt ein Bangen
Und stilles Heimverlangen.

P. Timotheus Kranich, O. S B.

Nach Indien.

Reiseskizze.

Von Prof. H. Lindner, Darjeeling, Bengal.

III.

Wer hat schönere Märchen ersonnen und sie in glühenderen Farben gemalt als der phantasiereiche Araber. Seine Heimat ist uns wohlbekannt aus dieser wundervollen Welt. Arabien ist indes ein Land wirklicher historischer Wunder. Isoliert in seiner Eigenart konnte es weder mit seinem heißen Himmel und unfruchtbaren Boden den Fremdling zur Ansiedelung locken, noch konnten seine wasserlosen Einöden der Ehrgeiz des Eroberers sein. Und dennoch ward dieses Wüstenland die Quelle eines lebendigen Stromes, der sich in Kriegshorden nach Ost und West ergoß, sieggewaltig, unaufhaltsam, bis er ein Reich umschloß weitgedehnter und fester gekittet als das Weltreich der römischen Cäsaren. Gebildet aus den drei glänzenden Kalifaten von Bagdad, Aegypten und Cordova zog es sich durch drei Erdteile hin, gleich mächtig mit dem gezückten Damaszener wie mit dem Meißel des Künstlers und der Feder des Philosophen. Und der Anstoß, der rollende Stein vom Berge, war der Mann, der nach jahrelanger Verfolgung den Götzendienern von Mekka, ihrer Eigenart angepaßt, den Glauben Abrahams und das Gesetz des Levitikus gab.

Drüben an der Küste wird ein Gebild aus Menschenhand sichtbar, und das Fernrohr zeigt eine weiße Stadt, deren Häuser flache Dächer haben, und Gärten mit dem wertvollen Baume Arabiens. „Ehre die Dattelpalme," sagt Mohammed, „denn sie ist deine Mutter," und die Legende erzählt, Allah habe sie aus derselben Erde gemacht wie den Menschen. Der Ort ist Jeddah, der Hafen von Mekka. Auf ihn ist der Kiel des Schiffes gerichtet, das von Süden kommt, und dessen Deck mit der Farbenbuntheit eines Kaleidoskopes wetteifert. Hunderte von indischen Mohammedanern stehen dort dicht gedrängt, im reichen Kolorit ihrer Landestracht, und auf dem Goldbrokat des Turbans funkelt das Sonnengold. Ich könnte den Ernst dieser Männer nicht verstehen, wüßte ich nicht, daß diese Fahrt das wichtigste Ereignis ihres Lebens einleitet. Denn sie gilt der Hadsch, der Erfüllung des großen Gebotes ihrer Religion, der Pilgerfahrt nach der Stätte des Propheten. Nun sehen sie sich dem Ziele nahe und ihre Herzen sind von dem Gefühle beseelt, das einst den Pilgrim des Mittelalters auf die Knie warf, wenn aus dem östlichen Meere die Küste des Heiligen Landes stieg. Denn der Mohammedaner ist tief religiös, und was dem Islam an christlicher Liebe fehlt, ersetzt der unerschütterte Fels des Glaubens.

Was aber war Mohammed? Kann man der Küste Arabiens entlang fahren, ohne sich diese Frage zu stellen? Die Antwort aber weiß Gott allein und Mohammed. War seine Heimat nicht das Land, wo der Beduine tagelang durch die drückende Stille der Wüste zieht? Kein Baum, kein Strauch, kein grünes Gras. Unhörbar fällt der Tritt des Kameles auf den weichen Sand. Oede weit umher. Sie weckt die Sehnsucht nach den Zelten, nach den menschlichen Lauten. Die Einsamkeit legt sich schwer auf den Geist des Wanderers, bohrt sich in seine Seele, füllt das naturrohe Herz mit impulsivem Verlangen. Endlich! Eine menschliche Gestalt. Sie nähert sich, zieht an seiner Seite sprachlos. Er hält sein Kamel an, denn es ist die Stunde des Gebetes. Die begleitende Gestalt ist verschwunden. Der Sohn der Wildnis weiß nichts von der Trugfunktion des affizierten Organes, von der Projektion des Phantasiebildes in den Raum. Er weiß nur, daß es Allahs Engel war, der ihn begleitet; er breitet seinen Teppich aus und beginnt sein demütiges Dankgebet „im Namen des allbarmherzigen Gottes". So geschieht

es heute in diesem seltsamen Lande, und die Natur des Menschen war dieselbe vor zwölfhundert Jahren. Mohammed wird immer ein psychologisches Rätsel bleiben, und, fast möchte ich sagen, der Islam ein theologisches. Wir lagen in unseren Schiffsstühlen, ein englischer Theologe und ich, die einzigen, wie es schien, die den Mut hatten zu einer Unterhaltung bei 40° C. Ich hatte versuchsweise jene Erklärung gegeben. „Ich kann Ihre Ansicht nicht teilen", sagte mein Reverend, „Mohammeds Religion ist beinahe so alt wie die christliche und zählt ein Achtel der ganzen Menschheit zu ihren Bekennern. Der Islam ist ein kraftvoller Glaube und hat keine so tiefgehenden Spaltungen erlitten wie das Christentum. Denn es liegt eine viel weitere Kluft zwischen Protestant und Katholik, als zwischen Schia und Sunni. Eine Halluzination sollte die Potenz eines religiösen und politischen Weltreiches in sich tragen! So wenig als die Rauchwolke, die aus dem Kamin unseres Schiffes steigt, seine Maschine triebe." „War aber die Geburt des Islam bewußter Betrug", sagte ich, „was wird dann aus Gamaliels Wort: ‚Ist dies Menschenwerk, so wird es in sich selbst zerfallen?'" „Ist Gautamas Lehre in sich selbst zerfallen, die viel älter ist? Ihre Alternative ist nicht komplett." „Dann müssen Sie Buddha und Mohammed eine göttliche Sendung geben." „Ido." „Nathans Problem! Dann verhält sich Gott indifferent zu Irrtum und Wahrheit? Denn diese kann nur eine sein." Darauf die lächelnde und untrügliche Antwort des alten wie des modernen Agnostikers: „Quid est veritas — You take an iced lemonade? Steward!"

Und wahrhaftig, eine eisgekühlte Limonade entspricht unter dem Glühhimmel des Roten Meeres den Idiosynkrasien eines halbgerösteten Europäers weit besser, als eine philosophisch-theologische Diskussion. Die Temperatur hat die Blutwärme überstiegen, der heiße Leib lechzt nach Erfrischung — und das Badethermometer zeigt 89° F! Es ist der fünfte Tag, seitdem wir in Suez die Anker gelichtet, und wir fahren in die Straße ein, die Yemen von der afrikanischen Küste trennt und das Rote Meer mit dem Indischen Ozean verbindet. Wer ängstlicher Natur ist, hüte sich vor der Navigationskarte, wie vor dem bösen Blick; er hätte keine ruhige Stunde mehr. Denn sie ist übersät mit Korallenriffen, versunkenen Felsen und Inseln, welche die Schiffahrt im Süden des Roten Meeres äußerst gefährlich machen. Ganz nahe fuhren wir an verborgenen Klippen vorbei, an deren Spitzen sich die Wellen brachen, und einer Insel gegenüber lagen die Wracke dreier Schiffe. Ein englischer Kreuzer hatte uns auf der Fahrt überholt, und diesen sahen wir nun mit größter Vorsicht einem derselben sich nähern. Es war das Wrack eines britischen Kriegsschiffes, das, wie wir erfuhren, auf seiner ersten Fahrt nach Indien hier den Untergang fand. Welch reiche Geschichte des Todes könnte dieser Felsenarchipel erzählen von den dunklen Tagen der Vorzeit an, da der phönikische Zederbau die alten Meere beherrschte, bis der stählerne Leib des modernen Leviathan an diesen Klippen barst! Der arabische Steuermann, der seine Dhau durch die Meeresstraße lenkt, betet zu Allah, wenn er sie passiert; er hat sie fürchten gelernt und nennt sie beim Namen: „Bab el Mandeb — Tor der Thränen."

Wenig beneidenswert fürwahr sind die Wächter dieses Tores. Die Meerenge ist von ähnlicher Bedeutung für den Indischen Ozean, wie die Straße von Gibraltar für das Mittelmeer, und wie dort Britannia auf unnahbarer Felsenhöhe den Schlüssel des Wogenreiches hält, so bewacht sie hier Bab el Mandeb von ihrer Felsenburg des Ostens. In der Straße selbst, wie ein in das Meer vorgeschobener Posten der Festung Aden, liegt das kleine Eiland Perim. In trostloser Oede und Einsamkeit, auf nacktem Stein, auf schwarzer brennender Lava, sehnt sich eine kleine britische Besatzung auf die Stunde der Ablösung von dem härtesten Wächterdienst, der einem Mann in Khaki beschieden. Die Sonne geht auf über Yemen, kocht die Luft und erhitzt das vulkanische Gebilde vom heißen Dunst des verflüchtigten Wassers umwallt, und versinkt hinter den abyssinischen Bergen. Eine schwüle Nacht folgt auf den glühenden Tag nach ehernem wechsellosem Gesetz. Und wenn dann das Kreuz des Südens über dem Rücken des Gebirges steht, denkt die indische Schildwache in das Dunkel hinaus, weiter als die nahe Küste, hinaus über die fernen Berge, wo die einsamen Feuer leuchten, weithin über das Kala pani[1]) im Osten, wo Riesenpalmen im Nachtwinde fächeln und der Schimmer des Mondes kühl auf der Blätterfülle der Banyane liegt.

[1]) wörtlich: „Das schwarze Wasser", im Munde der Hindu Bezeichnung für Meer.

Vom Büchertisch.

Dr. Jos. Donat, S. J.: Die Freiheit der Wissenschaft. Ein Gang durch das moderne Geistesleben. (Innsbruck, Fel. Rauch 1910, 494 S., ungeb. M 4.08, geb. M 4.95.) — Obwohl dieses hervorragende Werk bereits durch Prof. Dr. Seitz eine eingehende Besprechung erfahren hat, möchten wir wegen seiner eminenten Wichtigkeit nochmals darauf hinweisen. „Freiheit der Wissenschaft" scheint auf den ersten Blick ein beschränktes Thema. Wenn man aber der Sache auf den Grund geht, steht hinter dieser Forderung eine ganze Weltanschauung, das ewige Problem der Menschheit. Auf diesem metaphysischen Hintergrund betrachtet, gewinnt die Frage nach der Freiheit der Wissenschaft sofort eine Bedeutung, die über den Rahmen einer Tagesfrage oder einer Streitfrage der Gelehrten hinausgeht und das Unternehmen des Innsbrucker Universitätsprofessors rechtfertigt.

Vor zwei Göttinnen liegt der „moderne" Deutsche heutzutage auf den Knien: Vor der Wissenschaft und vor der Kunst! Sie sind ihm beinahe absolute Mächte geworden, die alles heiligen, was in ihrem Namen auftritt, einerseits den Libertinismus in der Kunst, anderseits den Liberalismus in der Wissenschaft. Der dem Durchschnittsdeutschen angeborene Respekt vor der Druckerschwärze spielt dabei eine große Rolle. Mit dieser komischen Ehrfurcht vor der Toga der Wissenschaft hängt auch die Gedankenlosigkeit zusammen, mit der die weitesten Kreise die „Freiheit der Wissenschaft" als festes Axiom hinnehmen. Deshalb ist es ein Hauptverdienst dieses Buches, klare Erkenntnis über das Wesen der Wissenschaft als einer langsamen, mühesamen, unvollkommenen Frucht des Menschengeistes zu vermitteln. Auch für den Wissenschaftler ist das Donatsche Werk von Interesse. Ihm ist die Freiheit der Wissenschaft eine Weltanschauungsfrage, er ist sich aber über die tieferen philosophischen Zusammenhänge oft nicht klar. Da weist nun Donat überzeugend nach, wie der tiefste Grund dieses häretischen Freiheitsbegriffes die von der Reformation angebahnte, von Kant wissenschaftlich formulierte Autonomie des Menschengeistes ist, wie diese Unabhängigkeitsstimmung auf philosophischem Gebiete zum Agnostizismus und zum Relativismus der Wahrheit, auf religiösem Gebiete zur Ablehnung jeder Offenbarung und Autorität, zur Trennung von Glauben und Wissen führt. Dieser Komplex von Begriffen bildet die moderne „humanitäre Weltanschauung". Ihre vergiftete Wurzel ist das proton pseudos der kantianischen Idealphilosophie: die Verwechslung von Subjekt und Objekt menschlichen Denkens. Von diesen philosophischen Voraussetzungen aus beleuchtet nun der Verfasser die Konsequenzen des falschen Freiheitsgedankens und findet in ihm nur Prinzipien der Verneinung und der geistigen Entartung. Eine großartige Literaturkenntnis lieferte ihm reiches Beweismaterial aus den modernsten Werken, in die der Leser spielend eingeführt wird.

Der Hauptvorzug des Werkes liegt wohl darin, daß neben der Darstellung der liberalen Irrtümer eine fortwährende Orientierung am christlichen Offenbarungsglauben einhergeht und so der minder gebildete Leser nie das unangenehme Gefühl hat, als sei er in dem wogenden Meere von Meinungen allen Winden preisgegeben. Das Buch ist aus akademischen Vorlesungen entstanden. Daraus erklärt sich eine gewisse Breite und wiederholende Weitschweifigkeit. Darin liegt aber auch ein Vorteil. Ganze Partien des Buches eignen sich ob ihrer anschaulichen, edel-populären Darstellung unmittelbar zu Vortragszwecken für vielgeplagte Redner. Die rhetorische Bearbeitung ist hier schon aufs schönste besorgt. Männer, die in Vereinen, Versammlungen, Parlamenten die christliche Weltanschauung zu vertreten haben, finden hier ein unabsehbares Arsenal von Waffen. Kein Rohmaterial, keine altmodischen Hellebarden, sondern lauter blanke, moderne Waffen!

Dr. J. Holzner.

Stieglitz H., Der Lehrer auf der Heimatscholle, mit 7 Abbildungen. (München, Oldenbourg.) Der Lehrer, wie er sein soll, spricht hier zu uns. Ein Mann voll ernster Berufsauffassung und Berufsliebe, der in dem kleinen Ort, an den ihn sein Beruf gestellt, sich so einlebt, daß er ihm zur neuen Heimat wird. Pädagogisch ist das Buch wertvoll, weil es zeigt, daß nur der Lehrer, der solche Verschmelzung mit dem Wohl und Wehe seiner Gemeinde anstrebt, in allen Teilen erfolgreich auf die Jugend wirken kann; kulturhistorisch und ethnographisch ist es dankenswert, weil es manchen Kollegen des Verfassers, vielleicht auch manchen Geistlichen anregt, seine Heimat in gleicher Weise zu durchforschen. Was dabei an wertvollem interessantem Material zutage gefördert wird, kann hier im Rahmen einer Besprechung nicht angedeutet werden, man muß das Buch selber lesen. Die Lektüre ist erleichtert, da Stieglitz die glückliche Gabe des Dichters besitzt, das, was er an episodenhaftem Material dem Volke abgelauscht hat, in packender Form und fesselnder Sprache zu erzählen. Das Buch verdient Beachtung und Verbreitung in Kreisen der Lehrer und Geistlichen, aber auch bei allen Volksfreunden, die wissenschaftlich an der allseitigen Durchforschung eines Stückes der Heimat interessiert sind.

F. Weigl.

Die „Jugend“ als freiwillige Leibwache der Pornographen.

Niedriger hängen! Das wird künftig unsere einzige Antwort auf die übelriechenden Geschosse sein, mit denen die von Dr. Georg Hirth herausgegebene, von Fritz Freih. von Ostini verantwortlich redigierte, von Karl Ettlinger und Genossen verständnisinnig verbeistandete „Jugend“ die „Allgemeine Rundschau“ und ihren Herausgeber bekämpft. In der jüngsten Nr. 3 von Mitte Januar 1910 werden zum Schutze der Pornographen nachstehende Geistesblitze entladen:

„Außer dem Flottenbau-Wettbewerb waltet neuerdings zwischen Deutschland und England auch ein Mucker-Wettbewerb. In München waren sechs Illustrationen zu „Petronius“ als unzüchtig beanstandet worden, aber das Landgericht München I konnte an den Zeichnungen nichts Unzüchtiges finden. Armin Kausen streute Asche auf sein Haupt und rannte mit dem Kopf wider die Wand. Der Kopf blieb unbeschädigt. Aus seiner Trauer erlöste ihn eine englische Botschaft: der Londoner Richter Sir A. de Rutzen ließ 272 Exemplare einer Uebersetzung von Balzacs Contes Drolatiques als „obszön“ verbrennen. Armin führte einen Freudentanz auf. Natürlich undekolletiert. Er erklärte, nach diesem Triumph des Muckertums sich nicht mehr mit dem selbsttätig verliehenen Adel „Otto von Erlbach“ begnügen zu können. Er will sich vielmehr bei der nächsten Gelegenheit in den Fürstenstand erheben. Als Wappen gedenkt er zwei Feigenblätter und den Spruch denunciare necesse est zu wählen. Karlchen.

Münchner Scherzfrage.

Was ist für ein Unterschied zwischen einem geschminkten alten Weib und der muckerischen „Allgemeinen Rundschau“?

Bei der geschminkten alten Schachtel ist der Karmin außen und bei dem ultramontanen Blatt ist der Armin Kausen.“

Wer als Bajazzo der öffentlichen Meinung sein täglich Brot verdient, hat immerhin Anspruch auf eine gewisse Nachsicht. Diese sei auch „Karlchen“ Ettlinger nicht vorenthalten. Aber daß der „Witz“ vom „Karmin Außen“ seit Jahresfrist zum zweiten Male, also „aufgewärmt“, serviert wird, ist ein Zeichen, daß der Schutztruppe der Pornographen der Witz doch allmählich ausgeht. Im Karneval 1909 war es die in München unmöglich gewordene „Mary Irber“, der man seine Kavalierdienste gegen „Karmin Außen“ und die „Allgemeine Rundschau“ lieh. — — —

Sexuelle Enthaltsamkeit.

Vortrag des Obermedizinalrates Professor Dr. Max von Gruber.

Trotz mancher trennender Anschauungen war Prof. Dr. v. Gruber — wie er in seinen einleitenden Worten betonte — doch gerne der Einladung des Münchener „Religionswissenschaftlichen Vereins“ zu obigem Referate gefolgt. Wohl schließen die beiden Worte eine harte Nuß in sich, einen Widerspruch, den Natur und Kultur hier schaffen, der um so größer ist, als ihn die Natur selbst erweckt. In der Tierwelt unbekannt, ist dort eine Massenproduktion und Untergang zahlloser Individuen die Folge. Doch eine höhere menschliche Kultur ist ohne Regelung des Geschlechtsverkehrs undenkbar. Ihn in den Dienst der Schwachen zu stellen, ist eine der edelsten sozialen Aufgaben. Die Keuschheit der Frau, die allein Sicherheit bietet für reine Zucht einer edlen Rasse, zählt zu den höchsten Gütern eines Volkes; doch ist sie nicht möglich ohne Keuschheit des Mannes. Staat, Gesellschaft und Religion suchen den sexuellen Trieb zu regeln.

Die sexuelle Enthaltsamkeit ist nicht etwas Unmögliches, der Gesundheit Schädliches. Der Geschlechtstrieb unterscheidet sich ja wesentlich vom Trieb nach Ruhe, nach Nahrungsaufnahme. Diese dient der Erhaltung des Individuums, jener dem Fortbestande der Art. Wohl wirkt die Ehe günstig auf die Gesundheit des einzelnen, wenn sie in der Reife des Lebens von gesunden Individuen geschlossen wird. Vor der geschlechtlichen Vollreife ist sie schädlich, doch die Enthaltsamkeit bedingt keineswegs die oft vorgeschützten Gesundheitsstörungen. Mönche, Sportsleute, Gelehrte, Künstler, die gänzliche oder zeitweise Enthaltsamkeit üben, beweisen das Gegenteil: Mehrung und Erhaltung der physischen Kräfte. Auch die Sterblichkeitsziffer Verheirateter oder Unverheirateter vermag keine Beweise für das Gesundheitswidrige zu bringen. Ueberdies sorgt die Natur von selbst für die nötige Abhilfe.

Wohl mag diese Zumutung des Kultur- an den Naturmenschen bisweilen einen inneren Kampf, eine seelische Reibung auslösen, doch darin die Ursache der allgemein herrschenden Nervosität zu finden, ist eine ungerechte Uebertreibung. Will doch ein Nervenarzt die große Nervosität unserer Tage „auf den großen Zwang zurückführen, den sich unsere Zeit in sexueller Hinsicht auferlegt“. Der Geschlechtstrieb müsse sich nur entweder als solcher oder durch Transformation (Werke der Kunst und Wissenschaft) entladen, sonst erzeuge er einen nervös wirkenden inneren Kampf. Vom wissenschaftlichen Standpunkte aus wurde, wie Redner betont, wohl selten eine Hypothese mit solchem Mangel an Kritik aufgestellt. Ein Körnchen Wahrheit in der Entstellung ärgster Uebertreibung, ein geistreicher Einfall, dem bedauerlicherweise nur gesunder Menschenverstand mangelt. Die Geschichte des römischen Kaiserreiches, das Wirken der katholischen Kirche zur Zeit ihres größten Einflusses auf die Geister im Mittelalter, vermag jeden ruhig Denkenden von der Haltlosigkeit jener Behauptung zu überzeugen. Jede augenblickliche Befriedigung eines sich regenden sexuellen Triebes würde die Existenz des Individuums unterbinden. Nur ein durch Selbstbeherrschung gestählter Charakter ist fähig, sich im Kampfe des Lebens widerstandsfähig und kraftvoll zu erhalten. Dauernder Verfall der geistigen und sittlichen Persönlichkeit müßte die betrübende Folge sexueller Ungebundenheit sein, die sich schließlich bis zur unwiderstehlichen Neigung ausbilden würde.

Wie für das Individuum, ist geschlechtliche Enthaltsamkeit auch für die Gattung nur von förderndem Einfluß. Kulturleben wäre ja auf die Dauer unmöglich, wo Zügellosigkeit um sich griffe. Ist doch das Individuum ein wichtiges, aufbauendes Glied in der großen Gesamtheit der einzelnen Nation wie der ganzen Menschheit. Mehr Altruismus, mehr Menschenbewußtsein, mehr sozialer Sinn wäre hier in unseren Tagen des Egoismus nur zu erwünscht.

Wohl ist die ständige Erfüllung der Forderung schwierig; doch neben Willensbildung stehen auch sonstige Hilfsmittel zu Gebote, die rein örtlich lokale oder reflektorisch, durch Vorstellung vom Zentralnervensystem aus wirkende Reize rechtzeitig unterdrücken helfen. Meidung gewisser Lektüre, des Anblicks mancher sogenannter Kunstwerke, gewisser Theater und Tingeltangel, ernste Pflichterinnerung oder Vorstellung der großen Ansteckungsgefahr bei der außerordentlichen Verbreitung der Geschlechtskrankheiten vermögen neben vernünftiger Ernährung, besonders Meidung des Alkohols, der unser Zentralnervensystem vergiftet und unsere Erinnerung schwächt, den sexuellen Trieb gewiß zu beschwichtigen. So wird sexuelle Enthaltsamkeit bis gegen Ende der zwanziger Jahre sich ohne jegliche Gesundheitsschädigung leicht erreichen lassen. Dann aber mag die Verehelichung folgen. Einer der größten und verhängnisvollsten Mißstände unserer Zeit ist ja die weite Hinausschiebung der Familiengründung für akademisch Gebildete; unter einfachen, auf jedweden unnötigen Luxus verzichtenden Verhältnissen ließe sie sich wohl gegen Ende der Zwanziger leicht ermöglichen. Feigheit wäre hier für den einzelnen wie die Gattung nicht minder gefährlich.

Die Ausführungen des Redners fanden reichen Beifall. Es war nur zu bedauern, daß der Vortrag nicht in Mitte eines gleich großen Publikums stattfand, wie der des Vorjahres „über die Pflicht, gesund zu sein“.[1]) War es doch eine gleich glänzende Rechtfertigung der Forderung christlicher Moral unter dem Gesichtspunkte der Medizin aus dem Munde einer berufenen Autorität. Das Bewußtsein, daß die Vorschriften des Christentums auch heute noch von ruhig denkenden Männern ernster Wissenschaft gewürdigt und gerechtfertigt werden, ist für unsere Studierenden von unschätzbarem Werte. In diesem Sinne gebührt Herrn Prof. Dr. v. Gruber für seine Worte inniger Dank. Dr. Aufhauser.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Residenztheater. Zum ersten Male „Freund Jack“, eine sehr leichte Komödie in drei Akten von W. Somerset-Maugham. Man könnte meinen, daß wir genügend viel deutsche Autoren haben, denen nicht viel einfällt, so daß es nicht nötig wäre, sich in der Heimat Shakespeares nach solchen umzusehen. Die ziemlich lustige Witwe „Mrs. Dot“ hat eine höhere Aufführungsziffer erlebt, als ich ihr bei der lauen Premierenaufnahme zutraute und so wird es wohl mit des gleichen Dichters „Freund Jack“ auch gehen. Die Idee ist, wie gesagt, bescheiden. Eine adelige Gesellschaft will sich an einer Parvenufamilie rächen, staffiert einen Kellner zum Großfürsten aus und freut sich, wie dieser die Herzen der Emporkömmlinge und besonders deren Tochter im Fluge gewinnt. Nun entpuppt sich aber der Pseudo-Großfürst als ein richtiger. Großfürsten sind zuweilen etwas sonderbar, also warum sollte nicht einer einmal aus Laune einen Kellner spielen, dachte sich der Komödiendichter, und am Schlusse läßt er den Kaiser seine verwandschaftlichen Glückwünsche zur Verlobung telegraphieren. Man sieht, es gibt noch Optimisten. Die Aufführung unter Basils flotter Regie versöhnte einigermaßen mit der Aermlichkeit des dramatischen Vorwurfes. Frau Conrad-Ramlo hatte Gelegenheit, ihren prächtigen Humor zu entfalten, und Graumann gab den Großfürsten mit Liebenswürdigkeit und Eleganz. Auch sonst war man bemüht, den bläßlichen Vorlagen Lebensfarbe zu geben und so das Stück zu einem Darstellungserfolg zu führen.

Calderon-Gesellschaft. Ein sehr gut besuchter Vortragsabend bot erlesene Verskunst. Ria Claassen sprach in einführenden Worten über „Vortragskunst und religiöse Lyrik“ in anregender Weise, indem sie besonders auf eine ausgeprägte Pflege des Rhythmus hinwies. Die glücklich gewählten Proben religiöser

[1]) Vergl. „Allgemeine Rundschau“ Nr. 6 (1909), S. 341 f.



Lyrik aus Mittelalter und Neuzeit brachten Franz von Assisis Gesang von dem Bruder Sonne, von Johannes vom Kreuz: den Gesang von der dunklen Macht der Seele (in der trefflichen Uebertragung von Diepenbrock), aus dem spanischen geistlichen Liederbuch: „Herr, was trügt der Boden hier" und „Der hl. Joseph singt", Dichtungen von Jacopone da Todi, aus Dantes Paradieso, von Gottfried von Straßburg, Walter v. d. Vogelweide, Tauler, Hoffmannswaldau, Clemens Brentano, Novalis und Immermann. In äußerst wirksamer Weise gab eine weitere Abteilung Teile aus Goethes Faust: den Chor der Erzengel aus dem Prolog des ersten Teiles, aus dem zweiten den Geisterchor, die Euphorionsszene, den Chor der grauen Weiber und Fausts Himmelfahrt. Schillers „Eleusisches Fest" mit Schillings am Klavier von Frl. Johannes sehr feinsinnig dargebotener Musik gab dem Abend einen machtvollen Ausklang. Ria Claassen sprach die Verse mit packender Wirkung. Auch in mehreren der vorhergenannten Dichtungen gab sie Proben gefühlsinniger und stilgerechter Vortragskunst. Die Damen Anita und Clemence Mauel, Engl, Palmberger, Seelig und Uebelacker, sowie Herr Krumbacher und namentlich nicht benannte Kräfte boten gleichfalls Beweis von bester Schulung und reifem Verständnis. Den Darbietungen wurde begeisterter Beifall gezollt.

Schauspielhaus. „Im Klubsessel" von Karl Rößler und Lud. Heller fand unter Regie und darstellerischer Mitwirkung des zweitgenannten Autors starken Lacherfolg. Ein Lustspiel nennen die Verfasser ihre drei Akte, nun das sind sie nicht gerade; aber eine Posse, die das Publikum bis zum Schlusse bei guter Laune erhält. Die Fabel ist recht harmlos, bis auf eine Episodenfigur auch die auftretenden Typen, der leichtsinnige Aristokrat, den die Geldnot nicht aus der guten Laune bringt, die liebenswürdige junge Witwe mit dem goldenen Hintergrund, die puritanisch erzogene junge Anti-Alkoholistin, die die ganze Menschheit „erziehen" will, der Wasserdoktor und die sonderbaren Insassen seines Sanatoriums. Das Beste daran freilich ist der Humor, mit dem diese bewährten Typen in Bewegung gesetzt sind.

Aus den Konzertsälen. Ferdinand Löwe bot im VII. Abonnementskonzert des Konzertvereins neben feinsinnig geleiteter Wiedergabe von Schumanns erster Symphonie und Mozarts Serenade D-dur für Streichinstrumente, Oboen, Hörner und Trompeten zwei Werke zeitgenössischer Münchener Musiker. Neu für München war Karl Bleyles klangschöner „Gnomentanz", bedeutender sowohl in technischer Hinsicht, wie durch individuelle Prägung ist Kloses an feinen Schattierungen reicher „Elfenreigen". Beide Komponisten konnten den lebhaften Applaus des Publikums persönlich entgegennehmen. Letzterer wurde auch in verdient reichem Maße der Solistin Ottilie Metzger zuteil, die ihre hervorragend schöne Altstimme und geschmackvolle Vortragsweise an Schumannliedern neuerdings glanzvoll bewährte. Heinrich Heines beide Grenadiere werden freilich in Frauenmund immer deplaziert klingen, so schön sie auch gesungen wurden. — Das Volkssymphoniekonzert bot Raffs Sinfonietta und Beethovens erste Symphonie unter Prills verständnisvoller Leitung. In einem Violinkonzert von Tschaikowsky stellte sich eine junge Künstlerin, Beatrice Leesch vor. Das Konzert kollidierte mit dem Abend der Calderongesellschaft, ich kann darum nicht von eigenem Hören berichten, doch wird mir das Spiel der sehr begabten Geigerin von fachmännischer Seite als im hohen Grade bemerkenswert bezeichnet, so daß wir die junge Künstlerin wohl in Bälde wieder in den Konzertsälen werden begrüßen können. Einen Hans Pfitznerabend veranstaltete das Siebenquartett mit dem Komponisten und Ludw. Heß, der Gesänge, von denen mehrere uns neu waren, mit seiner eindringlichen Vortragskunst zu starker Wirkung brachte. Diese Lieder, wie das D-dur-Streichquartett und das Klavierquintett op. 23 legten wieder von der Stärke des Pfitznerschen Talentes beredtes Zeugnis ab. Die Wiedergabe durch die genannte Kammermusikvereinigung und den Tondichter als Pianisten war des stürmischen Beifalls würdig. Sehr harmonisch verlief auch der Abend, den Georg Knauer und Hch. Schwartz zu einem wundervoll abgestimmten Ensemble vereinigte, besonders die Wiedergabe von Brahms Klavier-Violinsonate ist in besonderem Maße hervorzuheben. Beethovens musikalische Bearbeitungen zu schottischen, irischen und englischen Volksliedern hört man selten. Es war darum dankenswert, daß Otti Hey mehrere von ihnen zu ihrem Abend gewählt hatte. Die oft genannten stimmlichen Vorzüge der Sängerin und ihre ungekünstelte, verständnisvolle Vortragsweise bewährten sich bestens. Die Triobegleitung wurde von Schmid-Lindner, Sieben und Stocker in mustergültiger Weise ausgeführt.

Verschiedenes aus aller Welt. In Düsseldorf hatte die Oper „Robins Ende" von Maximilian Moris, Musik von Eduard Kuennecke starken Erfolg. Die Musik besitzt einschmeichelnde Melodien und eine gewandt geführte lustspielmäßige Handlung. — In Berlin interessierte „Don Juans letztes Abenteuer" eines jungen Lübecker Dichters Anthes, von dem nach verschiedenen Berichten wertvolle dichterische Leistungen zu erwarten seien. — Beifällige Aufnahme fand im Dessauer Hoftheater die Uraufführung von Rich. Warmers romantischem Lustspiel „König Ywain und sein Schatz". Der Dichter verfügt nach der Kritik über glücklichere Verskunst, wie Charakterisierungsfähigkeit. — Auf einer Idee des Spaniers Moreto hat Friedrich Adler ein wirksames Schauspiel „Der gläserne Magister" aufgebaut, das bei seiner Prager Urpremiere sehr starken Beifall fand. Wildenbruchs nachgelassenes Drama „Der deutsche König" hat nunmehr auch in Weimar starke Wirkungen erzielt. — Im Deutschen Volkstheater in Wien gefiel „Der dumme Jakob", Komödie von Taddäus Rittner. Die Kritik rühmt die feine Milieuschilderung und den Humor, der auf dem dunklen Grunde einer leisen Tragik ruht. — „Der moralische Teeabend", eine Posse im Geschmack von Lud. Thomas „Moral", hatte in Frankfurt a. M. einen Achtungserfolg. Der Verfasser Stilgebauer ist der Autor des vielbändigen „Götz Kraft"-Romanes. — Die norwegische Regierung beantragte bei dem Storthing für den Komponisten Chr. Sinding ein jährliches Ehrengehalt.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

An den deutschen Börsen, vornehmlich in Berlin, entspinnt sich seit längerer Zeit ein Kampf um die Entwicklung und Macht der Tendenzherrschaft. Die Grossbanken und Finanziers raten seit Jahresbeginn und auch schon geraume Zeit vorher strikte von neuen Investitionen der Kleinkapitalisten ab. Mit Recht, denn das Kursgebäude unserer Industriewerte hat ein derartig hohes und vielfach erörtertes Niveau erreicht, dass wohl die Grenze nach oben nicht mehr in Einklang mit der Rendite der betreffenden Gesellschaften und deren Zukunftschancen zu bringen ist. Es bleiben also lediglich die Kleinkapitalisten und das Provinzpublikum, welche die momentane Haussebewegung und die stark anhaltende Stimmung machen und fördern. Dabei sind die bestehenden Effektenengagements und das Interesse an allen Industriewerten derart gross und ausgebreitet, dass sicherlich schon ein leises Stören der Haussestimmung eine scharfe Reaktion hervorrufen kann. Beispielsweise die durchaus unsichere Situation an der Neuyorker Effektenbörse erregt allseits Bedenken und kann nach Umständen Anlass zu unangenehmen Rückschlägen bei unseren Marktgebieten hervorrufen. Der Abbruch der internationalen Verhandlungen behufs Bildung eines Kalisyndikates hat auch zum Teil verstimmt. Das Vertrauen in die anhaltend günstige Tendenz an den Börsen und die überaus gute Entwicklung der wirtschaftlichen Situation von Handel und Industrie ist und bleibt jedoch überwiegend. In letzterer Zeit hat auch eine neuerliche Kursbewegung nach oben am Goldminenmarkt eingesetzt und sich behauptet. Dadurch, und weil die günstigen Nachrichten sich zumeist überstürzt vervielfachen, ist trotz der verschiedentlich beachteten Reserve vorerst an schlechte Börsentage nicht zu glauben. Das vorübergehend vorhandene Realisationsbedürfnis entsprang lediglich börsentechnischen Momenten. — Durch die weitaus gebesserten Verhältnisse am Geldmarkt sind die Wege der Emissionen von Reich, Preussen und anderen Bundesstaaten geebnet. Die Intentionen des Reichsbankdirektoriums sind zwar dahin bekannt, den ohnehin zu scharf ausgeprägten Optimismus der Börsen weiteren Boden nicht gewinnen zu lassen. Trotzdem werden die starken Rückflüsse bei dem Noteninstitut und vor allem der grosse Unterschied zwischen dem offenen Geldmarkt und dem Diskontsatze der Reichsbank eine baldige Ermässigung der Diskontrate erfordern. Die Reichsbank kann und will die Herrschaft über den heimischen Geldmarkt nicht verlieren. Die Reduktion des Satzes um ein halbes Prozent wird diese Woche schon, spätestens aber noch vor Ende Januar erfolgen. Geld ist stets reichlich und zu niedrigen Sätzen am offenen Markt angeboten. Auch das Reich hat von seinen Verpflichtungen bei der Reichsbank grössere Abzahlungen vorgenommen. — Es ist nur zu natürlich, dass die Verbilligung des Geldes der Besserung der industriellen und wirtschaftlichen Konjunktur weiterhin zu Nutzen kommen wird. Dabei zeugt eine lange Serie neuer Daten von einem wirklich ernst zu nehmenden Tendenzumschwung in der deutschen Industrie. Den Anstoss gaben neuerdings die Preiserhöhungen für Grobblech, Zink, Stahl, Eisen und andere Metalle. Die günstigen amerikanischen Meldungen vom Stahl- und Eisenmarkt vereinigen sich mit den gebesserten Konjunkturberichten aus Luxemburg, Belgien und den englischen Montangebieten. Die Versandziffern des deutschen Stahlwerksverbandes und neue Syndikatsbestrebungen von internationalen Eisen- und anderen Montangesellschaften behufs Verkaufspreise- und Absatzgebiete-Regulierung zeigen weitgehende Besserung an allen Marktzentren. Die Montanpapiere konnten infolge aller dieser Momente naturgemäss in erster Linie in den Kursen positionieren. Eine kräftige Hausse entwickelte sich auch zeitweise in den Bankaktien. — Der Rentenmarkt bleibt bei der grossen Beteiligung des Publikums am Kassa-Industrieaktienmarkt von der Geldflüssigkeit nur wenig beeinflusst. Man glaubt jedoch auch diesem Gebiet ein grösseres Interesse für die nächste Zeit beilegen zu dürfen. Die Sicherung der verschiedensten Kursgewinne wird doch zumeist in den Rentenwerten angelegt. Die Abundanz des Geldmarktes und das billige Geld an den Börsen wird den kommenden Neuemissionen so zustatten kommen, dass die Kurse der älteren Anleihengattungen nicht verlieren. Bei einer Reaktion der

Industrieaktien wird — das Gros der Spekulation sich gerne der fest verzinslichen Werte neuerdings erinnern. Die deutschen Fonds gelten auch hinsichtlich der Rendite gegenüber der momentanen Verzinsung und dem Kurswert der Industriewerte derzeit als lukrativ und chancenreich. **Bei einer Anlage in sicheren Verzinsungswerten** ist den deutschen Fonds und gleichfalls den Pfandbriefen unserer Hypothekeninstitute gegenüber den Industrieaktien weitaus der Vorrang einzuräumen.

M. Weber.

Die Krankheit unserer Zeit ist die — **Nervosität.** Ihre große Verbreitung und erschreckende Zunahme ist hauptsächlich dadurch mit bedingt, daß sie sich meist vererbt von den Eltern auf die Kinder. Eine vernunftgemäße Erziehung und Pflege von klein auf können jedoch die Wirkungen der angeborenen Anlage bedeutend vermindern, ja vermögen in den meisten Fällen sogar aus dem „nervösen Kinde“ einen gesunden und normalen Menschen zu machen. Falsche Erziehung und Behandlung des Kindes erhöhen seine Nervosität und Reizbarkeit. Man ist entweder zu streng oder zu nachsichtig gegen die Kinder; beides rächt sich. Der Ernährung der Kinder muß man erhöhte Aufmerksamkeit zuwenden. Scharfe und gewürzte Speisen wirken schädlich und alkoholhaltige und aufregende Getränke sind geradezu Gift für die Kinder. Idealgetränke sind Milch und z. B. der Kathreinersche Malzkaffee. Wenn Milch, wie es häufig der Fall ist, den Kindern auf die Dauer widersteht, so vermische man sie mit Kathreiners Malzkaffee, dessen mildaromatischer Geschmack Kindern wie Erwachsenen jederzeit zusagt. Die Eltern sollten ferner auf richtiges Atmen Wert legen. Ein ärztlicher Ausspruch lautet: „Ein nervöser Mensch kann sich Gesundheit eratmen.“ Tief und ruhig soll die Luft durch die Nase eingezogen werden. Auch die Hautatmung vermittelst der Poren, die durch Wasser- und Luftbäder gefördert wird, ist von großer Bedeutung für die Gesundheit des Nervensystems.

Die „Allgemeine Rundschau“ ist im Abonnement und Einzelverkauf erhältlich in der Herderschen Buchhandlung Berlin W. 56. Französischestraße 33 a. Telephon I 8239

Jedermann weiß, daß trockene Wohnungen viel leichter und billiger zu beheizen sind, als feuchte und daß sichs in trockenen Räumen viel gesunder und behaglicher leben läßt. Schon in Rücksicht auf Verbilligung der Beheizung strebe man daher recht trockene Wohnräume an. Mit einer einmaligen verhältnismäßig geringen Ausgabe kann man feuchte Wohnungen aufs günstigste umgestalten und zwar durch Anbringung der überaus praktischen Patentfalztafeln **„Kosmos“** der Fabriken von **A. W. Andernach in Beuel** am Rhein. Wenn man ferner bedenkt, daß die kalten, feuchten, dumpfigen Wohnräume gar oft die Brutstätten sind der schlimmen Krankheits-Erreger des Typhus, Scharlachs, der Diphtheritis, der Masern usw., so sollte schon aus diesem Grunde jeder Familienvater für möglichste Trockengestaltung der Wohnungsräumlichkeiten sorgen, was bei Anwendung der Andernachschen Patenttafeln in überraschend leichter Weise geschehen kann. Selbst die bisher ungesundesten Wohnungen auf ungeeignetem Baugrund, wo alle Wohnungsentfeuchtungsversuche vergeblich waren, konnten durch zweckmäßige Anbringung von Kosmostafeln zu trockenen, gesunden und behaglichen Wohnräumen umgestaltet werden. Die genannte Fabrik wird an Interessenten ausführliche Abhandlung Nr. 270a gern postfrei und umsonst senden.

Hauswirtschaftslehrerinnen-Seminar Marienheim Speier. Das Resultat des Jahreskurses 1909 war ein sehr erfreuliches. Bei der 4tägigen Lehramtsprüfung erhielten 14 Lehramtskandidatinnen Note I, 13 Note II und 1 Note III. — Der Kurs 1910 nahm seinen Anfang am 3. Januar mit großer Beteiligung; im Juli 1910 wird ein Vorkurs für den weiteren Seminarkurs beginnen. Der Beruf einer Hauswirtschaftslehrerin hat sich in jeder Beziehung als ein segensreicher gestaltet. Die früher ausgebildeten Lehrerinnen sind an 8. Mädchenklassen und Fortbildungsschulen, sowie in Instituten und Wanderkochkursen tätig. Von der Leitung des Marienheims selbst werden viele Lehrerinnen für die eigenen Wanderkochkurse verwendet, welche in allen Teilen Deutschland abgehalten werden.

Junfermannsche Buchhandlung Paderborn.

Albert Pape. Editore Pontificio.

Die **Verlagsbuchhandlung** erbittet Angebote geeigneter Manuskripte für eigenen und Kommissionsverlag und sichert gute Honorierung, entsprechende Ausstattung und energischen Vertrieb zu.

Die **Sortimentsbuchhandlung** empfiehlt sich zur prompten Lieferung der gesamten Literatur des In- und Auslandes.

Die **Buchdruckerei**, modern eingerichtet, empfiehlt sich zur Herstellung von Werken, Zeitschriften, sowie von Drucksachen privater und geschäftlicher Natur. Kostenanschläge bereitwilligst.

Regensburg – **1910 – Oberpfälzische Kreisausstellung**, Industrie, Gewerbe, Landwirtschaft, Christl. Kunst. Mai—September. Sehr interessante mittelalterliche Stadt. ::

Filiale der Dresdner Bank in München

München, Promenadeplatz 6.

Hauptsitze: Dresden-Berlin.

Aktienkapital 180 Millionen Mark.
Reserven ca. 52 Millionen Mark.

Verwaltung offener Depots.

Wir nehmen Wertpapiere **zur sicheren Aufbewahrung und Verwaltung** entgegen und besorgen alle hiermit zusammenhängenden Arbeiten, wie den Einzug der Zinsscheine, die Ueberwachung von Auslosungen, Kündigungen und Konvertierungen, die Erhebung neuer Zinsscheinbogen, Ausübung von Bezugsrechten u. s. w.

Die Gebühr für Aufbewahrung und Verwaltung beträgt **30 Pfg. für je M. 1000.–, — mindestens M. 3.– pro Jahr. —**

In Verbindung mit den Depots werden laufende Rechnungen geführt, auf denen die fälligen Zinsscheine, Bareinzahlungen und Auszahlungen, Effektenumsätze, Scheckentnahmen und dergl. verbucht werden. Guthaben auf solchen Rechnungen verzinsen wir z. Z. mit **2½%**.

Vermietung stählerner Schrankfächer.

In unserem **feuer- und einbruchsicheren Tresor** vermieten wir Schrankfächer verschiedener Grösse, welche unter **eigenem Verschluss des Mieters** und Mitverschluss der Bank stehen, zur Aufbewahrung von Wertgegenständen. Der Mindestpreis beträgt **M. 12.– pro Jahr** bezw. **M. 2.– pro Monat.**

Entgegennahme von Bareinlagen.

zur Verzinsung auf **Scheck-Conto** od. gegen **Kassaschein.**

Verzinsung erfolgt zur Zeit	**bei täglicher Kündigung mit**	**2½%**
	„ 1 monatl. „ „	3%
	„ 3 „ „ „	3½%
	„ 6 „ „ „	3¾%
	„ 12 „ „ „	4%

Wir besorgen alle sonstigen in das Bankfach einschlagenden Geschäfte und erteilen auf Wunsch nähere Aufschlüsse.

Die Bank beobachtet in allen Vermögensangelegenheiten ihrer Kunden strengste Verschwiegenheit gegenüber jedermann, besonders gegenüber den Rentämtern und allen anderen Behörden.

Die Bestimmungen für alle Zweige des Geschäftsverkehrs sind an unseren Schaltern erhältlich oder werden auf Verlangen portofrei zugesandt.

Die Buch- und Kunstdruckerei der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, München, Hofstatt 5 u. 6

übernimmt die Herstellung von Werken jed. Art, Dissertationen, Festschriften, Diplomen usw. und hält sich zur Uebernahme sämtlicher Buchdruckaufträge auf das beste empfohlen. ::::

Abonnenten-Akquisiteure

für eine erstklassige, gut eingeführte Zeitschrift an allen Orten gegen hohe Provision **gesucht.** Offerten unter **A. 1500** an die Geschäftsstelle der „Allgemeinen Rundschau", München. ::

Garantiert naturreine

Weine.

Tisch-, Dessert- und Schaumweine, Rot- und Weissweine.

Messweine.

Preisliste gratis u. franko.

J. Kirchmeyer,
Weingrosshandlung
Paderborn i. W.

Die Bonifacius-Druckerei zu Paderborn

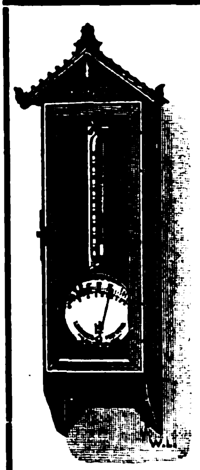
erbietet sich zur pünktlichen Lieferung der Literatur des In- und Auslandes, besonders der katholischen. Sie besorgt auch jedes, wo immer angezeigte Werk.



Das Antiquariat der Bonifacius-Druckerei zu Paderborn

gibt regelmässig Kataloge aus, die auf Verlangen jedem Interessenten gratis u. franko zugesandt werden. Zugleich kauft dasselbe grosse Bibliotheken zu guten Preisen. Auf Wunsch wird persönliche Besichtigung zugesichert.

Bitte nicht lesen ohne sich dauernd zu merken, dass wir alle Bücher (auch Lexika, Klassiker, Weltgeschichte usw.) ohne Anzahlung und ohne Preiserhöhung auf laufendes Konto gegen monatliche Raten von 2—5 M. liefern. Referenzen: 20000 Geistliche, Offiziere, Aerzte, Juristen, Lehrer, Lehrerinnen, Beamte, fürstliche und adelige Herrschaften usw. Fried. Kratz & Cie., Versandbuchhandlung, Köln a. Rh., Stolkgasse 49, Verlag der Jugend- und Volksbibliothek des Kath. Lehrerverbandes des Deutschen Reiches, Pr. Rhld.



Frost oder Tauwetter? Schnee oder Regen? Heiteres oder trübes Wetter? Ob gesunde Luft

im Zimmer und wie man sie verbessern soll? Ob man ohne Gefahr für Gesundheit in's Freie kann? Diese Fragen beantwortet höchst anregend und belehrend

Lambrecht's Polymeter

Illustrierte Beschreibung und Anerkennung erster Fachmänner zu Diensten. Lambrecht's Instrumente sind in den Kulturstaaten gesetzlich geschützt. Man verlange Gratis-Drucksache Nr. 547.

Gegründet 1859 **Wilh. Lambrecht, Göttingen** (Georgia Augusta.)

Inhaber des Ordens für Kunst und Wissenschaft.
Generalvertrieb für die Schweiz, Italien u. die österreichischen Alpenländer :: durch: **C. A. Ulbrich & Co., A.-G., in Zürich.** ::

Es gibt fast keinen Leser der „Allgemeinen Rundschau" mehr,

welcher nicht schon

Schlesische Reinleinen und Hausleinen,

das Beste zu Leib-, Bett-, Kirchen- und Ausstattungswäsche, direkt aus Landeshut in Schlesien sich hätte senden lassen.

Wir bitten die verehrten Leser, die armen Handweber in dortiger Gegend zu unterstützen. Landeshut in Schlesien ist weltbekannt durch seine guten Leinengewebe.

Verlangen Sie Muster und Preisbuch portofrei

von der als höchst reell bekannten christlichen Firma

Brodkorb & Drescher Leinenhandweberei

Landeshut in Schlesien Nr. 43

über Leinen-, Hand- und Taschentücher, Tischwäsche, allerhand Bettbezugstoffe, Bettbarchent, Schürzen- und Hauskleiderstoffe, Hemdenflanell u. a. Schlesisches Prima-Hemdentuch à Stück 20 m, 82 cm breit, Mk. 9.—, 10.—, 10.80, 11.80 per Nachnahme.

Langjährige Lieferanten an geistliche Häuser, Klöster, Paramenten-Vereine und Familien aller Stände. Anfertigung ganzer Ausstattungen. — **Garantiert reines Leinen für Kirchenwäsche** in Gebild und glatt. — **Zurücknahme nicht gefallender Waren auf unsere Kosten.**

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 23 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 23 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 5. München, 29. Januar 1910. VII. Jahrgang.

Rechnungen, die nicht stimmen.

Von Justizrat Dr. Jul. Bachem, Köln.

Bis zu den nächsten Reichstagswahlen ist es noch weit. Es kann sich inzwischen vieles ereignen, wodurch alle Kombinationen über den Haufen geworfen werden. Trotzdem beschäftigen sich die Blätter schon jetzt eifrig mit der Frage, was aus den nächsten Reichstagswahlen herauskommen werde. Wie das so üblich ist und wie auch das Milchmädchen der Fabel es machte, fällt die Rechnung meist so aus, wie es den Wünschen der Rechnenden entspricht; die politischen Gegner werden dabei in Grund und Boden gerechnet.

Im Januarheft der „Preußischen Jahrbücher" hat Professor Delbrück jüngst die politische Situation, besonders die Anbahnung eines Zweiparteiensystems besprochen und dabei bezüglich des Zentrums u. a. ausgeführt: „Wir sind auf Grund einer langen Erfahrung gewohnt, die Zentrumskreise für uneinnehmbar zu halten. Auch bei den Blockwahlen ist es ja nicht gelungen, dem Zentrum auch nur das kleinste Gebiet zu entreißen. Aber bei dem Block der Linken würde es anders stehen. Das Zentrum hat bei den Bülowschen Blockwahlen deshalb so gut abgeschlossen, weil bei den Stichwahlen die dritte Partei immer ihm zufiel: die Sozi wählten lieber Zentrum als Konservative und Liberale, weil es in der Opposition war, und die Konservativen und Liberalen wählten lieber Zentrum als sozialdemokratisch, weil jenes doch zu den bürgerlichen Parteien gehört."

Professor Delbrück ist ein geistreicher Mann; die Rechnung aber, die er da zuungunsten des Zentrums aufgemacht hat, stimmt nicht. Wenn in Wirklichkeit, wie Professor Delbrück behauptet, die Stichwahlen an dem für das Zentrum günstigen Abschluß der Blockwahlen hauptsächlich schuld wären, dann müßte das Zentrum einen beträchtlichen, wenn nicht den größten Teil seiner Mandate erst in der Stichwahl erlangt haben. In Wirklichkeit fielen aber dem Zentrum von seinen 104 Mandaten nicht weniger als 88 schon in der Hauptwahl zu, wo es ganz auf seine eigene Kraft angewiesen war. Das sind stark $^5/_6$ des Gesamtbesitzes. Schon in der Hauptwahl hatte das Zentrum also den Angriff aller sogenannten Blockparteien glänzend abgeschlagen und gezeigt, daß seine Position in der Hauptsache uneinnehmbar ist. Nur 16 Sitze wurden in den Stichwahlen erlangt.

Ganz anders war dagegen das Bild auf seiten der Liberalen. Die Nationalliberalen erlangten von 54 Kreisen nur 19 in der Hauptwahl. Der Freisinnigen Volkspartei fielen von 28 Sitzen nur 6 in der Hauptwahl zu, der Freisinnigen Vereinigung von 14 nur 1 und der Süddeutschen Volkspartei von 7 nur 2.

Ebenso unrichtig wie die Delbrücksche Behauptung, daß das Zentrum seine starke Stellung hauptsächlich den Stichwahlen zu verdanken habe, ist die weitere Behauptung, daß dem Zentrum bei den Stichwahlen die dritte Partei immer zugefallen sei. Das Zentrum war im ganzen in 34 Wahlkreisen an Stichwahlen beteiligt; von diesen erlangte es aber nur 16, also nicht einmal die Hälfte. In den 18 Wahlkreisen, welche das Zentrum nicht erlangte, zeigte sich, daß nicht einmal die Hälfte der Stimmen der ausschlaggebenden Partei dem Zentrum zufielen.

Ganz andere Geschäfte machten bei den Stichwahlen die Liberalen, welche bei der Hauptwahl so schlecht abgeschnitten hatten. Die Nationalliberalen waren an 59 Stichwahlen beteiligt und gewannen davon 35; die Freisinnige Volkspartei gewann von 26 Stichwahlkreisen 22, die Freisinnige Vereinigung von 16 12 und die Süddeutsche Volkspartei von 10 5.

Die eifrigste Vorkämpferin des Blockes der Linken, des liberal-sozialdemokratischen Großblocks nach badischem Muster, ist die „Frankfurter Zeitung". Auch sie rechnet, und zwar will sie eine Mehrheit des Blockes der Linken für die nächsten Reichstagswahlen herausrechnen. Zunächst weist die „Frankfurter Zeitung" auf 25 Sitze hin, welche die Sozialdemokraten mit Hilfe der Liberalen von den „reaktionären" Parteien (gemeint sind die Konservativen und das Zentrum) erlangen könnten. Diese 25 neuen Sitze für die Sozialdemokratie sollen ausschließlich aus konservativem, freikonservativem und antisemitischem Holze geschnitzt werden, also aus dem Holze von Parteien, welche 1907 im Bülowschen Block vereinigt wurden. Unter den 25 Wahlkreisen befindet sich nicht ein einziger Zentrumswahlkreis.

Dagegen kommt das Zentrum zur größeren Hälfte mit in Betracht in 22 Wahlkreisen, für welche die „Frankfurter Zeitung" auf die Unterstützung der Liberalen durch die Sozialdemokratie rechnet. Unter diesen 22 den Liberalen zugedachten Wahlkreisen sind 14 Zentrumswahlkreise. Das ist also das Maximum dessen, was nach der Meinung der „Frankfurter Zeitung" der Block der Linken dem Zentrum überhaupt abnehmen zu können glaubt. Voraussetzung ist dabei, daß „alles klappt", d. h. daß eine feste Abmachung bezüglich aller von der „Frankfurter Zeitung" in Betracht gezogenen 47 Wahlkreise getroffen und strikte durchgeführt wird. Der Sozialdemokratie wird dabei zugemutet, daß sie in mehreren Wahlkreisen vor den Liberalen zurücktritt, selbst wo sie sehr viel stärker ist, als die Liberalen aller Schattierungen.

Die Rechnung der „Frankfurter Zeitung" ist also jedenfalls sehr optimistisch nach der Seite der Liberalen. Sie läßt dabei völlig außer Betracht, wie das Bild sich gestalten könnte, wenn die Liberalen nicht mehr die Unterstützung derjenigen Parteien finden würden, welche ihnen früher und insbesonders bei den Reichstagswahlen 1907 gegenüber sozialdemokratischen Mitbewerbern ausgiebig zur Seite gestanden haben.

Der ganze Optimismus der Berechnung der „Frankfurter Zeitung" wird den weitesten politischen Kreisen zum Bewußtsein gebracht durch zwei umfassende Artikel eines statistisch veranlagten Mitarbeiters der „Kölnischen Volkszeitung" (in Nr. 33 und 36 dieses Blattes), welche eben wie die Rechnung des demokratischen Blattes auf der Voraussetzung des „Zweiparteiensystems" beruht, diese aber folgerichtig durchführt. Die Artikel untersuchen die Verhältnisse in 101 jetzt liberal vertretenen Wahlkreisen und nehmen dabei zugunsten der Liberalen an, daß der liberal-sozialdemokratische Großblock, wie in Baden, für sämtliche Stichwahlen in Kraft tritt und daß der liberale Kleinblock in allen Wahlkreisen schon für den ersten Wahlgang eine Einigung bewirkt, die in Baden nicht gelang.

Die Untersuchung welche hier nur in großen Zügen verfolgt werden kann, kommt zu dem Ergebnis, das unter den für die Liberalen günstigsten Voraussetzungen von den 101 liberalen Mandaten ziemlich $^1/_3$, nämlich 33, als sicher für die Liberalen zu bezeichnen sind. In den 8 ersten der aufgeführten Wahlkreise dürften die Liberalen nur mit sozialdemokratischer Hilfe siegen; unter den 14 letzten sind mindestens 7, in welchen die rechtsstehenden Parteien der Sozialdemokratie zum Siege verhelfen könnten, was sie aber sicherlich nicht tun werden.

Den aufgeführten 33, für die Liberalen „sicheren" Wahlkreisen stehen aber 68 gegenüber, die zum kleineren Teil durch die rechtsstehenden Parteien, zum größeren durch die Sozialdemokratie bedroht sind. In nicht weniger als 38 von diesen

54 Wahlkreisen sind die Liberalen, um sich zu behaupten, auf die Hilfe der rechtsstehenden Parteien angewiesen.

Danach stehen also unter der Voraussetzung des Zweiparteiensystems den von der „Frankfurter Zeitung“ herausgerechneten 22 möglichen Gewinnen der Liberalen 56 mögliche und wenigstens 40 sehr wahrscheinliche, größtenteils sichere Verluste gegenüber; im günstigsten Falle ergibt sich demnach für die Liberalen ein Verlust von 18 Mandaten. Demgegenüber würden allerdings die Sozialdemokraten die 25 Mandate der Rechtsparteien, die ihnen die Liberalen verschaffen sollen, sowie mindestens 33 Mandate der liberalen Parteien, also insgesamt 58 Sitze gewinnen und damit auf eine Fraktionsstärke von 104 Mandaten kommen. Mit den höchstens 84, die den Liberalen aller Schattierungen verbleiben würden, ergäbe das eine Gesamtstärke des liberal-sozialdemokratischen Großblocks von 188 Sitzen im Reichstage. Zur Mehrheit gehören aber 199.

Die Wahltaktiker der verschiedenen Parteien werden gut tun, das hier auszugsweise zusammengestellte Material zu beachten und nachzuprüfen. Das Gesamtergebnis ist, daß die Bäume des liberal-sozialdemokratischen Großblockes, auch wenn er auf der ganzen Linie wirksam würde, nicht in den Himmel wachsen werden. Jedenfalls haben die Rechtsparteien bei hinreichender Entschlossenheit es in der Hand, dies zu verhindern.

Ein Mahnruf zur geschlossenen Einheit unter den Katholiken.

Aus dem Fastenhirtenbriefe des Kardinal-Erzbischofs von Köln.

... „Nun habe ich noch einen Punkt zu besprechen, der mir sehr am Herzen liegt, er betrifft die Einheit unter den Katholiken. Ich befürchte, daß der Zeitgeist, der nicht der Geist Jesu Christi ist, auch auf diesem unserem ursprünglichen Gebiete uns mit Erfolg schädigen möchte und mit seinem Hochmut, seinem Ehrgeiz, seiner Rechthaberei und seiner Lieblosigkeit in unsere eigenen Reihen Zwietracht, Spaltung und Verderben bringe ... Der Mahnruf bezieht sich auf alle Gebiete des öffentlichen Lebens, auch das literarische nicht ausgenommen.

Ich möchte aber einen Punkt aus dem sozialen Gebiete besonders herausheben, das ist die umstrittene Frage der sogenannten Gewerkschaften für die Arbeiterwelt. ... Es stehen sich in unserem Vaterlande auf diesem Gebiete zwei Richtungen gegenüber. Beide haben die besten Absichten, beide bringen für ihre Anschauungen und ihr Vorgehen ihre Gründe vor: beide werden vom Heiligen Vater zugelassen. Ich lege Wert darauf, das letztere ausdrücklich hervorzuheben. Der Heilige Vater hat u. a. namentlich wiederholt eurem Erzbischof gegenüber mündlich und schriftlich — schriftlich in eigenhändigem Anschreiben unterm 24. Oktober 1908 und sodann wiederum unterm 7. Dezember desselben Jahres — erklärt, daß es „Sache der Bischöfe sei, je nach Lage der örtlichen Verhältnisse zu beurteilen, ob gemischte oder konfessionelle Vereinigungen am Platze seien“ — „wenn er die Vertreter der einen Richtung gelobt habe, so gereichen ihm die Vertreter der anderen Richtung nicht minder zum Troste“. Wie die Dinge dermalen stehen, ist leider vor der Hand an eine Verschmelzung beider Richtungen nicht zu denken. Allein ich frage: was hindert, daß beide Richtungen nebeneinander tätig sind zum Wohle des arbeitenden Volkes? was hindert namentlich, daß sie alle Befeindung, alle Verdächtigungen, alle scharfen, harten, verletzenden Worte grundsätzlich ausschließen und verbieten? Ja was hindert, daß sie sich freundlich gegenüberstehen und gegebenenfalles zusammenwirken im Interesse der gemeinsamen guten Sache? Der Zwist hat sich leider in der allerjüngsten Zeit noch immer mehr zugespitzt; ich beklagte es auf das tiefste. Gerade die Spaltung auf dem Gebiete der Fürsorge für das arbeitende Volk, dessen Wohl dem Bischofe besonders nahe liegt, muß das Herz des Oberhirten verwunden, und ich bitte und beschwöre alle, die auf diesem Felde tätig sind, um der Liebe zu unserem arbeitenden Volke willen, sie mögen alle ohne Ausnahme jeglichen Anstoß und jegliche Bitterkeit gewissenhaft vermeiden und Einheit und Frieden wahren. Den Vorteil von solchem Zwiespalt haben nur die hohnlachenden Gegner, die doch beide Teile bekämpfen wollen. Ich wende mich mit besonderem Nachdruck und mit besonderer Wärme an die Priester, die auf sozialem Gebiete tätig sind und die der einen oder anderen der genannten Richtungen nahe stehen, und appelliere an ihr priesterliches Gewissen, an ihre Liebe zur Kirche und an ihre apostolische Liebe zu den Seelen und mahne sie inständig, ihrerseits alles aufzubieten, um dem Hader, der dem katholischen Volke zum Aergernis gereicht, endgültig Halt zu gebieten und Friede und Eintracht, christliche, katholische Liebe triumphieren zu lassen.“

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Niedergang des Liberalismus in England.

Die beiden großen englischen Parteigruppen (Liberale und Unionisten) werden annähernd gleich stark sein; die irischen Nationalisten werden die ausschlaggebende Stellung haben.

So stehen augenblicklich die Aussichten in dem langwierigen englischen Wahlkampfe. Die Unionisten haben bereits gegen 90 Sitze mehr gewonnen als verloren und werden den Reingewinn vermutlich über 100 steigern. Aber das genügt noch nicht zur Erlangung der absoluten Mehrheit; denn die ministeriellen Parteien (Liberale, Arbeitervertreter und Iren) hatten im letzten Parlament das kolossale Uebergewicht von rund 340 Stimmen.

Die englischen Wahlen gleichen einem Wettrennen über eine sehr große Distanz. Im Deutschen Reiche machen wir den ersten und Hauptteil des Wahlgeschäfts an einem einzigen Tage ab; nach einer Woche klappen dann die erforderlich gewordenen Stichwahlen nach, nur auf wenige Tage verteilt. In England aber ist die Ausdehnung des Wahlgeschäfts auf mehrere Wochen, die aus der Zeit der schlechten Verkehrsmittel stammt, nebst manchen anderen alten Zöpfen beibehalten worden. Dieses Verfahren ist für die Wettlustigen vorteilhaft, für die Nerven der engagierten Politiker aber sehr anstrengend. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen, welche die Nachrichten von jedem vorher wählenden Kreise sofort in den letzten ländlichen Flecken dringen lassen, ergibt sich aus der Ungleichzeitigkeit eine Beeinflussung der später wählenden Kreise. Die in den ersten Wahlakten hervortretende Stimmung wirkt auf schwächere Naturen suggestiv. Zweifellos haben auch diesmal die unionistischen Erfolge bei den ersten Wahlen manchem schwankenden Bürger den Mut gegeben, sich der bisherigen Opposition anzuschließen. Die Fortschritte der Unionisten nahmen sogar nach und nach ein lebhafteres Tempo an. Erst pflegten sie um ein paar Mandate hinter der vereinigten liberalen und Arbeiter-Partei zurückzubleiben, dann schlossen sie sich an den führenden Hengst auf, steckten zeitweilig sogar den Kopf vor und blieben zum Schluß der ersten Woche auf gleicher Höhe mit dem Wettbewerber. Die Hoffnung der Liberalen, daß die ländlichen Bezirke und namentlich die schottischen Wahlkreise ihnen wieder zum Vorsprung verhelfen würden, ist bisher enttäuscht worden. Die Sache sieht augenblicklich nach einem toten Rennen aus. Auch wenn der Liberalismus mit Hilfe der Arbeiterkandidaten noch einige Stimmen mehr als die Unionisten aufbringen sollte, so erlangt er doch eine regierungsfähige Mehrheit erst durch die Unterstützung der Nationalisten, und damit ist der bisher herrschende Liberalismus abhängig geworden, und zwar abhängig von einer eigenartigen Partei, mit der nicht ganz bequem zu wirtschaften ist.

Die Volksstimmung in England ist also beträchtlich nach rechts gerutscht. Welche Wahlparole hat denn zum Vorteil der Unionisten den Ausschlag gegeben? Hat das „deutsche Gespenst“ den Einpeitscher gemacht, oder hat der Schutzzollgedanke die entscheidende Zugkraft ausgeübt? Der Arbeiterminister John Burns kritisiert die gouvernementale Wahlagitation dahin: man habe zu viel vom Budget und zu wenig vom Freihandel gesprochen. Nach dessen Ansicht würden also die wirtschaftlichen Vorteile, die man den Wählern vom Schutzzoll in Aussicht gestellt hat, entscheidend gewirkt haben. Es wurde auch berichtet, daß sogar in rein ländlichen Bezirken, also bei dem in England so zahlreichen Stande der Landpächter, die Schutzzollidee weiten Anklang gefunden habe. Dort scheint man also bereits mit den Zöllen auf landwirtschaftliche Produkte zu rechnen, obschon bisher die Agitatoren von den Lebensmittelzöllen möglichst wenig gesprochen haben, vermutlich aus Scheu vor einer neuen Antikornzolliga.

Für uns Deutsche ist es ja angenehmer, wenn der Umschwung in England sich auf wirtschaftspolitische Bestrebungen zurückführen läßt, als wenn eine kriegerische Stimmung für ausschlaggebend zu erachten wäre. Herr Balfour, der frühere (und vielleicht auch künftige) Ministerpräsident, hat freilich in einer unverantwortlichen Wahlrede einen ungenannten Deutschen sagen lassen, Deutschland werde die Einführung des Schutzzolles in England nicht gestatten. Das ist aber blanker Unsinn. Wir können und wollen ja den Engländern nicht verwehren, was wir selbst tun; den Zolltarif macht sich jedes Land nach seinem jeweiligen Geschmack. Der Zollschutz für die englischen Erzeugnisse kann so ge-

staltet werden, daß Deutschland keinen Grund hat, sich zu beklagen. Es können aber auch Reibungen wegen der Zollpolitik entstehen, z. B. wenn durch die Differenzierung deutscher Waren oder durch Schikane gegen den deutschen Handel oder durch Schließung von garantierten „offenen Türen" in englischen Schutzgebieten das fair play auf den Weltmarkt verlegt würde. Aber solche handelspolitische Zwistigkeiten pflegen nicht zu einem Waffengang, sondern höchstens zu einem Zollkrieg zu führen. Ueber einen künftigen englisch-deutschen Zollkrieg brauchen wir uns heute noch nicht den Kopf zu zerbrechen. Es ist noch keine schutzzöllnerische Mehrheit da, und sollte etwa ein neuer Wahlkampf eine solche ergeben, so werden wir noch Zeit haben, uns den neuen Zolltarif in seinem Werdegang zu betrachten.

Den englischen Geschäftsgeist muß man auch mit in Rechnung stellen, wenn man die anscheinend beträchtliche Wirkung der unionistischen Deutschenhetze und Rüstungsagitation betrachtet. Die Wähler, die sich auf die „kriegerische" Seite geschlagen haben, können auch folgendem Gedankengang gefolgt sein: „Je höher die Wehrkraft Englands gesteigert wird, desto geringer wird die Gefahr eines „Angriffs", desto größer also die Friedenssicherheit, desto gesicherter der ruhige Gang von Handel und Wandel." Ein Seitenstück zu einer solchen Wählerlogik haben wir ja in Deutschland 1887 erlebt, bei den sogenannten Angstwahlen. Fürst Bismarck erlangte eine Mehrheit für sein Septennat, weil eine Masse ängstlicher Wähler in der Unterstützung aller militärischen Forderungen die beste Garantie für den Frieden sah.

Bei unseren deutschen Konfliktswahlen von 1878, 87, 93 und 1907 spielte auch bei einem Teile der Wähler die Scheu vor inneren Krisen eine entscheidende Rolle. Es kommen da Leute zum Vorschein, die für Parlamentsrecht, Wahlrecht, Volksfreiheit usw. wenig Verständnis und Sinn haben, sondern den Standpunkt ihrer Behaglichkeit oder ihres wirtschaftlichen Vorteils voranstellen. Bei der letzten deutschen Wahl, die zur Blockmehrheit führte, hat offenbar diese philiströse Scheu vor inneren Krisen viele „Nichtwähler" und viele bisherige Mitläufer der Sozialdemokratie auf die gouvernementale Seite gebracht. Wenn man bei den englischen Wählern eine ähnliche Psychologie voraussetzt, so müßte dort diesmal die Gleichgültigkeit gegen Verfassungsfragen und die Scheu vor inneren Krisen zuungunsten der Ministeriellen wirken. Denn der Liberalismus hatte einen Kampf gegen die alten Rechte des Oberhauses, eine Umgestaltung der konstitutionellen Verhältnisse proklamiert, während der unionistische Sieg den ruhigen Fortgang in den alten Bahnen verhieß. Jedenfalls steht die Tatsache fest, daß die leidenschaftliche Agitation gegen die „Tyrannei" der Lords und der Aufruf an die demokratischen Kampftriebe beim Volke überraschend wenig Anklang gefunden haben.

Was wird nun werden in England? Das liberale Ministerium erhält vielleicht eine Mehrheit, die ihm das „Fortwursteln" vorläufig ermöglicht. Aber ob diese Mehrheit ausreicht, um den geplanten Krieg gegen das Oberhaus zu Ende zu führen, ist doch mehr als zweifelhaft. Die Minister und die liberalen Agitatoren müssen aber ehrenhalber die Mütze wieder holen, die sie in den Garten der Lords geworfen haben. Sie werden von der Krone die Genehmigung eines gewaltigen Pairsschubes oder sonstige Kraftmittel zur Beugung des Oberhauses fordern müssen, und der König wird vermutlich Bedenken tragen angesichts der geschwächten Mehrheit und der umgewandelten Volksstimmung. Ein unionistisches Ministerium hat aber auch keinen Boden — es sei denn, daß die ausschlaggebenden Iren mit ihren bisherigen Todfeinden ein politisches Handelsgeschäft abschlössen. Man kann das nicht ohne weiteres für unmöglich erklären, da die Unionisten trotz ihrer Gegnerschaft gegen Homerule doch den Irländern manches Schätzbare, namentlich in Land- und sonstigen Wirtschaftsfragen bieten können. Die Vorfrage würde freilich sein, ob die Irländer erkennen, daß der Liberalismus auf die Dauer unfähig ist, ihnen die verheißene Freiheit zu verschaffen.

Die Aussichten sind also noch sehr nebelhaft. Vermutlich wird in kurzer Frist eine Neuwahl stattfinden müssen, um den englischen Volkswillen zur klaren Erscheinung zu bringen. Wir wollen hoffen, daß inzwischen wenigstens das liberale Schulgesetz in die Versenkung sinkt. Die irischen Katholiken dürfen sich doch nicht verleiten lassen, die Wiederholung dieser religionsfeindlichen Schulgesetzgebung zu dulden, nachdem die englischen Katholiken gerade wegen dieses Attentats auf die christliche Schule gemäß der Ermahnung ihrer Bischöfe zahlreich für die Konservativen gestimmt haben.

Berliner Kurs: Schneidig im Innern, matt nach außen.

So stellt sich zurzeit die Bethmann-Hollwegsche Regierung dar. Gegen die polnische Minderheit ritt der neue Feldmarschall eine scharfe Attacke; aber die Angelegenheit der Brüder Mannesmann, das Weißbuch über Marokko mit seinen bedenklichen Lücken und andere Zwischenfälle haben weithin die unangenehme Empfindung geweckt, daß unsere Staatsmänner in der Wahrung der deutschen Interessen im Ausland weder schneidig noch geschickt sind.

Die Interpellation wegen den Kattowitzer Beamtenmaßregelungen mußte natürlich im preußischen Landtag wiederholt werden, da der Sitz des Hakatismus in Preußen ist. Dabei erschien Herr von Bethmann als Ministerpräsident persönlich auf dem Plan, was wohl hauptsächlich dem Umstande zuzuschreiben ist, daß die Stelle eines Vizepräsidenten des preußischen Staatsministeriums, also eines allgemeinen Stellvertreters für die Landespolitik, noch unbesetzt geblieben ist. Es wäre für den neuen Herrn besser gewesen, wenn er sich in dieser heiklen Angelegenheit nicht so unmittelbar exponiert hätte. Er bekennt sich da voll und ganz als Hakatist. Von dem antipolnischen Kulturkampf erwartet er trotz aller handgreiflichen Mißerfolge noch Wunderdinge. Die Maßregelung der Kattowitzer Beamten verteidigt er nicht bloß, sondern macht ein regelrechtes System aus der angeblichen Vollmacht der Regierung, jeden mißliebig stimmenden Beamten mit einer „Versetzung im Interesse des Dienstes" heimzusuchen. Ueber den Einwand, daß sogar Fürst Bismarck die Wahlfreiheit der Beamten respektiert habe, sollte die Behauptung hinweghelfen, dieser große Realpolitiker hätte sich nicht an eine Formel gebunden. So gelangt man zu einer unbegrenzten Kontrolle der Beamtenabstimmungen und kann nach dem jeweiligen Belieben „Exempel statuieren".

Die nationalliberale Partei im Abgeordnetenhause erinnert sich doch noch, daß ihr Führer v. Bennigsen s. Z. den Kampf gegen Bismarck für die Beamtenfreiheit mit Energie und Erfolg geführt hat. Die Erinnerung bewog sie freilich nicht zur Umkehr, sondern nur zum Haschen nach einem Feigenblatt. Die Nationalliberalen wollten die Regierung festlegen auf eine Erklärung, wonach derartige Maßnahmen ausschließlich gegen solche Bestrebungen anzuwenden seien, die sich unmittelbar gegen die Sicherheit, den äußeren Bestand oder die monarchische Grundlage des Staates richten. Aber der Minister kam diesem gewiß bescheidenen Wunsche nicht nach; er will freie Hand haben für die beliebten „Versetzungen im Interesse des Dienstes". Diese bureaukratische Offenheit ist für die Klärung der Lage den nationalliberalen Bemäntelungsversuchen vorzuziehen. Wir wissen nun allzumal, woran wir sind, daß die Gesamtmacht der preußischen Regierung aufgeboten wird im Kampfe gegen den Kattowitzer Fleischermeister Pakulla. „Respice finem", sagte der Abg. Dr. Porsch in seiner trefflichen Schlußrede. Wohin soll denn dieser Krieg gegen die polnisch sprechende Bevölkerung, die man doch weder vergiften noch exportieren kann, schließlich führen? „Es wird mit der Zeit schon werden", sagen dagegen unsere Staatsweisen und arbeiten sich weiter in die Sackgasse hinein.

Einige weise Leute wollen in den betreffenden Verhandlungen des Abgeordnetenhauses den Anfang einer neuen parteipolitischen Aera erblicken. Die Nationalliberalen und die Konservativen hätten sich da wieder als Regierungspartei bewährt. Also die Auferstehung der alten Kartellmehrheit, die ja auch auf die Ausschaltung des Zentrums ausging, wird angekündigt. Im preußischen Abgeordnetenhause ist freilich eine Mehrheit aus diesen beiden Parteien möglich, aber Herr v. Heydebrand wird wohl nicht so unklug sein, sich in die Gewalt der liberalen Herren zu geben. Im Reichstage gibt es keine Kartellmehrheit, und sie ist auch nach menschlicher Berechnung nicht zu erwarten. Wenn Herr v. Bethmann das Zentrum, auf das er angewiesen ist, mißhandeln zu dürfen glaubt, so kommt uns diese Methode eher philosophisch als politisch vor.

Der Ministerpräsident sollte wirklich seine kostbare Zeit und seinen nicht übermäßigen Vorrat an Arbeitskraft nicht auf der antipolnischen Hasenjagd verzetteln, sondern lieber die sehr ernste Lage seines auswärtigen Amtes ins Auge fassen. Es breitet sich da eine bedenkliche Mißstimmung aus; die einen verfallen in Zweifel und Furcht, und die anderen sind unter Führung der Alldeutschen schon zum offenen Kampf gegen die Untätigkeit und Ungeschicklichkeit unserer Diplomaten übergegangen. Ein Echec auf diesem Gebiete kann für das Ansehen des neuen Kanzlers, das noch sehr zart und pflegebedürftig ist, leicht verhängnisvoll werden. Die Enttäuschung kann auf eine sehr hohe Stelle übergreifen — trotz der hakatistischen Blender.

Schweizerische Rundschau.

Von Rechtsanwalt Th. Lunke, Schaffhausen.

Schon früher, als ich anläßlich der Bundesversammlung in Bern aus der Schweiz in der „Allgemeinen Rundschau" berichtete, registrierte ich Zeichen politischen Niederganges und führte aus, daß wir absolut keine Ursache hätten, sorgenlos in die Zukunft zu sehen. Die letzte Session der eidgenössischen Räte am Schlusse des vergangenen Jahres konnte die Wolken am politischen Himmel nicht verscheuchen, und die Aussichten für das angefangene Jahr sind wenig rosig.

Das Hauptinteresse der schweizerischen Angelegenheiten konzentriert sich je länger je mehr bei den Bundesbahnen. Warum? Es reicht eben nicht mehr. In den ersten Zeiten des Staatsbetriebes ging's insoweit gut, als das Gleichgewicht der Bundesbahnfinanzen ein erfreuliches war. Jetzt aber hat sich das Zünglein auf die Schuldenseite geneigt, d. h. das Erträgnis der Bahnen reicht nicht mehr aus, um den gesetzlich vorgeschriebenen Schuldamortisationen zu genügen. Das Defizit für das Jahr 1910 ist auf 9 Millionen Franken veranschlagt, und voraussichtlich ist es die Bundeskasse, die den Fehlbetrag herausschwitzen muß. Wenn auch die Belebung des Verkehrs, die von kundig sein wollender Seite prophezeit ist, tatsächlich die Einnahmen steigern sollte, so stehen diesem Faktum eben eine Reihe von Mehrausgaben gegenüber, die das sich ergebende Plus ohne weiteres wieder verschlingen werden. Da ist vor allem die notwendig gewordene Besoldungsreform der Bundesbahnen zu nennen. Das betreffende Gesetz soll in diesem Frühjahr verabschiedet werden. Es löst nicht bei allen Beamten und Angestellten dieselbe Freude aus, denn die unteren Klassen behaupten nicht mit Unrecht, daß auf ihre Kosten bei den oberen mit der großen Kelle geschöpft worden sei. Auf der anderen Seite zehren die wachsenden Zinsenlasten am Marke der Einnahmen.

Auch der voreilige Rückkauf der Gotthardbahn ist eine Nuß, die nur schwierig geknackt werden kann. Die langwierigen Unterhandlungen zwischen den Vertragsstaaten haben bekanntlich zum internationalen Abkommen geführt, das auf deutscher und italienischer Seite noch der Genehmigung bedarf. Zudem ist die prozessuale Auseinandersetzung zwischen dem Bund und der ehemaligen Gotthardbahnaktiengesellschaft über die Höhe der Rückkaufssumme noch in der Schwebe, und die Aussichten auf eine gütliche Verständigung schwinden je länger je mehr. In der Presse fand kürzlich auch eine Notiz Platz, wonach Deutschland gesonnen wäre, die Ratifikation des Vertrages erst dann zu vollziehen, wenn die Verständigung über den Rückkaufpreis stattgefunden habe, damit die Schweiz sich nicht auf Kosten der Aktionäre erholen könne. In jedem Falle wäre es besser gewesen, wenn die Bahn erst nach der Genehmigung durch die Vertragsstaaten faktisch übernommen worden wäre.

Angesichts dieser Finanznot taucht wieder einmal das Gespenst des Tabakmonopols auf, offenbar aber nur, um wie früher wieder in der Versenkung zu verschwinden. Dann ist eine Tarifreform der Eisenbahnen in Aussicht genommen und die Erhöhung der Telephontaxen in Vorschlag gebracht worden. Beides Projekte, die kaum die Genehmigung des Volkes finden dürften und auch nicht in der Lage sein werden, die durch eine leichtsinnige Wirtschaft des herrschenden Radikalismus gestörte Finanzlage des Bundes wieder ins Gleichgewicht zu bringen. — Die frisch gegründete und mit Bundesgeldern fundierte Nationalbank hat die auf sie gesetzten Hoffnungen auch nicht erfüllt, denn sie war nicht einmal imstande, die Entschädigungen, die sie laut Gesetz an die Kantone für den Verzicht auf die Banknotenausgabe zahlen sollte, auszurichten. Die Bundeskasse hat auch hier einspringen müssen. Die Bundeskuh wird, wie Figura zeigt, nach dem System der Raubwirtschaft weidlich ausgemolken. Um das Ansehen der schweizerischen Finanzwirtschaft einigermaßen zu heben, hat der eidgenössische Finanzminister Bundesrat Comtesse, der jetzige Bundespräsident, vor Torschluß ein 80 Millionen Obligationen-Anlehen für die Bundesbahnen zu $3^1/_2$% an ein französisches Konsortium zum Kurse von $94^1/_2$% begeben, wobei der Bund noch die $2^1/_2$% Stempelabgabe an den französischen Fiskus zu übernehmen hat! Abgesehen von den ganz ungünstigen Bedingungen dieses Anlehens, ist die fortwährend wachsende Verschuldung der Schweiz an Frankreich ein Uebelstand, der unter gewissen Umständen für uns einmal unangenehme Folgen zeitigen könnte. Zudem zürnt die schweizerische Finanzwelt, indem sie geltend macht, das Anlehen hätte besser und zu günstigerem Kurse im Inland selbst gedeckt werden können. Am meisten aber hat die genannte Operation verschnupft, weil sie über den Kopf der eidgenössischen Räte hinweg vom Bundesrate eigenmächtig angebahnt und genehmigt wurde. Indessen werden solche Mißgriffe vom omnipotenten Freisinn mit Schweigen begraben, und wenn nur eine leise Kritik der Opposition an solche Geschichten zu tippen wagt, dann muß es das Volk schon für etwas halten.

Mit einem gewissen Tamtam hat die freisinnige Presse die Wahl zweier Katholiken als Vizepräsidenten des Stände- und des Nationalrates registriert und es nicht unterlassen, mit einer vornehmen Geste auf ihre Toleranz hinzuweisen. Gewiß, es haben die Schweizer Katholiken die Wahl zweier der ihrigen, die berufen sein werden, den Präsidentenstuhl der Räte im nächsten Jahr zu besetzen, mit Freude begrüßt, denn es hat lange gebraucht, bis unser Systemsfreisinn sich zu einer Tat parlamentarischen Taktes aufschwang. Allein hinterher hat die Freude einen Beigeschmack bekommen, da verlautete, die Mehrheitspartei habe der Minderheit in der Wahl ihrer Vertrauensmänner nicht freie Hand gelassen, sondern in hergebrachter Herrenmanier die Wege gekennzeichnet. Zu hoch darf der Gnadenbeweis der freisinnig-radikalen Mehrheit sowieso in keinem Falle eingeschätzt werden, denn sie braucht eben nach und nach die Minderheiten, um den aus dem Geleise geworfenen Bundeskarren wieder in Gang zu bringen.

In kulturpolitischer Beziehung kann ich zwei Fakten in meinem Berichte nicht unerwähnt lassen. Einmal die bundesgerichtlichen Entscheide, wonach zwei wegen eklatanter Gotteslästerung und Religionsverspottung von kantonalen Instanzen verurteilte (der eine ist der in München nicht unbekannte Freidenkerapostel Richter) vom obersten schweizerischen Gerichtshof freigesprochen und dem unverschämten Treiben der Freidenker und den unglaublichen Auslassungen der katholikenfeindlichen Presse Freibriefe ausgestellt wurden; dann aber auch das heroische Kämpfen der Baseler Katholiken um Gleichberechtigung mit der protestantischen und altkatholischen Landeskirche. Die annähernd 50000 Basler Katholiken waren nämlich durch Gesetz gezwungen, da sie dem Staate gegenüber eine private Gesellschaft sind, durch die allgemeine Staatssteuer die protestantische und altkatholische Kirche alimentieren zu helfen, ohne aber vom Staate ein Aequivalent hierfür zu erhalten. Sie stellten vor reichlich zwei Jahren an die Regierung das Gesuch um eine jährliche Subvention von 40000 Franken, wurden aber damit abgewiesen und auf eine Neuregelung der gesamten kirchlichen Verhältnisse des Kantons vertröstet. Diese ist nun erschienen, aber in einer Art und Weise, wie sie die Katholiken nie und nimmer annehmen konnten. Die protestantischen und altkatholischen Konfessionen sollen nämlich wie bis anhin Landeskirche, mit dem Charakter öffentlich-rechtlicher Korporationen bleiben, die Katholiken aber ihren privaten Charakter beibehalten. Also von einer Gleichberechtigung keine Rede. Die Landeskirchen ordnen in Zukunft ihre Verhältnisse selbst, bedürfen aber für ihre Verfassung und ihre allgemeinen Erlasse der Genehmigung der Regierung. Sie sind auch befugt, Steuern zu erheben. Die Katholiken und die anderen Bekenntnisse unterstehen aber dem Privatrecht und sind auf die freiwilligen Beiträge ihrer Angehörigen angewiesen. Die protestantische Landeskirche wird sodann mit dem gesamten reichen Kirchen- und Schulgut samt dem Stiftungsgut dotiert. Die, sage und schreibe, bloß 3000 Altkatholiken erhalten gleichviel wie die 50000 Katholiken, nämlich 150,000 Franken, als einmalige Abfindung. Den Protestanten und Altkatholiken fallen zudem ihre Kirchen als Eigentum zu. Die Katholiken bekommen nur eine einzige zur Nutznießung. — Die Verletzung der Rechtsgleichheit ist gewiß eine schreiende und verrät von Toleranz keine Spur. Die Baseler Katholiken scheuten denn auch weder Opfer noch Mühe und entwickelten einen bewundernswerten Mut und Eifer, diese verletzende Zurücksetzung zu vermeiden und die jedem Billigkeitsgefühl Hohn sprechende Behandlung zu unterbinden. Umsonst. Der Große Rat fand nicht die Größe, Gerechtigkeit walten zu lassen, und wies die Katholiken mit ihren Anträgen ab. Von einem freiheitlichen Hauche und von modernem Denken verrät die Haltung der freisinnigen Mehrheit Basels keine Spur, sondern nur die Furcht, die Landeskirchen könnten unter dem Gesetze der Gleichberechtigung nicht Schritt halten und dadurch der Entwicklung der katholischen Kirche Vorschub leisten. — Vor dem Gesetze sind aber alle Bürger gleich — sagt die Bundesverfassung. Der Rest ist Schweigen.

Oesterreich-Ungarn zur Jahreswende.

Von Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

II. Ungarn.

Für die ungarische Reichshälfte bedeutet die Zeit des Jahreswechsels den vollständigen Zusammenbruch des „großen Ministeriums", welches anfangs 1906 aus den Achtundvierzigern, den Siebenundsechzigern und der Volkspartei gebildet worden war, nachdem die Führer dieser Parteien mit dem Träger der Krone einen „Pakt" geschlossen, welcher sie verpflichtete, das allgemeine, gleiche und geheime Wahlrecht einzuführen nach dem Plane des früheren Ministers Kristoffy; dem nach diesem Wahlrechte frei gewählten Reichstage solle dann die Regelung der ungarischen Frage mit „Wien" und mit Oesterreich vorbehalten werden. An die Spitze des Ministeriums Kossuth trat Dr. Wekerle. Der Regierung erste Tat war der Bruch mit der serbisch-kroatischen Koalition, sie wollte und konnte die Versprechungen nicht einlösen, welche Kossuth auf eigene Faust gemacht. Das Ministerium hatte der Krone versprochen, keine staatsrechtlichen Neuerungen zu verlangen; die Folge war der Austritt des linken Flügels der Achtundvierziger. So war die größte Mehrheit, die je ein Ministerium in Ungarn gehabt, schon nach zwei Seiten abgebröckelt: im Verein mit den Nationalitätenvertretern stellten die Sezessionisten schon eine stattliche Opposition dar, wozu in gemeinsamen Fragen noch die Kroaten kamen. Wekerle-Kossuth aber verstanden es, sich mehr als zwei Jahre fortzuwursteln, bis immer dringender an sie die Mahnung der Krone und des Volkes herantrat, doch endlich einmal mit der Wahlreform Ernst zu machen. Der Minister des Innern Graf Andrassy wollte die Reform an das Pluralitätssystem knüpfen, Kossuth es mit der Bankfrage verzwicken, aber die Krone bestand auf ihrem Schein: Der Pakt von 1906 müsse erfüllt werden. Um nun die Krone zu zwingen, nachzugeben, oder um sich der Pflicht, das gegebene Wort zu erfüllen, zu entziehen, gab das Ministerium Wekerle seine Demission, mußte aber die Geschäfte weiterführen und verlor am 22. Dezember 1909 die Mehrheit im Abgeordnetenhause, indem dieses gegen den ausdrücklichen Wunsch des Ministerpräsidenten den Antrag Justh auf Abfassung einer Adresse zugunsten der Errichtung einer selbständigen Bank an die Krone annahm. Unwahr, treulos, feig nach oben und nach unten, so zeigte sich das „große Ministerium" in seinen Taten. Selten ist ein mit so großen Hoffnungen begrüßtes Ministerium, welches sich anfangs fast auf das gesamte Parlament stützen konnte, so schmachbedeckt von der Bühne abgetreten.

Das neue Jahr sah also bei seinem Eintritt in die Welt die Regierung der Revolutionskoalition und des Wortbruches beseitigt. Am 28. Dezember 1909 hatte das Abgeordnetenhaus noch einmal eine Sitzung gehalten, ohne ein Budgetprovisorium zu bewilligen, und hatte sich auf unbestimmte Zeit vertagt. Vorher schon hatte der demissionierte Ministerpräsident Dr. Wekerle die Indemnitätsvorlage zurückgezogen, da in Herrn v. Lukacs schon ein neuer Ministerpräsident vom Kaiser designiert worden war. Ungarn trat also am 1. Jänner 1910 in den Ex lex-Zustand ein: es fehlen gesetzliche Beschlüsse des Reichstages, welche die Regierung ermächtigen, die Quote für die gemeinsamen Reichsauslagen zu zahlen, den Handelsvertrag mit Rumänien durchzuführen, die Annexionsunkosten quotenmäßig zu zahlen, Steuern einzuheben und die Bedürfnisse des Staates zu decken, das Bankprovisorium bis mindestens 31. Dezember 1910 zu verlängern. Der österreichische Nothelfer (§ 14 der Verfassung) fehlt leider in Ungarn. Die Regierung muß aber natürlich den genannten Verpflichtungen nachkommen, denn das Regieren kann nicht sistiert werden, wenn es einmal politischen Parteien gefällt, in passiver Resistenz zu streiken. Die Verwirrung in Ungarn wurde größer als je, die Entwirrung immer schwieriger. Die große Koalition ist gesprengt, die Kossuthpartei ist gesprengt, in den Resten der liberalen Siebenundsechziger streiten Andrassy und Tisza um die Führerschaft, Justh ringt mit Kossuth — woher eine Mehrheit nehmen? Lukacs suchte zunächst die Justhpartei zu gewinnen. Das schien gelingen zu sollen, denn man hatte schon auf folgendes Programm sich geeinigt: Vorarbeiten zur Errichtung einer selbständigen ungarischen Notenbank am 1. Jänner 1914 (!), allgemeines, gleiches aber nicht geheimes Wahlrecht mit einer den **magyarischen** Interessen dienenden Wahlkreiseinteilung, gänzliche Ausschaltung aller militärischen Forderungen, glatte Annahme des ungarischen und des gemeinsamen Budgets, glatte Bewilligung des rumänischen Handelsvertrages, der Annexionskosten und der Dreadnoughts. Und doch zerschlug sich die Sache, denn Justh stellte plötzlich Forderungen, welche die Krone nun einmal nicht bewilligen kann: Die Krone solle **Garantien bieten**, daß sie, wenn der neue Reichstag die selbständige Bank beschließe, diesen Beschluß auch sanktionieren werde, die Krone solle die Mehrheit der Minister aus der Justhpartei nehmen. Sind denn Parteiführer und Monarch verfassungsgemäß gleichgestellte Faktoren, so daß ein Justh seinem Könige solch unverschämte Bedingungen diktieren kann? Herrn v. Lukacs' Hauptaufgabe war, den Völkern Ungarns eine freiheitliche, gerechte, zeitgemäße Wahlreform zu bringen: jede Partei setzte dem Vertrauensmann der Krone ein unverklausuliertes Nein entgegen, nicht einmal die Indemnität für zwei Monate, welche er zu weiteren Verhandlungen mit den Parteien benützen wollte, wollten sie ihm zugestehen. Und so mußte die Krone sich einen anderen Vertrauensmann suchen, den sie fand in dem ehemaligen Banus von Kroatien Grafen Khuen-Hedervary, der am 11. Jänner vom Kaiser zum Ministerpräsidenten ernannt und beauftragt wurde, ein Ministerium zu bilden, welches vor allem die Wahlreform durchzuführen hat.

Nach der bisherigen Stellungnahme aller magyarischen Parteien ist es natürlich ausgeschlossen, daß Khuen-Hedervary eine Mehrheit im Abgeordnetenhause findet. Es bleibt ihm daher nichts anderes übrig, als den Reichstag aufzulösen und Neuwahlen mit der Plattform „Wahlreform" auszuschreiben und möglichst schnell durchzuführen. Auf Verhandlungen mit den Parteiführern darf er sich freilich nicht einlassen, sonst ist er verloren wie Lukacs. Die Tatsache, daß alle jetzigen Parteien die Wahlreform mehr fürchten als das höllische Feuer, daß selbst Justh, der in öffentlichen Volksversammlungen die Wahlreform anpries, diese schnöde in Stich ließ und sich wieder hinter seine Bankforderung verkroch, sowie die Verwirklichung der Wahlreform durch Lukacs verbürgt erschien, zeigt zur Genüge, daß alle Parteien des magyarischen Herrenvolkstums den Boden unter ihren Füßen wanken spüren, sowie nur an dem jetzigen Wahlunrecht gerührt werden soll. Der König bietet seinen Völkern ein freiheitliches, gerechtes Wahlrecht an und die Parteien weisen es zurück — wer würde das außerhalb der ungarischen Grenzen für möglich halten!

Wenn diese Zeilen — geschrieben am 13. Jänner — den Lesern zugehen, wird aus den Berichten der Tagesblätter schon bekannt sein, wie dem Grafen Khuen-Hedervary seine Mission geglückt ist; verzweifelt auch er an der Möglichkeit, den Auftrag seines königlichen Herrn durchzuführen, so tritt die Krise allerdings in ein Stadium, welches einen General zur Sanierung verlangt.

Es mag nun vielleicht von den Lesern die Frage aufgeworfen werden, warum die Krone so standhaft an ihrer Forderung festhält, daß die Wahlreform gemacht und die Gemeinsamkeit der Bank aufrecht erhalten werden soll. **Sämtliche** jetzt den ungarischen Reichstag **beherrschenden** Parteien der Magyaren (eine Ausnahme macht nur die erst kürzlich gegründete und nur mit einigen wenigen Mitgliedern innerhalb der Volkspartei vertretene christlich soziale Partei) streben die Losreißung Ungarns von „Wien", d. h. von Oesterreich und Habsburg an. Als Mittel zu diesem Zweck verlangen sie: Personalunion, selbständiges ungarisches Heerwesen, selbständige Diplomatie, selbständige Bank[1]), selbständiges Zollgebiet. Die nichtmagyarischen Nationalitäten, welche die Bevölkerungsmehrheit Ungarns besitzen und trotzdem im Reichstage eine verschwindend kleine Minderheit ausmachen, wollen von der Trennung von „Wien" nichts wissen, sie halten treu zur Krone Habsburg. **Darum** muß die Krone aus gesamtstaatlichen und dynastischen Interessen den Nationalitäten im Reichstage eine gerechte Vertretung verschaffen, wie sie es 1906 versprochen hat. Erst ein nach dem allgemeinen gleichen Wahlrecht gewählter Reichstag soll daher sich mit staatsrechtlichen Forderungen befassen. Dieser so selbstverständliche Wille der Krone ist der Hauptgrund, warum die Magyaren, welche die terroristische Vorherrschaft ihrer, dem Untergange geweihten, mit Judenblut stark vermischten Rasse um jeden Preis erhalten wollen, auf alle mögliche Weise die Wahlreform verhindern wollen.

[1]) Eine genaue Darlegung der Bankfrage finden die Leser in der „Allgemeinen Rundschau", Nr. 6, Jahrgang 1909.



Familienfideikommisse und ihre Bedeutung für Staat und Gesellschaft.

Von

Sigm. Frhr. von Pfetten-Arnbach.

Die Familienfideikommisse sind eine Einrichtung, welche nicht nur von prinzipiellen Gegnern angefeindet, sondern in weiten Kreisen, denen jede prinzipielle Gegnerschaft ferne liegt, für ein Ueberbleibsel einer überwundenen Zeit gehalten wird, das mit modernen Anschauungen nicht mehr vereinbar ist. Der „Allgemeinen Rundschau" bin ich dankbar, daß sie mir einige Zeilen einräumt, um den Irrtum zu beleuchten, der solcher Meinung zugrunde liegt. Das Wesen der Einrichtung besteht in nachstehenden Punkten.

Ein Vermögen, das Grundbesitz von einer bestimmten Steuerkraft umfassen muß, wird der freien Verfügung seines Besitzers nach bestimmten Richtungen entzogen.

Es darf ohne Genehmigung von Familienangehörigen und der staatlichen Aufsichtstelle weder im ganzen noch teilweise veräußert werden. Es darf ohne die gleiche Genehmigung nicht mit Schulden belastet werden. Der Gläubiger, welcher nach Erteilung der Belastungsgenehmigung dem Fideikommisse kreditiert, darf sich im Falle der Zahlungsunfähigkeit nur dann an die Substanz des Fideikommisses halten, wenn seine Forderung als Fideikommißschuld I. Klasse eingetragen ist. In allen anderen Fällen ist der Gläubiger des Fideikommißbesitzers auf die Befriedigung aus den Früchten des Fideikommisses beschränkt.

Endlich kann das Fideikommißvermögen nicht frei vererbt werden, sondern folgt den vom Stifter angeordneten und vom Staate genehmigten Bestimmungen über die Erbfolge.

Eine ruhige objektive Kritik, meine ich, kann in solchen Bestimmungen nichts Unzeitgemäßes erblicken. Jeder, der in der Familie und im Eigentum Bollwerke der bestehenden Gesellschaftsordnung anerkennt, wird sich der Einsicht nicht verschließen können, daß wir in Bestimmungen, wie sie vorstehend dargelegt sind, wirksame und kräftige Schutzmittel für Familie und Eigentum eines Teiles der Staatsbürger vor uns haben.

Wollen wir uns nun daran stoßen, daß diese Schutzmittel nur einem Teile der Staatsbürger zugute kommen? Ein solcher Anstoß wäre nur geeignet, die Verallgemeinerung der Einrichtung anzustreben.

Das ist auch schon wiederholt versucht worden. Daraus, daß die Vertreter jener Kreise, welche eines ähnlichen Schutzes recht dringend bedürfen, entsprechende gesetzliche Maßnahmen teils abgelehnt haben, teils da, wo sie zum freiwilligen Gebrauche gesetzlich angeboten sind, keinen Gebrauch machen, kann sicher kein Grund gefolgert werden, den gebotenen Schutz auch denen zu entziehen, die ihn zu schätzen wissen.

Es kann nun noch die Frage bestehen, ob Rechten Dritter durch die Einrichtung ein Abbruch geschieht, welcher mit modernen Anschauungen unvereinbar wäre.

Nach dem Rechtsgrundsatze, der noch in voller Geltung steht: Qui suo jure utitur, nemini facit injuriam, kann von einem Unrechte nicht die Rede sein.

Man müßte es denn für ein Unrecht halten, daß gegenüber solchen, die auf die schönen Besitzungen lüstern sind, die heute noch im Fideikommißverbande stehen, und lüstern sind auf die großen Geldgewinne, die tagtäglich aus Güterzertrümmerungen gewonnen werden, ein wirksamer Schutz besteht.

Wenn wir aber bedenken, daß das Mittel, welches auserwählt ist, diesen Schutz zu gewähren, gerade in dem Verzichte auf den Gebrauch von Freiheiten besteht, die andere Staatsbürger unbeschränkt genießen und üben, so, meine ich, sollte gewürdigt werden, daß gerade in diesem Verzichte ein Moment gelegen ist, das sehr zeitgemäß genannt werden muß.

Dem Mißbrauche der Freiheit gegenüber, der mit Recht als die Ursache vieler Uebel unserer Zeit anerkannt werden muß, steht die Selbstzucht und Selbstbeschränkung, die der Einrichtung der Fideikommisse zugrunde liegt, als ein unzweifelhaft sehr zeitgemäßes ideales Schutz- und Besserungsmittel.

Ein in unseren Tagen nicht mehr zuläßiges Privilegium eines einzelnen Standes kann daher nur derjenige in der gesetzlichen Institution der Familienfideikommisse erblicken, dessen Gedanken von Gleichheitsideen erfüllt sind, wie die Welt sie in der Wirklichkeit nie gekannt hat und nie kennen wird.

Bayerisches.

Von Heinrich Osel, Landtagsabgeordneter, München.

Die abgelaufene Woche mit ihrer Generaldiskussion ist noch lebhafter geworden als die vorhergehende. Und die „Diplomatie" des liberalen Führers Dr. Casselmann trieb dabei ihre schönsten Blüten. Ob die Früchte ihm gefallen werden, steht in der Zukunft. Dr. Günther und Dr. Quidde spielten ihr Lieblingsinstrument, die Blockpfeife. Der Bund der Liberalen und Sozialisten wird als das Ziel der Wünsche von ihnen angekündigt. Herr Casselmann jedoch möchte alle gegen das Zentrum einigen, also auch die Freie Vereinigung der Bündler und Konservativen. Seine vorhergegangenen persönlichen Angriffe und Beleidigungen gegenüber den letzteren, die eine Folge der scharfen sachlichen Gegensätze waren, wie im letzten Bericht ausgeführt, erfuhren „zu diesem Zwecke" (?) eine Neuauflage, und sie kulminierten schließlich in Verunglimpfungen des konservativen Führers Beckh, der sich auch noch gegen die Uebergriffe des Kapitals und seiner jüdischen Inhaber gewendet hatte. Soweit hatte die Betonung der gemeinsamen wirtschaftlichen und christlichen Grundsätze der Freien Vereinigung und des Zentrums die Herren Liberalen gebracht. Bei den Sozialisten hatte das Vorgehen Erfolg. Sie tun mit. Herr Beckh jedoch forcht sich nit, und schließlich sagte er ehrlich, daß sie bei einer Zentrumsmehrheit in ihren religiösen Rechten sicherer und in wirtschaftlichen Interessen besser aufgehoben sind, als bei den gewalttätigen Liberalen.

Als nun Verfasser dieser Zeilen auch noch meinte, die Bündler und Konservativen sollten sich nur erst einmal doch so organisieren, wie die christlichen Bauernvereine, dann würden sie die Liberalen überhaupt nicht mehr brauchen, und damit würden diese Liberalen den guten Rechnern der Sozialisten nichts mehr zu bieten haben, da kam — Holland in Not. Herr Casselmann überschreit sich bald selbst, indem er von den Mitgliedern der Freien Vereinigung eine Erklärung verlangt, ob sie die Aeußerung Beckhs billigten. Als ob sie alle von Dr. Casselmanns Gnaden im Landtag säßen, so trat der liberale Führer gegen die Angehörigen einer anderen Partei auf. „Der reinste Beichtstuhl" hieß es in einem Zwischenruf an Dr. Casselmann. „Namens der protestantischen Bauern" droht er den Männern, die sich ihm nicht fügten.

Im Interesse Dr. Casselmanns sei das Bild seines Auftretens nicht weiter ausgemalt. Aber soviel zeigte es: Wehe uns, wenn dieser Mann und seine Freunde mit unserer Mehrheit im Hause säßen! Dieser Hochmut, dieser Terrorismus wäre eben unerträglich. Es wird aber nichts daraus. Beckh blieb fest, und ein Vertreter des Bundes der Landwirte wie ein Vertreter der Bauernbündler gaben Herrn Casselmann die Antwort, die er schreiend verlangte: Mit den Liberalen wollen sie nichts zu tun haben. Für Männer, die ehrlich die Interessen des Mittelstandes in Stadt und Land vertreten und auf positiv christlichem Boden stehen, die einzig mögliche Antwort. Oder sollen sie jenen helfen, die Trennung von Staat und Schule von der Kirche verlangen, den „Geldbeutel des Agrariers" schröpfen wollen? Und das angesichts der neuen Handelsverträge im nächsten Reichstag schon.

Endlich kam die sachliche Seite des Etats. Ausbau des Koalitionsrechtes, Sanierung der Heimarbeiterverhältnisse, Sonntagsruhe, Forderungen an die Gewerbeinspektion, Tarifvertragspolitik fanden im Abg. Oswald ebenso warme Vertretung, wie die Handwerkerfragen durch die Abg. Giehrl, Schefbeck und Osel. In dem Wunsche, bessere Handelsverträge mit Frankreich und Amerika zu erwirken, waren alle Parteien einig. Die von unserer Seite verlangte Zurückweisung der Forderung neuer preußischer Staffeltarife, für die Fürst Bülow den Bayern gegenüber sich nach einer Rede des Verfassers seinerzeit verpflichtet hatte, fand Zustimmung der Regierung. Einig war man sich auch in der Forderung, die Fachschulen für das Gewerbe dem „Industrie- und Gewerbeminister" zuzuteilen. Der „bunte Hans", diese skrupellose Vereinigung des Geldsacks, fand entsprechende Beleuchtung.

Unser Verlangen, durch Ausbau des Unterrichtes dieser Schulen die Industrie und das Handwerk für die immer stärkere Konkurrenz auf dem Weltmarkt durch Leistung von Qualitätsarbeit wettbewerbsfähig zu erhalten, wurde allseits von den Parteien anerkannt. Verfasser dieses hatte rückhaltlos die großen Fortschritte betont, welche durch das Eingreifen Münchener Künstler, wie Richard Riemerschmied, Bruno Paul usw., für unser Kunstgewerbe geschaffen wurden. Die Grundsätze: Einfachheit, Zweckmäßigkeit und Materialechtheit sind von größtem Vorteil auch für den Kleinhandwerker geworden. Die völlige Vernachlässigung der alten Stilarten aber birgt eine Gefahr, nicht nur für den Export, sondern auch für den Inlandsmarkt. Der Geschmack der Reichen kann wieder nach der prunkvolleren Fassung alter Stile verlangen, wie heute noch in Frankreich, Italien, Amerika usw. Das haben unsere Fachschulen vergessen. Um so dankenswerter ist es, daß die Regierung diesen Anregungen weiter nachgehen will.

Einen echt „liberalen" Vorstoß unternahm man gegen die Einkaufs-Genossenschaft der kleinen Händler (Krämer),



denen Dr. Heim Rat und Hilfe lieh. Solche Organisation sei unnötig, jedenfalls dürfe der Staat keine Hilfe mehr bieten, denn da kommen die großen Lieferanten zu Schaden. Der Minister teilt diesen „liberalen“ Standpunkt nicht.

Schließlich darf wohl noch mitgeteilt werden, daß unser „Papa Daller“, unser allverehrter lieber Fraktionsvorstand mit dem goldenen Herzen, jugendfrisch seinen 75. Geburtstag feiert. Ohne äußeren Prunk, aber mit Liebe im Herzen wünschten wir ihm alle noch einen langen glücklichen Lebensabend. Und in diesem Wunsch finden sich auch Gegner mit uns zusammen.

* * *

Die nationalliberale „Augsburger Abendzeitung“ (Nr. 20 vom 21. Jan 1910) spricht sich mit bemerkenswertem Freimut und ungeschminkter Offenheit über die ihrer Ansicht nach von den liberalen Fraktionsrednern „sehr zur Unzeit“ erörterte Frage einer Koalition der Minderheitsparteien gegen das Zentrum aus. Nach allgemeinen Darlegungen fährt das liberale Blatt wörtlich fort:

„Bliebe noch zu untersuchen, ob und inwieweit die derzeitigen Parteiverhältnisse in Bayern Aussicht auf erfolgreiche Durchführung eines zeitweiligen Zusammenschlusses der Minderheit eröffnen. Die Leser der „Abendzeitung“ wissen, daß wir darüber schon seit langem außerordentlich skeptisch denken, und so sehr wir im Interesse der Gesundung unserer innerpolitischen Zustände von der Notwendigkeit einer Antizentrumskoalition überzeugt sind, müssen wir leider doch ganz unumwunden bekennen, daß unsere Skepsis in letzter Zeit eher noch zu- als abgenommen hat. Man gebe sich keinen Illusionen hin, die doch nur zu bald wieder schweren Enttäuschungen Platz machen würden! Wir halten es unter den heutigen Umständen für platterdings unmöglich, die gesamte Minderheit unter einen Hut zu bringen. Konservative und Bündler stecken so tief im Zentrumsfahrwasser und haben über ihren reaktionären Gelüsten und ihrer kleinlichen und verbissenen Geldbeutel- und Profitpolitik jeden Blick für größere Gesichtspunkte so sehr verloren, daß sie, wenn heute Wahlen vorzunehmen wären, unbedenklich mit dem Zentrum zusammen gegen die anderen Minderheitsparteien marschieren würden. Die Bauernbündler in Altbayern und Schwaben sind allerdings auf den Kampf gegen das Zentrum angewiesen, wenn sie ihre Existenzberechtigung nicht einbüßen wollen, allein sie sind allmählich zu einer solchen Bedeutungslosigkeit herabgesunken, daß sie für eine Antizentrumskoalition kaum noch einen ernsthaften Rechnungsfaktor bilden. Ergebnis: Konservative und Bündler scheiden aus dem Kalkül eines solchen Minderheitsbundes aus.“

„Nun steht die Frage zur Prüfung: Ist die Annahme gerechtfertigt, daß ein liberal-sozialdemokratischer Block das Zentrum zu werfen imstande sein wird? Es gibt Optimisten, die das glauben; wer aber kühl und ohne Ueberschwang die Zahlen und die Tatsachen prüft und für sich sprechen läßt, der wird die Frage unbedingt verneinen müssen. Wir halten es sogar für nicht absolut sicher, daß die vereinigten drei Minderheitsparteien das Zentrum niederzuzwingen vermöchten. Immerhin könnte es vielleicht gelingen. Ein nur liberal-sozialdemokratischer Block aber hätte um so weniger Chancen, als er mit dem Zentrum mit ziemlicher Gewißheit auch Konservative und Bündler gegen sich hätte. Das alles beruht aber auf der Annahme, daß ein solcher Block aus sich selbst heraus überhaupt möglich wäre. Ist er das unter den gegebenen Auspizien? Der kühle und nüchterne Politiker wird wieder mit „Nein“ antworten müssen. Der Liberalismus ist in der Verfassung, in der er sich augenblicklich befindet — traurig, daß man das sagen muß — gar nicht bündnisfähig. Aber gesetzt den Fall, er wäre es, und die liberal-sozialdemokratische Bündnisparole würde ausgegeben: wo sind die Führer, die sich die Garantie dafür zu übernehmen getrauten, daß die Parole auch von allen Parteiangehörigen respektiert würde? Ganz abgesehen davon, daß ein Teil der rechtsstehenden Liberalen mit Sicherheit in einem solchen Falle einfach die Gefolgschaft verweigern würde, wird sich kein Sehender der Erkenntnis verschließen können, daß durch die unaufhörlichen, der Sozialdemokratie aufs Kerbholz zu schreibenden Streiks und den dabei geübten Terrorismus bis weit in linksliberale bürgerliche Kreise hinein, z. B. unter den Kleingewerbsmeistern, eine Erbitterung und Verärgerung erzeugt wurde, die, wenn sie auch nicht so oft und intensiv an die Oberfläche tritt, deswegen doch nicht minder tief geht. Ein liberal-sozialdemokratisches Bündnis würde vermutlich eine große Anzahl dieser Leute direkt dem Zentrum in die Arme treiben. Das sind Wahrheiten, mit denen, mag man sie nun angenehm empfinden oder nicht, eine utopienfreie, überlegende Politik rechnen muß. Von welcher Seite man also auch die an sich gewiß gesunde und unter anderen Verhältnissen realisierbare Idee eines Antizentrumsblocks in Bayern betrachten mag, wie die Dinge liegen, ist und bleibt der Refrain des Liedes immer: „Es geht nicht.“

Wunder der Winternacht.

In frostiger Esse stehen die Zwerge
Und schweißen und schmieden die eisigen Barren
Und legen um Giebel und ragende Berge
Viel schmucke Zacken und Zinnen, die starren.

Und strecken die Stäbe und formen Kristalle
Und hauchen mit flimmerndem Silber die Winde.
Und kommt nun der Morgen im Glockenschalle,
Enteilen die Zwerge zum Schachte geschwinde —

Nun liegen die zarten Wundergebilde
Auf Bergen, in Tälern; mit glitzerndem Schleier
Geschmeide im Park und im fernsten Gefilde,
Geschliff'ne Demanten bedecken den Weiher.

Wer faßt sie, die Wunder der Winternächte,
Geformt von viel tausend Zwergenhänden;
Wer faßt sie, die bildenden Künstlermächte,
Die schaffen verschwiegen in nächt'gen Geländen?

Hans Gesold.

Regierung und Parteien in Baden.

Von Redakteur Jos. Schlierf, Baden-Baden.

II.

Die Absage der Regierung an den Großblock hat natürlich bei den betreffenden Parteien kein freundliches Echo gefunden. Besonders die nationalliberale Presse war empfindlich getroffen. Sie hatte auf eine Würdigung des Großblocks von seiten der Regierung gehofft; war doch alles Denkbare aufgeboten worden, um die Furcht vor dem „roten Schrecken“ als veraltetes Kindermärchen abzutun. Es war ergötzlich zu sehen, wie die liberalen Redner sich abmühten, die Sozialdemokraten als die harmlosesten Leute der Welt hinzustellen. Und alles vergebliche Liebesmüh'.

Der Aufmarsch der Parteien war schon charakteristisch. Das Zentrum als stärkste Fraktion schickte den ersten Redner vor, seinen Fraktionsvorsitzenden Dr. Zehnter; dann folgte der sozialdemokratische Redner Kolb an zweiter Stelle, die bisher die Nationalliberalen eingenommen hatten, welche sich aber im „neuen Baden“ mit der dritten Stelle begnügen mußten. Da in dieser Partei von den bedeutenderen Kräften keine mehr im Landtag ist, mußte ein parlamentarischer Neuling, Abgeordneter König, in die Arena. Schon in dieser Folge zeigt sich das politische Spiegelbild Badens: Die Sozialdemokratie im Vormarsch auf Kosten der Nationalliberalen.

Der Abg. Zehnter ging zum frischen Angriff gegen die Großblockparteien über. Er hielt ihnen die Steuerhetze bei den letzten Landtagswahlen vor Augen, an der sich insbesondere die Nationalliberalen lebhaft beteiligten. Ihre Hoffnung auf Wahlgeschäfte wurde aber enttäuscht, sie haben ihren Mandatsbesitz gleichgültig behandelt, was ja „unter Kameraden“ ganz egal ist. So ist dieser Landtag stark sozialdemokratisch geworden. Und die Regierung war nicht unschuldig daran! Nicht verlangt wurde von ihr, daß sie in den Wahlkampf eingreift, aber objektive Aufklärung über die Steuerbelastung hätte sie geben müssen. Im Jahre 1906/07, als es bei den Hottentottenwahlen gegen das Zentrum ging, machte die Regierung lustig mit.

In Baden haben wir jetzt nicht nur den Großblock bei den Wahlen, sondern auch den politischen. Man kann sich nur wundern, wie der Nationalliberalismus soweit heruntergekommen ist. Wie zuversichtlich lautete doch noch der Ausspruch ihres früheren Parteichefs im Landtag, des Abgeordneten Binz: 1909 werden wir nicht mit der Sozialdemokratie zusammengehen, da werden wir aus eigener Kraft siegen! Und was vermochte sie, diese „eigene“ Kraft? Ganze vier Mandate konnte sie trotz der günstigsten Wahlparole aufbringen. Die Tatsache des Großblocks ist das Verdienst der nationalliberalen Partei. Daß durch diese Verkoppelung mit der Sozialdemokratie die Stoßkraft der nationalliberalen Partei vollständig vernichtet ist, ist selbstverständlich. Die Nationalliberalen haben den roten Stimmzettel salonfähig gemacht; wenn so die Wahl von Sozialdemokraten getätigt und empfohlen wird, dann muß die Widerstandskraft des Volkes allmählich schwinden. Die Sozialdemokratie ist sich aber auch der Gewalt über die Nationalliberalen bewußt. Sie weiß ganz genau, daß sie auch ins Präsidium kommt, wenn gar keine Zugeständnisse gemacht werden.

Es war bisher üblich, daß das Präsidium dem Großherzog vorgestellt wurde. Die nationalliberale Aera ist mit dem Jahre 1909 zu Ende. In der „Badischen Landesztg." wurde das „neue Baden" proklamiert, die Aera des Großblocks unter der Vorherrschaft der Sozialdemokratie. Die „Mauserung" der Sozialdemokratie, von welcher die Nationalliberalen zur Selbstberuhigung sprechen, besteht nur in der Einbildung.

Die Veränderungen in der Sozialdemokratie beziehen sich nicht auf das Wesen der Partei, sondern lediglich auf die Taktik. Um rascher zum Ziele zu gelangen, haben sich einzelne zum Revisionismus bekehrt; das Endziel dieser ist das gleiche wie der radikalen Genossen. Es ist eine ungeheure Täuschung, wenn man glaubt, sie durch Bündnisse auf die Seite der bürgerlichen Parteien herüberziehen zu können. Die Führer in Baden versuchen klug, diese Berechnung auszunutzen. Daß sie aber auch „russisch sprechen" können, beweisen sie in Versammlungen. Dem Block der Linken muß der Block der Rechten gegenübergestellt werden. Alle jene müssen sich zusammenschließen, welche die alten Grundsätze der Staatsordnung, die christliche Weltanschauung, die individualistische Wirtschaftsordnung und die heutige Grundlage des Staates vertreten. Wir sind der Ueberzeugung, daß wir die mehreren sein werden; die religiöse Idee der Verbindung des Menschen mit dem Ewigen schlummert im Herzen des Volkes zu tief, als daß sich die Mehrheit des Volkes in die Arme einer Partei begeben könnte, deren Ideal ein trostloses ist, in die Arme einer atheistisch-materialistischen Weltanschauung. Unsere Hoffnung gründet sich ferner darauf, daß die Germanen an dem Individualismus, der wirtschaftlichen Selbstverwaltung und Selbstverantwortung zu sehr hängen, als daß sie in eine alles nivellierende Wirtschaftsordnung gebracht werden könnten. Und unser Volk hat sich von dem Werte der monarchischen Verfassung zu sehr überzeugt, als daß es sein Heil einer revolutionären Demokratie anvertrauen könnte. Die Mehrheit des Volkes wird auch nicht einer Richtung folgen, die ihre Ideale in Frankreich sucht.

Die Rede des Sozialdemokraten Kolb, die von der „Landeszeitung" so verherrlicht wurde, läßt sich am besten durch den Satz kennzeichnen: „Es handelt sich jetzt noch nicht — dieses: „jetzt noch nicht" vom Zentrum kräftig unterstrichen — um die Etablierung der sozialistischen Gesellschaft, sondern darum, Deutschland zu einem liberal-demokratischen Verfassungsstaat zu machen, die feudalen Reste abzustreifen, in denen unser deutsches Vaterland noch immer steckt. Die Arbeiterklasse verlangt Einfluß auf allen Gebieten, sie will mitarbeiten und mitberaten." Der sozialdemokratische Machtkitzel wird da offen proklamiert, und die Nationalliberalen sind blind genug, den Lockungen zu folgen. Der alt-nationalliberale „Schwäbische Merkur" tritt dem Ueberschwang entgegen, mit dem die „Landeszeitung" die Kolbsche Rede feierte; der Optimismus entspringe nur dem Gewissensbedürfnis, das Großblockbündnis zu rechtfertigen. Uebrigens habe Kolb keine so zahme, sondern eine echte agitatorische Volksversammlungsrede gehalten.

Der nationalliberale Abgeordnete König erwartete „Beweise" dafür, daß die Nationalliberalen in Steuerhetze gemacht haben. Wo mag dieser Herr wohl während der Wahlkampagne sich aufgehalten haben? — Den Großblock stempelte er zu einem „taktischen" Bündnis. Und sein Bekenntnis zu ihm bekräftigt er mit den Worten an das Zentrum: „Sie können machen, was sie wollen; wir werden der Sozialdemokratie die Hand reichen." Diese müsse aber zeigen, daß sie keine Partei der Negation sei, sonst gibt's: Rückzug. Und wieder meint der altliberale „Schwäb. Merkur": Was bezwecken die Sprüche zugunsten der Sozialdemokratie? Müssen da die Wähler nicht irre werden, muß nicht die eigene Partei noch mehr unter der Flucht ihrer Anhänger leiden, und zwar auf dem linken wie auf dem rechten Flügel? Und wozu die künstliche (?!) Gegensätzlichkeit zur Regierung? Was spielt da hinter den Kulissen? Haben die badischen Jungliberalen das Heft ganz in die Hand bekommen? Warum schweigen die Rechtsliberalen? Noch bedenklicher ist der Zwiespalt zwischen der nationalliberalen Fraktion und dem badischen Volk. Dieses macht eine jungliberal-sozialdemokratische Politik nicht mit. Wenn es zu einem Konflikt kommt, wird es Ueberraschungen geben. (Nr. 24 vom 17. Jan. 1910.)

Ganz anderer Ansicht ist die parteioffizielle nationalliberale Korrespondenz, die eine „Niederlage des Zentrums" konstruiert, weil dieses auch in der Kammer isoliert stehe; die nationalliberale Partei habe ihre Haltung „vollkommen den Wünschen ihrer Wählerschaft entsprechend eingenommen". Dem Kommentar des obengenannten altliberalen Blattes brauchen wir nichts anzufügen. Das Zentrum weiß diese „Niederlage" mit Selbstbeherrschung zu tragen.

Von den Demokraten hielt Abg. Muser, die kleine badische Müller-Meiningen-Ausgabe, einen Monolog, wie Fehrenbach dessen Rede treffend nannte, und proklamierte die Entkonfessionalisierung der Seminare, „bewies" an Hand von Zeitungsausschnitten, daß das Zentrum die politische Organisation des Ultramontanismus und damit Gegner des modernen Staates ist, und propagierte die „Religion außerhalb der Konfession". Mit dieser Konfusion ist diese „demokratische" Art genügend gewürdigt.

Der Zentrumsabgeordnete Fehrenbach hielt noch eine reiche Nachlese, die dem Großblock böse Stunden brachte. Es gibt noch genug liberale Männer, welche die Entwicklung der Nationalliberalen nicht mitmachen. Mit Parteien, die von Trennung von Staat und Kirche sprechen, können wir nicht zusammengehen. Es ist ein großer Optimismus, wenn geglaubt wird, daß die Sozialdemokratie am Werktag zur positiven Arbeit zurückkehren werde; unvernünftig wäre es, sie von der Arbeit im Parlament zurückzustoßen. Bei der Präsidentenwahl sind die Nationalliberalen die Schuldigen. Der Großherzog hat ein Recht darauf, anerkannt zu werden. Aus der Vergangenheit der Regierung liegt nicht alles klar. Es ist nicht erschrecklich, daß die Regierung an alten liberalen Grundsätzen festhalten will, am guten Bewährten, an Fortschrittlichem, Freiheitlichem unter Wahrung der Autorität. Es gibt eine Menge liberaler Leute, die auf dem Boden der christlichen Weltanschauung und des monarchischen Prinzips stehen, die sind im Rechtsblock willkommen. Das Zentrum ist keine Regierungspartei, sie wird die Regierung unterstützen, aber die Vorlagen prüfen. Wenn die Regierung aber glauben sollte, die geistigen Interessen durch den Großblock, die Steuern aber durch die Rechte besorgen zu lassen, da würde sie sich schwer täuschen. Was das Zentrum bisher festgehalten, wird es auch in Zukunft festhalten zum Wohle des Vaterlandes.

Das Zentrum kann auf die politische Klärung mit Erfolg zurückblicken. Die Richtlinien liegen jetzt klar vor Augen. Es wird nach wie vor Zentrumspolitik treiben und, soweit dieser die altliberale Regierungspolitik entspricht, sie respektieren. Im scharfen Gegensatz wird es zu den Großblockparteien stehen, welche das Zentrum auch im Landtag isolieren wollen. Die Nationalliberalen haben sich ganz der Sozialdemokratie verschrieben. Der bis zur Hauptwahl altliberale, jetzt aber im neubadischen Fahrwasser befindliche „Mannheimer Generalanzeiger" charakterisiert in Nr. 23 vom 15. Januar 1910 die Lage in der Zweiten Kammer sehr treffend dahin: „Mit unbedingter Schroffheit stehen die liberalen Parteien gegen das Zentrum und seine Bundesgenossen, mit Wohlwollen, Bereitwilligkeit und Vertrauen gegen die Sozialdemokratie." — Inniger kann die „parlamentarische Arbeitsmehrheit" nicht gekennzeichnet werden. Nur gießen die Sozialdemokraten jetzt schon ziemlich viel Wasser in den liberalen Freudenwein, sie kündigen Opposition bei der Gemeindewahlreform und den steuerpolitischen Fragen an. Das gibt eine harte Nuß für die „nationalen Neubadener".

Der Kampf gegen den Schmutz in den Parlamenten.

Von J. Baden.

Die zielbewußte, unermüdliche Reinigungsarbeit, welche mit Unerschrockenheit und Ausdauer von leider nur wenigen, aber gewissenhaften Männern im Interesse des Volks- und Vaterlandswohles geleistet wird, hat in letzter Zeit einzelne erfreuliche Erfolge gezeitigt. Wer die „Allgemeine Rundschau" aufmerksam verfolgt, kann die, wenn auch nur schrittweisen Etappen konstatieren, den der ständige, unerbittliche Kampf gegen die Schmutzflut aufzuweisen hat. Nicht der kleinste Erfolg ist es, daß in den Parlamenten auf die enormen Volksschäden hingewiesen wird, welche Schundliteratur, unzüchtige Erzeugnisse und Sittlichkeitsprozesse anrichten.

Im preußischen Abgeordnetenhause hat der Abg. Roeren folgenden, von der ganzen Zentrumsfraktion unterstützten Antrag eingebracht: Die Kgl. Staatsregierung aufzufordern, Maßnahmen zur Herbeiführung eines wirksamen Schutzes gegen die schweren Schädigungen zu treffen, die unserem Volksleben durch die zunehmende Verbreitung der öffentlichen Unsittlichkeit und insbesondere der heranwachsenden Jugend durch die überhandnehmende Pornographie und Schundliteratur zugefügt werden.

Im Reichstag (Sitzung vom 20. Januar), war es der Zentrumsabgeordnete Dr. Belzer, der beim Justizetat auf den vom Zentrum eingebrachten Antrag zu sprechen kam, die Regierung wolle dafür sorgen, daß in Skandalprozessen, bei denen die Oeffentlichkeit ausgeschlossen ist, auch die Presse bei der Zulassung beschränkt wird. Die Skandalpresse macht sich solche Prozesse zunutze, und die anständige Presse glaubt sich dann unwillkürlich gedrängt, der Sensationslust auch bis zu einem gewissen Grade Rechnung zu tragen. Durch solche Skandalprozesse wird nur Gift in unsere Jugend getragen. In dieser Beziehung müßte ein Notgesetz gemacht werden, denn doppelt gibt, wer rasch gibt. Eine große Rolle spielt auch die Frage, ob eine Darstellung künstlerisch, oder unsittlich, oder

beides zugleich ist. Der Redner wies dabei auf die von der „Allgemeinen Rundschau“ oft und eingehend behandelten Sachverständigengutachten hin, erwähnte die bekannte Debatte in der bayerischen Kammer und führte auch das Urteil des Professors Franz von Stuck an, der erklärt hat, daß er als Künstler sich nicht darüber auszulassen brauche, ob ein künstlerisches Werk unzüchtig sei, das könne jeder Laie, also jeder Richter entscheiden.

Dr. Belzer sprach die sehr optimistische Meinung aus, daß die Parteien sich jetzt in Sittlichkeitsfragen in einer erfreulichen Uebereinstimmung befänden. Der Redner erinnerte an den Beschluß der liberalen Hamburger Bürgerschaft, dem vollauf zuzustimmen sei. Der konservative Abgeordnete Gieser unterstrich diese Aeußerung; er konnte auch den bitteren Klagen über die geradezu verheerende Dimensionen annehmende Verbreitung unsittlicher Schriften und Bilder auch auf dem platten Lande zustimmen. Dem muß mit Entschiedenheit entgegengetreten werden.

Staatssekretär Lisco teilte mit, daß die internationale Konferenz zur Bekämpfung der Pornographie im März in Paris[1]) stattfindet und von fast allen Staaten beschickt werden wird. Dem Antrag des Zentrums bezüglich der Preßberichte über Skandalprozesse würde er gerne stattgeben; aber es sei Sache des Gerichts, ob im gegebenen Falle der Ausschluß der Oeffentlichkeit stattfinden soll, und ob er ein vollständiger sein soll oder nicht.

Daß die Auffassung des Abg. Dr. Belzer, in Sittlichkeitsfragen bestehe eine erfreuliche Uebereinstimmung, cum grano salis zu verstehen ist, bewies der freisinnige Abg. Dove, der zwar das Ueberhandnehmen der Schmutzliteratur bedauerte, aber nicht daran glaubt, daß auf diesem Gebiete mit Gesetzen viel zu erreichen sei. Nach seiner Ansicht könnte viel mehr erreicht werden durch die Schaffung einer wirklich interessanten und unterhaltenden Volksliteratur. Eine Einschränkung des Gerichts in der Anhörung von Sachverständigen bezüglich der Frage, ob künstlerisch oder unzüchtig, würde er für sehr bedenklich halten. Mit dem Urteil des gesunden Menschenverstandes komme man auf diesem Gebiete nicht weit. Ein merkwürdiger, leider nur zu verbreiteter Standpunkt! Und doch sind viele angesehene Künstler längst darüber einig, daß ein Werk künstlerisch ausgeführt und dennoch unzüchtig sein kann.

Daß die Förderung der so berechtigten Bewegung immer mehr zurücktritt, je weiter links Personen oder Parteien stehen, kann man aus den Aeußerungen des Sozialdemokraten Heine ersehen. Er verkennt nicht die Gefahr der Sensationslektüre für die Jugend. Manche Tageszeitung, namentlich die Sensationspresse würde er ihr nicht in die Hand geben. Doch mit Gesetzen sei da nichts zu machen. Es gäbe auch bei uns Leute, die überall nach Unsittlichkeiten schnüffeln. Der Redner findet diese Schnüffelei u. a. in dem Urteil „eines beschränkten, preußischen Landgerichts“, welches Boccaccios „Decamerone“ als ein Werk der Pornographie gebrandmarkt habe. Mit Verlaub des Abg. Heine gehört „Decamerone“ nicht in den Allerweltsbuchhandel, in Leihbibliotheken und Lesehallen. Die pornographischen Illustrationen sind oft noch schlimmer als der Text.

Auf einen ähnlichen Standpunkt wie der Sozialist Heine stellte sich der freisinnige Abg. Ablaß, der ebenfalls künstlerische Sachverständige für nötig erachtet. Die Unsittlichkeit wollen auch seine Freunde bekämpfen, aber „die wahre Kunst darf nicht beeinträchtigt werden“, und deshalb sei Vorsicht nötig. Ablaß will die Entscheidung darüber, was unsittlich ist, nicht den Laien überlassen.

Der Verlauf dieser Reichstagsdebatte zeigt, daß noch viele Widerstände zu brechen und manche Hindernisse zu entfernen sind, bis ein voller Erfolg im Kampf gegen die Unsittlichkeit in Wort und Bild zu verzeichnen sein wird.

Im Badischen Landtag (Sitzung vom 20. Januar) ersuchte der Zentrumsabgeordnete Kopf die Regierung, mit Rücksicht auf das Ueberhandnehmen der pornographischen Literatur die Staatsanwaltschaften anzuweisen, streng vorzugehen, den Anfängen zu widerstehen und dadurch dem sittlichen Niedergang der Jugend vorzubeugen.

[1]) Eine genauere Mitteilung über diese Konferenz besagt: „Eine internationale Konferenz zur Bekämpfung der Pornographie tritt auf Einladung der französischen Regierung am 1. Februar in Paris zusammen. Das Programm der Konferenz, an der sich alle europäischen und mehrere amerikanische Staaten beteiligen, ist, eine gemeinsame Norm festzustellen, was an Druckschriften und Bildern als pornographisch zu erachten sei, und welche internationalen Maßnahmen zu nachdrücklicher Bekämpfung der Pornographie getroffen werden könnten. Von französischer Seite wird beantragt, die Kompetenz des Richters am Herstellungsorte pornographischer Erzeugnisse auch auf jene Artikel auszudehnen, die im Auslande abgesetzt werden. Außerdem sollen die Gerichtsbehörden der einzelnen Länder zusammenarbeiten, um die Verantwortlichkeit bei pornographischen Reaten festzustellen.

Verlangen und Pflicht.

Mit dunkelblauen Flügeln
Zieht schon die Nacht herauf
Es blitzen über den Hügeln
Viel tausend Lichter auf.

Und wie ich sie grüße, die Sterne,
Der Nacht diamantenen Kranz,
Da winkt mir gleißend von ferne
Die Stadt im Lichterglanz.

So muß ich niedersteigen
Vom stillen Träumerpfad
Und mich den Menschen zeigen
In der belebten Stadt.

Zu Sonnenhöhen breitet
Der Geist die Schwingen nicht,
Wenn er nicht treulich schreitet
Den Weg der Erdenpflicht.

Ernst Greit.

„Ein österreichischer Reformator“.

Von Albert Graf von Preysing.

„Ein österreichischer Reformator“, so betitelt sich ein Buch, welches unlängst im Verlage von Pustet in Regensburg erschien.*) Es ist eine Biographie des am 20. Mai 1909 heilig gesprochenen P. Klemens Maria Hofbauer. Weit mehr aber als nur eine Biographie dieses großen Heiligen wird uns geboten, wir werden nämlich in diesem Buche orientiert über die religiösen, politischen und kulturellen Zustände in Polen, Deutschland und Oesterreich um die Wende des 18. Jahrhunderts. Ein gewaltiger Stoff ist es, welchen der Verfasser in trefflicher Weise bewältigt hat. In drei Hauptteile gliedert sich das Werk: I. Der Kampf ums Priestertum. II. Der Apostel von Warschau. III. Der Heilige in Wien.

Mit nicht nachlassender Spannung und ständigem Interesse liest man Seite für Seite. Das zweifache Ziel, das sich der Verfasser im Vorwort gesetzt hat, hat er auch erreicht. Er hat nämlich allen, die über P. Hofbauer reden oder schreiben wollen, eine Quelle in die Hand gegeben, und zwar eine selten ausgiebige Quelle. Er hat eine Mosaikarbeit aus schon vorhandenem und neu gefundenem Material geschaffen, wie sie nicht schöner gefertigt werden konnte. Was aber das Buch so interessant und nützlich macht, ist der Umstand, daß der Verfasser den Heiligen nicht für sich, sondern im Rahmen seiner Zeit und Umgebung gezeichnet hat. Und damit hat er das zweite Ziel, das er sich gesteckt, nämlich die soziale Bedeutung Hofbauers zutage treten zu lassen, vollkommen erreicht. P. Hofbauer war aber auch ein sozialer Heiliger im wahren Sinne des Wortes. Arm und reich, hoch und nieder, allen war er ein Vater. Und wenn er auch besonders die Hütten der Armen aufsuchte, so verschmähte er es doch auch nicht, die Salons der Vornehmen zu betreten, um überall für die Ehre Gottes zu wirken. Daher war auch sein Einfluß ein ganz außergewöhnlicher. Es kann hier natürlich auf den Inhalt des Buches nicht näher eingegangen werden, aber speziell für uns Bayern sind die Abschnitte über des Heiligen Tätigkeit in Babenhausen von großem Interesse. Besonders hervorzuheben ist, daß der Verfasser, wie er auch im Vorwort erwähnt, soviel es möglich war, direkt den Quellen und den Männern einschlägiger Fachwerke das Wort gegeben hat. Dadurch gewinnt das Buch in hohem Grade und die Befürchtung, dieses Verfahren möchte dem Stile des Buches nicht zum Vorteile sein, zeigt sich als ganz unbegründet. Denn der Verfasser hat diese gewiß schwierige Aufgabe meisterhaft gelöst. Und so wird sich jeder, der das Werk gelesen hat, aus vollem Herzen dem Geleitsworte anschließen, das der Herr P. Provinzial dem Buche mitgab: „Mit staunenswertem Fleiße hat der Verfasser alles, was über das Leben und Wirken des Heiligen in den Archiven und in den Werken anderer Autoren zu finden war, und besonders die beeideten Aussagen der Zeugen im Kanonisationsprozesse gesammelt und geordnet, und so ein Mosaikbild geschaffen, das uns in hohem Grade geeignet zu sein scheint, die Andacht zum neuen Heiligen zu wecken und den Maximen seines schönen Lebens auch im Herzen der Leser Geltung zu verschaffen. Wir wünschen dem Werke die weiteste Verbreitung, und sprechen zugleich dem Verfasser hier öffentlich unseren herzlichsten Dank aus für seine nur einer erstaunlichen Liebe möglichen Leistung, die Gott ewig lohnen wolle.“

Ja, möge Gott es lohnen dem edlen und weit bekannten Volksredner Tirols, der hier ein Werk geschaffen aere perennius, möge Er es ihm lohnen für Zeit und Ewigkeit. Das Buch aber möchte ich dringend in die Hand jedes Gebildeten wünschen, denn für jeden, in welchem Berufe er auch immer stehen mag, ist dies Werk von hervorragendem Interesse.

*) Ein österreichischer Reformator. Lebensbild des heiligen P. Klemens Maria Hofbauer, des vorzüglichsten Verbreiters der Redemptoristenkongregation von P. Adolf Innerkofler, C. Ss. R. Regensburg 1910. Friedrich Pustet. — Das Buch wurde bereits in der „Weihnachtbücherschau“ in Nr. 50 vom 11. Dez. 1909 (S. 886) empfehlend besprochen, sei aber hier nochmals eingehender gewürdigt.

Sonnenfroher Wintermorgen.

. . . Ich weiß, du hast geweint.
In Gram und Tränen ging die Nacht.
Nun ist es Morgen. Sieh', es lacht
Die Sonne. Und das Schneefeld facht.
Sieh' doch das frohe Glanzgeleucht!
Komm mit. Komm, laß uns wandern weit,
Weit in das weiße Winterland
Wie Kinder schreiten, Hand in Hand,
Und märchenlauschend stille steh'n
In weicher Waldesheimlichkeit,
Mit zagen Schritten harrend gehn,
Bis aus des Schneelands lichtem Tor
Es engelsacht herniederschwebt
Und uns're Seele, sanft berührt,
In Wonneschauern leis erbebt . . . .
Sieh', dann weinst du nicht mehr. Und doch
— Vor Seligkeit.

Theo Rossel.

Oberammergauer Passionsspiel und Münchener Fremdenspekulation.

Die in Nr. 44 (1909) der „Allgemeinen Rundschau" (S. 763 f.) bereits kaustisch gegeißelte geschäftliche Ausnützung des Oberammergauer Passionsspiels tritt neuerdings in der großspurigen Reklame, welche den Oberammergauer Fremdenstrom möglichst ausgiebig nach München abzulenken strebt, allzu aufdringlich in die Erscheinung. Auch ein in einer Million Exemplaren ausgegebener Reklameprospekt mit der Aufschrift „München (dreimal stärkere Schrift!) und Oberammergau" darf nicht ohne Kritik hingenommen werden. Meister Julius Diez hat vom künstlerischen Standpunkte aus eine gediegene Arbeit geliefert. Kräftig und charakteristisch in der Zeichnung, klar und einfach in den Motiven, entsprechen Titelblatt, Kopf- und Randzeichnungen durchaus ihrem Zweck. Ueber den Geschmack, auf dem Titelbilde einen römischen Kriegsknecht, der Nägel und Hammer und die Kreuzigungsinschrift I. N. R. I. (Jesus von Nazareth, König der Juden) in den Händen trägt, an der Seite des auf dem Hintergrund eines orientalischen Teppichs stilisierten Münchner Kindls erscheinen zu lassen, kann man verschiedener Meinung sein. Nicht alle werden den symbolischen Zusammenhang dieser gepanzerten Figur mit dem Passionsspiele auf den ersten Blick erkennen. Was wir aber hauptsächlich beanstanden, ist das völlige Zurücktreten der Oberammergauer Passionsspiele im Text des Prospektes. Die Münchener Ausstellung mohammedanischer Kunst, die Münchener Musikfeste, die Münchener Richard Wagner-Festspiele, die Münchener Mozart-Festspiele, die Festspiele im Münchener Künstlertheater, die Münchener Jahresausstellung im Glaspalast nehmen die beiden Mittelseiten und noch einen Teil der letzten Seite in Anspruch. Nur die obere Hälfte der letzten Seite ist dem Passionsspiele in Oberammergau überlassen. Bei dieser ungleichen Verteilung war es auch kaum zu vermeiden, daß die urchristlichen Passionsspiele in die profane Umrahmung mit ihren antiken — um nicht zu sagen: heidnischen — Emblemen (Pan, Nymphe usw.) miteinbezogen wurden. Da auf dem Titelbilde das Passionsspiel, wenn auch möglichst profan, symbolisiert ist, hätte auch in der Umrahmung des Oberammergauer Prospektes der Passionssymbolik irgendwie Rechnung getragen werden können. Aber selbst das Kopfstück nimmt nicht auf die Passion Bezug, sondern auf die Münchener Kunstausstellung, wie die vorhergehenden Kopfstücke auf Musik und profane Schauspielkunst. Diese Zeilen sind wahrlich nicht in nörgelnder Absicht geschrieben. Aber es muß die weitesten christlichen Kreise verstimmen, wenn unter der Vorherrschaft eines Milieus, das die hehrsten Mysterien des Christentums nur noch als kulturhistorische Reminiszenzen und als Zugstücke für internationale Schaulust gelten läßt, diese Tendenz gar zu ungeniert herausgestellt wird. Die ursprüngliche Bedeutung des Oberammergauer Passionsspieles ist für eine nur nach Sensationen lüsterne Kulturwelt ohnehin schon mehr als verblaßt. Wir fürchten, daß das christliche Volk, das einst in Oberammergau aufs tiefste ergriffen wurde und unauslöschliche Eindrücke mit sich nahm, diesmal sehr ernüchtert sein wird — nicht etwa von dem Passionsspiel, das stets auf gleicher Höhe bleibt, sondern von dem Drum und Dran, das sich von außen her mit geschäftlichem Raffinement daranklammert. Es sollte doch wenigstens für eine angemessene — Distanz gesorgt werden. - Johannes Vogt.

Nach Indien.

Reiseskizze.

Von Prof. H. Lindner, Darjeeling, Bengal.

(Schluß.)

Mit einem Seufzer der Erleichterung sehen wir die weite Meeresöffnung, die sich vor uns auftut und die uns sagt, daß die Leiden des Roten Meeres nunmehr dem Reiche der Erinnerung angehören. Der zwölfte Tag unserer Fahrt findet uns im Hafen von Aden. Kaum ist das Schiff vor Anker gegangen, so stößt auch schon eine Belagerungsflotte vom Ufer los gegen die Bohemia. Auf allen Seiten sieht man riesige Kochlöffel ins Wasser tauchen, und eilen die kleinen Kähne herbei mit wollhaarigen Somalis und den Schätzen aus „Tausend und eine Nacht". Was Erlaubnis erhält, klettert an Bord, wo sich die Marktszene von Port Said wiederholt. Die meisten aber müssen sich begnügen, mit unendlichem Geschrei und drolliger Gebärdensprache ihre verlockenden Reize von schwankenden Nachen aus anzupreisen. Hier wenigstens ist echte Ware. Da ist der Kopf eines Haies, die Säge eines Sägefisches, da sind Schwämme und Muscheln und weiße Korallenbäumchen, Waffen und Hausrat der afrikanischen Wildnis, Flaschenkürbisse, artistisch bemalt nach ästhetischem Mohrengeschmack in Ocker, Zinnober und Himmelblau. Lassoartig kommt ein Bastseil an Bord geflogen, woran man das Gewünschte heraufziehen kann. Fällt dann ein Schilling aus Versehen in das Wasser, gleich ist ein kleiner Kerl zu einem Kopfsprung bereit, und im Nu ist er wieder oben und holt aus der Backentasche die silberne Münze, und zwei Reihen schneeweißer Zähne grinsen Triumph heraus. In einem Nachbarboote sucht einer durch einen Kriegstanz mit Geheul, Augenrollen und Zähnegefletsch Bewunderung und Belohnung zu gewinnen, während mancher Schlingel nur gekommen zu sein scheint, sich auf unsere Kosten zu amüsieren. Denn dort drüben, von wo ein kleiner Finger auf uns zeigt, worauf homerisches Gelächter erschallt, daß die schwarzen Bäuchlein gehalten werden, reißt zweifellos die böse Jugend Witze über uns.

Wer an das Ufer übersetzt, muß gewärtig sein, von einer Schar Krausköpfchen umringt und in Besitz genommen zu werden, die wetteifert, ihm die Sehenswürdigkeiten Adens zu zeigen, und in der Hoffnung auf ein bakshish ihn auf Schritt und Tritt verfolgt. Ich kam mir einfach lächerlich vor in der Mitte dieser Kerlchen. Eines im roten Fez schritt gravitätisch vor mir her. Jeden Augenblick drehte es sich um, deutete auf seine stolz herausgeworfene Brust und sagte: „Me your boy", auf deutsch: „Ich bin dein Führer". Zur linken schrie ein halbes Dutzend beständig: „Bon jour, monsieur, bon jour, monsieur," und ebensoviele zur rechten: „Guten Tag, mein Herr, einen Pfennig, einen Pfennig!" als captatio benevolentiae, denn sie hatten mich Deutsch reden hören. Andere wieder putzten sich in einem fort die Zähne mit einem faserigen Stück Holz und wurden nicht müde, uns seine Vortrefflichkeit an ihrem blendend weißen Gebiß zu zeigen, wobei sie ihre Bereitwilligkeit beteuerten, die Hölzer zum Vorteil unseres eigenen uns zu überlassen. Was ich indes am meisten an diesen Menschlein bewunderte, waren ihre vollhaarigen Schädel, die ohne weitere Bedeckung einer Sonne trotzten, die uns ohne Tropenhelm in wenigen Minuten ins Delirium des Fiebers brächte oder uns den Todesstich versetzte. Es geht gegen Mittag. Wasserfässer auf Karren, von trägen Kamelen gezogen, entleeren ihren kostbaren Inhalt auf die staubigen Straßen, wo er verdunstet, kaum daß er gefallen. Die Sonne gießt Feuer vom Zenith, das vulkanische Gestein strahlt es wieder, und zwischen Himmel und Erde „kochend wie aus Ofens Rachen glüh'n die Lüfte".

Die Stadt Aden liegt im Krater eines zwar längst erloschenen, aber von den Engländern wieder ins Leben gerufenen Vulkans. Wenn dereinst ein feindlicher Aar mit stählernem Gefieder gegen das Felsennest stürmt, wird sein Ausbruch stattfinden, und der Feuerstrom, den die geöffneten Seiten des Berges gegen das Meer speien werden, wird verheerender sein als der Strom der Lava, der vor Jahrtausenden aus dem Schlunde der Erde quoll. Aden ist eines der mächtigsten Glieder jener Kette, die England zur Verteidigung seines gewaltigen Reiches um den Erdball gezogen, und ein flüchtiger Blick auf die Karte genügt, die Bedeutung des Ortes zu erkennen. Er ist der große Marktplatz Ost-Afrikas und der Küstenländer des Roten Meeres, ein unschätzbares Kohlendepot für den Verkehr mit Australien und Indien, und das eiserne Wort von seinen felsigen Höhen schließt den wichtigsten Seeweg zwischen Ost und

Weft. Kein Wunder, daß Aden trotz seiner Lage auf einer unfruchtbaren, wasserlosen Halbinsel auf eine lange Geschichte zurückblicken kann. Mehrfach erwähnt in den Büchern des Altertums als Handelsplatz mußte es die Lust des Eroberers reizen. So war es, nachdem die alte himyaritische Dynastie für ihre Christenverfolgung mit dem Untergang gebüßt, von dem Abyssinier beherrscht. Dann fiel verheerend der persische Löwe ein, dem wiederum der Krummsäbel des ommayadischen Kalifen seine Beute entriß. Daraufhin folgte eine lange blutige Geschichte des Angriffs und der Eroberung, bis endlich ein gütiges Geschick das Los der Stadt in die milde Hand Englands legte. Unter dem Segen der Pax Britannica heilten rasch die Wunden, und Aden stieg endlich auf die Stufe der Macht, die ihm als Tor zweier Welten gebührt.

Die einzige, aber gewaltige Spur seiner früheren Größe hat Aden in den kolossalen Wasserwerken bewahrt, deren Bau zurückgeht bis in das Jahr 600, da die Perser ihn begannen. Das wichtigste Problem des Ortes war von jeher seine Versorgung mit Wasser. Zahlreiche Quellen sind bis zu einer Tiefe von 58 Meter in das Felsengestein gebohrt, und in den besten steht das Wasser über 20 Meter unter dem Meeresniveau; es hat jedoch eine Temperatur von 39° C und ist nicht frei von salinischer Substanz. Die Bedeutung des Reservoirs zur Ansammlung des Tropenregens wurde deshalb schon früher erkannt, und so entstanden die großartigen Werke, die jeder Besucher mit Staunen betrachet, seitdem sie von den Engländern wieder hergestellt wurden. Da sind Berge ausgehöhlt und Schluchten kaskadenartig abgesperrt, so daß der Regen, der in Gießbächen von den kahlen Höhen stürzt, von einem Reservoir in das andere überfließend, der Reihe nach die riesigen Behälter füllt. Nur ein Teil der alten Werke ist auf diese Weise restauriert; ihr Gesamtinhalt würde über 1 370 000 Hektoliter betragen. Die Verteilung der kostbaren Himmelsgabe ist indes so launischen Wechseln unterworfen in diesen Regionen des ewigen Sandes, daß man sich heute des zuverlässigeren Mittels, des modernen Kondensators, bedient. Sechs solcher Maschinen sind nun beständig tätig, Seewasser trinkbar zu machen für den Gebrauch der europäischen Bevölkerung.

In welch trefflichen Händen die Sorge für die öffentliche Wohlfahrt und Ordnung ist, bewies mir eine zufällige Berührung mit der Polizei. Ein Händler bot uns Dinge zum Kaufe an auf offener Straße. Sofort eilte ein Sohn Indiens in Uniform herbei, grüßte und erkundigte sich höflich nach dem Preise, den der Mann gefordert, worauf letzterer sich schleunigst in einer Staubwolke verflüchtigte. Zwei arabische gariwallahs kamen mit ihren Droschken herbeigaloppiert und versperrten den Weg, uns zum Fahren zu nötigen; aber ein Polizist hatte es gesehen, sprang herzu, fragte, ob wir einen Wagen wünschten, und jagte auf unser „Nahin" die beiden zum Teufel. Ich hatte den policeman Londons bewundert, aber wenn es möglich ist, daß ihn einer an Artigkeit übertrifft, so ist es sein brauner Kollege aus Hindostan.

Ein unangenehmes Bild bot sich uns bei unserer Rückkehr an Bord des Schiffes dar. Nackte Neger waren mit der Ladung von Kisten beschäftigt, die sie mit größter Mühe auf ihren Schultern die schmale Treppe emporschleppten, und ich sah wie einer von ihnen von einem rohen Matrosen getreten wurde, daß er zuckte im Schmerz und taumelte mit seiner schweren Last. Und die einzige Antwort des armen Menschen mit der Stärke des Stieres in seinem breiten Nacken und der Kraft des Riesen in seiner Faust war der stumme Blick eines hilflosen gequälten Tieres. „Denn ich bin weiß und du bist schwarz", so will es ein unmenschliches Gesetz, das in seiner äußersten Brutalität auf den dunklen Erdteil beschränkt sein mag, in verfeinerter Tyrannei jedoch vom Kap Comorin bis zum Himalaya mit der gleichen unerbittlichen Strenge herrscht, das Brandmal der Erniedrigung auf jede Stirne drückend, die den leisesten Schatten dunkleren Blutes verrät. Die meisten an Bord sind mit den indischen Verhältnissen bekannt. Beobachte nur den prüfenden Blick, mit dem die neuen Salonpassagiere für Bombay hier empfangen werden!

Wieder rasselt die Ankerkette, und das Schiff richtet seinen Kiel gegen das offene Meer. Eine Zeitlang zieht sich die arabische Küste noch zur linken hin; dann erlöschen die rötlichen Lichter auf den Bergen Yemens, und auf Land und Wasser fällt rasch das Dunkel der dämmerunglosen tropischen Nacht. Auf die Hitze des Roten Meeres ist selbst die warme Luft des Indischen Ozeans Erquickung. Wie eine Woge frischen Lebens geht es über das Schiff und weckt die Lust nach entbehrten Genüssen. Das bescheidenste Talent auf Klavier und Violine kommt zur Geltung, und das Organ des Gesanges findet nirgends wohlwollendere Kunstrichter. Und nachdem man den Klängen der Musik und den Liedern der Heimat gelauscht, bereitete sich, was den Mut zum Tanzen hatte, auf den Maskenball vor. Wem käme es in den Sinn, ein kritisches Auge auf die Kostüme zu werfen! Die Damenwelt freilich läßt sich auch nicht einmal auf hoher See überraschen und erschien in tadellosen Schöpfungen der Kunst. Dem weniger weitblickenden männlichen Geschlechte jedoch hatte der bazaar von Aden mit Turban, Fez und Kaftan aushelfen müssen. Da führt ein italienischer Bandit eine Sonnenblume; ein Koch gleitet mit einem Rokokodämchen vorbei; dort tanzt ein Araberscheik mit einem weißen Pierrot, und an der Seite eines Türken schwebt die Königin des Balles als spanische Tänzerin. Und damit ja nichts fehle an der Echtheit des Ganzen — wir sind ja auch schon unter indischem Himmel — weiß man es wohl und flüstert's im Kreise, daß das schöne Kind, vom Herrn Papa an den braunen Nawab verkauft, einmal die weiße Königin einer indischen zenana war. Der Walzer ist zu Ende, und man kühlt mit Fruchteis das heiße Blut. Wie wohl es der jungen Dame ist, von der Schmetterlingswelt des jungen Männertums umgaukelt, und wie hell ihr silbernes Lachen klingt! Es sagt: „Fünftausend Rupies, fünftausend Rupies" . . . — — Die heiteren Klänge der Musik gehen unter im Schweigen der Nacht; die strahlenden Reize erlöschen mit den Lichtern, und das Deck liegt still und dunkel. Nur das Meer glüht fort in leuchtender Schönheit. Ein Strom von Licht flimmert und sprüht um das Schiff, das die Wogen zu Feuergarben schlägt, und dazwischen glänzen größere Meerestiere wie ruhige Sterne und gleiten verlöschend in die Finsternis der Wellennacht zurück.

Ein Morgen auf dem Indischen Ozean! Blendend strahlt das Sonnenlicht von dem glatten Spiegel zurück; kein Schiff, keine Bergesferne, kein Wolkengebilde, woran das Auge haften bliebe; ringsumher nichts als die Oede des Meeres, und darüber wölbt sich hoch und hehr der blaue Wall von Indras Himmelsburg — einsam — und weit — und still — und leer — und groß — das Symbol der Unermeßlichkeit und Erhabenheit, das körperlose Bild des tiefen in sich abgeschlossenen Gedankens, der sich in der Idee des Unendlichen verliert. Nur der winzige, rauchatmende Punkt, der keuchend durch die Meeresruhe eine Furche pflügt, schändet den Sabbath, den Himmel und Erde feiern; sonst herrschte die Schöpfungsstille, wie sie im Anfang war, da der Geist Gottes allein auf dem Wasser des Urmeeres schwebte.

Ein weißer Vogel, der nach Osten fliegt, kündet uns die Nähe des Landes an. Bald taucht, von der Morgensonne beschienen, das indische Gestade auf. Es ist der siebzehnte Tag unserer Reise, und vor uns liegt unser Ziel. Die grünen Punkte werden zu Bäumen, die weißen zu Häusern einer herrlichen Stadt. Wir grüßen sie: „Bombay, The Beautiful", „Urbs Prima in Indis".

Vom Büchertisch.

Sven Hedins-Transhimalaja. Wohl selten ist ein geographisches Werk mit solcher Begeisterung aufgenommen worden, wie Hedins „Entdeckungen und Abenteuer in Tibet". Es ist auch leicht begreiflich, denn Hedin ist ein Meister der Sprache und ein guter Beobachter. Er hat unter den größten Entbehrungen und Opfern ein Land durchstreift, das bisher nur als „weißer Fleck" in den Karten von Asien figurierte. Um so bedauerlicher ist es aber, daß der Verfasser sich nicht enthalten konnte, Ausfälle zu machen gegen die katholische Kirche, die mit seinen Fahrten und Forschungen gar nichts zu tun hat. Wenn da die Rede ist vom „feisten Kardinal", oder vom „Peterspfennig", oder von „zwei wohlfeilen Bibelstellen, denen der Statthalter Gottes auf den sieben Hügeln seine Statthalterschaft verdankt", oder von den „Totenmessen" u. a. m., so muß man sich denn doch fragen: Gehört das hierher? Ist das nicht an den Haaren herbeigezogen? Wenn man von diesen gehässigen Ausfällen gegen die katholische Kirche einen Schluß ziehen wollte auf das ganze Werk, so müßte man es — weil tendenziös — ablehnen. Wir tun es nicht, aber es tut uns Katholiken in der Seele weh, in einem solchen Werke derartige Ausschweifungen zu finden, die das Gefühl eines gläubigen Katholiken tief verletzen und die den Verfasser selbst in einem etwas zweifelhaften Lichte erscheinen lassen. — Ein katholischer Missionsbericht würde sich von solchen Gehässigkeiten ferne gehalten haben. M. Kormaier.

Münchener Kunstausstellungen.

Die Winterausstellung der Sezession führt wie gewöhnlich keine große Schar von Künstlern auf den Plan. Vermeidet das Extensive, um desto intensiver Wesen und Bedeutung des Lebenswerkes von drei namhaften Künstlern vor Augen zu stellen.

Am kürzesten kommt dabei Hermann Hahn fort. Seine Plastik scheint zwei getrennte Wege zu wandeln, deren einer zu den Zielen des Naturalismus, der andere zu denen des Klassizismus strebt. An ersterem richtet er die Werke seiner Porträtkunst auf, die vom kleinsten Umfang der Plakette bis zum überlebensgroßen Straßen- und Kirchendenkmal variieren. Der andere erscheint geschmückt mit Idealgestalten, die aus der Sage klassischer Vorzeit und aus den köstlichen Erscheinungen zu uns herüberschimmern, in die die Meister der Vorzeit ihre und ihres Volkes Ideen zu kleiden vermochten. Aber schon der gemäßigte Naturalismus Hahns zeigt an, daß beide Richtungen letzten Endes sich in Einem vereinigen, nämlich in der Erfassung der Idee, welche der realen Einzelerscheinung so gut innewohnt wie dem idealisierten Gleichnis.

Die Malerei tritt uns in großen Sammlungen von Gemälden Otto Reinigers, Gemälden und Zeichnungen H. v. Habermanns entgegen. Der letztere ist unlängst 60 Jahre alt geworden, daher diese Jubiläumsausstellung. Eins ist ihm von Anfang an eigen gewesen, das Talent blendend zu kolorieren. Zuerst in Empfindungsanlehnung an das rassige Altspaniertum. Auch damals schon ganz er selbst. Nur noch nicht zu der Vollendung gelangt, die ihn später wie einen rechten Zauberkünstler mit Linien und Farben spielen läßt. Nur noch nicht jener Erforscher komplizierter Charaktere, dem vor allem die Winkel und Falten der weiblichen Psyche also bekannt waren wie zu der Zeit, da er die Höhe seines Schaffens erreicht hatte. Wo der weibliche Charakter klar und eben vor seinen Augen liegt, malt er ihn wohl zu zeiten und zeigt, wie sich lauterer Himmelsglanz darin spiegelt. Aber weitaus öfter sehen wir ihn jene kaltherzigen Wesen schildern, deren geschmeidige, äußerlich brillierende Art sich in schmeichelnden, schlangenweichen Linien, in bestrickender, schillernder Farbe wiederspiegelt. Allbekannt sind diese Porträts, diese Studienköpfe, zu deren frühesten und zugleich kennzeichnendsten die „Salome" von 1897 gehört. Daneben als Kontrast Männergestalten, bestimmt und selbstbewußt, Linie und Farbe schlicht. Dabei Vornehmheit in jedem Punkt. Nur zu zeiten gedenkt Habermann anderer Darstellungsgebiete. Am wenigsten will mir seine kirchliche Art einleuchten. Der Künstler soll Stimmung erregen, aber sie nicht vorweg nehmen wollen. Wie etwa in der fast ganz in düstere Nacht getauchten „Pieta" von 1892. Ausgezeichnet ist er dafür als Genremaler. Ein Bild wie das „Sorgenkind" (von 1886, in der Berliner Nationalgalerie) führt weit über die Grenzen dieses heute schlecht berufenen Kunstzweiges hinaus in die Gebiete allgemeiner Menschenschilderung wie auch der Interieurmalerei. Wie letztere so liegt ihm auch das Stilleben. Endlich fehlt es nicht an Landschaften, die mehr der Vollständigkeit halber erwähnt seien, als wegen ihrer Befähigung, bestimmend hervorzutreten.

Sie etwa mit denen Otto Reinigers vergleichen zu wollen, wäre töricht. Des letzteren Art war innerhalb der modernen Landschaftskunst überhaupt so sehr sein eigen, dazu besonders in den letzten Jahren seine Zurückgezogenheit so groß, daß er recht eine Einzelerscheinung geblieben ist. Man hat diese melancholischen Wald-, Bach-, Hügelbilder, in denen eine unendlich zarte Luft alle Formen und Farben miteinander verschmilzt und harmonisiert, wohl mit den Werken Corots verglichen. Sie stehen durchaus selbständig neben jenen. Das wird am besten empfinden, wessen Sinn und Gefühl für die recht und echt deutsche Eigentümlichkeit empfänglich ist, im einzelnen das Allgemeine zu sehen, aus dem allgemeinen Konzert die Stimmen der Einzelheit herauszuhören. Reiniger ist im letzten Sommer gestorben.

In den Räumen des Kunstvereins hat sich seit Weihnachten die Ausstellung entfaltet, mit der der neu begründete Deutsche Künstlerverband, E. V., München, sich einführt. Unlängst habe ich an dieser Stelle schon vorweg darauf hingewiesen. Die Hauptsache soll sein, daß man hier auf eine Jury verzichtet hat. Der Gedanke, vor menschlich immerhin entschuldbaren Einseitigkeiten geschützt, frei zu Wort zu kommen, einmal zeigen zu können, was man kann, ohne daß jemand drein redet, ist gewiß bei allen begreiflich, die sich für verkannt halten. Warum andere, bei denen dies nicht der Fall sein kann, teilgenommen haben, wie etwa Trübner, Palmié, Feldbauer fragt man vergeblich. Vielleicht wollten sie dem Unternehmen mit ihren Namen Rückhalt geben. Rücksichtsvoll war es von Feldbauer, daß er keine besseren Bilder geschickt hat. Dadurch ist eine ganze Anzahl unbekannterer Maler günstiger weggekommen. Viele haben wirklich sehr Gutes geliefert. Nur bin ich überzeugt, daß auch eine Jury zufrieden gewesen wäre, diese Sachen ausstellen zu können. Das bisher unterdrückte oder übersehene große Genie, das wir gern kennen gelernt hätten, hat seine Werke bisher noch nicht eingesandt. Dafür sind ziemlich viele Herren und Damen da, bei denen man des alten Wortes gedenkt, das anfängt „o si tacuisses". Man darf ihnen wohl mit einer Variation zurufen: o nisi exposuisses . . .

Dr. O. Doering-Dachau.

Aus ungedruckten Witzblättern.

Deutscher Jammer in der Ostmark.[1]

Kennst du das Land, wo man Wurstessen hält?
Kennst du die Stadt, wo man für deutsches Geld
Beim Polenwirt löscht echten deutschen Durst
Und ißt dazu in Menge Polenwurst?
Wenn du sie kennst, o ziehe nicht dahin:
Die Stadt der Schande, sie heißt Znin, heißt Znin.

Kennst du die Mark, wo der Beamte gar
So aller Treu zum Vaterlande bar,
Ob er sich gleich der Zulag' gern erfreut,
Vom Polenschwein zu essen sich nicht scheut?
O deutsches Volk, so tief sank deutscher Sinn — — —
Doch ewige Schmach deckt nun den Namen Znin.

Georg Heydkamp.

[1] Gegen den Restaurateur Bukowski in Znin, der ein Wurstessen mit Konzert veranstaltete, an dem über 100 Personen, darunter gegen 90 Deutsche und gar deutsche Beamte mit Ostmarkenzulage, teilnahmen, ist sicherem Vernehmen nach die Anklage wegen Hochverrats erhoben. Die Beamten werden im Interesse des Dienstes versetzt werden. Von der Wurst konnten nur noch geringe Reste beschlagnahmt werden.

Bühnen- und Musikrundschau.

Hoftheater. Unsere Kgl. Bühne hat sich Giacomo Puccini gegenüber immer zurückhaltend verhalten; „Bohème" und „Tosca" haben Zugkraft und künstlerische Qualitäten lange erst anderenorts erweisen müssen, bis sie hier Aufnahme fanden und „Madame Butterfly" ist zuvor fast über alle anderen Bühnen gegangen, die irgendwie in Betracht kommen. Nun braucht der Münchener zum Genuß dieser Oper nicht mehr nach Augsburg oder Regensburg zu fahren, die Tragödie des japanischen Schmetterlings geht nun über unsere heimischen Bretter und, wie ich vorweg nehmen will, in vorzüglicher Wiedergabe. Wie Tosca wird nach dem großen Erfolg zu schließen „Madame Butterfly" sehr zahlreiche Wiederholungen erfahren. Musikalisch gleich wertvoll, wie die ersten, ist der Erfolg in höherem Maße ein rein künstlerischer, weil die krassen äußeren Effekte fehlen. Wohl gibt die farbenfrohe Umwelt des Ostens Reiz und Stimmung, aber Puccinis Tonsprache an sich ist schon stark genug, um uns das Seelendrama der verlassenen Frau in erschütternder Weise zu gestalten. Es bestehen bereits eingehende Untersuchungen von fachmännischen Japankennern über dasjenige, was der Italiener der exotischen Musik entnommen hat, da ist zum Beispiel eine charakteristische Mollskala ohne Quart und Sept, ein als Motiv eminent geschickt verwendetes japanisches Volkslied u. a. m. Für uns ist das wichtigste, daß diese fremden Elemente in der Partitur harmonisch mit dem nicht geringen Grundstock eigener Einfälle verschmolzen sind. Ein Hauch von Wehmut liegt über dem Ganzen und die Tiefe des Empfindens gibt dem tragischen Schicksal der verlassenen Geisha Größe. Aus einer englischen Novelle John Longs haben Illica und Giocosa ein gutes Libretto geschaffen, das sich im zweiten Akte zu künstlerischer Qualität erhebt. Ein amerikanischer Marineleutnant heiratet eine liebliche Japanerin, weil er weiß, daß ihm das Gesetz gestattet, sich jederzeit durch eine Abreise zu scheiden. Drei Jahre wartet Butterfly in Treue und Hoffnung auf den geliebten Mann, dem sie nach seinem Fortgehen einen Sohn geboren. Dieser hat die kleine Butterfly längst vergessen und dem Konsul, der sie darauf vorbereiten will, hält sie den Knaben entgegen. „Kann er das vergessen?", ruft sie in ungläubigem Stolze. Eine Szene, die poetisch und musikalisch von hinreißender Wirkung ist. Welch ein Jubel schwellt der Japanerin Brust, als sie des Geliebten Schiff im Hafen erblickt. Ueber die vergebens Wartende senkt sich die Nacht hernieder, die zum Schlußakt überleitet. Hoffnung und Furcht bis zur verzweifelnden Gewißheit werden von Butterfly durchlebt, hier findet Puccini Töne von einer sengenden Glut des Empfindens. Der Offizier ist an der Seite einer weißen Gattin zurückgekehrt. Butterfly schickt den Sohn, der ihm gleicht, zu zu seinem Vater und tötet sich. Hermine Bosetti gab sanglich und darstellerisch eine Leistung, der nur mit Bewunderung zu gedenken ist. Die von Röhr musikalisch und Fuchs szenisch geleitete Vorstellung ist insgesamt hohen Lobes würdig. Die Ausstattung des Malers Starke ist koloristisch reizvoll, doch die strenge Stilisierung des ersten Aktes erscheint mir mit den realistisch gedachten Bühnenvorgängen zuweilen widerspruchsvoll.

Ein „moderner Dichterabend" war der Titel des diesjährigen Gesellschaftsabends der katholischen deutschen Studentenverbindung „Aenania". Einem einführenden Referate, in welchem Dr. Max Ettlinger der Zuhörerschaft in knappen Zügen einen Ueberblick über die Entwicklung der Moderne im allgemeinen und der neueren Dichtung des katholischen Volksteils im besonderen gab, folgte ein reiches Programm von Rezitationen und Vertonungen moderner Lyrik. Ein besonderes Verdienst um das Gelingen des Abends erwarb sich Hofschauspielerin Fräulein

Reubke, welche Dichtungen von M. Herbert und E. von Handel-Mazzetti zum Vortrag brachte. Sie wußte gleich tiefes Verstehen und gleich prächtige Töne zu finden für die schwere Lyrik M. Herberts, wie für die Ballade „Hexentod" und E. v. Handel-Mazzettis „Deutsches Recht", das wohl wie kaum wieder ein Epos sich zur Rezitation eignet. Hofschauspieler Sturb schenkte uns mit seinem machtvollen, tiefen Organ u. a. eine wundervolle Wiedergabe von Stellen aus Domanigs Abt von Fiecht. Seine schwere wuchtige Art verhalf der Dichtung zu einem mächtigen Eindruck auf die Zuhörerschaft. Den musikalischen Teil hatten Mitglieder Aenanias übernommen. Allen voran entzückte Rechtspraktikant Berrsche durch sein herrliches Klavierspiel und seine verständnisvolle Begleitung. Die Herren Ursprung und Hammerl liehen den Vertonungen moderner Lyrik ihr prachtvolles Organ und erzielten tiefgehende Eindrücke auf das Publikum.

Aus den Konzertsälen. „Das letzte Abendmahl", Vater Hartmanns vormals in München noch nicht gehörtes Oratorium wurde unter der Leitung des Komponisten in der Tonhalle aufgeführt und hinterließ Eindrücke von ergreifender Wirkung. Ich habe im ersten Hefte dieses Jahrganges bereits an der Hand der Partituren die religiösen Tonschöpfungen Vater Hartmanns besprochen und die Aufführung konnte mir mein Urteil über diese nur neuerdings bestätigen. Die Hörerschaft, welche den Saal bis nahezu auf den letzten Platz füllte, zeigte sich von dem Oratorium tief ergriffen und spendete Vater Hartmann am Schlusse begeisterten Beifall. Der erste Teil schildert in düsteren Tönen die Stimmung Israels bei der Erinnerung an die ägyptische Knechtschaft; allmählich mischen sich — vom Komponisten thematisch sehr feinsinnig behandelt — Jubelklänge in die Chöre, welche der Freude des Volkes über das Paschafest sehr guten Ausdruck geben. Prophetisch wird durch eine „mystische Stimme" auf die Erfüllung des Urbildes im Neuen Testament hingewiesen, musikalisch ist diese von besonderem Klangreiz. Die Partie des Christus, von der Orgel begleitet, drückt das Uebersinnliche derselben musikalisch in weihevollster Weise aus. Voll Farbe und Stimmung sind die Frauenchöre, welche nach alttestamentarischer Vorschrift mit Freudenklängen die Bereitung des Ostermahles begleiten. Machtvoll ertönt Christi Stimme: „Wahrlich, ich sage euch, einer von euch wird mich verraten." Eindringlich malt das Orchester die schwermütige Stimmung aller ob des Verräters, der mit ihnen zu Tische sitzt. Judas ist mit schier dramatischer Charakteristik gestaltet. Ein hier eingeschalteter Gesang Marias, die als Repräsentantin des Alten Bundes gedacht ist, bringt die schmerzliche Sehnsucht der Menschheit nach der Vereinigung mit Gott in tiefinnerlicher Weise zum Ausdruck. Die gedrückte Stimmung wird verdrängt durch die sichere Hoffnung auf Tilgung der Sündenschuld. Ein allgemeiner Chor preist die Güte des Herrn in gewaltig anschwellenden Tonwellen. — Der zweite Teil des Oratoriums bringt die Einsetzung der Eucharistie. Von wundersamem Klangreiz ist der Frauenchor: „Ave corpus". Mit hoheitsvoller Größe klingen die Einsetzungsworte. Auch die aus der Ferne ertönenden Engelschöre wirken durch tiefe Innerlichkeit. Das vorzügliche Orchester des Konzertvereins und der aus Herren und Damen der Gesellschaft gebildete Chor folgten dem umsichtigen, temperamentvollen Dirigenten mit Eifer und innerem Anteil. Der „Erzählerin" lieh Marie Möhl-Knabl den Schmelz ihres klangschönen Organes, die „mystische Stimme" (Maria) wurde durch die Berliner Kammersängerin Marie Goetze glanzvoll gesungen. Die Christuspartie brachte Oberstetter, den Judas Kroupa zu guter Wirkung. An der Orgel saß der vielbewährte Ad. Hempel. Der Komponist wurde durch zahlreiche Lorbeerkränze und stürmischen Beifall geehrt, an welchem die Solisten partizipieren durften. Neben der hohen Protektorin der Veranstaltung, der Frau Prinzessin Ludwig Ferdinand, hatten sich zahlreiche Mitglieder des Kgl. Hauses, sowie der hochwürdigste Herr Nuntius und der hochwürdigste Herr Erzbischof eingefunden. — Die Pianistin Emmy Braun, welche gleich bei ihrem ersten Auftreten vor wenigen Jahren ungewöhnliches Interesse erweckt hatte, fand im 15. Volkssymphoniekonzert wiederum eine glanzvolle Aufnahme. Sie spielte das b-Moll Konzert des früh verstorbenen Felix vom Rath (1866—1905), ein sehr schwieriges, in den Details oft fesselndes Werk. Die technische Reife und Kraft der jungen Künstlerin ist erstaunlich, aber auch Gestaltungsgabe und Empfindung heben ihre Leistung über das meiste, was der Winter an pianistischer Kunst uns seither geboten. Prill leitete den Abend mit Beethovens 2. Symphonie ein und bot noch Pfitzners Ouvertüre zu „Käthchen von Heilbronn" in temperamentvoller Wiedergabe.

Die Musikfesthalle im Münchener Ausstellungspark, welche sich zurzeit im Bau befindet, bringt verschiedene Neuerungen, die zu erproben der kommende Sommer ausgiebig Gelegenheit bieten wird. Der Raumgestaltung ist das Prinzip des antiken Amphitheaters zugrunde gelegt. Das Parterre wird umfaßt von dem Parkett und dem Logenring, über denen sich in gewaltigem Bogen noch drei Ränge türmen. Die Halle faßt über 3000 Plätze. (Der gewaltige technische Apparat moderner Tondichtungen erfordert zur Kostendeckung solch stattlichen Zuschauerkreis.) Durch verstellbare Tuchvorhänge ist die Halle auf die Hälfte zu verkleinern. Für pantomimisch-dekorative Aufführungen kann der Terrassenbau des Podiums abgetragen und zu einer architektonisch behandelten Stilbühne verwandelt werden. Zur Erprobung wird die von Theodor Fischer und Geiger entworfene Halle vorerst als Provisorium dem bestehenden Bau (der Prinz Ludwigshalle) eingefügt.

Gärtnerplatztheater. Der neueste Operettenschlager: „Die geschiedene Frau" besitzt verschiedene hübsche Melodien, schade, daß Leo Fall, der Talent besitzt, einer industriellen Produktionsweise verfallen ist. Die Textdichtung ist von Viktor Léon, der einst ein hübsches Volksstück geschrieben, nun zu den „einflußreichsten Wiener Librettisten" gehört. Es sind ganz wenige „Firmen", die bei jedem „Schlager" als „Dichter" beteiligt sind. Da sie unmöglich ein Monopol haben können, so müssen sie wohl die relativ beste Arbeit liefern. Oder nicht? Viel ist Herrn Léon diesmal nicht eingefallen und da griff er zum Pikanten, der Würze, die so manch schalem Gebräu aufhelfen soll. Da ist nichts vom künstlerischen Uebermut, nein, kalte Berechnung läßt mehr oder minder grobe Andeutungen immer wiederholen. „Das lockt", meint eines der demimondäne Lebenserfahrung bekundenden Lieder.

Verschiedenes aus aller Welt. Im Konstanzitheater in Rom fand die Urpremière von Leoncavallos neuer Oper „Maja" statt, welche dem Komponisten einen kaum verhüllten Mißerfolg brachte. Die Musik ist nach Berichten ebenso konventionell, wie das Libretto aus dem Hirtenleben. Die Vorstellung dirigierte Leoncavallos Nebenbuhler Mascagni. — Nicht weniger wie fünf neue Theater werden für die nächsten Jahre in Berlin geplant. Eine „Große Oper", geleitet von Angelo Neumann, eine „Wagneroper" von Hermann Gura und ein Wagnertheater mit volkstümlichen Preisen, ein Stadttheater für Wilmersdorf und ein nach dem Muster der Schillerbühnen arbeitendes Vororttheater.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

In heftigen Intervallen sind an der Neuyorker Börse starke Kurzstürze, abwechselnd mit nervösen Erholungen zu bemerken. Die Neuyorker Produktenbörse, speziell der Baumwollmarkt, zeigten gleichfalls deroutierte Bewegungen. Diese Vorgänge beweisen zum mindesten eine ungesunde Situation. Da man aus der Praxis an genügenden Fällen darlegen kann, wie sich in Neuyork die zukünftige Gestaltung der gesamten internationalen Wirtschaftslage spiegelt, sind verschiedene bisherige Anhänger des klaren Optimismus bald wieder Skeptiker in bezug auf die kommende Entwicklung der Finanz- und Handelsgebiete geworden. Trotzdem bewahren die europäischen Märkte gegenüber der schwülen Tendenz in Neuyork eine erstaunliche Widerstandsfähigkeit. Auch die Wahlresultate in England vermochten die von Neuyork besonders abhängige Londoner Börse wenig zu beeinflussen. Es ist keineswegs sicher, ob die bisherigen Kurszuckungen in Neuyork nur Börsenmanöver von Interessenten waren, oder den Beginn einer der vielen bisherigen, so heftigen Kursderouten bedeuten. Wie sehr letztere jeweils die europäischen Märkte beeinflusst und vollkommen beherrscht hatten, lehrte die Chronik der letzten Jahre leider nur zu sehr. — Allerdings ist hierbei besonders hervorzuheben, dass zwischen Neuyork und den heimischen Marktgebieten in letzter Zeit sich ein gewaltiger Unterschied zugunsten der deutschen Börsen- und Industrieverhältnisse herausgebildet hatte. Diese Besserung der Börsen und die Entwicklung der industriellen Verhältnisse zeigen eigene Kraft und sind die Folgen von gesunder, langsam gebesserter Erholung aus der letzten Finanzkrisis. Die Erhöhung des Kursniveaus beruht zumeist auf mehr oder minder reellen Interessentenkäufen. Es ist nicht ausser Acht zu lassen, dass Sparkraft und Geldflüssigkeit viel zu dieser Situation verholfen haben. Die sichtbare Besserung und Erholung des Handels der industriellen Kreise bei uns beruht in dem deutschen Fleiss und dem bekannten Wettbewerb deutscher Fabrikate und deutscher Produkte am grossen Weltmarkt. Die Ziffern der zuletzt publizierten monatlichen Ausweise über Deutschlands auswärtigen Handel im Jahre 1909 zeigen trotz vielfach ungünstiger Zoll- und Marktverhältnisse und hartem Konkurrenzkampf von einer imposanten Besserung. Chemische Erzeugnisse, Produkte der Landwirtschaft, Metalle usw. haben besonders zum Plus der Ausweisziffern beigetragen. Dabei schreitet die Entwicklung von Deutschlands Industrie anscheinend vorwärts. Die Einnahmen der deutschen Eisenbahnen geben gleichfalls erfreuliche Beweise von der weiteren Zunahme der Export- und Frachtenvermehrung. Erhebliche Millionen Mark Mehreinnahmen am Güter- wie am Personenverkehr sind im Monat Dezember auf allen Eisenbahnlinien erzielt worden. Preussische Staatsbahnbestellungen an Wagenmaterial beweisen, dass auch von Staats wegen mit der Möglichkeit einer weiteren Besserung in Handel und Wandel bei uns gerechnet wird. — Die Grundlage der gesamten Tendenzentwicklung an den deutschen Börsen bildet auch diese Ansicht und in der Tat sind die Meldungen vom Industriegebiet fortwährend günstig zu nennen. Die Hüttenindustrie, die Eisen- und Stahlwerke und Kohlenzechen sind ebenso stark belegt von Bestellungen, wie auch in der Textilbranche, Elektrizitätsindustrie und der chemischen

Abteilung starke Aufträge bei lohnenden Preisen bekannt geworden sind. Die gemeldeten Preiserhöhungen der Fabrikate und Produkte sind die Folge der vermehrten Nachfrage nach den heimischen Erzeugnissen. Ob jedoch die durch den Mehrabsatz erzielte Mehreinnahme auch gebesserte Gewinnresultate den Gesellschaften bringt, bleibt dahingestellt. Bekanntlich sind Steuern, Abgaben, Lohnforderungen und Regiekosten in letzter Zeit fast überall gleichfalls gestiegen und verzehren ein gut Teil des Gewinnüberschusses. — Allerdings bilden die Erfordernisse aus den Geldansprüchen derzeit keine grossen Kalkulationen für die heimische Industrie. Die Bank von England hat zum zweiten Male in diesem Jahre ihren Bankdiskont um ein halbes Prozent auf 3½% reduziert. Der Geldmarkt an den deutschen Börsen, die sehr günstige Gestaltung der Reichsbankwochenbilanz, das Vorhandensein einer grösseren steuerfreien Notenreserve unseres Zentralnoteninstitutes und die stete Verbilligung des Privatsatzes an den Börsen hat auch die Reichsbank zu einer Ermässigung des Wechseldiskontes um vorerst ein halbes Prozent auf nunmehr 4% veranlasst gesehen. Die Börsen kalkulierten allerdings mit einer Reduktion der Rate um ein volles Prozent. Bei einer weiteren Besserung der oben geschilderten Verhältnisse am deutschen Geldmarkt ist eine neuerliche vielleicht in Kürze zu erwartende weitere Ermässigung des Reichsbank-Diskontes sehr wahrscheinlich. Die notwendige Kontrolle über den deutschen Geldmarkt wird diese Massnahme bei einigermassen glattem Verlauf der Börsen auch rechtfertigen. — Die Aktien der deutschen Grossbanken konnten von all diesen günstigen Ereignissen erheblich weiterhin profitieren. M. Weber.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

In Wucherer-Händen. Von Leutnant a. D. Moenninghoff. (Dortmund, Johannesstraße 1, Selbstverlag.)

Ohne Rechtsanwalt Forderungen eintreiben. Außenstände retten. Raffinierte Schuldner noch erfolgreich fassen. Herausgegeben von Dr. jur. Ed. Karlemeyer M 3.— (Wiesbaden 35, Verlagsanstalt Emil Abigt.)

Weltanschauung und Freiheit. Von Wilhelm Freiherrn von Pechmann, Direktor der bayerischen Handelsbank. 90 Pf. (München, Max Steinebach.)

Universal neue Weltanschauung. Von Peter Becker. Broschiert 216 S. 8°. M 2.— (Magdeburg, Peter Beckers Verlag.)

Eine Nachlese. Von Rudolf Lindau. Eigenes und Fremdes. (Berlin W., Egon Fleischel & Co., Geh. M 3.50.)

Der katholische Literaturstreit und Hanny Lambrecht. Von Richard Knies. M 3.50 (Köln-Weiden, Hermann J. Frenken.)

Fürstin Saliakoff. Preisgekrönter Roman von Champol. Geb. M 4.—, brosch. M 2.80. (Kevelaer, Jos. Thum.)

Geschichten aus Frankreich. Von Eggert-Windegg. M 2.—. (Kevelaer, Jos. Thum.)

Der Klostermaler. Erzählung von Arthur Achleitner. M 2.50. (Kevelaer, Jos. Thum.)

Erzählungen. Von Enrika von Handel-Mazzetti. M 2.50. (Kevelaer, Jos. Thum.)

Primanerliebe. Roman von Rudolf Hirschberg-Jura. M 3.—. (Berlin, Otto Janke.)

Violette Fouquet. Roman von Ursula Zöge von Manteuffel. M 4.—. (Berlin, Otto Janke.)

Ueber die Heide. Roman von Eugen Ludwig Gattermann. M 3.—. (Berlin, Otto Janke.)

„Der Herr von Borkenhagen". Roman von Arthur Brausewetter. M 4.—. (Berlin, Otto Janke.)

Von Sonnenschein und Liebe. Von Ludwig Zoepf. (Mainz, Kirchheim & Co.) 8°. (VIII u. 216 S.) Geh. M 1.80, geb. M 2.50.

Violinschule auf Grundlage der „Kleine Methode" von Mazas bearbeitet von Albrecht Krüger. M 1.—. (Köln, P. J. Tonger.)

Jesus. Vier Vorträge gehalten in Frankfurt a. M. M 1.60. (Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg.)

Der Fall Mannesmann. Eine deutsche Antwort von Hans A. Osman. (Berlin W. 50, Verlag Continent.)

Das preußische Lehrerbesoldungsgesetz vom 26. Mai 1909 und die einschlägigen Landtagsverhandlungen von einem Mitglied der Zentrumsfraktion. 60 S. 8°. Gebd. 80 Pf., postfrei 90 Pf. (M.-Gladbach, Volksvereinsverlag.)

Zurück zur heiligen Kirche. Erlebnisse und Erkenntnisse eines Konvertiten von Prof. Dr. A. von Ruville. M 2—. (Berlin W. 30, Hermann Walther.)

Grundriß der Biologie oder der Lehre von den Lebenserscheinungen und ihren Ursachen. Von Hermann Muckermann S. J. 1. Teil: Allgemeine Biologie. Mit 17 Tafeln und 48 Abbildungen im Text. gr. 8°. (XIV u. 174.) M 4.—. (Freiburg, Herder.)

Gottes Meißel und Hammer. Von Franz Xaver Kerer. 8. VIII. 190 S. (Regensburg Verlagsanstalt Manz.) M 1.80.

Für unsere Mädchen. 12 Vorträge für die schulentlassene weibliche Jugend auf dem Lande. Von Marie Freiin v. Mirbach. (Berlin SW. 11, Deutsche Landbuchhandlung.)

Jugendhort. Illustr. Wochenschrift für die kath. Jugend. Unter Mitwirkung zahlreicher Pädagogen herausgegeben. Soeben fertig der 20. Jahrgang. Groß-Oktav, über 400 S. stark, mit schönen Illustr. Geb. M 2.—. (A. Laumann, Dülmen i. W.)

Laumannsche Jugendbibliothek. Herausgegeben von Freunden der christlichen Jugend. 28.—36. Lieferung. (Dülmen i. W., A. Laumann.)

Ehe-Katechismus. Ein Leitfaden für kath. Braut- und Eheleute. Von Dr. J. Höller. 20 Pf. (Dülmen i. W., A. Laumann.)

Unser tägliches Brot. Von P. Adolf Chwala. 20 Pf. (Dülmen i. W., A. Laumann.)

Des Christen Kraft und Weisheit. Von P. J. Troder. Ein Lehr- und Gebetbuch für jedermann, 16° 472 S. Geb. M 1.50 und besser. (Dülmen i. W., A. Laumann.)

Der katholische Universitätsverein in Salzburg. Auszug aus der Vereinsfestschrift anläßlich seines 25jahr. Jubiläums (Salzburg, Verlag des kath. Universitätsvereins.)

„Die Volksbühne". Monatsschrift für volkstümliche Literatur und Kunstpflege. Herausg. Dr. H. Timmler. 3. Jahrg. Mit sämtl. Beilagen jährlich M 4.20 (München, Val. Höfling).

„Die christliche Mutter". Halbmonatsschrift zur Belehrung, Erbauung und Unterhaltung. Redigiert von Pfarrer Dr. Franz Keller, 1. Jahrg. Halbjährlich M 1.80. (Münster i. W., Alphonsusbuchhandlung).

„Stimmen aus Maria-Laach". Katholische Blätter. Jährlich 10 Hefte. Jahrgang M 12.—, Einzelheft M 1.40. (Freiburg i. B., Herder.)

„Theologisch-praktische Monatsschrift". Zentralorgan der katholischen Geistlichkeit Bayerns. Redigiert von Prof. Dr. G. Pell und Dr. L. H. Krick. Jährl. M 6.—. (Passau, Gg. Kleiter.)

„Theologie und Glaube". Zeitschrift für den katholischen Klerus. 1. Jahrg. Jährl. 10 Hefte M 10.—. (Paderborn, Ferdinand Schöningh.)

Aufhebung von Vorzugspreisen betreffend.

Auf Wunsch und Anregung der Verbandsleitungen war den Windthorstbunden und neuerdings auch den kath. kaufmännischen Vereinigungen für die „Allgemeine Rundschau" ein Vorzugspreis eingeräumt worden. Diese Bezugserleichterung ging von der Voraussetzung aus, daß in dem einen Verbande Jünger der „Parteischule" der Windthorstbunde, im anderen Falle junge Handlungsgehilfen in Frage kämen, welche, wie ausdrücklich betont wurde, hier wie dort nur über geringe Mittel verfügen. In der Praxis bildete es sich inzwischen heraus, daß auch wohlbestallte und gutsituierte ältere Mitglieder, auch solche in Amt und Würden, die Preisermäßigung beanspruchen. Um den nicht vorausgesehenen Konsequenzen und den der Geschäftsstelle und dem Verlage erwachsenen Umständlichkeiten, Schwierigkeiten und Verdrießlichkeiten ein Ende zu bereiten, vor allem auch den von unserer Seite nicht verschuldeten Beschwerden aus den Kreisen des Buchhandels den Boden zu entziehen, wird hiermit bekannt gegeben, daß die erwähnten Ermäßigungen vom 1. April 1910 ab in Wegfall kommen. Denen, welche sich mit so selbstlosem Eifer in den Kreisen ihres Verbandes für die „Allgem. Rundschau" verwandt haben (in einigen Windthorstbunden stieg der gemeinsame Bezug auf 30 bis 50) sei auch auf diesem Wege der herzlichste und aufrichtigste Dank zum Ausdruck gebracht. Wir glauben zu der Hoffnung berechtigt zu sein, daß die alten Freunde der „Allgemeinen Rundschau", welche dieselbe um ihrer selbst willen liebgewonnen haben, wegen dieser notgedrungenen Maßnahme dem Blatte nicht untreu werden.

Verlag der „Allgemeinen Rundschau".



Aufruf.

Zu einem großen sozialen Uebel hat sich der moderne Alkoholismus ausgewachsen.

Der Mißbrauch geistiger Getränke mit seinen verheerenden Folgen für das gesundheitliche, wirtschaftliche und sittliche Leben des Volkes hat allmählich eine solche Ausdehnung genommen, daß eine planmäßige Stellungnahme zur Eindämmung der immer größer werdenden Gefahr wie zur Rettung der unglücklichen Opfer unserer ungesunden Trinksitten nicht mehr zu umgehen ist.

In ergreifenden Worten rufen deutsche Bischöfe auf „zum gemeinsamen Kampf gegen einen Feind, welcher mehr Menschenleben fordert als Seuchen und Kriege, welcher die Krankenhäuser und Irrenhäuser, die Armenhäuser und Zuchthäuser bevölkert, welcher den Bestand, das Glück und den Frieden zahlloser Familien vernichtet, schon die Kinderwelt vergiftet und das heranwachsende Geschlecht mit Siechtum schlägt; — gegen einen Feind, welcher die Gesundheit, den Wohlstand, die Sittlichkeit ganzer Gemeinden, ja des ganzen Volkes aufs schwerste schädigt und dem deutschen Volke für die Verheerungen, welche er anrichtet, noch eine Jahressteuer von 3000 Millionen Mark auflegt; — gegen einen Feind, welcher im innersten Wesen widerchristlich ist, Glaube und Frömmigkeit in der Wurzel anfrißt, das sittliche Gefühl abstumpft, den Charakter verdirbt und besonders mit dem Laster der Unzucht verbündet ist." (Hirtenschreiben vom 15. November 1904.)

Traurige Zahlen redet die Statistik. Ueber 80,000 Deutsche führt der Alkohol Jahr für Jahr dem Grabe zu, 30,000 führt er in Geistesumnachtung, über 200,000 bringt er vor den Strafrichter, etwa 1600 treibt er in der Verzweiflung zum Selbstmord.

Wieviel Elend, Not und Sünde lauert hinter diesen Zahlen, die keine Uebertreibung sind . . . .

Mit Recht durfte daher von berufener Seite die moderne Mäßigkeitsbewegung als eine „Kulturtat ersten Ranges" bezeichnet werden.

An dieser Kulturbewegung mitzuarbeiten, sollte eine Ehrensache für uns Katholiken sein.

Aber leider — diese Tatsache mußte noch jüngst Kardinal Kopp beklagen — auf dem Gebiete der Alkoholbekämpfung sind wir Katholiken, was Organisation angeht, weit zurückgeblieben. Der katholischen Kirche, die doch vor allem berufen ist, die Wunden der Zeit zu heilen, konnte infolgedessen bisher kein entsprechender Einfluß auf die Bewegung gewahrt werden.

An alle deutschen Katholiken richten wir daher die herzliche Bitte, die katholische Mäßigkeitsbewegung durch Beitritt zum Katholischen Mäßigkeitsbund Deutschlands, der in keiner Weise zur gänzlichen Enthaltung von geistigen Getränken verpflichtet, vielmehr nur die Mitwirkung an einem caritativ-sozialen Werke bedeutet, unterstützen zu wollen.

Mitglieder leisten einen Jahresbeitrag von mindestens 1 Mark, Förderer einen solchen von 3 Mark. Durch eine einmalige Gabe von 100 Mark werden die Mitgliedsrechte auf Lebenszeit erworben. Alle Mitglieder erhalten die Vereins-Zeitschrift „Der Morgen", die lebenslänglichen Mitglieder und die Förderer außerdem Vereinsgaben.

Gebildeten Kreisen wird durch den „Morgen" eine Zeitschrift geboten, die in durchaus sachlicher Weise über die moderne Bewegung gegen den Alkoholismus unterrichtet.

Edeldenkenden empfehlen wir in besonderer Weise die finanzielle Unterstützung des Vereins, der zu erfolgreicher Tätigkeit ganz außerordentlicher Zuwendungen bedarf.

Anmeldungen sind an die Zentralstelle in Trier, Speestr. 16, erbeten.

Katholischer Mäßigkeitsbund Deutschlands, e. V.

Der Verwaltungsrat und Ausschuß:

Frau Dr. O. Ammann, München. Dr. Georg Antoni, Päpstlicher Geheimer Kammerherr, Oberbürgermeister, Fulda. Dr. Alfred Baur, Seminar- und Stadtschularzt, Schw.-Gmünd. Hermann Bruck, Rektor a. D., Bochum, Vorsitzender des Kath. Lehrerverbandes des Deutschen Reiches. Dr. P. Burguburu, prakt. Arzt, Straßburg i. E. Isabella Freiin von Carnap, Cöln. Johannes Dahlmann, Pfarrer, Münster i. W. Frl. Hedwig Dransfeld, Schriftstellerin, Redaktrice von „Die christliche Frau", Werl i. W. Dr. J. Ernst, Regens des Priesterseminars, Hildesheim. Dr. Martin Faßbender, Professor, Mitglied des Reichstags und des preuß. Abgeordnetenhauses, Berlin. A. Geiß, Pfarrer, Rixheim i. E. Dr. Franz Gillmann, Universitätsprofessor, Würzburg. Friedrich Gutberlet, Pfarrer, Mackenzell. Emil Hasse, Oberstleutnant a. D., Aachen. Johannes Haw, Direktor, Trier, 1. Vorsitzender. Frl. Pauline Herber, Schriftstellerin, Boppard, Vorsitzende des Vereins kathol. deutscher Lehrerinnen. Dr. Franz Hitze, Apost. Protonotar a. i. p., Universitätsprofessor, Mitglied des Reichstags und des preußischen Abgeordnetenhauses, Münster i. W. Dr. Wilhelm Hohn, Direktor des Volksvereins, M.-Gladbach. Frau Geh. Sanitätsrat Dr. K. Hopmann, Cöln. Karl Hotter, Rechtsanwalt, Landshut a. Isar. Dr. Hans von Kiene, Oberlandesgerichtsrat, Vizepräsident der II. Ständekammer, Stuttgart. Dr. August Kneer, Rechtsanwalt, Trier, 2. Vorsitzender. Dr. Krautwig, Beigeordneter, Cöln. Dr. Wilhelm Liese, Bibliothekar, Paderborn. Hermann Ludwig, Bürgermeister, Neunkirchen. Anton Matern, Domherr, Frauenburg. J. B. Mehler, Päpstl. Hausprälat, Regensburg. Johannes Mumbauer, Schriftsteller und Redakteur der Kölnischen Volkszeitung, Rom. Dr. Anton Retzbach, Domkustos, Freiburg i. B. Frau Bankier A. Reverchon geb. von Boch, Trier. Dr. Hans Rost, Schriftsteller und Redakteur der Augsburger Postzeitung, Augsburg. Dr. Schellmann, Landesrat, Düsseldorf. Adolf Schmedding, Geheimer Regierungs- und Landesrat, Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, Münster i. W. Georg Schmitt, Rentner, Trier. Dr. Schulten, leit. Arzt, Waldbreitbach. Alfons Schwarz, Pfarrer, Warthausen. Dr. Stephan, Justizrat, Generaldirektor, Beuthen O. S. Dr. J. Tereg, Geheimer Regierungsrat, Hochschulprofessor, Hannover. Dr. Otto Tilmann, Professor an der Akademie für praktische Medizin, Generaloberarzt d. L., Cöln. Dr. Georg Triller, Päpstlicher Hausprälat, Domdekan und Generalvikar, Eichstätt. Dr. Lorenz Werthmann, Päpstlicher Geheimkämmerer, Geistlicher Rat, Freiburg i. B., Präsident des Charitasverbandes für das kathol. Deutschland. Dr. Christoph Willems, Professor der Philosophie, Redakteur des Pastors bonus, Trier.

Es gibt fast keinen Leser der „Allgemeinen Rundschau“ mehr,

welcher nicht schon

Schlesische Reinleinen und Hausleinen,

das Beste zu Leib-, Bett-, Kirchen- und Ausstattungswäsche, direkt aus Landeshut in Schlesien sich hätte senden lassen.

Wir bitten die verehrten Leser, die armen Handweber in dortiger Gegend zu unterstützen. Landeshut in Schlesien ist weltbekannt durch seine guten Leinengewebe.

Verlangen Sie Muster und Preisbuch portofrei

von der als höchst reell bekannten christlichen Firma

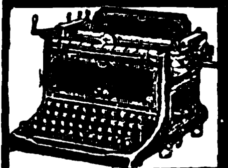
Brodkorb & Drescher Leinen-handweberei

Landeshut in Schlesien Nr. 43

über Leinen-, Hand- und Taschentücher, Tischwäsche, allerhand Bettbezugstoffe, Bettbarchent, Schürzen- und Hauskleiderstoffe, Hemdenflanell u. a. Schlesisches Prima-Hemdentuch à Stück 20 m, 82 cm breit, Mk. 9.—, 10.—, 10.80, 11.80 per Nachnahme.

Langjährige Lieferanten an geistliche Häuser, Klöster, Paramenten-Vereine und Familien aller Stände. Anfertigung ganzer Ausstattungen. — Garantiert reines Leinen für Kirchenwäsche in Gebild und glatt. — Zurücknahme nicht gefallender Waren auf unsere Kosten.

Schreibmaschinen



gebrauchte und neue amerikanische und deutsche Systeme offeriert unter weitgehendster Garantie bei Monatsraten von

20 Mark

ALFRED BRUCK, München II

Kaufingerstr. 11 (Paulanerbräu).

:: Die Subdirektion ::

für einen grossen Teil Bayerns einer einheimischen

Lebensversicherungs-Aktiengesellschaft mit Inkasso u. höherem Einkommen

ist demnächst neu zu besetzen. Tatkräftigen und kautionsfähigen Herren, die gewillt sind, energisch mitzuarbeiten, bietet sich günstige Gelegenheit zur Erlangung einer

vorzüglichen Existenz.

Gefl. Offerten unter D. C. 101 an Daube & Co., München.

Die Buch- und Kunstdruckerei der Verlagsanstalt vormals G. J. Manz

:: München ::

Hofstatt 5 und 6

übernimmt die Herstellung von Werken jed. Art, Dissertationen, Festschriften, Diplomen usw. und hält sich zur Übernahme sämtl. Buchdruckaufträge auf das beste empfohlen.

Die Bonifacius-Druckerei zu Paderborn

erbietet sich zur pünktlichen Lieferung der Literatur des In- und Auslandes, besonders der katholischen. Sie besorgt auch jedes, wo immer angezeigte Werk.



Das Antiquariat der Bonifacius-Druckerei zu Paderborn gibt regelmässig Kataloge aus, die auf Verlangen jedem Interessenten gratis u. franko zugesandt werden. Zugleich kauft dasselbe grosse Bibliotheken zu guten Preisen. Auf Wunsch wird persönliche Besichtigung zugesichert.

Bayerische Handelsbank

München

(gegründet 1869)

Zweigniederlassungen in Ansbach, Aschaffenburg, Bamberg, Bayreuth, Gunzenhausen, Hof, Immenstadt, Kempten, Kronach, Kulmbach, Lichtenfels, Marktredwitz, Memmingen, Mindelheim, Münchberg, Neuburg a. D., Nördlingen, Regensburg, Rosenheim, Schweinfurt und Würzburg.

Aktienkapital	M.	35'600,000.—
Reserven	„	11'500,000.—
Pfandbriefumlauf	„	293'400,000.—
Hypothekenbestand	„	296'200,000.—
Komm.-Oblig.-Umlf.	„	4'900,000.—
Komm. Darlehen	„	5'500,000.—

Stand vom 30. Juni 1909.

1. Die Pfandbriefe der Bayerischen Handelsbank sind zur Anlegung von **Mündelgeld** zugelassen.

2. In Pfandbriefen der Bayerischen Handelsbank dürfen **Gelder der Gemeinden** und örtlichen **Stiftungen**, auch der **Kultusstiftungen** und **Kirchengemeinden** angelegt werden.

3. Die Kommunal-Schuldverschreibungen der Bayerischen Handelsbank sind zugelassen: zur Anlegung von Kapitalien der Gemeinden und Stiftungen, auch der Kirchen- und Pfründestiftungen sowie der sonstigen nicht unter gemeindlicher Verwaltung stehenden Stiftungen.

4. Jede Umschreibung auf den Namen (Vinkulierung), auch auf den Namen von Privaten, erfolgt kostenlos.

5. Alle auf den Namen umgeschriebene Stücke, auch solche im Privateigentum, werden von der Bayerischen Handelsbank, ohne dass es eines Antrages bedarf, in bezug auf Verlosungen und Kündigungen kostenfrei kontrolliert. Von jeder Verlosung oder Kündigung wird den eingetragenen Besitzern schriftlich Nachricht gegeben. Auf Antrag übernimmt die Bank die nämliche Kontrolle gleichfalls kostenfrei auch für andere Stücke.

6. Bei der Bayerischen Handelsbank dürfen Gelder der Gemeinden und örtlichen Stiftungen, auch Gelder der Kultusstiftungen und Kirchengemeinden, im **Giro-Scheck-Verkehr** oder in **laufender Rechnung — Kontokorrent** — desgleichen auch gegen Ausstellung eines **Schuldscheines auf Namen** angelegt werden.

7. Bei der Bayerischen Handelsbank dürfen **offene Depots von Gemeinden** und örtlichen **Stiftungen**, auch von **Kultusstiftungen** und **Kirchengemeinden** errichtet werden.

8. Durch **Bürgscheine** wie durch **Pfandbriefe** der Bayerischen Handelsbank können bei der **Königl. Staatseisenbahn-Verwaltung Sicherheiten** jeder Art geleistet, auch **Generalpfänder** bestellt werden (so z. B. für die **Uebernahme von Arbeiten und Lieferungen**, für **Frachtenstundung**, für **Dienstvertragsverhältnisse** u. a. m.).

9. Die Pfandbriefe der Bayerischen Handelsbank sind unter die im Lombardverkehr der Reichsbank in erster Klasse beleihbaren Werte aufgenommen und werden ebenso auch von der Kgl. Bank in Nürnberg und allen Kgl. Filialbanken beliehen.

NB. Ueber alles, was sich auf die Vermögensverhältnisse unserer Kunden bezieht, wird von uns und unserem gesamten Personal gegen jedermann, auch gegen Behörden (Rentämter usw.) unverbrüchliches und unbedingtes Stillschweigen beobachtet.

Einbanddecken für den VI. Jahrgang der „Allgem. Rundschau“

sind direkt von der Geschäftsstelle der „Allgemeinen Rundschau“ in München, Galeriestr. 35a Gartenhaus und auch auf dem Buchhandelswege zu beziehen. Wirkungsvolle moderne Perga-Decke mit feingetönter Titelfassung. Preis pro Exemplar M. 1.25.

Sammelmappen mit gleicher Decke, welche zur Aufnahme eines ganzen Jahrganges dienen, kosten M 1.50 pro Exemplar.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer. Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 6. München, 5. Februar 1910. VII. Jahrgang.

Dunkle Seiten unserer Kultur.

Von

Dr. A. Vögele-Schönthal.

Im allgemeinen spitzt sich alles mehr auf die zwei Hauptgegensätze zu: Hie Christentum, hie Antichristentum! Auf der einen Seite erschallt immer wieder der Ruf zur Bildung des liberalen Großblocks von Bebel bis Bassermann, auf der anderen Seite werden sich von selbst Konservative und Zentrum immer mehr nähern und zusammenarbeiten müssen. Die Scheidung der Geister im großen vollzieht sich immer mehr. Früher schrie der Nationalliberalismus, wenn irgendwo einmal vorübergehend aus taktischen Gründen bei einer Wahl oder in irgend einer Frage das Zentrum mit den Sozialdemokraten zusammenging, Zetermordio. Jetzt ist der rote Sohn Liebkind beim kulturkämpferischen Liberalismus geworden. Im Lande Baden haben sie sich beide aufs engste freundschaftlich und politisch verbunden. Aber nicht mehr allzu lange wird's anstehen, und der Vater Liberalismus muß ganz ins Ausdingstübchen sich zurückziehen, wo er dann von des roten Sohnes Gnade vielleicht noch ein dürftiges bescheidenes Dasein fristen darf. Auf den Rathäusern der Großstädte und in den Parlamenten da und dort zeigen sich schon starke Ansätze zu dieser Entwicklung.

Die großstädtische Entwicklung geht ohnehin in unerwarteter oder stürmischer Weise vor sich. An sich wollen und können in gewissem Sinne die Großstädte als Schauplätze der Kultur gelten. Sie bieten viel Anregung für Auge und Geist. Man findet in ihnen „eine überwältigende Fülle kristallisierten Geistes" in Technik, Industrie, Baukunst usw. Die wissenschaftlichen und künstlerischen Zentralanstalten finden sich dort. Aber man findet dort auch Kaschemmen, gefährliche Tingeltangels, unsittliche oder höchst bedenkliche Vergnügungsanstalten. Proletarische ungläubige Volksmassen sammeln sich dort immer mehr an: neben der Hochfinanz Massenarmut, neben den Vertretern der Intelligenz und Kunst allerlei Gesindel. Eine grandiöse Verweltlichung und Entchristlichung, eine Art Pesthauch von Unglauben und Immoralität geht von den Großstädten aus. — Wenn bei der letzten Gemeinderatswahl in Stuttgart etwa 75000 Stimmen für die Sozialdemokratie, etwa 50000 Stimmen für den Liberalismus und nur wenige konservative Stimmen abgegeben wurden, so spricht das Bände. Der geniale Bismarck nannte einst Berlin eine „Wüste von Pflastersteinen, Kasernen und Zeitungen". Zur Zeit des Erfurter Parlaments hatte derselbe weitschauende Staatsmann gesagt: „die großen Städte müssen vom Erdboden vertilgt werden." Wenn dieser große Geist jetzt wieder käme, er würde sicher dasselbe jetzt erst recht sagen.[1] Ein anderer weitausschauender Kopf sagte: „Europa wäre gerettet, wenn es nur Weiler hätte." Daran ist kein Zweifel: die Großstädte sind die Revolutionsherde des Sozialismus und Anarchismus.

Der gewaltige Spektakel, der in allen Kulturländern in den verschiedensten Städten wegen der gesetzlichen Erschießung des Anarchisten und „Revolutionsstifters" Ferrer ausbrach, zeigt, wie tief krank bereits unsere Kulturstaaten sind, wie vieles faul in ihnen ist, welche unheilschwangere Macht die schlechte Presse ist. Diese Bewegung mußte dem ruhigen Bürger und Weltbetrachter wie ein unterirdisches Rollen und Donnern eines Vulkans erscheinen. Wer diese Erscheinungen im Volkskörper und in der Presse betrachtet, der kann nur ernst und besorgt in die Zukunft schauen. Man spricht und hört so viel vom „Fortschritt". Aber wir sagen mit einem berühmten Künstler: „Ist doch unsere Zeit voll von Fortschritt, aber das Kommandowort ‚Vorwärts' ist vom Uebel, wenn es nicht mehr ‚Aufwärts' bedeutet."

Man wirft der katholischen Kirche immer wieder vor, sie hemme die Freiheit, den Fortschritt, sie sei reaktionär. Es wird von einem Kirchenfürsten erzählt, einige liberale Herren hätten im Eisenbahncoupé geflissentlich vor ihm immer und immer wieder von der „reaktionären finsteren Macht der Kirche" gesprochen. Der Erzbischof habe längere Zeit dazu geschwiegen, dann habe er etwa folgendes gesagt: „Meine Herren! Sie sprechen immer wieder von der „reaktionären finstern Macht der Kirche". Was man behauptet, muß man auch beweisen. Bitte: Geben Sie mir fünf Beweise für Ihre Behauptung!" Darauf schwiegen die Herren. Da sagte der Kirchenfürst: „Bitte, geben Sie mir wenigstens drei Beweise!" Wieder verlegenes Schweigen! Ja, nicht einmal zwei oder auch nur einen einzigen stichhaltigen Beweis wußten diese Herren dem Erzbischof zu nennen. Aber so ist's in der Welt: einer schwätzt dem anderen (eine Zeitung der anderen) gedankenlos die alten Kulturkampfphrasen nach, ohne sich darüber irgendwie Rechenschaft zu geben oder sich, wie es einem denkenden und gewissenhaften Menschen geziemt, nach Beweisen umzusehen. „Der kleine Mensch kehrt ewig wieder." So war's von jeher. Der Heide Cäcilius nannte schon die Christen eine „finstere, lichtscheue Nation". Aber der christliche Apologet Minutius Felix wies dafür diese fortgeschrittenen Römer auf ihre Verbrechen und Unsittlichkeiten hin zum Beispiel, daß sie ihre Kinder aussetzen oder gar durch Medikamente und Getränke den Ursprung des künftigen Menschen ersticken, gleich als wollte er sagen: „Sollen das etwa eure Werke des Lichtes und Fortschritts sein?" Unsere Zeit gleicht in mannigfacher Beziehung der Verfallszeit der Römer. Schon verschiedene Kulturgeschichtsschreiber haben darauf hingewiesen. Auch der von den Modernen sonst so verehrte Philosoph Nietzsche schreibt in einer seiner Erstlingsschriften: „Eine Kultur, die keinen festen und heiligen Ursitz hat, sondern alle Möglichkeiten zu erschöpfen und von allen Kulturen sich kümmerlich zu nähren verurteilt ist," das sei die Gegenwart „als Resultat des auf Vernichtung des Mythus gerichteten Sokratismus". In die Sprache des gläubigen Christen übersetzt, heißt dies: Eine Folge der auf Vernichtung des religiösen Glaubens ausgehenden Aufklärung ist eine Kultur, die kein heiliges Fundament mehr hat und ziellos geworden ist; dafür sucht man alle Möglichkeiten zu erschöpfen und sich von allen Kulturen kümmerlich zu nähren. Ja, weil man in weiten Kreisen den wahren göttlichen Heiland verlassen und den Glauben an seine Gottheit und göttliche Mission verloren hat, sucht man den „Heiland" und „helfenden Wunderdoktor" bald im Roman (Frenssens Jörn Uhl), bald in der weltlichen Schule (à la Rosegger), bald in Kunst oder Wissenschaft, bald im Theater oder Zirkus (Nacktkultur, „Schönheitsabende"), bald bei Schopenhauer (Buddha) oder Nietzsche (Zara-

[1] Man darf mich nicht mißverstehen, als ob ich selbst den Untergang der Großstädte wünschen oder herbeisehnen würde. Sonst ginge es mir wohl ähnlich wie dem Propheten Jonas, der mit Sehnsucht auf den Untergang von Ninive wartete, zu dem aber Gott dann zurechtrufend sprach: „Ich sollte kein Mitleid haben mit Ninive, der großen Stadt, in welcher mehr als 120000 Kinder sind und so viele Tiere?" Wieviel schöne Kirchen, blühende Anstalten der Caritas, segensreich wirkende Vereine und wieviel Güter, Schönes und Großes kann man in den Großstädten finden! Aber die dunklen Seiten der Kultur in den Großstädten scheinen doch die lichten weit zu überwiegen.

thustra), bald bei Darwin (Haeckel) oder Bebel (Singer). Professor Paulsen schrieb in seinem Buch: „Kant, der Philosoph des Protestantismus“: „Bald hier bald dort erschallt der Ruf: hier ist der Heiland, der Wunderdoktor, der alle Uebel der kranken Zeit heilt! Und alsdann rennen Tausende hinaus, ihn zu sehen und verkünden in allen Blättern: Siehe, wir haben ihn gefunden. Aber nach kurzer Zeit hat sich der Haufe wieder verlaufen und niemand weiß mehr davon. Kein Zweifel, daß dies die rechte Gemütsdisposition ist, katholisch zu werden.“ Diese geistige Neurasthenie und innere Zerfahrenheit und Haltlosigkeit der gegenwärtigen Menschheit, die Paulsen mit anderen beklagt, sind eine Folge von dem schrankenlosen Subjektivismus und von der Verwerfung der Autoritäten, welche Grundsätze durch die Reformation und Kant hervorgerufen worden sind. Der Protestant Spitta bestätigt dies in seinem Buch „Mein Recht auf Leben“: „Die Zersplitterung und Zerklüftung der evangelischen Christengemeinschaft — hängt aufs engste mit dem Prinzip der Reformation (d. h. dem der freien Selbstbestimmung) zusammen.“ Das Wesen des evangelischen Christentums bestehe „in der freien Aneignung des Evangeliums nach Maßgabe des persönlichen religiösen Bedürfnisses“. Wenn Paulsen schrieb, diese Zerfahrenheit erzeuge eine Gemütsdisposition zum Katholischwerden, so hat allerdings z. B. in England der berühmte Newmann (spätere Kardinal) seine protestantisch-calvinische Religion mit der katholischen vertauscht, weil er immer mehr zur Ueberzeugung von der Notwendigkeit einer sichtbaren Kirche und einer festen Tradition durch Studium und Erfahrung sich durchgerungen hatte und weil ihm das bloße Gefühl oder die bloße subjektive Bedürfnisreligion wie ein Traum oder Spott erschien. Neuerdings erkannte auch Professor Dr. v. Ruville in Halle, daß es dem protestantischen Glauben an einem notwendigen festen Rückhalt fehle. So kam er dazu, eine höchste vom Staate unabhängige Lehrgewalt für notwendig zu halten. Diese fand er als Historiker im Papsttum der katholischen Kirche, und wurde dann selbst katholisch. Er betonte, daß er von Jugend an ganz falsch über die katholische Kirche unterrichtet war. „Ich erkannte“, schreibt er, „daß Lehrer, Pastoren, Theologen, denen ich mein Wissen verdankte, nichts vom Katholizismus verstanden“. Aber wie sehr hat man in protestantischen Kreisen diesem unerschrockenen Wahrheitssucher seinen Uebertritt verübelt! Er selbst schreibt hierüber: „Ich bemerke nur, daß mir der Schritt von manchem weit mehr verübelt würde, als wenn ich liberaler Protestant, Freidenker, Gottesleugner und was sonst noch geworden wäre. Ich erkannte, die sogenannte Toleranz umfaßte alles, was man wollte, nur nicht die Wahrheit.“ Solch unerschrockene und konsequente Wahrheitssucher wie Prof. v. Ruville sind Ausnahmen. Aber im übrigen glauben wir nicht (und wohl Paulsen selbst im Ernste nicht), daß diese religiöse Zerfahrenheit tatsächlich bei den Protestanten Deutschlands jene Gemütsdisposition hervorrufen werde. Dazu ist eben in Deutschland die Abneigung gegen alles Katholische und der Haß gegen Rom zu groß. Das aber ist ein weiterer sehr beklagenswerter Mißstand. Wie schön und notwendig wäre zumal in unserer Zeit überall ein gegenseitiges Sichachten, Dulden und Lieben!

Prinz Ludwig von Bayern über Schiffahrtsabgaben.

In der Hauptversammlung der Sektion München des bayerischen Kanalvereins hielt der bayerische Thronfolger eine bemerkenswerte Rede über den von Kommerzienrat Lechner als Referenten und von verschiedenen Diskussionsrednern (Abg. Osel, Prof. Lotz, Abg. Prof. Günther, Ministerialrat Dr. Graßmann, Prof. Brentano) erörterten reichsgesetzlichen Entwurf betr. Schiffahrtsabgaben auf natürlichen Wasserstraßen. Bekanntlich nehmen die Bundesstaaten Sachsen, Baden und Hessen in dieser Frage eine lebhafte Frontstellung gegen Preußen ein.

Prinz Ludwig von Bayern führte aus: Stellen wir uns doch auf den rein praktischen Standpunkt. Wir wollen doch endlich einmal an den Rhein angeschlossen werden. Was die Frage selbst anbetrifft, so ist von den Erschwerungen des Verkehrs auf den Wasserstraßen gesprochen worden. Man baut die Wasserstraßen doch nicht, wie speziell Preußen jetzt seine Kanäle, zu dem Zwecke, um den Verkehr zu unterbinden, sondern ihn zu fördern. Was die Detailfragen betrifft, so läßt sich ja sehr viel darüber reden. Und es ist dringend zu wünschen, daß in der Art vorgegangen wird, daß die dissentierenden Staaten sich nicht mit Recht beschwert fühlen und beschwert werden. Da kann man ja helfen. Ich möchte übrigens auf eines aufmerksam machen. Wir sind in Bayern in sehr verschiedener Lage. Das rechtsrheinische Bayern ist in hohem Grade interessiert, daß die Mainkanalisation zustande kommt. Das linksrheinische Bayern steht ja auf einem ganz anderen Standpunkt und von seinem Gesichtspunkt aus mit Recht. Es sagt: Wir haben die Wasserstraßen schon und wollen sie möglichst wenig durch Abgaben beschwert haben, wollen sie so wie jetzt behalten und damit den Verkehr mit der See. Denselben Standpunkt nimmt Baden wegen Mannheim und Karlsruhe, und Sachsen und Hessen ein. Ich möchte darauf aufmerksam machen, daß wir nicht gegen diese Staaten arbeiten sollen; wir wünschen, daß auch diese Staaten einen Vorteil haben. Und da lassen sich ja verschiedene Sachen machen, abgesehen von der Tarifierung. Wir wollen ja doch nicht, daß wir in Bayern in Aschaffenburg enden, die Württemberger nicht in Heilbronn; und so muß weiter gearbeitet werden, und wenn nun der Rhein bis in den Bodensee schiffbar gemacht wird, so hat gerade der südliche Teil von Baden einen sehr großen Vorteil von der Rheinschiffahrt, den er jetzt nicht hat, und wenn einmal in Sachsen, was nicht ausgeschlossen ist, die Saale ausgebaut wird und die Elster, so ist Leipzig angeschlossen, und das ist doch gewiß für Sachsen von großer Bedeutung, und ähnlich steht es in Hessen, wenn die Lahn kanalisiert wird. Es sollen durch diese Interessengemeinschaft alle die großen Stromgebiete samt ihren Nebenflüssen in das große Schiffahrtsnetz allmählich aufgenommen werden. Wir machen den ersten Schritt; es ist dringend zu wünschen, daß die andern diesem ersten Schritt folgen. Ich gebe gerne zu, daß die Flößerei in gewisser Hinsicht beschwert wird, aber in einzelnen Stromgebieten, wie dem der Weichsel, gehen die Flöße nicht nur stromabwärts, sondern auch stromaufwärts, dank dem langsamen Flußlaufe und den verschiedenen Kanälen. Auf kanalisierten Flüssen können die Flöße sehr tief gebaut werden und können infolgedessen viel größere Massen Holz auf einmal transportieren. Wenn die Flöße tiefer gebaut sind, ähnlich wie die Schiffe, können sie durch die Schleusen gehen, müssen natürlich auch geschleppt werden, aber ich glaube, der Holztransport wird dadurch nicht teurer, sondern eher billiger. Professor Lotz hat davon gesprochen, daß die Abgaben, die einmal eingeführt worden sind, nicht mehr abgeschafft werden können. Was haben wir denn bei den Wasserstraßen gesehen? Jahrhunderte lang hat es Zölle und zwar sehr hohe gegeben, die formell erhoben worden sind, um die Schiffahrt zu fördern, in Wirklichkeit aber, um rein fiskalische Einnahmen zu machen. Wir mußten selbst erleben, daß diese gefallen sind. Es braucht nur einmal eine andere volkswirtschaftliche Strömung zu kommen, es können einmal günstige Finanzverhältnisse eintreten und dann können die Abgaben wieder fallen. Das sind aber Fragen der Zukunft. Wird sind Gott sei Dank endlich einmal am Abschluß und stehen vor dem Beginn der Mainkanalisation. Da werfen wir doch nicht im letzten Augenblick dem großen Werke Prügel in den Weg. Trachten wir, es so schnell als möglich zu machen und so, daß nicht Uneinigkeit zwischen den deutschen Staaten entsteht und daß sie nicht in Wahrheit geschädigt werden, sondern auf eine Art, daß diesen Staaten, wenn sie auch momentan glauben, daß sie geschädigt werden, in Zukunft doch Vorteile daraus erwachsen. (Allseitiger lebhafter Beifall.)

Wie der Karlsruher Korrespondent des „Schwäbischen Merkur“ feststellt, erregt die Rede des bayerischen Thronerben in Baden großes Aufsehen. Derselbe schreibt dem Stuttgarter Blatte u. a.: „Obwohl Bayern mit Ludwigshafen ganz in derselben Lage ist, wie Baden mit Mannheim, hält es doch an dem preußischen Plan fest, um den Mainkanal zu bekommen. Der Prinz tröstet die widerstrebenden Staaten damit, daß sie von dem großen Werk doch Vorteile haben werden, obwohl sie jetzt geschädigt zu sein glauben. Offenbar hält also der Prinz diesen Glauben für unbegründet. Es ist ein Kennzeichen der durch Leidenschaft gänzlich getrübten Lage in Baden[1]), daß unsere Regierung sich von einem bayerischen Prinzen an die Pflichten erinnern lassen muß, die sie gegen den südlichen Teil des eigenen Landes zu erfüllen hat. Bis zum Bodensee hinauf soll die badische Bevölkerung die Rheinschiffahrt erlangen, die ihr jetzt versagt ist. Es liegt etwas Beschämendes darin: Der bayerische Prinz hat ganz recht! Wenn die badische Regierung seinen guten Rat nicht befolgt und einlenkt, so sollte die Bevölkerung Südbayerns endlich ihre Interessen in die eigene Hand nehmen und gegen die lediglich durch falsch verstandene, engherzig aufgefaßte Interessen eines Teiles der Mannheimer Handelswelt bestimmte Haltung der badischen Regierung Verwahrung einlegen.“

[1]) Die erregte Stimmung in Baden hat bei dem Kaisersgeburtstagsbankett in Karlsruhe zu einem überaus peinlichen Zwischenfall geführt. Der preußische Gesandte von Eisendreher verließ demonstrativ den Saal, weil er sich durch einen Passus der Festrede des Kammerstenographen Frey verletzt fühlte. Es war allerdings nichts weniger als taktvoll, bei solcher Gelegenheit mit bitteren Worten den Deutschen Kaiser gegen den „Preußenkönig“ auszuspielen und davon zu sprechen, daß „größere und mächtigere deutsche Bundesstaaten auf eigenen Vorteil bedacht sind, unbekümmert darum, daß uns dadurch tief einschneidender, bleibender Schaden zugefügt würde.“



Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Innerpolitische Spannungen und Reibungen.

Die Woche, in der Kaisers Geburtstag gefeiert wird, sollte sich eigentlich durch Friedlichkeit und Gemütlichkeit auszeichnen. Aber diesmal hat es neben kleineren Disharmonien am Schlusse dieser Woche einen Sturm im Reichstage gegeben, wie er seit dessen Bestehen kaum vorgekommen ist. Allerdings sind die verbündeten Regierungen in dieses „Gewitter aus heiterem Himmel“ bisher nicht hineingezogen worden; es handelt sich um die rhetorische Kraftleistung eines altpreußischen Royalisten, durch welche die anderen Parteien des Reichstags teils zu bedauerndem Einspruch, teils zu flammender Entrüstung veranlaßt wurden.

Der Abg. v. Oldenburg (Januschau) ist als konservativer Draufgänger bekannt und insofern beliebt, als er seine Reden aus dem Stegreif hält und mit rücksichtsloser Urwüchsigkeit alles ausspricht, was ihm sein junkerliches Herz eingibt. Bei der Debatte über den Militäretat waren auch die delikaten Fragen des militärischen Gehorsams und der Stellung der Offiziere zur Politik berührt worden. Der preußische Kriegsminister hatte mit der diplomatischen Gewandtheit, die dem Inhaber dieses Amtes eigen zu sein pflegt, auf den Umstand hingewiesen, daß die Militärs nicht der Verfassung, sondern dem Monarchen persönlich den Treueid leisteten. Herr v. Oldenburg aber wollte die Unbeschränktheit der Kommandogewalt und die Unbedingtheit des militärischen Gehorsams drastischer klarstellen; er bemerkte: „Der König von Preußen oder der Deutsche Kaiser muß stets imstande sein, jedem Leutnant zu sagen: „Nehmen Sie zehn Mann und schließen Sie den Reichstag.“ Darob brach erst Gelächter und dann stürmische Entrüstung aus. Der gerade amtierende zweite Vizepräsident, Erbprinz zu Hohenlohe, schritt nicht gegen den Abg. v. Oldenburg ein, erteilte aber den Sozialdemokraten, die ihn durch derbe Zwischenrufe zum Einschreiten oder zum Heruntersteigen vom Präsidentenstuhl aufforderten, mehrere Ordnungsrufe. Gegen einen dieser Ordnungsrufe hat der betroffene Abg. Ledebour schriftlich Einspruch erhoben; infolgedessen muß der Reichstag am nächsten Dienstag durch eine Abstimmung über die Zulässigkeit dieser Zensur zu der Angelegenheit Stellung nehmen.

Herr v. Oldenburg selbst erklärte, er habe nur das äußerste Beispiel der Disziplin angeführt, „als ein Beispiel, daß man in den äußersten Fällen die Disziplin voranstellt, daß man da nicht nach der Verfassung fragt“. Auf diese Erklärung hin wurde er von den Sozialdemokraten als „Kneifer“ bezeichnet. Das „Kneifen“ liegt aber wirklich nicht im Charakter dieses rednerischen Raufboldes. Man kann ihm schon glauben, daß er nicht eine Aufforderung zum Verfassungsbruch beabsichtigt hat. Aber anderseits läßt das Beispiel, das er wählte, doch tief blicken, wie Sabor sagen würde. Es verrät sich darin die geringe Achtung, die unsere Konservativen gegenüber dem aus den Volkswahlen hervorgegangenen Parlamente haben, und eine gewisse Hoffnung auf den Eingriff der „gepanzerten Faust“ im Notfalle. Natürlich wird man an den alten Vers erinnert: „Und der König absolut, wenn er unsern Willen tut.“ Die Sozialdemokratie freilich, die tagtäglich die Revolution von unten nicht bloß predigt, sondern systematisch vorzubereiten sucht, hat kein Recht, sich über Staatsstreich-Ideen ihrer konservativen Gegenfüßler zu entrüsten. Aber eine solche „Entrüstung“ paßt ihnen in den agitatorischen Kram, und darum werden wir auf eine allgemeine und andauernde Ausnutzung der Oldenburgschen Kraftworte gefaßt sein müssen. Schon die naheliegende Erwägung einer solchen Nachwirkung hätte den konservativen Redner abhalten sollen, die glücklicherweise fernliegende Möglichkeit eines Konflikts zwischen dem Verfassungsrecht und der Kommandogewalt in so grellen Farben an die Wand zu malen.

Der Abg. Gröber erklärte als Wortführer für das Zentrum: die Worte des Abg. v. Oldenburg seien nicht gerade so harmlos aufzufassen, wie es der amtierende Vizepräsident getan, und er müsse namens seiner politischen Freunde dem tiefsten Bedauern darüber Ausdruck geben, daß ein Mitglied des Hauses sich zu einer solchen Aeußerung habe hinreißen lassen.

Der nationalliberale Führer Bassermann erblickte in der Aeußerung eine Mißachtung des Reichstags und seiner verfassungsmäßigen Rechte und fügte noch hinzu, seine Partei beklage auch tief die Tatsache, daß diese Aeußerung Beifall auf einigen Bänken des Hauses gefunden habe. Die letzte Wendung enthielt einen kritischen Vorstoß gegen die konservative Partei selbst und ist insofern beachtenswert, als sie die fortdauernde Spannung zwischen den Nationalliberalen und den Konservativen beleuchtet. Diese Spannung war auch schon einige Tage vorher in einem Wortkampfe zwischen dem Abgeordneten Hahn vom Bunde der Landwirte und den Liberalen zutage getreten.

Eine weitere Spannung ergab sich zwischen norddeutschen und süddeutschen Volksvertretern. Der Abg. v. Oldenburg fühlte sich gereizt durch kritische Seitenblicke, welche einige Süddeutsche, namentlich der freisinnige Abg. Müller (Meiningen-Hof) in seiner unangenehmen Manier, an den preußischen Militärüberlieferungen geübt hatten. Demgegenüber pries er die preußische Eigenart und gab den „Herren Bundesbrüdern“ zu verstehen, daß sie von der glorreichen preußischen Geschichte nichts verstünden. Auch das war politisch unklug. Mögen die Konservativen die Abwehr gegen einzelne süddeutsche „Bundesbrüder“ für noch so notwendig halten, so können sie doch immer eine Form wählen, die der moralischen Mainbrücke keinen Schaden zufügt.

Der Takt muß unter „Bundesbrüdern“ immer gewahrt bleiben. Eine schwere Taktlosigkeit war es auch, als in Karlsruhe bei der offiziellen Feier des kaiserlichen Geburtstages der jungliberale Festredner die Streitfrage der Schiffahrtsabgaben so besprach, daß der dortige preußische Gesandte den Saal verlassen zu müssen glaubte. Es ist ja leider richtig, daß man in verschiedenen Bundesstaaten den Schiffahrtsabgaben mit verschiedenen Ansichten und Gefühlen gegenübersteht. Die Scheidelinie fällt freilich nicht mit dem Main zusammen, da das norddeutsche Sachsen gegen die preußischen Wünsche Stellung genommen hat, während Bayern im Interesse einer großzügigen Wasserstraßenpolitik für eine mäßige Abgabe eintritt. Die schwierige Frage geht ihrer Behandlung und Lösung auf dem regelrechten, verfassungsmäßigen Wege entgegen. Zur agitatorischen Behandlung eignet sie sich wegen ihrer inneren Kompliziertheit und ihres Zusammenhanges mit internationalen Abmachungen durchaus nicht; am allerwenigsten zu einer aggressiven Behandlung in einer Festrede. Wir möchten einmal den Sturm der Entrüstung sehen, wenn ein Festredner aus dem Zentrum die monarchische Geburtstagfeier zu einem Ausfall gegen die Kirchen- oder Schulpolitik zu benützen wagte?

Taktlos war es ferner, daß der braunschweigische Staatsminister v. Otto seine zwanzigste Festrede zu Kaisers Geburtstag mit dem posthumen Bekenntnis zur Blockpolitik würzte. Herr v. Otto predigte schließlich die Sammlung der staatserhaltenden Parteien; aber wie er sich diese Sammlung denkt, ging allzu deutlich hervor aus der vorhergehenden Lobpreisung der Blockwirtschaft und dem Ausspruche des „Bedauerns“ über die Finanzreform, die Herr v. Otto als Mitglied des Bundesrats nur gezwungenerweise angenommen haben will. Man sieht aus dieser deplazierten Offenherzigkeit, daß in den Kreisen der verbündeten Regierungen die Neigung zur Ausschaltung des Zentrums und zur Anschirrung der konservativen Partei an den Blockwagen des Liberalismus noch nicht ausgestorben ist.

Der neue Reichskanzler und Ministerpräsident hat am Geburtstage des Kaisers den hohen Orden vom Schwarzen Adler erhalten. Man erblickt darin den Beweis, daß Herr von Bethmann Hollweg sich nach wie vor der Gunst und des Vertrauens des Monarchen erfreue. Eine solche Stärkung seiner Autorität konnte der Staatsmann gerade jetzt recht gut gebrauchen angesichts der zahlreichen Gegner und noch zahlreicheren Zweifler. Durch die Ordensverleihung bestätigt sich anscheinend der erste Teil eines vielbeachteten Verteidigungsartikels in der „Köln. Ztg.“, der von Vertrauensbeweisen berichtet. Im Interesse des Herrn von Bethmann ist zu hoffen, daß der zweite Punkt in diesem sonderbaren Artikel weniger begründet sein möge, nämlich der bedenkliche Hinweis, daß jeder neue Minister herkömmlicherweise eine zweijährige Schonzeit genieße. Eine solche Gnadenfrist sähe doch einem Damoklesschwert sehr ähnlich.

Daß Herr v. Bethmann im Volke oder in dessen Vertretung sich immer festeren Ankergrund beschafft habe, kann man bisher nicht behaupten. Nicht einmal die Nationalliberalen finden reines Wohlgefallen an ihm; sie wollen angeblich die Frage der Beamtendisziplin, in der er ihnen ausgewichen ist, noch einmal anschneiden, nachdem sie mit der Diogeneslaterne einen Fall der Versetzung eines beamteten nationalliberalen Agitators ausgespürt haben werden.

Mit mehr Geschick und Erfolg arbeitet sich der Staatssekretär Dernburg in das allgemeine Wohlwollen hinein. Er fing mit

brüsker Tapferkeit an, entwickelte aber nach und nach eine Portion innerpolitischer Diplomatie, um die sein Chef ihn beneiden könnte. Er rennt nicht blindeifrig auf den überlieferten Pfaden weiter, sondern weiß zu lernen und sich den jeweiligen Verhältnissen anzupassen. Die Wandlung in der Eingeborenenpolitik führte ihn bald an die Seite des Zentrums. Durch sein kaufmännisches Geschick in der Regelung der Diamantenfrage erwarb er den einstimmigen Beifall des Reichstags gegenüber der leidenschaftlichen Opposition der Einwanderer von Südwest. Als sein Kompromiß mit der deutschen Kolonialgesellschaft in der Budgetkommission Bedenken erregte, war Herr Dernburg verständig genug, seine persönliche Liebhaberei für dieses Werk zurückzustellen und zu dem Versuche einer besseren Abmachung zu schreiten. Andere Staatsmänner könnten von diesem „kaufmännischen" Kollegen lernen, daß das eigensinnige Festhalten an einem Entschluß der Weisheit Höchstes nicht ist.

Die englischen Wahlen.

Zurzeit stehen noch die Ergebnisse aus 7 Wahlkreisen aus. In den anderen 663 Bezirken sind gewählt worden 271 Unionisten, 272 Liberale, 40 Arbeiterparteiler und 80 irische Nationalisten. Es ist also in der Tat zu einem Gleichgewicht der beiden großen Parteien und zur ausschlaggebenden Stellung der Nationalisten gekommen. Die Liberalen hoffen, daß sie mit Hilfe der Nationalisten nicht bloß das streitige Budget vom vorigen Jahr, sondern auch die Einschränkung der Rechte des Oberhauses durchsetzen können. Doch wird in ihrer Presse der Kampf gegen die Lordskammer schon vorsichtig eingeschränkt. Es wird sich schließlich wohl nur um ein verklausuliertes Vorrecht des Unterhauses in den reinen Finanzfragen handeln. Bei einer guerre à fond könnte doch leicht die wenig einheitliche Mehrheit den Kürzeren ziehen gegenüber der geschlossenen und selbstbewußten unionistischen Minderheit, die auf eine abermalige Befragung des Volkes hinarbeitet. Hoffentlich werden die ausschlaggebenden Nationalisten trotz ihrer Abneigung gegen die Konservativen und trotz ihrer angestammten häuslichen Zwistigkeiten doch einträchtig als Katholiken für das Begräbnis des liberalen Schulgesetzes sorgen.

Krisen im Auslande.

In Ungarn hat das Ministerium „Khuen-Hedervary" ein regelrechtes Mißtrauensvotum seitens der magyarischen Parlamentsmehrheit erhalten. Der Ministerpräsident sagte, es bliebe ihm nur die Wahl zwischen Abdankung und Auflösung, aber er könne sich nicht gleich entscheiden und vertage daher das Parlament auf zwei Monate. Graf Khuen hat offenbar einen taktischen Fehler gemacht, als er das Kultusministerium, für das er nicht gleich einen geeigneten Chef finden konnte, vorläufig dem protestantischen Justizminister zur Nebenverwaltung überwies. In Ungarn, wo der König nicht bloß die geistlichen Stellen besetzt, sondern auch das Kirchenvermögen verwaltet, können die Katholiken sich unmöglich einen andersgläubigen Minister gefallen lassen. Wenn auch unkirchliche Katholiken unter Umständen noch gefährlicher werden können als brave Andersgläubige, so wird man doch gegen jeden Präzedenzfall, auch einen nur provisorischen, sich ernstlich wehren, um nicht die Zurücksetzung des katholischen Bekenntnisses zur Regel werden zu lassen. Der Ministerpräsident hätte die Unterstützung der katholischen Volkspartei und der Bischöfe gewiß gut gebrauchen können und also auf deren Gefühle Rücksicht nehmen sollen. Ueber den Ausgang der vertagten Krisis zu prophezeien, ist sogar für einen Ungar, geschweige denn für einen ausländischen Beobachter, ein undankbares Geschäft. Es ist doch noch sehr fraglich, ob die Krone den ernsten Versuch wagen will, den Acheron der breiten Masse durch die demokratische Wahlreform gegen die ungefügen magyarischen superi in Bewegung zu setzen.

In Griechenland wird die Lage des duldenden Königtums immer schwieriger. Die Nebenregierung des Militärbundes hat sich jetzt mit einem kretischen Agitator in Verbindung gesetzt und will die Einberufung einer Nationalversammlung durchsetzen, die nicht bloß für die Dynastie, sondern auch für den Frieden mit der Türkei gefährlich werden könnte. Ludwig XVI. in Athen! Hoffentlich bleibt die moderne Guillotine trocken.

Das Fiasko der römischen Stadtverwaltung Nathan & Comp.

Von Dr. Jos. Massarette, Rom.

Auf dem Bürgermeisterstuhl der Hauptstadt Italiens thront seit mehr als zwei Jahren Ernesto Nathan, der britische Jude und ehemalige Großmeister der italienischen Freimaurerei. Als damals der Block der antiklerikalen sogenannten Volksparteien die römische Stadtverwaltung an sich riß, da wollte der Jubel der katholikenfeindlichen Blätter kein Ende nehmen. „Ein Programm ist Nathans Name!" hieß es. Es fehlte an Ausdrücken der Verachtung, um die angebliche Untätigkeit und Mißwirtschaft des bisherigen, in seiner Mehrheit konservativen Gemeinderats zu brandmarken. Nunmehr würden, so wurde in allen Tonarten versichert, die vom „Volksgewissen" Erkorenen eine der ewigen Stadt würdige Periode eröffnen. Eine Art goldenen Zeitalters sollte für Rom beginnen. Hatten sich doch die Blockkandidaten vor den Wahlen feierlich verpflichtet, der Wohnungsmisère und steigenden Lebensteuerung wirksam entgegenzutreten. Und so vieles andere hatten sie versprochen und bei ihrem Gimpelfange Erfolg gehabt.

Indes dem schönen Traum folgte die bitterste Enttäuschung. Mißerfolge der Nathanschen Verwaltung waren unschwer vorauszusehen. Daß das Fiasko jedoch ein so gründliches sein würde, hätte kaum jemand erwartet. Von ihren verlockenden Versprechen haben die antiklerikalen Schreier keines eingelöst. Hinter einer hohlen, bisweilen fanatischen Phraseologie gähnt die Leere. Die sonderbaren „Volksfreunde" waren bereits 14 Monate am Ruder, als Luigi Cesana, Direktor des meistgelesenen römischen Tageblattes, des so viel Böses stiftenden „Messaggero", Cesana, der Fahnenträger und Vormund des Blocks, in seinem Blatte schrieb: „Das Verwaltungsprogramm des Blocks befindet sich heute, am 22. Januar 1909, genau an demselben Punkt wie am 30. November 1907, d. h. nichts ist geschehen. Wir sind reich an großen und kleinen Projekten, die in aller Bequemlichkeit von Leuten studiert werden, welche sich dieselben einander zuschicken, aber wirklich gemacht ist noch nichts, weder ein Kilometer neuer Trambahn, noch einige jener überaus bescheidenen Häuser, welche vom verflossenen November an die Obdachlosen aufnehmen sollten, und für welche das Institut für die Arbeiterwohnungen noch bis heute auf den Grund und Boden wartet."

So schrieb dieser gewiß unverdächtige Beurteiler der Situation vor einem Jahr. Seine Worte haben noch heute volle Geltung. In der Tat ist noch keine einzige der von Nathan & Co. versprochenen wirtschaftlichen Reformen zur Ausführung gelangt. Manche Mißstände sind nur noch schreiender geworden. Mit keinem der geplanten Häuserviertel wurde begonnen. Die von der vorigen konservativen Stadtverwaltung Cruciani-Alibrandi beschlossenen Maßnahmen gegen eine Steigerung der Lebensmittelpreise hat man aufgegeben, ohne indes in anderer Weise auf Abhilfe zu sinnen. In den verschiedenen Dienstzweigen herrscht schreiende Mißwirtschaft. Das gilt besonders auf dem hochwichtigen Gebiet des Volksunterrichts, das einem fanatischen Freimaurer, dem Beisitzenden Canti untersteht. Es fehlt an Schulen. Unter dem Lehrpersonal, das trotz aller Versprechungen der Behörden seine berechtigten Klagen unberücksichtigt sieht, herrscht Unlust und vielfach der Geist der Rebellion, abgesehen von anderen bedeutenden Mißständen, gegenüber denen Cantis Ohnmacht aller Welt klar ist. Wenn es zu Beginn dieses „goldenen Zeitalters" hieß, nunmehr brauchten sich die Angestellten und Beamten der Gemeinde nicht gleich Parias behandeln zu lassen, so ist es auch hier anders gekommen. Die ihnen versprochene Aufbesserung ist völlig ausgeblieben; zu ihrer Enttäuschung kommt noch der Aerger, mitansehen zu müssen, wie in den verschiedenen Dienstzweigen der Gemeindeverwaltung schamloser Nepotismus blüht. Die in Aussicht genommenen nötigen Bauarbeiten lassen immer noch auf sich warten, bis auf die monumentale Tiberbrücke Vittorio Emanuele, für welche Plan und Geld von den Vorgängern stammen. Alle andern noch so schönen Pläne stehen einstweilen nur auf dem Papier oder sind bereits in den Papierkorb gewandert, wie jener betr. die neuen städtischen Tramlinien, der von der Regierung verworfen ist.

Im Juli verflossenen Jahres nahm der römische Block unter dem Jubel seiner zu ein paar Dutzend zusammengeschrumpften Verehrer einen Anlauf zu positiver Arbeit. Unverzüglich sollte der Bau einer Tramlinie Rom—Ostia in Angriff genommen werden; nichts ist jedoch bis jetzt geschehen. Damals konnte

man auch hoffen, daß die Verwaltung in der wichtigen Frage der Munizipalisation der öffentlichen Dienstzweige, zu der übrigens die Vorgänger die Initiative ergriffen hatten, die richtige Lösung finden würde; doch auch hierin sieht man sich enttäuscht. In einem Wort, Nathan und seine Getreuen haben nach zwei Jahren Schwätzens und Schimpfens keine das Gemeinwohl fördernde Leistung aufzuweisen. Dagegen zeigt ihr Aktivkonto katholikenfeindliche und revolutionäre Kundgebungen, zum Beispiel eine Verherrlichung des Lissaboner Königsmordes und ein paar sektiererische Maßnahmen abstoßendster Art. Erwähnt sei nur die Streichung einer alljährlich den Kapuzinern aus der Gemeindekasse ausgezahlten kleinen Subvention, damit sie die Leichen der Unbemittelten auf den Friedhof begleiteten, sowie die Abschaffung des Religionsunterrichtes in den römischen Volksschulen. Bevor der Gemeinderat mit allen gegen drei Stimmen diese Abschaffung votierte, führte der obengenannte Canti aus, die Hygiene, die Verwirklichung der Pläne zur Modernisierung der Stadt seien allein geeignet, den Menschen zu verfeinern. Eine Religion sei überflüssig, wenn man im Volke den Instinkt des Eigentums, die Liebe zur Familie, die Süßigkeit der intimen Gefühle, den Sinn für Verantwortlichkeit pflege. Vom Kapitol gehe diese Erlösung des römischen Volkes aus. Kommentar überflüssig!

Viel von sich reden gemacht hat in der letzten Zeit der Bürgermeister Nathan. Indem dieser Sindaco von der sogenannten demokratischen Parteien Gnaden in öffentlicher Gemeinderatssitzung die ihm eigene Arroganz unverhüllt zeigte und sich als Autokrat gebärdete, hat er einen Sturm allgemeiner Entrüstung entfesselt. Eine geradezu unqualifizierbare Behandlung ließ er, der von ästhetischem Gefühl auch nicht einen Dunst hat, den berühmten Vertretern von Roms Schönheit und Kunstschätzen zuteil werden. Und dies weil sich gegen Nathans unglaublich vandalische Pläne, deren Ausführung die Piazza Colonna und die kapitolinischen Paläste gräßlich verunstalten würde, alles erhoben hatte, was Rom an Künstlern, Architekten, Kunsthistorikern, Archäologen besitzt. Der Internationale Kunstverein, wie auch der staatliche Oberste Rat für Altertümer und schöne Künste und andere kompetente Vereine, sowie der Unterrichtsminister hatten sich dagegen ausgesprochen, unterstützt in dieser hundertmal gerechtfertigten Verurteilung durch die Blätter aller Parteien. Roms Bürgermeister erging es wie dem gekränkten Schulbuben, der über den Lehrer schimpft, weil dieser in seiner Arbeit Fehler entdeckte. Die Gründe seiner in Kunstfragen kompetenten Gegner, worunter nicht wenige mit Namen vom besten Klange, europäische Berühmtheiten, beantwortete er mit Flegeleien, führte ihr Urteil auf persönliches Interesse zurück, bezichtigte sie, die Pläne unbesehen verworfen zu haben, eine reine Verleumdung, da eine eingehende Besprechung der Verwerfung, für die sich auch Nathans guter Freund, Ferrari, Großmeister der italienischen Logen, ausgesprochen hatte, vorausgegangen war. In unerhörter Weise warf sich Nathan zum Zensor der Künstler und Kunsthistoriker auf und proklamierte seinen Willen als oberstes Gesetz. „Mag auch der Oberste Rat der schönen Künste noch so oft schreien: Vade retro satana, Satan wird doch durchdringen!", so schloß der römische Bürgermeister sein Geschimpfe.

Die gebührende Antwort auf seine unqualifizierbare Herausforderung wurde ihm von den angegriffenen Künstlern usw. in einer Protestversammlung zu teil. Einstimmig verurteilte die Presse das unbegreifliche Gebaren des Sindaco. Man hätte erwarten dürfen, daß diese allgemeine Kritik ihm die Augen öffnen und er ein versöhnliches Wort sprechen würde. Der taktlose Autokrat zog jedoch vor, die angemaßte Rolle bis zum Ende zu spielen. In einer weiteren Sitzung des Gemeinderats erklärte er unter neuen Beleidigungen der um Roms Denkmäler und Kunstschätze besorgten Künstler- und Archäologen-Vereine, daß er nichts zurückziehe. Er will seinen autokratischen Willen durchsetzen, koste es, was es wolle. In seiner Wut vergißt Nathan, daß das künstlerische Patrimonium Italiens durch besondere, klare Gesetze geschützt, noch lange nicht seiner Willkür überantwortet ist.

Beim Anblick des neuen Geiserich, der, gestützt auf eine gefügige Mehrheit, auf dem Kapitol wütet, vielleicht weil er, in der Ohnmacht etwas Positives zu leisten, sich ein Denkmal der Zerstörung setzen möchte, drängt sich einem unwillkürlich der alte Ruf: Fuori i barbari! (Hinaus mit den Barbaren!) ins Gedächtnis. Ob die antiklerikalen Instinkte der Menge stark genug sein werden, bei den nächsten Wahlen die Nathansche Galeere über Wasser zu halten?

Justiz und Presse.

Von

Referendar Dr. Edgar Schmidt.

Das Wort von der Großmacht der Presse ist nicht neu. In allen möglichen und unmöglichen Wendungen, bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten wird es angewandt. Der „kommandierende General" im Redaktionszimmer ist ja auch schon mehr als oft zitiert worden. Darüber, daß in der Tat die Presse heutzutage einen ungeheueren Einfluß auf die Oeffentlichkeit insbesondere ausübt, wird niemand im Zweifel sein.

Eine andere Frage ist es aber, ob die Presse sich dieser ihrer Bedeutung im rechten Maße bewußt ist, ob sie diesen ihren Einfluß in rechter Weise zum Nutzen der Allgemeinheit geltend macht. Eine Antwort in allgemein gültiger Formel wird sich darauf kaum geben lassen. Schäden gibt's aber mancherlei, und dies unbestritten. Besonders über die Presse in ihrem Verhältnis zur Rechtspflege, namentlich in der Art der Berichterstattung, kann man ein Liedchen singen.

Abgesehen davon, daß es heutzutage eine ganze Anzahl von sogenannten Gerichtszeitungen gibt, die neben einem „ziehenden" Roman, einer Witzecke, dem Inseratenanhang und der Abonnentenversicherung lediglich über „sensationelle" Gerichtsverhandlungen, d. h. Skandalprozesse und sog. „Fälle", berichten, hat wohl jedes Blatt eine Gerichtsspalte, die je nach der lokalen Verbreitung einen den lokalen Verhältnissen und lokalen Sensationsbedürfnissen entsprechenden und darauf Bezug nehmenden Inhalt hat. Daraus schöpfen die Leser ihre Information über moderne Monstreprozesse, resp. befriedigen ihre Neugier und finden neuen Stoff für ihre Klatschsucht in den Gerichtsmitteilungen aus ihren engeren Heimatskreisen.

Denn darin liegt nun leider einmal der ganze Zweck des Berichtes über Gerichtsverhandlungen in einer gewissen Presse. Man will nicht belehren, nicht aufklären, Verständnis und Kenntnis für Recht und Gesetz ins Publikum hineintragen — ach wozu das: das bringt nichts ein, am allerwenigsten Abonnenten; sensationell muß man sein, den „Bedürfnissen des Leserkreises Rechnung tragen" — wie man das erstere so schön übersetzt hat — und deshalb alles halbwegs Interessante in möglichster Breite und pikanter Ausführlichkeit berichten. Und in der kleinen Provinzpresse ist bekanntlich alles interessant, was den oder den Nachbarn und Bekannten betrifft. Und das Interessanteste liegt immer dann vor, wenn der oder jener in einem Strafverfahren verurteilt worden und nachher dies so schön „im Blättle" zu lesen ist.

Daraus erklärt sich's auch, daß fast nur Berichte über Strafverhandlungen veröffentlicht werden. Zivilprozesse ziehen eben nicht genug. Und was mitunter in den Zeitungen über Gerichtsverhandlungen zu lesen ist, das ist tatsächlich zum Händezusammenschlagen. Viel schlimmer ist aber der Schaden, der für die Rechtspflege im allgemeinen durch solche Presseerzeugnisse hervorgerufen wird. Man vergegenwärtige sich mal die Behandlung irgend eines Strafverfahrens von einiger Bedeutung.

Die Schädigung der Rechtspflege setzt schon bei den ersten Schritten der Strafverfolgung ein.

Irgendwo, sagen wir in einer Großstadt, ist ein Verbrechen verübt worden, das einigermaßen Anspruch auf Sensationalität, oder sagen wir besser „Aktualität", machen kann. Vielleicht ein Mord aus sexuellen Motiven, verbunden mit der Erpressung auf Grund des jetzt „modernen" § 175 RStGB. Bums! ist eine gewisse Presse prompt am Platze, spaltenlange Berichte mit den zugkräftigsten Ueberschriften, für das Auge des Lesers angenehm durch etliche Fettdrucke im Verlauf der Schilderung unterbrochen, erzählen haarscharf alle Einzelheiten bis ins kleinste, die Phantasie des „erfahrenen", durch die Praxis bereits „kriminalistisch geschulten" Reporters (vier Pfennig pro viergespaltene Petitzeile) leistet sich im schauerlich-kühnsten Adlerfluge der Gedanken die großartigsten und scharfsinnigsten Kombinationen, schildert im breitesten Umfange die einzelnen Indizien und Anhaltspunkte für die Entdeckung des Verbrechers, bespricht haarklein die Maßnahmen und Anordnungen der Kriminalbehörden — und gibt so dem Schuldigen, der vielleicht in irgend einer Kaschemme sitzt und „sein Blatt" liest, die beste Gelegenheit, seine Abwehrmaßregeln zu treffen und sich in Sicherheit zu bringen. Natürlich dient das alles nicht zur Förderung des Untersuchungs- und Nachforschungszweckes. Das schadet ja aber nichts, wenn nur die Spalten gefüllt sind!

Es wird kein Mensch bestreiten, sondern nur dankbar anerkennen, daß schon oft eine vernünftige Berichterstattung in der Presse zur Aufdeckung des Geheimnisses und zur Entdeckung und Festnahme des Schuldigen geführt hat. Man darf über diesen Verdiensten nur nicht auf den Schaden vergessen, der durch solche Reporterkunststücke angerichtet worden ist. Nun der weitere Verlauf der Vorgeschichte solcher Monstreprozesse. Da sind die so sehr willkommenen „sensationellen Skandale" und „psychologisch hochinteressanten Fälle" und „modernen Kultur- und Sittenbilder"! Fluten von Tinte werden verschrieben, das Vorleben der irgendwie beteiligten Personen erfährt liebevolle Behandlung, interessante, speziell pikante Details werden in wohltuender Breite — natürlich nur zum besseren psychologischen Verständnis! — und, mit den nach Lage der Sache erforderlichen Glossen versehen, erörtert. Für diese sensationslüsterne Berichterstattung gibt es keine Schranken und keine Grenzen, im Gegenteil: das Schlafzimmer eines Ehepaares, die Kammer einer Zofe, das Boudoir einer Chansonette bieten sogar den reichlichsten Stoff und die ergiebigste, bestbezahlte Ausbeute. Beispiele aus jüngster Zeit gibt's ja in Masse.

Nun noch ein weiterer Schaden durch diese schon vor der Hauptverhandlung gegebenen Erörterungen über die Schuldigen und Unschuldigen des Falles, ein Schaden, der in unserer Zeit der Laiengerichte nicht zu gering angeschlagen werden darf.

Das Gesetz über die Presse vom 7. Mai 1874 (Reichs-Gesetz-Blatt Nr. 16, S. 65) bestimmt in § 17: „Die Anklageschrift oder andere amtliche Schriftstücke eines Strafprozesses dürfen durch die Presse nicht eher veröffentlicht werden, als bis dieselben in öffentlicher Verhandlung kundgegeben worden sind oder das Verfahren sein Ende erreicht hat", und nach einer Entscheidung des Reichsgerichts sind darin auch polizeiliche oder staatsanwaltschaftliche Ermittelungsverhandlungen, welche in den Formen des Gesetzes geschehen und daraus Gegenstand der Beschuldigung und prozeßbeteiligte Personen erkennen lassen, einbegriffen (vgl. Entscheidungen des Reichsgerichts in Strafsachen, 22. Bd., S. 273). Der Sinn und der Zweck dieses Paragraphen ist der Schutz der Unbefangenheit der bei der Strafverhandlung beteiligten Personen. Schaltet man die Berufsrichter aus — die sind allerdings auch nur Menschen —, so wird sich dieser mit § 17 cit. Ges. bezweckte Schutz im wesentlichen auf den Angeklagten, die Zeugen und die Laienrichter, insonderheit die Geschworenen erstrecken. Aber wie mangelhaft ist dieser Schutz der Unbefangenheit! Wenn man den Täter zu haben vermeint, dann geht der Tanz in der Presse erst recht los. Es wird nicht mehr von einem Verdächtigen gesprochen; die Presse spricht nur noch von dem Täter. Und damit hat ihn auch das Publikum. Wehe dem, der ihn dem Publikum entreißen wollte; das hält zähe fest, und „Volkes Stimme, Gottes Stimme"! . . Das ist das Gefährliche, daß durch derartige Berichte die Unbefangenheit der Beteiligten in die Brüche geht. Die Zeugen messen ihre Wissenschaft an dem, was sie lesen und korrigieren ihre objektive Wahrnehmung nach dem Gelesenen. Und die Geschworenen? Sie sind Kinder dieser so präparierten öffentlichen Meinung und kommen nicht selten mit vorgefaßter Meinung in den Gerichtssaal". (Justizrat Lenzberg in der „Deutschen Juristenzeitung", XII. Jahrgang 1907, Nr. 8.)

Am schädlichsten wirkt die Berichterstattung während der Verhandlung. Man denke zunächst an die Art der Darstellung, das Hervorheben und Aufbauschen unwesentlicher, wie zufälliger und nebensächlicher Momente, das So-nebenher-Behandeln von be- oder entlastenden Tatsachen, was — vielleicht ganz unbewußt — mit der vorgefaßten Meinung und leider auch mit der politischen Anschauung des Berichterstatters im Zusammenhang stehen kann. Es wird doch keinem Einsichtigen entgangen sein, wie verschieden das Bild ist, das man bei gewissen Prozessen aus einem aristokratischen Blatt der bürgerlichen Presse z. B. oder aus einem radikalen Blatt gewinnt. Die „Deutsche Tageszeitung" berichtet anders als die „Leipziger Volkszeitung". Der Reporter solcher Parteiblätter sieht eben die Verhandlung mit anderen, subjektiv bebrillten Augen, hört die Aussagen mit andern Ohren und schreibt demgemäß mit subjektiver Feder. Selbst wörtlich angegebene Aeußerungen ergeben, wenn sie aus dem Zusammenhange gerissen sind, ein ganz anderes Bild mit ganz anderen Farben. Wird dann das Urteil verkündet, so fällt es natürlich nicht so aus, wie man als logische Konsequenz solcher vielleicht ganz unwillkürlich gefärbter Berichte über die Verhandlung folgern müßte. Und dann geht der Sturm los! „Klassenjustiz", „parteiische Rechtsprechung", „Weltfremdheit der Richter" . . . ist fertig. Das ist eben das Traurige, daß bei solchen Affären immer eine politische Bedeutung, ein politischer Hintergrund vorhanden sein muß, mag er auch noch so sehr an den Haaren herbeigezogen sein.

Spielen schon in den Vorberichten die pikanten Einzelheiten eine große Rolle in den Zeitungsberichten, so feiert diese Art der Berichterstattung wahre Orgien in den Berichten aus der Hauptverhandlung und den sich daran knüpfenden, gewöhnlich mit irdendwelchen Vorschlägen de lege ferenda gespickten Leitartikeln! Selbst der friedliche Leser, der vielleicht sonst auf einen derartigen Skandalprozeß nichts gibt, wird ja geradezu mit der Nase auf die „saftigen Stellen" der Verhandlung hingestoßen, leuchten ihm doch besonders charakterisierende, d. i. nach moderner Zeitauffassung: pikante Momente, durch auffälligen Fettdruck in großen Lettern entgegen. Da steht in dicken Buchstaben mitten im sonstigen gewöhnlichen Druck: „Verhältnis mit einer Schauspielerin", „intimer Verkehr mit der Frau eines Kameraden", „unglückliche Veranlagung", „sexuelle Motive", „leichtsinnige Verirrungen", „Don Juan in Halbweltskreisen", „unerlaubte Annäherungen" usw. . . . Halt! denkt dann das lesende Gemüt: Das ist was Interessantes, und stürzt sich mit wahrer Wonne auf das Erzeugnis findigen Reportergeistes. Und nun gar erst die Ueberschriften, die in einer gewissen Presse solche Sensationsprozesse bekommen: „Der Aristokrat als Mädchenschänder", „Geheimnisse eines Backfischpensionats", „eine moderne Sklavenhändlerin", „Greuel einer Rabenmutter", „Der Raubmord im Schlafwagen" „Intimitäten aus Kasino und Bühnengarderobe" . . . Das sind so einige Blüten dieser Kriminalromantik.

Man bekämpft mit vollem Recht die traurigen Erzeugnisse einer nur auf sittlichen Verderb gerichteten Geschäftsspekulation: hier im Gerichtsteile werden alle Einzelheiten von sittlichen Verfehlungen geschildert!

Die Nick Carter-, Buffalo Bill- und ähnliche blutrünstige Revolvergeschichten werden aus den Händen der Jugend zu verbannen gesucht: in ausführlicher Breite liest sie in Zeitungen die Taten eines Hennig und Sternickel!

Schund bleibt Schund, mag er in besonderen Büchern verzapft werden oder die Gerichtsspalten der Zeitungen füllen.

Durch die Berichte der Presse während der Verhandlung wird aber auch, falls es sich um Prozesse von mehreren Tagen Dauer handelt, die gesetzliche Vorschrift des § 58 der Straf-Prozeßordnung, wonach jeder Zeuge einzeln und in Abwesenheit der später abzuhörenden Zeugen zu vernehmen ist, in praxi illusorisch gemacht, insbesondere dann, wenn die Presse Stellung gegen oder für den Angeklagten, gegen oder für einen Zeugen nimmt. Der Zeuge, der noch nicht vernommen ist, liest die Berichte über die Aussagen der inzwischen bereits gehörten Mitzeugen, korrigiert daran seine eigenen Wahrnehmungen und, was der Gesetzgeber zu vermeiden geboten hat: die Einwirkung auf den Zeugen durch die Aussagen der anderen ist fertig! Darauf, daß auch die Geschworenen leicht durch das Lesen derartiger Berichte beeinflußt werden können, sei nicht weiter eingegangen. Was nützen in solchen Fällen alle gesetzlichen Bestimmnngen, gegen Unheil ist eben kein Kraut gewachsen.

Nach der Verkündung des Urteils tobt der erregte Kampf der noch mehr erregten Gemüter. Was müssen sich da alles die Richter sagen lassen, die „weltfremden", die „keine Ahnung haben von den Bedürfnissen und Verhältnissen des praktischen Lebens, von den Forderungen des Tages!" Was muß sich alles der Staatsanwalt anhören, jener „strenge Buchstabenautomat mit der paragraphenverdorrten Menschenseele", der im Angeklagten nur den von vornherein schuldigen Rechtsbrecher kennt! Was müssen sich alles die Geschworenen hinter die Ohren stecken, diese „altfränkischen Bauern aus den entlegenen Dörfern des Schwarzwaldes", wie es im Hau-Prozeß so niedlich durch die entfesselte Volksseele ging! Und gar erst die Zeugen, die etwa zuungunsten des Angeklagten ausgesagt haben! Wehe ihnen, wenn der Angeklagte der Liebling des Publikums gewesen!

Und dann die Darstellung der Heldentaten des Verurteilten! Der sogenannte Verbrecherkultus, der so tiefbetrübende Folgen zeigte, z. B. bei den Verhandlungen gegen Hennig, Hau und dem Hauptmann von Köpenick, wird ja durch Zeitungsberichte geradezu großgezogen. Die Verherrlichung der Taten solcher „Lieblinge des Volkes" muß ja mit zwingender Notwendigkeit zur Nachahmung aneifern.

Wie herrlich weit wir's doch gebracht . . .

Nun noch ein anderer Punkt, der mehr die kleine Lokalpresse angeht. Ich meine die Veröffentlichung der Namen der Angeklagten mit ihrem vollen Stand und Wohnort.

Eine solche genaue Bezeichnung ist in den weitaus meisten Fällen eine ganz überflüssige Grausamkeit. Sie ist nur in solchen Fällen angebracht, die kein Erbarmen und kein Mitleid verdienen.

Da ist der arme Arbeiter, der vielleicht nie in seinem Leben etwas Unrechtes getan, und nun aus Verzweiflungsnot für die hungernde Familie oder auch aus verhängnisvollem Leichtsinn einen kleinen Diebstahl begangen hat. In der Verhandlung ist niemand von seinen Bekannten und Gegnern da. Mit der Verurteilung und der Verbüßung der geringen Strafe ist die Angelegenheit erledigt. Er kann weiterhin als fleißiger Mensch sein Brot verdienen, seine Arbeitgeber werden ihn nicht entlassen. Falsch kalkuliert, armer Mann! Schon jetzt hat sich die Presse deiner angenommen, für alle Leute steht's deutlich zu lesen, daß du ins Gefängnis kommen mußt. Das ist der Anfang vom Ende. Die Freunde ziehen sich zurück, die Feinde haben Stoff zu Klatsch und Hohn, der Arbeitgeber entläßt ihn, neue Arbeit findet er nicht ... was nun? Und das hat mit ihrem Schreiben die Presse allein getan, möchte man frei nach Heine sprechen. Das ist nur ein krasser Fall von vielen.

Bei Verhandlungen gegen Jugendliche wird eine Veröffentlichung in der Presse immer unnötig, zum mindesten überflüssig sein. Auch aus sozialen und ethischen Gründen. Der Entwurf eines Gesetzes betreffend die Aenderungen des Gerichtsverfassungsgesetzes hat die in § 173 des bisherigen Gerichtsverfassungsgesetzes vom 27. Januar 1877 (in der neuen Fassung des Reichsgesetzblattes von 1898, Nr. 25, S. 371—409) statuierte Möglichkeit des Ausschlusses der Oeffentlichkeit auf die sich gegen jugendliche Rechtsbrecher richtenden Strafverfahren ausgedehnt, und zwar mit vollem Recht. Es ist also nur eine logische Folgerung, wenn schon jetzt eine Veröffentlichung bei solchen Straftaten bekämpft wird. Liest z. B. so ein jugendlicher Rechtsbrecher nachher in der Zeitung seinen Verhandlungsbericht, so wird dadurch seine Eitelkeit nur angestachelt; eine Besserung wird damit nie erzielt werden: dem reumütigen Sünder wird der weitere Lebensweg nur unnötigerweise erschwert.

Ebenso gehören Namensnennungen nicht in den Pressebericht, wenn es sich bloß um sogenannte Bagatelldelikte, Gewerbe- und Polizeiübertretungen usw. handelt. Warum ein Rechtsbrecher, der zwar mehrfach vorbestraft ist, seit einer langen Reihe von Jahren jedoch sich gut geführt hat und nun mit einer geringen Strafe wegen irgend eines Vergehens bestraft wird, in der Zeitung an den Pranger gestellt werden soll, ist auch nicht einzusehen. Es mag zugegeben werden, daß eine ganze Reihe von Blättern nach dieser Richtung hin schon andere Wege wandeln: sie veröffentlichen nicht mehr den vollen Namen, sondern bezeichnen den Angeklagten „nur noch" nach Stand, Vornamen, Wohnort und Anfangsbuchstaben des Familiennamens. Als ob das ein Fortschritt wäre! Damit ist der Steckbrief schon so gut wie ausgefüllt. Warum, wenn schon einmal bei solchen Lappalien wie Gewerbevergehen berichtet werden muß, genügt nicht ganz allgemein irgend eine Buchstabenbezeichnung?

Ja, wenn die liebe Neugier des Publikums nicht wäre ... und die böse Konkurrenz ... Dann laufen uns die Abonnenten weg ... So denken „unabhängige" Blätter. Und sind doch vom Publikum und dessen törichten Bedürfnissen abhängig. Und deshalb ist's so schwer, gegen die hier gezeichneten Auswüchse der Presse in ihrem Verhältnis zur Justiz anzukämpfen.

Karnevals Ende.

Erhitzter Masken Runde,
Musik, Lichtflut und Glanz, —
Der Fastnacht letzte Stunde
Verrauscht in tollem Tanz

Wie suchend durch die Gassen
Schleicht dort ein müder Tor.
Der wüste Lärm der Massen
Schrillt Schrecken ihm ins Ohr.

Ihn lockt kein lachend' Werben
Zu neuem Schelmenstück.
Er trägt in harten Scherben
Zerschellt ein Lebensglück . . .

Theo Rossel.

Im Kampfe gegen die Pornographie.

Von Dr. Otto von Erlbach.

Auch in solchen Kreisen, welche der Pornographie und ihren Unternehmern nur zu lange — sei es aus Unverstand und Unkenntnis, sei es aus falscher Nachgiebigkeit gegen den sogen. Zeitgeist oder gegen einen mißdeuteten Liberalismus — Vorschub leisteten, bereitet sich eine bemerkenswerte Wandlung vor. Das Unheil hat zu gewaltige Dimensionen angenommen, und die Beweise sind zu schlagend, als daß man solchen Gründen noch länger widerstehen könnte.

In der „Wiener Allgemeinen Zeitung", deren Richtung gewöhnlich als „juden-liberal" bezeichnet wird (der Vergnügungsanzeiger dieses Wiener Blattes spricht eine beredte Sprache), findet man folgende bemerkenswerte Ausführungen (Nr. 9545 vom 24. Jänner 1910), welche an eine neue Beschlagnahme unzüchtiger Schriften in einem weiteren Wiener Verlage anknüpfen:

„[Pornographie.] Der Feldzug gegen die Pornographie dauert fort. Man hat bei uns plötzlich das Sittlichkeitsgefühl entdeckt und geht den Sittenverderbern tüchtig zu Leibe. Endlich einmal ein Anlaß, bei dem man sich nicht ärgern muß, eine Maßnahme, mit der man sich gerne einverstanden erklären wird. Kurze Zeit ist es her, daß bei einem hiesigen Verleger und Buchhändler der imponierende Posten von 30 000 Bänden pornographischen Inhalts von der Behörde saisiert wurde. Damals kam es sogar zu einer Diskussion über die seltsame Auffassung, die der Verleger sich zurechtgelegt hatte. Er erklärte die bei ihm vorgefundenen Werke als von hohem kultur- und sittengeschichtlichen Werte. Auch habe er die beanstandeten Bücher nicht im Laden, sondern nur an Liebhaber verkauft. Vielleicht steht der diesmal vom gleichen Schicksal Betroffene auf demselben Standpunkt. Die Titel der diesmal konfiszierten Bücher dürften indes diese Interpretation kaum zulassen. Man weiß sofort, woran man ist, hört man: „Erotische Träume" oder „Sadistische Novellen". Das ist schmutzigste, niedrigste Spekulationsliteratur, der man unter jeder Bedingung das Terrain entziehen muß. Die Beute der Polizei ist diesmal zwar nicht so reichlich. Bloß 200 Exemplare fielen in die Hände der Kommission. Doch hat man der Hausdurchsuchung beim Verleger eine solche beim „Dichter" dieser schönen Werke folgen lassen. Welche Schätze daselbst auf eine „Hebung" warteten, weiß man noch nicht. Wer weiß, wie viel ungedruckte Kostbarkeiten sich dort vorfanden. Die Phantasie des Dichters hatte vielleicht recht lebhaft gearbeitet. Man muß sich jedesmal bei Aushebung eines solchen geistigen Seuchennestes freuen. Die Polizei hat wieder einmal einen guten Fang getan, der ihr und uns wohl zu gönnen ist."

Ein großer, einflußreicher Teil der deutschen liberalen Presse hat sich leider zu einer ähnlichen Erkenntnis noch nicht durchzuringen vermocht und fällt der Polizei und der Justiz unter dem Feldgeschrei der „Sittlichkeitsschnüffelei" immer noch skrupellos in die Arme. Wie lange noch? In Wien scheint endlich das Eis gebrochen zu sein.

Ob man nun auch gegen die Schmutz-Zentralen in Budapest vorgehen wird, welche Oesterreich, Deutschland und die Schweiz mit ihrem vergiftenden Unrat überfluten? Gewisse Budapester „Versand-Buchhandlungen" und „Bücher-Exporthäuser" („Orient" und „Universum" sind die bekanntesten) gehen in ihrer Frechheit und Schamlosigkeit so weit, daß sie ihre Kataloge auch an Gymnasiasten versenden. Aus einer österreichischen Anstalt ging der „Allgemeinen Rundschau" unter dem 25. Jänner 1910 nachstehender charakteristischer Brief zu:

„Es gibt noch mehr Firmen à la Rosner-Stern", lese ich eben in der „Köln. Volksztg." Nr. 64, wo über Ihren herrlichen Erfolg in Wien berichtet wird. Ich gratuliere Ihnen von ganzem Herzen dazu und lasse Ihnen mit der gleichen Post den Katalog einer solchen Teufelsfirma zugehen; er wurde einem unserer Zöglinge unter Streifband geliefert, und weil es nicht das erstemal ist, gleich erkannt, bevor er in die Hände des Adressaten kam; auf den letzten Seiten findet sich wohl alles, was auf diesem Gebiet an gedruckten Schmutzereien feilgehalten wird. Die Firmen verschaffen sich die Adressen der Gymnasiasten, was ein leichtes ist, und überschwemmen sie dann mit diesen Angeboten; daß so in kurzer Zeit ganze Gymnasien ruiniert werden können, ist klar. Fahren Sie doch mutig fort in Ihrem so tapferen Kampf; es darf nicht nachgelassen werden, bis strenge Gesetze das liederliche Handwerk ganz bedeutend erschweren. Nur mit Ingrimm las ich, wie kürzlich im Deutschen Reichstag wieder die Sozialdemokraten und die „Judenschutztruppe" der Freisinnigen ihre Warnungen vor

gesetzlicher Hilfe aussprachen. Seit einem halben Jahre bin ich hier tätig und sehe zu meiner großen Freude, wieviel Unverdorbenheit doch noch sich findet. Das gibt neuen Eifer; es ist noch viel zu retten, und es ist leicht zu retten, wenn nur die Verführung nicht gar zu frech und offen auftreten darf."

* * *

In Nr. 4 der „Allgemeinen Rundschau" vom 22. Januar 1910 (Seite 57) wurde festgestellt, daß die Wiener Schandfirma Stern-Rosner ihre bekannten Inseratanzeigen nicht nur in der Dr. Hirthschen „Jugend", sondern auch in anderen Organen, so in der „Deutschen Kolonialzeitung" und in der „Kolonialen Zeitschrift" veröffentlicht habe. Die „Jugend", welche infolge einer polizeilichen Verwarnung das weitere Erscheinen dieser Anzeige sistieren mußte, hat sich noch mit keiner Silbe über die Sache vernehmen lassen, hält es im Gegenteil für weit nützlicher, die Urheber des Säuberungsprozesses andauernd mit der Jauche niedrigen Spottes zu übergießen.[1] Anders die „Deutsche Kolonialzeitung" und die „Koloniale Zeitschrift".

Der Sekretär der Deutschen Kolonialgesellschaft richtete an die Redaktion der „Allgemeinen Rundschau" nachstehenden Brief, den wir ohne jeden Kommentar zum Abdruck bringen.

„Berlin, den 24. Januar 1910.

„Nachdem wir am Sonnabend schon in den Zeitungs-Ausschnitten Ihren Artikel über die Internationale Pornographie gefunden und heute Ihre Nr. 4 mit diesem Artikel direkt von Ihnen zugesandt erhalten haben, beehre ich mich, Ihnen zu erklären, daß es uns außerordentlich peinlich ist, daß eine solche, in der Tat den guten Sitten widersprechende Anzeige der Verlagshandlung Rosner in unsere Zeitung kommen konnte. Die Erklärung dafür ist die, daß wir den ganzen Anzeigenteil an Rudolf Mosse verpachtet haben. In dem Vertrage findet sich die ausdrückliche Bestimmung, daß alle der guten Sitte widersprechenden Anzeigen zurückgewiesen werden müssen. Nachdem wir vor etwa zwei Jahren schon einmal Gelegenheit nehmen mußten, die Firma Mosse auf diesen Paragraphen aufmerksam zu machen und seine Nichtbeachtung in diesem Falle zu tadeln, hat uns bisher die Firma Mosse in zweifelhaften Fällen stets zuvor den Wortlaut der beantragten Anzeige vorgelegt, und wir haben in mehreren Fällen sofort den Abdruck anstößiger verhindert. In diesem Falle hatte es die Firma unterlassen. Ich habe natürlich sofort Gelegenheit genommen, der Firma Mosse noch einmal diesen Paragraphen in Erinnerung zu bringen und sie im Auftrage unseres Präsidiums ersucht, in Zukunft jede irgendwie zweifelhafte Anzeige mir vor dem Abdruck vorzulegen. Ich hoffe, daß damit für die Folge der Abdruck solcher anstößigen Anzeigen, der uns selbstverständlich auf das äußerste peinlich ist, unterbleibt. (Nach dem sonstigen Verhalten der Firma Mosse bin ich überzeugt, daß in diesem unliebsamen Falle nur eine, bei einem so großen Betriebe ja gelegentlich vorkommende Unaufmerksamkeit vorliegt.)"

Der Herausgeber der „Kolonialen Zeitschrift", Franz Kolbe, Oberleutnant a. D., richtete an den Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" nachstehenden Brief:

„Berlin, den 25. Januar 1910.

„Sehr geehrter Herr! Ich erhielt Nr. 4 Ihrer „Allgemeinen Rundschau" vom 22. cr. 1910 und erlaube mir Ihnen folgendes hierzu mitzuteilen: Ich, als Herausgeber der Kolonialen Zeitschrift, habe keinen Einfluß auf Annahme oder Ablehnung von Inseraten. Die Inserate hat sich vielmehr der Verlag vorbehalten, der auch preßgesetzlich die Verantwortung dafür trägt. Im übrigen kann ich Ihnen bestätigen, daß ich keine Ahnung gehabt habe, was es mit der Verlagshandlung „Rosner" für eine Bewandtnis hat. Daß das Inserat über die Aufhebung der Beschlagnahme des Arringerschen Buches in der Kolonialen Zeitschrift Aufnahme gefunden hat, hat mich nicht weniger überrascht, wie Ihren Briefschreiber. Obgleich, wie oben erwähnt, ich keinen direkten Einfluß auf die Annahme der Inserate habe, glaube ich doch, Ihnen die Versicherung geben zu können, daß ähnliche Inserate nicht wieder in der Kolonialen Zeitschrift Aufnahme finden werden. Ich hoffe, daß Sie in Ihrem geschätzten Blatte von dieser Erklärung, soweit meine Person in Frage kommt, entsprechend Notiz nehmen werden."

* * *

Oberlandesgerichtspräsident von Schneider in Nürnberg, ein hervorragender Jurist protestantischer Konfession, der eine Zeitlang bayerischer Bundesratsbevollmächtigter in Berlin war, sprach unlängst sehr freimütige Worte über den Kampf gegen die Pornographie. Wir entnehmen darüber der „Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung" (Leipzig), Nr. 52 vom 24. Dezember 1909:

„Ein wohltuendes Wort zum Jugendschutz gegenüber literarischem und bildnerischem Schmutz sprach kürzlich bei einer Versammlung der Hauptstelle für Jugendfürsorge zu Nürnberg ein Jurist, Oberlandesgerichtspräsident v. Schneider, aus. Er sagte von den außerpolizeilichen Mitteln, sie seien Flickwerk, solange die Gesetzgebung nicht den Mut finde, den Daumen auf die eiternde Wunde des deutschen Volkes zu legen. Es solle der Richter ausgestattet werden mit der Vollmacht, zu entscheiden, was für unsere Jugend unschädlich ist, und dann unbarmherzig allen Schund und Schmutz vertilgen, mit dem zurzeit 8000 Schmutz- und Schundfirmen Deutschland und die Nachbarländer vergiften. Dann wird sich zeigen, daß da, wo ein Wille ist, auch ein Weg ist. Es ist gegenüber der Saumseligkeit und Unentschiedenheit des Parlaments erfreulich, daß doch Pädagogen, Mediziner und Juristen der verschiedensten politischen Richtung zu erkennen beginnen, daß auch mit staatlichen Mitteln im Interesse des Staates ernstlicher gegen die besagten Uebelstände angegangen werden müßte, und daß der „Sachverständigen"-Unfug, wie er in einigen Münchener Prozessen hervortrat, aufhören muß."

Solange die Staatsanwaltschaften polizeiliche Anträge auf gerichtliches Einschreiten gegen die unzweideutigsten Prospektanpreisungen pornographischer Werke ablehnen müssen, weil der Prospekt allein nicht genüge und ruhig zuzuwarten sei, bis das Werk selbst durch einen Zufall in den Besitz der Behörden gelangt, so lange ist an eine durchgreifende Besserung nicht zu denken. Woche für Woche werden ganz ungeniert auf dem Buchhandelswege über Leipzig Prospekte über immer neue pornographische Werke auf den Markt geworfen. Der auf den Buchhandelsprospekten stehende Vermerk, die Bücher kämen **nicht** in den Handel (daher der Name: Buchhandel!) ist der blutigste Hohn auf die Justiz und ihren schier unglaublichen pedantischen Formalismus. Wenn es sich, statt um geistiges und sittliches, um chemisches Gift handelte, würde man angesichts einer buchhändlerischen Anzeige nicht erst zuwarten, bis irgendwer so menschenfreundlich ist, der Staatsanwaltschaft eine Probe des Giftstoffes gratis auf den Tisch zu legen. Bedenken die maßgebenden Kreise denn nicht, daß eine solche pedantische Argumentation im Effekt manchmal an Rechtsverweigerung grenzen, ja zur ungewollten Begünstigung werden kann? Hier sollte einmal gründlich nach dem Rechten gesehen werden! Wenn ein Verbrechen oder Vergehen vorher angekündigt wird, hat die Justiz nicht nur das Recht, sondern geradezu die Pflicht, sich den Beweis zur Ueberführung zu verschaffen. In anderen wichtigen Fällen werden oft hohe Prämien ausgeschrieben. Hier wird es in der Regel genügen, daß auf Grund der Selbstbelastung durch einen Prospekt, der über den obszönen Charakter des Angezeigten keinen Zweifel läßt, energisch zugegriffen wird. Das kostet keinen Pfennig.[2]

---

[1] In einer nach Richard Nordhausen die „Bordellisierung des gesamten öffentlichen Lebens" fördernden Spezialnummer (Nr. 5, Karnevalsnummer) der Dr. Hirthschen „Jugend" wird der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" in verschiedenen Variationen angeflegelt. Eine dieser Bordellgeschichten (Episode im Olymp) erwähnen wir nur deshalb, weil sie eine offene Anspielung auf Vorgänge der jüngsten Zeit enthält. Der Herausgeber der „Allgem. Rundschau" hatte an namhafte Vertreter aller Parteien die Einladung gerichtet, sich durch Augenschein von dem entsetzlichen Umfange der heutigen pornographischen „Kunst"-Industrie zu überzeugen. Dieser Einladung wurde auch von mehreren angesehenen Vertretern der liberalen Presse Folge geleistet. Jeder, der in der letzten Zeit das Massenmaterial einsah, sprach sich mit gleicher Entrüstung aus. Die einzige liberale Zeitung, welche die schriftliche Einladung rundweg ablehnte, waren die von Dr. Georg Hirth mitverlegten „Münchener Neuesten Nachr.". Und zwar mit folgender Begründung: 1. Aus Abscheu vor der Pornographie; 2. weil die „Münchener Neuesten Nachrichten" die Pornographie ohnehin bei jeder Gelegenheit bekämpfen.

[2] In verschiedenen ärztlichen Organen begegnete man in der letzten Zeit der von einem Arzte in Hannover unterzeichneten Ankündigung eines pornographischen „Privatdruckes" unter dem Titel „Museum eroticum neapolitanum." Aus allen Teilen Deutschlands gingen der „Allgemeinen Rundschau" lebhafte Proteste von Aerzten zu. Wir fanden die Anzeige im „Aerztlichen Vereinsblatt" (Organ des deutschen Aerztevereinsbundes. Alleinige Inseratenannahme bei Rudolf Mosse) und in den „Aerztlichen Mitteilungen" (Offizielles Organ des Verbandes der Aerzte Deutschlands). Wir stellen mit Genugtuung fest, daß die hochangesehene „Münchener Medizinische Wochenschrift" die Aufnahme des Inserates **abgelehnt** hat. Diese Mitteilung ging uns von einem Arzte zu, welcher der liberalen Partei angehört.

Ein Urteil von weittragender Bedeutung.

Die unerbetene Anpreisung von Antikonzeptionsmitteln — eine strafbare Beleidigung!

Der Apotheker R. in Bonn übersandte am 16. Januar 1909 dem Kölner Volksschullehrer Jos. Pappers, Vorstandsmitglied des Verbandes der Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit und Schriftleiter des Verbandsorgans „Volkswart", in geschlossenem Briefumschlag eine Druckschrift, die ein sogenanntes Vorbeugemittel anpries und seine Anwendung beschrieb. R. wurde deshalb wegen Beleidigung des P. vom Schöffengericht zu Bonn am 20. April 1909 zu einer Geldstrafe von 50 M verurteilt. Die gegen dieses Urteil eingelegte Berufung wurde am 22. Mai 1909 von der Strafkammer des Kgl. Landgerichts in Bonn verworfen. Für die Oeffentlichkeit dürften besonders folgende Stellen des Urteils von Interesse sein, und zwar um so mehr, als durch das Vorgehen des Lehrers ein Präzedenzfall geschaffen ist, der auch eine wirksame gerichtliche Verfolgung ähnlicher Fälle in sichere Aussicht stellt. In dem Urteil heißt es unter anderem: „Im weitaus größten Teile des deutschen Volkes besteht die Auffassung, daß die Anwendung von Mitteln zur Verhütung der Empfängnis unsittlich und zu verwerfen sei. Infolgedessen ist der objektive Tatbestand der Beleidigung dann gegeben, wenn einem Vertreter der herrschenden Auffassung ein derartiges Mittel empfohlen wird. — Das Bewußtsein der Ehrverletzung hat der Angeklagte in Anbetracht seines Bildungsgrades unbedingt haben müssen und auch tatsächlich gehabt, um so mehr, als der Adressat P. Lehrer, also ein zur Wahrung der allgemeinen Volkssittlichkeit besonders berufener Mann ist." — Endlich führt das Urteil noch aus, daß „im Interesse der allgemeinen Volkssittlichkeit gegen die Verbreitung solcher Mittel mit Nachdruck eingeschritten werden muß".

Vielerorts hat die Justiz es bisher an Entschiedenheit und Klarheit in der Abwehr dieser gemeingefährlichen Propaganda, die heute eine große, weitverzweigte Industrie ernährt, fehlen lassen. Nur zu oft werden beide Augen zugedrückt, weil man sich durch das „hygienische" Aushängeschild täuschen läßt. Man findet die unzweideutigsten Anpreisungen von Antikonzeptionsmitteln selbst auf den Programmen von Singspielhallen, Varietés und Bühnen leichtester Sorte, oft unmittelbar neben den frivolen Texten „pikanter" Chansonetten. In unseren „toleranten" Großstädten ist das alles gestattet, und wer sich darüber an amtlicher Stelle beschwert, erfährt eine mit reichlicher juristischer Wortspalterei begründete — Abweisung.

Die öffentliche Anpreisung und das unerbetene Angebot von Antikonzeptionsmitteln müßte gesetzlich verboten werden. Der in der Novelle von 1900 vorgesehene Zusatz zum § 184 Nr. 3 hat sich als ein Schlag ins Wasser erwiesen.

Der Kampf gegen den Schmutz in den Parlamenten.

Von F. Weigl, München.

Der Artikel in der letzten Nummer der „Allgemeinen Rundschau" unter obigem Titel ist zu ergänzen durch Mitteilungen aus Bayern. In der Sitzung der bayerischen Abgeordnetenkammer vom 24. Januar kam eine Reihe von Petitionen zur Verbescheidung, von denen sich mehrere mit Fragen der öffentlichen Unsittlichkeit und des literarischen Schundes beschäftigten.

Freiherr von Pechmann, Direktor der Bayerischen Handelsbank in München, hatte für den „Volksbund zur Bekämpfung des Schmutzes in Wort und Bild" eine Petition eingereicht, die das Einschreiten gegen Bilder und Schriften, sowie gegen Kinematographen und Autoskope verlangte, welche die Sinnlichkeit in schamloser Weise reizen. Es ist sehr dankenswert, daß hierdurch gerade die Kinematographen- und Autoskopfrage wieder aufgerollt wird, die sich nach dem einhelligen Urteil aller Erzieher geradezu zu einer Landplage auswächst. In jeder Straße der größeren Städte öffnet sich nun bald eines der „Theater" mit den kinematographischen Vorführungen und zeigt den Kindern in Bildern, was sich ihre Phantasie nicht selbst nach den 10 Pfennig-Schundheften malte. Dazu kommt die erziehlich sehr bedenkliche Seite der Sache, daß die Kinder zur Verschleuderung der oft mühsam verdienten Groschen verführt werden. Auf Antrag des Referenten, Graf von Pestalozza, wurde die Petition der Regierung zur Würdigung hinübergegeben. Möge es zu einer gründlichen Würdigung wirklich kommen!

Auf Grund von Eingaben des Vereins zur Förderung der öffentlichen Sittlichkeit (Zweigverein München der abolitionistischen Föderation), des Vereins für Fraueninteressen München, des Deutsch-evangelischen Frauenbundes und des Münchener katholischen Frauenbundes über die Aufhebung des § 361 Absatz 6 des Reichsstrafgesetzbuches (Kasernierung und Reglementierung der Prostitution betr.) und über Anwendung des § 180 des Reichsstrafgesetzbuches (Kuppeleiparagraphen) wurde unter übereinstimmender Anerkennung der Schwierigkeit dieser Fragen durch die Abgeordneten Graf Pestalozza, Günther und Segitz der Antrag auf Würdigung der Angelegenheit seitens der Regierung angenommen. Minister v. Brettreich erklärte dabei, daß die einschlägigen Bestimmungen tatsächlich „unbefriedigend und für längere Dauer nicht haltbar" seien. Von der Formulierung des neuen Strafgesetzbuches ist also hier Besserung zu erwarten.

Ein dritter Antrag Dr. Casselmann, Bühler und Genossen, der in der gleichen Sitzung dem Finanzausschuß überwiesen wurde, verlangt die Gründung und Förderung von guten Schul- und Volksbibliotheken zur Bekämpfung der Schundliteratur. Es ist dringend geboten, durch solch positive Mittel dem Schund beizukommen. Doch glauben wir, daß der Schwerpunkt für diese Arbeiten — ähnlich wie in den großen, mustergültigen Einrichtungen dieser Art in Amerika — bei der kommunalen Fürsorge und privaten Tätigkeit liegen muß. Die Stadt Stuttgart hat nach dieser Richtung jüngst wieder ein gutes Beispiel gegeben, indem die Stadtverwaltung sämtliche Schulen mit Schülerbibliotheken versah und Lieferungen zur Rechnung des Schulfonds, die seit der Einführung der Lehrmittelfreiheit recht beträchtliche Summen ausmachen, solchen Geschäftsleuten nicht mehr überträgt, von denen bekannt wird, daß sie Schundliteratur verbreiten. Einige sehr wertvolle praktische Gesichtspunkte hat nach Mitteilung der katholischen pädagogischen Monatsschrift „Pharus" (Donauwörth) kürzlich auch eine auf Einladung des hessischen Kultusministeriums versammelte Kommission angegeben. Sie wünschte u. a., daß die Schülerbüchereien auch Fortbildungsschülern — also dem von der Schundlektüre am meisten bedachten Alter — geöffnet werden solle. In den Lehrerseminarien sollen die künftigen Lehrer auch mit der Jugendliteratur bekanntgemacht werden; die Spar- und Darlehenskassen sollen der auch der Volkswohlfahrt dienenden Sache der Schüler- und Volksbüchereien ihre Hilfe zuteil werden lassen.

Ein Dichter der Dekadence.

Von Fritz Decker, Düsseldorf.

Gabriele d'Annunzio, dessen wirklicher Name in mystisches Dunkel gehüllt ist, denn ob er Rapagnetta oder Floro Bruzio heißt, weiß man nicht sicher, schreibt in seinem Roman „Der Unschuldige" (L'Innocente), der seinen Namen über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus bekannt machte: „Was sind wir? Was wissen wir? Was wollen wir? Niemand hat je das, was er lieben würde, erlangt; niemand wird je das, was er lieben würde, erlangen. Wir suchen die Güte, die Tugend, die Begeisterung, die Leidenschaft, die unsere Seele ausfüllen soll, den Glauben, der unsere Unruhe stillen soll, die Idee, die wir mit unserem ganzen Mut verteidigen, das Werk, dem wir uns widmen, die Sache, für die wir mit Freuden sterben können. Und das Ende aller dieser Mühen ist eine leere Müdigkeit, das Gefühl der verschwendeten Kraft und verlorenen Zeit." (Kapitel 15.)

Dieser Ausspruch ist für d'Annunzio typisch. Durch alle seine Werke zieht die Herbstluft einer wehen Schönheit, überall begegnen wir dem Abwärtssinken welker Blätter, die uns nach den Tagen leuchtender Sonnenfreuden den Nebelflor dunkler Wochen verkünden, die uns nach Stunden lebensprühendsten Glanzes die tote Ruhe des Grabes andeuten.

d'Annunzio, dieser große Prediger der Schönheit, ist ein großer Pessimist. Er teilt dies mit allen dionysischen Dichtern, die inmitten des höchsten Rausches ihrer Schönheit, jene schwärmerischen Mollakkorde anzustimmen wissen, die nie ihren Eindruck verfehlen, insonderheit deswegen, weil die Genußfähigkeit durch den steten Hinblick auf die Vergänglichkeit alles Erstrebten bis zur höchsten Entzückung gesteigert wird.

Aber gerade in dieser höchsten Entzückung liegt für den dionysischen Dichter eine große Gefahr, indem sie in jene Wildheit ausartet, die, gleich dem Tornado verheerend über alles hinwegstreift und hinter sich nur eine große Oede zurückläßt. Auch d'Annunzio ist jener Klippe nicht entgangen, auch er wußte seine Begeisterung nicht zu zähmen, und so ist es begreiflich, daß der vornehmer empfindende Mensch sich oft genug abgestoßen fühlt.

d'Annunzios sämtliche Werke sind Bekenntnisschriften. Und seine Bekenntnisse beziehen sich fast ausschließlich auf das Liebesleben im weitesten Sinne. Natürlich ist ihm die Ehe Unsittlichkeit,

die freie Liebe der Gipfel aller Moral; und wie könnte es auch bei einem in den Künsten der Sinnlichkeit gewandten Roué anders sein! Doch da er seine Obszönitäten in das prächtige Gewand einer edlen Sprache zu kleiden weiß, da er mitten in allen Ekstasen einer vernichtungsseligen Leidenschaft das leise, hoffnungsbare Fallen eines Regentropfens oder den Lockruf der Meereswogen, den sterbenden Sommer oder das Wehen des Windes, das schwerduftende Blühen der Rosen oder den brünstigen Geruch der Orangenblüten vorzuzaubern weiß, so sind seine Bücher gar gefährlicher Art. Sie gleichen jenen narkotischen Giften, die nach Vorgaukelung farbenprächtiger Bilder doch nur Ekel zurücklassen.

Daß diese Haschisch-Kunst so große Erfolge erringen konnte, ist ein trauriges Zeichen für die Dekadence unserer Epoche. Eine spätere Zeit, die zu gesunderen sittlichen Anschauungen zurückgekehrt sein wird, wird mit Bedauern auf das Schaffen dieses Künstlers blicken, der sich selbst mit stolzer Zuversicht nach dem Verkündigungsengel „Gabriele d'Annunzio" genannt — — — —

Feuer auf einem Auswandererschiff.

Monsignore Graf Vay von Vaya [1]), Abt von St. Martin, apostolischer Protonotar, schrieb vom Verdeck des Dampfers „Pannonia" einen Brief, aus welchem wir folgenden Bruchteil veröffentlichen: Die Pannonia, bis auf den letzten Platz mit Auswanderern gefüllt, verließ in den frühen Nachmittagsstunden des 30. Oktober die ungarische Küste. Die Bora, welche morgens noch heftig gewütet hatte, schien bereits nachzulassen; das Meer jedoch war noch sehr bewegt und die Sonne ging feurig unter, die ganze Quarnerogegend in Gluten tauchend.

Die letzte Gruppe der Reisenden hatte sich eben zur Abendmahlzeit gesetzt, als ein ungewöhnliches Geräusch an unser Ohr schlug. Ich glaubte schon an ein Erdbeben oder eine unterseeische Eruption, als auf einmal von allen Seiten der Schrei ertönte: Feuer, Feuer! das Schiff brennt!

Was sich im nächsten Augenblicke ereignete, kann ich nicht beschreiben, ja mir selbst kaum Rechenschaft darüber geben, was eigentlich geschah. Die Szenen, welche sich vor mir abspielten, werden mir wie ein furchtbares Traumgesicht, wie ein unerklärliches Alpdrücken ewig im Gedächtnis bleiben.

Was eine auf offener See sich befindende, durch das Entsetzen fast bis zum Wahnsinn getriebene Menschenmasse von 2000 Personen fähig ist, läßt sich mit Worten nicht ausdrücken. Wer nicht im Feuer umkommt, den reißt die Menge nieder; wen die Flammen verschonen, den stampfen seine Mitmenschen zu Tode.

Gleich der empörten entfesselten Meute eines Irrenhauses stürzten mit wahnsinnigem Gebrüll verzweifelte Menschen aus der Tiefe der Kabinen hervor. Jung und alt, Frauen und Männer rasten, sich aneinander klammernd, auf das Verdeck. Alles schrie, schlug um sich, winkte einander zu, als wollten sie ihren Lieben noch einen letzten Abschiedsgruß zukommen lassen.

Gänzlich gebrochen auf den Knien liegend, von nirgends mehr Hilfe erwartend, beugte sich die Menge, im Bewußtsein ihrer Todesstunde und ihrer Ohnmacht, vor ihrem Schöpfer und flehte zu Gott dem Allmächtigen um Barmherzigkeit.

Wie ich später erfuhr, hatte die Frau eines Auswanderers heimlich eine Spirituslampe eingeschmuggelt; dieselbe stürzte um und setzte Kleider und Bettzeug in Brand. Man kann sich den Schrecken leicht vorstellen! Von Mund zu Mund ging der Alarm und in wenigen Augenblicken flüchteten alle kopflos, wohin sie konnten. Daß im Gedränge die nahezu verrückten Menschen einander nicht zertraten, erdrückten, ist als eine besondere Gnade der Vorsehung zu betrachten.

Einer der Reisenden sprang in seinem Schrecken ins Meer und es wurde auf der Suche nach ihm ein Rettungsboot niedergelassen. Das Herablassen des Bootes hieß — Oel ins Feuer gießen. Die noch immer verzweifelte, schluchzende Menge war wirklich überzeugt, daß das Schiff nun untergehe und daß sie auf ewig verloren wären. Der Kapitän tat sogleich Meldung über den Sachverhalt, und bat mich, einige Worte an das Volk zu richten, da vor allem Ruhe und Ordnung nötig sei.

Dem Seelsorger zur See eröffnete sich jetzt ein neues Feld der Tätigkeit. Zum ersten Male richtete ich das Wort an eine durch die Lebensgefahr bestürzte, gedankenlose Menge und wohl ließen sich auf diesen Fall die Worte der Schrift anwenden: Und seine Jünger kamen und weckten ihn und sprachen: „Herr rette uns, denn wir gehen zugrunde." Jesus aber sagte ihnen: Warum fürchtet ihr euch, Kleingläubige? — Und des Herrn Wort und Beispiel beruhigte die verzweifelten Seelen, erfüllte die aufgeregten Gemüter mit Vertrauen, erweckte den Glauben und belebte die Hoffnung in den schmerzerfüllten Herzen.

Vay von Vaya und zu Luskod.

[1]) Wie bekannt, hat Msgr. Graf Vay von Vaya die Seelsorge auf Auswandererschiffen organisiert und über die Wichtigkeit der Schiffspastoration auch in Deutschland Vorträge gehalten und in der „Allgem. Rundschau" geschrieben.

Festgabe des Vereins für christliche Kunst in München.[1])

Mit einer vornehm ausgestatteten, reich illustrierten (66 Abbildungen!) und inhaltlich wertvollen Festgabe hat der Münchener Verein für christliche Kunst seine Mitglieder überrascht. Das Werk wird eingeleitet mit einem Festgedicht Anton Plattners: „Kirche und Kunst", enthält in seinem 6., 7., 8. und 11. Abschnitt Biographien der Künstler des Vereins, unter denen erfreulicherweise auch hervorragende Vertreter des Kunstgewerbes eine Stelle gefunden haben, während der 3., 4., 5., 9. und 10. Abschnitt geistvolle prinzipielle und historische Ausführungen über die Entwicklung der christlichen Kunst und des Münchener Vereins insbesondere aus der gewandten Feder des bekannten Kunstschriftstellers und ersten Vorsitzenden des Münchener Vereins für christliche Kunst, Franz Wolter, und des tüchtigen Meisters Max Fürst bringen. Reich an wertvollen Ideen über Zweck und Wesen der christlichen Kunst ist namentlich der Artikel Wolters: „Die christliche Kunst." Wir können hier leider nur einzelne Gedanken herausheben. Wolter verlangt vor allem, daß die christliche Kunst, als deren Zweck er bezeichnet, daß sie „dem Volke als zeitgemäßer Spiegel eines gesunden, religiös-sittlichen Lebens diene",[2]) national sein muß (S. 8 u. 9), weshalb auch jene groß gewollte und hochgesinnte Kunst der sog. Nazarener, die das Heil im Anschluß an die Präraffaeliten suchte, in der deutschen Heimat doch nie recht heimisch wurde, während auch jene Maler sich auf einem Irrwege befinden, die sich an die Manier, an das Mangelhafte und Zufällige der alten Vorbilder in sklavischer Nachahmung anschlossen. „Dieser gewaltsamen Zurückschraubung fehlt das Beste, das, was uns menschlich so nahe steht, die Naivität." Es muß die christliche Kunst die Offenbarungen rein empfundener Seelenregungen bieten, weshalb uns auch die Schöpfungen eines Stephan Lochner, eines Rogier van der Weyden, eines van Eyck so anmuten und es hat eine vom Münchener Museumsverein unternommene kleine Ausstellung altbayerischer Kunst gezeigt, welche „Fülle von Größe, von bajuvarischer Herbheit, Geradheit und Aufrichtigkeit aus dem heimatlichen Boden sprudelte, der bisher noch eine terra incognita auf dem Gebiete mittelalterlicher Plastik und Malerei war". Etwas zu hart scheint mir der Verfasser über die religiöse Kunst der orthodoxen russisch-griechischen Kirche zu urteilen; denn bei allem starr Formelhaften, welchem dort die Kunstübung zufolge strenger, kirchlicher Vorschriften unterliegt, spricht doch unleugbar auch aus jenen Bildern eine Majestät, ein heiliger Ernst, eine überirdische Größe, deren sich auch der Verfasser um so weniger verschließen sollte, als er ja auch anerkennende Worte über die Beuroner Schule findet, die doch auch viel schematisch Gebundenes hat. Uebrigens zeigen z. B. die Fresken in der neuen russischen Kirche in Bad Kissingen, das große Oelgemälde: Die Auferstehung Christi in der russischen Kirche zu Bad Ems und andere, daß die neuere russische religiöse Kunst sich bereits in etwas freieren Bahnen bewegt. Wir wollen auch nie vergessen, daß es ein orientalischer Mönch und Theologe war (Johannes Damascenus), der während des Bilderstreites in seinen Λόγοι ἀπολογητικοί für die Berechtigung der christlichen Kunst eingetreten ist gegenüber einem judaisierenden bilderfeindlichen Geist im byzantinischen Reiche durch den trefflichen Hinweis, daß die Tatsache der Menschwerdung, durch welche der Unsichtbare sichtbar geworden, auch Gottes Darstellung und Verehrung im Bilde rechtfertige. Besonders gefreut hat mich der scharfe Tadel, den Wolter (S. 12) und ebenso Max Fürst (S. 25ff. in feinsinnigen Darlegungen) aussprechen gegen jenen falsch archaistischen Sinn, der vor lauter Stilgefühl in vandalischer Weise eine Menge von Kunstwerken späterer Kunstepochen zerstörte, um an ihre Stelle mit handwerksmäßigen Erzeugnissen gotische Kirchen zu „schmücken". Ein Blick in verschiedene Kirchen zu Landshut, Moosburg, Vilsbiburg, Geisenhausen usw. hat mir erst in jüngster Zeit wieder die schweren Sünden, die man in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts diesbezüglich beging, schmerzlich vor Augen geführt. Hat doch selbst Professor Sighart, der hochverdiente Begründer des Vereins christlicher Kunst in Freising, auch dieser falschen Richtung seinen Tribut gezollt durch „Verbesserungen", die er im Freisinger Dom vornehmen ließ. Wie wenig er imstande war, die heitere Rokokokunst eines Asam zu würdigen, darüber gibt seine Schrift über den Freisinger Dom Aufschluß. Aus der reichen Fülle des Inhalts der Festgabe will ich zum Schluß nur noch hinweisen auf den beachtenswerten Vorschlag Wolters, es möge für die Erziehung christlicher Künstler in Schulen und Kollegien gesorgt werden, welche die religiöse Grundstimmung als erste Voraussetzung in sich tragen, und wo der so im christlichen Geist zu erziehende junge Künstler Fingerzeige erhielte, nach welcher Richtung hin er seiner Eigenart entsprechend seine Kunsttätigkeit entfalten kann; denn die christliche Religion hat von jeher den Künstlern ihre Persönlichkeit gewahrt. Möge der Münchener Verein für

[1]) Zur Erinnerung an das fünfzigjährige Jubiläum den Ehrenmitgliedern, Mitgliedern und Gönnern gewidmet. München 1910. Lentnersche Hofbuchhandlung.

[2]) Eine Definition, die mir als zu eng erscheint.

christliche Kunst, zu dessen Gründern und Gönnern auch unser geliebter Prinzregent gehört, in immer weiteren Kreisen der gebildeten Katholiken rechte Würdigung und Förderung finden, damit der christliche Künstler, der ohnehin den modern realistisch gerichteten Kollegen gegenüber einen recht harten Stand hat, in würdigen Aufgaben, die ihm gestellt werden, seine Kraft voll entfalten könne!

Prof. Dr. Ludwig, Freising.

Kunstliteratur.

Der bekannte Kunsthistoriker Stephan Beissel spricht über „Gefälschte Kunstwerke" (Freiburg i. Br. Herder 1909. VIII u. 175 S. Brosch. ℳ 3.—). Das Buch beginnt mit Darlegung von Preisen echter bedeutender Gemälde, graphischer Erzeugnisse und kunstgewerblicher Kostbarkeiten und schildert die oft staunenswerte Steigerung jener an vielen Beispielen. Diese Einleitung dient dazu klar zu machen, warum das Geschäft der Fälschung, das einen enormen und beständig wachsenden Umfang angenommen hat, so äußerst lohnend ist, liefert also einen sehr wenig erfreulichen Beitrag zur Beurteilung gewisser beim modernen Handel geläufigen Grundsätze. Da die Sammelliebhaberei überaus stark verbreitet ist — der Verfasser zeigt übrigens, daß es dergleichen auch schon in sehr alten Zeiten gegeben hat — so steigt, je mehr die echten Stücke in festen Besitz gelangen, je weniger den Sammlern daher angeboten werden kann, das Raffinement in der Herstellung täuschender Nachahmungen. Keine Gattung von Werken ist dabei unvertreten. Prähistorika, griechische und römische Antiken, Frühchristliches und so fort, alles bis zu neuesten Dingen und jedes, was die Begehrlichkeit eines Sammlers von Werken der Vergangenheit nur reizen kann, wird dem Arglosen und Unerfahrenen unter Anwendung unglaublichster Kniffe für oft enorme Summen angehängt. Durch Aufdeckung dieser Uebelstände will das Büchlein warnend und aufklärend wirken. Dabei ist die Lektüre des Beisselschen Buches auch für den Laien interessant und zum Teil sehr unterhaltend.

Ein Wegweiser, um die Jugend in das Gebiet der mittelalterlichen Kunst einzuführen, ist ein Schriftchen von Dr. Adolf Fäh, „Die Kunst des Mittelalters". (Geschichtliche Jugend- und Volksbibliothek, Band 26. Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz 1910, VIII und 136 S. Brosch. ℳ 1.20.) Das in freundlicher und anschaulicher Sprache verfaßte Büchlein umfaßt die Geschichte der Erzeugnisse des romanischen und gotischen Stils, beobachtet bei beiden nacheinander die Baukunst, Bildnerei, Malerei und das Kunstgewerbe und berücksichtigt dabei nicht nur Deutschland, das natürlich den breitesten Raum einnimmt, sondern auch die wichtigsten anderen europäischen Kulturländer. Anerkennenswert ist die einfache und lehrreiche Anlage des Werkchens. Statt durch Ueberfülle von Einzelheiten zu verwirren, betrachtet es einzelne Musterbeispiele eindringlich und zieht von da aus allgemein gültige Lehren. Möchte das anmutige, mit 58 Illustrationen geschmückte Büchlein recht viele Freunde finden!

In zweiter Auflage bereits, ein Beweis für die trefflichen Eigenschaften, die dem Werke schnell zu Beliebtheit verholfen haben, liegt das Buch vor, das Dr. Walther Rothes, Dozent der Kunstwissenschaft an der Kgl. Akademie zu Posen, über das Thema „Die Madonna in ihrer Verherrlichung durch die bildende Kunst aller Jahrhunderte" verfaßt hat (Köln a. Rh., Verlag und Druck von J. P. Bachem. 1909. 2. Auflage. XVI und 223 Seiten. Mit 163 Text- und 8 Einschaltbildern. Gebunden ℳ 8.—). Ein herzerfreuendes Buch, dem sonderlich auch in kunstfreundlichen Familienkreisen recht weite Verbreitung zu wünschen wäre. Dient es doch der Verherrlichung der Gottesmutter und stellt es doch dar, wie im Laufe der langen Zeiten, da Christen ihr in Verehrung sich gebeugt haben, das Idealbild sich bald so, bald so gestaltete. Immer aber ist es von Andacht und Liebe eingegeben worden, die trotz der wechselnden Gestaltung immer gleich mit festem Bande die Seelen längst vergangener Geschlechter an die der Gegenwart knüpft. Die Untersuchungen von Rothes schildern in zwei Hauptabschnitten das eigentliche Marienbild und die Darstellungen aus dem Leben Mariä. Ersteres ist uns zuerst in den Malereien der Katakomben erhalten. Wir sehen weiter die Madonna in der byzantinischen Kunst, in der der verschiedenen italienischen Schulen, freuen uns der Innigkeit ihrer deutschen Bilder, bewundern niederländische, französische und andere und dürfen mit Genugtuung die tiefe Schilderung des Madonnenideals auch in der Gegenwart feststellen. Sehr interessant ist dabei u. a. die eingehende und feine Analysierung der Beuroner Malerschule. Der zweite Teil folgt nicht den historischen Abschnitten der Kunst, sondern denen des Marienlebens von der Geburt bis zur Krönung und feiert die heilige Jungfrau schließlich als Rosenkranzkönigin und Immaculata. Die Bilder, von denen zahlreiche wenig bekannt sind, erläutern das Ganze trefflich. Zu wünschen bleibt für künftige Auflagen eine Anordnung der Illustrationen, die sich dem Texte genauer anschließt.

Dr. O. Doering-Dachau.

Das Hauskreuz.

Der Kreuze gibt es viele
Auf Gottes weiter Welt,
In Kirch' und Haus, am Wege
Findst du sie aufgestellt:

Von Eisen, Holz und Marmor,
Von Gold und Edelstein,
Die einen grob behauen,
Die andren schön und fein.

Das Kreuz doch aller Kreuze,
Das Hauskreuz soll es sein.
Man sagt, es drücke schwerer,
Als die von Holz und Stein.

Wie schwer es auch mag drücken,
Wie groß auch seine Pein,
Du sollst es lieber tragen,
Als selbst ein Hauskreuz sein.

† P. Messen C. M.

Vom Büchertisch.

Ein religiöses Blatt für Akademiker. Nachdem in den letzten Monaten der Rede- und Tintenstrom über die „studentischen Fragen" etwas abgeflaut ist, kann vielleicht auch ein Werk auf größere Beachtung rechnen, welches zwar ohne viel Reklame in die Welt gesetzt wurde, dafür aber auf seinen inneren Wert vertraute. Vor mehr als zwei Jahren gestaltete die Akademische Bonifatius-Einigung ihr bis dahin nur der Verbindung der Einzelvereine dienendes Organ zu einer großzügigen Quartalschrift religiösen Charakters aus, deren Schriftleitung der bekannte Publizist Pfarrer Mumbauer (Rom) übernahm. Unstreitig hat das Blatt bisher Vorzügliches geleistet, und wenn Mitarbeiternamen einen Schluß auf seinen Charakter gestatten, so seien zu diesem Zweck hier nur Donders, Faßbender, Foerster (Zürich), Klug, Mausbach, Heiner und Sonnenschein genannt. Gerade die letzten Nummern verdienen mit dem Foersterschen Aufsatze „Nietzsche und das Christentum" und den Abhandlungen „Ecclesia sancta" von Klug eine ganz besondere Beachtung. Die letzten Ausgaben (vom 15. November und 1. Januar) brachten überdies noch mehrere freudige Ueberraschungen, vor allem Nachricht von dem fünfmaligen Erscheinen des Blattes zu bestimmten Terminen. Der neue Jahrgang setzt die genannte Artikelreihe Klugs, sowie die Studien über die „Oxfordbewegung und die Wiedergeburt des Katholizismus in England" fort und leitet die schon lange angekündigte Besprechung der Literaturfragen und der damit verwandten Probleme ein. Unter anderen sei auch der Maitämpersche Aufsatz „Die deutsche Theologie" genannt, sowie der von Prälat Heiner über die Aeußerung der Frömmigkeit in Italien. Hoffentlich bringt der 25. Jahrgang, von dessen wechselvoller Vorgeschichte der Leitartikel dieser Nummer ein knappes Bild zeichnet, der gehaltvollen Zeitschrift recht viele neue Freunde. Ihr Preis (1 ℳ pro Jahr bei jeder Buchhandlung) kommt ja kaum in Betracht.

Heinrich Stefan.

Kerschensteiner, Dr. G., Staatsbürgerliche Erziehung der deutschen Jugend (4. Aufl.). Erfurt. Villaret (A. Frahm) ℳ 2.—. Die von der Kgl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt preisgekrönte Schrift, die die Grundlagen für die in München und im Anschluß daran in ganz Deutschland und weit darüber hinaus betriebene Fortbildungsschulreform erörterte, liegt nun in 4. überarbeiteter und erweiterter Auflage vor. Besonders wurden die Details zur Fortbildungsschulorganisation auf Grund der seit der Erstauflage gesammelten praktischen Erfahrungen erweitert und die Wirkungen einer auf Selbsttätigkeit, Hilfsbereitschaft und tunlichste Selbstleitung berechneten Erziehung klar gelegt. Die neue Auflage kommt gerade recht in der Gegenwart, wo man unter politischen Rücksichten staatsbürgerliche Erziehung der Jugend fordert. Der wahre Volksfreund wird sich lieber an den objektiven Pädagogen als den politischen Interessenten halten. Kerschensteiners Schrift ist auf rein pädagogischen Erwägungen aufgebaut.

F. Weigl.

Bühnen- und Musikrundschau.

Hoftheater. Da Josephine Rottmann nach Frankfurt, wo ihr Wirkungskreis sie mehr befriedigte, zurückkehrt, sucht unsere Intendanz nach einer neuen Heroine. Anna Glenk von der Hofbühne in Hannover ist zur Nachfolge ausersehen. Sie spielte die „Jungfrau von Orleans" und die Königin Elisabeth in „Maria Stuart"; Erscheinung und Organ hinterließen günstige Eindrücke, sie weiß überzeugend zu gestalten und fand bei dem Publikum sehr freundliche Aufnahme. Ich glaube auch, daß sie künstlerisch noch Entwicklungsmöglichkeiten aufweist, kurz, gegen dieses Engagement läßt sich nichts einwenden. Nun hört man aber, und die Behauptung ist in der Tagespresse gestellt und — leider unwidersprochen geblieben, unsere Bühnenleitung wolle auch Frl. Berndl gehen lassen. Angenommen wirklich, wir bedürften nur einer Heroine, so wäre es doch angezeigter, die bewährte Künstlerin zu behalten. Diese Annahme trifft aber in Wirklichkeit nicht zu, eine Bühne vom Range des Münchener Hof- und Nationaltheaters

bedarf deren zwei, wie schon die Aufführung von „Maria Stuart" zeigt, die durchaus zwei künstlerisch ebenbürtige „Königinnen" braucht. Neu besetzt war nur der König in der „Jungfrau von Orleans, den Dr. v. Jacobi mit einer Gedämpftheit der Mittel gibt, die in modernen Rollen eine Tugend, dem großen Drama aber Farbe und Schwung beeinträchtigt.

Ein Volksbildungsabend, veranstaltet vom Katholischen Kasino, dem Volksverein für das katholische Deutschland und der Calderongesellschaft bot ein erlesenes Programm, als dessen Grundidee die Heimat gewählt worden war. Dr. Bernhart äußerte sich in schlichten und zu Herzen gehenden Worten zu diesem Grundmotive, das in den später dargebotenen Liedern und Dichtungen wiederklang und auch aus den Meisterwerken der Malerei sprach, die in geschmackvoller Auswahl als Lichtbilder uns vorgeführt wurden. Da es galt, auch einfache Kreise des arbeitenden Volkes zu dem Genuß des Dargebotenen vorzubereiten, gab Dr. Bernhart jeder Nummer des Programms einige Einführungsworte mit auf den Weg. Eine schwierige Aufgabe, bei der die meisten nur zu leicht in ein kühles Dozieren verfallen, welches dem „erklärten" Kunstwerk Duft und Stimmung nimmt, allein der Redner zeigte sich zu dieser Aufgabe im hohen Grade berufen. Es spricht neben Kunstbegeisterung ein tiefes Gemüt aus ihm, seine anschauliche Sprache weiß schlicht zu bleiben, ohne jemals banal zu werden. Nächst Dr. Bernhart fand den stärksten Beifall Hofschauspieler a. D. Rich. Stury, welcher das „Eleusische Fest", Eichendorffs „Letzte Heimkehr" und Hopfens „Sendlinger Bauernschlacht" mit hinreißender Wirkung sprach. Ein Lorbeerkranz ehrte den großen Künstler. Schuberts „Wanderer", Schumanns „Frühlingsfahrt" und Löwes „Archibald Douglas" sang Herr Pfarrer Resl mit sympathischen Mitteln und feinem Verständnis, besonders die Douglasballade übte auf das Publikum eine zündende Wirkung aus. Ein Soloquartett für Männerstimmen von guter Schulung leitete den Abend durch Liedervorträge ein und gab ihm einen harmonischen Ausklang. Der große Saal des Katholischen Kasino war bis auf den letzten Platz von einem sichtlich angeregten Publikum besetzt, welches den Darbietungen mit starkem Interesse und wachsender Begeisterung folgte. Die Lichtbilder zeigten Gemälde von Schwind, Richter, Hans Thoma, Millet, Egger-Linz, Leibl, Steinhausen, Segantini u. a. m. — Die veranstaltenden Vereine dürfen mit dem Erfolge ihres Volksbildungsabends zufrieden sein.

Aus den Konzertsälen. Das 16. Volkssymphoniekonzert, dessen Besuch wohl durch die Hochsaison des Faschings leider etwas schwächer war wie sonst, bot Mozarts liebliche „kleine Nachtmusik" für Streichinstrumente in fein abgestimmter, lobenswürdiger Wiedergabe; es folgte Bruckners dritte Symphonie, von Prill in bekannter Sorgfalt und Frische dirigiert. Das Publikum dankte für beide Darbietungen mit herzlichem Beifall. — Die Pianistin Pauline Hofmann-Mennacher hatte man länger nicht gehört. Sie verfügt über eine sehr stattliche Technik und reifen künstlerischen Geschmack. Beethoven, Schumann, Chopin und Liszt meistert die Dame mit sehr ansehnlichem Können, dem eine wohlverdiente, warme Aufnahme zuteil wurde. Nicht von gleicher künstlerischer Qualität erwies sich jüngst ein amerikanischer Pianist Aloys Kremer, der viel Temperament besitzt, auch schon eine ansehnliche Technik aufweist, die jedoch noch sehr der Feilung bedarf. Am gleichen Abend konzertierten die Geigerin Marie v. Stubenrauch und die Pianistin Erika v. Binzer. Man hörte hier u. a. eine Neuheit von H. G. Noren. Der hier schon bekannte Komponist, der übrigens vom Publikum hervorgerufen worden, zeigt in seiner A-moll-Sonate frisches Zugreifen und eigenes Empfinden, wenn er auch in seinen Mitteln nicht sonderlich wählerisch ist. Das Spiel der beiden Künstlerinnen ist in Gestaltung und Technik auf sehr ansehnlicher Höhe.

Verschiedenes aus aller Welt. „Banadietrich" betitelt sich Siegfried Wagners neue Oper, die in Karlsruhe einen äußeren Erfolg erlebte. Die meisten kritischen Stimmen verneinen die Frage, ob der Komponist in den zehn Jahren nach seinem „Bärenhäuter" Fortschritte gemacht habe; immerhin wird manchen Stellen Leichtigkeit, Eleganz und eine gewisse ungekünstelte Naivität nachgerühmt. Das Textbuch hat Wagner wieder selbst gedichtet. Sein Held ist Dietrich von Bern, in dieser Fassung ein rüder, von allerhand Teufelsspuk abhängiger Mensch, für dessen Erlösung durch Frauenliebe man sich schwer zu interessieren vermag. — Im Kölner Schauspielhause wurde eine Komödie „Vertauschte Seelen" gegeben, die anfänglich als eine Nachdichtung eines Werkes des Spaniers Tirso de Molina ausgegeben wurde. Nach erfolgreicher Aufnahme bekannte sich Wilh. v. Scholz als Autor des auf der Lehre der Seelenwanderung aufgebauten Stückes. — Leoncavallo, dessen neueste Oper jüngst durchfiel, hatte nun mit einer in Rom aufgeführten Operette „Malbruck" starken Erfolg. — Sehr gerühmt wird die Pantomime: „Der Schleier der Pierrette", welche in der Dresdener Hofoper ihre Uraufführung erlebte. Die Musik von Ernst von Dohnányi besitzt nach Berichten geniale Einfälle und eine schwungvolle Instrumentation. Die Handlung hat Arthur Schnitzler seinem Drama „Der Schleier der Beatrice" entnommen und aus der Renaissance in das Wien der Biedermeierzeit verlegt. — In Wien weckte die Première des „Moloch" von Leo Birrinski Hoffnung auf einen reifenden Dramatiker. — Max Schillings „Ingwelde" fand in Dresden eine sehr günstige Aufnahme. — Im Deutschen Theater in Berlin gefiel „Der gute König Dagobert", Lustspiel von André Rivoire, deutsch von Felix Salten. Das in Versen abgefaßte, in die äußeren Formen des Märchenlustspiels gekleidete Stück ist ein an Zweideutigkeiten reicher Verwicklungsscherz. — Maeterlincks „Maria Magdalena" wurde von der Berliner Zensur verboten. Der belgische Dichter hat in seinem Stücke einige Ideen von Paul Heyses gleichnamigem Drama entnommen, obwohl ihm letzterer hierzu die Erlaubnis verweigerte. Heyses Drama ist seinerzeit gleichfalls zur öffentlichen Aufführung nicht zugelassen worden.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Kräftigung des internationalen Geldmarktes schreitet merklich vorwärts. Im besonderen zeigt diese Erholung der heimische Geldmarkt. Die letzten Ausweise der Reichsbank registrieren grössere steuerfreie Notenreserven, und rechtfertigen vollauf die von diesem Noteninstitut kürzlich vorgenommene Ermässigung der Diskontrate. Trotz dieser sichtbaren Abundanz am Geldmarkt und des billigen Geldsatzes an den Börsen war man auf eine baldige Publikation von neuen Anleihen des Deutschen Reiches und des preussischen Staates durchaus unvorbereitet. Die unvermutete Bekanntgabe der am 5. Februar bereits stattfindenden Emission dieser Anleihen wirkte im ersten Moment deshalb etwas störend und veranlasste Reserviertheit der Spekulationskreise an den Börsen. Der Zeichnungspreis mit 102 % auf die bis 1918 unkündbaren Anleihen ist als günstig anzusehen, und verspricht man der Subskription jetzt schon vollstes Interesse. — Die weitere Hauptattraktion der Berichtswoche bildete die Gestaltung der Neuyorker Effektenbörse und die Vorgänge in Amerika auf finanzpolitischem Gebiet. Die Mitteilung, dass die Washingtoner Regierung ein planmässiges Vorgehen gegen alle Trusts vorbereitet, verursachte eine förmliche Demoralisierung der Effektenkurse. Bei heftigen Kursstürzen und panikartigen Tendenzen wurden umfangreiche Liquidationen von bestehenden Effektenpositionen vorgenommen. Wiederholt waren grosse Zahlungseinstellungen, analog der letzten Krisis, zu rapportieren. Es mehren sich die Anzeichen, dass diese ungesunde und dabei durchaus undurchsichtige Situation des finanziellen Amerika mehr bedeutet als ein kurzes Wetterleuchten oder einen temporären Stillstand in der bisherigen Aufwärtsbewegung der Wirtschaftsmärkte. Es ist zu hoffen, dass die vorübergehend gebesserte Gestaltung der Effektenmärkte an der Neuyorker Börse von Dauer bleibt, um so eine Beruhigung der hochgehenden Erregung folgen zu lassen. Auch andere Anzeichen eines langsamen Abflauens der bisherigen industriellen Hochkonjunktur in Amerika sind bemerkbar gewesen. In der Baumwoll-Industrie, einem sehr wichtigen Faktor von Amerikas Wirtschaftsmacht, ist plötzlich eine Stockung in Preisgestaltung und Absatzmöglichkeit eingetreten. In Süddeutschland und in Oesterreich sind gleichfalls in dieser Branche erhebliche Betriebseinschränkungen vorgenommen worden, und werden weitere derartige Reduktionen erwartet. Auch auf dem amerikanischen Eisenmarkt sind Anzeichen einer Stagnation zu bemerken. Dieser Hinweis kommt jedoch nicht unerwartet, denn es war begreiflich, dass nach den bisherigen grossartigen Erfolgen, wie Preiserhöhungen usw. eine langsame Ernüchterung in der Industrie eintreten muss. Dabei kann jedoch keineswegs von einem sichtbaren Nachlassen der wirtschaftlichen Bedürfnisse gesprochen werden. Ueberall ist der Bedarf und die allgemeine Absatzmöglichkeit in der Montanindustrie noch gewaltig. Am heimischen Eisen- und Stahlmarkt speziell werden täglich Preissteigerungen der Fabrikate gemeldet, und dabei sind die Vorräte überall knapp und auf ein äusserstes Minimum beschränkt. Einzelne Werke, wie die Rheinischen Stahlwerke, die Wissener Eisenhütten haben angesichts des lebhafteren Bedarfs neue Hochöfen anblasen lassen, und erhöhen so ihre Fabrikationstätigkeit. Die deutschen Börsen entfalteten gegenüber jenen Alarmnachrichten eine durchaus bemerkenswerte Widerstandsfähigkeit, wenn auch die Vorgänge jenseits des Ozeans allgemein mit der grössten Aufmerksamkeit verfolgt werden. Der Bericht des amerikanischen Stahltrusts und die günstigen Dividendenerklärungen auf dessen Aktien, sowie die bekanntgegebenen Umsatzziffern und Auftragbestände dieses Monstrumunternehmens zeugten jedoch von einem gewaltigen Faktor in der Wirtschaftsmarktlage. Solange derartige Erfolge in Amerikas Industrie erzielt werden, kann von einer ernsteren Gefahr oder Krisis dortselbst nicht gut gesprochen werden. Freilich zeigen diese Bilanzziffern das Ergebnis von tempi passati. Die kommenden Quartalsausweise des Stahltrusts werden wohl kaum ähnliche Erfolge aufweisen. Der Entwicklung der amerikanischen Effekten- und Wirtschaftsmärkte muss jedenfalls in nächster Zeit die grösste Aufmerksamkeit geschenkt werden. Trotz der momentanen Widerstandskraft der heimischen Gebiete gegenüber diesen Gefahren kann doch plötzlich ein System- und Konjunkturwechsel der Wirtschaftslage auch bei uns möglich sein. Vorsicht und etwas Zurückhaltung ist daher am Platze in bezug auf Spekulation und Teilnahme am Aktienmarkt. M. Weber.

Der **Hypothekenbestand bei der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank München** zeigt am 31. Dezember 1909 im Vergleich zu den Ziffern vom 30. Juni 1909 bezw. Jahreswende 1908 eine Zunahme von ca. 21 Millionen bezw. 40 Millionen und beträgt nunmehr per 31. Dezember 1909 über 1031 Millionen Mark. Der **Pfandbrief-Umlauf** der Bank beziffert sich an diesem Termin auf 1021 Millionen Mark. M. W.

Die neuen deutschen Anleihen.

Während in früheren Jahren bei Neuemissionen des Reiches und der Bundesstaaten geraume Vorbereitungen getroffen und die günstigsten Geldverhältnisse unbenutzt gelassen wurden, ist diesmal der Zeitpunkt der neuen Anleihen vorteilhaft gewählt worden. Von den insgesamt 480 Millionen Mark 4%, bis 1918 unkündbaren Anleihen entfallen auf das Reich 340 Millionen Mark und auf Preussen 140 Millionen Mark. Die neuen Titres — eingeteilt von 10,000 Mark bis 200 Mark beziehungsweise 100 Mark bei den preussischen Stücken — werden am 5. Februar zum Kurs von 102 % zur Zeichnung aufgelegt. Die Einzahlungen auf die zugeteilten Beträge von über 1000 Mk. erstrecken sich auf 4 Termine bis zum 28. Juni. Für Stücke, die unter Sperrung bis 15. Januar 1911 in das Reichs- bzw. preussische Staatsschuldbuch eingetragen werden, beträgt der Zeichnungspreis 101.80 %. Bei der grossen Beliebtheit des 4 %igen Zinstypus und der überaus grossen Geldabundanz dürfte die Beteiligung des Publikums bei der Zeichnung auf die neuen Anleihen eine ziemlich lebhafte werden. Auch das Ausland wird sich diesmal hierfür stark interessieren. Alle näheren Daten hinsichtlich der Zeichnungsstellen und der Subskriptionsbedingungen sind aus dem Emissionsprospekt ersichtlich, der in dieser Nummer zur Veröffentlichung gelangt, und auf den besonders hingewiesen sei. M. Weber.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

„Die katholischen Missionen.“ Illustr. Monatsschrift. Herausgegeben von Priestern der Gesellschaft Jesu. 38. Jahrg. Preis jährlich ℳ 5.—. (Freiburg i. B., Herder.)
„Missionsblätter“. Illustr. Monatsschrift für das kath. Volk. 14. Jahrg. Jährl. ℳ 1.50. (St. Ottilien, Post Geltendorf, Obb., Missionsverlag.)
„Das Heidenkind“. Illustr. Missions-Jugendschrift. 23. Jahrg. Halbjährl. 50 Pfg. (St. Ottilien, Missionsverlag.)
„Soziale Studentenblätter“. Herausgeg. vom Sekretariat Sozialer Studentenarbeit. Erscheint achtmal jährlich und kostet beim Sekretariat (M. Gladbach, Sandstr. 5) bestellt ℳ 1.—, im Buchhandel ℳ 1.50, Teilnehmer (jährlich ℳ 3.—) erhalten die Blätter unentgeltlich.
„Die Friedenswarte“ für zwischenstaatliche Organisationen. 12. Jahrgang. Herausgeber und Verleger H. Fried, Wien IX/2.
Deutsche Kultur und Freistudententum. Vortrag von Walter A. Berendsohn auf dem IX. Deutschen Freistudententag in Weimar 1909. (Kiel, W. G. Mühlau.)
„Stern der Jugend.“ Illustrierte Wochenschrift für Schüler höherer Lehranstalten. Redigiert von Dr. Joh. Praxmarer. Jährlich 52 je 16 S. starke illustr. Hefte. Preis halbjährl. ℳ 1.50. (Ludwig Auer, Donauwörth.)
„Pharus.“ Katholische Monatsschrift für Orientierung in der gesamten Pädagogik. Jährl. 12 je 96 S. starke Großoktav-Hefte. Halbjährl. ℳ 4. (Ludwig Auer, Donauwörth.)
„Monatsschrift für katholische Lehrerinnen.“ Herausgegeben von M. Waldeck. 23. Jahrg. Preis pro Semester von 6 Heften ℳ 2. (Paderborn, Ferdinand Schöningh.)
Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im kath. Deutschl. 3. Vereinsschrift 1909. (Köln, J. P. Bachem.)
„Monat-Rosen“ des Schweizerischen Studentenvereins und seiner Ehrenmitglieder. (Luzern, J. Schills Erben.)
„Ins Leben“, Flugschriften für junge Mädchen. Herausgegeben im Auftrage des Vereins kathol. deutscher Lehrerinnen. Nr. 1: „Schulbank ade!“ (Kevelaer, Butzon & Bercker.) Jedes Heft 32 S. stark, brosch. 10 Pf.
Katechesen für die vier oberen Klassen der Primarschule. Von P. C. Muff. 1. Bd.: Katechesen über den Glauben. Geb. ℳ 2.80. (Einsiedeln, Verlagsanstalt Benziger & Co.)
Predigten des Hochwst. Herrn Dr. Egger, Bischof von St. Gallen. Herausg. von Dr. A. Fäh. 1. Bd.: Predigten für den Weihnachtskreis des Kirchenjahres. 296 S. 8°. Brosch. ℳ 3.40 geb. 4.60. (Einsiedeln, Verlagsanstalt, Benziger & Co.)
„Aufwärts“. Organ des St. Josephsvereins zur Verbreitung guter Schriften. (Trier, Paulinusdruckerei.) Jährl. 10 Hefte. Für Nichtmitglieder ℳ 1.50, für Mitglieder des St. Josephsvereins ℳ 1.—
Pastor bonus. Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft und Praxis, herausgegeben von Prof. Dr. Chr. Willems. Monatl. ein Heft. Preis jährlich 4 ℳ. (Trier, Paulinusdruckerei.)
Aus einer kleinen Stadt. Drei Erzählungen von Ewald Simson. ℳ 3.— (Dresden, Rudolf Kraut.)
Keiters katholischer Literatur-Kalender. Herausgegeben von Dr. Karl Menne. 10. Jahrg. (Essen-Ruhr, Fredebeul & Koenen.)
Geschichte der Stadt Nürnberg. Von Dr. Georg Schrötter. Mit 185 Illustr. (Nürnberg C. Koch.)
Vorkämpfer deutscher Freiheit. Heft 1 bis 5 à 20 Pf. bis ℳ 1.25. (München-Gern, Buchhandlung Nationalverein.)
Ein modernes Stadtapostolat — die Sanierung wilder Ehen. Von A. Bötsch, S. J. (Innsbruck, Selbstverlag des Verfassers.)
Unser Wissen von der Geschichte der Urzeit. Von J. Thoene. Kartoniert ℳ 2.80. (Rottenburg, Wilhelm Bader.)



Ausstellung München 1910. Neben der Ausstellung von Werken muhammedanischer Kunst und neben den großen musikfestlichen Veranstaltungen wird in diesem Sommer in München auch eine Instrumenten- und Musikmuster-Ausstellung zur Durchführung gelangen, die in der neuen Musikfesthalle des Ausstellungsparkes untergebracht wird. Diese Exposition wird einen interessanten Ueberblick über die Entwicklung der Instrumentenfabrikation bieten, zumal die größten Vertreter des deutschen Instrumentenbaues ihre Beteiligung bereits zugesagt haben. Der Anmeldetermin schließt am 1. März.

Die „Allgemeine Rundschau“ ist im Abonnement und Einzelverkauf erhältlich in der Herderschen Buchhandlung Berlin W. 56, Französischestraße 35a, Telephon I 8239.

Bekanntmachung.

Vierprozentige Deutsche Reichs- und Preußische consolidierte Staatsanleihe.

Unkündbar bis 1. April 1918.

Von den auf Grund gesetzlicher Ermächtigung jetzt seitens der Finanzverwaltungen des Reichs und Preußens auszugebenden **vierprozentigen** Anleihen haben übernommen:

1. Die **Reichsbank,** die **Königliche Seehandlung (Preußische Staatsbank),** die Bank für Handel und Industrie, die Berliner Handels-Gesellschaft, S. Bleichröder, die Commerz- und Discontobank, Delbrück Leo & Co., die Deutsche Bank, die Direction der Disconto-Gesellschaft, die Dresdner Bank, F. W. Krause & Co. Bankgeschäft, Mendelssohn & Co., die Mitteldeutsche Creditbank, die Nationalbank für Deutschland, der A. Schaaffhausen'sche Bankverein, sämtlich zu Berlin, sowie Sal. Oppenheim jr. & Co. zu Cöln, Lazard Speyer-Ellissen und Jacob S. H. Stern zu Frankfurt a. M., L. Behrens & Söhne, die Norddeutsche Bank in Hamburg, die Vereinsbank in Hamburg und M. M. Warburg & Co. zu Hamburg, die Allgemeine Deutsche Creditanstalt zu Leipzig, die Rheinische Creditbank zu Mannheim, die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank und die Bayerische Vereinsbank zu München, die Königliche Hauptbank zu Nürnberg, die Ostbank für Handel und Gewerbe zu Posen und die Württembergische Vereinsbank zu Stuttgart den Nennbetrag von

Dreihundertvierzig Millionen Mark Reichsanleihe,

2. die **Königliche Seehandlung (Preußische Staatsbank)** und ebendieselben Firmen den Nennbetrag von

Hundertvierzig Millionen Mark Preußische Staatsanleihe,

und legen beide Beträge gemeinschaftlich unter den nachstehenden Bedingungen hiermit zur öffentlichen Zeichnung auf. Die Anleihen werden mit vier vom Hundert jährlich verzinst; die Zinsen werden am 2. Januar und 1. Juli bezahlt.

Berlin, im Januar 1910.

Reichsbank-Direktorium. Havenstein. v. Grimm.

Königliche Seehandlung (Preußische Staatsbank.) von Dombois.

Bedingungen.

1. Die **Zeichnung** findet

am Sonnabend, den 5. Februar d. J., von 9 Uhr vormittags bis 1 Uhr mittags

statt bei: dem **Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere**, der **Seehandlungs-Hauptkasse** und der **Preußischen Central-Genossenschaftskasse**, bei **allen Reichsbank-Hauptstellen, Reichsbankstellen** und den **Reichsbank-Nebenstellen mit Kasseneinrichtung**, bei der **Königlichen Hauptbank** in **Nürnberg** und ihren **sämtlichen Zweiganstalten**, sowie ferner bei:

der **Bank für Handel und Industrie**, der **Berliner Handels-Gesellschaft, S. Bleichröder**, der **Commerz- und Disconto-Bank, Delbrück Leo & Co.**, der **Deutschen Bank**, der **Direction der Disconto-Gesellschaft**, der **Dresdner B.nk, F. W. Krause & Co. Bankgeschäft, Mendelssohn & Co.**, der **Mitteldeutschen Creditbank**, der **Nationalbank für Deutschland** und dem **A. Schaaffhausen'schen Bankverein**, sämtlich zu **Berlin, Sal. Oppenheim jr. & Co.** zu **Cöln, Lazard Speyer-Ellissen** und **Jacob S. H. Stern** zu **Frankfurt a. M., L. Behrens & Söhne**, der **Norddeutschen Bank in Hamburg**, der **Vereinsbank in Hamburg** und **M. M. Warburg & Co.** zu **Hamburg**, der **Allgemeinen Deutschen Creditanstalt** zu **Leipzig**, der **Rheinischen Creditbank** zu **Mannheim**, der **Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank** und der **Bayerischen Vereinsbank** zu **München**, der **Ostbank für Handel und Gewerbe** zu **Posen** und der **Württembergischen Vereinsbank** zu **Stuttgart** und bei den in **Deutschland belegenen Haupt- bzw. Zweigniederlassungen dieser Firmen.**

2. Die aufgelegten Anleihebeträge werden ausgefertigt für die Reichsanleihe in Schuldverschreibungen zu 10 000, 5000, 1000, 500, 200 Mark, für die Preußische Staatsanleihe in Schuldverschreibungen zu 10 000, 5000, 2000, 1000, 500, 200, 100 Mark, beide mit Zinsscheinen mit über vom 1. Juli d. J. laufende Zinsen.

3. Der **Zeichnungspreis** beträgt:

a) für diejenigen Stücke, die unter Sperrung bis 15. Januar 1911 in das Reichs- oder Staatsschuldbuch einzutragen sind, **101,80** Mark für je 100 Mark Nennwert;

b) für alle übrigen Stücke **102,**— Mark für je 100 Mark Nennwert.

Die Eintragung in die Schuldbücher erfolgt gebührenfrei. Der amtliche Schriftwechsel in Schuldbuchangelegenheiten erfolgt als portopflichtige Dienstsache.

Stückzinsen werden in üblicher Weise verrechnet.

4. **Bei der Zeichnung hat jeder Zeichner eine Sicherheit von 5% des gezeichneten Nennbetrages in bar oder solchen nach dem Tageskurse zu veranschlagenden Wertpapieren zu hinterlegen, welche die betreffende Zeichnungsstelle als zulässig erachtet.** Die vom Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere ausgegebenen Depotscheine sowie die Depotscheine der Königlichen Seehandlung (Preußische Staatsbank) vertreten die Stelle der Effekten.

Den Zeichnern steht im Fall der Reduktion die freie Verfügung über den überschießenden Teil der geleisteten Sicherheit zu. Zeichnungsscheine sind bei allen Zeichnungsstellen unentgeltlich zu haben.

Es können aber die Zeichnungen auch ohne Verwendung von Zeichnungsscheinen erfolgen, und zwar brieflich mit folgendem Wortlaut:

„Auf Grund der öffentlich bekanntgemachten Bedingungen zeichne ich von den jetzt aufgelegten 4% Reichs- bzw. Preußischen Staatsanleihen

nom. M. .... **Deutsche Reichsanleihe**

nom. M. .... **Preuß. Staatsanleihe**

und verpflichte mich zu deren Abnahme oder zur Abnahme desjenigen geringeren Betrages, welcher mir auf Grund gegenwärtiger Anmeldung zugeteilt wird.

*) Das Nichtzutreffende ist fortzulassen.

Soweit meine Zeichnung bei der Zuteilung nicht berücksichtigt wird, bin ich einverstanden, daß statt Reichsanleihe auch Preuß. Staatsanleihe oder statt Preuß. Anleihe auch Reichsanleihe zugeteilt wird*).

Ich bitte um Zuteilung*)
von Stücken, die unter Sperrung bis 15. Januar 1911 für mich in das Reichs- oder Staatsschuldbuch einzutragen sind, zum Preise von **101,80** %.

Ich bitte um Zuteilung*)
von Stücken, die bis 15. November 1910 der Sperre unterliegen, zum Preise von **102,**— %.

Ich bitte um Zuteilung*)
von freien, d. h. keiner Sperre unterliegenden Stücken, zum Preise von **102,**— %.

Als Sicherheit hinterlege ich ....“

Solche Zeichnungsbriefe können nach Belieben an **jede** der obigen Zeichnungsstellen gerichtet werden.

5. Die Zuteilung erfolgt tunlichst bald nach der Zeichnung dergestalt, daß zunächst die Schuldbuch-Zeichnungen, sodann diejenigen Zeichnungen vorzugsweise berücksichtigt werden, für welche der Zeichner sich, ohne Eintragung ins Schuldbuch, einer Sperre bis zum 15. November 1910 unterworfen hat; im übrigen entscheidet das Ermessen der Zeichnungsstelle.

Anmeldungen auf bestimmte Stücke können nur insoweit berücksichtigt werden, als dies mit den Interessen der anderen Zeichner verträglich erscheint.

6. Die Zeichner können die ihnen zugeteilten Anleihebeträge vom 19. Februar d. J. ab jederzeit voll bezahlen, sie sind jedoch verpflichtet:

40% des zugeteilten Betrages am 19. Februar d. J.
20% „ „ „ spätestens am 3. März d. J.
20% „ „ „ „ „ 20. April d. J.
20% „ „ „ „ „ 28. Juni d. J.

zu bezahlen. Zeichnungsbeträge bis 1000 Mark einschließlich sind am 19. Februar d. J. ungeteilt zu berichtigen. Die Abnahme muß an derselben Stelle erfolgen, welche die Zeichnung angenommen hat.

7. Wird die Zahlung im Fälligkeitstermine versäumt, so kann dieselbe noch innerhalb eines Monats unter Berechnung einer Vertragsstrafe von 5% des fälligen Betrages erfolgen. Wird auch diese Frist versäumt, so verfällt die hinterlegte Sicherheit.

8. Soweit nicht sogleich Schuldverschreibungen verabfolgt werden können, erhalten die Zeichner vom Reichsbank-Direktorium bzw. von der Königlichen Seehandlung (Preußische Staatsbank) ausgestellte Interimsscheine, über deren Umtausch in Schuldverschreibungen das Erforderliche öffentlich bekanntgemacht werden wird. Soweit eine Sperrverpflichtung eingegangen ist, werden die Schuldverschreibungen wie auch die Interimsscheine den Erwerbern erst vom 15. November 1910 ab ausgehändigt.

Anmerkung: Den Sparkassen wird empfohlen, die vom Verbandsvorstande in Aussicht genommene Veröffentlichung in der am 1. Februar erscheinenden „Sparkasse“ abzuwarten.



Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 7. München, 12. Februar 1910. VII. Jahrgang.

Auch ein Beitrag zur „Bordellisierung unseres gesamten öffentlichen Lebens".

Eine Karnevalsbetrachtung.

Vom Herausgeber.

Richard Nordhausens grausames Wort im „Tag" von der „Bordellisierung unseres gesamten öffentlichen Lebens" kam mir unwillkürlich in den Sinn, als ich in Nr. 52 der „Münch. Neuesten Nachrichten" vom 2. Februar 1910 (Morgenblatt) die „Streiflichter vom Münchener Karneval" las. Viele haben verwundert den Kopf geschüttelt, als eine Woche vorher in der liberalen „Allgemeinen Zeitung", welche im übrigen schon manch treffendes Wort über den rapiden Niedergang der deutschen Sittlichkeit prägte, ein Feuilleton erschien, das — ziemlich fehl am Ort — die „Bal parés" im Münchener Deutschen Theater als Anziehungspunkte selbst für Berlin und Wien ohne den leisesten kritischen Unterton verherrlichte. Das tonangebende liberale Blatt in München, die „Münchner Neuesten Nachrichten", wollte sich natürlich auf diesem Gebiete von keiner Konkurrenz übertrumpfen lassen und beeilte sich, dem anrüchigen „Bal paré" eine förmliche Dithyrambe zu widmen, die sich dem vorletzten Sonntags-Feuilleton „Halsweite Nr. 35" (Unterricht in der Freien Liebe für den Münchener Hausgebrauch) würdig an die Seite stellte. Einige Stellen aus diesen „Streiflichtern vom Münchener Karneval" dürften auch für weitere Kreise ein symptomatisches Interesse haben, zumal das geschilderte Milieu gewisser (gottlob nicht aller!) Münchener Gesellschaftsschichten als führend und maßgebend für alle Großstädte selbst für Berlin, Wien und Paris hingestellt wird. Es ist System in der Sache! Die Karnevalsnummer der „Jugend" erschien im Zeichen des „Dionysos", der Nacktkultur und der Freien Liebe. Das non plus ultra der „öffentlichen Münchener Lustbarkeiten", der Bal paré im Deutschen Theater, wird in den „Münchner Neuesten Nachrichten" folgendermaßen charakterisiert:

„Der Karneval ist ein Nachkomme der alten Bachos- und Dionysosfeste, und dionysische Lust hat auf unseren Bal parés eine Wiedergeburt gefunden. Die Eleganz des Raumes und der Toiletten, aber nicht zuletzt die süddeutsche Art nimmt ihr dabei das Brutale. Man demaskiert sich vor sich selbst und vor den anderen. Sprödigkeit und Etikette schmelzen dahin in dem Rausch der Musik, dem Glanze des Lichtes, im Dunste des Sektes und des Weines, im Rhythmus der Tanzbewegung. . . . Eines ist sicher: Die Bal parés haben nicht ihresgleichen, nicht in Berlin, nicht in Paris und nicht in der Kaiserstadt an der Donau, der Geburtsstätte des Walzers. Und darum auch ihre Anziehungskraft und die des Münchner Faschings nach außen. Wer heute mit dem Berliner Schnellzug auf München zusteuert, der kann im Gespräch mit seinen Kupeegenossen erfahren, daß die Hälfte von ihnen dem Münchner Karneval nachjagt. Weithin reichen, wie bei einem Riesenreflektor, seine Lichtstrahlen, und wie diese Falter und Nachtvögel anziehen, so kommen hierher jene, ob nun weiblich oder männlich, die gerne ein Abenteuerchen erleben möchten. Und das ist eben **der Zauber der Bal parés,** daß dorten **auch zu einem großen Teil Damen der Gesellschaft mitmachen, neben jenen, die man Gefälligkeitsdamen nennen kann. Darin besteht eben der Reiz der Sache.** Wer Glück hat, führt die Braut heim, kann mit einer Gräfin mit siebenzackiger Krone flirten, wovon ungezählte Geschichten im Bal paré-Latein im Umlauf sind . . . Bal paré! Wer eine Française dorten gesehen oder mitgetanzt hat, der findet es begreiflich, daß **diese Tanzfeste auch ihre Schatten in die Bälle der guten Gesellschaft werfen.** Man „draht" auch dorten, nur die Akrobatenkunststücke mit dem Emporheben der Dominos und Einrichtung des „Karussells" sind noch nicht erlaubt. Bacchantische Lust durchglüht und wirbelt die Tanzenden. Wer die Kulturgeschichte des zwanzigsten Jahrhunderts schreibt, wird die Bal parés nicht übersehen können. Später erst aus der Vogelperspektive wird man das richtige Urteil gewinnen, ob **diese sinnliche Betätigung der Massen** die Begleiterscheinung eines Niederganges oder, wie andere behaupten, eines Aufstieges ist. Hoffen wir das Beste!"

Das tonangebende liberale Blatt in München, das in den meisten Münchener Häusern für jung und alt die ständige Familienlektüre ist, „hofft" also, daß „diese sinnliche Betätigung der Massen", dieses Nebeneinander von käuflichen Dirnen und „Damen der Gesellschaft", die Begleiterscheinung eines „Aufstieges" und nicht eines Niederganges der Sitten sei, und will das Urteil darüber erst der Zukunft überlassen. Man traut seinen Augen nicht, wenn man in einem Blatte, das sich so gerne rühmt, Hunderttausenden in der „deutschen Südmark" den hellen Glanz seiner „Kultur" zu vermitteln, ein derartiges Bekenntnis liest. Aber man wundert sich kaum mehr, wenn man weiß, daß der tonangebende spiritus rector des liberalen Hauptorgans in Bayern in Fragen der „Kultur" und vor allem der Sittlichkeit immer noch der Herausgeber der „Jugend" ist. Derselbe Dr. Georg Hirth, der im zielbewußten Ansturm gegen den Geist und die Traditionen des christlichen Sittengesetzes der neuen Generation den Kult des Fleisches, den sexuellen Sinnengenuß als unveräußerliches Recht der freien Persönlichkeit predigt. Ihm zufolge stehen ja auch die „polygamen Neigungen des Mannes" im unlösbaren Widerspruch zum Prinzip der monogamen Ehe, und als Ausweg aus dieser „konventionellen Lüge" erlaubt er auch der Ehefrau unter Umständen die Befriedigung „polyandrischer" Neigungen unter dem Dache des Mannes und mit dessen stillschweigender Duldung. Man muß immer wieder an diese Grundtendenzen des Herausgebers der für die Sittengeschichte des 20. Jahrhunderts so verhängnisvollen „Jugend" erinnern. Es fehlt auch in Münchener liberalen Kreisen nicht an Männern, denen diese Richtung ihrer tonangebenden Presse höchst unbequem, wenn nicht geradezu widerwärtig ist. Unter vier Augen oder hinter den vier Wänden wird oft gewaltig über die „Neuesten", über Dr. Hirth und die „Jugend" geschimpft, aber vor die Oeffentlichkeit wagt sich nicht leicht ein abfälliges Urteil hervor.

Was die „Münchner Neuesten Nachrichten" als „sinnliche Betätigung der Massen" bezeichnen — von der sie einen „Aufstieg" der Sitten erhoffen —, hat ihr gelegentlicher Mitarbeiter Richard Nordhausen im „Tag" als „Bordellisierung unseres gesamten öffentlichen Lebens" charakterisiert. Im vorigen Jahre beklagte die „Wartburg" (Nr. 9 vom 26. Febr., S. 88) die Ausartung der Münchener Redouten zu „Animierkneipen großen Stils" und zeigte nicht übel Lust, das „katholische München" und die „katholische Presse" für das Gehen- und Geschehenlassen auf diesem Gebiete verantwortlich zu machen. Die „Allgemeine Rundschau" hat mit diesem unbegründeten Vorhalt in Nr. 12 vom 20. März 1909 (S. 197) gründlich abgerechnet. Damals waren an dieser Stelle Worte zu lesen, die wir heute aus Gründen besonders nachdrücklich ins Gedächtnis rufen möchten:

„Die permanente Fest- und Vergnügungsstadt München ist wahrlich nicht „das katholische München", wenn es auch nicht ausbleiben kann, daß Elemente, die noch zu den wirklich katholischen gerechnet werden wollen, von dem herrschenden Milieu

mitangesteckt werden. Aber die Leute, welche — nach dem geflügelten Worte eines berühmten Hygienikers — den „Alkohol- und Prostitutionskapitalismus“ immer lukrativer zu gestalten trachten und auf dem Standpunkte stehen, der Fremdenverkehr wachse proportionell mit der Ungebundenheit der Sitten, gehören ganz anderen Richtungen an als derjenigen, die man die katholische nennt.

. . . Die „Wartburg“ weiß so gut wie wir, daß das „großstädtische“ Getriebe in München unter dem halb schiebenden, halb geschobenen Einflusse einer ganz anderen Tagespresse steht als der katholischen. Diese Allerweltsgroßpresse steht im Dienst einer Partei, zu welcher nächstbeteiligte Kreise der „Wartburg“ einflußreiche Beziehungen unterhalten. Warum wird hier nicht der Hebel angesetzt? Gelegenheit dazu wäre wahrlich in reichem Maße gegeben, nachdem eben erst das liberale Hauptorgan sich sogar von der sozialdemokratischen „Münchener Post“ mit dem blutigsten Hohne überschütten lassen mußte, weil es den Glockenschlag des Karnevalsschlusses abgewartet hatte, bevor es im redaktionellen Teile und vor allem im „unverantwortlichen“ Sicherheitsventil, genannt „Sprechsaal“, etliche unschädliche Jeremiaden über die wirtschaftlichen und sittlichen Schattenseiten des karnevalistischen Ueberschwangs sich ausseufzen ließ!“

Meminisse juvat! Ob auch heuer in dem tonangebenden liberalen Blatte pünktlich — nach Karnevalsschluß die obligaten Moralpauken sich einstellen werden? Es geht dieser Presse, wie den sog. „ehrbaren“ Frauen und Mädchen, die früher nur verlarvt, heute aber mit unverhülltem Antlitz an „dieser sinnlichen Betätigung der Massen“ teilnehmen. Das mehrfach genannte Blatt sagt von ihnen wörtlich: „Das Amüsement hat sich nicht vermindert; man geniert sich nur weniger.“ So ist es. Man geniert sich nur weniger. Die Scham geht immer mehr verloren. Die Wochenschrift „Zeitfragen“ (Nr. 6, 1909) hat vor Jahresfrist einen Auszug aus einem Artikel mitgeteilt, den der Berliner Korrespondent des „Mattino“ (Neapel) unter dem Namen „Borghese“ veröffentlichte. Die „Zeitfragen“ knüpften bei Wiedergabe des Artikels auch an Münchener Vorgänge an und faßten ihr Gesamturteil dahin zusammen: „Die sittliche Entartung weiter Kreise ist bereits an dem Punkt angelangt, an dem sie den physischen Untergang des Volkes bedeuten muß, und wo das Einschreiten der öffentlichen Organe zur unabweisbaren Pflicht wird.“

Die Kassandrarufe, die vor mehreren Jahren in der damals noch täglich erscheinenden „Allgemeinen Zeitung“ ertönten, und in den ernsten Mahnungen inzwischen zur ewigen Ruhe eingegangener liberal gesinnter Männer wie Friedrich Paulsen, Pfleiderer, Otto v. Leixner ihren verstärkten Widerhall fanden, haben nicht hingereicht, diejenigen, welche die Macht hätten, dem wachsenden Unheil Einhalt zu gebieten, von ihrem verhängnisvollen Optimismus zu heilen und dem betäubenden Einfluß einer kalmierenden Umgebung zu entziehen. Auch ein Richard Nordhausen hat bisher an den Stellen, auf die es in erster Linie ankommt, so gut wie tauben Ohren gepredigt. Wie lange noch? Was die „Zeitfragen“ vor Jahresfrist aus dem „Mattino“ mitteilten, hat heute, wenn möglich, verstärkte Bedeutung. Oder ist seitdem etwas Wesentliches geschehen, um die Nährquellen des Uebels zu verstopfen oder einzudämmen?

„Seit das heldenhafte Geschlecht, das jene große Zeit heraufgeführt und das neue Deutsche Reich ausgebaut hat, mehr oder minder vom Schauplatz abgetreten ist, ist nach ihm eine neue Zeit heraufgekommen, deren Ideale nicht mehr Selbstzucht, Unterordnung, Arbeit und Reinheit, sondern Selbstsucht, Materialismus, Genußgier und schrankenloses „Ausleben“ heißen. Kein Stand des deutschen Volkes ist von dieser Fäulnis verschont geblieben; zuerst wurde das Bürgertum in den großen Städten von ihr ergriffen, von da drang das Gift in die Provinzen; die wirtschaftliche Entwicklung hat eine zahlreiche, durch und durch irreligiöse Arbeiterklasse geschaffen, die dem Verderben schon aus diesem Grunde keinen Widerstand entgegenzusetzen vermag, und selbst der Adel, der in seinen Sitten und seiner Denkweise sich am längsten gesund erhalten hat, ist nach Hrn. Borghese heute von schwerer Gefahr der Fäulnis bedroht. Das Schlimmste und der eigentlich beschämende Gegensatz zu den romanischen Völkern ist dabei, daß das Laster, das dort immer noch unter verhüllenden Schleiern einhergeht, in Deutschland ganz offen, ja neuestens sogar unter dem Deckmantel der Wissenschaftlichkeit und ernster philosophischer Lehren sich entfalten darf, und in dieser Form schlimmer als in jedem anderen Lande die alten Ideale der Keuschheit, der Jungfräulichkeit, der Mutterschaft und ehelichen Treue vernichtet. Jedenfalls befindet sich Deutschland zurzeit nach dem Zeugnis des Hrn. Borghese in einer sittlichen Krisis, die eine in ihrem Ernst kaum zu übertreibende Gefahr für seine völkische Zukunft darstellt, und die gebieterisch nach einer Wandelung des ganzen Volkes ruft, wenn es nicht dem Schicksal des alten Rom anheimfallen soll.“

Mit Genugtuung stellen wir fest, daß die deutschen Bischöfe fast ohne Ausnahme auch in ihren diesjährigen Fastenhirtenbriefen in der einen oder anderen Form mit Ernst und Nachdruck den Finger auf diese eiternde Wunde am Körper des deutschen Volkes legen. So schreibt beispielsweise der hochwürdigste Bischof von Limburg, Dr. Willi, unter anderm:

„Man will überhaupt das Christentum und die seitherige Weltordnung zerstören, und, wenn es möglich wäre, auf den Trümmern eine neue Ordnung ohne Gott, ohne Kirche, ohne Priestertum, ohne Gottesdienst, ohne eine auf Gott gegründete Autorität und ohne Sittengesetz gründen. Man bereitet den Boden vor, indem man ungescheut und offen nicht nur die Erwachsenen verführt, sondern selbst die Jugend durch die abscheulichsten Druckschriften und Bilder bis ins innerste Mark verdirbt und vergiftet. Die Hölle weiß nur zu gut, daß ein entnervtes Volk keine Widerstandskraft besitzt und elend zugrunde geht. Die alten heidnischen Schriftsteller rühmen an den Germanen die Sittlichkeit und betrachten diese mit Recht als die Quelle der Kraft, mit welcher sie die schon verweichlichten übrigen Völker niederwarfen. Das Christentum hat seinerseits diese Vorzüge erhalten, befestigt und veredelt, und noch immer gilt die deutsche Nation als Säule und Hort der Sittlichkeit. Und nun soll auch diese Säule fallen, wenn es nicht in letzter Stunde dem überall von edeldenkenden Männern aufgenommenen Widerstand gelingen sollte, die verheerende Sturmflut einzudämmen und gänzlich abzulenken.“

Unsere Staatslenker sollten vor allem eines nicht übersehen: Der Bestand des Staates, vor allem der Monarchie, wird durch diese am letzten Ende auf die Zerstörung der Volkskraft, auf die Schwächung und den Ruin der Rasse und der Art hinauslaufenden Bestrebungen weit mehr bedroht als der Bestand der Kirche und des Christentums. Die christliche Kirche hat alle Stürme politischer, geistiger und sittlicher Revolutionen überdauert. Wenn die weltliche Ordnung zerstört war, erhob sich der unausrottbare Einfluß der Kirche immer wieder aus den Trümmern, um zu retten, zu heilen und wieder aufzurichten. Darum sollte der Staat angesichts des immer drohender sich gestaltenden Umsturzes aller Fundamente der Sittlichkeit sich täglich und stündlich den Satz vor Augen halten: Tua res agitur! Die sittliche Ordnung ist die wesentlichste Grundlage der Staatsordnung.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Das Flickwerk der preußischen Wahlreform.

Die Vorlage, die seit dem Oktober 1908 als „organische Fortentwicklung“ des rückständigen preußischen Wahlrechts feierlich verheißen war, ist jetzt dem Abgeordnetenhause zugegangen. Alle Freunde einer wirklichen Reform hat sie bitter enttäuscht; nicht einmal die Nationalliberalen sind zufrieden, obschon ihren Interessen noch am meisten Rechnung getragen ist. In der konservativen Presse vermeidet man aus taktischen Erwägungen das laute Lob und macht sogar hier und da Ausstellungen, als ob die Vorlage gar zu fortschrittlich sei; aber das innerliche Behagen ist kaum zu verbergen. Tatsächlich ist die Vorlage nicht der Fortbildung, sondern der Erhaltung des bestehenden plutokratischen Wahlrechts gewidmet. Dem Dreiklassensystem, das einstens von Bismarck als das elendeste aller bestehenden Wahlsysteme bezeichnet wurde, sollen nur ein paar Schönheitspflästerchen aufgeklebt werden.

An dieser Stelle ist wiederholt dargelegt worden, daß nach den obwaltenden persönlichen und sachlichen Verhältnissen auf eine durchgreifende Vorlage nicht zu rechnen sei. Aber auch die, welche recht wenig erwartet haben, staunen über die Dürftigkeit der Vorschläge und ihrer Begründung. Nicht einmal der überall sonst anerkannte Gedanke, daß der Wert der Persönlichkeit gegenüber dem Geldwert mehr zur Geltung kommen müsse, hat die preußische Regierung zu einem festen Schritte nach vor-

wärts bringen können. Das Aufrücken in die höheren Wahlklassen auf Grund persönlicher Eigenschaften ist so verklausuliert, daß es hauptsächlich den Beamten bis zu den Zivilanwärtern zugute kommt. Die Bevorzugung der von der Regierung kontrollierten Wähler wird noch besonders gekennzeichnet durch die Beibehaltung der öffentlichen Stimmabgabe „zu Protokoll".

Es ist richtig, daß die Regierung sich stets, auch zu Bülows Blockzeiten, gegen die geheime Wahl ausgesprochen hatte. Inzwischen aber haben zwei Ereignisse die Notwendigkeit des Wahlgeheimnisses auch den Vertrauensseligsten überzeugend dargelegt: erstens der sozialdemokratische Terrorismus, der namentlich in Berlin die Oeffentlichkeit der Wahl zu einem abscheulichen Zwangsverfahren ausgebeutet hat, und zweitens die Erweiterung der sog. Wahlpflicht der Beamten, die bei den Verhandlungen über die Kattowitzer Maßregelungen förmlich proklamiert und durch das „abschreckende Exempel" eingebläut wurde. Was die Begründung der Vorlage für die Beibehaltung der öffentlichen Abstimmung sagt, ist ein wahrhaft dürftiges Gewebe von Sophismen, das nur zu deutlich die Tendenz verrät, den Gewissenszwang gegenüber dem abhängigen Wähler bestehen zu lassen.

Bewilligt wird die direkte Wahl. Das bisherige Mittelglied der Wahlmänner, die vor sechzig Jahren als die entscheidenden Vertrauenspersonen der politisch unreifen Bevölkerung gedacht waren, aber inzwischen zu Dienstmännern der Partei mit imperativem Mandat herabgedrückt wurden, soll ausgeschaltet werden. Dieses Zugeständnis hat aber nur formellen Wert. Es tritt eine technische Vereinfachung des Verfahrens ein, aber das Wahlrecht des Volkes erfährt dadurch keine Steigerung.

Ob direkt oder indirekt gewählt wird, erscheint nebensächlich im Vergleich zu der Frage, wie das Wahlrecht abgestuft ist. Das Reichstagswahlrecht hat auf jede Abstufung verzichtet. Der Wunsch, auch Preußen möge seinen Staatsbürgern das gleiche Wahlrecht geben, ist sehr gut begründet, konnte aber bei den obwaltenden Verhältnissen auf Erfüllung noch nicht rechnen. Das Königreich Sachsen hatte sich zum Schluß des Jahrhunderts durch das alte preußische Muster verleiten lassen, zur Abwehr der Sozialdemokraten ein nach der Steuerleistung, also rein plutokratisch abgestuftes Wahlrecht, das Dreiklassensystem einzuführen. Diese Reaktion war so scharf, daß sie schartig wurde. Sachsen ging vor einigen Jahren von dem Dreiklassensystem zu dem System der Pluralstimmen über. Diesem Beispiel ist die preußische Regierung nicht gefolgt. Aber wenn sie angesichts der Großblockmehrheit, die sich jetzt im sächsischen Landtage ergeben hat, mit der bloßen Verleihung von Pluralstimmen nicht auszukommen glaubte, so hätte sie doch eine ernstliche Milderung des plutokratischen Moments durch die Berücksichtigung der persönlichen Eigenschaften des Wählers anstreben sollen. Das ist nicht geschehen. Die Drittelung nach den Steuerbeträgen, die den wenigen reichen Aufbringern des ersten Steuerdrittels ebenso viel Wahlstimmen zuschiebt, als den Tausenden, die das letzte Steuerdrittel aufbringen, wird als Grundlage der Wahl beibehalten. Nicht einmal die Zwölftelung, die bereits für Gemeindewahlen zugelassen ist, wird zur Milderung herangezogen. Es sind nur zwei überaus vorsichtig gefaßte Zugeständnisse gemacht:

Erstens soll von den Steuerbeträgen der Millionäre nur höchstens der Satz von 5000 M zur Anrechnung kommen. Der Vorschlag bedeutet eine Anleihe bei der Tradition des Zentrums, das in den neunziger Jahren den Ausschluß aller Steuerbeträge von mehr als 2000 M im Abgeordnetenhause durchgesetzt hatte. Leider scheiterte diese Einengung der Plutokratie am Widerspruch des Herrenhauses. Nun hat aber die Regierung statt 2000 M die Summe von 5000 M eingesetzt; dadurch wird die Wirkung der sog. Maximierung so sehr eingeschränkt, daß man auch hierin keinen wesentlichen Fortschritt mehr erblicken kann.

Zweitens sollen einzelne Wähler wegen ihrer persönlichen Eigenschaften in die nächsthöhere Zensuswahlklasse aufrücken. Dieser Punkt hätte bei richtiger Ausnützung ein Gegengewicht gegen die Plutokratie anbringen lassen, namentlich auch zugunsten des bürgerlichen Mittelstandes. Aber die bureaukratischen Verfasser der Vorlage haben, wie schon erwähnt, das Aufrücken so verklausuliert, daß der gewöhnliche Bürgersmann trotz aller langbewährten Tüchtigkeit zurückgesetzt bleibt hinter dem Zivilanwärter. Nur die Herren, die sich die Befähigung zum einjährig-freiwilligen Dienst ersessen haben, finden insofern Gnade, als sie nach einer Karenzzeit von 15 Jahren von der dritten in die zweite Klasse aufrücken können, wenn sie mehr als 1800 M Einkommen versteuern. Die akademische Bildung gewährt an sich noch keine Berechtigung zum Aufrücken von der zweiten in die erste Klasse; es muß noch eine Prüfung vor einer Behörde bestanden sein. Auch die kommunalen oder sonstigen Ehrenämter genügen nicht allgemein; es wird eine Auswahl dieser Aemter getroffen, so daß im wesentlichen nur die von der Regierung bestätigten Posten zum Aufrücken berechtigen. Nicht das Vertrauen des Volkes, sondern die Zivil- oder Militärbehörden sollen entscheiden.

Man sieht, daß die normalen deutschen Bundesstaaten (Mecklenburg ist anormal) sich wegen der preußischen „Reform" nicht zu ängstigen brauchen. Den Rekord des schlechtesten Wahlgesetzes läßt sich Preußen nicht entreißen. Auch die Sachsen bleiben mit ihrem Pluralwahlrecht noch beträchtlich im Vorsprung vor der preußischen Rückständigkeit.

Was sollen nun unsere Volksvertreter gegenüber der schlechten Vorlage tun? Ein entrüstetes Nein ist billig, aber nicht ohne weiters zweckmäßig. Eine ungenügende „Reform" ist bekanntlich ein Hindernis für eine wirkliche Reform. Doch frägt es sich, ob die Verwerfung dieser Halbheit nicht auch eine Vertagung der wirklichen Reform ad calendas Graecas bedeuten würde. Der freikonservative Ränkeschmied Abgeordnete von Zedlitz-Neukirch behauptet freilich, daß sich die Regierung die Verwerfung nicht gefallen lassen könne und mit den verfassungsmäßigen Mitteln die Lösung der Frage durchsetzen werde. Aber das ist durchaus nicht sicher. Vielleicht wartet die Regierung nur darauf, daß die Vorlage im Abgeordnetenhause scheitert, um dann unter Berufung auf die Unfähigkeit der Volksvertretung die Sache ruhen zu lassen. Ferner kommt für den vorsichtigen Politiker in Betracht, daß es noch nicht zweifellos feststeht, ob nicht noch dieses oder jenes Zugeständnis über die Regierungsvorlage hinaus zu erzielen ist. Man darf nichts unversucht lassen. Daher empfiehlt sich zunächst die geduldige und kluge Beteiligung an den Arbeiten der Wahlrechtskommission, die das Abgeordnetenhaus einsetzen will. Bei diesen Verhandlungen wird sich schon eine gewisse Scheidung zwischen dem Möglichen und den Unmöglichkeiten ergeben. Vervollständigt wird diese Probe durch die Verhandlungen des Herrenhauses werden, und die Kritiker von draußen können nicht eindringlich genug darauf aufmerksam gemacht werden, daß diese Erste Kammer, die aus Hochkonservativen und Beamten besteht, ein vollberechtigtes Votum hat. Ist das ganze Terrain sondiert, so wird sich eine erschöpfende Gewinn- und Verlustrechnung aufstellen lassen, woraus man ersieht, ob es vorteilhaft ist, die Abschlagszahlung anzunehmen oder die ganze Reformschuld von der Zukunft einzutreiben.

Dabei darf sich der Realpolitiker nicht irre machen lassen durch die sozialdemokratische Behauptung, die Entrüstung des Volkes werde das schlechte Wahlrecht mitsamt seinen Verteidigern hinwegfegen. Es ist nicht richtig, daß das Volk in seiner großen Masse wegen der Frage des Landtagswahlrechts sich leidenschaftlich aufrege. Die Volksdemonstrationen, welche die Sozialdemokratie in Berlin versucht und in Braunschweig und Breslau unter Gefährdung der Ruhe zustande gebracht hat, sind das Erzeugnis der Agitation. Die sozialdemokratischen Drahtzieher haben durchaus nicht den ausgesprochenen Zweck im Auge, die gründliche Wahlreform, sondern benützen die Sache nur als Mittel zu ihrem Hauptzweck, der revolutionären Propaganda. Je mehr die sozialdemokratischen Hetzer die öffentliche Ordnung gefährden, desto stärker wird der Widerstand von oben gegen volkstümliche Reformen.

Auch die moderne Verbrüderung der „jungen" Liberalen mit der Sozialdemokratie erschwert den Fortschritt auf dem Gebiete der staatsbürgerlichen Rechte und Freiheiten.

Wer den Reformwagen vorwärtsbringen will, hat eine schwere und wenig dankbare Aufgabe.

Aus dem Reichstage.

Der Zwischenfall, den der Abg. v. Oldenburg mit seinem allzulebhaften Zungenschlag herbeigeführt hatte, ist ohne Wirkungen abgelaufen. Der Einspruch gegen den Ordnungsruf für den lärmenden Abg. Ledebour wurde in einfacher Abstimmung verworfen, und zwar stimmten sogar die Nationalliberalen mit den Konservativen und dem Zentrum zusammen. Einige wollten darin eine bahnbrechende Wendung in den zugespitzten Parteiverhältnissen erblicken; aber man braucht den Nationalliberalen nicht besonders dankbar zu sein für die Haltung, die ihnen von der einfachsten Vernunft geboten war. Es handelte sich bei dieser Abstimmung nicht um die Billigung des Oldenburgschen Kraftwortes,

sondern einfach um die Frage, ob ein lärmender Abgeordneter, der die Ordnung stört, zur Ordnung gerufen werden darf. Allerdings hat die Sozialdemokratie einen taktischen Fehler begangen, als sie diese Abstimmung im blinden Eifer provozierte. Dadurch wurde der fatale Eindruck, den die rhetorische Ausschreitung gemacht, wieder etwas gemildert, was doch keineswegs in der Absicht der Hetzer lag.

Der Reichstag hat bei der Behandlung zweier Vorlagen über Handelsverträge bewiesen, daß er eine heilige Scheu vor Zollkriegen hat. Der mit Portugal vereinbarte Vertrag war so unvorteilhaft für bedeutende deutsche Interessen, daß die Kommission die Ablehnung empfahl. Das Plenum aber stimmte doch zu, weil es den Abbruch der handelspolitischen Beziehungen zu diesem Lande für ein noch größeres Uebel hielt. Natürlich hätte ein Zollkampf mit den Vereinigten Staaten noch viel empfindlichere Folgen nach sich gezogen. Darum wurde in aller Eile an einem einzigen Tage ein Gesetz verabschiedet, das dem Bundesrat die weitestgehende Ermächtigung gibt, mit den Vereinigten Staaten ein Abkommen auf der Grundlage der beiderseitigen Mindestzölle abzuschließen. Das Gesetz ist denn auch alsbald in Kraft gesetzt, und wir kommen so in dem Ringkampf mit den unermüdlichen nordamerikanischen Schutzzöllnern wieder einmal mit dem üblichen blauen Auge davon. — Hoffentlich wird unsere Diplomatie bei künftigen handelspolitischen Verhandlungen etwas mehr Kraft und Umsicht entwickeln. Daß die Leiter unserer auswärtigen Angelegenheiten auch mal „deutsch reden" können, haben sie soeben gelegentlich gezeigt bei der öffentlichen Zurückweisung einer unverschämten Resolution der „Alldeutschen".

Was dem Reichstage bei den nächsten allgemeinen Wahlen bevorsteht, hat ein weiterer Wahlsieg der Sozialdemokratie in dem Kreise Eisenach-Dornbach gezeigt. Die Nachwahl war notwendig geworden durch den Rücktritt des antisemitischen Abgeordneten Schack infolge des Triolen-Skandals. Daß die Rechte unter diesem Aergernis eine beträchtliche Anzahl Stimmen verlieren mußte, war selbstverständlich. Die Liberalen hätten nun mit Hilfe der Ueberläufer von rechts diesen früher liberalen Wahlkreis behaupten müssen. Aber sie vermochten es nicht, obschon sie sich durch die Steuerverweigerung und die Hetze gegen die Steuerbewilliger populär gemacht zu haben glaubten. Es ist die alte Geschichte: die Liberalen bezahlen die Kosten der sozialdemokratischen Wahlsiege.

Herr v. Heydebrand, der oberste Führer der Konservativen, hat in Hildesheim eine bedeutsame Programmrede gehalten, die das christliche Prinzip kräftig betonte, aber auch für das Zusammenwirken mit den Nationalliberalen den Weg offen hielt. Ein Einlenken der nationalliberalen Partei ist leider noch nicht zu bemerken; die „Jungen" verhindern anscheinend noch die Gesundung der im Großblocktum verstrickten Partei.

Das Bild.

Es kam ein Friede über mich
Gar wundersam und mild,
Als ich in deine Augen sah,
Du liebes, liebes Bild.

Es traf mich schon so vieles Leid;
Nun ist der Schmerz gestillt.
Ich glaube wieder an ein Glück
Durch dich, du liebes Bild.

Das Glück, nach dem ich mich gesehnt,
Du hast es mir enthüllt
So märchenschön, so treu und rein,
Du gutes, gutes Bild.

Sieh' nicht die Sünden an, o Gott!
Das Gute mir vergilt
Und schenk für immer lebend mir
Das liebe, liebe Bild!

Joseph Mais.

Bayerisches.

Von Heinrich Osel, Landtagsabgeordneter, München.

Nach einmütigem Beschluß der Kammer der Abgeordneten fanden eine Reihe von Petitionen durch Hinübergabe zur Würdigung an die Regierung ihre Erledigung, die gegen die öffentliche Unsittlichkeit sich wendeten und ausgingen: von den Frauenvereinen (Verein für Fraueninteressen, Deutsch-Evangelischer und Münchener Katholischer Frauenbund) und dem Verein für Förderung der öffentlichen Sittlichkeit, dem Bayerischen Landeskomitee zur internationalen Bekämpfung des Mädchenhandels (Anw. des § 180 D. R.St.G. auf öffentliche Häuser), sowie vom Volksbund zur Bekämpfung des Schmutzes in Wort und Bild.

Die Haupttätigkeit des Landtages richtete sich in den abgelaufenen Wochen auf die Beratung des Etats des Straßen-, Brücken- und Wasserbaues. Neben den ständigen Wünschen mehr lokaler Natur tauchten auch hierbei wieder die berechtigten alten Klagen über die hohen Lasten auf, die der Staat den Gemeinden und Distrikten in bezug auf den Straßenbau und Unterhalt auferlegt. Abhilfe soll das neue Straßengesetz bringen. So nötig dasselbe sonach ist, so war man sich doch auch einig, die Wirkung der neuen Steuern, wenn nicht abzuwarten, so doch dabei in Rechnung zu stellen, um eben Entlastung der Unterverbände zu Lasten des Staates vornehmen zu können. Weil der Landtag zurzeit schon eine Erhöhung der Zuschüsse des Staates an Gemeinden und Distrikten vorsah, färbte der Minister des Innern plötzlich „schwarz", was seine Lieblingsfarbe nicht ist, und rechnete über 4 Millionen Mark Fehlbetrag vor. Aber er sagte nichts davon, daß die neuen Steuern so niedrig veranschlagt sind, daß ein Erkleckliches darüber zu erwarten ist; bekehren sich doch bei solchen Anlässen auch oft viel Steuersünder und „fatieren nach". Recht viele sprechen auch schon von den 4 Millionen Mark, die der Finanzminister für die staatlichen Bäder trotz der „schlechten Finanzlage" übrig haben möchte. Also half der Regierung das Schwärzen nichts. — Die hervorstechendste Bedeutung des dermaligen Etats lag in der Denkschrift über den gegenwärtigen Stand der Wasserbauten in Bayern und den außerordentlichen Aufwendungen hierfür, bei welcher Gelegenheit sich der neue Chef unserer Staatsbauverwaltung in einer sehr glücklichen Rede dem Hause vorstellte. Begreiflich, daß er bei der neuen Forderung von 75 Millionen Mark (Anlehen) für die systematische Ausbauung unserer Flüsse das Vertrauen des Landtages durch eine offene Darlegung zu gewinnen suchte und Mißstände nicht verheimlichte. Die Fühlung mit dem Volk fehle der Bauverwaltung, aber auch die Fühlung der Behörden unter sich. Das Schema herrscht, wo es sich um so durchaus verschiedene Individuen handelt, wie es die Flußläufe sind. Man wird künftig große Projekte in mündlicher Besprechung aller beteiligten Behörden usw. ventilieren und Gleichförmigkeit und zielbewußte Tätigkeit herbeiführen. — Ohne dem neuen Chef der Bauverwaltung Lorbeeren auf Vorschuß zu streuen: Das Vertrauen des Hauses hat er, der, ursprünglich Beamter, jahrelang mitten in der Privattätigkeit arbeitete und nun wieder an leitender Stelle im Staate steht.

Daß bei dem Ausbau der Flüsse auch die Gewinnung der Wasserkräfte eine wesentliche Rolle spielt, ist in der Zeit der „weißen Kohle" wohl selbstverständlich. Zwei neue Fragen tauchten hierbei auf, die von größter Wichtigkeit für die Allgemeinheit sind. Zunächst das Anwachsen der sog. Ueberlandzentralen für elektrische Kraft, die — merkwürdigerweise — ohne Zutun der Regierung sich bilden und bis zu 40 Jahren Verträge mit den beteiligten Gemeinden abschlossen, obwohl die nötigen Garantien auf der einen, die fachmännische Einsicht auf der anderen Seite oft fehlten. Das Bedauern des Ministers über diese Tatsachen ändert sie nicht und die Abgeordneten sprachen ihre Verwunderung aus, daß die frühere Staatsbauverwaltung nicht schon tat, was jetzt geschieht: die Verträge müssen ihr künftig vorgelegt werden. Entziehen doch die Ueberlandzentralen auf viele Jahre den auszubauenden staatlichen Wasserkräften die Abnehmer.

Die nächste Frage betraf die Haltung unserer österreichischen Freunde zu der Ausnützung jener Flüsse, die in Oesterreich entspringen, in Bayern münden. Oesterreich beansprucht für diese Wasser freie Hand. Völkerrechtlich und nach der Praxis ist dieser Standpunkt unhaltbar. Der Minister unterstützte die Ausführungen des Verfassers nachdrücklich. Man darf hoffen, daß die Parteien sich friedlich einigen und bald, denn wir sind z. B. an der Ausnützung der bekannten Alzwasserkräfte (Ache aus Oesterreich durch den Chiemsee, dessen Abfluß die Alz ist) bis auf weiteres behindert, solange die Gefahr einer Ableitung oder Beschränkung des Zuflusses österreichischerseits besteht. Die Mehrzahl der Abgeordneten steht ferner auf dem Standpunkt, daß die Ausbauung der Wasserkräfte nicht nur Sache des Staates sein solle, sondern daß dieser sich zwar Kräfte reserviere, im übrigen aber auch den Privaten einen Teil ablasse. Das wird man vom Kostenstandpunkt aus, aber auch im Interesse des zeitigen Ausbaues solcher Kraftquellen nur billig finden.

Unsere Gesetze über die staatliche Hagel-, Vieh- und Pferdeversicherung wurden dem Reichsversicherungsgesetz entsprechend geändert. Klagen über die hohen Hagelversicherungsgebühren in

heimgesuchten Gegenden wechselten mit der Anerkennung der Versicherungen, um die wir tatsächlich froh sein dürfen.

Im Interesse der Förderung des Kleinwohnungs- und Einfamilienhausbaues war ein Antrag Osel und Genossen auf vorläufige Aenderung der Bauordnungen gestellt worden, der eine ausgedehnte Debatte hervorrief. Billigere Baugelände durch Einschränkung der Straßenbreiten, Einsparung der freien Plätze in den Garten- und Villenquartieren, billigere Bauweise der Häuser durch Zulassung von Weichholz, Herabsetzung der Zimmerhöhe und Mauerstärken usw., Beschleunigung der Baulinienfestsetzung, Erleichterung in den Auflagen für Straßenunterhalt und die Beschaffung von billigem Geld war der Wunsch des Hauses, das schließlich dem Antrag einmütig zustimmte. Die Staatsregierung erklärte übrigens im großen und ganzen ebenfalls ihre Zustimmung und teilte mit, daß die einschlägigen Arbeiten schon demnächst ihren Abschluß finden werden.

Im Kampfe gegen die Pornographie.

Die „Deutsche Tageszeitung" in Berlin hat in der Nummer vom 25. Januar 1910 den „außerordentlichen Erfolg" der „Allgemeinen Rundschau" gegen die Wiener Schmutzfirma Stern-Rosner anerkannt. In der „Schlesischen Volkszeitung" (Breslau) vom 28. Januar 1910 liest man unter der Ueberschrift: „Zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit" u. a.:

„Daß wir in der Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit infolge der eifrigen Bemühungen der Sittlichkeitsvereine und des unermüdlichen Kampfes unserer Presse auf dem Vormarsch begriffen sind, ist eine hocherfreuliche Tatsache. Zu begrüßen ist es, daß jetzt auch die Gerichte schärfer vorgehen und so dem Drängen unseres gesitteten Publikums mehr Rechnung tragen, als es ehedem geschah.

Davon zeugt wieder eine Nachricht aus Kassel, welche die weitesten Kreise mit Befriedigung aufnehmen werden. Vor der dortigen Strafkammer fand am 21. Januar ein umfangreicher Prozeß wegen Verbreitung unzüchtiger Bilder statt. Die Verhandlungen wurden unter Ausschluß der Oeffentlichkeit geführt. Angeklagt waren der Buchhändler B. aus Breslau wegen Verbreitung der Bilder, der Photograph Müller aus München, der die Vervielfältigung der Photographien übernommen hatte, und der Reisende Alexander aus Köln, der den Vertrieb der Bilder besorgte. Das Urteil lautete gegen B. auf ein Jahr Gefängnis, 200 Mark Geldstrafe, fünf Jahre Ehrverlust und Stellung unter Polizeiaufsicht; gegen Müller und Alexander auf je neun Monate Gefängnis, 200 Mark Geldstrafe, fünf Jahre Ehrverlust und Stellung unter Polizeiaufsicht.

Derartige Urteile werden sicherlich am ehesten dazu beitragen, dem weiteren Umsichgreifen der schrecklichen Seuche vorzubeugen, das sittliche Bewußtsein in unserem Volke wieder zu heben und das gesittete Publikum zu ermutigen, tatkräftig vorzugehen und mitzustreiten gegen eine Unsittlichkeit, die unsere Jugend verpestet und der deutschen Ehre in den letzten Jahren so großen Schaden zugefügt hat.

Die Bestraften stammen aus Breslau, München und Köln, und den Buchhändler aus Breslau traf die härteste Strafe. Das gibt Veranlassung zum Denken, und wird hoffentlich dazu beitragen, auch bei uns in Breslau das öffentliche Interesse für den Kampf gegen die Unsittlichkeit immer mehr zu wecken, über welche in letzter Zeit so oft bittere Klage geführt wurde . . .

Diejenigen, die unter Hinweis auf die eventuelle Gefahr einer Weiterverbreitung des pornographischen Unwerts immer davor warnen möchten, diese Dinge anzurühren, werden durch einen Erfolg in jüngster Zeit wohl endlich bekehrt werden. In den Dezemberartikeln der „Allgem. Rundschau", die dann separat unter dem Titel „Rechtsprechung und Pornographie" erschienen, ging Dr. Armin Kausen der Publikation einer Reihe von Schmutzfirmen gründlich nach und insbesondere wurde „das gemeingefährliche Treiben der Firma Stern (alias Rosner) in Wien" grell beleuchtet. Es wurde dargelegt, wie dieser Verlag hinter „wissenschaftlichen" Vorhängelappen die schändlichsten Dinge vertrieb. Die Wiener „Reichspost" übernahm jene Streiflichter, die „eine Schmach für Wien" beleuchteten, und kam wiederholt auf die Sache zurück. Der Erfolg blieb nicht aus; es kam zu einer Beschlagnahme, die manchen harmlosen Gemütern einmal an einem drastischen Beispiel den immensen Umfang des internationalen Schmutzhandels vor Augen führt. Dem Polizeirapport ist nämlich zu entnehmen, daß 30000 Bände im Werte von etwa 150,000 Kronen beschlagnahmt wurden und strafgerichtliche Untersuchung gegen den Geschäftsinhaber eingeleitet ist. Die Bestrafung kann nicht ausbleiben, denn die „Allgemeine Rundschau" kündigt in Nr. 3 vom 15. Januar an, daß sie schlüssiges Beweismaterial zur Entkräftigung der wahrscheinlich zum Vorschein kommenden Entschuldigung, es handle sich um „Privatdrucke", in Händen hat und zur Verfügung stellen kann. Wie wir hören, ist das Material auch bereits abgegangen. Eine andere wichtige Erwägung muß uns in diesem Augenblicke beschäftigen: Der Fall zeigt, wie notwendig das schärfste Vorgehen gegen alle diese Verlage ist. Wenn die Firma Rosner-Stern in ihren zwei Häusern 30,000 Bände pornographischer „Literatur" und „Kunst" auf Lager hat, dann kann man sich ungefähr vorstellen, welche Riesenzahl von Büchern im Laufe der Jahre von Wien aus in die Welt ging, und was man hätte verhüten können, wenn man rechtzeitig eingegriffen hätte. Es gibt noch mehr Firmen à la Rosner-Stern. Der Wiener Fall hat gelehrt, wie notwendig für die Polizei da festes Zugreifen ist!"

Es ist nicht zu übersehen, daß die oben gemeldete empfindliche Bestrafung dreier Schmutziane vor einer preußischen Strafkammer stattfand. In Bayern wäre in diesem Falle, weil es sich um ein sog. „Preßvergehen" handelt, das Schwurgericht zuständig gewesen. Der Photograph Müller, der in München seinen in mehreren Zeitungen angepriesenen „Photoverlag Luna" unterhielt, auch in München unter Beschlagnahme seines Lagers verhaftet wurde, konnte mit seinen Komplizen in Kassel abgeurteilt werden, wo die Verbreitung nachgewiesen, der verbreitende Reisende in flagranti ertappt wurde. Es ist insoferne ein Münchener Fall, als der Photograph Müller einer von denen ist, die unter Berufung auf die „Kunst" sog. „Aktphotographien für Künstler" (die aber von Nichtkünstlern gekauft werden) herstellte und nebenher die schändlichsten Unzuchtbilder und Unzuchtschriften vertrieb. Diese Sorte von niedrigen Pornographen wäre übrigens auch vor dem Münchener Schwurgericht zweifellos verurteilt worden, wenn auch vielleicht nicht zu so hohen Strafen wie in Kassel vor der Strafkammer.

Sobald die Pornographie sich unter den Deckmantel wirklicher oder angeblicher Kunst flüchtet, gestaltet sich die Verfolgung weit schwieriger. Eine persönliche Bestrafung der Künstler oder der die Obszönitäten feilhaltenden Buchhändler ist — zumal unter der Zuständigkeit der Schwurgerichte — fast ganz ausgeschlossen. Die „Allgemeine Rundschau" hat sich darüber wiederholt offen ausgesprochen. In einer Fußnote zu dem Artikel „Die Rechtsprechung in Sachen des § 184" (Nr. 47 vom 20. November 1909, S. 811, 1. Spalte) heißt es wörtlich:

„Ein strafrechtliches Einschreiten gegen die Firmeninhaber dürfte schon angesichts der bisher so bedenklich schwankenden Jurisdiktion völlig aussichtslos sein. Die Angeklagten würden sich mit Erfolg auf gerichtliche Entscheidungen berufen, die sie in dem Glauben bestärken mußten, der Handel mit solchen Schweinereien sei unter der Flagge sog. „Privatdrucke" gesetzlich erlaubt. So lange dieser verhängnisvollen Selbsttäuschung nicht gründlich der Star gestochen ist, wird man nur durch drakonische Anwendung des „objektiven Verfahrens" der immer höher steigenden Schmutzflut wehren können."

Als die „Allgemeine Rundschau" vor mehr als Jahresfrist den rücksichtslosen Feldzug gegen die Pornographie mit einigen Artikeln über eine Münchener Hofbuchhandlung (A. Ackermanns Nachfolger, Karl Schüler) begann, war schon im ersten Artikel (Nr. 1 vom 2. Januar 1909, S. 11) zu lesen:

„Ich rufe auch beileibe nicht nach dem Staatsanwalt. Es würde ja ohnehin zu nichts führen, seitdem es mit Hilfe von „Sachverständigen" aus dem Kreise der „modernen" Künstler und Literaten gelungen ist, den § 184 in den meisten Fällen so gut wie aufzuheben."

In Nr. 4 vom 23. Januar 1909 (S. 62) war abermals zu lesen:

„Dem Verfasser der beiden Artikel würde eine strafgerichtliche Verfolgung der Firma sogar sehr contre cœur sein. Ihm war es nur um die sachliche Abstellung eines groben Mißbrauchs zu tun, der lange genug auf das vornehme Schweigen und laisser aller hat rechnen können!"

Wir bringen diese Zitate in Erinnerung, um vor allem auch klarzustellen, daß die mittlerweile (durch Beschluß der 4. Strafkammer des Landgerichts München I vom 31. Dez. 1909) erfolgte Einstellung des Verfahrens gegen den Hofbuchhändler Karl Schüler (A. Ackermanns Nachfolger), seinen Prokuristen Hans Goltz und den Kunstmaler Marquis des Bayros uns in keiner Weise überrascht hat. Das objektive Verfahren

gegen mehrere in der genannten Hofbuchhandlung beschlagnahmte Werke schwebt noch, während andere ebendaselbst beschlagnahmte unzüchtige Werke schon vorher von anderen Gerichten eingezogen waren. Dazu gehört auch die so vielfach angezeigte „Illustrierte Geschichte der erotischen Literatur aller Zeiten und Völker“ von Bernhard Stern (Wien), die schon durch das Kgl. Landgericht Würzburg eingezogen ist. Sehr peinlich muß es aber berühren, wenn gewisse „Sachverständigen“-Gutachten es wieder dahin gebracht haben, daß z. B. die deutsche Uebersetzung eines höchst anstößigen italienischen Werkes freigegeben wurde, obgleich sich in demselben Zeichnungen direkt schweinischer Natur befinden, z. B. die Vergewaltigung einer Jungfrau durch einen in eine Wildsau verwandelten Königssohn.

Kein Geringerer als der Nürnberger Oberlandesgerichtspräsident v. Schneider hat kürzlich in einer dortigen Versammlung (vgl. das Zitat in der letzten Nummer der „Allgemeinen Rundschau“, S. 92) ein Wort geprägt, das Hunderttausenden aus der Seele gesprochen ist: „Der Sachverständigen-Unfug, wie er in einigen Münchener Prozessen hervortrat, muß aufhören.“

Dr. Otto von Erlbach.

Glossen zu Prof. Dr. Kemmers „Grundschäden des Gymnasiums“.

Von Prof. Morin.[1])

Unaufhaltsam treibt die Menschheit auf dem breiten Strom der Kulturentwicklung dahin. Weit in grauer Ferne, von Sagen verschleiert, ist hinter ihr das Heimatgestade versunken, von dem sie ausgegangen ist; aber klar im hellsten Licht liegen noch die durchfahrenen Strecken der letzten Jahrhunderte. Doch vor ihr liegt immer das Dunkel der Ungewißheit und wallende, schwarze Nebel einer rätselhaften Zukunft decken den Strom, der Millionen Hoffnungen trägt. Da sammeln sich die Massen auf den großen Schiffen, die Schutz und Glück verheißend ihre eigenen Bahnen ziehen und denken auf ihnen zu erreichen, was dem einzelnen nicht gelang. Stolz fährt ein mächtiger Riesenbau dahin, von dem ein leuchtender Stern über die dunklen Wasser blinkt und sicher fühlen sich alle, die er trägt; denn er heißt „der Glaube“. Von einem anderen, buntgeschmückten Schiff tönt der Lärm einer wüsten Orgie, freche Dirnen blicken über Bord und schwingen lockend die Gläser — „Genuß“ heißt die Schrift, die an seiner Seite prangt. Ein drittes zieht langsam und ruhig seine Bahn, kein Gesang ertönt an seinem Bord und ernste Männer stehen am Steuer; „Arbeit und Pflichtgefühl“ ist ihre einzige Richtschnur auf der Fahrt. Und zwischen den großen Fahrzeugen kreuzen die einzelnen, die Starken; jeder glaubt den besten Weg in die Zukunft zu kennen und seine warnende Stimme durchdringt den Nebel, damit er den Massen als Lotse dient. Auch Lotsen können sich täuschen und andere irreführen; aber es wirkt doch immer als erfreuliches Zeichen von Selbständigkeit und Mannesmut, wenn man auf dem belebten Fahrwasser wieder einem der Rufer im Streit, einem Starken, begegnet, auch wenn uns die eigene Kraft auf andere Bahnen führt. Als einen dieser Männer kennen wir bereits Herrn Dr. Kemmer, der als einer der ersten den Mut hatte, sich der Flut von Schmutz entgegenzustemmen, die, von gewissenlosen Händlern geleitet, unsere Jugend zu vergiften droht. Der gleiche ideale Gedanke wie damals — die Erhaltung nationaler Wehrkraft — leitet ihn auch jetzt, wenn er in seiner neuesten Schrift gegen das humanistische Gymnasium zu Felde zieht. Aber nicht das gleiche Glück. Denn damals hatte er jeden denkenden Menschen, der nicht blind ist für die Schäden unserer Zeit, ohne weiteres zum Verbündeten, während die Gemeinde derer, welche ihm bedingungslos folgen, diesmal keine allzugroße werden wird. Um gleich die Quintessenz des Inhalts zu geben, konstatiere ich vorerst kurz, daß der Autor dem humanistischen Gymnasium nahezu die ganze Schuld an dem Sinken unserer Wehrkraft durch Kurzsichtigkeit, Herz- und Lungenfehler und allgemeine Schwächlichkeit in die Schuhe schiebt und es des weiteren auch noch für moralische Schäden am Charakter der studierenden Jugend verantwortlich macht.

[1]) „Grundschäden des Gymnasiums und Vorschläge zu ihrer Heilung“ von Dr. Ludwig Kemmer. Verl. d. Aerztl. Rundschau O. Gmelin, München.

Ich stehe mit geteiltem Herzen zwischen der humanistischen und der technischen Richtung unserer modernen Bildung; denn obwohl ich zuletzt dieser folgte, habe ich doch zu lange Zeit den Geist der ersteren in mich aufgenommen, um diesen Faktor aus meinem Leben streichen zu können oder auch nur zu wollen. Aber gerade darum und weil ich selbst jahrelang an rein technischen Mittelschulen tätig und neben wissenschaftlichen und technischen Fächern auch mit der körperlichen Ausbildung der Jugend beschäftigt war, glaube ich einigermaßen beurteilen zu können, ob Dr. Kemmers Ausführungen vollgültig oder nur cum grano salis zu nehmen sind. Wer unsere Kulturentwicklung mit aufmerksamem Auge verfolgt, der kann freilich nicht übersehen, daß sie im Zeichen der Technik und Naturwissenschaften steht, denen die Zukunft gehört, und daß sie, wie Dr. Kemmer sehr richtig betont, für alles, was mit dem Altertum zusammenhängt, wenig Sinn mehr hat. So wird wohl zunächst das Griechische einmal bedeutend beschränkt und schließlich zum Wahlfach werden, das Lateinische beschnitten, der Raum für das Französische und Englische, die Naturkunde und das Zeichnen erweitert werden, wenn auch noch Jahre darüber vergehen. Ich gehe sogar noch darüber hinaus und behaupte mit gutem Grund, daß mit dem Sinken der politischen Bedeutung Frankreichs und dem Wachsen der östlichen Mächte in einigen Jahrzehnten das Französische die Rolle spielen wird, die jetzt dem Griechischen durch den Zug der Zeit aufgezwungen wird; es wird mehr literarisch als praktisch von Wert sein und den als notwendig erkannten Sprachen der Slawen und Mongolen Raum gewähren müssen.

Aber man kann angesichts dieser kulturellen und geschichtlichen Notwendigkeiten doch nicht so furchtbar herb, mit solch eingestandener Abneigung wie der Autor auf die humanistische Bildung blicken, die uns seit Jahrhunderten unsere Geisteshеroen, aber auch manchen kampfgewandten Heldenführer siegreicher Kriege geschenkt hat. Der Born, aus dem so viele Geschlechter geschöpft haben, versiegt von selbst, weil andere Quellen aufgebrochen sind; warum also ihn gewaltsam verschütten?

Wenn ich dem von mir persönlich hochverehrten Verfasser in manchen Punkten widersprechen muß, überlasse ich natürlich das rein philologische — die Verteilung des Stoffes der alten Sprachen usw. — den berufenen Fachmännern und beschränke mich auf das Gebiet, auf dem ich festen Boden unter den Füßen fühle. Ne sutor supra crepidam.

Zunächst beschäftigt sich der Autor mit der Frage der Kurzsichtigkeit, deren erschreckende Verbreitung an den Gymnasien betont wird. Hier ist aber ein sehr wichtiger Umstand übersehen. Die Mehrzahl der Kurzsichtigen stammt aus Beamten- und Gelehrtenfamilien, also aus Kreisen, in denen durch Berufsarbeit vielfach seit Generationen schon die Myopie hereditär geworden, ein unerwünschtes aber fast sicheres Erbteil von den Eltern her ist. Hierzu kann das humanistische Gymnasium gar nichts; denn die betreffenden Kinder wären ganz ebenso kurzsichtig, wenn sie an einer technischen Anstalt studieren müßten. Für sie gäbe es überhaupt nur ein einziges Mittel, das für die meisten ausgeschlossen ist: gar nicht studieren. Kurzsichtigkeit kann aber auch erworben werden sowohl durch ungenügende Beleuchtung als durch schlechte Haltung beim Schreiben. Da jedoch weitaus der größte Teil der Augenarbeit nicht in der Anstalt, sondern daheim geleistet wird, fällt auch die Schuld an diesen beiden schädlichen Einflüssen mehr auf das Haus als auf die Schule. Es gibt viele Eltern, die am Licht sparen — leider auch oft sparen müssen — aber noch weit mehr, die sich überhaupt nicht viel darum kümmern, unter welchen Lichtverhältnissen ihre Söhne arbeiten, oder die deren Körperhaltung aufmerksam beobachten.

Auch wenn Dr. Kemmer an der Hand der ärztlichen Statistik nachweist, daß gerade in Bayern der Prozentsatz der humanistisch gebildeten Studierenden, welche wegen Kurzsichtigkeit, Krankheiten des Herzens, der Lunge und Nerven militärfrei werden, am höchsten ist, kann man doch deshalb nicht mit ihm zu dem Schlusse kommen, daß das Gymnasium mit seiner Ueberbürdung an geistiger und seinem Mangel an körperlicher Leistung resp. dem zwischen beiden bestehenden Mißverhältnis die Hauptschuld trage. Daran ist ein ganz anderer Feind schuld, der anerkanntermaßen in unserem engeren Vaterlande trotz aller Bemühungen der Aerzte und aller Einsichtigen noch immer wütet: Der Alkohol. Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen. Wenn man in München oft genug sehen kann, wie die Eltern sich freuen, daß der kleinste Knirps schon aus seinem Maßkrug trinken kann, darf man sich über den niederen Stand



der Wehrkraft bei der mannbaren Jugend nicht wundern. Dazu kommt noch die Nachahmung studentischer Unsitten, in denen der Mittelschüler der oberen Klassen — nicht nur der Gymnasist — seinen Ehrgeiz zu betätigen sucht. Das alte Wort: „Man stirbt nicht, sondern man bringt sich um," gilt leider auch schon von der Jugend. Ein zweiter Grund früh erworbener Herzfehler, den der Autor außer acht gelassen hat, liegt in der Uebertreibung gewisser Sportübungen, vor allem des Radfahrens, also gerade in einem Uebermaß der Kraftleistung, wo der Schwarzseher fast nur scheue, bleiche Jungen erblickt, die von ihren Schulpflichten niedergedrückt sind. Interessant sind Dr. Kemmers Ausführungen (S. 19 u. 20) über die Prügelsitten am Gymnasium früherer Zeit. Es liegt zwar auch schon vierzig Jahre hinter mir, aber ich weiß mich noch einiger Pädagogen von damals zu erinnern, die im Eifer und manchmal auch in gerechtfertigter Entrüstung über irgendwelche Büberei zuweilen unangenehm handgreiflich wurden. Aber wir nahmen das mit Stoizismus hin und wer sich solche Dinge anmerken ließ, der konnte hernach auch noch des Spottes seiner Kameraden sicher sein. Freilich waren wir auch gesunde, frische Jungen, keine krankhaften Neurastheniker, die sich womöglich gleich erschießen, wenn sie einmal tüchtig angefahren werden. Und wurden später kraftvolle Burschen, die sich im schmalen Grönländer auf der Donau tummelten und zum Wettkampf zentnerschwere Steine hoben. Das aber in einer Zeit, wo man noch mehr überbürdet war als jetzt. Ich gebe dem Verfasser rückhaltslos zu, daß unsere Jugend von heute vielfach das Gepräge der Greisenhaftigkeit, der Blutarmut und sichtlichen Ermüdung trägt; aber das ist eine Erscheinung, die nicht nur am Gymnasium sondern auch an allen übrigen höheren Schulen beobachtet werden kann und deshalb nicht allein auf Konto der humanistischen Anstalt geschrieben werden darf. Wo liegt die Schuld? Warum so viele blasierte, interesselose junge Leute in den oberen Klassen, die auch ein fesselnder Vortrag nicht aus ihrer Lethargie zu wecken vermag? In dem einen Punkt, wo Dr. Kemmer als Optimist erscheint, in der Beurteilung der Jugend, muß ich mich eher als Pessimist bekennen. Ihm scheinen sie alle frei von Schuld und Fehler zu sein und selbst dann noch, wenn sie sich an Zoten erfreuen, sind sie nur „arme Jungen," deren Reifeschmerzen die Schule unberücksichtigt läßt. Dem gegenüber möchte ich doch fragen, wieviel unserer Schüler denn eigentlich so intensiv arbeiten, daß sie wirklich dabei überanstrengt werden können. Der Prozentsatz ist sehr klein, wie ich aus dem Mund so manches derselben weiß; die meisten tun eben nur soweit mit, als sie absolut müssen, um den heutzutage recht schwierigen Durchfall zu vermeiden. Wenn sie bleich und übernächtig aussehen, ist besonders an Montagen eher irgend ein alkoholischer Exzeß in seinen Nachwirkungen zu vermuten und leider ist die Ursache gar nicht selten auch der Umstand, daß Schüler der oberen Klassen, die besonders entwickelt sind und dazu noch unklugerweise von Haus aus mit reichlichem Taschengeld ausgestattet werden, eben diesen sexuellen Reifeschmerzen freien Lauf lassen. Jeder Arzt, der in der Nähe einer Mittelschule wohnt, kennt Fälle dieser Art, die sein Eingreifen erforderten. Ich habe an einer solchen Schule — es war zufällig kein humanistisches Gymnasium! — erlebt, daß durch drei solche Elemente eine ganze Klasse auf ein erschreckend tiefes moralisches Niveau gebracht worden war. Heutzutage besonders, wo pornographisches Bildwerk und Schrifttum weit verbreitet und leicht erreichbar sind, wie vielfache Beobachtungen beweisen, schreitet aber die Degenerierung einer Jugend, die schon von abgearbeiteten, nervös gewordenen Generationen stammt, rapid vorwärts, ohne daß man einer Anstalt die Schuld beimessen könnte. Es ist auch gar nicht richtig, anzunehmen, daß die Jugend besser sei als das Alter. In den Jungen schlummern schon von früh ab alle guten und bösen Keime der Alten und mit vierzehn, fünfzehn Jahren ist jeder schon eine halbfertige Individualität, in der alle diese Keime sich in vollem Wachstum und Widerstreit befinden wie die Bakterien im Nährboden. Wir könnten die einen beschneiden, die anderen fördern, wenn jeder Lehrer nur ein halbes Dutzend Schüler zu besorgen hätte und wenn bei manchem jene schädlichen Einflüsse, die ich in diesen Blättern in den „Sünden des Hauses" genauer geschildert habe, beseitigt werden könnten.

(Schluß folgt.)

Weibliche Richter?

Von

Referendar Dr. Edgar Schmidt.

Die vor kurzem tagende fünfte Generalversammlung des Verbandes fortschrittlicher Frauenvereine beschäftigte sich in erster Linie mit der Zulassung der Frau zum Richterberuf. Nach lebhafter Debatte wurde folgende Resolution angenommen: „Bei Gelegenheit der bevorstehenden Neuorganisation der Strafgerichtsordnung ist darauf Bedacht zu nehmen, auch Frauen in geeigneter Weise an Rechtsprechung und Rechtfindung zu beteiligen. Insbesondere muß die Möglichkeit geschaffen werden, Frauen in überall zu schaffenden und der Rechtsordnung einzufügenden Fürsorgeausschüssen als stimmberechtigte Mitglieder, weiter in den über Jugendliche aburteilenden Gerichten als Schöffen, sowie zum Rechtsanwaltsberuf und als Richter zuzulassen."

Gegen die Zulassung der Frau in den geforderten Fürsorgeausschüssen, einer lebhaft zu begrüßenden Institution unserer sozial durchhauchten Zeit, werden sich triftige Einwendungen kaum geltend machen lassen, ebensowenig ist eine Mitwirkung der Frauen als Schöffen in den sogenannten Jugendgerichtshöfen zu verurteilen. Gerade bei den Jugendgerichten, den Frühlingskindern einer nicht nur strafenden, nicht nur verurteilenden, sondern auch sozialfürsorglich eingreifenden Strafidee, wird es zahlreiche Fälle geben, in denen das liebevolle Wort sorgenden Mutterherzens neben dem eindringlichen Ernst väterlicher Mahnung und Warnung großen Segen zu stiften vermag. Es ist hier nicht der Ort, über die Bedeutung und die Zukunft des Jugendgerichts sich zu verbreiten. Der erhabene soziale Grundgedanke, dem sie ihre Entstehung verdanken, wird aber durch die Zuhilfenahme edler und welterfahrener Frauen, deren Geist und Sinn caritatives Wirken so eigen ursprünglich ist, keine Einbuße erleiden. Im Gegenteil. Wo immer bei der Behandlung des jugendlichen Rechtsbrechers nicht ahnende Strenge, sondern sorgendes Belehren, liebevolles Zureden und Aufheben aus moralischer Niederung am Platze ist, da ist das reiche Betätigungsfeld mütterlichen Edelsinnes und Caritasdranges. In etwa trägt dieser Grundidee auch bereits der Entwurf einer Strafprozeßordnung von 1908 Rechnung, da er im § 371 Frauen als Beistände von jugendlichen Angeklagten zuläßt. Diese Vorschrift kann aber noch weiter ausgedehnt werden. Einmal müßte diese Beistandschaft nicht erst zur Hauptverhandlung eintreten, sondern schon bei Eröffnung der Ermittlungen, sodann könnte sie überhaupt Ausdehnung finden auf alle die Fälle, die seelisch zu erfassen und recht zu verstehen die psychologischen Fähigkeiten und psychischen Reaktionsmotive des Mannes nicht ausreichen, d. h. insonderheit in den Fällen des Kindesmordes, der Aussetzung und Abtreibung. Dagegen ist eine allgemeine, unumschränkte Zulassung der Frau als Schöffe, Geschworener oder Berufsrichter nicht wünschenswert. Des Richters oberste Pflicht ist zunächst klare Objektivität, scharfe Unparteilichkeit. Im allgemeinen liegt es aber im Wesen der Frau, Augenblicksempfindungen und gefühlsmäßigen Einwirkungen impulsiv nachzugehen. Freilich ist auch der männliche Richter nur ein Mensch und kann beim besten Willen sich influizierender Impulse nicht immer erwehren. Dann aber vertritt vor allem der Richter die Staatsgewalt, er übt Autoritätsbefugnisse aus, er entscheidet „im Namen des Königs!" Und autoritatives Wesen, hoheitsvolles Auftreten ist nun einmal Mannesart. Wer immer große und erhabene Institutionen oder Machtgedanken vertritt, braucht kraftvolles, persönliches Eigenwirken. Deshalb ist der Frau der Zugang versperrt zum Heiligtum des Priestertums und zum Themistempel des Richtertums. Wohlgemerkt: es handelt sich immer nur um das genus femininum, den Typus der Frau! Die einzelne wird manchmal den Staatsgedanken energischer, imponierender repräsentieren können, als vielleicht mancher der männlichen Staatsdiener.

Zu diesen prinzipiellen Bedenken tritt noch ein, darum aber nicht minder wichtiger, volkswirtschaftlicher Gegengrund: bei der außerordentlichen Ueberfüllung des Juristenberufes wäre es ein ganz unberechenbarer, gesellschaftlich tiefschädigender Fehler, wollte man durch unbeschränkte Zulassung der Frau zum Dienste der Justitia das große Heer der männlichen Themisjünger noch vermehren.

Alles in allem: „gleiches Recht für alle" ist ein schöner Ruf, aber nicht immer angebracht.

Beaulieu.

Die letzten Sonnenstrahlen
Zerfließen auf dem Meer
Zu funkelnden Opalen
Und streuen Glanz umher.

Umwebt von roten Dolden
Das weiße Städtchen ruht,
Die Dächer schimmern golden
In letzter Abendglut.

Aus stillen Palmenhainen
Blickt träumerisch die Nacht
Und will noch schlafend scheinen
Und ist doch schon erwacht. —

Einsam in seinem Nachen
Ein junger Schiffer singt,
Wie ein glückselig Lachen,
Wie Jubelruf es klingt.

Einsam, den Blick ins Leere
Gewandt, ein Mädchen steht
Und lauscht, wenn fern vom Meere
Das Lied herüberweht . . .

Franz Faßbinder.

Einige Gedanken zu Enrica von Handel-Mazzettis „Die arme Margaret“.

Von

E. M. Hamann in Scheinfeld-Mittelfranken.

Ein kurzes Wort über den obengenannten „Volksroman“ habe ich bereits vor Weihnacht in der „Allgemeinen Rundschau“ veröffentlicht unter Hinweis auf eine spätere eingehendere Besprechung. Diese wird auch heute aus Raumrücksichten eine recht fragmentarische bleiben müssen. — Inzwischen hat das Buch einen Siegeslauf gemacht. Soviel ich weiß, steht der Druck am 20. Tausend, die Kritik aber ist, mit wenigen Ausnahmen, einig in der hohen Anerkennung der hier bekundeten Kunst eines großen, neuartigen Talents.

Bemerkt sei, daß ich das Werk, dessen Inhalt ich hier wohl als bekannt voraussetzen darf, als Ganzes fünfmal und in Einzelteilen viele Male gelesen habe. So glaube ich auf wirkliche Kennerschaft Anspruch erheben zu dürfen, — wie man überhaupt eine Dichtung zu kennen vermag, die man zwar nicht auswendig gelernt, aber wiederholt Szene für Szene durchlebt hat. Wenn aber eine derartige innerste Anteilnahme sowohl nach der rein menschlichen wie nach der künstlerischen Seite hin von vornherein eine „absolute Objektivität der Kritik“ ausschließen sollte, so muß ich mir eine solche, wenn sie denn je existiert hat und existieren kann, in diesem Falle aberkennen. Tröstlicherweise befinde ich mich da in guter Gesellschaft: eine ganze Reihe hervorragender Rezensenten teilt mein Schicksal, was immerhin als Mitbeweis für den bedeutenden Kunstcharakter des Buches gelten darf.

Mehr als ein halbes Jahrhundert sah ich vorüberziehen, und in ihm unermeßlich viel menschliches Unglück, Elend und Unrecht, ohne daß diese — so hoffe ich zu Gott — mein unmittelbares Empfinden für und wider sie abgestumpft oder gar ertötet hätten. Eins jedoch bewirkten sie: daß der Schmerz des Miterlebens mir zumeist im Herzen bleibt, anstatt wie sonst in die Augen zu quellen. Dieses Buch aber . . . kein einzigesmal von den vielen habe ich es ohne sichtbare Erschütterung zu Ende lesen können, — was nicht ausschließt, daß auch mir eine etwas straffere Konzentration der zweiten Hälfte willkommen gewesen wäre. Und doch — wenn je, so hat man hier das Gefühl der Inspiration, deren Urgewalt die Autorin zwang. Eine Revision aber der Inspiration? Fast scheint sie undenkbar. Dennoch kann sie stattfinden. Denn auch die Inspiration, weil an Menschliches gebunden, gibt sich nicht immer, so wenig wie das Edelmetall, schlackenlos. Ein nachträglicher Läuterungsprozeß ist also möglich, und E. von Handel-Mazzetti selbst hat wiederholt einen solchen herbeigeführt. Ich weiß von einem kleinen Dialog zwischen zwei höheren Offizieren, der in einer größeren südlichen Stadt überhört wurde: „Hast du die ‚Margaret‘ gelesen?“ „Nein, ich habe sie aber bestellt.“ „Du wirst sehen, da muß man weinen.“ „Nun ja, die Damen!“ „Nein, wir auch.“

Gerade das Militär soll, leicht begreiflich, starkes Interesse nehmen an dieser Geschichte tugendlicher Frauenehre, die ein tapferer, ja heldischer „Reuter“ vornehmen Standes aufs äußerste bedroht. Dies Interesse allein wäre als wichtiger Erfolg zu bezeichnen. Zumal für unsere Zeit, die so schwer krankt an weitdringender Sittenverderbnis: bis in die sozial niedrigsten wie höchsten Kreise, bis tief hinein in die „Blüte“ des Landes. Welcher Mann aber, der je eine Unschuld verriet, wird während der Lektüre, wenn anders noch Gutes in ihm lebt, nicht erbeben vor seiner Schuld? Und wer von uns allen, die wir bewußt mitbauen an der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung, müßte nicht erzittern im Gefühl der Scham und Verantwortung angesichts der hier lebendigst heraufgeführten wilden Zeit, da dennoch den Fürsten und Herren der gewalttragenden Liga, da dem biederen Bürger durch alle Schichten Frauenehre galt gleich Landes-, ja Gottesehre und blutiger Tod schon stand auf dem unverwirklicht gebliebenen Versuch eines Verbrechens wider sie? Hier, an dieser Stelle, wo so oft dem schändlichsten Laster der Krieg erklärt, es so oft mit Erfolg bekämpft wurde, betone ich's mit verdoppeltem Nachdruck: Ich kenne kein Buch unserer Tage, das zu solchem heiligen Kriege, zu solchem Gotteskampfe mehr helfen könnte als „Die arme Margaret“. Allerdings wird man es hingegeben und wenigstens der Hauptsache nach richtig lesen müssen. Damit komme ich auf einen Punkt, der mir für die fernere Entwicklung der Kunst dieser genialen Oesterreicherin hochwichtig erscheint:

Zur annähernd erschöpfenden Beurteilung der Handel-Mazzettischen Dichtung bedarf es bislang, nicht zuletzt bei der jetzt vorliegenden, einer behutsamen, ich wage zu sagen: einer divinatorischen Berücksichtigung vieler feiner Züge, unter denen einige der wenigst sinnfälligen tatsächlich den Hauptausschlag geben für die rechte Auffassung und Feststellung des epischen und psychologischen Gebildes. An und für sich läßt sich daraus kein Vorwurf für die Verfasserin konstruieren. Das Leben bestätigt dem Wissenden immer von neuem, daß in ungezählten Fällen das bekannte Wort von Ursache und Wirkung dahin abgewandelt werden sollte: Feinste Ursachen, mächtigste Wirkungen. Dennoch fragt es sich, ob es nicht bisweilen auch des vollkünstlerischen Volksdichters (auf eben dessen Mission zielt E. v. Handel-Mazzettis edelstes Streben) ethische Pflicht sein kann, zur Vermeidung bedauerlicher Unklarheiten und verhängnisvoller Irrtümer seitens des breiteren Lesepublikums gewisse Glieder der Kausalkette sichtbar fester aneinander zu schließen, als es das rein künstlerische Gewissen von ihm fordern dürfte.

Ein Beispiel: Kein halbwegs ästhetisch Gebildeter wird eine abgeschlossene Konversion der „armen Margaret“ ans Ende gestellt verlangen. Wie viele Leser aber nehmen überhaupt die mannigfachen zarten Anzeichen nahender Konversion an der Heldin wahr? Diese Anzeichen sind ja zweifellos vorhanden, liegen sogar für ein geübtes Auge bald obenauf: nach der leise hochmütigen Verachtung, welche die aus dem einzigen Grunde pietätvoller Kindesliebe im unbewußten Irrtum heldenhaft Beharrende[1]) für den Aberglauben des Quälers zeigt, die gleich in ihr aufsteigende, bleibende Reue; dann in der großen Gewaltszene ihre instinktive Zufluchtnahme zu dem unlängst „geschmähten“ Heiltum; von da ab ihre wachsende Verehrung für dieses; im Verhör das demütige Bekenntnis ihres Vergehens an Herlibergs heiligsten Gefühlen; während des weiteren Verlaufes ihre andächtig-tätige Anteilnahme im Rosenkranzgebet der treuen Pflegerin, ihre dringlich innige Aufforderung an diese, vom gegenwärtigen Heiland im Sanctissimum Erhörung zu erflehen; ihr scheu-frommes Lauschen auf die Sebald-Legende und ihr lichter Opferentschluß nach des Heiligen Beispiel; ihr zitterndes Gebet vor dem katholischen Kruzifix, dem „Steyrer Christus“; ihr Glaube an die Wunderwirkung des immer mehr von ihr erkannten und erhöhten „heiligen Bildes“, das „den Himmel auftut“, das sie dem Sterbenden als teuerstes Geleite in die Ewigkeit bringt, es ihm in zartester Ehrfurcht auflegt; endlich ihre erschütternde Betätigung des Glaubenssatzes von der Fürbitte innerhalb der Gemeinschaft der Heiligen: „Herr, in Ewer Herrlichkeit, da ihr werdet ein Engel Gottes sein, tut nit vergessen meiner Armseligkeit, gedenket an eine arme Mutter.“

Jedoch — wie viele gerade nach dieser Richtung geübte Augen finden sich denn? Und welchen katholischen Lesern — von protestantischen ganz abgesehen —, denen die Erkenntnis des wachsenden katholischen Lebens in Margaret abgeht, dürften wir eine Schlußfolgerung wie diese verübeln: „Die Autorin hat eine protestantische Heilige zur Heldin gemacht gegenüber einem katholischen Helden, dem seine Religion noch keine Spur von Verinnerlichung übermittelt hat“? Das wäre zwar ein nach beiden Seiten hin falsches Urteil, denn Margaret klärt sich erst zur Heiligmäßigkeit ab, nachdem die ersten Gnadenstrahlen katholischer Wahrheit ihr Herz getroffen haben, noch entbehrt Herliberg jeder Spur religiöser oder sonstiger Verinnerlichung.[2]) Auch braucht solche Schlußfolgerung noch keineswegs einen Zweifel an der unantastbaren Katholizität der Verfasserin einzuschließen. Aber eine der Hauptwahrheiten und -schönheiten des Buches schlösse sie für die vermutlich nicht wenigen Betreffenden aus, — und just das hätte eine etwas intensivere, noch immer künstlerisch wirkende Bestrahlung einzelner Faktoren leicht verhindern können.

Der Elite-Leser freilich kennt keine größere Freude als das selbsteigene Auffinden des vom Dichter zwischen die Zeilen gestellten Höchsten, Reinsten, Feinsten. Schon der Name aber besagt, daß wir der Elite-Leser nirgend, weder im „Volk“ noch anderswo, viele erhoffen dürfen. Gewiß soll dem Künstler der Gedanke an

[1]) „Den Glauben hab ich von meinem lieben Vater, Herr, den kann ich nicht vertun.‘ Es ist ihr einziges Argument. Wie eine Blume blüht es aus ihrem unschuldigen Herzen und duftet süß vor Gott.“ (S. 82).

[2]) Die an der Hand des Textes leicht zu erbringende Beweisführung muß ich leider hier wegen Raummangels schuldig bleiben, — der „freundliche Leser“ sehe gütigst selber zu.

den Laienverstand nicht sein Schaffen bestimmen, jedoch rechnen muß er mit ihm unbedingt dort, wo es sich um künstlerisch zu verwertende besondere ethische Absichten handelt, deren Verkennung oder gar Ignorierung das rechte Ergebnis eines für weite Kreise gedachten Werkes schädigen oder ganz in Frage bringen würde.

Eine verständnisvolle Kritik kann und wird da viel zur Vermittlung zwischen Kunstwerk und Publikum tun. Sie tat und tut es auch im vorliegenden Falle, wie sehr im einzelnen sie hie und da versagt haben mag. So betreffs Zettls. Diese Gestalt müßte nach ihrem ganzen Auf- und Ausbau sofort in die Augen springen, um das Gedächtnis von da ab unauslöschbar zu begleiten. Wie selten aber zollt ihm eine der vielen Besprechungen, ob in noch so wenigen Worten, die gebührende Beachtung! Und doch ist er nichts Geringeres als die fast gleichwertige dritte Hauptgestalt der Handlung, als der Hauptträger des mächtigen, glorreichen katholischen Gedankens, der sich — für mich wenigstens — leuchtend durch das gesamte herrliche Werk zieht. Er ist, fraglos nach der Dichterin Absicht, der Sprecher einer moralisch gesunden Welt, die Verkörperung der katholischen Volkssittlichkeit, ein Heros ganz und gar, mit dem urtief-weichen Herzen des echten Gotteskindes, mit dem unbeirrbaren Pflichtbewußtsein, dem eisernen, sich selbst und andere unfehlbar zwingenden Willen des berufenen Gottesstreiters, mit der hinreißenden intellektuellen Tatkraft, dem vor keiner unberechtigten Uebermacht sich beugenden Adelsmute des großen Mannes. Sein Gerechtigkeitssinn erstrahlt wie eine im Abendrot aufragende Riesenbergkuppe am Himmel. Er, der von den lutherischen Empörern einst qualvoll Mißhandelte, erbarmt sich der verfolgten Witwe eines der Hauptrebellen bis zur völligen, gefahrdrohenden Einsetzung der eigenen Persönlichkeit; er, der vom Mitleid mit der um den Missetäter flehenden Aermsten bis zum brennenden Schmerze Ergriffene, widersteht, bleibt fest um seiner höheren Einsicht willen — ein anderer Moses, der sein Volk durchs brandende Meer äußerer und innerer Gefahren führt; ein anderer Abraham, der sein Liebstes aus Gehorsam gegen Gott zu opfern bereit ist.

Klein erscheint zunächst neben ihm der knabenhaft jugendliche „Kriegsgott", der spätere „Fallot" Herliberg, aufgewachsen von der Wiege ab inmitten einer bunt zusammengewürfelten rohen Soldateska, die den verwaisten Säugling mit Stutenmilch genährt hat; gedrillt in rauher, auch gewalttätiger Manneszucht, — ein schier unbesiegbarer Körper, ein ungeschulter Geist, ein im Grunde naives, unberührtes, empfängliches Gemüt, getragen von jungem Ruhm, erfüllt von Tatendurst, durchflammt von Begeisterungslust (siehe bei ihm die unbegrenzte Verehrung für den Statthalter, die leidenschaftliche Liebe zu seinem Regiment, die wilde Anhänglichkeit an seine „Teufelskerls", die Vergötterung seines „großmächtigen capo" Pappenheim; anderseits das schwärmerische Gedenken an seine Mutter, der Kult seines von ihr überkommenen Heiltums, den lauten Besitzesstolz auf die zum großen Teil von ihm noch unverstandenen Lehren seiner Kirche).

Und dieser Unfertige, Gärende, der sich selbst noch nicht annähernd vorzustehen weiß, in dem das junge Leben schäumt wie der steigende Saft im Frühlingsbaum, wird gewissenlos hinausgestellt auf einen blutig-verantwortungsvollen Posten, wo in kürzester Zeit ein Ansturm auf seine unbewachte, unbewährte Tugend sich ansammelt, losbricht. Er unterliegt. Daß er nicht völlig sinkt, dankt er der Unschuld, die er vernichten wollte und die, in der unmittelbarsten Gefahr, rettend an das Zarteste, Beste in ihm rührt. Und nun vollzieht sich, unter glänzender, aber wiederum sorgfältigst zu verfolgender Motivierung, die zuerst tastend einsetzende, dann rapid vorschreitende Läuterung in ihm, das unter seinem furchtbaren Schicksal und der dadurch bedingten raschen Klärung seines Gewissensblickes, seiner religiösen Erfassungs- und Aufnahmekraft flugschnelle Emporringen zu wahrem, christlich-katholischem Heldentum.

Der Raum versagt. Nur andeuten konnte ich, nur ein paar Gedanken herzubringen von den ungezählten, die eine solche Lektüre, das rückhaltlose sich Versenken in sie, anzuregen vermag. Ein Werk wie „Die arme Margaret" gehört, trotz des episodären Vorwurfs, zu jenen Büchern, über die je ein Buch geschrieben werden könnte und vielleicht geschrieben werden sollte. Wieviel wäre noch zu sagen über die geradezu unvergleichlich keusche Behandlung eines heikelsten Motivs, über Stoff, Quellen und Komposition, über Personenzeichnung, Schilderung und Sprache: ein Idiom, in das man sich unbewußt hineinlebt, es intuitiv bis zum letzten Verständnis begreifend. Aber nur noch ein Schlußwort über die Grundidee.

Mit Recht hat man als eine solche das zuerst von Zettl aufgestellte „Frauenehr — Gottesehr!" bezeichnet. Ich selbst sehe über dem Werke ein Siegesbanner; das trägt zwei Inschriften auf der einen Seite: „Gottesehr!" und „Frauenehr!"; auf der anderen diese: „Mütterlichkeit." Die Krone der caritas, die denkbarst verinnerlichte, von allen Schlacken der Selbstsucht befreite geistige Mutterliebe, das Ideal der Opferwilligkeit und -kraft im Sinne Jesu, das Abbild des reinsten Erbarmens Mariä; das ist das dritte Hauptthema dieser einzigartigen Dichtung, die wahrlich nicht zuletzt von den deutschen Frauen mit heißem Dank entgegengenommen werden sollte.

Der Seele Abendlied.

So sanft wie eine Mutterhand
Umkost der Abend meine Wangen —
Die Seele sucht ihr Heimatland
Und gibt den Träumen sich gefangen.

Sie schaut die goldnen Sterne steh'n
Am Himmel längst vergangner Zeiten,
Und stille Nebelschleier weh'n
Vom See versunkner Seligkeiten.

Und aus des Mondes Silberbot
Entsteigt der Jugend Sonne wieder . . .
Mein Herz erwacht im Abendrot
Und singt dem Morgen junge Lieder.

P. Timotheus Kranich, O. S. B.

Die gelben Gewerkschaften.

Von Paul Gießler.

Die neue Richtung auf berufsvereinlichem Gebiete, die sogenannten „gelben Gewerkschaften", ist eine Erscheinung, über die noch sehr große Unklarheit herrscht. Obschon manches über diese Organisationsform, die größtenteils unter Ausschluß der Oeffentlichkeit besteht, bekannt wurde, ist es doch recht schwer, ein wirkliches Bild über das Wesen und die Ziele derselben zu erhalten. Nicht bloß die Arbeiter und deren Organisation, sondern alle sozialfortschrittlich Gesinnten sind an dieser neuen Organisation interessiert. Redakteur Michael Gasteiger hat nun mit seiner Schrift „Die gelben Gewerkschaften", ihr Werden und ihr Wesen" (Sozialpolitischer Verlag, München NW. 19) dem Bedürfnis nach Aufklärung abgeholfen. Was bisher an Literatur über die gelbe Gewerkschaftsbewegung erschien, war dem Augenblick angepaßt und meist für die Agitation bestimmt; Gasteiger nahm die Sache gründlicher. Ihm war es darum zu tun, ein objektives Bild dieser Bewegung zu entrollen.

Die Geschichte der gelben Gewerkschaften führt uns nicht bloß, wie es landläufig heißt, nach Frankreich, wo sie zuerst im Jahre 1899 auftauchten, sondern auch in Deutschlands industrielle Vergangenheit, in der eine Reihe von Männern dem patriarchalischen Fabriksystem das Wort redeten und entsprechende Einrichtungen schufen. Faßt man jedoch nur die äußeren Erscheinungen ins Auge, so ist richtig, daß die Unzufriedenheit mit der verkehrten Streiktaktik auf den Eisenwerken Le Creusot die Bildung des ersten gelben Vereins im Jahre 1899 bewirkte. Die Idee der ganzen Bewegung entspringt aber der Propaganda der „Versöhnung zwischen Kapital und Arbeit". Ein Vergleich dieser Versöhnungstheorie mit dem wirklichen erbitterten Klassenkampf unserer Zeit zeigt, daß Ideale sich nicht ohne weiteres verwirklichen lassen.

Alle idealistisch veranlagten Leute und die Befürworter und Verfechter des patriarchalischen Fabriksystems, angefangen von dem Theoretiker Le Play bis zum Praktiker Freiherrn von Stumm-Halberg haben ihre Theorien und Pläne scheitern sehen, soweit sie nicht, wie der Letztere, denselben mit Gewalt Geltung verschafften. So ist auch ein weiter und nicht immer gerader Weg von Le Play bis zum Arbeiterverein vom Werk Augsburg, der wohl als erster der bedeutenderen gelben Vereine in Deutschland anzusehen ist.

Die Gelben von heute stellen sich in ihren Endzielen stets in bewußten und gewollten Gegensatz zu den Bestrebungen jeder freien und unabhängigen Arbeiterbewegung; sie können auch gar nicht anders handeln, weil sie von ihren Protektoren abhängig sind. Der Egoismus im einzelnen Arbeiter, der ein Fühlen und Handeln mit der Gesamtheit nicht zuläßt, war der Boden, in den die gelbe Saat eingestreut wurde. In eingehender Weise schildert Gasteiger die Entwicklung der gelben Organisationen in Frankreich, Deutschland, der Schweiz und Oesterreich. Charakteristisch ist, daß die gelbe Bewegung im demokratischen Süden gerade von Augsburg ausging. Die Gründe, die Gasteiger dafür anführt, sind zweifelsohne stichhaltig und zeugen von guter Kenntnis lokaler Verhältnisse.

Unter den verschiedensten Namen traten die Gelben in die Erscheinung; hier wurden sie als Werksvereine, dort als Sparvereine, Unterstützungsvereine usw. unter reger Beteiligung der Betriebsinhaber oder Vertretern derselben gebildet. In der Hauptsache handelt es sich um Vereine, die nur für die Arbeiter eines Betriebes errichtet sind. Abgesehen vom gelben Bäckergesellenverein und einigen zentralistischen Bestrebungen in der Textil- und Metallindustrie sind es in Deutschland im Gegensatz zu Frankreich Organisationen lokalen Charakters.

Gasteiger gewährt des weiteren einen Einblick in die internen Verhältnisse der gelben Vereine, in ihre Geschäftsgebarung und

ihre Tätigkeit, die sich weitab bewegen von derjenigen der freien, unabhängigen Arbeiterorganisationen. Die gelbe Bewegung soll am Ende des Jahres 1908 nach den Feststellungen des Vorortes Augsburg 79807 Mitglieder umfaßt haben, gegen 25285 am Schlusse des Jahres 1905.

Im zweiten Teil des Werkes behandelt Gasteiger das Programm der Gelben, das in der Theorie extrem antisozialistisch ist. Nach der positiven Seite hin bewegt sich das Programm im Prinzip in feudalkonservativen Gedankengängen, in der Praxis dagegen betätigt es sich hauptsächlich in großindustriell-liberalem Sinne. Im Zusammenhang damit wird die Stellung der Gelben zu den Wohlfahrtseinrichtungen usw. erörtert. Die Frage der staatlichen Arbeiterfürsorge wird bei den Gelben verschieden zu lösen versucht. In Frankreich ist die Stellung scharf ablehnend; in Deutschland ist man vorsichtiger und anerkennt die Notwendigkeit der staatlichen Arbeiterfürsorge, obwohl auch da und dort schon dem Grundgedanken Ausdruck verliehen wurde, den Staat möglichst wenig hineinreden zu lassen, selbst aber im Verein mit den Arbeitgebern einen „Staat im Staate“ zu bilden. Ablehnend verhalten sich die Gelben auch einer Verkürzung der Arbeitszeit gegenüber und diese Stellung entspricht auch der Verneinung der Notwendigkeit einer Arbeitslosenversicherung. Was die Gelben schließlich Gutes an sich haben, die Erziehung zur Sparsamkeit, das haben lange vorher schon die konfessionellen Vereine betätigt.

Die Stellung der Gelben zur Koalitionsfreiheit ist eine eigenartige. Sie besteht nach dem Buchstaben des Gesetzes zu Recht; aber gewerkschaftliche Organisationen im Sinne des § 152 GO. sind sie nicht, da die dort genannten Voraussetzungen bei ihnen nicht gegeben sind. Den Streik verwerfen die gelben Vereine nicht vollständig; er wird (von einigen!) als zulässige Waffe im Wirtschaftsleben betrachtet, allein praktisch angewendet soll dieselbe nicht werden.

Der dritte Teil des Werkes behandelt die Mitgliederbeiträge und die Leistungen bei den gelben Gewerkschaften. Die Kritik, die von Gasteiger hier geübt wird, ist berechtigt; denn er beweist, daß die Leistungen der gelben Vereine nicht die glänzendsten und für die Mitglieder mit großen Härten verknüpft sind.

Der Stellung der gelben Gewerkschaften im wirtschaftlichen und öffentlichen Leben widmet Gasteiger einen weiteren Abschnitt. Mehr als interessant sind die Darlegungen über die Stellung der Arbeitgeber zu den gelben Vereinen. Nicht allein, daß sie von den Arbeitgebern gegründet und sanktioniert werden, sie werden vielmehr von ihnen auch stark finanziell unterstützt und auf Grund dessen beherrscht. Daß die Arbeiterorganisationen aller Richtungen die Tendenz der gelben Bewegung ablehnen, ist nach alledem nicht weiter verwunderlich. Auch die politischen Parteien schütteln in der Hauptsache die Gelben ab.

In seinem Schlußresumee zieht Gasteiger Zukunftsperspektiven in den Bereich der Erörterung. Die gelben Vereine werden nach ihm nie die Rechte der Arbeiter wirksam vertreten können und daran werden sie zugrunde gehen. Wer das Erbe der Gelben antritt, läßt sich jetzt noch nicht sagen, da alles noch in Fluß ist. Zweifelsohne wird die christliche Gewerkschaftsbewegung einmal berufen sein, die Führung der Arbeiterschaft zu übernehmen, da die beiderseitigen Extreme, Sozialdemokratie und Gelbe, unmöglich dem Wirtschaftsleben gerecht zu werden in der Lage sind. Große Vorhofsarbeit hat die Arbeiterschaft noch zu leisten, um dem Solidaritätsgedanken zum Durchbruch zu verhelfen, der als Grundlage der Tarifverträge nötig ist, die eine Einigung mit den Arbeitgebern darstellen.

Wer sich mit dem inneren Wesen der gelben Gewerkschaften vertraut machen will, möge sich in Gasteigers Werk vertiefen.

Allgemeine Kunstrundschau.

München. Am 13. Januar starb hier der Maler Paul Hoecker. Er war am 11. August 1854 zu Oberlangenau in Schlesien geboren und in München bei Diez ausgebildet. Seit 1891 war er Lehrer an der Münchener Akademie, gehörte auch zu den frühesten Mitgliedern der Sezession. Er war Ehrenmitglied der Scholle. Seine landschaftlichen Studien standen unter Dachauischem Einfluß. Von seinen figürlichen Malereien zeigen viele eine wahrhaft tiefe Auffassung. So das „Ave Maria“, das der Münchener Pinakothek gehört, und die „Nonne im Laubengang“. Zu Hoeckers Hauptverdiensten gehört die Ausbildung einer Reihe bedeutender Schüler. — In der Kgl. Kreislehrerinnenbildungsanstalt ist der Bibliotheks- und Konferenzsaal mit einem von R. v. Seitz entworfenen, von dessen Schüler Martin Herz ausgeführten Deckengemälde geschmückt worden. Es stellt die thronende Göttin der Weisheit vor sinngemäßem Hintergrunde dar. — Auf die letzten Erwerbungen der Alten Pinakothek habe ich unlängst hier in anderem Zusammenhange hingewiesen. Hier sei nachgetragen, daß sie den verschiedensten Schulen angehören. Fein ist ein kleines Porträt von J. P. Edlinger, freilich keins, das ihn hervorragend charakterisiert. Tirolisch sind ein hl. Stephanus und ein hl. Jakobus aus der Sammlung Sepp. Brillant ist ein Damenbildnis von Jehan Clouet, dem ein prachtvolles von Gainsborough würdig entspricht. Ein ganz hervorragendes Rokokostück ist das „Konzert in einem Damenstift“ von Guardi. Schon wegen seiner Seltenheit interessiert ein Stilleben von Goya. Endlich das Hauptwerk: „Die Entkleidung Christi“ von dem unter dem Namen el Greco berühmten, unter venezianischem Einfluß in Spanien tätigen Theotocopulos. — Der **Kunstverein** veranstaltete seine Jahresversammlung, bei der laut dem Kassenbericht des Kommerzienrates Barbarino das Vermögen des Vereins mit 394,350 M festgestellt wurde. Der Berichterstatter wurde wiederum zum Schatzmeister gewählt, Präsident wurde Vermessungsamtdirektor Kgl. Rat Loën, Stellvertreter Kommerzienrat und Handelsrichter Ed. Pohl und Rechtsanwalt H. Frhr. v. Stengel. In die Vorstandschaft wurden ergänzungsweise die Maler Graf Courten, Groenvold und v. Marr, sowie die Herren Bäuml, Hartl, Dr. Donle, Dr. Goldschmidt und Prof. Meder gewählt. Der Antrag Schovingen auf Veräußerung des Gemäldebesitzes des Kunstvereins zum Zwecke der Erhöhung des Ankaufsfonds verfiel energischer Ablehnung und mußte zurückgenommen werden. — Die Ausstellungen des Monats standen wieder unter dem Einflusse der von manchen Seiten so arg angefochtenen Jury, und zeigten infolgedessen die ehemalige gründliche Auswahl und geschmackvolle Anordnung. Von den Sondergruppen waren unter anderem die von Bayerlein, Borchardt und Bek-Gran bedeutsam. Des letzteren zu frühes Hinscheiden ist ein schwerer Verlust für die dekorative Kunst. Er beherrschte sie nach den verschiedensten Richtungen, wobei er alte Traditionen mit den Anforderungen modernen Empfindens ansprechend zu verbinden wußte. Diese Entwürfe für Plakate, Exlibris, Kalender, Buchschmuck und vieles andere sind Erzeugnisse eines bedeutenden und ergiebigen Talentes und überragen durchaus, was Bek-Gran auf dem Gebiet der Malerei versucht hat. Felix Borchardt ist Berliner und lebt in Paris. Seine Freilichtbilder — Landschaften und Bildnisse — zeigen die lokalen Eigenschaften beider Richtungen und vermögen nach keiner der beiden wirklich Bedeutsames zu liefern. Als Beispiel möge das Kaiserbildnis genannt sein, das weder mit seinen koloristischen Tüfteleien noch mit der Erfassung der Persönlichkeit in die Tiefen großer Kunst eindringt. Fritz Bayerlein zeigte eine Kollektion fein beobachteter und romantisch empfundener Parklandschaften in seiner kräftigen, stets fesselnden Farbengebung. Neben diesen Gruppen trat die des Verbandes Münchener Künstlerinnen hervor, jener Damen, die es lieben, so rüstig aufzutreten, daß man Männerschritte zu hören glaubt. Da es der malenden Herren wahrlich schon genug gibt, so würden die Damen durch Hervorhebung weiblicher Art mehr interessieren. So tut es z. B. Helene Frauendorfer-Mühlthaler mit ihren feinen Blumenstudien. Das hindert indes nicht anzuerkennen, daß Bilder, wie z. B. die fast an Baersche Art erinnernden Landschaften von Toni Elster, die Studien von A. v. Amira, H. Fürther, H. Weiß und andere mehr, tüchtige und beachtenswerte Arbeiten sind. — Eine Photographienkollektion von Franz Greiner bewies, zu welch künstlerischer Vollendung diese Technik gedeihen kann.

Berlin. An Kaisers Geburtstag eröffnete die Akademie der Künste eine Ausstellung französischer Malereien des 18. Jahrhunderts. Politische Lieder haben schon nach Goethe einen unliebsamen Angeschmack. Er haftet auch Ausstellungen an, bei denen politische Rücksichten als Leitgedanken vorgeschwebt haben. Noch mehr dann, wenn man bei der Eröffnung in der Reichshauptstadt außer dem Akademiedirektor keinen einzigen deutschen Künstler zuläßt. Aber die Ausstellung selbst wird gerühmt. Und das läßt sich leicht verstehen, wenn man hört, daß sie sich aus Werken des De Troy, Watteau, Rigaud, Boucher, Fragonard und verwandter Kunstmeister des Rokoko zusammensetzt. — **Forchheim.** Die Kaiserpfalz wird zurzeit wieder hergestellt und soll nach ihrer Vollendung ein geschichtliches Museum aufnehmen. — **Konstantinopel.** Anscheinend dem fünften Jahrhundert angehörige Bilder des Salvators, des hl. Jakobus, sowie frühe Mosaiken wurden anläßlich der Herstellungsarbeiten in der Moschee Imrachor-Dschami gefunden. — **Venedig.** Die nächste Internationale Kunstausstellung wird schon 1910 stattfinden, um nicht der römischen (1911) Konkurrenz zu machen. — Die Herstellung der Kirche de'Frari macht rüstige Fortschritte unter Leitung des Kanonikus Monsignore Pisanello. Immerhin ist die noch zu bewältigende Arbeit so umfangreich, daß zu ihrer Vollendung mindestens noch zwei Jahre nötig sein werden. — **Wiesbaden.** Die Gemäldegalerie wird nahe beim Kurhause ein neues angemessenes Heim erhalten. — **Würzburg.** Die Figuren auf der alten Mainbrücke sollen in der Weise erneuert werden, daß statt der Werke, die von den Künstlern Becker und Claude-Cure herrühren, getreue Nachahmungen gesetzt werden. Hoffentlich bringt man die alten Stücke ins Museum. Wie die moderne Kunst bei derartigen Unternehmungen gedeihen soll, ist mir nicht klar, vielleicht jedoch den verschiedenen Vereinen, die den obigen Beschluß haben durchsetzen helfen. — Die Sammlungen des Fränkischen Kunst- und Altertumsvereins sollen mit denen der Stadt und des historischen Vereins ein gemeinsames Heim, also ein neues Provinzialmuseum, erhalten, für dessen Bau (Umbau des Chemischen Laboratoriums) über 120,000 M veranschlagt sind. Dr. O. Doering-Dachau.



Letzte Freude.

Eine Krankenhausepisode.

Von Dr. Johann Ev. Schweiker.

Mitternacht! Ein schrilles Läuten der elektrischen Glocke weckt den Krankenhausgeistlichen jäh aus dem Schlafe.

„Hochwürden möchten so gut sein, einem Schwerkranken die hl. Oelung zu spenden, Zimmer 18, Bett 7" hörte er an der Türe seines Schlafzimmers melden.

Nach einigen Minuten eilt der Kurat geräuschlosen Schrittes durch einen langen, mondbeschienenen Gang und dann eine matterhellte Treppe hinauf. Vor dem Zimmer Nr. 18 erwartet ihn die Krankenschwester.

„Der Kranke hat heftiges Fieber", sagte sie, „und spricht fortwährend im Delirium."

Der Seelsorger betritt leise das geräumige Zimmer, das von Patienten fast überfüllt ist. Die Blicke sämtlicher Kranken sind auf ihn gerichtet. Er wendet sich zu Bett Nr. 7 und beginnt, den alten, hageren Mann mit dem hl. Oel zu salben, während die Krankenschwester hierbei den Ministrantendienst versieht.

Der Schwerkranke starrt den Geistlichen eine Weile an, dann streckt er ihm die Hand entgegen und ruft freudig aus: „Ah, du bist da, Karl! Schön, schön, daß du deinen kranken Vater besuchst; hab schon gedacht, du hättest .... mich ganz vergessen, seitdem du ein reicher Mann geworden bist ... So lang schon hast du nichts mehr von dir hören lassen ..... aber alles verziehen, Karl, alles ...."

Er drückt die Hand des Kuraten und schließt erschöpft die Augen.

Nach einiger Zeit blickt er wieder auf.

„Auch du hier, liebe Tochter! .... Ja, ja, ich hab es immer gut mit dir gemeint, trotzdem du mir ... soviel Kummer ... Aber das ist längst vorbei .... Theres, wenn du wüßtest, wie lieb ... ich dich hab ....."

Er will der Krankenschwester die Hand reichen, aber er vermag's nicht mehr. — —

Wie er jetzt lächelt, so selig!

„Kinder", fährt er nach einer längeren Pause fort, „wenn ich gestorben bin, dann sollt ihr mir .... keinen kostbaren Kranz .... auf mein Grab legen .... nur einen einfachen .... einen ganz ....."

Er schloß die Augen, sein Bewußtsein schwand.

Nach zwei Tagen begrub man ihn. Nur wenige gaben ihm das letzte Geleite. Sohn und Tochter waren nicht unter ihnen. — —

Zur Erwerbung eines Nuntiaturgebäudes in München.

Jubiläumsgabe für den Hl. Vater.

Sammelliste der „Allgemeinen Rundschau".

Bisher eingegangen: Uebertrag:	589.10 M.
J. Eisvogel, Ottweiler	3.— „
Pfarrer Egner, Burghagel b. Lauingen	5.— „
K. M., München	10.— „
Würzburger „Katholisches Sonntagsblatt"	1.— „
Ignaz Bogenberger, Mainburg	12.— „
	620.10 M.

Obige Sammlung wurde nach der Erdbebenkatastrophe in Messina und Süditalien unterbrochen. Das bisherige Ergebnis der Sammlungen ist mit M. 620.10 Seiner Exzellenz dem Hochwürdigsten Herrn Nuntius Msgr. Frühwirth eingehändigt worden. Der richtige Empfang wurde vom Herrn Nuntius unter dem 4. Februar mit herzlichsten Dankesworten an alle Wohltäter durch eigenhändige Quittung bestätigt.

Um weitere Beiträge bittet herzlichst

Verlag der „Allgemeinen Rundschau",
München, Galeriestraße 35a, Gartenbau.

Vom Wiener Hofburgtheater.

Von Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Wie die amtliche „Wiener Zeitung" vom 28. Jänner bekanntgab, wurde Hofrat Dr. Paul Schlenther „von der Leitung des Hofburgtheaters unter huldvollster Anerkennung seiner geleisteten Dienste" enthoben und Dr. Alfred Freiherr v. Berger zum Direktor dieses Hoftheaters ernannt. Damit ist endlich offiziell eine der traurigsten Perioden dieses einst ersten deutschen Schauspielhauses abgeschlossen. Nachdem die Direktion des durch seinen Dilettantismus im Theaterwesen der Hofbühne nur schädlich gewesenen Hofrates Dr. Burckhart beseitigt war, sollte der durch seine Theaterkritiken bekannt gewordene Berliner Dr. Schlenther Wiens weltberühmte Bühne wieder auf eine künstlerische Höhe bringen. Zehn Jahre hat man diesen Mann, dem das Burgtheater ebenso wie der Wiener fremd war und fremd geblieben ist, wirtschaften lassen, bis er es endlich mit Hans Müllers „Hargudel am Bach" zu einem Skandal im Theater selbst brachte, wie ihn diese Bühne noch nie erlebt hatte. Mitglieder des Kaiserhauses waren Zeugen dieses Skandals gewesen. Schlenthers Unfähigkeit für eine solche Stellung wurde nun auch in den höchsten Kreisen offenbar — der Weg zur Feuilletonredaktion des „Berliner Tageblatt" stand dem mit einem hohen Titel und einer hübschen Abfertigungssumme beschwerten Kritiker offen.

Mit ehrlichster Freude und den größten Hoffnungen begrüßt ganz Wien und mit ihm das gebildete Deutsch-Oesterreich als neuen Burgtheaterdirektor Freiherrn v. Berger. Von Jugend an mit der Wiener Hofbühne („mehr als allem Studium, mehr als der Universität verdanke ich dem alten Burgtheater") vertraut, war er mehrere Jahre Sekretär dieser Bühne und galt allgemein als der berufenste Anwärter auf ihre Direktion. Als man ihm aber einen Burckhart und einen Schlenther vorzog, übernahm er 1899 die Leitung des Deutschen Schauspielhauses in Hamburg, und nun erst erkannte man auch an den maßgebendsten Stellen, welchen Bock man geschossen, als man einem österreichischen Fachmann einen Berliner Dilettanten vorzog. Als Schlenthers Unfähigkeit, welche die ihm geistesverwandte Wiener Judenpresse wohl zu verschleiern wußte, endlich doch nicht mehr unerkannt bleiben konnte, herrschte nirgends ein Zweifel darüber, daß nur ein Wiener und nur Baron Berger befähigt sei, das Burgtheater aus dem Sumpfe herauszuführen, in den Schlenthers Unfähigkeit und Nonchalance es hatte versinken lassen. Erst, wenn Berger von Hamburg nicht frei zu machen gewesen wäre, hätte man wohl den Versuch gemacht, Szavits für die Direktion zu gewinnen. Baron Berger ist ein Wiener, nicht etwa nur, weil er in Wien geboren. Die Wiener sind trotz ihres berechtigten Stolzes, mit dem sie sich als Deutsche bekennen, doch infolge der Zuwanderung aus allen Kronländern ein Mischvölklein; der Slawe, Romane, Magyar, der sich in Wien niederläßt, wird dort germanisiert, aber sein Blut vermischt sich mit dem der anderen. Und Baron Berger sagt von sich selbst in seinen „Jugenderinnerungen": „In meinen Adern fließt deutsches und ein wenig slawisches Blut, dem vielleicht einige magyarische Tropfen beigemengt sind, gewiß aber, in starker Verdünnung, etwas jüdisches Blut. Das mütterliche Elternpaar des Vaters war jüdischer Rasse und Religion, seine Mutter wurde schon als Kind getauft. Meine drei übrigen Urgroßelternpaare waren katholische Christen und nicht Semiten." Diese Abstammung ist nicht etwa gar so nebensächlich, sie macht Baron Berger zum echten Wiener, der seine Mitbürger, ihre Bedürfnisse, ihre Wünsche, ihre Liebe zum Burgtheater kennt und versteht.

Freiherr v. Berger hat (natürlich in einem Interview) in einigen programmatischen Erklärungen gezeigt, wie gut er das Verhältnis seiner Wiener zu seinem Theater kennt. Er bezeichnete als eine seiner ersten Aufgaben den „Aufbau eines Schauspieler-Ensemble". Den Wienern ist das Theater in erster Linie ein Schauspieler-Theater, d. h. sie bringen ihr größtes Interesse den Menschen auf der Bühne entgegen. Wenn z. B. der Senior Baumeister, diese letzte Säule der alten Herrlichkeit des Burgtheaters, wieder einmal auftritt, so sagt der Wiener nicht: „Heut wird der „Erbförster" gegeben und Baumeister spielt die Titelrolle", sondern „der Baumeister spielt heut den Erbförster". Oder: „Die Bleibtreu spielt die Medea." Immer ist ihm die Persönlichkeit die Hauptsache. So war's zur Zeit der Anschütz und La Roche, zur Zeit der Wolter, Lewinskys, Gabillons, und so ist's auch heute noch. Der Unterschied ist nur, daß heute nur noch ein Stern erster Größe am Burgtheaterhimmel leuchtet, und dieser nur für vier Monate. So weit hat es Schlenther ja gebracht: Kainz spielt acht Monate auf Gastreisen in Berlin usw. und ist nur vier Monate in Wien trotz seiner ungeheuren Gage und trotz — ja trotzdem das ganze Repertoire sich um Kainz dreht, nach ihm zugeschnitten wird. Wenn man dann, während Kainz draußen Triumphe feiert und Goldberge einheimst, an der Burg seine Rollen von einem Gregori oder dem sehr jugendlichen Gerasch spielen läßt, braucht man sich nicht zu verwundern, daß der Theaterbesuch abnimmt. Der Wiener will — wie in der Vorstadt, so in der Burg — Lieblinge bewundern. Daraus kann man sich erklären, daß Komödien

welche in München, Berlin usw. durchfielen, in Wien starken Erfolg hatten, weil die Wiener mehr auf das glänzende Spiel ihrer Lieblinge als auf den literarischen Wert einer Komödie achten. So kam es, daß Sudermanns „Schmetterlingsschlacht", in Berlin abgelehnt, durch Baumeister, Mitterwurzer und Hartmann auf dem Burgtheater glänzenden Erfolg hatte. Darum zweifelt auch Baron Berger: ob er mit „den ausgezeichneten Künstlern und begabten Kräften des gegenwärtigen Burgtheaters" sein Programm wird durchführen können. Es werden daher erste Kräfte von reichsdeutschen Bühnen nach Wien berufen werden.

Mit dem Aufbau eines Ensembles muß der Aufbau eines Spielplanes Hand in Hand gehen. „Das Streben jedes Direktors, der die Leitung des Burgtheaters jetzt übernimmt, muß sein, das Repertoire jenem Reichtum, jener Mannigfaltigkeit und jenem geistigen Wert, worauf die gebildeten und bildungsdurstigsten Bevölkerungsschichten Wiens ein Recht haben, tunlichst anzunähern. . . . Als Volksbildungsanstalt ist das Burgtheater gegründet, und diesen Charakter muß es behalten, wenn es nicht verdorren soll." (Berger.) Sehr richtig! Der Wiener will kein neues Burgtheater, er will sein altes zurückhaben. Vor allem müssen wieder die Klassiker aller Nationen von Shakespeare und Goethe angefangen bis auf Ibsen herab heimisch an der Burg werden; zu ihnen müssen sich die neueren deutschen und besonders die deutschösterreichischen Dramatiker gesellen. Schlenther hat in den zehn Jahren seiner Direktion ganze zwei neue Dichter entdeckt: den Tiroler Karl Schönherr und den Brünner Juden Hans Müller. Glücklicherweise auch diesen zweiten, denn über diesen stürzte seine Direktion so glücklich, daß sie sich das Genick brach. Die Hamburger Kritiker rühmen an Freiherrn v. Berger, daß er gerade in Zusammenstellung des Spielplanes so Vorzügliches geleistet habe. „Namentlich um das feine Lustspiel, den Stolz des alten Burgtheaters und die Sehnsucht des neuen, ist es jetzt übel bestellt. Hier gilt es, möglichst das Burgtheatermäßige, wo es sich zeigt, nicht zu übersehen." (Berger.)

Die mächtige Reklame, welche Reinhardt in Berlin und in München für seine Regieführung zu machen versteht, und das gedankenreiche Buch Szavits über seine Münchener Shakespearebühne haben wohl das gesamte deutsche Publikum für die Stilfrage bezüglich Darstellung und Inszenierung interessiert. Und so fragt man sich denn auch, wie Baron Berger in dieser Hinsicht am Burgtheater, welches für alle österreichischen Bühnen vorbildlich sein soll, wirken werde. Schlenther hatte darin keine festen Grundsätze und Mahler hat die Hofoper so zugrunde gerichtet, daß noch jahrelange Mühen und horrende Mittel notwendig sein werden, um seine Wirksamkeit vergessen zu machen. Das Burgtheater darf weder eine Kopier- noch eine Experimentierbühne sein. Der Direktor darf weder Reinhardts sprunghaft wechselvollen Regiestil nachahmen, noch selbst herumexperimentieren, er muß an die Traditionen des — möchte man sagen — klassischen Burgtheaters anknüpfen und zur Stilreinheit im großen und im kleinen zu gelangen versuchen. Dazu ist notwendig, daß der Direktor — er besitzt ja alle Vorbedingungen dazu — sein eigener Dramaturg und Oberregisseur ist, der sich einige tüchtige Regisseure (neben Hartmann und Thimig) an die Seite setzen muß. Sein Wille aber muß in allem zur Geltung kommen, da auch er die ganze Verantwortung zu tragen hat. Jetzt herrscht als Folge der Schlentherschen Direktionsführung „eine gewisse Unsicherheit und Verwirrung" (ich zitiere Baron Bergers Worte), aus denen wieder „zur Klarheit und Bestimmtheit gelangt" werden muß; „vor allem gilt es, das Recht des Dichters und des Schauspielers gegenüber den mehr malerischen Elementen der Kunst voll zu wahren. Daß ich ein Anhänger der künstlerischen Kultur des gesprochenen Wortes bin, weiß man aus meiner Praxis und aus meinen Aufsätzen."

So sind denn die Vorbedingungen gegeben, daß das Hofburgtheater wieder zu jener Höhe hinaufgeführt wird, welche einst seinen Weltruhm begründete. Nicht nur Wien, nein Deutschösterreich begrüßt Baron Bergers Einzug in den Kunsttempel am Franzensring als eine Erlösung des österreichischen Theaterwesens aus der importierten Unkultur.

Bühnen- und Musikrundschau.

„Karneval im Münchener Hoftheater." Es hat keinen Zweck, Vergleiche mit früher anzustellen, als unsere Größen noch vom hohen Kothurn herabstiegen, um ihrem Faschingsübermut die Zügel schießen zu lassen. Mottl trägt zurzeit die Kultur Richard Wagners zu den Moskowitern, Fischer ist krank und auf Röhr liegt die ganze Last des Repertoires; so wurde die Einstudierung des „Bettelstudenten" Cortolezis, unserem „Elektra"spezialisten, übertragen, der sich der Aufgabe mit Sorgfalt und künstlerischem Ernst unterzog; aber der Operettenelan fehlte dem Dirigenten wie den sehr hübsch singenden Opernkräften, einzig der Hofschauspieler Basil sorgte ein wenig für Humor. Das Publikum zeigte sich für die Leistungen dankbar, aber die rechte Lustigkeit wollte nicht aufkommen; verlangt man doch mit vollem Rechte, etwas Außerordentliches für den Ausnahmefall, daß die Hofoper sich zur Operette herabläßt. Als zweite Faschingsgabe erschienen „Staberls Reiseabenteuer", die man auch im Vorjahre gegeben. Geis entfaltete wieder prächtigen Humor, im ganzen aber wurde in so schleppendem Tempo gespielt, wie es der altväterische Humor Carls heute doch nicht mehr verträgt. Walzer und Ballettszenen füllten den Abend angenehm.

Kgl. Residenztheater. Hermann Bahrs Lustspiel: „Das Konzert" hatte einen starken Lacherfolg. Der Gedanke, in dem strauchelnden Ehegatten Eifersucht zu wecken, um ihn auf den rechten Weg zurückzuführen, ist auf der Bühne nicht neu, aber in der Zeichnung des Musikermilieus gibt Bahr doch viel Eigenes und bietet einen oft sehr witzigen, bestechenden Dialog. Die Künstlersgattin erfüllte Lina Lossen mit so warmer Herzlichkeit, daß man die Schwankidee stellenweise ernst nehmen konnte. Wo Herr Bahr seine, sagen wir einmal sehr modernen, Eheanschauungen verkündet, da legt er diese einem Manne in den Mund, der von sich selbst erzählt, daß die Leute ihn für verrückt halten; mit dieser klugen Vorsicht zwingt er uns in ihnen nicht mehr zu sehen, wie ein feuilletonistisches Spiel mit Worten. Immerhin fallen besonders in der Almhütte doch mancherlei Anspielungen, die im Grunde in ein Hoftheater nicht passen. Ich gestehe aber Herrn Bahr gerne zu, daß man Derberes schon an gleicher Stelle hörte. Das Stück müßte mit der Versöhnung der Gatten enden. Den Pianisten a tempo einem neuen Flirt verfallen zu lassen, ist weniger psychologische Erkenntnis, als eine boshafte Pointe. Besonders Lützenkirchen und Schwannecke boten noch unter Kilians Führung Bedeutendes.

Die Calderon-Gesellschaft ließ zwei der wirksamsten Komödien des Grafen Pocci „Kasperl als Prinz" und „Kasperl als Porträtmaler" aufführen. Im Publikum überwog die Jugend, die sich an dem goldenen Humor des Poeten sehr erheiterte, aber auch wir Aelteren hatten an der frischen, liebenswürdigen Wiedergabe herzliche Freude. Man sieht die Stückchen sonst nur im Marionettentheater, doch wirkten sie auch durch lebende Darsteller vorzüglich, zumal Professor Bradl, der Vertreter der Hauptrollen, köstlichen Humor zeigte. Unter seiner Regie spielten auch die Damen Freudhofer und Schenk und die Herren Dr. Fries, Schuhmacher und Weimar mit bestem Gelingen. Der Beifall wollte kein Ende nehmen, kurz, auch durch ihre Faschingsgabe durfte sich die aufstrebende Gesellschaft lebhaften Erfolges erfreuen.

Eine Wohltätigkeitsvorstellung bot der Ottilien-Verein durch eine sorgfältig vorbereitete Aufführung von P. Hypolytus Böhlens geschichtlichem Schauspiel „St. Johannes a Capistrano, der zweifache Sieger". Das Drama behandelt in wirksam gebauten und tiefempfundenen Szenen die Befreiung Belgrads (1456) durch die Entschlossenheit und Glaubenszuversicht des Franziskaners, der von Herrn Weimar in guter Verinnerlichung gegeben wurde. Dem weiteren tüchtigen Darsteller einzeln zu gedenken, gestattet leider der Raum nicht. Das sehr zahlreich erschienene Publikum folgte den dramatischen Vorgängen mit Anteil und starkem Beifall.

Schauspielhaus. „Der Amerikafahrer" nennt sich ein Versspiel von M. Halbe, das bereits vor 16 Jahren in Berlin gestrandet. Der Autor hat ihn inzwischen wieder renoviert, zu gleicher Stunde hier und in Berlin widerfuhr ihm jedoch das gleiche Schicksal wie damals. Nicht unverdient, diesem gequälten Humor ist nicht aufzuhelfen. Es hat darum wenig Zweck, mehr Worte an eine verlorene Sache zu verschwenden.

Aus den Konzertsälen. Brahms achte Symphonie war der Höhepunkt des Sommerzyklus in der Tonhalle. Es ist Ferdinand Löwe gelungen, im 8. Abonnementskonzerte die Aufführung dieser Tondichtung nun mit nicht geringerer Wirkungskraft zu wiederholen. Es war eine Wiedergabe, der kein Erdenrest anhaftete, wie man sie auch von einem ersten Orchester und einem ersten Dirigenten nicht alle Tage verlangen kann. Im besonderen war es der Klangzauber des Adagios und das wuchtige Finale, die auf den zahlreichen Zuhörerkreis eine überwältigende Wirkung auslösten. Eine Bachsche Orgelphantasie, die Ad. Hempel spielte, leitete den Abend ein. Im Volkssymphoniekonzert dirigierte Prill mit sehr gutem Gelingen Glucks Ouvertüre zu Alkeste und die Eroica. Die Solisten des Abends waren E. Heyde und Gerald Maas, welche Brahms Konzert für Violine und Violoncello op. 102 mit glänzendem Gelingen boten, von Prills feinsinniger, diskreter Orchesterleitung bestens unterstützt. Die genannten bemerkenswerten Künstler hatten sich einige Tage später mit der hochbegabten jungen Pianistin Emmy Braun zu einem sehr genußreichen Kammermusikabend vereinigt. Die Künstlerin bewährte ihre glänzende Technik, bei der der kraftvolle und doch alle Härte meidende Anschlag besondere Hervorhebung verdient, und ihre plastische Gestaltungsgabe wiederum aufs glücklichste. Sie spielte mit Heyde Beethovens A-Dur Sonate op. 12 Nr. 2, sowie mit diesem und Maas Tschaikowsky A-Moll Trio op. 50. Das Publikum, das sehr zahlreich erschienen war, spendete stürmischen Applaus.

In der Münchener Richard Straußwoche, die vom 23. bis 28. Juni stattfindet, werden folgende Künstler- und Künstlervereinigungen mitwirken: In den im Prinzregententheater veranstalteten drei Festaufführungen „Feuersnot", „Salome" und „Elektra" Margarete Preuse-Matzenauer (München), Zdenka Faß-

bender (München), Edith Walker (Hamburg), Maud Fay (München), Lisbeth Ulbrich (München), Fritz Feinhals (München), Ernst Kraus (Berlin), Dr. Raoul Walter (München), Paul Bender (München). In den Konzerten werden mitwirken: Tilly Koenen (Haag), Edith Walker (Hamburg), Fritz Feinhals (München), Baptist Hoffmann (Berlin), Wilhelm Backhaus (London) und das Rosé-Quartett (Wien). Als Festdirigenten fungieren Felix Mottl, Ernst v. Schuch und Richard Strauß.

Verschiedenes aus aller Welt. Pater Hartmanns jüngst in München aufgeführtes Oratorium „Das letzte Abendmahl" wurde in Prag unter Leitung des Komponisten mit hervorragendem Erfolge aufgeführt. Außer den Solisten, den Kammersängerinnen Gutheil-Schoder (Wien), Goetze (Berlin) und Denys (Rotterdam) wird die musikalische Ausgeglichenheit des über 300 Personen bestehenden Chores als mustergültig bezeichnet. Zwei weitere Aufführungen stehen bevor. Die für Februar in München geplante Uraufführung des Oratoriums „Der Tod des Herrn" soll, wie ich mit Bedauern erfahre, vorläufig verschoben werden. Es wäre betrüblich, wenn hier am Wohnorte des geistlichen Tondichters das Interesse an seinen Oratorien sich geringer erwiese, als in so vielen großen musikalischen Zentren des Auslandes. — In Dresden starb, 44 Jahre alt, der Dichter Otto Jul. Bierbaum, der zu den Führern der „Moderne" gerechnet wurde. Sein burschikoser Humor und seine oft peinlich wirkende Erotik werden ihn nicht überdauern, wertvoll sind seine Operndichtungen für Thuille „Gugeline" und „Lobetanz", von denen letzteres Werk in diesen Tagen in Frankfurt a. M. neuerdings einen Erfolg zeitigte; von seiner Lyrik ist besonders der von Rich. Strauß vertonte „Traum in der Dämmerung" von Stimmungskraft; eine Zeitlang fesselten seine mit Mottl unternommenen Reformbestrebungen für das Ballett („Pan im Busch"); ein wirksames Theaterstück von Saisonerfolg war „Stella und Antonie". Im ganzen überwog in Bierbaum der Journalist und Anreger. Seine temperamentvollen Schriften über Uhde, Hans Thoma und Liliencron trugen viel dazu bei, diesen Meistern den Weg zu ebnen. — Holz und Jerschke haben ihr neues Lustspiel: „Die Perle der Antillen" dem Theater in Halle mit gutem Erfolge zur Erstaufführung anvertraut. Im Mittelpunkt der Handlung steht wieder eine „Traumulusfigur", deren Ideale in dem Kampf mit der Welt unterliegen. — In einem Londoner Arbeiterviertel ließ eine Philanthropin die Elektra des Euripides in streng klassischem Rahmen aufführen. Die Wirkung auf die einfachen Leute wird als eine tiefgehende geschildert.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Eine Reihe von unangenehmen Momenten bewirkte an allen internationalen Börsenplätzen in kurzer Zeit eine abflauende, teils beunruhigende Tendenz. Nach der langen Epoche der Haussekonjunktur war es leicht an den Börsen, die Stimmung für die bisher favorisierten Industriewerte umzuändern und eine Ernüchterung der Kapitalistenkreise hervorzurufen. Doch auch abgesehen von den börsentechnischen Momenten, die in der Hauptsache nach auf das gewaltige Anschwellen von Spekulationsengagements zurückzuführen sind, liegen in der Tat so schwierige Probleme für die Börsen vor, dass es nicht zu verwundern ist, wenn die Kurse bis jetzt nicht mehr gefallen sind. Vor allem bildet Amerika mit seinen undurchsichtigen Finanzmanipulationen an der Neuyorker Börse neuerdings den Grund zur vorsichtigen Beachtung. Auf umfangreiche Liquidationen von Effekten sind Zahlungseinstellungen und grosse Kursverluste erfolgt. Ungünstige Eisenbahnausweise und eine merkliche Verschlechterung der Situation am amerikanischen Eisenmarkt bilden auch Signale einer Depression des Wirtschaftsmarktes in Amerika, zum mindesten Zeichen einer beginnenden Stagnation der bisherigen industriellen Hochkonjunktur. Dazu kommt die Unsicherheit der handelspolitischen Beziehungen Amerikas mit einzelnen Staaten hinsichtlich neuer Handelsabkommen und Zolltarife. Zu diesen amerikanischen finanziellen Bedenken gesellten sich zunächst Alarmnachrichten über politische Verwicklungen am Balkan. Schon die Möglichkeit, dass es in diesem europäischen Kriegswetterwinkel in diesem Frühjahr zu irgend welchen Komplikationen kommen kann, versetzt die Börse in eine stets fieberhafte Unruhe. Die Schwierigkeiten wegen Kreta und die politische Unsicherheit in Griechenland bieten genügend Zündstoff, wie auch die Grenzreibereien zwischen der Türkei und Bulgarien beachtet werden. Wenn auch an eine Gefährdung des Friedens an den Börsen nicht geglaubt wird, so legt man sich doch dieserhalb die grösste Zurückhaltung im Effektenverkehr auf. Allenthalben bezeichneten konstante Kursrückgänge, dass die Situation an den Börsen ernster geworden ist. Dass die Kurse nur verhältnismässig geringfügige Einbussen erleiden, hängt wohl vor allem mit der unveränderten Geldabundanz zusammen. Die deutsche Reichsbank ist in letzter Zeit zwar etwas stärker mit ihren Mitteln in Anspruch genommen worden. Die Aussichten am Geldmarkt sind jedoch nach wie vor gute, wenn auch nicht zu verkennen ist, dass eine vorübergehende Abspannung vorherrscht. Dies bewirken die Tatsache der vielen Emissionen in letzter Zeit und die Vorbereitungen zu neuen Anleihen und Kapitalinvestitionen verschiedener Banken und Industriegesellschaften. Neben den inzwischen plazierten neuen deutschen Anleihen werden andere bedeutende Emissionen gemeldet. Bulgarien nimmt eine 100 Millionen Francs grosse neue 5% Anleihe auf und Rumänien hat mit einem Konsortium eine 4% Anleihe von 128 Millionen Francs abgeschlossen. Beide Anleihen gelangen in Bälde zur öffentlichen Zeichnung auf den Markt — vorausgesetzt, dass die Balkanwirren nicht störend wirken. Da deutsche Banken beteiligt sind, wird auch der deutsche Geldmarkt hieran partizipieren. Zeitweise wurden die Börsen auch durch die Wirkung der Hochwasserkatastrophe in Frankreich ungünstig beeinflusst. Grosse Verluste sind entstanden. Börse, Handel und Industrie, sowie vorübergehend auch der Geldmarkt, wurden dadurch beeinträchtigt. — An der Berliner Börse unterlagen die Kurse aller Industrieaktien einem mehr oder minder starken Kursdruck, wenn auch die bisherige Widerstandsfähigkeit eine direkt flaue Tendenz verhinderte. Am Bankaktienmarkt waren die Kurseinbussen wohl im Hinblick auf die Bilanztaxationen geringfügiger. Einen stärkeren Verlust verzeichnen die Montanwerte und einzelne andere Sparten, wie Maschinen-, chemische und Elektrizitäts-Aktien. Ungünstig wirkte auch das Vorgehen der Auer Gasglühlicht-Gesellschaft, welche die von der Verwaltung anfänglich projektierte Verdoppelung des Aktienkapitals rückgängig machte mit der Motivierung, dass diese Massnahme bei den Aktionären Beunruhigung hervorgerufen habe. Die Aktien dieser Gesellschaft erlitten, trotz dieses Rückzuges der Verwaltungsorgane, einen scharfen tendenziösen Kurssturz. — Auf Grund der von verschiedenen Montansyndikaten neuerdings vorgenommenen Preiserhöhungen und Meldungen von gebesserter Beschäftigung im Eisen- und Kohlenbetriebe charakterisiert sich der Grundton der Börsen schliesslich wiederum fest. Bald waren die verschiedenen trüben Aussichten am politischen und finanziellen Horizont vergessen, und nachdem am offenen Geldmarkt eine leichte Besserung notiert werden konnte, war die freundliche Stimmung an den Börsen wieder zum Durchbruch gelangt. Auf wie lange Zeit allerdings, ist nicht zu sagen; zu hoffen bleibt, dass unvorhergesehene Zwischenfälle den lockeren Grund der Börsen nicht erschüttern sollen.

M. Weber.

Bayerische Handelsbank München. Der Gesamtumlauf an Pfandbriefen erreichte am 31. Dezember 1908 die Summe von ℳ 308'754,200 gegen Ende Juni 1908 von ℳ 293'371.600, also eine Zunahme von ℳ 15'382.600 und gegen Ende 1908 eine Zunahme von ℳ 32'901.400. Der Gesamtbestand der Hypotheken betrug am 31. Dezember 1909 ℳ 311'325,291.75, also gegen Ende Juni 1909 mit ℳ 294'049,941.55 eine Zunahme von ℳ 17'275,350.20 und gegen Ende 1908 eine Zunahme von ℳ 32'685,515.57.

Die Bayerische Hypotheken- u. Wechselbank München beschloss in der Aufsichtsratssitzung als Dividende pro 1909 wiederum 13% der Generalversammlung vorzuschlagen und das Aktienkapital behufs Erweiterung der Pfandbrief-Umlaufsziffer auf 60 Millionen Mark zu erhöhen, das ist also um ℳ 5'714,285.70 Aktien.

M. W.

Münchener Glasmalerei. Die Kirche St. Johannes-Baptista in München-Haidhausen hat vor kurzer Zeit ein Glasgemälde erhalten, das weitaus alles übertrifft, was diese Kirche an ähnlichen Erzeugnissen aufzuweisen hat. Das in der Südwestpartie des Langhauses befindliche Kunstwerk ist von der altrenommierten Firma Kirchmair (Inhaber Prof. L. Segmiller) in München angefertigt; die Zeichnung stammt von August Pacher. Schon vor einiger Zeit hatten wir Gelegenheit, an dieser Stelle auf den Entwurf dazu aufmerksam zu machen. Das Fenster gilt dem heiligen Johannes, der auf Patmos seine Offenbarungen erlebt. Von ihnen sehen wir hier jene von den zahllosen Auserwählten aller Völker und Geschlechter. In der Ausführung wirkt das Glasgemälde wundervoll. Die Durchführung ist zeichnerisch und farbig vorzüglich. Ein zweiter Entwurf mit der Seefahrt des heiligen Ludwig wartet in der Kirchmairschen Anstalt noch der Ausführung. Es wird in fertigem Zustande die gleichen Vorzüge entfalten, wie das vorige.

Felix Hinzen.



Tonhalle.

Konzertverein München e. V.

Mittwoch, **9.** Februar
8 Uhr abends

Volks-Symphonie-Konzert

Dirigent: Hofkapellmeister **Paul Prill**.
Solist: Prof. **Eduard Bach** (Klavier).

Berlioz: Ouverture zu „Rob Roy".
C. Franck: Symph. Variationen für Klavier und Orchester.
Beethoven: Vierte Symphonie.

Kartenverkauf an der Billettenkasse der Tonhalle (Türkenstrasse), bei M. Rieger, Universitätsbuchhandlung, Odeonsplatz, und im Billettenkiosk am Lenbachplatz.

Annoncen-Akquisiteure

an allen grösseren Orten gegen hohe Provision gesucht für eine hochangesehene, weitverbreitete Zeitschrift. Bei zufriedenstellenden Leistungen kann Anstellung gegen angemessenes Fixum erfolgen. Offerten sind zu richten unter K. W. 3750 an die Geschäftsstelle der „Allgem. Rundschau" München.

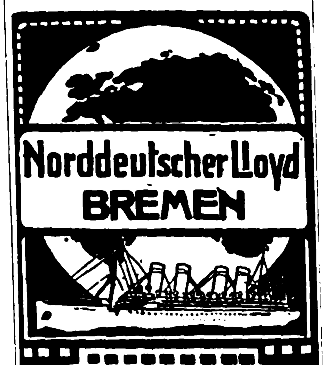
Beginn des Ausschankes
unseres

St. Benno-Bieres

: Samstag, den 12. Februar. :

In Gebinden und Flaschen zu beziehen direkt von der Brauerei und deren sämtlichen Wirten.

Telephon Nr. 8294. **Aktienbrauerei zum Löwenbräu in München.**



Schnell- und Postdampfer-Verbindungen
von Bremen n. allen Weltteilen

Nord- und Süd-Amerika

New York zweimal wöchentlich direkt oder über Southampton-Cherbourg
Baltimore - Galveston Brasilien und **La Plata**

Ost-Asien und Australien
Reichspostdampfer-Linien

Nähere Auskunft erteilen
Norddeutscher Lloyd in Bremen

Kajütsbureau des **Nordd. Lloyd H. G. Köhler, München**, Promenadeplatz 19 (Hotel Bayer. Hof).
Agentur des **Nordd. Lloyd Danler & Co., München**, Bayerstr. 27.

Wer gibt frdl. Rat?

Geistlicher sucht für seinen **Bruder** (Einj. d. Realgymn.), d. der durch Unfall ein Bein verloren, aber mit künstlichem gut gehen kann, **Lebensstellung**. Porto wird gern erstattet. Frdl. Vorschläge erbeten unt. **F. M. 9160** a. d. Geschäftsstelle d. „Allg. Rundschau", München.

Stottern

heilt gründlich **C. Denhardt's** Anst., staatl. ausgez., **Stuttgart**. Prospekt mit amtl. Zeugn. gratis. Honorar **nach** Heilung.

Im Verlag der **J. J. Lentnerschen** Hofbuchhandlung in **München**, Dienerstr. 9, ist soeben erschienen:

:: Die ::
Radiotelegraphie im Völkerrecht

Von
Dr. jur. et rer. pol. **Joseph Kausen.**

95 Seiten gr. 8, eleg. geh. M. 2.—.

Die Schrift behandelt in erschöpfender Weise unter eingehender Berücksichtigung der vorhandenen Literatur diese neueste Frage auf dem Gebiete internationalen Rechtes. Wer immer sich mit diesem Gegenstand beschäftigt, wird mit hohem Interesse den klaren Ausführungen des Verfassers folgen. Von besonderem Wert ist die ungemein reichhaltige Literatur- und Quellenangabe.

Die Bayerische Landwirtschaftsbank

E. G. m. b. H.

Prinz Ludwigstr. 3 **München** Prinz Ludwigstr. 3

gewährt unkündbare, tilgbare Hypothekdarlehen auf land- und forstwirtschaftl. Grundbesitz, sowie unkündbare, tilgbare Darlehen ohne Hypothekbestellung an ländliche Gemeinden mit 3¾ Proz. oder 4¼ Proz. Zins und mindestens ½ Proz. Tilgung.

Die Darlehensgesuche können durch die Vertrauensmänner der Bank, ferner durch Darlehenskassen-Vereine oder direkt bei der Bank provisionsfrei eingereicht werden.

Die Pfandbriefe der Bank, sowie deren Schuldbriefe für Gemeindedarlehen (Kommunal-Obligationen) sind als zur Anlage von Gemeinde- und Stiftungskapitalien, sowie von Mündelgeldern geeignet erklärt.

Die Geschäfte der Bank werden durch einen königlichen Kommissär überwacht.

Einbanddecken für den VI. Jahrgang der „Allgem. Rundschau"

sind direkt von der Geschäftsstelle der „Allgemeinen Rundschau" in München, Galeriestrasse 35a Gartenhaus und auch auf dem Buchhandelswege zu beziehen. Wirkungsvolle moderne Perga-Decke mit feingetönter Titelfassung. Preis pro Exemplar M. 1.25.

Sammelmappen mit gleicher Decke, welche zur Aufnahme eines ganzen Jahrganges dienen, kosten M. 1.50 pro Exemplar.

Deutsche Hypothekenbank in Meiningen.

Bilanz vom 31. Dezember 1909.

Aktiva.

		M.	Pf.
An Kassa-Konto		1,313,206	68
„ Kontokorrent-Konto		1,166,476	52
„ Lombard-Konto		1,555,500	68
„ Effekten-Konto		6,779,732	37
„ Wechsel-Konto		1,933,721	97
„ Diverse Debitoren		185,333	02
„ Konto für hypothekarische Darlehen			
Zur Deckung der Pfandbriefe bestimmte Hypotheken	M. 527,710,500.05		
Sonstige Hypotheken	„ 3,707,776.71	531,418,276	76
Konto für hypothekarische Lombard-Darlehen		1,353,582	06
„ Konto für Hypotheken-Zinsen und -Annuitäten		7,290,399	62
„ Bankgebäude-Konto		1,589,000	—
		554,585,229	68

Passiva.

		M.	Pf.
Per Aktien-Kapital-Konto		25,500,000	—
„ Reservi-Konti		6,162,685	77
„ Konto für vorgetragene Zinsentschädigungen		302,757	40
„ Konto für vorgetragenes Pfandbrief-Agio		853,694	45
„ Konto für Zinsbogensteuer		100,000	—
„ Prämienfonds-Konto		2,384,809	74
„ Kontokorrent-Konto		2,579,675	66
„ Diverse Kreditoren		612,939	84
„ Konti für Pfandbriefe			
4% Prämien-Pfandbriefe	M. 16,462,500.—		
4% Pfandbriefe	„ 363,217,600.—		
3½% Pfandbriefe	„ 128,279,600.—		
Noch nicht erhobene ausgeloste Pfandbriefe	„ 233 600.—	508,193,800	—
„ Pfandbrief-Zinsen-Konto		5,130,625	[illegible]
„ Dividenden-Konto (unerhobene Dividende)		2,068	[illegible]
„ Gewinn- und Verlust-Konto		2,763,27[illegible]	[illegible]
		554,585,[illegible]	[illegible]

Meiningen, den 10. Januar 1910.

Deutsche Hypothekenbank.
Dr. **Braun.** **Kircher.** **Paulsen.**

Die für das Jahr **1909** auf **7%** festgesetzte Dividende gelangt mit **M. 21 für die Aktie zu M 300** und mit **M 84 für die Aktie zu M 1200** gegen Rückgabe der mit dem **Firmenstempel** oder dem **Namen** des Einreichenden zu versehenden Dividendenscheine von heute ab zur Auszahlung.
Meiningen, den 5. Februar 1910. **Die Direktion.**





Oberbayer. Zellstoff- u. Papierfabriken Aktiengesellschaft München

Bilanz per 30. Juni 1909.

Aktiva

	M.	Pf.	M.	Pf.
Hauptwerk:				
a) Grund und Boden			35,647	10
b) Waldbesitz	83,827	27		
Zugang	384	50	84,211	77
c) Wasserkräfte			315,000	—
d) Kanal- u. Wehranlage	131,420	—		
Abschreibung	2,600	—	128,820	—
c) Gebäude	418,106	72		
Zugang	6,429	53		
	424,536	25		
Abschreibung	8,400		416,136	25
f) Gasthausanwesen am Baum			90,000	—
Schmerold:				
a) Wasserkraft, Kanal- und Wehranlage	101,500	—		
Zugang	358	10		
	101,858	10		
Abschreibung	2,000	—	99,858	10
b, Grund, Boden u. Gebäude	102,956	55		
Zugang	1,975	—		
	104,931	55		
Abschreibung	2.100	—	102,831	55
Maschinen:				
a) Hauptwerk	250,942	16		
Zugang	44,693	38		
	295,635	54		
Abschreibung	25,000	—	270,635	54
b) Schmerold	53,957	15		
Abschreibung	5,400	-	48,557	15
Schleiferei-Umbau	45,163	17		
Zugang	10,464	75	55,627	92
Utensilien und Werkzeuge	5,762	41		
Zugang	1,319	19		
	7,081	60		
Abschreibung	900	—	6,181	60
Rollbahn-Anlage	15,539	75		
Zugang	101	95		
	15,641	70		
Abschreibung	1,600	—	14,041	70
Motore und Fuhrpark	63,368	10		
Zugang	7,335	45		
	70,703	55		
Abschreibung	6.300	-	64,403	55
Mobiliar	2,382	04		
Zugang	1,777	07		
	4,159	11		
Abschreibung	400	—	3,759	11
Redenfelden: Neuanlage	300,760	70		
Zugang	1,891,794	39	2,192,555	09
Vorräte: Holz und andere Rohstoffe, fertige u. halbfertige Waren u. Materialien in Miesbach und Redenfelden			1,477,069	50
Aussenstände: Debitoren			199,748	25
Kassabestand			8,029	86
Wechselbestand			4,668	50
Effekten			20,204	60
Gewinn- u. Verlust-Konto			109 718	87
			5,747,706	01

Passiva

	M.	Pf.	M.	Pf.
Aktienkapital			2,500,000	—
Gesetzlicher Reservefonds	31,322	34		
Zuweisung aus dem Vorjahr	253	35	31,575	69
Hypotheken-Schulden Hauptwerk	345,181	15		
Rückzahlungen	25,946	19		
	319,234	96		
Zugang für Gasthausanwesen am Baum	85,000	—	404,234	96
Guthaben d. Vorbesitzers	65,500	-		
Rückzahlung	15.000	—	50,500	—
Anwesen Schmerold:				
Kaufschillingsrest	49,488	05		
Rückzahlung	20,125	55	29,362	50
Kreditoren			2,726,632	86
Wohlfahrtsfonds	2,185	—		
Abgang	35	—	2,150	—
Reserve für Gebührenäquivalent	1,000	-		
Zugang	2,000	-	3,000	—
Dividenden-Konto	350	—		
Auszahlung	100	-	250	—
			5,747,706	01

Gewinn- und Verlust-Konto per 30. Juni 1909.

Soll

	M.	Pf.	M.	Pf.
An General-Unkosten:				
Zinsen, Gehalte, Steuern u. Versicherung, Provisionen u. Unkosten	136,781	27		
Debitoren-Verluste	1,023	53		
Reservefonds, Ueberweisung aus dem Vorjahre	253	35		
Gebührenäquivalent-Ueberweisung	2,000	—	140,058	15
An Abschreibungen:				
Kanal- u. Wehranlage B.	2,600	—		
Gebäude B.	8,400	-		
Maschinen B.	25,000	—		
Utensilien und Werkzeuge	900	—		
Rollbahnanlage	1,600	—		
Motoren- und Fuhrpark	6,300	—		
Maschinen Sch.	5,400	—		
Kanal- und Wehranlage Sch.	2,000	—		
Gebäude Sch.	2,100	—		
Mobiliar	400	—	54,700	—
			194,758	15

Haben

	M.	Pf.
Per Vortrag v. 1. Juli 1908	10,667	—
„ Bruttogewinn	44,372	28
„ Spezialreservefonds	30,000	—
„ Verlustsaldo	109,718	87
	194,758	15

Bayerische Handelsbank.

Bekanntmachung nach §§ 23 und 41 des Hypothekenbankgesetzes für den 31. Dezember 1909.

Gesamtbetrag der im Umlauf befindlichen Hypothekenpfandbriefe	Mk. 308,754,200 —
Gesamtbetrag der in das Hypothekenregister eingetragenen Hypotheken nach Abzug aller Rückzahlungen oder sonstigen Minderungen	Mk. 311,325,291.75
Von der Gesamtsumme der regiestrierten Hypotheken kommt der Betrag von	Mk. 302,300 —
als Pfandbriefdeckung nicht in Ansatz.	
Gesamtbetrag der im Umlauf befindlichen Kommunal-Schuldverschreibungen	Mk. 5,336,000.—
Gesamtbetrag der in das Kommunal-Darlehensregister eingetragenen Kommunal-Darlehen nach Abzug aller Rückzahlungen oder sonstigen Minderungen	Mk. 6,119,203.44

München, den 1. Februar 1910.

Bayerische Handelsbank.

Chefredakteur Dr. Armin Kausen; für die Redaktion verantwortlich in Vertretung: A. Hammelmann;
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.
Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag. In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gb. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 8. München, 19. Februar 1910. VII. Jahrgang.

Friede in Sicht!

Von

Clemens Graf von Galen.

Die Mahnung zum Frieden in der Gewerkschaftsfrage, die Se. Eminenz der Hochw. Erzbischof von Köln, Kardinal Fischer, in seinem diesjährigen Fastenhirtenbrief ausgesprochen hat, ist in den beteiligten Kreisen nicht unbeachtet geblieben. „Der Arbeiter“, das Organ des Verbandes der katholischen Arbeitervereine (Sitz Berlin) begrüßt in seinem Leitartikel vom 30. Januar 1910 (Nr. 5) dankbar das oberhirtliche Wort. Die „Westdeutsche Arbeiterzeitung“, Organ des Verbandes katholischer Arbeiter- und Knappenvereine Westdeutschlands, widmet die ganze Nummer 5 vom 29. Januar der „Klärung“ der strittigen Punkte. Gewiß, nicht alles, was hier von beiden Seiten im Anschluß an das Bischofswort gesagt wird, ist geeignet, „um dem Hader, der dem katholischen Volke zum Aergernis gereicht, endgültig Halt zu gebieten und Friede und Eintracht, christliche katholische Liebe triumphieren zu lassen“. Dennoch enthält besonders die Nummer der „Westdeutschen Arbeiterzeitung“ überaus erfreuliche Darlegungen über die prinzipielle Seite der Streitfrage, Darlegungen, welche zeigen, daß beide Richtungen im Prinzip sich heute sehr nahestehen, und die somit bei dem guten Willen, der auf beiden Seiten herrscht, die Möglichkeit des Friedens nähergerückt erscheinen lassen, als man bisher zu hoffen wagte.

In dem Artikel „Zur Psychologie der Spannung“ zitiert die „Westdeutsche Arbeiterzeitung“ die Schlußsätze der berühmten Arbeiterpredigt Bischof Kettelers vom 22. Juli 1869:

„Ihr seht, daß ihr auch als Katholiken euch den Bestrebungen und den Bewegungen im Arbeiterstande ohne Verletzung euerer Religion in großem Umfange anschließen dürft. Ihr seht aber auch zugleich, daß alle diese Bestrebungen eitel und vergeblich sind, wenn nicht die Religion und Sittlichkeit ihre Grundlage bilden.“ Der Artikelschreiber fügt hinzu: „Zu beiden Sätzen Kettelers werden die Vertreter unserer heutigen christlichen Gewerkschaften aus ganzer Seele ihr „Amen“ sagen.“ Wollen nicht auch die Vertreter der „Berliner Richtung“ in dieses „Amen“ einstimmen? Gewiß! Also darin besteht Einigkeit. Alle wollen mitarbeiten zum Wohl des arbeitenden Volkes; alle wollen diese Bestrebungen gestellt sehen auf die Grundlage der Religion und Sittlichkeit.

Zur praktischen Durchführung dieses Programms gründete man im ganzen katholischen Deutschland Arbeitervereine, katholische Arbeitervereine; an der Spitze eines jeden steht der vom Bischof ernannte geistliche Präses; damit ist wohl ausreichende Garantie gegeben, daß ihre Bestrebungen sich auf der Grundlage von Religion und Sittlichkeit entfalten. Ueberall hat man diesen durchaus kirchlich katholischen Vereinen die Aufgabe gestellt, die Arbeiterschaft in ihren religiös-sittlichen, sozialen und staatsbürgerlichen Bestrebungen zu leiten und zu unterstützen. Auch darin herrscht Uebereinstimmung auf beiden Seiten. Wo aber soll der katholische Arbeiter seine berufswirtschaftlichen Interessen vertreten finden; in welcher Organisation soll er seinen Einfluß geltend machen auf die Regelung der Lohnfrage und der Arbeitsbedingungen? Im Arbeiterverein als solchem? Nein, das ist nicht möglich, so antworten übereinstimmend die Arbeiterführer beider Richtungen. Wo also?

Auf beiden Seiten steht man heute auf dem Standpunkt, daß auch diese Fragen nur auf der Grundlage von Religion und Sittlichkeit gelöst werden dürfen. „Daß die von den Gewerkschaften angestrebte Verbesserung der Arbeitsverhältnisse sich im Rahmen von Recht und Gesetz und innerhalb der Grenzen wirtschaftlicher Möglichkeiten bewegen muß, daß sie sich vollziehen muß ohne Verletzung höherer (religiöser und politischer) Interessen und Ideale, das ist selbstverständlich.“ („Westdeutsche Arbeiterzeitung“.) Aber wo finden wir die Garantie, daß unsere katholischen Arbeiter, nicht dem bösen Beispiele anderer folgend, diese Grundlage verlassen? Hier beginnt die Meinungsverschiedenheit: Im Berliner Verband werden innerhalb der einzelnen Arbeitervereine Fachabteilungen gebildet zur Vertretung der wirtschaftlichen Interessen der einzelnen Berufe. Alle Mitglieder der Fachabteilung gehören dem Arbeiterverein an, in dem ihnen fort und fort die katholischen Grundsätze für das Wirtschaftsleben eingeschärft werden; da kann es nicht leicht geschehen, daß sie diese Grundsätze bei der Lösung einzelner praktischer Fragen vergessen. Niemand wird leugnen, daß damit eine möglichst große Garantie geboten wird, daß unsere Arbeiter im wirtschaftlichen Leben nichts erstreben, was gegen Religion und Sittlichkeit verstößt.

Aber ist dies die einzig mögliche ausreichende Garantie? Im Westdeutschen Verband und in Süddeutschland ist man der Ansicht, daß eine so enge Verbindung der Berufsgruppen mit den katholischen Arbeitervereinen nicht notwendig sei. Man gründete christliche Gewerkschaften, neben den Arbeitervereinen und nahm in diese auch Nichtkatholiken auf. Will man damit sagen, daß unser heiliger Glaube bei der Lösung wirtschaftlicher Fragen nicht mitzureden hat? Diese Annahme wird klar und entschieden zurückgewiesen:

„Die christlichen Gewerkschaften wollen keinen „Interkonfessionalismus“ der Grundsätze, sondern nur der Mitglieder.“ „Grundsätzlich und praktisch stehen die katholischen Mitglieder und Freunde der christlichen Gewerkschaften auf dem Standpunkt, daß ein katholischer Arbeiter nur einer solchen Gewerkschaft angehören darf, die ihm nach vernünftiger menschlicher Voraussicht die tatsächlichen Garantien bietet, daß seine katholischen religiös-sittlichen Ueberzeugungen nicht verletzt, also zum wenigsten praktisch geachtet werden.“

So die eben genannte Nummer der „Westdeutschen Arbeiterzeitung“. Das sind sehr erfreuliche klare Worte; sie zeigen, daß ein prinzipieller Gegensatz in diesem wichtigsten Punkt zwischen beiden Richtungen heute nicht mehr besteht.

Nun aber die praktische Frage: Bieten die christlichen Gewerkschaften tatsächlich diese Garantie, trotz des „Interkonfessionalismus“ der Mitglieder?

Die „Westdeutsche Arbeiterzeitung“ führt die Stelle aus Gisberts „Friede im Gewerkschaftsstreit“ Seite 11 an:

„Die christlichen Gewerkschaften verpflichten sich in ihren Statuten in aller Form, die religiös-sittliche Uebung ihrer Mitglieder in der gewerkschaftlichen Praxis zu berücksichtigen.“ Darnach dürfen also die Maßnahmen der christlichen Gewerkschaften statutengemäß die religiös-sittlichen Grundsätze ihrer katholischen Mitglieder in der gewerkschaftlichen Praxis nicht verletzen. Daß dies durch Statut festgelegt ist, dürfte vielen Anhängern der „Berliner Richtung“ neu sein. Vielleicht wäre es gut, wenn diese Stellen aus den Statuten der christlichen Gewerkschaften einmal durch Veröffentlichung in der Presse allen zugänglich gemacht würden. Das würde manche Bedenken beseitigen.

Damit wäre also eine Garantie gegeben, die beide Richtungen auch praktisch sich näher bringt. Ist sie ausreichend?

Der Berliner Verband glaubt verlangen zu müssen, daß die Mitglieder der Fachabteilungen sich Belehrung und Befestigung in den maßgebenden katholischen Grundsätzen in den Versammlungen der Arbeitervereine erwerben.

Der westdeutsche Verband erstrebt ähnliches. Auf dem letzten Kölner Gewerkschaftskongreß sagte der Abg. Giesberts:

„Die konfessionellen Vereine sind für unsere ganze Bewegung von einer grundsätzlichen Bedeutung wichtigster Art.... Wenn die Institutionen verschwinden, die heute in erster Linie die Aufgabe haben und erfüllen, die christlichen Ideale im Volke zu erhalten, dann fließt uns der Boden unter den Füßen fort", und Generalsekretär Stegerwald sagte 1908 in Düsseldorf: „Die Sozialdemokratie darf nicht bloß als wirtschaftliche, sondern muß in viel stärkerem Maße als geistige Bewegung und als Weltanschauung beurteilt werden. Daher müssen auch die katholischen Arbeiter in der Weltanschauungsfrage vertieft werden, damit sie als Einzelkämpfer ihren Mann zu stellen vermögen. Schon aus diesem Gesichtswinkel haben die christlichen Gewerkschaften ein so dringendes Interesse an den katholischen Arbeitervereinen." („Westdeutsche Arbeiterzeitung".)

Man sieht, auch die Führer der christlichen Gewerkschaftsbewegung sehen in der Zugehörigkeit ihrer Mitglieder zu den katholischen Arbeitervereinen eine wichtige Vorbedingung für die Anwendung der unwandelbaren religiösen und sittlichen Normen in dem wirtschaftlichen Streben der christlichen Gewerkschaften. Tatsächlich gehört auch die überwiegende Mehrheit der christlichen Gewerkschaftler katholischen Arbeitervereinen an; leider ist eine genaue Statistik darüber unseres Wissens bis heute nicht veröffentlicht. Sie würde beweisen, daß praktisch auch hier beide Richtungen sich sehr nahestehen.

Freilich, die Zugehörigkeit zu einem katholischen Arbeiterverein obligatorisch zu machen, wie es die katholischen Fachabteilungen tun, hindert die christlichen Gewerkschaften der „Interkonfessionalismus" der Mitgliedschaft. Man mag das bedauern, und manche Freunde der Gewerkschaftsbewegung bedauern es, aber es geht nicht an, bei dem heutigen Stand der Entwicklung ohne zwingende Gründe jenen wackeren nichtkatholischen Männern, die bis jetzt, teilweise unter großen Opfern, in den christlichen Gewerkschaften gearbeitet haben, den Stuhl vor die Tür zu setzen, weil sie nicht einem katholischen Arbeiterverein angehören. Gewiß, ihnen fehlt eine Autorität, welche verpflichtende Grundsätze für die Betätigung im Gewerkschaftsleben auf der Grundlage des göttlichen Sittengesetzes vorstellt; darum sind die Bedenken gegen den „Interkonfessionalismus" der Mitglieder wohl zu begreifen. Darf man vielleicht diese Bedenken zurückstellen überall dort, wo wie in West- und Süddeutschland die Katholiken weitaus die Mehrheit der christlich Organisierten bilden und nach vernünftiger Voraussicht stets bilden werden? Darf man sie auch dort zurückstellen, wo sie leicht in eine Minderheitsstellung gedrängt werden können? Wer soll das entscheiden? Daß es nach Lage der Verhältnisse notwendig sein kann, die an sich selbstverständliche Respektierung höherer (religiöser und politischer) Interessen und Ideale sogar in Namen und Form der gewerkschaftlichen Organisation deutlich hervorzukehren, bestätigt die „Westdeutsche Arbeiterzeitung" ausdrücklich. Also, wer soll entscheiden, ob und wo der „Interkonfessionalismus" der Mitglieder geduldet, resp. erstrebt werden darf?

Die Antwort wird nach den im Hirtenbrief des Kölner Erzbischofs veröffentlichten Worten des hl. Vaters in M.-Gladbach und Berlin gleichlautend sein. Nicht den Gewerkschaftsführern, nicht den katholischen Sozialpolitikern, nicht den Vorständen und Präsides der katholischen Arbeitervereine steht die definitive Entscheidung in dieser Frage zu! „Es ist Sache der Bischöfe, je nach Lage der örtlichen Verhältnisse zu beurteilen, ob gemischte oder konfessionelle Vereinigungen am Platze seien." Das ist ein Wort, das wahrhaft befreiend wirkt. Es wird von allen in beiden Lagern, die guten Willens sind, dankbar und freudig begrüßt werden. Die Kompetenzfrage ist für jeden treuen Katholiken endgültig entschieden. Die Anhänger der Berliner Richtung werden sich, treu ihren stets proklamierten katholischen Prinzipien, gern der bischöflichen Weisung fügen. Und auch die katholischen Freunde der christlichen Gewerkschaften werden ohne Ausnahme der „Westdeutschen Arbeiterzeitung" zustimmen, wenn sie schreibt: „Daß unter Umständen wirtschaftliche Organisationen religiöse Interessen verletzen und Anlaß zur kirchlichen Warnung oder Beanstandung geben können, ist jedem christlichen Gewerkschaftler klar". Also auch auf dieser Seite volle Bereitwilligkeit, die Entscheidung der kirchlichen Obrigkeit über die Form der wirtschaftlichen Organisation anzunehmen. Auch über den Weg zur Lösung dieser praktischen Frage herrscht heute Einmütigkeit. Gott sei Dank!

Gewiß, es gibt noch andere Punkte prinzipieller und praktischer Art, welche in beiden Lagern eine verschiedene Beurteilung finden. Sie sollen hier übergangen werden, ist doch keiner von so weittragender Bedeutung, wie der im Vorstehenden behandelte. Wird die heute tatsächlich bestehende Einmütigkeit in der Beurteilung des hauptsächlichen Streitpunktes festgehalten, so werden sich alle übrigen Differenzen in ruhiger Diskussion und ohne Erbitterung erledigen lassen.

Wir fassen zusammen:

Die beiden sich bisher befehdenden Richtungen in den katholischen Arbeitervereinen Deutschlands sind heute einig über folgende Grundsätze:

1. Die Bestrebungen der katholischen Arbeiter auf religiös-sittlichem, sozialem und staatsbürgerlichem Gebiet durch Belehrung und Leitung zu fördern, ist Sache der katholischen Arbeitervereine.

2. Die Bestrebungen zur Regelung der Lohnfrage und Arbeitsbedingungen für die einzelnen Berufe zu leiten, kann nicht Sache der Arbeitervereine als solcher sein, sondern muß besonderen Berufsorganisationen vorbehalten werden.

3. Der katholische Arbeiter darf sich nur einer Berufsorganisation anschließen, welche ihm ausreichende Garantien bietet, daß die religiös-sittlichen Grundsätze unseres hl. Glaubens durch ihre Beschlüsse und Maßnahmen nicht verletzt werden.

4. Die Entscheidung, ob die bestehenden oder zu gründenden Berufsorganisationen unter den jeweiligen örtlichen Verhältnissen durch ihre Zusammensetzung ausreichende Garantien bieten, steht definitiv den Bischöfen zu; und jeder katholische Arbeiter und Arbeiterfreund ist im Gewissen verpflichtet, sich praktisch nach der Entscheidung des Ortsbischofs zu richten.

NB. Es ist selbstverständlich, daß dieselben Prinzipien (3. und 4.) für andere wirtschaftliche Organisationen der Katholiken unter Berücksichtigung ihrer Eigenart Geltung haben.

Das ist die Situation der Streitfrage in diesem Augenblick; man sieht, die Aussichten für den Frieden sind günstiger wie je zuvor. Möge man Vergangenes vergessen sein lassen! Irren und Fehlen ist menschlich; aber es schmerzt und erbittert, immer wieder an frühere Irrtümer und Fehler erinnert zu werden. Man hört heute so oft die Mahnung, das Trennende zu vergessen, das Einigende zu pflegen. Wenn irgendwo, so ist diese Mahnung hier am Platz, wo bisher zwei Gruppen ernster, treuer, katholischer Männer, gewiß in bester Absicht, aber zum Schaden unserer hl. katholischen Sache aus prinzipiellen Gründen sich bekämpfen zu müssen glaubten. Mögen sie heute, wo, wie oben gezeigt, tatsächlich im wichtigsten Grundprinzip Einmütigkeit besteht, genug Selbstverleugnung und katholischen Edelmut besitzen und bezeigen, um beiderseits frühere Kränkung und Erbitterung zu vergessen und sich in christlich-katholischer Liebe die Hand zum Frieden zu reichen.

Nicht mehr nationalliberal!

Von Redakteur Jos. Schlierf-Baden-Baden.

Ein gut nationalliberales Blatt, der „Schwäb. Merkur" in Stuttgart, fällte als Antwort auf die „Abschüttelung" seines Karlsruhers Mitarbeiters das wuchtige Verdikt, daß es in Baden zur Zeit überhaupt kein nationalliberales Blatt mehr gibt! Und wenn die liberalen Zeitungen, welche die „neubadische" Großblockpolitik vertreten, nicht mehr nationalliberal sind, dann sind es logischerweise auch die Großblockpolitiker „nationalliberaler" Couleur nicht mehr! Damit ist diesen und ihrer Politik das Urteil gesprochen, gesprochen von einwandsfrei nationalliberaler Seite.

Der Karlsruher Mitarbeiter des „Schwäb. Merkur" gehört derjenigen nationalliberalen Richtung an, die bei der Etatsberatung im badischen Landtag der Staatsminister von Dusch als die „altliberale Tradition" bezeichnete. Diese hat bisher das



Wörtchen „national" vor liberal besonders betont. Dem „neuen Baden", das von dem nationalliberalen Zentralorgan, der „Bad. Landesztg.", nach der Hauptwahl proklamiert wurde, paßt dies bei der Großblockbrüderschaft schlecht in den Kram, deshalb legen sie den Nachdruck auf „liberal" und streichen die erste Silbe. Dieser „Liberalismus" muß aber so beschaffen sein, daß die Sozialdemokratie ihre helle Freude daran haben kann und der Anpassungsfähigkeit der badischen sogenannten Nationalliberalen ist das auch vollauf gelungen. Viel bemerkt wurde ja die Bewegung, vielerorts aus den bisherigen nationalliberalen Vereinen und Organisationen schlechtweg „liberale" zu gestalten und dies geschah von offizieller Seite.

Bis nach den Hauptwahlen war auch ein entschiedener Gegner des Großblockes der „Mannheimer General-Anzeiger", der sich Beziehungen zum Parteiführer Bassermann nachrühmen läßt. Als dieser aber im Reichstag eine „Erklärung" für das liberal-sozialdemokratische Bündnis in Baden fand, schwenkte das tapfere Blatt mutig in die Reihen der großblockfreundlichen Zeitungen ein und so konnte vor wenigen Tagen auf einer nationalliberalen Versammlung in Mannheim der Parteisekretär erklären: Nationalliberale Blätter in Baden, die das Stichwahlabkommen mit der Sozialdemokratie mißbilligen, gibt es nicht; es gibt nur ein solches Blatt in Württemberg, den „Schwäbischen Merkur". — Der „Merkur" nimmt diese Aeußerung als Ehrenzeugnis gerne an, geht einen Schritt weiter und behauptet seinerseits: „In Baden gibt es überhaupt zurzeit kein nationalliberales Blatt mehr!" Der „Merkur" ist konsequent. Er war von jeher ein abgesagter Gegner des Großblocks und ein ständiger Warner vor ihm und seiner Politik. Das machte die Großblockpresse mehr als einmal nervös und triumphierend verkündete sie jüngst, daß der Karlsruher Mitarbeiter offiziell „abgeschüttelt" worden sei. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß dieser Unrecht und die „nationalliberale" Partei Badens mit der von der Sozialdemokratie beherrschten Politik Recht habe. Was von Zentrumsseite oft genug und recht laut und kräftig bei der Finanzdebatte im Landtag wieder gesagt wurde, daß die heutige nationalliberale Partei in Baden ihrer Politik nach zu urteilen gar nicht mehr nationalliberal ist, wird jetzt mit aller Wucht von alt-nationalliberaler Seite bestätigt! Seit die Jungliberalen ans Ruder kamen, ging es rapid nach links und heute sind die sogenannten Nationalliberalen so weit, daß sie die „Erfolge" der Sozialdemokratie als ihre eigenen buchen; freilich partizipieren sie auch an deren Niederlagen und diese sind während der „Arbeitsgemeinschaft" im Landtag weitaus zahlreicher als erstere, soweit überhaupt von Erfolgen gesprochen werden kann. Wir erinnern nur an die Stuttgarter Großblockaktion in Sachen der Schiffahrtsabgaben und Neckarkanalisation, welche so kläglich gescheitert ist.

Wie weit die „Nationalliberalen" in die roten Fangarme geraten sind, geht aus der Aeußerung ihres Generalsekretärs auf der besagten Mannheimer Versammlung hervor: „Im Landtag handelte es sich in erster Linie um kulturelle Fragen, und in diesen darf und kann nur die Sozialdemokratie als Bundesgenosse in Betracht kommen." (Badische Presse Nr. 52 vom 2. Februar 1910, Mittagbl.) Und nationale Fragen müßten zu deren Gunsten zurückgestellt werden! — Wir unterstreichen kulturelle Fragen und als einzig mögliche Bundesgenossen: die — Sozialdemokratie! — Das spricht Bände!!

Und zeigt sich die Regierung dieser sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft gegenüber nicht willig, so braucht man Gewalt! In Konstanz erklärte der nationalliberale Parteisekretär bei Behandlung der Schulfrage, daß die nationalliberale Partei bei Beratung der Novelle zum Elementarunterrichtsgesetz die Einreihung der Lehrer in den Gehaltstarif der Beamten fordern wird; komme die Regierung dem nicht nach, dann wird die nationalliberale Fraktion ihre praktische Mitarbeit verweigern! — Da die Regierung diese Forderung schon früher entschieden abgelehnt hat, kann es hierbei zu einem scharfen Konflikt kommen, falls nicht von einer Seite der Rückzug angetreten wird.

Nach diesen „neubadischen" Produkten ist die Konstatierung des „Schwäbischen Merkur" — nicht mehr nationalliberal! — wohl berechtigt. Das Stuttgarter Blatt erbringt aber auch noch sehr bemerkenswerte Belege für seine Behauptung. Was sich jetzt nationalliberal nennt, ist nicht mehr nationalliberal im eigentlichen Sinne, sondern eine Gefolgschaft des Großblocks im „Neuen Baden". Es konnte nicht ausbleiben und es ist bereits eingetreten, daß die Sozialdemokratie die Führung des Großblocks an sich gerissen hat und daß die Nationalliberalen wohl oder übel mitmachen müssen. Wer heute noch in Baden sich zu dem Programm der alten nationalliberalen Partei, wie sie im Reich besteht und in Baden einst bestand (!), bekennt, muß sich gefallen lassen, als Zielscheibe von Journalisten und Jungpolitikern zu dienen, die sich an Erfahrung und staatsmännischer Begabung als die weit überlegenen fühlen. Wenn die „Arbeitsgemeinschaft" bei den kommenden Gesetzen wieder versagt, wie bei der Biersteuer, dann müsse doch den „Reaktionären" die Hand zum Kompromiß geboten werden, um überhaupt etwas zustande zu bringen. Der „Merkur" habe tausende von Gesinnungsgenossen im Lande, die über den Lauf der Dinge teils besorgt, teils entrüstet sind. In Baden werden sie später viel, unsäglich viel zu tun bekommen, um die finanziellen und politischen Schäden wieder gut zu machen, die unser Land in der jetzigen „glorreichen" Periode erleidet. („Schwäbischer Merkur" Nr. 53 vom 3 Februar 1910, Mittagsblatt.)

Das Pikante an diesen Auslassungen ist, daß sie von einem auf dem linken Flügel der liberalen Partei stehenden Mitarbeiter bestätigt und unterstrichen werden! Bassermann habe jüngst wieder erklärt (in Mülheim a. Rhein), daß er die Großblockpolitik in Baden nicht billige, zumal Liberalismus und Sozialdemokratie in ihren Ansprüchen eine ganze Welt trenne. — So ähnlich hat sich auch der nationalliberale Parteiführer Obkircher auf dem Mosbacher Parteitag ausgesprochen; und heute macht er die ganze Großblockpolitik mit! Die Parteidrehscheibe hat ja noch immer den gerade notwendigen Ruck gefunden. Wie Bassermann in Mülheim, so hat der nationalliberale Abgeordnete König im badischen Landtag betont, daß die Sozialdemokratie international, daß sie republikanisch sei. Und er hat beigefügt: „Versuche, den Beweis zu liefern, daß wir uns mit der Sozialdemokratie liieren, sind vergeblich." Und einige Wochen später proklamiert der nationalliberale Parteisekretär die „Arbeitsgemeinschaft" mit den Sozialdemokraten und erklärt diese als die patentierten Bundesbrüder! Will man noch mehr?

Als erste Frucht der „Arbeitsgemeinschaft" brachte der Großblock im Landtag die Simultanisierung der noch bestehenden drei konfessionellen Lehrerseminare ein. Staatsminister v. Dusch hängte der Blockkatze die Schelle an und betonte, es handle sich dabei um Beseitigung des Religionsunterrichts.

Der Großblockantrag wurde in der Samstagsitzung der Zweiten Kammer mit 42 Stimmen des Großblocks gegen die Stimmen des Zentrums und der Konservativen angenommen. Nationalliberale, Demokraten und Sozialdemokraten waren geschlossen, auch diejenigen Nationalliberalen stimmten mit, die im vorigen Landtag gegen den Antrag der Simultanisierung waren. Ergötzlich war die Begründung des „Umfalls" durch den Abg. Neck, der erklärte, daß im vorigen Landtag die Dissidenten sich von geschichtlichen und praktischen Erwägungen hätten leiten lassen, daß sie aber gegen die „falsche Auffassung", als seien sie im Grunde ihres Herzens mehr oder weniger Gegner der Simultanschule, „Verwahrung" einlegen.

Nun ist es sehr interessant, dieser „Begründung" die Motive der sechs Außenseiter entgegenzuhalten, die sie bewogen, seinerzeit gegen die Simultanisierung der Lehrerseminare zu stimmen. Auf dem Mosbacher nationalliberalen Parteitag im November 1908 hielten die Jungliberalen über die „Sünder" ein Scherbengericht ab. Der Abg. Rohrhurst — heute Kammerpräsident — seinerzeit gegen die Simultanisierung, heute dafür — erklärte dort laut „Badische Landeszeitung" Nr. 522 vom 7. November 1908: „Wir wollten den Konservativen nicht noch ein neues Agitationsmittel geben. Die Religion spielt heute wieder eine größere Rolle im öffentlichen Leben, wie vor zehn oder zwanzig Jahren. Da müssen wir auch den Pulsschlag der Zeit fühlen. Ich bereue nicht, was ich getan habe. (!!) **Ich würde auch in Zukunft so verfahren, wenn es meine Ueberzeugung verlangen sollte.** (!) Kein Gegner bin ich der Simultanschulen. Ich glaubte so am besten im Interesse der Jugend, der Seminare und auch der Partei zu handeln. Den Vorwurf (!), als ob ich Parteigrundsätze verletzt hätte, weise ich zurück. (!) Drängen Sie uns nicht, Konsequenzen zu ziehen, die unter Umständen gezogen werden müßten. (!!) Es muß Raum sein bei uns auch für einen religiös konservativ gerichteten Mann. Der ist nicht so besonders liberal, der sozusagen zum Frühstück täglich einen Pfaffen verspeist. Vielmehr werden **religiöse Charaktere** in der Partei uns die Zukunft sichern."

So Rohrhurst im Jahre 1908! Jeder Satz, ja jedes Wort wirkt heute auf die nationalliberale Partei und auf den Umfall der „Dissidenten" wie ein wuchtiger Keulenschlag! Wollte man die Auslassung zergliedern und sie dem heutigen Verhalten der nationalliberalen Partei gegenüberstellen, es wäre das Resultat ein geradezu verblüffendes. — Und noch mehr: Die Auffassung Rohrhursts auf dem Mosbacher Parteitag fand Anklang und Zustimmung! Denn die „Landeszeitung" fügt seinen Worten bei: „Der laute, einmütige Beifall, den Herr Rohrhurst fand, bewies, daß die Versammlung nun doch Verständnis für die Haltung der Dissidenten fand und mehr noch, daß sie gewisse Zeichen der Zeit verstand."

Der Grund, warum die „Zeichen der Zeit" heute ganz anders sind, ist in dem einen Wort: Großblock begründet. Wie sagt der „Schwäbische Merkur"? „In allen übrigen Bundesstaaten möge man sich das Schicksal der nationalliberalen Partei Badens als warnendes Beispiel vor Augen halten."

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Wahlrechtsrede des „philosophischen" Reichskanzlers und Ministerpräsidenten.

Zum ersten Male seit seinem Aufrücken an die erste Stelle hielt Herr v. Bethmann Hollweg eine „große" Rede, als am 10. Februar die erste Beratung der Wahlrechtsvorlage im preußischen Abgeordnetenhause begann. Als der Redner die konkreten Einzelheiten der Vorlage links liegen ließ und sich in allgemeinen historisch-politisch-kulturellen Ausführungen erging, wurde ihm das alte Prädikat des „philosophischen" Staatsmannes von neuem verliehen (man könnte sagen: mit Eichenlaub), und vielfach wurde ihm „Weltfremdheit" und „Stubenweisheit" vorgeworfen mit der Schlußfolgerung, daß ein so unpraktischer Mann sich trotz dem Schwarzen Adlerorden nicht lange an leitender Stelle werde behaupten können. Es ist nun freilich richtig, daß die Neigung und Befähigung des Herrn v. Bethmann Hollweg zum Philosophieren bei dieser Gelegenheit recht stark hervorgetreten ist. Aber man schießt übers Ziel, wenn man gerade im vorliegenden Falle die professorale Beredsamkeit als Beweis der politischen Unfähigkeit und faktischen Ungeschicktheit bezeichnet. War nicht durch die Natur der Aufgabe diese Art des Lösungsversuches vorgezeichnet? Es galt, eine Reform zu verteidigen, die gar keine Reform ist. Die sachliche Behandlung der einzelnen Paragraphen hätte nur die Dürftigkeit des Vorgeschlagenen in unerquickliches Licht gesetzt. Eher läßt sich die Stimmung verbessern, indem man an der Hand der Geschichte den Nachweis versucht, daß das bestehende preußische Wahlrecht das Aufblühen des Staatswesens nicht verhindert hat, daß es stellenweise sogar bessere Früchte gezeitigt hat als das demokratische Reichstagswahlrecht, daß überhaupt das politische Wahlrecht und der Parlamentarismus nicht als Hauptfaktor der politischen Erziehung und Kulturentwicklung zu betrachten seien, sondern letztere vielmehr von unten herauf, namentlich durch die Selbstverwaltung in Kreis und Gemeinden erfolge, usw. Jedenfalls waren die Abschweifungen, die sich Herr v. Bethmann nach dieser Richtung hin gestattete, wohl berechnet. Nicht minder die Abweisung einer Einmischung unserer verbündeten Reichsbrüder in diese Angelegenheit, die nach der „preußischen Eigenart" zu regeln sei, wie auch die mittel- und süddeutschen Staaten ihre politischen und Kulturwerte nach ihrer Eigenart schmiedeten.

Man könnte angesichts der Bethmannschen Rede auch von einer Advokaten-Beredsamkeit sprechen. All' die Philosophie war tendenziös zugespitzt, die Scheinreform als eine „organische Fortbildung" schimmern zu lassen. Ob der Zweck der captatio benevolentiae erreicht wird, steht freilich auf einem anderen Blatt. Das Volk läßt sich bei seiner Stellungnahme zu der Wahlfrage weniger von historischer und ethischer Spekulation leiten, als von seinem instinktiven Gefühl für das Gerechte und Nützliche unter den obwaltenden Verhältnissen. Und im Parlament handeln die Fraktionen nicht nach philosophischem Heft, sondern nach einer realpolitischen Taktik, bei welcher der Idealismus leicht zu kurz kommt.

Sehr treffend war in der Rede des Ministerpräsidenten die Ausführung, daß bei dem Zentrum die Sucht nach Selbstherrschaft nicht die Triebfeder der Wahlreform sei. Das Zentrum, sagt er, habe bisher seine Sitze sicher gehabt, mochte nach Reichstagswahlrecht oder nach Dreiklassenwahlrecht gewählt werden. So ist es, und gerade wegen seiner Uneigennützigkeit und Unbefangenheit verdienten die Reformwünsche des Zentrums eine bessere Berücksichtigung bei der Regierung. Herr v. Bethmann aber schiebt sie beiseite, indem er der Wahlrechtspolitik des Zentrums den „philosophischen" Stempel aufdrückt. Er meint, es sei von „ethischen und theoretischen Motiven" geleitet, was in einer solchen realpolitischen Angelegenheit als ein Tadel anzusehen ist. Aber ist es nicht ein Stück praktischer Politik, und richtiger Strategie, wenn das Zentrum dafür eintritt, den berechtigten Reformwünschen entgegenzukommen und den Wert der Persönlichkeit der bisherigen Geldsackherrschaft zur Geltung kommen zu lassen, um so der sozialdemokratischen Partei den Wind aus ihren Agitationssegeln zu nehmen? Und ist es nicht bloß ethisch, sondern auch politisch gedacht, wenn man durch Einführung des Reichstagswahlrechts die höher gestellten und gebildeten Kreise zwingen will, sich der Erziehung der Wähler aus den breiteren Schichten zu widmen und nicht das „Proletariat" rettungslos den umstürzlerischen und gottlosen Agitatoren zu überlassen?

Herr v. Bethmann war so artig, auch die Freisinnigen zu den Uneigennützigen und Ideologen zu rechnen. Das ist nicht ganz zutreffend. Die Freisinnigen hoffen bei einer Reform des Landtagswahlrechts Sitze von den Konservativen zu gewinnen. Ihre selbstsüchtige Spekulation wird allerdings etwas gedämpft durch die unliebsame Erkenntnis, daß sie bei einer weitgehenden Reform, z. B. bei der Einführung des Reichstagswahlrechts, auch manchen Sitz an die Sozialdemokratie abgeben müßten. Aber der leitende Gesichtspunkt ist bei den Freisinnigen derselbe, wie bei dem Gesamtliberalismus in Preußen, also auch bei den Nationalliberalen: die Vormacht der Konservativen im Abgeordnetenhause zu brechen. Es ist der „Wille zur Macht". Sonderbarerweise glaubt der Ministerpräsident nur der Sozialdemokratie den „nackten Willen zur Macht" nachsagen zu können. Ach nein, er ist links und rechts vorhanden, wenn er auch ein dünnes Hemdchen anhat.

Richtig ist ferner die Ausführung des Ministerpräsidenten, daß unter einem verrufenen Wahlrecht gute Politik gemacht werden kann und unter einem gepriesenen Wahlrecht schlechte. Gewiß, es hat sogar trefflich geleitete Staaten gegeben ohne jedes Wahlrecht und Parlament. Die historischen Erfolge des Absolutismus können uns aber nicht zur Rückkehr in dieses System bewegen. Und wenn es bisher in Preußen trotz dem Dreiklassenwahlrecht leidlich gegangen sein sollte, so dürfte ein Philosoph doch nicht sagen, es sei wegen der Plutokratie so Hübsches geleistet worden. Ebenso ist es bedenklich, wenn Herr v. Bethmann dem freieren Wahlrecht im Reiche die Schuld an weniger imposanten Erscheinungen der Reichspolitik aufbürden will. Der Unbefangene muß zugestehen, daß es im Jahre 1867 als eine Tollkühnheit Bismarcks galt, das gleiche und geheime Wahlrecht einzuführen, daß aber die Wirksamkeit des Reichstags in vier Jahrzehnten die Erträglichkeit dieser „verwegenen" Einrichtung und die Leistungsfähigkeit eines richtigen Volksparlaments durchschlagend erwiesen hat. Darum ist es auch eine unzuläßige Angstphilosophie, wenn Herr v. Bethmann die Uebertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen als den Anfang einer demokratischen Unterhöhlung des Königreichs Preußen hinstellt. Bei Lichte betrachtet hat der Staat Preußen noch mehrere und schwerere Gegengewichte gegen die Demokratie als der Bundesstaat „Reich", nämlich das Herrenhaus und die eingewurzelte Bureaukratie und die felsenfeste Autorität des angestammten Königtums.

Die Einmischung der außerpreußischen Reichsgenossen verbat sich Herr von Bethmann. Daraus hat man mehrfach den Vorwurf mangelnder Bundesfreundlichkeit herleiten wollen. In dieser Beziehung nehmen wir den Ministerpräsidenten gerne in Schutz; seine Bitte, man möge der preußischen Eigenart ebenso viel Freiheit und Selbstherrlichkeit gönnen, wie sie die bayerische, schwäbische usw. Eigenart genössen, war freundlich in der Form und berechtigt in der Sache. Sie entsprach dem föderativen Prinzip der Verfassung. Aber daraus folgt nun nicht, daß die Preußen hinter dem guten Beispiel der anderen deutschen Stämme recht weit zurückbleiben müssen. „Preußen voran!" heißt es doch sonst. Es ist wirklich nicht notwendig, daß Preußen gerade das rückständigste aller staatlichen Wahlrechte habe.

Besonders unterstreichen möchten wir die Bemerkung des philosophischen Ministerpräsidenten, daß die politische Erziehung und Schulung des Volkes hauptsächlich „unten", d. h. in dem kommunalen Leben und Streben erfolge. Gerade unsere Partei muß darauf bedacht sein, in der Gemeinde und den sonstigen Selbstverwaltungskörpern ihre Grundsätze und Interessen zur Geltung zu bringen und die Tatkraft in greifbaren Leistungen zu bewähren. In Preußen liegt noch der besondere Anlaß vor, daß die neue Schulgesetzgebung den kommunalen Körperschaften einen bedeutend erhöhten Einfluß auf die Jugenderziehung gewährt. Nun möchten wir aber Herrn von Bethmann bitten, aus seinem Loblied auf die „Kommune als Erzieherin" eine praktische Folgerung zu ziehen. Die Kommunen sind keine bloßen Vermögensverwalterinnen mehr; sie entscheiden über ideale Güter und persönliche Werte; daher ist es nicht mehr gerechtfertigt, das Gemeindewahlrecht in Preußen so ganz und gar auf der Größe des Geldbeutels zu basieren.

Man sieht, die philosophische Rede regt manche interessante Betrachtungen an. Der schwächste Punkt derselben war offenbar die Verteidigung der öffentlichen Abstimmung. Mit der tiefsinnigen Bemerkung, das ganze Leben bestehe aus Abhängigkeiten,



kann man den Gewissenszwang seitens der Vorgesetzten, der Brotherren oder der sozialdemokratischen Kundschaft wirklich nicht verteidigen. Das ganze Leben besteht auch aus Krankheiten; man sucht aber die Krankheiten nicht zu vermehren, sondern zu heilen und zu vermindern. Gerade der Philosoph muß sagen: Wenn die Volkswahl Sinn und Moral haben soll, so muß sie die Ueberzeugung der Wähler kundgeben; und weil unter den modernen Verhältnissen sehr viele Wähler durch äußere Einflüsse an der Kundgebung ihrer Ueberzeugung gehindert werden, so muß das Wahlgeheimnis den Schutz der Gewissen bilden.

Das ist der unerquickliche Nachgeschmack, den die hübsch angerichteten Schüsseln der Bethmannschen Beredsamkeit hinterlassen: All' die Philosophie und Rhetorik hat nur die Tendenz, eine notwendige Reform zu verhindern und die alte Plutokratie in den preußischen Wahllokalen aufrechtzuerhalten. Das Aufgebot an Geist und Kunst wäre einer besseren Sache würdig gewesen.

Die Aussichten der preußischen Wahlreform.

Die Zentrumsfraktion des preußischen Abgeordnetenhauses konnte durch den Abg. Herold ihre grundsätzliche Willensmeinung kundgeben in der klaren und einfachen Formel: Uebertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen. Dieses Ziel ist leider zurzeit unerreichbar, da nicht einmal im Abgeordnetenhause, geschweige denn im Herrenhause, eine Mehrheit für das gleiche Stimmrecht zu haben ist. Das Zentrum muß sich also darauf beschränken, die Vorlage möglichst zu verbessern, um dann am Schlusse der Verhandlungen zu prüfen, ob die „Reform" überhaupt angenommen zu werden verdient, oder ob nicht die Erhaltung des alten Zustandes das kleinere Uebel sei.

Die Nationalliberalen haben sich kräftig für die geheime Wahl ausgesprochen, zugleich auch über den Rahmen der gegenwärtigen Vorlage hinaus die Neueinteilung der Wahlkreise verlangt, was eine Vermehrung der liberalen Mandate auf Kosten der Konservativen erzielen soll. Danach sieht es aus, als ob die Nationalliberalen den Konservativen recht schroff gegenüberständen. Aber kluge Wetterpropheten stellen in Aussicht, daß schließlich die Nationalliberalen sich mit den Konservativen über die Sache verständigen werden, und zwar auf Kosten des Mittelstandes und der kleinen Leute. Diese Befürchtung klammert sich an eine Einrichtung, die dem fernerstehenden Beobachter als eine nebensächliche Finesse erscheinen mag. Nämlich die seit anderthalb Jahrzehnten bestehende Drittelung in den Urwahlbezirken. Diese Reform, die seinerzeit mit der Miquel'schen Steuerreform durchging, bildet eine wenig stilgerechte, aber sehr wirksame Korrektur des Uebergewichts der großen Geldbeutel. Wenn man die Drittelung, d. h. die Bildung der drei Wählerklassen nach der Dreiteilung der gesamten Steuersummen, von den Urwahlbezirken hinweg auf die ganzen Gemeinden oder gar auf den ganzen Wahlkreis hin sich erstrecken läßt, so scheide eine große Menge wenig bemittelter Leute aus den beiden Oberklassen wieder aus. Das wäre eine rückschrittliche Entwicklung, und zwar eine so einschneidende, daß der Vorteil der Maximierung d. h. die Nichtanrechnung von Steuerbeträgen über 5000 Mk. weitaus wieder aufgewogen würde.

Die liberale Presse wird zur Bemäntelung der plutokratischen Verschlechterung, welche die Nationalliberalen anstreben, von ihrem Eintreten für das geheime Wahlrecht viel Aufhebens machen. Einige Zeitungen stellen schon die Erringung der geheimen Wahl als ziemlich sicher hin. Mit Unrecht! Denn sollte das Wahlgeheimnis im Abgeordnetenhause beschlossen werden, so fällt es im Herrenhause, solange nicht die Regierung mit ihrer ganzen Autorität für diese Reform einsetzt. Die Gefahr besteht also, daß wir des wertvollen Fortschritts der geheimen Wahl schließlich verlustig gehen, dabei aber auch die bestehende Drittelung in den Urwahlbezirken verlieren und so statt der Reform eine Verschlechterung erhalten.

Die Lage wird noch schwieriger gemacht durch die wilde Agitation der Sozialdemokratie. Am letzten Sonntag hat die rote Partei in zahlreichen Städten die üblichen Demonstrationen mit lärmenden Straßenumzügen veranstaltet. Es ist nur in Berlin, Rixdorf und Halle zu etwas Blutvergießen gekommen. Aber trotzdem ist das ganze Treiben sehr schädlich, weil es den Widerstand der Regierung, der Konservativen und der Nationalliberalen gegen die Erweiterung des Wahlrechts für die breiten Volksschichten bestärkt und verschärft. Die sozialdemokratischen Führer betrachten allerdings die Agitation als die Hauptsache und kümmern sich nicht um die gefährdeten Volksrechte, die sie nur in Worten anpreisen.

Heimweh.

Ob du auch Strahlen spinnst mit lieber Hand,
So goldig hell, in meiner Tage Gleiten
Und streuest Blumen in den grauen Sand,
Darüber meine schwachen Füße schreiten.

Und machst die Fremde mir zum Zauberreich,
O du! Wie dank ich dir dein reiches Lieben! —
Und dennoch, dennoch lockt und flüstert weich
Das Heimweh, das mir immer treu geblieben.

Es kommt hernieder schon im Morgentau,
Wenn sich vom Schlafe meine Lider heben
Da, aus dem goldumflorten Aetherblau,
Seh ich es leise durch mein Fenster schweben.

Dann geht es mir zur Seite, nah, ganz nah,
Es sieht mich an mit Augen voller Bangen;
Ob ich den Kopf auch wende, es bleibt da
Und will mit seinen Armen mich umfangen.

Da stürz' ich wild mich in der Arbeit Schoß,
In Lust und Spiel — mir ist, jetzt bliebs dahinten,
Es läßt sich von meiner Fährte los
Und könnte nie zu mir den Weg nun finden. —

Und doch, und doch! — Wenn auf den müden Tag
Die Nacht die dunkelblauen Schleier breitet,
Verstummt das letzte Vogellied im Hag,
Wenn Gottes Hauch ob stillen Fluren gleitet:

Dann naht es wieder auf den weichen Sohlen,
Legt seine heiße Hand mir auf das Herz.
O Gott! Schon fühl ich's all mein Sinnen holen
Und siegend tragen weithin — heimatwärts.

Pia Carmina.

Die Kometen.

Von Dr. Frz. Jos. Döller.

Die Kometen (vom griechischen κόμη = Haar), Haarsterne, Schweifsterne hat R. Falb wegen ihres plötzlichen Auftretens, Aufenthaltes und Wiederverschwindens am Himmelszelt mit Recht „Zigeuner des Himmelsgewölbes" genannt.

Was die Kometen schon äußerlich von den anderen Himmelskörpern unterscheidet, ist ihre absonderliche Gestalt. Die typische Form besteht aus dem hellen Kern, der ihn umgebenden wolkigen Nebelhülle oder Koma, beide zusammen bezeichnet man als den Kopf des Kometen, daran setzt sich der Schweif, der eine unbegrenzte Länge haben und bis zu zwei Drittel des Himmelsgewölbes einnehmen, aber auch fehlen kann. Manchmal fehlt auch der Kern ganz und der Komet erscheint als kleine wolkige Masse mit geringer Verdichtung in der Mitte. Der wesentlichste Teil ist also die Nebelhülle. Die Hülle erscheint nicht in allen Teilen gleichmäßig hell, sondern ist oft von prächtigen Lichtbändern durchzogen, zwischen denen dunkle Felder liegen. Der Schweif liegt fast immer in der Bahnebene des Kometen auf der der Sonne abgewendeten Seite und ist nach rückwärts umgebogen. Der äußere Rand ist gewöhnlich heller. In der größeren Sonnenferne ist der Schweif nur kurz und wächst bei der Annäherung zur Sonne stetig. Man hat Längen bis zu 415 Millionen Kilometer beobachtet.

Die Bahn der Kometen verläuft in einem Kegelschnitt. Derselbe kann eine Ellipse, eine Parabel oder Hyperbel sein. Beträgt die Anfangsgeschwindigkeit des Kometen weniger als 42 Kilometer in der Sekunde, so läuft er in einer in sich geschlossenen Kurve, einer Ellipse, bei genau 42 Kilometer Geschwindigkeit läuft er in einer Parabel, überschreitet sie dieses Maß, in einer Hyperbel aus unserem Sonnensystem. Bis jetzt hat man nur sehr wenige Kometen beobachtet, deren Geschwindigkeit diesen parabolischen Grenzwert wesentlich überstiegen. Aber auch ein großer Teil, dem wir jetzt noch parabolische Bewegung

zuschreiben, bewegt sich sicher in langgestreckten Ellipsen mit Umlaufszeiten von vielen Jahrhunderten oder gar Jahrtausenden. So hat man für die Wiederkehr des Kometen von 1680 1500, des von 1811 8000, des Secchischen (1853) 1215, des Donatschen 2000, des Petersenschen gar 28,800 Jahre berechnet. Die Kometen mit feststellbaren Umlaufszeiten nennt man periodische.

Während man vor kurzem noch annahm, daß diese Vagabunden am Himmelszelt aus dem weiten Universum, weit außerhalb der Fixsterne herkommen, neigt man heutzutage der Ansicht zu, daß sie regelmäßige elliptische Bahnen um die Sonne beschreiben, die sich von den Planetenbahnen nur durch ihre große Exzentrizität und die dadurch bedingte lange Dauer der Umlaufszeit unterscheiden. Die große Verschiedenheit der Kometenbahnen ist größtenteils dem Einfluß von Planeten zuzuschreiben, die den nahe vorbeistreifenden Gesellen entweder zur Beschleunigung oder Verzögerung seiner Geschwindigkeit zwingen, ja sogar aus seiner Bahn herauswerfen, wie Jupiter den Lexellschen Kometen von 1770 aus seiner Bahn heraus in die unmittelbare Nähe der Sonne geschleudert hat, sodaß er jetzt eine viel engere Bahn um dieselbe beschreibt.

Das Wesen und die physische Beschaffenheit der Kometen ist noch in vielen Punkten ungeklärt. Da ihr Licht in der Regel viel zu schwach ist, konnten bis jetzt nur wenige im Spektroskop untersucht werden. Diese Untersuchungen haben vor allem das Vorhandensein von Kohlenwasserstoffen und Cyan ergeben. Doch auch die Spektren von Eisen, Nickel, Kobalt, Magnesium, Lithium und die gelben Linien des Natriumdampfes haben sich gezeigt. Der Kern scheint aus einer Ansammlung von größeren und kleineren Teilen einer meteorischen Masse von der Größe eines Sandkorns bis eines Meteorsteines zu bestehen, und gewiß ist auch der dichteste Teil desselben keine feste, zusammenhängende Masse. Daher ist er auch noch durchsichtig und läßt das Licht der Fixsterne noch durchschimmern. Noch undichter sind natürlich Koma und Schweif, jedenfalls überhaupt nur gasförmig. Die Entwicklung eines Kometen in der Nachbarschaft der Sonne dürfte nach Newcomb so vor sich gehen, daß die Sonnenstrahlen dessen Bestandteile nicht bloß erleuchten, sondern durch ihre Wärme auch vergasen und zum Glühen bringen. Im Fernrohr oder auf der photographischen Platte sieht man „oft vom Kopfe des Kometen Dunsthüllen in der Richtung nach der Sonne langsam aufsteigen und dann entgegengesetzt sich fortbewegen, wodurch schließlich der Eindruck eines Schweifes entsteht. Dieser Schweif ist somit nicht ein besonderer Teil eines Kometen, der ihn dauernd begleitet, sondern er stellt eine meist nur in der Nähe der Sonne erfolgende Ausströmung von Materie aus dem Kopfe dar. Meist beginnt sich der Schweif erst bei Annäherung an die Sonne zu entwickeln, und je näher der Komet der Sonne kommt, je größer also die Hitze ist, der er ausgesetzt wird, um so rascher und großartiger entwickelt sich in der Regel auch der Schweif. Man kann sich den Vorgang etwa so vorstellen, daß der Kometenkern unter der Einwirkung der Sonnenhitze gewissermaßen zu verdampfen beginnt. Die aufsteigenden Dämpfe oder Dünste werden dann wahrscheinlich durch eine abstoßende (elektrische, d. V.) Kraft der Sonnenstrahlen weggeschleudert, so daß sie schließlich einen Strom von Materie bilden, der vom Kometen aufsteigt und sich als dessen Schweif in den Weltraum ausbreitet. Auf diese Weise findet auch die Tatsache, daß die Kometenschweife fast stets von der Sonne weggerichtet sind, die einfachste Erklärung" (Newcomb).

Dies ist in großen Zügen das Bild von Wesen und Natur der Kometen. Dasselbe zeigt uns, daß ein Zusammentreffen von Kometen und Erde lange nicht so verhängnisvoll wirkt, als man früher glaubte. Ein Zusammenstoß mit dem Kern ist einmal wegen seiner im Verhältnis zur Erde geringen Masse und dann wegen seiner Schwarmnatur nicht schlimm; die mechanischen Wirkungen des Stoßes sind nicht einmal derart, daß sie große lokale Katastrophen auf der Erde hervorrufen, geschweige denn dieselbe zertrümmern können. Größere Besorgnisse wurden in neuerer Zeit wegen der chemischen Folgen besonders beim Durchgang der Erde durch den Schweif laut, indem man von den auf den Kometen entdeckten giftigen Gasen und Dämpfen: Blausäure, Kohlenwasserstoff-(Gruben-)gase eine Vergiftung der Atmosphäre fürchtete. So hat besonders der phantasiereiche französische Astronom Flamarion erklärt, die Luft müßte so sehr mit giftigen Gasen durchtränkt werden, daß daß Leben auf der Erde, wenigstens in seinen höheren Formen, notwendig zugrunde gehen müsse, und wohl von ihm beeinflußt, hat der Jesuit Braun († 1907) in seiner „Kosmogonie" ein schauerliches Bild des Weltuntergangs durch einen Kometen gezeichnet. Dagegen ist zu sagen, daß früher schon eine Menge solcher Durchgänge stattgefunden haben, ohne daß sie sich bisher den Menschen unangenehm bemerkbar gemacht hätten, ferner daß die Materie des Schweifes von solch ungeheuerer Verdünnung ist, daß ihre Gase weder einen Einfluß auf das Thermometer noch auf das Barometer ausüben können und höchstens durch unsere feinsten chemischen Maßmethoden als vorübergehende Aenderung der Luft nachgewiesen werden könnten. In Nachfolgendem wollen wir noch kurz die wichtigsten und interessantesten der bisher beobachteten periodischen Schweifsterne betrachten, die teleskopischen, dem freien Auge nicht sichtbaren Schweifsterne müssen wir für unsere kurze Darstellung ausschalten.

Der erste Komet, dessen Umlaufszeit man bestimmen konnte, ist der Halleysche gewesen. Er erschien im August 1682, verschwand aber schon nach einem Monat wieder. 1705 berechnete Halley, ein Schüler Newtons, die Gültigkeit des Newtons'schen Gravitationsgesetzes für die Kometenbahnen und berechnete neben anderen auch die Bahn dieses Kometen. Er fand dabei, daß dieselbe eine auffallende Uebereinstimmung mit dem vor 75 und 150 Jahren erschienenen Kometen zeigte, deren Lauf er bereits berechnet hatte. Da es ihm unwahrscheinlich war, daß drei Kometen in genau derselben Bahn und nahezu gleichen Abständen sich einmal um die Sonne drehen sollten, forschte er früheren Berichten von Kometenerscheinungen nach und fand eine vom Jahre 1456, die zu seinem Kometen paßte. Die weiteren, ihm erreichbaren Mitteilungen über ältere Erscheinungen boten keinen sicheren Beleg für dessen Existenz. Die vier gut beobachteten Sonnendurchgänge gaben aber immerhin schon genügend Anhaltspunkte, um den Kometen für 1758 oder 1759 vorauszusagen und seine Umlaufszeit auf 75 Jahre zu bestimmen. Der bedeutendste französische Mathematiker jener Zeit, Clairaut, berechnete, daß die Planeten Jupiter und Saturn den Kometen so aufhalten werden, daß er sein Perihel erst im Frühjahr 1759 erreichen werde. Dies war auch am 12. März dieses Jahres der Fall. Halley selbst erlebte es nicht mehr. Das Bekanntwerden zuverlässiger chinesischer Kometenaufzeichnungen ermöglichte dann auch die Rückwärtsverfolgung des Kometen über das Jahr 1456, so daß jetzt die Resultate in lückenloser Folge bis 240 vor Christus geführt sind. Seine letzte Rückkehr erfolgte 1835, die nächste wird in den nächsten Wochen dieses Jahres stattfinden. Am 20. April, 5 Uhr morgens, wird er seinen kleinsten Abstand von der Sonne (das Perihel) erreichen und für das freie Auge im Mai am Abendhimmel sichtbar sein.

Einen neuen, mit dem Halleyschen nicht identischen Kometen sahen wir in jüngster Zeit seine Wege am Himmel ziehen. Er wurde zuerst am 17. Januar in Johannesburg (Südafrika) gesichtet, dann in Mexiko, Massachussets, Lissabon, Rom, Wien, Kopenhagen, Berlin. In München wurde er in einzelnen Stadtteilen am 23. Januar beobachtet. Am 25. trat er in das Blickfeld der Bogenhausener Sternwarte. Seinen Standort wechselt er verhältnismäßig rasch und ist uns seit Mitte Februar bereits wieder entschwunden. Seinen kleinsten Abstand von der Sonne erreichte er mit $16^1/_3$ Millionen Kilometern in den Nachmittagsstunden des 17. Januar. Der Schweif hatte eine Größe von 3°. Sein Spektrum ist nach einem Telegramm Pickerings von der Sternwarte in Cambridge (Mass.) ein kontinuierliches und zeigt die D-(Natrum)-Linie.

Der am häufigsten beobachtete Komet ist der von Encke, der auch die kürzeste Umlaufszeit von $3^1/_3$ Jahren aufweist. Er wurde zum ersten Male 1786 entdeckt, dann aber wieder verloren bis zum Jahre 1795; erst 1818 stellte Encke die genauesten Berechnungen darüber an.

Zu den schönsten Erscheinungen des vorigen Jahrhunderts gehört der Komet von 1858, der von dem Florentiner Astronomen Donati berechnet wurde und seitdem dessen Namen führt. Zur Zeit seiner großartigsten Entwicklung betrug der Abstand zwischen dem Kern und der am weitesten gegen die Sonne vorgeschobenen Lichthülle 28000 Kilometer, der Schweif besaß eine Länge von 11 Millionen Meilen, also mehr als der halbe Abstand der Sonne von der Erde, seine größte Breite war 2 Millionen Meilen. Während er für das bloße Auge still zu stehen schien, raste er in der Sonnennähe mit einer Geschwindigkeit von 50 Kilometer in der Sekunde durch den Weltenraum, also nahezu doppelt so schnell als die Erde, die in ihrem Lauf um die Sonne in der Sekunde $29^1/_2$ Kilometer zurücklegt.

Das seltsamste Schauspiel unter den bisher bekannten Kometen brachte der sog. Bielasche. Er wurde 1772 als ein kleiner, runder, mattleuchtender, mit dem bloßen Auge gerade



noch sichtbarer Nebel erkannt, dem der Schweif ganz fehlte. 1826 stellte Biela seinen periodischen Charakter fest und berechnete seine Umlaufszeit auf 6¾ Jahre. 1845 erschien er wieder in derselben Gestalt, am 13. Januar des nächsten Jahres zeigte es sich plötzlich, daß er sich in zwei ganz ähnliche selbständige Kometen gespalten hatte, deren Köpfe 300000 Kilometer auseinander lagen und sich bis zu ihrem nächsten Erscheinen 1852 bereits über 2½ Millionen Kilometer entfernten. Obgleich diese Kometen seither viele Umläufe hätten vollenden müssen, sind sie nicht mehr gesehen worden. Sie haben sich also noch weiter geteilt und schließlich aufgelöst. Bereits 1866 hatte nun der Wiener Astronom Littrow berechnet, daß die Erde mit dem Biela'schen Kometen am 27. Nov. 1872 zusammenstoßen müsse und zugleich vorausgesagt, daß daraus für die Erde keine schlimmen Folgen entstehen würden. Er sollte Recht behalten: der Zusammenstoß brachte nicht die leiseste Erschütterung, wohl aber ein anderes wunderbares Schauspiel. In dieser Nacht ging ein Sternschnuppenfall nieder, wie er noch nicht beobachtet worden war. Der Direktor der päpstlichen Sternwarte in Rom Angelo Secchi zählte von 7½ Uhr abends bis gegen Mitternacht 13892 Sternschnuppen, wobei ihm nach seiner Aussage noch ein großer Teil entging. Das Schauspiel wiederholte sich noch großartiger bei der Wiederkehr 1885, wobei es auf beiden Erdhälften wahrgenommen werden konnte. In 10 Minuten zählte man an 4000 Sternschnuppen, auf der Sternwarte von Greenwich zählte man in dieser Nacht 75,000.

Der Bielasche Komet hatte damit auf einmal das große Rätsel über die Natur der Kometen ein gut Teil gelöst und gezeigt, daß sie nichts sind als ungeheure Schwärme größerer oder kleinerer Meteorstücke. Zugleich hat er aber auch die abergläubische Furcht, die in früheren Jahrhunderten das Erscheinen der Kometen zu begleiten pflegte, zerstreut. Den früheren Jahrhunderten erschienen die Kometen als himmlische Zuchtruten, Vorboten und Künder großen Unglücks, von Kriegsgefahr und Pestilenz, und die mittelalterlichen Chronisten können sich nicht genug tun in der sorgfältigen Schilderung des „fürchterlichen" Aussehens und Gestalt der Kometen, die Flammen, Ruten, gezückten Schwertern, feurigen Drachen und dergleichen ähnlich gesehen, sowie des Unheils, das der schreckliche Himmelsbote verursacht haben soll. Das sei unumwunden zugegeben, der Aberglaube über die ungewöhnlichen Himmelserscheinungen erklärt sich aus dem geringen Naturwissen der Zeit und hängt weiter mit der Astrologie zusammen. Entschieden aber müssen die immer wiederkehrenden Geschichtslügen vom Bannen und der Exkommunikation der Kometen durch Päpste, die sich leider auch in der sonst so hübschen, vielverbreiteten „Populären Himmelskunde" von Diesterweg findet, zurückgewiesen werden. Die Behauptung, daß Calixtus III. den Halleyschen Kometen von 1456 durch Bannstrahlen beschworen habe, hat P. Stein in einer der letzten Veröffentlichungen der Vatikanischen Sternwarte gründlich widerlegt, wie wir dem ausführlichen Referat des Prof. Dr. Plaßmann in Nr. 4 der „Literarischen Beilage" der „Kölnischen Volkszeitung" lfd. Jahres entnehmen. Möge bald auch die Behauptung Diesterwegs in dem genannten Werke S. 284: „Der Papst Clemens VII. sprach über den 1532 erschienenen Kometen den Bann aus, schnitt dadurch seine Gefährlichkeit für die Christenheit ab (!) und leitete ihn auf die Türken", als Ente nachgewiesen werden, in der ich bloß eine Wiederholung der hundert Jahre älteren Calixtuslegende vermuten möchte. Im übrigen brauchen wir gar nicht so laut über den Aberglauben früherer Jahrhunderte zu spotten: Eine eben hier erschienene Schrift „1910 das Kometenjahr von Aug. Zöppritz" wärmt frischfröhlich den astrologischen Unsinn von dem Einfluß der Kometen auf Völker- und Menschenschicksale, auf Kriegsgefahr und Krankheiten (Cholera, Typhus, spinale Kinderlähmung usw.) wieder auf.

Sehnsucht der Stille.

Du klagst mir deine Einsamkeit
Und findest keine Ruh;
Es ruft dir durch die Welt so weit
Das große Heimweh zu.

Du trägst wohl in der stillen Brust
Das Licht vom andern Stern
Und fühlst auf Erden unbewußt
Dich deiner Heimat fern.

P. Timotheus Kranich O. S. B.

Glossen zu Prof. Dr. Kemmers „Grundschäden des Gymnasiums".

Von Prof. Morin.

(Schluß.)

Unter den gegenwärtigen Umständen ist die von allen Seiten beargwöhnte, kritisierte, verbesserte Schule fast machtlos in Erziehungsfragen. So viele, viele junge Leute ziehen an uns vorüber; aber nur ein Teil schließt sich inniger an die Persönlichkeit des Lehrers an. Wie ich aus eigener Erfahrung weiß, sind es nicht die Streber und Büffler von einst, die allmählich in engere seelische Beziehungen zu ihren Lehrern treten, sondern immer jene wenigen, frischen und prächtigen, gesunden und intelligenten Burschen aus der großen Schar, die in früheren Jahren einen dummen Streich um den anderen gemacht haben, dann aber gesetzter wurden und Verständnis für die Werbung des Lehrers um ihre Seelen bekamen. Mit manchem unserer alten Schüler verbindet uns herzliche Freundschaft, die mit den Jahren nur gewachsen ist. Das war die Auslese der besten Charaktere; die anderen laufen so mit, wenn es gut geht als harmlose Dutzendware, für die aber doch die Tage der Schule noch lange keine dies irae sind.

Auch für die Unsitte des Spickens macht Herr Dr. Kemmer in seinem Eifer das Gymnasium allein verantwortlich. Ich kann ihm aber versichern, daß wir schon vor dreißig Jahren am Realgymnasium dieselbe mit allen hier nicht weiter auszuführenden Finessen und sogar Apparaten schon von den ältesten Jahrgängen her überkommen hatten und daß ganz genau so auch an allen technischen, überhaupt an allen Anstalten, wo die Kinder gemeinsam arbeiten, diesem Brauch gehuldigt wird, der für die Jugend ebenso wenig etwas Ehrenrühriges hat, wie das Wildern für den Landbewohner. Ich habe sogar kleine Malayenjungen auf Sumatra, während ich mit dem sudanesischen guru (Lehrer) plauderte, lange Hälse nach den klexbedeckten Heften ihrer Nachbarn machen sehen und mir mit einem gewissen Vergnügen von ihm bestätigen lassen, daß sie auch „bekin kopi" (abschreiben) wie unsere Schüler. Dieser kleine Krieg der Schlauheit gegen die Aufsicht, den ich damit übrigens durchaus nicht entschuldigen will, ist einfach begründet in der menschlichen Natur und absorbiert auf beiden Seiten so viel Raffinement wie der große zwischen Zollbeamten und Schmugglern. Er ist ein Uebel, das wir nie ausrotten werden, das aber auch nie einer Schulgattung zur Last gelegt werden darf.

Abhilfe gegen die „Grundschäden des Gymnasiums" sucht der Autor einerseits in der Vermehrung der Turnstunden, anderseits in der Beschränkung des philologischen, in erster Linie altsprachlichen Unterrichtes. Dem ersten Vorschlag kann ich als ehemaliger Fachmann auf diesem Gebiet nur beistimmen. Ich habe vor 27 Jahren als erster an meinen damaligen Schülern an der Münchener städtischen Handelsschule statistische Messungen und Aufzeichnungen des Brustumfanges durchgeführt und, was Herrn Dr. Kemmer sehr interessieren dürfte, konsequent nach den großen Ferien, in denen die jungen Leute nicht geturnt hatten, eine Abnahme desselben, schon im ersten Trimester aber wieder eine Zunahme konstatiert. Damit ist der Wert regelmäßigen Turnens unwiderleglich bewiesen und ich möchte nur wünschen, daß man angesichts dieser Tatsache, mit den Dispensen strenger wäre, die nur Weichlichkeit und Bequemlichkeit unterstützen, weil sie zu leicht zu erlangen sind. Daß der Autor für eine Umgestaltung der Lektüre und des Geschichtsunterrichtes im Sinne germanischen Nationalgefühls eintritt, kann jeder Deutsche nur begrüßen, wenn die Forderung auch auf andere Mittelschulen ausgedehnt wird. Ich habe mich als Primaner des Realgymnasiums seinerzeit schwer enttäuscht gefühlt, als die ganze Geschichte der neueren Zeit, die glorreichen Befreiungskriege und das gewaltige Ringen von 1870, auf die ich mich gefreut hatte, nur ganz obenhin abgemacht wurden. Wie wundervoll hätte das unsere Kraft vertragen können. Auch im Absolutorium fragte man nur nach den alten deutschen Kaisern und niemand erinnerte daran, daß unsere älteren Brüder mitgeholfen, einen neuen mit ihrem Blute zu erstreiten. Und von der Herrlichkeit germanischer Götter- und Heldensagen wäre uns mit Ausnahme des Nibelungenliedes nichts bekannt geworden, wenn wir nicht selbst den ganzen Simrock privatim uns einverleibt hätten. Freilich auch den rasenden Roland, das befreite Jerusalem und so manches andere Schöne, was uns die Schule nicht alles bieten konnte. Wir hatten eben in reichem Maß, was



die heutige, blasierte und genußsüchtige Großstadtjugend, der jetzt bereits die Volksschule die Neigung zur Oberflächlichkeit einimpft, so wenig mehr besitzt: Bildungstrieb und Wissensdurst! Und doch würde eine Beschränkung der alten Sprachen nicht das zur Folge haben, was sich Dr. Kemmer für die körperliche Erholung der Jugend verspricht. Denn eine Erleichterung kann nicht kommen; die technische Richtung stellt ja noch höhere Anforderungen an die jungen Köpfe als die humanistische und an den von den alten Sprachen freigegebenen Raum treten sofort in breiter Wucht die modernen Fächer: Neue Sprachen, Zeichnen, Naturkunde. Es ist hart, aber nicht zu ändern: Die Mittelschule gibt den Schlüssel zum Leben, zur Stellung, sie schafft die Grundlage für den Beamten, der ein Rad bilden soll im Uhrwerk des Staates, den Techniker, von dessen Kunst hundert Leben abhängig sein können, den Offizier, dessen Können unter Umständen über Wohl und Wehe des Staates entscheiden kann. Sie alle sollen nur aus dem tüchtigsten Material gewählt werden und darum tut schon in den untersten Kursen strengste Auslese not, die das geistige Proletariat verhindert, den Uebrigbleibenden Luft schafft, dem Lehrer Individualisierung ermöglicht. Auslese des Besten und Widerstandsfähigsten ist die Parole der Natur, seitdem sich organisches Leben auf der Erde regt; warum soll diese harte aber heilsame Regel für die Schule nicht gelten? Muß denn alles studieren? Müssen denn alle schwachbegabten Kinder durchgepeitscht und durchgequetscht werden von Jahr zu Jahr, bis sie doch zusammenbrechen — nur weil die Väter auch studierte Männer waren? Etwas mehr amerikanische Wertschätzung jeder Art von Arbeit, auch der nicht geistigen, wäre schon um der Besserung dieser Misere willen unseren gesellschaftlichen Anschauungen sehr heilsam.

Viele Fragen sind es, die Dr. Kemmers bedeutsames Buch anklingen läßt und in allen Kreisen, denen die Zukunft des Volkes am Herzen liegt, wird es Aufsehen erregen. In flammender Begeisterung für eine schöne, edle Sache ist der Autor an sein Werk gegangen und wenn er auch von seinem Idealismus zu nicht immer einwandfreien Schlüssen geführt wurde, indem er alles, was teils Schuld der gesteigerten Anforderungen unserer Zeit, teils des Hauses und gesellschaftlicher Verhältnisse ist, dem humanistischen Gymnasium allein aufbürden will, so bietet es doch eine Fülle von Anregungen und hebt seinen Verfasser aufs neue weit über jene hinaus, die gleichgültig an diesen wichtigen Fragen vorübergehen. Leicht ist das ja und bequem dazu; aber Mut braucht es, sich in den heftig tobenden Kampf der Meinungen zu werfen, gegen die Macht des Alten anzudringen. Und diesen Mannesmut achten wir an Dr. Kemmer aufs neue.

Ein neues Werk über Napoleon I.

Bei Ferdinand Dümmler in Berlin erschien in acht Lieferungen ein umfangreiches Werk von Oskar Klein-Hattingen über Napoleon, und ich gestehe, daß ich mit unverkürztem Eifer die vielen Seiten bis zum Schlusse gelesen habe. Es freute mich, daß ein Deutscher, der ein vorurteilsfreies Buch über Bismarck, wie man mir sagte, veröffentlicht hatte, nun uns den bestgehaßten Mann aller Zeiten in gerechterer Beleuchtung vorzuführen gedachte. Gerade wir Deutsche besitzen vorzügliche militärische Werke über die Großtaten des Soldatenkaisers und mit Vergnügen ersah ich, daß der Autor aus den besten Quellen schöpfte. Ob je aus einer deutschen Feder ein ganzer Napoleon — Mensch, Feldherr, Diplomat und Staatsmann — erstehen wird, bleibt mir fraglich. Oder könnten wir von einem Franzosen begehren, daß er uns die Einverleibung Elsaß-Lothringens von unserem Gesichtspunkte aus schildere?

Herr Klein-Hattingen sagt aber dem Leser, er verfahre bei der Beurteilung des Riesengenies mit gerechtester Ruhe, und auch ich erfreute mich sehr oft an den ausgezeichneten Ausführungen über die Vorgeschichte der einzelnen Kriege und über die Begründungen der staatsmännischen Unternehmungen. Da wird zuerst der Werdegang bis zur Erkenntnis: Ich bin größer als alle Menschen! vorzüglich geschildert und dann wird, übersichtlich dargetan, wie der Geistesriese in seinem Egoismus eigentlich bis zur Rolle Alexanders des Großen gelangen mußte. Der Maulwurfshügel Europa konnte dem modernen Weltenbezwinger nicht genügen, und schon in der Expedition nach Aegypten lag der Plan der Eroberung Indiens verborgen.

So oder so! ich besiege die Welt!

Den Mann zeichnet der Autor, daß wir ihm oft mit ungeheucheltem Beifalle folgen dürfen, aber der Riese war eben doch ein Mensch, war einst ein Kind einer vorzüglichen Mutter gewesen und nahm aus der Wiege die Bestimmung, zu sterben wie der ärmste Hirte auf Corsica mit in die Siegeslaufbahn hinaus.

Dafür nun fehlt dem Herrn Verfasser gewissermaßen das christliche Verständnis. Es ist zu bedauern, daß Goethe in seinen alten Tagen nicht noch einen Napoleon schrieb. Der Corse war ein Faust, der mit kühnster Herrscherphantasie sich einen zweiten Teil schuf, der das Menschenmögliche durch den Mephisto der eigenen Tatkraft überbot, der dann am Ende seiner Herrlichkeit trotz aller Gegenreden als Sohn der katholischen Kirche und als Märtyrer gerettet erscheint. Weder ein Gretchen noch eine Helena war die Frau, die er mit polischer Brutalität sich aus Wien holte. Da hatte sich der Titane sehr vergriffen, denn diese Kaiserin empfing, während sich ihr Gemahl auf fremdem Eiland vor Schmerzen wälzte, während er nach einem Briefe von ihrer Hand lechzte, von einem Anderen einen Sohn, den sie genau sechs Wochen nach dem Tode Napoleons gebar.

Nicht einmal die Mutter Lätizia durfte an ihren großen Sohn eine ungelesene Zeile richten. Der einstige König von Rom wurde erzogen, als entstamme er einer Lustnacht, und nie hat Napoleon auch nur einen Gruß seines fanatisch geliebten Kindes erhalten! Daß der entthronte Kaiser den Engländern mit Absicht Schwierigkeiten bereitete, wer will ihm das verübeln? Hätte er sich noch freuen sollen, daß er als General Bonaparte in vier niedrigen Zimmern leben durfte, daß der Kaffee nach Havarie roch usw.? Seinen Gefangenen stellte er ehemals Paläste und ihre bestimmten Einnahmen zur Verfügung, ihm nahm man alles. Aber nicht der Papst, gegen den er vom katholischen Standpunkte aus wohl am entschiedensten sich vergangen hatte, schrieb Briefe à la Blücher, sondern der Papst nahm Frau Lätizia mit den höchsten Ehren bei sich auf und bemühte sich „seinem vielgeliebten Sohne" die Lage zu erleichtern. Der Papst hatte ihn so genannt, als Napoleon den Gefangenen 1813 aufsuchte, aber ihn abgewiesen. Der Papst blieb sich allein in der Behandlung einer gefallenen Größe gleich.

Und die anderen — sie zitterten bis zum Ende des Weltenbezwingers, wenn der einmal sein Perspektiv aus der Tasche zog, um nach einem amerikanischen Schiffe zu spähen. —

Ueber das rein Menschliche geht der Autor zu kurz hinweg. Für ihn stirbt ein Riesengenie an dem von den Engländern nicht gleich erkannten Magenkrebs, und das Endziel fehlt. Da las ich ein neueres französisches Buch Les derniers jours de l'Empereur,[1]) das mich fast zu Tränen rührte. Warum verschweigen wir denn immer, daß Napoleon befahl, das Allerheiligste am Kopfende seines Totenbettes auszustellen?

Nachdem ich nun das dem Buche Fehlende bezeichnet habe, will ich nochmals kurz auf seine Vorzüge zurückkommen. Der Stil und die Einteilung des Stoffes sind klar. Freilich huldigt der Autor gewissen Neuheiten, die ein Lächeln Goethes hervorgerufen hätten. An die Ludwige 1.—18., an die Friedriche 2. usw. muß man sich gewöhnen, und Genitivbildungen wie Barrasens vom Familiennamen Barras sind auch nicht gerade für die Gedichte eines Platen verwendbar. Doch das sind Formen und in der Hauptaufgabe, uns die Taten Napoleons zu begründen und im Einklange mit dem Verhalten der Gegner vorzuführen, verdient Herr Klein-Hattingen viel Lob. Z. B. erfreute mich die Erklärung der sogenannten Schandtat an dem Herzoge von Enghien ungemein. Die den Ereignissen vorausgeschickten Qualifikationen der Mitspielenden finde ich sehr zweckdienlich. Manchmal führt das zu einer absonderlichen Psychologie. „Ein ganz famoser Kerl und doch ein schrecklicher Lump", aber es ist auch richtig, daß es keine Menschen ohne Fehler gibt, und das getraut sich der Autor sogar von Nationalheiligen zu behaupten.

Schließlich glaube ich, daß der Autor zu den Leuten gehört, die Napoleon Ideologen benannte. Durch seine ausgezeichneten Kriegsbeschreibungen weht manchmal — gottlob nur kurz — die Schleppe der Frau Bertha von Suttner. Den Kaiser als Staatsmann beurteilt er allzu oft vom Standpunkte eines deutschen Liberalen aus, und beim Diplomaten vergißt er es, zu betonen, daß die Gegner das Lügen ebensogut verstanden wie der Beschriebene. Jedenfalls gehört das Buch zu den beachtenswertesten Erscheinungen der neueren Napoleonsliteratur, dürfte aber für Leute, die ihre Bildung aus Madame sans gêne schöpfen, zu wissenschaftlich und vornehm gehalten sein.

Friedrich Koch-Breuberg.

[1]) Paul Frémaux bei Flamarion, Paris.



Religiöse Bedürfnisse der Gebildeten.

Von Dr. A. Kneer, Trier.

Der Artikel „Zur religiösen Lage unserer Gebildeten“ in Nr. 1 der „Allgemeinen Rundschau“ weist zutreffend auf eine schwache Stelle im religiösen Leben der Gegenwart. Die Seelsorge an den Gebildeten wird nicht so gepflegt, wie es gut wäre. Man kann als gebildeter Mann (akademisch oder dem gleichwert gebildet) jahrelang in einer Stadt leben, ohne auch nur einmal das Glück zu haben, spezielle Religionsvorträge für die gebildete Männerwelt hören zu können. Was für die Männerwelt geboten wird, richtet sich durchweg an die breiteren Schichten, nach Inhalt und Form. Es sind besonders die Herren von der Gesellschaft Jesu, die sich in dieser Hinsicht große Verdienste erwerben. Aber es ist ein anderes, ob ich den treu zur Kirche haltenden schlichten Unterbeamten und biederen Handwerker zu bearbeiten habe, und ein anderes, wenn ich mich geistig mit dem hochgebildeten Skeptiker auseinandersetzen soll.

Es fehlt offenbar mancherorts an Kräften dieser Art. Schönredner haben wir ja; aber diese tuen uns nicht not. Woran ich denke, das sind Sprecher von der Art eines Fr. W. Förster — schlicht wie eine Perle, aber eine echte. Ein Redner, der zu mir sprechend mich in seinen Bann zwingt und der mich dann entläßt, erschüttert und erhoben.

Man wird nicht behaupten können, daß es kein Verlangen nach solchen Vorträgen gibt. Die Bestrebungen der Vereinigungen zur Pflege christlicher Weltanschauung, wie sie in Düsseldorf und anderswo die akademisch Gebildeten an sich gezogen haben, legen Zeugnis auch für das religiöse Bedürfnis dieser Kreise ab.

Es soll gegen niemand ein Vorwurf erhoben sein: aber in unserem Zeitalter der „sozialen Frage“ hat man über der allseitigen Arbeit an den großen Massen die religiöse Pflege der — recht verstanden — „besseren Kreise“ vernachlässigt.

Dazu kommt ein äußeres, aber wichtiges Moment: die jungen Theologen und die übrigen Akademiker gehen nicht mehr wie früher den gleichen Bildungsweg. Man hat wiederholt die durch die Seminarbildung bedingte Abschließung der Theologiestudierenden als einen großen Verlust für das geistige Leben in unseren blühenden katholischen Studentenkorporationen bezeichnet. Für das religiöse Leben unserer gebildeten Kreise ist der Mangel an persönlichem Kontakt zweifellos aufrichtig zu beklagen. Und dabei kann doch nicht übersehen werden, daß unser Klerus sich zum allergrößten Teile aus den einfacheren Volksschichten rekrutiert.

Es gibt zwar genug Leute, die meinen, es handele sich bei solchen Wünschen nur um ein Produkt des Hochmutes: die feinen Herren sollten nur ordentlich in die Kirche gehen und fleißig den Rosenkranz beten . . . Wer speziell in Gegenden mit konfessionell gemischter Bevölkerung gelebt hat (und das konfessionelle Durcheinanderwürfeln macht ja bei uns in Deutschland immer größere Fortschritte) denkt wohl anders; er bedenkt, daß das Licht um so weiter leuchtet, je höher es steht.

Und hat denn der Gebildete nicht auch einen gerechten Anspruch darauf, in seiner Art pastoriert zu werden? —

Neuere theologische und religiöse Literatur.

Angezeigt von Dr. Philipp Friedrich, München.

Vor 50 Jahren etwa brachte Heinrich Denzinger sein Enchiridion symbolorum et definitionum auf den Büchermarkt. Diese verdienstvolle Sammlung dogmatischer Entscheidungen von Konzilien und Päpsten, welche zunächst nur „ad usum auditorum“ bestimmt war, gewann sich ob ihrer Nützlichkeit schon bald in weiteren theologischen Kreisen viele Freunde; heute ist dieses Buch für den Theologen ein fast unentbehrliches Nachschlagewerk geworden. Die neueste 10. Auflage desselben zeigt nach Umfang wie Ausstattung ein völlig verschiedenes Aussehen gegenüber ihren Vorgängerinnen. (Enchiridion symbolorum, definitionum ac declarationum de rebus fidei et morum auctore Henrico Denzinger. Editio X. emendata et aucta, quam paravit Clemens Bannwart S. J. Friburgi, Sumptibus Herder. XXVII et 628 p. 8° brosch. ℳ 5.—, geb. ℳ 6.—.) Der Titel erfuhr eine sachentsprechende Erweiterung, die zugleich irriger Auffassung über den Charakter der in dem Buche vereinigten Dokumente vorbaut. Der Sichtung der Texte, ihrer Fortführung bis in die unmittelbare Gegenwart und namentlich ihrer Verlässigkeit galt die besondere Sorge des Herausgebers. Aber auch in buchtechnischer Hinsicht hat die Neuausgabe des Enchiridion sehr viel gewonnen. Die chronologische Anordnung der Dokumente, die Ueberschriften und Verweise, das Sach- und Personenregister und nicht zuletzt der neue Index systematicus rerum, quae cum dogmate cohaerent erhöhen die praktische Verwendbarkeit des Buches in hervorragendem Maße. Nicht nur den Theologiestudierenden, auch den Verwaltern des Predigtamtes sowie allen, die auf Erhaltung und Vertiefung ihrer theologischen Kenntnisse bedacht sind, ist auf diese Weise ein sehr dankenswerter Dienst geleistet worden.

Von der seitens der Herderschen Verlagshandung veranstalteten Sammlung päpstlicher Rundschreiben (Autorisierte deutsche Ausgabe mit lateinischem und deutschem Text) liegen zwei weitere Nummern vor: 1. Die Mahnworte Pius X. an den katholischen Klerus aus Anlaß seines 50 jährigen Priesterjubiläums (gr. 8° 53 S. brosch. ℳ —.80) und 2. Das Rundschreiben Pius X. über den hl. Anselm, Erzbischof von Canterbury (gr 8° 75 S. brosch. ℳ 1.—). In letzterem Schreiben zieht der Papst Parallelen zwischen den schwierigen Verhältnissen, unter denen der berühmte Primas von England als treuer Sohn der Kirche für deren Rechte eintrat, und der heutigen Zeit mit ihren zahlreichen für die Kirche unerfreulichen Erscheinungen. Zahlreiche und ausführliche Sentenzen aus den Schriften und namentlich aus den Briefen des Bekennerbischofs lassen vor der Seele des Lesers ein anschauliches Bild von dessen Sinnen und Trachten, Wirken und Wollen für die Interessen der Kirche erstehen. Das Beispiel St. Anselms — das ist des Papstes Wunsch — soll namentlich in der gegenwärtigen schwierigen Zeitlage für die Bischöfe ein Quell der Ermutigung werden. — Aus den Mahnworten Pius X. an den katholischen Klerus spricht ein Herz voll echter, tiefer Hirtensorge, „das Herz eines Vaters, der im Anblick des kranken Sohnes vor Angst und Liebe zittert“. Nichts Neues noch Unerhörtes wollte der oberste Hirte in seinem Rundschreiben den Priestern des Erdkreises verkünden; aber die Person dessen, der diese Mahnungen erteilt, sowie die Form, in der dies geschieht, machen diese Kundgebung Sr. Heiligkeit jedem echten Priester wertvoll und teuer. In keiner priesterlichen Bibliothek sollten diese Mahnworte Pius X. fehlen, und die Herdersche Ausgabe derselben sei hiermit zur Anschaffung bestens empfohlen.

Apologetischen Zweck verfolgt ein Büchlein des Dominikaners P. Hieronymus Wilms, welches die verschiedenen rationalistischen Einwände gegenüber religiösem Denken und religiöser Betätigung zurückzuweisen bestrebt ist. (Der religiöse Mensch im Urteil der Welt. 12° X und 176 S. Freiburg i. Br. Herdersche Verlagshandlung, brosch. ℳ 1.20, geb. in Leinwand ℳ 1.70). Religiös sein — so führt der Autor in einer Reihe von Abhandlungen aus — ist kein Zeichen von geistiger Beschränktheit oder von Unbesonnenheit noch auch die Frucht einer zügellosen Phantasie. Religiös sein ist kein Symptom von Schwachheit oder Furcht, geschweige von sklavenhafter Gesinnung. Religiös sein ist endlich auch kein Produkt gemeiner Selbstsucht noch lediglich Sache des Gefühls, sondern das Merkmal eines schlechthin vollendeten Menschen. Bietet auch der Verfasser in seiner Beweisführung wenig Neues, so ist doch die geschickte Gruppierung des Materials sowie die interessante Art der Stoffbehandlung rühmend anzuerkennen. In den Kreisen unserer gebildeten Laien dürfte das Büchlein wohl manchen dankbaren Leser finden.

Mit dem verstorbenen Stiftsbibliothekar von St. Bonifaz in München, P. Odilo Rottmanner O. S. B., ist ein seltener Mann dahingegangen. Von seinen berühmten Lehrern an der Münchener theologischen Fakultät, zu denen u. a. Deutinger, Döllinger und Haneberg zählten, nahm er als hochbegabter, äußerst eindrucksfähiger Student die Anregung und Begeisterung für die hl. Wissenschaft mit ins Leben. Und nie wurde er, der schon bald nach seiner Priesterweihe das Ordenskleid des hl. Benediktus nahm, dieser Richtung untreu: bei aller reichen Tätigkeit in der vielseitigen Seelsorge gestalteten sich seine Tage dennoch zu einem idealen Gelehrtenleben. Nur diejenigen, welchen das Glück beschieden war, auf dem Gebiete wissenschaftlichen Arbeitens mit P. Rottmanner näher bekannt zu werden, wissen, wie tief wahr diese Charakterisierung seines Lebens ist. Für weitere Kreise des gelehrten Publikums eröffnet in diese Tatsache einen guten Einblick das schöne und wertvolle Buch, welches P. Rupert Jud, O. S. B., der jüngere Freund und Ordensbruder P. Rottmanners, bei der ersten Wiederkehr von dessen Todestag in pietätvoller Gesinnung herausgegeben hat. (Geistesfrüchte aus der Klosterzelle. Gesammelte Aufsätze von † P. Odilo Rottmanner, O. S. B., Stiftsbibliothekar von St. Bonifaz. Herausgegeben von P. Rupert Jud, O. S. B. Mit Porträt und Lebensbild. München 1908. Verlag der Lentnerschen Buchhandlung (E. Stahl). VI und 365 S. ℳ 6.—). Augustinusforschung und Patristik, Bibel und Exegese, Mystik und Kirchengeschichte sind die Gebiete, auf denen sich Rottmanners wissenschaftliches Arbeiten bewegte. Stets bleibt es im Interesse der katholischen Wissenschaft zu bedauern, daß dieser große und tüchtige Gelehrte relativ wenig schriftstellerisch sich betätigte. Wenn er sich aber zu einer Publikation entschloß, so war von vorneherein aus seiner Feder nur wirklich Wertvolles



zu erwarten; so bietet denn auch der vorliegende Sammelband allen auf den bezeichneten Gebieten wissenschaftlich Arbeitenden eine Gabe von hohem Wert. Für die Methode wissenschaftlichen Arbeitens sind die hier vereinten Studien, Abhandlungen und Rezensionen Rottmanners in Wahrheit mustergültig und vorbildlich, weswegen wir den „Geistesfrüchten aus der Klosterzelle" namentlich unter der theologischen Jugend recht viele Leser wünschen. Den Schluß des Sammelbandes bilden drei homiletische Arbeiten des Heimgegangenen. Dieser Umstand bietet uns willkommene Gelegenheit, hier auf die im Buchhandel erschienenen Predigten P. Rottmanners die Aufmerksamkeit weiterer Kreise zu lenken. Vor uns liegt die zweite Auflage des zweiten Bandes derselben, welche gleichfalls von Herrn P. Rupert Jud in dankbarer Pietät herausgegeben ward. (Predigten und Ansprachen. Von † P. Odilo Rottmanner, O. S. B., Doktor der Theologie. II. Band. Zweite unveränderte Auflage. Herausgegeben von P. Rupert Jud, O. S. B. Mit Porträt. München 1908. Verlag der Lentnerschen Buchhandlung (E. Stahl). VIII und 372 S. Geh. M 4.80, geb. M 5.80.) Ein durchaus berufener Fachmann auf homiletischem Gebiete, der damalige Tübinger Universitätslehrer und nunmehrige Rottenburger Oberhirte, P. W. von Keppler, hat seinerzeit die Drucklegung dieser Kanzelvorträge angeregt und später den im Druck erschienenen Predigten höchstes Lob gespendet, wobei er unter anderem schrieb, daß „man mit Fug und Recht sagen kann: seine (Rottmanners) Predigtweise ist diejenige St. Augustins, in die Sprache des 19. Jahrhunderts" übertragen. Wer die literarischen Neigungen unserer Gebildeten kennt, wird nicht behaupten, daß die Lektüre von Predigten häufig gepflegt werde. Wer es versäumt, zu Rottmanners „Predigten und Ansprachen" zu greifen, beraubt sich in Wirklichkeit einer seltenen Gelegenheit, um seelische Erhebung zu schöpfen, seine Welt- und Lebensanschauung zu erweitern und zu vertiefen. „Rottmanner ist ein so feinsinniger und zartfühlender Psychologe, ein so sicher gehender Arzt der Zeitkrankheiten, unter denen wir an Geist und Herz leiden, ein solcher Meister in der feinen Zeichnung aller Gebrechen und Schwächen des Menschen ..., daß man ohne Uebertreibung sagen kann: wer erst einmal tiefer in den Geist der Rottmannerschen Predigten eingedrungen ist, wird kaum ähnliche Schätze praktischen Wertes für eine echt katholische Lebensführung finden können." Möge die erfreuliche Tatsache, daß nach relativ kurzer Zeit die erste Auflage von Rottmanners hervorragendem homiletischen Werk vergriffen war, in Zukunft noch oft sich wiederholen!

Den apologetischen Abhandlungen für Studierende und gebildete Laien, welche Dr. J. Klug unter dem Titel: „Lebensfragen" im Jahre 1907 bei Schöningh in Paderborn erscheinen ließ, konnten wir seinerzeit in dieser Zeitschrift Worte warmer und bester Empfehlung widmen. Inzwischen stellte der rastlos tätige Autor zwei weitere Bändchen apologetischer Abhandlungen fertig, deren erstes zu Anfang des vorigen Jahres erschien, während das zweite eben noch recht auf den Weihnachtsbüchermarkt 1909 gelangte. In einer Zeit, wo der Babel- und Bibelstreit noch in frischer Erinnerung ist und das Christusproblem die Geister mehr als je beschäftigt und in Spannung hält, kommt der Apologie, welche Klug der Hl. Schrift und der Gottheit Christi widmet, hochaktuelle Bedeutung zu. (Gottes Wort und Gottes Sohn. 392 S. Taschenformat brosch. M 2.40, geb. M 3.— Paderborn, Ferd. Schöninghs Verlag 1909). In dem Einleitungskapitel: „Natur, Uebernatur und Offenbarung" legt der Verfasser in gedrängter Kürze Möglichkeit, Notwendigkeit und Unersetzlichkeit der übernatürlichen Offenbarung dar. Der weitere Inhalt des Buches steht im Dienste des Nachweises, daß die vier Kriterien einer Offenbarung Gottes an die Menschheit: Weisheit und Heiligkeit, Wundermacht und Weissagung einzig zu finden sind in den zwei großartigen und singulären Formen der Religion: in dem Judentum des Alten Bundes und im Christentum des Neuen Testamentes. Einer großzügigen und fesselnd geschriebenen Skizze der Geschichte des Volkes Israel reiht Klug als Ertrag seiner objektiven Betrachtung der Geschichte der alttestamentlichen Offenbarung die These an: Israel war kein Volk wie alle anderen Völker, sondern das Volk der Offenbarung.

Dem Ansturm der Kritik auf die alttestamentlichen Schriften gelten die übrigen Ausführungen dieses ersten Drittels des Büchleins. Wir vernehmen die Einwände, welche die literarische und die historische Kritik, die vergleichende Religionswissenschaft, die Naturwissenschaft und die moderne Ethik gegen diese hl. Bücher erheben, um alsdann die gediegenen, siegreichen Waffen kennen zu lernen, mit denen Klug diese Angriffe abschlägt. Der positive Ertrag dieses Teiles der Abhandlung lautet: Die Bibel des Alten Testamentes ist doch in einem besonderen und ausschließlichen Sinne das Buch der Offenbarung.

Die übrigen zwei Drittel des ganzen Buches gelten der Erörterung der heißumstrittenen Christusfrage. Als echtes Kind unserer Zeit mit ihrem stärker ausgeprägten historischen Empfinden prüft Klug zunächst den geschichtlichen Wert unserer Nachrichten von Jesus Christus, um alsdann die Einwände alter und neuer Evangelienkritik gewissenhaft zu prüfen und auf ihren wahren Wert bzw. Unwert zurückzuführen. Das Ergebnis der Ausführungen Klugs zur Christusfrage ist niedergelegt in dem prächtigen Schlußkapitel mit den Antworten auf die beiden Hauptfragen: Wer war Jesus? Er war Gottessohn. Was wollte Jesus? Er wollte den Menschen wieder mit Gott versöhnen.

Den Anschluß an den Gottmenschen und die dadurch ermöglichte Teilnahme des Menschen an der göttlichen Lebensherrlichkeit vollzieht die von Christus gestiftete Kirche. Mit ihr befaßt sich das 3. Bändchen der Serie (Gottes Reich, 321 S., Taschenformat brosch. M 2.—, geb. M 2.60, Paderborn, Ferdinand Schöninghs Verlag 1909). Nicht in dem lauten Spott und Hohn über die Kirche erblickt Klug die größte Gefahr für den kirchengläubigen Menschen der Gegenwart — weit gefahrdrohender erscheint ihm die Summe von Vorurteilen gegen die Kirche, welche heute das Denken vieler beherrschen. In Würdigung dessen ist sein Trachten darauf gerichtet, die Leser seines Buches zu wohlgewappneten Streitern für den Kampf auszurüsten, den die unbestochene Wahrheitsliebe gegen das Vorurteil führt. Im Dienste dieses Strebens steht zunächst eine Orientierung über die hauptsächlichsten Vorurteile, welche der Kirche gegenüber laut werden. An den Ueberblick über die Irrwege, welche die Kirche nach der Meinung ihrer Gegner in den 1900 Jahren ihres Bestehens gegangen, reiht sich ein Gang des gläubigen Forschers durch die Entwicklungsgeschichte des kirchlichen Dogmas, der kirchlichen Verfassung und des kirchlichen Kultus. Das tatsächliche Vorhandensein zahlreicher christlicher Religionsgemeinschaften macht weiter die Untersuchung nach der einen wahren Kirche Christi notwendig, deren Kennzeichen aus dem Wesen und den Aufgaben dieser Kirche erschlossen werden. Bei den Einzelausführungen über die Merkmale der wahren Kirche Christi gibt Klug zunächst eine positive Darlegung des Gegenstandes, um alsdann sich den einschlägigen Einwänden der Kritik zuzuwenden. In dem Kapitel „Segnungen der Kirche" bespricht der Autor auch die Leistungen der Kirche auf den verschiedenen Gebieten der allgemeinen Kultur und weist die Einwände ab, daß Kirche und Kultur, Kirche und Wissenschaft unvereinbare Gegensätze seien.

Damit haben wir den reichen Inhalt angedeutet, welcher in den beiden neuesten Schriften von Klug niedergelegt ist und dem Leser derselben eine reiche Fülle von Belehrungen und Anregungen zu vermitteln geeignet ist. Wohl berührt der Verfasser alte, schon wiederholt behandelte Probleme; doch weiß er dieselben vielfach in eine neue Beleuchtung zu setzen. Klugs historischer Sinn ließ ihn eine Apologie schreiben, die in engem Kontakt mit dem zeitgenössischen Geistesleben steht, weil sie eben hauptsächlich mit jenen Angriffen sich beschäftigt, die in der Gegenwart gegen die christliche Religion erhoben werden. Was wir seinerzeit an den „Lebensfragen" rühmend hervorhoben: Die klare Fragestellung und scharfe Beweisführung, die ausgedehnte Kenntnis der einschlägigen katholischen wie akatholischen Literatur, die prächtige Diktion, die vornehme Polemik, den Unterstrom subjektiver Wärme, welcher die ganze Darstellung durchfließt — all dies reiche Lob zollen wir auch den beiden neuesten Arbeiten Klugs. Er hat damit ein Werk zum Abschluß gebracht, dem nach Inhalt und Form ein Ehrenplatz in unserer apologetischen Literatur gesichert ist. Hier fließen den Gegenwartsmenschen — gläubigen, zweifelnden und ungläubigen — die lebendigen Wasser der Wahrheit. Die neue Apologie des Christentums, welche Klug uns bot, ist geboren aus umfassenden Studien, tiefem Nachdenken, kritischer Prüfung und geistvoller Kombinationsgabe. Die Ausführungen sind von warmer Liebe zur Christusreligion und von echter Ueberzeugung der Wahrheit ihrer Lehren getragen. Ebendarum empfehlen wir diese Schriften Klugs recht warm und angelegentlich der großen Gemeinde der Gebildeten und nicht zuletzt unserer akademischen Jugend.

Die Lawine.

Siehst du den Tann im Todeskampfe ringen?
Die Gemse, die zum Tale flieht?
Hörst du den Föhn sein wildes Jauchzen singen,
Ein schauerliches Totenlied?

Jetzt stürzt sie nieder, bricht und rollt die Erben
Ureingesess'ner Felsenwand
Hinab in Trümmern, Chaos und Verderben,
Wie Spielzeug eine Riesenhand.

— — — — — — — — — — —

Im tiefen Tal, in einer armen Hütte,
Ein jammernd Weib zum Himmel schreit
Für seinen toten Gatten eine Bitte
Zur Mutter der Barmherzigkeit.

Anton Reichling.



Der Religionsunterricht in den katholischen Volksschulen der Städte.

Die von Dr. Büttner in Nr. 47, 1909, S. 807 angeregte Beteiligung der Alumnen am Religionsunterricht in den katholischen Volksschulen der Städte hat sich in Frankreich seit langen Jahren glänzend bewährt. Schon Olier (1608—1657) hatte diesen Gebrauch in die Pfarrei von St. Sulpice eingeführt, und nur die Revolution brachte eine kurze Unterbrechung. Im 19. Jahrhundert betrauten die Bischöfe Dupanloup und Pie ebenfalls die Alumnen mit der Erteilung des Religionsunterrichts.

In Verdun verfuhr man (1882—1906) folgendermaßen: Die Kinder der Dompfarrei wurden nach dem Alter in drei Gruppen verteilt. Jedem Vikar wurde eine dieser Gruppen zugeteilt. Sie zählten je zwischen 100 und 150 Kindern. Hier traten die „Seminaristen" auf. Jedem wurde eine Untergruppe von 15 bis 20 Kindern angewiesen. Ihm fiel das Abhören der Lektionen zu und jeder gab abwechselnd die notwendigen Erklärungen. Ueberall herrschte stramme Disziplin, weil der Domvikar schließlich nur für die Oberaufsicht zu sorgen hatte. So konnte jedes Kind jedesmal befragt und die Erklärungen mit peinlicher Sorgfalt vorbereitet werden. Der Religionsunterricht — seit Jules Ferry aus der Schule ausgeschlossen — wurde in einem der Pfarrei gehörenden großen Saale erteilt.

Die eigenartige Tagesordnung machte den Religionsunterricht für die Kinder höchst interessant. Nach dem Gebet wurde ein Kirchenlied gesungen; dann wurden einige Kinder durch den Vikar öffentlich befragt; hierauf folgte das Abhören „par quartiers". Bevor der Alumnus seine Erklärungen gab, wurde ein zweites Kirchenlied gesungen. Die Kinder zogen den Religionsunterricht bei weitem allen anderen Fächern vor.

Im Jahre 1906 wurde das Priesterseminar für einige Zeit aufgehoben. Aus den besten Kreisen der Stadt traten Damen zusammen, welche unter dem Namen Catéchistes Volontaires die Seminaristen ersetzten.

Lic. phil. Felix Roeder,
Domvikar in Verdun, Frankreich.

Ueber Schwedens Sagenverkünderin.

Von

Fritz Decker, Düsseldorf.

Zu jener Zeit, zu Beginn der neunziger Jahre, als der Naturalismus in der Literatur Trumpf war, als man nur das für wert hielt, den Zeitgenossen vorzuführen, was auf der Nachtseite des Lebens lag, als man sich in den ästhetischen Salons bei Kaviarschnittchen mit der Armeleut-Literatur beschäftigte, als es modern war, in seidene Fauteuils gelehnt, den Bettlern des Lebens ihre Gefühle nachzuempfindeln, als das Dirnentum, mit dem Kranze der Märtyrinnen geschmückt, in elegantem Einband die Boudoirtische der vornehmen Damen zierte, da entstanden weit von uns fort, hoch droben im Norden eine Reihe Erzählungen, die, später zusammengefaßt unter dem Titel „Gösta Berlings Saga", ihren Zug durch die Welt antraten und überall Freude bereiteten.

Wie jede echte Dichtung mit dem Heimatsboden, aus dem sie erstand, eng verbunden sein muß, so senkte auch die Gösta Berlings Saga ihre Wurzeln tief in Schwedens Grund hinab und sog so die Nahrung aus diesem, daß gar herrliche Blüten aufblühen konnten.

Selma Lagerlöf, damals noch Lehrerin an der Elementarschule zu Landskrona, einer schwedischen Kleinstadt, hat selbst erzählt, wie diese eigenartige Saga ihre ganze Kindheit begleitet hat, wie sie ihr als jungem Mädchen überall in Värmland entgegentrat. Lange, ehe sie auf den Gedanken verfiel, die Saga niederzuschreiben, hat sie sie erlebt. Darin sehe ich auch den Erfolg dieses sowie ihrer anderen Bücher. Sie sind mit dem Herzen geschrieben, mit einem Herzen, das in reiner, tiefer Liebe an seiner Heimat hängt, dem das Land seiner Wiege heiliges Land ist.

Ein solcher Mensch ist ein guter, ein edler Mensch, und wenn ihm ein Gott die hohe Gabe der Erzählungskunst verliehen, wenn der göttliche Genius der Dichtkunst sich auf einen solchen Menschen herniedergelassen hat, so entstehen Werke, die wie Offenbarungen wirken, Werke von solch zauberischer Schönheit, daß wir sie lieben müssen, daß wir uns immer wieder zu ihnen hinstehlen müssen, Werke, die uns ans Herz wachsen.

Selma Lagerlöfs Dichtungen sind nicht modern, deshalb werden sie auch die Zeit überdauern. Und wenn heute schon ihre Leser nach Tausenden, ja Hunderttausenden zählen, so kommt das daher, weil die Dichterin für alles Lebende jenes zärtliche Umfangen, jene liebeglühende Begeisterung hat, wie wir sie bei einem heiligen Franziskus finden. Die überquellende Phantasie der Lagerlöf schafft einen Reichtum von Gestalten, ihr naturliebender Sinn malt uns den stillen Zauber der schwedischen Landschaft so wunderbar fein, mit so zarter Empfindung, wie es nur ein Künstler von Gottes Gnaden vermag.

Dieses Gottesgnadentum hat sie eine Reihe Bücher erschaffen lassen, wie „Die Wunder des Antichrists", „Eine Herrenhofsage", „Jerusalem" und andere, für welche ihr nun auch die öffentliche Anerkennung durch Verleihung des Nobelpreises ward, nachdem sie vor zwei Jahren zum Ehrendoktor der Universität Upsala ernannt worden ist.

Schwedens Erde birgt eine große Menge Edelmetalle in ihrem Schoß. Aber auch poetische Reichtümer ruhen noch im Schwedenland. Die Faluner Märchenerzählerin wird noch manche kostbaren Güter ans Licht heben. Froh erwarten wir sie.

Die Frauenwelt im Kampfe gegen die Unsittlichkeit.

Im „Sozialen Kurs", der — von der niederösterreichischen katholischen Frauenorganisation veranstaltet — vom 1. bis 9. Februar in Wien abgehalten wurde und in dem dank der überaus anregenden Vorträge der Redner und der sich daran knüpfenden lebhaften Diskussionen auch viele Fragen, die im allgemeinen nicht zur engeren „Frauenfrage" gerechnet werden, zur Erörterung gelangten, hielt P. Augustin Rösler, der bekannte Fachmann auf dem Gebiete der Frauenfrage, einen Vortrag über „Die Teilnahme der Frauen am Kampfe gegen die Unsittlichkeit". Aus seinen mit feinem Takt den heiklen Stoff behandelnden, zu Herzen gehenden und die Tatkraft weckenden Ausführungen sei hier nur einiges von dem erwähnt, was er über die Versumpfung der Sittlichkeit durch die Pornographie in Wort und Bild sagte, oder vielmehr — da ja diese Versumpfung und Verpestung den Lesern der „Allgem. Rundschau" schon oft genug vor Augen geführt werden mußte — von den Heilmitteln, die er gegen diesen Krebsschaden moderner Kultur den versammelten Damen zur Anwendung empfahl. Der Schundliteratur, meinte P. Rösler, sei nur durch möglichst weite Verbreitung gesunder Volkslektüre entgegenzutreten, und daher sei es Pflicht der katholischen Schriftstellerinnen, nach Maßgabe des ihnen von Gott verliehenen Talentes an der Schaffung einer sittlich hochstehenden Literatur mitzuwirken, während die übrige Damenwelt durch Volksbibliotheken, Lesevereine, Verteilung guter Schriften usw. dafür sorgen müsse, daß diese Literatur ins Volk dringe; Buchhandlungen und Papierläden, in deren Auslagen anstoßerregende Bücher, Bilder oder Postkarten zu sehen sind oder von denen bekannt ist, daß sie diese Art Waren führen, seien von der Frauenwelt zu boykottieren, wie das ja bereits in manchen Städten mit Erfolg durchgeführt worden ist; Theater und sonstige Vergnügungsetablissements, die den Anstand verletzende Stücke auf dem Repertoire haben, dürfen von Frauen nie besucht werden. Redner erinnert daran, daß die Erzherzogin Marie Valerie vor wenigen Jahren während der Vorstellung von Hauptmanns „Rose Bernd" das Theater in auffälliger Weise verließ, um ihr Mißfallen an derartigen Stücken zum Ausdruck zu bringen, und fordert die Zuhörerinnen auf, sich nötigenfalls an dem Vorgehen der Kaiserstochter ein Beispiel zu nehmen. Es sei leider auch in manchen katholischen Kreisen Mode geworden, über „Prüderie" zu spötteln; die anständige Frau, die vernünftige Mutter aber dürfe sich aus solchen Spötteleien nichts machen und müsse ihre Kinder von kleinauf zur Wahrung der Schamhaftigkeit erziehen, denn die Schamhaftigkeit ist der Zaun, über den jeder, der die Sittlichkeit verletzen will, steigen muß. — In der Diskussion, die dem von lebhaftem Beifall begleiteten Vortrage folgte, wurde unter anderem die Anregung gegeben, die katholische Frauenorganisation möge Hand in Hand mit der Männerorganisation den Kampf gegen die Unsittlichkeit aufnehmen; auch wurde beschlossen, daß der

Frauentag, der in der Osterwoche in Wien abgehalten werden wird und für dessen gedeihliches Wirken bereits umfangreiche Vorarbeiten gemacht werden, versuchen müsse, durch Resolutionen und Eingaben verschiedener Art Einfluß auf Gesetzgebung und Behörden auszuüben, um diesen Kampf zu einem siegreichen zu gestalten. Mit besonderer Anerkennung sei hier auch erwähnt, daß es gerade eine der jüngsten Teilnehmerinnen des Kurses war, die den Vorschlag machte, eine Aktion gegen die Kinematographen einzuleiten, da diese wie Pilze aus der Erde aufschießenden Unternehmungen, die wegen des geringen Eintrittspreises gerade von den unteren Volksschichten und von unzähligen Kindern besucht werden, durch manche ihrer Vorführungen überaus schädigend auf die Zuschauer einwirken. Auch mit dieser Frage wird sich der Frauentag näher befassen.

Frau Hanny Brentano, Wien.

Aus ungedruckten Witzblättern.

Ostmarkenfahrt.

Columbus fuhr einst kühn zu Schiff
Und wurde Weltentdecker;
Manch andern noch die Lockung rief,
Manch andrer fuhr noch kecker.
Jedoch Historia nicht erzählt
Von jedem das Ergebnis;
Nun gut — er hatte sich gequält —
Es war mal ein Erlebnis.
Im Altertum, das man uns pries,
Im sagen-schwerbetauten,
Erfuhren sich das goldne Vließ
Die tapfern Argonauten.
Bekannt ist auch die Zickzacktour
Des Ithaker Ulixe,
Nach Salamis der Xerxes fuhr,
Zu holen sich die Wichse.
In neuester Zeit zum Nordpol doch
Herr Cook fuhr, zum vereisten,
Obgleich der Vorsatz ziemlich hoch
Und groß war das Erdreisten.
Vor allem ist Kathrinens Zug
Berühmt und jeder kennt ihn;
Sie merkte nicht den list'gen Trug
Des Bösewichts Potemkin.
Die Fahrt süddeutscher Brüder zielt
Ins Land der Hakatisten,
Wie ihnen man Potemkin spielt —
Ja, wenn sie das nur wüßten!
Verkehrt jedoch, sich hier zu quäl'n,
Ob fruchtbar das Ergebnis —
Man hat doch Stoff, was zu erzähl'n —
Es war mal ein Erlebnis.

Der Landrat.

O Preußenvolk, hör mit Entsetzen,
Wie nah schon dräute die Gefahr,
Daß dir dein Staat zerriß in Fetzen
Und dich umfing die Totenbahr!
Zerstört ist nun der Wahn der Frommen —
Daß endlich du zur Einsicht kommst!
Vernimm: ein Pole sollte kommen
Als Landrat in dem Kreise Bomst.
Ein Pole, Pole! Wie war's möglich,
Daß so gesunken die Nation!
Ach, der Gedanke ist zu kläglich —
Ein Pole auf dem Landratsthron!
Du hast ein Auerstädt und Jena,
Wohl dir, daß Leipzig du erklommst,
Doch nie verlöscht dies Schandenthema —
Ein Pole auf dem Thron in Bomst.

Znin.

Das Römerreich, so hört man's künden,
Versank in seinen Lastersünden,
Und ebenso war es der Fall
Beim alten Reich des bösen Baal.
Aegypten, Persien, Ninive
Stürzten herab von ihrer Höh',
Und überall man klar erkennt
Denselben Grund, dasselbe End.
Das schöne Hellas, wie verflucht,
Schlug seiner Stämme Eifersucht,
Und manches Reich, man wird es finden,
Zerfiel noch aus manch anderen Gründen.
Das weingesegnete Burgund
Bracht' Karl der Kühne auf den Hund,
Ein anderer mußte ihm nachtreten,
Ein anderer Karl, König von Schweden,
Hispanien sank am Goldesdurst,
Das Deutsche Reich an — — Polenwurst.

Werda.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. Richard Straußens „Feuersnot" erschien in einer musikalisch und darstellerisch glänzenden Wiedergabe unter Hugo Röhrs Leitung, dessen immense Arbeitsleistung in den letzten Wochen größte Anerkennung verdient. Man kann sich nun zu dieser temperamentvollen Oper stellen, wie man will, keinesfalls verträgt sie die Nachbarschaft eines flauen Stückes ohne eigenartige künstlerische Prägung. Aus diesem Grunde wohl zeigte sich das Publikum Herrn Erik Meyer-Helmunds Tanzspiel: „Münchener Bilderbogen" gegenüber höchst ungnädig. Hofkapellmeister Cortolezis und Frau Hofballettmeisterin Jungmann hatten für diese Uraufführung ihr bewährtes Können eingesetzt. Daß Autoren auch bei nicht einmütigem Beifall sichtbar werden, ist eine Mode der jüngsten Zeit, die ich nicht für geschmackvoll und nützlich halte. Hierdurch werden nur die Lärmszenen provoziert, die bei uns noch zu den Seltenheiten gehören. Mehr Interesse weckte die Neueinstudierung von Hebbels tiefer Tragödie „Gyges und sein Ring", in der besonders Steinrück (Kandaules) eine starke Leistung bot. Im großen Hause gehen freilich manche feine Halbtöne, an denen man sich im kleinen (dem Residenztheater) erfreuen kann, verloren. Wieder erschien mir der Bühnenrahmen der vereinfachten Szene in seinem kalkigen Pseudogriechentum reichlich frostig. Wenig paßt die Halle zum Gemach der Königin, dessen streng orientalische Abgeschlossenheit, das Symbol von Rhodopens sittlichem Empfinden, er kaum anzudeuten vermag. — Als Nedda, Santuzza und Carmen absolvierte Frau Gutheil-Schoder von der Wiener Hofoper ein begeistert aufgenommenes Gastspiel, in dem die Künstlerin mit ansehnlichen sanglichen Mitteln wieder eine eminente Charakterisierungskunst verknüpfte.

Kgl. Residenztheater. Philipp Langmanns Drama „Bartel Turaser" ist in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts über die meisten Bühnen gegangen. Auch in dem damals abwechslungsreichen Spielplan des Theaters am Gärtnerplatz ist es erschienen. Das Milieu des Proletariats hatte in jenen Tagen auf den Brettern den Reiz der Neuheit, die realistische Zustandsschilderung könnte heute nicht mehr in höherem Grade fesseln, wenn den Konflikten keine tiefere Kraft innewohnen würde. Das Drama hat wieder erschüttert und seine Verpflanzung auf eine erste Bühne hiermit gerechtfertigt. Dieser im Grunde brave Fabrikarbeiter Turaser, der, durch die Not verführt, aus Liebe zu seinem kranken Kinde einen falschen Eid schwört, von Gewissensbissen gepeinigt und durch Schicksalsschläge zermürbt, sich freiwillig den Gerichten stellt, ist eine dichterisch gesehene Gestalt. Die verzweigte Handlung verläuft, von Kleinigkeiten abgesehen, auf der Bahn strenger Wahrscheinlichkeit, und ein Zuviel von Tiraden milderte Höfers schlichte, ergreifende Darstellung. Dieser sowie die anderen Mitspieler boten Leistungen, die es sich lohnt, gesehen zu haben.

Schauspielhaus. Das Schauspiel „Das nackte Weib" von Henry Bataille ist um einiges besser, wie sein plumper Titel. Es schildert die immer fragwürdig bleibende soziale Stellung eines zur rechtmäßigen Malersgattin erhobenen Aktmodells, mündet aber bald in einen Ehebruchskonflikt ein. Der zu Ansehen gelangte Künstler verliebt sich in eine Dame der großen Welt, und die Frau, die seine einstige Armut in Treue geteilt, kämpft einen fruchtlosen Kampf um den trotz allem heißgeliebten Mann. Bataille ist ein gewandter, mit starken Effekten arbeitender Theatraliker. Grobmaterialistische Figuren gelingen ihm, aber Rührung, die sollte er nicht „machen". Da ging das anfänglich so beifallsfreudige Publikum nicht mehr mit. Im ganzen ein unerfreuliches Stück, wiewohl kein unanständiges Wort fällt. Die Darstellung war gut, besonders Frl. Woiwode, die ans Burgtheater berufene....

Aus den Konzertsälen. Im neunten Abonnementskonzert des Konzertvereins hörten wir eine glänzende Wiedergabe von Beethovens „Pastorale". Löwe machte uns an diesem Abend auch wiederum mit einer Neuheit bekannt. Die „symphonischen Variationen" Hans Koeßlers, eines aus Rheinbergers Schule hervorgegangenen tüchtigen Komponisten, fanden dank sympathischer Qualitäten sehr freundliche Aufnahme. Weniger sprach, rein musikalisch genommen, das sich zumeist anspruchsvoll gebende Klavierkonzert (C-moll) von S. Rachmaninov an, das jedoch in Leonid Kreutzer einen geschmackvollen, reifen Interpreten von trefflicher Technik gefunden hatte. Einen gleichfalls sehr beifällig aufgenommenen Pianisten, Eduard Bach, hörten wir im Volkssymphoniekonzert, der César Francks Symphonischen Variationen für Klavier und Orchester, von Prill bestens unterstützt, zu eindrucksvoller Wiedergabe verhalf. Auch die Wahl des hier noch nicht gehörten Stückes war verdienstlich. Der Abend bot noch Hector Berlioz' Rob Roy-Ouvertüre und Beethovens vierte Symphonie unter Prills wirkungsvoller, beifällig begrüßter Leitung.

Die Musikfeste der Ausstellung München 1910. Es wird uns mitgeteilt: Für den im Rahmen der großen Musikfeste der Ausstellung veranstalteten Beethoven-Brahms-Bruckner-Zyklus des Konzertvereins München, welcher wie im Vorjahre unter Leitung

von Ferdinand Löwe (Wien) und unter Mitwirkung hervorragender Solisten stattfindet, wurden folgende Tage bestimmt: 5., 8., 10., 13., 17., 19., 22., 24., 27 und 31. August, 2. und 4. September. Diese zwölf großen Symphoniekonzerte sind für die festspielfreien Tage in der neuen Musikfesthalle der Ausstellung angesetzt worden. Das Programm des Zyklus wird gegenüber dem Vorjahre wesentlich verändert und erweitert erscheinen. — Prospekte gelangen durch die Geschäftsstelle der Ausstellung, den Landesverband für Fremdenverkehr, den Konzertverein München und das Bayerische Reisebureau Schenker & Co., sämtliche in München, zur Ausgabe.

Verschiedenes aus aller Welt. Rostands Tierkomödie „Chantecler", welche infolge überreicher Reklame in Paris mit Spannung erwartet wurde, hat bei der Première enttäuscht. Ueber die tiefere Bedeutung dieses Gockelhahndramas gehen die Ansichten der Kommentatoren auseinander. Jedenfalls steht das Werk hinter Rostands „Cyrano de Bergerac" und selbst dem Aiglon weit zurück. — Hugo von Hofmannsthals Komödie „Christinas Heimreise" hat bei glänzender Wiedergabe im Deutschen Theater in Berlin geteilte Aufnahme gefunden. Der Kritik gilt das Stück nur als eine Literaturstudie, die im Stile der verwegensten Renaissancenovelle beginnt und im Geschmacke Ifflands und der Birch-Pfeiffer endigt. — In München feierte der Weimarer Generalintendant a. D. Hans Bronsart von Schellendorf den 80. Geburtstag. Unter seinen tondichterischen Arbeiten, die Bülow sehr hochschätzte, sind das Klavierkonzert Fis-moll, das Trio G-moll, zwei Symphonien, eine Orchesterphantasie, die Kantate: Christnacht und ein Streichersextett mit ansehnlichem Erfolge aufgeführt worden. — Die in Gründung begriffene Berliner „Große Oper" erwartet nach einer Rentabilitätsberechnung bei ungefähr 2700 Plätzen eine Mindesteinnahme von ℳ 1'698,000.—. Die Kosten für Terrain, Bau- und Fundus werden mit 5 Millionen, das Betriebskapital mit einer halben Million veranschlagt.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die letzte Woche sah wiederholt Krisen an den Börsen, denn die amerikanische Gefahr schlug heftige Wogen an die Grundmauern der europäischen Märkte. Heftig bewegte Neuyorker Börsentage veranlassten die Finanziers von neuem, das Hauptaugenmerk auf die Gestaltung der amerikanischen Börsenentwicklung zu richten, und man stand allgemein ziemlich ratlos dem grossen Reinigungsprozess an der Neuyorker Effektenbörse gegenüber. Die Widerstandskraft der europäischen Hauptplätze, besonders von London und Berlin, und die günstige Entwicklung der Geldmärkte liess denn auch per Saldo den Einfluss jener Neuyorker Krisentage gänzlich verschwinden. Es zeigte sich mehr und mehr, dass all die Vorgänge in Neuyork jenen Börsenmanövern und unsicheren Manipulationen gleichen, von denen die amerikanische Finanzchronik reich an Exempeln ist. Trotzdem man diesen Ereignissen mit all ihren Begleiterscheinungen und Konsequenzen noch fernerhin grosse Beachtung schenken sollte, wurde die Tendenzentwicklung, besonders der deutschen Börsen, hauptsächlich von den Vorgängen an den Geldmärkten günstig beeinflusst. Der gebesserte Ausweis der Reichsbank und die neuerliche Erhöhung der steuerfreien Notenreserve dieses Institutes liessen eine recht baldige Ermässigung des Wechseldiskontsatzes erhoffen. Dieselbe erfolgte denn auch um ein halbes Prozent auf nunmehr 4%. Die Bank von England hatte am gleichen Tage ihren offiziellen Satz gleichfalls um ein halbes Prozent auf 3% reduziert. Der Präsident der Reichsbank begründete die Vornahme der Diskontermässigung hauptsächlich auf den Rückgang der Verpflichtungen der Bank und auf die Höhe der Rückflüsse bei derselben. Diese Massnahmen der beiden Notenbanken zeitigten an den Börsen schon um deswillen besonders günstigen Einfluss, weil damit gewissermassen von offizieller Seite dokumentiert wurde, dass sowohl in politischer Hinsicht wie auch von wirtschaftlichen Faktoren keine ernst zu nehmenden Gefahren derzeit im Anzuge seien. Anderseits scheint der internationale Geldmarkt auch durch die grossen Anleihen nichts von seiner Abundanz eingebüsst zu haben. — Vom Industriegebiet ist nichts Neues zu melden, abgesehen von einigen schlechteren Nachrichten des schlesischen Kohlenmarktes. Die Kassa-Industrieaktien-Werte dürften in nächster Zeit hauptsächlich unter dem Einfluss der Bilanzresultate der grossen Gesellschaften stehen, und von der Höhe der Dividenden und den Gewinnergebnissen wird es abhängen, ob das bisherige Interesse der Kapitalistenkreise an diesen Werten weiterhin bestehen bleibt. Nach den bisher bekannt gewordenen Resultaten werden im allgemeinen die Geschäftsergebnisse den zumeist nicht sehr hoch geschraubten Erwartungen entsprechen. Einzelne Ausnahmen werden an dieser Meinung, die man allgemein hegt, nichts Bedeutendes ändern. Günstige Ziffern dürften vor allem solche Gesellschaften bringen, die von der entschieden gebesserten allgemeinen wirtschaftlichen Konjunktur besonders profitiert haben. Es sind dies beispielsweise Schiffahrtswerte und im speziellen die Bankaktien der grossen Insitute. Die Rhedereien haben durch den gesteigerten Import- und Exportverkehr des Jahres 1909 von dem Aufschwung und der Belebung der wirtschaftlichen Konjunktur profitieren können. Die Abschlussziffern und die Dividendenvorschläge der leitenden Schiffahrtsgesellschaften sind denn auch gut und reichlich bemessen. Die Hamburg-Amerikalinie erzielte zum Exempel rund 32 Millionen Mark Gewinn und verteilt 6% Dividende (im Vorjahre ist bei 15 Millionen Mark Gewinn keine Dividende verteilt worden). Auch die Banken haben den Reigen der Bilanzveröffentlichungen begonnen, und in nächster Woche werden die im abgelaufenen Jahre erzielten Gewinne und Dividendenvorschläge publik. Mehrfach wird eine höhere Dividende in Vorschlag gebracht werden können. In den letzten Tagen hatten einzelne leitende Bankaktien hervorragendes Interesse beim Publikum hervorgerufen. Taxationen von höheren Dividenden, sowie vielfach Gerüchte von grosszügigen Geschäften — wie bei der Dresdener Bank zum Beispiel Meldungen von einer grösseren Kapitalserhöhung behufs Errichtung von Filialen in Paris und Aufnahme anderer Banken — erweckten vielfach die Aufmerksamkeit auf unsere Bankaktien. Auch im übrigen war der Industrieaktienmarkt belebt und trotz der verschiedenen innerpolitischen und finanziellen Meldungen fest tendierend. Elektrische Werte waren auf Nachrichten belebt, dass grössere Transaktionen im Gange seien. Auch chemische Werte und Aktien einzelner Maschinenspezialitäten interessierten das Kapitalistenpublikum. Der billige Geldstand und vor allem die Lage des internationalen Geldmarktes haben all' die Sorgen und Bedenken verscheucht, die noch vor kurzem zumeist die Tendenzen der Börsen beherrschten. Dazu kommen die günstigen Meldungen über die Geschäftslage beim deutschen Stahlwerkverband und die beruhigtere Haltung des nervösen Neuyorker Börsenplatzes. Der bisher masslose Optimismus wird jedoch eingedenk der vor kurzem erfolgten Ernüchterung an den Börsen kaum mehr Gelegenheit finden zu einer weiteren Ausbreitung.

M. Weber.

Süddeutsche Bodencreditbank. Der Aufsichtsrat hat beschlossen, der auf den 18. März cr. einzuberufenden Generalversammlung die Verteilung von 8% Dividende, wie in den Vorjahren, vorzuschlagen und der Spezialreserve für das Pfandbriefgeschäft ℳ 500,000.— zu überweisen.

Dr. Noël, Wie erlangt man durch Selbstunterricht Sprechfertigkeit in fremden Sprachen? Deutsche Ausgabe. Berlin-Schöneberg, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt). Preis 80 Pf. Diese Schrift ist für alle bestimmt, die in fremden Sprachen das Wissen eines Untersekundaners einer höheren Schule besitzen oder sich an Toussaint-Langenscheidt oder auf andere Weise vorgebildet haben. Sie dürfte das Interesse aller Bevölkerungskreise erregen, besonders der Kaufleute, Lehrer, Offiziere, wie auch der Bewohner kleiner Städte. Sie dürfte ein passendes Abgangsgeschenk für Schüler aller Lehranstalten, ein Ratgeber für jüngere Studenten, Seminaristinnen usw., darstellen. Die vorgelegte Methode dürfte in allen Schulen Eingang finden und den Methodenstreit beenden. Diese Methode verlangt nicht neue, kostspielige Hilfsmittel, sondern der Verfasser zeigt, wie jeder in neuer und doch überraschend einfacher und anregender Weise mit den in jedes Händen befindlichen Hilfsmitteln (Grammatik, kleines Wörterbuch) das angegebene Ziel erreichen kann. Diese Broschüre dürfte Tausenden eine Anregung sein, die Arbeit von Lehrern, Lektoren, Privatlehrern aller Art fördern, erleichtern und anregen, Vorurteile gegen die Schule beseitigen; kurz, sie gehört in die Hand jedes, der für die Sache irgend ein Interesse hat und darf jedem Schüler empfohlen werden.

Zur schönsten Zeit im Süden. Herrliche Frühlingsreisen bieten die beiden nächsten Mittelmeerfahrten der **„Freien Deutschen Reisevereinigung"** vom 15. April bis 1. Mai und vom 4. bis 21. Mai mit der großen Salonyacht „Ile de France". Sie führen nach den herrlichsten und sehenswürdigsten Stätten der Welt: Marseille, Barcelona, Palma, Algier, Blida, Tunis, Carthago, Palermo, Messina, Malta, Taormina, Piräus, Athen, Korfu, Cattaro, Venedig, Capri, Neapel, Rom und Montecarlo. Gesamtpreis der Reise in bequemster ein-, zwei- oder dreibettiger Außenkabine ohne übereinanderstehende Betten, mit voller Verpflegung und Wein, allen Kosten der Landausflüge bei erstklassiger Ausführung von 550 ℳ an. Ausführl. Prospekt versendet kostenlos Redakteur Baumm in Duisburg.

Die „Allgemeine Rundschau" ist im Abonnement und Einzelverkauf erhältlich in der Herderschen Buchhandlung Berlin W. 56, Französischestraße 35a, Telephon I 8239.





Chefredakteur Dr. Armin Kausen; für die Redaktion verantwortlich in Vertretung: A. Hammelmann;
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.
Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 9. München, 26. Februar 1910. VII. Jahrgang.

Toleranz.

Von Dr. A. Vögele-Schönthal.

Wie viel wird gegen die Toleranz und christliche Nächstenliebe gesündigt von der Presse, in Werkstätten, Fabriken und Schulen, bei Gemeinde-, Landtags- und Reichstagswahlen! Wir wollen von der Intoleranz des Turnvorstandes Götz, von der „frisch-fröhlichen Pfaffenhetze" der „Deutschen Turnzeitung" absehen, die schon in Nr. 50 der „Allgemeinen Rundschau" besprochen worden ist. Wir wollen nur einige besonders krasse Fälle, die in dem Jahre 1909 vorgekommen sind, zum Beweis hier registrieren.

Bei dem oberschlesischen Bauarbeiterstreik 1909 haben die christlichen (protestantischen) Gewerkschaftsführer Arm in Arm mit den sozialdemokratischen gegen die katholische Arbeiterorganisation aufgehetzt und in einem gemeinsamen Flugblatt geschrieben: „Unsere Parole muß sein: Nieder mit den katholischen Fachabteilungen (Sitz Berlin)!" Da und dort schon haben diese sogenannten christlichen Gewerkschaften gegen katholische Arbeiterorganisationen den Kampf bis aufs Messer eröffnet, in enger Gemeinschaft mit der Sozialdemokratie.

Ein sächsischer Volksschullehrer, Lehrer Siemon in Lobstädt, verhetzte die ihm anvertrauten Schulkinder in der Weise, daß diese Kinder (13- und 14jährig) in ihren Aufsätzen schrieben, daß man die Katholiken aus dem Lande jagen, ihre Schulen und Kirchen zerstören solle. Das gehässige Elaborat eines sächsischen Schullehrers veröffentlicht ein Kgl. Seminardirektor sogar noch als Musterlehrprobe in einem Schulblatte.[1] Professor L. Gurlitt verkündet laut, man dürfe nicht duldsam sein, sondern man müsse energisch mit Kampf und Haß gegen Rom und die Katholiken vorgehen.[2] In dem von Pastor Hauger in Elberfeld herausgegebenen protestantischen Wochenblatt „Licht und Leben" steht zu lesen, daß es schon vor langer Zeit gläubige Bibelleser gegeben habe und solche noch gebe, „welche der Ueberzeugung sind, daß einmal auf dem Papststuhl die Persönlichkeit erscheinen werde, welche die Bibel Antichrist nennt." Lutherisch mag diese Auffassung sein, aber evangelisch ist sie nicht. Luther hat den Papst wiederholt Antichrist und sogar babylonische H... genannt. „Dies eine bewahrt," mahnte er 1537 in einer Tischrede, „nach meinem Tode den Haß gegen den römischen Papst." „Ein Papist ist ein Lügner, ein Mörder oder der leibhaftige Teufel." (Tischrede Nr. 21 in der Mathesischen Sammlung. Leipzig, Teubner 1903.) „Man schlage sie (Papst und Bischöfe) mit den Pfaffen zu Zeiten und schmeiße sie gar zu tot!" (Tischrede Nr. 10.)

Das sind aber doch in Tat und Wahrheit keine Reden nach dem Evangelium, welche Haß und Kampf gegen Rom und die Mitchristen predigen. Das Evangelium predigt Liebe. Diese sogenannten evangelischen Christen könnten und sollten von der alten Heidin Antigone lernen, welche ausrief: „Nicht mitzuhassen, nein mitzulieben bin ich da." Wie viel Unwahres und Liebloses wird Jahr für Jahr von evangelischen Geistlichen im Konfirmationsunterricht gegen die katholische Kirche geredet und behauptet! Man bekommt fast den Eindruck, als ob man, weil die religiöse Zerfahrenheit auf protestantischer Seite groß ist, die eigene etwas brüchige Sache mit dem Haß gegen Rom wie mit künstlichem Kitt zu leimen und zu verkleistern suchte.

Es gibt ja gottlob auch auf evangelischer Seite Friedenstauben, Männer wie Pfarrer Schiller von Nürnberg, welche die konfessionelle Zerklüftung beklagen und welche zum Frieden und zu gemeinsamer positiver Arbeit seit Jahren mahnen und einladen. Aber diese Männer finden leider bei dem Gros ihrer Amtsbrüder und Glaubensgenossen mehr Spott und Mißachtung als Beachtung und Nachahmung. Es sind rari nantes in gurgite vasto: Es sind seltene Schwimmer im wüsten, wilden Strudel, Schwimmer gegen die allgemeine Stromrichtung. Auch die Konservativen, in Württemberg wie im Reiche, hatten sich im Jahre 1909 öfters über „skrupellose Hetze" von seiten der eigenen Glaubensgenossen zu beklagen, nur deshalb, weil sie die allgemeine Hetze gegen das Zentrum nicht mitmachten.

Bei den letzten Gemeinderatswahlen in Württemberg haben sich die protestantischen Mehrheiten gegen die katholischen Minderheiten wenig oder gar nicht tolerant gezeigt: besonders auch Stuttgart. Dagegen haben die katholischen Mehrheiten in Horb, Jagstfeld, Neckarsulm, Friedrichshafen, Rottenburg usw. aus freien Stücken auch Vertreter der protestantischen Minderheit gewählt. Durchschnittlich ist man auf katholischer Seite viel toleranter als auf protestantischer, das muß jeder, der gerecht denkt und urteilt, zugeben.

Auch die Presse fehlt in diesem Punkte viel. Wenn irgendwo auf unserer Seite nur ein kleiner Verstoß gegen die Toleranz vorkommt, wandert dieser mehr oder weniger aufgebauscht durch den ganzen gegnerischen Blätterwald. Ereignen sich aber auf protestantischer Seite noch so schreiende Verstöße gegen die Toleranz, so herrscht tiefes Schweigen in diesem ganzen großen „Walde". Es erscheint dann schon als eine Ausnahme oder besondere Noblesse, wenn die „Kölnische Zeitung" einen einzelnen Fall, wie den des sächsischen Schullehrers, als zu weitgehend mißbilligt. Die akatholische Presse dürfte und sollte uns Katholiken gegenüber noch viel mehr wahrheitsliebend und gerecht werden. Da gäbe es noch viel Rückständisches zu überwinden. Da ist in der Tat einmal wirkliche Inferiorität vorhanden. Wie viel Falsches und Schiefes wurde von der liberalen, demokratischen und sozialistischen Presse nur in bezug auf die Reichsfinanzreform und den Ferrerrummel in die Welt gesetzt bzw. gedruckt! Bismarck hat gelegentlich einmal von einer „Wüste von Zeitungen" gesprochen. Man könnte das Wort etwas derb finden, aber wenn man an die vielen und großen Verfehlungen der Presse[3] gegen Wahrheit, Gerechtigkeit, Nächstenliebe und Sittlichkeit denkt, so kann man jenem Bismarckschen Kraftwort eine Berechtigung nicht ganz absprechen.

Wir glauben aber nicht, daß die „Augsburger Abendzeitung", welche 1909 gelegentlich bemerkt hat, daß mit der die katholische Kirche zurzeit beherrschenden Richtung ein konfessioneller Friede unmöglich sei, im Namen aller protestantischen Zeitungen geschrieben hat. Das wäre ja unendlich schlimm und traurig. Wir nehmen vielmehr an, daß immer noch ein sehr großer Teil evangelischer Christen und auch eine erkleckliche Zahl

[1]) „Deutsche Schulpraxis".

[2]) In „Das freie Wort", Nr. 18 1909, hat er geschrieben: „Gegen Rom wirken nur die allerstärksten Mittel." Als solche Mittel empfiehlt er „unversöhnlichen Haß", „rücksichtslose Aufklärung", wie sie der „Simplicissimus" betreibe, „alle Waffen des Spottes und der Verachtung der geistigen Ueberlegenheit".

[3]) Auf Weihnachten 1909 brachte z. B. der demokratische Stuttgarter „Beobachter" Artikel, welche einer ausgesprochenen Priesterhetze gleichkommen.

von Zeitungen den konfessionellen Frieden als kostbares Gut betrachtet und erhalten haben will.

Mögen es von dem temperamentvollen Schlag des württembergischen evangelischen Pastors, der gesagt hat: „Lieber den Teufel wählen als einen Zentrumsmann!", immer weniger werden und möge es von der edlen irenischen Richtung des evangelischen Pfarrers Schiller immer mehr Männer geben! O, dann müßte eine neue, schönere Zeit für unser zerklüftetes deutsches Vaterland anbrechen! Leider haben die Blockära, die engherzige Politik Bülows und der Evangelische Bund das Morgenrot dieser neuen schönen Zeit, in der beide große christlichen Konfessionen miteinander in Liebe und Eintracht auf dem Gebiet der sozialen Frage und der Caritas, in der Hebung und Förderung der Kulturgüter wetteifern könnten, noch etwas weiter hinausgerückt. Aber wir hoffen und wünschen, daß dieses Morgenrot bald erscheinen möchte. Der neue Reichskanzler, der den Parteihader und die konfessionelle Zerklüftung als ein Unglück für die Nation erkannt hat, ist hoffentlich jetzt bestrebt, das Reich dieser Aera der Ruhe und des Friedens zuzuführen.

Möchten alle edlen, gläubigen Protestanten mit uns Hand in Hand kämpfen gegen den gemeinsamen Feind, den irreligiösen und unchristlichen Zeitgeist, diesen Mörder und Zerstörer des Glaubens und der Sitte, der Freude und der Liebe! Möge gegenseitig das Verständnis für das historisch Gewordene, der Takt und das Feingefühl gegenüber der religiösen Ueberzeugung anderer immer mehr zunehmen!

Solche Roheitsdelikte, wie wir sie zu Anfang des Artikels als Tatsachen des letzten Jahres leider noch registrieren mußten, sollten in Zukunft nicht mehr vorkommen. Man hält ja sonst soviel im gesellschaftlichen Leben auf feine Manieren und guten Ton. Warum sollte man diesen guten Ton gerade dem zartesten und innigsten gegenüber, was der Mensch hat, der Religion gegenüber, verletzen, sei es in der Schule, in der Presse oder bei Wahlen?

Goethe sagte einmal, er wüßte keine schönere Idylle als den Pfarrer. In der Tat, der Seelenhirte, der friedlich seine Schafe weidet, ist eine prächtige Idylle ländlichen Friedens. Wenn alle Hirten und Führer des Volkes, seien es nun Geistliche, Lehrer, Parlamentarier, Zeitungsredakteure Friedensstifter und Freudenbringer wären, so müßte das ganze Bild und Leben unseres Vaterlandes sich ungleich schöner, freundlicher und großartiger gestalten. Man begegnet ja diesen sonnigen Seelen, diesen toleranten, freundlichen Gestalten mit den sanften Augen und goldenen Herzen, welche für sich und andere beglückend durchs Leben ziehen, wohl schon da und dort, hüben und drüben. Wäre ihre Zahl, namentlich auf evangelischer Seite, hundertfach oder tausendfach größer, so wäre mehr Liebe, Friede und Freude unter uns, auch stünde das Vaterland nach innen einiger und nach außen stärker da.

Was heißt denn Evangelium? Evangelium heißt Freudenbotschaft, Friedensbotschaft. Es ist ein Widerspruch, wenn sich ein Bund (Verein) evangelisch nennt und dabei gegen seine Mitmenschen Kampf und Haß predigen und üben will. Hauptpflicht des Christentums ist und bleibt Freudigsein und Freundlichsein, Dulden und Lieben. Nicht umsonst haben beim Einzug Christi auf Erden die Engel den Friedensgruß gebracht: „Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!" Nur böse Menschen haben keinen Frieden, nur unchristliche, unevangelische Menschen wollen keinen Frieden.

Nicht fragen!

Was ich an Glück begraben,
„Nicht jeder, der da fragt,
Soll laute Antwort haben!"
So hab ich oft gesagt.

Die Träume, die unerfüllten,
Die sargt ich stille ein
Und bunte Blumen verhüllten
So Grab wie Leichenstein.

Nein, keiner soll sie wecken
Aus ihrer tiefen Ruh;
Denn kleine Lieder decken
Die größten Schmerzen zu.

Hans Eschelbach.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Vom preußischen Wahlrechtskampf.

Es wird zweifach gekämpft: von Sozialdemokraten auf der Straße und von den Taktikern der Fraktionen im Abgeordnetenhause.

Die wilde Agitation der Sozialdemokratie hat schon bedauerliche Opfer gefordert, namentlich in Frankfurt a. M. Dort haben wir ein wahres Schulbeispiel für die Lawinennatur solcher Demonstrationen. Erst veranstaltet man Protestversammlungen. Nach Schluß derselben bilden sich Züge auf den Straßen, die Polizei arbeitet auf Ablenkung und Zerstreuung der Menge hin, es kommt zu Reibereien und kleineren Zusammenstößen. Nun veranstaltet die Umsturzpartei wiederum Versammlungen, um gegen das „brutale, provozierende" Vorgehen der Polizei Einspruch zu erheben. Die Gemüter werden noch mehr erhitzt, als in der ersten Versammlung, die Lust zu Kraftproben gegenüber der Polizei wächst, und der großstädtische Janhagel ist inzwischen aufmerksam gemacht worden auf die schöne Gelegenheit, sich auszutoben. Nun kommt es nach Schluß der Versammlung zu ernsten Konflikten. Gegen die Polizei werden nicht nur Steine, sondern auch gestoßener Pfeffer und Glasscherben geschleudert, man schwingt Stiletts und schießt mit Revolvern. Die Polizei greift auch zur scharfen Waffe und das Blutbad ist da.

Was wird mit solchen bedauerlichen Veranstaltungen erwiesen? Die Sozialdemokraten sagen: die Notwendigkeit des gleichen und geheimen Wahlrechts. Die Regierung und die Konservativen aber sagen, es zeige sich die geistige und sittliche Unreife der Massen und deshalb die Unzulässigkeit eines „demokratischen" Wahlrechts. Die reformfeindliche Wirkung ihrer Demonstrationen ist den roten Führern auch im Reichstag vorgehalten worden; ja, es hat sogar ein revisionistischer Führer, der Abg. Heine, seine Genossen vor der Straßentaktik gewarnt. Aber die Antwort der maßgebenden Entschiedenen lautet: Es soll noch schärfer vorgegangen werden! Diese Haltung erklärt sich daraus, daß der Sozialdemokratie die Reform nur Mittel zum Zweck ist. Sie wollen agitieren und demonstrieren, um die Revolution vorzubereiten. —

Die Kommission des Abgeordnetenhauses hat sich sofort mit voller Kraft an die Arbeit gemacht. Von Verschleppungskünsten ist nichts zu spüren. Aber man hat mit einer ersten Lesung anfangen müssen, und eine erste Lesung hat bei einem so schwierigen Stoff naturgemäß den Charakter einer Rekognoszierung, einer vorläufigen Probe auf die vorhandenen Tendenzen und die gebotenen Möglichkeiten; deshalb läßt sich aus den bisherigen Abstimmungen noch kein sicheres Urteil über den Ausgang gewinnen.

Die ersten Abstimmungen betrafen die zwei Grundfragen: Gleiches oder abgestuftes Wahlrecht? Geheime oder öffentliche Stimmabgabe? Dabei bildeten die Nationalliberalen das Zünglein an der Wage. Sie stimmten mit der konservativen Rechten gegen das gleiche Wahlrecht und brachten es damit zu Fall. Sie stimmten dann mit der Linken und dem Zentrum für die geheime Wahl und brachten dieselbe zur Annahme, d. h. in der Kommission. In der nächsten Sitzung hatte das Zentrum einen schlimmen Vorstoß der Nationalliberalen gegen die Rechte der minder bemittelten Wähler abzuwehren, nämlich den Antrag auf Drittelung im ganzen Wahlkreise oder doch in der ganzen Gemeinde, statt in den einzelnen Urwahlbezirken. Eine solche Anordnung hätte die Plutokratie, das Ueberwiegen der großen Einkommen und Vermögen so sehr gestärkt, daß sich für alle Freunde des kleinen Mannes, namentlich des Mittelstandes, ein Unannehmbar ergeben hätte. Dieser Rückschritt zugunsten der Riesengeldbeutel hätte auch nicht aufgewogen werden können durch die „Maximierung", d. h. die Beschränkung der anzurechnenden Steuerbeträge auf 5000 M im Einzelfalle. Die Drittelung in den Urwahlbezirken wurde aufrecht erhalten und die Anträge auf Verschlechterung des Maximierungsparagraphen abgelehnt, weil die Konservativen sich „vorläufig" den mittelparteilichen Vorstößen widersetzten. Von der weiteren Haltung der Konservativen wird es abhängen, ob überhaupt etwas Annehmbares zustande kommt. Erfreulicherweise hat sich bisher noch nichts gezeigt, was auf ein Bündnis der Konservativen mit den Nationalliberalen, also auf eine preußische Neuauflage der Blockpolitik hindeutete. Die auswärtigen Beobachter müssen vor allem im Auge behalten, daß für uns neben der Aufrechthaltung der Drittelung in den Urwahlbezirken das Wahlgeheimnis der wichtigste von den denk-



baren Fortschritten ist. Die geheime Wahl ist aber im Herrenhause und bei der Regierung nur dann durchzudrücken, wenn die Konservativen des Abgeordnetenhauses für diese Reform gewonnen werden.

Die Politik ist die Kunst, das jeweils Mögliche zu erreichen. Im vorliegenden Falle muß man den berufenen Vertretern im Parlament überlassen, das Mögliche zu erkennen und die geeigneten Mittel zu ergreifen. Es muß nur vorausgesetzt werden, daß jeder Rückschritt vermieden und die Vorteile eines Kompromisses groß genug bleiben, um die Verzögerung einer weiteren Reformaktion aufzuwiegen.

Die Kritik des „philosophischen" Ministerpräsidenten im Reichstag.

Als Herr v. Bethmann Hollweg am 10. Februar im preußischen Abgeordnetenhause die mangelhafte Wahlvorlage einführte, stellte er Betrachtungen an über den Kulturwert der verschiedenen Wahlrechte, pries die Beteiligung der Bürger an den Arbeiten der Selbstverwaltungskörper als ein vortreffliches Erziehungsmittel, bestritt den Parlamenten die Eigenschaft als Zentrum der politischen Kulturentwicklung und sagte den „demokratischen" Parlamenten sogar verflachende und verrohende Wirkungen nach. Das sollten philosophische Wahrheiten von allgemeiner Gültigkeit ohne Zuspitzung gegen bestehende Realitäten sein. Aber vielfach sahen die Staaten und Stämme, die ein demokratisches Wahlrecht haben, darin eine beleidigende Kritik, und auch eine Herabwürdigung des Reichstagswahlrechtes wollte man in den Sätzen finden. Die sozialdemokratische Fraktion des Reistages benutzte diesen Punkt der philosophischen Rede zu einem Vorstoß mittels einer Interpellation. Die lebhafte Debatte hatte insofern ein erfreuliches Ergebnis, als von dem Reichskanzler selbst und auch von der konservativen Partei die bestimmte Erklärung abgegeben wurde, daß man eine Aenderung des Reichstagswahlrechtes nicht anstrebe. Hätte nun Herr v. Bethmann nicht klüger getan, wenn er eine solche Erklärung über die Unantastbarkeit des Reichstagswahlrechtes sofort in seiner ersten Rede eingefügt hätte? Er hätte ja seinen Zweck auch erreicht, wenn er so vorgegangen wäre: Im Reiche haben wir das demokratischste Wahlrecht und wollen es aufrechterhalten; im Staate Preußen, dessen Finanzen auf den direkten Steuern beruhen, wollen wir zum Ausgleich ein abgestuftes Wahlrecht aufrechterhalten, usw.

Dem Reichskanzler wurde ferner zum Vorwurf gemacht, er habe durch Lobpreisung der „preußischen Eigenart" die anderen Staaten, namentlich die süddeutschen, gekränkt. Dagegen konnte er nun mit Recht hervorheben, daß er schon in seiner ersten Rede die schwäbische, bayerische usw. Eigenart ebenfalls gelobt und empfohlen habe, sogar mit Hinweis auf die dort üblichen Formen des politischen Lebens. Insofern war die Rede einwandfrei. Aber nicht löblich war die Tendenz der ersten Rede, das Wesen der preußischen Eigenart in dem traurigen Dreiklassenwahlrecht kristallisiert erscheinen zu lassen und auch diesen Auswuchs der Eigenart unter den Schutz der preußischen Vormachtrolle im Reiche zu stellen.

In Summa: Der Herr Reichskanzler wird bei weiterer Verfechtung seiner Wahlrechtsvorlage gut tun, wenn er die interessanten Ergebnisse seiner eindringlichen Gedankenarbeit vorsichtig siebt und geschickt ausprägt nach den realpolitischen Rücksichten, welche die Stimmungen und Verhältnisse der Gegenwart einem praktischen Staatsmann auferlegen.

Der Toleranzantrag des Zentrums.

Er ist schließlich abgelehnt worden, wie das bei den Parteiverhältnissen im Reichstag (es ist noch der Blockreichstag von 1907 ohne wesentliche numerische Verschiebung!) nicht anders zu erwarten war. Die Konservativen hätten freilich im gemeinsamen christlichen Interesse dem Antrag zu einer Mehrheit verhelfen können und sollen; aber in den Schwierigkeiten, die ihnen wegen der Schwenkung vom Hochsommer von den kulturkämpferischen Elementen und dem sonstigen furor protestanticus bereitet werden, scheuen sie den Anschein eines „schwarzblauen" Bündnisses, und erst recht eines kirchenpolitischen Bündnisses mit dem „katholischen" Zentrum. Die Mehrheit des Reichstags stimmte also schließlich den Toleranzantrag nieder; aber unter einer Mehrheit von hoffnungsvoller Winzigkeit: nur 160 „Nein" gegen 150 „Ja" und 8 Stimmenenthaltungen. Man kann also sagen: der Gedanke des Toleranzantrages „marschiert". Das Vorwärtsschreiten der Toleranzidee trat noch deutlicher hervor in den Erklärungen, die von den Rednern der verschiedenen Parteien und auch von dem Vertreter der braunschweigischen Regierung im Bundesrat abgegeben wurden. Niemand will sich mehr zu den Engherzigkeiten und Schikanen der alten Gesetzgebung in den rückständigen protestantischen Ländern Braunschweig, Sachsen und Mecklenburg bekennen. Man darf hoffen, daß die Einschränkungen des Gottesdienstes und der Seelsorge, die infolge der früheren Toleranzanträge schon zum Teil beseitigt sind, allmählich weiter verschwinden und inzwischen durch eine vorsichtige Praxis in ihrer Schärfe gemildert werden. Man muß in diesen Dingen mit einem langsamen, schrittweisen Fortschritt sich schon genügen lassen.

Der Zug der Zeit geht ersichtlich dahin, daß man die alte Manier des antikatholischen Kulturkampfs, die Behinderung oder Belästigung des Gottesdienstes und der allgemeinen Seelsorge, beiseite schiebt und dafür sich schadlos zu halten sucht in der Schulpolitik und in der Bekämpfung des Katholizismus durch Reden, Zeitungen, Bücher, Flugschriften, Spottbilder usw. Wenn wir die Erleichterungen auf der einen Seite spüren, wollen wir nicht vergessen, daß wir zur Abwehr des neuen und in mancher Hinsicht gefährlichen Kulturkampfes auf dem Posten bleiben müssen.

Eine Musterwahl in Mülheim-Wipperfürth.

Wir konnten seinerzeit die Stadtratswahl in Köln als eine Musterleistung unserer dortigen Freunde preisen. In der Nähe von Köln hat nun eine Ersatzwahl zum Reichstage (für den verstorbenen Zentrumsabgeordneten de Witt) dem Zentrumsbanner zu ebenso schönem Lorbeer verholfen. Es war eine einwandfreie Probe auf die Leistungsfähigkeit der Zentrumspartei gegenüber der liberal-sozialdemokratischen Hetzarbeit, die seit der Katastrophe vom Hochsommer im Gange ist. Der Wahlkreis war im Jahre 1903 dem Zentrum erst in der Stichwahl zugefallen, und 1907 errang de Witt das Mandat mit wenigen Stimmen Mehrheit. Also keineswegs ein „bombensicherer" Wahlkreis. Die Gegner setzten ihre ganze Kraft und Kunst ein. Die Liberalen hofften in die Stichwahl zu kommen und dann mit der sicheren Unterstützung der roten Großblockbrüder zu siegen. Zu dem Zweck hatten sie den jungliberalen Agitator Rechtsanwalt Falk aus Köln als Kandidaten aufgestellt in der Berechnung, daß einerseits diese Persönlichkeit den Abfall liberaler Wähler nach links verhindern, anderseits als alter Großblockprophet die sämtlichen roten Stimmen in der Stichwahl gewinnen würde. Und all diese schönen Berechnungen und Erwartungen wurden grausam zuschanden. Der jungliberale Kandidat hat keinen Zuwachs an Stimmen, sondern vielmehr einen Verlust von fast 3000. Diese verlorenen Kinder des Liberalismus schlugen sich zu einem Drittel vielleicht auf den christlich-sozialen Kandidaten, zu zwei Dritteln aber waren sie zur Sozialdemokratie übergelaufen. Und das Zentrum, dem man recht viele „verärgerte Wähler" abspenstig zu machen gedachte, hatte keinen Verlust, sondern vielmehr einen Reingewinn von etwa 400 Stimmen. Das Zentrum blieb nur um etwa 80 Stimmen hinter der absoluten Mehrheit zurück. Es kommt in die Stichwahl mit dem Sozialdemokraten und dabei wird es zweifellos siegen, auch wenn die Liberalen Mann für Mann „lieber rot als schwarz" wählen sollten.

Hier hat sich bestätigt, was in den vorhergehenden Ersatzwahlen schon zu tage trat: Der Liberalismus, der sich in der Steuerverneinung und in der Steuerhetze an die Seite der Sozialdemokratie gestellt hat, verliert Stimmen und Mandate an den roten Großblockbruder (vergl. Neustadt, Koburg, Halle, Eisenach). Die Konservativen, die von der Steuerhetze so scharf bedroht schienen, behaupten sich (vergl. Landsberg-Soldau). Das Zentrum aber behauptet sich nicht bloß, sondern hat sogar noch werbende Kraft.

Die Erfahrungen in den bisherigen Ersatzwahlen werden voraussichtlich den Gärungs- und Klärungsprozeß in der nationalliberalen Partei in frischen Gang bringen. Aber wenn die Nationalliberalen bei ihrer verbohrten Hetzpolitik beharren wollen, so ist das ihr Schaden, nicht der unsrige.

Das Zentrum kann den allgemeinen Neuwahlen, die voraussichtlich im Herbst 1911 erfolgen werden, mit Ruhe entgegensehen, d. h. mit der Ruhe im Herzen, nicht mit der Ruhe der Hände und der Zungen. Mehrere Freunde im Rheinland, vor allem der Kandidat, Oberlandesgerichtsrat Marx, haben rastlos und geschickt gearbeitet an der Aufklärung und der Organisation der Zentrumswähler. Möge der Erfolg alle Parteigenossen antreiben, dem Musterbeispiel rechtzeitiger, gründlicher, systematischer, zäher Bearbeitung der Wahlkreise ohne Säumen nachzueifern. Wir haben eine brave Wählerschaft, die alle Anstrengungen reichlich lohnt.

Bayerisches.

Von Heinrich Osel, Landtagsabgeordneter, München.

Gerne wird anerkannt, daß der Landwirtschaftsetat in Bayern seitens der Staatsregierung mit vollem Verständnis für die Wichtigkeit des Bauernstandes im Vaterland aufgestellt ist. Das Kapitel über Viehzucht, über Versicherungen bietet viel Erfreuliches, freilich ohne alle Schäden heilen, alle Wünsche erfüllen zu können. Brennende Fragen bleiben noch immer die Güterzertrümmerung, die Dienstbotenfrage und die bessere Ausbildung der weiblichen Bevölkerung unseres Landes. Hierüber sprach in bekannter großzügiger Weise Dr. Heim. Eine Länderbank auf genossenschaftlicher Grundlage, an der sich die 5000 Genossenschaften mit Stammanteilen beteiligen und der Staat, ist von ihm als Grundbedingung neuerdings gefordert, soll die Güterzertrümmerung wirtschaftlich gestaltet, die Seßhaftmachung von Dienstboten endlich erfolgreich praktisch werden. Geg n das Bauernlegen, das leider mehr überhand nimmt, nahm der Landtag scharfe Stellung. „Wir brauchen keine neuen Großfideikommisse mehr, aber wir brauchen ein Fideikommißgesetz für den Bauernstand." Die geforderte gesetzliche Organisation der Landwirtschaft in Landwirtschaftskammern mit dem Landwirtschaftsrat als Spitze soll in der Legislaturperiode 1911/12 geschaffen werden.

Am Gelde hängt ... doch alles ..., kein Wunder, daß die Beratung des Landwirtschaftsetats unterbrochen wurde, als unser neues Malzaufschlaggesetz reif für das Plenum war. Jeder Tag der Verzögerung seiner Gültigkeit kostet das Land 50 000 M. Mehrtragen soll es nämlich so zwischen 15 und 16 Millionen Mark. Das ist die neueste Summe, durch die wir unser bayerisches Reservat der Bierbesteuerung uns erkaufen, ist die sogenannte Auslgeichsabgabe, die wir hierfür an das Reich bezahlen müssen. Die Erhöhung der Reichsbiersteuer, damit die Erhöhung der Belastung auf den Kopf der Bevölkerung der Brausteuergemeinschaft bildet hierfür die Ursache.

Unsere Reform bedeutet jedoch auch einen Systemwechsel. An Stelle der bisherigen Steuer auf den Hektoliter tritt die Steuer für den Doppelzentner, wie im Reich. Wir erhoffen davon nicht nur eine gerechtere Besteuerung — der Hektoliter hat verschiedenes Gewicht, je nach Qualität und Füllung — sondern auch eine besser ausgeglichene Aufschlagrückvergütung für ausgeführtes Bier und insbesondere endlich eine gerechte Festsetzung der Uebergangsabgabe, die dem bayerischen Bier besonders bei Einfuhr in die Brausteuergemeinschaft auferlegt wird. Denn hier erhebt Preußen nicht nur die berechtigte Inlandssteuer als Ausgleich, sondern noch ein Plus, das als Schutzzoll gegenüber Bayern wirkt. Da nun Gewichtssteuer gegen Gewichtssteuer steht, wird der Vergleich einwandfrei möglich sein. Wir selbst kontrollieren die Brauereien noch durch ein Sudbuch, aus dem die verarbeitete Malzmenge und die erzeugte Biermenge festgestellt werden kann.

Da bisher unser niederster Steuersatz 5 M für 1 Hektoliter beträgt, künftig 14,5 M für 1 Doppelzentner, der höchste aber nur 6,5 M für 1 Hektoliter, künftig dagegen 20 M 1 Doppelzentner, so haben wir die Spannung zwischen der Belastung der Groß- und Kleinbrauer — in den Steuerstufen natürlich auch innerhalb der Mittelbrauer — wesentlich erhöht, ohne aber der 9 M-Spannung Badens gefolgt zu sein. Der Bierpreis wird also nun auch in Bayern steigen, kann aber mehr als 2 Pf. auf den Liter keinesfalls ausmachen — sonst gibt's Bierkrawall! Unangetastet bleibt Bayerns Notiz: das Bier darf nur aus Malz, Hopfen und Wasser bereitet werden.

Wenn von manchen Seiten die Befürchtung ausgesprochen wurde, daß wir infolge der Steuererhöhung eine Verwässerung des Bieres zu gewärtigen hätten, so ist das nicht von der Hand zu weisen. Ob aber die Vorschrift das Heilmittel ist, welche die Behörde befugt, den Gehalt des Bieres öffentlich bekannt zu machen, falls ein „Mindergehalt" festgestellt wird — Normalgehalt gibt's noch gar nicht — ob das nicht ein sehr zweischneidiges Instrument ist, darüber war man geteilter Meinung, und das war mit Ursache, daß von allen Parteien ein Teil für, ein Teil gegen das Gesetz stimmten, das schließlich Annahme fand. Natürlich waren die Sozialdemokraten dagegen. Viel Ausgaben erstreben, keine Einnahmen: das bequeme Rezept der Minderheit, die doch selbst nicht mehr glauben kann, alles aus der Einkommen- oder Vermögensteuer holen zu können. Ist aber überflüssig, dazu mehr zu sagen.

Vom Standpunkt des bayerischen Gerstenbaues aus dürfte das Gesetz nur zu begrüßen sein und die Vertreter der Landwirtschaft brachten auch keine Bedenken. Eine hübsche Ausgabe hat der Staat damit übernommen, daß er die Wiegeapparate den Brauereien stellt — eine Forderung der Billigkeit, da die Meßapparate nun altes Eisen werden. Nun hat der Reichsrat das Wort in dieser Sache.

Im Reichsrat! Man spielt doch etwas mit dem Feuer dort. Niemand kann einer solchen Körperschaft das Recht der freien Meinung bestreiten wollen. Allein ebenso selbstverständlich wie für die Abgeordnetenkammer gilt für den Reichsrat, daß Gesetze Werke eines Kompromisses sind. Wenn nun der Verlauf der Verhandlungen lehrt, daß nur unter den größten Schwierigkeiten die „untere" Kammer die Steuergesetze verabschieden konnte und nun die Herren Reichsräte gerade die Kompromißartikel zerstören, dann wird die Meinung rege, als ob man damit eben die Gesetze selbst zu Fall bringen wollte. Ganz abgesehen davon, daß der nacktkapitalistische Einschlag dieses Vorgehens recht bittere Gefühle auslöst, die selbst bei konservativen Elementen in berechtigtem Unwillen sich äußern. Schließlich darf man aber erwarten, daß Prinz Ludwig und Frhr. v. Soden im Plenum nicht so allein bleiben wie im Ausschuß.

Ein Anderes noch geht von der Ersten Kammer aus, das weitere Kreise zieht und tiefen, aber nicht erfreulichen Eindruck machte. Der Reichsrat Frhr. v. Cramer-Klett, ein ebenso ideal veranlagter wie charakterfester Mann sprach mutig gegen das Duell — und blieb allein im ganzen Reichsrat. Niemand stellte sich an seine Seite von all den Männern, die Besitz, Würde und des Regenten Wunsch in diese Kammer berief! Dagegen steht ein bayerischer Prinz — Sohn des Prinzen Leopold — auf und tritt dem Redner entgegen. Wenn platonische Einschränkungen Wert hätten, so möchte man noch gerne zu der Rede schweigen. Aber die Erfahrung lehrt, wie gerade in den schlimmsten Fällen, bei den moralisch defektesten Leuten die platonische Abwehr, zu der sich auch Prinz Georg verstand, ohne jeden Einfluß ist. Dem Frhrn. v. Cramer-Klett danken Tausende, Millionen Frauen und Männer, und die Ersten der Nationen stehen ihm zur Seite. Das Schriftchen Alfons' von Bourbon und Oesterreich-Este über die Entwicklung der Ligen wider den Zweikampf zeigt die Antiduellbewegung im Vormarsch, und einst siegt wohl auch in Deutschland der gesunde Menschenverstand über Vorurteil und Dünkel, die sich gerade die Gemeinheit so oft dienstbar macht „im Namen der Ehre".

Noch ein Wort der großartigen Volksvereinsversammlung im „Münchener Kindlkeller". Nicht um zu beschreiben, wie Giesberts unsere Stellung in den sozialen Wirren der Gegenwart trefflich behandelte, oder um Dr. Mefferts volkstümliche und doch so geistvolle Worte über Freidenkertum, Gottesglaube und katholische Kirche in schwacher Verdünnung zu skizzieren. Nur etwas von der Wirkung der Rede Mefferts. Da dieser davon sprach, wie Fernrohr und Mikroskop nur die Schöpfung verherrlichen und meinte, daß heute nicht bloß die Himmel loben des Ewigen Ehre, sondern auch Mikroben und Bazillen, war jedem klar, was er meinte. Eine Gnädige aber entsetzte sich auf der Straße mit ihrem Gemahl u. a. auch über „diesen Menschen", denn Mikroben und Bazillen sind doch direkt gefährlich und verwerflich! Gebildete natürlich. Und die Herren „Freidenker", Burschen, der Schule entwachsen, na sie schimpften — außer dem Saal. Unser Beileid den unentwegten sozialistischen Freidenkern. Mefferts Hiebe saßen.

Zur Lage in Hessen.

Von Johannes Wolter.

Gar raschlebig ist die Welt, und was gestern noch die Gemüter aufpeitschte, hat heute schon seine Zugkraft eingebüßt. Und es ist gut so. So wenig eine Dampfmaschine allzu großen Druck aushält, ebensowenig wirkt auf die Dauer politische Entrüstung, die in das Volk hineingetragen und künstlich aufgepeitscht wird. Neue Interessen verdrängen die alten und werden so unwillkürlich zum Sicherheitsventil. So haben sich auch im Hessenlande, dem Herzen Deutschlands, die Wogen gelegt, welche durch skrupellose Agitatoren und durch eine unehrliche Blockpresse über die Reichsfinanzreform gewaltsam erregt wurden. Denn wie überall, so hatten auch hier die Lügen kurze Beine. Die Aufklärungsarbeit, die von einigen opferwilligen Männern fast über ihre Kraft geleistet wurde, hat ihre Frucht getragen: Dem sozialdemokratisch-freisinnigen Entrüstungsrummel ist der Wind aus den Segeln genommen, die hessischen Zentrumswähler aber sind aufs neue in der Ueberzeugung bestärkt worden, daß das Zentrum auch in der Reichsfinanzreform seinem volkstümlichen Programm nicht untreu wurde, sondern, wie so oft schon, in schwerer Zeit wahrhaft nationale Arbeit geleistet hat. Dazu kommen häusliche Sorgen, welche die Aufmerksamkeit auf die engere Heimat lenkten: Wahlrechtsvorlage und die hessischen Finanzen.

Schon jahrelang verlangt das hessische Volk eine Reform des Wahlrechtes hauptsächlich dahingehend, daß das bevormundende System der indirekten Wahl beseitigt und die direkte Wahl eingeführt würde. Daß die Regierung bestimmte Kautelen in dieses Gesetz brachte, um die „Herrschaft der Gasse" möglichst von der Kammer fernzuhalten, konnte ihr kein vernünftiger Mensch verübeln. Leider wurde die Annahme der Gesetzesvorlage dem Zentrum schwer gemacht durch eine von den Bauernbündlern beantragte und zur Bedingung der Gesetzesannahme gemachte Bestimmung, daß den über 50 Jahre alten Wählern zwei Stimmen zustehen sollten.

Da aber nach der bestimmten Erklärung der Regierung es unmöglich war, ein kautelenfreies Wahlrecht zu erlangen, auch die Bauernbündler von ihrem Vorschlag nicht abließen, konnte das Zentrum die Verantwortung nicht übernehmen, durch verneinende



Stellungnahme das ganze Reformwerk auf lange Jahre hinaus zum Scheitern zu bringen. Dreimal schon war es geschehen, gewiß nicht zur Hebung unseres politischen Ansehens. Das mag wohl auch der Großherzog selbst empfunden haben, als er verschiedenen Abgeordneten gegenüber erklärte, daß im Falle des abermaligen Scheiterns der Reform auf die Dauer seiner Regierung an eine abermalige Vorlage eines Wahlgesetzes nicht zu denken sei.

Die Sozialdemokratie, bei der nicht der politische Erfolg, sondern die Rücksicht auf die Agitation den Ausschlag gibt, hat diese Gelegenheit wieder einmal benützt, um über „bedrohte Volksrechte“ und „Volksverrat“ ihre Tiraden loszulassen; ein billiges Vergnügen, da ihre Stellungnahme vollständig gleichgültig für Annahme des Gesetzes war, sie dagegen wieder durch starres Festhalten an ihren „volkstümlichen“ Forderungen Agitationsstoff in Hülle und Fülle gegen die „Verruchtheit“ der bürgerlichen Parteien erhielt, ein Trick, der allgemach seine Wirkung verliert.

Die Erste Kammer hat nun das Wort. Wird sie den Verhältnissen Rechnung tragen und durch Annahme der Beschlüsse der Zweiten Kammer endlich das langersehnte Reformwerk zum Abschluß bringen? Oder wird die „Frankfurter Zeitung“ recht behalten mit ihrer Hoffnung, daß Herr von Heyl das Gesetz zu Falle bringen möchte? Herr von Heyl wird sich zweifellos reichlich überlegen, ob er wirklich seinen „intimen Feinden“, dem Freisinn und der Sozialdemokratie, den Gefallen tun soll, eine Vorlage zu Fall zu bringen, die durch den einmütigen Zusammenschluß der bürgerlichen Parteien gegen die Linke zustande gekommen ist. Die Situation wäre auch zu komisch: Herr von Heyl und die „Frankfurter Zeitung“ Arm in Arm gegen die Volkskammer; derselbe Herr von Heyl, den die „Frankf. Ztg.“ fortgesetzt mit ihrem Hasse beehrt und als die Quelle alles Uebels in Hessen hinstellt. Bei aller berechtigten Kritik der einzelnen Parteien an dem Gesetzentwurf bleibt doch die Tatsache fest bestehen, daß das geplante Gesetz gegen das frühere einen entschiedenen Fortschritt bedeutet und daß es zurzeit unmöglich ist, mehr zu erreichen, und daß man sich der zuversichtlichen Hoffnung hingeben darf, in späterer Zeit etwaige „Schönheitsfehler“ aus dem Gesetze entfernen zu können. Dies ist die Ansicht aller ernsten Politiker, und es wäre im Interesse einer friedlichen Gestaltung unseres politischen Lebens, daß der Zündstoff des alten rückständigen Wahlrechtes endlich aus demselben entfernt würde.

Ungleich größer ist die Sorge um die Finanzlage des Landes. Daß dieselbe keine rosige war, wußte man schon längst, aber man hoffte immer noch, mit einer geringen Erhöhung auszukommen, ohne daß notwendige Kulturaufgaben und die Erhöhung der Beamten- und Lehrergehälter darunter zu leiden hätten. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel mußte deshalb die im Finanzausschusse abgegebene Erklärung des Finanzministers Dr. Gnauth wirken, daß wir wohl um eine 25—30 prozentige Erhöhung der direkten Steuern nicht herumkommen und daß an eine Aufbesserung besagter Gehälter zurzeit nicht zu denken sei. Zugleich ging der Zweiten Kammer eine Regierungsvorlage betr. die Tilgung der Staatsschuld zu. Danach betrachtet es die Regierung als dringend notwendig, eine stärkere Verminderung der Staatsschuld in die Wege zu leiten und solange auch die Aufbesserung der Beamten- und Lehrergehälter zurückzustellen. Die Staatsschuld des Großherzogtums beläuft sich gegenwärtig auf 418 Millionen, wovon rund 351 Millionen auf die Eisenbahnschuld und rund 67 Millionen auf die sonstigen Schulden entfallen. Mit dem Gesamtbetrag seiner Staatsschuld steht Hessen, auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet, an der Spitze der Bundesstaaten mit Ausnahme der Hansastädte. Es sind der Ursachen gar viele, die diese ungünstige Finanzlage herbeigeführt haben.

Vor allem war es ohne Zweifel eine gewisse Großmannssucht, die nicht versteht, mit den gegebenen Mitteln zu rechnen und minder Notwendiges auf bessere Zeiten zu verschieben. Man hat in guten Jahren aus dem Vollen geschöpft und hat in den fetten Jahren nicht hinreichend für die mageren gesorgt. Der Luxus auf dem Gebiete des staatlichen und Gemeindebauwesens und auf dem Gebiete des sogenannten Denkmalschutzes mußte berechtigtes Kopfschütteln, ja manchmal allgemeine Entrüstung erregen. Pompöse Oberförsterwohnungen, die reinsten Jagdschlößchen und außerordentlich hohe Aufwendungen für fiskalische Gebäude sind Zeugnis dafür. So soll in Oberhessen seinerzeit auf einem verpachteten Gut ein fiskalischer Schweinestall gebaut worden sein, der in die Tausende ging und schließlich die Ehre hatte, vom Finanzausschuß der Zweiten Kammer in corpore besichtigt und begutachtet zu werden.

Eine indirekte Schädigung unserer Finanzlage ist es auch zweifellos, wenn die Gemeinden gezwungen werden, über ihre Kraft kostspielige Schulhäuser zu bauen. Gewiß sollen solche Bauten vorbildlich und mit allem Nötigen versehen sein. Ist es aber zu rechtfertigen, wenn Gemeinden von 500 Seelen, wie uns mitgeteilt wurde, und mit über 240% Kommunalsteuern von baulustigen Kreisbauinspektoren gezwungen werden, Schulhäuser mit zwei Sälen und zwei Lehrerwohnungen für 40—50,000 M zu bauen? Wehe den Gemeinden, wenn sie gegen den Stachel löcken! Der staatliche Zuschuß kommt dann, so geringfügig er auch ist, am Nimmerleinstag.

Auch sind genaue Kenner unserer staatlichen Verwaltung der Ansicht, daß durch Vereinfachung unseres Beamtenapparates wesentliche Ersparnisse erzielt werden könnten. Unser bezopftes, schwerfälliges Rechnungswesen schreit schon lange nach einer starken und kundigen Hand, die fossile Rückständigkeiten hinauszukehren imstande ist. Warum arbeitet man mit einjährigen Budgetperioden? Die beste und meiste Zeit der Abgeordneten wird alljährlich auf diese Materie verwendet, was früher nur alle drei Jahre notwendig war. Und jeder Tag, an dem die Zweite Kammer versammelt ist, kostet das Land an Diäten, gering gerechnet, 500 M. Denken wir noch an die kostspieligen Umbauten im Ständehaus, an das zahlreiche Kanzleipersonal mit einem Kanzleidirektor an der Spitze, ferner an den juristisch gebildeten Bibliothekar, an die 2000 M für Repräsentation des Präsidenten, an die außerordentlich hohen Druckkosten — und auf der anderen Seite an die damit nicht im Verhältnis stehende Größe des Landes und Landtages und die geringe gesetzgeberische Ausbeute, so erinnert das doch stark an die Allüren eines kleinen „Gernegroß.“

Doch ein Unglück kommt selten allein. Die durch die Reichsfinanzreform bedingte Verdoppelung der Matrikularbeiträge bringt namentlich den mittleren und kleineren Bundesstaaten eine gerade in dieser Zeit recht unerwünschte neue Belastung, die noch um so drückender empfunden wird, als die Einnahmen aus der Eisenbahngemeinschaft gesunken sind. Die Einnahmen haben sich derart verringert, daß nach Verzinsung der Eisenbahnschuld herzlich wenig zu einer auch nur halbwegs normalen Amortisation übrig bleibt; von einer wesentlichen Beihilfe zu den laufenden Ausgaben des Staates gar nicht zu reden.

Damit ist auch die Frage der Revision des preußisch-hessischen Eisenbahnvertrages wieder in den Vordergrund geschoben worden.

Es ist eine alte, von allen Parteien stets wiederholte Klage, daß der in dem genannten Staatsvertrag für Hessen bestimmte Anteil bei weitem zu niedrig ist und daß dieser Anteil — das Traurigste bei der ganzen Sache — ein für allemal dauernd festgelegt wurde, obwohl inzwischen der Verkehr auf den hessischen Linien, die meist Hauptverkehrsadern darstellen, sich in ungeahnter Weise entwickelt hat, und damit noch mehr die Grundlagen verrückt wurden, auf denen die damals schon ungerechte Gewinnziffer Hessens aufgebaut worden ist. Es ist ja kein Geheimnis, daß Preußen zielbewußt die Basis für den hessischen Anteil an der Gemeinschaft geschaffen hat dadurch, daß es durch Umführung der hessischen Ludwigsbahn den Verkehr künstlich entzogen und so die Einnahmen geschmälert hat.

Und da derjenige, der den Schaden hat, für den Spott nicht zu sorgen braucht, sorgt Preußen dafür, daß die Selbständigkeit und Bewegungsfreiheit Hessens im Verkehrswesen nur eine „papierene“ ist und daß dem hessischen Minister allen noch so berechtigten Bahnwünschen gegenüber nur noch ein bedauerliches Achselzucken und ein wehmütiger Blick nach Berlin übrig bleibt. Es wirft ein bedenkliches Licht auf die Bundestreue Preußens, wenn es auch heute noch durch schikanöse Maßnahmen, wie Umleitung der Züge und Uebergehung hessischer Städte im Schnellzugsverkehr, die hessischen Interessen beiseite schiebt.

Es kann deshalb nicht wundernehmen, wenn der Ruf nach Revision des Vertrages immer lauter wird und wenn von allen Seiten die bestimmte Erwartung ausgesprochen wird, daß von maßgebender Seite energische Schritte in Berlin getan werden müssen.

Es geht aber gewiß nicht an, wie es vor kurzer Zeit auch aus Zentrumskreisen geschehen ist, den hessischen Finanzminister Dr. Gnauth allein für unsere Finanzmisere verantwortlich zu machen und als Sündenbock in die Wüste zu schicken. Gewiß ist er von Schuld nicht freizusprechen. Er hat es nicht verstanden, haushälterisch mit seinen Mitteln umzugehen; auch mangelt ihm die Energie, gewisse Zöpfe abzuschneiden. Aber man vergesse in der Ständekammer nicht, daß man sich selbst das denkbar schlechteste Zeugnis ausstellt, wenn man alle Schuld auf den Finanzminister wälzt. Die Tätigkeit der Erwählten des Volkes, insonderheit des Finanzausschusses, müßte dann in einem bedenklichen Lichte erscheinen und Herrn Elard v. Oldenburg-Januschau mit seinen zehn Getreuen zum Einschreiten geradezu herausfordern.

Anderseits haben wir aber durchaus keinen Grund, dem hessischen Finanzminister allzu großes Vertrauen entgegenzubringen. So sehr wir die Hetze gegen Gnauth verurteilen, ebensosehr verurteilen wir aber auch die uns unverständliche Schwenkung des „Mainzer Journals“, das jetzt plötzlich als Schutzpatron des Ministers sich aufspielt. Für manche ist „Paris eine Messe wert“; — ob aber auch ein Sitz im Finanzausschuß, möchten wir billig bezweifeln, höchstens einen „Wiederruf“, der den wackligen Sitz aufs neue befestigen soll.

Oder ist man schon glücklich, daß ein Kommerzienrat Valkenberg als der einzige Katholik durch das Vertrauen des Großherzogs in die Erste Kammer berufen wurde? An der Berufung dieses durchaus tüchtigen und hervorragenden Mannes hatte die Regierung sicher ein größeres Interesse, als die Katholiken des Hessenlandes. Bot sich der Regierung doch hier wieder einmal eine passende Gelegenheit, an gewissen Leuten „die Zeremonie der Mundschließung“ vorzunehmen und die allgemeine Aufmerksamkeit von der schreienden Imparität abzulenken, unter welcher die

hessischen Katholiken zu leiden haben. Eingehend und treffend hat dies ein Artikel in der „K. V." vom 2. Febr. ds. Js. beleuchtet. Es ist traurig genug, daß in hohen Kreisen die Ansicht besteht, ein katholischer Minister sei im Hessenland unmöglich, aber noch trauriger, weil praktisch viel vordringlicher, ist es, wenn die Katholiken auf dem Gebiete des Schulwesens und der Verwaltung systematisch zurückgedrängt, ja vielfach geradezu ausgeschaltet werden. So sind im Lehrerinnenseminar in Darmstadt unter 135 Schülerinnen 59 = 44% katholisch, aber sämtliche Lehrer, mit Ausnahme des katholischen Religionslehrers sind protestantisch. Von den 18 Kreisräten des Landes ist **keiner** Katholik.

Das sind Zustände, die zum Himmel schreien. Unsere tüchtigen katholischen Philologen sind immer mehr gezwungen, nach Preußen auszuwandern, weil in der Heimat kein Platz für sie ist. Um so weniger kann es unsere Aufgabe sein, für Leute die Kastanien aus dem Feuer zu holen, die kein Gefühl dafür zu haben scheinen, wie schwer eine solche Zurücksetzung den katholischen Volksteil kränken muß.

Der vom Freisinn stark infizierte Finanzminister hat es am wenigsten verdient, zumal sein Auftreten vielfach die nötige Objektivität und das „Ueber den Parteien stehen" vermissen läßt, das man von einem Minister erwarten darf. Hat doch gerade er in seiner Denkschrift zuerst die Hoffnung der Beamten und Lehrer gesteigert, um sie dann im Finanzausschuß zu vernichten. Da er vorher schon wußte, daß er die Hoffnungen nicht erfüllen könne, so konnte diese Handlungsweise nur den allzu durchsichtigen Zweck haben, die Unzufriedenheit in diesen Kreisen zu schüren und die Reichsfinanzreform und diejenigen, welche sie zustande gebracht, zu diskreditieren.

Wir weigern uns der Mitarbeit nicht, dafür sind wir zu patriotisch, aber im übrigen: Mehr Stolz vor Königsthronen!

Die Lage in Spanien. — Der katalanische Block. — Neue Parteibildung.[1])

Von

Professor Dr. E. Vogel, Lektor an der Kgl. Technischen Hochschule Aachen.

Die Zeit zur Einberufung der Cortes, welche der konservative Ministerpräsident Antonio Maura auch angesichts der Unruhen in Barcelona von der Hand gewiesen hatte, schien ihm gekommen, als die spanischen Waffen die ersten, wie er glaubte, entscheidenden Siege im Riff errungen hatten. Bevor aber die Volksvertreter in Madrid versammelt waren, verschob sich die Lage zu seinen Ungunsten durch zwei Ereignisse, von denen er das eine vielleicht voraussehen, keines aber abwenden konnte, während jedes von ihnen der liberalen Minderheit als wirksame Stütze zu einem neuen Sturm auf die bisher so oft vergebens berannte Stellung Mauras willkommen sein mußte. Als das Parlament eröffnet wurde, hatte Spanien in Marokko neue Schlappen erlitten, welche den Frieden, der nur, wenn Maura ihn diktieren konnte, auch die Minderheit zum Schweigen zu bringen versprach, abermals in weite Ferne rückten; und hinter dem Rücken Spaniens, in Ländern, die sich von Haus aus Spanien an jeglicher Art der Gesittung überlegen glaubten, hatte der internationale Anarchismus wegen der Erschießung Ferrers geräuschvolle, dem Rufe des Landes höchst abträgliche Kundgebungen veranstaltet und veranlaßt.

Mißlich genug war also der Augenblick, in welchem Maura vor allem Volk Rechenschaft über seine Politik geben mußte, mißlich schon deswegen, weil die Rücksicht auf das Ausland den ersten Diener der Krone in seiner Verteidigung beengte, wogegen es zweifelhaft sein konnte, ob die machthungrige Minderheit ihren oft gerühmten Patriotismus soweit wahr halten würde, daß sie der nämlichen Rücksicht die Gunst des Augenblicks zum Opfer brächte. Vielleicht hegte Maura eine leise Hoffnung, daß alle Parteien sich auf einen der beiden Wege vereinigen würden, welche uneigennütziger Patriotismus allein zu öffnen schien, indem entweder die Minderheit ein Vertrauensvotum für seine Regierung unterstützte, um in einer Zeit, wo die Ehre der spanischen Waffen und der spanischen Gesittung auf dem Spiele stand, die Regierung, die sie verteidigte, zu stärken, und die erneute Schließung des Parlamentes bis zu einer Zeit, wo nichts von dem mehr in Frage kam und die strengste Kritik ihrer Maßnahmen nicht mehr unpatriotisch erscheinen konnte, verfügte; oder, wenn schon die Minderheit sich zu solcher Selbstverleugnung nicht aufschwingen konnte, sie es doch über sich gewänne, ohne Feindseligkeit, mit einer gewissen Gelassenheit die allein dem Auslande noch Achtung ab zwingen konnte, in die Erörterung einzutreten, um diesem gegenüber und im Namen des gesamten spanischen Volkes zu einer einhelligen, festen Zurückweisung jeder europäischen und afrikanischen Anmaßung zu gelangen. Wie dem auch sein mochte, es hätte die schlimmste Deutung im In- und Auslande erfahren, wenn Maura die Berufung des Parlamentes rückgängig gemacht hätte.

Hatte Maura je sich mit dieser Hoffnung ermutigt, so erlebte er in der tatsächlichen Haltung der Minderheit die schwerste Enttäuschung seiner staatsmännischen Voraussicht: sie erörterte nicht, sie schrie und tobte, nur von dem einen Gedanken beseelt, daß, wenn je, nun der Augenblick gekommen sei, in den Besitz der Macht zu gelangen, welcher in Spanien bisher noch vor allem die **Verfügung über die große Staatskrippe** bedeutet. Die Gruppe der vierzig katalanischen Abgeordneten, der katalanische Block, konnte schweigen und beobachten; von ihnen kam keiner für irgend ein hohes Amt in Betracht; wir können es ihnen glauben, wenn sie behaupten, ähnlich dem deutschen Zentrum im November 1908, allein eine würdige Haltung gewahrt zu haben, als angesichts dieser Lage, in welcher alle Parteien das Beispiel Englands während des Burenkrieges sich hätten vor Augen halten sollen, der Führer der liberalen Minderheit, Moret, nicht einmal den Versuch machte, den düsteren Horizont zu klären und wirksame Lösungen vorzuschlagen, sondern, weniger von eigenen Wünschen geleitet, als von seinen Genossen aufgestachelt und von dem Trust der mit Maura wegen des Gebrauchs der Zensur verfeindeten Madrider Presse gedrängt, den König vor die Wahl zwischen einer liberalen Regierung oder der Ausrufung der Republik stellte.

Maura muß diese Drohung für ausführbar gehalten haben. Vielleicht aber haben die Katalanen, welche mit ruhigerem Blut den Dingen zusehen konnten, recht, wenn sie behaupten, daß die Krisis hätte vermieden werden können, wenn Maura der Besonnenheit Zeit gelassen hätte, zu Worte zu kommen. Jedenfalls mußte er Moret nötigen, die Richtlinien seiner zukünftigen Politik zu zeichnen, besonders aber sich zu erklären, ob er die Macht für die alte liberale Partei oder für den Block der ganzen Linken verlangte, wie ihn jener Trust schon darstellte: den Block der Liberalen auf dem rechten, der Anarchisten auf dem linken Flügel und der Republikaner in der Mitte; dann würde Moret auch seine Ansicht von dem katalanischen Problem haben sagen müssen, das nun einmal seit Jahren im Mittelpunkt der gesamten inneren Politik Spaniens steht. Wären die Nerven Mauras nicht so bald vor dem aufrührerischen Gebaren der Liberalen zusammengebrochen, so würden diese selbst eingesehen haben, daß der Antritt der Macht in diesen Augenblicken und mit solchen Mitteln ihre eigene Vernichtung bedeutete. Denn nun, nach vollzogener Krisis, erhebt sich mit unabweisbar gebieterischem Anspruch auf Entscheidung die Frage, ob nicht Männer, die vor einem auswärtigen Konflikt mit der Revolution drohen, sofern man ihnen nicht das Ruder in die Hand gibt, endgültig als politisch unfähig und unwürdig beiseite zu schieben sind, oder ob Spanien auf jede Hoffnung einer Erneuerung seines öffentlichen Wesens verzichten soll, weil nicht mehr die bessere Einsicht, sondern die größere Dreistigkeit die meiste Aussicht hat, zu seiner Leitung berufen zu werden.

Nicht als ob die Katalanen sich der strengsten Prüfung der auswärtigen Politik Mauras hätten begeben wollen. Wohl geben sie ihm zu, daß der Krieg im Riff unvermeidlich war, daß ihm aus dem Wege zu gehen ein Verrat an der Zukunft Spaniens gewesen wäre; sie bezichtigen die Liberalen, daß ihre Vorwürfe gegen Maura wegen dieses Krieges unehrlich waren, weil sie in der Macht ihn ebensowenig hätten vermeiden wollen noch können. Aber sie beschuldigen Maura, die öffentliche Meinung auf den unabwendbaren Krieg nicht vorbereitet, das spanische Volk nicht beizeiten überzeugt zu haben, daß es einem Selbstmord gleichkam, Frankreich Marokko ohne Kampf zu überlassen, daß er aber seinen Teil trüge an der Verantwortung, für den sinnlosen Ausbruch der Volkswut über ein Unternehmen, für dessen Notwendigkeit dem Volk ein Verständnis zu geben er unterlassen hatte. Weit entfernt, den marokkanischen Krieg an sich zu tadeln, weisen sie, wie vorhin auf England, auf Deutschland hin, welches von einem nicht nur glücklich geführten, sondern von vornherein volkstümlichen Kriege den gewaltigen Aufschwung seines ganzen Lebens herleiten darf. Sie würden sogar in der Vermeidung dieses Krieges einen Beweis mehr für die Berechtigung des Roseberyschen Satzes gesehen haben, daß Spanien zu den sterbenden Nationen gehöre. Aber Sache der Regierung war es, die Söhne des Volkes nicht in diesen Krieg hinauszuschicken, ohne von langer Hand eine gesunde, in dem Verständnis der großen Lebensbedingungen der Nation begründete Begeisterung dafür zu wecken.

Die Folgen dieser Unterlassung stehen noch für lange Zeit in den Straßen Barcelonas geschrieben, derselben Stadt, die von der Aufpflanzung der spanischen Flagge in Marokko die größten Vorteile erwarten durfte. Einig in der Verdammung des Geistes der Feigheit, die vor dem Heldentot auf dem Schlachtfeld flüchtet, aber im Dunkel der Nacht an die Häuser Gottes und wehrloser Klosterleute die Brandfackel legt, sind die katalanischen Abgeordneten ebenso einig in der Billigung der von der Regierung Mauras ergriffenen Unterdrückungsmaßregeln, obwohl das Strafgesetzbuch, auf welches dieselben sich stützten, von ihnen selbst am heftigsten

[1]) 24 Stunden nachdem diese Zeilen geschrieben wurden, trat Canalejas an Morets Stelle. Die deutsche Presse hatte natürlich keine Ahnung, weil die Mehrzahl der Korrespondenten für die liberale Sache arbeitet. Es ist höchste Zeit, daß die Zentrumspresse über Spanien selbstständig unterrichtet werde.

bekämpft worden war. Die Liberalen, die es geschaffen haben, sind am wenigsten berechtigt, die Regierung für seine buchstäbliche Anwendung zu tadeln.

Nur in zwei Punkten hat die Regierung Mauras nach Ansicht der Katalanen, die hierin zuerst gehört zu werden einen natürlichen Anspruch haben, verhängnisvolle Fehler begangen. Jahrelang war in Barcelona geduldet worden, was in keinem Staate, wo die Behörde sich nur im geringsten um die Erziehung der jungen Bürger bekümmert, geduldet worden wäre: widerspruchslos war in einer großen Zahl der Mittelschulen Barcelonas der Meuchelmord, der Straßenraub, die Brandstiftung als die wirksamsten Mittel zur Errichtung eines Reiches der Gerechtigkeit auf Erden buchstäblich gelehrt worden. Nachdem diese Lehren in der letzten Juliwoche in so furchtbare Uebung gesetzt worden waren, hätten auch die Liberalen nicht länger gezögert, die Türen dieser Schulen zu sperren. Aber der neue Gouverneur, den Maura an Stelle Prat de Ribas, des rührigen und geistvollen Verfechters der katalanischen Ideale, nach Barcelona entsandte, verwechselte anarchistische mit katalanistischen Bestrebungen, und derselbe Stadtschulrat, der über ein Jahrzehnt gegen die Wirksamkeit solcher Unterrichtsanstalten kein Bedenken geltend gemacht hatte, konnte seiner Abneigung gegen den Katalanismus die Zügel schießen lassen, als er die Unbekanntschaft des Neulings auf katalanischem Boden benutzte, um nicht nur die Schließung der Anarchistenschulen, sondern auch der Unterrichts- und Vortragskurse der Arbeitervereine und selbst die des Centre Excursionista, eines um die Veredelung des Volksgeistes höchst verdienten, alle Parteien und Berufe in seinem Schoße vereinigenden Institutes, durchzusetzen. So wurden in einer Zeit, wo dem Volke Belehrung am meisten not tat, die Quellen, aus denen es sie unvergiftet empfangen konnte, durch boshaften Unverstand verstopft.

Der Führer des katalanischen Blocks, Francesc Cambó, rühmt sich nicht mit Unrecht, in dem anderen Punkte, wo Maura einen schweren Mißgriff beging, dessen Folgen nicht nur vorausgesehen, sondern vor ihnen die Regierung ausdrücklich gewarnt zu haben. Er berichtet, daß er gleich in der ersten Augustwoche Maura die Gefahren der Ausweisung aller von der Polizei als Anarchisten bezeichneten Personen eindringlich vorgestellt habe; wie er im Begriffe stehe, aus Narren und Taugenichtsen Märtyrer zu schaffen, das Gift der anarchistischen Wut durch ganz Spanien zu verbreiten und den Samen des Vorurteils und des Hasses gegen Spanien in den benachbarten Ländern mit eigener Hand auszustreuen.

Wenn der bei der Schließung der Schulen Barcelonas begangene Fehler den ausländischen Verächtern Spaniens ein Recht gab, von der kulturfeindlichen Gesinnung der konservativen Regierung und ihrer vermeintlichen kirchlichen und klösterlichen Helfer zu reden, so lieferte er an dem Tage, wo der Begründer der Anarchistenschulen, Francesc Ferrer Guardia, von seinen eigenen Anhängern dem Gesetz überliefert, erschossen wurde, die beste Handhabe, um diese Handlung der einfachsten Gerechtigkeit, für welche nachträglich auch das liberale Regiment die Verantwortung übernommen hat, als ein Verbrechen am Geist der Menschheit hinzustellen und in dessen Namen gegen den Geist Philipps des Zweiten, den man von der Kirche beschworen am blutigen Werke zu sehen wähnte, flammende und leider auch blutige Proteste zu erregen.

Der Politiker, der Mauras Erbschaft anzutreten hatte, hütete sich wohl diesen hauptsächlich vom Auslande her wehenden Sturmwind, der sich bald austoben mußte, allein in die Segel seines Parteischiffes blasen zu lassen. Er war für ihn nur ein Anlaß, einen älteren Vorwurf gegen Mauras innere Politik, den er vor einem Jahr unter dem Zähneknirschen seiner Anhänger schon beträchtlich gemildert hatte, in der grassen Beleuchtung des Augenblicks desto wirksamer zu erneuern, den Vorwurf, daß Maura die allgemein spanischen Interessen an Katalonien verraten habe, indem er seine gesamte gesetzgeberische Arbeit, besonders aber das große Gesetz über die Selbstverwaltung der Gemeinden und die Bildung von Zweckverbänden, dessen Wohltaten das durch Lage, Boden, Klima, Sprache und Stammesart von Kastilien so scharf gesonderte und begünstigte Katalonien am frühesten und reichsten ernten konnte, unter dem Gesichtswinkel der katalanischen Wünsche einstellte. Die Konservativen sind mit dem katalanischen Block darin einig, daß Maura für Katalonien nichts anderes getan habe, als was jeder Staatsmann, der nur die Wohlfahrt seines Landes im Auge hat, tun mußte. Wenn Moret auf jenen, von ihm schon fast aufgegebenen Vorwurf zurückgreifen und ihn zu der Anklage verdichten konnte, daß Maura sich den Katalanen, die seine an sich große und treue Gefolgschaft um vierzig allen anderen Lagern entzogene Stimmen verstärkten, verkauft habe, so wußte er sich dabei von einer mächtigen Strömung volkstümlicher, in Madrid durch dessen verbündete Presse bis zum Haß gesteigerten Abneigung gegen die Katalanen, der bittersten Eifersucht der das Schicksal Moskaus fürchtenden Hauptstadt Madrid auf die in dreißig Jahren um das dreifache gewachsene, stolz und reich aufgeblühte Grafenstadt getragen. Auf diese Bezichtigung hat Maura in seiner Abschiedsrede an seine Parteigenossen selbst mit dem Ausdruck des Bedauerns geantwortet, daß er, wenn er je gehofft habe, die Katalanen für seine Politik im allgemeinen zu gewinnen, er sein Bemühen als durchaus gescheitert bekennen müßte.

Die Katalanen loben die Tatkraft und Unbeugsamkeit, womit Maura den einmal bezüglich Kataloniens eingeschlagenen Weg verfolgte; aber sie finden, daß diese Tugenden in einem Grundfehler des Staatsmannes wurzeln, in der Rücksichtslosigkeit, womit er das von ihm persönlich als richtig und gerecht Erkannte durchzuführen sucht. Sein Glaube an die Weisheit seiner Staatskunst ist so stark, daß er, mag er von einem Bismarck sonst noch so viel an sich haben, es versäumt, klug wie dieser auch die Volksmeinung für sich zu gewinnen.

Diesen Grundfehler ebenso gründlich zu verbessern, hat Maura gemäß seinen Erklärungen unmittelbar nach dem Verzicht auf die Gewalt sich entschlossen. „Für immer“, sagte er, „ist die Zeit dahin, wo die Wahlen in Spanien auf Grund einer Abmachung zwischen den beiden einander ablösenden Parteien über die Köpfe des Volkes hinweg gemacht werden konnten und der konstitutionelle Schein durch die Ueberlassung einiger Bezirke an die vom Ruder tretende Partei gewahrt wurde. Ich werde in allen Bezirken den Kampf aufnehmen; ich werde als Parteigenossen niemand anerkennen, der nicht durch den Kampf geweiht und von der Stimme des Volkes getragen zu mir kommt.“ Wenn Maura dieses Wort hält und mit diesem Grundsatz durchdringt, wird er die bedeutungsvollste Umwälzung vollzogen haben, die im gegenwärtigen Augenblick überhaupt in Spanien zu vollziehen ist. Er wird aber damit nur einem Beispiel folgen, welches schon vor zehn Jahren dank der Tätigkeit der Lliga Regionalista erst Barcelona und bald ganz Katalonien aufgestellt hatten. Vor zehn Jahren stand es um das politische Leben hier nicht anders als im übrigen Spanien. Eine liberale und eine konservative Partei, künstliche Gebilde, welche nie die Volksmassen hinter sich hatten, teilten sich friedlich in die Vertretung Kataloniens, ohne von der stoisch in ihr Schicksal ergebenen Bürgerschaft, die den Gang an die Wahlurne nachgerade als eines Caballero unwürdig ansah, Widerspruch befürchten zu müssen. Das Verdienst der Lliga, wenn ein Name genannt werden soll, das Verdienst Dr. Roberts, ist es, wenn im Laufe der letzten zehn Jahre die Wahlbeteiligung in Katalonien von fünfzehn auf fünfundsechzig Prozent gestiegen ist. Kein anderes Ziel hat sich auch jetzt Maura gesteckt. Dieses Ziel schien er schon im Auge zu haben, als er in seinen Vorschlägen für die Selbstverwaltung der Gemeinden noch weiter gehen wollte, als die Wünsche der Katalanen selbst gingen, während er bezüglich der Selbstverwaltung der Landschaften hinter ihnen zurückblieb. Erreicht Maura seine Absicht, gelingt es ihm, das Interesse für die Fragen der allgemeinen Wohlfahrt bis in die untersten Volksschichten zu tragen, so wird er auch dieselben Erfahrungen machen und mit ihnen rechnen müssen, welche die Lliga in dem Bereich der katalanisch sprechenden Bezirke gemacht hat.... „Als wir“, sagt Cambó in einer Anfang November in Barcelona vor der Lliga Regionalista, der angesehensten politischen Vereinigung Barcelonas, gehaltenen, großartig angelegten Staatsrede, deren Text mir vorliegt, „auf die Wahlfelder gingen, fast ausschließlich, um den Volksgeist aufzurütteln, wußten wir, daß die Ideale, deren Banner wir entfalteten, vorläufig nicht Gestalt und Leben annehmen konnten. Zu jener Zeit wohnten im Schoße der Lliga Elemente friedlich nebeneinander, die später, als bei den Gemeinde- und Provinziallandtagswahlen auf praktische Lösung harrende Aufgaben in Frage kamen, von uns abrücken mußten. Kein noch so blendender Anschein einmütiger Geschlossenheit kann darüber täuschen, daß keine spanische Partei in ihrer Zusammensetzung mannigfaltiger ist als die, welche Herr Maura führt. Auch sie, die jetzt für ganz Spanien das apostolische Werk der Erweckung im Volke schlafender Tatkräfte in Angriff nehmen zu wollen scheint, mag damit, und wir wünschen es ihr, denselben Erfolg haben wie wir in Katalonien; aber am Tage der praktischen Arbeit wird sie sich in ihre annoch sich bindenden Gegensätze zersetzen müssen. Ferner, als wir in Barcelona den politischen Regionalismus schufen, konnten wir nicht verhindern, daß auch die Raserei des Anarchismus einen Mann (Lerroux) fand, der sie mit einer Methode, einem Programm und einer Fahne ausstattete und die gewaltige Masse der Analphabeten um das rote Banner scharte, das in der letzten Juliwoche im Triumph durch die Straßen getragen werden durfte: wir gestehen, daß wir den Lerrouxismus geschaffen haben. Wenn jetzt Herr Maura aus den innersten Tiefen der Volksseele eine breite, konservative Strömung hervorbrechen lassen will, wird er dulden müssen, daß ein vielleicht nicht weniger breiter radikaler Strom mithervorbricht.

Aber in einem Lande, wo die Ausübung des Stimmrechtes eine Lebensfunktion sein soll, wo nicht die Männer am Ruder mit der Demagogie paktieren wollen, um einen Frieden zu erschleichen, der in Wahrheit nur ein Krebs sein könnte, der die Macht der Regierenden zernagt und aushöhlt bis zu dem Tag, wo ausländische Sendlinge der Revolution, die von jenem Pakt nichts wissen, die eingelullte Bestie aufpeitschen und ihr die abgestumpften Krallen schärfen, da müssen die Regierenden auch den Mut haben, dem ungezähmten Unwesen fest ins Auge zu blicken und den Kampf mit ihm aufzunehmen.



Aussichtslos ist dieser Kampf nur dann, wenn das Staatswesen, das durch dieses heroische Mittel geheilt werden sollte, den Tod schon im Herzen trug. Doch ist dies nicht der gewöhnliche Verlauf. Solange noch ein Volk einen wenn auch noch so schwachen Lebensatem zeigt, mag die Bejahung, die aufbauende Arbeit, der ehrliche Wille mit der Verneinung, dem Widerspruch, der Gewalt und der Zerstörungswut sich schlagen müssen, aber letzten Endes behält die Besinnung, die Ueberzeugung, die Begeisterung den Sieg, und beruhigt tritt ein im Kampf gesundetes Volk in neue, reiche Lebensbahnen ein. Durch diesen Vorhof der Gewalt sind alle Völker Europas in das Haus ihrer Verfassung eingezogen; keines ist in diesem Ringen um die Wahrheit und Würde des öffentlichen Wesens in den Abgrund gesunken; wo je ein Volk aus dem Schauplatz der Geschichte ausschied, waren die Hände der Machthaber mehr mit der Beschwichtigung brutaler Begehrlichkeit als mit der Ausübung der Herrschaft beschäftigt gewesen. In der Hoffnung, daß die Seele des spanischen Volkes noch nicht tot ist, sein schleichendes Blut noch in Wallung setzen zu können, in der Absicht, aus dem *Stimmrecht in Spanien Wahrheit zu machen*, zieht Herr Maura nun in den Kampf. Die Arbeit, die er unternimmt, haben wir Katalanen schon getan; in Katalonien ist das Stimmrecht eine Wahrheit. Er wird nicht umhin können, auf uns als leuchtendes Vorbild zu verweisen. Aber wir wollen mehr sein als ein Vorbild."

Auf den ersten Blick freilich sehen wir nur — ich lasse von nun an nur den Katalanen selbst sprechen — die schwere Krisis, welche die katalanische Sache in diesen Tagen zu bestehen hat; aber sie wird wie alle anderen, die wir überstanden haben, eine Krisis des Wachstums sein. Denn zum Glück steht unser Ideal nicht in Frage, sondern genießt heute in ganz Katalonien unbestrittene, heiße Verehrung. Es handelt sich vielmehr nur um eine Krisis der Taktik. Gelingt es uns, jetzt den besten Weg zu finden, so werden wir sicherlich auf ihm die größte Strecke zur Verwirklichung unseres Ideals zurücklegen, die wir je hinter uns brachten. Erinnern wir uns, wie wir im Jahre 1906 die Aufgabe der Lliga Regionalista formulierten: „einen wankellosen Glauben an die Zukunft Kataloniens, an eine große, herrliche Zukunft der Blüte jeglicher Art der Gesittung zu verbreiten und mit einer grenzenlosen Begeisterung für dieses Ideal ein unermüdliches Studium der Wirklichkeit zu pflegen, um dem erträumten Ideal auf dem sichersten, kürzesten und breitesten Wege nahezukommen". Sodann fassen wir die beiden großen Wirkungen ins Auge, welche die Gründung des katalanischen Blocks erzeugt hat. Durch die einhellige Wahl ausschließlich katalanischer, auf kein Stichwort der Regierung gewählter Abgeordneten hat sich ganz Katalonien mit unserem Ideal solidarisch erklärt; ganz Katalonien ist nunmehr katalanistisch. Diese mächtige Bejahung der Volkspersönlichkeit Kataloniens hat sodann die ganze spanische Politik in ihren Grundfesten erschüttert, so daß jetzt den Regierenden keine Ausflucht mehr bleibt, als das gesamte spanische Volk endlich zu Worte kommen zu lassen.

In den Grundgesetzen unseres Staates stand freilich seit langem geschrieben, daß bei uns das Volk durch das Volk regieren sollte. Aber wir alle wissen, daß dies eine glatte Lüge war, die ihre Blöße mit parlamentarischen Formen bedeckte, unter welchen die Parteioligarchien ohne Rücksicht auf die wahren Wünsche des Volkes selbstsüchtige Ziele verfolgten. Fast schlimmer noch als das, weil es uns den Ausweg aus dieser Unwahrheit für immer zu versperren schien, war, daß dieser Zustand zahlreichen Bürgern erlaubte, sie geradezu dazu verführte, *vorgängige Fragen* aufzuwerfen, bis zu deren Lösung sie sich der praktischen Politik entziehen zu dürfen und selbst zu müssen meinten. Da sind zunächst die *Republikaner*, die sprechen: Auch wir haben Ideale, aber wir wollen sie nicht eher Wirklichkeit werden lassen, bis die republikanische Regierungsform eingeführt ist. So zu reden bestand ein Recht, solange wir nur ein beschränktes Stimmrecht in Spanien besaßen. Damals war den Freunden der Republik der Weg zur Macht, den nur die breite Volksmasse ihnen öffnen konnte, gesperrt. Als aber allen Bürgern ohne Ausnahme das Stimmrecht verliehen wurde, forderte schon ihr ältester Prophet, Castelar, seine Anhänger auf, dieses Recht rücksichtslos zu benutzen, um noch vor der Errichtung einer Republik der praktischen Gesetzgebung den Stempel volkstümlichen Geistes aufzudrücken. Aber die spanischen Republikaner sind dieser Aufforderung nicht gefolgt. Niemals haben sie im Ernst versucht, die spanische Wählerschaft aus der Gleichgültigkeit aufzurütteln und praktisch zu beweisen, daß die monarchische Ordnung ein Hindernis sei für die Verwirklichung ihrer konkreten Bestrebungen, wenn sie diese in der Tat je verfolgt haben.

Aehnlich war, und doch im Grunde tief verschieden, der Standpunkt der *Katalanisten*. Wir sprachen: „In Spanien gibt es eine Wirklichkeit, die ist das Leben, und es gibt einen künstlichen Schein, der ist die Verfassung. Diese Wirklichkeit sagt uns, daß Spanien kein ebenes und gleichförmiges Ding ist, daß es innerhalb Spanien Landschaften, ja Volksstämme, wie man es nennen mag, gibt, deren Persönlichkeit tiefe Wurzeln in der Geschichte hat und bis auf den heutigen Tag eine gewisse Lebensfülle bewahrt; über dieser Wirklichkeit liegt, sie erdrückend, glatt und einförmig wie ein Leichentuch, *die Lüge der Verfassung*, welche doch das politische Leben, *wahres* Leben, anregen sollte. Gibt es aber heute eine politische Partei, welche den Volkswillen verträte? Es gibt Parteien mit eigennützigen Gefolgschaften, mit persönlichen Verpflichtungen, ohne Ideale, jeder idealen Regung feindlich. Dies ist ein würdeloser, schimpflicher Zustand, woran wir keinen Teil haben wollen." So sprachen wir und empfanden, was wir sprachen, um so lebhafter, um so schmerzlicher, je schwächer wir waren. Wie konnten wir je von einer Einwirkung auf die allgemeine spanische Politik träumen, wenn wir die Politik im eigenen Hause noch nicht umgestaltet hatten? Wie konnten wir die draußen überzeugen, wenn wir die Katalanen noch nicht überzeugt hatten, daß sie sich nach einem Dinge nannten, das nicht nur ein Name, sondern ein Lebendiges mit ausgesprochener, abgeschlossener Persönlichkeit ist? Solange wir an der Verbreitung dieser Ueberzeugung arbeiteten, steckten wir noch in der Periode der Selbstsucht, der Abschließung, der Absage an alles, was nicht wir waren. Dies aber gab uns eine innere Kraft, welche jeden Tag wuchs und schwoll, bis zu dem Tage, wo alle Parteien, die in Katalonien Vertretung und Sitz hatten, innerhalb Kataloniens auch vor unserem Banner sich verneigen und die Notwendigkeit der Selbstverwaltung Kataloniens anerkennen mußten; das war die begeisternde Zeit der Gründung des katalanischen Blocks, wo selbst die republikanische Partei die Bande, die sie mit ihren Parteigenossen außerhalb Kataloniens verknüpften, zerriß und eine katalanisch-republikanische Partei wurde, ohne zu bedenken, daß dieser Begriff ein Widerspruch in sich war, der uns, nicht nur die Republikaner, sondern uns alle der Gefahr der völligen Trennung vom übrigen Spanien, dem Separatismus, entgegentrieb. *Unsere Losreißung von Spanien aber wäre die Lösung der Verzweiflung: ein heroischer, ein glorreicher, aber immer ein Selbstmord*, ein Selbstmord, der um so unbegreiflicher wäre, als wir gerade jetzt uns von Kraft strotzen fühlen, dermaßen, daß die Persönlichkeit Kataloniens in ihrer jugendfrischen Erneuerung die Blicke ganz Spaniens auf sich zieht. Können wir in diesem hoffnungsvollen Augenblick uns entschließen, uns der Mitarbeit an der Lösung allgemein spanischer Aufgaben zu entziehen? Welche Antwort wir hierauf zu geben haben, möge uns das Verhalten der katalanischen Linken zeigen. Sie hat einen Augenblick versucht, den Aufgaben der Linken überhaupt rein katalanische Lösung zu geben. Nun erkennt sie, daß diese räumlich beschränkte Lösung auch eine sachlich beschränkte und unvollkommene sein würde. Daher sieht sie sich vor die Entscheidung gestellt, entweder mit dieser unvollkommenen Lösung ihrer politischen Ideale sich zu begnügen oder wieder zu der allgemeinen spanischen Linken zurückzugehen. Dieses Beispiel zeigt uns rein und unerbittlich die Frage, die wir im gegenwärtigen Augenblick, wo zum ersten Male das Wahlrecht ernsthaft in Kraft treten soll, beantworten müssen: Sollen unter dem Zeichen konkreter Probleme die alten Parteien wiederum in Katalonien zur Herrschaft gelangen, oder sollen wir mit unserem Ideal der regionalen Verfassung Spaniens unseren Einzug halten in die allgemeine spanische Politik? Sollen wir uns von Spanien wieder erobern lassen oder sollen wir Spanien erobern? (Schluß folgt.)

Meine weißen Flügel.

Aus dem Portugiesischen. (Nach Visconde d'Almeida Garrett.)

Mein Herz es hatte Flügel,
Zwei Flügel, weiß wie Schnee,
Die trugen mich zum Himmel
Mit meinem Heimatweh.

Die Welt bot ihre Kronen,
Bot Berge mir von Gold,
Doch gab ich meine Flügel
Nicht preis um schnöden Sold. —

Da kam ein dunkler Abend,
Ich flog den Sternen zu . . .
Und sah ein Licht im Nebel,
Das ließ mir keine Ruh.

Es zog mich erdwärts nieder,
Vom Staube wurden schwer
Die weißen Engelflügel —
Und niemals flog ich mehr.

P. Timotheus Kranich, O. S. B.

Ein Lichtlein.

Ein Lichtlein trag ich in Händen,
Das ist so schwach und klein;
Der Wind will es mir blenden,
Es zittert vor Angst und Pein.

Und doch soll ich es tragen
Zur fernen Heimat hin —
Da muß ich schier verzagen,
So schutzlos, wie ich bin.

O Herr, mein Gott, behüte
Mein Licht im Totental;
Es ist von Deiner Güte
Ja selber nur ein Strahl.

P. Timotheus Kranich, O. S. B.

Mißbrauch der Veröffentlichung des Ergebnisses von nicht-öffentlichen Gerichtsverhandlungen.

Die Abgeordneten Frhr. v. Hertling und Genossen haben im Reichstage den Antrag eingebracht, „den Reichskanzler zu ersuchen, dem Mißbrauch entgegenzuwirken, wonach in Fällen, in denen bei Gerichtsverhandlungen wegen Gefährdung der Sittlichkeit die Oeffentlichkeit ausgeschlossen wird, gleichwohl die Berichterstatter der Presse zugelassen werden." In den Kreisen der Richter — ohne Unterschied der politischen Parteirichtung — wird man den Antragstellern für diese Anregung gewiß sehr dankbar sein. Die Mißstände, die aus dem Mangel einer entsprechenden Kautel zur Verhinderung des Mißbrauchs einer ausnahmsweise von den Strafgerichten den Berichterstattern von Zeitungen gewährten Vergünstigung im Laufe der Zeit sich herausgestellt haben, sind seit Jahren in unserer Strafrechtspflege lebhaft empfunden worden. Mußte es doch oftmals geradezu als ein Hohn auf die vom Gerichte beschlossene Ausschließung der Oeffentlichkeit erscheinen, wenn man schon am Tage nach der nichtöffentlichen Verhandlung in dem sensationslüsternen Teile der Tagespresse des langen und breiten selbst das sittlich anstößigste Ergebnis der Verhandlung mitgeteilt fand, das doch nach der Absicht des Gesetzgebers und des Gerichtes gerade der Oeffentlichkeit im Interesse der gefährdeten Sittlichkeit vorenthalten werden sollte.

Früher beschränkte sich die Presse darauf, bei Verhandlungen über Anklagen wegen Verbrechen oder Vergehen wider die Sittlichkeit nur ganz im allgemeinen über den Gegenstand der Anklage und über das Urteil des Gerichtes zu berichten. Der anständige Teil unserer Tagespresse hält sich im großen und ganzen auch jetzt noch daran. Aber nicht wenige unserer Tagesblätter, die größeren, von „akademisch Gebildeten" geleiteten nicht ausgenommen, glauben leider ihren Lesern auch alle „pikanten" Einzelheiten darbieten zu müssen — ganz abgesehen von den zahlreichen Organen der minderwertigen sogenannten „kleinen" Presse (der Schmutz- und Revolverblätter vor allem), — die mit einer wahren Wollust auf besonders „pikante" und „interessante" Gerichtsverhandlungen förmlich Jagd machen.

„Pikant" und „interessant" im schlimmen Sinne sind aber für ihren Leserkreis nicht nur die Verhandlungen über Sittlichkeitsdelikte. Die Sittlichkeit kann nämlich auch bei Anklagefällen ganz anderer Art gefährdet sein, so z. B. bei Verhandlungen wegen Beleidigung, Meineids usw., wie dies bei einzelnen Skandalprozessen, die sich in den letzten Jahren zu Berlin und München abspielten, in so drastischer Weise sich geoffenbart hat. Die „Gefährdung der Sittlichkeit" im Sinne des § 173 des Gerichtsverfassungsgesetzes spielt zurzeit eine um so größere Rolle, als in der Auffassung dieses gesetzlichen Begriffs — neuerlich insbesondere bei den Gerichten in unseren Großstädten — zweifellos eine gewisse Laxheit sich bemerkbar machte mit der Folge, daß von der gesetzlichen Befugnis zur Ausschließung der Oeffentlichkeit seltener Gebrauch gemacht wird, als in der vorangegangenen Zeit. Und doch ist der Gesetzeszustand unverändert geblieben. Das Gesetz stellt es ja keineswegs in das Belieben des Richters, öffentlich zu verhandeln oder die Oeffentlichkeit auszuschließen; erachtet das Gericht — nach Würdigung aller Umstände, namentlich mit Rücksicht auf die vorhersehbaren Vorkommnisse und Erörterungen in der Verhandlung — die Sittlichkeit für gefährdet, so muß es die Oeffentlichkeit ausschließen. Es handelt sich eben auch hier — trotz des Wortes „kann" im § 173 — um die Ausübung pflichtmäßigen Ermessens. Wieviel nachteiliger aber dermalen die Veröffentlichung des in sittlicher Hinsicht anstößigen Ergebnisses der Verhandlungen, ihres unzüchtigen Inhalts wirken muß, springt in die Augen, wenn man sich vergegenwärtigt, in welch weite Volkskreise jetzt das Lesen der Tageszeitungen gedrungen ist, daß diese sogar schon unserer Schuljugend zugängig gemacht werden! Abhilfe ist also sicher geboten. Der Mittel dazu lassen sich zwar verschiedene denken. Darüber, daß der § 184 b StGB. nicht ausreicht, keine genügende Abhilfe gewährt, dürfte kaum mehr ein begründeter Zweifel bestehen. Nicht allein, daß er nur repressiv, nicht vorbeugend zu wirken vermag — und gerade auf das Vorbeugen gegen den Mißbrauch kommt es ja doch hier in erster Linie an —, er ist überdies (wohl wegen den Umständlichkeiten, die mit der Feststellung des Tatbestandes, insbesondere bei der schwurgerichtlichen Zuständigkeit in den größeren süddeutschen Bundesstaaten verbunden sind) zu einem der sogenannten toten Paragraphen des StGB. geworden. Das einfachste und wirksamste Mittel zur Abhilfe wäre es, das nach § 175 Abs. 2 GVG. für den Fall des wegen Gefährdung der Staatssicherheit erfolgten Ausschlusses der Oeffentlichkeit den Personen, denen ausnahmsweise vom Gerichte die Anwesenheit bei der Verhandlung gestattet wird (§ 176 Abs. 2), aufzuerlegende Schweigegebot auf den Fall der Ausschließung wegen Gefährdung der Sittlichkeit zu erstrecken. Ein innerer rechtfertigender Grund, diesen letzteren Fall der Ausschließung anders zu behandeln als den bei Gefährdung der Staatssicherheit bestand von Anfang an nicht; sind doch auch beide Fälle der „Gefährdung der öffentlichen Ordnung" im § 173 GVG. als gleichwertige anerkannt. Die selbstverständliche Folge einer solchen Aenderung wäre es dann, auch den Art. III des Gesetzes vom 15. April 1888, betr. die unter Ausschluß der Oeffentlichkeit stattfindenden Gerichtsverhandlungen, durch entsprechende Ergänzung zu ändern.

Justus.

Zur Reform der Schwurgerichte.

In der „Allgemeinen Rundschau" ist schon früher einmal darauf hingewiesen worden, daß die Schuld an manchen Fehlsprüchen der Geschworenen, an denen das sittliche Bewußtsein der großen Volksmehrheit schweres Aergernis nahm, nicht zum mindesten in der eigentümlichen Auswahl der Geschworenen zu suchen sei. Es hieß damals, es habe sich allmählich eine „Kaste" von Geschworenen herausgebildet, es seien fast immer die gleichen, die auf der Liste der Geschworenen stehen; selbst Parteibevorzugungen seien nicht ausgeschlossen, da in Bayern die Zusammenstellung der Geschworenenlisten Sache der Magistrate sei. In der Tat ist die in den Zeitungen stets großmächtig bekanntgegebene „Auslosung" der Geschworenen nur ein Täuscher, denn es kommt eben auf den sich gleichbleibenden Kreis der Personen an, aus welchem die jeweils einzuberufenden Geschworenen ausgelost werden. Wir kennen Hunderte von ehrenwerten Bürgern aller Stände, die nie in ihrem Leben auf der Liste der Geschworenen standen, während andere mindestens alle zwei Jahre „ausgelost" werden. Dadurch wird das Ehrenamt des Geschworenen allmählich ein Beruf mit allen Schattenseiten, welche die Ausübung der Rechtsprechung, sobald sie zum dilettantenhaften „Metier" wird, im Gefolge haben muß. Bei dieser Art von Geschworenen bildet sich ganz von selbst eine gewisse „Praxis" heraus, die namentlich unter dem suggestiven Einfluß von sogenannten Kunst- oder Literatur-Sachverständigen zur vorgefaßten Meinung werden kann. Der amtsgewohnte Herr Geschworene will sich doch auch von dem „berühmten" Verteidiger nicht den Vorwurf machen lassen, daß er ein „Böotier", ein „Kunstbanause", ein „Sittlichkeitsschnüffler" oder gar ein Feind der Kunst sei. Namentlich solange die Gerichte an der verhängnisvollen Irrlehre festhalten, daß in derartigen Prozessen die entscheidende Frage zu lauten habe: „Kunst oder Unzucht?" kann die vorgefaßte Meinung von Gewohnheitsgeschworenen sehr verhängnisvoll werden. Wäre es den Geschworenen und Richtern stets klar, daß Kunst die Unzucht nicht ausschließt, daß ein Werk künstlerisch und unzüchtig zugleich sein kann, so käme sowohl im subjektiven wie im objektiven Verfahren nicht der zehnte Teil der heute so schwer beklagten Fehlsprüche vor. Die eingangs erwähnte Beschwerde der „Allgemeinen Rundschau" über einseitige und unvollständige Zusammenstellung der Geschworenenlisten findet eine bemerkenswerte Bestätigung in der Zeitschrift „Das Recht" bzw. in einem von der liberalen „Augsburger Abendzeitung" (Nr. 354 vom 21. Dezember 1909) zustimmend wiedergegebenen Auszuge aus diesem Aufsatze. Der sehr beherzigenswerte Artikel lautet:

„S. Schöffen und Geschworene. Es ist eine bekannte Tatsache, daß manche Staatsbürger fast ständig auf der Schöffen- und Geschworenenliste zu finden sind, andere ebensogut geeignete dagegen nie. In einem soeben in der juristischen Zeitschrift „Das Recht" (Hannover, Helwing) veröffentlichten Aufsatze „Ueber die Bildung der Schöffen- und Schwurgerichte" macht Landesgerichtsdirektor Consbruch-Berlin unter anderem darauf aufmerksam, daß jedermann berechtigt ist, gegen die Richtigkeit und Vollständigkeit der Urlisten für die Personen, die zum Schöffenamt berufen werden können,

Einsprache zu erheben, und daß der Ausschuß nur zur Entscheidung über die Einsprachen berufen ist. Da es, wie in dem Aufsatze weiter ausgeführt ist, im Publikum kaum bekannt ist, daß jedermann, also nicht nur die wegen ihrer Aufnahme oder Nichtaufnahme in der Liste Beteiligten, zum Hüter für die Richtigkeit und Vollständigkeit der Liste bestellt ist, und da das Publikum im großen und ganzen weder die Zeit, noch das Interesse, noch auch die erforderliche Gesetzeskenntnis hat, werden solche Einsprachen gegen die Urlisten selten oder nie erhoben, so daß Personen, die in die Urlisten, sei es aus Gesetzesunkenntnis der zur Aufstellung der Urlisten berufenen Gemeindevorsteher, sei es aus anderen Gründen, nicht aufgenommen sind, von dem Amte des Schöffen oder Geschworenen in dem nächsten Jahre verschont sind. Aus diesen Urlisten werden nämlich nicht nur die Schöffen, sondern auch die Geschworenen durch den Ausschuß gewählt. Es wird deshalb dafür eingetreten, daß dem Ausschusse die Befugnis zur Berichtigung und Vervollständigung der Urlisten beigelegt wird."

Aus dem Institut der Geschworenen ist demnach in der Praxis etwas ganz anderes geworden, als was der Gesetzgeber im Auge gehabt hat. Es sind nicht mehr Volksrichter im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern mehr oder weniger willkürlich ausgewählte Vertreter bestimmter Klassen. Daß in neuerer Zeit auch hin und wieder ein Vertreter der arbeitenden Bevölkerung — natürlich nur der großstädtischen — auf die Urliste gesetzt wird, ändert an der Sache selbst gar nichts, sondern ist höchstens ein Beweis, daß man sich nur ordentlich zu rühren braucht, um auch für andere Stände das gesetzlich gewährleistete gleiche Recht für alle durchzusetzen. Dr. Otto von Erlbach.

Mondnacht!

Durch der Mondnacht tiefes Schweigen
Klingt's wie süßgeheime Geigen,
Klingt's wie Harfen und Schalmei'n
In die Einsamkeit hinein — —

Und es funkeln aus der Ferne
Die unsterblich hehren Sterne,
Und das Mondlicht leuchtet sacht
Heimlich — heimlich — durch die Nacht!

Was des Tages Wunsch gesponnen,
Ist in süßem Traum zerronnen;
Was des Lebens Hand zerbrach,
Wird in weichen Tränen wach — —

Lieder, die der Tag gesungen,
Sind verweht und sind verklungen,
Und ins stille Herz hinein
Klingen Harfen und Schalmei'n . . .

Nur die Nacht hat Zauberklänge,
Die uns aus des Lebens Enge
Führen in das Tal der Seele
Ohne Falsch und ohne Fehle —

Die in schlichter, reiner Weise
Uns erlösen — leise — leise —
Und die durch der Mondnacht Schweigen
Hoch uns heben — tief uns neigen — —

— — — Das sind Gottes Zauberlieder,
Die vom Himmel hoch hernieder
Lilienrein zur Erde eilen
Und die kranken Herzen heilen —

Meine Seele hält umfangen
Jene Klänge voll Verlangen,
Die durch tiefes Mondnachtschweigen
Hoch mich heben — tief mich neigen — —

Eugenie Taufkirch.

Adelhard Klingers Feuerprobe.

Novellette von Georg Heinrich Daub.

Eine auserlesene Abendgesellschaft war im Palais des Kommerzienrats Siegfeld vereint. Man hatte an reichbesetzter Tafel in wahrhaft lukullischen Genüssen geschwelgt; man hatte dann die Herren, die älteren wenigstens, entlassen, auf daß sie in den Rauchsalons und Spielzimmern ihren schwer zu beherrschenden Gelüsten frönen konnten, während die jüngeren den Damen in den Musiksaal gefolgt waren. Ein Teil der Gesellschaft der älteren Herren aber hatte sich durch die von rotfarbenen Ampeln erleuchteten Veranden hinab in den Park begeben, wo in der lauen Sommernacht die Brunnen plätscherten und die Vögelein wie im Schlaf verträumte Weisen hören ließen . . . . .

Zwei Männer, hohe, elastische Gestalten, kamen lautlosen Schrittes einen ganz dunklen, abgelegenen Parkweg gegangen. Vor einem Marmorbild blieben sie stehen. Der ältere von ihnen, wie in Sinnen zu der Statue des Merkur, des Gottes der Kaufleute und der — Diebe, emporblickend, begann plötzlich:

„Sie haben recht, — die Anlage würde sich rentieren. Allein es gehören Millionen dazu!"

„ — — die zu besorgen Ihnen, Herr Kommerzienrat, doch ein Leichtes wäre," entgegnete der andere.

„Nun wohl — Sie werden von mir hören. Jedenfalls pflege ich nichts zu überstürzen . . . . ."

„Ich darf also in einigen Tagen . . . . !"

„Gewiß, mein werter Herr Baron. Es würde mir ein Vergnügen sein, Ihnen dienen zu können."

Baron v. Rustenberg verbeugte sich. In demselben Augenblick tat sich droben auf einer Veranda eine Flügeltür auf und ein Lichtschimmer fiel momentan auf den Merkur, der wie höhnisch auf den unten stehenden Hausherrn herabblickte. Der Baron aber spähte hinauf, gleichsam als lausche er auf die Musikweisen, die durch die geöffneten Fenster schwellend weich herabschwebten . . . . .

„Ist das nicht Adelhard Klinger, Ihr Privatsekretär?" fragte er unvermittelt, sich dem Kommerzienrat zuwendend, als unter den Säulen der Terrasse die Gestalt eines jungen, eleganten Herrn auftauchte.

„Er ist es."

„Prächtiger Mensch — nur schade, daß er einen großen Fehler hat."

„Fehler — ich wüßte nicht! Ich bin äußerst zufrieden mit ihm. Wie meinen Sie denn . . . . . ?"

„Nun — — Sie sollten es nicht wissen? Der Mensch schreibt . . . . . schreibt Verse; . . . . . er ist ein — Dichter."

Keine Feder vermöchte den spöttischen Ton zu schildern, in dem der Baron diese Bemerkung vortrug, wobei er sein Gegenüber lauernd ansah.

„Halten Sie denn das . . . . . Dichten für einen so unverzeihlichen Fehler, Baron?" fragte Siegfeld lächelnd.

„Unbedingt, Herr Kommerzienrat! Bedenken Sie doch: Ihr Privatsekretär! Mit welch eisernen Nerven müssen wir Akteure der modernen Finanzwelt ausgerüstet sein! Ein Denkfehler, eine falsche Berechnung, eine geschäftliche Unachtsamkeit — und die Operation schlägt fehl. Wie kann ein solcher Mann sich mit Versen abgeben, dem tagsüber Ströme von Gold durch die Finger gleiten! Dichter — pah! Phantasten! — Leute, die in unser Zeitalter nicht hineinpassen! Und wenn schon, dann mögen sie uns ergötzen, wenn wir die Tempel der Musen aufsuchen. Aber die wichtige Stelle eines Privatsekretärs — lieber Herr Kommerzienrat! ich würde doch Vorsicht üben . . . . ."

„Herr Baron — ich hatte schon die Ehre, Ihnen zu versichern, daß ich mit Klinger zufrieden bin . . . . ."

„Pardon, Herr Kommerzienrat; es liegt mir natürlich ferne . . . . ."

„Schon gut. Aber ich vertraue dem jungen Manne völlig. Ich bin überzeugt, daß sein Charakter wie Gold ist — lauter und rein; er hat sich nie an Treue und Fleiß übertreffen lassen . . . . ."

„Es käme auf eine Feuerprobe an."

„Sonderbar — Ihre Abneigung gegen die — Dichter! Oder ist's nur gerade Adelhard Klinger? . . . . ."

„Nein; ich meine nur im allgemeinen!"

„So will ich hoffen, daß er Gnade findet vor Ihren strengen Augen, wenn er seine Feuerprobe bestanden hat. Sie bleibt keinem aus, Herr Baron . . . . ."

Kicherte nicht Merkur leise vor sich hin, als die Männer jetzt aus dem Schatten traten, um sich langsam zur übrigen Gesellschaft zurückzubegeben? .....

* * *

Stille ist's, ganz still in den hohen Glashallen des Palmenhauses. Leise, fast behutsam, tritt der Hausherr hinein. Er muß allein sein, mit sich und seinen Gedanken. Er muß über die große geschäftliche Aktion nachgrübeln, die ihm Baron v. Rustenberg vorgeschlagen hat; er möchte aber auch einmal nachdenken über die geheimnisvollen Warnungsworte desselben. Ob der ziemlich skrupellose Adelige einen besonderen Zweck dabei verfolgte? ..... Feuerprobe? ..... Nun, die Zeit wird es ja lehren, ob er Adelhard Klinger auch ferner vertrauen darf.

... Leises Knistern. Ein leichter Schritt huscht neben dem verborgenen Ruhesitz Siegfelds. Dicht in seiner Nähe läßt sich eine Mädchengestalt nieder, seufzend, wie in schwerem Kummer. Ein Blick — und Siegfeld hat seine Tochter erkannt, sein einziges Kind, seine Maria ..... Was mag sie zu seufzen haben, wo er sie glücklich wähnt in der Jugend und des Reichtums Freuden? Aber horch — spricht sie nicht mit sich? ..... Regungslos verharrt der Vater, um nicht seine Gegenwart zu verraten.

... „Warum bin ich denn nur reich — und er so arm! Warum bin ich des reichen Siegfeld Kind und er der Sohn eines armen Gelehrten? Warum wird nur in der Welt des Mannes Wert so fälschlich nach seinem Besitz an Geld und Gut bemessen? Warum ist er so stolz, daß er es wagt, mich nicht zu lieben? ..... Als ob ich nicht wüßte, daß es auch ihn zu mir zieht? ..... O, er hat es mir heute abend deutlich verraten, sein Fühlen und Denken ..... Nie würde er meines Vaters Vertrauen mißbrauchen ..... Und er hat recht in seinem Stolz. Würde denn der Vater ihn nicht hohnlachend hinausweisen?! Aber ich will ihn bitten. Der Vater liebt mich. Er wird nicht um irdischer Vorteile willen das Glück seiner Tochter vernichten .....

Leise, ganz leise, sind diese Sätze von der Jungfrau Lippen gekommen. Aber der alte Kommerzienrat hat sie doch gehört. Er hört auch die nahenden Schritte auf dem Korridor. Und das flüchtige Knistern eines seidenen Gewandes verrät ihm, daß der Platz in seiner Nähe leer ist . . .

Die Schritte kommen näher. Mit Geräusch wird die Tür geöffnet.

„Es scheint niemand hier drinnen zu sein!" sagt eine Stimme, die der im Dunkel Sitzende als die des Barons erkennt. Schon will er sich erheben, um nicht den unberufenen Lauscher zu machen. Aber einige Sätze, die der Geschäftsfreund hastig hervorstößt, lassen ihn unwillkürlich innehalten . . .

„Möchten Sie nicht reich sein, Klinger, reich an Gold und Einfluß?" hörte er den Mann sagen, der noch vor einer Stunde ihn vor dem — Dichter Klinger gewarnt hatte.

„Ich verstehe nicht, was Sie mit dieser Frage wollen!" entgegnete eine klare, sympathische Stimme. „Reichseinwollen . . . wünschen Sie mich zu beleidigen, da Sie wissen, daß die Güter dieser Erde mir spärlich zugeteilt sind?"

„Nicht doch! Wie könnte ich Sie kränken wollen? Meine Frage — ich gebe es zu — ist mißverständlich. Aber ich möchte ein wenig mit Ihnen philosophieren, diskutieren . . . Wohnt nicht in jedem Sterblichen der Wunsch, des schnöden Mammons genug zu erwerben, um sich die Genüsse dieser Erde zu kaufen?"

„Ich weiß mich frei von diesem Streben!" entgegnete Adelhard Klinger. Und es war wie ein Kredo, so ernst und feierlich klang sein Bekenntnis. Der andere aber lächelte fein.

„Ich nehme Anteil an Ihnen, Klinger. Ich an Ihrer Stelle würde genau so antworten, wie Sie mir antworteten, wenn mich ein Jemand fragte, der mir nichts wäre. Es ist so erhebend, in der Toga des Plato einherzuschreiten! Aber denken Sie einmal nach: wenn Ihnen nun jemand die Hand böte zu Reichtum und Genuß, wenn Ihnen jemand einen Weg zeigte, Gold und Gut in Hülle und Fülle zu erwerben — würden Sie die Hand ausschlagen, würden Sie den Weg nicht gehen wollen?

Lauernd und faszinierend zugleich ruhte der Blick des Barons auf dem jungen Privatsekretär. Dieser, gleichsam in seine Seele hineinschauend, senkte die Augen. Wäre es hell gewesen in dem Raum, so hätte man die Blässe der Erregung auf dem klassischschönen Antlitz des Jünglings lesen können. Es dauerte eine geraume Weile, ehe derselbe antwortete. Und diesmal klang seine Stimme nicht sieghaft und glockenrein; diesmal färbte ein rauher Klang seine Worte!

„Ich leugne nicht, daß auch in meiner Brust die Sehnsucht schlummert, edle Genüsse zu verkosten, die nur Reichtum und Besitz erschließen. Warum sollte ich dieselben ausschlagen, wenn man mir Gelegenheit gäbe, diese zu erwerben? Aber — gibt es denn eine Hand, die uneigennützig sich öffnen würde, einen armen Habenichts mit Gold zu überschütten? Gibt es denn einen Weg außer dem ehrlicher Arbeit, um zu Besitz zu gelangen?"

„Gewiß gibt es diese!" rief der Baron eifrig. „Und meine Hand soll es sein, die Ihnen offen ist und mein Rat soll es sein, der Ihnen den Weg zu Reichtum und Genießen zeigt!"

„Ihre Hand — —?!"

„Hören Sie, mein junger Freund!"

Flüsternd nur kam jetzt der Rede Schwall aus des Barons Munde. Der Kommerzienrat lauschte jetzt, da sein Interesse geweckt war, mit angehaltenem Atem. Auch sein Name kam in der Unterredung vor. Und ein vortrefflicher Plan war es, den der kluge Baron v. Rustenberg mit des Versuchers Ueberredungskunst dem jungen Mann ins Ohr raunte. Fürstlich wollte er die kleinen Dienste entlohnen, die er von dem — Privatsekretär des reichen Kommerzienrats forderte. Nur über gewisse geschäftliche Vorgänge wollte er informiert sein . . .

„Nicht weiter, — kein Wort mehr will ich hören, Herr — Herr Baron!" klang da plötzlich eine Stimme, zwar gepreßt und heiser, aber entschieden. „Kein Wort mehr, wenn ich bitten darf! Sie haben unedel an mir gehandelt, Herr Baron, da Sie mir zutrauten, Verrat zu üben, Spionendienste zu leisten! Nein, niemals — — soll je ein Wort über meine Lippen kommen, das nicht vor meinem Gewissen bestehen könnte. Arm bin ich — aber lieber arm, als ehrlos!"

„Sie sind blind, junger Mann!" zischte da der Baron, dem die heftige Entrüstung des Dichters äußerst ungelegen kam. Und er hatte doch geglaubt, so leichtes Spiel zu haben. Aber noch ein Mittel fiel ihm ein, ein verwerfliches, abscheuliches Mittel! Warum jedoch sollte er nicht alles auf eine Karte setzen?

„So hören Sie denn ein anderes Wort!" sagte er scheinbar gelassen. „Ich habe gewisse Blicke gesehen, die hier in diesem Hause sehnsüchtig an Ihrer Gestalt, an Ihren Augen hangen! Ach ja — ein Poet sein, heißt, bei Frauen Glück haben! Nun wohl, junger Freund — der Kommerzienrat, Ihr Brotherr, ist mein Freund! Wenn ich nun morgen zu ihm ginge und ihm sagte: Ihr Privatsekretär Klinger ist gestern abend bei mir im Palmenhaus gewesen, um mir Geschäftsgeheimnisse auszuplauden?! Oder wenn ich ihm sonst irgend eine kleine andere Andeutung machte — glauben Sie nicht, daß Sie diesem Hause den Rücken kehren müßten, diesem Hause, wo ein Schatz zu finden ist, der Ihnen teurer zu sein scheint als alles Gold, da er Geld und Gut selbst in Fülle besitzt!"

Taumelnd war der junge Mann zurückgefahren, als ihm diese Worte hohnlachend ans Ohr schlugen. Aber, bald sich fassend, rief er aus:

„Es scheint, daß Sie mein Verderben wollen, um jeden Preis! Ich mag nicht Ihre Handlungsweise charakterisieren — aber eines haben Sie in Ihrem schönen Plan vergessen, mein Herr: ich werde Ihnen zuvorkommen und meinem Herrn kein Wort Ihrer Mitteilungen verschweigen! Sehen Sie sich vor, daß Sie dann etwas ersinnen, was ich Ihnen verraten haben soll! ....."

Mit diesen Worten wollte er ins Freie hinausstürmen. Aber in lähmendem Entsetzen prallte er nahezu gegen eine Gestalt, die plötzlich aus der Dunkelheit herauszuwachsen schien und mit ernster, ungewöhnlich feierlicher Stimme anhub:

„Bleiben Sie, lieber Klinger — so bleiben Sie doch. Ich bin's, ja — Siegfeld! Auch Sie, Herr Baron, der Sie meinem Dichter-Privatsekretär Ihre kostbare Zeit so gerne opferten, werden ja noch eine Minute erübrigen. Es handelt sich um das Geschäft, das Sie mir vorschlugen — —"

„Ich gehe!" stieß der andere wütend hervor. „Wer so unfair handelt, zu lauschen ....."

„... der handelt gewiß nicht so unehrenhaft wie der, der sich um Gold Verräter kaufen möchte!" fiel der Kommerzienrat eisig ein. „Im übrigen, Herr v. Rustenberg — die Feuerprobe ist zu Klingers Gunsten ausgefallen. Und er hat mir — im Vertrauen will ich es Ihnen sagen, — von dem Geschäftsverkehr mit Ihren Freunden abgeraten."

Ein scharfer Luftzug verriet, daß der Baron das Ende der Unterredung durch eilige Flucht selbst herbeigeführt hatte. — —

Der Kommerzienrat aber und sein junger Freund standen noch lange in flüsterndem Gespräch. Nur die Palmen, die sich

im leisen Abendwinde wie lauschend neigten, haben diese Unterredung belauscht. Vom Park da draußen herein drang das Plätschern der Brunnen; und aus dem Musiksaal klangen noch immer schwellende Weisen heiterer Lebenslust. Siegfeld aber schloß: „... Und nun gehen Sie hinunter, lieber Klinger, und suchen Sie Maria auf, wenn Sie sie finden. Ich weiß es, — diesmal wird es eine Feuerprobe sein, die Sie nicht bestehen .....“

Eine neue Zeitschrift für Humor und Kunst.

Oft schon haben wir uns mit den sogenannten Kunstwitzblättern bis zum Ueberdruß beschäftigen müssen. Heute wollen wir einmal ein Blatt unter die kritische Lupe nehmen, von dem zurzeit auch viel und nicht am wenigsten in der katholischen Presse und in katholischen Kreisen geredet wird. Es besteht etwas über ein Jahr und als verantwortlicher Redakteur und Herausgeber zeichnet kein Geringerer als der wohlbekannte Romanschriftsteller Paul Keller, der es „Guckkasten“ getauft hat.

Was will der „Guckkasten“? Der Untertitel lautet: „Eine illustrierte Zeitschrift für Humor, Kunst und Leben.“ Darin liegt sein Programm. Wenig Worte, große Verheißungen. In unserer poesielosen, materialistisch veranlagten Zeit, die mehr als eine andere zuvor alle Kräfte des Geistes und Körpers in Anspruch nimmt, tut eine Zeitschrift bitter not, die dem Humor eine Stätte bieten will. „Der Humor“, so sagt ein bekannter Kritiker mit Recht, „ist der Gradmesser aller nationalen Kultur, einen größeren und wirksameren Pädagogen als ihn gibt es nicht.“ Selbst Wilhelm von Humboldt spricht sich einmal dahin aus: „Heiterkeit mache zu allem Guten aufgelegter und gebe dem Gemüte die Kraft, sich selbst mehr aufzuerlegen und mehr für andere zu leisten.“

Das Bedürfnis von humoristischen Zeitungen ist denn auch in hohem Maße vorhanden. Die Riesenauflagen einiger solcher Blätter reden in dieser Beziehung eine deutliche Sprache, wenn auch andere Ursachen dabei mitspielen, auf die wir gleich etwas näher eingehen müssen.

Wie herrlich weit es schon gekommen ist dank unserer nach allen Seiten hin geübten Toleranz, das ersehen wir daraus, daß Zeitschriften, die das religiöse und sittliche Empfinden des christlichen Volkes durch Hohn und Spott aufs schwerste verletzen, Eingang gestattet wird selbst in christlichen Familien. Zu der Verhöhnung von Glauben und Sitte in Wort kommt noch das Bild. Was in dieser Hinsicht schon geboten wurde und Woche für Woche immer wieder geleistet wird, hat weder mit der Kultur noch Bildung etwas zu tun. Und erst die „Kunst“! Gewiß, herzerfreuend ist ein schöner Bilderschmuck. Sagt doch Goethe schon: „Was im Leben uns verdrießt, man im Bilde gern genießt.“ Hier aber, gei den eben charakterisierten Blättern ist der Ruf am Platze: „Manum de tabula!“ Nun hört man vielfach sagen, daß gerade solche Blätter nur deshalb gehalten werden, weil kein anderes ebenbürtiges vorhanden sei, denn es fänden sich darin doch auch künstlerische Darbietungen, die man schwer vermissen möchte. Daraus ergibt sich, daß der „Guckkasten“ einem schreienden Bedürfnis entgegenkommt, vorausgesetzt, daß er auch hält, was er verspricht: echten, kernigen Humor und edle Kunst zu pflegen. „Was ich mir niemals zu träumen wagte“, schreibt P. Ansgar Poellmann, „ist plötzlich entstanden, die fühlbarste Lücke im Leben unserer Presse ist ausgefüllt. Wohl gibt sich der „Guckkasten“ nicht als katholisch oder christlich schlechthin, wir verlangen ja von einem solchen Journal nur volle Sittenreinheit und Betätigung der allgemein christlichen Weltanschauung, aber wir nennen ihn doch den unseren.“ Nach gewissenhafter Prüfung können wir im Anschluß an dieses Votum sagen, daß der „Guckkasten“ seit seinem Bestehen die auf ihn gesetzten Hoffnungen voll erfüllt hat. Insbesondere verdient auch die künstlerische Ausgestaltung unsere uneingeschränkte Anerkennung. Die „Allgemeine Rundschau“ hat bereits schon früher einmal den „Guckkasten“ als ein „treffliches, künstlerisch hoch vollendetes und feinsinniges, ideales Blatt für Humor und Satire, ein Familienwitzblatt für jedermann ohne Zote und Sarkasmus“ bezeichnet. Wir unterstreichen auch dieses Lob als ein vollberechtigtes und sprechen den fadenscheinigen Einwendungen gegenüber, die mit Bezug auf die „Kunstblätter“ das Abonnement auf solch sittenverderbende Witzblätter glauben rechtfertigen zu können, die Meinung aus, es erwachse für jeden einzelnen von uns die dringende Pflicht: einzutreten für den „Guckkasten“, und zwar, soweit tunlich, durch eigenes Halten desselben und dann durch beharrliche nie ermüdende Empfehlung in befreundeten Familien, in allen katholischen Vereinen, Gasthäusern usw. Zunächst werden wir damit erreichen, daß das moralische Bewußtsein wieder gehoben und als weitere Folge, daß der Geschmack an zotigen Blättern verdorben wird, die wahrlich schon gerade genug Unheil im deutschen Volke angerichtet haben. Wir haben allen Grund, uns des „Guckkastens“ zu freuen; er verdient unsere allerwärmste Unterstützung. J. A.

Neuerwerbungen des Bayerischen Nationalmuseums.

Das Jahr 1909 hat unserem Nationalmuseum wieder eine stattliche Reihe von neuen wertvollen Erwerbungen gebracht, die zurzeit mitsammen ausgestellt sind. Mehrere Stücke vertreten prähistorische und römische Zeit, darunter eine marmorne Platte, deren Inschrift sich auf Kaiser Titus bezieht. Das Stück ist das älteste seiner Art, das am rhätischen Limes bisher gefunden worden ist. Die bildenden Künste neuerer Zeit sind durch Gemälde, Skulpturen und Werke angewandter Kunst vertreten. Zwei der Gemälde sind älteren Datums. Das eine, eine Madonna, stammt aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts und ist von dem sogenannten Meister des Hausbuches, jener berühmten, kulturhistorisch so äußerst wichtigen Zeichnungensammlung, die Essenwein herausgegeben hat. Das andere Gemälde, eine Heimsuchung Mariä, stammt von Wolf Huber, der in Passau wirkte und 1553 gestorben ist. Das schöne Werk zeichnet sich durch bedeutendes Kolorit aus und hat noch zumal den Wert, daß es das erste ist, welches irgend eine bayerische Sammlung von jenem Meister erworben hat. Ein drittes Gemälde ist das Porträt eines Herrn in interessanter Zeittracht um 1740. Die Skulpturen sind mit einer Ausnahme religiösen Inhaltes. Das eine Stück darunter nimmt eine Art Mittelstellung zwischen Skulptur und Malerei ein. Es ist einer jener bekannten Flügelaltäre, wie sie durch ganz Deutschland verbreitet sind. Der Mittelteil zeigt drei Schnitzfiguren, die Flügel gemalte Gestalten, alles Heilige. Interessant sind diese Malereien darum, weil sie einmal wieder recht deutlich zeigen, welchen Einfluß die Holzschnitte und Kupferstiche der berühmten Meister auf das Schaffen der weniger berühmten damals geübt haben. Jene Zeit fand an solchen Entlehnungen nichts Bedenkliches, blieb doch dem nachschaffenden Künstler noch genug zu tun, und überdies waren ihm ja doch Abweichungen und Selbständigkeiten dabei keineswegs benommen. Bekanntlich haben die Künstler der spätesten Gotik viel nach Schongauer, die der Renaissance reichlich nach Stichen von Aldegrever und anderen gearbeitet. Heute ist dergleichen infolge des Urhebergesetzes weniger einfach. Am hiesigen Altarwerke ist die Benutzung von Arbeiten Schäuffelins, Hans Baldungs, Springinklee's und Cranachs besonders auffällig Datiert ist dieser Altar, der aus dem Schloß von Unter-Oelkofen stammt, mit den Jahreszahlen 1517 und 1520. Aus gleicher Zeit sind noch mehrere andere der neuen Erwerbungen, ein Münchener St. Florian, eine Dingolfinger Madonna, eine Darstellung der Legende von den 3 Lebenden und den 3 Toten aus dem Rott-Tale, zwei Reliefs mit Szenen aus dem Leben der heiligen Ottilie aus Mörsach bei Gunzenhausen. Aus dem Ende des 16. Jahrhunderts stammen zwei Tonreliefs (Kreuzigung aus Schönau bei Rosenheim und Krönung Mariä aus Fürstenfeld-Bruck). Die ganz hervorragend fein ausgeführten beiden Stücke sind von einem Meister, von dessen Namen leider nur die Anfangsbuchstaben M. K. überliefert sind. Zwei Büsten vom Anfange des 19. Jahrhunderts (Porträt des Hofbildhauers R. A. Boos und eine Allegorie der Religion) sind vom Münchener Südfriedhof ins Museum gebracht worden, weil sie den Witterungseinflüssen zu unterliegen drohten Die Werke der angewandten Kunst sind erfreulich zahlreich. Von Möbeln sind verschiedene Truhen, Stühle, auch ein Rahmen erworben; die Stücke datieren von der späten Gotik bis ins Rokoko. Aus letzterer Epoche stammt eine wertvolle Salonausstattung, die bisher eine Zierde des jetzt verschwundenen Kreittmayrschen Hauses in der Burgstraße zu München gebildet hat. Das Hauptstück dabei ist ein schöner rotmarmorner Kamin, dessen luxuriöser Aufsatz ein Gemälde, Aeneas und Anchises, umschließt. Das Stück harrt noch der Aufstellung. Die neu erworbenen Metallarbeiten reichen mit einem goldenen Verlobungsringe aus Regensburg bis ins 14. Jahrhundert zurück, die jüngsten Werke sind zwei Gebetbücher mit kostbaren, in Silber getriebenen Deckeln. Man findet dergleichen Modestücke des 17. Jahrhunderts nicht eben selten, doch haben diese beiden dadurch besondere Wichtigkeit, daß sie von dem berühmten Johann Andreas Thelot stammen († 1731), also einen wertvollen Beitrag zur Geschichte des Augsburger Kunstgewerbes liefern. Die Gruppe der Keramik ist durch Fayencen und Porzellane vertreten. Bei letzteren zeigt sich der Nutzen der schönen Porzellanausstellung, die das Museum im vergangenen Jahre veranstaltete. Erworben wurden Werke des Nymphenburger Meisters Dominikus Auliczek, der Frankenthaler Franz Bastelli und Konrad Link (von letzterem die äußerst seltene Statuette des hl. Borromäus). Die Kostüme und Textilien, letztere speziell aus der Lipperheide-Sammlung, sind Erzeugnisse des 17. und 18. Jahrhunderts; es sind bewunderungswürdige Sammet- und Brokatstücke, sowie Stickereien dabei. Sehr merkwürdig und interessant ist schließlich eine von Kommerzienrat Kaspar Braun geschenkte Sammlung zum Teil hervorragend künstlerisch geschnitzter Stöcke des 17. und 18. Jahrhunderts.

Dr. O. Doering-Dachau.

Vom Büchertisch.

Theodor Alt: „Die Möglichkeit der Kritik neuer Kunstschöpfungen und der Zeitgeschmack". Anhang: Die Aesthetik Albrecht Dürers. Mannheim 1910, bei F. Nemnich. Die lauten Wortführer unserer Aesthetik leugnen das Bestehen normativer Gesetze des Schönen, für sie ist jeder Künstler ein souveräner Umwerter des Bestehenden und die Kunstgeschichte muß sich auf eine beschreibende Darstellung beschränken. Immerhin wird von vielen Seiten diese dem schrankenlosen Subjektivismus unserer Zeit entstammende Meinung als unbefriedigend empfunden und der Heidelberger Philosoph Windelband hat die Untersuchung der Werturteile in seiner jüngsten Veröffentlichung als nächste Aufgabe der Philosophie bezeichnet; da kommt zur guten Stunde Alts Buch. Der Verfasser erklärt, daß wir „schön" nennen, was der „konkreten Idee" entspricht, insofern es „ein widerspruchloses System von Daseinszwecken voraussetzen läßt, an dem die Vollkommenheit eines Dinges ermessen werden kann". Alt verbindet mit seinen lichtvollen Darlegungen eine Kritik der neuesten Phasen der künstlerischen Entwicklung in Frankreich und Deutschland. Es ist unmöglich, in wenigen Worten die Fülle der anregenden Ideen des Verfassers auch nur anzudeuten. Daß ein wahrhafter Ausdruck der Zeit und der Nation zustande komme und kein willkürlich gefälschter, hierfür zu kämpfen, dies erkennt Alt als Recht und Pflicht jedes Einsichtigen.

Neue Kompositionen. Bruno Wick: „Drei Tonstücke für Harmonium (Orgel)" op. 1, Leipzig, F. E. C. Leuckart. — 3 Tongedichte für Harmonium op. 2, Berlin, Carl Simon Musikverlag. — 3 kleine Kompositionen für Harmonium op. 3, ebenda. Ich halte die Kompositionen Wicks für wertvoll und geeignet, den Geschmack des Publikums zu läutern, da sie sich von der Trivialität der Salonmusik (auch im „Wiegenlied" op. 3) fernhalten. Sind die einzelnen Stücke im Charakter auch ähnlich, so bieten sie doch in Melodieführung und Harmonisierung Abwechslung. Die meisten Nummern, insbesondere „Adoration", sind auch für Organisten sehr empfehlenswert. Ich möchte noch das anziehende Notturno in G-Dur und die düstere Fis-Moll Elegie hervorheben. Die Wiedergabe erfordert keine besondere Technik. Die Stücke sind leicht bis mittelschwer.
L. G. O.

Ritters geographisch-statistisches Lexikon. Zwei Bände. 2700 S. Leipzig, Verlagsbuchhandlung Otto Wigand. Karton. 47 M, geb. 53 M. In zwei stattlichen Halbfranzbänden liegt mir hier ein bedeutendes umfangreiches Werk vor, das ein reiches statistisches Material birgt. Die neunte Auflage von Ritters Lexikon hat eine vollständige Umarbeitung erfahren und ist in seinem Umfange gegenüber der letzten Auflage vor elf Jahren um 20 Bogen verstärkt worden. Die Redaktion hat der Bedeutung unseres heutigen Verkehrslebens, welches ein zuverlässiges statistisches Material bedingt, nach jeder Richtung hin Rechnung getragen. Das wichtige Nachschlagewerk, an Genauigkeit und Uebersichtlichkeit wohl kaum zu übertreffen, ist als unentbehrlich zu bezeichnen für jeden Gebildeten, zunächst für den Geographen, Statistiker, Volkswirtschaftler, aber auch in der Redaktion und Expedition, sowie vor allem in dem Bureau des Kaufmanns sollte es zu finden sein. In rund 400 000 Artikeln enthält es kurze, wichtige geographische und statistische Aufzeichnungen über alles Wissenswerte für den Weltverkehr. Selbst die kleinsten Dörfer und Flecken mit über 100 Einwohnern haben Aufnahme gefunden. Es orientiert über alle Post- und Telegraphenämter, Land- und Seeverbindungswege, gibt Aufschluß über Import, Export und Handelsstatistiken usw. usw. Das Werk verdient die beste Empfehlung und dürfte seinen Besitzer sicher voll und ganz befriedigen. Der Preis muß bei der Fülle des Gebotenen als gering bezeichnet werden.
F. Berthold.

Bühnen- und Musikrundschau.

Aus den Konzertsälen. Von Gustav Mahlers sieben Symphonien hatten wir in München die fünfte noch nicht gehört, deren Wiedergabe Ferdinand Löwe für das 10. Abonnementskonzert des Konzertvereins gewählt hatte. Die Aufnahme war eine sehr warme, immerhin schien ein gut Teil des Beifalls lediglich dem Dirigenten und seinem prächtigen Orchester zu gelten. Mahlers glänzendes technisches Können, seine oft eindringlichen Wirkungen und überraschenden Wendungen interessierten wohl stellenweise, doch schien mir der Eindruck bei dem Finale erheblich blasser zu werden. Am glücklichsten ist Mahler im Scherzo und dem schlicht gehaltenen Adagietto. Es folgten Liedervorträge von Frau Bricht-Pyllemann, welche Löwe am Flügel feinsinnig begleitete. Auch in dieser Betätigung steht dieser Künstler in vorderster Reihe. Nicht allzu tiefe Eindrücke vermittelte uns die sehr dankbar aufgenommene Sängerin. Sie hatte ausschließlich Lieder Hugo Wolfs gewählt, dessen fünfzigster Geburtstag demnächst noch besonders die Erinnerung an den Frühgeschiedenen wachruft. Das Konzert schloß die Freischützouvertüre in einer so prachtvoll gespielten Wiedergabe, daß der Applaus kein Ende nehmen wollte. Völlig ausverkauft war das 19. Volkssymphoniekonzert. Es gab dem Konzertmeister des Orchesters, Fritz Hirt, Gelegenheit, sich in Brahms' Konzert D-dur op. 77 für Violine und Orchester als Solist zu betätigen. Seine hervorragende Technik, die Empfindung und Schlichtheit seines Vortrages, sowie die Tonschönheit seiner Bogenführung sicherten dem jungen Künstler eine glänzende Aufnahme. Eine eindrucksvolle großzügige Aufführung von Beethovens fünfter Symphonie gab unter Prills Leitung dem Abend einen bedeutenden Ausklang. Dem jungen Münchener Komponisten August Reuß war das Konzert der Kammermusik-Vereinigung der Herren Schmid-Lindner, Sieben, Huber, Raucheisen und Stöber gewidmet. Das Klavierquintett in F-moll hatte man in unseren Konzertsälen schon gehört, neu war das Streichquartett in D-moll, eine sympathische, in einzelnen Teilen sich zu starkem Gefühl durchringende Tondichtung. Aehnliches darf von den „Sommertagen auf dem Lande" gelten, Klaviervariationen, die Schmid-Lindner meisterhaft vortrug, wie auch die übrigen Konzertteilnehmer Mustergültiges boten. — Enthusiastisch gefeiert wurde in einem von der Associazione italiana veranstalteten Konzert der Violinvirtuose Arrigo Serato. In Violinkonzerten von Mozart, Beethoven und Brahms erwies dieser die Vorzüge eines starken Temperamentes und eines brillierenden technischen Könnens. Das Orchester meisterte Paul Prill mit bewährter Umsicht.

Fritz Reuter-Abend. Schriftsteller Hans B. Grube, der verdienstvolle Herausgeber einer neuen Ausgabe von Reuters Werken, veranstaltete einen sehr beifällig aufgenommenen Rezitationsabend. Grube, der über einen gemütvollen, schlichten Vortrag und ein biegsames Organ verfügt, las aus „Ut mine Stromtid": Bräsigs Erlebnisse in der Wasserheilanstalt und das Rendez-vous im Wassergraben, aus „Hanne Nüte" dessen Abschiedsbesuch beim Pastor und einige der wirksamsten „Läuschen und Rimels." Auch das einheimische Publikum, das mit der Mundart des großen Humoristen wenig vertraut ist, vermochte Grubes reichnüancierter und von innerster Anteilnahme getragener Vorlesung aufs beste zu folgen und spendete lebhaftesten Beifall.

Verschiedenes aus aller Welt. Shakespeares „Sommernachtstraum" erschien im römischen Argentinatheater erstmalig auf italienischer Bühne. Das Publikum vermochte zu dieser germanischen Märchendichtung keine tiefere Fühlung zu gewinnen. — Großen Erfolg hatte in Turin die Oper: „Das Erntefest" von Giacondo Fino, einem katholischen Pfarrer. Das Libretto von Fausto Salvatori war vom Verlag Sonzogno preisgekrönt und für Mascagni bestimmt worden, der es jedoch abgelehnt hatte. Im Mai soll im Lauchstedter Goethetheater ein Zyklus gegeben werden, welcher ein Bild gibt von der Oper heiteren Genres zur Goethezeit. Pergoleses „la serva padrona" vertritt den italienischen, Glucks „Betrogener Kadi" den französischen Stil; „Abdu Hassan", ein Jugendwerk Karl Maria von Weber's, repräsentirt das deutsche Singspiel. — Die Uraufführung einer komischen Oper: „Der Dorfprinz" von Hans Tierfelder wurde in Görlitz beifällig aufgenommen. — Im Odéontheater in Paris fand „Antar", ein Versdrama von Schekri Ganem, einem Araber von französischer Erziehung, eine sehr freundliche Aufnahme. Antar ist der Held einer vorislamischen Volkssage, die in primitiven Bühnenbildern an dem Publikum vorüberzieht. Die eingelegte Musik von Rimsky-Korssakow ist von apartem morgenländischem Charakter.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Bilanzergebnisse der Berliner Grossbanken sind zum Teil publiziert worden. Schon beim ersten vergleichenden Ueberblick der Gewinnziffern mit den Erträgnissen des Vorjahres ist ersichtlich, welch kolossalen Aufschwung die deutsche Industrie und deutscher Handel und Wandel in kurzer Jahresfrist genommen haben. Es zeigen die gewaltigen Mehrgewinne an Effekten, Konsortien, zum Teil aus Kontokorrentgeschäften und vor allem die imposanten Millionen und Milliarden Umsätze, welch wichtigen Faktor am heimischen Wirtschaftsmarkte unsere Grossbanken repräsentieren. Anderseits spiegeln sich in den erhöhten Ziffern und in den zum Teil gebesserten Dividendenerträgnissen die unterschiedlichen Charaktere der beiden Jahre 1908 und 1909. Deutlich geht aus den Bilanzziffern der Banken, wie der grossen industriellen Unternehmungen hervor, welch schwierige finanzielle und wirtschaftliche Krisenzeit zu überstehen war, und wie sehr sich die deutsche Industrie, meist aus eigener Kraft, zur jetzigen tonangebenden Höhe und Macht emporgearbeitet hat. Die günstigen Verhältnisse der Geldmärkte geben auch jetzt noch den Impuls zu neuer Tätigkeit und verschaffen etwa vorherrschenden pessimistischeren Anschauungen nur ungern Boden und Ausdehnung. Dass nach den Kurstreibereien der letzten Monate und den ungesunden Haussebewegungen an der Berliner Börse etwas Ruhe und Reserve bei neuen Transaktionen Platz gegriffen hat, ist nicht zu verwundern. Eine derartige Zurückhaltung der Börsenkreise kann nur ausgleichend auf das Kursniveau unserer Industriewerte wirken. Trotz dieser Tendenzänderung haben die Kurse

der Kassaindustriewerte nur wenig eingebüsst, wenn nicht — wie in einzelnen Fällen — spezielle Gründe heftigere Kursstürze veranlasst haben. Dabei hat die Neu-Yorker Börse wiederholt zu ernsten Bedenken Anlass gegeben. Erst in letzter Zeit sind die unsichere Tendenz und die Aufsehen erregenden Kursmanipulationen an jener Börse anscheinend zum Stillstand gekommen. Die Berichte aus den deutschen Industrie-Zentren lauten nicht durchwegs gut. Aus dem rheinisch-westfälischen Bezirke sind in letzter Zeit allerdings Beweise einer andauernd gebesserten Situation gemeldet worden. Beispielsweise hat der Semester-abschluss der Dortmunder Union in den ersten vier Monaten des neuen Geschäftsjahres einen 30 prozentigen höheren Gewinn als im gleichen Zeitraum des Vorjahres erbracht. Die günstige Lage der Beschäftigung bei diesen und ähnlichen Gesellschaften des rheinisch-westfälischen Bezirkes soll auch fernerhin vorherrschen. Im Gegensatz hierzu liegt die Situation der oberschlesischen Eisenindustrie nicht zum besten. Produktion und Versand sollen in diesem Rayon nicht besser sein, wie im Vorjahre. Dass aber im allgemeinen Industrie und Handel sich in aufsteigender Tendenz befinden, zeigen die statistischen Ziffern über den Wert des deutschen Import- und Export-Verkehrs im Januar 1910. Es sind hierbei Besserungen von über 250 Millionen Mark zu registrieren. Auch die deutschen Eisenbahnen vereinnahmten im Januar 1910 aus dem Personen- und Güterverkehr etwa 12 Millionen Mark mehr als in der gleichen Vorjahrszeit. Diese Ziffern geben den Beweis von gebesserten Zeitläufen, und da die Bilanzen der Schiffahrtswerte neuerdings gewaltige Plusziffern aufweisen — wie auch bei dem Norddeutschen Lloyd erwartet wird — so ist evident erwiesen, dass das Jahr 1909 für Deutschlands industrielle und kommerzielle Entwicklung, trotz aller fiskalischen und sonstigen Hemmnisse, ein günstiges war. Die geplante Ausdehnung einzelner Banken, beispielsweise die Erweiterung der Dresdener Bank durch Errichtung von Filialen in Breslau, Stuttgart, Paris oder Brüssel, anderseits die verschiedentlichen Kapitalserhöhungen der Banken zeigen, dass man auch dem laufenden Jahre die besten Hoffnungen zutraut. Auch die Industrie sowie die elektrische Branche und einzelne Maschinenfabriken sind mit grossen Auslandsgeschäften versehen, andere grosszügige Probleme sind anscheinend in der Schwebe. — Bei allen diesen Kalkulationen bleibt jedoch nach wie vor die Entwicklung des Geldmarktes ausschlaggebend und die Voraussetzung, dass die Geldsätze an den Börsen in der Zinsraten der Banken keine teueren werden. Bei einem übrigens nicht ausgeschlossenen Anziehen der Geldsätze dürfte der derzeitigen Widerstandsfähigkeit der Börsen noch mancher harte Kampf erwachsen. Die vielen Neuemissionen der letzten Zeit, sowie die geplanten Kapitalvermehrungen von Banken und industriellen Gesellschaften veranlassen eine derartige Beachtung des Geldmarktes. M. Weber.

Die Bayerische Handelsbank München erzielte im Geschäftsjahre 1909 einschliesslich des Vortrages von ℳ 281,013.— einen Gewinn von 3'745,029.— Der auf den 22. März einzuberufenden Generalversammlung wird die Verteilung einer Dividende von 8,05 %, wie in den letzten 14 Jahren, vorgeschlagen werden.

Berliner Banken. Die Nationalbank für Deutschland, Berlin, bringt eine Dividende von 6½ % (i. V. 6 %) und die Berliner Handels-Gesellschaft 9 % wie im Vorjahre, bei beiden Instituten nach grossen Reserven und Abschreibungen, zur Verteilung. M. W.

Wir machen unsere verehrlichen Leser auf den der heutigen Nummer beiliegenden Prospekt der Verlagsbuchhandlung Otto Wigand, Leipzig, betreff **„Ritters geographisch-statistisches Lexikon"** hiermit ganz besonders aufmerksam. Allen Lesern können wir die Anschaffung dieses wichtigen Nachschlagewerkes nur angelegentlichst empfehlen.

Die „Allgemeine Rundschau" ist im Abonnement und Einzelverkauf erhältlich in der Herderschen Buchhandlung Berlin W. 56, Französischestraße 35a, Telephon I 8239.

Bayerische Handelsbank.

Pfandbrief-Verlosung.

I.

In Gegenwart des kgl. Notars Herrn Geheimen Justizrats **Schmidbauer** wurde heute die 37. Pfandbrief-Verlosung vorgenommen. Es wurden gezogen:

A. 4% ige Pfandbriefe.

Von den Pfandbriefen:

Litera O	zu M. 2000.—	von No. 5724— 7224	alle Stücke, welche die Endnummer **4** tragen; also beispielsweise die Stücke	Lit. O 5724, 5734 usw.
Litera P	„ 1000.—	„ 31794—36834		„ P 31794, 31804 „
Litera Q	„ 500.—	„ 25394—29294		„ Q 25394, 25404 „
Litera R	„ 200.—	„ 28364—33634		„ R 28364, 28374 „
Litera S	„ 100.—	„ 29134—34754		„ S 29134, 29144 „

außerdem von den Pfandbriefen:

Litera Q	zu M. 500.—	von No. 35553—35993	alle Stücke, welche die Endnummer **3** tragen; also beispielsweise die Stücke	Lit. Q 35553, 35563 usw.
Litera R	„ 200.—	„ 43203—43993		„ R 43203, 43213 „
Litera S	„ 100.—	„ 43003—43993		„ S 43003, 43013 „

B. 3½% ige Pfandbriefe.

Von den Pfandbriefen:

Litera T	zu M. 2000.—	von No. 1296— 2186	alle Stücke, welche die Endnummer **6** tragen; also beispielsweise die Stücke	Lit. T 1296, 1306 usw.
Litera U	„ 1000.—	„ 5546— 9146		„ U 5546, 5556 „
Litera V	„ 500.—	„ 4416— 7886		„ V 4416, 4426 „
Litera W	„ 200.—	„ 6376—11846		„ W 6376, 6386 „
Litera X	„ 100.—	„ 6476—12056		„ X 6476, 6486 „

II.

Die couponmäßige Verzinsung der heute gezogenen Pfandbriefe endet mit dem 1. Juli l. Js.

Dagegen werden auf diese, wie auf alle früher verlosten und auf die für den 19. Januar 1896 gekündigten Pfandbriefe von dem Tage an, mit welchem die couponmäßige Verzinsung abgelaufen ist, bis auf weiteres 1% Depositalzinsen vergütet.

III.

Die heute oder früher verlosten sowie die für den 19. Januar 1896 gekündigten Pfandbriefe werden, unter Vergütung der entsprechenden Stück- und Depositalzinsen, gegen Rückgabe der Pfandbriefmäntel, der nicht verfallenen Coupons und der Talons kostenfrei eingelöst: in **München** an unserem Effektenschalter, Maffeistraße 5, in **Ansbach, Aschaffenburg, Bamberg, Bayreuth, Gunzenhausen, Hof, Immenstadt, Kempten, Kronach, Kulmbach, Lichtenfels, Marktredwitz, Memmingen, Mindelheim, Münchberg, Neuburg a. D., Nördlingen, Regensburg, Rosenheim, Schweinfurt, Traunstein** und **Würzburg** bei unseren Filialen, in **Augsburg** bei Herrn **S. Rosenbusch**, in **Nürnberg** bei Herrn **Anton Kohn**, ferner bei der **königlichen Hauptbank** in **Nürnberg** und bei deren Filialen in **Amberg, Ansbach, Aschaffenburg, Augsburg, Bamberg, Bayreuth, Fürth, Hof, Kaiserslautern, Kempten, Landshut, Ludwigshafen a. Rh., München, Passau, Regensburg, Rosenheim, Schweinfurt, Straubing** und **Würzburg**, alsdann bei der **Deutschen Bank** in **Berlin** und deren sämtlichen Filialen, sowie bei der **Bank für Handel und Industrie** in **Berlin**, dann bei der **Bergisch-Märkischen Bank** in **Elberfeld** und deren Filialen, bei der **Filiale der Diskontogesellschaft** und der **Filiale der Bank für Handel und Industrie** in **Frankfurt a. M.**, endlich bei Herrn **J. H. Stein** in **Köln**.

Auf Namen gestellte (vinkulierte) Pfandbriefe können nur an unserem Effektenschalter und nur auf ordnungsmäßigen Devinkulierungsantrag eingelöst werden.

IV.

Die heute gezogenen 4% igen und 3½% igen Stücke können sofort gegen 4% ige unverlosbare und vor 1918–1920 unkündbare Pfandbriefe unserer Bank umgetauscht werden. Der Umtausch wird bei der unterfertigten Bank, bei ihren Filialen und bei sämtlichen Pfandbriefverkaufsstellen vorgenommen. Die verlosten Stücke werden selbstverständlich zum Nennwert, die von uns in den Tausch gegebenen Stücke zum Geldkurs franko Provision berechnet; letztere Stücke werden auf unsere Kosten versandt.

Kommen auf Namen lautende (vinkulierte) Stücke zum Umtausch, so werden, wenn nicht anderes beantragt wird, die dagegen gegebenen Stücke kostenlos auf den gleichen Namen umgeschrieben.

V.

Die Pfandbriefe der Bayerischen Handelsbank sind in Bayern zugelassen: zur **Anlegung von Mündelgeld** sowie zu jeder Art von Verwendung, für welche Mündelsicherheit verlangt wird (z. B. Sicherheitsleistung, Anlegung von eingebrachtem Gut der Frau, von Kindergeld usw.), ferner zur **Anlegung von Kapitalien der Gemeinden und Stiftungen, auch der Kirchen- und Pfründestiftungen** sowie der sonstigen nicht unter gemeindlicher Verwaltung stehenden Stiftungen.

VI.

Verlosungs- und Restantenlisten stehen in unserem Effektenbureau, sowie bei unseren Filialen zur Verfügung und werden auf Verlangen portofrei zugesendet.

München, den 15. Februar 1910.

Bayerische Handelsbank.

Animator

„Original-Marke".

Pschorrbräu-Frühjahrs-Starkbier.

Beginn der Abgabe: **Samstag, 26. Februar 1910.**

Haupt-Ausschankstellen:

Pschorrbräubierhallen, Neuhauserstr. 11.
Pschorrbräuhaus, Bayerstr. 30.
Bavaria-Keller, Theresienhöhe 3.
Grüner Hof, Bayerstr. 35, gegenüber dem Hauptbahnhof.

Ausserdem erhältlich vom Fass oder in Flaschen bei sämtlichen Wirten der Brauerei

G. Pschorr, Pschorrbräu, Bayerstr. 30/32.
Telephon Nr. 6731, 6732, 6733.

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.

Soeben sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Krieg, Dr **C.**, Professor a. d. Univ. Freiburg i. Br., **Enzyklopädie der theologischen Wissenschaften** nebst Methodenlehre. Zu akademischen Vorlesungen und zum Selbststudium. Zweite, verbesserte Auflage. gr. 8°. (XIV u. 332) *M* 5.—; geb. in Leinw. *M* 6.20

Als Vorzüge des Buches wurden gerühmt: Gründlichkeit, gesunde Lehre und anziehende Darstellung. Der Verfasser bietet die reife Frucht seiner langjährigen akademischen Lehrtätigkeit. Er will dem Studierenden der Theologie zu einem klaren Einblick in den inneren Zusammenhang und die Gliederung der theologischen Einzeldisziplinen verhelfen.

Rauschen, Dr **G.**, Professor a. d. Univ. Bonn, **Grundriß der Patrologie** mit besonderer Berücksichtigung der Dogmengeschichte. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. 8°. (XII u. 266) *M* 2.50; geb. in Leinw. *M* 3.—

„... Der Grundriß, den R. uns bietet, ist ausgezeichnet.... Bei der ganzen Darstellung war die Hauptsorge auf wissenschaftliche Korrektheit des Inhaltes und Einfachheit und Prägnanz des Ausdruckes gerichtet...." (Theolog. Revue 1908, Nr. 11, über die erste Aufl.)

Es gibt fast keinen Leser der „Allgemeinen Rundschau" mehr,

welcher nicht schon

Schlesische Reinleinen und Hausleinen,

das Beste zu Leib-, Bett-, Kirchen- und Ausstattungswäsche, direkt aus Landeshut in Schlesien sich hätte senden lassen.

Wir bitten die verehrten Leser, die armen Handweber in dortiger Gegend zu unterstützen. Landeshut in Schlesien ist weltbekannt durch seine guten Leinengewebe.

Verlangen Sie Muster und Preisbuch portofrei

von der als höchst reell bekannten christlichen Firma

Brodkorb & Drescher Leinen-handweberei

Landeshut in Schlesien Nr. 43

über Leinen-, Hand- und Taschentücher, Tischwäsche, allerhand Bettbezugstoffe, Bettbarchent, Schürzen- und Hauskleiderstoffe, Hemdenflanell u. a. Schlesisches Prima-Hemdentuch à Stück 20 m, 82 cm breit, Mk. 9.—, 10.—, 10.80, 11.80 per Nachnahme.

Langjährige Lieferanten an geistliche Häuser, Klöster, Paramenten-Vereine und Familien aller Stände. Anfertigung ganzer Ausstattungen. — **Garantiert reines Leinen für Kirchenwäsche** in Gebild und glatt. — **Zurücknahme nicht gefallender Waren auf unsere Kosten.**

Die Bonifacius-Druckerei zu Paderborn

erbietet sich zur pünktlichen Lieferung der Literatur des In- und Auslandes, besonders der katholischen. Sie besorgt auch jedes, wo immer angezeigte Werk.



Das Antiquariat der Bonifacius-Druckerei zu Paderborn

gibt regelmässig Kataloge aus, die auf Verlangen jedem Interessenten gratis u. franko zugesandt werden. Zugleich kauft dasselbe grosse Bibliotheken zu guten Preisen. Auf Wunsch wird persönliche Besichtigung zugesichert.

Tonhalle.

Konzertverein München e. V.

Mittwoch, **23.** Februar
8 Uhr abends

Volks-Symphonie-Konzert

Dirigent: Hofkapellmeister Paul Prill.
Solisten: Nicolaus Koulackis (Flöte)
Anton Schimeck (Harfe).

Mozart: a) Ouverture zur „Entführung aus dem Serail".
b) Andantino aus dem Konzert für Flöte und Harfe (K.-V. Nr. 299).
Beethoven: Sechste Symphonie („Pastorale").

Kartenverkauf an der Billettenkasse der Tonhalle (Türkenstrasse), bei M. Rieger, Universitätsbuchhandlung, Odeonsplatz, und im Billettenkiosk am Lenbachplatz.

Dienstag, den **22.** Februar
7½ Uhr Abends

KONZERT

zugunsten des Vereins

Zoologischer Garten

Mitwirkende: **Jean Buysson** (Wien)
Georg Széll (Wien) Klavier
Jacques Thibaud (Paris) Violine.

Münchner Konzertvereins-Orchester

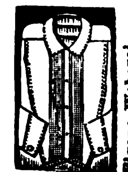
Dirigent: Hofkapellmeister Paul Prill.

Karten zu **10, 8, 6, 5, 4** und **2 Mark** bei O. Bauer, Maximiliansstr., A. Schmid Nachf., Theatinerstr. 34 und an der Tageskasse der Tonhalle.

Das Nachtlicht

ohne Oel ist die beste und angenehmste Beleuchtung für Schlafzimmer. — Tadelloses, ruhiges Licht, 6, 8 oder 10 Stunden Brenndauer.

Joseph Gautsch
Kgl. Bayer. Hofwachswarenfabrik, Tal 8.



Eigene Weberei

Rein seidene Gesundheitswäsche

die angenehmste, gesündeste und haltbarste, ärztlich empfohlen, allseitig lobendst anerkannt, liefert nach Mass I. deutsche und österr. Seidenwäsche-Manufaktur

M. Müller, Dresden, [illegible]
Tetschen a. E.

Probehemd M. 8—9. — Preisliste, [illegible]

Chefredakteur Dr. Armin Kausen; für die Redaktion verantwortlich in Vertretung: A. Hammelmann;
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., [illegible]
Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft [illegible]

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 10. München, 5. März 1910. VII. Jahrgang.

Ueber Schwurgerichtszuständigkeit in Bayern.

Von einem bayerischen Richter.

Eine Gesellschaft junger Leute befand sich eines Abends in aufgeräumter Stimmung auf dem Heimwege. Ein junger Mann zündete ein Streichholz an und beleuchtete in übermütiger Laune ein wandelndes junges Menschenpaar, dessen männlicher Teil diesen Spaß nicht verstand und deshalb aufbegehrte.

Aus dieser Kinderei entwickelte sich eine Forderung auf Pistolen, die auch zum Austrage kam und einem der Duellanten das Leben kostete.

Ein Menschenleben war dem Ehrenwahne zum Opfer gefallen, der Gegner gestand offen die Tötung zu, und trotzdem verneinten bayerische Geschworene die Frage: „Ist X schuldig, den Y im Zweikampf getötet zu haben?“

Dieses Ergebnis einer Schwurgerichtsverhandlung, bei welchem der Rechtssinn durch ein Gefühl stark beeinflußt wurde, das nur im Gnadenwege zum Ausdruck kommen darf, hat im Zusammenhalt mit anderen Ergebnissen jedenfalls nicht die Wirkung gehabt, das Vertrauen zu den Schwurgerichten zu fördern, und läßt es begreiflich erscheinen, wenn hie und da der pessimistische Gedanke laut wird: „Bei Gott und den Geschworenen ist alles möglich.“

Wenn schon bei so klarer und unverhüllter Sachlage wie in obenerwähnter Duellgeschichte ein Fehlspruch erfolgen konnte, bei unbezweifelt ehrlicher Absicht der beteiligten Geschworenen, wie stark muß erst die Gefahr eines Fehlspruches vorhanden sein, wenn Anschauungen über Sittlichkeit und Unsittlichkeit in Frage kommen, wenn laxe Anschauungen vorhanden sind oder durch eine Reihe von Sachverständigen vor Gericht gepredigt werden? Die Sittlichkeits- oder richtiger Unsittlichkeitsdelikte in der Presse gehören daher nicht vor die Geschworenen, in Bayern sollte dieser Schutz der Pornographie fallen, wozu jetzt bei der bevorstehenden Aenderung des formellen und materiellen Strafrechts die beste Gelegenheit gegeben erscheint.

Eine andere Seite dieser schwurgerichtlichen bayerischen Zuständigkeit für Preßdelikte bedarf ebenfalls einer ernsten Würdigung, die Zuständigkeit für sog. Amtsehrenbeleidigungen, die mehr böses Blut macht, als in den höheren Regionen bekannt ist.

Wer je einmal Gelegenheit gehabt hat, Beurteilungen solcher Angelegenheiten zu hören, besonders in bundesstaatlich gemischter Gesellschaft die Aeußerung gehört hat: „Bei uns in Preußen hätte den Kerl der Staatsanwalt am dritten Tage am Kragen“, der wird begreifen, daß solches kgl. bayer. Reservatrecht nichts weniger als geeignet ist, die bayerischen Beamten vor einheitsstaatlichen Gedanken und Wünschen zu bewahren. Gegen diese Schmälerung des bayerischen Patriotismus hat zum guten Glücke die Kgl. Preußische Staatsregierung ein praktisches Heilmittel im Wahlhelotentum aller Beamten gefunden, welche es nicht verstehen, im Fahrwasser der Regierung als richtige Schwimmer sich zu zeigen und zu bewähren.

Die Meute der Skandalpresse weiß nur zu gut, daß man in Bayern nicht eine Hand dazu benötigt, um an den Fingern alle jene von Amts wegen verfolgten Amtsehrenbeleidigungen aufzuzählen, welche in fünf Jahren in bayerischen Zeitungen erfolgt sind und daher unter schwurgerichtlicher Zuständigkeit standen. Die Skandalpresse weiß, daß in Bayern vorsichtheischende Direktiven über Behandlung dieser Presse bestehen und daß die Kgl. Bayer. Staatsregierung der sozialdemokratischen Presse gegenüber Schlotterbeine besitzt, wie „Der Arbeiter“ kürzlich in einem Artikel erwähnt hat. Die schwurgerichtliche Zuständigkeit für Offizialverfolgung von Beamtenbeleidigungen spielt bei Regierung und Presse eine große Rolle.

Die bayerischen Beamten fühlen sich gegen Preßangriffe schutzlos und haben doch die Ansicht, daß die vorgesetzten Behörden nicht nur zum Schuhriegeln ihrer Untergebenen vorhanden sind, sondern sozusagen auch zu deren Schutze.

Wenn ein Meister einem Lehrling in der Werkstätte eine Ohrfeige gibt, kann es schon vorkommen, daß die kgl. Staatsanwaltschaft ein öffentliches Interesse annimmt und die Strafverfolgung aufnimmt. Wird aber ein Beamter in seiner Berufsehre durch die Presse gröblich angegriffen, so bleibt dem Beamten nichts als die Privatklage, mindestens mit dem Extrahonorar seines Vertreters bleibt er hängen, und er darf froh sein, wenn die vorgesetzte Behörde mit seiner Verantwortung zufrieden ist. Ein Vermerk im Personalbogen ist leicht erworben und schwer anzubringen.

Nehmen wir einen praktischen Fall der letzten Vergangenheit: Ein rotes Blatt beschuldigt einen höheren Beamten der pflichtwidrigen Begünstigung von Familienangehörigen und der hierin liegenden betrügerischen Schädigung der Staatsfinanzen. Der beschuldigte Beamte hat sich vor der vorgesetzten Behörde zu verantworten, seine volle Schuldlosigkeit wird festgestellt, aber die öffentliche Beleidigung wird nur im Wege der Privatklage verfolgt.

In Preußen ist das ganz undenkbar, dort ist die landgerichtliche Strafkammer zuständig und sind daher Staatsanwalt und vorgesetzte Behörde freier in ihren Entschließungen, sie müssen nicht mit Kanonen auf Spatzen schießen.

Diese Zuständigkeit wünscht sich auch die bayerische Beamtenschaft, nicht zum Vorteil des trotzdem hochgehaltenen bayerischen Staatsgedankens; der Beamte fühlt sich schutzlos gegenüber den Angriffen der Skandalpresse und hofft nichts von der Regierung, als die Anwendung des alten Rezeptes: „Wasch mir den Pelz, aber mach ihn nicht naß!“

Einsender dieses hat einen gut bayerisch und national(liberal) gesinnten Beamten bei der Besprechung dieser Preßsache äußern hören, bei solchen Zuständen in Bayern seien Gelüste nach den preußischen Fleischtöpfen und einheitsstaatliche Wünsche leicht begreiflich.

In der bayerischen Beamtenschaft sind noch merkwürdige Gerüchte im Umlauf, als seien der roten Presse gegenüber auch die Ministerien nicht unbeeinflußt, und wahre Kabinettstücke rascher Aufforderung von Beamten, gegen Preßangriffe der „Münchener Post“ sich zu verantworten, seien nicht allein auf das Konto der obersten Behörden zu setzen. Relata refero.

Die Bedenken gegen das schwurgerichtliche Verfahren spielen eine große Rolle und im Interesse des bayerischen Staatsgedankens usw. glaubt daher Einsender allen Ernstes die Beseitigung eines Bayern nicht zum Vorteile gereichenden Reservatrechts als angezeigt bezeichnen zu sollen.

Weg mit der schwurgerichtlichen Zuständigkeit in Bayern für schamlose Preßerzeugnisse sowie für Beamtenbeleidigungen durch die Presse im Offizialverfahren!

Gegen vermeintliche Verirrungen wie im elsässischen Falle Guerber oder Wetterle könnte durch Gesetz oder Verordnung Vorsorge getroffen werden.

Videant consules, ne quid detrimenti capiat respublica.

Graf Udo zu Stolberg-Wernigerode †.

Von

Fr. Neunkirchner, Berlin.

Bald nach dem Nestor der Sozialdemokratie hätte auch der Reichstagspräsident Graf Udo zu Stolberg-Wernigerode geb. 4. März 1840) seinen siebzigsten Geburtstag begehen können, wenn nicht die tückische Krankheit, mit der er seit zwei Monaten rang, ihn vor der Schwelle des siebenten Jahrzehnts niedergeworfen hätte. Der Todesfall hat eine ganz außerordentliche Teilnahme erweckt, einerseits wegen der allseitig verehrten Persönlichkeit, anderseits weil hier zum ersten Male ein Präsident des Reichstages während seines Amtes heimgegangen, „in den Sielen gestorben" ist. Uns erinnert dieser Eingriff des Todes an das Geschick unseres unvergeßlichen Hermann v. Mallinckrodt, der 1874 am Schlusse einer Tagung voll Mühe und Aufregung einer ähnlichen Erkrankung der Brustorgane erlag.

Dem Grafen Udo zu Stolberg ist mit Fug und Recht der überaus ehrenvolle Nachruf zuteil geworden, daß er trotz seiner Beteiligung an den heißen politischen Kämpfen keinen persönlichen Feind hinterlassen hat. Sogar die Sozialdemokratie hat bei dem Tode dieses konservativen Grandseigneurs den Respekt gewahrt.

Der philosophische Reichskanzler hatte vor kurzem für die „preußische Eigenart" eine Lanze gebrochen. Die preußische Eigenart findet nicht überall Verständnis und Liebe. Diesem Mangel ist aber nicht durch schöne Worte abzuhelfen, sondern eher durch schöne Typen. Graf Udo Stolberg war das Muster eines konservativen Trägers der preußischen Eigenart. Kein Genie, nicht einmal ein überragendes Talent mit hinreißenden Gaben, aber eine solide, tüchtige, treue und wirksame Persönlichkeit, die sich in allen Aufgaben trefflich bewährte. Angehöriger eines Dynastengeschlechtes vom Harz, als mehrfacher Majoratsherr ganz unabhängig gestellt, aber doch unermüdlich im Dienst für König und Vaterland. Immer strebsam aus Pflichtgefühl, aber frei von jeder Streberei aus Eitelkeit oder Herrschsucht. Die Vorteile seiner Geburt hat er nur ausgenützt zu dem Zweck, sich vielseitig auszubilden und möglichst nützlich zu betätigen. Erst die militärische Laufbahn mit ihren reichen Friedens- und Kriegserfahrungen; dann die Beamtenlaufbahn vom Landrat bis zum Oberpräsidenten hinauf; endlich die parlamentarische Laufbahn, die ihn bis auf den Präsidentenstuhl des Deutschen Reichstages führte. Ueberall stellte er voll und ganz seinen Mann.

Oft ist spöttisch gesagt worden, daß ein preußischer Offizier alles kann, was ihm befohlen wird. Tatsächlich wird eine Persönlichkeit von gutem Kern in der militärischen Laufbahn vorzüglich geschult für andere Berufsstellungen, in denen es auf gesunden Menschenverstand, klaren Blick, fixe Entschlossenheit und kräftige Hände ankommt. Das „Hineinarbeiten" wird ihm leicht. Graf Udo Stolberg war ein guter Verwaltungsbeamter, bis ihn seine politische Ueberzeugung vor 15 Jahren zum Verzicht auf den unmittelbaren Staatsdienst drängte. Er war dann ein tüchtiges Mitglied der konservativen Partei im Parlament, und als er 1902 als Vizepräsident in das Präsidium des Reichstages einrückte, hatte er sich bald in die Präsidialkunst soweit hineingefunden, daß die konservative Partei im Jahre 1907, als sie durch die Blockpolitik zur Präsentation des ersten Präsidenten berufen war, keinen besseren Kandidaten finden konnte.

Als Präsident war Graf Udo der Nachfolger des hervorragendsten Leiters, den der Reichstag je gehabt hat, des Grafen Ballestrem. Graf Udo wußte nicht bloß, sondern bekannte es auch von vorneherein, daß er mit der genialen Art des Grafen Ballestrem nicht konkurrieren konnte. Aber er tat, wie man nach preußischer Art zu sagen pflegt, seine „verdammte Pflicht und Schuldigkeit" so brav und treu, daß alle Welt mit seiner Geschäftsführung vollständig zufrieden war. Auch das Zentrum hatte keinen Anlaß, es ihm nachzutragen, daß er aus den Händen der Blockmehrheit das Präsidium angenommen hatte. Als im Sommer 1909 der Block verkracht war, kostete es unseren Freunden im Reichstag gar keine Ueberwindung, die erste Präsidentenstelle in den bewährten Händen des biederen Konservativen zu lassen.

Nicht der brillierende Geist, sondern das edle Herz war für den Grafen Udo das Mittel, sich Vertrauen, Verehrung, Liebe zu gewinnen. Seine persönliche Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit wird auch von den politischen Gegnern in den wärmsten Tönen anerkannt. Gewöhnlich pflegt man diese Eigenschaft nicht zur „preußischen Eigenart" zu rechnen; aber die außerpreußischen Brüder darf man wohl darauf aufmerksam machen, daß sie „die Preußen" und die Norddeutschen überhaupt nicht ausschließlich nach jenen Persönlichkeiten beurteilen dürfen, die sich bei ihnen zu Lande auffällig machen.

Daß der beklagenswerte Tod des konservativen Präsidenten irgend welche Schwierigkeiten oder Weiterungen unter den Mehrheitsparteien des Reichstages herbeiführen könnte, ist eine grundlose Hoffnung der Gegner. Das Andenken dieses tüchtigen und braven Mannes wird durch nichts getrübt werden.

„Es geht gegen die katholische Kirche!"

Der Antiklerikalismus „frei von der Leber weg".

Vom Herausgeber.

Wie oft ist in der liberalen Presse mit Emphase behauptet worden, der Kampf richte sich auch in Frankreich nicht gegen die katholische Kirche, sondern gegen sog. „klerikale Uebergriffe". In einem unbewachten Augenblicke haben jetzt die liberalen „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 36 vom 24. Januar 1910) in einem Pariser Originalartikel (Der Kampf um die Schule in Frankreich) ausdrücklich zugegeben, daß nach dem eigenen Geständnis der heutigen Machthaber der Kampf von allem Anfang an gegen die Kirche ging. In dem erwähnten Artikel (Paris, 20. Januar) heißt es wörtlich:

„Wir haben ähnliche grundsätzliche Debatten, bei denen zwei Weltanschauungen aufeinander stießen, während der letzten zehn Jahre, seit dem Aufkommen des Radikalismus als maßgebender Regierungsanschauung, des öfteren gehört. Die erste, bei den Verhandlungen über Waldeck-Rousseaus Vereinsgesetz, war die tiefste und eindrucksvollste. Damals sprach im Namen der Katholiken der Graf de Mun, der vollendetste Redner des Parlaments, und ihm antwortete der junge Viviani, der nichts davon ahnte, daß er einmals als Minister sich diplomatisch gewundener Ausdrucksweise würde befleißigen müssen, frei von der Leber weg sprach und rundweg erklärte: es geht in Wahrheit nicht gegen die Kongregationen allein; es geht gegen die katholische Kirche! (Jaurès gehörte damals dem Parlament nicht an; Viviani, den er jetzt gelegentlich interpelliert, galt als sein bester Schüler.)"

So zu lesen in dem Münchner liberalen Hauptorgan! „Es geht gegen die katholische Kirche", so heißt die Parole, wenn man als junger Parlamentarier „frei von der Leber weg" spricht und aus seinem Herzen keine Mördergrube macht. Später lernt man dann die unwahre Phraseologie, die „diplomatisch gewundene" Sprache, die auch in der liberalen Parteipresse und im Munde liberaler deutscher Parlamentarier üblich ist, wenn es gilt, dem „Volke" Sand in die Augen zu streuen und mit pharisäischen Friedensversicherungen im Trüben zu fischen.

Es ist noch nicht lange her, da war man auch in deutschen liberalen Kreisen plötzlich des trockenen Tones, der „diplomatisch-gewundenen" Redensarten satt geworden und sprach „frei von der Leber weg". Das war während des ominösen — Ferrer-Rummels, von dem jetzt liberale Führer sich und die Partei gerne wegschrauben möchten. Aber damals sind auch im Deutschen Reiche die Herzen vieler offenbar geworden, und man proklamierte frei von der Leber weg: „Es geht gegen die katholische Kirche."[1]) Im „Berliner Tageblatt" konnte

---

[1]) Das Hauptorgan des bayerischen Liberalismus nimmt übrigens auch gegen den christusgläubigen Protestantismus kein Blatt vor den Mund. Wie aus einer redaktionellen Glosse zu einer Berliner Depesche in Nr. 86 vom 22. Februar hervorgeht, hat eine von der positiven kirchlichen Vereinigung zur Pflege des evangelischen Lebens am 20. Februar veranstaltete „religiöse Massenkundgebung in Berlin" die „Münchner Neuesten Nachrichten" mit großem Unbehagen erfüllt. Das Blatt muß zugeben, daß „der Andrang der Massen ungeheuer war", und berichtet über die Veranlassung der Kundgebung, wie folgt: „Gestern fanden zwei gewaltige Protestversammlungen gegen jüngst von Professor Drews gehaltene Vorträge über die Nichtexistenz Jesu statt, die eine im Zirkus Busch, die andere am Dom. Vor letzterem versammelten sich etwa 5000 Personen um einen Prediger aus dem Volke, der von den Stufen des Domes aus sprach." Sehr unwirsch fügt die Redaktion einem weiteren telegraphischen Berichte die Frage hinzu: „Werden jetzt in Berlin wissenschaftliche Fragen — so entschieden?" Also die Nichtexistenz Jesu, welche das Fundament des ganzen Christentums in die Luft sprengen würde, ist dem liberalen Hauptorgan in Bayern zufolge keine religiöse, keine kirchliche, sondern eine rein wissenschaftliche Frage. Man muß freilich wissen, daß der Vortrag, der so gewaltiges Aergernis erregt hat, im — Monistenbunde gehalten wurde, dem der Mitverleger der „Münchner Neuesten Nachrichten" und Herausgeber der „Jugend" als einflußreiches Mitglied angehört.

man am 17. Oktober 1909 lesen: Die Ferrer-Kundgebungen, von denen die Welt widerhalle, seien „— wie immer sie geartet oder entartet sein mochten — im Grunde doch nichts anderes als das tausendfältige Echo des alten zornigen Kampfrufers Voltaires: „Ecraséz l'infâme!“ In München forderte in einer Freidenkerversammlung Dr. Rüdt zum „Massenaustritt aus der katholischen Kirche“ auf, und in einer vom Kartell der freiheitlichen Vereine Münchens, in dem führende Persönlichkeiten der liberalen Partei und der liberalen Parteipresse eine offizielle Rolle spielen, erhob der Landtagsabgeordnete Prof. Dr. Quidde, Mitglied der liberalen Landtagsfraktion, gegen Millionen den Vorwurf, daß sie nicht den Mut besitzen, aus der Kirche auszutreten (vgl. „Münch. Neueste Nachrichten“, Nr. 501 vom 26. Oktober 1909). Derselbe liberale Landtagsabgeordnete wagte in derselben Versammlung den Satz: „Wer in Spanien freie Entwicklung des Volkes haben will, der ist fast gezwungen, Revolutionär zu werden“, und drohte damit, daß „auch bei uns“ eines Tages der Sturm des Unwillens losbrechen könnte. Ein paar Tage vorher, am 23. Oktober, gab eine Versammlung liberaler Frauenrechtlerinnen in München die Losung aus: „Heraus aus der Kirche“, der katholischen wie der orthodox-protestantischen.

Das war alles — um im Bilde der liberalen „Münch. Neuesten Nachrichten“ zu bleiben — „frei von der Leber weg gesprochen“. In den jüngsten parlamentarischen Debatten des bayerischen Landtages befleißigten sich die liberalen Führer wieder — um mit ihrem Münchener Organ zu sprechen — der „diplomatisch-gewundenen“ Ausdrucksweise. Wer, wie der temperamentvolle Abg. Held, es wagte, die Liberalen an die Offenherzigkeiten des Ferrer-Rummels zu erinnern, wurde von einer charaktervollen Presse gar als böswilliger Hetzer und Demagoge behandelt. Aber ihre eigene Druckerschwärze aus den Oktobertagen zeugt gegen diese Presse, die damals in allen Variationen verkündete: Es geht gegen die katholische Kirche!

Die Sozialdemokratie und die sexuelle Entartung.

Oder zweierlei Maß — für Rußland und für Deutschland.

Wenn heute in der Presse oder in den Parlamenten über die entsetzliche Zunahme der Pornographie und ihren entartenden Einfluß auf das Volk geklagt wird, stellt sich auf sozialdemokratischer Seite regelmäßig der — — Spötter ein, der die ernsten Besorgnisse von Männern aller bürgerlichen Parteien mit der Lauge ätzendsten Hohnes übergießt und selbst die mit Zahlen und Daten begründeten Klagen als Uebertreibungen „moralinsaurer“ Philister abtut. Ein über alle Maßen seichter Artikel Ludwig Thomas, des heutigen Herausgebers des „Simplicissimus“ und zugleich des „März“ über Pornographie (im letztgenannten Blatte) ist mit allen seinen Ungereimtheiten und persönlichen Sottisen von der sozialdemokratischen Presse kritiklos übernommen und weiterverbreitet worden. Als unlängst in Wien bei einem einzigen Schmutzbuchhändler 30000 Bände pornographischer „Literatur“ und „Kunst“ beschlagnahmt wurden, wandte die sozialdemokratische Presse ihren kampfbereiten Spieß sofort — nicht etwa gegen die Schamlosigkeit und Profitgier der Schandfirma, sondern — gegen den „Sittlichkeitsschnüffler“, den Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau“, der den Anstoß zu diesem Wiener Fang gegeben hatte. Mit Ludwig Thoma vertritt die ihm sinnesverwandte Presse den Standpunkt, daß es das gute Recht des Staatsbürgers sei, sich durch etliche Pornographien den nötigen Sinnenkitzel zu verschaffen, daß die unteren Klassen ohnehin von diesen Dingen verschont blieben (welche Verkennung der Sachlage!), und daß die behauptete Massenverbreitung nur in der Phantasie der „Sittlichkeitsschnüffler“ bestehe, alldieweil Ludwig Thoma noch niemals eine derartige Schmutzsendung erhalten habe. Ob diese törichte Logik auch heute noch das Licht der Druckerschwärze erblicken würde, nachdem sie durch die 30000 beschlagnahmten Bände der einen einzigen Wiener Firma so drastisch Lügen gestraft ist?

Fast könnte man meinen, unsere sozialdemokratische Presse erblicke in der zunehmenden sittlichen Entartung der besitzenden Klassen ein Element, das die Zersetzung und den Zusammenbruch der bestehenden Staatsordnung beschleunigen werde, dessen Abwehr und Eindämmung daher dem Interesse der Partei des Umsturzes zuwiderlaufe. Das wäre freilich ein gewaltiger Trugschluß. Denn die sittliche Entartung der sog. „Gesellschaft“ erfolgt stets auf Kosten auch der unteren Klassen. Selbst zu gewissen unzüchtigen Bildern werden, wie der Abgeordnete Freiherr v. Freyberg unlängst im bayerischen Landtage sich ausdrückte, nicht etwa Geheimratskinder, sondern bezahlte Modelle aus den unteren Volksschichten verwandt. Auch bei der massenhaften gewerblichen Herstellung und dem Vertrieb pornographischer Schriften und Bilder werden in erster Linie Angehörige der arbeitenden Klassen in Mitleidenschaft gezogen.

Daß die sozialdemokratische Presse und Partei, wenn sie den Kämpfern gegen die völkerverseuchende Pornographie in die Arme fällt, mit zweierlei Maß mißt, beweist u. a. ein Artikel, der im vorigen Jahre (4. September 1909) in der sozialdemokratischen „Münchener Post“ (Nr. 200, 2. Seite) abgedruckt war. Der mit SSC. gezeichnete Originalartikel ist so interessant, daß wir denselben wortwörtlich hierhersetzen:

„**Die gegenwärtige geschlechtliche Kriminalität Rußlands.** Den Lesern russischer Zeitungen muß unwillkürlich die Zunahme der auf allgemeinen Erregungszuständen beruhenden Verbrechen und Vergehen, wie Krawallen, Vergewaltigungen, Verführungen, allerhand romantischen Morden und Selbstmorden auffallen. Daß diese Steigerung insbesondere der Verbrechen auf geschlechtlichem Gebiete keine scheinbare, sondern eine wirkliche ist, zeigt eine auf offizielles statistisches Material sich stützende wertvolle Arbeit von D. Schbonkow in der bekannten russischen Monatsschrift Sowremjennyi Mir. Bis jetzt liegen die Daten bis zum Jahre 1905 vor. Demnach stieg die Zahl der Strafprozesse vom Jahre 1900 bis 1904 um volle 26 pCt.; die seitherige Zunahme ist zweifellos noch größer. Die Kriminalität schließt in sich dreierlei Arten von Verbrechen und Vergehen: 1. Oeffentliches Aergernis, 2. Verbrechen gegen die Frauenehre, wie Ent- und Verführung, Vergewaltigung u. a., und schließlich 3. Verbrechen gegen die Ehe (Ehebrechen, Blutschande usw.). Im allgemeinen trägt diese geschlechtliche Kriminalität des gegenwärtigen Rußland die gleichen Züge wie die der anderen Länder. Und doch tritt hier eine Erscheinung auf, die für eine lange Reihe der Unarten, Abnormitäten und Perversitäten besonders auffällt: das ist eine auffallende Tendenz zur kollektiven Begehung der Verbrechen. So war bei den Vergewaltigungen in mehr als einem Drittel aller Fälle die Zahl der Vergewaltiger mehr als einer. In 134 Fällen waren es deren zwei, in 123 drei, in 19 vier, in 9 fünf usw. In einzelnen Fällen kam es sogar vor, daß 10, 12, ja 20 Individuen dasselbe Opfer gemeinsam vergewaltigten und schändeten.

„Ein 16jähriges Mädchen wird abends von 8 Burschen verschleppt und geschändet. Drei Tage lang wird das Opfer eingesperrt und auf jede Weise gequält. In Freiheit gelassen, erkrankt das Mädchen; die Täter werden ermittelt: ihr Alter schwankt zwischen 17 und 20 Jahren. In einem anderen Orte überfallen 20 Bauern eine 50jährige Frau, vergewaltigen und quälen sie gemeinsam. Und solche Fälle treten nicht vereinzelt auf, so daß sie auf tiefere Gründe als auf moralischen Tiefstand schließen lassen.

„Die so auffallend gesteigerte Kriminalität Rußlands vor allem der letzten Jahre hat in einigen geschichtlichen Ereignissen ihren Grund: zunächst dem russisch-japanischen Kriege, der, wie alle Kriege, in den Menschen die niedrigsten Triebe geweckt hat. Sodann folgte der Revolution die Konterrevolution mit ihren fürchterlichen Massakers, ihren Pogroms, ihren Ausschreitungen gegen Juden und Ausländer. Außer acht darf aber auch hier nicht eine **rein geistige Bewegung** gelassen werden, die in ihren Auswüchsen zu den geschilderten Verbrechen geführt hat. Als die Revolution niedergeworfen war, **wandte sich ein großer Teil der Intelligenz dem Gebiete der geschlechtlichen Beziehungen zu. Die Propaganda für geschlechtliche Aufklärung drang überall ein,** — bis in die Schulen sogar. Bald entstanden Vereine in Schulen, Universitäten usw., die Vereine der Ssaninisten[1]) und ähn-

[1]) Auf ähnliche Symptome weist ein Fall hin, der erst jüngst aus Petersburg gemeldet wurde. Man las darüber in der liberalen „Augsburger Abendzeitung“ (Nr. 22 vom 23. Januar 1910): „Petersburg. Ein jähes und unerwartetes Ende nahm der bei der Gräfin Tyskiewicz stattfindende Kinderball, welcher vor einigen Tagen abgehalten wurde. Der 15jährige junge Fürst Peter Barjatinski und die um ein Jahr jüngere Baronesse Anna v. Pahlen, eine Tochter des hervorragenden russischen Diplomaten, verübten plötzlich Selbstmord. Schon seit einigen Jahren kann man bei der russischen Jugend und insbesondere bei jener der intelligenten Bevölkerung der Hauptstädte Petersburg und Moskau die Beobachtung machen, daß

licher Verbindungen, die **vielfach in Schmutz und Sittenlosigkeiten ausarteten. „Matchiche-Liebhabereien", „Schönheitsabende", „Kunstblätter"** und **„Salons"** machten bald über die Grenzen Rußlands hinaus von sich reden. Heute ebbt die sexuelle Bewegung ab. Die aus ihr und den anderen genannten Quellen fließende abnorm gesteigerte geschlechtliche Kriminalität des jungen Rußlands aber gehört zur Geschichte der Niederlage der freiheitlichen Bewegung in Rußland und bildet ein Dokument mehr für den Sieg der Macht der Finsternis."

Namentlich die in Fettschrift wiedergegebenen Stellen des Zitates reden eine laute Sprache! Und das alles war — wir wiederholen es — in einem sozialdemokratischen Blatte zu lesen, das im Kampfe gegen ähnliche Erscheinungen in unserem deutschen Vaterlande die Waffen gegen die — — „Sittlichkeitsschnüffler" kehrt. Bei der Lektüre dieser sozialdemokratischen Kritik russischer Sittenzustände wurden wir unwillkürlich an einen Feuilletonartikel aus Petersburg erinnert, der vor etwa 2 Jahren in den liberalen „Münchner Neuesten Nachrichten" erschien, und zwar zu einer Zeit, als dieses Blatt sich in der Verteidigung zur Rechenschaft gezogener „Aktphotographen" und in Anwürfen gegen die „Sittlichkeitsschnüffler" nicht genug tun konnte. In jenem Petersburger Artikel war u. a. geschildert, wie ein Lehrer, der einem Gymnasiasten unsittliche Photographien abnehmen mußte, welche derselbe im Schreibtisch seines Vaters gefunden hatte, von eben diesem Vater abgefertigt wurde: „Ja, was wollen Sie? Wenn wir Gesellschaft haben und uns ins Herrenzimmer zurückziehen, werden zum Amüsement der Gäste diese Bilderchen hervorgeholt." Vor Münchener Gerichten vertreten aber auch heute noch sogenannte „Kunstsachverständige" unentwegt den Standpunkt, daß die pornographischen Darstellungen „Sammlern und Forschern nur zum persönlichen Gebrauch" dienten. Derweil pfeifen es die Spatzen von den Dächern, daß namentlich sogenannte „Kunstblätter", und seien sie auch noch so schamloser Natur, von den Besitzern bei Gelegenheit auch „Damen der Gesellschaft" vorgezeigt werden, wobei dann etwaige Bedenken einer noch nicht ganz erstorbenen Scham durch den Hinweis auf die „Kunst" der Darstellung, die selbst vor Gericht durch Freigabe anerkannte, beschwichtigt werden. Die „Künstler" aber, welche derartige Schweinereien skrupellos auf den Markt bringen, gehören größtenteils zur engeren Gefolgschaft und Mitarbeiterschaft der „Jugend" und des „Simplicissimus".

Dr. Otto von Erlbach.

Weltrundschau

Geheime, aber nicht direkte Wahl für Preußen.

Auf diese Lösung der Wahlrechtsfrage hat sich die Mehrheit der Abgeordnetenhaus-Kommission in der ersten Lesung „vorläufig" geeinigt. Die sozialdemokratischen und freisinnigen Blätter schimpfen entsetzlich über diesen „neuen Volksverrat des schwarzblauen Blocks"; die Nationalliberalen sind uneinig und unentschlossen.

In den anderen Bundesstaaten, die mit dem Zwischengliede der Wahlmänner schon früher aufgeräumt oder dasselbe nur vom Hörensagen kennen gelernt hatten, mag der eine oder andere Freund sich wohl darüber gewundert haben, daß die preußische Zentrumspartei die indirekte Wahl in den Kauf nehmen will. Aber der Gedankengang ist sehr einfach. Das preußische Zentrum möchte beides zugleich haben, sowohl die geheime als die direkte Wahl. Wenn man aber die beiden Hasen nicht gleichzeitig erjagen kann, was ist dann vorzuziehen? Zweifellos ist die geheime Wahl, die den Gewissenszwang von oben und von unten ausschaltet, viel wichtiger als die Beseitigung des bestehenden indirekten Wahlverfahrens. Der von den Behörden, den Brotherren oder den Geschäftskunden abhängige Wähler, der mit verdecktem Stimmzettel frei nach seiner Ueberzeugung einen Wahlmann küren kann, ist zweifellos bedeutend besser daran, als der Wähler, der sich gezwungen sieht, öffentlich zu Protokoll seine Stimme einem Abgeordneten zu geben, den er nach seiner politischen Ueberzeugung nicht wählen will und nach seinem Gewissen nicht wählen darf. „Die geheime Wahl", so schrieben wir vorige Woche „ist im Herrenhause und bei der Regierung nur dann durchzudrücken, wenn die Konservativen des Abgeordnetenhauses für diese Reform gewonnen werden." Nun bot sich eine Gelegenheit, die Konservativen des Abgeordnetenhauses zu gewinnen. Letztere legen natürlich einen außerordentlich großen Wert auf die Beibehaltung der Wahlmänner. Sie erblicken für ihre Wahlkreise auf dem platten Lande einen wichtigen Bestandteil des hergebrachten patriarchalischen Systems in dieser Zwischeninstanz von Vertrauensmännern, die den politisch weniger geschulten Urwählern persönlich bekannt sind und als deren Mandatare das Geschäft der Auswahl der geeigneten Persönlichkeit für das Abgeordnetenhaus sowie die Erledigung von Stichwahlen und Ersatzwahlen in einer kleineren, besser orientierten Körperschaft besorgen. Die konservativen Vertreter in der Kommission gaben zu erkennen, daß sie allenfalls das Zugeständnis der geheimen Urwahl machen könnten, wenn man ihnen dafür das indirekte Wahlverfahren sichert. Die Vertreter des Zentrums griffen zu, da sie mit Recht die geheime indirekte Wahl für einen bedeutenden Fortschritt erachteten gegenüber der öffentlichen direkten Wahl, welche die Regierungsvorlage anbot. Diese Erkenntnis war so klar und zwingend, daß auch die nationalliberalen Kommissionsmitglieder bei der ersten Abstimmung sich für das Kompromiß erklärten. Inzwischen ist die nationalliberale Partei wieder schwankend geworden, weil die Jungliberalen sich gegen den Anschluß an die „schwarzblaue Mehrheit" sträubten. Aber im Notfall ist die Hilfe der Nationalliberalen auch zu entbehren.

Bis zu dem Auftauchen dieses Kompromisses herrschte in der ganzen nichtkonservativen Presse die Ansicht, daß zwar die direkte Wahl den Vorzug vor dem alten indirekten Verfahren verdiene, aber ein wesentlicher Fortschritt in der von der Regierung angebotenen Aenderung des Verfahrens nicht liege. Man sah in der direkten Wahl eine technische Verbesserung, aber nicht eine große politische Errungenschaft. Auf diesem nüchternen Standpunkt ist die Zentrumspresse stehen geblieben; doch die Presse der Linken hat von dem Augenblick an, als die Beibehaltung der indirekten Wahl wahrscheinlich wurde, ihre Wertabmessung umgestürzt. Jetzt sollen die Wahlmänner auf einmal die Verkörperung des reaktionären Teufels sein, und wer die geheime Wahl für wertvoller hält als die direkte Wahl, ist ein „schmutziger Volksverräter."

Eine neue Auflage der Hetzereien, die seit der letzten Sommersonnenwende gegen die „schwarzblauen" Steuerbewilliger sich ergossen haben. Nachdem das Zentrum die erste Hetze überstanden hat, wird es sich von der zweiten nicht irre machen lassen. Wenn unsere Freunde im preußischen Abgeordnetenhause das Wahlgeheimnis durchsetzen können, so erwerben sie sich um die Volksrechte und den Kulturfortschritt ein rühmliches Verdienst, — auch wenn vorläufig die indirekte Wahl beibehalten werden muß.

Das unvermeidliche Opfer wird uns erleichtert durch folgende Erwägungen: die Forderung der Konservativen bedingt keine Verschlechterung des bestehenden Rechts, sondern nur die Erhaltung einer Einrichtung, an die wir seit 60 Jahren gewöhnt sind. Das Zwischenglied der Wahlmänner würde keine raison d'être haben, wenn Preußen zum gleichen Wahlrecht überginge; das ist aber vollständig ausgeschlossen; das Klassensystem bleibt leider erhalten. Wenn nun aber die Wähler in drei Klassen von sehr ungleichem Umfange ihre verschieden zu wertenden Stimmen abgeben, so ist es gar nicht leicht, die gesamten Stimmen in eine richtige Summe zusammenzubringen und daraus die absolute Mehrheit für jeden einzelnen Abgeordneten zu berechnen. Der bezügliche Versuch in der Vorlage ist von mehreren Rechenkünstlern als sehr mangelhaft entlarvt worden. Wenn jede Wählerklasse statt der toten Stimmzettel soundsoviel lebendige Wahlmänner produziert, so ergibt sich die „Aufrechnung" ganz von selbst in der Wahlmännerversammlung. Die letztere bietet außerdem den Vorteil, daß Stichwahlen und Nachwahlen erledigt werden können ohne ein neues Aufgebot der ganzen Masse der Urwähler.

Sollte die indirekte Wahl beibehalten werden, so wird man fortan noch mehr als bisher bei der Auswahl der Wahlmänner

sie von einer tiefen Depression heimgesucht wird, eine wahre Wertherstimmung, die ihre Ursachen wohl nicht zuletzt in den traurigen politischen Verhältnissen Rußlands besitzen mag, von welchen die frühreife Jugend bereits Kenntnis besitzt. (Einfluß des bekannten Romans „Ssanin"? Red. der „Augsb. Abendzeitung".) Als Ausfluß der Stimmung ist unter der Jugend eine Selbstmordmanie ausgebrochen, und nach statistischen Feststellungen haben allein in Petersburg 116 Kinder, 69 Knaben und 47 Mädchen sich das Leben genommen; die Gründe deuteten beinahe stets auf einen seelischen Ueberschwang." Der obengenannte verderbliche russische Roman „Ssanin" ist bekanntlich — trotz der warnendsten Gutachten von Männern wie Stadtschulrat Dr. Kerschensteiner, Oberstudienrat Dr v. Arnold — vom Landgericht München I freigegeben worden.



umsichtig und sorgfältig vorgehen, damit nur unabhängige und charakterfeste Leute auf diese Vertrauensposten kommen. Die Wahlmänner werden nämlich, um ihren Auftraggebern eine Kontrolle zu ermöglichen, auch künftig öffentlich den Namen des zu wählenden Abgeordneten nennen müssen. Inwieweit die Auswahl der tüchtigen Wahlmänner den Urwählern erleichtert werden kann, wird die Weiterberatung in der Kommission noch ergeben. Jedenfalls bleibt eine beträchtliche Arbeitslast übrig. Aber das braucht uns nicht abzuschrecken, da das höhere Niveau des Wahlmännerkorps überall da, wo dieses den Unterbau der Parteiorganisation bildet, dem ganzen Parteileben zugute kommen würde.

Die Sachlage ist so: Soll ein friedlicher Fortschritt auf dem Gebiet des Wahlrechts erzielt werden, so muß man das Kompromiß zwischen Konservativen und Zentrum unterstützen. Wer sich auf den Standpunkt „alles oder nichts" stellt, wird auf absehbare Zeit nichts erhalten, abgesehen von dem Agitationsstoff, der für gewisse „Volksfreunde" allerdings die Hauptsache ist. Die Sozialdemokratie handelt folgerichtig, wenn sie die angebahnte Evolution aufs grimmigste bekämpft und die Wahlrechtsfrage mithin als Vorübung für die Revolution auszunützen sucht. Die Liberalen aber begehen eine frevelentliche Torheit, wenn sie weiterhin der sozialdemokratischen Hetze Vorschub leisten.

Am letzten Sonntag im Februar hatten die Sozialdemokraten in Berlin den liberalen Freunden die Leitung der Demonstrationen überlassen. Es gab in dem „Zirkus für alle" eine große Versammlung mit dem „intellektuellen" Pfauenrad. Die Veranstalter hatten nicht bloß freisinnige und jungliberale Redner vorgesehen, sondern auch einen regelrechten nationalliberalen Abgeordneten, Dr. Maurer, obschon doch die Nationalliberalen in ihrer plutokratischen Selbstsucht die schlimmsten Gegner einer volkstümlichen Reform sind. Mit einer wunderbaren Professorenschlauheit hatte man dem nationalliberalen Redner die Aufgabe gestellt, über das geheime Wahlrecht zu reden, aber über das gleiche Wahlrecht zu schweigen. Und in der wohlpräparierten Resolution sollte die geheime und direkte Wahl bombastisch gefordert werden, aber nicht das gleiche Wahlrecht. Die Versammlung, in der natürlich die radikale Richtung überwog, ließ sich aber dieses Gaukelspiel nicht gefallen. Sie unterbrach den nationalliberalen Diplomaten und erzwang die Einschiebung des kritischen Wortes „gleich" in die Resolution. Letztere wurde dann doch „einstimmig" angenommen; also müssen auch die anwesenden Nationalliberalen für das gleiche Wahlrecht gestimmt haben.

Wenn Bismarck noch lebte, würde er seinen bekannten Ausspruch von der politischen Heuchelei wiederholt haben. Wir sind überzeugt, daß trotzdem die nationalliberale Fraktion fortfahren wird, für plutokratische Verschlechterungen zu arbeiten, namentlich für die gefährliche Drittelung in dem ganzen Wahlkreise oder wenigstens in der ganzen Gemeinde. Bei der Beurteilung der Taktik der Zentrumspartei ist auch der Gesichtspunkt im Auge zu behalten, daß eine Umstrickung der Konservativen durch die Nationalliberalen abgewehrt werden muß, weil sonst aus der „Reform" ein trauriger Rückschritt werden könnte.

Die Regierung hat ihr letztes Wort noch zurückgehalten, angeblich weil sie erst die endgültigen Beschlüsse der Kommission oder des Abgeordnetenhauses abwarten will. Nach den offiziösen Auslassungen ist die Regierung bedenklich nationalliberal gestimmt. Man darf also noch keineswegs das Kompromiß für gesichert ansehen. Unsere Freunde werden noch viel Klugheit und Geduld aufwenden müssen. Sollten die nationalliberal-freikonservativ-gouvernementalen Ränke den Versuch einer erträglichen Lösung schließlich noch vereiteln, so darf doch die Zentrumspartei mit gutem Gewissen sagen, daß sie das ihrige getan, um dem Volke die geheime Wahl als Hort der Gewissensfreiheit zu verschaffen.

Graf Aehrenthal in Berlin.

Der Leiter der auswärtigen Politik des habsburgischen Reichs hat den Antrittsbesuch unseres Reichskanzlers soeben erwidert. Die Begegnung, die im Grunde eine Selbstverständlichkeit war, hat eine besondere Aufmerksamkeit in der Weltpresse gefunden, weil einerseits die Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel wieder etwas kritisch aussahen und anderseits unmittelbar vorher über eine Verständigung zwischen Oesterreich und Rußland viel gesprochen worden war. Die hochpolitischen Ränkeschmiede hatten sogar die Behauptung gewagt, die deutsch-österreichische Intimität sei durch die Annäherung Rußlands gefährdet. Natürlich hat bei uns zulande kein vernünftiger Mensch an eine solche Gefahr geglaubt. Es freut uns, wenn Rußland sich mit Oesterreich recht freundlich stellt; denn wir zweifeln keinen Augenblick daran, daß Oesterreich bei aller Freundschaft gegenüber Dritten doch dem Deutschen Reiche die Treue, wir möchten sagen: die ehrliche Treue wahrt.

Uebrigens scheint die angebliche Entente zwischen Petersburg und Wien von einer Verbrüderung noch sehr weit entfernt zu sein. Zar Nikolaus hat soeben den neuen Zaren Ferdinand von Bulgarien mit recht demonstrativer Aufmerksamkeit empfangen, was den unabweisbaren Eindruck macht, daß Bulgarien aus der Interessengemeinschaft mit Oesterreich möglichst wieder herausgelöst werden soll. Noch auffallender ist, daß der serbische König, mit dem sich inzwischen Zar Ferdinand schon recht auffällig anfreunden mußte, jetzt auch nach Petersburg eingeladen worden ist. Rußland spielt also seine panslawistische Führerrolle auf dem Balkan so eifrig weiter, daß man auf den Verdacht kommen könnte, die Anbindung in Wien hätte nicht zu dem erstrebten Resultat geführt. Es ist noch nicht vergessen, daß vor der letzten großen Kraftprobe des mitteleuropäischen Bündnisses König Eduard höchstselbst den Versuch gemacht hatte, durch verlockende Angebote die habsburgische Monarchie dem deutschen Bundesgenossen abspenstig zu machen.

Das amtliche Kommuniqué, das über den Besuch Aehrenthals in Berlin ausgegeben worden, spricht von Rußland im besonderen nicht, sondern stützt seine Friedenszuversicht „vor allem auf das Bundesverhältnis beider Staaten zu Italien sowie auf die günstige Entwicklung der Beziehungen Deutschlands und Oesterreich-Ungarns zu den anderen Mächten, welche die so notwendige Erhaltung und Eintracht unter den Mächten wirksam zu fördern geeignet ist". Darin steckt keine Enthüllung. Ebensowenig in der Bemerkung, daß die beiden Kaiserreiche die Erhaltung des status quo im nahen Orient anstreben und die innere Konsolidierung der Türkei mit ihren Sympathien begleiten.

In summa: es bleibt beim alten, d. h. bei der Solidarität der beiden mitteleuropäischen Mächte, die den Frieden erzwungen hat und weiter sichern wird.

England zwischen zwei Stühlen.

Die Thronrede, mit der das neue englische Parlament eröffnet wurde, brachte der liberalen Partei eine kalte Dusche. Von den Garantien für die Durchführung des Kampfes gegen das Oberhaus, die Herr Asquith den Seinigen versprochen hatte, war in der kurzen und kühlen Rede nichts zu merken; im Gegenteil schob der König an der entscheidenden Stelle statt seiner eigenen Willensmeinung in auffäuiger Weise die Ansicht „meiner Räte" vor. Die irischen Nationalisten, die zum Zünglein der Wage geworden sind, haben viel Interesse an der Entrechtung des ihnen feindlichen Oberhauses, aber wenig Interesse an dem liberalen Budget. Ihr Führer Redmond fragte also kategorisch nach den „Garantien", und Herr Asquith wich mit krampfhaften Deutungsversuchen und Vorschieben von konstitutionellen Formalien in wenig imposanter Weise aus. Während wir dies schreiben, soll eine entscheidende Parlamentssitzung stattfinden. Im günstigsten Falle bringt es das liberale Ministerium noch zu einer Galgenfrist. Auf die Dauer ist die durch den Verlust von 100 Stimmen geschwächte Mehrheit nicht regierungsfähig, wenigstens nicht fähig zu der versprochenen Entrechtung des Oberhauses. Es wird zu einer Neuwahl kommen müssen, um den wirklichen Volkswillen in einwandfreier und durchschlagender Form klarzustellen. Man sieht, daß die konstitutionelle Schablone, für die England als Musterland gilt, auch nicht immer eine klare und glatte Lösung der politischen Fragen liefert.

Bayerisches.

Von Heinrich Osel, Landtagsabgeordneter, München.

Die außergewöhnliche Wärme der letzten Zeit färbt offenbar ab auf die Temperatur im Landtag. Eine gewisse Schwüle und Spannung kommt plötzlich seit der Proklamierung des Linksblockes da und dort zum Ausdruck, die in der Hauptsache zu Entladungen auf der linken Seite führt und in einer gewissen „protzenhaften" Ueberhebung, die im umgekehrten Verhältnis zur Bedeutung der Kapazität der Sprecher und ihrer Parteien steht, zum Ausdruck. Wenn die liberale Presse sich mokiert darüber, daß beim Landwirtschaftsetat soviel Bauern sprachen und anderseits die Reden eines liberalen Beamten und Lehrers als bedeutungsvolle Leistungen hinstellt, so steht das auf derselben Höhe, wie die Behauptung der jungliberalen Hummel Hübsch, welche die Zentrumsphalanx an



brummt, sie habe für die Arbeiter nichts getan und treibe „Arbeiterverrat“. Eine Partei, die in bezug auf die Selbsthilfe der Landwirtschaft noch gar nichts geleistet, in bezug auf die wichtigste Staatshilfe, den Zollschutz, größtenteils versagt hat wie die liberale, lacht der denkende Bauer aus, und der Deutsche „Bauernbund“ geht, wenn auch aus entgegengesetzten Gründen, falls es zum Klappen kommt, den Weg des Bayerischen Bauernbundes. Ein Jungliberaler aber, der eine Millionenpartei ansurrt, die ein Programm Galen-Ketteler seit einem Menschenalter vertritt und unter vielen Kämpfen gegen den Liberalismus fortgesetzt durchführt, braucht sich liberalen Sprüchen gegenüber an dieser Stelle nicht zu verteidigen. Es ist ja derselbe Liberalismus, der es in einer verlogenen Hetze bis heute unterschlägt, daß er bereit gewesen ist *400 Millionen Mark indirekte Steuern zu bewilligen*, wenn die Schraube ohne Ende der sogenannten Reichsnachlaßsteuer ihm, der Schutztruppe des mobilen Kapitals, bewilligt worden wäre. Der eben an seiner Wiege in Köln verhauene Jungliberalismus mag ruhig mit einigen Anträgen, die den Sozialdemokraten abgeguckt sind, bei den Arbeitern spazieren gehen: wenn die Verhetzung schon einmal in ihren Reihen Erfolg hat, laufen sie schließlich doch nicht zum liberalen Schmiedl, sondern zum sozialistischen Schmied. Deshalb lachen die Sozialdemokraten so freundlich zur „Hübschen“ Taktik. Der Linksblock mußte aber schließlich doch erleben, daß die Stelle der unerfüllbaren Forderung Roßhaupters, die wiederum *15 Millionen Mark für das nichtstatusmäßige Personal der Staatsarbeiter* gekostet hätte, also unerfüllbar war, durch vernünftige Forderungen zum besten der Arbeiter ersetzt wurde.

Vor zwei Jahren schon haben alle Parteien eine *öffentlich rechtliche Regelung der Gemeindebeamten* verlangt. Ein liberaler Antrag nach dieser Richtung wurde am Schluß der Woche vom Landtag einstimmig angenommen; unter häßlichen Begleiterscheinungen. Seit längerer Zeit kämpft die *liberale Presse* unter der Inspiration liberaler Gemeindebeamten in unehrlichster Weise gegen das Zentrum. Dieses aber nahm *keine Notiz* davon, sondern Abg. Held gab im Namen der Partei einfach eine Erklärung ab, in welcher das Gemeindebeamten- und Lehrergesetz verlangt und dem liberalen Antrag zugestimmt wird. Dem liberalen Redner Schön und einem Sozialdemokraten blieb es vorbehalten, die Zeit zu vergeuden und in heftigster Weise gegen das Zentrum zu polemisieren und in einer parlamentarisch nicht zu bezeichnenden Form wiederholt die bündigen Versicherungen des Zentrums nicht nur anzuzweifeln, sondern direkt als unwahr hinzustellen. Mit solchen Leuten müßte eigentlich jeder politische Verkehr aufhören, — wenn man sie ernst nähme. Wenn solche Formen eine Folge von Bildung und Besitz sind, dann hieße man besser Bildung Unbildung und Besitz Protzenhaftigkeit. Im übrigen sagt ein deutsches Sprichwort: Dummheit und Stolz wachsen auf einem Holz. Die Leser mögen dieses „Stimmungsbild“ verzeihen, es erscheint aber schließlich doch gut, hie und da einmal zu zeigen, wie im bayerischen Landtag unsere Herren Gegner sich gebahben. Wohltuend berühren die Verhandlungen immer da, wo man wirklich sachlich arbeitet und die Interpellationen der Linken *gegen die moderne Tortur des Zeugniszwangsverfahrens* führte sachlich zu einer einmütigen Verurteilung der traurigen Erscheinung, daß die Vertrauensstellung der Presse nicht gesetzlich durch Anerkennung des Redaktionsgeheimnisses gesichert ist. Auch ist die „Loyalität“ der Regierung in Durchführung des Beamtengesetzes bei dieser Gelegenheit mit Recht abfällig beurteilt worden.

Einige kleine Etatsfragen, so unter andern die des Hofbräuhauses, waren rasch erledigt. Ebenso die außerordentliche Forderung von 4 Millionen für unsere staatlichen Bäder, davon mehr als $^3/_4$ für Kissingen.

Viel des Interessanten gäbe es aus dem Ausschusse, insbesondere dem *Kirchengemeindeausschuß* zu berichten. Doch ist das wohl einmal eine Aufgabe für sich. Bezeichnend ist, daß die liberale Presse mit Behagen so oft berichten kann: Die Liberalen und Sozialdemokraten stimmten dagegen. Natürlich! Ebenso wird die Wut über das Zusammenarbeiten der beiden christlichen Parteien ohne Unterschied der Konfession zur rechten Zeit in Druckerschwärze umgesetzt. Der Strick aber, den die Liberalen den Konservativen und Bündlern daraus drehen wollen, wird sich als Papierdraht erweisen in dem Augenblick, wo diese beiden agrarischen christlichen Parteien die systematische Aufklärung ihrer Freunde in die Hand nehmen. Der „Deutsche Bauernbund“, dieses liberale Gewächs, bietet dazu die beste Gelegenheit. Daß der alte politische Charlatan Memminger dort gelandet ist, kann nur dieser Aufklärungsarbeit dienlich sein; denn die Kennzeichnung dieses politischen Verwandlungskünstlers muß dem Einfältigsten zeigen, was eine Sache politisch wert ist, für die Herr Memminger sich begeistert. Die „*Donauzeitung*“ *hat das Material dafür*, das, trotz seiner Schärfe in aller Oeffentlichkeit vorgetragen, Herrn Memminger „keinen Anlaß“ zur Klage gab.

Fort mit den Preßmonopolen![1])

Von Jos. Lamby.

Es ist merkwürdig, wie „druckempfindlich“ vielfach unsere heutige Zeit ist. Wenn ein Bischof nur einmal seinen Krummstab fest in die Hand nimmt, dann schreit es: „Au!“ von Königsberg bis Basel. Von anderen Kulturfaktoren läßt man sich dagegen mit größter Harmlosigkeit am Gängelband führen. — Neben mir liegt ein viel gelesenes „farbloses“ Blatt. Der Kopf trägt die stolze Aufschrift: „Amtsblatt des Stadtmagistrats X, des K. Landgerichts ... der K. Amtsgerichte X und Y, des Registeramtes am K. Amtsgericht X für den Landgerichtsbezirk und soweit weitere Verbreitung nötig, für die K. Amtsgerichte A, B, C usw. . . . . .“ Sehr richtig heißt es gleich weiter: „*Bestes Anzeigeblatt, benützt von allen Behörden des Bezirkes, sowie von allen Forstbehörden.*“

Naiver Untertanenverstand könnte da aber fragen: ja, wodurch hat sich denn dieses Blatt diese hervorragende Bevorzugung vor allen übrigen Organen der Stadt verdient? Ist es „staatserhaltender“ wie die anderen, zahlt es seine Steuern nach einer eigenen für „Amtsblätter“ bemessenen Quote oder ist sein Inhalt so hervorragend, daß der Staat im Interesse der allgemeinen Bildung für seine weiteste Verbreitung sorgen muß? Auch der größte Optimismus wird keine befriedigende Antwort finden. Im Gegenteil: je mehr man nachdenkt, um so klarer wird es einem, daß es sich hier um eine der ungerechtfertigtsten Bevorzugungen, der schwersten pekuniären Beeinträchtigungen der übrigen Lokalblätter handelt. Man vergegenwärtige sich nur einmal die folgende Entwicklung: Ein Blatt, das fast alle amtlichen Nachrichten bringt, muß, wenn auch nolens volens, von den weitesten Kreisen gehalten werden. Dadurch sind ihm aber auch wieder von vornherein eine große Anzahl Annoncen sicher, die nur an verbreitete Blätter gegeben werden. Die Annoncenmenge erlaubt wieder, das Blatt verhältnismäßig billig abzugeben und dadurch neue Abonnenten sich zu sichern. So stützt eins das andere, das Blatt muß empor kommen, ohne daß Verleger und Redakteur sich besonders ins Zeug werfen. Kein vernünftiger Mensch wird behaupten wollen, daß diese Art „Förderung der Presse“ sonderlich in unsere Zeit, die allen Privilegien abhold ist, hereinpaßt.

Welches sind nun die Grundsätze, nach denen die Gerichte und Aemter ihre Leibblätter wählen? Offenkundig schaut man in erster Linie, um nicht „parteiisch“ zu erscheinen, auf eine gewisse „Farblosigkeit“ in der Haltung des Blattes. Erfahrungen, wie man sie vor einigen Jahren in Lichtenfels gemacht, daß ein liberales „Amtsblatt“, das von sämtlichen katholischen Pfarreien gehalten werden muß, die Kirche gröblich angreift, würden auf die Dauer das System gar zu sehr bloß stellen. So behilft man sich mit der Parteilosigkeit, bedenkt aber nicht, daß man hierdurch Partei ergreift für die „farblose Presse“.

Manchmal spielen aber auch rein äußerliche Dinge mit. Man faßt dann die Beförderung zum Amtsblatt als eine Art Gnadenakt auf, welcher dem zuteil wird, der am schönsten darum bitten kann. Ist es nicht ein ganz und gar unwürdiger Zustand, wenn der Redakteur eines neugegründeten Blattes als demütiger Bittsteller von Behörde zu Behörde laufen muß, um sich die amtlichen Mitteilungen zu erbetteln, resp. noch öfter abgewiesen zu werden? Man sage nicht: er ist Kaufmann, der seine Geschäfte zu machen sucht. Mag der einzelne vielleicht auch seinen Geschäftsvorteil vor allem im Auge haben, die Presse als solche sollte mit den amtlichen Stellen keine „Geschäfte“ zu machen haben. Darunter leidet das Ansehen beider. Manchmal ist es auch die gute alte Sitte und Gewohnheit, die ein Blatt jahrzehntelang im ungestörten Besitz seiner Prärogative läßt. Weder Publikum noch Aemter wissen es anders.

Was helfen all die großen privaten Anstrengungen, die in neuester Zeit für die religions- und kirchentreue Presse gemacht werden, wenn es ihr nicht gelingt, völlige Gleichstellung mit der älteren Rivalin im öffentlichen Leben zu erlangen? Es gibt noch so manches Monopol, manche ungerechtfertigte Bevorzugung, auf die man hinweisen könnte. Eins nach dem anderen! Namentlich unsere Herrn Abgeordneten möchten wir heute bitten, einmal mit diesem alten bureaukratischen Ladenhüter gründlich aufzuräumen. Es ging in anderen Staaten (z. B. Hessen), warum nicht auch bei uns?

[1]) Siehe auch „Allgemeine Rundschau“ 1909, Nr. 48.



Die Lage in Spanien. — Der katalanische Block. — Neue Parteibildung.[1])

Von

Professor Dr. E. Vogel, Lektor an der Kgl. Technischen Hochschule Aachen.

(Schluß.)

In vergangenen Zeiten, wo wir uns noch schwach fühlten, mußten wir uns damit zufrieden geben, wenn wir von einer der regierenden Parteien ein gnädiges Zugeständnis an unsere Ideale erlangten. Aber mit Gnadengeschenken der Parteien werden wir nie und nimmer unser Ideal der landschaftlichen Selbstverwaltung zur Herrschaft führen. Für eine Weile schienen wir uns ihm zu nähern, als in Mauras großem Gesetzesvorschlag die Möglichkeit von Zweckverbänden die Anerkennung der Persönlichkeit der Landschaft zu versprechen schien; über deren Anerkennung hinaus jedoch diese Persönlichkeit zu kräftigen kann nicht das Werk einer Regierung sein, sondern verlangt eine stete, geduldige, begeisterte Pflege, die wir Katalanen niemals von hier aus, sondern nur, wenn wir mit den Regionalisten ganz Spaniens in der Zentralregierung selbst sitzen, gewährleisten können. Zwar träumen immer noch einige von uns als ihrem höchsten Ideal von einer katalanischen Oase in der spanischen Wüste, von einer katalanischen Schweiz. Die sprechen: Spanien ist rettungslos verloren; laßt uns Katalonien retten. Diesen sage ich: Katalonien kann nicht reich sein neben einem armen Spanien, nicht modern neben einem rückständigen Spanien; in Katalonien kann die bürgerliche Freiheit nicht erblühen, wenn sie in Spanien unterdrückt wird. In den Zeiten, wo wir im Gefühl der Schwäche uns abschlossen, schalten wir auch auf den Staat, denn der Staat, den wir vor uns und über uns hatten, war unser Gegner. Aber der Staat an sich darf uns nicht schrecken. Heute wird kein Volk, so fleißig es auch sei, reich werden ohne staatliche Fürsorge und Ueberwachung. Ohne staatliche Hilfe läßt sich keine große Aufgabe der Kultur, am allerwenigsten aber die Aufgabe der sozialen Versöhnung lösen, wie sie in allen Ländern Europas mit Ausnahme Spaniens vom Staate in der Tat in Angriff genommen worden ist. Sollen wir nun angesichts dieser Notwendigkeit, stark wie wir uns zurzeit als Volkspersönlichkeit fühlen und von den anderen erkannt und beneidet werden, immer noch wie bisher uns darauf beschränken, Lösungen von denen da draußen zu verlangen, anstatt unter sie zu gehen und sie ihnen aufzunötigen? Sollen wir noch immer handeln wie in der Gott Dank vergangenen Zeit, wo wir Katalanen meinten, das Katalanische sei gut und schlecht genug, im Schoße der Familie gesprochen zu werden, in der Oeffentlichkeit aber gezieme sich eine fremde Sprache, die Sprache des herrschenden Stammes, zu reden. (Der Stenograph verzeichnet an dieser Stelle den stärksten Beifall, den der Redner, der so wenig auf ihn ausgeht, gefunden hat.) Nein; mit der großen Großmut, welche das Gefühl der Kraft und die Zuversicht auf den Sieg im eigenen Hause gibt, werden wir das Ideal der Selbstverwaltung der historischen Landschaften Spaniens mit dem ganzen Ernst unseres katalanischen Charakters von einem Ende Spaniens bis zum anderen predigen und den andern keine Freiheit mißgönnen, die wir für uns selbst heischen; deren Maß aber soll einzig von unserer Würdigkeit abhangen. Denn wir wollen nicht über Katalonien und nicht über Spanien das schlimmste Unglück beschwören, das ein Volk treffen kann, das Unglück eines Maßes von Freiheit, das über sein Verdienst hinausginge. Wir wollen im Gegenteil Sorge tragen, daß wir in jedem Augenblick mehr Freiheit verdienen, als uns gewährt worden ist. (Auch diese Erklärung des Redners löste stürmischen Beifall aus.)

Wir fürchten nicht, daß die von uns für Katalonien und für alle Landschaften Spaniens begehrte Freiheit die Einheit und Stärke Spaniens schwächen könnte. Wir wollen die Freiheit der Glieder nur um des Lebens des Ganzen willen, und Spanien, das heute, von Katalonien abgesehen, mehr tot als lebendig ist, hat sich wahrhaft lebendig erwiesen nur in den leider zu kurzen Zeiten, wo seine Landschaften ihrem natürlichen Charakter gemäß sich frei regen und entfalten konnten, während die allzu langen Zeiten des Elends und der Erniedrigung in die Herrschaft einer Einheitspolitik fielen, welche die postulierte Idee der Einheit für die Tatsache der Verschiedenheit unserer Volksstämme, Sprachen, Rechtsgewohnheiten und Lebensquellen blind machte. Noch weniger wird eine größere Bewegungsfreiheit der Landschaften den Staat schwächen, diesen unseren Staat, der vor lauter angemaßten Aufgaben keine erfüllen kann, es sei denn die, darüber zu wachen, daß das lebendige Spanien sich gegen ihn erhebe und ihn nötige, den Bereich seiner Wirksamkeit einzuschränken und sie besser zu verrichten. Keinesfalls wollen wir dem Staat die Verrichtungen abnehmen, welche das Wesen der modernen Gesittung ihm zuweist. Wir wollen unsere Kinder als Katalanen unterrichten und erziehen lassen; aber wenn eine katalanische Gemeinde die Pflicht der Erziehung überhaupt nicht erfüllen sollte, würde ich die Hand des Staates segnen, welche sie dazu nötigte; denn es gibt etwas, worauf kein Volk ein Recht hat, das ist der Rückfall in die Barbarei.

Wenn wir uns nun fragen, wie wir unser Ideal der Befreiung der landschaftlichen Persönlichkeiten in Spanien zur Herrschaft bringen können, müssen wir uns an den Augenblick erinnern, wo wir katalanischen Abgeordneten im Parlament zusammen mit der Regierung für die Erfüllung der Wünsche Kataloniens in Verhandlung traten. Da mußten wir den schlimmsten Feind unserer Sache kennzeichnen, die Demagogie, die uns mit dem furchtbaren „Alles oder Nichts“ in die Arme fiel. Ich hatte, sagt der Führer des katalanischen Blocks, diesen Augenblick vorausgesehen und vor der Gefahr gewarnt. Die Bestätigung meiner Voraussicht läßt mich hoffen, daß ich auch in diesem Augenblick, wo ein neues Spanien in der Geburt liegt, mich in der Unterscheidung der Freunde und Feinde der Fahne, die wir ihm in die Hand geben wollen, nicht irre.

Schauen wir uns um! Kann die liberale Partei unser Ideal verwirklichen, unser Sehnen erfüllen? Wir wollen Freiheit, ist sie nicht nach der Freiheit genannt? Wenn wir das hoffen dürften, wäre die liberale Partei nicht das, wofür wir sie alle kennen. Ihr Geist ist am wenigsten von unserem Geiste; keine spanische Partei ist so sehr wie sie Partei der Klientel, der Machenschaft, der Schiebungen; Dinge, die am wenigsten mit unserem Ideal des sachlichen Wettbewerbs aller Kräfte vereinbar sind. (Diese Behauptung des Redners hat die liberale Partei in den wenigen Wochen ihrer Herrschaft vollauf bestätigt. Herr Moret hat kurzer Hand das Parlament nach Hause geschickt, arbeitet, anstatt Neuwahlen auszuschreiben, mit königlichen Dekreten und ist im übrigen hauptsächlich beschäftigt, den herkömmlichen Beamtenwechsel vorzunehmen, wobei er nicht einmal vor den konservativen Bürgermeistern Halt macht, wodurch Barcelona in diesem einen Jahr zu seinem dritten Bürgermeister durch königliche Ernennung gekommen ist. Wie es der liberalen Partei ohne die Unterstützung der Radikalen, der Republikaner und der Lerrouxisten gehen würde, haben die am 24. Oktober in der Provinz Barcelona getätigten Landtagswahlen gezeigt, wo von 36 Sitzen 11 den Regionalisten, 5 den Konservativen, 5 den Karlisten, 10 den autonomistischen Republikanern und nur 3 den Liberalen und 1 den Lerrouxisten zugefallen sind. Auf diese Erfahrung hin haben sie, um nur einige Sitze zu retten, für die nächste Wahl schon einen Pakt mit den weiter links stehenden Parteien abgeschlossen.)

Die konservative Partei beginnt eben jetzt gemäß der Losung Mauras als Volkspartei aufzutreten; aber sie kann mit Gewißheit auf viele Bürger rechnen, die, ohne politisch organisiert zu sein, sich durch die konservative Partei vertreten fühlen. Wie sie im allgemeinen dem Fortschritt gedient hat, so war sie auch bereit, den Gemeinden erhebliche Freiheiten einzuräumen, und die Bestimmungen über die Zweckverbände bedeuteten auch einen Schritt auf die Selbstverwaltung der Landschaften hin. Es ist jedoch zweifelhaft, ob die Konservativen einen rein katalanischen Zweckverband mit günstigen Augen angesehen hätten. Einige jüngere Elemente unter ihnen sehen mit Neid auf das Selbstbewußtsein Kataloniens und möchten am liebsten eher heute als morgen andere Landschaften mit ebenso ausgeprägter natürlicher Eigenart wie Katalonien, vor allem Galicien, Andalusien und Estremadura aus ihrem politischen Schlafe aufrütteln. Die konservative Partei in Spanien hat, um die Massen zu begeistern, eine zu allgemeine Physiognomie. Sie besteht in ihrer weitaus großen Mehrheit aus selbstlosen, rechtlichen, unabhängigen Männern; sie ist eine Partei des Gesetzes und der Ordnung; sie paktiert nicht mit der Zuchtlosigkeit und beutet nicht den Skandal aus; aber diese Eigenschaften, die man von jedem Politiker sollte erwarten dürfen, bilden noch kein zugfähiges Programm. Das Volk, das von nun an den Stimmzettel als eine Art Wunschzettel gebrauchen wird, will mehr sehen als einen allgemeinen guten Willen. Die Idee der Selbstverwaltung der Landschaften, einmal über Katalonien hinausgetragen, ist die einzige allgemeine, für die es sich noch einmal begeistern wird. Im übrigen wird es von greifbareren Aufgaben hören wollen, von einer umfassenden Reform unseres Unterrichts- und Erziehungswesens, von der Bildung eines wirklichen Volksheeres, dem anzugehören kein Bürger mehr als einen Schimpf anzusehen braucht, von volkswirtschaftlichen Reformen, die Handel und Gewerbe beleben, und nicht zuletzt von sozialen Gesetzen, die jeder ehrlichen Arbeit Verdienst und Achtung verbürgen.

Ich hoffe, fährt Cambó fort, daß in den kommenden Cortes sich eine Mehrheit wohlgesinnter Männer finden wird, die anstatt der alten doktrinären, Steine für Brot bietenden Politik eine Politik großer Reformen unseres Volkslebens treiben wollen, wenn wirklich bei den nächsten Wahlen das Volk selbst sich ausspricht. Sollten wir Katalanen jedoch wider Erwarten in den nächsten Cortes nicht Männer genug finden, deren Gewissen durch nichts anderes gebunden ist als durch das Vertrauen des Volkes, dann werden wir aus dem Parlament ausziehen in das Land hinaus, um allen Stämmen Spaniens unsere frohe Botschaft von der landschaftlichen Selbstverwaltung als dem einzigen Heilmittel Spaniens zu predigen. Wir würden vor allem das Volk überzeugen, daß die Frage der Regierungsform, das Problem

[1]) Die Rede Cambós ist in katalonischer Sprache gehalten.

des Verhältnisses der Bürger zum Staatsoberhaupte, für seine Wohlfahrt gänzlich belanglos ist. Außer in Spanien wird nur noch in Portugal davon, ob einer Republikaner oder Monarchist ist, in der Art gesprochen, wie ob einer blond oder brünett ist. Der junge Bürger wird das eine oder das andere, als ob er ein unauslöschliches Merkmal empfinge oder ewige Gelübde ablegte. Als ob wir noch im Feudalstaate lebten, gehört bei uns der Bürger dem Könige oder dem Präsidenten der Republik. Wir werden dem Volke erst noch die Wahrheit einimpfen müssen, daß der Bürger nichts anderem gehört als seinem Vaterlande. Der Katalanismus hat glücklicherweise seit vielen Jahren in diesem Punkte weitherzigen, fortschrittlichen Anschauungen gehuldigt. Wir arbeiteten für die Autonomie Kataloniens, und diese konnten wir ebensogut von einem Könige wie von einer Republik bekommen. Wir können, ohne einen Grundsatz zu verleugnen, den Karlisten, die uns ihren Prätendenten als einen Freund der Autonomie empfehlen, antworten, daß auch Don Jaime oder Don Carlos das Land nur in Uebereinstimmung mit dem Volkswillen regieren könnte. Die Karlisten können also auch nichts Besseres tun als das Volk von den Vorzügen der landschaftlichen Selbstverwaltung zu überzeugen, damit ihrem Könige, wenn er käme, nichts übrig bliebe, als ihr seine Sanktion zu erteilen. Genau ebenso stände es mit der Republik, wenn die spanischen Republikaner zurzeit von der Notwendigkeit einer durchgreifenden Dezentralisation so überzeugt wären wie wir, mit dem Unterschied, daß wir nun zwei Zielen nachjagen müßten, der Errichtung der Republik und der Einführung der landschaftlichen Autonomie. Die Erfahrung aber lehrt uns, auf die Republik, selbst wenn sie sich geradezu föderal nennt, mißtrauisch zu sein. Als die föderale Republik, die wir vor 40 Jahren in Spanien hatten, Miene machte, ihren Beinamen durch die Tat zu rechtfertigen, fand sich nicht ein halbes Dutzend föderal gesinnter Abgeordneter im ganzen Parlament; von dem damals ausgearbeiteten Unterrichtsgesetze konnte ein katalanischer Abgeordneter in Wahrheit sagen, daß keine spanische Regierung je der Volksvertretung ein so plump despotisches und zentralistisches Gesetz vorgelegt habe.

Das Verhalten des gegenwärtigen Fürsten, Alfons XIII., ist stets genau das gewesen, welches wir auch von dem Könige der Karlisten oder dem Präsidenten einer spanischen Republik erwarten dürften.

An der Aenderung der Regierungsform also haben wir Katalanen nicht das geringste Interesse. Woran wir alle unsere Kräfte, alle unsere Begeisterung setzen wollen und müssen, ist die Schaffung mächtiger alles Volk fortreißender Ueberzeugungen, denen jede Regierung, nenne sie sich wie sie wolle, sich beugen muß. Wenn wir Katalanen hierin die Leitung haben wollen, werden wir freilich wiederum auf die Grundlage, auf welcher der katalanische Block sich aufbaute, zurücktreten, was uns als Spanier trennen könnte, zurückstellen —, und was uns als Katalanen eint, in den Vordergrund stellen müssen."

* * *

Dies ist das Programm, womit die junge, aber von warmem Idealismus erfüllte Partei der Katalanen in den nahen Wahlkampf eintreten will. Die groß angelegte Rede Cambós, nach der, worin Maura nach seinem Abgang den Liberalen die Freundschaft kündigte, das bedeutendste politische Ereignis Spaniens der letzten Wochen, ist in einer halben Million Exemplaren durch das ganze Land verbreitet worden und findet in der gesamten Presse mächtigen, in den Provinzen durchweg günstigen Wiederhall. Inzwischen sucht der liberale Ministerpräsident Moret nach alter Weise zu regieren, indem er durch Absetzung der nicht liberalen Bürgermeister und Einsetzung ihm ergebener Personen — Caciken — sich auf die Wahlen rüstet. Als ob solche Mittel noch unter der Herrschaft der Wahlpflicht versangen würden! Die mehrfach erwähnte Lliga regionalista zu Barcelona will von einem Kampf gegen die — nur im Wahn der Liberalen bestehende — Macht des Klerus nichts wissen; haben doch die Orden sich in Spanien des höheren Unterrichtswesens, weil die Regierungen aller Parteien es vernachlässigten, annehmen müssen, so daß jetzt, nachdem die größten Gymnasien Barcelonas niedergebrannt sind, tausende von Jünglingen dort ohne Unterricht sind. Nimmt man hierzu die oben angedeuteten Forderungen der Katalanen, so kann man wohl in dem Programm der Lliga ein dem unseres Zentrums ähnliches Programm erblicken, und in der Tat ist die Bezeichnung schon, wenn auch nur im Sinne eines weder liberalen noch konservativen Standpunktes, wiederholt gefallen. Wir dürfen daher dem Ausfall der nächsten spanischen Wahlen mit dem höchsten Interesse entgegensehen.

* * *

Als diese Zeilen geschrieben waren, schien Moret nur noch bis zum Beginn des neuen Jahres die unvermeidlichen Wahlen hinausschieben zu wollen. Da nur eine Verständigung mit den Konservativen, eine Verteilung der Wahlkreise, die man nicht den Republikanern überlassen mußte, unter Liberale und Konservative zu einer Mehrheit für die liberale Regierung zu führen versprach, verlor er die Zeit mit Versuchen, Mauras Zorn zu beschwören. Wie berechtigt diese Unversöhnlichkeit Mauras war, hat inzwischen eine von Moret, aber nicht von jenem bestrittene Enthüllung gezeigt, wonach Maura, bevor er dem König die Begnadigung Ferrers widerriet, den liberalen Führer (Moret!) um seine Meinung fragte. Moret antwortete, daß Maura sich jeder Manneswürde begeben würde, wenn er dem Könige Gnade für den offenkundigen Apostel und Führer der wildesten Revolution empfehle. Daraufhin ließ Maura der Gerechtigkeit ihren Lauf. Und vierzehn Tage später berief sich Moret auf die Entrüstung des Auslandes über die Grausamkeit Mauras, um dessen Rücktritt unter der Drohung mit der Revolution zu fordern. Um Maura zu versöhnen, tat Moret ein Aeußerstes: er bot ihm das goldene Vließ an, aber keine Bitten haben Maura vermocht, es anzunehmen; er glaubt wohl, daß er sich damit wirklich aller Manneswürde begeben würde. So blieb Moret nichts übrig, als die Cortes geschlossen zu halten, für den Liberalismus Stimmung zu machen und von den Republikanern möglichst viele an sich zu ziehen. Selbst Lerroux, der Führer der Radikalen, den offenen Gönner der Terroristen Barcelonas, welcher seinen Anhängern empfiehlt, mit dem Revolver in der Tasche zur Wahl zu gehen, umschmeichelte er. Unwidersprochen ist geblieben, daß Moret einen Bruder dieses wilden Politikers, einen Dorfschullehrer, trotz der Bedenken des Unterrichtsministers zum — Seminarprofessor befördert hat. Wie der Pöbel den Liberalismus an der Regierung auffaßt, zeigt die überall verzeichnete Zunahme der Diebstähle und Spielhöllen. Auf diesen Vorwurf hat der liberale Statthalter in Barcelona in der Wut geantwortet, gewisse konservative Elemente unterstützten mit ihrem Gelde den Anarchismus. Auf diese Bezichtigung haben die Konservativen Barcelonas mit der gerichtlichen Klage erwidert. Dieser liberale Musterbeamte — in der zweiten bzw. ersten Stadt des Reiches — hat sich auch durch seine zweideutige Haltung in der Frage der Wiedereröffnung der Laien-, einschließlich der Ferrerschulen bloßgestellt. Auf seine amtliche Aufforderung, ihm Material für die Beurteilung dieser Schulen zu liefern, rührte sich nicht ein Verteidiger derselben, dagegen wurde ihm der Nachweis der Staatsgefährlichkeit derselben gründlich geliefert. Trotzdem verfügte er zu ihren Gunsten. Echt spanisch legten die Damen Barcelonas dagegen durch Abgabe ihrer Karten Einspruch ein. Nun erst schloß Moret die Ferrerschulen von der den Laienschulen gewährten Freiheit aus. — Noch ist Moret nicht zur Auflösung der Cortes gelangt und schon kriselt es in seinem Kabinett; der General Weyler, Canalejas werden als seine Nachfolger bezeichnet mit der speziellen Aufgabe, die Wahlen zu machen. — In den seit der Rede Cambós verflossenen Monaten hat die Besprechung derselben nicht geruht. Aus allen diesen Kundgebungen geht unzweideutig hervor, daß das Land des künstlichen Gegensatzes und Wechsels zwischen Liberalismus und Konservativismus gründlich müde ist. Vielleicht die vom religiösen Standpunkte bedeutungsvollste stellen Erwägungen dar, welchen die kirchlich approbierte Zeitschrift „La Regeneración" (Girona) über die aus dem Standpunkt Cambós sich für die Kirche ergebenden Folgen Raum gibt. Der Verfasser tritt entschlossen auf die Grundlinien des Cambósschen Programms — Selbstverwaltung der Landschaften und Kulturarbeit unter Hintansetzung jeder Frage nach der Regierungsform — und findet, daß die hieraus in der Praxis entspringende Notwendigkeit der ökonomischen Trennung von Staat und Kirche für diese nur einen Segen bedeuten würde. „Ein solcher Zustand", schließt der sehr bedächtig geschriebene Aufsatz, „wäre gewiß wünschenswerter als die goldenen Ketten, welche die Royalisten des Konkordates von 1753 mit dem königlichen Patronat für alle Bistümer und zahlreiche andere kirchliche Aemter und Pfründen der Kirche auferlegten, oder auch als die ehernen, welche die liberalen Väter des Konkordates von 1851 für sie schmiedeten." Wer die kirchlichen Verhältnisse Spaniens aus langjähriger Anschauung kennt, wird bei aller Anerkennung des würdigen Geistes, womit die Kirche diese Ketten trägt, in den Fesseln des Konkordates den Hauptgrund für die Erscheinungen der Ohnmacht des spanischen Klerus betrachten und deren Lösung nur wünschen können, wofern sie durch eine Partei geschähe, die dieselbe in einem wahren Geist der Freiheit und der Fürsorge für das wahre Heil des in vieler Hinsicht nach Charakter und Intelligenz so hochstehenden spanischen Volkes vollzöge. Wenn einmal das katholische Ausland begriffen hat, daß das deutsche Zentrum wirklich eine echt politische Partei ist, wird dasselbe in dem Studium seines Programms und seiner fünfzigjährigen Geschichte wertvolle Fingerzeige für die politische Wegwahl entdecken.

Herzenstrost.

Auch du hast deinen Lenz gehabt —
Sei still, mein Herz, sei still!
Du weinst? .. Ach, es ist Erdenlos,
Daß alles welken will!

Und doch hat einst dein junges Glück
So manches Herz erfreut —
Und niemals hat umsonst gelebt,
Wer andern Blumen streut!

P. Timotheus Kranich, O. S. B.

Erklärung.

Wer den sogen. Literaturstreit aufmerksam verfolgt hat, dem kann es nicht entgangen sein, daß derselbe in seinen wesentlichen Punkten so gut wie entschieden ist. Insbesonders hat man erkannt, daß sachlich gegen das „Gralprogramm", dessen Fundamentalsätze sogar K. Muth als unangreifbar erklärt hat, nicht aufzukommen ist. Einige Gegner haben nun den prinzipiell entschiedenen Streit mit Absicht auf das rein persönliche Gebiet gelenkt. Von der Erfahrung ausgehend, daß die große Menge eine geistige Bewegung gern nach der moralischen Qualität der Führer beurteilt, haben sie sich die Aufgabe gestellt, die „Gralleute" als heuchlerische, gesinnungslose, unaufrichtige Katholiken, als unehrliche und charakterlose Leute zu „entlarven". Hauptsächlich zu diesem Zweck wurde die bekannte Broschüre veröffentlicht und werden neuerdings gedruckte Zettel mit ehrenrührigen, zum Teil verleumderischen Beschuldigungen an Freunde und Gegner versendet. Die Anklagen beruhen auf Gerüchten, die schon lange im Geheimen kolportiert wurden und sich auf mißbrauchte und mißdeutete Privatbriefe, Privatäußerungen usw. berufen. Die Angegriffenen können es allerdings nur wünschen, daß die bisher im Dunkeln schleichende Ehrabschneidung sich ans Licht der Oeffentlichkeit wagt, aber sie können und müssen verlangen, daß die „Dokumente", auf die man sich mit „soll" und „man sagt" beruft, vollinhaltlich reproduziert, daß ferner die unbestimmten Verdächtigungen genügend klar formuliert werden, um die Ankläger für ihre Behauptungen verantwortlich machen zu können. Wenn schon persönlich gekämpft werden soll, so verschanze man sich nicht hinter vagen Gerüchten, sondern komme mit Tatsachen. Wollten auch wir in gleicher Weise und mit gleichen Waffen Wiedervergeltung üben, so würde der schmutzige Strom der Verleumdung und Ehrabschneidung bald das Ansehen der gesamten literarischen Vertretung des deutschen Katholizismus vernichten: denn selbstverständlich sind auch wir im Besitz von Privatbriefen, Aeußerungen und Fakten, durch deren Mißbrauch wir mehr Aufsehen machen könnten, wie unsere Gegner. Aber die letzteren scheinen uns selbst das Ehrenzeugnis auszustellen, daß sie uns einer solchen Handlungsweise nicht fähig halten, sonst würden sie vorsichtiger vorgehen.

Um jedem Mißverständnis zuvorzukommen, sehe ich mich jedoch genötigt, öffentlich die Gründe bekannt zu geben, die mir ein Herabsteigen in diesen Kampf — sei es im Gral, sei es anderswo — verbieten:

Erstens sagt mir mein Gewissen, daß ein derartiger, bewußt auf die persönliche Ehrlosmachung eines literarischen Gegners abzielender Kampf die nächste Gelegenheit zu schweren Versündigungen gegen die Nächstenliebe, ja an sich schon eine solche Versündigung ist. Wenn die Gegner einen solchen Kampf mit ihrer katholischen Ueberzeugung und mit ihrem Gewissen vereinigen können, so richte ich nicht darüber, kann aber mein Gewissen mit diesem Beispiel nicht beschwichtigen.

Zweitens scheint es mir, daß es in jeder anständigen Gesellschaft als „unfair" angesehen wird, gegen Andersdenkende mit Privatbriefen und Privatäußerungen, die im Vertrauen auf Diskretion abgegeben wurden, zu operieren. Wir wollen den Feinden der katholischen Sache keinen Anlaß zu der Anklage geben, daß wir Katholiken in unserer Parteileidenschaft nicht einmal die Gesetze des rein bürgerlichen Anstandes beachten.

Drittens kann ich es mit der Sorge für die Bewahrung der Würde und des Ansehens der katholischen Weltanschauung nicht vereinbaren, der Welt das Schauspiel darzubieten, wie sich öffentlich wirkende Bekenner dieser Weltanschauung gegenseitig durch Ehrabschneidung und Verleumdung um Ehre und Ansehen bringen. Fahren wir nur fort, der antichristlichen Welt, nicht minder den schwachgläubigen Katholiken die Worte in den Mund zu legen: „Seht, wie sie einander hassen, verfolgen, persönlich herabsetzen." Wenn irgendetwas, so vernichtet diese persönlich gehässige, nicht um Grundsätze, sondern zur Vernichtung der Ehre des Gegners streitende Verfolgungssucht den Glauben an die heiligende Kraft unserer Religion und damit so manchen Erfolg kirchlich-religiöser Missionstätigkeit.

Allerdings, wenn R. Knies mit der Behauptung recht hätte, daß der jetzige persönliche Kampf nur eine notwendige Wiedervergeltung sei, dann würde diese meine Erklärung meiner Handlungsweise widersprechen. Ich fordere deshalb hier öffentlich alle Gegner auf, mir nachzuweisen, daß im Gral oder in einer Publikation, für die der Gralbund die Verantwortung trägt, die persönliche Ehre eines Vertreters der anderen Richtung angegriffen, seine Person durch den Vorwurf niedriger, heuchlerischer Gesinnung der Verachtung preisgegeben wurde. Ich verwahre mich dagegen, daß pflichtgemäße Kritik, die an öffentlichen Kundgebungen und Werken geübt wurde, mit der persönlichen Kampfesweise auf gleiche Linie gestellt wird. Die Kritik einer Publikation kann jeder Leser nachprüfen und sich aneignen oder verwerfen. Um Angriffe gegen die Ehre zu überprüfen, muß man entweder die Person oder die beiderseitigen Beweismittel genau kennen. Und weil das bei den oben erwähnten Angriffen nicht der Fall ist, so „bleibt immer etwas hängen". Franz Eichert.

III. Internationaler Kongreß für Schulhygiene.

In den Tagen vom 2. bis 7. August ds. Js. findet zu Paris der III. internationale schulhygienische Kongreß statt. Nach dem Programm sind für die Plenarsitzungen drei Vorträge allgemeineren Inhaltes vorgesehen: a) „Vereinheitlichung der Methoden bei der körperlichen Untersuchung in den Schulen" (ein französischer und ein englischer Referent); b) „Sexuelle Erziehung" (ein französischer und ein deutscher Referent, Dr. Chotzen-Breslau); c) „Vorbereitung und Wahl des Schularztes" (ein französischer und ein belgischer Referent). Die Sektionsberatungen sind folgendermaßen gedacht: Sektion I: Schulgebäude und Schulmobilien. Sektion II: Hygiene der Internate. Sektion III: Aerztliche Schulaufsicht und persönliche Gesundheitsscheine. Die praktische Berechtigung ihrer Einführung. Sektion IV: Physische Erziehung und Förderung persönlicher Gesundheitspflege. Sektion V: Vorbeugungsmaßregeln gegen ansteckende Krankheiten in der Schule. Aus dem Schulbetrieb herrührende Krankheiten. Sektion VI: Die Hygiene außerhalb der Schule. Freiluftschulen. Ferienkolonien. Sektion VII: Der Lehrkörper: seine Hygiene, seine Beziehungen zur Familie und zu den Schulärzten. Sektion VIII: Hygienische Unterweisungen für Lehrer, Schüler und Familie. Sektion IX: Beziehungen der Lehrmethoden und Anordnungen zur Schulhygiene. Sektion X: Sonderschulen für anormale Kinder. Sektion XI: Hygiene des Gesichts, des Gehörs, des Mundes und der Zähne. Von den Sektionsreferenten entfallen 39 auf Frankreich, je 6 auf Deutschland und Oesterreich, je 5 auf Belgien und England, je 3 auf Italien, Schweiz und Holland, je 2 auf die Vereinigten Staaten Nordamerikas und Rußland, sowie endlich je 1 auf Portugal, Ungarn, Dänemark, Norwegen und Schweden. Aus den deutschen fachmännischen Kreisen sprechen Dr. Oebbecke-Breslau in Sektion III über: „Soll sich die allgemeine ärztliche Untersuchung der Schulkinder auch auf Spezialgebiete erstrecken oder sollen Spezialärzte zugezogen werden?"; Dr. Meirowsky-Köln in Sektion V über: „Die parasitären Hautkrankheiten in der Schule"; Lehrer Johannes Berninger-Wiesbaden in Sektion VII über: „Beziehungen zwischen Lehrkörper und Familie; Pflege solcher Beziehungen in der Praxis"; Geheimer Medizinalrat Dr. Wernicke-Posen in Sektion VIII über: „Die Notwendigkeit und die Art schulhygienischer Unterweisungen der Lehramtskandidaten und Lehrer"; Professor Dr. Arnold Ohlert-Königsberg in Sektion IX über: „Aufstellung und Einrichtung von Normalstundenplänen für die verschiedenen Altersstufen der Schüler"; Dr. Jessen-Straßburg (Els.) in Sektion XI über: „Halbjährliche Untersuchung und Behandlung der Zähne bei Schulkindern."

Johannes Berninger, Lehrer.

Fatimes Hochzeit.

Erzählung von Marie Amelie von Godin.

Fatime Toptan saß am großen geschliffenen Spiegel ihres Zimmers und steckte sich die schweren, glänzend schwarzen Zöpfe auf. Dabei strahlten ihre leuchtenden Kirschenaugen freudig, ihre vollen roten Lippen lächelten. Ihre Brust hob und senkte sich unter dem dünnen weißen Gewande wie von erwartungsvoller Ungeduld.

Auf dem Divan ihr zur Rechten saßen ihre Freundinnen, Melek, die Gemahlin Lutfi Beys, des kaiserlichen Sekretärs, und Nasibe, Abdallah Paschas, des Befehlshabers von Tenedos, bequeme, rundliche, junge Gattin.

Nasibe rauchte; die zwei Besucherinnen trugen gutsitzende, europäische Toiletten; ihre türkischen Uebergewänder lagen auf einem Polster in ihrer Nähe.

Frau Melek war bleich, hatte dunkle, unruhige Augen.

„Warum siehst du nur so fröhlich aus — warum?" fragte sie Fatime.

„Warum? Du weißt es doch, weil morgen mein Hochzeitstag ist. Weil ich jetzt gleich in das Haus der Eltern meines Gatten gehen soll. Mir klopft schon das Herz."

„Warum schmückst du dich nur?" Vor morgen sieht er dich ja doch nicht!"

Fatime lachte: „Wer weiß, vielleicht schaut er durch eine Spalte — und dann — ich geh' in sein Haus."

„Wie kann dich das freuen? Du kennst ihn ja nicht!"

Fatime lächelte und lächelte und ihre Augen strahlten mehr und mehr. „Alle, alle sagen mir, er sei so vorzüglich."

„Das sagten sie mir von Lutfi auch."
„Und so schön!"
„Gerade wie mir von Lutfi!"
„Und er war's nicht?"
„Nichts weniger!"

„Du Arme! — Aber — und dabei zuckte Fatime unbesorgt die Achseln und in ihren Schelmenaugen tanzten die Lichter — ich kann mir nicht helfen, ich glaube es, daß Mehmed Ali schön ist — ich glaub's! — Und du, Nasibe — was sagst du?"

Die dehnte sich ein wenig: „Mir scheint meiner nicht übel für einen Mann."

„Wer nichts erwartet", gab nun Melek verächtlich zurück, „wird auch nicht enttäuscht. Für einen Mann findest du Abdallah Pascha nicht übel — und hast außer ihm nur deine Brüder gesehen."

Nasibe schien nachzudenken, aber nur ganz kurz. „Er ist eben wie er ist; ich bin zufrieden. Er gibt mir, was ich will. Was ziehst du morgen an, Fatime?"

„Da seht", und Fatime ging an den Korb, in dem ihr Hochzeitskleid schon gepackt war und schlug das seidene Tuch zurück, das das Gewand umhüllte. Ganz aus weißem Atlas, von echten Spitzen überrieselt war's.

„Die Pracht. Aus Paris?"

„Ja — und seht die Brillanten, die er mir gesandt hat"; damit öffnete Fatima ein Etui, in dem ein herrliches Halsband und Ohrgehänge und ein breiter Reifen für das Haar in tausend Lichtern glitzerten.

„Du bist glücklich", entschlüpfte es da Melek.

Fatime blinzelte sie schelmisch an: „Wenn ich ihn auch nicht kenne — selbst wenn er häßlich ist — nicht wahr? Er ist ja so reich! Ihr glaubt gar nicht, wie es mir steht. Mama behauptet, ich sei die schönste Braut, die sie je sah! Findet ihr's auch, daß ich hübsch bin?" Nun kam eine kleine Spur von Aengstlichkeit in ihre glücklichen Augen.

„Sehr, sehr", rief Nasibe. — „Gewiß", entgegnete auch Frau Melek, da sie aber ärgerlich war, daß sie sich vorher eine Blöße gegeben und diese verdecken wollte, fügte sie noch bei: „Du weißt ja noch garnicht, ob es, von seinem Reichtum abgesehen, der Mühe wert ist, ihm zu gefallen."

„Je nun", war Fatimes Antwort und dabei ahmte sie Nasibes Ton nach, „er ist eben mein Mann".

„So sprichst du — und sagst, du seist modern".

Da schlang Fatime lachend die Arme um Meleks Hals: „Ach modern, modern! So spricht man, bis man an die Reihe kommt. Ich bin so froh, daß ich heirate! Was willst du — ich tue dir leid — mir ganz und gar nicht. Ich bin so zufrieden."

Und nun, da sie fertig frisiert war, schlüpfte sie in ein Gewand aus erdbeerroter Seide, zog weiße Lederhandschuhe über ihre sammetweichen Hände und lächelte dabei mit strahlenden Augen weiter.

„Du siehst aus als, habest du uns alle zum Narren", meinte Frau Melek griesgrämig.

„Wie kannst du so etwas glauben!" und Fatime lachte wieder, fröhlich, leichten Herzens.

Da kamen ihre Eltern und die beiden Freundinnen fuhren weg. Die Eltern segneten Fatime weinend.

Ihre Mutter legte ihr den Tschartschaf um. „Bist du sehr traurig, Kind", flüsterte sie dabei ganz leise.

„Nicht so sehr; wir werden uns bald wieder sehen." Fatime hielt die Lider gesenkt, so daß nun niemand mehr in ihre Augen blicken konnte.

Darauf frug die Mutter noch leiser: „Ist dir angst, Kind?"

„Ach nein — ach nein, nicht so sehr."

Mit ihren Dienerinnen fuhr darauf Fatime zu den Eltern ihres jungen Gatten.

Der nächste Tag war ihr Hochzeitstag; ein Tag ohne Wolke.

Die Mutter Mehmed Alis', die ihr beim Kleiden half, dachte wie Fatimes eigene Mutter gedacht hatte: nie noch habe ich eine schönere Braut gesehen.

So herrlich stand das schlohweiße Kleid zu Fatimes schwarzem Haar, zu ihrer Haut wie aus durchsichtigem, köstlichen Elfenbein, so strahlten ihre großen dunklen Augen, und so bezaubernd lächelten ihre kirschroten, schwellenden Lippen und so schön und voll und edel zeigte sich ihr junger Körper unter dem weichen, schmiegsamen Atlas.

„Mein Sohn ist auch schön", sagte die Frau im Stolz ihres Herzens, als sie der Braut die glitzernden Steine um den Hals legte.

Fatime wandte sich ab und senkte den Blick. „Er ist mein Herr", entgegnete sie, als sei sie in alles ergeben.

„Sagte man es dir nicht?"
„Sie sagten es mir."
„Und gut!"
„Und gut", sagten sie, Mutter!"

„Er freut sich auf dich — und — sie zögerte, aber ihre Mutterliebe drängte sie zu sprechen — und du?"

Fatime hielt immer die Augen gesenkt. „Wie sollte ich nicht — da er mein Gatte ist."

Fatime hob den Blick auch nicht, als Mehmed Ali ihr dann entgegenkam, seine junge Frau vor die Gäste zu führen.

Jede Braut in Stambul und im weiten Reich des Kalifen schaut da auf den Mann, der ihr bestimmt ist, und der nun zum ersten Male vor ihr steht.

Fatime nicht.

Die Gäste bewunderten und lobten deshalb ihre Scheu und ihre Vornehmheit.

Nur Mehmed Ali staunte ein wenig und sann darüber, was sie wohl für ein sonderbares Weib sein müsse, sie, deren Warmherzigkeit man ihm gerühmt.

Nicht einmal hob Fatime den Blick. Und doch wäre sie nicht wie viele an ihrem Hochzeitstage enttäuscht worden, denn Mehmed Ali war groß und schlank und sein goldglitzerndes Höflingsgewand schien gerade für seine stolze Männlichkeit ersonnen. Sein dunkles Auge sprühte vor heißer, verhaltener Glut und aus seinen kühngeschnittenen Zügen sprach der Mut und der Geist der Entschlossenheit, die man dem Mädchen gerühmt hatte.

Fatime wußte all das noch nicht, denn sie sah ihn nicht an.

Endlich, nach Stunden, als die Sonne im gluttrunkenen Meere versank, blieben sie allein. Fatime setzte sich neben Mehmed Ali auf sein langes Polster.

Ihn verzehrte die Ungeduld, ihr Auge zu sehen. Er zog sie an sich und sie gab willig seinem Arme nach. Ihr Kopf ruhte an seiner Schulter. „Du bist wunderschön", sagte er leise und leidenschaftlich.

Sie antwortete nicht, aber sie lächelte.

„Sage", fuhr er fort, „wirst du mich lieben? Sieh mich doch an, schlag doch die Augen auf, verlangt dich denn nicht danach, mich zu sehen, Fatime?"

Da hob sie den Blick zu ihm und er sah, daß auch ihre Augen lächelten.

„Fatime, sprich doch, verlangte dir danach?"

Das Blut stieg heiß in ihre Wangen. „Den andern hätt' ich's nicht fürs Leben gestanden, dir wohl — ich sah dich schon."

„Du sahst mich?"

„Ha, ja — und sie lachte vor hellem Jubel. Ich weiß, es ist gegen die Sitte. Daß ich dir gefallen würde, hoffte ich wohl. Ich aber wollt' einen Mann, der auch mir gefiele. So paßte ich dich zweimal mit meiner Amme auf der Straße ab und sah dich."

Er beugte seinen Kopf leicht zu ihr „— — und — ich gefiel dir".

Da las er die Antwort in ihren glückstrahlenden Augen. „Du Schelmin", lachte er und küßte sie.

San Vigilio.

(Gardasee.)

Ein Röhrbrunn rinnt. Und mit verträumtem Rauschen
Strahlt er sein Silber in die helle Nacht.
Der Mond will heimlich in die Vignen lauschen
Und blinzt durch die verfallnen Tore sacht.

Die Glocken einer Spätnachtstunde klingen
Zuweilen fernher in das müde Land,
Und in der blanken Luft liegt's noch wie Singen,
Wenn längst der letzte Ton verzitternd schwand.

In diesen Nächten ist's, da durchs Gelände
Die Schönheit schreitet, Perlentau im Haar.
Sie breitet gütig ihre Segenshände:
Und alle, alle Märchen werden wahr!

August Détrée.



Ars Sacra.

Von den unter obigem Titel gesammelten Blättern heiliger Kunst ist zurzeit als dritte Serie „Der Rosenkranz" erschienen. (Verlag der Jos. Köselschen Buchhandlung in Kempten und München.) Es sind fünfzehn Kunstblätter in einer eleganten Großquart-Mappe, in Herstellung und Ausstattung so vortrefflich und fast aufwändig, daß der Preis von drei Mark nur unter Annahme sehr reichlichen Absatzes zu verstehen ist. Die begleitenden Worte hat wiederum Jos. Bernhart geschrieben. Die fünfzehn Geheimnisse des Rosenkranzes sind durch ebensoviele Lichtdruckwiedergaben herrlicher Kunstwerke der Vergangenheit erläutert. Die „Verkündigung und die Krönung Mariä" sind von Fra Angelico, dessen köstliche, fast überirdische Art somit aufs feinsinnigste die Reihe beginnt und abschließt. Die „Heimsuchung Mariä" ist von Steinle, und somit sehen wir auch neuzeitliche Kunst vertreten. Die „Geburt Christi" aber führt uns gleich wieder ins 15. Jahrhundert zurück mittelst eines in Brügge befindlichen köstlichen Stückes von Hans Memling. Fra Bartolomeo tritt uns mit seiner Darstellung im Tempel (aus dem Wiener Hofmuseum) entgegen. Unserer wackerer schwäbischer Meister Friedrich Herlin zeigt uns sein Nördlinger Bild, den „Jesus im Tempel". Gänzlich davon verschieden ist Giottos „Oelberg" aus den Uffizien. Wiederum deutsch ist des älteren Cranach Mittelstück aus dem Dresdener Altarwerk mit der Darstellung „Christi an der Säule". Herrscht in diesem Bilde eine leise Hausbackenheit des Tones, so erhebt sich gleich darauf unsere Bilderreihe in der Münchener „Dornenkrönung" von Tizian zu den riesigsten Höhen künstlerischen Schaffens. Es ist, als klänge in diesem Bilde ein Aufschrei aus der Brust der ganzen Menschheit wieder, während dem folgenden Gemälde der Kreuztragung von Eustache Lesueur mehr eine trauervoll stille Stimmung eigen ist. Die seltsame Kunst Grünewalds, in der sich die Frömmigkeit einer rücksichtslos kühnen Seele zu malen scheint, schildert „Kreuzigung" und „Auferstehung". In der Mantegnaschen „Himmelfahrt" dafür (in den Uffizien) bewundern wir die ruhige Abgeklärtheit italienischen Glaubens- und Kunstempfindens. Mit den gewaltigen Akkorden der Tizianschen „Sendung des hl. Geistes" (in Santa Maria della Salute in Venedig) und seiner weltberühmten „Himmelfahrt Mariä" (aus der Akademie daselbst) geht die Bilderreihe ihrem Schlusse entgegen, um endlich in der schon erwähnten „Krönung" des Fra Angelico herrlich und andachtsvoll auszuklingen. So sind hier 15 Werke verschiedenster Länder, Zeiten und Temperamente vereinigt, als Spiegel des Sehnens der Menschheit, die mit Glauben und durch Leiden dem wahren ewigen Leben entgegenstrebt. Die Begleitworte zu den fünfzehn Geheimnissen sind bestimmt, diese in ihrem christlichen Lebenswerte zu erfassen. Sie sind so ungemein schön und tiefsinnig geschrieben, daß man Proben nicht wohl herausreißen kann. Man muß dergleichen im Zusammenhange lesen.

Dr. O. Doering-Dachau.

Bühnen- und Musikrundschau.

Der Jahrhundertfeier von Schumanns Geburtstag wird im Mai eine mehrtägige Veranstaltung in Münchens neuer Festhalle gewidmet sein. Einen dem Romantiker geweihten Abend bot bereits in diesen Tagen Ernst von Possart. Wir haben diesen großen Künstler vormals oft im Hoftheater als „Manfred" gesehen und es ist nicht zu viel gesagt, daß keiner Lord Byrons erhabene Verse in so feinfühliger Vermählung mit Robert Schumanns Musik zu sprechen vermag, wie Possart. Es ist das Verdienst des Generalintendanten von Perfall gewesen, „Manfred" auf die Bühne gebracht zu haben. Die Bearbeitung der Dialoge nach Adolf Böttgers verdienstlicher Uebersetzung rührte von dem Münchener Regisseur Jenke her, die jedoch durch Bülow, Hermann Levi, Klara Schumann und Possart mancherlei Modifikationen erfuhr. In dieser letzten Fassung hat Possart den Manfred dreißig Jahre hindurch an zahlreichen Bühnen zur Darstellung gebracht. Nun ist der Meister der Sprechkunst auf Konzertaufführungen angewiesen. Er hat für dieselben unter Benutzung der Münchener Bearbeitung der Dichtung eine sehr geschickte Fassung gegeben, welche er zur Jahrhundertfeier der Oeffentlichkeit darbietet (Köln, Verlag Alb. Ahn). Die Aufführung hatte ein überzahlreiches Publikum angelockt, so daß man sich entschloß, die Generalprobe zu einer öffentlichen zu machen. An beiden Tagen war der Saal überfüllt von einem Possart mit Begeisterung zujubelnden Publikum. Schumanns wundersame Musik steht uns heute näher, wie Lord Byrons Dichtung. Zwischen dem britischen Dichter und dem deutschen Komponisten bestanden trotz der ihnen gemeinsamen Abkehr vom realen Leben erhebliche Unterschiede. Schumanns subjektive Auffassung des „Manfred" schöpft Byrons Dichten und Fühlen nicht restlos aus. Dies ist schon tausendmal gesagt worden, allein die zwingende Macht der beiden schöpferischen Naturen ist so groß, daß wir ihren Eingebungen nicht ohne tiefe Eindrücke lauschen können. Die konzertmäßige Aufführung mildert das Undramatische vieler Szenen reflektorischen Charakters. Neben Possart, der vielleicht in der Zwiesprache mit Astarte (Frl. Brünner) das glanzvollste bot, sind noch die Sänger Dreßler und Römer, sowie die Damen Koboth und Erler-Schnaudt hervorzuheben. Das Konzertvereinsorchester leitete Max Schillings mit Umsicht, auch die Chöre erklangen in ansehnlicher Reinheit.

Aus den Konzertsälen. Das einst unsichere Datum von Chopins Geburt darf jetzt als festgestellt gelten. Am 22. Februar beging man die Jahrhundertfeier desselben. Es war darum selbstverständlich, daß Werke dieses genialen Klavierkomponisten in dieser Woche mehrfach in den Konzerten zu Gehör gebracht wurden. Auch der kleine Pianist Georg Széll (geboren 1897!) hatte Chopin gewählt. Nach einem treffenden Urteil gab seine polnische Heimat Frédéric Chopin den chevaleresken Sinn und seinen Schmerz, Frankreich die leichte Anmut und Grazie, und Deutschland den romantischen Tiefsinn. In der Interpretation dieses Wunderkindes kam hauptsächlich die „französische" Seite in Chopin zum vollen Erklingen; was Széll in rein technischer Beziehung leistet, ist bei seinem Alter ein erstaunliches Phänomen. Auch mit eigenen hübschen Kompositionen wartete der liebenswürdige Knabe auf. In seinem Wesen liegt eine sich auch in seiner Kunst ausdrückende sonnige Naivität, von der zu hoffen steht, daß sie ihn den allzu frühen Ruhm ohne Schädigung ertragen lasse. Den „zweiten Mozart" nennt ihn eilfertig eine in England geprägte Reklamenotiz. Chopinabende gaben auch Ignaz Friedmann und Eduard Riesler, beides Pianisten von stärkstem Können. Ob freilich diese hervorragenden Virtuosen gerade für die intimsten Seelenschwingungen, welche die charakteristischen Merkmale Chopinscher Kunst sind, die innigste Einfühlung besitzen, erscheint fraglich. Hiermit soll ihr großer Erfolg nicht geschmälert, sondern lediglich betont werden, daß Chopin nicht derjenige Tondichter ist, zu dem Friedmann und Riesler sich wohl am stärksten hingezogen fühlen. Mit Széll konzertierten Buysson und Thibaud. Es ging zugunsten des Münchener zoologischen Gartenprojektes. Der Besuch war leider dem Zweck und dem Wert des Gebotenen nicht entsprechend. Jean Buysson, dieser glänzende Sänger, war bis vor kurzem der unsrige, nun ist er in Wien und geht bald nach Berlin. Stücke aus Berlioz' „Faust" und Mozarts „Don Juan" brachten die Vorzüge seiner prächtigen Stimme wundervoll zur Geltung. Ich glaube, eine Rückkehr dieses Künstlers an unsere Hofoper gehört heute ins Bereich der Möglichkeit. Publikum und Kritik wären damit zufrieden. Der Geiger Jaques Thibaud verfügt über einen Ton von wundersamem Klangreiz. Gleich den übrigen wurde er sehr gefeiert. — Das wiederum ausverkaufte Volkssymphoniekonzert bot u. a. eine von Prill mit ansehnlichem Gelingen dirigierte Wiedergabe von Beethovens „Pastorale". In Mozarts „Andantino aus dem Konzert für Flöte und Harfe" erwiesen sich die Solisten Nicolaus Konlonki und Anton Schimeck als beifallswürdige Vertreter ihres Instrumentes. Einen eigenen Abend veranstaltete Karl von Pidoll, ein junger, bereits sehr tüchtiger Dirigent, mit dem Orchester des Konzertvereins. Bruckners romantische Symphonie und Paul Dukas Zauberlehrling gelangen dem sehr herzlich aufgenommenen, mit mehreren Lorbeerkränzen erfreuten Künstler wohl am besten. Jos. Heckmanns kurze Stücke („Praeludium", „In der Dämmerung") sind von Pidoll instrumentiert. In César Francks Variations symphoniques erntete Schmid Lindner für seine glanzvolle pianistische Mitwirkung ganz besonders stürmischen Applaus.

Dem Richard-Wagner-Verband deutscher Frauen hat sich nunmehr eine Ortsgruppe München angeschlossen, deren konstituierende Versammlung in der vorigen Woche stattfand. Wie der vor sechs Jahren von Dr. S. Benedict (Stuttgart) ins Leben gerufene „Nationaldank für Richard Wagner", der bei uns eben falls durch einen Landesausschuß vertreten ist, ist auch der neue, bereits lebhaft tätige Verband bestrebt, die Bayreuther Stipendienstiftung im Sinne des Meisters zu fördern und ihr Kapital bis 1913 auf mindestens eine Million Mark zu erhöhen. In der Versammlung wurde ein demnächst erscheinender Aufruf verlesen, der auf die nationale Bedeutung des Unternehmens hinweist. Das Protektorat über den ganzen Verband hat Frau Kronprinzessin Cecilie übernommen. In den hiesigen Vorstand wurden gewählt Frau H. v. Hausegger, Frau Professor Mayr-Schönfield, Frau E. Ehlers, Frau Hauptmann Ritter und Frau L. Gloeckner. Die Beisitzenden sind: Frau Herm. Bischoff, Frau W. Braunfels, Frau Leutnant Chrambach, Frau W. Courvoisier, Gräfin zu Dohna, Kammersängerin Lili Dreßler, Fräulein Asta (Baronin Engelhardt), Frau E. Epple, Frau Medizinalrat Martin, Frau Professor Dr. Pringsheim, Frau Musikdirektor Porges, Frau v. Ribaupierre, Frau Mary Rau, Frau Professor Dr. Sandberger, Frau Major Sölch, Frau Dr. Staeble, Frau Professor Thuille. Zu Beiräten wurden Herr S. v. Hausegger und Herr Hauptmann E. G. Ritter ernannt. Das Ehrenkomitee wird demnächst bekanntgegeben.

Verschiedenes aus aller Welt. Ein wichtiges Goethemanuskript ist in Zürich aufgefunden worden. „Wilhelm Meisters theatralische Sendung" lauteten die sechs Bände der vor der italienischen Reise des Dichters geschriebenen Urfassung, die bis heute für verloren gegolten. Die im Herbst zu erwartende Aus-

gabe darf man schon heute als eine Bereicherung unserer aesthetischen Werte betrachten. — Im Wiener Burgtheater interessierte „Das zweite Leben“, ein Drama von Georg Hirschfeld. Ein dem Seziermesser des Anatomen ausgeliefertes Mädchen erweist sich als scheintot. Der Gelehrte verliebt sich in die Jungfrau und löscht durch hypnotische Künste ihre Erinnerung an die Vergangenheit. Als nach Jahren diese wieder aufdämmert, entstehen in ihr, die des Gelehrten Gattin geworden, Konflikte, die sie durch den Eintritt ins Kloster löst. Das Drama enthält neben poetischen Schönheiten Szenen von schaurig-gruseligem Inhalt. Der Erfolg war nur ein mittlerer. — „Brandung“, das Drama einer Studentin, von Wilhelm Eichbaum-Lange, wußte in Stuttgart stark zu fesseln. — „Neue Jugend“, ein Schauspiel des bis jetzt in Deutschland noch unbekannt gewesenen Par Hedberg, welches in die revolutionäre Bewegung Finnlands das Schicksal einer Familie wirkungsvoll verwickelt, hatte im Berliner Schillertheater starken Erfolg. — „Wahrheit“, ein Drama von Rosegger, das eine Episode aus den Tiroler Freiheitskriegen behandelt, wurde in Graz trotz dramatischer Schwächen sehr günstig aufgenommen. Sehr sprach auch seine humorvolle Komödie „Verliabte Leut'“ an. — In Berlin gefällt „Der Philosoph von Sans-Souci“, ein Zeitbild von F. Holm. Historische Anekdoten sind mit Geschick verwendet, doch läuft nach Berichten die dramatische Fabel neben der Geschichte her, ohne sich mit ihr organisch zu verbinden.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Wider Erwarten zeigt der deutsche Geldmarkt eine bemerkenswerte, andauernde Leichtigkeit. Die Monatsliquidationen an den Börsen und die hierbei in Betracht kommenden Geldversorgungen vollzogen sich zu normalen und billigen Sätzen; dabei blieb noch erhebliches Kapital angeboten und unplaziert. Der Privatdiskont an den Börsen bewegt sich auf fast unverändertem Niveau zwischen 3 bis 3¼ %. Der letzte Ausweis der Reichsbank zeigt eine sehr starke Kräftigung, besonders des Metallbestandes und eine Erhöhung des steuerfreien Notenkontingents. Die Besserung im Wochenstatus beträgt diesmal über 124 Millionen Mark, gegen 94 Millionen Mark in der gleichen Woche des Vorjahres. — Derartig günstige Daten am Geldmarkt — der auch an den Westbörsen ähnliche Positionen ausweist — vermochten irgendwelche günstige Wirkung an den deutschen Börsen nicht auszuüben. Es ist jedoch unausbleiblich, dass diese hervorragend gute Situation des offenen Geldmarktes den gebührenden Einfluss noch geltend machen wird. Wenn die seit einiger Zeit geübte allgemeine Reserve und Zurückhaltung von Spekulations- und Kapitalistenkreisen sich nicht geändert, im Gegenteil eine Erweiterung erfahren hat, ist dies auf andere tiefgehende Momente zurückzuführen. Die Geschäftsunlust verhindert jedwede grössere Interessenahme. Die Bankabschlüsse, welche von einer gewaltigen Ausdehnung des deutschen Kapitals und einer ansehnlichen Rentabilität sprechen, bleiben unbeachtet. Desgleichen ist der Hinweis wirkungslos, dass in erster Linie die Banken von der neuerlichen Bewegung am internationalen Petroleummarkt durch ihre Interessenahme an diesem Markte erheblich profitieren werden. — Neben der durchaus unzuverlässigen Haltung der Neuyorker Börse sind es besonders die Meldungen von den deutschen Industriezentren, welche die Börse und die Börsentendenz vollkommen beherrschten. Trotz einer offensichtlichen Kontermine in der Kursgestaltung und trotz einer zum Stillstand gebrachten Haussetendenz an den Börsen halten sich die Kursrückgänge in engen Grenzen. Einzelne Märkte, wie Bankaktien und Schiffahrtswerte, vermochten durch günstige Meldungen von Bilanzergebnissen die Preisniveaus sogar zum Teil zu erhöhen. Erst der tatsächlich ungünstige Semestralabschluss der Laurahütte und die ohne Rückhalt pessimistisch lautenden Schilderungen des Generaldirektors dieser Gesellschaft hinsichtlich der zukünftigen Lage der schlesischen Montanindustrie und die ungünstige Meldung über die Marktlage für Kohlen und Eisen in Oberschlesien wirkten intensiver auf Kursgestaltung und Börsen. Grössere Zwangsverkäufe verursachten daher einen empfindsamen Kurssturz der Montanwerte in einem Umfange, wie ein solcher in diesem Jahre noch nicht konstatiert werden konnte. Zeitweise betrugen die Kursrückgänge bis über 5%. Selbstverständlich mussten sich auch die übrigen Gebiete der Aktienwerte, beeinflusst durch diese ungünstige Tendenz, grössere Kurseinbussen gefallen lassen. Alle anderen Momente — wie der günstige Bericht über die Geschäftslage des Stahlwerkverbandes und der verhältnismässig gute Wochenausweis der amerikanischen Montanfachblätter — verhallten vollkommen. Auch die bevorstehende Bildung einer neuen Konvention im Eisengewerbe und die Aussichten von weiteren Preiserhöhungen bei der Stabeisenvereinigung und dem Grobblechverband blieben ohne jede Wirkung auf die Kursgestaltung. Der Geschäftsverkehr war unverändert beengt, und alle Märkte blieben ohne Anregung. Auch die Interessennahme der Deutschen Bank an der österreichischen Südbahngesellschaft wirkte auf den Börsenverkehr nur ganz vorübergehend. Der Fondsmarkt ist gleichfalls apathisch und veränderte durch all die günstigen Meldungen am Geldmarkt diese Stimmung nicht im geringsten. Grössere Kursvariationen am deutschen Kolonialmarkt verursachten einen mitunter heftigen Preissturz aller in Betracht kommenden Werte und bildeten ein weiteres Motiv in der Kette der ungünstigen Momente. — Die Konstellation der Industrie- und Handelsmärkte hat in der letzten Zeit eine besondere Aenderung nicht erfahren. Nach den intensiven Haussetagen an den Börsen und den planlosen und ununterbrochenen Kurstreibereien aller Industriewerte war es nicht zu verwundern, wenn in dieser günstigen Börsentendenz eine Stockung, ein Stillstand eintreten musste. Warnungen und Voraussagungen dieser Art konnte man genügend vernehmen. Bei langsamer Konsolidation der Märkte wird die momentane Lethargie bald einer normaleren Tendenz Platz machen. M. Weber.

Bankbilanzergebnisse. Der **A. Schaaffhausensche Bankverein** beantragt die Verteilung einer Dividende von 7½% gegen 7% im Vorjahre und auch die **Commerz- und Disconto-Bank** erhöht die Dividende um ½% auf 6%. Die **Mitteldeutsche Creditbank** sieht sich dagegen veranlasst, gegen 6½% im Vorjahre nur 6% Dividende in Vorschlag zu bringen. M. W.

Pfälzische Hypothekenbank, Ludwigshafen a. Rh. In der Sitzung des Aufsichtsrates wurde aufgrund des Berichts beschlossen, der Generalversammlung die Verteilung einer Dividende von 9% (wie im Vorjahre) vorzuschlagen.

Münchener Kunstgewerbe.

Einen herrlichen Schmuck hat die St. Paulskirche erhalten. Sie wird jetzt an hohen Feiertagen in einem Lichterglanze erstrahlen wie bisher noch nie; keine andere Münchener Kirche vermag dergleichen aufzuweisen. Auch dieser schöne Erfolg ist wieder in erster Linie dem Eifer und Kunstverständnis des Stadtpfarrers zu St. Paul, Herrn Huber, zu verdanken. Zwölf Kronleuchter sind aufgehängt worden, sämtlich nach Zeichnungen von Professor Hauberrisser von der rühmlichst bekannten Münchener Firma F. Harrach & Sohn (Inhaber Rud. Harrach) ausgeführt. Die Lüster sind aus Messing, größtenteils Handarbeit und für elektrische Beleuchtung eingerichtet. Acht gleichartige — in der Grundform kreisrund — sind in den Bögen angebracht, die das Hauptschiff von den Seitenschiffen trennen. Sie tragen jeder acht elektrische Kerzen und eine Lampe als Abschluß unten. Zwei große Kronleuchter hängen in der Vierung, rechts und links vom Chor so angebracht, daß sie den Blick auf den Hochaltar nicht beeinträchtigen. Ihre Reifen haben die Grundform des gotischen Vierpasses. Auch ihre Beleuchtungskörper haben die vierfache Anzahl. Endlich hängen im Chor zwei Lüster von kleiner pyramidenartiger Form neben dem Altar. Doch erhält letzterer sein Licht weniger durch sie, als durch Lampen, die innerhalb des Altarüberbaus unsichtbar angebracht sind. Wenn von allen diesen Lichtern der Glanz voll und hell den Kirchenraum durchflutet, und durch die schönen gemalten Fenster des Schiffes und Chores in die dunkeln Straßen hinausdringt, so nimmt sich die St. Paulskirche wunderschön aus und übt tiefe Wirkung auf Auge und Herz. Aber auch bei Tage schmücken die goldig glänzenden zwölf neuen Kronleuchter die Kirche in schönster Art, nicht zum mindesten wegen des Stileinklanges mit der Architektur und der gesamten Ausstattung. Die Firma Harrach und Sohn hat mit dieser Leistung wieder ihrem fast sechzigjährigen Rufe volle Ehre gemacht und tritt nun auch in München mit einer so umfangreichen Arbeit hervor, nachdem sie in letzter Zeit außerhalb mehreres Aehnliche ausgeführt hat. So erwarb sie sich vor kurzem durch die Lieferung von fünfzehn Kronleuchtern für den Dom von Eichstätt große Anerkennung, ferner durch Arbeiten für den Dom von Bamberg, die St. Moritzkirche in Augsburg usw. Auch auf der Ausstellung München 1908 fanden die Arbeiten der Firma allgemeine Bewunderung. Die Entwürfe stammen teils vom Inhaber der Anstalt selbst, teils läßt er sie nach Zeichnungen bedeutender Künstler ausführen. Ich nenne dabei Namen wie die der Bildhauer Kuolt, Prof. Albertshofer, H. Miller, des Architekten J. Angermair. Die Stilarten sind dabei durchaus verschieden. Außer kirchlichen Arbeiten jeder Art — Kelchen, Ziborien, Monstranzen, Kreuzen usw., auch ganzen Altären — liefert die Firma F. Harrach und Sohn auch solche profaner Bestimmung, also auch Tafelaufsätze, Pokale, Adressen und vieles andere.

Felix Hinzen.

Christliche Kunst.

Erst unlängst konnte hier der Freude über reizende Andachtsbildchen Ausdruck gegeben werden. Nunmehr ist auch der bekannte kirchliche Verlag Max Hirmer in München mit auf den Plan getreten. Er, der so eben durch Herausgabe des Fugelschen Kreuzweges aus der St. Josephskirche der Münchener kirchlichen Kunst ein Denkmal ersten Wertes setzt, gedenkt jetzt auch der kleinen, doch dabei so großen Aufgabe, durch Veröffentlichungen trefflicher Art und dabei billigsten Preises zur Erreichung der modernen Kulturzwecke beizutragen. Er hat sich der Herstellung von Kommunionandenken zugewandt. Zwei dieser Blätter liegen uns zurzeit vor. Das eine zeigt das Brustbild des Heilandes, dessen Hände Kelch und Hostie halten. Das Original ist von Jos. Untersberger. Das Bild wird nicht verfehlen, den Beifall weiter Kreise zu erregen, deren Richtung einer friedlichen, freundlichen, ohne weiteres verständlichen Auffassung zuneigt. Das andere Bild zeigt uns das Abendmahl von Gebhard Fugel. Nicht das früheste, das der Künstler geschaffen hat, sondern die neuere, hochmonumentale Fassung, die auf der vorjährigen Düsseldorfer Ausstellung so viele gerechte Bewunderung erregte. Beide Bilder sind im großen Quartformat gehalten, in mehrfarbigem Druck, dessen Ausführung der Originale würdig ist, hergestellt und durch diskrete Goldverzierung in ihrer Wirkung gehoben. Kurt Freden.



Oberammergauer Passionsspiel. Das weltbekannte Reise-bureau Schenker & Co., München hat eine begrüßenswerte Einrichtung getroffen, die es auch den weniger Bemittelten ermöglicht, die Passionsspiele zu besuchen. Unsere Leser finden hierüber eine ausführliche Mitteilung an anderer Stelle.

Dem hochw. Klerus kann die nicht nur in Deutschland, sondern auch im Auslande bestens bekannte Paramentenanstalt Max Altschäffl, München, Karlstraße 52/II wiederholt bestens empfohlen werden. Die Anstalt hat ein Pluviale (schwerster prachtvoller Goldbrokat, die ganze Cappa — hl. Dreifaltigkeit von singenden Engeln umgeben — sowie St. Petrus und Paulus in Nadelmalerei, die übrige Stickerei von Gold und Silber, brochierte Goldborten, geknüpfte Goldfransen), das auf der Münchener Ausstellung von Kunstkennern allseitig bewundert und große Anerkennung gefunden, sehr preiswert abzugeben. Wir machen auf diese günstige Gelegenheit besonders aufmerksam.

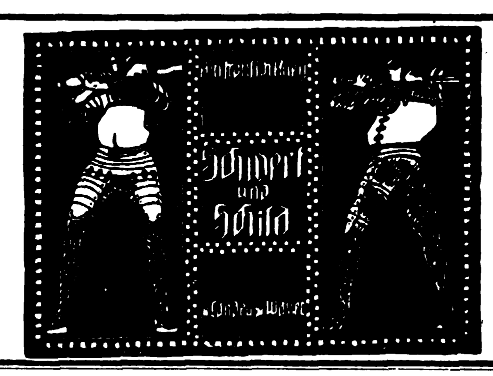
Exerzitien in der Benediktinerabtei Maria Laach. Für Herren der akademisch gebildeten Stände: 18.—22. Juli; für Herren der bürgerlichen Stände: 4.—8. Mai; für Akademiker und Abiturienten: 5.—9. März, 4.—8. August, 15.—19. Oktober; für Abiturienten und Primaner (und Akademiker): 29. März bis 2. April, 9.—13. August, 22.—26. August, 5.—9. September; für Lehrer: 29. August bis 2. September, 26.—30. September, 3.—7. Oktober. Anmeldungen bitte zeitig an den Gastpater zu richten.

Mit dem Herannahen des Frühlings tritt wieder die Bekleidungsfrage an uns heran. Es darf nicht Wunder nehmen, wenn in dieser Zeit der Teuerung mehr als je darauf gesehen wird, beim Einkauf der Kleidung zu sparen, vorausgesetzt, daß der „äußere Mensch" dadurch nicht einbüßt. Hier sei nun auf die Firma Wilhelm Boetzkes, Düren (Rheinld.) hingewiesen, die vielen Lesern schon bekannt sein wird. In vielseitigster Auswahl werden hier jene dauerhaften und schönen Stoffe geboten, die der rheinischen und namentlich der Dürener Tuchindustrie den guten Namen in allen Weltteilen gebracht haben. Solche Stoffe verhältnismäßig billig beziehen und einem guten Schneider übergeben, heißt am rechten Ende sparen. Der unserer heutigen Nummer beiliegende Prospekt der obigen Firma wird zur Benutzung sehr empfohlen, wobei man sich auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen wolle.

Ein wirklich vorteilhaftes Angebot unterbreitet die unsern geschätzten Herren Lesern bestens bekannte Bremer Zigarrenfabrik Hermann Klatte — eine der angesehensten Firmen der Bremer Zigarren-Industrie — durch den der heutigen Auflage beiliegenden Prospekt. Unsere Leser erhalten auf Wunsch eine Sendung Zigarren zu bedeutend ermäßigten Preisen (siehe Prospekt), und ist ein Versuch daher sehr zu empfehlen. Risiko ist bei den günstigen Bezugsbedingungen gänzlich ausgeschlossen.

Passionsspiele Oberammergau 1910.

Es kann dem **Bayerischen Reisebureau Schenker & Co., München,** Promenadeplatz 16 (Offizielle Vertreter der Passionsspiele in Oberammergau), nicht hoch genug angerechnet werden, daß es durch Schaffung besonders preiswerter Veranstaltungen auch dem anspruchsloseren oder weniger bemittelten Teile des reisenden Publikums den Besuch der Passionsspiele ermöglicht. Es existieren in Oberammergau eine Reihe von netten und sauberen Häusern, welche für Zimmer und volle Verpflegung den Pensionspreis von ℳ 10.— und ℳ 11.— berechnen. Mit diesen Wohnungen sind Karten zum Theater zum Preise von ℳ 2.— und ℳ 4.— verbunden. Infolgedessen ist unter Anrechnung einer nur sehr niedrigen Vormerkgebühr es bereits möglich, die Passionsspiele z. B. für den niedrigen Preis von ℳ 13.50 zu besuchen. Alle näheren Auskünfte erteilt das obengenannte Bureau und dessen Filialen in Nürnberg, Bad Kissingen, Bozen, sowie die übrigen Vertreter.



:: Brettspiel ::

für Jung und Alt.
Das einzige Brettspiel f. die reifere männliche Jugend.
Absolut neuartig.
= Unerschöpflich =
an Anregungen. Zu haben direkt bei
A. HUBER, Hof-lithographie
München, Neuturmstr. 2 a.
— Preise je nach Ausstattung: —
klein . . . . M 2.40; 3.20; 4.80,
gross . . . . „ 3.—; 4.—; 5.60.

HOTEL UNION

München Kath. Kasino München A. V. **Barerstr. 7**

Elegante Klubräume zur Abhaltung für Diners, Soupers u. Familienfestlichkeiten.

—— **Anerkannt vorzügliche Küche.** ——

Verkauf von Weinen in Flaschen und im Fass zu Originalpreisen der Weinregie, Hotel Union.
Man verlange Preisliste. Telephon Nr. 9300.



DerChristlichePilger

:: Ein katholisches Sonntagsblatt. ::

Abonnementspreis mit Gratisbeigabe eines Wandkalenders und eines Winter- und Sommerfahrplanes vierteljährlich bei der Post 72 Pfg.; bei Zusendung unter Kreuzband in Deutschland 1 M. im Ausland 1.25 M. Auflage 16 500. Inserate die kleinspaltige Zeile 20 Pfg. Das Blatt enthält nur Originalartikel. Proben werden gerne zur Verfügung gestellt.

Speyer a. Rh. Verlag und Redaktion: J. Baumann, Domvikar.

Romfahrt

über Ostern, 18 Tage
durch ganz Italien.
Gesamtkosten: **320 Mk.** in II., **230 Mk.** in III. Klasse.
Prospekte von
Professor Miller,
Stafflenberg 54, Stuttgart.

Schreibmaschinen

gebrauchte und neue amerikanische und deutsche Systeme offeriert unter weitgehendster Garantie bei Monatsraten von

20 Mark

ALFRED BRUCK, München II
Kaufingerstr. 11 (Paulanerbräu).

In der Fastenzeit
ist das Bratbüchlein von Frau Luise Rehse ein wahrer Schatz für jede Hausfrau. Es enthält über 170 köstliche Bratspeisen ohne Fleisch und kostet nur 80 Pf., Porto 10 Pf. durch Handelslehrer :: A. Rehse, Hannover 15. ::

Frische westf.
: Trinkeier :

versendet von 100 St. an. 100 St. zu Mk 8.50. Garantie für jedes Ei.
Hermann Heuel, Lüdenscheid — i. Westfalen.

Tonhalle.

Konzertverein München e. V.

Mittwoch, den **2.** März
8 Uhr abends

Volks-Symphonie-Konzert

Dirigent: Hofkapellmeister **Paul Prill.**

Otto Nicolai: a) Symphonie D-moll
(geb. 9. Juni 1810) b) Weihnachts-Ouvertüre
R. Strauss: „Aus Italien“, symph. Phantasie op. 16.

Kartenverkauf an der Billettenkasse der Tonhalle (Türkenstrasse), bei M. Rieger, Universitätsbuchhandlung, Odeonsplatz, und im Billettenkiosk am Lenbachplatz.

Hotel Union, Kath. Kasino München A. V.

Barerstrasse 7 — Telephon 9300

Wein-Regie

Messweine

Garantiert reine Naturweine. Preisliste auf Wunsch.

Obstverwertungsgenossenschaft Obernburg a. Main

offeriert
reinsten Export-Gesundheits-Apfelwein
hochfeine Apfelwein- und Johannisbeerwein-Sekte, Obstweinessig, Apfelwein-Kognak, Zwetschenbranntwein, Marmeladen und Gelees in reinster Qualität. Man verlange Preislisten gratis und franko.

Das Nachtlicht

ohne Oel ist die beste und angenehmste Beleuchtung für Schlafzimmer. — Tadelloses, ruhiges Licht, 6, 8 oder 10 Stunden Brenndauer.

Joseph Gautsch
Kgl. Bayer. Hofwachswarenfabrik, Tal 8.

Es gibt fast keinen Leser der „Allgemeinen Rundschau“ mehr,

welcher nicht schon

Schlesische Reinleinen und Hausleinen,

das Beste zu Leib-, Bett-, Kirchen- und Ausstattungswäsche, direkt aus Landeshut in Schlesien sich hätte senden lassen.

Wir bitten die verehrten Leser, die armen Handweber in dortiger Gegend zu unterstützen. Landeshut in Schlesien ist weltbekannt durch seine guten Leinengewebe.

Verlangen Sie Muster und Preisbuch portofrei
von der als höchst reell bekannten christlichen Firma

Brodkorb & Drescher Leinen-handweberei
Landeshut in Schlesien Nr. 43

über Leinen-, Hand- und Taschentücher, Tischwäsche, allerhand Bettbezugstoffe, Bettbarchent, Schürzen- und Hauskleiderstoffe, Hemdenflanell u. a. Schlesisches Prima-Hemdentuch à Stück 20 m, 82 cm breit, Mk. 9.—, 10.—, 10.80, 11.80 per Nachnahme.

Langjährige Lieferanten an geistliche Häuser, Klöster, Paramenten-Vereine und Familien aller Stände. Anfertigung ganzer Ausstattungen. — Garantiert reines Leinen für Kirchenwäsche in Gebild und glatt. — Zurücknahme nicht gefallender Waren auf unsere Kosten.



Kirchliche Kunstanstalt

Gg. Lang sel. Erben

gegründet 1775
Oberammergau Bayern

Abteilung I:
Altäre, Kanzeln, Bet- und :: Beichtstühle, Messpulte :: Kommunionbänke, Heiligenfiguren u. -Gruppen, Reliefs, Altar- und Zimmer- :: kruzifixe, Schulkreuze :: Weihnachtskrippen, Kreuz- :: wege, Reiseandenken ::

Kataloge u. Entwürfe kostenlos.

Abteilung II:
Spezialverlag von Oberammergauer Passionsspielliteratur, Photographien, Ansichtskarten und Führer.





Die Herren Aktionäre werden hiermit zur

vierzehnten ordentlichen Generalversammlung der

Bayerischen Bodencredit-Anstalt,

die am **17. März 1910, vormittags 10 Uhr im großen Sitzungssaale des Rathauses hier,** Eingang Domstraße, stattfindet, ergebenst eingeladen.

Tages-Ordnung:

1. Beschlußfassung über die Bilanz nebst Gewinn- und Verlustrechnung für das Geschäftsjahr 1909,
2. Verwendung des Reingewinnes,
3. Entlastung des Aufsichtsrates und Vorstandes,
4. Wahl zum Aufsichtsrate,
5. Wahl von drei Revisoren.

Der Abdruck der Bilanz, der Gewinn- und Verlustrechnung und des mit den Bemerkungen des Aufsichtsrates versehenen Berichtes der Direktion wird vom 23. Februar a. c. an einschließlich in dem Geschäftsraume der Bank zur Verfügung der Herren Aktionäre ausgelegt.

Nach § 22 des Gesellschaftsvertrages sind in der Generalversammlung nur jene Aktionäre stimmberechtigt, welche wenigstens drei Tage vor dem Versammlungstage ihre Aktien

bei dem **Vorstande der Gesellschaft** oder

in **München** bei der **Königlichen Filialbank**, der **Bayerischen Handelsbank**, der **Deutschen Bank, Filiale München**, und der **Bayerischen Bank für Handel und Industrie**,

in **Frankfurt a. M.** bei der **Deutschen Bank, Filiale Frankfurt a. M.**, und dem **Bankhause A. L. Ausbacher**,

in **Berlin** bei der **Deutschen Bank**,

in **Nürnberg** bei der **Königlichen Bank**, der **Deutschen Bank, Filiale Nürnberg**, der **Bayerischen Bank für Handel und Industrie, Zweigniederlassung Nürnberg**, der **Bayerischen Disconto- und Wechselbank A.-G.** und der **Bayerischen Vereinsbank, Filiale Nürnberg**,

in **Augsburg** bei der **Königlichen Filialbank**, der **Deutschen Bank, Depositenkasse Augsburg**, der **Bayerischen Disconto- und Wechselbank A.-G.** und dem **Bankhause Gebrüder Klopfer**,

ferner bei einer der **Filialen** der **Bayerischen Handelsbank** oder einer der übrigen **Filialen** der **Königlichen Bank**, der **Deutschen Bank**, der **Bayerischen Bank für Handel und Industrie**, der **Bayerischen Disconto- und Wechselbank A.-G.** oder bei einem Notare hinterlegt haben. Erfolgt die Deponierung bei einem Notare, so ist der Bank spätestens zwei Tage vor dem Versammlungstage der Depotschein vorzulegen. Jeder stimmberechtigte Aktionär erhält eine Legitimationskarte, welche die Zahl seiner Aktien und Stimmen ersehen läßt.

Würzburg, den 19. Februar 1910.

Bayerische Bodencredit-Anstalt.

Chefredakteur Dr. Armin Kausen; für die Redaktion verantwortlich in Vertretung: A. Hammelmann;
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.
Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gb.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 11. München, 12. März 1910. VII. Jahrgang.

Die katholische Kirche in Braunschweig.

Von
Dr. iur. Brüning, Trier.

Unter obigem Titel ist in Hildesheim im Steffenschen Verlage ein Buch erschienen, das auch außerhalb der blaugelben Grenzpfähle von großem Interesse sein dürfte, zumal es von einem der besten Kenner Braunschweigischer Verhältnisse stammt. Der Verfasser ist nämlich der Pfarrer Seeland von Braunschweig. Das Buch enthält Mitteilungen dreierlei Art, nämlich statistische, geschichtliche und kritische.

Die katholische Gemeinde in der Stadt Braunschweig, welche den Anfang der katholischen Bevölkerung Braunschweigs darstellt, ist ziemlich alten Datums. Schon 1724 zählen wir zirka 500 Katholiken; nach etwa einem Jahrhundert, im Jahre 1830, sind ihrer rund 1100, im ganzen Herzogtum zirka 2400. Nach weiteren 50 Jahren (1880) haben wir 9600 Katholiken, nach der letzten Volkszählung im Jahre 1905 26500; daneben finden wir rund 450000 Evangelisch-lutherische. Auf 100 Personen der gesamten Bevölkerung kamen im Herzogtum im Jahre 1905 zirka 5,5 Katholiken, unter diesen waren etwa 17 % Reichsausländer, meist Oesterreicher und Russen. Braunschweigische Staatsbürger sind etwa 5200. Deutsche Muttersprache haben von ihnen etwas über Dreiviertel. Die soziale Stellung der Braunschweiger Katholiken ist eine günstige nicht zu nennen.

Die kirchliche Versorgung der Katholiken in den einzelnen Kreisen ist derartig, daß der Kreis Braunschweig drei Kirchen mit fünf Geistlichen, Wolffenbüttel zwei Kirchen mit drei Geistlichen, Helmstedt drei Kirchen mit ebensoviel Geistlichen, Holzminden eine Kirche mit einem Geistlichen und Blankenburg ebensolche Zahlen zeigt, während der Kreis Gandersheim ohne Kirche und eigenen Geistlichen ist. Ein Geistlicher kommt demnach auf 2200 Seelen, eine Zahl, die in Braunschweig stets schlechter geworden ist: 1830 waren es nur 477 Katholiken, die auf einen Geistlichen entfielen.

Im Herzogtum erleidet die katholische Kirche fortgesetzt große Einbußen. Zunächst verliert die Kirche durch Uebertritt zum Protestantismus. In den Jahren 1880 bis 1907 sind 1807 Katholiken abgefallen, welcher Zahl nur ein Zuwachs von 166 konvertierenden Protestanten gegenübersteht. Die Gründe für die Austritte, die in der Stadt Braunschweig besonders stark sind, (1907 63 von im ganzen 131), sind mitunter, wie Seeland sagt, außerordentlich prosaischer Art, insbesondere macht sich die Einführung von Kirchensteuern recht bemerkbar. Außerordentlich starke Verluste erleidet der Katholizismus des weiteren durch die Eingehung von Mischehen. In den Jahren 1886 bis 1907 sind deren 5238 geschlossen worden, woran wiederum die Stadt Braunschweig einen erheblichen Anteil hat. Für 1901—1905 sind auf je 100 rein katholische Ehen 222 Mischehen zu verzeichnen. Daß in dem mehr oder weniger rein protestantischen Lande diese Mischehen durchweg zu einer protestantischen Trauung führen, liegt auf der Hand; katholisch getraut worden sind im Jahrzehnt 1896/1905 etwas über ein Fünftel der gesamten Mischehen. Von den aus solchen Ehen stammenden Kindern in den Jahren 1896 bis 1906 sind 5975 evangelisch, 1938 katholisch getauft. Berücksichtigt man auch die anderen Jahre, so ergibt sich, daß nur etwas mehr wie ein Fünftel der Mischehenkinder der katholischen Kirche zugeführt werden.

Damit ist selbstverständlich noch nicht gesagt, daß diese Kinder auch katholisch bleiben. Denn während Braunschweig eine Möglichkeit der Erziehung evangelischer Kinder in katholischen Schulen nicht kennt, hat es den Besuch evangelischer Schulen durch katholische Kinder vorgesehen. Es liegt auf der Hand, daß der Religionsunterricht katholischer Kinder in evangelischen Schulen ein außerordentlich schwieriger ist und daß daher eine große Menge von derartigen Kindern einen katholischen Religionsunterricht nicht erhält. Für das Jahr 1905 haben von derartigen Kindern 517 privaten katholischen Religionsunterricht erhalten, während 794 ohne solchen blieben. Die Folge ist, daß, sowie das dazu gehörige notwendige Alter erreicht ist, eine ganze Anzahl von Kindern aus der katholischen Kirche ausscheidet. In dem einen Pfarramt Helmstedt beträgt diese Zahl für die letzten neun Jahre 58. Daß so viele katholische Kinder nichtkatholische Schulen besuchen, liegt zum großen Teile auch daran, daß der Errichtung katholischer Schulen vielfach große Schwierigkeiten entgegengesetzt werden. Geradezu klassisch für derartige Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten sind die Verhältnisse in Schöningen, wo man von 1893 bis zum Jahre 1908 geradezu um die Errichtung einer Schule gebettelt hat. Ein interessantes Stück Schule ist auch in Wolsdorf, wo die evangelische Schule mehr katholische Schüler hat als evangelische. Irgendwelchen Erfolg haben die Bemühungen um Errichtung einer katholischen Schule dortselbst noch nicht gehabt. Der Zuschuß, welchen die Regierung für die katholischen Schulen leistet, ist ein solcher, daß diese von Stadt und Staat in der Stadt Braunschweig etwas über 30 M pro Kind erhalten, während die Summe für jedes evangelische Kind zirka 59 M ausmacht. Die katholische Gemeinde Braunschweig, die nicht eben wohlhabend genannt werden kann, steuert für ihre Schulen fast 26,000 M zu. Die katholische Gemeinde Wolffenbüttel muß über 3800 M zusetzen, Helmstedt 1200 M usw. Gesuche um Erlaß eines Schulgesetzes beziehungsweise Uebernahme der Privatschulen auf die städtischen Etats sind bislang ohne Erfolg gewesen.

Aber nicht nur die Schulverhältnisse, sondern auch die Seelsorgeverhältnisse sind außerordentlich schwierige. Typisch für Braunschweiger Verhältnisse ist ja der Fall in Schöppenstedt. Das erste Gesuch um Zulassung eines periodischen Gottesdienstes aus dem Jahre 1890 wurde abgelehnt. Auch weiterhin wurden derartige Gesuche nicht berücksichtigt und Ausreden aller Art vorgebracht, wobei hauptsächlich die angeblich zu geringe Zahl von Katholiken in Schöppenstedt eine Rolle spielte. Endlich nach mehreren Gesuchen wurde im Jahre 1908 genehmigt, daß für die in Betracht kommenden Angehörigen der katholischen Kirche alljährlich an vier von der kirchlichen Behörde zu Beginn eines jeden Jahres vorzuschlagenden Sonn- und Festtagen ein Gottesdienst abgehalten würde. Jetzt darf der Gottesdienst sogar monatlich abgehalten werden; immerhin bleibt es unglaublich, daß etwas Derartiges heute in einem deutschen Bundesstaate geschehen kann. Dabei ist die Verfassung von Braunschweig wohlgemerkt auf den paritätischen Staat zugeschnitten. Eine Staatsreligion kennt die Braunschweigische Verfassung nicht. Allerdings sollte man solches beinahe annehmen, wenn man die in dem Buche von Seeland ausführlich auseinandergesetzten Bestimmungen des Katholikengesetzes über Taufe, Messelesen, Spendung der Sterbesakramente, sowie über den komplizierten Weg liest, welchen ausländische Geistliche, d. h. solche, die nicht im Herzogtum Braunschweig selbst zugelassen sind, beschreiten müssen, um die Erlaubnis zu bekommen, die Braunschweiger Katholiken zu pastorisieren. Die Bestimmungen des früheren Reglements und des Katholikengesetzes sind zwar zu Beginn dieses Jahrhunderts geändert worden, allein es ist interessant festzustellen, daß diese

Aenderungen nicht überall eine Verbesserung der Lage der Katholiken gebracht haben, sondern auch Verschlechterungen.

Als besonders lobenswert in dem Buche von Seeland sei hervorgehoben, daß es rein sachlich geschrieben ist, jeden scharfen, polemischen Ton vermeidet und vor allen Dingen jedes auch noch so kleine und geringe Entgegenkommen der herzoglichen Regierung mit Dank registriert.

Die Veranlassung zu dem Buche hat ein Vortrag gegeben, welchen ein höherer Braunschweigischer Beamter über die Lage der Katholiken auf der 21. Generalversammlung des Evangelischen Bundes gehalten hat, nämlich der Herr Stadtdirektor Flotho aus Wolffenbüttel, der dem Braunschweigischen Landtage angehört, Mitglied und Referent der Kirchen- und Schulkommission ist und der daher als besonders berufen erscheinen könnte, die rechtlichen Verhältnisse der katholischen Kirche im Herzogtume zu würdigen. Das Seelandsche Buch wird Herrn Flotho belehren; daß er in vielen und wichtigen Punkten geirrt hat und daß ihm ein Verständnis für die Lage der Katholiken in Braunschweig und deren Lage platterdings abgeht. Dieses festzustellen und zu dem Vortrage des genannten Herrn eine klare, ausführlich begründete und offenherzige Stellung zu nehmen, ist nach den eigenen Worten Seelands der Zweck des Buches.

Dem Buche ist die allerweiteste Verbreitung zu wünschen, da es uns über die mehr denn eigentümliche Stellung der Katholiken Braunschweigs aufklärt und vielleicht Veranlassung gibt, daß die in manchen Punkten unwürdige Lage der Braunschweiger Katholiken eine einschneidende Veränderung erfährt. Nach den jüngsten Mitteilungen des braunschweigischen Bundesratsbevollmächtigten wird das allerdings noch gute Wege haben.

Portugal und der Heilige Stuhl.

Von

Dr. Paul Maria Baumgarten.

Aus Anlaß des Todes des portugiesischen Botschafters beim Heiligen Stuhle, Miguel Mentius D'Antas, hatten die Parteien der Linken in Portugal eine Frage aufgeworfen, die dem Anscheine nach eine reine Budgetfrage mit historischem Hintergrunde, tatsächlich aber eine durchaus kirchenpolitische, wenn nicht gar antiklerikale ist. Sie verlangten, daß die Vertretung beim Heiligen Stuhle, die eine Botschaft ist, zur einfachen Gesandtschaft herabgemindert werde. Hierfür machten sie „rein" geschichtliche Gründe geltend, die ich im folgenden kurz zusammenfasse.

Im portugiesischen diplomatischen Dienst gibt es nur hie und da einen Botschafter Portugals in London, was sich aus dem alten und vollständigen Abhängigkeitsverhältnis Portugals von England herleitet. Der gegenwärtige Vertreter in London ist jedoch nur außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister. Dann hat man eine Reihe von Botschaftern beim Heiligen Stuhl zu verzeichnen. Der erste derselben, so sagten die Antragsteller, war der Marschall Herzog de Saldanha, für den die Botschaft am Vatikan eigens geschaffen worden war, und zwar auf Grund politischer Verhältnisse. Der Marschall war einer der unruhigsten und tatkräftigsten Rufer im Verfassungsstreit Portugals zu Beginn der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Daher hätte ihn die Regierung gerne mit Ehren aus Lissabon entfernt und man bot ihm die Gesandtenstelle in Paris an. Als der dortige Gesandte, Vicomte de Paiva, davon hörte, eilte er nach Lissabon und erklärte, daß er seinen Posten nicht aufzugeben gedenke. Im übrigen könne man einem Manne von so hohem militärischen Rang keine Gesandtenstelle geben; er müsse mindestens Botschafter werden. Dem Marschall selbst leuchtete das ein, und da man keine der auswärtigen Vertretungen zur Botschaft erheben konnte, wenn der beschickte Staat nicht dasselbe mit seinem Vertreter in Lissabon tat, derartige weitläufige Verhandlungen aber nicht gemacht werden konnten, so war man sehr in Verlegenheit. Endlich schlug jemand vor, den diplomatischen Posten in Rom zur Botschaft zu erheben, was ohne Anstand geschehen könnte, da der Heilige Stuhl schon seit längerer Zeit einen Nuntius erster Klasse, also einen Botschafter, beim rex fidelissimus, der allergetreuesten Majestät von Portugal, beglaubigt hatte. Gesagt, getan. Der Herzog von Saldanha erhielt, was er wollte, und versprach dafür, sich politisch ganz ruhig zu halten. Sein Beglaubigungsschreiben bei Papst Pius IX. ist vom 19. Januar 1863 datiert und seit jener Zeit wäre, so hieß es in dem Antrage, eine rein persönliche, auf den unruhigen Politiker Saldanha zugeschnittene Rangerhöhung des römischen Vertreters zur schlechten Gewohnheit geworden. Im übrigen sei die Botschaft mit 65,000 Lire dotiert, während ein Gesandter nur 25,000 Lire erhalte. Man mache, wenn man dem Antrage stattgebe, auch eine kleine Ersparnis von 40,000 Lire.

Der allerletzte Grund ist der einzige, der wirklich etwas zu bedeuten hat, wenn auch nicht gar viel. Die Wahrheit ist, daß die Radikalen einzig und allein eine capitis diminutio der vatikanischen Vertretung wollten, um damit den Heiligen Stuhl zu beleidigen und ihn herabzusetzen. Im ganzen Lande und auch bei der Regierung hat man die Beweggründe klar durchschaut.

Wie hastig der Antrag vorbereitet worden ist, ersieht man daran, daß nicht einmal die Liste der vatikanischen Vertreter Portugals seit 1863 angesehen worden ist; sonst könnte man nicht sagen, daß seit jenem Jahre ständig Botschafter in Rom gewesen seien. Das ist nämlich gar nicht der Fall. Der Marschall Saldanha wurde abgelöst vom Grafen de Cavredio, der als Gesandter, nicht als Botschafter, am 7. August 1869 beglaubigt wurde. Schon am 27. Dezember 1870 folgte ihm, ebenfalls als Gesandter, der Graf de Thomar, der aber im Jahre 1875 zum Botschafter befördert wurde. Als Botschafter folgte dann am 30. September 1885 Don Juan de Silva de Ferrao de Carvalho Märtens und auf diesen in gleicher Eigenschaft am 21. März 1896 der verstorbene D'Antas.

Aus dieser Aufzählung ergibt sich, daß an und für sich ein solcher Antrag gar nichts Verfängliches haben würde, soweit Portugal allein in Frage käme und die Stellung des Antrages nicht von notorischen Kirchenfeinden ausgehen würde. Ob aber die portugiesische Regierung bei den gegenwärtigen Verhältnissen gut daran tun würde, dem Antrage ganz und durchaus zu folgen, ist eine andere Sache.

Der Minister des Aeußern hat nun in sehr geschickter Weise den Radikalen allen Wind aus den Segeln genommen, indem er dem Könige vorschlug, die Botschaft beim Heiligen Stuhle mit allen Ehren und Vorrechten bestehen zu lassen wie bisher, jedoch dem zu ernennenden Botschafter nur das einfache Gesandtengehalt von 25,000 Lire zu geben. Diesem Vorschlag hat der König zugestimmt und es ist ein dahin zielender Erlaß veröffentlicht worden, der die Einzelheiten genau bestimmt.

Obschon nun die Gehaltsfrage nicht mehr, wie vordem, ins Gewicht fällt, so sind der Anwärter auf diesen Posten, der als der ehrenvollste gilt, sehr viele. An erster Stelle der Pariser Gesandte Graf de Souza Rosa; dann der frühere Minister des Aeußeren Juan Arroyos, weiterhin ein alter Parteichef und einflußreicher Politiker Julio de Vilhena und noch manche Sonstige. In Portugal wie in Spanien machen die politischen Führer mehr Ansprüche dieser Art als in anderen Ländern. Und vielfach weichen die Minister derartigen Forderungen dadurch aus, daß sie einen der ihnen nachgeordneten Beamten dem Könige vorschlagen. So dürfte es auch wohl in diesem Falle geschehen und keiner der Politiker aus dem parlamentarischen Kampfe wird auf den ruhigen Posten im Schatten von St. Peter kommen.

Mit dieser Lösung dürfte wohl auf absehbare Zeit dieses Verhältnis geregelt sein, wenn nicht Parteien ans Ruder kommen sollten, die dem Nuntius den Stuhl vor die Türe stellen und den portugiesischen Vertreter beim Heiligen Stuhl abberufen. In der Geschichte Portugals wäre es nicht das erstemal. Und daß man einen solchen Bruch der diplomatischen Beziehungen auch in brutaler Weise vollziehen kann, hat die portugiesische Geschichte auch schon bewiesen.

Frühlingshoffnung.

Flocken schleichen leis und träge
Nieder auf die fahle Erde;
Machen, daß ich doppelt fühle
Erdenpilgers Grambeschwerde.

Doch — indessen die Gedanken
Einen düst'ren Reigen schlingen,
Hör' ich aus des Herzens Tiefen
Frohe Osterglocken klingen.

Seh' den Heiland, lichtumflossen,
Aus des Grabes Nächten schweben,
Und des Landes kahle Fluren
Aufersteh'n zu neuem Leben.

Anton Reichling.



Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Das Wahlrecht auf der Straße.

Den Kampf, den die Sozialdemokratie teils mit List, teils mit der Wucht der Massen gegen die Polizei führt, wird fortgesetzt mit einer Zähigkeit, die einer besseren Sache würdig wäre. Der vorgeschobene Zweck, die Eroberung des gleichen und geheimen Wahlrechts für den preußischen Landtag, wird auf diesem Wege natürlich nicht erreicht, aber die Absicht der Macher geht ja auch viel weiter: die Massen sollen aufgereizt und nach allen Regeln der Kunst einexerziert werden für die große Kraftprobe.

Eine Felddienstübung des revolutionären Heeres! Am deutlichsten tritt der Manövergedanke in Berlin hervor. Am Sonntag, den 6. März, gestaltete sich die Uebung recht interessant. Die Sozialdemokratie begnügt sich bekanntlich nicht mit den freigegebenen Saal-Versammlungen, sondern will durchaus Massenversammlungen im Freien erzwingen. Zu solchen Versammlungen und zu Aufzügen auf öffentlichen Straßen oder Plätzen ist auch nach dem neuesten Vereinsgesetz die polizeiliche Genehmigung erforderlich. Der Berliner Polizeipräsident v. Jagow will sie nicht geben, da er für die Folgen der Ansammlung ungeheurer Massen nicht einstehen zu können glaubt. Die Sozialdemokratie setzt nun den geplanten Versammlungen und Aufzügen die harmlose Maske von „Spaziergängen" auf. Recht laut wurde eingeladen zu einem „Wahlrechts-Spaziergang" am Sonntag mittag im Treptower Park, der im Osten von Berlin liegt. Der Polizeipräsident verkündete, daß er diese gesetzwidrige Versammlung verhindern werde. Während nun die Polizei den Treptower Park absperrte, wurde von den sozialdemokratischen Zahlstellen die Parole ausgegeben: Der Wahlrechts-Spaziergang findet im Tiergarten statt. Dieser liegt im Westen zwischen Berlin und Charlottenburg. Die Polizei war nun an zwei Seiten der Hauptstadt engagiert. Vom Treptower Park waren etliche Tausend Demonstranten abzuwehren, und im Tiergarten, der nicht rechtzeitig gesperrt werden konnte, waren etwa 50,000 „Spaziergänger" in Schach zu halten. Von dem Stelldichein am „Großen Stern" wälzten sich die Massen zum Königsplatz, wo das Reichstagsgebäude und die Siegessäule stehen, und der wohlgeleitete Spaziergang gestaltete sich zu einer Versammlung nach allen Regeln der Kunst. Die Offiziösen schreiben mit Recht: „Ein, Spaziergang' von geschlossenen Massen, bei dem die Arbeitermarseillaise gesungen wird, rote Fahnen geschwungen, Hochrufe auf die Sozialdemokratie ausgebracht werden, Redner sich vernehmen lassen, ist ohne Genehmigung eine ungesetzliche Kundgebung". In der Tat ist an der Gesetzwidrigkeit nicht zu zweifeln, und man muß anerkennen, daß die Polizei eine solche Ueberschreitung des Vereinsrechts, die große Gefahren für die Ruhe und Sicherheit der Bürger mit sich bringt, nicht hingehen lassen darf. Das Geschrei der sozialdemokratischen und der verbündeten linksliberalen Blätter über Gewalttaten der Schutzleute kann nichts an der Tatsache ändern, daß die Polizei frevelntlich herausgefordert worden ist. Zahl und Schwere der Verletzungen waren im Verhältnis zu den Umständen sehr mäßig. Auch im Sistieren hat die Polizei sich sehr reserviert gezeigt; es sind nur 50 Personen im Westen und 20 im Osten herausgegriffen worden.

Angesichts der andauernden und scharfen Herausforderungen erheben sich bei den Konservativen bereits Stimmen, die ein rücksichtsloses Niederschlagen der Demonstration verlangen. Es ist die alte Geschichte: wer Revolution säet, wird Reaktion ernten. Freilich wird die Geduld auf eine schwere Probe gestellt, nicht bloß die Geduld der Obrigkeit, sondern auch die des friedlichen Bürgertums, das seine Ruhe verlangt und das „Recht auf die Straße" sich nicht andauernd nehmen lassen will. Aber es wäre doch zu wünschen, daß nicht ab irato vorgegangen, sondern das Vertrauen auf eine allmähliche Abflauung der Demonstration zunächst noch aufrechterhalten würde. Die Sozialdemokratie ist ja, wie wir auch vorher schon wußten, vortrefflich organisiert, und die Genossen zeigen eine Disziplin, die an den militärischen Gehorsam heranreicht. Aber schließlich muß doch der Eifer im Organisieren und Exekutieren von Wahlrechtsdemonstrationen ermatten, wenn der greifbare Erfolg ausbleibt. Möge die Gesetzgebung so schnell als möglich die Wahlrechtsfrage zu irgend einer Lösung bringen, damit der Vorwand zu Ruhestörungen seine Kraft verliert. Bis dahin können wir hoffentlich in der gelassenen Abwehr, wie sie bisher geübt ist, noch auskommen, es sei denn, daß die Sozialdemokratie selbst noch schärfer vorgeht und ein bitterernstes Exempel erzwingt.

Inzwischen muß aber festgestellt werden, daß der Liberalismus in seiner Großblockhaltung mitschuldig ist an dem gefährlichen Uebermut, der die Sozialdemokratie ergriffen hat.

Die Wahlrechtskommission des preußischen Abgeordnetenhauses.

Die fixe Arbeit ist zu loben. Die zweite Lesung der Vorlage ist an einem Tage zu Ende geführt worden. Im wesentlichen wurden die Beschlüsse der ersten Lesung aufrecht erhalten, weil die Konservativen und das Zentrum fest zu der vereinbarten Grundlage standen: Geheime und indirekte Wahl. Bedauerlich bleibt aber die Haltung der sogenannten Mittelparteien. Die Nationalliberalen hatten in der ersten Lesung für das Kompromiß gestimmt, indem sie die bedeutende Errungenschaft des Wahlgeheimnisses bei den Urwahlen anerkannten; inzwischen waren sie aber umgefallen, weil man ihnen gewisse parteiegoistische Forderungen, z. B. die Drittelung im ganzen Wahlkreise nicht bewilligen wollte. Auch die Freikonservativen gingen mit in den Schmollwinkel. Bekanntlich können Konservative und Zentrum für sich allein im Abgeordnetenhause die Mehrheit stellen; aber es handelt sich hier darum, auch die Regierung und das Herrenhaus für das Kompromiß zu gewinnen, und zu dem Zweck ist die breitere Mehrheit wünschenswert. Es ist nun noch weiter verhandelt worden und im Notfalle bleibt auch nach der zweiten Plenarberatung noch die Möglichkeit einer Verständigung. Wir überlassen den bewährten Taktikern des Zentrums mit vollem Vertrauen die Entscheidung über die noch schwebenden Einzelfragen, wozu auch die Privilegierung der sogenannten Kulturträger gehört. Aber wir müssen auf die Möglichkeit gefaßt sein, daß die ganze Sache schließlich noch scheitert, wenn die Mittelparteiler auf plutokratischen Verschlechterungen bestehen. Der Tumult auf der Straße soll die Gesetzgeber nicht beeinflussen, weder im Sinne der Erpressung von „demokratischen" Zugeständnissen, noch auch in scharfmacherischer Richtung. Wünschenswert ist freilich, daß man diejenigen mäßigen Zugeständnisse, die den breiten Schichten überhaupt zugedacht waren, möglichst schnell und ohne nachträgliche Kürzungen mache; die andauernde Unsicherheit kommt nur den roten Agitatoren zugute.

Präsidentenwahl und Parteipolitik im Reichstage.

Zum Schlusse des Nachrufes auf den verstorbenen Reichstagspräsidenten Grafen Stolberg sagte die „Allgemeine Rundschau": daß der beklagenswerte Todesfall irgendwelche Schwierigkeiten oder Weiterungen unter den Mehrheitsparteien des Reichstags herbeiführen könnte, sei eine grundlose Hoffnung der Gegner. In der Tat hat der Reichstag ohne weiteres, sogar ohne den Gebrauch von Stimmzetteln, den konservativen Abg. Grafen Schwerin-Löwitz, der kurz vorher zum Aushilfspräsidenten bestellt war, zum Nachfolger des Grafen Stolberg gewählt. Das Gerede liberaler Blätter von „Ansprüchen des Zentrums" oder von Meinungsverschiedenheiten im Zentrum erwies sich als vollständig grundlos. So vollständig grundlos, daß nicht einmal die äußerste Linke die Versuchung empfand, wegen dieser einfachen Frage eine Abstimmung im Reichstage herbeizuführen. Es war ja auch nichts natürlicher, als daß man der Partei, die zu Anfang der Tagung nach Vereinbarung den ersten Präsidenten präsentiert hatte, dieses sehr ehrenvolle, aber keineswegs gewinnreiche Präsentationsrecht auch nach dem bedauerlichen Todesfalle beließ. Einen „schwarzblauen Block" gibt es zwar nicht und soll es nicht geben; aber ein vertrauensvolles Zusammenwirken der beiden großen Parteien, die dem Liberalismus gegenüberstehen, ist der sorgsamsten Pflege wert. An Formalien wird es nicht zum Scheitern gebracht werden, auch nicht durch hinterlistige Einflüsterungen und Hetzereien von den verbündeten liberalen und sozialdemokratischen Gegnern. Wenn die geeinigten Liberalen das Zentrum „ausstechen" wollen, so werden sie sich wohl erst wieder zu einer praktischen, positiven Politik bekehren müssen. Der Gärungs- und Klärungsprozeß in der nationalliberalen Fraktion will aber noch nicht recht vorwärts gehen. Das Verhalten der Liberalen im Wahlkreise Mülheim-Wipperfürth, wo in der Stichwahl noch über 2000 Liberale einen roten Stimmzettel abgaben, ohne den Sieg des Zentrumskandidaten irgendwie behindern zu können, zeigt deutlich, daß die Großblock-Krankheit noch nicht überwunden ist.

Inzwischen haben die drei linksliberalen Gruppen (Freisinnige Vereinigung, Freisinnige Volkspartei und schwäbische Demokraten) ihre Verschmelzung zu einer „Fortschrittlichen Volkspartei" mit dem üblichen festlichen Klimbim begangen. Nun ist es auch noch so. Der Wechsel des Namens und das langstielige papierene Programm ändert nichts an der Fraktionsgemeinschaft, die in der „glorreichen" Blockzeit begründet worden war. Es ist eine Ironie des Schicksals, daß diese parteipolitische Hochzeitsfeier gerade jetzt vor sich geht, nachdem die Blockherrlichkeit verkracht ist und nach Ausweis von sechs Ersatzwahlen die bisherigen linksliberalen Wähler in hellen Haufen zur Sozialdemokratie überlaufen. Das Verschmelzungsfest stand unter der Devise: Viel Offiziere und wenig Soldaten. Bei den nächsten Wahlen wird die Fusion in Konfusion auslaufen.

Englisches.

Bei der Beratung des Flottenetats nahm der schweigsame Reichskanzler Gelegenheit, über das gute Recht und den einwandfreien Verteidigungszweck unseres Flottenbauprogramms zu sprechen sowie freundliche Worte der Beruhigung nach England zu richten. Das Echo der englischen Presse ist nicht so freundlich, wie wir es wünschen möchten. Ein sehr verständiges Wort spricht der „Temps", der der französischen Regierung nahesteht. Er empfiehlt mit Recht, daß man die Flottenrüstungen nicht anders beurteilen möge, wie die Rüstungen auf dem Lande, die von den Kontinentalmächten selbstherrlich betrieben werden, ohne daß man sich gegenseitig Vorwürfe macht und ohne daß der Friede gefährdet wird. Die Engländer aber haben sich in ihre eigenartige Logik verbissen; sie sagen: Weil Deutschland Schiffe baut, müssen wir noch mehr Schiffe bauen, und das kostet uns Geld, und daran ist Deutschland schuld! Wir Deutsche können aber doch nicht aus Mitleid mit den englischen Steuerzahlern uns die Wehrlosigkeit zur See auferlegen. Aus diesem Dilemma ist kein Ausweg zu ersehen. Auch die vielgepriesene Vereinbarung über die Rüstungen würde die Spannung eher verschärfen, als beseitigen.

In der inneren Politik Englands ist ein Moratorium bewilligt worden. Herr Asquith hat einen schlau formulierten Arbeitsplan vorgetragen, der auf eine Verschiebung der kritischen Punkte hinausläuft. Die Irländer haben sich vorläufig in diese Verlegenheitstaktik gefügt, und die unionistische Opposition hat ebenfalls dem schwankenden Ministerium die Galgenfrist bewilligt. Die Lords müßten wirklich weit schlechter sein als ihr Ruf, wenn sie sich eine Entrechtung von einer so schwachen Regierung gefallen ließen. Die Briten werden bald die Qual der Wahl noch einmal durchmachen müssen und sich dabei durch eine neue Hetze gegen das böse Deutschland zu trösten suchen. Zu einem Angriffskrieg fehlt ihnen glücklicherweise die Willenskraft, solange Frankreich sich weigert, ihnen die Kastanien aus dem deutschen Feuer zu holen.

Südlandsgärten.

Das sind die Südlandsgärten, meerumsäumt,
Von denen winterlang die Sehnsucht träumt,
Wo die Granate flammt in Purpurschein
Und wo die Rosen üppiger gedeihn

Das sind die Haine, blütenüberdacht,
Die Flimmernächte, reich an Sternenpracht;
Um morsche Tempel weht es düfteschwer
Und zauberisch ergänzt das weite Meer.

Die Kronnen rauschen und die Luft geht schwül,
Stumm ruht der Sphinx auf moosumsäumtem Pfühl,
Um Marmorbilder, bröckelndes Gestein,
Huscht geisterhaft des Mondes blasser Schein.

Cypressen stehn im ernsten Trauerkleid
Und flüstern heimlich von versunk'ner Zeit
Und auf den Steigen, fremd und wunderbar
Wandelt die Nacht den Sternenkranz im Haar.

Josefine Moos.

Bayerisches.

Von Heinrich Osel, Landtagsabgeordneter, München.

Ich muß mit etwas anfangen, was nicht gerade spezifisch bayerisch ist: mit dem Setzteufel. Aus Bayerns „Stolz" (seinem Bier) machte er das letztemal Bayerns „Notiz". Ebenso freute sich wohl Herr Hübsch darüber, wenn es hieß: „Ein Jungliberaler ... braucht sich ... nicht zu verteidigen."

Uebrigens war es auch in der abgelaufenen Woche kein Vergnügen, das nicht nur zu lesen, sondern mitschaffen zu helfen, was die Staatsregierung uns unter „Aenderungen des Gesetzes über das Gebührenwesen" beschert hatte. Noch ein Stück der bayerischen Finanzreform, mit der wir den Steuerzahlern, zu denen leider auch die Landtagsdeputati gehören, das Geld abnehmen sollen. Lieber zehn Lokalbahnen genehmigen und Staatspumpe aufnehmen, als das ewige Steuer- und Gebührenmachen. Dann ist es eine Erfahrungstatsache, daß alle Welt sich gerne Eisenbahnen bauen, Postomnibusse und Telephonanlagen einrichten läßt, gern eine Behörde in den Ort bekommt, aber ebenso ungern Steuern oder Gebühren bezahlt, ohne die freilich die angenehmen Dinge nicht gemacht werden können. Die unentwegte Linke: Sozialdemokraten, Jungliberale und Demokraten geniert so etwas ja nicht, die lehnen ebenso leicht Gebühren wie Steuern ab in demselben Atem, in dem sie Millionen verlangen. Natürlich, Gebühren für bürgerliche Rechtsstreitigkeiten, in Strafsachen, in Sachen freiwilliger Gerichtsbarkeit sind nicht angenehm; Gebühren im Güterverkehr können leicht zum Wauwau für die Landwirte gemacht werden, notarielle Urkunden, Verträge und Beschlüsse werden kostenlos billiger, erhöhte Jagdkartengebühren sind eine Sünde gegen die berechtigten Freuden der Jägerei, wie Konzessionsgebühren für Wirtschaften, Apotheken und Schnapsausschank eine „ungebührliche Belastung" notwendiger Bedürfnisse usw. derselben. Ein Verbrechen an der Industrie ist es auch, Aktiengesellschaften und Gesellschaften mit beschränkter Haftung gebührenpflichtig zu erklären usw. Man macht dabei die Entdeckung, daß der Mensch sehr leicht vergißt, auch wenn er Abgeordneter ist, daß nicht immer die hohen Gebührensätze zur Anwendung kommen, sondern in der Ueberzahl aller Fälle die niedersten. Oft ist das Gebührengesetz ja ein Rahmengesetz und sagt z. B.: „eine Gebühr von 5—500 M wird erhoben." Flugs spuken die Sätze über 5 M — doch, das ist menschlich. Unbegreiflich ist es nur, wenn man ein solches Gesetz ablehnt, das von denen, die eine besondere Leistung des Staates in Anspruch nehmen, eine besondere Entschädigung verlangt. Die Gebühren sind nun einmal ein gewichtiger Faktor in unseren Finanzen, und wer sie nicht will, muß eine Erhöhung der direkten Steuern wollen; m. a. W.: er muß die Allgemeinheit dafür zahlen lassen, daß die einzelnen vom Staat in ihrem Interesse besondere Arbeit, besondere Sicherheit, besonderen Schutz verlangen. Ehrliche Politik verlangt ehrliche Arbeit, nicht bloß im Ausgeben, auch im Einnehmenwollen. Eine unehrliche Majorität könnte so leicht die größten Ausgaben beschließen, die Regierung und der Reichsrat lehnten die unmöglichen Forderungen ja doch ab.

Mit Wochenschluß begann die Generaldebatte über den Rest des Etats zum Ministerium des Innern. Wenn ich unbescheiden hervorhebe, daß Abg. Osel die großzügige Verwendung der überreichen Abfälle unserer staatlichen Kohlenbergwerke zur Erzeugung von billiger Elektrizität verlangte, so geschieht es deshalb, weil damit ein Projekt von höchster Bedeutung für das Land angeschnitten wurde, das zum Teil für die Pfalz in einer geplanten Leitung Mittelbexbach-Ludwigshafen bereits gereift zu sein scheint, zum Teil nach Andeutungen der Regierung selbst für Bayern rechts des Rheines in letzter Zeit in Aussicht genommen ist, soweit oberbayerische staatliche Gruben in Frage kommen. Allein der Staat hat auch in Nordbayern, in Oberfranken Gruben und die gemeinsame Benutzung der in Nord und Süd dauernd anfallenden Kohlenabfälle — an sich wertloser Ballast — sichert erst ein großartiges Elektrisierungswerk für das ganze Land. Es soll übrigens bald eine Entscheidung erfolgen. Hoffentlich sind auch die elektrischen Wasserapostel damit einverstanden.

Eine erfreuliche Stellungnahme des Reichsratsreferenten Graf Crailsheim zum Berggesetzentwurf verspricht endlich Hilfe in schreiender Not. Längst hat Preußen seine Bodenschätze vor Verschleuderung an die private Spekulation geschützt. Wir fielen im Reichsrat mit diesem Beschluß zu dem dahinzielenden Regierungsentwurfe in der letzten Session durch. Nun soll neuerdings, wenn auch in viel eingeschränkterer Form, dies private Mutungsrecht verkürzt werden und dem stimmt nun der Referent des Reichsrates zu. Damit fällt wohl auch die Entscheidung über eine prinzipielle Frage: ob ein Antrag, eine Vorlage in derselben Sitzungsperiode nochmal behandelt werden kann, wenn sie abgelehnt worden waren und dann in geänderter Form in der gleichen Periode neu auftauchen. Bei sechsjährigen Sitzungsperioden eine lästige Fessel, wollte man die Frage nicht bejahen. Hoffentlich bleibt Graf v. Crailsheim nicht in der Minderheit.

Eine Wahlschlappe des badischen Großblocks.

Von Redakteur Jos. Schlierf-Baden-Baden.

Die Oktoberwahlen im Jahre 1909 in Baden standen bekanntlich unter dem Zeichen der Reichsfinanzreform, besser gesagt: die liberal-sozialdemokratischen Parteien betrieben die gesamte Wahlagitation auf Kosten der neuen Steuern. Die mit allen Mitteln entfachte Hetze gegen die von Zentrum und Rechtsparteien gelöste Finanzkrisis machte auch auf seiten des Zentrums viele Wähler kopfscheu; doch konnte dieses dem gewaltigen Ansturm Trotz bieten und mit einer bedeutungslosen Blessur zog es wieder in den Landtag ein.

Schon während des Wahlkampfes wurde auf seiten des Zentrums betont, daß im badischen Landtage nicht die neuen Steuern eine Rolle spielen werden, sondern der Kampf um Weltanschauungen. Von gegnerischer Seite wurde dieser Einwand ignoriert oder doch nur nebensächlich behandelt, sie nutzte die ihr in den Schoß gefallene Parole gegen die „Lebensmittelverteurer" weidlich aus. Das Resultat dieser Wahlagitation ist bekannt, bei der Hauptwahl blieben die Nationalliberalen beinahe auf der Strecke, während die Sozialdemokratie rapid in die Höhe schnellte. Der Großblock mußte im zweiten Wahlgange die „nationalen" Fensterscheiben reparieren helfen, was die Sozialdemokraten natürlich nicht umsonst taten.

Verschiedene Monate sind inzwischen ins Land gegangen; im badischen Landtage hatte der Großblock seine Herrschaft aufgetan und zeigte besonders durch seine Haltung in der Schulfrage, wohin die Reise geht: Simultanisierung der noch bestehenden konfessionellen Lehrerseminare; die Liberalen stimmten geschlossen mit, obwohl sie auf dem letzten Landtag noch geteilt waren und die Dissidenten mit „Konsequenzen" drohten; der Antrag wurde angenommen. Trennung von Staat und Kirche, Kirche und Schule war ein weiteres sozialdemokratisches Dogma; bei Beratung des Volksschuletats kam noch hinzu Entfernung des Religionsunterrichts aus der Schule. Die Nationalliberalen zieren sich noch; der Umfall bei der Simultanisierung der Lehrerseminare verspricht aber nicht allzuviel, zumal die Sozialdemokratie das Großblockruder führt. Die „Entwicklung" auch zu obigem Standpunkt der Sozialdemokraten würde niemanden überraschen. Im Volke haben diese Prämissen ihre Wirkung nicht versagt. Die Ueberzeugung hat sich in weiten Kreisen Bahn gebrochen, daß es sich da um die wichtigsten und heiligsten Güter des Volkes handelt und nicht etwa um Steuerfragen, welche künstlich die Gemüter aufpeitschten.

Die Probe auf das Exempel, daß im Volke diese Ansicht die vorherrschende ist, gab nun die sehr beachtenswerte Nachwahl im 38. Landtagswahlbezirk Rastatt-Land. Die Wahl wurde notwendig durch Beförderung des bisherigen Zentrumsabgeordneten Landgerichtsrat Ed. Schmidt-Karlsruhe zum Oberlandesgerichtsrat. An allgemeiner Bedeutung gewann die Nachwahl von vornherein dadurch, daß von parteioffizieller nationalliberaler Seite die Frage — „vertraulich" — aufgeworfen wurde, ob den Sozialdemokraten „noch ein weiteres Mandat" verschafft werden solle. Es sei die Möglichkeit vorhanden, daß Schmidt in die Stichwahl gedrängt werden könne, allerdings nicht mit den Nationalliberalen, sondern mit den Sozialdemokraten. Der Zentrumskandidat gehöre zwar noch zu den „vernünftigen" (!) Leuten, aber er ist trotz alledem — vollkommen Zentrumsmann. — Durch dieses gewiß interessante parteioffiziöse Dokument, das durch die anscheinend nicht sehr engen Maschen des nationalliberalen Vertrauensmännersystems schlüpfte, wurden begreiflicherweise die Wahlchancen für das Zentrum nicht schlechter. Intensive, aufklärende Tätigkeit im ganzen Wahlbezirk, an der sich fast sämtliche Abgeordnete verdienstvoll beteiligten, tat das übrige. Das vom Großblock gelieferte Agitationsmaterial wirkte überraschend, wie das Wahlresultat dartut:

	1905:	1909:	1910:
Schmidt (Zentrum)	3116	2734	3553
Liberal	409	615	516
Sozialdemokrat	981	1674	1292

Diese Ziffern sprechen eine beredte Sprache. Das Zentrum hat die Scharte, die ihm die Steuerhetze verursachte, tüchtig ausgewetzt, es hat einen glänzenden Sieg erfochten; gegen 1905 sogar um über rund 400 Stimmen zugenommen, die Wahlziffer von 1909 aber um über 800 überholt, mit einer Mehrheit von rund 1750 Stimmen über die Gegner gesiegt! Das ist der sprechendste Beweis, daß die verärgerten, verwirrten und verhetzten Wähler ihre ruhige Besonnenheit wieder gefunden und erkannt haben, daß der Großblock das Vertrauen der Wählerschaft — wenn von einem solchen gesprochen werden kann — nach seiner Art mißbraucht. Die Wählerschaft hat zu erkennen gegeben, daß sie die Großblockpolitik nicht billigt und daß sie das wieder gutmachen will, zu was agitatorische Hetze sie verleitet. Für alle Parteien und die Regierung ist das ein deutlicher Fingerzeig, denn all die Schlüsse, die von Großblockseite aus dem Augenblickserfolg vom Oktober 1909 gezogen wurden, fallen damit zusammen. Dem Zentrum ist jetzt die wichtige Aufgabe gestellt, durch unermüdliche Arbeit im ganzen Lande dem schönen Wahlsieg neue Erfolge anzuknüpfen.

Nationalliberale und Sozialdemokraten haben diesen Wahlerfolg nicht leicht gemacht. Sie zogen alle Register der Agitation; die neuen Steuern wurden wiederum in die vorderste Reihe gestellt und die alten Ladenhüter frisch aufgeputzt. Das Mittel zog aber nicht mehr, die Tatsachen haben inzwischen dem Steuerschwindel ein Paroli geboten. Das Zentrum wurde trotz einwandfreiester parteioffizieller Erklärung bezüglich Erhaltung der jetzt bestehenden Simultanvolksschule verdächtigt, daß es die Konfessionsschule einführen wolle und die Wähler dann „ungeheure Kosten" zu tragen hätten. In religiösen Fragen geberdete der Liberalismus sich lammfromm, die Schiffahrtsabgabenfrage und noch manches andere mußten herhalten, um dem Zentrum, das die „Religion schädigt" (!), einen Strick zu drehen. Und der Erfolg? Der Großblock hat einen Verlust von beinahe 500 Stimmen, 100 die Nationalliberalen, fast 400 die Sozialdemokraten! Letzterer Verlust ist ein besonders erfreulicher, denn er zeigt, daß die Mitläufer von 1909 wieder ihren Weg zurückfinden. Das so schlau ausgeheckte Plänchen der „National"liberalen ist nicht gelungen, das Zentrum hat mit Ehren den Bezirk gehalten und viel erobert. Der Kampf um die christliche Schule und die idealen Güter hat die Zentrumsmänner wieder fest und treu um ihre sturmerprobte Fahne gesammelt und das ist das wichtigste und bedeutungsvollste Moment dieser Wahl. Der altliberale „Schwäbische Merkur" bestätigt diese Auffassung, indem er sagt: Die mit bedeutend verstärkter Mehrheit erfolgte Wiederwahl des Oberlandesgerichtsrats Schmidt sei die Antwort auf die Volksschuldebatten in der Zweiten Kammer, über das „Ideal" der Trennung von Schule, Kirche und Staat, der Simultanisierung der konfessionellen Lehrerseminare.

Die Altersrente der französischen Arbeiter.

Von Albert Dettling, Paris.

Nach langen Kommissionsberatungen und mehrwöchigen Debatten im Plenum ist am 12. Februar endlich der Entwurf zur französischen Arbeiteraltersversorgung vom Senat angenommen und sozusagen zum Gesetz erhoben worden. Parlamentarisch gesprochen ist damit allerdings nur die erste Lesung des Oberhauses beendet. Es folgt noch eine zweite, und zudem muß die senatorielle Beschlußfassung dem Unterhaus, d. h. der Deputiertenkammer, zur endgültigen Bestätigung vorgelegt werden. Man braucht aber kein politischer Prophet zu sein, um zu wissen, daß der jetzige Text in seinen Grundzügen schon als angenommen betrachtet werden darf, und daß er höchstens noch einige unwesentliche Abänderungen erfährt. Der Senat griff in den von der Kammer schon vor vier Jahren im Dampftempo verabschiedeten und von ihr aus Wahlreklame der zahlreichen kleinen Wählermasse schmeichelnd zugestutzten Entwurf stark modifizierend ein und goß ihn in die Form der praktischen Nüchternheit. Der Text von heute ist ein Ausgleich zwischen der Kommissions- und der von den Phantasiezutaten des Palais Bourbon noch unverfälschten Regierungsvorlage. Er bedeutet einen Erfolg des Ministeriums Briand, und vor allem des Arbeitsministers Viviani, dem eigentlichen Vater der Vorlage, dessen Name sich künftig an dieses soziale Reformwerk knüpfen wird.

Der Gedanke der Zwangsversicherung der Arbeiter datiert, obwohl heute noch von der Rechten energisch bekämpft, in Frankreich eigentlich auf dreißig Jahre zurück. Schon um jene Zeit ist im Parlament der erste Antrag nach dieser Richtung gestellt worden. Freilich ganz erfolglos. Merkwürdig; erst die deutsche Sozialreform, die ja auch England teilweise zur Nachahmung reizte, wirkte bedingend für das demokratische Frankreich. Merkwürdig ferner für ein so wohlhabendes Land, daß sich die parlamentarischen Arbeiten trotz des schon fertig vorgelegten Projekts zuletzt noch auf einen Zeitraum von vier Jahren, d. h. auf eine ganze Legislaturperiode, erstreckten, um endlich eine greifbare Gestalt zu bekommen. Wenn man von den parteipolitischen Kulissenmanövern absieht, dann haben neben den finanziellen Bedenken die gesetzgeberischen Majoritäten immer vor dem Gedanken des Zwanges zur Versicherung zurückgeschreckt. Gerade vor ihm. Das war (wie jedes Vorurteil) eine höchst gefährliche Klippe, die den Entwurf selbst bis vor kurzem mit dem Untergang bedrohte. An ihr sind in den letzten zwanzig Jahren

eine Reihe von fortschrittlichen Republikanern angestrebter Vorlagen zur Altersversorgung gescheitert. Und trotzdem hatte wie fast überall zuvor so auch in Frankreich das Prinzip der Versicherungsfreiheit ein völliges Fiasko zu verzeichnen gehabt. Wir verweisen dazu nur auf die recht wohlgemeinten und teilweise bis heute noch ein Dasein fristenden Staatseinrichtungen des zweiten Kaiserreichs, die neben das Ziel schoßen, da sie sich auf die Freiwilligkeit des Beitritts aufbauten. Schon im Jahre 1868 bot die Gründung der Caisse Nationale des retraites pour la vieillesse sämtlichen Franzosen die Möglichkeit, eine Altersrente zu erwerben. Indes nur große Privatunternehmen, u. a. die Eisenbahngesellschaften, haben diese Gelegenheit wahrgenommen, um für die Altersversicherung ihrer Bediensteten eine Basis zu finden.

Also man ging trotz des Widerstandes der Rechten zum deutschen Zwangsprinzip über. Auch sonst lehnt sich der vom Senat fertig verarbeitete Entwurf in seinen Grundlinien sehr wesentlich an das Beispiel Deutschlands an. Er enthält eine Alters- und Invalidenrente und verteilt die Finanzlasten auf die Schultern der Arbeitgeber und -nehmer und des Staates. Das abweichende Moment kommt vor allem in der größeren Mannigfaltigkeit des französischen Organismus und der ausgedehnteren Bewegungsfreiheit der Versicherten zum Ausdruck. Die Zukunft wird zeigen müssen, ob das einen Vorteil bedeutet.

Die Grundzüge der jetzigen Vorlage resumieren sich wie folgt: Die Lohnarbeiter beiderlei Geschlechts, mit anderen Worten die Arbeiter der Industrie, des Handels und der Landwirtschaft, die bisher kein Recht auf einen von öffentlichen Mitteln gewährten Ruhegehalt hatten, gehören zu den zwangsmäßig Verpflichteten und können eine Altersrente beanspruchen, die aus von ihnen und von den Arbeitgebern je hälftig geleisteten Beiträgen erreicht und durch eine Zuwendung des Staates (höchstens 60 Frs.) erhöht wird. Eisenbahner, Bergwerkarbeiter und die eingeschriebenen Seeleute (= ca. 500000 Arbeiter) sind schon seit Jahren durch Sondergesetze zwangsmäßig versichert worden. Kleine Unternehmer, Bauern oder Pächter, die ihr Eigentum oder Pachtgut allein oder nur mit einem Arbeiter bewirtschaften, haben das Recht, der Altersversorgung freiwillig beizutreten. Die ausländischen Arbeiter sind zu den vorgeschriebenen Beiträgen verpflichtet, werden jedoch der Versorgungsvorteile nur unter der Bedingung teilhaftig, daß ihr Heimstaat den französischen Arbeitern dieselben oder ähnliche Vorteile gewährt.

Die jährlichen Pflichtbeiträge betragen für den männlichen Arbeiter 9 Frs., für den weiblichen 6 Frs. und für den minderjährigen (d. h. jenen unter 18 Jahren) 4.50 Frs. Sie werden vom Arbeitgeber in derselben Höhe entrichtet und von seinen Angestellten bei der Lohnauszahlung erhoben. Auf der Versicherungskarte bestätigt die eingeklebte Marke die bezahlte Summe. Dem Versicherten, dessen Entlohnung nicht in Monatsraten geschieht, ist 5 Centimes pro Arbeitstag als Beitrag festgesetzt worden, ohne daß jedoch das oben genannte Jahresmaximum überstiegen werden darf. Dem Unternehmer ist untersagt, seinen Beitrag in irgendwelcher Form abzuwälzen.

Das Recht der Altersrente, deren Höhe sich nach den erstatteten Beiträgen bemißt, beginnt mit dem 65. Lebensjahr. Die Rente beträgt dann nach dreißigjähriger Beitragsleistung einschließlich der Höchstzulage des Staates für den Mann 414 Frs. und für die Frau 370 Frs. Den Lohnarbeitern, die diese Bedingungen nicht erfüllt haben oder ihre Renten schon früher — vom 55. Jahre an — verlangen, erhalten dementsprechend verminderte Renten bis zum Höchstbetrag von 300 Frs. Der normale staatliche Zuschuß beträgt 60 Frs. Er wird indes nur dann voll bezogen, wenn der Versicherte während mindestens dreißig Jahren seine Beiträge geleistet hat. Die zwei aktiven Militärdienstjahre werden eingerechnet. Während der Uebergangsperiode, d. h. bis zum Zeitpunkt, wo das Gesetz in seine volle Wirksamkeit gelangt ist, erfahren die Staatszuschüsse eine nennenswerte Erhöhung (bis zu 100 Frs.). Diese Bestimmung ist selbstverständlich mit Rücksicht auf schon ältere Arbeiter, da ihre aus den Prämien bezogene Rente viel zu niedrig wäre, getroffen worden. Hat der Versicherte noch keine Rente bezogen, dann erwachsen beim etwaigen Todesfalle seinen Hinterbliebenen aus dem Gesetz folgende finanzielle Vorteile: Eine kinderlose Witwe erhält 150 Frs., eine Witwe mit einem Kind 200 Frs., eine Witwe mit zwei Kindern 250 Frs., eine Witwe mit mehr Kindern 300 Frs. Die Auszahlung geschieht in 3—6 Monatsraten. Auch der Waisen der verstorbenen versicherten Mutter ist in derselben Weise gedacht. Im Falle der gesetzlich konstatierten Invalidität, die nicht von der gewerblichen Unfallversicherung entschädigt wird, haben die Versicherten ohne Rücksichtnahme auf das Alter ein Recht auf den Bezug der Rente. Sie kann dann, den staatlichen Höchstzuschuß miteingerechnet, 360 Frs. nicht übersteigen.

Die finanzielle Verwaltung des eingegangenen Kapitals liegt in den Händen der staatlichen Hinterlegungskasse. Ueber die Anlage der eingegangenen Gelder enthält das Gesetz sehr bestimmte Vorschriften. Kurz die Regierung übt, was die finanzielle Seite des Gesetzes betrifft, eine höchst genaue Kontrolle, obwohl dem Versicherten die Wahl zusteht, einer der fünf in der Vorlage genannten Vereinskassen beizutreten. Schon ist eine Zentrale für die neue Versicherung geschaffen worden. Ferner tritt noch ein „Oberster Rat für die Altersversicherung" ins Leben, der sich aus 2 Senatoren, 3 Deputierten, 4 Vertrauensmännern des Obersten Rates der freien Hilfsvereine, 2 Vertretern des Landwirtschafts- und Industrierats, 2 Staatsräten, 2 sozialwissenschaftlichen Autoritäten und den rechtmäßigen Beamten des Finanz- und Arbeitsministeriums zusammensetzt. Auf Grund der vorliegenden Berechnungen wird das Gesetz auf etwa 16 Millionen Lohnangestellte wirken, wobei die zwangsmäßig Verpflichteten 11 Millionen ausmachen und die zur freiwilligen Versorgungsversicherung Berechtigten auf 5 Millionen eingeschätzt sind. Die letzte Ziffer ist nach den gemachten Erfahrungen vielleicht ein bischen zu hoch gegriffen. Der vom Unterhaus ausgearbeitete Entwurf hätte einen jährlichen Staatszuschuß von mindestens 250 Millionen Frs. erheischt. Das Senatsprojekt mindert diesen Betrag bedeutend herab. Immerhin muß sich der Staat, wenn das Gesetz einmal voll in Wirksamkeit getreten ist, auf eine jährliche finanzielle Hilfeleistung von 150—180 Millionen Frs. gefaßt halten.

Das Gesetz wird noch durch zahlreiche Ausführungsverordnungen ergänzt. Außerdem ist ein Sondergesetz nötig, das die Aufbringung der Gelder ermöglicht. Es muß einem genialen Finanzminister gelingen, neue Steuerquellen zu entdecken, denen eine Mehrheit in dem mit Budgetnöten kämpfenden Parlament geneigt ist. Unter solchen Umständen ist es schwer zu wissen, wann das Gesetz in Kraft tritt. Die Regelung dieser Punkte in der gegenwärtigen Session, die verfassungsgemäß am 31. Mai zu Ende geht, aber infolge der Anfangs oder Mitte Mai stattfindenden legislativen Wahlen schon gegen Ende März aufgehoben wird, um den Abgeordneten Zeit zur Wahlagitation zu lassen, bleibt ganz ausgeschlossen. Das Parlament hat noch das nicht einmal vom Unterhaus zu Ende geführte Budget zu erledigen, das Finanzgesetz, die Flottenvorlage und den protektionistischen neuen Zolltarifentwurf, den die Senatskommission mit für das Ausland besorgniserregender Eile durchberät. Es entsteht sogar die Frage, ob die heutige Kammer noch vor den Neuwahlen imstande sein wird, auch nur die senatorielle Vorlage in Beratung zu ziehen. Frankreich steht ja im Zeichen des Schulkampfes und der herrschende Radikalismus, dem das antiklerikale Thema stets ein Leckerbissen war, könnte es mit der Absolvierung der bekannten bereits vorgelegten Schulnovellen eiliger haben als mit der Durchführung der längst in sein Programm aufgenommenen sozialen Reformen. Diesem üblichen Kultus der fruchtlosen Parteitaktik dürfte er um so eher huldigen, selbst wenn ihn die Furcht vor den Wählern zur Vorsicht gemahnt, als der Arbeiterversicherungsentwurf in großen Schichten der Sozialisten unsympathisch aufgenommen wird und von dem von Hervé geführten extremen Flügel sogar eine heftige Bekämpfung erfährt.

Botschaft.

So seltsam ging der Wintertag.
Der West zog weich und linde;
Von Grün auf Saat und Wiesen lag
Ein Schimmer matt. Es lockte zag
Ein Amsellaut im Abendwinde.

Den Weidenbaum am Waldbachrand
Sah ich die Augen leuchtend heben,
Als habe fern aus fremdem Land
Ein Freund ihm Botschaft froh gesandt
Von Hoffen, Heimkehr, lustigem Leben . . .

Theo Rossel.

Bayerische Schwurgerichtszuständigkeit.

Eine treffliche Illustration zu dem Artikel „Ueber Schwurgerichtszuständigkeit in Bayern" in der vorigen Nummer der „Allgemeinen Rundschau" liefert eine Verhandlung, die in der letzten Session vor dem Schwurgericht München stattgefunden hat. Eine Masseuse war aus § 184 Ziffer 3 RStGB. angeklagt; sie hatte in einem gedruckten Prospekt ein die Empfängnis verhütendes Mittel für Frauen angepriesen und diesen Prospekt wahllos nicht bloß an Frauen sondern auch an junge Mädchen verteilt, unter anderem an Ladnerinnen in einem Warenhaus und Kellnerinnen in großen Restaurants. In längerer, glänzender Rede begründete Staatsanwalt Dr. Gütermann die Anklage. Es sei eine Lappalie im Hinblick auf den einzelnen Fall und auf die Person der Angeklagten, aber keine Lappalie hinsichtlich der prinzipiellen Bedeutung der Sache. In Deutschland, ja in allen Kulturländern sei die Bewegung, welche sich gegen die öffentliche Unsittlichkeit richte, ständig im Wachsen. Aus dieser Bewegung heraus sei auch die Erweiterung des § 184 StGB. durch Ziffer 3 entstanden und zu verstehen; es solle dadurch verhindert werden, daß Mittel, die in weiten Kreisen des Volkes denn doch als zu unzüchtigem Gebrauch bestimmt gelten, in aufdringlicher, widerlicher Weise angeboten werden. Es ließen sich allerdings in der Ehe Fälle denken, in denen der Gebrauch derartiger Mittel in gewissem Sinne gerechtfertigt werden könne, aber auch nur in der Ehe. Außerhalb der Ehe begünstigten solche Mittel den außerehelichen Geschlechtsverkehr, denn mit der Furcht vor der Empfängnis falle das schwerwiegendste Gegengewicht für den außerehelichen Verkehr weg. Dieser aber könne keineswegs vom Staate gebilligt oder auch nur gleichgültig behandelt werden, denn einzig die Familie sei die Grundlage eines jeden Staatswesens. Das Vorbringen der Verteidigung, das angepriesene Mittel sei eben nur für das eheliche Leben bestimmt, sei im Hinblicke auf die Art der Verbreitung des Prospekts lächerlich, aber auch in der Ehe an sich seien Antikonzeptionsmittel nichts weniger als einwandfrei, denn glücklicherweise herrsche in den weitesten Kreisen des deutschen Volkes noch die Ansicht, die Ehe sei dazu da, um dem Gemeinwesen Kinder zu erzeugen, nicht um den Kindersegen zu verhindern.

Demgegenüber begnügte sich die Verteidigung damit, die Rechtsprechung des obersten Gerichtshofes, des Reichsgerichts, ins Lächerliche zu ziehen, den fraglichen Paragraphen des StGB. als ganz verfehlt zu bezeichnen und an den „Sturm der Entrüstung" zu erinnern, der anläßlich der Vorlage der lex Heinze durch das „deutsche Volk" gegangen sei. Trotz der schlagenden Erwiderung des Staatsanwalts, es sei nicht angängig, ein Gesetz, bei dessen Zustandekommen ja gerade die Vertreter des **Volkes** mitgewirkt haben, vor Richtern aus dem Volke als unsinnig hinzustellen, es werde ferner durch maßlose Angriffe auf das Reichsgericht das Rechtsempfinden im Volke nichts weniger als gestärkt, und vor allem werde für die allgemeine Rechtssicherheit ein unhaltbarer Zustand dadurch geschaffen, daß ein bayerisches Gericht wegen einer Handlung, wie sie zur Aburteilung stehe, freispreche, während im ganzen übrigen Deutschen Reich vor den Landgerichten unfehlbar eine Verurteilung erfolge, sprachen die „Richter aus dem Volke" die Angeklagte frei! Die Gründe kann sich jeder selbst denken — oder auch nicht denken. Klar ist, daß durch derartige Freisprechungen, über die nicht nur die so gerne für weltfremd erklärten Juristen, sondern auch gar manche Laien den Kopf schütteln, das **Prinzip der Rechtsgleichheit** — im übrigen Deutschen Reich Verurteilung, vor einem bayerischen Schwurgericht Freisprechung! — in der bedenklichsten Weise durchbrochen wird. Es werden auch manche Männer aus dem Volke kein Verständnis dafür haben, daß zufolge Spruches der „Volksrichter" ihren Töchtern, die einem ehrbaren Erwerb nachgehen und die sie mit Sorgfalt vor allem Schlimmen zu bewahren gesucht haben, straflos Prospekte mit derartigen indirekten Aufforderungen zum außerehelichen Geschlechtsverkehr in die Hand gedrückt werden dürfen.

Das Wahrscheinlichste ist, daß die Herren Geschworenen, wie in so manchen anderen Fällen auch, nicht so fast **Recht sprechen** als vielmehr neben der Rechtsprechung noch das **allein der Krone zustehende Begnadigungsrecht ausüben wollten.** Dazu aber sind die Schwurgerichte nicht da und damit schaden sie selbst ihrem Ansehen am meisten in den breitesten Schichten des Volkes.

Cato.

Zum 400. Todestage des Kanzelredners Johannes Geiler von Kaisersberg.

Von Dr. Edgar Fleig, Freiburg i. B.

Unter den vielen großen Gestalten, die Deutschland am Vorabend der Glaubensspaltung aufzuweisen hat, ist ohne Zweifel Johannes Geiler von Kaisersberg eine der mächtigsten und anziehendsten Erscheinungen.

Geiler wurde am 16. März 1445 als Sohn eines Stadtbeamten der damals österreichischen Stadt Schaffhausen geboren. Bald nach der Geburt des jungen Johannes siedelte der Vater nach Ammerschweier im Elsaß über, wo er nach drei Jahren an der auf einer Bärenjagd erhaltenen Wunde starb. Der vaterlos gewordene Knabe zog hierauf zu seinem im benachbarten Städtchen Kaisersberg lebenden Großvater. Hier verlebte Geiler eine friedliche und glückliche Jugendzeit, an die er sich im späteren Alter stets gerne wieder erinnerte. Einzelheiten über diese Zeit seines Lebens erfahren wir aber weder von ihm noch von seinen Biographen, so sehr es wünschenswert wäre, über das Knabenalter des großen Mannes näheres zu wissen. In Ammerschweier lernte er lesen, hier wurde er gefirmt und in Kaisersberg hatte er die erste heilige Kommunion empfangen, wie er selbst gelegentlich mitteilte. Mit 15 Jahren bezog er die benachbarte Universität Freiburg im Breisgau, welche im Herbst des Jahres 1456 von Erzherzog Albrecht VI. von Oesterreich gegründet worden war. Wahrhaft christliche und königliche Worte sind es, die der fürstliche Stifter seiner Gründung als Leitstern auf den Weg ihrer ehrenvollen Bahn, welche sie alsbald einschlug, mitgab: Die neue Stätte der Wissenschaft sollte sein „ein Brunnen des Lebens, daraus von allen Enden der Welt unversiegbar belebendes Wasser tröstlicher und heilsamer Weisheit zur Löschung des verderblichen Eifers menschlicher Unvernunft und Blindheit geschöpft werde". Dem hochveranlagten Jüngling, der zu den ersten Schülern der erst im Frühjahr 1460 ihre Tätigkeit eröffnenden Hochschule zählte, war so reiche Gelegenheit gegeben, sich gründlich auszubilden für den hohen Beruf, dem sich der reife Mann mit der ganzen Kraft seines Wesens später hingab. Es ist bekannt, daß auch die Studierenden der mittelalterlichen Universitäten nicht immer Muster eingezogener, bescheidener und strebsamer junger Menschen waren, daß sie nur zu häufig als Kinder ihrer Zeit den Luxus liebten und sich Verletzungen der hinsichtlich der Kleidertracht bestehenden Verordnungen erlaubten. Auch Geiler von Kaisersberg machte keine Ausnahme. Wir erfahren, daß er bei seiner Meldung zum Lizentiatsexamen im Jahre 1463 einen Eid leisten mußte, in den nächsten beiden Jahren keine Schnabelschuhe, Zierketten und Armbänder zu tragen, zur Strafe dafür, wie ausdrücklich bemerkt wurde, daß er bisher solche getragen habe. Im übrigen war Geiler ein strebsamer und erfolgreicher Schüler, der in rascher Reihenfolge die akademischen Würden sich erwarb, bis er im Jahre 1464 unter den üblichen Zeremonien im Münster zum Magister befördert wurde. Sechs Jahre lang war er hierauf als Lehrer an der Freiburger Hochschule tätig. Um sich in den theologischen Wissenschaften zu vervollkommnen, begab er sich im Jahre 1470 an die damals in hohem Ansehen stehende Universität Basel, welche Erasmus von Rotterdam „den behaglichsten Musensitz" nannte. Hier lehrte der hochgebildete, vielseitige, trotzdem aber — ein so ansprechender Zug im Charakter der mittelalterlichen Größen — kindlich bescheidene und tieffromme Johannes Heynlin aus Stein im Bistum Speyer. In den Kreis seiner geistesverwandten Freunde wurde auch Johannes Geiler aufgenommen. Manche wertvolle Anregung wird hier der junge Magister empfangen haben bei dem Manne, der selbst über eine kraftvolle Beredsamkeit verfügte und einer der letzten ausgezeichneten Meister der realistischen Scholastik war. Bis zum Jahre 1476 weilte Geiler lehrend und lernend in den theologischen Wissenschaften in Basel, wo er sich auch ein Jahr vorher die theologische Doktorwürde erworben hatte. Im Frühjahr 1476 erschien eine Abordnung der Freiburger Hochschule in Basel, um dem bereits eines bedeutenden Namens sich erfreuenden Kaisersberger einen Lehrstuhl anzubieten. Nachdem die Frage der Besoldung des Theologieprofessors geregelt war, siedelte Geiler im April 1476 zum zweiten Male nach der Breisgaustadt über. Vom Herbste 1477 bis Frühjahr des folgenden Jahres war er Rektor der Hochschule. Im Sommer 1478 verließ er dann endgültig die gastliche Stadt, die ihm lieb geworden war, um bald darauf die hier erworbenen Kenntnisse zum Wohle des Volkes zu verwerten.

Schon während seines Aufenthaltes in Basel hatte sich Geiler am Münster seelsorgerisch betätigt. Doch bald kam er zur Einsicht, daß eine solche Wirksamkeit seiner Veranlagung nicht entsprach. Vom priesterlichen Beruf, besonders von der Verwaltung des Bußsakramentes hatte er eine so hohe Auffassung, daß seine ernste Gewissenhaftigkeit ihm nie Ruhe ließ über die Art wie er wirkte. Nach seinem eigenen Geständnis war er beim Beichthören äußerst langsam, unruhig und skrupulös, so daß er bereits absolvierte Beichtkinder oft zwei- bis dreimal zurückrief, um ihnen nochmals Rat und Zuspruch zu erteilen. Seine Natur, sein apostolischer Eifer und Tätigkeitsdrang zog ihn auf die Kanzel. Bereitwillig

nahm er deshalb das Anerbieten einiger angesehener Bürger aus Würzburg an, eine Predigerstelle in ihrer Stadt zu übernehmen. In Baden-Baden hatten ihm diese Männer gelauscht, er hatte einen so tiefen Eindruck auf sie gemacht, daß sie einen so mächtigen Kanzelredner ihrer Vaterstadt sichern wollten. Seine erste Predigt in der bayerischen Stadt hatte seine Anstellung unter den günstigsten Verhältnissen zur Folge. Es sollte anders kommen. Auf der Rückkehr von Basel, wo er sein Teuerstes, was er an Gütern besaß, seine Bücher holte, berührte er die Hauptstadt seines zweiten Heimatlandes, des Elsaßes. Peter Schott, der Ammeister Straßburgs, ein frommer und hochgebildeter Mann, welcher die Schäden seiner Zeit erkannte und um Besserung derselben in seiner Vaterstadt sich eifrig bemühte, lud Geiler ein, die neu zu schaffende Dompredigerstelle in Straßburg zu übernehmen. Er wies darauf hin, daß er zuerst der Heimat seine Dienste leihen müsse, entwarf ihm in bewegten Worten ein Bild der traurigen Zustände in der Stadt in sittlicher und religiöser Hinsicht und zeigte ihm, wieviel Gutes er hier wirken könne. Heimatliebe bestimmte den Kaisersberger, auf Würzburg zu verzichten und die Domkanzel Straßburgs zu besteigen. Besorgt wegen des langen Ausbleibens des sehnlichst erwarteten Lehrers sandten die Würzburger einen Boten nach dem Elsaß. Die Stadtbehörde ließ den Fremden in Gewahrsam bringen, bis man Geiler unwiderruflich festgelegt hatte. Der zweite Bote aus Bayern wurde darauf ehrenvoll empfangen, der Gefangene freigelassen und beide reich entschädigt, mit liebenswürdigen Briefen an die „guten Würzburger Freunde“ zurückgesandt.

Die Straßburger Dompredigerstelle wurde durch eine vom 1. April 1478 datierte Urkunde des Bischofs Robert von Baiern gegründet für alle Zeiten, die Art der Berufung, die materiellen Verhältnisse und die Verpflichtungen des Inhabers festgelegt. Eine schwere Aufgabe war es, die Geiler auf seine Schultern nahm. Nahezu unbegrenzter Opfermut, zäher Eifer und besonders reiche Fähigkeiten eines in jeder Hinsicht ganzen Mannes gehörten dazu, um den Anforderungen gerecht zu werden. Mit mannhafter Entschlossenheit übernahm der 33 jährige das verantwortungsvolle Amt, welches er 32 Jahre inne hatte. Wie die Stiftungsurkunde forderte, predigte er jeden Sonn- und Festtag, am Vorabend der großen Feste, in der Fastenzeit täglich, bei allen außerordentlichen Anlässen, in Zeiten des Krieges, der Pest, schlechten Wetters, bei Erscheinen eines päpstlichen Abgesandten oder einer anderen bedeutenden Persönlichkeit, endlich jeweils auf besonderes Verlangen der Kirchenbehörde, so daß er täglich oft zwei- bis dreimal die Kanzel besteigen mußte.

Bedenkt man die näheren Umstände des Ortes und der Zeit, unter welchen Geiler seine Tätigkeit entfaltete, so vermag man erst die volle Bedeutung derselben zu erkennen. In Wahrheit konnte kaum ein großartigerer Schauplatz für die Wirksamkeit dieses hochbegabten Mannes erdacht werden als Straßburg, „die Königin des Oberrheins“, deren hochragendes Münster stolz hinausschaute über ein Land, in welchem sich damals ein überaus mannigfaltiges geistiges und politisches Leben entfaltete, über ein Land, das zurückblickte auf eine sturmbewegte geschichtliche Entwicklung, deren Spuren man mit jedem Schritt begegnete. Die ehrwürdige Stadt selbst mit ihrer reichen Vergangenheit galt zu jener Zeit als Brennpunkt des geistigen Lebens und Strebens, und in etwa war sie ein Abbild der in Gesamtdeutschland bestehenden Zustände. Von einer solch hervorragenden Stätte aus konnte Geiler seine Mahnungen und Ratschläge in gewissem Sinne an das aufmerksam lauschende gesamte deutsche Volk richten.

Es kann an dieser Stelle nicht die fast unabsehbare Reihe der Geilerschen Predigten im einzelnen betrachtet werden. Wir müssen uns auf die Würdigung der Tätigkeit des trefflichen Mannes im ganzen beschränken. Ausgestattet mit einem umfassenden Wissen und herrlichen Gaben des Charakters, mit klarem Blick für die Erscheinungen des öffentlichen Lebens und die Zeichen der Zeit, mit ruhigem Verständnis für die Regungen der Menschenseele, machte es sich Geiler von Kaisersberg zur Lebensaufgabe, zu wirken auf dem ihm zugewiesenen weiten Arbeitsfeld, im Leben der Gesellschaft wie des einzelnen, bei hoch und nieder zu bessern und zu veredeln, Schäden zu beseitigen, wo sie bereits eingetreten waren oder solche zu verhindern. Große, herrliche Aufgabe, Menschenkräfte fast übersteigend! Zähe Energie und männliche Unerschrockenheit ohnegleichen waren nötig, zumal wenn es galt, gegen die hohen und höchsten Kreise sich zu wenden und die Auswüchse rücksichtslos aufzudecken und zu geißeln. Das aber gerade ist es, was uns die Person des Straßburger Kanzelredners so anziehend macht. Vor keiner Person machte er halt, wenn er wußte, daß hohe und die höchsten Güter auf dem Spiele standen. — Gegen weltliche und geistliche Größen, besonders gegen die zum Teil pflichtvergessenen Bischöfe, gegen ihre Herrschsucht, Anmaßung und Hochmut wandte er sich mit erquickendem Freimut, der ihm freilich manch bittere Feindschaft eintrug. Besonders lehrreich und bezeichnend ist jener Predigtzyklus, in welchem Geiler über Sebastian Brants „Narrenschiff“ sprach. In demselben entwirft er mit Meisterhand ein großartiges Bild seiner Zeit mit allen ihren Schwächen. Alle Torheiten der Völker und Stände, alle Tugenden und Laster werden hier behandelt. Hier tritt uns deutlich das auch bei Geiler vorhandene Merkmal weitblickender Universalität hervor, die wir bei allen großen Predigern des Mittelalters finden können. An diesen Vorträgen können wir erkennen, wie mächtig damals noch das kirchliche Leben in alle Aeußerungen politischen und sozialen Lebens eingriff; so verstehen wir, von welch weitreichendem Einfluß ein geistesstarker Mann der Kanzel im öffentlichen Leben sein konnte. Für jede Lebenslage, für jeden Stand und jedes Alter hatte der nach Form und Inhalt seiner Predigten unerschöpfliche Geiler ein Wort. Die Laurentiuskapelle ward bald zu klein, so daß im Jahre 1486 im Schiffe des Münsters eine neue Domkanzel erstellt wurde. Der Ruhm des Redners war auch zum König Maximilian I. gedrungen. So oft der Fürst nach Straßburg kam, hörte er Geiler. Später berief er ihn sogar an sein Hoflager, wo ihm der Kaisersberger mit aller Offenheit die Pflichten eines Fürsten auseinandersetzte. Friede unter den christlichen Völkern, gerechte Justiz für alle, Ruhe im Reiche seien seine großen Aufgaben. 1501 wurde Geiler kaiserlicher Kaplan.

Diese reformatorische Tätigkeit beschränkte sich keineswegs auf die Kanzel, sondern der Unermüdliche benützte jede Gelegenheit, um dem Niedergang, wo er sich äußerte, entgegenzutreten und für gesunden Fortschritt zu sorgen. Wo es galt, die Sache der Kirche, der öffentlichen Ordnung, wohlbegründete Interessen des Volkes, namentlich der Armen und Unglücklichen zu schützen, da war Geiler zu finden. Ueberall setzte er sich ein mit der ganzen Wucht seines Ansehens und seiner Kenntnisse für Beseitigung von Härten und Ungerechtigkeiten in der Gemeindegesetzgebung. Seinem Einflusse ist die Abschaffung der Bestimmung zu verdanken, daß den zum Tode Verurteilten die hl. Eucharistie, selbst wenn sie reuig seien, verweigert werde. Er trat unablässig ein für die Einrichtung wohltätiger Anstalten und deren gerechte, gewissenhafte Tätigkeit. Kein Wunder, daß dieser seltene Mann des Volkes von den Armen und Ausgestoßenen der Menschheit geliebt wurde wie ein Vater, der keine schönere Freude sich selbst bereiten konnte, als tröstend und helfend durch die Gassen der Stadt zu schreiten. Wie auf der Kanzel, so suchte er, wenn die Klugheit es gebot, im Stillen für die zum Teil heillose Verwirrung der kirchlichen Zucht, die Abschaffung schlechter Gewohnheiten bei kirchlichen Festen und für die Erziehung eines sittenstrengen, opferfreudigen Klerus zu wirken. Bei allen diesen Schritten achtete er aber stets peinlich darauf, daß die Reformen unbeschadet der kirchlichen Lehre und Tradition und unter Beobachtung des den Oberen schuldigen Gehorsams gefordert und durchgeführt wurden. Man konnte dem edlen, echt katholischen Mann kein größeres Unrecht zufügen, als ihn zum Vorboten der Neuerer zu machen. Es ist ein Beweis dafür, daß man ihn und seine Zeit nicht versteht, wenn man aus seiner reformatorischen Tätigkeit einen bewußten Gegensatz zur Kirche konstruiert. Aber es ist ein sprechender Beweis für die Lauterkeit seiner Absichten, daß er wohl gefürchtet, ja gehaßt wurde von jenen, deren Treiben er so unerschrocken geißelte, die ihm aber ihre Achtung nicht versagen konnten. Man muß unbedingt annehmen, daß Geiler sich niemals der schwärmerischen Verehrung derer erfreut hätte, deren kirchliche Gesinnung man nie in Zweifel zu ziehen wagte, die seinen Charakter und seine Absicht besser kannten als die, welche aus ihm gerne einen Vorläufer des religiösen Umsturzes machen möchten.

Ein solches Wirken hätte keine innere Festigkeit und keinen Erfolg gehabt, wenn Geiler nicht selbst durch das Beispiel seines Lebens die Lehren, die er gab, unterstützt hätte. Er war von hoher Gestalt, äußerst mager, spärlichem Haarwuchs, hatte eine mächtige Stirne, eine Adlernase, feuriges Auge, ein knochiges Gesicht. Die ganze Erscheinung, wie sie uns in den Porträts entgegenschaut, verrät Strenge und Energie. So muß der Mann sein, aus dessen Munde so strenge Worte flossen. Geiler war von beispielloser Bescheidenheit gegen sich selbst. Nur die notwendigste Nahrung nahm er täglich zu sich. Die Fastengebote hielt er mit gewissenhafter Strenge, ohne Gebrauch zu machen von der Dispens. Gegen andere dagegen war er eher zu milderer Auffassung bereit. Ueber alles haßte er den Müßiggang. Gebet, Arbeit und Almosengeben übte er fleißig. Um Mitternacht erhob er sich, um sein Brevier und eine Andacht zur Muttergottes zu beten. Des Abends zog er sich in sein bescheidenes Gemach zurück, ohne Licht, um zu beten und zu betrachten. Trotz der übermenschlichen Arbeit erschien er, so oft es nur irgend ging, beim Chorgebet. Ein Freund der Einsamkeit, wünschte er oft sich weit von der Welt zurückzuziehen, um ganz sich leben zu können. Nur dem Drängen seiner Freunde gab er nach. Aber mitten in der Welt bemühte er sich eines klösterlichen Lebenswandels. Die ihm bleibende Ferienzeit benützte er meist dazu, Wanderungen zu machen im Elsaß. Schroffe Berge, tiefe Wälder waren seine Freude. Da besuchte er die alten Pfarrkirchen und Kapellen, wandelte um den Kirchhof und betete für die Toten. Ein greiser Einsiedler im Walde bei Ammerschweier war sein Freund, den er beneidete um den Frieden in der stillen Natur. Er verschmähte irdische Güter. Was er an solchen besaß, hinterließ er den Armen. Ueber sein sonst so ernstes Wesen war wie ein lichter Schein versöhnend der schönste Zug des großen Mannes, eine kindliche Demut und Unschuld ausgegossen. So konnte er wohl heiteren Gemütes sein in täglichem Verkehr mit

den Auserwählten, die das Glück seines Umganges genossen. Mit zunehmendem Alter wurde der erfahrene Mann, der rings um sich die Verderben der Welt sich verschlimmern sah, ohne sie aufhalten zu können, von bitterer Enttäuschung heimgesucht, ein schmerzlicher Zug verdüsterte seine Züge. In seinem Kalender las man nach seinem Tode neben dem Geburtstag das Wort: dies calamitatis, Tag des Unglücks!

Nach einem arbeitsreichen Leben schlug auch für ihn, den wackeren Kämpen der Sache Christi, die Stunde der Ruhe. Nach und nach hatte er alle seine Jugendfreunde ins Grab steigen sehen. Er sehnte gewiß den Tag seines letzten großen Triumphes auf Erden herbei. Von einem heiligen Mädchen zu Augsburg wurde ihm mitgeteilt, daß sein Ende nahe sei. Er nahm die Botschaft mit heiterer Ruhe entgegen. Am 1. Januar 1510 predigte er zum letzten Male in der Kathedrale. Am Sonntag Lätare, den 10. März 1510, entschlief der Edle, umgeben von seinen Getreuen. Am folgenden Tag geleiteten ihn die Straßburger unter Wehklagen um den geliebten Lehrer zur letzten Ruhestätte. Seinem Wunsche entsprechend ruht er am Fuße der Kanzel, von wo er so lange das Volk gelehrt hatte. In seinem Testamente vergaß er niemand, der ihm auf dieser Erde teuer war, und den er liebte, seinen Gott, seine Adoptivheimat, seine Kanzel und die Armen. Der Tod Geilers, eine im Leben großer und einflußreicher Führer des Volkes oft beobachtete Tatsache, erfolgte unter merkwürdigen Zeitumständen. Er war dahingegangen unmittelbar vor dem Eintritt einer erschütternden Wendung der Weltgeschicke, der Glaubensspaltung des Abendlandes, gleich als ob der rächende Gott die Welt eines Lenkers berauben wollte. Geiler, der unerschrockene, glaubensstarke Mann, hätte unzweifelhaft einen mächtigen Einfluß auf die verhängnisvolle Bewegung ausgeübt, die sieben Jahre nach seinem Tode einsetzte.

So steht der gewaltige Mahner, der glaubensfeste Mann, der glühende Vaterlandsfreund vor der Nachwelt als ein Muster aller Tugenden, die einen Menschen, welcher auf so hohe Warte gestellt ist, groß und verehrungswürdig machen. Ganz Deutschland muß Anteil nehmen an dem 400. Todestage eines seiner größten und edelsten Söhne, der ihm in schwerer Zeit so große Dienste geleistet. Seine Mitwelt hat ihn erkannt, und sein großer Freund Sebastian Brant hat dem Gewaltigen ein schönes Denkmal gesetzt in dem Nachrufe:

Ein pflanzer der gerechtigkeit,
Ein besunder feyendt der boßheit,
Laster und böser werck ausrüter,
Der Sünde straffer und bedüter,
Ein trost und zuflucht aller armer,
Ein milter vater und erbarmer,
Senfft in zugang, früntlich und gütig,
Stil, uffrecht, dapffer und demütig,
Nit ein ausnehmer der personen,
Sein ler und straff thet niemals schonen,
Sundert mit gleicher wag und messen
Acht er der kleinen und der großen.

Ein Vorschlag zum bayer. Gebührengesetz.

Von

Rechtspraktikant Emil Stützel, München.

Der Entwurf des neuen bayerischen Gebührengesetzes, welcher dieser Tage den Landtag beschäftigt hat, enthält zwar eine Reihe von begrüßenswerten Neuerungen, die wohl geeignet sind, dem Staate die so sehr benötigten höheren Gebühreneinnahmen zu beschaffen, läßt aber leider eine andere erwägenswerte Einnahmequelle, die gleichfalls auf dem Gebiet des Gebührenwesens gelegen ist, außer Acht.

Es ist dies eine Gebühr für die gerichtliche Beurkundung der gemäß § 1718 BGB. mit § 167 Abs. II Freiw. Ger.-Ges. vor dem Vormundschaftsrichter erklärten Anerkennung der unehelichen Vaterschaft.

Ueber die Einführung einer solchen Gebühr in Bayern ist folgendes zu sagen:

1. Die gerichtliche Beurkundung des Vaterschaftsanerkenntnisses gemäß § 1718 BGB. dient lediglich dem Zwecke, die materiellen Ansprüche des unehelichen Kindes gegen seinen Vater festzustellen, nicht aber, wie die gerichtliche oder standesamtliche Beurkundung des Vaterschaftsanerkenntnisses gemäß § 1720 Abs. II BGB., dem ethischen Zwecke der Ehelichmachung des unehelichen Kindes durch den Vater. Die höheren Interessen, die hinsichtlich der Beurkundung der Vaterschaftsanerkenntnisse nach § 1720 Abs. II BGB. für die Beibehaltung der in Art. 92 Ziff. 2 des bisherigen bayerischen Gebührengesetzes bestimmten Gebührenfreiheit unzweifelhaft sprechen, fallen sonach hinsichtlich der Beurkundung der Vaterschaftsanerkenntnisse nach § 1718 BGB hinweg.

2. Gerade aus ethischen Erwägungen muß vielmehr der Einführung einer Gebühr für die gerichtliche Beurkundung der Vaterschaftsanerkenntnisse nach § 1718 BGB. ganz entschieden das Wort geredet werden. Auf den ersten Blick mag ja eine solche Gebühr als unmoralisch erscheinen, da man sagen kann, mit ihrer Einführung werde das Interesse des Staates an der Tatsache, daß möglichst viele uneheliche Kinder geboren würden und möglichst viele gerichtliche Anerkenntnisse unehelicher Vaterschaft erfolgten, bekundet. Dieser Einwand verkennt aber ganz und gar, daß die hier vorgeschlagene Gebühr keine Prämie, sondern eine Besteuerung für die uneheliche Vaterschaft bedeutet. Die Gebühr fördert die uneheliche Vaterschaft nicht, sondern wirkt ihr eher entgegen. Verfasser glaubt nun zwar selbst nicht, daß man die uneheliche Kinderzeugung, die in der Hauptsache wohl eine Folge der heutigen wirtschaftlichen Eheerschwerung ist, durch eine solche Gebühr ernstlich eindämmen kann; soviel steht aber jedenfalls fest, daß der Staat die Pflicht hat, die eheliche Kinderzeugung vor der unehelichen durch eine entsprechend hohe Besteuerung der unehelichen Vaterschaft in Form der hier empfohlenen Gebühr zu begünstigen. Daß der Staat auf diese Weise aus einer an sich verwerflichen Erscheinung des Lebens zum Nutzen der öffentlichen Finanzen einen Vorteil zieht, ist unter den nun einmal gegebenen Verhältnissen zweifellos noch das Beste und Richtigste.

3. Auch die Ergiebigkeit der Vaterschaftsanerkenntnisgebühr spricht für ihre Einführung. Da es eine Statistik über die alljährlich abgegebenen gerichtlichen Anerkenntnisse der unehelichen Vaterschaft nicht gibt, kann die Rentabilität der Gebühr allerdings nur schätzungsweise ausgerechnet werden. Daß die Zahl der unehelichen Vaterschaftsanerkenntnisse in Bayern jährlich eine sehr hohe ist, ist aber jedenfalls sicher.

So fielen z. B. allein in den zwölf Vormundschaftsreferaten des bisherigen Amtsgerichts München I, Abteilung A für Zivilsachen (seit 1. Januar ds. Js. durch Ministerialbekanntmachung mit der Abteilung B für Zivilsachen des bisherigen Amtsgerichts München I und dem bisherigen Amtsgericht München II zu einem einzigen Amtsgericht München vereinigt), soweit erinnerlich, jährlich ungefähr 3000 neue Vormundschafts- und Pflegschaftssachen an, von denen erfahrungsgemäß rund 1000 Vormundschaften über eheliche Kinder und Pflegschaften, die übrigen 2000 jedoch lediglich Vormundschaften über uneheliche Kinder betrafen. Schätzungsweise darf man sagen, daß von diesen 2000 unehelichen Kindern jedes Jahr mindestens vier Fünftel teils freiwillig, teils im Klageweg anerkannt wurden; wir haben also jährlich in allen zwölf Referaten des bisherigen Amtsgerichts München I, Abteilung A für Zivilsachen, zusammengenommen ungefähr 1600 uneheliche Vaterschaftsanerkenntnisse. Von diesen 1600 Anerkenntnissen darf man wiederum (schätzungsweise!) vier Fünftel, also 1280, als nach § 1718 BGB. und ein Fünftel, d. i. 320, als nach § 644 ZPO. zustande gekommen annehmen. Nimmt man nun weiter an, daß für jedes gemäß § 1718 BGB. erklärte Anerkenntnis dem beurkundenden Gericht eine Durchschnittsgebühr von fünf Mark zu entrichten wäre, so hätte das bisherige Amtsgericht München I, Abteilung A für Zivilsachen, allein an den bayerischen Staat jährlich $1280 \times 5 = 6400$ ℳ abführen können. Zu dieser nicht kleinen Summe wären alsdann in München noch die Abteilung B für Zivilsachen des bisherigen Amtsgerichts München I und das bisherige Amtsgericht München II mit ähnlichen Gebühreneinnahmen aus Vaterschaftsanerkenntnissen hinzugekommen.

Nicht überall in Bayern würde allerdings die Vaterschaftsanerkenntnisgebühr gleich ergiebig sein, da die Höhe der unehelichen Geburtenziffer bekanntlich großen lokalen Verschiedenheiten unterworfen ist.

Immerhin trafen in den Jahren 1891 bis 1900 nach den Aufstellungen der von der Münchener staatswirtschaftlichen Fakultät preisgekrönten Hindelangschen Schrift über „Die neuzeitliche Entwicklung der Fruchtbarkeitsverhältnisse, insbesondere in Bayern" (München 1909) auf je 1000 unverheiratete Frauen:

a) selbst in den am besten abschneidenden Regierungsbezirken der Rheinpfalz, Unterfrankens (mit Ausnahme Würzburgs) und des größten Teils von Schwaben je nach der Gegend bis zu 21 oder 21 bis 30 oder 31 bis 40 uneheliche Geburten;

b) in sehr vielen Bezirksämtern des rechtsrheinischen Bayerns (ohne Unterfranken und den genannten Teil Schwabens) sowie in den meisten unmittelbaren Städten wie Amberg, Ansbach, Augsburg, Bamberg, Freising, Hof, Landshut, Regensburg u. a. gleichfalls 31 bis 40 uneheliche Geburten;

c) in der Mehrzahl der Bezirksämter des rechtsrheinischen Bayerns (ohne Unterfranken und den größten Teil Schwabens), sowie in den unmittelbaren Städten Nürnberg, Fürth, Würzburg, Neu Ulm, Ingolstadt u. a. 41 bis 50 bzw. 51 bis 60 d. i. nicht sehr viel weniger uneheliche Geburten wie in München (Stadt);

d) in mehreren weiteren Bezirksämtern Oberbayerns, Niederbayerns und Mittelfrankens sowie in der unmittelbaren Stadt Rosenheim genau so viele — nämlich 61 bis 70 — uneheliche Geburten wie in München (Stadt);

e) in einigen wenigen Bezirksämtern Oberbayerns (z. B. in München-Land), Niederbayerns und Mittelfrankens sogar mehr — nämlich 71 bis 80 — uneheliche Geburten wie in München (Stadt);

f) in Erlangen allein 81 und mehr uneheliche Geburten.

Die Einführung einer Gebühr für die gerichtliche Beurkundung der unehelichen Vaterschaftsanerkenntnisse würde, wie man sieht, nicht nur in München, sondern auch im übrigen Bayern nicht unrentabel sein.

4. Uebrigens würde Bayern im Falle der Einführung der hier empfohlenen Gebühr unter den deutschen Staaten keineswegs alleinstehen. Von den sechs der Bevölkerungszahl nach größten deutschen Bundesstaaten (Bayern ausgenommen) erheben zurzeit fünf, nämlich Preußen, Sachsen, Baden, Hessen und Hamburg bereits seit mehreren Jahren eine Gebühr (bzw Hessen eine Stempelabgabe) für die gerichtliche Beurkundung der vor dem Vormundschaftsrichter gemäß § 1718 BGB. erklärten Vaterschaftsanerkennung; lediglich Württemberg kennt gleich Bayern eine solche Gebühr nicht.

5. Trotz des Beispiels fast aller größerer deutschen Bundesstaaten spricht aber anscheinend ein gewichtiges Bedenken gegen die Einführung der Gebühr. Nämlich dieses, es würden sich bei Einführung einer solchen Gebühr in Zukunft noch weit mehr Kindsväter als bisher veranlaßt fühlen, die freiwillige Anerkennung der Vaterschaft gemäß § 1718 BGB. zu verweigern, so daß in Zukunft die Vaterschaft der meisten Kindsväter erst durch den Streitrichter gemäß § 644 ZPO. festgestellt werden müßte. Hierauf ist zu erwidern, daß die Vormundschaftsrichter in Zukunft alle jene Kindsväter, die erst durch die Vaterschaftsklage zwangsweise zur Anerkennung der unehelichen Vaterschaft genötigt worden sind, die Gebühr nachträglich noch bezahlen lassen sollen, nachdem die Vaterschaft durch rechtskräftiges Urteil feststeht (§ 704 Abs. II ZPO.). Kein Kindsvater dürfte alsdann nur der Gebühr wegen, die er als Unterlegener im Rechtsstreit gerade so gut wie bei freiwilligem Vaterschaftsanerkenntnis zu entrichten hat, sich weigern, die uneheliche Vaterschaft gemäß § 1718 BGB. anzuerkennen.

Durch eine Erhebung der Gebühr auch im Falle der Verurteilung des Kindsvaters zur Anerkennung der Vaterschaft würde sich übrigens auch die Ergiebigkeit der hier vorgeschlagenen Gebühr erheblich steigern: so würde z. B. das bisherige Amtsgericht München I, Abteilung A für Zivilsachen, in der obigen Wahrscheinlichkeitsrechnung in der Lage gewesen sein, jährlich anstatt 6400 ℳ sogar 8000 ℳ (aus 1600 Anerkenntnissen) an den bayerischen Staat abzuführen.

In welcher Form und in welcher Höhe soll aber die Gebühr eingeführt werden?

Was die Form anbelangt, so wäre mit Baden und Hamburg auch für Bayern die reine Beurkundungsgebühr vor der hessischen Stempelabgabe (mit Notariatsgebührenzuschlag) und vor der preußischen und sächsischen Verbindung von Beurkundungsgebühr und Stempelabgabe schon deswegen vorzuziehen, weil wir in Bayern zurzeit förmliche Stempelabgaben und ein eigenes bayerisches Stempelgesetz nach Art Preußens, Sachsens und Hessens überhaupt nicht kennen. Eine Beurkundungsgebühr wird dagegen in Bayern bereits für die verschiedensten Rechtssachen erhoben.

Die Höhe der Vaterschaftsanerkenntnis-Gebühr sollte nach dem Vorbild sämtlicher obengenannter deutscher Bundesstaaten innerhalb eines bestimmten Spielraums jeweils von Fall zu Fall bestimmt werden. Eine Staffelung der Gebühr nach oben liegt im Interesse des Staatssäckels, eine Staffelung nach unten im Interesse des weniger leistungsfähigen Kindsvaters. Stellung und Vermögen des Kindsvaters sollten überhaupt das Entscheidende bei der Festsetzung der Höhe der Gebühr in jedem einzelnen Falle sein; die Bestimmung des § 1708 BGB., wonach der Unterhalt eines unehelichen Kindes nicht nach dem Stande des Vaters, sondern nach den Verhältnissen der Kindsmutter zu bemessen ist, steht der hier empfohlenen Bemessung der Anerkenntnisgebühr selbstverständlich nicht entgegen.

Es wäre demnach im Durchschnitt für jede gerichtliche Beurkundung der anerkannten unehelichen Vaterschaft dem Kindsvater vom Vormundschaftsrichter eine sofort zahlbare Gebühr von fünf Mark aufzuerlegen, welche von Fall zu Fall bis auf eine Mark herabgemindert oder bis auf zwanzig Mark erhöht werden könnte.

Um eine Konkurrenz der nach § 167 Abs. II Freiw. G.-G. gleichfalls beurkundungsberechtigten Notare mit den Gerichten zum Nachteil letzterer zu vermeiden, müßten ferner unter Abänderung des Art. 171 Ziff. 1 des bisherigen bayerischen Gebührengesetzes die Notariatsgebühren für die in § 1718 BGB vorgesehene Beurkundung des Vaterschaftsanerkenntnisses ebenfalls von einer Mark bis zu jeweils zwanzig Mark erhöht werden. Die Einführung der vorstehend gewürdigten Gebühr würde somit nicht nur dem bayerischen Staate, sondern auch dem bayerischen Notariat von Nutzen sein.

Heimkehr!

Wie ist es still! — Die Heide liegt
In ihrem weißen Flockenkleide,
Kein Ton, kein lauter Klang durchbricht
Die Einsamkeit, durch die ich schreite.
Die alten Hünengräber steh'n
Verlassen in dem Silberscheine,
Nur leise, linde Flocken weh'n
Und legen sanft sich auf die Steine — —

Ich wandre weiter durch die Nacht. —
Ein einsam Lichtlein aus der Ferne
Zeigt mir den Weg, heimlich und sacht
Durch eisigkalte Flockensterne . . .
Im Herzen aber, tief und warm,
Da blüht ein Lenz im schönsten Prangen,
Weil mich der Heimat trauter Arm
Bald wird in süßer Ruh umfangen — —

Eugenie Taufkirch.

Letzte Stunde.

Skizze von Freiherr v. Sturmfeder-Horneck.

Es ist Herbstabend. Eine niedere Stube, rauchgeschwärzt, in die eine armselige Lampe notdürftig Licht schafft. Von den grüngetünchten Wänden leuchten blaue Blumen und bunte Heiligenbilder.

Drückende Schwüle. Im Ofen knistert das Feuer. Trocknende Wäsche nimmt die Luft weg. Zwischen Ofen und Türe steht das zweischläfrige Bett. Darin in den rotgewürfelten Federbetten ein Kranker, abgezehrt zum Skelette. Schwer geht der Atem und stöhnend will er sich aufrichten. Leise erhebt sich am Fußende die Schwester und ist ihm behülflich. Am Bettrande schlägt der Rosenkranz an wie eine zarte Aufmunterung. Die halb gebrochenen Augen schauen fragend, und voll Verständnis lächelt die Schwester. Weinend legt die junge Frau auf den schweren Holztisch vor der Bank in der Ecke das weiße Tuch. In greller Farbe heben sich die roten Papierblumen ab und geben dem harten Weiß einen freudigen Ton.

Von der Wand blickt der Gekreuzigte auf die Verzweifelte. Sein Blick sucht den ihren. In der Kammer wimmert ein Kind. Wie Schluchzen kommt es vom Bette.

Im Hausflur hört man Tritte. Schwer und dröhnend, wie Bauern gehen. Von der Ferne ein feiner Ton. Lauschend sucht der Kranke den Kopf zu heben.

Der Erlöser kommt. Auf dem Weiherdamm wirft die Versehlampe Lichter ins Wasser. Wie ein glühendes Herz in Liebe entbrannt den Weg zeigend.

Im faltigen Gewande des Priesters fängt sich der Wind, als wolle er zur Eile drängen.

Immer lauter und mahnender tönt das Glöcklein. Auf dem feuchten und modernden Herbstboden knien Frauen und Männer. Die Türe geht in der Angel. Voll Sehnsucht zittern die schwachen Hände des Kranken. „Herr, ich bin nicht würdig, daß du eingehst unter mein Dach." Erfüllt ist die Stube von Licht und Wärme. Das stille Weinen der Frau verstummt. Freudige Wehmut durchzittert den Raum, der einer kleinen Kirche gleicht. Verschwunden die Armut. Reichtum vom Keller zum Dach, in jedem Balken, in jeder Fuge. Wie durchsichtiges Gewebe erscheint des Geistlichen Kleid. Verklärt sind die Hände, die den Heiland halten dürfen.

Des Sterbenden Augen werden lebendig. „Ich bekenne vor Gott." Hell leuchtet die Hostie. Unscheinbar und doch so zart. Des Priesters Hände beben in glühendem Feuer heiliger Liebe. Sehnsüchtig öffnen sich die Lippen. „Lamm Gottes, welches hinwegnimmt die Sünden der Welt."

Strahlend werden die Augen, sehen den Himmel erfüllt mit der Herrlichkeit und Liebe Gottes.

Draußen rieselt der Regen. Von der alten Eiche vorm Haus fällt langsam das Laub. Drinnen liegt geknickt ein junges Leben wie die Maien zu Fronleichnam im Frühjahr.



Neue Werke von Gebhard Fugel.

Der treffliche Meister christlicher Kunst, dessen Schaffen an dieser Stelle schon wiederholt gewürdigt worden ist, hat soeben eine Reihe neuer Bilder abgeschlossen, die ich vorweg im Atelier bewundern durfte, die aber auch binnen kurzem der Oeffentlichkeit vorgeführt werden sollen. Es handelt sich um einen Zyklus biblischer Darstellungen, die zur Herausgabe als Schulbilder bestimmt sind. Zwölf gehören dem Alten, zwölf dem Neuen Testamente an. Ihre Veröffentlichung, sei es in Steindruck oder Vierfarbentechnik, hat die Firma Joseph Kösel in Kempten übernommen. Die alttestamentarischen Szenen beginnen mit einer Darstellung des über den Wassern schwebenden Weltschöpfers. Daran schließt sich das Paradies mit Adam bei den Tieren. Dann kommt Kain, der nach geschehenem Brudermorde vom Herrn das Zeichen auf die Stirn gedrückt erhält — eines der eindrucksvollsten Bilder der ganzen Reihe. Es folgen Noe, Abraham; danach die Geschichte, wie Joseph verkauft wird; alsdann seine Erhöhung, letzteres ein ausgezeichnetes Kulturbild. Völlig anders ist der sich daran schließende Zug der Juden durch das Rote Meer. Zur Rechten und Linken wölben sich die glänzenden und schäumenden grünen Wellen und lassen zwischen sich die in unabsehbarer Ferne verschwindende trockene Bahn, durch die der Zug des heimwärts fliehenden Volkes sich bewegt; leuchtend zieht der Glanz der Sonne die Gasse über den Himmel weiter. Das nächste Bild zeigt Moses, wie er von Blitzen umzuckt am Sinai die Gesetzestafeln empfängt. Dann kommt das heilige Zelt, der erste Tempel der Juden, aufgestellt in einem rauhen Gebirgstale, wo man in der Ferne das wimmelnde Volk und dahinter das weitgebreitete Zeltlager sieht, derweil über dem Allerheiligsten die Wolke schwebt, die durch die Wüste den Weg zeigt. Das folgende Bild weist die Ueberführung der Bundeslade. Den Schluß der ersten Hälfte bildet die Darstellung des Elias, der um Regen betet. Der von ihm ausgesandte Knabe steht beobachtend von fern und sieht, wie das Gebet Erhörung findet, und die schwere Wolke über das Meer emporsteigt. — Die Reihe der neutestamentlichen Bilder beginnt mit der Geburt Christi. Die Szene ist zwiefach geteilt; unten sehen wir die Felsengrotte mit der heiligen Familie, Ochs und Eselein; das von dem Kinde ausgehende Licht erhellt den Raum. Farbig entsteht dadurch ein kräftiger Kontrast gegen die obere Hälfte des Bildes, wo in bläulicher Sternennacht die aus den mondbeglänzten Wolken hervorgegangenen himmlischen Heerscharen ihr Gloria in excelsis singen; in der Ferne sieht man die Hirten, denen die Verkündigung gebracht wird. Daran schließt sich sogleich die Darstellung des zwölfjährigen Jesus, der mit den Schriftgelehrten im Tempel disputiert, derweil im Hintergrunde das Elternpaar erscheint. Die nächsten Szenen sind die Berufung Petri und die Brotvermehrung. Ganz ungemein schön ist darnach das Gleichnis vom verlorenen Sohn, besonders auch wegen der so echt deutsch empfundenen Landschaft mit dem Felde, das soeben von dem daheim gebliebenen selbstgerechten Sohne gepflügt wird. Die Gruppe des wiedergefundenen Sohnes und des Vaters ist hervorragend schön, zumal wegen der glücklichen Verschmelzung naturalistischer und stilistischer Auffassung. Dann kommt die Auferweckung des Lazarus in einem düsteren Grabgewölbe, in das der Heiland, von den Schwestern und Angehörigen des Verstorbenen begleitet, hinabsteigt. Lazarus richtet sich soeben in seiner Gruft auf. Es folgt der Oelberg, ein tief eindrucksvolles Stück. Dann die Verspottung des dornengekrönten Heilands. Das Hauptbild ist selbstverständlich die Kreuzigung mit der Gruppe der drei Gerichteten, den heiligen Frauen und den übrigen bekannten Personen. Unten die würfelnden Kriegsknechte, oben die in düsterem Rot erloschene Sonne, deren seltsamer, unheimlicher Schein die Szene umzieht. Ganz herrlich durch blendend strahlende Lichtwirkung ist das Bild des siegbaft aus der Gruft hervorgehenden auferstandenen Heilands. Die Himmelfahrt ist prachtvoll komponiert. Unten die zurückbleibenden Jünger, oben der zu ihnen blickende, sie segnende Heiland, über dem der Himmel zwischen dunklen Wolken sich auftut und breite Lichtstrahlen herabsendet, die das Oben und Unten der Komposition in ruhigen schlichten Linien vereinigen. Das letzte Bild endlich zeigt zu Pfingsten die Ausgießung des heiligen Geistes mit dem predigenden St. Peter und unten im Vordergrunde mit der Taufe eines Neubekehrten. — Die Bilder sind durchweg so gehalten, daß sie einfach genug sind, um dem kindlichen Verständnis vollkommen zugänglich zu sein, ihm alle wichtigen Züge zu erklären und dabei zugleich den Ansprüchen großer Kunst zu genügen. Sie findet ihren Ausdruck in Ruhe und Hoheit der Komposition, in eindringlicher Charakterisierung. So bedeutet dieser Schulbilderzyklus Gebhard Fugels wiederum einen bemerkenswerten Fortschritt auf der Entwicklungsbahn des Künstlers. Die Bilder werden von Sonntag, den 13. März an im Saale des Hotels Union in der Barerstraße für wenige Tage ausgestellt sein. Der Besuch kann nur lebhaft empfohlen werden.

Dr. O. Doering-Dachau.

Ein Wort über Frenssen.

Von Fritz Decker, Düsseldorf.

Gustav Frenssen! Dieser Name bedeutet eines der merkwürdigsten Kapitel in der modernen deutschen Literaturgeschichte. Kein schmeichelhaftes, weder für die Rezensenten noch das Publikum.

Die „Sandgräfin" ging durchs Land, unhörbar, man sah sie nicht. Da kamen „Die drei Getreuen" heran. Hier und dort guckte man auf. Ein gutes Buch, sagen manche; ein herrliches, prächtiges, meinten einige wenige. Das war alles. Auch die „Getreuen" zogen, von der Masse unbemerkt, ihres Wegs. Da stampfte „Jörn Uhl" einher, und es gab ein gewaltiges Aufsehen und Aufhorchen. Die Kritiker — nicht gar so kritisch wie sonst — lobten den schier unerschöpflichen Reichtum an goldener Lebensweisheit. Die Gemütstiefe ward bewundert und der schalkhafte, zwanglose Humor. Den tönenden Schwung der Sprache hob man voll Anerkennung hervor und den wunderfeinen Zauber seiner Schilderungsart. Das alles hatte der Jörn-Uhl-Roman, gewiß — aber auch die drei Getreuen! Nur fehlte diesen jene öde Breite, die in Jörn Uhl sich schön zeigte und in den späteren Werken immer mehr sich ausdehnte; auch war die Frenssensche Sprache in ihnen noch nicht manieriert. Wer aber wagte das offen zu verkünden?! Kaum jemand! Es gibt Geistesepidemien. Der Jörn-Uhl-Enthusiasmus war eine solche.

Den Nutzen hatte Frenssen, der seine Pfarre in Hemme verließ und nun als Millionär in Blankenese wohnt. Ich gönne ihm seinen Reichtum von Herzen, aber er hat zur Zeit der „bitterbösen Geldsorgen" besseres geschaffen. „Alle Poesie kommt aus Not und Sehnsucht" ist ein altes Wort von ihm. Sein „Hilligenlei" war ein Abwenden von der reinen Poesie, es war das Bekenntnis eines Theologen mit erzählendem Rankwerk. Der Pastor führte auch Peter Moor bei seinem Feldzugsbericht über seine „Fahrt nach Süd-West" die Hand, denn ein einfacher, schlichter holsteinischer Soldat schreibt doch ein wenig anders.

Und nun wandert wieder einmal ein Dithmarscher Held umher, den Frenssen „Klaus Hinrich Baas" getauft hat. Auch der macht von sich reden, aber er hielte sich besser etwas stille, d. h. eigentlich kann er ja selbst nichts dafür, wenn man sich allenthalben mit seiner Person beschäftigt. Du lieber Gott! es gibt ja so viel müßige Leute, die eben auch einmal des langen und breiten über einen jungen ideal gesinnten Bauernjungen reden wollen, der nach Hamburg (die Hamburger behaupten, es wäre nicht „ihr" Hamburg!) kam, dort Kaufmann ward, Erfolg hatte und sich schließlich zum Vertreter eines groben Geschäftsmaterialismus entwickelt hat. Wer sich also für dieses Menschenleben interessiert, der muß 584 Seiten durchlesen, vieles, was gar nicht zur Entwicklungsgeschichte des jungen Baas gehört, mit in den Kauf nehmen, er muß ihn auf seinen Liebesabenteuern und in seine zwei Ehen hinein begleiten, darf auch mit ihm „übersee" reisen und Zeuge seiner schier märchenhaften Erfolge bei der Rettung einer fast verkrachten Hamburger Firma sein und — wenn er Ausdauer hat — dann darf er dem nach China in Geschäften abdampfenden Großkaufmann Baas zum Schlusse noch einen Gruß mit auf den Weg senden. Das alles darf er, und noch manches andere, wie z. B. sonderbare Wortbildungen anstaunen, wenn er eben Geduld hat. Ich hatte sie, allerdings wurde sie mir nicht leicht, und das nehme ich Frenssen eigentlich übel, denn ein Dichter darf nie langweilig werden. Und Frenssen wird's nur zu oft. Manch grüne liebe Oase ladet uns ja zu beschaulicher Ruhe und angenehmem Genuß in seinem Buche ein, aber es ist doch viel sandige Wüste um uns herum und auch wohl — Wüstes. Klaus Hinrich Baas und mit ihm Frenssen meint: „Ein rechtes Weib soll sein: sinnlich, reinlich, gütig." (S. 512.) Da halte ich es doch lieber mit Schiller:

„Schamhafte Demut ist der Reize Krone,
Denn ein Verborgenes ist sich das Schöne
Und es erschrickt vor seiner eig'nen Macht."
(Die Braut von Messina.)

Bühnen- und Musikrundschau.

Hoftheater. Neueinstudiert erschien „Hamlet" zum ersten Male auf der „Shakespearebühne" und zum ersten Male im Kostüm der Renaissance. Gegen letztere Behauptung wendet sich ein Berliner Theaterdirektor, der die Priorität des Gedankens für sich reklamiert. Für uns ist die Frage lediglich, ob die Idee gut ist. Die Einwände, welche eine Veröffentlichung der Intendanz gegen das traditionelle mittelalterliche Kostüm erhebt, erscheinen mir bestreitbar. So gehört zum Beispiel Goethes „Iphigenie" statt der Antike durchaus der Gedankenwelt des ausklingenden 18. Jahrhunderts an und dennoch würde sie uns in dieser Tracht so unmöglich erscheinen, wie die Helden Griechenlands und Roms, welche die Neuberin, die „Mutter der deutschen Schauspielkunst", im Kostüm der damaligen Gegenwart auf den Brettern agieren

ließ. Mit Hamlet aber verbinden wir nicht die Idee eines bestimmten Jahrhunderts und die Kostümkunde der Allgemeinheit ist auch nicht so eingehend, daß hier Illusionsstörungen zu befürchten sind. Die Hauptsache bleibt die Einheitlichkeit der Tracht, die dabei Wunderlichkeiten historischer Moden vermeiden muß. Auch ist es nötig, daß die Gewänder dem Charakter der Personen und der Handlung nicht zuwiderlaufen. Die im Hoftheater getroffene Wahl entsprach diesen Forderungen, darum erscheint die neue Kleiderordnung durchaus annehmbar. Es ist charakteristisch, daß bei den Bestrebungen der vereinfachten Szenenkunst man auf das Kostüm besonderen Wert legt. Die logische Konsequenz der Reform: „zeitlose Tracht“ gewinnt eben doch wenig Anhänger. Auch die schmucklose Bühne der Shakespearezeit sah ziemlich mannigfache und kostbare Kostüme, wenn man auch Anachronismen nicht ängstlich scheute, weil diese den Zeitgenossen ebensowenig fühlbar wurden im äußeren Bühnenbilde, wie im Text der Dichtung. — Für „Hamlet“ hat **unsere** Shakespearebühne mancherlei Modifikationen erfahren; der Architekturrahmen erschien weniger schematisch und frostig. Wertvoll war wieder die Schnelligkeit der Verwandlung. Einige Härten muß man freilich in Kauf nehmen. Daß der König in einer Art kärglich erhelltem Vorplatz vor einer Säule betend aufs Knie sinkt, befremdet, aber das sind schließlich Kleinigkeiten. In der ganzen Einstudierung, Regie und Textrevision bewährte sich Kilians feinfühlige Künstlerschaft. Die Titelrolle gestaltete **Lützenkirchen**; es war eine vornehm angelegte, verständige, packende Leistung. In der Maske blonder, nordischer Typus, vielleicht etwas zu behäbig. Letzteres suchte der Schauspieler durch eine oft sprudelnde Sprechweise zu neutralisieren, er war dadurch nicht immer leicht verständlich. Von einfacher Eindringlichkeit wurde der große Monolog gesprochen. Erschütternder wirkte im Sommer im Künstlertheater **Moissi** unter der Last eines Rächeramtes, das der Natur von Hamlets auf das Reingeistige, Kontemplative eingestellten Charakter widerspricht. Ein rascheres Tempo ist für die Szene mit der Mutter zu empfehlen. Den bisher zaudernd Abwägenden verstrickt ein blitzschneller Affekt in Schuld. Er tötet Polonius. Nur jäh auflodernder Zorn macht die Tat verständlich. Die anderen Darsteller waren zumeist gut, die Königin ein wenig kühl, bei Polonius ist die Komik möglichst zu dämpfen, immerhin müssen bei dem Schwätzer Qualitäten denkbar sein, die seine Berufung zum königlichen Ratgeber verständlich machen. Den König spielte **Steinrück**. Er dachte wohl bei der Maske daran, daß Hamlet den zweiten Gatten seiner Mutter mit einem Satyr vergleicht. Mir mangelten in diesem Genußmenschen die Züge der Verschlagenheit, die ihm den Weg zum Thron gebahnt, den er durch die Vernichtung Hamlets behaupten will. Das Publikum nahm die Tragödie mit starkem Beifall auf und ehrte die Darsteller durch zahlreiche Hervorrufe.

Schauspielhaus. „**Die Lehrerin**“, eine ungarische Dorfgeschichte in drei Aufzügen von **Alexander Brody**, gefiel dem größeren Teil des Publikums, das von Sentimentalitäten doch immer wieder gerührt wird, recht gut. Anfänglich wurden auch die feinfühligeren Zuschauer interessiert. Das ungarische Dorfkolorit hat den Reiz der Neuheit und das Milieu in seiner Dumpfheit, in dem der Bauer sich in sattem Behagen gefällt und der Geistige darbt, interessierte; später gestaltete sich jedoch die Geschichte nach dem altbewährten Rezept der Marlitt. Der Frauenjäger wird durch die wahre Liebe ein ganz anderer Mensch und legt dem braven, armen Mädchen, das rührende Beweise von Selbstlosigkeit gegeben, sein Herz und seine zahlreichen Millionen zu Füßen. Die arme Lehrerin wird zwischendurch von den ihr erfolglos nachstellenden Mitgliedern der Schulkommission in ein Disziplinarverfahren verwickelt. Ein paar Aeußerungen, die ihre Rechtgläubigkeit in Frage stellen und die Lektüre eines Zola'schen Romanes geben den Verschmähten den Vorwand hierzu. Uebrigens machen diese Bemerkungen auch nicht den Eindruck der Reife; reichlich albern ist auch, was diese „Sozialistin des Gefühls“ ihren Schulkindern über Staat und Regierung zu sagen weiß. Brodys Bühnenstück läßt sich somit nicht mit strengeren literarischen Maßen messen, vielleicht geht des Autoren Ehrgeiz nicht einmal so hoch. Bei einer in den Hauptrollen entsprechenden Besetzung mag es den minder strengen Beurteilern, wie es hier der Fall gewesen, einige Stunden die Zeit angenehm vertreiben.

Die Calderongesellschaft veranstaltet am Donnerstag, den 10. März im großen Saal des Hotels „Union“ München einen modernen Balladenabend, mit einem Vortrag des Dr. Pater Expeditus Schmid und Rezitationen von H. von Gumppenberg, Dr. Tim Klein (Manuskript) Lulu von Strauß Torney, Fontane, Münchhausen, Detlev von Liliencron und Kassandra von Schiller mit Musik von Schillings. Die Rezitationen werden vorgetragen von Frau Dr. Martha Steinhäuser. Am Klavier Herr Professor E. Bach. Eintrittskarten zu 3, 2, 1 M und 50 Pf. beim Portier des Hotel „Union“ und den üblichen Verkaufsstellen.

Aus den Konzertsälen. Die große **Musikhalle** in der Münchener Ausstellung ist so weit fertig gestellt worden, daß sie einer Akustikprobe unterzogen werden konnte. Trotz ihrer gewaltigen Größe wurde das leiseste Piano gut gehört; minder ideal klangen verschiedene Fortestellen. Die Sängerin Burk-Berger und das Konzertvereinsorchester hatten sich zu dieser Probe zur Verfügung gestellt. Die 3600 Plätze der Halle waren größtenteils mit Soldaten besetzt worden. Neuerdings hört man, daß die Musikhalle im Ausstellungssommer auch zu Variétévorstellungen benutzt werden soll. Diese scheinen mir in den Rahmen des Ganzen nicht recht passen zu wollen. — Gleich Chopins und Schumanns 100 Geburtstag fällt auch derjenige Otto **Nicolais** in das laufende Jahr (9. Juni). Prill gedachte im Volkssymphoniekonzert des Komponisten der „Lustigen Weiber“ schon jetzt durch seine Symphonie in d-moll Nr. 1 und die Ouvertüre über den Weihnachtschoral „Vom Himmel hoch da komm' ich her“, dessen Chor von Kindern der Zentralsingschule unter Hauptlehrer Goppelts Leitung sehr frisch gesungen wurde. Gewiß stehen diese Kompositionen hinter Nicolais Meisteroper zurück, doch bot die gediegene Wiedergabe sympathische Eindrücke. Sehr erfreulich wirkte Richard **Strauß**' Phantasie „**Aus Italien**“, die dem Dirigenten herzlichsten Beifall brachte. — Länger hat unseren Konzertsälen Bernhard **Stavenhagen** gefehlt. Seine starken pianistischen Vorzüge kamen vielleicht in Liszt' „St. Franziskus auf den Wolken schreitend“ zu stärkster Wirkung.

Verschiedenes aus aller Welt. In München starb Julius **Hofmann**, der sich früher in **Mannheim** und **Köln** als ein hervorragender Bühnenleiter lange Jahre hindurch erwiesen hatte. — In Paris hatte die „Törichte Jungfrau“, ein Drama von Henry Bataille, einem auch in Deutschland genugsam bekannten Sensationsdramatiker, großen Erfolg. Während die deutschen Korrespondenten einstimmig das Machwerk verurteilen, feiert die französische Presse Bataille als großen Dichter; immerhin schreibt auch Adolphe **Brisson**: „Der Untergrund dieses Stückes ist die Abschaffung jeder Zucht, jeder den Trieb einhegender sittlichen Regel, die Verkündigung des selbstsüchtigen Rechtes auf Glück“. — Das Wiener Burgtheatermitglied Gregori, der auch schriftstellerisch erfolgreich hervorgetreten, wurde zum Intendanten des Mannheimer Hoftheaters ernannt. — In Essen hatte die komische Oper „Heiterethei“ von Wilhelm Reich starken Erfolg. Das Libretto fußt auf Otto Ludwigs gleichnamiger Novelle, die Musik wird als vornehme Arbeit von gefälligem Charakter bezeichnet. — Leopold Demuth, der erste Heldenbariton der Wiener Hofoper, wurde bei einem Konzert in Czernowitz vom Schlage gerührt und starb. Der Künstler gehörte als Wagner- wie als Mozartsänger zu den bedeutendsten der zeitgenössischen Bühne. — Das auf Veranlassung des Fürst-Primas Karl Theodor v. Dalberg erbaute Theater in Aschaffenburg feierte den Gedenktag hundertjährigen Bestehens. — In Stuttgart wurde die in Wien und an vielen preußischen Bühnen verbotene Militärsatire von Rößler und Roda Roda „Der Feldherrnhügel“ erfolgreich gegeben.

München. **L. G. Oberlaender.**

Vom Büchermarkt.

(**Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.**)

Gedanken über zeitgemäße Erziehung und Bildung der Geistlichen. Von Prof. Dr. Heinrich Schrörs. M 2.—. (Paderborn, Ferdinand Schöningh.)

Ueber Arbeiterseelsorge. Briefe an einen städtischen Vikar, von Prof. Dr. J. Beck. (Verlag der Universitätsbuchhandlung O. Gschwend in Freiburg, Schweiz.) I. Heft: 1. bis 11. Brief. VIII und 110 S. Fr. 2.—. II. Heft: 12. bis 20. Brief. IV und 166 S. Fr. 3.—.

Sophie Barat. Ein Gedenkblatt zu ihrer Seligsprechungsfeier von E. von Handel-Mazzetti. Geb. M 3.—, brosch. M 2.—. (Ravensburg, F. Alber.)

Welche Beamtenlaufbahn kann ein Volksschüler ergreifen? (Eine Belehrung für Eltern und Schüler von A. Eckardt. 8°. 32 S. 40 Pfg. (Baden-Baden, Pet. Weber.)

Mehr Literaturpflege! Von Heinrich Falkenberg. 75 Pfg. (Bonn, Carl Georgi.)

Wird das heutige Theater seiner volkserzieherischen Aufgabe gerecht? Von Hans Ellger. (Duisburg, Dietrich & Hermann.)

Lebensbilder unserer Klassiker. Mit Porträts. (Berlin und Leipzig, Bong & Co.).

Wirkung des galvanischen Stromes bei Erschöpfungszuständen des menschlichen Gehirns. Vortrag von Dr. Aub. M 1.—. (München, Otto Gmelin.)

Wahnsinnige als Herrscher und Führer der Völker. Psychiatrische Studien aus der Geschichte. Von Prof. P. J. Kowalewskij. Aus dem Russischen übersetzt von W. Henkel. I. Teil. M 3.—.

Kirchengeschichte in Quellen und Texten. I. Teil. Altertum und Mittelalter. In deutscher Uebersetzung von Dr. theol. Gregor Schwamborn. (Neuß, L. Rutz.) 8° XVI und 147 S. Kart. M 1.80.

Gesammelte apologetische Volksbibliothek. Erster Band. (Volksvereins-Verlag G. m. b. H. M.Gladbach). 484 S. 8°. Geb. M 2.40.

Die kirchenpolitischen Kämpfe in Preußen gegen die katholische Kirche. Sonderabdruck der Artikel von Dr. Julius und Dr. Karl Bachem aus dem Staatslexikon der Görres-Gesellschaft. M 0.60. (Freiburg i. Br., Herder.)

Stimmen vom Berge. Illustr. Halbmonatsschrift für die studierende Jugend. Redigiert von Oberlehrer Joh. Sartorius und Religionslehrer K. Faustmann. 17. Jahrg. Pro Jahr M 1.30, von 25 Exemplaren ab M 1.—. (Mainz, Druckerei, Lehrlingshaus.)

Soziale Revue. Zeitschrift für die sozialen Fragen der Gegenwart. Begründet von Dr. F. Burg. Herausgegeben von Dr. Anton Retzbach. X. Jahrg., jährl. 4 Hefte M 4.40. (Essen-Ruhr, Fredebeul & Koenen.)

Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Heft 5 und 6. Kralik oder Muth? Ein Wort zum katholischen Literaturstreit der Gegenwart. Von Joseph Pfeneberger. (Hamm i. W., Breer & Thiemann.)

Polnisch-deutscher Beichtspiegel mit Erklärung der Aussprache. Ein Hilfsbüchlein für Geistliche von P. Nazarius Sasse, 4. Aufl. M —.60. (Paderborn, Bonifazius-Druckerei).

Die öftere und tägliche Kommunion der Kinder, namentlich in geistlichen Erziehungsanstalten und an Klosterschulen. Von Dr. J. Prötzner. M 0.60. (Paderborn, Bonifazius-Druckerei.)

Finanz- und Handels-Rundschau.

Für die Entwicklung der Börsen bleibt als Hauptfaktor die Beurteilung der Wirtschaftslage in der heimischen Industrie. Seit kurzer Zeit ist dem Haussetaumel und den planlosen Kurstreibereien ein energisches Halt entgegengesetzt worden. Die Interessenten beurteilen die derzeitige Situation von Handel und Industrie, besonders die zukünftige Gestaltung derselben durchaus nicht mehr so rosig und einseitig als par exemple bei Jahresbeginn. Seit den von kompetenter Seite bekannt gewordenen Auslassungen über die momentane Lage der schlesischen Montanindustrie und den hierbei gemachten pessimistischen Anschauungen über die zukünftige Entwicklung dieser schlesischen Industriezentrale hat der Verkehr allgemein bedeutend abgeflaut. — Die unsichere und tendenzlose Haltung der Neuyorker Börse lässt auch auf amerikanische Verhältnisse kein günstiges Urteil zu, wenn auch die Berichte vom amerikanischen Eisenmarkt im grossen und ganzen noch befriedigen. — Für unsere heimische Börsen- und Handelslage kommt jedoch als weit wichtiger die Entwicklung des deutschen Geldmarktes in Betracht. — Der letzte Ausweis der Reichsbank zeigte eine Verschlechterung von bedeutendem Ausfall. Die steuerfreie Notenreserve und der Metallbestand der Bank weisen besonders starke Verminderungen auf. Zurückzuführen ist diese Verschlechterung im Status auf den starken Geldbedarf für die Einzahlungen der neuen Anleihen des Reiches und Preussens. Auch der regelmässig wiederkehrende starke Bedarf für Dividendenzahlungen und zum Quartalswechsel für Hypothekengelder und Kuponseinlösungen wird dem flüssigen Geldmarkt viel von seiner bisherigen, fast sprichwörtlich gewordenen permanenten Abundanz nehmen. Dem heimischen Geldmarkt wird daher für die nächsten Wochen wiederum erhöhte Beachtung zu schenken sein. — Ueber die industrielle und kommerzielle Entwicklung bei uns war in allen Geschäftsberichten der Banken über das abgelaufene Jahr genügend doziert worden. Auch den inzwischen publik gewordenen Abschlüssen der Diskontogesellschaft, Darmstädter Bank, Deutschen Bank, Dresdener Bank u. a. ist die kolossale Entwicklung des Handels und Verkehrs in Deutschland zu entnehmen. Die Deutsche Bank z. B. erzielte im Jahre 1909 einen Gesamtumsatz von 101 Milliarden Mark und beschäftigt über 5000 Beamte. Aehnliche Ziffern zeigen im Verhältnis die weiters genannten Institute. Die Dresdener Bank beschloss die Errichtung von Filialen in Stutgart, Breslau und Paris unter Uebernahme von bedeutenden Banken. Derartige Massnahmen zeigen, dass in den leitenden Bankkreisen auch weiterhin hinsichtlich der industriellen und kommerziellen Zukunft die besten Meinungen vorherrschen. Auch der Bericht der Reichsbank für 1909 dokumentiert die wirtschaftliche Besserung, nur dass das Erträgnis durch die niedrigeren Zinssätze erheblich geschmälert worden ist. An Dividenden für 1909 kann die Reichsbank daher nur 5,83 % statt 7,77 % erklären. Die Umsätze bei der Reichsbank im abgelaufenen Jahre haben sich jedoch um 25 Milliarden erhöht. Die Reichsbankhauptstelle in München zeigt allein schon eine Mehrung des Umsatzes von über 105 Millionen Mark. — All diese Ziffern von gigantischem Umfange blieben verhältnismässig einflusslos auf die Tendenz der Börsen. Das Publikum — sowohl die Kleinkapitalisten wie auch die Spekulation — beteiligt sich nur mehr geringfügig an den Vorgängen an den Börsen, beachtet vielmehr kritisch alle neuen Meldungen vom Industriebezirk, wie auch hinsichtlich des Geldmarktes und neuerdings auch in bezug auf die politischen Verhältnisse. Einzelne Werte, wie die Schiffahrtsaktien, bleiben Favoritpapier und erzielen bei grossen Umsätzen immerhin ansehnliche Kurserhöhungen. Die türkischen Kriegsvorbereitungen wie die Vorgänge am Balkan bilden für die Börsenkreise schon wegen der neuen Balkananleihen ein grosses Hemmnis und genügend Grund zur Vorsicht und Reserve. — Am deutschen Montanmarkt bedingen einzelne Lichtblicke, wie günstige Aussichten auf Verlängerung der internationalen Zinkkonvention, das Zustandekommen des ostdeutschen Roheisensyndikates, eine etwas gebesserte Haltung. Der Abschluss der Gelsenkirchener Gesellschaft, welche wiederum 9 % Dividende bezahlt, blieb einflusslos. — Die nächste Zeit wird den Börsen wenig Aenderung bringen. Es bleibt abzuwarten, wie die Geldmärkte sich zum Quartalstermin ändern. Am Fondsmarkt ist in nächster Zeit keine Erhöhung zu erwarten, immerhin bilden Fonds und Renten bei ihrer stabilen Verzinsung und inneren Bonität in zweifelhaften Zeitläuften stets für den Kapitalisten den besten Fundus. **M. Weber.**

Bankbilanzen. **Die Direktion der Discontogesellschaft in Berlin** erhöht ihre Dividende von 9 % auf 9½ %. Hervorzuheben ist bei dem Bilanzergebnis dieser Bank der kolossale Effekten-Mehrgewinn von über 5,9 Millionen Mark. — **Die Dresdener Bank** erzielte, wie aus dem uns eingesandten Bilanzergebnis ersichtlich, einen Reingewinn von ca. 22,13 Millionen Mark — 19,2 Millionen Mark im Vorjahre — und verteilt eine Dividende von 8½ % (7½ % im Vorjahre). Die Bank erhöht ihr Kapital um 20 Millionen Mark behufs Errichtung der oben genannten Filialen und sonstigen Betriebsmittel-Vergrösserungen. **Die Deutsche Bank** erhöht gleichfalls ihre Dividende um ½ % auf 12½ %. — **Die Darmstädter Bank** zahlt 6½ % (im Vorjahre 6 %) Dividende und erhöht das Kapital um 6 Millionen auf 160 Millionen Mark behufs Uebernahme der **Bayerischen Bank für Handel und Industrie in München.** Letztere Bank erklärt für 1909 wiederum 5 % Dividende und empfiehlt den Aktionären diese Fusion mit der Darmstädter Bank. — **Die General-Versammlung der Bayerischen Notenbank** genehmigte die Verteilung der Dividende von 10 % wie beantragt.

Die Heilmannsche Immobilien-Gesellschaft, Münchens bedeutendste Terraingesellschaft, übersendet uns ihren Geschäftsbericht für das abgelaufene Gesellschaftsjahr. Der Gewinn von ℳ 36,787.21 wird vorgetragen, sodass der Gesamtgewinn-Vortrag nunmehr 3,050 Millionen Mark beträgt. Die Lage der Gesellschaft und ihre Zukunftsaussichten sind gute. M. W.

Ausstellung München 1910. Die Musterausstellung von Musikinstrumenten, die in Verbindung mit den Musikfesten in der neuen großen Festhalle der Ausstellung veranstaltet wird, soll neben dem umfassenden instrumental-technischen Teil auch um eine besonders interessante Abteilung von Verlagswerken bereichert werden. Auch die Entwicklung des modernen Notenstiches wird eine eingehende Darstellung erfahren.

Die Münchener Jahresausstellung 1910 im Kgl. Glaspalast, welche in der Reihenfolge dieser Veranstaltungen die siebzehnte ist, wird wie alle früheren, so auch in diesem Jahre am 1. Juni eröffnet und dauert bis Ende Oktober. Satzungen und Ausstellerpapiere, welche alle Bestimmungen wegen persönlicher und korporativer Beteiligung enthalten, sind schon jetzt an alle größeren Künstlerkorporationen verschickt worden.

Seiden-Mode-Bericht. Es schreibt uns das bekannte Seidenstoff-Versandhaus Adolf Grieder u. Cie. in Zürich! Seidenstoffe haben sich wieder mehr denn je in der Gunst der Mode und der der eleganten Welt festgesetzt. Die Schneider-Kleider (Tailor made) gelten nicht mehr als high fashion, sie haben den französischen Kleidern (Robe couturière) Platz machen müssen und für diese werden Seidenstoffe bevorzugt. Den I. Rang behaupten glatte einfarbige Seidenstoffe in weichen, fließenden Geweben, wie Duchesse, Drap de soie, Peau de soie, Crêpe de Chine, Crépons de fantaisie, Eolienne und Moire, die in ungemein reichen Farbensortimenten gebracht werden und in welchen die Lila-, Erika- und Fraise-Töne eine Hauptrolle spielen. Auch die Glacé und Caméléon (changeant) werden in weichen Bindungen wie Surah, Taffetas Chiffon, Louisine, Messaline usw. gebracht und zu Blusen und Roben in Verbindung mit Gold- und Silbertüllen viel verarbeitet. Ein großer Sommer-Artikel sind die Rohseiden, sowohl echte chinesische Tussors und Shantung als auch ähnliche inländische Erzeugnisse. Diese Rohseiden sind, wie der Name schon besagt, Ecru-Farben, doch werden sie auch in allen neuen Farben eingefärbt und teilweise creponiert. In den leichteren, dünnen Geweben finden sie Verwendung als Roben und in der festen starken Ware als Staub- und Automobil-Mäntel. Für Gesellschafts-Roben werden viel Moires auf weichen Geweben, wie Bengalines und Eoliennes, gebracht; Moire Renaissance und Moire Alexandra werden bevorzugt. Blusen werden wieder in größter Mannigfaltigkeit viel getragen, aber nicht nur in Weiß, sondern hauptsächlich in Farbig. In Fantasiestoffen, die meist für Blusen Verwendung finden, wird eine Fülle von neuen Kombinationen gebracht und macht man herrliche Streifen- und Carreau-Effekte auf Surah und Diagonalbindungen. Das beliebteste, praktischste und angenehmste Straßenkleid par Excellence ist von jeher die Foulard-Robe gewesen. Nachdem die Foulards jahrelang von der Mode vernachlässigt waren, sind sie jetzt wieder zu höchsten Ehren gezogen worden. Wir werden eine ausgesprochene Foulard-Saison bekommen. Diese neuen Foulards sind meist doppelbreit, in kleinen Dessins auf modernen Bindungen.

Die siebente Romfahrt um die Osterzeit unternimmt heuer Prof. Dr. Konrad Miller aus Stuttgart, der sich durch solche Reisen nach Italien und fünf je vierwöchige „Deutsche Mittelmeerreisen" seit 1905, denen im kommenden Sommer die sechste nach Athen, Konstantinopel, dem Schwarzen und Kaspischen Meere bis Baku und Derbend folgen soll, den Ruf eines ebenso umsichtigen und Vieles bietenden wie billigen Reiseführers bei Tausenden deutscher Landsleute erworben hat. Was man nur immer Sehenswürdiges und Bewundernswertes in Italiens Hauptorten und Umgebung kennt und in der knappen Frist von 18 Tagen zeigen kann, bietet die heurige Romfahrt in denkbarster Vollkommenheit. Ueber die Einzelheiten des Reiseplans unterrichtet der Prospekt, welcher gratis versandt wird. (Näheres im Inseratenteile.)

Interessante Schriften über die kommende Umgestaltung der Erde, die Politik Deutschlands, die Zukunft, das Ende der Welt, Vergangenheit, religiöse Prophezeiungen, russisches Barbarentum usw. werden in einem der heutigen Nummer beiliegenden reichhaltigen Spezialverzeichnis der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz in Regensburg angeboten. Die Preise der angekündigten Schriften des bekannten Verlages sind durchweg außerordentlich billig, so daß es sich für jeden unserer verehrten Leser empfiehlt, den Prospekt einer gründlichen Durchsicht zu würdigen. Dieser zeigt den Weg, wie man auf billige Weise zur Kenntnis des Inhalts hochwichtiger Schriften gelangen kann.

Die „Allgemeine Rundschau" ist im Abonnement und Einzelverkauf erhältlich in der Herderschen Buchhandlung Berlin W. 56, Französischestraße 85a, Telephon I 8239.



Tonhalle.

Konzertverein München e. V.

Mittwoch, den 9. März
8 Uhr abends

Volks-Symphonie-Konzert

Dirigent: Hofkapellmeister Paul Prill.
Solist: Konzertmeister Erhard Heyde.

Beethoven:

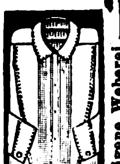
Konzert für Violine mit Orchester.
Siebente Symphonie.

Kartenverkauf an der Billettenkasse der Tonhalle (Türkenstrasse) bei M. Rieger, Universitätsbuchhandlung, Odeonsplatz, und im Billettenkiosk am Lenbachplatz.



König Otto-Bad b. WIESAU (bayr. Fichtelgeb.) 520 m ü. d. M.

Alteingeführtes, heilkräftigstes Stahl- u. Moorbad. — Elektro-Hydrotherapie, Gymnastik, Massage usw. — Hervorragende Erfolge bei Blutarmut, Herz- u. Nervenkrankheiten, Frauenleiden, Ischias, Gicht, Rheumatismus usw. = Saison ab 15. Mai. = Prospekt kostenlos. **Dr. med. Becker.**



Eigene Weberei

'Rein seidene Gesundheitswäsche

die angenehmste, gesündeste und haltbarste, ärztlich empfohlen, allseitig lobendst anerkannt, liefert nach Mass I. deutsche und österr. Seidenwäsche-Manufaktur

M. Müller, Dresden, Elisenstr. 61.
Tetschen a. E.

Probehemd M. 8—9. — Preisliste, Muster ab Dresden.

Romfahrt

über Ostern, 18 Tage
durch ganz Italien.
Gesamtkosten: **320 Mk.** in II., **230 Mk.** in III. Klasse.
Prospekte von
Professor Miller,
Staffkenberg 54, Stuttgart.

Bad Bertrich.
St. Vincenzhaus.

Von Schwestern geleitetes Kurhaus. Gegenüber den Kuranlagen. Grosse Veranda.
Kurgemässe Küche. Reine Weine.
Man verlange Prospekt.
Die Oberin.

Diener

34 Jahre alt, Württemberger, **sucht** anderweitig **dauernde Stellung** für jetzt oder später. Angebote erbeten an S. M. 1 **Diener,** Château de Wez par Hollain (Hainant) Belgien.

Frische westf.
: Trinkeier :

versendet von 100 St. an. 100 St. zu Mk. 8.50. Garantie für jedes Ei.
Hermann Heuel, Lüdenscheid — i. Westfalen.

Reise-Cheviot

Eleganter Anzugstoff, reine Schafwolle, unzerreißbar, modern u. echt, 140 cm breit, 3 Meter für 12 Mark franko. Direkter Versand guter Stoff-Neuheiten z. Herrenanzügen, Paletots, Hosen. Billigste Preise. Fordern Sie Muster frei ohne Kaufzwang; W. Boetzkes, Düren 81, Rheinld.

St. Josefshaus

Waldernbach (Nassau)

Heilanstalt für Alkohol- und Nervenkranke.

Angenehme Sommerfrische für erholungsbedürftige Herren. Dicht am Rande prächt. Tannen- u. Buchenwaldungen. Herrliche Lage in romantischer Gegend mit Gebirgssee in nächster Nähe. Gesunde, nervenstärk. Waldesluft. Sachverständige Behandlung und liebevolle Pflege. Gelegenheit zu zerstreuender Beschäftigung in Haus und Garten und zu Unterhaltungsspielen (auch Kahnfahren). Komfort. Badeeinrichtung. Tägl. Gottesdienst in eig. Hauskapelle. Geistl. und ärztl. Leitung. Nähere Auskunft erteilt die Direktion.

Enderich, Pfarrer.

Dem hochwürdigen Klerus

empfehle mich zur Anfertigung von sämtlichen Kleidungsstücken. **Spezialität:** Talare in beliebigen Formen, wie auch Leo-Krägen. Reichhaltiges Lager in- und ausländischer Stoffe.

Anton Rödl, Schneidermeister, Ed. Walz Nachf. **München,** Löwengrube 3.
Lieferant des Georgianums.

Qualitätsrauchern

empfiehlt sich das

Zigarren-Import-
und
Versandgeschäft
Oscar Perseke
Eisenach i. Th.

Religiöse Kunstgegenstände

als Statuen, Kruzifixe, Leuchter, Ampeln, Lourdesgrotten, Heiligenbilder in allen Grössen und Ausführungen mit und ohne Rahmen. Ferner Geschenkliteratur, Gebet- und Erbauungsbücher. Billigste Bezugsquelle aller Devotionalien, Rosenkränze, Sterbekreuze, Skapuliere, Weihwasserbehälter, Buchschliessen, Medaillen, Gebetbuchmerker, Broschen usw. — Lourdeswasser in Original-Literflasch. m Verpackung ℳ 1.40.

Preisverzeichnisse gratis und franko

Joseph Pfeiffers
religiöse Kunst- und Verlagshandlung, Kunstanstalt für Statuen usw. (D. Hafner)
München, Herzogspitalstr. 5 u. 6.

Kranken und Rekonvaleszenten

empfehle ich meinen vorzügl.

Medizinal-Blutwein

(halbsüßer, kräftiger griechischer Rotwein)
per Flasche 1.20 Mk.
Josef Wittmann,
Weingroßhandlung,
München, Christophstr. 9.
Telephonruf **346.**

Naturreinen Waldhimbeersaft
(Proben gratis) liefert bei Abnahme von 15-¾ literfl. an
Rich. Lohmann, Brilon i/W.

Zur Umgestaltung eines katholischen Verlag- und Sortimentsunternehmens

in eine Gesellschaft mit beschränkter Haftpflicht werden

Geschäftsteilhaber gesucht.

Verlagszweck: Herstellung guter und billiger Volksliteratur, sowie apologetischer Schriften für Massenvertrieb. Gefällige Angebote unter „Volksverlag" 9225 vermittelt die Geschäftsstelle der „Allgem. Rundschau", München.

Filiale der
Dresdner Bank in München
München, Promenadeplatz 6.
Hauptsitze: Dresden-Berlin.

Aktienkapital 180 Millionen Mark.
Reserven ca. 52 Millionen Mark.

Verwaltung offener Depots.

Wir nehmen Wertpapiere **zur sicheren Aufbewahrung und Verwaltung** entgegen und besorgen alle hiermit zusammenhängenden Arbeiten, wie den Einzug der Zinsscheine, die Ueberwachung von Auslosungen, Kündigungen und Konvertierungen, die Erhebung neuer Zinsscheinbogen, Ausübung von Bezugsrechten u. s. w.

Die Gebühr für Aufbewahrung und Verwaltung beträgt **30 Pfg. für je M. 1000.—,**
mindestens M. 3.— pro Jahr.

In Verbindung mit den Depots werden laufende Rechnungen geführt, auf denen die fälligen Zinsscheine, Bareinzahlungen und Auszahlungen, Effektenumsätze, Scheckentnahmen und dergl. verbucht werden. Guthaben auf solchen Rechnungen verzinsen wir z. Z. mit 2%.

Vermietung stählerner Schrankfächer.

In unserem **feuer- und einbruchsicheren Tresor** vermieten wir Schrankfächer verschiedener Grösse, welche unter **eigenem Verschluss des Mieters** und Mitverschluss der Bank stehen, zur Aufbewahrung von Wertgegenständen. Der Mindestpreis beträgt **M. 12.— pro Jahr** bezw. **M. 2.— pro Monat.**

Entgegennahme von Bareinlagen.

zur Verzinsung auf **Scheck-Conto** od. gegen **Kassaschein.**

Verzinsung erfolgt zur Zeit	bei täglicher Kündigung mit	2%
	„ 1 monatl. „ „	2½%
	„ 3 „ „ „	3%
	„ 6 „ „ „	3½%
	auf längere Termine nach Vereinbarung.	

Wir besorgen alle sonstigen in das Bankfach einschlagenden Geschäfte und erteilen auf Wunsch nähere Aufschlüsse.

Die Bank beobachtet über alle Vermögensangelegenheiten ihrer Kunden strengste Verschwiegenheit gegen jedermann, besonders gegenüber den Rentämtern und allen anderen Behörden.

Die Bestimmungen für alle Zweige des Geschäftsverkehrs sind an unseren Schaltern erhältlich oder werden auf Verlangen portofrei zugesandt.



Ein Urteil über meinen Weihrauch:

Wiederholt habe ich von B. Fahr in Fulda den Weihrauch für meine Pfarrei bezogen. Dieser Weihrauch zeichnet sich durch **einen feinen Wohlgeruch aus,** ist **feinkörnig** und erzeugt schon bei **recht sparsamem Gebrauch** rasch einen schönen Rauch. Die Verpackung in Blechbüchsen ist für längere Aufbewahrung besonders praktisch. Der Weihrauch ist darum besonders zu empfehlen. E., den 21. Jan. 1909.
B., Pfarrer.

1 Kilo **Bonifatius-Weihrauch** Mk. 3.20 franko. 1 Kilo **Bonifatius-Weihrauch** Mk. 3.50 mit Blechbüchse franko. 2 Kilo **Bonifatius-Weihrauch** Mk. 6.50 mit Blechbüchse franko. 1 Postpaket ca. 4 Kilo **Bonifatius-Weihrauch** Mk. 12.00 mit Blechbüchse franko.

B. Fahr, Fulda.
Presskohlen werden zu billigsten Preisen beigefügt.

Im Verlag der J. J. Lentnerschen Hofbuchhandlung in **München,** Dienerstr. 9, ist soeben erschienen:

Die
Radiotelegraphie im Völkerrecht
Von
Dr. jur. et rer. pol. **Joseph Kausen.**

95 Seiten gr. 8, eleg. geh. M. 2.—.

Die Schrift behandelt in erschöpfender Weise unter eingehender Berücksichtigung der vorhandenen Literatur diese neueste Frage auf dem Gebiete internationalen Rechtes. Wer immer sich mit diesem Gegenstand beschäftigt, wird mit hohem Interesse den klaren Ausführungen des Verfassers folgen. Von besonderem Wert ist die ungemein reichhaltige Literatur- und Quellenangabe.




Digitized by Google

Chefredakteur Dr. Armin Kausen; für die Redaktion verantwortlich in Vertretung: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 5 Fr. 20 Cts., Belgien 5 Fr. 23 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 5 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 12. München, 19. März 1910. VII Jahrgang.

Um sich den **ununterbrochenen Fortbezug** zu sichern, empfiehlt sich eine **frühzeitige Erneuerung des Quartal-Abonnements.** Ein doppelter **Postbestellzettel** liegt der gesamten Postauflage des vorliegenden Heftes bei. Wir bitten unsere Freunde, das zweite Exemplar ev. in Bekanntenkreisen verwenden zu wollen. Angaben von Interessenten, an welche **Gratis-Probenummern** und Prospekte versandt werden können, werden mit Dank entgegengenommen.

Dr. Karl Lueger †.

Von Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Oesterreich steht am Grabe seines größten Volksmannes! Es wird keinen ehrlichen Politiker welcher Partei und welcher Nationalität immer geben, der dem dahingeschiedenen Bürgermeister der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien diesen Ehrentitel verweigern wird. Wer ihn gekannt, hat ihn geliebt und schämt sich der Zähren nicht, die bei der Todeskunde ihm über die Wangen liefen. Und man muß ihn gekannt haben, um die treue Liebe zu verstehen, mit welcher ihm das christliche deutsche Volk Oesterreichs anhing. Zu denen, welche ihn kannten und liebten, gehört auch der Schreiber dieser Zeilen. Im Jahre 1888 lernte ich den „Herrn Gemeinderat Dr. Lueger“ in den Ente-Abenden Baron Vogelsangs kennen, und seit dieser Zeit bin ich unentwegt sein Mitstreiter gewesen. Ich führe das an, um darzutun, daß ich berechtigt bin, über Oesterreichs größten Volksmann in diesen Blättern ein Abschiedswort zu sprechen.

Am 24. Oktober 1844 wurde Lueger im fünften Wiener Bezirke (Margarethen) geboren. Sein Vater Leopold, der einer niederösterreichischen Bauernfamilie entstammte, war „ein einfacher Hausknecht (am Polytechnikum), aber ein lernbegieriger Mann; er ließ sich bei drei Professoren der Technik inskribieren, saß aufmerksam bei den Vorlesungen und legte die Prüfungen aus drei Gegenständen mit außerordentlichem Erfolge ab. Ich bin stolz auf diesen Vater, der, ohne eine eigentliche Vorbildung genossen zu haben, ein solches Ziel zu erreichen imstande war.“ (Dr. Luegers eigene Worte.) Seine Mutter Juliane war die Tochter eines Tischlermeisters aus dem Lichtentaler Bezirk. Der Sohn war also ein echtes Wiener Kind. In der Volksschule war der Vater des späteren Handelsministers Dr. Weiskirchner sein Lehrer. Die Liebe zu diesem Lehrer übertrug er auf den Sohn, der seine glänzende Laufbahn bis zum Magistratsdirektor und zum Minister zum großen Teil Dr. Lueger verdankt, der sein Talent zum Verwaltungsbeamten erkannt hatte und ihn auf den rechten Posten stellte.

Sowohl in der Volksschule wie im Gymnasium (Theresianum) war Karl Lueger einer der besten Schüler, in letzterem gehörte der spätere Kardinal Gruscha zu seinen Lehrern. An der Wiener Universität studierte er Jus, trat schon damals als Patriot gegen habsburgfeindliche Bestrebungen auf, vollendete, noch nicht 22 Jahre alt, seine Studien mit ausgezeichnetem Erfolge und trat 1866 als Dr. juris bei einem Advokaten als Konzipient ein. Das unglückliche Kriegsjahr war also für Lueger die Zeit seines Eintrittes ins Leben.[1]) Das auf den böhmischen Schlachtfeldern vergossene Bruderblut ist nicht ohne Einfluß auf seine politische Richtung geblieben. Im März 1874 wurde er selbständiger Hof- und Gerichtsadvokat. Seine glänzende Rednergabe, seine Schlagfertigkeit, seine tiefe Gesetzeskenntnis verschafften ihm bald den Ruf eines schneidigen und glücklichen Rechtsanwaltes. Seine Kanzlei blühte, aber er blieb ein armer Mann, denn zahllos sind die Prozesse, welche er für Arme und Minderbemittelte kostenlos führte. Die Advokatur legte er 1896 nieder, als er zum Bürgermeister gewählt wurde.

Dr. Lueger war im edlen Sinne ein Streber. Schon in jungen Jahren hatte er sich ein hohes Ziel gesetzt: er wollte die höchste Würde erreichen, welche seine geliebte Vaterstadt zu vergeben hatte — **Bürgermeister** von Wien wollte er werden. Gewiß war in diesem Streben eine tüchtige Portion Ehrgeiz, sie verschwand aber in der hochflutenden Liebe zur Heimat und zum Volk und in dem tiefgründigen Haß gegen die Korruption, die sich unter dem jahrzehntelangen Herrschen des Börsenliberalismus im Wiener Rathause breitmachte. Als er 1875 zum erstenmale in den Gemeinderat gewählt wurde, erkannte er sogleich den Sitz dieser Korruption; sollte seine Vaterstadt von ihr befreit werden, mußte der Liberalismus mit der Vorherrschaft der Juden gestürzt werden, mußte eine neue Partei geschaffen werden, welche Dr. Lueger auf den Bürgermeisterstuhl hob. Diesem Ziel galt eine an Arbeit, Aufregung, Opfer und Siegen reiche Zeit von zwanzig Jahren. Immer dasselbe Ziel im Auge! Es **mußte** erreicht werden.

Seit dem Jahre 1875 gehörte Dr. Lueger (mit einer kurzen Unterbrechung) dem Gemeinderate an, seit 1885 dem Reichsrate, seit 1890 dem niederösterreichischen Landtage. In die Zeit von 1875—1896 fällt der wahrhaft riesenhafte Kampf gegen den erbgesessenen Judenliberalismus, den er am 6. März 1882 selbst mit den Worten charakterisierte: „Unentwegter Kampf gegen die Korruption und deren Hauptträgerin, das international organisierte Großkapital.“ Dieses Ziel suchte er zunächst mit der demokratischen Partei zu erreichen. Die darin sitzenden Juden ekelten ihn aber aus der Partei hinaus. Im Jahre 1878 hatte er den Skriptor der Universitätsbibliothek Dr. Albert **Geßmann** kennen gelernt, mit dem er bald innige Freundschaft schloß. Sie bildeten im Gemeinderate die viel verspottete „Zwei Männer-Partei“. Aber diese beiden Männer waren Arbeitsgenies. Dr. Lueger übernahm die Agitation, Dr. Geßmann die Publizistik und die Organisation, und wenn sie sich ordentlich müde gearbeitet hatten, fanden sie sich bei Baron Vogelsang — erst in dessen Haus, später im Hotel zur „goldenen Ente“, daher „Ente-Abende“ — ein, wo sie mit Dr. Scheicher, Professor Dr. Schindler, Prinz Alois Liechtenstein, P. Albert Maria Weiß, Dr. Pattai, Mechaniker Schneider und anderen in gegenseitiger Geistesbefruchtung die Geburtsstätte schufen für die christliche Sozialreform und deren heutiger Reichspartei. Dr. **Pattai** führte ihm die Partei der österreichischen Antisemiten zu, Dr. **Psenner** den von ihm gegründeten christlich-sozialen Volksverein, welcher später der Luegerpartei den Namen gab.

Durch den Verkehr mit Baron Vogelsang, dem noch immer viel zu wenig gewürdigten Bahnbrecher der katholisch-sozialen

[1]) Es mag hier bemerkt sein, daß der Wiener den Namen dreisilbig ausspricht mit dem Ton auf der zweiten Silbe: Lu-é-ger; der Tiroler sagt Lú-e-ger. Lu-eg = der Ausguck, Lueger = der Mann, der auf der Wacht für sein Volk steht.

Reformbewegung in Oesterreich, kam Dr. Lueger in engere Beziehungen mit den ausgesprochen katholischen Kreisen Wiens. Von Jugend auf ein gläubiger Katholik, ein warmherziger Marienverehrer, beteiligte sich der junge Gemeinderat zu einer Zeit, wo man sich noch der Gefahr aussetzte, öffentlich angespuckt zu werden, wenn man sich auf der Straße als Katholik betätigte, an Prozessionen, an Versammlungen des katholischen Schulvereins, hielt er 1889 auf dem allgemeinen österreichischen Katholikentage in Wien jene markante Rede, die ihn für die liberale Presse zum „Römling" machte, weil er in ihr die Katholiken aufforderte, Brüder zu sein in Oesterreich und Brüder in Christo. Und seitdem hat kein Katholikentag in Wien getagt, auf dem nicht Dr. Lueger sein mächtiges Wort für katholische Ideale in die Wagschale geworfen. Man erinnert sich noch an sein absichtlich so viel mißdeutetes Wort von der Notwendigkeit, die Universitäten dem christlichen Geist zurückzuerobern, an seine Teilnahme bei Schuleinweihungen, bei Festlichkeiten der Kirche, wo überall er sich als glaubensstarker Katholik zeigte.

Zuerst mußte er, wenn er sein hohes Ziel erreichen wollte, den Wiener Gemeinderat dem Liberalismus entreißen. Was Dr. Lueger zu diesem Zwecke an Agitation geleistet, machte ihm höchstens Dr. Geßmann nach. In Wahlzeiten sprach er an einem Abend, im Fiaker von Bezirk zu Bezirk jagend, in vier, fünf, ja sieben Versammlungen, meist natürlich nur eine halbe Stunde, aber er war dabei gewesen, hatte mit seiner mächtigen, gemüt- und witzreichen Rednergabe die Leute bezaubert, gepackt, begeistert. Mit einigen „Schlagern" hatte er die Situation beleuchtet, gefährdete Stellungen gekennzeichnet und unter begeistertem Jubel seiner Getreuen verließ er den Saal, um in einem anderen Bezirke die Agitation fortzusetzen. Er mied unter Umständen auch gegnerische Versammlungen nicht. „Kopf hoch, Nase zu, mitten durch" war sein Richtwort. Und die Frucht dieser Arbeit? Am 1. April 1895 wuchs bei den Wahlen seine Partei im Gemeinderat auf 64 Mann an, denen 68 Liberale und 6 Wilde gegenüberstanden. Am 29. Mai wurde er mit 70 Stimmen zum Bürgermeister gewählt. Dr. Lueger war aber ein zu kluger Taktiker, als daß er einer so starken Opposition gegenüber die schwere Bürde des angestrebten Amtes angenommen hätte. Der Gemeinderat wurde aufgelöst, die Gemeinde unter einen kaiserlichen Kommissär (Dr. Friebeis) gestellt. Bei den Neuwahlen im September 1895 erhielt Dr. Lueger schon 93 Parteigenossen ins Rathaus, die ihn am 19. Oktober wieder zum Bürgermeister wählten. Doch Ministerpräsident Graf Badeni, der ganz unter dem Einflusse der Juden stand und den Antisemitismus in West Oesterreich vernichten wollte, nebenbei aber auch den Magyaren, mit denen er einen neuen Ausgleich abschließen sollte, gefällig sein wollte, empfahl dem Kaiser, die Wahl nicht zu bestätigen. Aber Badeni war schlecht beraten gewesen: Die Gemeinderatswahlen im Frühjahr 1896 brachten 96 Antiliberale ins Rathaus, welche Dr. Lueger am 18. April zum drittenmal zum Bürgermeister wählten. Innerhalb eines Jahres dreimal den Gemeinderat aufgelöst und durch jede Neuwahl die Partei Dr. Luegers gestärkt, weiter auf diesem Wege konnte Badeni nicht gehen, er hatte eingesehen, daß die Wiener sich ihren Lueger nicht nehmen ließen. Da gab er nach und führte den Wiener Volksmann in die Hofburg zum Kaiser. Und seinem Kaiser zu Liebe trat er zurück. In einer Massenversammlung im großen Musikvereinssaale am 16. Mai 1896 legte er freimütig die Gründe dar, welche ihm der Kaiser für seine Nichtbestätigung angeführt. Sein Freund Strobach wurde Bürgermeister, Dr. Lueger erster Vizebürgermeister. Das Rathaus war erobert.

Ministerpräsident Graf Badeni erweiterte das Wahlrecht für den Reichsrat auf eine vierte Kurie und schrieb 1897 Neuwahlen aus. Diese verstärkten die christlich-soziale Partei von 6 Mann (Lueger, Liechtenstein, Geßmann, Pattai, Schneider, Muth) auf 26, lauter deutsche Mandate, die zum größten Teil in der Stadt Wien errungen worden waren. Strobach trat vom Bürgermeisteramt zurück, Dr. Lueger wurde am 8. April zum Bürgermeister gewählt und am 16. April vom Kaiser bestätigt.

Daß die Magyaren sich in die innerösterreichische Angelegenheit der Bestätigung eines Wiener Bürgermeisters einmischen konnten, hatte hauptsächlich darin seinen Grund, daß die liberalen Zeitungen Wiens stets magyarische Politik getrieben haben. Hüben wie drüben herrschte der ausgesprochenste Judenliberalismus, die Zügel lenkte die Freimaurerei. Dr. Lueger wurde nicht nur als Antifreimaurer, Antisemit und Katholik gehaßt, sondern vor allem deswegen, weil er den Mut gehabt hatte, die aus dem Magyarismus dem Habsburgerreiche drohende Gefahr offen aufgezeigt zu haben. Es war im Jahre 1886, man stand vor der Erneuerung des Ausgleichs. Abgeordneter Dr. Lueger sprach damals schon die Ueberzeugung aus, daß der Dualismus in seiner gegenwärtigen Handhabung unbedingt zum Untergange der habsburgischen Gesamtmonarchie, zur finanziellen Ausbeutung der österreichischen Völker und zur nationalen Vernichtung der nichtmagyarischen Völker Ungarns führen müsse. Wie sehr Dr. Lueger ins Schwarze getroffen, zeigte die grenzenlose Wut der Budapester Regierungsblätter, welche sich nicht scheuten, zu verlangen, Dr. Lueger müsse als Staatsverbrecher an den Galgen. Im Jahre 1891 hielt Dr. Lueger eine ähnliche Rede. Das ganze Haus lauschte stumm seinen kühnen, von glühender Vaterlands- und Kaiserliebe getragenen Worten. Aber als er geendet, hagelten Schmähungen und Beschimpfungen auf ihn nieder. Und heute? Es gibt kaum noch einen Abgeordneten im österreichischen Reichsrate, der nicht Ungarn gegenüber auf Dr. Luegers Standpunkt stünde. Wieviel Unheil hätte beseitigt, wie vielem vorgebeugt werden können, wenn sich damals schon Reichsrat und Regierung hätten dazu aufschwingen können, Dr. Luegers Scharfblick zu folgen!

Von diesem Auftreten Dr. Luegers an datiert die großösterreichische Bewegung, die aber infolge der schweren innerpolitischen Kämpfe seit Badenis unglückseligen Sprachenverordnungen nicht zu bemerkenswerten Stationen gebracht werden konnte. Diese Kämpfe brachten es auch mit sich, daß die christlichsoziale Partei lange Zeit nicht über Wien und Niederösterreich hinauskam. Erst die Erringung des allgemeinen gleichen Wahlrechtes konnte aus der „Wiener Rathauspartei", wie man gerne der Judenpresse auch in gewissen katholischen Kreisen nachspöttelte, die deutschösterreichische Reichspartei werden lassen. Dr. Lueger stand seit Mai 1907 an der Spitze nicht nur der größten deutschen Partei mit 750 000 Wählern, sondern auch der größten Reichsratspartei mit 96 Abgeordneten. (Die 80 deutschfreiheitlichen waren in sechs Gruppen, die 88 Sozialdemokraten in sechs Nationalitäten gespalten.) Die deutschen katholischen Abgeordneten aller Kronländer hatten sich unter Dr. Luegers Führung gestellt und unter den Tschechen, Polen, Slovenen und Italienern haben sich mächtige christlichsoziale Parteien gebildet.

So war aus der verlachten Zweimännerpartei eine große mächtige Reichspartei geworden, deren Führer in den letzten Jahren seines tatenreichen Lebens Herr der politischen Lage in Oesterreich war. Das Hauptorgan des freimaurerischen Judentums jammerte einmal in einem Leitaufsatze über den Schluß einer Reichsratssession: „Traurig ist es geworden in Oesterreich; Dr. Lueger beherrscht das Parlament und selbst die Regierung kann sich seinem Einflusse nicht entziehen!" Traurig für den Börseanerliberalismus! Das christliche Volk Oesterreichs sah in ihm den Befreier, und wenn sein zerarbeiteter Körper nun auch in dem Ehrengrabe des Wiener Zentralfriedhofes ausruht, in seinem Volke lebt er fort als Vorbild eines echten makellosen Volksmannes, als ein Vorbild, dem ähnlich zu werden alle Volksführer trachten sollten, das zu erreichen aber nicht leicht einem glücken wird.

Was auch seine grimmigsten Gegner an ihm schätzten, war seine unermüdliche Arbeitskraft, sein unverwüstlicher Humor, sein makelloser Charakter. Ein schöner Mann, ein lorbeergekrönter Sieger, in seinem ganzen Wesen ein Original, aber nie ein Geck, nie von Einbildung geplagt, der schlichte Volksmann nach oben und nach unten. Charakteristisch war seine Uneigennützigkeit. Durch seine Advokatur hätte er leicht ein reicher Mann werden können, aber er hatte selten mehr in der Tasche, als er für sich und seine beiden Schwestern Rosa und Hildegarde, die ihm sein Hauswesen führten, gebrauchte. Und als er Bürgermeister der Zweimillionenstadt Wien wurde, war seine erste Maßregel die Herabsetzung des Gehaltes für den Bürgermeister von 48,000 auf 24,000 Kronen, für die Repräsentationspflichten seiner Stellung eine lächerlich geringe Summe. Für sich persönlich brauchte er nicht viel, denn auch als Bürgerkönig blieb er der schlichte Volksmann, dessen höchster Genuß eine gute Zigarre war. Unübertroffen war er in seiner Leutseligkeit gegen jedermann, besonders gegen die Kinder und die Armen. Man kann Nachfrage halten, wo man will. Bei all den harten Kämpfen, aus denen eigentlich sein Leben bestand, blieb er ein warmherziger Gefühlsmensch, der nach Liebe dürstete. Daß er trotzdem unbeweibt blieb, scheint manchem ein Rätsel. Seine Geliebte war sein Wien, darum hat er es sich erobert, hat er es gemeistert, mit Blumen und Gärten geschmückt und mit einem Meer von Licht gleich funkelnden Edelsteinen geziert.

Was Dr. Lueger aus Wien gemacht, kann nur der beurteilen, welcher das Wien ums Jahr 1880 herum kannte und es jetzt wieder sieht. Und wer es jetzt sieht, kann nicht genug staunen, wie die jüdische Presse Wiens und ihre Genossinnen in den anderen Weltstädten Wien und seinen großen Volksbürgermeister so zu verlästern wagen konnten. Es mag genügen, hier einen einzigen Zeugen anzuführen, welcher weder in der Politik noch in der Religion ein Gesinnungsgenosse Dr. Luegers war. Auf dem Internationalen Historikertag im September 1906 hielt der Berliner Professor Dr. Bailleu folgende Rede: „Es sind nicht die Historiker, welche Lügen verbreiten, das sind die Zeitgenossen, die gewissen Journalisten, die solche Dinge in die Welt setzen. Gibt es eine ärgere Geschichtslüge, als jene, die man uns im Reiche erzählt von diesem Manne, der da vor uns sitzt, von diesem „schwarzen Manne", der doch hier Fluten von Licht über die Stadt ausgebreitet hat; von diesem „schwarzen Mann", der die Stadt Wien zu einem Glanze erhoben hat, den wir bis vor 30 Jahren nie geahnt hätten. Wie passen diese Geschichtslügen zu dem, was dieser Mann für den Schmuck, für die Verkehrsverhältnisse, für die Großzügigkeit, für alles das, was einer Großstadt ziemt und was sie schmückt, zu tun verstand? Alles das erfüllt uns mit Freude und Begeisterung, und wir Historiker, wir werden uns nicht beeinflussen lassen durch das, was jene Journalisten uns erzählen, und darum wünschen wir von ganzem Herzen: Mögen Sie in Wien Ihren Bürgermeister in der Kraft seines Wirkens erhalten, möge die alte deutsche Stadt Wien weiter wachsen, blühen und gedeihen." Daß nicht alle Gegner so über ihn sprachen, ist gewiß, den Grundton der Schmähungen findet man in der freimaurerischen „Humanité" von Paris, in der am 24. Oktober 1904 der Jude Friedrich Hertz schreiben durfte: „Es ist kein Zweifel, daß der Bürgermeister von Wien hervorragende Eigenschaften besitzt . . nur eines fehlt ihm absolut: das Gewissen und die Ehre." Ob man diese Faktoren wohl bei Hertz finden würde?

Die Todeskrankheit, welche den großen Mann dahingerafft, war die Zuckerkrankheit, die ihn schon jahrelang quälte. Eine Folge der Ueberarbeitung und der Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst. Heilung suchte er in Bädern und im Gebirge, besonders Lovrana und der Semmering taten ihm gut. Aber das Alter trat zu früh ein. Zum erstenmal kam er dem Tode nahe im Herbste 1906. Während dieser Krankheitsdauer schickte ihm der Kaiser, der längst ebenso wie der Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand die goldene Kaisertreue des seltenen Mannes erkannt hatte, das Großkreuz des Franz Joseph-Ordens. Die Frauen Wiens organisierten förmlich einen Gebetssturm für die Herstellung Luegers. Und Gott erhörte ihr Flehen. Wenn auch infolge eines Diätfehlers auf dem Ball der Stadt Wien 1907 ein Rückfall sich einstellte, so erholte sich Dr. Lueger doch wieder und leitete die Stadt und die Partei mit der gewohnten Genialität und mit erprobtem Scharfblick. Oft unter den furchtbarsten Schmerzen oblag er seiner Pflicht, denn er hatte noch große Pläne im Kopf für sein Wien und für sein Volk. Am meisten bedauerte er, daß das Augenlicht immer mehr schwand.

Dieses Uebel war die Hauptursache seiner schweren Erkrankung im Februar 1910. Die Aerzte hatten ihm im Rücken Injektionen gegeben, welche die Sehkraft stärken sollten. Es entstanden Geschwüre, welche dreimal operiert werden mußten. Am 19. Februar war sein Zustand so bedenklich geworden, daß man das Aergste befürchtete. Abt Schmolk von Herzogenburg, sein treuer Freund, nahm ihm die Beichte ab und reichte ihm die Kommunion. Es trat eine leichte Besserung ein und Dr. Lueger sprach: „Mein lieber Herrgott wird mich noch nicht verlassen, ich weiß, er wird mich noch einmal gesund machen." Und tatsächlich trat eine Besserung ein. Am 21. empfing er seine vertrauten politischen Freunde Dr. Ebenhoch und Dr. Geßmann, mit denen er kurz die politische Haltung der Partei zu den Absichten des Ministerpräsidenten Freiherrn v. Bienerth in bezug auf die Umbildung seines Kabinetts besprach. Am 22. Februar sahen sich die Aerzte genötigt, die dritte Operation vorzunehmen; kurz vorher besuchten ihn die Vizebürgermeister, die ihm mitteilten, daß Hunderttausende für seine Genesung beten. (In allen Kirchen, selbst in den nichtkatholischen und in den Synagogen fanden Bittgottesdienste statt, Wallfahrten nach den nächstgelegenen Marienheiligtümern.) Dr. Lueger antwortete: „Mein lieber Franzl (Vizebürgermeister Hierhammer), jetzt werde ich zum drittenmal geschnitten, aber erst wenn ich zum fünftenmal geschnitten werde, dann geht's zu Ende". Nach dieser dritten Operation, die gut verlief, wurde aber des greisen Dulders Zustand höchst bedenklich. Er traf Verfügungen über sein Begräbnis. Als Gruft bestimmte er eine Stelle in der Unterkirche der auf dem Zentralfriedhofe zu erbauenden Kirche und verlangte, daß die Gebeine seiner Eltern und Geschwister zu ihm ins Grab gelegt werden sollen. Kurz vor seinem Tode werde er noch die drei Vizebürgermeister rufen, um ihnen Mitteilungen zu machen. Die ganze Woche rang der einst so mächtige Körper mit dem Tode. Da eine weitere Operation nicht mehr nötig wurde, drang die Hoffnung auf Genesung wieder durch, bis in der Nacht auf den 25. Februar die Kräfte so abnahmen, daß an eine Rettung nicht mehr gedacht werden konnte.

Am Nachmittag dieses Tages ließ Dr. Lueger seinen ältesten und vertrautesten Freund und Kampfgenossen Dr. Geßmann zu sich rufen, dem er in dreiviertelstündiger Unterredung seinen letzten Willen für seine Partei mitteilte. Immer noch klaren Geistes, aber nur imstande, in abgerissenen Worten zu sprechen, gab er, dem sterbenden Attinghaus gleich, seinem letzten Wunsche Ausdruck: „Haltet fest zusamm! Hörst, halt mir meine Leut z'samm'. Grüß alle Freunde und, hörst, halt meine Leut z'samm'." Nur keine Sprengung der Partei des christlichen Volkes, das Wohl des letzteren ist der Wunsch und das Ziel seines Lebens gewesen, bis an des Grabes Rand.

Auch im Angesichte des Todes blieb Dr. Lueger seinem Volke ein Muster. Am 19. Februar sagte er zu seiner Umgebung: „Daß ihr mir's nicht verpaßt! Wenn's ernst wird, ruft mir zur rechten Zeit den Schmolk." Und als es an diesem Tage sehr ernst wurde, rief man „den Schmolk" (Abt von Herzogenburg, früher Landmarschall von Niederösterreich), der ihm die letzte Wegzehrung brachte. Als der Prälat die Gebete begann, bat der Kranke: „Bitte langsam beten, damit ich nachkommen kann". „Ich werde diese Stunde nie vergessen", sagte später der Prälat, „welch ein Mann! Ein wahrer Held ist das." — Der Kampf mit dem Tode, der am 10. Februar begann, zog sich vier Wochen lang hin. Bisweilen eine kleine Besserung, die aber nicht anhalten konnte, weil der Kranke keine Nahrung in halbwegs genügenden Mengen zu sich nehmen konnte. Am 7. März entdeckte man Aceton im Harn, nun stand fest: der Tod bleibt Sieger. Noch konnte der Kranke vom Weihbischof Dr. Marschall, der eine Reise nach Palästina antrat, sich verabschieden. Am 8. März sprach er sein letztes Wort. Abgeordneter Dr. Drexel begrüßte ihn mit dem katholischen Gruße und Dr. Lueger antwortete: „In Ewigkeit. Amen". Bald darauf verlor er das Bewußtsein, und am 10. März um 8 Uhr früh hauchte er seine Seele aus. Er starb so arm, daß man nicht einmal die Kosten für sein Leichenbegängnis aus seiner Hinterlassenschaft decken konnte, wenn man die Schwestern nicht „enterben" wollte. Die Kosten trägt die Gemeinde Wien. Seine Hand war immer freigebig gewesen für Arme und für gute Werke.

Das ganze katholische Volk Oesterreichs steht trauernd an der Bahre seines großen Führers — vom Jubelkaiser an bis zum einfachsten Arbeiter in unseren zum Himmel ragenden Alpen.

Frieden im Herrn.

Du gabst ein Wandern mir durch Sturm und Leid
Auf rauhen Wegen, — mühsam, — nachtverloren, —
Und eine Sehnsucht, heiß und lichtgeboren,
Die aufwärts rang aus dunklem Erdenstreit.

Im Ringen wachsend wurde groß und weit
Die Seele mir, die Du für Dich erkoren,
Und aus dem Lande schattenfroher Toren
Stieg sie zu Dir im grauen Büßerkleid.

Und die auf hartem, dorngesäumtem Pfad
Dem Quell des Heiles erdenmüd genaht,
Nun ruht sie still in Deinen Vaterarmen.

Und was sie sinnt und fühlt und träumt und singt,
Es ist ein Psalm, der Deine Wunder klingt
Und Deiner Liebe uferlos Erbarmen!

Richard Seyß-Inquart.

Francisco Ferrer.

Reiseerinnerungen und persönliche Eindrücke aus Spanien.

Von Dr. Paul Maria Baumgarten.

Eine längere Reise für wissenschaftliche Zwecke führte mich in den letzten vier Monaten nach London, Paris, Bordeaux, Madrid, Toledo, dem Escorial und nach Barcelona. Da meine Forschungen in den Archiven und Bibliotheken mir den größten Teil der Nachmittage freiließen, so hatte ich genügend Zeit und Gelegenheit, mich überall des genaueren umzuschauen und Erkundigungen über die mich interessierenden Dinge einzuziehen. Dank den von früher schon bestehenden oder den neugeknüpften Beziehungen gelang es mir auch, eine Summe von wertvollen Nachrichten zu sammeln, die ich auf Grund mannigfachster Nachprüfung als völlig einwandfrei bezeichnen darf. In der Hauptsache beziehen sich dieselben auf spanische Verhältnisse sozialer, politischer und religiöser Art, die bei den gegenwärtigen politischen Krisen auf allgemeine Beachtung rechnen dürfen.

Für heute beschränke ich mich darauf, zunächst das dem wackeren Herausgeber dieser Blätter gegebene Versprechen einzulösen, indem ich berichte, was ich an Ort und Stelle über die Semana trágica, die Semana roja — die tragische oder die rote Woche — von Barcelona in Erfahrung gebracht, was ich mit eigenen Augen gesehen, was gutunterrichtete, hochstehende Beamte mir erklärt und bewiesen und was mir aus sehr erlauchtem Munde mitgeteilt worden ist.

* * *

Ich beginne mit einer Unterredung, die ein mir wohlbekannter französischer Herr vor zwei Jahren mit einem spanischen 1848er Republikaner in Barcelona gehabt hat. Das Gespräch drehte sich um die Erziehung der Jugend und dabei geriet der alte Republikaner in Eifer und sagte:

Schauen Sie unsere hiesigen Verhältnisse an! Wir haben da einen Menschen namens Ferrer, der nicht nur ungestraft gottlose Lehren in seiner Schule verbreitet, sondern der auch Unterricht in der Herstellung von Bomben erteilt, der die größeren Kinder anleitet, wie man die Bomben werfen muß, damit sie am wirksamsten sind, der jedes menschliche Gefühl in ihnen erstickt.

Wie kommt es denn, warf der Franzose ein, daß man einen solchen Menschen frei herumlaufen läßt, anstatt ihn unschädlich zu machen?

Wie? Sie wissen also nicht, wie das zusammenhängt? Don Francisco Ferrer ist eine unverletzliche Person. Man wird es nicht wagen dürfen, Hand an ihn zu legen, so lange er keiner offenkundigen Gewalttätigkeit überführt werden kann, denn er ist eine Art Großlegat der internationalen Freimaurerei. In dem Augenblick, in dem die menschliche Gesellschaft in berechtigter Notwehr mit diesem Manne abrechnen würde, käme es zu einem europäischen Aufruhr, dessen Bedeutsamkeit gar nicht abzusehen ist.

Spöttisch lächelnd erwiderte der französische Herr dem aufgeregten Barcelonesen, daß er wohl nur Gespenster sehe, oder daß er mindestens die Dinge stark übertreibe. So wie die Verhältnisse lägen, vermöchte er nicht zu erkennen, daß seine Befürchtungen berechtigt wären.

Indem er über seine weißen Haare strich, sah der Republikaner sein Gegenüber scharf an und betonte langsam sprechend:

Daß meine Informationen gute sind, steht außer allem Zweifel. Gebe Gott, daß dieser Mensch kein weiteres Unheil anrichte.

Das war vor zwei Jahren.

Und vor sechs Monaten, in den Tagen vom 27. Juli bis zum 1. August ist das unheilschwangere Gewitter losgebrochen und alles hat sich erfüllt, wie der greise Republikaner es vorausgesehen hatte. Die internationale Freimaurerei hat sich ihres Großlegaten angenommen und jenen Sturm heraufbeschworen, der noch in aller Gedächtnis ist. Auch die Münchener Sendlinge dieser geheimen Internationale sind, wie immer, auf den Plan getreten, um sich dieses „erhabenen Helden" auf das wärmste anzunehmen und ihn als „Martyrer" des freien Gedankens zu feiern. Zahlreiche ganz Kluge — aus der Zahl derer, die nicht alle werden! — sind auf die Entrüstungsphrasen der Häuptlinge hereingefallen und haben ihren Namen hergeliehen, in der Hoffnung, dadurch als besonders gescheit, freiheitsliebend und weitherzig gepriesen zu werden. So manche von ihnen schämen sich dieser Tat heute, ohne daß sie die Sache ungeschehen machen könnten.

Ich lege großes Gewicht darauf, diese vor zwei Jahren gepflogene Unterhaltung an dieser Stelle zu erwähnen, nicht so sehr wegen der Mitteilung, daß Francisco Ferrer eine Art Großlegat der Freimaurerei gewesen sei, als wegen der Vorhersagung des Freimaurersturmes, im Falle Ferrer ein Haar gekrümmt werden sollte. Denn daß diese ganze Bewegung von dieser geheimen Sekte ausging und sich ihr viele Mitläufer anschlossen, darüber kann bei einem scharfen Beobachter nicht der geringste Zweifel obwalten.

* * *

Wie ausgezeichnet die unsagbar rohe und unmenschliche Revolution organisiert worden war, geht aus dem Umstande hervor, daß die Pöbelhaufen längliche gedruckte Zettel hatten, auf denen alle diejenigen Klöster, Kirchen und Anstalten verzeichnet standen, die zerstört und verbrannt werden sollten.

Nicht an allen Orten konnten die Horden ihr Vorhaben ausführen, sei es, daß die guardia civil, sei es, daß einzelne Züge streifender Soldaten das zu verhindern wußten. Eine Aufzählung der wirklich verbrannten Klöster wäre aber höchst unvollständig, wenn man nicht auch ihrer Tätigkeit gedächte, die sie zum Besten des Volkes ausgeübt haben. Und es ist festgestellt, daß viele der Männer und Weiber, die an dem Zerstörungswerke auf höheren Befehl mitgewirkt haben, tief in der Dankesschuld dieser Häuser standen.

Zerstört und verbrannt wurden in der roten Woche:

1.—9. Die Pfarrkirchen von San Pedro de las Puellas, San Cucufate, Nuestra Senora del Carmen, San Pablo, Santa Madrona (neue Kirche), Santa Madrona (alte Kirche), San Juan de Gracia (Horta), San Andrés de Palomar und Pueblo Nuevo (Clot, San Martin);

10.—11. die Kapellen von Marcús und San Pedro Pescador von Pekin;

12.—14. die Konvente, Kollegien und Asyle der Religiosas Adoratrices, die 84 gefallenen Mädchen Schutz und Heim boten;

15. die Erziehungsanstalt der Religiosas Concepcionistas;

16. das Kloster der Kapuziner de la Ayuda;

17. das Haus der Camilliner de los Agonizantes, die Krankenpflege ausüben;

18. das Colegio de las Escuelas Pias de San Antón, das mehr als 1000 Zöglinge hatte, von denen 600—700 Freischüler waren;

19. der Konvent der Vincentiner;

20. das Klausurkloster der Religiosas Jerónimas;

21. das Haus der krankenpflegenden Siervas de Maria;

22.—24. die Klausurklöster der Religiosas Arrepentidas, der Religiosas de Valldoncella und der Religiosas Magdalenas;

25.—26. die Konvente der Missionare vom heiligsten Herzen Jesu und der barmherzigen Brüder;

27.—28. die Freischulen der Salesianer in der Calle de Floridablanca und der Salesianerinnen;

29. die Niederlassung der Religiosas Asuncionistas von Pueblo Seco;

30. das am Montjuich gelegene Haus und Asyl der Vinzentinerinnen;

31.—32. die Kirche und der Konvent der Padres Minimos de San Joaquin (Guinardó), die die Kranken kostenlos in ihren Wohnungen pflegen;

33.—34. das Pensionat der Esclavas del Sagrado Corazón der Virgen del Remedio und dasjenige der Plaza de Blasco de Garay;

35. das Kolleg in der Calle de Blay;

36. die Anstalt der christlichen Schulbrüder in der Carretera de Sarriá;

37. das Kolleg der Loretoschwestern in der gleichen Straße;

38.—41. die Klöster vom armen Kinde Jesu in der Calle de San Carlos, der Karmeliterinnen in der Calle de San Francisco, in der Calle del Angel in Gracia und in der Calle del Sol; dieselben widmen sich dem Unterricht und der Krankenpflege;

42.—44. die Schulen der Maristen von San Andrés de Palomar und in Pueblo Nuevo, sowie der Religiosas de Jesús-Maria in San Andrés de Palomar; die Schwestern unterrichteten 600 Arbeiterinnen;

45. das Colleg der Escolapias von San Martin, die die Arbeiterkinder unterrichteten;

46. das Asyl der Sagrada Familia in Clot;

47. das Haus der Franziskanerschulschwestern in Pueblo Nuevo;



48.—49. das Klausurkloster der Beatas de Santo Domingo in der Calle de Roger de Flor und die Niederlassung der Missionsschwestern in Gracia;

50. das Colleg der Compania de Santa Teresa de Jesús in der Travesera baja;

51. der Franziskanerkonvent von San Magin;

52. das Waisenhaus von San José;

53. der Kindergarten für Arbeiterkinder in der Calle de Albana;

54. das Kloster der Kapuzinerinnen vom Campo de Galvany;

55. das Haus der Väter vom hl. Philipp Neri in Gracia;

56.—57. das Kolleg in San Andrés und die Handwerkerschule in Las Corts der Patres de la Sagrada Familia;

58. der Konvent der Dominikanerinnen in Horta;

59. das Klausurkloster der Franziskanerinnen in San Gervasio;

60. die Kaplanswohnung des Klosters von Montesión;

61. die Sakristei, einige Altäre und mehrere Nebengebäude des bischöflichen Seminars;

62. die Vereinshäuser der Arbeiterbünde von San Pedro Claver;

63. das Arbeiterpatronat von San José in Pueblo Nuevo mit Tages- und Abendschulen, Sparkassen, öffentlicher Lesehalle, großen Sälen usw.

64. das Vereinshaus des Centro Catolico von Pueblo Seco;

65. die Katechismusschule der Sagrada Familia von Pueblo Nuevo;

66. die Schulen und das Arbeitervereinshaus im Bezirk von Pekin.

Wie viele bedeutsame Kulturwerte sind mit den vorstehenden Kirchen, Klöstern, Schulen, Asylen, Vereinshäusern usw. zerstört werden! Wie groß der materielle Schaden ist, hat meines Wissens niemand berechnet.

Barcelona ist der Mittelpunkt für ein gut bevölkertes und reiches Hinterland, das seine Kinder den in der Stadt befindlichen Schulanstalten überweist. Wegen des außerordentlich milden Klimas werden auch Kinder von weither dorthin zur Erziehung gesandt, sodaß man die große Anzahl von Kollegien, Pensionaten und Schulen in dieser Stadt durchaus nicht verwunderlich finden darf.

An vielen Orten hat der Zerstörungsgeist so furchtbar gewütet, wie man es kaum für möglich halten sollte. Die Raubsucht der entfesselten Kanaille hieß alles mitgehen, was irgendwie fortzuschaffen war. Die Szenen erbitterten Kampfes um die Beute lassen sich gar nicht beschreiben.

* * *

Ein weit traurigeres Kapitel ist dasjenige, in dem ich erzählen muß, wie die Menschen von den Anarchisten behandelt wurden.

Der Pfarrer von Pueblo Nuevo wurde in seinem Versteck, in das man nicht eindringen konnte, durch Rauch erstickt, nachdem man vergeblich versucht hatte, ihn durch Schüsse zu töten. Sein verkohlter Leichnam wurde in bestialischer und obszöner Weise geschändet. Die Einzelheiten über diese Vorgänge kann man nicht einmal andeuten.

Ermordet wurde am gleichen Orte der Bruder Licarion.

Der Obere der Franziskaner, Pater Usó, wurde durch zwölf Revolverschüsse tot zu Boden gestreckt.

Schwer verwundet wurden der Bruder Anacleto Juan von den christlichen Schulen in der Calle de Fonollar, der Missionar Pedro Berges in der Calle Mayor von Gracia, der Pater Magin Ferrán in der Calle Travesera.

Der Bruder Simon wurde in Masnou y Premiá vollständig nackt über die Straßen gejagt, verstümmelt und gepeinigt, weil er sich weigerte zu fluchen und Gotteslästerungen auszusprechen.

Ihrer katholischen Gesinnung fielen zum Opfer die Arbeiter Francisco Barceló, Miguel Heras und Jaime Metos.

Umgebracht hat man zwei Schwestern des Konventes de la Divina Pastora, sowie Maria Roig Basas und Maria Benet.

Schwerverwundet wurde Mercedes Querol.

Drei Kinder mußten ihr Leben lassen: Ricardo Civi von fünf, José Perez von zwölf und Carolina Munoz von sieben Jahren.

Fünfundzwanzig Kinder wurden verwundet, mehrere darunter recht schwer. Die Namen und das Alter derselben stehen zur Verfügung.

Vielfach wurden die Häuser in Brand gesteckt, obschon man wußte, daß noch Menschen darin waren. Die Religiosas Asuncionistas, die kostenlos arme Kranke pflegen, wurden nur dadurch gerettet, daß beherzte Nachbarn die Schwestern über die Dächer hinweg aus dem brennenden Gebäude in Sicherheit brachten, nachdem sie die Brandstifter vergeblich auf die Anwesenheit der Schwestern aufmerksam gemacht hatten. Dieser Fälle sind eine große Anzahl in völlig sicherer Weise nachgewiesen.

Zahlreiche Religiosen konnten ihr Leben nur deswegen retten, weil die Raubsucht der vertierten Schüler und Genossen Ferrers größer war, als ihre Achtsamkeit auf die Bewohner der Häuser.

Fünfunddreißig Leichen von Klosterfrauen wurden ausgegraben und geschändet, geschändet in einer Weise, daß es sich verbietet auch nur leise Andeutungen darüber zu machen. Zarte Rücksichten verbieten es zu sagen, wie viele lebende Klosterfrauen in der scheußlichsten Weise geschändet wurden von denen, die Ferrers unmittelbaren oder mittelbaren Unterricht genossen hatten. Drei Klosterfrauen wurden in ein öffentliches Haus gebracht . . .

Alles das sind **bewiesene** Tatsachen, die jedermann in Barcelona nachprüfen kann.[1])

Die Weiber waren öfters noch weitaus bestialischer, als die Männer. Ihre Erfindungsgabe und ihre Hintansetzung alles menschlichen Gefühls spotten jeglicher Beschreibung.

* * *

Die Hinrichtung von Francisco Ferrer wurde **in ganz Spanien** als etwas durchaus Selbstverständliches angesehen. Die wenigen Stimmen, die sich — und dazu noch ganz schüchtern — mit einer anderen Meinung hervorwagten, gehörten ausschließlich der anarchistischen, sozialistischen und radikal-republikanischen Partei an. Wäre die Ausführung des ordnungsgemäß erlassenen Kriegsgerichtsurteils als eine innere, rein spanische Angelegenheit vom Auslande und im besonderen von der geheimen Internationale der religionshassenden Freimaurerei respektiert worden, wie es die Elemente des internationalen Anstandes verlangten, so hätten auch sie sich nicht hervorgewagt.

Sehen wir für einen Augenblick von der Tatsache ab, daß Ferrer von seinem gerechten Schicksal in den Gräben des Forts Montjuich erreicht worden ist und fragen wir nach der moralischen mittelbaren und unmittelbaren Verantwortlichkeit für die Dinge, die ich eben im Fluge geschildert habe. Die Antwort kann nur lauten, daß die Hyänen, die die Gräber aufwühlten, daß die Bestien, die Bürger beiderlei Geschlechts und jeglichen Alters, die Priester, Laienbrüder und Ordensfrauen hinschlachteten, daß die entmenschten Lüstlinge, die Jungfrauen schändeten, daß die Diebe und Brandstifter, die sich in wilder Trunkenheit an fremdem Eigentum vergriffen, genau so handelten, wie Francisco Ferrer in seinen Aufrufen, die er selbst als echt anerkannte, gefordert hatte.

Ein Mann, der ganz unumstößlich diese wahnsinnige Verantwortung trägt, der die Leute zu solchen Taten erzogen und sie dazu aufgefordert hat, wird vom Großorient von Frankreich als einer der seinigen in Anspruch genommen und von ihm gesagt: „Ferrer ist das freimaurerische Ideal." Der belgische Großorient wünscht, „daß das Blut dieses neuen Martyrers den Boden des verkommenen Spaniens befruchten" möge. In Saloniki wurde am 20. Oktober 1909 an den Straßenecken ein Aufruf in türkischer, griechischer, französischer, bulgarischer und spanisch-jüdischer Sprache angeschlagen, der von einem in Bulgarien geborenen spanischen Juden namens Benarroya ausging, in dem gegen die „barbarische spanische Regierung" die größten Verleumdungen ausgesprochen wurden. Des italienischen Großorients wilde Prosa gegen den Vatikan und die Jesuiten endigte in einer glühenden Verherrlichung Ferrers. Die Zusammenstellung aller Preßäußerungen, die für den „Martyrer der Freiheit" eintraten, ist in zwei Broschüren gemacht worden, die in München-Gladbach vom Volksverein und in Berlin von der „Germania" herausgegeben wurden. An ihnen kann man ganz genau ablesen, wie in fieberhafter Eile, auf telegraphischem Wege von den Großorienten das Zusammenwirken aller sich dazu hergebenden Preßorgane in die Wege geleitet wurde. Und alles klappte wirklich vorzüglich. Die „Intellektuellen" wurden besonders und in eigenen Kundgebungen

1) Die vorstehenden Angaben sind nur ein Teil dessen, was wirklich auf diesem Gebiete vorgekommen ist. Sobald ich weitere amtlich festgestellte Tatsachen erfahren werde, mache ich sie bekannt.



mobil gemacht. In wahrem Kadavergehorsam folgten sie alle blindlings. Das Volk wurde in öffentlichen Versammlungen aufgehetzt, und es ließ sich mißbrauchen. Menschen, die im Dienste der Ordnung standen, mußten ihr Leben dabei lassen. Man sieht, die Disziplin der internationalen Freimaurerei war musterhaft.

Die erbärmliche Künstlichkeit aller dieser Kundgebungen hatte nicht so sehr zum Zweck Spanien zu treffen, sondern die Gelegenheit war gegeben, um gegen die katholische Kirche einen nachhaltigen Feldzug zu eröffnen. Die offenkundige Lüge vereinigte sich mit der widerlichsten Heuchelei, um dieses Ergebnis zu zeitigen. Die breiten Massen wurden in diese Bewegung hineingezogen, ohne daß sie recht wußten, um was es sich handelte. Aber die Führer und Anstifter dieser Bewegung wußten allerorten ganz genau, daß sie in diesem Falle durch den Zweck das Mittel heiligen ließen. Ein jeder gebildete Mann mußte sich vorher genau überlegen, ob er sich mit einem so scham- und gewissenlosen Menschen, wie Francisco Ferrer einer war, für solidarisch erklären wollte oder nicht.

Merkwürdig war, daß überall dieselben Männer an die Spitze traten, die früher schon bei den verschiedensten Gelegenheiten gegen die Kirche und ihre Lehre, ihre Disziplin, ihre Verwaltung aufgetreten waren. Merkwürdig war, daß sich wiederum viele Männer fanden, die diesen Gefolgschaft leisteten, obschon diese Führer sich mehr denn einmal schon die blutigsten Niederlagen in den verschiedenen „Rummels" geholt hatten. Merkwürdig war, daß die Spanier — ob liberal, ob konservativ — einstimmig und mit größter Entrüstung diese jedem internationalen Anstand hohnsprechende Einmischung abwiesen und diesen Herren einen Gratiskurs über die Formen guter Lebensart versetzten, der an Deutlichkeit nicht das Allergeringste zu wünschen übrig ließ. Wenn das konservative Kabinett Maura der Schuldige sein sollte, wie kommt es denn, daß das entscheidende Wort über die Nichtbegnadigung Ferrers von Moret, dem verflossenen liberalen Ministerpräsidenten, gesprochen wurde? Alle die hirnverbrannten Lügen, die über den Gerichtshof, das Ministerium, die schlechte Behandlung des Verteidigers usw. verbreitet wurden, sie sind von den meisten der Drahtzieher mit vollem Bewußtsein in die Welt geschickt worden.

Darf ich verraten, wie Ferrer seinen Verteidiger wählte? Als ihm die Liste der Offiziere vorgelegt wurde, aus der er seinen Anwalt auswählen könne, bat er, der keinen derselben auch nur dem Namen nach kannte, um denjenigen, der, wie er, Francisco hieß. Als dieser dann zu ihm kam, sagte er ihm wörtlich:

„Ich kenne Sie nicht und Sie kennen mich nicht persönlich. Da ich, wie man mir sagt, einen Verteidiger haben muß — woran mir gar nichts liegt —, so habe ich Sie gewählt, weil Sie meinen Namen tragen."

Der Offizier war und ist sehr religiös; er geht fast jeden Morgen in die heilige Messe, so daß ihn manche seiner Kameraden gelegentlich scherzweise deswegen etwas neckten. Da er gar nicht wußte, was er zur Verteidigung Ferrers eigentlich sagen könnte, so bat er diesen, eine Verteidigungsrede zu entwerfen. Diese überarbeitete er stilistisch ein wenig und setzte seinen Namen darunter.

Kann man vielleicht liberaler vorgehen?

Der Inhalt der Verteidigung entspricht natürlich nicht den Anschauungen des Verteidigers, der als Offizier solche Dinge, wie sie darin gesagt werden, nicht vertritt. Um aber nicht den Schein zu erwecken, als ob Ferrer in seiner Verteidigung verkürzt worden wäre, nahm der Hauptmann das Odium derartiger Aeußerungen auf sich.

Ich wiederhole die Frage: Kann man liberaler sein?

* * *

Don Angelo Ossorio war Gobernador Civil von Barcelona, als sich langsam die Keime der Unruhen entwickelten, die unter dem Vorwande der Reservistenentsendung nach Melilla ausbrechen sollten. Dieser höchste Zivilbeamte der größten Stadt Spaniens erachtete es als seine vornehmste Aufgabe, alle Abende nach Madrid zu telegraphieren, daß in Barcelona alles ruhig sei. Diese Sucht, mit guten Verwaltungsergebnissen zu prunken, wenn die Tatsachen widersprachen, führte zu Vertuschungen der ersten Unruhen. Und als Ferrer sah, daß er es mit einem schwachen Gouverneur zu tun hatte, beschleunigte er seine Vorbereitungen und ging kühner denn je vor. Schließlich machten der Präsident der Audiencia und der Capitán General dem Gouverneur sehr energische Vorstellungen, aber er hielt die Zeit noch nicht für gekommen, die Verwaltung in die Hände des Capitán General zu legen, da er mit seinem 1600 Civilgarden die Ruhe aufrecht erhalten könne. Die beiden anderen hohen Beamten waren aber anderer Meinung und so wurde dann sofort der Belagerungszustand erklärt.

Der Zivilgouverneur legte sein Amt nieder und verschwand aus Barcelona, ohne der Militärbehörde die allergeringsten Informationen über Umfang und Herd der aufrührerischen Bewegung gegeben zu haben. Diese Rache des beleidigten, überstimmten Beamten sollte für die Stadt verhängnisvoll werden. Während die Militärbehörde sich unter den größten Schwierigkeiten nach und nach ein klares Bild von der eigentlichen Sachlage zu verschaffen suchte, geschahen die meisten der Greuel. Bis daß man wußte, woran man war, brannte es an allen Ecken und Enden. Der drohende Einfall von 4000 aufgehetzten Arbeitern aus den benachbarten Industrieorten gestattete dem Capitán General nicht, seine geringe Truppenmacht in kleine Abteilungen zum Schutze der Klöster aufzulösen; er mußte vielmehr unter allen Umständen eine größere Zahl von Soldaten an einer Stelle vereinigt stets zu seiner Verfügung haben.

Wenn man diese, mir von sehr hoher Stelle übermittelten Nachrichten kennt, dann begreift man die Vorkommnisse, dann versteht man, warum sich alles so hat entwickeln können.

Die Einzelheiten des militärischen Vorgehens sind mir völlig bekannt und auf Grund dieser Kenntnisse muß ich es als ein Märchen bezeichnen, daß die katalanischen Regimenter unsicher gewesen wären und ihre Offiziere sich nicht getraut hätten, sie gegen die katalanischen Aufrührer zu verwenden. Davon kann unter keinen Umständen die Rede sein. Die Regimenter waren ohne alle Ausnahme von dem löblichsten Pflichteifer beseelt, so daß in all den Tagen nicht ein einziger Fall vorgekommen ist, der auch nur den Schein einer Gehorsamsverweigerung gehabt hätte.

Hätte Don Angelo Ossorio rechtzeitig die Hilfe der Armee in Anspruch genommen, es wäre alles ganz anders ausgegangen. Von einer „represione Maurista" zu reden ist angesichts dessen, was wirklich geschehen ist — nicht was in lügenhafter Weise berichtet worden ist —, eine glatte Unwahrheit. Es hat sich alles genau im Rahmen der Gesetze abgespielt, so daß ein außergesetzliches Eingreifen oder eine widerrechtliche Einflußnahme in keinem einzigen Falle nachgewiesen und bewiesen werden kann.

* * *

Wer sich dafür interessiert zu sehen, wie die Brandstätten aussehen, kann 100 von der Zensur revidierte Ansichten derselben in Barcelona kaufen. Dieselben kosten 10 Franken, die man am besten durch Postanweisung einzahlt. Wer seine Bestellung nicht in spanischer Sprache machen kann, tue es in französischer Sprache und verlange die fünf Serien der „Sucesos de Barcelona 26.—31. Julio 1909".

Die Sendungen sind zu richten an die

Libreria La Hormiga de Oro
Plaza Santa Ana 26, Barcelona.

Was das photographische Auge in völlig objektiver Weise für alle Zeiten auf die Platte gebannt hat, das sind auch Kulturbilder, aber von jener Kultur, die die internationale Freimaurerei offenbar für sich in Anspruch nimmt, indem sie Francisco Ferrer ohne zu erröten als einen der ihrigen preist. Die Saat dieses Mannes ist aufgegangen, die Ernte wurde im Juli vergangenen Jahres geschnitten und unter Feuersbrünsten, Blutvergießen und Schändungen von geweihten Orten und gottgeweihten Personen wurde sie verteilt.[2])

[2]) Wer nicht alle 100 Ansichten haben will, kann 20, 40, 60 oder 80 zu 2, 4, 6 oder 8 Franken zuzüglich der Postgebühr bestellen, da die Gesamtheit derselben in fünf Serien geteilt ist.

Frühlingsboten.

Du gehst so fremd dahin und weinst
Und bist doch jung und schön —
Auch mir kam so der Frühling einst,
Umbraust vom wilden Föhn!

O sei getrost, bald ist vorbei
Der bösen Sturmgetos,
Und lachend wirft der holde Mai
Dir Blumen in den Schoß!

P. Timotheus Kranich O. S. B.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die zweite Beratung der preußischen Wahlrechtsvorlage.

Das paragraphenmäßige Ergebnis der zweiten Plenarberatung im Abgeordnetenhause ist in wenigen Worten festzustellen: Bestätigung der Kommissionsbeschlüsse in allen Hauptpunkten, also Bestätigung des Kompromisses „geheime und indirekte Wahl". Aber die Art und Weise, wie die Verhandlungen sich abspielten, bildet ein sehr interessantes und wichtiges Kapitel der parteipolitischen Entwicklung. Ein richtiges Seitenstück zu dem klärenden Reichstagskrach vom vorigen Sommer! Wie damals die nationalliberale Partei im Reichstag mit wehenden Fahnen nach links abmarschierte und sich mit den Sozialdemokraten zu einem Verneinungs- und Verhetzungsblock vereinigte, so brachen jetzt die Nationalliberalen im preußischen Abgeordnetenhause die Brücke zu den Konservativen ab und versuchten in trauter Gemeinschaft mit der Fortschritts- und der Umsturzpartei die positiven Bestrebungen des Zentrums und der Konservativen durch eine raffinierte Obstruktion zu durchkreuzen.

Der Großblock ist im preußischen Abgeordnetenhause in Wirksamkeit getreten. Der ganze Liberalismus und die Sozialdemokratie marschierten aus dem Sitzungssaal, um die geforderte Abstimmung über die geheime Wahl zu hintertreiben und damit den Fortgang der Wahlreform zu vereiteln.

Bekanntlich hatten die Konservativen sich entschlossen, das Opfer der geheimen Urwahl zu bringen, um dadurch das von ihnen besonders geschätzte indirekte Wahlverfahren zu retten. Es war in der Tat vom konservativen Standpunkt ein Opfer; denn diese Fraktion hatte sich bisher nicht bloß gegen die geheime Wahl, sondern überhaupt gegen jede wesentliche Aenderung des bestehenden Landtagswahlrechts erklärt, und ihre Erfolge bei den letzten Neuwahlen berechtigten sie zu der Ueberzeugung, daß ihre Gefolgschaft im Lande mit der Ablehnung der Neuerungen einverstanden sei. Dem Zentrum gelang es, die Konservativen von dieser starren Verwirrung abzubringen und zu einem Entgegenkommen gegen die Wünsche und Interessen der anderen Parteien zu bewegen. Nun legt die konservative Parteileitung Wert darauf, vor dem ganzen Lande aktenmäßig festgestellt zu sehen, daß im Abgeordnetenhause eine Mehrheit für die öffentliche Wahl nicht vorhanden sei und daß es also unmöglich sein würde, zugleich die öffentliche und die direkte Wahl zu retten. Daher wollten sie eine Abstimmung provozieren durch den förmlichen Antrag, die Stimmabgabe öffentlich zu Protokoll vor sich gehen zu lassen. Dieser Antrag war eigentlich überflüssig; denn aus den vorhergegangenen Erklärungen der Parteiführer war schon längst aller Welt bekannt geworden, daß die Zentrumspartei, die nationalliberale Partei bis auf wenige Ausnahmen, und die ganze Linke für die geheime Wahl seien. Aber wenn die Rechte auch eine regelrechte Abstimmung über diese Frage wünschte, warum sollte man sie nicht einfach vor sich gehen lassen? Es ist durchaus nicht ungewöhnlich, daß eine Partei, welche ein Kompromiß schließen will, erst die Unmöglichkeit, das Ganze durchzusetzen, aktenmäßig feststellen läßt. Aber da kam den nationalliberalen „Taktikern" der schlaue Gedanke, man könne bei dieser Gelegenheit dem „schwarzblauen Block" ein Bein stellen. Sie kalkulierten so: „Wenn wir uns der Abstimmung enthalten, so bildet die Rechte die Mehrheit des Hauses, und der Antrag auf öffentliche Wahl wird angenommen. Damit ist dann von der Grundlage des Kompromisses (geheim und indirekt) die erstere Hälfte fortgerissen, das Zentrum kann nicht mehr mittun, die ganze Geschichte geht in Scherben." Der nationalliberale Abgeordnete Dr. Friedberg (der Bassermann von Preußen) beantragte demgemäß namentliche Abstimmung über den konservativen Antrag und kündigte zugleich an, daß seine Freunde sich an dieser (von ihnen selbst beantragten!) namentlichen Abstimmung nicht beteiligen würden. Herr v. Heydebrand, der konservative Führer, parierte den Streich durch die Erklärung, daß auch ein Teil seiner Freunde sich an der Abstimmung nicht beteiligen würde. Dadurch sollte verhindert werden, daß bei der Abstimmung eine ziffermäßige Mehrheit sich ergäbe, die der wirklichen Willensmeinung des Hauses nicht entspräche. Als die Nationalliberalen sahen, daß ihr Streben nach einer falschen Abstimmung scheitern würde, gingen sie einen Schritt weiter: sie verließen das Lokal im Verein mit den Fortschrittlern und Sozialdemokraten, um so die Beschlußunfähigkeit herbeizuführen. Da mußte nun Herr v. Heydebrand diejenigen von seinen Parteigenossen, die sich behufs Vermeidung ihrer Stimmabgabe entfernen wollten, schleunigst wieder hereinrufen lassen. So gelang es, die Beschlußfähigkeit aufrecht zu erhalten und zugleich den Antrag auf öffentliche Wahl in jene Minderheit zu bringen, in die er bei normaler Abstimmung aller Parteien geraten mußte. Die Grundlage des Kompromisses war gerettet, die positive Arbeit konnte trotz dem Großblock weitergehen.

Das Vorgehen der Nationalliberalen war eine rücksichtslose, übermütige Herausforderung der Konservativen und leider auch eine wirksame Unterstützung der revoltierenden Sozialdemokratie. Es ist umso schwerer zu begreifen, als bei der ersten Lesung in der Kommission die nationalliberalen Vertreter dort sich dem Kompromiß angeschlossen und ebenso wie das Zentrum anerkannt hatten, daß die geheime Wahl die Hauptsache und deren Bewilligung ein wertvolles Zugeständnis der Konservativen sei. Was ist nun inzwischen geschehen, um die nationalliberale Partei von der begonnenen Mitarbeit in die bösartigste Verhinderungstaktik zu treiben? Zur Lösung des Rätsels verhilft eine „witzige" Bemerkung, die ein nationalliberaler Kampfredner machte: Heydebrand und Herold (Konservativ und Zentrum) hätten eine Versicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit gegründet. Das heißt im deutlichen Deutsch: „Wenn das Kompromiß zwischen Konservativen und Zentrum zur Durchführung kommt, so haben wir Liberale keine Aussicht, den Konservativen oder dem Zentrum Mandate abzunehmen. Was hilft uns aber eine Wahlreform, die uns keine liberale Mehrheit verschafft? Also nieder mit dem Kompromiß!"

Die Nationalliberalen haben eine Profitrechnung aufgestellt. Von den großindustriellen Parteigenossen aus dem Ruhrgebiete usw. ist der Fraktion bedeutet worden, daß ihr Eintreten für die geheime Wahl zwar ein nettes volkstümliches Schaustück sei, daß aber der Fortfall der üblichen Beeinflussung der abhängigen Wähler für die nationalliberalen Wahlerfolge verhängnisvoll werden würde. Nun konnte aber die Parteileitung von dem feierlich verkündeten Prinzip der geheimen Wahl nicht offen zurücktreten. Daher der Entschluß, die Sache von hinten herum zu Fall zu bringen. Inzwischen hatte man einen „Ausgleich" gesucht in der Richtung, daß als Ersatz für die Parteivorteile bei der öffentlichen Wahl den Nationalliberalen nun Vorteile durch Verschärfung des plutokratischen Systems gewährt würden, z. B. durch Beseitigung der Drittelung in den einzelnen Urwahlbezirken, durch Beseitigung oder Abschwächung der Maximierung. Diese Zumutungen hatten die Konservativen abgelehnt, und zwar auch aus dem taktischen Grunde, daß bei deren Gewährung das Zentrum sich von der Mitarbeit hätte zurückziehen müssen. Eine solche Ausschaltung des Zentrums wäre aber den Nationalliberalen erst recht erwünscht gewesen; denn zu ihrer Kalkulation des Parteiprofits kam auch die allgemeine parteipolitische Tendenz, den sogen. schwarz-blauen Block zu sprengen, das Zentrum matt zu setzen und die eigene Partei zum Zünglein an der preußischen Wage zu machen.

Die Regierung hat leider den Uebermut der Nationalliberalen großfüttern geholfen. Ihre Offiziösen sprechen so, als ob für die Wahlreform dieselbe Parole auszugeben sei, wie seinerzeit für das Schulunterhaltungsgesetz: Nicht ohne die Nationalliberalen! Und die amtliche Sprache der Regierung trat dem Aberglauben von der Unentbehrlichkeit der sog. Mittelparteiler durchaus nicht entgegen. Der Reichskanzler und Ministerpräsident hätte bei der zweiten Beratung ganz gut erklären können, daß das Staatsministerium das Kompromiß als eine brauchbare Grundlage für ein positives Ergebnis schätze. Aber statt dessen verkündete er die formalistische Zurückhaltung der Regierung; sie wolle sich nicht vinkulieren, so lange nicht bestimmte Beschlüsse des Plenums in ihrer Gesamtheit vorlägen. Die Herzensmeinung der Regierung verriet sich sehr deutlich darin, daß von der abwartenden Passivität nur Ausnahmen gemacht wurden zugunsten einiger mittelparteilicher Anträge, für welche die sonst so schweigsame Regierung empfehlende Worte fand. — Ueber die Sympathien, die unsere Minister und Geheimräte für die Nationalliberalen und Freikonservativen haben, wollen wir im allgemeinen nicht weiter rechten. Aber wenn die Nationalliberalen zu einer frivolen Taktik schreiten, die das Regierungswerk selbst gefährdet und nichts anders wie eine Förderung der revoltierenden Sozialdemokratie bedeutet, so müßte doch eine Staatsregierung rechtzeitig und zielbewußt einzugreifen vermögen.

Sollte das Kompromiß, das Zentrum und Konservative bisher so treu und tapfer gefördert haben, schließlich noch scheitern, so trifft die „abwartende" Regierung eine schwere Mitschuld.

Die Emanzipation der Reichslande.

Wie ein Sonnenstrahl an einem Nebeltage wirkt die Erklärung, die der Reichskanzler am Montag im Reichstag abgegeben hat. Ein Gesetzentwurf über die Weiterbildung der Verfassung in Elsaß-Lothringen ist fertig gestellt worden und harrt der Zustimmung des Bundesrats. Den Inhalt glaubte der Reichskanzler noch nicht mitteilen zu dürfen; aber aus seinen begleitenden Bemerkungen darf man folgern, daß er die politische Selbständigkeit der Reichslande wesentlich erleichtern soll. Das ist mit großer Freude zu begrüßen. Die elsaß-lothringische Verfassungsfrage war seit 1879 in Stagnation geraten. Und neuerdings schienen gewisse Irrungen und Wirrungen im Reichsland die Erfüllung der Wünsche der dortigen Bevölkerung weiter hinauszuschieben. Ein wahres Glück, daß die Regierung sich durch solche kleine, aber von gewisser Seite aufgebauschte Zwischenfälle nicht hat irre machen lassen, sondern dem gesunden Sinn der Elsaß-Lothringer Vertrauen bezeugt, das weiteres Vertrauen weckt. Die alldeutsche Presse, die so oft schon das Gift des Mißtrauens und der Verhetzung nach Elsaß-Lothringen hineingespritzt hat, erhebt bereits Widerspruch gegen die versöhnliche Politik und macht Herrn v. Bethmann Hollweg den Vorwurf, daß er sich vor „hohen Wünschen und falschen Versöhnungsbedürfnissen" gebeugt habe. Wenn die Weiterbildung der reichsländischen Verfassung wirklich auf das „persönliche Regiment" zurückzuführen ist, so verdient dieses Regiment ein Hoch und Hurra. Wir möchten nur wünschen, daß man eine so kraftvolle und zielbewußte Friedenspolitik auch in der Ostmark des Deutschen Reichs betriebe gegenüber der polnisch sprechenden Bevölkerung. Der Reichskanzler könnte zugunsten einer friedlichen Wendung in der Ostmarkpolitik ganz dasselbe anführen, was er zugunsten von Elsaß-Lothringen geltend machte: daß man die Ausschreitungen einzelner nicht der Gesamtheit zur Last legen dürfe, daß man keinen Hurrapatriotismus fordere, wohl aber Loyalität und staatstreue Gesinnung, und daß die Liebe zum Vaterland gerade durch Gewährung der Freiheit gefördert werden müsse.

Der beste Mann Oesterreichs gestorben!

Während wir dies schreiben, bereitet der Kaiser von Oesterreich und seine Hauptstadt für christlich-deutsches Volk dem heimgegangenen Bürgermeister Dr. Karl Lueger ein glänzendes Leichenbegängnis, wie es kaum je einem österreichischen Bürger zuteil geworden ist. Und Lueger hat es verdient, denn er hat nicht bloß Wien erneuert, sondern das ganze österreichische Volksleben auf eine neue Basis gestellt, die Herrschaft des Liberalismus gebrochen und die christlich-soziale Partei zur starken Stütze einer neuen wirtschaftlichen, sozialen, kulturellen und politischen Aera in Oesterreich gemacht. Die Kraft einer großen Persönlichkeit hat sich dort zu Lande noch stärker bekundet als bei uns, obschon wir Windthorst mit Recht hoch verehren und unvergeßlich sein lassen. Auch die hervorragendsten Persönlichkeiten sind sterblich, und je mehr von ihrer Individualität abhing, desto schwieriger ist das Ausfüllen der Lücke. Die Gegner, die dem einst so bitter verspotteten Lueger bei seinem Tode Anerkennung zollen mußten, wenn es ihnen auch sehr schwer fiel, suchten alsbald sich und ihre Anhänger zu trösten mit Nachrichten über Schwierigkeiten und Zwistigkeiten unter den Epigonen. Aber das sind Tendenzlügen. Nach den neuesten Nachrichten schreiten die Arbeiten zur Neuordnung der Wiener Verhältnisse und der Parteiorganisation ruhig und glatt fort. Wir sind überzeugt, daß unsere österreichischen Freunde über die Schwierigkeiten, die der Tod geschaffen, ebenso gut hinwegkommen werden, wie das deutsche Zentrum über den Schicksalsschlag, den ihm der Tod Windthorsts versetzte. Das Andenken an den verewigten Führer hat eine wunderbare Kraft in den treuen Gemütern der Seinigen.

Vorfrühling.

Im Walde schwand des Winters letzte Last,
Erwärmend haucht der Morgen seine Röten,
Und gestern hört', auf hohem Pappelast,
Ich schon die Amsel eine Lenzetüde flöten.

Die Weidenkätzchen schimmern hinterm Bach,
Vom Pflug durchfurcht erdampft die Ackerkrume,
Die Sonne strahlt! Die Veilchen werden wach,
Bald blüht Maßliebchen auf und auch die Schlüsselblume.

Und sehnend Klopfen durch die Erde geht
Wie selig Zittern durch die Mädchenseele,
Die vor des Lebens Sonnentoren steht,
Dahinter sich ein süß Geheimnis ihr vermähle.

Gust. A. W. Flaig.

Die Berliner Massenkundgebung der positiv-kirchlichen Protestanten

ist von der liberalen Presse nach Möglichkeit ignoriert und mit einigen geringschätzenden Bemerkungen abgetan worden. Die „Allg. Rundschau" hat diese bemerkenswerte Demonstration gegen die liberale Theologie, welche die historische Existenz Jesu Christi bestreitet und damit dem protestantischen Kirchentum den Boden unter den Füßen wegzuziehen versucht, bereits in anderem Zusammenhange erwähnt. Als zeitgeschichtliches Dokument sei aber auch noch der Bericht der „Evang.-lutherischen Kirchenzeitung" (Nr. 8 vom 25. Februar S. 185) in diesen Blättern ans Licht gestellt:

„Der Kampf zwischen der Finsternis und dem Licht hat wieder seine alte Arena: vor fast zweitausend Jahren wurden die Bekenner Christi im römischen Zirkus den reißenden Tieren vorgeworfen und jetzt sind zehntausend, zwanzigtausend Menschen zum Zirkus Busch in Berlin, dem größten Versammlungsraume der Reichshauptstadt, geströmt, um vor aller Welt wieder zu bekennen: „Jesus lebt!" Die Bewohner Berlins waren an diesem Sonntage völlig überrascht. Die Anzeige hat man ja wohl an den Säulen gelesen, daß eine religiöse Kundgebung der Positiv-Kirchlichen stattfinden werde, aber nicht recht darauf geachtet; an den Säulen pflegen ja sonst nur Adventisten und andere Sektierer zu ihren kleinen Konventikeln einzuladen. Und nun urplötzlich dieser Riesenstrom von Menschen! Tausende und Abertausende, die nur das einzige Gefühl hertrieb, in lebendigen Massen zu bezeugen, daß dem Christusleugner Drews und seinen Genossen das deutsche Volk noch nicht gehöre. Nicht nur die Kirchen, sondern auch die Häuser hatten sich um 11 Uhr vormittags geleert; die gewaltige Anzahl von Männern bewies es. Im Gotteshause sind immer noch die Frauen in der erdrückenden Mehrheit, denn die Männerwelt hat gemeinhin tausend Ausflüchte. Diesmal aber kamen alle. Zwischen dem Konfirmanden und dem Greise, der sonst so seltene Gast, der Mann zwischen 30 und 40 Jahren, und unter dem Zivil viele, viele Uniformen, Gardeoffiziere und Generalstäbler, meist Angehörige unserer alten Junkerfamilien, die nicht fehlen durften, wo es galt, dem „großen Alliierten von Roßbach und Leuthen" zu huldigen. Vielleicht sind nicht alle die Demonstranten ernste, positive Christen gewesen; aber allen gemeinsam war wohl das Gefühl, daß endlich, endlich einmal gegen die Nichts-als-Rationalisten, gegen die Leugner und Verwässerer protestiert werden müsse. Wie kann man Jesus leugnen, der auch heute noch eine Kraft im öffentlichen Leben ist? Wie kann man dem Volke diese Kraft rauben wollen? Erfahrene Reporter schätzen die Zahl der Leute, die vor dem Zirkus umkehren mußten, weil er schon dreiviertel Stunden vor Beginn der Kundgebung überfüllt war, auf annähernd 12000. Die drängten nun zu einem benachbarten Riesensaal, dem Feenpalast, der aber nicht zu haben war; dann war urplötzlich der ganze Lustgarten vor dem Königlichen Schlosse ein einziges schwarzes Gewimmel und vor dem Dom, im hellen Sonnenschein, sangen Tausende spontan: „Ein feste Burg ist unser Gott!" Das ist eine der ergreifendsten Demonstrationen, die Berlin je gesehen hat. Im Zirkus Busch wechselten derweil die zündenden Ansprachen der besten kirchlichen Volksredner. Man hörte sie zuerst mit Andacht an; dann, als Pastor Philipps mit seinem mächtigen Organ die Massen fortriß, gab es stürmische Kundgebungen sieghafter Glaubensfreude. Jesus lebt! Wer noch abseits stand und von „Entwürdigung" des Heiligsten im Zirkus sprach, der ließ in diesem Augenblick alle Bedenken fahren. Das ist wirklich eine Volksbewegung aus dem Innersten heraus".



Bayerisches.

Von Heinrich Osel, Landtagsabgeordneter, München.

Feste feiern ist beim Geburtstag Allerhöchster Personen Sitte. Und so auch bei dem 89. Geburtstag unseres Regenten. Doch gerade er bedarf der Feste nicht. Ihn hat das Bayernvolk lieb und gedenkt des mit Gottes Gnade so gesegneten Fürsten in stiller Verehrung. „Unser Regent wird bald die Neunziger haben, Gott erhalt ihn" — und ein stilles Gebet, so feiert das Volk den Ehrentag seines greisen Wittelsbachers.

Die im Landtag gemachten Vergleiche des Ministeriums des Innern mit einem Warenhaus sind zwar nicht geschmackvoll, doch soweit die Vielseitigkeit des Betriebes damit zum Ausdruck kommen soll, durchaus zutreffend. Die wirtschaftliche Tätigkeit des Landes konzentriert sich dort, und daher auch die tausend Schmerzen. Daß dabei auch die lokalen Wünsche neben den Allgemeininteressen herlaufen, ist natürlich. Eigentlich hätte mehr im Vordergrund die neu erwiesene Tatsache stehen müssen, daß unser nun vorzüglich geleitetes K. Statistisches Amt kartographisch und zahlenmäßig nachweisen konnte, wie die Bevölkerung Nordbayerns im ganzen nicht nur keine Zunahme, sondern direkte Abnahme erfährt, die danach schreit, Abhilfe zu suchen. Wer will es uns verdenken, wenn wir die mögliche Hebung in der Bereitstellung billiger Kraft für den Norden in derselben Weise verlangen, wie sie dem Süden aus den Wasserkräften in Aussicht steht. Und daß Minister von Brettreich schließlich eine Aufstellung der Versorgungsmöglichkeiten gab, die auch den fränkisch-bayerischen Landesteilen die Elektrisierung durch Kohle in Aussicht stellte, beweist die Nützlichkeit der dahin zielenden Anregung aus der Abgeordnetenkammer.

Das Prinzip der Sparsamkeit endlich durch eine zweckentsprechende Organisation und Dezentralisierung der Kompetenzen praktisch werden zu lassen, indem man die Zahl der Zwischenstellen vermindert (Regierungen, Direktionen) und damit an höheren Stellen einspart, wurde mit vollem Recht wiederholt energisch betont und fand auch seitens der Regierung keine kalte Ablehnung. Freilich wird die Ressortherrlichkeit sich noch energisch dagegen wehren, bis — der starke Mann sich findet, der einsieht, daß der Staat zu teuer arbeitet, weil er an alten Formen festhält, die sich längst überlebt haben. Man kann den gleichmäßigen Vollzug auch ohne die Zwischenstellen herbeiführen durch entsprechende Kontrollbeamte und im übrigen die Außenämter einmal mündig machen. So richtig die 8 Regierungen als zu viel bezeichnet wurden, so richtig ist die Betonung der Wichtigkeit und Notwendigkeit der Bezirksämter. Ihrer sind noch nicht zu viel. Nur sollte man doch einsehen, daß gerade diese Aemter ihre Inhaber nicht am Vorrücken am Ort hindern sollten; denn der tüchtige Bezirksamtmann ist da oft viel nötiger als in Regierung und Ministerium.

Ein Redeschwall folgt jedesmal so sicher wie auf den Frühling der Sommer bei der Polizeidirektion München. Dabei von Objektivität nur geringe Spuren. Die einst sehr schwankende Haltung der Polizei in Dingen der Sittlichkeit hat einem bewußten Drang nach Besserung Platz gemacht, der freilich all denen, welche im Namen der Kunst den Schmutz verteidigen oder doch beschönigen wollen, nicht paßt. Man kann übrigens zugeben, daß nicht dieselbe Energie gegenüber der Ausübung des Lasters selbst entwickelt wird. Und das ist der Stützpunkt auch für unberechtigte Attacken gegen die Polizei. Der Vielrederei wurde, nachdem alle Parteien reichlich zu Wort gekommen waren, durch Schlußantrag ein Ende gemacht. Das gab der „L. L. C." zu einer frivolen Hetze gegen das Zentrum Anlaß, die man nur aus ihrem blinden Haß verstehen kann. Dasselbe Blatt, das im Schimpfen über die Zeitvergeudung durch das „herrschende Zentrum" sich nie genug tun kann, spricht sofort von Beschränkung der Freiheit der Abgeordneten, wenn es ihm eben in den Kram paßt. Darum paßt man auch auf solches Getue nicht auf, das selbst von einsichtigen Liberalen durchaus verurteilt wird.

Unsere Feuerwehren und ihre Unterstützung aus Staatszuschüssen gaben zu mancherlei Anregungen Anlaß. Es wird als ungerecht empfunden, daß die unmittelbaren Städte alljährlich größere Summen erhalten, die mittelbaren und Landgemeinden wenig und seltener. Auch daß die verunglückten Feuerwehrleute auf die Krankenkassen abgeschubt werden, falls sie Kassenmitglieder sind, und nicht bei der staatlich subventionierten Feuerwehrkasse Unterstützung finden, wurde allseits als unbillig befunden.

Dem die Wasserleitungen instruierenden Wasserversorgungsbureau wünschte man die endliche Verstaatlichung, d. h. Uebernahme ihrer Exigenz in den Etat. Bisher lebt das Amt von den Zuschüssen des sog. Feuerlöschfonds.

Das „Mühlspiel" zwischen Landtag und Regierung blüht am besten beim Etat des Innern. Und stets soll der Minister in die „Zwickmühle" kommen. Die eine Seite verlangt energisch neue Gesetze, die andere klagt über das zu rasche Tempo der Gesetzmacherei. Schließlich möchte eben jeder „sein" Gesetz, und das des Nachbarn „pressiert gar nicht". Heimat- und Armengesetz, Polizeistrafgesetzbuch, Bürger- und Heimatsrecht, Reichsversicherungsordnung, Straßengesetz, Enteignungsgesetz, Viehseuchengesetz, Güterzertrümmerung, alles marschiert zum xtenmal auf und dazu die Beschwerden der Sozialdemokraten bei Gemeindewahlen, Arbeitslosenversicherung, Arbeitsnachweis, Zwangserziehung usw. usw., ach, was noch alles wird urgiert und — kommt in den nächsten Tagen erst recht nochmal. „In der Beschränkung zeigt sich der Meister" — doch will keiner „Meister" sein.

Die Sanftmut der Liberalen gegen die Regierung hat nun ein Ende, um das ja nicht zu vergessen. Zunächst haben die „M. N. N." wegen des vorhergehend erwähnten Redeschlusses das Zentrum taxfrei zur „Regierungspartei" ernannt — weil die liberalen Personalien ja doch gewahrt sind, sodann hat Abg. Hübsch feierlich die „Budgetverweigerung" angekündigt. Jetzt kanns nicht mehr fehlen. Herr von Vollmar, gehen Sie, damit Herr Hübsch sich setze! (NB. Alles vor dem 1. April und nach dem Fastnachtsdienstag.) Prompt in ¾ Stunden war der Nachtrag zum Militäretat im Landtag erledigt, da wir hier nur Amen sagen brauchen. Das andere besorgt das Reich.

Im Reichsrat wird auch gearbeitet. Das Malzaufschlaggesetz soll schon am Dienstag, den 15. wieder an die Abgeordneten kommen. Wie's geht? Bemerkenswert ist noch, daß der I. Präsident Fürst zu Löwenstein die scharfe Aeußerung des Prinzen Georg in der Duellfrage interpretierte und entschuldigte. Der Prinz hatte nämlich gesagt, das Duell werde auch in Zukunft von Offizieren und solchen Herren, die auf derselben Bildungs- und sozialen Stufe stehen, beibehalten werden. Das war eine Beleidigung des Frhrn. v. Cramer-Klett, der vor dem Prinzen gegen das Duell gesprochen hatte, sowie aller Reichsräte, die das Duell ablehnen.

Hierzu erklärte der Präsident: „Da ich der Ueberzeugung bin, daß Sr. K. Hoh. jede beleidigende Absicht vollkommen fern gelegen hat, so glaube ich, wenn kein Widerspruch erfolgt, konstatieren zu dürfen, daß hiermit diese Angelegenheit in diesem Hause erledigt ist."

Na ja! . . . .

Im Kampf gegen die öffentliche Unsittlichkeit.

Von Franz Weigl.

Der Interkonfessionelle Münchener Männerverein zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit hatte für 10. März zu seiner V. Generalversammlung eingeladen. Zahlreiche Mitglieder und Freunde der Bestrebungen, darunter namentlich auch Abgeordnete und Gemeindebevollmächtigte der verschiedenen Parteien, sind der Einladung gefolgt. Abt Danner und Kammerpräsident Dr. von Orterer bekundeten wie immer durch ihr Erscheinen das warme Interesse für die bedeutsame Sache.

Freiherr von Freyberg eröffnete die Versammlung, indem er vor allem der großen Verdienste, der persönlichen aufreibenden Arbeit des II. Präsidenten Chefredakteurs Dr. Armin Kausen und der Bedeutung seiner „Allgemeinen Rundschau" in dem Kampfe der Reinlichkeitspartei mit Worten wärmster Anerkennung gedachte. Er betonte dann, die Gegner unserer Bestrebungen möchten nie persönlich, mit Verunglimpfung der einzelnen, wie sie leider nicht selten ist, kämpfen, sondern ihre Gründe sachlich vorbringen, soweit sie glauben, solche ins Feld führen zu können. Vor allem müsse er auch den immer wieder erhobenen Vorwurf der „Schnüffelei" durch den Männerverein zurückweisen. In den Dingen, die der Männerverein angreift, braucht es kein Schnüffeln, es seien das vielmehr Schäden, die sich für jeden denkenden Volksgenossen offensichtlich darstellen. Alle, die den von uns vertretenen Gedanken freundlich gegenüberstehen, aber noch nicht in unsere Reihen getreten sind, mögen bedenken, daß der Verein den Verwaltungs- und Polizeibehörden einen gewissen Rückhalt schafft, der ihnen das Eingreifen erleichtert, wo ein solches notwendig ist. Je mehr Mitglieder der Verein bekommt, desto stärker ist dieser Rückhalt.

Der delikate Charakter der Verhandlungsgegenstände verweise den Verein auf eine Tätigkeit in engerem Rahmen, namentlich kann in der Tagespresse nicht immer jeder Schritt eingehend erörtert werden. Der Verein habe deshalb aber nicht etwa das Licht der Oeffentlichkeit zu scheuen. Für gediegene Arbeit garantiere die Zusammensetzung des Ausschusses wie des Vereins, der Männer verschiedener Konfessionen, Weltanschauung und politischer Richtung umspanne. Der Mitgliederstand sei gleich geblieben. Neu eingetreten seien Exzellenz Erzbischof Dr. von Bettinger und Oberkonsistorialpräsident Dr. von Bezzel. Die Kassenverhältnisse sind befriedigend. Die Tätigkeit des Ausschusses erstreckte sich im abgelaufenen Jahre auf alle einschlägigen Gebiete, besonders wurde denjenigen schamlosen Erzeugnissen des

Buchhandels, die als sog. Privatdrucke hinausgehen, in Wirklichkeit aber allgemein zugänglich sind, nachgegangen. Das Material wurde von Dr. Kausen nicht umsonst gesammelt; nur auf Grund dieser Tätigkeit konnten die Parlamente und andere öffentliche Körperschaften, sowie bedeutende Privatpersonen in der richtigen Weise überzeugend orientiert werden, so daß eine einhellige Verurteilung zustande kam. Rückhalt findet unsere Tätigkeit namentlich auch an dem deutschen Verband, der nunmehr 13 Zweigvereine (in Aachen, Bonn, Duisburg-Lahr, Düsseldorf, Essen, Frankfurt a. M., Hildesheim, Kempen, Koblenz, Köln, Mainz, München, M.-Gladbach, Paderborn) umfaßt.

Es erhielt nunmehr das Wort Gemeindebevollmächtigter Hauptlehrer Karl Gutmann, der von seinem Standpunkt als entschieden liberaler Mann und freisinniger Pädagoge aus in ungemein ernsten Worten all die Schädigungen von Jugend und Volk und ihre Bekämpfung unter dem Gesichtspunkt „Selbstzucht" beleuchtete. Wir kommen auf diesen gediegenen, mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag in nächster Nummer ausführlicher zurück. Im Anschluß an diese Rede wurde einstimmig folgende Resolution angenommen:

„Mangelnde Selbstzucht hat in unserem Volke zu schweren sittlichen Schäden geführt. Sie machen sich namentlich auf dem Gebiete der Beziehungen der beiden Geschlechter zu einander geltend. Eine freche Schmutzliteratur sowie schamlose Darbietungen, die dreist den Anspruch erheben, als Kunsterzeugnisse zu gelten, gewinnen an Verbreitung und drohen unser gesamtes Volk, insonderheit aber unsere Jugend, weiter zu vergiften. Der Interkonfessionelle Männerverein ruft alle wohlmeinenden Kreise unseres Volkes zu einträchtigem Zusammenwirken auf, damit diese Schmutzflut eingedämmt und unser Volk, einschließlich seiner Jugend, vor körperlicher und geistiger Entartung bewahrt werde. Nur wenn wir Deutsche ein sittlich gesundes Volk bleiben, können wir unsere Stellung in der Welt behaupten."

Mögen diesem Aufruf zum Anschluß an die „Reinlichkeitspartei" durch Eintritt in den interkonfessionellen Männerverein recht viele Freunde einer reinen Jugend und eines gesunden Volkes Folge leisten!

Deutsche Frauen und Amerikanerinnen.

Von Dr. Heinrich Beisenherz.

Rehte als engel sint diu wîp getân, hat Walther von der Vogelweide von den deutschen Frauen und Mädchen schon vor mehr als siebenhundert Jahren gesungen. Ihr Lob schallt uns aus allen Jahrhunderten in tausend Variationen immer wieder entgegen, auf der Schulbank haben wir es uns mit Schillers herrlichen Worten sagen lassen, daß sie himmlische Rosen ins irdische Leben flechten und weben, und welcher deutsche Mann sänge nicht mit echter Begeisterung von den „deutschen Frau'n und der deutschen Treue", zumal, wenn er im Auslande Gelegenheit gehabt, fremde Frauen und Mädchen kennen zu lernen und Vergleiche anzustellen zwischen diesen und dem heimischen weiblichen Geschlecht.

Sogar gebildete Ausländerinnen, welche das deutsche Familienleben aus eigener Anschauung kennen, zollen unseren Frauen reichliche Anerkennung. Die Romanin bewundert besonders die Treue und Sauberkeit der deutschen Frau, die Engländerin und Amerikanerin vor allem ihre Tüchtigkeit im Hause.

Entspricht diesen allseitig anerkannten Tugenden der deutschen Frau nun auch die Achtung, die ihr seitens der Männerwelt entgegengebracht, die Stellung, die ihr ihm sozialen Leben eingeräumt wird? Die edelsten Vertreterinnen der deutschen Frauenwelt, die den Beruf der Gattin und Mutter bei der Erziehung der weiblichen Jugend als den normalen und höchsten im Auge haben, dürften diese Frage im allgemeinen unter Zurückstellung untergeordneter privater Wünsche mit „Ja" beantworten. Viele ihrer Schwestern jenseits des Rheines und des Kanals aber schütteln bedenklich den Kopf, und die Amerikanerinnen rufen einstimmig und laut „Nein".

Noch vor Monden erklärten radikale Emanzipierte in zahlreichen Städten Nordamerikas einer großen und eifrig lauschenden Zuhörerschaft, die deutschen Frauen seien „relegated to house-hold drudgery" (relegiert zur Knechtschaft im Hause), und Miß Ethel Arnold, eine Verwandte des bekannten englischen Dichters Mathew Arnold, nannte unsere Frauen „house hold-slaves" (Haus-Sklavinnen). Die Zuhörerinnen klaschten Beifall.

Diese wenig günstige Beurteilung der Lage der deutschen Frau durch ihre amerikanische Schwester erklärt sich aus verschiedenen Gründen.

Die Stellung der Amerikanerin ist tatsächlich durchaus verschieden von derjenigen der deutschen Frau. Das demokratische Prinzip, welches die Basis abgibt für das gesamte gesellschaftliche Leben der Amerikaner, stellt die Frau dem Manne völlig gleich. Sie ist seine gleichberechtigte Freundin und Genossin, aber auch seine gleichberechtigte Konkurrentin. Ist sie von Haus aus nicht reich, so heiratet sie nur, falls sie „eine gute Partie" machen kann, sonst zieht sie es vor, ihren Unterhalt durch eigene Arbeit zu gewinnen. Und ihre Tätigkeit, welche ebenso hoch bezahlt wird, wie die männliche Arbeit, ist außerordentlich vielseitig. Einige Zahlen mögen hier einen Einblick gewähren. Im Jahre 1908 wurden in den Vereinigten Staaten gezählt: 3373 Geistliche, 1041 Architekten, 1010 Rechtsanwälte, 409 Elektriker, 84 Ingenieure weiblichen Geschlechts; ferner 2196 Zeitungsschreiberinnen, 327 614 Lehrerinnen, 74 813 Buchhalterinnen, 3433 Fabrikantinnen, 1309 Bergarbeiterinnen, 323 Totengräberinnen usw., sodaß eine amerikanische Zeitung mit Recht schreiben konnte, die Amerikanerin sei jetzt in alle Berufe eingedrungen, nur in der Marine sei sie noch nicht vertreten.

Die unbegrenzte Arbeitsmöglichkeit aber und die Gleichwertigkeit der weiblichen Tätigkeit mit der männlichen — sehr oft wird ein großes Kaufhaus von einer Frau geleitet und gar mancher Elementar- oder Mittelschullehrer untersteht einem weiblichen Chef — macht die Frau in Amerika ganz und gar unabhängig vom Manne; hat sie ja oft genug ein größeres Einkommen als er! Die tief eingewurzelte Dollarmanie treibt sogar die Tochter wohlhabender Leute, die ohne jeden Nebenverdienst ein recht behagliches Leben führen könnte, aus dem Hause ins Geschäft. Wenn sie als Verkäuferin oder Telephonistin in wenigen Stunden noch ein Uebriges verdienen kann, so kann sie auch ihr Budget für Sport, Badereisen usw. erhöhen. Im Hause versäumt sie nichts. Die Hausarbeit achtet sie nicht, sie lohnt ihr nicht mit klingender Münze. Und sollte sie sich Ende der Zwanziger oder anfangs der Dreißiger zur Heirat entschließen, dann erwartet ihr Gatte gar nicht, daß sie etwas vom Hauswesen versteht. Sie kann das „Kochen" ja auch noch lernen, oder sie verzichtet gänzlich auf diese Dienstbotenbeschäftigung. Findet sich aber kein vermögender Gatte, der ihr ein opulentes Heim bieten kann, so verbleibt sie, auf ein bescheidenes Familienglück verzichtend, in ihrem Berufe und vermehrt die große Zahl der „spinsters" (alter Jungfern), die infolge der geschilderten Verhältnisse jenseits des Ozeans beträchtlich höher ist als diesseits.

Bei einer derartigen Selbständigkeit der Frau, die den Mann gar nicht braucht, sinkt er, der das Weib normalerweise sucht, naturgemäß leicht in eine Abhängigkeitslage herunter. Und so hat wohl jeder Europäer den Eindruck, daß die Ritterlichkeit und das Zuvorkommen dem Weibe gegenüber, das wir überall vom stärkeren Geschlechte verlangen, in Amerika in einen unvernünftigen Frauenkult ausgeartet ist. Je mehr aber die Männer um die Gunst der Schönen gebuhlt haben, umso anmaßender sind diese geworden. Und es ist dahin gekommen, daß vernünftige ältere Amerikanerinnen von Zeit zu Zeit in Frauenzeitschriften ihre Stimme erheben und ihre Geschlechtsgenossinnen davor warnen, die Männer, welche, um nicht gegen den guten Ton zu verstoßen, alles geduldig hinnehmen, zu Spielzeugen ihrer Laune, zu Sklaven herabzuwürdigen, die sie nicht achten und daher auch nicht lieben könnten. „Wenn bei uns", so schrieb vor einiger Zeit eine Dame, „die Frauen ohne weiteres fordern, daß ein Mann mit weißem Haar im überfüllten Straßenbahnwagen vor einem eintretenden Backfisch aufsteht, oder daß ein am Tage abgearbeiteter Kaufmann, wenn er abends im Konzert sitzt, irgend einem jungen Mädchen seinen Platz einräumt, so ist das nicht mehr billiges Verlangen, sondern Arroganz." Das ist die Frucht einer maßlosen, unbegründeten Vergötterung des weiblichen Geschlechts, die mit einer ehrlichen und gesunden Achtung vor demselben nichts mehr gemein hat.

Von den Männern unabhängig und von ihnen obendrein ungebührlich flattiert, kam die Amerikanerin bei dem herrschenden demokratischen Geiste von selbst zur Erweiterung ihrer Freiheiten auch im gesellschaftlichem Leben. Daher fährt sie allein im Auto los, daher kann sie sich zu jeder Stunde in der Nacht auf der Straße aufhalten ohne Nachteil für ihren Ruf, daher kann das junge Mädchen selbständig abends Herren zu sich ins Haus

laden, auch wenn sie ihr nur dem Namen nach bekannt sind, und die Herrengesellschaft bis in die Morgenstunden bei sich behalten, ohne daß jemand etwas Ungebührliches darin fände. Und wieviel ist sonst der Amerikanerin nach Landessitte noch gestattet, was die deutsche und französische Frau, insbesondere das junge Mädchen ganz und gar in Mißkredit bringen würde!

Diese Bewegungsfreiheit, namentlich insofern sie sich auch auf das männliche Geschlecht erstreckt, ist der Amerikanerin eine wichtige Errungenschaft der Kultur und wird von ihr als bedeutende Ueberlegenheit über ihre zurückgebliebene europäische Schwester gedeutet.

Endlich sei noch an die Putzsucht der Amerikanerin erinnert, mit welcher die Europäerin nur schwer wetteifern kann, weil die „Neue Welt“ nun einmal unermeßlich reich ist und außerdem Artikel, welche gerade bei der Damenkleidung eine wichtige Rolle spielen, wie Seide u. a., zu relativ sehr niedrigen Preisen produziert. Kleider aber machen Leute, wenn irgendwo, dann im Urteile der Amerikanerin. Zudem ist auch das Land an Frauenschönheiten durchaus nicht arm.

Kommt nun eine Amerikanerin, welche in den Anschauungen ihres Volkes aufgewachsen ist, für zwei bis drei Monate nach Europa, was ist da natürlicher, als daß sie auf ihrem „flying trip through the old country“ manches erhascht, was ihr, die so sehr an Freiluft gewöhnt ist, als eine ungerechtfertigte Beschränkung weiblicher Rechte erscheint. Da ist sie in einer deutschen Kleinstadt gewesen, sie hat in einer Bürgerfamilie gewohnt. Stundenlang hat die Frau morgens in der Küche gestanden. Ja, die Speisen waren ganz vorzüglich, das Haus blitzblank und gemütlich; aber solche gewöhnliche Küchen- und Hausarbeit! Der Schnellzug sauste durch ländliche Gegenden. Vom Fenster aus sah sie Frauen und Mädchen auf den Feldern und — horribile dictu — den Männern bei der „niedrigen“ Erntearbeit helfen. Die armen deutschen Frauen! Und doch zeigt das frische Aussehen der kräftigen Landarbeiterin, daß ihr ihre Beschäftigung besser bekommt als der amerikanischen Stenographistin die dumpfe Zimmerluft. Jämmerlich scheint ihr aber erst recht die Lage der Deutschen, sowie der europäischen Arbeiterin überhaupt zu sein, wenn sie erfährt, welchen Lohn diese „arme Sklavin“ erhält. Denn sie übersieht meistens ganz, daß zwei Franken in Europa dasselbe bedeuten wie ein Dollar in Amerika. In der Tat, die europäische, insbesondere die deutsche Frau befindet sich in einer ähnlichen bedauernswerten Lage wie der nordamerikanische Neger vor dem Bürgerkriege — so glaubt die reisende Amerikanerin, und diese Ansicht proklamiert sie auch in der Heimat, ohne sich Rechenschaft darüber zu geben, was bei uns durch historische Entwicklung und die nun einmal obwaltenden sozialen Verhältnisse bedingt ist.

Diese Amerikanerinnen, welche oft so kurzsichtige und harte Kritik üben an dem Lose des weiblichen Volksteils in Deutschland, sind selbst vielfach nichts weniger als zufrieden. Im Gegenteil. Bei einem sehr großen Prozentsatz bleibt ein Grundtrieb der weiblichen Psyche, der sich durch rauschende Vergnügungen und glänzende Toiletten vielleicht auf Jahre zurückdämmen läßt, nämlich der Wunsch, als Weib und Mutter zu beglücken und glücklich zu werden, zeitlebens unbefriedigt; das Heer der griesgrämig „Sitzengebliebenen“ schwillt von Jahr zu Jahr an. Wer trägt die Schuld daran?

Die schon mehrfach erwähnte Abneigung der Amerikanerin gegen die stille Arbeit am Herde und im Hause soll, so versichern die Männer mit tiefem Bedauern, hauptsächlich in den letzten drei Dezennien mehr und mehr zugenommen haben. Die natürliche Folge ist, daß die junge Generation, welche in den Schulen — auch die Mittelschulen (high-schools) stehen jedermann ohne Vergütung offen — allerlei Nützliches und weniger Wichtiges gelernt hat, vom Hauswesen namentlich von der stets verachteten Küchenwirtschaft gar nichts versteht. Und da die Dienstbotenfrage in noch weit höherem Maße zur Plage geworden ist als in der „Alten Welt“, so befinden sich die jungen Frauen, die höchstens pie, eine Art einer namentlich in den Oststaaten täglich gegessenen Torte, zubereiten können, oft in arger Verlegenheit, und der junge Ehemann bringt durch viele Versuche nicht selten eher etwas Genießbares zustande als seine Gattin. Einsichtige Frauen bezeichnen den gegenwärtigen Stand des Wissens in häuslichen Dingen als eine Not, und viele Amerikaner suchen ein eingewandertes, namentlich ein deutsches Mädchen zu heiraten, einmal weil dieses bescheidene Ansprüche stellt, die dem Mann die Heirat eher möglich machen, und es außerdem zu wirtschaften versteht.

Zum Schluß möge noch ein typischer Fall mitgeteilt werden, der zeigen mag, wohin man mit der Mädchenerziehung in der nordamerikanischen Union gekommen ist, da man das Heim im Lehrplan lange Zeit systematisch ausgeschaltet, ja verachtet hat.

Vor ungefähr Jahresfrist wurde in Chicago, wo man den Mangel in der Bildung der Mädchen durch neuerdings eingerichtete Haushaltungsschulen zu beseitigen gedenkt, eine Leiterin für diese neue Einrichtung gesucht. Verlangt wurde von der Dame, daß sie selbständig kochen und backen könne, daß sie Speisekarten in passender Zusammensetzung und einiger Abwechslung anzufertigen imstande sei, daß sie eine rationelle Hausreinigung vorzunehmen verstehe und daß sie im Nähen, Häkeln und Sticken perfekt sei. Das Salär betrug 3000 Dollar (ca. 12,000 M) jährlich. Da sich unter den 2 Millionen Einwohnern der Stadt keine Dame meldete, die sich für einen derartigen Posten genügend qualifiziert gehalten hätte, so wandte man sich nach New-York. Aber auch in dieser Viermillionenstadt fand sich keine geeignete Bewerberin trotz des respektablen Salärs.

Unseren braven deutschen Frauen dürfte es nach dem Gesagten nicht schwer fallen zu entscheiden, ob sie das äußerst einseitige Urteil ihrer amerikanischen Schwestern höher zu werten haben oder die Begeisterung ihrer Männer, die, durch ihr anspruchsloses, treues Walten beglückt, das Lob der **deutschen Frau** aus Poeten Mund zu hören nicht müde werden.

Literarische Streiflichter.

Von E. M. Hamann-Scheinfeld i. Mittelfranken.

I.

Das bekannte Rückertsche Bild vom angeschwemmten Sande, in dem hie und da eine Perle zu finden sein mag, läßt sich ohne Gewissensregung auf die literarischen Veröffentlichungen unserer Tage anwenden. Es kam auch mir in den Sinn angesichts der vor mir aufgestapelten Rezensionsexemplare. Heute schiebe ich die stets am meisten sich breitmachende Erzählliteratur bis „auf zuletzt“ zurück und greife zuerst nach den „bedeutsamen“ Schriften **ohne** prosaepische Einkleidung. Ich sage aber gleich, daß ich aus Raummangel immer nur jeweilig ein rasches Streiflicht aufsetzen kann; eben deshalb die Wahl der Ueberschrift.

Zunächst zum äußerlich Kleinsten. Da halte ich ein allerliebstes „dramatisches Spiel in fünf Aufzügen zum Besten eines Kirchenbaues“ in Händen: **Ein Kirchlein mehr zu Gottes Ehr** von **Marie Schlager** (Freiburg i. Br., **Caritasverband** 1909. Einzelpreis 60 Pf., Partitur 50 Pf.). Ich empfehle die sprachlich und inhaltlich anmutige sonnig-vertiefte Dichtung allen Vereinsbühnen, zumal den „weiblichen“, die über eine nicht allzu kleine Spielerzahl verfügen. — Für Massenverbreitung in Volksmädchenschulen ist das erste Heftchen der Serie „Ins Leben“ (für junge Mädchen) gedacht: **Schulbank ade!**, in seiner Art eine Prachtleistung an gut ersonnenen und gut eingekleideten Ratschlägen und Ermahnungen angesichts des nun offen liegenden Weges in die „weite, weite Welt“ (Kevelaer, **Butzon & Bercker**, herausgeg. im Auftrage des Vereins kathol. deutscher Lehrerinnen. Einzelpreis 10 Pf.). — „Mahnworte an die reifere Jugend“ richtet der Missionspriester **Alois Roik** im **Schmuck der Jungfrau** (Graz 1909 **Ulr. Moser** (J. Meyerhoff) 90 Pf., geb. M 1.25). Da der Inhalt sich, wenn nicht ausschließlich, so doch eingehend mit der Tugend der Keuschheit befaßt, wird man bei der Verteilung vorsichtig sein müssen. Die Volkskreise, für die das kernige, treuherzige Büchlein in erster Linie bestimmt ist, werden auch am empfänglichsten für das hier ausgestreute Samenkorn sein.

Ein dankbar zu begrüßendes Geschenk bietet den Erstkommunikanten der Religions- und Oberlehrer **Heinr. Schwarzmann** in dem „Buch für die Jugend zur Erinnerung an den schönsten Tag des Lebens“: **Bleibe treu** (Kevelaer, **Butzon & Bercker**. 8° 374 S. Geb. M 2.50 und M 3.50). Der Band ist ein Gegenstück zu des gleichen Autors schon hier empfohlenen „Bereitet den Weg des Herrn“, nur daß der Inhalt nicht einzig aus Erzählungen besteht, sondern zu Anfang jedes der sechs Hauptkapitel eine gemeinverständlich-tiefgründige, zu Herzen gehende Abhandlung vom Herausgeber bringt. Alles Uebrige umschließt, mit Ausnahme des Eingangsgedichtes, Prosaepik: 27 meist originale Beiträge. Das Vorwort weist dies Buch der Jugend im allgemeinen zu, da es über die Zeit der Erstkommunion hinaus als Führer ins Leben dienen soll. Dazu ist es in seinem anregenden, reichhaltigen Aufbau tatsächlich geeignet, und auch reife Leser können, zumal im Verein mit jüngeren, Genuß und Segen aus ihm schöpfen. Heinr. Schwarzmann selbst stellt sich mit vier



nacherzählten Geschichten und einer originalen zu den zehn Erzählern, die als solche gute, zum Teil sehr bekannte Namen tragen: M. v Eckensteen, Angelika Harten (R. Fabri de Fabris), Maria Homscheid, Paul Keller, Laurenz Kiesgen, Marianne Maidorf, L. Rafael, Paul Torriedt, E. Trauner. Möge dies Buch der Treue ungezählte Wege zu Nah und Fern finden!

Von der Untreue gegen die heiligsten Pflichten sagt „ein Klosterbild der Gegenwart": Aus dem Tagebuch eines römischen Priesters von Ernst Smigelski-Atmer (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1909. Gr. 8°. XIV u. 172 S. M 3.—, geb. M 4.—). Auch hier haben wir es mit einem zweifelhaften Priesterroman zu tun, wiewohl nicht mit einem von der grellsten Sorte. Ein paar Sätze abgerechnet, kommt die eigentliche Gemeinheit nicht zu Worte, desto mehr, und zwar in zunehmender Weise, die Oberflächlichkeit und Phrasenhaftigkeit. Weil das Buch einige Wahrheiten enthält, auf einige wunde Stellen in ungehässiger Weise hinweist, wird man es voraussichtlich des fernern vielfach über Gebühr loben, anstatt seine Seichtigkeit, seinen Mangel an Logik, sein klägliches Abfallen gegen das Ende hin aufzudecken. Der Verfasser, Schlesier von Geburt, ist als Knabe in ein ersichtlich freundliches römisches Kloster gekommen, hat dort 12 Jahre, zuletzt als Priester, gelebt und studiert jetzt, verheiratet, Musik in Leipzig. Die Tagebuchblätter reichen vom April 1906 bis April 1907; où est la femme? steht selbstverständlich als Hauptmotor in der Mitte. — Weit ernsthafter zu nehmen ist Louise Nyström-Hamiltons „Lebensbild": Ellen Key (Leipzig, E. Haberland. 2 Aufl. Mit 10 Bildern. 8°. IV u. 108 S. M 3.—, geb. M 5.—). Die berühmte Schwedin wird in ihrem Gesamtentwicklungsgange auf Grund ererbter, ermöglichter und erworbener Vorbedingungen dargestellt, und zwar nicht völlig kritiklos, wenn auch liebevoll, apologetisch. Sogar ihre bekannte Neigung zu Widersprüchen und lückenhafter Schlußfolgerung erfährt eine gewisse Beleuchtung, nicht aber, leider, das sinnfällig schwache Fundament, auf dem Ellen Keys Ethik steht, vielmehr schwankt. Ich persönlich habe nie zu den anfangs auch auf positiv katholischer Seite zu findenden Bewunderern der „Phisophin Ellen Key" gehört; aber der Mensch Ellen Key kann auch mir warme Anteilnahme abgewinnen, so sehr er, trotz seiner schönen Veranlagung zu echter Mütterlichkeit, in die Irre ging und geht, um — besonders in Deutschland — Hunderte dorthin nach sich zu ziehen. — Ganz erquicklich in seiner tiefen, festen Begründung, seiner vergeistigten, liebenswürdigen Einfachheit gibt sich Hanny Brentanos „Frauenbild" Amalie Fürstin von Gallitzin. Mit 12 Bildern (Freiburg i. Br., Herder, 8°. X u. 153 S. M 1.80, geb. M 2.50). In gehaltener, von tüchtiger Selbstzucht zeugender Weise schöpft die Autorin aus dem Vollen eines äußerlich, mehr noch innerlich hervorragenden Lebens, aus dem Vollen auch der eigenen Ueberzeugung, Lebensanschauung. Nicht als ob man hie und da nicht noch ein Mehr des Eingehens und Ausgestaltens wünschen möchte, ja erwarten dürfte, aber die Hauptsache erhalten wir zu wertvollem Dauerbesitze: die klare, harmonische Widerspiegelung eines werdenden, ringenden, in und zu Gott sich abklärenden, immer reicher sich ausbauenden, vollendenden Charakters, sowie dessen, was Zeitläufte, Kultur und Menschen zur Bildung einer solchen Persönlichkeit beitragen konnten.

Eine echt katholische, priesterliche und zugleich dichterische Persönlichkeit bekundet sich in dem zweiten der vom Verlage der J. Schnellschen Buchhandlung in Warendorf (Westf.) herausgegebenen „Bücher der Freude": Das Buch von den vier Quellen von Dr. Augustin Wibbelt. (8°. 205 S. kart. M 3.20, geb. M 4.50). Dies ist ein wirkliches Buch der Freude, voll von sonnig- wie von ernst-schönen Gedanken, die wiederum zu hoher, ja höchster Freudenempfindung geleiten können. Der Inhalt gliedert sich in 69 künstlerisch konzentrierte und durchgeführte Aufsätze, die sich unter folgende Hauptkapitel gruppieren: Vorspiel, Jungbrunnen, Sonnenschein, Marschlieder, Frohbotschaft, Ausklang. Als die vier Dinge, mit denen die Menschheit steht und fällt, bezeichnet der Verfasser: Gesundheit, Freude, Kraft und Leben, sämtlich nicht nur in eigentlicher, sondern auch, erst recht in übertragener Bedeutung. Die vier überströmenden, unerschöpflichen Quellen aber, aus denen jene uns zukommen, sind: Natur, Spiel (in weiterem Sinne), Arbeit und Religion. Wie er das alles vor uns ausbreitet, ordnet, prüft, zeigt er uns auch sein Herz: das eines wahren Dichters, der sich weiß in heiliger Berufung, dem auch das Nahe wichtig, das Kleine groß ist im Dienste Gottes und der Menschen, im Lichte der Zeit und der Ewigkeit. Er strengt uns nicht an, ermüdet uns nie mit dem, was er herzuträgt; er erfrischt, weckt, fördert, nun mit den einfachsten, nun mit weit und hoch gesuchten Mitteln. Dem Alltagsleben entnimmt er heitere wie bis zur Erhabenheit ernste Bilder und Begebnisse. Und Fäden senkt er ein, die weben vom Irdischen zum Himmlischen, vom Vergänglichen zum Unvergänglichen. So wird das Wirkliche Gleichnis, das Flüchtige Ereignis. Viel Lebenserfahrung, Kunst- und Naturverständnis steckt in dem Buche, viel Erziehliches in reiner, fesselnder Form. Und das Ganze beseelt Güte: Tat gewordene Weisheit der Liebe.

Menschen- und Gottesliebe spricht sich auch aus in einem an Wahrheiten und — Irrtum reichen Buche: Kraft, Gesundheit und Wohlstand von Orison Swett Warden. Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Englischen von Dr. Max Christlieb (Stuttgart 1909, J. Engelhorn. 8° 219 S., geb. M 3.50) Trine hat das Werk gelobt, das auf Trines Richtweg deutet: Der Mensch als Gotteskind ist absoluter Herr; darf, kann und soll es sein — über Leib und Seele, Verhältnisse und Schicksal. Für ihn, für seine Erkenntnisenergie keine Krankheit, keine Armut, sondern Gesundheit, Wohlstand, vollkommenes körperliches und seelisches Wohlbefinden — ein Eden auf Erden, für das er vorbestimmt ist. Schauen wir genau zu: nach diesem Prinzip ist Gott nichts als der erste Minister des Königs Mensch. Keine Spur von der Mission des Leidens, der Entbehrung: der abklärenden, vorbildlichen, wahrhaft vergöttlichenden Herrschaft des inneren Läuterungslebens über das äußere. Ein Buch wie dieses umschließt eine große Gefahr. „Wir alle wissen von der „Macht des Gemütes", von der „Diätetik der Seele", von den auch durch uns zu erringenden wunderbaren Willenssiegen über die Hindernisse von Körper, Raum und Zeit. Aber eine derartige Leugnung des auch Gottgewollten in ihnen führt bei strenger Logik zur Selbstvergötterung, schneidet Quellen der höchsten Erhebung einfach ab. Wie bereits angedeutet: Einzelwahrheiten lassen sich aus solcher Lektüre lernen, aber sie wiegen den Kernirrtum nicht auf, der beklagenswerterweise das Scheingepräge des Sieghaften trägt.

Nicht sieghaft: empfindsam gibt sich Georg Hermann in seinen „ernsten Plaudereien" Sehnsucht (Berlin 1909, Egon Fleischel & Co. 8°. 161 S. M 2—). Allerlei Nachdenkliches auch Bedeutsames blitzt aus diesen Blättern. Dennoch: das Bild von dem vielen, ob auch noch so schimmernden Sande und den wenigen Perlen bewahrheitet sich dem tiefer grabenden, besonders dem philosophisch veranlagten und erfahrenen Gottgläubigen auch hier. Wie schreiend oberflächlich erscheinen schon auf den ersten Blick Schlußfolgerungen wie diese: „Wie kann man an irgend eine Religion glauben und in ihr als der rechten leben, sowie man weiß, daß es deren viele gibt!" Solche „Denker" widerlegen sich am gründlichsten selbst. — Komplizierter und in einiger Hinsicht interessanter äußert sich Arno Nadel in seinen Aphorismen, auch kurzen Essays Aus vorletzten und letzten Gründen (Ebenda. 8°. XV u. 254 S. M 3.50). Der monistische, wahrscheinlich noch recht junge Verfasser häuft seine zahlreichen Expektorationen in 8 Kapitel, denen er die recht chaotische Dichtung „Chaos und Kosmos" anhängt (S 225—242). Das ganze Buch macht, wie der Titel, viel mehr Getöse als Eindruck. Behauptungen? Massenhaft. Beweise? Unnötig. Wahrheiten? Von der Art, wie man sie zwischen den Binsen findet. Unter Satire, Grobheiten und Paradoxen ein spärliches Aufleuchten des Humors und ein paar wirklich gute Definitionen. Dennoch — das Bedauern bleibt: Um diesen Pauper-Krösus ist's schade.

Ums Psychologische rotiert Emil Lucka's Das Unwiderrufliche (Ebenda. 8°. 137 S. M 2.—). Vier Zwiegespräche, die sämtlich auf Ibsen gestimmt sind. In das erste: „Sonnenwende", spuckt — man verzeihe den drastischen Ausdruck — Laura Marholm. Aber schließlich merkt man, daß „sie" „ihn", nicht er sie beeinflußt, bessert, „ausfüllt". Durchaus krankhaft wirkt „Allerseelen" und ganz schauerlich die Seelenanalyse in „Weihnachten", überraschend, befreiend „Ostern". Man sieht, der Dichter wollte die Verelendung der Ehe zeigen, wenn diese nicht auf rückhaltlos verstehender Liebe beruht, ihre Heiligung durch eben diese.

Zwischen zwei Städten nennt Armin T. Wegner sein Buch Gedichte im Gang einer Entwicklung (Ebenda. 8°. VI u. 191 S. M 3.—). Diese Entwicklung, „die Wandlung der künstlerischen und menschlichen Seele während verschiedener Zeiten einer Jugend", umfaßt die Zeit vom 15. bis 21. Lebensjahre. Die betreffenden Poesien gliedern sich in drei Hauptteile und einen Epilog: Herz der Weltstadt, Hinterm Pfluge, Mein kleines Städtchen; An der Sonnenwende. Ein Vorwort orientiert etwas aufdringlich über die Absicht des zweifellos aufs Ethische und auch echt Künstlerische veranlagten Dichters. Aber es wird sich noch vieles in ihm „entwickeln" und „wandeln" müssen, bis er hier wie dort zu einem Dauerergebnis gelangt. Vor allem hat er sich nach einer festen Weltanschauung umzusehen; Symbolismus allein tut's wahrlich nicht. So wie es ist, wirkt das Buch als Talentprobe noch verworrener als gedanken- und empfindungsreich. Die kurzen Sachen sind zumeist besser geraten als die längeren; unter den Balladen findet sich einzelnes Interessante. — Eine Talentprobe ist auch Willy Arndt's Sammlung „Gedichte": Leben, Liebe, Licht! (Berlin 1910. Modernes Verlagsbureau Curt Wigand. 8°. 132 S.) Ein reiner, naturfroher und -sinniger, überhaupt aufs Ideale gerichteter junger Mensch strömt da seine noch allzu weich-schwärmerische Seele aus. Bisweilen gefällt er sich in symbolischen Dunkelheiten, dann wieder im Wortspielerischen; bisweilen gelingt ihm eine streng in sich gefaßte Strophe, auch ein echtes Lied. Aber er muß das Sichten noch lernen; erst dann mag er sich zu den Verheißungsvollen stellen. — Der künstlerisch ausgereifteste Lyrikband eines begabten Frühverstorbenen ist zum drittenmal aufgelegt worden: Leuchtende Tage. Neue Gedichte von Ludwig Jacobowski. (Berlin, Egon Fleischel & Co. 8°. 243 S. M 3.—) Viel

Düsteres, Schweres, aber auch Sonnenlichtes findet sich; einzelnes aber sollte ausgeschieden werden.

Ein großes Versprechen auf die Zukunft und eine künstlerische Tat an sich sind Levin Ludwig Schückings Lieder und Balladen (Ebenda 1909. 8°. 105 S. M 2.—). „Das ist Schückings Hauptnote," sagt Börries Frhr. v. Münchhausen zutreffend, „diese stille Innigkeit, die leise Treue in allen Dingen." Am stärksten erscheint er ihm mit Recht in den Balladen: „Ich glaube, daß er da eine ganz absonderlich eigene Art hat, einen Stoff anzufassen, eine Stimmung lyrisch zu zerlegen, ein Kunstwerk daraus zu schaffen." Der leichte Ton steht L. L. Schücking gar nicht, noch der allzu schwere (wie in z. B. „Was kommen muß . . ."). Das andere aber: es ist nicht zum sagen, wie unmittelbar es uns ans Herz greifen kann. — Von diesem „langen, bedächtigen Westfalen" von „fabelhafter Gelehrsamkeit" läßt sich mit Fug und Recht Großes erwarten.

Zum Schluß ein kurzer aber nachdrücklicher Hinweis auf eine sehr erfreuliche, verdienstvolle Veröffentlichung: Aehrenlese. 1. Balladen. Herausgegeben von der Literaturkommission des Vereins katholischer deutscher Lehrerinnen. Ausgewählt und mit Anmerkungen versehen von Helene Pagés und Elisabeth Nieland. 1.–3. Tausend (Düsseldorf, L. Schwann. Kl. 4°. VIII u. 199 S. Preis M 1.50). Das von rotem Herzblut durchglühte Geleitwort bestimmt diese Anthologie für die deutsche Jugend, aber auch das reifere, reife und betagte Alter kann und wird Freude daran haben. Gewiß, Wünsche dürfen laut werden nach weiterem Ausbau (so habe ich u. a. einiges sehr Schönes von F. v. Brackel vermißt), aber die können sich um so früher verwirklichen, je rascher wir für den Absatz der ersten Auflage sorgen. Das Buch gehört tatsächlich in jede häusliche und öffentliche Bibliothek.

Eine Bagatelle.

Skizze von Henriette Brey.

Olga Petrowna wollte durchaus übermorgen die Sauhatz mitmachen! Das war doch mal etwas Prickelndes, was anderes wie diese ewigen Tennispartien, zahmen Picknicks und Ruderfahrten. Sonst gab es auf so einem langweiligen Landgut ja doch nichts.

Sie war mit ihrer Mutter zu Besuch bei Gregor Alexandrowitsch' Mutter — die beiden alten Damen waren ehemalige Pensionsfreundinnen und fanden plötzlich, nachdem sie jahrelang nichts von einander gehört, daß sie sich früher doch sehr nahegestanden. Sie fühlten auf einmal Sehnsucht nach einem Wiedersehen und — hm! — wer weiß — — Olga Petrowna war eine Schönheit und eine Erbin, und Gregor Alexandrowitsch, der nach dem Tode seines Vaters die diplomatische Karriere aufgegeben und das Gut — einen feudalen Edelsitz — übernommen hatte, war eine der besten Partien des Landes! Daß er ein etwas bewegtes Leben hinter sich hatte, verschlug nichts. Pah! Leben und leben lassen! Jedenfalls würde er in der Ehe Olga viel Freiheit lassen.

Also Olga Petrowna erklärte, an der Wildschweinjagd teilnehmen zu wollen.

Ihre Mutter war entsetzt, außer sich! Eine Saujagd! Shoking! — Es war impossible! Und dann die Gefahr! Nein, nein, es war nicht auszudenken. Madame war ganz indigniert.

Auch die andern der Gesellschaft rieten der jungen, tollkühnen Dame dringend ab.

„Aber so helfen Sie mir doch, Gregor Alexandrowitsch," sagte Olga mit einem koketten Blick auf ihren jungen Gastgeber.

„Ich bin untröstlich, gnädiges Fräulein, aber — ich wäre der unglücklichste Mensch auf der Welt, wenn Ihnen etwas zustieße," sagte Gregor mit tiefer Verbeugung und einem feurigen Blick, „es ist wirklich für eine Dame zu riskant."

„Ich habe aber doch schon oft in Riga einem Pferderennen beigewohnt!"

Gregor lachte. „Ein Pferderennen ist noch längst keine Sauhatz! Und überdies sehen Sie dort von geschützten, eleganten Tribünen aus behaglich dem interessanten Schauspiele zu."

„Aber ich habe noch nie ein Wildschwein gesehen!" sagte Olga schmollend.

„O, Sie können nach der Jagd genügend die schwarzen Burschen bewundern."

„Ach nein, ein lebendiges Wildschwein meine ich, das möchte ich gern sehen!"

„Nun, wenn's weiter nichts ist — Ihr Wunsch ist mir Befehl. Ehe morgen die zwölfte Stunde schlägt, werde ich Ihnen ein prächtiges Exemplar dieser Häuptlinge des Waldes vorführen!"

„Wirklich?" fragte Olga erfreut. „Aber — wird Ihnen das möglich sein? Es heißt doch, die Tiere seien gefährlich," fügte sie plötzlich ängstlich hinzu. „Wie wollen Sie das anfangen?"

„Kleinigkeit!" prahlte er. Dann trat er nahe an sie heran. „Was täte ich nicht für Sie, Olga Petrowna!" flüsterte er mit vielsagendem Blick. Und Olga senkte errötend den Kopf.

— — — — — — — — — — — — — — —

Nach dem Diner hatte Gregor Alexandrowitsch eine Unterredung mit Iwan Andrejew, dem Aufseher seiner leibeigenen Bauern. Mit abgezogener Mütze und demütig gesenktem Blick stand der Mann vor dem strengen, gefürchteten Grundherrn.

„Es wird schwer halten, Euer Gnaden," wagte er zitternd zu entgegnen.

Die Stirne des Gutsherrn furchte sich.

„Es muß gehen, Iwan Andrejew," sagte er hart. „Merke dir das! Du haftest mir mit dem Kopfe dafür. Wenn alle Treiber ihre Schuldigkeit tun, müßte es doch mit dem Teufel zugehen, wenn das aufgestöberte, erschreckte Tier nicht direkt in die Hürde einlaufen sollte!"

„Gewiß, gewiß, Euer Gnaden!" beeilte sich der Aufseher unterwürfig zu versichern. Dann berichtete er noch: „Die Tiere haben letzte Nacht die Kartoffelfelder am Vorwerk ganz umgewühlt."

„Verdammte Bestien!" knirschte der Grundherr. „Triff also deine Vorbereitungen. Wehe dir, wenn es mißlingt!"

„Welche Hunde befehlen Euer Gnaden?"

„Zar und Sultan sollen mit. Das sind kapitale Kerle."

„Wenn aber — wenn aber das Tier seitwärts ausbricht?" ragte Iwan noch ängstlich.

„Zum Teufel, so schießt auf die Kanaille!" Gregor Alexandrowitsch stampfte zornig mit dem Fuße. „Nimm noch Sergei Ignatiew und Boris Petrowski hinzu, die sind brauchbar bei dergleichen."

„Zu Befehl, Euer Gnaden — aber — Verzeihung — Sergei Ignatiew begräbt morgen früh seine älteste Tochter — sie — sie geriet unter den herrschaftlichen Wagen . . ."

„Zum Henker mit deinem ewigen ‚aber'," fluchte der Grundherr aufgebracht. „Die kann der Pope allein verscharren! Ich befehle, daß Sergei Ignatiew morgen das Wildschwein mit eintreibt, oder, bei allen Teufeln, er wird die Peitsche zu kosten bekommen! Nun geh'!"

Der Aufseher beugte sich bis zur Erde und entfernte sich zitternd.

— — — — — — — — — — — — — — —

Am Ende des Dorfes stand auch die elende, schmutzstarrende Hütte Sergei Ignatiews. Unsägliche Verkommenheit, echt russische Verwahrlosung herrschte überall.

Scheu verkrochen sich die zerlumpten, halb verhungerten Kinder vor dem verhaßten Aufseher, der ihnen beim Kartoffellesen so oft mit der Peitsche über den mageren Rücken fuhr.

Sergei Ignatiew jammerte. „Morgen? Ach, Väterchen, Erbarmen! Ich muß meine Anuschka begraben — meine arme Anuschka . . ."

Er wies mit der Hand in die Ecke des halbdunklen Raumes, wo auf zwei Stühlen eine von einem schmutzigen Tuch verhüllte Gestalt lag. Ein Weib mit aufgedunsenem, halb blödem Gesicht hockte davor.

„Und dich dann den ganzen Tag vollsaufen? Das können andere für dich besorgen. Tot ist tot. Hüte dich Sergei Ignatiew, morgen nicht zur Stelle zu sein! Du weißt, der Herr ist unerbittlich."

Sergei Ignatiew ließ den Kopf sinken. „Ja, ja, Väterchen ist streng," murmelte er furchtsam und apathisch, „ich komme gewiß."

Sie zitterten alle vor dem grausam-strengen allmächtigen Gutsherrn. Der alte Herr hatte sie mit Geißeln geschlagen, dieser aber peitschte sie mit Skorpionen.

Jahrhundertelange Knechtschaft hat das Volk abgestumpft und zu Sklavennaturen gemacht. Auf dem Papier ist die Leibeigenschaft aufgehoben, aber in Wirklichkeit besteht sie fort — ebenso wie Peitsche und Knute, ebenso wie das unsägliche soziale Elend, ebenso wie die Despotie grausamer Herren.

— — — — — — — — — — — — — — —

Der folgende Morgen. Kein einziger der befohlenen Bauern ist ausgeblieben.



Schon zwei Stunden ist das Treiben im Gange. Die beiden Hunde haben tief im schwarzen, morastigen Sumpfdickicht des alten Forstes einen mächtigen Eber aufgestört.

Schnaubend und fauchend bricht er plötzlich hervor. Wütendes Geschrei und Hallohrufen der Treiberkette scheuchen ihn zum Waldsaum, wo aus eingerammten starken Pfählen ein weites, nach oben offenes Dreieck errichtet ist, in das der Eber wie in einen Kessel hineingetrieben werden soll. Aber, als wittere er die Falle, wendet er seinen Lauf. Erneutes Geschrei, Lärmen, Schüsse.

Das erschreckte Tier kehrt sich gegen seine Verfolger. Da springen mit scharfem Gekläff die beiden Hunde ihm in die Weichen. Der Eber brüllt auf. Ein Stoß mit den mächtigen Hauern — und die armen Hunde wälzen sich mit aufgerissenem Leibe am Boden.

Mit vorgestrecktem Kopfe, die Nüstern weit aufgerissen, rast das geängstigte Tier weiter.

„Drauf, ihr Schufte!“ schreit der Aufseher, sich in das Astwerk einer knorrigen Eiche rettend.

Sergei Ignatiew zielt — wie Blut schwimmt es ihm vor den Augen. Er schießt — — nur gestreift hat er das Tier, das sich jetzt wutentbrannt gegen seinen neuen Feind richtet.

Der wankt und fällt — tief reißen ihm die Hauer die Brust auf — blutüberströmt bricht er zusammen.

Boris Petrowitsch, der schußbereit in der Nähe steht, wendet sich in wilder Angst zur Flucht. Er strauchelt über eine Baumwurzel — die rasend gewordene Bestie stürzt sich auf ihn. Die blutigen Stoßzähne bohren sich ihm in den Rücken — mitten durch die Lunge.... Regungslos bleibt er liegen.

Nach mehrstündigem Bemühen geht endlich das ermattete, gehetzte Wildschwein ins Gehege. Bereitgehaltene, starke Baumstämme verrammeln schnell den Eingang. —

Der gnädige Herr ist zufrieden und lobt den Aufseher.

„Ein famoser Bursche! Und so mutig und wild! Ich bin sehr zufrieden mit dir, Iwan Andrejew.“

Der Aufseher strahlt.

„Schaffe die Leichen fort,“ fügt der Gutsherr gleichgültig hinzu, „die Särge bezahle ich. Geläutet wird nicht. Sag das dem Popen. Dies hier“ — er wirft ihm einige Kopeken hin — „gib den anderen. Für eine Flasche Wudki reichts.“

Iwan Andrejew verneigt sich fast bis auf den Boden und geht. Draußen steckt er das Geld vergnügt in die Tasche. „Die Hunde würden sich ja doch nur vollsaufen,“ murmelte er.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Um zwölf Uhr, nach einem opulenten Gabelfrühstück, führte Gregor Alexandrowitsch Olga Petrowna zur Hürde, wo das scheue, geängstigte Wildschwein wie rasend umherlief und umsonst zwischen den tiefeingerammten Pfählen durchzubrechen versuchte.

Beide bewunderten lebhaft den gefangenen Sohn des Waldes und weideten sich an dem ungestümen Gebahren des mächtigen Tieres.

Plötzlich schrack Olga zusammen. Vom Dorfe her drang lautes Jammern, heulendes Wehklagen.

Es waren die verzweifelten Schmerzensausbrüche der Frauen, als man die beiden blutigen Leichen brachte. Ohnmächtige, verbissene, bittere Wut, heiße Qual, leidenschaftliches Jammern, das schließlich in wildes Klagegeheul überging.

„Was ist das?“ fragte Olga Petrowna ängstlich ihren Begleiter.

Er zuckte gleichmütig die Achseln und zündete eine Zigarette an.

„Irgend ein betrunkener Bauer, der sein Weib prügelt,“ sagt er leichthin.

„Ein rohes Volk!“ schauderte Olga Petrowna und zog den Seidenshawl fester um ihre Schultern.

Plaudernd schritten beide durch den herrlichen Park dem Schlosse zu.

„Ich danke Ihnen vielmals, Gregor Alexandrowitsch,“ sagte Olga liebenswürdig, „es war sehr aufmerksam von Ihnen.“

Er verbeugte sich lächelnd.

„Aber wie haben Sie es nur angefangen? Es muß doch sehr schwierig gewesen sein, das mächtige Tier lebendig einzufangen,“ fragte sie interessiert. „Es hat Sie gewiß viel gekostet?“

Er stieß die Asche von seiner Zigarette. „Pah! — nur eine Bagatelle!“ sagte er gleichmütig. Und dann mit heißem Blick: „Sie wissen, Olga Petrowna, daß ich für Sie die Sterne vom Himmel holen würde...“

Flüsternd gingen beide weiter. — — —



Allgemeine Kunstrundschau.

München. Die Wiederherstellung der Heiliggeistkirche bildete den Gegenstand einer unlängst im Hofbräuhaus stattgehabten Sitzung der Kirchenvertretung. Es wurden dabei die Gesamtausgaben mit 146,855.26 *M* festgestellt; zu decken sind noch 31,561.69 *M*. — Der Maler Richard Pfeifer aus München (geboren zu Breslau 1878) soll als Lehrer an die Königsberger Kunstakademie übergehen. — Die Künstlervereinigung Luitpoldgruppe hat den Stadtbehörden den Plan zur Errichtung einer städtischen, rein mit münchnerischen Werken zu besetzenden Galerie unterbreitet, für die bereits eine Stiftung von 100,000 *M* vorliegt. Hoffentlich bleibt es nicht bei dieser einen, was besonders dann der Fall sein dürfte, wenn man an die Verwirklichung des Gedankens ernstlich herantritt. Für München und seine Kunst wäre eine solche neue Gründung sicher von hoher Bedeutung. — Der Kunstverein brachte im letzten Monat wieder eine Reihe seiner bekannten Sonderausstellungen, sowie sehr zahlreiche Einzeldarbietungen Von ersteren sei zunächst jener Gruppe gedacht, die von Damen ausgestellt waren. Die Eigenarten der modernen weiblichen Kunstübung sind an dieser Stelle wiederholt charakterisiert worden. Den dabei mitgeteilten Zügen sind durch die in Rede stehenden Leistungen neue nicht hinzugefügt worden. So darf man denn auch die schon früher im allgemeinen ausgesprochene Anerkennung hier im einzelnen wiederholen, die Einwendungen ebenfalls aufrecht erhalten. Letztere beziehen sich z. B. auf die Derbheit der Bildnisse von Marie von Brockhusen, womit aber der Anerkennung für ihr Talent, kräftig und auch innerlich zu charakterisieren, kein Abbruch geschehen soll. Mehr der weiblichen Art entsprechen bei derselben Künstlerin die Stilleben. Letztere gehören auch zu den Vorzügen von Ida Paulin, die außerdem eine Reihe beachtenswerter Pleinairstudien und auch ein paar tüchtige Landschaften bot. Rosenstilleben bester Art sahen wir auch von Emmi Lischke. Sie stellte außerdem sehr gute, offenbar an Corot gebildete Landschaften aus, bei denen die Stimmungen der Luft und besonders des Lichtes hervorragenden Reiz hatten; endlich zeigte sie eine Anzahl gut beobachteter und vielseitiger Studien des Meeres mit seinen Wolkenstimmungen. Unter den Landschaftern interessierten weiter Robert Curry, O. Lynch of Town mit wertvollen Heide- und niederländischen Stadtbildern, dergleichen auch G. v. Canal brachte. Ferner u. a. Fred Hopf, v. Pechmann, der impressionistisch schaffende A. Neumann. Paul Hey bewährte sich wie immer als verständnis- und poesievoller Schilderer deutsch-heimatlicher Natur im Zusammenklange mit der hineingehörigen Architektur. Eine Kollektion von Karl Langhammer-Berlin bewies dieses Malers Begabung für stark dekorative Auffassung seiner Gegenstände, gleichzeitig für geistige Durchdringung und solide Ausführung. Otto Strützel, der bekanntlich zu Dachau in nahen Beziehungen steht, zeigte die dortige Schulung in seinen Landschaften. Von größtem Interesse war endlich die Sammlung technisch verschiedenartig hergestellter Werke des so tief und echt empfindenden Meyer-Basel. Die figürliche Malerei brachte als seltene Gaben sogar ein paar kirchliche Stücke. Dabei waren zwei eindrucksvolle Darstellungen aus dem Leben des hl. Franziskus von Rose Plehn und eine bedeutend aufgefaßte Madonna von Fritz Kunz. Alte Tradition verbindet sich in den Werken beider mit moderner Auffassung in einer Art, die dem religiösen Empfinden unserer Zeit wie ihrer Kunstauffassung gleichmäßig entspricht. Die Schlachtenmalerei vertraten Ludwig Putz und Karl Becker, den Turf Ludwig Hohlwein. Die Porträtbildnerei war durch Werke von Alois Ertelt, von dem elegant schildernden Adolf Heller, von Otto Pilz vertreten, welch letzterer wertvolle holländische Bildnisse ausstellte. Ein Anonymus Koko interessierte mit einem Bildnis des Schauspielers v. Duniecki. Das Gebiet der angewandten Kunst berührten die Entwürfe von Joseph Rösl, der es bei noch fortschreitender Verfeinerung seiner Auffassungen wohl zu tüchtigen Leistungen zu bringen vermag.

Berlin. Im benachbarten Schlosse Schönhausen hat der Maler Paul Meyerheim Bildnisse Bismarcks und Moltkes entdeckt, zwei bisher unbekannte Werke Menzels, die dieser 1871 bei der Feier des Einzuges des deutschen Heeres zum Schmucke des Berliner Akademiegebäudes gemalt hatte. — Generaldirektor Bode und Akademiedirektor A. v. Werner haben den Charakter Wirklicher Geheimer Räte mit dem Titel Exzellenz erhalten. Dies beweist betreffs letzterer Persönlichkeit, daß die Kunstanschauungen an leitender Stelle sich andauernd gleich bleiben, betreffs der ersteren, daß der Streit um die Florabüste nun wohl endgültig zugunsten Bodes entschieden ist. In die Presse ist bisher noch nichts davon gedrungen. — In Gubbio wurde der schöne, aus dem 15. Jahrhundert stammende Palazzo Ducale durch einen Bergsturz zum Teil zerstört. — Khartum. Ein Sonnentempel, dessen schon in den Schriften des Diodor Erwähnung geschieht, wurde durch Professor Garstang in den Ruinen des alten Meroe entdeckt. Unter den mancherlei Schmuckteilen des Tempels beanspruchen die bildhauerischen Darstellungen der Siege des Ergamenes und seines Triumphzuges besonderes Interesse.

Dr. O. Doering-Dachau.

Bühnen- und Musikrundschau.

Paul Heyse feierte am 15. März den 80. Geburtstag. Der noch in jugendlicher Frische schaffende greise Dichter ward durch reiche Ehrungen ausgezeichnet. Der Prinzregent von Bayern verlieh ihm das Großkomturkreuz des Verdienstordens der Bayerischen Krone, mit welchem der persönliche Adel verbunden ist, und die Stadt München, in der Heyse seit seiner 1854 durch König Max erfolgten Berufung seinen Wohnsitz genommen, hat ihm ihre höchste Auszeichnung, die goldene Bürgermedaille, zuerkannt. Die Hofbühne bereitet eine Neueinstudierung seines „Grafen Königsmark“ vor, auch auf zahlreichen anderen Theatern Deutschlands und Oesterreichs wird Heyse an seinem Ehrentage wieder zu Worte kommen. Zu einer sonntägigen Matinee hatte ein Festkomitee geladen, dem die Intendanz das Kgl. Residenztheater zur Verfügung gestellt hatte. Ein illustres Publikum füllte das reizvolle Rokokohaus bis auf den letzten Platz. Auch das Königshaus war durch mehrere Mitglieder vertreten. Paul Heyse hatte sich die hinterste Parkettloge gewählt, doch als er daselbst im Kreise seiner Familie erschien, wurde er vom Publikum sofort bemerkt und herzlichst begrüßt. Ein von Wilh. Jensen gedichteter, von der Hofschauspielerin Berndl packend gesprochener Prolog leitete die Feier stimmungsvoll ein. Drei von Brahms komponierte Heyse'sche Gesänge wurden vom Lehrergesangverein klangschön vorgetragen, dann sprach Possart meisterhaft formvollendete Dichtungen des Jubilars. Ein stimmungskräftiges Festspiel „Im Haine der Egeria“, das auch nicht ohne Humor war, entstammte Ostinis geschickter Feder. Es gab den Rahmen ab, um die markantesten Gestalten Heyse'scher Dichtung in buntem Reigen an uns vorüber ziehen zu lassen und schloß mit einer mit Begeisterung aufgenommenen Ovation für Paul von Heyse.

Calderongesellschaft. Die strebsame, mit reichem künstlerischen Verständnis geleitete Vereinigung veranstaltete einen sehr eindrucksvoll verlaufenen modernen Balladenabend. Dr. Pater Expeditus Schmidt führte in anschaulich-plastischen Worten in das Wesen dieser Dichtungsart ein, deren nordisch-germanischen Charakter in seiner düsteren Schwermut er zu den aus südlichen Gegenden stammenden Romanze in glücklichen Kontrast setzte. Seine klaren, warm empfundenen, stets den Stempel des Persönlichen tragenden Ausführungen fanden starken Beifall. Die Auswahl der gebotenen Balladen war eine sehr glückliche. Frau Martha Steinhäuser trug sie mit feinem künstlerischen Verständnis und reichem technischen Können vor. Zu den Dichtungen von Gumppenberg, Lulu von Strauß-Torney, Fontane und Münchhausen gesellten sich zwei nur im Manuskript vorliegende Balladen von Tim Klein, deren plastische Sprache und rhythmische Kraft sich sehr eindrucksvoll erwiesen. Schillers „Kassandra“ wurde mit Schillings Musik geboten, die in Professor E. Bach einen vortrefflichen Interpreten fand. Das Publikum kargte nicht mit herzlichstem Applaus.

Schauspielhaus. Eine Truppe des Théatre L'Oeuvre in Paris gastierte an zwei Abenden infolge stark erhöhter Preise vor schwach besuchtem Hause. Man gab „l'Amour veille“ von de Flers et Caillavet, eine Komödie, die in deutscher Uebersetzung lange Repertoirestück des Schauspielhauses gewesen, einen Einakter „la chance du mari“ der gleichen Autoren und „la petite marquise“. Letztere Komödie von Meilhac und Halévy hat man kürzlich zur Operette zugestutzt als „Madame Troubadour“ hier während Konrad Drehers Gastspiel am Gärtnerplatz sehen können. Blanche Toutain ist nicht von dem überragenden Talent der gleichfalls am „Oeuvre“ wirkenden Suzanne Desprez, allein sie ist eine gute Schauspielerin typischer Pariser Färbung. Sprudelnde Konversation, Grazie, Charme und Eleganz nehmen die leicht wiegenden Stücke sozusagen nur zum Vorwand, um sich zu entfalten. Da die Künstlerin noch zwei recht ansehnliche Schauspieler in ihrem flott abgestimmten Ensemble hat, so verliefen die zwei Abende in animierter Stimmung.

Theater am Gärtnerplatz. Die Operettennovitäten stehen stets wenigstens eine Woche lang tagtäglich auf dem Spielplan. So glaubte ich mit dem Besuch von „Bub oder Mädel“ keine Eile zu haben, zumal wichtigere Dinge vorlagen. Nun verschwand aber die Operette des Herrn Granichstaedten schon nach einigen Tagen spurlos und ich kann nur auf Grund anderer Urteile berichten, daß die Musik ohne Eigenart und Temperament, der Text töricht und reichlich unfein sei.

Verschiedenes aus aller Welt. In Düsseldorf gefiel das Mysterium „Mahaweda“, Dichtung und Musik von Felix Gotthelf. Die poesievolle Handlung fußt auf einer den Opfermut verherrlichenden indischen Sage, deren Wirkung durch stimmungskräftige Tonmalerei erhöht wird. — In Weimar fesselte eine Tragödie „Demetrios“ von Paul Ernst. Anfänglich mit dem Schillerschen Fragmente Aehnlichkeit aufweisend, verfolgt die Handlung später eigene Bahnen. Das nach Berichten wertvolle Drama ist in die Farben eines düsteren Pessimismus getaucht. Die Aufnahme der Urpremière war eine ehrende. — Einen Mißerfolg hatte Wilhelm Schmidtbonns neuestes in Berlin uraufgeführtes Werk. Die Tragikomödie führt den geschmacklosen Titel: „Hilfe! Ein Kind ist vom Himmel gefallen.“ Die gewagte Voraussetzung des Stückes erinnert an Kleists „Marquise von O.“, allein

das Roheitsverbrechen tritt hier mit peinlichster Deutlichkeit an uns heran. Die Szenen in der Einbrecherspelunke hinterlassen nach verschiedenen Referaten widerliche Eindrücke und der grotesk-versöhnliche Schluß rief Kopfschütteln hervor. — In Stuttgart gefiel eine kleine Oper — Scherzo nennt sie der Komponist — „Nachtigall" von Karl Kaskel. Die Musik ist reich an hübschen Einfällen und vornehm gehalten. — Weniger fand ein Opernschwank „Kalif Storch" von Max Esmann Anklang, welcher in der Berliner Volksoper gegeben, sich musikalisch und dichterisch als nette Harmlosigkeit erwies. — Starker Beifall wird von der Jenaer Uraufführung eines Märchendramas: „Die Krone im Rhein" von A. Joeckel gemeldet. — Eine neue dramatische Behandlung des Tristanstoffes hat der junge Dichter Ettore Moschino unternommen. Die Uraufführung des Dramas fand mit gutem Erfolge in Venedig statt. Tristan wird durch einen vergifteten Dolch verwundet; von seinen Lippen saugt Isolde das Gift und beide sterben vereint. — In der Komischen Oper in Paris interessierte „Leone", eine nachgelassene Oper von Samuel Rousseau. Der Komponist, der vor einigen Jahren verhältnismäßig jung gestorben ist, hat sich hauptsächlich durch Kirchenmusik einen Namen gemacht; ein Libera von ihm wird in den französischen Kirchen häufig gespielt. Nach Berichten steht „Leone" hinter Rousseaus von der „Großen Oper" gegeben ›cloche du Rhin‹ zurück. Stärkeren Eindruck machten die geschickt verarbeiteten korsischen Volksweisen; auch die vornehme Instrumentierung und die meist nur rezitatorisch modellierende Deklamation wird anerkennend hervorgehoben. Ungünstig beurteilt wird Montorgueils schleppendes Libretto.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Seit den Haussetagen der letzten Kampagne zeigt sich eine Art von Uebermüdung an allen Börsen. Die schwachen Elemente an den Börsen, die sogenannten Mitläufer, werden von der Finanzwelt exekutiert und ausgeschaltet. — Die Entwicklung und Lage des Geldmarktes zeigt, dass trotz der verhältnismässig leichten Zinsraten im allgemeinen Geld andauernd gesucht bleibt. Unverkennbar ist, dass der Quartalwechsel und die stets wiederkehrende Zeit der Auszahlung der Dividenden- und Kuponsbeträge die Geldreservoirs der Banken und Finanzkreise sehr erleichtern. Man glaubt mit Bestimmtheit annehmen zu dürfen, dass während der zweiten Hälfte des März ein sichtliches Versteifen der Geldsätze, namentlich in Deutschland Platz greifen wird. Der Ausweis der Reichsbank zeigt bereits eine kontinuierliche Verringerung der Notenreserve und der Metallvorräte. — Dabei hört man überall von grossen Geldinvestitionen und Neuemissionen ausländischer Rentenanleihen: Oesterreich soll eine neue erhebliche Emission vorbereiten. Trotz der unklaren Verhältnisse am Balkan haben die neuen rumänischen und serbischen Anleihen Bombenerfolge erzielt. Eine neue griechische Anleihe soll zum Zwecke einer Münzenverbesserung und der Aufhebung des derzeitigen Zwangskurses geplant sein. Die Grossbanken haben mit der Veröffentlichung der Bilanzberichte zum grossen Teil die Mitteilungen von Kapitalserhöhungen publiziert. — Dies alles veranlasst, der Entwicklung des Geldmarktes besondere Beachtung zu schenken. Es ist nicht ausgeschlossen, dass Politik und Geldmarkt zum Frühjahr — wie schon häufig um diese Zeit — störend und hemmend die gesamte Börsenlage beherrschen und irritieren werden. Nach den Tagen der Zurückhaltung hat sich an den Börsen ein gebesserter Zug eingestellt. Ausgehend von der Aufwärtsbewegung der Steelaktien in Neuyork und der Hausse am Goldminenmarkt in London hat sich auch in Berlin diese Stimmung behaupten können. Trotz der grossen Streikbewegungen z. B. in Amerika bei den Kohlenbahnen und den Meldungen aus dem noch darniederliegenden Ruhrkohlengebiet, ist die Börse in Berlin wieder in ein gebessertes Fahrwasser gekommen. Auch die ungünstige amerikanische Kupferstatistik und der Rückgang der Kupferpreise wirkten nur vorübergehend. Die Berliner Börse favorisiert neuerdings einzelne Spezialwerte. Namentlich Schiffahrtsaktien, Kolonialwerte und die chemischen Sparten zeigen vornehmlich grosse Umsätze bei anziehenden Kursen. Die Reedereien melden günstige Bilanzabschlüsse, auch Gerüchte von Fusionen und Geschäftsvergrösserungen wurden laut. In der chemischen Industrie bewirken günstige Exportgeschäfte und grosse Bestellungen die Kursbesserungen der in Betracht kommenden Werte. Den Montanaktien kamen der freundlicher lautende Bericht aus Oberschlesien und die Meldung über Roheisenerzeugung aus Luxemburg zugute, welch letztere ein erhebliches Plus in allen Fabrikationssorten ergeben soll. — Wenn die Kurse der meisten Gattungen in Industriewerten per Saldo trotzdem keine besonders grossen Besserungen ausweisen, so ist dies wohl hauptsächlich in dem Umstand zu suchen, dass die Frage der Geldmärkte noch keineswegs entschieden ist. Solange hierüber, und insbesonders über die Höhe der Bedürfnisse zum Quartalwechsel, nicht einigermassen Klarheit herrscht, ist an eine durchgreifende Besserung an den deutschen Börsen nicht zu denken. Der Monat März dürfte daher keine besonderen Kursvariationen nach oben bringen, sondern nur den Reinigungsvorgang an den Börsen fortsetzen. M. Weber.

In der Generalversammlung der **Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank München** gelangte die Dividende von 13 % zur Genehmigung. Die Aktionäre wurden gleichzeitig aufgefordert, das Bezugsrecht auf die neuen Aktien bis 31. März einschliesslich auszuüben. Die neuen Aktien à 250 % nehmen für 1910 nur mit der halben Dividende am Geschäftsgewinn teil; das Bezugsrecht wird mit zirka 2,5 % bewertet.

Die Bayerische Handelsbank in München hat mit der Volksbank in Traunstein unter Uebernahme deren Geschäfte ab 1. Januar 1910 einen Fusionsvertrag abgeschlossen. Aus dem uns zugesandten Jahresbericht der Bayerischen Handelsbank ist die erfreuliche Entwicklung des Instituts ersichtlich. Der Umsatz hat sich um 507 Millionen Mark erhöht. Die Dividende beträgt, wie seit einer langen Reihe von Jahren, 8,05 %. Besonders hervorzuheben ist neben der Entwicklung der Bankabteilung und der gedeihlichen Tätigkeit des Hypothekengeschäftes die Entrierung des Verhältnisses zur Bayerischen Bodenkreditanstalt Würzburg.

Der uns vorliegende Bericht der **Dresdner Bank** zeigt gleichfalls auf breiter sichtbarer Grundlage die Entwicklung des Grossbank-Betriebes und die günstigen Folgen des Jahres 1909. Die vorgenommene Kapitalserhöhung von zehn Millionen Mark, die Uebernahme einiger bedeutender Banken und die Verteilung von $8^{1}/_{2}$ % Dividende ist von uns bereits berichtet worden.

Pfälzische Bank. Der Aufsichtsrat hat beschlossen, der am 6. April stattfindenden Generalversammlung eine Dividende von 5% pro 1909 in Vorschlag zu bringen. M. W.

Die Vorfrühlingstage im Passionsdorfe. Dies herrliche Wetter hat der Himmel den Oberammergauern so recht nach Wunsch geschickt. An allen Ecken und Enden hat man in den letzten Wochen mächtig vorwärts geschafft; gezimmert und angestrichen, geputzt und gestöbert, Vorhandenes ausgebessert und Neues angeschafft. Es ist eine helle Freude, an einem sonnigen Tage den schmucken Ort zu durchwandern, der sich mit so viel Liebe und Fleiß für die kommenden Gäste rüstet. Nun sind auch die Eintrittskarten auf die einzelnen Häuser verteilt, und die offizielle Vertretung für Oberammergau 1910, das bekannte Reisebureau Schenker & Co. in München, übernimmt, wie uns mitgeteilt wird, die absolute Garantie, jedem Freunde der Passionsspiele, der sich rechtzeitig meldet, Unterkunft und Eintrittskarten zu genau offiziellen Preisen zu besorgen. Es liegt also bei jedem Besucher selbst, ob er rechtzeitig dazutun und dann in Ruhe dem Spiel entgegensehen, oder ob er im letzten Augenblick im Schweiße seines Angesichts nach Billett und Unterkunft suchen will.

„Der gute Ton." Von Dr. Franz Albrecht. Willibald Wendes Verlag, Berlin W., Lützowstraße 31. Preis 3 M. Den guten Ton zu beherrschen ist nicht etwa ein schöner Luxus, sondern eine harte Notwendigkeit zum Vorwärtskommen. In einem Bande von 624 Seiten bringt obiger Verlag einen „Ratgeber für den guten Ton in jeder Lebenslage." Das wundervoll ausgestattete Buch mit den feinen Illustrationen von Edmund Brüning kann man als ein Prachtwerk bezeichnen. Nicht im trocknen Schulmeisterstil, sondern in anregender, flüssiger Darstellung gibt der Verfasser seine Ansichten über alle möglichen Situationen im Familien- und Gesellschaftsleben. Er plaudert in anregender Weise über das Heim und die Häuslichkeit, den Hausherrn und die Hausfrau, über Gatte und Gattin, Mutter, Kinder und Dienstboten; er läßt Familienereignisse an uns vorüberziehen: Geburtstage, Taufen, Verlobung, Hochzeit, Trauer usw.; er zeigt uns den Gastgeber mit seinen Pflichten, den Besucher; er führt uns in Konzerte, Theater, auf Landpartien; er nimmt uns mit auf Reisen, in Bäder, in Hotels. Und unmerklich, aber gern, lernen wir von seiner reichen Erfahrung und von seinem guten Geschmack.

Lebendig begraben. — Die Grubenunfälle der jüngsten Zeit haben uns mehr als einmal das erschütternde Bild eines Menschen vor Augen geführt, eines Unglücklichen, der langsam aber sicher dem Hungertode anheimfällt. — Eine Szene ganz anderer Art, nicht weniger ergreifend, spielt sich auch jetzt noch als ziemlich häufiger Vorgang im geheimnisvollen Tibet ab, wo es unter der Kaste der Lamas, der tibetanischen Mönche, stets Eiferer gibt, die den ungeheuerlichen Mut haben, sich ein halbes Jahr, fünf und zehn Jahre in eine Höhle einmauern zu lassen, von jeder Verbindung mit der Außenwelt abgeschlossen, nur durch eine enge Oeffnung spärliche Nahrung erhaltend. Ja, mehrere Lamas haben das Gelübde abgelegt, ihr ganzes Leben lang in ihrem freiwillig gewählten Grabe zu verbleiben, um jeglichen Lichtes, jeder äußeren Anregung beraubt, einzig der Vorbereitung auf das Jenseits durch Gebet und Betrachtung zu leben. — Der bekannte Forscher Sven Hedin hat eine Reihe solcher Gräber, in denen Lamas eingemauert sind, aufgesucht und berichtet in packendster Form seine Eindrücke hierüber, wie vieles andere in seinem großartigen Prachtwerk: Transhimalaja, worüber der heutigen Nummer ein ausführlicher Prospekt der Buchhandlung Herder & Co., München, beiliegt, den wir der eingehenden Beachtung unserer Leser bestens empfehlen.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gb.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 13. München, 26. März 1910. VII. Jahrgang.

Osterglockenklang.

Von

Pfarrer Dr. Vögele.

In weiten Kreisen ist der Bruch mit der alten christlichen Weltanschauung Losung. Die Leugnung der Gottheit Christi, seiner Wunder und Auferstehung gehört bei vielen zum guten Ton, gilt ihnen als Zeichen von höherer Bildung und Geisteserleuchtung. Ein bedeutender Literaturkenner und Kritiker[1]) setzt hier die Sonde an den wunden Punkt. Er will sagen: Nun gut! Wenn ihr die alte Weltanschauung über den Haufen werfen wollt, dann seid ihr dazu nur berechtigt, wenn ihr eine bessere an deren Stelle setzen könnt. Wenn euch der alte Glaube nicht mehr paßt, dann laßt einmal eueren neuen Glauben bei hellem Licht betrachten, wie er beschaffen ist, was für Menschen oder Früchte er zu zeitigen vermag. Bis jetzt aber erscheint euer Ansturm gegen die alte Weltanschauung nur mehr als Modesache, als Phrase. Er schreibt: „Soll der Bruch mit alten Weltanschauungen mehr als Phrase und literarische Losung sein, so müssen wir doch irgend einmal und irgend wo die Menschen, die Gruppe, die stille Gemeinde der Gestalten verkörpert bekommen, in denen der neue Glaube etwas anderes hervorruft „als einen malaiischen Wutlauf in Worten gegen die Welt, die lebt und voraussichtlich immer leben wird.“

Hören wir einmal einen solchen Vertreter der Moderne, was für Ideale seine Phantasie an Stelle der alten lästigen christlichen gesetzt haben will. Gerhart Hauptmann läßt in seiner „Versunkenen Glocke“ den Meister Heinrich sprechen: er wolle ein neues Glockenspiel schaffen, das „mit wetternder Posaunen Laut aller Kirchen Glocken verstummen machen“ und „die Neugeburt des Lichtes in der Welt“ jauchzend künden soll. „Der Dienst der Täler“ lockt ihn nicht mehr. Er fühlt sich als Mensch und Künstler in den Talniederungen der christlichen Moral und des Kirchenglaubens gehemmt. Rautendelein („halb Kind, halb Jungfrau“) hat's ihm angetan. Darum zerbricht er die Schranken der hergebrachten Sitte und Sittlichkeit, verläßt Weib und Kinder. Jetzt kann er die alten Kirchenglocken nicht mehr hören, denn sie wecken sein Gewissen auf, sie rufen die vor Kummer gestorbene rechtmäßige Gattin und die Gestalten seiner Kinder, welche einen Wasserkrug mit den Tränen ihrer Mutter schleppen, vor sein geistiges Auge. Fragen wir nun: Was weiß Gerhart Hauptmann als Vertreter der Moderne an Stelle der christlichen Ideale zu setzen? Was für Gestalten winken auf den Bergeshöhen, nach denen sich Glockengießer Heinrich oder der Dichter G. Hauptmann hingezogen fühlt: ein unreifes kokettierendes „Rautendelein“, der sinnlich-lüsterne „Wassergreis Nickelmann“, der bocksbeinige „Waldschrat“ und eine alte, über Pfarrer und Christenglauben spöttelnde „Buschgroßmutter“. Wahrhaftig nach diesen „Bergeshöhen“, wo solche Wesen hausen, mögen sich höchstens phantastische Träumer, lüsterne Lebemänner und Wüstlinge hingezogen fühlen. Alle sittlich gesunden Menschen, alle edlen Charaktere wenden sich davon mit Entrüstung ab. Worin besteht also diese neue Kultur, diese „Neugeburt des Lichtes in der Welt“, welche das neue Glockenspiel des Meisters Heinrich kündet? Im Sinnendienst und Sinnenkult, im zügellosen Sichausleben über alle Schranken von Religion und Moral hinweg, mit einem Wort: im Götzendienst des Fleisches. Dazu also will man „mit wetternder Posaunen Laut aller Kirchen Glocken verstummen“ machen!

Wenn G. Hauptmann am dürren blutigen Kreuze Christi Anstoß nimmt und den sonderbaren Wunsch ausspricht, der Heiland möge lieber „lachend in den Maien“ als sinnenfroher Jüngling herabsteigen, so erwidern wir mit Freiherrn v. Grotthuß (Probleme und Charakterköpfe, S. 126): „Nie wird der Heiland „in den Maien“ ichsüchtiger Sinnenbrunst herabsteigen. An uns ist es, zu seinen Höhen emporzusteigen, an seinem Kreuze uns aufzurichten. — Wir, gläubige Christen, stehen jeden Charfreitag weinend an seinem blutigen Kreuze und bedecken es mit unseren Küssen und Blumen; wir stehen heute am Ostermorgen frohlockend an seinem leeren Grabe, jauchzen und singen unsere Osterfreude, unser Alleluja hinaus in alle Welt. Uns zieht's zu des Tabors Höhen, dessen Lichtglanz und Herrlichkeit ein Rafael zu malen versucht hat, aber kein sterblicher Pinsel zu malen vermag. Uns zieht''s nach jenen Sternenstraßen, welche Dantes Feuergeist besungen hat. Wir pilgern und streben nach jenen überirdischen Höhen, wohin Christus der Auferstandene uns vorangegangen ist, wo Franziskus, Bernhardus, Benediktus, Maria, Theresia, die Jungfrau von Orleans und all die vielen Tausend Adelsmenschen, diese Fürsten des Geistes und Herzens, den Sternen gleich leuchten und funkeln. — Mögen einzelne oder ganze Gesellschaften die Kirchenglocken verstummen machen wollen, weil sie ihnen wie lästige Gewissensmahner in den Ohren klingen. Die Kirchenglocken werden nicht mehr verstummen, sie werden alle Sonn- und Feiertage erklingen und von der unbezwingbaren Macht des in der Kirche fortlebenden Gottmenschen laut und feierlich Zeugnis geben, bis zu dem Tage, an welchem die Posaunen zum Gerichte blasen, bis zu der Stunde, da Gott selbst der Allgewaltige, mit seinen Elementen und Stürmen, mit Meeresrauschen und Donnerkrachen den großen Sterbetag der Erde einläuten und eine wirkliche und wahre Neugeburt des Lichtes jauchzend künden wird.“

Wie schön, wie feierlich findet der edle Mensch schon den gewöhnlichen Sonntagsglockenklang! Wie ergreifend ist es, wenn der ideale Dichter Uhland den Schäfer am Sonntag-Morgen singen läßt:

„Das ist der Tag des Herrn.
Ich bin allein auf weiter Flur!
Noch eine Morgenglocke nur
Nun Stille nah und fern.

Anbetend knie' ich hier.
O süßes Grau'n, geheimes Weh'n.

Aber noch viel ergreifender, erhabener und majestätischer ist der Osterglocken-Klang. Die Riesenglocken unserer Dome und Kathedralen rufen es mit dröhnendem mächtigem Basse, wie alle die Tausend Glocken unserer Pfarrkirchen mit ihren hellen und tiefen Stimmen, sie rufen's über Städte und Dörfer, über Seen und Berge in jeden Palast und in jede Hütte hinein:

Christus ist erstanden,
O freut euch Christen!
Er erhebt aus seinem Grabe sich und lebt.
Er lebet ewig, stirbt nicht mehr.
Ihm bringet Lob und Dank und Ehr'!
Alleluja! Alleluja!

[1]) Adolf Stern „Studien zur Literatur der Gegenwart“, S. 387.

Ecce homo.

Und wenn der stolze Sinn sich bäumt
In trotzigem Verneinen,
Und wenn ihm will der Weg zu rauh,
Die Last zu schwer erscheinen,
Und wenn er sich nicht beugen will
Des Schicksals hartem Zwange,
Und wenn er murrend fragt: Warum?
Und murrend fragt: Wie lange?

Dann steigt vor meinem Geiste auf,
Von fahlem Licht umsponnen,
Ein Antlitz blaß und todesmüd,
Von blut'gem Schweiß umronnen.
Zwei Augen seh'n mich an — o Gott!
So still, so voller Trauern,
Daß es durch meine Seele geht
Wie tiefes, langes Schauern.

Der bleiche, schmerzumzuckte Mund,
Er hat kein Wort gesprochen.
Und doch — wie ist mit einemmal
Der starre Trotz gebrochen.
Ich lieg im Staub: „Ich kann nicht, Herr,
Für mich dich leiden sehen!
Gib mir den Kelch — ich hab's verdient;
Dein Wille soll geschehen!"

Maria Deodata.

Der Schatten Feuerbachs.

Zur Leugnung der historischen Existenz Jesu Christi durch moderne protestantische Theologen.

Von Silvester Kohler.

Die protestantischen Mitbürger werden bald Stellung nehmen müssen zu einer Phase, die in der stetig weiterfressenden Zersetzung des Christentums in ihren Kreisen eine Art Abschluß bedeutet.

Die rationalistische Ausdeutung der biblischen Wunder ist längst vergessen, da längst die Zeit kam, wo man diese Wunder kurzweg leugnete, sie etwa noch als mehr oder minder sinnreiche Mythen gelten ließ: das Wunder ist unmöglich, der Mythus hat poetischen und ethischen Gefühlswert, besonders auch sofern er sich im Lauf der Zeit an die Person des göttlichen Lehrmeisters ansetzte. Aber der Lehrmeister blieb nicht mehr lange göttlich: die Gottheit Christi wurde mit wachsender Allgemeinheit und einer Art Selbstverständlichkeit geleugnet, und es ist jedermann bekannt, wie weit man darin sogar in der pastoralen Praxis ging und geht. Jetzt aber ist ein weiterer abschließender Schritt getan: man leugnet jetzt, während dies früher ein Spiel historischer Bedenklichkeiten oder ein gelegentlicher Trumpf radikaler Wüteriche war — man leugnet jetzt auf theologischer Seite prinzipiell und öffentlich, im Interesse einer wahren Religion, die historische Existenz Jesu Christi. Das ist die neueste Phase im „Kampf um Christus", in den Aeußerungen des berühmt gewordenen „Hungers nach Religion". Christus ist eine mythische Heroenfigur wie etwa Herakles, der ja auch eine Hypostasierung der Heilandsidee darstellt.

Also eine historische Frage. Ach nein! Gewiß werden sich diejenigen, die diesen Schritt in aller Oeffentlichkeit getan haben, zunächst mit den Historikern und Philologen auseinanderzusetzen haben, soweit sie eine derartige Auseinandersetzung annehmen oder verdienen. Allein man hat leicht prophezeien, daß bei solchen historisch-philologischen Kontroversen nichts herauskommen wird; gar nichts, zumal auf der einen Seite die Geschichtlichkeit des Evangelieninhaltes steif und fest als abgetan behandelt wird gegen alle Gründe der Vernunft und Wahrscheinlichkeit und gegen die Ueberzeugung von fast zwei Jahrtausenden, und man überdies schwerlich einen namhaften Philologen finden wird, der die paar historiographischen Belegstellen nicht als höchst verdächtig und jedenfalls einer vollen historischen Beweiskraft entbehrend ansähe. Hier kommt schließlich alles darauf hinaus, ob man die historische Wahrheit der Angaben des Neuen Testamentes annimmt oder nicht.

Nicht auf historischem Gebiet liegt die Bedeutung; nein, man tritt jetzt aus der Periode der protestantischen Zersetzung des Christentums, die man als die historische Zersetzung bezeichnen kann, in die Periode der philosophischen Zersetzung. An den vorchristlichen Christus, den evangelischen Christus, den paulinischen Christus, den historischen, den ästhetischen, den wahnsinnigen Christus und was man sonst noch an Christusgestalten erfunden hat, schließt sich jetzt der historisch nicht existierende, der psychologische, der Gefühls- und Gemüts-Christus, der „christliche Christus", wie ihn vor sechzig Jahren Ludwig Feuerbach dargestellt und gefordert hat. Ja, was in seinen religionsphilosophischen Schriften „Das Wesen des Christentums" und „Das Wesen der Religion" rückhaltlos ausgesprochen, aber von einer mächtigen Mehrheit als „töricht" und „teuflisch" damals verworfen und nachmals meistens vergessen wurde, beginnt heute ohne eigentlich konkrete Einwirkung des radikalen Hegelianers sachte, aber sicher sich als die „wahre Religion" zu erheben. Ihr muß die historische Persönlichkeit eines Heilandes störend und trübend im Wege stehen, weil eine solche in den Augen der Vernunft Unklarheiten und Widersprüche aufweisen müßte, indessen die wahre Gefühlsreligion eitel Klarheit, Sicherheit und Harmonie zeigt.

Daß die Strömung diesmal philosophisch-anthropologisch orientiert ist, erkennt man schon gleich an den Stellen, an welche sich die Leugner der historischen Existenz Christi vor allem wenden: die sogenannten freireligiösen Gemeinden, deren Prediger (Klauke, Welker u. a.) erklären, daß ihre Religion ganz und ausschließlich auf Vernunft und Wissenschaft gegründet sei, die Gruppen des Monistenbundes, neuerdings auch die Freidenkervereinigungen. In diesen psychologisch und naturphilosophisch interessierten und informierten Kreisen haben die Professoren Jensen und Drews und ihr allmählich wachsender Anhang ihre Arbeit in Angriff genommen.

In einer Frankfurter freireligiösen Versammlung hat vor mehreren Wochen Professor Paul Jensen-Marburg seine Theorie, das unantastbare Ergebnis hochkritischer Forschung, vorgetragen: „Christus-Paulus-Gilgamesch" (so im babylonischen Epos; von Herrn Kappstein zu Berlin in den Mauscheldialekt übertragen mit „gilga meschugge"); die Gleichung läßt sich auch von hinten lesen, also stimmt sie, da es nach ihrem Aufsteller auf bestimmte Aehnlichkeiten ja gar nicht ankommt, sondern bloß auf summarische Reihen von Aehnlichkeiten und Motiven, die nachher ganz von selbst klärlich nebeneinander her und schließlich ineinander laufen. In der Diskussion rührte sich keinerlei Widerspruch; vielmehr nahm Herr Dr. Biedenkapp, Lebens-Zahlen-Mystiker im Nebenamt, den heißen Dank des Vortragenden für seine Propaganda in Sachen Gilgamesch entgegen; ein Herr Eckert erzählte unter großer Heiterkeit, man habe ihm den Professor Jensen als wahnsinnig bezeichnet; ein Dr. Rosenthal bemerkte ganz geschämig, an die historische Existenz von Christus, Paulus und — Moses möchte er doch wohl gerne noch glauben, obzwar dies eine höchst gleichgültige Sache sei und es lediglich auf den Wert der Ideen ankomme; als Mann von Entschiedenheit aber forderte Herr Dr. Westphal die Anwesenden auf, aus Jensens Ergebnissen nun auch gleich die praktischen Folgerungen zu ziehen; der bekannte Prediger Klauke krönte den Abend mit großen Neuigkeiten über die höchst notwendige Abtrennung alles Kirchentums vom Kulturleben, wobei das allererste sein müsse: die kirchenfreie Schule.

Außer ähnlichen Kundgebungen hielt dann Professor Drews in Berlin und anderswo Vorträge, in denen es der geschichtlichen Existenz Christi grundschlecht erging. Den Vorsitz in Berlin führte der Leiter des dortigen Monistenbundes, Herr Dr. Vielhaber. Hier fand Drews nun wenigstens doch vielen Widerspruch von protestantischen Geistlichen[1]) — man war in der nordischen Residenz —, aber mit der Ruhe des selbstsicheren Mannes schloß er die Versammlung mit der Offenbarung, als historische Persönlichkeit sei ihm Jesus nichts, als Idee der Gottmenschheit und als neue Religion alles. Der Glaube an die Idee müsse gestärkt werden, damit der religiöse Indifferentismus über-

[1]) Aus Berlin wurden unter dem 21. Februar auch (in Nr. 2 der „Allgemeinen Rundschau" bereits erwähnt) Massendemonstrationen gegen die Bestrebungen von Drews und Gesinnungsgenossen gemeldet; sie sind von der „positivkirchlichen Vereinigung zur Pflege des evangelischen Lebens" veranstaltet.

wunden werde. — Weder Jensen noch Drews stehen indes in eigentlicher Verbindung mit den Freireligiösen oder den Monisten; als gute evangelische Christen leben und lehren sie und beziehen sie Gehalt vom christlichen Staat behufs Erhaltung und Mehrung der christlichen Religion.

Beim Anblick einer so radikal und ohne viel Bedenken geübten Kritik, der sogar die historische Existenz Christi zum Opfer fällt, möchten sich einem ohne weiteres zwei Urteile aufdrängen: einmal, daß eine verhältnismäßig kleine Gruppe, gemischt aus protestantischen Theologen und Laien, Freireligiösen, Monisten, Freidenkern und gänzlich Indifferenten, die nur von wenigen prinzipiellen Gegnern des Widerspruchs gewürdigt wurde, keinerlei eingreifende Wirkung ausüben könne und von selbst auseinanderfallen werde; sodann, daß ihre Mitglieder nun jegliches Christentum verwerfen und entweder jede Religion für überwunden erklären, oder etwa eine neugestiftete Religion, wie sie mehrfach beabsichtigt wurde (Auguste Comte, Ed. v. Hartmann u. a.), oder noch zu stiftende annehmen und empfehlen würden. Beide Urteile wären voreilig; vor allem das letztere. Die neuen Vorkämpfer der Wahrheit würden sich sehr entrüstet zeigen, wollte man ihnen Irreligiosität zutrauen; gute Christen sind sie und wollen es bleiben samt Kindern und Kindeskindern. Die Religion muß erhalten bleiben in der Form des wahren Christentums, dem Volke laut Kommando, den protestantischen Theologen, Professoren und Mächtlingen aus gar vielen Motiven, worunter neben den hochernsten innerlichen sich etwa gar noch das eine oder andere äußerliche als fast ebenso ernst einstellen möchte. Das Kirchentum allerdings — eine heikle Sache — muß ja wohl in die Krümpe gehen; und in der Tat, während protestantische Prediger das reine Evangelium nach Oesterreich trugen und mitschrien „Los von Rom", schallte es in ihrem Rücken aus ihren eigenen Reihen bereits: „Los von der Kirche!" Jedoch man kann nie wissen .... und wenn z. B. einmal der preußische Polizeisäbel mit der Institution der Landeskirche in irgendwelche entfernte Beziehung treten sollte[2]) — nun, so würde auch fürs Kirchentum beizeiten Rat werden; der Herr Jesus wird seine auserwählte Gemeinde nicht im Stiche lassen, wenn er auch nie gelebt hat.

Aber wie soll dieses Christentum aussehen? Ganz wie das bisherige, nur viel vernünftiger, edler, geklärter, moralischer, liebevoller; es wird ein philosophisches Christentum sein, dem der philosophische Drang der neuesten Zeit sehr fördersam sein wird. Als Christentum ohne historisch existierenden und damit geistig objektiv irgendwie als vorhanden denkbaren Christus wird es und kann es kein anderes Wesen an sich haben als das, welches Feuerbach schon vor sechzig Jahren als das wahre gefunden hat; er gerade und sozusagen allein; der rechte Feuerkopf, der mit den Halbständigkeiten und Zagnissen eines Schleiermacher, David Strauß, Bruno Bauer, völlig aufräumte, der denn auch als erster in der klassisch geschriebenen Vorrede zur zweiten Ausgabe seines „Wesen des Christentums" (1843) den „antichristlichen Historikern" kurzweg erklärte, ihm komme auf Geschichtlichkeit rein gar nichts an; er frage nichts danach, was etwa der wirkliche, natürliche Christus im Unterschiede vom gemachten oder gewordenen supranaturalistischen gewesen sein möge: diesen religiösen, oder, wie er ihn später nennt, christlichen Christus nehme er an, zeige aber, daß dieses übermenschliche Wesen nichts anderes sei als ein Produkt und Objekt des übernatürlichen menschlichen Gemütes. — Man sieht: ein auf Erden wandelnder Christus aus Fleisch und Blut kann mit Gegensätzen und Widersprüchen gegen dieses Gemütsprodukt nur störend und sogar schädlich wirken . . . am besten also, wenn er überhaupt nicht existiert hat — ça va sans dire. Die fast allgemeine, laute oder schweigende Leugnung der Gottheit Christi hat ähnlich befreiend gewirkt und nicht einmal das Kirchentum, geschweige die „Religion" umgeworfen; nicht wahr?

Bei Feuerbach ist das Wesen der Religion Unwahrheit, Sophisterei, Verlogenheit und Heuchelei, wo immer dies Wesen theologisch, d. h. unter Mitwirkung des Verstandes bei der Betrachtung seiner Hauptpunkte erfaßt wird. Unter diese Qualifikation fällt alle Religion, welche von jeher von denen geübt und gelehrt wurde, die man im landläufigen Sinne als gläubig bezeichnet. Dieser Zustand einer „welthistorischen Heuchelei" war und ist nichts anderes als infam maskierter Unglaube und Atheismus, und sein vorgeblicher Atheismus besteht lediglich darin, daß er dem wirklichen die Maske abreißt und dem wahren, ehrlichen Glauben Raum schafft. (Schluß folgt.)

[2]) Die Schulkinder der Freireligiösen am Main hat er bereits in den Religionsunterricht getrieben.

Dr. Luegers Nachfolger.

Von Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Schon während der Führer der christlichsozialen Partei mit dem Tode rang, beschäftigte sich die liberale Presse aller Schattierungen mit der Frage, wer Dr. Luegers Nachfolger in der politischen Parteiführerschaft und auf dem Wiener Bürgermeisterstuhle werden solle. Dabei wurden die hervorragenden Mitglieder der Parteiführung gegen einander ausgespielt, so daß die Absicht der Presse, Verwirrung und Mißtrauen in die christlichsoziale Partei zu tragen, klar zutage trat. All diese Treibereien, welche in der christlichsozialen Presse erwähnt und zurückgewiesen wurden, konnten die Einigkeit unter den Abgeordneten der Partei nicht stören. Am Tage nach dem Begräbnisse Dr. Luegers fand im Sitzungssaale des Wiener Gemeinderates eine Parteikonferenz statt, an welcher die Reichsrats- und Landtagsabgeordneten, die Wiener Gemeinderäte und die Mitglieder der Kronland-Parteileitungen teilnahmen und welche eine endgültige Antwort auf jene Treibereien geben sollte.

Handelsminister Dr. Weiskirchner, einer der vertrautesten Freunde des verstorbenen Parteiführers, stellte den Antrag, den Fürsten der Geburt und des Geistes, der zum Diener des Volkes geworden, Fürst Alois von und zu Liechtenstein, zum obersten Parteiführer auszurufen. Debattelos und einstimmig wurde dieser Antrag mit Begeisterung angenommen.

Es mag auffällig sein, daß eine so ausgesprochen demokratische Partei wie die christlichsoziale sich einen Aristokraten zum Parteichef wählt, daß Städter und Bauern aller deutschen Kronländer mit solch geschlossener Einigkeit für die Wahl dieses so hoch oben in der menschlichen Gesellschaft geborenen Mannes eintraten. Diese erfreuliche Tatsache findet in der Person des Gewählten ihre Erklärung.

Prinz Alois Liechtenstein, der als Abgeordneter des Salzburger Großgrundbesitzes seine politische Laufbahn im Reichsrate begann, später einen steiermärkischen Landgemeindenbezirk vertrat und mit dieser agrarischen Vergangenheit dem mit der Sozialdemokratie verbündeten Börsenliberalismus den Wiener städtischen Industriebezirk Hernals entriß, gehört zu den ältesten und intimsten Freunden Dr. Luegers. Sie waren beide Schüler Baron Vogelsangs und haben Arm in Arm die Entstehungskämpfe der christlichsozialen Partei ausgefochten. Lueger der Agitator, Geßmann der Organisator, Liechtenstein der Diplomat. Ohne den letzteren wäre die Partei nicht an ihr Ziel gelangt. Erst jüngst ist in einem italienischen Blatte Kardinal Agliardi, der damals päpstlicher Nuntius am Wiener Hofe war, mit interessanten Enthüllungen über Dr. Lueger an die Oeffentlichkeit getreten. Ministerpräsident Graf Badeni hatte Dr. Lueger als Rebell und Volksaufwiegler beim Kaiser verschwärzt. Agliardi hatte sich in einer Audienz bemüht, dem Kaiser ein gerechteres Urteil über den großen Volksmann zu ermöglichen, und als Kardinal Schönborn von Prag, Bischof Bauer von Brünn und P. Weiß in Rom sich bemühten, den Hl. Stuhl gegen die Christlichsozialen als Katholiken niederer Sorte einzunehmen, war es Nuntius Agliardi, welcher diese auf falschen Informationen beruhenden Bemühungen zu Schanden machte. Daß der Nuntius dabei die werktätigste Unterstützung durch Prinz Alois Liechtenstein fand, ist bekannt. Man übertreibt nicht, wenn man sagt, daß die christlichsoziale Partei diese ihre gefährlichste Krisis ohne Liechtenstein nicht überstanden hätte.

Man hat es dem Aristokraten, welcher dem ersten und angesehensten Adelsgeschlechte Oesterreichs entstammt, welcher ebenbürtig dem Kaiserhause ist (sein Neffe Alois hat vor einigen Jahren eine Erzherzogin geheiratet), in seinen eigenen Standeskreisen bis zur Krone hinauf damals gewaltig übelgenommen, daß er sich der „Demagogenpartei" anschloß. Dieser edelste und geistreichste Sproß des Adels wurde geradezu gesellschaftlich verfehmt, weil er in ehrlicher Begeisterung sich der Sache des christlichen Volkes anschloß; man mißtraute seinem politischen Scharfblick, mit dem er die zukunftssichere Wichtigkeit der Tätigkeit Dr. Luegers erkannt hatte. Die Journaille bewarf den ritterlichen Edeling des deutschen Volkes mit ihrem giftigen Schmutz. „Der schwarze Mirabeau," „Der Fürst vom Luchsen" (so genannt nach einem Wirtshause in Hernals, in dem die christlichsozialen Versammlungen stattfanden) waren für die hohen Kreise bestimmte Spottnamen. Aber Fürst Liechtenstein ließ sich nicht schrecken. In zahllosen Versammlungen lehrte er das Volk, auf Katholikentagen vertrat er vor Volk, Adel und Klerus das christlichsoziale Programm, im Parlamente verteidigte



er so glänzend und geistreich wie scharf und schlagend seine Partei und in der Presse rückte er dem Liberalismus mit der Eleganz des Florettfechters zu Leibe. „Unser Fürst" oder „Unser Loisl", so durfte Lueger den Liechtensteiner nennen, der eine Volkstümlichkeit sich errungen hat wie kein Edelmann vor ihm.

Hält man sich diese Tatsachen vor Augen, so wird man es nicht mehr auffallend finden, daß die Parteivertreter einstimmig diesen Mann nach Dr. Lueger zum politischen Parteiführer erkoren.

Am 17. März trat die christlichsoziale Vereinigung des Reichsrates zusammen, um sich einen neuen Klubobmann zu wählen. Exzellenz Dr. Ebenhoch gab bekannt, Fürst Liechtenstein wünsche, daß man die Führung der Partei im Abgeordnetenhause Exzellenz Dr. Geßmann übertrage. Im Namen der städtischen Abgeordneten schloß Abg. Silberer (Wien) sich dem Wunsche an: „Wenn wir unseren Bismarck verloren haben, unseren Moltke haben wir noch, und das ist Dr. Geßmann, dessen unermüdlicher Arbeit wir es verdanken, daß unsere Partei auf 96 Abgeordnete angewachsen ist." Abg. Stöckler, Präsident des niederösterreichischen Bauernbundes, gab für die bäuerlichen Vertreter eine ähnliche Erklärung ab und dann wurde Dr. Geßmann einstimmig zum Obmann gewählt. Dieser nahm die Wahl dankend an und erklärte u. a.: „Der gegenwärtige Augenblick bedeutet für unsere Partei eine schwere Prüfung. Wir dürfen uns keinem Zweifel hingeben, daß die Gegner in allen Lagern den gegenwärtigen Moment werden ausnützen wollen, um uns zu zersprengen und zu zertrümmern. Darum ist es notwendig, daß wir in ungetrübter Einigkeit und fest zusammenhalten nach allen Seiten hin und in allen Kronländern, in allen öffentlichen Korporationen, in welchen wir Sitz und Stimme haben, die Kraft und Macht unserer Bewegung zum Ausdruck bringen. Wenn wir treu zusammenhalten und unsere Organisation ausbauen, wird der Sieg trotz aller Gegner schließlich doch uns gehören; da wir in der Tat eine wahre, ja, ich sage es ohne Ueberhebung, die einzige Volkspartei sind. Ich gebe Ihnen hiemit das heilige Versprechen, daß ein einziger Gedanke mich erfüllen soll, der Gedanke an die Größe der christlichsozialen Partei und daß ich bis zum letzten Atemzug die Treue zur christlichsozialen Partei als meinen obersten Grundsatz festhalten werde."

So hat die christlichsoziale Partei die Hoffnungen ihrer Gegner zu Schanden gemacht, indem sie, treu dem Wunsche des sterbenden Lueger, einmütig fest zusammensteht, sich die würdigsten und tüchtigsten Männer zu Führern wählt und in seinem Sinne rasch und entschieden handelt. Liechtenstein und Geßmann sind Bürge genug dafür, daß die Politik der Christlichsozialen in den alten erprobten Bahnen bleibt, die zum Siege führen.

Zu besetzen bleibt noch der Wiener Bürgermeisterstuhl. Dr. Lueger hat in seinem politischen Testamente aus dem Jahre 1907 als tüchtigsten Anwärter für diesen Posten den damaligen Magistratsdirektor Dr. Weißkirchner bezeichnet, der später als Handelsminister mit Dr. Luegers Zustimmung ins Kabinett Bienerth eintrat. Dr. Weiskirchner hat erklärt, daß er infolge der gegen die Krone und den Ministerpräsidenten eingegangenen Verpflichtungen jetzt nicht die Bürgermeisterwürde annehmen könne, daß er aber etwa nach zwei Jahren gerne dem Rufe seiner Vaterstadt folgen wolle. Es muß diese Nachfolgefrage also einstweilen ohne ihn gelöst werden. Sie ist es auch bereits, doch entzieht sich die Lösung trotz alles Klopfens der Presse auf den christlichsozialen Busch noch der Oeffentlichkeit. Der christlichsoziale Bürgerklub des Gemeinderates hat beschlossen, eine sechswöchige Trauer um Lueger zu beachten und, trotz des Drängens der Regierung auf eine sofortige Bürgermeisterwahl, diese erst nach Ablauf der Trauer vorzunehmen. Man muß sich also gedulden. Kommt der Tag der Wahl, so wird man auch dabei die Einigkeit der Partei anerkennen müssen. Luegers Geist lebt in seiner Partei fort!

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Herr v. Bethmann Hollweg als Leiter der auswärtigen Politik.

Er hat im Reichstag gesprochen und ist dann nach Rom gefahren.

Seine hochpolitische Beredtsamkeit unterscheidet sich wesentlich von der seines Vorgängers. Herr v. Bethmann liebt die rhetorische Schaumschlägerei nicht. Interessante Plaudereien über die Weltlage mit hübschen Zitaten und geistreicher Schönfärberei haben wir von ihm nicht zu erwarten.

Diesmal war sein Hauptzweck die Klärung der Mannesmann-Angelegenheit und die Verteidigung des Staatssekretärs v. Schön gegen die alldeutschen Angriffe. Man kann ja lebhaft bedauern, daß die deutsche Regierung nicht die sämtlichen Berggerechtigkeiten, die sich die Gebrüder Mannesmann vom Sultan von Marokko haben geben lassen, für den deutschen Unternehmungsgeist retten kann; aber das Bedauern über den entgehenden wirtschaftlichen Profit darf keinen besonnenen Politiker irre machen in der Erkenntnis, daß die Gerechtigkeit und die Vertragstreue der deutschen Politik über alle wirtschaftlichen Vorteile gehen müssen. Der Reichskanzler stellt sich einfach auf den Rechtsstandpunkt: Unser Vertreter in Tanger hat mitgewirkt an dem Beschluß des diplomatischen Korps vom 20. August 1908; nach diesem Beschluß ist das angebliche Berggesetz des Sultans vom 7. Oktober 1908, auf das sich die Mannesmann'schen Ansprüche stützen, nicht rechtskräftig gemäß der Algeciras-Akte; die Regierung wird für die wirtschaftlichen Interessen des Herrn Mannesmann nach Kräften eintreten, aber sie kann nicht einen Rechtsanspruch geltend machen, der gegen die Abmachung vom 20. August 1908 verstößt. Unter keinen Umständen eine Politik des Vertragsbruches!

Diese klare Aussprache hat in Deutschland weitesten Beifall gefunden und im Auslande einen vortrefflichen Eindruck gemacht. Wenn wir etwas marokkanisches Eisen verlieren sollten, so gewinnen wir dadurch das Gold eines erhöhten Vertrauens in die Geradheit und Treue der deutschen Politik. Ueberhaupt wird die Festigkeit, mit der Herr v. Bethmann den Quertreibereien der Alldeutschen und der sonstigen hochpolitischen Fanatiker entgegentrat, ein heilsames Gegengewicht bilden gegen die Hetzereien, die von der deutschfeindlichen Presse gerade an die Ausbrüche des „nationalen" Uebereifers geknüpft werden.

Herr von Bethmann richtete ferner mit Recht die Bitte an die deutschen Kritiker, mit dem Vorwurf der Schwäche und Nachgiebigkeit gegen die eigene Regierung etwas vorsichtiger umzugehen. Dabei flocht er folgende kurze Bemerkung über unsere Beziehungen zu den anderen Mächten ein:

> „Meine Herren, wir sind in der Lage gewesen, auch seitdem ich zur Führung der Geschäfte berufen worden bin, unsere Beziehungen zu den Mächten freundschaftlich zu pflegen, ohne dabei etwas anderes einzusetzen, als den Willen, Deutschlands Stellung in der Welt nachhaltig, aber loyal zu vertreten. Ich habe den Eindruck gehabt, daß wir dabei nicht schlecht gefahren sind."

Hoffentlich bleibt dieser Eindruck fortbestehen. Wenn man in der Annäherung an Frankreich eine Schwäche und Nachgiebigkeit sehen will, so kann Herr v. Bethmann geltend machen, daß sein Vorgänger diesen Weg eingeschlagen hat, wie ja auch in die Verantwortlichkeit Bülows das kritische Abkommen vom 20. August 1908 fällt. Uebrigens wird die Verantwortung für die Milderung der marokkanischen Taktik wesentlich erleichtert durch die weltgeschichtliche Tatsache, daß die versöhnte französische Regierung in der großen Krisis vom vorigen Jahre entscheidend zur Wahrung des Friedens mitgeholfen hat.

Die weitere Mahnung des neuen Reichskanzlers ging dahin, man möge allseitig die auswärtige Politik des Reiches unterstützen, ohne sich durch etwaige Unzufriedenheit mit der inneren Politik beirren zu lassen. Wir dürfen feststellen, daß die Zentrumspartei auch in der Blockzeit, als Fürst Bülow seine innere Politik so zentrumsfeindlich als möglich gestaltete, der patriotischen Pflicht gegenüber der auswärtigen Politik treu geblieben ist. Sogar dann, wenn es nicht leicht war, der jeweiligen Haltung des Leiters der auswärtigen Politik die gute Seite abzugewinnen. Wenn der neue Reichskanzler mit weniger rhetorischen oder sonstigen äußerlichen Effekten arbeitet, dafür



aber mehr bedächtige und zähe Tatkraft entfaltet, so wird die erwähnte Pflichterfüllung auch der Presse erleichtert werden.

Was nun die Romfahrt des neuen Kanzlers angeht, so kann man mit den bisherigen Auslassungen der italienischen Presse gegenüber dem Gaste zufrieden sein. Auch die katholischen Blätter bekunden mit Recht Freude und Hoffnung angesichts des bevorstehenden Besuchs im Vatikan. Ein tückischer Zufall fügt es, daß der deutsche Reichskanzler gerade bei einer Ministerkrisis nach Italien kommt und auch das königliche Haus in Sorge wegen einer erkrankten Ahnmutter trifft. Doch zielt ja der Besuch nicht auf eingehende Verhandlungen und neue Abmachungen hin, sondern hat bereits seinen Zweck erfüllt, wenn die Dreibundgemeinschaft aufgefrischt wird.

Die „Verständigung" zwischen Rußland und Oesterreich.

Nach dreimonatigen Verhandlungen ist jetzt eine sogenannte Verständigung zwischen Iswolski und Graf Aehrenthal an die Oeffentlichkeit gebracht worden. Das nicht zu fette Ergebnis ist die „Wiederherstellung normaler diplomatischer Beziehungen." Herr Iswolski erstrebte etwas mehr: er wollte, daß Oesterreich sich in aller Form auf gewisse Grundsätze für die Balkanpolitik verpflichte und daß diese Verpflichtung eine Art internationalen Charakters erhalte durch die feierliche Notifikation aller Signatarmächte. Man weiß nicht recht, was Herr Iswolsky mit diesem Aufgebot eines großen Apparates eigentlich bezweckte. Glaubte er sachlich etwas zu erreichen mit der „Festlegung" Oesterreichs? Oder kam es ihm hauptsächlich darauf an, durch eine solche Abmachung den Anschein zu erwecken, als ob er derjenige wäre, der Oesterreich auf den Weg des Friedens zurückgeführt habe und als ob er eine Art Genugtuung für seine Niederlage in dem großen Annexionsstreite erzwungen habe? Graf Aehrenthal scheint ja die anguis in herba sofort gemerkt zu haben. Er antwortete auf die Anregung eines förmlichen Balkanabkommens ebenso deutlich als höflich mit der Erklärung, daß Oesterreich fortfahre, bei den durch das Abkommen vom Jahre 1897 befestigten Grundsätzen zu verharren. Damit wurde an die Tatsache erinnert, daß Rußland von dem gedeihlichen Sonderabkommen mit Oesterreich sich abgewendet hat, und zugleich angedeutet, daß eine neue sachliche Verständigung nur auf demselben Boden, als Vereinbarung unter den beiden nächstbeteiligten Kaisermächten, aber nicht als eine Verpflichtung gegenüber Gesamteuropa möglich wäre. Herr Iswolsky ging auf den Gedanken einer Neubelebung der Politik von 1897 nicht ein; Rußland hat sich ja inzwischen an England gebunden. So mußte er sich denn mit der wirklich nicht überraschenden Zustimmung Oesterreichs zu dem allgemeinen Grundsatz des status quo begnügen. Seinen dringenden Wunsch nach einer Benachrichtigung der anderen Großmächte ließ Oesterreich insofern gewähren, als sie ihn an der Veröffentlichung der Depeschen nicht hinderte; aber Graf Aehrenthal selbst publizierte keine Depesche, sondern erklärte es für genügend, „die öffentliche Meinung über die Wiederherstellung des diplomatischen Kontakts mit dem Petersburger Kabinet in Kenntnis zu setzen."

Es ist ja gut, wenn der diplomatische Kontakt sich wieder betätigt. Dann braucht z. B. Herr Iswolsky seinen Zaren nicht wieder in einem gewaltigen Bogen tagelang um Oesterreich-Ungarn herumfahren zu lassen. Aber daß bei dem neuen Funktionieren des diplomatischen Drahtes etwas Besonderes herauskommen sollte, glauben wir noch nicht. Rußland hat ja noch während der schwebenden Verhandlungen deutlich genug gezeigt, daß es Oesterreich nicht als ebenbürtigen Genossen in der Balkanpolitik betrachten will, sondern für sich die Führung der slavischen Balkanstaaten beansprucht. Die von Iswolsky veranstalteten Reisen der Könige Ferdinand und Peter nach Petersburg und Konstantinopel erläutern den status quo der Russen als die Ausschaltung Oesterreichs. Das habsburgische Reich kann ja, solange der Frieden auf dem Balkan erhalten bleibt, sich auf seine wirtschaftlichen Interessen beschränken. Sollte es aber zum Krach kommen, dann entscheiden nicht die jetzt veröffentlichten Depeschen, sondern vielmehr dieselben Faktoren, die im vorigen Jahre bei der großen Krisis den erfreulichen Ausschlag gaben. Herr Iswolsky hat sich damals bescheiden müssen und hat auch bei den jetzigen Verhandlungen sich mit einer rein formellen Abschlagszahlung begnügen müssen. Es wäre am besten, wenn Herr Iswolsky einen Botschafterposten erhielte und so sein gekränkter Ehrgeiz aus der russischen Weltpolitik ausgeschaltet würde.

Die dritte Lesung der Wahlrechtsvorlage im preußischen Abgeordnetenhause.

Mit einer unwesentlichen Aenderung sind die Beschlüsse der zweiten Lesung aufrechterhalten worden, nachdem die Regierung zu Beginn der dritten Lesung aus ihrer Passivität herausgetreten war und die Grundlage des Kompromisses für annehmbar erklärt hatte. Allerdings hatte die Regierung noch zwei Hintertüren sich gewahrt. Erstens machte sie eine Klausel wegen gewisser „Einzelheiten", und zweitens forderte sie eine erhebliche Mehrheit. Nach den arithmetischen Regeln ist zweifellos eine Mehrheit von 238 gegen 168 Stimmen als erheblich zu betrachten. Aber in der Minderheit von 168 Stimmen stecken die Mittelparteiler, nämlich die gesamten Nationalliberalen und die Freikonservativen bis auf 2 Ausnahmen. Diese Mittelparteiler sind aber nach wie vor die Lieblinge der Regierung. Und der Vorbehalt wegen der Einzelheiten läuft darauf hinaus, daß die Regierung ihnen noch gewisse Parteivorteile zu verschaffen sucht, namentlich in dem Punkte der Drittelung. Die Handhabe dazu bieten die Verhandlungen im Herrenhause, die nach der zweiten formalen Abstimmung des Abgeordnetenhauses nach Ostern beginnen können. Es steht zu erwarten, daß der Gesetzentwurf im Herrenhause noch beträchtliche Aenderungen erfährt. Bei früheren Vorlagen wegen des politischen und des kommunalen Wahlrechts hat das Herrenhaus durch seine Abänderungen es dahin gebracht, daß schließlich ein verschlechtertes Gesetz gegen das Zentrum durchging. Es bleibt nun abzuwarten, ob die Regierung und die Mittelparteiler auch jetzt wieder im Herrenhause Aenderungen durchietzen, die dem Zentrum die weitere Mitwirkung unmöglich machen würden. Dann würde die Entscheidung bei den Konservativen des Abgeordnetenhauses liegen. Bis jetzt ist die konservative Fraktion dem Kompromiß mit dem Zentrum durchaus treu geblieben. Man sollte denken, die Verlockung zum Abfall vom Zentrum und zur Nachgiebigkeit gegen die Nationalliberalen wäre diesmal nicht so gefährlich wie früher, da die Nationalliberalen in ihrer Großblocktaktik vom vorigen Sommer bis heute das Menschenmögliche an Beleidigung und Herausforderung gegenüber den Konservativen geleistet haben.

Auch im Reichstage gab es in der letzten Sitzung vor den Osterferien noch einen Krach, der die Konservativen den liberalen Uebermut kosten ließ. Der freisinnige Abg. Müller-Meiningen reizte in boshafter Weise den konservativen Heißsporn v. Oldenburg so lange, bis dieser sich zu einem grimmigen Ausfall hinreißen ließ, und dann wurde ein großer Entrüstungssturm inszeniert, bei dem die Nationalliberalen zu ungunsten der Konservativen und des amtierenden Vizepräsidenten Spahn sich geflissentlich einmischten. Die Großblockpolitik hat sich auch schon auf das Gebiet der Geschäftsordnung ausgedehnt.

Stehler und Hehler in Frankreich.

Das säkularisierte Kirchen- und Klostergut bringt dem Staat keinen Segen. Abgesehen von dem moralischen Nachteil ist auch der materielle Erfolg minderwertig, da nach vielfacher Erfahrung das Gut teils verschleudert, teils unterschlagen wird. In Frankreich ist jetzt das an das Tageslicht getreten, was wir von Anfang an befürchtet und was die dortigen Konservativen schon längst angekündigt hatten: die staatlich bestellten, aber vom Staate nicht kontrollierten Liquidatoren der Ordensgüter haben Millionen veruntreut. Einen der größten Räuber hat man gefaßt, weil seine Schuld nicht mehr zu bemänteln war. Dieser „brave Republikaner" Duez, der wenigstens 5 Millionen hinter sich gebracht hat, ist durchaus nicht geknickt. Gleichartige Genossen, wie z. B. der Verschleuderer der wertvollen Marke des Karthäuser-Likörs, sind noch auf freiem Fuß, da die Loge ihre Brüder schützt. Die Regierung des Herrn Briand vertritt den Standpunkt, daß die konservativen Abgeordneten den Schuldbeweis erst zu liefern hätten, ehe die Regierung eingreifen könnte. Herr Briand hat mit seiner Beredtsamkeit über angeblich von ihm vorgeschlagene, aber nicht durchgeführte Kontrollmaßregeln es fertig gebracht, daß sowohl die zweite Kammer als auch der Senat ihm Vertrauensvoten erteilt haben. Und was machen die konservative Partei und die Katholiken im Lande? Ist die Entrüstung so groß und setzt der Kampf gegen die Stehler und Hehler so stark ein, daß die kirchenfeindliche Mehrheit bei den bevorstehenden Wahlen bedroht ist? Ach nein; wir sahen bisher nichts, was zu weittragenden Hoffnungen berechtigte. Die Reaktion gegen das greuliche Unwesen ist matt.

März.

Es liegt wie Heimweh über diesen Tagen,
Nach braunen Aeckern, wo die Furche blinkt,
Nach Buchenhainen, wo die Finken schlagen;
Im feuchten Moos die Silberquelle klingt.

Und eine Sehnsucht hält das Herz umfangen
Nach jungem Grün, das aus der Knospe bricht,
Nach Beeten, die im Tulpenschmucke prangen,
Umspielt vom warmen, goldnen Sonnenlicht.

Der Märzwind trägt auf rauhen Wanderschwingen
Schon einen Würzehauch von frischem Halm
Vom Meere tönt es wie Hosannasingen
Und braust und schwillt zu vollem Orgelpsalm.

Nun lauscht das Herz, ob sich dem Lenz verbünde
Der Glocken Jubelhymne fern und nah
Und feierlich der frohen Menschheit künde:
„Wach auf, der goldne Ostertag ist da!"

Josefine Moos.

Zur Gewerkschaftsfrage.

Die „Allgemeine Rundschau" hat sich von Anfang an mit vollster Konsequenz von jeder einseitigen Parteinahme in der Gewerkschaftsfrage freigehalten und keine Gelegenheit verabsäumt, zum Frieden zu mahnen. Die christlichen Gewerkschaften hatten wahrlich niemals Grund, sich durch eine unfreundliche Stellungnahme der „Allgemeinen Rundschau" beschwert zu fühlen. Um so mehr ist es zu verstehen, daß eine mißverständliche Wendung des Artikels „Toleranz" (Von Dr. A. Vögele) in Nr. 9 (S. 133) in Kreisen der christlichen Gewerkschaften peinlich empfunden wurde. Es ist dort vom oberschlesischen Bauarbeiterstreik 1909 die Rede, bei welchem „protestantische" Gewerkschaftsführer Arm in Arm mit den sozialdemokratischen die Parole ausgegeben hätten: „Nieder mit den katholischen Fachabteilungen!" Mit direktem Bezug auf diese „protestantischen" Gewerkschaftsführer und ihr Vorgehen ist dann weiter von „diesen sogenannten christlichen Gewerkschaften" die Rede. Die Redaktion hätte diese Wendung nicht passieren lassen, wenn sie dieselbe nicht ausschließlich auf den dargestellten Vorgang bezogen hätte, und wenn ihr außerdem der wirkliche Sachverhalt bekannt gewesen wäre. Das Gleiche kann im Namen des Verfassers Dr. Vögele auch von diesem versichert werden. Derselbe betont ausdrücklich, daß er nach näherer Prüfung der Vorgänge die Sachlage anders beurteilt, wenn er auch die erwähnte Parole unter keinen Umständen billigt. Wie der Generalsekretär des Gesamtverbandes der christlichen Gewerkschaften Deutschlands, A. Steigerwald (Köln), der „Allgemeinen Rundschau" mitteilt, ist der Führer der christlichen Bauarbeiter ein oberschlesischer Katholik und Zentrumsstadtverordneter in Kattowitz. Auf eine nähere Darstellung des Verlaufes des Bauarbeiterstreikes vom Gesichtspunkte der christlichen Gewerkschaften möchte die „Allgemeine Rundschau" zur Vermeidung unabsehbarer polemischer Auseinandersetzungen verzichten. Werden diese Differenzen aus den beiderseitigen Fachorganen vor das breite Forum der Allgemeinheit gezogen, so wird das so erstrebenswerte Ziel des Friedens, dem auch ein sehr wohlmeinender Artikel des Grafen Klemens von Galen an der Spitze der Nr. 8 der „Allgemeinen Rundschau" (S. 117 f.) gewidmet war, nur noch in weitere Ferne gerückt. Die „Allgemeine Rundschau" hat in Nr. 5 (S. 70) aus dem Fastenhirtenbriefe des Kardinal-Erzbischofs von Köln unter dem Titel „Ein Mahnruf zur geschlossenen Einheit unter den Katholiken" mit besonderem Nachdrucke den Passus herausgehoben, der sich mit der Frage der sogenannten Gewerkschaften befaßt. Der Standpunkt des Kardinals ist auch der Standpunkt der „Allgemeinen Rundschau". Wir möchten daher jedes Wort und jeden Anlaß vermeiden, der neue Bitterkeit und neuen Unfrieden auf der einen oder anderen Seite hervorrufen könnte.

Eine Lösung des Literaturstreites aus seiner Psychologie.[1]

Von P. Dr. Jos. Froberger, Provinzialoberer der Weißen Väter, Trier.

Nach all der Aufregung und grenzenlosen Verwirrung, die uns der Literaturstreit bereits brachte, sollte man denken, daß die beste Lösung darin bestände, allmählich den ganzen Zwist in tiefem Schweigen zu begraben und wenigstens eine äußerliche Ruhe in der Oeffentlichkeit herzustellen. Es wäre aber immer nur ein vorübergehender Waffenstillstand; bald müßte der Streit aufs neue ausbrechen. Es scheint darum viel besser zu sein, sich einmal deutlich und mit schärfster Bestimmtheit darüber Rechenschaft abzulegen, daß die Gegensätze im Grunde nicht so groß sind, wie es den Anschein hat, und sie vielfach nur künstlich zugespitzt sind. Darüber mag uns die Psychologie seiner Entwicklung belehren.

[1] Anmerkung der Redaktion: Bei Gelegenheit der Veröffentlichung des vorstehenden Artikels sei ausdrücklich festgestellt, daß der Abdruck der „Erklärung" Franz Eicherts in Nr. 10 (S. 157) ohne Vorwissen des Herausgebers der „Allgemeinen Rundschau" erfolgte. Der Herausgeber hielt sich zur Wiederherstellung seiner durch jahrelange Ueberarbeitung schwer erschütterten Gesundheit in Südfrankreich auf und erfuhr von der Erklärung erst, als ihm dieselbe mit Nr. 10 gedruckt vorlag. Herr Dr. Armin Kausen, dessen Name in dem leidigen „Literaturstreite" von beiden Seiten wiederholt pro oder contra verwertet werden wollte, und der schon in der allernächsten Zeit mit neugestählter Kraft seine liebgewonnene Tätigkeit wieder aufnimmt, legt großes Gewicht darauf, öffentlich festgestellt zu sehen, daß er ganz und gar den in einem Artikel „Schlußantrag" der Literarischen Beilage der „Kölnischen Volkszeitung" von Dr. Hermann Cardauns (dem bekannten ꝛ-Korrespondenten) entwickelten Anschauungen beipflichtete. Schon aus diesem Grunde würde er die „Erklärung" Franz Eicherts, welche immerhin auf eine Weiterführung des Streites hinausläuft, in der „Allgemeinen Rundschau" nicht zugelassen haben. Wenn die persönlichen Auseinandersetzungen nun einmal fortgesetzt werden wollen, so mag es in den den streitenden Teilen selbst zur Verfügung stehenden Organen oder in Broschüren und Flugschriften geschehen. Der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" lehnt es ab, auf die Seite der einen oder der anderen Partei zu treten. Sein Bestreben, beiden Teilen gerecht und leidenschaftslos abwägend gegenüberzustehen und das Heil in einer keiner berechtigten Eigenart zu nahe tretenden Vermittlung zu suchen, ist in einer vielgenannten, aber bisher von allen Seiten mehr oder minder scharf abgelehnten Broschüre zum Gegenstand eines besonderen Kapitels gemacht worden, wobei der Verfasser nicht einmal vor persönlichen Unterstellungen zurückschreckte. Der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" wird sich aber auch in Zukunft durch nichts von einer Haltung abdrängen lassen, die einer in mehr als dreißigjähriger publizistischer Tätigkeit bewährten guten Tradition entspricht. Die „Taktik" der Sammlung ist für uns Katholiken auch auf dem Gebiete der Literatur das einzig ersprießliche Mittel, uns Geltung zu verschaffen, und wenn schon getrennt marschiert werden soll, so darf doch nie aus dem Auge gelassen werden, daß wir zusammengehören und nötigenfalls auch vereint schlagen. Nachdem aber einmal die „Erklärung" Franz Eicherts, wenn auch ohne Vorwissen des Herausgebers, in der „Allgemeinen Rundschau" veröffentlicht wurde, ist es ein Gebot der Gerechtigkeit, daß die Redaktion auch einer von Karl Muth eingesandten Gegenerklärung soweit Raum gewährt, als dieselbe sich gegen Sätze wendet, welche direkt oder indirekt an seine Adresse gerichtet erscheinen:

Erklärung. In Nr. 10 der „Allg. Rundschau" vom 5. März (S. 157) sucht Herr Eichert-Wien der Anschauung Vorschub zu leisten, als ob ich das sog. „Gralprogramm" anerkannt, mich sozusagen nachträglich zu ihm bekehrt hätte. Er schreibt: „Insbesondere hat man anerkannt, daß sachlich gegen das „Gralprogramm", dessen Fundamentalsätze sogar K. Muth als unangreifbar erklärt hat, nicht aufzukommen ist." Hiergegen ist nun doch eines festzuhalten: Es kommt sehr darauf an, was man die Fundamentalsätze des „Gralprogramms" zu nennen beliebt. Wenn man darunter Sätze versteht, die der christlichen Weltanschauung wesenhaft sind, so haben die Gralbündler kein Recht, sie als ihre Weisheit in Anspruch zu nehmen. Nimmt man aber als Fundamentalsätze solche, die die spezifische Differenz des Gralprogramms ausmachen im Gegensatz zu anderen christlichen Programmen, so bin ich weit entfernt, ihnen zuzustimmen, geschweige denn sie als unangreifbar zu erklären, sondern würde das Gralprogramm nach wie vor bekämpfen, wenn es mir überhaupt noch die Mühe zu verlohnen schiene. Daß man dagegen sachliche Einwendungen die Fülle machen kann, beweist meine Schrift „Die Wiedergeburt der Dichtung" (Kempten 1910) zur Genüge. Auch habe ich im Aprilheft des „Hochland" auf den Kernpunkt der Differenz von neuem hingewiesen. Wenn Herr Eichert solche tendenziöse Behauptungen wagt, um damit darzutun, daß „einige Gegner den prinzipiell entschiedenen Streit auf das rein persönliche Gebiet gelenkt" hätten, so muß ich hier aus guter Kenntnis der Verhältnisse ganz entschieden widersprechen. . . . ! Es ist nun einmal Tatsache, daß die Wiener den persönlichen Streit begonnen und unterhalten haben. Oder wie soll man die gänzlich allgemein gehaltenen Versuche, die kirchliche und rechtgläubige Gesinnung ihrer literarischen Gegner zu verdächtigen, anders nennen? So ist es ganz zweifellos auch allgemein aufgefaßt worden. Daher erklärte Justizrat Bachem in der Berliner Frühjahrstagung des Augustinusvereins vom 14. Februar 1910 unter dem „lebhaften Bravo" der zahlreich anwesenden Verteter der Zentrumspresse mit ausdrücklicher Bezugnahme auch auf den Literaturstreit: „Es muß erreicht werden, daß Männer mit abweichenden Meinungen in der Presse nicht deshalb als minderwertige Katholiken . . . . oder gar, wie das auch schon vorgekommen ist, als Modernisten gegenüber dem Ge-

Vielen Zuschauern dieses unerfreulichen Kampfes ist es längst nicht mehr klar, um was es sich in Wirklichkeit handelt; selbst die Kämpfer scheinen das Streitobjekt immer mehr aus den Augen zu verlieren: die Broschüren und Artikel der letzten Monate beweisen es genügend. Wir sind in dieser Sache wieder einmal in den alten deutschen Fehler verfallen, zu sehr mit willkürlichen Systemen und Konstruktionen zu arbeiten. Um es noch schärfer zu sagen: wir haben zuviel in die Sache hineingelegt. Es zeugt zwar von einem großen subjektiven Innenleben, wenn man viel in einen Gegenstand hineinlegen kann; aber in einer Polemik ist es nichts weniger als praktisch, weil diese Methode allzuleicht zu einer Kampfesweise führt, die am besten mit Windmühlenangriff bezeichnet werden könnte.

Zehn Jahre sind zwar keine lange Zeit, aber man scheint trotzdem vergessen zu haben, womit der Krieg eigentlich begann. Damals handelte es sich lediglich um berechtigte Wünsche, die rein literarische Ziele verfolgten. Man hatte es schwer empfunden, daß bei katholischen Schriftstellern und in katholischen Zeitschriften nicht genügend Gewicht auf eine wirklich literarische Betätigung gelegt wurde. Man machte die Feststellung, daß die schöne Literatur mehr unter dem Gesichtspunkt seelsorgerlicher Interessen als unter dem wahrer künstlerischer Bildungsbestrebungen Pflege fand. Es wurde daher darauf hingewiesen, daß die katholischen Dichter und Schriftsteller in Kritik und Produktion in einer etwas größeren Verbindung und in lebendigerem Anschluß an die zeitgenössische Literaturbewegung stehen müßten. Niemand aber wollte damit auch eine geistige Ueberbrückung der Gegensätze in der Weltanschauung befürworten; keiner unserer Literaten hat jemals solche Zugeständnisse an den modernen Zeitgeist machen wollen, durch welche die Lauterkeit katholischer Glaubens- und Sittenlehre getrübt werden könnte. In den Einzelheiten hat man sich zwar nicht immer mit der nötigen Klugheit ausgedrückt, das Schlagwort „Inferiorität" wurde vielfach mißbraucht oder ungeschickt angebracht, und die Kritik klang zuweilen zu spitz und zu schrill. In der ganzen Bewegung lag eben viel Jugenddrang; oft wurde man mehr von den Worten getragen, als daß man sie klug beherrscht hätte. Namentlich hielten sich die Angriffe gegen die seelsorgerliche Stellungnahme nicht frei von Uebertreibungen; es machte oft den Eindruck, als ob man die eine Einseitigkeit, die „überliterarische", durch eine andere viel gefährlichere, die „hyperästhetische" vertreiben wollte.

In neuester Zeit wird die ganze Richtung auf die Schuldrechnung eines Mannes geschrieben, der hierdurch vielen als ein wahrer Störenfried gilt. Dies hieße aber die Lage vollständig verkennen. Auch ohne Karl Muth („Hochland") hätten diese Bestrebungen Durchbruch gefunden. Es wäre ja sonst unerklärlich, daß sie in kurzer Zeit einen so großen Anhang gewinnen konnten. Er vertrat nichts anderes als die Wünsche und Gedanken der vielen gebildeten Katholiken unter den Geistlichen und Laien, welche die Literatur aus Liebe zur Literatur, also zunächst aus Bildungsinteressen pflegen wollten. Viele dieser Gebildeten standen früher in Verbindung mit anderen literarischen Mittelpunkten; sie lasen den „Türmer", die „Deutsche Rundschau", die „Grenzboten". Es war daher zu erwarten, daß alle gebildeten Kreise unter den deutschen Katholiken eine solche Bewegung, die in unserer Mitte ein Literaturzentrum errichten wollte, mit Freude begrüßen mochten. Daß es ein positiver Gewinn war, geht deutlich aus dieser Sachlage hervor. Wenn dieser Gewinn durch manche Fehlgriffe und Taktlosigkeiten, selbst durch lieblose Fehde erkauft werden mußte, so ist dies bedauerlich, aber ein Gewinn bleibt es doch. Ob diese Fehlgriffe mit der Bewegung selbst derart zusammenhängen, daß ein Vermeiden derselben unmöglich ist, bildet eine besondere Fragestellung. Man hat es allerdings ernstlich behauptet und hält damit die ganze Richtung für verfehlt und gefährlich, aber aus den Begriffen und den Tatsachen geht es nicht hervor. Will man bezweifeln, ob die jetzigen Führer der Bewegung die nötige Einsicht haben, schwerere Verstöße gegen Forderungen des Glaubens und der Moral zu vermeiden, so geht es doch nicht an, dies als Behauptung aufzustellen; man muß wenigstens die genügende Zeit lassen.

Zudem sind wir jetzt alle in so nervöser Spannung, daß auch der geringste Fehlgriff uns aufregen muß und wir in großer Gefahr stehen, alles zu übertreiben: manche scheinen geradezu auf der Lauer zu liegen, um eine schwache Seite des Gegners zu erspähen. Darum scheint der jetzige Zeitpunkt in höchstem Grade ungeeignet zu sein, um eine solche gegenseitige Gewissenserforschung objektiv durchzuführen; man müßte eine ruhigere Zeit dafür abwarten.

Die Opposition gegen diese junge Literaturbewegung hat daher nur an diesen Fehlgriffen einen wirklichen, objektiven Angriffspunkt; hätte man von Anfang an daran festgehalten, so wäre es nach meiner Ueberzeugung längst besser gekommen. Ein deutlicher ruhig begründeter Hinweis auf die einzelnen Verstöße würde seine Wirkung nicht verfehlt haben; in weitesten Kreisen hätte man diese Hinweise unterstützt und die Frage wäre leichter erledigt worden. Es ist überhaupt derjenige Standpunkt, auf den wir unbedingt zurückkehren müssen, wenn wir nicht den Zwist ins Endlose fortspinnen wollen.

Diesen klaren, kritischen Standpunkt, der einerseits die positiven Bestrebungen anerkannte, und anderseits gegenüber den Auswüchsen das richtige Wort finden konnte, hat man leider aufgegeben, um sich dafür in echt deutscher Art einer fröhlichen Systembauerei zu überlassen. Ein berühmter englischer Literaturforscher, Saintsbury, machte einmal über die deutsche literarische Kritik die wenig erfreuliche Bemerkung, daß es deutschen Kritikern, auch den geistvollsten, selten gelinge, ihren Blick wirklich auf den Gegenstand zu richten, um den es sich handelt; sie würden immer wieder abschweifen und den vorliegenden Fall als Anlaß zu schönen Systemen und Konstruktionen betrachten, alles mögliche hineinlegen, an das der Autor nie dachte, und mit besonderer Vorliebe metaphysische und transzendentale Gesichtspunkte hineinzerren, um auf diese Weise schließlich über alles andere zu berichten, nur nicht über den Gegenstand, auf den es ankommt. Diese Kritik eines Ausländers ist gewiß von unsympathischer Uebertreibung gefärbt, aber falls den Engländer genaue Kunde unseres Literaturstreites erreicht, so wird ihn das in seinen Anschauungen entschieden bestärken können.

Die Psychologie unserer Literaturfrage zeigt uns wirklich ein solches Bild deutscher Meisterschaft im systematischen Konstruieren, wie man es nicht schöner wünschen kann.

Zunächst wurde der jungen Literaturbewegung ein System untergeschoben, das zwar bis jetzt noch nicht vollständig kristallisiert ist, sich aber auf dem besten Wege dazu befindet. Man brachte ihre praktischen Bestrebungen rein literarischer Natur in Verbindung mit geistigen Richtungen auf philosophischem und religiösem Gebiete. Dies fügte sich ganz von selber. Als nämlich die Bewegung entstand, trat gleichzeitig eine gewisse Richtung hervor, die man „Reform-Katholizismus" nannte, und welche einer „Versöhnung mit der modernen Kultur" in verschwommenen, nebelhaften Phrasen das Wort redete. Vielleicht hat man den Einfluß dieser Richtung überschätzt, gefährlich war sie einige Zeit hindurch jedenfalls. Jetzt aber sind ihre letzten Ausläufer zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken, und es wäre für sie ein Jubel, wenn man ihr die literarische Bewegung in die Arme treiben wollte.

Seit dem Jahre 1907 trägt diese kirchlich verurteilte Richtung den Namen „Modernismus". Ihre Anschauungen liegen auf religiösem Gebiete, und die Literaturbewegung hatte mit ihr nur gelegentlich gewisse äußere Berührungspunkte, die einzelne Personen betrafen, welche in beiden Bewegungen tätig waren. Diese persönlichen Berührungen sind aber mehr zufälliger Natur und haben mit den Grundgedanken der Literaturbewegung nichts zu tun.

Wenn man aber alle Fehlgriffe und Auswüchse der literarischen Richtung nebst diesen zufälligen Berührungspunkten mit den religiösen Reformideen in Verbindung bringen will, so mag es ganz leicht gelingen, daraus eine systematische, glaubensgefährliche Gedankenrichtung herzustellen, welcher man ein entsprechend bedenkliches Aussehen verleihen kann. Dies ist nun auch geschehen. Zwar ist noch keine genaue Definition dieses Systems geglückt; bald heißt es „Relativismus", dann wieder „literarischer Modernismus", aber mit der Zeit würde es sich schon deutlicher finden.

samtkatholizismus hingestellt werden können. . . . . Wir andern alle aber, die wir hier sind, sollten uns das Wort geben, ausnahmslos unisono über den herzufallen, der jemals wieder in dieser Richtung etwas pecciert". — Zum Schluß noch eine kleine Feststellung: Während die „Erklärung" Eicherts in der „Allgemeinen Rundschau" mit dem Sätzchen abschließt: „So bleibt immer etwas hängen", folgt in österreichischen Blättern noch der Satz: „Darauf zu spekulieren, war bisher das unbestrittene Privilegium jener Kreise, die nach dem Rezept Voltaires das „écrasez l'infâme" praktizierten." Ich vermute, daß die Redaktion diesen gewiß nicht nach sachlicher Polemik aussehenden Vergleich mit richtigem Taktgefühl gestrichen hat. . . . .
Karl Muth.



Doch ein System kann nicht genügen; ein zweites mußte als Gegenstück dienen, um die Gegensätze dadurch noch schroffer zu machen. Dieses Gegenstück bestand aus dem System einer gewissen katholischen Aesthetik und eines katholischen Literaturbegriffs, in dem religiöse und literarische Ideen sich ergänzen und geradezu decken müssen. Auch dieses System ist bisher noch nicht vollständig ausgebildet, die Ansichten haben sich noch nicht genügend geklärt, aber man ist im besten Zuge, einen Literaturbegriff aufzubauen, in dem der religiöse Stoff und die künstlerische Technik einen solchen ästhetischen Begriff ergeben, in dem Religion und Literatur in einander zerfließen. (In einer besonderen Schrift hat der Verfasser diese Ideen genauer untersucht und er verweist auf dieselbe.)[2] Die Verschwommenheit dieser ästhetischen Gedanken ist in der Tat ein würdiges Gegenstück zum literarischen Modernismus.

Aber ein großes Glück war trotzdem bei der ganzen Entwicklung; es entstand nämlich ein neues Zentralorgan für Literatur, welches gleichfalls als eine Notwendigkeit für unser katholisches Literaturleben betrachtet werden muß. An dieses Zentralorgan, den „Gral", schloß sich eine mutige, entschiedene Richtung an, der es mehr auf warmes, katholisches Leben ankam, als auf rein literarische Bildungsinteressen. In einer Zeit wie der unsrigen, wo auf dem Gebiet der Literatur Geisteskämpfe ausgefochten werden müssen und die höchsten seelischen Interessen in Frage stehen, dürfen die Katholiken in der schönen Literatur nicht nur Bildungsinteressen wahrnehmen, sondern sie müssen einerseits eine Kampfesstellung einnehmen gegen alle geistigen Feinde und anderseits in positiver Weise für Verbreitung ihrer eigenen Anschauungen sorgen. Da nun aber die seelischen Interessen religiöser und sittlicher Art uns weit höher stehen als die rein ästhetischen Bildungsmomente, gewinnen diese katholischen Bestrebungen auf dem Gebiet der Literatur eine so große, positive Bedeutung, daß wir es nur mit Freude begrüßen können, wenn hier praktisch gearbeitet wird. Die Systeme sind nebensächlich; auf den Geist und das Ziel kommt es an. Sobald man also diese praktische Arbeit von den theoretischen Ideen loslöst, tritt sie in ein ganz anderes Licht, und ihre Notwendigkeit springt in die Augen. Die „Gralrichtung" hätte es daher nie nötig gehabt, sich für ihre Bestrebungen ein ästhetisches System zurechtzulegen; es hatte übrigens schließlich nur polemische Bedeutung.

Diese geistigen Gegensätze, die uns bis jetzt diese Psychologie zeitigte, hatten selbstverständlich als unerquickliche Begleiterscheinung einen persönlichen Kleinkrieg, in dem Verstimmungen, Antipathien, Konkurrenz, Verdächtigung, boshafte Kritiken, Insinuationen und doppelzüngige Zuträgerei immer mehr einen Zustand hervorbrachten, in dem alle sachlichen Interessen verschwinden mußten. Jeder Freund unserer katholischen Sache kann nur tiefsten Schmerz empfinden über diese gegenseitige Entfremdung verdienter idealgesinnter Schriftsteller, die sachlich einander so nahe stehen und sich so leicht die Hand drücken könnten, während rings um uns eine feindliche Welt tobt und so viele große Aufgaben dringend nach Arbeitern rufen.

Durch diese persönliche Zuspitzung und die scharf entgegengesetzten Systeme, die man auf beiden Seiten finden wollte, hat der Streit eine solche Verschärfung erfahren, daß er immer mehr zwischen den verschiedenen Richtungen des katholischen Volkes eine tiefe Kluft graben müßte, wenn nicht rechtzeitig Einhalt geboten wird. Schon jetzt beginnt man die Literaturfrage auch mit anderen Bestrebungen auf politischem und sozialem Gebiete in Verbindung zu bringen, wodurch man den Literaturstreit zur Zuspitzung gewisser Meinungsverschiedenheiten ausnützt, indem man ihnen so einen geistigen Hintergrund bietet, während durch natürliche Gegenwirkung die Literaturfrage selber in diesen mehr oder weniger willkürlichen Kombinationen die Gegensätze in immer schrofferen, prinzipiellen Richtlinien hervortreten läßt. Und dies alles wegen einiger Fehlgriffe und Taktlosigkeiten, die so leicht auf anderem Wege erledigt werden könnten! Gewisse Kreise, welche eine Freude am Zuspitzen der Gegensätze zu haben scheinen, wollen dies nicht einsehen; aber dafür müßten alle aufrichtigen Freunde des katholischen Volkes um so nachdrücklicher auf die wirkliche Sachlage aufmerksam machen.

Im Grunde handelt es sich ja nicht um etwas Neues; die Gegensätze zwischen Auswüchsen der Literaturpflege und den Forderungen der Seelsorge sind so alt. In meiner bereits erwähnten Schrift konnte auf einen früheren Literaturstreit hingewiesen werden, der sich in Spanien abspielte; damals lag die Streitfrage auf demselben Gebiete wie jetzt.

Damals handelte es sich um ernste Bedenken der Seelsorge gegen eine leichtfertig weltliche Richtung in der schönen Literatur; die Dichter, welche angeklagt waren, zählen jetzt zu unserer sogenannten „katholischen Literatur". Auch waren die Meinungsverschiedenheiten viel schroffer, da die Regierung, Staatsrat und Kammer, sich mit der Frage beschäftigen mußten, und der Streit wurde mit solcher Hitze geführt, daß ein großes bibliographisches Werk nur über den Streit ums Theater geschrieben werden konnte. Der damalige Kampf unterschied sich vom unserigen nur dadurch, daß man die Sache sofort konkret anfaßte und auf Systeme und Ideenkonstruktionen verzichtete.

Dies gibt uns daher einen ernsten Fingerzeig für die jetzige Lösung der Frage. Man beschränke sich auf das, worauf es wirklich ankommt, d. h. auf einen Kampf gegen etwaige Verstöße, welche seelische Interessen bedrohen. Man scheide aber alle Systeme aus und bringe die persönliche Befehdung zum Schweigen. Gegen die Fortdauer der jetzigen Zustände müssen alle einflußreichen Kreise ein ernstes Veto einlegen.

Die praktischen Vorschläge können nun in drei Punkten formuliert werden:

1. Die persönliche Befehdung im Literaturstreit sollte fortan nicht mehr in die Oeffentlichkeit gelangen. Alle katholischen Zeitungen und Zeitschriften müßten mit aller Entschiedenheit die Aufnahme polemischer Artikel mit persönlichen Spitzen verweigern. Falls noch weitere Broschüren mit persönlicher Tendenz erscheinen sollten, so liegt es an der Leserwelt, ihnen die gebührende Ablehnung zu gewähren.

2. Auf sachlichem Gebiete verzichte man auf die „Systembauerei". Dies müßte beiderseits unter Anerkennung der wirklich positiven und praktischen Bestrebungen geschehen. Beide Richtungen sind notwendig, die eine ergänzt und korrigiert die andere. Es ist besser, daß beide Richtungen getrennt bleiben, denn die Erfahrung hat gezeigt, daß sie beide ihren sympathischen Leserkreis besitzen, also beiderseits einem Bedürfnis und wirklichen Wünschen entgegenkommen. Die eine berücksichtigt mehr die allgemeinen Bildungsinteressen, die andere mehr die Forderungen der katholischen Weltanschauung. Die eine richtet sich an Katholiken, die lebhafte religiöse Bedürfnisse haben; die andere an die Gebildeten, welche man dem gefährlichen Einfluß glaubensfeindlicher Literaturkreise entziehen will.

Dieser Vergleich zeigt schon mit genügender Klarheit, daß die Trennung der Gebiete eine taktische Notwendigkeit ist. Welche von beiden Richtungen die wichtigere ist, kann nicht leicht bestimmt werden. Dem warm fühlenden Katholiken mag die religiöse Literaturrichtung sympathischer vorkommen, während ein berechnender Freund unserer kulturellen Zukunft auf den Bildungsgebieten die literarische Richtung für notwendiger halten kann. Man unterläßt daher am besten die müßigen Vergleiche, um auf zwei Wegen zu demselben Ziel zu streben.

3. Was die Fehlgriffe und Auswüchse der literarischen Richtung betrifft, hüte man sich zwar vor verallgemeinernden Uebertreibungen, aber man sage stets ein deutliches Wort, wenn es not tut. Nur ist die Presse nicht der beste Ort dafür; sie sollte erst in letzter Linie in Betracht kommen, nachdem alle anderen Mittel fruchtlos erschöpft sind. Wenn aber diese Fehler sich öfters erneuern sollten, so zögere man nicht, einhellig bei den maßgebenden Stellen Protest zu erheben. Da alle gebildeten Katholiken Deutschlands für diese Fragen Teilnahme haben müssen, werden sich schon einflußreiche Kreise finden, auch außer den kirchlichen Behörden, welche alles Interesse haben, für baldige Erledigung solcher Uebelstände zu sorgen. Bei einer so glänzenden Organisation der deutschen Katholiken auf anderen Gebieten sollte es doch nicht so schwer fallen, auch hier die geeigneten Mittel und Wege zu finden.

[2]) Weltanschauung und Literatur. Friedliche Gedanken zum katholischen Literaturstreit von P. Dr. Joseph Froberger, Provinzialoberer der Weißen Väter. Trier 1910, Paulinus-Druckerei. — Anmerkung der Redaktion: Nachdem mittlerweile auch eine Broschüre P. Baumgartners S. J. über den Literaturstreit (Zusammenfassung seiner Artikel in den „Laacher Stimmen") erschienen ist, hat der Verfasser der hier angezeigten Schrift der „Allgemeinen Rundschau" mitgeteilt, daß er, um den von ihm selbst herbeigesehnten „Schluß" des Literaturstreites nicht zu verzögern, auf eine eingehendere Besprechung seiner Broschüre, welche bereits in Auftrag gegeben war, ausdrücklich verzichte. Was uns aber nicht hindern soll, das Urteil des Herausgebers der „Allgemeinen Rundschau" herzusetzen, der nach der Lektüre der Frobergerschen Schrift u. a. schreibt: „Ich halte dieselbe, von kleineren Meinungsverschiedenheiten abgesehen, für das Beste, was bisher zum Literaturstreit geschrieben worden ist." Im übrigen ist der vorstehende Artikel P. Dr. Frobergers die wirkungsvollste Empfehlung seiner Schrift, welche die gleichen Gedanken nur eingehender begründet und entwickelt und von dem gleichen versöhnlichen Geiste getragen ist.

Möchte diese offene Aussprache eines gänzlich Unbeteiligten, den kein anderes Motiv leitet als die Liebe zur katholischen Sache, ein schwacher Anstoß sein, um in dieser nun lang genug nach allen Richtungen besprochenen Frage wieder auf festen und sicheren Boden zu gelangen, auf dem allein praktische Arbeit möglich ist. Das ganze katholische Volk verlangt ein Ende des Streites. Mögen darum alle beteiligten Kreise diese mahnende Stimme vernehmen!

Selbstzucht.

Nach einem Vortrag von Hauptlehrer Karl Gutmann, Gemeindebevollmächtigter in München.

Im Nachstehenden bringt die „Allgemeine Rundschau", wie in voriger Nummer angekündigt, einen Auszug aus einem Vortrag, den Gemeindebevollmächtigter Hauptlehrer Karl Gutmann gelegentlich der V. Generalversammlung des „Interkonfessionellen Münchener Männervereins zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit" am 10. März (vgl. Bericht in Nr. 12 S. 193) gehalten hat, und der um deswillen umso bemerkenswerter ist, als Gutmann, von Hause aus Protestant, nunmehr als der freireligiösen Richtung angehörend zu bezeichnen, ein Freisinniger und politischer Gesinnungsgenosse des Abg. Dr. Müller-Meiningen ist. Er führte u. a. aus:

Die Anzeichen einer sexuellen Zügellosigkeit mehren sich in erschreckender Weise. Von Lustmorden hörte man noch vor 20 Jahren so gut wie nichts; heute bilden sie die stehende Rubrik der Tagespresse. Aehnlich verhält es sich mit den sittlichen Verfehlungen an Kindern. Früher konnte man noch stolz sein auf unseren Humor, auf unsere „Fliegenden Blätter". Diese sind sich wohl gleich geblieben, der Zuwachs an Witzblättern, den wir aber inzwischen bekommen haben, läßt einen berechtigten Stolz auf unsere bessere deutsche Eigenart nicht mehr aufkommen; sie sind so reich an Cynismen, wie irgend ein ausländisches „Witzblatt". Die „Herrenabende" sind nicht selten der Ort für glatte Gemeinheiten. Sind sich die Veranstalter solcher Abende auch schon darüber klar geworden, welches Armutszeugnis sie sich damit ausstellen? Doch zum mindesten das, daß sie sich nicht Geist und Witz genug zutrauen, um einen Abend auch ohne niedrige Zoten heiter und fröhlich zu gestalten, so daß auch Frauen in der Lage wären, anwesend sein zu können. Bedenklich ist ferner der Feminismus, der um sich greift, jenes Bedürfnis vieler Männer, das Weib immer und überall um sich zu haben, ihm im öffentlichen Leben alle möglichen und unmöglichen Betätigungsgebiete zuzuweisen, von seinem vermehrten Einflusse eine ungeahnte höhere Entwicklung der menschlichen Kultur zu erwarten. Man kann die Bedeutung der Frau als Gattin und Mutter sehr hoch schätzen und doch in diesen Uebertreibungen eine bedauerliche Verirrung sehen.

Ein wesentlich auffallender Beweis dafür, daß die Sexualsphäre unserer Zeitgenossen in abnormer Weise rege ist, bildet auch der Ruf nach sexueller Aufklärung der Jugend, womöglich schon in der Volksschule. Für einen denkenden und gewissenhaften Erzieher ist nichts klarer als das, daß die geschlechtliche Unbefangenheit eine der glücklichsten Vorzüge der Jugend ist. Ihr diesen Vorzug rauben, heißt ein Verbrechen an der Jugend begehen. Wenn der Lehrer oder die Lehrerin einen förmlichen Unterricht in solchen Dingen erteilen müßte, würden gerade die verkommenen Elemente einer Klasse herausgefordert, mit plumper Deutlichkeit alles letzte noch zu ergänzen, was der Unterricht nur angedeutet hätte. Das wunderlichste ist, daß nicht wenig Frauen mit zu den eifrigsten Verfechtern einer so frühzeitigen Aufklärung gehören. Eine recht geleitete Erziehung bewahrt dem Kinde seine Unbefangenheit solange als möglich. Wenn der Jüngling oder die Jungfrau das Elternhaus verläßt, wenn sie sich im Leben auf eigene Füße stellen müssen, dann erst ist es Zeit, sie aufzuklären, um sie vor den Gefahren des Geschlechtsverkehrs zu bewahren.

Daß auf dem Gebiete der Kunst wie auf dem der Literatur eine gewisse Proletarisierung eintritt, läßt sich kaum abstreiten. Es wird vielfach die Wahrheit auf Kosten der Schönheit dargestellt, sodaß man direkt von einem Kultus des Häßlichen sprechen kann. Dr. Molenaar hat recht, wenn er sagt: „Das Können an sich gibt einem Künstler noch keinen Freibrief zur sittlichen Korrumpierung seiner Mitmenschen; zum mindesten haben diese das Recht, sich energisch dagegen zu wehren."

Sehr zu denken geben die Geschlechtskrankheiten. Von 1905 bis 1909 stieg die Zahl der in hiesigen Krankenanstalten wegen solcher Erkrankungen Aufgenommenen von 1501 auf 2365, also um 864 oder um 57 %; die Bevölkerung nahm in diesem Zeitraum nur um 7 % zu. Für Berlin stellte ein hervorragender Mediziner fest, daß jeder 9. bis 10. Mann syphilitisch sei und daß darüber noch 30—36000 Mann alljährlich an Tripper erkrankten. Wenn keine Wendung zum bessern eintritt, muß man eine Durchseuchung unseres ganzen Volkes befürchten. Schönheitsabende, die zunehmende Homosexualität ergänzen das Bild der sexuellen Zuchtlosigkeit.

Welche Gefahren bringt nun ein solcher Zustand? Wie der einzelne zuchtlose Mann körperlich auch dann entartet, wenn er sich bei seinem ungezügelten Geschlechtsverkehr keine Geschlechtskrankheiten zugezogen hat, so muß auch ein Volk, das der sexuellen Selbstzucht entbehrt, der körperlichen Degeneration anheimfallen. Das Weib wird zum Genußobjekt erniedrigt und aus den Beziehungen des Mannes zum Weibe ist ausgeschaltet, was diese Beziehungen adelt und über das tierische hinaushebt: Die Treue. Die Entwicklung, die keinem ausschweifenden Menschen erspart bleibt, ist jene zur Ideallosigkeit, zu schnödestem Egoismus, zur Heuchelei, zu mangelnder Selbstachtung, schließlich zum Ekel vor einer Welt, die ihm nur die eigene Gemeinheit wiederspiegelt. Und wie der einzelne so ein Volk, das der Sittenlosigkeit verfällt.

Besonders verhängnisvoll wird diese laxe Sittenauffassung fürs weibliche Geschlecht. Darum sollten die Frauen in erster Reihe stehen, namentlich in ihrer Eigenschaft als Mütter, wenn es den Kampf gegen die Unsittlichkeit zu führen gilt. Leider lassen manche Erscheinungen die Befürchtung nicht ganz ungerechtfertigt erscheinen, daß auch das weibliche Geschlecht von den leichtfertigen Anschauungen in weiten Kreisen der Männerwelt nicht ganz unberührt geblieben ist. Die entsetzlichsten Gefahren erwachsen aber der Jugend. Durch den Anblick gemeiner Bilder, durch leichtfertige Redensarten, durch zotenhafte Lieder werden sie in sinnlicher Weise erregt zu einer Zeit, wo sie ungestört und unbefangen in der körperlichen und seelischen Entwicklung leben sollen.

Gegen die Gefahren wendet sich nun der Interkonfessionelle Männerverein, zunächst gegen bedenkliche Einzelerscheinungen (Schmutzliteratur, pornographische Literatur, sittenlose Bühnenstücke), hauptsächlich aber auch gegen die zugrundeliegenden Uebelstände überhaupt, also gegen sittliche Laxheit, grobe Genußgier, fehlenden sittlichen Ernst, mangelnde Selbstzucht. Das Schicksal, das so manchem neuauftauchenden Verein (Mäßigkeitsbewegung, freiwillige Feuerwehr) beschieden war, daß er belacht und bekämpft wurde, ist auch dem Männerverein nicht erspart geblieben, aber er läßt sich dadurch nicht entmutigen. Nicht immer ist es ja die Vernunft, die über die Unvernunft lacht, zuweilen verhält es sich auch umgekehrt. Die sittlichen Schäden, deren Beseitigung der Männerverein anstrebt, sind so krasser Art, daß eine Meinungsverschiedenheit über sie in allen sittlich ernsten Kreisen unseres Volkes ausgeschlossen sein muß. Die Wege, die unser Verein dabei einschlägt, sind so gewählt, daß gleichfalls jeder wahre Volksfreund, auf welchem Boden er auch immer stehen mag, sie unbedenklich mit uns gehen kann. In dem Maße, als es uns gelingt, alle politischen Parteien, die Anhänger der verschiedensten Weltanschauungen um unser Banner zu scharen, in dem Maße müssen die Gefahren schwinden, welche jene Kreise von unserem Vorgehen immer noch befürchten, die die Freiheit von Wissenschaft und Kunst unter allen Umständen hochgehalten wissen wollen.

Gerade in dieser Sache soll der Volkseinheitsgedanke niemals vergessen werden. Wir wollen ja zudem diesen Kampf geführt wissen ohne jeden Pharisäismus und mit unausgesetzter strenger Selbstzucht. Gelingt es uns dadurch wieder eine ernstere sittliche Lebensauffassung zu verbreiten, so ist auch einer strengeren Rechtsprechung der Boden geebnet. Man denke an den von den freien Engländern im Jahre 1908 herausgegebenen Children-Akt, der einen weitgehenden Schutz der Jugend nach dieser Richtung brachte. Mit der Mäßigkeitsbewegung, Sport-, Spiel- und Turnfreunden wollen wir zusammenarbeiten, auf daß „Deutsche Zucht in allem vorgeht".

Zu dieser Selbstzucht muß die Unterdrückung der gröbsten Auswüchse in Literatur und Kunst kommen, wie sie namentlich Dr. Kausen betreibt, dessen selbstloser, opferbereiter Hingebung ich hier mit einem Worte wärmster Anerkennung gedenken möchte. Die Erfolge werden nicht ausbleiben. Nur bräuchten wir neben einem Zentrums-Kausen auch noch einen liberalen und einen sozialdemokratischen Kausen. Aber auch Monisten, Freidenker, Freireligiöse: welche Weltanschauung einer immer haben möge, ermangelt er nicht des sittlichen Ernstes, dann muß er auch in unsere Reihen treten zum Kampf um die sittliche Hebung des Volkes. Das deutsche Volk befindet sich in der Mitte unseres Erdteiles in einer ernsten gefahrdrohenden Lage, auch seine wirtschaftliche Zukunft weckt Besorgnisse aller Art. Welchen Schwierigkeiten wir uns aber auch in der Zukunft gegenüber sehen mögen, wir werden ihnen gewachsen bleiben, wenn wir ein einiges, starknerviges und sittlich gesundes Volk bleiben. Der Interkonfessionelle Männerverein kämpft an gegen die Spuren des Verfalls, die sich in unserem Volke auf sittlichem Gebiete zeigen. Wir rufen alle Vaterlandsfreunde auf, uns in diesem Kampfe rückhaltlos zu unterstützen!



Vorfrühling.

Des Winters weiße Schilde
Bedecken noch die Höh'n;
Doch zog im Talgefilde
Schon leises Frühlingswehn.

Da brachen mit Silberklingen
Die Quellen hell hervor,
Hoch stieg mit Jubelsingen
Die erste Lerche empor.

Und leuchtend in den Zweigen
Lag Lächeln hoffnungsreich;
Durch sinnender Wälder Schweigen
Ging Amsellocken weich.

Noch schlafen in der Erden
Die Blümlein alle sacht
Doch — Frühling wird es werden
In einer erlösenden Nacht.

Theo Rossel.

Ueber das Eierlesen.

Von A. Gabele.

Ziemlich bekannt ist jenes schöne Osterspiel, „Eierlesen" genannt, das sich in Schwaben vielfach erhalten hat: Von zwei jungen Burschen muß der eine die bestimmte Strecke abspringen — etwa bis zu einem Baume im Feld und wieder zurück —, während der andere unterdessen eine stattliche Anzahl Eier von einem Korbe in den anderen lesen muß, ohne dabei eines der zarten Produkte zu zerbrechen. Ein netter Dämpfer auf das jugendliche Ungestüm, wie unsere Erzieher keinen besseren finden könnten! — Sieger ist, wer zuerst fertig.

Weniger bekannt als diese gewöhnliche Art des Eierlesens ist eine andere, recht stattliche und großartige, welche sich noch am Bodensee herum findet. Hier wird alles hoch zu Roß ausgeführt. — Auf dem Platze vor dem Dorfbrunnen werden zwei hohe Pfähle eingerammt, etwa 50 Meter von einander entfernt. Die Pfähle sind von den Mädchen mit Tannenreis bekleidet. Oben auf dem Kopfe des Pfahles sitzt das Hühnernest voll buntscheckiger Ostereier, und rings um das Nest herum läuft ein Kränzlein von Kuchenschellen, Enzianen, Himmelsschlüsseln und anderen Frühlingskindern. Am Ostermontag Nachmittag nach der Vesper bleibt das ganze Dorf beim Brunnen stehen. Man merkt, daß etwas im Gange ist. Hier stehen die Mädchen in Gruppen beisammen und sprechen sich leise in die Ohren, um dafür um so lauter zu lachen; und nicht weit von den Mädchen sind die Burschen und sinnen auf allerlei Schabernack und Rache für das Auslachen der Schönen drüben. Vor der Kirche plaudern, den Rosenkranz und das Magnifikat in der Hand, die Weiber in kleinen Gruppen über das Wetter und das Gliederreißen und ihre Kinder usw. Die Männer schauen aus dem Wirtshause heraus zu. Jetzt reiten die beiden Helden des Tages stolz auf ihren Rossen daher und schwingen ihre Federhüte all den fröhlichen Gesichtern entgegen. Mitten zwischen den beiden grünen Pfählen, oder besser dreißig Schritte von der Mitte entfernt stellen sich links und rechts zwei Burschen auf mit riesigen Wannen voll von Spreu.

Ein Zeichen mit der Trompete und vorwärts stürmen die Rosse. Der reitet ins nächste Dorf bis zum ersten Hause hin, der andere kreist um die beiden Pfähle herum im schnellen Trabe, nimmt jedesmal ein Ei aus dem Hühnernest oben, so oft er an dem Pfahle vorbeikommt, und wirft es geschickt in eine der großen Wannen. Rings um die Wannen schart sich die ganze Dorfjugend und wartet mit Schmerzen, bis eines der Eier daneben geht. Denn diese Eier gehören ihnen, und es schmeckt den Kindern nichts so gut als diese Beute, wenn gleich sie das Zeug erst erhalten nach hundert Stößen und Schlägen, ganz zertreten und mit Sand vermischt. — Aber nur nicht allzuviele Eier daneben! Denn die Richter bemerken ein jedes und wägen fein ab. — Und kommt dann der entscheidende Augenblick: Von ferne sieht man den ersten im gestreckten Galopp dahergespringen, und der hat auch nur noch wenige Eier zu lesen, — da gibt es ein riesiges Geschrei. Sogar die alten Weiber vor der Kirche schreien und fuchteln mit den Händen und die Männer im Wirtshause brüllen und springen heraus. Manche meinen, sie könnten auch noch mithelfen dadurch, daß sie dem entgegenspringen oder mit dem herumspringen. — Der Sieger erhält die Eier — theoretisch, könnte man sagen; denn praktisch sieht er nicht viel davon. Dafür sorgen Burschen und Mädchen. Doch Ruhm bleibt Ruhm — auch ohne Eier. — Hat man genug gelacht und beglückwünscht, dann stellt man die dampfenden Rosse in den Stall; jeder holt sich sein Schätzchen und das Tanzen beginnt — der Sieger voran.

Ein schönes Zeichen übrigens von dem lebendigen Geiste, der in diesen Spielen noch lebt, ist, daß neuerdings an Stelle der Rosse sogar Fahrräder getreten sind.

Vom Büchertisch.

Der neue Keiter gehört nicht nur für die ausübenden, sondern auch für die bloß genießenden Jünger der Literatur zum unentbehrlichen Rüstzeug. [Keiters Katholischer Literaturkalender. Her. geg. von Dr. Karl Menne. Zehnter Jahrgang. Mit 6 Bildnissen. Essen-Ruhr, Fredebeul & Koenen (1910). LXIV u. 528 S. 8°. ℳ 4.—.] Auch neben so trefflichen Nachschlagewerken, wie dem Kürschner oder Degeners Wer ist's? muß es in unseren Tagen besonders wünschenswert und nötig erscheinen, eine solche periodische Uebersicht über die katholische Schriftstellerwelt deutscher Zunge zu besitzen. Schien es eine Zeitlang, als könne sich der von dem um das katholische Schrifttum hochverdienten Keiter begründete Kalender nicht über Wasser halten, so haben die letzten Jahrgänge unter Dr. Hoebers und jetzt unter Dr. Mennes Leitung glücklicherweise das Gegenteil erwiesen. Schon die Pünktlichkeit des Erscheinens (für solche Bücher nicht unwesentlich!) verbürgt es. Auch gibt sich der jetzige Herausgeber, der das Fahrzeug zum zweitenmal steuert, alle erdenkliche Mühe, um sein nützliches Buch immer vollkommener und brauchbarer zu gestalten. So ist diesmal der Stoff bedeutend gewachsen; für die Totenliste konnten die (früher oft schmerzlich vermißten) Daten zum größeren Teile beigegeben werden usw. — Wie ähnliche Werke sucht auch Keiter-Menne durch gewisse Zugaben jedem Jahrgange über den ephemeren Wert hinaus Teilnahme und Bedeutung zu sichern. Mehr noch als die dankenswerten 6 Bildnisse sind dazu die anregenden bibliographischen Aufsätze imstande, wie beim vorigen Jahrgange die Plauderei über „Konversationslexika". So ist auch diesmal von dauerndem literarischen Werte die Uebersicht, die Gregor Reinhold über „Neuere (deutsche) theologische Enzyklopädien" gibt. (Die fremdsprachlichen Werke dieser Richtung mußten dem nächsten Jahrgange aufgespart werden, da der vorliegende Aufsatz schon über 60 Seiten umfaßt.) Hier hat ein praktischer Fachmann den ihm vorschwebenden Zweck, „weiteren Kreisen und namentlich gebildeten Laien eine nähere Kenntnis der bedeutendsten einschlägigen Nachschlagewerke zu vermitteln", wirklich vortrefflich erreicht. Was er aus seiner reichen Erfahrung als Mitarbeiter an ähnlichen Unternehmungen herausgreift, hat bleibende Bedeutung; unter den neun mit wohltuender Sachlichkeit geprüften und ebenso milde wie objektiv und gerecht beurteilten Enzyklopädien sind zwar nur drei katholische, aber der Artikel liefert den unbeabsichtigten Nachweis, daß auf diesem Gebiete der Katholizismus nicht inferior, sondern daß hier ein beide Konfessionen und die gesamte Wissenschaft fördernder Wetteifer zu spüren und zu begrüßen ist, bei dem wir uns mit Ehren sehen lassen können. Buchbergers noch nicht vollendetes „Kirchliches Handlexikon" erntet verdientes Lob, und die Winke und Wünsche für eine zu erhoffende Neuauflage des trefflichen Freiburger Kirchenlexikons werden hoffentlich keine bloße Zukunftsmusik bleiben. -s.

„Das moderne Wohnungsproblem" nennt sich das neueste Bändchen der Sammlung Kösel (J. Köselsche Buchhandlung, Kempten und München 1909. IV und 210 S. ℳ 1.—). Verfasser ist Dr. Hans Rost in Augsburg. Ausgestattet mit umfangreichem statistischem Material, behandelt er nach einer allgemeinen Besprechung der Wohnungsfrage die Wohnungszustände der Gegenwart. Die Resultate, die sich für ihre Lage, die Zahl der Räume, deren Beleuchtung usw., die Bezugsdauer, die Mietspreise und anderes ergeben, sind zum großen Teil äußerst ungünstig, ganz besonders für die ärmeren und ärmsten Klassen. Die aus den schlechten Wohnungsverhältnissen sich ergebenden Folgen sind erhöhte Sterblichkeit, vermehrte Erkrankungen, zumal solche tuberkulöser, typhöser, sexueller Art, schwere Schädigungen der Moralität nach allen Richtungen. Die Mängel machen sich nicht nur in den Städten sondern auch auf dem platten Lande geltend. Zu den Ursachen gehören Boden- und Häuserspekulation, Mangel an

Kleinwohnungen und dergleichen. Die rücksichtslose Enthüllung der schlimmen Tatsachen ist sicher ein treffliches Agitationsmittel, und dieser sozusagen negative Teil des Buches sichert dem folgenden positiven um so mehr Beachtung. Dieser enthält Hinweise auf die verständigen Maßnahmen zur Bodenreform, zu Stadterweiterungen, berührt die so schwierige Kreditfrage und die Wohnungsbeschaffung, wobei die Einrichtung von Ledigenheimen eingehend behandelt wird. Was er weiter von der Dezentralisation sagt, seine Befürwortung der Gartenstädte usw. ist gewiß ganz vortrefflich. Leider stehen der Benutzung solcher Kolonien für weite Kreise die durch die Notwendigkeit des Fahrverkehrs noch gesteigerten hohen Preise entgegen, eine Tatsache, die auch bei den bisher in München gemachten bezüglichen Versuchen zu bedauern bleibt.

Bühnen- und Musikrundschau.

Hoftheater. „Maja", dramatische Dichtung mit Musik in zwei Aufzügen von Adolf Vogl. Der ernststrebende Münchener Komponist hat im vorigen Jahre in der Stuttgarter Hofbühne mit dieser Erstlingsoper seinen künstlerischen Befähigungsnachweis erbracht und so war es für unser Hoftheater eine Ehrenpflicht, dem heimischen Talente seine Pforten nicht länger zu verschließen. „Maja" ist ein „Erlösungsdrama" von der Art, wie sie das Beispiel des Wagnerschen „Parsifal" in großer Zahl zeitigte; man denke an Richard Straußens „Guntram", an Cyrill Kistler, Weingartner, Alex. Ritter, d'Albert, Pfitzner, um nur die bekanntesten zu nennen. Einzig Hugo Wolf wich bewußt der Gefahr aus, nach Richard Wagner ein Erlösungsdrama zu schreiben. Auch Adolf Vogl vermag auf der Bahn Tristans und Parsifals nicht zu neuen Ufern zu segeln; es zwingt sich dem Kenner jedoch die Ueberzeugung auf, daß er aus innerstem Herzensbedürfnis arbeitet und die Kraft besitzt, sein Schifflein selbständig zu steuern. Das Auftreten Buddhas, welches die Oper krönt, der Sieg dieses Verkünders höherer Menschenliebe über die starren Formen des Brahmanen ist musikalisch von wundersamem Reiz; auch verschiedene Gesänge der Titelrolle, des Paria und der dramatisch bewegten Partie von Majas Bruder sind von starker Wirkung. In dem in seiner dramatischen Entwicklung etwas zähen ersten Akt ist es vor allem die symphonische Untermalung der Vorgänge durch das Orchester, die künstlerisch stärker fesselt. Vogl hat sich durch Michael Beers Tragödie „Der Paria" anregen lassen, der er in seiner Textdichtung ziemlich genau folgt, den Stoff jedoch philosophisch vertiefte, aber damit zugleich seine dramatische Wirkung erschwerte. Maja, die zum Tode bestimmte Witwe eines Greises, weigert sich, ihre Jugend auf dem Scheiterhaufen zu opfern. Durch diesen Bruch der Sitte zieht sie sich den Fluch ihrer Volksgenossen zu und die Vereinsamte reicht ihre Hand einem Paria. Lange Jahre lebt sie glücklich mit diesem Manne aus der verachteten Kaste, da flüchtet ein Verwundeter in ihre Hütte, in dem sie ihren Bruder erkennt. Durch Majas Ehe mit dem Paria gilt auch seine Ehre befleckt, dennoch soll ihr und ihres Kindes Leben erhalten bleiben, doch ihr Mann durch den Priester den Opfertod erleiden. Allein Maja vermag ohne den Gatten nicht zu leben und vergiftet sich an seiner Leiche. Des kleinen Sohnes nimmt sich Buddha an, der predigend seines Weges zieht und tiefe Wandlungen in den Seelen des Volkes hervorruft. Goethe sah in Michael Beers „Paria" ein Symbol der verachteten Menschheit aller Völker, dennoch liegen die Konflikte der Kastenunterschiede für unser Publikum zuweit ab, um in ihm unmittelbares Mitgefühl auszulösen. Auch die größte Kunst vermag hierüber nicht hinweg zu helfen. Franz Fischer leitete die vortreffliche, auch szenisch sehr wirksam ausgestattete Aufführung, in der besonders die großzügige und stimmgewaltige „Maja" der Frau Burck-Berger hervorragte. Wolf sang den Buddha mit prächtiger Fülle und Glanz des Tones. Mit den Sängern hatte Vogl mehrfach Gelegenheit, für den herzlichen Beifall und die zahlreichen Kränze zu danken.

Kgl. Residenztheater. Zu Heyses 80. Geburtstag hatte man sein Trauerspiel „Graf Königsmark" neu einstudiert. Der Dichter blieb, wohl von den Anstrengungen des Festtages ermüdet, der Vorstellung fern. Die Wiedergabe war unter Kilians Regie sehr fein ausgearbeitet und die Darstellung der Hauptgestalten (Anmut und Innerlichkeit bei Fräulein Lossens Kurprinzessin, Ritterlichkeit, Eleganz und Geist bei Graumanns Grafen) entsprach wohl völlig dem Bilde, das dem Dichter von seinen Helden vorschweben mag. Gewiß, man empfindet die Tragik nicht immer sehr stark, weil statt eiserner Notwendigkeit zuviel „Zufall" waltet, den Heyse einmal als das „rein tückische der Wirklichkeit, dem so oft das Ideale unterliegt", verteidigt hat. Mögen wir da und dort zu deutlich die klug abwägende, ordnende Hand des Dichters empfinden, so ist anderseits hervorzuheben, wie Heyse den Stoff der Ehebruchstragödie durch die Schönheit seiner Sprache und den Reichtum seiner Gedanken auf ein geistigeres Niveau erhebt.

Aus den Konzertsälen. Unter der Leitung des Komponisten bot das Konzertvereinsorchester Max Schillings neues Violinkonzert mit Felix Berber als Solisten. Das sehr schwierige Anforderungen stellende, dabei wenig wirksame Werk wurde von dem ausgezeichneten Geiger trefflich gemeistert. Die Vorzüge der Komposition liegen für mein Empfinden im Technischen, dagegen fließt die Quelle der Empfindung ziemlich dünn. Wildenbruchs Hexenlied mit Possart als Sprechkünstler und Schillings Musik war wieder von glänzender Wirkung. Im Volkssymphoniekonzert bot Jan Sikesz Griegs A-moll-Konzert, von Kapellmeister Prill wirksam unterstützt, mit glanzvollem Können. Die D-dur-Suite von Bach und Brahms' E-moll-Symphonie wurden in sorgfältiger Durchführung beifallswürdig gespielt.

Verschiedenes aus aller Welt. In Frankfurt a. M. wurde Richard Straußens Erstlingsoper „Guntram" in vorzüglicher Besetzung erstmalig gegeben. Die genannte Bühne ist die einzige, deren Spielplan jetzt sämtliche dramatische Werke dieses Tondichters enthält. Die beabsichtigte „Frankfurter Straußwoche" wird also vollständiger sein, wie die heuer im Prinzregententheater geplante. — Zu Heyses 80. Geburtstag gab das Kgl. Schauspielhaus in Berlin des Dichters vaterländisches Drama „Kolberg", das Schillertheater „Hans Lange"; letzteres Werk ging auch in Frankfurt a. M. in Szene. — Das Burgtheater bot die Premièren dreier kleinerer Bühnendichtungen Heyses: „Donna Lukretia", „Ehrenschulden" und „Die Tochter der Semiramis". — Die von Gottfried Semper erbaute Dresdener Hofoper geht einer Umgestaltung entgegen, die aus künstlerischen und feuerpolizeilichen Gründen notwendig wurde. Der Umbau wird 1736000 ℳ erfordern. — Wie in München wird auch in Bonn eine großzügig angelegte Feier von Robert Schumanns 100. Geburtstag stattfinden. — Das Kgl. Opernhaus in Berlin hat Meyerbeers „Propheten" neu einstudiert und durch historisch echte, künstlerisch fein abgestimmte Bühnenbilder große Wirkung erzielt. — In Leipzig fand die Uraufführung von Maeterlincks „Maria Magdalena" starkes Interesse. Wie Paul Heyses Stück, mit dem es Grundzüge gemein hat, ist es in Preußen verboten. Die Ursache des Einschreitens der Zensur ist darin begründet, daß das Schicksal Christi in die Hand der Sünderin gelegt ist. — Der Nestor der deutschen Musiker, Karl Reinecke, ist im 86. Lebensjahre in Leipzig gestorben. Aufgewachsen in den Tagen Mendelssohns und Schumanns, die den Werdegang des jungen Musikers unterstützten, hat er die wechselvollsten Phasen unserer musikalischen Entwicklung erlebt, von denen er in seinem 1900 erschienenen Buch: „Und manche lieben Schatten steigen auf" erzählt. Schon elfjährig trat Reinecke als Pianist erfolgreich hervor. Er war am Flügel der vollendetste Interpret Mozarts, als Komponist jedoch völlig Epigone Mendelssohn; 1860 wurde er zum Kapellmeister der Leipziger Gewandhauskonzerte gewählt und war als solcher 35 Jahre lang von ausschlaggebender Bedeutung für die vorzugsweise konservative Richtung des Leipziger Musiklebens. Seine Ausgaben klassischer Werke sind mustergültig und weitverbreitet.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Frage der Entwicklung des internationalen Geldmarktes hat eine rasche Lösung gefunden, wenn auch nicht im günstigen Sinne. Die Bank von England hat zu allgemeiner Ueberraschung ihren Satz um ein volles Prozent erhöht. Allerdings spielen bei dieser Massnahme innerpolitische Momente mit, da bekannt wurde, dass eine Budgetverweigerung in England Finanzschwierigkeiten hervorrufen kann. Diese Finanzpolitik hat auch für Deutschlands Geldverhältnisse weittragende Bedeutung. Die Reichsbank wird wohl oder übel zur Verhütung einer ungünstigen Verschiebung der monitären Geldmarktlage in Deutschland und zur Kontrolle über den heimischen Geldmarkt die gleichfallsige Erhöhung des offiziellen Diskonts bedenken müssen. Ob dieses Anziehen der Diskontschraube bei uns dieser Tage oder schliesslich überhaupt nicht vorgenommen wird, hängt von den verschiedensten Begleitumständen ab. Einmal wird es darauf ankommen, ob die englischen Geldverhältnisse eine alsbaldige Ermässigung des Diskontsatzes gestatten und ob die jenseitigen politischen Zustände sich entsprechend bessern werden. Sodann, dieser Umstand liegt bei uns ausschlaggebend, ist es entscheidend, ob die diesmonatlichen Geldversorgungen und die Bedürfnisse zum Quartalwechsel über das Mass des Regulären hinausgehen. Der letzte Ausweis der Reichsbank war durchaus befriedigend und zeigte eine erhebliche Besserung gegenüber den Ziffern der Vorwoche. — Die Preissteigerung mancher Rohstoffe und Fabrikate und die erhöhten Engagements an der Börse absorbieren jedoch grosse Geldsummen. Die Ultimoregelung in Berlin wird sehr hohe Geldsätze erkennen lassen. Die Auszahlung der demnächst fälligen Dividenden der Banken und anderer Aktiengesellschaften benötigt gleichfalls enorme Summen. Dazu scheinen jetzt die Bedürfnisse der Kommunen akut zu werden. München hat den ansehnlichen Betrag von $17^{1}/_{2}$ Millionen Mark neue Anleihe an das Konsortium der Münchener

Banken begeben. Augsburg hat eine neue Anleihe von 4 Millionen Mark aufgenommen. Andere Städte folgen in Bälde mit ihren Ansprüchen an den Geldmarkt. — Die Börsen haben sich von den drohenden Gefahren der versteifenden Geldverhältnisse vorerst noch nicht irritieren lassen, wenn auch ein seriöseres Verhalten der Spekulationskreise erfolgt ist. Die momentan vorliegenden gebesserten Nachrichten vom Montanmarkt verursachen sogar eine zuversichtliche Situation der Berliner Börse. Die Verhandlungen der Roheisenverbände in Deutschland und speziell die bekannt gewordenen grösseren Aufträge des amerikanischen Stahltrusts seitens der dortigen Eisenbahngesellschaften stimulierten. Der ungünstige Bericht von der Düsseldorfer Produktenbörse über einen unbefriedigenden Kohlenmarkt und die beabsichtigte Produktionseinschränkung für Koks vermochten nicht irgendwelche Wirkung auszuüben. Grössere Beachtung finden dagegen nach wie vor die Vorgänge an der Neuyorker Börse. Irgendwelche Geschäftslust war an den deutschen Börsenplätzen nicht zu beobachten. Jedenfalls neigte man sich allgemein einer reservierten, abwartenden Haltung hin, die verstärkt wurde teils durch die Konstellation am Geldmarkt, teils durch die undurchsichtigen Situationen der Wirtschaftslage bei uns. Grössere Lokomotivbestellungen der preussischen Bahnverwaltung zeigten zwar, dass auch bei uns die Bedürfnisse der Industrie nicht zum schlechten liegen, und die publik gewordenen Ziffern über Deutschlands Aussenhandel im Februar befriedigten sehr. Die heimische Industrie wird jedoch bei Eintreten von verteuerten Geldverhältnissen mit grösseren Schwierigkeiten zu rechnen haben. Einzelne Unternehmungen, zum Beispiel die Deutsch-Luxemburger Bergwerkgesellschaft, vergrössern und erweitern trotzdem erheblich ihren Betrieb. Die nächste Zeit wird an den Börsen keine rechte Belebung bringen, und Stagnation, abwartende Tendenzen und ruhige Märkte werden die Signaturen der Börsen sein. Hoffentlich kommt das Kapitel der hohen Auslandspolitik nicht störend in den Bereich der sich ruhig entwickelnden Börsen. M. Weber.

Die Generalversammlung der **Süddeutschen Bodenkreditbank München** genehmigte die vorgeschlagene Dividende von 8 %. In der Generalversammlung wurde auf die ausserordentliche Belastung der Banken durch die neuen Steuern — Talonsteuer, erhöhte Pfandbriefstempel und Gewerbesteuer — mit Recht hingewiesen. Die ausscheidenden vier Mitglieder des Aufsichtsrates wurden wiedergewählt. — Die **Bayerische Landwirtschaftsbank in München** verteilt, wie seit Jahren, 4 % Dividende. In dem Geschäftsbericht ist der Entwicklung der heimischen Landwirtschaft und den damit in Zusammenhang stehenden Faktoren besonders und eingehend Erwähnung getan. Die Nachfrage nach Darlehen bei der Bank haben zufriedenstellende Ziffern ergeben. Auch diese Bank erwähnt die erhöhten Steuerumlagen der Banken. — Aus dem Geschäftsbericht der **Pfälzischen Bank Ludwigshafen** ist die erfreuliche Wirkung des abgelaufenen Jahres ersichtlich. Es gelangt wieder eine Dividende von 5 % zur Verteilung. Der Gesamtumsatz hat sich um 965 Millionen Mark erhöht. Das neue Geschäftsjahr hat, wie die Bank mitteilt, sich nicht ungünstig gestaltet. — Die Generalversammlung der **Pfälzischen Hypothekenbank Ludwigshafen** genehmigte die Vorschläge der Verwaltung und die Verteilung der Dividende von 9 %. Die ausscheidenden Mitglieder des Geschäftsrates wurden wiedergewählt.

Schanz' Apologie des Christentums gilt hinsichtlich der Verarbeitung der Ergebnisse der Naturwissenschaften, der Bibelkritik und der vergleichenden Religionswissenschaft als die bedeutendste Verteidigungsschrift des Christentums. Die Bearbeitung durch Prof. Dr. Wilh. Koch, den Amtsnachfolger des 1905 heimgegangenen Verfassers, erhält das Werk auf wissenschaftlicher Höhe. Neben den Erweiterungen (namentlich auf naturwissenschaftl. Gebiete) hat der bis jetzt in 4. Aufl. vorliegende 1. Teil eine namhafte Verbesserung der Disposition und des Stils erfahren. — Wir verweisen unsere Leser auf den der heutigen Nummer beiliegenden Prospekt der Herderschen Verlagshandlung zu Freiburg i. Br.

Die Eau de Cologne-Firma **Johann Maria Farina zur Madonna in Köln** versendet franko Postkistchen à 6/1 Flaschen zu 7.50 M, Postkistchen à 12/1 Flaschen zu 14 M. Wir verfehlen nicht auf die beiliegende Offerte aufmerksam zu machen. Die vorzüglichen Eigenschaften dieses Spezialerzeugnisses der Firma sind weltbekannt. Unsere Leser handeln in ihrem eigenen Interesse, wenn sie sich einmal eine Probesendung kommen lassen.

Wie aus dem Inseratenteil unserer heutigen Nummer zu ersehen ist, sucht der **katholische Kirchenbauverein Nürnberg-St. Elisabeth** ein **Darlehen** aufzunehmen. Unsere Leser, die über Kapitalien verfügen, haben da Gelegenheit, ihr Geld gut anzulegen; abgesehen davon, daß ihnen pünktliche Zinszahlung und seinerzeitige richtige Rückzahlung sicher ist, fördern sie durch ein Darlehen zu mäßigem Zinsfuß ein gutes Werk, die Vollendung der Antonius-Kirche in Nürnberg-Gostenhof, wo eine so dringende Kirchennot wie nicht leicht sonstwo besteht.

Die „Allgemeine Rundschau" ist im Abonnement und Einzelverkauf erhältlich in der Herderschen Buchhandlung Berlin W. 56, Französischestraße 35a, Telephon I 8239.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 5 Fr. 20 Cts., Belgien 5 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 5 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 80 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 14 | München, 31. März 1910. | VII. Jahrgang.

Die Fünfzigjahrfeier der „Kölnischen Volkszeitung“.

Von Dr. Eugen Jäger, Reichstags- und Landtagsabgeordneter.

Auf 50 Jahre können nur wenige Zentrumszeitungen zurückblicken. Die „Augsburger Postzeitung“ steht im 224., die „Pfälzer Zeitung“ in Speier im 61. Jahre, die meisten anderen sind im Kulturkampfe zu Beginn der 70er Jahre und noch später geschaffen worden. Von all diesen Blättern aber hat keines durch eigene Kraft und die Gunst der Umstände eine so große Entwicklung genommen, wie die „Kölnische Volkszeitung“, die am 1. April ihr 50jähriges Bestehen feiert. Man darf sie mit Recht das politische Hauptblatt des deutschen Katholizismus nennen. Wenn ich sage: „durch eigene Kraft und die Gunst der Umstände“, so will ich damit auf die zwei Hauptbedingungen hinweisen, die zum Erfolg einer Zeitung gehören: die geschäftliche und redaktionelle Tüchtigkeit einerseits und die Möglichkeit, in einem weiteren Kreise des Publikums geschäftlich und geistig Wurzeln zu schlagen und zu einem großen Baume auszuwachsen. Diese beiden Bedingungen haben bei der „Kölnischen Volkszeitung“ in hohem Maße zusammengewirkt. Freilich sind ihr auch die Kinderkrankheiten nicht erspart geblieben und all der Jammer, den jeder kennt, der die Entwicklung der katholischen Presse miterlebt hat. Ueber all das, über die ganze innere und äußere Geschichte der Zeitung gibt die Jubiläumsschrift Auskunft, die soeben Dr. Hermann Cardauns herausgegeben, nachdem er 31 Jahre hindurch von 1876—1907 die Redaktion des Blattes geleitet hatte.[1])

Beim Lesen dieser Jubiläumsschrift erstehen die alten Zeiten wieder und manche in meiner Jugend viel genannte Persönlichkeit tritt auf; vor allem aber sehen wir die dem heutigen Geschlecht ganz unglaubliche Engherzigkeit und Allgewalt des Polizeistaates. Dieser hatte sich ja in Preußen und Oesterreich am stärksten ausgestaltet, in Preußen ist er nur mühsam durch Verfassungs- und Gesetzesbestimmungen zurückgedrängt und beherrscht heute noch einen großen Teil des Staatsbegriffes und der Staatsverwaltung. Der Polizeistaat der dreißiger Jahre aber vertrug überhaupt kein freies Wort, wollte alles bevormunden, jede unabhängige Existenz war ihm verdächtig und staatsgefährlich, das Erscheinen einer Zeitung war von der obrigkeitlichen Erlaubnis abhängig, die Zeitungen selbst wurden durch die Zensur ständig gequält und eingeschränkt und konnten jeden Augenblick unterdrückt werden. Nach langen Mühen erhielt der Buchdruckereibesitzer Lambert Bachem in Köln 1846 die Erlaubnis zur Herausgabe einer Zeitung, aber mit der Bedingung, daß die Zeitung Gegenstände der Politik und Religion überhaupt nicht besprechen dürfe, was natürlich in Wirklichkeit die Verweigerung der Konzession war. Erst das Sturmjahr 1848 gab Lambert die Möglichkeit, das längst geplante katholische Blatt unter dem Titel: Rheinische, später Deutsche Volkshalle herauszugeben. Jetzt aber begann, von den finanziellen Schwierigkeiten und Verlusten des Blattes abgesehen, eine neue Quelle des Verdrusses und der Hemmnisse: die Meinungsverschiedenheiten und Streitigkeiten unter den Redakteuren und führenden katholischen Kreisen über die Frage, ob Verfassungs- oder absolutistischer Staat, sowie über den ungelösten Gegensatz zwischen Oesterreich und Preußen, der auch in die Stellung zum orientalischen Kriege von 1854 hineinspielte. In diesen Kämpfen kam das Blatt allmählich auf den verfassungsmäßigen Boden, aber die preußische Regierung, die keine unabhängige Regung im Volke und besonders im Rheinlande dulden wollte, haßte es als „ultramontan-demokratisch“ und entzog ihm 1855 die Konzession unter dem Vorwande preußenfeindlicher Gesinnung. Auch die liberale „Kölnische Zeitung“ sollte wegen ihrer politischen Haltung unterdrückt werden, blieb aber verschont, weil sie „eine der gewichtigsten Waffen gegen den Ultramontanismus“ sei.

Erst fünf Jahre später, am 1. April 1860, konnte Joseph Bachem, des oben erwähnten Lambert Sohn, unter dem Titel: Kölnische Blätter eine neue Zeitung herausgeben. Damit beginnt die Zeit des Aufschwunges, noch einmal vorübergehend erschwert durch die abweisende Haltung, welche einige dem Blatte nahestehende Bonner Professoren zu der vom Vatikanischen Konzil 1870 ausgesprochenen Unfehlbarkeit des Papstes einnahmen. Wir aber erkennen die providentielle Bedeutung des Umstandes, daß diese Frage wie auch die deutsche Verfassungsfrage in jener Zeit gelöst wurde. Dadurch erst erhielten die Katholiken im deutschen Reiche eine sichere Unterlage zur Bildung der Zentrumspartei mit einem über jene Fragen hinausgehobenen gemeinsamen religiösen, politischen und sozialen Programm, ohne welches auch die „Kölnische Volkszeitung“ ihren Aufschwung nicht hätte machen können.

Rastlose Tätigkeit des Gründers und Geschäftsleiters Joseph Bachem, des „alten J. P.“ (den ich noch gekannt habe) mit seiner Umsicht und der von manchem getadelten, aber sehr notwendigen Vorsicht, sein Drang, die Zeitung mit den wachsenden Mitteln und der wachsenden Verbreitung immer mehr auszugestalten, geschickte Wahl fähiger Redakteure, die dem Streben des Verlegers sich anschlossen und ein gleichgestimmtes Zusammenwirken ermöglichten, wachsendes Verständnis und Entgegenkommen besonders der höheren gebildeten, auch der kaufmännischen und technischen Kreise für die Wichtigkeit einer großen politischen Zeitung, welche gerade in Köln und dem rheinisch-westfälischen Gebiete allmählich auch die unbedingt nötige wirtschaftliche Unterlage erhielt — das waren die Grundlagen, auf welchen die „Kölnische Volkszeitung“ in die Höhe stieg. Dabei wurde das Geschäft, Buchdruckerei, Buchbinderei, Verlag und alles Zubehör in Anpassung an die technischen Fortschritte stets auf der Höhe gehalten und mit dem inneren Ausbau der Zeitung auch eine rührige Wirksamkeit für deren äußere Verbreitung vereinigt, so daß mit der Verbesserung der Finanzen auch die Leistungen und der Einfluß des Blattes ständig wuchsen. Bei diesem Werdegange blieben auch die Sorgen nicht aus. In der Kulturkampfzeit brach wieder der ganze unduldsame, verfolgungssüchtige, engherzig-brutale preußische Polizeigeist los, der sich stets mit dem öffentlichen Interesse und dem Staatswohl verwechselt. Das brachte der Zeitung manchen Prozeß, besonders als es ihr gelungen war, die streng verbotene päpstliche Enzyklika vom 5. Februar 1875 mit ihrer Ungültigkeitserklärung der preußischen Maigesetze rasch zu veröffentlichen und mit der Post zu versenden, so daß die Polizei bei der Beschlagnahme fast nichts mehr vorfand. Dazu kamen noch zahlreiche andere Sorgen. Wer im Preßwesen steht, kennt die Tadelsucht des Publikums, das stets das Neueste haben will und auch sonst an die Zeitung in Stoff, Raschheit und Ausstattung große Ansprüche macht, von der Redaktion daher erwartet, daß sie stets mit Schnellzugsgeschwindigkeit arbeite, sich dann aber doch über jeden Druckfehler entrüstet

[1]) 50 Jahre „Kölnische Volkszeitung“, ein Rückblick zum goldenen Jubiläum der Zeitung am 1. April 1910 von Dr. Hermann Cardauns. Druck und Verlag von J. P. Bachem, Köln.

und besonders nicht begreifen will, daß alle diese Ansprüche nur befriedigt werden können, wenn der Verleger durch Abonnenten, Inserate, Druckarbeiten und Bücherverkauf die Mittel dazu erhält. Manche haben schon gemeint, diese übermäßige, unbesonnene Tadelsucht des Publikums und die Verständnislosigkeit dafür, daß eine Zeitung in erster Linie ein geschäftliches und wirtschaftliches Unternehmen sein muß, sei eine besondere Eigenschaft des katholischen Publikums. Auch diese Zeiten wurden überwunden, das Blatt wuchs innerlich und äußerlich. Seine Bedeutung, sein Einfluß wurden allmählich anerkannt, die Jahre der Fehlbeträge und allzuschwacher Finanzen gingen vorüber und nach Joseph Bachems Tod führten seine Söhne verständnisvoll das Geschäft weiter. Jetzt erscheint die Kölnische Volkszeitung täglich in drei vollen Bogen, hat einen ausgebreiteten Redaktionsstab, Vertreter in den wichtigsten Städten, rasche Berichterstattung, eingehende Unterrichtung über die politischen Fragen, wöchentlich einmal wird eine große landwirtschaftliche und eine ebenso große literarische Beilage dazu gegeben und dazu kommt noch der gerade für das rheinisch-westfälische Gebiet, das Zentrum der deutschen Industrie, so wichtige reichhaltige Handelsteil. Oberster Grundsatz ist hier die Unabhängigkeit des Urteils und die unbedingte Sicherheit gegen privatwirtschaftliche und Börseneinflüsse, getreu dem Zentrumsprogramm der Sorge für alle Erwerbsstände. Auch der politische Teil der Zeitung strebt vor allem nach objektiver Berichterstattung, damit der Leser mit Sicherheit sich selbst eine Ueberzeugung und ein eigenes Urteil bilden kann. Das sollte eigentlich bei einer Zeitung selbstverständlich sein, ist aber nach meiner langen Erfahrung als Regel am meisten bei der Zentrumspresse verwirklicht, während gar viele Zeitungen anderer Parteien grundsätzlich dem Leser ein eigenes Urteil unmöglich machen.

Die letzten 40 Jahre waren für die deutschen Katholiken, nachdem die deutsche Verfassungsfrage und die innere kirchliche Streitfrage entschieden waren, eine Zeit gewaltiger Schulung. Hatten schon die Kölner Wirren 1837, dann das Sturmjahr 1848 die Geister geweckt, so vollendete der Kulturkampf mit seinem von der preußischen und anderen Regierungen sowie vom Protestantismus erhobenen Rufe „Los von Rom!" die so notwendige Klärung. Die Zentrumspartei sammelte schon früh die Katholiken zu einer großen politischen Partei auf dem einzig möglichen Boden der modernen, besonders auch der gemischt konfessionellen Verhältnisse Deutschlands mit sicheren Grundsätzen für die Behandlung der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Fragen im Sinne der mittleren Linie und der ausgleichenden Gerechtigkeit für alle Volksklassen. Die Abwehr gegen den machtvollen, mit allen Gewaltmitteln einer starken und rücksichtslosen Regierung ausgestatteten Protestantisierungsversuch des Kulturkampfes, der Kampf gegen den Liberalismus als einen Hauptträger dieser Bestrebungen, allmählich auch gegen die heranwachsende Sozialdemokratie, das Streben nach der so oft und immer noch verweigerten Gleichberechtigung der Katholiken öffnete die Augen, weckte die Geister, rief tausend und abertausend Kräfte auf den Plan. Dabei entstand eine zahlreiche Presse, die immer mehr wuchs und ihren Wirkungskreis von den höhergebildeten Ständen allmählich in die tiefsten Volksschichten erstreckte. Bald auch sammelte der Volksverein das katholische Volk zu sozialpolitischer und apologetischer Schulung. Am erhebendsten aber ist das durchweg einträchtige Zusammenwirken aller dieser Kräfte zum gemeinsamen Ziel, des Klerus, der Presse, der Journalisten, der Abgeordneten, der Vereine, der zahlreichen höher oder weniger hochgestellten Führer, wodurch allmählich das Zentrum zu einer mächtigen Volkspartei wurde, an welcher die Gewaltangriffe Bismarcks und die Ränke Bülows scheiterten. Ohne die Bedeutung alles dessen, was jeder einzelne hier gewirkt hat, irgendwie zu unterschätzen, darf man doch zugeben, daß die „Kölnische Volkszeitung , was die Presse betrifft, in diesem Kampfe und in der großen Erziehungsarbeit des deutschen Katholizismus allmählich an die Spitze gerückt ist. Das geschah nicht bloß durch den äußeren Umstand, daß das rheinisch-westfälische Gebiet bei Bildung der Zentrumspartei eine führende Stellung einnahm, sondern auch durch die Tätigkeit von Redaktion und Verlag. Diesen ist es auch zu einem guten Teile zu verdanken, daß der öffentliche Geist im katholischen rheinischen Volke, der früher politisch demokratisch-freisinnig und vielfach religiös indifferent war, in vielen Familien wieder allmählich sich zum bewußten Katholizismus gewendet hat. Auch sonst hat das Blatt in vielen Fragen, ohne daß man die Bedeutung und Wirksamkeit der übrigen Zeitungen irgendwie zu verkennen braucht, führend und klärend gewirkt. So wenig die Presse in manchen, besonders in den aktuellen Parlamentsfragen den Abgeordneten vorgreifen darf, ebensosehr ist es ihre Pflicht und ihr Recht, in anderen Fragen klärend voranzuleuchten. Auch hier hat die „Kölnische Volkszeitung" gut gewirkt durch ihre Verbindung von Kenntnissen mit Maßhalten in Sache und Form. Wenn dabei nicht immer und allerwege sofort und beim ersten Hieb das Richtige getroffen wurde, so ist diese selbstverständliche und allgemeine Erscheinung bei der weiteren Behandlung der Frage stets verbessert worden. Immer hat sich dabei gezeigt, daß bei gleicher Grundanschauung und gleichen politischen Zielen, bei dem ernsten Willen zur Einigkeit, durch offene Aussprache auch eine Verständigung erzielt wird. Es waren oft sehr schwierige Fragen, zu welchen die deutschen Katholiken in den letzten Jahrzehnten Stellung nehmen mußten. Sie haben diese Stellung genommen und die Hoffnung der Gegner, daß sie hiebei sich spalten würden, stets wieder zu Schanden gemacht. Wegen der Einzelnheiten darf auf die Jubiläumsschrift verwiesen werden.

Die deutsche Zentrumspresse hat im Laufe der Zeit sich eine bedeutende Stellung errungen. Ein Mangel wohl der meisten Zentrumsblätter aber ist, daß sie einseitig politisch sind. Das kommt teilweise davon her, daß die Zentrumspresse im politischen Kampfe geboren und groß geworden ist, teils von dem Mangel an Mitteln. Die liberale Großpresse hat diese Mittel reichlich und verwendet sie, um neben der Pflege der politischen Fragen auch das so reiche Gebiet des allgemein Menschlichen oft sehr ausgiebig zu behandeln. Die „Kölnische Volkszeitung" hat diesen Mangel erkannt und strebt auch in dieser Hinsicht vorwärts. Möge sie und die ganze irgendwie leistungsfähige Zentrumspresse auch in dieser Hinsicht sich immer mehr vervollkommnen. Dadurch wird ein Ziel der katholischen Presse erreicht, Blätter anderer Art ganz entbehrlich zu machen.

Der Schatten Feuerbachs.

Zur Leugnung der historischen Existenz Jesu Christi durch moderne protestantische Theologen.

Von Silvester Kohler. (Schluß.)

Es darf den Lesern nicht zugemutet werden, hier eine Exposition der einflußreichen Lehren Feuerbachs entgegenzunehmen; nur einige summarische Resultate mögen der Erklärung dienen.

Das Dasein Gottes, sofern Gott eine abgesonderte Existenz außerhalb des menschlichen Bewußtseins, eine reale Gegenständlichkeit für sich zukommen soll, involviert einen unlösbaren Widerspruch. „Die Religion ist das Verhalten des Menschen zu seinem eigenen Wesen — darin liegt ihre Wahrheit und sittliche Heilkraft; aber zu seinem Wesen nicht als dem seinigen, sondern als einem andern, von ihm unterschiedenen, ja entgegengesetzten Wesen" (d. h. zum alten „Gott") „— darin liegt ihre Unwahrheit, ihre Schranke, ihr Widerspruch mit Vernunft und Sittlichkeit .... darin der Urgrund aller Greuel .... in dem Trauerspiel der Religionsgeschichte." In der Offenbarung Gottes liegt wieder ein Widerspruch, der mit dem vorigen zusammenhängt. Im Wesen Gottes überhaupt liegt ein ganzer Rattenkönig von Widersprüchen, sofern dieses Wesen etwas anderes sein soll als das reine abstrakte Menschenwesen. Die spekulative Gotteslehre ist nur ein Hin- und Hertaumeln von Widerspruch zu Widerspruch; die Trinität ist ein handgreiflicher Widerspruch. Aber erst die Sakramente! Der Nachweis gerade ihrer Widersprüche hat dem Autor in der Kritik der zeitgenössischen Theologen die Ausdrücke „töricht, teuflisch, verruchte Frechheit" eingetragen, so daß er am Anfang der erwähnten klassischen Vorrede sagt: „Ich habe es durch diese Schrift mit Gott und der Welt verdorben". Heute tauft man „im Namen der Wahrheit und Schönheit" — man wird unten sehen, warum und wieso. Das ist also die negative Seite: lauter Widersprüche, wo sich nur ein Stück Glaubenslehre blicken läßt; am schlimmsten noch der Widerspruch zwischen Glaube und Liebe: ich liebe diesen liebenswürdigen Menschen nicht nur als Person, sondern als meinen Mitmenschen überhaupt, wie ich es ja soll; aber er hat nicht den Glauben, den man mich gelehrt hat, ich spalte seine Person und hasse den Ketzer und wenn's eben angeht, schlage ich den Ketzer mitsamt dem Nächsten tot oder verbrenne ihn, wie ich ebenfalls soll. — Genug,

es sind die hundert- und tausendmal erörterten und längst erledigten Streitpunkte. Wo ist nun das Positive? Das erste wird wohl die endgültige Eliminierung aller widerspruchsvollen Punkte sein. Gott bewahre! Sie werden vielmehr jetzt erst durch die wahre, richtige, aufrichtige, vernunftgemäße Ausdeutung des Widerspruchs entkleidet und als reine, unbezweifelte, heilvolle Wahrheiten fest gegründet.

Der Leser möge die Heraushebung einiger Einzelpunkte gestatten, weil sonst die Folgerungen für die religiösen Bewegungen unserer Tage nicht das rechte Licht erhalten. — Gott ist nichts anderes als die Menschheit selbst. „Die christliche Religion ist das Verhalten des Menschen zu sich selbst, oder richtiger: zu seinem Wesen; aber das Verhalten zu seinem Wesen als zu einem anderen Wesen. Das göttliche Wesen ist nichts anderes als das menschliche Wesen, oder besser: das Wesen des Menschen, abgesondert von den Schranken des individuellen, d. h. wirklichen, leiblichen Menschen, vergegenständlicht, d. h. angeschaut und verehrt als ein anderes, von ihm unterschiedenes, eigenes Wesen; alle Bestimmungen des göttlichen Wesens sind darum Bestimmungen des menschlichen Wesens." Zur Bestätigung werden zitiert: Leibniz, Gregor von Nyssa, Klemens von Alexandrien! Eine objektive, reale Sonderexistenz dieses Wesens aber ist, wie schon gesagt, Widerspruch und Unsinn. Gottes Allmacht, Gerechtigkeit, Güte, Barmherzigkeit, Langmut usw. sind die sublimierten, aufs äußerste potenzierten und nach demselben Naturdrang aufs höchste gewerteten Eigenschaften der idealen, abstrakten Menschheit. Aus dem Zwiespalt zwischen seiner individuellen Unvollkommenheit und der unabweislich vorhandenen Idee des vollkommenen Wesens„ erlöst sich der Mensch nur dadurch, daß er sich des Herzens, der Liebe als der höchsten, als der absoluten Macht und Wahrheit bewußt wird; daß er das göttliche Wesen nicht nur als Gesetz, als Verstandeswesen, sondern vielmehr als ein liebendes, herzliches, selbst subjektiv menschliches Wesen anschaut". Die Inkarnation ist nichts als die Idee der Identität des vorgestellten göttlichen Wesens mit dem menschlichen Wesen unter dem Gesichtspunkt der vollkommensten Liebe: „Gott als Herzenswesen." Dazu vergleiche man die oben angeführten Aeußerungen von Drews. Aehnlich ist es mit dem Geheimnis des leidenden Gottes. „Gott leidet" heißt in Wahrheit nichts anderes als „Gott ist ein Herz" — und damit gilt: die Herzensempfindungen selbst sind göttlichen Wesens. In entsprechender Weise wird das Geheimnis der Trinität und der Mutter Gottes ausgedeutet. — In der Persönlichkeit Gottes, deren Idee naturnotwendig auftritt, feiert der Mensch die Uebernatürlichkeit, Unsterblichkeit, Unabhängigkeit und Unbeschränktheit seiner eigenen Persönlichkeit. Das Geheimnis des Gebetes ist nichts als die Allmacht des Gemütes, die rücksichtslose Allmacht des Gefühls, das sich selbst erhörende Gebet, das sich selbst vernehmende Gemüt, das Echo unserer Schmerzenslaute." Das Wunder ist „ein verwirklichter supranaturalistischer Wunsch — sonst nichts". Es befriedigt menschliche Wünsche, die aber zugleich überschwengliche, supranaturalistische Wünsche sind. Es wird gewirkt vom exaltierten Menschenwesen gemäß exaltierten Herzenswünschen. Ganz im entsprechenden Sinne sind dann nicht nur weitere Glaubensstücke, sondern auch der Unterschied des Christentums vom Heidentum, der Zölibat und das Mönchtum, die persönliche Unsterblichkeit, der Himmel ausgedeutet, und nach aufmerksamer Lektüre des „Wesens des Christentums" ist es dem kundigen Leser leicht, den ganzen protestantischen und katholischen Katechismus bis ins Detail analog anthropologisch auszudeuten und damit das „wahre, das ist anthropologische Wesen der Religion" zu erfassen. Die praktische Folgerung ergibt sich leicht. Da der Mensch unmöglich ein anderes Wesen als göttliches Wesen denken, ahnen, vorstellen, fühlen, glauben, lieben und verehren kann als das menschliche Wesen, so ist das wahre Wesen der christlichen Religion das Wesen der Menschheit und Menschlichkeit selbst. „Ist das Wesen des Menschen das höchste Wesen des Menschen, so muß auch praktisch das höchste und erste Gesetz die Liebe des Menschen zum Menschen sein: homo homini Deus est." Damit begründet sich die ganze Moral, die wahre Moral; denn „wo die Moral auf die Theologie, das Recht auf göttliche Einsetzung gegründet wird, da kann man die unmoralischsten, unrechtlichsten, schändlichsten Dinge rechtfertigen und begründen". Religion und Christentum verwirklicht sich im Zusammenhang der Natur eben da, wo eine liebevolle, gefühlsstarke Erhöhung und Verklärung des Lebens bis in die alltäglichsten Vorgänge unter dem Bewußtsein einer über das Individium auf die Gattung hinausweisenden Unendlichkeitsidee stattfindet: Essen und Trinken ist das Geheimnis des Abendmahls, Baden das Geheimnis der Taufe; Essen und Trinken und Baden sind in der Tat an und für sich selbst religiöse Akte .... „denke daher bei jedem Bissen Brot, der dich von der Qual des Hungers erlöst, bei jedem Schlucke Wein, der dein Herz erfreut, an den Gott, der dir diese wohltätigen Gaben gespendet — an den Menschen!" — „Vergiß nicht .... die Dankbarkeit gegen die Natur .... Vergiß nicht den Dank, den du der natürlichen Qualität des Brotes und Weines schuldest! Und willst du darüber lächeln, daß ich Essen und Trinken, weil sie gemeine, alltägliche Akte sind, deswegen von Unzähligen ohne Geist, ohne Gesinnung ausgeübt werden, religiöse Akte nenne; nun so denke daran, daß auch das Abendmahl ein gesinnungsloser geistloser Akt bei Unzähligen ist, weil er oft geschieht .... Heilig sei uns darum das Brot, heilig der Wein, aber auch heilig das Wasser! Amen."

Nun? — um gleich hier zu fragen: ist das nicht die perfekte monistische Eucharistie, die ein historischer Christus, gar noch mit seinen Einsetzungsworten, solange das blöde Volk diese nicht im richtigen anthropologischen Sinne versteht, nur verstören und vertrüben könnte? Und wer über ein bloßes Symbol hinaus etwas „traditionelles" dabei als objektiv wirklich annehmen wollte, würde sofort ad absurdum geführt durch die berühmte hostienfressende Maus — im sechsundzwanzigsten Kapitel.

Die weite Oeffentlichkeit zeigte nicht geringe Verblüffung, als bekannt wurde, daß ein norddeutscher Pastor bei der Taufe die Formel gebraucht hatte: „Ich taufe dich im Namen der Wahrheit und Schönheit." Der Mann war nicht abgeklärt genug, um die Namen „des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes" beizubehalten, und verdient Anerkennung für seine Aufrichtigkeit. Ist Gottes Wesen nichts als das reine Menschenwesen, sind Gottes Offenbarungen und Eigenschaften nichts als die idealen Betätigungen und potenzierten edeln Eigenschaften des Menschen, so wird man von letzteren auch als von göttlichen Gebrauch machen und sie mit den göttlichen Personen, der Allmacht, der Weisheit, der Liebe, sowie mit den göttlichen Attributen identifizieren dürfen. Was ist kostbarer als Wahrheit und Schönheit, und was ist damit zugleich göttlicher? Es war eine wahrhaft „religiöse" Taufe, die den Täufling in direkte Verbindung zum Wesen Gottes, d. h. der Menschheit setzte; der Zweck des Symbols war erreicht.

In der Tat, nichts kann heutzutage der angestrebten Neubildung einer rein menschlichen Religion förderlicher sein als die Beseitigung der konkreten historischen Gestalt Christi. So können sich, ohne unbequeme Auseinandersetzungen mit dieser Gestalt, Monisten, Freidenker, Freireligiöse, Philanthropen, Naturalisten, Poeten, Künstler im sanften Bunde mit protestantischen Theologen und Laien zusammenfinden und je nach Geschmack die herkömmliche theologische Terminologie für die religiösen Gemütsinhalte im Munde führen, oder, zur Bekräftigung des Abschlusses in der Zersetzung, irgendwelche andere Namen für „Gott, Heiland, Jenseits, Gnade" usw., etwa poetische oder psychologische, immerhin ehrlichere Benennungen prägen und einführen. Das mögen diejenigen zunächst bedenken, welche dem „historisch nicht existierenden Christus" keinen Erfolg zutrauen; sein Weg ist schon weithin geebnet, wenn auch diesmal nicht die Lehre dem Erfolge, sondern der Erfolg der Lehre entgegeneilt; das Interesse an ihr beherrscht gar zahlreiche und vielfach nicht geringe Geister! Hat man erst gelernt, solche Erscheinungen nicht in oberflächlicher Vereinzelung, sondern im Zusammenhang aller Bestrebungen, die man mit dem guten Wort Zeitgeist bezeichnet, zu betrachten, so merkt man bald, daß man dem Lauf der Dinge gegenüber ins Unrecht kommt, sobald man nicht, so gut es durch verfeinertes Beobachten und besonnenes Kombinieren möglich ist, mit der Wirksamkeit gewisser latenter Kräfte gerechnet hat; auch geistige Bazillen fliegen in der Luft herum, möchte man fast sagen.

Wofür wird z. B. in weiten Kreisen, die „nach Religion hungern", die Theologie angesehen? Gerade dafür, wofür sie Feuerbach angesehen hat. Jedes theologische Buch ist ein klägliches Dokument eines widerwärtigen Zappelns des Verstandes, einer abstoßenden Sophisterei und Verlogenheit, welche die realen Gemütswerte in ihrer selbstsicheren Wahrheit durch einher- und umhergewälzte Widersprüche besudelt, verdirbt: ein rechtes Dokument des eigentlichen Unglaubens. Wo immer sich der Verstand mit den unbezweifelbaren und kostbaren Inhalten des

Gemütes und der schöpferischen Phantasie zu schaffen macht, wird ein scheußlicher Wechselbalg gezeugt, die Theologie als Manifestation des Unglaubens und des Unsinnes zugleich, der absoluten Irreligion. Damit halte man nun die Stimmung in weiten akademischen Kreisen zusammen: das nachsichtige Lächeln, wenn von den theologischen Fakultäten die Rede ist; oft genug aber auch die grobe Forderung, sie nur gleich aus der Universität hinauszuwerfen — die katholischen voraus; ferner das Bestreben jüngerer protestantischer Theologen, alle Spekulation zu beseitigen und mit einer praktisch-anthropologischen Analyse des religiösen Bewußtseins nebst einer religiös vertieften Moral sich in die Philosophie einzureihen.

Genau auf derselben Linie liegt das Bestreben, den Religionsunterricht, der ja theologisch ist, also durch die Widersprüche im Lichte der Vernunft und vor allem zwischen Glaube und Liebe die gesamte Geistesbildung vergiften muß, aus den Schulen zu entfernen und durch einen rein anthropologischen Moralunterricht über das „Ich und Du" überhaupt und dann wohl auch über das „Ich und Du" im sexual-ethischen Sinne einzuführen. Moralkatechismen werden ebensowenig auf sich warten lassen wie philosophische Abhandlungen über den „Wahrheitsgehalt der Mythologie".

Mag ferner der historisch existierende oder auch der evangelische, paulinische usw. Christus überhaupt jemals ins Reich Gottes, d. h. in die Kulturwelt gepaßt haben, so kann man ihn heutzutage ganz bestimmt nicht mehr brauchen. Er kennt ja keine Kulturwerte, keine Förderung und Veredelung der Kultur der Gesamtmenschheit. Hat schon Feuerbach festgestellt, daß das Christentum (im alten Sinne) „längst nicht nur aus der Vernunft, sondern auch aus dem Leben der Menschheit verschwunden, daß es nichts weiter mehr ist als eine fixe Idee, welche mit unseren Feuer- und Lebensversicherungsanstalten, unseren Eisenbahnen und Dampfwägen (hodie: Automobil und Luftschiff contra Eucharistie), unseren Pinakotheken und Glyptotheken, unseren Kriegs- und Gewerbeschulen, unseren Theatern und Naturalienkabinetten im schreiendsten Widerspruche steht," daß ebenso der alte Christ „weder ein Bedürfnis der Bildung hat, weil diese ein .... weltliches Prinzip ist, noch ein Bedürfnis nach natürlicher Liebe", so ist in den letzten Wochen zu Frankfurt und Berlin mit Nachdruck festgestellt worden, daß Jesus keinen Sinn und kein Wort hatte für sozialen Fortschritt, Weiterentwicklung der menschlichen Gesellschaft, der Kultur, für Wissenschaft, Kunst, Staats- und Rechtswesen; daß er „stumm bleibt auf die vielen Fragen, die uns auf der Seele brennen; er hat sie nicht gefühlt und zum Teil nicht fühlen wollen. Er war rein religiös orientiert". (Pfarrer Veit in Frankfurt; Dr. Vielhaber in Berlin.) Also ist es am wahrscheinlichsten und am besten, daß er nie gelebt hat.

Es handelt sich nicht mehr um die Menschwerdung Gottes, sondern um die Gottwerdung des Menschen.

Der Mittelpunkt moderner Naturbetrachtung, die extreme Entwicklungslehre, kann keine andere Religion bereitwilliger umfassen, als die skizzierte Religion des Kultus der Menschheit und Menschlichkeit. Ja, ein einziges oberes Philosophem kann gar vieles einheitlich umfassen, was dem oberflächlichen Blick als ein Haufen einzelner Tageserscheinungen sich darstellt. Und doch stehen diese alle auf einer Linie und strecken ihre Grund- und Luftwurzeln oft weit hinaus — nur nicht in den Katholizismus hinein .....

Verzeihung, meine Herrn Ritter vom geruhsamen Geiste — er geht überall um, der Schatten des vergessenen alten Feuerbach. Zuvörderst darf man versichert sein, daß beim Papst und unseren Bischöfen bei der Beurteilung offensichtlicher Ausartungen modernistischer Bestrebungen, die anfangs gewiß meistens gut gemeint waren, eine Tiefe und Universalität der Beobachtung und Ueberlegung waltete, die dem theologisch, philosophisch und historisch nicht geschulten großen Publikum natürlich nicht sichtbar werden konnte. Man ziehe doch nur einige wenige Konsequenzen aus den Auffassungen extremer Modernisten, und man wird sogleich sehen, daß ihre eigentliche Meinung ganz auf derselben Linie liegt mit der rein psychologisch-anthropologischen Umdeutung der grundlegenden Offenbarungswahrheiten, welcher die Geschichtlichkeit Christi gleichgültig oder gar unbequem sein kann. Man beachte bloß, auf welche Weise unser alter Hegelianer als schattenhafter Repräsentant so wichtiger Zeitströmungen, was er mehr als jeder andere ist, die Katholiken gegen die Protestanten in Schutz nimmt — eben auf Grund seiner idealistisch-anthropologischen Lehre: Der katholische Glaube an die Mutter Gottes ist echt und wahr; denn „es war ganz in der Ordnung, daß, um die göttliche Familie, den Liebesbund zwischen Vater und Sohn zu ergänzen, noch eine dritte, und zwar weibliche Person in den Himmel aufgenommen wurde ......" „dasselbe Herz, das eines Sohnes Gottes, bedarf auch einer Mutter Gottes." Gegen die kritischen protestantischen Theologen, die sich an der Jungfräulichkeit der Mutter Gottes vorbeischleichen, wird diese als eine wesentliche, notwendige Lehre des Christentums aufrecht erhalten; ja, sie ist keineswegs ein Produkt des Katholizismus als solchen; aber die katholische Moral „bewahrte auf ihrem Herzen das Geheimnis der unbefleckten Jungfräulichkeit." Noch mehr: die unbefleckte Empfängnis Mariens wird von Feuerbach in seiner Weise dogmatisiert, bevor noch der Papst daran dachte: „Selbst auch die spätere, übrigens schon in einem Briefe an den heiligen Bernhard, der sie aber verwirft, ausgesprochene Glaubensvorstellung, daß auch die Maria unbefleckt ohne Erbsünde empfangen worden sei, ist keineswegs eine „sonderbare Schulmeinung", wie sie ein moderner Historiker nennt. Sie ergab sich vielmehr aus einer natürlichen Folgerung und einer frommen, dankbaren Gesinnung gegen die Mutter Gottes. Was ein Wunder, was Gott gebiert, muß selbst wunderbaren, göttlichen Ursprungs und Wesens sein ... Konnte der Heilige Geist in einem von der Erbsünde besudelten Leibe Wohnung nehmen? Wenn ihr das Prinzip des Christentums, die heil- und wundervolle Geburt des Heilandes, nicht sonderbar findet — o! so findet doch auch die naiven, einfältigen, gutmütigen Folgerungen des Katholizismus nicht sonderbar!" — Ist der Gemütswert als selbständige Realität das wahrheitgebende Prinzip, so frage man sich doch, ob nicht ein Modernist den ganzen Inhalt des Dogmas, des Kultus, der Aszetik beibehalten kann, ohne eine Spur dessen, was man im herkömmlichen Sinne unter „Glaube" versteht, ohne Anerkennung irgend einer objektiv existierenden Realität, die er als naive Setzung dem großen Haufen überläßt, während er selbst sich zur Erkenntnis ihrer Nichtigkeit an sich und ihres Wahrheitsgehaltes im rein subjektiven, anthropologischen Gebiete erhoben hat. Kann er vielleicht nicht sogar Messe lesen und sich und andere erbauen an dem erhabenen Symbol bis zur geringfügigsten Zeremonie? In der Regel wird er, wenn er sonst sein Handwerk versteht und abgeklärt genug ist, um seine vornehme Gnosis nicht dem Volke aufdrängen zu wollen, sogar gute Predigten halten. Allem kann mit Bereitwilligkeit sein berechtigter Platz angewiesen werden — mit dem stillschweigend vorausgesetzten Hintergedanken, daß eben nichts „dahinter" steht: nichts objektiv Uebernatürliches, nichts Außerweltliches, nichts „Transzendentes", schließlich auch nichts Historisches. Ja, diese anthropologische und damit erst wirkliche Wahrheit besitzt neben dem Grundwert des wahrheitgebenden Gefühls- und Phantasieinhaltes noch den hohen Humanitätswert der Veredelung und Erhebung des Gemütes sowie der ästhetischen Selbstoffenbarung des reinen Menschentums.

Im Zeitalter der Apologetik dürfen solche Möglichkeiten — das sind sie ja doch wohl nur? — nicht unbeachtet bleiben. Vielleicht wird eine weitere philosophische Vertiefung der Apologetik auch in ihren Tagesprodukten notwendig. So viel ist jedenfalls sicher: ein vierschrötiges Gelächter über irgend einen absurd klingenden Satz, wenn er es auch noch so sehr ist, taugt heutzutage nicht mehr; sondern bloß noch subtile Köpfe, die ihn als Schluß einer Gedankenreihe zu beleuchten und den generellen Ausgangspunkt zu packen vermögen.

Philosophiert wird heutzutage wieder überall, hauptsächlich über Religion, und zwar in weiteren Kreisen unter der Anleitung des Monistenbundes, der Freidenker-Vereinigungen, der freireligiösen Gruppen; die Führung verbleibt zum größten Teil dem Monismus, der sich als Band zwischen Religion und Wissenschaft bezeichnet, und dessen Theorien durchaus idealistisch gerichtet sind; so idealistisch, daß die historische Nicht-Existenz Christi für ihre letzten Folgerungen noch freie Bahn schafft. Es ist kein kritischer, kein skeptischer Idealismus, es ist der dogmatische, echt hegelianische Idealismus, der mit äußerster Selbstsicherheit den Anspruch erhebt, daß sein Ideelles selbst eben in der dialektischen Abwickelung des absoluten Denkprozesses ins einzige, wirkliche und wahre Reale umschlage. Er ist verjüngt unter der übergreifenden Einwirkung einer exzessiven Entwicklungslehre, bestrahlt und anthropologisch orientiert durch einen von selbst gewiesenen Menschheitskultus und jetzt mit einem Freipasse versehen durch die Hinwegräumung der historischen Existenz Christi. — Glaubt nur nicht, Hegel sei tot.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Friedliche Ostern.

Die Feiertage sind ohne störende Zwischenfälle oder neue Sorgen verlaufen. Der status quo, der das hochpolitische Stichwort des Tages bildet, ist nur in Abessinien in Erschütterung geraten. Dort haben etliche Große des Reiches erzwungen, daß die Kaiserin Taithu „abgesetzt" wurde, noch ehe ihr sterbender Gatte Menelik den letzten Seufzer getan, und nach weiteren Meldungen ist eine Gegenrevolution zugunsten der herrschbegierigen Frau in einigen Provinzen zu erwarten. Trotz aller Verkehrsfortschritte liegt doch Abessinien für uns noch hinten weit in Afrika, wo unsertwegen die Völker nach Belieben aufeinander schlagen können. Ebenso berührt es uns wenig, wenn in der Negerrepublik Liberia die chronische Mißwirtschaft zum Staatsbankrott treibt, und der Präsident Taft von Nordamerika die Kuratel über dieses kranke Kind übernehmen will. Wenn die Nordamerikaner die Monroe-Doktrin nur zu ihren Gunsten gegen Europa gelten lassen, aber selbst sich in die Angelegenheiten der alten Welt einmischen, so mag das wohl theoretisch nicht einwandfrei sein, aber uns Deutschen braucht es keine aktuelle Pein zu machen, die United States im Konzert der Kolonialmächte mitgeigen zu hören. Ein Gegengewicht gegen die englische Macht ist unter Umständen sehr gut. Die Hauptsache ist, daß Europa während der Osterzeit Ruhe hatte und Ruhe behalten zu sollen scheint. Sogar im südöstlichen Wetterwinkel ist ein gewisser Stillstand unter den gährenden Elementen eingetreten.

Wer das anerkennt, braucht jedoch nicht sofort in den Optimismus zu verfallen, den neuerdings die Offiziösen in der Welt verbreiten wollen. Diese finden sogar einen hocherfreulichen Friedensfortschritt in der Tatsache, daß Zar Ferdinand von Bulgarien nach seiner Aufwartung in Petersburg nach Konstantinopel gefahren ist und König Peter von Serbien genau denselben Weg mit dem charakteristischen Umwege eingeschlagen hat. Das halbamtliche Wiener „Fremdenblatt" glaubt den Besuch der Balkanfürsten bei der Hohen Pforte als einen Verzicht auf die alten „Aspirationen" deuten zu können In Wirklichkeit zeigen die Herren sich nur als gehorsame Werkzeuge der russischen Politik. Herr Iswolsky kann bekanntlich zurzeit nicht losschlagen; er hat sogar den Draht nach Wien vorläufig wieder repariert. Aber er bereitet die spezifisch-russische, also anti-österreichische Balkanpolitik für die Zukunft vor. Die enge Verbindung von Bulgarien und Serbien mit Petersburg und das Bestreben, die Türkei an dieses Konzern heranzuziehen, läßt die alte Idee des „Balkanbundes" wieder aufleben. Die mazedonische Frage soll bei dem Besuch des Zaren Ferdinand von Bulgarien von vornherein von der Tagesordnung der Gespräche abgesetzt worden sein. Die alten Gegensätze der Interessen und der Leidenschaften in Mazedonien bestehen aber fort und Rußland kann jeden Augenblick einen Krach veranlassen, wenn es selbst oder der im Hintergrunde stehende große Drahtzieher an der Themse den Augenblick für günstig halten. Wir nehmen an, daß sowohl Graf Aehrenthal als auch die Berliner Regierung sich über die Wandelbarkeit der augenblicklichen Friedenszeichen nicht täuschen, wenn sie auch ihre Offiziösen vorläufig mit Rosatinte schreiben lassen. Auch die sogenannte Verständigung zwischen Rußland und Oesterreich wird da mit schönen Farben aufgeschminkt; aber es kommt doch ein Fingerzeig auf die nüchterne Wirklichkeit zum Vorschein, wenn es z. B. heißt: „Mit der Wiederherstellung normaler Beziehungen zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland ist der Zweck der auf eine Annäherung abzielenden Unterhandlungen erreicht und erschöpft." Also eine Warnung, daß man nicht an sachliche Abmachungen glauben solle!

Der Besuch unseres Reichskanzlers beim italienischen Hofe und Ministerium wird von den Offiziösen ebenfalls in optimistischem Sinne behandelt. Die Dreibundtreue Italiens wird hochgepriesen und Italien soll trotz aller albanischen Aspirationen und antiösterreichischen Instinkte dem Balkanprogramm der beiden mitteleuropäischen Kaiserreiche voll und ganz zustimmen. Dieses österreichisch-deutsch-italienische Programm wird dabei auf die drei Punkte reduziert, die Iswolsky als Grundlage des Abkommens mit Aehrenthal vorgeschlagen hatte: Status quo, Sympathie für die junge Türkei und Gedeihen der Balkanstaaten. Prächtige Selbstverständlichkeiten ohne greifbaren Inhalt! In Sachen der italienischen Dreibundtreue gestehen die Offiziösen wenigstens zu, daß nicht alle Teile der italienischen Bevölkerung für den Dreibund schwärmen, und daß bereits „vorübergehende Gegenbestrebungen von der besseren Einsicht des Volkes" überwunden werden mußten. Natürlich können die Regierungsblätter nicht so deutlich wie die unabhängige Presse es aussprechen, daß Italien ein schätzbarer Mitgänger ist, aber nicht ein Bundesgenosse mit jener pupillarischen Sicherheit, die Deutschland und Oesterreich in ihrer politischen Ehe sich gegenseitig bieten.

Interessant ist der Versuch der Offiziösen, dem Zusammentreffen des Kanzlerbesuches mit der italienischen Ministerkrisis eine gute Seite abzugewinnen. Es soll damit der Beweis geliefert sein, daß in Italien ebenso wie in Deutschland die Richtlinien der auswärtigen Politik von dem Wechsel der Personen unabhängig seien. Man kann zugeben, daß neuerdings auch in den parlamentarisch regierten Staaten die Kontinuität der auswärtigen Politik und ihre Unabhängigkeit von den innerpolitischen Krisen angestrebt und bis zu einem gewissen Grade erreicht ist. So hat sich z. B. in England der König Eduard trotz aller Vorrechte des Parlaments zum tatsächlichen Leiter der hohen Politik gemacht. In Frankreich hat man auch perennierende Minister des Auswärtigen gesehen. Ebenso ist nicht zu verkennen, daß der gegenwärtige König von Italien gerade in der auswärtigen Politik eine starke persönliche Tätigkeit entfaltet. Trotzdem ist doch die andauernde Gleichmäßigkeit der auswärtigen Politik in diesen Ländern nicht in dem Maße gesichert, wie in Deutschland, wo wir eine monarchische Regierung haben. Dort ist eine größere Rücksicht auf die jeweilige Wellenbewegung in der sogenannten öffentlichen Meinung unerläßlich. Und was Italien im einzelnen angeht, so ist es uns offen gestanden keineswegs zweifellos, ob der König Viktor Emanuel durchaus in der Idee des Dreibundes aufgeht. Jedenfalls ist die öffentliche Meinung in Italien von größerer Beweglichkeit, als bei uns zu Lande, und die Moral aller hochpolitischen Rückblicke bleibt für uns, daß wir die Solidarität mit Oesterreich-Ungarn vor allem hegen und pflegen müssen, weil darin allein die entscheidende Garantie des Friedens in Ehren liegt, wie die Erfahrung vom vorigen Jahre handgreiflich gelehrt hat.

Der Reichskanzler im Vatikan.

Daß Herr von Bethmann Hollweg auf seiner Romfahrt auch im Vatikan Besuch machen werde, galt von vornherein als selbstverständlich. Den deutschen Katholiken gereicht es aber doch zur Freude, daß dieser Besuch in den hergebrachten Formen stattgefunden hat und der persönliche Verkehr allseitig als eine Förderung der friedlichen und freundlichen Beziehungen zwischen Staat und Kirche betrachtet wird. In der kulturkämpferischen Presse war daran herumgenörgelt worden, daß der Hl. Stuhl Wert darauf lege, die hohen Besuche nicht unmittelbar vom Quirinal aus, sondern von einer befreundeten oder wenigstens neutralen Stelle ausgehen zu sehen. Der Aerger der Kirchenfeinde wurzelt in der Erkenntnis, daß eine solche Form des Besuches eine Huldigung der Souveränität des Hl. Stuhles in sich schließe. Unsere Offiziösen schreiben nun gegenüber solchen Versuchen der Quertreibereien mit anerkennenswerter Deutlichkeit: „Dem Brauch gemäß und im Einklang mit der Stellung des Papstes begab sich der Reichskanzler von der preußischen Gesandtschaft aus und in Begleitung des Gesandten, der Preußen bei der Kurie vertritt, nach dem Vatikan."

Die Wiederherstellung der deutschen Botschaft beim Hl. Stuhle, die auch nach der Eroberung Roms noch 5 Jahre fortbestanden hat und gewiß heute noch fortbestehen würde, wenn nicht die Wirrnis des Kulturkampfes auch die diplomatischen Beziehungen zum Hl. Stuhle in ihren Strudel gerissen hätte, ist unsere Zukunftshoffnung. Die Errichtung der preußischen Gesandtschaft bildete seinerzeit eine Annäherung an den Frieden, aber noch nicht die Vollendung des Friedens. Die erstrebenswerte Wiederherstellung des kirchenpolitischen status quo ante würde durch die Erhebung der preußischen Gesandtschaft zum Range der deutschen Botschaft wesentlich gefördert werden. Damit wäre auch die formale Unebenheit beseitigt, daß der Reichskanzler in einem preußischen Staatsgefährt ankommt.

Ueber die Aussprache im Vatikan berichtet die „Nordd. Allg. Ztg.": „Bei dem Empfange des Reichskanzlers durch den Papst sowie in seinen Unterredungen mit den leitenden Persönlichkeiten der Kurie bildeten, wie sich aus dem Wesen der Dinge von selbst ergibt, die Verhältnisse der katholischen Kirche in Deutschland den Mittelpunkt der Unterhaltung. Zu Abmachungen irgend welcher Art lag indessen kein Anlaß vor." Die Neugierde wird durch diese Mitteilung nicht gerade befriedigt. Wir wollen uns aber begnügen mit der Hoffnung, daß die Unterhaltung zu gelegener Zeit greifbare Früchte trägt. „Anlaß" liegt in gewissem Sinne wohl vor, z. B. in der Verwaisung des Erzbistums Gnesen-Posen.

Ein Schutzmittel gegen die Verbreitung der Pornographenliteratur.

Von
Rektor Heinr. Schunck in Bergheim-Erft.

In den weitaus meisten Fällen gelangen die Schmutzschriften und -Bilder in die Hände unserer Jugend durch postlagernde Zusendung. Wie oft klagen Eltern darüber, daß sie in den Taschen ihrer unerwachsenen Söhne oder Töchter Bilder gefunden haben, die ihnen das Blut fast erstarren machten, die ihnen die Tränen auf die Wangen preßten.

„Wer hat dir diese Sachen gegeben?"

„Ich habe sie mir postlagernd kommen lassen."

„Von wem hast du die Adresse des Buchhändlers?"

„Von meinem Freunde."

„Woher hat der die Adresse?"

„Aus einer Zeitung, die seine Eltern halten."

„Hast du auch anderen diese Sachen gezeigt?"

„Ja; die Geschwister hatten sie in meinem Rocke gefunden."

Die besorgte Mutter bricht in Tränen aus. Da steht ihr Kind vor ihr. Sie hat es mit ängstlicher Sorgfalt von allem Bösen ferngehalten, sie hat es auf den Spaziergängen stets begleitet, es zum Gebete angehalten, an guten Lehren es nicht fehlen lassen, und doch ist es verdorben und hat schon andere verdorben; seine Phantasie ist verwüstet — die Unschuld dahin!

„O armes Kind!" ruft sie schluchzend aus, nachdem sie die Papiere dem Feuer übergeben hat, „du hast schwere Strafe verdient, daß du dir diese Sachen bestellt hast."

„Liebe Mutter, ich wußte nicht, daß die Bilder so schlimm waren. In der Zeitung stand nur „pikante Photographien".

Die Mutter bestraft ihren Sohn empfindlich, allein — das Unglück war geschehen.

Wie oft mag sich ein ähnliches Zwiegespräch zwischen Mutter und Tochter oder zwischen Vater und Sohn im Deutschen Reiche alljährlich, vielleicht alltäglich ereignen?

Postlagernd kamen die Sendungen in die Hände der Unerfahrenen.

„Mit blutendem Herzen habe ich manchmal an halbwüchsige Jünglinge oder Mädchen Briefe und Sendungen verabfolgt, die ich wegen ihres Aeußeren nicht beanstanden konnte, die aber nach meiner festen Ueberzeugung durch und durch unsittlich waren." So ein Schalterbeamter eines größeren Postamtes.

Und er fügte hinzu, daß jeder Schalterbeamte hierüber ein trauriges Liedchen singen könne, daß die postlagernden Sachen das Kreuz eines gewissenhaften Beamten seien. Sie vermittelten Rendezvous, hielten geheime Liebschaften aufrecht, und manche unsaubere Geschäfte verschickten den größten Teil ihrer Waren postlagernd.

Meistens unmündige Burschen oder Mädchen holten sie ab. Wenn die Eltern durch Untersuchung der Taschen ihrer Kinder die Sachen entdecken, ist es schon zu spät.

Eine besorgte Mutter ging zur Post und fragte den Beamten, ob auch ihre Kinder postlagernde Sachen abholten.

„Postgeheimnis," scholl ihr entgegen.

„Postgeheimnis oder nicht," sagte sie, „ich bitte Sie, meinen Kindern postlagernde Sachen nicht zu verabfolgen. Ich bin die Mutter, Sie kennen mich und kennen meine Kinder. Tun Sie mir diesen Gefallen!"

„Wir müssen nach unserer Dienstanweisung handeln!"

„Schrecklich!" sagte die Mutter. Bei der Post finde ich also gar keine Unterstützung in der Erziehung meiner Kinder, in der Bewahrung vor dem Bösen!"

Die Mutter hatte recht. Und doch könnte die Postverwaltung leicht diesem Wunsche von hunderttausend Eltern willfahren.

Ein neuer Paragraph genügte, um diese Wunde zu heilen und allen Eiter zu entfernen:

„Postlagernde Sendungen werden nur an Großjährige verabfolgt. Bei Zweifeln über die Großjährigkeit ist dieselbe durch Dokumente zu beweisen."

Kein vernünftiger Mensch könnte auch nur das geringste gegen eine solche Verordnung vorbringen. Der Kaufmann oder Geschäftsreisende, der seine Briefe postlagernd an seine Adresse kommen läßt, kann seine Großjährigkeit durch sein Aeußeres dartun und im übrigen — wer keine unsauberen Geschäfte treiben will, braucht auch nicht zu scheuen, seine Briefe sich von einem Stephansjünger in sein ehrliches Heim bringen zu lassen.

Ostern.

Als sich auf meine glatte Stirne
Noch nicht des Lebens Schatten wagten,
Als sich im heißen Knabenkopfe
So lustig tausend Wünsche jagten:

War mir die liebste Zeit von allen
Das Kinderfest, der Weihnachtstag,
Wenn in des Christbaums goldnem Schimmer
Erfüllt so manch Verlangen lag.

Doch da den Mann das ernste Leben
Mit fester Faust zur Arbeit zwingt,
Da ich das große Lied hör' singen
Deß' Endreim: „Schaffen, Schaffen!" klingt:

Ist mir die liebste Zeit von allen
Der frühlingsfrohe Ostertag;
Er macht mir weich das rauhe Leben,
Er macht mir süß die harte Plag;

Er ruft mir zu, daß ich im Sturme
Der herben Zeit nicht untergeh';
Er sagt mir laut, daß ich, gestorben,
Mit meinem Heiland auferstehe'.

P. Hippolytus Böhlen, O. Fr. M.

Der Katholikentag in Augsburg.

Von Dr. Hans Rost, Augsburg.

Die Katholiken Süddeutschlands sind im Laufe der Jahrzehnte, seit welchen Katholikentage in Deutschland abgehalten werden, nicht allzu oft mit Generalversammlungen bedacht worden. Die rheinischen, westfälischen und schlesischen Gebiete bringen von Haus aus infolge ihrer massenhaft zusammenwohnenden vorwiegend katholischen Bevölkerung, infolge ihrer größeren Städte der Abhaltung eines Katholikentages schon nach der rein technischen Seite hin günstigere Bedingungen entgegen, als dies im Süden Deutschlands der Fall ist. Es ist daher seitens der Breslauer Katholikenversammlung im vorigen Jahre mit lautem Jubel begrüßt worden, daß wieder einmal eine süddeutsche, eine bayerische Stadt um die Ehre einer Generalversammlung der Katholiken Deutschlands gebeten hat.

So wird denn Augsburg heuer in seinen Mauern den Katholikentag tagen sehen. Seit geraumer Zeit bereits rüsten die Augsburger Katholiken sich zum würdigen Empfang all der werten Gäste, welche hier den Segen und die Kraft eines Katholikentages in sich aufnehmen und gleichzeitig bayerisch-schwäbische Eigenart kennen lernen und genießen wollen. Augsburg ist ein althistorischer Boden. Von der Gründung durch die Römer bis herauf in die letzte Zeit hat sich ein gutes Stück deutscher Geschichte in seinen Mauern abgespielt. Augsburger Handelsherren, die Fugger und Welser, beherrschten den Welthandel. Könige und Kaiser sind nicht selten in Augsburgs Mauern gewesen. Wissenschaft und Kunst hatten in Augsburg ein weites, ersprießliches Feld. Aber auch heftige Stürme durchtobten die Stadt zur Zeit der Reformation. Die berühmte Augsburger Konfession erinnert für alle Zeiten daran. Diese Zeiten konfessioneller Streitigkeiten sind längst vorüber, heute leben die Augsburger Konfessionen miteinander im tiefen Frieden.

Manche Besucher des Katholikentages werden nun in Erinnerung an diese historischen Zeiten Augsburg für eine vorwiegend protestantische Stadt halten. Dieser vielfach, namentlich in Norddeutschland verbreitete Irrtum sei dahin aufgeklärt, daß die Stadt überwiegend zwei Drittel Katholiken und ein Drittel der übrigen Konfessionen zählt. Augsburg ist zum großen Teil Industriestadt; es zählt heute etwa ohne die noch nicht eingemeindeten Vororte hunderttausend Einwohner. Doch den Fremden, der zum Katholikentag kommt, mag der Industriecharakter der Stadt wenig kümmern. Ihm winkt in Augsburg, wenn er ein Freund alter Städte und ihrer Kunst ist, viel Genuß. Das Straßenbild in den alten Stadtteilen, z. B. die Maximilianstraße vom Perlachturm bis zum stolzen Ulrichsmünster sucht seinesgleichen in alten Städten an Fassaden, Malereien, Erkerbauten, hohen Giebeln und reichen Stilarten. Hat doch W. H. Riehl diesen Straßenzug die schönste Straße aller Städte Europas genannt. Herrliche Kunstdenkmäler sind ferner die weltberühmten Augsburger Brunnen.

Der offizielle Fremdenführer wird den Gästen Augsburgs in Wort und Bild zeigen, welch seltene Schönheiten Alt-Augsburg in seinen Museen und Kirchen aufzuweisen hat. Wunderbare Gitterperspektiven zieren die Augsburger Kirchen, z. B. im Ulrichsmünster, an denen Engländer, Amerikaner und sonstige Fremde sich gar nicht satt genug sehen können. Eine Reihe der monumentalsten Bauten beleben das Stadtbild. Hat doch hier ein Elias Holl unvergängliche Werke, wie das imposante Rathaus usw. aufgeführt. Zahlreiche Gärten und offene, mit herrlichen Baumalleen überzogene freie Plätze geben der Stadt ein freundliches Aussehen. Auch in den neuen Stadtteilen bewahrt Augsburg seinen guten Geschmack und eine moderne, fortschrittliche Auffassung.

Und wenn der Besucher des Katholikentages, gesättigt von den monumentalen, künstlerischen Eindrücken und durchglüht von der Begeisterung der Katholikentagung die Stadt wieder verlassen will, da winken ihm neue Genüsse. Das an landschaftlichen Reizen so überreiche Algäu zieht ihn in seinen Bann. Er macht eine Fahrt nach Füssen mit den weltberühmten Königsschlössern Hohenschwangau und Neuschwanstein in nächster Umgebung. Oder er besucht den Ammersee mit seinen anmutigen Ufern. Auf der einen Seite liegt St. Ottilien, die weitbekannte Kultur- und Bildungsstätte für modernes Missionswesen in Deutsch-Ostafrika und Korea. Auf der anderen Seite liegt auf steiler Höhe, durch ein herrliches Waldtal erreichbar, das berühmte Kloster Andechs, eine Stätte alter Kultur und katholischen Glaubens. Und es ist ein weiterer glücklicher Umstand für den Besucher des Katholikentages darin zu erblicken, daß heuer noch die weltberühmten Passionsspiele in Oberammergau stattfinden, deren Besuch wohl kein Katholikentagsgast versäumen wird; sollen doch für dieselben günstige Besuchsgelegenheiten und Bedingungen geschaffen werden. Oberammergau, Kloster Ettal, Schloß Linderhof bilden Anziehungspunkte ersten Ranges; Gottes Welt ist ja so schön; besonders da unten aber gerät der vom norddeutschen Flachland oder aus der Gegend der Mittelgebirge Kommende von einem Entzücken ins andere. Die Nähe Münchens braucht gar nicht weiter erwähnt zu werden.

Katholikentag in Augsburg! Welch eine Fülle von Arbeit, aber auch welch ein reiches Maß von Segen und neuer Kraft für die Katholiken von ganz Deutschland ist mit diesen kurzen Worten verbunden. Auf den Katholikentagen strömt die Intelligenz, die Tatkraft und die Repräsentation des deutschen Katholizismus zusammen. Zeitbewegende aktuelle Fragen werden behandelt; die besten oratorischen Kräfte werden ins Treffen geschickt; in Haupt- und Nebenversammlungen wird Rechenschaft abgelegt von dem Stande der katholischen Weltanschauung und ihrer Einflußnahme auf die Gesamtkultur, auf Wissenschaft, Literatur, Wirtschaftsleben, soziale Zeitströmungen. Das Gebiet der Politik bleibt unberührt. Daß in konfessioneller Beziehung streng der Grundsatz des Friedens und der Toleranz gewahrt wird, das müssen seit dem Bestehen der Katholikentage Jahr für Jahr alle Gegner unumwunden zugestehen, und in der Tat konstatieren gerade die Protestanten, daß die Katholikentage Friedensveranstaltungen sind.

In diesem Geiste wird auch die Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Augsburg tagen. Die katholische Kirche erfreut sich heute in Deutschland zwar vom verfassungsrechtlichen und kirchenpolitischen Standpunkte aus im allgemeinen einer besseren Behandlung, als die Kulturkampfzeiten sie gekannt haben. Allein es sind in dieser Beziehung noch so viele Wünsche und Forderungen zu erfüllen, wie der jüngst im Reichstage wieder behandelte Toleranzantrag bewiesen hat, und es bestehen noch so viele Vorurteile und falsche Urteile über die katholische Kirche, daß von einem wahrhaft zufriedenstellenden Dasein der katholischen Kirche in Deutschland mit gutem Gewissen nicht geredet werden kann. Doch sind diese Fragen Angelegenheiten der Parlamentsvertretungen der Katholiken; die Katholikentage haben ihr Schwergewicht nach einer anderen Seite hin verlegt.

Der Katholizismus als Kulturträger und als fester Hort des Christentums: das sind die beiden Momente, welche die Arbeit und den Geist des Katholikentages beherrschen. Bereits auf der konstituierenden Versammlung des Augsburger Lokalkomitees hat der Vorsitzende, Justizrat Reisert, die Losung ausgegeben, der Katholikentag müsse eine imposante Kundgebung für den katholischen Glauben und ein flammender Protest gegen den modernen Unglauben sein. Infolge dieser Parole ist daher bei der Auswahl der Reden auch auf diesen wichtigen Gesichtspunkt Rücksicht genommen. Allein in der Hauptsache wird sich die Auswahl der Themata für die öffentlichen Versammlungen mit den brennenden kulturellen Aufgaben der deutschen Katholiken befassen müssen. Die Katholiken müssen sich immer intensiver mit der wichtigen Frage beschäftigen: kommt der Katholizismus in Deutschland in religiös-kirchlicher und in wissenschaftlicher, wirtschaftlicher, allgemein kultureller Beziehung vorwärts, oder bleibt er stehen, oder ist er auf diesem oder jenem Gebiete ins Hintertreffen geraten und was ist zur Aufwärtsbewegung der Kultur des Katholizismus, zur tieferen Durchdringung der katholischen Bevölkerungsschichten mit dem Geist der katholischen Religion in Angriff zu nehmen? Die Katholikenversammlungen sollen Begeisterung und Liebe in den Herzen der Katholiken zur katholischen Kirche entzünden, und wie ein warm und hell leuchtendes Strahlenbündel über das ganze Land hin ihre anregende und erhebende Wirkung entfalten. Sie sollen aber vor allem auch eine alljährliche Bilanz sein über Fortschritte, Erfolge und künftige Notwendigkeiten im Leben der Katholiken Deutschlands.

Da stehen nun verschiedene Fragen lebhaft zur Debatte. In kirchlich-religiöser Hinsicht ist wohl im inneren Leben der Kirche kein Gesichtspunkt so brennend, wie der große alljährliche Verlust der Katholiken durch die Mischehenkinder. Diesen Fragen der inneren Mission soll ebenso wie der Tätigkeit der katholischen Missionen überhaupt eingehend Rechnung getragen werden. Ist ja doch die Gewinnung und Ausbreitung von Bekennern der katholischen Kirche ein wichtiger Bestandteil ihres Lebens überhaupt. Da gehen nun namentlich in den Großstädten mit ihrer unzureichenden Seelsorge und ihrer Gefährdung der heranwachsenden Jugend der katholischen Kirche viele für den katholischen Glauben gewonnene Personen und viel Nachwuchs verloren. Die Frage der künftigen Ausgestaltung der Großstadtseelsorge und der Diasporaseelsorge überhaupt muß unverweilt schärfer ins Auge gefaßt werden.

Die beiden großen Lebensfragen für die Anteilnahme des Katholizismus an der Kultur der Gegenwart und der Ausgleich zwischen den Lehren der katholischen Weltanschauung und dem modernen Wissenschafts- und Wirtschaftsleben, die Fragen nach der Zurückgebliebenheit der Katholiken in den höheren Studien und in den akademischen Berufen, sowie in den materiell einträglicheren Lebensstellungen im privaten und öffentlichen Leben können für lange Zeit nicht von der Tagesordnung verschwinden. Die deutschen Katholiken können unmöglich der starken Isolierung unserer Hochschulen im katholiken- und christentumfeindlichen Sinn ruhig zusehen, da nach ihrer Weltanschauung die Lehre Christi der Lebensnerv für alle Menschen, auch für die Gebildeten sein muß, da nach ihrer durch die Jahrhunderte erhärteten Auffassung nur das Christentum die höchste und schönste und glücklichste Kultur vermitteln kann.

Am Volkskörper klaffen noch so viele schädliche Wunden, welche auszuschneiden die katholische Kirche in erster Linie mitberufen ist. Da ist der Kampf gegen die Unsittlichkeit, gegen die pornographischen Schriften, gegen die sexuellen Geheimmittel, gegen den Mädchenhandel, Erscheinungen, denen der katholische Klerus und der katholisch wirkende Laie mit geschärftem Blicke sich zuwenden müssen. Da ist der Kampf gegen den Alkohol, gegen welchen vor allem auch in Süddeutschland energischer vorgegangen werden müßte und den die Protestanten viel umfassender und besser organisiert bekämpfen als die Katholiken. Die Alkoholfrage wird leider in katholischen Kreisen noch zu häufig mit einem mitleidigen oder lächelnden Achselzucken abgetan, und doch hat Kardinal Kopp zu Recht konstatiert, daß der katholische Klerus hier seine Pflicht noch nicht ganz erfüllt.

Soziale Fragen finden auf den Katholikentagen seit langem eine eingehende Würdigung. Da die Katholiken in politischer Hinsicht seit der Kulturkampfzeit her und darüber hinaus eine bedeutende Schulung und Erfahrung in diesen Dingen besitzen, da ferner die soziale Fürsorge ohne Zweifel heute ein gutes Stück der seelsorgerischen Tätigkeit ausmacht, konnte es nicht ausbleiben, daß die Katholikentage mit sozialpolitischen Fragen sich eingehend haben befassen müssen. Der herrliche Volksverein mit seiner weit verzweigten, zeitgemäß ausgebauten Organisation vereinigt hier alle Bestrebungen und Leistungen der Katholiken und bricht Bahn für Neuerungen und Fortschritte auf diesem Gebiete.

Im Kulturleben unserer Tage tauchen sodann Umwälzungen auf, die auch an den Katholiken nicht spurlos vorübergehen können. Da ist es namentlich die Frauenfrage, welche viele althergebrachte Anschauungen und Sitten auf den Kopf gestellt hat, indem der Aufgabenkreis der heutigen Frau weit über den heimischen Herd sich hinauserstreckt hat. Bereits haben mehrere Katholikentage die Frauenfrage behandelt, das neuerdings unabweisbar hervortretende Frauenstudium ist eine neue Seite in der Fülle der mit der modernen Frauenfrage verbundenen Erscheinungen.

Auch der Anteil der Katholiken am Literaturleben, ihre eigenen produktiven und kritischen Leistungen sind Gegenstand der Generalversammlungen der Katholiken geworden. Leider ist die Literaturfrage infolge der unerquicklichen und unfruchtbaren Streitereien im katholischen Lager ein Schmerzenskind geworden. Vielleicht bringt der Augsburger Katholikentag eine erfreuliche und zweckersprießliche Verständigung und Versöhnung, mindestens müßte dauernder Waffenstillstand die Frucht eines segensreich wirkenden Katholikentages sein.

Für alle diese genannten und nichtgenannten Fragen und Aufgaben soll der Katholikentag die Stätte der Anregung, Aufklärung und Begeisterung sein. Er soll der katholischen Kirche in Deutschland Nutzen bringen, er soll zugleich auch den Beweis liefern, daß der Katholizismus eine Kulturkraft ersten Ranges ist, daß er imstande ist, allen Weltanschauungs- und Kulturfragen im Sinne des Christentums, dieser höchsten Kulturmacht, die Lösung anzubieten und sie auch zur Verwirk-

lichung zu führen. Der Katholikentag soll in der Geschichte der katholischen Kirche in Deutschland ein neues Ruhmesblatt werden zur Ehre Christi und seiner Kirche, zu Nutz und Frommen seiner Bekenner. Und wer jemals einen Katholikentag mitgemacht hat, der wird von der heiligen Begeisterung zu erzählen wissen, die alle Teilnehmer durchzittert und die ihre Wirkungen über das ganze katholische Deutschland hinausträgt. Und die gedruckten Berichte der Verhandlungen und Reden sind Zeugen von der reichen und fruchtbaren Arbeit, von dem Segen, den der Katholizismus für die Menschen in Hinblick auf geistiges und materielles Glück ausströmt. Möge daher die 57. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Augsburg sich würdig ihren ruhmreichen Vorgängerinnen anschließen. An den Vorbereitungen für ein gutes Gelingen fehlt es nicht; hierüber soll den Lesern der „Allgemeinen Rundschau" weiterhin Bericht erstattet werden.

Die neuen Entdeckungen auf dem Kolonoshügel in Athen.

Von

Dr. W. Selames, Neon Phaleron, Griechenland.

Wer bisher den durch Sophokles unsterblich gewordenen Kolonoshügel besuchte und auf der Stätte weilte, wo Platon seine Lehren in der Akademie vortrug, war erstaunt, so gar keine Reste mehr an dieser denkwürdigen Stätte zu finden, die auf ihre Vergangenheit schließen ließen. Zwei Gräber krönen jetzt den ehrwürdigen Kolonos Hippikos, das Grab unseres verdienten Landsmannes Otfried Müller, der wie Furtwängler in Athen am Fieber starb, und das Grab des französischen Archäologen Le Normant, beide die melancholische Stimmung, die jetzt über dem Hügel lagert, erhöhend.

Ein Athener Gelehrter hat nun höchst erfolgreiche Ausgrabungen bezw. Nachforschungen veranstaltet, M. Svoronos, der Direktor des numismatischen Museums; er hat das „Chasma", jene berühmte Grotte der Erinnyen, wiedergefunden, die durch Sophokles' Tragödie so bekannt ist.

Er fand diese Grotte, die 15 m Tiefe besitzt, unterhalb eines Hauses, das jetzt auf dem Abhange des Hügels gebaut ist, der jetzt — o tempora! — zu Bauterrains parzelliert wird. Da sie ganz nahe an der antiken Straße liegt, so ist es leicht verständlich, wie sich Oedipus und Antigone, nicht ahnend, daß sie in dem heiligen Bezirke der Eumeniden waren, ermüdet vom Wandern hart am Wege niederlassen konnten, wie es Sophokles geschehen läßt.

An der Hand von Sophokles' Drama war es nun unschwer, nach der Grotte auch die übrigen dort erwähnten und fest beschriebenen Orte aufzufinden, da Sophokles genau sich an die Oertlichkeit hielt und er ja auch jederzeit von seinem „geehrten Publikum" in seinen Angaben kontrolliert werden konnte. So fand Svoronos den Poseidonaltar, der, unsichtbar vom Erinnyenheiligtum, doch in Rufweite lag, so daß die Szene, wo Theseus plötzlich dort erscheint, als Kreon die Antigone und Oedipus mit Gewalt entfernen will, sehr gut dort denkbar ist.

Ebenso hat man das Plutoneion näher bestimmen können, wo Oedipus Theseus hingeführt, um bei seinem Verschwinden gegenwärtig zu sein und um den Ort seines Grabes kennen zu lernen, das Athen und Kolonos uneinnehmbar machen sollte. Sophokles erwähnt hier die „Symbole" von Theseus und Peirithus, den steilen Abhang und gegenüber den Hügel der Demeter Euchloos, jenen zweiten Hügel, der, jetzt Privateigentum, freundlich mit einem Olivenhaine bestanden ist.

Die wichtigste Entdeckung aber ist ohne Zweifel die der Lage der Akademie, über welche man bisher nur Mutmaßungen hatte. Sogar der Name hat sich merkwürdigerweise erhalten: Kathimia, eine Vulgarisierung der „Akademia". Auch jenes Heiligtum des Heros Akademos, nach dem das Ganze genannt, wurde an einer dort wiedergefundenen Reliefstafel mit seinem Bildnisse wiedererkannt; ebenso die Lage des von Sophokles so gepriesenen Oelwaldes konnte ermittelt werden.

So fand man auch einen Anhaltepunkt für jene berühmte Akademiestraße, an der, wie überliefert, die Gräber der großen Männer des alten Athen sich befanden. Früher hatte man stets das andere Ende dieser Straße am Dipylon gesucht. Gewisse Anachronismen bestätigen jedoch die neue Ansicht, und auf dieser wirklichen Akademiestraße hat man die Gräber Harmodios' und Aristogeitons, Ephialtes' und Lykurgos' zu suchen. Es ist sogar infolge der verschütteten Terrains nicht unwahrscheinlich, daß man jene Gräber ans Tageslicht bringt.

Von seiten der griechischen Regierung wird jetzt an die Expropriation des Kolonoshügel und der Akademiestraße gedacht und vielleicht erleben wir es noch, daß wir Sophokles' unsterbliche Tragödie an Ort und Stelle aufgeführt sehen.

Simon von Cyrene.

Gezwungen trugst du nur Sein Kreuz für Ihn.
Doch als dem Dulder du ins Antlitz sahst,
Da schmolz dein Herz. Und willig botest du
Die starke Schulter seiner Gotteslast.

Ach, wie so schwer und kantig war Sein Kreuz!
Und wie so steil der Weg nach Golgatha!
Es wankte blutend neben dir der Herr —
Und du, du wußtest nicht, wie dir geschah!

Denn deine Seele wurde frei und weit,
Derweil du gingst den rauhen Felserpfad.
Und deine Gier und Sündigkeit versank
Im heil'gen Strome deiner Liebestat.

Und von dem Kreuze gingen Kräfte aus
So gottesstark, so rein'gend wundersam,
Daß über dich, den Mann der Alltagsnot,
Der große Durst der Ewigkeiten kam.

Du erster Kreuzesträger nach dem Herrn!
In frühster Kindheit drang dein Namen schon
Mir an das Herz als hochgebenedeit.
Mitwanderer auf dem Wege der Passion.

M. Herbert.

Militärische Jugenderziehung.

Von Adam Görgen.

Als kürzlich in einer Gesellschaft über dieses Thema gesprochen und von einer Seite der Einrichtung von Schülerbataillonen oder Jugendmilizen das Wort geredet wurde, machte ein Herr die sarkastische Bemerkung: „Gewiß, nächstens kommt noch ein Gesetz, wonach jeder Junge mit einem Tornister auf dem Rücken und dem Gewehr in der Hand geboren werden muß!" Das trifft in der Tat den Nagel auf den Kopf. Diese Bewegung in gewissen Kreisen, in denen die Phrase Triumphe feiert, ist geradezu lächerlich. Der junge Mann ist nur mehr auf der Welt, um Soldat zu werden, und darauf muß seine ganze Erziehung hinauslaufen. Ist denn auf einmal die Erziehung zum Soldaten für den Kampf ums Dasein, für die Arbeit des Lebens überflüssig geworden! Solche Uebertreibungen schaden dem guten Kern der Sache mehr als sie nützen.

Gelegentlich der Beratung des diesjährigen Heeresetats kam die Frage der militärischen Jugenderziehung auch zur Sprache. Der Kriegsminister lehnte die Jugendmilizen als wertlose Spielerei ab, betonte aber, daß sich die Armeeverwaltung lebhaft für die militärische Jugenderziehung interessiere, „sie hoffe in absehbarer Zeit auf dem Wege der Fortbildungsschule zu erreichen, daß fleißiger Turnunterricht stattfindet, daß Turnausflüge gemacht werden und überhaupt eifrig Sport getrieben wird, der für die ganze deutsche Jugend nützlich und angenehm sei." Das ist eine sehr vernünftige Stellungnahme und sie wird gestützt durch vollgültige Stimmen aus militärischen und bürgerlichen Kreisen. Das Armee-Verordnungsblatt stellt eine Reihe solcher Stimmen zusammen, aus denen wir einige anführen wollen. Feldmarschall Graf Moltke sagt in einer Buchbesprechung: „Der Verfasser weiß genau zu unterscheiden zwischen körperlicher Entwickelung durch Turnen und anderen leiblichen Uebungen, wie sie naturgemäß auf den Dienst im Heere vorbereiten und dem überschätzten Exerzier- und Gewehrspielen, welches nach volkstümlicher Anschauung wohl gar eine Herabsetzung der Dienstzeit zuläßt. In dieser Hinsicht widerlegt er sehr treffend verschiedene oberflächliche Anschauungen, wie er auch an dem Vergleich spartanischer und athenienſischer Jugenderziehung nachweist, wohin es führt, wenn die ganze Erziehung, alles Leben nur dem einen Zwecke der Wehrhaftigkeit des Volkes untergeordnet wird." Und an anderer Stelle:

„In der Tat ist nicht, was die Knaben auf der Schule lernen, die Hauptsache, sondern wie ihr Gemüt ausgebildet wird. Für die körperliche Entwickelung durch Turnen und Spielübung wird



seit dem bezüglichen Kaiserlichen Erlaß, wie ich glaube, mehr und mehr gesorgt. Ich möchte nur, daß durch Erweckung patriotischen Sinnes den Kindern ein Schutzbrief mitgegeben würde für die Periode vom 16. (14.?) bis 21. Jahre, vom Austritt aus der Schule bis zum Eintritt in die große Erziehungsanstalt, die Armee, daß sie aufgeklärt würden über den Unverstand und Frevel der sozialdemokratischen Bestrebungen, in welche sie, wie die Erfahrung lehrt, nur zu leicht während dieses gefährlichen Zeitabschnittes hineingezogen werden."

Der bekannte Militärschriftsteller Generalleutnant z. D. von Boguslawski schreibt:

„Jede Art von Schülerbataillonen oder Jugendmilizen muß ich für völlig untauglich, ja sogar für gefährlich erklären, bin aber mit den leitenden Männern des „Zentralausschusses" (der deutschen Turnerschaft) darin durchaus einig, daß die gymnastische Ausbildung der Schuljugend noch planmäßiger und vielseitiger gestaltet werden kann unter Bevorzugung einerseits aller Betätigungen, die zur Stählung des Muts dienen, anderseits der Leibesübungen in freier Luft, den volkstümlichen Uebungen im Laufen und Springen, der Jugendspiele, des Ruderns und Schwimmens."

General der Infanterie von Blume äußert sich in seinem Werke: „Die Grundlagen der Wehrkraft," so:

„Als ganz verfehlt sind dagegen militärische Uebungen der Schuljugend zu betrachten, wenn sie nicht — wie in den oberen Klassen des Kadettenkorps und in allen Unteroffiziervorschulen — mit dem vollen Ernst und derselben Sachkunde wie im Heere, aber auch unter schonender Rücksichtnahme auf die jugendliche Körperentwicklung betrieben werden. Eitel ist der Wahn, daß die militärdienstliche Ausbildung durch Soldatenspielerei erleichtert werden könnte. Sie leistet für diesen Zweck nichts, schmeichelt aber der Eitelkeit der Jugend und erweckt in ihr eine leichtfertige Auffassung der militärischen Pflichten."

Unter militärischer Jugenderziehung ist daher keine Militärerziehung, vor allem keine Soldatenspielerei zu betreiben, sondern eine dem jugendlichen Körper angepaßte, auf den Wehrzweck Rücksicht nehmende Gymnastik, d. h. ein Turnen im rechten Geist und Sinn ins Werk zu setzen. Dabei muß Wert auf die Heranbildung selbständiger Charaktere gelegt werden und neben den Leibesübungen müssen Enthaltsamkeit von materiellen Genüssen, Erziehung zur Gottesfurcht, Vaterlandsliebe, treuer Kameradschaft, zur Selbstachtung, zum Mannesmut und zur Mannestreue gepflegt werden.

Und zum Schlusse sei uns gestattet, auf einen recht wunden Punkt hinzuweisen, der wie ein Krebs an der Jugendkraft und damit an der Volkskraft zehrt. Man spricht in letzter Zeit so viel von Rekrutenfürsorge, aber merkwürdig, von den großen Gefahren der Verführung im Kasernenleben und fürsorglichen Maßnahmen in der Richtung hört man nichts, und doch müßte die Rekrutenfürsorge gerade an dieser Stelle besonders einsetzen. Ludwig Auer schreibt in dieser Beziehung in seiner Schrift „Neue Erziehungspläne" mit vollem Recht: „Was ist das für eine allgemeine, offizielle pädagogische Todsünde, daß man unsere Jünglinge in der Kaserne ohne eine andere Führung läßt, als die einseitig militärische mechanische Disziplin. Jedes für das Wohl der Jugend fühlende Herz kann nur mit Schrecken an jene Zeit voll Verführung, an jene Zeit ohne Führung denken. Die Erfahrung lehrt aber auch überall, daß das Kasernenleben unserer jungen Männer eine Hauptquelle des sittlichen Verderbens im Volke ist. Warum, fragen wir, wird diese Unheilquelle nicht verstopft? Kann sie nicht verstopft werden? Würde die Wehrkraft des Volkes geschwächt, wenn in der Kaserne auch geistige und sittliche Disziplin geführt und die Zucht der jungen Leute in Uebereinstimmung mit dem sittlichen und göttlichen Gesetz gepflegt würde? Würde der Offiziersstand dadurch entehrt oder geehrt?" (S. 63.) Hier liegt ein großes Feld der Rekrutenfürsorge, das geradezu nach Beackerung schreit. Eine solche Fürsorge nützt dem Vaterlande mehr als jede einseitige vorzeitige Drillerei für den Heeresdienst. Und wer soll die Arbeit leisten? Die Fortbildungsschule und die Turnvereine.

Literarische Streiflichter.

Von E. M. Hamann-Scheinfeld i. Mittelfranken.

II.

Jüngsthin ist viel von dem neuzeitlichen Hamburger Roman mit der künstlerisch vollendeten Konzentrationswiderspiegelung des Gesamtlebens der alten Hansastadt geredet worden. Ein paarmal glaubte man ihn entdeckt zu haben. Bei genauerem Hinsehen war es jedoch immer „nichts", trotz der vorangegangenen hellen Fanfarenstöße. Zuerst hatte man Die Kinder aus Ohlsens Gang (Hamburg, Alfred Janssen. M 4 50) von Gustav Falke in Erwägung gezogen, trotz der ausdrücklichen Verwahrung des sein Werk richtig einschätzenden Verfassers. Das treuherzig liebe, auch kluge, humorvolle und gemütstiefe Buch nimmt besonders das kleinbürgerliche Leben der berühmten Handelsmetropole zum Vorwurf. Die überaus reichhaltige Personenzeichnung mit ihrer tiefsinnig-kraftvollen Motivierung und markig-logischen Entwicklung belebt auf interessante, nicht selten ergreifende Weise den blühenden Szenenwechsel einer gut aufgebauten, anziehenden Handlung. — Auch Rudolf Herzog's Roman Hanseaten (Stuttgart, Cotta Nachf. M. 4.—) erwies sich wohl als ein bedeutender, aber nicht als der große Wurf der Erwartung. Er bewegt sich in den Kreisen der Großreeder, -Kaufleute und -Makler, greift in seiner sprühenden Wirklichkeitsschilderung hinüber ins Ausland, auf den Schauplatz des spanisch-amerikanischen Krieges, führt uns jedoch hauptsächlich das hamburgische Leben im und am Hafen, in den Bureaus und Genußtempeln wie in den vornehmeren und vornehmsten Familien vor Augen. Aber während Falke bei allem klaren Blick in die moralisch-sozialen Untiefen und Abgründe das Banner der Sittlichkeit hoch hält, opfert Herzog dem Moloch des über Gottes Gesetz sich stellenden Uebermenschentums. — Mit Spannung schaute man nun auf Gustav Frenssens seit lange, ob auch ohne Titelbenennung angekündigten Klaus Hinrich Baas (Berlin, G. Grote. M 5.—). War dies der Erharrte? Nein, er war es nicht, konnte es nicht sein, da nicht einmal der Held zu den Hamburgern „von echtem Schrot und Korn" zählte.

Hier ist schon unlängst kurz auf das Werk Bezug genommen worden. Um so eher darf ich mich mit dem Aufsetzen einiger Schlaglichter begnügen. Es ist nämlich gar nicht so viel von dem „neuesten Frenssen" zu sagen, wenn man nicht just Bücher reden will. Als Ethiker hat der ehemalige dithmarsische Pastor wieder einen Schritt rückwärts getan; als Techniker einen Schritt vorwärts. Die Komposition fährt viel seltener in lange und breite Episoden aus, so daß die Hauptgeschehnisse sich um ein Bedeutendes straffer, abgeschlossener vor uns entwickeln. Frenssen hat entschieden mit seinen Kräften haushalten gelernt, aber die praktische Bedachtsamkeit steht ihm nicht immer gut zu Gesichte. Zumal nicht betreffs des Helden, der dem Leser gegenüber das „Zehn Schritt vom Leibe!" auswirken zu wollen scheint. Mich wenigstens hat sein persönliches Wesen und Geschick nicht ein einzigesmal zu erwärmen vermocht, und — der Verdacht kommt mir immer wieder — seinen Autor gewiß auch nicht. — Dieser gescheite, willenszähe Holsteiner, der sich vom Bauernjungen auf sprossenreicher Leiter zum Mitbesitzer eines Welthandelshauses emporarbeitet, kann unmöglich das Beste in uns ansprechen, weil ihm selbst jede tiefer oder gar zutiefst dringende Vergeistigung abgeht. Er ist ein Streber nicht gerade der unangenehmsten Sorte, aber doch so unterstrichen selbstsüchtig auf das grob Materielle gerichtet, daß wir ihm eine dauernde Anteilnahme einfach nicht schenken können. Diese geben wir um so lieber einer nicht geringen Anzahl der Nebenpersonen, unter denen vor allen der glänzend durchgeführte Kalli Dau hervorragt: ein äußerlich rauher, innerlich zarter und reicher Goldcharakter, der es vom traurig vernachlässigten, unglücklichen Straßenjungen zum wohlbestallten, liebebetreuten Seefahrer bringt. — Die Natur-, Lokal- und Milieuschilderung zeugt von echter Meisterschaft, und einzelne der eingeschobenen Zwischenszenen verraten den alten Märchenzauber Frenssenscher Erzähl- und Verlebendigungskunst. — Das religiöse Moment hält sich diesmal, grau in grau, im Hintergrunde. Stofflich — ich finde keinen anderen Ausdruck dafür — unterscheidet es sich keineswegs von der faden Freigeisterei in „Hilligenlei". Jung und alt, Männlein und Weiblein sind alle unbegrenzt klüger als er, dessen Heilsbotschaft sie leugnen, dessen Erlösungswerk sie verneinen. — Geradezu abstoßend hat sich Frenssens erotische Anschauung ausgestaltet. Sie hält sich tatsächlich im Rahmen des brutal Sinnlichen, zu dessen Priesterin er, genau besehen, das Weib ohne Ausnahme macht. Ein Sittengesetz betreffs der Hingabe in und außer der Ehe existiert einfach nicht für ihn, weder für den Mann noch für die Frau. Damit hat er sein Buch und sich selbst gerichtet.

Brutale Sinnlichkeit kommt auch in dem vielumstrittenen Roman Elisabeth Kött (Leipzig, L. Staackmann. M. 4.—) von Rudolf Hans Bartsch zu Worte. Die Heldin, eine geniale Schauspielerin, ist in den Bann dieses Fluches verstrickt, bis sie sich der ausschließlichen Einwirkung ihrer Kunst unterstellen lernt. Ihren das Größte versprechenden Entwicklungsgang endet aber ein früher, tragischer Tod. Ich persönlich kann die dieser Gestalt häufig gezollte Bewunderung nicht teilen, da mich ihre Zeichnung nicht als wahr, als lebensnatürlich, sondern als erdacht, als kulissenhaft anspricht, wogegen die übrige Charakteristik künstlerisch überzeugend auf mich wirkt. Dankenswert sind die feinsinnigen, dem Ganzen gegenüber freilich zu breit gehaltenen Ausführungen über verschiedene bekannte und berühmte Bühnendichtungen.

Eine histrionische Bekundung anderer Art behandelt Thomas Manns ebenfalls vielberufener Roman Königliche Hoheit

(Berlin, S. Fischer. ℳ 5.—). Hier ist der Hauptträger der Handlung ein junger, körperlich nicht völlig normaler, dem Verstande nach zureichend, aber nicht stark veranlagter Prinz von liebenswürdig vornehmem Wesen, der für die Repräsentation erzogen und geschult wird, um sie dann auch früh für seinen menschenscheuen Bruder, einen kleinen regierenden Fürsten, tagtäglich auszuüben. Belohnt und einigermaßen entschädigt wird er durch die Hand einer Tochter Amerikas, deren Milliarden ihr endgültig den Weg „zum Throne" bohnen werden. — Die berühmte formale Kunst Thomas Manns feiert hier wahre Triumphe. Unser mehr äußerliches Interesse spannt er nicht zuletzt durch die Suggestierung naheliegender Vergleichsziehungen. An die Herznerven aber rührt uns niemand und nichts in der wohl vorwiegend aufs ironische zielenden Darstellung.

Auf edle Resignation als Lebensergebnis weist Bruno Willes „Chronika eines Goldsuchers in zwölf Abenteuern": Die Abendburg (Jena, Eugen Diederichs. ℳ 5.—). Der Verfasser selbst bezeichnet das geschichtliche Moment nicht als das ausschlaggebende für den Charakter seines vielmehr symbolischen Buches: „In der Sprache alter Chroniken schildert ein Mensch seine innerliche Entwicklung. Zum Dämon wird ihm die Sage vom Schatz der Abendburg und eine Prophezeiung, er solle wie Salomo werden" (Selbstanzeige im „Liter. Echo"). Meines Erachtens ist das im 30jährigen Kriege spielende, phantastisch-abenteuerliche Werk trotz seiner nicht wenigen dichterischen Vorzüge zumal in der Schilderung von Naturstimmungen und Menschengeschicken vielfach überschätzt worden. Die psychologische Vertiefung und Ueberzeugungskraft der Personen läßt zweifellos zu wünschen übrig, ebenso die bei manchem Ueberschwang ungründliche religiös-ethische Anschauung. Bemerkt sei, daß der Verfasser alle Schatten auf die katholischen Mitspieler in der Handlung geworfen hat.

Geistig und meiner Meinung nach auch künstlerisch weitaus überragender gibt sich Ernst Zahn's Einsamkeit (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. ℳ 3.50), gleichfalls ein Problemroman auf pessimistischer Grundlage. Ein jugendlicher evangelischer Geistlicher leidet bereits in seinem ersten Pfarramte Schiffbruch an allen Idealen, denen sein im Gegensatze zur verbittert-herben Mutter doppelt sonniges, von Nächstenliebe durchglühtes Wesen begeistert nachgestrebt hat. Reiche und tiefe Menschenkenntnis, schöner, dichterisch-gehobener Natursinn sprechen aus der überlegenen Darstellung, die zum Schluß einen lichteren Ausblick eröffnet.

Einen völligen Enttäuschungseindruck hinterläßt Eugen Ludwig Gattermann's Roman Ueber die Heide (Berlin, Otto Janke. ℳ 3.—): die reine, psychologisch vertiefte, auch poetisch verklärte, aber ungesund überspannte „Lebensgeschichte des Uzelnirps", eines Wunderkindes, das früh sterben muß und seinen jungen Beschützer, der sich in Verzweiflung über dieses Schicksal den Tod gibt, nach sich zieht. — „Das Buch eines Kindes" nennt sich Lu Märten's Roman Torso (München, R. Piper & Co. ℳ 4.—). Ich las selten etwas, das mich zugleich so anregte, ergriff und doch so wenig befriedigte. Dies Schicksal eines kranken Kindes inmitten einer vergeistigten, aber verarmten und todgeweihten Familie; diese Entwicklung einer überaus zarten Mädchenpsyche unter der Leitung einer wundervollen Mutterliebe: und dann der entsetzliche Untergang der Heldin, ihr sich Verlieren an das bewußte Jenseits von Gut und Böse — es wäre zum Weinen, wenn es nicht zum Empören wäre. Der Titel des Buches soll sich wohl nicht allein mit dem Inhalt, sondern auch mit der Form der Darstellung decken, doch das unkünstlerisch Verletzende in beidem vermag er nicht zu entschuldigen. — Viel unbedeutender, aber auch viel weniger unerquicklich liest sich Violette Fouquet (Berlin, Otto Janke. ℳ 4.—) von Ursula Zöge von Manteuffel, ein hauptsächlich in Bühnen- und Adelskreisen spielender Unterhaltungsroman, dessen jugendliche Heldin, die Tochter einer weltberühmten Sängerin, ihre Unschuld bewahrt und nach schweren Prüfungen ein reines Glück findet. — Primanerliebe (Ebenda ℳ 3.—) betitelt Rudolf Hirschberg-Jura seinen auf künstlerischen Wert keinen Anspruch erhebenden Schülerroman. Harmlose Schülererotik und Schülerdurchstecherei bilden das Hauptmotiv, doch ist selbstverständlich das Buch, trotz seines ernsteren ethischen Anfluges, keine Schülerlektüre.

Einen wirklich gehaltvollen Entwicklungsroman bietet Arthur Brausewetter (A. Sewett) in dem Herrn von Borkenhagen. (Ebenda ℳ 4.—). Auch hier kein Schmutz, wenn auch notwendig sich ergebende Streifblicke auf Versuchung und Sünde. Dabei eine auf's künstlerische weisende Kompositions-, Gestaltungs- und Schilderungsgabe, eine Respekt abnötigende Lebens- und Seelenkunde. Die verwertete religiös-ethische Ueberzeugung des Autors gründet nicht tief; doch kämpft sich der Held aus Zweifel und innerer Vereinsamung zum Glauben an eine göttliche Weltordnung und zu festumrissenem Pflichtbewußtsein betreffs der zu übenden Nächstenliebe sowie zu persönlichem Glücke durch. — Ungleich oberflächlicher, trotz des angewandten psychologischen Klapperapparates, wirkt Franz Servaes' alles andere als reinlicher „Roman eines Lebensdilettanten": Michael De Ruyter's Witwerjahre. (Berlin, Egon Fleischel & Co. ℳ 5.—). Der Verfasser muß ein noch recht junger Mensch und Literat sein (darauf deutet schon die stelzenhafte Widmung), denn sonst hätte er unmöglich, bei seiner zweifellos guten ethischen und künstlerischen Absicht so weit am Ziele vorbeifahren können. Das viele produzierte Geschwätz verekelt einem tatsächlich das ganze Buch, trotz einiger anziehenderer und gehobenerer Stellen.

Weit höher, wenn auch der sonst schon bewährten Leistungsfähigkeit der Autorin gegenüber künstlerisch nicht hoch steht Ida Boy Ed's flott erzählter und bis auf eine Stelle (S. 91 u.) sittlich gut gesehener Roman aus dem Hamburger Großkaufmannsleben „mit seinen Beziehungen über den großen Teich hinüber": Nichts über Michl (Stuttgart, J. Engelhorn. ℳ 5.—). Er ist, in etwas anderer Beleuchtung, die Geschichte Hau's, die nach meiner Ansicht nicht hätte belletristisch aufgewärmt werden sollen. Die einzige wirklich tiefer packende Szene spielt sich gegen das Ende ab: die Zeugnisverweigerung der Heldin im Gerichtssaal.

Eine freundliche Gabe hat uns der unlängst verstorbene Rudolf Lindau hinterlassen: Eine Nachlese. Eigenes und Fremdes (Berlin, Egon Fleischel. ℳ 3.50). Ich habe die Kunst dieses feinsinnigen Vertreters internationaler Prosaepik stets zu schätzen gewußt, wenn ich mich auch gewiß nicht immer zu seinen Anschauungen stellte. Der vorliegende Band bringt drei Erzählungen aus dem Englischen des Josef Conrad: „Die Heimkehr", eine unerquickliche Eheszene, die ich hätte ausgeschieden sehen mögen, sowie die wertvollen „Die Lagune" und „Die Pioniere der Zivilisation". Von R. Lindau stammt alles übrige: die schlichtschöne Novelle „Eine Grabschrift" und acht interessante, in jeder Beziehung würdig gehaltene Reiseberichte über Griechische Klöster: „Der Berg Athos" (Die Küste von Athos, Russikon, Karyäs, Seraï oder St. Andreas-Kloster, Lavra) und „Die Meteoraklöster, die Thrakischen Inseln und Samothraki" (die Meteoraklöster, Thasos, Samothraki). Ich möchte fast bedauern, daß wir nicht die ganze Sammlung ausschließlich der Feder dieses vornehmen Schriftstellers zu danken haben.

Ein eigenartig-gemischter Genuß läßt sich schöpfen Aus den Papieren des Freiherrn von Starpl. Herausgegeben von Gerhard Ouckama Knoop. (Ebenda. ℳ 3.—) Die „Vormerkung des Herausgebers" ist ironisch zu nehmen, wie überhaupt alles ihr Folgende auf eine nicht selten geistvolle, aber bisweilen doch reichlich anrüchige allgemeine Zeitkritik im hie und da vertiefteren, dann wieder verflachteren Sinne der römischen antiken Satiriker hinausläuft. Wie gut Knoop es bisweilen trifft, mögen ein paar Zitate über Dichtung und Dichter beweisen: „Das Wesentliche eines Gedichtes liegt nicht in den Worten selbst; vielmehr bilden diese gleichsam nur eine Mosaik aus Radium-Stückchen, deren Wirkung in den Strahlen besteht, welche sie in den Aether hinaussenden." Und: „Anderseits werden es die Poeten wohl nie dahin bringen, in ihrer schöpferischen Produktion anders als nach den gröbsten Aeußerlichkeiten beurteilt zu werden."

Sehr viel anspruchsloser gibt sich die zum Besten des Vaterländischen Frauenvereins von Hermann Beuthenmüller herausgegebene Sammlung „Erzählungen und Gedichte": Frauenlob. (Stuttgart, J. Engelhorn. ℳ 4.—) In dem anmutigen, warmherzigen Vorworte Hermann Staudachers wird das kleine Buch als „ein Denkmal weiblicher Kunst", als eine Abspiegelung von „der Frauen Sinnen und Dichten" bezeichnet. Aber im Inhaltsverzeichnisse von den Namen unserer bekannten positiv-katholischen Dichterinnen „natürlich" keine Spur! — Der Haupttext setzt sich aus den von 25 Autorinnen gelieferten Beiträgen mehr oder weniger knappen Umfangs recht ungleichwertig zusammen. Am meisten sprachen mich an: Marie Dier's „Onkel Pastor und sein Max" (Erz.), Dora Dunckers „Mütterchens Bank" (Erz.), Maria von Ebner-Eschenbachs Parabeln „Zwei Gräber" und „Eine Begegnung", Charlotte Nieses „Blasse Rosen" (Erz.), Helene Voigt-Diederichs' „Ein Frühlingstag" (Erz.) und Johanna Wolff-Friedbergs „Uneingestanden" (Erz.).

Endlich sei noch eines inzwischen eingelaufenen Frauenbuches erwähnt: Marg. N. Zeplers Vom inneren Wesen. Eine Schrift zum sinnen und schaffen. Mit 4 Bildern. (Berlin, Wiegandt & Grieben. ℳ. 4.80). Die als „kallisthenische Studien" bezeichneten Illustrationen hätte ich mir gerne geschenkt, wie auch sonst verschiedenes aus dem gutgemeinten und an Anregungen, auch praktischen, wirklich reichen essayistischen Werke, das ein Familienbuch sein will zur Belebung des Familiengeistes. Für just diesen Zweck aber hätte es selbst oft mehr Klarheit und Tiefe entwickeln sollen, besonders nach der religiös-ethischen Richtung. Die behandelten Kapitel heißen: Zum Geleit, Von der Kultur, Von Mode, Sitte und Sittlichkeit, Von der Erziehung zur Sittlichkeit: I. Die Grundlagen, II. Soziale sittliche Pflichten, Von der Ehe, Vom Zölibat der Lehrerin, Von der Aufklärung, Was aber sollen wir tun?, Vom hygienischen Leben. — Das Buch gehört ganz gewiß nicht in die Hände unreifer Leser und Leserinnen; den urteilskräftigen aber kann es durch Vergleichsziehung zur weiteren logischen Festigung und auch sonst zur positiven Förderung dienen.



Ave Maria.

Schallet beim Morgenstrahl
Freudig durch Berg und Tal
Eherner Zungen Klang,
Bitt ich dich, Königin:
Segne des Tags Beginn!
Ave Maria!

Wühlt der Orkane Wut
Mir meines Lebens Flut
Tief in der Seele auf,
Ruf' ich dich, Magd des Herrn:
Leuchte mir Meeresstern!
Ave Maria!

Wenn sich vermählt die Nacht
Still mit der Sterne Pracht
Fleh' ich zum letztenmal:
Dir, süße Jungfrau mein,
Laß mich empfohlen sein!
Ave Maria!

Anton Reichling.

Was mir die Mutter erzählte.

Skizze von A. Silvanus.

Meine Mutter und ich saßen in der warmen Stube um die helle Lampe herum, während draußen der Sturm durch die kalte Wintersnacht und die Tannen hinfegte, daß sie ächzten und stöhnten. Ich horchte lange auf das grausige Sturmeslied und unwillkürlich sah ich jene Männer auftauchen, von denen die Mutter mir schon so manches Stück erzählt hatte, rauhe Gesichter mit struppigen Haaren und langen Bärten. Da bat ich die Mutter, sie möchte mir wieder einmal etwas erzählen von den früheren Zeiten und den rauhen Menschen von damals. Sie erwiderte: „Da hast du recht! Zu meinen Zeiten waren die Menschen ganz anders als heute, — so ein wenig rauh waren sie — ja! — Aber was soll ich dir erzählen? — Halt! Kennst du die Geschichte schon von dem roten Maurer und dem Jörg?" — Ich verneinte und sie begann:

„Den rothaarigen Maurer hast du ja noch gekannt und der Jörg lebt jetzt noch. — Also, die waren beide gleich alt und gleich arm. Mit acht Jahren mußten sie schon zu einem Bauern in den Dienst treten und ihr Brot selber verdienen. Mit vierzehn Jahren kam der eine zum Maurermeister in die Lehre, der andere zum Müller. Wenn Feierabend war, schlich der junge Maurerlehrling durch die hintere Türe in die Mühle hinein und pfiff leise dem Jörg. Dann gingen sie zusammen in den Wald hinaus und schauten nach, ob kein Vogel in der Schlinge war, kein Fuchs in der Falle, wo die Rehe ästen, wo eine Dachshöhle war und was weiß ich alles. Dem Jörg trugen diese Waldausflüge manches Ohrfeigenpaar ein. Er füllte zwar jedesmal die Mühlengänge auf bis zum Rand, aber oft blieb er zu lange aus, dann läutete und läutete die Glocke, und der Müller erwartete den Buben schon unter der Mühlentüre. So ging es, bis der Jörg und der Maurer zum Militär einrücken mußten. — Als sie wiederkehren, kauft jeder eine Büchse, und noch viel stiller schleichen sie in den Wald hinaus. Zu jener Zeit haben sich auch beide verliebt, konnten aber nicht heiraten, weil sie die gesetzlich geforderten 300 Gulden nicht besaßen. Nun — der Maurer — der — ich kann dir das schon sagen, du bist ja kein Kind mehr — der Maurer, der lebte doch zusammen mit seiner Geliebten und hatte bereits drei Kinder mit ihr. Der Jörg aber enthielt sich, lebte in der Mühle als Knecht und sparte jeden Pfennig.

Im Dorfe wußten es alle Leute, daß man den Maurer und den Jörg nach dem Betläuten nicht mehr zu Hause traf. Da hat ihnen der Förster von Heudorf einmal aufgelauert und sie erwischt, wie sie einen Hasen schossen. Am anderen Tage transportierte der Gensdarm die beiden Wilderer mit gebundenen Händen durch das ganze Dorf hindurch nach der Stadt, und dort erhielten sie vier Wochen Gefängnis. Das geschah so um Dreikönig herum, und gerade am Fastnachtsonntag ließ man sie wieder springen. Weil sie nach dem langen Wassertrinken einen großen Bierdurst hatten, gingen sie gleich in das „Lamm", setzten sich aber — das hat der Jörg selber erzählt, sonst wüßte ich es nicht — sie setzten sich in die hinterste Ecke, wo es ganz dunkel war; sie schämten sich eben. — Da geht die Türe auf, und herein kommt der Lederhändler Simon. — Den hast du nicht mehr gekannt. Großer Gott! Das war einer! Der hat bloß gelacht, wenn er zwei so hintereinanderhetzen konnte, daß sie sich deshalb totschlugen. Dabei war er so riesengroß und stark, daß ihn keiner anzurühren sich getraute. — Jetzt ging er mitten in die Stube hinein und schaute umher jeden an. Da sieht er die beiden in der dunklen Ecke und geht hohnlächelnd auf sie zu: „So! — Ihr seid auch wieder auferstanden! — Ha ha! — Wie schmeckt das Brot im Zuchthaus? He? — Das Wasser soll so gut sein, fast wie Bier, hab ich gehört! — Ist's wahr? — Lammwirt! Einen Leuchter da her. Ich muß doch mal sehen, ob man ihnen im Zuchthause Schlößchen an den Mund gemacht hat. Sonst hat der Maurer immer geplappert wie ein Weib, und jetzt sitzt er da stumm wie ein Dachs." — Und er leuchtet den beiden ins Gesicht und schreit dabei, daß die ganze Stube plötzlich still wird und aufhorcht: „Jesus, Gott und heiliger Geist! Sehen die zwei aus! Da muß man sich ja bekreuzen wie vor dem Leibhaftigen. — Meine alte Zylinderkuh ist fett gegen dieses Maurergesicht! — Das arme Langohr hat eure Backen nicht übel ausgekratzt! — Und der Förster mußte nicht einmal eine Kugel schießen, der Hasenpfeffer flog ihm direkt in den Mund, und er bräuchte bloß den Mund zuzuklappen . . ." Und so ging es fort, und bei jedem Worte lachten und brüllten alle Gäste mit.

Der Maurer sagte gar nichts, trank sein Bier, bezahlte und ging, und der Jörg machte es ebenso. Draußen marschierten sie still dem Walde zu. Aber plötzlich platzt der Maurer heraus: „Einer von uns beiden muß den Förster erschießen, heute Abend noch!" — Der Jörg widerstrebt erst, aber er gibt dann doch nach, und als sie an den Waldessaum kommen, zieht der Maurer drei Würfel aus der Tasche: „Da wirf Jörg!" — Der wirft sie auf einen Baumstumpf: „Zehn!" — Der Maurer wirft: „Elf!" — Schweigend holt der Jörg das Gewehr aus dem hohlen Baum und geht dem Försterhause zu. Der Maurer ruft ihm noch nach: „Am zweiten Fenster — rechts — sitzt er!" — Am zweiten Fenster rechts sieht der Jörg den breiten Schatten des Försters und legt an. Sieben Kinder sitzen und springen um den Tisch herum und neben dem Lichte sitzt ein schwangeres Weib und näht. Der Jörg sieht alles und senkt sein Gewehr ein wenig. — Noch zweimal hob er das Gewehr ans Ohr und zielte und senkte es langsam wieder. Dann schlich er fort, wie er gekommen war. An der großen Buche schlug er sein Gewehr in tausend Stücke und hat nie mehr geschossen sein Leben lang.

Der Maurer aber jagte nach jenem Sonntag wie wieder vorher, noch lange Jahre, bis ihm die Polizei das Gewehr, trotzdem er es in den Kamin gemauert hatte, abnahm und ihn hart bestrafte. — Später, als des Maurers Sohn die große Jagd pachtete, da ging auch der Alte mit auf die Jagd. Er konnte zwar nicht mehr schießen mit seinen zitternden Händen, aber er wollte nur im Walde sein, sagte er allemal. — Jetzt ist er schon zwei Jahre unter dem Boden! — Gott gebe ihm die ewige Ruhe! — — —"

So weit hat mir die Mutter erzählt, und der Sturm und das Tannenrauschen machten Musik dazu. — Ich habe den Jörg mehrmals an Sonntag Abenden ganz still und allein mit seinem uralten Dackel im tiefsten Waldesdunkel wandelnd gesehen. Einmal bin ich ihm begegnet, als er gebückt und keuchend den Gottesackerberg herabkam. Im Vorübergehen bemerkte ich, daß auf dem Grabe des alten Maurers ein frisches, grünes Tannenreis steckte.

Frühjahrsausstellung der Münchener Sezession.

Wenn man bei der soeben eröffneten Ausstellung wie üblich nach einer sogenannten besonderen Note fragen will, so wird die Antwort schwer in dieser oder jener bestimmten Art zu geben sein. Am einfachsten kann man die Sache wohl dadurch erledigen, daß man erklärt, es sei die Note eines bei diesen Ausstellungen üblichen Hochstandes, der in einer Reihe von Fällen sich über die Mittellinie tüchtigen Könnens sogar erhebt, ohne, wie gleichfalls üblich, zu wirklichen Wolkenhöhen sich aufzuschwingen. Indes muß man nicht undankbar sein. Vergleicht man diese Ausstellung mit so manchem auch, was hier am Ort geboten wird, zumal etwa im Glaspalast, so wird man der bedeutenden Eigenschaften eines großen Teils der in der Sezession gezeigten Leistungen erst recht bewußt. Eine sehr bedeutende Rolle spielen diesmal die zeichnenden und vervielfältigenden Künste, eine nebensächliche hat die Plastik. Ein paar tüchtige Bildnisse von Schwegerle, Winter-Heidingsfeld.

Studienfiguren von H. Becker, E. Zimmermann, E. Epple, lebensvolle Tierstudien von M. H. Fritz und W. Krieger, das ist diesmal alles. Es dient mehr zur Belebung als vom Stande der gegenwärtigen Plastik Begriff zu geben. — Die graphische Abteilung ist zwar lange nicht so zahlreich beschickt, wie jene der Malereien, bietet aber dafür eine Sondergruppe von außerordentlichster Bedeutung. Es ist die über 50 Nummern umfassende Sammlung von Radierungen des Engländers Frank Brangwyn. Unter den modernen Graphikern steht dieser Meister einfach unerreicht da. Die Technik ist verschieden, gelegentlich bedient er sich mit erstaunlichem Geschick der Crayon-Manier, wie bei einem Blatt „Kornschneider“, zumeist aber ist es die Radierung in Verbindung mit der Aquatinta, die zu den stärksten wie zu den feinsten Wirkungen führt. In jedem Strich liegt eine Festigkeit und Sicherheit, die aus dem Bewußtsein absoluter Herrschaft über alles Technische hervorgeht, aus einem Können, für das es Schwierigkeiten nicht mehr gibt. Wie diese menschlichen Körper in den bewegtesten Stellungen gezeichnet und herausmodelliert sind, wie beispielsweise bei den von Brangwyn oft geschilderten sehr großen und komplizierten Baugerüsten allerschwierigste Perspektive mit gänzlich selbstverständlicher Meisterschaft überwunden wird, ist schon allein bewunderungswürdig. Darnach schließen sich diese Elemente zu radierten Gemälden von faszinierender Wirkung zusammen, von einer Vertiefung, von einer Reichhaltigkeit verschiedenster dynamischer Abstufungen, die nur durch souveräne Beherrschung der Aetztechnik zu erlangen ist. Bisweilen sind in das tiefe Braun dieser Drucke andere Töne verschmolzen, die zur Belebung wesentlich beitragen. Ueber all diesen technischen Eigenschaften steht dann der geistige Gehalt. Brangwyn schildert mit Vorliebe das Volk bei der Industriearbeit, er stellt seine Gestalten in ihre Welt der Schiffswerften, Bauten, Fabriken, er beobachtet sie aber auch bei ihrer Ruhe, bei den Feierlichkeiten, die in ihr schlichtes gequältes Leben Sonnenblicke werfen. Diese Blätter voll tiefen sozialen Gehaltes werden dereinst als Dokumente von einem wichtigsten Teile des Lebens und Strebens unseres Zeitalters Kunde geben. — Außer ihnen zeigt die graphische Abteilung noch eine ganze Anzahl achtunggebietender Leistungen, so die Künstlerporträts von Karl Bauer, eine Studie „Dachauer Mädchen“ von Oskar Graf, etwas japanisierende Holzschnitte mit Tieren von W. Klemm, zum Teil farbige Landschaften von K. Thiemann. Zum Großartigsten gehören unter den Zeichnungen drei Bildnisstudien von Samberger, wahre Meisterstücke tiefgründiger Charakterisierungskunst. Wenig erfreulich sind die Zeichnungen von A. Lambert-Paris und die in sehr zarten, doch unruhigen Linien gehaltenen Schwarz-weiß-Blätter von F. Stäger gehen mit einem „Ausschnitt aus der Sündflut“ ins direkt Widerwärtige über. — Trotz solcher weniger erfreulichen Einzelheiten ist doch die graphische Abteilung in ihrer Reichhaltigkeit schon darum besonders zu begrüßen, weil ihre mehr abstrakte Art unserem Empfinden vielfach mehr zu sagen weiß, als die vorzugsweise auf Erreichung technischer Wirkung ausgehende Malerei. Der dort in bedeutendem Maße vorhandene Gedankeninhalt wird hier leider nur zu oft vermißt, oder genügt nicht, um den Werken dauerndes Interesse zu sichern. Am meisten gelingt dies immer noch den Porträts. Denn an Schilderungen höherer Art denkt nur selten jemand. Und wenn, wie etwa M. Beckmann mit seiner „Beweinung“, so hofft man in diesem Fall, daß nicht die Passionsszene Christi damit gemeint sein möchte. Unter den Bildnissen sind verschiedene, die von starker Charakterisierungskunst zeugen. So Werke von A. v. Bülow, E. Burmester. Gröbers Bedeutung auf diesem Gebiet ist ohnehin bekannt. Dieser Künstler kommt diesmal außerdem mit einer recht guten Jagdskizze und einer Reihe von Stillleben. Ein Damenbildnis von Habermann zeigt dessen hinlänglich bekannte Art. Ein Werk von prachtvollem dunklem Goldton, leider die Figur in etwas absichtlicher Pose, ist Robert Sterls Bildnis des Generalmusikdirektors E. v. Schuch. An Akten ist wie immer kein Mangel. Recht tüchtig ist dabei ein junger Mann mit zwei Pferden von L. Vacátko. Eine Sammlung farbiger Flecken stammt von Feldbauer. Ihm folgt W. Gallhoff mit einem recht wenig erbaulichen Doppelakt auf Gelb. Zwei am Meeresstrande kauernde Weiber scheinen nach dem Titel des Bildes zu bedauern, daß sie sich noch „Diesseits“ befinden. Knabenakte von Landenberger und Winternitz zeigen die bekannten Vorzüge dieser Künstler. Beide kommen auch mit Landschaften trefflicher Qualitäten, und damit betreten auch wir das Gebiet, auf dem wie gewöhnlich das weitaus größte Schaffen entwickelt wird. Wie zwei Künstler das gleiche Thema verschieden auffassen, zeigen in interessanter Art die Herbststudien, die P. Crodel und R. Pietzsch nach genau demselben Motiv (Kloster Schäftlarn) gemacht haben. Ersterer in trüber, letzterer in klarer, durchsichtiger Farbe. Ueberhaupt ist Pietzsch diesmal wieder trefflich vertreten, so mit einer Brücke in Grünwald und einem Herbst im Isartal. Seinen italienischen und schwedischen Studien gegenüber kann ich die Empfindung nicht los werden, daß sie des Künstlers Eigenart nicht so klar wiedergeben, wie die heimischen Motive. Unter Karl Reisers Werken ist ein „Watzenstein im Vorfrühling“ weitaus das beste, was seit langem von ihm zu sehen war. Schramm-Zittau hat einen an einem Getreidefelde vorüberführenden Feldweg in leuchtender Sonne gemalt, leider etwas zu sehr gepatzt und in reichlich großem Format. Düster und starktonig ist Julius Seylers „Herbststurm“, ein anderes Bild von ihm, „Das helle Kleid“, ist leider allzu skizzenhaft geblieben. Vetter malt u. a. den „Wittelsbacherplatz“ bei Regenstimmung mit bekannter Trefflichkeit. Sehr bedeutend ist von Richard Kayser u. a. ihrer Luft- und Wolkenstimmung halber eine Studie vom Chiemsee. M. Heymanns „Regenstimmung in Venedig“ verdankt ihre Bedeutung dem Studium Manets. H. v. Hayek hat ein und dasselbe Motiv „Heuwagen auf einer Dachauer Straße“ mehrfach und geistvoll variiert, bringt auch Studien aus der Bretagne und den Alpen. Endlich ist der Interieurmalerei zu denken, die durch Werke von H. Fritsch, Th. Hummel, J. Kühn jun., R. Nißl, Piepho u. a. m. beachtenswert vertreten ist.

Dr. O. Doering-Dachau.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Residenztheater. Neueinstudiert erschien Ibsens „Baumeister Solneß“. In diesem Altersdrama des Dichters tritt die Symbolik in die Stube des Alltages; rein realistisch genommen wird man die Handlung als unmöglich ablehnen. Es ist der Kampf des Alters, das seine beherrschende Stellung nicht aufgeben will, gegen die vorwärts strebende Jugend. Der Grundzug ist hoffnungsloser Pessimismus, aber doch einer, der sich über das rein materielle hinaushebt, wenn auch Ibsen von seinem Standpunkte aus auf seine transzendentalen Regungen keine Antwort weiß. Dies Tiefsinnig-Rätselhafte des „Solneß“ hat auf Schauspieler und Publikum stets seinen Reiz geübt. Steinrück drängt das Allegorische nicht in den Vordergrund, er bleibt immer realistisch, ohne deshalb an Perspektive zu verlieren. Auch Frl. Terwin (Hilde) war in erster Linie von jugendlicher Urkraft. Die anderen fügten sich dem feinabgestimmten Ensemble gut ein. — Hermann Bahrs graziöses Lustspiel: „Das Konzert“ findet beim Publikum so starken Anklang, daß eine Doppelbesetzung einiger Hauptrollen sich als notwendig erwies.

Schauspielhaus. „Daniel Hertz“, Schauspiel von Henri Nathansen, fand gute Aufnahme. Das Stück spielt irgendwo oben im Norden, wo der skandinavische Autor wohnt. Der Schauplatz ist jedoch gleichgültig, denn das Typische an ihm ist das Jüdische des Milieus. Daniel Hertz hat sich mit dem Vaterhause überworfen; er hat mit dessen starren Traditionen gebrochen und ist ein Arbeiterführer geworden. Nun da er in einem Streik den eigenen Vater bekämpfen soll, vermag er es nicht. Er schließt einen Vergleich, der seiner Partei als Verrat gilt. In diesem Drama scheint der Dichter seine Volksgenossen darauf hinweisen zu wollen, daß in der Festigkeit der Familienbande ihre Stärke liegt und der Einzelne, der sich losreißt, das Zusammengehörigkeitsgefühl nie zum Schweigen zu bringen vermag, auch wenn er die Anschauungen seiner Rasse geistig „überwunden“ zu haben glaubt. Der Autor hat seine Typen scharf und von ziemlich objektivem Gesichtspunkte aus gesehen; er weiß sein Milieu farbenreich zu malen, dramatisch wirksame Szenen zu schreiben und das ganze Stück hinterließ mir den Eindruck, daß Nathansen hier Dinge gestaltet hat, mit denen sich künstlerisch auseinanderzusetzen, ihn eine innere Nötigung trieb. Die Wiedergabe weist eine Anzahl sehr tüchtiger Leistungen auf.

Elftes Abonnementskonzert des Konzertvereins. Ferdinand Löwe hatte wiederum ein fesselndes Programm gewählt. Der Abend begann mit A. Ritters symphonischer Trauermusik: „Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe“, deren Farbenreichtum und Klangschönheit zu stärkster Wirkung kam. Es folgte Dvoraks Konzert A-Moll für Violine mit Orchester Op. 53. Henri Marteau zeigte in ihm wieder die glänzenden Vorzüge seiner eminenten Geigenkunst, die das Publikum zu langandauerndem Beifall hinriß. Den Schluß bildete Berlioz' phantastische Symphonie „Episode aus dem Leben eines Künstlers“. Dieses Werk eines schrankenlosen, aber genialen Subjektivismus hinterließ unter Löwes nachfühlender Direktion tiefe Eindrücke. Der vollbesetzte Saal dankte durch herzlichen Applaus.

Verschiedenes aus aller Welt. Dr. P. Hartmann von An der Lan-Hochbrunns Oratorium „Der Tod des Herrn“ wurde unter Leitung des Komponisten in S. Chiara mit großem Erfolge aufgeführt. Die Besetzung der Solopartien durch die Damen Sazi und de Cisneros, sowie Herrn Scandiani wird sehr gerühmt. Im Kgl. Theater von Neapel wird nach Berichten Pater Hartmann in diesen Tagen Rossinis „Stabat mater“ dirigieren. — Freiherr von Meyern-Hohenberg, der Intendant der Koburg-Gothaischen Hofbühnen, welcher sich als sehr erfolgreicher Theaterleiter erwiesen, ist im Alter von 46 Jahren gestorben. — Das Ensemble des Deutschen Theaters in Berlin wird auf Anregung des deutschen Reichskommissärs der Brüsseler Weltausstellung während des Monats Juni im Théâtre Royal du Parc in Brüssel ein Gastspiel mit Werken Goethes, Schillers und Shakespeares absolvieren. — In Berlin wurde eine Calderongesellschaft gegründet. — In Wien hatte „Der Landarzt“, ein Volksstück von Friedrich Drexler.



München starken Erfolg. Der Kampf des braven Landdoktors gegen Kurpfuschertum und bäuerliche Vorurteile ist wirksam geschildert und von guter dramatischer Wirkung. — „Mensch sein", ein Drama von Louis Engelbrecht, fand bei seiner Uraufführung in Dessau sehr freundliche Aufnahme. — In Königsberg wurde der Bau eines neuen Theaters beschlossen, welches sich vornehmlich dem modernen Schauspiel widmen soll. Auch in Frankfurt a. M. wird ein neues Theaterunternehmen geplant. Das „Komödienhaus" will u. a. die neuen Grundsätze der Inszenierungsreform verwirklichen. — Das Händelsche Oratorium „Josef" erlebte in Halle die deutsche Uraufführung. Das gesangstechnisch schwierige Werk wurde durch die dortige Singakademie mit schönem Erfolge aufgeführt. — Felix Weingartner wurde von der Kgl. Akademie der Tonkunst in Stockholm zum Mitglied ernannt.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Konsequenz der schon lange anhaltenden Geschäfts-Stagnation bildet ein Abbröckeln der Kurse und ein Abflauen der Situation an den Börsen. Zwei markante Erscheinungen sind es hauptsächlich, welche diese Tendenz an den deutschen Börsen bestimmt haben: Die Unsicherheit der Geldmarktlage und die Sorge um die zukünftige Gestaltung der heimischen Industrie. Seit der Diskonterhöhung der englischen Notenbank ist die Gefahr der plötzlichen und scharfen Geldverteuerung akut. Wenn auch die Ziffern der Reichsbankausweise bis jetzt eine ähnliche Massnahme bei unserer Reichsbank noch nicht notwendig machten, so ist sicher, dass gegen Monatsende die Anforderungen an unser heimisches Notenbankinstitut erheblich, vielleicht ganz ungewöhnlich starker Art sein werden. Diese an den Börsen alles beherrschende Diskussion über die Entwicklung der Reichsbank-Ansprüche wirkt natürlich lähmend auf den ganzen Verkehr. Die Versorgung zur Ultimoregulierung zeigte für den Monat März abnorm hohe Zinssätze. Diese Verteuerung des Geldes an den Börsen macht sich auch bemerkbar, weil durch die Reserviertheit der Finanziers das flüssige Geld rarer wird und der Markt vielfach auf fremde Gelder — von Frankreich und England — angewiesen wird. Die Schattenseiten dieser monitären Politik sind zu bekannt. Jedenfalls sind aber seit dem 4%igen Satz der englischen Bank die ausländischen Geldbedürfnisse bei diesem Institut erheblich reduziert. Nur Amerika versucht jetzt wiederum einen grosszügigen Geldpump in England, um die grossen Bedürfnisse des Eisenbahnwesens zu decken. Amerikanische Bahn- und Städtebonds von mehr oder minder guter Sicherheit werden voraussichtlich bald den europäischen Kapitalisten offeriert werden. — Die Wirtschaftslage und die Konjunktur der heimischen Industrie ist derzeit nicht zum besten bestellt. Die Einnahmen der deutschen Eisenbahnen im Februar haben zwar überall Ueberschüsse erzielt. Die Berichte aus den Industriezentren sind jedoch jetzt fast durchwegs wiederum unerfreulicher Art. Speziell aus Oberschlesien werden Klagen über unzufriedene Preise und den Geschäftsgang laut. Im Gegensatz zu der bisherigen Annahme, dass das Frühjahrgeschäft sich gut anlassen werde, kann konstatiert werden, dass sowohl Konsum wie Absatzmöglichkeit durchaus unzureichend sind. Auch vom rheinisch-westfälischen Industriebezirk sind die Meldungen zumeist nicht zum besten. Es mag sein, dass die trübere Auffassung der industriellen Lage mit dem derzeitigen Stillstand der Börsen identisch ist und erstere als übertrieben pessimistisch erscheint. Denn die Berichte vom amerikanischen Eisenmarkt zum Exempel lauten durchaus zuversichtlich und melden von zunehmender Geschäftsentwicklung. Die von der Grobblechkonvention beschlossene Preiserhöhung bei uns blieb bislang wirkungslos. — Das einzige erfreuliche Moment in der letzten Berichtswoche war die Mitteilung des Reichsschatzsekretärs, dass bis 1912 keine neuen deutschen Reichsanleihen mehr zu erwarten seien, und dann nur ein geringer Betrag aufgenommen werden dürfte. Dieses Programm würde ein erfreuliches Novum zur Konsolidierung und Besserung unseres Anleihemarktes schon deswegen bilden, weil endlich mit dem System der alljährlichen neuen Emissionen und der dadurch eingetretenen Ueberkapitalisierung am Rentenmarkt aufgeräumt würde. Die bekannte Uebersättigung der Börsen mit deutschen Staatsanleihen bedarf auch wirklich einer gründlichen Remedur durch eine längere Pause in neuen Emissionen. Die Kurse der Renten, speziell der Reichsanleihen, erfuhren denn auch in wenigen Tagen eine erhebliche Steigerung, welche sich sicherlich noch fortsetzen wird. Eine weitere Befestigung der Kurse von deutschen Anleihen wird auch dadurch begründet, wenn die Bestimmungen des Reichsversicherungsentwurfs in Kraft treten, dass ein erheblicher Prozentsatz der Mittel von Invalidenversicherungsanstalten und Berufsgenossenschaften usw. in Anleihen zu erfolgen hat. M. Weber.

In der Sitzung des Aufsichtsrates der **Bayerischen Versicherungsbank, Aktiengesellschaft,** vorm. Versicherungsanstalten der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank **München** wurde die Gewinn- und Verlust-Rechnung für die einzelnen Versicherungszweige der Bank nebst Bilanz und Jahresbericht festgesetzt und beschlossen, der Generalversammlung vorzuschlagen, dass aus dem Gesamtgewinn von ℳ 1,573,034.42 an die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank eine Dividende von ℳ 750,000.— gezahlt wird. M. W.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Kurze polnische Grammatik für Geistliche. Nebst Anhang. Von P. Nazarius Sasse. 3. Aufl. ℳ 1.20. (Paderborn, Bonifazius-Druckerei.)

Altarssakraments- und Herz-Jesu-Predigten von Dr. Ph. Hammer. ℳ 2.—. (Paderborn, Bonifazius-Druckerei).

Homiletische Predigten über die sonn- und festtäglichen Evangelien von August Perger. 4. Aufl. ℳ 4.80. (Paderborn, Bonifazius-Druckerei).

Deutsche Bürgerkunde. Von Prof. Dr. A. Giese. 5. Aufl., geb. ℳ 1.60. (Leipzig, R. Voigtländer).

Das hauswirtschaftliche Bildungswesen in Deutschland. Von Dr. Wilhelm Liese. Herausgegeben vom Verband für soziale Kultur und Wohlfahrtspflege (Arbeiterwohl). gr. 8°. 160 S. geb. ℳ 2.—, postfrei ℳ 2.20. (M.-Gladbach, Volksvereinsverlag.)

Einführung in die elementare Mathematik. Von August Schuster. Klein-Oktav. in Leinen geb. 169 S., ℳ 1.—. (Kempten und München, Kösel).

Die Liebe bis ans Ende. Gedanken über die hl. Eucharistie. Von Dr. O. Prohászka, Bischof von Stuhlweißenburg. Ins Deutsche übertragen von Baronin Rosa von der Wense. 120 S. Geb. ℳ 1.20. (Kempten und München, Kösel).

Das Freihandelsargument von Lujo Brentano. 2. Aufl., kart. ℳ 0.75. (Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe").

Bruder Jesus. Gnostisch-soziales Drama in einem Akt von Otto Krause. (Dresden-A. 16, Rudolf Kraut).

Die Schlacht am Morgarten von P. W. Sidler. VIII S. Vorwort, 248 S. Text und 44 S. Anhang. Lexikon 8°-Format, mit 30 Bildern, zwei großen Kartenbeilagen und 10 Einschaltkarten. (Zürich, Art. Institut Orell Füßli). Preis: Fr. 7.—.

Faust von J. Wolfg. Goethe. Für Schule und Haus herausgegeben von Dr. Wilhelm Schellberg. (Münster, Aschendorffsche Buchhandlung). 320 S. Geb. ℳ 1.50.

Biblische Zeitfragen, gemeinverständlich erörtert. Ein Broschürenzyklus, herausgegeben von Prof. Dr. J. Nikel-Breslau und Prof. Dr. J. Rohr-Straßburg. Subskriptionspreis für die zweite Folge (12 Hefte) ℳ 5.40 (pro Heft 45 ₰). (Münster, Aschendorffsche Buchhandlung).

Paulus und Johannes als Pastorallehrer. Von Dr. Franz Xaver Mutz. ℳ 2.40. (Paderborn, Ferdinand Schöningh).

Werner, der Schire. Vaterländisches Schauspiel in 3 Aufzügen von Karl Groß. ℳ 0.75. (München, Lentner).

Eine Wehrsteuer für Deutschland. Von Otto von Harling. (Berlin, Verlag des Vaterländischen Schriftenverbandes).

Der Leib und sein Recht im Christentum. Eine Untersuchung des Verhältnisses moderner Körperkultur zur christlichen Ethik und Aszese. Von Prof. Dr. Franz Walter. ℳ 10.—. (Donauwörth, L. Auer).

Denkschrift und Prospekt zur Herstellung und zum Erwerb billiger Arbeiterwohnungen, sowie Eigenhäuser, Villen, Ledigenheime. Von A. Neustadt, München.

Oberammergau und sein Passionsspiel 1910. Reich illustrierter Führer von Ferd. Feldigl. (Oberammergau, Ludwig Rutz.) ℳ 1.80.

Heriberts Waldfahrt. Von Maximilian Schmidt. 8° 216 S. Geh. ℳ 3.—, geb. ℳ 4.—. (W. Wunderling, Regensburg).

Wie es so kam. Skizzen und Geschichten von B. Westenberger. Geb. ℳ 3.—. (Otto Wigand m. b. H., Leipzig.)

Pastor Köhlers wilde Rosen. Roman von Friedrich Frohmut, 26 Bogen 8°, ℳ 4.—. (Leipzig, Otto Wigand m. b. H.)

Dramatiker der Gegenwart. Von B. Stein. (Gralbücherei Band 8—9.) ℳ 7.—. (Ravensburg, Fr. Alber.)

Die heilige Filomena. Von Th. Nelk. 6. Aufl., 75 Pfg., (Regensburg, Verlagsanstalt Manz.)

Auf zur Freude! Von F. X. Kerer. ℳ 1.50. (Regensburg, Verlagsanstalt Manz.)

Gott und die Schöpfung. Von Prof. Dr. K. Gutberlet. ℳ 8.—. (Regensburg, Verlagsanstalt Manz.)

Betrachtungen für Geistlich und Weltlich auf alle Tage des Jahres. Aus dem Französischen von Ludwig Wahl. 2 Bände ℳ 10.—. (Regensburg, Verlagsanstalt Manz.)

Der Kampf ums Glück. Romantisches Epos in 27 Gesängen von Albert Steiner. Brosch. ℳ 5.50, geb. ℳ. 6.50. (Leipzig, Otto Weber.)

Der heilige Parnaß. Ein geistliches Festspiel nach Calderon von Richard von Kralik. ℳ 1.—. (Ravensburg, Friedrich Alber.)

Ver Sacrum. Heiliger Frühling. Gedichte von Alois Rolf. ℳ 1.—. (Ravensburg, Friedrich Alber.)

Gedichte und Gedanken. Von J. Bergmann. ℳ —.60. (Ravensburg, Friedrich Alber.)

Wenn Heilige lieben. Novelle von Louisa von Haber. I. Teil ℳ 1.50, II. Teil (Gottesurteil) ℳ 1.80. (Ravensburg, Friedrich Alber.)

Die Gralsage. Von R. v. Kralik. Geb. ℳ 4.50. (Ravensburg, Friedrich Alber.)

Monsalvat. Eine lyrische Blütenlese von Wilhelm Oehl. Geb. ℳ 4.—. (Ravensburg, Friedrich Alber.)

Confiteor. Gebete und Selbstgespräche von M. Herbert. Geb. ℳ 4.—. (Ravensburg, Friedrich Alber.)

Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank.

Erhöhung des Aktien-Kapitals.

In der ordentlichen Generalversammlung unserer Aktionäre vom 5. ds. Mts. wurde die Erhöhung des Grund-Kapitals der Bank um M. 5'714,285.70 durch Ausgabe von 5713 auf Namen lautenden Aktien à M. 1000.— und 1 Aktie zu M. 1285.70 in der Weise beschlossen, dass der Besitz einer Aktie zu M. 1000.— ein Bezugsrecht von $^{14}/_{133}$ und der Besitz einer Aktie zu fl. 500.— ein Bezugsrecht von $^{12}/_{133}$ auf eine neu auszugebende Aktie à M. 1000.— gewährt, so dass die bisherigen Aktionäre

auf je 1 Aktie à M. 1000.— und 21 Aktien à fl. 500.— zwei neue Aktien à M 1000.—
oder „ „ **7 Aktien à M. 1000.— und 14 Aktien à fl. 500.— zwei neue Aktien à M. 1000.—**
„ „ „ **13 Aktien à M. 1000.— und 7 Aktien à fl. 500.— zwei neue Aktien à M. 1000.—**
„ „ „ **19 Aktien à M. 1000.— . . . . zwei neue Aktien à M. 1000.—**

beziehen können.

Der Kurs, zu welchem die neu auszugebenden Aktien von den Aktionären bezogen werden können, ist vom Aufsichtsrate auf Grund der ihm von der Generalversammlung erteilten Ermächtigung auf 250% einschliesslich der Emissionskosten festgesetzt worden.

Die neuen Aktien nehmen ab 1. Juli 1910 — also mit der halben Dividende — am Gesamterträgnis der Bank pro 1910 teil.

Bezugs- und Einzahlungsfrist.

Die Herren Aktionäre werden eingeladen, dieses Bezugsrecht

vom 9. bis inklusive 31. März d. J. während der üblichen Kassastunden

auszuüben und Einzahlung zu leisten.

Erlöschen des Bezugsrechtes.

Mit dem 31. März erlischt dieses Bezugsrecht und später einlaufende Anmeldungen können nicht mehr berücksichtigt werden.

Die Anmeldungen erfolgen im Bureau Nr. 62 unseres Bankgebäudes — Theatinerstrasse Nr. 11 — unter folgenden Normen:

Berechtigung z. Ausübung des Bezugsrechtes.

I. Zur Ausübung des Bezugsrechtes ist derjenige befugt, welcher die Aktie vorzeigt und sein Bezugsrecht aus dem Inhalt derselben nachweist. Die Bank ist berechtigt, aber nicht verpflichtet, das Besitzrecht des Vorzeigers zu prüfen.

Formalitäten bei der Anmeldung.

II. Die Aktien sind ohne Couponsbogen mit zwei unterschriebenen Zeichnungsscheinen, zu welchen Formulare zur Verfügung stehen, einzureichen. Die Aktien werden nach erfolgter Abstempelung über Ausübung des Bezugsrechtes sofort zurückgegeben.

Die **Zeichnungsscheine** müssen enthalten:
a) Zahl und Nummern der eingereichten Aktien eventl. Bezugsrechtscheine arithmetisch geordnet,
b) Angabe des Namens, auf welchen die neuen Aktien ausgefertigt werden sollen.

Einzahlung.

III. Der Betrag für die neuen Aktien ist pro Stück mit M. 2500.— Pfg. sogleich voll einzubezahlen, worauf der Einreicher eine Bescheinigung über die anzusprechenden neuen Aktien erhält; für Zahlungen, welche vor 31. März geleistet werden, vergütet die Bank 4% Zins bis 30. Juni 1910 inkl.

Einzeln-Bezugsrechte auf Grund von Aktienbesitz.

IV. Bei Einreichung von Aktien, welche sich mit der oben angegebenen Anzahl nicht decken, werden den Aktionären für den verbleibenden Teilbetrag Bezugsrechtscheine ausgehändigt, ebenso erhalten diejenigen Aktionäre, welche die neuen Aktien nicht beziehen wollen, Bezugsrechtscheine.

Auch in diesem Falle ist das Besitzrecht aus dem Inhalte der Aktie nachzuweisen (wobei die Bank berechtigt, aber nicht verpflichtet ist, das Besitzrecht des Vorzeigers der Aktie zu prüfen) und sind die Aktien mit **Bordereau,** welches Aktienzahl und Nummern, sowie den Namen des Einreichers enthält, einzureichen.

Anderweitig erworbene Bezugsrechte.

V. a) Die Einreicher von $^{133}/_{133}$tel Bezugsrechten,
b) sowie diejenigen Einreicher, welche sich als Besitzer von weniger Aktien als oben angegeben legitimieren, auf welche das Bezugsrecht noch nicht ausgeübt ist, jedoch Bezugsrechtscheine zur Ergänzung der erforderlichen Bezugsrecht-Anzahl besitzen, erhalten nach erfolgter Einzahlung eine Bescheinigung über die anzusprechenden neuen Aktien.

Präklusiv-Frist der Bezugsrechtscheine.

Die Bezugsrechtscheine sind mit Ablauf des 31. März ds. Js. **ungültig** und **wertlos.**

MÜNCHEN, den 7. März 1910. **Die Direktion.**

Frankfurter Hypotheken-Kredit-Verein.

Aktiva. Bilanz per 31. Dezember 1909. Passiva.

Aktiva		Passiva	
Kassa-Konto	1,413,682 07	Aktien-Kapital-Konto	16,500,000 —
Kupons-Konto	240,957 41	Reservefonds-Konto	5,440,000 —
Wechsel-Konto	1,999,460 68	Disagio-Res.-Fds.-Kto.	200,000 —
Konto-Korrent-Konto	4,558,632 45	Pfandbriefagio-Konto	974,279 54
Effekten-Konto	4,560,445 07	Immobilien-Reserve-Konto	170,000 —
Hypotheken-Konto	344,281,109 64	Beamt.-Pens.-Fds.-Kto.	443,571 02
Hypothekenzinsen-Konto Laufende Zinsen bis 31. Dezember 1909	3,185,951 46	Hypotheken-Pfandbrief-Konto	330,241,100 —
Bankgebäude-Konto	480,000 —	Konto aufgerufener Pfandbriefe	2,105 39
		Konto verlost. Pfandbriefe	8,310 —
		Pfandbriefzinsen-Konto	3,916,794 75
		Konto-Korrent-Konto	563,783 16
		Talonsteuer-Konto	190,000 —
		Dividenden-Konto	1,194 —
		Gewinn- u. Verlust-Konto	2,069,100 92
	360,720,238 78		360,720,238 78

Debet. Gewinn- und Verlust-Konto per 31. Dez. 1909. Kredit.

Debet		Kredit	
An Unkosten-Konto	470,467 91	Per Vortrag aus 1908	234,941 29
„ Pfandbriefzinsen-Kto.	12,732,094 90	„ Interessen-Konto	469,145 52
„ Pfandbrief-Anfertigungs-Konto	192,267 —	„ Hypothekenzinsen-Konto	14,426,597 73
„ Talonsteuer-Konto	205,490 —	„ Pfandbriefumsatz-Kto.	204,050 34
„ Gewinn-Saldo	2,069,100 92	„ Darlehens-Provisions-Konto	334,684 95
	15,669,419 83		15,669,419 83

Die Leser werden freundlichst gebeten, bei allen Anfragen und Bestellungen, die sie auf Grund von Anzeigen in der „Allgemeinen Rundschau" machen, sich stets auf die Wochenschrift zu beziehen.

Chefredakteur Dr. Armin Kausen; für die Redaktion verantwortlich in Vertretung: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag. In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 23 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer. Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.

Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile, b. Wiederholung. Rabatt Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 15. München, 9. April 1910. VII. Jahrgang.

Es war einmal eine Milliarde.

Von Albert Dettling, Paris.

Diese Milliarde lag begraben in einem Schloß in Spanien. Ein Staatsmann (Waldeck-Rousseau) hatte gesagt: „Ich hole sie ... Stimmt für mein Gesetz und ich lege sie euch zu Füßen.“ Flugs kam das Gesetz und man wartete auf die Milliarde. Einige Monate zogen ins Land. Rechner von Talent nahmen, so gut es ging, die Milliarde zuvor unter die arithmetische Lupe. Und siehe da, sie fanden wiederum den uralten Satz bestätigt: Errare humanum est. Man entdeckte anstatt der tausend nur sechshundert Millionen. Immerhin noch ein respektabler Schatz selbst für den nimmersatten Staatssäckel. Nun gings nach dem theoretischen Vorstudium an die praktische Arbeit. Man grub und grub. Aber dem Milliardenappetit stand eine zweite Enttäuschung bevor. Wir werden uns mit 200 Millionen begnügen müssen, meinten die Männer vom Gesetz. Indes auch 200 Millionen sind nicht zu verachten. Zahllose Ratten, große und kleine, nagten an diesem fetten Mammonbissen. Sie nagten und nagten jahrelang daran ganz ungestört. Plötzlich ging das Gerücht, daß noch 50 Millionen übrig blieben. Die Milliarde sollte zur längst versprochenen und ersehnten Verwirklichung eines sozialen Problems dienen und den Arbeitern in der Form einer Altersrente einen sorgenlosen Lebensabend bereiten. Was nun mit diesen ärmlichen 50 Millionen zu diesem Zweck beginnen? Ein Tropfen auf einen heißen Stein. Es half natürlich nicht viel, sich gegen die brutale Tatsache aufzubäumen. Wenn 50 Millionen sozusagen vom Himmel fallen, so ist das einem Beinbruch noch entschieden vorzuziehen. Aber ach! Auch diese 50 Millionen schmolzen bei Licht besehen immer mehr zusammen wie der Schnee in der Lenzessonne. Sie schmolzen auf 30, auf 20 herab. Und wann werden wir diese 20 Millionen endlich bekommen? wagten jene zu fragen, die auf die Milliarde gewartet hatten. Ihr könnt auf fünfzehn rechnen, kam die Antwort. Bald jedoch ging das Gerücht, daß es sich nur um 10 Millionen handle, dann um 5, 3, 2, und endlich gar hörte man sich die noch bescheideneren Zahlen 500,000 Fr., 400,00 Fr. 300,000 Fr. usw. ins Ohr flüstern. Man schien aus einem Traume zu erwachen ... Eines Tages hieß es, daß der Staatskasse der Restschatz endlich überbracht werde. Dieses historische Ereignis zog eine ungeheure Menschenmenge nach dem Finanzministerium. Ein Herr vom richtigen Beamtenschlag ging schließlich korrekt und etwas schüchtern zum Kassenschalter und sagte mit bewegter Stimme: „Ich überbringe Ihnen hiermit den Betrag der Ordensliquidationen. Macht zusammen zwei Franken.“ Der Kassier nahm das Geldstück mit sauer pessimistischer Miene in Empfang und ließ es auf die Marmorplatte fallen, um es auf seinen Klang zu prüfen, wie man das in Frankreich zu tun pflegt. Entrüstet rief er: „Mein Herr! Sie halten mich wohl zum Narren. Diese Silbermünze ist aus Blei.“ ...

Die vorstehende Erzählung ist eine politische Legende oder auch keine. Es steckt ein sehr realer Kern in ihr. Sie hat sich zum weitaus größten Teil schon verwirklicht. Das berüchtigt gewordene Liquidatorentrio Ménage, Duez, Lecouturier, das von den Einflüssen der politischen Begünstigungswirtschaft auf den Aktionsplan geschoben und zum Sachverwalter von 169 Kongregationen, d. h. zu Tausenden von nicht autorisierten Niederlassungen, bestellt wurde, stürzte sich mit seinen Hintermännern unter dem Deckmantel der Justitia auf den Ordensleichnam, um ihn geierartig auszuweiden. Natürlich nicht im Staatsinteresse. Der Exministerpräsident Combes hat sich gerühmt, ausschließlich den Sturz des Klerus und der Kirche angestrebt zu haben. Wir glauben ihm aufs Wort. Neben und hinter ihm aber tauchte ein Heer von Gestalten höchst zweifelhafter Moral auf, das, auf die eigene Geldtasche schielend, den leisesten Skrupel des Prinzips ebenso behend als kühl beiseite schob. Die Auflösung des Konkordats und die weitere Entwicklung des Kulturkampfs ist diesen geldgierigen „Prozedurbanditen“, wie sie der Justizminister Barthou unlängst treffend nannte, als ein zur Plünderung reiches Feld erschienen. Es galt eine Goldmine auszubeuten, von der man ohne jede Kapitalanlage auf dem einfacheren, kostenlosen Wege der Parlamentsvoten und unter der im modernen Frankreich stets verlockend klingenden Devise „Verteidigung der Laiengesellschaft“ Besitz ergriff. Ministerpräsident Briand gab neulich den Betrag der bis dato erfolgten Abwicklungen von Ordensgütern auf 440 Millionen Fr. an. Selbstverständlich handelt es sich hier um eine Ziffer, die sich auf parteipolitische Taktik stützt. Denn der auf den Gütern lastenden zahlreichen Hypotheken ist dabei nicht gedacht. Immerhin mußte es jedem von vornherein klar sein, daß eine Wanderung solch gewaltiger Werte einen Strom von unehrlicher Spekulation und Profitsucht entfesselt und das gerade in einem Lande, das auf Kosten des Staates und des Volkes eine Reihe von Geldschwindeleien größten Stils wie den Panama- und Wilsonskandal, den Fall Humbert usw. verzeichnen mußte. Wie kam es dann, daß eine Güterabwicklung diesen Umfangs in der Hauptsache drei Männern übertragen und nicht mit den nötigen Garantien umgeben wurde? Eine Frage, die dem Kenner der hiesigen politischen Kulissenmanöver naiv genug erscheint. Von der Opposition wurde seinerzeit ein diesbezüglicher geeigneter Antrag gestellt. Damit war aber auch seine grundsätzliche Ablehnung unter der im Schlepptau der jakobinischen extremen Linken sitzenden combistischen Aera, die selbst die gemäßigteren Republikaner als ihre Feinde betrachtete, sofort besiegelt. Die Opposition kann sich heute indes egoistisch vergnügt ins Fäustchen lachen. Die Revanche kam, wenn auch nicht gerade hurtigen Schrittes. Sie brauchte ein paar Jahre. Die Milliardenmajorität, die in einigen Wochen um den Stimmzettel ihrer verdutzten Wähler betteln muß, hat die Folgen ihrer engherzigen Parteipolitik zu tragen. Noch nie in den letzten 15 Jahren war die Stellung der Opposition eine günstigere und noch nie hätte sie auf ein erfolgreicheres Wahlergebnis hoffen dürfen, wenn sie es nur verstünde, geschlossen zu sein.

Ménage, der Liquidator von 53 Orden (darunter die 169 Etablissements der Jesuiten und die 53 der Kapuziner) wurde auf Betreiben der von Combes präsidierten Sonderkommission des Senats schon früher wegen „unregelmäßigen Geschäftsbetriebs“ seines Amtes enthoben. Nun entpuppte sich Duez, der zum Sachverwalter über 13 Kongregationen (darunter die der Brüder der christlichen Doktrin mit 1700 Anstalten und die der Franziskaner) ernannt war, als ein Gauner ersten Ranges. Duez, der Mann mit dem tadellosen Gehrock, dem wohlgepflegten Kapuzinerbart und dem sprudelnden Humor eines commis voyageur, der Politiker und einflußreiche Juristen zu Tische lud, um bei Austern und Champagner die „laufenden Geschäfte“ gemütlicher zu besprechen, Duez, der Mieter von vier Pariser Luxuswohnungen, der Kenner galanter Adressen, der lächelnd eingestand, daß ihn sein Don Juan-Vergnügen allein auf 300,000 Fr. pro Jahr zu stehen komme. Was dieser Kunde, der sich in verschiedenen ihm übertragenen Geschäftsfällen nicht

einmal der Mühe der Buchung unterzog, an Geldern entwendet hat, als er in seine eigene Tasche hineinliquidierte, anstatt in die des Staates, läßt sich zur Stunde auch nicht annähernd bestimmen. Jedenfalls ist die Summe von 5 Millionen, die in den Blättern als Unterschlagung vermutet wurde, zu nieder gegriffen. Ob die Oeffentlichkeit jemals genauen Einblick hinter die Kulissen dieses sensationellen Skandals gewinnt, erscheint mehr als fraglich. In sonst gut unterrichteten politischen Kreisen gilt es als offenes Geheimnis, daß Duez als früherer Angestellter des Liquidators Imbert in der Erbschaftsangelegenheit des tragisch verschwundenen Barons Jacques de Reinach in den Besitz von Listen und Geheimnissen gelangt sei, die für manche Persönlichkeit von Stellung stark kompromittierend wirken.

Immerhin sind durch kompetente Federn in der Presse eine Reihe äußerst typischer Details von keckstem Freibeutertum bekannt geworden, die den gesamten Liquidationsskandal grell genug beleuchten. Leider verbietet uns der Raum, näher darauf einzugehen. Nur ein weniger bekanntes Beispiel. Während in den ersten 5 Jahren 50 Advokaten am gemeinsamen Butterteller schwelgten und zirka eine Million einheimsten, sind 2000 in drückender Not lebende Kongreganisten mit schäbigen 46,000 Fr. abgespeist worden. Ueber die Art, wie sich Vermietungen und Verkäufe unter der Hand vollzogen und sonstige Geschäfte von gewissenlosen Unternehmern vollzogen wurden, ließe sich ein Buch schreiben.

Blätter sämtlicher Richtungen ergingen sich tagelang in heftigen Angriffen auf die bekannt gewordene Korruption. In der Duez-Affaire selbst besteht der eigentliche Skandal nicht in dem Millionendiebstahl, sondern darin, daß der Gauner selbst von Magistratspersonen gegen den Justizminister unterstützt wurde, und daß die vom Gerichte zu Hilfe gezogenen Rechnungssachverständigen nach Prüfung der Geschäftsführung diese geradezu als ein Muster von Klarheit und Umsicht erklärten. Das ist der Krach der Justiz, ruft der royalistische „Gaulois“ aus und selbst die extrem-radikale „Action“ schreibt: Die Republik sieht sich einer juridischen Maffia gegenüber, die sich unter dem Mantel des Gesetzes organisiert hat. Sehr charakteristisch lautete nach dieser Richtung auch die gewaltiges Aufsehen erregende Erklärung des Finanzministers Barthou von der Kammertribüne herab: „Ich habe die unbedingte Pflicht, dem Parlament die Wahrheit zu sagen und ich muß es daher ersuchen, mit der Regierung nachzuforschen, ob nicht etwas Krankes in unserer Gerichtsverfassung ist, das mit dem Eisen ausgebrannt werden muß ...“ Freilich kam es ob dieser Rede zwischen Barthou und seinen Vorgängern Monis und Vallé, die sich betroffen fühlten, im Senat zu einem Rededuell. Selbstverständlich pro forma. Es galt, die Fassade zu retten. Es mußte festgestellt werden, daß sie für die Skandale nicht persönlich verantwortlich gemacht wurden.

Fünf Nachmittage haben die programmbeladene Kammer und der Senat dem Liquidationsskandal gewidmet. Man versuchte, ihn nach allen Seiten zu beleuchten, nach der politischen, finanziellen, juristischen und moralischen. Dem gegenwärtigen Kabinett fiel es nicht schwer, den Beweis zu erbringen, daß es an dem nötigen Eingreifen nicht fehlen ließ, um den ehrlichen Gang der Abwicklung zu sichern. Die Fehler datieren von Combes Zeiten. Unter- und Oberhaus einigten sich daher auf eine inhaltlich gleiche Tagesordnung, die den skandalösen Machenschaften in der Liquidation des Ordensvermögens ihre Entrüstung und dem Ministerium das Vertrauen ausdrückt. Inzwischen sind sämtliche Liquidatoren, auch der vom „Matin“ protegierte Lecouturier, ihres Amtes entsetzt und ist die weitere Geschäftsführung der Domänenverwaltung übertragen worden.

In politischen Kreisen herrscht der Eindruck, daß die republikanische Mehrheit die politische Verantwortlichkeit als abgetan betrachtet und nur noch die strafrechtliche Abrechnung fordert.

Tiefste Ruh ...

Tiefste Ruh ist Glück, ist Glück.
Ist ein Geh'n in Gottes Gärten
Spürest schauernd Stück um Stück
Langsam in dir heller werden ..

Tiefste Ruh ist Kraft, ist Kraft!
Ist ein Trank aus Gottes Händen.
Seele steigt aus trüber Haft
Auf zu lohen Sonnenbränden. — —

Willy Arndt.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Das Nachspiel von Florenz.

Das Dessert ist manchmal besser, als der Braten. Die anscheinend fatale Gleichgültigkeit der italienischen Ministerkrisis mit dem Besuche des deutschen Reichskanzlers bot schließlich den Anlaß zu einem Akte der Courtoisie, der mehr Eindruck machte, als alle vorhergehenden regelrechten Formalitäten. Herr Luzzatti, der neue Ministerpräsident, wurde mit der Bestallung des auswärtigen Ministers gerade fertig, als Herr v. Bethmann Hollweg den Rückweg angetreten hatte. Wenn man gewollt, so hätte sich leicht die Berufung noch um einen Tag verzögern lassen, und man hätte auch allenfalls mit dem telegraphischen Hinweis auf eine künftige Begegnung auskommen können. Aber Herr Luzzatti, dem manche Französlinge Mangel an Dreibundfreundlichkeit nachsagen, tat im Verein mit dem neuen Minister des Auswärtigen ein übriges. Letzterer, der Marchese di San Giuliano, reiste dem Reichskanzler nach Florenz nach und hatte dort mit ihm eingehende Besprechungen. Halbamtlich wird verkündet von italienischer Seite: die Begegnung der beiden Staatsmänner habe noch einmal ihre völlige Uebereinstimmung ergeben, gegründet auf den Dreibund und die vorher schon festgestellte Gleichheit der Anschauungen, und von deutscher Seite: die Reise Don Giulianos nach Florenz sei ein neuer Beweis der Wertschätzung und eine Stärkung des Vertrauens in die durch den Dreibund vertretene Politik. Bei aller Skepsis gegenüber der transalpinischen donna mobile schätzen wir doch dieses Nachspiel von Florenz als einen drastischen Beweis, daß die leitenden Kreise Italiens zurzeit großen Wert legen auf die Erhaltung und auch auf die öffentliche Bekundung des guten Verhältnisses zu Deutschland und der Zugehörigkeit zum Dreibund. Die Gegner der italienischen Dreibundpolitik — und solche gibt es nicht nur im Lande, sondern auch in London, Paris und Petersburg — haben gegenwärtig offenbar weniger Einfluß als zu den Zeiten von Algeciras und Racconigi. Die friedlichen Aspekte für Europa werden dadurch weiter aufgebessert, und zwar in noch wirksamerer Weise, als durch den markierten Versöhnungskuß Iswolsky-Aehrenthal. Wieweit man von dieser Gegenwart auf die Zukunft schließen darf, ist freilich eine Frage, die ohne alle Feststimmung betrachtet werden muß. Doch heut' ist heut', und unser philosophischer Leiter der auswärtigen Politik kann mit dem Verlauf seiner ersten italienischen Reise zufrieden sein.

Das gegenwärtige Friedensbedürfnis der Großstaaten.

Die Vorgänge in Italien haben bekanntlich Anlaß gegeben zu der demonstrativen Versicherung, die auswärtige Politik werde kontinuierlich fortgeführt ohne Abhängigkeit der innerpolitischen Krisen. Die Geschichte lehrt uns freilich, daß sehr oft die innerpolitischen Spannungen ihre Eruption auf dem Gebiete der auswärtigen Politik finden. Napoleon III. hat ja ein förmliches System gemacht aus der Verdeckung seiner inneren Schwäche durch hochpolitische Effekthascherei. Augenblicklich läßt die Lage in Europa eine Wiederholung solcher gefährlicher Kunststücke nicht befürchten. Es scheint vielmehr, als ob die Schwierigkeiten der inneren Politik auf die hochpolitische Unternehmungskunst dämpfend wirken.

König Eduard von England war lange genug der gefürchtete Hecht im europäischen Karpfenteich. Aber in der letzten Zeit hat man den Eindruck, daß er im eigenen Land genug zu tun habe. In der Tat ist der dort entbrannte Verfassungskampf kritisch genug. Redmond, der Führer der irischen Partei, die das Zünglein an der Wage bildet, hat neuerdings deutlich genug erklärt, daß er dem Budget der Regierung nicht eher durchhelfen will, bis die Abschaffung des Vetorechts des Oberhauses wirklich gesichert ist. Die liberale Regierung kann aber eine solche Sicherheit nicht bieten, so lange der König nicht erklärt, daß er den erforderlichen Schub von mehreren hundert Pairs vollziehen wolle. Und in diesem Punkte hüllt Eduard VII. sich in vorsichtiges Schweigen. Sonach erwartet man allgemein, daß schon im Mai wieder die Auflösung des Parlaments und die Ausschreibung von abermaligen Neuwahlen erfolgen werde. Nach dem Vollzug der Wahlen wird das Land auch noch genug zu tun haben mit der Liquidation der staatsrechtlichen, finanziellen, sozialen und wirtschaftlichen Streitfragen in dem Sinne der neuen Mehrheit. Die Versuchung zu einer Abschweifung auf das hochpolitische Gebiet könnte freilich doch an König Eduard auch wieder herantreten, wenn er eine Kontinentalmacht fände, die ihm die Kastanien aus dem Feuer holen möchte. Aber Rußland kann nicht und Frankreich will



nicht. Die in Ostasien besiegelte Ohnmacht **Rußlands** ist eine erlösende Wohltat für Europa. Zu dem militärischen Debacle und der finanziellen Deroute kommen noch die Fäulnis im ganzen Verwaltungswesen und die konstitutionellen Kinderkrankheiten. Zu Ostern ist den Finländern die brutale Aufhebung ihrer beschworenen Sonderrechte beschert worden, und ist noch abzuwarten, ob nicht die Entrüstung der Finen revolutionäre oder anarchistische Zwischenfälle schafft. Angesichts der inneren Lage Rußlands ist die Komödie der reisenden Balkankönige nicht aufregend.

In **Frankreich** konzentriert sich die Arbeit der regierenden Persönlichkeiten auf die bevorstehenden Wahlen. Der himmelschreiende Skandal der veruntreuten Klostergüter wird leider von den Katholiken nicht so verwertet, wie wir es in einem ähnlichen Fall tun würden. Aber die herrschende Loge ist doch auf dem Posten, um auch diese Scharte auszuwetzen. In aller Eile hat man ein Gesetz gemacht, das den bisherigen Liquidatoren die Sache abnimmt und der Domänenverwaltung überträgt. Das sieht hübsch aus und ist doch ungefährlich. Im übrigen müssen wir wahrheitsgemäß anerkennen, daß die französische Regierung auch schon vor Eintritt dieser innerpolitischen Schwierigkeiten sich **friedlich** gezeigt hat. Die Haltung der deutschen Regierung, namentlich in der Mannesmann- und den sonstigen Marokkofragen, erleichtert ihr das Beharren auf diesem Wege. Das Entscheidende ist freilich die Erkenntnis des furchtbaren Risikos, das zurzeit ein Krieg gegen Deutschland und Oesterreich, auch der schönste Koalitionskrieg mit sich bringen würde. Doch trägt zur Beschwichtigung der chauvinistischen Masseninstinkte auch wesentlich die Sorge um die innere Politik bei.

Fügen wir hieran noch die Nachricht, daß Griechenland auf dem Wege der jetzt förmlich einberufenen Nationalversammlung (unter formaler Auflösung der Militärliga) aus dem inneren Chaos herauszukommen hofft, und daß in Abessinien durch den Tod Meneliks und die gewaltsame Beseitigung der Herrschaft seiner ehrgeizigen Witwe Zwischenfälle drohen, die auch Italien in Mitleidenschaft ziehen können.

Alles in allem genommen scheint Europa bis auf weiteres Ruhe haben zu sollen, da die denkbaren Ruhestörer entweder anderweitig beschäftigt oder zu schwach sind.

Der Wahlrechtskampf in Preußen.

Am 12. April wird die vorgeschriebene zweite Abstimmung des Abgeordnetenhauses über den Wahlrechtsentwurf erfolgen; dann hat das Herrenhaus das Wort und man rechnet allseitig mit etlichen Abänderungen. Es frägt sich nur, ob: 1. das Herrenhaus die Grundlage des Kompromisses (geheime, aber indirekte Wahl) bestehen läßt und 2. ob es den nationalliberalen und freikonservativen Mitgliedern des Herrenhauses gelingen könnte, die von den mittelparteilichen Ränkeschmieden angestrebte Drittelung in den **Gemeinden** in die Vorlage hineinzubringen. In diesen Fällen würde die weitere Mitarbeit des Zentrums gefährdet sein.

Etwas Komisches hat die Haltung der fortschrittlichen und sozialdemokratischen Zeitungen und Redner gegenüber den nationalliberalen Drittelungsgelüsten. Nach wie vor schleudern diese gegen das Zentrum den Vorwurf des „Volksverrates", obschon doch das Zentrum den großen Fortschritt der geheimen Abstimmung angebahnt hat. Die Nationalliberalen aber wollen nun einen schlimmen Rückschritt herbeiführen hinter das bestehende Recht, also eine wahre Verschlechterung des Wahlrechts, und zwar eine solche, die vermutlich die Sozialdemokratie um ihre ganzen 6 Sitze bringen würde. Aber dennoch werden die Nationalliberalen viel höflicher behandelt als das Zentrum, weil die Sozialdemokratie trotzalledem mit ihnen Großblockgeschäfte zu machen hofft.

Ein erstaunliches Bild liefert die Vielseitigkeit der **Nationalliberalen**. Auf der einen Seite drängen sie sich an die Krone heran und vertreten in ihrer nicht mehr ungewöhnlichen Selbstüberschätzung die Ansicht, daß der Kaiser und König die Wahlreform nicht sanktionieren würde, wenn nicht die maßgebenden Mittelparteien mittun. Auf der anderen Seite gehen sie in Baden, Sachsen und in den rheinisch-westfälischen Gemeinden Hand in Hand mit der sozialdemokratischen Umsturzpartei und bereiten überall die Wege zu einem nationalliberal-fortschrittlich-sozialdemokratischen Wahlbündnis für die kommenden Reichstagswahlen und für die nächsten preußischen Landtagswahlen. Auf letztem Gebiete wird der Gegensatz gegen die christlich-konfessionelle **Schule** die gemeinsame Plattform für den Großblock von Friedberg bis Bebel bilden.

Angesichts dieser Zeichen der Zeit darf man wohl hoffen, daß ein Eingreifen der Krone, etwa in dem Sinne der Katastrophe des Schulgesetzes vom März 1892, fortan nicht stattfinden werde.

Zur Lage in Hessen.

Von Johannes Wolter.

Zwei Ereignisse der jüngsten Zeit haben ein grelles Schlaglicht auf die Lage der Katholiken in Hessen geworfen, Ereignisse, die auch denen die Binde von den Augen reißen müßten, die schon damit sich zufrieden zu geben scheinen, daß sie als Katholiken überhaupt noch existieren dürfen.

Man ist entrüstet über die Behandlung der Katholiken in Braunschweig, Mecklenburg und Sachsen — Hessen kann sich in Rückständigkeit diesen Bundesstaaten getrost zur Seite stellen. Es ist ja bekanntlich eine Eigentümlichkeit der hessischen Regierung, die auch in einer Kammersitzung der Bauernbündler Bähr festnagelte, daß sie im „Dummheiten machen" anderen Regierungen im Eiltempo nachläuft, aber in ihrer Schwerfälligkeit die „Kehr" nicht findet, wenn es gilt, begangenes Unrecht gut zu machen. Die Kulturkampfgesetzgebung in Hessen ist dafür ein sprechender Beweis. — „Den anerkannten christlichen Konfessionen ist **freie** und **öffentliche** Ausübung ihres Religionskultus gestattet", so lautet Art. 21 der hessischen Verfassungsurkunde.

„Der katholischen Kirche steht das freie Bekenntnis ihres Glaubens und die **öffentliche** Ausübung ihres Kultus zu und sie genießt auch in dieser Hinsicht mit den anderen im Staate öffentlich anerkannten christlichen Kirchengesellschaften **gleiche** Rechte", so lautet § 1 der landesherrlichen Verordnung vom 30. Januar 1830, der bis jetzt noch nicht zurückgenommen worden ist.

Man sollte glauben, eine loyale Regierung, deren Vertreter so gerne in der Kammer ihren liberalen Standpunkt betonen, würde in ihrem eigensten Interesse diese klaren Bestimmungen in wahrhaft liberaler Weise zur Ausführung bringen und ängstlich darüber wachen, daß verbriefte Rechte und Fürstenwort nicht gebeugt würden. Aber liberale Theorie und Praxis decken sich selten und die Welt hat wieder einmal das Schauspiel erlebt, wie bei den größten liberalen „Sprüchen" die krasseste Unduldsamkeit durch schikanöse Maßnahmen zum Ausdruck kommt. Pfarrer Fink von St. Elisabeth in Darmstadt wurde durch schöffengerichtliches Urteil zu einer Strafe von 90 Mark und zur Tragung der Kosten verurteilt. Warum?

Der Kirchenvorstand der neu errichteten Elisabethenkirche hatte am 7. Dezember 1906 mit der Stadtverwaltung einen Geländeerwerbsvertrag abgeschlossen, in dem ausbedungen war, daß bei besonders feierlichen Gelegenheiten eine vorübergehende Absperrung **des der Kirche gehörigen** Geländes auf der Grenze dieses Geländes und des Straßengeländes seitens der kath. Kirchengemeinde vorgenommen werden dürfe. Gestützt auf diese klaren Vertragsbestimmungen wurden vom Jahre 1907 ab Fronleichnamsprozessionen auf diesem die Kirche umgebenden kurzen und schmalen Geländestreifen abgehalten. Pfarrer Fink setzte diese Uebung, die er vorfand, mit bestem Gewissen fort und wurde so für eine Handlung, für die eigentlich der gesamte Kirchenvorstand verantwortlich war, zu obiger Strafe verurteilt. Die Polizei hat sich somit über den Geländeerwerbsvertrag und die darin festgelegten Rechte der Kirchengemeinde hinweggesetzt, obwohl sie selbst durch ihr Verhalten den Kirchenvorstand in seinem guten Glauben bestärkt hatte. Hätte die Polizei für 1909 die Abhaltung der Prozession verboten, dann hätte der Kirchenvorstand unter keinen Umständen die Abhaltung der Prozession beschlossen. Der Kirchenvorstand glaubte in seinem guten, durch Vertrag festgelegten Rechte zu sein auf Grund einer mündlichen Abmachung zwischen seinem Vorsitzenden und dem Polizeiamt, wonach auf dringendes Anstehen der Vorsitzende versprach, eine Erörterung in der Presse zu vermeiden, während das Polizeiamt versprach, für diesmal die Prozession zu ignorieren und den Kirchenvorstand nicht zu inquietieren; beide Teile wollten dann ruhig, „als ob sie die Sache nichts angehe", den Verlauf des verwaltungsgerichtlichen Instanzenweges abwarten. Diese Abmachung wurde dem Kirchenvorstand schriftlich vom Polizeiamt bestätigt. Daß das Polizeiamt im Verlaufe der strafrechtlichen Verfolgung des Pfarrers Fink seine Ansicht änderte, ist zwar sehr „merkwürdig", ändert aber an der subjektiven Berechtigung der Auffassung des Kirchenvorstandes nichts. Aufsehen erregend ist die Erklärung des Polizeiamtes, man habe nur **das Nichteinschreiten von Polizeigewalt beim Auszug aus der Kirche versprechen wollen.**

Sehr gnädig! Das gäbe ja eine prächtige Illustration zu Art. 21 der Verfassungsurkunde und zu dem angeblichen Bestreben, „dem Volke die Religion zu erhalten".

Es ist unsere feste Ueberzeugung, daß die Drahtzieher nicht im Ministerium und auch nicht auf dem Polizeiamt, sondern anderswo sitzen. Schon vor zwei Jahren stieß man auf der Generalversammlung des Evangelischen Bundes in Worms gar gewaltig in die Kriegstrompete ob dieser Darmstädter Freveltat. Und der „Darmstädter Tägl. Anzeiger", das protestantische Pastorenorgan, gibt mit aller Deutlichkeit die Gründe an, warum man in Darmstadt den Katholiken ihr gutes Recht nehmen und dieselben dem polizeilichen Ermessen, rectius Verbot, überantworten müsse. Denn so schreibt dieses Bundesorgan:

„Fronleichnamsprozessionen bereiten dem evangelischen Volksteil ein dauerndes Aergernis und richten nach ihrer in der päpstlichen Einsetzungsbulle ausgesprochenen Zweckbestimmung, sowie nach ihrer geschichtlichen Bedeutung ihre Spitze gegen die evangelische Kirche.“ Gestatte man „der St. Elisabethgemeinde ihre Fronleichnamsprozession“, dann werde auch die Ludwigsgemeinde eine solche wollen, welche bisher durch ein ganzes Jahrhundert hindurch ihre Fronleichnamsprozession nicht in der Oeffentlichkeit, sondern in der Kirche abgehalten hat. Und dann? „Welches öffentliche Aergernis für den protestantischen Volksteil eine derartige „zur Unterdrückung der ungetreuen und unsinnigen Ketzerei“ (um mit Urban IV. zu reden) veranstaltete Prozession vor den Fenstern unseres evangelischen Landesfürsten!“

Wir können dem „Tägl. Anzeiger“ die tröstliche Versicherung geben, daß St. Ludwig aus gewissen, weiten katholischen Kreisen bekannten Gründen sich eine Fronleichnamsprozession in der Oeffentlichkeit nicht erzwingen wird, so sehr dies auch die Pfarrangehörigen wünschen und gerecht denkende Protestanten billigen würden. Es wirft aber auf die kirchengeschichtlichen Kenntnisse des „Tägl. Anzeigers“ und seiner Hintermänner ein sehr bedenkliches Licht, wenn sie Papst Urban IV., der 1264 gestorben ist, den Protestantismus, der fast 300 Jahre später entstand, eine „ungetreue und unsinnige Ketzerei“ nennen lassen. Es existieren zwei Einsetzungsbullen des Fronleichnamsfestes, eine von Urban IV. (1264) und eine von Clemens V. (1311). In keiner dieser Bullen ist von Prozessionen die Rede. Keine dieser Bullen kann dem Fronleichnamsfest „eine Spitze gegen die evangelische Kirche gegeben haben“, die ja noch gar nicht existierte. Die Einführung der Prozessionen selbst ist nach Ländern und Diözesen verschieden. Im 15. Jahrhundert waren die Prozessionen schon allgemein verbreitet und hatten die heutige Form, ehe es einen Protestantismus gab.

Aber „eine Prozession vor den Fenstern unseres evangelischen Landesfürsten“!!! Diese Worte seien festgenagelt und niedriger gehängt. Sie kennzeichnen so recht die krasse Unduldsamkeit und niedrige Gesinnung gewisser Kreise. Hat man denn gar kein Empfinden dafür, wie beleidigend diese Bemerkung für den Landesfürsten sein muß. Stellt man ihn damit nicht auf eine Stufe mit den gehässigsten Bundesbrüdern, ihn, der als Fürst eines paritätischen Staates, in dem ein Drittel Katholiken leben, deren Religion und Kultus achten und schützen muß! Nur ein ungebildeter und gehässiger Fanatiker fühlt sich geärgert durch die religiöse Betätigung Andersgläubiger, ein solcher Fanatiker ist unser Großherzog nicht, so oft man auch schon versuchte, ihn dazu zu machen. Wir halten ihn für zu nobel, als daß er sich durch protestantische Geschichtslügen gegen seine getreuen katholischen Untertanen verhetzen ließe. Es ist übrigens nicht die Fronleichnamsprozession und „ihre Zweckbestimmung“, die evangelische Bundesherzen und die mehr oder minder unter ihrem Einfluß stehenden Behörden aufgeregt hat, sondern jede äußere religiöse Betätigung. Sonst hätte das Polizeiamt nie und nimmer dazu kommen können, noch ein zweites Verbot zu erlassen, das die Erstkommunikanten verhindern sollte, am Weißen Sonntag vom Pfarrhaus in die Kirche zu ziehen auf einer zum Eigentum der Kirche gehörigen Wegstrecke von höchstens 35 Metern. Wenn wir auch von den Darmstädter Polizeibeamten nicht verlangen, daß sie die Bedeutung des Weißen Sonntags, den die Theologen des „Tägl. Anzeigers“ „Firmelungstag“ nennen, in ihrer ganzen Tiefe erfassen, das kann man aber doch auf dem Polizeiamt wissen, daß es sich um ein Fest der Kinder handelt. Wehe dem, der Kinderherzen ihre Freude vergällt! Soviel Gefühl müssen auch evangelische Bundesbrüder noch haben, daß eine solche Handlungsweise ein Verbrechen ist an der Kinderseele, denen man den schönsten Tag ihres Lebens trübt und deren patriotische Begeisterung dadurch sicher keine Förderung erfährt. Wenn Tausende von Sozialdemokraten auf die Straße ziehen, um zu demonstrieren, schaut man gemütlich zu, den 35 Meter langen Zug der Erstkommunikanten versagt man. Das Empörende und Ungerechte dieser Handlungsweise scheint man auch höheren Ortes gefühlt zu haben, weshalb dieses Verbot schleunigst zurückgenommen wurde. Das Traurige aber in dieser Angelegenheit ist, daß ein solches Verbot ergehen konnte und die katholische Kirchengemeinde trotz ihres klaren Rechtes dem diskretionären Ermessen kurzsichtiger Beamten ausgeliefert ist.

Die Entrüstung der hessischen Katholiken wurde noch gesteigert durch einen weiteren peinlichen Vorfall, der in seinen Konsequenzen noch ungeheuerlicher, in seinen Wirkungen geradezu verhängnisvoll werden muß.

In Klein-Steinheim im Kreise Offenbach, das nach der letzten Volkszählung 2065 Katholiken und 577 Protestanten und nach der letzten Aufstellung des Diözesanschematismus 300 katholische und 53 protestantische Schulkinder zählte, hatte man die furchtbare Entdeckung gemacht, daß bei den Schulgebeten das heilige Kreuzzeichen in Anwendung kam. So etwas durfte sich der echte Lutherzorn nicht bieten lassen und flugs ging eine geharnischte Beschwerde an die Großh. Kreisschulkommission Offenbach. Und bereitwillig, wie dieser Seite gegenüber immer, erließ der Kreisschulinspektor Hofmann, der, nebenbei bemerkt, als Sohn eines katholischen Lehrers katholisch getauft ist, ein schneidiges Verbot, dahingehend, daß in Zukunft in den Schulen das heilige Kreuzzeichen nicht mehr gemacht werden darf! Als die Simultanschule in Hessen eingeführt wurde, da konnte man es von ihren Urhebern in allen Tonarten hören, daß die Simultanschule den religiösen Frieden unter den Konfessionen fördere, und ihre Verteidiger dreschen heute noch die alte Phrase. Und dabei erleben wir es jeden Augenblick, daß die Simultanschule erst recht auf die Unterschiede im Bekenntnis aufmerksam macht und die Gegensätze verschärft. Die Simultanschule hatte in ihrem jetzt 35 jährigen Bestehen reichlich Gelegenheit, den Befähigungsnachweis als Friedensstifterin zu erbringen, sie hat ihn aber nicht erbracht. Die konfessionellen Verhältnisse sind, Gott sei es geklagt, heute gespannter und unerquicklicher, als sie zur Zeit der Konfessionsschulen waren.

Wenn man es allerdings als konfessionellen Frieden bezeichnet, wenn die Katholiken sich ruhig ihre staatlich garantierten Rechte nehmen und zu Parias sich degradieren lassen, im übrigen aber Steuern zahlen, Soldaten stellen und das „Maul“ halten müssen, dann ist die Diskussion von vornherein geschlossen. Das scheinen gar manche, auch hohe Herren zu wollen. Vorerst sind wir Katholiken auch noch da als gleichberechtigte Staatsbürger und verlangen, daß unsere Kinder nicht dem Staatsmoloch elend geopfert werden. Die Kreuzesstürmer in Klein-Steinheim werden das Gegenteil von dem erreichen, was sie erreichen wollten. Die katholischen Männer werden zusammenstehen und im Hinblick auf die hl. Kreuzpartikel, die in ihrer Kirche verehrt werden, werden sie unter flammendem Protest eintreten für die seit fast zweitausend Jahren geheiligte Uebung. Es ist aber auch dem katholischen Volke in grellen Farben wieder einmal der ganze Schwindel von den Segnungen der Simultanschule gezeigt worden. Die Geschichte des letzten Jahrhunderts sollte doch den verantwortlichen Stellen, denn um diese handelt es sich, nicht um den Schulinspektor Hofmann, längst die Ueberzeugung beigebracht haben, daß die Kreuzzerbrecher auch die Königsthrone vernichten. Es mutet eigentümlich an, wenn man vom Regierungstische aus so warm die Simultanschule verteidigt, während die Herren Sozialdemokraten vergnüglich schmunzeln, und man erwartet bei solcher Gelegenheit jeden Augenblick den stimmungsvollen Kantus: „Brüder reicht die Hand zum Bunde.“

Gerade der Kreis Offenbach, der vom Sozialismus durchseucht ist, wo man nicht bloß die Autorität im Himmel, sondern auch die auf Erden leugnet, gerade der mußte ausgerechnet das Operationsfeld abgeben für pädagogische Dummheiten und religiöse Gehässigkeiten. Die staatliche Autorität wird ausgespielt gegen die kirchliche, und der Sozialismus steht dabei und reibt sich vergnügt die Hände, weil er weiß, daß sich dadurch die staatliche Autorität das Fundament entzieht.

Das Beispiel von Steinheim wird seine Konsequenzen haben und wenn nicht bessere Einsicht zur Umkehr zwingt, wird der Appetit der roten „Nihilisten“ wachsen. Denn was für Steinheim recht ist, muß für andere Orte billig sein. Aber auch alle glaubenstreuen Katholiken werden auf den Plan gerufen und „sie werden sich rühmen im Kreuze des Herrn“. Möge es ihnen dann nicht an Führern fehlen, die den Ernst der Lage verstehen und ein tiefes Verständnis für das religiöse Empfinden des gläubigen Volkes haben.

Zudem wird es Sache der Zentrumsfraktion sein, ein klares und entschiedenes Wort mit dem neuen Minister des Innern, Herrn von Hombergk zu Vach, zu sprechen. Das katholische Volk hat ein Interesse daran, von ihm zu erfahren, ob demselben die Gnade der evangelischen Bundesbrüder und die Zufriedenheit des sozialistischen Abgeordneten Fulda mehr wiegen, als die Wahrung der Rechte des katholischen Volksteiles, die durch Verfassungsurkunde und landesherrliche Verordnung feierlichst garantiert sind.

An Kenntnis des Katholizismus braucht es ihm und seinem Kollegen Ewald nicht zu mangeln, sie können dieselbe aus nächster Nähe schöpfen, bei einigem guten Willen braucht es dann auch nicht am Verständnis zu fehlen.

Minister Braun hat sich ja den sozialdemokratischen Demonstrationszug angesehen, er hatte auch sicher schon Gelegenheit, eine Fronleichnamsprozession zu beobachten. Er wird sich die Frage selbst beantworten können, auf welcher Seite die besseren Garantien sind für ein geordnetes, friedliches Staatswesen.

Frühlingsflug.

Spann deine Flügel, kleines Herz,
Und laß vom Lenz dich leiten;
Das junge Glück will Spiel und Scherz
Und sonne-frohe Weiten.

Du fühlst noch immer früh genug
Des Lebens harte Bande —
Drum auf, mein Herz, zum Frühlingsflug
In Gottes Wunderlande!

P. Timotheus Kranich. O. S. B.

Ehereform, aber nach welcher Norm?

Von

Dr. Franz van Heerenbergh.

Die moderne Welt krankt an einer Hochspannung sexuellen Begehrens. Die überhandnehmenden wilden Ehen, Ehebrüche, Ehescheidungen, Eheduelle, die gleich Strömen anschwellende Schmutzliteratur, die immer frecher sich aufdrängenden obszönen Schaustellungen, Reklamen, „Kunststudien", die bis zum First des Daches gefüllten Rettungsasyle jugendlich Verirrter, die immer mehr zutage tretenden tieftraurigen Verheerungen der Prostitution und des Mädchenhandels zeigen in Verbindung mit den Verhandlungen unserer Gerichtssäle nur zu deutlich, daß unsere Zeit in der sexuellen Frage mit einem erschreckenden Manko zwischen idealer Forderung und praktischem Leben arbeitet. Freund und Feind ist einig in dem Spruch: „So kann es nicht weitergehen, wollen wir nicht eine Neuauflage altrömischer Zustände erleben." Während aber verständige Reformer die Dissonanz durch Anpassung des sittlichen **Verhaltens** an die sittlichen **Normen** zu heben suchen, macht sich unter den Neuerern immer mehr eine Richtung bemerkbar, die den gegenteiligen Weg zu beschreiten trachtet. **Nicht Anpassung des sittlichen Verhaltens an die alten ethischen Gesetze, sondern Ummodelung der Gesetze und ethischen Institutionen nach dem modernen Sexualempfinden** — das ist die Parole der „modernen Ethik", der „Sexualreform", der „Ehereform".

Die Hauptangriffe dieser Umstürzler richten sich gegen die bisher als allein legitim angesehene Form des Verkehrs zwischen Mann und Weib: die Ehe; soll sie doch die ganze sexuelle Not der Zeit heraufbeschworen haben. Schon der bekannte Philosoph Schopenhauer glaubte in der Einehe die Wurzel allen Uebels aufzeigen zu können. Die Monogamie ist ihm ein Moloch, die unnützen alten Jungfern der höheren Klassen, das schutzlos der Ausbeutung anheimgegebene Weib der niederen Stände und last not least die käuflichen Priesterinnen der Sünde sind ihm „bei der monogamischen Einrichtung auf das fürchterlichste zu kurz gekommene Weiber, wirkliche Menschenopfer auf dem Altare der Monogamie." Des Philosophen Worte fanden lauten Widerhall in den Herzen der modernen Frauenrechtlerinnen. Schopenhauerschen Gedanken begegnet man bei einer Ellen Key sowohl wie einer Reuter und Beutler, einer Ada Olberg sowohl wie einer Schlesinger-Eckstein, und wohl ganz von seinem Geiste beseelt war eine Dr. Helene Stöcker, wenn auch sie auf der Generalversammlung fortschrittlicher Frauenvereine zu Frankfurt a. M. im Oktober 1907 von einer „Opferung der Hälfte aller Frauen, der Zölibatäre, der unehelichen Mütter und der Prostituierten, auf dem Altare der Monogamie" sprach und zum lauten Protest gegen diese „nutz- und danklose Opferung im Interesse des Ganzen" die Versammlung auffordern zu müssen glaubte.

Was hat nun aber die Ehe verbrochen, daß sie plötzlich so sehr in Ungnade gefallen ist?

Der **erste** Vorwurf lautet dahin, daß sie zu viele zum unfreiwilligen Verzicht auf die höchste „Entfaltung des Menschen", wie man die Erotik zu nennen beliebt, verurteilt. Sieh sie dir an, die vielen Einsamen, die liebesleer des Weges ziehen. Frühlingslüfte wehen, die Sonne lacht am blauen Himmel, scherzende Gruppen schreiten vorüber: junge Pärchen in der ersten Liebe seligen Zeit, Familienmütter mit einer Schar munterer Sprößlinge, Großmütter im Kreise froher Enkelinnen — überall Sonne, überall Wohltuen — Freude, Liebe —, und ach, all das fremde Glück wirft nur düstere Schatten in ihre Seelen, sie sind die Einsamen, die Vergessenen, nie „wird der Brautkranz ihre Locken zieren, ihnen blüht kein lieblich Kind an ihrer Brust". Wer hat ihnen denn so grausam verwehrt, was anderen so reichlich gespendet wird? Ist es nicht die alte Ethik mit ihrer eisernen Strenge, ist es nicht die konventionelle, altüberkommene Ehe? Und wie viele dieser Einsamen, dieser düsteren Schweiger schafft sie? Ist es doch festgestellt, daß wegen des großen Plus an Frauen für eine Million von vornherein kein häuslicher Herd zu finden ist. Dazu kommt die bei den wachsenden Ansprüchen mitwachsende Unmöglichkeit für viele junge Männer, gerade in den besten Jahren sich einen eigenen Hausstand zu gründen. Sollen diese Opfer der Sittenstrenge denn alle in frostigkalter Winternacht ihre Tage verbringen? „Nie und nimmer," sagen uns eine A. Gerhard und H. Simon. „Die Gattenliebe ist das größte, heiligste Gefühl, dessen Menschen überhaupt fähig sind", und dieses Höchste darf keinem Sterblichen verweigert werden. „Ein eheloses Leben", meint Maria Lischnewska, „ist ein halb verkümmertes Leben, die Unterdrückung des Geschlechtsbedürfnisses kommt einer Erdrosselung aller natürlichen Triebe gleich", und darum philosophiert eine Ada Olberg: „Die herrschende geschlechtliche Moral hat sich überlebt ..., man darf gesunden Frauen das Recht auf Mutterschaft nicht streitbar machen, gleichviel ob sie einen Trauschein haben oder nicht." ... „Man muß das Anathem vom Weibe nehmen, das außer der Ehe Mutter wird. Die Frauen wollen ihre ewigen Rechte vom Himmel holen."[1] „Darum", so lautet der Schluß, „fort mit den Schranken der Ehe, die wie eine Kontinentalsperre soviel Suchende vom Paradies der Glückseligen fernhalten."

Und wie viele, sagt man ferner, die so glücklich waren, den Ehebund zu schließen, finden trotzdem in der Einehe nicht ihr Genügen! Ein Schmetterling ist die Liebesgöttin, die nie mit einer Blüte sich begnügt. „Es ist ein Unrecht," meint Ida Häny-Lux, „erotisch reich beanlagte Naturen, gleichgültig ob Mann oder Weib, auf Lebenszeit an ein Liebesobjekt zu fesseln und dadurch hundertfache Glücksmöglichkeiten zu unterbinden.... Wir wissen, daß niemand so arm ist, daß er von einer einzigen in seiner ganzen Wesenheit ausgeschöpft werden könnte, wir wissen daher, daß die Ehe uns nicht ein Abschluß sein kann, der unserem Leben endgültige Bahnen weist. ... Frei ist die Frau in der Liebe mit oder ohne Ehe."[2])

Und hätte dir die Ehe eine **Zeitlang** geboten, was du suchtest, philosophiert man weiter, weißt du denn nicht, daß die Liebe wandern will, daß sie ein Zugvogel ist, der nach neuen, sonnigen Gefilden sich sehnt. „Das Sehnen nach dem Wechselvollen und Neuen", bemerkt Wally Ziegler, „liegt in der Natur wenigstens der jungen Menschen ..., es heißt die Variabilität der Empfindung völlig verkennen, wenn man für den Durchschnitt der Fälle die lebenslängliche Dauer in der Jugend geschlossener Liebesbündnisse annimmt ... Denn nur ausnahmsweise bleiben solche Bündnisse auf einer immer gleichen Liebeshöhe und in einem immer gleichen Glücksbewußtsein."

Soll nun das heiße Verlangen an den Gittern des Ehekäfigs sich wundstoßen? Nein, öffne den Käfig, laß das Vöglein entfliegen, daß es sich tummelt in Freiheit, Sonne und Wonne! Verhältnisse, in denen die Liebe erloschen ist, sind unsittlich und müssen gelöst werden. So will es der Volkstribunen Chor, so Bebels demokratisches Gefolge.

Nimm zu allem die vielen, die von Wahn verblendet, von kurzsichtigen Eltern schlecht beraten, den Weg zum Traualtar antreten, aber gar bald am erloschenen Herdfeuer trauern, die enttäuscht das „hätte ich es gewußt" anstimmen, die nun machtlos an den selbstgeschmiedeten Ketten rütteln, und du wirst es verstehen, daß dem modernen Empfinden nichts ungereimter sein muß, als eine Institution, die zu viel der Lebensverneinung, zu wenig der Lebensbejahung bietet, daß tausend und abertausend Stimmen nach einer gänzlichen Umwertung der herrschenden Sexualethik rufen.

Ja, aber was denn nun? „Setzt an Stelle der Ehe das freie Verhältnis, und mit einem Schlage sind alle Uebelstände beseitigt", so künden uns die Seherinnen der Zeit der Zukunft seligen Frieden.

Ach, wie leicht ist doch die Lösung. Merkwürdig, daß trotzdem so viele sie nicht verstehen wollen. Daß der Katholik sie ablehnt und ablehnen muß, liegt auf der Hand. Aber auch Frauen wie Marie Diers, Helene Lange, Marianne Weber, Ika Freudenberg, Anna Pappritz usw. stehen dieser Radikallösung der Frage durchaus ablehnend gegenüber. Warum? Sie scheint ihnen doch zu naiv, zu wenig überlegt, zu willkürlich. „Die Frauen", meint Käthe Sturmfels[4]), „wissen heutzutage gar nicht mehr, was es um die Gegenüberstellung der Geschlechter und um Liebe eigentlich ist. Die Frau gleicht in allen Phasen ihres Verhältnisses zum Mann, in Freundschaft, Brautstand, Ehe, einem Wesen, das den festen Grund unter den Füßen verloren hat."

Bitter beklagt auch eine Helene Lange bei diesem modernen Lösungsversuch die grenzenlose Oberflächlichkeit und Sentimentalität, mit der gerade auf dem sexuellen Gebiet über das Heiligste der Stab gebrochen wird. Mit heiligem Ernste hebt sie hervor, daß hier gerade die „entscheidenden Grundprobleme: Natur und

---

[1]) „Neue Zeit", 22. Jahrgang, 812 ff.

[2]) „Sozial. Monatshefte", 1906, II, 876.

[3]) A. a. O. S. 314.

[4]) „Was der Frau erlaubt ist, wenn sie liebt."



Freiheit, Individuum und Gesellschaft, vielleicht ihre allergrößte Tragweite entfalten", daß darum „hier die größte Vorsicht dazu gehört, sich kritisch gegen die herrschende Sitte, gegen die Tradition zu wenden." . . . „Wir haben dabei zu bedenken," schreibt sie[1]), „daß die Gesetze, die uns in der Gestaltung von Ehe und Familie von der Sitte überliefert werden, mehr sind als Erfindung eines Kopfes, die Spekulation irgend eines Verstandes, die irgend eine andere Spekulation umstoßen kann, sondern daß an ihnen das Leben selbst mit tausend Erfahrungen gearbeitet hat. Das schließt selbstverständlich die Aufgabe nicht aus, sie zu verändern (?) und weiterzubilden, wenn sie in Widerspruch mit wertvolleren Kulturgütern geraten, aber es verpflichtet uns, bei dieser Weiterbildung mit höchster Gewissenhaftigkeit — und vielleicht dürfen wir in Goetheschem Sinne sagen „Ehrfurcht" — zu verfahren. Es verpflichtet uns, immer im Gedächtnis zu behalten, daß es unendlich schwer ist, alle die Zusammenhänge zu übersehen, durch die unsere sittlichen Vorstellungen ihre instinktive traditionelle Festigkeit bekommen haben, und daß es noch schwerer ist, vorauszusehen, welche Gewalten wir mit der Lockerung traditioneller Fesseln befreien und ob die neuen Normen, die wir an die Stelle der alten setzen möchten, die Kraft haben werden, „sozial" zu wirken, Egoismus und Leidenschaft des einzelnen im Interesse der Gesamtheit zu bändigen."

Das ist verständig gesprochen, denn wer die göttliche Einsetzung der Ehe auch nicht anerkennen will, muß doch gestehen, daß diese Gesetze, von soviel Philosophen befürwortet, soviel Staatsmännern betont, soviel Millionen beobachtet, nicht so ganz nur „zum Luxus ausgedacht sein können" (Marie Diers), und daß es von wenig Einsicht ins menschliche Leben zeugt, wenn man wegen einiger Schattenseiten nun gleich die ganze Institution zur Abdankung zwingen will. Und doch liegt der Ausgangspunkt der Ehereform meistens nicht in weitblickenden allgemeinen Erwägungen, sondern in rein subjektiven Erlebnissen. Marie Diers hat wohl das Richtige getroffen, wenn sie sagt („Türmer" 1908): „Da hat eine liebevolle Seele das Leben einer hart arbeitenden Frau an der Seite eines liederlichen Mannes gesehen oder den Jammer von einem jungen Leben, in das die Seuche vor der Geburt drang, oder das stille stolze Leid einer innerlich zerstörten Ehe, die von außen überlackiert wird . . ., und ach, was sonst noch alles eine Heimstätte in der Ehe hat, und da heißt es: Laßt ihr euch das gefallen, Menschen? Ihr habt euch selber die Gesetze gemacht, werft sie selber ab. Das ist das Erste aber auch das Naivste, was einem einfällt."

Allerdings das Naivste; denn wer wegen einzelner individueller Glücksunterbindungen gleich ganze soziale Einrichtungen über den Haufen werfen wollte, würde bald den ganzen sozialen Organismus in seine Atome zersplittert haben. Man vergißt bei solchen Deduktionen über seinem subjektiven Gefühl ganz das Wohl des Ganzen. Man gleicht dem Verirrten im Walde, der den Blick ins Weite verloren, weil das nächstliegende Dickicht ihn hindert. Steigen wir auf die Höhe reiner Philosophie, um von da aus wieder die richtigen Pfade aus dem Labyrinth moderner Ehereformvorschläge zu finden.

Zwei Thesen sind es vor allem, die das neue Eheprogramm rechtfertigen sollen. Die erste betont, daß es dem alten, weltflüchtigen aszetischen gegenüber allein dem Recht des einzelnen auf „Lebensbejahung" und „Lebenserhöhung" gerecht werde, und die andere, daß es allein imstande sei, die immer tiefergreifende Unsittlichkeit von der Erdoberfläche wegzufegen. Prüfen wir beide.

Die frühere Sexualethik ist also zu weltflüchtig, zu aszetisch. So, warum denn? Sie schließt alle von einer Befriedigung der erotischen Neigungen aus, die einen Trauschein beizubringen nicht imstande sind, und das heißt die heiligsten Rechte der Menschheit antasten, denn „der moderne Mensch will sich ausleben, und jede Schranke, die das Sichausleben hemmt, wie die Einehe, muß fallen." Nun wenn das Recht des „Sichauslebens" proklamiert wird, dann hat auch ein Alkoholiker ein Recht, dem Absinthrausch sich zu ergeben und Frau und Kind in Jammer und Elend zu stürzen, dann hat auch der Habgierige das Recht, die Kassen seiner reichen Nachbarn zu öffnen, um so seinen Geldhunger zum Schweigen zu bringen, und dann hat auch ein Anarchist das Recht, den Dolch ins Herz der Könige zu stoßen, um so seinen nihilistischen Neigungen einen Ausweg zu verschaffen. Wer von dem Prinzip: „alles, was meine Neigungen hemmt, muß fallen", ausgeht, der muß nicht nur mit der Ehe aufräumen, sondern auch mit dem Privateigentum, mit dem Staat und seinen Gesetzen, ja der hat den archimedischen Punkt gefunden, von dem aus man die gesamte bestehende, sittlich-soziale Welt mit einem Griff aus den Angeln zu heben imstande ist. Wer aber zuviel beweist, beweist nichts und darum muß dieses Argument als durchaus unzureichend abgewiesen werden.

„Aber", meint man einwenden zu können, „bei anderen Neigungen handelt es sich mehr um selbsterzogene, hier um die natürlichsten und zugleich die edelsten und höchsten, um die endgültige Vollendung des Menschen. Gattenliebe und Elternliebe bilden ja die endgültige Blüte des Menschen, wer sie nicht erreicht, der hat den vollen Tag nicht geschaut."

Daß die Erotik die höchste Vollendung des Menschen ausmache, ist eine ebenso niedrige als unwahre Annahme. „Es ist richtig" sagt Helene Lange (a. a. O.), „daß die Erotik Träger der höchsten (?) und feinsten Blüten des geistig-persönlichen Lebens sein kann. Selbstverständlich müssen wir eine Lebensbejahung . . lernen, der diese Sphäre des natürlichen Lebens nicht als eine feindliche Macht schlechthin gilt, sondern als ein Teil unseres Menschtums und unserer Persönlichkeit, aus dem Lebenssteigerung und Kraft für das Ganze quellen kann. . . Aber damit ist doch recht wenig gesagt. Denn nun erhebt sich eben die weitere Frage — und da liegt eigentlich erst das Problem —, wie die hier ruhenden Kräfte und Bedürfnisse dem Ganzen unseres persönlichen Lebens und des Lebens der Gesamtheit eingeordnet und unterworfen werden können; denn, wenn wir auch zugeben, diese Sphäre steht nicht unterhalb alles menschlich und persönlich Wertvollen, so müssen wir doch anderseits betonen: aber sie ist nur ein Teil, dem das Ganze unseres körperlichen und seelischen Lebens mit all seinen sozialen Verantwortungen übergeordnet werden muß."

Worte, ernster Beherzigung wert. So sehr man auch von der erhabenen Mission der Erotik überzeugt sein mag, so sehr muß man doch betonen, daß sie nicht den Gesamtinhalt, sondern nur einen Teil des menschlichen Lebens bildet und als Teil nun dem Ganzen des persönlichen und sozialen Lebens sich ein- und unterzuordnen hat. Eine weitere Diskussion muß also zunächst sich über die Stellung und Rolle des Sexuellen im individuellen und gesellschaftlichen Leben orientieren. Dient das sexuelle Leben in erster Linie der Erhöhung des Individuums oder aber der Lebenssteigerung der Art? Gehört Vater-, Mutter-, Gattenliebe so notwendig zur Entfaltung des einzelnen, daß, wer sie nicht erreicht, als Krüppelgebilde zu bezeichnen ist?

Kennzeichnen wir zunächst die Stelle, die die Erotik im Individuum spielt. Wenn man der modernen Ethik glauben wollte, gehört sexuelle Betätigung ganz unerläßlich zur vollen Entfaltung der Persönlichkeit, sie gibt Schwung, sie steigert seine Leistungsfähigkeit, so daß, wer auf sie verzichtet, zum Menschen zweiter Klasse degradiert erscheint. Ist es wirklich so? Vernehmen wir wieder eine Helene Lange: „Ebenso einseitig . . ist die moderne Behauptung, daß die Erotik unterschiedslos für jeden Menschen die stärkste, für seine ganze Persönlichkeit und ihre Leistungen entscheidende Lebensmacht sei. Psychologie und Physiologie belehren uns darüber, und Leben und Geschichte zeigen uns, daß die Rolle, die das erotische Element im persönlichen Leben des einzelnen spielt, daß der Einfluß, der von hier aus auf andere Sphären seiner Persönlichkeit ausgeht, denkbar verschieden ist. Dem einen ist es ein Hindernis, dem andern eine Bedingung seiner höchsten Lebensleistung, dem Dritten etwas Unwesentliches und Einflußloses. Man braucht nur Typen wie Kant und Goethe nebeneinanderzustellen. Und ganz lächerlich wäre es, hier in dem Fall von Vollmenschen, in dem andern von Menschen zweiter Klasse zu reden."

Hat mit diesen treffenden Worten die oben häufiger erwähnte Schriftstellerin den stereotypen Hochgesang von der leistungsfördernden Macht des Erotischen bereits auf eine niedrigere Melodie gesetzt, so muß noch darauf hingewiesen werden, daß der modernen Ethik eine völlig falsche Auffassung von dem Wert der Persönlichkeit überhaupt zugrunde liegt. Sie legt den Hauptakzent des Lebens auf Gatten- und Vaterliebe. Mutterglück gilt ihr als des Daseins einziger Wert. Nun mögen Gatten- und Vaterliebe in einer Hinsicht einen Höhepunkt darstellen, im ganzen nicht. Der Mensch ist eine geistige Persönlichkeit, nicht nur Sinnenwesen. Das Geistige ist seine Blüte. Eine ordnungsgemäße Entfaltung der Persönlichkeit hat darum vor allem dem Geistigen, dem Uebernatürlichen, dem Seelischen gerecht zu werden. Wir wissen, daß nur das Ethisch-religiöse, das Gnadenvolle, das

[1]) „Die Frauenbewegung und die moderne Ehekritik." Heilbronn 1909. S. 79 ff.



Erblühen zur tugendhaften, gottliebenden, gottbesitzenden Persönlichkeit den wahren Wert eines jeden Menschen ausmacht, daß die Entfaltung zu diesem Ideal den einzigen Zweck irdischer Prüfungszeit bildet. Christus sagt: „Was nützt es dem Menschen, wenn er auch die ganze Welt gewinnt, aber Schaden leidet an seiner Seele?" Ist aber dem ethisch-religiösen Leben die Vorherrschaft einzuräumen, so folgt daraus, daß das Niedrigere, Sexuelle nur insofern Wert hat, als es dem ersten nützliche Dienste leistet. Es kann nun auch das in den gottgewollten Schranken sich bewegende sexuelle Leben Stoff zur Steigerung des Tugendlebens bieten —, das Tugendstreben aber und damit die wahre Entfaltung der Persönlichkeit von einer Betätigung des Erotischen ganz und gar abhängig machen wollen, hieße denn doch die Tatsachenpsychologie verkennen. Auch der Abstinent vermag das einzige Ziel irdischer Wanderschaft, Tugendbereicherung, voll und ganz zu erreichen, ja noch leichter als der durch sinnliche Regungen vom Höchsten mehr oder weniger Abgelenkte, und darum ist sein Leben kein verkümmertes, sondern mit Vollwert bedachtes. Wurde doch auch das entsagende Leben eines Lazarus der ewigen Krönung gewürdigt, das genußträufelnde des Prassers dagegen vollständig entwertet.

Wie? — Inhaltlos soll das ehelose Leben sein? Wie? Es sollte ein verkümmertes, inhaltloses Leben sein, das Leben Jesu Christi, das Leben eines Paulus und Johannes, eines Athanasius und Ambrosius? Es sollte ein inhaltloses Leben sein, das Leben einer Theresia, eines Franziskus von Assisi und eines Franz Xaver, eines Benedikt und Ignatius, einer Ward und einer Angela, einer Klara Fey, Pauline v. Mallinkrodt und Franziska Schervier? Sollte denn das Leben unserer Weltdamen, die das Sichausleben auf ihre Fahne geschrieben, wirklich inhaltreicher, edler sich gestalten, als das demütige, barmherzige Leben unserer Ordensschwestern, sollte eine Luise von Sachsen höher stehen als eine Schwester Rosalie? Und das Leben unserer Lehrerinnen und jener Ehelosen, die als Engel der Caritas inmitten der Welt endlosen Segen stiften. — Von dem Wirken unserer Priester ganz zu schweigen —? Es bedarf schon eines hohen Grades sittlicher Verblendung, um derartige Behauptungen aufstellen zu können. Die höchste Lebensbetätigung des Menschen ist also die religiös-sittliche, diese ist recht gut ohne sexuelle Neigungen erreichbar, darum ist es wiederum verfehlt, aus diesem Kapitel eine Verurteilung der alten Moral herleiten zu wollen.

Somit wäre die erste Frage, die Frage nach der Bedeutung des Sexuellen für das Individuum entschieden: Es ist nicht Höhepunkt seiner Entwicklung, sondern nur ein Teil, nicht Ziel, sondern nur Mittel, nicht unumgänglich notwendiges, sondern nur zu oft ein sehr gewagtes Mittel. (Schluß folgt.)

Die päpstliche Hilfsaktion in Sizilien und Kalabrien.

Von Dr. Jos. Massarette, Rom.

Als in der Frühe des 28. Dezember 1908 die grauenvolle Erdbebenkatastrophe über herrliche Städte und blühende Dörfer hereinbrach, da erwuchs auch dem Heiligen Vater die gewaltige Aufgabe, den Ueberlebenden in möglichst weitem Maße Hilfe und Trost zu bringen. Wenn aus allen Teilen der katholischen Welt reiche Gaben nach dem Vatikan flossen und auch nicht wenige Andersgläubige dem Papst ihre Beiträge zur Linderung des Elendes übermittelten, so sollte das Vertrauen der Spender in glänzender Weise gerechtfertigt werden. Was man geschaffen, ist so bedeutend, daß auch die gewerbsmäßigen Verlästerer jedes katholischen Unternehmens dessen Wert preisen müssen.

Der amtliche Bericht über die Verwendung der dem Papst zur Verfügung gestellten Gelder, etwa 7 Millionen Lire, ist erschienen. Derselbe ist betitelt: Il disastro calabro — siculo. Le offerte dei buoni — L'opera e la pietà del S. Padre Pio X. (28. Dicembre 1908 — 31. Dicembre 1909), in der vatikanischen Druckerei hergestellt und kostet 2 Lire; der Ertrag kommt den Waisenkindern zunutze. Zahlreiche Illustrationen erläutern den Text. Diesem Bericht, der auch in französischer Sprache erscheinen wird, sind nachstehende Einzelheiten zum Teil entnommen.

Gegenüber dem entsetzlichen Unglück suchte der Papst helfend einzugreifen, sobald die ersten dunkeln Meldungen eintrafen. Noch fehlte es an genauen Angaben, noch wußte man nichts über das Schicksal des Erzbischofs von Messina, als bereits die erste päpstliche Kommission unter Leitung Msgr. Bonzanos nach dem Süden entsandt wurde. Zugleich wurden den Kardinalerzbischöfen von Palermo und Catania, sowie den Bischöfen von Acireale und Syrakus beträchtliche Summen überwiesen. Als noch eine kopflose Bureaukratie Hunderte hilflos zugrunde gehen ließ, traf Pius X. im Verein mit dem Kardinalstaatssekretär die zweckmäßigsten Verfügungen, damit unverzüglich Unterstützungen jeder Art den Ueberlebenden zukommen könnten. Der Papst öffnete den Unglücklichen sein Haus, indem er bestimmte, daß Flüchtlinge, Verwundete und Waisen in dem hinter dem Petersdom gelegenen päpstlichen Hospiz St. Marta Unterkunft und Pflege finden sollten. Hier war bereits am 2. Januar 1909, also vier Tage nach der Katastrophe, alles bereit zu ihrer Aufnahme. Der spanische Marquis de Comillas stellte in hochherziger Weise dem Papst sein eigenes Schiff „Catalogna" für die Ueberführung der von Msgr. Cottafavi gesammelten Waisen, Verwundeten und Flüchtlinge zur Verfügung. Im Hospiz St. Marta, dessen Leitung in den Händen des Unterpräfekten der apostolischen Paläste, Msgr. Misciatelli lag, standen am 2. Januar 600 Betten bereit. Untergebracht wurden dort 135 Verwundete, 252 Flüchtlinge, von denen die letzten erst am 4. August das Haus verließen, ferner 184 Waisenkinder, bis für dieselben anderwärts gesorgt war. Für Unterhalt der Insassen von S. Marta wurden etwa 65000 Lire aus der päpstlichen Kasse aufgewandt, in welcher Summe die Ausgaben für Instandsetzung des Hauses und ärztliche Behandlung der Verletzten nicht einbegriffen sind. Täglich sprach Kardinal Merry del Val vor und hatte für die einzelnen herzliche Worte der Teilnahme und des Trostes.

Das Los der verlassenen Kinder lag dem Heiligen Vater besonders am Herzen. Mehr als 500 wurden dank seiner Fürsorge in den einzelnen Erziehungsanstalten Roms und der Umgebung untergebracht, wobei soweit als möglich auf ihre Familien-, Erziehungs- und Gesundheitsverhältnisse Rücksicht genommen wurde. Die einen konnten ihre Studien fortsetzen, andere sich dem gewählten Handwerk weiter widmen. Die Mädchen werden so erzogen, daß sie einst tüchtige Lehrerinnen und Familienmütter werden können; den kränklichen Kindern wurde im Sommer ein günstiger Klimawechsel zuteil. Jede Woche will Pius X. von dem mit der Aufsicht über diese rührende Waisenfürsorge betrauten Professor Fornari über alles unterrichtet werden, was seine lieben Waisenkinder betrifft. Wiederholt hat er sie in den Vatikan kommen lassen. Anderen, wenn auch nicht zu Waisen gewordenen, so doch schwer geschädigten Kindern wurden bedeutende Geldunterstützungen zugewandt. 34 Studienbörsen von je 500 Lire jährlich sollen dürftigen Studenten die Fortsetzung ihrer Studien bis zum Doktorat ermöglichen helfen. Außerdem wurde in den Erdbebengebieten für die Waisen bestens gesorgt.

Messina zählte vor der Katastrophe 135 Kirchen und öffentliche Oratorien, sowie 12 Privatoratorien, nur eine Kirche und fünf kleine Kapellen haben das Erdbeben überdauert. Außerhalb der Stadt wurden 220 Kultuszwecken dienende Gebäude völlig zerstört oder doch unbrauchbar gemacht. In Messina allein kamen 98 Welt- und Ordensgeistliche um und von den blühenden Erziehungsanstalten blieb keine einzige stehen; zu hunderten zählte man dort die Opfer an Kindern und Schulschwestern. Von den etwa 300 dem Kultus dienenden Gebäuden in der Erzdiözese Reggio überstanden nur 8 große und 10 kleine Kirchen die Katastrophe; groß waren auch dort die Verluste an Priestern, Ordensleuten, Schwestern und Zöglingen der Erziehungsanstalten. Möglichst rasch wurde der Gottesdienst wieder eingerichtet und durch Erziehungsanstalten und Schulen der Unterricht gesichert. Msgr. Cottafavi, der als Delegat des Heiligen Vaters waltete, zeigte sich seiner Aufgabe vollauf gewachsen. „Gehen Sie", hatte ihm Pius X. mit bewegter Stimme gesagt, „und lassen Sie uns kein Werk vergessen, das seinen Nutzen bringen kann. Ueberall, wohin Sie kommen, möge man den Duft der Nächstenliebe fühlen. Wir schulden alles jenen, die durch die Katastrophe niedergeschmettert wurden. Sammeln Sie die Waisen, verteilen Sie reichlich Geldmittel, unterstützen Sie die lokalen Wohltätigkeitsanstalten, eröffnen Sie die Schulen wieder, gründen Sie Asyle. Ich empfehle Ihnen besonders die armen verlassenen Kinder, entreißen Sie dieselben der Straße, wo sie den Glauben verlieren können. Gott stehe Ihnen bei! Wir stehen zu Ihrer Verfügung, um unsere armen Brüder zu unterstützen." — Unter der einsichtsvollen und tatkräftigen Leitung des Prälaten Cottafavi und des Grafen Zileri, denen tüchtige Priester zur Seite standen, wuchsen Waisenhäuser, Asyle, Kirchen, Schulen, Klöster aus dem Boden, während sie anderseits darauf hinarbeiteten, daß durch soziale Wohlfahrtseinrichtungen die Energien wachgerufen, die Kräfte verjüngt und zahllose Unglückliche, die, auf sich selbst angewiesen, der Verzweiflung anheimgefallen wären, zum gemeinsamen Schaffen gesammelt wurden. Graf Zileri leitete die technischen Arbeiten. Mit den erdbebensicheren Holzbauten wurde eine englische Firma betraut. Die von Schiffen gebrachten Materialien wurden durch große Automobile oder auch durch Maulesel oder auf den starken Schultern kalabresischer Träger nach den Tälern oder auf die Berge transportiert. In den verwüsteten Ortschaften wurde die Eröffnung der Kirche das Signal des Wiederauflebens, und die zerstreuten Bewohner ließen sich ringsum nieder. Da in zahlreichen Ortschaften die Gemeindeschulen zerstört waren, wollte der Papst, daß in jedem

neuen Pfarrhaus ein größerer Raum als Schulsaal bereitgestellt würde, bis anderwärts entsprechend gesorgt sei. Ende verflossenen Jahres waren in der Erzdiözese Messina etwa 60 Kirchen, Pfarrhäuser, Hospizien und Schulen vollendet. Große Unterrichtsanstalten standen fertig da. Gegenüber dem großen Friedhof, der die Leichen der Opfer aufnahm, wurde eine Sühnekirche errichtet; der vom Erzbischof Msgr. d'Arrigo vorgenommenen Grundsteinlegung wohnten sämtliche Behörden bei. — In der Erzdiözese Reggio waren Ende Dezember 79 neue Kirchen dem Gottesdienst eröffnet und zahlreiche andere Gebäulichkeiten vollendet. Die Provinz Reggio war das gelobte Land des Sozialismus, ebenso wie in Messina Freimaurertum und Freidenkerei blühten. Das wurde anders. Die Bevölkerung, welche die staatlichen Maßnahmen nicht genug tadeln konnte, ist voll Begeisterung fürs Papsttum, voll Hingabe an den Klerus. Beim Anblick der von der päpstlichen Kommission geschaffenen sozialen Werke rief ein sozialistischer Abgeordneter aus: Das ist bewunderungswürdig, das ist einfach vollkommen! — In warmen Worten sprachen zahlreiche Gemeinderäte dem Hl. Vater ihren Dank aus. Pius X. hätte gewünscht, daß am Jahrestage der Katastrophe die Arbeiten vollendet gewesen wären, doch war dies trotz fieberhafter Tätigkeit nicht möglich. Gegenwärtig wird noch über die beiden Erzdiözesen hinaus in abgelegenen, fast unzugänglichen Orten Zerstörtes wiederhergestellt. Der amtliche Bericht gibt noch folgende kurze Uebersicht über die Verwendung der Gelder:

Dem Papst wurden vom 28. Dezember 1908 bis Ende 1909 6'849,998.54 Lire zur Verfügung gestellt. Sie wurden wie folgt verteilt:

1. Den Bischöfen Siziliens und Calabriens, in deren Diözesen Flüchtlinge und Kranke Aufnahme fanden, 850,000 Lire.
2. Den religiösen Genossenschaften, indem die zerstörten Kirchen und Klöster durch Holzbauten ersetzt wurden, 179,000 Lire.
3. Zur Unterstützung von Familien und Einzelpersonen, besonders in den ersten Monaten, 224,000 Lire.
4. Dem Apostolischen Delegaten zum Wiederaufbau von Kirchen, Pfarr-, Waisen-, Schulhäusern, Asylen und zum Unterhalt der Aufgenommenen 1,898,295 Lire.
5. Für Anschaffung von Kultusgegenständen in 100 Kirchen 118,000 Lire.
6. Für die Erziehung von 400 in verschiedenen Anstalten untergebrachten Waisen auf 10 Jahre wurde eine Million Lire angelegt.
7. Für den Unterhalt der in den Seminarien zu Rom, Palermo, Acireale, Anagni u. a. untergebrachten Kleriker der verwüsteten Diözesen 49,145 Lire.
8. Für die im Bau begriffenen fast vollendeten Pavillons 883,245.05 Lire.

Die aufgezählten bereits verausgabten Summen belaufen sich auf 5'201,685.05 Lire. Bleiben also noch für weitere Pavillons, Unterhalt der Kleriker und 111 anderer in Calabrien und Sizilien untergebrachter Waisen, Wiederherstellung von Kirchen, Seminarien, Unterstützung von Armen usw. 1'648,313 49 Lire. Die vom „Verband der katholischen Jugend Italiens" gesammelte Summe von mehr als 100,000 Lire ist in dieser Rechnung nicht einbegriffen. Sie wurde vom Papst verdoppelt und in der ersten Zeit nach der Katastrophe zur Linderung der dringendsten Not verbraucht.

Bekanntlich hat ja auch Pius X. selbst etwa 1 Million Lire beigetragen, so daß ungefähr 8 Millionen der päpstlichen Hilfsaktion dienten. Wie man aus dem offiziellen Bericht ersieht, haben die gesammelten Gelder in der gewissenhaftesten Weise Verwendung gefunden und ist an den Fingern der päpstlichen Vertrauensmänner nichts hängen geblieben.

Wenn Pius X. in ganz Italien bereits höchst populär war, so ist die Begeisterung für diesen wahren Vater allerorten noch gestiegen durch die herrlichen Beweise von Liebe und Sorge, mit denen er Sizilien und Kalabrien überhäuft hat.

Meine Sehnsucht.

Manchmal im Winter unter den Bäumen
flattert ein Vöglein wie wirres Träumen,
kann sein heimelich' Nest nicht finden.
Lautlos huschet es auf und nieder,
gab seine fröhlichen Sommerlieder
alle, ja all den wandernden Winden.

Meine Sehnsucht ein rubloses Vöglein ist,
meine Sehnsucht, die flattert zu jeder Frist
um meines Liebsten weitfernes Haus.
Ach, all meines Herzens Sommerlieder,
kein kalter Winter bringt sie mir wieder
und meine Sehnsucht ruht nie mehr aus.

M. Hiemenz.

Glossen zur englischen Theaterzensur.

Von J. B. Cowley.

Alle zivilisierten Völker haben ihre Theatergesetze; alle haben ihre Polizeivorschriften nicht nur in bezug auf die Gebäulichkeiten, in denen Schauspiele aufgeführt werden, sondern auch in bezug auf die Unternehmer und Direktoren, bei denen bestimmte Eigenschaften teils artistischer, teils ethischer, teils intellektueller Natur gefordert werden. Jedermann findet es vernünftig, wenn der Staat für die leibliche, wirtschaftliche und politische Sicherheit und Wohlfahrt der Gesamtheit Vorkehrungen trifft. Warum sollte er nicht auch zum Schutze der religiösen und moralischen Gesundheit der Allgemeinheit gesetzliche Bestimmungen erlassen dürfen? Auf diesem Gedanken beruht die Berechtigung der Theaterzensur. Sie will ein Schutzmittel sein gegen die Gefahren, welche dem Staate oder der guten Sitte und Religion seiner Bürger aus den schlechten schauspielerischen Darbietungen erwachsen können. Es ist ja bekannt, daß es nicht bloß gute, sondern auch schlechte Schauspiele gibt, nicht nur solche, die ein vortreffliches Mittel der Bildung und moralischen Erziehung des Volkes sind, sondern auch solche, welche die niedrigsten Leidenschaften entfesseln und die verderblichsten Triebe in der Menschenbrust entfachen können. Die Berechtigung einer Theaterzensur im allgemeinen wird sich somit kaum in Abrede stellen lassen.

England hat noch eine Theaterzensur im eigentlichsten Sinne. Das Gesetz, in seiner letzten Formulierung aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts stammend (6 und 7 Vict. c. 68), bestimmt, daß kein Stück in einem Theater zur Aufführung kommen dürfe, bevor es dem Lord-Kämmerer vorgelegt sei und von diesem die Erlaubnis zur Aufführung erhalten habe. Die Uebertretung des Gesetzes hat eine Geldstrafe bis zu £ 50 (= ℳ 1000) und die Schließung des Theaters, in welchem die Uebertretung stattgefunden, zur Folge, unter Umständen sogar die Entziehung der Erlaubnis zur weiteren Ausübung des Gewerbes. Der hohe, vom König ernannte Lord-Kämmerer übt aber das Amt eines Zensors nicht selbst aus, sondern durch einen seiner Beamten, den sog. Examiner of Plays, der seinerseits kein Fachmann, etwa ein Theaterdirektor oder ein Schauspieldichter zu sein braucht; es genügt, wenn er so viel common sense hat, daß er beurteilen kann, was der Durchschnitts-Gentleman in religiöser, politischer und ethischer Beziehung für das Richtige hält. Dabei ist der Examiner of Plays auf seinem Gebiete die souveränste Autorität. Eine Berufung von seinem Entscheide an eine höhere Instanz gibt es nicht. Wenn es ihm beliebt, ein Stück als Ganzes oder in einzelnen Teilen zu beanstanden, bleibt es von der Bühne ausgeschlossen; umgekehrt ist aber die Approbation des Examiners ein Freibrief für alle Zeiten und für alle Bühnen Großbritanniens. Einzig diesem Umstande ist es zu danken, daß manches Stück, das sonst gar bald in das Nichts seiner Wertlosigkeit zurücksinken würde, so sehr zum eisernen Bestand des Repertoirs gehört, daß nicht einmal der Staatsanwalt dawider etwas vermag. Daß man eine derartige Theaterzensur für reformbedürftig hält, darf also nicht weiter wundernehmen.

Da tagte nun in der letzten Septemberwoche in London die aus Mitgliedern beider Häuser des Parlamentes bestehende Kommission, die beauftragt ist, zu untersuchen, ob das englische Gesetz für den Schutz der öffentlichen Sittlichkeit ausreichend sei oder nicht. Auf der Tagesordnung stand diesmal die Theaterzensur. Nicht weniger als zwei ganze Tage lang mußten die Herren des Komitees Gutachten anhören von Bischöfen, Journalisten, Theaterdirektoren, Dichtern, Schauspielern usw. über die Frage: Soll die Theaterzensur in ihrer jetzigen Form beibehalten werden oder nicht? Dabei wurden natürlich sehr weit auseinandergehende Ansichten vertreten. Die ganze Veranstaltung war aber typisch englisch, und schon deshalb ist der eingehende Bericht der „Times" vom 24. und 25. September keine langweilige Lesung. Da berührt es nun zunächst sehr angenehm, daß es keinem der Herren einfiel, für die absolute Ungebundenheit der Kunst oder was sich für Kunst ausgibt, zu plädieren. Alle ohne Ausnahme fanden es selbstverständlich, für die Wahrung des öffentlichen Anstandes und den Schutz der anerkannten Religion und der herkömmlichen Regeln der öffentlichen Sittlichkeit einzutreten. Der Engländer hält nun einmal in fast steifem Konservatismus an den traditionellen Formen fest, ohne darüber sich den praktischen Blick für die notwendigen Reformen der Neuzeit trüben zu lassen, und wäre es selbst auf

Kosten des geschriebenen Gesetzes. Ebenso tritt er ein für die Freiheit des einzelnen, aber so, daß die Freiheit des einzelnen an dem Herkömmlichen im öffentlichen Leben der Nation ihre natürlichen Schranken findet. Seine Instinkte sind wesentlich demokratisch, und der Autorität des einzelnen beugt er sich nur insofern, als dieser sich auf die öffentliche Meinung stützen kann. So war es auch hier.

Der erste Redner war der anglikanische Bischof von Southwark, der auf Veranlassung des Erzbischofs von Canterbury erschienen war. Er verlangte zwar ein möglichst reiches Maß von Freiheit, aber die Theaterzensur einfach abschaffen möchte er nicht; er wünschte vielmehr, daß nicht ein einzelner Mann, sondern eine Art von Zensorenkollegium das Amt ausübe. Und wenn er es auch für selbstverständlich hielt, daß seine Amtsbrüder und überhaupt Männer des geistlichen Standes nur den dezentesten und in jeder Hinsicht unanfechtbaren Schauspielen beiwohnten, so möchte er doch nicht als Maßstab für den Zensor den Grundsatz gelten lassen, daß nur die Stücke aufgeführt würden, welche auch „die jeune personne" besuchen dürfe. I think, meinte ein anderer Redner etwas ungalant, the joung lady of 15 is the most mischivous element in the whole affair. Der anglikanische Prälat scheint übrigens seinen Standpunkt nicht sonderlich bestimmt und klar fixiert zu haben; denn der Vorsitzende mußte ihn wiederholt um nähere Erklärungen bitten, ohne zu einem klaren Verständnis dessen, was jener sagen wollte, durchzudringen. Vag und unbestimmt sind überhaupt alle Entscheide des anglikanischen Episkopates in religiösen und sittlichen Fragen. Ungleich klarer sprach der Vertreter des katholischen Standpunktes. Denselben vertrat im Namen des Erzbischofs von Westminster der Redakteur des „Tablet", Mr. Snead-Cox. Nach seiner Ansicht seien die Katholiken so gut wie ausnahmslos für die Beibehaltung der Zensur, denn wenn sie auch manchmal gar zu nachsichtig gehandhabt werde, so sei schon das bloße Vorhandensein eines Zensors ein Damm gegen das Eindringen noch größerer Zügellosigkeit. Ihm persönlich, fügte er bei, wolle es nicht gefallen, wenn das Sexualproblem immer und immer wieder auf die Bühne komme, nicht als ob er diesen Gegenstand ganz von der dramatischen Behandlung ausschließen möchte, aber es müsse doch mit Maß geschehen. Warum, fragte Mr. Snead-Cox, gebrauche der Zensor seine Befugnisse nicht auch dazu, der Ueberproduktion in diesem Artikel Einhalt zu tun! Warum denn immer Ehebruchstücke? Warum müßten denn so oft Damen „mit einer Vergangenheit" auf der Bühne erscheinen? Schon die Häufigkeit der Behandlung dieses Problems, selbst abgesehen von der Behandlungsart, sei vom Uebel. Die Ansichten des Vertreters der katholischen Anschauungen waren so vernünftig und sachlich, daß sie der Hauptsache nach auch bei Nichtkatholiken uneingeschränkte Zustimmung fanden. So meinte Sir Squire Bancroft, das Amt eines offiziellen Theaterzensors solle nicht nur nicht beseitigt, sondern im Interesse des Publikums eher mit noch weiteren Befugnissen ausgestattet werden. Andere freilich standen viel weiter links. So erzählte der Schauspieldichter Mr. Hall Caine, seine Dramen beruhten alle auf seinen Romanen; während aber die Romane samt und sonders die Zensur glatt passierten, hätte es bei zweien seiner Dramen Friktionen abgesetzt. Als nämlich der Unternehmer sich eben anschickte, das eine derselben auf die Bretter zu bringen, sei ihm von Lord-Kämmerer vertraulich bedeutet worden, er möge davon lieber abstehen; und auch die Aufführung des zweiten Stückes, in welchem politische Fragen behandelt wurden, sei unterblieben aus Furcht vor dem Schatten des Zensors. Früher sei er allerdings der Ansicht gewesen, die Zensur sei sowohl im Interesse des Theaterpersonals als auch wegen der pekuniären Seite der Frage als notwendiges Uebel beizubehalten; er habe aber jetzt seine Ansicht geändert, einerseits weil das Institut seinen Zweck nicht erfülle und anderseits, weil es in sich unwahr sein müsse. Denn die öffentliche Moral sei eben verschieden zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten; er für sich halte nur jenes Stück für gefährlich für die öffentliche Sittlichkeit, dessen Zweck unmoralisch sei. Auf die Einwendung des Vorsitzenden, ob es denn nicht vorkommen könne, daß ein Dichter beabsichtige, im fünften Akt das Laster in seiner ganzen moralischen Häßlichkeit und Verwerflichkeit darzustellen, während er es in den vorausgehenden Szenen so berückend schön schildere, daß es fast notwendig zur Verführung reize, sah sich Mr. Hall Caine zu dem Geständnis gezwungen, daß er eben in diesem Falle das Stück schlechthin unmoralisch und somit verdammenswert nennen müßte. Uebrigens, wenn er auch für die Beseitigung der gegenwärtigen Zensur stimmte, so sprach er doch wieder einer Art von Polizeizensur das Wort. Die Polizei müsse nämlich, sagte er, innerhalb des Theaters dieselben Machtbefugnisse haben wie außerhalb desselben. Wenn sie auf der Straße Gesetzesübertretungen gewahre, müsse sie denselben Einhalt tun, und die Uebeltäter vor den Richter bringen. Ganz recht! Es war aber nicht folgerichtig, wenn er der Polizei innerhalb des Theaters die Vollmacht abdekretierte, während der Aufführung eines obszönen und die gute Sitte verletzenden Stückes die Fortsetzung desselben zu inhibieren; nach der Aufführung sei es ihr dann unbenommen, bei der Staatsanwaltschaft von dem Vorgefallenen Anzeige zu machen. Die Polizei soll also einerseits verpflichtet sein, eine Einbrecherbande ihr Werk nicht vollenden zu lassen, anderseits soll es ihr verwehrt sein einzuschreiten, wenn sie die Religion verhöhnt, das Heiligste gelästert, die gute Sitte und den Wohlanstand verletzt sieht!

So ist es übrigens oft. Bestehende Einrichtungen bekritteln ist nicht schwer, Besseres aber an deren Stelle setzen, ist nicht immer leicht. Beachtenswerte Winke in dieser Richtung gab indes Sir A. W. Pinero.

Sir Arthur Pinero hat als Schauspieldichter einen gefeierten Namen und eine lange Erfahrung. Er konnte zudem als Vorstand des Subkomitees des Vereins für Schauspieldichter im Namen seiner ganzen Zunft sprechen. Ausdrücklich konnte er betonen, daß er von seiten des Examiners of Plays während seiner langen schriftstellerischen Tätigkeit nur Freundlichkeit und Rücksicht erfahren, daß ihm nicht in einem einzigen Stücke auch nur das Mindeste geändert, daß ihm nicht einmal dahingehende Wünsche geäußert worden seien. Persönliche Animosität war also völlig ausgeschlossen. Nichtsdestoweniger ist es seine Ueberzeugung, daß die autokratische Gewalt des Lord-Kämmerers über das Drama den besten Interessen der Kunst widerspreche. Eine Körperschaft, die sich ihrer Verantwortlichkeit der Allgemeinheit gegenüber so gut bewußt sei wie irgend jemand im Lande, sei so unter eine Ausnahmegesetzgebung gestellt; dadurch werde die Künstlerschaft nicht nur in den Augen des Publikums degradiert, sondern auch im freudigen Schaffen vielfach behindert. Ob sich aber Sir Arthur nicht darin getäuscht hat, daß er meint, ein Unternehmer, der pornographische Stücke auf die Bühne brächte, würde nicht auf seine Rechnung kommen, mag dahingestellt bleiben, zumal er selbst für die Notwendigkeit einer Kontrolle vor oder nach der Aufführung eintritt. Bei einer Kontrolle nach der Aufführung würde eben dem Staatsanwalt die Hauptrolle zufallen; bei der Kontrolle vor der Aufführung könnte man das Amt des Examiners of Plays beibehalten, ihm aber das absolute Vetorecht nehmen. Für den Fall, daß ihm ein Stück unterbreitet würde, das voraussichtlich für „die guten Sitten, das Dekorum oder den öffentlichen Frieden" gefahrbringend sein könnte, wäre es die Aufgabe des Examiners, sowohl den Staatsanwalt als auch den Unternehmer darauf aufmerksam zu machen. Wenn letzterer es doch aufführen wollte, so müßte er es auf sein eigenes Risiko tun, verhindern könnte der Examiner die Aufführung nicht. — Auch ein oberstes Schiedsgericht, bestehend aus drei Mitgliedern, kam in Vorschlag. Das eine Mitglied sollte der Lord-Kämmerer, das zweite die Genossenschaft der Theaterdichter und das dritte die beiden ersteren oder, wenn sie nicht einig würden, der Premierminister ernennen. Dieses Schiedsgericht wäre als höchste Instanz gedacht, vor die jeder Entscheid des Examiners of Plays zu gelangen hätte und deren Entscheid für beide Teile endgültig verbindlich sein müßte. Indes keine Zensur kann, wie Sir Arthur mit Recht hervorhob, die absolute Garantie dafür bieten, daß nur Schickliches und für alle Schickliches auf die Bühne komme, keine Zensur kann speziell Eltern und Erzieher der Pflicht entbinden, sich erst über den Charakter des Stückes genau zu erkundigen, bevor sie die heranwachsende Jugend daran teilnehmen lassen.

Die Sachkundigen gaben zweifelsohne der Kommission recht wertvolle Winke für eine zeitgemäße Reform der Theaterzensur an die Hand. Wird etwas zu stande kommen? Wofür werden sich die gesetzgebenden Körperschaften schließlich entscheiden? Wer kann das heute schon sagen? Sicher scheint heute nur das eine zu sein: Man wird in der Praxis recht weitherzig sein, selbst wenn der Buchstabe des Gesetzes darunter zu Schaden käme. Denn so verlangt es die englische Volksseele. Ein Mr. Chesterton, der sich auch zu Wort meldete, erklärte vor der Kommission: „Ich vertrete das Publikum. Ich bin weder Dichter, noch Kunstkritiker. Ich bin entschieden für den Zensor, aber ebenso entschieden gegen den jetzigen Zensor." Er ist zwar für den Zensor,

aber für eine nicht vom Despoten ernannte und auf despotische Weise fungierende Persönlichkeit, sondern für eine vom Volke frei gewählte und nach dem englischen Common Sense entscheidende Körperschaft. „Auf ein Dutzend gewöhnliche Männer kann ich mich verlassen, aber nicht auf einen einzigen gewöhnlichen Mann." ‚Sie würden also, frägt der Vorsitzende, z. B. den Grafschaftsrat für geeignet halten, das Drama richtig zu werten?' „Ganz gewiß; denn er ist gerade so gut geeignet, wie sonst jemand, zu beurteilen, was der Durchschnittsmann und die Nation denkt und fühlt." Sie meinen also, daß sich die Kunst der Auffassung des Volkes anbequemen müsse? „Natürlich; denn es gibt keine wahre Kunst, die nicht aus den Anschauungen des Volkes herauswächst und sich ihnen anschließt." Sie sind demnach der Ansicht, daß es nur eine einzige öffentliche Meinung gebe? „Ich meine, wir, das heißt das englische Volk, haben eine bestimmte Ethik und eine bestimmte Moral, sonst wären wir nie eine Nation geworden." Haben Sie auch schon daran gedacht, daß es gebildete Klassen geben könnte, die anderes verlangten und ein Recht hätten auf Stücke, die nach ihrem Geschmacke sind? „Nun, wenn sie in beträchtlicher Anzahl vorhanden sind, mögen sie sie haben. Allein, ich habe selbst schon „Gebildete" getroffen, die es billigten, wenn die Schauspieler ganz unbekleidet auf der Bühne auftraten; Leute dieses Schlages brauchen nicht zu bekommen, was sie wünschen." Auf die Geldfrage wollte sich Mr. Chesterton nicht einlassen; er sei da, um das Publikum, nicht um die Unternehmer zu vertreten. Eine Zensur sei aber auch aus einem anderen Grunde notwendig. Es sei z. B. ein großer Unterschied zwischen einem Buche und einem Theaterstück, das einem nicht zusage; das Buch könne man nach Durchlesung von 2—3 Seiten in die Ecke werfen, in einem großen Theater dagegen dürfe man nicht einmal protestieren. „Ja, wenn man mit Zwiebeln werfen dürfte, wäre ich ganz dabei." Dichter, welche die absolute Freiheit für ihre Kunst verlangen, haben also Ihre Sympathie nicht, warf Lord Plymouth dazwischen. „Wenn man unter Freiheit versteht, war die Antwort, man dürfe auf der Bühne treiben, was man will, so ist das so sinnlos, daß man darüber nicht diskutieren kann." Schließlich kam Mr. Chesterton noch einmal darauf zurück, er wünsche gegen anstößige Schauspiele einen wirksamen Schutz des Publikums durch eine vom Volke gewählte Behörde; denn der gemeine Mann wisse am besten, welche Kunst für das englische Volk die beste sei... Die Sprache, welche Mr. Chesterton führte, war nicht immer die feinste, aber mehr als ein Engländer wird bei sich gedacht haben: Recht hat er! Denn das ist common sense.

Abend in Venedig.

Wie wundersam der Abend niedertaut,
Von goldumfloss'ner, lichter Wolkentreppe,
Mit Purpur säumt er deine Wogenschleppe,
Venezia, du stolze Meeresbraut!

Wie schön du bist! wie königlich und hehr,
Das Sonnengold um deine Stirne flutet,
Wie zauberhaft von warmem Glanz durchglutet
Dein Bild sich spiegelt im krystall'nen Meer.

Du träumst vom Glanze der Vergangenheit
Und trägt dein Antlitz auch des Alters Runen,
Zu deinen Füßen flüstern die Lagunen
Seltsame Mären einer großen Zeit.

Die Gondel schwebt auf feuchter Wogenbahn
Vorüber an Palästen, Kirchen, Brücken,
An Gärten, die des Südens Rosen schmücken,
Glutäug'ge Frauen grüßen vom Altan.

Im Abendhauch tönt Mandolinenklang
Und heiße Düfte streut der Uferflieder,
Von dem Rialto klingen Koselieder
In weichen Lauten den Kanal entlang.

Und aus den Wolken taucht des Mondes Saum,
Die Mole schimmert silberübergossen
Und die Lagunenstadt ruht reizumflossen
Im Arm der Nacht, schön wie ein Märchentraum.

Josefine Moos.

Reisen einst und jetzt.

Es melden Bericht und Sagen
So manches Wunderding
Von einem gelben Wagen,
Der durch die Länder ging.
Die Kutsche fuhr, man denke,
Des Tags drei Meilen weit
Und hielt vor jeder Schenke —
O gute alte Zeit!

Es ward von den Passagieren
Zuvor das Haus bestellt.
Sie schieden von den Ihren,
Als ging's an's End der Welt.
Sie trugen die Louisdore
Vernäht im Stiefel und Kleid,
Im Sack zwei Feuerrohre. —
O gute alte Zeit!

Oft wenn die Reisegenossen
Sich sehnten nach Bett und Wirt,
Da brummte der Schwager verdrossen:
„Potz Blitz! Ich hab mich verirrt!"
Von fern her Wolfsgeheule,
Kein Obdach weit und breit;
Es schnaubten zitternd die Gäule. —
O gute alte Zeit!

Auch war es sehr ergötzlich,
Wenn mit gewaltigem Krach,
In einem Hohlweg plötzlich
Der Wagen zusammenbrach.
War nur ein Rad gebrochen,
So herrschte Fröhlichkeit,
Mitunter brachen auch Knochen. —
O gute alte Zeit!

Diese Verse Rudolf Baumbachs kommen uns unwillkürlich in den Sinn, wenn wir uns in die Tage zurückversetzen, wo man von Eisenbahn und Dampfschiff, von Fahrrad und Automobil, von Telephon und Telegraph noch nichts wußte, wo das „Hotel" ein noch ungeprägter Begriff — kurz, wo das Reisen alles andere, nur kein Vergnügen war. Den Reisenden von heutzutage, dem es nicht schnell genug gehen kann, der sofort „nervös" wird, wenn „sein" Zug einmal eine kleine Verspätung hat, der in der kürzesten Zeit überall sein, alles sehen will, dem Scherereien, Zollplackereien, schlechte Unterkunft usw. ein Greuel sind — ihn mutet es seltsam an, wenn er liest, wie noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts „gereist" wurde.

„Als Ferdinand Grimm 1812 nur von Kassel nach München wollte, mußte er in Nürnberg eine Woche liegen bleiben, weil sein Paß in Kassel nicht vom bayerischen Gesandten visiert worden war." Von Kassel nach Leipzig brauchte Wilhelm Grimm 1816 vier Tage. Von Berlin nach Rom brauchte man zwei Monate, während das Gepäck ein Jahr unterwegs war. Die Landstraßen wurden absichtlich in schlechtem Zustand belassen, damit die Einheimischen zu Hause blieben, die Fremden aber für Vorspann, Reparaturen, Aufenthalt recht viel Geld zurückließen. Als im Jahre 1837 die Bahn von Leipzig nach Dresden gebaut wurde, erreichte es die Meißener Bürgerschaft auf ihre Petition hin: „die Eisenbahn möglichst weit weg von der Stadt vorbeizuführen, um dem Verdienst der Fuhrleute, Wagenbauer, der Schmiede usw. nicht Abbruch zu tun", daß man die Eisenbahn eine Meile abseits in die Berge führte. Auf der Elbe waren allein zwischen Dresden und Magdeburg 16 Zollstellen, auf dem Rhein 32, auf der Weser zwischen Minden und Bremen noch 22.

Diese kleine Blütenlese mag genügen. Oder soll ich noch Gutzkows Stoßseufzer aus dem Jahre 1838 bei der Postfahrt von Halle nach Magdeburg anführen? „Nie ist mir eine solche Anarchie der Expedition vorgekommen, als um zwölf Uhr des Nachts in Halle, wenn die Leipziger Post dort eintrifft und in zwei Hälften entweder nach Magdeburg oder Braunschweig befördert wird. Keine Präzision, keine Aufsicht, keine Fürsorge, daß man unter einem halben Dutzend Beichaisen nicht etwa eine wählt, die uns statt nach Magdeburg nach Braunschweig führt. Zwei Packknechte flehen die Passagiere um Gottes willen an, ihnen nicht durch Fragen den Kopf zu verwirren, keine Nummer der gelösten Passagierbilletts wird beachtet: die Poststücke werden ungezählt in den Wagen geworfen, wer nicht für sich selber sorgt, verliert seine Bagage und seine eigene Person. Ich dankte Gott, als ich im blinden Zufall den Wagen erstiegen hatte, der mich nach Magdeburg brachte."

Doch genug davon!

Wie so ganz anders heute! Jedem, der nur einigermaßen über Geldmittel verfügt, ist es leicht gemacht, im Fluge durch die Welt zu eilen, seine Reiselust zu befriedigen, seinen Gesichtskreis durch den Besuch anderer Städte, anderer Länder, fremder Völker zu erweitern, Stätten der Erholung aufzusuchen, Handelsbeziehungen anzuknüpfen, Studienreisen zu unternehmen. Alle Wege stehen ihm dazu offen: Neben dem Schienenweg und der Wasserstraße ist die Landstraße von Schnellfahrzeugen erobert

worden und, wer weiß wie bald, wird auch das Luftmeer von Menschenkräften entstammten, Menschenhänden erbauten Verkehrsvehikeln durchfurcht werden. Mit all diesen Werkzeugen des nimmer rastenden Menschenfleißes, diesen hervorragenden Erleichterungen des Verkehrs, gehen Fernsprecher, Telegraph, drahtlose Telegraphie und andere Erfindungen Hand in Hand, um das Verkehrsleben im Vergleich gegen früher von Grund aus umzugestalten. Das geflügelte Wort: „Wir leben im Zeitalter der Reise und des Verkehrs," ist zur unumstößlichen Wahrheit geworden.

Das Reisen! Gibt es wohl etwas Herrlicheres, als auf des Dampfrosses Flügeln weite Länder zu durchfliegen, als fröhlicher Tourist die schönen Gaue unserer deutschen Lande zu durchwandern, mit ihren prächtigen Bergen und stillen Tälern, ihren blühenden Städten und Dörfern, dem Silberband ihrer Ströme? — Von Jahr zu Jahr wächst die Zahl derer, die ausziehen, die Welt in all ihrer Schöne zu schauen, steigert sich der Reiseverkehr zumal in den Sommermonaten. Einsame Gegenden beleben sich, Städte, Sommerfrischen, Badeorte, die Alpenländer, sie können die Schar der Besucher kaum fassen. Jeden verlangt es nach Erholung, nach neuen Eindrücken, nach anderer Luft, anderen Menschen.

Infolge dieses großen Verkehrs sind in der Jetztzeit allerorts prächtige, mit allen Errungenschaften der Neuzeit ausgestattete Hotels entstanden, die den verwöhntesten Ansprüchen gerecht werden, aber auch einfachere Gasthäuser haben sich überall aufgetan, die bei bescheideneren Verhältnissen das beste zu bieten bestrebt sind. Zieht man eine Parallele zwischen den Unterkunftsgelegenheiten der Jetztzeit und denen vor 400 Jahren, wie sie uns Erasmus von Rotterdam schildert — nun: Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß sie **nicht** zu gunsten der „guten alten Zeit" ausfällt!

Die Orte, welche der Verkehr aufsucht, wissen es aber auch zu würdigen, was ihnen der Verkehr an Nutzen einträgt und sie tun das ihre, den Strom der Reiselustigen auf sich zu lenken, sei es durch besondere alljährliche große, sommerliche Veranstaltungen, Ausstellungen, sportliche Wettbewerbe und sonstige festliche Unternehmungen, sei es durch allerlei Darbietungen wintersportlicher Art usw. Sie wissen die Oeffentlichkeit für sich zu interessieren, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken durch geschickte Benutzung der Tagespresse und der Zeitschriften in Gestalt von Reisefeuilletons, durch Anbringen von Reklamebildern an geeigneten Stellen, und tragen so ihrerseits bei zur Förderung und Belebung der Reiselust.

Infolge des immer mehr in Aufnahme gekommenen Reisens wurde das Bedürfnis nach einem guten Berater, Führer und Wegweiser für die Reise lebhafter als je empfunden, und so entstanden die großen Reisehandbücher von Bädeker und Meyer, welche in größeren Bänden ganze Länder behandeln und sich für solche, die größere Reisen unternehmen, als stets zuverlässige Begleiter erwiesen haben. Dagegen fehlte es früher an kleinen, billigen Reisebüchern handlichen Formats, welche nur einen einzelnen Ort, ein bestimmtes Gebirge, eine besondere Gegend behandelten. Schon auf dem Geographentag in Frankfurt a. M. 1878 hob der (†) bekannte afrikanische Forscher Major v. Wißmann hervor, wieviel in England schon damals kleine Städteführer zur Erleichterung des Fremdenverkehrs beitrügen.

Diese Anregung wurde von dem Verlagsbuchhändler Leo Woerl sofort aufgenommen und noch im selben Jahr gelangte das erste Bändchen der heute weltbekannten Woerlschen Reiseführersammlung, ein Führer durch Frankfurt am Main zur Ausgabe. In rascher Folge erschienen weitere Städte- und Talführer und heute umfaßt die Woerlsche Reisebüchersammlung über 600 Nummern der beliebten Bändchen, von denen einzelne bereits hohe Auflagen aufweisen.

Es gibt heute keine größere Stadt Deutschlands, die nicht in der Woerlschen Führerkollektion vertreten wäre. Alle diese Bändchen sind nach einem einheitlichen Plane angelegt und durchgeführt, schnell und zuverlässig orientieren sie den Fremden über alle Verkehrs- und Unterkunftsverhältnisse, Sehenswürdigkeiten, Vergnügungen usw., über die Geschichte der betreffenden Stadt, bzw. Gegend, so daß der Benutzer der Bändchen über alles wohlunterrichtet ist. Gute Abbildungen, Stadtpläne und Karten der Umgebung erhöhen ihren Wert, und da in kurzen Zeitläuften stets Neuauflagen erscheinen, ist der Leser in seinem Wissen über die betreffende Stadt auf der Höhe der Zeit. Ganz besonders hat zur Einbürgerung der „Woerls" ihre große Billigkeit beigetragen, die bei einem Preise von 0,50 ℳ für den einfachen, 1 ℳ für den Doppelband jedermann die Anschaffung ermöglicht.

Mit Freuden ist es im Interesse des Verkehrslebens zu begrüßen, daß der genannte Verlag bestrebt ist, sein Unternehmen immer weiter auszudehnen und auszugestalten, zu Nutz und Frommen der Städte und Gegenden sowohl, die dadurch in weiteren Kreisen bekannt werden, als auch der Reisenden selber, die auf ihnen bisher unbekannte Gebiete, ungekannte Schönheiten und Sehenswürdigkeiten hingewiesen werden.

Ja, das Reisen einst und jetzt! Früher war es mit Opfern erkauft, Opfern an Gesundheit, an Zeit und Geld, heute ist es eine Erholung, ein Vergnügen geworden für jedermann, ohne Unterschied von Rang und Stand und Vermögen. Darum, du Menschenkind, hinaus ins Freie, in Gottes schöne Natur, Leib und Seele zu erquicken.

„Was gibt's wohl Schön'res auf der Welt
Als in die Ferne wandern,
Von Berg zu Tal, durch Wald und Feld,
Von einem Ort zum andern?"

Dr. Max **Koppe**.

Pädagogische Neuerscheinungen.

Von Franz Weigl.

Reges Leben herrscht in der Gegenwart auf katholischer Seite in der pädagogischen Literatur. Man braucht nur die im alten katholisch-pädagogischen Verlag Auer (Donauwörth) als Fortsetzung der 42 jährigen „Katholischen Schulzeitung" neu erscheinende „Katholische Monatsschrift für Orientierung in der gesamten Pädagogik" mit dem Titel „**Pharus**" (halbjährlich 4 ℳ, pro Heft 6 Druckbogen, gr. 8°) durchzusehen, um von dem frischen Leben Kenntnis zu nehmen, das in unseren Reihen pulsiert. Es mag dem verdienten Herausgeber, Ludwig Auer senior, auf dessen „Erziehungslehre" an dieser Stelle ausführlich hingewiesen wurde, eine Genugtuung sein zu sehen, daß der neue, groß angelegte Bau, den er seiner pädagogischen Lebensarbeit einfügt, einen so soliden Grund erhält, wie ihn die ersten Hefte legten. In Professor Jos. **Weber**, der schon einige Zeit Mitarbeiter des Kassianeums an dessen vorzüglichen Erziehungsanstalten (Fortbildungsschule und getrennt hiervon Internat für Schüler des Gymnasiums) ist, wurde ein gewandter geschäftsführender und verantwortlicher Redakteur gewonnen. Drei Hauptaufgaben will der „Pharus", dieser Leuchtturm im Wogen der pädagogischen Strömungen der Gegenwart, erfüllen: **Orientierung in der gesamten Pädagogik**, und zwar sowohl in der Familien- wie Anstalts- und Schulpädagogik, wobei letztere in allen Formen (Volks-, Fortbildungs-, Mittelschulen, Universität) berücksichtigt werden soll; **Vermittlung zwischen Theorie und Praxis**, die gerade in der Pädagogik mit der ihr notwendigen wissenschaftlichen Begründung und ihrer einzig möglichen Auswirkung in der täglichen Praxis, ungemein wichtig ist; **Herstellung einer spezifisch christlichen, zeitgemäßen Pädagogik und eines ebensolchen praktischen Erziehungsprogramms**.

Die ersten Hefte beweisen, daß die Durchführung dieses Programms mit Geschick in Angriff genommen wird. Von mehr als einer uns prinzipiell fernstehenden Seite wurde mir gegenüber schon lobend der geistige Hochstand des neuen Unternehmens gerühmt. Man sagt sich selbst in Kreisen einer sogenannten „freiheitlichen" Pädagogik, daß hier Gedanken neu entwickelt und alte Gedanken in Formen geboten werden, mit denen sich **jeder** Pädagoge auseinandersetzen muß. Um so mehr verdient „Pharus" die Unterstützung aller **katholischen** an der Erziehung interessierten Kreise. Das erste Heft setzt ein mit einem Aufsatz **Willmanns**: „Der Lehrstand im Dienste des christlichen Volkes"; Privatdozent Dr. **Eggersdorfer** von der Münchener Universität veröffentlicht anschließend seine Probevorlesung „Askese und Erziehung", der bekannte Psychopathologe Jesuitenpater **Beßmer** bringt eine Studie: „Die Willensfreiheit beim Kinde und ihre krankhaften Hemmnisse", Redakteur **Weber** führt sich selbst mit einem begeistert geschriebenen Aufsatz: „Vom Ewigkeitsrecht des Kindes" vortrefflich ein; ein Arzt, Dr. **Stägle**, kommt zu Wort über „das pädagogische Element in der Psychotherapie"; ein Distriktschulinspektor, J. B. **Föhr**, Mitglied der Redaktionskommission des „Pharus", gibt in erwärmender und begeisternder Weise „Eindrücke und Anregungen" aus seiner Amtserfahrung kund; Dr. Alois **Wurm**, der an dieser Stelle auch schon eingehend gewürdigte Kunstschriftsteller, entwickelt sehr beachtenswerte „Prinzipien der Kunsterziehung". **Schaidler** greift so recht in die Praxis ein; der in der Blindenliteratur hochangesehene Statistiker, Schriftführer der internationalen Blindenfürsorgekongresse, bespricht „Zahl, Ursachen und Bildsamkeit von Taubstummen und Blinden". Die Rubrik Referate (Katechetik in der Gegenwart von Schulrat **Bürgel**, Fortbildungsschulbewegung von Heimann, katholisches Schulwesen in Belgien von Sternaux S. J.,) erfüllt so richtig großzügigen Orientierungsdienst. „Frische Bahnen" ist ein Teil benannt, der neue Wege weisen will in den Methoden allen Lehrern und Erziehern. Gründlich bearbeitet ist die „Literatur", die Rezensionen und Anzeigen werden durch Proben ergänzt. Die Rundschau erfüllt einen pädagogischen Nachrichtendienst, wie er in diesem Umfang bisher nirgends zu finden war. Gleich das erste Heft bringt auch ein pädagogisches **Preisausschreiben**, bezüglich dessen auf das Heft selbst verwiesen werden muß. Das zweite und dritte inzwischen erschienene Heft sind nicht weniger reichhaltig, so daß wir aus freudigem Herzen dem „Pharus" ein kräftig „Glück auf!" mit auf den Weg geben können.

Zum zweitenmal tritt das „**Jahrbuch des Vereins für christliche Erziehungswissenschaft**" (Kempten, Kösel)

seine Wandlung an. **Willmann** ist ihm treu geblieben mit einer gewohnt tiefen Studie „Gesichtspunkte für das Studium der Psychologie als Hilfswissenschaft der Pädagogik“. Das Gemüt, das Erkennen, das moderne Persönlichkeitsideal werden erörtert, aktuelle Fragen wie Experimentalpädagogik, Koedukation, Sprachstörungen bei Schülern, gründlich behandelt und der Blick nach rückwärts wird nicht vergessen. Petrus Canisius einerseits, die Pädagogik Quintilians anderseits kommen zur Besprechung. Eine umfangreiche Jahresrundschau ergänzt die Abhandlungen des Jahrbuches, das Mitgliedern des Vereins für christliche Erziehungswissenschaft gegen den Jahresbeitrag von 3 Mk. gratis zugeht. (Anmeldungen für Oesterreich sind zu richten an Direktor R. Hornich, Wien I, Hegelgasse 2; für Süddeutschland und Schweiz an Lehrer Weigl, München, Erhardstr. 31, für Norddeutschland an Seminaroberlehrer Habrich, Xanten.)

Vom „dritten Münchener katechetischen Kurs“ liegt im gleichen Verlag der ausführliche Bericht in der bewährten Redaktion durch Lyzealprofessor Dr. Joseph **Göttler** vor. Da der Kurs ein in sich geschlossenes Thema: „Die religiöse Erziehung“ behandelte und dabei Männer von Ruf, wie Baumgartner, Krus, Giese, Weber, Habrich, Göttler, Thalhofer zu Worte kommen ließ, hat das Buch über den Kreis der Teilnehmer hinaus Wert. Was ich in Berichten über den Kurs schon früher sagte, es mögen diese Vorträge auch in die Hände der modernen Lehrerschaft gelangen, wünsche ich auch hier; wer diese Darbietungen studiert, kann sich der Einsicht nicht verschließen, daß es in den Methoden der religiösen Erziehung und Unterweisung bedeutend vorwärts geht.

Zum Schlusse sei noch auf ein Werk hingewiesen, in dem wir verschiedene Gedanken und Forderungen ablehnen müssen, das aber doch auch viel Beachtenswertes dem kritischen Leser bietet: **Barolin J. C., Der Schulstaat.** Vorschläge zur Völkerversöhnung und Herbeiführung eines dauernden Friedens durch die Schule. (Wien und Leipzig, Braumüller.) Das hier entwickelte System der Schulorganisation hat vor allem den Fehler, daß es allzu früh (schon mit dem 4. Lebensjahr) das Kind der Familie entziehen will, aber sehr beachtenswert ist darin die Erstellung eines gemeinsamen Unterbaues (Einheitsschule) für allen Unterricht bis zum 12. Jahre. Wer zudem in einer einheitlichen Organisation alle modernen Reformversuche zusammengetragen sehen will, wird in dem Buch auf seine Rechnung kommen.

Vom Büchertisch.

Enrica von Handel-Mazzetti, „Sophie Barat. Ein Gedenkblatt zu ihrer Seligsprechung.“ Erstes bis drittes Tausend. Ravensburg 1910, Friedrich Alber. Gr. 8° 72 S., *M* 2.—, geb. *M* 3.—. Wie der Gedichteband der berühmten österreichischen Künstlerin, so bezeugt diese Veröffentlichung die viel besprochene Katholizität der Autorin als auf den ersten Blick vollkommen intakt. Das Büchlein umschließt zwei Hauptteile: 1. Sophie Barats Werk, eine ganz intim ansprechende, tiefe und stilistisch schöne[1]) Studie, zunächst mit einem dankbaren Hinblick auf das „liebe St. Pöltner Englische Institut“, wo die Dichterin ihre Erziehung erhielt, dann mit ausführlicherem Eingehen auf „Sacré Coeur, diese eigenartige religiöse Gesellschaft, die an geistiger Disziplin mit den strengen Orden des Mittelalters wetteifert und dabei doch ein vollendetes Anpassungsvermögen an die Kultur der Neuzeit besitzt“, die vor allem die wahre Liebe zur erziehungsbedürftigen Jugend lehren und üben will, wie es eine der ehrwürdigen Leiterinnen Enrica von Handel-Mazzetti gegenüber ausgesprochen hat: „Nicht Formalismus, nicht Paragraph: Liebe zum Kind ist unser erstes und — Mütterlichkeit. Ist doch Mütterlichkeit die Krone allen Frauentums. Wie eine Mutter will ich dich lieben, sagt Gott in der Schrift.“ Diese Mütterlichkeit, als deren geniale Anwaltin die Dichterin selbst in ihrer „Armen Margaret“ auftritt, bildet den Kern des zweiten Teiles: 2. Sophie Barats Beruf. Das im Reim-Rhythmus gehaltene einaktige Festspiel wurde anläßlich der oben erwähnten Seligsprechungsfeier für das Wiener Sacré-Coeurkloster zur Aufführung verfaßt und kann zu letzterem weiteren Zweck Instituten und Vereinen aufs wärmste empfohlen werden. Es ist echt fromm empfunden, gedacht, zum Ausdruck gebracht, voll anmutigen Lebens, kindlich naiver Reinheit und Fröhlichkeit, voll christlich weiser Erkenntnis- und Willensgröße, klar und durchsichtig wie ein sonnenbeglänztes Meerwasser, dessen Grund man erblickt und dessen Tiefe die wenigsten ahnen. Und die Liebe, die hingebende, alles rückhaltlos Gott aufopfernde Caritas mit dem Diadem vollkommener geistig-seelischer Mütterlichkeit ist auch hier des Gesetzes Erfüllung. — Ich wünsche das freundlich ausgestattete Werk in alle Jungmädchen-, Frauen- und Familienbibliotheken.

Dr. Ottokar Prohaszka, Bischof von Stuhlweißenburg: „Die Liebe bis ans Ende“. Gedanken über die hl. Eucharistie. Kempten und München 1910. Jos. Köselsche Buchhandlung. 8°. 124 S. Geb. *M* 1.20. Das vorliegende Büchlein bildet nach Anzeige des Verlages nur einen kleinen Teil, gleichsam eine Probe der bevorstehenden deutschen Ausgabe der ca. 800 Seiten umfassenden „Betrachtungen über das Evangelium“ gleichen Autors. Was von diesem Gesamt-Werk gesagt wird, gilt auch von jenem aus ihm herausgehobenen: „Das Buch, nicht erdacht, sondern erlebt, birgt eine Fülle von Anregungen“, und zwar diese nicht zuletzt nach der Richtung des vom christlichen Geiste durchdrungenen „modernen Interessen- und Ideenkreises“ hin. Es ist geeignet, jeden Gläubigen innig und dauernd zu befriedigen: den Elite- wie den schlichten Leser, sofern dieser über eine etwas gehobenere Bildung verfügt. Klarheit, Knappheit, Einfachheit bei geistvoller Tiefe der Gedankengänge und kernigpoetischer, auch bilderreicher Sprache zeichnen den Vortrag in edler Weise aus. Für den gern selbständig Grabenden sind Schätze zwischen den Zeilen zu finden, ohne daß der Logik des weniger Anspruchsvollen zu viel zugemutet würde — mit der einen Ausnahme vielleicht im Schlußsatze des Anfangskapitels. Die Uebersetzung scheint mir im ganzen vorzüglich getroffen. S. 26 Zeile 15 v. o. hätte ich an Stelle des „einschlürfen“ gern ein etwas weniger körperliches Wort gesehen. Die dortige „Anmerkung des Uebersetzers“ läßt übrigens eine Modifizierung zu. Ich empfehle das hochinteressante Werkchen weiteren Kreisen aufs dringlichste.

Moritz Meschler, S. J. „Seelenschmuck zum göttlichen Gastmahl“. Die Lehre vom heiligsten Altarssakrament in Gebeten zur öfteren Kommunion. Freiburg i. B. Herdersche Verlagshandlung. Schmal 24° XII und 246 S. Geb. *M* 1.30 und höher. — Betrachtungsgebete in gedanklich und sprachlich würdiger Form, zugleich Anregungen zu dem „Seelenschmuck“ tugendlicher Anmutungen. Das sehr bequeme Taschenformat ist ein recht willkommener Rahmen für den schlicht-reichen Inhalt.

M. Freimund.

Marie Freiin v. Mirbach, Vorsitzende des Zweigvereins Morken-Harff-Königshoven K. F. B., **Für unsere Mädchen.** Zwölf Vorträge für die schulentlassene weibliche Jugend auf dem Lande. Berlin S.W. 11, 1910. Deutsche Landbuchhandlung. Gr. 8°, V. und 162 S. *M* 1.60 — Unlängst sprach ich an anderer Stelle den Wunsch aus, von katholischer Seite, zumal vom Katholischen Frauenbunde aus möge dem vom Evangelischen Frauenbunde veröffentlichten gediegenen Werke „Die Frau auf dem Lande“ ein Gegenstück geboten werden. Hier ist nun ein Anfang gemacht, und zwar ein sehr ansprechender, tüchtiger, der hoffentlich bald Aehnliches, Weiteres nach sich ziehen wird. Das Buch ist das Ergebnis praktischer Betätigung: sogenannter „Mädchenabende“, an denen die Verfasserin einer ziemlich bunt zusammengewürfelten Schar schulentlassener Landmädchen in mütterlich-freundschaftlicher Weise über allerlei Nützlichkeitsthemen materieller und ethischer Art Vorträge hielt. Als ihren eigenen Hauptlehrmeister nennt sie Heinrich Sohnrey, dessen Schriften, in erster Linie das mit Pf. E. Löber herausgegebene „Glück auf dem Lande“, dem „Entwurfe ihres ganzen Arbeitsplanes Richtschnur“ blieben. Hierzu traten noch Foersters „Jugendlehre“ und die bekannten einschlägigen Veröffentlichungen des M.-Gladbacher Volksvereinsverlags: „Der Weg zum häuslichen Glück“, „Die Haushaltungsschule“ und Liane Beckers „Erziehungskunst der Mutter“. — Der Inhalt gliedert sich in folgende Kapitel: Die Ordnung unseres Tageslaufs, Am Krankenb tt, Unsere Kleinen, Haustöchterchen „will sich vermieten“, Vom Schlafen, Frau Sorge, Heldinnen in der Stille, Vom Essen, Haustöchterchens künftiger Beruf, Vom Schreiben und Lesen, Vom Sparen, Alte Leute. Die jeweilige Anlage, der Gesamtaufbau wirkt vortrefflich: alles vom Nächsten zum Nahen, vom Nahen zum Ferneren vorschreitend, alles in lichte und freundliche Klarheit und Knappheit gewandet, belehrend ohne Trockenheit, unter möglicher Vermeidung des eigentlich lehrhaften Tones. Stets aber fühlt man die Liebe zur Sache und vor allem zu der Jugend, der jene dienen soll, durch. Ich wünsche dem Buche weiteste Verbreitung und, wie bereits angedeutet, schleunige Nachfolgeschaft! E. M. Hamann.

Dr. Wilhelm Liese, Das hauswirtschaftliche Bildungswesen in Deutschland. Herausgegeben vom Verband für soziale Kultur und Wohlfahrtspflege (Arbeiterwohl). 2. Aufl. M.-Gladbach, 1910. Volksvereins-Verlag. Gr. 8°, XVI. u. 153 S. Geb. *M* 2.—. — Schon die erste Auflage konnte ich in der „Allgemeinen Rundschau“ angelegentlich empfehlen; die zweite steht noch bedeutend höher: kraft der durch unsere weitere soziale Entwicklung nötig gewordenen Umarbeitung, sodaß im Rahmen der ursprünglichen Anordnung tatsächlich ein neues Werk vorliegt. Dessen Gründlichkeit wird schon durch die ungemein stattliche Literaturtabelle, dessen Reichhaltigkeit durch das vielfach und erfreulich logisch gegliederte Inhaltsverzeichnis angedeutet. Ich kenne kein Buch, das in gleicher markiger Kürze derartig ausgiebig über das hochwichtige Gesamtbereich des hauswirtschaftlichen Bildungswesens orientierte. Es gehört in jede Haus-, Familien-, Schul-, Vereins- und öffentliche Bibliothek, in die Hand einer jeden Hausfrau, Mutter, Jungfrau, eines jeden Sozialpolitikers wie überhaupt aller derer, die sich für den Kern unseres Familien-, Gemeinde- und Staatslebens interessieren und interessieren sollten. E. M. Hamann.

[1]) Auf Seite 16 Zeile 10 und 11 von oben müßte freilich der Provinzialismus für die folgende Auflage ausgeschieden werden.



Volksaufklärung. Kleine Handbibliothek zur Lehr und Wehr für Freunde der Wahrheit. Herausgeber J. Gürtler. Druck und Verlag der St. Josephs-Vereins-Buchdruckerei in Klagenfurt. — Eine Doppelmillionenauflage! Und das kein Wunder. Mit Recht schrieb der hochwürdigste Herr Erzbischof von Freiburg, Dr. Thomas Nörber, daß dies angelegentlichst zu empfehlende Unternehmen der kirchenfeindlichen Schriftenpropaganda gegenüber einem wirklichen Bedürfnisse entspricht. Zirka 140 der freundlich ausgestatteten Heftchen à 10 Pf. (!) liegen vor, von denen ich nur die letzte Reihe nenne: „Wertvolle Geständnisse sozialdemokratischer Führer" von M. Stettinger, „Römlinge", vom gleichen Autor, „Christentum und Buddhismus" von Guido Haßl, „Häckelsche Mache" von Kurt Udeis, „Das große Wunder der Weltgeschichte" von Franz Zach, „Christliche Moral und moderne Kultur" von Bischof Dr. Ottokar Prohászka, „Der Antichrist Nietzsche" von Franz Zach. Jedes Heftchen umfaßt 32—48 Seiten. Jährlich erscheinen 12 dieser Broschüren zu ℳ 1.20; doch sind sie auch einzeln erhältlich. Zur Bestellung (man verlange Prospekt) genügt die Angabe der betreffenden Nummer. Für Volks- und Vereinsbibliotheken bietet sich durch Serienanschaffungen eine ständig wachsende wertvolle Bereicherung. Der Einzelkäufer wird entsprechender seine Einzelauswahl treffen. M. Freimund.

Bernhard Stein, Katholische Dramatiker der Gegenwart. Ravensburg, Verlag von Friedrich Alber 1909. gr. 8°. 627 S. Geb. ℳ 7.—. Die oft „drüben", bisweilen leider auch „hüben" gestellte Frage: „Gibt es überhaupt zeitgenössische katholische Dramatiker?" beantwortet der Verfasser in verdienstvoller, dankenswerter Weise mit dieser reichhaltigen, gut ausgestatteten Sammlung, die auch folgende Porträts enthält: Cornelius, Domanig, Ebenhoch, Eschelbach, Handel-Mazzetti, Hlatky, Houben, Konen, Kralik, Landsteiner, Schüth, Tepe van Heemstede. Beiträge von sage vierunddreißig Dichtern sind, selbstverständlich auszugsweise, herzugebracht, und jedem Autorenkapitel steht — eine einzige Ausnahme abgerechnet — ein knappes kritisches Bild, mit den Hauptlebensdaten, voran. Ich wünsche der außerordentlich fleißigen, liebevollen Arbeit um so mehr eine weite Verbreitung, als sie nicht nur zur Ermutigung der behandelten Dramatiker, sondern auch zu der des katholischen Lesepublikums und vor allem unserer dem Parnaß zustrebenden jugendlichen Begabten dient. Und Ermutigung können wir brauchen! E. M. Hamann.

Das deutsche Zentrum. Von M. Erzberger, Mitglied der Zentrumsfraktion des Deutschen Reichstages. Verlag der Internationalen Verlagsbuchhandlung „Messis". Amsterdam, Nassenkade 122. 143 Seiten. Preis ℳ 1.50. — Wie bereits der Verlagsort dieser neuen Arbeit des federfleißigen Zentrumsabgeordneten Erzberger andeutet, wird man in der Schrift eine kurze Orientierung über das deutsche Zentrum für das Ausland erblicken müssen. In aller Kürze gibt dieselbe einen Ueberblick über die Geschichte, den Charakter, die Arbeit, Organisation und Ziele der deutschen Zentrumspartei. Wer darüber gründliche Studien machen will, dem wird die Erzbergersche Schrift nicht genügen, wer sich aber über all diese Fragen schnell orientieren will, dem wird dieselbe vorzügliche Dienste leisten. Zu Vorträgen, zu denen man ja doch kein Quellenstudium machen kann und will, ist sie wie geschaffen. Auch den etwas knappen Journalistenstil wird man dabei gern in Kauf nehmen. Ist daher die Schrift zunächst für die Deutschen im Auslande bestimmt, so wird sie doch auch in deutschen Landen gern willkommen sein. Es kommt uns fast vor, als habe dem Verfasser eine gewisse Gruppe seiner politischen Freunde vor der Seele gestanden, denen er die im § 2 als Ueberschrift gewählte Frage „Katholische oder konfessionelle Partei" beantworten wollte. Die Beantwortung dieser Frage zieht sich wie ein roter Faden durch die ganze Arbeit und macht dieselbe für uns in Deutschland aktuell. Die Ausführungen in allen 9 Paragraphen zeigen mit zwingender Notwendigkeit, daß nur eine politische, nicht aber eine konfessionelle Partei für die deutschen Katholiken haltbar und wirkungsvoll ist. Da gerade diese Frage gegenwärtig noch in vielen Köpfen unklar ist, begrüßen wir die Arbeit des verdienten Zentrumsabgeordneten und wünschen ihr nicht nur weite Verbreitung, sondern auch gründliches Studium. C. W.

Aufwärts. Organ des St. Joseph-Vereines zur Verbreitung guter Schriften. (Jährlich 10 Hefte, ℳ 1.20.) — Die im 2. Jahrgang stehende Zeitschrift will vor allem beständigen Kontakt zwischen den Mitgliedern des St. Joseph-Vereines herstellen. Sie verdient Unterstützung, da sie mit dem Verein, dem sie dient, an der Verdrängung der ungläubigen und unsittlichen Presse praktisch arbeitet. „Aufwärts!" ist ein gutes Symbol für die Bewegung, hinweg von dem Schmutz in „Witz"blättern und illustrierten Werken und von der Pest schlechter Roman- und Geschichtsliteratur, hin zu gesunder Lektüre und rechter Unterhaltung durch christliche Literatur! Reither.

Quartalsabonnement Mk. 2.40.

Die Kirchenbauten der deutschen Jesuiten.

Unter obigem Titel nebst dem Zusatz „Ein Beitrag zur Kultur- und Kunstgeschichte des 16., 17. und 18. Jahrhunderts" hat der bekannte Forscher Joseph Braun S. J. zwei Bände herausgegeben, deren erster die Kirchen der ungeteilten rheinischen und niederrheinischen, der zweite die der oberdeutschen und der oberrheinischen Ordensprovinz behandelt.[1]) Beide Teile gehören zu den Ergänzungsschriften der „Stimmen aus Maria Laach" (99/100 und 103/104). Das Ganze schließt sich dem früheren Werke desselben Verfassers über „Die Belgischen Jesuitenkirchen" an. Galt der erste Teil dem nordwestlichen und westlichen Deutschland, so umfaßt der zweite den Süden. Schon die früheren Werke haben von der rühmlichen Objektivität, der außerordentlichen Kenntnis des Verfassers auf literarischem Gebiet, wie auf dem der Kunstdenkmäler Zeugnis abgelegt. Das neueste tut ein Gleiches. Immer wieder bewundert man das eminente Wissen und den Fleiß Brauns, gleichzeitig die Schärfe seines Urteils, und freut sich der durch alle diese Eigenschaften erzielten, tatsächlich bedeutenden Erfolge und neuen Ergebnisse. Herkömmliche Fehler werden beseitigt, Künstlergestalten teils in neuer Art eingewertet, teils überhaupt zum ersten Male wissenschaftlich nachgewiesen. Darüber hinaus kommt der Verfasser zu Resultaten, die für die Kunstwissenschaft wirkliche Fortschritte bedeuten. Im ersten Bande war es namentlich der Nachweis, daß in der rheinischen und niederrheinischen Ordensprovinz die Gotik sich weitaus länger lebenskräftig erhalten hat, als man bisher glaubte. Sie hatte noch im 18. Jahrhundert beträchtliche Leistungen aufzuweisen und wäre mit ununterbrochener Tradition ins 19. Jahrhundert hinübergegangen, hätten nicht die Kölner Kurfürsten Josef Clemens und Clemens August ihr ein Ende gemacht. — Der jetzige zweite Band betrachtet vom Ende des 16. Jahrhunderts an die kirchliche Kunst eines sehr ausgedehnten Gebietes. Es zieht sich von Straubing bis nach Freiburg in der Schweiz, von Amberg bis Trient. Zu beobachten gab es infolge der reichlichen Menge von Niederlassungen, die schon im 16. Jahrhundert und dann besonders im 17. gegründet wurden — das 18. Jahrhundert hat nur eine zu verzeichnen —, eine Bautätigkeit von regstem Eifer. Waren doch fast nirgends den Jesuiten bereits existierende Kirchen überliefert worden, und wo dies der Fall, waren es allzu kleine, auch arg baufällige. Von den dadurch notwendig gewordenen Neubauten waren die vor 1600 entstandenen ohne wesentliche Bedeutung, einzig mit Ausnahme der St. Michaelskirche in München. Spenden und Stiftungen erhielten die Jesuiten reichlich, so besonders durch Herzog Wilhelm V. von Bayern. Meistens waren die Jesuiten selbst die Bauherrn, die von ihnen herangezogenen Architekten dagegen Nichtjesuiten. Keiner der Pläne für eine Jesuitenkirche nördlich der Alpen stammt von einem Italiener. Im Zusammenhange damit liefert Braun zahlreiche sehr interessante Untersuchungen. Die wichtigste von allen ist zweifellos die über die Münchener Michaelskirche. Hier gelang der Nachweis, daß, was bisher nur vermutet und immer wieder bezweifelt wurde, der berühmte Friedrich Sustris der Erbauer gewesen ist. Mit der Auffassung des ersten Bandes trifft die des zweiten insofern zusammen, als wiederum mit allem Nachdruck festgestellt wird, daß die Entwicklung des Barockstils im allgemeinen nicht auf Rechnung der Jesuiten zu setzen ist, und daß es sich daher nicht rechtfertigt, wie bisher üblich, von einem sogenannten Jesuitenstiel zu sprechen. Dies Ergebnis, dessen Anerkennung durch die literarischen und kunstwissenschaftlichen Untersuchungen Brauns gesichert wird, kann nicht angefochten werden, und somit wirkt das Werk nach einer der wichtigsten Richtungen hin aufklärend. Die Abbildungen, deren jede Tafel mehrere bringt, sind vortrefflich ausgeführt. Kurt Freden.

Münchener Kunst.

Auf der Theresienhöhe ist, wohl mit Rücksicht auf die bevorstehenden Oberammergauer Passionsspiele, soeben ein Panorama aufgestellt worden, das den Einzug Christi in Jerusalem schildert. Der Gedanke, Szenen der Heilsgeschichte zum Gegenstand panoramenhafter Darstellung zu wählen, ist öfter ausgeführt worden. Zu den berühmtesten dieser Werke gehört Gebhard Fugels schönes Altöttinger Rundgemälde der Kreuzigung, das 1903 entstanden ist. Bedeutend früher (1885) schuf Bruno Piglhein für München sein Kreuzigungspanorama, das die bayerische Hauptstadt und alle Welt entzückte und später leider verbrannt ist. Piglhein hatte bei jenem Werke den figürlichen Teil übernommen und großartig durchgeführt. Die Landschaft malte Joseph Krieger, die Architektur C. Frosch. Die Künstler waren mitsammen im Gelobten Lande gewesen und hatten sich daselbst mit der Oertlichkeit genauestens bekannt gemacht, ebenso mit den Ergebnissen der archäologischen Forschung, die über das einstige Aussehen von Jerusalem Aus-

[1]) I. mit 13 Tafeln und 22 Abbildungen im Texte. XVI und 276 Seiten, 1908. Preis ℳ 4.80. II. mit 18 Tafeln und 31 Abbildungen im Text. XVI und 390 Seiten, 1910. Preis ℳ 7.60. Beides Herderscher Verlag, Freiburg i. Br.



kunft zu geben bemüht ist. Das Gelingen der Arbeit entsprach den größten Erwartungen. Einem jeden der drei Künstler konnte nachgerühmt werden, sein bestes und selbständigstes Schaffen darangesetzt und doch mit den Mitarbeitern sich so einig gehalten zu haben, daß das Ganze wie aus einem Guß geschaffen erschien. Betrachtet man das jetzt eröffnete Panorama, so darf man getrost jene Urteile wiederholen. Kein Wunder. Haben doch von jenen drei Künstlern wiederum zwei, Krieger und Frosch, an dem Werke mitgearbeitet, ersterer wieder als Landschafter, letzterer als Architekturmaler. Was uns statt Piglhein S. Reisacher bietet, dessen Werk der gesamte figürliche Teil ist, steht, wie man gerne sagen kann, auf keiner geringeren Stufe. Natürlich fehlt dem Einzuge des Heilandes das ungeheuere dramatische Moment, das in der Kreuzigung die Menschheit erschüttert. Aber gleichwohl ist die Wirkung auch hier gewaltig. Wissen wir doch, was der Jubel dieses Volkes zu bedeuten hat, kennen wir doch den Ausgang des Vorganges. Und gerade deshalb ergreift diese Szene schnell verwehender Fröhlichkeit um so tiefer, und wir fühlen und verstehen die zahlreichen in ihr vorhandenen Vorandeutungen um so deutlicher. Vom Abhange des Oelberges, von wo der ungehinderte Blick weit über das sterile Berg- und Hügelland mit seinen großen einfachen Linien hinschweift, sieht der Beschauer den langen Zug herbeikommen, der den auf der Eselin reitenden Heiland gen Jerusalem begleitet. Wir sehen sie die Palmwedel schwingen, Teppiche und Kleider auf den Boden breiten, junge Leute jauchzend und musizierend vorauf ziehen. Scharen von Volk warten am Wege oder eilen aus der Nachbarschaft, durch den Lärm des Volkes und den auf der hochgelegenen Straße sich bewegenden Zug angelockt, herbei. Auf einer Felsplatte seitwärts hat sich aber auch eine Gruppe von Pharisäern und Schriftgelehrten eingefunden, die ihrer Erregung über die Begeisterung des Volkes und ihrem Haß unzweideutigen Ausdruck geben. Auf der anderen Seite dehnt sich mit seinen bezinnten Mauern, seinem Tempel, seinen Burgen und Palästen das breite Häusergewimmel von Jerusalem. Dazwischen steigt auf der einen Seite die Höhe des Oelbergs an, auf der anderen senkt sich das Gelände zum Dorfe Siloa und zu der Schlucht des Kidronbaches. Allenthalben ist Leben und Bewegung, zum Osterfest gekommenes Volk lagert im Freien, Leute bestellen ihren Garten, selbst in dem fernen Hofe des Tempels sieht man Personen sich bewegen. Wie beim Piglhein-Panorama ist auch hier eine vollständige, fein abgewogene Harmonie aller malerischen Elemente erzielt worden. Die Landschaft ist besonders meisterhaft und verdient schon allein Beachtung, nicht nur ihrer malerischen Qualitäten halber, sondern wie in diesem Fall natürlich, vor allem auch gegenständlich. Das gleiche gilt von den Architekturbestandteilen, zumal dem großen Stadtbilde. Die Figuren, ihre Charakterisierung und Gruppierung ist durchweg glücklich gelungen, der Hauptvorgang vorzüglich herausgehoben, die Nebenvorgänge untergeordnet und dabei doch gleich lebensvoll. Die Gestalt des Heilands ist voll Ernst und männlicher Würde und Schönheit, ohne einen Anflug von Sentimentalität. — Recht natürlich gelungen ist die Verschmelzung des plastischen Vordergrundes mit der Malerei. Dr. O. Doering-Dachau.

Bühnen- und Musikrundschau.

Hoftheater. Die Karwoche nötigte die Intendanz den Ringzyklus in zwei Hälften zu zerreißen. Es war somit der Zeitpunkt nicht günstig gewählt. Noch mehr schädigt es jedoch den Charakter der Einheitlichkeit, wenn in der Besetzung der Wotanpartie in den einzelnen Teilen eine Aenderung eintritt. Hier sind eben unsere Urlaubsverhältnisse schuld, gegen die anzukämpfen, sich immer nutzlos erweist. Als Siegfried half Herr Hensel von der Wiesbadener Hofbühne aus. Mittlerweile wird gegen diesen Künstler der Vorwurf erhoben, daß er durch sein Münchener Singen gegen ältere Verpflichtungen verstoßen habe. Bezeichnenderweise nicht an seiner stabilen Wirkungsstätte, sondern in Amsterdam. Jeder Sänger von Qualität ist heute fast immer anderswo, als man ihn sucht. Was Hensels Gastspiel betrifft, so zeitigte es Ergebnisse, die wohl den Anlaß geben, den Sänger, dem zwar die hier gewohnte Verinnerlichung noch abgeht, nicht aus dem Auge zu verlieren. Wiedemann (Alberich) und Frl. Lippe (Erda) fügten sich ansehnlich dem gewohnten Ensemble neu ein. Im ganzen trugen die vier Abende nicht den Charakter jener Geschlossenheit, die für die kommenden Festspiele gefordert werden müssen. Nun, erst der nächste Zyklus darf als Probe zu diesen gelten und mittlerweile kann noch manches getan werden. Der ausführliche Besetzungsplan für die „Festspiele 1910" im Prinzregententheater wird, wie man uns mitgeteilt, demnächst erscheinen. Gastspielverträge sind abgeschlossen mit der Wiener Kammersängerin Lucy Weidt (Brünnhilde, Isolde), sowie den Herren van Rooy (Wotan, Sachs, Kurwenal), Briesemeister (Loge), Kraus-Berlin (Siegmund, Siegfried, Arindal) und Dr. von Bary (Tristan). Es sind fast ausschließlich Künstler, die längst in unserem Ensemble heimisch und bewährt sind.

Kgl. Residenztheater. Wie jüngst mit Langmanns „Bartel Turaser" unternahm die Hofbühne nun mit Max Halbes „Strom" den Versuch, ein hier schon bekanntes Stück dadurch neues Interesse gewinnen zu lassen, daß man es einer Verpflanzung an das vornehmste Theater für würdig erklärte. „Bartel Turaser" hat nicht die Zahl von Wiederholungen gefunden, wie seine bei aller realistischen Form starke Innerlichkeit und die vortreffliche Wiedergabe verdient hätten. Die Aufnahme des „Stromes" war freundlich; der Autor konnte zwei Mal mit den Darstellern erscheinen. Das Drama ist vor Jahren im Schauspielhaus sehr oft gegeben worden und siedelte später, getragen durch die starke künstlerische Individualität der Darstellerin der Hauptrolle, sogar ans Volkstheater über. Frau von Hagen, welche im Kgl. Residenztheater die „Renate" gab, hatte keinen ganz leichten Stand, denn den meisten Zuschauern mochte jene erste Darstellerin, für die sich auf die Dauer hier zum Vorteile des Dresdener Hoftheaters kein vollentsprechendes Arbeitsgebiet fand, noch deutlich vor Augen stehen. Anderseits liegt in dem tristen Milieu des ostelbischen Gutshofes manches, was der Kunstrichtung Frau von Hagens widerstrebt; die blendenden Vorzüge der Dame der großen Welt finden hier keine Geltung. Die Renate, welche Jahre hindurch daran leidet, Mitwisserin des Verbrechens ihres Mannes zu sein, ist die innerlichste Frauengestalt, die Halbe geschaffen und es gelang der Künstlerin auch, für sie ganz schlichte und innerliche Töne zu finden. Die Entladung des Familienkonfliktes hat der Dichter mit dem plötzlich eintretenden Eisgang der Weichsel in Parallele gesetzt; die gewaltigen Schollen, welche die Dämme gefährden und das Leben bedrohen, hat Halbe versucht, symbolisch auszudeuten; dennoch vermag man das Gefühl des Zufälligen in der Gleichzeitigkeit der Natur- und Seelenkatastrophen nicht zurückzudrängen. Ulmer, der sich bis jetzt nur im klassischen Drama betätigte, spielte den Strombaumeister. Er zeigte eine so überzeugende Natürlichkeit in Ton und Haltung, daß man auf diese Erweiterung seines Darstellungsgebietes mit den besten Hoffnungen blicken darf. Starke Eindrücke hinterließen noch Steinrück und von Jacobi.

Volkssymphoniekonzert des Konzertvereins. Neben Mozarts Esdur-Symphonie (K.-V. Nr. 543) und Beethovens „Achter", die unter Prills Leitung eine packende Wiedergabe erfuhren, hörten wir eine Anzahl „Kammergesänge", Melodien aus früheren Jahrhunderten, die Waldemar von Baußnern für hohe Singstimme, Streichquartett, Flöte und Klarinette bearbeitet hat. Es sind Weisen darunter von einschmeichelnd graziösem Reiz, die in der stilgemäßen Fassung, die ihnen Baußnern gegeben, von sehr anmuliger Wirkung sind. Es wäre nicht ohne Interesse gewesen, wenn das Programm über den Ursprung der hübschen Lieder näheren Aufschluß gegeben hätte. Martha Stern-Lehmann sang sie mit sympathischen Mitteln. Daß die „Kammer"gesänge für kleinere Räume geeigneter wären, ist natürlich; immerhin blieben sie auch im großen Saale nicht ohne anmutige Wirkung.

Verschiedenes aus aller Welt. In Paris starb der bedeutende Kapellmeister Edouard Colonne im Alter von 72 Jahren. Seine hervorragende Dirigentenkunst hatte man auch in verschiedenen deutschen Großstädten kennen zu lernen Gelegenheit. Sein größtes Verdienst war, durch Gründung der Chatelet-Konzerte (1874) die klassischen Meisterwerke in Paris volkstümlich gemacht zu haben. Lag ihm Hector Berlioz am nächsten, so ist er doch mit ebensoviel Tatkraft für Richard Wagner und die deutsche Kunst eingetreten. Auch Richard Strauß hat er in Paris eingeführt und zeigte sich oft bereit, seinen Taktstock an letzteren oder Levi Richter, Mottl und Nikisch abzugeben, um das Pariser Publikum mit diesen Meisterdirigenten bekannt zu machen. — Aus Dresden kommt die Nachricht, daß der dortige Hofopernregisseur Bacmeister zum Direktor der Münchener Volksoper ernannt sei. Man sieht hieraus, daß früher genannte Persönlichkeiten zurückgetreten sind, während über eine endgültige Gründung des geplanten Unternehmens der Oeffentlichkeit noch keine Mitteilungen vorliegen. — Der Bau eines neuen (zweiten) Opernhauses wird in Hamburg geplant und die Eröffnung bereits für den Herbst 1911 in Aussicht gestellt. — Im Berliner Kammerspielhaus löste Eduard Stuckens Mysterium „Gawân" den Bann der kühlen, schweigsamen Aufmerksamkeit, der bisher die meisten Kammerspiele begleitete, obwohl diese aus der Artus- und Gralsage herausgesponnene Dichtung dem Publikum scheinbar am fernsten liegt. Das Werk fand eine glänzende Aufnahme, während es bei seiner Uraufführung an der Münchener Hofbühne seinerzeit nur einen guten Achtungserfolg erzielte. — Das reisende englische Theater, welches unter Führung der inzwischen verstorbenen deutschen Schauspielerin Meta Illing in Deutschland keine ordentlichen Erfolge erzielte, soll erneuert werden. Die Gesellschaft will auch Holland, Belgien und Oesterreich bereisen. — In Berlin gelangte das Schauspiel „Die Rampe" von Henri de Rotschild zur Erstaufführung. Agnes Sorma erwartete sich von der Hauptrolle einen großen Erfolg, der ausblieb. Die Kritik sieht in dem Werke des Mitgliedes der bekannten Millionärfamilie nur gutgemeinten Dilettantismus. — In der Philharmonie in Berlin gelangte das Oratorium „Res ultimae quatuor" von Pater Plewka-Plewczynski, einem noch jungen Tondichter, zu eindrucksvoller Wiedergabe.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Börsen befinden sich immer noch in unklarer Verfassung. Nach dem bekannt gewordenen letzten Ausweise der Reichsbank scheinen zwar die Geldansprüche des offenen Marktes nicht in dem Umfange zugenommen zu haben, wie allgemein erwartet worden war. Immerhin waren die Geldforderungen zum Quartalstermine erheblich und irritierten nicht mit Unrecht die Börsen und deren Faktoren. Die Zweimonatsbilanzen der deutschen Bankwelt zeigen anderseits eine derart klare und ausgesprochen günstige Verfassung unserer haute banque, dass unsere Institute auch den schwierigsten Anforderungen dieser Art schlankweg gewachsen sein dürften. Die Liquidät und die Vermehrung der Depositengelder einzelner Grossbanken ist besonders zu betonen. Die Reichsbank hofft auch trotz der zum Monatsultimo erfahrenen Verschlechterung ihres Status ohne eine Diskonterhöhung auskommen zu können. Sicherlich ist anzunehmen, dass mit dem Monat April grössere Rückflüsse in die Kasse der Reichsbank sich vollziehen werden. Auch der Bank von England wird es jedenfalls in Bälde gelingen, die vor kurzem zwangsweise vorgenommene Erhöhung des offiziellen Satzes wieder aufzuheben. — Die deutschen Börsen entwickelten im Gegensatz zur Vorwoche zumeist eine lebhaftere Tätigkeit, wenigstens ragen einzelne Marktgebiete durch spezielle grosszügige Belebung hervor. In erster Linie zeigten die elektrotechnischen Werte eine anhaltende Bewegung, hervorgerufen durch verschiedene Meldungen über grosse Auslandsgeschäfte. Zeitweise konzentrierte sich das ganze Börsengeschäft auf diese Werte, besonders Schuckert-Elektrizitätsaktien erfuhren eine scharfe Kurssteigerung. Von der Besserung dieser Werte wurde denn auch das übrige Marktgebiet günstig beeinflusst. Bankaktien erzielten gleichfalls grössere Beachtung auf die in den Generalversammlungen bekannt gewordenen Aeusserungen hin über den guten Verlauf des Jahres 1909 für die Bankwelt. Von anderen Gebieten sind noch die Schiffahrtswerte und Maschinenfabrikaktien zu erwähnen, welche auf die guten Aussichten des laufenden Jahres seitens Spekulations- und Kapitalistenkreise aus dem Markte genommen wurden. Die unsichere Haltung der Neuyorker Börse jedoch hält von grösserer Interessenahme an den heimischen Börsen immer noch ein gut Teil der Interessenten ferne Dazu kommen die sehr divergierenden Meldungen vom internationalen Eisen- und Stahlmarkt. Bei der überaus grossen Wichtigkeit dieser Sparte für das gesamte Wirtschaftsgebiet ist es begreiflich, wenn die Börsenstimmung in Berlin lediglich abhängig blieb von diesem industriellen Gebiete. In Schlesien und im österreichischen Grenzrayon scheint die Montanindustrie zumeist im Argen zu liegen, denn verschiedentlich war von scharfen Massnahmen, beispielsweise von langen Feierschichten, zu hören. Die Aktien dieser Gesellschaften erfuhren denn auch erhebliche Kurseinbussen, die durch andere börsentechnische Momente, wie z. B. durch zwangsweise Exekutionen, gefördert wurden. Die Industriezentrale in Rheinland-Westfalen scheint den Erwartungen im allgemeinen entsprochen zu haben. Die Taxationen über das Geschäftsergebnis dieser Montangesellschaften für 1909/10 gehen denn auch zumeist über die Erträgnisse des Vorjahres hinaus. Die Dividendenschätzungen einzelner westfälischer Montangesellschaften lauten sogar erheblich höher. Es ist das umso bemerkenswerter, als die Tendenzmeldungen aus jenem Bezirk die gegenwärtige Situation nichts weniger als hoffnungsvoll schildern. Dazu kommen noch die schlechten Aussichten im Baugewerbe und die Gefahr eines grossen weitverzweigten Streikes. Die Sorgen der Geldknappheit und der teuren Geldsätze werden in Bälde überstanden sein. Dass jedoch noch Krisen auch in diesem Betreff zu berücksichtigen sind, beweist die Befürchtung, welche in den ersten Apriltagen in bezug auf eine neuerliche Diskonterhöhung der englischen Bank bestanden hat. Der Intervention der Bank von Frankreich durch Ueberlassung von zwei Millionen Pfund ist die Verhütung einer solch äusserst schädlich wirkenden Massnahme zu verdanken. Ein Beweis, mit welchen Zufällen derzeit Börse und Wirtschaftsleben rechnen müssen. Nachdem der Markt der Reichsanleihen durch keine Neu-Emissionen im nächsten Jahre irritiert wird und der vielfachen Nachfrage hierin nur wenig Material zur Verfügung steht, konnten die Kurse dieser Renten weiterhin profitieren. Der gesamte Rentenmarkt steht zurzeit immer noch im beliebten Vordergrund und dürfte sicherlich — wie die übrigen verzinslichen Werte — auch fernerhin im Kurswert profitieren. Die innere Bonität unserer Fonds berechtigt ohnehin eine höhere Kursbasis, abgesehen von der Sicherheit und der Bewertung gegenüber den ausländischen Fonds und Renten exotischer Natur. M. Weber.

Kirchliche Goldschmiedekunst.

Von dem großen Aufschwunge, den auf dem Gebiet der kirchlichen Technik auch die Goldschmiedekunst genommen hat, haben in neuesten Zeiten zumal die großen Ausstellungen München 1908 und Düsseldorf 1909 rühmliches Zeugnis abgelegt. Es gehören aber auch Anstalten dazu, deren Werke bei jenen Gelegenheiten nicht zu sehen waren — gewiß bedauerlich, da sonst das bedeutende Bild von der Entwicklung dieses Kunstzweiges noch viel reichhaltiger geworden wäre. Zu den hervorragendsten Firmen moderner kirchlicher Goldschmiedekunst gehört jene von Hermann Cassau Wwe. in Paderborn. Man darf dem Worte modern dabei nicht jenen Sinn unterlegen, als handelte es sich um Erzeugnisse, deren Formen den modernsten Richtungen angehörten. Im Gegenteil lehnen die kirchlichen Goldschmiedearbeiten von Hermann Cassau Wwe. sich durchaus an die historischen Vorbilder romanischer und gotischer Zeit an. Modern aber und dies im besten Sinne sind sie darum, weil bei ihrer Herstellung von jeglicher Handwerks- und Fabrikmäßigkeit abgesehen wird, weil diese Werke sämtlich feinste Handarbeit sind, in echt künstlerischer Ausführung nach Entwürfen von hohem künstlerischem Wert. Die Firma Hermann Cassau Wwe., Paderborn ist vor jetzt rund 18 Jahren gegründet worden und hat infolge der eben angedeuteten künstlerischen Qualitäten ihrer Erzeugnisse schon innerhalb dieser verhältnismäßig kurzen Zeit es zu weit hinausreichendem Rufe gebracht. Fortwährend erhält sie Aufträge nicht allein aus Deutschland und Europa, sondern auch aus Indien, China, Nord- und Südamerika. Die Monstranzen, Ciborien, Kelche usw. zeichnen sich durch edle Einfachheit der Silhouette aus, dabei durch außerordentlichen Reichtum der Einzelheiten, die selbst bei äußerlicher Aehnlichkeit der Gegenstände sich doch nie wiederholen und eine Fülle von Phantasie bekunden. Im Ornament spielen Filigrane dabei eine große Rolle, Email wird verschwenderisch verwendet. So sahen wir eine Monstranz von kreisrunder Gestalt, die Mitte achteckig hervortretend, wobei vier der Felder mit entzückend fein ausgeführten biblischen Szenen geschmückt sind. Im ganzen zeigt dies Stück allein an der Vorderseite des Hauptteils zwölf größere Emailfelder. Andere Monstranzen wieder entzücken durch einen Reichtum feinster Heiligen- und Engelfigürchen. Es kann hier leider nicht ins Einzelne gegangen werden. Nur erwähnt sei noch, daß die Firma Hermann Cassau Wwe. in Paderborn auch vorzügliche Kopien älterer Werke liefert, wovon wir als Beispiel eine Nachbildung des berühmten Kreuzes aus dem Essener Domschatz bewunderten. Felix Hinzen.

Passionsspiele Oberammergau 1910. Alle Vorbereitungen sind getroffen, die Tausende und Abertausende von Fremden zu empfangen. Die k. Staatsbahnverwaltung hat durch Einschaltung zahlreicher direkter Eil- und Sonderzüge Vorsorge getroffen, die Passionsspielbesucher ohne Umsteigen von München bis Oberammergau zu bringen. Bei Ankunft des Zuges an der Station Oberammergau werden die fremden Spielgäste von sprachen- und sachkundigen Beamten der offiziellen Passionsspielvertretungen, Schenker & Cook, in Empfang genommen und durch flinke Boys in ihre Quartiere geleitet. Der Hauptverkehr der fremdsprachlichen Gäste wird sich naturgemäß in den Bureaus der obengenannten offiziellen Generalvertretungen, **Schenker & Co.** im Hotel „Wittelsbacher Hof", **Thos. Cook & Son**, Bahnhofstraße, abspielen, woselbst Wohnungen und Eintrittskarten für die Passionsspiele noch am Vortage des Spieles vermittelt und Auskünfte über Touren gegeben werden, die von Oberammergau aus unternommen werden können, ferner Auskünfte über Rückfahrt nach München und die dortigen Saisonveranstaltungen. Die Firma Schenker & Co. wird in ihrem Bureau, München, Promenadeplatz 16, eine Wohnungsnachweisstelle für München und Oberammergau errichten, in der alle Anfragen kostenlos erledigt und gegen ganz geringe Gebühren (M. 1.— pro Person und M. —.50 für jede weitere Person) Wohnungen und Eintrittskarten für die Passionsspiele genau zu den offiziellen Preisen reserviert werden. Diese Einrichtung wurde im ganz besonderen Interesse des deutschen, österreichischen und schweizerischen Publikums getroffen, das die Passionsspiele zu mäßigen Preisen zu besuchen wünscht. Außerdem sollen in diesem Bureau (bei Schenker & Co.) die sogenannten Wiederholungsspiele ganz besonders propagiert und die Nachspieltage so rasch als nur möglich in München und auswärts durch die Presse bekanntgegeben werden. Bei dieser Gelegenheit sei darauf hingewiesen, daß diese Wiederholungsspiele sich in nichts von den Hauptspielen unterscheiden, sondern diesen völlig gleichwertig sind. — Der Automobilverkehr München—Oberammergau, München—Hohenschwangau—Oberammergau und umgekehrt, sowie Oberammergau—Tirol und Schweiz wird sich im kommenden Sommer gewaltig steigern. Die kürzlich neugegründete „Union" Auto-Fernverkehr hat in anerkennenswerter Weise die notwendigen Vorkehrungen für einen ordnungsmäßigen und geregelten Automobilbetrieb getroffen. Ihre Vermietungszentrale, Promenadeplatz 16, ist Tag und Nacht für den Telephonbetrieb geöffnet, um jederzeit Nachrichten von den unterwegs befindlichen Autos entgegennehmen und im Bedarfsfalle Hilfs- und Ersatzwagen unverzüglich nachsenden zu können. Für Unterkunft der in großer Zahl in Oberammergau erwarteten Automobile ist durch die große, von der Firma Stromeyer & Co. errichtete Zentral-Garage bestens gesorgt; dieselbe faßt 200 Autos und enthält außerdem 50 gute Betten für Chauffeure. Die Vorausbestellungen für Automobile und Garagekarten sind ebenfalls an die „Offizielle Vertretung für die Passionsspiele" Bayerisches Reisebureau Schenker & Co., München, Promenadeplatz 16, zu richten.

„Soziale Studentenblätter" (M.-Gladbach. Sekretariat sozialer Studentenarbeit, Sandstr. 5, Preis pro Jahr M 1.—, für „Teilnehmer", die im Jahre M 3.— Beitrag zahlen, gratis). Diese zeitgemäßen Studentenblätter haben jetzt ihren ersten Jahrgang vollendet. Die auf sie gesetzten Erwartungen haben sie in reichlichem Maße erfüllt. Sie stehen auf hoher Warte und sind der beredte Anwalt einer sehr realen Kulturbewegung voll idealen Schwungs. Wir empfehlen die „Sozialen Studentenblätter" hiermit aufs wärmste. n. d.

Der Gesamtauflage dieser Nummer liegt ein Prospekt der Jos. Köselschen Buchhandlung, Kempten und München, bei betr. „Autorität und Freiheit, Betrachtungen zum Kulturproblem der Kirche von Fr. W. Förster", den wir der besonderen Beachtung empfehlen.

Deutsche Hypothekenbank in Meiningen.

Von unseren an den Börsen in Berlin, Frankfurt a. M., Leipzig, Dresden und München mit dem Betrag von ℳ 36 000 000 im Handel befindlichen

4%igen vor dem 1. Januar 1919 nicht rückzahlbaren Pfandbriefen Em. XIV (Mai-November-Zinsen)

sind weitere

M 18000000

an den genannten Börsen zugelassen worden.

Die **Zahlung** der **Zinsscheine** und der **ausgelosten** oder **gekündigten Stücke** sowie die Ausgabe neuer Zinsbogen erfolgt in **Meiningen** an unserer Kasse sowie bei der Bank für Thüringen vormals B. M. Strupp Aktiengesellschaft, in **Berlin** bei der Deutschen Hypothekenbank (Meiningen) Filiale Berlin und der Mitteldeutschen Creditbank sowie bei der Bank für Handel und Industrie, der Deutschen Bank und der Direktion der Disconto-Gesellschaft, in **Frankfurt a. Main** bei der Mitteldeutschen Creditbank sowie bei der Deutschen Bank Filiale Frankfurt, der Direktion der Disconto-Gesellschaft, der Filiale der Bank für Handel und Industrie und den Herren Gebrüder Sulzbach, in **Dresden** bei der Deutschen Bank Filiale Dresden sowie bei der Allgemeinen Deutschen Credit-Anstalt Abteilung Dresden, in **Gotha** bei der Bank für Thüringen vormals B. M. Strupp Aktiengesellschaft, Filiale Gotha, in **Hannover** bei Herrn Hermann Bartels, der Filiale der Dresdner Bank in Hannover, der Hannoverschen Bank und den Herren Ephraim Meyer & Sohn, in **Karlsruhe** bei Herrn Veit L. Homburger, in **Leipzig** bei der Allgemeinen Deutschen Credit-Anstalt Abteilung Becker & Co. sowie bei der Deutschen Bank Filiale Leipzig und der Bank für Handel und Industrie Filiale Leipzig, in **Mannheim** bei Herren Marx & Goldschmidt, der Rheinischen Creditbank und der Süddeutschen Disconto-Gesellschaft A.-G., in **München** bei der Deutschen Bank Filiale München, Herrn Georg Münzing, der Pfälzischen Bank und der Kommanditgesellschaft Bernard Weinmann, in **Nürnberg** bei der Deutschen Bank Filiale Nürnberg, der Mitteldeutschen Creditbank Filiale Nürnberg und der Pfälzischen Bank, in **Stuttgart** bei der Württembergischen Bankanstalt vormals Pflaum & Co.

Die Pfandbriefe sind zum **Lombardverkehr** der Reichsbank und im Herzogtum **Sachsen-Meiningen** zur Anlegung von Kapitalien der Gemeinden, Sparkassen und Stiftungen und zur Anlegung von **Mündelgeldern** zugelassen.

Auf diese Erweiterungsemission werden Anmeldungen zum Vorzugskurs von

100,75% bis zum 2. April d. Js., abends 6 Uhr

außer an unseren Kassen in Meiningen und Berlin bei sämtlichen als Zahlstellen aufgeführten Banken und Bankhäusern, sowie durch unsere übrigen Pfandbrief-Verkaufsstellen entgegengenommen.

Prospekte werden kostenfrei versandt.

Meiningen, den 29. März 1910.

Die Direktion.

Kranken und Rekonvaleszenten
empfehle ich meinen vorzügl.
Medizinal-Blutwein
(halbsüßer, kräftiger griechischer Rotwein)
per Flasche 1.20 Mk.
Josef Wittmann,
Weingroßhandlung,
München, Christophstr. 9.
Telephonruf **346.**



Priester,
freiresigniert, rüstig,
wünscht bis Oktober
dauernde Stelle.
Offerten unter S. 9371
an die Geschäftsstelle der
„Allgemeinen Rundschau",
München.

Seidenhaus
Meyer & Lissmann
München — Weinstrasse 14
Neuheiten der Frühjahrs-Saison:
Foulardseide. — Rohseide. — Blusenseide. —
Crêpe de Chine. — Cachemire-Soie. — Popeline.
Muster nur nach auswärts.

Tonhalle.
Konzertverein München e. V.
Mittwoch, den 6. April
8 Uhr abends
Letztes
Volks-Symphonie-Konzert
Dirigent: Hofkapellmeister **Paul Prill.**
Solistin: Anna Hirzel-Langenhan (Klavier).
Kartenverkauf an der Billettenkasse der Tonhalle (Türkenstrasse), bei M. Rieger, Universitätsbuchhandlung, Odeonsplatz, und im Billetenkiosk am Lenbachplatz.

Afrikanische Weine
der Weissen Väter, Maison Carrée b. Algier.
:: Hervorragende Qualitätsweine. ::
Probekisten von 10 Flaschen zu M 13.50 versenden
C. & H. Müller, Flape Nr. 6 bei Altenhundem i. Westfalen.
Vereidigte Messwein-Lieferanten. — Päpstliche Hoflieferanten.

Die Leser werden freundlichst gebeten, bei allen Anfragen und Bestellungen, die sie auf Grund von Anzeigen in der **„Allgem. Rundschau"** machen, sich stets auf die Wochenschrift zu beziehen.



Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag. In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei. Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gb. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 16 München, 16. April 1910. VII Jahrgang.

Pius X. und Theodore Roosevelt.

Von Dr. Paul Maria Baumgarten, Rom.

Der frühere Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Theodore Roosevelt, erschien kometenhaft aufleuchtend auf dreimal 24 Stunden in Rom, wurde vom König, vom Sindaco Ernst Nathan und einigen anderen hochgestellten und angesehenen Personen bewirtet und gefeiert, vom Volke auf der Straße bejubelt und verschwand wieder, ohne daß er den Papst gesehen hätte. Er kann den Satz aus dem alten Zumpt über die Negation für sich wiederholen: Romae fui nec Papam vidi. Wie das wohl gekommen ist?

Die Sache liegt höchst einfach; viel einfacher, als es die Blätter der freimaurerischen Internationale darstellen, und ganz und gar zu gunsten des Papstes und seiner Ratgeber. Der geschichtliche Zusammenhang ist folgender.

Ende Januar war der frühere Vizepräsident der Vereinigten Staaten, Fairbank, in Rom und äußerte den Wunsch, vom Papste empfangen zu werden. Dem stand nichts im Wege, und er erhielt seine Audienzeinladung in aller Form zugestellt. Soweit wäre alles gut gewesen und ordnungsgemäß verlaufen, wenn nicht die Methodisten gewesen wären. Nicht die Methodisten als religiöse Gesellschaft zur Pflege ihrer Glaubensüberzeugungen, sondern die römischen Methodisten der Sala venti Settembre als Stammgarde der wüstesten Kulturkämpfer, als engste Bundesgenossen derer im Palazzo Giustiniani, wo Schurzfell und Kelle das Symbol sind, als Errichter eines Heims für abgefallene Priester, als Käufer von mißgeleiteten Gewissen, als offenste, schärfste und schamloseste Feinde des Papsttumes, die mit allen, aber auch gar allen Mitteln die katholische Kirche als eine verworfene und hassenswerte Einrichtung darstellen. Man vermag sich von dem Treiben dieser mit englischem und amerikanischem Gelde errichteten und glänzend unterhaltenen Kampforganisation das beste Bild zu machen, wenn man das von ihnen herausgegebene Blatt L'Evangelista liest.

Nun hatte Herr Fairbank sich bewegen lassen, in der Sala venti Settembre unmittelbar vor der Audienz beim Papste einen Vortrag zu halten, der von den Methodisten in der ihnen eigenen delikaten und vornehmen Weise gegen den Papst und die Kirche ausgeschlachtet wurde. Nachdem das bekannt geworden war, richtete der Majordomus Seiner Heiligkeit, Monsignore Bisleti, ein Schreiben an Herrn Fairbank, worin ihm mitgeteilt wurde, daß Seine Heiligkeit es ablehne, ihn zu empfangen.

Als die wahren Gründe dieser ganz empfindlichen Zurechtweisung des früheren Vizepräsidenten — allerdings nicht durch die Associated Press — in den Vereinigten Staaten bekannt wurden, stellte sich die öffentliche Meinung fast ausnahmslos auf seiten des Heiligen Stuhles, indem hervorgehoben wurde, daß die hemdärmelige Art vieler amerikanischer Staatsmänner in der Person des Herrn Fairbank eine Niederlage von jener großen Macht erlitten hätte, die weder mit Repressivzöllen, noch mit Armeekorps, noch mit Unterseebooten und Luftkriegsschiffen ihre Ansprüche geltend machen und durchsetzen könne. Es herrschte allgemein eine große Befriedigung darüber, daß hier ein Exempel statuiert worden sei.

Theodore Roosevelt, jene eigenartige und einzigartige Erscheinung unter den amerikanischen Präsidenten des neunzehnten Jahrhunderts, der sich die Achtung und die Bewunderung der weitesten Kreise zu sichern gewußt hat, legte großes Gewicht darauf, vom Papste empfangen zu werden. Als er noch weit von Rom war, wendete er sich an den amerikanischen Botschafter Leishmann und bat um Vermittlung einer Audienz. Dieser übertrug, da er in seiner Eigenschaft keine Mittel hatte, um das selbst zu tun, die Sache an Monsignore Kennedy, den Rektor des nordamerikanischen Kollegs in Rom. Dieser tat die notwendigen Schritte, worauf der Botschafter folgendes Telegramm an Roosevelt senden konnte: „Der Heilige Vater wäre sehr glücklich, eine Persönlichkeit wie Herrn Roosevelt zu empfangen; er wünsche nur, daß nichts dem unangenehmen Zwischenfall Aehnliches sich ereignen möge, wodurch der Empfang des früheren Vizepräsidenten der Konföderation, Herrn Fairbank, unmöglich geworden sei."

Mündlich wurde mehr denn einmal und in der nachdrücklichsten Weise hervorgehoben, daß es sich in absolut gar keiner Weise um Beschränkung der religiösen Freiheit Roosevelts handele, daß bei diesem Wunsche des Papstes lediglich und ausschließlich die Kampfstellung der römischen Methodisten mit ihrer unwahren und durch und durch unlauteren Handlungsweise in Frage käme. Im übrigen sei Roosevelt ja auch kein Methodist, sondern ein Kalvinist, was es um so weniger rechtfertigen würde, wenn er sich von diesen grimmigen Feinden des Papsttums mißbrauchen ließe. Der Kardinal-Staatssekretär ließ nicht den allergeringsten Zweifel darüber, daß die rein religiöse Betätigung Roosevelts in Rom in keiner wie immer gearteten Weise vom Heiligen Stuhle in Rechnung gestellt werde. Er könne ganz selbstverständlich in dieser Beziehung handeln, wie er es gewohnt sei, ohne daß der Heilige Vater sich darum zu kümmern das Recht habe.

Am 26. März wurde dem Staatssekretär auf dem Umwege über die amerikanische Botschaft durch Monsignore Kennedy die folgende Antwort des Präsidenten mitgeteilt: „Es wäre ein wahres Vergnügen für mich, dem Heiligen Vater vorgestellt zu werden, für den ich hohe Achtung sowohl wegen seiner Person wie wegen seiner Eigenschaft als Haupt einer großen Kirche hege. Ich gebe das absolute Recht Seiner Heiligkeit unumwunden zu, zu empfangen oder nicht zu empfangen, wen immer er für gut hält, aus irgend welchen Gründen, die ihm gut scheinen; und wenn er mich nicht empfinge, würde ich nicht im geringsten die Korrektheit seiner Haltung in Frage ziehen. Dagegen muß ich meinerseits es ablehnen, zu irgendeinem Einverständnis zu kommen oder irgendwelche Bedingungen anzunehmen, wodurch meine Bewegungsfreiheit in irgendeiner Weise eingeschränkt wird. Ich hoffe, daß Seine Heiligkeit es am 5. April für gut halten wird, mich zu empfangen."

Hierauf erhielt Roosevelt am 28. März auf dem oben angegebenen Wege die folgende Antwort:

„Seine Heiligkeit werden sehr glücklich sein, Herrn Roosevelt die Audienz zu gewähren. Sie hegen hohe Achtung sowohl vor der Person wie vor seiner Eigenschaft als ehemaliger Präsident der Vereinigten Staaten. Seine Heiligkeit erkennen für Herrn Roosevelt das Recht der vollen Bewegungsfreiheit an; aber auf der anderen Seite könnte, in Erwägung der Umstände, für die weder Seine Heiligkeit noch Herr Roosevelt verantwortlich sind, die Audienz nur statthaben auf Grund des Einverständnisses, das in der vorhergehenden Benachrichtigung angekündigt war."

Das ist der aktenmäßige Befund. Roosevelt hat daraufhin auf einen Besuch beim Heiligen Vater verzichtet, obschon er bei seiner jetzigen Europareise gerade darauf den größten Wert gelegt hatte. Die Festigkeit des Heiligen Stuhles in dieser Sache entspringt dem hohen Gefühl der eigenen Würde, das keine Kompromisse eingeht, wenn diese Würde irgendwie in Frage kommt. Roosevelt hat in merkwürdiger Ueberspannung des Begriffes

der Bewegungsfreiheit dem Wunsche des Papstes nicht entsprechen zu können geglaubt; er wollte nicht sagen, daß er nicht zu den Methodisten gehen werde.

Wie sehr es Roosevelt um den Empfang im Vatikan zu tun gewesen war, ersieht man daraus, daß er seinem Sekretär O'Laughlin, einem Katholiken, erlaubte, am vergangenen Samstag zum Kardinal Mery del Val zu gehen. Des Kardinals erste Frage war: „Kommen Sie von seiten des Herrn Roosevelt?" O'Laughlin antwortete mit einem runden Nein, worauf der Kardinal auf das Unnütze weiterer Verhandlungen hinwies, da sein Gegenüber keinerlei Vollmacht habe. Dieser entgegnete jedoch: „Eminenz, es gibt eine Frage, die von höchster Bedeutung für diese Angelegenheit wäre. Wenn die beiden durch Monsignore Kennedy gesandten Depeschen zurückgezogen würden, so glaube ich versichern zu können, daß Herr Roosevelt die Audienz gerne haben würde."

Hierauf entgegnete der Kardinal energisch, daß er nicht die geringste Absicht habe, das Recht Roosevelts, in die methodistische Sala zu gehen oder nicht zu gehen, in Frage zu ziehen. Es handle sich hier um eine Prinzipienfrage. Es würde ihm völlig genügen, wenn er in offiziöser Weise die Versicherung erhalte, daß Roosevelt tatsächlich nicht zu den Methodisten gehen werde. Das konnte und wollte O'Laughlin nicht in Aussicht stellen, und so blieb auch der letzte Versuch von seiten Roosevelts, in den Vatikan zu kommen, vergeblich.

Niemand glaubt, daß Roosevelt zu den Methodisten gegangen wäre. Aber der Heilige Vater wollte ein für alle Mal an diesem Beispiele zeigen, daß er seine hohe Stellung als Haupt der katholischen Kirche zu wahren wisse, selbst auf die Gefahr hin, sich des Vergnügens zu berauben, einen Mann von der Bedeutung Roosevelts zu empfangen. Dieses „Quos ego" wird hier in Rom, vor allem aber in den Vereinigten Staaten von unzweifelhafter Wirkung sein.

Nachdem Roosevelt in seiner, wie ein französisches Blatt sagte, lärmenden Weise diese Dinge in völlig unnötiger Weise an die große Glocke gehängt hatte, bemächtigten sich die obengenannten Methodisten und die Freimaurer — par nobile fratrum — der Angelegenheit. Die ersteren erließen eine giftige Veröffentlichung, voll von Schmähungen gegen Papst, Kurie und Kirche, die Roosevelt sehr unbequem kam, weil deren Offenherzigkeit ihn vor Jedermann ins größte Unrecht setzte.

Weiterhin kamen dann die schismatischen Freimaurer des schottischen Ritus zu Roosevelt, um ihm zu huldigen, und der frühere Präsident lobte „seine Brüder" über den grünen Klee und freute sich außerordentlich, ihre Bekanntschaft zu machen.

Kaum war diese Audienz bekannt geworden, so entstand große Aufregung im Palazzo Giustiniani — der übrigens von der Massoneria Italiana in diesen Tagen für 1'055,000 Lire angekauft worden ist —, daß die Schismatiker den „legitimen" Brüdern vom Schurzfell den Rang abgelaufen hatten. Ettore Ferrari und ein anderer Großwürdenträger machten ebenfalls ihre Aufwartung bei Roosevelt, der ihnen noch im Vorzimmer mitteilen ließ, daß er nicht gewußt habe, daß die anderen „Brüder" Schismatiker und Rebellen seien. Nach herzlicher Begrüßung wurde dann ein Verbrüderungsfest zwischen Roosevelt und Ferrari gefeiert, bei dem ersterer auch darauf hinwies, daß er sich lebhaft freue, die Bekanntschaft des ausgezeichneten Bürgermeisters von Rom, Nathan, zu machen, der früher an der Spitze der italienischen Maurerei gestanden sei.

Roosevelt hat also keinen Anstand genommen, diejenigen als seine „Brüder" auf das allerherzlichste zu begrüßen, die noch kürzlich aus Anlaß der Ferrer-Angelegenheit in der gemeinsten Weise sich über die katholische Kirche und ihre Leiter öffentlich aussprachen.

Roosevelt hat durch sein Betragen in Rom auf das Klarste den vollen Beweis erbracht, daß der Papst und seine Berater außerordentlich klug und vorsichtig vorgegangen sind, als sie von Roosevelt gewisse Garantien verlangten. Selbst die liberale Presse Roms, die erst laut aufjauchzte, hat nachher eingesehen, daß Roosevelt sein Schicksal reichlich verdient hat.

An die Freunde der „Allgemeinen Rundschau"

richten wir wiederholt die Bitte um Angabe von Interessenten, an welche Gratis-Probenummern versandt werden können.

O Roma.

Mitunter steigt in klarer Silhouette
Ein Bild des Südens strahlend vor mir auf:
Ich schaue Rom mit der Albanerkette
Und wandle wieder an des Tibers Lauf.
O Rom! — Du Stadt der Kirchen und der Bronnen,
Denk' ich an dich, wird mir das Auge feucht,
Wie hat dein Zauber mir das Herz umsponnen,
Durft' ich dich schau'n im Abendgoldgeleucht!
Wenn alle Glocken rings zum Ave klangen
Vom kleinsten Kirchlein bis zum Petersdom
Und brausend ihre Jubelhymnen sangen,
Vom Monte Pincio zog der Düfte Strom.
O diese Gärten, diese Prachtpaläste,
Mit ihren Kostbarkeiten alter Kunst,
In deinen Mauern ward mir jeder Tag zum Feste,
Erblühte mir des Lebens höchste Gunst. —
Und immer wieder in beredtem Schweigen
Ersteht vor mir des Forums Trümmerfeld:
Zerfall'ne Tempel — Gras wächst in den Steigen —
Und war doch einst der Mittelpunkt der Welt.
Und du von schwermutvollem Reiz umflogen,
Campagna, stummbeseelte Träumerin,
Wie zieht dein Bild, umrauscht von Gräserwogen,
Mir immer wieder lockend durch den Sinn. —
Wer je auf Roms geweihtem Grund gestanden
Und einst aus der Fontana Trevi trank,
Den läßt die Sehnsucht nicht aus ihren Banden,
Dem bleibt Erinnerung treu sein Leben lang!

Josefine Moos.

Das religiöse Leben in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Von Dr. Heinrich Beisenherz, Oberlehrer.

Es ist eine auf beiden Hemisphären bekannte und zugegebene Tatsache, daß das „business", das Streben nach materieller Verbesserung, eine der stärksten Triebfedern in dem in jeder Hinsicht großzügig angelegten Leben des Amerikaners ist. Mit diesem seinem hauptsächlichsten Streben, „to make dollars", wie er es selbst nennt, bildet sein reges Interesse für religiös-sittliche Fragen einen eigenartigen Kontrast. Die zahlreichen privaten und öffentlichen caritativen Einrichtungen, die ungeheueren Summen, welche jährlich für humane Bestrebungen gestiftet werden, die gewaltige Anzahl großartiger Gotteshäuser, welche allüberall auf dem nordamerikanischen Kontinent vom Atlantik bis zum Pazifik zum Himmel streben, die große Beteiligung am kirchlichen Leben bei Mitgliedern aller Religionsgemeinschaften, die Begeisterung für Missionen z. B. in Korea, Japan, China usw., die jedem Bekenntnis in weitgehendster Weise gewährte Freiheit der Betätigung und die tiefe Achtung vor jeder entschiedenen religiösen Ueberzeugung, das alles sind deutliche Zeichen dafür, daß neben allem Materialismus ein mächtiger Idealismus in der Brust des Amerikaners lebt. Die Zahl der Indifferenten ist relativ klein. Sie rekrutieren sich hauptsächlich aus einwandernden ganz ungebildeten Italienern und aus Deutschen, welch letztere vielfach vom Skeptizismus zur religiösen Gleichgültigkeit kommen.

Das auffallend starke Hervortreten des religiösen Moments sowie die bekannte amerikanische Duldsamkeit in religiösen Dingen scheint mir das natürliche Produkt der historischen Entwicklung zu sein, wie sie sich unter den gegebenen politischen und sozialen Verhältnissen in den Vereinigten Staaten nun einmal gestalten mußte.

In den Provinzen von Neuengland herrschten von alters her, seit der berühmten Landung der „Mayflower" an der Küste von Massachusetts, die Puritaner. Vom Staate Pennsylvania dehnte sich rasch die Religion der Quäker nach Norden und Süden und westwärts bis zum Mississippi aus. Die einen wie

die anderen bauten das private und öffentliche Leben auf religiösen, aus dem Christentum gewonnenen Prinzipien auf. Die Quäker umfaßten, vom Geiste weitherziger Toleranz erfüllt, die Menschen ohne Unterschied der Nation und der Hautfarbe mit „brüderlicher Liebe", die Puritaner schlossen sich streng ab gegen Andersgläubige. Allein die fortwährenden Kämpfe gegen alle eingeborenen Indianer einerseits und das folgenschwere Ringen gegen die britische Weltmacht anderseits, wodurch die Amerikaner immer wieder für die gemeinsame Sache auf den Plan gerufen wurden, stellten die Bewohner von Nord und Süd, aus dem Küsten- und Binnenlande, die Anhänger der verschiedenartigsten Glaubensbekenntnisse, die sich zum Teil infolge der geographischen Beschaffenheit, zum Teil infolge des mächtigen Freiheitsdranges der Bevölkerung so zahlreich entwickelt haben mögen, als Brüder Schulter an Schulter. So traten sich Puritaner aus dem Nordosten, hugenottisch-kalvinistische Protestanten aus dem mittleren Osten und Katholiken aus den südlichen Staaten als Waffengefährten wiederholt näher. Der demokratisch-föderative Staatsgedanke führte das von Natur religiösgesinnte Volk in politischen und sozialen Dingen aufs engste zusammen. Weitgehendste Achtung vor der religiösen Ueberzeugung des Nachbarn war der vernünftigste, ja fast einzig mögliche Modus eines friedlichen Zusammenlebens und -Strebens, namentlich bei einer Nation, die durch ein weit ausgespanntes Netz kommerzieller Unternehmungen aufblühen wollte. So wurde die Toleranz in der nordamerikanischen Union etwas Traditionelles und Selbstverständliches.

Der mächtigen Woge historisch gewordener Verhältnisse konnte auch der Damm, mit dem die sprichwörtlich bekannte puritanische Intoleranz den Nordosten bis auf unsere Tage umgab, auf die Dauer nicht widerstehen. Und so ist es geschehen, daß in diesem Jahre im Staate Massachusetts, der alten Domäne der engherzigen Abkömmlinge der „Pilgerväter", dem amerikanischen Mecklenburg, der römisch-katholische Bischof der Diözese Springfield, Thomas Daniel Beaven, den Senat von Massachusetts mit dem üblichen Gebete eröffnete. Das ist das erstemal in der Geschichte dieses Puritaner-Staates. Schon im Jahre 1909 wurde zum ersten Male einem katholischen Priester, dem Senior der Erzdiözese Boston, und zwar dem Monsignor Griffin aus Worcester, die hohe Ehre angetragen, das Eröffnungsgebet in der Kammer der Abgeordneten (house of representatives) von Massachusetts zu sprechen. Das sind bedeutsame Symptome für einen freiheitlicheren Kurs in dieser bislang noch immer religiös-rückständigen Ecke der Vereinigten Staaten.

Natürlich trat dieser Umschwung nur unter dem übermächtigen Drucke der Verhältnisse ein. Die katholische Bevölkerung von Neuengland, hauptsächlich Irländer, Kanadier französischer Abkunft und Deutsche, ist in starkem Wachstum begriffen. In der Erzdiözese Boston allein wurden im letzten Jahre 900 000 römische Katholiken gezählt.

Aus den oben kurz gestreiften lokalen Bedingungen und den fortgesetzten Einwanderungen fremder Völker mit verschiedenartigen Religionen wird es vielleicht erklärlich, daß man unter den rund 90 000 000 Bewohnern der Vereinigten Staaten gegen 200 mehr oder weniger christliche Sekten zählen kann, nicht gerechnet die Juden, Buddhisten, Mohammedaner und heidnischen Kulte aller Schattierungen.

Die an Zahl bei weitem stärkste Religionsgemeinschaft ist die römisch-katholische. Nach der Zählung von 1909 leben 22 587 079 römische Katholiken unter dem Sternenbanner, also mehr als in Deutschland. Davon entfallen 14 347 027 auf die Vereinigten Staaten selbst, die übrigen wohnen auf den Philippinen, auf Porto Rico und den Hawaii-Inseln. Die Zahl der katholischen Geistlichen betrug im letzten Jahre 16 550, die sich auf 12 274 Weltpriester und 4276 Ordensleute verteilten. — In Südamerika scheinen die kirchlichen Verhältnisse sehr im argen zu liegen. Dem katholischen Klerus werden in letzter Zeit von nordamerikanischen Zeitschriften sehr unliebsame Dinge nachgesagt. Die Zahl der Geistlichen ist auch verhältnismäßig sehr gering. In Argentinien z. B. kommen nur 250 Priester auf 6 000 000 Seelen.

In Nordamerika ist die katholische Kirche rapide gewachsen. Vor zwanzig Jahren zählte die offizielle Statistik in der Union 6 257 871 Katholiken, also lange nicht die Hälfte der jetzigen Anzahl. Im letzten Jahre sind 366 Kirchen gebaut worden, so daß es jetzt in den Vereinigten Staaten im ganzen 13 204 katholische Gotteshäuser gibt. Eine große Anzahl Anhänger der anglikanischen Hochkirche, deren Kultus und Dogmen schon ganz dieselben sind wie in der katholischen Kirche, die Beichte und die Lehre von der unbefleckten Empfängnis der Mutter Gottes einbegriffen, sollen nach neuerlichen Mitteilungen religiöser Revuen vor dem Schritte stehen, in den Schoß der alten Kirche zurückzukehren.

An Zahl kommen den Katholiken die Methodisten mit 6 477 224 Seelen am nächsten; sie haben seit 1890 um mehr als 2 000 000 zugenommen. Auf diese folgen die Baptisten mit 5 510 590 im letzten Jahre, gegen 3,7 Millionen im Jahre 1890. Die Lutheraner sind mit stark 2 Millionen Anhängern vertreten, die Presbyterianer mit 1,8 Millionen; die ersteren weisen gegen die Zählung von 1890 ein Plus von ungefähr 900 000 auf, die letzteren ein Plus von ungefähr 600 000. Die Mitgliederzahl der Hochkirche (Episcopalians) ist auf 900 000 gestiegen, 1890 waren ihrer etwas über eine halbe Million. Die übrigen Religionsgemeinschaften bleiben hinter diesen Zahlen ganz bedeutend zurück.

Interessant ist noch eine Vergleichung der Gläubigen in bezug auf die Geschlechter. In den protestantischen Sekten stellen die Frauen ungefähr 61 Prozent, die Männer 39 Prozent der Kirchenbesucher. Den höchsten Prozentsatz Frauen weist die Christian-Science Church mit 72,4 Prozent auf. Am gleichmäßigsten nehmen die Katholiken an den kirchlichen Uebungen teil; bei ihnen kommen 50,7 Frauen auf 49,3 Männer.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Kampf im Baugewerbe.

Im preußischen Abgeordnetenhause konnte soeben der Minister der öffentlichen Arbeiten die erfreuliche Mitteilung machen, daß die Staatseisenbahnen im Jahre 1909 eine Mehreinnahme erzielt haben von 105 Millionen gegen das Vorjahr und von 64 Millionen gegen den Etatsansatz. Ein deutliches Zeichen, daß Handel und Wandel sich wieder auf der aufsteigenden Linie befinden. Die Perioden des wirtschaftlichen Aufschwungs haben erfahrungsgemäß als unangenehme Begleiterscheinung Lohnkämpfe, und zwar macht sich die Neigung zu Kraftproben gewöhnlich auf seiten der Arbeiter am stärksten geltend. Jetzt drohen uns auch schwere wirtschaftliche Kämpfe, aber auffallenderweise liegt die Offensive nicht bei der Arbeiterschaft, sondern bei den Verbänden der Unternehmer. Es war ein offensiver Vorstoß seitens der schweren Industrie, als zum Jahresbeginn der einseitige Zwangsarbeitsnachweis von den Bergherren eingerichtet wurde. Die Arbeiterschaft protestierte, aber sie griff nicht zur Streikwaffe, sondern ließ es auf die tatsächliche Erprobung der neuen Einrichtung ankommen. Augenblicklich stehen wir vor einem großen Kampf im Baugewerbe, und er wird wiederum nicht durch einen Streik der Arbeitnehmer, sondern durch Aussperrung seitens der Arbeitgeber eingeleitet.

Den Anlaß gibt der Ablauf der bestehenden Tarifverträge am 15. April. Für den neuen Tarif hatte der Bund der Arbeitgeberverbände im März fünf Forderungen aufgestellt. Die Gewerkschaften der Arbeitnehmer, die christlichen sowohl als die sozialdemokratischen, erklärten die Forderungen für unannehmbar. Natürlich konnte man den Unternehmern noch keinen Vorwurf daraus machen, daß sie Abänderungen des Vertrags in ihrem Interesse verlangten. Wir wollen es auch nicht weiter tadeln, daß die Unternehmer ihre Forderungen in Form eines Ultimatums vorbrachten; solche „Taktik" zur Einschüchterung der Gegenseite ist an sich noch nicht so schlimm. Aber als nun im Reichsamt des Innern auf Veranlassung des Staatssekretärs eine Konferenz behufs Verständigung anberaumt wurde, da brachten die Vertreter der Unternehmer den Ausgleichsversuch von vorneherein zum Scheitern. Sie lehnten den Vorschlag auf Einsetzung einer Verständigungskommission von drei Unparteiischen schlankweg ab, während die Vertreter der Arbeiter die unparteiische Prüfung zulassen wollten. Als man dann zur Besprechung der fünf Forderungen überging, stockte die Sache alsbald an der bestimmten Erklärung der Unternehmer, daß sie an ihren Forderungen unbedingt festhielten. Der Vermittlungsversuch mußte also abgebrochen werden. Der scharfe Beschluß des Arbeitgeberbundes, zum 15. April die Arbeiter zu entlassen, blieb in Kraft; er



ist bereits in der Ausführung begriffen. Doch ist zu beachten, daß für zwei wichtige Punkte Ausnahmen zugelassen sind. In Hamburg wird nicht ausgesperrt, weil dort bereits eine Erneuerung des Tarifvertrages vereinbart worden ist, und in Berlin behalten die Unternehmer freie Hand für weitere Verhandlungen mit ihren Arbeitern.

Die Einigkeit bei den Unternehmern ist also nicht so groß, wie die Geschlossenheit der Arbeiterschaft, die sich einmütig zu den größten Opfern bereit erklärt hat. Wenn ein bedeutender Teil der Baugeschäfte weiter in Tätigkeit bleibt, so wird dadurch die Widerstandskraft der Arbeiter verstärkt, da die verdienenden Kameraden die Unterstützungskassen nachfüllen helfen. Und die vorhandenen Kriegsgelder der Gewerkschaften sind sowieso schon sehr beträchtlich. Der Kampf wird sich also, wenn nicht eine Vermittlung erfolgt, sehr in die Länge ziehen. Die Schäden werden riesig sein, und auch die kriegslustigen Unternehmer werden schwer zu leiden haben. Von den schwächeren Unternehmern werden manche zusammenkrachen. Es fällt schwer ins Gewicht, daß die Arbeiterschaft, die sich bisher als der friedlichere Teil gezeigt hat, im großen Publikum viel Sympathie und Unterstützung finden wird. Wenn man alles in allem abwägt, so kann man als Unparteiischer den Unternehmern nur raten, die Machtprobe jetzt nicht auf das äußerste zu treiben, sondern die Verständigung auf einer mittleren Linie zu suchen.

Die bayerische Regierung will nach den neuesten Nachrichten noch eine Vermittlung für ihr Gebiet versuchen. Möchte sie mehr Entgegenkommen bei den Unternehmern finden, als das Reichsamt des Innern. Der Ausgleich in Bayern könnte dann das Muster für einen neuen allgemeinen Tarifvertrag geben. Ein weiterer Notanker wäre noch eine parlamentarische Vermittlung, die sich früher schon bewährt hat. Um die Versöhnung zu fördern, kann auch die unabhängige Presse ein offenes Wort sprechen. Sie kann ja nicht über die Einzelheiten der Interessengegensätze zu Gericht sitzen, aber sie kann beiden Parteien und vor allem der offensiven Partei zurufen, daß allzu scharf schartig macht, daß ein magerer Vergleich besser ist, als ein fetter Prozeß, und daß die volle Niederzwingung der Gegenpartei unter den obwaltenden Verhältnissen nicht zu erreichen ist. Wenn man sich schließlich doch verständigen muß, so kann man das auch jetzt schon tun, ehe soviele Trümmer aufgehäuft sind.

Die Probe auf die Massenversammlungen im Freien.

Das Berliner Polizeipräsidium hat im April mildere Saiten aufgezogen, als im März, und der Berliner Demokratie am 10. April die Abhaltung von drei Massenversammlungen in den städtischen Parks gestattet. Die Führer der Sozialdemokratie hatten in den vorhergehenden Verhandlungen die Aufrechterhaltung der Ordnung und insbesondere den Verzicht auf Straßenumzüge versprochen. Der Pakt ist gehalten worden, die drei Versammlungen sind ohne gefährliches Gedränge und sonstige störende Zwischenfälle programmäßig verlaufen. Man hat von anderthalb Dutzend Rednertribünen über die Konservativen und das Zentrum in der üblichen Weise geschimpft, aber nur wenige von den Nächststehenden haben die Kraftsätze verstanden. Auch die Resolution konnte den Massen, die sie „einstimmig" annehmen sollten, nicht verständlich gemacht werden; es war ein Glück, daß sie vorher schon in den Zeitungen gestanden hatte.

Die Sozialdemokratie triumphiert, und sie hat ein gewisses Recht dazu, da die Polizei sich zu einer Aenderung ihrer Haltung herbeigelassen hat. Die Sozialdemokratie übertreibt aber ihren Erfolg, wenn sie von einer „Eroberung der Straßen" spricht. Nein, es sind den Demonstranten nur gewisse Parkflächen auf einige Stunden preisgegeben worden, aber nicht die Straßen. Die Polizei sagt, daß sie im März die Genehmigung gerade deshalb verweigert habe, weil zugleich Umzüge angemeldet worden waren. Tatsächlich ist für dieses Mal auf jede Art Umzug verzichtet worden. Hoffentlich hält die Polizei (und die instruierende Regierung) fortan auch fest an der Verteidigung der großstädtischen Straßen, die dem allgemeinen Verkehr dienen müssen und höchstens zu einem friedlichen und erbaulichen Aufzug, aber nicht zu dem Kriegsmarsch einer Partei hergegeben werden dürfen. Dann mag die neumodische Neigung zu Massendemonstrationen in freier Luft sich auf etlichen Parkflächen austoben.

Auf die Dauer wird das Herumstehen vor Rednern, die man wohl sehen, aber nicht hören kann, auch den Anhängern der roten Partei langweilig werden. Um so mehr, wenn sie sehen, daß die öffentliche Meinung und die Gesetzgeber sich aus den wiederholten Demonstrationen nichts machen. Es wird sich dann fragen, ob die Enttäuschung zum Verzicht auf die politischen „Luftbäder" führt, oder ob man dann wieder zu stärkeren Stimulationen greift, vielleicht es abermals mit der Bildung von Zügen und dem Marsch zum Schloß oder Regierungsgebäude versucht. Die Heißsporne der Sozialdemokratie haben ja bekanntlich noch ein Eisen im Feuer: den politischen Massenstreik. Man sollte denken, daß die Lust an einem so gefährlichen Spiel doch nachlassen müßte, wenn ernste wirtschaftliche Lohnkämpfe ausbrechen und die bitteren Folgen der Aussperrung und der Arbeitslosigkeit in die Erscheinung treten.

Hoffen wir wenigstens, daß die Regierung, nachdem jetzt die neuere Praxis in Sachen des Vereinsrechts eingeleitet ist, nunmehr fest bleibt, und nicht wieder neue Schwankungen nach rechts oder links eintreten.

Die zweite Abstimmung über die preußische Wahlrechtsvorlage.

Sie findet gerade statt, wenn dieses Blatt in die Presse geht, aber es kann schon heute berichtet werden, daß das Abgeordnetenhaus nach kurzen Erklärungen der Parteiführer das Gesetz in der Fassung vom vorigen Monat bestätigen wird. Die Mittelparteiler hoffen, daß das Herrenhaus Aenderungen in ihrem Sinne vornehmen, namentlich die Drittelung in den Urwahlbezirken beseitigen werde. Doch ist auch im letzteren Falle der Anschluß der Nationalliberalen an das Werk noch zweifelhaft, da auf dem Brandenburger Tage dieser Partei auch die rechtsstehenden Gruppen unter dem Einfluß der Jungliberalen erklärt haben, die Gemeinde-Drittelung allein genüge noch nicht, um die Nationalliberalen für das Gesetz zu gewinnen. Diese Kundgebung wird hoffentlich den Konservativen in beiden Häusern den Rücken stärken und auch die Regierung zu der Erkenntnis bringen, daß überhaupt eine positive Lösung nur möglich ist, wenn das Kompromiß zwischen dem Zentrum und der konservativen Landtagsfraktion in allen wesentlichen Punkten (den positiven und den negativen) aufrecht erhalten bleibt. Sollten die mittelparteilichen Ränkeschmiede im Herrenhaus obsiegen, so braucht sich das Zentrum durchaus nicht unter dieses Joch zu beugen. Es hat das Seinige getan und kann mit Ruhm und Erfolg bestehen, auch wenn es schließlich seine Hand von dem verschlechterten Werk zurückziehen muß.

Der Augsburger Katholikentag.

Von Dr. Hans Rost, Augsburg.

Tausende von deutschen Katholiken sehen mit Spannung einer segensreichen Tagung entgegen. Am Orte der Tagung selbst rühren sich alle Hände, um der Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Augsburgs Mauern eine würdige Stätte und einen willkommenen Aufenthalt entbieten zu können.

Alle Kommissionen sind ihrem Aufgabenkreis entsprechend tätig. Eine schwere aber dankbare Aufgabe hat die Rednerkommission Einerseits sollen die besten und geeignetsten Redner gewonnen, anderseits sollen aktuelle und brennende Fragen im Leben des deutschen Katholizismus aufgerollt werden. Von der Rednerkommission hängt es ab, in welchem Grade den Katholikentag geistiges Leben und religiös-kulturelle Anregungen und Intentionen durchdringen sollen. Die Fülle der heutigen kulturellen und religiösen Aufgaben der Katholiken ist nun so groß, daß nur ganz wichtige zeitgemäße Fragen in den öffentlichen Versammlungen erörtert werden können. Manch andere auch sehr dringliche Fragen müssen zurückgestellt werden, da sie, wie z. B. die Alkoholfrage, erst im vorigen Jahre behandelt wurden. Die in unserem ersten Artikel in allgemeinen Zügen angedeuteten Gesichtspunkte bilden die Grundlagen für die Auswahl der Themata, welche aber erst der bisherigen Gepflogenheit gemäß während der Tagung selbst nebst den Rednern bekannt gegeben werden. Soviel kann gesagt werden, daß Augsburg hinsichtlich der Aktualität der Vorträge und der Qualität der gewonnenen Redner sich mit allen seinen Vorgängern wird messen können.

Schon im letzten Artikel wurde dargelegt, daß Augsburg eine kunstreiche und interessante Stadt sei. In Erwägung des Umstandes, daß der fremde Besucher der Stadt bei seinem Aufenthalt die Kunstschätze und Monumentalbauten kurz und zureichend kennen lernen will, hat die Preßkommission den Entschluß gefaßt, einen eigenen, den künstlerischen und lokalen Gesichtspunkten Rechnung tragenden Führer durch Augsburg durch den einheimischen mit der Geschichte der Stadt vortrefflich bewanderten Schriftsteller August Vetter herstellen zu lassen. Der Führer



wird vornehm ausgestattet sein und eine wertvolle bleibende Erinnerung an Augsburg bilden. Großes Gewicht hat die Preßkommission auch auf die künstlerische Ausgestaltung der **Mitgliedskarte** gelegt. Dieselbe ist von einem Mitglied und Künstler der Gesellschaft für christliche Kunst in München, Herrn **F. Baumhauer**, entworfen und wird in Farben hergestellt. Im oberen Felde der Karte erblicken wir den hl. Bischof Ulrich, dem der Engel das Ulrichskreuz überreicht. Das Mittelfeld schmückt eine Ansicht des imposanten, von 1615—1620 erbauten Augsburger Rathauses, einer Prachtschöpfung des genialen Baumeisters Elias Holl, daneben das bayerische und das Augsburger Wappen mit der Zirbelnuß. Nach unten schließt eine Ansicht der Stadtpfarrkirche St. Ulrich und des „roten Tores" die Karte ab. Dieselbe ist nach allgemeinem Urteile sehr geschmackvoll und wird von keiner ihrer Vorgängerinnen an Schönheit und Kunstwert erreicht. Der Künstler Baumhauer wird auch für das während der Tagung mehrmals erscheinende Festblatt den Kopf zeichnen. Damit die Katholikentagbesucher auch bezüglich in die Heimat zu versendender Ansichtspostkarten nicht zur Durchschnittsware greifen müssen, werden auch sechs schöne, farbige **Festpostkarten**, womöglich mit amtlichem Markenaufdruck, zur Verfügung stehen.

Zeugnis von der Begeisterung der Augsburger Katholiken für ihren Katholikentag, sowie von der kaufmännischen Aufmachung der gesamten notwendigen Arbeiten und Unternehmungen legt der von der Finanzkommission gesammelte **Garantiefonds** ab, der eine Höhe von 130000 *M* erreicht hat und im Falle eines eintretenden Defizits in prozentualen Beträgen herangezogen werden soll. Die Umsicht und weise Haushaltung der Herren des Lokalpräsidiums macht aber die Nichtinanspruchnahme desselben sehr wahrscheinlich.

Die Vorarbeiten des Lokalkomitees werden aber auch außerhalb Augsburg warm unterstützt, indem die Zahl der **ständigen Mitglieder** sich bereits um mehr als 700 vermehrt hat, so daß eine Gesamtzahl solcher Mitglieder von etwa 5000 vorhanden ist. Weitere Anmeldungen nimmt gerne entgegen der Vorsitzende der Anmelde- und Wohnungskommission, Herr Kaufmann Richard Kathan in Augsburg, Kapuzinergasse B 135.

Was dem Gelingen des Katholikentages ein so zuversichtliches Gepräge aufdrückt, ist ferner der Umstand, daß die Bevölkerung, gleichviel welcher Konfession, der Tagung ein sehr dankenswertes Entgegenkommen bekundet. So hat sich die **Wohnungskommission**, die aus praktischen Gründen mit der Anmeldekommission verbunden wurde, der liebenswürdigen Unterstützung sowohl des Fremdenverkehrsvereins, wie des Hausbesitzervereins zu erfreuen. Es werden nicht bloß Hotels, sondern auch noch eine große Anzahl von Privatquartieren in Augsburg sowohl wie in den umliegenden Vororten in genügender Anzahl den Besuchern zur Verfügung stehen. Für den Massenandrang am Sonntag, an dem bekanntlich der Festzug der katholischen Vereine stattfindet, wird allerdings notgedrungen mit Massenquartieren gerechnet werden müssen, zu deren Herrichtung der Stadtmagistrat Augsburg in entgegenkommender und dankenswerter Weise die Schulhäuser und die Turnhallen zur Verfügung stellte.

Eine sehr befriedigende Lösung hat die Frage der **Festhalle** gefunden. Im Stadtgarten zu Augsburg, umgeben von gärtnerischen Anlagen und Springbrunnen, steht eine große Konzerthalle, welche seitens des Stadtmagistrats in dankenswerter Weise dem Lokalkomitee überlassen wurde. Da sie nun zu klein ist, muß ein Erweiterungsbau vorgenommen werden. Die Kosten desselben belaufen sich auf rund 48000 *M*, von denen die städtischen Kollegien die Summe von 20000 *M* übernahmen, so daß das Lokalkomitee noch für etwa 28000 *M* aufzukommen hat. Der Erweiterungsbau geht nach seiner Herstellung in das Eigentum der Stadt über.

Die **Festhalle** wird mit der vorzunehmenden Erweiterung, die auf der Nordseite an der Rosenaustraße etwa 10 m auf ihrer ganzen Länge beträgt, auf dieser Seite etwa 1000, auf der Südseite etwa 600 Quadratmeter verfügbaren Raum gewinnen. Ihre ganze Breite wird nach Fertigstellung der Erweiterung bei einer Gesamtlänge von 73 und einer Höhe von 15 Metern eine Gesamtbreite von 49 Metern erhalten. Die Halle wird also nach einem ausführlichen Bericht in Nr. 74 der „Augsb. Postzeitung" um etwa 3 Meter länger und nur um 50 Zentimeter schmäler als die Festhalle in Breslau sein. Die Breite der um die Halle laufenden Galerie beträgt 6½ Meter. Die Halle wird Raum für insgesamt 5000 Sitz- und 2000 Stehplätze bieten, von denen etwa 2200 auf die Gallerie entfallen, die in der Hauptsache für die Damen und Studenten reserviert sind. In dem Erweiterungsbau auf der Südseite werden die Räume für den Präsidenten, die Redner, die Presse, die Post, die Feuerwehr, das Sanitätspersonal usw. untergebracht werden. Die Tribüne für das Präsidium und die Ehrengäste, sowie die Rednertribüne werden in der Mitte der südlichen Längsseite gegenüber den Haupteingängen eingebaut; die Plätze für die Presse gruppieren sich ähnlich wie in Breslau in einem Halbrund um die Präsidententribüne und werden durch eine Barriere vom Zuhörerraum getrennt. Die Hauptzugänge zur Halle liegen auf der Nord- und Ostseite; zu letzterer gelangt man durch den Haupteingang des Stadtgartens. Gegen Norden wird in der Mitte der Längsseite der Halle ein stattliches, von einem Giebel gekröntes und von zwei Türen flankiertes Portal eingebaut. Die beiden Türme enthalten die Aufgänge zur Gallerie.

Die Benutzung des Stadtgartens bietet noch einen weiteren großen Vorteil, indem in engstem Zusammenhang mit der Festhalle, etwa 2—3 Minuten davon entfernt, eine 1000 bis 1200 Personen fassende Konzerthalle steht, in welcher die **geschlossenen** Versammlungen und die **Ausschüsse** ihre Beratungen abhalten können. Außerdem hat der Stadtgarten Restauration und Cafe, so daß ein praktischerer Ort für die Verhandlungen des Katholikentages sich kaum hätte finden können.

Auch die übrigen mit Vorarbeiten für den Katholikentag betrauten Kommissionen haben ihre Aufgaben erfolgreich in Angriff genommen und widmen sich unentwegt ihrer Vollendung. Nach außen hin wird der Katholikentag noch verschiedene Veranstaltungen sehen, die seinen Glanz zu erhöhen geeignet sind. So findet am Sonntag ein **Festzug** der katholischen Vereine statt, welche vor den Bischöfen und illustren Ehrengästen vorbeidefilieren werden. Am Dienstag, 23. August, findet eine **Männerwallfahrt** statt, welche sich zwischen den beiden kirchlichen Wahrzeichen der Stadt, dem hohen Dome und dem Ulrichsmünster durch die herrlichsten Straßenreihen mit ihren schmucken Fassaden hin und herbewegen wird. Am Mittwoch Abend ist **Gartenfest** im Stadtgarten mit Beleuchtung desselben. Der Katholikentag findet seinen Abschluß am Donnerstag mit dem **Festmahle**, welches dank dem Entgegenkommen des Stadtmagistrats in dem berühmten Augsburger Goldenen Saale abgehalten wird.

So regen sich begeistert und hoffnungsfroh alle Hände, auf daß das Werk trefflich gelinge, auf daß der Augsburger Katholikentag sich würdig seinen Vorgängern anreihen möge. Das eine kann ohne Ueberhebung betont werden, daß der Rahmen, in welchem die Tagung sich abspielen wird, reich an Schönheit und wertvoller Erinnerung sein wird. Mögen die Vorbereitungsarbeiten auch ferner sich günstig gestalten, damit der Segen und Nutzen der Generalversammlung der Katholiken Deutschlands für den Katholizismus recht ergiebig ausfallen werde.

Schulgeographie.

Ein Beitrag zur „Inferiorität".

Von Rechtsanwalt Dr. **Brüning**, Trier.

Bei Besprechung der Inferioritätsfrage wird über einen Grund der sogenannten Inferiorität — und zwar einen sehr ins Gewicht fallenden Grund — häufig mit Stillschweigen hinweggegangen. Ich meine die geographische, für die deutschen Katholiken außerordentlich ungünstige Verteilung der höheren Schulen. Die angedeutete Erscheinung geht durch das ganze Deutsche Reich hindurch, von den Küsten der Ostsee bis nach der französischen Grenze, von Bayern bis nach dem preußischen Norden. Die folgenden Zeilen mögen das belegen, wobei bemerkt sei, daß als grundlegend durchgehends die Ziffern für 1906/07 angenommen sind.

In Preußen liegen von den humanistischen bzw. Realanstalten in überwiegend katholischen Städten in

Ostpreußen	3	von 18	bzw.	1	von	5
Westpreußen	5	„ 14	„	—	„	4
Posen	13	„ 16	„	1	„	2
Schlesien	15	„ 40	„	6	„	13
Westfalen	18	„ 27	„	3	„	12
Nassau	6	„ 20	„	1	„	6
Hannover	3	„ 26	„	—	„	13
Rheinland	44	„ 53	„	14	„	19

Dazu kommt, daß 3 bzw. 2 katholische Anstalten in überwiegend evangelischen Städten Schlesiens bzw. Hannovers liegen.

Es fällt zunächst in die Augen, daß die Katholiken betreffs der Realanstalten bedeutend schlechter gestellt sind als bei den Gymnasien. Bei diesen gibt es sogar „Ausnahmeprovinzen", bei welchen sie günstigere Lagebedingungen haben, als nach dem Prozentsatze der katholischen Bevölkerung anzunehmen wäre. Da ist zunächst mit ziemlich günstigen Verhältnissen Ostpreußen zu nennen, ferner Nassau, Hannover und insbesondere Westfalen. Diese Lage macht sich auch bemerkbar in der Zahl der katholischen Besucher der in Rede stehenden Anstalten; denn es hatten (1906/07) von je 100 christlichen Schülern:

Ostpreußen	15.8	katholische Gymnasiasten	(1909: 15.5)
Nassau	32.8	„ „	(„ 33.2)
Hannover	21.3	„ „	(„ 22.1)
Westfalen	60.4	„ „	(„ 61.8)

Dabei waren die Bevölkerungsprozente in den genannten Provinzen (1905), in ebensolcher Weise von der christlichen Bevölkerung berechnet, 13.5, 28.6, 13.1 und 51.1. Diese Prozente werden also — zum Teil bedeutend — überschritten; die Ueberschreitungsquoten sind — in gleicher Reihenfolge — 2.3, 4.2, 10.2 und 9.3. Namentlich aber treten Hannover und Westfalen hervor. Bei allen Provinzen aber handelt es sich, wie aus den gebotenen Zahlen ersichtlich ist, um solche, die nicht in der Mehrheit katholisch sind, ausgenommen Westfalen, wo wir eine schwache katholische Bevölkerungsmajorität haben. Nahezu gleich stehen, was die geographische Lage höherer Anstalten angeht, die beiden großen Konfessionen in der Rheinprovinz, wo in Kreisen ohne derartige Bildungsanstalten 31% der rheinischen Katholiken und 33% der rheinischen Evangelischen wohnen. Dem entsprechen in etwa die Besuchsziffern; die Katholiken überschreiten mit 70.3% (1909: 70.6%) um ein geringes die Bevölkerungsprozente mit 69.0. Dagegen sieht man den Provinzen Westpreußen und Schlesien, wenn man die geographische Lage der Anstalten berücksichtigt, nicht an, daß es in ihrer Mehrheit katholische Provinzen sind: von 54 Schulen nur 18 in überwiegend katholischen Städten — abgesehen von den drei erwähnten schlesischen Anstalten. Und doch hatte Westpreußen 51.7% und Schlesien 55.5% katholische Einwohner. Ebenso ungünstig steht Posen da, wenn es auch auf den ersten Blick anders scheinen mag; denn in den Orten mit Gymnasien wohnt nicht 1/10 der posenschen Katholiken, dagegen beinahe 1/4 aller in der Provinz ansässigen Evangelischen. Die Folge ist der Rückstand der Katholiken bei den Schülerprozenten:

Westpreußen	32.4%	(1909: 35.1)	bei	51.7%	kath.	Einwohnern
Schlesien	50.4%	(„ 51.4)	„	55.5%	„	„
Posen	46.9%	(„ 48.6)	„	68.5%	„	„

Nun zu den Realanstalten, dem Schmerzenskind der deutschen Katholiken in der Schulbesuchsfrage. In den überwiegend katholischen Provinzen Westpreußen, Posen, Schlesien und Westfalen 10 Realanstalten in überwiegend katholischen Städten von insgesamt 31, also nicht einmal 1/3! Daher — zum Teil wenigstens — die Schülerzahlen: 10% (1909: 11.51), 17.6 (17.5), 29.2 (32.3) und 24.9 (25.0). „Zum Teil" — denn der Hauptgrund ist und bleibt wohl die noch in leider weiten Kreisen verbreitete Abneigung gegen die realistische Bildung.

Etwas besser stehen, die Verteilung der Anstalten anlangend, Ostpreußen und Nassau, von welchen aber nur letzteres eine — sagen wir einmal nicht ganz unbefriedigende — Schülerzahl aufweist (17.7%; 1909: 18.1), während Ostpreußen mit 3.6% (1909: 4%) arg im Hintertreffen bleibt. Ohne jede realistische Anstalt sind die katholischen Landesteile der Provinz Hannover (Schülerprozent 5.8 (1909: 5.9). Wenn endlich die Rheinprovinz mit ihrer mehr oder weniger normalen, die Katholiken sogar etwas begünstigenden Verteilung der hier in Betracht kommenden Schulen einen geringen Schülerprozentsatz (38.7; 1909: 38.3) für diese präsentiert, so mag dieses, abgesehen von dem verhältnismäßig größeren städtischen Anteile an der Zahl der Evangelischen, hauptsächlich der Unlust an realistischer Bildung auf katholischer Seite zugeschrieben werden. Hierüber an dieser Stelle Näheres zu sagen, ist nicht Zweck dieser Zeilen; Interessenten seien auf den Aufsatz von Dr. Ortmann in den „Akademischen Monatsblättern" (Nr. 7 vom 25. 4. 09) verwiesen. Aber dem sei, wie es wolle: einer Ueberzeugung wird man sich nach Kenntnisnahme obiger Ziffern nicht entziehen können: für die preußischen Katholiken ist die geographische Verteilung der Schulen im Königreich eine günstige nicht zu nennen.

Noch unlängst (Nr. 231) brachte die „Kölnische Volkszeitung" in einem Artikel über „Katholiken und realistische Bildung" eine Zusammenstellung preußischer Städte, aus welcher hervorging, daß Städte mit großer katholischer Bevölkerungsziffer in der Frage der Besuchsmöglichkeit realistischer Anstalten am schlechtesten abschnitten. Es entfiel nämlich je eine Realanstalt z. B. in

Posen	auf	150 000	Einw.	Kassel	auf	50 000	Einw.
Bochum	„	130 000	„	Königsberg	„	47 000	„
Gelsenkirchen	„	81 000	„	Charlottenburg	„	39 000	„
Köln	„	67 000	„	Bielefeld	„	37 000	„
Essen	„	63 000	„	Frankfurt a. M.	„	37 000	„
Düsseldorf	„	55 000	„	Hannover	„	35 000	„
Krefeld	„	42 000	„	Wilmersdorf	„	31 000	„
Münster	„	42 000	„	Schöneberg	„	27 000	„

Die Zahlen reden Bände und erklären vieles.

Wie in Preußen so in Bayern. Unter Einschluß von 7 Privatanstalten kommen dort (1907) auf eine höhere Schule:

in Oberbayern	27 600	männl. Einw.	bei	91.9%	kath.	Einw.
„ Niederbayern	43 000	„	„	98.9	„	„
„ Pfalz	13 700	„	„	42.2	„	„
„ Oberpfalz	34 900	„	„	91.5	„	„
„ Oberfranken	24 000	„	„	42.6	„	„
„ Mittelfranken	15 700	„	„	26.1	„	„
„ Unterfranken	19 500	„	„	80.1	„	„
„ Schwaben	16 400	„	„	85.8	„	„

Oberpfalz und Niederbayern haben am meisten Katholiken und die wenigsten Schulen; Mittelfranken und die Pfalz haben am wenigsten Katholiken und die meisten Schulen. Recht günstig scheinen Oberbayern und Schwaben zu stehen; aber bei ersterem redet die Zugehörigkeit von München ein gewichtiges Wort mit, wo fast alle Evangelischen Oberbayerns domiziliert sind, und in Schwaben liegen von den mitgezählten 14 Nichtvollanstalten 6 in überwiegend evangelischem, 6 in gemischtem und — 2 in rein katholischem Gebiet. Diese Verteilung der Anstalten in Bayern gibt auch wohl einen Grund mit ab zu der so geringen Vermehrung der Schüler aus dem Berufe: Landwirtschaft. Bei allen Anstaltsarten (1892—1905) bleibt dieser hinter der allgemeinen Vermehrungsziffer zurück, bei den Realschulen zeigt er sogar eine absolute Verminderung; lediglich die — meist in Landstädtchen liegenden — Progymnasien und Lateinschulen weisen einen gegenüber der Allgemeinziffer etwas günstigeren Stand auf.

Nicht weit von Bayern liegt Württemberg, das rund 30% Katholiken zählt. Von den höheren Anstalten aber liegen in überwiegend katholischen Oberämtern 52, in überwiegend evangelischen hingegen 135. Der Nachteil zeigt sich besonders im Realschulwesen, denn von den Realgymnasien, Realprogymnasien und mehr als einfachen Realschulen (mit Oberklassen) liegen in Oberämtern mit 0—20% Katholiken: 28, in solchen mit 20 bis 50%: 5, in solchen mit 50—80%: 6 und in Aemtern mit über 80%: 2 Aehnliche Resultate erzielt man, wenn man die gesamten Vollanstalten in Betracht zieht; von ihnen liegen in

Aemtern mit	0— 20%	Katholiken	19
	20— 50 „	„	3
	50— 80 „	„	2
	80—100 „	„	4

Geradezu charakteristisch ist hier der überwiegend katholische Donaukreis mit 16 Oberämtern; 10 von diesen haben in ihrer Mehrheit, meist sogar rein katholische Bevölkerung; von den 7 Vollanstalten besitzen diese 10 Aemter nur 3. Die Folge zeigt sich in den Besuchsziffern: die Katholiken stellen an den Realanstalten 19.6% der Schüler, an den humanistischen 36.2%.

In Baden wohnen in den Orten mit höheren Knabenschulen 30% der badischen Katholiken, aber 45% der badischen Evangelischen, in Elsaß-Lothringen sind für die Gymnasialschulorte die entsprechenden Zahlen 22 bzw. 39, für die Realschulorte 20 bzw. 40%. Aehnlich liegen die Verhältnisse in Hessen; insbesondere sei dieserhalb auf die Stellung hingewiesen, welche den Bemühungen Bingens gegenüber, ein Vollgymnasium zu erhalten, von maßgeblicher Seite eingenommen wird. Daß Oldenburg in seinen katholischen Bezirken keine Realanstalt hat, sei zum Schluß noch erwähnt.

Resultat: Die sog. „Inferiorität" der Katholiken erklärt sich zu einem guten Teile aus der geographischen Lage der höheren Schulen, eine Tatsache, die bislang viel zu wenig betont wurde.

Sehnsucht.

Ein Falter flog in den See hinaus,
Ihn lockten die blauen Gestade,
Doch mählich ging die Kraft ihm aus,
Er sehnt sich auf grüne Flur nach Haus
Und träumt vom Blütenpfade.

Die Flügel sinken ihm schwer und matt,
Noch kaum in des Sees Mitten;
Nun treibt er vorüber, ein welkes Blatt —
O Herz, das die Sehnsucht gefangen hat,
Wann hast du ausgelitten? . . .

P. Timotheus Kranich, O. S. B.

Ehereform, aber nach welcher Norm?

Von

Dr. Franz van Heerenbergh.

(Schluß.)

Viel wichtiger aber ist unsere zweite Untersuchung: Welchen Zweck hat das Sexuelle eigentlich in der Gesellschaft zu erfüllen, ist es in erster Linie zur Vollendung der Einzelpersönlichkeit oder der Gesamtheit gedacht? Hier stehen wir an dem Punkt, von dem unseres Erachtens alle Konfusion im modernen Eheprogramm herzuleiten ist. Man beurteilt den Wert der Ehe nur vom Standpunkt subjektiven Wohlbefindens, nicht aber vom Standort der Gesamtheit aus.

Jedes Menschenkind glaubt, wie Marie Diers gut bemerkt, „ein verbrieftes Recht auf Harmonie zwischen Wunsch und Erfüllung, zwischen seiner angeborenen Eigenart und der weiten Lebensform zu besitzen“ und dementsprechend auch an der Ehe herummodeln zu dürfen; aber so leicht ist die Sache nicht. „Man sagt: Zerreißt das Ehegesetz, gebt die Liebe frei, die Ehe ist unsittlich, weil sie unnatürlich ist.... Ach, wie leicht wäre das Leben, wenn es so einfach wäre. Die Zweifler und Verneiner müssen uns ja für blödsinnig halten, daß wir diese kinderleichten Regeln nicht begreifen. Aber sie kommen alle schon an einen Knoten. Ich habe noch keinen gesehen, der nicht darübergestolpert wäre.... Dieser Knoten sind die nun einmal nicht wegzuleugnenden Kinder.... In dem neuen Eheprogramm fehlt durchweg die richtige und gründliche Beleuchtung dieses Kapitels. Mag man im Punkt der Liebe, der gegenseitigen Wahl des verfeinerten Geschmacks, ja selbst der Verantwortlichkeit noch so peinlich genau gewesen sein, bei der Frage: Was soll in den freien Ehen mit den Kindern geschehen, verstrickt man sich in Widersprüche und Phrasen.“

Das ist es! In den neuen Eheplänen wird das sexuelle Leben nur oder vorwiegend als Mittel zur Glückssteigerung von Mann und Frau gedacht. Das erste Ziel der erotischen Schöpferkräfte ist aber das Kind! Zum Aufbau der menschlichen Art sind sie in erster Linie gegeben, die Beglückung der Träger kommt erst als Begleiterscheinung, als Anreiz zu den hohen Menschheitsaufgaben in Betracht. Weil nun diese Fähigkeiten von der Natur zunächst die Erhaltung der Art bezwecken, so folgt daraus, daß sie nur in der Weise betätigt werden dürfen, die das Wohl der Art sichert, und daß bei einem Konflikt, den sie schaffen zwischen dem Wohl der Art und dem des Individuums, das letztere dem ersteren weichen muß. Dieser Gedanke war es, der die Einehe schuf, und dieser Gedanke muß stets den Orientierungspunkt für jede Sexualethik bilden. Unterstrichen muß werden, was Helene Lange zu diesem Kapitel sagt[1]: „Das durchschlagende soziale Interesse, das den Geschlechtsverkehr in die Form der heutigen bürgerlichen Ehe zu zwingen versucht hat, ist das Interesse der Gesellschaft an dem körperlichen und seelischen Gedeihen der jungen Generation. Sie legt der Familie die Fürsorge für die Jugend auf und sie tut das nicht nur wegen einer Zufälligkeit ... sondern weil nirgends so wie in einem festen und dauernden Familienzusammenhang die geistige Eigenart Nahrung empfangen und stark werden kann, weil die Menschen ihre beste Kraft, die Wärme, mit der sie das Leben und seine Aufgaben umfassen, aus der Kinderstube mitbringen. In diesen Tatsachen wurzelt die tiefere Bedeutung einer Familienordnung, durch welche den Eltern die wirtschaftliche Versorgung und Erziehung ihrer Kinder, dem Manne eine Unterhaltungspflicht gegenüber der Frau auferlegt wird, die sie in der Erfüllung ihrer Mutterpflichten schützt, und durch welche schließlich gewisse Garantien für die Dauer der ehelichen Gemeinschaft festgelegt werden.“

Nur beipflichten kann man ihr, wenn sie schließt: „Die Familie hat als letzte Instanz, als höchster Kulturwert für unsere Beurteilung der verschiedenen Formen des Geschlechtslebens den Maßstab abzugeben. Wir werden alle Vorschläge ablehnen, die sie in irgend einer Weise erschüttern. Selbst wenn durch solche Vorschläge eine Anzahl von Menschen zur erotischen Befriedigung gelangen könnten, die sonst darauf verzichten müssen.“

Das ist korrekt gedacht. Das Wohl der jungen Generation ist ausschlaggebend für die Legitimität oder Illegitimität des sexuellen Verkehrs, nicht individuelle Ansprüche. Die einzige Form, in der für das Wohl der Nachkommen genügend Vorsorge getroffen ist, ist und bleibt aber die einheitliche und unauflösliche Ehe. Oder wollte man wirklich behaupten, daß für das Los der Kinder in den freien fluktuierenden Verhältnissen besser gesorgt sei, als in den geregelten Ehen? Man sehe sich das Geschick der Kinder illegitimer oder geschiedener Verhältnisse doch an! Wohl sucht man uns mit schönen Redensarten von staatlicher Fürsorge oder erhöhtem Verantwortlichkeitsgefühl reizende Bilder von der zukünftigen Jugend zu entwerfen — aber wir glauben ihnen nicht, wir sehen ja, daß bei den jetzt bestehenden freien Beziehungen das Kinderlos unendlich traurig gestellt ist; wir treiben Realpolitik. Wie sollte das Schicksal der Kleinen sich bessern, wenn das „freie Verhältnis“ ganz und gar die Ehe verdrängte! Man rede doch nicht immer von Sehnsucht nach Mutterglück und Kindesliebe, die moderne Sexualethik will ja überhaupt kein Kind, oder sie will es nur in beschränktem Maße, sie verjagt ja das Kind von der Schwelle des Lebens, sie räumt mit Gift und Brutalität en masse unter den Kindern auf, ja sie verteidigt all diese Grausamkeiten am Leben des Kindes, und dann spielt sie als letzten Trumpf gegen die Einehe das Recht jeder Frau aus, Mutter zu werden. Hier ist nicht wahre Mütterlichkeit die treibende Kraft, denn diese kann keinen besseren Hort für ihre Nachkommen verlangen als die Ehe ihn bietet, sondern niedrige Genußsucht. Man ruft zwar: „Gebt uns das Kind, der Mann mag gehen“, in Wirklichkeit aber soll es heißen: „Gebt uns den Mann, das Kind mag fernbleiben.“

Für den sexuellen Verkehr ist also nur die Form als gottgewollt zu betrachten, die das Wohl der Art vorerst sicherstellt und erst in zweiter Linie das Wohl des einzelnen in Betracht zieht. Es mag sein, daß Tausende der jetzigen Sexualethik ihre persönlichen Neigungen opfern müssen, es ändert an dem Prinzip nichts; denn, wie Helene Lange richtig sagt, es gibt „keine soziale Form, die nicht in einzelnen Fällen einmal einen lebenvernichtenden Druck ausübt“, und „kein sittliches Gut, keine von der Kultur errungene Lebensform kann erhalten werden, ohne daß der einzelne bereit ist, ihrer Intaktheit unter Umständen eine Glücksmöglichkeit zu opfern“. Darum ist es immer „ein Zeichen moralischen Niederganges ... wenn diese Opferfreudigkeit gegenüber dem höchsten Ideal der kleinlichen Berechnung Platz macht, ob das persönliche Glück nicht besser fahre, wenn man auf solche höchste Ziele verzichte“.[2]

Auch Marie Diers gesteht, daß in der jetzigen Ehe das Wohl der Art und des Individuums sich nicht immer decke, ja sie glaubt einen prinzipiellen Zwiespalt zwischen beiden aufzeigen zu können; trotzdem hält auch sie die jetzige Eheform für allein existenzberechtigt. Sie schreibt:

„Die Ehe wird nicht sowohl der Liebe, als den Folgen der Liebe gerecht. Sollen wir wählen zwischen dem ersteren und dem letzteren, so müssen wir unbedingt dem letzteren zustimmen. Alle Härten, alle Konflikte, allen Lug und Trug und Untergang der Individualität tausendfach zugegeben, hat doch diese Auffassung recht, die der Liebe Ketten anschmiedet und Lasten auferlegt um ihrer Folgen willen. Das ist einfach Kultur. Es steht hier das Recht des Individuums dem der Allgemeinheit gegenüber. Ob auch Mann oder Frau, die an den Ketten einer allzuschnell eingegangenen Ehe verzweifelt ringen ... uns handgreiflich die Unsittlichkeit einer solchen Ehe vor Augen führen ... und ein Institut für infam erklären, dem sie den Untergang der Persönlichkeit verdanken, so darf uns das doch nicht den Blick dafür trüben, daß hier immerhin das Unwichtigere gegen das Wichtigere steht, daß hier um der größeren Idee willen das einzelne unter Umständen zerbrechen muß.“

Das ist ein wahres Lebensgesetz. „Das Niedere diene dem Höheren“ — höher aber als das individuelle Wohl steht das des menschlichen Geschlechtes, darum muß bei etwaigen Konflikten in der Ehe ersteres dem letzteren weichen.

Aber so hoch man auch die Opfer, die unsere jetzige Ehe vom einzelnen fordert, anschlagen mag, so will uns doch scheinen, daß sie allein auch dem individuellen Glück in viel befriedigenderer Weise gerecht werde, als das freie Verhältnis. Würde bei dem freien Zusammenleben denn die seelische Gemeinschaft inniger, da, wo der eine Teil nicht weiß, welche Verbindungen der andere zu gleicher Zeit noch unterhält? Wäre das Verhältnis menschenwürdiger, da, wo nur die sinnliche Liebe den ausschlaggebenden Faktor bildet? Wäre für das Los der Frau besser gesorgt da, wo es dem Manne jederzeit freistände, seine Gefährtin zu verstoßen? Bedenkt man denn nicht, daß die Frau viel eher ihre Reize verliert als der Mann? Weiß man denn nicht aus den

[1] A. a. O.

[2] A. a. O. S. 85.



Statistiken, daß der geschiedene Mann sehr leicht eine Gefährtin wiederfindet, die Geschiedene aber nur relativ selten? Wenn im Staate Neuyork nach einer Zeitungsnotiz des vorigen Jahres allein 66000 Männer ihre Frauen und Kinder im Stiche ließen, so dürfte das ein kleines Vorspiel der Erfahrungen sein, die wir mit Einführung der freien Verhältnisse machen würden. Nicht Erhöhung des Weibes wäre die Folge, sondern altheidnische Herabwürdigung, nicht Kultur, sondern Rückschritt zur Barbarei.

Treffend bemerkt Frau Gnauck-Kühne: „Der Schritt zur Einehe ist der größte Fortschritt gewesen, den die Menschheit gemacht hat. Der Mann zahlt mit dem Verlust seiner Bewegungsfreiheit einen hohen Preis dafür. Es liegt in der Natur der Sache, daß der Pakt dem Manne leichter leid wird, als der Frau.... Die Gattin setzt alles aufs Spiel; ist sie im Dienste der Familie aufgebraucht worden, so hätte der Mann es leicht, einen jugendlichen Ersatz für die alternde Gattin zu finden, sie aber fände nicht leicht einen Mann, der die Pflicht der Versorgung auf sich nähme, nachdem sie einem anderen ihre Jungfräulichkeit und ihre Jugendkraft gegeben. Wer das Interesse der Frau vertritt, muß deshalb für die lebenslängliche Einehe eintreten.“ („Die Frau um die Jahrhundertwende.“ S. 150 ff.)

Wir fügen hinzu: Nicht nur, wer das Interesse der Frau vertritt, muß für die lebenslängliche Einehe eintreten, sondern auch jeder, der das wahre Wohl des Mannes und der ganzen menschlichen Gesellschaft bezweckt, denn nur die Einehe legt dem Triebleben des Mannes die richtigen Zügel an. Nicht das sexuelle Sichausleben macht den Mann groß, gesund, stark, fromm, sondern die sexuelle Beherrschung. König soll der Mann sein in seinem kleinen Reich — nicht Sklave. Wer ihm Zügellosigkeit empfiehlt, legt ihm die Abdankung nahe — von ernsteren religiösen Folgen ganz abgesehen. Jede Entfesselung der sexuellen Triebe bedeutet eine Brutalisierung des Gefühlslebens.“ (Marianne Weber, „Sexualethische Prinzipienfragen“, S. 41.)

Man glaubt dann durch Einführung des freien Verhältnisses der Männerunsittlichkeit, der Prostitution und ihrem grauenhaften Umsichgreifen entgegenarbeiten zu können — kein Irrtum größer und unheilvoller, als dieser! Kein Feuer wird mit Oel gelöscht, kein Zorn durch stete Zornesausbrüche besänftigt, von der Sinnlichkeit aber gilt das Wort: „Es ist ein Feuer, das bis zur Vernichtung brennt.“ Man möchte die Männer sehen, deren Sinnlichkeit durch freien Geschlechtsverkehr abgenommen. Seit Jahren predigt man ja schon die freie Liebe, empfiehlt man der Jugend als Präservativ gegen geheime Sünden den Verkehr mit Prostituierten, hat sich darum unsere Sittlichkeit in Deutschland gehoben? Ist sie nicht zur Feuersbrunst geworden, die alle heiligen Tempel der Menschheit einzuäschern droht! Man sucht durch Beelzebub den Teufel auszutreiben und vergißt, daß dieser Beelzebub andere Teufel mitbringt, die stärker sind als er. Das ist nicht der Weg zur Gesundung unseres Geschlechts.

Wenn eine Anna Pappritz („Die Prostitution als sozialethisches Problem“, S. 173) sagt: „Jede Lockerung der sittlichen Schranken hat immer eine kolossale Steigerung der Prostitution im Gefolge gehabt“, so gibt ihr die Geschichte nur zu sehr recht. Wann waren die ehelichen Bande lockerer, als zur Zeit der römischen Dekadenz, und wann die allgemeine Unsittlichkeit grauenhafter, als damals? Zeigt nicht das Zeitalter der Reformation das gleiche Bild? Und heute? Ist durch Einführung der Zivilehe, durch Duldung der Konkubinate der Herzensbund in den letzten Jahrzehnten nicht bedeutend erleichtert? Und die Folge? Abnahme der käuflichen Sünde? Oder sind es nicht gerade die freien Verhältnisse, die Hekatomben von hilflosen Wesen dem Venusdienste zuführen? Und da soll weitere Anpassung an das sexuelle Begehren dem Gelüste Einhalt tun? Nein, man reiße die Ehe ein und man hat den letzten Damm durchbrochen, das hochgeschwollene Meer der Unsittlichkeit tost herein und in der Sündflut liegt die Generation begraben.

Nicht die „Doppelte Moral“, nicht „Gleiche Moral für Mann und Weib“, nicht das freie Verhältnis, kurzum nicht die Ummodelung der Sexualethik nach dem modernen Sexualempfinden führt uns heraus aus den Nöten der Zeit, sondern — von allem anderen abgesehen — nur die Zurückführung des modernen Menschen auf das Niveau früherer Sittenstrenge. Nicht feige Kapitulation, sondern Sturmlauf, nicht Jena, sondern Waterloo retten unsere Zeit.

Zurück aber müssen wir, denn in der Ehefrage schreibt nicht, wie die schwedische Diktatorin Ellen Key meint, der Naturforscher die Gesetze, sondern der allmächtige Gott — und dieser Gott hat bestimmt: „Sie werden zwei in einem Fleische sein, und was Gott geeint, das soll der Mensch nicht trennen.“ Damit kommen wir an den wichtigsten Punkt der ganzen Frage — einen Punkt, der zwar ganz mit Stillschweigen übergangen wird, an dem aber alle Neuerungsvorschläge scheitern. Solange es einen Gott gibt — und er bleibt ewig —, solange ist die Einehe und Dauerehe die einzig legitime Form des Sexualverkehrs und jede andere als unsittlich abzulehnen. Nicht Aenderung der Gesetze Gottes, sondern Anpassung an dieselben bleibt allein die Parole der Reform.

Wer darum unsere Generation heben will, der gebe ihr wieder Kraft der Beherrschung, der schwäche ihre ungeordneten Wünsche. Man höre endlich einmal auf, das Hohelied der Liebe als Höchstkultur zu singen, durch Literatur, Kunst, Schaustellungen, Phantasie und Gemüt mit Sexuellem zu überladen, man höre auf, in falscher Sentimentalität die Unüberwindlichkeit des Naturtriebs zu predigen, man habe endlich wieder den Mut, zur Geißel zu greifen, die Falschmünzer der künstlerischen Anschauungen zu verjagen, den ganzen Tempel gründlich von aller Art Dirnen- und Zuhälterwesen zu säubern, man führe unsere Zeit wieder nach Bethlehem, Nazareth, lehre sie jungfräuliche Luft atmen, Entsagung üben, man leite sie nach Golgatha, enthülle ihr das Kreuz mit seinen weisen Lehren — und die sexuelle Frage ist schneller und besser gelöst, als durch alle Spekulation, gelöst, wie der Mensch sie lösen soll, nach der auf Sinai ausgegebenen Parole: „Du sollst nicht ehebrechen.“

Zur Gründungsgeschichte des Gymnasiums zu Münnerstadt.

Ein Gedenkblatt zum Gründungstage: 12. April 1660.

Vom Geheimen Regierungsrate Karl Hüfner, Berlin.

Am 12. April sind zweihundertundfünfzig Jahre vergangen, seit Johann Philipp von Schönborn, Fürstbischof von Würzburg und Herzog in Franken, in Münnerstadt ein Gymnasium ins Leben rief, um auch dem nördlichen Teile seines Reiches die Segnungen, welche von einer Bildungsanstalt ausgehen, angedeihen zu lassen.

Tausende dankbarer Schüler haben seit jenem Gründungstage in dem genannten fränkischen Städtchen das Fundament ihrer wissenschaftlichen Erziehung gelegt und, geschult durch die Meisterwerke des klassischen Altertums, als Männer für das Wohl des deutschen Volkes gewirkt.

Vielleicht ist es deshalb in der Gegenwart von einigem Interesse, einen flüchtigen Blick in den historischen Werdegang dieser altfränkischen Kulturstätte zu werfen, und diesem Zwecke sollen die folgenden Zeilen[1]) gewidmet sein.

In der Geschichte des Frankenlandes wird der Name Münnerstadt schon sehr bald genannt.

Eine der ersten Komtureien des Deutschordens im Hochstift Würzburg wurde dortselbst errichtet und bereits im Jahre 1279 ebenda ein Augustinerkonvent begründet, welcher der Seelsorge und dem Jugendunterrichte seine Dienste weihte.

Welche Bedeutung Münnerstadt schon im frühesten Mittelalter für Volkserziehung und Gesittung zukam, erhellt aus der Tatsache, daß in einer Urkunde aus dem Jahre 1280 von dem „Leiter der Schulen“ in Münnerstadt die Rede ist. Henricus, rector scholarum in Munrichstat.

Im Jahre 1525 während des jammervollen Bauernkrieges wurde Münnerstadt von den Scharen des Bildhauserhaufens, zu dessen Führern bekanntlich auch der Schreiner Hans Schnabel von Münnerstadt zählte, heimgesucht, das Augustinerkloster geplündert und größtenteils zerstört.

Hatte unser Städtchen schon damals schwer zu leiden, so war dieses Geschick doch noch erträglich im Vergleiche zu dem, was im Jahre 1553 über dieses hereinbrach.

In jenem Jahre nämlich verwüstete der Markgraf Albrecht von Brandenburg mit seiner Soldateska, unterstützt von dem wilden fränkischen Ritter Wilhelm von Grumbach, Münnerstadt und seine Umgebung und machte insbesondere noch den Teil des Augustinerklosters, den die Wut der Bauern verschont hatte, dem Erdboden gleich.

Zwanzig Jahre nach diesem schrecklichen Ereignisse — 1573 — wurde Julius Echter von Mespelbrunn zum Fürstbischof von Würzburg gewählt.

[1]) Ich nehme hierbei Bezug auf „Geschichte des Gymnasiums zu Münnerstadt“, nach den Quellen bearbeitet von Joseph Gutenäcker, 1. Heft, Würzburg 1835, bei Bonitas Bauer.



Einer der größten Staatsmänner seiner Zeit, erkannte er sofort, daß das schöne Frankenland, noch blutend aus den Wunden, welche ihm der Bauernkrieg, die Greueltaten Albrechts von Brandenburg und die religiösen Streitigkeiten jener Zeit geschlagen hatten, der größten Pflege und Fürsorge bedurfte. Die Wohlfahrt seines Volkes in materieller und geistiger Hinsicht zu heben, betrachtete er deshalb als das Ziel seines fürstlichen Wirkens.

Schon bald nach seiner Erhebung auf den Thron eines Frankenherzogs bereiste er alle Teile seines Landes, um sich selbst zu überzeugen, wo seine rettende Hand nötig sei.

Auf diesem seinem Gange durch die Lande der Franken kam er denn auch am 19. September 1586 nach Münnerstadt.

Durchdrungen von dem Bestreben, vor allem die wissenschaftliche Bildung seiner Untertanen zu fördern, mag ihm beim Anblicke der Ruinen des Augustinerklosters der Gedanke gekommen sein, auch in jenem Teile seines Landes ein Gymnasium zu errichten, zum Besten der dortigen, an Geist und Körper kräftigen Jugend. Denn Tatsache ist, daß der edle Fürst sofort den Befehl gab, den vormaligen Gütern und Gefällen des Klosters nachzuspüren. Sie wurden aufgezeichnet und nach den Grundsätzen einer klugen Wirtschaft verwaltet, um auf diesem Wege die Geldmittel zu gewinnen zur Ausführung seines Planes.

Dieser hatte jedoch, sollte er in den Gesetzen begründet sein, noch die Zustimmung der Kurie nötig.

Julius trat deshalb mit dem Vatikan in Unterhandlungen. Sie endeten mit einem Breve des Papstes Paul V. vom 11. September 1617, kraft dessen der Heilige Stuhl die Erlaubnis zum Verkaufe des Augustinerklosters in Münnerstadt an Julius gab zur Gründung eines Gymnasiums. An wen dieser kulturhistorisch bedeutsame päpstliche Erlaß formell gerichtet war, geht aus dem Inhalte der Urkunde selbst nicht hervor. Da jedoch rechtlich nur der General des Augustinerordens zum Verkaufe befugt war, so erscheint die Annahme als zutreffend, daß das Breve an die Adresse des damaligen Ordensgenerals der Augustiner sich wandte und diesen zur Veräußerung legitimierte.

Der ideale Zweck der ganzen Sache geht aus folgenden Worten des Dokuments deutlich hervor: Quare tu aream praefatam, ex qua nihil utilitatis percipitur, vendi fratri Julio episcopo seminarium ibidem, in oppido Murstatt, pro juventute instruenda construere intendenti dare et concedere posse summopere desideras.

Für den Unterricht der Jugend also sollte der Grund und Boden des zerstörten Augustinerklosters verwendet werden; Julius beabsichtigte, daselbst ein seminarium puerorum im Sinne der Bestimmungen des Konzils von Trient zu errichten.

Der hochgesinnte Menschenfreund auf dem Bischofssitze zu Würzburg, der in einer Bekanntmachung vom 2. Januar 1589 seine Franken zur Unterstützung armer fähiger Jünglinge aufforderte, weil er, um mit den Worten eines fränkischen Geschichtsschreibers zu sprechen, erkannt hatte, daß die Natur im Hinblicke auf Geistesgaben nicht eben daselbe Verhältnis eintreten läßt wie mit den Glücksgütern dieser Erde, war bereits — 13. September 1617 — zu seinen Vätern heimgegangen, als die Verordnung des Papstes, die sein der Kultur der Menschheit gewidmetes Streben zu fördern beabsichtigte, in Würzburg eintraf.

Sein Nachfolger in der Würde eines Frankenherzogs, Johann Gottfried von Aschhausen, nahm das von der rauhen Hand des Todes unterbrochene Segenswerk bald wieder in Angriff.

Unter dem 25. Juli 1622 schloß er mit Heinrich Lanzillot, dem Generalkommissar und Visitator des Augustinerordens für die rheinisch-schwäbische Provinz, einen Vertrag, kraft dessen der Orden das Münnerstädter Kloster mit allen Einkommen, Gefällen, Rechten und Gerechtigkeiten dem Fürsten und Stifte Würzburg für ewige Zeiten einräumte und der Fürstbischof sich seinerseits verpflichtete, dem Augustinerkonvente zu Würzburg 6000 fl. zu zahlen und das Kapital mit 5 Prozent zu verzinsen.

Bald darauf aber, nämlich schon am 20. Dezember 1622, starb Johann Gottfried auf dem Reichstage zu Regensburg, und das dem Wohle der Menschheit geweihte Vorhaben des großen Julius blieb jahrzehntelang unausgeführt. Das gewaltige vaterländische Unglück des dreißigjährigen Krieges, das Deutschland an den Rand des Abgrundes brachte, ließ Gedanken an edle Kulturwerke nicht aufkommen. Inter arma silent musae.

Als jedoch im Jahre 1648 die Glocken allerorten dem deutschen Volke die Wiederkehr des langersehnten Friedens verkündeten, da machte der Wunsch nach Errichtung eines Gymnasiums in Münnerstadt sich mit erneuter Kraft geltend. Trug doch gerade damals die Krone der Frankenherzoge ein Mann, der dem Gründer der Universität Würzburg geistesverwandt war. Am 16. August 1642 war nämlich Johann Philipp von Schönborn zum Fürstbischofe von Würzburg gewählt worden. Seine hervorragenden Anlagen befähigten ihn wie keinen anderen zu dieser Stellung. Er hatte in seiner Eigenschaft als Fürstbischof von Würzburg, Kurfürst und Erzbischof von Mainz, vermöge seiner hohen staatsmännischen Begabung am Zustandekommen des Friedens regen Anteil genommen.

Kaum war dieser dem deutschen Volke gesichert, als Johann Philipp schon die unterbrochenen Kulturaufgaben seiner Vorgänger wieder aufnahm. Bereits im September des Jahres 1648 begab er sich nach Münnerstadt, um an Ort und Stelle nach dem Rechten zu sehen, und wurde dort von Mitgliedern des Augustinerordens empfangen. Sie trugen ihm die Bitte um Rückgabe des Klosters an den Orden vor. Johann Philipp ging darauf ein. Am 30. September 1650 kam zwischen der Universität Würzburg, der wahrscheinlich behufs behördlicher Inangriffnahme der Vorarbeiten zur Errichtung eines Gymnasiums zu Münnerstadt der Grund und Boden des Augustinerklosters mit den dazugehörenden Rechten und Gefällen übereignet worden war, und dem Augustinerorden ein Vertrag zustande, der als Vergleich bezeichnet wurde, weil offenbar an den Augustinerorden weder das auf Grund des Vertrages vom 25. Juli 1622 geschuldete Kapital noch die Zinsen hieraus „propter injuriam temporum“ entrichtet worden waren und deshalb am 30. September 1650 die Verpflichtungen vom 25. Juli 1622 als strittig angesehen wurden.

Zufolge dieses Vergleiches wurde der Grund und Boden des Augustinerklosters zu Münnerstadt samt noch vorhandenem Mauerwerk dem Orden zurückübertragen, allein von der Errichtung eines Gymnasiums und dessen Uebergabe an die Augustiner ist darin nichts enthalten.

Am 24. März 1652 nahm der Augustinerkommissar P. Bonaventura wiederum namens seines Ordens Besitz vom Kloster; es wurde auch in jenem Jahre schon von den Mönchen Privatunterricht erteilt, das Gymnasium selbst aber wurde damals nicht eröffnet.

In jener Zeit nun war von einem gewissen Bartholomäus Holzhauser der Orden der Bartholomiten gestiftet worden. Es waren Säkulargeistliche, die sich der Erziehung der Jugend widmeten.

Dieser Orden wußte sich das volle Vertrauen Johann Philipps von Schönborn zu erringen, mit der Wirkung, daß der Fürstbischof nicht den Augustinern, sondern den Bartholomiten das Gymnasium zu Münnerstadt als Wirkungsstätte überwies.

Am 12. April 1660, dem Geburtstage des Gymnasiums, wurde Johann Uesmann aus dem Orden der Bartholomiten zum Vorsteher der Studienanstalt und der Pfarrei Münnerstadt ernannt, d. h. der Stadtpfarrer von Münnerstadt war zugleich der Rektor des Gymnasiums und hatte die Leitung der Studienanstalt und die Aufsicht über die Schüler. Dabei war das Pfarrhaus zugleich das Gymnasialgebäude.

Der Unterhalt der Gymnasiallehrer wurde aus den zusammengeworfenen Einkünften der Pfarrei Münnerstadt und Burglauer bestritten. Die Universitätsverwaltung zu Würzburg mußte einen jährlichen Beitrag von 150. fl beischießen.

Nach dem am 7. März 1684 erfolgten Tode des ersten Gymnasialdirektors Johann Uesmann wurde die Leitung der Studienanstalt und der Pfarrei Münnerstadt den Bartholomiten genommen und am 3. März 1685 in die Hände der Augustiner gelegt. An diesem Tage nämlich übernahm Prior Simplician Kilian aus dem genannten Orden das Pfarramt und die Direktion des Gymnasiums.

Vom 3. März 1685 bis zum Jahre 1787 stand dieses fortan unter dem Augustinerorden, und zwar vorerst ohne jede Aufsicht des Staates.

Im Jahre 1787 jedoch wurde die Staatsaufsicht eingeführt, am 2. September 1804 wurde merkwürdiger Weise das Gymnasium aufgehoben, aber schon am 15. Oktober 1806 wiedereröffnet, wobei für die Gymnasien Münnerstadt und Würzburg eine gemeinsame Oberleitung geschaffen wurde.

Indessen wurde schon bald darauf, nämlich mit Allerhöchstem Reskript vom 9. November 1820, das Gymnasium zu einer selbstständigen Studienanstalt erhoben und unter einen eigenen Rektor gestellt, als welcher damals der Prior des Augustinerklosters und Stadtpfarrer in Münnerstadt Prosper Fritzmann ernannt wurde. Als eine selbständige Bildungsanstalt hat unser Gymnasium dann seither segensreich gewirkt bis in die Gegenwart herein.

Fürstbischof Julius ließ sich, wie wir oben gesehen haben, als er die Gründung eines Gymnasiums an den Ufern der Lauer ins Auge faßte, von dem Gedanken leiten, daß der geistig begabten, aber verhältnismäßig armen Bevölkerung der Rhöngegenden die Möglichkeit geschaffen werden müsse, sich wissenschaftlich auszubilden.

Diese Aufgabe, den Segen der Bildung in die Lande zu tragen, hat das Münnerstädter Gymnasium im höchsten Grade erfüllt, indem es seit Dezennien nicht bloß Söhne der engeren Heimat, sondern aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes für die kulturellen Zwecke und Bedürfnisse der Menschheit vorbereitet, ohne hierbei auf die Abkunft der Schüler Rücksicht zu nehmen. Denn arme, fähige Jünglinge haben einem alten Herkommen gemäß stets in Münnerstadt nicht bloß im Kloster der Augustiner, sondern auch bei wohlhabenden Bürgern Entgegenkommen und Unterstützung gefunden.

Möge darum die altbewährte Stätte der Wissenschaft blühen und gedeihen immerdar! Möge sie, wie bisher, so noch in Äonen dazu beitragen, die Unwissenheit, die Plato die größte aller Krankheiten genannt hat, zu bekämpfen und die Menschheit in geistiger und sittlicher Hinsicht zu veredeln!

Frühling im Dom.

Und in die Stille klangen gold'ne Worte
Vom Welterlöser, der den Tod bezwang. —
Da riß ein Windstoß an der Kirchenpforte,
Ein Strom von Licht floß in den Seitengang.
Und sieghaft stand der Frühling auf der Schwelle.
Ambrosisch in des Domes Dämmerschein
Quoll eine weiche, warme Blütenwelle
Voll süßen Duftes wundersam herein.
Goldfunken spielten auf den Marmorfliesen,
Um schlanke Säulen glitt das Sonnenlicht
Und ließ ein mildverklärend Lächeln sprießen
Auf der Madonna holdem Angesicht.
Im frischen Windhauch flackerten die Kerzen,
Und bunter quoll des Altars Blumenflor,
Ein Frohgefühl durchflutete die Herzen:
Der Lenz ist da, er steht am Kirchentor,
Der liebe Lenz, der holde Freudenbringer,
Der alles reicher, festlicher erneut,
Der junge Held und starke Todbezwinger,
Der jeden Pfad mit Blumen überstreut.
Wie Himmelsbotschaft ging es durch die Runde
Und höher stieg des Weihrauchs würziges Arom',
Und mächtiger erscholl aus aller Munde
Das Alleluja zu der Orgel Strom.
Und immer voller mischten sich die Chöre,
Daß es wie Meeresbrandung rauschend schwoll:
„Lob sei dem Herrn und Ruhm und Dank und Ehre,
Der aller Herrlichkeiten voll."

Josefine Moos.

Vom Büchertisch.

Kerer Franz Xaver. Auf zur Freude. 2. Aufl. (4. und 5. Tausend). 8° (VIII, 185 S.) Regensburg 1910. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. Preis brosch. ℳ 1.50. In eleg. Orig.-Leinwandband ℳ 2.10. — Freude ist das erste und letzte Ziel des Universums, die Triebkraft der Menschheit, die Blüte jeder gesunden Kultur. Doch unser Jahrhundert ist nach einem Worte Chamberlains das schmerzensreichste aller Zeiten trotz aller Fortschritte. Der Grund dafür liegt in der Gottentfremdung, in der Christusferne, in der Verirrung unseres Willens und Herzens. In dieser trostlosen Wüste begegnen uns zuerst die Pessimisten: ihnen ist die Welt die Hölle, das Leben ein Uebel, der Selbstmord das Heilmittel. — Dann die Pantheisten: ihnen ist alles Gott, aber ein freudeloser, in ewigem Kreislauf sich drehender Gott, und in diesem Kreislauf ist der Mensch ein haltloses, blindem, notwendigem Schicksal überliefertes Treibholz, bar jeder Individualität. — Ferner die Materialisten, die Staub fressen und mit Lust, den Menschen zum Sklaven der Materie erniedrigen. — Endlich die Kulturmenschen, welche ihre Scheinfreude auf Weltfreude, Kunst, Persönlichkeitsgefühl bauen. Renaissance, Reformation, Revolution sind die Stufen ihrer Entwicklung. — Wo finden wir Heilung dieser düsteren Freudelosigkeit, wo ist die Heimat der Freude? Zunächst in der Religion, denn Gott erleben heißt Freude erleben; speziell im Christentum, sein Programm ist Freude, Seligkeit, Frohbotschaft und Kraft. Ein Beispiel dafür ist Maria, die Ursache unserer Freude. Sie besitzt die Summe der acht Seligkeiten, in ihr erklingen die Harmonien aller Freuden der ganzen Schöpfung. Sie ist zugleich das Vorbild der Kirche, der sichtbaren Freudenstadt. In ihrer Einheit und Autorität wird der Mensch von der Ohnmacht des Tages befreit, durch ihre Heiligkeit wird das göttliche Freudenreich in dem einzelnen Menschen errichtet, in ihrer Katholizität und Apostolizität durchsonnt sie den ganzen Menschen und die ganze Menschheit mit Gottesfreude. Ahmen wir sie nach. Auch wir müssen Freudenrosen streuen durch Liebestaten gegen Gott, gegen die Menschen, besonders gegen die Notleidenden aller Art. Aber auch Gottes wundervolle Schöpfung, die Herrlichkeit der Natur muß uns mit Freude und Entzücken erfüllen. Ja selbst Leid und Tod bringen uns schließlich Freude und Verherrlichung. Glück und Freude liegen also einzig in treuer Erfüllung von Gottes Willen; Empörung aber, Sünde ist der wahre Freudentod. In Christus und in Christus allein ist volle, reine Lebensbejahung und Freude. — Das ist in geistreicher, begeisterter und begeisternder Sprache geschrieben, der tiefgründige Inhalt des schönen Buches, das jetzt zum zweiten Male seine Reise antritt. Möge es recht viele neue Leser finden, in recht viele Herzen den Samen ewiger Freude streuen und besonders die Traurigen und Betrübten zurückrufen zur Freude!

Dr. Weber-Boppard.

Kerer, Franz Xaver: Gottes Meißel und Hammer. 8°. VIII und 190 S. Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz 1909. Brosch. ℳ 1.80. In eleg. Origlwdbd. ℳ 2.40. — Der durch seine Trilogie des Menschenwirkens zur subjektiven Ausbildung der Individualität rühmlichst bekannte Verfasser will uns im vorliegenden Bande Gottes Arbeit an der menschlichen Persönlichkeit vor Augen führen. Wir sollen hinausfahren in die Tiefe, in allen Dingen, Menschen und Ereignissen Gott, Gottes Willen, Gottes Vorsehung schauen. Nichts geschieht von ungefähr. Zu seiner Kulturarbeit an uns hat Gott in allen Geschöpfen Mitarbeiter. — Einzelne dieser Mitarbeiter werden nun besonders behandelt. Unsere Hausgenossen, besonders die fehlerhaften, lehren uns Geduld, Demut, Liebe. Ferner ist es oft das vor der Welt Unscheinbare, schnell Vorübergehende, was Gottes Macht an uns zeigt. Ein einziges gesprochenes oder geschriebenes Wort hat häufig ausschlaggebende Wirkung. Daher die Bedeutung der Rede und der Presse! Ein wichtiges Mittel in Gottes Hand ist fernerhin die Zeit; jeder Tag, jede Stunde arbeitet an den Völkern und am einzelnen Menschen. Es gibt besondere Zeiten der Gnade, Tage des Heiles. Weiter kommt die Nachtarbeit Gottes in Betracht, der mit dem scharfen Meißel innerer und äußerer Leiden an uns arbeitet. Diesen Leiden gegenüber ist Nichtstun eine Großtat Wir dürfen Gottes Arbeit nicht hemmen, müssen sie vielmehr in Ergebung annehmen. Nur der Ruhige kann die bittersten Leiden in Friede und Freude ertragen. Das ist aber nicht bloße Passivität. Den geheimen Willen Gottes in den Lebensschicksalen müssen wir freilich passiv annehmen, aber den offenbaren Willen Gottes (in den Geboten und Standespflichten) müssen wir aktiv erfüllen. So werden wir Kinder und Ebenbilder Gottes, umgestaltet in das Bild der Herrlichkeit Christi. Das ist in den Hauptzügen der Inhalt des gedankenreichen Büchleins in edler Sprache. Da das Haften am Einzelnen, an der Oberfläche die Gefahr der heutigen Zeit ist, möchten wir wünschen, daß recht viele dieses Buch betrachten.

Dr. Weber-Boppard.

Nelk, Th.: Die heilige Filomena. Jungfrau und Märtyrin. 6 Aufl. Mit kirchlicher Druckgenehmigung. Mit einem Titelbild. 8° 222 S. Brosch. ℳ 0.75. In eleg. Lnwdbd. ℳ 1.45. Regensburg 1910. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. — Am 25. Mai 1802 fand man zu Rom in den Katakomben der hl. Priszilla ein Grab mit der Aufschrift: „Filomena, Friede sei mit dir." Außerdem zeigte die Grabplatte die Sinnbilder der Jungfräulichkeit und des Martyriums und eine Urne mit Blutspuren. Man hatte also die Reliquien einer Märtyrin gefunden. Der fromme Priester Francesco di Lucia ließ sie 1805 nach Neapel, dann in die Pfarrkirche seines Geburtsortes Mugnano bringen. Hier geschahen nun zahlreiche und auffallende Wunder. Die Heilige soll eine griechische Fürstentochter gewesen und aufs grausamste gemartert worden sein, als sie wegen des Gelübdes der Jungfräulichkeit die Hand des Kaisers Diokletian ausschlug. Ihre Verehrung verbreitete sich über Italien, in Frankreich besonders durch den seligen Pfarrer Vionney von Ars. Sie erhielt den Namen „Wunderbeterin des 19. Jahrhunderts". Dies alles wird ausführlich in schlichter, einfacher Sprache im ersten Teile behandelt, während im zweiten völlig neu bearbeiteten Teile Gebete, Betrachtungen und Andachtsübungen geboten werden Das Buch eignet sich bei seinem mäßigen Preise gut zur Verbreitung im Volke und in Jungfrauenvereinen, wo es Nutzen und Erbauung stiften wird. Vielleicht gelingt es der christlichen Altertumsforschung, Näheres über unsere Heilige aufzufinden.

Dr. Weber-Boppard.

Volks- und Jugendbücherei des katholischen Lehrerverbandes des Deutschen Reiches, Provinz Rheinland. Verlag: Friedr. Kratz & Co., Köln a. Rh. Band IV: Tausend und eine Nacht. Märchen und Erzählungen. Für die Jugend ausgewählt und bearbeitet von St. Stumpen. Gb ℳ 1.80. Einen eigenartigen, bestrickenden Reiz üben die orientalischen Märchen auf den Leser aus. Die Zaubernächte führen uns in die farbige Welt des Ostens mit ihren phantastischen Gestalten, seltsamen Abenteuern und wunderbaren Menschenschicksalen. Die vorliegende Ausgabe hat den Vorzug vor vielen anderen, daß sie unbeschadet jedem Kinde in die Hand gegeben werden kann. Der glücklich getroffene Märchenton und entsprechende Illustrationen sichern dem Buche die Liebe der ganzen Kinderwelt. — Band V: Andersens Märchen mit 28 Illustrationen. Für die Jugend ausgewählt und bearbeitet von Jg. Kniepen. Gebd. ℳ 1.40. Andersens Märchen zählen zu den schönsten der Weltliteratur. Eine Auslese für die Kinder hat mancherlei zu berücksichtigen. Vorliegende bewegt sich im Anschauungskreise der Kinder; die erzählten Märchen umspannen darum auch mit tausend Zauberfäden das Kindesgemüt und erfüllen dazu seine Gedankenwelt mit rechter Lebensweisheit. Mit einem Worte: Sie sind kindlich

schön, sittlich rein, klingen poesievoll und zauberhaft, so daß die Kinder sie immer wieder gerne hören und lesen. Die einzelnen Märchen sind mit entsprechenden hübschen Illustrationen geschmückt. Das Buch sei angelegentlichst empfohlen. H. Schmitz.

Temming Th., Aus der Klinik. Ein Warnruf an deutsche Männer bezüglich sexueller Lebensfragen. Kevelaer, Butzon & Bercker. 8°. 122 S. Ein erfahrener Krankenhausseelsorger, Rektor am St. Johanneshospital und Seelsorger an den kgl. Universitätskliniken in Bonn, richtet in dem Büchlein ernste Worte an junge Männer. Vielleicht wirken gerade die reichen Erfahrungen am Krankenbett, vom Todeslager, überzeugend auf manchen jungen Mann. Mit Glück verwendet der Verfasser auch den von Förster so stark betonten Appell an die Ritterlichkeit des jungen Mannes. Nicht er allein spricht zudem zu uns. Hervorragende Männer der Wissenschaft und der Lebenserfahrung jeder konfessionellen Richtung und Weltanschauung läßt er zu Worte kommen. Das in den letzten Jahren in der „Allgemeinen Rundschau" beigebrachte Material ist reichlich angezogen in den Kapiteln über geschlechtlichen Verkehr junger Männer, für den der Verfasser die Fragen beantwortet: Ist es nötig, vernünftig, wahnsinnig, edel, ritterlich, ehrenhaft, nicht schändlich, nicht gefahrvoll, ist es möglich, unerklärlich? Als Anhang ist die ernste Kundgebung der deutschen Bischöfe beigegeben, die sie 1908 von Fulda aus erließen. Jungen Männern, die ins Leben treten, z. B. zur Hochschule gehen oder sonst das Vaterhaus verlassen, wird das Buch nicht ohne Nutzen in die Hand gegeben werden. F. Weigl.

Die Vielzuvielen. Roman von Karl Bleibtreu. München 1909. Georg Müller. 436 S. ℳ 5.— (6.50). „Die Vielzuvielen" ist ein Herrenmenschen-Roman, der so recht — ohne daß der Autor es aber will! — den immensen Schaden dartut, welchen Nietzsche mit seiner Jenseits-von-Gut-und-Böse-Philosophie angerichtet hat. Was den Inhalt betrifft, so ist er so absurd, daß es eigentlich lächerlich ist, noch davon zu reden, denn, daß ein aus Südafrika heimkehrender Abenteurer sich die Papiere eines ihm ähnlich ausschauenden Reisegefährten, der am Schlage plötzlich in dunkler Nacht an einsamem Orte stirbt, aneignet und nun in Berlin vor des Toten aristokratischem Vater die Sohnesrolle mit Erfolg spielt, glaubt Herrn Bleibtreu doch kein Mensch. Und nun wird dieser Abenteurer noch gar sofort in den Reichstag gewählt und rückt wegen seiner Erfolge schon kurz darauf zum Fraktionsführer auf! Als schließlich der ganze Schwindel aufgedeckt werden soll, und der alte Freiherr erfährt, daß sein verkommener Sohn in Wirklichkeit tot und der berühmte Reichstagsredner sich durch Diebstahl der Papiere in sein Haus als Sohn eingeschmuggelt hat, da — umarmt er diesen Lumpen, weil er durch seine Kolonialverdienste im Reichstag dem Vaterlande genützt und gezeigt habe, daß er kein Vielzuvieler, sondern ein echter Herrenmensch sei! Ist dies nicht barer Unsinn?! — Nein! nur Nietzsche's Umwertung aller Werte! Das Buch (das nebenbei bemerkt von Druckfehlern strotzt, was mich bei dem durch gute Buchausstattung bekannten Verlag gewundert hat), ist eines von denen, welches man auch zu den „Vielzuvielen" rechnen muß. Fritz Decker, Düsseldorf.

„Mehr Freude."

Es gibt Worte, die zündend ins Herz schlagen und dort eine ganze Welt von unerfüllten Wünschen und Hoffnungen, von tiefempfundenen und nie befriedigten geistigen Bedürfnissen hervorzaubern, die aus dem Tiefgrund der Seele einen Strom von Gedanken und Vorstellungen, von Gefühlen und Empfindungen hervorsprudeln lassen. So ein Wort ist vor kurzem in die Welt gesandt worden: „Mehr Freude." Wie tief hat es in den freudeleeren Herzen moderner Menschen eingeschlagen! Welch' mächtigen Widerhall hat es gefunden in den geheimnisvollsten Tiefen so vieler niedergedrückten, niedergebeugten, nach Sonnenlicht und -wärme schmachtenden Seelen! Ein erlösendes Wort war es, entsprungen aus dem Goldgrund eines gütigen Herzens, entflossen einem menschenfreundlichen Apostelmund, niedergeschrieben von geübter Meisterhand! Gewiß! stimmt jeder gerne ein und wünscht sich und anderen „Mehr Freude". Aber das Mittel dazu? Der edle Bischof gibt uns das Lösungswort: „Zurück zur Religion, zum Christentum, zu gläubigem Sinn, zu ernster Lebensauffassung, zur Enthaltsamkeit und Selbstüberwindung, zu Redlichkeit, Treue und Liebe — zu allen jenen hohen Gütern, welche die moderne Menschheit in ihrem Bildungswahn und Kulturdünkel verächtlich behandelte." — „Suche die Freude, wo sie zu finden: auf dem geraden Weg der Pflicht, auf dem Höhenweg christlicher Lebensführung, in der Bergluft des Glaubens, in der Sonnenwärme der Liebe, in der gesunden Atmosphäre ernster Arbeit (arbeite nur, die Freude kommt von selbst, sagt Goethe). Da ist sie zu finden. Das brauchst du nicht zu glauben, das kannst du sofort, wenn du willst, erfahren und selber erproben und selber genießen."

Ja, das kannst du sofort selber erfahren, erproben und genießen. Gelegenheit dazu bietet dir auch in diesem Jahre wieder das bekannte Exerzitienhaus zu Feldkirch (Vorarlberg), in dem es gemeinschaftliche Exerzitien veranstaltet: für Herren aus gebildeten Ständen vom Abend des 1. Mai bis zum Morgen des 5. Mai; vom Abend des 25. Juni bis zum Morgen des 29. Juni und für Akademiker: vom Abend des 18. März bis zum Morgen des 22. März. Schon für Hunderte sind diese Exerzitien Freudenquellen gesteigerten Glaubenslebens und ungeahnter Seelenruhe geworden. Mögen sie es auch in diesem Jahre für recht viele Gebildete werden! Paul v. Siders.

Andreas Achenbach †.

Am ersten Tage des April starb zu Düsseldorf der Altmeister deutscher Landschaftsmalerei, Andreas Achenbach. Er verdankt seinen Ruhm der kühnen Selbständigkeit, mit der er die Bahnen der Romantik verließ, um sich ganz der Führung der Natur zu überlassen. In der Art, wie er ihre Erscheinungen erfaßte, ihre Größe, ihren Geist in herrlichen Gemälden verkündete, sprach er zum Gemüt und Verständnis unserer Zeit. Ein ungeheurer Fleiß diente dazu, Achenbachs Schöpfungen überallhin zu verbreiten. Keine Ausstellung, auf der man sie nicht hätte bewundern können, kaum ein Museum, wenige Privatsammlungen, wohin nicht Schöpfungen dieses Meisters gekommen wären. Das Lebenswerk Andreas Achenbachs steht da als imposantestes Denkmal eines großen Künstlers, als wertvollstes Dokument einer Kunstströmung, die für die Folgezeit auch deshalb von großer Bedeutung war, weil sie, aus dem Naturempfinden unseres Volkes hervorgegangen, auf die weitere Entwicklung dieses Empfindens bestimmenden Einfluß geübt hat.

Andreas Achenbach war am 29. September 1815 zu Kassel geboren. Sein Vater war Kaufmann. Schon in ganz jugendlichem Alter, 1827, kam Andreas auf die Akademie zu Düsseldorf. Er blieb daselbst bis 1835. Sein Lehrer war besonders J. W. Schirmer, der ausgezeichnete Landschafter, dessen Werke gleichwohl darum des eigentlich großen Eindrucks entbehren, weil die Farbe bei ihnen der Zeichnung nicht völlig das Gleichgewicht hält. Immerhin bedeutete Schirmers Wirken darum einen wesentlichen Fortschritt, weil bei ihm bereits die Ueberwindung der bis dahin in Düsseldorf herrschenden Romantik sich zu melden begann. Zum eigentlichen Verständnis der Natur, und damit, vermöge seines unverfälschten Gefühls und seines immensen Talentes, zu der Möglichkeit, sie echt und überzeugend wiederzugeben, kam der Jüngling aber erst nach seiner Akademiezeit, als er in die Fremde ging. Fürs erste reizte ihn der Norden. In Holland begeisterte ihn die gewaltige Landschaftsmalerei der alten Niederländer derart, daß sie seitdem für ihn vorbildlich blieben. Auch nach Hamburg, Dänemark, Schweden, Kurland kam er. Immer reicher, immer tiefer wurden seine Anschauungen, zumal die Küste des Nordens hatte es ihm angetan. In zahllosen Gemälden hat er sie seitdem geschildert, die große feste Linie des aufsteigenden Strandes in ihrem Kontrast zur bewegten Menge des brausend heranwogenden Gewässers, die flache Sandküste, über die lang ausgedehnte Wellen dahinlecken und zurückweichend den feuchten Sand glänzend hinter sich zurücklassen. Am Bollwerk spritzt der Gischt empor, auf den Wellen schaukeln die Fischerboote. Darüber ein Himmel voll düsterer Schwermut. Der Sturm jagt die Wolken und peitscht die Wogen auf. Alles in Stimmungen erfaßt und gegeben, die unwiderstehlich verwandte Regungen im Gemüte des Beschauers wachrufen. So auch die Bilder jener Gegenden, die dem Meer benachbart sind, ohne daß man dies sieht. Hierher gehören die Motive von Ostende. Mit der Naturschilderung vereint sich der Reichtum ausdrucksvollster, charakteristischster Staffage. Ein völliger Gleichklang herrscht in allen diesen Gemälden zwischen Zeichnung und Farbe. Letztere immer volltönend, bedeutend, ernst, im höchsten Grade naturwahr. So auch bei dem Meereswasser, dessen trübe Färbung bisweilen angegriffen wurde, und dabei doch so durchaus echt ist, weil Achenbach das Meer nicht in solchen Bezirken beobachtete, wo es seine tiefe Klarheit hat, sondern in der Nähe der an trüben Stoffen reichen Flußmündungen. 1835 kam Achenbach nach München. Das in seinen Marinebildern herrschende mächtige Temperament begeisterte König Ludwig. Das Bild der stürmischen See in der Pinakothek ist damals erworben worden. Bald darnach trieb es den Künstler schon wieder hinweg. Bis 1839 finden wir ihn in Norwegen, darnach lange in Italien. Die Studien aus dem Norden blieben aber allezeit bezeichnender für seine Kunst als die vom Süden, wo er sich von einem leisen Akademismus nicht frei zu machen wußte. Eine entscheidende Wendung in seinem Gemütsleben brachte das Jahr 1843, wo er zum Katholizismus übertrat. Die Folgezeit seines Lebens verbrachte Andreas Achenbach vor allem in Düsseldorf. Aus dem Manne ward ein Greis, aber unverändert jugendfrisch blieb sein Schaffen, rastlos, freudig, erfolgreich wie in seinen jungen Tagen. Mit höchsten Ehren beging die Künstlerschaft von Düsseldorf und mit ihr die gesamte kunstfreundliche Welt seinen siebzigsten, 1895 seinen achtzigsten Geburtstag. In selbst erwünschter Stille durfte Achenbach noch die Vollendung des neunzigsten Jahres erleben, ungebeugt an Geist und Körper. Nun hat ihn uns der Tod dahingenommen. Andreas Achenbach hat seinen Ruhm nicht überlebt, wie so mancher, der in hohe Jahre kam. Seine Kunst hat im Laufe der langen Jahrzehnte den Beweis ihrer Echtheit, ihres bleibenden Wertes geliefert. Sie nach dem Maßstab anderer beurteilen zu wollen, wäre verfehlt. Für sich allein will eine Erscheinung wie diese beurteilt werden. Ebenbürtig andern größten Künstlern war auch dieser ein Bahnbrecher, der uns mit sicherer Hand zu neuen Wahrheiten geführt hat.

Dr. O. Doering-Dachau.

Allgemeine Kunstrundschau.

München. Die Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst veranstaltete eine Ausstellung von Konkurrenzentwürfen für ein in Paderborn aufzustellendes Denkmal der Dichterin Luise Hensel (1798–1876). Der Wettbewerb war von der Gesellschaft im vergangenen Dezember ausgeschrieben, und es war ein schlichter Entwurf, womöglich in Brunnenform, verlangt. Die Kosten durften nicht über 4000 M steigen. 90 Entwürfe waren eingelaufen. Die Preise erhielten 1. Architekt W. Erb und Bildhauer R. Henn, 2. die Bildhauer H. Geist und E. Wagner, 3. Bildhauer F. Hofer, sämtlich in München. Außerdem wurden denselben Künstlern Belobungen für andere eingereichte Lösungen der Aufgabe zuteil. Im ganzen brachte die Ausstellung nicht eben viel neue Ideen, dagegen Feinheit und Gemütstiefe in der meist mehr herkömmlichen Art, wie die Lösung versucht wurde. — In der Brackischen Kunsthandlung sah man eine Ausstellung von ungefähr 100 Entwurfzeichnungen eines Gartenstadtprojektes für München-Perlach. Autor des Gedankens wie des erläuternden zeichnerischen Materials ist H. v. Berlepsch-Valendas. Die Gartenstadt, die sich innerhalb des Perlacher Forstes auf der Stadtseite der Ostbahnlinie ausdehnen würde, ist für ungefähr 30000 Einwohner gedacht. Das einstöckige Wohnhaus soll in der Mehrheit sein, solche größerer Höhe dagegen selten. Verwaltungs- und Kirchengebäude vervollständigen die projektierte Stadt, deren Platz, wie man zugeben muß, immerhin günstig ist. Da auch die Möglichkeit vorliegen dürfte, der Bodenspekulation und damit der Preistreiberei rechtzeitig vorzubeugen, so könnte vielleicht auch für die Bedürfnisse minderbemittelter Klassen einmal etwas zu hoffen sein. — Eines der schönsten Profandenkmäler Münchens, das alte Preysing-Palais, steht vor der Wahrscheinlichkeit, zu Gunsten kommerzieller Zwecke der Entstellung zu verfallen. Wer ältere Bilder der Residenzstraße betrachtet, sieht, welch schweren Schaden unser Stadtbild an dieser Stelle bereits erlitten hat. Die Unbedenklichkeit auf diesem Gebiete macht infolge des von anderen Großstädten gegebenen üblen Beispiels auch bei uns traurige Fortschritte. O bayerische Denkmalpflege, wo bleibst du? — Generaldirektor v. Tschudi wird schon wieder einmal öffentlich angefeindet. Diesmal soll er an dem Rubensschen Bilde: „Meleager und Atalanta" in der alten Pinakothek allerlei Böses getan haben. In Wirklichkeit ist ein Teil des Bildes, der offenkundig eine spätere Zutat ist, umgebogen worden. Man scheint sich in den Herrn v. Tschudi abgeneigten Kreisen der Lächerlichkeit nicht bewußt zu sein, der man sich durch solche von Sachkenntnis nicht getrübte Angriffe auf einen Fachmann ersten Ranges aussetzt. — Der Kunstverein brachte von Sonderausstellungen eine größere Kollektion der Künstlervereinigung der „Achtundvierzig". Die Verheißung, nur Unveröffentlichtes zu zeigen, ist nicht ganz erfüllt worden. Doch war der Durchschnittseindruck immerhin der, daß die Gruppe rüstig weiterschreitet und zumeist Bedeutsames bietet. Es genügt, von ihr Namen zu nennen wie: Dasio, Beyrer, Gletl, Defregger, Schönchen, Grützner, Schiestl. Andere Sonderausstellungen galten der Kunst des so vielseitigen Tier- und Menschenmalers Hans Best, des feinen Dachauer Landschaftspoeten Felix Bürgers, der tüchtigen Landschafts-, Interieur- und Stillebenmalerin Clara Walther, des leider zu früh gestorbenen Professors Otto Sinding. Die letzte Woche des März führte uns eine neue kleine Gruppe von sechs Werdenden vor. Sie nennen sich „Die Gilde" und bieten u. a. mit den Glasgemälden von Rinderspacher, sowie mit guten Graphiken Zeichen verheißungsvoller Talente. In starker Weiterentwicklung zeigt sich auch der Landschafter Franz Hoch, sowie die Stillebenmalerin Marie Weger. Ein wirkungsvolles Altarbild (Anbetung der Könige) brachte Professor Gabriel v. Hackl.

Berlin. Es scheint doch noch Mittel zu geben, alte Damen jung zu machen. Im Besitze eines solchen befindet sich die Deutsche chemische Gesellschaft, die sich jetzt mit der bekannten Angelegenheit der Florabüste beschäftigt hat. Eine aus dem Innern der Figur entnommene Wachsprobe liefert den Nachweis, daß darin Walrat enthalten ist. Da dies vor dem Jahre 1700 nicht vorkommt, und das Wachs im übrigen des mit dem als Anfertiger der Büste angesehenen Lucas gänzlich übereinstimmt, so schließen sich jetzt die Chemiker dem Urteil jener Kunsthistoriker (u. a. Prof. Voll) an, die von vornherein das angeblich alte Werk als jung und neuzeitlich betrachteten. — **Dresden.** Am 22 März starb in Klotzsche bei Dresden der Bildhauer Geheimrat Prof. Johannes Schilling. Er ist am 23. Juni 1828 in Mittweida in Sachsen geboren. Sein berühmtestes Werk ist das Niederwalddenkmal. — **Innsbruck.** Die Begründung eines Museums für tiroler Volkskunst ist ins Auge gefaßt. Wahrscheinlich wird es im Ferdinandeum untergebracht werden. Bereits ist sehr vieles Material vorhanden, von dem besonders die dreißig originalen Zimmereinrichtungen zu erwähnen sind. — **Pisa.** Durch die Blätter geht die aufregende Nachricht, daß der schiefe Turm mit Einsturzgefahr drohe. Die eingeleiteten Untersuchungen werden hoffentlich entweder die Grundlosigkeit der Befürchtung erweisen oder rechtzeitige Sicherung des Denkmals herbeiführen. — **Rom.** Unter den Herstellungsarbeiten im Vatikan verdient besonders die Reinigung und Ausbesserung der Malereien Michelangelos in der Sixtinischen Kapelle Erwähnung. Die Arbeit ruht in den Händen des Galeriedirektors Cavenaghi, der sich durch die Rettung von Lionardos Abendmahl berühmt gemacht hat. Die Sixtinische Kapelle erhält außerdem neue Glasmalereien, die der Prinzregent Luitpold von Bayern zum fünfzigjährigen Priesterjubiläum Sr. Heiligkeit des Papstes Pius X. gestiftet hat.

Dr. O. Doering-Dachau.

Bühnen- und Musikrundschau.

Aus den Konzertsälen. Mit Beethovens „Neunter" schloß der Konzertverein den Zyklus seiner Abonnementskonzerte. Sowohl die als Volkssymphoniekonzert gebotene Hauptprobe, sowie der Abend selbst, wies einen außergewöhnlich starken Besuch auf, ein Zeichen, wie das Verständnis für diese erhabene Schöpfung sich immer weitere Kreise erschlossen hat. Ferdinand Löwe dirigierte das Werk in packender Steigerung mit starker Empfindung und hinreißendem Schwung. Das Orchester folgte seinen großzügigen Intentionen mit Hingebung. Auch der Chor der Konzertgesellschaft für Chorgesang erwies sich sicher und klangschön. Von den Solisten ragte die Sopranistin Anna Kämpfert hervor; auch Römer, Vatershaus und Frau Altmann boten Verdienstliches. Das Publikum feierte den Dirigenten in stürmischer Weise. Wie der glanzvolle Schlußabend stand der ganze Zyklus auf einer hervorragenden künstlerischen Höhe. Er repräsentiert eine Gesamtleistung, auf die Löwe mit vollem Stolze zurückblicken kann. Der Dirigent wird mit dem Orchester, das er in verhältnismäßig so kurzer Zeit zu einem vollendeten Instrumentalkörper emporgeführt, in diesen Tagen eine kürzere italienische Reise unternehmen, im Mai anläßlich des Schumannfestes dürfen wir Löwe und das Orchester wieder in München begrüßen. Ueber den (im August und September) gleichfalls im Rahmen der Musikfeste der „Ausstellung München 1910" vom Konzertverein veranstalteten Beethoven-Brahms-Bruckner-Zyklus wird uns geschrieben: Die von Löwe geleiteten Symphoniekonzerte bringen gegenüber dem Vorjahre im Programm wesentliche Neuerungen. Es gelangen unter dem künstlerischen Gesichtspunkt: Die Symphonien von Beethoven und die Symphonie nach Beethoven neben den Werken Beethovens, Brahms und Bruckners auch die hervorragendsten Schöpfungen von Schubert, Mendelssohn, Berlioz, Schumann und Liszt zur Aufführung. — Mithin bietet der großzügig angelegte Zyklus bedeutend mehr, als sein Name ankündigt. — Auch die Reihe der Volkssymphoniekonzerte des Konzertvereins fand nunmehr ihren Abschluß. Es war ein Beethovenabend, der unter Prills Leitung einen erhebenden Verlauf nahm, ganz besonders schön gelang das Septett op. 20 mit orchestraler Besetzung der Streicher. In dem Klavierkonzert in B. op. 19 zeigte Frau Hirzel-Langenhan wiederum die Vorzüge ihres von starker Empfindung getragenen hervorragenden Könnens.

Verschiedenes aus aller Welt. In Eilenburg, dem Geburtsorte Franz Abts, wird die Errichtung eines Denkmals des Tondichters geplant. — Die Uraufführung des „Königs von Samarkand", musikalisches Märchen von Franz Mikorey, hatte in Dessau starken Erfolg. Der Komponist, welcher daselbst als Kapellmeister wirkt, zeigt in seiner Erstlingsoper nach Berichten eine ansehnliche Begabung. Die Motive sind sehr glücklich erfunden und tragen gute Entwicklungsmöglichkeiten in sich. Die Instrumentation ist reich an reizvollen Partien, hin und wieder treten Anklänge an Vorbilder hervor, doch spricht aus dem meisten eigener Charakter. Dem Libretto liegt Grillparzers „Der Traum ein Leben" zugrunde. — Im Düsseldorfer Schauspielhaus wurde die von Pfitzner bearbeitete Oper „Undine" von E. T. A. Hoffmann in Konzertform aufgeführt. Hatte Hoffmann als Komponist auch nicht die starke Eigenart, wie als Dichter, so wußte das Werk des Romantikers doch sehr zu fesseln. Die Aufführung war die erste in Deutschland; einige Teile freilich wurden schon vor einigen Jahren in München unter Pfitzners Leitung geboten. — Im Gothaer Hoftheater hatte die Urpremiere von Gustav Kohnes Komödie: „Der Vorsteher von Holtebank" Erfolg. Die Kritik hebt besonders die lebenswahre Charakteristik der Bauerntypen lobend hervor. — „Vergeltung", ein Drama von Walter Bloem, fesselte trotz psychologischer Unwahrscheinlichkeiten in Leipzig. — Außer dem jüngst gemeldeten Umbau einer Bühne bescheideneren Ranges zu einem Komödienhaus von literarischer Ambition wird in Frankfurt a. M. eine weitere Theatergründung geplant. Von dem Aktienkapital von 400000 M ist schon ein größerer Teil gezeichnet. Das neue Haus soll „dem modernen Genre offen stehen und alle die Stücke geben, denen die Türe des Schauspielhauses aus Gründen der Notwendigkeit verschlossen bleiben müssen." — Der Zuschauersaal des Kurtheaters von Oeynhausen ist abgebrannt, während es gelang, Bühne und Vorraum zu retten.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Der drohende Kampf zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern im deutschen Baugewerbe bildet eine entscheidende Wirkung auf das allgemeine Wirtschaftsleben. Das Reichsamt des Innern veranlasst Konferenzen zur Beilegung der vorhandenen Differenzen und ist zu Vermittlungsversuchen bereit. Die grosse Wichtigkeit der Baubranche für die gesamte deutsche Industrie ist bekannt und abgesehen vom Immobilienmarkt und der Zement- und Steinzeugbranche haben die verschiedentlichen Sparten der Eisen- und Stahlindustrie das grösste Interesse an der Verhinderung eines eventuellen grossen Generalstreikes. Die unsichere und vollkommen verschieden gelagerte Situation der Montansparte ist wiederholt hervorgehoben worden. Die schlesische Industriezentrale krankt ohnehin schon seit langem hinsichtlich der Preisgestaltung und ihrer Absatzmöglichkeit und kann mit den westfälisch-rheinischen Montanes nicht mehr lange konkurrieren. Doch auch aus dem letztgenannten Montangebiet lauten die Meldungen nicht mehr durchgehends optimistisch oder durchaus zufriedenstellend. Die allgemein an das Frühjahrsgeschäft geknüpften Erwartungen eines kräftigen, nachhaltigen Aufschwungs haben sich auch hier anscheinend noch keineswegs verwirklicht. Die Kaufslust für Stahl und Eisen ist nirgends bedeutend, und allgemeine Zurückhaltung charakterisiert die gesamte Käuferschicht. Die Privaten, wie die Industrie haben ihre Bedürfnisse aufs äusserste eingeschränkt. Staat und Kommunen befolgen nunmehr die von oben herab gegebenen Mahnungen und Aufforderungen zur grösstmöglichen Sparsamkeit. In engen Grenzen bewegen sich daher auch die Bestellungen von Staatswegen bei der Industrie. Die Lokomotiv- und Waggonbranche z. B. haben nur geringe Aufträge und die Rendite dieser Aktien hat bereits — wie die Münchener Fabriken gezeigt haben — darunter eingebüsst. — Dabei spielen an der Börse die Geldsorgen und die Ungewissheit der Geldmarktgestaltung immer noch die bisherige grosse Rolle. Der Monat April zeigt sonst eine charakteristische Geldabundanz, und pflegt nach dieser Richtung hin sonst normal zu verlaufen. Durch die Gestaltung der englischen innerpolitischen Verhältnisse und die Schutzmassregeln der Bank von England zeigt der internationale Geldmarkt eine vollkommen geänderte Situation. Dabei ist eine neuerliche Erhöhung der Diskontrate in London in Bälde möglich; freilich würde dann allgemein eine grosse Verwirrung am Geldmarkt entstehen. Immerhin ist grosse Reserve und genaue Beachtung aller Vorgänge am Geldmarkt unbedingt notwendig, um vor Ueberraschungen der unangenehmsten Art bewahrt zu bleiben. In Holland haben die Banken ihre Sätze bereits um ein volles Prozent erhöht. Die Position der Reichsbank ist trotz den starken Anforderungen an das Institut verhältnismässsig günstig. Die Rückflüsse sind sogar befriedigend und die Anlagen haben eine grössere Abnahme erfahren als in der gleichen Zeit des Vorjahres. Abzuwarten bleibt, ob und in welchem Umfange sich die Verhältnisse bei der englischen Notenbank verschlechtern und ob die innerpolitische Lage in England sich nicht zum Besseren wendet. — In Anbetracht der unklaren Situation am Geldmarkt und der Anspannung aller Notenbankinstitute blieben der Verkehr an den Börsen und die Entwicklung der Märkte naturgemäss in engem Rahmen. Dazu kamen die zumeist unfreundlichen Berichte aus der Industrie. Das Geschäft an den deutschen Börsen blieb denn auch sehr einseitig, und die Umsätze erstreckten sich auf wenige Spezialgebiete, in denen allerdings grosse Umsätze und scharfe Kurssteigerungen erzielt werden konnten. Vornehmlich waren es die Werte des Elektrizitätsmarktes, welche die Phantasie der Börse und Spekulation besonders beschäftigt hatten. Die Meldung von verschiedenen Staatsproblemen, wie die Errichtung verschiedener Ueberlandzentralen, die baldige Einführung von elektrischen Staatsbahnen in Bayern, entfachte nebst anderen Gerüchten oft eine wilde Bewegung in diesen Werten. Enorme Käufe, besonders in Schuckertaktien, beherrschten den gesamten Börsenverkehr. Andere Spezialitäten erregten weiterhin einiges Interesse, wenn auch nicht von langer Dauer. Besonders lebhaft gehandelt wurden die Aktien der Shantungbahn auf höhere Dividendentaxen. Auch die Aktien der Zuckerfabriken, der Maschinenbranche und noch mehr der schweren chemischen Industrie und im Einklang mit Neuyork die der amerikanischen Bahnen standen im Vordergrund des Interesses. Die bisher als günstig zu nennenden Saatenstandsberichte vermochten keine besondere Wirkung auszuüben. Der Rentenmarkt hat von seiner kurzen Lebhaftigkeit bereits etwas eingebüsst. — Die nächsten Tage werden die äusserst wichtige Entscheidung am Geldmarkt bringen, ob in Bälde wieder mit normalen Verhältnissen gerechnet werden kann, oder ob schlimme Tage zu erwarten sind. Die Möglichkeit der letzteren Aussicht ist vorhanden, wenn nicht bald eine Aenderung zur Besserung eintreten wird. M. Weber.

Pfälzische Bank. In der Generalversammlung waren 57 Aktionäre anwesend, welche 12'380,400 ℳ Aktienkapital mit 20634 Stimmen vertraten. Die Regularien wurden einstimmig genehmigt. Die turnusgemäss ausscheidenden Aufsichtsratsmitglieder Herren Fürstlich Fürstenbergischer Kammerpräsident August Dänzer in Donaueschingen, Konsul Julius Goldschmit in Ludwigshafen a. Rh. und Kommerzienrat Hans Knoll daselbst wurden wieder und das frühere Vorstandsmitglied Herr Direktor Heinrich Gräter in Heidelberg sowie Herr Heinrich Martin, Fabrikant in Mülheim a. Rh., neu in den Aufsichtsrat gewählt. Die Dividende kommt mit 5% sofort zur Auszahlung.

Aus Kurorten und Bädern.

Bad Kissingen's neuer Sprudel! Das bayerische Weltbad wird zu seinen alten berühmten Heilquellen Rakoczy usw. ein neues vortreffliches Mineralwasser, ein neues wertvolles Kurmittel erhalten. Der mit einem Kostenaufwande von 300,000 ℳ neu erbohrte Sprudel besitzt eine Schüttung von 250 Minutenlitern; der Gehalt an freier und gebundener Kohlensäure ist viel grösser, der Kochsalzgehalt geringer, als ihn die alten Sprudel aufzuweisen haben. Das Hauptmerkmal des neuen Sprudels aber ist ein drei- bis viermal grösserer Eisengehalt, Spuren von Arsen sind nachweisbar. Die Kohlensäuregasschüttung des Sprudels beträgt ungefähr das 3 bis 4fache der Sprudelwasserschüttung. Die bakteriologische Untersuchung bewies gänzliche Keimfreiheit und liegt ein vollkommen reines Mineralwasser vor. Nachdem dem bayer. Landtag vom Finanzministerium eine Denkschrift über die Bäder Bayerns, in welcher die Bedeutung Kissingens voll gewürdigt wurde, zugegangen war, hat der Finanzausschuss der Abgeordnetenkammer 3,1 Mill. Mk. (für die Erbauung eines Konversationshauses 2,5 Mill. und einer grossen geschlossenen Wandelhalle 0,6 Mill.) für Kissingen bewilligt. Die Neubauten werden im Anschluss an die im alten Kurgarten bestehenden Monumentalbauten, dem Konversationssaal und Arkadenbau errichtet. Da ausser diesen 3,1 Mill. dem Bade noch 2,5 Mill. für den Bau eines neuen Kurhausbades und für sonstige Verschönerungen und Verbesserungen zur Verfügung stehen, so wird Kissingen dank seiner Heilerfolge und seiner landschaftlichen Reize einen noch grösseren Aufschwung nehmen als bisher. Seines gemässigten Klimas wegen ist Kissingen zum Gebrauch einer Badekur in den Monaten April und Mai sehr zu empfehlen; offizieller Saisonbeginn 15. April.

Mit dem Beginn der schönen Jahreszeit, die den Amateurphotographen wieder zu regerer Betätigung im Freien anspornt, dürfte ein Ratschlag zur rechten Zeit kommen, der viele vor recht unangenehmen Enttäuschungen bewahren kann. Wir denken an Fehlexpositionen, vor denen auch der geübtere Amateur nicht sicher ist, wenn er lediglich auf Schätzung der erforderlichen Belichtungsdauer angewiesen ist. Es kommen zu viele Umstände in Frage, die einen Irrtum herbeiführen können. Wir raten daher zur Beschaffung der schon seit mehr als Jahresfrist im Photohandel erhältlichen **„Agfa"-Belichtungstabelle**, über die sich Herr Prof. Hauptmann Géza Faragó, Sopron (Ungarn) unterm 23. 9. 09 wie folgt äußert: „Ich habe mit dieser Tabelle Experimente gemacht, mit großartigem Erfolge, so daß ich mit ruhigem Gewissen sagen kann, daß mit der Benutzung der „Agfa"-Belichtungstabelle eine Fehlexposition ausgeschlossen ist." Die Tabelle ermittelt rein mechanisch, ohne daß irgend wie komplizierte Berechnungen nötig sind, für jede Jahres- respektive Tageszeit, für jedes Aufnahmeobjekt und für jede relative Oeffnung unter Berücksichtigung der jeweiligen Bewölkung die richtige Belichtungszeit. Die Tabelle, die nur 75 Pf. in den Photohandlungen kostet, kann zu jeder Zeit bequem in der Rocktasche mitgeführt werden. Die Handhabung ist kinderleicht.

Indische Importen. Liebhaber einer Qualitätszigarre machen wir auf die Spencerschen indischen Fabrikate aufmerksam, welche in Deutschland in kurzer Zeit eine unglaublich bereitwillige Aufnahme gefunden haben. Es scheint, als ob der liebliche Duft indischer Blumenfülle in diese Importen eingezogen sei. Ein zartes exotisches Aroma zeichnet sie aus; milde und hochfein ist ihr Geschmack, sie sind leicht zu vertragen und brennen tadellos und unbedingt zuverlässig. Kein Raucher sollte sich diesen seltenen Genuß versagen, um so weniger, als diese Importen sich kaum teurer stellen als hiesige Fabrikate. Die bekannte Zigarrengroßhandlung Richard Haggenmiller, Kempten (Algäu), versendet Preisliste und Proben. Wir können unseren Lesern diese Firma als sehr gute Bezugsquelle nur bestens empfehlen.

Afrikanische Weine

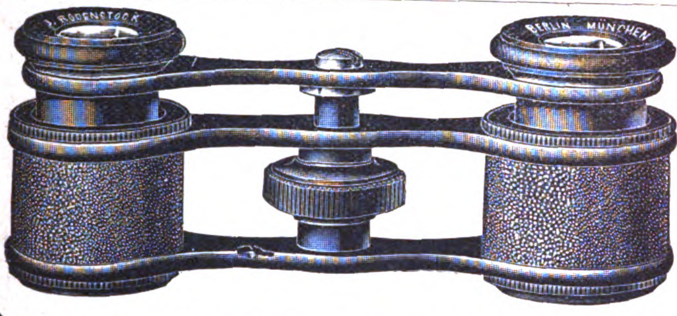
der Weissen Väter, Maison Carrée b. Algier.

:: Hervorragende Qualitätsweine. ::

Probekisten von 10 Flaschen zu M 13.50 versenden

C. & H. Müller, Flape Nr. 6 bei Altenhundem i. Westfalen.

Vereidigte Messwein-Lieferanten. — Päpstliche Hoflieferanten.



Ideal-Taschen-Perspektiv.

Nr. 360. Mit feinem schwarzem Lederüberzug, zirka 100 g wiegend, inkl. Etui Mk. **10.50**

Dieses Westentaschen-Glas ist besonders da zu empfehlen, wo auf ein ganz geringes Volumen Wert gelegt und wo doch noch eine entsprechend gute optische Wirkung verlangt wird. In hervorragender Weise sind diese Eigenschaften hier vereinigt, und ist dieses wirklich empfehlenswerte Instrument besonders für Theaterbesuch, für Galerien etc., aber auch, um auf weite Entfernung zu sehen, zu gebrauchen.

Gratis u. franko auf Wunsch unsere illustr. Preisliste, sowie Anleitung u. Fragebogen zur schriftlichen Bestellung passender **Augengläser.**

Optisch-oculist. Anstalt **Josef Rodenstock** MÜNCHEN, Bayerstrasse 3

Wissenschaftliches Spezial-Institut für Augengläser.



:: Brettspiel ::

für Jung und Alt.

Das einzige Brettspiel f. die reifere männliche Jugend.

Absolut neuartig.

= Unerschöpflich =

an Anregungen. Zu haben direkt bei

A. HUBER, Hof-lithographie

München, Neuturmstr. 2 a.

— Preise je nach Ausstattung: —

klein . . . M 2.40; 3.20; 4.80,
gross . . . . „ 3.—; 4.—; 5.60.

Brasilianische Indianer-Missionen

Junge Leute, welche 6 Klassen des Gymnasiums haben, ist Gelegenheit geboten, sich als Benediktiner den Rio-Branco-Indianermissionen zu widmen. Auch Laienbrüderkandidaten sehr erwünscht.

Prospekt gratis und Aufnahme durch

P. Raph. Kögel O. S. B. Prokurator des Erzabtes der Brasil. Benediktinerkong. z. Z. Wessobrunn b. Weilheim, Oberbayern.

Der Christliche Pilger

:: **Ein katholisches Sonntagsblatt.** ::

Abonnementspreis mit Gratisbeigabe eines Wandkalenders und eines Winter- und Sommerfahrplanes vierteljährlich bei der Post 72 Pfg.; bei Zusendung unter Kreuzband in Deutschland 1 M, im Ausland 1,25 M. Auflage 16 500. Inserate die kleinspaltige Zeile 20 Pfg. Das Blatt enthält nur Originalartikel. Proben werden gerne zur Verfügung gestellt.

Speyer a. Rh. Verlag und Redaktion: J. Baumann, Domvikar.

HOTEL UNION

München Kath. Kasino München A. V. **Barerstr. 7**

Elegante Klubräume zur Abhaltung für Diners, Soupers u. Familienfestlichkeiten.

— **Anerkannt vorzügliche Küche.** —

Verkauf von Weinen in Flaschen und im Fass zu Originalpreisen der Weinregie, Hotel Union.

Man verlange Preisliste. **Telephon Nr. 9300.**

Bergheimer

Messweine

und Tischweine

kräftig und mild, bekanntlich von den besten Produkten des Elsasses, liefert garantiert naturrein, in leihweisen Gebinden von 50 bis 120 Pfg. p. Liter

Jérôme Lorentz

kirchlich vereidigter Weingutsbesitzer

Bergheim (Ober-Elsass)

Station Rappoldsweiler.

Frische westf. : Trinkeier :

versendet von 100 St. an. 100 St. zu Mk 7.50. Garantie für jedes Ei.

Hermann Heuel, Lüdenscheid — i. Westfalen.



Ruhestühle Klappstühle

in jeder Form und Preislage.

Strand- und Gartenstühle.

Preisliste I gratis und franko.

R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik, München, Sonnenstraße 28, am Karlstor.

Soeben erschien die durchaus wertvolle, für jeden Politiker unentbehrliche und für junge Politischgeschulte vor allem begehrenswerte Ausgabe

„Das deutsche Zentrum"

von **M. Erzberger**

Mitgl. d. Zentrumsfrakt. d. deutsch. Reichstages.

Eleg. brosch. Preis Mk. 1.50; Fr. 0.90; Kr. 1.80.

Bei Partiebestellungen Rabatt.

Zu beziehen durch **jede Buchhandlung** oder direkt durch die Internat. Verlagsbuchhandlung „Messis", Amsterdam (Holland), Nassaukade 122. Inhaltsverzeichnis gratis bei jeder Buchhandlung.



Ein Urteil über meinen Weihrauch:

Wiederholt habe ich von B. Fahr in Fulda den Weihrauch für meine Pfarrei bezogen. Dieser Weihrauch zeichnet sich durch einen feinen Wohlgeruch aus, ist feinkörnig und erzeugt schon bei recht sparsamem Gebrauch rasch einen schönen Rauch. Die Verpackung in Blechbüchsen ist für längere Aufbewahrung besonders praktisch. Der Weihrauch ist darum besonders zu empfehlen. E., den 21. Jan. 1909. B., Pfarrer.

1 Kilo **Bonifatius-Weihrauch** Mk. 3.20 franko. 1 Kilo **Bonifatius-Weihrauch** Mk. 3.50 mit Blechbüchse franko. 2 Kilo **Bonifatius-Weihrauch** Mk. 6.50 mit Blechbüchse franko. 1 Postpaket ca. 4 Kilo **Bonifatius-Weihrauch** Mk. 12.00 mit Blechbüchse franko.

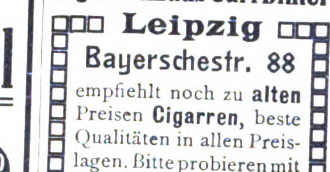
B. Fahr, Fulda.

Presskohlen werden zu billigsten Preisen beigefügt.

Gebetszettel

Hundert 1—4 Mk. kirchlich approbiert bietet in reicher Auswahl A. Laumann'sche Buchhandlung, Verlag des hl. Apostolischen Stuhles, Dülmen i. W.

Cigarrenhaus Carl Dinter


Leipzig

Bayerschestr. 88

empfiehlt noch zu alten Preisen **Cigarren**, beste Qualitäten in allen Preislagen. Bitte probieren mit Mustersendung. Firma 17 Jahr bestehend.

Abstauber

für Kirchen, mit zerlegbarem Bambusrohrstiel (D. R. G. M. Nr. 307 728) liefert bis 15 Meter Höhe **H. G. Clasen, Crefeld,** Königstraße 82. Prospekt gratis und frei!

Bienenhonig

das feinste was zu liefern ist, garantiert unverfälschte Naturware, vorzügl. Aroma. Postkolli mit netto 9 Pfund zu **Mk. 8.50** franko gegen Nachnahme. **Garantie:** Bei Nichtgefallen Zurücknahme.

Friedr. Biank, Hildesheim 40.

Hochf., westf. Rundschnitt-

Schinken

Landware, Dauerware, per Pfd. 1.20 M. (Garantie Zurücknahme) versendet unter Nachnahme Wilh. Bartscher, Rietberg in Westf., Schinkenräucherei.

Die Leser

werden freundlichst gebeten, bei allen Anfragen u. Bestellungen, die sie auf Grund von Anzeigen in der „**Allgemein. Rundschau**" machen, sich stets auf die Wochenschrift zu beziehen.





Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken Aktiengesellschaft München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 16), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 5 K 19 h, Schweiz 5 Fr. 20 Cts., Belgien 5 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 5 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 Pf. die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 17 München, 23. April 1910. VII. Jahrgang.

Die Festtage in Jerusalem.

Von

Kurt von Blankenau.

Die gleichzeitige Einweihung der katholischen Sionskirche und der evangelischen Himmelfahrtskirche zu Jerusalem sowie der zugehörigen charitativ-sozialen Anstalten ist unter der Beteiligung preußischer und bayerischer Prinzen in der schönsten Weise verlaufen. Wir möchten sagen: in geradezu **vorbildlicher** Weise! Man kann nur wünschen, daß sowohl die Tatsachen als auch die Stimmungen, die dort zu Tage traten, die weitere Entwicklung des Vaterlandes und seiner Kolonien maßgebend beeinflussen.

Der Weihespruch des Dichters: „Friede sei ihr erst' Geläute" hat sich bei den neuen Glocken von Jerusalem bewährt. Die Feierlichkeiten standen durchaus im Zeichen des konfessionellen Friedens. Wenn von Wettbewerb die Rede war, so betonte man jedesmal und von beiden Seiten den friedlichen Charakter dieses Wetteifers in der Betätigung der religiösen Ueberzeugung. Jener Geist des Evangelischen Bundes, der auf die Unterdrückung des unbequemen Wettbewerbes ausgeht, war äußerlich und innerlich ausgeschaltet. Warum soll im deutschen Stammlande nicht möglich sein, was sich an der heiligen Stätte im gelobten Lande erzielen ließ: ein freies und friedliches Nebeneinanderwirken der Religionsgemeinschaften, so lange das Verhängnis der Glaubensspaltung noch fortdauert?

Das Wort „Wettbewerb" hören wir recht gerne. Es liegt etwas Tröstliches in der Erkenntnis, daß die beklagenswerte Glaubensspaltung auf die gutwilligen Kräfte eine aufmunternde und anspornende Wirkung ausübt. Der lautere Wettbewerb soll nicht Haß oder Mißgunst oder Verdrossenheit auslösen, sondern nur zähen Pflichteifer.

Der katholische Volksteil Deutschlands will den friedlichen Wettbewerb auf **allen** Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens aufnehmen. Das erfordert die bestmögliche Anspannung und Zusammenfassung unserer Kräfte, weil wir im Reiche numerisch in der Minderheit und mit den **materiellen** Hilfsmitteln weniger bedacht sind. Es war auch für das katholische Drittel Deutschlands nicht leicht, bei der Begründung von kirchlichen und wohltätigen Einrichtungen in der heiligen Stadt mit der evangelischen Mehrheit gleichen Schritt zu halten. Wenn es **doch** gelungen ist, so gebührt vor allem dem **Kaiser** der Dank, der vor zwölf Jahren bei seiner Palästinafahrt sich als vollbewußter Schirmherr für beide Konfessionen des Reichs und des Staates Preußen erwiesen und dem katholischen Deutschland die Dormition geschenkt hat.

Um die Bedeutung dieser Vorgänge recht zu würdigen, muß man sich gegenwärtig halten, daß starke und rührige Elemente in Deutschland die Idee des „evangelischen Kaisertums" und des „protestantischen Reiches" zu propagieren und zu verwirklichen streben. Sie waren auch vor zwölf Jahren an der Arbeit, um die Palästinafahrt des Deutschen Kaisers als einen einseitigen, protestantischen Akt erscheinen zu lassen. Sie wollten diese Gelegenheit benutzen, um der aufmerksam zuschauenden Welt das Deutsche Reich als „protestantische Vormacht" und sogar als Bahnbrecher des Protestantismus im hl. Lande vorzuführen. Diese Irreführung der Weltmeinung wurde vereitelt durch die weise und hochherzige Haltung des Kaisers, der durch die gleichzeitige Begründung von katholisch-deutschen und evangelisch-deutschen Kirchen und Anstalten in Jerusalem dem paritätischen Charakter unseres nationalen Gemeinwesens klaren und fruchtbaren Ausdruck gab.

In der zwölfjährigen Zwischenzeit war nun am kirchenpolitischen Himmel Deutschlands mehr als ein Wölkchen vorübergegangen. Die Bülowsche Blockpolitik brachte ein Aufbrausen des furor protestanticus mit sich, die andauernde „Ausschaltung" der großen Partei, die hauptsächlich im katholischen Volksteil wurzelt, hätte schließlich denen Oberwasser geben müssen, die das Deutsche Reich zum Vollziehungsbeamten des Protestantismus machen wollen. Zum Glück ist der Block noch rechtzeitig gesprengt worden. Die Katastrophe vom Sommer 1909 schaltete nicht nur das Zentrum wieder ein, sondern bedeutete überhaupt die erneuerte Klarstellung und Sicherung des paritätischen Charakters der deutschen Politik.

Die Luft war rein und die Bahn freigemacht für das Friedensfest, das die Vollendung der Stiftungen von 1898 feiern sollte.

Kaiser Wilhelm II. antwortete auf eine Ergebenheitsdepesche des katholischen Pilgerkomitees dem Vizepräsidenten unseres Vereins vom hl. Lande, Fürsten zu Salm-Reifferscheidt, am 11. April d. J.:

> „Ich ersuche Sie, den dortigen deutschen Pilgern für ihr freundliches Gedenken gelegentlich der Einweihungsfeierlichkeiten auf dem Sion meinen herzlichsten Dank auszusprechen. Mit der gesamten deutschen Christenheit habe ich den würdigen Verlauf der beiden Feiern in Jerusalem mit lebhaftem Interesse begleitet. Ich beglückwünsche den Deutschen Verein vom hl. Lande zu diesem bedeutsamen Erfolge seiner verdienstvollen Arbeit.
>
> **Wilhelm, I. R.**"

Auf dem Festmahl am 11. April brachte Prinz Eitel Friedrich von Preußen zunächst einen Trinkspruch auf den Sultan aus, „dessen Gastfreundschaft wir hier genießen," und dann auf seinen kaiserlichen Vater, „den Unterstützer und Förderer aller deutschen Vereine im heiligen Lande". Dann wies der Präsident des evangelischen Oberkirchenrats **Voigts** auf die reichen, unvergänglichen Früchte der Kaisertage des Jahres 1898 hin und wünschte der Arbeit der Oelberg-Stiftung und der Dormition „Gottes Segen im friedlichen Wettbewerb beider Konfessionen". Er schloß mit einem Hoch auf die Kaiserin. Fürst zu **Salm-Reifferscheidt** dankte im Namen des Deutschen Vereins vom Heiligen Lande für die Teilnahme des Prinzen und der Prinzessin an der Dormitionsfeier und betonte den friedlichen Charakter der deutschen Bestrebungen im Heiligen Lande, mit denen eine Dankesschuld an die Heimat des Heilands und Erlösers entrichtet würde, und die ebenso friedlich seien gegenüber den anderen christlichen Konfessionen mit den gleichen Bestrebungen. Alle Deutschen hätten hier gemeinsame Arbeit zur Verbreitung deutscher Kultur und Wissenschaft zu leisten, durch die Befruchtung eines sterilen Landes und durch Hebung der verwehten Schätze alter Kultur und Kunst. Der Kaiser habe beiden Konfessionen den unbestrittenen Besitz hochheiliger Stätten gesichert und habe seinem Namen bis in das fernste Beduinenzelt Begeisterung gewonnen. In diesem Sinne erhebe er sein Glas auf das Zusammenarbeiten beider Vereine. Schließlich sprach Oberhofmeister Freiherr **von Mirbach**, der Vorsitzende des evangelischen Komitees, über

die religionsgeschichtliche Bedeutung des Oelberges. Er erinnerte an die Beziehungen Karls des Großen und Gregors des Großen zu Palästina. Gleiche Worte wie der große Papst habe ein Deutscher Kaiser mehr als 1200 Jahre später an die Gläubigen in Jerusalem gerichtet und sie als Bibelwidmung eingetragen: „Einen anderen Grund kann niemand legen außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus." Die Feier der letzten Tage bezeuge auch durch die Teilnahme des Prinzen Eitel Friedrich und seiner hohen Gemahlin und der bayerischen Prinzen Georg und Konrad das einträchtige Zusammenwirken beider Konfessionen für die hohen Ziele, das gestern vortrefflich durch die Ansprache des Erzabtes von Beuron ausgedrückt worden sei. Besonders in der jetzigen Zeit sollten die Christen einträchtig zusammenstehen. Er hege die Hoffnung, daß die hiesigen kirchlichen Feste in Deutschland lauten Widerhall finden würden. Gestern und vorgestern hätten der Kaiser und die Kaiserin aus Homburg Segensgrüße gesandt. Der Kaiser habe telegraphiert, daß während der Feier auf dem Oelberge die Kirchenglocken der katholischen und evangelischen Kirchen Homburgs vereint zum Lobe des Herrn ertönten. Freiherr v. Mirbach schloß mit einem Hoch auf die Königlichen Hoheiten und die deutschen Fürsten.

„Lauten Widerhall" der Sionsfeierlichkeiten hofft Frhr. v. Mirbach in Deutschland zu finden. Wir schließen uns dem Wunsche an mit der Erweiterung, daß in der ganzen Welt die Glocken von Jerusalem widerhallen mögen.

Für den konfessionellen Frieden in Deutschland ist es von entscheidender Bedeutung, ob sich allseitig die Erkenntnis durchringt und betätigt, daß Ehre und Heil nicht in der Schädigung der fremden Flur, sondern in der tüchtigen Bewirtschaftung des eigenen Ackers zu suchen sind. Den Pflug soll man führen, statt mit dem Schwerte zu fuchteln. Für die Pflüge der wetteifernden positiven Arbeit ist noch Raum genug und ein Ueberfluß von lohnenden Aufgaben. Zunächst daheim in dem Ausbau des religiös-sittlichen Lebens und in der Abwehr des gemeinsamen Feindes, des riesig anwachsenden Unglaubens. Dann auch in der äußeren Mission, welche durch die neuzeitliche Aufteilung der Welt vor dringliche Riesenaufgaben gestellt ist.

Mit der Weltstellung des Christentums hängt die Entwicklung in Palästina eng zusammen. An den heiligen Stätten wirksam vertreten zu sein, ist von Alters her der Ehrgeiz aller Konfessionen, und leider ist der Wettbewerb dort nicht immer friedlich und würdig verlaufen. Unter den derben Ellenbogen des schismatischen Orients hat die abendländische Christenheit schon viel zu leiden gehabt. Es wäre ein Triumph für die rückständigen russisch-griechischen Elemente, eine Ermunterung für den selbstbewußten Islam und eine Augenweide für die Heidenwelt, wenn im heiligen Lande die Katholiken und Protestanten sich in die Haare geraten wollten. Deutschland hat nun das Seinige getan, um ein solches Aergernis zu verhüten und vielmehr der Welt ein erbauliches Schauspiel zu bieten, das den Respekt vor dem christlichen Namen bis in die fernsten Länder hinein steigern wird.

Wie schon 1898, so haben auch jetzt einige französische Stimmen etwas Eifersucht verraten. Man fürchtet eine Benachteiligung des alten Ehrenrechts des französischen Protektorats über die Katholiken im Orient. Aber Deutschland geht wirklich nicht auf Eroberung in fremdem Rechtsgebiet aus, sondern nur auf Pflege der eigenen Interessen. Es geschieht den Franzosen kein Unrecht und dem Katholizismus kann es nur von Vorteil sein, wenn auch das Deutsche Reich zum Schutz der deutschen Katholiken und ihrer Veranstaltungen im Orient das Seinige tut. Die wahre Gefahr für das französische Protektorat bildet nicht die deutsche Selbsthilfe, sondern vielmehr die kirchenfeindliche Politik in Frankreich selbst. Es verdient Beachtung, daß sogar ein nichtkatholisches Blatt von altem Ansehen und Einfluß, der „Temps", bei dieser Gelegenheit auf die Gefährdung der französischen Weltstellung durch den Kulturkampf in besorgter Warnung hinweist. Wir wünschen als friedliche und freundliche Nachbarn, daß Frankreich bald von dem falschen Weg zurückkehre.

Inzwischen freuen wir uns, daß Deutschland bei seinem Auftreten in Palästina den richtigen Weg eingeschlagen hat. Das ist eine Probe von einer „Weltpolitik", die sich sehen lassen kann: friedlich und fruchtbar, christlich und national, vorteilhaft für Kirche und Staat zugleich. Indem das Deutsche Reich dem Verdacht der konfessionellen Einseitigkeit und Befangenheit sich entwindet, bekundet es durchschlagend seine Einheit und die harmonische Tatkraft aller seiner Glieder.

Vor den Kammerwahlen in Frankreich.

Von Albert Dettling, Paris.

Als der alte Kammerpräsident Brisson die neunte Legislaturperiode der dritten Republik schloß, gab er den Deputierten noch ein Kompliment mit auf den Weg oder treffender gesagt: eine mit Dank quittierte Reklame auf die Wahlstatt. „Noch nie", rief er mit bewegter Stimme von der Kammertribüne den zwanzig Deputierten zu — die übrigen 571 waren bereits am Werk der Wahlpropaganda — „konnte ich seit meiner vierzigjährigen parlamentarischen Tätigkeit Zeuge eines solch umfassenden und erfolgreichen Schaffens sein". Tatsächlich hatten, wie wir einer offiziellen Statistik entnehmen, im Palais Bourbon innerhalb der letzten vier Jahre 692 Sitzungen und 1300 Abstimmungen stattgehabt, die 2700 Arbeitsstunden repräsentieren. Indes wie viele von den eingegangenen Gesetzesentwürfen und -Vorschlägen (2500 an der Zahl!) haben sich verwirklicht oder sind auch nur einer gründlichen Beratung gewürdigt worden? Sehr wenige. Man sah, wie immer in den letzten zwei Dezennien dasselbe betrübend monotone Schauspiel der unmethodischen Arbeit, des kecken Vordringens lokalpolitischen Egoismus, des persönlichen Strebertums nach dem fetten Butterteller und der bedenklichen Hast, die erschreckend magere Bilanz in letzter Stunde vor den Wählern aufzuputzen. Die Kammer peitschte noch, als sie schon im Todeskampfe lag, vor leeren Bänken die ihr vom Senat nach beendeter zweiter Lesung zugekommene Altersversicherung durch und erledigte über Kopf und Hals den neuen Zolltarif. Den Zolltarif, welcher einen völligen Sieg der schutzzöllnerischen Tendenz bedeutet, den Preis der Lebenshaltung weiter Schichten in die Höhe schraubt und eventuell einen Zoll- und Verkehrskrieg mit den Vereinigten Staaten, mit Belgien und selbst mit Deutschland in Sicht stellt. In einem Tage wurden auch die sieben Artikel des Gesetzentwurfs, der das französische Heer von den Apachen säubern und einer gründlichen moralischen Reinigung unterziehen soll, durchberaten und angenommen. Selbst dem Budget, dem enfant terrible der französischen Parlamentsverhandlungen, das zurzeit 4200 Millionen Fr. beansprucht und dessen mächtig steigender Appetit auf dem besten Wege ist, demnächst 5 Milliarden zu verschlingen, konnte der kontrollierende Senat trotz einiger Protestationen im Namen seiner Würde und der Konstitution nur noch äußerst wenig Aufmerksamkeit schenken. Es wurde schließlich auf energisches Betreiben der Regierung mit Hilfe zweier Anleihen, die sich zusammen auf 242 Millionen beziffern, im Automobiltempo zurechtgestutzt. Grundsätzliche Erwägungen müssen, wenn die Devise Taktik heißt, vor der Not des Augenblicks verblassen. Es ist das allerdings weder staatsmännisch noch politisch noch patriotisch. Die Hauptsache aber war im gegebenen Fall, den in den Wahlkampf ziehenden Abgeordneten den Hinweis auf die rechtzeitige Erledigung des gewollten Arbeitspensums zu ermöglichen. Trotzdem wird es der Opposition nicht sonderlich schwer fallen, auch die neunte Legislaturperiode als unfruchtbar zu bezeichnen. Wenn man die getane Arbeit unter drei Ministerien (Sarrien, Clémenceau, Briand) überblickt, so ist von den Reformen, welche das radikale Programm seit langem in tönenden Phrasen verheißt, wirklich nicht viel in Wirklichkeit umgesetzt worden. Das Hauptstück bleibt die Altersversicherung. Leider fehlt jedoch vorläufig die conditio sine qua non: die Finanzierung. Die hart umstrittene Fiskalreform mit der progressiven Einkommensteuer zur Grundlage und das vielversprochene Beamtenstatut schlafen noch in der Aktenschublade. Und so ist es mit manch' anderer Vorlage gegangen. Die Verstaatlichung der Westbahn brachte, wie noch jedes Staatsmonopol hier zu Lande — die Zündhölzer und Zigarren reden eine beredte Sprache —, Enttäuschungen. Besonders bezeichnend für den Reformeifer der Majorität ist jedoch die Tatsache, daß nicht einmal das Gesetz über die Sicherung des Wahlgeheimnisses verabschiedet werden konnte. Dieses Projekt war, gerade am Vorabend der Wahlen, eines der nützlichsten, notwendigsten und dringendsten. „Es scheint aber", so schreibt das vornehmste Pariser Republikanerblatt „Le Temps" durchaus richtig, „daß es die Majorität zweifellos in ihrem Interesse für angemessen hielt, an dem status quo festzuhalten." Auf den ersten Blick erscheint ja das französische Wahlrecht ganz ideal für ein demokratisches Volk. Seit dem Jahre 1848 wird die Abgeordnetenkammer nach dem allgemeinen direkten Stimmrecht ernannt. Wahl- und stimmfähig ist jeder französische Bürger vom 21. Lebens-

jahr ab. Der Gesetzgeber, der den Franzosen das direkte Wahlrecht gab, ohne zugleich für eine genügend gesicherte geheime Wahl zu sorgen, hat seinem Volke ein Geschenk gemacht, das nach außen viel versprach, aber inhaltlich mitunter herzlich wenig bot. Hat man bei den letzten Parlamentswahlen nicht oft genug beobachten können, wie der Vorsteher des Wahllokals (meistens ein Bürgermeister oder ein Vertreter der Obrigkeit) den zusammengefalteten Wahlzettel zuvor las, anstatt ihn sofort in die Urne gleiten zu lassen? Selbstverständlich ist damit der Wahlbeeinflussung Tür und Tor geöffnet. Das haben die sechs Kandidaten dreier verschiedener Parteien in Roubaix begriffen und sich brüderlich im heurigen Wahlkampf geeinigt, um das Schweigen der Gesetzgebung durch die Privatinitiative zu ersetzen. Sämtliche Bewerber um ein Deputiertenmandat haben beschlossen, den Stimmzettel und den Umschlag in derselben Druckerei gleichartig herstellen zu lassen. Im Wahllokal übernimmt je ein Delegierter die Wahlpolizei. Die Maueranschläge sind auf Grund einer Konvention auf das Mindestmaß beschränkt. Die Agitation entbehrt auf diese Weise zwar des romantischen Charakters, aber Anstand und republikanische Wahrheit kommen auf ihre Rechnung. Und dieses Licht kam vom Norden.

Der Wahlkampf ist jetzt überall in vollem Gang. Die zwei Wochen, welche noch zur Verfügung stehen, müssen ausgenützt werden. In Algier hat sich die Schlacht durch ein Duell angekündigt, bei welchem ein Wahlkandidat von einem anderen erschossen wurde. Die Südländer sind heißblütiger als die Herren vom nördlichen Roubaix. An den Mauern von Paris machen sich die in allen Farben des Regenbogens schillernden Aufrufe den Platz streitig. Es wird immer dasselbe Lied mit demselben obskuren Leitmotiv — finanzielle, wirtschaftliche, soziale Reform — ohne Präzision gesungen. Inzwischen kommt auch das politische Feuilleton auf den Anschlagszetteln zur Geltung. „Die Marie-Anne"(-Republik) heißt es in einem, „ist ein Götzenbild mit einer royalistischen Perücke, einem Bonapartistenbart, mit Plebiszitzähnen, Boulangistenaugen, mit geweihten Tränen und einem klerikalen Busen." So schreibt der republikanische Kandidat des zehnten Pariser Arrondissements, um sein Schäfchen im Palais Bourbon ins Trockene zu bringen. Und dies ist typisch. Interessant ist das Manifest der numerisch stärksten Fraktion, der Radikalsozialisten. Interessant durch sein Schweigen. Weder des Einkommensteuergesetzes, des Grundpfeilers des radikalen Programms, noch der verschiedenen Monopolfragen (z. B. Schulmonopol) ist darin in bestimmter Weise gedacht. Die Schlußfolgerung klingt, wie nicht anders zu erwarten war, in den Combesistischen Satz aus: Wir kennen keine Feinde links. Damit ist die eine zeitlang schmollende Hand wieder nach den Sozialisten ausgestreckt.

Mit der $1^1/_2$stündigen Programmrede großen Stils, die Ministerpräsident Briand vor seinen Wählern in Saint-Chamond gehalten hat, und die durch die Tumulte und Revolverschüsse seiner anarchistischen Gegner ein unliebsames Nachspiel erfuhr, ist das Hauptsignal der Wahlkampagne gegeben worden. Briand ist ein Taktiker und Rhetoriker ersten Ranges. Es war ihm ein Leichtes, seine Zuhörer und Wähler, die Bergwerkarbeiter des Loirebeckens, unter dem Zauber seines Wortes zu bannen. Auch die Presse ist Briand fast ohne Ausnahme hold, wenigstens was die Tendenz der Versöhnung betrifft. Es würde zu weit führen, hier das großzügige Programm, das alle aktuelle Fragen von Bedeutung behandelt, zu besprechen.

Eine Prophezeiung über den Ausfall der Wahlen wird schwer halten. Frankreich ist das Land der Ueberraschungen. Eines steht fest: Die republikanische Mehrheit ist gesichert. Wohl könnte es aber passieren, daß die Radikalen eine Reihe von Sitzen an die Sozialisten verlieren, und daß die Mehrheit ihr Schwergewicht noch weiter nach links verlegt. Die Opposition hätte infolge der sich häufenden politischen Skandale und der Schwäche der Gegner eine prächtige Gelegenheit zur Revanche gehabt. Wenn sie keine Erfolge erzielt, so hat sie das ihrem Mangel an Schulung und ihrer Zersplitterung wieder einmal aufs Konto zu setzen.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Odyssee der preußischen Wahlreform.

Sie hat jetzt die Station „Herrenhaus" erreicht, aber sie wird dort Veränderungen erleiden und an das Abgeordnetenhaus zurückgehen. Dann gibt es für den Volksvertreter die fünfte Beratung, und die wird vermutlich den Höhepunkt der Krisis bringen.

Die vierte Beratung im Abgeordnetenhause, die der von der Verfassung geforderten wiederholten Abstimmung nach einer 21tägigen Ueberlegungsfrist gewidmet war, hat mit der Bestätigung der unveränderten Kompromißfassung durch die alte Mehrheit von Konservativen und Zentrum geendet. Aber die begleitenden Erklärungen der Parteiführer sind nicht so kurz und trocken geblieben, wie sie nach der Sachlage hätten sein können. Die Nationalliberalen spielten sich als die parlamentarische Verkörperung der Großindustrie im preußischen Westen auf; die Kohlen- und Eisenmagnaten sind angeblich „entrechtet" durch die jetzige Fassung der Wahlrechtsvorlage, insonderheit durch die Beibehaltung der Bezirksdrittelung, die bekanntlich schon seit 18 Jahren besteht und sich bewährt hat. Das Zentrum wies natürlich den Vormundschaftsanspruch der Nationalliberalen über die Großindustrie kräftig zurück. Von der freikonservativen Mittelpartei ergriff v. Zedlitz-Neukirch das Wort zu einer quertreiberischen Rede, die sowohl das Herrenhaus als die Regierungs- und Hofkreise zur Ausschaltung des Zentrums bewegen sollte. Und schließlich erschienen auch die Sozialdemokraten wieder auf dem Plan, um auch bei dieser Gelegenheit ihre alten Fensterreden in möglichst großer Ausdehnung anzubringen. Als die Konservativen bei der Abstimmung über die einzelnen Paragraphen durch sofortigen Debatteschluß der zeitraubenden Hetzberedtsamkeit einen Riegel vorschoben, gab es einen nicht mehr ungewöhnlichen Krach.

Im Herrenhause wurde der Entwurf durch den Reichskanzler und Ministerpräsidenten persönlich eingeführt. Herr v. Bethmann Hollweg hielt eine Rede, die sein diplomatisches Talent gar nicht so klein erscheinen läßt. Die Schwenkung der Regierung von ihrem „öffentlich-direkten" Vorschlage zu dem „geheimen-indirekten" Kompromißsystem rechtfertigte er recht nett und erwarb sich dann die Sympathien der Gegner des „schwarzblauen Blockes" durch die kräftige Empfehlung der Vergrößerung der Stimmbezirke und der Einreihung der Kulturträger. Das Herrenhaus soll der Regierung den Boden schaffen für eine Verständigung, die nach Lage der Parteiverhältnisse im Abgeordnetenhause nicht herbeizuführen gewesen. Herr v. Bethmann deutet also recht verständlich an, daß die Regierung den Mittelparteien den Beitritt möglich machen will. Aber er drückt sich vorsichtiger aus, als s. Z. Fürst Bülow in der Krisis der Finanzreform; er vermied es sein Werk und sich förmlich abhängig zu machen von den Mittelparteien. Doch was war am anderen Tage in der offiziösen „Nordd. Allg. Ztg." zu lesen? Da wurde als Extrakt der Ministerrede hingestellt, daß „die Staatsregierung eine Reihe so tief einschneidender gesetzgeberischer Maßnahmen nicht auf eine einseitige Parteikonstellation basieren wollte". Daraufhin wurde nun alsbald die „Nachricht" in die Welt gesetzt, die Regierung werde die ganze Vorlage scheitern lassen, wenn nicht die Herren Mittelparteiler im Abgeordnetenhause zu gewinnen wären. Man sieht, daß Herr v. Bethmann Gehilfen in den Ministerien hat, die viel liberaler und zentrumsfeindlicher sind, als er. Diese Elemente in den höheren Regionen regen sich jetzt recht tüchtig — trotz des schönen konfessionellen Friedensfestes in Jerusalem. Auch im Herrenhause selbst wurde von mehreren freikonservativen und nationalliberalen Rednern der Kriegsruf gegen das Zentrum mit auffallender Lungenkraft erhoben.

Wenn man durch nachträgliche Verschlechterungen des Entwurfs das Zentrum zum Rücktritt von dem Werke zwingt, so wird die positive Mehrheit eher kleiner als größer, und die Parteikonstellation ist dann erst recht „einseitig". Aber in den Reihen der offenen und verkappten Kulturkämpfer ist alles „vielseitig", was ohne und gegen das Zentrum vor sich geht.

Wie nun auch das Ränkespiel auslaufen mag, eines steht schon klar und fest: die geheime Wahl ist gesichert. Die gegenwärtige Vorlage kann überhaupt nur auf dem Boden „geheim-indirekt" zustande kommen. Und sollte sie scheitern, so wird die neue Regierungsvorlage bereits die geheime Wahl enthalten. Unsere Führer gingen bekanntlich von der Erwägung aus, daß die geheime Wahl den Kernpunkt jeder Reform bilden müsse und daß nach Lage der Verhältnisse der Fortschritt zur

geheimen Wahl nicht anders zu erreichen sei, als daß man die konservative Fraktion für diesen Gedanken gewinne und durch die konservative Fraktion die Regierung sowie das Herrenhaus zur Gewährung des Wahlgeheimnisses veranlasse. So ist es geschehen. Sollte das Zentrum nun schließlich doch wieder einmal „ausgeschaltet" werden, so darf es sich doch den Winkelried der geheimen Wahl nennen.

Von den Sozialdemokraten und ihren Hetzgenossen wird bekanntlich in den schrillsten Schimpftönen das Zentrum des „Volksverrats" und der böswilligen Vereitelung des verheißenen Wahlrechtsfortschrittes beschuldigt. Von befangenen Altkonservativen und von hinterlistigen Mittelparteilern wird dagegen das Zentrum beschuldigt, die „gefährliche" Entwicklung zur Uebertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen angebahnt zu haben. Gerade aus diesem Gesichtspunkt heraus wird vor dem Danaergeschenk des „demokratischen" Zentrums gewarnt. — —

Die Verschärfung der Geschäftsordnung.

Im preußischen Abgeordnetenhause ging es bis zum Einzug des halben Dutzend Sozialdemokraten recht gemütlich zu. Der Reichstag aber, dem von alters her Sozialdemokraten angehören, hatte zur Bekämpfung von Unart und Obstruktion seine Geschäftsordnung bereits mehrfach verschärfen müssen. Nun war von den Konservativen auch eine Verschärfung der Geschäftsordnung behufs Unschädlichmachung von tumultierenden Abgeordneten angeregt worden. Wer das Recht der Minderheiten hochwertet und lieber auf innere Ueberwindung als Zwangserziehung rechnet, überlegt sich alle Kraftmaßregeln gerne dreimal. Aber die Sozialdemokraten selbst hatten es übernommen, die Bedenken auszuräumen. Die Handvoll roter Vertreter gingen fortgesetzt gegen die Gefühle und Interessen der positiven Parteien mit einer solchen Brutalität vor, daß die Notwendigkeit von Abwehrmaßregeln geradezu handgreiflich wurde. Dem Fasse wurde der Boden ausgeschlagen, als der Treueid gegenüber König und Verfassung, den auch die sozialdemokratischen Abgeordneten vorschriftsmäßig geleistet haben, auf das Niveau eines alten Witzes herabgezogen wurde. Der konservative Präsident v. Kröcher erklärte, daß er den Sozialdemokraten auf ihre skandalösen Zwischenrufe keinen Ordnungsruf mehr erteile, so lange nicht das Haus ihm die Mittel gebe, seinem Ordnungsruf Wirksamkeit zu verschaffen.

Wenn nun das Disziplinarmittel der Ausschließung für einen oder mehrere Tage eingeführt und angewendet wird, so haben die Sozialdemokraten wieder neuen Vorwand für ihr Vergewaltigungsgeschrei. Aber das muß man mit in den Kauf nehmen. Es muß einmal in das Wespennest gegriffen werden, und da empfiehlt sich gleich ein fester Griff. Durch die kräftige Ahndung der sozialdemokratischen Exzesse muß auch dazu mitgeholfen werden, daß die bürgerlichen Wähler, die man für die Großblockpolitik einfangen will, über die wahre Natur der Sozialdemokratie und ihre Stellung außerhalb der gesellschaftlichen Ordnung aufgeklärt werden.

Zwei auffällige Ersatzwahlen zum Reichstag.

Für den verstorbenen Präsidenten Grafen Udo zu Stolberg-Wernigerode war in dem ostpreußischen Wahlkreise Obetzko-Lyck-Johannisburg ein Nachfolger zu wählen. Der Wahlkreis war bisher, bis auf eine dreijährige Ausnahme in den siebziger Jahren, konservativ vertreten gewesen. Graf Stolberg war 1907, da die Blockgemeinschaft die Konservativen mit den Liberalen verband, fast einstimmig gewählt worden. Die Konservativen glaubten in dieser Stammburg, die von deren Herkommen und den Landräten behütet war, ganz sicher zu sein. Aber die Nationalliberalen, die in einem anderen ostpreußischen Wahlkreise schon den reichen Schwabach durchgesetzt hatten, warfen sich mit ganzer Kraft auf die Eroberung von Obetzko-Lyck-Johannisburg, und es gelang ihnen mit Hilfe des Evangelischen Bundes, für ihren Kandidaten 2500 Stimmen mehr aufzubringen, als der konservative Kandidat erhielt. Darob ein ungeheurer Jubel bei allen Freunden der alten Blockherrlichkeit. Die Niederlage der Konservativen in Ostpreußen sollte der Anfang sein von dem Rache-Philippi, das der fallende Blockkanzler Bülow den Konservativen angedroht hatte.

Dieser Zwischenfall ist ernst, aber nicht erschreckend. Zunächst ist festzuhalten, daß die sämtlichen vorhergegangenen Ersatzwahlen ein ganz anderes Gesicht aufweisen, indem sie überall einen starken Rückgang des Liberalismus, ein starkes Anwachsen der Sozialdemokratie und eine erfreuliche Festigkeit der Konservativen und der Zentrumspartei feststellen. Man sieht daraus, daß der eine Fall von Obetzko nicht ohne weiteres verallgemeinert werden kann. Aber daneben ersieht man auch, daß die Konservativen ihre Wahlgeschäfte nicht mehr mit der alten Bequemlichkeit nach dem patriarchalischen System betreiben können. Sie müssen weniger Landratspartei und mehr Volkspartei werden, das heißt mit der Masse der Wähler eine innigere Fühlung pflegen und stetig für die Aufklärung des Volkes durch konservative Redner und konservative Blätter sorgen. Glücklicherweise haben auch die hervorragendsten Blätter der konservativen Partei diese Nutzanwendung gezogen und vor der alten Lässigkeit und Bequemlichkeit entschieden gewarnt.

Es kommt aber noch ein anderer Gesichtspunkt von ausschlaggebender Bedeutung in Betracht. Was schon durch Nachrichten über die kulturkämpferische Agitation in jenem Wahlkreise angedeutet war, wird jetzt durch eine Zuschrift aus dem Kreise an die „Tägliche Rundschau" bestätigt: die Nationalliberalen haben gesiegt, weil sie einem Teile der protestantischen masurischen Bauern weis gemacht hatten, die konservative Partei habe sich mit dem „katholischen Zentrum" verbündet, sie sei in den Dienst „Roms" getreten, und wenn das so weiter ginge, so würde Deutschland wieder katholisch gemacht usw. Zugestandenermaßen hat also der furor protestanticus, mit dem General Keim 1907 so erfolgreich gearbeitet zu haben sich rühmt, den Konservativen ein Mandat entrissen, und der Evangelische Bund hat sich offen als Wahlmacher des Liberalismus betätigt. Wenn nun die Konservativen von dem Schreckgespenst der konfessionellen Vorurteile sich bange machen lassen, so geraten sie abermals in die Abhängigkeit vom Liberalismus, die vorigen Sommer glücklich durchbrochen wurde. Wollen sie aber eine selbständige und leistungsfähige Partei bleiben, so müssen sie den Stier bei den Hörnern fassen und der antikatholischen Hetze, namentlich den Umtrieben des Evangelischen Bundes, rechtzeitig mit ganzer Kraft entgegentreten.

Die zweite Ersatzwahl mit überraschendem Ergebnis fand in Posen statt. Die Polen hatten als offiziellen Kandidaten regelrecht Herrn Sosinski aufgestellt. Aber die radikale Richtung des Polentums à la Korfanty hatte für einen Gegenkandidaten Nowicki gewühlt. Und siehe da, der demokratische Eindringling erhielt mehr Stimmen, als der offizielle Polenkandidat. Nowicki kam mit dem deutschen Kandidaten in die Stichwahl. Das polnische Wahlkomité mußte in dieser Zwangslage die Polen auffordern, zunächst für den illegitimen Kandidaten zu stimmen. Die Sache soll dann ins Lot gebracht werden entweder durch den Rücktritt des Gewählten oder durch die nachträgliche Sanktion seiner Wahl, wobei es noch offen gehalten wird, ob er sofort als Mitglied der polnischen Fraktion aufgenommen wird. Der Zwischenfall zeigt leider, daß die besonnene Richtung unter den Polen nicht die gefestigte Stellung hat, die zu wünschen wäre. Die Masse des polnischen Volkes ist den großen Phrasen der radikal-demokratischen Agitatoren zu leicht zugänglich. Und jeder Erfolg des Radikalismus ist doch, wie Figura zeigt, eine Herzensfreude und ein Vorteil für die Hakatisten, dagegen eine Enttäuschung für die einzigen Freunde und Verteidiger des guten Rechtes der Polen, für das Zentrum. Gewinnt die radikale Richtung der Korfanty und Genossen wieder die Oberhand, so ist die Wahlverständigung zwischen den polnischen und den deutschen Katholiken bedroht, und die Aussicht auf eine Milderung der Politik gegenüber der polnischen Minderheit wird wieder verdunkelt.

So tragen die beiden jüngsten Ersatzwahlen dazu bei, den Optimismus gegenüber den Wahlen von 1912 zu dämpfen und allseitig zur Vorsicht und tüchtigen Kraftanspannung zu mahnen. Mit den Bosheiten der Gegner kann man noch leichter fertig werden, als mit den Schwächen und Torheiten der Nachbarn.

Der Kampf im Baugewerbe.

Die bayerische Vermittlung ist gescheitert; ein Versuch der badischen Regierung ist im Keime erstickt. Die Aussperrungen haben begonnen. Der Zentralverband der schweren Industrie hat sich offen als Treiber der kampfslustigen Führer der Bauunternehmer gezeigt. Das einzig Tröstliche bleiben die mehrfachen Lücken, die sich in den Reihen der Arbeitgeber bei den Aussperrungen gezeigt haben. Die Geschlossenheit und Entschlossenheit ist dort nicht so allgemein wie bei den Gewerkschaften, die zur Verteidigung genötigt sind. Auch die Sympathien des Publikums für die angegriffene Arbeiterschaft werden wohl zugunsten des baldigen friedlichen Ausgleiches in die Wagschale fallen. Die Lage ist sehr erregt, aber doch noch nicht hoffnungslos. Könnte die öffentliche Meinung den Scharfmachern nicht etwas kräftiger entgegentreten, vielleicht sogar durch Organisation einer Unterstützung der Angegriffenen?

Deutsche Botschaft beim Heiligen Stuhl?

Von Dr. Paul Maria Baumgarten, Rom.

In Nr. 14 der „Allgemeinen Rundschau" vom 31. März steht: „Die Wiederherstellung der deutschen Botschaft beim Heiligen Stuhle, die auch nach der Eroberung Roms noch fünf Jahre fortbestanden hat und gewiß heute noch fortbestehen würde, wenn nicht die Wirren des Kulturkampfes auch die diplomatischen Beziehungen zum Heiligen Stuhle in ihren Strudel gerissen hätte, ist unsere Zukunftshoffnung. Die Errichtung der preußischen Gesandtschaft bildete seinerzeit die Annäherung an den Frieden, aber noch nicht die Vollendung des Friedens. Die erstrebenswerte Wiederherstellung des kirchenpolitischen status quo ante würde durch die Erhebung der preußischen Gesandtschaft zum Range der deutschen Botschaft wesentlich gefördert werden."

In diesen Worten liegt eine geschichtliche Unrichtigkeit, die ich nicht unwidersprochen lassen möchte. Es hat nie eine deutsche Botschaft (nach 1870) am Vatikan gegeben. Das geht aus folgenden Erwägungen hervor:

Der Kammerherr und Legationsrat Harry von Arnim wurde am 17. Dezember 1864 als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister beim Heiligen Stuhle als Vertreter des Königs von Preußen beglaubigt. Während er diese Eigenschaft beibehielt, wurde er, ebenfalls als Gesandter, auch für den Norddeutschen Bund am 12. Februar 1868 beglaubigt. Das Personal der Gesandtschaft bestand zu Beginn des Jahres 1870 aus dem Gesandten, dem Legationsrat Graf Limburg-Stirum als Legationssekretär, dem Attaché Graf Hohenthal, dem Kanzleirat Schultz und dem Gesandtschaftsarzt Dr. Erhardt. Um dieselbe Zeit gab es noch zwei andere deutsche Vertretungen in Rom, nämlich den am 4. Dezember 1868 beglaubigten bayerischen Gesandten Graf Tauffkirchen — Legationssekretär Freiherr von Cetto und Attaché Graf L. Arco-Valley — und den württembergischen Konsul A. Nast.

Zu Ende des Jahres 1872 ist naturgemäß der Vertreter des Norddeutschen Bundes verschwunden, und aus der preußischen Vertretung ist eine deutsche geworden: von Derenthall Geschäftsträger, Legationssekretär Stumm, Kanzleirat Schultz. Im Jahre 1874 verzeichnet der Hofkalender folgendes: . . ., außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister; . . ., Legationssekretär; E. Schultz, Kanzleirat. Das Gleiche läuft unter der üblichen Rubrik „Deutsches Reich" durch bis zum Jahre 1879. Dann verschwinden alle Angaben über eine deutsche sowohl wie eine preußische Vertretung. Wenn während dieser Zeit, was Bismarck oft getan hat, Einwirkungen auf die Kurie gegen das Zentrum versucht wurden, so ist dazu der bayerische Gesandte, der mit der Vertretung der deutschen Interessen in Rom beauftragt war, verwendet worden.

Nun heißt es im Staatslexikon der Görresgesellschaft III² Spalte 877: „Nunmehr forderte die Regierung im Etat die Mittel zur Wiedererrichtung einer preußischen Gesandtschaft beim Vatikan anstatt der aufgehobenen deutschen Botschaft und ernannte, nachdem diese vom Landtag gegen die Stimmen der liberalen Fraktionen bewilligt waren, am 4. April 1882 den Gesandten in Washington, von Schlözer, zum Gesandten bei der Kurie."

Ob der Ausdruck „deutsche Botschaft" im Gesetzentwurf stand oder nicht, ist mir nicht bekannt; auch habe ich hier keine Möglichkeit das festzustellen. Auf jeden Fall kann ich nur das Eine sagen: Ein deutscher Botschafter beim Heiligen Stuhle ist mir bisher nicht bekannt geworden.

Man könnte nun einwenden, daß die römische Vertretung des Deutschen Reiches beim Heiligen Stuhle den Rang einer Botschaft gehabt habe, ohne daß ein Titular ernannt worden sei. Das könnte ich zugeben, wenn dem nicht die Angabe des in diesen Dingen so genauen und wohlinformierten Gothaer Hofkalenders entgegenstände, der ausdrücklich von einem deutschen außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister spricht. Wenn das nur in einem Jahrgange stände, transeat. Aber da es wiederholt gedruckt wurde, man also in Berlin Zeit hatte, die Sache, wäre sie falsch gewesen, zu verbessern, so vermag ich auch diesem Argument keine Beweiskraft beizumessen.

Demnach gab es wohl eine deutsche Gesandtschaft, aber keine deutsche Botschaft beim Heiligen Stuhle.

Nach dieser rein geschichtlichen Berichtigung möchte ich aber mit allem Nachdruck betonen, daß der oben ausgesprochene Wunsch nach Errichtung einer deutschen Botschaft von mir nachdrücklichst unterstrichen wird. Nach Einrichtung der Villa Bonaparte für die preußische Gesandtschaft ist das Heim für einen künftigen Botschafter schon hergerichtet; es brauchte also nur der Uebergang der Villa an das Reich und die Erhebung des jetzigen Gesandten zum Botschafter in die Wege geleitet zu werden. Der Gründe, die eine solche Aenderung dringend wünschenswert machen, gibt es sehr viele, auf die ich heute nicht näher eingehen will. Der Herr Reichskanzler, der die Verhältnisse jüngst aus der Nähe gesehen hat, dürfte wohl kaum ein besonderer Gegner eines solchen Planes sein, dem allerdings — was nicht verschwiegen werden soll — auch einige erhebliche sachliche Hindernisse im Wege stehen. Auf der anderen Seite wenden sich die deutschen Bundesstaaten für Erkundigungen und wegen Verhandlungen mit den kurialen Behörden fast immer an den preußischen Gesandten, der auch die bayerischen Geschäfte mitzubesorgen hat, wenn eine längere Vakanz im Palazzi Cardelli eintritt. So kann man sagen, daß der preußische Gesandte zwar nicht dem Namen nach, aber in der Tat so ziemlich schon der Vertreter des Deutschen Reiches beim Heiligen Stuhl ist. Es wäre also lediglich eine Anerkennung des sowieso schon bestehenden Zustandes, wenn diese diplomatische Vertretung auf das Reich übernommen und dabei natürlich die Erhebung zur Botschaft ausgeführt würde.

Das Sonderrecht des Königs von Bayern bezüglich einer eigenen bayerischen Vertretung an der Kurie (wie auch an vielen anderen Höfen) würde dadurch nicht im mindesten berührt.

„Weltanschauung und Freiheit."[1]

Von Dr. Jos. Holzner, München.

Der Name des Freiherrn v. Pechmann wird seit seiner offenen, klaren Stellungnahme gegen Haeckel in den weitesten christlichen Kreisen mit sympathischer Wärme genannt. Noch höher als jenes Manneswort schätze ich sein Eintreten für die Freiheit der christlichen Weltanschauung vor der Münchener Freistudentenschaft am 30. Juni vorigen Jahres. Der prächtige Vortrag, den er damals in der „Abteilung für Weltanschauung und Religionswissenschaft" gehalten hat, ist unlängst in Broschürenform erschienen und verdient eine öffentliche Besprechung. Die Wahl des Themas war höchst aktuell gerade in München, in diesem Capua der „freiheitlichen Vereine", die alles, was nicht ihres Geistes ist, als unfrei brandmarken. In den Mittelpunkt der Erörterung stellt der Verfasser die Frage: inwiefern der Bekenner einer Weltanschauung in bezug auf die Bestimmungsgründe, auf welchen die Wahl dieser oder jener Weltanschauung beruht, frei genannt werden kann.

Die typischen Entwicklungsstufen, auf denen der Mensch gewöhnlich zu einer Weltanschauung kommt, sind nach dem Verfasser: naive Gläubigkeit — Zweifeln und Suchen —, bewußter Glaube oder Unglaube. In seiner Analyse deckt er die Quellen des Zweifels auf: die inneren, welche in der Veränderug des modernen Weltbildes, in dem Zusammenbruch mancher zeitgeschichtlicher, veralteter Hilfsvorstellungen, in dem Problem des Uebels usw. liegen: sowie die äußeren, welche in der heutigen ungläubigen Zeitströmung zu suchen sind. Jedenfalls ist mit dem Verfasser die weit verbreitete Ansicht abzulehnen, als sei die naturwissenschaftliche Welterklärung Ursache des religiösen Zweifels. Das Kausalverhältnis ist vielmehr umgekehrt.

Wie dem auch sei: Der Zeitgeist, die öffentliche Meinung, wie sie sich in der Presse, namentlich in der liberalen, äußert, ist unchristlich, wenn nicht widerchristlich. So werden die inneren Zweifel von außen durch den herrschenden Zeitgeist bestätigt und verstärkt. Hier liegt nun für viele der negative Bestimmungsgrund für die Wahl ihrer Weltanschauung, aber auch die Lösung der Frage: Ist derjenige, welcher unter dem Druck einer glaubenslosen Atmosphäre für eine sogenannte „freie" Weltanschauung sich entscheidet, freier als sein Altersgenosse, der trotz dieses Druckes der religiösen Weltanschauung seiner Jugend treu bleibt?

Ein mehr positiver Bestimmungsgrund zur Abwendung vom Glauben der Kindheit ist das Verlangen nach einer Lösung der Welträtsel, und zwar auf naturwissenschaftliche Autoritäten hin. In welch schamloser Weise aber Haeckel und der deutsche Monistenbund das blinde Vertrauen des deutschen Volkes auf Wissenschaft

[1] Wilhelm Freiherr v. Pechmann: Weltanschauung und Freiheit. München, Steinebach 1909.



mißbraucht hat und noch mißbraucht, liest man am besten bei Freiherrn von Pechmann selber nach. Mit welchem Rechte die Opfer dieser wissenschaftlichen Betrügereien sich „frei" nennen dürfen im Gegensatze zu den Bekennern des alten Glaubens, ist wiederum klar. Sie tragen, wie der Verfasser treffend sagt, „die geistige Bedienten-Livree eines philosophischen Dilettanten, dessen Phantasien sie mit einer Glaubenskraft aufnehmen, der ein würdigerer Gegenstand, eine zuverlässigere Autorität auf das dringendste zu wünschen wäre" (47).

Aber selbst von diesen äußerlichen Bestimmungsgründen abgesehen, welche mit Freiheit der Weltanschauung unvereinbar sind, ist es überhaupt möglich, auf rein wissenschaftlicher Grundlage zu einer Welt- oder Lebensanschauung zu gelangen, die sich zur christlichen wie Wissen zum Glauben verhält? Die sich also im Gegensatz zur christlichen das Prädikat „frei" beilegen darf? In dieser Frage gipfelt die v. Pechmann'sche Rede. In ihrer Bejahung erblickt er den Grundirrtum der Vertreter des „freien" Gedankens. Hier ist aber zugleich der springende Punkt, wo der Katholik nur mit Vorbehalt dem Verfasser beipflichten kann. Gewiß, es gibt keine „wissenschaftlich begründete Weltanschauung" im Sinne exakter Forschungsergebnisse; warum aber nicht in dem doppelten Sinne, daß sie negativ keinem Ergebnis exakter Wissenschaft widerspricht und positiv in ihren wesentlichen Grundlinien auf objektiv sicher beweisbaren theoretischen Urteilen ruht, die sich allerdings nicht mit der zwingenden anschaulichen Evidenz mathematischer Lehrsätze „auf Dritte übertragen" lassen, aber wegen ihrer Rückführbarkeit auf unmittelbar einleuchtende Prinzipien wissenschaftlichen Wert beanspruchen und einen vorurteilslosen Denker überzeugen müssen? Daß letzteres heutzutage so selten geschieht, daran trägt wohl der Mangel an philosophischem Denken, die Zersplitterung philosophischer Richtungen, der Abfall von der philosophia perennis und das kantianische Mißtrauen gegen metaphysische Beweisführung die Schuld. Für diese Art philosophischer Erkenntnis den Begriff „Glauben" im Gegensatz zu „Wissen" einzuführen, ist beim protestantischen Standpunkt des Verfassers erklärlich, kann aber zu großen Mißverständnissen führen. Eine Weltanschauung ist kein so erkenntnistheoretisch einheitliches Gedankengefüge, daß sie nur einer Art von Erkenntnisprinzipien zugänglich wäre. Es fließen hier Glaubensurteile und theoretische Urteile zusammen. Speziell die christliche Weltanschauung ist in ihren natürlich-theistischen Grundlagen wissenschaftlich absolut beweisbar, während der religiöse Ausbau, von der Lösung des Problems des Uebels angefangen, Sache des Glaubens ist. Daß unsere Weltanschauung schließlich imperative von unserer inneren Gesamtverfassung, von der „Totalität unseres fühlendwollenden Ich" abhängt, hat Freiherr v. Pechmann sehr schön gezeigt. Die Schlußbetrachtung über das Problem des Uebels in der Welt gehört zu dem Schönsten und Tiefsten der gedankenreichen Rede. Ich bewundere in der v. Pechmannschen Rede überhaupt das Muster einer ruhigen, klaren, gemütswarmen und formschönen Erörterung eines der schwierigsten Probleme und wünsche nur, daß der zweite Teil der Untersuchung über den Einfluß der Weltanschauung auf die Freiheit ihres Bekenners baldigst nachfolgen möge. Nur auf diesem Wege ist ein Fortschritt und eine Klärung philosophischen Denkens bei den Gebildeten zu erhoffen; nur in diesem vornehmen Tone eines echten Gentleman lassen sich derartige Fragen, die den innersten Lebensnerv jedes Menschen berühren, mit Aussicht auf Erfolg behandeln. Möchten sich das jene merken, die sich „Freidenker" nennen, „Kulturversammlungen" abhalten, aber noch nicht das A-B-C innerer Geisteskultur beherrschen.

Stille und Sterne.

Wächst das Dunkel aus dem Tale,
Schlingt am Hang sich auf zur Höh':
Leise wird mit einem Male
Lautes Herz und lautes Weh . .

Sterne kommen hergezogen,
Sehnsucht lehnt an jedem Baum . .
Und vom hellen Himmelsbogen
Tropft Erfüllung durch den Raum . . . .

Willy Arndt.

Proletariat und Christentum.

Von Pfarrer H. Doergens, Traar-Crefeld.

Als echte Sozialdemokraten, wenn auch verschiedenen Richtungen angehörend, sind Kautsky und Maurenbrecher der Frage nach dem Ursprung des Christentums näher getreten. („Der Ursprung des Christentums. Eine historische Untersuchung von Karl Kautsky. Stuttgart, Diez, 1908," und „Von Nazareth nach Golgatha von Max Maurenbrecher, Berlin-Schöneberg, 1909".) Der gemeinsame Boden für beide ist der historische Materialismus. Mit ihm wird gemessen, nach ihm steht a priori fest, daß es sich handelt um eine wesentlich proletarische Bewegung, geboren aus der Not der Zeit. Kalthoff, der Bremer protestantische Theologe, war der erste, der von dieser Position aus dem Christentum den Garaus zu machen suchte: mit schwerem Geschütz modernster Art, zielbewußt und gründlich. Allein, sein Auftreten glich doch mehr einem strategischen Manöver, denn dem blutigen Ernst; manch einem dünkte die Leugnung der historischen Existenz Christi als der ganzen Aufstellung leicht zu treffende Achillesferse.

Anders bei Kautsky und Maurenbrecher. Ihnen gilt die Person Jesu als historisch. Während sie aber bei ersterem eine untergeordnete Rolle spielt, nur sekundär auftritt im Rahmen gegebener, unabänderlicher Verhältnisse, steht sie bei letzterem im Mittelpunkt des Ganzen, wenn auch in negativer Weise. Alles, was in den Evangelien von Tod und Auferstehung des Menschensohnes gelehrt wird, wandert ins Vorchristliche. Das Christentum ist das große Sammelbecken jüdischer Weissagungen, babylonischer Mythologien und orientalischer Erlösungskulte. Ein göttliches Selbstbewußtsein ist Christus stets fremd geblieben; was dagegen zu sprechen scheint, ist später eingeschoben oder muß anders verstanden werden. Proletarisch ist seine Herkunft, proletarisch sein Lebenslauf, proletarisch-verzweifelnd sein Ende. „Beweisen kann man das nicht, aber jedenfalls hat es stattgefunden" (S. 96). Wenn z. B. Paulus berichtet, Christus habe „Knechtesgestalt" angenommen, so ist damit gesagt: er sei Sklave gewesen! Noch radikaler geht der sozialdemokratische Parteipapst vor. Ihm erklärt sich Anfang und Ende des Christentums aus dessen revolutionärem und kommunistischem Charakter; der Herr selbst verschwindet ganz, nach Person und Wirksamkeit. Während er bei Maurenbrecher wenigstens der Held einer tragischen Handlung ist, der Impulse gibt, von dem Anregungen ausgehen, hat es Kautsky nur mit Dingen, nicht mit Personen zu tun. Und dieser Dinge sind hauptsächlich drei: angeblicher Kommunismus des Urchristentums, rebellischer Charakter und Auflösung der Einzelehe. Als Beweis für den Kommunismus muß das Wort herhalten: „Sie hatten alles gemeinsam." (Apg. 4, 32.) Allein, steht dem als dem Ausdrucke eines ausgebildeten sozialen Sinnes und einer ideal angelegten christlichen Wohltätigkeit nicht das andere gegenüber: Verblieb nicht das Grundstück unverkauft dein eigen? Und wenn es verkauft wurde, stand dir der Erlös nicht zur Verfügung? (Apg. 5, 4.) Wo ist da Raum für die Zwangsabschaffung des Privateigentums? Die Rede der Jünger: „hier sind zwei Schwerter" (Luc. 22, 36) sagt gar nichts zugunsten eines physischen Rebellentums, wie das weitere Verhalten Jesu beweist. Der Einzug in Jerusalem, die Reinigung des Tempels, der Ausdruck „Der König der Juden" ebensowenig; sie lassen eine rein religiöse Deutung zu. Auch „Feuer anzünden" wollte der Herr, aber ein geistiges, übernatürliches. Als Brandstifter, der die Fackel an Häuser und Tempel legte, tritt Jesus meines Wissens in den Evangelien nirgends auf! Und was schließlich die Behauptung von einer angeblichen Weibergemeinschaft der ersten Christen angeht, so erhebt sich gegen diesen geradezu grandiosen Vorwurf wie eine Burg auf hoher Feste der herrliche Lobpreis des Wertes der Jungfräulichkeit im 7. Kapitel des 1. Korintherbriefes. Alles in allem: Kautsky wie sein Milchbruder Maurenbrecher sind unfähig, dem Ursprung des Christentums auch nur im entferntesten gerecht zu werden.

Und doch haftet anderseits etwas Proletarisches, aber von ganz anderen Werten, an der Geschichte des Urchristentums. Deißmanns inhaltsreiches, bereits in 2. Auflage vorliegendes Werk „Licht von Osten", aufgebaut auf Grund neu gefundener Steininschriften und Tonscherben, besonders aber auf Grund einer gewaltigen Menge von Papyri, zeigt uns die soziale Struktur des christlichen Altertums. Und die führt in die untere und mittlere Schicht nach den Worten Pauli: „es sind nicht viele

Weise nach dem Fleische (unter uns), nicht viele Mächtige, nicht viele Vornehme, sondern das vor der Welt Schwache hat Gott auserwählt, um das Starke zu schanden zu machen." (1 Kor. 1,26 ff.) Volkstümlich ist deshalb die Sprache des Neuen Testamentes, volkstümlich sind die Gleichnisse und Parabeln des Herrn, die Bilder und Begriffe, deren sich die Apostel bei ihrer Arbeit bedienen. Redewendungen im Anschluß an das kleinbürgerliche Leben, immer wiederkehrende stereotype Formeln, deren Sinn und Kraft den Verhältnissen der ärmsten Proletarier, der Sklaven, entnommen ist, zeigen deutlich, welches der natürliche Gesichtskreis der ersten Christen gewesen. Galt Christus selbst nicht als der „Zimmermannssohn"? Waren seine Jünger nicht Fischer, Zöllner, Zelttuchmacher? Hat der Herr nicht sein „Wehe" gerufen über die Reichen? Aber alles das ist kein Proletariertum nach modernen Heften! „Nirgends hat das Urchristentum durch Organisation des Proletariats auf dem Wege des Kampfes um die politische Macht den Zukunftsstaat herbeizuführen gesucht. Alles, was kommen sollte, und man hat viel erwartet, hat man von Gott erwartet." (Deißmann S. 36 f.) Nicht der blutigrote Schein des Klassenhasses leuchtete über dem aufgehenden Christentume, sondern die lebenspendende Sonne wahrer Nächstenliebe. Wohin sie scheint, wird sie auch in unserer Zeit wahres und falsches Proletariat unterscheiden lehren.

Der Streit um das Christentum in der protestantischen Landeskirche Bayerns.

Von einem Protestanten.

Während die liberale Theologie im übrigen Deutschland in den drei letzten Jahrzehnten immer zahlreichere Anhänger gewonnen hatte, waren ihr in Bayern irgend nennenswerte Erfolge versagt; erst seit etwa fünf Jahren machte der Modernismus viel von sich reden, nachdem er im Hauptprediger Dr. Geyer an St. Sebald und in Pfarrer Dr. Rittelmeyer zu Nürnberg eifrige und für ihre Anschauungen unter dem theologischen Nachwuchs Propaganda machende Vertreter gefunden hatte. Beide werden allgemein als wissenschaftlich hervorragend tüchtige, sittlich hochstehende und in ihrer Amtsführung sehr erfolgreiche Persönlichkeiten anerkannt. Ein von ihnen gemeinschaftlich unter dem Titel: „Gott und die Seele" herausgegebenes Predigtbuch hat in kurzer Zeit erstaunlich viele Auflagen erlebt. In den Kreisen der Bekenntnistreuen erregten sie weniger Anstoß durch Bekämpfung von Schrift- und Kirchenlehre, als vielmehr durch Umdeuten oder Verschweigen wichtigster Heilswahrheiten. Aber sehr bald hatten jüngere Gesinnungsverwandte den Mut, mit weitergehenden Behauptungen hervorzutreten; soweit freilich verirrte sich keiner, daß er das Leben Christi bestritten hätte, solchen Unsinn hat unter den Tausenden von protestantischen Theologen doch wohl nur ein einziger, Kalthoff in Bremen, auszusprechen gewagt; man hört im Gegenteil Worte höchster Verehrung für Jesum aus ihrem Munde, aber nur für den Menschen Jesus, nicht für den gottmenschlichen Versöhner. Eine einheitliche dogmatische Anschauung ist bei den Neuerern somit nicht vorhanden. Immerhin wuchs ihr Anhang so sehr, daß sie jetzt vielleicht ein Zehntel der protestantischen Geistlichkeit zu den Ihrigen zählen dürfen; sie haben ein eigenes, in ihrem Sinne verfaßtes Jahrbuch, eine eigene Zeitschrift, seit zwei Jahren wird ihr Vorgehen vielfach bekämpft und auf der letzten Generalsynode war es Gegenstand eingehender und ernstester Erörterungen, die zu dem Beschlusse führten, das Weitere der Weisheit und Liebe des Kirchenregiments vertrauensvoll zu überlassen.

Damit war nun freilich diesem und zumal dessen Präsidenten eine auf die Dauer unerträgliche Last aufgebürdet. Sollte das Uebel nicht weiter um sich greifen und schließlich die gesamte jüngere Geistlichkeit den Neuerern verfallen, so mußte eingeschritten werden. Dies geschah vorerst durch die mit Recht als „amtsbrüderlich" bezeichnete Zuschrift des Herrn Oberkonsistorialpräsidenten D. Dr. von Bezzel an alle Geistlichen. Sie ist insofern einzigartig, als nicht die leiseste Spur von Bureaukratie sich in ihr kundgibt, der Vorgesetzte zurück-, der demütige Mitarbeiter am Bau der Kirche hervortritt, ein herrliches Zeugnis dafür, wie sehr jede Faser des Herzens dieses Mannes an seiner Kirche hängt, erfreulich durch die Aufrichtigkeit, mit der die vorhandenen Schäden zugestanden sind, noch viel mehr erfreulich durch die Ueberzeugungskraft, mit welcher das Bekenntnis zu dem Christus der Bibel und der gesamten Christenheit abgelegt wird, gewinnend wegen der den Widersachern gegenüber geübten Gerechtigkeit und wertvoll wegen der Klarheit, mit welcher der entscheidende Punkt getroffen wird. Dem etwa sich erhebenden Vorwurf kirchenregimentlicher Unduldsamkeit wird durch den Hinweis auf das bisherige Vorhandensein und Nebeneinanderwirken verschiedener theologischer Richtungen innerhalb der Landeskirche begegnet; aber jetzt sind religiöse Differenzen vorhanden, bei welchen „nicht die eine Meinung, welche vor dem erhöhten Jesus die Knie beugen und ihn als Herrn anbeten heißt, wie die andere, die beides verweigert, in gleichem Recht sein kann." Schließlich wird den Brüdern Belehrung angeboten, aber auch versichert, daß der Ernst des Handelns, wenn dazu die Stunde gekommen sei, nicht werde versäumt werden; in dem allen wisse der Präsident sich mit seinen Amtsgenossen in der Kirchenleitung eins.

Ueber die Antwort, welche Hauptprediger Dr. Geyer und Pfarrer Dr. Rittelmeyer gaben, äußert sich die „Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung" unterm 8. d. M. folgendermaßen: „Unter einem glücklichen Stern haben die beiden nicht geschrieben. Schon das berührt peinlich, daß sie ein privates, vertrauliches Schreiben, das nur durch Indiskretion in die Presse gekommen war, auf dem Wege der Oeffentlichkeit erwidern, noch peinlicher, daß zwei Geistliche es für taktvoll halten, dem obersten Leiter ihrer Landeskirche eine öffentliche Abweisung zu erteilen. Aber auch der sachliche Inhalt des Schreibens ist nicht glücklich, da sie, statt versöhnend zu wirken, den Graben zwischen sich und der Landeskirche so tief als möglich ziehen. Die Landeskirche steht auf dem Bekenntnis, demgemäß hatte auch der Präsident von Bekenntnispflicht geredet. Sie aber erwidern, „daß doch jeder im Bekenntnis zwischen Haupt- und Nebensache unterscheide. Wo ist dann die Grenze und wer darf die Grenze ziehen?" Mit dieser Sophistik kann man Laien imponieren, aber nicht einem Theologen wie Bezzel. Jeder Theologe weiß, daß es Fundamentalsätze im Bekenntnis gibt, deren Aufhebung das Bekenntnis selbst vernichtet. Indem die Einsender den weitesten Spielraum für sich in Anspruch nehmen, selbst zu bestimmen, was Fundamentalsätze, was „Hauptsachen" im Bekenntnis sind, heben sie jede objektive Bekenntnispflicht auf; das Ordinationsgelübde der Landeskirche wird damit zur Farce. Sodann kommen sie auf ihre Stellung zu der Person des Herrn. Der von Bezzel betonten Anbetung Jesu setzen sie ihr „Gebet im Namen Jesu" entgegen, das sie dem Gebet zu Jesus „vorziehen". Damit stellen sie sich selbst in Gegensatz zu der ganzen Christenheit auf Erden, deren Erkennungszeichen von Anfang an es war, den Namen des Herrn Jesu anzurufen. Weiter mißbilligen sie Bezzels Aufforderung, Bedenken und Zweifel „im würdigen Trotz niederzuringen." Nein, nicht niederringen, antworten sie, sondern durchkämpfen, „denn ein neues Verständnis der alten Wahrheiten sei vielleicht von Gott gewollt." Als ob es sich darum handelte und nicht vielmehr um ein Aufgeben und einen Abfall von der göttlichen Offenbarung selbst. Daß hier ein heiliger Trotz sehr wohl am Platze sein kann, hätten sie von dem Psalmisten lernen können: „Dennoch bleibe ich stets an dir", oder aus dem Verhalten Hiobs oder auch Jesu gegenüber schweren Versuchungen. Wenn sie endlich den gegenwärtigen Kampf um Sein oder Nichtsein des Christentums auf eine Stufe setzen mit der früheren Verkennung der Inneren Mission, die endlich doch zur Anerkennung sich durchrang, so ist bei so oberflächlicher Beurteilung der Dinge eine Auseinandersetzung nicht möglich. Auf alle Fälle haben die Führer der Modernen ihr Programm entfaltet, dessen dunkelster Schatten wohl der ist, daß sie offiziell aus dem Glauben derer ausscheiden, die den Namen Jesu anrufen, d. h. aus dem Glauben der Gemeinde Christi." An anderer Stelle schreibt das nämliche Blatt zur Modernistensache: „Das allerdings ist wahr und wir betonen es gerne, daß die Modernen in Bayern eine loyalere Haltung zeigen als vielfach anderwärts. Sie gehen nicht mit jener wilden, verletzenden Propaganda vor, wie z. B. in Berlin, in Westfalen usw.; sie suchen nicht die Mauern der Kirchen zu stürmen.... Das hindert freilich nicht, daß sie gleichwohl „Moderne" sind, und zwar nicht etwa im Sinne einer „zeitgemäßen" Verkündigung des Evangeliums, sondern in dem der Verkürzung und Untergrabung des Evangeliums. Die erst jüngst in dieser Kirchenzeitung monierte Erklärung Dr. Geyers, wie er sich zu den Fundamentalpunkten des Christentums stelle, ist charakteristisch; er erklärt nicht, daß er diese Fundamentalpunkte festhalte, sondern daß er grundsätzlich nicht offen sage, wieviel er nicht mehr festhalte. Weniger vorsichtig hat sein Kollege Dr. Rittelmeyer im „Kor-

respondenzblatt" wenigstens in einem Punkte seinen Dissensus mit dem Evangelium zugegeben: an die leibliche Auferstehung Jesu glaubt er nicht. Würden die Modernen aber, wenn auch ohne jede Polemik, nacheinander aufzählen, wieviel sie vom Evangelium nicht mehr glauben und nicht mehr lehren, es würde wie ein Blitzstrahl im Volke wirken. Man würde sehen, wie sie sämtliche Stützen des Christentums weggebrochen haben, sodaß das Gebäude in der Luft steht; wie die großen Heilstatsachen, die von Anfang an Kraft und Trost der Christenheit waren, wovon ihre Lieder singen, ihre Gebete reden, ihre Bekenntnisse zeugen, aus ihrer Verkündigung entfernt sind."

Pastor Bodelschwingh. †

Von H. Ernst Arnold.

Vor einigen Wochen ist ein Mann aus diesem Leben geschieden, dessen Name wenigen Deutschen ganz unbekannt sein wird, Pastor Bodelschwingh, ein außerordentlich erfolgreicher Sozialpolitiker und ein edler Menschenfreund, der fast aus dem Nichts heraus die an Ausdehnung gewaltigen und in ihrer inneren Organisation fast unübertrefflichen Institute geschaffen für Elende, Sieche und solche, die im Kampfe des Lebens unterlegen waren.

Bodelschwingh war der Sproß eines uralten westfälischen Adelsgeschlechts. Geboren am 6. März 1831 in Haus Mark bei Tecklenburg wurde er zunächst Bergmann. Später wandte er sich der Landwirtschaft zu, begann aber dann zu studieren. Seit 1854 finden wir ihn in Basel, Erlangen und Berlin als Kandidaten der Theologie. Er wurde Pfarrer der deutschen Gemeinde in Paris und 1864 erhielt er die Pfarrei Dellwig bei Unna in Westfalen. Von hier aus machte er die Kriege 1866 und 70/71 als Felddienstdivisionspfarrer mit. In einem Alter sodann, in dem man sich gewöhnlich lebens- und arbeitssatt in die Stille zurückzieht, ließ er sich in den Reichstag wählen, wo er sich trotz seines patriarchalischen „Du" gegen jedermann der allergrößten und allgemeinsten Sympathie erfreute.

Die hervorragende Wirksamkeit Bodelschwinghs auf dem Gebiete der Nächstenliebe setzte mit dem Jahre 1872 ein. Aber so bekannt er auch selbst ist, seine Schöpfungen sind in ihrer großartigen Ausdehnung und Bedeutung nicht allgemein bekannt.

Bei der freundlichen Stadt Bielefeld in der alten Mark Ravensberg wurde 1865 in herrlicher Landschaft am Fuße der uralten Sparrenburg das erste Haus für Epileptiker gegründet. Bodelschwingh übernahm 1872 die Leitung desselben und vergrößerte es durch einen Anbau, den er Bethel, d. h. Stadt Gottes nannte. Aber infolge der in unserer Zeit immer verderblicher anwachsenden Fortschritte dieser Krankheit wurde ein Haus nach dem anderen nötig. Heute stehen dort 29 Männerhäuser für Epileptiker, 3 für Geisteskranke, eines für Blöde und dazu allgemeine Krankenhäuser. Ungefähr ebenso viele Anstalten haben die weiblichen Kranken zur Verfügung. Eine schöne Kirche, die Häuser der Beamten, Geistlichen und Aerzte vervollständigen das Bild einer kleinen Villenstadt. Bunt zerstreut auf Bergen und in Tälern liegen diese Gebäude im Teutoburger Walde zwischen malerischen Schluchten, Quellen und Bächlein. Dazu kommen die weiter außen liegenden Landstationen. Es sind das ehemalige Bauernhöfe, deren Aecker heute von Kranken bestellt werden.

Auch fast alle Handwerke haben ihre eigenen Häuser. Und so ist dafür gesorgt, daß jeder Kranke in heilsamer und seiner Kraft entsprechender Weise beschäftigt werden kann, was für die Heilung von besonderem Vorzug ist. Denn die Arbeit hilft diesen Kranken über die ihnen eigentümliche düstere Gemütsstimmung hinweg und gibt ihnen besonders den Trost, daß auch sie auf dieser Welt noch zu etwas nütze sind.

Eine Filiale von Bethel ist das eine halbstündige Eisenbahnfahrt von Bielefeld entfernte Eckartsheim in der Richtung gegen Paderborn. Hier ist die bekannte große Arbeiterkolonie Wilhelmsdorf, die erste derartige Gründung. Mit ihr ist eine Trinkerheilstätte verbunden, zwei Irrenhäuser und wieder einige Landstationen. Die Kranken dort sind mit der Fruchtbarmachung des Heidelandes betraut, das die Insassen der Arbeiterkolonie bebauen. Eine andere Filiale von Bethel liegt im Regierungsbezirk Osnabrück in einsamer Gegend weitab von jeder Stadt. Die Anstalt besitzt dort 5000 Morgen Moor- und Heideland. Die Kolonie heißt Freistatt und besteht aus einer Arbeiterkolonie, vier Fürsorgeerziehungshäusern und einem Trinkerasyl.

In neuerer Zeit hatte Bodelschwingh auch in der Nähe von Berlin ein Stück Land gepachtet und zwei Arbeiterkolonien gegründet, hauptsächlich um „seinen Brüdern von der Landstraße" zu helfen, die nicht leicht Arbeit finden. Diese Gründung ist eine Frucht der aus eigener Anschauung gewonnenen Kenntnis des unsäglichen Großstadtelends und heißt Hoffnungstal.

Das sind in großen Umrissen die Schöpfungen Bodelschwinghs, für die ihm die Menschheit Dank übers Grab hinaus schuldet.

Auferstehung.

Es lachen die Blumen im Grase,
Die Loden, sie sprossen hervor,
Leicht hangen grüntupfige Schleier
Um Lindenkronen am Tor.

Es lachen vom Acker die Saaten
In grünender Frühlingslust,
Drob zittert die kleine geschwellte
Sangselige Lerchenbrust.

Verwegen in silberner Freude
Ziehn stürmende Quellen zu Tal,
Aufjauchzend zu brausenden Liedern
Bei sprühendem Sonnenstrahl.

Das Herz erwachet vom Schlafe,
Die Arme breiten sich aus
Von Sehnsucht bedrängt, in die Weite,
Aus eng behütendem Haus:

Den Frühling, den Frühling zu fassen,
Ihn selber, in Wonne gezollt
Einer auferstehenden Erde,
Vom Schöpfer der Liebe gewollt.

Elli Pfaff-Jörissen.

Neues Scheinchristentum.

Von Max Bierbaum, Emmerich a. Rh.

Wenn Karl Jentsch, der gedankenreiche Essayist, zu einem Problem der Politik oder Geschichte oder Volkswirtschaft Stellung nimmt, darf er von vornherein Interesse beanspruchen. Noch mehr kann er das, wenn er, der ehemalige katholische Priester, seine Feder auf das Gebiet der Theologie führt und über die katholische Kirche ein dickleibiges Werk schreibt. Das ist im vergangenen Jahre geschehen. Das Werk heißt: „Christentum und Kirche in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft". Druck und Verlag von E. Haberland in Leipzig, 1909; es umfaßt 736 engbedruckte Seiten. Der Zweck des Verfassers bei der Anfertigung seines Werkes ist eine Reform der katholischen Kirche. Er will dartun, wie die Kirche der Gegenwart zu reformieren ist, und wie sie dann ihre Aufgaben für die Zukunft erfüllen kann.

Will man aber, wie Jentsch in der Vorrede bemerkt, zeigen, was für die Zukunft möglich, wahrscheinlich, wünschens- und erstrebenswert sei, so muß man die Kenntnis der Gegenwart und der Vergangenheit voraussetzen. Deshalb führt das Buch den Leser im ersten und zweiten Teil von der apostolischen Zeit durch die verschiedenen Epochen der Kirchengeschichte bis in die Kämpfe und Strömungen der Jetztzeit. Ein interessanter Weg. Nicht nur wegen des Wechsels der Ereignisse, sondern auch weil hinter den Zeilen das Bild und der Entwicklungsgang des Verfassers sichtbar wird.

Die Schilderung der Zeit der Apostel und der apostolischen Väter stützt sich größtenteils auf die Arbeiten eines Harnack, Jülicher, H. von Soden, Hausrath; dadurch ist sie charakterisiert. In dem Kapitel über die Eingliederung der Germanen in die Kirche ist manches Wort der Anerkennung für die Kulturarbeit der Kirche und besonders der Mönche zu finden. Den Vorwurf neuerer Historiker, die Kirche habe sich um die Volksbildung im Mittelalter wenig gekümmert, weist Jentsch zurück. S. 126 ff. Ferner: „Wollen wir den Charakter der deutschen kirchlichen Erziehung im früheren Mittelalter vollständig ausdrücken, so geschieht es durch die Worte: Lauterkeit, Ordnung, Fleiß, Uneigennützigkeit . . . Wer möchte ermessen, welchen Segen allein die klösterliche Tagesordnung gestiftet hat?" S. 138, 139. Die Scholastik, besonders ihre Methode, bekommt ebenfalls ein Lob, das man nicht erwartet hat. Die Darstellungsweise der Scholastiker, welche ihr Thema nach Quästionen, Artikeln, Objektionen und Refutationen einteilen, würde zwar von jedem modernen Autor als „Zwangsjacke" zurückgewiesen. „Es ist wahr, sie gestattet dem Schreibenden nicht, seine glänzende Darstellungsgabe — falls er sie hat — zu entfalten. Sie gestattet ihm aber auch keine Umgehung des Themas, keine Abschweifung vom Thema, keine Ausflüchte, keine Zweideutigkeiten und Unklarheiten. Nur ein scharf denkender klarer Kopf, nur ein durchaus wahrhafter, aufrichtiger und ehrlicher Charakter konnte die Summa theologica verfassen. . . . Bei den Unklarheiten neuerer Philosophen und Theologen fragt man sich immer: ist denn der Mann so unbeholfen im Ausdruck, daß er Kohl reden muß, oder will er etwas verschleiern?" S. 212. Die Objektivität des Verfassers sinkt bedenklich, sobald das Wort Papsttum unter seine Feder kommt.



Die Päpste vom 9. bis 16. Jahrhundert sind entweder bodenlos unwissend oder ohne Tugend. Weil sie trotzdem so mächtig geworden waren, war die Reformation durch Luther um so notwendiger: „die Kultur und das Christentum mußten vor dem Papste gerettet werden". S. 267—268. Aber die Reformation vermochte nicht den Felsen Petri zu sprengen. Wenn auch die äußere Machtstellung des Papsttums ihr Ende nahm, die Macht über die Seelen blieb; sie offenbart sich in der tridentinischen und nachtridentinischen Epoche besonders in den Dogmatisierungen. Zum größten Schaden der Kirche, wie Jentsch meint. Denn „mit diesen Dogmatisierungen beraubte sich die päpstliche Kirche der Katholizität, die sie schon im geographischen Sinne verloren hatte, auch im ideellen Sinne. Bis dahin waren die von den Reformatoren vertretenen Ansichten im Schoße der Kirche geduldet worden, überhaupt große Gegensätze vereinigt gewesen; mit jeder neuen Dogmatisierung wird der in diesem Punkte abweichende Teil der Christen, soweit er ehrlich ist, aus der Kirche hinausgedrängt; falls er unbedingt im äußeren Verbande der Kirche verharren will, zur Heuchelei oder zum Verzicht auf das Denken gezwungen". S. 275. Diese Gedanken werden in den folgenden Kapiteln variiert und erhalten naturgemäß die schärfste Prägung in dem Abschnitt über den Sieg des Ultramontanismus.

Das sind einige Proben aus der Geschichtsschreibung eines Mannes, der nicht mehr zur Kirche gehört. Was ihn vor 35 Jahren von der Kirche getrennt hat, trennt ihn auch heute noch von der Wahrheit: Rom. — Noch ein anderer Gedanke. Hervorragende, nichtkatholische Gelehrte der Neuzeit wie Krogh-Tonning aus Norwegen, Robert Hugh Benson, der Sohn des anglikanischen Erzbischofs von Canterbury, Professor Dr. A. von Ruville aus Halle sind in den letzten Jahren gerade durch die Geschichte zur Mutterkirche zurückgeführt worden. Jentsch lehnt eine solche Führung ab, er will seine eigenen Ideen und Wege in der Geschichte wiederfinden.

Der dritte und wichtigste Teil des Buches von Jentsch steht ganz im Zeichen der Reform. Zunächst Reform des Dogmenglaubens. Da das Fundamentaldogma von der Erbsünde nach Jentsch mit der Gerechtigkeit und Güte Gottes in unlösbarem Widerspruch steht, ist es zu streichen. Damit ist aber Hand angelegt an die Fundamente des christlich-katholischen Glaubens. Wenn keine Erbsünde existiert, gibt es auch keine eigentliche Erlösung durch Christus mehr, keine Zuwendung der Erlösung in der heiligmachenden Gnade vermittelst der Sakramente. Jentsch zieht konsequenterweise diese Folgerungen. Er geht noch weiter und zerschlägt auch das Zentralgeheimnis der Kirche: die Abendmahlslehre ist ein „Produkt logisch-metaphysischer Kunststücke". Trotzdem will er die Eucharistie „als symbolischen Kult, als Sonntagsgottesdienst" beibehalten. Denn Christus hat das Abendmahl als eine Gemeinschaftsfeier eingesetzt, bei der er nicht real, sondern geistig unter den Gläubigen zugegen ist, zugleich auch als eine Erinnerung an seinen Tod. Die alte Kirche hat dann „mit der ihr innewohnenden schöpferischen Bildungskraft die Meßliturgie zu einem Drama ausgestaltet, das uns das Leben und den Opfertod Christi, und in ihm das leidvolle Ringen, den Sieg und die Verherrlichung der erlösten Menschheit darstellt; und im Kirchenjahr mit seinen drei großen Festkreisen wird dieses Drama, unter der lebendigen Teilnahme der gläubigen Gemeinde und jeder einzelnen frommen Seele, und durch die Kirchenfarben wie durch viele schöne Zeremonien den Sinnen eindrucksvoll vorgestellt . . ." S. 573. Die Reformsucht und Reformwut des Verfassers geht so weit, daß schließlich nicht viel mehr von dem Dogmengebäude der Kirche übrig bleibt, als ein Trümmerhaufen, als vier Wände, die von Ikonoklasten gesäubert sind. Oder sind denn der Zölibat, die Marienverehrung, die Ordensgelübde, das Chorgebet nicht gerade die Zierde des Hauses Gottes auf Erden? Und wenn auf dem Gebiete der Sakramentalien und frommen Bräuche des Volkes Auswüchse vorkommen, was nicht geleugnet werden kann, muß dann der ganze Stamm mit der Wurzel ins Feuer geworfen werden? Spiritus ubi vult spirat! Der Geist Gottes kennt verschiedene Wege zum Heil und verschiedene Wege der Frömmigkeit. Weshalb denn Entrüstung und Verachtung, wenn der Nächste einen Weg einschlägt, der mir nicht gefällt? Die Hauptsache bleibt doch, daß jeder einzelne Weg nicht gewohnheitsmäßig, gedankenlos begangen wird, sondern im Geiste und in der Wahrheit, unter der Führung der Kirche!

Während das dogmatische Gebiet der Kirche von Jentsch als eine tote Wüste betrachtet wird, findet die katholische Ethik im großen und ganzen seinen Beifall. Die leidenschaftlichen Angriffe gerade gegen die katholische Sittenlehre, meint Jentsch, beruhen teils auf Mißverständnissen, teils entspringen sie verwerflichen Tendenzen. Reformbedürftig sei unter anderem die negative Richtung der Kirchenlehre, die zu stark und einseitig die Reinheit von Sünden betont. Diese ausschließliche Betonung der Reinheit von Sünden mache aber ängstlich und halte von energischem Handeln ab. S. 643 ff. Die sogenannte „Jesuitenmoral" wird im allgemeinen in Schutz genommen und gebilligt. Auf dem Gebiet der Sexualethik findet der Verfasser die Kirche in einigen Punkten zu rigoristisch. In dem Abschnitt über Askese und Mystik wird manches anerkennende Wort über die katholische Lehre gesagt. So betont Jentsch, daß die katholische Kirche ihre Gläubigen mehr vor Aberglauben schütze als die protestantische und bezüglich der Askese berichtigt er gegenüber den Lobreden, die von ungläubiger Seite auf den Buddhismus gehalten werden: „Von den katholischen Heiligen der letzten vier Jahrhunderte und von mehreren Ordensstiftern ist noch zu rühmen, daß ihre Askese keine sinnlose Selbstpeinigung und ihre Mystik kein selbstsüchtiges Schwelgen war, sondern daß sie sich bemühten, beides als Werkzeug zu vernünftigen Zwecken rationell zu gestalten . . . Die katholische Askese unterscheidet sich dadurch deutlich von der der indischen Heiligen, die teils ein für die Welt unfruchtbares beschauliches Einsiedlerleben führen, teils ihre virtuose Selbstpeinigung und ihre angeblichen Wunderkräfte zu Schaustellungen mißbrauchen." S. 679.

Eine besondere Erwähnung verlangt die Stellung von Jentsch zum Zölibat. Denn die Einrichtung des Priesterzölibats ist in unseren Tagen wieder ein aktuelles Thema geworden: Signum, cui contradicetur! Es sei nur an die herrlichen Ausführungen Fr. W. Foersters und an die Schmähartikel in der Modernistenzeitschrift „Das neue Jahrhundert" erinnert. Jentsch glaubt den Zölibat verwerfen zu müssen. Ob er damit Kulturarbeit leistet und seine Feder zum Wohle des Volkes braucht? Mehr als ein wahrer Freund des Volkes und Kenner der modernen Lebensverhältnisse werden mit einem entschiedenen Nein! antworten. Denn in einer Zeit der Verweichlichung und des sittlichen Niederganges, der Nervosität und Perversität dürfen jene Quellen nicht getrübt oder gar verschüttet werden, die unserem Volke Gesundung und Kraft bringen können. Eine solche Quelle des Volkswohles ist aber nach dem Urteil erleuchteter Männer und der Kirchengeschichte der Zölibat. Foerster erklärt ebenso wahr als schön: das Vorbild des völligen Verzichtes ist kein Attentat auf das Leben, sondern es ist Arbeit für das Leben . . . Der Zölibat ist nicht nur eine hierarchische Institution, sondern auch eine Institution zugunsten des Familienlebens, eine heroische Offensive gegen die Dreistigkeit des bloßen Naturtriebes, der immer mehr fordert, je mehr Konzessionen man ihm macht und dessen Diktatur nur durch Versagungen im großen Stil gebrochen werden kann.[1])

Als Schlußresultat der Betrachtungen von Jentsch kann folgendes aufgestellt werden: Jentsch liebt nach seinen eigenen Worten (S. 580) die Kirche und möchte sie als Kulturmacht erhalten sehen. Diese Stellung als Kulturmacht könne die Kirche aber für die Zukunft nur dann behaupten, wenn sie den „Wust müßiger Spekulationen und abergläubischer Meinungen" wegwerfe. Ein Bekenntnis, das der Vernunft und der Empfindungsweise des modernen Menschen nicht widerstrebe, besitze die Kirche in den sogenannten sechs Stücken des Katechismus, die jeder Christ glauben muß; alles andere, besonders das unfehlbare Lehramt, sei rein überflüssig.

Karl Jentsch spricht eine deutliche Sprache. Er ist zwar kein Fanatiker, der alles Katholische nur deshalb, weil es katholisch ist, haßt. Anderseits aber hat ihn seine Trennung vom Lehramt der Kirche doch auf Wege der Finsternis gebracht. Sein halbes, subjektivistisches Christentum ist ein Scheinchristentum; es trägt den Keim der Zersetzung von vorneherein in sich, denn es ist nicht auf unverrückbaren Felsengrund aufgebaut, sondern auf subjektiven Meinungen und Wünschen. Daher sind auch die Reformvorschläge ihrem wesentlichen Inhalte nach verfehlt. Angesichts dieser Tatsache mag ein hervorragender Theologe der Neuzeit das Schlußwort sprechen; er sagt in seiner christlichen Lebensphilosophie:

Wohl richtet sich die Kirche nach der Welt, wie der Arzt nach dem Kranken. Sie berücksichtigt gerne alle Bedürfnisse, selbst alle Launen der Welt. Aber niemals wird sie sich von ihr die Grundsätze diktieren lassen, nach welchen sie ihr Heilsverfahren einzurichten hätte.

Vom Büchertisch.

Missale Romanum. Regensburg, Pustet 1910. 48°. (Miniaturmissale.) Auf dem Eucharistischen Kongreß zu Köln wurde von verschiedenen Rednern ein innigerer Anschluß an die Liturgie und Gebetspraxis der Kirche den gebildeten Laien nachdrücklichst empfohlen. Viele humanistisch gebildete Katholiken fühlen auch ein Bedürfnis darnach. Unsere moderne Gebetbuchfabrikation ist leider dazu angetan, durch ihre oft recht abgeschmackten, sentimentalen Süßeleien einen ernsthaften Geist anzuwidern und wahre Frömmigkeit in Verruf zu bringen. Unvergleichlich ist dagegen das offizielle Gebetbuch der römischen Kirche, das Missale Romanum, an dem die erlesensten Geister von zwei Jahrtausenden unter dem Einfluß des hl. Geistes gearbeitet haben. Kein menschliches Genie, und wäre es eine Kommission von Genies, hätte ein solches Werk zustande bringen können. Man begreift kaum, warum eigentlich so wenige katholische Akademiker zu diesem Meisterwerke greifen, das so viel Genuß, Trost und geistige Nahrung bietet. Vielleicht ist ein Grund

1) Ueber die Bedeutung des Zölibats und die Möglichkeit seiner Beobachtung vgl. M. Bierbaum, Der Kampf um den Zölibat. „Katholik", Zeitschrift für katholische Wissenschaft und kirchliches Leben. Mainz 1910. Heft 1, S. 62—72.

der, daß bisher eine kleine handliche Ausgabe fehlte. Diesem Mangel hat die Firma Pustet durch ihre neueste, reizende Miniaturausgabe abgeholfen. Es ist ein vollständiges Missale, beinahe in Westentaschenformat, mit schmiegsamem Einband, dazu noch ein Proprium für ganz Bayern, das alle Feste sämtlicher Diözesen enthält. Der Druck ist schön und groß. Eine kurzgefaßte Anleitung steht in Vorbereitung. Für einen religiös gesinnten Akademiker wüßte ich kaum ein sinnigeres und nützlicheres Geschenk.

Dr. J. Holzner.

P. O. Bitschnau, O S. B. (†). **Maria unsere Mutter.** Herausgegeben von P. Joh. Benziger. München, Süddeutsche Verlagsbuchhandlung Franz Tuch, 1910. Prachtfolioband mit Original-Einband 16 ℳ. Die Marienverehrung ist eine der feinsten Blüten des kirchlichen Lebens, um die uns auch ehrliche Protestanten beneiden. Der große Lueger sprach 1891 beim 1. sozialen Kursus in Wien die schönen Worte: „Pflegen Sie stets die Marienverehrung! Jedes Kind lernt die Verehrung Mariens, und vor dieser hat der Mann auch später noch allezeit Respekt." Wer deshalb für die Verbreitung eines gesunden Marienkultes im Volke so geschickt arbeitet, wie der um die populäre aszetische Literatur sehr verdiente, vor ein paar Jahren verstorbene Kapitular des Stiftes Maria-Einsiedeln, tut ein wahrhaft apostolisches Werk. Mitten in seiner Arbeit — noch einen Tag vor seinem Tode schrieb er das Kapitel „Jesus auf dem Schoße Mariens" — hat ihm der Tod die Feder aus der Hand genommen. Es ist also sein Schwanengesang geworden. Sein Ordensbruder P. Joh. Benzinger hat das Werk zum Abschluß gebracht. An Marienleben mit mystischem Einschlag und Privatoffenbarungen ist kein Mangel. Der Verfasser erfreute sich solcher maiora charismata nicht. Aber eine kerngesunde, innige Frömmigkeit, genährt an den Quellen der heiligen Schrift, eine gründliche dogmatische Bildung, eine unter dem Schnee des Alters noch glühende Begeisterung, verbunden mit populärer Darstellungskunst brachte er zu diesem Werke heran, und so hat hier unser katholisches Volk eine wirklich gediegene volkstümliche Mariologie erhalten. Der I. Teil enthält den biblisch-dogmatischen Unterbau und Grundriß: Vorleben, Vorzüge und Vorrechte Mariens. Der II. Teil schildert das Leben Mariens, mit dem Leben Jesu verwoben. Der III. Teil zieht die Folgerungen und erzählt von den schönsten Blüten des Marienkultes in der Geschichte des katholischen Andachtslebens. Auch Prediger finden reichen, zugeschnittenen Stoff darin. Man wird bei der Lektüre manche bekannte Gedankenmuster antreffen, ohne sich immer gerade zu erinnern, wo man sie gelesen hat. Auch manche unkritische Lieblingsmeinungen muß man dem Verfasser zu gute halten. Frömmigkeit und Kritik stehen nun einmal gerne miteinander auf Kriegsfuß. In der Tat weht einem auf jeder Seite der Duft einer zarten, unberührten Priesterseele entgegen. — Die äußere und innere Ausstattung ist glänzend. Von Illustrationen, die den Text störend unterbrechen, ist Abstand genommen. Dagegen sind die einzelnen Kapitel mit leichten modernen Kopf- und Schlußvignetten versehen. Die Kunstbeilagen wurden nach eigens für das Werk geschaffenen Kompositionen des italienischen Historienmalers Basilio Coletti in Chromotypie und Zweifarbendruck von der Kunstanstalt Meisenbach-München hergestellt. Die Einbanddecke, in 10 Farben gepreßt, vollendet den Familiencharakter des Werkes, das zu dem Preis von 16 ℳ mit gutem Gewissen empfohlen werden kann.

Dr. J. Holzner.

Frühlingsmorgen am Rhein.

Auf des Windes weicher Schmeichelwelle
Schwebt es klangbeflügelt zu mir her,
Frohe Weisen schickt die Kurkapelle
In der Lüfte veilchenblaues Meer.

Und der Lenz streut tausend Goldatome
Auf der Wipfel jungbelaubtes Grün,
Lichtreflexe spielen auf dem Strome,
Daß die Wellen wie Demanten sprühn.

Frisch und festlich in den Sonntagsfrieden
Quillt der Melodien klarer Fluß,
Bräutlich stehn die Weißdornpyramiden
Ueberhaucht vom warmen Sonnenkuß.

Und vom Zauber der Musik getragen
Wandert meine Sehnsucht mit dem Wind,
Wandert weit in diesen Frühlingstagen,
Die voll Duft und Klang und Farbe sind . . .

Josefine Moos.

Junge Geister.

Eine neue Zeitschrift für die studierende Jugend.

Von Georg Dickenberger, Mainz.

Junge Geister! So nennt sich eine seit dem 1. September 1909 erscheinende Zeitschrift für die reife Jugend, d. h. für die Sekundaner und Primaner unserer höheren Schulen. Herausgeber ist Oberlehrer Dr. Strecker in Bad Nauheim. Nun ist ja gewiß die Neugründung einer Jugendzeitschrift noch kein weltbewegendes Ereignis, auf das man gleich die Menschheit aufmerksam machen müßte. Aber ich glaube, die Eigenart dieses neuen Studentenblattes läßt es schon gerechtfertigt erscheinen, ihm gleich von vornherein einige Aufmerksamkeit zu schenken.

Während nämlich in der Regel die Spalten unserer Jugendzeitschriften, zumal unserer Blätter für die an den Mittelschulen studierende Jugend, gefüllt werden mit den Beiträgen gereifter Männer, die aus ihrer eigenen Klarheit und Abgeklärtheit heraus auch die Jugend zu Klarheit und Abgeklärtheit führen wollen, setzt sich das neue Blatt zusammen aus den Beiträgen der Jugend selber. Die Jugend soll selbst sich frei aussprechen über literarische, ästhetische, religiöse und politische Fragen. Jeder Ansicht soll dabei Raum gegeben werden, und der Herausgeber will nur gelegentlich regelnd in die Erörterung eingreifen. Absicht des Herausgebers ist, die Jugend auf diese Weise einzuführen in die Probleme der Zeit, sie im Gebrauch von Feder und Presse ein wenig zu üben und sie in geistige Berührung mit weiteren Kreisen zu bringen. Er meint, so vor allem bei der Jugend Interessen zu wecken, die im Kampfe gegen alkoholische und sexuelle Versuchungen helfen können. Die Arbeit der Schule will er fördern durch Bücherhinweise, praktische Ratschläge usw.

Es soll uns gewiß ferne liegen, an den ehrlichen, gutgemeinten Absichten des Herausgebers zu zweifeln. Aber trotzdem müssen wir das Unternehmen zurückweisen. Maßgebend dafür sind einmal Gründe allgemein pädagogischer Art, dann aber vor allem Gründe, die herauswachsen aus der christlichen Weltanschauung.

Unter den allgemeinen Bedenken steht an erster Stelle der Einfluß, den diese literarische Tätigkeit der Schüler auf ihre Schularbeit ausübt. Erfahrungsgemäß kann nämlich konstatiert werden, daß aus solcher Schriftstellertätigkeit keineswegs ein freudigeres Interesse sich entwickelt für die Pflichtarbeiten des Schülers. Im Gegenteil, auch der beste Schüler zersplittert dabei seine geistigen Kräfte und Interessen, und die Folge davon ist Ablenkung von den bald als trocken und langweilig erscheinenden Pflichten der Schule. Und sind es wirklich immer die besten Schüler, die zu solchen Nebensachen am meisten sich hingezogen fühlen? — In den intellektuellen, ethischen und sozialen Kämpfen, wie sie heute die Menschheit durchfluten, bedürfen wir vor allem Charaktere, und die Jugend muß mehr denn je in Charakterfestigkeit erzogen werden. Der Herausgeber der „Jungen Geister" mag auch in dieser Beziehung von den besten Absichten beseelt sein, aber ich erlaube mir doch, an den Erfolg nur unter starkem Zweifel zu glauben. Der geschworene Feind jeglicher wirklichen Charakterbildung unter der Jugend ist nämlich das Bewußtsein ihrer eigenen Fertigkeit, das allzustark ausgeprägte Selbstbewußtsein. Dieses Bewußtsein der eigenen Fertigkeit wird aber durch dieses „wissenschaftliche" Arbeiten unheimlich gesteigert. Der junge Schriftsteller fühlt sich allmählich erhaben über Lehrer und Erzieher und ist jeglichem Einfluß von ihrer Seite unzugänglich. — Ein weiterer Feind der Charakterbildung ist die Unklarheit im Denken, ist das Unabgeklärte des ganzen geistigen Besitzes. Zu einem Charakter gehören eben vor allem klare, feste Grundsätze, nach denen man in allen Lagen des Lebens handeln muß. Diese klaren Grundsätze aber werden durch die „Jungen Geister" nicht nur nicht herangebildet, sondern vom Grund aus vernichtet. Jeder entwirft eben dort ein Bild von Wissenschaft und Leben, wie es ihm sich darstellt — der reinste Wissenschafts- und Lebensimpressionismus —, ohne daß einer autoritativ die rechten Bahnen zeigt. Die Entgegnungen aus Schülerkreisen hinwieder verfehlen ganz und gar ihre Wirkung. Denn nur selten läßt Jugend von Jugend sich belehren.

Schließlich könnte man ja über diese allgemein pädagogischen Bedenken verschiedener Meinung sein, man könnte auch über die Vorteile einer derartigen Zeitschrift noch streiten. Dahingegen muß aber vom christlichen und zumal katholischen Standpunkte aus das ganze Unternehmen entschieden eindeutig abgelehnt werden. Denn wenn auch jeder Ansicht Raum gegeben werden soll, so ist doch bis jetzt der Tenor der ganzen Zeitschrift ein der christlichen Weltanschauung entgegengesetzter.[1] In der Philosophie wird durchweg mit Gedanken von Kant und Nietzsche gearbeitet, Nietzsche zumal scheint es den jungen Geistern besonders angetan zu haben. — In religiöser Hinsicht zeigt sich eine gewisse Erhabenheit über das Althergebrachte. So hält es einer der Dichtergrößen seiner nicht würdig, gleich den Bauern die Kirche zu besuchen; er lobt seinen Gott in der freien Natur,

[1] Dies schließt natürlich nicht aus, daß hier und da auch ganz korrekte Gedanken sich zeigen.



unter freiem Himmelsdom. — Die Naturwissenschaft besteht fast durchweg in dem krassen Darwinismus, wie ihn der bekannte Popularisator Darwins und Haeckels, W. Bölsche, in seinen verschiedenen Werken vertritt. Natürlich werden diese Resultate naturwissenschaftlicher Forschung im Brustton der Ueberzeugung, in strenger Wissenschaftlichkeit vorgetragen. Diese Forscher können es gar nicht begreifen, wie noch Leute daran zweifeln können, daß z. B. der Mensch vom Tiere abstammt. Ihr einziger Zweifel besteht nur noch darin, von welchem Tier der Mensch abstammt; natürlich verfallen sie bei Lösung dieses Zweifels auf den Affen. Uebergangsglieder zwischen Affe und Mensch sind ganz und gar unnötig. Bei den anderen Tierarten fehlen sie ja auch. — Man muß zugeben, daß an ihrer naiven Dreistigkeit in Anpreisung ihrer Wissenschaft selbst W. Bölsche noch lernen kann. — Die Politik der „Jungen Geister" scheint entschieden Blockpolitik zu sein, wie die Lobeshymne in Nr. 5 auf Bülow, dieses „Opfer der Klerikalen" (Konservativen und Zentrum), beweist. Zur Zeit, da Ferrer die Geister erregte, war natürlich dieser Held der Sympathien der „Jungen Geister" gewiß. Er war ja ein „Opfer des spanischen Klerikalismus, der die Gelegenheit benützte, einen freien, fortschrittlichen Denker zu beseitigen." Die „Jungen Geister" schlossen sich in ihren „Weltbegebenheiten vom Oktober 1909" ganz der „Aufregung aller fortschrittlichen Geister an." Ferrer war eben auch in ihren Augen ein Held und ein Martyrer der freien Meinung.

Zum Schlusse noch eine Bemerkung! Der Herausgeber will Kräfte auslösen gegen die sexuellen Versuchungen. Dabei läßt er seine Dichterlinge ziemlich stark in Erotik sich tummeln. Man betrachte in Nr. 5 die Gedichte: „Ständchen" und „Dämmerstunde".

Diese Andeutungen mögen genügen, um alle Eltern und Erzieher aufmerksam zu machen, offene Augen zu haben für derartige literarische Kost. Denn durch ihre Eigenart (Möglichkeit schriftstellerischer Tätigkeit) sind die „Jungen Geister" nur zu sehr geeignet, der Jugend Beifall zu finden.

Münchener Kunst.

Der nunmehr vollendete Erweiterungsbau des Münchener Universitätsgebäudes verdient wohl eine kurze Würdigung an dieser Stelle. Schon seit geraumer Zeit hatte sich seine Notwendigkeit herausgestellt, doch sah man sich gezwungen die Ausführung immer noch hinauszuschieben und sich inzwischen durch allerlei provisorische Maßregeln, geringe Anbauten, Einrichtung besonderer Gebäude für medizinische und chemische Institute und dergleichen zu behelfen. Angesichts des immer bedeutenderen Anwachsens der Zahl der Studierenden aber war schließlich doch eine energische Vergrößerung nicht mehr zu vermeiden. Sie wurde seit 1906 ins Werk gesetzt und erweist sich in ihrer Vollendung als eine der bedeutenderen architektonischen Kunstleistungen, die die bayerische Hauptstadt neuerdings aufzuweisen hat. Architekt ist der Bauamtsassessor German Bestelmeyer aus München, der jetzt als Professor an der Technischen Hochschule zu Dresden wirkt. — Der alte Gärtnersche Universitätsbau, der seit 1840 dient, ist, wie es seinem Denkmalwerte entspricht, mit großer Pietät behandelt worden. Nur einige wenige Verschönerungen wurden im Innern vorgenommen, wobei besonders für die große Aula gesorgt wurde. — Der neue umfangreiche Anbau richtet seine 150 Meter lange Front gegen die Amalienstraße und steht mit dem ursprünglichen Bau durch eine mittlere Halle in Verbindung. Zwei Eckflügel treten kräftig gegen den Mittelteil hervor, dessen Eingang durch eine Pfeilerhalle mit sieben schlichten Rundbögen wirkungsvoll hervorgehoben wird. Das Bild gewinnt noch an Eindruck durch zwei freistehende, kräftige, eckige Granitsäulen, die sich auf schlichten Sockeln erheben und oben je eine Bronzefigur tragen. Diese monolithischen Säulen haben nun endlich einen Zweck ihres Daseins gefunden. Sie waren ursprünglich für die Befreiungshalle zu Kelheim ausgeführt, konnten aber von ihrem Herstellungsorte im Bayerischen Walde aus damals nicht an ihren Bestimmungsort gebracht werden, da der Transport allzu schwierig war. Die eine der beiden Statuen ist eine weibliche Figur, die in konventioneller Art die Wahrheit allegorisiert. Die andere ist der „Sieg der Wissenschaft", ein Jüngling, der auf einen Drachen tritt; ziemlich oberflächlich dem Gedanken nach und in der Auffassung sichtlich abhängig von der Säulenfigur des heiligen Theodor auf der Piazetta zu Venedig. Die weibliche Figur ist als Akt aufgefaßt, was den Eindruck wenig eindringlicher Charakterisierung noch hervorhebt. Auch der übrige plastische Schmuck, mit dem der Mittelteil des Neubaues belebt ist, gibt zu mancherlei Einwendungen Anlaß. Die Reliefs unterhalb der obersten Reihe rundbogiger Fenster zeigen, allerdings in schöner Linienführung, aber doch in fühlbarer Abhängigkeit von antiken Vorbildern Tritonen, Zentauren, Männer, die mit Löwen und Stieren kämpfen und dergleichen, doch bleiben sie in ihrer Bedeutung allzu unverständlich, die auf Darstellung von „Mut", „Wissensdurst", „Idealismus", „Lebensfreude", „Stärke" und „Weisheit" herauskommt. Technisch genommen sind die Reliefs — Werke von Georg Albertshofer — immerhin nicht unbedeutend. Dasselbe gilt von Prof. Floßmanns sechs bekleideten Statuen zwischen den Fenstern des Mittelgeschosses. Sie stellen als Vertreter der Fakultäten dar: den hl. Augustin, weiter Papinian, Solon, Hippokrates, Aristoteles, Archimedes. Künstlerisch genommen sind die Figuren vortrefflich, die Auswahl aber gerade dieser Männer scheint mir, von Augustin und Archimedes abgesehen, keineswegs besonders glücklich, überdies in heutiger Zeit die einseitige Betonung der Antike nicht mehr gerechtfertigt. Am Gebäude einer deutschen Universität konnte man mit Recht deutsche Vertreter der Wissenschaft erwarten. Im ganzen hätte der plastische Schmuck, von dem einiges auch an den beiden Seitenflügeln sich findet, mit noch größerer Zurückhaltung behandelt werden können. So sehr er an seiner Stelle eine dekorative Wirkung hervorbringt, so beeinträchtigt er doch infolge seiner helleren Farbe die monumentale Schlichtheit der Front. Daß diese gleichwohl mehr Leben zeigt als die ihr entgegengesetzt liegende Gärtnersche des alten Gebäudes, der ich ihrer abgeklärten Erscheinung halber doch den Vorzug gebe, liegt an der verschiedenen Gestaltung der Fenster. Sie sind im untersten und obersten Geschoß rundbogig, während das Mittelgeschoß viereckige Fenster hat, ein jedes von einem Fries kleiner Rundbögen überdeckt, die sich wie eine zusammenhängende Linie über die gesamte Front des Mittelteiles und der Seitenflügel hinziehen. Schlichter noch als dieses Motiv sind die der übrigen Gesimse mit ihren Akanthus- und altgermanischen Motiven. Treten wir in die Pfeilervorhalle ein, so zeigt sich ihr Inneres als ein Raum mit Kreuzgewölben. Sie werden von zwei Marmorsäulen getragen, deren rotgelbe Farbe nicht recht zu dem übrigen stimmen will. Rechts und links und in der Mitte leiten Portale zur inneren Vorhalle. Das mittlere ist mit einer Reiterfigur geschmückt. Sie stammt von dem Münchener Bildhauer Professor Pfeifer und stellt jenen Herzog Ludwig dar, der die heute in München befindliche Universität 1442 in Ingolstadt gründete. In der inneren Vorhalle, die mit ihren Säulen einen recht würdigen Eindruck macht, findet sich als besonderer Schmuck ein Wandbrunnen, dessen in schöner Mosaik ausgeführter Belag die Inschrift trägt: „Ἄριστον τὸ ὕδωρ". Hoffentlich sind sämtliche Studenten der gleichen wasserfrohen Ansicht. Hinter dieser Vorhalle liegt das große Auditorium, das fast tausend Hörern Platz gewährt; dahinter betreten wir die große Zentralhalle. Sie ist zu beiden Seiten mit doppelgeschossigen Säulenstellungen eingefaßt, die Flächen der Bögen und die Mittelkuppel, die durch ein Oberlicht den Raum erhellt, mit einem Netz achteckiger Kassetten überzogen, denen zu rechter monumentaler Wirkung noch mehr Kraft der Profilierung zu wünschen gewesen wäre. Sehr schön ist die Treppenanlage, die von hier in das alte Universitätsgebäude hinüberführt, noch dazu technisch geschickt gemacht, weil sie sich der Zentralhalle nicht rechtwinklig angliedern kann — laufen doch die Ludwig- und Amalienstraße nicht parallel.

Dr. O. Doering-Dachau.

Bühnen- und Musikrundschau.

Hoftheater. Man weiß, wie Felix Mottl jederzeit seine kraftvolle Künstlerpersönlichkeit für Hector Berlioz eingesetzt hat; so war es natürlich, daß er nach den glänzenden, in den letzten Jahren erfolgten Neueinstudierungen von „Beatrice und Benedikt" und den „Trojanern" nun auch „Benvenuto Cellini" wieder zu neuem Leben erweckte. Es war ein voller Erfolg, der hoffen läßt, daß die Oper nunmehr sich dauerhafter im Spielplane hält. Zu den Zeiten Hermann Levis ist dies mit Heinrich Vogl in der Titelrolle schon der Fall gewesen; vor etwa sieben Jahren wurde der Cellini mit Knote einmalig gegeben. Die schematische Behandlung der Charaktere im Textbuch empfinden wir heute auch in vollkommener Wiedergabe als fühlbaren Mangel, während sich die Schönheiten der einst so mißverstandenen Musik sichtlich auch weiteren Kreisen erschlossen haben. Die Titelrolle sang Günther-Braun und zwar vieles mit glänzendem Gelingen. Es hat wenig Wert, Vergleiche mit Heldentenören allerersten Ranges zu ziehen, die nur noch als Gäste kommen. — Der Karlsruher Tenorist Tänzler, der von 1912 an unserem Ensemble angehören sollte, trat gegen eine, wie man hört, sehr reichlich bemessene Abfindungssumme vom Vertrage zurück. Er hat in der Tat bei späteren Gastspielen (infolge einer nicht weiter schreitenden Technik), nicht gehalten, was seine schönen Mittel anfänglich versprachen. Bei den Festspielen 1909 traten dann sogar rhythmische Freiheiten bei ihm zutage, die in Zukunft im Prinzregententheater unterbleiben müssen. — Als Vorbereitung zu den Mozartfestaufführungen wurde neueinstudiert der länger nicht gehörte „Titus"; Wagners „Feen", welche hier erstmalig im Festspielrahmen erscheinen, werden bereits im Juni in neuer Einstudierung herauskommen. Bekanntlich besitzt unsere Hofbühne das alleinige Aufführungsrecht dieser Wagneroper. — Die vergangene Woche brachte noch eine von Mottl glanzvoll geleitete Aufführung von „Tristan und Isolde" und ein Gastspiel der jungen Altistin Johanna Lippe im „Evangelimann", das für die für unsere Bühne nunmehr verpflichtete Sängerin sehr vorteilhaft verlief. —

Schauspielhaus. „Der Feldherrnhügel“, eine Schnurre in drei Akten von Roda Roda und Karl Rößler, brachte ein ausverkauftes Haus. Das war zu erwarten, nachdem der Schwank in Wien nach einigen Aufführungen unterdrückt wurde und in Preußen verboten ist. Daß die frivole Charakterisierung der österreichischen Offiziere in Pflichtvergessene und Hohlköpfe in Wien anfänglich die Zensur hatte passieren können, zeigt diese nachsichtig. Der reichsdeutsche Herzog und sein Adjutant sind (wenigstens in der Fassung, die man uns hier vorführte) nicht gerade höhnisch geschildert; wir können hier also den Schwank ganz ruhig hinnehmen. Es wurde dem Schauspielhaus nicht die Vorführung richtiger Uniformen gestattet, man behalf sich deshalb mit Phantasiemonturen, allerdings einem stillosen Gemisch von österreichischen und preußischen Bestandteilen. Die Handlung ist nicht erzählenswert und scheut vor den größten Unwahrscheinlichkeiten nicht zurück. Das beste sind die eingestreuten Witze, da geht alles namentlich im ersten Akte Schlag auf Schlag, so daß man anfänglich viel und herzlich lachen kann; freilich werden die Scherze später langatmiger und der Schlußakt bringt die nicht mißzuverstehenden Zweideutigkeiten, wie sie nun einmal zu den stereotypen „Einfällen“ unserer heutigen Schwankautoren gehören. Das Stück erfordert viel Personal, dennoch wurden die Aufgaben durchwegs günstig gelöst.

Verschiedenes aus aller Welt. Die neugegründete Berliner Calderongesellschaft veranstaltete im Neuen Kgl. Opernhause eine Aufführung von Calderons Schauspiel: „Die Andacht zum Kreuze“, welche bei vorzüglicher Besetzung eindrucksvoll verlief. — Julius Bittners Musikdrama: „Der Musikant“ wurde in der Wiener Hofoper sehr freundlich aufgenommen. Musik und Dichtung geben ihr Bestes im Liebenswürdig-genrehaften. Die Kritik beurteilt die Musik weniger günstig wie das gleichfalls vom Komponisten geschaffene Textbuch. — Rostand „Chantecler“ wurde von einem französischen Ensemble in Wien gegeben, enttäuschte das Publikum jedoch daselbst in gleicher Weise wie in Paris. — In Berlin wurde des Euripides „Hippolyt“ in der Verdeutschung von Ulrich von Wilamowitz-Möllendorf aufgeführt. Das Publikum konnte sich für einzelne Reden und vollends für die Chorgesänge erwärmen, ohne imstande zu sein, sich in die Vorstellungswelt völlig einzufühlen. — Eine Novität von Shaw hatte am Berliner Lessingtheater freundlichen Erfolg. Die Groteske: „Heiraten“ bringt allerhand sophistische Sentenzen über die Ehe, während die Handlung nur mühsam weiterrückt. Auch „eine Scheidung“, Schauspiel von Bourget und Cury, die in Stuttgart in Szene ging, erscheint mehr als Thesenstreit in verteilten Rollen, als ein regelrechter dramatischer Verlauf. — In Frankfurt a. M. gefiel „Die schöne Mirjam“ von H. F. v. Zwehl. Die in der Sahara spielende Komödie ist stimmungskräftig geschrieben; ihr Inhalt: die Enttäuschung durch die Wirklichkeit, welche hinter den Vorstellungen der Phantasie zurückbleibt, ist im Grunde lyrischer Natur.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Mit dem Schwinden der akuten Gefahr am Geldmarkt und der eingetretenen merkbaren Erleichterung der Notenbankinstitute ist mehr Vertrauen und Unternehmungslust an den Börsen eingekehrt. Dazu bewirkten die gebesserte Haltung des Neuyorker Platzes und wiederholte Haussetage an dieser Börse gleichfalls Mut und Zuversicht an den kontinentalen Plätzen. Die deutschen Börsen im besonderen zeigen zwar keine anhaltende und durchgreifende Besserung, immerhin haben sich Verkehr und Geschäftstätigkeit erheblich belebt. Hauptsächlich trägt hierzu immer wieder die bessere Gestaltung der Verhältnisse am Geldmarkte bei. Es waren auch in der Tat böse Zeitläuften und Stunden an den Börsen, wovon sicherlich noch lange gesprochen werden dürfte. Die schweren Befürchtungen bezüglich einer nochmaligen Diskonterhöhung in London hatten fieberhafte Tendenzen an den Börsen gezeitigt. Besonders der Entwicklung der Devisenkurse wurde die begreiflich grösste Aufmerksamkeit zuteil. Scheck London wurde bei uns vorübergehend mit über 20,50½ gehandelt. Die Fachleute wussten, dass zu diesem Abritagekurs die Exporten von Goldgeld zuungunsten der Reichsbank einsetzen würden. Es ist denn auch nur der raschen und intensiven Intervention der Reichsbank zu verdanken, dass dieser für unsere heimische Geldmarktlage unsicheren und ungünstigen Situation raschest Abhilfe geschaffen wurde. Die Reichsbank hat denn auch durch ostentatives Anerbieten der Devise London — man spricht von über 400,000 Pfund — den Scheckkurs London erheblich gedrückt und so einen Export von deutschem Gold inhibiert. Es war zu natürlich, dass durch diesen Kampf ums Gold und diese Diskontpolitik die Börsen an Umsatz und Elastizität erheblich gelitten hatten. Ungünstig disponiert waren hauptsächlich Montan-, Bank-, Schiffahrt- und sogar die bisher favorisierten Spezialwerte. Dazu kamen die Berichte vom Bauhandwerker-Generalstreik. Man rechnet mit gewaltigen Millionen Mark Verlusten, welche der Industrie hierdurch entstehen. Diese Gewaltmassregeln vernichten naturgemäss die grossen Hoffnungen der Industrie auf eine Neubelebung der Bautätigkeit und der Entfaltung der verschiedensten Industriezweige. Besonders der Montanbranche wird eine gedeihliche Weiterentwicklung fast unmöglich. Neuerdings scheinen auch die Verhältnisse am amerikanischen Eisen- und Stahlmarkt sich verschlechtert zu haben, denn man hört von erheblichen Einschränkungen der Roheisenproduktion. Einige Hochöfen sollen ausgeblasen werden, um der Gefahr der zu grossen Produktion und den derzeitigen Preisdrückereien zu begegnen. Von den heimischen Industriezentralen sind die verschiedensten Meldungen zu sehr differierend, um ein einheitliches Gesamturteil geben zu können. Bei den staatlichen Betrieben, z. B. in den Militärwerkstätten, finden infolge Einschränkungen Kündigungen von Arbeitern in grosser Anzahl statt. Durch die Steuergesetze sind in einzelnen Branchen, z. B. in Zigarren- und Zündholz-Fabriken, gleichfalls Verminderungen der Arbeitskräfte notwendig geworden. Dazu kommt die allgemeine Aussperrung am Baumarkt, wodurch die verschiedensten Branchen hart betroffen werden. — Vom Montanmarkt liegen derzeit im speziellen Zink und Kupfer besonders matt, teils durch Syndikatsschwierigkeiten, teils durch Absatzschwierigkeiten und Preisrückgänge. Man wird nicht verkennen, dass die heimischen Börsen trotz all den sicherlich äusserst ungünstigen Meldungen von Industrie und Geldmarkt eine bemerkenswerte feste Tendenz zeigten und zumeist behaupten konnten. Das Bestreben der Börseninteressenten ist eigentlich mehr geeignet, dem allgemeinen Stimulus Abbruch zu tun. Es hat sich wiederholt gezeigt, dass durch die mehrmaligen Realisationen und Veränderungen der Effektenbesitzer ein Schwanken und eine Unentschiedenheit sich breit gemacht haben. Trotz der wiederholten Besserung einzelner Favoritpapiere, zu denen in erster Linie neuerdings Elektrizitätswerte zählen, ist von einer einheitlichen Tendenz nicht im mindesten die Rede. Wenn auch für diese Sparte ganz besondere Motive mitsprechen: die geplante Elektrisierung der Vollbahnen, erhöhte Ausnützung der elektrischen Kraft statt Kohle, vermehrte Anwendung der Elektrizität im Kleingewerbe und bei den Ueberlandzentralen für Landwirtschaft und Gemeinden, so wirken alle diese Momente nicht genügend, um den ernsten Zeitläuften die Last der Ungewissheit und der reservierten Haltung der breiten Kapitalistenkreise zu nehmen. Auch der Märzversandt des deutschen Stahlverbandes zeigt in den einzelnen Ziffern erhebliche Besserungen. Neuerliche Bestellungen der deutschen Eisenbahngesellschaften und das preussische Eisenbahn-Anleihegesetz vermögen hoffentlich an einer Tendenzänderung in der Industrie und dadurch der Börsen mitzuwirken. Der günstige Status der Reichsbank, die stete Entlastung der englischen Notenbank und hoffentlich eine baldige Klärung der Streikmeldungen am Baumarkt bei uns werden den Börsen die alte Elastizität und Ruhe wiedergeben, welche sonst die Frühjahrsmonate besonders charakterisiert. M. Weber.

Bayerische Versicherungsbank Aktiengesellschaft, vorm. Versicherungsanstalt der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank München. Der Geschäftsbericht der Direktion und des Aufsichtsrates, wie auch die Jahresbilanz wurden in der Generalversammlung genehmigt und der Direktion wie dem Aufsichtsrate Entlastung erteilt. Als Dividende gelangen 750,000 ℳ zur Auszahlung. Die beiden statutengemäss aus dem Aufsichtsrate ausscheidenden Herren Reichsrat Adolf von Auer und Albrecht Graf von Seinsheim wurden wiedergewählt. M. W.

Ausstellung München 1910. Das Direktorium der Ausstellung teilt uns mit, daß die Eröffnung bestimmt auf Mitte Mai festgesetzt worden ist, und zwar voraussichtlich auf Samstag, den 14. Mai, so daß bereits für die Pfingstfeiertage ein Besuch der Ausstellung in Aussicht genommen werden kann. Die Nachfrage nach Dauerkarten für die Ausstellung ist eine rege, und es steht zu erwarten, daß dieselbe kurz vor Ausstellungseröffnung derart zunehmen wird, daß eine Erledigung aller Bestellungen bis zum Eröffnungstage der Ausstellung nicht möglich sein wird. Wir verweisen auf das diesbezügliche Inserat in dem vorliegenden Heft, in welchem die Ausstellungsleitung darauf aufmerksam macht, daß sie keinerlei Garantie für eine rechtzeitige Ausfertigung der erst kurz vor Ausstellungseröffnung bestellten Dauerkarten übernimmt. Die Säumigen können so in die Zwangslage kommen, sich trotz bestellter Dauerkarte für die ersten Ausstellungstage Tageskarten lösen zu müssen. Es liegt daher im Interesse des Publikums, sich so bald als möglich die Dauerkarten zu erwerben, deren Preise ja außerordentlich niedrig sind, um so mehr als diese Karten auch an solchen Tagen ihre Gültigkeit behalten, an welchen der Tageseintritt aus irgend einer besonderen Veranlassung eine Erhöhung erfährt.

Nürnberger Kirchennot. Unserer heutigen Nummer ist ein „Hilferuf“ der Nürnberger Katholiken beigegeben, der in gedrängter Kürze ein Bild der traurigen kirchlichen Verhältnisse Nürnbergs bietet. Wir wollen nicht versäumen, diese Bitte warm zu befürworten.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 5850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 18 München, 30. April 1910. VII. Jahrgang.

Der schamlose Sexualismus eine Zeitkrankheit.

Neue Stimmen aus anderen Lagern.

Erfreulicherweise mehren sich auch in anderen Lagern die Stimmen, welche gegen die **bedenklichste Krankheit unserer Zeit, den maßlos gesteigerten Kultus des Nackten und des Sexuellen,** wuchtige Anklagen erheben. Namentlich zwei Aufsätze in den „Grenzboten“ und im „Literarischen Echo“ verdienen in dieser Hinsicht die weiteste Beachtung. Der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau“ vermag sich nicht mit jeder Einzelheit und Schlußfolgerung des „Grenzboten“-Artikels und noch weniger mit dem allgemeinen Gedankengange der kritischen Studie im „Literarischen Echo“ zu identifizieren. Aber die nachstehend wiedergegebenen Ausführungen behalten auch außerhalb des Rahmens ihre nicht zu unterschätzende Bedeutung. Die Schriftleitung der „Grenzboten“ hat durch eine einschränkende Fußnote ihren abweichenden Standpunkt gegenüber Einzelheiten festgelegt, betont aber ausdrücklich, daß der Aufsatz „**viel Beherzigenswertes**“ enthält. Ohne auf die strittigen Punkte einzugehen, soll in der „Allgemeinen Rundschau“ nur das **Beherzigenswerte** herausgestellt werden, worüber, nach der bisherigen Haltung der „Grenzboten“ zu schließen, keinerlei Meinungsverschiedenheit besteht. Aehnliche Gedanken hat **Richard Nordhausen** in Nr. 4 (1910) des „Tag“ in seinem scharfen Artikel „**Gegen die Bordellisierung unseres gesamten öffentlichen Lebens**“ ausgesprochen. (Vgl. „Allgemeine Rundschau“, Nr. 3, S. 42.) Der in Nr. 13 der „Grenzboten“ (30. März 1910) erschienene Aufsatz aus der Feder **Wilhelm Wachters** ist betitelt „**Eine zeitgemäße Abraham a Santa Klara-Predigt**“. (S. 595 ff.) Man liest dort u. a.:

„Wir leben im Zeitalter des „Ueber“tums, der Ueberkultur, der Ueberbildung, der Ueberkunst, der Uebererziehung, des Ueberweibertums, der Ueberansprüche an Lebensgenuß, kurz — — der Uebertreibung jeder Art und nach allen Richtungen hin. Wir leben im Zeitalter des „Zuviel“, und das läßt sich, die ganze Eigenartigkeit dieser zeitgemäßen Geschmacksrichtung kennzeichnend, summarisch eben am besten durch Vorsetzen dieses Wörtchens „über“ zum Ausdruck bringen. Eben dadurch wird auch alles, was uns Alten bisher als schön, gut, sittlich, gesund, wohlanständig und geschmackvoll galt, von den Jungen in das Gegenteil verkehrt. . . .

Eine Schriftstellerin von gutem Namen hat vor kurzem in einem kleinen Essay an den Unfug erinnert, der heutzutage allein schon mit dem Worte „Kultur“ getrieben wird. Ich habe dem gleich einen ganzen Dreibund viel gemißbrauchter Worte entgegenzusetzen: Kunst — Schönheit — Sittlichkeit! Diese drei Worte sind mir persönlich nicht zum wenigsten deshalb zu einem wahren Brechmittel geworden, weil gerade sie Gebiete umfassen, auf denen das zuvor gerügte „Uebertum“ die üppigsten, geilsten, verderblichsten, ja ungeheuerlichsten Blüten treibt. . . . Welche Fülle von Geschmacklosigkeit, welche Unsumme stilistischer, koloristischer, architektonischer, statischer und phonetischer Perversität segelt heute, mehr frech als kühn, unter der Flagge der Kunst! Ein gesunder, normaler Menschensinn wird völlig auf den Kopf gestellt, er bleibt zuletzt rat- und hilflos wie ein Kind vor alledem, was ihm heutzutage vorgesetzt wird, stehen und sieht sich zu dem beschämenden Geständnis gezwungen, daß die moderne Kunst ihm „über“ ist, daß sie für sein Empfinden, für seinen veralteten Geschmack eben gerade durch dieses „Ueber“, dieses „Zuviel“ zum Gegenteil von dem geworden, was er seither für Kunst zu halten gewohnt war. . . .

Die krankhaft gesteigerte Sucht nach dem Schönen, das Sichhineinknienwollen in das Schöne, das „Ueber“, das „Zuviel“ am modernen Schönheitsbegriff treibt schnurstracks in die Arme der Nacktschwärmerei, die eine der bedenklichsten Treibhausblüten moderner Ueberkultur genannt werden muß . . . Diejenigen, welche das Nackte oder den Geschmack am Nackten unter der vergoldeten Aufschrift „Schönheit“ im gesitteten, sozialen Menschenleben wieder einzuführen bestrebt sind, spielen, wie das Kind, mit dem Feuer, sie handhaben ein zweischneidiges Schwert mit solchem Ungeschick, daß es dem Menschenkenner und Menschenfreund davor graust.

Wenn es heute innerhalb der Kulturmenschheit schon so weit gekommen ist, daß sich nackte Frauenzimmer zur Schönheitskonkurrenz zusammenfinden, daß sich das Weib, angeblich im Dienst der Schönheit, vor vielen Männeraugen entblößt, dann kann man es der Obrigkeit nur hoch anrechnen, wenn sie gegenüber diesem Schönheitskultus, wenn sie angesichts so bedenklicher Aeußerungen des Schönheitsempfindens und -verlangens eine steifnackige Haltung annimmt. Kein aufrichtiger Kulturfreund kann heute einem Richter genug danken, der sich in dem allgemeinen dekadenten Schönheits- und Nacktheitstaumel der Gegenwart so viel gesunde Urteilskraft und -fähigkeit bewahrt, daß er, den Ansichten der Kunst- und Schönheitsexperten gegebenenfalls sogar entgegentretend, jede Nacktschwärmerei . . . aus der Gesellschaft auszurotten sich bestrebt. Als gerichtliche Sachverständige, die darüber zu entscheiden haben, wann und wo die Nacktdarstellung zulässig sei, muß man vor allem solche auswählen, die in der Menschheitgeschichte gelesen haben und wissen, was es diese für einen Aufwand an Zeit und Mühe kostete, bis der durch den Anblick des nackten Menschenleibes provozierte tierische Trieb so weit gebändigt war, daß der Mensch als Kulturmensch unter seinesgleichen mit Ehren bestehen konnte . . .

Wer sich, was die viel gemißbrauchten Begriffe von Kunst, Schönheit und Sittlichkeit betrifft, den Unterschied von damals und heute recht handgreiflich vor Augen führen will, der braucht heute nur einen Blick auf die literarische Auslage eines Bücherladenfensters zu werfen, aber um Gotteswillen nicht in Gesellschaft seines halberwachsenen Töchterchens und vollends nicht in der Faschingszeit, wenn anders er es vermeiden will, daß ihm die Schamröte in das Gesicht steigt . . .

Welch künstlerische Ausbeute geben zum Beispiel in der Faschingszeit allein die zahllos zur Schau gestellten illustrierten und dazu noch witzig sein sollenden Blätter dem Publikum zu genießen! In wie schamloser Weise wird hier die sogenannte Kunst verabreicht, nur um aus dem niedrigsten Trieb im Menschen . . . Kapital zu schlagen. Man sieht es dieser Sorte von Kunstprodukten über die ganze Straßenbreite herüber an, daß sich ihre Macher in der bildlichen Darstellung von Gemeinheiten förmlich überbieten, um das Titelblatt der Zeitschrift ja recht in die Augen fallend zu machen.

Natürlich spielt das Weib, besser der Ausbund von Weibern, auch auf diesen Kunstblättern die weitaus größte Rolle. Aber hier ist es zumeist nicht das ganz nackte Weib, hier ist es das halbnackte, oder besser das mangelhaft verhüllte, das bis auf die diskretesten Reste entkleidete Weib, was als Reizmittel für die Zeitschrift zur allgemeinen Besichtigung vorgeführt wird. Ist das Kunst, ist das Schönheit, ist es Sittlichkeit — oder ist es nicht vielmehr dem modernen, dekadenten Uebergeschmack zu verdankende Schweinerei? Ein Erfreuliches darf selbst bei diesem bedauerlichen Anlaß zugegeben werden. Es schlummert noch immer so viel gesundes, durch vielhundertjährige Kulturzucht anerzogenes Schamgefühl in unserem Volke, daß selbst der abgelebteste Geselle sich mit einem unbehaglichen, scheuen Blick zurückzieht, sobald er sich beim Genießenwollen dieser hochmodernen buchhändlerischen Schaufensterauslagen von anderen beobachtet sieht.

Noch einen Blick auf die zur Schau aufliegenden Bücher. Ihre grellfarbigen Einbände, ihr grotesker, gesperrter und gespreizter Druck ist noch nicht das Auffallendste, Befremdendste an ihnen. Vielmehr fordert das eigenartige Sammelsurium von Titeln und

Aufschriften unser neugieriges Staunen heraus. Da liest man: Ueber Nacktheit und Schönheit, über das Nackte, über die Nacktkultur, über die Schönheit des weiblichen Körpers, über die Rassenschönheit des Weibes — und so fort, in ewig wechselnder Zusammenstellung. Wo wir hinblicken, überall drängt sich uns in Bild und Wort des Weibes Nacktheit und Schönheit auf. Einfach zum Abscheu, zum Ekel — —! Und daneben, gleich bandweise behandelt, das hochaktuelle, so überaus beliebte sexuelle Thema, in grellfarbigen Umschlag gehüllt und mit einer wahren Prachtsuite interessanter Buchtitel bedruckt. Und hinter allen her, wie eine stattliche Polizeigarde, die schwere Menge von Sittlichkeits- und Unsittlichkeitsbüchern . . .

Mehr als alle Aufklärung über das Sexuelle und seine Schäden für Leib und Seele, mehr als alles Unterrichten und Predigen über wahres, gesundes, natürliches Empfinden in dieser heiklen Angelegenheit nützt bei Kindern das gute Beispiel der Eltern. Wenn der Vater die schlechten Häuser absucht, wenn die Mutter auf Maskenbällen und Redouten Abenteuern nachjagt, dann helfen weder den jungen Männern noch den Jungfrauen die unberufenen, hilfebeflissenen Bücherratschläge, hinter denen selbst wieder der Menschenkenner nur allzuoft und allzu berechtigt den eingefleischten, unausrottbaren sexuellen Prickel wittern muß. Wenn der benebelte Alte im Wirtshause in Gegenwart des Sohnes seinen Arm der Kellnerin um die unkeusche Hüfte schlingt, kann man es dem Jungen nicht so sehr verübeln, wenn er sich dasselbe und oft noch mehr bei ähnlich gefälligen Wesen erlaubt. Wenn aber der Vater gar die Heiligkeit seines eigenen Heims entweiht, dann braucht man sich auch nicht zu wundern, wenn der Sohn, der ihn ertappt, eine laxe Auffassung von sittlichem Stolz und männlichem Ergefühl gewinnt. . . .

Gewisse Dinge im Menschenleben wollen durchaus als ein Kräutlein „Rührmichnichtan" behandelt werden. Dazu gehört vor allem das leider schon allzu breitgetretene sexuelle Problem, der körperliche Verkehr heterogengeschlechtlicher Individuen in einem gesitteten Staat. Daß unsere moderne Jugend . . . noch in eben demselben Umfang keusch und natürlich unverdorben wäre, wie es die Sitte etwa zu unserer Eltern Zeit verlangte, muß in Abrede gestellt werden. Und hieran sind nicht zum wenigsten die Schönheits-, Nacktheits- und Sittlichkeitsapostel der sich nach jeder Seite hin auslebenwollenden Neuzeit schuld, die sich mit einer wahren Wollust in die Behandlung des für den Normalmenschen unerquicklichen sexuellen Themas hineinknien und sich in darauf hinzielenden guten Ratschlägen, Warnungen und Aufklärungen nicht erschöpfen können. Daran sind zum Teil aber auch diejenigen schuld, die einem schrankenlosen Sichausleben beiderlei Geschlechter, einem sinnlich brutal auftretenden Uebermenschentum in allen verführerischen Tonarten das Wort reden.

Der nach Ursache und Wirkung forschende Geist fragt sich hier unwillkürlich: Ist die vielleicht so traurige Sittlichkeit unserer jüngeren Generation die Ursache dieser sexuell-literarischen Hochflut, oder sollte sie nicht am Ende gar die Wirkung derselben sein? Ich neige, die Erfahrungen meiner Jugendzeit mit denen meines derzeitigen Alters vergleichend, entschieden zur letzten Ansicht, und ich kann mich nicht enthalten, diejenigen, die ich nach dem Vorausgegangenen für diese traurige Neuzeiterscheinung verantwortlich machen muß, auf Goethes Zauberlehrling zu verweisen. Denn sie haben tatsächlich die Geister gerufen, die sie nun nicht mehr loswerden. Sie haben den Teufel an die Wand gemalt . . . Und jede Art von Nacktdarstellung nicht nur, sondern jedes über den Geschlechtsverkehr zuviel gesprochene oder geschriebene Wort, reizt auf einer gewissen Altersstufe diesen heftigsten aller Triebe, von dem wir leider zu häufig vergessen, daß er immer nur schlummert.[1])

Von schädigendem Einfluß auf unsere Jugend ist ferner, wenn auch lange nicht in so hohem Grade wie die ausgesprochene Geschlechtsliteratur, der hochmoderne Roman . . . Der Romanschreiber muß dem zeitgemäßen Verlangen Rechnung tragen, er muß sich dem Geschmack des lesenden Publikums möglichst anzupassen suchen, aber — dieser Geschmack ist durch das „Zuviel", durch das „Ueber" an Kunst, Schönheit, Nacktheit, Sittlichkeit und so fort stark überreizt. Der Gaumen verlangt, wenn er einmal eine reich gewürzte Speise genossen, nach immer beißenderer, schärfer duftender Kost. Das liegt in der menschlichen Natur. Das romanliebende Publikum von heute lechzt geradezu nach dem Hautgout eines sexuell stark gepfefferten Lesefutters.

Ich habe in jüngster Zeit einige neue Romane von dänischen und norwegischen Autoren gelesen — nomina sunt odiosa. Von einer kritischen Beleuchtung dieser Elaborate im einzelnen hier Abstand zu nehmen, fällt mir, weiß Gott, nicht schwer. Stehen mir doch heute noch die Haare zu Berge, wenn ich an den krassen, brutalen, abstoßenden Realismus denke, mit welchem darin der heterogengeschlechtliche Verkehr behandelt wird.

Von deutschen Autoren, deren Namen von vornherein die Gewähr in sich schließen, daß sie der hochmodernen Geschmacksrichtung nicht, oder doch nur unwesentlich, verfallen sind, nenne ich unter den mir durch ihre Werke bekannten zwei aus kulturhistorischem Interesse, weil sie mir deutlich sprechende Belege für das zu sein scheinen, was ich sagen will: Selbst die Besten, die Reinsten unter den modernen Romanschriftstellern haben sich vom Zeitgeist, das heißt vom stark erotisch angehauchten, überreizten Geschmack des nach Unterhaltungslektüre verlangenden Publikums hinreißen lassen, haben, wenn auch cum grano salis, seinem unkeuschen Verlangen Rechnung getragen.

Der Verfasser exemplifiziert dann im einzelnen auf Rudolf Bartsch, der in seinem Roman „Die Zwölf aus der Steiermark" durch realistisch-erotische Szenen „der ein schärferes Gewürz verlangenden, hochmodernen Geschmacksrichtung ein sehr zu bedauerndes Opfer gebracht" habe, und auf Gustav Frenssen, dessen „Klaus Hinrich Baas" er mit dem Erstlingsroman „Die Sandgräfin" vergleicht. Das in „Klaus Hinrich Baas" hervortretende „ungeschminkt brutale, tierisch impulsive und rücksichtslose Sichgeltendmachen des Geschlechtstriebes" bedeute eine solche Rückschlagserscheinung auf dem streng ästhetischen Gebiete, daß es sich nur durch die Tendenz, dem inzwischen an eine erotisch kräftiger gewürzte Lesekost gewöhnten Publikum Rechnung zu tragen, erklären lasse. Zur Kennzeichnung des „Grenzboten"-Autors sei noch ausdrücklich bemerkt, daß derselbe an einer Stelle (S. 600) sein Bekenntnis zum Glauben an das „tierische Vorleben", an die Abstammung des Menschen vom Tiere zu betonen für nötig hält, also wahrlich nicht etwa als ein „verkappter" Gesinnungsgenosse der „Allgemeinen Rundschau" angesprochen werden kann.

Der Eingangs bereits erwähnte Artikel im „Literarischen Echo" (Heft vom 12. Dez. 1909) behandelt speziell das Thema „Literatur und Erotik". Der Verfasser, Kurt Walter Goldschmidt (Charlottenburg), steht in ethischen und ästhetischen Fragen weitab vom Standpunkte der „Allgemeinen Rundschau". Um so schwerer wiegen in unseren Augen seine scharfen Urteile über die Verseuchung unserer heutigen Literatur durch eine brutale Erotik. Wir zitieren hier nur einige der kräftigsten Stellen:

„Eine geile, schwammige, aussaugende Erotik, ein widerlich undefinierbares Gemisch aus Sinnlichkeit und Empfindsamkeit durchdringt heute alle Poren unseres Gesellschaftskörpers wie unserer Literatur und Kunst."

Wenn Kurt Walter Goldschmidt im „Literarischen Echo" von „unserem Gesellschaftskörper", „unserer Literatur und Kunst" spricht, so hat er selbstredend bestimmte, ihm näher liegende Kreise und Gebiete im Auge. Eine Verallgemeinerung ist gottlob nicht am Platze, denn weite Kreise unseres deutschen Volkes und auch ansehnliche Gruppen in Literatur und Kunst sind von dem fressenden Uebel der Zeit noch nicht oder noch nicht wesentlich berührt. Kurt Walter Goldschmidt legt Wert darauf, nicht zu den „Philistern und Heuchlern" gezählt zu werden, die gegen die Sinnlichkeit schlechthin eifern, fährt aber dann fort:

„Aber gegen den Grundgeist jener Erotik, wie er einen großen, ja vielleicht den größten Teil der modernen Literatur kennzeichnet, muß man allerdings ebensosehr aus dem künstlerischen wie aus dem sittlichen Geiste der Zeit heraus Verwahrung einlegen. Schon daß überhaupt die Erotik in ihrem engsten Sinn und Umfang neuerdings so ungeheuerlich, bis zur Niederhaltung aller anderen höheren und geistigeren Motive, überwuchert, ist doch ein zum Nachdenken stimmender Zug der literarischen Epoche. Die Literatur ist gewiß nicht für junge Mädchen da, und dem künstlerisch gestaltenden Lebensernste kann nicht die prüde und süßliche Schablone der Familienblätter als Ziel gesetzt werden. Aber heißt es nicht diese Freiheit mißbrauchen, wenn die roheste, krankhafteste und trivialste Erotik plötzlich zum hauptsächlichsten,

[1]) Die „Essener Volkszeitung", welche in ihrer Nr. 84 vom 15. April 1910 den obigen Satz aus dem „Grenzboten"-Artikel herausgreift, um daran allgemeine Nutzanwendungen zu knüpfen, bemerkt hier u. a.: „Und doch macht sich neuerdings erfreulicherweise ganz allgemein eine gesunde Gegenströmung gegen allzu große sexuelle Freiheit geltend. Eine Hetze, wie diejenige, die ehemals gegen die lex Heinze von unseren „Kulturträgern" inszeniert wurde, mitzumachen, würde sich doch heute manch einer vorher reiflich überlegen. Mit Genugtuung können wir von der „Reinlichkeitspartei" sagen, daß dieser Umschwung in der öffentlichen Meinung nicht zum wenigsten unser Werk ist. Armin Kausen in München, der in den letzten Jahren vor allen eine scharfe Klinge mit Erfolg geschlagen hat, und Roeren, der so viel verlästerte, gelten heute nur noch in ganz kleinen Kreisen als die Mucker, wie man sie früher ungeniert nannte. Heute mag noch mancher im geheimen für eine freie Darstellung des Geschlechtlichen in Wort, Bild und Schrift schwärmen, aber offen dafür einzutreten, wagen doch nur noch Leute im Gefolge des „Simplizissimus" und der „Jugend". Viele dagegen, die früher aus Menschenfurcht sich scheuten, offen für die Reinhaltung des öffentlichen Lebens vom Schmutz einzutreten, weil sie nicht als rückständig verschrien werden wollten, schließen sich heute zusammen und kämpfen für die Errettung der sittlichen Gesundheit des Volkes. Wir Katholiken haben in dieser wichtigen Kulturfrage die Wege gewiesen und darauf können wir stolz sein."

wenn nicht zum alleinigen Gegenstand dichterischer Darstellung avanciert?" . . .

Geschlechtlichkeit wurde Trumpf, und eine protzenhafte Animalität und kokette Brutalität kennzeichnen diese neueste Erotik. Wie stark sie gerade auch auf die neueste Literatur abgefärbt hat, ist bekannt. . . . Für manche Dichter, Künstler, Verleger, Theaterdirektoren bedeutete es geradezu die letzte Rettung, gewissen Instinkten des Publikums zu schmeicheln. Ein Blick auf das Repertoire moderner Theater genügt zum Beweis. Es ist charakteristisch genug, daß sich geradezu ein erotisches Spezialistentum ausbildete."

Daß sich so kräftige Proteste gegen den krankhaft gesteigerten Sexualismus immer häufiger auch in solchen Organen hervorwagen, die überhaupt nicht oder nicht unbedingt auf dem Boden der christlichen Weltanschauung und Ethik stehen, ist gewiß ein erfreuliches Zeichen dafür, daß an Stelle des nur zu lange andauernden Gehen- und Geschehenlassens ernste Selbstbesinnung und der Wille zu durchgreifender Korrektur zu erwachen beginnt. Aber die wuchtigsten Anklagen und Warnungsrufe im Stile eines Richard Nordhausen und anderer bleiben in ihrer Wirkung Halbheiten, solange dieselben Federn, welche die „Bordellisierung unseres gesamten öffentlichen Lebens" beklagen, sich zwar nicht gerade der „Jugend" und dem „Simplicissimus", aber doch einer Tagespresse zur Verfügung stellen, welche im unmittelbarsten Schatten dieser Gift- und Sumpfpflanzen gedeiht.[2])

Gegen den Jesusleugner Drews.

Professor Dr. Drews, der jetzt „im Auftrage des Deutschen Monistenbundes" an zahlreichen Orten Vorträge hält, um für seine grundstürzende Theorie, daß der historische Jesus eine Mythe, eine Erfindung sei, Propaganda zu machen, stieß bei seinem Wandervortrage in Darmstadt auf einen Gegner, der ihm noch viel zu schaffen machen dürfte. Universitätsprofessor Dr. Hermann Gunkel in Gießen, der sich durch seine religionsgeschichtlichen Forschungen auf den Gebieten des Alten und Neuen Testaments in der Literatur einen Namen gemacht hat und in diesen Fragen als Autorität gilt, fertigte den Dilettantismus und die wissenschaftliche Anmaßung des neuesten Mode-Apostels aller Gegner des Christentums in einer bisher kaum dagewesenen Weise ab. Die liberale „Augsburger Abendzeitung" berichtet darüber in derselben Nummer (Nr. 110 vom 22. April 1910), in welcher sie die beschämende Tatsache mitteilt, daß Prof. Drews in Augsburg in einer Versammlung, in welcher „alle Schichten der Gesellschaft, besonders zahlreich die Arbeiterschaft, vertreten waren", „lang anhaltenden Beifall" gefunden habe. Freilich nicht ohne Widerspruch. Prof. Lembert und der Adventisten-Missionar Werner traten Drews entgegen. Letzterer wusch „den Anwesenden die Köpfe, weil sie vermocht hätten ihr ganzes Christentum zu verleugnen".

Die offiziellen Vertreter des Protestantismus waren, wie an anderen Orten, so auch in Augsburg der Versammlung ferngeblieben. Die protestantischen Pfarrer in Dortmund haben die gleiche ablehnende Haltung durch eine öffentliche Erklärung im „Protestantenblatt" (Beilage Nr. 16 vom 20. April) folgendermaßen begründet: „Nachdem die Aufstellungen des Herrn Prof. A. Drews von den bedeutendsten Männern der deutschen Wissenschaft mehrfach mündlich und in gedruckter Form widerlegt worden sind, versprechen sich die evangelischen Pfarrer Dortmunds von einer Wiederholung der Berliner Vorgänge weder in wissenschaftlicher noch in religiöser Hinsicht irgendwelche Förderung. Sie lehnen daher einmütig die Beteiligung an den in der reklamehaften Form eines „Religionsgesprächs im großen Stil" inszenierten Veranstaltungen von Professor Drews ab und werden denselben fern bleiben."

Mit einer sehr eindrucksvollen, geradezu imposanten Kundgebung haben die Katholiken Augsburgs die öffentliche Herausforderung jeder christlichen Ueberzeugung beantwortet. Am Sonntag, 24. April, fand im Herrlesaale zu Augsburg eine Riesenversammlung statt, die nach einer überaus eindrucksvollen, herrlichen Rede des Kanonikus Prof. Dr. Meyenberg aus Luzern voll Begeisterung für Jesus Christus den Gottmenschen Zeugnis ablegte.

Die den veranstaltenden katholischen Vereinen sonst sehr ablehnend gegenüberstehende liberale „Augsburger Abendzeitung" (Nr. 113) berichtet über diese „riesig besuchte Protestversammlung" in sehr bemerkenswerter Weise: „Der Zudrang war ein derart starker, daß Hunderte noch auf der Straße standen, als um 4 Uhr der Saal gesperrt wurde. Von starkem Beifall begrüßt, ergriff Dr. Meyenberg zu mehr als zweistündigem Vortrag das Wort. Dem Redner muß das Zeugnis gegeben werden, daß er mit einem geradezu stupenden Aufwand theologischen, philosophischen und historischen Wissens die Lösung seiner Aufgabe zu bewerkstelligen wußte." Ein Bericht der „Augsburger Postzeitung" (Nr. 93) schätzt die Gesamtzahl der Teilnehmer auf 6000. Eine geplante Parallelversammlung scheiterte an dem Mangel eines verfügbaren Lokals. Unbeschreiblicher Beifallsjubel folgte der glänzenden Rede Prof. Meyenbergs. Der Vorsitzende, Chefredakteur Seiwert, der die Kundgebung mit einem kraftvollen Protest eingeleitet hatte, sprach auch das zündende Schlußwort, und die flammende Begeisterung der Massen fand in dem gemeinsamen Gesang des Osterliedes „Jesus lebt" mächtigen Ausdruck.

Die schwerste öffentliche Niederlage, die Professor Drews bisher im eigenen Lager erlitt, war zweifellos die eingangs erwähnte in Darmstadt. Wir berichten darüber nach der bereits oben zitierten liberalen Quelle:

„In Darmstadt ist Herrn Philosophieprofessor Dr. Drews ein ungewöhnlich scharfer Gegner erstanden in der Person des Professors Gunkel-Gießen. Dieser führte aus: Die Frage, ob Jesus gelebt habe, ist eine rein historische. Von Professor Drews bin ich in seinem Buche, das dasselbe Thema behandelt, viel zitiert worden. Ich bin also für ihn Autorität. Ich spreche hier wie vor Gericht als ein Sachverständiger und nehme alles, was ich sage, auf meinen Eid. Woher der Glaube an Christus kommt, das wissen wir. Woher kommt aber der Glaube an Jesus? — Drews antwortet, es sei dieser Glaube schon im Alten Testament nachgewiesen. Es handelt sich hier also um eine alttestamentarische und religionsgeschichtliche Frage. Wer da mitreden und entscheiden will, und ein eigenes Urteil abgeben soll, muß mindestens die hebräische Sprache verstehen. Drews kann aber gar kein Hebräisch. Die Dilettanten erster Ordnung, wie ich zu meinen Studenten sage, lesen die Bibel nach der Uebersetzung von Kautzsch, die zweiter Ordnung nach der Uebersetzung von Luther. Drews ist ein Dilettant zweiter Ordnung und zitiert Luther. So heißt es in dem Psalm 22 bei Luther: Errette mich von dem Einhorn. Dies dient Drews unter anderem zur Stütze für seine mythologischen Beziehungen. Es handelt sich hier aber um einen Uebersetzungsfehler; gemeint ist nämlich ein Büffel. Seit 100 Jahren wissen wir, daß im Buch Jesaias zwei Bücher enthalten sind. Drews weiß das nicht und verwechselt den Jesaias mit dem Deuterojesaias. Wer so zitiert, dem kann ich nur sagen: Freund, dir fehlen die Fundamente. Die Methode von Drews ist wissenschaftlich nicht auf der Höhe, ich könnte sie lächerlich machen. Die Namensgleichung Jesus und Josua, die Drews vertritt und die einen wesentlichen Teil seiner Theorien ausmacht, ist Unsinn. Das Wort Jesus enthält ein Bekenntnis zum Jawekult und ist nicht der Name eines Kultgottes Josua. Ein wirklicher Gelehrter weiß, auf welche Autoriäten man sich verlassen kann; Drews zitiert auch neben Autoritäten zahlreiche Dilettanten, namentlich ist er auf einen amerikanischen Mathematikprofessor verfallen, der auch kein Hebräisch versteht. Warum, Herr Professor Drews, lassen Sie sich das Hebräische, das Sie nicht verstehen, nicht von einem Fachgelehrten übersetzen. So wie Sie jetzt arbeiten, sind Sie allen Irrtümern ausgesetzt. Reden Sie auch nicht über Dinge, die Sie nicht verstehen. Josua war kein Kultgott, auch Jesus nicht. Die ganze ältere Christenheit glaubte an Jesus. Noch ist es Zeit zur Umkehr, Herr Professor Drews, und lassen Sie sich von einem Fachmann belehren. Die Babel-Bibelfrage ist im Sande verlaufen, und ich prophezeie Drews' Theorien das gleiche Zeichen. — Professor Drews gab in seinem Schlußwort zu, daß er in dieser Frage ein Dilettant sei." — — —

[2]) Wenn man erquickende Offenherzigkeiten eines Richard Nordhausen über Nacktkultus, sittlichen Niedergang, sexuelle Entartung usw. ausgerechnet in den „Münchener Neuesten Nachrichten" liest und beobachtet, wie diese Dinge zu gleicher Zeit an anderen Stellen des Blattes gehandhabt werden, dann erinnert man sich unwillkürlich der Praxis desselben liberalen Organs in der Behandlung kirchlicher Dinge: Grundtendenz schärfste Kampfesstellung gegen alles Kirchliche bis zu verletzendstem Hohn und Spott, was aber nicht hindert, daß — zur gefälligen Auswahl für abweichende Geschmäcker im Lesepublikum — an anderer Stelle „ernst und würdig" über lokale kirchliche Feierlichkeiten berichtet wird. Wer zu solcher Irreführung des Publikums irgendwie seine Hand leiht, macht sich mitschuldig an den verheerenden Wirkungen dieser Art von Presse.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Wahlen in Frankreich.

Was wir Deutschen an Sorgen und Gefahren in der inneren Politik haben, erscheint leicht zu tragen im Vergleich mit dem Verzweiflungskampf gegen den radikalen Kulturkämpferblock, den der Katholizismus in Frankreich führen muß. Und am 24. April haben unsere französischen Gesinnungsgenossen abermals eine große Schlacht verloren. Es fanden die Neuwahlen für die Deputiertenkammer statt. Nach unserer Berechnungsart waren die Aussichten für die Opposition nicht schlecht infolge der vielfachen Blößen, welche sich die radikalsozialistische Mehrheit in der letzten Wahlperiode gegeben hat. Die klöster- und kirchenfeindliche Politik war kompromittiert durch die fürchterlichen Unterschleife der staatlichen Liquidatoren; die gottlose Schulpolitik war grell beleuchtet durch die Enthüllungen über die abscheulichen Lehrbücher und die sich anschließenden Prozesse von Lehrern gegen Bischöfe; die Abgeordneten hatten durch Erhöhung ihres eigenen Amtseinkommens auf 15000 Frcs. sich scharfe Kritiken zugezogen; die Einkommensteuer hatte man abermals versumpfen lassen; die weithin geforderte Wahlreform war von dem zeitigen Machthaber Briand verhindert worden. Grund zur Entrüstung und Unzufriedenheit war in Ueberfluß vorhanden; namentlich lag für alle Katholiken, die noch an ihr eigenes Seelenheil oder wenigstens an das ihrer Kinder denken, die dringendste Veranlassung zu tatkräftigem, geschlossenen Vorgehen vor. Die kirchlichen Autoritäten, der h. Stuhl und die meisten französischen Bischöfe hatten besondere Anstrengungen gemacht zur Aufmunterung und Sammlung aller Elemente, die für die Erhaltung der Kirche und der christlichen Schule eintreten wollten. Bei alledem wäre es vermessen gewesen, auf einen sofortigen Umsturz der Mehrheit zu rechnen; aber wenigstens durfte man doch hoffen, daß die Opposition beträchtliche Fortschritte machen und so das Rettungswerk vorbereiten werde.

Nach den bisherigen Nachrichten aber bleibt es beim alten. Herr Briand bekommt seine alte Mehrheit wieder. Der aus Freimaurern und herrschsüchtigen Sozialisten gebildete Kulturkampfblock wird ohne erhebliche Einbuße bestehen bleiben und seine Schandwirtschaft für weitere vier Jahre mit ungeschwächten Kräften fortsetzen können. Die Katholiken und Konservativen haben anscheinend keinen neuen Boden gewonnen, sondern nur mühselig ihren bescheidenen Besitzstand behauptet.

Ist denn das katholische, das christliche Frankreich zum Untergange bestimmt? Ist der aus Logenmörtel und raffiniertem Petroleum gefügte Block unverwundbar? Muß der Himmel mit einem Wunder eingreifen? Oder muß man in fatalistischer Ergebenheit warten, bis einer jener „Zwischenfälle" eintritt, die schon so häufig die französische Entwicklung unversehens in ein anderes Gleis warfen? Wir deutschen Zuschauer hatten bisher gehofft, daß dort die Heilung der politischen Krankheit in ähnlicher Weise erfolgen würde, wie bei uns zu Lande, nämlich von innen heraus durch die mobil gemachten gesunden Säfte und Kräfte des Volkes. Aber was darf man sich nach der bisherigen Kette der Mißerfolge noch von der Organisation der besseren Elemente in Frankreich versprechen?

Einige Franzosen setzen die letzte Hoffnung auf die Verhältniswahlen. Sie erwarten eine Neubelebung der gutgesinnten Bürgerschaft, wenn die gegenwärtige Einzelwahl in kleinen Kreisen, bei denen persönliche Einflüsse und örtliche Profitjägerei die Minderheit tot machen, in Fortfall kommt und im großen Bezirk eine Listenwahl stattfindet, die auch der Minderheit die Erringung eines Mandats möglich macht. Wenn das richtig ist, so werden vermutlich die Machthaber die Einführung der Listen- und Verhältniswahl auch weiterhin zu vereiteln wissen, wie ja soeben noch Herr Briand kurz vor Toresschluß gegen die Wahlreform sich mit allen Kräften gesträubt hat.

Uns bleibt nichts anderes übrig als das tiefe Bedauern mit dem Schicksal der Kirche, der Schule und den katholischen Einwohnern in Frankreich. Helfen können wir nicht und zum Richter sind wir nicht berufen. Man darf von niemandem mehr verlangen, als was in seinen Kräften steht, und die Kräfte der Gutgesinnten scheinen nicht recht groß zu sein. Wir wollen uns auch keineswegs überheben, sondern vielmehr unsere ganze Tatkraft einsetzen, damit wir nicht auf denselben Standpunkt der Ohnmacht eines bloßen „Objekts der Gesetzgebung" hinabgleiten. Der Stoff zu einem kulturkämpferischen Block ist ja leider in Deutschland, wie sich immer deutlicher zeigt, auch recht reichlich vorhanden. „Sehe jeder, wo er bleibe, und wer steht, daß er nicht falle."

Die preußische Wahlreform gefährdet.

Die Regierung hat es mit ihrer mittelparteilichen Taktik glücklich dahin gebracht, daß die Wahlrechtsgesetzgebung auf einen toten Strang geraten und die Reform fast aussichtslos geworden ist. Die Offiziösen, die vorige Woche gegen die einseitige Parteikonstellation zu Felde zogen, haben sich freilich selbst berichtigen und feierlich erklären müssen, daß die hohe Staatsregierung immer nur von ganz sachlichen Erwägungen sich leiten lasse und nur gegen Mängel des Wahlrechts, aber nicht gegen irgendwelche Parteien auftrete. Das klingt nett, wie ein altes Glockenspiel. Tatsächlich aber hat die Regierung eine Schwenkung gemacht, die nicht durch sachliche Gründe, sondern nur durch Vorliebe für die Mittelparteien, namentlich für die nationalliberalen Plutokraten in Rheinland und Westfalen sich erklären läßt.

Der Ministerpräsident v. Bethmann Hollweg prästierte die außerordentliche Diligenz, daß er persönlich in der Herrenhaus-Kommission erschien, um drei Aenderungen der Beschlüsse erster Lesung durchzudrücken. Erstens wollte er die Einführung einer Zweidrittelmehrheit für künftige Wahlrechtsänderungen rückgängig gemacht wissen; die Kommission tat ihm den Gefallen. Zweitens wollte er den „Kulturträger"-Paragraphen wieder hergestellt haben, und auch diesem Wunsche entsprach die Kommission, obschon sie eine wirklich befriedigende und grundsätzlich unbedenkliche Auswahl der „Privilegierten" noch nicht entdeckt hatte. Drittens aber — das ist der Angelpunkt — wollte der Ministerpräsident die Bezirke, in denen die Drittelung der Wählerschaft stattfindet, ausgedehnt haben bis auf den Umfang von 10—20000 Einwohnern in den größeren Orten. In diesem Punkte ging die Mehrheit der Kommission nicht mit, sondern hielt an ihrem Beschlusse fest, der die Drittelungsbezirke bis höchstens 5200 Einwohner ausdehnt. Ob das Zentrum sich eine solche Verdreifachung der (bisher auf 1750 Einwohner bemessenen) Drittelungsbezirke gefallen läßt, ist schon sehr fraglich; aber daß Bezirke von 10000 bis 20000 Einwohnern für das Zentrum einfach unannehmbar sind, bezweifelt kein Sachkenner. Das Vorgehen der Regierung hat also nur dann Sinn und Zweck, wenn sie beabsichtigt, an Stelle der bisherigen Kompromißmehrheit eine neue konservativ-freikonservativ-nationalliberale Parteikonstellation zu setzen. „Sachlich" ist der plötzliche Eifer der Regierung für die großen Drittelungsbezirke gar nicht zu erklären. Sie hatte in ihrer eigenen Vorlage die seit 18 Jahren bestehende und trefflich bewährte Urwahlbezirksdrittelung beibehalten und trefflich verteidigt, obschon sie die direkte Wahl mit Zusammenzählung aller Stimmen in jeder Klasse aller Urwahlbezirke vorgesehen hatte. Wenn nun die indirekte Wahl wieder eingeführt wird und jeder Urwahlbezirk als wirklicher Wahlkörper auf eigene Faust sechs Wahlmänner zu wählen hat, so ist die Drittelung in jedem Urwahlbezirk erst recht das Natürliche, Gerechte und Gebotene. Wer das Gegenteil erstrebt, treibt Parteipolitik zum Profit der Nationalliberalen.

Geht das so weiter, so scheitert die ganze Wahlreform. Wir haben schon ausgeführt, daß das Zentrum einem solchen Ausgange mit aller Ruhe entgegensehen kann. Das Fiasko des gegenwärtigen Anlaufs wäre für die Staatsregierung nicht bloß eine moralische Schlappe, sondern auch eine bedenkliche Zukunftsbelastung. Wahlreformen und sybillinische Bücherpflegen im zweiten Verhandlungstermin nicht billiger, sondern teuerer zu werden. Für Herrn v. Bethmann selbst ist es ein beträchtliches Manko, wenn der Glaube an seine Stellung über den Parteien in die Brüche geht.

Der Kampf im Baugewerbe.

Eine erfreuliche Nachricht kommt aus Berlin, wo die Unternehmer und die Organisationen der Bauarbeiter sich verständigt haben auf Grund eines Schiedsspruches des Einigungsamtes. Die Berliner Unternehmer waren klug genug, die grundstürzenden Aenderungen des Tarifvertrages, den der deutsche Arbeitgeberverband in Dresden als Ultimatum aufgestellt hatte, von vornherein fallen zu lassen und sich auf die Neuregelung der Lohnfrage in der Hauptsache zu beschränken. Als die Verhandlungen darüber nicht vorwärts kommen wollten, rief man das Einigungsamt als ehrlichen Makler an. Der Schiedsspruch wurde von den Arbeitern aller Schattierungen mit großer Mehrheit, von den Unternehmern sogar einstimmig angenommen. Es wird also von mehr als 30000 Bauarbeitern in Berlin und Umgebung ruhig weitergearbeitet. Das bedeutet

eine große Entlastung der Gewerkschaftskassen in ihrer Aufgabe der Unterstützung der Ausgesperrten. Etwa ein Sechstel der Gesamtzahl ist dadurch nicht nur versorgt, sondern sogar in die Lage versetzt, für die ausgesperrten Kameraden im Reiche eine beträchtliche Kriegssteuer (bis zu 1 ℳ pro Tag und Kopf) aufzubringen.

Sollte die Tatsache von Berlin und der Anblick der sonstigen großen Lücken in der Aussperrung die kampflustigen Unternehmer nicht doch noch zur Besonnenheit zurückrufen? Jedenfalls erweist die Berechnung, daß in 6 bis 8 Wochen die Widerstandskraft der Arbeiter gebrochen sein werde, sich schon jetzt als haltlos. Die Arbeiter werden auch im ungünstigsten Falle es viel länger aushalten. Unzweifelhaft wird man sich schließlich doch auf einer mittleren Linie verständigen müssen, und das kann man auch heute schon, ohne erst die Anhäufung von wirtschaftlichen Leichen und sozialen Trümmern abzuwarten.

Wenn die Bauunternehmer doch erkennen wollten, daß sie nur von der schweren Industrie als Versuchsobjekt und Kanonenfutter mißbraucht werden sollen!

Je weiter die Organisationen von Arbeitgebern und Arbeitnehmern sich ausbilden, desto größer wird der Einfluß, aber zugleich auch die Verantwortlichkeit der Personen, die an der Spitze der großen Verbände stehen. Bisher hatte man die größte Besorgnis vor den sog. Arbeiterführern, weil man ihnen wenig Interesse an der Erhaltung des Friedens und der hinter ihnen stehenden Masse weniger Einsicht und Besonnenheit zuschreiben wollte. Nun hat sich aber das Blättchen gewendet. Die Arbeiterverbände haben sich Sekretäre zugelegt, die auf einer hohen Stufe der wirtschaftlich-sozialen Ausbildung stehen. und die Erfahrung hat mehrfach gezeigt, daß die Arbeitermassen wohl das Verständnis und die Disziplin haben, um den friedlichen Ratschlägen ihrer Sekretäre und der anderen Vertrauensmänner an der Spitze ihrer Verbände zu folgen. In dem jetzigen Kampfe innerhalb des Baugewerbes vertritt die Arbeiterschaft das konservative, friedliche, bedächtige Element. Dagegen lassen sich die Unternehmer-Organisationen von rührigen Wortführern in eine Kampfstimmung und Kampfstellung hineinbugsieren, wie es bei gehöriger Umsicht und Einsicht der Beteiligten sich kaum erklären läßt. Das warnende Beispiel der Berliner und Hamburger Kollegen bringt die Leute nicht zur Besinnung. Das Hervortreten der großindustriellen Drahtzieher macht sie nicht mißtrauisch, sondern scheint sogar die Kampflust zu steigern, da man sich einbildet, daß diese Herren riesige Summen aus reiner Nächstenliebe verschenken möchten. Entweder herrscht auf jener Seite ein gewaltiger Zwang, vor dem die bedächtigen Elemente sich scheu ducken, oder es fehlt in den Kreisen der Bauunternehmer an der Befähigung zu eigenem Urteil. Jedenfalls ist es eine auffallende Erscheinung, daß die große Mehrheit den Wortführern blindlings nachläuft in ein Abenteuer, dessen ungeheure Gefährlichkeit auch der Optimist nicht leugnen kann, und dessen Vermeidbarkeit klar zu erkennen ist. Korpsgeist ist gut, aber Vernunft und Gewissen müssen ihm die Grenzen ziehen.

Der südwestafrikanische Erisapfel.

Neuerdings wurde man an die Krisis vom Dezember 1906 erinnert. Damals wurden die politischen Leidenschaften aufgepeitscht, weil die Reichstagsmehrheit in dem wiedereroberten Südwestafrika eine sparsame Wirtschaft einleiten wollte. Jetzt ist ein lebhafter Streit in der Budgetkommission des Reichstags ausgebrochen, weil der Abgeordnete Erzberger und Kolonialpolitiker anderer Parteien von den nachträglichen Kriegskosten einen Teil den inzwischen wohlhabend gewordenen Interessenten aufladen möchten. 1906 beschuldigte man die Vorkämpfer der Sparsamkeit des Angriffs auf die „Kommandogewalt des Kaisers“. Jetzt erhebt Staatssekretär Dernburg gegen die Anträge auf eine bessere Besteuerung den Vorwurf, daß sie das „Vorrecht des Kaisers“ antasteten. Nebenbei spricht er auch von „Vermögenskonfiskation“. Warum und wozu dieser u n s a c h l i c h e Ton, diese Verdächtigung und die Verhetzung mit Schlagworten? Wir betrachten lieber die Angelegenheit mit großer Gelassenheit und ruhigster Sachlichkeit. Die Anregungen des Herrn Erzberger verdienen eine gründliche Prüfung. Das Zentrum hat keineswegs diese Anträge zu den seinigen gemacht; es wird sich erst nach Klärung der Sachlage und der Rechtslage entscheiden. Der Ausgleich wird auch hier wohl auf der berühmten mittleren Linie gefunden werden müssen. Die gesetzgeberischen Faktoren werden sich verständigen, und das in den Kolonien profitierende Kapital wird eine gewisse Rate der Aufwendungen schon tragen können, ohne tot gemacht oder abgeschreckt zu werden. Wozu die Aufregung? Steuern müssen doch fortwährend gemacht und bezahlt werden.

Frühlingsbilder.

Im Garten hinterm Hause
Fand ich ein Amselnest
In weissem Blütenstrausse
Umspielt vom lauen West!

Die schwarzen Augensterne
Der kleinen Amselfrau
Schau'n träumend in die Ferne
Hoch von des Nestes Bau.

Und Efeuranken legen
Sich übers Nestchen mild,
Ein weisser Blütenregen
Rings aus den Bäumen quillt.

Und nahe bei dem Neste
Übt schon ihr Herr Gemahl
Der Brut zum Wiegenfeste
Eifrig den Festchoral.

▪ ▪ ▪

Wetterwolken ziehen
Drohend, schwarz und dicht,
Und vor ihnen fliehen
Rastlos Glanz und Licht.

Dunkle Schatten jagen
Über die Fluren her,
Die noch eben lagen
Ganz im Sonnenmeer.

Doch auch durch die Schatten
Eilt der Lenz und lacht,
Zaubert auf die Matten
Grün und Blütenpracht.

▪ ▪ ▪

Trüb kommt heut der Frühlingstag,
Stürme brausen wieder;
Doch die Amsel singt im Hag
Jubelnd ihre Lieder.

Menschenkind, mach's ebenso!
Wenn die Stürme toben,
Hör nicht auf, dankbar und froh
Deinen Gott zu loben.

Fritz Flinterhoff.

Deutsche Botschaft beim Heiligen Stuhl?

Zu den Ausführungen des Herrn Dr. Paul Maria Baumgarten in Nr. 17 der „Allgemeinen Rundschau“ möchte ich die Bemerkung machen, daß tatsächlich der Deutsche Kaiser im Jahre 1872 einen „Botschafter des Deutschen Reiches bei dem Heiligen Stuhl“ e r n a n n t hat. Allerdings hat dieser Ernannte das Amt nicht antreten können.

Am 1. Mai 1872 schrieb Herr von Dehrenthall, der Geschäftsträger der deutschen Gesandtschaft, an den Kardinal-Staatssekretär Antonelli:

„Durch mein Schreiben vom 25. April habe ich die Ehre gehabt, Eure Eminenz davon in Kenntnis zu setzen, daß Seine Majestät der Kaiser und König, mein erhabener Herr, den Herrn Kardinal Fürsten Hohenlohe zum B o t s c h a f t e r d e s D e u t s c h e n R e i c h s b e i d e m H e i l i g e n S t u h l e z u e r n e n n e n geruht haben.

Meine Regierung beauftragt mich heute, Eure Eminenz zu ersuchen, daß Sie nach Einholung der Befehle des Heiligen Vaters mich benachrichtigen wollen, ob diese Wahl Sr. Majestät des Kaisers und Königs Seiner Heiligkeit genehm sei.“

Kardinal Antonelli gab keine direkte Antwort auf die Frage nach der Genehmheit der Einzel-Persönlichkeit, sondern erklärte als Willensmeinung des Heiligen Vaters:

„Während Seine Heiligkeit für den Gedanken Seiner Majestät des Kaisers und Königs empfänglich ist, bedauert Sie doch, e i n e n K a r d i n a l der heiligen römischen Kirche, auch wegen der augenblicklichen Umstände des Heiligen Stuhles, nicht a u t o r i s i e r e n zu können zur Annahme eines so delikaten und wichtigen Amtes.“

Die Wahl der Persönlichkeit, die Unterlassung einer vorherigen vertraulichen Anfrage seitens des Fürsten Bismarck und seitens des Kardinals Hohenlohe sowie die Ausbeutung der Angelegenheit in der Presse und im Reichstag zeigten schon damals deutlich genug, daß unter dem Scheine eines Entgegenkommens ein „Zwischenfall“ geschaffen werden sollte, der sich zur Schärfung der kulturkämpferischen Stimmung sowohl bei dem alten Kaiser Wilhelm I. als auch in den Volksmassen verwerten ließe.

Darauf ist augenblicklich nicht näher einzugehen. Es sei hier nur festgestellt, daß damals der Deutsche Kaiser einen Botschafter beim Heiligen Stuhl e r n a n n t und also die bisherige Gesandtschaft zur Botschaft erhoben hat.

Fr. Nienkemper, Berlin.



Eine Mahnung.

(Zu dem Besuche Th. Roosevelts in Berlin)

Von Werner von Lieres und Wilkau.

In dieser Woche wird Roosevelt in der deutschen Metropole eintreffen. Wir Deutschen heißen ihn von ganzem Herzen willkommen als den glänzendsten Repräsentanten, den sein uns befreundetes Vaterland aufweisen kann, als den bedeutenden, weitherzigen und offenen Mann, dem unsere volle Achtung gehört.

Es versteht sich von selbst, daß wir einen solchen Gast entsprechend bewirten. Doch alles mit Maß und Ziel, diese Regel sollen wir dabei im Gedächtnis behalten. Seitdem Theodore Roosevelt die Jagdgründe Afrikas verlassen und sich wieder auf dem Boden der Kultur befindet, seitdem ihn wieder Bleichgesichter umgeben, wird mit ihm ein Kultus getrieben, der ihm recht oft unbequem werden sollte, wäre er nur nicht zu sehr Amerikaner. Wenn man ihn absolut wie einen Triumphator feiern will, so läßt er es sich gern gefallen. Sollte er wirklich etwas von seiner Größe verlieren, was kümmert es ihn, seine Landsleute sind sicher mit ihrem „Teddy" zufrieden.

Der peinliche Zwischenfall am Vatikan aber und nun auch Roosevelt's Rede vor dem Parlament des Königreichs Ungarn würden uns in Berlin gewiß nicht behagen, so sehr auch die Presse in ihrer Parteilichkeit diesem demonstrativen Auftreten huldigt.

Seit einigen Jahren wetteifern wir leider bei derartigen Besuchen in lauten Gefühlsäußerungen mit unsern westlichen Nachbarn und sind jetzt wieder auf dem besten Wege dazu.

Vergessen wir nicht: Roosevelt kommt als Privatmann nach Berlin. — Daß Kaiser Wilhem sich von Herzen freut, mit dem Manne einige Tage zusammen zu verleben, dessen Bekanntschaft zu machen er schon lange wünschte und der seiner eigenen Persönlichkeit in vielem gleicht, ist bekannt. Wenn er also in seiner freimütigen, impulsiven Art dem Expräsidenten Liebenswürdigkeiten im hohen Maße erweist, ihm Wohnung im Kgl. Schloß anbietet, so ist dies selbstverständlich und politisch klug, denn Roosevelt ist der kommende Mann Amerikas, weiß Gott, vielleicht wartet man bloß auf ihn. Selbst die bevorstehende Verleihung einer Ehrendoktorwürde der juristischen Fakultät seitens der Berliner Universität hat nichts Auffallendes an sich, von den obligaten Diners und Empfängen ganz abgesehen. Aber damit möchten wir es doch bewenden lassen.

Wir dürfen uns nicht mit den anderen vor einen Triumphwagen spannen, das ist nicht unser Platz. Man soll im fernen Westen nicht auch über uns lächeln. Begrüßen wir Theodore Roosevelt als unseren Freund herzlich mit festem Händedruck, aber ohne Komplimente, gemäß unserer warmen Sympathien für ihn und der Würde der großen deutschen Nation.

Ein fremder Gast.

Schon längst kam mir kein Glück zu Hause;
Es war verschollen ganz und gar.
Ich schaut nach ihm seit manchem Jahr
Aus meiner engen Dichterklause.
Heut kam es plötzlich zu Besuch.
Trat zu mir ein nach alter Weise,
Als wenns von einer Tagesreise
Nach meinem Wohlbefinden frug. —
Die Mode wechselt Kleid und Hemd
Nach fremdländisch geformtem Schnitte;
Mein altes Glück trug Vätersitte,
Das neue war mir gar zu fremd. —
Ich mocht mich seiner nicht erfreuen;
Verlegen stand ich scheu am Tor
Und schaut am fremden Gast empor,
Ob ihn der Eintritt könne reuen.
Da zog der Fremdling rasch den Hut
Und sprach mit sichtlichem Befangen:
„Verzeiht, ich bin wohl fehl gegangen!"
Ich knickste bloß; er ging, und das war gut. —

Anna Nütten.

Die klösterlichen Erziehungsanstalten in Deutschland.

Von

Rechtsanwalt Dr. iur. Brüning, Trier.

Als in Preußen im Jahre 1908 das höhere Mädchenschulwesen neu geordnet wurde, beeilten sich eine große Anzahl — öffentlicher sowohl wie privater — Schulen, ihren Unterrichtsbetrieb und die gesamte Anstaltseinrichtung dem neuen Reglement anzupassen. Zu unserer Freude und zum Lobe unserer klösterlichen Anstalten können wir konstatieren, daß diese bei dem Wettlauf nicht zurückgeblieben sind; eine große Anzahl derselben hat die staatliche Anerkennung nachgesucht und auch erhalten. Diese Tatsache hat verschiedenen Blättern, vom bündlerisch-polternden „Reichsboten" bis zur „freiheit"lichen „Frankfurter" Veranlassung gegeben, vom Leder zu ziehen und ein erschreckliches Getöse zu verursachen ob der Bevorzugung klösterlicher Anstalten durch die Regierung. Am Schlusse dieser Zeilen werden wir davon Näheres hören, insbesondere auch darüber, wie gut instruiert das letztgenannte Blatt war, als es seine Angriffe in Szene setzte. Vorerst sei etwas allgemein Interessierendes über die in Frage stehenden Anstalten — und zwar nicht nur in Preußen, sondern im ganzen Reich — soweit das möglich ist, mitgeteilt. „Soweit das möglich ist" — denn die offiziellen Mitteilungen der statistischen Aemter der Einzelstaaten sind nicht so gestaltet, daß man aus ihnen ohne weiteres das Gewünschte entnehmen könnte. Und eine Zusammenstellung der katholischen höheren Mädchenschulen usw. fehlt uns. Deshalb sei hier gleich eine Bitte ausgesprochen. Wir besitzen in 6 ter Auflage den Weberschen Führer durch katholische Pensionate, Lehr- und Erziehungsanstalten. Sollte auf dieser Grundlage — ich sage Grundlage, denn der Führer ist absolut unvollständig — die Kommission für Schulwesen, welche der katholische Frauenbund eingerichtet hat, nicht in der Lage sein, uns eine Zusammenstellung zu schaffen, die uns ein übersichtliches Bild über katholisches Erziehungswesen in Deutschland gibt? Doch das nebenher — zur Sache selbst!

Preußen zählte 1906 — in diesem Jahre war die letzte hier in Betracht kommende Erhebung — auf höheren Mädchenschulen 156,973 Schülerinnen, darunter 35,652 Katholikinnen (22.71 Prozent). Im Verhältnis zum Bevölkerungsprozentsatz ist das reichlich wenig; jedoch möge man bedenken, daß wir von 1891 ab von 15.4 Prozent auf den erwähnten Prozentsatz gestiegen sind. Von der Gesamtzahl der katholischen Schülerinnen befanden sich 28,237 auf privaten Anstalten und nur 7415 auf öffentlichen höheren Schulen. Also etwa 3/4 der katholischen Schülerinnen besuchten die erstgenannte Anstaltsart; umgekehrt liegt die Sache bei den Andersgläubigen; von den evangelischen usw. Besucherinnen der Schulen waren 56,681 auf öffentlichen, 51,237 auf privaten Schulen; für die Israeliten sind die entsprechenden Ziffern 7080 bzw. 6323. Also auch hier überwiegt die Besuchsziffer der öffentlichen Schule. Soviel zur allgemeinen Orientierung. Die Schulen selbst anlangend, so waren von den

1. öffentlichen	137 evang.,	2 kathol.,	2 israel.,	129 parit.	usw.
2. privaten	314 „	150 „	1 „	210 „	

Die katholischen Schulen sind also durchweg private, die 2 öffentlichen befanden sich in Aachen und Geldern. Wie viele von diesen Schulen von Ordensschwestern geleitet wurden, geht aus dem Stat. Jahrbuch für Preußen hervor; nach diesem sind es im ganzen 62, deren Verteilung auf die einzelnen Provinzen so ist, daß entfallen auf den ganzen Osten inkl. Sachsen 12, auf Hannover 5, auf Westfalen 9, auf Hessen-Nassau 8 und endlich auf die Rheinprovinz 28. Der Schwerpunkt liegt also im Westen. Im Gegensatz zu dieser Ziffer ist von einem berufenen Vertreter des Kultusministeriums die Zahl der in Betracht kommenden Anstalten auf 93 angegeben worden. Bedenkt man, daß nach Zeitungsnachrichten heute schon viele klösterliche Anstalten anerkannt sind, so ist die Differenz nur dadurch erklärlich, daß der genannte Sprecher des Ministeriums die einzelnen Anstaltsarten getrennt gezählt hat, auch wenn es sich an sich nur um eine Niederlassung handelte. — Ebensowenig ist aus dem Jahrbuch ersichtlich, wie viele Schülerinnen die Klosterschulen besuchten. Dagegen läßt sich genau feststellen, wie viele klösterliche Anstalten heute in Preußen anerkannt sind. Es sind ihrer 58 (nach den Heften 1 und 2 des Zentralblatts); dabei sei bemerkt, daß mehrere Schularten (Töchterschule, Frauenschule),

sofern sie an einer Anstalt kombiniert sind, auch nur als eine Anstalt zählen. Unter Zugrundlegung dieses Zählmodus sind anerkannt in Berlin eine Anstalt, in Schlesien 7, in Sachsen 2, in Hannover 3, in Hessen-Nassau 4, in Westfalen 8, im Rheinland 33. Lyzeen sind mit 22 Anstalten verbunden, nämlich 8 höhere Seminare allein, 5 Frauenschulen allein, 9 Seminare und Frauenschulen verbunden. Diese verteilen sich auf die Provinzen wie folgt:

1. Seminare allein: 1 in Berlin, 1 in Hannover, 2 in Westfalen, 1 in Nassau, 3 in Rheinland;
2. Frauenschulen allein: 2 in Schlesien, 2 in Hannover, 1 in Rheinland;
3. Beide kombiniert: 4 in Westfalen, 3 in Rheinland, 1 in Nassau, 1 in Sachsen.

Dazu tritt noch eine Studienanstalt (realgymnasiale Kurse) in Aachen. — An den neuen Anstalten sind die verschiedensten Orden beteiligt, so in

	Rheinland,	Westfalen,	Schlesien,	Nassau,	Hannover,	Sonst.
die Ursulinen mit	14	2	5	1	3	1
„ Franziskanerinnen mit . .	5	1	—	—	—	—
„ Armen Schulschwestern mit	1	1	2	—	—	—
„ Schwest. vom armen Kinde Jesu mit . . .	5	—	—	—	—	—

Dazu treten die Schwestern von der christl. Barmherzigkeit mit 2 Anstalten (Sachsen, Nassau), die Schwestern u. l. Frau mit 5 (4 Rheinland, 1 Westfalen), die Schwestern von der christl. Liebe mit 2 (1 Westfalen, 1 Sachsen), die Schwestern von der göttl. Vorsehung, vom hl. Kreuz, die Dominikanerinnen und die Englischen Fräulein mit je einer Anstalt (in Westfalen, Rheinland, Rheinland, Hessen-Nassau), sowie mit je 2 noch die Congregatio B. M. Virginis (Westfalen und Rheinland) und die Armen Dienstmägde Christi (Nassau und Rheinland).

Die Lyzealanstalten verteilen sich auf die Orden wie folgt: Es besitzen die Ursulinen: 4 Seminare allein, 4 Frauenschulen ebenso, 3 kombinierte Anstalten; ferner die Armen Schulschwestern: 1 Frauenschule allein; die Schwestern vom hl. Kreuz, von der göttl. Vorsehung, vom armen Kinde Jesu und die Congregatio B. M. Virginis je ein Seminar allein. Kombinierte Anstalten haben je eine die letztgenannte Kongregation, die Schwestern u. l. Frau, die Schwestern von der christl. Barmherzigkeit, die Franziskanerinnen, die Dienstmägde Christi und die Schwestern von der christl. Liebe.

In Bayern betrug die Zahl der katholischen Besucherinnen höherer Töchterschulen 9836 (1905/06) von insgesamt 17 752, also 55,4%, was bei einem Bevölkerungsprozent von über 70 gerade nicht übermäßig gut genannt werden darf. Diese 17 752 Schülerinnen verteilen sich auf 143 Schulen, von welchen 40 öffentliche sind; an dem Rest sind die klösterlichen Anstalten mit 70 beteiligt. Der Wert der Schulen ist ein außerordentlich verschiedener, es überwiegt die 6jährige oder 10jährige Schulzeit; doch sind auch Anstalten mit 4- oder 5jähriger Schulzeit keine Seltenheit. Eine genaue Verteilung gibt das amtliche statistische Jahrbuch nicht; aus dem ausgezeichnet bedienten, inoffiziellen Bayerischen Jahrbuch jedoch ist folgendes zu entnehmen: Es überwiegen in Bayern die Schulen der Englischen Fräulein mit 34 (davon in Oberbayern 11, Schwaben 9, Niederbayern 7), dann folgen die Armen Schulschwestern mit 11 Schulen, die Dominikanerinnen und Salesianerinnen mit je 6, die Franziskanerinnen mit 5 Anstalten; je 2 Schulen haben die Ursulinen und Cisterzienserinnen, je 1 die Benediktinerinnen, Clarissen und Servitinnen. Bei 2 Schulen fehlte die genaue Angabe. Die insgesamt 71 Schulen — das Jahrbuch ist etwas neueren Datums — verteilen sich auf die Regierungsbezirke des Königreichs so, daß entfallen auf Oberbayern 24, Niederbayern 12, Pfalz 4, Oberfalz 5, Oberfranken 1, Mittelfranken 3, Unterfranken 7 und Schwaben-Neuburg 15. Das ist also der Anteil der weiblichen Orden am höheren Mädchenschulwesen in Bayern; insgesamt befaßten sich (1906) in Bayern — das sei des Interesses wegen hier erwähnt — mit Erziehung und Unterricht 16 männliche und 589 weibliche Ordensniederlassungen.

Ebenso wie Preußen und Bayern zeigt auch Württemberg die Erscheinung, daß die Katholiken die höheren Schulen vorziehen, welche von Klosterfrauen geleitet werden. Während auf öffentlichen höheren Mädchenschulen nur 467 Katholikinnen gezählt werden, befinden sich auf höheren klösterlichen Anstalten — insbesondere der Ravensburgener und Sießener Kongregation — noch rund 990 katholische Schülerinnen, so daß die Beteiligungsziffer für die Katholiken etwa 24½% beträgt.

Nicht ganz genau läßt sich für Baden die Zahl der katholischen Töchterschülerinnen bestimmen, da Knaben und Mädchen — es besuchen auch Knaben die Töchterschulen — nach Konfessionen getrennt nicht ausgewiesen sind. Immerhin sind rund 2700 katholische Schülerinnen auf höheren Schulen befindlich, die zirka 39.1% der Gesamtbesucherinnen ausmachen. Auf die klösterlichen Anstalten mögen davon etwa 1000 kommen, soweit sich solches feststellen läßt; denn das Handbuch der Erzdiözese Freiburg ist alles andere denn ausführlich und instruktiv — ein Fehler, den es mit manchen anderen Büchern gleicher Art teilt. Berücksichtigt sind bei dieser Zählung die klösterlichen Anstalten in Baden-Baden, Mannheim, Offenburg, Villingen und Konstanz, also im ganzen 5, die in Händen von fünf verschiedenen Orden sind: Klosterfrauen vom Hl. Grabe, Barmherzige Schwestern, Chorfrauen vom hl. Augustinus, Ursulinen und Dominikanerinnen.

Das Großherzogtum Hessen hat von den 1751 katholischen (32 Prozent) Schülerinnen 1253 auf Privatanstalten. Daran sind die klösterlichen Anstalten ziemlich stark beteiligt. Etwa 1100 Kinder mögen in den Schulen der Englischen Fräulein in Darmstadt, Bensheim, Mainz, Bingen und Worms untergebracht sein.

In Oldenburg kommen von den etwas über 300 katholischen Besucherinnen höherer Schulen zirka 250 auf die Klosterschulen der Schwestern von unserer lieben Frau in Damme, Vant, Oldenburg und Vechta.

In Elsaß-Lothringen existiert — ebensowenig wie in Bayern — ein bestimmter Schultypus für die höhere Töchterschule; ebenso wie in Bayern haben auch hier die Klosterschulen einen beträchtlichen Teil der katholischen Schülerinnen. Von insgesamt 6738 — die in Betracht gezogenen Anstalten sind dem Mushacke 1906/07 entnommen — werden in klösterlichen Anstalten unterrichtet 5260, wovon 1454 auf Oberelsaß, 1027 auf Unterelsaß und 2719 auf Lothringen entfallen. Im Elsaß kommen in Betracht insbesondere die Schwestern der göttlichen Vorsehung, die Schwestern unserer lieben Frau, die Schwestern der christlichen Lehre und die Benediktinerinnen, in Lothringen die Schwestern der hl. Christiana und die Schwestern der göttlichen Vorsehung.

Das ist in kurzen Zügen ein Bild von dem Wirken der Klosterschulen in Deutschland, soweit der höhere Mädchenunterricht in Frage kommt. Es zeigt uns insbesondere, daß unsere Klöster an alle Verhältnisse sich anzupassen verstehen, auch in Preußen an die Neugestaltung des Unterrichts auf den höheren Mädchenschulen.

Das hat, wie gesagt, die „Frankfurter" arg in Harnisch gebracht. Und was ist geschehen? In Hessen-Nassau gibt es jetzt — nach der „Frankfurter" — fünf als höhere Schulen anerkannte klösterliche Anstalten, ausgerechnet in Hessen-Nassau, einer Provinz mit überwiegend evangelischer Bevölkerung, einer Provinz, in welcher im ganzen nur 12 höhere Mädchenschulen anerkannt sind! Auffallend, sehr auffallend, um so mehr, als Teubners „Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich" nur eine Kongregationsschule in Hessen-Nassau kennt und der Taschenkalender für den katholischen Klerus einschließlich der „kümmerlichsten Klippschulen nur acht derartige Schulen aufführt, deren restliche drei nun wohl auch bald anerkannt werden dürften." „Das zeigt mit aller Deutlichkeit, wem zuliebe man plötzlich die vielen Kongregationsschulen in Hessen-Nassau entdeckt und anerkannt hat... Denn daß die Güte des Nonnenunterrichts irgend für die Anerkennung ausschlaggebend sei, daran wagt wohl nach dem vorliegenden Tatsachenmaterial selbst die Leichtgläubigkeit nicht mehr zu glauben." Also nach der „Frankfurter" wurden in Hessen-Nassau jetzt 5 Kongregationsschulen „entdeckt." Wo denn? In Frankfurt, Kassel, Wiesbaden-Limburg und Fulda. Die Städte zählen — in derselben Reihenfolge — zirka 105 000, 10 700, 32 000, 6500 und 12 400 katholische Einwohner; dazu haben Limburg und Fulda stark katholisches Hinterland. Und diese paar Katholiken haben die Unverfrorenheit, Ordensschulen zu haben und dazu noch anerkannte. Ja wenn es die evangelischen höheren Mädchenschulen wären, die z. B. Limburg für seine zirka 3000 oder Fulda seine 6500 Evangelischen hat, welche die Anerkennung erhalten hätten! Dann würde das Blatt wohl schweigen. Oder wenn es sich um die israelitischen höheren Töchterschulen Frankfurts handelte! Was



dann wohl? Dann wäre alles schön und gut; dann spräche man von erfreulichem Emporstreben usw.; aber katholische Schulen und Ordensschulen — brr, das geht gegen die geheiligten Regeln der Inferiorität! — „Entdeckt" hat man die Schulen! Die Schulen hätten alle schon vor 7 Jahren entdeckt werden können. Man blättere nach in Cüppers-Weber, Ratgeber für katholische Eltern, Jahrg. 1903/4. Da steht zu lesen:

S. 46. Frankfurt a. M.: Unterrichts- und Erziehungsanstalt, geleitet von Ursulinen, für Töchter aus besseren Ständen.

S. 48. Fulda: Institut St. Mariä, geleitet von englischen Fräulein . . ., Vorbereitung zum Lehrerinnen-Examen.

S. 53. Kassel: Pensionat Engelsburg . . . ., geleitet von Schwestern der christlichen Schulen von der Barmherzigkeit.

S. 57. Limburg: Pensionat, höhere Mädchenschule und Handelsschule, unter Leitung der armen Dienstmägde Jesu Christi.

S. 81. Wiesbaden: Institut St. Maria, Erziehungs- und Unterrichtsanstalt, geleitet von Englischen Fräulein.

Das Buch, aus dem hier zitiert wird, ist von 1903/4! Und heute — 1910 — „entdeckt" der Seher der „Frankfurter" diese Anstalten.

Die Anstalten sind aber sämtlich noch älter, denn sie sind alle in dem Kloster-Schematismus von 1899 erwähnt; für drei derselben ist auch das Gründungsjahr angegeben, nämlich für Wiesbaden: 1892, Frankfurt: 1888 und Limburg: 1882! Schadet nichts, die „Frankfurter" „entdeckt" die Anstalten im Jahre 1910 auf Grund des „vorliegenden Tatsachenmaterials".

Wozu das Geschrei? Lediglich, um hetzen zu können. Sie sieht es nicht gerne, wenn die hessischen und nassauischen Katholiken von den Befugnissen der Gesetze, die doch auch für sie gemacht sind, Gebrauch machen und für die rund 2100 katholischen Besucherinnen höherer Töchterschulen — so viele waren es bereits im Jahre 1906 — moderne Anstalten schaffen, Frauenschulen gründen usw. Das ist nur für solche Leute, die vom Schlage der „Frankfurter" sind. Die haben die Bildung gepachtet. So urteilt nicht nur die „Frankfurter"; am 26. August 1900 schon schrieb das „Korrespondenzblatt für den akademisch gebildeten Lehrerstand": In der Statistik der württembergischen höheren Schulen „kommt roh zum Ausdruck, das es der katholische Teil der Bevölkerung . . auf die höheren Beamtenstellen abgesehen hat. Es kann für Württemberg ein Zeitpunkt eintreten, wo der Grundsatz der Parität . . einfach nicht mehr . . durchgeführt werden kann, weil nicht mehr erst der vierte, sondern schon der zweite Bewerber . . ein Katholik sein wird. Schon jetzt zeigt sich ein starker Zudrang der Katholiken zum höheren Lehramt, wie er früher fast unerhört gewesen wäre." Dieselbe Melodie, dasselbe Lied; leistet man nicht das, was man leisten sollte, so ist man „inferior"; sind die Leistungen gute, so ist das „unerhört", so ist das „auffällig". Am auffälligsten ist jedenfalls die durch keinerlei Sachkunde getrübte Unkenntnis des Herrn Korrespondenten der „Frankfurter Zeitung" über höheres katholisches Schulwesen in Hessen-Nassau, eine Unkenntnis, die höchstens noch übertroffen wird von seiner Lust am Hetzen gegen die Ordensschulen. Was am Ende alles Endes deren Leistungen angeht, so brauchte man den erwähnten Herrn eigentlich nur auf die Prüfungsergebnisse der katholischen „Klippschulen" hinzuweisen; fruchten wird das ja allerdings wohl wenig; aber Zahlen sind immer beweiskräftiger als Redensarten und Phrasengeklingel. Das aber ist und bleibt die starke Seite der „Frankfurter", wenn sie in catholicis — bzw. contra catholica macht. Im übrigen interessiert es vielleicht auch die „Frankfurter", wie viele Schülerinnen denn die anerkannten Klosterschulen haben. Es stehen mir zur Verfügung die Schülerinnenzahlen von den Schulen in den Diözesen Köln, Trier, München, Paderborn und Fulda — und zwar aus der Mitte des verflossenen Jahrzehnts. Damals zählten von den in Frage kommenden Schulen

50—100	Schülerinnen:	4 (3 Rheinland, 1 Westfalen)
100—150	„	8 (8 Rheinland)
150—200	„	3 (1 Kassel, 1 Rheinl., 1 Westf.)
200—250	„	5 (1 „ 2 „ 2 „)
250—300	„	7 (1 Westfalen, 6 Rheinland)
300—400	„	9 (1 „ 8 „)
400—500	„	1 (1 „)
500—600	„	1 (1 Rheinland)
600—700	„	2 (1 „ , 1 Westfalen)

Dazu treten die beiden großen Anstalten in Aspel bei Rees und Mülhausen bei Krefeld, deren erste Seminar, deren zweite Seminar und Frauenschule hat, und endlich als dritte Schule die höhere Mädchenschule in Kalk (über 20,000 kath. Einwohner). Man wird wohl nicht fehlgehen, wenn man die 3 Anstalten auf in minimo 120 Schülerinnen taxiert.

Das sind natürlich alles „Klippschulen" im Sinne der „Frankfurter". Sie mag sich trösten; vielleicht „entdeckt" sie nächstens noch mehr.

Der Jerusalempilgerzug beim Heil. Vater.

Von Dr. Paul Maria Baumgarten, Rom.

Mit gebräunten Gesichtern und einigermaßen ermüdet von der schönen und ertragreichen Reise nach dem Heiligen Lande und nach Athen wurden die deutschen Jerusalempilger am Freitag in Civitavecchia gegen Sonnenaufgang ausgeladen, um nach Rom befördert zu werden. Als Abschluß der Pilgerfahrt war eine Audienz beim Heiligen Vater erbeten worden, die heute, Sonntag, (24.) um 11½ Uhr im apostolischen Palaste des Vatikans stattfand. Nach den überaus zahlreichen Reden und Ansprachen, die allerorten an die Pilger gehalten worden waren, winkte ihnen als Bekrönung ein Wort der Bewillkommnung und des Segens aus dem Munde des Stellvertreters Christi auf Erden.

Damit alle Pilger zum Handkusse beim Heiligen Vater zugelassen werden konnten, hatte Monsignor Maggiordomo die sehr gute Anordnung getroffen, daß in den drei Räumen, die zwischen der Bibliothek des Papstes und der Anticamera segreta liegen, in dieser selbst, im Thronsaal, in der Sala della Guardia Nobile, in der Sala degli Arrazzi, in der Sala della Guardia Palatina, in der Sala dei Gendarmi, in der Sala Anticamera Bassa, im Konsistorialsaal und in der Sala Clementina die sämtlichen Pilger an den Wänden entlang aufgestellt wurden. Als dann der Heilige Vater erschien, wurde er von den Kardinälen Fischer und Vincenzo Vannutelli sowie dem Fürsten Salm — der in der Uniform der Gardekürassiere erschienen war — auf seinem, für ihn sehr ermüdenden Gange begleitet, und die Hauptpersönlichkeiten wurden ihm im Einzelnen vorgestellt.

Man sah so manchen alten Bekannten, ohne ihn wiederzuerkennen, da die noch etwas stoppeligen Bärte jüngsten Datums dem im Wege standen. Aus allen Augen leuchtete die Genugtuung, die sie darüber empfanden, daß sie in persönliche Berührung zum Papste treten durften. Während nun der Papst langsam seinen Weg durch die oben angegebenen Säle machte, wurden die Pilger aus den schon besuchten Räumen nach und nach in den Konsistorialsaal überführt, so daß alle dort versammelt waren, als der Heilige Vater auch dem letzten derselben in der Sala Clementina die Hand zum Kusse gereicht hatte. Rechts und links vom Throne waren die Sitze für die Herren Kardinäle und die Bischöfe hergerichtet, und als alle erwartungsvoll zu der weißen Gestalt auf dem Throne aufschauten, erbat der Erzbischof von Köln, der Herr Kardinal Fischer, die Erlaubnis, seine Begrüßungsansprache in lateinischer Sprache verlesen zu dürfen. Nach Beendigung derselben bat er dann um die fernere Erlaubnis, dasselbe Aktenstück auch in deutscher Sprache vorzutragen, was der Heilige Vater huldvollst gewährte.

Unmittelbar daran anschließend hielt dann der Papst eine längere italienische Ansprache an die Pilgerschaar, worin er alle die Tatsachen erwähnte, die in den letzten vier Wochen das Interesse von ganz Deutschland nach dem Orient gerichtet hatten. Aus den Zeitungen habe er, so führte er aus, täglich ersehen, was der vor ihm stehende Pilgerzug unternommen habe. Und gerade vor drei Wochen sei jene denkwürdige Feier vor sich gegangen, zu der der Deutsche Kaiser einen seiner Söhne und der Prinzregent von Bayern zwei Prinzen seines Hauses entsandt hätten. Ihnen sei dafür auf das herzlichste zu danken. „La mia gratitudine ed i sensi di mia riconoscenza", sagte er wörtlich, „vadano all' Augusto Imperatore vostro, vadano al venerando Principe Reggente di Baviera, i quali per mezzo dei loro rappresentanti hanno voluto onorare la memoranda ed importante festa, che avete celebrato nella Città Santa, ove Nostro Signore ha vissuto ed è stato crocifisso." Die Gebete, die die Pilger für den Papst dargebracht hätten und darbringen würden, beantworte er mit dem Versprechen, daß er alle Anwesenden täglich in das hl. Meßopfer einschließen und sie dem Erbarmen des himmlischen Vaters empfehlen werde. In der herzlichsten und eindring-

lichsten Weise ermahnte er alle, im Guten auszuharren, damit sie, nachdem sie das irdische Sion geschaut, auch einst in das himmlische Sion aufgenommen werden würden. Zum Schlusse verkündigte er die geistlichen Gnaden und Ablässe, die er allen gewähre, und erteilte dann den Apostolischen Segen.

An die auszugsweise Verdeutschung der längeren Ansprache schloß sich der Gesang der ersten Strophe des Lobgesanges „Großer Gott" an, worauf der Heilige Vater sich mit den deutsch gesprochenen Worten: „Gelobt sei Jesus Christus" von der tiefbewegten Pilgerschar verabschiedete.

Unmittelbar nachdem sich die Türe hinter dem Papste geschlossen hatte, ergriff der Herr Kardinal Fischer das Wort, um den Pilgern den anwesenden Kardinal Vannutelli vorzustellen, der als Legat des Heiligen Apostolischen Stuhles so viel zum herrlichen Gelingen des vorigjährigen Eucharistischen Kongresses in Köln beigetragen habe, und dem er zu wärmstem und herzlichstem Danke verpflichtet sei. Danach strömten die Pilger langsam über die Scala Nobila hinab in den Cortile di San Damaso, wo der päpstliche Hofphotograph, Cavaliere Felici — dessen neueste Aufnahmen des Papstes das Beste sind, was ich kenne — alles für die Aufnahme eines großen Gruppenbildes hergerichtet hatte.

Heute Abend findet die letzte Pilgerversammlung statt, und dann wird die Heimreise angetreten.

Das ganze Unternehmen, dessen Umfang und Bedeutung man im Augenblick noch gar nicht genügend abschätzen kann, ist außerordentlich gut vorbereitet gewesen; die Ausführung ist zu Jedermanns Zufriedenheit ausgefallen, und das Lob und der Dank aus dem erlauchten Munde des Stellvertreters Christi auf Erden darf den Veranstaltern und Leitern, die eine Unsumme von Mühe und Arbeit, aber auch viel Liebe und Hingebung darauf verwendet hatten, recht von Herzen gegönnt werden. Ohne besondere Unfälle konnte die fast achthundertköpfige Pilgerschaar über Meer und Land geleitet und wohlbehalten wieder der Heimat zugeführt werden. Möge der Erfolg dieser herrlichen Kundgebung sich zunächst darin äußern, daß unsere eben eingerichte Stiftung auf Mariä Heimgang bald schuldenfrei dastehe. Immerhin dürfen wir hoffen, daß jetzt alljährlich größere Mengen unserer Landsleute ihre Schritte nach dem Heiligen Lande lenken werden, wohin sich reichliche Gelegenheit durch Bildung von größeren und kleineren Reisegesellschaften bieten wird.

Besinnlich-Nachträgliches zur Paul Heyse-Feier.

Von E. M. Hamann-Scheinfeld i. Mittelfranken.

Etwas wunderlich konnte einem schon dabei werden. Wenn man zuerst den Paul Heyse-Kult, dann die zwei gegen diesen gerichteten „Revolutionen", darauf die langwierig-öde Gleichgültigkeit von Kritik und Publikum „in Sachen" des einstigen Münchener Triumphators miterlebt hatte und nun die überall dem Achtzigjährigen auflodernden Opferfeuer flammen sah: so spürte man schon Lust, wenigstens sich selbst einen eindringlichen Monolog über die unstaete weltlichen Urteils zu halten.

Offen gesagt: ich habe mich zuerst gefreut, daß man dem Hochbetagten gegenüber sich plötzlich wieder auf die nie ganz erloschenen Jugendreize seiner Lebensdichtung zu besinnen anfing. Reize, die freilich vorwiegend physische Züge tragen, und auch die nicht ohne Entstellungen. Seit langem hatte man nur auf letztere geschaut und damit die erste krasse Ungerechtigkeit der Ueberschätzung mit einer zweiten der Unterschätzung gekrönt.

Meine „Freude" konnte leicht begreiflich nicht andauern, als das tolle Spiel der Uebertreibung begann. Es ist unglaublich, wie viel Tugend, zumal Wahrhaftigkeit und Reinheit, sogar Führerschaft in beiden, dem Dichter der Nicht-Tugend und der Nicht-Reinheit, dem Propheten der ästhetisierenden und stilisierenden Verschleierung und Vernebelung während der letzten Wochen zuerkannt worden ist. Unwillkürlich fragte man sich: Was bleibt, wenn all der Weihrauch verflogen sein wird? Und mit „nachdenklichem" Stift zog man sich nochmals in breiten Umrissen das Dichterbild, das jahrzehntelange Erfahrung dem eigenen Urteil eingeprägt hatte.

Ich muß gestehen, daß ich mich immer wieder erst mit Paul Heyse abzufinden habe, wenn ich die Spuren seiner Einwirkung auf meinen inneren Entwicklungsgang verfolge. Diese Einwirkung hat mich in einer mehr äußerlichen Sache: dem musikalischen Diktionsgefühl, dem sprachlichen Formsinn, erheblich gefördert. Dagegen hat sie mich ethisch in meinen jungen Jahren vorübergehend stark gehemmt. Und starke ethische Hemmungen, ob von noch so kurzer Dauer, kann und soll man nicht vergessen.

Die Gefährlichkeit Heyse'scher Darstellung habe ich damals durch eine Reihe seiner Novellen sowie den Roman „Kinder der Welt"[1]) bis ins feinste, verborgenste am eigenen Selbst empfunden. Und nicht ich allein. Ich weiß eine Anzahl mir in jeder Hinsicht überlegener Persönlichkeiten, die gleiches erfuhren. Das lag zweifellos mit an unserer rationalistischen Vorbildung wie an der damaligen Zeit, für die der Naturalismus noch nicht alle Scheu vor Aufdeckung der letzten Hüllen hinweggefegt hatte. Aber nützlich mag der obige Hinweis dennoch sein, gerade jetzt, da „der alte und doch ewig junge Heyse" auch in der Lektüre wieder auflebte und auflebt.

Es versteht sich von selbst, daß ein gründlich auf- und ausgebauter Charakter niemals durch ein ob auch noch so eindringliches Prosaepos seine Weltanschauung wird erschüttern oder gar modeln lassen. Aber einen noch ungefestigten, ringenden, tastenden Menschen, zumal wenn dieser aufs Sensitive, auf Schönheitsdurst, Menschenliebe und melancholische Anwandlungen gestimmt ist, konnte und kann der technisch-meisterhafte Erzähler Paul Heyse sittliche und religiöse Irrwege führen, um so mehr, als man ihm unmöglich schlankweg — wie das früher des öfteren geschah — unmittelbare Anteilnahme an Stoff und Personen seiner Dichtungen absprechen darf. Wohl mußte Heyse selbst zugeben, daß er zu „manchen" seiner „zahlreichen Novellen" von Anfang an kein „näheres persönliches Verhältnis" gewonnen habe — das kommt auf Rechnung des Vielschreibers, der eher sein Talent auf fremde Wege zwingt, als daß er den einmal gewählten Versuch unvollendet, den einmal begonnenen Bogen unausgefüllt läßt. Eben dieser Vielschreiber aber ist zugleich ein wirklicher (wiewohl alles andere als unfehlbarer) Künstler, sobald das Herz in ihm zu seinem Rechte gelangt. Das Herz jedoch überschreitet dann auch häufig seine Rechte.

Als Beispiel nehme ich die eigentliche Hauptperson in den „Kindern der Welt": Balder. Er ist das Liebenswürdigste, Gewinnendste, Leuchtendste, das Heyse geschaffen hat — dem Leben nachgeschaffen in der allerdings überreich ergänzenden Zusammenfassung zweier seiner individuellen Aeußerungen: des italienischen Dichters Leopardi und des jung verstorbenen Johannes Kugler, Heyses Schwager. Wenn je, so pocht in dieser, in Balders Gestalt der Puls hingegebener Schöpferliebe, die das Möglichste aufwendet, um dem ihr selbst unausdenkbar teuren Geschöpf eine strahlende Sieghaftigkeit zu sichern. Und eben darin geht sie zu weit, eben darin überschreitet das Herz des Autors die Grenze seiner Rechte, indem dieses künstlerische Gebilde die sonnenhafte Verkörperung wird von des Verfassers eigener Diesseitsphilosophie, deren Vollberechtigung er — das fühlt er wiederholt selbst! — niemals beweisen konnte und kann. Mit einem Wort: Zum Träger seiner dem ewigen Heiltum entgegenstehenden Weltanschauung macht er eine von ihm dichterisch erzeugte Persönlichkeit, die durch individuellen Zauber werben soll und tatsächlich wirbt für eine Lehre, die durch sich selbst niemals wahrhaft zu überzeugen vermag.

Ich sagte: „das Möglichste." Bei Heyse muß man jedoch nur zu oft auch mit dem Unmöglichen rechnen, sowohl was Stoff wie Begründung und Situation betrifft. Gerade das Unwahrscheinliche aber übt auf junge, auf noch unausgereifte oder unreif bleibende Gemüter eine starke, ja die stärkste Anziehungskraft, wenn — wie hier — eine blendende Mache das an sich Unwirkliche mit einem Scheinlichte lebenblühender Wirklichkeit übergießt. Dazu kommt eine in ihrer Art unerreichte Sprachgenialität. Ich kenne nichts Bestrickenderes als Heyses erlesenste Diktion, nichts Berückenderes als die Musik seines Stils, wenn er sich selbst nicht mehr fühlt, wenn sein Herz restlos aufgeht im Mitempfinden, Miterleben. Hiefür ist der noch aus der ersten Schaffenszeit stammende „Kreisrichter" (1855), mit dem einen sittlich sehr zu beanstandenden Unterthema, ein wunderbares Beispiel.

Es sei gleich gesagt: Ich finde: den jungen Erzähler Heyse hat der ältere nie mehr übertroffen. Welches seiner späteren

[1]) Die zum Teil brutale Häßlichkeit von „Im Paradiese" konnte zum Glück nicht mehr oder vielleicht überhaupt nicht an mich heran.



Erzeugnisse überragte „Die Blinden" (1852), „L'Arrabiata" (1853)? „Judith Stern" (1874) reicht heran, aber die drückende, schwüle Luft, von der Schönbach spricht, „schlägt" auch hier ihre „lauen Wellen", trotz der Hauptströmung der Reinheit, die jene erstgenannten ganz beherrscht. Auch das legendäre Gedicht in neun Gesängen: „Thekla" (1858), und die Novelle in Versen „Michelangelo Buonarotti" (1852) bekunden, auf wie lauteren Wegen die Muse dieses Erkorenen zu wandeln berufen war. Wie er dann aber sein kostbares Talent, seinen überaus mannigfachen und feinen Gefühlsreichtum, seine psychologische Intuition, seinen Schatz auserwählter und sorgsam durchgebildeter künstlerischer Mittel, nicht zuletzt seinen Riesenfleiß immer energischer in den Dienst einer zweifelhaften Erotik, einer getrübten Moral, einer verzerrten Irreligiosität, ja Glaubensfeindlichkeit stellte: das brauche ich nach obigem nicht mehr auszuführen. Auch Freigläubige und Glaubenslose haben Gegenstände und Ton seines Vortrages getadelt, haben gezeigt, mit welch zartester und zugleich tiefer Farbengebung er das Vergängliche, Unwahre, Unedle zu umkleiden, zu verklären weiß. Wer Christum kennt und liebt, muß dem Ethos nach Paul Heyses Lebenswerk, als Ganzes genommen, ablehnen. Das hindert nicht, manches Einzelne darin und nicht zuletzt ihn selbst nach seiner konkret künstlerischen Bedeutung anzuerkennen: als Meister der Form und psychologischen Anpassung zumal auf dem Gebiete der Prosa- und Versnovelle, als Schöpfer mehrerer lebensfähiger und -tüchtiger Bühnenstücke, als kräftigen Spruchdichter und genialen Uebersetzer, vor allem als Lyriker, dessen Bestes unzweifelhaft in die Vorderreihe der gesamten lyrischen Dichtung gehört.

M. Herbert's „Confiteor".[1]

Von M. Freimund.

Als ich diesen neuesten Gedichtband unserer berufenen Lyrikerin gelesen hatte, sagte ich mir: Hier spricht ein großer Künstler, und Gott wird ihm schenken, daß er der Menschen Jubeln und Weinen, das er ihnen geweckt, noch selber hört. Anhaben aber kann ihm niemand etwas, denn das Feuer in ihm ist gottgefeit.

Was mich ganz besonders an dem Buche freut, ist der Ton innerer Gesundheit, der es durchklingt, durchrauscht. Verschwunden ist der Pessimismus; was hie und dort noch an ihn erinnern mag, steht ihm, genau besehen, fern. Und diese Gesundheit bedeutet zugleich bewußtes Kraftgefühl. Ohne Ueberhebung, versteht sich. Denn eine M. Herbert beugt sich demütig vor Gott. Doch ganz und gar ist sie jetzt zur Vollerkenntnis der Tragweite, wie des Ursprungs und des Ziels ihrer auserwählten Begabung gelangt. — Michelangelo und die Droste sind die von ihrer Kongenialität zutiefst erfaßten Künstlercharaktere. Ich weiß tatsächlich niemand, der die geniale Westfälin unmittelbarer erschaut und in die eigene Welt herübergenommen hätte als M. Herbert. Aber wenn Richtung und Bestimmung immer wieder zurückleuchten auf Annettes steilen Siegergang, so raubt das der Hessin kein Jota der eigenen Ursprünglichkeit. Sie hat das selbst in schönem Edelstolz empfunden und hat dem berechtigten Empfinden Worte geliehen: „Ich stieg empor aus meinem eignen Schacht, und ward und wuchs nach gottgewollten Normen, und stellte mich auf meine eigne Macht."

Wer „Confiteor" gelesen hat, wie es gelesen werden soll: mit der Ahnung wenigstens des heiligen Bodens, auf dem es steht, aus dem es sproß, und von dem es sich himmelwärts hebt, wird die obigen Verse in Ehrfurcht vor dem göttlichen Willen und dessen menschlicher Ausgestaltung durch diese ihr Bestes gebende Künstlerin durchaus bestätigen.

Freilich, das sei gesagt: auch die jüngste Gabe M. Herberts bedeutet für den Leser nicht nur künstlerisch-seelischen Genuß, sondern — und zwar in erhöhtem Maße — ein alle Kräfte des inneren Menschen zu ausschließlicher Anteilnahme heischendes Erlebnis. Alle Tiefen werden aufgerührt, alle verborgensten Gefühle, Gedanken, Erfahrungen aufgerüttelt. Des Eingangsgedichtes „Tritt an des Altars Stufen, zu bekennen dein tiefstes Ich!" vollzieht sich auch am Leser. Die hier sich ihm offenbart, gehört wahrlich zu denen, „die ihren Namen in die Seelen brennen, weil sie aus Gottes Kraft geboren sind." Man entgeht ihrem Einfluß nicht; er zwingt zur Selbsteinkehr, Selbstprüfung, zum unnachsichtigen Selbstgericht. Aber er weist auch den Weg, reißt mit zum Throne des Höchsten, öffnet das innere Ohr dem Herzschlage der Gottesgüte. Nicht umsonst stellt der Untertitel des Buches die „Gebete" den „Selbstgesprächen" voran. Wir finden die ganze M. Herbert in dieser einzigartigen Sammlung wieder: ihre mächtige Liebe zur Natur, zu den Brüdern, zu den Größten unter den Großen; ihr Hinabsteigen zu den Quellen, ihr Hineintauchen in die Fluten des Lebens, nicht zuletzt des intim-eigenpersönlichen. Aber die Gebetsstimmung herrscht vor: nicht die still-friedlich hingegebene, sondern die nun im Rückerinnern, nun im gegenwärtigen Erfahren, nun im weiten Ausblick stark ringende und siegende: „Herr, ich bekenne selig mich zu dir. Und ich bekenne mich zu deinem Leben!" Ihr Gottbekenntnis kann unmöglich anders als lebenerfüllt sein. Ob sie sich zu den „Weltfernen" rechnet — jede Welle ihres eigenen Daseins greift über in den gewaltigen Lebensstrom der Menschheit; ob sie ihre Verse auf „einsamen und sehnsüchtigen Wegen" den „Einsamen und Sehnsüchtigen" entgegensendet: das Leben Gottes, zu dem sie sich „bekennt", weht und braust durch, über die ganze Welt.

Wohl kennt sie die Einsamkeit und sucht sie, wie die großen Mißverstandenen sie suchen und ersehnen, „die ihr Herz verbrannten an ihrer Tage allzu grellem Licht" und die nun Heimweh spüren nach den „milden Dunkelheiten", den „weiten Gängen in versonnen Land", den „großen Fahrten in des Meeres Weiten", dem „stillen Landen an geweihtem Strand". Wohl kennt sie auch die Vereinsamung, wie sie jene kennen und erschauernd leiden, die „auf der Brust das Heiligtum des Volks schweigsam und ernst durch Pöbelhaufen" tragen, die, „beladen mit Enttäuschung", unter „ihren Lasten" zum Heroentum sich aufrichten: „Sie warfen von sich Gierde und Genuß, da wuchsen sie zu solcher Königsgröße, daß Flügelschuhe trugen ihren Fuß und Sonnenkleider deckten ihre Blöße". Aber weder Einsamkeit noch Vereinsamung kann sie dauernd trennen von der erdumspannenden Gemeinschaft, der sie angehören wird bis zum letzten Atemzuge. Und wie ein Aufatmen jauchzender Freude an diesem Leben, dieser Gemeinsamkeit geht es bisweilen durch ihre Dichtung, — man ahnt, welche Höhen diese Frau erklommen haben muß, um ihrer alle Saiten individuellen und mitleidenden Schmerzes umspannenden Harfe jetzt diesen Grundakkord geben zu können: „Herr, ich bekenne selig mich zu dir!"

Diese wenigen Zeilen erheben keinen Anspruch auf kritische Abwägung, die selbstverständlich auch in „Confiteor" Ungleichheiten und Härten entdecken könnte. Sie wollten nur hinweisen auf das, was uns geboten worden ist: eine künstlerische Tat, geboren aus dem Herzen, aus dem ganzen Leben eines „gottbesonnten" Talents, das die Tiefen menschlichen Erlebens und göttlichen Erbarmens zu durchmessen und zu ahnen vermag kraft der Liebe, die es durchglüht, kraft des Genius, der ihm von oben zum Weggenossen beigegeben wurde.

[1] Confiteor. Gebete und Selbstgespräche von M. Herbert. Ravensburg 1910, Friedrich Alber, 8° 142 S. M 3.—, geb. M 4.—.

Abenddämmerung im Dom.

Noch einmal bricht der Abendsonne Glanz
Verklärend durch die bunten Fensterbogen
Und webt dem Altar einen Strahlenkranz.
Auf weichen Schwingen ziehn des Weihrauchs Wogen
Und matter spinnt der letzte Tagesschein
Nun seines Lichtes goldgetränkte Garben.
Auf leisen Sohlen tritt die Dämmrung ein
Und löscht mit sanftem Hauch die Glut der Farben,
Und schlingt des Schleiers zarten Silberflor
Behutsam um die weißen Marmorglieder
Der Schmerzensmutter. — Wundersam vom Chor
Fließt Orgelklang in vollen Strömen nieder.
Und durch die Hallen feierlich und hehr
Wogt es in weichen, schwellenden Akkorden
Und wächst und schwillt, wie das bewegte Meer
Sich brandend wiegt an hohen Felsenborden
Und stürmt dahin, vom Genius umweht. — — —

O wie die Macht der weihevollen Klänge
Das Herz erzittern läßt im Lobgebet,
Die Seele löst aus dumpfer Alltagsenge
Und siegհaft trägt zu reinen Höhn empor,
Wo sie, lobpreisend ihres Schöpfers Namen,
Sich jauchzend aufschwingt im Excelsior!
Und leise wie ein Hauch verklingt das Amen. —

Erloschen sind die letzten Lichtatome,
Gespenstig wächst der Säulen Schattenriß,
Und tiefes Schweigen herrscht im weiten Dome.
Auf Purpurschwingen naht die Finsternis. —

Josefine Moos.

Vom Büchertisch.

Führer nach und durch Oberammergau. Oberammergau und sein Passionsspiel. Nach amtlichen Quellen bearbeitet von Prälat Jos. Schroeder, Pfarrer in Oberammergau. 2. Aufl. Mit zahlreichen Illustrationen, den Bildern der Hauptdarsteller, Theaterplan und Reisekärtchen. München 1910. Verlag von C. v. Lamas Nachfolger (H. Korff), Kochstr. 12. Preis ℳ 1.50, inkl. Frankatur für das Inland ℳ 1.60, für das Ausland ℳ 1.75. — Dieses ausgezeichnete Buch kommt wie gerufen allen denen, die in diesem Jahre zu den einzig in der ganzen Welt dastehenden erhebenden Passionsspielen nach Oberammergau reisen wollen. Es orientiert uns über das Passionstheater, die Preise der Plätze, die Tage der Aufführungen, die Darsteller, die Wohnungs- und Verpflegungsverhältnisse. Sodann gibt uns der Verfasser ein geographisches und geschichtliches Bild des Dorfes, ferner eine eingehende Schilderung der Geschichte des Passionsspiels. In den folgenden Kapiteln werden behandelt: Passionstext, Passionsbühne, Passionsmusik, Passionsvorbereitungen, Wohnungsbureau, Tag einer Passionsaufführung, Passionserträgnisse und Oberammergau nach den Passionsspielen. Der letzte Abschnitt umfaßt die ausführliche Beschreibung des Passionsspiels selbst. Ueber 90 vortreffliche Illustrationen schmücken das schöne Buch, welches allen Besuchern des Passionsspiels als gediegener und zuverlässiger Führer bestens empfohlen werden kann. Auch eine englische Uebersetzung ist bereits erschienen (Preis ℳ 2.—) und eine französische wird demnächst zur Ausgabe kommen. E. Freund.

Gutberlet, Dr. Konstantin, Domkapitular und Professor, **Gott und die Schöpfung.** Begründung und Apologie der christlichen Weltauffassung. Mit kirchlicher Druckgenehmigung. gr. 8. VIII. u. 475 S. Regensburg 1910. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. Preis brosch. ℳ 8.—. Der Herr Verfasser gibt hier eine biblisch-christliche Kosmogonie, begründet und verteidigt die biblisch-christliche Weltauffassung. — Das erste Kapitel handelt von der Erschaffung der Welt. Hervorgehoben sei der treffliche Abschnitt über das Verhältnis der biblischen zur wissenschaftlichen Schöpfungsgeschichte und die Lösung der Schwierigkeiten, die sich aus der in antichristlichen Kreisen angenommenen Ewigkeit, Notwendigkeit und Aseität des Stoffes gegen die Schöpfung aus Nichts ergeben. Ueberaus zeitgemäß ist ferner der Abschnitt über die göttliche Vorsehung, besonders in bezug auf das Leiden. Verfasser läßt die Möglichkeit offen, daß auch die Seelen der Tiere im Tode nicht untergehen und Gott auch ihnen einen Ersatz für ihre Leiden geben wird. Das zweite, dritte und vierte Kapitel handeln vom Menschen, und zwar von seiner Erschaffung, seinem Urstand, dem Sündenfall und der Erbsünde. Auch hier werden die aktuellsten Fragen trefflich beantwortet. Bezüglich der Entstehung des ersten Menschen hält Verfasser im geläuterten Sinne an der unmittelbaren Erschaffung auch des Leibes durch Gott fest, gibt aber die absolute Möglichkeit der Entstehung des Leibes aus einer sehr vollkommenen Tierform zu. Für die Wirklichkeit einer solchen Entstehung fehlen aber bis jetzt stichhaltige Gründe. Die Einheit des Menschengeschlechtes wird in höchst interessanter Weise aus Biologie, Ethnologie und Linguistik dargetan. Das fünfte Kapitel endlich handelt von den Engeln. Der hoch spekulative Stoff wird klar dargelegt. Sehr aktuell ist der letzte Abschnitt über die Besessenheit, in dem auch das moderne Geisterunwesen zur Sprache kommt. — Wir haben hier ein gediegenes, auf der gesunden Spekulation des hl. Thomas fußendes, aber auch die neuen Erkenntnisse verwertendes und auf moderne Schwierigkeiten eingehendes Werk vor uns. Nicht bloß der Apologet und Dogmatiker, vor allem auch der Katechet, der Kanzel- und Volksredner wird hier gediegenes Material finden, das freilich studiert und gründlich populär verarbeitet sein will. Besonders auch empfehlen wir das Werk den gebildeten Laien aller Stände, namentlich der Lehrerwelt, zur Vertiefung und Befestigung ihrer religiösen Kenntnisse.

Boppard. Dr. Weber.

Mathusala von Leo Tepe van Heemstede, in 2. Auflage zu beziehen durch die Junfermannsche Buchhandlung in Paderborn, gehört zu den Büchern, welche wir bestens empfehlen. Es ist das große Drama der Sintflut, dessen erstes Erscheinen dem Verfasser die freundlichsten Anerkennungsschreiben rühmlich bekannter Kritiker eintrug. Möchten sich besonders jene, welche die Wiederbelebung einer christlichen Bühne erstreben, in Heemstedes neuerstandenes Werk vertiefen! A. de Crignis.

Bühnen- und Musikrundschau.

Hoftheater. Da die geplante Premiere von Hans Pfitzners Musikdrama: „Der arme Heinrich" wegen Verhinderung des Berliner Tenoristen Kraus auf die nächste Spielzeit verschoben werden mußte, wollte die Intendanz dem Komponisten durch eine Neueinstudierung seiner „Rose vom Liebesgarten" eine kleine Entschädigung bieten. Für dieses Entgegenkommen „dankte" Pfitzner mit einem barschen Protest, den er an die Tagesblätter verschickte. Die Hofbühne könnte sein Werk mit ersten Kräften herausbringen, wenn sie nur wollte. Er sei allerdings rechtlich machtlos, diese Wiederaufnahme der „Rose" in fast durchwegs zweiter Besetzung zu verhindern. Auf diese Anrempelung teilte die Generalintendanz mit, daß sie infolge des für die Künstlerschaft der kgl. Hofoper beleidigenden Protestes Pfitzners sich veranlaßt sehe, von einer Aufführung seiner Werke abzusehen. Jedermann muß die Absetzung der „Rose" vom Spielplan richtig finden, wenn er auch die vergebliche Bemühung einer wochenlangen Einstudierung bedauern wird. Irgend welche Autorität müssen die verantwortlichen Bühnenleiter sich doch wahren. Nicht genug, daß es immer schwerer wird, die persönlichen Interessen der erstrangigen Sänger mit denen der Kunstinstitute einigermaßen in Einklang zu bringen; wohin soll es führen, wenn nun auch die Autoren beginnen, in so unpassender Form in Besetzungsfragen einzugreifen? Uebrigens ist Pfitzners Behauptung einer minderwertigen Besetzung durchaus unrichtig. Die von Hofkapellmeister Röhr, der bereits bei der Mannheimer Uraufführung und bei der hiesigen Premiere seine ganze Künstlerpersönlichkeit für das talentvolle, aber problematische Werk einsetzte, geleitete Neueinstudierung wies durchaus verdienstvolle Namen auf (Frl. Tordek, Bender, Brodersen, Günther-Braun), die diesen Affront nicht verdient hätten. Daß dennoch ein Sturm der Entrüstung losbrechen würde, weil man Herrn Pfitzner ein Haar gekrümmt, habe ich mir gleich gedacht, denn wir haben hier einen „Pfitznerring". Ich spreche solche juristisch schwer zu beweisende Tatsache nicht gerne aus, aber sogar im „Pfitznerheft" der „Neuen Musikzeitung" wird von einem, der es wissen muß, ruhig eingestanden, was früher oft bestritten wurde. Dr. R. Louis schreibt: „— anfänglich fehlte es dieser Pfitzner-Propaganda an Stetigkeit und an jener Organisation, die dafür sorgt, daß der einmal errungene Erfolg auch verfolgt und ausgenutzt werde, und als um die Jahrhundertwende P. N. Coßmann in München den Ausbau einer solchen Organisation in die Wege leitete, wurde zwar manches erreicht, was ohne bewußt planmäßige Arbeit niemals hätte gelingen können, anderseits aber auch der dem ehrlichen Enthusiasmus so leicht unterlaufende Fehler eines Zuviel und Zuhitzig nicht immer ganz vermieden." Ich möchte nur hinzusetzen, daß die Wendung „nicht immer ganz vermieden" sehr milde ist. Jedenfalls dürfte die grenzenlose Bejubelung des talentvollen Mannes die in seinem „Protest" hervortretende sehr hohe Selbsteinschätzung mitverschulden. Gerechterweise muß man zugeben, daß auch die Intendanz den Fehler des „Zuviel und Zuhitzig" nicht ganz vermied. Die Absetzung der „Rose" hätte genügt, ein Boykott von Pfitzners sämtlichen geschriebenen und noch ungeschriebenen Werken geht zu weit, wenn ich auch glaube, daß man, wenn Herr Hans Pfitzner einlenkt, sicherlich nicht unversöhnlich sein wird. (Eine inzwischen erschienene Erklärung der Generalintendanz setzt Pfitzner durch Anführung von Tatsachen schwer ins Unrecht.)

Kgl. Residenztheater. Zum ersten Male: „Leidenschaft", Trauerspiel von Herbert Eulenberg. Wir haben vor Jahren hier schon ein Werk dieses Dichters kennen gelernt. Im „halben Held" frappierte die bildkräftige, pointierte Sprache, die zuweilen an Hebbel, zuweilen an Kleist erinnerte, ohne daß man von einer Imitation hätte reden dürfen; allein das Interesse an dem Drama an sich verringerte sich mit jedem Akte. Leider nicht viel anders ging es uns mit dem neuen Werke. Daß hier ein Dichter spricht, dies wurde wohl jeder gewahr, obwohl bereits im ersten Akt der Autor gegen dramatische Grundsätze verstößt. Schon in der Exposition erfahren wir, was am Ende des Aufzuges geschehen wird. Wir sehen keine „Leidenschaft" werden und wachsen, sondern nur ihr Ergebnis, die Flucht eines Mädchens aus gutem Hause, das blind einem Abenteurer folgt. Eulenberg schildert uns, wie Irene immer mehr erkennt, daß sie alles einem Unwürdigen geopfert und wie sie dennoch vom Bann ihrer Leidenschaft sich nicht frei machen kann, so lange ihr der Schutz des Vaters zu Gebote stehen könnte. Erst nach dem Tode des letzteren wird es Irene klar, daß sie, die ihr ganzes Herz an den leichtfertigen Gesellen hing, für diesen im besten Falle nur ein anmutiges Spielzeug gewesen. Diese Erkenntnis läßt Irene zur Pistole greifen. Eulenberg stattet die Seelenstimmung seiner Helden mit viel feinen Einzelzügen aus, dennoch wollen die Gestalten des Dichters nicht recht lebendig werden. Wie Irenens Leidenschaft als eine Tatsache hingestellt wird, für die ihr Wille nicht verantwortlich gemacht werden kann, so werden die Schattenseiten im Charakter ihres Geliebten als unveränderlich erklärt. Durch solch deterministische Anschauung wird aus der Tragödie nur eine Kette niederdrückender, trauriger Ereignisse. Kilian hat das Werk, das sicher aus seriös künstlerischen Absichten geboren ist, sehr

geschmackvoll inszeniert, und Lina Lossen gab in der Hauptrolle neuen Beweis eines ganz auf Verinnerlichung gestellten reifen Könnens.

Theater am Gärtnerplatz. Die Operettenbühnen haben es bequem. Sie beziehen zumeist aus den Wiener „Fabriken", was sich dort als gangbare Ware erwiesen. Eine Uraufführung bei uns verdient deshalb unter allen Umständen aufmunterndes Lob, denn bei der Fruchtbarkeit der Lehár, Fall und Genossen hätte es das Gärtnertheater gar nicht nötig, Geld und Zeit an eine unerprobte Sache zu wenden. Zweifellos stände es besser um das Niveau der Operette, wenn solche Versuche noch öfter gemacht würden. „Der Tugendprinz" von Wilh. Mauke durfte sich eines sehr schönen Erfolges rühmen, der wohlverdient ist. Als Liederkomponist und Musikästhetiker erfreut sich der Autor mit Recht großer Hochschätzung. Wie ich höre, beurteilen Eingeweihte auch sehr günstig seine Opern, die einen wagemutigen Bühnenleiter noch nicht erreichten. Nur widerwillig macht Mauke in seiner Operette dem Geschmack des breiteren Publikums einige Konzessionen, meist aber hält er mit Wirkungen populärer Natur sogar mehr zurück, als in einer Operette ratsam erscheint. Sehr fein gearbeitet und von persönlicher Prägung ist die Ouverture, melodiös und reizvoll sind viele Lieder und Duette. Auch humoristische und parodierende Schlaglichter fehlen nicht. Mit glänzendem technischen Können ist das Finale des zweiten Aktes gefügt. Die sehr sorgfältig instrumentierte Partitur dürfte minderbegabten Operettendirigenten, wie Redl, nicht ganz leicht fallen. Max Neals Handlung, die Bekehrung eines Weiberfeindes, ist im ersten Akt ein wenig zähe und schwerfällig, am lebendigsten ist der zweite, an Bord eines Kriegsschiffes spielende Aufzug. Man hatte die Novität mit Geschmack inszeniert und die Mitwirkenden folgten dem Beispiele des Komponisten die gute Laune scherzando zu äußern, statt cancanierend auszutoben.

Verschiedenes aus aller Welt. Das Musikdrama: Akté, Dichtung und Musik von Joan Manén, dem berühmten spanischen Geiger, der auch in Deutschland bekannt geworden ist, wurde in Köln in vortrefflicher Besetzung mit starkem Erfolge gegeben. — In Prag erzielte „Die Studentenschwester", ein Revolutionsdrama aus dem Jahre 1848 von Ferdinand Matras durch zahlreiche recht gut erfaßte Momente rein dramatischen Charakters aufmunternden Beifall. — „Heiße Liebe" von A. Halching wurde in Frankfurt a. M. freundlich aufgenommen. Das Gebirgsstückchen lehnt sich mit Bühnengeschick an Ganghofer an. — Ein junger deutscher Komponist Alfred Brüggemann hat eine „Gretchenoper" geschrieben, die Goethes Faust nicht pietätvoller behandelt, wie die Gounodsche. Im Mailänder Scalatheater wurde das wenig Eigenart aufweisende Werk beifällig begrüßt. — In Brüssel interessierte die Erstlingsoper eines in Paris lebenden Italieners Galeotti, der den Stil Puccinis und Debussys zu vermengen sucht. „Dorise", deren Text Illico dichtete, leidet nach Berichten an Unklarheiten. — Im Antwerpener modernen Theater ließ der Staatsanwalt die Vorstellung eines unsittlichen Stückes abbrechen und die Schauspielerinnen zur Polizei führen.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Den Börsen ist es bis jetzt noch nicht gelungen, sich aus ihrer Lethargie zu einer einheitlichen Tendenz emporzuraffen. Die westlichen Plätze haben sämtlich mit lokalen Hindernissen zu kämpfen, und jede Börse ist zumeist sich selbst überlassen. In London spielen Geldverhältnisse und heimische Politik die Hauptrolle. Neuyork ist wegen der Ungewissheit der industriellen Entwicklung einzelner Industriegebiete deprimiert. Die letzten Rapporte vom amerikanischen Eisen- und Stahlmarkt sind in der Tat nichts weniger als aufmunternd. Für die Beurteilung der allgemeinen Lage dienen die Anzeichen, die auf ein merkliches Nachlassen des Verbrauches in Stahl und Eisen bei den produzierenden Gesellschaften hinweisen. Auch sind wiederholt Einschränkungen in bezug auf Fabrikation und Absatz getroffen worden, um weitere Preisschleuderungen hintanzuhalten. Allerdings wird anderseits der zu erwartende Abschluss des Stahltrusts für das erste Quartal 1910 sicherlich günstige Ziffern mit angemessener Dividendenerklärung ergeben. Wenn man die vielfachen undurchsichtigen Finanz- und Börsenmanöver des Yankeer Platzes kennt, wird man gut tun, den Vorgängen Neuyorks für die nächste Zeit mit einer grossen Dosis Skepsis zu begegnen. Dabei kennt man in Berlin die grosse Wichtigkeit, die man den Vorgängen in Amerikas Börsen- und Industriewelt schenkt. Die deutschen Börsen waren denn auch stark von dem „up and down" in London und Neuyork beeinflusst. Die Tendenzen schwankten heftig und der Verkehr litt unter dieser Unsicherheit gewaltig. Ueberhaupt scheint in Berlin das beliebte System von der Bevorzugung der Spezialitäten in Mode zu bleiben: heute elektrische Werte, morgen die schweren mehrere hundert Prozent hochstehenden chemischen Valeurs, dann wiederum elektrische Industrie abwechselnd mit Kolonialwerten und Maschinenfabriken. Der nächste Tag bringt Textilwerte, um morgen Waggon- und Pulverfabrik-Aktien als Favoriten zu erheben. Zuletzt blieben ausländische Transportwerte übrig, und auch diese, wie z. B. Warschau-Wiener Eisenbahnaktien konnten auf Abschluss- und Dividenden-Gerüchte stark profitieren. Dabei ist, trotz der vielen Kurserhöhungen, die Börse ohne Stimmung, und führerlos scheinen die einzelnen Börsentage gleichheitlich ohne Stimmungscharakteristikum zu vergehen. — Die Industrie und der allgemeine Handel bei uns haben derzeit mit dem Börsentreiben nur wenig gemeinsam. Die vielen Klagen über Lebensverteuerung und Sparsamkeit drängen zur Eindämmung des Konsums und der Absatzmöglichkeit aller Industriezweige. Der akute Bauhandwerkerstreik mahnt auch die Industrie zur Reserve und klugen Kalkulation. Selten waren Börse und industrielle Konjunktur zur Frühjahrssaison so sehr hilflos und wenig selbständig aktiv, wie in diesem Jahre. — Zum guten Glücke zeigen Geldmarkt und unsere Reichsbank den Finanz- und Handelskreisen soviel Erleichterung und gebesserte Wochenausweise, dass wenigstens von dieser Seite aus baldige Besserung möglich, ja sicher zu erwarten sein wird. Die Rückflüsse der Reichsbank haben nun schon seit einigen Wochen in starkem Masse eingesetzt und es der Reichsbank ermöglicht, dass das Institut eine erhebliche steuerfreie Notenreserve verzeichnen kann. Fast 200 Millionen Mark gross ist diese Reserve, ein im Vergleich zu den Vorjahren und im Hinblick auf die ungeklärte Situation in England äusserst günstig zu nennender Status. Von dieser überaus gebesserten Lage des Geldmarktes bei uns ausgehend, erwartet man in Bank- und Börsenkreisen auch in der Industrie einen neuerlichen Umschwung. Die elektrische Industrie erhofft in Bälde die Ausführung grosser Projekte besonders in Bayern. Auch die übrige Industrie wird sicherlich bei wiederum normalen Geldverhältnissen auf den Grad von rentierlicher Arbeitstätigkeit kommen, der ein rationelles Schaffen und Verdienen ermöglichen kann. In der heimischen Montan-Branche überwiegen zwar derzeit noch die unsicheren Meldungen in bezug auf Kohle und Eisen, doch auch hierin wird mit dem Einsetzen verstärkter Tätigkeit bald eine Wandlung zum Bessern eintreten.

Neue bayerische 4% Staatsanleihe. Im Inseratenteil erfolgt die Veröffentlichung des Prospektes über 75 Millionen 4% bayer. Staatsanleihe. Die Zeichnung der Anleihe à 101.75 % plus Stückzinsen erfolgt am 26. April und erscheinen die Stücke in 5000, 2000, 1000, 500, 200 und 100 Mark. Die Kündigung der Anleihe ist bis 1920 ausgeschlossen. Von dem emittierten Betrag sind 30 Millionen Mark allgemeines Anlehen, während 45 Millionen Mark zu Eisenbahnzwecken bestimmt sind. Das Uebernahmekonsortium unter der Führung der Kgl. Bank besteht aus allen grossen bayerischen Banken und dem bekannten ausserbayerischen Grossbankkonzern. Der flüssige Geldstand, der billige Emissionspreis und die Beliebtheit der bayerischen Anleihen versprechen der Emission den besten Erfolg.

M. Weber.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Die Stellung der deutschen Katholiken zur neueren Literatur. Von P. A. Baumgartner, S. J. M 1.—. (Ravensburg, Friedrich Alber.)

Das Scheckwesen, insbesondere der deutsche Postscheckverkehr. Von Dr. Max Trimborn II, Rechtsanwalt in Köln a. Rh. 2. Aufl. 48 S. und Register. M —.75. (Hamm, Westf., Breer & Thiemann.)

Stiefkinder der Sozialpolitik. Bilder aus dem Berufsleben der Krankenpflegerinnen. M. —.50. (München, Ernst Reinhardt.)

Wir und die Japaner. Von Prof. F. Doflein. M —.50. (München, Ernst Reinhardt.)

Geschichtliches über den Alkoholismus. Von Dr. med. Georg B. Gruber. M 1.—. (München, Ernst Reinhardt.)

Die Wohnungsfrage als Kulturproblem. Vortrag von Graf Posadowsky. M —.50. (München, Ernst Reinhardt.)

Katharina II. Schauspiel in 3 Akten von Volkert Hartmann. M 3.60. (München, Max Steinebach.)

Die Stellung der Pygmäenvölker in der Entwicklungsgeschichte des Menschen. Von P. W. Schmidt, S. V. D. Mit 3 Tafeln. Großoktav. Etwa 320 S. Geheftet M 9.60. (Stuttgart, Strecker & Schröder.)

Bleibe treu! Ein Buch für die Jugend zur Erinnerung an den schönsten Tag des Lebens. Von Heinr. Schwarzmann. 376 S. Kleinoktav. Geb. M 2.50 u. M 3.50. (Kevelaer, Butzon & Bercker.)

Autorität und Freiheit. Von Fr. W. Förster. Betrachtungen zum Kulturproblem der Kirche. 8°. 192 S. Brosch. M 2.50, geb. M 3.25. (Kempten und München, Kösel.)

Arterienverkalkung des Herzens und des Gehirns. Ursachen, Verhütung und Behandlung mit besonderer Berücksichtigung der Lähmungen und des Schlagflusses. Von Dr. Honcamp u. Dr. Walser. VI. Aufl. M —.50. (Leipzig, Edmund Demme.)

Höherzüchtung des Menschen auf biologischer Grundlage. Von Dr. med. Paul Franze. M 1.80. (Leipzig, Edmund Demme.)

Zweites Handbuch des Vereins für christliche Erziehungswissenschaft. Herausgegeben im Auftrage des Vorstandes von dessen 1. Vorsitzenden Dr. Rudolf Hornich. Lexikon-Oktav. 344 S., brosch. M 3.—. (Kempten und München, Kösel.)

Dritter Münchener Katechetischer Kurs. Von Dr. J. Göttler. Ausgeführter Bericht im Auftrag des Kurskomitees. 8°. 310 S. M 3,20. (Kempten und München, Kösel.)

Clemens Brentano und Edward von Steinle. Dichtungen und Bilder, herausgegeben von A. von Bernus und A. M. v. Steinle. Mit 30 ganzseitigen Bildern. M 5.—. (Kempten und München, Kösel.)

Deutsche Volksschwänke des sechzehnten Jahrhunderts. Von J. Weigert. Klein Oktav. 208 S. M 1.—. (Kempten und München, Kösel.)

Kraftmaschinen und Kraftübertragung. Von Georg Siemens. Klein-Oktav, in Leinen gebunden. 183 S. M 1.—. (Kempten und München, Kösel.)

Aus Kurorten und Bädern.

Bad Brückenau. Was Schönheit der Lage und Wirkung der Heilmittel anlangt, nimmt das K. Mineralbad Brückenau einen hervorragenden Platz ein. Es besitzt drei vorzügliche Heilquellen, die Wernarzer-, Sinnberger- und Stahlquelle. Die erstgenannte dieser Quellen verleiht dem Bade die Eigenschaft als Spezialbad ersten Ranges für alle Erkrankungen der Niere und des Harnapparates, die Sinnberger Quelle kommt für zartere Konstitutionen und namentlich bei verschiedenen Katarrhen, wie des Nierenbeckens und der Atmungsorgane zur Anwendung und die Stahlquelle bei Bleichsucht, Frauen- u. Nervenleiden. Trink- und Badekur. Geeignete Unterkunft finden die Kurgäste in dem mitten im Kurpark liegenden K. Kurhause mit seinen 9 Dependancen, die sämtlich in allernächster Nähe der Bäder u. Quellen liegen.

Luftkurort und Schwefelbad Ladis in Tirol, 1200 m über dem Meere. Ladis ist ein wunderbar, im entzückenden Oberinntal, an sonnigem, absolut windgeschütztem Platze gelegener Kurort mit milder, ozonreicher Waldluft. Fernab von der grossen Verkehrsstrasse, herrscht in Ladis Ruhe und Stille. Berühmt wie seine Luft und sein Klima sind seit alter Zeit die zwei Ladiser Schwefelquellen, welche in Form von Brunnenkuren und Bädern ausgezeichnete Wirkungen hervorbringen. Die Umgegend von Ladis bietet mannigfache Gelegenheit zu kleinen und grösseren Ausflügen. Das Kurhaus enthält 40 schöne, gediegen ausgestattete Zimmer mit Pension. Prospekte versendet gratis die Kurverwaltung in Ladis, Post Prutz, Tirol.

Münchener Jahresausstellung 1910 im Kgl. Glaspalast. In den letzten Jahren ist die Reihe der einzelnen deutschen Künstler-Gruppen, welchen Sonderausstellungen im Glaspalast zugebilligt wurden, so groß geworden, daß ein weiteres Umsichgreifen dieser Gruppenausstellungen nicht mehr im Interesse der Gesamtausstellung liegen konnte. Es wurde daher angestrebt und auch erreicht, daß in mehreren der bedeutendsten deutschen Kunststädte die Gesamt-Künstlerschaft sich vereinigte, um eine möglichst umfassende und geschlossene Beteiligung als Kunstzentrum zu ermöglichen. So haben in Düsseldorf, Karlsruhe und Weimar Komitees, welchen Vertreter aller dortigen Künstlergruppen sowie der nichtkorporierten Künstler angehören, sich zu diesem Zwecke gebildet, und es besteht kein Zweifel, daß durch diese gemeinsame Beschickung der diesjährigen Ausstellung ein viel reichhaltigeres und umfassenderes Bild des Kunstschaffens der betreffenden Kunstzentren gegeben werden wird, als dies bisher der Fall war.

Sommer-Mittelmeerreisen. Die Programme für die Sommer-Reisen VI bis IX von Mitte Juli bis Mitte Oktober der bekannten „Freien Deutschen Reisevereinigung" sind soeben erschienen. Die billigen Preise der Reisen trotz erstklassiger Ausführung ermöglichen es selbst den weniger Bemittelten die hervorragendsten und herrlichsten Stätten des Südens und Mittelmeeres in angenehmster, bequemer Weise ohne Vorstudien kennen zu lernen. Denn man besucht in angenehmster Gesellschaft auf großen Salon-Ozean-Dampfern und Yachten in 20- oder 19tägiger Reise von Italien, Frankreich, Nordafrika und Griechenland die Orte Genua, Montecarlo, Marseille, Ajaccio, Rom, Neapel, Capri, Palermo, Tunis-Carthago, Malta, Taormina, Messina, Athen, Corfu und Venedig schon für **360 Mk.** bei voller Verpflegung mit Wein, allen Kosten der Landausflüge und einer hohen Reiseversicherung. Prospekte über diese konkurrenzlosen Reisen versendet kostenlos der Reiseleiter Redakteur Baumm in Duisburg.



Bekanntmachung.

Zur Bestreitung der Ausgaben für Eisenbahn-Neubauten und Beschaffung von Fahrmaterial hat die Kgl. Bayer. Staatsregierung ein

4% Eisenbahn-Anlehen

im Nominalbetrage von **Mk. 45,000,000.—** unkündbar bis 1. Mai 1920

ferner zur Bestreitung von Ausgaben für Justizbauten, dann für Postbauten, Telegraphen- und Telephonanlagen ein

4% Allgemeines Anlehen

im Nominalbetrage von **Mk. 30,000,000.—** unkündbar bis 1. Mai 1920

ausgegeben.

Die Anlehen bilden eine Fortsetzung der bereits bestehenden Bayerischen Staats-Eisenbahnschuld, beziehungsweise allgemeinen Staatsschuld, sind unter verfassungsmässiger Gewährleistung gestellt und hiervon ersteres auf die Staatseisenbahnen, letzteres aber im allgemeinen auf die Staatsfonds versichert.

Die Schuldverschreibungen lauten auf den Inhaber und sind mit halbjährigen Zinsscheinen vom 1. November 1910 bis 1. Mai 1916 einschliesslich, sowie mit einem Erneuerungsscheine versehen und in Stücke von

Mk. 5000.—, 2000.—, 1000.—, 500 und 200.—

eingeteilt

Die Einlösung der Zinsscheine erfolgt:

in Bayern: bei der **Kgl. Hauptbank** und den **Kgl. Filialbanken**, der **Kgl. Staats-Schulden-Tilgungs-Verwaltung**, den **Kgl. Kreiskassen** und den **Kgl. Rentämtern**, dann ausserhalb Bayerns und zwar zurzeit

in Frankfurt a. M.: bei der **Direktion der Disconto-Gesellschaft**, bei dem **Bankhause von Erlanger & Söhne;**

in Berlin: bei der **Direktion der Disconto-Gesellschaft;**

in Hamburg: bei der **Deutschen Bank Filiale Hamburg.**

Die Schuldverschreibungen sind seitens der Inhaber unkündbar.

Eine Kündigung der Anlehen seitens der Kgl. Bayerischen Staatsschuldentilgungs-Verwaltung findet keinesfalls vor dem **1. Mai 1920** statt; nach diesem Tage richtet sich die Tilgung der Anlehen nach den Bestimmungen der hiefür massgebenden Gesetze.

Die Unterfertigten haben obige Anlehen von der **Kgl. Bayerischen Staatsregierung** übernommen und legen dieselben unter den nachstehenden Bedingungen

zur öffentlichen Subskription

auf.

Die Zeichnung findet

Dienstag, den 26. April l. Js.

bei den untenstehend angegebenen Zeichnungsstellen während der bei jeder Stelle üblichen Geschäftsstunden statt.

Zeichnungsscheine können von den genannten Stellen bezogen werden.

Der **Zeichnungspreis** ist auf **101,75%** unter Verrechnung der Stückzinsen festgesetzt.

Bei der Zeichnung ist auf Erfordern eine Kaution von 5% des Nennwertes in Bar oder in marktgängigen Wertpapieren zu hinterlegen.

Die Zuteilung, deren Höhe dem Ermessen jeder einzelnen Zeichnunsstelle überlassen ist, erfolgt sobald als möglich nach Schluss der Zeichnung durch schriftliche Benachrichtigung der Zeichner.

Die Zeichner können die ihnen zugeteilten Beträge vom **6. Mai l. Js.** ab jederzeit gegen Zahlung des Preises abnehmen; sie sind jedoch verpflichtet,

die Hälfte des zugeteilten Betrages am 6. Mai l. Js. und die andere Hälfte spätestens am 15. Juni l. Js.

abzunehmen. — Zugeteilte Beträge bis einschliesslich **Mk. 5000.—** sind sogleich ungeteilt zu ordnen.

Die Abnahme der zugeteilten Stücke muss an derselben Stelle erfolgen, welche die Zeichnung angenommen hat.

Nürnberg, München, Berlin, Frankfurt a. M., im April 1910.

Königl. Bayerische Bank.
Bayerische Hypotheken- u. Wechsel-bank.
Bayerische Vereinsbank.
Bayerische Handelsbank.
Pfälzische Bank.
Merck, Finck & Cie.
Vereinsbank Nürnberg.
Anton Kohn.
Bank für Handel und Industrie.
Deutsche Bank.
Direktion der Disconto-Gesellschaft.
Dresdner Bank.
von Erlanger & Söhne.

Zeichnungsstellen in München:

Königliche Filialbank. — Bayer. Hypotheken- und Wechselbank. — Bayerische Vereinsbank. — Deutsche Bank Filiale München. — Bayer. Handelsbank. — Pfälz. Bank. — Merck, Fink & Cie. — Filiale der Dresdner Bank in München. — Bank für Handel und Industrie Filiale München.



Die Leser werden freundlichst gebeten, bei allen Anfragen und Bestellungen, die sie auf Grund von Anzeigen in der „Allgemeinen Rundschau" machen, sich stets auf die Wochenschrift zu beziehen.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag. In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gb. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 19. München, 7. Mai 1910. VII. Jahrgang.

Zur Lage im Baugewerbe.[1]

Von A. Stegerwald, Generalsekretär des Gesamtverbandes der christlichen Gewerkschaften.

Der Kampf, der seit dem 15. April im Baugewerbe entbrannt ist, ist als der umfangreichste anzusehen, der je in Deutschland zwischen Arbeitgeber- und Arbeiterorganisationen ausgetragen worden ist. Er hat zwar nicht den Umfang angenommen, den der Arbeitgeberbund für das Baugewerbe erhoffte — dieser rechnete damit, daß 300 000 Arbeiter ausgesperrt werden würden —, aber immerhin dürften gegenwärtig zwischen 125 000 und 150 000 deutsche Bauarbeiter von der Aussperrung betroffen sein. Bei dem gewaltigen Kampfe der Ruhrbergleute von 1905 war zwar die Zahl der Beteiligten noch etwas größer. Bei diesem Kampfe stand aber von vornherein fest, daß er nur wenige Wochen dauern konnte; überdies war er nur auf ein verhältnismäßig kleines Gebiet beschränkt und wurde das allgemeine Wirtschaftsleben durch den Kampf nicht sehr stark in Mitleidenschaft gezogen, weil die vom Bergbau abhängigen Industrien mit den von dem Kohlensyndikat angesammelten Vorräten versorgt werden konnten.

Anders bei dem gegenwärtigen Kampfe im Baugewerbe. Bei demselben steht jetzt schon fest, daß, wenn die Arbeitgeber auf ihrem seitherigen Standpunkte beharren, er nicht in wenigen Wochen entschieden sein wird. Dieser Kampf wird sich ferner nicht auf den Kreis der jetzt von ihm Betroffenen beschränken, sondern er wird in wenigen Wochen auch die Handwerksmeister und Arbeiter anderer Berufe, die von dem Baugewerbe abhängig sind (Maler, Tapezierer, Tischler, Klempner, Installateure usw.), in starkem Maße in Mitleidenschaft ziehen. Der durch diesen Kampf dem deutschen Wirtschaftsleben in Aussicht stehende Schaden wird sonach ein ganz gewaltiger werden; er wird sich auch deshalb verstärkt fühlbar machen, weil die Krise, die die letzten Jahre auf dem Wirtschaftsleben lastete, kaum überwunden ist und der soeben begonnene Gesundungsprozeß durch die Vorgänge im Baugewerbe weiter aufgehalten werden wird.

Darnach erscheint es begreiflich, daß gegenwärtig in den verschiedensten Kreisen die Fragen ventiliert werden: Mußte dieser Kampf kommen? Waren denn die Arbeitgeber durch die Tarifpolitik der letzten Jahre im Baugewerbe in ihrer Existenz bedroht? Beide Fragen sind ohne Zweifel zu verneinen. Die prinzipiellen und materiellen Differenzpunkte zwischen den beiderseitigen Organisationen im Baugewerbe sind nicht so schwerwiegend, als daß ein solch gewaltiger Kampf hinreichend begründet werden könnte. Kein Mensch wird behaupten wollen, daß sich die Lebenshaltung der Bauarbeiter in den letzten Jahren etwa über Gebühr gehoben habe — wenn durchschnittlich Stundenlöhne von 50, 55 und 60 Pfg. errungen wurden, so muß man sich dabei auch stets vergegenwärtigen, daß der weitaus größte Bruchteil der deutschen Bauarbeiter jährlich auch nur 200—220 Arbeitstage zu verzeichnen hat —, oder aber daß das Baugewerbe in der Konkurrenz ernstlich bedroht sei. Die Verständigung scheiterte zudem nicht an großen „unerfüllbaren" Forderungen der Arbeiter; diese hatten Forderungen überhaupt nicht gestellt. Der Kampf nahm vielmehr seinen Ausgang von der neuern, vollständig zuungunsten der Arbeiter verschobenen Grundlage, auf die die Arbeitgeber des Baugewerbes das künftige Vertragsverhältnis gestellt wissen wollten. Diese Grundlage verstieß sowohl gegen die paritätische Tarifvertragsidee — so wurde von den Arbeiterorganisationen die Anerkennung der von den Organisationen der Arbeitgeber einseitig errichteten und verwalteten Arbeitsnachweise und deren ausschließliche Benutzung durch die Arbeiter gefordert — wie auch die Lohnnormierung künftig in der Hauptsache in das einseitige Ermessen des oder der Arbeitgeber gestellt werden sollte. Auf diese Vertragspolitik konnten die Arbeiterorganisationen unter keinen Umständen eingehen; ihr gegenüber würde selbst ein vertragsloser Zustand für die Arbeiter bei weitem das Vorteilhaftere sein.

Das Verhalten der Arbeitgeber erscheint sonach sehr eigenartig. Um es einigermaßen verstehen zu können, wird man sich folgendes vergegenwärtigen müssen. Die Tarifverträge werden von den deutschen Arbeitgebern nicht einheitlich beurteilt. Ein Teil derselben — das sind insbesondere die Unternehmer und Betriebsleiter der Großindustrie — lehnte den Tarifvertrag bisher überhaupt ab; anderen sind durch den Zwang der Verhältnisse Verträge aufgenötigt worden, während schließlich ein kleiner Kreis deutscher Arbeitgeber sich ehrlich mit dem Tarifvertragsgedanken, als einer gesunden Gewerbepolitik nützlich, abgefunden hat. Die Unternehmer des Baugewerbes gehören in ihrer überwiegenden Anzahl zur zweiten Kategorie. Die Tarifbewegung im Baugewerbe ging seither folgenden Weg: Zunächst wurden in vereinzelten Orten Tarifverträge abgeschlossen. Gar bald hat sich in Unternehmerkreisen die Ansicht durchgerungen, daß solche örtliche Verträge der steten Beunruhigung im Gewerbe durch Streiks vorzuziehen seien und daß mittels Tarifverträgen der Unternehmer viel sicherer kalkulieren und seine Lieferungsfristen einhalten könne. So kam es, daß der Tarifgedanke im Baugewerbe wie kaum in einem anderen Gewerbe sich verhältnismäßig sehr schnell einbürgerte. Vor wenigen Jahren nun wurden mehrere Ortsverträge zu größeren Bezirksverträgen zusammengefaßt. Dann drängten die Unternehmer darauf, daß für alle bedeutenderen Verträge ein einheitlicher Ablauftermin vereinbart werde. Und nun wird unternehmerseitig die Forderung vertreten, daß sämtliche Tarifverträge nur mehr von Verbandsvorstand zu Verbandsvorstand, also auf zentraler Grundlage für ganz Deutschland abgeschlossen werden sollen. Dadurch würde den Arbeitgebern und Arbeitern in den einzelnen Gebieten des weitverzweigten Deutschen Reiches der Einfluß auf die Gestaltung der Tarife und das Interesse zur Durchführung derselben außerordentlich beschnitten. Nach Auffassung der Arbeiter ist das Baugewerbe, das erst eine sehr kurze Tarifgeschichte hinter sich hat, zu solchen Vertragsabschlüssen noch nicht reif. Der zentrale Vertragsabschluß müßte unter solchen Umständen zu den unliebsamsten Plackereien führen, wodurch den Arbeitgebern und Arbeitern schließlich nur der ganze Tarifgedanke verleidet würde.

Neben dem zentralen Vertragsabschluß bildet, wenn man von der Arbeitsnachweisfrage absieht — über diese kann bei einer paritätischen Vertragspolitik kaum ernsthaft diskutiert werden —, den Kardinaldifferenzpunkt die Art der Lohnnormierung. Die Lohnmethode war seither im Baugewerbe eine sehr verschiedene. Es wurde in festem Lohn und in Akkord gearbeitet; für die Hauptarbeitergruppen, insbesondere für die Maurer, war das feste Lohnsystem fast allgemein eingebürgert. Dagegen war bei den Stukkateuren, Fliesenlegern und sonstigen kleineren baugewerblichen Berufen meist das Akkordsystem

[1] Der vorstehende Artikel ist naturgemäß vom Arbeiterstandpunkte heraus geschrieben, der sich angesichts der besonderen Umstände zweifellos der Sympathie der weitesten Kreise erfreut. Der Herausgeber wahrt selbstredend in Einzelpunkten auch den Arbeitgebern im Baugewerbe ihre Interessen.

üblich. Ferner war in den meisten Verträgen ein Einheits- bzw. Mindestlohn, in vereinzelten Bezirken auch der Staffellohn vorgesehen. Nun wollen die Unternehmer nicht nur den seither in Ausnahmefällen zugelassenen Durchschnitts- und Staffellohn überall zugelassen wissen, sondern auch die Akkordarbeit in einer sie einseitig begünstigenden Art geregelt sehen. In dem seitherigen Vertragsverhältnis war darüber vorgesehen: „Akkordarbeit ist zulässig. Die Akkordpreise unterliegen besonderer Vereinbarung." Nunmehr bestanden die Unternehmer auf folgender Fassung:

„Akkordarbeit ist zulässig und haben sich die vertragschließenden Parteien jeder hindernden Einflußnahme zu enthalten. Die Akkordarbeitspreise werden jeweils von Fall zu Fall in freier Vereinbarung zwischen Arbeitgebern und Arbeitern festgesetzt, insoweit selbe nicht etwa in diesem Vertrage normiert sind. Die vertragschließenden Organisationen verpflichten sich ausdrücklich, vor und bei Vereinbarung der Akkordpreise keinerlei Einfluß auf ihre Mitglieder auszuüben."

Nach dieser Bestimmung könnten zwar die Unternehmer die Akkordarbeit einseitig fördern, während den Arbeiterorganisationen eine „hindernde Einflußnahme" untersagt wäre. Die Verwirklichung dieser Forderung in Gemeinschaft mit der Einführung von Durchschnitts- und Staffellöhnen an Stelle der seither meist üblichen Einheits- bzw. Mindestlöhne würde in der Praxis auf die Ausschaltung der Lohnfrage aus dem Tarifvertrag hinauslaufen. Die Lohnfrage ist aber bekanntlich die wichtigste Frage im Arbeitsverhältnis. Bleibt diese im Tarif ungeregelt, so fällt für die Arbeiter das Interesse für die Tarifverträge gänzlich fort. Wenn beispielshalber ein Vertrag Staffellöhne von 60, 63 und 66 Pfg. pro Stunde vorsieht, so könnte der Arbeitgeber oder Polier die Einreihung der Arbeiter in die einzelnen Lohnklassen nach Belieben vornehmen, ohne daß der einzelne Arbeiter seine Organisation um Schutz anrufen könnte. Dadurch würde, anstatt stabile Verhältnisse zu schaffen, nur wieder der Günstlingswirtschaft Tür und Tor geöffnet. Wenn des ferneren in der Frage der Akkordarbeit „die vertragschließenden Parteien jeder hindernden Einflußnahme" sich zu enthalten haben, und wenn hinsichtlich der Gestaltung der Akkordpreise die vertragschließenden Parteien sich ausdrücklich verpflichten, „bei Vereinbarung der Akkordpreise keinerlei Einfluß auf ihre Mitglieder auszuüben" — wofür denn dann überhaupt noch ein korporativer Arbeitsvertrag? Daß eine solche Tarifpolitik in einem Gewerbe, in dem bereits 400 000 Arbeiter organisiert sind, nicht mehr möglich und durchführbar ist, dürfte allgemein einleuchten.

Zugegeben kann werden, daß die seitherige Lohnnormierung im Baugewerbe eine Anzahl Mängel aufweist und in mancher Hinsicht noch von einem Idealzustand entfernt ist. Aber dabei ist doch die Einschränkung notwendig, daß auch seither in den Verträgen mit Einheits- bezw. Mindestlöhnen die Arbeitgeber keineswegs verpflichtet waren, etwa jüngeren oder alten halbinvaliden Arbeitern den Vertragslohn zu zahlen. Bezüglich dieser Arbeiter unterlag die Lohnvereinbarung freier Uebereinkunft. Da die Bauweise und Arbeitsmethode in den einzelnen Bezirken eine außerordentlich verschiedene ist, die heutigen Tarifverträge aber ganz naturgemäß in den verschiedensten Bezirken Deutschlands an Bestehendes anknüpfen mußten, und das Baugewerbe in den allermeisten Bezirken Deutschlands erst seit wenigen Jahren von der Tarifbewegung erfaßt ist, erscheint es für sozialverständige Kreise nicht zweifelhaft, daß die Lohnmethode (ob Lohn- oder Akkordarbeit, ob Einheits-, Durchschnitts- oder Staffellöhne) im Baugewerbe sich heute noch nicht in ein einheitliches Schema pressen läßt. Man sollte erst den Tarifgedanken sowohl auf Arbeitgeber- wie auf Arbeiterseite noch tiefere Wurzeln fassen lassen und wenn dann auf die Dauer an Stelle der Einheits- sich Staffellöhne als notwendig und für manche Arbeitsverrichtungen das Akkordlohnsystem sich als zweckmäßiger wie das Stunden- oder Tagelohnsystem erweisen, so würde sich bei einem beiderseitigen vertieften Verständnis für eine paritätische, gesunde Tarif- und Gewerbepolitik nicht sehr schwer der Weg zur Verständigung finden lassen. Als selbstverständliche Voraussetzung müßte natürlich, wie das heute schon im Buchdruckgewerbe der Fall ist, auch von den Arbeitgebern des Baugewerbes anerkannt werden, daß nicht etwa strittige Fragen willkürlich durch den einzelnen Arbeitgeber oder dessen Organisation, sondern durch paritätische Schiedsämter entschieden werden müssen. Die letzte Berufs- und Gewerbezählung von 1907 hat ergeben, daß allein in den Großbetrieben (das sind solche, die mehr als 50 Personen beschäftigen) über 5 1/3 Millionen Personen tätig waren. Solche Massen lassen sich auf die Dauer nicht mehr ruhig von verhältnismäßig wenigen Unternehmern oder Betriebsleitern die Arbeitsbedingungen einseitig aufoktroyieren. Bestimmte Zugeständnisse an den Betriebskonstitutionalismus sind sonach ebenso unvermeidlich wie eine soziale Notwendigkeit. Diesen Gedanken wird man sich auch in den Kreisen der größeren Bauunternehmer, die bei der gegenwärtigen Bewegung arbeitgeberseitig in der Hauptsache die Führung in den Händen haben, nicht widersetzen dürfen.

Der erste Wahlgang in Frankreich.

Von Albert Dettling, Paris.

Die Kammerwahlschlacht ist am 24. April zur Hälfte geschlagen worden. Von den 597 Sitzen — eine bedenklich hohe Zahl für ein Land von vierzig Millionen Einwohnern — sind 361 endgültig besetzt. Am 8. Mai finden die Stichwahlen für die übrigen 236 statt. Die offiziösen Statistiker haben uns bereits den gewaltigen Sieg der republikanischen Mehrheit zahlenmäßig verkündet und den bisher zwei numerisch stärksten der zehn Fraktionen der hiesigen Volksvertretung, d. h. der radikalen und radikalsozialistischen, 155 Mandate gutgeschrieben. Die gemäßigteren Republikaner, die man hier zu Lande mit Linksrepublikaner bezeichnet, eroberten 59, die Progressisten (= Rechtsrepublikaner, = noch gemäßigter) 44, die Sozialisten 37 Sitze, während sich die eigentliche Opposition im ganzen mit nur 66 begnügen mußte. Die Stichwahlen verheißen keine sehr wesentlichen Veränderungen der Parteiverhältnisse. Dieses Resultat konnte den Kenner der politischen Volksstimmung in Frankreich keineswegs überraschen. Es bestätigt im Gegenteil unsere Prophezeiung in Nr. 17 der „Allgemeinen Rundschau" vollauf. Frankreich bleibt durchweg ausgesprochen republikanisch. Es hat der Staatsformen schon so viele versucht und ist vorläufig nicht gesonnen, sich auf das Gebiet politischer Abenteuer zu begeben. Die Royalisten, Bonapartisten und Konservativen mußten also auf den Erfolg ihres freilich kleinlichen Hauptarguments in der Wahlkampagne — Kampf gegen die Erhöhung des Abgeordnetengehaltes von 9000 Franks auf 16000 — verzichten. Das Volk war allerdings über diesen egoistischen Zug seiner Vertreter nicht sonderlich befriedigt wie noch über verschiedene neuerliche Vorgänge. Der republikanische Gedanke aber blieb sogar im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten völlig unerschüttert. Die Republik siegte schon 1889, 1893 und 1898 sozusagen selbstverständlich. Nur eben ein Unterschied: es war die Republik der Progressisten. Die Mehrheit setzte sich aus Progressisten, Radikalen und Ralliierten zusammen. Anno 1902 und 1906 verschob sich die Majorität immer weiter nach links und umfaßte schließlich fast nur noch die Radikalen, Radikalsozialisten und selbst die Sozialisten. Die Linksrepublikaner (= die gemäßigteren), die 1898 noch 235 Mandate besaßen, erzielten 1902 nur 127 und vier Jahre später nur noch 64. Die Dreyfuskrisis und die daraus resultierende Kulturkampfsbewegung hatten ihren Besitzstand bedenklich vermindert.

Schlagworte wie „ministeriell" und „antiministeriell", mit denen man 1902 zugkräftig auf der Wahlstatt erschien, waren diesmal nicht mehr zeitgemäß. Es fehlte jede große Parole, wenn man von der „Plattform" absieht, auf die sich die Anhänger der Verhältniswahl stellten. Der französische Republikanismus steht im Zeichen der Orientierung und Sammlung. Nach der Durchführung der Trennung von Staat und Kirche ist das antiklerikale Programm ungefähr erschöpft und der Nimbus der Sektierer unter den Radikalen im Erblassen. Das Combesistische Schreckgespenst zieht von dannen, die schillernde Phrase ist abgelebt. Man sehnt sich nach der Verwirklichung eines gesunden sozialen, wirtschaftlichen und finanzpolitischen Programms. Und das ist ein Hauptcharakteristikum des ersten Wahlgangs. Der bekannte Radikalsozialist de Pressensé und der mit der politischen Agitation der Loge vielfach in Verbindung gebrachte Lafferre sind geschlagen. Selbst Brisson, der Nestor des Radikalismus und Dubief, der Präsident des radikalsozialistischen Komitees, Pozzi, Magniaudé — lauter Parteigenossen von führender Stellung — geraten für die Stichwahl stark ins Gedränge. Auch Pelletan, obwohl gewählt, sah seine Stimmen bedeutend schmelzen. Paris, das 38 Deputierte ernennt, hat, wie fast alle größeren Städte des Landes in diesem Sinne schon jetzt ein sehr deutliches Wort gesprochen. Und so haben wir das für Außen-

stehende zweifellos ganz merkwürdige Schauspiel, daß der intransigente Radikalismus seine Nahrung noch mit Erfolg vom Lande holen kann, während er in den dichter bevölkerten Wahlzentren von den Sozialisten und selbst von den gemäßigten Republikanern eingepreßt wird.

Wenn trotzdem, wie die vorliegenden Resultate und der vermutliche Ausgang der Stichwahlen besagen, die Fraktionsstärken des Palais Bourbon numerisch keine sehr wesentlichen Verschiebungen erfahren, so darf man doch einigermaßen auf einen Wechsel des politischen Geistes rechnen. Die Ausschaltung gewisser Sektierer im radikalen Lager, der Stimmenzuwachs der gemäßigten Republikaner, die der Evolutionsdoktrin Gambettas noch Treue bewahrt haben, könnte fast optimistisch stimmen und verheißt der Regierung selbst unter Ausschluß der Sozialisten eine zuverlässige Mehrheit zur Durchführung dringender gesunder Reformen. Das Land hat der Versöhnungsrede des Ministerpräsidenten Briand in Périgueux, die neuerdings in Saint-Chamond wieder ihr Echo fand, ausgiebigen Kredit gewährt. So werden diese Wahlen nicht allein ein Sieg für die Republik, sondern auch für die Regierung, deren Mitglieder mit Ausnahme Millerands (der in Paris wohl siegreich zur Stichwahl kommt) schon am 24. April ihre Abgeordnetensitze wieder einnehmen können. Dieses Vertrauen begründet jedoch auch Pflichten. Und selten noch hat sich ein Ministerpräsident nach einer Volkskonsultation delikateren Missionen gegenübergestellt gesehen, als der gegenwärtige. Es warten der Reformen genug: die Wahlreform, Verwaltungsreform, Justizreform und Finanzreform!

Obwohl der erste Wahlgang mehr ein Personen- oder Programmkampf war, der unter anderem auch dem gemäßigten Republikaner Krantz, dem ehemaligen Kriegsminister aus der Dreyfus-Affäre, das parlamentarische Leben kostete und Delcassé, den bekannten Exminister des Auswärtigen Amtes während der Marokkokrise, in eine verzweifelte Lage drängte, hat doch eine sehr beachtenswerte Bewegung für die Wahlreform und die Verhältnisvertretung ziemlich erfolgreich eingesetzt. Der Rechtsrepublikaner Charles Benoist, der eifrigste Vorkämpfer und sozusagen der Vater des Proporzsystems, gewann in seinem Pariser Wahlbezirk einen sehr bedeutenden Vorsprung über seinen der Wahländerung weniger geneigten Parteigenossen. Aehnliche Erscheinungen kommen von einer Reihe anderer Kreise. Gerade führende, radikal-sozialistische Gegner wie Pelletan, Dubief, Brisson usw. sahen ihre Stimmenzahl schwinden. Man kann sagen, daß über 50 Prozent der bis jetzt gewählten Deputierten Anhänger der Verhältnisvertretung sind. Persönliche Erfahrungen stehen über theoretischen Demonstrationen. Der erste Wahlgang hat die Auffassung bestätigt, daß die bisherige Arrondissementswahl mit ihrem korruptiven Gefolge persönlicher Einflüsse und lokaler Interessen verurteilt wird. Das ist ein weiteres Charakteristikum der ersten Wahlschlacht, das festgehalten zu werden verdient.

Maienfeier.

Beengt von Zauber hält die Erde
Den maiensüssen Atem an:
Jungsommernacht die lenzbetörte,
Naht liebefroh im Blumenkahn.
Duftende Wogen steigen auf
Liebe weckend in trunkenem Lauf.

In Tropfen purpurrot entfielen
Viel Tulpen ferner Sonnenglut,
Auf hochgestreckten Blumenstielen
Ruh'n sie, Korallen in der Flut;
Als Frühlingsruder, tief im Tau,
Syringen doldenweiss und blau.

Auf blühender See smaragdnem Grunde
Mein Wachen schien ein goldner Traum:
Die lenzessüsse Weltenstunde
Schlug wonnemächtig sich zu Schaum.
Zauberbeseelten Widerhall
Jauchzt und weint eine Nachtigall.

Elli Pfaff-Jörissen.

Res hungaricae.

Von Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Ungarn steht mit der Entscheidung seiner heurigen Wahlen vor einem kaum unwichtigeren Abschnitt in seiner innerstaatlichen Entwicklung als im Jahre 1848. Wie jetzt der greise Träger der Stefanskrone den Völkern Ungarns die politische Gleichberechtigung im allgemeinen gleichen Wahlrecht geben will, so wollte er damals mit der großen bäuerlichen Reform der Grundentlastung die breiten Schichten der Bevölkerung aus ihrer wirtschaftlichen Knechtung befreien, er wollte damals — wie es seine Absicht heute ist — ein festes Band um Herrscher und Völker schlingen und diese erlösen von dem Terrorismus der magyarischen Adelsklique. Nur die Oligarchie, welche ihre Machtinteressen gefährdet sah, führte den blutigen Zusammenstoß, der bei Vilagos sein Ende fand, herbei. Das betörte Volk kämpfte gegen ein Herrscherhaus, welches ihm den so notwendigen wirtschaftlichen Fortschritt bringen wollte, für eine Schlachta, welche ihr Ausbeutungsregiment um jeden Preis sich erhalten wollte. Mit nationalen Schlagern wurde das Volk gegen das „volksfeindliche Wien" aufgehetzt, es sah nicht, daß es sich mißbrauchen ließ gegen einen König, der ihm Freiheit und eine gleiche Verteilung der öffentlichen Lasten gewähren wollte. Ein Kossuth war es, der im Dienste des allzeit revolutionsgierigen magyarischen Adels die volksfreundlichen Absichten des Königs hintertrieb und die Nationalversammlung die Entthronung des Hauses Habsburg für ewige Zeiten beschließen ließ.

Ein anderer Kossuth war es, ein Minister und Geheimer Rat Sr. Majestät, bei dem sich im Sommer 1909 ein Bevollmächtigter des Königs zur Audienz melden ließ. Auch der Sohn des Achtundvierziger Rebellen stand im Dienst der magyarischen Oligarchie, wenn er sich auch einbildete, ihr ungekrönter Führer zu sein. In dieser Einbildung nahm er sich das Recht heraus, Herrn v. Lukacs eine Viertelstunde im Vorzimmer warten zu lassen, bis er den Bevollmächtigten des Königs vorzulassen geruhte. Drei Jahre früher hatte der Kaiser sich in dem mit den Führern der Koalition abgeschlossenen Pakt versprechen lassen, daß sie die Wahlreform nach den Grundsätzen des früheren Ministers Kristoffy durchführen, daß sie nach dem allgemeinen gleichen Wahlrechte einen Reichstag wählen lassen und dann zurücktreten. Daraufhin verhieß der Kaiser in der Thronrede den Völkern Ungarns das allgemeine gleiche Wahlrecht. Die Koalition aber wurde wortbrüchig und stürzte, da die Krone auf Erfüllung des Paktes unbedingt bestand, in eine böse Krise. Lukacs kam mit Vorschlägen für die Entwirrung, aber Kossuth verlangte unbedingte Unterwerfung der Krone und garantierte Alleinherrschaft der magyarischen Schlachta. Aus dem Geheimen Rat des Königs war ein Rebell geworden, weil die Dynastie über die Köpfe der Schlachta hinweg Fühlung suchte mit den breiten Schichten der Bevölkerung. Die Krone konnte unmöglich nachgeben und auch wortbrüchig am Volke werden. Wekerle-Kossuth mußten verschwinden, Graf Khuen-Hedervary soll jetzt mit Neuwahlen eine Regierungspartei schaffen, welche die dem Volke versprochene Wahlreform zu beschließen hat. Mit einem auf Grund des allgemeinen Wahlrechtes gewählten Reichstag soll dann die „ungarische Frage" gelöst werden.

Das heißt mit anderen Worten: Das Herrscherhaus der Habsburger will mit der Gesamtheit der Bevölkerung einen dauernden Ausgleich herbeiführen. Es hat aus der Geschichte gelernt: Der Dualismus war für die Gesamtmonarchie und für deren einzelne Teile ein Fehler, er beherrscht unheilvoll das ganze Reich und ermöglicht es den Magyaren — bzw. der Gentry-Klique — Furcht zu erregen und immer neue Opfer zum Schaden der Gemeinsamkeit zu erpressen, bis sie die Personalunion und als deren nächste Folge die gänzliche Losreißung von Oesterreich erreicht haben. Eine Versöhnung mit Ungarn war nötig, aber nicht auf Kosten der österreichtreuen Nationalitäten; es mußte ein Ausgleich gemacht werden, aber nicht mit der magyarischen Oligarchie, sondern mit dem Volke. Der neue Ausgleich, welchem Dauer und innere Stetigkeit verliehen werden muß, soll eben darum mit dem gesamten Volke aller Nationalitäten abgeschlossen werden, und er ist eine solch hervorragende Lebensfrage für die ganze Monarchie, daß auch Oesterreich dabei ein gewichtiges Wort zu sprechen haben wird, mögen auch die Wortführer der Magyaren sich noch so sehr gegen die Einmischung der Oesterreicher verwahren. Mit den Bestrebungen auf Zerreißung der Monarchie muß ein- für allemal aufgeräumt werden; bringt das



die auf Grund der Siebenundsechziger Grundsätze zu bildende Arbeitspartei des Grafen Khuen nicht zustande oder will sie es nicht zustande bringen, nun, so muß es eben ein neuer Reichstag machen, und versagt auch dieser, so bleibt einem tatkräftigen Herrscher, welcher den Eid auf die jetzige Verfassung Ungarns noch nicht geschworen hat, noch das Mittel des Oktroy übrig, dem alles in Ungarn zujubeln würde, mit Ausnahme der magyarischen Oligarchie. Die Demokratie ist heute auch in der habsburgischen Gesamtmonarchie erwacht. Das hat aufs beste der Träger der Krone selbst erkannt und mit Vertrauen legte er das allgemeine Wahlrecht seinen Oesterreichern in die Hand und mit Vertrauen will er es seinen Ungarn geben. In Oesterreich nahm dieses Wahlrecht, diese Demokratisierung den alldeutschen und den börsenliberalen Zerstörungsparteien ihre Macht und gab sie den christlichsozialen und sozialdemokratischen Volksparteien in allen Nationalitäten und diese werden es auch sein, welche den nationalen Ausgleich in Oesterreich werden machen müssen. Je mehr diese Ueberzeugung durchdringt, desto mehr wird die positive Grundsatzpolitik der Christlichsozialen Anhänger finden, desto mehr wird die negative der Sozialdemokratie an Boden verlieren. In Ungarn, wo selbst unter den Magyaren sich schon eine christlichsoziale Partei organisiert, wird die Demokratisierung der Volksvertretung die magyarische Oligarchie, welche allein ein Interesse an der Losreißung von Oesterreich und Habsburg hat, stürzen und eine Konsolidierung der Doppelmonarchie herbeiführen.

Alle diese Probleme spielen in dem heutigen Wahlkampfe in Ungarn eine wichtige Rolle mit. Man täuscht sich in Wien nicht darüber, daß Ministerpräsident Graf Khuen-Hedervary kein durchaus verläßlicher Verfechter der Gemeinsamkeitsidee ist, seine Verbindung mit Tisza macht ihn zumindest verdächtig. Für das große Werk der dauernden Neuregelung des Ausgleiches mit Ungarn wird ein anderer Mann gefunden werden müssen. Die christlichsoziale Reichspartei Oesterreichs neigt einem aus drei Staaten bestehenden Gesamtreiche zu: dem Trialismus. Die Südslawen Oesterreichs, Ungarns und der Reichslande Bosnien-Herzegowina werden als dritter gleichberechtigter Staat dem Dualismus angefügt, so daß diese drei Staaten etwa in dem Verhältnisse zu einander stehen, wie nach dem Wortlaut der Verfassung des Deutschen Reiches Bayern, Preußen und Sachsen; jeder einzelne Staat regelt seine inneren Angelegenheiten in den Reichstagen zu Wien, Budapest und Agram und über allen steht der gemeinsame Kaiser mit dem gemeinsamen Reichsparlament (Delegation). Eine andere Regelung wird unmöglich sein. Wohl werden sich die Magyaren mit aller Macht einer solchen Regelung widersetzen; wenn sie aber durch die Demokratisierung der ungarischen Volksvertretung von ihrem Größenwahn geheilt und zur Einsicht ihrer wirklichen Schwäche gebracht sind, wird ihr Uebermut und ihr Widerstand gebrochen werden.

Dazu sollen die jetzigen Wahlen ein Vorspiel sein. Erst die nächsten leiten die Entscheidung ein. Man wird sich auf einen mehrjährigen Entscheidungskampf gefaßt machen müssen, dessen Zeit in Oesterreich zur Vereinigung der nationalen Streitigkeiten benützt werden muß, denn mehr als je ist ein im Innern konsolidiertes Oesterreich die unbedingte Voraussetzung für eine glückliche Lösung der Krise in der Gesamtmonarchie.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die preußische Wahlreform im Herrenhause.

Den nichtpreußischen Lesern wird eigentlich etwas viel zugemutet, wenn sie die preußische Wahlreform auf allen ihren Kreuz- und Irrwegen verfolgen sollen. Aber dieser Halleysche Komet beherrscht nun einmal den innerpolitischen Himmel und die Tragweite der einzelstaatlichen Angelegenheit geht weit über die Grenzen dieses Staates hinaus. Ja, es zeigt sich immer klarer und drastischer, daß diese Frage den Charakter der Berliner Regierung, die zugleich die sogenannte Reichsregierung bildet, und die Konstellation der Parteien, die zugleich Reichsparteien sind, untereinander und zur Regierung ganz wesentlich beeinflußt.

Im preußischen Herrenhause ist die Vorlage im ganzen durchgegangen mit der beträchtlichen Mehrheit von 140 gegen 94 Stimmen, — obschon sie die geheime Wahl für die Urwahlen einführen will. Die Zustimmung des sonst für die öffentliche Stimmabgabe schwärmenden Herrenhauses zu der geheimen Wahl ist ein unbestreitbarer und wertvoller Erfolg des Zentrums.

In der Einzelfrage der Drittelungsbezirke hat dagegen die Regierung einen Erfolg errungen, der anscheinend auf Kosten des Zentrums geht. Der Reichskanzler und Ministerpräsident setzte im Plenum noch einmal seine ganze Autorität ein, um einen Antrag Schorlemer durchzudrücken, der die Drittelungsbezirke in den größeren Orten bis auf 20000 Einwohnern erweitern will. Der Antrag geht nicht ganz so weit, wie die ersten Forderungen der nationalliberalen Plutokraten, die in der ganzen Gemeinde oder gar im ganzen Wahlkreise einheitlich gedrittelt wissen wollten. Aber die Regierung hat durch den Oberpräsidenten v. Schorlemer die Drittelung gerade so abmessen lassen, daß die nationalliberalen Großindustriellen im Rheinland über ihre Wahlaussichten beruhigt werden.

Der Antrag Bethmann-Schorlemer fand im Herrenhause eine sehr große Mehrheit. Das erklärt sich leicht, da einerseits im Herrenhause von alters her die plutokratischen Wahlrechtsklauseln (als angebliche Sicherung gegen die verschiedene Arten von Demokratie und Radikalismus) großen Anhang haben und anderseits im vorliegenden Falle die „Zentrumsscheu" mitspielt. Auch in den Kreisen, wo nicht gerade von Zentrumshaß gesprochen werden kann, hat man die Neigung, dem Zentrum gelegentlich eine kühle Dusche zukommen zu lassen und es vor dem „Uebermut" zu bewahren, der etwa aus seiner ausschlaggebenden Stellung an der Seite der Konservativen erwachsen könnte. Abgesehen von den Ganz- und Halbliberalen haben auch viele Konservative in beiden Häusern eine gewisse Scheu vor einem sog. schwarz-blauen Block. Alles wirkte zusammen, um dem Antrage Bethmann-Schorlemer eine beträchtliche Mehrheit zu verschaffen.

Nun ist die Jahreszeit soweit vorgerückt, daß ein weiteres Hin- und Herschieben der Wahlrechtsvorlage zwischen beiden Häusern nicht mehr angeht. Also Abänderungsanträge sind ausgeschlossen. Entweder muß das Abgeordnetenhaus den Entwurf und die Herrenhausfassung annehmen, oder die ganze Sache scheitert für diese Tagung. Im letzten Falle ist, wie Graf Oppersdorff sagt, ein großer Aufwand unnütz vertan.

Soll nun die Zentrumsfraktion wegen der plutokratischen Verschlechterung, die das Kompromiß im Herrenhause erlitten hat, auf die Nein-Seite übergehen? Selbstverständlich, werden wohl fast alle Leser ausrufen, und das Temperament des Verfassers dieser Zeilen geht mit. Aber die Presse hat nicht das letzte und entscheidende Wort zu sprechen, sondern wir müssen den berufenen Vertretern unserer Partei die Entschließung überlassen.

Bei der Erwägung des Für und Wider drängt sich auch ein allgemeines, parteipolitisches Moment in den Vordergrund. Ist die Zentrumspartei in den verschiedenen Stadien dieser Angelegenheit von der Staatsregierung und den anderen Parteien so behandelt worden, wie sie es fordern und erwarten durfte? Entspricht es der Ehre der Zentrumsfraktion, in der Zwangslage, welche die Regierung und mittelparteiliche Ränkeschmiede geschaffen haben, eine Nachgiebigkeit zu zeigen? Wir kommen im nachstehenden auf die Konstellation der Parteien unter sich und zu der Regierung noch zurück. Nach unserer Ansicht braucht aber dieser Gesichtspunkt in der Frage des Augenblicks — Annahme oder Ablehnung des Herrenhaus-Entwurfs? — nicht den Ausschlag zu geben. Das Zentrum ist, wie die Erfahrung mehrfach gezeigt hat, Mannes genug, die gebührende Stellung im Parlament zu behaupten oder im Notfalle wieder zu erringen, ohne sich von Eifersucht oder von Aengstlichkeit der Taktik diktieren zu lassen. Wir können uns den Luxus einer rein sachlichen Politik erlauben. Demgemäß wäre jetzt einfach abzuwägen, ob das vorliegende Wahlrechtsgesetz trotz der eingeflickten Verschlechterung noch so viel an wirklichen Reformen bietet, daß es als eine befriedigende Abschlagszahlung zur Beruhigung der erregten Gemüter und zur gesunden Fortentwicklung der Staatspolitik und des Parteilebens dienen kann.

Die Vorteile des Gesetzes sind: 1. die geheime Urwahl; 2. die Maximierung d. h. die Nichtanrechnung der übermäßigen Steuerbeträge; 3. die Erhöhung des finanzierten Steuersatzes für die nicht zur Staatseinkommensteuer veranlagten Wähler. Die letzteren Neuerungen wirken direkt auf die Abschwächung des plutokratischen Moments der Dreiklassenwahl hin; das Wahlgeheimnis wirkt mittelbar in derselben Richtung, indem es den wirtschaftlich abhängigen Wählern die Gewissensfreiheit wieder gibt. Was man nun hier

mit der rechten Hand gegeben hat, davon nimmt man mit der linken Hand einen erheblichen Teil zurück, indem man die Drittelungsbezirke bis zum Zehnfachen erweitert und also das Uebergewicht der höchsten Steuerzahler ebensoweit ausdehnt. Bleibt nun noch genug Abschwächung der brutalen Macht der großen Geldbeutel übrig? Jedenfalls ist das Uebergewicht so klein, daß es schon einer Goldwage bedarf.

Nun meinen etliche Nachbarn, das Zentrum werde die Vorlage doch annehmen müssen, um seine wertvolle Errungenschaft der geheimen Wahl in Sicherheit zu bringen. Aber ist die Einscheunung wirklich so dringend? Für die geheime Urwahl haben unsere Vertreter mit viel Geschick und Glück nicht bloß die konservative Fraktion des Abgeordnetenhauses, sondern auch die spröde Mehrheit des Herrnhauses erobert. Jede künftige Wahlreform muß auf dem Grunde des Wahlgeheimnisses aufgebaut werden. Also deshalb könnten wir ruhig das Scheitern der gegenwärtigen Vorlage riskieren.

Sollte das Zentrum sich zu einem Ja entschließen, so wäre das Gesetz gesichert. Geht das Zentrum auf die Nein-Seite, so liegt die Entscheidung bei den Nationalliberalen. Es muß dann wenigstens der rechte Flügel der Nationalliberalen zugunsten des Gesetzes einschwenken. In der nationalliberalen Partei macht sich, wenn man den Preßäußerungen glauben darf, eine beträchtliche Strömung zugunsten des Anschlusses an die Regierung und die Konservativen geltend. Allerdings müssen die Nationalliberalen sich dabei über gewisse „Prinzipien" hinwegsetzen, namentlich über die feierliche Forderung der direkten Wahl. Sie müssen auch den Kugelregen riskieren, der ihnen nach der Schwenkung von den Fortschrittlern und den Sozialdemokraten in reichlichstem Maße zuteil werden wird. Aber demgegenüber steht die starke Verlockung, zugunsten der nationalliberalen Großindustrie die Erweiterung der Drittelungsbezirke in Sicherheit zu bringen und überhaupt den Anschluß an die mittelparteilich gewordene Regierung zu behaupten. Sonach muß man mit der Möglichkeit rechnen, daß auch nach der Ausschaltung des Zentrums eine Mehrheit für das Gesetz im Abgeordnetenhause zustande käme. Allerdings keine „erhebliche" Mehrheit, wie Herr v. Bethmann sie früher forderte.

Die Möglichkeit einer konservativ-mittelparteilichen Mehrheit braucht aber die Entschließung des Zentrums nicht zu bestimmen. Was die anderen Parteien ohne uns beschließen, haben wir nicht zu verantworten. Sollte die „Reform" gegen das Zentrum mit Ach und Krach zustande kommen, so mögen die Regierung und ihre Anhänger für die Wirkungen des verschlechterten Gesetzes eintreten. Für die Zentrumspartei wäre es eine wahre Erleichterung, wenn wir mit gutem Gewissen unsere Hände aus diesem bedenklichen Handel zurückziehen könnten.

Der mittelparteiliche Regierungskurs.

Der Reichskanzler und Ministerpräsident hat in seiner neuesten Herrenhausrede, welche den bestellten Verschlechterungsantrag durchdrücken sollte, sich lebhaft verwahrt gegen den Verdacht, daß er aus Gunst oder Haß gegen einzelne Parteien handele und etwa das Zentrum ausschalten wolle. Er drehte schließlich sogar den Spieß um und erklärte, daß auch die Regierung sich nicht ausschalten lasse.

Allen Respekt vor dem Selbstzeugnis, daß Herr v. Bethmann nicht ausschalten will. Aber was er tut, läuft auf die Ausschaltung des Zentrums und die Einschaltung der Mittelparteien hinaus. In der Realpolitik gilt mehr das Vollbringen, als das Wollen.

Allen Respekt ferner vor der Ueberzeugung der Regierung! Wenn sie erkannt hat, daß für das Staatswohl die Erweiterung der Drittelungsbezirke bis zu 20000 Einwohnern notwendig ist, so muß sie demgemäß handeln. Wir würden die Willensmeinung der Regierung auch dann respektieren, wenn sie ihre Ansicht für irrig hielte, vorausgesetzt, daß sie sich auf sachliche Gründe stützt. Im letzteren Punkte hapert es aber hier. Die bestehende Drittelung in den einzelnen Urwahlbezirken war in der Regierungsvorlage nicht bloß beibehalten, sondern in deren Begründung auch eingehend anerkannt worden. Gerade in diesem kritischen Punkte hat die Regierung ihre Ansicht nachträglich gewechselt. Sie hat von Herrn v. Zedlitz-Neukirch, dem freikonservativen Ränkeschmied, sich die Erweiterung der Drittelungsbezirke suggerieren lassen, und zwar gerade in der Form, wie es den Wünschen und Interessen der nationalliberalen Plutokraten entsprach. Sie hat sich zu dieser Begünstigung der mittelparteilichen Interessen durchgemausert, obschon sie wußte, daß das Zentrum auf die Beibehaltung der alten, von ihm errungenen und seit 18 Jahren bewährten Bezirksdrittelung den größten Wert lege. Nicht bloß in der Zentrumspresse, sondern auch in konservativ-agrarischen Blättern, wie z. B. der „Deutschen Tageszeitung", ist wiederholt durchschlagend nachgewiesen worden, daß die Erweiterung der Drittelungsbezirke zu dem übrigen Inhalte des Entwurfs und seinem ganzen Sinn und Zweck gar nicht passe. Alles in allem genommen kann man nur annehmen, daß die Regierung nicht von der Wucht sachlicher Gründe, sondern durch mittelparteiliche Tendenzen zu ihrer Schwenkung veranlaßt worden ist.

Ob gerade Herr v. Bethmann Hollweg sich dieser parteipolitischen Bedeutung der Schwenkung voll bewußt geworden ist, lassen wir dahingestellt, der nationalliberale Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern wird jedenfalls die Fülle dieses Bewußtseins gehabt haben. Wir müssen auch das Rätsel ungelöst lassen, ob Herr v. Bethmann Hollweg wirklich noch auf die Hilfe des Zentrums bei der Erledigung des Gesetzes gerechnet hat. Wenn ja, so hätte er sich lieber ein anderes Mitglied des Herrenhauses als Pathe für den kritischen Abänderungsantrag wählen sollen. Herr von Schorlemer-Lieser, der Oberpräsident der Rheinprovinz, steht trotz seines ererbten Namens in der schroffsten Kampfstellung gegenüber dem Zentrum. Was seinen Namen trägt, stößt bei uns auf Mißtrauen und Abneigung. Wie schon oben erwähnt, halten wir dafür, daß die Zentrumsfraktion rein nach sachlichen Abwägungen der guten und schlechten Seiten des Entwurfs sich entscheide und nicht nach parteipolitischem Beiwerk. Aber auch nach Erledigung der Einzelfragen bleibt es eine beachtenswerte Tatsache, daß Herr v. Bethmann gerade den Vater der „deutschen Vereinigung" zu seinem Gehilfen ausgesucht hat. Und ebenso ist die Tatsache festzuhalten, daß im Herrenhause die Beratung der Wahlrechtsfrage mit sehr groben Ausfällen gegen das Zentrum gewürzt wurde.

Allerdings hat unsere Partei dabei eine eklatante Genugtuung erhalten, jedoch nicht vom Ministertisch. Die greise Exzellenz Frhr. v. Landsberg-Steinfurt legte Zeugnis ab für den Charakter und die Verdienste des geschmähten Zentrums. Und das Zeugnis war klassisch im vollen Sinne des Wortes, da Frhr. v. Landsberg, der einst zu den Gründern und Mitgliedern der Fraktion gehörte, seit mehreren Jahren seine eigenen Wege gegangen ist und im Anfange sogar der deutschen Vereinigung nahegestanden hat.

Trotz dieser Verteidigung ist im Herrenhause, auch in den konservativen Reihen desselben, das alte Vorurteil und die teils konfessionell, teils politisch starke Abneigung gegen die Zentrumspartei sehr stark hervorgehoben. Dazu kommt, daß in hervorragenden konservativen Blättern, vor allem der „Kreuzzeitung", alsbald nach der Verhandlung im Herrenhause ein Ton angeschlagen wurde, der den Verdacht erwecken mußte, als ob man sich in der Gesellschaft mit dem Zentrum nicht recht behaglich fühle und den Hinzutritt der Nationalliberalen sehnsüchtigst anstrebe. Wenn nicht alle Konservativen dieser Stimmung unterliegen, so doch sicher sehr viele. Die empfindliche Niederlage, welche die Nationalliberalen soeben den Konservativen in Oletzko-Lyck bereitet haben, hätte eigentlich die Vorliebe für die Mittelparteien etwas dämpfen sollen. Aber es scheint fast, als ob wenigstens ein Teil der Konservativen die Angst bekommen hätte: Wenn wir in dem gemeinsamen Wirken mit dem Zentrum fortfahren, so wird man durch die Gnade vom schwarz-blauen Block und durch die Aufstachelung des furor protestanticus uns noch mehr Wähler wild machen!

Indem die Regierung sich so entschieden auf das mittelparteiliche Gleis begeben hat, wird die „Zentrumsscheu" gewiß noch weitere Nahrung erhalten. Man sieht, daß es unserer Vertretung in den Parlamenten noch immer schwer wird, sich die volle Gleichberechtigung zu sichern.

Anderseits erkennen wir an, daß es auch sein Gutes haben mag, wenn die Nationalliberalen ganz oder teilweise von ihrer Hetz- und Blockpolitik abgelenkt und zu der positiven Mitarbeit wieder herangezogen werden. Wir haben niemals die Ansicht vertreten, daß der glimmende Docht der nationalliberalen Mitarbeit ausgelöscht und die Gegensätze bis zum äußersten verschärft werden müßten. Wir haben auch niemals die Regierung für unsere Partei in Beschlag nehmen wollen, sondern sind stets für deren Stellung über den Parteien eingetreten. Wie die Dinge aber jetzt liegen, müssen wir mit der Gefahr rechnen, daß die Regierung unter die mittelparteiliche Fuchtel gerät, und das ist ein wesentliches Moment für die künftige Wahlbewegung.



Bayerisches.

Von Heinrich Osel, Landtagsabgeordneter, München.

Sämtliche deutsche Eisenbahnetats der abgelaufenen Finanzperioden machten den Regierungen und Parlamenten keine Freude. Natürlich, wer hat Freude an Defiziten? Bayern hatte also auch seinen Fehl-Teil aus der Depression = — 21 Millionen Mark rund. Mittlerweile geht es wieder vorwärts, und da der Optimismus bei der Neuetatisierung nur homöopathisch zur Geltung kam, dürfte das nächstemal das Loch im Eisenbahn-Staatssäckel nicht sichtbar sein. In bezug auf Bezahlung des Personals steht Bayern bei 1595 ℳ auf den Kopf mit an der Spitze deutscher Eisenbahnverwaltungen. Wenn dabei unser sog. Betriebskoeffizient 1908 nur 71.56 % betrug, also günstiger, wie in den sonstigen süddeutschen Staaten, im Reich und in Sachsen war, so scheint die Wirtschaftlichkeit Bayerns sich sehen lassen zu können. Das eingehende Referat des Abg. Dr. Pichler ist für lehrreiche Vergleiche außerordentlich geeignet. Die Menge der Einzelheiten von lokaler Bedeutung bringt es mit sich, daß die Beratungen lange währen. Längere Sitzungen sollen die Dauer der Tagung abkürzen. Die beste Abkürzung wäre, wenn die Abgeordneten, welche im Finanzausschuß schon gesprochen haben, im Plenum schwiegen, und wenn alle Redner die Wiederholungen vermeiden möchten. Vielleicht gelänge ersteres, wenn der Referent die Redner der Ausschüsse namentlich aufführen dürfte. Hier darf übrigens gegenüber den hervorragend unrichtigen Berichten und Artikeln speziell der „Münchner Neuesten Nachrichten" noch einmal gesagt werden, daß die Liberalen als Vielredner und Wiederkäuer (bildlich natürlich) nicht übertroffen werden.

Wozu der Staat Steuern braucht, zeigt auch die Eisenbahnetatberatung. Man lobt unseren Lokalbahnbau, der sich übrigens rentiert, was der Vorortverkehr nicht tut, aber Geld kostet ersterer doch. Und in Preußen lobt man da die Bayern darob ebenfalls. Doch ist das kein Anreiz für uns zu einer Reichseisenbahngemeinschaft liberaler Träume. Es muß auch so bei gutem Willen gehen, Reibungen zwischen Nord und Süd und dem Süden unter sich zu beseitigen. Unsere Pfälzer haben seit der Verstaatlichung ihrer Bahnen in der letzten Session viele Schmerzen, die schließlich zu einer kleinen Explosion des Pfälzer Liberalen Dr. Buttmann führten, der vom Minister mehr Witze als Konzessionen zur Antwort erhielt. Herr Dr. Casselmann von Bayreuth eilte dann auch noch zu Hilfe und schoß mit Kanonen nach Spatzen. Ja, ja, Herr Minister, seien Sie so humoristisch, soviel Sie wollen, aber lehnen Sie dabei nicht ab, denn sonst kann der Humorlose meinen, er sei ausgelacht, und dann haben Sie den Censor Bavariae Dr. Casselmann am Hals! Die Pfalz ist der Nabel der Welt und Bayreuth der des bayerischen Liberalismus. Uebrigens wird es wohl gelingen, daß peu à peu der Staat die Versäumnisse der alten Aktiengesellschaft nachholt, zur Freude der Pfalz.

Gegen Staffeltarife und für Höhertarifierung von Mehl sprach sich Landtag und Minister aus, allein Preußens Regierung will nicht. Die Riesenmühlen an Elbe, Rhein und der See haben ihr Ohr. Wie lange noch?

Daß der bayerische Verkehrsminister auf Antrag der Polizei endlich auch wie in Preußen, Baden usw., dem Schandfleck deutscher Publizistik, der humorlosen, schmutzreichen Ablagerungsstätte von Perfidien Nichtdeutscher und etlicher auchdeutscher Dekadenten — dem „Simplicissimus" — den Bahnhofverkauf entzog, können die wahrhaftigen Kunstbanausen liberaler Observanz nicht verwinden. Doch schweigen wenigstens die, welche vielleicht wirklich etzliches Kunstinteresse und Verständnis haben.

In Preußen, Sachsen, Baden, im Reichstag ist schon so oft die Frage des Streikrechts der Staatsangestellten behandelt und letzteres von allen bürgerlichen Parteien abgelehnt werden. Eine Resolution Dr. Daller (Zentr.) glaubte das einmal auch für Bayern neuerlich aussprechen zu müssen, obwohl niemand dem Antragsteller und der Partei wird nachsagen können, daß sie die notorische süddeutsche freiheitliche Auffassung des Koalitionsrechtes an sich etwa nicht teilten. Die Resolution wurde von Zentrum und wirtschaftlicher Vereinigung angenommen, von Liberalen und Sozialdemokraten bekämpft. Die Regierung erklärt wie bisher zu verfahren. Das ist alles einfach und selbstverständlich mit und ohne Resolution. Zwerchfellerschütternd war nur, daß der liberale Führer Dr. Casselmann, Mitglied der Partei, die den Reichsverband zur Bekämpfung der Sozialdemokratie gründete, einen Wortschwall von Invektiven und Behauptungen losließ, um damit zu sagen: Extra nicht, denn die Resolution kommt vom Zentrum. — Ein Minimum von politischer Ehrlichkeit sollte der Liberalismus selbst im Zeichen des Linksblockes haben, ein Nationalliberaler gleich gar. Doch ums Mandat tut man alles. Und schließlich — rechnen die Sozialisten doch mit dem kleinen Einmaleins aus, wo mehr zu holen ist. Nach achttägiger Beratung kam endlich der Eisenbahnetat zum Abschluß und der Etat der Bergwerke, Hütten und Salinen erscheint. Er wird kampfreiche Stunden bringen, denn es sollen unsere Salinen zusammengelegt werden, wobei die Wirtschaftlichkeit und Konkurrenzfähigkeit Bad Reichenhall als Konzentrationspunkt verlangen soll. Näheres nach dem Kampf.

Im Reichsrat kuriert man à la Dr. Eisenbarth an den Steuergesetzen. Wenn der Patient die Kur nur aushält! Wahrscheinlich aber ist, daß er daran stirbt.

Schließlich darf noch kurz darauf verwiesen werden, daß in der Zentrumspresse und nun auch in den Kreisen aller Parteien ein heftiger, aber notwendiger Kampf gegen die Monopolgefahr in Ausführung von elektrischen Ueberlandzentralen entbrannt ist, bei dem die Regierung auch als Leidtragende erscheint. Es wurden Fehler gemacht. Besuche aus dem ganzen Reich von seiten der beteiligten Industrie zeigen das allgemeine Interesse, weshalb vielleicht hier einmal näheres zu berichten sein wird. Die liberale Presse schweigt natürlich. Mittlerweile hat Siemens-Schuckert bezüglich der großen Pfälzer Ueberlandzentrale auf der ganzen Linie nachgegeben. Zureden hilft!

Das öffentliche Eingreifen des Zentrums hat sein Gutes für die Industrie und das Land als Konsumenten. Mit Wochenschluß brachte Verfasser dieser Zeilen mit seinem Freund Held folgenden Antrag ein:

„Die K. Staatsregierung sei zu ersuchen, dahin zu wirken,

a) daß bei Errichtung von Elektrizitätswerken, die zur Versorgung des Staates und seiner Unterverbände (Kreise, Distrikte, Gemeinden) mit Kraft und Licht dienen, Ausführungsmonopole einzelner Unternehmer oder Unternehmergruppen verhindert werden.

Dieser Grundsatz ist 1. zunächst durchzuführen, insoweit es sich um die Vergebung von Konzessionen für elektrische Werke durch den Staat oder seine Unterverbände handelt; es ist ferner 2. zu beachten und vertraglich festzulegen, wo es sich um Stromlieferung von einer Zentrale an selbständig verwaltete Werke (Gemeinden) oder Wiederverkäufer handelt, so daß, gerechnet vom bezüglichen Transformator an, ein Materiallieferungs- oder Installationsmonopol vermieden wird.

Ferner dahin zu wirken, daß

b) nicht ausschließlich die Großfirmen, sondern auch die verschiedenen Spezialfabriken und die Installateure in einer ihrer Leistungsfähigkeit angemessenen Weise und soweit es sich mit der Wirtschaftlichkeit verträgt, bayerische Firmen bei den Vergebungen entsprechend berücksichtigt werden, so daß an dem Ausbau der elektrischen Ueberlandzentralen nicht nur ein einzelner Unternehmer, sondern möglichst die gesamte elektrotechnische Industrie beteiligt wird."

Der neueste Simplicissimusprozeß.

Von Dr. Hardtmann.

Der frühere, langjährige Mitarbeiter des „Simplicissimus", Frank Wedekind, ein Mann, der doch sicher eingeweiht ist in diesen famosen Betrieb, welcher sich schon 1906 zu 700 % des Einlagekapitals rentierte und heute bei einer Gesamtauflage von 75 000 Exemplaren jedenfalls noch weit bessere Geschäfte macht, erhebt gegen dieses Blatt laut „Deutsche Reichspost" Nr. 78 den Vorwurf, daß es „die Besudelung von Ehe, Vaterlandsliebe, Rechtspflege und Religion, ebenso wie die Majestätsbeleidigung im Geschäftsinteresse aus Geldgier systematisch betreibe."

Das in den letzten Worten unterstellte schmutzige Motiv möchten wir uns nicht aneignen. Wie wohlbegründet im übrigen dieser Vorwurf ist, dafür enthält jede Nummer dieses „Witzblattes" Belege in Hülle und Fülle. Es ist geradezu erschreckend, Woche für Woche mitansehen zu müssen, wie ganze Volksschichten ungestraft durchseucht und vergiftet werden mit den Elaboraten gewisser „Künstler", die den Bazillus sittlicher und sozialer Korruption hineintragen in weite Kreise von Halbgebildeten aller Schattierungen. Man sollte glauben, daß eine Nation, welche noch Wert legt auf die Erhaltung ihrer Volkskraft und ihrer heiligsten Güter, solche gefährliche Giftpflanzen, die unter dem Namen der Kunst und Satire sich breit machen, ohne Staatsanwalt sich vom Leibe zu halten wisse.

Der riesige Absatz, den der „Simplicissimus" trotzdem findet, ist ein Schandfleck für den Kulturzustand und den Geschmack ausgedehnter Kreise. Man freut sich, wenn „andere" heruntergerissen und besudelt werden, und sagt sich nicht, wie wenig Witz und Geist einerseits, wie viel Feigheit anderseits oft dazu gehört, mit der Ehre ganzer Stände zynisch umzuspringen. Immer üppiger gedeiht die zynische Frechheit und Roheit dieses „Witzblattes", so daß es gelegentlich gelingt, es selbst mit dem leider immer noch zu weitmaschigen Netz unseres Strafgesetzes zu fangen. Eine Geldstrafe war bisher der Lohn für derartige Unvorsichtigkeiten; aber sie wurde kaltlächelnd als Betriebsunkosten gebucht, denn die damit verbundene Gerichtsverhandlung und Konfiskation entschädigte aufs reichlichste für

diese Auslagen. Eine bessere Reklame gibt es ja nach dem Zeugnis „Eingeweihter" überhaupt nicht!

Schlimmer ist es dem „Simplicissimus" vor der Stuttgarter Strafkammer in seinem jüngsten Prozeß ergangen, in welchem sich dessen Redakteur Hans Caspar Gulbransson wegen Beleidigung des Bischofs Dr. v. Keppler und der gesamten katholischen Geistlichkeit seiner Diözese eine Gefängnisstrafe von zwei Monaten holte.[1]) Den Beleidigten wurde die Befugnis zugesprochen, das Urteil in folgenden Blättern veröffentlichen zu lassen: „Staatsanzeiger", „Deutsches Volksblatt", „Schwäbischer Merkur", „Kölnische Volkszeitung", „Kölnische Zeitung", „Kreuzzeitung". Ferner ist die Seite 154 der Nr. 10 des „Simplicissimus", Jahrgang 1909, zu vernichten, ebenso sind die Platten unbrauchbar zu machen. Der für das Gebahren des „Simplicissimus" typische Fall ist kurz folgender:

Am 10. bis 12. Mai 1909 fand vor der Strafkammer Rottweil die Verhandlung gegen den früheren katholischen Stadtpfarrer Bauer in Schramberg statt und endete mit dessen Verurteilung wegen Sittlichkeitsverbrechens und Religionsschändung zu 3 Jahren Zuchthaus und 5 Jahren Ehrenverlust; die Urteilsverkündigung fand am 13. Mai 1909 statt.

Der unglückliche Zufall wollte es nun, daß gerade am 11. Mai der Hochw. Bischof von Rottenburg in Schramberg die Firmung spendete. Da bekanntlich das Programm für die Firmungsreise jeweils sehr früh festgelegt wird, konnte schon aus diesem Grunde nur böswilligerweise die Behauptung aufgestellt werden, als ob hier berechnende Absicht und nicht vielmehr der reine Zufall die Hand im Spiele gehabt hätte.

Am Abend des 12. Mai — nachdem die gerichtliche Beweisaufnahme und die Plädoyers im Prozeß Bauer bereits stattgefunden hatten, also von einer etwa beabsichtigten Beeinflussung von Zeugen keine Rede mehr sein konnte — hielt Bischof Dr. von Keppler in einer Männerversammlung in Schramberg eine Ansprache.

Begreiflicherweise war die Bürgerschaft Schrambergs durch den Fall Bauer in die größte Aufregung versetzt, sodaß kein vernünftiger Mensch es dem Stadtpfarrer von Schramberg verübeln wird, wenn er den gerade anwesenden Oberhirten bat, einige Worte der Beruhigung und Orientierung an die Versammlung zu richten.

Diesem auch von anderer Seite ausgesprochenen Wunsche willfahrte der Bischof und hielt eine durchaus korrekte und zweckentsprechende Ansprache, wie der authentische Wortlaut und sämtliche Zeugen im Prozeß dartun. Ebenso gab der Prozeß Gelegenheit, authentisch festzustellen, daß das Verhalten des Ordinariats Bauer gegenüber von jeher sich von einer unangebrachten Schonung Bauers fernhielt.

Eine mangelhafte Berichterstattung über den Wortlaut dieser bischöflichen Ansprache seitens des „Schramberger Tagblatts" — ein Lapsus, der aber sofort durch das „Deutsche Volksblatt" wieder gutgemacht worden war — und der aus dem Zusammenhang der Rede herausgerissene Satz: „daß nämlich auch ein irdisches Gericht irren könne, und daß in einem solchen Falle die Wahrheit, wenn auch erst am letzten aller Tage offenbar werden würde", gab der ganzen radikalen Presse willkommenen Anlaß, einen Entrüstungssturm zu inszenieren, als habe der Bischof ein Sittlichkeitsverbrechen vertuschen, der gerichtlichen Autorität in die Arme fallen, Zeugen beeinflussen und die öffentliche Meinung irreführen wollen u. a.

Während so die radikale Presse unter Ignorierung der sofortigen Berichtigung eine falsche Berichterstattung in tendenziöser Weise ausschlachtete, griff volle drei Wochen später, nachdem jeder anständige und ehrliche Mensch sich längst hatte überzeugen müssen, wie ungerecht und grundlos derartige tendenziöse Angriffe auf den Bischof Dr. v. Keppler waren, der „Simplicissimus" dieses „Thema" wieder auf und verarbeitete es in seiner „künstlerischen Art", wie folgt:

In Nr. 10 vom 7. Juli 1909 brachte der „Simplicissimus" ein Bild, worin ein Bischof im vollen Ornat mit Krummstab

[1]) Eine noch schärfere Strafe — fünf Monate Gefängnis — verhängte die Münchener Strafkammer über den „Freidenker" Sontheimer, der in einer sogenannten Ferrer-Versammlung die katholische Kirche und ihre Einrichtungen unsagbar beschimpft hatte. Es ist keine Schmeichelei für das Schwurgericht und seine Zuständigkeit in Preßdelikten, wenn der Zyniker Sontheimer (laut „Bayer. Kurier", Nr. 119 vom 29. April) im Sitzungssaale offen ankündigte: „In Zukunft werde ich die Pfaffen noch besser bekämpfen. Was man nicht sagen kann im Deutschen Reich, das wird man in Zukunft schreiben." In der Erwartung, daß das Schwurgericht — freispricht!

offenen Auges eine große Herde von Schweinen, die sämtliche ebenfalls geistliches Gewand und Abzeichen tragen, segnet.

Dieses „Schweinebild" erhielt die gewünschte parteipolitische Färbung durch die Ueberschrift „Alles fürs Zentrum" und durch den Text: „Der Bischof von Rottenburg hat durch sein Eintreten für den Pfarrer Bauer gezeigt, daß er nicht nur über Schafe, sondern auch über Schweine ein guter Hirte ist."

Protestantische Laien aus dem Oberamt Reutlingen und nicht — wie behauptet wurde — ein Zentrumsblatt waren es, die Anzeige bei der Staatsanwaltschaft erstatteten. Infolgedessen wurde der Redakteur des „Simplicissimus", Hans Caspar Gulbransson, wegen Beleidigung des Bischofs Dr. v. Keppler und der katholischen Geistlichkeit Württembergs zur Rechenschaft gezogen.

Daß statt der bisher üblichen Geldstrafen, die bei Blättern vom Schlage des „Simplicissimus" mit ihren riesigen Einnahmen ohne Belang, also auch kriminalpolitisch verfehlt sind, endlich einmal die Gefängnisstrafe (zwei Monate) — der Staatsanwalt hatte drei Monate beantragt — in Anwendung kam, ist zu begrüßen, denn die Strafe soll einmal den Redakteur persönlich treffen, und dann soll sie im Verhältnis stehen zur Schwere und Art des Delikts.

Wir stehen nicht an, zu behaupten, daß mancher Hoch- und Landesverräter weniger Schaden anrichtet als Blätter, die systematisch darauf ausgehen, Klassen- und Religionshaß zu säen, jegliche weltliche und geistliche Autorität zu unterwühlen, und den niedrigsten Instinkten in ekelhafter Weise schmeicheln.

Frank Wedekind läßt in seinem Schlüsselstück „Oaha" Stirner (= Langen) zu Dr. Kilian (= Ludwig Thoma) sagen: „Ich bitte Sie, wozu ist denn der Staatsanwalt sonst auf der Welt, als daß er uns hilft, den „Till Eulenspiegel" („Simplicissimus") zu einem Weltblatt zu machen. — Man bringt ein Zeitungsblatt nun einmal nicht durch Kunst oder Literatur in die Höhe, — — sondern nur dadurch, daß man es alle drei Wochen einmal aus diesem oder jenem Grund durch den Staatsanwalt konfiszieren läßt. Der Mann wartet ja Tag und Nacht nur darauf, daß wir ihm durch irgend ein Gedicht, durch irgend eine Erzählung Gelegenheit geben, Reklame für uns zu machen und unsere Abonnentenzahl um das Dreifache zu vermehren."

Eine Nutzanwendung dieses Geschäftstricks stellt auch wieder die Nr. 3 des „Simplicissimus" vom 18. April 1910 dar.

Ein roter Zettel mit der sensationellen Aufschrift: „Diese Nummer enthält den Bericht über den Prozeß Bischof v. Keppler gegen den Simplicissimus" spekuliert auf die Sensationslüsternheit des „Simplicissimus"-Publikums, und der „authentische und ausführliche (?!)[2]) Spezialbericht" wird mit der Bemerkung eingeführt: „Wir glauben im Sinne unserer Leser zu handeln, wenn wir von jetzt ab (sic!) über die jeweiligen Prozesse gegen den „Simplicissimus" einen authentischen und ausführlichen Spezialbericht veröffentlichen."

„Ausführlich" ist dieser Bericht allerdings, soweit der Prozeß Gelegenheit gibt, „den Fall Bauer noch einmal und gründlich zu erörtern", so schreibt nämlich der bekannte Mitarbeiter des „Simplicissimus" in einem Artikel im „März", der nach dem Urteil des Staatsanwalts einen authentischen und ausführlichen Kommentar zur inkriminierten Zeichnung und zum Text im Simplicissimus darstellt. Daß auch noch die „saftigsten" Stellen dieses „März-"Artikels, in welchem L. Thoma den Fall Bauer pharisäisch ausschlachtet und Kapital zu Angriffen und Verdächtigungen gegen „Herrn Keppler, den leidenschaftlichen Streiter im Zentrumslager — Parteigenossen des Pfarrers Bauer" zu schlagen sucht, in dem „Spezialbericht" der breitesten Oeffentlichkeit zugänglich gemacht werden, wird wohl auch „im Sinne der Simplicissimusleser" sein.

Am charakteristischsten für die Absicht, im Schlamm wühlen und dann einen recht pikanten „Spezialbericht" mit ausführlichen Details dem sensationslüsternen Publikum anbieten zu können, ist die Tatsache, daß von seiten des „Simplicissimus" während des Prozesses Beweisanträge über angebliche sittliche Verfehlungen anderer Geistlicher gestellt wurden. Das Gericht wies jedoch die Beweisanträge als nicht zur Sache gehörig ab.

Trotzdem entblödet sich der „Simplicissimus" nicht, „seinen Lesern" in „pikanter", höchst oberflächlicher, von Unrichtigkeiten wimmelnder Weise 8 Fälle[3]) angeblicher sittlicher Verfehlungen

[2]) Die „Objektivität" der Berichterstattung kennzeichnet sich durch die ganze Aufmachung (Sperrdruck, Bemerkungen usw.) und durch die knappe und unvollständige und tendenziöse Wiedergabe der Rede des bischöflichen Anwalts, Dr. Schilling.

[3]) Diese Fälle gehen notabene auf 20—30 Jahre zurück. Abgesehen von der Zweifelhaftigkeit der einzelnen Fälle, was will das heißen, wenn

kath. Geistlicher aufzutischen. Die Absicht ist klar! Die Sehnsucht, im Schmutz zu wühlen, ist eben zu groß; nur hatte das Gericht hiefür kein Verständnis. Ueberhaupt scheint man allmählig, wenn auch langsam, aufmerksamer zu werden auf den „Simplicissimus“. Wir begrüßten seinerzeit die lakonische Notiz in der Presse: „Die Hamburger Polizeibehörde verbot den öffentlichen Zeitungshändlern den Verkauf von Schmutz- und Schundliteratur; in dieses Verbot wurde auch der „Simplicissimus“ einbezogen[4].“

Natürlich jammern jetzt Blätter, wie der demokratische „Beobachter“, das Leiborgan des Herrn Konrad Haußmann, des wohlbestellten Rechtsbeistands des „Simplicissimus“, über die „schwere Strafe von 2 Monaten“, die das „Schweinebild“ und die schamlose Beleidigung des Bischofs und der kath. Geistlichkeit dem „Simplicissimus“ eingetragen hat. Die gleichen Leute, die vorher dem Bischof in ungerechtfertigter Weise Mangel an Achtung vor der Justiz vorzuwerfen sich erdreisteten, haben jetzt an dem gefällten Urteilsspruch und der Führung des Prozesses alles Mögliche zu bekritteln. So schreibt dieses Organ der „fortschrittl. Volkspartei“: „Daß mit einer derartigen Stellungnahme (sc. zugunsten des Bischofs) dem Ansehen der Rechtsprechung nicht gedient ist, wird kaum bezweifelt werden dürfen!“

Während also das offizielle Organ der „fortschrittl. Volkspartei“ Württembergs Partei nimmt für den „Simplicissimus“, schreibt der Stuttgarter „Schwäb. Merkur“ in seiner Einleitung zum Simplicissimusprozeß:

„Es gibt nachgerade recht viele Leute, die ein Blatt wie den „Simplicissimus“ aufs schärfste verurteilen angesichts des von ihm angerichteten Schadens. Die Satyre hat freilich nicht bloß ein Recht, sie ist sogar verdienstlich; und es gibt gerade heute recht viel Stoff zur Satyre in Gesellschaft, Staat und Kirche. Um so armseliger nimmt sich der „Simplicissimus“ aus; er braucht doch recht grobe Mittel und erweckt immer den Verdacht, als hätte er selbst die größte Freude an dem Schmutz, den er enthält. Die Gemeinheit ist aber auch für den Satyriker kein geeignetes Kampfmittel. Seine Wirkung ist vielfach vergiftend, namentlich wenn das Blatt in die Hände der Jugend kommt oder an den Schaufenstern vor ihre Augen. Eine Verurteilung des „Simplicissimus“ wird deshalb von vornherein vielfach mit Genugtuung begrüßt. Und wenn der Bischof von Rottenburg sich den Unannehmlichkeiten einer Anklage aussetzte (als Nebenkläger), so ist ihm dafür nur zu danken. Er hat sich nicht bloß ein Verdienst um seinen nach Laienurteil mitangegriffenen Klerus, sondern um die Oeffentlichkeit erworben, die auf Anstand und gute Sitte hält.“

---

unter Tausenden von Klerikern einige wenige beklagenswerte sittliche Verirrungen sich konstatieren ließen?!

[4]) Der unsäglich rohe Ton, der in vielen Witzblättern statt gesunder Satire Platz gegriffen hat, wird in trefflicher Weise in einer aktuellen Schrift „Die deutsche Pest, Allerlei Satirisches über die Witzblätter von Ernst Püschel“ (Leipzig, O. Weber 1909, Preis 1 ℳ) gegeißelt. Hier eine Probe: „Ein Unwürdiger: Es wollte ein Mensch deutscher Witzblattredakteur werden, er wurde aber mit Extrapost wieder nach Hause geschickt, da er gänzlich unfähig war für den hohen, heiligen, verantwortungsreichen Beruf. Was waren die Schwächen und Fehler des Mannes? Man höre und staune: 1. Der Mann besaß noch Schamgefühl, er konnte noch rot werden! — Pfui Deibel! 2. Der Mann besaß noch Vaterlandsliebe! Man überlege es sich einmal ganz genau: Vaterlands-Liebe! — Solch ein Kindskopp! 3. Der Mann besaß noch Achtung vor der Religion! — Unglaublich! Geradezu ekelhaft! Dummkopf! 4. Der Mann besaß Geist und Witz! — Unerhörte Gemeinheit! 5. Der Mann wußte, was Sittlichkeit, Takt und Anstand bedeuten! — Das Schwein, das! Wir können es durchaus verstehen, daß ein derartig verkommener, verlotterter, rückständiger Mensch völlig unwürdig war, ein deutscher Witzblattredakteur zu werden!“ (S. 31 f.)

Die Sehnsucht.

Die Sehnsucht ist der Seele stiller Ferge,
Der sich zur Fahrt in bangen Nächten rührt
Und seinen Gast durch Gram und Wogenberge
In Wunderreiche der Erinn'rung führt.

Dann kommt die Liebe segnend hergegangen
Und reicht der Seele einen Blütenkranz
Und hält mit goldnen Träumen sie umfangen,
Bis zu des neuen Tages Frührotglanz.

Heinz Morgenbrodt.

Jugendschutz vor Schmutz und Schund.

Von F. Weigl, München.

Immer mehr tritt die öffentliche Meinung für stärkeren Jugendschutz vor Schmutz und Schund ein und immer größer werden die Erfolge. Die nun auf eine Reihe von Jahren schon zurückblickende Tätigkeit der Vereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit ist daran gewiß mit einem großen Verdienstposten beteiligt.

Im Reichstag haben die Abgeordneten Behrens und Kattmann eine Resolution eingebracht, die in folgendem Wortlaut Annahme fand:

„Der Reichstag wolle beschließen: den Herrn Reichskanzler zu ersuchen: 1. noch in der Reichstagssession einen Gesetzentwurf vorzulegen, wonach zum Zweck eines bessern Schutzes der Jugend gegen die Schmutz- und Schundliteratur die Bestimmungen der §§ 56, Ziffer 12 und 42a der Gewerbeordnung ergänzt und entsprechend erweitert werden; 2. durch Verhandlungen mit den Bundesstaaten darauf hinzuwirken, Maßregeln zur Herbeiführung eines wirksamen Schutzes gegen die schweren Schädigungen zu treffen, die unserm Volksleben, insbesondere der heranwachsenden Jugend durch die überhandnehmende Schmutz- und Schundliteratur zugefügt werden.“

Eine praktische Tat zur Bekämpfung der Schundlektüre und des Kinematographenunfuges hat der „Verein zur Förderung der öffentlichen Sittlichkeit“ in Straßburg i. E. getan, indem er, nach Mitteilung von Nr. 5 des „Pharus“, Lesenachmittage veranstaltet. Den Kindern wird gute Lektüre vorgelegt, man liest vor und erzählt Geschichten. Allerorts wirken in diesem Sinne vortrefflich die Knaben- und Mädchenhorte, die deshalb von den Freunden unserer Bewegung überall kräftige Unterstützung verdienen.

In Spandau und Kassel hat die Schuldeputation jüngst im Einverständnis mit der Kreisschulinspektion verfügt, daß schulpflichtigen Kindern, wenn sie sich nicht in Begleitung von erwachsenen Angehörigen befinden, der Besuch von Kinematographentheatern untersagt ist. Zuwiderhandlungen gegen dieses Verbot sollen disziplinarisch bestraft werden. Das gleiche Verbot besteht bereits seit längerem für München. Hier haben nun mehrere jungliberale Gemeindebevollmächtigte den Antrag eingebracht, der Magistrat wolle bei der Lokalschulkommission dahin wirken, daß volksschulpflichtigen Knaben und Mädchen der Besuch der öffentlichen Vorführungen in Kinematographentheatern ganz untersagt werde und daß eigene Schülervorstellungen eingeführt werden.

In der Sitzung des Gemeindekollegiums erstattete Hauptlehrer Gutmann ein eingehendes Referat zu der Sache, das sich auf genaue Kenntnisse der Verhältnisse stützte. Im Januar d. J. wurden 13 kinematographische Aufführungen durch Münchener Lehrkräfte besucht, die konstatierten, daß zu diesen Vorführungen 630 Kinder erschienen waren. Entgegen dem oben angeführten Verbote waren 530 Kinder ohne Begleitung Erwachsener. Die Vorstellungen hatten außer dramatischen Szenen auch Landschaftsbilder und Vorgänge aus dem Liebesleben zum Gegenstand. Schlimmer noch als manche Films wirkten die in den Pausen von Erwachsenen und Halberwachsenen gepflogenen, an die Films sich anknüpfenden Unterhaltungen, die von den Kindern angehört wurden. Der Ernst und die Energie, mit der Hauptlehrer Gutmann der Angelegenheit nachging, verdient größte Anerkennung. Die Leser erinnern sich, daß Gutmann bei seiner Rede im Münchener Männerverein zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit neben einem Zentrums-Kausen auch einen liberalen und sozialdemokratischen Kausen von gleicher Energie und Opferwilligkeit wünschte. Wir meinen, für den liberalen Kausen wäre er selbst der beste Mann. Gemeindebevollmächtigter Jehle, als einer der Antragsteller, wandte sich energisch gegen eine inzwischen beim Magistrat eingelaufene Eingabe der Kinematographenbesitzer[1]), indem er betonte, daß der Antrag lediglich die Förderung wohlverstandener Jugendfürsorge bezwecke. Im Namen des Zentrums unterstützten in wirkungsvoller Weise die Gemeindebevollmächtigten Riggauer und Rechtsanwalt Rumpf den Antrag, wobei letzterer betonte, daß es gewiß nicht Sittlichkeitsschnüffelei sei, die den Anstoß gab. Es sei erfreulich, daß von liberaler Seite — auch unterstützt von der liberalen Presse — die Auswüchse aufgegriffen worden seien. Einwandfreie Theater dieser Art sollen durch klassenweisen Besuch gefördert werden. Gegenüber der Befürchtung zu weitgehender polizeilicher Beeinflussung des Elternrechts sagte Rumpf mit Recht, daß man doch auch sonst Kinder, ja selbst Erwachsene, vor Schädigungen schützt, denen sie ausgesetzt sind. Solange es unvernünftige Eltern gibt, die ihre Kinder körperlichen und geistigen Gefahren aussetzen, ist der Jugendschutz durch polizeiliche Maßnahmen und auf dem Wege der Schulordnung nicht zu entbehren. Schließlich wurde der Antrag auf Berücksichtigung durch die Lokalschulkommission einstimmig genehmigt.

---

[1]) Der Verein der Kinematographenbesitzer Münchens hat, um den Beweis für die Ungefährlichkeit der Darbietungen zu erbringen, einen Aufruf an die Besucher erlassen, sie möchten in Einzeichnungslisten beim Besuch durch ihre Unterschrift bestätigen, daß die vorgeführten Bilder einwandfrei seien.



Das neueste Buch von Förster.

Von Lyzealprofessor Dr. Göttler.

Mehr als alle bisher erschienenen Försterschen Publikationen wird das neueste Buch des Züricher Denkers „Autorität und Freiheit“[1]) Aufsehen erregen und — jedenfalls innerhalb der katholischen Welt — die Geister scheiden. Zwar im ersten und zweiten Teile werden ihm auch jetzt noch alle zustimmen und seine Dienste akzeptieren. Im dritten Teile aber, da werden sie ihn, wenn sie höflich sind, als unzuständig ruhig ablehnen, vielleicht aber mehr oder weniger geräuschvoll gegen den Protestanten protestieren. Die alten Warner werden nun sich lauter getrauen: „Haben wir es nicht von Anfang an gesagt? Nun seht ihr's deutlich!“ Nichtsdestoweniger werden die nämlichen sich auch aus der zweiten Hälfte dieses dritten Abschnittes herausnehmen, was ihnen gegen die Modernisten und andere gefährliche Richtungen gutgeschliffene Waffe zu sein scheint, insbesondere wohl auch, was gegen eine gewisse neuere Bewegung auf religionspädagogischem Gebiete gesprochen zu sein scheint.[2])

Es wäre zu bedauern, wenn es so geschehen würde. Darum freue ich mich, wenn ich mich gründlich täusche und falsch prophezeit habe. Denn das Buch ist, gleich den übrigen Werken Försters, voll der tiefsten Erkenntnisse, die in einer Weise formuliert sind, wie sie eben nur Förster formulieren kann. Es sind Gedanken, denen wir ja auch in früheren Werken des Autors schon begegnet sind, die aber hier in neuer Form, in neuem Zusammenhang und in voller Entwicklung auftreten zum Erweise der Thesis: Auf sittlichem und religiösem Gebiet ist die individuelle Vernunft schon rein natürlich vernünftig betrachtet unfähig, sich Normen zu geben. Sie ist und bleibt angewiesen auf Autoritäten, welche da sprechen, nicht aus der stets engbegrenzten individuellen Lebenserfahrung heraus, sondern mit erleuchtetem Geiste von der Höhe herab das Menschheitsleben überschauen. Ehrfurcht vor diesen Autoritäten ist der Anfang der Freiheit.

Dies der erste und zweite Teil. Der dritte aber untersucht, ob die Vertreter der kirchlichen Autorität — dazu rechnet Förster auch die Vertreter und Verteidiger der autoritativen Lehre auf den Lehrstühlen und in Lehrbüchern, also die Theologen, besonders die Apologeten — ob diese und alle übrigen Vertreter der Kirchenlehre dieselbe so vertreten, daß die zugleich mit der Lehre vertretene Autorität wirklich auch den Eindruck des Befreienden hervorrufen kann, daß diese Vertreter nicht selbst den Eindruck der Unfreien, d. h. der einseitig Beeinflußten oder einseitig Informierten oder gar Irritierten machen. Universalität und Separation: so überschreibt Förster diesen Abschnitt. Und hier erlaubt sich der Verfasser ein höfliches, schüchternes, fast hätte ich gesagt errötendes ex parte nego zu sagen.

Ich bemerkte schon: Es wäre sehr bedauerlich, wenn man Förster hier mit einem „Unzuständig“ mehr oder weniger energisch abweisen wollte. Sich „zuständig“ zu nennen, fällt ja Förster selbst am wenigsten bei. Ich meine aber, es müßte doch jedem Vertreter der Autorität (das Wort wieder in obigem weiten Sinne genommen) erwünscht sein, zu hören, welchen Eindruck die Wahrnehmung der Autorität auf Außenstehende — nein auf von außen Herankommende, fast hätte ich gesagt Anklopfende — macht, was sie schließlich vom Anklopfen und Eintreten immer wieder zurückhält. Ich meine, man müßte dafür dankbar sein. Wie ein fahrendes Schiff sich nach außen ausnimmt, das können die in und auf dem Schiffe niemals so recht sagen; das können nur die auf einem anderen Schiffe Fahrenden sagen. Und wenn man die eine Hälfte des Buches dankbar annimmt, so darf man die andere Hälfte nicht undankbar zurückstoßen, sondern jedenfalls nur höflich dankend ablehnen. Ich meine, wir — besonders wir Katheder- und Büchervertreter der Autorität — könnten dieses Buch geradezu als Hilfsmittel für ein Examen particulare verwerten über unsere Art der Vertretung der autoritativen Lehre. Denn letzten Endes haben wir auch in diesem Buche eine pädagogische Schrift, eine Autoritätsethik und Autoritätspädagogik.

Wenn man schließlich bedenkt, daß Förster sich klar bewußt sein mußte, daß er mit diesem Buche mehr noch als mit allen früheren die Gunst bei denen auf den anderen Schiffen verscherzt, und doch das alles schreibt, was er in diesem Buche für die katholische Kirche geschrieben, dann wird man glauben, daß er auch das Uebrige, was man als Kritik an der katholischen Kirche bezeichnen wird — es betrifft nur die Praxis, nicht Prinzipien — aus dem gleichen Wahrheits- und Friedenssinne heraus geschrieben habe. Dann wird man glauben, daß er das bekannte Wort St. Augustins nicht bloß zur Dekoration auf das Titelblatt als Motto gesetzt hat, sondern aus einem tieferen Grunde, der vielleicht dem ganzen Buche das Dasein gegeben: In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas.

[1]) Fr. W. Förster, Autorität und Freiheit. Betrachtungen zum Kulturproblem der Kirche. Kempten und München (Kösel) 1910. M 2.50, geb. M 3.25. Eben kündigt der Verlag die zweite Auflage an.

[2]) Allerdings hat Förster selbst bereits gegen eine solche Ausbeutung der S. 171 Verwahrung eingelegt durch eine Erklärung, welche das Maiheft der Katechetischen Blätter bringt.

Björnstjerne Björnson.

Von Hermann E. Arnold.

Mit Björnstjerne Björnson, der am 26. April in Paris sein Leben aushauchte, ist einer der beliebtesten, aber auch bestgehaßten Männer seiner norwegischen Heimat, hingegangen, ein kühner Sänger und streitbarer Politiker, ein Mann voller Widersprüche und doch voller Erfolge, eine Herrschernatur, die sich bis ins hohe Greisenalter das Feuer der Jugend bewahrte.

Schon seit Monaten drangen besorgniserregende Gerüchte über seinen Gesundheitszustand in die Oeffentlichkeit. Björnson wandte sich nach Paris an bekannte medizinische Autoritäten. Dabei widerfuhr ihm eine Ehre, die wenigen der gewöhnlichen Sterblichen zuteil werden dürfte. Der König von Dänemark stellte ihm seinen Salonwagen zur Verfügung, und ein bekannter Arzt, zwei Krankenschwestern und ein dänischer Eisenbahninspektor begleiteten ihn. Daß er gerade nach Paris ging, ist nicht zu verwundern, er hat es immer geliebt. Frankreich war ihm, wie er sich selbst ausdrückte, zum zweiten Vaterlande geworden. Die Leiche wird auf Staatskosten nach Norwegen übergeführt und mit großen Ehren beigesetzt. Ein norwegisches Kriegsschiff nahm den Sarg in Kopenhagen feierlich an Bord.

Björnson war geboren am 8. Dezember 1832 in Kvikne bei Österdalen, als Sohn eines Pfarrers. Seine Kindheit verbrachte er in dem herrlich gelegenen, an Natureindrücken reichen Romsdal. Von 1852 an studierte er in Christiania. Seine literarische Tätigkeit begann er mit Kritiken und Feuilletons und dann als Bühnendichter. Als solcher erzielte er einen guten Erfolg zunächst mit seinem Einakter „Zwischen zwei Schlachten“. Die Aufmerksamkeit weiterer Kreise erregte er mit seinen Bauerngeschichten „Synnöve Solbakken“, „Arne“, und „Ein fröhlicher Bursch“, die eine ausnehmend poetische Kraft und naturwüchsige Schilderung des norwegischen Volkslebens verraten.

Im Jahre 1857 wurde er als Theaterdirektor nach Bergen berufen, gab aber diesen Posten ebenso schnell auf wie seine Stellung als Redakteur der „Bergensposten“. Die Jahre 1860—63 verbrachte er in Rom und auf Reisen in Deutschland und Frankreich. Diese Wanderfahrten kamen seinem Talente vorzüglich zugute. Und seine Werke machten, eines nach dem anderen, wie sie erschienen, so nachhaltiges Aufsehen, daß das Storthing, die Volksvertretung seiner Heimat, einen jährlichen Ehrensold von 1800 Kronen für ihn bewilligte. Später verzichtete Björnson freiwillig darauf, weil dem Dichter Kielland 1885 dieser Ehrensold verweigert wurde.

1865 übernahm er wieder die Leitung eines Theaters, und zwar in Christiania, gab dann 1866 das „Norwegische Volksblatt“ heraus und gründete 1870 eine Art freier Bühne und unternahm auch von Zeit zu Zeit literarische Vortragsreisen in Norwegen und Schweden. Bald aber zog es ihn wieder in die Fremde und schon 1873 finden wir ihn zum zweitenmal in Deutschland und in Rom. Nachdem er sich dann 1875 ein Gut in Gutbransdal gekauft hatte, wurde er seßhafter. Hier oder in Paris hatte er nunmehr seinen ständigen Wohnsitz.

Alle Schriften Björnsons zeigen eine glänzende Charakteristik und psychologische Feinheit und Tiefe. Sein Stil ist kurz und prägnant. Als Lyriker zählt er zu den Besten und zum Epiker schien er geboren. Störend wirkt in seinen Werken nur eine häufig auftretende und später immer mehr zunehmende moralisierende Tendenz. Im übrigen läßt sich sein ganzes Schaffen in zwei Stufen festlegen, eine romantisch religiöse bis etwa 1874, und eine naturalistische, der er bis zu seinem Tode treu blieb. Seine Werke wurden auch viel übersetzt, besonders ins Deutsche. Am bekanntesten wurde er bei uns durch sein Drama: „Ein Fallissement“.

Björnson ist neben Ibsen der größte nordische Dichter der Gegenwart, er war aber auch ein Redner von seltener Begabung. Mit seinen großen Augen und seiner lebhaft mitfortreißenden Geste war er überall da zu finden, wo es sich um wirtschaftliche, politische, Verkehrs- und Kulturfragen handelte, in weitestem Maße ein Mann des öffentlichen Lebens, die große Figur des Landes, dem die Rede wie ein Sturzbach von den Lippen floß. Er wirkte als Agitator und Volksredner, war leicht begeistert für jeden großen Gedanken und jederzeit voller Optimismus. Leben und

Lärm waren sein Element. Ueberall brachte er seine große Frische, seine ganze Lebenskraft und auch seinen Lärm mit.

Diese Eigenschaften verführten ihn auch, sich für Dinge zu begeistern, deren Unhaltbarkeit er selbst häufig nach einem großen Aufwand an Zeit und Kräften einsah. Seine leidenschaftlichen Polemiken verschafften ihm viele Feinde, und da er es auch nicht vertragen konnte, wenn seine Freunde nicht gleich ihm sich in den Strudel warfen, und dabei aus seinem Herzen keine Mördergrube zu machen gewöhnt war, hatte er es in der Regel alsbald auch mit diesen verdorben. Recht auffällig verhielt er sich in der Autonomiefrage, für die er mit aller Kraft in Wort und Schrift wirkte, aber zurücktrat, als die Krisis kam. Immerhin hat er durch diese Agitation seinem Vaterlande in der Weise viel genützt, daß er das Nationalgefühl der Bevölkerung weckte und schärfte.

Björnson, der bei scharfer Beobachtungsgabe und reicher Lebenserfahrung eine umfassende Bildung besaß, ging immer und gerne seine eigenen Wege. Er war ein Stimmungsmensch von durch und durch idealer Anlage, eine Natur, die immer kämpfte. Möge er nunmehr den Frieden gefunden haben!

Johann Peter Hebel.

Zu seinem 150. Geburtstage.

Von J. Linbrunner.

Am 11. Mai dieses Jahres begehen wir die 150. Wiederkehr des Geburtstages eines Dichters, der sich selbst ein Sonntagskind nennen durfte, der ein tiefes Verständnis für das Unschuldige und Reine und eine liebevolle Empfänglichkeit für die Natur besaß, der trotz hoher Würden in der Residenz ein schlichter Wäldler geblieben, einer, der sich rühmte: „Ich bilde mir etwas darauf ein, und gelte etwas bei mir, daß ich mich nun bis ins dritte Dezennium hinein als Fremdling hier ansehe, und ein heimlich mutterendes und brutlendes Heimweh in mir herumtragen und weinen kann, so oft ich den ärmsten Teufel auf der Welt, einen oberländischen Rekruten sehe."

Johann Peter Hebel ist geboren am 11. Mai 1760 zu Basel. Seine Eltern waren arme, aber vortreffliche Leute. Sie siedelten später in das badische Schwarzwalddörfchen Hausen über, wo übrigens noch heute das Hebelhaus zu sehen ist und viel besucht wird. Der kleine Peter ging in die Volksschule in Basel und in Hausen und kam dann auf die Lateinschule in Schopfheim, wo er gut lernte. Als er 14 Jahre alt war, starb sein Vater, der die Familie mit Hausweberei unterhalten hatte. Die Mutter hatte nun einen harten Stand, besonders wenn ihr „lieber Buab" seine Studien fortsetzen sollte. Doch fanden sich gute Freunde, die sich seiner in dieser Bedrängnis annahmen und ihn am Gymnasium illustre in Karlsruhe unterbrachten.

Sein Abiturium bestand Peter mit knapper Not. Dann zog er nach Erlangen, um evangelische Theologie zu studieren. Sein Ideal war eine Landpfarrei im schönen Wiesentale, doch blieb es, da er selbst nie energisch dazu tat, beim Ideal. Nach Vollendung seiner vorgeschriebenen Studien fand er zunächst einen kargen Verdienst als Hauslehrer in Hartigen, dafür aber um so reichlicher Zeit, um Feld und Wald zu durchstreifen, kam dann als Lehrer an das Pädagogium in Lörrach und später an das schon erwähnte Gymnasium illustre, wo er mit der Zeit bis zum Direktor aufrückte. Die Universität Heidelberg verlieh ihm dann den Dotcor honoris causa.

Mit diesem und dem Prälatentitel geschmückt sollte man glauben, Hebel in der Residenzstadt glücklich und zufrieden zu finden. Das war er aber nicht. Denn er litt an Heimweh, seit er sein Wiesental verlassen. Dieses Heimweh, das ihm viele harte Stunden bereitet haben mag, ist aber die Quelle, aus der seine herrlichen „Allemanischen Gedichte", seine „Waldbüblein" wie er sie auch nannte, floßen, die volkstümlich und schlicht in heimatlicher Mundart zu den gehaltvollsten und feinsten aller Dichterwerke zählen. Sie fanden denn auch allerseits große Anerkennung; besonders freute den Dichter das Lob Jean Pauls.

Hebel war eben innerlich immer ein schlichter Waldler geblieben, der die Natur ohne Vorurteil zu betrachten vermochte, der sie sah, wie sie ist, für den alles Leben besaß, der Berg, der Baum, der Halm, die Quelle, „die still lächelnd wie ein Kind die Augen aufschlägt." Er war auch trotz der hohen Aemter, Würden und Auszeichnungen keiner von denen, die da glaubten, die Welt könne sich nicht mehr richtig drehen, wenn er einmal gestorben, sondern war immer ein einfacher Mensch geblieben, der vieles sah und vieles erlebte. Und so kam er sich in allen seinen Ehrenstellen wie ein Verbannter vor. „O wie schön muß es jetzt bei Euch sein", schrieb er 1812 an seine Freunde in der Heimat, „wo es immer so schön ist, und wie ahndungs- und kosefelig für den auswendigen und innewendigen Menschen in dem schönen, einzigen Tal voll Schmellen und Chettenblumen, lustigen Bächlein und Sommervögel, wo es immer duftet wie aus einem unsichtbaren Tempel herausgeweht, und immer tönt, wie letzte Töne ausgelüttener Festtagsglocken mit beginnenden Präludien mengeliert und verschmolzen, und wo jeder Vogel oberländisch pfeift, und jeder, selbst der schlechteste Spatz ein Pfarrer und heiliger Evangelist ist, und jeder Sommervogel ein gemutztes Chorbüblein, und das Weihwasser träufelt unaufhörlich und glitzert an jedem Halm. Da schwelgt Ihr Tag für Tag und kennt vor lauter Genuß den Genuß nicht mehr, während — (er) — alle Morgen oder Abend nach Beuertheim stoffelt und jedem Baum und jedem Milchweib einen Tritt geben möchte, und noch von den städtischen Gänslein und Gansern hören muß, „das ist schön, das ist paradiesisch, das ist göttlich."

1808 übernahm Hebel die Redaktion des „Rheinischen Hausfreund", der heute noch als unerreichtes Muster seiner Art dasteht. Die meisten Erzählungen schrieb er selbst. Allem aber, was er dort auch aufnahm, wußte er ein heimatliches Gepräge oder eine humoristische Pointe zu geben. Seine besten Erzählungen daraus sind in „Hebels Schatzkästlein" enthalten.

Direktor, Kirchenrat und Prälat Dr. Hebel blieb sein Leben lang Junggeselle. Das hinderte ihn aber nicht, ja begünstigte vielleicht geradezu seine feinsinnigen und tiefempfundenen Charakterbilder der Frau als Jungfrau, Gattin und Mutter, besonders der Frau vom Lande. Er starb, ohne seine Sehnsucht nach dem schönen Wiesentale befriedigt zu sehen auf einer Inspektionsreise zu Schwetzingen am 22. September 1826.

Hebels mundartliche Dichtungen besitzen ein eigenartiges Gepräge und fanden daher überall, wo sie verstanden wurden, große Verbreitung, besonders in Baden selbst, in Elsaß und in der Schweiz. Ins Hochdeutsche übertragen verlieren sie von ihrem wunderbaren Klang und Schmelz. Hebel hat durch sie das Volk in seinen untersten Schichten der Literatur zugänglich gemacht, dadurch, daß er die Dialektform als erster in den Bereich des Dichters gezogen und sich so für seine Zeit ein Verdienst erworben, das kaum hoch genug einzuschätzen ist. Seine Prosaaufsätze sind hochdeutsch geschrieben, doch verraten sie alle einen gewissen Erdgeruch und heimatliche Dialektanklänge. Er stellte alles in seiner heimatlichen Anschauung dar. Dabei ist seine Schreibweise packend und nimmt gefangen. Aus allen Werken Hebels spricht eine wahre herzliche Natürlichkeit, ein tiefes Naturverständnis und Ursprünglichkeit des Empfindens. Er schöpfte eben in vollen Zügen aus dem gemütsvollen Leben seiner Landsleute. Dazu blitzt aus allem, was er schrieb, ein nie versiegender Humor. So kann man sagen, solange es Menschen gibt, die an der Natur Freude haben, solange wird es solche geben, die an Hebels Gedichten Gefallen finden.

Vom Büchertisch.

Unter der Tropensonne. Streifzüge auf Java, Sumatra und Ceylon. Von Prof. H. Morin. Mit fünf farbigen Tafeln und 138 Textabbildungen, zumeist nach Originalaufnahmen und Originalzeichnungen des Verfassers. Großlexikonband. Broschiert mit Original-Umschlagzeichnung M 8.50. Eleg. geb. M 10.—. München, Isaria-Verlag. Der als Naturforscher und erfolgreicher naturwissenschaftliche Schriftsteller wie als Illustrator wohlbekannte Verfasser legt hier das Ergebnis seiner mehrmonatlichen Studien und Wanderungen am indischen Strand in so anschaulicher und lebendiger Darstellung vor, wie es nur der Glückliche vermag, der die farbenprächtige Tropenwelt mit eigenem Auge geschaut hat. Vom stolzen Genua aus geht die Reise durchs schiffsbelebte Mittelmeer nach Port Said, durch den Suezkanal und das rote Meer nach dem steinigen, glühendheißen Aden zu kurzem Aufenthalt. Von da fahren wir mit dem Autor durch den indischen Ozean und durch die schmale Malakkastraße nach dem reichen Singapore und dem weiten Batavia, durchwandern mit ihm die fieberhauchenden Mangrovesümpfe und den herrlichen botanischen Garten von Buitenzorg. Wir dringen in das Dickicht des Salak, besteigen den Tangkuban Prau und kommen bis in den 9 km weiten Tengerkrater im äußersten Osten Javas und auf den rauchenden Bromo. Die Zucker- und Teeplantagen und ihr interessanter Betrieb, das reiche Djokjakarta und die uralten Ruinen buddhistischer Tempel ziehen an uns vorüber, und staunend genießen wir die lieblichen Bilder der Blumeninsel Nusa Kembangan. Nachdem wir den riesigen Urwald von Tjibodas bis zum Gipfel des Gedeh durchquert, geht es wieder zurück nach Singapore und von da nach dem Tabakland Sumatra mit seinem üppigen Tier- und Pflanzenleben, seinen Urwäldern und Strömen. Auf dem Heimweg besuchen wir noch die „Perle der indischen Krone", das palmenreiche Ceylon mit seiner uralten Königsstadt Kandy und den berühmten Garten von Paradeniya. Seine Schilderungen belebt Prof. Morin durch zahlreiche Originalaufnahmen und Originalzeichnungen, wovon wir nur die prächtigen Tontafeln „Tiger im Tellereisen" und „Viktoria regia" und die drei technisch vollendeten Vierfarbentafeln hervorheben, die eine Landschaft am heißen, sonnigen Südstrand von Java, wo Fels-

gebirg und Düne so dicht nebeneinander liegen, wie wohl sonst nirgends mehr, die Farbenpracht der Aroideen im indischen Urwald und den Märchenzauber einer unterseeischen Korallenbank dem Auge bieten, die Morin mittelst eines eigenen Unterwasserapparates der zoologischen Station in Tandjong Priok bei Batavia unter Wasser aufgenommen hat. Das ganze Buch ist von wärmster Naturbegeisterung getragen und mit vielem Humor durchwürzt. Ueberall erweist sich der Verfasser als feinsinniger Schilderer der tropischen Schönheiten. Wer immer ein Stück der weiten Welt lebenswahr und lebenswarm kennen lernen will, kommt hier auf seine Rechnung. Ganz willkommen wird das schöne Werk aber der reiselustigen Jugend sein. Für Schüler-, Vereins- und Volksbibliotheken eignet es sich vorzüglich. Die feine Ausstattung macht es auch zu einem Geschenkwerk, mit dem man überall Ehre einlegt.

Dr. Frz. J. Völler.

Betrachtungen für Geistlich und Weltlich auf alle Tage des Jahres. — Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen im Vereine mit Mitarbeitern besorgt durch Ludwig Wahl, weil. Bischof und Apostolischer Vikar in Sachsen. 4. Aufl. Mit Druckgenehmigung. 2 Bände. Gr. 8. XII, 660 S. und VIII, 644 S. Regensburg 1910. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. Preis brosch. ℳ 10.— in 2 elegant. Hlbfrzbd. ℳ 13.—. — Eine treffliche Anleitung zum Nachdenken über die ewigen Wahrheiten bietet das oben angezeigte Betrachtungsbuch des als aszetischen Schriftstellers bekannten Pfarrers Hamon von St. Sulpice in Paris, vom verstorbenen Bischof Wahl tadellos ins Deutsche übertragen. Das Werk zeichnet sich aus durch große Einfachheit, durch inhaltsreiche Kürze, durch lichte Klarheit. Schritt auf Schritt folgt es der Liturgie. So lernen wir an der Hand des Kirchenjahres die Geheimnisse kennen, die Tugenden üben, die Heiligen nachahmen. Wer die beiden Bände durchbetrachtet, der hat eine gediegene und geistreiche Schule der Aszetik durchgemacht. Am Vorabend wird eine knappe Uebersicht über den Betrachtungsstoff geboten, damit er in uns haften kann. Die Betrachtungspunkte für den Morgen sind kurz aber inhaltsreich, auf daß ein jeder selbsttätig weiterdenken, auf sich persönlich reflektieren kann. Damit jedoch stets ein festes Ziel vor Augen bleibt, sind immer einige praktische Entschlüsse angedeutet. Möge das schöne Buch auch auf seiner vierten Fahrt viele Freunde gewinnen.

Boppard. Dr. Weber.

Bühnen- und Musikrundschau.

Aus den Konzertsälen. Während es sonst in den Frühlingstagen in den Konzertsälen stiller wird, brachten die letzten Wochen noch zahlreiche Veranstaltungen. So dürfte heuer die Musiksaison ohne Pause überleiten zu den Festen, welche die „Ausstellung München 1910" begleiten werden. Beginnen diese mit einer „Robert Schumann-Gedenkfeier", so bot uns bereits die „Neue Kammermusikvereinigung" der Herren Schmid-Lindner, Sieben, Huber, Rauchheisen und Stoeber eine solche in kleinerem Rahmen. Außer dem öfter gehörten Streichquartett in A, op. 41 hörte man drei der Märchenerzählungen op. 133, das Andante mit Variationen in B für zwei Klaviere, zwei Celli und Horn, sowie das Klavierquartett; Werke von kraftvollster Stimmung und innigem Gefühl, die von den genannten Künstlern und den Herren Schwartz, Walch, Hoyer und Döbereiner in gewohnt vortrefflicher Weise vorgetragen wurden. Eine Neuheit für München war Paul Juons Nonett, das die Bläser-Vereinigung des Hoforchesters an ihrem letzten Abend bot. Das Werk fesselt durch Frische und Temperament, erweist sich aber durch mancherlei Anklänge als nicht allzu selbständig in der Erfindung. Die Qualität der Wiedergabe war die gewohnt hohe. Auch über den jüngst vom Frankfurter Rebnerquartett gebotenen Beethovenabend läßt sich nur Anerkennendes sagen. — Tenor und Baß vermag Adolf Wallnöfer zu singen. Der nicht mehr junge Künstler, der eine zeitlang als präsumtiver Leiter der geplanten Münchener Volksoper genannt wurde, hat sich schöne Mittel bewahrt. Am günstigsten ist die Wirkung seiner Tenorpartien. Eine neue Erscheinung war für uns die Sängerin Frieß-Languillon, die eine sympathische Stimme und ein poesievolles Vortragstalent besitzt. Besonders ihre Hugo Wolf-Lieder fanden sehr herzlichen Beifall, dessen sich auch ihre Konzertpartnerin Thila König erfreuen durfte, deren gut trainierter Alt sich günstig bewährte. Auch in Duetten hatten die Künstlerinnen guten Erfolg. Am gleichen Abend gab Herm. Klumm einen abwechslungsreichen Klavierabend, der, wie ein Vertreter mir mitteilt, sehr genußreich verlief und die hochstehenden Qualitäten des Künstlers neuerdings dokumentierte. — Im Kgl. Odeon führte Frau Röhr-Brajnin wie alljährlich im Lenz dem Publikum eine Anzahl ihrer Schülerinnen vor. Man ist gewohnt, daselbst gutes stimmliches Material zu finden. Frau Röhr scheint nur solche Elevinnen aufzunehmen, bei denen für die Zukunft mit ziemlicher Sicherheit Gutes zu erwarten ist. Bei der Unzahl von „Talenten", die sich in unseren Tagen ausbilden lassen, ist so strenge Auslese nur dankbar anzuerkennen. Die Altistin Johanna Lippe haben wir bereits im Hoftheater gehört und uns der Realisierung ihres Engagements freuen dürfen. Auch Claire Schultheß hat auf den Brettern schon festen Fuß gefaßt. Eine glänzende Koloratursängerin ist Frl. E. Starke. Von den Liedersängerinnen erschien uns Frl. S. Paar am bedeutendsten. Gutes boten auch die anderen Damen, deren Namensnennung zu weit führen würde. Hofkapellmeister Röhr, dieser ideale Begleiter, saß am Flügel. Am gleichen Abend stellte sich eine neue Tänzerin vor, Clothilde von Derp, die, so viel ich noch von ihren Darbietungen sehen konnte, beachtenswertes Talent hat. Sie besitzt eine anmutige Grazie, der einstweilen die Pose noch fern ist. Die junge Künstlerin wurde stürmisch gefeiert, vielleicht wäre etwas weniger mehr gewesen. — Sehr Reizvolles bot die Münchener Madrigalvereinigung, die unter Jan Ingenhovens Leitung Lieder aus alter und neuer Zeit von Palestrina bis Claude Debussy in mehrstimmigen Chören klangschön zu Gehör brachte. Das ausgewählte Stimmenmaterial war vortrefflich und der Beifall ein dementsprechend starker und herzlicher.

Die Oberammergauer Passionsspiele beginnen am 16. Mai, dem zweiten Pfingsttage. Die Vorbereitungen sind vollendet und die Hauptprobe auf den 11. Mai festgesetzt. Darsteller des Christus ist wieder Anton Lang, der bereits vor zehn Jahren die Gestalt des Erlösers in weihevollster Weise in Wort und Gebärde verkörpert hat.

Verschiedenes aus aller Welt. In Paris ist der norwegische Dichter Björnstjerne Björnson im Alter von 77 Jahren gestorben. Wie sein Landsmann Ibsen hat er nicht nur auf die Literatur des Nordens, sondern auch auf die deutsche gewaltig eingewirkt. Während dieser aber immer mehr von der Skepsis gefangen genommen wurde, blieb Björnson bis ans Ende der Glaube an den Fortschritt der Menschheit. Der Dichter begann mit Dramen, welche ihre Stoffe dem Sagenschatz des Nordens entnahmen und schrieb gleichzeitig Bauernnovellen in poetisch gesteigerter Prosa und großzügigem Realismus. Tiefe Wirkungen übten sein Kaufmannsdrama „Das Fallissement", die Familienszenen der „Neuvermählten" und vor allem seine tiefsinnige Dichtung „Ueber unsere Kraft" aus, deren zwei Teile die Tragik des sich ins Grenzenlose verlierenden Wollens schildern. Die in Deutschland weniger gekannten Stuartdramen verherrlichen die Opferwilligkeit, der „Handschuh" kämpft gegen die doppelte Moral und für die ethische Schätzung der Frau, „Laboremus" preist die glückbringende Macht der Arbeit. Noch in manch anderem Werke hat Björnson seine ethischen Tendenzen künstlerisch gestaltet, für die er auch als Volksredner und Politiker stets mit ungebeugter Kraft focht. — In Berlin wurde „Poia", eine Oper von Arthur Nevin, Text nach Indianer-Legenden von R. Hartley ziemlich unfreundlich aufgenommen. Das Werk, welches die Urgeschichte Amerikas offenbaren soll, konnte in der echten und glanzvollen Ausstattung einiges ethnographische Interesse erregen, die Musik ist jedoch nach Berichten unselbständig. Wagner, Bizet, Delibes werden durch Anklänge bemerkbar. — In Halle a. S. soll ein neues Theater großen Stiles, das auch Oper und Operette pflegt, gebaut werden. — Die deutsche Shakespearegesellschaft hielt in Weimar ihre 46. Generalversammlung ab, bei der Professor Dr. Vetter aus Zürich den Festvortrag über „Shakespeare und das Volk" hielt. — „Sumurun", eine Pantomime nach orientalischen Märchenmotiven von Friedrich Freksa, interessierte im Berliner Kammerspielhaus hauptsächlich durch Reinhardts glänzende Inszene, die dieser Bühnenleiter dem Werke auch im Münchener Künstlertheater im kommenden Sommer zuteil werden lassen will.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Es zeigt sich mit fast sicherer Bestimmtheit, dass die wirtschaftlichen Verhältnisse in der amerikanischen Union sich in stark abwärts tendierender Richtung bewegen. Die letzten Vorgänge am amerikanischen Baumwollmarkt, dabei die bedrohenden Nachrichten über die Frostschäden, welche dem schwersten finanziellen Verlust der Südstaaten gleichkommen, hätten schon genügt, um der ohnehin äusserst nervösen Neuyorker Börse Grund zur Fläue und Panik zu geben. Dazu kommen ungünstige Ernteaussichten im allgemeinen und die verschiedensten Merkmale einer rückläufigen Industriebewegung. Trotz der Erklärung einer höheren Quartalsdividende des Stahltrusts ist das Nachlassen der Auftragsbestände bestimmend für die Beurteilung der Stahl- und Eisenbranche Amerikas gewesen. Die neuen Wochenberichte hierüber bestätigen diese Annahme auch als richtig. Wiederholte Betriebseinschränkungen und Preisrückgänge werden gemeldet und weitere Massnahmen dieser Art signalisiert. Die Neuyorker Börse befindet sich denn auch in einem fieberhaften und nervösen Zustand, und heftige Kursbewegungen werden erwartet. — Man kennt in Deutschlands Finanzkreisen nur zu gut die bedeutenden Einflüsse, welche diese

amerikanischen Vorgänge den heimischen Wirtschaftsmärkten und Börsen bereiten können. Des öfteren und noch vor nicht langer Zeit haben die amerikanischen Manipulationen bekanntlich der heimischen Konjunktur empfindsamen Schaden zugefügt. Solange die Geldverhältnisse jenseits des Ozeans glatt und ohne Schwierigkeiten sich abwickeln, bleibt eine direkte Gefahr für unsere Faktoren am Finanz- und Börsengebiete wohl zunächst ausser Betracht. Bei den ohnehin zugespitzten monitären Zuständen am Londoner Platze ist jedoch mit einer Verschärfung dieser Krisis zu rechnen. Der Londoner Markt hat ausserdem unter ungesunden Auswüchsen grosser spekulativer Machinationen zu leiden. — In Wien bleiben die Begebung der jüngsten Kronenrente-Emmission und die Art der Verkaufsmodalitäten das Hauptfaktum als Gesprächs- und Diskussionsstoff. — Trotz all diesen verschiedenartig gelagerten Vorgängen im Auslande, den immer noch unsicheren Chancen des internationalen Geldmarktes, ist an den deutschen Märkten eine erstaunliche Widerstandsfähigkeit, eine lebhafte Geschäftstätigkeit und eine bemerkenswerte Kursverschiebung zu registrieren. Freilich ist das charakteristische an dieser einseitigen Tendenz immer wieder das Festhalten an Spezialwerten und das Vernachlässigen der übrigen Industrie. Bei all den verschiedenen günstigen Aussichten, z. B. in der elektrischen Branche oder in der chemischen Abteilung ist doch aller Meinung nach in dem gegenwärtigen Kursniveau schon so viel des Guten und des Zukünftigen vollauf eskomptiert, dass ein Stillstand in der stets impulsiven und drängenden Kursbewegung einzelner Werte doch bald erfolgen muss und soll. Ein gut Teil der Gründe, welche die oft spontanen und aller Vorsicht baren Kurstreibereien verursachten, beruht schliesslich nur auf Zukunftshoffnungen oder Annahmen. Der Verlauf der nächsten Börsenwochen wird dieserhalb auch sicherlich eine notwendige Kurskorrektur bringen. Der glatte Verlauf der Ultimoversorgung und der sehr billige Satz für das Monatsgeld an den Börsen zeigt zwar von keinen allzu grossen Beständen an spekulativen Effekten. Das kapitalistische Publikum scheint im übrigen an seinem Besitz an Kassawerten im grossen und ganzen festzuhalten, denn die ungünstigen Mitteilungen aus dem oberschlesischen Marktgebiete haben nur wenig Einfluss ausüben können. Die grosse Hausse in Hohenlohe-Aktien hatte dieses Gebiet fasziniert, obgleich bekannt war, dass Interessentenkämpfe um die finanzielle Vorherrschaft über dieses Unternehmen hierfür die Ursache waren. Die Bankengruppe stand zum Teil unter dem Einfluss der neuen Steuervorschläge im Reichstag und der Ungewissheit der amerikanischen Wirtschaftsentwicklung. Am Rentenmarkt konnte die günstige Subskriptionsmeldung der neuen Bayern-Anleihe keinen Einfluss ausüben. Man erwartet vielmehr Realisierungen auf diesem Gebiet im Tausch mit der neuen österreichischen Rentenanleihe, welche zu dem billigen Preise von ca. 93¼ emittiert wird. An der Berliner Börse war zeitweise auf die verschiedensten Motive hin auch lebhaftes Geschäft in Eisenbahnwerten und Kolonialvaleurs. Die Grundlage der durchaus zuversichtlichen Tendenz des Berliner Platzes und der optimistischen Situation der deutschen Kapitalisten ist einzig und allein die sichere und solide Entwicklung der Geldmarktverhältnisse bei uns. Die grosszügige Politik der Reichsbank und die sehr rasche Taktik in der Verteilung ihrer Mittel behufs Vermeidung von Goldausfuhr lassen auch für fernerhin das Beste erhoffen. Die Sorge, dass der englische Bedarf und die unsichere Situation in London hinderlich sein könnten, bleibt jedoch nach wie vor vorhanden und ausschlaggebend für die Gestaltung der heimischen Märkte für die Zukunft.

M. Weber.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Deutsche Mystiker von Dr. Wilhelm Oehl. Band I; Seuse. Klein-Oktav, geb. M 1.—. (Kempten und München, Kösel.)

Die liberale Schulpolitik in Preußen und unsere Aufgaben. Von Dr. O. Müller. (M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag G. m. b. H.), gr. 8° 128 S., geb. M 1.20, postfrei M 1.30.

Was ist liberal? 4 Aufsätze von Dr. L. Nelson, Prof. Dr. Buffet, Dr. Cahn und Dr. W. Ohr. M 1.50. (München, Buchhandlung Nationalverein.)

Aus der Klinik. Ein Warnruf an deutsche Männer bezüglich sexueller Lebensfragen. Von Th. Temming. 128 S. M 1.50. (Kevelaer, Butzon & Bercker.)

Rotwebers Gabriel. Roman von Anton Schott. Geb. M 5.—. (Regensburg, J. Habbel.)

Fahrendes Volk. Roman von Anton Schott. Geb. M 3.—. (Regensburg, J. Habbel.)

Predigten für die Tertiaren des hl. Franziskus von P. A. Volling. 2. Teil. Brosch. M 3.40, geb. M 4.—. (Paderborn, Junfermann.)

Die Gabe des heiligen Pfingstfestes. Betrachtungen über den Heiligen Geist. Von M. Meschler S. J. 8° (VI u. 560). M 4.40, geb. M 6.—. (Freiburg, Herder.)

Markdorf in Wort und Bild von Max Wetzel. 224 S. mit 76 Illustrationen und 2 Kärtchen. M 2.80. (Konstanz, Preßverein.)

Das deutsche Zentrum. Von M. Erzberger, Mitglied der Zentrumsfraktion des Deutschen Reichtages. Brosch. 8° 143 S. M 1.50. (Amsterdam, Internationale Verlagsbuchhandlung „Messis".)

Aus dem Priesterseminar. Schilderungen und Erlebnisse von Wilh. Heermann. M 2.—. (Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik.)

Kultur-Kuriosa. Von Dr. Max Kemmerich. (München, Albert Langen.)

Der Jugendfreund. Von Em. Huch, 8°, 108 S. M —.50. (Innsbruck. Verlag der Kinderfreund-Anstalt.)

Was hält den Sieg des Kreuzes auf? Von Em. Huch. 16. bis 20. Tausend. M 1.—. (Innsbruck, Verlag der Kinderfreund-Anstalt.)

Eines Gesellen Irrfahrten. Von Em. Huch. M —.25. (Innsbruck, Verlag der Kinderfreund-Anstalt.)

Im Schatten der Kirche. Christliche Unterhaltungen von Em. Huch. M 1.—. (Innsbruck, Verlag der Kinderfreund-Anstalt.)

Die Entwicklung der Literatur und der Buchhandel. Von Otto Hartmann (Otto von Tegernsee). (Leipzig, Hermann Beyer.)

Volksmission und Missionserneuerung. Von P. Raphael Hüfner. M —.75. (Dülmen, A. Laumann.)

Der Gratulant für alle Feste das Beste. Von F. de Benna. M 1.—. (Kevelaer, Jos. Thum.)

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Sein Entwicklungsgang und sein Wirken im Geiste der Kirche. Von Janssen. Vierte Auflage. Mit Stolbergs Bildnis. 8° (XVI u. 512). M 5.40; geb. M 6.60. (Freiburg, Herder.)

Die politischen Parteien. Von Friedrich Naumann. M 2.—. (Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe".)

Kirchenstiftung und Kirchengemeinde. Nach dem Entwurf einer bayerischen Kirchengemeindeordnung von Prof. Dr. Christian Meurer. M 2.60. (München und Berlin, J. Schweitzer, Verlag.)

Trennung von Kirche und Staat. Eine Schrift zur Aufklärung für das katholische Volk. Von F. Mack. (Trier, Paulinusdruckerei.) IV und 224 S. Gr. 8°. M 2.—.

200 **Ausflüge von München auf einen halben Tag bis zu drei Tagen**, mit einer Uebersichtskarte, 5 Kartenskizzen und einer Karte der Umgebung Münchens von Brunn. M 1.— (München, J. Lindauersche Buchhandlung.)

Kunstwanderungen und Kulturbilder von Bertha Pelican. Mit 61 Illustr. M 7.—. (Wien und Leipzig, Heinrich Kirsch.)

„Unter der Tropensonne", von Heinrich Morin. Ein Lexikonoktavband 11 Bogen stark, mit fünf farbigen Tafeln und zahlreichen Illustr. nach Originalzeichnungen und Originalaufnahmen des Verfassers, M 8.50, geb. M 10.—. (München, Isaria-Verlag.)

Die Neue Preußische Jagdordnung vom 15. Juli 1907 nebst Ausführungsbestimmungen. Amtliche Fassung. Taschenformat. (Gesetzverlag L. Schwarz & Co., Berlin S. 14, Dresdenerstraße 80.) M 1.—.

Energie, Entropie, Weltanfang, Weltende. Von Prof. Dr. Kaspar Isenkrahe. M 1.—. (Trier, Lintz'sche Buchhandlung.)

Ueber Begriffe und Grundsätze, die beim kosmologischen Beweise als bekannt und selbstverständlich vorausgesetzt werden. Von Prof. Dr. Kaspar Isenkrahe. M 1.80. (Trier, Lintz'sche Buchhandlung).

Lehrbuch der christlichen Kunstgeschichte. Von Beda Kleinschmidt, O. F. M. M 10.—. (Paderborn, Ferdinand Schöningh).

Musik im Hause. Die bekannte Firma Aloys Maier in Fulda, Hoflieferant (gegr. 1846), versendet soeben ihren neuen Prachtkatalog, der zahlreiche Abbildungen der immer mehr als seelen- und gemütvollste aller Haus-Instrumente anerkannten Orgelharmoniums enthält, zu deren Herstellung nur das allerbeste Material verwandt wird, sodaß die Instrumente auch den Einflüssen der Temperatur erfolgreich Widerstand zu leisten vermögen. Den Instrumenten der Firma werden leichte Spielbarkeit, vollkommen reine Intonation und ein Ton nachgerühmt, der sich stets und ganz und gar mit der Registerbezeichnung deckt. Die prächtigen Harmoniums fanden denn auch bereits nach allen Weltteilen Verbreitung. Da auch die Preise als mäßige zu bezeichnen sind, so sei der neue Katalog, der unentgeltlich zur Verfügung steht, allen Interessenten und Freunden guter Hausmusik empfohlen.

Trockenlegung des Gasteigkirchleins und des alten Kassengebäudes der Tierärztlichen Hochschule in München. Trotz der erst 1901 stattgefundenen Renovierung des so idyllisch gelegenen Gasteigkirchleins muß nunmehr die Trockenlegung desselben unbedingt stattfinden, da die Feuchtigkeit in den Mauern bereits auf 3 m Höhe gestiegen ist, sich auch im Innern grüner Schwamm angesetzt hat, sowie die Holzverschalungen der Sakristei ganz morsch geworden sind. Die Isolierung resp. Trockenlegung ist der Firma Stadler & Geyer in München übertragen, deren patentamtlich geschütztes Verfahren sich schon in vielen Fällen bewährt hat, so speziell an der Hl. Geistkirche in München. Gleichfalls führt obengenannte Firma die Arbeiten an der Tierärztlichen Hochschule in München aus, deren altes Kassengebäude durch und durch feucht und eine ganz gründliche Sanierung dringend von Nöten ist.

Die Heilmannsche Immobiliengesellschaft, A.-G., München, verkaufte aus ihren Terrains in den ersten 3 Monaten des laufenden Jahres Grundstücke zum Gesamtbetrage von M 526,000.

Auf die der heutigen Nummer beigelegten Offerte der Naturweinkellerei von **Franz Haenlein, Hochheim a/M.** machen wir besonders aufmerksam. Die Firma ist als äußerst zuverlässige Bezugsquelle für feine Flaschenweine bekannt.



Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag. [illegible] Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.

Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gb. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 3mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach [illegible]. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 20 München, 14. Mai 1910. VII. Jahrgang.

Heuchler „Liberalismus“.

Vom Herausgeber.

Der sogenannte Liberalismus bleibt sich überall gleich. Die Partei der Phrase wechselt ihre Fahnen, ihre Parolen und ihre Programme je nach Ort, Zeit und Umständen. Oberstes Gesetz ist der jeweilige Parteivorteil. Dieser Vulgärliberalismus ist das organisierte Herrenmenschentum. Gewiß gibt es auch heute noch ehrliche Liberale, die es mit den schön stilisierten Forderungen von Freiheit und Fortschritt ehrlich meinen und sich über eine allzu plumpe Verleugnung der selbstverständlichsten Grundbegriffe ehrlich entrüsten können. Aber ihre Zahl wird immer kleiner. Wenn eine Partei als Ganzes den Vorwurf der Charakterlosigkeit und der gewohnheitsmäßigen Heuchelei verdient, so ist es der sogenannte Liberalismus. Einzelpersonen bleiben aus dem Spiele, denn für ihre moralische Verantwortung gibt es der mildernden Umstände nur zu viele: Mangel an Einsicht und selbständigem Denken, an Charakterstärke und rücksichtslosem Mut der Wahrheit, nur zu oft ein in blinden Vorurteilen verbohrter Fanatismus und vor allem instinktive Interessengemeinschaft, durch blendende Phrasen und demagogische Schlagworte hypnotisierter Parteiherdentrieb. So wird mancher, der alle Wandlungen und Windungen des sogenannten Liberalismus blindlings mitmacht oder wenigstens ohne Protest hinnimmt, für seine Person den Vorwurf bewußter Heuchelei ablehnen. Aber den Liberalismus als Parteibegriff und als Weltanschauung trifft die Anklage mit unabweisbarer Wucht. Der Liberalismus, den man uns so gerne als weltumfassenden Machtfaktor von einheitlicher Grundrichtung und Struktur hinstellt, ist in Wahrheit ein vielköpfiger Popanz mit ständig wechselnden Masken. Unter dem Aushängeschild des „Liberalismus“ gedeihen die heterogensten Parteinüancen von der brutalsten politischen, sozialen und religiösen Unterdrückung bis zur offenen Verherrlichung revolutionärer, ja anarchistischer Tendenzen. Nur in der Kampfesstellung gegen positives Kirchentum bleibt der Grundton trotz aller Variationen stets der gleiche.

Ein geradezu groteskes Schaustück kaum noch zu übertreffender politischer Heuchelei bietet der in den letzten Jahren, namentlich zu Bülows Zeiten, so pompös herausgeputzte deutsche „Gesamtliberalismus“ und in erster Linie sein stolzes Kern- und Mittelstück, der Nationalliberalismus — Kennzeichen: Säbel und Peitsche im Wappen — in den zurzeit im Vordergrunde stehenden Wahlrechtsfragen.

Wer in den letzten Monaten die hochtönenden Phrasen der liberalen Presse in Nord und Süd gutgläubig in sich aufnahm, konnte sich von der Gruppierung der Parteien im preußischen Wahlrechtsstreite nur folgende Vorstellung machen: Auf der einen Seite das Zentrum im Verein mit den Konservativen bereit und entschlossen zum schändlichsten Volksbetrug und Volksverrat, auf der anderen Seite „die Liberalen“ Seite an Seite mit den Sozialdemokraten als Retter des Volkes aus feudalem und klerikalem Joch, als grimmige Kämpen für ein freies, fortschrittliches, dem Geiste des 20. Jahrhunderts angemessenes Volkswahlrecht. So hat man es bis zum Ueberdruß in großen liberalen Zeitungen gelesen, und es scheint namentlich im „schwarzen“ Bayern, wo man unter der „drückenden Gewaltherrschaft des Zentrums“ durch ein in keinem anderen deutschen Staate auch nur annähernd erreichtes freiheitliches Wahlrecht und durch eine dementsprechende freiheitliche Entwicklung des ganzen öffentlichen Lebens verwöhnt ist, ernsthafte liberale Kreise zu geben, welche derlei Münchhausiaden für pure Wirklichkeit halten. Diese durch den Phrasendrusch ihrer Leibpresse „Angeführten“ mögen nicht wenig verblüfft sein, wenn sie auf anderem Wege zufällig erfahren, wie z. B. der auf dem linken Flügel des Liberalismus stehende, freisinnige Karl Jentsch, der stets den Mut der eigenen Meinung bewies, auch wenn Blockinteressen oder andere Opportunitätsrücksichten entgegenstanden, in der „Zukunft“ vom 30. April (31. Heft) über den Heuchler Liberalismus und sein unwürdiges und lächerliches Mimenspiel urteilt. Nachdem Karl Jentsch auseinandergesetzt hat, daß die Stellung der Sozialdemokraten, des Zentrums, der Konservativen und der Freikonservativen „klar und gerechtfertigt“ sei, fährt er fort:

„Diese vier Parteien handeln alle verständig und verständlich. Aber die Nationalliberalen! Die Nährväter ihrer Parteikasse, die Großunternehmer des rheinisch-westfälischen Industriebezirkes, haben oft und nachdrücklich erklärt: „Wenn Ihr die öffentliche Wahl opfert, zahlen wir nichts mehr“; trotzdem gebärden sich die Herren als liberale Vorkämpfer des „Schwarzblauen Blocks“, fordern die geheime Wahl und lehnen Unterhandlungen mit den Konservativen ab. Aerger über das Mißglücken der Blockspekulation und die neue (ach, wie oft schon mißglückte!) Spekulation auf moralische Eroberungen unter den Massen erklären einigermaßen die Kopflosigkeit. Allerdings verbinden sie mit der „liberalen“ Forderung, die in Wirklichkeit eine demokratische ist, die antidemokratische, ihren Geldgebern genehme der Drittelung der Gemeinden; aber das macht ihre Haltung nur um so grotesker ..... Man möchte vor Lachen auf dem Kopf stehen und an den Wänden hinaufkriechen, wenn auf der linken Seite den Zentrumsmännern, den einzigen, die den ernsthaften und Erfolg versprechenden Versuch gemacht haben, zwei demokratische Forderungen durchzusetzen, der Vorwurf gemacht wird, sie hätten das Volk an die Junker verraten, und wenn die Regierung gescholten wird, daß sie sich vor dem reaktionären Block gebeugt und von diesem ihren Entwurf in sein Gegenteil habe verkehren lassen ... Klar und wahr hat ein Organ der Großindustriellen den Kern der Lage für die Nationalliberalen dargestellt: Wenn die geheime Urwahl, die Drittelung der Wahlbezirke und die Steuermaximierung angenommen werden, dann ist die Großindustrie, diese Säule des Staates, aus der Volksvertretung ausgeschaltet ... Und angesichts dieser Lage mimt der Jungliberalismus den Demokraten! Es tut einem leid, gescheite und rechtschaffene Männer durch die falsche Konstruktion der Gesetzgebungsmaschine zu einer so unwürdigen und lächerlichen Lage verurteilt zu sehen.“

Ein vernichtenderes Urteil über den Liberalismus in der preußischen Wahlrechtsfrage läßt sich nicht denken. Um so ehrender ist das Zeugnis, das hier dem auf der ganzen Linie des Liberalismus in Rede und Schrift so maßlos verlästerten und verleumdeten Zentrum ausgestellt wird. Ueber die Haltung des Zentrums spricht Karl Jentsch sich noch näher dahin aus:

„Das Zentrum sagte sich: Die Regierung bewilligt das allgemeine und gleiche Wahlrecht nicht, nehmen wir so viel, wie wir kriegen können; und die geheime Urwahl war zu haben, weil wider Erwarten die Konservativen sie bewilligten, um das indirekte Verfahren zu retten .... Das Zentrum entschloß sich zum Kompromiß, weil es sich als große (im Abgeordnetenhaus nicht größte) Partei den Luxus der Linken, alles abzulehnen unter dem Vorwand, daß sie nicht alles erreichen können, was ihre Wähler wünschen, nicht erlauben zu dürfen glaubt. Sie mußten um so mehr zugreifen, weil die Konservativen auch noch die Drittelung der Urwahlbezirke zugestanden, welche die erdrückende Wirkung der großen Einkommen auf einzelne Bezirke beschränkt, während die Drittelung der Gemeinde sie über die ganze Stadt

ausbreitet. Die Zentrumsmänner müßten den Verstand verloren haben, wenn sie nicht aufrichtig das Reichstagswahlrecht auch für Preußen wünschten, weil ja nur dieses ihnen, wie den Sozialdemokraten, ihren Einfluß voll zur Geltung zu bringen gestattet. Das liegt auf der Hand, wird aber besonders hell im Musterländle beleuchtet, das ins fünfte Jahrzent von den seit 1870 sich „national" nennenden Liberalen beherrscht, im Reichstag aber von Zentrumsmännern vertreten wird und nach der Erweiterung seines Landtagswahlrechts eine ultramontane Landtagsmehrheit bekommen hätte, wenn die Liberalen nicht die Sozialdemokraten zu Hilfe gerufen hätten."

Das ist mehr als deutlich! Für die Stellung des Zentrums im Gegensatz zu derjenigen der Liberalen sei noch ein anderer klassischer Zeuge angeführt, der Oberpräsident der Rheinprovinz, Freiherr von Schorlemer-Lieser, den die liberale Presse als geistiges Haupt der gegen das Zentrum gegründeten sogen. Deutschen Vereinigung verehrt und seit Jahren bei jeder Gelegenheit als Kronzeugen gegen den „Ultramontanismus" ins Feld führt. Freiherr von Schorlemer stellte in der Sitzung des preußischen Herrenhauses vom 29. April ausdrücklich fest, daß die nationalliberale Partei „ebenso wie die konservative das Reichstagswahlrecht in Preußen nicht einführen will", und bezeichnete seinen zur Heranziehung der nationalliberalen Partei bestimmten Kompromißantrag ausdrücklich als ein Mittel, „der Demokratisierung des Volkes durch die Gemeindedrittelung zu begegnen". Dem Zentrum aber stellte der rheinische Oberpräsident das Zeugnis aus, daß es das durch Zusammengehen mit den Konservativen „heute Erreichte nur als eine Etappe auf dem Wege zur Erlangung des Reichstagswahlrechtes ansieht", und fügte dem noch hinzu:

„Es ist klar, daß die Zentrumspartei, die in anerkennenswerter Weise, und unterstützt durch den großen Einfluß der katholischen Kirche, bisher in vielen von Arbeitern besetzten Kreisen dem Einflusse der Sozialdemokratie einen erfolgreichen Widerstand entgegengesetzt hat, in der Fortsetzung dieses Kampfes genötigt sein würde, dem Vorwurf des Verrates an der Sache und den Rechten des Volkes entgegen zu treten und nach wie vor auf ihre Fahne den Ruf nach Erlangung des Reichstagswahlrechts für Preußen zu schreiben."

Es erübrigt sich, die vom Heuchler Liberalismus gegen das Zentrum erhobenen Anklagen des Volksverrats und Volksbetrugs auf den Schützen zurückzuschleudern. Die Tatsachen und Akten reden eine zu deutliche Sprache. Wie sehr die — zur Verschärfung des Dreiklassenwahlsystems — von den Nationalliberalen verlangte Gemeindedrittelung die plutokratischen Interessen fördert und demnach direkt volksfeindlich ist, hat u. a. die „Rheinisch-Westfälische Zeitung" in Essen nur zu deutlich verraten, indem sie schrieb:

„Alle die Städte, die im Landtag durch Zentrumsabgeordnete vertreten sind, wie z. B. Essen, Bochum, Düsseldorf, Krefeld, Mülheim, haben in den verschiedenen Stadtverordnetenversammlungen, wo die Wahl durch Klasseneinteilung in der Gemeinde erfolgt, eine liberale Mehrheit. Alle diese Städte könnten die Nationalliberalen trotz der starken Zunahme der katholischen Bevölkerung und der Steigerung der Löhne wiedergewinnen, wenn die Drittelung in der Gemeinde wiederhergestellt wird, während sie in Gefahr sind, die paar Mandate, die sie im Westen haben, auch noch zu verlieren, wenn das bisherige Drittelungsverfahren beibehalten wird."

Dieser Offenherzigkeit gegenüber wirkt es direkt komisch, wenn die nationalliberale „Wiesbadener Zeitung" in Nr. 216 vom 29. April schrieb, der nationalliberalen Partei sei die Frage der Drittelung von untergeordneter Bedeutung, sie werde einer Vorlage, welche das für die Partei so sehr im Vordergrunde stehende direkte und geheime Wahlrecht nicht enthalte, keinesfalls zustimmen, und wenn dasselbe Blatt ein paar Tage später (Nr. 221 vom 1. Mai) meint, man könnte den Konservativen für die Annahme der direkten Wahl doch vielleicht die geheime Wahl preisgeben. Damit aber noch nicht genug: es gibt nicht nur im Herrenhause, sondern auch im Abgeordnetenhause Vertreter des sogen. Liberalismus, welche zwar die geheime Wahl konzedieren, aber die indirekte Wahl beibehalten wissen wollen, unter plutokratisch verschärfter Gemeindedrittelung.

So stellt sich uns das naturgetreue Konterfei des Liberalismus in Preußen dar. Wir hätten erwartet, daß der bayerische Liberalismus, dieser selbstgefällige Wächter der Freiheit „in der deutschen Südmark", sich bis in Grund und Boden seines preußischen Bruders schämen und in neuerdings so beliebten Protest- und Demonstrationsversammlungen mit entsprechend phrasenhaften Resolutionen ein dröhnendes „Quos ego" über die Mainlinie hinübersenden werde. Eine solche „Einmischung" wäre ja nichts Ungewöhnliches mehr. Hat sich doch das „Kartell der freiheitlichen Vereine" sogar in die spanische Justiz eingemischt, als es galt, einer Parole der internationalen Freimaurerei folgend, für den überführten Anarchisten Ferrer tumultuarisch Partei zu ergreifen. Aber der bayerische Liberalismus spielt gegenüber dem „Volksbetrug" und „Volksverrat" seiner preußischen Parteigenossen den Vogel Strauß und gibt sich im Gegenteil alle erdenkliche Mühe, diese schönen Epitheta dem preußischen Zentrum anzudichten, wie man in zahlreichen Nummern der liberalen Allerweltspresse nachlesen kann.

Von allen deutschen Bundesstaaten hat das als so „schwarz" verschriene Bayern unbestritten das fortschrittlichste Wahlrecht. Württemberg, Baden und Hessen stehen trotz der Vorherrschaft des Liberalismus sehr weit hinter Bayern zurück, und am rückständigsten ist immer noch das Königreich Sachsen, wo das Zentrum unbekannt und der Evangelische Bund Trumpf ist. Was das Zentrum grundsätzlich für alle Einzelstaaten anstrebt — möglichste Anpassung an das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Reichstagswahlrecht — ist einzig und allein in Bayern verwirklicht. Von den wenigen Abweichungen ist die wesentlichste die Abschaffung der Stichwahlen durch Einführung der relativen Mehrheit; aber diese wurde von liberaler Seite angeregt und bereits 1904 in den 14 grundlegenden Punkten unter Mitwirkung der Liberalen einstimmig festgelegt. Die Wahlkreiseinteilung aber war nicht etwa, wie man heute bei jeder Gelegenheit durchblicken läßt, ein Gewaltakt des Zentrums, sondern das Werk des verflossenen liberalen und protestantischen Ministers von Feilitzsch, dessen gesamte Verwaltungspraxis von jeher nach dem Herzen jenes liberalen Münchener Blattes war, dem wir das geflügelte Wort verdanken, daß „ein ultramontaner Beamter" in hoher Stellung „eine latente Gefahr für den Staat" sei.

Wenn der bayerische Liberalismus auch nur einen Funken von Schamgefühl besäße, würde er nicht gerade den Augenblick, wo der Liberalismus in Preußen sich in der Wahlrechtsfrage mit Schmach bedeckt, als den zweckmäßigsten erachtet haben, um gegen das erst seit vier Jahren bestehende fortschrittliche bayerische Wahlgesetz einen völlig aussichtslosen Ansturm zu unternehmen. Die bayerische Abgeordnetenkammer hat in der Sitzung vom 6. Mai den Antrag der Liberalen, die Regierung um einen Gesetzentwurf behufs baldigster Einführung der Verhältniswahl zu ersuchen, mit 70 Stimmen des Zentrums und der Bauernbündler gegen 39 Stimmen der Liberalen und Sozialdemokraten, denen sich vom Zentrum Abg. Dr. Schädler, von den Bündlern Abg. Prieger beigesellte, abgelehnt. Bei einer stärkeren Präsenz wäre die ablehnende Mehrheit noch weit größer gewesen. Die Absonderung Dr. Schädlers wurde von den Liberalen sofort ostentativ ausgeschlachtet. Aber auch hier offenbart sich die skrupellose Unehrlichkeit dieses Parteigebildes. Denn Dr. Schädler hat stets betont, daß er im Prinzip den Proporz als das idealste und vollkommenste Wahlrecht ansieht, aber die praktische Durchführung, abgesehen von anderen Voraussetzungen, an die Wahlpflicht, den allgemeinen Wahlzwang knüpft, eine Bedingung, von welcher der Liberalismus aus guten Gründen absolut nichts wissen will. Damit ist auch gleichzeitig die Hinfälligkeit der von den Liberalen gegen die Gerechtigkeit des geltenden bayerischen Wahlsystems vorgeführten statistischen Ziffern gekennzeichnet. Daß der Zentrumsmehrheit im Landtag nur 44,19 Prozent der sämtlichen abgegebenen Stimmen entsprechen, kann nur dem auffällig sein, der die übergroße Wahlflauheit in den so zahlreichen sicheren Zentrumswahlkreisen und noch einige andere Umstände, über welche die „Allgemeine Rundschau" sich vor vier Jahren eingehend ausgesprochen hat, nicht in Rechnung zieht. Wäre der von den liberalen Rednern Dr. Goldschmit und Dr. Müller-Hof so emphatisch betonte Gerechtigkeitssinn und nicht der kühle Parteiprofit für die neueste Parole bestimmend gewesen, so begreift man wirklich nicht, weshalb diese unentwegte Gerechtigkeit, die man sich heute so trefflich zu suggerieren weiß, nicht auch in Aktion trat, als sich nach den letzten Reichstags-Blockwahlen herausstellte, daß die Parteien der Blockmehrheit um eine Million Wählerstimmen hinter den Parteien der Minderheit zurückstanden. Damals war vom Proporz keine Rede.

Wer es miterlebt hat, wie der Liberalismus in Bayern 30 Jahre lang die wucherischen Vorteile der ihm auf den Leib zugeschnittenen Wahlkreiseinteilung des Ministers von Hörmann und die dementsprechende Urwahlkreiseinteilung liberaler Bezirksämter schmunzelnd einstrich, so zwar, daß beispielsweise in der



Pfalz das Zentrum und sämtliche andere Parteien trotz einer Stimmenzahl von allmählich weit über 40 Prozent jahrzehntelang zugunsten einer liberalen Alleinherrschaft glatt totgeteilt waren, der hat für die lärmenden Phrasen der heutigen Wortführer nur ein Achselzucken. Namens des Zentrums konnte Abg. Freiherr von Malsen in einer prächtigen Rede alle Gründe, welche für die nur zu Agitationszwecken eingeleitete liberale Aktion vorgebracht waren, wirkungsvoll und schlagend widerlegen. Die liberale Presse — mit einziger Ausnahme der „Augsburger Abendzeitung" — hat ihren Lesern nur einige dürftige Brocken aus dieser großzügigen Rede mitgeteilt. Die liberalen Wähler brauchen ja auch nicht zu wissen, daß der Landes-Proporz, wie ihn der liberale Antrag vorschlägt, in keinem Staate der Welt in Geltung ist. Geradezu wie ein schlechter Scherz wirkt die von liberaler Seite versuchte Berufung auf das Vorbild des belgischen Wahlgesetzes mit seinem — Pluralwahlrecht. Den Hinweis auf Frankreich fertigte Baron von Malsen sehr drastisch ab, indem er die letzte Wahlrede des unentwegten Fortschrittlers und Blockmenschen Clemenceau zitierte, der am 11. April das große Wort gelassen aussprach: „Das Wahlsystem muß umgestaltet werden, vor dem tollen Abenteuer der Minderheitsvertretung müssen wir uns hüten." Nach dem Jargon der bayerischen Kammerliberalen wäre dieser Standpunkt „Lüge", „Betrug" und „Vergewaltigung". Aber Clemenceau und das bayerische Zentrum sind — zweierlei. Quod licet Jovi — — —.

Ueber die kühl abweisende Haltung des Ministers von Brettreich zeigten sich die Liberalen sehr betreten. Nachdem erst vor vier Jahren nach großen Schwierigkeiten ein neues Wahlgesetz eingeführt worden ist, das auf Grundsätzen beruht, welche die Liberalen einstimmig genehmigt haben — ohne auch nur den Versuch zu machen, diesen Grundsätzen den Proporz einzuverleiben —, würde die Staatsregierung sich selbst ins Gesicht schlagen, wenn sie dem „tollen Abenteuer" der Liberalen auch nur den kleinsten Finger entgegenstreckte. Die Verfassung selbst garantiert dem neuen Wahlgesetz, das der Initiative der Kammer entsprang, eine gewisse Schonzeit. Vor dem Jahre 1918 wäre ein formulierter Wahlgesetz-Antrag verfassungsmäßig unzulässig. Aber derlei Gesichtspunkte bedeuten dem Liberalismus nichts, wenn es sich um seinen Parteivorteil, um die Stillung seines Machthungers handelt.

Heuchler Liberalismus! Ein hartes Wort, das nicht die in begreiflicher Selbsttäuschung befangenen mitwirkenden Personen, sondern das ganze System und seine treibenden Motive trifft. Uebrigens sind die liberalen Wortführer und die liberalen Zeitungen nichts weniger als zimperlich, wenn sie ihre politischen Gegner mit den härtesten Worten anlassen. Der Unterschied ist nur, daß wir für unsere Unterstellung unwiderlegliches Beweismaterial vorlegen, wo man liberalerseits mit Behauptungen und hohlen Scheingründen operiert.

Das Märchen von der „ultramontanen Herrschaft", der „Zentrumsregierung" in Bayern ist auch nur vom „Heuchler Liberalismus" in die Welt gesetzt und wird ohne Unterlaß so oft wiederholt, daß die Erfinder schließlich selbst Schein und Wirklichkeit nicht mehr völlig unterscheiden können. Das Zentrum und der sog. „Ultramontanismus" sind heute trotz der absoluten Kammermehrheit so wenig „herrschend" in Bayern, daß der Liberalismus, wenn er mit Hilfe der Sozialdemokratie morgen ans Ruder käme, selbst bei hochgespannten Ansprüchen in den leitenden Staats- und Verwaltungsstellen, von den Hofstellen ganz abgesehen, nur sehr geringe Personaländerungen anzustreben brauchte. Die bayerische Bureaukratie ist bis auf diesen Tag vom Geiste des Liberalismus durchtränkt, und leider nur zu oft täuscht man sich auch in Zentrumskreisen über sporadisch auftretende Wandlungen der äußeren Verkehrsformen in Fällen, wo nur die Krallen vorsichtig eingezogen sind, um je nach Zeit und Umständen sofort wieder hervorgekehrt zu werden. Mit wohlberechnetem Vorbedacht schlägt der Liberalismus auch schon bei der kleinsten Scheinkonzession an das Zentrum ohrbetäubenden Lärm, um jede ernsthaft ins Gewicht fallende Minderung der immer noch bestens konservierten liberalen „Personalien" durch Einschüchterung der maßgebenden Stellen zu verhindern. In Bayern wäre es zurzeit noch ganz undenkbar, daß ein namhafter Zentrumsparlamentarier in eine seinen Fähigkeiten entsprechende leitende hohe Staatsstellung berufen würde, wie es soeben wieder in Württemberg dem nationalliberalen Reichstags- und Landtagsabgeordneten Prof. Dr. Hieber, einem ausgesprochenen Kulturkämpfer, widerfahren ist, der von der Regierung zum Direktor des durch die Volksschulreform geschaffenen evangelischen Oberschulrates ernannt wurde. In den verschiedensten Bundesstaaten, auch in Preußen, sind oftmals prononzierte Führer der nationalliberalen Partei, nicht selten aus den Bänken des Landtages heraus, als Minister oder in leitende Stellen von Ministerien berufen worden. In dem „vom Zentrum regierten" Bayern kommt es höchstens vor, daß ein früherer liberaler Abgeordneter Bundesratsbevollmächtigter in Berlin wird. Und wenn ein seiner Gesinnung nach dem Zentrum nahestehender Ministerialdirektor des Verkehrsministeriums in einer Rede vor christlichen Arbeitern der Provinz in ernsten Farben die Gefahren des religiösen und sittlichen Umsturzes schildert, dann richtet der „Heuchler Liberalismus" sofort an die Krone selbst die lärmende Aufforderung, den Attentäter zur Strafe in den Ruhestand zu versetzen oder wenigstens öffentlich zu koramieren. Eine Maßregelung, die das angeblich „herrschende" Zentrum nur durch Aufwendung seiner ganzen Energie hintanhalten kann. Das nennt der Liberalismus „Zentrumsherrschaft in Bayern"! Man braucht sich nur für einen Augenblick auszumalen, wie es in Bayern aussähe, wenn der Liberalismus auch nur für kurze Jahre über eine absolute Mehrheit im Landtage verfügte.

Heuchler Liberalismus! Wie lange ist es her, daß katholischen Studentenkorporationen, die sich grundsätzlich von jeder politischen Betätigung fernhalten, in der liberalen Presse die akademische Existenzberechtigung abgesprochen wurde, weil sie — Pflanzschulen des Zentrums seien. Dieselbe Presse forderte vor jeder Wahl die Studentenschaft auf, der liberalen Partei Zutreiberdienste zu leisten, und heute macht sie die lebhafteste Reklame für eine festgegliederte akademische Organisation im Dienste des politischen Liberalismus. Quod licet Jovi — — —.

Ueber die wechselnden Masken des Liberalismus in Fragen der positiven Religion und des Christentums wird bei anderer Gelegenheit noch ein deutliches Wort zu sprechen sein. Die verbrauchte pharisäische Phrase, der Kampf gelte dem „Ultramontanismus" und nicht der Kirche, wird jetzt in öffentlichen Versammlungen unter dem Segen der liberalen Presse durch wilde Kriegserklärungen gegen die Kirche abgelöst.

Pfingstgedanken.

Von Caroline von Andrian-Werburg.

Fove, quod est frigidum!

„Alle Phasen der Zivilisation", schreibt F. W. Faber, „haben eine ihnen eigentümliche Monomanie. Gewisse Lieblingsideen gelangen zur Herrschaft und werden mit so vieler Vorliebe angesehen, daß ihnen eine ungebührliche Wichtigkeit beigelegt wird, bis man zuletzt die relativen Größen, Wahrheit und Pflicht, aus den Augen verliert, und die Moral des Tages in eine Verwirrung gerät, welche zu Irrtümern und Katastrophen führt, in die jedes Zeitalter zuletzt notwendig verfällt. Dann tritt eine Reaktion ein, mit ihr eine neue Phase von Zivilisation und eine neue Monomanie . . . [1])

Es ist noch nicht sehr lange her, da bestand die Monomanie der Zivilisation in einem völligen Ignorieren Gottes und der Tatsache, daß wir Geschöpfe sind. Der Fortschritt auf allen Gebieten des Wissens und der Technik hatte die Menschen berauscht: Was brauchen wir einen Gott? Bald werden wir alles wissen, alles ergründen, alles uns dienstbar machen. — Dann kam die Reaktion. Man merkte, daß der Mensch zu seinem Glücke noch etwas mehr brauche als Dampf und Elektrizität, Komfort und befriedigte Wißbegierde. Und es kam die neue Phase: der Hunger nach Religion. Man hat sich wieder den religiösen Problemen zugewendet. Man sucht Gott. Aber wiederum sehen wir uns einer Monomanie gegenüber. Die Monomanie unserer Zeit besteht darin, daß man von dem Gott, von der Religion der Offenbarung, des Christentums, der Kirche absolut nichts wissen will, sondern sich darauf kapriziert, allein den Gottesbegriff eigener Fabrikation, die Religion eigenen Erfahrens und Erlebens gelten zu lassen. Und worin besteht das Charakteristische dieser modernen Religion? Darin, daß sie dem Menschen nie unbequem wird, ihn aber auch nicht dauernd zu befriedigen vermag. Der moderne Gottsucher weiß nichts von Seelenfrieden. Daher der Pessimismus unserer Zeit.

[1]) „Der Schöpfer und das Geschöpf." Regensburg 1869 S. 23.

Die Schriftrolle, welche der Prophet Ezechiel im Gesichte essen mußte, war voller Klagen, Trauerlieder und Weh. Als er sie aber aß, war sie in seinem Munde süß wie Honig. (Ezech. 2, 8 u. 9 und 3, 1—3.) Aehnlich das Christentum. Das Christentum bietet uns die höchsten Ideale, aber es fordert von uns Hinordnung zu jenen Idealen. Das bedeutet für den Menschen Selbstverleugnung, Kampf, Arbeit. Nur wer beherzt zugreift, bekommt nach der Bitternis die Süßigkeit zu kosten. Das aber läuft der Monomanie unserer Zeit direkt zuwider. Sich unterordnen? Sich einer fertigen Wahrheit unterwerfen? Aber man liebt ja so sehr dieses Halbdunkel des Zweifels und schwelgt in dem süß-schmerzlichen Grübeln und ziellosen Suchen. Sich den Forderungen des christlichen Sittengesetzes anpassen? Aber man liebt ja gerade das Experimentieren, das Spiel mit dem Feuer. Man dünkt sich ein Phönix, der verjüngt und gekräftigt aus der Asche emporsteigen werde.

Der Wellenschlag dieser allgemeinen Zeitstimmung macht sich sogar innerhalb der Kirche und unter den Gläubigen bemerkbar. Auch unter uns legt man nicht selten „eine ungebührliche Wichtigkeit“ auf Dinge, die doch erst im zweiten Teile kommen dürfen. Was uns vor allem nottut, ist nicht etwa nur mehr Wissenschaft, mehr Bildung, mehr äußerer Erfolg, sondern in erster Linie mehr Heiligkeit, mehr Liebe. Weniger Feuerwerk, aber mehr Feuer. Wir verstehen nicht mehr zu lieben. Wir begehen keine Torheiten mehr aus Liebe zu Gott. Bewahre! Unsere Askese macht ängstlich halt vor den Schranken der Hygiene — und der Sicherheit halber schon ein Stückchen zuvor — unser Seeleneifer vor dem: qu'en dira-t-on?, unser Freimut vor dem Mienenspiel aus der Höhe. Und da rechnen und feilschen wir, wie weit wir gehen können und dürfen ohne grobe Verletzung des Gewissens. Und es kommen viele Rechenfehler bei dieser Rechnung vor, die uns einst einheizen werden bei der großen Revision. Ist das Liebe? Aehnlich steht es um unsere Nächstenliebe. Oder ist das Liebe, Mutterliebe, wenn viele unserer Mütter so bereitwillig ihre Kinder von der Wiege an fremden Händen überlassen? Ist das Kindesliebe, wenn die Tochter, ohne Not, nur um selbständig zu sein, die alternden Eltern verläßt, deren Stütze und Trost sie sein müßte? Ist das Liebe, wenn jedes Familienglied seine eigenen Wege geht, und die Angehörigen gleich den Gästen einer Fremdenpension nur zu den Mahlzeiten zusammenkommen? Ist das Freundesliebe, wenn man sich zurückzieht, sobald die Freundschaft Opfer auferlegt?

Daß es uns gegeben wäre, zurückzukehren zu jener starken Liebe zu Gott und zum Nächsten, zu jener Wissenschaft der Heiligen, zu jener Torheit des Kreuzes, für die uns heute vielfach sogar das Verständnis abhanden gekommen ist! Fove, quod est frigidum. Erwärme, was kalt ist! Das wäre die Heilung von Pessimismus und Melancholie. Das wäre der Geistesfrühling, den die Menschheit herbeisehnt. Das wäre Friede und Freude im Heiligen Geiste.

Pfingstgebet.

Herr, der du unter Flammenzungen
Herab auf die Apostel kamst
Zu Pfingsten einst, in deiner Güte
Von ihnen alle Aengsten nahmst
Und ihnen deine Gaben schenktest
Und Deiner heiligen Liebe Glut,
Zu spenden allen Erdenvölkern
Der Himmelslehre heiliges Gut:
Sieh Herr, ich soll dein Priester werden;
Ohn' deine Liebe kann ich's nicht,
Die Mut und Kraft gibt in Beschwerden,
An dunklen Tagen Trost und Licht;
Die auch im tief verirrten Sünder
Noch Jesu Christi Bruder sieht,
Den er erlöst in seinem Leiden
Und gern barmherzig an sich zieht —
O Geist der Gnade, Geist der Liebe,
Sieh mich im Staube knien vor dir,
Und gib an Deinem Feiertage
Die wahre Liebe, Herr, auch mir!

Fritz Flinterhoff.

König Eduard VII. †.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die ersten 60 Jahre seien das beste vom Leben, pflegt man zu sagen. In dem Leben des Königs Eduard, das soeben seinen plötzlichen Abschluß gefunden, waren die ersten 60 Jahre mit erzwungenem Nichtstun und freiwilligen Vergnügungen ausgefüllt, und erst im siebten Jahrzehnt wurde das Leben köstlich in rastloser Arbeit mit viel Erfolg und Ruhm.

Kaum neun Jahre Regierungszeit waren dem verspäteten Kronprinzen beschieden. Aber er hat in der kurzen Frist seinen Ruhm als ein überragender Staatskünstler der Jetztzeit begründet und dem britischen Weltreich eine neue Verankerung gegeben.

Von der Liquidation des mühsam beendeten Burenkrieges bis zu der gegenwärtigen Machtstellung Englands in allen Erdteilen führten gewundene und vielfach steile Wege, auf denen König Eduard sich als vortrefflicher Pfadfinder und Bahnbrecher erwiesen hat. Freilich hat er nicht alles erreicht, was er wollte oder sollte, namentlich nicht die Schwächung desjenigen Wettbewerbers, vor dem das politische und das geschäftliche England allein noch Respekt haben. Deutschland steht in seiner Macht und trotz vorübergehenden Schwankungen auch in seinem Ansehen noch ungebrochen da, obschon sich die Bündnispolitik unter König Eduard mit Naturnotwendigkeit gegen Deutschland richten mußte. Aber daneben ist viel erreicht worden. Das hochwichtige Aegypten mit seinem südlichen Hinterland wurde endgültig für England gesichert, indem man den Anspruch Frankreichs mit schönen Worten und dem marokkanischen Danaergeschenk beseitigte. Rußland, der Rivale in Asien, wurde der erste und tatkräftigste Bundesgenosse Englands, den der Emporkömmling Japan so geschwächt und gedemütigt hatte, daß jede Gefahr für Indien auf absehbare Zeit ausgeräumt war. Obendrein gelang es der Diplomatie des Königs Eduard, Rußland trotz der Mitschuld Englands an der ostasiatischen Niederlage für den englischen Staatentrust einzufangen, wie er ja auch Frankreich trotz Faschoda in sein Geschirr verlockt hatte. Ein weiterer Erfolg war die Annäherung Italiens an England und dessen Konzern, die zwar nicht zu einer förmlichen Auflösung des Dreibundes, aber doch zur Beschränkung der vollen Solidarität auf die zwei mitteleuropäischen Kaisermächte führte. Von noch größerer Bedeutung war die innere Stärkung des britischen Weltreiches durch einen überraschenden Aufschwung des Gemeinschaftsbewußtseins zwischen dem Mutterlande und seinen zahlreichen Töchterstaaten und Kolonien.

Der König von England soll nach einem alten Spruch nur regner, aber nicht gouverner. Eduard VII. hatte bei seiner Thronbesteigung gelobt, daß er sich durchaus in den konstitutionellen Gleisen halten wolle. Und tatsächlich hat er sich niemals auf einer Ueberschreitung seiner knapp bemessenen Befugnisse ertappen lassen. Aber darin zeigt sich eben seine eminente Geschicklichkeit, daß er innerhalb der konstitutionellen Schranken seine Persönlichkeit und die Autorität der Krone in der kräftigsten Weise zur Geltung zu bringen verstand. Er machte sich sehr bald zum leitenden Geist der englischen Politik, vorerst der auswärtigen, und in gewissem Umfang sogar zur führenden Hand derselben, — ohne daß die Minister, auch die liberalen nicht, jemals sich veranlaßt fühlten, gegen die Eingriffe des Königs in ihre Funktionen Einspruch zu erheben. Von einem Widerspruch des „demokratischen“ Volkes gegen das persönliche Regiment war erst recht nichts zu spüren.

Diese auffallende Erscheinung findet ihre Erklärung in zwei Umständen. Erstens in dem ungeheueren Geschick, das der König Eduard in der psychologisch richtigen Behandlung der Menschen hatte. Er wußte seine eigenen Minister ebenso gut „um den Finger zu wickeln“, wie Herrn Delcassé oder Herrn Iswolski. Er gewann sie für seine Pläne so vollständig, daß sie glaubten, ihre eigene Politik auszuführen, wenn sie dem Meister Handlangerdienste leisteten. Zweitens kommt in Betracht: König Eduard kannte die Volksstimmung in seinem Reiche, dem engeren und dem weiteren, so gründlich und wußte sich die Instinkte und Bedürfnisse des Volkes so geschickt dienstbar zu machen, daß alle Welt in seinem Reiche bei jeder seiner Unternehmungen der festen Ueberzeugung war: So ist es richtig; es ist unsere Sache, meine Sache, die der König so tüchtig vertritt.

König Eduard verkörperte das Triebleben seiner Nation auf dem politischen Gebiete. Diesen Gesichtspunkt müssen wir im Auge behalten, wenn wir richten wollen über die Geschäftigkeit dieses Monarchen, die in Europa so viel Beunruhigung und in Berlin viel Unbequemlichkeiten verursacht hat. Der Uebergang von der



splendid isolation, dem Ideal des vorigen Jahrhunderts, zu der vielseitigen Bündnispolitik war durch die Entwicklung der Dinge für das britische Weltreich nötig geworden. Ob Eduard VII. der Vater oder nur der Adoptivvater der Bündnispolitik war, kann dahingestellt bleiben. Jedenfalls hat er das neue System mit einer wahren Virtuosität zur Durchführung gebracht. Es lag in der Natur der Sache, daß der Staatentrust, den er zum Vorteil Englands begründete, seine Spitze gegen Deutschland richten mußte, da dessen Macht und Gewerbefleiß für die englische Suprematie die empfindlichste Konkurrenz bedeutet. Raum für alle hat schließlich die Erde, und wir Deutschen können ja mit gutem Gewissen sagen, daß wir den Engländern das Ihrige nicht nehmen wollen. Aber bei der Erklärung der englischen Politik müssen wir das subjektive Moment beachten, die Empfindlichkeit und die Einbildungskraft der Engländer, die das Unbequeme als ein Unrecht auffassen und daher sowohl in dem deutschen Flottenbau als in dem deutschen Unternehmungsgeist auf dem Weltmarkt einen Einbruch in ihre vermeintlichen Privilegien sehen. Wenn König Eduard sich zum Geschäftsführer einer solchen Stimmung machte, so wollen wir an seinem Sarge durchaus nicht den Vorwurf böswilliger Unfriedlichkeit und Feindseligkeit gegen Deutschland herleiten, sondern auch ihm die Befangenheit in nationalem Eigensinn und Eigennutz zugute halten. Es soll auch zugestanden werden, daß die deutsche Politik gelegentlich Fehler gemacht hat, und schließlich mag versöhnend die Tatsache gelten, daß trotz aller Rührigkeit der vereinigten Neider und Gegner Deutschlands der Friede in Europa erhalten geblieben ist.

Das letztere Glück verdanken wir, wenn man der Sache auf den Grund geht, dem ostasiatischen Kriege. Die Schwäche Rußlands wurde in dem Kriege mit Japan weniger geschaffen, als vielmehr enthüllt. Seitdem war das Ansehen Rußlands im europäischen Konzert derartig gesunken, daß Frankreich sich auf eine gemeinschaftliche Aktion gegen Deutschland und Oesterreich nicht mehr einzulassen wagte. So wurde bei der ersten ernsten Kriegsgefahr infolge des Marokkohandels Herr Delcassé, der vertraute Genosse der Politik König Eduards, auf dem Altare des notwendigen Friedens geopfert, und als bei der zweiten schweren Krisis, nach der Annexion von Bosnien, Herr Iswolsky auf der Suche nach Kriegsgenossen umherzog, fand er niemanden, der für das schwache Rußland und zugunsten des tertius gaudens England die Kastanien aus dem Feuer holen wollte. Der ostasiatische Krieg, den England als Bundesgenosse Japans geführt hatte, brachte der englischen Politik eine Entlastung in Asien, aber seine Nachwirkungen in Europa brachten schließlich die Zirkel der englischen Bündnispolitiker in Verwirrung.

Anerkennung verdient es, daß die Geschäftigkeit des Königs Eduard in den letzten Jahren ruhigere Formen angenommen hatte und die antideutsche Spitze weniger scharf geworden war. Der feierliche Besuch, den er voriges Jahr der deutschen Reichshauptstadt und kaiserlichen Residenzstadt abstattete, bildete einen versöhnlichen Abschluß einer Politik, die nicht immer einen freundlichen Charakter trug.

Die ernste Machtprobe im vorigen Jahre hat die Festigkeit des deutsch-österreichischen Bündnisses und das Uebergewicht der beiden mitteleuropäischen Friedensmächte so durchschlagend erwiesen, daß wir nunmehr mit Ruhe abwarten können, ob und in welcher Weise die hochpolitische Trustpolitik in London weitergeführt wird. Die Lücke, die der plötzliche Tod des klugen und hochangesehenen Königs Eduard reißt, wird sich wahrscheinlich zuerst in der inneren Politik Englands fühlbar machen. Um den Verfassungsstreit in erträglichen Grenzen zu halten und zu einem gedeihlichen Ausgang zu führen, hätte die überragende Autorität des Verstorbenen und seine psychologisch-diplomatische Meisterschaft sich erfolgreich betätigen können.

Die erschöpfende Geschichte der kurzen und doch so inhaltreichen Regierung Eduards VII. kann noch nicht geschrieben werden, da gerade die Art und Weise, wie König Eduard im Umherziehen seine Aktionen im mündlichen, vertraulichen Verkehr betrieb, die aktenmäßige Feststellung des Wollens und Vollbringens erspart. Inzwischen ist das Urteil über sein Wirken natürlich der Parteien Gunst und Haß ausgesetzt. Aber die Engländer erkennen selbst an, daß die deutsche Presse sich an der Bahre des Königs einer rücksichtsvollen, freundlichen Sprache befleißigt. Möge das noch weiter beitragen zu der Milderung der Gegensätzlichkeit, die in den letzten Jahren schon hie und da zutage trat. Blut ist freilich nicht immer dicker als Wasser; doch sollte die Vernunft schließlich stärker sein, als das Vorurteil.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Thronwechsel in England.

Als vor gut 9 Jahren die Königin Viktoria von England ihr greises Haupt zur Ruhe legte, fühlte die Welt wohl menschliche Teilnahme, aber keine politische Erregung. Man glaubte, daß es in England nur auf die Person der Minister, nicht auf die gekrönte Persönlichkeit ankäme. Beim Tode des Sohnes und Nachfolgers, des Königs Eduard VII., ist die Stimmung der zuschauenden Welt ganz anders. Die einen wissen und die anderen ahnen, daß der tückische Tod hier eine gewaltige Lücke gerissen hat, daß aus der weltpolitischen Werkstatt ein außerordentlich rühriger und fruchtbarer Meister geschieden ist, und daß auch die innerpolitische Entwicklung Englands eine im stillen wirksame Hand empfindlich vermissen wird. Der monarchische Gedanke ist dem verstorbenen König zu Danke verpflichtet. Seine Persönlichkeit, die sich erst sehr spät, aber darum um so kräftiger entfaltete, hat die Wertschätzung der Kronen bedeutend gehoben und dabei auch den Beweis geliefert, daß ein „persönliches Regiment“, wenn es geschickt geführt wird, sich mit den ausgebildetsten Formen des Parlamentarismus ohne Anstoß vereinigen läßt.

Die weltpolitische Tätigkeit des Verstorbenen wird an anderer Stelle dieses Blattes betrachtet. Hier sei nur noch bemerkt, daß sein Heimgang in eine Periode der Abspannung und Beruhigung gefallen ist, und daß nach der Lage der gegenwärtigen Verhältnisse die Unsicherheit, welche wahrscheinlich vorläufig in der englischen Politik einreißen wird, auf uns oder das übrige Europa keinen empfindlichen Eindruck machen dürfte.

Die innerpolitische Zukunft des vereinigten Königreichs und seines großen Zubehörs ist freilich gegenwärtig in das dichteste Dunkel gehüllt. Jetzt, wo die Mehrheitspartei das Feld zum Regieren vollständig frei hat, ist keine Partei von voller Regierungsfähigkeit vorhanden. Das liberale Ministerium hängt von der Gnade der irischen Nationalisten ab. Die letzteren haben das Budget der Regierung durchdrücken helfen, und die Regierung hat den bedungenen Kaufpreis gezahlt, indem sie noch kurz vor dem Schicksalsschlage die Bill zur Entrechtung des Oberhauses förmlich einbrachte. Der Gesetzentwurf ist nicht homogen oder erschöpfend; er redet im Eingange von der Umgestaltung der Peerskammer zu einer volkstümlichen zweiten Kammer, will dann aber nur die Einschränkung des Vetorechts der bestehenden Peerskammer zur Ausführung bringen. Da die Lords selbst sich zu einer Reform bereit erklärt haben, wäre es zweifellos das richtige, mit einer Umgestaltung dieser Kammer anzufangen und dann die Rechte der neuen Kammer nach Maßgabe ihrer Natur abzugrenzen. Das würde aber eine Verzögerung herbeiführen, welche die ungeduldigen Irländer dem verhaßten Oberhause nicht gönnen wollten. Nun erheben sich aber weitere Stimmen, die für eine Verschiebung der kritischen Frage aus Anlaß des Thronwechsels plädieren. Ein Teil des Ministeriums scheint Neigung für eine solche lange Bank zu haben. Diese Wendung in der ministeriellen Taktik würde freilich den Zerfall der jetzigen Mehrheit nach sich ziehen. Es scheint also doch vom Schicksal dem neuen König Georg V. bestimmt zu sein, daß seine Regierung mit einer Parlamentsauflösung und einer außerordentlich kritischen Neuwahl beginnen soll.

Vom preußischen Landtag.

In der preußischen Staatsmaschinerie sieht es freilich auch etwas kritisch aus. Die Wahlrechtsfrage ist durch den Pyrrhussieg, den Herr v. Bethmann im Herrenhause errungen hat, in eine Gasse geraten, die bis jetzt noch keinen Ausgang erkennen läßt. Das Zentrum wird natürlich für die Verschlechterung des Gesetzes in der mittelparteilichen Drittelung nicht zu haben sein. Die Nationalliberalen könnten vielleicht durch schnelles und entschlossenes Einspringen die Mehrheit der Konservativen auf ihre und der Regierung Seite ziehen, aber es fehlt ihnen die Kraft zu einer solchen Schwenkung. Die Führer der nationalliberalen Partei im Abgeordnetenhause scheinen Neigung zum Anschluß zu haben, doch ziehen die Parteigenossen im Reichstag am anderen Ende des Stranges, und neuerdings treten die sehr mächtigen Jungliberalen öffentlich dafür ein, daß die Beschlüsse des Parteitages in Magdeburg, der unbedingt die geheime und direkte Wahl forderte, nicht anders als durch einen neuen förmlichen Parteitagsbeschluß aufgehoben oder abgeschwächt werden dürften. Demzufolge droht der Partei, wenn

sie im Abgeordnetenhause der Regierung und den Großindustriellen zu Willen sein will, eine Spaltung. Von unserem Standpunkt aus würden wir eine Spaltung der nationalliberalen Partei nicht für ein Unglück, sondern für einen Ansatz zur Klärung und Gesundung der politischen Konstellation halten. Aber es begreift sich, daß die beteiligten Herren sich aufs äußerste sträuben gegen diese Operation der siamesischen Zwillingschaft.

In diesem Sträuben verlieren aber die Nationalliberalen den Anschluß an die Konservativen. Eine weitere Verschärfung der Spannung zwischen den einstigen Kartellgenossen ist herbeigeführt worden, als die Nationalliberalen aus allerhand juristischen und ästhetischen und sonstigen theoretischen Gründen gegen die Verstärkung der Disziplinargewalt des Präsidiums im Abgeordnetenhause Front machten. Das Zentrum trieb auch hier wieder eine bessere praktische Politik. Gegenüber den sozialdemokratischen Radaubrüdern, die auf den Ordnungsruf erklärtermaßen „pfeifen", muß unbedingt die Würde und die Arbeitsfähigkeit des Parlaments gewahrt werden. Daher wurde mit Hilfe des Zentrums die Bestimmung eingefügt, daß der Präsident einen offenbaren Ruhestörer aus der Sitzung ausschließen und für seine Entfernung aus dem Saale das Nötige veranlassen kann. Der weitergehende Vorschlag, in schweren Fällen die Ausschließung bis auf sechs oder gar ein Dutzend Sitzungen auszudehnen, wurde vom Zentrum ausgeschaltet, weil man sich mit dem Allernotwendigsten an Zwang- und Strafmitteln begnügen will. Die Beratung des Antrags hatte schon sofort die interessante Wirkung, daß die sozialdemokratischen Kraftburschen sich als die zahme Unschuld vorstellten.

Die Liberalen, welche überall „schwarz-blauen Block" wittern, wollen nun die Mähr in die Welt setzen, das Zentrum habe mit den Konservativen ein Handelsgeschäft abgeschlossen in dem Sinne, daß die letzteren zum Dank für die Verstärkung der Präsidialgewalt bei der Ablehnung des verschlechterten Wahlgesetzes beharren sollten. Was die Liberalen nicht alles hinter dem Ofen suchen! Unsere Freunde haben einfach für die Ordnung im Hause das Nötige getan und überlassen dem Gewissen und der Klugheit der Konservativen die Entscheidung über die weitere Wahlrechtstaktik in voller Gemütsruhe. Das Zentrum ist durchaus nicht in einer Notlage oder einer Verlegenheit, die besondere Kraft- und Kunstleistungen erforderlich machte. Das Hangen und Bangen in schwebender Pein ist den Nationalliberalen beschieden.

Die Verschiebung der Wertzuwachssteuer.

Der Reichstag hat vor seiner Vertagung bis zum Herbst viel geleistet; aber leider ist es nicht gelungen, die Reichssteuer auf den Wertzuwachs bei Grundstücksveräußerungen noch vor Pfingsten zum Abschluß zu bringen. Die Materie ist freilich außerordentlich schwierig, trotz aller Vorarbeiten, die für kleinere Bezirke in Gemeindestatuten und Landesgesetzen vorliegen. Es muß auch in Betracht gezogen werden, daß die Regierungsvorlage wegen der allerdings sehr wünschenswerten Beschleunigung nicht überall mit dem gehörigen Material versehen war. Infolgedessen gingen die Kommissionsberatungen etwas in die Kreuz und die Quer, so daß manchmal vor lauter Bäumen der Wald nicht zu sehen war. Man zeigte vielfach eine Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit in Einzelfragen, die den flotten Fortgang des Ganzen lähmen mußte. Dabei stellte sich mehr und mehr bei den Abgeordneten eine Empfindlichkeit ein gegenüber dem Vorwurf, daß die einschneidende Vorlage überhastet und den Interessenten das Gehör verweigert werde. In taktischer Hinsicht drängte sich endlich die Befürchtung auf, daß bei den zahlreichen Paragraphen des Gesetzes die Opposition zu viel Anhaltspunkte fände, um die schnelle Erledigung des Gesetzes und der noch zwei ausstehenden Plenarberatungen auf Wochen hinaus hinzuziehen. Also entschloß man sich zur Vertagung bis in den Herbst. Imposant ist das nicht, aber wenn durch rückwirkende Kraft der finanzielle Ertrag gesichert bleibt, so kann man sich mit der Erwägung trösten, daß die gründliche Aussprache über die Frage in den folgenden sechs Monaten zur Verbesserung des Werkes beitragen dürfte. Jedenfalls kommt man dann zu einer größeren Klarheit und zu einer kräftigeren Entschlossenheit.

Durch Einsamkeiten.

Durch tausend Einsamkeiten ging der Weg;
Und ob auch Kronen trugen manche Tage —
Ich ging allein, dem Wand'rer gleich, der sucht
Ein fernes Glück mit stummer, scheuer Frage.

Wenn auch mein Herz in Wahn und Zweifeln rang,
Ich fand den Weg im steten Weiterschreiten;
Und über mir war Sonnenglut und Licht
Und um mich her die feierstillen Weiten —

Hans Besold.

Ein erster Mai „bien gentil".

Von Albert Dettling, Paris.

Seit geraumer Zeit spuken in der Dreimillionenstadt an der Seine zwei Schreckgespenster: die Apachen und der 300000 Mitglieder zählende Arbeitsbund, die nächtlich mordenden Dolch- und Revolvergesellen und die reklamebedürftigen Emanzipationsapostel der bedrückten Arbeiterklasse, die unter anarchistischer Flagge den Revolutionskessel schüren. Ein paarmal fing er an, ganz ordentlich zu brodeln, und fettleibige Rentner, deren Frankreich so viele zählt, glaubten schon vor drei Jahren an seine Explosion. Natürlich am 1. Mai. Manche von ihnen kauften sich zum voraus Proviant auf zwei Wochen und setzten sich in ängstlicher Erwartung der Dinge in den Lehnstuhl. Der 1. Mai wirkte hierzulande ähnlich wie der Halley'sche Komet auf schüchterne Gemüter. Mutiger benahm sich der Ministerpräsident Clemenceau, dem sein rasches Temperament und seine Erfahrung aus der Kommune nebenbei gute Dienste leistete. „Ich stehe auf der anderen Seite der Barrikade", erklärte er den Delegierten der anarchistischen Scharfmacher kurz und bündig und ließ die Bahnhöfe und großen Plätze dementsprechend am ersten Tage des Wonnemonats militärisch besetzen. Die Katastrophen blieben aus. Von den angekündigten Barrikaden à la 1789 keine Spur. Es platzten weder Dynamitpatronen, noch wurden Gas- und Wasserleitungsröhren abgeschnitten, noch sausten Kugeln durch die Luft. Auch weder Teil- noch Generalstreik. Die Bäcker konnten Brot liefern und die Schlächter Fleisch, und der typisch furchtsame Bourgeois kroch heroisch aus seinem verproviantierten Versteck hervor.

Das paßte freilich nicht in den Kram der revolutionären Führer der vereinigten Gewerkschaften. Es war wie ein störendes Dementi der Prophezeiung vom bevorstehenden Zusammensturz der bürgerlichen Gesellschaft. Man agitierte aufs neue in flammenden Tönen. Der gehässige Phrasenschwall schwoll von der Rednertribüne herab und aus der Parteipresse heraus; der bekannte frühere Gymnasiallehrer Hervé, eine erstrangige Intelligenz, erließ in dem von ihm redigierten Blatt „La guerre sociale" glühende Appelle an den Aufstand nach anarchistischem Muster. Wenn Hervé spricht oder schreibt, dann macht er nicht viel Umschweife. Er verkündete also: Der Citoyen Browning ist mein Herzenskind, und er knüpfte an dieses lyrische Bildchen die Hoffnung, daß sich die Elite der Arbeiterklasse dieser Auffassung in kürzester Frist unterwerfe. Der Citoyen Browning ist selbstverständlich der Revolver. Dieses Emanzipationsmittel soll die Kontroverse und den Stimmzettel ersetzen. Wenn nun auch nur der kleinere Teil der hiesigen Genossenschaften der Hervéistischen Schule angehört, so hat diese Methode doch schon der Anhänger genug gefunden, die in den Streiks, Wahlversammlungen und selbst im Justizgebäude mit erschreckender Plötzlichkeit und Deutlichkeit auf dem Plan erschienen sind. Die Gefahr war offenkundig, und die Regierung mußte als Hüterin der öffentlichen Sicherheit Halt gebieten.

Ministerpräsident Briand, der nach rechts abgeschwenkte Sozialist — der Renegat, wie ihn der Arbeitsbund nennt — hat das am 1. Mai 1910 meisterlich besorgt. Am Vorabend teilte eine offiziöse Preßnachricht lakonisch mit: Die Regierung wird keine Straßenmanifestation und keine Störung dulden. Genau dasselbe bekamen die ins Ministerium des Innern entsandten Vertrauensmänner des Arbeitsbundes zu hören, die nicht einmal vom Ministerpräsidenten selbst, sondern von seinem Sekretär empfangen wurden. Und diese Erklärung stützte sich

auf die Mobilisation sämtlicher Pariser Polizisten und Gardisten und von 20000 Mann Truppen, die zum erstenmal die Erlaubnis erhielten, im Notfall von den Schußwaffen Gebrauch zu machen. Von 1 Uhr ab war Paris und das Boulogner Wäldchen, das Versammlungsziel der Manifestanten, militärisch besetzt. Frankreichs Hauptstadt glich einem amüsanten Kriegslager. Auf den großen Boulevards, auf den weiten Plätzen, in den lebensprudelnden Verkehrsadern Infanteristen in Reih und Glied oder biwakierend, reitende Dragoner und reitende Kürrassiere, deren Brustschilder in der Lenzessonne glitzern, und deren Roßhaarbüschel lustig von den Helmen flattern. Die breiten Steinstufen der Oper verschwinden unter einer Lawine roter Hosen. Da und dort ein düsterer Gefängnis- und Ambulanzwagen. Aber man braucht sie nicht. Die Führer der Gewerkschaften hatten bereits die Parole ausgegeben, jede Manifestation zu vermeiden, und in Hunderten von Exemplaren einen Maueraufruf erlassen, der den Titel trug: Evitons le massacre. So gestaltete sich der 1. Mai zu einer Militär- und Polizeiparade großen Stils, zu einem ungewohnten lustigen Schauspiel, an dem sich Kinder und Erwachsene ergötzten. Im ganzen kam es zu zehn Arrestationen, eine Ziffer, die sich an einem gewöhnlichen Sonntag in Paris verfünffacht.

Die energischen Maßnahmen der Regierung finden in den weitesten Volksschichten rückhaltlosen Beifall, und Briands Popularität ist noch weiter im Steigen begriffen. Die erdrückende Mehrheit des Landes hat die anarchistischen Umtriebe gewisser Syndikate, die eine Autokratie im demokratischen Staate darstellen, gründlich satt. Das Scheitern des aristokratischen Streiks in Marseille, den einige ehrgeizige Streber in Szene gesetzt, spricht im selben Sinne ein beredtes Wort.

Ein unbeachtet gebliebener Faktor.

Von Dr. Franz van Heerenbergh.

Viel, sehr viel wurde in den letzten Jahren gegen den andringenden Schmutz geschrieben, manches auch getan, um den Baalspriestern und Astartedirnen ihr verbrecherisches Handwerk zu legen; aber soviel auch schon geschehen ist, soviel bleibt noch zu tun übrig, und vielen will es scheinen, als ob man im bisherigen Kampfe einen Faktor zu wenig berücksichtigt habe, der von weitestgehendem Einflusse auf die Sittlichkeit ist: nämlich die lasciven Reden. Man ereifert sich über das unsittliche geschriebene Wort. Ist das gesprochene von geringerem Einfluß? Man sucht dem Auge der Jugend alles Anstößige zu entziehen. Spielt nicht auch das Ohr eine Verräterrolle, indem es durch ein Hinterpförtchen den Feind eindringen läßt?

Mit Bedauern muß nun aber konstatiert werden, daß der Ton der Unterhaltung auf ein sehr tiefes Niveau gesunken ist. Was ist es denn, das immer und immer wieder auf den Kneipen besprochen wird? Was ist es, das Arbeitern und Arbeiterinnen, Kommis und Komptoristinnen, Dienern und Dienstmädchen den Gesprächsstoff für die Pausen abgeben muß? Was ist es, das von Gymnasiasten und Töchterschülerinnen, ja von Volksschülern und -schülerinnen auf dem Weg so fleißig diskutiert wird? Man braucht kein Pessimist zu sein, um sich zur Behauptung zu versteigen, daß die Konversation unserer Zeit mit Obscönitäten ganz durchsetzt ist. Welch ein Unheil aber hierdurch angerichtet wird, liegt auf der Hand. Wie soll denn der junge Mensch rein und keusch bleiben, wenn er das Unzüchtige von der ganzen Umgebung, ja selbst von gereiften Männern, und zwar manchmal auch von solchen, die in der Oeffentlichkeit für Zucht und Sitte eifern, stets besprochen, belächelt, gepriesen sieht? Nichts nutzt der Sturm auf die unzüchtigen Bilder, solange die unzüchtigen Reden ihr Feld behaupten. Hier hat ebenfalls die Sittenreinigung einzusetzen, hier sollte jeder sich erforschen, ob er nicht selbst sein Kontingent zu derartigen sittenuntergrabenden Unterhaltungen stellt. Wird in diesem Punkte keine Remedur geschaffen, ist alles andere vergebens. Unter jungen Studenten haben sich bereits einige Ligen gegen den besprochenen Unfug gebildet, das Beispiel kann nur zur Nachahmung empfohlen werden. Man dulde in seiner Gesellschaft keine Lascivitäten, man verbiete den Virtuosen in Zote und Gemeinheit das Haus, man gehe darauf aus, durch inhaltreiche Konversationen die Leichtfertigkeit zu verdrängen. So und nur so kann eine dauernde Besserung unserer Zustände erzielt werden.

Die Brüsseler Weltausstellung.

Von

Peter Wirtz, Brüssel.

I.

Weltpolitisch neutral, volkswirtschaftlich einer der ersten Industriestaaten der Welt, hat sich Belgien im Laufe des letzten Vierteljahrhunderts eine Spezialität geschaffen in der Organisierung vielbesuchter und erfolgreicher Weltausstellungen. Am 2. Mai 1885 lud uns zum ersten Male Antwerpen zur Worldsfair ein; dann 1888 Brüssel, 1894 wieder Antwerpen, 1897 Brüssel, 1905 Lüttich und heuer abermals Brüssel.

Wie ihre Vorgängerinnen, ist die Ausstellung ein Privatunternehmen, d. h. eine Gesellschaft auf Aktien, deren Kapital von den Großindustriellen gezeichnet wurde, die aber einen bedeutenden staatlichen Zuschuß erhält und zudem durch eine staatlich genehmigte Lotterie finanziert wird.

Eine so herrliche Lage wie der Lütticher Weltmarkt hat die heurige Ausstellung nicht. Das einzige zur Verfügung stehende Gebiet liegt im Südosten des Brüsseler Stadtbezirkes am Rande des Stadtwäldchens Bois de la Cambre, dessen hohe Bäume die Gartenanlagen vor dem Hauptportal umschatten. Neunzig Hektar groß ist das Gelände. Achtzehn Nationen sind offiziell vertreten, und zwar Belgien mit 70000 qm, Frankreich mit 39000 qm, Deutschland mit 35000 qm, England mit 20000 qm, Italien mit 11000 qm, die Niederlande mit 3800 qm, ferner Spanien, Luxemburg, Monaco, Brasilien, Uruguay, China in eigenen Hallen und Pavillons, dann die Schweiz, Dänemark, die Türkei, Nikaragua, San Domingo und Persien in der internationalen Halle. Kollektivausstellungen, die der Privatinitiative zu verdanken sind, veranstalten Oesterreich, die Vereinigten Staaten, Kanada und Japan.

All die Sehenswürdigkeiten, die sich dort zusammenfinden werden, sind im Momente, da wir schreiben, mit Ausnahme der deutschen Abteilung noch nicht in genügender Weise geordnet, um einen Besuch zu lohnen. Erst in einem Monat dürfte die ganze Ausstellung fertig sein, und wir wollen uns deshalb in diesem ersten Berichte mit einem flüchtigen Rundgang begnügen, um dem Leser einen Gesamtüberblick über das Unternehmen zu gestatten.

Aus der Stadt führt uns vom Brüsseler Justizpalast aus die herrliche Avenue Louise bis in die Nähe des Stadtwaldes, und eine in dieselbe einmündende neuangelegte Straße, die Avenue Emile Demot, vor das im Süden gelegene Hauptportal. Sofort befinden wir uns in einem terassenförmig aufsteigenden Gelände, welches, mit Gartenanlagen und Wasserkünsten geschmückt, direkt beim Eintritt einen wohltuenden Eindruck macht. Links thront zwischen Felsen und sprudelnden Wassern das Restaurant des Chien Vert, an welches sich das monumentale Tor von Alt-Brüssel angliedert. Dieses Viertel vereinigt die in jeder Ausstellung unvermeidlichen Volksbelustigungen und nennt sich deshalb offiziell auch Bruxelles-Kermesse. Auf dem Hügel vor uns haben wir dann mit ihren vierzehn allegorischen Figuren die zweihundert Meter lange Fassade des belgischen Palastes, welche den für Ausstellungszwecke beliebten Renaissancestil zeigt. Rechts, dem belgischen Palast schräg gegenüber, erhebt sich der Pavillon der Stadt Brüssel, welcher ein architektonisches Prachtstück früherer Jahrhunderte wiedergibt. Dicht daneben hat die Stadt Antwerpen das Haus Rubens mit dem Atelier des Meisters vor uns wieder auferstehen lassen. Geht man darnach gen Osten weiter, kommt man in das exotische Viertel, wo Brasilien mit Tunis und Westafrika mit Indo-China abwechseln. China steht inmitten einer Reihe von Vergnügungsbauten, und weiter rechts erhebt sich der Pavillon Kanadas.

Eine Brücke führt uns über die Avenue du Solbosch, und nunmehr stehen wir in den Gärten der Stadt Paris und in den französischen Hallen. Das spanische Haus, die Nachbildung eines maurischen Schlosses, zeigt seine feine Stuckarbeit, während sich das holländische Haus mit seinen Backsteinfassaden und den Gartenanlagen des Landes der Tulipanen höchst originell ausnimmt. Der Pavillon Italiens mit seiner grünen Kuppel und weißen Fassade wirft eine lebhafte Note in das Ganze.

Im nord-westlichen Teile der Ausstellung besuchen wir die allgemeine internationale Industrie- und Maschinenhalle, die den gewohnten Ausstellungsstil aufweist. Gehen wir von dort aus nach rechts weiter, so kommen wir zur deutschen Abteilung und aus dieser in den Vergnügungspark und auf die Sportwiesen, welche



an die französischen Kolonien grenzen, aus denen wir wieder beim Brüsseler Haus landen, unterhalb dessen wir noch den für festliche Empfänge bestimmten Festsaal besichtigen und am Anfang unseres Rundgangs wieder angelangt sind.

So sieht die Weltausstellung 1910 aus. Von allen Abteilungen ist, wie bereits oben erwähnt, die deutsche jedenfalls die vollständigste und die bedeutendste. Ihr soll unser zweiter Bericht gewidmet sein.

Das Oberammergauer Passionsspiel.

Von L. G. Oberlaender.

An vielen Orten wurde vordem die fromme Sitte geübt, die Leidensgeschichte Christi dramatisch darzustellen. Nur wenige Stätten sind der alten Tradition treu geblieben, und nur in Oberammergau ist das Spiel im Laufe der Jahrhunderte zur edelsten Kunstblüte gediehen.[1])

Wiederum ist das stille Tal an der Ammer für diesen Sommer ein Sammelpunkt Tausender, die sich an der Kunstübung der schlichten Landleute erbauen wollen. Diesem gewaltigen Zustrom von Menschen entsprechend ist der Bahnverkehr auf das zweckmäßigste und bequemste geregelt. Noch im drittletzten „Passionsjahr", im Jahre 1880, lag das Dorf abseits des Verkehrs und war trotz des schon damals starken Reisebesuches nur durch mühselige Wagenfahrten zu erreichen. Dem Freunde historischer Rückblicke ist es vielleicht nicht ohne Interesse, daß dieses lange abseits gelegene Gebiet schon einmal vor langen Jahrhunderten für den Verkehr bedeutsam gewesen ist. Das strategische Genie der alten Römer führte zwischen den Felsen des Kofel und der Kapellenwand jene gewaltige Heeresstraße vorbei, die Augsburg mit Italien verband. Zweitausend Schritt lang war die hohe Pfahlbrücke, die unsern der Gemarkung des heutigen Oberammergau über die Sümpfe des Murnauer Mooses zog. In den Stürmen der Völkerwanderung ging diese kunstvolle Straße unter. Erst nach Jahrhunderten, als das Karolingerreich seinem Ende zuneigte, tritt der Gau wieder in die Geschichte. Er ist im Besitze der Welfen. Ethiko aus diesem Stamme ließ sich hier nieder, um in klösterlicher Einsamkeit seine Tage zu verbringen. „Ethikos Tal" ist wohl Ettals ursprünglicher Name gewesen. 1180 kam Ammergau in Besitz Barbarossas und nach dem Tode des letzten Hohenstaufen in denjenigen der Herzöge von Bayern. Kaiser Ludwig der Bayer hat auf seinen waldreichen Höhen viel dem Waidwerk obgelegen. Als er auf seinen Kriegszügen in Italien weilte und verzagte, die Heimat wiederzusehen, da soll, wie die Sage kündet, ein greiser Mönch vor dem Kaiser erschienen sein, der ihm sichere Rückkehr versprach, wenn er im Tale Ammergau ein Kloster gründe. Ludwig gelobte dies und nahm aus den Händen des Mönches jenes Muttergottesbild, das noch heute von dem Volke als wundertätig gepriesen wird. 1330 legte der Kaiser selbst den Grundstein zum Kloster Ettal, dem er alle die Güter im Ammergau überwies, die durch das Erbe Konradins an sein Haus gekommen waren. Der Bauernschaft des Tales aber verlieh Ludwig der Bayer für ihre Hilfe beim Klosterbau das Erbrecht auf ihren Gehöften und hob sie hierdurch zu großer Selbständigkeit. Die weittragende Bedeutung, welche das Kloster für die Kultur des ganzen Gaues so manches Saeculum besaß, und die wirtschaftliche Unabhängigkeit, der sich die Bewohner dieses Tales erfreuen durften, mögen die Grundlagen sein, auf denen dasjenige, was wir an Oberammergau heute bewundern, allmählig emporwachsen konnte.

Das Passionsspiel verdankt seine Entstehung einem Gelübde, das die Ammergauer taten, als anno 1633 die „leydige pestilenzische Contagion an den hierunt ligend benachbahrten Ohrten" herrschte. Die Gemeinde, die von der Heimsuchung des schwarzen Todes bewahrt blieb, hat ihr Gelöbnis bis auf den heutigen Tag getreulich gehalten. Von dem Augsburger Meistersinger Sebastian Wild rührte der Text des ursprünglichen Spieles her, das mit dem Mysterium von St. Ulrich und Afra verbunden wurde. Größere Aenderungen nahm erst 1750 der Ettaler Pater Ferdinand Rosner vor, dessen noch 1800 gespielte Fassung das Allegorische für unseren heutigen Geschmack zu stark in den Vordergrund drängte.

[1]) Vgl. auch den Aufsatz „Das Oberammergauer Passionsspiel" von M. Uebelacker in Nr. 1, 1910, S. 12ff.

1785 wurde ein anderes Spiel eingeschaltet: „der Wanderer am Wege des Kreuzes", in dem die Leidensgeschichte Christi nur in „lebenden Bildern" vorgeführt wurde und die anakreontische Poesie des Schäferspieles gemäß dem Geschmacke der Zeit überwucherte. Hieraus ist jene „Kreuzesschule" entstanden, die von 1825 ab in verschiedenen Fassungen gegeben, 1875 noch einmal gespielt wurde und dann ganz verschwand, bis sie vor fünf Jahren in der packenden Neudichtung des Münchener Hofpredigers Joseph Hecher neues künstlerisches Leben gewann.

Das eigentliche Passionsspiel in seiner gegenwärtigen Grundfassung rührt von dem Ettaler Pater Ottmar Weiß her; seine noch heute gültige Form verdankt es jedoch dessen großem Schüler, dem geistlichen Rat Daisenberger. Dieser viele Jahrzehnte in Oberammergau wirkende Pfarrer war ein begabter Poet. Ein Kind des Zeitalters klassischer Dichtung verfügte er über hohe sprachliche Kultur, ohne darum die Schlichtheit volkstümlicher Anschauung vermissen zu lassen. Sein Passionsspiel läßt den berufenen Uebersetzer der sophokleischen „Antigone" erkennen. In hohen Jahren hat Daisenberger noch versucht, sein Werk in Jamben umzugießen, allein die Gemeinde fürchtete wohl mit Recht, daß dieser Weg zum Kunstdrama für die Ursprünglichkeit der Wirkung Gefahren bringe. Aus diesem Grunde hat sich Oberammergau auch gegen das an sich dichterisch wertvolle Passionsspiel des vor zwei Jahren gestorbenen Professors Joh. Nep. Sepp, dieses begeisterten Anhängers Oberammergaus, sowie gegen Verbesserungsvorschläge Wilhelmine von Hillerns ablehnend verhalten. Daisenbergers Fassung übt noch heute tiefgreifende Wirkung aus. Findet seine Textdichtung wie vor Jahrzehnten noch allgemeine Anerkennung, so hat es der Musik Rochus Dedlers schon lange an Widersachern nicht gefehlt. Liszt und Cyrill Kistler waren ihre erbittertsten Gegner. Läßt sich eine Komposition gegen so große Männer verteidigen? Daß diese schöpferischen Talente, die ganz andere Kunstmittel beherrschten, wie der 1779 geborene hochbegabte Ammergauer Schulmeister, zu diesem kein Verhältnis finden konnten, erklärt sich aus der Einseitigkeit aller Schaffenden. Gewiß empfinden wir die Weisen Dedlers zuweilen nicht machtvoll genug, aber da unsere ganze musikalische Entwicklung sich immer komplizierter gestaltet hat, so würde ein zeitgenössischer Tondichter kaum eine Musik zu schreiben vermögen, die das nicht aus Berufskünstlern gebildete Orchester gut bewältigen könnte. Selbst wenn dies auch gelänge, so brächte eine moderne Musik wiederum eine Annäherung zum Kunstdrama, wie man sie mit Recht durch die Ablehnung der Jambensprache zu vermeiden gesucht hatte.

Bis zum Jahre 1830 wurde auf dem Gottesacker neben der Kirche gespielt. Dies erinnert noch daran, welch' ein enger Zusammenhang zwischen Gottesdienst und Mysterienspiel einst bestanden. (Noch unter dem Kurfürsten Karl Theodor wurde in der Münchener Hofkirche Christus im Grabe persönlich dargestellt; der letzte war Graf Törring, der damalige Präsident der Akademie der Wissenschaften.) Wohl die steigende Besucherzahl machte die Verlegung des Spieles auf die Wiese nötig, auf welcher sich jetzt das Passionstheater erhebt, dessen 1899 erbaute Schutzhalle ein Meisterwerk gewaltiger Bogenspannung ist und den Zuschauer vor den Wechselfällen der Witterung schützt. Von dem Jahre 1830 ab findet das Passionsspiel, dessen Wirkung seither wohl auf die engere Heimat beschränkt geblieben war, allgemeinere Beachtung und literarische Wertung in den Journalen dieser Zeit. Da noch drei Jahre zuvor in Mittenwald die Passion gespielt wurde, und noch manch anderer Ort Oberbayerns diese fromme Uebung pflegte, so war die Aufmerksamkeit noch nicht so allgemein auf Oberammergau gerichtet. Man hat im allgemeinen die Zeitungsliteratur über das Jahr 1830 hinaus wenig verfolgt. Kaum bekannt ist wohl ein Brief Sulpice Boisserées an Goethe, den die 1829 am Geburtstage des Olympiers erstmalig erschienene Zeitschrift „Chaos" veröffentlichte. Goethe freute sich über die „anmutige Schilderung der traditionellen Aufführung eines geistlichen Dramas". 1840 ist es Guido Görres, der für die kulturelle Bedeutung der Ammergauer Passion mit edler Wärme eintritt. Die enthusiastischen Berichte des großen Schauspielers Eduard Devrient (1850) haben den Ruhm des Gebirgsdorfes in die weite Welt getragen, und jedes Jahrzehnt hat dem Spiel, an dessen Verbesserung die Oberammergauer rastlos weiter schufen, eine größere Menge begeisterter Besucher aus allen Kulturländern zugeführt.

Von dem amphitheatralischen Zuschauerraum erblicken wir eine tempelartige Mittelbühne, zwei Seitenhäuser mit Straßendurchgängen und das Proszenium, auf dem sich der Chor bewegt

und die großen Volksszenen sich abwickeln. Der freie Himmel blickt zu beiden Seiten der Mittelbühne herein und die Bergmatten geben einen wirkungsvollen Hintergrund. Dem Chor der Schutzgeister folgt das erste lebende Bild: „Die Vertreibung aus dem Paradiese." Das nun beginnende Spiel gestaltet sich mit Jesu Einzug in Jerusalem zu einem dramatisch bewegten Bilde; die Volksszenen sind voll Leben und Natürlichkeit. In unmittelbarem Anschluß an den Einzug treibt Jesus die Händler aus dem Tempel; beim Umstoßen der Käfige flattern die Tauben heraus und fliegen davon. Alles hat Farbe und Kraft. Der Hohepriester hetzt das Volk gegen den Galiläer auf und die vertriebenen Händler führen Klage. Es folgt ein lebendes Bild: „Die Söhne Jakobs beschließen den Verkauf ihres Bruders"; der stets in langsam abgemessenem Schritte auftretende Chorus deutet dieses Geschehnis des alten Bundes als Vorbild für die Lebensbahn des Menschensohnes. Der hohe Rat beschließt die Gefangennahme Jesus; hier ist das Bühnenbild besonders farbenprächtig und geschlossen. Eindrucksvoll ist die Szene, in der Jesus seinen Aposteln verkündigt, daß seine Zeit sich erfüllen werde, packend die Verführung des Judas zum Verrat dichterisch geschildert. Das Abendmahl ist bildlich ganz nach Lionardi da Vinci gestaltet. Indem sich hier die große Kunst des Renaissancegenies unwillkürlich vor unserem geistigen Auge zum Vergleich aufdrängt, werden an die Darsteller die größten künstlerischen Anforderungen gestellt. Ihnen genügt zu haben, erweist ihre Künstlerschaft. Es folgt die Oelbergszene und die Gefangennahme. Mit der malerisch stimmungsvollen Gestaltung der letzteren schließt der erste Teil der Passionsvorstellung.

Der Nachmittag beginnt mit Jesus dramatisch bewegter Vernehmung vor dem Hohenpriester. Judas, von Reue getrieben, eilt durch die Straßen. Der Hahn kräht, und Petrus verrät seinen Herrn. Christus wird an ihm vorbeigeführt und von den Kriegern verspottet. Die Szenen sind hier etwas knapp umrissen. Es ist nicht möglich, hier jedes Auftreten des Chores und jedes lebende Bild zu erwähnen. Dem Darsteller des Judas gelingen ergreifende Momente, als er dem hohen Rat die Silberlinge vor die Füße wirft; weniger wirkt sein Selbstmord. Der Zug vor das Haus des Pilatus gestaltet sich besonders farbenprächtig und imposant. Diese Szenen besitzen eine starke dramatische Steigerung, welche durch die breit ausgeführten Verhandlungen vor Herodes ein wenig abgeschwächt wird. Das gut gestellte Bild „Jakob empfängt den blutigen Rock Josephs" bereitet trefflich auf das Ende vor. Das vom Hohenpriester aufgehetzte Volk zieht vor den Palast des Pilatus. Die Anordnung und Bewegung der Volksmassen ist ein Meisterstück der Regiekunst, und die Verurteilungsszene übt eine tiefe Wirkung aus. Noch ergreifender ist Marias Zusammentreffen mit dem sein Kreuz tragenden Sohne. Ich übergehe verschiedene „lebende Bilder", die, an sich sehr schön und mit bestem Geschmacke gestellt, doch gerade hier die wuchtig vorwärts treibende Handlung verzögern, so geistvoll auch jedes Analogon aus dem Alten Testamente gewählt ist. Und nun Golgatha. Das ist in der Tat ein erschütterndes Bild: die Kreuzaufrichtung. Die Stützpunkte für den Christusdarsteller sind ganz unsichtbar, die Illusion ist hierdurch vollkommen. Das halbstündige Verharren in dieser Lage nimmt die Kräfte aufs äußerste in Anspruch und erfordert eine heroische Ausdauer. Die Abnahme der zwei Schächer ist von zwingender Natürlichkeit, diejenige Christi hält mit Rubens erhabenem Gemälde den Vergleich aus. Würdig ist die Auferstehung wiedergegeben und ein unvergeßlicher Anblick die Himmelfahrt des Verklärten. Auch hier ist die Haltung voll harmonischer Schönheit, die Täuschung des Schwebens eine vollkommene. Mit dem Hallelujagesang des Chores erreicht die Vorstellung ihr Ende. Wurden bis jetzt nur größere Proben abgehalten, so findet, während diese Zeilen in Druck gehen, vor Geladenen, den Mitgliedern des Landtages und der Presse, die große Hauptprobe statt, über deren Verlauf wir noch berichten werden. Hierbei wird auch Gelegenheit sein, die Verdienste der Hauptdarsteller zu würdigen.

Mein Lied.

Sei still, du kleines Herz, du kannst nicht singen!
Horch lieber, wenn die Nachtigallen schlagen
Und was die Lerchen dir für Lieder sagen,
Wenn sie im Lenz zum hohen Himmel dringen.

Schau nicht ins Licht! Du hast ja keine Schwingen,
Die dich empor aus deinem Dunkel tragen.
Dein leises Lied und deine lauten Klagen,
Sie werden nie dir Lob und Lorbeer bringen.

Ich weiss es wohl — und doch kann ich nicht schweigen,
Wenn mir ein Lied durchs tiefste Herz gerauscht.
Ich sing's hinaus, wenn mir auch keiner lauscht.

Die Lerchen, die zum hohen Himmel steigen,
Sie fragen auch nicht nach dem Lohn der Welt,
Wenn nur ihr Lied dem lieben Lenz gefällt!

Ludwig Nüdling.

Der Verband der Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit.

Von J. Fröhlings, Schriftführer des Verbands.

Der Verband veranstaltete am 5. April d. Js. zu Düsseldorf im „Hotel zum Löwen" seine 4. Vertreterversammlung, die von den Vertretern der Zweigvereine in Aachen, Bonn, Koblenz, Duisburg-Lahr, Düsseldorf, Frankfurt am Main, M.-Gladbach, Hildesheim, Köln, München und Paderborn besucht war. Besondere Erwähnung mögen finden der I. Vorsitzende des Münchener Vereins, Reichs- und Landtags-Abgeordneter Freiherr von Freyberg, der verdiente Vorkämpfer der Sittlichkeitsbewegung, Reichstags-Abgeordneter Geheimrat Roeren, und der Verleger des Verbandsorganes, der Abgeordnete Dr. Marcour. Als Gäste waren außerdem anwesend Rechtsanwalt Strick, der Vorsitzende des neu gegründeten Männervereins in Rheydt und Pfarrer Kraft aus Metz. Verleger Hermann Rauch aus Wiesbaden zeigte durch ein Telegramm den Beitritt des dortigen, vor kurzem gegründeten Vereins zum Verband an, so daß derselbe nach der in der Versammlung erfolgten Aufnahme des Essener Vereins aus 14 Zweigvereinen besteht. Es bleibt zu wünschen, daß auch die Vereine in Breslau, Sterkrade, Kalk, Krefeld, Rheydt, Bochum und Dortmund recht bald den Anschluß an den Verband vollziehen mögen. Der Vorsitzende, Rechtsanwalt Dr. Lennartz, Köln, erstattete den Rechenschaftsbericht des Verbandsvorstandes für das verflossene Vereinsjahr, das, reich an Arbeit, die Sittlichkeitssache ein erhebliches Stück weiter gebracht hat.

Die Abonnentenzahl des „Volkswart", des Verbandsorgans, ist stetig gewachsen, doch entspricht seine Verbreitung leider immer noch nicht seiner Bedeutung für unsere Bestrebungen und noch weniger der Fülle von Arbeit, die seitens der Schriftleitung auf seine Ausgestaltung verwandt wurde. Dank der eifrigen Werbearbeit des Abg. Geheimrat Roeren ist die seit langer Zeit ins Auge gefaßte Volkswart-Gesellschaft nunmehr gesichert und wird in allernächster Zeit ins Leben treten, so daß der „Volkswart" eine feste materielle Grundlage erhält, was für den Ausbau und die Verbreitung desselben von wesentlicher Bedeutung ist.

Als Rüstkammer für die Schriftleitung des „Volkswart" und zur Erhöhung der Schlagfertigkeit des Verbandes wurde eine Verbandsbibliothek begründet, die den Verbandsmitgliedern unentgeltlich zur Verfügung steht.

Im Kampfe gegen die Schundliteratur hat der Verband der Männervereine in der ersten Linie gestanden und wesentlich mit zur Belebung des öffentlichen Interesses beigetragen. Der Umschwung der öffentlichen Meinung kam auch zum Ausdruck in gerichtlichen Entscheidungen, die direkt oder indirekt durch die Tätigkeit des Verbandes herbeigeführt wurden.

Angesichts des immer schamloser werdenden Anpreisens und Handelns mit sogenannten Vorbeugungsmitteln ist von besonderer Bedeutung ein durch den Vorstand erzieltes Urteil, das die bloße Zusendung eines Prospektes über derartige Mittel, selbst in geschlossenem Kuvert, als Beleidigung charakterisiert. Die gegen dieses Urteil eingelegte Berufung wurde verworfen.

Besondere Aufmerksamkeit wurde den maskierten Schmutzannoncen gewidmet, die ihren Weg selbst in solche Blätter finden, die über jeden Verdacht der Begünstigung unsauberer Spekulanten erhaben sind. Die frechen Schamlosigkeiten der sogenannten Brettl-Bühnen wurden in überaus wirksamer und erfolgreicher Weise bekämpft durch den hochverdienten 2. Vorsitzenden unseres Münchener Vereins. Die von ihm als Herausgeber der tapferen „Allgemeinen Rund-

schau" siegreich zu Ende geführten Prozesse lieferten hieb- und stichfestes Material zur wirksamen Bekämpfung ähnlicher Unternehmungen in anderen Städten.

Zum Zwecke einer wirksameren Bekämpfung der ausländischen Pornographie, die namentlich von Paris und Budapest her unser Volk verseucht, sind wir unter Verpflichtung zu einem „angemessenen Beitrage" der Internationalen Vereinigung der antipornographischen Vereine, die ihren Sitz in Paris hat, beigetreten.

Im weiteren Verlaufe der Tagung verbreitete sich der zweite Verbandsvorsitzende, Prof. Böhmländer (München), in einem eindrucksvollen Vortrage über Privatdrucke, indem er gleichzeitig das von dem Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" gesammelte umfangreiche Material den Anwesenden vorlegte, die sich davon überzeugten, daß das Unwesen der Privatdrucke wie eine verheerende Seuche über unser Volk dahinflutet und das schärfste Eingreifen der höchsten Instanzen dringend am Platze ist.

Bei der nachfolgenden Vorstandswahl wurde der bisherige Vorstand in Anerkennung seiner Verdienste durch Zuruf wiedergewählt. An Stelle des unermüdlichen Herrn Pappers, der aus Gesundheitsrücksichten gebeten hatte, von einer Wiederwahl Abstand zu nehmen, wurde Mittelschullehrer Fröhlings (Köln) zum ersten Schriftführer gewählt, so daß die Geschäftsstelle des Verbandes sich von jetzt ab Köln, Sülzburgstraße 66, befindet. Eine von Amtsgerichtsrat Tücking (Aachen) verfaßte Petition an den Reichskanzler um Vorlage eines Gesetzentwurfes zur Einführung eines selbständigen Klagerechts der Männervereine wurde im Prinzip angenommen und dem Vorstande zur weiteren Veranlassung übergeben. Mit der Einrichtung einer Zentralstelle, die als Vorstufe für das sehnlichst gewünschte Generalsekretariat anzusehen ist, wurde der Kölner Ortsverein betraut.

Die Tätigkeitsberichte der einzelnen Vertreter zeugten von eifriger Arbeit im Dienste der Volkswohlfahrt.

Das Komitee zur Vorbereitung der hygienischen Ausstellung 1911 in Dresden hatte den Verband eingeladen, sich an der Ausstellung zu beteiligen. Nachdem der Vorsitzende über die bereits gepflogenen Verhandlungen berichtet hatte, beschloß die Versammlung eine entsprechende Beteiligung des Verbandes.

Vom Büchertisch.

Pharus. Katholische Monatsschrift für Orientierung in der gesamten Pädagogik. Herausgegeben von Ludwig Auer. Verantw. Redakteur J. Weber. Halbjährlich 4 M. Einzelheft 1 M. Donauwörth, L. Auer. Der um die katholische, pädagogische und volkserzieherische Literatur verdiente Verlag, der besonders mit seinen gut geleiteten, dem jeweiligen Leserkreis trefflich angepaßten Zeitschriften „Monika" für christl. Familienerziehung, „Raphael" für reifende Jünglinge, „Stern der Jugend" für die studierende Jugend und „Schutzengel" für Kinder, „Notburga" für Jungfrauen auf breite Massen eine segensvolle Erziehungsarbeit leistete, hat mit dem „Pharus" dem ganzen Wirken der Auerschen Erziehungsideale und der christlichen Erziehung überhaupt eine weithinleuchtende Führung gegeben. Jetzt, da der erste Halbjahresband dem Ende entgegenschreitet — es liegen 5 Hefte mit 480 Großoktavseiten vor — kann das günstige Urteil nur bekräftigt werden, das über das erste Heft an dieser Stelle ausgesprochen wurde. Die Elite der wissenschaftlich schürfenden und praktisch tätigen christlichen Erzieherwelt sammelt die in gediegener Ausstattung erscheinende Monatsschrift als Mitarbeiter und Leser um sich. Außer den in Nr. 19 der „Allg. Rundschau" angeführten Arbeiten sind u. a. in den neuen Heften erschienen von Prof. Dr. Sawicki „Nietzsches Uebermensch und der christliche Edelwert", von Universitätsprofessor Dr. Messer „Die praktische Bedeutung der experimentellen Pädagogik", von Universitätsprofessor Dr. Beck „Ueber Sozialpädagogik", Universitätsprofessor Dr. Walter „Der Leib als Objekt der Erziehung", Seminarlehrer Zlabinger „Die ethische Konzentration des Bildungsinhaltes", Dr. Dimmler „Psychologie und Lehrerstand" und „Die Psychologie des höheren Gefühlslebens", Schularzt Dr. Weigl „Die soziale Bedeutung des Schularztes", Gymnasialprofessor Dr. Hoffmann „Autorität als Erziehungsprinzip", Vikar Schoper „Jünglingspsychologie" und „Die Seelsorge unserer gebildeten Jugend", Lehrer Dr. Loebmann „Pestalozzi und Herbart", Realschuldirektor Dr. Seidenberger „Bürgerkundlicher Unterricht". Von Praktikern werden nicht nur Unterrichtsfragen, sondern auch Probleme der ersten Erziehung wie der abschließenden Erziehung und der pädagogischen Führung überhaupt eingehend erörtert. Der Referats-, Literaturberichts- und Rundschauerdienst ist auf umfassende Orientierung gerichtet. Die Uebersicht über das Gebotene spricht für sich selbst. Wie die Mitarbeiter aus dem Süden und Norden des Deutschen Reiches, aus der Schweiz und Oesterreich und auch aus außerdeutschen Sprachgebieten sich hier zu gemeinsamer Arbeit die Hände reichen, so verdient „Pharus" auch überall in katholischen Erzieherkreisen verbreitet zu werden, und nicht nur in katholischen!

München. Franz Weigl.

Im Mai.

Der Lenz kam leise über Nacht.
Mit segnender Gebärde
Hat er die stille Wunderkraft
Geschenkt der keuschen Erde.

Und dort, wo tief im Wald versteckt
Madonna weint in Schmerzen,
Da hat er heimlich angesteckt,
Viel tausend Blütenkerzen.

Die leuchten nun im reinen Licht
Aufs morsche Kreuz hernieder
Und singen süss und singen schlicht
Wortlose Maienlieder —

Täglich führt mich mein Weg dahin,
Wo stille Wunder spriessen,
Wo ich am Fuss der Königin
Kann beten und kann büssen.

Eugenie Taufkirch.

III. Internationaler Kongreß für häusliche Erziehung zu Brüssel
vom 21. bis 25. August 1910.

Schon seit einer Reihe von Jahren macht sich in den Kreisen der Jugenderzieher der verschiedenen Nationen, ganz besonders auch in den Eltern- und Erziehervereinigungen, ein Streben nach gemeinsamen Beratungen der verschiedenen Erziehungsfaktoren bemerkbar. Namentlich wurde die häusliche Erziehung der heranwachsenden Jugend in den Rahmen der schon vielenorts bereits stattgefundenen gemeinsamen Beratungen gezogen. Um der Kindererziehung im Elternhause bei den verschiedenen Völkern zu nützen, wurden die internationalen Kongresse für häusliche Erziehung ins Leben gerufen.

Der erste dieser Kongresse fand im Jahre 1905 unter dem Schutze der belgischen Regierung zu Lüttich statt. Nicht weniger als 8 dicke Bände umfassen die damals von über 250 Fachgelehrten eingesandten Berichte und Referate; 1200 Kongreßmitglieder wohnten den Verhandlungen bei, zu denen 20 auswärtige Regierungen Vertreter entsandt hatten. — Auch der zweite, unter dem Protektorate des Königs von Italien im Jahre 1906 zu Mailand stattgefundene internationale Kongreß für häusliche Erziehung hatte sich eines zahlreichen Besuches und eines erfolgreichen Wirkens zu erfreuen.

Nun soll zu Brüssel gelegentlich der heurigen Weltausstellung unter dem offiziellen Protektorate der belgischen Regierung der dritte Kongreß stattfinden und zwar in den Tagen vom 21. bis 25. August ds. Js. Wie das soeben ausgegebene Programm vermuten läßt, dürften auch die Verhandlungen dieses Kongresses für die Erzieher der verschiedensten Nationen recht interessante werden. Die Arbeiter für die einzelnen Abteilungen sind folgendermaßen gedacht:

I. Sektion: Das Studium des Kindes. (10 Punkte.)

II. Sektion: Die Erziehung des Kindes in der Familie; a) allgemeine Fragen (10 Punkte); b) Erziehung des vorschulpflichtigen Kindes in der Familie (10 Punkte); c) Zusammenwirken von Familie und Schule während der schulpflichtigen Zeit des Kindes (10 Punkte); d) Erziehung der schulentlassenen Jugend im Elternhause (9 Punkte.)

III. Sektion: Das anormale Kind (4 Punkte.)

IV. Sektion: Verwandte Bestrebungen zugunsten der Kindererziehung (8 Punkte.)

V. Sektion: Bibliographie.

Die Mitgliedschaft zu dem III. Internationalen Kongreß für häusliche Erziehung wird unter Beifügung von 10 Franken durch eine an das Generalsekretariat: 44 Rue Rubens, Brüssel, zu richtende Beitrittserklärung erworben. Referate und Berichte, höchstens 2000 Wörter umfassend, sind in französischer, deutscher, englischer, niederländischer, italienischer und spanischer Sprache zugelassen. Die Referenten haben einen „Auszug" ihrer Berichte auf dem Sektionsbureau zu hinterlegen. Schon jetzt glaubt die Kongreßleitung an Referaten und Berichten ein Material in Aussicht stellen zu können, das 8 bis 9 Bände umfassen wird. Dasselbe wird an die Kongreßmitglieder gratis verabfolgt.

J. Berninger.



Allgemeine Kunstrundschau.

München. S. K. Hoheit Prinz Rupprecht bereicherte die Architektursammlung der Technischen Hochschule durch die Schenkung eines Bandes von Zeichnungen und Plänen Effners für die bischöfliche Residenz in Eichstätt. — Das erzbischöfliche Ordinariat macht durch einen im Amtsblatt veröffentlichten Erlaß auf die vielen kirchlichen Altertümer aufmerksam, die im Laufe der Zeiten in Privatbesitz übergegangen und in diesem den Spekulationen der Althändler und Sammler ausgesetzt sind. Es wird der Geistlichkeit dringend ans Herz gelegt, der Sammel- und Profitwut tunlichst entgegenzutreten und die gefährdeten Kunstwerke wieder zurückzugewinnen. Zu den Kosten erhofft man Beiträge durch Vermittlung des K. Generalkonservatoriums. Dieses wäre überhaupt dankbar für Nachweis kirchlicher Kunstwerke in Privatbesitz. — Der Maler und Lehrer an der Akademie der bildenden Künste, Prof. Alexander v. Wagner, wurde nach über vierzigjähriger Dienstzeit auf sein Gesuch unter Auszeichnungen in den dauernden Ruhestand versetzt. — In der Galerie Heineman sahen wir eine Kollektion von Werken des Pester Akademiedirektors Paul Merse v. Szinyei, eines Piloty-Schülers, der als Kolorist schon in den sechziger Jahren unter dem Einflusse Böcklins Ausgezeichnetes geleistet hat. — Aus der Mayerschen K. Hofglasmalerei ist ein sehr umfangreiches Werk für die Kathedrale von Covington hervorgegangen. Es zeigt unten das Konzil von Ephesus, im oberen, vom Münchener Kunstmaler Ludwig Gloetzle gezeichneten Teil die Krönung Mariä. — Im alten Rathause galt eine Ausstellung der „Kunst im Dienste des Kaufmanns". Veranstalterin war die Münchener Vereinigung für angewandte Kunst e. V. Es handelte sich vorzugsweise um künstlerische Reklamen und Plakate, unter deren Herstellern der Münchener Hohlwein, sowie die Berliner L. Bernhard und J. Klinger sich auszeichneten. Weiter gab es eine Menge künstlerisch ausgestatteter Formulare, Prospekte, Kataloge, Etiketten, Inserate, Verpackungen usw. — Auf dem Gelände des Augustinerstockes soll das neue Polizeidirektionsgebäude erstehen. Von den sechs Entwürfen, die bei dem im vergangenen Jahre veranstalteten Wettbewerbe preisgekrönt wurden, ist der von Prof. Theodor Fischer (3. Preis) zur Ausführung vorgesehen. Die bei dem mannigfach in der Presse erörterten Für und Wider hervorgehobenen wirtschaftlichen Gesichtspunkte habe ich hier nicht zu betrachten. Ebenso möchte ich es der Beurteilung des Lesers überlassen, ob ein Polizeigebäude mit den mancherlei bei einem solchen wenig erfreulichen Nebendingen auf den bevorzugten Platz zwischen zwei Hauptkirchen gehört. Vom Standpunkte der Denkmalpflege darf dem Fischerschen Plane immerhin mit Einschränkung zugestimmt werden. Sorgt er doch wenigstens dafür, daß durch Erhaltung des Aeußeren der Mauthalle das Straßenbild, eins der schönsten in München, ungestört bleibt. Der nach der Ettstraße gelegenen projektierten Front würde mit Rücksicht auf die ruhige Monumentalität des Gesamtbildes größere Einfachheit nach meinem Gefühl entschieden nützen. Das Innere der Mauthalle betreffend wäre es natürlich der ideale Standpunkt, sie nach Ausbesserung des jetzigen greulichen Zustandes unverändert irgend einem praktischen Zwecke zuzuführen. Wenn dies unmöglich, so muß man froh sein, daß Fischer wenigstens den Bestand im Ganzen nicht zu stören gedenkt, wenngleich durch die eingezogenen Zwischenböden die Wirkung gänzlich verloren geht. Auch im obersten Geschoß können fortan die Stukkaturen der Gewölbe der stark verminderten Höhenverhältnisse halber keinenfalls mehr im ursprünglich beabsichtigten Sinne wirken. — Franz v. Defregger beging am 30. April seinen fünfundsiebzigsten Geburtstag. Dem noch in Jugendfrische schaffenden Meister, der uns mit dem hohen Ernst seiner Kunst, mit glühendem Patriotismus in das Verständnis der Tiroler Volksseele eingeführt, für die Erhabenheit der Tiroler Landschaft die Augen zu öffnen uns geholfen hat, sei herzlichster Glückwunsch dargebracht. — Der Kunstverein zeigte Kollektionen fein komponierter, koloristisch interessanter Interieurs von Julius Schrag; derb drauflos gefärbte, in der Erfassung der Charaktere nicht unbedeutende Bildnisse von Ludwig Keller-Düsseldorf; Algäuer Oel-, Aquarell- und Radierstudien voll poetischer Empfindung von E. L. Hoeß-Immenstadt. Die große Historie war durch die Studien Wilhelm Räubers zu seinem Gemälde im Deutschen Museum „Die Magdeburger Halbkugeln" vorzüglich vertreten. Man sieht, daß, von dem richtigen Künstler behandelt, dieses zu Unrecht in den Hintergrund geratene Fach großer Eindrücke sicher bleibt. Eine wahre Freude gewährte wie immer Wenglein mit seinem Isartal, nicht minder eine Tierstudie (Hühner) von dem greisen Hofner. Vieles Interesse boten auch die höchst subtilen Beleuchtungsstudien von Palmié, die Landschaften von Heyliger und Delcroix, die wie immer bedeutenden Marinen von A. Bachmann, eine Münchener und mehrere Dorfimpressionen von Ch. Vetter, sowie die temperamentvollen Schwarzweiß-Zeichnungen von Attilio Sacchetto. Die Plastik bot Wertvolles in den Porträtbüsten, Brunnenentwürfen u. dgl. von Tilly v. Waldenfels.

Arnstadt. Die berühmte Liebfrauenkirche, die zu den schönsten frühgotischen Denkmälern Thüringens gehört, hat plötzlich begonnen Schäden zu zeigen, die auf Einsturzgefahr deuten. — Berlin. Die 20. Ausstellung der Sezession ist am 16. April eröffnet worden. Max Liebermann hielt bei der Gelegenheit eine viel bemerkte Rede über wahre oder scheinbare Genialität und über die Notwendigkeit für den Anfänger, sich den anerkannten Kunstgesetzen zu fügen, ehe man daran denken könne, selbst neue aufzustellen. Bedeutend sind in der Ausstellung die Säle mit Trübnerschen, Habermannschen, Zornschen Werken. Das Ausland tritt etwas zurück gegen Deutschland, dessen Kunst durch Liebermann, Corinth, Slevogt und andere bekannte und weniger bekannte Berliner vorzugsweise vertreten wird. — Die Angelegenheit der Florabüste hat nun auch die Budgetkommission des preußischen Abgeordnetenhauses beschäftigt. Man kam dabei zu der Feststellung, daß betreffs der Echtheit oder ihres Gegenteils ein non liquet vorliegt. Der Preis von 160,000 ℳ sei jedenfalls als gering anzusehen. — Bern. Durch Errichtung eines Kunstausstellungsgebäudes gedenkt die Stadtgemeinde, zur Genugtuung der schweizerischen Künstler, einem viel bemerkten Bedürfnis in nächster Zeit abzuhelfen. — Buenos-Aires. Für die Errichtung eines Monumentalbrunnens wurde ein Wettbewerb unter deutschen Bildhauern eröffnet, an dem 121 Künstler teilnahmen. Der erste Preis fiel dem Stuttgarter G. A. Bredow zu. — Erfurt. Die St. Wigbertikirche hat einen prächtigen Schmuck durch ein neues Glasgemälde erhalten, das von dem bekannten Erfurter Kirchenmaler Franz Buschmeyer, einem talentvollen Schüler von Stummel in Kevelaer, entworfen und in der Glasmalereianstalt von Hans Lueg in Osnabrück ausgeführt ist. — Leipzig. Die hier unlängst zusammengetretene Sezessionsgruppe führt sich mit ihrer ersten im städtischen Kaufhause veranstalteten Ausstellung vorteilhaft ein. — Lochham bei München. Nachgrabungen unter Leitung des K. Generalkonservatoriums führten zur Aufdeckung von elf vorgeschichtlichen Grabhügeln. Vier von ihnen waren bereits leer, die übrigen enthielten eine bedeutende Anzahl wertvoller Bronze-Gegenstände, Urnen mit Leichenbrand, sowie Skelette. — Messina. Der Umfang des an den Kunstdenkmälern der Stadt durch das Erdbeben 1908 angerichteten Schadens läßt sich allmählich übersehen. Zum Glück stellte sich heraus, daß im Dom die Marmorverkleidungen sowie die Mosaiken wenig gelitten haben. Ferner ist das wieder aufgefundene berühmte Triptychon des Antonello da Messino nur wenig an den Flügeln beschädigt. Es ist jetzt im Museum zu Palermo untergebracht. — Rapallo. Die kleine deutsche Kirche erhält ein Glasgemälde, dessen Entwurf von Hans Thoma stammt. Ursprünglich sollte es in der St. Peterskirche in Heidelberg angebracht werden. Es zeigt die Kreuzigung vor einer schön komponierten Gebirgslandschaft.

Dr. O. Doering-Dachau.

Bühnen- und Musikrundschau.

Hoftheater. Heinrich Knote, der nunmehr ein seltener Gast unserer Hofoper geworden ist, sang wieder einmal seinen „Lohengrin" und entzückte durch die leuchtende Schönheit seines Organs das ausverkaufte, beifallsfreudige Haus. In der Ensemblewirkung abgerundeter, als das Wagnerdrama, war die Aufführung verschiedener kleinerer Werke, so die „Feuersnot", die Rich. Strauß, ihr Autor, selbst dirigierte; er nahm die lebhaftesten Ovationen entgegen für die München erteilte Strafpredigt „Kunrads", die man ja heute schon im historischen Lichte betrachtet. Als Premiere erschien Leo Blechs liebenswürdige Biedermeieroper „Versiegelt". Der Einakter ist auf vielen großen und vielen kleinen Bühnen schon mit Erfolg gegeben worden. Die Musik ist liebenswürdig und graziös, in der Instrumentierung zuweilen ein wenig zu pompös für die harmlosen Vorgänge: Ein Schrank, der einem Liebhaber zum Versteck dient, wird pfändungshalber „versiegelt". Die Kleinigkeit — der Text ist einem Lustspiele Raupachs nachgebildet — wurde unter Röhrs Leitung gut gesungen und sehr animiert gespielt. Vorher dirigierte Mottl „Die Maienkönigin" und „Abu Hassan". Glucks Schäferspiel in Besetzung und Ausstattung des Künstlertheaters war auch im alten Hause von bester Wirkung. Hassan, der vor 99 Jahren in München seine Uraufführung erlebt hatte, erschien in neuer Einstudierung. Dieses wenig gegebene Frühwerk Carl Maria von Webers ist von liebenswürdiger Laune, reizvoller Koloratur und reicher Erfindung. Die feinkomische Wiedergabe wußte auch dem immerhin etwas blaß gewordenen Humor des Librettos neue Lebensfarbe zu geben. Die guten Leistungen von Frl. v. Fladung, Kuhn und Sieglitz mögen nicht unerwähnt bleiben.

Das Kgl. Residenztheater brachte zwei Uraufführungen. Nicht historisch beglaubigt, aber als „on dit" der altrömischen Gesellschaft ist uns überliefert, daß Brutus ein Sohn Julius Cäsars gewesen. Robert Heßen, der in seinem kleinen Drama „Vor Sonnenuntergang" uns den letzten Tag vor der Ermordung des Diktators schildert, hat hieraus Szenen von sentimentaler Wirkung gezogen, ohne deshalb in den Fehler zu verfallen, die Weltgeschichte aus der Froschperspektive zu zeigen. Heßens Szenenführung ist seiner sehr lesenswerten „Dramatischen

Handwerkslehre" nicht unwürdig. Er, der in diesem ästhetischen Werke so scharf für die Sittlichkeit der Schaubühne eintrat, ist nun „März"-Redakteur des Verlages Albert Langen. Ein guter Einfluß auf die „Simplicissimus"-Leute ist in der Oeffentlichkeit allerdings noch nicht zu erkennen gewesen. Noch von stärkerem Erfolge war „Münchhausens Antwort", eine Komödie von Hans v. Gumppenberg. Anmutig und geistreich und ohne den Geist der Schwere, der oft dieses begabten Dichters Wirkungen schmälert, dabei fesselnd und von aphoristischer Prägnanz erwies sich dieses Rokokostückchen von starkem Eindruck. Der große Lügensager ist hier ein Mann, der mit den Menschen nur noch spielt, da sie seine feinsten Empfindungen enttäuschten. Die straff geführte Handlung schildert eine Lektion, die Münchhausen einer koketten Gräfin erteilt. Den Schluß bildete „Lore" von Hartleben. Man kennt das Stück aus dem Schauspielhause, wohin es auch besser paßt, wiewohl es im Residenztheater gut gespielt wurde. Diese ironische Behandlung junger Studenten und ihrer lockeren Verhältnisse hat vor anderthalb Jahrzehnten etwa durch eine gewisse virtuose Handhabung des Wirklichkeitstones den jungen Literaten von damals sehr imponiert. Man denkt heute kühler über den inzwischen verstorbenen Otto Erich Hartleben. Das Publikum im Residenztheater lachte, ohne sich sonderlich zu erwärmen. Dr. Kilian hatte das antike Rom, das Rokokoschloß und die Berliner Studentenbude mit gleicher Lebenswärme inszeniert, von den guten Leistungen sind besonders diejenigen Steinrücks zu nennen, der den Diktator Roms und den Freiherrn von Münchhausen in charakteristischen Masken mit packender Lebendigkeit verkörperte.

Verschiedenes aus aller Welt. Die Comédie française wird aus Anlaß der Weltausstellung in Brüssel gastieren. Die erste Bühne Frankreichs will, wie es heißt, hierdurch mit dem Deutschen Theater Max Reinhardts in künstlerischen Wettbewerb treten. — Eine deutsche Schauspieltruppe, die von Hamburger, Weimarer und Kölner Spielleitern geführt wurde, ist nach Südamerika abgereist, um in den von Deutschen stark bevölkerten Städten Südbrasiliens Werke Schillers, Lessings und moderner Dichter aufzuführen. — Das Berliner Schauspielhaus hatte mit Bauernfelds Komödie „Bürgerlich und romantisch", deren Grazie noch ganz jugendfrisch anmutete, einen schönen Erfolg. — Jean Nouguès Oper „Quo vadis" (Text nach Sienkiewiczs Roman) fand im tschechischen Stadttheater in Prag beifällige Aufnahme.

Seit Ende März erscheint unter dem Titel „Münchener Woche für Theater, Musik und Kunst" im Verlag von Val. Höfling, Lämmerstraße 1 und unter der Redaktion von Dr. Heribert Buchner eine neue illustrierte Wochenschrift, welche sich speziell und ausschließlich auf das Münchner Kunstleben (in Theater, Musik und bildenden Kunst) konzentriert und in dieser Art eine Neuerung ist. Das hübsch ausgestattete Blatt erscheint jeweils am Samstag mittag mit einer überſichtlichen Zusammenstellung des vollständigen Theaterrepertoires der kommenden Woche.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Börsen- und Wirtschaftsentwicklung befinden sich nun schon seit auffallend langer Zeitperiode in hellem Widerspruch. Es ist erstaunlich, dass der Optimismus von Deutschlands Börsenzentralen sich so lange und in gleich hohem Masse halten und konstant erweitern kann. Dabei ist es unverkennbar, dass Motive haltbarer Natur genügend für eine unklare Situation an den heimischen Märkten vorhanden sind. Die Geldmarktverhältnisse werden seit einiger Zeit auch bei uns ungünstig prognostiziert, und dabei war es gerade dieser Faktor, der den Haussiers an den Börsen den Grundton ihrer Manipulationen angab. Der letzte Ausweis der Reichsbank ist derartig ungünstig ausgefallen, dass die bisher gebesserten Ziffern von den Vergleichsdaten des Vorjahres erheblich überholt sind. Die Anforderungen an die Reichsbank, sowohl von Handel und Industrie, wie auch hauptsächlich seitens des Reiches sind umfangreicher gewesen, als in der gleichen Vorjahrszeit, haben die bisherige steuerfreie Reserve aufgezehrt und eine erhebliche Steuerpflicht gezeitigt. Die Verschlechterung im Status der Reichsbank war auch eine ziemlich anormal grosse. Der Zeitpunkt wird auch signalisiert, dass das Reich durch Begebung von Schatzscheinen neuerdings die Mittel der Reichsbank in Anspruch nimmt. Die Bedürfnisse der Börsenwelt und der Grossfinanziers sind gleichfalls teils durch die grossen Effektenengagements, teils durch die Einforderungen für die verschiedenen Staats- und Kommunalanleihen andauernd noch sehr bedeutende. Die internationale Geldmarktsituation zeigt zwar die Nuance einer kleinen Besserung, gilt aber noch für prekär und ungeklärt. Den Faktor dieser undurchsichtigen Haltung des Geldmarktes liess die Börse fast vollkommen unbeachtet. Auch in der verwirrten und durchaus unsicheren Gestaltung des Neuyorker Marktes fand man nur wenig Grund zu einer reservierten Haltung. Die Vorgänge an einzelnen Produktenbörsen, die Preisgestaltung verschiedener Rohstoffe und Metalle und die wilden Ausschreitungen auf diesem Gebiete hätten gleichfalls vielmehr Bedeutung verdient. Der scharfe und kontinuierliche Preisrückgang von Kupfermetall auf ein Preisniveau, wie ein solches seit 6 Jahren nicht registriert werden konnte, gibt aus verschiedenen Gründen Anlass zu ernsten Bedenken. Anderseits die fieberhafte Bewegung am Baumwollenmarkt und die ungesunden spekulativen Ausschreitungen auf diesem Gebiete, die wilden Bewegungen der Preisgestaltung des Zuckermarktes. Auch der Geschäftsgang auf dem rheinisch-westfälischen Eisenmarkt lässt äusserst zu wünschen übrig. Die sehr ruhige Situation auf diesem Gebiete erklärt sich hauptsächlich als Folge der schweren Störungen im Betriebe des deutschen Baugewerbes, dessen Lahmlegung durch den Generalstreik kolossal schädigend wirkt. Ein weiteres ungünstiges Moment für den Stillstand in diesem Industriebezirk ist die sehr erhebliche Einschränkung der diesjährigen Bestellungen der preussischen Staatsbahnverwaltung in dem schweren Eisenbahnmaterial, Lokomotiven, Schienen, Waggons usw. Auch der Weltmarkt in Stahl und Eisen ist in rückgängiger Konjunktur begriffen. Die Roheisenproduktion Amerikas und die täglichen Produktionsziffern vermindern sich zusehends. Die Neuyorker Börse hat unter diesen ungünstigen Tendenzberichten stark zu leiden. — Das so rasche Hinscheiden des englischen Königs und der scharfe Kursrückgang der englischen Konsols verstimmten in hohem Masse an den Börsen. — Erst auf diese Flauheit in London hin bequemten sich die deutschen Börsen zu einer kühleren Tendenz und die allgemeine Haussestimmung geriet in Stillstand. — Die wilden und andauernden à tout prix-Käufe in Elektrowerten, besonders in Schuckert-Aktien, machten Realisationen Platz. Auf der ganzen Linie in Berlin machte sich denn auch eine gewisse Müdigkeit breit, und in den erheblichen Effektenpositionen wurden Gewinnsicherungen vorgenommen. Das Interesse an Schuckert-Aktien erlahmte übrigens bereits durch die interessanten Debatten im bayerischen Landtag, laut welchen eine Monopolstellung dieser Gesellschaft anlässlich der Errichtung von bayerischen Ueberlandzentralen mit grosser Bestimmtheit als ausgeschlossen besprochen wurde. M. Weber.

Der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank München wurde die Genehmigung erteilt, 17 Millionen Mark 4%ige unverlosbare Hypotheken-Pfandbriefe in den Verkehr zu bringen. M. W.

Ein großes Werk der Caritas wurde geschaffen durch die Gründung zweier Klöster, eine Pflegestätte in Mündt b. Titz und eine Heilstätte in Wasserberg für alkohol- und nervenkranke Frauen und Mädchen katholischer Konfession. Der frühere Diözesandirektor des katholischen Kreuzbündnisses, der unermudliche Kämpfer gegen Alkohol, Pfarrer Joseph Neumann, jetziger Dominikanerpater Anand, hat nicht geruht, bis er eine Zufluchtstätte für diese unglücklichen Frauen geschaffen, wo sie Heilung finden sollten von diesem entsetzlichen Laster, den Pflichten der Gattin und sorgenden Mutter zurückgeführt und zu körperlich gesunden und religiössittlichen Menschen angeleitet werden sollen. Dieser mühevollen Arbeit geben sich in beiden Anstalten die Schwestern vom hl. Vinzenz von Paul mit großer Liebe und Aufopferung hin. Das soziale Werk wurde begonnen in dem jetzigen Pflegehaus in Mündt-Titz. Doch bald zeigte sich das Haus zu klein und so ist seit zwei Jahren das Marienhaus in Wasserberg eröffnet. Eine dringende und ernste Aufgabe wird hier den Herren und Damen der Caritas gegeben, jenen armen Frauen und Mädchen, welche dem Trunke ergeben, zeitig den Weg zu zeigen, wo sie gesund werden können an Leib und Seele. Wohl niemals wird dies in der Familie selbst geschehen. Ist der in den meisten Fällen sehr geschwächte Wille auch noch so gut, dazu gehört ein Aufenthalt von zirka einem Jahr in einer solchen Anstalt.



Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 18), i. Buchhandel u. b. Verlag. In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.

Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gb. — Telephon 5850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 21 München, 21. Mai 1910. VII. Jahrgang.

Das religiöse Problem in der modernen Großstadt.

Von Dr. A. Johannes.

Eines der schwierigsten Probleme, von dessen Lösung das Geschick des Christentums in unserer Zeit nicht wenig abhängt, ist das religiöse Problem in der heutigen Großstadt. Wer die Entwicklung der Dinge seit einer geraumen Zeit verfolgt und gerade scheinbar unbedeutende Ursachen in ihrer Auswirkung beachtet, wird sich den Ernst der Lage nicht verhehlen. Erst kürzlich stellte der Volksverein im 1. Heft des 20. Jahrgangs (1910) mit spezieller Rücksicht auf Berlin die ernste Frage: „Inwieweit können für dieses moderne Babel die sittlichen Kräfte des Christentums noch als fortwirkender Sauerteig betrachtet werden?“ Der ruhige Beobachter wird die Frage in ihrer ganzen Tiefe und Berechtigung anerkennen. Die Forderungen des Christentums, in der völlig anders gestalteten Einfachheit des orientalischen Altertums gegeben, sehen sich heute Verhältnissen und Menschen gegenübergestellt, die sich von dem Milieu der urchristlichen Zeit ganz wesentlich unterscheiden.

In einer Beziehung besteht freilich auch eine gewisse Aehnlichkeit. Der Staat war dem erstehenden Christentum nichts weniger als günstig gestimmt. Auch der moderne Staat hat sich seit der französischen Revolution von jener innigen Verbindung, die seit den Tagen eines Konstantin die beiden obersten Gewalten vereinte, gelöst, es entwickelte sich mehr und mehr ein weltlicher Staat, und dieser wirkt oft — manchmal vielleicht nolens volens — als Feind des Christentums. Die seit dieser Revolution eingetretene Verweltlichung des Staates führte in manchen Ländern bereits zur letzten Konsequenz, der Trennung von Staat und Kirche. In anderen Staaten arbeiten unheimlich viele Mächte an der Verwirklichung des gleichen Zieles, das sich dann meist nicht als friedliches, unabhängiges Nebeneinanderbestehen beider Gewalten darstellt, vielmehr als grimmigster Feind des Christentums entpuppt. All diese Strömungen fluten natürlich rasend durch unsere Großstädte, ihre aufgeregten Wogen brausen tosend durch die mächtigen Volksversammlungen. Anderseits machen gerade manche aus der alten, vielleicht manchmal allzu innigen Verbindung beider Gewalten sich ergebende Mißstände ihre lähmende Wirkung auf die moderne Seelsorge geltend. Allzu ruhiges, bureaukratisches Zaudern wagt oft nicht die entscheidende, den völlig neuen Verhältnissen entsprechende Sanierung — mit fieberhafter Eile arbeiten unterdessen destruktive Gewalten, aus jenem Zögern noch möglichsten Gewinn zu ziehen.

Dieser gewissen Aehnlichkeit zwischen den staatlichen Verhältnissen des Urchristentums und unserer heutigen staatlichen Entwicklung steht die völlige Verschiedenheit des übrigen Milieus gegenüber. Wohl hatte auch das Altertum seine Groß- und Weltstädte wie Rom und Alexandria, wohl fluteten auch dort Menschen aus allen möglichen Gegenden und von allen möglichen Anschauungen zusammen; doch was ist dies im Vergleich zu unseren Millionenstädten! Das einzelne Individuum war dort keineswegs den sich bekämpfenden Gegensätzen preisgegeben wie heute. Die charakteristischen Merkmale, die noch heute eine moderne Stadt Westeuropas unterscheiden von den typischen Städten des Orients, die verschiedene Einschätzung von Zeit und Individuum und die damit bedingte soziale Lebensführung, mögen in denkbar gesteigerter Form uns den Unterschied ahnen lassen zwischen einst und jetzt. Dies völlig veränderte Milieu muß naturgemäß auch auf die Psyche des Menschen ihre Wirkung geltend machen. Man stelle sich nur einmal all die Einflüsse lebenswahr vor Augen, denen der heutige Großstadtmensch unterliegt, oder denen er sich preisgibt. Zu der mächtigen Sphäre seiner sozialen Lebensstellung, die sein Denken und Sinnen in Spannung hält, gesellt sich der Einfluß seiner Umgebung, der Presse, die vielleicht sein tägliches geistiges Frühstück bildet, und seiner Erholung. Welch ungeheuren Einfluß gerade auch letztere mehr und mehr gewinnt, wird jedem bekannt sein, der sich unsere modernen Plakatsäulen mit ihren raffinierten Anziehungsmitteln täglich betrachtet. Fürwahr, sie sind gleichsam die Pulsader der Großstadt. In ihrer vieltönigen täglichen Färbung künden sie den normalen Theater-, Vortrags- und Konzertbetrieb, doch sie weisen auch die Fieberhitze der Faschingsauswüchse, wie politischer und religiöser Massenerregungen. Mit deutlicher Sprache in Lettern und Bildern künden sie nur allzu oft, was in vielen Theatern, Tingeltangeln, Kinematographen, komischen und ernsten Vorträgen usw. täglich gegen die gute Sitte, gegen die Kirche und ihre Vertreter über so viele Großstadtmenschen ergeht. Und mit welchem Eifer werden diese Anpreisungen nicht zum mindesten von unserer Jugend studiert! Der Kenner der Großstadtjugend weiß, wie gerade auf diesem Wege im Verein mit den Auslagen gewisser Kunst- und Buchhandlungen wie Leihbibliotheken so manches Herz vergiftet wird. Manche Erfahrung in der Schule kann hier ihre Erklärung finden. All diese kollektiven Massensuggestionen wirken täglich; was Wunder, wenn ihre Früchte reifen. Steter Tropfen höhlt den Stein.

Zu der Presse in all ihren Erscheinungen treten heute mehr als je die großen Versammlungen, das zündende Wort. Unsere gesteigerte Hochkultur gibt besonders im Süden unseres Vaterlandes volle Freiheit der Rede. Die Erörterung religiöser Probleme, der höchsten Kulturprobleme der Menschheit zeigt gewiß das große Interesse unserer Generation an diesen Fragen. Doch wird dadurch der Wert dieser Erörterungen nicht bewiesen. Religionsverhandlungen haben noch nie besonderen Nutzen gezeitigt. So mag man derartige Massenerregungen bedauern' doch werden sie wohl vorläufig noch weiter die Gemüter erregen. Mit wirklich fieberhaftem Eifer arbeiten die destruktiven Kräfte in internationaler Verbrüderung an der Untergrabung des Christentums. Nicht der Kirche, dem Christentum gilt heute der Todesstoß. Und schon jubeln Tausende! In ihrer Art sind die gegenwärtigen Erfolge, deren sich das Freidenkertum unzweifelhaft bereits erfreut, der Beweis, wie volle, zielbewußte Arbeit mit Verwertung aller dem modernen Menschen verfügbaren Mittel zum Ziele führt. So könnte dies wohl vielen als Muster dienen. Die Fahne des Kampfes gegen das Kreuz flattert heute sogar in sogenannten katholischen Städten, last not least in München, erregt in den Lüften. Geistiger Kulturkampf, wenn nicht auch weltlicher, ist bei weiterer Entwicklung der Dinge zu erwarten, wie ihn die Welt noch nie geschaut. Man fühlt sich in diesen erregten Debatten zurückversetzt in die ersten Tage des werdenden Christentums, wo die junge Pflanze sich das lebendige Tageslicht erkämpfen mußte. Unvergeßlich bleibt jener Kampfesmoment in der Diskussion zum erhebenden Vortrag des Freiherrn von Pechmann über Weltanschauung und Freiheit. Zum ersten Male hörten wir damals im katholischen München das Wort aus dem Munde des Führers der Freidenker, daß man das Christentum hasse aus ganzem Herzen. Damals noch im engen Kreise von Studierenden

gesprochen, hallt es heute unter dem Jubel der Menge bereits durch die weiten Räume des Münchner-Kindl-Kellers; nicht einmal, in drei großen und vielen kleineren Versammlungen fand es Echo in den Herzen von Tausenden während des vergangenen Winters. Es nahen Zeiten, über deren bitteren Ernst sich niemand einer Täuschung hingeben darf. Volle Achtung aber auch vor jenen starken Männern, die trotz der anstürmenden Wogen in diesen Versammlungen auf dem Felsenriff des Christentums als dessen Verteidiger aufzutreten den Mut haben. Hier ist ein volles Feld für Ausbildung gebildeter Laien, deren Wort ja in solcher Lage weit mehr wiegt als jenes des offiziellen Vertreters der Kirche.

Das Leben ist bitter hart geworden. Soweit es nicht ganz in materiellen Dingen völlig versinkt, haben doch nur reelle Dinge noch wirkliche Kraft. Das religiöse Problem kann sich dieser Zeitgestaltung nicht entziehen. Freilich, die volle Bitterkeit wird, wie stets, durch betrübende Schritte jener gezeitigt, die eigentlich das religiöse Empfinden hüten und fördern sollten. Wer einmal Zeuge jener erregten Momente war, die so recht den Lebenskampf beweisen, dem heute das Christentum entgegengeht, wird das Unheil dieser Taten um so mehr ermessen.

Wo Kampf ist, da pulsiert auch frisches Leben. Auch dieser Kampf wird nur zur Reinigung und Stärkung des Christentums und der Kirche beitragen. Er beweist nur, daß auch heute das Christentum, selbst nach der Auffassung der Gegner, noch Lebenskraft bewahrt; gegen eine innerlich zerfallene, ersterbende Gestalt würde man ja nicht kämpfen. Uns aber berechtigt und verpflichtet die Zeit zur ernsten Frage: „Custos quid de nocte?"

Ihre Beantwortung sei gleich großzügige, einheitliche, mutvolle Arbeit für das Kreuz, wie die Feinde gegen das Kreuz entfalten. Aehnlich den Stürmen, welche dieses Zeichen des Christentums auf den höchsten Bergesgipfeln des christlichen Europa seit Jahren umtoben, brausen in den Niederungen der Menschen heute geistige Stürme gegen das Kreuz. Möge dies in den Herzen der Menschen gleich festgeankert ebenso Trotz bieten wie droben auf steilem Felsenriff. „Gott will es", der Ruf, der einst Tausende begeisterte zu unsäglich mühevollem Zug gegen die Feinde des Kreuzes in ferne Länder, sollte er nicht auch heute die Söhne jener Glaubenskämpfer wecken zur Verteidigung des Glaubens in der Heimat, im christlichen Europa? Noch ist die Treue gegen das Christentum in unseren Volksschichten lebendig. Die imposanten Veranstaltungen gegen die Ferrer-Demonstration, die lebhafte Beteiligung der Münchener Katholiken an den vor kurzem zu gut gewählter Abendstunde abgehaltenen religiösen Konferenzen beweisen, daß auch heute noch gutes Erdreich sich findet für den Samen des Glaubens. Nicht minder erfreulich ist das Zusammenwirken der beiden christlichen Konfessionen zum Schutze der Grundlagen des Christentums. Mehr denn je möchten vielleicht heute Gedanken, denen das Lebenswerk eines Leibnitz einst gegolten, allmählich einer gewissen Verwirklichung entgegenreichen. Der Schutz des christlich-religiösen Empfindens unseres Volkes und damit unserer christlichen Kultur sollte fürwahr zu mächtiger, internationaler, kraftvoller Tat der Abwehr alle Edelgesinnten vereinen. Das sei für uns die Mahnung zur Tat als Lehre des Gegners.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin[1]).

Die Gährung in der nationalliberalen Partei.

Der preußische Ministerpräsident und sein Amanuensis v. Schorlemer-Liesen hatten es gut vor mit den Nationalliberalen; sie haben gewiß beide nicht erwartet, daß ihr schönes Drittelungs-Amendement sich zu einem Erisapfel entwickeln würde. Das Zentralkomitee der nationalliberalen Partei für Westfalen hat offiziell mit Stimmenmehrheit beschlossen, daß die Wahlrechtsvorlage in der Herrenhausfassung als die geeignete Grundlage für eine baldige Verständigung zu betrachten sei. Von den rheinischen Nationalliberalen liegt noch keine offizielle Nachricht vor; doch ist es zweifellos, daß ein bedeutender Teil der liberalen Rheinländer ebenfalls für die verschlechterte Vorlage eintreten wird; denn die Schwerindustrie und ihre Freundschaft geht über die Provinzgrenze hinüber, und entscheidend für die Stellungnahme ist allein die Hoffnung auf einen beträchtlichen Mandatsgewinn infolge der erweiterten Drittelung. Das Einschwenken der westlichen Plutokraten bringt nun aber die nationalliberale Gesamtpartei in eine heillose Verwirrung. Es besteht noch zu Recht der Beschluß des preußischen Parteitages von Magdeburg, welcher unbedingt die direkte Wahl fordert. Auf diesen maßgebenden Beschluß haben die Jungliberalen sich mit Fug und Recht berufen. Ebenso ist der Hansabund neuerdings (trotz seines angeblichen unpolitischen Charakters) in einer feierlichen Kundgebung dafür eingetreten, daß keine Wahlreform annehmbar sei, die nicht wenigstens die direkte Wahl und eine neue Wahlkreiseinteilung oder Mandatsverteilung bringe. Fast die gesamte nationalliberale Presse, namentlich auch die in den außerpreußischen Reichsteilen, beharrt entschieden auf dem Widerspruch gegen ein Wahlkompromiß auf Grund der Herrenhausfassung. Natürlich würden alle diese Leute es recht gerne sehen, wenn ohne ihre Verantwortlichkeit ein Gesetz zustande käme, das den Parteigenossen im Nordwesten die Eroberung von 10 bis 20 Zentrumsmandaten ermöglichte. Aber sie wollen nicht den ausschlaggebenden Bestandteil der gesetzgebenden Mehrheit bilden; denn dann hätten sie die Verantwortlichkeit für das ganze Werk nach links hin zu tragen, und zugleich würde ihnen der geplante Raubzug in den konservativen Besitzstand erschwert werden.

Seitdem die nationalliberale Partei auf den Trümmern des Bülowblocks sich zu einer rücksichtslosen Hetz- und Verneinungspolitik entschloß, ist hier wiederholt darauf hingewiesen worden, daß nicht alle Teile der Partei diese neue Taktik auf die Dauer mitmachen können, und daß also ein Gärungs- und Klärungsprozeß innerhalb dieser alten Organisation eintreten müsse. Herr v. Bethmann Hollweg hat nun durch das Danaergeschenk der größeren Drittelungsbezirke die schleichende Parteikrisis zur akuten gemacht.

Die nationalliberale Partei befindet sich in der Tat in einer sehr schwierigen Lage. Bei den nächsten Reichstagswahlen braucht sie in ihren meisten Wahlkreisen Stichwahlhilfe von links und von rechts. Will sie bei den preußischen Landtagswahlen den unter Bülows Segen geplanten Eroberungszug in den konservativen Besitzstand machen, so braucht sie die Hilfe der Fortschrittspartei und vielfach auch der Sozialdemokratie. Auf den letzteren Gesichtspunkt war hauptsächlich die Taktik des letzten Jahres orientiert; das außerpreußische Seitenstück war die offene Großblockpolitik in Sachsen, Baden usw. Wenn nun die Nationalliberalen den im rheinisch-westfälischen Industriegebiet gebotenen Vorteil einheimsen wollen, so müssen sie die Brücken nach links vollständig abbrechen. Sie geraten dann in die „reaktionäre Masse", und für jeden Wahlkreis, den sie etwa den Konservativen oder dem Zentrum abjagen, können sie vielleicht zwei oder drei an die Linke verlieren.

Es riecht nach einer neuen Sezession.

Zur Steuer der Wahrheit muß inzwischen festgestellt werden, daß die „Jungen" und die „Entschiedenen" in der jetzigen nationalliberalen Partei nicht etwa aus grundsätzlichen Bedenken gegen die plutokratische Verschlechterung des Wahlrechts Einspruch erheben, sondern nur wegen Beibehaltung der indirekten Wahl und der alten Wahlkreiseinteilung. Den traurigen Rückschritt, der in der Verstärkung des Uebergewichts der großen Geldbeutel liegt, würden auch diese lauten Vorkämpfer von Freiheit, Recht und Menschenwürde ganz gerne mit in den Kauf nehmen. Man kann nicht kräftig genug diese „liberalen" Wahlrechtsverschlechterer verurteilen, wenn man sieht, wie zu gleicher Zeit ihre Parteigenossen in Bayern sich als volkbefreiende Vorkämpfer des Proporzes aufspielen gegenüber einem Wahlrecht, das an Gerechtigkeit und Volksfreundlichkeit sich von dem preußischen unterscheidet, wie die Nacht vom Tag. Natürlich ist die gute Wahlreform in Bayern gegen den Liberalismus zustande gebracht worden.

Die Stichwahlen in Frankreich.

Etwas Ueberraschendes haben die Neuwahlen in Frankreich schließlich doch gebracht, nämlich etwa 20 neue Mandate für die vereinigten (unabhängigen) Sozialisten auf Kosten der radikalsozialistischen Regierungspartei. Die katholisch-konservative Minderheit soll hier und da für diese selbständigen Sozialisten den Ausschlag gegeben haben. In der Tat bilden diese ver-

[1]) In meinem Artikel über „König Eduard VII †" in der vorigen Nummer ist bei der Entzifferung moderner Hieroglyphen ein Satz zu schaden gekommen. Es sollte auf Seite 330 Spalte 2, Zeile 26ff, heißen: „Rußland, der Rivale in Asien, wurde von dem ersten und tatkräftigsten Bundesgenossen Englands, dem Emporkömmling Japan, so geschwächt und gedemütigt, daß jede Gefahr für Indien auf absehbare Zeit ausgeräumt war. Obendrein usw."

lorenen Stichwahlen einen kleinen Denkzettel für die kulturkämpferischen Regierungsparteien. Aber der alte Block hat nach wie vor die Mehrheit, und ob Jaurès den Stimmenzuwachs ausnützen kann, muß es sich erst noch zeigen, wenn kritische Fragen zu Absplitterungen vom Regierungsblock führen.

Leider ändern die Stichwahlen nichts an der traurigen Tatsache, daß die **Katholiken** kaum mit Mühe und Not ihren kärglichen Besitzstand zu behaupten vermögen, aber zur Eroberung weiteren Einflusses im Lande durchaus unfähig sind. Einige Blätter suchen mit allerhand optimistischen Deutungen an Einzelheiten und Personalien den Eindruck der Niederlage abzuschwächen. Wir halten alle Beruhigungspulver für schädlich. Es kann nur besser werden, wenn allseitig die traurige Wirklichkeit richtig erkannt und auf Grund dieser Einsicht die Hand an einen **Neubau von Grund auf** gelegt wird.

Der englische Krönungseid.

Als vor 9 Jahren König **Eduard** VII. gekrönt und bei dem feierlichen Akte nach der alten Formel die Verehrung der Mutter Gottes, die Transsubstantiation und die hl. Messe als „abergläubisch" und „götzendienerisch" bezeichnet wurde, wobei nebenbei noch die Möglichkeit einer heimtückischen Dispens seitens des Hl. Stuhles angedeutet wurde, da versicherte man angesichts der Entrüstung der Katholiken, dieser alte, häßliche Zopf sollte abgeschnitten werden. Es kam aber nicht zu einer Aenderung. Die Irländer, welche im Hause der Gemeinen das katholische Element repräsentieren, haben über ihren realistischen Interessen die ideale Forderung der Toleranz und der Ehre des Katholizismus vergessen. Jetzt wird das alte Beruhigungspflästerchen von neuem verwendet. Angesichts der bevorstehenden Krönung heißt es wieder, die überlebte Formel solle abgeändert werden. Und alsbald ist der Vorstand eines „Evangelischen Bundes" in englischer Form bei der Hand, um Einspruch zu erheben gegen die beabsichtigte Schonung der Katholiken.

Durch die Schimpfworte, die ein englischer König in seiner Krönungsrede gebrauchen muß, wird die Macht und das Ansehen der katholischen Weltkirche nicht geschädigt. Aber es verdient als Zeichen der Zeit allgemein beachtet zu werden, daß Intoleranz und Gehässigkeit heutzutage auf der **protestantischen** Seite zu finden sind, nicht bei dem angeblich so streitbaren und kulturfeindlichen Ultramontanismus. In Deutschland braucht man für die Emanzipation der protestantischen Minderheiten in vorwiegend katholischen Staaten nichts mehr zu tun; aber die katholischen Minderheiten in Braunschweig, Sachsen usw. müssen noch immer um Hilfe rufen bei ihren Glaubensgenossen im Reichstag, da die Katholiken in den betreffenden Landtagen gar nicht vertreten sind. Unsere Kulturkämpfer können sich nicht genug tun in der Entrüstung über irgend einen kräftigen Ausdruck, der in einem alten katholischen Aktenstück oder auch nur in einem „jesuitischen" Buch steht. Aber wenn irgendwo in der Welt noch ein katholischer Monarch eine protestantische Glaubenslehre mit einem Schimpfwort abschwören müßte, so würden die Blätter und die Redner auf beiden Seiten der Erde einen wahren Taifun der „Entrüstung" erhoben haben, so daß längst die „Rückständigkeit" fortgeblasen worden wäre. Die abscheulichen Ausdrücke der englischen Krönungsrede gelten aber noch im zehnten Jahr des neuen Jahrhunderts. Gegen die Katholiken und den Papst ist alles erlaubt, was sonst in der guten Gesellschaft von heute als Albernheit oder Roheit gilt. Wir Katholiken haben noch **viel zu tun**, ehe wir die wirkliche **Gleichberechtigung** erlangt haben.

Auf dem Wege zur Korruption.

Zu den Wahlrüstungen des „unpolitischen" Hansabundes.

Von Hans Pelzer.

Wir werden bei jeder Reichstagswahl, in jedem Wahlkreise die Hand mit im Spiele haben. Zwar werden wir uns nicht aktiv am Wahlkampfe beteiligen, allein nur diejenige Partei darf auf unsere Unterstützung rechnen, welche unsere Forderungen zu den ihrigen macht. So ungefähr kennzeichnete vor kurzem ein Wortführer des Hansabundes die Stellung, welche der Bund bei den Reichstagswahlen einzunehmen gedenkt. Schält man aus diesem kaufmännischen oder geschäftsmäßigen Diplomatendeutsch die Grundgedanken heraus, so ergibt sich als politisches Aktionsprogramm des Hansabundes folgendes: Erstens: Wir **sind zum Schein nach außen hin neutral.** Zweitens: **Wir beeinflussen die Wahlen in unserem Sinne mit Geld.**

Daß sich der Hansabund trotz seines Vorgebens, ein unpolitischer Verein zu sein, bei den Wahlen nicht neutral verhalten werde, mußte von vornherein für jeden klar sein, der sich bewußt ist, daß wirtschaftliche Fragen zumeist auch politische sind, und daß als ausschlaggebende Faktoren auf dem ganzen Gebiete der Gesetzgebung nur die politischen Parteien und die Anschauungen der den einzelnen Parteien mehr oder minder nahestehenden Regierungsvertreter in Frage kommen. Das neutrale oder unpolitische Mäntelchen des Hansabundes ist zu dünn und fadenscheinig, um auch nur ein Wort über die politischen Aspirationen dieses Konglomerates von Interessenvertretungen verlieren zu müssen. Der Hansabund muß und wird sich politisch betätigen, und da frägt es sich nur: Auf welchem Wege und mit welchen Mitteln? Die Antwort auf den ersten Teil dieser Frage läßt sich mit kurzen Worten geben:

Nicht mit offenem Visier tritt er in die politische Arena; aus sicherem Versteck führt er den Kampf mit Hilfe von Söldlingen, die ihm heute weit zahlreicher und viel bereitwilliger zur Verfügung stehen als jenem Bunde, von dem er den Namen entlehnt hat. Die fast allgemein herrschende Begierde nach Erwerb, Reichtum und Genuß sichert in unserem materialistischen Zeitalter einem jeden, der über genügend Geld und Kredit verfügt, einen starken Troß von Anhängern, Mitläufern und Handlangern, deren politische Gesinnung, falls überhaupt von einer solchen gesprochen werden darf, wandelbar ist. Das wissen die Drahtzieher des Hansabundes, und daher auch ihr Bestreben, die Kasse des Bundes zu füllen, um die Mittel zum Kampfe parat zu haben. Es kann nicht daran gezweifelt und darf durchaus nicht unterschätzt werden, daß dem Hansabund bei einer Mitgliederzahl von insgesamt über einer Million (einschließlich der angegliederten Verbände) das zur Wahlmache erforderliche Geld in einem Maße zur Verfügung stehen wird, wie dies wohl noch bei keiner politischen Partei der Fall gewesen ist. Selbst die Partei der Nationalliberalen, man darf vielleicht in Rücksicht auf den in ihr wirkenden jungliberal-demokratisch-sozialistischen Sauerteig bereits sagen: unseligen Angedenkens, wird mit Neid auf diese vollgefüllten Geldsäcke schauen und sich eingestehen müssen, daß sie das „Geschäft" nicht so gut verstanden hat wie die Leute vom Hansabund. Ein schwacher Trost mag ihr allerdings verbleiben: Bei guter Gesittung und Aufführung hat sie die erste Anwartschaft darauf, an dem Tische des Reichen sitzen zu dürfen und von ihm ausgehalten zu werden. Durch ihre bisherige Taktik und Interessenpolitik ist sie ja dem Hansabund bluts- und geistesverwandt. Die aus Kreisen der rheinisch-westfälischen Eisen- und Kohlenindustrie in der „Kölnischen Zeitung" (Nr. 528) an den Hansabund gerichtete energische Vorstellung in Sachen der preußischen Wahlreform wird die Freundschaft nicht dauernd trüben.

Nach einer bis jetzt unwidersprochen gebliebenen Meldung des „Berliner Lokalanzeigers", Nr. 232, hat der geschäftsführende Vorsitzende des Hansabundes in der Generalversammlung des Verbandes der Thüringischen Industriellen sich mit dankenswerter Offenheit dahin geäußert, daß

„es gelungen sei, **für alle aussichtsreichen Reichstagswahlkreise Kandidaten aus den Kreisen von Handel, Industrie und Gewerbe zu finden.** Der Hansabund habe infolge der letzten Wahl in Oletzko-Lyck-Johannisburg seine Taktik geändert und **werde vor allen Dingen bemüht sein, agrarische Kandidaturen zugunsten der bürgerlichen** (d. h. solcher von Handel, Industrie und Gewerbe) **zu Falle zu bringen.**"

Die Taktikänderung des Hansabundes dürfte nur darin bestehen, daß er bereits die Zeit für gekommen erachtet, aus seiner Abneigung gegen die Landwirtschaft und die rechtsstehenden Parteien, einschließlich natürlich des ††† Zentrums, und aus seiner Vorliebe und einseitigen Stellungnahme für das Großkapital, die Großindustrie und deren Schutztruppen, die in allen Regenbogenfarben schillernden Liberalen von Bassermann bis Payer, kein Hehl mehr zu machen. Hansabund und Liberalismus — par nobile fratrum! Der eine für den anderen geschaffen und beide einander würdig und ebenbürtig.

Woher aber, so müssen wir noch fragen, bezieht der Hansabund seine Mittel? Sind seine Mitglieder so selbstlos und opferwillig, um ungezählte Tausende aus eigener Tasche spenden zu können? Beileibe nicht. Wenn es auch gilt, die eigenen materiellen und wirtschaftlichen Interessen durch das Eingreifen in den Kampf der politischen Parteien durchzusetzen, so ist man

doch nicht willens, persönlich Opfer zu bringen. Man zähle einmal die Vereine, Verbände, Korporationen, Aktiengesellschaften usw., die dem Hansabunde beigetreten sind, und frage nach den Summen, welche von den Vorständen, Direktoren und Aufsichtsräten aus den Einnahmen und dem Vermögen der von ihnen vertretenen Vereine und Gesellschaften dem Hansabunde überantwortet werden! Hier ist der Schlüssel zur Macht des Hansabundes gegeben, zu einer Macht, die sich um so ungestörter und ungenierter entfalten kann und wird, je weniger sie eigenem Opfermut und eigenem Verdienst entsprungen ist. Wir sind somit auf dem besten und kürzesten Wege zur Korruption.

Frankreichs neue Kammer und innere Politik.

Von Albert Dettling, Paris.

Der 20. Parteienwaffengang der dritten Republik ist zu Ende. Die Doppelwahlschlacht vom 24. April und 8. Mai ist geschlagen. Die Würfel sind gefallen. Und das Resultat? Das gerade diesmal so viel prognostizierte, theoretisch umstrittene und von rechts und links fast bang Erwartete? Regierung, Preßagenturen, Preßorgane und politische Parteivereine schauten sich flugs nach ihm um und tischten es dem Leser in verschiedenen Schattierungen auf. Man muß schon ein guter Kenner der hiesigen Verhältnisse sein und sich auf die parteitaktischen Kulissenmanöver verstehen, um aus dem in Bausch und Bogen aufgetragenen und von egoistischen Wünschen beeinflußten statistischen Wirrwarr der Widersprüche ein sachliches Urteil gewinnen zu können. Das ist um so schwieriger, als ein gutes Drittel des Kammerbestandes neu besetzt wird.

Die Hauptkonturen der künftigen Zusammensetzung waren indes schon durch die Wahlresultate vom 24. April gezeichnet. Schon da war ein Anwachsen der sozialistischen Mandate und ein Rückgang der bisher (und auch heute noch) stärksten Kammerfraktion, d. h. der Radikalsozialisten, unverkennbar. Für Eingeweihte war es nicht allzu schwer, schon bevor die vox populi zu sprechen begann, eine Prophezeiung in diesem Sinne selbst im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten zu wagen. Wenn gewisse Preßorgane des Inlandes und vor allem des mitunter recht spärlich unterrichteten Auslandes infolge der politischen und sonstigen Skandale einen Sieg der grundsätzlichen Opposition erwarteten, der sich für die herrschenden Mehrheiten gar zu einer Art Panama gestalten könnte, so bewies das eben weiter nichts als eine rührende Naivität und eine völlige Unkenntnis der politischen Grundstimmung und der parteipolitischen Organisationskräfte Frankreichs.

Wenn nun auch die Jagd nach den Deputiertensitzen, an die sich jetzt ein Jahresgehalt von 15,000 Fr. und vielfach noch sonstige Nebeneinkommen knüpfen, eine äußerst rege war — in einem Wahlbezirk des Südens standen sich nicht weniger als 91 Kandidaten gegenüber, in einem anderen 65 — und wenn von den 11½ Millionen Wahlberechtigter 8½ Millionen abstimmten, so verlief die Kampagne im großen ganzen mit seltener Ruhe. Das Pistolenduell in Algier mit tödlichem Ausgang als Einleitung, die anarchistischen Manifestationen gegen den Ministerpräsidenten Briand in Saint Chamond, die Beschädigung einiger Urnen, der Brand einer Landmairie, vereinzelte Straßenkundgebungen nach dem Bekanntwerden der Wahlresultate, der Angriff einer glutäugigen Pariser Feministin auf den Bautenminister Millerand mit der allerdings respektablen Waffe einer modernen Hutnadel, haben in einem so temperamentvollen Lande keine andere Bedeutung als die der Allerleirubrik. Die Ruhe der Masse, von der im ersten Wahlgang 75% zur Urne traten und im zweiten 80%, begründet sich keineswegs mit Indifferenz, wie da und dort behauptet wurde, sondern damit, daß die grundlegende Meinung bereits zum voraus gefaßt war. Und das war um so leichter, als eine die Geister packende Parole fehlte, ein Ideal, und der Kampf sich mehr um Personen als Programme abwickelte.

Von den 3348 Kandidaten (gegen 2357 vom Jahre 1906) ziehen also 597 Abgeordnete ins Palais Bourbon ein, darunter über 200 parlamentarische Neulinge. Eine ungewöhnlich hohe Ziffer. Unter solchen Umständen ist, wie gesagt, die mit parteipolitischer Tendenz aufgestellte und von den Preßagenturen mit Schnelldampf zugestutzte und zur Veröffentlichung bestimmte Klassifizierung vorsichtig aufzunehmen und gründlich nachzukorrigieren. Das endgültige Urteil kann eigentlich erst dann gefällt werden, wenn man die Kammer einmal am Werk gesehen hat. Immerhin steht es fest, daß die Radikalsozialisten (= linker Flügel des Radikalismus = Radikale, die den Staatssozialismus in milderer Form anstreben, aber am Eigentumsbegriff festhalten), die mit ca. 133 Sitzen immer noch die stärkste Fraktion bilden, die Kriegskosten bezahlen, während der revolutionäre Flügel der Sozialisten (= geeinte Sozialisten unter Jaurès und Guesde, die sich dem Programm der internationalen Sozialistenkongresse anschließen), die Siegespalme einheimst. Die ersteren verlieren mit den Radikalen, der zweitgrößten Fraktion (ca. 120 Sitze) ungefähr 30 Mandate, während die unifizierten Sozialisten ihre bisherigen 55 Sitze auf 75 hinaufschnellen. Die Schlappe der zwei radikalen Parteien sitzt um so empfindlicher, als sich unter den Leichen, die die Wahlstatt bedecken, gerade auch verschiedene der Führer befinden, vor allem Dubief, der Präsident der radikalsozialistischen Fraktion, der stark antiklerikale Wortführer de Pressensé, der nach dem Elysee strebende frühere Kammerpräsident Doumer usw., während Delcassé um ein Haar von der politischen Bildfläche verschwand, Brisson, des Radikalismus Nestor, mit knapper Not sich retten konnte, und Pelletan seine imposante Stimmenzahl von ehedem bedeutend schwinden sah. Dabei kommt noch ein anderer Gesichtspunkt in Betracht, der auf eine nach außen hintangehaltene Gärung in der radikalen Wählerschaft schließen läßt und die Verschiebung des Parteimachtbestandes beleuchtet. Einem Verlust von 70 Sitzen steht ein Gewinn von 40 Sitzen gegenüber, so daß fast ein Drittel der beiden Fraktionen zum ersten Male die Arena im Halbmondsaale an der Seine betritt. Die Lösung dieses Rätsels ist unschwer zu finden. Die im Parlament so oft hervorgetretene Zerfahrenheit und Inkonsequenz der radikalen Volksvertreter ist auch in der Wählermasse als logische Folge zum Ausdruck gelangt. Anstatt sich mit sozialen, wirtschaftlichen und finanzpolitischen Problemen zu beschäftigen, hat man vom schwarzen Gespenst und schillernden Phrasen gezehrt und die eigene Existenzberechtigung damit künftig in Frage gestellt. Die abgelaufenen Wahlen sprechen dazu das beredte Wort, das wir schon am 23. April in der „Allgemeinen Rundschau" durchaus richtig vermutet haben. Es bleibt den Herren Radikalen, wie ihre Preßorgane verkünden, nun noch der Trost, daß sie ihre Mandatverluste an die Sozialisten aufs Konto der Wahlkompromisse setzen und darauf, daß die Konservativen, die ihre Erfolge in der schwächlichen „Politik des Schlimmeren" suchen, für die Kollektivisten, das größere Uebel, stimmten, nur um den Radikalen eins ans Bein zu geben. Das mag ja da und dort zutreffen. Im allgemeinen ist jedoch der Abmarsch einer beträchtlichen Wählermasse, die von der Unfruchtbarkeit der radikalen Parteipolitik überzeugt wurde, ins kollektivistische Lager eine Tatsache.

Die 80 Konservativen, Royalisten, Bonapartisten usw. schwinden in der neuen Kammer auf 70 herab. Den Verlust haben dabei in erster Linie die Monarchisten zu tragen. Eine Stärkung des republikanischen Gedankens nach rechts. Die Liberalen (= Katholiken unter republikanischer Flagge = französisches Zentrum) erzielen einen Gewinn von 6 Sitzen und erreichen nun eine Fraktionsstärke von etwa 30 Sitzen. Das Häuflein Nationalisten (16) verzeichnet den Zuwachs eines Mandats und die bescheidene Genugtuung, daß drei Vertreter seiner historischen Blütezeit (Boulangismus) wieder ins Parlament einrücken. Die etwa 60 Köpfe zählenden Progressisten (= Rechtsrepublikaner) kehren wie die 28 unabhängigen Sozialisten (d. h. Nationalkollektivisten) ungefähr in der alten Stärke zurück. Aber auch hier haben beachtenswerte Verlust- und Gewinnverschiebungen stattgefunden, die sich über 30 Departements verteilen. Die Linksrepublikaner (= gemäßigte) weisen eine sehr nennenswerte Steigerung auf. Sie sind jetzt mit ihren zirka 90 Mandaten numerisch die drittstärkste Partei. So stellt sich die parteipolitische Bilanz der jetzt beendeten Wahlen dar. Während also, arithmetisch gesprochen, die herrschenden Radikalen und Radikalsozialisten in der letzten Gesetzgebungsperiode beinahe die Hälfte der Deputiertensitze einnahmen, ist ihr Gesamtbesitzstand jetzt auf $^3/_7$ reduziert worden. Die parlamentarische Stimmenzahl der wachsenden Linksrepublikaner beträgt $^1/_7$ und die der siegenden „geeinten Sozialisten" $^1/_8$. Ich habe schon in der Abhand-

lung „Der erste Wahlgang in Frankreich" (Nr. 19 der „Allgemeinen Rundschau") auf die Erfolge der zum erstenmal auf dem Plan erschienenen Anhänger der Verhältniswahl hingewiesen. Dieses Charakteristikum ist auch bei den Stichwahlen zum Ausdruck gekommen. Von 8500000 in die Urne gelangten Wahlstimmen haben sich fast 5000000 zum Proporzsystem bekannt und nach einer zuverlässigen Statistik 320 Abgeordnete in das Palais Bourbon gesandt. Die politisch-korruptive Arrondissementswahl darf sich den Grabstein setzen. Ueber den Modus der künftigen Wahl mag man sich noch streiten, die Aenderung des jetzigen ist eine absolute und von der Großzahl der Parteien anerkannte Notwendigkeit, eine politische Lebensfrage.

Ganz neue Erscheinungen in der französischen Abgeordetenkammer sind 3 Agrarsozialisten, die vom Norden kommen, und drei Sozialisten, die dem Vorstandsausschuß des berüchtigten Arbeitsbundes angehören, der bisher der direkten Aktion, d. h. der gewaltsamen Revolution das Wort redete und dem Parlamentarismus streng feindlich gegenüberstand. Haben die Meinungen gewechselt, oder handelt es sich einfach um ein paar Streber nach dem „Butterteller" der Einkünfte und Würden, welche die Gewerkschaften als Sprungbrett für ihre persönliche Berechnung benützten? — Was die Berufe der gewählten Deputierten betrifft, so sind 100 Grundbesitzer, 120 Advokaten, 55 Mediziner, 44 Journalisten, 17 frühere Offiziere usw. Neun gehören dem Institut an, davon 3 der Académie française. Von 17 Exministern haben 13 mit Erfolg kandidiert.

Wie ist es nun mit der Mehrheit bestellt, auf die sich das Kabinett stützen kann? In der 1906 geborenen Kammer bildeten die radikale Gesamtpartei (281 Stimmen), die Linksrepublikaner (80) und die unabhängigen Sozialisten (29) in allen Fällen von republikanisch politischer Bedeutung eine sichere Gefolgschaft (390). Für die neue Kammer rechnet sich die Regierung eine Majorität von etwa 370 Stimmen zurecht, wobei sie sich auf dieselben vier Fraktionen stützt. Diese Schätzung dürfte der Wahrheit sehr nahe kommen. Damit wäre die Opposition, selbst wenn man ihr die Parteisozialisten und Progressisten noch beizählt, um etwa 140 übertrumpft. Der Verlust ist also, da die Linksrepublikaner einen Zuwachs von 11 Mandaten verzeichnen konnten und so den Rückgang der Radikalen teilweise wieder ersetzten, numerisch gering. Und was Ministerpräsident Briand auf diese Weise quantitativ verliert, gewinnt er qualitativ doppelt. Es sind ihm vor allem unzuverlässige Mitgänger abhanden gekommen, mehrere führende Combisten, die mit Vorliebe Querhölzer in den Weg warfen. Verschwunden ist so H. Michel, der Wortführer der Marinedebatten, die parteipolitisch auf die Beseitigung Clemenceaus abzielten. Aus dem Sattel gehoben ist der ehemalige Kolonialminister Guiysse, der sich wieder nach einem Portefeuille sehnte und die Rückkehr des Systems Combes stets warm befürwortete. In der Grube versunken ist auch der schon erwähnte Präsident Dubief, der alle paar Wochen eine Audienz beim Kabinettschef forderte, um sich Rechenschaft über die Regierungspolitik ablegen zu lassen. Dafür sind aber gerade einzelne in der Combistischen Aera als „Dissidenten" Gebrandmarkte, die 1906 ihre Sitze einbüßten, wieder gewählt worden. So der frühere Marineminister de Lanessan. Auch die Verstärkung der sogenannten Linksrepublikaner bedeutet zugleich eine Verstärkung der Anhänger der Briandschen Versöhnungspolitik. Unter solchen Umständen ist die Demission des Kabinetts, zu der weder eine konstitutionelle noch parlamentarische Verpflichtung vorliegt, vorläufig ausgeschlossen.

Die Wahlen 1910 haben kurz resümiert folgendes ergeben:

1. Glänzender Sieg des Republikanismus und der Regierung;
2. Rückgang des Monarchismus, Radikalismus und Anwachsen des revolutionären Sozialismus;
3. Niederlage der radikalen Sektierer und Verstärkung der gemäßigten Republikaner;
4. Sieg der Anhänger der Verhältniswahl.

Der Kampf um das republikanische Prinzip, das in den letzten zwei Dezennien immer stärker zum Ausdruck kam, kann als beendet betrachtet werden. Die Parteien von heute, deren Vertreter sich verfassungsgemäß am ersten Juni im Seinehalbmondsaal wieder zusammenfinden, stehen vor neuen Aufgaben. Es gilt, den republikanischen Bau von innen auszustatten. Die nächste Legislaturperiode schon dürfte zeigen, ob die Volksvertretung imstande ist, die sozialen Reformen, die Wahl-, Verwaltungs-, Justiz- und Finanzreform wenigstens teilweise zu verwirklichen.

Das Bismarck-Nationaldenkmal am Rhein.

Von Dr. Ackermann.

In einigen Jahren soll Deutschland ein neues Denkmal im Stile des Niederwald-, Hohensyburg- oder Kyffhäuserdenkmals erhalten. Als Standort ist die Elisenhöhe oberhalb Bingerbrück bereits erworben, größere Summen sind eigens für dieses Denkmal auf diesem Berge gezeichnet, der Denkmalsausschuß und die Stadt Bingerbrück haben sich durch Beschlüsse gebunden, und das Preisausschreiben an alle deutschen Künstler ist veröffentlicht. Aus der Höhe der ausgesetzten Preise und der Mittel, die der Ausschuß aus den Sammlungen zu erhalten hofft (1800000 M), ist mit Sicherheit zu schließen, daß als „monumentales Wahrzeichen der Dankbarkeit und Verehrung" wiederum ein Standbild mit architektonischer Umrahmung oder Ueberbauung dem deutschen Volke am 1. April 1915 beschert werden soll — nach dem Plane des Ausschusses.

Werden die deutschen Künstler dieser Absicht durch Einreichung entsprechender Entwürfe entgegenkommen? Werden die Preisrichter — zum großen Teil ebenfalls deutsche Künstler — ästhetische Unmöglichkeiten prämiieren und so einer von ihnen zur Ausführung verhelfen? An die deutschen Künstler richtet sich der hier folgende Appell. Sie — die entwerfenden und die richtenden — haben jetzt die Macht in Händen, das, was an Vorbereitungen für das Bismarckdenkmal bereits geschehen ist, zu einem guten Ende zu führen.

Zunächst sei hier einem Einwurfe begegnet, der diesem Aufsatze gemacht werden könnte: daß es unpatriotisch sei, dem geplanten Bismarcknationaldenkmal Hindernisse zu bereiten. Mit Patriotismus macht man keine Kunst. Beide haben im vorliegenden Falle nur insofern miteinander zu tun, als die Vaterlandsliebe die Mittel hergeben soll zur Ausübung der Kunst. Was mit seinem Gelde geschaffen wird, kann der patriotische Schenker nicht beeinflussen: Pflicht der Künstler ist es, dieses Geld seinem Zwecke entsprechend in ein Werk überzuführen, das in jedem Beschauer den Stolz auf Bismarck und sein Werk, seine Dankbarkeit und Verehrung für ihn weckt oder hebt.

Daß ein Standbild Bismarcks mit architektonischer Umrahmung auf der Elisenhöhe ein solches Werk sein könnte, muß verneint werden. Wie vollendet es in seinen Einzelnheiten auch sein möge, wegen seines Standortes auf freier Bergeshöhe im Rahmen einer großartigen Natur kann es doch nicht als Kunstwerk wirken, ebensowenig wie dies die anderen oben erwähnten „Freiluftdenkmäler" Deutschlands tun. Der Standort und die Zweckbestimmung sind es, die einem mit dem Boden verankerten Werke aus Künstlerhänden die Weihe des Kunstwerks geben. Sachen, mit deren Wesen jeder den Begriff der Beweglichkeit verbindet, z. B. kleinere künstlerisch ausgeführte Gegenstände können als Kunstwerke wirken, gleichgültig, wo sie sich befinden. Größere solche Gegenstände, z. B. Möbel, werden bereits wesentlich von ihrer Umgebung beeinflußt: stehen sie schlecht, so hat man doch immer noch den Trost, daß sie sich in eine ihnen angemessene Umgebung bringen lassen. Ist aber ein Kunsterzeugnis, das seinem Wesen nach mit der Erde mittelbar oder unmittelbar verbunden werden muß, in einen für es nicht wesenähnlichen oder seiner Zweckbestimmung widerstrebenden Standort gebracht, so ist der Fall ästhetisch hoffnungslos, d. h. das Kunsterzeugis wirkt nicht als Kunstwerk.

Man stelle sich z. B. vor, daß in der Nähe eines Eifeldorfes korinthische Säulen von hohem Kunstwert gefunden und zum Bau einer Eingangshalle vor die schlichte, niedrige Dorfkirche verwendet worden wären: die Säulen würden nicht mehr als Kunstwerke wirken. Was vom Teile, gilt vom Ganzen. Würde dem bescheidenen Eifeldorfe ein reicher Stifter eine neue hochstrebende Kirche im Kathedralenstile schenken, so würde er eine ästhetische Geschmacklosigkeit begehen. Der größte Teil der neugebauten Dorf- und Kleinstadtkirchen Deutschlands sind solche Geschmacklosigkeiten.

Es ist nicht die Hauptaufgabe einer Kirche, ein Kunstwerk zu sein; sie sollte es sein, ist sie es nicht, so kann sie trotzdem — freilich in vermindertem Maße — ihren Zwecken dienen. Dasselbe gilt von jedem anderen Bauwerk, einer Schule, einer Brücke, einem Grabmonument. Dasselbe gilt aber nicht von einem Denkmal, wie es hier geplant ist. Können bei anderen Bauwerken Zweckbestimmung und Kunst nebeneinander hergehen, so fällt bei einem reinen Denkmal beides zusammen. Sein Zweck ist Kunst. Nur durch sein Dasein an sich ohne



hinzutretende andere Wirkungen soll es seine Bestimmung erfüllen, nämlich den Beschauer auf Bismarck hinzuweisen, ihn im Gedanken an Bismarck zu läutern und zu erheben.

Ist es also der einzige Zweck eines solchen Denkmals, ein Kunstwerk zu sein, so hat es seinen Zweck verfehlt, wenn es nicht als ein Kunstwerk wirken kann. Das kann es nicht, wenn es — mit oder ohne architektonische Umrahmung — mitten in die Landschaft oder gar auf eine freie Bergeshöhe gesetzt wird. Denn es ist hier eingefügt in ein ihm vollständig Wesenfremdes, in die freie Natur, die nicht wirken will, die überhaupt nicht will, sondern ist. Das Bildnisstandbild, das reine Denkmal, ohne jede Nebenbestimmung wie etwa die eines Grabmonuments, kann daher seinen Standort notwendig immer nur in einer von Menschen geschaffenen Umgebung haben, in einem Bauwerk eines Wohnplatzes oder auf einem von solchen Bauwerken in näherer oder weiterer Entfernung umgebenen Platze. Eine Blüte menschlicher Kultur, wie sie ein solches reines Denkmal ist, muß herauswachsen aus dieser Kultur.

Wer sein richtiges Gefühl in derartigen Dingen nicht verloren hat, auf den wird daher ein Denkmal wie das auf der Elisenhöhe geplante wirken wie etwa ein vollendet geschmackvoller Theaterhut auf dem Kopfe einer nackten Negerin. Der Vergleich hinkt natürlich, weil das Naturkind den Hut mit Absicht aufgesetzt haben würde. Der Anblick, den die Negerin böte, würde daher nicht nur geschmacklos sondern außerdem noch lächerlich wirken. Das Denkmal, das man der absichtslosen freien Natur aufgestülpt hat, wirkt nur geschmacklos.

Also verbietet sich die Aufstellung eines Kunstwerks in freier Natur überhaupt? Ja, wenn es ein reines Kunstwerk ist, nein, wenn seine Zweckbestimmung die Aufstellung in freier Natur fordert und es seine Form der Kunst verdankt.

Ein Muttergottesbild an einem Kreuzwege im freien Felde, eine Burg auf steiler Höhe, eine Kapelle auf der Spitze eines Kalvarienberges, die Warttürme an den Grenzen früher reichsstädtischer Gebiete: sie können Kunstwerke sein, wenn sie ihre Form dazu befähigt; denn sie haben einen Sinn, erfüllen oder erfüllten ihren Zweck nur an ihren Standorten in der freien Natur. Dasselbe gilt von den Bismarcktürmen bei Eisenach und Erfurt; denn auf waldigen Höhen erbaut, ermöglichen sie einen freien Rundblick über die Baumkronen hinweg und dienen durch die riesigen Metallschalen auf ihrer Spitze der Veranstaltung von weithin sichtbaren Freudenfeuern am Bismarcktage. Diese beiden Zwecke erreichen sie in der denkbar passendsten Form, denn sie sind aus dem der Umgegend entstammenden Material ungefüge und wie für die Ewigkeit erbaut. Als Kunstwerke hat sie daher jeder Natur- und Kunstfreund begrüßt und sich gefreut, daß uns zur Zeit ihrer Einrichtung noch mehrere in gleicher oder ähnlicher Form versprochen wurden. Viele Nachfolger haben sie aber nicht gehabt; vielleicht war diese Art der Bismarckverehrung unserer Zeit zu schlicht und wahrhaftig. Aber warum bitter werden bei dieser Betrachtung? Wir sollen uns freuen über diese Muster von Freiluftdenkmälern, die nicht gebaut worden wären, wenn nicht der Kunstsinn in gewissen Kreisen des Volkes wieder erwacht wäre. Er ist nicht nur erwacht, er ist tätig: Der Staat, die größeren Verbände und Städte bauen in jüngster Zeit oft mustergültig; die Zahl der Wohlhabenden, die sich ihre Wohnstätten errichten und einrichten zum wirklichen Bewohnen und nicht mehr nach historischen Stilgrundsätzen, wächst ständig; die Gebildeten lernen ästhetisch sehen und begreifen, daß Kunstbestrebungen sich nicht beschränken dürfen auf den Besuch von Museen und Bilderausstellungen. Für sie, für die soziale Oberschicht, wird also jene Zeit ästhetischen Unvermögens bald ganz überwunden sein, deren schwere politische Stürme die künstlerische Fortentwicklung aller Lebensverhältnisse so gründlich verhindert hatten, daß man für das neu zu schaffende Milieu haltlos herumtaumelte zwischen allen möglichen historischen „Stilen", die alle falsch, weil nicht aus dem Boden ihrer Zeit erwachsen waren. Will man durch Errichtung eines „monumentalen" Bismarckdenkmals in freier Natur zurückfallen in jene unerfreuliche Zeit des sinnlosen Zusammenpappens, des prunkhaften, hohlen Pathos? Will man nicht lieber selbstsicher weiterschreiten auf dem neuerschlossenen Wege ästhetischer Erkenntnis?

Verwenden die Gebildeten, die Führer des Volkes, die reichen Mittel dieser geplanten Sammlung zur Schaffung einer ästhetischen Unmöglichkeit, dann wird das eigentliche Volk, in dem der Kunstsinn noch nicht wieder geweckt ist, dabei verharren, seinen Behausungen Fassaden aus irgend einer Stilperiode anzukleben und sie im Innern mit Hausgreueln zu „schmücken".

Hat man Anspruch darauf, sich gebildet zu nennen, wenn man gleichmütig zusieht, wie fast jeder Neubau auf dem Lande, sei es Kirche, Schule, Wohnhaus oder Scheune, das Dorf- oder Kleinstadtbild stört; ja schändet, so daß man in wenigen Jahrzehnten — falls dieser Not nicht bald gesteuert wird — das deutsche Dorf, die deutsche Kleinstadt, einst den Jungbrunnen ästhetischen Genusses, fliehen wird, wie heute die Fabrikviertel der Großstädte? Hier handelt es sich nicht um ästhetische Spielereien und Liebhabereien, sondern um die Pflicht der Gebildeten, den kulturellen Niedergang ihres Volkes zu verhindern. Wenn Leute ohne ästhetisches Urteil ständig nüchterne, unzweckmäßige, häßliche, ja protzenhafte Dinge vor Augen haben, wenn diese sogar für sie den Typus des Neuen, also des Fortschritts darstellen, dann ist es klar, daß sie selbst oder jedenfalls ihre Kinder, die in solcher Umgebung aufwachsen, flach, unpraktisch und anmaßend werden, daß uns also infolge unserer Saumseligkeit eine Landbevölkerung erwächst ohne die ihr notwendigen inneren Eigenschaften der Festigkeit, Bodenständigkeit, Harmonie, des Taktes. Wichtige, vielleicht die wichtigsten Volksgüter können verloren gehen, sind in manchen Gegenden unseres Vaterlandes schon verloren. Wahrer Patriotismus wird für die Zukunft retten, was zu retten ist, und nicht seine reichen Mittel verschwenden an ruhmredige Denkmäler, die noch dazu unsern Nachkommen Denkmäler sein werden unserer heutigen ästhetischen Unzulänglichkeit. Auch der Staat selbst hat die — neuerdings von ihm erkannte — Pflicht des Heimatschutzes, vor allem deshalb, weil er gut machen muß, was er und andere Körperschaften unter ihm verschuldet haben. Denn in den öffentlichen Baugewerk- und ähnlichen Schulen ist einst gerade den strebsamsten, jetzt auf dem Lande und in der Kleinstadt wirkenden Baumeistern und Handwerkern das beigebracht worden, was für sie, für ihren Wirkungskreis nicht paßt: die Kenntnis aller möglichen historischen Stile und die Freiheit der Wahl unter ihnen. Kein Zweifel: hätten die niederen Bauschulen in den Jahren von etwa 1870 bis 1890 nicht bestanden, oder wären sie von ländlichen oder kleinstädtischen Baubeflissenen nicht besucht worden, das ästhetische Elend wäre über das deutsche Land nicht oder nicht so schnell hereingebrochen; denn der ländliche Handwerksmeister hätte mangels anderer Muster diejenigen seiner Heimat wählen müssen, hätte angeknüpft an das bewährte Alte und es den neuen Zwecken durch sinngemäße Aenderungen angepaßt. Anstatt dessen lehrte man ihn diesen oder jenen städtischen Stil, der fürs Land nicht nur unschön, sondern auch unzweckmäßig ist, womöglich gleich mehrere solcher Stile und die Freiheit, sich darunter für seine Wirksamkeit auszusuchen, was ihm gerade paßte. Die Schüler jener Zeiten sind jetzt Meister: man kann ihnen keinen Vorwurf machen wegen der bitteren Früchte ihrer Erziehung, die wir zu „genießen" haben. Aber derer, die jetzt Schüler und Lehrlinge sind, des jungen Handwerks, müssen wir uns annehmen, damit, was sie dereinst als Meister in Dorf und Kleinstadt schaffen werden, wieder bodenständig, zweckmäßig, schön ist wie die Schöpfungen früherer Zeiten auf dem Lande, die meist noch in genügender Zahl vorhanden sind, um daran anknüpfen zu können. Es müssen Bauschulen für ländliche Bauschüler geschaffen werden, in denen Lehrer, die das Land und seine Bedürfnisse kennen, an der Hand billiger Musterbeispiele aus den einzelnen Landschaften lehren, wie gerade im besonderen späteren Wirkungskreise der einzelnen Bauschüler gebaut werden muß. Das wird sich, wenn vom Schüler beim Eintritt die nötigen handwerksmäßigen Vorkenntnisse als vorhanden erfordert werden, in etwa 3 Monaten lehren lassen, und von wenigen Lehrern. Denn es bedarf keiner theoretischen Erörterungen: fast der ganze Unterricht wird sich auf Anschauung, Nachzeichnen, Neuentwerfen beschränken können. Zu verbieten wäre die Unterweisung in rein städtischen oder gar historischen Baustilen und in allerlei sonstigem Wissenskram.

Mindestens jede deutsche Landschaft z. B. Schwaben, Franken, Niedersachsen müßte eine derartige Schule haben mit soviel Klassen, wie sie landschaftliche Sonderbauweisen hat. Ein oder zwei Lehrer werden für alle diese Klassen genügen; das Anschauungsmaterial wird billig zu beschaffen und allmählich durch die Schüler selbst zu vervollständigen sein. Der Bücherbestand kann in sehr bescheidenen Grenzen gehalten werden. Großer Wert ist auf Führungen und Studienreisen in kleinstem Umfange zu legen. Und nun die Hauptsache: es muß ein Mittel gefunden werden, diejenigen, die später auf dem Lande das Bau- oder Maurermeistergewerbe ausüben wollen, zu mindestens dreimonatigem Besuche ihrer ländlichen Bauschule zu zwingen.



Dazu genügt nicht die Erteilung von Diplomen an solche, die den Kursus mit Erfolg durchgemacht haben: denn der ländliche oder kleinstädtische Bauherr sieht nicht auf künstlerische Befähigung, sondern auf Billigkeit seines Baumeisters. Hier muß der Staat helfen. In die Reichsgewerbeordnung wäre ein neuer Paragraph (vielleicht 31 a oder 32 a) einzufügen etwa folgenden Wortlauts: „Wer in Wohnplätzen von weniger als 10000 Einwohnern das Errichten von Bauten irgend welcher Art gewerbemäßig betreiben will, muß den Besitz der erforderlichen Kenntnisse durch Vorlegung eines Befähigungszeugnisses nachweisen. Die zur Erteilung solcher Zeugnisse zuständigen Bauschulen bestimmt die Landesgesetzgebung."

Jeder Bundesstaat wird also eine oder mehrere ländliche Bauschulen oder an schon bestehenden niederen Bauschulen ländliche Abteilungen zu schaffen haben mit Zuständigkeit für bestimmte, nach landschaftlichem Sondercharakter zu begrenzende Bezirke. Um den Besuch der neu zu gründenden Schulen zu erleichtern, verlege man sie — auch der Sache wegen — in kleine, billige Städte mit guter Architektur, erteile den Unterricht kostenlos und schaffe Stipendien für Bedürftige.

Und in welchem Zusammenhange stehen diese Ausführungen mit dem für die Elisenhöhe geplanten Bismarcknationaldenkmal? In folgendem: große Summen werden aus der Sammlung erwartet, Summen, die dazu hinreichen, nicht nur das ästhetisch einzig mögliche Freiluftdenkmal auf der Elisenhöhe zu bauen, nämlich einen klotzigen Bismarckturm, dessen Freudenfeuer weithin leuchten durch den Rheingau und rheinabwärts, sondern auch die erste ländliche Bauschule zu errichten und zu fundieren, die man als schönstes Denkmal des großen Mannes Bismarckbauschule benenne und als Musteranstalt für alle künftigen ländlichen Bauschulen einrichte und führe.

Die Elisenhöhe ist 253 m hoch und steigt unmittelbar aus dem etwa 100 m hoch gelegenen Städtchen Bingerbrück auf. Ein Turm auf ihrer Höhe muß die oben geschilderte umfassende Aussicht und dem Freudenfeuer auf seiner Spitze die Beachtung einer ganzen Landschaft verschaffen. 1800000 ℳ sind nur für das Denkmal ausgeworfen, da der Bauplatz nebst Umgebung bereits gestiftet ist. Man verwende höchstens 300000 ℳ für den Turm und die übrigen 1½ Millionen für den Bau, die Einrichtung und vor allem die finanzielle Fundierung der ersten Bismarckbauschule am Fuße oder am Hange der Elisenhöhe.

Der Stadt Bingerbrück wird mit diesem Vorschlage ebenso oder besser gedient sein, als mit dem geplanten monumentalen Denkmal. Das deutsche Vaterland wird behütet werden vor einer neuen „moles", die die Landschaft und das künstlerische Andenken der lebenden Generation verschandeln müßte für lange Zeiten; aber Deutschland wird mit dem Gelde derer, die Bismarck lieben, nicht nur das Muster eines Freiluftdenkmals gewinnen, sondern auch die erste brauchbare Waffe im Kampfe gegen die Entstellung und Schändung des Dorfes und der Kleinstadt, im Kampfe für den Schutz der geliebten Heimat.

Im Mai.

Ginstergold die Halden hüllt.
Blüt' an Blüte nickt und winkt,
und von ihrem Duft erfüllt
lind ein Hauch herüberdringt.

In der Kindheit Sehnsuchtland
trägt mich sacht ein Traum zurück:
Blüten voll die kleine Hand
und im Herzen grosses Glück.

Ach, die Hand ist rauh und hart,
die nur Blumen lachend brach,
und das Herz so wunschlos ward,
dem die Welt einst lockend lag. — —

Doch — wenn wieder nickt und winkt
goldnes Blühn vom Haldenhang,
wieder auch im Herzen singt
mir von Glück ein neuer Klang.

Theo Rossel.

Der Kampf gegen den Gottesdienst an den Mittelschulen.

Von Gymnasialprofessor Dr. Hoffmann-München.

I.

Gegen die christliche Religion wird in unseren Tagen mehr als je Widerspruch erhoben. Daher ist die religiöse Erziehung der Kinder ein Gegenstand, den man aus der Schule beseitigt haben möchte. Ausgeschieden werden soll der Religionsunterricht, der auf konfessioneller Grundlage steht. Bei der richtigen Annahme, daß das Bekenntnis sein Ziel und wiederum seinen Nährboden in der getreuen Ausübung desselben findet, sind auch die Vorschriften und die Anleitungen durch die Schule zu einer praktischen Betätigung der Religion ein Stein des Anstoßes. Besonders erfreut sich die Mittelschule seit einigen Jahren in diesem Punkte einer liebevollen Aufmerksamkeit. Und hier handelt es sich nur um die religiösen Uebungen katholischer Schüler, die auf einen 3—4 maligen Sakramentsempfang im Jahre und auf die hl. Messe an Sonn- und Feiertagen während der Schulzeit, also ca. 40 mal im Jahre, beschränkt sind. Die protestantischen Zöglinge hatten nämlich auch bisher, soviel mir bekannt ist, nirgends einen eigenen Schulgottesdienst. Zudem hat der Verein protestantischer Religionslehrer in Bayern auf einer Versammlung vom 3. April 1909 den Kirchenzwang für Mittelschulen „einstimmig für unpädagogisch und unevangelisch erklärt, wie auch das Oberkonsistorium die Verwerflichkeit eines solchen äußerlichen Zwanges wiederholt anerkannt hat" (Blätter für das Gymnasialschulwesen, herausgegeben vom Bayer. Gymnasiallehrerverein, 1909, S. 560). Nicht nur Zeitungsartikel bekämpfen den katholischen Schulgottesdienst, sondern auch Vereine arbeiten an seiner Beseitigung. Es seien nur genannt das Kartell der freiheitlichen Vereine Münchens und die Elternvereinigungen.[1]) Letztere insbesondere sind ein eigenartiges Gewächs. Es ist längst eine Klage, daß die Schule zu geringe Unterstützung findet an nicht wenigen Eltern, daß manches Unheil von jungen Menschen abgewendet werden könnte, wenn Schule und Haus einmütig zusammenarbeiteten. Mit diesem Ziele wäre die Bildung von Elternvereinigungen sehr wünschenswert und sie könnten gewiß reichliche positive Arbeit leisten. Doch diese wurden zu einem ganz anderen Hauptzweck ins Leben gerufen und zu diesem bisher ausgenützt: Zum Kampfe gegen den Schulgottesdienst! Sagen doch im Anschlusse an eine Notiz der „Münchener Neuesten Nachrichten" die Mitteilungen des Bayer. Gymnasiallehrervereins vom 11. März 1910 anläßlich der Entstehung eines solchen Vereins in Nürnberg: „Die am Anfang Dezember v. J. gegründete Elternvereinigung Nürnberg ist seit ihrem Bestehen von rund 100 auf über 200 Mitglieder angewachsen. Der Führer der Vereinigung, Oberstudienrat Vogt (außer Dienst, d. V.) hat im Februar unter Bezug auf die Stellungnahme der Münchener Elternvereinigung eine der Hauptforderungen, die Aufhebung des Kirchenzwanges an den Mittelschulen, in einem Vortrag behandelt, der als Broschüre verbreitet worden ist."

Fragen wir zunächst: Sind diese Elternvereinigungen berechtigt, im Namen der Eltern die Aufhebung des Kirchenzwanges resp. des Schulgottesdienstes für die Zöglinge der Mittelschulen zu fordern? Die Nürnberger Elternvereinigung hat es, wie wir eben hörten, auf über 200 Mitglieder gebracht. Da dürfte ihr die Münchener wohl neidisch sein; denn diese wird nach meiner Kenntnis kaum 100 überschreiten. Die Beteiligung der Mitglieder bei Versammlungen und somit ihr Interesse an den Bestrebungen des Vereins ist ein minimales. Nun aber zählen sämtliche Mittelschulen Münchens über 10000 Zöglinge. Es trifft somit hier auf 100 Schüler ein Mitglied der

[1]) Anmerkung des Herausgebers: Letztere richteten auch eine Petition an den Landtag. Die Liberalen und Sozialdemokraten haben aber schon vor der Beratung dieser Petition in der Kammersitzung vom 13. Mai durch eine turbulente Debatte, in welcher der unvermeidliche Dr. Müller-Hof gleich dem Sozialisten Dr. Süßheim dem Kultusminister direkten Verfassungsbruch vorwarf, eine klare Entscheidung herbeigeführt. Der Minister erklärte mit größter Bestimmtheit, dem Staate müsse in seinem eigenen Interesse an der religiös-sittlichen Erziehung der Mittelschüler gelegen sein. Minderjährige hätten überhaupt keine Gewissensfreiheit im Sinne der Verfassung zu beanspruchen. Die Eltern aber seien an die Satzungen der Schule gebunden, denen sie freiwillig ihre Söhne übergeben. Wenn Eltern der Kirche und ihren Einrichtungen ablehnend gegenüberstehen, ohne nach außen die Konsequenzen zu ziehen, so seien sie an diesem Gewissenszwange selbst schuld. Mit anderen Worten: wer seine Kinder in der Auflehnung gegen die Gebote der katholischen Kirche erzogen wissen will, trägt den Namen eines Katholiken mit Unrecht.

Elternvereinigung. Die Leitung des Vereins hatten bisher Männer, die keine Kinder mehr haben, die Schulen besuchen; dieses dürfte auch für einen Teil der Mitglieder gelten. Dazu kommt ein weiteres Moment: Der Kampf richtet sich, wie schon betont wurde, ausschließlich gegen den Gottesdienst der katholischen Schüler: die Führer in diesem Kampfe sowie eine große Zahl der Mitglieder des Vereins aber sind in München wie in Nürnberg Protestanten. Wie viele Katholiken, die Kinder in Mittelschulen haben, mögen sich wohl in Nürnberg an der Sache beteiligen? Darum haben jene Vereinigungen zu ihrer Forderung, auf Aufhebung des Schulgottesdienstes oder des Kirchenzwanges im Namen der Eltern der in Frage stehenden Schüler zu reden, keine Berechtigung.

Doch vielleicht liegen so wichtige hygienische, religiös-sittliche, pädagogische, vielleicht gar nationale Gründe vor, welche die Sache derart gestalten, daß sie die Allgemeinheit anginge? Damit wäre eine Einmischung der Elternvereinigung in die Angelegenheiten der wirklichen Eltern und in die von Staat und Kirche entschuldigt. Indes Hygiene, religiös-sittliches Leben, Pädagogik und Vaterlandsliebe sprechen zuungunsten der Bestrebungen unserer Elternvereinigungen, sie fordern vielmehr die bestehende Einrichtung als nützlich und förderlich. Wir wollen, um dieses darzutun, nur einige Hauptgesichtspunkte hervorheben.

Die Gesundheit werde durch das frühe Aufstehen gefährdet, es sei eine Grausamkeit, den Jungen die Möglichkeit zu nehmen, einmal wenigstens in der Woche auszuschlafen, ist ein erster Einwand. Gewiß, ein genügender Schlaf ist für die gedeihliche körperliche Entwickelung der Jugend unbedingt notwendig. Doch hindert der Schulgottesdienst einen solchen? Sicherlich nicht! Dieser ist nirgends vor 8 Uhr, an den meisten Anstalten später; bis dahin können die jungen Leute wohl ausgeschlafen haben, wenn sie abends zur rechten Zeit ins Bett gehen. Gerade der Schlaf vor Mitternacht ist der gesündeste. Früher waren die Forderungen für Kirchenbesuch viel höher und sind es jetzt noch in Seminarien, indem hier auch an Wochentagen der Frühgottesdienst besucht wird. Waren die vorausgehenden Geschlechter schwächlicher als das jetzt heranwachsende, oder unterscheiden sich die Seminaristen zu ihrem Nachteile im Gesundheitszustande vor den übrigen Studenten? Sicherlich nicht. Zudem wird jeder Schüler sofort vom Besuche des Schulgottesdienstes dispensiert, wenn eine Gefahr für seine Gesundheit glaubwürdig dargetan wird.

Wenn man die vielen Gefahren beachtet, welche die Gesundheit namentlich unserer Großstadtjugend heute bedrohen, dann mutet es einen recht eigentümlich an, wenn die Wortführer der Elternvereinigungen sich gerade auf die versteifen, die aus dem Kirchenbesuche der Schüler an Sonn- und Feiertagen hervorgehen sollen. Der Feind steht auf einer ganz anderen Seite. Schon die sozialen Verhältnisse, in denen viele Schüler leben, wirken auf diese gesundheitsschädlich; dann tritt die Jugend allgemein viel zu früh in den vollen Lebensgenuß; sie fängt großenteils viel zu früh zu „leben“ an; dieses gilt nicht am wenigsten vom geschlechtlichen Genusse. Für die Studenten kommt noch der „Krebsschaden unserer Gymnasien“ hinzu: die heimlichen Verbindungen. Bei diesen Zusammenkünften wird der jugendliche Körper vergiftet mit Alkohol und Nikotin, der Geist und die Phantasie aufgeregt und erhitzt durch den „Stich ins Unsittliche“, den solche Zusammenkünfte aufweisen, und das moralische Empfinden erleidet eine bedenkliche Depression. Nervenärzte haben die Welt auf die unzählbaren Opfer hingewiesen, welche dieses, wie es scheint, unausrottbare Uebel fordert. Hier würde ein recht dankbares Gebiet sein, auf dem die Elternvereinigung sich außerordentlich verdient machen könnte.

Von der Verweichlichung und Zuchtlosigkeit kommen für die leibliche Gesundheit der Jugend die Gefahren. Diese aber bedrohen das Volkswohl. Auch Männer wie der jüngst verstorbene Professor Paulsen und Obermedizinalrat Gruber-München haben diese Gefahren als recht ernste signalisiert. Nur ersterem wollen wir kurz das Wort geben: „Es kommen — die Theoretiker der Weichlichkeit, die Prediger der naturalistischen Pädagogik, die Ueberbürdungsdeklamatoren, die Neurastheniedoktoren: die Kinder schonen, sie nicht nötigen, nicht anstrengen, welches alles gegen die Natur sei. Ich bin überzeugt, daß nicht ein Hundertstel davon, die durch Mangel an Selbstdisziplin und Willensenergie umkommen, an Ueberanstrengung zugrunde geht“ („Woche“ 9. Jhrg. No. 48). Wir möchten auch die Pädagogen, welche den sonntäglichen Gottesdienst unserer Studenten für den Niedergang der Wehrfähigkeit des Volkes verantwortlich machen möchten und die deshalb an die Staatsgewalt appellieren, hinweisen auf das im Verlage der „Aerztlichen Rundschau“ erschienene Werk „Das Pfadfinderbuch“. Dieses ist nach General Baden-Powells „Scouting for boys“ von Offizieren und Schulmännern herausgegeben. Unter den Mitteln, wodurch der englische General nach seiner Rückkehr aus dem Burenlande es unternahm, „die kraftlosen und erbarmungswürdigen Gestalten auf den Straßen der Großstädte seiner Heimat zu taten- und lebenslustigen Jungen“ heranzuziehen, sind auch genannt die Gewohnheit — des Frühaufstehens. Sollte dieses also nur schädlich sein, wenn es sich um den Besuch des Gottesdienstes handelt?

Weiter sagen die Gegner des Schulgottesdienstes: Die Kirche verfolge doch die religiös-sittliche Ausbildung der Jugend; dabei vergreife man sich mit dem Kirchenzwange in den Mitteln. Diese falsche Pädagogik könne nun unmöglich das Ziel erreichen, sie bewirke vielmehr das Gegenteil, nämlich Entfremdung, ja Abneigung und Haß gegen die Religion. Ein schwerer Vorwurf! Diejenigen, welche diese Anklage erheben, übersehen zunächst, daß ihr Standpunkt ein ganz anderer ist, wie der der katholischen Eltern und Schüler. Die Vorkämpfer für die Befreiung der Schüler vom Kirchenzwang glauben größtenteils an keinen persönlichen Gott; als Religion gilt ihnen nur ein unbestimmtes Gefühl gegen das unbekannte Unendliche oder die Stellung des Menschen zur Totalität des Weltgeschehens, oder die Achtung vor dem mächtigen Wirken der Naturgesetze, oder etwas Aehnliches. Von diesem Standpunkte aus kann es allerdings keinen Kirchenzwang geben. Der „Gottesdienst“ kann ja nur darin bestehen, daß sich das religiöse Empfinden gegen jene geheimnisvollen Mächte regt, wie sich auch andere Gefühle unseres Wesens, z. B. das ästhetische, betätigen. Der Erwachsene geht wohl auch in den „Gottesdienst, um den herabziehenden Gefühlen des Alltagslebens ein Gegengewicht zu geben in den emportragenden Eindrücken eines erhebenden Gottesdienstes, in dem feierlichen Frieden eines Gotteshauses“.

Die katholischen Eltern und Schüler haben eine ganz andere religiöse Anschauung. Sie glauben an die Existenz eines persönlichen Gottes, sie sehen in der Kirche die Fortsetzung des Werkes, das dieser durch Christus auf Erden zur Erlösung und Heiligung der Menschen begonnen hat. Die Katholiken sind weiter überzeugt, daß die Gebote Gottes und der Kirche für sie verpflichtende Kraft haben. Damit kommt zu dem rein subjektiven Momente im religiösen Leben der Katholiken noch ein anderes hinzu, nämlich das Bewußtsein, mit dem Kirchenbesuche eine von Gott gegebene Anordnung zu erfüllen. So besteht für jeden gläubigen Katholiken der Kirchenzwang. Hierin aber sieht dieser keinen Eingriff in die Rechte seiner Persönlichkeit; denn diese sind keine uneingeschränkten. Die Persönlichkeit kann sich nur geltend machen nach den Gesetzen, welche der Schöpfer in die Natur gelegt hat, und innerhalb der Schranken, die ihr durch die Stellung zu Gott und den Geschöpfen gezogen sind.

Könnte es nun nicht auch für die Schulen mit dieser moralischen Verpflichtung zum Kirchenbesuch sein Bewenden haben, warum kommt für sie noch der Zwang durch die Schule hinzu? Dieses liegt in der Natur des Zöglings und der Erziehung. Alle Pädagogen sind einig, daß die Uebung im Handeln, wozu der Zögling herangebildet werden soll, den größten Wert hat. Diese Uebung fordern deshalb auch diejenigen, die eine rein ethische oder eine soziale Bildung erstreben. Es sei nur das Urteil des Münchener Stadtschulrates Kerschensteiner' zitiert, der einer staatsbürgerlichen Erziehung das Wort redet: „Wie weit uns freilich hier die Erziehung gelingt, hängt davon ab, wie weit es unsere Erziehungseinrichtungen ermöglichen, daß der Zögling handelnd mit seiner Umgebung in Beziehung tritt und seine von uns geweckten sympathischen Interessen betätigt. Denn ethische Tugenden entstehen nur dadurch, daß man die entsprechenden Handlungen ausübt“ (Wie ist unsere männliche Jugend von der Entlassung aus der Volksschule bis zum Eintritt in den Heeresdienst am zweckmäßigsten für die bürgerliche Gesellschaft zu erziehen?).

Wäre es nicht aber den Schülern, resp. den Eltern anheimzugeben, wie diese Uebungen betätigt werden sollen? Dem Schüler gewiß nicht! Jede Erziehung erfordert eine autoritative Leitung. Diese wird zur Ueberwindung von Hindernissen führen, über die der einzelne, sich selbst überlassen, nicht hinwegkommen würde. Sodann wird in der Betätigung Ordnung geschaffen, die bei dem Werke der Erziehung nicht gering anzuschlagen ist.

(Schluß folgt.)



Abseits.

Ein altes Haus im Märchengrün,
von wildem Wein umklettert;
ein grauverknorrter Apfelbaum,
worin die Amsel schmettert.
Verträumte Wiesen schmiegen sich
um windverwehten Zaun,
und über ihn in schwüler Pracht
Jasmin und Flieder schaun.
Die Kresse flammt daran empor
mit tollem heissen Scherzen;
voll Hoheit ragt der Lilien Schar
wie weisse Altarkerzen.
Und des Hollunders Blütenlast
steigt schimmernd in die Luft,
durch stille Fluren wehet süss
weithin Resedaduft.
Hell auf dem Garten flirrend liegt
Der Mainachtsterne Prunken —
und weltenfern vergläh'n, versprüh'n
des Lebens goldne Funken.

J. Saller.

Vom Oberammergauer Passionsspiel.

Von L. G. Oberlaender.

Am Mittwoch, den 11. Mai, fand die in meinem ersten Berichte (Nr. 20, S. 334) bereits erwähnte Hauptprobe statt. Der bis ins kleinste auf das sorgfältigste ausgearbeiteten Wiedergabe konnte man es nicht anmerken, mit welchen Schwierigkeiten die Spielleitung in den letzten Wochen der Vorbereitung unter der Ungunst der Witterung hatte kämpfen müssen. Die große Kostümprobe, deren Besuch das gastfreundliche Schnitzerdorf jedermann freistellt, hatte durch Regen und Schnee eine Verschiebung erfahren. Am nächsten Morgen lachte die seit Wochen kaum gesehene Sonne, und eiligst rüstete man sich zum Spiele. Allein schon in den Vormittagsstunden standen die Darsteller abwechselnd in Schneeschauern und Sonnenlicht. Es ist bewunderungswürdig, wie Sänger und Sprecher unbeeinflußt von den Schwankungen der Witterung fortspielten, während heftiger Wind ihre Haare bewegte. Der Nachmittag, welcher für den Christusdarsteller die heroische Anspannung der Kräfte am Kreuze bringt, hatte noch erheblichere Kälte bei starkem Schneefall. Einer Sopranistin konnte man es anmerken, daß ihr Organ unter der eisigen Zugluft litt, im übrigen widerstanden alle tapfer den Unbilden, und die Hauptprobe zeigte, daß sie ihnen erfreulicherweise keinen Schaden gebracht. Der Vorabend der Generalprobe, an welchem, von Böllerschüssen begrüßt, die Extrazüge[1]) mit den Ehrengästen anlangten, zeigte die denkbar schlechteste Witterung, und die Nacht brachte reichlichen Schneefall, der alles in ein weißes Winterkleid hüllte. Man fand im Theater immerhin eine relativ erträgliche Temperatur vor, der die Zuschauer, in Decken gehüllt, standhalten konnten, und die Darsteller erschienen auch in leichtester Kleidung von ihr unberührt. Im Laufe des Vormittages wurde es etwas wärmer, der schmelzende Schnee fiel von den Palmen Jerusalems. Am Nachmittage jedoch rieselte noch ein kurzer Schneeschauer herab auf die vor des Pilatus Haus ziehenden Volksmassen. Bald aber traten die Bergmatten aus den dichten Wolkenschleiern und „Auferstehung" und „Himmelfahrt" verklärte das Gold der Abendsonne. Die Gäste des Passionsspieles waren sich darüber einig, daß sie erhebende Stunden verlebt haben, und die Eindrücke Oberammergaus auch heuer wieder einzig in ihrer Art sind. Bei dem Kunsttöpfer Anton Lang (Christus) habe ich schon 1900 (und 1905 in der „Kreuzesschule") den Adel der Haltung bewundert. Vom Einzug in Jerusalem bis zum langsamen Emporschweben zum Himmel, welch eine ausdrucksvolle Schönheit in jeder Bewegung! Sein Organ ist noch biegsamer geworden, es vermag der Tiefe des Gefühles noch ergreifenderen Ausdruck zu verleihen, wie vor einem Jahrzehnt. Das Abendmahl und die sieben Worte am Kreuz machen einen unauslöschlichen Eindruck. Der Schönheit der Bewegung, die nicht wie Pose wirkt, weil sie Natur wurde, begegnen wir bei fast allen Mitspielern. Die würdige Feierlichkeit des Chores wird man auf keiner Berufsbühne finden. Diese Sicherheit des rhythmischen Gefühles ist ohne ererbte Tradition undenkbar. Wie fast allen Bewohnern des Schnitzerdorfes in den Abstufungen von Handwerk und Kunst bildnerisches Talent eigen, so erscheint ihre Darstellungsgabe eben als eine andere Ausstrahlung dieses durch jahrhundertelange Pflege gesteigerten Formgefühls. Guido Lang hat in dem von ihm gestifteten Museum, dessen Besuch ich, beiläufig bemerkt, jedem empfehlen möchte, eine Fülle von Gegenständen religiöser und profaner Kunst aus alter Zeit geborgen. Ob es sich um ein Kinderspielzeug handelt oder um das Modell eines Altares, immer sehen wir eine Sicherheit des Gestaltens und eine ursprüngliche Phantasie, die Bewunderung einflößt. Ich ziehe diese Parallele zwischen Kunsthandwerk und Darstellungskunst hauptsächlich deshalb, weil manche so oft behaupten, diese Darsteller wären heute eben Akteure, wie an Berufsbühnen, und keine Bauern mehr. Diese Urteile kommen eben von solchen, die sich unter „Bauern" etwas anderes vorstellen. Auch die neue Darstellerin der Maria, Ottilie Zwink, ist voll natürlicher Würde und von gehaltenem und doch tiefem Ausdruck des Schmerzes. Ihr Vater ist der schon vormals bewährte Darsteller des Judas. Er weiß die Gestalt des Verräters psychologisch zu vertiefen. Einen sehr sympathischen Vertreter hat Johannes in Alfred Bierling gefunden. Die reifen, edlen Bewegungen lassen es nicht ahnen, daß dieser kaum zwanzig Jahre alt ist. Die Stimme wird natürlich noch an Fülle gewinnen. Eine sehr glückliche Darstellerin der Magdalene ist Maria Mayr. Sehr eindrucksvolle Charakterköpfe mit wohlgebildeten Stimmen haben Anton Lechner (Prolog), Sebastian Lang (Annas), Breitsamter (Kaiphas); auch der Petrus des Andreas Lang besitzt eine bedeutende Erscheinung. Den Herodes spielt jetzt Hans Mayr, ein Sohn des früheren berühmten Darstellers des Christus, er ist auch zweiter Spielleiter, als erster fungiert Ludw. Lang, dessen Regie man hohe Bewunderung zollen muß bei den „lebenden Bildern" und bei den bewegten Volksszenen. Ich will nicht durch Aufzählung weiterer Namen ermüden, doch da die Bilder der Hauptdarsteller jetzt überall Verbreitung finden werden, war ein näheres Eingehen dem Leser vielleicht nicht uninteressant. Das Orchester, zumeist aus blutjungen Söhnen Ammergaus bestehend, wird von dem Lehrer Ludw. Wittmann mit Umsicht geleitet. Es ist gut eingespielt, auch mit den Bläsern darf man, wenn man die beeinträchtigenden Temperaturschwankungen berücksichtigt, recht zufrieden sein. In den Gesangspartien tritt die Häufigkeit schöner und unverbildeter Stimmen zutage, besonders in den Melodien, in denen Dedlers Musik von einem Hauche Mozartschen Wohlklanges berührt scheint.

Auf den Farbenreiz, die historische Echtheit und Feinheit der Perspektive der lebenden Bilder habe ich schon im ersten Berichte hingewiesen. Die Verwendung von Luftsoffitten ist uns Großstädtern heute fremd geworden. Vielleicht entschließt sich Oberammergau in zehn Jahren zu einem Rundhorizont.

Zum Schlusse möchte ich noch der weitverbreiteten Meinung der Ueberteuerung entgegentreten. Gewiß herrschen in dem Dorfe Großstadtpreise, allein sie richten sich eben nach den individuellen Ansprüchen, die der einzelne an den Komfort stellt, der im Ammertale in dem letzten Dezennium Fortschritte gemacht hat. Daß beim Billettbezug diejenigen bevorzugt werden, welche im Dorfe übernachten, kann ich nicht unbillig finden. Das Spiel währt von 8 Uhr morgens mit Mittagspause bis kurz vor 6 Uhr. Die Möglichkeit ist gegeben, mit Frühzügen rechtzeitig zur Vorstellung anzukommen und abends noch zu guter Stunde wieder in München zu sein. Der volle Genuß des erhebenden Mysteriums wird sich nur denjenigen erschließen, welche zu der geistigen Anspannung einer achtstündigen Vorstellung nicht noch die Anstrengung einer doppelten Eisenbahnfahrt wählen.

[1]) Daß der Sonderzug der Presse aus lauter minderwertigen alten Wagen III. Klasse zusammengesetzt war, wurde von vielen Seiten mißliebig bemerkt. Angesichts des sich vorbereitenden uferlosen Luxusverkehrs unter Führung der Amerikaner werden die ausländischen Zeitungskorrespondenten, die an ganz andere Rücksichtnahme gewöhnt sind, diesen Kontrast mit der bayerischen Bedürfnislosigkeit besonders stark empfunden haben. Die Presse, deren aufreibende Tätigkeit doch der Hauptfaktor zum Erfolg aller Unternehmungen ist, läßt sich in Deutschland noch immer allzusehr in den Winkel drängen. Viele Angehörige der Presse hatten übrigens auch darüber zu klagen, daß die ihnen durch Quartierkarte ausdrücklich zugewiesenen Zimmer bei der Ankunft im Passionsdorfe anderweitig besetzt waren. Auf den regendurchweichten Wegen war natürlich die Suche nach neuem Logis doppelt unangenehm. Auch die Zuweisung unheizbarer Schlafräume hätte vermieden werden müssen. Wem diese Fehler zur Last fallen, wissen wir nicht. Wer sie jedoch in Zukunft vermieden zu sehen wünscht, darf nicht mit Stillschweigen darüber hinweggehen.

Regensburger Festtage.

Moltke in der Walhalla — Ausstellungseröffnung.

Von Kurt Freden.

Die alte Reichsstadt Regensburg hat große Tage hinter sich. Unmittelbar hintereinander erfolgte am Dienstag, den 10., die Enthüllung der Moltkebüste in der Walhalla und am Mittwoch, den 11., die Eröffnung der Oberpfälzischen Kreisausstellung. Zu den außerordentlichen Ereignissen darf gerechnet werden, daß der Himmel wenigstens zeitweise aufhörte, den bisher in Permanenz erklärten Regen hernieder zu schicken. So konnten die Festteilnehmer wider Erwarten trocken zur Walhalla hinaus und wieder zurückkommen, und auch der Tag in der Ausstellung verlief zwar märzlich kühl, aber doch ohne aufgespannten Regenschirm.

Zumal der Dienstag erfüllte die ehrwürdigen alten Straßen mit einem glanzvollen Getümmel, wie es vielleicht an großen Tagen der einstigen Reichstagsherrlichkeit hier geherrscht haben mag. Und wie damals, so nahm auch jetzt die Bevölkerung lebhaftesten Anteil. Ja, ich möchte wohl annehmen, daß ehemals selten so warm begeisterte Stimmung dabei gewesen sein mag. Zum dritten Male verdankt Deutschland dem Prinzregenten Luitpold von Bayern die Ehrung eines seiner größten Männer. In die Walhalla, die nach dem Willen ihres Stifters in diesen schweren Zeiten fest wie die Steine des Baues alle Deutschen zusammenhalten soll, sind in den letzten Jahren die zwei großen Begründer des neuen deutschen Reiches eingezogen, Kaiser Wilhelm I. und Bismarck. Mit Bewunderung gedenkt der Regensburger der herrlichen Feierlichkeiten, die zu Ehren jener Beiden stattfanden. Jetzt ist auch der große Feldmarschall ihnen beigesellt. Auch er ist „ein Mensch gewesen, und das heißt ein Kämpfer sein". Ein Kämpfer war Moltke von der Jugend an. Freudlos verlief sie ihm, aber gelehrt hat sie ihn, gegen Mißgeschick und Entbehrung zu kämpfen, nicht vom Platze zu weichen, auf den das Schicksal ihn gestellt hatte. Er zog dem preußischen Heere voran im österreichischen Feldzuge, bejubelt war er des Volkes Führer im Kampfe gegen Frankreich. Seinem Genie war es vergönnt, entscheidende, ewig ruhmeswürdige Ereignisse herbeizuführen. Sedan mußte kapitulieren, Paris konnte nicht entsetzt werden. Moltkes Lohn war seine Erhebung in den Grafenstand, seine Ernennung zum Generalfeldmarschall. Mit Ehren überhäuft ins Vaterland zurückgekehrt, blieb er dennoch der Gleiche. Ein Vorbild war er an Bescheidenheit, von unerschütterlichem Pflichtbewußtsein, ein Mensch von herrlichem Charakter, der aus seinem edlen sinnenden Auge leuchtete. Er war ein Mann von felsenfester Treue gegen seinen König und das Preußenland, das seine zweite Heimat war. Sein hohes Sinnen aber galt auch dem ganzen Deutschland, sein reines Streben dem allgemeinen Wohl. So ist er vor nun neunzehn Jahren zur Ewigkeit eingegangen, und wenn etwas seine Ehre erhöhen kann, so ist es, daß nie ein Streit über seinen Charakter geherrscht hat.

Das Bild, das am Enthüllungstage die Walhalla bot, war geradezu faszinierend. Der militärischen Art des Festes entsprechend herrschten die Uniformen vor. Ihr vielfarbiges Gewimmel, dazwischen die schwarzen Zivilgewänder und die frühlingsheitern Toiletten der Damen vereinigten sich zu einem Eindruck von seltener Farbenpracht und Schönheit. Unter den Ehrengästen befanden sich als Vertreter des Kaisers der Kriegsminister v. Heeringen. Der König von Sachsen wurde durch Kriegsminister Freiherr v. Hausen, der von Württemberg durch Kriegsminister v. Marchthaler vertreten. Im Namen der bayerischen Armee war Prinz Leopold erschienen, Prinz Rupprecht als kommandierender General des 1. bayerischen Armeekorps. Bemerkt wurden ferner u. a. Se. Durchlaucht der regierende Fürst von Thurn und Taxis und seine Gemahlin, Ministerpräsident Dr. Freiherr v. Podewils, der bayerische Gesandte in Berlin Graf Lerchenfeld und viele andere. Besonders bedeutsam war die Anwesenheit verschiedener Mitglieder der Familie Moltke, unter ihnen der preußische Staatsminister des Innern und der preußische Generalstabschef. Prinzregent Luitpold von Bayern hatte an seiner Stelle den Kriegsminister v. Horn mit der Leitung der Feierlichkeit beauftragt.

Nachdem die Töne des Wagnerschen Begrüßungsmarsches und der Schlachtenhymne Theodor Körners verklungen waren, gab Herr v. Horn das Zeichen zur Enthüllung der Büste. Unter dem Schmettern der Musik, dem Donner der Kanonen stellte sich das Kunstwerk, gefertigt von dem Münchener Meister Professor Hermann Hahn, den Blicken dar, ein ausgezeichnetes Werk voll Leben und scharfer Charakteristik. In seiner Ansprache feierte der Kriegsminister Moltke als eine Nationalgestalt. Seiner Ehrung folgte nicht nur das Heer, sondern das ganze Volk mit Begeisterung. Der Redner gedachte der Verdienste Moltkes und hob hervor, daß der 10. Mai als Enthüllungstag gewählt worden sei, weil an ihm vor 39 Jahren der Frankfurter Friede geschlossen wurde, durch den der für die Auferstehung Deutschlands grundlegende siegreiche Feldzug den politischen Abschluß fand. An diese weihevolle Rede schloß sich die Ansprache des preußischen Generalstabschefs v. Moltke, der auf die idealen Güter hinwies, die der heute Gefeierte uns hinterlassen, auf den Weg, den er uns vorgezeichnet hat. Kränze wurden namens des Prinzregenten, des preußischen und bayerischen Generalstabs, durch Prinz Leopold namens der bayerischen Armee niedergelegt. Noch eine sehr große Zahl anderer Kranzspenden folgte. Gesänge von Männer- und Knabenchören beendeten die eindrucksvolle Feier im Innern der Walhalla. Eine Ansprache an das draußen zu Tausenden versammelte Publikum hielt der Vorstand des Kgl. Bezirksamtes Regensburg, Kgl. Regierungsrat Noltze. Nach gemeinsamem Gesange der Wacht am Rhein traten die Scharen den Heimweg an, nicht ohne arge Gefährdung durch die zahllosen Autos und andern Fuhrwerke. Am Nachmittage fand im Hotel Maximilian Hoftafel statt, bei der Prinz Rupprecht von Bayern, Staatsminister Delbrück als Vertreter des Reichskanzlers und der preußische Kriegsminister Ansprachen hielten. Zwischen dem Prinzregenten und dem Kaiser wurden Depeschen gewechselt, in denen der Regent seiner Genugtuung Ausdruck gab, daß nunmehr auch der große Heerführer im deutschen Ruhmestempel den Ehrenplatz an der Seite seines kaiserlichen Herrn einnimmt, während der Kaiser betonte, es sei nicht nur eine soldatische Huldigung, sondern auch eine nationale Tat.

Inzwischen hatte sich das Wetter auf sich selbst besonnen und überschüttete Stadt und Menschen mit eisigen Wasserfluten. Das dauerte aber nur bis zum andern Vormittage, an welchem die Eröffnung der Kreisausstellung stattfand. In Vertretung des Prinzregenten war Prinz Rupprecht erschienen, neben ihm die Staatsminister Freiherr v. Podewils und v. Brettreich, viele Abgeordnete des Reichstags und Landtags, der Fürst von Thurn und Taxis mit seiner Gemahlin. Nach einer Ansprache, die in Vertretung des Regierungspräsidenten, Freiherrn v. Aretin, Regierungsdirektor Glaser hielt, eröffnete Prinz Rupprecht die Ausstellung, worauf der erste Bürgermeister von Regensburg, Auer, in einer Ansprache auf die Bedeutung der Ausstellung hinwies, die zur Feier der Rückkehr Regensburgs zu Bayern veranstaltet worden ist. Ein Rundgang durch die wichtigsten Abteilungen folgte. Wird erst alles fertig sein, so wird sich diese Ausstellung den besten kleineren Umfanges würdig anreihen. Schon jetzt macht sie mit ihren in dem prächtigen Grün der Parkanlagen verteilten Gebäuden einen interessanten nnd sympathischen Eindruck.

Regensburger Festspiel. Zur Feier der hundertjährigen Zugehörigkeit Regensburgs zur Krone Bayerns und im Anschluß an die Eröffnung der Oberpfälzischen Kreisausstellung für Handel, Industrie, Gewerbe und Landwirtschaft ging am 11. Mai nachmittags 4 Uhr im Stadttheater zu Regensburg das so lang und sorgfältig vorbereitete Festspiel „Ratisbona" des Herrn Dr. Raimund Gerster zum ersten Male in Szene. Das Spiel besteht aus einem Vorspiel und acht prägnant charakteristischen Bildern aus der Vergangenheit Regensburgs. Es erzielte bei der Festfeier einen durchschlagenden Erfolg. Die Dichtung faßt mit einigen kühnen und geschickten Griffen aus der reichen Geschichte der alten Reichshauptstadt das Markanteste heraus. Wir sehen ein Bild aus der Pfahlbautenzeit. Wir hören die wuchtigen Schritte römischer Kohorten vor Castra regina, eine Episode aus der Bekehrung der Stadt zum Christentum wird vor uns lebendig, dann steigt Friedrich Barbarossa aus dem Staub der Jahrhunderte empor und gibt der steinernen Regensburger Brücke den ewigen Freibrief; wir sehen Karl V. und Barbara Blomberger im historischen Hause zum goldenen Kreuz und als gewaltigen Schlußeffekt den Brand Regensburgs 1809 und Napoleon im allbekannten Dreimaster, wie er unbewegt durch alles Elend die Plünderung der unglücklichen Stadt anordnet. Eine prächtige literarische Persiflage ist die Szene „Im immerwährenden Reichstag zu Regensburg 1682." Hier sind Ton, Zeitkolorit und Sprache mit so feiner kulturhistorischer Kenntnis und so köstlicher Satire wiedergegeben, daß wir diese unvergleichliche kleine Lustspielepisode mit künstlerischem Behagen genießen durften. Dekorationen, Beleuchtungseffekte und Kostüme sind mit hohem malerischen Sinn entworfen und ausgeführt; die Spieler, sämtlich Regensburger Einwohner, wurden ihrer Aufgabe glänzend gerecht. Das Ganze ist überaus farbig und wirkungsvoll. Auch die von dem Militärkapellmeister Kleiber dazu komponierte Musik paßt sich würdig an. Den höchsten Kunstgenuß des Abends bietet die kirchliche Cantate, vor Karl V. gesungen. Sie wurde von dem Kapellmeister Engelhard mit gewohnter Meisterschaft dirigiert. Die Festvorstellung war von Sr. Kgl. Hoheit dem Prinzen Rupprecht, Sr. Durchlaucht dem Fürsten Taxis und vielen hervorragenden Militärs besucht; überhaupt war das Publikum ein gewähltes, und die allgemeine Befriedigung äußerte sich am Schluß in einer lauten Ovation für den Verfasser.

M. Herbert.



Klage.

Die Wolken hangen schwarz und schwer
Ob allen meinen Wegen.
Mein Tag hat keine Sonne mehr.
Nur Regen über Regen.

Wer hat die Blumen mir gemäht,
Die meinen Pfad umblühten?
Wer hat die Disteln all gesät
Für meinen Fuss, den müden?

In Wolken schläft der Mondenschein
Mit allen Sternenschafen.
Mein müdes Herz kann ganz allein
Die lange Nacht nicht schlafen.

Es träumt im Wachen immerdar —
So traurig und beklommen —
Von einem Lenz, der einmal war,
Und der nicht mehr gekommen.

Das Auge brennt. Die Sehnsucht wacht.
Der Regen rinnt hernieder .....
„Wann kehrt mein Lenz?“.... Da weint die Nacht:
„Dein Lenz, der kehrt nicht wieder!“

Ludwig Nüdling.

Die Eröffnung der Ausstellung München 1910.

Von Dr. O. Doering-Dachau.

Der Frühling treibt seine Blüten. Eine in Wahrheit schöne hat sich am Samstag entfaltet und erfüllt die Lüfte mit Düften des Morgenlandes. Die seit langem mit rühmenswertem Eifer vorbereitete Ausstellung mohammedanischer Kunst wurde feierlich eröffnet.

Außergewöhnlich wie der Gegenstand der großen Veranstaltung war auch die Art der Einweihungsfeierlichkeit insofern, als sie ohne alle Ansprachen vorüberging. Vielleicht leitet sie in dieser Weise eine neue Aera ein, die nicht die schlimmste wäre. Statt der Worte sprachen die Töne, die Musik hielt die Festansprache in feierlicherer, eindringlicherer Art, als es die gehobensten Reden vermögen. In der großen Musikhalle brachte das Konzertvereinsorchester und die Städtische Zentralsingschule mit ihren Hunderten lieblicher kleiner Mädchen den feierlichen und sinnvollen Huldigungsmarsch und den prachtvollen Chor „Haus Wittelsbach“ von Karl Pottgießer mit schönem Schwunge zu Gehör.

Der Prinzregent Luitpold von Bayern war als Protektor der Ausstellung persönlich zugegen. Außer ihm Prinz und Prinzessin Ludwig, Prinz Rupprecht, Prinz Alfons und Prinz Ludwig Ferdinand mit ihren Gemahlinnen, die Prinzessinnen Therese, Hildegard, Klara und Pilar, sowie viele andere Mitglieder des Königlichen Hauses. Dazu kamen die Vertreter des diplomatischen Korps, die Staatsminister, die zwei Bürgermeister von München, sowie sehr zahlreiche andere offizielle Persönlichkeiten. Der Prinzregent erklärte die Ausstellung für eröffnet und beehrte eine Anzahl der Anwesenden mit kurzen Ansprachen. Daran schloß sich die Besichtigung der Ausstellung.

Wir gedenken auf die Ausstellung genauer zurückzukommen. Heute sei ihr nur ein besonderes Lob ausgesprochen. Es konnte seit langer Zeit keiner ihrer Vorgängerinnen zuerkannt werden. Von der Ausstellung München 1908 bewahre ich als Andenken an ihren Eröffnungstag und an den Zustand, in dem sie war, einen der damals zu Haufen umherliegenden Hobelspäne. Diesmal hätte man sich vergebens nach einem solchen umgesehen. Ja, es ist wahr, diese Ausstellung ist fertig! Ein paar Einzelheiten, die es nicht sind, kommen nicht in Betracht.

Anläßlich der Feierlichkeit zog natürlich die Musikhalle, die bei den Festen dieses Sommers eine so große Rolle spielen wird, mit ihrer gewaltigen räumlichen Ausdehnung und ihren diskreten farbigen Wirkungen zuvörderst die Aufmerksamkeit auf sich. Im Anschlusse an sie interessiert die höchst reichhaltig bestellte Abteilung von Musikinstrumenten, die nicht nur moderne und aus Kulturländern stammende Gegenstände zeigt, sondern auch solche von historischem und ethnographischem Interesse.

Die Ausstellungshallen umfassen eine staunenswerte Fülle höchster Kostbarkeiten orientalischer Kunst in mustergültiger Anordnung und bieten künstlerische und materielle Werte außergewöhnlicher Art. Es überwiegen die zum Teil geradezu unschätzbaren Teppiche; sollte doch nach dem ursprünglichen Plane die Ausstellung überhaupt nur solche umfassen. Daran schließen sich andere Zweige der angewandten Künste, Fayencen, Gegenstände aus Glas und Kristall, Waffen und Rüstungen, Malereien, Graphiken und vieles andere. Von hervorragendem historischem Interesse ist der Saal mit der Beute aus dem Türkenkriege.

Außerhalb der Ausstellungshallen klingt das Leitmotiv des Unternehmens hauptsächlich in dem Handwerkerhaus wieder, wo wir eine Anzahl von Islamiten jeden Alters und Geschlechtes bei ihren kunstgewerblichen Tätigkeiten beobachten können. Dies Handwerkerhaus befindet sich innerhalb des Vergnügungs- oder mit neuer Bezeichnung Süd-Parkes. Er bietet gegen früher manche anerkennenswerte Verbesserung und kann nicht verfehlen, mit seinen vielerlei Darbietungen Schau- und Zahlungslustigen jedes Genüge zu gewähren. Da ist eine prächtige Rollschuhbahn von Gabriel, ein fast überelegantes Marionettentheater, ein Hippodrom, eine Autoschleifenbahn und was sonst alles. Reizvoll wie immer, durch mancherlei Neuerung in ihrer Wirkung gesteigert, sind die gärtnerischen Anlagen.

Bühnen- und Musikrundschau.

„Das Marionettentheater Münchner Künstler“, welches Paul Brann nach den Plänen des Architekten P. L. Troost im Südparke der „Ausstellung München 1910“ erbauen ließ, wurde durch eine Separatvorstellung vor Geladenen mit einer Aufführung von des Grafen Pocci liebenswürdigem Märchendrama „Die Zaubergeige“, zu der Richard Trunk eine anmutige Musik geschrieben, eröffnet. Die von Prof. Jakob Bradl geschaffenen Figuren zeugen von ursprünglicher Charakteristik und feinem Stilgefühl. Die Aufführung fand bei den Besuchern nicht minder lebhafte Anerkennung, als der schmucke Theaterbau selbst, der, in einfachen, ansprechenden Formen gehalten, durch aparte Farbentönungen einen reizvollen Anblick gewährt.

Schauspielhaus. „Schwache Stunden“ (les passagères) nennt sich eine sehr leichte Lustspielnovität von Alfred Capus. Der Held ist im Grunde ein treuer Ehemann, wenn er doch zuweilen strauchelt, so soll, so will es Capus, nur sein gutes Herz schuld sein. Das technisch sauber gearbeitete Stück ist literarisch ohne Wert. Man gibt es wohl nur, weil es für Herrn Waldaus drolligen Humor sehr geeignet ist.

Verschiedenes aus aller Welt. Shakespeares „Coriolan“ wurde im Pariser „Odeontheater“ in einer sich den Prinzipien der Münchener Shakespearebühne annähernden Ausstattung erfolgreich aufgeführt. — In Stuttgart wurde der literarhistorisch interessante Versuch unternommen, Leisewitz' Drama „Julius von Tarent“ aufzuführen. Dieses Werk, das Lessing sehr hoch einschätzte und Schiller zu seiner „Braut von Messina“ anregte, besitzt doch nur noch in wenigen Szenen unmittelbar wirkendes dramatisches Leben. — Das „Gelöbnis“, Musikdrama von Cornelie van Oosterzee, fand bei seiner Weimarer Uraufführung freundliche Aufnahme. Die ansprechende Musik legt nach Berichten mehr auf das Lyrische, statt auf das Dramatische das Hauptgewicht. — Ein Kaufmannsdrama: „Konkurrenten“, von Fritz Peters, ging im Berliner Hebbeltheater in Szene. Das Publikum konnte zu dem Helden, der in der Liebe um so weniger vom Glück begünstigt wird, je größer seine finanziellen Erfolge sind, kein innigeres Verhältnis gewinnen. Der Berliner Verband der Theaterleiter hat die in der Oeffentlichkeit mehrfach berührte Forderung, die Eintrittspreise zu ermäßigen, eingehend beraten und ist zu dem Entschluß gelangt, „alle diesbezüglichen Anforderungen prinzipiell abzulehnen“. Motiviert wird dieser Beschluß mit der allgemeinen Teuerung und den gesteigerten Ansprüchen. Die Miete der Bühnenhäuser ist beträchtlich gestiegen, ebenso der Gagenetat. Das Metropoltheater (Berlin) bezahlt z. B. 300,000 M, das Berliner Theater 160,000 M Pacht; das Deutsche Theater gibt an Gagen 528,000 M, das Lessingtheater 410,000 M. Die Kosten für die Ausstattung haben sich um 100% erhöht. Hiergegen läßt sich nur einwenden, daß die Ueberbietung an prunkvoller Inszene und das gegenseitige Abspannen berühmter Künstler im ganzen für die Kunst wenig Vorteil bringt. — Die Wiener Volksoper, die auf sehr gute Leistungen zurückblickt, wird wegen ungünstiger finanzieller Ergebnisse in eine Schauspielbühne umgewandelt werden.

München. L. G. Oberlaender.



Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Börsen sind nicht aus ihrer unentwegten Haussetendenz zu bringen. Alle Einflüsse von weniger angenehmer Natur verpuffen wirkungslos, und nur Momente mit günstigem Erfolg werden beachtet. Besonders den deutschen Börsen ist es gelungen, sich von jeder Beeinflussung der auswärtigen Plätze durchaus zu emanzipieren. In früheren Zeitläuften war speziell Berlin abhängig von den Bewegungen der Westplätze, und bei dem nervösen Hasten und Treiben, vor allem in Neuyork, konnten auch die deutschen Börsen nie zur Fassung und Ruhe gelangen. Es ist in grossem Masse erstaunlich, dass die oft fieberhafte Effektenspekulation in Berlin nach so langer Dauer noch in unvermindertem Masse anhält. Anscheinend haben die wiederholten Erfolge der Hausseparteien in Berlin auch weitere Kreise selbstbewusst und unabhängig von auswärtigen Einflüssen gemacht. Sogar die nun schon längere Zeit anhaltende rückläufige Bewegung der industriellen Konjunktur vermag die partout nach oben strebende Börse in dieser Tendenz nicht aufzuhalten. — Die Versandziffern des deutschen Stahlwerkverbandes weisen gegen den Vormonat einen erheblichen Rückgang auf. Auch die Mitteilungen über den Geschäftsgang lauten unbefriedigend und zeigen, dass eine Besserung vorerst nicht zu erwarten ist. Durch die Bauarbeiteraussperrung und die dadurch bedingte Einengung der Bautätigkeit haben sich dazu noch die Lagerbestände in Eisen- und Stahlfabrikaten erheblich angesammelt. Die Preisgestaltung kann daher unter Berücksichtigung der Zinsenlasten hierauf keineswegs gewinnbringend sein. Auch die ungünstigen Meldungen vom amerikanischen Eisenmarkt bewirken im heimischen Industrie-Bezirk grosse Zurückhaltung und abwartende Tendenzen. Die letzten Berichte der amerikanischen Fachblätter zeigen eine kontinuierliche Einschränkung in der Produktion des amerikanischen Stahltrusts. Neuerdings sind mehrere Hochöfen ausgeblasen worden. Auch in anderen Industriezentralen, wie Belgien und England, wird eine rückgängige Konjunktur und Beschäftigung in der Montanbranche wiederholt gemeldet. Die Börsen lassen sich trotz dieser Alarmnachrichten von der wahllosen Aufwärtsbewegung nicht abbringen. Die deutschen Börsen haben vielmehr eine Epoche von einer beispiellosen Kursavance hinter sich, die ein gut Teil von Selbstvertrauen und Mut gezeitigt haben. Die Verhältnisse am Geldmarkt haben bei uns in letzter Zeit etwas von der akuten Gefahr verloren und normaleren Aussichten Platz gemacht. Die Rückflüsse bei der Reichsbank sind denn auch zufriedenstellend und haben eine Besserung im Status des Zentral-Noteninstitutes gebracht. Trotz der geforderten Einzahlungen auf Konsortien und den Bedürfnissen des Reiches sind die Ziffern der Aktiven der Reichsbank genügend, um auch für die nächste Zeit ausgiebig zu bleiben. Das Geld am offenen Markt und an den Börsen ist verhältnismässig flüssig und trotz grosser Engagements in Effekten billig. Von dieser Seite droht der Entwicklung der Börsen im Moment absolut keine Gefahr. Auch die Gestaltung der politischen Verhältnisse in England, sowohl im Parlament wie im Hinblick auf den Thronwechsel, nimmt einen durchaus zufriedenstellenden, normalen Verlauf. Die Börsen verbleiben in der festen Tendenz und wurden neuerdings von verschiedenen Faktoren angeregt. Die festere Neuyorker Börse, die beruhigtere Entwicklung der Kupfermärkte und günstige Ernteaussichten in vielen Getreideländern verleihen den Märkten verstärkte Tendenzgestaltung. Die Vorgänge im Hohenlohe-Aufsichtsrat und die eifrigen Debatten hierüber blieben auf die Kursgestaltung einflusslos. Grosses Geschäft entwickelte sich in Schiffahrtswerten auf die günstigen Auswandererziffern hin, in Kaliaktien auf die Annahme des Kaligesetzentwurfes hin und neuerdings in den Kolonialwerten, für die besonders die Unterzeichnung des Regierungsvertrages mit der grossen Kolonialgesellschaft ausschlaggebend war. Auch am Kassa-Industriemarkt blieb die umfangreiche Teilnahme des Kapitalistenpublikums die gleich rege und ausgedehnte. Neben Montanwerten wurden samt und sonders alle Sparten und Abteilungen des Kassamarktes favorisiert. Die chemischen, elektrischen und Gummiaktien gelangten ebenso ins Vordertreffen, wie auch die Teilnahme an Waggon- und Maschinenfabrikswerten, trotz widersprechenden Meldungen aus den Fabriken, gleich gross blieb. Es ist zurzeit eine grosse Frage, wie lange diese anstürmende Hausse in Berlin noch anhalten wird, und ob nicht doch bald irgendwelche Kurskorrekturen zu erwarten sein dürften. Jedenfalls hat sich in Berlin ein grosser Umwertungsprozess an der Börse vollzogen, und es wird gut sein zu denken, dass die Rendite und Verzinsung mit der hochgeschraubten Kursentwicklung nicht Schritt gehalten hat.

M. Weber.

Ausstellung München 1910. Nun öffnen sich die Pforten der Ausstellung und damit erfolgt auch die Verausgabung der Ausstellungslose durch das Emissionshaus A. & B. Schuler, G. m. b. H. Sicherlich ist es für unsere Leser von Interesse, über den eigenartigen und höchst interessanten Gewinnplan Aufklärung zu erhalten.

Die Münchener Ausstellungslotterie ist in fünf Ziehungen eingeteilt. Bei den vier ersten Ziehungen werden jeweils 2200 Gewinne mit je ℳ 20000, also im ganzen ℳ 80000, bei der letzten Ziehung 4500 Gewinne mit ℳ 100000, also zusammen 13300 Gewinne mit ℳ 180000 ausgelost. Alle Gewinne sind bare Geldgewinne. Von Gegenstandsgewinnen wurde abgesehen.

Das Los kostet nur ℳ 1.—. Jedes Los, selbst wenn es schon in einer Vorziehung gewonnen hat, spielt in jeder folgenden Ziehung mit. Es ist sonach jedes Los für fünf Ziehungen ohne Nachzahlung gültig und kann fünfmal gewinnen.

Die sich für jedes Los ergebenden Gewinnaussichten sind äußerst günstig und interessant, indem ein und dasselbe Los bei jeder Ziehung mit dem Haupttreffer beglückt werden kann; also können mit einem Einsatz von nur ℳ 1.— ℳ 70000 bar Geld gewonnen werden.

Bei den so günstigen Chancen dieser Lotterie ist zu erwarten, daß die Lose einen flotten Absatz finden, war doch schon vor Verausgabung die Nachfrage eine sehr lebhafte.

Die offiziellen Postkarten der Ausstellung München 1910, für welche die Firma A. & B. Schuler, G. m. b. H., das Monopol hat, sind ebenfalls zur Verausgabung gelangt. Es sind farbenprächtige, darunter preisgekrönte Sujets, die gewiß infolge ihres künstlerischen Wertes allgemein Anklang finden. Briefmarkensammlern wollen wir verraten, daß die Briefschaften in der Ausstellung München einen Postentwertungsstempel erhalten, der ein geschmackvolles orientalisches Ornament darstellt. Liebhabern und Sammlern von Ansichtspostkarten und Briefmarken dürfte dies willkommen sein.

„Amtlicher Katalog" der Ausstellung München 1910. (Verlag von Rudolf Mosse. Preis ℳ 1.—.) Aus dem Inhalte sei hervorgehoben, daß derselbe eine für die Bedürfnisse aller Ausstellungsbesucher ausreichende Erklärung über sämtliche Gruppen der Ausstellung von Meisterwerken mohammedanischer Kunst enthält. In kurzgefaßten, allgemein verständlichen Darlegungen orientiert er über alles, was zum Verständnis und zum Genuß der gebotenen herrlichen Schätze erforderlich ist. In den Katalog einbezogen sind die Handelsabteilung der mohammedanischen Ausstellung in Halle II, die Mustervorführung von historischen und modernen Musikinstrumenten, sowie die Werke der Malerei, Plastik, graphischen Kunst in Halle I. Des weiteren die neue Festhalle und die darin zur Veranstaltung gelangenden Musikfeste. Hieran schließen sich die Kunstwerke, Schaukästen, Läden und Schaustellungen im Nordpark, Bavariapark und Südpark. Eine weitere wertvolle Beilage bildet der Gesamtlageplan der Ausstellung, sowie die Situationspläne der einzelnen Hallen. Der amtliche Katalog ist herausgegeben vom Direktorium unter Redaktion von Direktor Georg Fuchs. Der Verkauf erfolgt innerhalb der Ausstellung an besonderen Verkaufsstellen.

Der „Amtliche Führer" der Ausstellung München 1910 ist erschienen im Verlage von Rudolf Mosse. Der Führer repräsentiert sich diesmal als ein außerordentlich schmuckes, sehr hübsch illustriertes und reichhaltiges kleines Buch, welches insofern von den bisher üblichen Ausstellungsführern sich prinzipiell sehr unterscheidet, als es ein literarisches Produkt von einem gewissen bleibenden Werte darstellt. Er enthält nicht bloß Aufschlüsse über alles Wissenswerte, was der auswärtige Besucher auf dem Ausstellungsgebiete braucht, sondern er enthält auch Darlegungen über die Entwicklung des Ausstellungslebens in neuester Zeit und über die besondere reformatorische Stellung, welche München und sein Ausstellungspark in dieser modernen Entwicklung einnehmen. Mit Dank werden die Ausstellungsbesucher die ausführlichen Darlegungen entgegennehmen, welche über die Ausstellung von Meisterwerken mohammedanischer Kunst hier gegeben werden. Des weiteren werden die Musikfeste, das Künstlertheater, sowie die innerhalb desselben heuer stattfindenden Festspiele unter Max Reinhardt erörtert. Zum Schlusse folgt ein Kapitel über die Vorführung orientalischer Kunsthandwerker mit ihren Betrieben im Südpark und über die Vergnügungsfahrten des Parseval-Luftschiffes, welches in dem Luftschiffhafen auf dem Ausstellungsgebiete diesen Sommer über stationiert sein wird. Der Führer ist herausgegeben vom Direktorium und in dessen Auftrage redigiert und eingeleitet von Direktor Georg Fuchs. Der Verkaufspreis ist auf 50 Pfg. festgesetzt.

Der König der Belgier war vor einigen Tagen in der Deutschen Abteilung der Welt-Ausstellung in Brüssel. Er bekundete für verschiedene ausgestellte Gegenstände Interesse. Bei der Ausstellung der bekannten Asphalt- und Isoliermaterialienfabrik A. W. Andernach, Beuel am Rhein, erregten die Kosmos-Isolierungen die besondere Aufmerksamkeit des Königs. Er fragte, welchen Zweck diese Kosmostafeln haben, und erfuhr, daß man damit an feuchten Wänden sofort trockene Wandoberflächen erzielt. Er fragte dann, weshalb die Hohlrippen in den Kosmostafeln seien, worauf ihm erwidert wurde, daß dadurch Luftisolierschichten und Luftspülung an den feuchten Wänden hergestellt würden. Dem König leuchteten die Vorteile dieses Systems sehr ein. Unter den anderen ausgestellten Gegenständen der Firma A. W. Andernach interessierte den König noch besonders eine Stein-Pflasterdecke, deren Fugen mit einer besonderen Asphaltmasse ausgegossen waren, um dadurch das Eindringen von Unreinigkeiten zu verhindern und dadurch das Vieh gegen ansteckende Krankheiten zu schützen.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 12 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 3mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 22 | München, 28. Mai 1910. | VII. Jahrgang.

Die Pfingsttagungen deutscher Lehrer und Lehrerinnen.

Von Franz Weigl, München.

„Ich schäme mich des Evangeliums nicht, denn es ist eine Kraft Gottes für jeden, der glaubt.“ An diesen Satz des heil. Paulus an die Römer erinnerte der hochwürdigste Herr Bischof Schulte von Paderborn die Teilnehmer der Generalversammlung des kath. Lehrerverbandes in einer aus warmem Herzen kommenden, begeisternden Ansprache. Der hohe Kirchenfürst hat damit das richtige Wort getroffen, das die Lehrerbewegung von heute zutreffend charakterisiert. Die in konfessionellen Vereinigungen organisierten katholischen Lehrer und Lehrerinnen, welch erstere in Bochum und letztere in einer Jubiläumsversammlung — 25. Deutsche Hauptversammlung — zu Koblenz tagten, haben das offene Bekenntnis zu ihrem Glauben an die Spitze gestellt und lassen sich in der Einsicht, daß es sich bei der Erziehung um unsterbliche Kinderseelen handelt, von den glaubensförmigen Grundlagen in all ihrem Tun leiten. Die „freien“ Lehrervereine, die im Deutschen Lehrervereine organisiert sind und zu Pfingsten in Straßburg tagten, stellen das Bekenntnis weit in den Hintergrund und laufen damit Gefahr, die religiösen Grundlagen bei ihren pädagogischen Entschlüssen völlig zu vergessen.

Wie richtig diese kurze Charakterisierung der beiden Hauptrichtungen ist, hat erst jetzt wieder der Verlauf der angedeuteten Pfingsttagungen bewiesen.

Die Eigenart des katholischen Lehrerverbandes hätte nicht besser illustriert werden können als durch das herrliche Pfingstgelübde, das die Versammlung auf roter Erde ablegte, nahe dem Orte, an dem vor zwei Jahren die freie Lehrerschaft ein Pfingstgelübde zum Kampf gegen das „römische Joch“ des heutigen Katholizismus mit Professor Natorp in die Welt sandte. Auf Vorschlag von Schink-Breslau erklärten die katholischen Lehrer:

„Gegenüber erneuten Angriffen jüngster Zeit auf die konfessionelle Schule und ihren auf der Lehre der Kirche beruhenden Religionsunterricht erklären wir wiederholt und mit aller Entschiedenheit: Schulter an Schulter mit den christlichen Eltern und den Vertretern der Kirche nach wie vor zu kämpfen für die Konfessionsschule, die unsere Schüler hinführen will zu den wahren Kulturgütern unserer Zeit, sie aber auch erziehen will zu lebendigen Gliedern der Kirche und zu treuen Söhnen des Vaterlandes. Wir wollen unermüdet kämpfen gegen die Simultanschule und deren letzte Konsequenz: die religionslose Schule, sowie gegen einen von der Religion losgelösten Moralunterricht. Das sei unser Pfingstgelübde auf westfälischem Boden.“

Hier spricht die religiöse Ueberzeugungstreue ebenso wie in dem mächtigen Beifall, den in Koblenz Bischof Korums Worte an die katholischen Lehrerinnen auslösten: „Engel sollen sie sein; Menschen, die die Wege der Engel wandeln. Von den Engeln spricht Franz von Sales, daß sie heraufsteigen zur Schönheit und Liebe Gottes und hinabsteigen zu denen, die ihrer Obhut anvertraut sind. Die katholische Lehrerin muß hinaufsteigen; ihre erste Aufgabe ist es, sich selbst zu vervollkommnen, dem Herzen Gottes näher zu kommen, hinaufzusteigen im Gebete, in der Betrachtung, in der Liebe, damit sie, wenn sie selbst durchglüht ist von dieser ewigen Wahrheit, sie denen vermitteln kann, die ihr anvertraut sind.“

Dieses Bekenntnis zu Religion und Glaube macht die konfessionell organisierten Lehrer und Lehrerinnen nicht lebensfremd und kulturfeindlich. Prof. Dr. Meyers-Luxemburg hat in Bochum auf den Zuruf, der von „freier“ Seite komme: „Fühlung mit dem Leben!“ schlagend geantwortet: „Gut, wir sind die ersten, auf diesem Gebiete mitzugehen, denn wir sind Kinder desjenigen, der das Leben gibt.“ Und treffend stellte der gleiche Redner die Frage, welche Weltanschauung ein besseres Kulturprogramm aufweisen könne als das Christentum. Auch die praktischen Themen selbst beweisen, wie sich die starke Betonung des religiösen Bekenntnisses wohl vereint mit reger Teilnahme an den Aufgaben der Zeit. Die Fortbildungsschule, die modernen Probleme der Jugendfürsorge, die staatsbürgerliche Erziehung beschäftigten die katholischen Lehrer, der technische Unterricht, die „Arbeitsschule“, gewiß aktuelle Fragen der pädagogischen Kultur die Lehrerinnen.

In den Straßburger Verhandlungen des Deutschen Lehrervereins finden wir auch diese Probleme, aber es fehlt jede Bezugnahme auf die religiöse Seite des pädagogischen Wirkens. Im Programm des Deutschen Lehrervereins, das Oberlehrer Landtagsabg. Schubert-Augsburg in Straßburg entwickelte, fehlt dieser Grundton, der dem pädagogischen Wirken die Stimmung gibt, völlig. Wir lesen die These: „Unsere Zeit heischt eine Schul- und eine Unterrichtsorganisation, welche den pädagogischen, psychologischen, soziologischen und hygienischen Grundsätzen entspricht“, und stimmen aus ganzem Herzen freudig zu. Auch wir wissen die Kräfte, die gestaltunggebend in jenen Wissenschaften liegen, für die Pädagogik vollauf zu würdigen. Aber wir fragen weiter nach den religiösen Grundsätzen und finden sie mit keiner Silbe im ganzen großen Programm erwähnt. Greller hätte die Sachlage in den beiden Vereinigungen nicht beleuchtet werden können als durch diese agitatorisch gewiß geschickt angelegte, auf die Beruhigung religiös gesinnter Lehrer berechnete Rede Schuberts, aus der aber dem tiefer Schauenden die Leere und Haltlosigkeit nach der Seite der religiösen Grundsätze entgegenstarrt.

Es ist nicht „rücksichtslosester Konfessionalismus“, wie Schubert meinte, der sich gegen solch ein Programm wendet, sondern das Unbehagen, das jeden ergreift, der den pädagogischen Fragen auf den Grund geht und die dort ruhenden, lebenspendenden religiösen Gedanken vom Deutschen Lehrerverein so völlig ignoriert sieht. Ein Lehrerverein ist eben kein Friseurverein und kein Eisenbahnerverband, die außer materiellen Fragen keine Einigungspunkte haben, bei ihnen kommt vielmehr bei der ersten grundlegenden Frage, über die man sich doch einig sein müßte: Erziehungsziel, Erziehungsmittel u. ä., die Weltanschauung in Frage, zu der der einzelne sich bekennt.

Es war deshalb auch von jeher auf der Tagesordnung der Versammlungen des Deutschen Lehrervereins, daß von einzelnen Rednern Gedanken geäußert, Forderungen gestellt wurden und daß man Beschlüsse faßte, die von positiv gläubigen Lehrern entschieden abgelehnt werden müssen. In den „Pädagogischen Blättern“ des kath. Lehrervereins in Bayern war vor der Versammlung in Straßburg in Nr. 3 vom 1. Februar 1910 eine Reihe von solchen Tatsachen aus Generalversammlungen des Deutschen Lehrervereins registriert. Wie die Tagespresse (vgl. „Augsburger Postzeitung“ Nr. 113) schon bewiesen hat, mußte Schubert gegen jene Vorkommnisse wenig überzeugendes Material vorzubringen, im Gegenteil bleiben die Rede von Dittes über Diesterweg, die Auslassungen von Professor Ziegler

auf der Münchener und von Professor Natorp auf der Dortmunder Versammlung des Deutschen Lehrervereins immer Beweise dafür, daß für einen positiv gesinnten Lehrer in diesem Verein kein Platz ist.

Schubert hat wieder sehr stark auch die „Parität" betont, die den Deutschen Lehrerverein groß mache. Mit Recht wurde er aber gelegentlich in den „Pädagogischen Blättern" (Nr. 4) an das Wort von Jules Simon erinnert: „Die Neutralität in Dingen der Ueberzeugung ist das verwerflichste auf der Welt." Wenn Schubert bei diesem Anlasse an Christoph v. Schmids Wort erinnert: „Erblickst du einen im Jammer und kannst ihm helfen, so frage nicht: Ist er ein Christ? Ist er katholisch? Er ist ein Mensch, dein Bruder, deine Schwester", so hat er sich, wenn er damit die katholischen Organisationen treffen wollte, in der Adresse geirrt. Auch wir katholischen Lehrer und Lehrerinnen sind tolerant gegen Andersgläubige und befolgen Christi Gleichnis vom barmherzigen Samariter. Aber etwas anderes ist christliche Nächstenliebe über die Konfession hinweg und etwas anderes — charakterfestes Bekenntnis zu den Glaubenssätzen im Berufsleben.

Wie wenig Verlaß zudem auf die „gerühmte Parität" im Deutschen Lehrerverein ist, in dem jede religiöse und politische Gesinnung Platz habe, dafür war eine eigenartige Illustration die Art und Weise, in der der Straßburger Gemeinderat, Chefredakteur **Wolff**, „unter stürmischem Beifall" die Mitglieder des Deutschen Lehrervereins für den Liberalismus reklamierte.

In Straßburg wurde auch das Thema: „**Fachaufsicht**" erörtert, und dabei zeigte sich nicht weniger die Einseitigkeit des Deutschen Lehrervereins. Die angenommenen Thesen kennen nur ein einseitiges Recht des **Staates** auf die Schule, das wieder einmal mit dem Satze: „Die Volksschule den Volksschulpädagogen!" in bedauerlichster Verkennung der Rechte der übrigen Schulinteressenten gedeutet wurde. Die Thesen verwerfen auch jede Ortsschulaufsicht und wollen die Kompetenzen der Aufsichtsbeamten durchwegs bedeutend beschränken. Die „freien" Lehrer bedenken kaum, wie sehr sie mit diesen maßlosen Forderungen die Durchführung berechtigter Wünsche für den Ausbau der Schulaufsicht erschweren.

Hinsichtlich der äußeren Entwicklung der Lehrervereine ist es nicht ohne Interesse zu wissen, daß der Katholische Lehrerverband heute im Deutschen Reiche rund 20 000 Lehrer umschließt, nicht weniger, als katholische Lehrer im Deutschen Lehrerverein organisiert sind; denn auch der Deutsche Lehrerverein hat unter seinen 120 000 Mitgliedern nur 20 000 Katholiken. Der Katholische Lehrerinnenverein hat einen imposanten Mitgliederstand von 11 000, und weiter wird das Ansehen der katholischen Organisationen noch gehoben durch den „**katholisch-pädagogischen Weltverband**", der in Bochum begründet wurde, und der all seine Mitglieder eint in dem Jubiläums-Wahlspruch der katholischen Lehrerinnen: **Gott das Herz, Treue dem Vaterland, die Kraft der Jugend!**

Argentiniens Jahrhundertfeier der Unabhängigkeitserklärung.

Von Dr. Freiherr v. Mackay.

Die Republik Argentinien begeht am 25. Mai mit großem Gepränge das Gedenkfest der vor hundert Jahren erfolgten Unabhängigkeitserklärung. Wie viele Bewohner der alten Welt, selbst solche, die ein gründliches geschichtliches Studium hinter sich haben, sind wohl des näheren damit vertraut, in welch furchtbaren, langwierigen und blutigen Kämpfen diese politische Selbständigkeit errungen worden ist? Und doch darf gerade Argentiniens Freiheitsringen mit Fug und Recht unser Interesse in Anspruch nehmen, nicht nur, weil es ein höchst charakteristisches Beispiel der Bedingungen und Gesetze ist, unter denen sich die ganze südliche neue Welt von der Bevormundung Europas und insbesondere dem Joch Spaniens und Portugals losgelöst hat, sondern auch, weil gerade dieses Reich unter allen lateinischen Schwesterrepubliken Amerikas zweifellos der glänzendsten Zukunft entgegengeht.

Die Zustände in dem Vizekönigreich von Buenos Aires, wie die spanische Regierung ihre argentinische Kolonie nannte, waren, seit Pero de Mendoza im Jahre 1535 von den Gebieten am Silberstrom im Namen des Madrider Hofes Besitz nahm, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt unerträglicher geworden. Der Sitz der Zentralregierung für alle spanisch-südamerikanischen Schutzgebiete war die Hauptstadt Perus, Lima. Von hier aus wurden auch die Geschicke Argentiniens gelenkt. Die Verwaltung der Kolonie war ein Gemisch von kirchlich-patriarchalischem und weltlich-absolutistischem Regiment. Beide Betätigungsarten der Regierungsgewalt aber bewegten sich gleichmäßig auf der Linie der reaktionären Gesetze, die der gesamten spanischen Kolonialpolitik das düstere Gepräge gibt; beide zielten gleichmäßig darauf hin, das Schutzgebiet und seine Bewohner von der Außenwelt klostermäßig abzuschließen, den Eingeborenen nicht die geringsten bürgerlichen Rechte, keine Bewegungsfreiheit und keine Teilnahme an der Regierung zu gestatten und soviel Geld wie möglich aus ihrer Hände Arbeit herauszupressen, das einzig dazu bestimmt war, den Säckel des Staats und die Taschen seiner Diener zu füllen. Die Jesuiten begannen mit dem Anbruch des 17. Jahrhunderts zahlreiche Niederlassungen im Gebiet des Paraná zu gründen und betrieben von diesen aus mit Feuereifer die Bekehrung der Indianer. Deren Siedelungen wurden in sogenannten Reducciones, Bezirken von etwa hundert Familien, zusammengeschlossen, innerhalb welcher die Ordensväter das Leben und Treiben der „Katecheten" mit despotischer Machtvollkommenheit lenkten. Arbeits- und Gebetsstunden waren genau festgesetzt, selbst die Heiraten bestimmte der Präfekt, und, um keinen Keim einer revolutionären Bewegung aufkommen zu lassen, war jedem Mitglied der einen Reduccion der Verkehr mit den Mitgliedern einer anderen streng verboten. Der weltlichen Regierung blieb es überlassen, sich mit den Mischlingen, Kreolen und Mestizen abzufinden. Die Kolonie war in Statthalterschaften eingeteilt, deren Residenten keine andere Aufgabe der Landesfürsorge kannten, als die Einziehung der zahlreichen Steuern, die Durchführung der ebenso vielfältigen Monopoleinrichtungen und die Befolgung der rigorosen Vorschriften für den Güterverkehr zu bewachen. Zur Kennzeichnung des absurden Systems der Handelspolitik, die sich einzig um die fixe Idee drehte, daß jedes Erzeugnis des Schutzgebietes nach dem Mutterland abzuliefern sei und die Kolonie wiederum von diesem jede Ware, deren sie bedurfte, kaufen müsse, genügt es, darauf hinzuweisen, daß Spanien um der Kontrolle willen alle argentinischen Häfen gesperrt hielt und das Land zwang, durch Maultierexpeditionen, die das halbe Festland zu durchqueren hatten, seine Waren nach Callao bei Lima zu schicken und ebenso von dort seine Einfuhren zu beziehen.

Abgesehen von den staatsbürgerlichen Pflichten des Steuerzahlens und Fronens fiel den Eingeborenen noch eine Aufgabe zu: für Spanien die Kriege auszufechten, in die dieses unaufhörlich mit den Neidern seines riesenhaften südamerikanischen Besitzes, mit Portugal, England und Frankreich verwickelt war. Aber die Spitze dieser Waffen, die Spaniens Herrscher gegen ihre Feinde richteten, sollte sich schließlich gegen den Schmied selbst verderbenbringend wenden. Je mehr die Kreolen und Mestizen im Kriegshandwerk sich übten, je öfter sie siegreich ihre Waffen unter Führung tüchtiger spanischer Generale gegen den Feind trugen, desto mehr erwachte in ihnen das Bewußtsein ihrer Kraft und der Abhängigkeit der Herren von ihren Diensten. Der Unwille über die willkürliche Fremdherrschaft wuchs von Jahr zu Jahr: alles drängte zum Bruch zwischen Mutterland und Kolonie und harrte nur noch des günstigen Augenblicks für das Befreiungswerk. Das Signal zur Katastrophe gab der Einfall Napoleons in Spanien. Als der Korse Ferdinand dem Siebten die Krone vom Haupt gerissen, loderte auch in Argentinien der Aufstand jählings an allen Stellen zugleich auf. Erst wurden die örtlichen Behörden, dann die Residenten vertrieben; am 22. Mai 1810 hielten die Vertreter der „Partei der Patrioten" öffentliches Kapitel und am 25. Mai wurde die Selbstverwaltung durch Bildung einer aus Kreolen und Spaniern liberaler Richtung zusammengesetzten Regierung erklärt.

Wenn nun Argentinien heute auf Grund dieser Vorgänge den Gedenktag der Erhebung zu politischer Selbständigkeit feiert, so ist die Zeitbestimmung des Befreiungsaktes in streng staatsrechtlichem Sinne unrichtig. Denn die kreolische Regierung übte ihre Machtbefugnisse trotz der oppositionellen Stellung zur Krone zunächst noch in deren Namen aus, und der eigentliche Unabhängigkeitskrieg, durch den das Tischtuch zwischen Mutterland und Kolonie endgültig zerrissen wurde, begann jetzt erst. Führer des Heeres der Patrioten war Belgrano, der noch heute als Nationalheld gefeierte mutige und volkstümliche General. Bei

Tucuman und Salta, im Hochland der vorderen Cordilleren, schlug er das von Bolivien eingebrochene spanische Heer unter Tristan aufs Haupt, überschritt dann in kühnem Zug über die Pässe von La Quiaca und Tupiza die Grenze, erlitt aber am 1. Oktober 1813, allzukeck und ohne die nötige Rückendeckung auf Lima vorrückend, auf den Feldern von Vilcapajo eine furchtbare Niederlage und mußte sich mit den Trümmern seiner Truppen auf argentinischen Boden zurückziehen. Den herben Schlag glich indessen ein Sieg aus, den die in aller Eile gebaute und ausgerüstete Flotte der Patrioten unter dem Befehl von Brown über das spanische Geschwader, das die La Platabucht blockierte, bei Montevideo davontrug. Man war erschöpft auf beiden Seiten; eine Gesandtschaft, deren Führer Belgrano selbst war, ging an Ferdinand VII., der seinen Thron wieder bestiegen hatte, ab und bot Frieden unter der Bedingung an, daß der Herrscher die Selbstverwaltungsrechte der Kolonie anerkenne. Ein solches Freiheitsgeschenk einem seiner Untertanen zu geben, widersprach allzusehr dem finsteren Geist der spanischen Dynastie, und jetzt erst, nachdem dieser letzte Vermittlungsversuch gescheitert, trat im März 1816 zu Tucuman ein Kongreß zusammen, der nach langwierigen Verhandlungen am 9. Juli die Unabhängigkeit der „Vereinigten Provinzen von Argentinien" verkündete.

Die Geschichte lehrt auf allen Blättern, daß das Morgenrot der Freiheit, das einem Volke leuchtete, ihm selten sofort Frieden und Glück bringt. In fast allen Fällen muß es sich zu den höheren selbständigen Formen des politischen Daseins zunächst durch die Schrecken und Blutbäder furchtbarer Bürgerkriege hindurchringen, ein tragisches Schicksal, unter dem Argentinien besonders hart zu leiden hatte. Der Kongreß von Tucuman stand ganz unter dem Einfluß der Unitarier, d. h. des rechten, stark mit rein spanischen Elementen durchsetzten Flügels der Revolutionäre, der eine monarchische Verfassung anstrebte und die Krone einem Prinzen des Hauses Braganza anbieten wollte. Die Provinzen Santa Fé, Entre Rios, Corrientes und Montevideo, die Sitze des Föderalismus, d. h. des linken Flügels, der sich für eine republikanisch-demokratische Verfassung einsetzte, waren auf ihm überhaupt nicht vertreten. Alle Versöhnungsversuche zwischen beiden Lagern scheiterten; bald standen sich die Truppen, die eben erst Schulter an Schulter für die gemeinsame Sache der Freiheit gekämpft hatten, haßerfüllt gegenüber. Das Unglück, das so über das Land hereinbrach, war um so größer, als die streitenden Brüder sich nicht scheuten, die Hilfe fremder Nationen anzurufen, die von dem Anerbieten, in der Hoffnung, dabei selbst sich des zerrissenen Landes zu bemächtigen, bereitwillig Gebrauch machten. Es begann eine Art dreißigjährigen Krieges auf südamerikanischem Boden, in dem das Land bald von Heerhaufen der eigenen Landessöhne, bald von französischen, englischen, brasilianischen Truppen verwüstet wurde, und der schließlich damit endete, daß ein gewissenloser Demagoge seine tyrannische Gewaltherrschaft über dem aus tausend Wunden blutenden Staatskörper aufrichtete: „Manuel de Rosa, der Sohn eines reichen Grundbesitzers, war der Führer der wilden Gauchos; sie waren es, die ihn zur Macht erhoben, als sich der Freiheitskämpfer Mattigkeit und Mutlosigkeit bemächtigte. Sein Triumph bedeutete den Sieg der ungebildeten, halb barbarischen Massen über die zivilisierten Elemente. Rosa erhielt sich zwanzig Jahre in der Regierung, ausgerüstet mit der Machtvollkommenheit, die ihm die eingeschüchterten und unterwürfigen gesetzgebenden Körperschaften verliehen hatten, und so konnte er seinen nichtswürdigen Despotismus mit dem Schein gesetzlicher Formen verhüllen. Die Geschichte der Herrschaft Rosa's ist weiter nichts als eine lange Reihe von Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten. Die Verfolgung aller bedeutenden Männer nahm so überhand, daß diese im Ausland ihre Zuflucht suchen mußten, ihre Güter wurden konfisziert und von den Genossen des Diktators in Besitz genommen, „das Blut der Revolution wurde mit Blut erstickt: es war die Periode der Erniedrigung jedes freien Bürgers und des Ruins des Ganzen." So schildert Latzina in seiner Geschichte Argentiniens das Wesen dieser Geißel des Landes, in der noch einmal der Typ der brutalen und doch ob ihrer großzügig angelegten Natur bewunderten Tyrannen des Altertums auflebte. Die Despotie des Mannes erlag schließlich den Truppen einer Allianz, die die Provinz Entre Rios mit Uruguay und Brasilien abgeschlossen hatte, auf den Feldern von Caseros am 3. Februar 1852; Rosa flüchtete nach London, wo er im Alter von 84 Jahren „wie der gerechteste Mensch der Welt" starb.

Damit trat Argentinien in die zweite Aera seiner selbständigen politischen Entwicklung ein. Am 9. Juni des folgenden Jahres wurde in allen Provinzen, mit Ausnahme von Buenos Aires, die republikanische Verfassung beschworen, am 20. Februar 1854 der erste konstitutionelle Präsident Don Justo José de Urquiza gewählt. An bürgerlichen Wirren, Fehden mit den Nachbarmächten hat es freilich auch in dieser neuzeitlichen Epoche nicht gefehlt; aber sichtlich ebbte doch Hader und Unruhe in eben dem Maß ab, als die zivilisatorische Durchdringung des Landes mit Mitteln der modernen Wirtschaftspolitik fortschritt. Einst hatten die spanischen Conquistadoren die Fabeln von den Goldschätzen des Reiches der Inkas angelockt; jetzt ward das Land sich erst seiner wirklichen, schier unermeßlichen natürlichen Reichtümer bewußt und stieg durch deren tatkräftige Nutzbarmachung in fast sich überstürzendem Siegeslauf zu immer höherer Kultur und glänzenderem Wohlstand auf. Buenos Aires, die Hauptstadt, hat durch ihren glücklichen Aufschwung all die großen Warenstapel- und Umschlagplätze an der atlantischen Küste der Nachbarrepubliken weit überflügelt und entwickelt sich in ihrer unvergleichlich günstigen Lage an den Pforten des ozeanbreiten Silberstroms zusehends zu einem Hamburg Südamerikas. Gigantisch ragen schon heute seine Häusermassen über die Silhouette der halbtropischen Meeres- und Flußlandschaft mit ihrer einzigartigen zugleich majestätischen und doch wieder traulichen Schönheit auf; aus ihren Häfen, an ihren Werften und Staden wächst ein Wald von Masten unzähliger Dampfer und Segler empor, die tagein tagaus Tausende von Tonnen Güter zur Ein- und Ausfuhr verladen; im Innern der Stadt drängt sich ein buntes Leben und Treiben zusammen, das in seiner Rührigkeit an den Londoner Cityverkehr erinnert; über den Häuptern der Menschenmasse donnern die Züge der großen Pazifischen und der Zentralbahn auf hochgespannten stolzen Bogen hinweg, und schon ist man, echt weltstadtmäßig, bei der Arbeit, mit Tunnels den Boden zu unterwühlen, um durch Untergrundbahnen dem Getriebe, das die Straßen nicht mehr bewältigen können, Luft zu schaffen. Fährt man weiter den Paranà hinauf, so sieht man, wie allenthalben an diesem großen natürlichen Verkehrsweg Städte mit geräumigen Hafenanlagen, in denen sich dasselbe Spiel lebhaften Güterumtausches nur in kleineren Abmessungen wiederholt, aus dem Boden wachsen. Und wendet man sich darauf von einem dieser Plätze, von Rosario, Santa Fé, Corrientes, auf dem Schienenweg westlich, so weiden das Auge allenthalben blühende Kulturen mannigfaltigster Art: im Bezirk von Córdoba üppige Weizen- und Leinsaatgefilde, im Gebiet von Mendoza Weingärten und Obstzüchtereien, in der Umgebung von Tucuman weitläufige Zuckerrohrplantagen. Wenn irgend etwas das jugendkräftige Aufschießen des Landes in kurzem Schlaglicht charakterisiert, so ist es der statistische Nachweis, daß die Anbaufläche seit der Jahrhundertwende von 6 auf 18 Millionen Hektar gestiegen ist, sich also innerhalb eines Jahrzehnts gerade verdreifacht hat. Und ein ähnliches ungestümes Wachstum weisen alle Teile des Wirtschaftsorganismus, Industrie, Handel, Eisenbahn- und Schiffahrtsverkehr, Einnahmen und Ausgaben des Staatshaushalts auf. Dabei sind alles das zweifellos nur die einleitenden Akte eines kulturellen Aufstiegs, dessen Höhe zu erreichen dem nun anbrechenden zweiten Jahrhundert der politischen Unabhängigkeit vorbehalten ist. Die Regierung ist mit großer Energie und Umsicht bei der Arbeit, die Wege zu diesen großen Zukunftszielen freizumachen. Sie betreibt die Erschließung von Patagonien, das allein so groß wie Deutschland und Oesterreich-Ungarn zusammengenommen und zum größten Teil kulturfähig ist, durch den Bau von Bahnen, die von den Häfen San Antonio, Rivadavia und Deseado aus bis zum Wall der Cordilleren vordringen werden. Die erste Ueberlandlinie, die Südamerika durchschneidet und den Atlantischen mit dem Pazifischen Ozean, Buenos Aires mit Valparaiso verbindet, ist im April eröffnet worden, eine zweite weit größere etwa 3000 km lange Magistrale, die von der Hauptstadt aus über Tucuman nach La Quiaca an der bolivianischen Grenze führt, um von da aus an das peruanisch-chilenische Eisenbahnnetz sich anzuschließen und in Antofagasta und Arica das westliche Gestade zu erreichen, wird in etwa drei Jahren vollendet sein. Gleichzeitig werden von dieser gewaltigen Angriffslinie aus allerseits Zweiglinien vorgestreckt, um das noch brachliegende Gebiet des inneren Festlands aufzuschließen: das Riesenreich des Chaco Central, das Minengebiet von Cochabamba, dem „Transvaal Südamerikas", die Kautschukwaldungen in den Niederungen des Beni, die Pampas Brasiliens, die Kornkammern der Welt von ähnlicher Bedeutung wie die Präirieprovinzen Kanadas zu werden versprechen, und all die Güter dieses Neulands südamerikanischer

Kultur werden überwiegend nach den Verkehrsgesetzen der Natur ihren Weg zur Bucht des Silberstroms nehmen, dem Sammelbecken des gewaltigen Zwillingsflußsystems des Paraná und Uruguay, das mit seinen weit die Arme ausstreckenden Tributären den Handel aus dem ganzen zentralen Festland bis hoch hinauf zur tropischen Grenze und bis zu den Schneegipfeln der Anden mit elementarer Kraft zu sich hinlockt.

So hat Argentinien, trotz aller blutigen und zerstörenden Kriege und bürgerlichen Zwiste allen Grund, stolz auf seinen Werdegang zurückzublicken. Aber auch das germanische Europa darf mit Fug und Recht an der Festfreude teilnehmen. Außer dem Britentum hat kein fremdes Volk so emsig an der wirtschaftlichen und kulturellen Hebung des Landes mitgewirkt wie das deutscher Zunge. Daß dies freundschaftliche Verhältnis sich weiterhin festige, ist der Wunsch, der bei dem Jahrhundertfest die Herzen der Alten und Neuen Welt vereinigen möge.

Mein Kanaan.

Gleich Moses hab' von Bergeszinnen
Ich das gelobte Land geschaut.
Schön ist es, wie in weißen Linnen,
Im Perlenschmuck die Fürstenbraut.

So weltfern liegt's zu meinen Füßen,
Ein wundersames Märchenland;
Des Meeres blaue Wogen grüßen
Fernher den einsam stillen Strand.

Da wogt das Feld in reifen Halmen,
Der Wald, mit frischem Grün belaubt;
Dort neigen windgewiegte Palmen
Das stolze, königliche Haupt.

Allüberall die Früchte schwellen;
Und aus dem stillen, tiefen Strom
Mit seinen silberklaren Wellen
Steigt leicht und schlank ein hoher Dom.

Es weiten sich die Säulenhallen,
Von gold'ner Kuppel überdacht,
Und lichte Sonnenschleier wallen
Um seine weiße Marmorpracht.

Klar strahlt der Himmel, unverdüstert,
Ob See und Wald und Blütenstrauch,
Und über allen Höhen flüstert
Des Friedens wunderbarer Hauch. — —

Mein Paradies, mein Jugendsehnen,
Du meiner Seele Heimatland!
Ich schaue dich durch heiße Tränen,
Ich grüße dich, von Lieb entbrannt.

Mein Heimatland, mein stilles Eden,
So bang ersehnt, so lang gesucht.
Und doch — ich darf dich nicht betreten,
Darf greifen nicht nach deiner Frucht.

Und lodert auch in Flammengluten
Mein Sehnen auf — es kann nicht sein.
Nie darf ich tauchen in die Fluten,
Die drunten quellen frisch und rein.

Die goldnen Früchte, ach, sie reifen
Nicht für die schuldbefleckte Hand.
Zum Wanderstabe muß ich greifen,
Muß weiterzieh'n, allein, verbannt.

Muß weiterzieh'n durch öde Heiden,
Müd, heimwehkrank, auf rauher Bahn;
Ich darf ja nicht wie Moses scheiden
Im Anblick meines Kanaan.

Maria Deodata.

Die ersten spanischen Wahlen unter der Herrschaft der Wahlpflicht (8. Mai).

Von Professor Dr. Eberhard Vogel,
Lektor an der Königl. Techn. Hochschule Aachen.

Ganze sieben Monate haben die Liberalen gebraucht, um sich für den Nachweis zu rüsten, daß ihre Macht auf starken Säulen in der Volksgunst ruhe. Zwei Ministerien und ihren alten Führer Moret haben sie dabei verbraucht, zu schweigen von den Dutzenden Statthaltern der Provinzen und Bürgermeistern großer und kleiner Städte, welche zuerst den Anhängern Mauras und dann denen des neuen liberalen Propheten Canalejas weichen mußten. Maura könnte ohne Anmaßung dieses lange Zögern zu seinen Gunsten buchen und als ganz entsprechend der außerordentlichen Länge — 32 Monate! — seiner in den wütendsten Stürmen siegreichen Regierung finden. Wie auch diese Wahlen ausgefallen sein mögen, der eigentliche Liberalismus, der mit der einen Hand den Thron stützen und mit der anderen den Altar stürzen will, hat während des langen Regiments Mauras, das ihn zu immer schärferen Verneinungen reizte, nicht für sich, sondern für die Republikaner gearbeitet, wie die Vermehrung der republikanischen Stimmen und Stadtverordneten bei den am Jahresschluß getätigten Gemeindewahlen schon zur Genüge bewiesen hatte. Barcelona hat seit dem 1. Januar einen radikalen Stadtrat, in dem Madrider Stadtparlament verfügen die Republikaner über die Hälfte der Stimmen. Daß diese nicht auch etwa die Mehrheit in den nächsten Cortes erlangen könnten, liegt an der geringen Zahl ausgesprochen städtischer Bezirke, wo der amtliche Wahldruck, die Einwirkung auf den einzelnen Wähler, versagt. In den ländlichen Bezirken erweckt der Name des Königs noch immer einen Nachklang überlieferter Ehrfurcht. In ihnen setzt daher die Regierung allen ihren Einfluß ein, um ihren Kandidaten durchzubringen. Wie sie's getrieben hat, faßt ein unabhängiges Blatt also zusammen: „Aerger ist es nie gewesen. Ein Statthalter fährt mit dem Regierungskandidaten in dem Automobil des Straßenbaus im Bezirk umher, läßt die Bürgermeister antreten und bearbeitet sie mit Drohungen; tausende von Thalern werden zum Stimmenkauf vergeudet; das Blaue vom Himmel wird versprochen: Garnisonen — Tanzhusaren —, Steuernachlässe, Straßen, Brücken und Kanäle; gedroht wird mit Anklagen wegen Steuerhinterziehung und ungesetzlicher Verwendung öffentlicher Gelder; Wahrheit und Recht werden schamlos mit Füßen getreten." — Welche Uebertreibungen auch diese Schilderung enthalten mag, es ist sicher, daß die Regierung *unter der Herrschaft der Wahlpflicht* größere Anstrengungen als je machen muß, um eine Mehrheit zu erlangen. Die früher übliche freche Fälschung des Wahlergebnisses ist durch die neue Ordnung des Wahlgeschäftes ausgeschlossen; also muß vor der Eröffnung desselben „gearbeitet" werden. Mit welchem Erfolg dies geschehen ist, zeigte schon der Ausgang der durch eine Art Akklamation erledigten Wahlen. Wird nämlich bei der acht Tage vor der Hauptwahl vorzunehmenden Benennung der Bewerber nur einer von wenigstens einem Fünftel der Wahlberechtigten aufgestellt, so ist er gewählt. Ein Drittel der Abgeordneten ist auf diese Weise schon am ersten Mai gewählt worden; drei Viertel von ihnen sind Liberale. Die der Regierung an der Mehrheit noch fehlenden Stimmen hat sie dann am 8. Mai erhalten. Maura betrieb, nachdem der Sturz Morets seinen Zorn besänftigt hatte, die Fehde gegen den Liberalismus, immerhin das geringere Uebel im Vergleich mit der Republik, nur lässig, unterstützte ihn in Madrid und anderen Orten offen; sodann sind die 60% Wähler, die ohne den Zwang der Wahlpflicht zu Hause bleiben würden, zumeist des Lesens und Schreibens unkundige Leute und daher den Winken mit Zuckerbrot und Peitsche desto zugänglicher. Abgesehen von Barcelona mit seiner gewaltigen Zahl in den letzten Jahrzehnten zugewanderter, jeder Bildung barer, vom Anarchismus angesteckter Fabrikarbeiter, handelt es sich hierbei hauptsächlich um ländliche Wähler. Wenn nun auch diese einen Stimmzettel — den sie selbst nicht lesen können — für den liberalen Regierungsmann abgegeben haben, so ermißt jeder, *auf welcher Seite in Spanien der Mißbrauch der Gewalt ist*, auf seiten des Staates oder der Kirche, und was von der hartnäckig wiederholten Behauptung zu halten ist, daß *die Pfaffen in dem schönen Lande regieren*. Wäre das richtig, so wäre es ein



Kinderspiel, die überwältigende ländliche Mehrheit der Wähler für kirchlich gesinnte Kandidaten zu gewinnen.

Ganz besondere Verhältnisse herrschen in Barcelona, welches die katalanisch sprechenden Provinzen des Nordostens als ihre Hauptstadt ansehen, zugleich die gefürchtete Rivalin Madrids, auf welche die Regierenden allezeit ein Auge, seit einem Jahrzehnt aber am Wahltage beide Augen gerichtet halten. In den Besitz Madrids und der anderen wenigen Großstädte teilen sich die Liberalen und Republikaner mehr oder weniger kriegerisch, in die ländlichen Bezirke die Liberalen und die Konservativen mehr oder weniger friedlich; aber Barcelona ist seit dem Tage, wo Dr. Robert es zum Bewußtsein seiner Würde als Hauptstadt Kataloniens aufweckte, bis zum Abend des Wahltages zweifelhaft. Dr. Robert war es 1901 gelungen, die Bürger Barcelonas zu überzeugen, daß es ihrer als Katalanen unwürdig sei, sich von einer handvoll irgendwie käuflicher Wähler ihre Abgeordneten — bald konservative, bald liberale, wie's gerade traf — geben zu lassen. Diese Erkenntnis, von einer vortrefflichen, volkstümlichen, zum Teil in der Volkssprache geschriebenen Presse begeistert verfochten, schnellte noch vor Einführung der Wahlpflicht (1908) im Jahre 1907 die Zahl der abgegebenen Stimmen von 20 auf 60 bis 70% in Barcelona, bald auch in ganz Katalonien empor. Alle Parteien gewannen hierbei, nur die Liberalen und Konservativen, die das politische Bäumchenwechseln bisher betrieben hatten, wurden aus ganz Katalonien verjagt. Von 42 katalanischen Sitzen erhielten damals die Republikaner 19, in die übrigen teilten sich die Regionalisten, die Karlisten und die Integristen gemäß einer im Frühjahr 1907 zu Manresa getroffenen, auch kirchlich gebilligten Abmachung, welche als die katalanische Solidarität bezeichnet wurde. Im Parlament bildeten die katalanischen Abgeordneten einen Block, welcher, wenn die Begeisterung bei den Republikanern nicht zu bald verflogen wäre, wie die Iren in England, das Zünglein an der Wage der Gesetzgebung hätte bilden können. Unter jenen Parteien aber war die einzige, die mit klarem Bewußtsein ihrer Ziele die katalanische Fahne hochhielt und daher eine Zeit lang zu zentraler Bedeutung gelangte, die der Lliga Regionalista, welche jede Frage nach der Regierungsform — Monarchie oder Republik — aber auch jede religiöse oder kirchliche Erwägung stillschweigend aus ihrem Programm ausschloß. Den Hauptwünschen des katalanischen Blocks, die in der Autonomie Kataloniens, nicht etwa in der Trennung von Spanien, gipfeln, kam Maura durch das Gemeindeverwaltungsgesetz mit seinen wichtigen Bestimmungen über die Zweckverbände entgegen; es zu verabschieden, hinderte ihn sein Sturz infolge des von den Liberalen perfid ausgenützten Ferrer-Rummels. War nun der Einspruch der Republikaner Barcelonas gegen die Barbarei der roten Woche schon recht matt, fand sogar der inzwischen aus der Verbannung zurückgekehrte Führer der radikalen Republikaner, welche bis dahin durch den Block in der Minderheit gehalten wurden, Lerroux, rührende Worte der Beschönigung für die Nonnenschänder und Mordbrenner aus den Ferrerschulen, so hielt angesichts der durch die Wahlpflicht eröffneten Aussicht, das gesamtrepublikanische Ideal wenigstens in Barcelona zum Siege zu führen, die Begeisterung der übrigen Republikaner für die gemeinsame Sache Kataloniens nicht mehr Stand. Sie ließen in den letzten Stadtratswahlen die Lerrouxisten siegen; sie haben sich auch für diese Corteswahlen vom Block losgesagt, obwohl sie den Sieg der Roten voraussehen konnten. Nachdem nun auch die Parteien der Rechten sich ausdrücklich geweigert hatten, ihre kirchlichen Forderungen hinter die speziell katalanischen zurückzustellen, wie die Lliga Regionalista auf den Antrag eines Wahlbündnisses von ihnen verlangte, kämpften in Barcelona am 8. Mai gegeneinander: auf dem linken Flügel die radikalen Republikaner unter Lerroux' Führung, das heißt in der Hauptsache das Heer der eingewanderten, nicht katalanischen, analphabetischen Arbeiter, und die vereinigten Republikaner unter Führung von J. Corominas, auf dem rechten Flügel die vereinigten Konservativen, Karlisten und Integristen (Nurkirchliche), im Zentrum (vergl. den Schluß meines Artikels in Nr. 10) die Lliga Regionalista. Die Rechte hat für ihre Fahne den Segen des Bischofs von Barcelona erbeten, aber nicht erlangt. Ohne Zweifel zog die Lliga mit großer Geschlossenheit in den Kampf. Nach den bisherigen Erfahrungen aber schon mußte sie in der Minderheit bleiben, und Barcelona wird nur durch Rot und Rosa vertreten sein.

Zur Würdigung des Wahlergebnisses stehen mir noch die wichtigsten spanischen Zeitungen bis zum 16. ds. zur Verfügung. Keine enthält bisher gesicherte amtliche Ziffern. Um nicht ganz wie ein Waisenknabe dazustehen, hat die Regierung zwei Tage nach den Wahlen den ausländischen Agenturen grob aufgerechnete Zahlen mitgeteilt. Welcher Zustand aber, daß unsere größten deutschen katholischen Blätter mit diesem Salat sich begnügen müssen! Steht uns Katholiken wirklich Spanien so vielmal ferner als Italien? Sollten wir nicht durch verdreifachte Berichterstattung aus Spanien Einfluß auf die Meinung dort zu gewinnen trachten, drängen, mahnen, ermutigen? Ich habe vorigen Herbst 70 deutschen katholischen Zeitungen Vorschläge in dieser Richtung gemacht: ganze zwei haben mir geantwortet!

Die Regierung hat eine knappe Mehrheit, die den Keim des Zerfalles durch die Scheidung der Anhänger Morets und Canalejas' in sich trägt, Maura erdrückt die 50 Republikaner mit einer doppelten Zahl Konservativer, der Katalanisten ohne Phrase sind 9 gewählt, jedoch sind in Katalonien noch 16 Abgeordnete, darunter 6 Karlisten, als Katalanisten anzusehen; ihre Führer sind aber alle ohne Sitze geblieben. Wie die Regierung eine Mehrheit erlangen konnte, habe ich schon dargelegt. Ihre Machenschaften werden im Wahlakt selbst noch unterstützt durch die Möglichkeit, den Wahlzettel offen oder verdeckt abzugeben. Wer einen verdeckten abgibt, macht sich verdächtig. So gehen hunderttausende armer Teufel hin und geben einen offenen Zettel für den Regierungsmann ab. Damit sichern sie sich einen Happen Brot für den Augenblick: was schert sie die Zukunft? Politische, wirtschaftliche, soziale, kulturelle Fragen? Was wissen sie auch nur davon, da sie nicht einmal lesen und schreiben können? So lange die Hälfte der spanischen Wähler nicht einmal eine Zeitung oder ein Flugblatt lesen kann, braucht sich jede Regierung nur die Stimmzettel der Analphabeten zu sichern; sie allein geben ihr die Mehrheit, die ihr den Rücken steift; die Gebildeten sind im spanischen Parlament so zu sagen ohne Vertretung. Die Sitten des Wahltages selbst haben sich unter der Herrschaft der Wahlpflicht sichtlich gebessert. Nur hier und da ist es noch zu Gewalttaten gekommen. Wichtiger aber ist, daß von nun an die Parteien, die bisher nicht regierungsfähig waren, die Republikaner und die Regionalisten, der Regierung die Analphabeten streitig zu machen suchen werden. Wem die Schule gehört, dem wird auch in Spanien die Zukunft gehören. Sie, die der Parteipresse neue Leser schafft, wird immer mehr auch als eine Bildnerin urteilsfähiger Wähler gelten.

Im übrigen bestätigen die Ziffern, was vorauszusehen war. Die großen Städte, Madrid und Barcelona in erster Linie, sind und bleiben Hochburgen des Republikanismus. Die 2 Liberalen, welche Madrid neben 6 Republikanern noch stellt, sind Feigenblätter, welche die Unterstützung der Konservativen der Regierung sich vorzuheften erlaubt hat. In Barcelona erhielten die Lerrouxisten, die Gönner der Julimänner, 30 900, die vereinigten Republikaner 23 800, die Lliga Regionalista — das Zentrum — 16 300, die vereinigten Rechten — die katholisch-kirchlichen Parteien — 9 400, wonach von den 7 Sitzen des Bezirkes — eine Stichwahl findet nicht statt — die Lerrouxisten 5, die übrigen Republikaner 2 erhalten. Hätten die Rechten sich bereit gefunden, wie das Zentrum von ihnen verlangte, die wesentlichsten katalanischen Forderungen zu bejahen, so wäre ein wahrhaft konservatives Programm in Barcelona nicht unvertreten geblieben. So aber sind nicht nur die kirchlich Gesinnten tot gestimmt worden, sondern durch ihr Abseitsstehen hat sich auch in ihrer ganzen Nacktheit die leidige Tatsache offenbart, daß diese Kreise ausschließlich in den reichen Distrikten Barcelonas ansässig sind, und die Kirche ist wieder in den gehässigen Anschein einer Beschützerin des Geldsackes geraten. Die Lehre, welche die Katholiken aus den Wahlen in Barcelona ziehen sollten, müßten alle spanischen Katholiken — einschließlich der sogenannten Konservativen — beherzigen: daß eine kirchenpolitische Partei dem Geist der Verfassung widerstrebt und die Kirche nur bloßstellt. Alle Aeußerungen der Regionalisten in diesem Wahlkampfe aber erweisen diese Partei als die würdigste der Unterstützung auch derer, welche auch die weltlichen Dinge vom religiösen Standpunkte beurteilen; ich wiederhole: hier — in der größten Stadt Spaniens — ist ein starker und gesunder Kern zur Bildung eines spanischen Zentrums vorhanden. In Barcelona, nicht in Madrid, wird die Zukunft Spaniens entschieden. — Das neue Wahlgesetz wird im übrigen schon lebhaft befehdet. Das Verfahren der Akklamation wird als eine Hintertür zur Wiedereinschleppung des alten Wahlschwindels angesehen. Der Proporz findet in allen Lagern Befürworter. Gelangt er zur Einführung, so scheint man die Wahlpflicht wieder aufgeben zu wollen.

Nachtgeheimnis.

Maienmondnachtzauber ruht
über See und Ried.
Leise furcht ein Kahn die Flut,
der zum Ufer zieht.

Eine Insel liegt im See,
Schloss und Mauerwall.
Tief aus Park und Blütenschnee
schluchzt die Nachtigall.

Einmal hält der Kahn noch ein,
„Lebe wohl" es spricht. — —
Drüben in den Fensterreih'n
löscht ein müdes Licht...

Theo Rossel.

Unerquickliche Debatten über Schundliteratur im bayerischen Landtag.

Zugleich ein Wort über Karl May.

Vom Herausgeber.

Die bayerische Abgeordnetenkammer hat sich in den Sitzungen vom 20. und 21. Mai mit der Bekämpfung der Schundliteratur befaßt. Der weiter unten folgende kurze kritische Bericht aus der Feder des Abgeordneten Osel spricht sich über die Gründe, welche leider zu einem Mißerfolge des von den Liberalen gestellten Antrages führen mußten, deutlich genug aus. Der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" möchte den Ausführungen des Abg. Osel noch einiges hinzufügen. Die Zentrumsmehrheit stand dem Antrage als solchem von ihrem Standpunkte aus mit wärmster Sympathie gegenüber. Denn die Förderung von guten Schul- und Volksbibliotheken wird von katholischer Seite schon lange so energisch wie nur möglich betrieben, wie die großartige Entwicklung des Borromäusvereins und speziell für Bayern die vom katholischen Preßverein ins Werk gesetzte Gründung immer neuer Volksbibliotheken am besten beweisen.

Nicht gegen den Antrag, sondern gegen seine mit herausfordernder Schärfe betonte Tendenz richtete sich der Widerspruch des Zentrums. Die Liberalen machten, von den Sozialdemokraten verständnisinnig unterstützt, den von vornherein aussichtslosen Versuch, Staatsmittel flüssig zu machen, um den Schul- und Volksbibliotheken angeblich farblose, sogenannte „neutrale" Literatur— mit Ausschluß aller religiösen und ethischen Tendenz — zuzuführen. Es ist eine direkte Beleidigung, einem Parlament, in welchem die Anhänger der Konfessionsschule die große Mehrheit haben, die Annahme eines durch solche Motivierung eingeschränkten Antrages zuzumuten.

Der den Antrag begründende liberale Abg. Bühler-Zweibrücken ist selbst Volksschullehrer. Der stenographische Bericht über seine Rede (vgl. „Augsb. Abendztg." Nr. 139, 2. Blatt) ergibt, daß er eine Gelegenheit, welche zu einem einmütigen Vorgehen aller Gutgesinnten hätte führen sollen, zur Hervorkehrung des einseitigsten Parteistandpunktes und zu den bissigsten Ausfällen gegen den „Ultramontanismus" benützen zu sollen glaubte. Auch ein böser Seitenblick auf die lex Heinze, über die andere Liberale heute ganz anders denken, durfte nicht fehlen. Wenn der liberale Redner die Zentrumsmehrheit für den Antrag gewinnen wollte, durfte er nicht Sätze riskieren, wie die folgenden: „Nach unserer Auffassung können nur solche öffentliche Bibliotheken Anspruch auf öffentliche Zuwendungen erheben, die konfessionell wie politisch absolut neutral eingerichtet und geleitet sind." Dabei muß man wissen, wie systematisch von gewissen sogenannten „neutralen" Volksbildungs-Gesellschaften die religionsfeindliche und in erster Linie die katholikenfeindliche Literatur begünstigt, die katholische aber totgeschwiegen wird! Nach einer Exemplifikation auf die „neutrale" Volksbibliothek in Zweibrücken fuhr Bühler fort: „Zelotennaturen ist natürlich diese Eintracht und Harmonie im innersten zuwider. ‚Neutral', das klingt den Herren nach Simultanschule — und das genügt." Ferner: „Darin sollten wir einig sein, daß die Jugendschriften keine Tendenzschriften sein dürfen. Konfessionelle Fanatiker aber können sich auf diesen Standpunkt nicht erheben." Der liberale Redner polemisierte dann des Langen und Breiten gegen die „Augsb. Postztg.", gegen einen „jungen Kaplan in Zweibrücken," gegen den „Seraphischen Kinderfreund," gegen das vom Piusbund Bamberg herausgegebene Sonntagsblatt „Das Kreuz'," um diesen Teil seiner Rede zu schließen: „Auch die unablässig und geflissentlich reflektierenden und moralisierenden Schriften sind untauglich schon deshalb, weil sie von der Jugend bald als langweilig abgelehnt werden. Alles Philosophieren und Moralpredigen in der Lektüre hat keinen Zweck."

Das war wohl kaum die rechte Art, um alle Parteien zu vermehrten Staatszuschüssen für „gute Jugendlektüre" anzuspornen. Im Münchener Gemeindekollegium ist die so überaus wichtige, aber angesichts der Verschiedenheit der Weltanschauungen auch überaus heikle Frage der Schundliteratur von dem freisinnigen Hauptlehrer Gutmann weit taktvoller und deshalb auch erfolgreicher behandelt worden.

Die Kampfesmethode des liberalen Redners ermutigte den sozialdemokratischen Wortführer Hoffmann zu noch schärferen Attacken. Er fürchtet, daß der bayerische Kultusminister gleich dem früheren preußischen Minister Holle nur Werke christlicher und nationaler Tendenz in den Bibliotheken dulden werde, brach eine Lanze für die „Jugend" und den „Simplicissimus" als „gute Volkslektüre", will Darwin, Haeckel, Strauß in den Volksbibliotheken vertreten sehen und spöttelte über die „literarischen Qualitäten eines Canisius und Aloisius". Der Kultusminister ließ die vereinigte Linke nicht im unklaren darüber, daß die Regierung für „neutrale", konfessionslose Pläne der Jugend- und Volksaufklärung nicht zu haben ist. Sein Wort, daß die Grundsätze, nach denen die Regierung die Unterstützung der Bibliotheken ausführen müsse, nur konservative sein könnten, wirkte merklich abkühlend.

Wenn der freisinnige Abgeordnete Prof. Günther als Mitantragsteller im Schlußworte meinte, es sei viel angebrachter, in diesen Fragen das Einigende und Heilende und nicht das Trennende und Verschlimmernde zu betonen, so hätte er diese Mahnung, statt an das Zentrum, an den ersten liberalen Redner richten sollen. Die „gehässige Polemik" ist von diesem ausgegangen, und die Zentrumsredner Siben und Oberregierungsrat Frank taten wohl daran, wenn sie nach solchen Provokationen das Schuldkonto des Liberalismus auf dem Gebiete des religiösen und sittlichen Verfalls in lebhaften Farben vor Augen führten und auch einem erheblichen Teile der liberalen Presse gründlich die Wahrheit sagten.

Daß Prof. Günther den Anlaß benützte, um nach bekannten Melodien das Lied von der „Rückständigkeit" katholischer Literatur zu singen und, gestützt auf das Urteil P. Ansgar Pöllmanns, auch das Thema „Karl May" entsprechend zu traktieren, war ein um so billigeres Vergnügen, als der Schluß der Debatte das angegriffene Zentrum der Möglichkeit beraubte, den größten Teil der scheinbar so schlagenden Argumente des Redners ad absurdum zu führen. Denn das wäre nicht allzuschwer gewesen und wird hoffentlich bei nächster Gelegenheit in der bayerischen Abgeordnetenkammer selbst nachgeholt werden. Die Herren Liberalen tun sich leicht, wenn sie — mit einem verächtlichen Seitenblick auf „ultramontane" Zeitungen und Kreise — heute die sämtlichen Schriften Karl Mays einfach zur „Schundlektüre" zählen (vgl. den resümierenden Landtagsbericht der liberalen „Münchner Neuesten Nachrichten" in Nr. 233 vom 21. Mai). Die Abgg. Bühler und Günther würden wohl recht lange Gesichter gemacht haben, wenn ihnen aus eben denselben „Münchner Neueste Nachrichten" vorgelesen worden wäre, mit welch überschwänglichen Worten höchster Begeisterung dieses liberale Hauptorgan der in Literatur und Kunst angeblich „führenden" Residenzstadt München vor noch nicht so langer Zeit den heute zur „Schundlektüre" geworfenen Karl May gepriesen und in den Himmel gehoben hat.

Manchen anderen liberalen Blättern ist es nicht besser ergangen. Und daß Karl May als doppelzüngiger literarischer Charakter entlarvt wurde, ist keineswegs liberalen oder protestantischen Kritikern zu verdanken, sondern in allererster Linie das Verdienst des früheren Chefredakteurs der „Kölnischen Volkszeitung", Dr. Hermann Cardauns. In dessen Fußtapfen ist mittlerweile auch P. Ansgar Pöllmann getreten. Der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau", der seit mehr als dreißig Jahren in der katholischen Presse tätig ist, hat die Schwärmerei für Karl May niemals mitgemacht, stand vielmehr der Begeisterung wie der Reklame für Karl May stets mit nüchterner Reserve gegenüber. Dieser Standpunkt verschärfte und vertiefte sich, seitdem er 1897 auf dem Katholikentage in Landshut in vertrauter Zwiesprache von dem seligen Heinrich Keiter, dem unvergeßlichen Herausgeber des „Deutschen Hausschatz", Details über den damals entdeckten Zusammenhang Karl Mays mit Schundromanen des Münchmeyerschen Verlages erfuhr. Die Persönlichkeit und der Charakter Karl Mays sind inzwischen und namentlich in der letzten Zeit noch gründlicher entschleiert worden, so gründlich, daß es kaum mehr wesentlich darauf ankommen kann, ob die angebliche Strafliste des „Räuberhauptmanns" einige Schwächungen oder Milderungen erfahren wird. Aber das eine darf und muß gesagt werden: Auch die heutige Kampagne gegen Karl May hat sich von Uebertreibungen nicht frei gehalten. Die ärgste Uebertreibung ist, daß sämtliche Schriften Karl Mays jetzt wahllos zur „Schundliteratur" geworfen werden. Soweit ist Dr. Cardauns niemals gegangen, nicht einmal P. Ansgar

Pöllmann geht so weit. Auch heute noch müssen die Schriften Karl Mays in erster Linie aus sich selbst heraus beurteilt werden. Freilich werden Bedenken, die sich aus dem Inhalte ergeben, durch die Kenntnis der Persönlichkeit bedeutend verschärft. Insofern sind diejenigen, welche früher vor Karl May als idealem Jugenderzieher warnten, heute glänzend gerechtfertigt. Aber es geht nicht an, jeden, der sich einst von der faszinierenden Erzählungskunst Karl Mays fesseln ließ, heute als geistig minderwertigen blamierten Europäer hinzustellen. Man kennt geistig sehr hochstehende Leute, die sich eine Zeitlang für Karl May begeisterten. Ohne den beispielsweise von der „Augsburger Postzeitung" eingenommenen Standpunkt unentwegter Karl May-Verehrung irgendwie zu teilen, machen wir gar kein Hehl daraus, daß der „Offene Brief", den P. Ansgar Pöllmann gegen die „Augsburger Postzeitung" richtete, eine starke Entgleisung war. Und zwar nicht nur deshalb, weil der Brief einer großen Reihe liberaler, ausgesprochen kirchenfeindlicher Blätter übersandt wurde, die natürlich sofort mit Wonne über die „Abschlachtung" eines angesehenen katholischen Blattes herfielen, sondern auch wegen tief verletzender Uebertreibungen, die selbst in der schärfsten öffentlichen Auseinandersetzung eines katholischen Ordensmannes mit einem verdienten katholischen Blatte nicht vorkommen sollten. P. Ansgar Pöllmann würde viele überaus grausame und zum Teil persönlich kränkende Worte, die er in der Hitze des Gefechtes gegen die „Augsburger Postzeitung" schleuderte, heute sicherlich nicht wiederholen. Einige Abschwächungen, die er bald darauf eintreten ließ, bewiesen dies deutlich. Aber die Gegner lassen den ihnen zugeworfenen fetten Bissen nicht mehr los, und nur der klugen Selbstüberwindung der „Augsb. Postzeitung" ist es zu danken, daß aus dem peinlichen Zwischenfall nicht eine geräuschvolle große Affäre geworden ist. Ein katholisches Blatt, dessen schneidiger Chefredakteur gerade in jenen Tagen in der imposanten Augsburger Versammlung, die für den Gottmenschen Jesus Christus Zeugnis ablegte, den Vorsitz führte, verdient eine derartige, zum Teil sehr persönliche öffentliche Züchtigung selbst dann nicht, wenn es sich in einer bestimmten Frage im Unrecht befinden sollte. In dubiis libertas, in omnibus caritas!

Kulturfragen im bayerischen Landtag.

Von Heinrich Osel, Landtagsabgeordneter, München.

Nie wird die Unwahrhaftigkeit der Gegner des Zentrums größer, als wenn unsere Stellung zur Wissenschaft in Frage steht. Dann hält sich jeder Liberale für berechtigt, uns rückständig zu heißen, wenn auch seine persönlichen Beziehungen zur Wissenschaft und seine wirkliche Kenntnis der Stellung des Zentrums hierzu nicht größer sind als die des Esels zur Laute. Bei Vielen ist es gar nicht die Weltanschauung, welche sie von der Rechten trennt, sondern Unkenntnis dessen, was ihre Führer eigentlich wollen. Die positiven Protestanten z. B. als Mitläufer des in Bayern fertigen Linksblocks sind undenkbar in dem Augenblick, in welchem sie wirklich die Stellung dieser Blockleute zur Religion und zu ihrer Bedeutung in der Erziehung und im öffentlichen Leben kennen lernen, in dem sie inne werden, daß nur die unchristliche Wissenschaft bei dem Liberalismus und Sozialismus Existenzberechtigung hat.

Seinen tiefsten Haß wirft der Linksblock auf den Kultusminister, wobei er allerdings in recht plumper Weise zu Werke geht. Er konstruiert sich „Fälle", mit denen er Herrn von Wehner zu stürzen versucht, obwohl es doch nachgerade bekannt sein dürfte, daß derselbe ach so schrecklich korrekt ist, nichts ohne „Paragraphen" tut und stets auf das Beispiel — liberaler Vorgänger hinweisen kann. Ist es aber nicht ungeschickt, von einem so korrekten und — sein Hauptverbrechen — wirklich katholischen Minister mehr zu verlangen als von seinen liberalen Vorgängern?

Die Liberalen auf dem Tummelplatz der Hochschulen! Weil der Minister im Interesse der Universitäten und der Studierenden das Vorlesungsverzeichnis in den „Hochschulnachrichten" des Dr. von Salvisberg veröffentlichte und honorierte, wie alle deutschen Universitäten, was aber die Senate bei uns ihrerseits nicht für gut fanden: 1. Fall. „Verschwendung von Staatsgeldern" — durch den ach so korrekten Herrn v. Wehner!

Dann kommt ein Privatdozent Dr. Scheler, dessen sittliche „Minderwertigkeit" gerichtlich attestiert wird, der dem milden Rat des Senates, schon vor der Verhandlung „sich zu empfehlen", nicht Folge leistete. Sein rein persönliches Verhalten steht zur Aburteilung, und der Minister mit dem Senat findet keinen Anlaß, Akademiker als Zeugen vom Amtsgeheimnis zu entbinden: Ans Kreuz mit dem Minister, denn die Sozialisten hätten die schmutzige Sache zu einer cause célèbre machen mögen. Wir haben einen modernistischen Priester und Lyzealprofessor a. D. (auf Grund ärztlichen Attestes!) Derselbe möchte als Philologe neu angestellt werden, ohne die Bedingungen alle erfüllt zu haben, die nötig sind für die Laufbahn des Philologen, und ohne daß die Gründe seines „a. D." als beseitigt attestiert sind: 3. Fall. — Professor Schnitzer scheidet wegen seiner religiösen Anschauungen aus der theologischen Fakultät aus und geht in langen Urlaub. Sofort verlangt der Liberalismus zu wissen: Was geschieht, wenn der Mann wiederkommt? Wenn der Minister sagt: ich bin verantwortlich für das, was geschah, nicht für das, was einmal kommen kann, also abwarten — hat er nicht recht? Natürlich mußte der Block auch den altwerdenden Professor L. Brentano in Schutz nehmen, der bekanntlich im Ferrer-Rummel gegen einen „Justizmord" protestierte, ohne die Akten zu kennen. 4. und 5. Fall! — So treibt der Block Kultusetatsberatungen, ohne daß man das Zeitvergeudung nennen darf.

Soweit die grundsätzliche Frage der Freiheit der Forschung und der Lehre dabei in Frage kam, die rechts und links anders aufgefaßt wird, hätte es wohl genügt, diese Auffassung einfach wieder zu konstatieren — wie eben bei allen Kultusetatsberatungen — aber die „Fälle" sind fürs liberale Publikum, dem sonst die Sache oft ganz gleichgültig wäre, und sie dienen vorher wochenlang den Blockgazetten zur Einheizung liberaler Volksseelen, die aber doch nicht kochen wollen, weil eben der richtige Liberale Monist ist, also gar keine Seele hat.

Chronistenpflicht verlangt zu konstatieren, daß der Block allerdings auch noch weiter sich „kulturell" betätigte. Professor Günther ist für freie Ausübung der Elternrechte am Sonntag. Sein Parteifreund Dr. Quidde — den kennt der Leser ohnehin — verdichtet diese Forderung und heißt den Zwang zum Kirchenbesuch einen „unerträglichen Gewissenszwang." Der Kultusminister konnte diese Phrasen sehr kurz mit der Erklärung abtun, daß der Staat ein Interesse an der religiössittlichen Erziehung der Jugend habe, was in der lange vor der Amtszeit des Ministers liegenden Schulordnung seinen Ausdruck findet. Ich beziehe mich hier auf die eingehenden sachverständigen Darlegungen an anderer Stelle der „Allgemeinen Rundschau" von Gymnasialprofessor Dr. Hoffmann: „Der Kampf gegen den Gottesdienst an den Mittelschulen." Mag der Block noch so sehr vom Staat als „Exekutor einer kirchlichen Einrichtung" — nach Dr. Günther — sprechen, der liberal-sozialistische Staat ist noch nicht da, den diese Herren wünschen.

Eine merkwürdige Art der Polemik übte Professor Dr. Günther. Dr. Pichler hatte in weitausholender glänzender Rede den aktenmäßigen Nachweis der gewaltigen Förderung unseres Hochschulwesens unter der „Zentrumsherrschaft" erbracht und die Stellung zur Freiheit der Forschung und der Lehre präzisiert. Allein Dr. Günther glaubte mit etwas Verschiebung und im Tone des Plauderers einer mittleren Unterhaltungsbeilage eine ernsthafte Rede behandeln zu sollen, wobei er nicht einmal die Aufwärmung alter Mätzchen, wie des Pichlerschen Wortes von der „stultitia hominum" verschmähte. Was liberaler stultitia imponieren mag! Wenn man aber spricht, wie Dr. Günther: „Ein Liberaler ist eo ipso der entschiedenste Feind jedweder Konfessionsschnüffelei" und sofort anfügt, daß „wenigstens hinsichtlich der Lehrer der Gymnasien und der Realschulen im Lande draußen vielfach beklagt" wird, „daß das bisherige Verhältnis der Schulvorstände manche Aenderung schon erfahren habe, eine Aenderung zu ungunsten der protestantischen Konfession —" (vom Redner unterstrichen), so war das „eo ipso" keine „Konfessionsschnüffelei?" Sachlich konnte der Minister das Gegenteil beweisen.

Die ganze Tendenz des Liberalismus trat zu tage in der Behandlung der Frage: Sind Pädagogikprofessuren zu errichten und wo? Seit längerer Zeit hat man unserseits die Errichtung solcher Professuren für unsere Priester an den Lyzeen verlangt, als sich die Universitäten noch „gänzlich abgeneigt" zeigten. Es kam anders. Schließlich wollten die Universitäten, aber nur sie, die Professuren, und der Block war ihnen Helfershelfer. Dabei entblödete man sich nicht, die Aufhebung der Lyzeen überhaupt zu verlangen und, um dem Vorwurf zu entgehen, damit den Katholiken das Theologiestudium zu erschweren, soll das Vermögen der Lyzeen den — Universitäten für Stipendien überwiesen werden! Wie lange — und es wären diese „Stipendienfonds" den Weg der „katholischen Universitäten" gegangen. Alles andere mag sich der Leser selbst denken. Allein wundern muß man sich über solches Verhalten. Ist's Anmaßung oder Torheit? Nun — ein alter Praktiker sagte mir einmal: „Wir haben Glück, denn wir leben oft von der unglaublichen programmatischen Torheit unserer Gegner." Daß Liberale und Sozialdemokraten die Priester vom Studium der Pädagogik möglichst fern halten möchten, ist begreiflich, denn dann wäre die Beseitigung der geistlichen Schulaufsicht und damit schließlich die Beseitigung der positiven Religion aus der Schule leichter zu erkämpfen. Abg. Held beleuchtete die Taktik der Linken in packender Rede, die Dr. Casselmann in echt liberaler Ueberhebung kleinlich zu verkleinern suchte. Abg. Casselmann wird am besten von seinen eigenen Leuten geschildert: Phrase und Pose.

Und nochmals kam ein Zusammenstoß, als der liberale Tendenzantrag betreffend die Gründung und Förderung von „guten" Schul- und Volksbibliotheken zur Bekämpfung der Schundliteratur zur Verhandlung kam (vgl. auch die Ausführungen

des Herausgebers an anderer Stelle). Grundsätzlich begrüßten alle Parteien und die Regierung diesen Gedanken. Allein das Zentrum hat zu viel schon darüber erfahren, was die Liberalen und Sozialisten hier unter „gut" verstehen. Man konnte nur lächeln über die Hyperbeln eines Abg. Bühler, dessen Selbstbewußtsein wirklich etwas weniger in die Erscheinung treten sollte. Allein man konnte sich auch ärgern über das Verfahren Dr. Günthers, der im Biedermannston Unmögliches als selbstverständlich verlangte. Denn was ist doch eine tendenzlose Literatur, was sind doch „neutrale" Bibliotheken? Vaterlandsliebe und Glaube, diese mächtigsten Triebe menschlicher Handlungen, sie haben eine Tendenz, sind sonst nicht denkbar. Wovon sollen wohl die Bücher reden, die der Block will? Glänzend führten die Zentrumsredner Siben und Frank die ganze Tendenzmache des Blockes vor Augen. Und obzwar die Bündler im guten Glauben für den liberalen Antrag stimmten, ihre Forderungen bezüglich des Inhaltes guter Bibliotheken sind die gleichen, wie bei uns. Die liberalisierenden Eierschalen hängen den Herren freilich noch an. Daß der Minister kein Geld hatte, betrübte uns nicht, denn wir wollen dafür von der Regierung kein Geld. Der Kultusminister wies übrigens nach, daß für Schülerbibliotheken an staatlichen Mittelschulen schon jetzt jährlich 41,000 M. aufgewendet werden. Sehr wirkungsvoll war der Hinweis auf die Tatsache, daß von den bestehenden 923 Volksschulbibliotheken (mit einer halben Million Bänden und einem jährlichen Gesamtetat von 147,000 M) nicht weniger als 645 konfessionellen Charakter hätten, die also den Hauptteil einer etwaigen staatlichen Unterstützung erhalten müßten. Besser konnte die Tendenz des liberalen Antrages nicht ad absurdum geführt werden. Weil die Liberalen den Antrag mit „antiklerikalen" Nebenabsichten beschwerten, können sie sich über die Ablehnung durch die Zentrumsmehrheit nicht beklagen.

Neues hat die Debatte nicht gezeigt. Die Solidarität der Liberalen und Sozialisten in den Kulturfragen ist so bekannt, wie der klaffende Spalt, der alle positiven Christen von diesen Parteien trennt. Nur die Tonart wird schärfer, persönlicher, weil der Ton seitens des Linksblocks immer überhebender wird. Unser Wunsch ist dabei: Der Block kann so bleiben. Und besonders Herr Casselmann, der das zweitemal den Mut hatte, eine ganze Fraktion, die Freie Vereinigung der Bündler und Konservativen, aufzufordern, zu erklären, ob sie mit den von christlichem Geist getragenen Ausführungen ihres Führers Beck einverstanden sei. Das ist der Gipfel politischer Anmaßung, besonders wenn man kurz vorher durch einen Proporz die Agrarier an die Wand zu drücken versuchte.

Ein alter badischer Kulturkampfparagraph in neuer Auflage.

Von Redakteur Jos. Schlierf-Baden-Baden.

Die diesjährigen Pfingstglocken trugen einen schmerzlichen Mißton für die christlichen Kirchen, insbesondere für die katholische Kirche in die Lande hinaus. Der badische Großblock beschloß seine Tagung vor Pfingsten mit Annahme eines Ausnahmegesetzes!

Der badische Landtag (Zweite Kammer) beschäftigte sich in den letzten Tagen vor Pfingsten mit der Aenderung des badischen Elementar-Unterrichtsgesetzes. Es ist darin vorgesehen die Neuregulierung der Rechts- und Gehaltsverhältnisse des Lehrpersonals, die Neuordnung der Gemeinde- und Staatsbeiträge, der Einrichtung und der Kompetenz der Schulbehörden. Neuerungen bringen die Bestimmungen über die Schulpflicht (Mädchen und Knaben 8 Jahre), die Einrichtung besonderer Anstalten für Kinder mit geringer Begabung oder gebrechliche Kinder, die Bestimmungen über die obligatorischen Unterrichtsgegenstände der Volksschule. Schulbeginn und Schulschluß bleibt wie bisher der Ostertermin; der Regierungsentwurf hatte den Beginn des Schuljahres auf 1. Mai, den Schluß auf 31. April vorgesehen, die Kommission lehnte den Vorschlag ab. Ueber die Volksschule hat die örtliche Aufsicht die Ortsschulbehörde, den Kreisschulämtern unterstehen eine größere Anzahl derselben; die Oberschulaufsicht übt der Oberschulrat aus. Die Ortsschulbehörde wird gebildet von dem Gemeinderat unter Beiziehung des Ortspfarrers, eines Lehrervertreters und eventuell des Schularztes. Die fachmännische Schulaufsicht ist gewährleistet. Wichtig ist auch die Bestellung eines Schularztes. Die vom Großblock angestrebte Einreihung der Lehrer in den Gehaltstarif der Staatsbeamten scheiterte an dem Unannehmbar der Regierung; obwohl die Nationalliberalen f. Z. erklärten, sie würden ihre Mitarbeit an dem Gesetz einstellen, wenn die Regierung in diesem Punkte kein Entgegenkommen zeige, fielen sie doch um und gaben sich mit einer Abschwächung ihrer Forderung zufrieden. Auch im Großblock wird mit Wasser gekocht!

Das Zentrum hat an dem Gesetzentwurf in der Kommission fleißig und praktisch mitgearbeitet, besonders der Vorsitzende, Abgeordnete Fehrenbach, hat durch tatkräftige Mitarbeit sein warmes Interesse für Schule und Lehrer gezeigt. Wenn das Zentrum trotz allem gegen das Gesetz stimmte, so lag das in der gehässigen Ausnahmebestimmung gegen christliche Kirchen, insbesondere gegen die katholische Kirche, die aus dem früheren Unterrichtsgesetz übernommen wurde. Mit Rücksicht auf die Mitarbeit des Zentrums an den erfreulichen Fortschritten des neuen Gesetzes hätte man erwarten können, daß sich auch in dem strittigen Punkt ein Mittelweg zur Einigung der Parteien gefunden hätte. Aber es fehlte am guten Willen. Nichts anderes als der Haß gegen den positiv christlichen Glauben, der besonders in der katholischen Kirche bekämpft wird, ist die Ursache dieser Ausnahmegesetzgebung. Das geht auch aus den Reden der Großblockabgeordneten hervor, so gewunden sie auch teilweise waren. Nach dem bisherigen Gesetz (§116) war „kirchlichen Korporationen und Stiftungen die Errichtung einer Lehr- und Erziehungsanstalt nur auf Grund eines besonderen Gesetzes gestattet." (Z. 2.) „Mitgliedern eines religiösen Ordens oder einer ordensähnlichen religiösen Kongregation ist jede Lehrwirksamkeit an Lehr- und Erziehungsanstalten im Großherzogtum untersagt." (Ziff. 3.) — So aus der „ruhmvollen" Vergangenheit des „liberalen" Musterstaates.

Mit einem solchen brutal wirkenden Polizeigesetz müßten „Freiheitsmänner" bei jeder sich bietenden Gelegenheit gründlich aufräumen, wenn ihre Prinzipien anderes als billige Phrasen sind. Aber weit gefehlt! Sie akzeptierten schließlich (nach Verschlechterungsversuchen der Sozialdemokratie gegenüber der Regierungsvorlage) folgende Form: „Kirchlichen Korporationen und Stiftungen ist die Errichtung von Lehr- und Erziehungsanstalten nur auf Grund eines besonderen Gesetzes gestattet. Die Erteilung von Unterricht an Lehranstalten durch Mitglieder religiöser Orden oder ordensähnlicher religiöser Kongregationen bedarf der Genehmigung durch die Staatsregierung." Das klingt wohl etwas höflicher als bisher, aber sachlich bedeutet es dasselbe. Das Zentrum hat schon in der Kommission die radikale Beseitigung dieses gehässigen Paragraphen beantragt, ohne die Zustimmung der „freiheitlichen" Liberalen und — Sozialdemokraten zu finden. Bei letzteren ist das um so auffallender, als sie ja selbst unter einem Ausnahmegesetz standen und sich nicht genug tun können in Entrüstung, wenn irgendwo die Genossen bedrückt werden. Aber im Kampfe gegen den Christusglauben schrecken sie auch vor der Entäußerung ihres „Freiheitsprinzips" nicht zurück. Man wird zu gegebener Zeit daran erinnern müssen.

Das Zentrum kam den Gegnern noch durch einen Eventualantrag entgegen, der an Stelle des Großblockantrages folgendes bestimmte: „Die Errichtung von Lehranstalten durch kirchliche Korporationen und Stiftungen, sowie die Erteilung von Unterricht an Volksschulen durch Mitglieder eines religiösen Ordens oder einer ordensähnlichen Kongregation bedarf der Staatsgenehmigung." Der Großblock knüppelte auch diesen Antrag nieder, nach dem Rezept: Wir sind die Mehreren! Die Regierung war nicht abgeneigt, dem Zentrumsantrage trotz „großer Verantwortung" zuzustimmen. Nach den Beschlüssen des Großblocks hat das Badener Land nunmehr ein Gesetz, das mit ähnlichem Inhalt in deutschen Landen nur noch in — Sachsen existiert, wie Staatsminister v. Dusch feststellte. Und Abgeordneter Fehrenbach bemerkte dazu treffend, daß der sächsische Geist bei uns genügend bekannt sei.

Dem christlichen Glauben gegenüber operiert der Großblock mit drückenden Ausnahmegesetzen. Ein interessantes Gegenstück lieferte er mit einem Antrag bezüglich der Dissidentenkinder. Es sind ihrer im ganzen Lande sage und schreibe: 85. Ihretwegen hatte die Regierung eine gesetzliche Regelung nicht vorgesehen, der Großblock aber beschloß: „Kinder, die keiner Religionsgemeinschaft angehören oder einer solchen, für die kein Religionsunterricht an der von ihnen besuchten Volksschule erteilt wird, können gegen den Willen des Vaters oder anderer Erziehungsberechtigten nicht zum Besuch des Religionsunterrichts angehalten werden." Diese Gegenüberstellung legt die treibenden Motive des Großblocks zur Genüge dar! Sie wurden auch in der Kammer, insbesondere durch eine eindrucksvolle Rede Fehrenbachs, in das richtige Licht gerückt.

„Gefahren" bestehen nicht, um den Ausnahmeparagraph 114 berechtigt erscheinen zu lassen. Aus den bestehenden konfessionellen Anstalten gehen ebenso tüchtige und treue Staatsbürger und Hausfrauen hervor, wie aus den Staatsschulen. Die Ausnahmebestimmung ist aber auch verletzend. Was nach dem Gesetz jeder Private, was jede beliebige Privatvereinigung unter Beobachtung gewisser Bedingungen tun kann, das soll der Kirche, den kirchlichen Korporationen nur auf Grund eines besonderen Gesetzes möglich sein. Wenn dieser häßliche Charakter von dem Gegner bestritten wird: „Frankfurter Zeitung" und „Kölnische Zeitung" haben ihn offen zugegeben; und nach dem Kommissionsbericht haben Sozialdemokratie und Volksparteiler den Paragraph als Ausnahmebestimmung bezeichnet. Der Abgeordnete Dieterle (Ztr.) gab dem Kinde den richtigen Namen: Auf der einen Seite verlangt man freie Bahn für den Unglauben, auf der

anderen Seite schafft man eine **Zwangsjacke für die Konfessionen!**

Fehrenbach stellte mit einem feinen Winke gegen die Regierung fest, daß vom Zentrum nichts anderes verlangt wurde, als was für alle anderen Schulen besteht, daß nämlich auch die von kirchlicher Seite errichteten Schulen der Staatsgenehmigung bedürfen. Und das ist doch die Ausübung der Staatshoheit (für welche sich in grotesker Weise der — Sozialdemokrat Kolb ins Zeug legte!). Der Großblock verlangt die Ausübung der Staatshoheit durch ein **Gesetz**, nicht durch die **Regierung!** Warum die Aengstlichkeit? Ein **Wechsel** der **Regierung** braucht nicht befürchtet zu werden, denn die Minister waren durch Jahrzehnte hindurch gut liberal und werden es auf absehbare Zeit bleiben. Die Herren haben viel mehr Sorge vor der **Linken** als vor der Rechten und nehmen mehr Rücksicht auf diese als auf das Zentrum.

Der Großblock gab sich alle Mühe, den Charakter der Ausnahmebestimmung zu bestreiten; nach den vorliegenden Tatsachen vergebliche Liebesmüh'. Seiner Gewalttätigkeit setzte er die Krone auf durch einen Schlußantrag, wodurch der Rechten die Antwort auf die Großblockreden abgeschnitten wurde. In der Spezialdebatte in die Enge getrieben, machten die Großblockführer Frank und Kolb (Soz.) das bemerkenswerte Geständnis, **daß sie kein Bedenken tragen, zur Erreichung der Staatszwangschule die Klosterschulen ganz zu verbieten, also der Kirche das Schulehalten überhaupt zu untersagen!** — **Das** ist die „Freiheit", wie sie die „Genossen" anstreben. Diese Schuldebatte hat Klarheit geschaffen über die Ziele des Großblocks. Das badische Volk sieht jetzt, wem es seine vitalsten Interessen anvertraut hat. Es wird nicht die letzte Attacke auf christliche Einrichtungen sein; der Großblock nützt seine Zeit. Aber 1913 haben die **Wähler** wieder das Wort!

Der Kampf gegen den Gottesdienst an den Mittelschulen.

Von Gymnasialprofessor Dr. Hoffmann - München.

II. (Schluß.)

Dürfte aber die Ordnung in der Erfüllung der religiösen Pflichten durch die Schüler wenigstens nicht den Eltern vorbehalten bleiben? Wenn die Schule mit den Eltern gemeinsam erziehen soll, so kann sie auf die Inanspruchnahme dieses so wichtigen Mittels nicht verzichten. Denn gerade der regelmäßige Besuch eines Schulgottesdienstes erhöht meist die erzieherische Kraft eines anderen Gottesdienstes. Bei ersterem wird insbesondere die Predigt dem geistigen Stande und dem Bedürfnisse der Zöglinge angepaßt. sie wird individuell und somit wirkungsfähig. Geht der Schüler dagegen in irgend eine beliebige Predigt, dann wird diese in vielen Fällen für ihn wirkungslos bleiben, Dazu kommt noch ein anderes nicht minder wichtiges erzieherisches Moment. Der junge Mensch sieht das Beispiel seiner Kameraden. Das Beispiel Gleichstehender aber wirkt mächtig auf das jugendliche Gemüt. Auch hierüber besteht unter Pädagogen keine Meinungsverschiedenheit. Wir können uns hier das Urteil eines Mannes aneignen, der den konfessionellen, ja positiv christlichen Faktor für die ethische Erziehung völlig ausschließt, Dörings. Dieser sagt: „Zwar wird der reine Nachahmungstrieb seine Wirkung nicht verfehlen, wenn in einer Gruppe gemeinsam Erzogener, z. B in einem Kreise von Geschwistern, einer Klasse oder Schule, die normale Willensrichtung heimisch geworden ist. Man spricht mit Recht von dem guten Geiste, der in einem Hause, einer Klasse, einer Schule lebt. Derselbe wirkt schon durch den bloßen Nachahmungstrieb assimilierend auf die Gesinnung der in diesem Kreise Lebenden oder in ihn neu Eintretenden. **Vollends wird dieses geschehen, wenn zur bloßen Nachahmung das durch Autorität und Liebe wirksame Werturteil des Erziehers als generelles wie als nachdrücklich fühlbar gemachtes individuelles hinzutritt**" (System der Pädagogik im Umriß, Berlin 1894, S. 81 ff.). Eine wirksamere Verteidigung des Schulgottesdienstes vom Standpunkte der Pädagogik aus, als wie sie in diesen Worten gelegen ist, vermöchten wir nicht zu geben.

Aber der damit verbundene Zwang? Wird dieser nicht mehr Schaden als Nutzen stiften? Auf diesem Wege erziehe man nur Heuchler, wird behauptet. Doch ohne einen bestimmten Zwang gibt es überhaupt keine Erziehung; dieses liegt in der Natur der Sache. Warum soll nun gerade die nach vernünftigen Anordnungen und Vorschriften ausgeführte Betätigung der religiösen Uebungen Heuchler schaffen? Wäre dieses hier der Fall, dann müßten Vorschriften, deren Erfüllung gefordert wird, auf allen Gebieten der Erziehung dieselbe oder eine ähnliche Wirkung ausüben. Nein, der weitaus größte Teil der Schüler und auch der Eltern faßt die Sache völlig richtig auf. Sie wissen, der Besuch des sonntäglichen Gottesdienstes ist eine vom Schöpfer auferlegte Pflicht; die Schule bietet ihren Angehörigen die Möglichkeit und setzt die richtige Weise fest, sie zu betätigen. Fast von jedem gilt das Wort: „Ihm ward das Gesetz zum eigenen Willen!" Sollte dieses in Zukunft anders werden, sollte der Schulgottesdienst wirklich Heuchler schaffen, dann haben wir alle Ursache, diejenigen mitanzuklagen, die den Schülern immer wieder zu Gehör bringen — bis zu dem Tor der Schule verkünden Plakate: Versammlung mit dem Thema: Abschaffung des Kirchenzwanges an den Mittelschulen —, daß sie vergewaltigt werden, wenn die Schule sie zum Besuche des sonntäglichen Gottesdienstes anhalte.

Die ganze Haltlosigkeit der Behauptung, daß der Kirchenzwang Heuchler schaffe, zeigt indes die christliche Vergangenheit. Nicht bloß an Sonn- und Feiertagen war ehedem der Besuch des Gottesdienstes vorgeschrieben, sondern auch an Werktagen; dazu kamen noch viele andere religiöse Uebungen. Wer wollte nun die Behauptung wagen, daß früher weniger Glaubensüberzeugung herrschte, daß es mehr religiöse Heuchler gab als jetzt, wo der Zwang gemildert ist? Bekannt ist auch, wie gerade die Zöglinge der nach religiösen Grundsätzen geleiteten Konvikte, wo durch die Hausordnung die religiösen Uebungen genau bestimmt sind, in der Regel sich durch Ueberzeugung hervortun. Was sie in der Jugend gemäß der Vorschrift geübt, setzen sie in späteren Jahren mit freier Selbstbestimmung fort.

Durch den Religionsunterricht, der seine praktische Ergänzung in den religiösen Uebungen der Schüler findet, werden die religiösen Anlagen der menschlichen Seele geweckt und ausgebildet. Damit aber wird die religiöse Persönlichkeit geschaffen; jetzt kann diese sich frei betätigen. Dieses übersieht auch Professor Dr. Lipps-München, der auf der Versammlung der freiheitlichen Vereine Münchens vom 4. Juli 1907 ausführte: „— — Und nun fordert man, daß eine religiöse Persönlichkeit (im Besuche des Gottesdienstes) sich äußere, sich betätige, wenn auch eine solche religiöse Persönlichkeit nicht oder noch nicht da ist". In elementarer Gestalt ist diese bei unseren Mittelschülern sicher vorhanden, durch religiöse Belehrung und damit verbundene Uebungen wird sie zur völligen Entwicklung gebracht. Als Betätigung der bereits vorhandenen religiösen Persönlichkeit und zu ihrer weiteren Ausbildung dienen die religiösen Uebungen. Also um die Religion brauchen Professor Lipps und seine Gesinnungsgenossen nicht bekümmert zu sein; sie findet durch den Kirchenzwang der Mittelschulen keine Beeinträchtigung, sie erlangt im Gegenteil Förderung.

Nationale Rücksichten fordern die Aufhebung des Schulgottesdienstes an Mittelschulen, verkündete Hauptlehrer Gutmann auf der vorhin erwähnten Versammlung: „Jede Art von Gewissenszwang ist ein Ueberrest aus dem Mittelalter und gereicht einem modernen Kulturvolk zu Unehre. Man nennt uns Deutsche das gebildetste Volk der Erde. Sind wir das — und alle übrigen Völker gestehen es uns zu —, so sollten wir auch das höchste Maß von Gewissensfreiheit besitzen. Wir sind aber in dieser Beziehung hinter Frankreich, England und Nordamerika weit zurückgeblieben. Darunter leidet das deutsche Ansehen in der Welt. Es ist daher eine nationale Pflicht, gegen jede Art von Gewissensbedrückung zu Felde zu ziehen, auch gegen den zwangsweisen Kirchenbesuch in der Schule." Mir will scheinen, daß wir diese Mißachtung leicht ertragen können, besonders wenn wir die politischen und sozialen Verhältnisse Frankreichs betrachten. Gerade die bisherige religiöse Erziehung unseres Volkes, wozu nicht an letzter Stelle die Anleitung zur Erfüllung der Religionspflichten, also auch Besuch des Gottesdienstes, gehört, hat Deutschland zu der geachteten Stellung emporgehoben. Sie hat insbesondere unserem Vaterlande eine Wehrkraft schaffen helfen, die seit den letzten Kriegen unser Ansehen bei allen Völkern festgelegt hat. Stimmen werden bereits laut, und wir hören auch diejenige Gutmanns, die einen Niedergang befürchten. Dieser aber hat seiner Ursprung in dem Schwinden der Selbstzucht. Woher diese Erscheinnug? Sie ist zurückzuführen auf die Abnahme religiösen Geistes, mit der eine Erziehung zur Erfüllung der Hauptpflicht des Menschen, nämlich der gegen Gott, immer mehr zurücktritt. Wer seinem Gott nicht mehr dient, sollte der noch dem Vaterlande und dem Fürsten unter allen Umständen die Treue bewahren?

Wie gerade treue religiöse Pflichterfüllung die Tugenden des deutschen Volkes genährt hat, wegen derer wir geachtet werden, zeigt das volkswirtschaftliche Werk des Engländers Arthur Schadwell, „Industrial Antignas Efficiency." Es ist als 2. Band von „Moderne Wirtschaftsprobleme", Berlin 1908, herausgegeben. Unter Gegenüberstellung von England, Deutschland und Amerika sagt Schadwell u. a.: „Die Erhaltung des systematischen religiösen Unterrichtes (in Deutschland) ist von weitgehendstem Einfluß auf das nationale Leben, wie sich deutlich an verschiedenen Richtungen, nicht zum wenigsten in der industriellen Sphäre gezeigt hat. Darauf muß man das deutsche Pflichtgefühl und Verantwortlichkeitsbewußtsein, die Achtung vor dem Gesetze, die stetige Ausdauer, die Selbstbeherrschung und die Bewahrung eines höheren Ideals als des materialistischen, sozialdemokratischen, zurückführen ..." (Augsb. Postz. 1910, Nr. 66). Diese Wirkung aber hat der systematische religiöse Unterricht vorzugsweise deshalb, weil damit eine Anleitung zur Erfüllung der von ihm gelehrten Pflichten gegen Gott und die Menschen verbunden ist. So wird der Glaube zur geistigen Lebenskraft.

Keine hygienischen, religiös-sittlichen, pädagogischen und nationalen Gründe geben also ein Recht zum Kampf gegen den Schulgottesdienst; alles spricht vielmehr zugunsten dieser Einrichtung. Umso mehr ist es zu bedauern, daß die Sache sogar auf das politische Gebiet hinübergezogen wird. Aber woher dann der Kampf gegen den Schulgottesdienst? Er kommt aus derselben Wurzel, aus welcher der Widerstreit gegen jedes positive christliche Bekenntnis und seine praktische Betätigung hervorgeht. Will die Schulbehörde die religiös-sittliche Erziehung der Jugend nicht ihres Markes berauben lassen, dann muß sie daran festhalten, daß die Schule zur theoretischen Unterweisung die Anleitung zur praktischen Betätigung hinzufügt.

Mit besonderem Danke ist deshalb die vor einigen Tagen in der bayer. Kammer der Abgeordneten erfolgte Erklärung des Kultusministers Dr. v. Wehner zu begrüßen. Sie gibt Bürgschaft, daß an der bewährten religiösen und erzieherischen Einrichtung des Schulgottesdienstes für unsere Mittelschüler festgehalten wird. Der Herr Minister hebt hervor: Auch die Mittelschule hat die Aufgabe, ihre Angehörigen religiös-sittlich zu erziehen. Wenn der Staat in dieser Hinsicht in den Schulverordnungen Vorsorge trifft, und wenn er die in den Verordnungen enthaltenen Bestimmungen vollzieht, so vollzieht er nicht kirchliche Anordnungen, sondern er vollzieht seine eigenen Vorschriften, Vorschriften, die in der Zweckbestimmung und Einrichtung der Mittelschule begründet sind. Den Vorwurf, daß die verfassungsgemäß garantierte Gewissensfreiheit durch den Kirchenzwang verletzt werde, weist Se. Exzellenz zurück. Es werde nicht die Gewissensfreiheit der Schüler verletzt; denn diese stehen noch in einem solchen physischen Alter, daß sie das Recht der freien religiösen Ueberzeugung und des Bekenntnisses desselben, besonders die Gewissensfreiheit im Sinne der Verfassung nicht beanspruchen können. Aber auch der Gewissensfreiheit der Eltern werde nicht nahe getreten. Wenn diese ihre Söhne auf Grund der Schulsatzungen den Mittelschulen übergeben, übergeben sie dieselben auch zum Zwecke der religiösen Erziehung. Wollen die Eltern eine solche im Sinne ihrer Konfession nicht, dann können sie ihre Kinder derselben entziehen damit, daß sie aus der Kirche austreten. Es sind somit auch die Eltern nicht gezwungen, ihre Kinder an den religiösen Uebungen einer bestimmten Konfession teilnehmen zu lassen.

Diese entschiedene Erklärung des Herrn Ministers wird von allen, die eine religiös-sittliche Erziehung der Jugend wollen, freudig aufgenommen.

Die Träne.

Es fließt keine Träne vergeblich;
Es fängt sie ein Engelein auf
In einer goldschimmernden Schale
Und trägt sie zum Himmel hinauf.

Im Lande der Seligen lieget
Geheimnisvoll dunkel ein See;
Hineingießt der Engel die Schale,
Gefüllet von menschlichem Weh.

Und schuldvolle Seelen sich nahen,
Sie steigen zum Ufer hinab
Und waschen im Wasser der Tränen
Der Sünde Befleckung sich ab.

L. Rankl.

Berliner Mache.

Von einem preußischen Richter.

(„National-Album zur Hundertjahrfeier der Universität Berlin.)

Der Jägersche Verlag in Berlin verschickt in Tausenden von Exemplaren einen phrasenhaften Aufruf an die preußischen Beamten mit der Bitte um Einsendung ihrer Photographien behufs Herstellung eines riesigen Nationalalbums für die Zentenarfeier der Berliner Universität. Bei der Bedeutung dieser „Hochburg geistigen Lebens und wissenschaftlicher Freiheit" werde nicht nur die jubilierende (!) Hochschule, sondern das ganze Königreich werde mitfeiern. In dem Nationalalbum solle jede Berufsklasse der „heutigen Träger geistiger und materieller Kultur" in einigen tausend Porträts der „hervorragendsten Vertreter auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens" vertreten sein. Um aber auch das große Publikum mit den Gesichtszügen der „auf allen Kulturgebieten führenden Geister und der Koryphäen gelehrten Schaffens" bekannt zu machen, werde außerdem diese Porträtgallerie in Berliner Kunstsalons ausgestellt werden, als eine nie versiegbare Quelle zur Anregung und Unterhaltung.

Auf einem vorgedruckten Bestellschein — (und das ist des Pudels Kern) — soll der also kirre gemachte und bei der lieben Eitelkeit gefaßte „hervorragende Kulturträger" ein Album zu 10, oder 20, oder noch besser zu 50 ℳ bestellen. Selbstredend wird auch noch uns blöden „Provinzialen" bekannt gegeben, daß die „gebietende Reichshauptstadt, diese stolze Kapitale, sich zur prunkenden (!) Weltstadt aufzuschwingen vermocht habe, und daß daher alles Berlinische eine über die Grenzen Berlins hinausreichende Bedeutung habe". — Wie sagt doch Goethe zu Eckermann (1. 12. 1823): „Es lebt dort in Berlin, wie ich an allem merke, ein so verwegener Menschenschlag beisammen, daß man mit der Delikatesse nicht weit reicht, sondern daß man Haare auf den Zähnen haben und mitunter etwas grob sein muß, um sich über Wasser zu halten."

Gegen die Schmutz- und Schundliteratur.

Die Hauptversammlung des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler zu Leipzig am Sonntag Kantate, den 24. April 1910, im Deutschen Buchhändlerhause zu Leipzig hat sich erneut mit der Bekämpfung der Schmutz- und Schundliteratur befaßt. Der stenographische Bericht über die Verhandlungen liegt im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" (Nr. 106 vom 11. Mai) vor. In der Hauptversammlung gab Herr F. X. Bachem-Köln die dankenswerte Anregung, eine kurze zusammenfassende Notiz über die bezüglichen Verhandlungen an die gesamte Presse zu versenden. Herr Bachem führte aus, die große Oeffentlichkeit habe ein erhebliches Interesse daran, zu erfahren, in welcher Weise der Börsenverein den Kampf gegen die unsittliche Literatur aufgenommen hat; die wenigsten Redaktionen hätten die Zeit und die Möglichkeit, von dem stenographischen Bericht eingehend Kenntnis zu nehmen. Inzwischen ist die von der Geschäftsstelle in Leipzig versandte Preßnotiz in einer großen Anzahl von Tageszeitungen zum Abdrucke gelangt. Auch in einigen liberalen Blättern haben wir den orientierenden Artikel gefunden. Bemerkenswerter dürfte sein, daß andere liberale Zeitungen, die der libertinistischen Richtung angehören oder nahestehen, den Abdruck nicht für zweckmäßig erachteten.

Die „Allgemeine Rundschau", deren Herausgeber mit der Geschäftsstelle des Börsenvereins in Sachen der Schmutzliteratur wiederholt korrespondierte, hat ein besonderes Interesse daran, den stenographischen Bericht in ungekürztem Wortlaut zur Kenntnis ihrer Leser zu bringen. (Die Hervorhebungen im Text rühren von der Redaktion der „Allgemeinen Rundschau" her):

„Vorsitzender Herr Dr. Vollert: Meine Herren, ich darf wohl annehmen, daß Sie alle mit lebhaftem Interesse die Schritte verfolgt haben, die der Vorstand nach der uns im vorigen Jahre hier durch Herrn Francke (Bern) in dieser Sache gewordenen Anregung getan hat. Sie gestatten mir vielleicht, daß ich den Abschnitt aus unserem Jahresbericht hier nochmals zur Verlesung bringe.

In der Hauptversammlung Ostermesse 1909 wurde auf Vorschlag des Herrn Alexander Francke in Bern eine Resolution angenommen, durch die alle Teilnehmer an der Hauptversammlung ihren festen Willen kundgaben, an der Bekämpfung der Schmutz- und Schundliteratur mitzuarbeiten. Die Bekanntgabe dieses Beschlusses in zahlreichen deutschen Zeitungen zeigte, daß der Aufruf zum Kampf gegen dieses Uebel in weiten Kreisen Widerhall gefunden hat.



Im einzelnen hat sich die Durchführung des Kampfes weit schwieriger erwiesen, als sich bei der Willensäußerung der Hauptversammlung vermuten ließ. Zunächst galt es, die eigentliche unzüchtige Literatur, deren Verbreitung durch die §§ 184, 1 und 184a des Strafgesetzbuches verboten ist, in ihren Schlupfwinkeln zu verfolgen. Das zweite Ziel: „Der Schutz der Jugend gegen die Schundliteratur" konnte unter irgendeinem Gesetzesparagraphen nicht erfaßt werden. Wir glaubten daher am besten durch positive Maßnahmen etwas zu erreichen und richteten darum unterm 30. März 1910 ein Rundschreiben an die Vorstände der Kreis- und Ortsvereine, in dem wir diesen unsere Vorschläge und Anregungen zur Kenntnis gebracht haben.

Hierzu möchte ich noch folgende Erklärung des Vorstandes bekanntgeben. „Der Vorstand des Börsenvereins steht nach wie vor auf dem Standpunkt, daß es niemals seine Aufgabe sein kann, den Erzeugnissen der Literatur und Kunst gegenüber sich etwa ein Zensorenamt anzumaßen; dagegen wird er auch in Zukunft solchen Erzeugnissen gegenüber, bei denen das unzüchtige Moment das künstlerische oder literarische in absolut unzweifelhafter Weise überwiegt, mit denjenigen Maßnahmen vorgehen, welche die Satzungen und der Zweck des Börsenvereins zur Pflicht machen".

In Ergänzung dieser Mitteilungen aus dem Geschäftsbericht bitte ich nun Herrn Alfred Voerster, noch weiteres zu berichten.

Herr Alfred Voerster-Leipzig: Meine Herren, da das Personal der Geschäftsstelle nicht genügte, um die Aufgaben, die mit der Bekämpfung der Schmutz- und Schundliteratur verknüpft sind, zu erfüllen, hat der Vorstand am 1. November 1909 einen Herrn Dr. Fürstenwerth angestellt, der sich speziell dieser Aufgabe widmen soll. Herr Dr. Fürstenwerth hat für die Zeit seit seinem Engagement einen Bericht erstattet, den ich mir erlauben werde, vorzulesen. Er schreibt:

Der Umfang des Kampfes gegen die Schmutz- und Schundliteratur erstreckt sich über ganz Deutschland, über die Großstädte wie über das flache Land. Einige Erfolge sind gemeldet worden. Die vollständige Beseitigung oder die Einschränkung der Schundliteratur scheint wie früher schon in Göttingen, dann in Bonn, Hanau, Düsseldorf, Berlin (namentlich in einigen Vororten) erreicht zu sein, auch aus Schlesien werden Erfolge gemeldet. Dem stehen gegenüber Meldungen über Zunahme der Schundliteratur; vor allem aus dem rheinisch-westfälischen Industriegebiete und vom flachen Lande, wo der Kampf noch nicht organisiert ist. Auch einzelne Großstädte: Dresden, Breslau melden stärkeres Hervortreten. Von Hamburg wird berichtet, daß der Schund sich nicht mehr so frech hervordränge, „anscheinend etwas" zurückgegangen sei, daß der Verkauf an die Jugend aber fortgesetzt werde, er sei zum Teil von den Papierhandlungen auf andere Händler übergegangen. Die Folgen der Schmutz- und Schundlektüre treten in den Mitteilungen von 46 Fällen von Verbrechen und Vergehen hervor, die auf diese Lektüre zurückgeführt werden und die zu hohen Bestrafungen geführt haben. Außer vereinzelten Dummenjungenstreichen kommen Erpresserbriefe, Bandendiebstahl, Raub, selbst Mord in Betracht. Auch verschiedene Selbstmorde werden auf Schundlektüre zurückgeführt. Die Zahl erscheint besonders hoch, da es sich nur um einen Teil der zur Kenntnis der Behörden gekommenen Straftaten handelt. Wenn auch einzelne der Sünder die Lektüre vorschützen mögen, um mildere Beurteilung zu erlangen, so werden sicher andere dafür diese Lektüre verschweigen. Geistliche an Gefängnissen berichten, daß 80% aller Jugendlichen durch Schundliteratur zum Verbrechen getrieben würden. Verhältnismäßig gering ist die Zahl der Preßmeldungen von Verurteilungen und auch Freisprechungen, die sich auf den Vertrieb von Schmutzliteratur in engerem Sinne beziehen.

Beteiligt am Kampfe sind in erster Linie die Regierungen. In Paris tagt zurzeit eine internationale Konferenz, die sich mit der Unterdrückung der obszönen Literatur beschäftigt. Unter den verschiedenen Maßnahmen sind die Ministerialerlasse an die Provinzialschulkollegien hervorzuheben, die eine ganz hervorragende Tätigkeit der sich schon früher im Kampfe auszeichnenden Schule herbeigeführt haben. Eine beträchtliche Anzahl von Schuldeputationen ist in den Kampf eingetreten. Zu den alten Vereinen sind viele neue hinzugekommen, wenn auch die Beteiligung gerade hier noch zu wünschen übrig läßt; vielfach sind die Magistrate in ihnen vertreten.

In wenigen Orten, meist Großstädten, sind besondere umfangreiche Verbände zur Bekämpfung der Schmutz- und Schundliteratur gegründet, zum Teil zahlreiche Vereine der Stadt umfassend, mit besonderen Ausschüssen für einzelne Zweige des Kampfgebietes. In den meisten Orten, wo überhaupt etwas geschieht, sind es in der Hauptsache Sittlichkeits- oder Lehrervereine und organisierte Arbeiter, die Positives im Kampfe leisten. Die Frauenvereine müssen hervorgehoben werden, auch wenn sie nur durch Petitionen im Reichstage und in den Landtagen zu wirken versuchen. Auch Privatpersonen treten verschiedentlich durch Vorträge aus der Menge heraus. Der Kampfmittel sind gar viele:

Strafrechtliche Verfolgung soweit sie möglich ist, Boykottierung derjenigen, die nicht direkt gegen das Strafgesetzbuch verstoßen. Versammlungen und Resolutionen. Ausstellungen guter und schlechter Bücher mit Verzeichnissen, Flug- und Merkblättern. Gründung von Volksbüchereien und Verstärkung von Schülerbibliotheken unter kräftiger Unterstützung der Magistrate. Mitwirkung der Geistlichkeit. Einrichtung von Kinderlesehallen und Lesenachmittagen (in Verbindung mit den Volksbibliotheken). Heranziehung der Presse, die noch viel zu wenig selbständig aus eigenem Antriebe sich durch fortgesetzte größere Artikel beteiligt.

Die Beteiligung des Buchhandels am Kampfe läßt sich, soweit die Mitglieder anderen Vereinen angehören, nicht übersehen. Aus den Preßnachrichten ist nicht zu ersehen, daß wie früher in Göttingen und Hamburg so auch ferner Buchhändler die Führung übernommen hätten. Der Hannoversche Sortimenterverein hat sich einem dort neugegründeten großen Kampfverbande angeschlossen. Einzelne Buchhändler haben Vorträge gehalten, andere in Zeitungsartikeln ihre Ansicht geäußert, meist als Verteidigung gegen Angriffe.

Erschwert wird der Kampf durch mangelhafte Gesetzgebung und mangelhafte Anwendung der Gesetze. Solange die Gerichte sich durch die Gutachten von Sachverständigen, die nicht immer unbefangen sind, bestimmen lassen, ist ein Erfolg gegen die feinere Pornographie kaum zu erwarten. Der Kampf gegen die gröbere wird ebenfalls dadurch sehr gehemmt, daß das Oberverwaltungsgericht den Polizeidirektionen auf Grund des Reichs-Preßgesetzes das Recht absprechen muß, die Auslage von Schmutzliteratur zu verbieten; das ist z. B. nach Mitteilung des Sächs. Ministeriums des Innern an den Landtag mehrfach mit Verfügungen der Polizeidirektion Dresden geschehen. Auch die Besorgnis weiterer Kreise, daß durch den Kampf die Freiheit von Kunst und Wissenschaft beschnitten werden könnte, erschwert den Kampf gegen die Pornographie.

Auch das unberechtigte Mißtrauen gegen den anständigen Buchhandel macht den Kampf schwer. Dieses Mißtrauen wird genährt durch den Ausweg, den gewisse Schundliteratur-Verleger gefunden haben, ihre Erzeugnisse unter falscher Flagge auf den Markt zu schicken.

Leipzig, den 20. April 1910. Dr. Fürstenwerth.

Herr Dr. Wilhelm Ruprecht-Göttingen: Meine Herren Kollegen, es ist mir ein Bedürfnis, und ich weiß von vielen Kollegen, daß sie dieses Bedürfnis teilen, dem Vorstand zu diesem Punkte des Geschäftsberichts auszusprechen, daß wir mit seinem Vorgehen durchaus einverstanden sind. Insbesondere erscheint mir hier aber der Ort zu sein, ein kurzes Wort zu dem Punkte 11 der heutigen Tagesordnung zu sagen, welcher nicht zur Verhandlung gelangen wird. Sie wissen, daß zum ersten Male seit dem Bestehen der Statuten auf der Tagesordnung der Antrag stand, ein Mitglied auszuschließen wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften.[1] Dieses Mitglied hat es vorgezogen, sich dem Gericht seiner Standesgenossen zu entziehen, und wir können damit zufrieden sein. Aber ausdrücklich möchte ich es aussprechen, und ich bin dabei Ihrer Zustimmung sicher, daß wir es begrüßen, wenn der Vorstand an die besten Traditionen des Buchhandels, an ein Vorgehen, wie es Perthes seinerzeit geübt hat, anknüpfend sich entschlossen hat, trotz der Schwierigkeiten, die in der Natur der Sache, der Gesetzgebung und Rechtsprechung liegen, fest zuzugreifen, und einen Antrag auf Ausschließung eines Mitgliedes wegen solcher Vergehen zu stellen. Erfreulicherweise kann man feststellen, daß die Verleger von Schund und Schmutz nur in seltenen Fällen Mitglieder des Börsenvereins sind. Sollte aber wieder ein Mitglied schuldig werden, so bitte ich den Vorstand, genau in derselben Weise vorzugehen. (Bravo!)

Aber, meine Herren, hüten müssen wir uns vor einem: Hüten wir uns, daß man nicht von uns sagen kann: Wie die alten Israeliten am Versöhnungstage den Sündenbock in die Wüste gejagt haben, so jagen die Buchhändler am Sonntag Kantate, an ihrem Versöhnungstage, den Herrn Stern in die Wüste der Börsenvereinslosigkeit und glauben nun gerecht zu sein. Ich hoffe, daß man nicht so von uns sagen wird; das wird aber nur der Fall sein, wenn ein jeder von uns vor seiner eigenen Tür kehrt. Gewisse Gegner haben uns fälschlich vorgeworfen, daß ein großer Teil der Einnahmen unseres Börsenblattes aus Inseraten stamme, die unsittliche Literatur betreffen. Meine Herren, wer die Verhältnisse kennt, der weiß, welch schwierige Aufgabe die Redaktion mit der Zurückweisung einzelner zweifelhafter Aufträge zu erfüllen hat und daß sich gewisse Sachen eben nicht treffen lassen. Aber

[1] Anmerkung des Herausgebers: Es handelt sich hier, wie aus dem nächsten Absatz klar hervorgeht, um den berüchtigten Verlagsbuchhändler **W. Stern in Wien** (identisch mit **L. Rosner-Wien**), gegen dessen Schmutzbetrieb der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau", tatkräftig unterstützt von der Wiener „Reichspost", mit so durchschlagendem Erfolg (Beschlagnahme von 30,000 Bänden) den Kampf eröffnete. Die Maßregelung dieser Schandfirma ist zugleich eine Blamage für jenen Buchhandel, welcher sich zur skrupellosen Weitervertreibung Sternscher Pornographien hergab oder gar, wie es der Hofbuchhandlung Karl Schüler in München (A. Ackermanns Nachfolger) nachgewiesen wurde, einen eindeutigen Sternschen Buchumschlag zur Reklame für ihr „Ständiges Lager bibliophiler Seltenheiten" benützte.



wir können doch auch nicht leugnen, daß noch manches Inserat sich im Börsenblatt findet, welches an die Grenze hinstreift, worin Erzeugnisse angekündigt werden, auf denen wir die Firma eines Mitgliedes des Börsenvereins nicht zu sehen wünschten. Und etwas anderes. Ein hochangesehenes Mitglied unseres Vereins sagte mir gestern: Meine Frau hat mir gesagt, eine anständige Frau möge an den Schaufenstern mancher Buchhandlung überhaupt nicht mehr stehen bleiben. Und es ist richtig, die Schaufenster, leider auch die mancher Mitglieder des Börsenvereins, enthalten noch Dinge, die nicht darin stehen sollten, gemeine Abbildungen aus Witzblättern und ähnliches, was ich nicht zu spezifizieren brauche. Wer je am Schulschluß gesehen hat, wie unsere Jugend an solchen Fenstern steht, wer ihre Gesichter beobachtet und die Redensarten, die da fallen, gehört hat, der weiß, was mit leichtfertiger Ausstellung angerichtet wird. Es gehört nicht alles in das Schaufenster, auch manches nicht, was man ohne das geringste sittliche Bedenken unter Erwachsenen vertreiben kann.

Ein Stand, der es sich zur Ehre anrechnet, edle Kunst, edle Literatur zu verbreiten, der die Bekämpfung von Schmutz und Schund auf seine Fahne geschrieben hat, der soll einen großen Maßstab an seine Tätigkeit anlegen. Vor wenigen Tagen sah ich am Giebel des neuen Theaterhauses in Wiesbaden den Spruch geschrieben: „Der Menschheit Würde ist in eure Hände gegeben. Bewahret sie!" Dieses Wort verdiente auch einen Platz an unserem Hause, und sollte von uns allen in erster Linie beherzigt werden." (Lebhafter anhaltender Beifall.)

* * *

Soweit der Bericht über die Verhandlungen des Börsenvereins der deutschen Buchhändler. Ueber die in dem Berichte kurz gestreifte Pariser internationale Konferenz liegen bisher nur dürftige Mitteilungen vor. Das „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" (Nr. 101 vom 4. Mai) entnahm dem „Deutschen Reichsanzeiger" nachstehende Notiz: „Internationale Konvention gegen obszöne Veröffentlichungen. — Die internationale Konferenz in Paris zur Unterdrückung des Mädchenhandels hat eine diplomatische Konvention vereinbart, die in der nächsten Woche unterzeichnet werden soll, und hat den Entwurf zu einer Konvention gegen obszöne Veröffentlichungen angenommen, der den verschiedenen Regierungen zur Prüfung unterbreitet werden wird. Außerdem beschloß die Konferenz die sofortige Schaffung nationaler Bureaus zur Bekämpfung der Pornographie, die in ständiger Beziehung zueinander bleiben sollen."

Die vorgeschlagene internationale Konvention selbst wird von mehreren Blättern in folgender Form verbreitet:

Artikel I: Es muß bestraft werden, wer 1. fabriziert oder auf Lager hält, um Handel oder Verschleiß zu treiben: Schriften, Zeichnungen, Bilder und Gegenstände unsittlicher Natur; 2. solche einführt oder einführen läßt, transportiert oder transportieren läßt oder auf irgend eine andere Weise in Zirkulation setzt; 3. nicht öffentlichen Handel oder Verleihung damit treibt; 4. diesen Handel durch ein Veröffentlichungsmittel bekanntgibt.

Artikel II: Die Personen, die gegen Artikel I verstoßen haben, sind vor die Gerichtshöfe der Staaten zu stellen, wo das Delikt vollzogen wurde oder wo eines der das Delikt bildenden Elemente festgestellt wird. Sie können aber auch vom Gerichte des Staates belangt werden, dem sie angehören, wenn sie dort betroffen werden, auch wenn das Delikt in einem anderen Staate verübt wurde.

Bühnen- und Musikrundschau.

„Robert Schumann-Gedächtnisfeier." Am 8. Juni jährt sich der Tag von Schumanns Geburt zum hundertsten Male. In Bonn, wo der allzufrüh einem tragischen Schicksal anheim gefallene Tondichter seine letzte Ruhestätte gefunden, hat man zu seinem Gedächtnis bereits in den ersten Maitagen ein Musikfest größeren Stils veranstaltet, das man mit einem solchen für Johannes Brahms, für den Schumann unvergeßliche Pionierdienste getan, verbunden hatte. Auch die Geburtsstadt des Komponisten, Zwickau, bereitet unter Mitwirkung der greisen Pianistin Marie Wieck, der Schwägerin Robert Schumanns, eine würdige Gedenkfeier vor. München bietet in diesem Sommer einen Zyklus großer Musikfeste. Es war selbstverständlich, daß diese an die „Ausstellung 1910" angereihten Unternehmungen sich der Ehrenpflicht nicht entzogen, der Zentenarfeier des großen Romantikers zu gedenken. Die großzügige, vier Tage umfassende Veranstaltung, welche unseren „musikalischen Sommer" vielversprechend einleitete, hat für diese, die dessen vielleicht bedurften, den vollen Beweis erbracht, daß Schumanns aus der Tiefe der Empfindung geborene Musik für uns noch in unverminderter Kraft wirkt. Dies gilt insbesondere von seiner Jugendepoche, jener eminent fruchtbaren Zeit um 1840. Für die Werke monumentaleren Charakters war die neue Musikfesthalle, für die Kammer- und Vokalmusik der intime Raum des Künstlertheaters der Ausstellung gewählt worden. Die 4000 Personen fassende Halle, die sich bei den vorausgehenden Klangproben bewährt hatte, hat sich nun für Orchester, Klavier und Deklamation als akustisch befriedigend erwiesen. Ein Idealraum für Schumannsche Kunst freilich wird immer ein kleinerer Saal sein. Die Halle an sich wirkt durch ihre imposanten Spannungen. Auf irgendwelchen Schmuck hat man verzichtet. Eine wärmere Tönung würde für meinen Geschmack dem Saale einen minder sachlich-nüchternen, erhöht festlichen Charakter verleihen. Die Parkettreihen und die amphitheatralisch aufsteigenden Logenplätze bieten bei aller geschickten Raumausnutzung bequeme Sitze. Die Zugänge sind breit und von genügender Zahl. Auch Foyers und Garderoben gewähren reichlich Platz. (Bei den letzteren wurde die Wirkung dieser baumeisterlichen Fürsorge durch ungeschultes und überbürdetes Personal wieder aufgehoben.) Das erste Konzert, dem Prinz Ludwig mit zwei Prinzessinnen Töchtern beiwohnte, begann mit der herrlichen Frühlingssymphonie in B-Dur, deren frohbewegte, zuweilen von Melancholie überschattete Klänge durch das von Ferdinand Löwe geleitete Orchester des Konzertvereins eine vortreffliche Wiedergabe fanden. Es folgte das gleichfalls 1841 konzipierte Konzert für Pianoforte op. 54. Den bei seiner Uraufführung von Clara Schumann gespielten Klavierpart interpretierte Wilhelm Backhaus mit der ganzen Tonschönheit und inneren Beseelung, die wir an diesem jungen Künstler schätzen. Freilich wollte es mich dünken, als finde er erst im weiteren Verlaufe seines Vortrages die volle Anpassung an die klanglichen Erfordernisse des Riesensaales. Eine fein abgestimmte Wiedergabe der vierten Symphonie in D-Moll endigte den ersten Abend. Die mit hervorragendem Klangreiz gebotene Stretta des Finales sicherte Löwe starken Applaus. Die Matinee des folgenden Tages zeigte im Künstlertheater Schumann von der Seite, durch die er uns fraglos am nächsten steht. Die kleinen Phantasiestücke für Pianoforte, seine Lieder und das 3. Streichquartett op. 41. Das letztere wurde von dem trefflich eingespielten Petriquartett aus Dresden (bestehend aus den Herren Petri, Warwas, Spitzer und Wille) tonschön interpretiert. Die Kammersängerin Anna Kämpfert sang vier Lieder, von denen besonders Chamissos Kartenlegerin zündete. Die Phantasiestücke für Pianoforte op. 12, die Schumann einst für die schottische Pianistin Anna Robena Laidlaw schrieb, spielte Backhaus, der hier unter günstigster Akustik die Delikatesse seines pianistischen Vortrages ins hellste Licht stellen konnte. Der dritte Festtag brachte Lord Byrons „Manfred". Die Vertonung Schumanns gehört zu den letzten großen Schöpfungen, zu denen sich sein ermattender Geist aufraffte. Anläßlich der letzten Rezitation Possarts, der seine neue Konzerteinrichtung des Textes im Februar der Oeffentlichkeit übergab, habe ich an dieser Stelle (Nr. 10 S. 159) eingehender ausgeführt, daß die wundersame Musik uns heute näher stehe, wie die gewaltige Dichtung, die restlos auszuschöpfen in Schumanns subjektiver Auffassung nicht gelegen war. Die damals bekundete große Anziehungskraft des Werkes zeigte sich etwas vermindert. Für die Rolle des „Manfred" hatte man Ferdinand Gregori gewählt. Dieser Künstler ist bis vor kurzem ein hochgeschätztes Mitglied des Wiener Burgtheaters gewesen und jetzt zum Intendanten des altehrwürdigen Hof- und Nationaltheaters in Mannheim berufen worden; fraglos ein Mann, der Mitwirkung an einem großzügig geleiteten Feste würdig. Ich sage dies alles zuvor, ehe ich die Frage aufwerfe, warum gerade in München man allem Anscheine nach an Ernst von Possart nicht gedacht hat, einen Künstler, der seit mehr wie drei Jahrzehnten den Manfred sowohl in München, wie an vielen deutschen und ausländischen Bühnen ruhmvoll zur Darstellung gebracht hat? Ich bin der letzte, der aus Lokalpatriotismus die Verdienste Fremder schmälert, um Einheimischen ein Kompliment zu machen. Mein Einwand gilt nur der Tatsache, daß an dem Gelingen dieses „Münchener Musikfestes" Münchener Künstlern fast kein Verdienst zufällt und ich sehe hierin einen Nachteil, möge die Qualität des Gebotenen an sich noch so einwandsfrei sein. Legt Possart seiner Bearbeitung die Uebersetzung Ad. Böttgers zu Grunde, die in einigen Stellen durch diejenige Goethes und Heines verbessert wurde, so hat Gregori die Uebertragung Gildemeisters gewählt. Er erwies sich als intelligenter Künstler von vorzüglicher Sprachtechnik. Sein Manfred fesselte, wenn er auch nicht gerade hinriß. Der nicht übermäßig gute Besuch des Saales mochte einer hinreißenden Wirkung ein wenig hinderlich sein. Die Solisten, deren Namen ich bei der Besprechung der zweiten Matinee aufzähle, boten durchwegs Glänzendes; hohe Anerkennung verdient der Chor des Augsburger Oratorienvereins, weniger die Sprechrollen, die man in diesem Elitekonzert mit Theaterschülern besetzt hatte. Die das Fest abschließende zweite Matinee machte uns aufs angenehmste mit dem von Thomas geleiteten Wiener a capella Chor bekannt. Gesänge für Alt und Bariton, sowie Duette für Sopran und Tenor

boten uns die Damen Cahier, Kämpfert und die Herren Buysson und Heinemann von Ruoff feinsinnig begleitet in der Tags zuvor im „Manfred" bewährten Qualität. So hinterließ dieses Schlußkonzert die erhebendsten Eindrücke.

Schauspielhaus. Zu Björnsons Gedächtnis wurde „Ueber unsere Kraft" erster Teil neu einstudiert, der zweite soll folgen. Das in den Hauptrollen würdig besetzte gedankentiefe Drama übte wieder starke Wirkung aus. Es war ein Fehler, ihm eine Gedächtnisrede folgen zu lassen, die als Prolog durch das begeisterte Temperament Dr. M. G. Conrads von besserer Wirkung gewesen wäre. — Sehr guten Darstellungserfolg hatte ein Abend mit Einaktern Arthur Schnitzlers. „Literatur" ist eine kecke Satire auf Zustände in unserer Literatenbohème, die zuweilen trefflich ins Schwarze trifft. Man hat sie vor Jahren schon im Hoftheater gesehen, wohin ihr lockerer Ton nicht recht passen wollte. Viel mehr erklügelte „Literatur" sind die tragische Szene der „letzten Masken" und „Comtesse Mizzi". Die erstere schildert mit psychologischer Spitzfindigkeit die letzten Stunden eines verkommenen Dichters, in der „Mizzi" gefällt sich Schnitzler als lachender Philosoph, dessen „Moral" nur noch „tout comprendre, c'est tout pardonner" heißt.

Verschiedenes aus aller Welt. Der Komponist Karl Goldmark feierte am 18. Mai seinen 80. Geburtstag. Die Wiener Hofoper hatte seine Oper „Götz von Berlichingen", die Berliner sein „Wintermärchen" zu diesem Tage einstudiert. — In Paris starb Pauline Viardot-Garcia, 89 Jahre alt. Ihr Vater war Manuel Garcia, der berühmte Gesangsmeister und Erfinder des Kehlkopfspiegels. Die Künstlerin, welche u. a. die „Fides" kreierte, gehörte zu den gefeiertsten Gesangsgrößen. Mitte der sechziger Jahre zog sie sich vom öffentlichen Leben zurück, um als Gesangspädagogin zu wirken. Pauline Lucca, Desirée Artôt, Marianne Brandt gehörten zu ihren Schülerinnen. — Mit der Orestie des Aeschylos erzielte das Freilichttheater in Hertenstein bei Luzern große Wirkungen. Günstig wird auch über die Freilichtbühne auf der Hartenburg bei Bad Dürkheim berichtet, die mit Racines Phädra und Schäferspielen Gellerts und Goethes ihre Sommerspielzeit eröffnete. — In Cassel interessierte das Schauspiel „Hendrickje" von K. Friedberger, das Rembrandts finanziellen Zusammenbruch behandelt, stellenweise durch dichterische Schönheiten. Der Versuch Hermann Riottes, „Warbeck" nach Schillers Entwurf dramatisch auszuarbeiten, blieb bei der Leipziger Uraufführung ohne nachhaltigen Erfolg. — „Der jüngste Tag", ein Lustspiel von Adolf Bessel, hatte im Hoftheater zu Hannover freundliche Aufnahme. Die Furcht vor einem Kometen gibt das Lustspielmotiv ab. — Beifällig aufgenommen wurde am Coburger Hoftheater „Ein Dorfregiment", Volksstück von Alb. Arnold, dem dramatisches Geschick nachgerühmt wird.

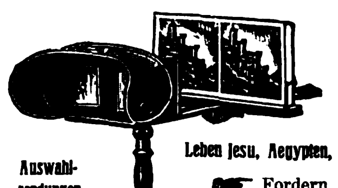
München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Haussestimmung an den deutschen Börsen scheint ihren Höhepunkt erreicht zu haben. Das gross angelegte Treiben und die gewaltigen Kursavancen am Kassa-Industrieaktien-Markt haben inzwischen viel von der Belebtheit und ununterbrochenen Tendenz, welche auch das Ausland in Atem hielt, verloren. Es ist dies auch keineswegs zu verwundern, denn die vergangenen Wochen der Berliner Börse suchen vergebens den Vergleich mit früheren Zeitläuften. Wie stets in solchen Fällen haben auch die Provinzbörsen von der grosszügigen Bewegung in Berlin profitiert. An vielen Märkten — auch in München — konnte man im Laufe der Woche von einer belebteren Teilnahme des Publikums an solchen Lokalbörsen und Werten sprechen. Das inzwischen erreichte Kursniveau aller Werte hat dem optimistischen Spekulationseifer einen Dämpfer aufgesetzt. Eine Art von Uebermüdung und Unlust verhindert jede neuerliche grössere Bewegung am Spekulationsmarkt. Mit dem baldigen Beginn der Ferien- und Sommersaison wird diese Abspannung weiterhin an Ausdehnung gewinnen. Die Motive werden für die Tendenzänderung, besonders in Berlin, ausschlaggebend gewesen sein. Die allgemeine Lustlosigkeit, gepaart mit vermindertem Interesse an den akuten Vorgängen, wurde durch eine grössere Realisationsneigung gekennzeichnet, und viele bisher im Vordergrunde der Aufwärtsbewegungen stehenden Favoritwerte gerieten ins Hintertreffen. Eine generelle Abschwächung und Abgabelust bemächtigte sich der Aktienwerte. Weitere Gründe der schlechter gestimmten Börsen waren die zweifelhafte, vollkommen undurchsichtbare Situation am Industriemarkt, sowie verschiedene Vorgänge im finanziellen und industriellen Amerika. Unbefriedigende Marktberichte aus Oberschlesien, der erhebliche Rückgang in Eisenbahnwagenbestellungen für Exportzwecke seitens der Montanindustrie verstimmten besonders. Verschiedene Arbeiterentlassungen in den Industriebezirken bei uns und der Minderversand der deutschen Kohlenbergwerke sowohl im Saar- und Ruhrgebiet, wie in Schlesien bildeten gleichfalls Beweise einer zum mindesten unklaren industriellen Entwicklung. Trotzdem sind die Kurseinbussen am Montan-Aktienmarkt nicht besonders erhebliche zu nennen. Die bekannten Vorgänge innerhalb der Hohenlohe-Gesellschaft und die publizierten Abschlussziffern mit der höheren Dividendenausschüttung beeinflussten denn doch die Marktlage an einzelnen Börsentagen. — Die neuerlichen Meldungen über die Entwicklung des amerikanischen Eisenmarktes lauten trotz eines gebesserten Grundtones noch sehr ungleichmässig. Immerhin scheinen auf Grund des neuerdings ermässigten Preisniveaus für Stahl und Eisen nunmehr auch vermehrte grössere Bestellungen bei den Eisenwerken vorzuliegen. Die Gesamtsituation der allgemeinen Geschäftslage in Amerika wurde erst kürzlich von erster Bankseite als nicht hoffnungslos charakterisiert. Das zu erwartende günstige Ernteerträgnis wird im Einklang mit normaleren Geldverhältnissen wohl eine internationale und gleichmässige ruhige Entwicklung von Handel und Industrie für den Herbst zulassen. Die Position der einzelnen Notenbanken scheint neuerdings eine erheblich gebesserte geworden zu sein. Die Rückflüsse bei der Reichsbank und der geringe Bestand an Reichsschatzanweisungen sind befriedigende Merkmale für eine gedeihliche Besserung im Status. Auch die Englische Bank hat mit sehr gebesserten und flottanten Ziffern zu rechnen, die vielleicht in Bälde die sehnlichst erwartete Ermässigung der englischen Bankrate zulassen. — Von der als besonders günstig erwarteten Erntetaxe in Russlands reichen Kornkammern konnten bereits jetzt alle russischen Valeurs, Renten- und Bankwerte erheblich profitieren. Auch den amerikanischen Effektenwerten kam dieser Hinweis besonders zugute. Man wird jedoch gut tun, den Kursavancen dieser amerikanischen Effekten, die neuerdings anscheinend in vermehrtem Masse die europäischen Finanzkreise wieder beschäftigen, wie immer skeptisch gegenüber zu treten. Es ist wiederholt davon die Rede, dass Europa — besonders Deutschlands Kapitalistenpublikum — mit neuen amerikanischen Werten wie in früheren Fällen wieder überschwemmt werden soll. Verschiedene Eisenbahnfonds sollen in Bälde emittiert werden. Wenn auch die Bonität dieser festverzinslichen Werte nicht bestritten werden soll, so darf doch daran erinnert werden, dass gerade Deutschlands heimische Renten und Fonds grosse Kursavancen in sich tragen. Die über jeden Zweifel erhabene Sicherheit und durch und durch einwandfreie Klassierung dieser deutschen Werte, zu denen auch die Pfandbriefe unserer Hypotheken-Institute zählen, sollten den Kapitalisten bei der Auswahl in seinen Investitionen stets bestimmen, den deutschen Werten den unbedingten Vorzug zu geben.

M. Weber.





Stereoskopbilder u. Apparate
Spezialangebot für die Hochw.
— Herren Geistlichen —
Feinste existierende Ausführung!
Nur Originalaufnahmen aller Länder!
Leben Jesu, Aegypten, Syrien, Italien (Rom), Frankreich, Spanien etc.
Fordern Sie Spezialofferte, Katalog ca. 20000 No. u. Probebild gegen Eins. von 85 Pfg.; wird bei Best. wieder vergütet.
Auswahlsendungen auf Wunsch.
Internationales Stereoskopbilder-Institut A. O. Wurfschmidt, Leipzig-Go.

4%

Zinsen zahlt die **Städt. Sparkasse Rheinberg Rhld.**

mündelsicher für sämtl., auch durch Post oder Reichsbank gezahlten Einlagen bei **täglicher Verzinsung.** Reichsbankgirokonto Moers. Postscheckkonto Köln Nr. 2380.

Cigarren Indische Importen
aus hochedlen Tabaken empfiehlt so lange Vorrat, trotz Zoll und Steuer, noch à M. **12.—**, M. **15.—** und M. **20.—** pro 100 Stück franko gegen Nachnahme
Richard Haggenmiller, Zigarrengrosshandlung, **Kempten** im Algäu.

HOTEL UNION

München Kath. Kasino München A. V. **Barerstr. 7**
Elegante Klubräume zur Abhaltung für Diners, Soupers u. Familienfestlichkeiten.
— **Anerkannt vorzügliche Küche.** —
Verkauf von Weinen in Flaschen und im Fass zu Originalpreisen der Weinregie, Hotel Union.
Man verlange Preisliste. **Telephon Nr. 9300.**

Regensburg — 1910 — **Oberpfälzische Kreisausstellung,** Industrie, Gewerbe, Landwirtschaft, Christl. Kunst. **Mai—September.** Sehr interessante mittelalterliche Stadt. ::

Führer nach und durch Oberammergau.

Oberammergau und sein Passionsspiel.

Nach amtlichen Quellen bearbeitet von
Prälat Jos. Schroeder,
Pfarrer von Oberammergau. Ehrenmitglied des Passionskomitees.

2. Auflage 1910. · Mit zahlreichen Illustrationen, den Bildern der Hauptdarsteller, Theaterplan und Reisekärtchen.
Preis M. 1.50, bei frank. Zusendung Mk. 1.60.

ferner empfehle ich:
Ettmayr, Dr. Corb., Das Oberammergauer Passionsspiel auf Grund des offiziellen Textes in Vorbildern und Handlungen geschildert und erläutert. 30 Pfg., franko 35 Pfg.
Daisenberger, Gesamttext des Oberammergauer Passionsspieles M. 1.—, franko M. 1.10.
Devrient, Eduard, Das Passionsspiel in Oberammergau und seine Bedeutung für die neue Zeit. 3. Aufl. M. 1.—, franko M. 1.20.

C. v. Lama's Nachf. (H. Korff), München,
Kochstraße 12.

Bad Lippspringe

Altbewährt. Kurort b. Erkrankung. d. Lunge u. d. Atmungsorgane. ::: Frequenz 1909: 8000 Kurgäste ohne Passanten. Reizmilderndes Klima. Wasserleitung. Elektr. Licht. Dampfheiz. Modernst. Badekomfort. Inhalationen neuest, Systeme. Luft- u. Sonnenbäd. Liegehallen. Elektr. u. Dampfbäd., Massagen, Packungen. Wasserversand während des ganzen Jahres.
Pensions-Hotel Kurhaus. Vorzügl. Verpflegung. :::: Elektrisches Licht. Liegehalle. ::::

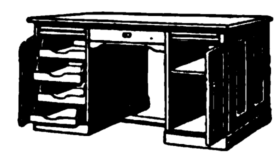
Arminiusquelle

Teutoburger Wald.

Grösste :: Auswahl

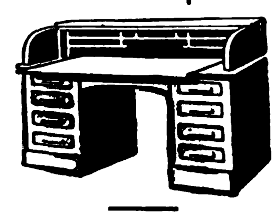
in Büro- und Herrenzimmer-Einrichtungen.

Flachschreibtische

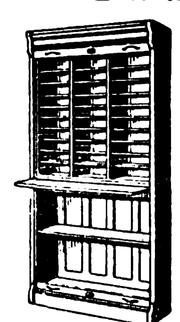


von 65—250 Mk.

Amer-Rollpulte.



Registratur-Schränke



von Mk. 140—250.



Aktenständer **von Mk. 17 bis Mk. 30.**

Zusammensetzbare Bücherschränke,



Eiche, prima Ausführung, pro Abteil **Mk. 20.—.**

Engleder & Finkenzeller
MÜNCHEN
Löwengrube 17
vis-à-vis der Frauenkirche.
— **Telefon 2522.** —



Kirchliche Kunstanstalt
Gg. Lang sel. Erben

gegründet 1775
Oberammergau Bayern

Abteilung I:
Altäre, Kanzeln, Bet- und :: Beichtstühle, Messpulte :: Kommunionbänke, Heiligenfiguren u. -Gruppen, Reliefs, Altar- und Zimmer- :: kruzifixe, Schulkreuze :: Weihnachtskrippen, Kreuz- :: wege, Reiseandenken ::

Kataloge u. Entwürfe kostenlos.

Abteilung II:
Spezialverlag von Oberammergauer Passionsspielliteratur, Photographien, Ansichtskarten und Führer.

Herz-Jesu-Andacht
für den Monat Juni. 7. Auflage. 40 ₰.

Herz-Jesu-Büchlein
von P. Krebs. **235.** Tausend. 75 ₰.

Herz Jesu, Quelle der Gnaden.
Großdruck. — 7. Auflage. ℳ 1.—.

Der vollkommene Ehrenwächter.
16°. 650 Seiten. 5 Vollbilder. 2 ℳ.

Ausführlicher Katalog über Herz-Jesu- und Altarsakraments-Schriften gratis.

Verlag A. Laumann :: Dülmen.
Ueberall erhältlich!

Knaben-Institut Heilig-Kreuz

(Bürgerschule)

im Cassianeum zu Donauwörth.

Das Knaben-Institut Heilig-Kreuz im Cassianeum zu Donauwörth umfasst 5 Klassen und bezweckt eine tüchtige bürgerliche Ausbildung für den **gewerblichen, kaufmännischen** und **landwirtschaftlichen** Beruf. Eintrittsalter vom 10. Lebensjahre an. Der Besuch der beiden obern Klassen, die sich an die Volksschule anschliessen, gilt für den dreijährigen Besuch der Sonntagsschule.

Die Institutsräume befinden sich in dem durch schöne Lage ausgezeichneten ehemaligen Benediktinerkloster Heilig-Kreuz. Alle Räume sind hoch, luftig und hell, mit elektrischem Licht und Trinkwasserleitung ausgestattet, umgeben von ausgedehnten Gartenanlagen und grossen Spielplätzen. Im Sommer Badegelegenheit in der Wörnitz, im Winter im Hause.

Ein Hauptgewicht wird auf die religiös-sittliche **Erziehung** der Zöglinge gelegt.

Ausführliche illustrierte Prospekte werden **kostenlos** und **frei** versendet von der

Direktion des Knaben-Instituts Heilig-Kreuz
in Donauwörth.

Ungerers Würmbäder. Am Kanal 1. Flussbäder, modern u. bequem eingerichtet m. Luft- u. Sonnenbad in ungewöhnlich grossen, herrlichen :::: Anlagen. Restauration und Café. Billige Preise. ::::



Junfermannsche Buchhandlung Paderborn.

Albert Pape. Editore Pontificio.

Die **Verlagsbuchhandlung** erbittet Angebote geeigneter Manuskripte für eigenen und Kommissionsverlag und sichert gute Honorierung, entsprechende Ausstattung und energischen Vertrieb zu.
Die **Sortimentsbuchhandlung** empfiehlt sich zur prompten Lieferung der gesamten Literatur des In- und Auslandes.
Die **Buchdruckerei**, modern eingerichtet, empfiehlt sich zur Herstellung von Werken, Zeitschriften, sowie von Drucksachen privater und geschäftlicher Natur. Kostenanschläge bereitwilligst

Erholungsheim für Geistliche.

Lugano :: Villa :: S. Raffaele

Pension Edelweiss

4 Min. v. d. Bahn. Ruhige staubfreie Lage. Elektr. Licht. Bad. Deutsche Küche. Prosp. kostenfrei.

Die Bonifacius-Druckerei zu Paderborn

erbietet sich zur pünktlichen Lieferung der Literatur des In- und Auslandes, besonders der katholischen. Sie besorgt auch jedes, wo immer angezeigte Werk.



Das **Antiquariat der Bonifacius-Druckerei zu Paderborn**
gibt regelmässig Kataloge aus, die auf Verlangen jedem Interessenten gratis u. franko zugesandt werden. Zugleich kauft dasselbe grosse Bibliotheken zu guten Preisen. Auf Wunsch wird persönliche Besichtigung zugesichert.

= Wer probt — der lobt die Genossenschaftszigarren. =

Verehrliche Raucher in Stadt und Land!

Wollen Sie für wenig Geld vorzügliche, wohlschmeckende Qualitätszigarren rauchen, dann kaufen Sie unsere Spezialmarken

3 Monate Ziel. **Ideal, 100 Stück Mark 4.80** Illustrierter Katalog gratis und franko.

Schmollis	3.00 M	**Ideal**	4.80 M
Landwirt	3.40 „	**Mexico**	5.60 „
Glückauf	4.20 „	**Hansi**	5.80 „
El Conde	4.80 „	**Unser Mann**	5.80 „
Vorstenlanden	4.80 „	**Lyra**	8.50 „

Bei Aufträgen von 1000 Stück Zigarren gegen Nachnahme geben wir 2% Nachlass, sowie eine Zigarrentasche als Gratisbeigabe und 5% Rabatt. Nachnahmeausgaben werden von uns getragen.
Erste Pfälzer genossenschaftliche Zigarrenfabrik, E. G. m. b. H., Berg i. d. Rheinpfalz.
Einige Anerkennungsschreiben: Mit der Sendung sehr zufrieden. Krassolzheim, 1. II. 10. Spar- u. Darl.-Kassen-Verein. — Bin sehr gut zufrieden. Horrem, Bez. Köln, 2. II. 10. H. Rippelbeck — Zigarren sind gut und preiswert. Münnerstadt, 4. II. 10. Spar- u. Darlehenskassen-Verein. — Sehr zufrieden. Waigolshausen, 16. II. 10. Spar- u. Darlehenskassen-Verein. — Habe mich von der Güte Ihrer Fabrikate überzeugt. Pfraundorf, G. Böhm, Pfarrer.

Brasilianische Indianer-Missionen

Jungen Leute, welche 6 Klassen des Gymnasiums haben, ist Gelegenheit geboten, sich als Benediktiner den Rio-Branco-Indianermissionen zu widmen. Auch Laienbrüderkandidaten sehr erwünscht.
Prospekt gratis und Aufnahme durch
P. Raph. Kögel O. S. B. Prokurator des Erzabtes der Brasil. Benediktinerkong.
z. Z. Wessobrunn b. Weilheim, Oberbayern.

Hotel Margarethenhof im Siebengebirge.

Fremden-Pension.
Am Fusse des Oelberges, 330 m ü. d. Meere.
Pensionspreis M. 5.— u. 6.—.
Inhaber: **Adolf Stang.**
Telephon Nr. 53 Amt Königswinter.

Nordseebad Amrum – Norddorf

Seepensionat Hüttmann.

Reinste Seeluft, schöner Strand, stark. Wellenschlag, hohe Dünen, weite Haidetäler. Volle Verpflegung mit Zimmer 4 Mk., Vor- und Nachsaison Ermässigung. Elektr. Licht. Wasserspülung im Hotel. Keine Kurtaxe. Eig. Seebadeanstalt, eig. Jagd. Kath. Gottesdienst ab 1. Juni tägl. in eig. Kapelle nur f. eig. Gäste. Hochsaison frühzeitige Anmeld. erford. Ausführl. Prosp. mit langjähr. Empfehlungen sofort.

Dr. Bergmanns Wasserheilanstalt Luftkurort Cleve

System Kneipp. :: Prospekte gratis. Dr. Bergmann, fr. Badearzt in Wörishofen.

Dr. v. Ehrenwall's Kuranstalt u. Sanatorium

Ahrweiler (Rheinpr.)

Prachtvolle Landschaft. — Mildes Klima. — 430 Morgen eigene Wald- und Parkanlagen, Weinberge. — **Komfortable Einrichtungen.** — **Sommer-** — **Winterkuren.** — Institut für physikalisch-diätetische Heilmethoden. Diät-, Mast-, Liege-, Entfettungskuren. Entziehungskuren. **Luft-, Licht-, Sonnen-, Schwimm-Dauerbäder.** Beschäftigungstherapie in Künstlerwerkstätten, Wald, Garten und Weinbergen. **Heilanzeigen:** Funktionelle und organische Erkrankungen des zentralen und peripheren Nervensystems. Erholungsbedürftige, Rekonvaleszenten, Stoffwechselerkrankungen. Ausführliche Prospekte kostenfrei.
San.-Rat **Dr. v. Ehrenwall,** leitender Arzt und Besitzer.
Dr. Mörchen, Dr. Sostmann, Oberärzte.

In der Umg. Münchens sucht Dame

: Sommeraufenthalt :

mit Anschluß etw. b. best. kath. Familie oder in gut. Pension. Off. m. Ang. d. Pens. erb. u. **E. 9502** an die Geschäftsstelle der „Allgemeinen Rundschau", München.

Sommerwohnung

:: am ::

Starnbergersee

gesucht.

Möblierte kleine Villa oder Etage mit Küche, sauber eingerichtet, für Juli bis Mitte September gesucht. Windgeschützte sonnige Lage mit schattigem Garten. **Westufer bevorzugt, am liebsten Feldafing.** Offerten mit Preisangabe und Beschreibung (event. Bild) unter **W. R.** an Adresse: „Allgem. Rundschau", München, Galeriestr. 35 a, Gh.

In **Bühl am Alpsee bei Immenstadt,** bayer. Algäu, ist günstig isolierte, schöne

Sommerwohnung

mit 4—5 möblierten Zimmern, Küche und Veranda mit herrlicher Aussicht auf See und Gebirge vom 20. Mai bis 12. Juli zu vermieten.
Nähere Auskunft erteilt
Benefiziat Schmid in Bühl.

Mineralbad Ditzenbach

(Württemberg).

Stat. der Nebenbahn Geislingen—Steig. 509 m ü. d. Meere. Prächtigste Lage. Altberühmte Heilquelle, erprobt bei Nerven-, Magen-, Darm- und Nierenleiden. Kur- und Badehäuser modernst eingerichtet. Das ganze Jahr geöffnet. Park und Wald beim Haus. Lohnendste Ausflüge in hochromantischer Gegend. Verpflegung durch Barmh. Schwestern.
Man verlange Prospekt.

Kurhaus NEUSATZECK

im Schwarzwald

Station Ottersweier bei Bühl.

Bäder, Telephon, Post. Ruhige, gesunde Lage, ausgedehnte Tannenwälder; lohnende Ausflüge; katholische Kirche. Aufmerksame Bedienung durch Schwestern. Pension inklusive Zimmer 4—6 Mark.
Auskunft durch die Oberin.

Wildbad Wemding

Haltstelle der Lokalbahn Wemding—Nördlingen.

Das ganze Jahr geöffnet.
Sichere Hilfe gegen Gicht- und Rheumatismus, Nieren- und Blasenleiden usw.
Ebenso bewährt gegen Hämorrhoidalleiden, Flechten, Hautausschläge und Frauenkrankheiten aller Art.
Gute Verpflegung, heizbare Zimmer.
Besitzer **Hans Seebauer.**

Bad Kreuznach.

Die Franziskanerbrüder auf **St. Marienwörth** empfehlen ihr der Neuzeit entsprechend eingerichtetes

Kur- und Krankenhaus

(mit Dampfheizung, elektr. Licht, Lift usw.) zur Aufnahme von Herren und Knaben. Gesunde Lage mit grossem Park. Vorzügl. Küche. Sämtliche Bäder im Hause, auch **Radiumbäder.** Tägl. hl. Messe. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte gratis durch den Vorstand.

Dr. Denk — Friedrichshafen

:: **Bad und Kurhaus** ::
für Innere- Nerven-Kranke und Erholungsbedürftige.

Teutoburgerwald-Sanatorium Bielefeld



Modern erbaute Naturheilanstalt I. Ranges nach Dr. Lahmann, unter ärztlicher Leitung, auch für Erholungsbedürftige und z. Nachkur geeignet. Ausgeschlossen Schwindsüchtige u. Anstoß erregende Leiden. — Aller Comfort, elektr. Licht, Centralheizung, höchst mod. Badeeinrichtungen, Jungborn-Anlage mit Lufthüttenpark, große Lichtluftbäder, Freiluftgymnastik, Thure-Brandt-Massage. Kohlensäurebäder etc. Herrliche geschützte Gebirgslage, 350 m über d. M. Grosser Waldpark, 30 Minut. von Bielefeld. Illustr. Prospekt gratis durch Dir. Otto Wagner.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Österr.-Ungarn 3 K 12 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gb. — Telephon 5850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 23 München, 4. Juni 1910. VII. Jahrgang.

Der Liberalismus als Hort des „elenden" preußischen Dreiklassenwahlsystems.

Vom Herausgeber.

Der Artikel in Nr. 20 der „Allgemeinen Rundschau", der dem „Heuchler Liberalismus" in Sachen der Wahlreform so rücksichtslos die wechselnden Masken lüftete, hat in weiten Kreisen starken Eindruck gemacht. Zahlreiche Zuschriften und ein ganzer Berg von inzwischen eingelaufenen Zeitungsstimmen bezeugen es. Nur die liberale Presse, die doch alle Veranlassung gehabt hätte, sich zur Wehr zu setzen, hat die schweren Angriffe tapfer— totgeschwiegen. Man hatte ja auch alle Hände voll zu tun, um den Hexensabbat, der im eigenen Lager um das Gespenst der preußischen Wahlreform tollte, zum Stillstand zu bringen. Nun glaubt man das schier Unmögliche möglich gemacht, die „Einigkeit" in der nationalliberalen Partei und das harmonische Verhältnis zwischen dieser und dem Linksliberalismus, vielleicht sogar die Bündnisfähigkeit gegenüber der Sozialdemokratie wieder hergestellt zu haben. Trügerischer Schein! Denn die scharfen Gegensätze, welche seit Wochen im nationalliberalen Lager zutage traten, sind durch die taktischen Schlußmanöver der nationalliberalen Fraktion im preußischen Abgeordnetenhause nur für einen Augenblick verschleiert und zurückgedrängt worden. Der vierfache Zwiespalt zwischen der rücksichtslosen Nur-Plutokratie der Eisen- und Kohlenindustrie des Westens, dem seichten Phrasenliberalismus der „gebildeten und besitzenden" Bourgeoisie, dem radikalen jugendlichen Ungestüm der Programmatischen und der lavierenden Diplomatie der Staatsmännischen ist keineswegs überbrückt und wird in den verschärften Wahlrechtskämpfen der Zukunft den äußeren Zusammenhalt der Partei auf die härtesten Proben stellen.

Gegenüber den Versuchen namentlich süddeutscher liberaler Organe, die Sache so darzustellen, als ob die nationalliberale Fraktion sich schließlich, und zwar einmütig und solidarisch, auf die grundsätzlichen Forderungen eines volksfreundlichen Liberalismus besonnen habe, muß mit aller Deutlichkeit festgestellt werden, daß der Hauptwortführer der Nationalliberalen, Dr. Friedberg, vor den entscheidenden Abstimmungen die fortdauernden Meinungsverschiedenheiten in seiner Fraktion ausdrücklich zugab, aber zugleich betonte, daß alle seine Freunde, um „dem industriellen Westen den ihm gebührenden Einfluß zu gewährleisten", eine plutokratisch verstärkte Drittelung und noch einiges andere verlangen. Um jedes Mißverständnis auszuschließen, hat der nationalliberale Führer auch noch das „große Verdienst", das sich das Herrenhaus durch die Annahme und der Ministerpräsident durch die entschiedene Vertretung des Schorlemerschen Drittelungs-Antrages erworben hätte, doppelt unterstrichen. Eine gewisse liberale Presse müht sich daher umsonst ab, uns hinsichtlich der unentwegt plutokratischen Instinkte des Nationalliberalismus ein X für ein U vorzumachen.

Auch die Freisinnigen haben in dieser Frage nicht immer eine klare Stellung eingenommen. Was aus parteiegoistischen Motiven sehr begreiflich ist; denn der Freisinn hat in den Volksmassen entweder niemals einen Boden gehabt oder den Boden, den er lange Zeit z. B. in Berlin besaß, mehr und mehr verloren. Ob das neueste Firmenschild einer „Fortschrittlichen Volkspartei" auf breitere Volksschichten eine größere Anziehungskraft ausüben wird, ist mehr als zweifelhaft. Nach der Schlacht gibt die „Freisinnige Zeitung" wieder kühn die Parole aus: Weg mit dem Dreiklassenwahlsystem, aber vor der Schlacht mußten die freisinnigen Abgeordneten Kopsch und Korell sich im Wahlkreise Kreuznach den Vorwurf gefallen lassen, daß sie die Forderung des allgemeinen gleichen Wahlrechtes unter den Tisch geschoben hätten.

Es ist eitel Wahn, wenn der nationalliberale Abgeordnete Schiffer vor der Schlußabstimmung die Niederlage der Regierung und das Scheitern der Wahlreform als einen „moralischen Sieg" des Nationalliberalismus feierte, und wenn die liberale Presse sich jetzt in ähnlichen gehobenen Tönen ergeht. Der Liberalismus hat sich in der preußischen Wahlreformkampagne bis auf die Knochen blamiert. Was aktenmäßig festgelegt ist, kann durch keine Phrasenkunst mehr wegdisputiert werden.

Die liberale Presse atmet erleichtert auf, wie von einem schweren Alp befreit. Unter dem ersten Eindruck kam diese Stimmung auch in denjenigen süddeutschen, namentlich bayerischen Blättern zum Ausdruck, welche von der reaktionär-plutokratischen Haltung der einflußreichsten und geldmächtigsten Kreise der Partei eine Kompromittierung der schon um der Großblockinteressen willen immer radikaler sich gebärdenden Allüren des süddeutschen Liberalismus befürchteten. Aber die naive Offenherzigkeit, mit der inzwischen einige norddeutsche Organe aus der Parteischule plauderten, hat es dem süddeutschen Liberalismus noch mehr erschwert, aus der Chamade eine Fanfare zu machen. Im höchsten Grade ergötzlich wirkt beispielsweise der Versuch der „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 246), die „Hamburger Nachrichten" von den Rockschößen des Liberalismus abzuschütteln, nachdem dieses Blatt mit brutaler Deutlichkeit vor der mit der Bethmannschen Vorlage betretenen „schiefen Ebene der Demokratisierung des preußischen Wahlrechts" gewarnt und es als eine nationale Pflicht im Interesse Preußens und des Reiches erklärt hat, „das Bollwerk des preußischen Wahlrechts in seiner antidemokratischen Kraft ungeschmälert zu wahren." Das Hauptorgan des bayerischen Liberalismus spekuliert auf das schwache Gedächtnis seiner Leser, wenn es zur Beschönigung dieses rollenwidrigen Seitensprunges von der Parteirichtung der „Hamburger Nachrichten" sagt, sie gelten als — freikonservativ und gliederten sich auch sonst zuweilen der äußersten Reaktion an. Ei, ei! Wie lange ist es denn her, daß der heutige Chefredakteur der „Hamburger Nachrichten" Chefredakteur der „Münchner Neuesten Nachrichten" war, die dann ihren jetzigen Chefredakteur von der gouvernemental-gemäßigt-liberalen „Allgemeinen Zeitung" herüberholten. Auch ein Beitrag zur Naturgeschichte der liberalen Presse!

Diejenigen liberalen Zeitungen und Politiker in Süddeutschland, denen das im „finsteren" Bayern geltende freiheitliche allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht noch viel zu rückständig ist, so daß es von heute auf morgen durch den Proporz ersetzt werden muß, hätten das größte Interesse daran, ihrem Publikum möglichst greifbar vor Augen zu führen, was es mit der vielumstrittenen preußischen „Drittelung" auf sich hat. Vielleicht würde dann der stiermäßige Eifer so mancher liberaler Zentrumshasser ein wenig abgekühlt.

Die Drittelung nach Urwahlbezirken ist in Preußen seit 20 Jahren in Uebung; sie ist sogar eine der Bedingungen gewesen, unter denen die Steuerreform von 1891 zustande kam. Eine plutokratische Verschiebung des bestehenden Drittelungssystems bedeutet eine Verschärfung des Dreiklassen-

wahlsystems. Es ist in der liberalen Presse immer ganz harmlos von der „Drittelung" die Rede, von der die Meisten nur eine verschwommene Vorstellung haben. Der springende Punkt, die eigentliche Grundfrage eines fortschrittlichen und freiheitlichen Wahlsystems ist aber das allgemeine gleiche Wahlrecht, und niemand kann auf den Namen eines Liberalen Anspruch machen, der sich als Gegner des allgemeinen, gleichen Wahlrechts bekennt und grundsätzlich für das Dreiklassenwahlsystem eintritt.

Bismarcks geflügeltes Wort vom „elendesten aller Wahlsysteme" richtete sich in erster Linie gegen das rückständige, reaktionäre, illiberale Dreiklassensystem. Das Zentrum hält zielbewußt an seinem Programm fest, das die Uebertragung des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Reichstagswahlrechtes auf Preußen fordert. Das Zentrum hat daher auch in der Kommission zunächst diesen prinzipiellen Standpunkt durch einen förmlichen Antrag festgelegt. Wer stimmte aber gegen die Einführung des Reichstagswahlrechtes? Mit den Konservativen und Freikonservativen auch die — Nationalliberalen.

In stolzen Kundgebungen haben die sog. Entschiedeneren der Partei auf das Magdeburger Programm gepocht, welches das direkte und geheime Wahlrecht für Preußen fordert. Dem süddeutschen liberalen Philister hat man gleichzeitig vorgeflunkert, dem preußischen Zentrum sei es mit den gleichen Forderungen nicht ehrlich gemeint. Nachdem der Reichskanzler selbst dem Zentrum bezeugt hat, daß es an der Wahlreform kein parteiegoistisches Interesse habe, und nachdem auch von geschworenen Gegnern des Zentrums oft genug die Tatsache betont worden ist, daß das Zentrum in Preußen unter der Herrschaft des heutigen erbärmlichen Wahlsystems seine Mandate ebenso sicher habe, wie unter dem Reichstagswahlrecht, sollte ein ehrlicher Politiker seinem gutgläubigen Publikum derartige Verdächtigungen gegen das Zentrum nicht mehr vorsetzen. Für die opfermutige Wählerschaft des preußischen Zentrums kann es kein glänzenderes Zeugnis geben als die Tatsache, daß sie trotz des doppelten Druckes des Dreiklassensystems und der öffentlich kontrollierten Stimmenabgabe die Partei hochgebracht hat.

Einige süddeutsche liberale Blätter glaubten Wunder der Prinzipientreue und des weitblickenden politischen Scharfsinnes zu verrichten, wenn sie die preußischen Parteibrüder davor warnten, um eines halben Dutzends erhoffter Mandate willen die plutokratische neue Drittelung anzustreben und durch diese Verleugnung des Programms den Protest des Volkes herauszufordern. So sprach man von der „neuen Drittelung", aber von dem alten verrotteten Dreiklassensystem, der Grundlage jeder „Drittelung", schwieg man in allen Sprachen.

Zu Nutz und Frommen aller derer, welche von der wahren Bedeutung des preußischen Dreiklassenwahlsystems nicht die richtige Vorstellung haben, sei an einem charakteristischen Schulbeispiel die Wirkung des von der liberalen Partei treu gehegten Systems illustriert. Wir greifen die Verhältnisse im Stadtkreis und Landkreis Köln heraus, weil uns die authentischen Ziffern gerade vorliegen. Es mag Wahlkreise genug geben, in welchen die plutokratische Wirkung noch stärker hervortritt. Aber auch das Kölner Beispiel spricht schon eine beredte Sprache.

Der Stadtkreis Köln (428 722 Einwohner) zählt 100 193 Urwähler. Von diesen gehören 2484 (= 2,48 %) der I. Wählerklasse, 10 967 (= 10,95 %) der II. Wählerklasse, 86 742 (= 86,57 %) der III. Wählerklasse an. Von den 1598 Wahlmännern entfallen 1064 (je 532) auf die I. und II., 534 auf die III. Klasse. Mit anderen Worten: 2484 mit Reichtümern gesegnete Urwähler haben die gleiche Stimmenkraft wie 86 742 Urwähler der unteren und mittleren Stände, denn in der III. Klasse in Preußen sind auch die akademisch Gebildeten, die Gewerbetreibenden, die Beamten sehr stark vertreten; über die Wählerklasse entscheidet einzig und allein der Steuerzettel. Bei vielen Wählern der I. Klasse in Preußen ist von einer eigentlichen „Wahl" überhaupt nicht die Rede. Da z. B. in 19 Urwahlbezirken des Stadtkreises Köln nur je ein Urwähler vorhanden ist, ernennt jeder dieser 19 Erstklassigen je 6 Wahlmänner. In 12 Urwahlbezirken der I. Klasse gibt es nur je zwei Urwähler. Demnach werden im Stadtkreis Köln von 43 Urwählern der I. Klasse 187 Wahlmänner „gewählt". In zwei Bezirken der II. Klasse gibt es auch nur je 2 Urwähler, die je 6 Wahlmänner, also zu vieren 12 Wahlmänner zu „wählen" haben. Im Stadtkreis Köln entfielen bei der letzten Wahl im Durchschnitt auf einen Wahlmann etwa 163 Urwähler der dritten, 4 der ersten und 20 der zweiten Klasse.

Im Landkreise Köln (99,343 Einwohner) sind die einschlägigen Verhältnisse die folgenden: von 21 452 Urwählern gehören 737 (3,44 %) zur I. Klasse, 3528 (16,45 %) zur II., 17 187 (80,12 %) zur III. Klasse. Im Durchschnitt entfielen auf einen Wahlmann etwa 140 Urwähler der dritten, 6 der ersten und 29 der zweiten Klasse.

Es ist der glücklichen Mischung der Zentrumspartei, ihrer Zusammensetzung aus allen Ständen, Berufen und Klassen, und — angesichts der öffentlichen Stimmabgabe — auch dem unerschrockenen Bekennermut ihrer sozial und wirtschaftlich abhängigen Wähler zu verdanken, wenn dieses „elende" Dreiklassenwahlsystem die Zahl der Zentrumsmandate in Preußen nicht erheblich zu beeinflussen vermochte. Das Gros der Zentrumswähler gehört der dritten Wählerklasse an, aber auch in der zweiten Klasse stehen soziale Stellung und mäßiger Besitz dem Zentrum noch in einem solchen Grade zur Seite, daß im Durchschnitt ein gewisser Ausgleich zustande kommt. In der ersten Klasse dagegen ist das Zentrum in der Regel nur durch weiße Raben vertreten. Hier ist die uneinnehmbare Hochburg der liberalen Plutokratie mit ihren Ausstrahlungen bis tief in die Reihen der zweiten Wählerklasse hinein. Diese Verhältnisse muß man kennen, um die scheinheilige Haltung des Phrasenliberalismus und die ganze goldene Rücksichtslosigkeit des Geldsackliberalismus verstehen und würdigen zu können.

So steht es mit dem Dreiklassenwahlsystem in Preußen, und so soll es nach dem Willen des preußischen Liberalismus auch in Zukunft bleiben. Aber in Bayern, wo man niemals ein Dreiklassenwahlsystem gekannt und auch unter dem früheren indirekten, aber geheimen Wahlsystem von jeher das allgemeine, gleiche Stimmrecht gehabt hat, lärmt der Liberalismus mit den stärksten Mitteln der Demagogie gegen das erst vor vier Jahren eingeführte neue freiheitliche Wahlsystem.

Vom Kulturrückstand in der bayerischen „Dunkelkammer".

Eine ergötzliche Blamage des bayerischen Kammerliberalismus.

Eine volle Woche haben die tonangebenden Wortführer des Liberalismus in der bayerischen Abgeordnetenkammer mit endlosem Wortschwall Scheiterhaufen zusammengetragen, um urbi et orbi den klärlichen Beweis zu liefern, daß ein rückständigerer Kultusminister als Herr v. Wehner in der ganzen Welt nicht zu finden sei, daß die „Verklerikalisierung" des gesamten Unterrichtswesens Bayern, „den dunkelsten Fleck auf der deutschen Landkarte," dem mitleidigen Gelächter aller Kulturmenschen preisgebe, daß man sich eigentlich überhaupt schämen müsse, unter solch einem unmöglichen Kultusminister ein Bayer zu heißen. Der bayerische Kultusminister wurde mit einem Worte ganz im Sinne der in der „Jugend" und im „Simplicissimus" tätigen Handlanger des bayerischen Liberalismus traktiert. Daß das Zentrum, diese verächtlichste Unkrautpflanze im parlamentarischen Kulturgarten, womöglich noch wegwerfender behandelt wurde, versteht sich von selbst. Denn gegen die Partei, gegen deren Abgeordnete man unter dem öffentlich bekundeten schmunzelnden Behagen eines Dr. Casselmann ungestraft fort und fort die unflätigsten sog. Filser-Briefe veröffentlichen darf, ist ja alles erlaubt. Die Hauptbeschwerden in concreto richteten sich gegen den Gottesdienstzwang für die katholischen Mittelschüler, der, wie der viel geschmähte Minister nachwies, unter dem liberalen Minister Lutz und selbst zur Zeit einer liberalen Kammermehrheit weit schärfer geübt wurde, und gegen die durch ein Königswort gewährleistete Existenz der Lyzeen, deren Professoren kraft liberaler Toleranz von der allgemeinen Aufbesserung der Staatsgehälter völlig ausgeschaltet bleiben sollen. Aber auch gegen das bayerische Mittelschulwesen im allgemeinen und seine „Rückständigkeit" wurde kräftig Sturm gelaufen. Kein Geringerer als der mit starken Worten streitende Hauptkampfhahn im bayerischen Kulturgetümmel, der auch im Deutschen Reichstag so wehrhafte Dr. Müller-Hof (Meiningen) verstieg sich in der Kammersitzung vom 24. Mai zu dem autoritativen Ausspruch:

> „Es fehlt unserem Mittelschulwesen ein gewisser gesunder moderner Sinn des Vorwärtsstrebens auf allen Gebieten, und das hängt eben wieder mit den Tendenzen zusammen, die ich jetzt behandelt habe."

Das Echo dieser Anklage gegen das rückständige bayerische Mittelschulwesen hat man inzwischen in zahlreichen süddeutschen und norddeutschen Blättern vernommen. Die Leser

jener Blätter werden große Augen machen, wenn sie hinterher erfahren, was seitdem in der von der scharfen Zensur des Liberalismus erhellten bayerischen Dunkelkammer sich ereignet hat. Ob sie es erfahren werden? In der Kammersitzung vom 27. Mai erhob sich der dem linken Flügel der liberalen Fraktion angehörende Dr. Heeger, Konrektor an der Oberrealschule in Kaiserslautern, und desavouierte glattweg die großen Sprüche des Abg. Dr. Müller durch folgende Feststellung:

„Ich möchte vor allen Dingen die Tatsache feststellen, daß unter dem gegenwärtigen Ministerium unsere Mittelschulen in ganz hervorragender Weise gefördert worden sind, und daß die Reformen, wie sie der Herr Staatsminister während seiner Amtstätigkeit durchgeführt hat, einen hochbedeutsamen Fortschritt unseres Mittelschulwesens bedeuten. Ich halte es für ein Gebot der Gerechtigkeit, dies hier öffentlich zu erklären, und ich spreche hier nicht meine eigene Ansicht aus, sondern die der Gesamtlehrerschaft unserer bayerischen Mittelschulen. Ich stehe 30 Jahre im Lehramt und habe während dieser Zeit teils an den Realschulen, teils am Gymnasium, teils an der Oberrealschule gewirkt, aber ich muß sagen, daß, wenn ich die Umgestaltungen, die während dieser Zeit, während dieses Menschenalters, an unseren Mittelschulen durchgeführt worden sind, überblicke, gerade das jetzige Ministerium und gerade die Bestrebungen des Herrn Staatsministers einen ganz gewaltigen Ruck nach vorwärts im Sinne einer modernen Umgestaltung unseres Schulwesens bedeuten. Diesen Bestrebungen ist es zu verdanken, daß wir nun in Bayern auf dem besten Weg sind, ein modern organisiertes Mittelschulwesen zu erhalten."

Daß der Kultusminister diese glänzende Ehrenrettung des vor der ganzen Kulturwelt so unverantwortlich bloßgestellten bayerischen Mittelschulwesens mit Genugtuung quittierte und auch den Kontrast dieses fachmännischen Urteils mit der bisherigen Haltung der liberalen Fraktion deutlich hervorhob, war selbstverständlich. Auch die Zentrumsabgeordneten Dr. Matzinger und Dr. Pichler, von denen der erstere als Gymnasialprofessor gleichfalls Fachmann ist, unterstrichen die erfreulichen Feststellungen Dr. Heegers, wobei Dr. Pichler mit Recht betonte, daß darin auch eine Anerkennung und Rechtfertigung für die Zentrumsmehrheit der Kammer liegt, ohne deren Unterstützung und Förderung der hochbedeutsame Fortschritt im bayerischen Mittelschulwesen nicht möglich gewesen wäre. Bei solcher Sachlage war der freisinnige Abg. Prof. Dr. Günther fast zu bedauern, daß ihm die unerquickliche Aufgabe zufiel, den zufällig abwesenden Dr. Müller-Hof, so gut und so schlecht es ging, zu decken. Müller sei kein Schulmann (der Minister ist auch kein Schulmann, sondern von Hause aus Jurist wie Dr. Müller) und verstehe daher nicht viel von schultechnischen Fragen (erlaubt sich aber trotzdem von oben herab ein Verdammungsurteil). Man müsse zwischen schultechnischen und schulpolitischen Fragen scharf unterscheiden (was aber Müller-Hof nicht getan hat); die Opposition der Liberalen beschränke sich auf die konservative Schulpolitik, in der Anerkennung der schultechnischen Fortschritte unter dem jetzigen Ministerium bestehe in der liberalen Fraktion „keine wesentliche Meinungsdiskrepanz". Mit anderen Worten: die liberale Fraktion sei mit dem glänzenden Ehrenzeugnis des Abg. Dr. Heeger im wesentlichen einverstanden.

Damit wäre nun eigentlich der Blamage genug gewesen. Um aber das Maß vollends zum Ueberlaufen zu bringen, unternahm es das liberale Hauptorgan, die „Münchner Neuesten Nachrichten", im Morgenblatt vom 29. Mai (Nr. 244) der Abg. Günther und den Abg. Heeger gleichzeitig zu desavouieren, indem sie versicherten, Dr. Heeger habe „zur Verwunderung des ganzen Hauses" und „entgegen dem Urteil der fortschrittlichen Parteien des Hauses" gesprochen, und er habe dies nur in der „submissen" Erwägung des Bittstellers getan, der um Errichtung eines Realgymnasiums in der Pfalz petitioniere. Wir können es den liberalen Abgeordneten überlassen, sich untereinander und mit ihrem Hauptorgan über den Aufbau und die Inszenierung dieser überaus lustigen Parlamentskomödie auseinanderzusetzen. Nur das eine sei für heute noch hinzugefügt: Der bayerische Liberalismus ist zurzeit von allen guten Geistern verlassen und bringt sich um den letzten Rest von Reputation in halbwegs staatserhaltenden Kreisen. Die in seinem Namen und unter Beihilfe namhafter Führer des politischen Liberalismus vom „Kartell der freiheitlichen Vereine" ins Werk gesetzte offene Kriegserklärung gegen das positive Christentum in jeder Gestalt und gegen jede überlieferte Religion hat auch sonst ziemlich weit links stehende protestantische Kreise aufs tiefste empört. Aber von irgend einer Desavouierung durch die liberale Partei hat man bisher kein Sterbenswörtchen gehört. Der heutige politische Liberalismus setzt also seine letzte Hoffnung auf den Massenaustritt aus den christlichen Kirchen. — — —

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Kaiser Wilhelm und die hohe Politik.

Auf die Person unseres Kaisers haben sich neuerdings in erhöhtem Maße die Blicke konzentriert, einerseits wegen der kleinen Operation, der er sich unterziehen mußte, anderseits infolge der Zeitungsnachrichten über sein Auftreten in London.

Die Operation betraf nur die Entleerung eines Furunkels am rechten Handgelenk. Das Geschwür scheint nicht unbeträchtlich, aber doch durchaus ungefährlich zu sein. Da der Gebrauch der bandagierten rechten Hand behindert ist, hat der Monarch die Hilfe des Kronprinzen bei der Erledigung der staatsrechtlichen, militärischen und repräsentativen Geschäfte in Anspruch nehmen müssen. Zum ersten Male seit dem Regierungsantritt Kaiser Wilhelms II. im Jahre 1888 ist eine Art von Stellvertretung nötig geworden. Der Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen ist beauftragt worden, an seines Vaters Statt diejenigen Schriftstücke unterschriftlich zu vollziehen, welche der Kaiser ihm zu diesem Zweck zugehen läßt. Eine eigentliche Stellvertretung in dem Sinne, daß der Kronprinz an Stelle seines verhinderten Vaters die Regierung führe (wie z. B. im Jahre 1878 nach der Verwundung des alten Kaisers Wilhelm I.), ist das nicht. Die Prüfung und Entscheidung in den vorliegenden Geschäften will der Kaiser nach wie vor selbst treffen; er will dem Kronprinzen die Sachen überweisen, die unterzeichnet werden sollen, und der Kronprinz soll nur im Auftrage des Kaisers die Unterschrift vollziehen. Man sieht aus dieser Anordnung, daß die Zeit und die Kraft des Monarchen sehr beträchtlich in Anspruch genommen wird durch die Vollziehung der zahllosen Unterschriften, die bei dem riesigen Umfang der zivilen und militärischen Geschäfte in Reich und Staat von Tag zu Tag erforderlich werden. Ob nicht bei einem großen Teil dieser Schriftstücke auch in normalen Zeiten die Formalitäten der Vollziehung überhaupt einem Bevollmächtigten überlassen werden könnten, der „im Auftrage" oder „auf Befehl" des Monarchen dessen mündlich gegebene Willensmeinung bekundet? Im Zusammenhange mit dieser Frage könnte man die weitere aufwerfen, ob es nicht seine Vorteile hätte, wenn der Kronprinz im Kabinett des regierenden Vaters andauernd eine gewisse Assistenz leistete und so in die Geschäfte, die er einst übernehmen soll, allmählich sich einarbeitete.

Der Zwischenfall des Handgeschwüres trifft gerade zusammen mit der Ankunft einer militärischen Studienkommission vom chinesischen Hofe, dem Antrittsbesuche des belgischen Königspaares und der Frühjahrsparade. Beim Empfange der Chinesen hat sich der Kaiser durch den Kronprinzen vertreten lassen. Die belgischen Herrschaften empfängt der Monarch natürlich persönlich, aber die Abnahme der Parade muß er zu seinem Leidwesen dem Kronprinzen überlassen, da die operierte Rechte die Zügel nicht führen kann.

Der Antrittsbesuch des belgischen Königspaares bekommt eine besondere Bedeutung, weil die Französlinge in Belgien es auffallend finden, daß König Albert zuerst nach Berlin fährt, statt dem republikanischen Paris die Première zu gönnen. Wir brauchen auf diesen Rangstreit keinen Wert zu legen; es freut uns aber, daß König Albert eine objektive Auffassung bekundet sowohl von der politischen Freundschaft, die das uneigennützige Deutschland gegenüber dem kleinen, aber kräftigen Nachbarstaate hegt, als von den bedeutenden wirtschaftlichen Beziehungen der beiden Länder, welche den wirtschaftlichen Verkehr zwischen Belgien und Frankreich bedeutend übertreffen.

Kaiser Wilhelm war kurz vor der Handerkrankung von den Trauerfeierlichkeiten in England heimgekehrt. Diese legten in schönster Weise Zeugnis ab sowohl von der treuen Anhänglichkeit des englischen Volkes an seinen verstorbenen König, als auch von der ganz hervorragenden weltpolitischen Bedeutung, die Eduard VII. in seiner kurzen Regierungszeit seiner Krone zu geben verstanden hat. In der Reihe von neun Monarchen und 50 Fürstlichkeiten, die dem verstorbenen König die letzte Ehre gaben, zog die Person unseres Kaisers die größte Aufmerksamkeit auf sich. Man kann mit Genugtuung feststellen, daß die englische Presse sich durchweg mit großem Respekt und vielfach sogar mit viel Freundlichkeit und Friedfertigkeit über the Kaiser ausgesprochen hat. Auch die Haltung des Publikums verdient volle Anerkennung und bestärkt die Hoffnungen auf weitere Annäherung.



Nun hat sich aber an die Anwesenheit unseres Kaisers in London noch eine Preßerörterung geknüpft, die gewisse Erinnerungen an die Novembertage von 1908 wecken konnte. Kaiser Wilhelm hatte sich auch mit dem französischen Minister des Auswärtigen, Herrn Pichon, der sein Vaterland bei der Leichenfeier vertrat, in zwangloser Herzlichkeit unterhalten. Darauf erschien in dem weitverbreiteten Pariser Blatt „Matin" ein auffallender Bericht über den Inhalt dieses vertraulichen Gesprächs; der Kaiser sollte nicht bloß den politischen Himmel für vollständig wolkenlos erklärt, sondern sogar die Anregung zur Gründung eines „europäischen Staatenbundes" gegeben haben. Bekanntlich hatte im letzten Jahrzehnt eine Gruppe von englischen und französischen „Weltblättern" systematisch darauf hingearbeitet, der deutschen Politik Schwierigkeiten zu bereiten und gegen sie Mißtrauen zu erwecken. Und gerade diese Presse war jetzt sofort bei der Hand, um die angeblichen optimistischen Aeußerungen des Kaisers auszubeuten. Die Berliner Regierung sah sich genötigt, eine halbamtliche Richtigstellung zu geben. Darin heißt es: „Richtig ist, daß Seine Majestät dem französischen Minister gegenüber seine Zuversicht in die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens und seinen festen Willen, alles, was an ihm liegt, dazu beizutragen, ausgesprochen hat. Der Gedanke, einen europäischen Staatenbund zu bilden, ist nicht Gegenstand des Gespräches gewesen und liegt Sr. Majestät fern." Aus dieser Berichtigung geht klar hervor, daß der Kaiser in keiner Weise aus jener Zurückhaltung herausgetreten ist, die er in seiner hohen, der Verantwortlichkeit enthobenen Stellung für angezeigt erachtet hat. Anderseits sieht man, daß gerade die ausländische Presse, und zwar nicht die bestgesinnte, sich krampfhaft bemüht, die Person des Kaisers in die Zeit- und Streitfragen hineinzuziehen und das „persönliche Regiment in Deutschland" wieder auf der Bildfläche erscheinen zu lassen. Aus den einfachsten Akten der Freundlichkeit und Friedlichkeit sucht man sofort eine große Haupt- und Staatsaktion zu machen. Die Hintergedanken kamen deutlich zum Vorschein, als in jener Presse gefordert wurde, die deutsche Politik möge die friedliche Absicht des Kaisers durch den Verzicht auf die wirtschaftlichen Unternehmungen in Persien und in Marokko alsbald betätigen. Man preist die Friedensliebe des Deutschen Kaisers in überschwänglichen Tönen, um nachher bei jeder Gelegenheit, wenn Deutschland seinen Platz an der Sonne beansprucht, über die Unfriedlichkeit der deutschen Politik um so mehr zu zetern. Die Moral des Zwischenfalls ist, daß wir immer noch gegen die englisch-französischen Preßtreibereien auf der Hut sein müssen. Ein Gegengewicht zugunsten Deutschlands in der sogenannten Weltpresse zu schaffen, sollte die Sorge unserer Regierung sein. Die deutsche Presse kann nichts weiter tun, als das deutsche Publikum zu einem bedächtigen Urteil zu erziehen, dazu gehört auch die Warnung vor überschwänglichen Hoffnungen. Die Friedensliebe unseres Kaisers kennen wir längst, und namentlich auch seinen lebhaften Wunsch nach den besten Beziehungen zu England und Frankreich. Aber bei all seiner hervorragenden Tüchtigkeit ist der Kaiser doch kein Hexenmeister, der auf einmal die Engländer von ihrer krankhaften Deutschenfurcht kurieren oder die Interessenkonflikte unter den verschiedenen Nationen hinwegblasen kann. Was man hoffen darf, ist einerseits der Fortbestand der besseren Beziehungen zu Frankreich, die seit dem Marokko-Abkommen sich herausgebildet haben, und anderseits, um mit unseren Offiziösen zu reden, die Festigung der Ueberzeugung in England und Deutschland, „daß weder auf politischem noch auf wirtschaftlichem Gebiete zwischen den beiden Nationen Schwierigkeiten denkbar sind, die nicht bei gutem Willen und gegenseitigem Verständnis überwunden werden könnten."

Im übrigen sind wir dem Kaiser und der Regierung dankbar, daß aus den kretischen Wirren, die jetzt wieder den Südosten in Unruhe stürzen, rechtzeitig die Hand Deutschlands zurückgezogen worden ist.

Das Begräbnis der preußischen Wahlrechtsvorlage.

Die Toten reiten schnell. In einer einzigen Sitzung am 27. Mai hat das Abgeordnetenhaus mit der unglückseligen „Wahlreform" kurzen Prozeß gemacht. Die Herrenhausbeschlüsse fanden keine Mehrheit, nicht einmal eine erhebliche Minderheit. Als Herr v. Bethmann Hollweg seine vergrößerten Drittelungsbezirke scheitern sah, erklärte er namens der Staatsregierung, daß sie auf die Weiterberatung des Gesetzes keinen Wert mehr lege. Eine solche Erklärung vertritt die Stelle der Zurückziehung einer Vorlage. Da die Vorlage der Regierung durch eine besondere königliche Ermächtigung an den Landtag gebracht worden, so könnte die förmliche Zurückziehung nur durch einen neuen königlichen Erlaß erfolgen. Diese Umständlichkeit sucht man zu vermeiden durch die erwähnte Ableugnung des weiteren Interesses seitens der Staatsregierung. Das Abgeordnetenhaus hätte trotz derselben die Weiterberatung fortsetzen können, aber alle Parteien waren ja froh, daß sie diese Tretmühle der Wahlreform verlassen konnten.

Die Nationalliberalen, die bei der ganzen Angelegenheit die traurigste Rolle gespielt haben, wollen mit der gewohnten Virtuosität des Eigenlobes den Anschein erwecken, als ob sie die ausschlaggebende Rolle gespielt und eine großartige Fähigkeit bewiesen hätten. Das ist lauter Aufschneiderei. Die Entscheidung lag schließlich bei der konservativen Fraktion. Am Vorabend des Entscheidungstages pflog die nationalliberale Fraktion endlose Beratungen, ohne zu einem Entschlusse kommen zu können, weil der rechte Flügel die Einheimsung des durch die vergrößerten Drittelungsbezirke gebotenen Parteivorteils wünschte, der andere und größere Teil der Fraktion aber an den Magdeburger Beschlüssen und der Freundschaft mit der Linken festhalten wollte. Die Voraussetzung für die Einheimsung des Parteivorteils war natürlich, daß die konservative Fraktion für die Herrenhausbeschlüsse eintrete, und zwar nahezu geschlossen, da bei der ablehnenden Haltung des Zentrums sonst keine Mehrheit möglich war. Da kam nun endlich in das Fraktionszimmer der ringenden Nationalliberalen die Nachricht, daß die konservative Partei nicht die Bethmann-Schorlemerschen Drittelungsbezirke bis 20000 Einwohner annehmen, sondern vielmehr gemäß dem Antrage der Herrenhauskommission einen Mittelweg mit Bezirken von höchstens 5000 Einwohnern beantragen wolle. Daraufhin war die nationalliberale Fraktion sofort wieder „einig". Da die Trauben zu hoch hingen, konnte man sie ohne Gefahr für sauer erklären. Bei der Abstimmung über den § 6, der die Drittelung regelt, kam freilich die innere Differenz doch zum Ausdruck, da ein gutes Dutzend der Nationalliberalen mit den Freikonservativen für den Paragraphen in der Herrenhausfassung stimmte, während die übrigen Nationalliberalen samt den anderen Parteien sitzen blieben. Die Parteikorrespondenz will diesen Zwiespalt bei der Abstimmung auf ein bloßes Mißverständnis in der Eile der Abstimmungen zurückführen; aber damit kann sie nur bei sehr abergläubischen Leuten Anklang finden.

Hätte die konservative Fraktion den Entschluß gefaßt, für die Herrenhausfassung voll und ganz einzutreten, so wäre es bei den Nationalliberalen schon jetzt zu dem großen Krach gekommen. Herr von Heydebrand hat durch das selbständige Vorgehen seiner Partei den Nationalliberalen als Nothelfer gedient. Herr v. Heydebrand und seine Partei haben aber sehr recht daran getan, daß sie trotz den Verlockungen von Parteigenossen aus dem Herrenhause nicht auf die Bethmann-Schorlemersche Verschlechterung eingegangen sind. Sehr geschickt war auch die Begründung mit der Rücksicht auf den Mittelstand, der die Vorteile nicht verlieren dürfe, die ihm durch die bisherige Drittelung in den einzelnen Urwahlbezirken geboten werden. Die konservative Fraktion entfernte sich schließlich etwas von der Bahn des Zentrums, indem sie einen Mittelweg mit etwas vergrößerten Drittelungsbezirken vorschlug. Aber wir müssen doch anerkennen, daß die Konservativen dem Kompromiß mit dem Zentrum in seinen Grundlagen durchaus treu geblieben sind.

Die Haltung des Zentrums war einfach und sozusagen selbstverständlich: es beantragte die Wiederherstellung der Beschlüsse des Abgeordnetenhauses, lehnte also jede Verschlechterung im Sinne des Herrenhauses unbedingt ab. Unsere Freunde haben getan, was sie konnten, um einen erträglichen positiven Ausgang der Aktion zu erzielen. Wenn schließlich die Sache im Sande verlief, so ist das nicht unsere Schuld, aber auch nicht unser Kummer. Das Zentrum hat nicht die Verantwortlichkeit für eine halbe Reform zu tragen.

Die Niederlage trifft in erster Linie die Regierung, die sich im Gegensatze zu ihren eigenen früheren Ansichten auf die plutokratischen Drittelungsbezirke versteift hatte, in zweiter Linie den geschäftigen Oberpräsidenten v. Schorlemer und dessen Freunde im Herrenhause, in dritter Linie den Ränkeschmied Oktavio v. Zedlitz-Neukirch und dessen freikonservative und rechtsnationalliberale Freunde.

Eine neue Vorlage wird gewiß nicht vor den Reichstagswahlen kommen. Auf jeden Fall ist die geheime Wahl für eine künftige Reform gesichert.



Die Wahlen in Belgien.

Ein Mandat verloren und doch einen großen Sieg errungen! Die katholische Mehrheit im belgischen Parlament hatte am Sonntag, den 22. Mai, den 13. Wahlkampf seit Uebernahme der Regierung zu bestehen; alle zwei Jahre wird bekanntlich eine Hälfte der Kammer erneuert. Es war ein kritischer Tag erster Ordnung; denn die Mehrheit war nach und nach auf 8 Stimmen zusammengeschrumpft, und die Gegner, die sich zu einem richtigen liberal-sozialdemokratischen Großblock vereinigt hatten, hielten mit Recht ihre Aussichten für günstiger als jemals zuvor. Nur fünf von den 50 abgelaufenen katholischen Mandaten brauchten erobert zu werden, und das mußte anscheinend doch gelingen, nachdem die Regierungsmehrheit in Sachen der Heeresreform eine so schwere Spannung und Spaltung durchgemacht hatte. Eine tolle Agitation suchte dem Volke das „Sündenregister" der alten Mehrheit klar zu machen und scheute auch vor der verleumderischen Ausnützung angeblicher „Skandale" nicht zurück. „Jetzt oder nie" sollte das „klerikale Joch" abgeschüttelt werden! Und das Ergebnis des ganzen großen Sturmlaufs ist nach den bisherigen Nachrichten die Eroberung eines einzigen Mandates in Nivelles! In den anderen 49 Mandaten ist der katholische Besitzstand erhalten geblieben, auch in Brüssel selbst. Damit behält die seit 1884 regierende Partei eine Mehrheit von 6 Stimmen. Wenig, aber für 2 Jahre genügend. Bei der Erneuerung der anderen Hälfte im Jahre 1912 wird die Lage günstiger sein, so daß alsdann die Partei wieder auf den aufsteigenden Ast kommen kann. Vorausgesetzt, daß die soeben bestandene scharfe Prüfung den Einheitsdrang und den realpolitischen Sinn bei allen Teilen der Partei neu belebt hat.

Etwas komisch mutet die Ausrede der liberalen Blätter an, nur die Weltausstellung in Brüssel habe den „Klerikalen" zum Sieg verholfen, weil die Brüsseler und die sonstigen Geschäftsleute sich gescheut hätten, gerade jetzt durch eine Krisis sich den Profit zu verderben. Wenn das zutreffen sollte, so wäre es ein ganz nettes Vertrauensvotum für die „klerikale Wirtschaft", da die Gewerbetreibenden ihren Respekt vor der Tüchtigkeit dieser Regierung auch auf dem rein materiellen Wirtschaftsgebiete bekundet hätten. In Wirklichkeit hat die Scheu vor einer Krisis offenbar viel weiter und tiefer gewirkt. Die Liberalen, die von ihrer einst herrschenden Stellung zu einer Partei dritten Ranges hinabgesunken sind, hatten mit den Sozialdemokraten ein regelrechtes Bündnis abgeschlossen. Bei dem Sieg dieses Großblocks hätte es nicht ein bürgerlich-liberales Ministerium, sondern eine halb sozialdemokratische Regierung gegeben. Diese Aussicht wird sogar manchem freidenkerischen Bürger wenig verlockend vorgekommen sein. Für die christlich denkenden Wähler kam die Aussicht hinzu, daß ein solches Großblockregiment die Kinder in die religionslosen Staatsschulen zwingen und überhaupt einen Kulturkampf nach französischem Muster in Gang bringen würde. Das genügte, um die Mehrheit der Wähler bei der alten Fahne zu erhalten.

Nach unserer Ansicht ist die katholische Partei dem Ministerpräsidenten Schollaert zu besonderem Danke verpflichtet, weil er im vorigen Herbst die Heeresreform in ganz unregelmäßiger Weise mit Hilfe der Opposition gegen den rechten Flügel seiner eigenen Partei fertiggestellt hat. Die Frage der persönlichen Dienstpflicht und die Abschaffung des Stellvertreterwesens bildete den gefährlichen Erisapfel für die Mehrheit. Wenn es nicht gelungen wäre, das neue Gesetz vor den Wahlen fertig zu bringen, so hätte diese leidige, in viele Empfindungen und Interessen tief eingreifende Streitfrage in der Wahlbewegung eine zersetzende Rolle gespielt. Jetzt hat sie nur mehr eine Rückblicksbedeutung. Als die Opposition zur Verabschiedung des Heeresgesetzes mitwirkte, gab sie ihr bestes Hilfsmittel für die Wahlen aus der Hand. So ist die Mehrheit „mit einem blauen Auge davongekommen". Hoffentlich hat man aber allseitig, auch bei Herrn Woeste, die Erkenntnis geschöpft, daß man sich ein solches Abenteuer nicht noch einmal gestatten darf.

Fast ein Menschenalter hindurch die Regierung eines mächtig aufblühenden Landes in einemfort behauptet zu haben, das ist wirklich ein Rekord in der Parteipolitik. Nach dem günstigen Ausfall dieser gefährlichen Wahlprobe haben wir wieder neue Hoffnung, daß die Partei dem marasmus senilis ein Schnippchen schlägt und mit aufgefrischten Kräften das zweite Vierteljahrhundert ihrer Herrschaft sich sichert. Für das Ansehen und die Kraft der katholischen Idee auf dem ganzen Erdball ist es von wesentlicher Bedeutung, daß auch in dem gegenwärtigen Zeitalter des Großblock-Kulturkampfes ein so modernes Land wie Belgien der christlich-konservativen Fahne treu bleibt.

Der Regensburger Bauerntag ein Tag von großer Bedeutung.

Von Dr. Gottfried Müller.

„Wir haben gerufen, Ihr seid gekommen! Niemand hat's uns je vorgemacht, und niemand wird's uns nachmachen!" Mit diesen Worten begrüßte Dr. Heim am 23. Mai 1910 zu Regensburg die 15000 köpfige Bauernversammlung.

Warum war dieser Tag von großer Bedeutung? Schon der Zahl der Teilnehmer nach! Es dürfte noch niemals auf deutschem Boden eine derartige Versammlung abgehalten worden sein. Es ist keine Kunst, in einer Großstadt aus den nächsten Straßen und Häuserquartieren 10000 oder 15000 Menschen mobil zu machen, etwas anderes aber, 15000 Menschen aus einem Lande wie Bayern, aus allen Gegenden und Himmelsrichtungen zu versammeln, und alle Angehörige eines Standes, und zwar eines Standes, der sonst nicht so leicht beweglich zu machen ist. Die Presse, die durch Berichterstatter in Regensburg vertreten war, rüttelt nicht an der Bedeutung dieser Tatsache. Die liberale „Augsburger Abendzeitung" (Nr. 141) schreibt: „Der heute tagende Bayerische Bauerntag gestaltete sich zu einer außerordentlich imposanten Kundgebung, die in diesem Stil zu arrangieren wohl nur einem Dr. Heim möglich ist." Die sozialdemokratische „Münchener Post" schreibt: „Regensburg war am Morgen schon von Bauern förmlich überschwemmt; die Straßenbahn war in beängstigender Weise überfüllt."

Die Kritik hinsichtlich der Teilnehmerzahl verstummt in der gegnerischen Presse vollständig. Ein oder das andere Blatt kam mit dem bekannten „Bauernhausen mit dem Kooperator an der Spitze", ein journalistischer Behelf, der nie so deplaziert war wie in diesem Falle, denn von 751 Obmannschaften waren 9 Zehntel ohne Geistlichen erschienen. Es war schon gar nicht möglich, weil die Versammlung Montags 12 Uhr stattfand, die Teilnehmer am Sonntag reisen mußten, und der Geistliche am Sonntag unabkömmlich ist. Die Zahl der Geistlichen in den Massen war verschwindend klein. Die Teilnehmer stammten aus allen Gegenden des rechtsrheinischen Bayern. Besonders stark waren die Alpen vertreten, das nördliche Schwaben, Niederbayern, und in geschlossenen Massen erschienen die Bauern der Heimschen Organisation, die Bauern des Fichtelgebirges, die in einem Extrazug kamen. 7 Extrazüge hatten außer dem gewöhnlichen Bahnverkehr, der überall durch rechtzeitige Benachrichtigung verstärkt war, die Massen herangeführt, und alles wickelte sich militärisch pünktlich und verlässig ab. Die Organisation lag in Händen der Bauernzentrale in Regensburg. Großes Verdienst hatte in dieser Hinsicht Herr Generalsekretär Sigl. An der Bahn war ein Auskunftsbureau errichtet. Drei Postautomobile mit drei Anhängewagen standen während der drei Tage von früh 5 Uhr an vor dem Gebäude der Genossenschaft bereit, um die Leute nach der Walhalla zu fahren. Am Sonntag nachmittag wurde das Festspiel „Ratisbona" aufgeführt. Es war ausverkauft. Am Vorabend war Begrüßungsabend und Zusammenkunft zu Ehren der ersten drei Jahrgänge der Bauernhochschule in Regensburg. Das ganze Erhardihaus war mit Menschen gedrängt. Von frühester Stunde an bis in die Nacht war die breite Straße vor den Genossenschaftshäusern von Bauern belebt. Dabei keine Unordnung, kein Mißton. Interessant war die Versammlung am 23. Mai in ihrem äußeren Anstrich. Solche Massen konnte kein Saal fassen, darum wurde am letzten Tage ein Bierkeller, der größte Keller (Gartenrestauration) in Regensburg — und Regensburg ist eine Stadt der Bierkeller — der Sternbräukeller als Versammlungsort gewählt. Ein Musiktempel war für die Versammlungsleitung als Präsidialsitz ausersehen.

Die Massen wuchsen aber so gewaltig, daß es unmöglich war, sich von dem gewählten Platze aus verständlich zu machen. Der Versammlungsleiter, der derzeitige Präsident der deutschen Bauernvereine, Reichstags- und Landtagsabgeordneter Dr. Georg Heim, gab kurz entschlossen die Weisung, mit einem Automobil mitten unter die stehenden Massen zu fahren. Durch Trompetensignal ließ der Präsident seine Weisungen ankünden. Die Redner, darunter der Abgeordnete Erzberger, sprachen vom Dache des Automobils aus unmittelbar unter den grünen Aesten alter Bäume. Die Begeisterung war eine spontane. Der Verlauf der Versammlung zeigte die starke Hand und den Ueberblick über die Situation. Die Redner folgten sich ohne Pause. In $2^1/_2$ Stunden war die ganze Versammlung zu Ende. Die Hauptredner des Tages, Abg. Erzberger und Dr. Heim, hielten sich

genau an die vorgeschriebene Redezeit. Jeder sprach rund vierzig Minuten.

Der Inhalt der gehaltenen Reden gab der Versammlung eine weitere Bedeutung. Graf Oppersdorf, Mitglied des Reichstags, der im Jahre 1910 das Vorortspräsidium der deutschen Bauernvereine an Dr. Heim abgab, war der berufene Interpret der Einigkeit aller deutschen Bauernvereine. Der österreichische Reichsratsabgeordnete Bauer Niedrist, Vorstandschaftsmitglied des Tiroler Bauernbundes, begrüßte die Versammlung als Vertreter der organisierten Bauern von Deutsch-Oesterreich, während der Südungarische Deutsche Bauernverein schriftlich seine Grüße gesandt hatte. „Engerer Zusammenschluß zwischen den deutschen Bauern von hüben und drüben", das kennzeichnete die Rede Niedrists. Viel beachtet aber war das Auftreten eines anderen Redners, nämlich des bauernbündlerischen Abgeordneten Eisenberger, der öffentlich und laut bekannte: „Die Zeit des Kampfes muß zwischen uns vorüber sein. Wir haben gemeinschaftliche Gegner abzuwehren." Diese Einigung des bayerischen Bauernstandes kam elementar zum Ausdruck.

Im Jahre 1901 fand in Regensburg auch ein Bauerntag statt. Damals war er veranstaltet von allen bäuerlichen Vertretungen Bayerns, vom Christlichen Bauernverein, vom Bauernbund, vom Bund der Landwirte, vom Landwirtschaftlichen Verein. Die Zahl der Teilnehmer bezifferte sich auf 5000. Heute waren's nur Bauernvereinsmitglieder, die Zahl der Teilnehmer war die dreifache, 80 Abgeordnete aus Landtag und Reichstag saßen auf der Tribüne, und die Redner Erzberger und Dr. Heim, die laut die Parole des künftigen Kampfes für den Bauernstand ausgaben, wurden bejubelt. Es war ein Mobilmachungstag, um mit Dr. Heim zu reden, ein Mobilmachungstag für die kommenden Reichstagswahlen, für jenen Reichstag, der die neuen Handelsverträge in den Jahren 1914—1916 zu beschließen hat. Es wurde klar zum Ausdruck gebracht und den Bauern im Bayerischen Bauernverein gezeigt, wo der Feind steht, und um was es sich handelt: um die Existenz. Laut erscholl der Warnungsruf an die Bauern, sich nicht herzugeben als Vorspann vor den Wagen derer, die jetzt als ihre Freunde aufs Land kommen, und die sie dann im Jahre 1914 ums tägliche Brot bringen würden. Und die Bauern haben diesen Warnungsruf verstanden. Bei allem dem wurde nicht vergessen, daß die wirtschaftlichen Gegner auch die Feinde des Bauernstandes auf religiösem Gebiete sind.

„Die bayerischen Bauern sind zuerst aufgestanden", konnte Dr. Heim mit Stolz ausrufen. Der Regensburger Bauerntag gibt nach mehr als einer Hinsicht zu denken. Wer hätte vor 10 Jahren, als in Bayern noch die Bauernbundbewegung so mächtig war, geglaubt, daß der Tag einer solchen Kundgebung der Einigkeit und des Zusammenschlusses kommen würde. Es sei hier bemerkt, daß auch der Bund der Landwirte seinen Vertreter geschickt hatte, und Freiherr von Aretin, der 2. Präsident des Bayerischen Bauernvereins mit seinen 153000 Mitgliedern, hatte ihn eigens willkommen geheißen. Diese Einigkeit war eine deutliche Absage an den mit „Hansageld geölten Deutschen Bauernbund".

Und welchem Umstande ist dieser Riesenerfolg sowohl nach außen wie innen zuzuschreiben? Einzig und allein der ausdauernden zielbewußten Arbeit. Noch vor 10 Jahren hat man über die Mitglieder der Christlichen Bauernvereine als „Christelbauern" gehöhnt, und seit der Zeit ist dieser Christliche Bauernverein in Bayern gewachsen, Jahr für Jahr, und zählt heute 153000 Mitglieder. Tausende von aufklärenden Versammlungen wurden seit der Zeit gehalten, der Boden mühsam, aber unermüdlich bearbeitet, und vor allem hat es sich als richtig erwiesen, was bei der Gründung des Bayerischen Bauernvereins im September 1898 Dr. Heim in Ingolstadt gesagt hatte: „Es gibt nur einen Weg für den dauernden Erfolg, das ist die Selbsthilfe und die praktische Arbeit besonders auf genossenschaftlichem Gebiete." Und wer hätte im Jahre 1898 geglaubt, was heute Dr. Heim in der Versammlung als einzig dastehend in Deutschland und von keiner Organisation noch nachgemacht verkünden konnte: „Tausend Söhne und Töchter des bayerischen Bauernstandes gehen alljährlich durch die Schuleinrichtungen der landwirtschaftlichen Zentralgenossenschaft der Bauernvereine in Regensburg: landwirtschaftliche Winterschulen in Verbindung mit Klostergütern, die Regensburger Bauernhochschule von fünfmonatlicher Dauer für erwachsene militärfreie Bauernsöhne, die weiblichen Haushaltungsschulen, stehende und fliegende." „Wer hat's uns vorgemacht, wer macht's uns nach!" Und wahrhaftig, es war demjenigen, der zielbewußt diese Wege gegangen ist, dem Leiter und Gründer der Zentralgenossenschaft in Regensburg, Dr. Heim, nicht immer leicht gemacht, sein Ziel zu erreichen! Wieviel Kräfte mußte er allein unnötig vergeuden, um Hindernisse in den eigenen Reihen zu überwinden! Er hat sie überwunden! Der Regensburger Tag war für ihn eine Bestätigung dafür, daß er das Ziel richtig erkannt und richtig verfolgt hatte. Der Regensburger Tag aber lehrt weiter, daß das Volk nur denen gehören wird, die für dasselbe arbeiten, und zwar ständig und mit Ausdauer arbeiten.

„Vatikanische Mißstände."

Aus kurialen Kreisen erhalten wir folgende Zuschrift: Meine Aufmerksamkeit ist auf einen Aufsatz gelenkt worden, der in Nr. 102 der „Münchner Neuesten Nachrichten" vom 1. Mai zu lesen war, worin ein Korrespondent unter der Ueberschrift „Vatikanische Mißstände" die Leser des liberalen Blattes für nichts Geringeres zu begeistern sucht, als für die Wahl des Kardinals Rampolla zum Papste im nächsten Konklave. Der Weg, der dabei eingeschlagen wird, ist kurios genug; dem wirklichen Kenner der kurialen Verhältnisse entlockt er ein vergnügtes Schmunzeln, das aber ausschließlich der Naivität der Redaktion des Münchener Blattes und demjenigen Teile seines Leserkreises gilt, der diese ganz ansprechend erzählten Märchen auch felsenfest glaubt.

Damit aber die Leser der „Allgemeinen Rundschau" in diesen steuerschwangeren, schweren Zeiten auch einmal mitschmunzeln können, was zudem der Verdauung sehr förderlich ist, verlohnt es sich der Mühe, etwas auf die Einzelheiten dieser römischen Gratisvorlesung einzugehen.

„Die jüngsten Zwischenfälle mit Roosevelt und Pater Janssens, dem Kölner Männergesangverein und dem Fürsten von Monaco," so läßt sich der Privatprophet des Münchener Blattes vernehmen, „haben wieder einmal auf das Chaos gelenkt, das unter Merry del Vals Kurialregierung immer weitere Kreise bedroht. Tatsächlich herrscht in der ganzen kirchlichen Welt Italiens, soweit sie am heutigen Regime nicht direkt interessiert ist, die größte Verstimmung und Bekümmernis. Wer das römische Milieu auch nur ein wenig kennt, der weiß, daß vor allem die Kardinäle (die zu Nullen herabgewürdigten Kurienkardinäle) die Träger dieser allgemeinen Unzufriedenheit sind, die mit dem sogenannten ‚Modernismus' nichts zu schaffen hat."

Von den vier eingangs genannten „Fällen" hat den ersten der amerikanische Botschafter Leishman, den zweiten Pater Janssens selbst, den dritten eine Reihe von Unterlassungen, die den vatikanischen Behörden unter keinen Umständen zur Last fallen, und den vierten der Fürst von Monaco selbst verschuldet. Was in aller Welt hat der Kardinalstaatssekretär damit zu schaffen, wenn der Fürst von Monaco nach Rom gehen will, um dort zu tun, was ihm beliebt? Er hat es getan, und da hat der Papst selbst einfach erklärt, was seit dem 20. September 1870 Dutzende von Malen von Pius IX. und Leo XIII. erklärt worden ist: daß ein katholischer Fürst oder Prinz oder ein katholisches Staatsoberhaupt unter keinen Umständen vom Papste werde empfangen werden. Präsident Loubet hat ja seinerzeit diese Erfahrung machen können.

Richtig ist, daß Pius X. wünscht und durchzusetzen versucht, daß jeder höhere oder niedere Kurialbeamte sich lediglich auf seine ihm zukommende, mit seiner Stellung verbundene Einflußsphäre beschränkt, und zwar strenge beschränkt. Infolgedessen ist es mit den vielen Empfehlungen zur Erlangung dieser oder jener Gnade bei diesem Papste gründlich vorbei. Daß das manchem nicht mehr paßt, ist klar, und daß deswegen in einzelnen Kreisen Unzufriedenheit herrscht, ist offensichtlich. Aber diese Unzufriedenheit ist nur ein Zeichen dafür, wie notwendig die Maßnahme des Papstes gewesen ist.

In den „glücklicheren Zeiten" des „klugen und superioren Papstes" Leos XIII., dem „ein nicht minder zielbewußter Staatssekretär (Rampolla) sekundierte", soll alles viel schöner gewesen sein, so sagen die „Münchner Neuesten Nachrichten".

Aber wie wird mir denn?

Waren es nicht die gleichen „Nachrichten", die den Papst Leo XIII., die seinen Staatssekretär früher geradezu in den Kot gezogen, sie beschimpft haben? Haben sie den beiden Männern



nicht schmückende Beiwörter verliehen, die das ganz genaue Gegenteil von dem besagen, was sie am 1. Mai gedruckt haben? Damals, d. h. in jenen glücklichen Zeiten, seien Männer wie Parrochi, Galimberti, Monaco La Valetta, die beiden Vannutelli usw. „im Arbeitszimmer des Hl. Vaters aus- und eingegangen". O sancta simplicitas, was hat der Mann, der das verbrochen hat, für eine Kenntnis vom Charakter Leos XIII., was für eine Kenntnis von den notorischen Vorgängen in der Anticamera Segreta! Das ist einfach hirnverbrannt.

„Erst im Gegensatz zu Merry del Val kommt die uns Deutschen seinerzeit freilich sehr unbequeme Bedeutung Rampollas so recht zur Geltung. Turmhoch steht dieser 66jährige Sizilianer (der vielleicht noch immer der Papst der Zukunft ist) über dem geistig minderwertigen 44jährigen Jesuitenschülerlein, das heutzutage die Politik des Heiligen Stuhles ‚lenkt'."

Diese Prosa wirkt durch sich selbst. Man braucht den vornehmen und geschmackvollen Ausführungen keinen Kommentar mit auf den Weg zu geben. Das Eine sei nur bemerkt, daß Merry del Val der ausgesprochene Liebling des „klugen und superioren Papstes" Leo XIII. gewesen ist, der ihn schon vor etwa 15 Jahren als Apostolischen Delegaten nach Kanada entsandte, wo der „geistig minderwertige" Mann eine schwere Aufgabe zu vollster Zufriedenheit des klugen und superioren Papstes und seines beratenden Staatssekretärs glänzend löste.

Der löbliche Zorn des Korrespondenten des Münchener Blattes entladet sich über drei Männer, „die am Sankt Petersplatz das Heft in der Hand haben und den Past dirigieren, wie es ihnen gut dünkt". Diese sind der Kardinalstaatssekretär und die Kardinäle de Lai und Vives y Tuto. Ja wo bleibt dann der Kardinal Gasparri und der Kanzler der römischen Kirche und manche andere Männer, die an jenem Tische in Rom, an dem der Inhalt des vorliegenden Aufsatzes vom 1. Mai durchgehechelt worden ist, auch mit Emphase genannt worden sind? Da hat der Herr Korrespondent also allerlei wissenswerte Sächelchen einfach unterschlagen. Schade, aber es macht sich besser, wenn man nur drei „dirigierende" Kardinäle nannte. Der spanische Kardinal Vives y Tuto ist bekanntlich Kapuziner; trotzdem soll er „unter dem Einflusse des Jesuitenordens" stehen. Er ist hinwiederum auch der Spiritus Rector der beiden anderen Kardinäle. Wie man sieht, laufen die Ueber- und Unterordnungsverhältnisse von Papst, Merry del Val, de Lai, Jesuiten, Vives y Tuto ziemlich kompliziert durcheinander; aber so viel versteht man doch, daß der Papst der eigentliche Prügeljunge ist, dem die Dinge einfach anbefohlen werden, und der sie dann auch ausführt! Ich wünschte dem Herrn Korrespondenten nur ein einziges Plauderstündchen mit dem Papste, dem „in religiösen Grübeleien aufgehenden, vom modernen Leben himmelweit entfernten Pius", dann würden ihm die Augen übergehen; er würde daraus lernen, wie unfaßlich groß die Eselei ist, die er mit dieser Kennzeichnung des knorrigen Venetianers begangen hat. Solche Dinge wirken aber auch wieder wohltuend, weil sie ein erneuter Beweis dafür sind, was man der Redaktion der „Münchner Neuesten Nachrichten" alles zumuten darf, ohne daß sie kopfscheu wird.

„Nur angesichts solcher Zustände war ein Fall Roosevelt möglich", entrüstet sich unser Freund! Dann heißt es: „So wenden sich denn aller Augen vom kleinsten und bescheidensten ‚Scagnozzo', der von Kirche zu Kirche geht und um Uebertragung von Messen bettelt, bis zum stolzen Purpurträger dem Manne zu, von dem man allein Heil und Rettung erwartet — dem Manne, der an Leos XIII. Seite seinen Blick für Beurteilung und Erkenntnis der Bedürfnisse der Kirche und der politischen Ereignisse jahrzehntelang geschärft hat."

Wir drücken dem Kardinal Rampolla unser aufrichtiges Beileid dazu aus, daß ein angeblicher Verehrer und Bewunderer ihn so hat kompromittieren dürfen, ohne daß es in seiner Macht gelegen hätte, den Mann abzuschütteln. Denn solche Pfeile schießt man ahnungslosen Männern nur in den Rücken. Daß der Herr Korrespondent gewissermaßen schon ein Konklave ansagt, während Pius X. sich noch bester Gesundheit erfreut, — nun, das ist lediglich eine Frage der Erziehung und des Taktes.

Man möchte fast böse werden, wenn man solche Dinge liest; jedoch das vergnügliche Schmunzeln über die ausgezeichnete Kenntnis der Kurie, die der Herr Korrespondent allerwegen verrät, behält glücklicherweise die Oberhand und verbindet sich mit dem Wunsche, daß Pius X. einen so gründlichen Kenner der kurialen Verhältnisse bald auf den ihm gebührenden Platz berufen möge.

Wanderlust.

Wie lachen die Gesichter! —
Ja, ja, ein froh Gelichter
Steht sprungbereit zu Hauf.
Frischauf mit leichten Sohlen!
Das Glück gilt's einzuholen
Auf seinem flücht'gen Lauf.

Seht dort die Berge blauen,
Darin die Zwerge hauen
Nach Gold und Edelstein.
Nur fort zu andern Zonen,
Weit, weit, wo Elfen wohnen
In einem dunklen Hain.

Lasst uns mit Wolken fliehen!
Lasst uns mit Vögeln ziehen
Dahin, wo ewig Mai!
Was sollen uns die andern!
Wir wollen wandern — wandern —
Wer's gut meint, sei dabei.

Wie sich die Fernen dehnen,
Unendlich wie das Sehnen,
Das unser Herz erfüllt.
Die weichen Winde fächeln —
Seht Mutter Sonne lächeln,
Von Wolken zart verhüllt.

Mit Singen und Juchheien
Lasst uns die Brust befreien —
Sie ist zum Springen voll.
Das frische, warme Leben
Macht jeden Nerv erbeben —
Es hüpft das Herz wie toll.

Der Bach eilt hin zum Flusse
Und stirbt in tiefem Kusse —
Der Fluss im Meer ertrinkt. —
O seliges Vergehen!
O schönes Sichverstehen
Im Geist, der uns umschlingt! —

Lauft, lauft nur um die Wette!
Es beugt nicht mehr die Kette
Des Alltags unser Haupt.
Ein Feiertag ist heute!
Wir sind die frei'sten Leute —
Und alles ist erlaubt.

So lasst uns weiter wallen
Und freudetrunken lallen
Dem Himmel Dank und Preis!
Wir fühlen, dass wir leben —
Wir können nehmen, geben —
Und lieben treu und heiss! —

J. Fritzen.

Oesterreichs katholischer Preß- und Volksverein.

Von Chefredakteur Franz Eckardt, Salzburg.

Auf dem allgemeinen österreichischen Katholikentage 1905 in Wien wurde unter beispiellosem Jubel aller Teilnehmer nach einem glänzenden Vortrage des Jesuitenpater Viktor Kolb beschlossen, einen allgemeinen österreichischen Preßverein zu gründen, dessen Hauptaufgabe sein solle, die beiden Wiener Tageszeitungen „Vaterland" und „Reichspost" finanziell so zu unterstützen, daß sie bei geschickter Redaktion den großen liberalen Tageszeitungen Wiens ebenbürtig werden. Die Preßfrage ist ja allüberall in erster Linie eine Geldfrage und in Oesterreich mehr als anderswo. Außerdem wurde dem Piusverein — so wurde der Preßverein genannt — die Aufgabe gestellt, die katholische Kronlandspresse zu fördern, ein für die österreichische katholische Presse bestimmtes Korrespondenzbureau zu gründen und den katholischen Journalisten materielle Förderung angedeihen zu lassen.

Eine solche Vereinsgründung war zur unabweislichen Notwendigkeit geworden. Die junge christlichsoziale Partei war im Sturmschritt zur größten Volkspartei der Deutschen Oesterreichs herangewachsen, wenn auch die Zahl ihrer Abgeordneten noch gering war, und sie sollte sich zu einer Kraftprobe ersten Ranges vorbereiten, denn das allgemeine und gleiche Wahlrecht stand vor der Tür des Reichsrates. Die katholische Presse Oesterreichs ist fast ausschließlich auf verfehlter Grundlage gegründet worden: mit viel Idealismus und wenig Geld. Man sagte, die Presse sei ein Apostel, ein Missionär, man übersah aber, daß die Presse heute ebenso über ein entsprechendes Kapital verfügen muß wie der Missionär oder doch das Missionskloster, welches seine Priester zu den Heiden schickt. Noch heute bewundere ich den Mut jener Männer, welche 1893 mit einem lächerlich geringen zusammengefochtenen Kapital in Wien die „Reichspost" gründeten, welche bestimmt sein sollte, den Kampf mit der „N. Fr. Presse" aufzunehmen. (Ich gehörte der Gründungsredaktion an.) Man übersah, daß ein Preßunternehmen nur gedeihen kann, wenn es nach kaufmännischen Grundsätzen geleitet wird, und zu diesen Grundsätzen gehört vor allem ein ausreichendes Betriebskapital. An diesem fehlte es auch der „Reichspost", und darum konnte sie, deren Redigierung in allen politischen Kreisen Anerkennung fand, nicht auf einen grünen Zweig kommen.



Gründungsfehler, Geburtsfehler lassen sich aber bekanntlich nur sehr schwer, wenn überhaupt beseitigen. Der Piusverein sollte der Wunderdoktor werden, welcher die Gründungsfehler der katholischen Presse Oesterreichs kurieren sollte. Also vor allem Geld her, ein Betriebskapital schaffen. In den vier Jahren seines Bestandes brachte der Verein 565,000 Kronen auf, von denen er 540,000 Kronen für seine Zwecke verwendete. Ende 1909 besaß er 784 Ortsgruppen mit 118,000 Mitgliedern. Unter diesen befinden sich nur 31 Stifter, das heißt solche Mitglieder, welche 2000 Kronen gespendet haben. Das besagt: Die reichen Katholiken kümmern sich so gut wie gar nicht um die Presse. Der Piusverein ist ein Volksverein. Man macht ihm im gegnerischen Lager zum Vorwurf, daß er dem armen Volke Geld entziehe, um eine katholische Presse zu schaffen; das Volk gibt die Beiträge freiwillig, darin liegt die große Stärke des Vereins.

Der Piusverein wurde als ein allgemeiner österreichischer katholischer Verein von einem allgemeinen österreichischen Katholikentage gegründet. Trotzdem ist er ein deutscher Verein von Anfang an gewesen. Die „Allgemeinheit" der österreichischen Katholikentage ist eine Fiktion; vielleicht daß die beiden ersten, welche ich nicht selbst mitgemacht habe, diesen Charakter gehabt haben, der dritte in Linz 1892, auf dem die Gründung der „Reichspost" beschlossen wurde, hatte ihn schon nicht mehr und die folgenden in Salzburg und Wien ebenso wenig. Einige wenige Tschechen, Polen, Slovenen, Italiener — meist Adelige und höhere Geistliche — markierten die „Allgemeinheit", das Publikum der Versammlungen und Sektionssitzungen war fast ausschließlich deutsch. Auch auf dem Katholikentage in Wien 1905, welcher die Gründung des Piusvereines beschloß. So ist denn auch unter den 784 Ortsgruppen nur eine einzige nichtdeutsche: jene von Triest, wo sich für das Küstenland eine eigene italienische Sektion gebildet hat. Alle anderen Nationalitäten sind dem Piusvereine ferngeblieben, dieser ist daher ein Preßverein für die deutschen Katholiken Oesterreichs. (Die Tschechen Böhmens und die Magyaren haben sich zu nationalen katholischen Preßvereinen den Piusverein als Muster genommen, wie ja die Tschechen, die Polen, die Slovenen, die Italiener eigene nationale Katholikentage abhalten. Nur die Deutschen glauben immer noch an der Fiktion der Allgemeinheit ihrer Katholikentage festhalten zu müssen. Man wird sich ja im September überzeugen können, wie viel Nichtdeutsche sich am „allgemeinen" Katholikentage in Innsbruck beteiligen werden.)

Es sei hier noch angeführt, wie der Piusverein in den vier Jahren seines Bestehens seine Einnahmen verwendet hat. Von den 565,000 Kronen Einnahmen erhielten die beiden Wiener Blätter (Zentralpresse) 290,000 Kronen, also mehr als die Hälfte der bei der Zentralleitung des Vereins in Wien abgelieferten Gelder. Dabei sei bemerkt, daß die Diözesanbeiräte, welche die Organisation in ihrer Diözese durchzuführen und die Gelder einzukassieren haben, nur die Hälfte ihrer Einnahmen an die Zentrale nach Wien abliefern, die andere Hälfte für ihre Kronlandspresse verwenden, so daß z. B. die Hälfte der im Kronlande Salzburg eingenommenen Gelder für unsere „Salzburger Chronik" verwendet wird. Von den Einnahmen der Zentrale wurden für Verwaltung, Agitation und Vereinsschriften 125,000 Kronen und für das Preßbureau 117,000 Kronen ausgegeben. Das letztere arbeitet von Jahr zu Jahr besser und ist zu einer für die gesamte katholische Presse bereits unentbehrlichen Einrichtung geworden. Wir deutschen katholischen Journalisten haben uns einen eigenen Standesverein geschaffen, welcher in Anbetracht der geringen Anzahl katholischer Tagesblätter keine große Mitgliederzahl aufweisen und daher auch seinen Mitgliedern keine große Wohltaten erweisen kann. Da greift uns nun auf Grund seiner Satzungen der Piusverein unter die Arme. Er zahlt jedem Mitgliede des katholischen Journalistenvereins, welches eine Lebensversicherung abschließt oder einer Pensionskasse beitritt, eine Beihilfe von jährlich 60 Kronen zur Prämienzahlung, außerdem verleiht er an Mitglieder vier Studienstipendien zu je 250 Kronen, wenn der Verleger zu demselben Zwecke ein gleichgroßes Stipendium dem Redakteur zusichert, und zwölf Erholungsstipendien zu je 150 Kronen. Diese Wohltaten beliefen sich in den beiden Jahren 1908 und 1909 auf zusammen 8400 Kronen.

Nun hat der Piusverein mit diesen Leistungen gewiß seine Bestandsberechtigung erwiesen, und da er sich der wütendsten Feindschaft des gesamten nichtkatholischen Blätterwaldes zu erfreuen hat, so hat er auch schon ein Zeugnis in Händen über seine im Interesse des Katholizismus und des deutschen Volkes in Oesterreich geleistete Arbeit. Selbstverständlich kann der Verein sich mit dem bisher Erreichten nicht begnügen. Vor allem muß er seine Einnahmen so steigern, daß er der „Reichspost" die Mittel zur Gründung eines Abendblattes beisteuern kann. Und dann wird er so ausgebaut werden müssen, daß er uns nach reichsdeutschem Muster zu einem „Volksverein für die deutschen Katholiken Oesterreichs" wird. Neben unseren mannigfachen politischen und unpolitischen (Standes-) Organisationen brauchen wir eine unpolitische Reichsorganisation, für welche wir in den 784 Ortsgruppen des Piusvereines die beste Grundlage haben. Dieser Plan ist von Salzburg ausgegangen und im Tiroler Anteil der Salzburger Diözese, im Unter-Inntal, auch bereits ins Werk gesetzt. Im Kronlande Salzburg wird er jetzt von Dekanat zu Dekanat durchgeführt; in Deutsch-Tirol, Steiermark, Oberösterreich hat man ihn freudig begrüßt, so daß sich diesem Ausbau auch die Generalversammlung und die Wiener Zentralleitung nicht mehr länger wird verschließen können. Dann haben wir einen Faktor, welcher für jedes Kronland die katholische Bewegung in die Hand nimmt, Gau- und Diözesan-Katholikentagungen veranstaltet und Zwistigkeiten unter den Katholiken fernhält oder beseitigt, wie es in Salzburg und im Tiroler Unterlande zum Glück gelungen ist.

Dem zum Volksverein ausgestalteten Piusvereine würde dann die Aufgabe zugewiesen werden müssen, nach M.-Gladbacher Muster die Katholiken mit aktuellen Flugschriften zu versorgen. Man bezieht in Oesterreich ja viel diese ausgezeichneten Erzeugnisse, aber sie sind auf reichsdeutsche Verhältnisse zugeschnitten.

Damit ist diesem unserem Volksvereine eine große, große Zukunftsaufgabe gestellt. Daß er sie lösen kann, daran zweifle ich nicht; daß er sie wird lösen müssen, dazu werden ihn die Verhältnisse, wie sie sich jetzt entwickeln, zwingen.

Zum französischen Sozialismus.

Von Albert Dettling, Paris.

Im sozialistischen Lager hierzulande ertönt die Jubelposaune ob des neulichen Wahlerfolges. Der linke Flügel der Partei (die Geeinten), der seine Mandatsziffer von 55 auf 75 hinauftreiben und den parlamentarischen Machtbestand so um 36% vermehren konnte, kann ja selbstverständlich befriedigt sein und zur Siegeshymne greifen. Rechnet man zu den 75 Sitzen dieser revolutionären Sozialisten noch die 29 der unabhängigen Genossen, d. h. der nationalen, hinzu, dann ist der Kollektivismus im Unterhaus mit 104 Deputierten vertreten und verfügt demnach in kollektivistischen Fragen über $^1/_6$ der Stimmen im Halbmondsaal an der Seine. Indes es wäre verfehlt, wollte man von diesen nackten Ziffern einen mathematischen Ausdruck der Volksstimmung ableiten. In Wirklichkeit liegt die Sache ein bißchen anders. Von den 8500000 Stimmen, die in die Urne wanderten, sind nur etwa 900000 rein sozialistische. Also nicht einmal $^1/_9$. Wenn trotzdem das Verhältnis der Mandate das der Stimmen überragt, so beruht das ganz einfach an den bekannten Wahlkompromissen, die den Sozialisten sehr günstig waren und so lange ihre Blüten treiben, bis die veraltete und korruptive Arrondissementswahl mit dem gerechteren Proporzsystem vertauscht wird. Der Optimismus des Sozialistenchefs Jaurès, der unter dem ersten Eindruck des Erfolgs den geeinten Sozialisten allein bei der nächsten Kammerwahl zum voraus 100 Sitze verheißt, ist mindestens stark verfrüht und natürlich darauf gemünzt, den Parteienthusiasmus zu schüren. Wenn es gar Leute gibt, die das rote Banner in absehbarer Zeit vom Palais Bourbon wehen sehen, so muß man das ihrer glühenden Phantasie zu gut schreiben. Derartige Illusionen sind ja harmlos, immerhin ist es aber vernünftiger, gerade bei politischen Erörterungen den realen Boden nicht zu verlassen. Ein vom Sozialismus beherrschtes Frankreich erscheint mir ganz undenkbar. Der Franzose ist von Haus aus zu unabhängig oder vielleicht treffender gesagt: zu sehr Frondeur, um sich der kollektivistischen Disziplin zu unterwerfen. Und wer sich auf Ursache und Wirkung versteht, könnte an die Möglichkeit einer Sozialistendomination in einem von der Natur so reich begnadeten Lande glauben, das bei vierzig Millionen Einwohnern über drei Millionen Rentner zählt?

Vorläufig wirkt die Preßfehde ganz ergötzlich, die zwischen den die Kriegskosten der Wahlkampagne bezahlenden Radikal-



sozialisten und den die Gewinnste einheimsenden Sozialisten ausgebrochen ist. Der Journalist und frühere Marineminister C. Pelletan wirft den Kollektivisten vor: „Ihr seid mit Hilfe konservativer Stimmen in 17 Bezirken siegreich gewesen." „Das ist möglich," antwortet der Unifizierte Sembat, „aber hat denn der Radikalismus die reaktionäre Unterstützung je einmal verschmäht? Wozu diese Vorwürfe? Die Abhilfe liegt ganz einfach. Gebt uns den Proporz, dem ihr euch bis jetzt entgegenstemmt; dann haben die Koalitionen aufgehört." Ganz richtig gesprochen. Radikale und Sozialisten haben stets noch um die Gunst der Konservativen rivalisiert, deren schwächliche Taktik bekanntlich seit Jahren darin besteht, die Demagogie zu unterstützen, um die Republik zu zerstören, mit anderen Worten: „la politique du pire" zu unterstützen. — Jaurès ironisiert die Radikalen, die Marseille mit Ordensauszeichnungen überschütteten, um gefährdete Mandate zu retten. „Seid ihr auf die niedere Stufe herabgesunken, euch an gelbe, grüne und violette offizielle Bändchen zu klammern, ihr, die stolzen und edlen Nachkommen des antiken Griechenlands?" ruft er den Bewohnern Marseilles zu. Natürlich ist der Hieb auf Brisson und Pelletan abgezielt, die diesen „Dekadenzregen" veranlaßten.

Der Radikalismus braucht sich übrigens ob der Sozialistenerfolge nicht sonderlich zu entrüsten. Er selbst hat ihnen der Handlangerdienste genug geleistet. Sein Vorstandsausschuß unter dem Vorsitz des bekannten Combisten und Exjustizministers Vallé hat bei den Stichwahlen 35 unifizierte Kandidaten unterstützt und mindestens 8 zu Siegen verholfen. Der Satz aus der Aera Combes: Wir kennen keine Feinde nach links, ist wieder zur vollsten Geltung gekommen. Der Kriegshafen Brest verzeichnet nach dieser Richtung einen typischen Vorgang. In der apachenwimmelnden Stadt mußte ein angesehener linksrepublikanischer Kandidat vor einem vom Exekutivkomitee der Radikalsozialisten unterstützten berüchtigten Revolutionär das Feld räumen. Der Titel dieses Komitees macht seiner Arbeit alle Ehre. Unter seiner Aegide durften die Radikalen die heroische Rolle der Guillotinierten übernehmen, ohne mit der Wimper zu zucken. Das größte radikalsozialistische Provinzblatt „La Dépêche de Toulouse", die Wahlmacherin in 20 Departements des Südens, hat unter anderem das denkwürdige Ergebnis gezeitigt, Sozialisten in einer Stadt, in der die kollektivistischen Stimmen nicht $^1/_3$ der Gesamtzahl erreichten, zum Siege zu verhelfen. Aus all dem geht hervor, daß das verhältnismäßig starke und rasche Anwachsen der sozialistischen Kammersitze unter richtiger Beleuchtung betrachtet werden muß, um Illusionen zu vermeiden.

Vom parlamentarischen Gesichtspunkte ist die Gärung interessant, die jetzt im radikalsozialistischen Lager ob der Frage entstanden ist: Soll der alte Block in der neuen Legislaturperiode wieder aufleben? Das jakobinische Parteiorgan „La Lanterne" befürwortet natürlich den früheren Anschluß an die Parteisozialisten, die schon dem Ministerium Clemenceau in der zweiten Hälfte seines Bestandes feindlich gegenüberstanden und auch dem jetzigen Kabinett nicht sehr hold sind. Die Wahlen haben aber den Combisten, die auf dem ihnen gefährlichen Kompromißweg blindlings weiter wanderten, eine derartig fühlbare Schlappe verabreicht, daß sich der geschmeidige Realpolitiker Briand, der das Wort von der republikanischen Versöhnung nach rechts mit Erfolg ins Land hinausrief, ernstlich besinnen wird, bevor er dieser Forderung Folge leistet. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, dürfte die ständige Regierungsmehrheit im Palais Bourbon links schon mit den unabhängigen Sozialisten abschließen und die geeinten Sozialisten trotz ihres Stimmenzuwachses der Isolierung preisgeben.

Frühlingsliebe.

In deinen Augen träumt der Frühling,
An deinen Wimpern perlt's wie Leid. —
Das sind die wundersamen Märchen,
Die Gott erschuf vor grauer Zeit.

Du schauerst tief bei ihrem Klange,
Du Blütenflocke, duftumweht, —
Ich möchte meine Hände falten
Für deinen Frühling zum Gebet. —

Sophie Nebel von Türkheim.

Czenstochau.

Ein Erinnerungsblatt an die heurige Krönung des Gnadenbildes.

Von Eugen Buchholz.

Czenstochau!

Das alljährliche Ziel von mehreren hunderttausend Wallfahrern, die herzliche Sehnsucht von Millionen frommer Seelen.

Da liegt es inmitten einer weiten, leicht geschwellten Ebene, nahe der schlesischen Grenze. Freundlich winkt herüber der schlanke, vor mehreren Jahren nach einem Brande neu erstandene, durch Galerien eingefaßte Glockenturm der Wallfahrtskirche. Erhaben steht sie auf dem von Mauern und Gräben eingefaßten Klarenberge, weit in die Lande hineinschauend, als Zeuge einer glorreichen Vergangenheit, als Warte gegen die Stürme der Neuzeit. Und über die Mauer blinkt das Standbild des heldenhaften Priors Augustin Kordecki, der im Jahre 1655 die schwedischen Heere hier aufhielt und mit einer kleinen Besatzung zum Weichen brachte, ein Beispiel, welches das ganze Land zum Kampfe und zur Vertreibung der fremden Eroberer begeisterte . . .

* * *

Es war am 9. August 1382, als Fürst Wladislaus von Oppeln, der gleichzeitige Herr von Olsztyn und Czenstochau, das von ihm auf der Höhe des Klarenberges gestiftete Kloster nebst Kirche den Jüngern des hl. Paulus des Einsiedlers (aus Ungarn) übergab und den Mönchen gleichzeitig ein schwarzes Muttergottesbild anvertraute, das dem hl. Evangelisten Lukas zugeschrieben wird. Das Bild ist wahrscheinlich byzantinischen Ursprungs, die schwarze Farbe braucht nicht die ursprüngliche zu sein, vielmehr entwickelte sie sich allmählich aus dem zur Herstellung der Fleischfarbe benutzten Zinnober und Mennig, sowie aus dem zum Untergrund verwendeten Silber. Die zahlreichen brennenden Kerzen tragen ebenfalls bei zum Dunklerwerden des Gnadenbildes.

Im Jahre 1430 überfielen mehrere Raubritter im Verein mit Hussiten das Kloster. Das Gnadenbild wurde mitgeschleppt, besudelt und liegen gelassen. Einer der Banditen schlug mit einem zweischneidigen Schwerte in das Antlitz der Muttergottes, wovon heute noch zwei Schrammen in der rechten Wange sichtbar sind.

Am Feste Mariä Geburt 1717 ward das Bild unter großen Festlichkeiten gekrönt. König August II. hatte eine prachtvolle goldene Krone mit Diamanten geschickt, Papst Klemens XI. zwei Kronen. Bischof Christoph Szembek von Kulm vollzog die Krönung. 150000 Pilger aus allen Weltgegenden nahmen an der glänzenden Feier teil.

1793 gelangte Czenstochau vorübergehend in preußischen Besitz. König Friedrich Wilhelm II. verweilte auf der Durchreise am 28. Oktober 1793 längere Zeit vor dem Gnadenbilde im Gebete und hinterließ ein kostbares Weihegeschenk. Ueberhaupt ist die Schatzkammer des Klosters überreich an Weihegeschenken von Fürstlichkeiten und anderen hervorragenden Persönlichkeiten, nicht minder als solcher von dankbaren Geheilten.

* * *

Am Sonnabend, den 23. Oktober 1909, durcheilte die Kunde von dem frechen Czenstochauer Kirchenraube mit Blitzesschnelle das Land, überall die größte Erregung hervorrufend. Um die Erregung und Empörung des Volkes zu verstehen, muß man die große geschichtliche Vergangenheit des Klarenberges, das Verwachsen des Gnadenbildes mit den Geschicken des Volkes und dessen religiöser Entwicklung, ebenso die innige Liebe der Slawen — die schismatischen nicht ausgenommen — zu Maria im allgemeinen und zu der schwarzen Madonna von Czenstochau im besonderen in Betracht ziehen. Nicht viele Familien dürfte es geben, die nicht das Bildnis besäßen, die an den Sonnabenden und Marientagen davor nicht ein Lämpchen anzündeten. Bekannt ist die Tatsache, daß während der letzten „Progroms" in Warschau viele Geschäftsleute das Bild der Muttergottes von Czenstochau zum Schutze ihres Eigentums in die Schaufenster stellten.

Durch die Nachricht von dem zu Czenstochau vollführten Kirchenraub wurde der Hl. Vater aufs schmerzlichste bewegt, er erbat sich die Maße und ließ neue kostbare Kronen für Maria und das Jesuskind anfertigen.

Eine Deputation von Geistlichen und Laien, der Prior der Pauliner P. Rejman an der Spitze, reiste nach Rom zur Empfangnahme der Kronen.

Am Sonntag, den 24. April früh morgens traf die Abordnung wieder in Czenstochau ein. In feierlicher Prozession wurde das Geschenk des Papstes von Prior Rejman und dem Prälaten Rembielinski getragen, wobei noch abwechselnd die anderen Mitglieder der Abordnung, die Schuljugend und Landleute sich beteiligten.

In der Gnadenkapelle betrat nach dem Evangelium Prälat Rembielinski die Kanzel. Er berichtete, wie der Hl. Vater, aufs tiefste betrübt über die Schandtat, sofort die Schenkung von Ersatz-

kronen ins Auge gefaßt hätte. Wie gern möchte Papst Pius nach seinen Worten persönlich zusammen mit dem treuen polnischen Volke vor dem Gnadenbilde Gott um Verzeihung bitten für die der Gottesgebärerin zugefügte Schmach. Der Hl. Vater habe ferner an das polnische Volk einen Gruß bestellt und sende ihm seinen apostolischen Segen.

Aus Anlaß der bevorstehenden feierlichen Krönung des Gnadenbildes hatte auch Erzbischof Popiel von Warschau ein Hirtenschreiben erlassen, das für den Krönungstag eine entsprechende Feier in allen Kirchen anordnete und zu zahlreicher Wallfahrt ermunterte.

In dem Hirtenschreiben heißt es u. a., daß Gott das Volk durch Zulassung des Verbrechens habe strafen und gleichzeitig zurechtweisen wollen. Christus strafe für die Gottlosigkeit und den Unglauben, welchen angebliche Volksfreunde durch schlechte Bücher und Zeitungen verbreiten. Wegen der Sünden des Volkes habe Gott die Verunehrung der heiligen Stätte zugelassen (2 Mach. 5, 17). Da Gott jedoch huldvoll im Verzeihen sei (Js. 4, 7), so hätte er es nach der gerechten Züchtigung auch getröstet als barmherziger Vater, indem er seinem sichtbaren Stellvertreter auf Erden den Gedanken eingab, Ersatz zu schaffen . . .

Die gestohlenen Kronen, das mit Diamanten besetzte Kleid, alle Weihetafeln ringsum sollen — abgesehen von dem geschichtlichen Interesse — einen Wert von annähernd sechs Millionen Rubeln darstellen. Da nun seit der revolutionären Bewegung die freche Auflehnung gegen jede Obrigkeit sowie die Habgier ins Ungemessene gestiegen sind, so wird man die häufigen Kirchenraube in Rußland in etwa verstehen. Mordet man dort zu Lande doch schon wegen einiger Rubel oder einer Taschenuhr. Zum Vergleiche sei angeführt, daß der im Laufe der Jahrhunderte entstandene Klosterschatz, größtenteils aus Kunstgegenständen bestehend, auf zwanzig Millionen Rubel geschätzt wird. Bedeutend reicher sind jedoch die berühmtesten orthodoxen Klöster im eigentlichen Rußland. Das Alexander-Newski Kloster verfügt allein über drei Millionen Rubel in bar, die Höhlenklöster in Kijew besitzen anderthalb Milliarden Rubel. Das Gesamtvermögen der russischen Klöster wird auf sieben Milliarden Rubel geschätzt.

Mondry Polak po szkodzie (der Pole ist klug nach erlittenem Schaden) sagt ein bekanntes Sprichwort. Auch in Czenstochau bewahrheitet sich dies Wort. Es soll fortan ein kunstvoller Stahlpanzer das Gnadenbild schützen, und die weißen Paulinermönche, die mehr denn fünfhundert Jahre die Hüter des Heiligtums sind, werden in Zukunft, wie in früheren Zeiten, abwechselnd Nachtwache halten.

* * *

Das Fest der Allerheiligsten Dreifaltigkeit. Eine Völkerwanderung. Wer kennt die Namen, zählt die Scharen? Ströme von Licht und Wärme entsendet die Sonne in die üppig prangende Gottesnatur, in die Herzen von annähernd einer halben Million frohbewegter Menschenkinder, sie erfüllend mit Hoffnung und Zuversicht und steigernd die Liebe zu Gott und Maria.

Die hübsche Stadt, die nicht nur ein Wallfahrtsort von Weltbedeutung, sondern auch ein ansehnlicher Industrieplatz von 60000 Einwohnern ist[1], prangt in wundervollem Festschmucke. Kein Haus, keine Wohnung, kein Fenster ist kahl, sinnige religiöse Abzeichen wechseln mit Flaggen, Guirlanden, Teppichen. Besonders die prächtige, kilometerlange Kastanienallee, welche vom Marktplatze zum Kloster führend die ganze Stadt durchschneidet, bildet eine einzige Triumphstraße.

Die Zeitungen des ganzen Landes bringen Gedichte, Festartikel, geschichtliche Erinnerungen, Bilderschmuck. Niemand will abseits stehen. Vermag man sich nicht religiös zu begeistern, so ehrt man doch die einzigartig geschichtliche Vergangenheit des Klarenberges und des Gnadenbildes, die religiöse Ueberzeugung der erdrückenden Mehrheit der Nation.

. . . 9½ Uhr. Die welthistorische Feier beginnt.

Eine glänzende Prozession, an der Spitze fünf Bischöfe und sieben Prälaten, schreitet aus der Gnadenkapelle durch die anstoßende Kirche mit dem wundertätigen Bilde hinaus auf die Wälle des Klosters. Den Vatikan vertritt der päpstliche Protonotarius di Petri.

Nachdem die Umwallung des Klarenberges, zu dessen Füßen sich die halbmillionenstarke Volksmenge und die Delegationen aus allen Landesteilen und Berufen gruppiert, umschritten, wird das Bild auf eine neben dem Altar am Giebel der Gnadenkapelle errichtete Erhöhung gestellt, und der feierliche Krönungsakt beginnt.

Der Diözesanbischof Zdritowiecki von Kalisch-Kujawien vollzieht ihn im Auftrage des Papstes. Darauf spricht er zu der versammelten Volksmenge. Er sagte u. a.: „Wir murrten wider Gott, daß er durch den Raub uns heimsuchen ließ, wir verlangten ein Wunder vom Himmel, indem wir die Worte des Heilands vergaßen: ‚Oder meinst du, ich kann meinen Vater nicht bitten, und er wird mir sogleich mehr als zwölf Legionen Engel zu Gebote stellen?‘ (Matth. 26, 53). Die Heimsuchung des Herrn hat uns aus dem Schlummer erweckt und heute zählen wir unsere Untreuen — wir denken über die Scharten nach, welche die verirrten Brüder in der Kirche gemacht haben. Heute haben wir verstanden, daß, wer den Glauben nicht bewahrt, schwerer Verbrechen fähig ist — heute fürchten wir uns vor der Strafe Gottes und ermuntern zu Gebet und Eintracht. Das Unglück, welches uns heimgesucht hat, verwandelte Gott in Freude, denn wiederum überzeugen wir uns, daß der Hl. Stuhl in Trauer wie Freude unsere Zuflucht war und ist. Das Unglück schlug in die dem Menschen teuersten Gefühle, in den Glauben und die Nationalität, und das Echo ward laut in der ewigen Stadt, auf dem Felsen Petri."

Vier Pontifikalämter fanden statt, während welcher das Wort Gottes verkündet wurde — zwei davon im Freien, je eines in der Kirche und Kapelle. Nach dem Hochamte erteilte der Diözesanbischof den päpstlichen Segen.

Abends ergänzte die ganze Stadt in festlicher Beleuchtung, und weit hinaus in die Lande grüßte der ebenfalls illuminierte hohe Turm. Die Feier dauerte acht Tage hindurch.

Und so wird das Unglück das Land, welchem Unbotmäßigkeit, Freidenkertum und die phantastische Marianitensekte das Kleinod des Glaubens zu schmälern drohten, neu aufrichten, da man die große Gefahr allgemein erkannte und Gegenmaßregeln trifft.

[1] Vergl. Buchholz, Von Ostpreußen durch Russisch-Polen nach Oberschlesien. Mainz 1907, Druckerei Lehrlingshaus.

Die Ausstellung München 1910.

Von Dr. O. Doering-Dachau.

I.

Nachdem die weitläufigen und kostspieligen Ausstellungsgebäude auf der Theresienhöhe einmal geschaffen sind, muß natürlich ernstlich dafür gesorgt werden ut aliquid fiat. Dies erklärliche Streben wurde heuer besonders dadurch angefeuert, daß der ungewöhnlich starke, Gold führende Strom der Fremden nach Oberammergau wogt, und daß die Gelegenheit doch allzu nahe lag, für ein Sammelbecken zu sorgen, in dem diese vortreffliche Flut schon hier in München einen Teil ihrer Niederschläge zurückläßt. Den unmittelbaren Anlaß zur Veranstaltung gerade einer Ausstellung von Meisterwerken mohammedanischer Kunst bot der Zufall, daß Prinz Rupprecht von Bayern das Glück hatte, auf eine stattliche Zahl kostbarer orientalischer Teppiche aufmerksam zu werden, die unbeachtet in den Vorräten des Kgl. Besitzes sich befanden. Dieser Fund wurde der Mittelpunkt der heurigen Ausstellung. Doch ist mohammedanische Kunst keineswegs das einzige, was dem Besucher der Theresienhöhe sich bietet. Die gewaltige Halle I dient anderen Zwecken. In ihrem mächtigen Hauptsaale wird der größte Teil der für dies Jahr geplanten Musikfeste stattfinden, und in geistigem Zusammenhange damit steht die in den übrigen Räumen desselben Gebäudes veranstaltete Ausstellung von Musikinstrumenten. Dieselben Säle sehen wir zugleich mit einer reichen Zahl von Gemälden geschmückt. Außerdem werden sich auf dem Ausstellungsgebäude auch diesmal wieder die Pforten des Künstlertheaters öffnen, und schließlich bietet der Vergnügungspark, der seinen Namen gegen die vornehmer klingende Bezeichnung Südpark ausgetauscht hat, der lustigen Genüsse die Menge. Daß die ganze Sache schön, daß sie in ihren Hauptpartien künstlerisch und wissenschaftlich im höchsten Grade wertvoll ist, darf mit Anerkennung hier vorweg gesagt werden. Daß sie, besonders im Münchnerischen Sinne genommen, populär werden kann, muß dagegen bezweifelt werden. Sehr ferne liegt die Welt, die zwar märchengleich, aber fremd dem Laien entgegentritt, dessen Kenntnissen und Fassungsvermögen hier zum großen Teil geradezu Unerreichbares zugemutet wird. Und vor nur zu vielem, was nicht mohammedanischer Art ist, finden sich die Preisverhältnisse als Riegel vorgeschoben. So ist es im großen Ganzen wieder einmal eine jener Veranstaltungen, an deren Tür man zu lesen glaubt: „Eingang nur für Herrschaften."

Auf die Beschreibung und Würdigung der allerdings bewunderungswerten mohammedanischen Abteilung soll später eingegangen werden. Heute sei zunächst des Gesamteindruckes gedacht. Man darf ihm entschiedenes Lob zollen. Nicht nur haben sich die Raumverhältnisse gebessert, die 1908 zu manchem Bedenken Anlaß gaben. Vorweg hat der Besucher kein ängstliches Gefühl, wenn er an Ueberfüllung oder Feuersgefahr denkt. Unübersichtlich ist die Anordnung eigentlich nur an einer Stelle zwischen Halle IV und V, doch wird sich dies mittelst ein paar Wegweisern leicht bessern lassen. Die Ausstattung der Sammelräume ist ganz schlicht, die Wirkung aber wird gerade hierdurch und durch die infolgedessen unbeeinträchtigte Schönheit der Ausstellungsobjekte erzielt. Mit Innenausstattungen alla turca hat man uns geschmackvoller Weise verschont, nur der Eingangssaal von Halle III zeigt einige diskrete Anklänge daran. Eine kleine Entgleisung (Bäume mit roten Leinwandkamelien) hätte vermieden werden sollen. — Mehr

Gelegenheit zur Entfaltung wurde der dekorativen Kunst in Halle I. Hier folgen vom Eingange aus in der Längsachse drei Haupträume nach einander. Von ihnen ist der erste, querlängliche, in Gelb und Weiß mit grünem Dekor gehalten; dunkle Nachbildungen antiker Statuen heben die Wirkung. Die folgende achteckige Kuppelhalle ist auf kräftiges Grün gestimmt. Die früheren unschönen Figuren sind aus den Ecken verschwunden, statt ihrer sehen wir Vasen aufgestellt. Durch die Linien großzügiger Architektur wirkt der folgende Lichthof mit seinen wenigen dekorativen Malereien von Herterich. Hinter dem Lichthofe befindet sich der große, wesentlich auf vornehmes Grau gestimmte Musikfestsaal, während rechts und links von den ersten drei Repräsentationsräumen schlichte Säle sich befinden. Südlich enthalten die moderne Musikinstrumente. So viele kostbare Pianofortes neuester Systeme, wertvolle Streichinstrumente, darunter Erzeugnisse der Anstalt Neu-Cremona G. m. b. H. Die nördlichen Säle enthalten eine Auswahl alter Instrumente aus den Beständen des Deutschen Museums, sowie aus Privatbesitz. Die Stücke fesseln durch technische Merkwürdigkeit, durch ihren musikgeschichtlichen Wert, viele auch durch hochkünstlerische Ausstattung. Die meisten dieser Säle mit Gemälden geschmückt zu haben, ist das Verdienst der Münchener Kunsthandlung Thannhauser. Die hiesige Kunst wird u. a. vertreten durch J. Seyler, F. v. Uhde, Pietzsch, Feldbauer, Herterich, Putz, A. v. Keller, Habermann, Münzer, Bechler, das Ehepaar Graf, Hölzel, E. Felber und viele andere. Berlin ist u. a. durch M. Liebermann und † Leistikow vertreten. Mehrere Räume sind ganz mit Malereien der französischen Impressionisten behängt; ausgezeichnete, dazwischen gesucht auffallende Stücke. Von Namen erwähne ich Sisley, Pissaro, Monet, Signac, Renoir, Bonnard, M. Denis.

Der Vollständigkeit halber sei noch des Südparkes gedacht. Anordnung und Eindruck zeigen sich gegen früher stark verändert, es herrscht mehr Ruhe, die schreienden Farben sind fast ganz verschwunden. Ein Kabinettstück feiner Architektur ist das von P. L. Troost erbaute Marionettentheater. Ueber welche Eleganz gebietet nicht jetzt der Kasperl! Aber ich kann mir nicht helfen, die Einfachheit bei Papa Schmidt ist mir doch lieber.

Vom Büchertisch.

Für unsere Mädchen von Marie Freiin von Mirbach (Berlin SW., Deutsche Landbuchhandlung 1910). Ein köstliches Büchlein, das die Freunde der Jugendvereine besonders freudig begrüßen werden! Die Tochter eines adeligen Gutsherrn in den Rheinlanden, dort Mitglied des katholischen Frauenbundes, hielt für „schulentlassene Mädchen" an Sonntagen zwanglose Vorträge, welche sie in der Folge niederschrieb. Mütterlich milde, weise praktisch, heiter und schlicht bieten die verschiedenen Abschnitte Anleitung zur Körperpflege, Ratschläge für die Arbeit in Küche und Haus, ermunternde Einweisung in den Krankendienst, im kleinsten und großen zart und hinreißend, eine Schulung für richtige Selbst- und Nächstenliebe aus den Motiven der Gottesliebe. Eine Schulung auch in der Art, wie man am besten und wirksamsten zum Volke sprechen kann. Sprechen, denn die hochgebildete Verfasserin wird es wohl erwogen haben, weshalb sie auch im Niederschreiben mehr das Herz als die stilgewandte Feder reden ließ, wohl nur um keinen Laut vernehmbar zu machen, der dem geliebten Auditorium hätte fremd klingen können.

Clara von Godin.

Wilhelm, Th.: Das Eheleben. Ein Ratgeber für Erwachsene, namentlich für Ehe- und Brautleute. Zweite, wesentlich verbesserte Auflage (4.—8. Tausend). 8° (XVI und 356 S.). Preis brosch. ℳ 2,20. In hocheleg. Glanzlnbd. ℳ 3.—. Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz 1910. Das vorliegende Werk, dessen Brauchbarkeit und Notwendigkeit schon durch die hohe Auflageziffer bewiesen wird, legt in vortrefflicher Weise den natürlichen und übernatürlichen Wert der Ehe in der katholischen Auffassung dar. Mann und Frau als differenzierte Geschlechtswesen, das menschliche Geschlechtsleben nach Zweck und Bedeutung, Ehe und Familie werden eingehend und allseitig nach allen wichtigen Gesichtspunkten in tadelloser Korrektheit und mit feinem Takt behandelt. Es wird hier eine Fülle der praktischsten und edelsten Belehrungen geboten, durch deren Befolgung ein reines glückliches Familienleben gesichert wird. Mögen daher alle, für die es geschrieben ist, das Werk wieder und wieder lesen, betrachten und auf sich anwenden. Dr. Weber-Boppard.

Bühnen- und Musikrundschau.

Robert Schumanns 100. Geburtstag. Das Münchener Musikfest hatte uns den äußeren Anlaß gegeben, auf das Schaffen des genialen Romantikers einen würdigenden Rückblick zu werfen, so daß jetzt bei dem Nahen des Gedenktages (8. Juni) selbst einige Zeilen pietätvollen Erinnerns genügen. Die Eindrücke der Münchener Schumannwoche haben das Urteil der Musikgeschichte bestätigt, die Schumanns bleibende Verdienste auf das Gebiet der Klavier- und Liedkomposition festgelegt hat. In Zwickau als Sohn eines Buchhändlers geboren, woselbst sich in ihm neben den musikalischen frühzeitig literarische Neigungen entwickelten, hat er schon 1830 in Leipzig das juristische Studium mit der Musik vertauscht. Die Virtuosenlaufbahn machte ihm eine Fingerlähmung unmöglich, so schuf er für das geliebte (und immer bevorzugte Instrument) das Klavier, angeregt durch Jean Paul und E. T. A. Hoffmann, Kompositionen, deren auch die Wogen der Leidenschaft glättende Zartheit und Gefühlsinnigkeit in unverblaßter Frische auf uns wirken. 1840, das Jahr seiner Vermählung mit der großen Pianistin Klara Wieck (1819—1896) führt ihn dem Liede zu. Heine, Eichendorff, Chamisso finden in dieser Zeit reich quellenden Produzierens Vertonungen, in denen Schumann der Behandlung der Singstimme neue Möglichkeiten eröffnete und den Klavierpart zu selbständiger Bedeutung erhob, eine Entwicklung, die erst in unseren Tagen mit Hugo Wolf ihren Abschluß fand. Wir sehen den Komponisten in der Folgezeit mit größeren musikalischen Formen ringen. 1841 schuf er die B-Dur-Symphonie, jene Verherrlichung des Frühlings, die seine am unmittelbarsten wirkende Symphonie geblieben ist. Glücklich erwies er sich in dem Streichquartett und Klavierquintett. Größer als das sehr wirksame Chorwerk „Das Paradies und die Peri" sind seine „Faustszenen", in denen besonders das Mystische in Goethes Dichtung in seiner Natur verwandte Seiten angeschlagen hatte. Seelische Depressionen vermindern bereits zuweilen die Schaffenskraft des Tondichters, der sich mehr und mehr Mendelssohns Formgewandtheit zuneigt. Seinen drei weiteren Symphonien fehlen darum nicht hochbedeutsame Partien, ich streife nur flüchtig die Chorwerke Adventslied und der „Rose Pilgerfahrt". In seiner Oper „Genoveva", der der äußere Erfolg versagt blieb, obwohl sie im lyrischen viel Schönes enthält, ging er weit über C. M. v. Webers „Euryanthe" hinaus auf dem Wege von der alten Oper zum Musikdrama, dem die Zukunft gehörte. Auch seine Musik zu Byrons „Manfred", deren Zauber uns erst jüngst wieder in ihren Bann nahm, sehen wir Schumann in dieser Periode sinkender Kraft auf der Bahn musikalischen Weiterschreitens. 1854 verfiel er in Geisteskrankheit, von der ihn zwei Jahre später der Tod erlöste.

Kgl. Residenztheater. Schmidtbonns „Graf von Gleichen" hatte hauptsächlich durch die gute Darstellung Erfolg. Die Dichtung zeigt sprachliche Kultur und technisches Können, ist aber doch wohl mehr das Produkt artistischen Wollens als elementarer Phantasie. Man kennt die alte Sage von dem Kreuzfahrer, dessen Gattin einwilligte, die Türkin, der ihr Mann Leben und Freiheit verdankte, neben sich als gleichberechtigte Ehefrau zu dulden. Das romantische Märchen nimmt die Geschichte rein naiv als ungewöhnliche Begebenheit und beschwichtigt seine sittlichen Bedenken durch eine angebliche Zustimmung des Papstes zu dieser Doppelehe. Im gesellschaftskritischen Räsonnement des „Sturmes und Dranges" hielt auch Goethe in der Urfassung der „Stella" eine ähnlich gestaltete Doppelehe für ethisch möglich. „Zwiefach umarmt, geküßt, fahr' ich vergnügt zur Hölle und liefre Goethen Stoff zu einer Ketzerei", spottet Kotzebue in einem Marionettenstück „Graf von Gleichen". Goethes späterer (bei der Umformung des Stückes betätigter) Anschauung, daß nach unseren Sitten der Stoff sich „nur zur Tragödie qualifiziere", tritt Schmidtbonn bei. Es ist ihm jedoch keineswegs gelungen, dem Stücke einen ethisch und ästhetisch befriedigenden Ausklang zu geben. Nach langen Kämpfen willigt die Gräfin in das unmögliche Verhältnis. Von ihrem Gatten, der die Türkin weiter bevorzugt, schwer vernachlässigt, begeht sie später einen Meuchelmord in der wirren Meinung, daß der Graf sich nun wieder ihr zuwende. Doch dieser verstößt sie an der Leiche der Geliebten. Wenn der Graf nun dem Himmel flucht, weil er die Ereignisse nicht nach den Wünschen seines persönlichen Eudämonismus gelenkt, so muß man, da das Drama hiermit ausklingt, den Dichter, nicht nur seinen Helden der Untiefe der Weltanschauung bezichtigen. Ganz undifferenziert sind diese beiden Frauen, alles Seelische, Feinere, Geistige fehlt. Es fällt dieser deutschen Gräfin gar nicht ein, daß sie der schwarzen Orientalin vielleicht besseres zur Seite stellen könnte, wie ihre blonden Haare. (Auch in ihren Ratschlägen an eine Magd äußert die Burgherrin erotische Ansichten modernster „Dichterinnen".) Dichterisches Können zeigt der erste Akt. Die Heimkehr des Grafen, die Wiedersehensfreude, die bereits von Furcht umwölkt ist; hier fühlen wir Stimmungszauber, der uns später nicht mehr umfängt. Regie und Darstellung gaben ihr bestes.

Schauspielhaus. Während die Hofbühne zur Ehrung Björnsons sein „Fallissement" einstudiert und Ernst v. Possart zur Mitwirkung einlud, hat das Schauspielhaus seinen Zyklus zum Gedächtnis des toten Dichters schon ehrenvoll beendigt. Auch

der zweite Teil von „Ueber unsere Kraft“, diesem tiefsinnigen Drama der Sehnsucht nach dem Grenzenlosen, übte bei guter Darstellung und verständnisvoller Regie packende Wirkung aus. „Wenn der junge Wein blüht“, Björnsons liebenswürdig-heiteres letztes Werk, erschien zum fünfundzwanzigsten Male in unverminderter Frische.

Theater am Gärtnerplatz. „Das Musikantenmädel“ von Buchbinder, Musik von Gg. Jarno, hatte so starken Erfolg, wie er einem Komponisten, der die Operette „heben“ möchte (ich erinnere an Maukes Tugendprinzen) nie beschieden sein wird. Viel fürs „Gemüt“ und ein bißchen Humor, die Titelrolle resolut und fesch, viel Lachen und ein paar Tränchen, flotte Walzer und ein paar geschickte Anleihen an Haydn, der als eine der Hauptpersonen mitspielt; kommt hierzu eine flotte Darstellung und eine geschmackvolle Inszenierung, so ist das Publikum gewonnen. Die geschickte Mischung harmloser Sentimentalität und Heiterkeit hat sich in der „Förster-Christl“ so bewährt, daß es für Herrn Jarno nahe lag, sein Rezept zu variieren.

Verschiedenes aus aller Welt. Das Hoftheater in Darmstadt beging den Tag seines hundertjährigen Bestehens (wegen der Trauer um den englischen König) ohne offizielle Festlichkeiten. Die besonders um die Pflege der Oper verdiente Bühne hat mehrere Glanzepochen erlebt und sich auch in minder glücklichen Zeiten stets das Niveau einer vornehmen Kunststätte bewahrt. — Aus Dortmund wird der glänzende Verlauf eines fünf Konzerte umfassenden Max Reger-Festes gemeldet. — Im Hamburger Thalia-Theater fesselte durch eine, nach Berichten, raffiniert mit den einfachsten Mitteln arbeitende Inszenierungskunst Georg Buchners Revolutionsdrama: „Dantons Tod“. — Calderons dramatisches Gedicht „Das Leben ein Traum“ erschien nach vierundzwanzigjähriger Pause auf dem Wiener Burgtheater. Die Aufnahme war nicht ganz so günstig, wie Baron Bergers feinsinnige Inszene verdient hätte. — In Köln wird die Inszenierung des zweiten Teils von Goethes „Faust“, die Direktor Martersteig geschaffen, in ganz besonderem Maße gerühmt. — Eine große Reihe bekannter Künstler und Schriftsteller erließ einen Aufruf zu einer Spende für die Mutter und Gattin des verstorbenen Dichters O. J. Bierbaum, der trotz seiner unermüdlichen Schaffensfreude die Seinigen nicht hatte sicherstellen können. — In der comédie française gefiel durch die Schönheit der Verse ein harmloses Schauspiel „Die Wunderblume“ von Miguel Zamacois. — Wilhelm Kienzls Erstlingsoper: „Urvasi“, deren Libretto auf Kalidasas altindischem Drama fußt, erschien nach langer Pause neueinstudiert und vom Komponisten neu überarbeitet im Grazer Stadttheater mit bestem Erfolge.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Börsen zeichnen sich durch konstante Nervosität und vollkommen unzuverlässige Tendenzen aus. Die Grundstimmung, speziell die der Berliner Börse, bleibt eine desolate, und wie dies nach einer Reihe von guten Börsentagen nicht anders sein kann, trägt sie charakteristische Zeichen von Uebersättigung und Uebermüdung. In Industrie-Aktienwerten sind die Engagements an den deutschen Börsen erhebliche und in überwiegend spekulativ schwachen Händen. Der Verlauf der Ultimo-Versorgung und die Geldverteuerung an den Börsen und am offenen Markt wird zum gut Teil diesen enormen Börseninvestitionen zuzuschreiben sein. Die grosse Spekulationssphäre und die gewaltige Börsenausdehnung haben auch entsprechende Summen des flottanten Geldes in Beschlag gelegt. Auch die internationalen Geldverhältnisse haben sich erheblich versteift. Der Status der Reichsbank hat letzthin eine namentliche Besserung erfahren. Die einzelnen Positionen im Status und besonders die steuerfreie Notenreserve sind neuerdings gekräftigt. Trotzdem wird auch die Reichsbank der Entwicklung der Goldbewegung die grösste Aufmerksamkeit zu schenken haben. Bei der so differierenden Situation der Geldmarktlage war es den Börsen nicht leicht, sich ein klares Bild über die kommende Haltung dieses Faktors zu machen. Immerhin warnte man allenthalben Spekulation und Börsianer, indem man wiederholt von einem weiteren Engagieren in Effekten dringend abriet. Der Verlauf der letzten Börsentage zeigte denn auch, dass die gewohnte Elastizität und die leichte Zirkulation der Effekten von Hand zu Hand nicht mehr in dem bisherigen Umfange wirkten. Auch in Neuyork sind heftige Kursvariationen en vogue. Die Glattstellungen zum Ultimo mahnen gleichfalls zur ruhigen Tendenz. Dabei machten sich nach vielen Richtungen hin politische Bedenken höchst empfindsam bemerkbar. Die Politik in Persien und die Gefahr eines Konfliktes dortselbst bewirkten ebenso eine vorsichtige Beurteilung wie die politischen Bedenken wegen Griechenland und Türkei betreffs Kreta. Die Spekulation verhielt sich denn auch im allgemeinen sehr reserviert; auch aus der Provinz lagen anscheinend nur geringe Nachfragen nach den bisherigen Favoritpapieren vor. Die Gesamttendenz in Berlin charakterisiert sich vorwiegend schwächer. Trotzdem aber ist eine starke Widerstandskraft an den Börsen unverkennbar, und zeitweise waren sogar Anläufe zu neuen Kursavancen zu bemerken. Schiffahrtswerte, chemische und elektrische Aktien tendierten mitunter sehr fest. Am Münchener Lokalmarkt machte sich Beliebtheit in Brauereiaktien stark bemerkbar, wohl auf die begründete Ansicht hin, dass durch die widerstandslos durchgeführte Bierverteuerung den Brauereien ein Teil ihrer vergrösserten Lasten und Steuern abgenommen worden ist. — Sensation und grosses Aufsehen erregten auch die Vorgänge bei der Bayerischen Bodencreditanstalt Würzburg, über welche untenstehend noch berichtet wird. — Der Industriemarkt und die Entwicklung des Handels haben sehr geringe Fortschritte zu verzeichnen. Die statistischen Ziffern der Einfuhr und der Gesamtausfuhr der ersten vier Monate in Deutschland beweisen zwar von grossen Umsätzen und befriedigen im allgemeinen. Die Tendenzmeldungen der einzelnen Märkte beweisen jedoch, dass die Preisgestaltung der Rohprodukte sowohl wie die der Fabrikationsartikel eine mindestens unlukrative sein muss. Am amerikanischen Eisen- und Stahlmarkt ist es nur durch wiederholte Preiskonzession der Produzenten möglich, die Käuferschichten zu grösseren Abschlüssen zu animieren. Der Bericht vom deutschen Stahlwerksverband lautet etwas reservierter. Am belgischen Eisenmarkt ist die Tendenz gleichfalls erheblich schwächer geworden und die Preisrückgänge sind auch hier allgemein. Auch die Meldungen über den verminderten Kohlenversand des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikates verstimmten. Andere Industriezweige, speziell die Baumwollindustrie, berichten gleichfalls von Einschränkungen und Preisreduktionen. Glücklicherweise werden die Saatenstandsberichte andauernd günstig beurteilt. Auch hofft man schliesslich doch, dass die Geldmarktverhältnisse, wie stets zu Maiende, etwas stabiler werden. Wenn diese beiden Faktoren ihre günstige Wirkung auf die Dauer beibehalten, werden die Börsen in Bälde wieder gebesserte Zeiten sehen. — Die neue Kolonialanleihe unter Bürgschaft des Reiches gelangt mit einem Betrage von 33,3 Millionen Mark à 101 % zur Emission und dient zur Hauptsache für Eisenbahnbauten in unseren Kolonien.

M. Weber.

Bayerische Bodencreditanstalt Würzburg. Die überraschend gekommenen Vorgänge der Unstimmigkeiten innerhalb des Aufsichtsrates der Bank veranlassten die Verwaltungsorgane zur Ausschreibung einer ausserordentlichen Generalversammlung, welche eventuell die Liquidation der Bank herbeiführen kann. Die letztbekannte, äusserst vorsichtige Bewertung an den Aktiven der Bank gewährleisten den Pfandbriefinhabern volle Sicherheit und geben auch den Aktionären keinerlei Ursache zu irgend welcher Beunruhigung. M. W.

Sonderfahrt nach London. Auf diese vom Reisebureau L. Lyssenhop & Co., G. m. b. H., Mainz, vom 12. bis 21. Juni cr. veranstaltete, alle Kosten einschließende Reise machen wir unsere Leser besonders aufmerksam. Da auch ein 2½tägiger Besuch Brüssels nebst Weltausstellung vorgesehen ist, so wird mit dieser Veranstaltung bei mäßigem Preise sehr viel geboten. Man vergleiche das Inserat in letzter Nummer.



Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 24. München, 11. Juni 1910. VII. Jahrgang.

Hetzer Liberalismus als Hüter des konfessionellen Friedens.

Zugleich ein Wort zur Borromäus-Enzyklika.

Vom Herausgeber.

I.

Der nur zu oft hinter pharisäischen Phrasen versteckte Haß gegen jedes positive Christentum, der die wirklich maßgebenden geistigen Führer des Liberalismus beseelt, hatte in der jüngsten Zeit namentlich in Süddeutschland die letzten Masken fallen gelassen. Zu der politischen Großblockparole im Bunde mit der Sozialdemokratie und in schärfster Frontstellung auch gegen die konservativen Protestanten gesellte sich als religiöse Parole die offene Kriegserklärung gegen jede geoffenbarte Religion.

In dem Streite über die von einem liberalen Professor aufgeworfene Frage, ob Jesus überhaupt gelebt habe, und über seine Antwort, daß der Glaube an den Gottmenschen Jesus nur eine Mythe sei, ergriffen tonangebende Organe des deutschen Liberalismus für die Christusleugner Partei. Liberale Blätter entrüsteten sich darüber, daß christusgläubige Protestanten gegen die das Fundament des Christentums unterhöhlenden Bestrebungen eines Prof. Drews und seiner Bundesgenossen in öffentlicher Massenversammlung feierlichen Protest erhoben. Historische Fragen, so hieß es, könnten nur von der historischen Wissenschaft gelöst werden.

Merkwürdig, daß dieselben liberalen Organe, welche soeben den Welterlöser Jesus Christus mit einem kühlen „wissenschaftlichen" Achselzucken „voraussetzungslos" preisgaben, heute mit der ganzen Leidenschaftlichkeit parteiischer Voraussetzung und Voreingenommenheit für eine bestimmte Tendenzprägung der historischen Reformation ihre Autorität einsetzen. Zweierlei Maß — für Jesus Christus und für die, deren ganze Wirksamkeit und Bedeutung nur auf seinen Schultern einen Sinn und einen Zweck haben kann.

Der zielbewußte Liberalismus bleibt aber in seinem Christentumshasse nicht auf halbem Wege stehen. Das haben uns die jüngsten Vorgänge speziell in München gelehrt, wo zurzeit die Zentrale der religiösen Umsturzbewegung etabliert ist. Auf Dokumente, die stets eine Schmach für den seine religiöse und konfessionelle Neutralität vorschützenden Liberalismus bleiben werden, kommen wir noch eingehender zurück. Einleitend sei hier lediglich festgestellt, daß unter dem Beifall des liberalen Hauptorgans das „Kartell der freiheitlichen Vereine Münchens", indem es sich ausdrücklich gewissermaßen als Vorort der „freien Kulturbewegung" in Süddeutschland, zum Teil aber auch in Norddeutschland, Oesterreich und der Schweiz hinstellte, gegen Ende Mai einen Aufruf „An die freigesinnten Männer und Frauen aller Stände" hinausgehen ließ, der nicht nur dem „katholischen Klerikalismus", sondern auch „dem nicht minder gefährlichen protestantischen Klerikalismus" den Krieg erklärte und, wie der im Auftrag handelnde Unterzeichner des Aufrufes ein paar Tage vorher in öffentlicher Versammlung erklärt hatte, einen religiösen Kulturkampf gegen jeden Autoritätsglauben, gegen jedes auf Offenbarung und Ueberlieferung aufgebaute religiöse Bekenntnis, gegen jedes irgendwie geartete Priestertum proklamierte. Diese scharfe Kampfesstellung der vom offiziellen Parteiliberalismus stillschweigend oder gar durch direkte Zustimmung und Ermunterung unterstützten und anerkannten äußersten Vorposten, diese mit fieberhaftem Eifer namentlich an der heranreifenden Jugend betriebene Propaganda des Liberalismus muß man kennen und sich vor Augen halten, um den charakterlosen Frontwechsel, den gewisse Handlanger dieser radikalen Bewegung in der liberalen Presse in den allerjüngsten Tagen vollzogen haben, richtig einschätzen und würdigen zu können.

Dem Vulgärliberalismus ist jedes Mittel erlaubt, wenn es seiner Parteiherrschaft zu frommen scheint. Dieselben Blätter, welche soeben noch ahnungsvoll applaudierten, als man die evangelische Orthodoxie verhöhnte und Jesus Christus selbst den Stuhl vor die Tür zu setzen versuchte, haben plötzlich wieder ihr Herz für das „Evangelium" und ihr tiefes Verständnis für protestantisches Ehrgefühl entdeckt. Warum? Weil Pius X. in seiner zum Gedächtnis des hl. Karl Borromäus erlassenen Enzyklika gegen die nicht mit Namen genannten Reformatoren und ihre Triebfedern und damit auch gegen die Reformation überhaupt Anklagen erhob, die allen, die in der protestantischen Tradition aufgewachsen sind, schmerzlich sein müssen, die aber, allerdings nicht in der uneingeschränkten, verallgemeinerten Fassung, fast Satz für Satz aus wissenschaftlichen Urteilen protestantischer Geschichtsforscher, die sich ihrerseits größtenteils auf das Zeugnis der Reformatoren selbst[1]) und ihrer Zeitgenossen stützen, belegt werden könnten.

Wir haben volles Verständnis für die Empfindungen strenggläubiger Lutheraner und anderer positiv gerichteter Protestanten, wenn sie von der höchsten Autorität der katholischen Kirche an dem Ursprung und den Ausgangspunkten der Reformation eine Kritik geübt sehen, die mit den Vorstellungen, die sich seit Jahrhunderten in die breiten Massen des protestantischen Volkes eingelebt haben, schlechterdings unvereinbar ist. Aber dieses dem protestantischen Volke liebgewordene Bild unterscheidet sich wie Tag und Nacht von dem Bilde, das die unerbittliche Kritik der historischen Forschung auch auf protestantischer Seite von der Reformation und ihren menschlichen Zusammenhängen entworfen hat. Wenn von irgend einer beachtenswerten Seite der Finger auf diese Wunde gelegt wird, so muß das denjenigen Protestanten, denen es mit ihrer Verehrung für die Reformatoren ernst ist, wehe tun. Aber — so fragen wir — tut es gläubigen Katholiken weniger wehe, wenn fort und fort, bei jeder Gelegenheit und auch ohne ersichtlichen Anlaß Päpste, große Ordensstifter und andere hervorragende Männer der katholischen Vergangenheit mit Schimpf und Hohn übergossen werden, nicht selten unter völliger Mißachtung der historisch erwiesenen oder erweisbaren Tatsachen? Auf protestantischer Seite sahen und sehen wir einzelne Männer (man denke nur an Hoensbroech, Nippold, Thümmel, Bräunlich, Schwarz, Boehtlingk und viele andere), und große, weitverzweigte Organisationen, in erster Linie den Evangelischen Bund, die förmlich ihren Lebenszweck darin erblicken, in Schrift und Wort das Papsttum und die „römische Kirche" dem Hasse und der Verachtung preiszugeben. Um dem Fanatismus gegen die „römische Kirche" unbehinderter frönen zu können, verlangt man sogar die Aufhebung des § 166

[1]) Wir greifen als Beispiel nur einen oft verzeichneten Ausspruch Luthers in der Form heraus, wie er in „Dürer und die Reformation", von Heidrich, Leipzig 1909, S. 58, zitiert ist: „Unsere Evangelischen werden itzt siebenmal ärger denn sie zuvor gewesen. Denn nachdem wir das Evangelium gelernt haben, so stehlen, lügen, trügen, fressen und saufen wir und treiben allerlei Laster. Da ein Teufel ist bei uns ausgetrieben worden, sind ihrer nun sieben ärgere wieder in uns gefahren."

des Strafgesetzbuches. Gegenüber dem, was von dieser Seite gegen Personen und Einrichtungen, welche uns Katholiken heilig oder ehrwürdig sind, systematisch gesündigt wurde und wird, erscheint der kurze Passus in der Borromäus-Enzyklika, die bei der Schilderung des Bodens, auf dem der damalige Bischof von Mailand wirkte, an der Reformation und ihren Erscheinungsformen nicht vorübergehen konnte, wie ein vereinzelter Gipfel neben einer trutzig vorgeschobenen Gebirgskette.

Man verweist auf die überragende Autorität des Papstes in der katholischen Kirche und auf seine Stellung zu den weltlichen Mächten, auch zu protestantischen regierenden Fürsten. Abgesehen davon, daß dieser Gesichtspunkt am häufigsten von denen betont wird, die ihrerseits auf die Vorzüge der protestantischen „Laienkirche" verweisen und keine höchste kirchliche Autorität im Protestantismus, auch nicht in den einzelnen Landeskirchen, anerkennen, übersieht man völlig, daß auch schon von protestantischen deutschen Fürsten als „höchsten Bischöfen" ihrer Landeskirchen bei festlichen Anlässen ihrer Konfession historische Rückblicke gewagt wurden, die von ihren katholischen Untertanen als Herabwürdigung oder gar als direkte Schmähung der katholischen Vergangenheit empfunden werden mußten.

Der Unterschied ist nur der, daß wir Katholiken mit unserer sprichwörtlichen Schafsgeduld und dem stets gegenwärtig gehaltenen Bewußtsein, daß wir — 20 Millionen Katholiken — in Deutschland die „geborene Minderheit" seien, auch gegenüber argen Kränkungen unserer heiligsten Empfindungen uns gerne mit dem „Knirschen des ganzen inneren Menschen" und mit der wohlfeilen „Faust in der Tasche" begnügen, während Angehörige anderer religiöser Bekenntnisse und auch politischer Richtungen jede wirkliche oder vermeintliche Antastung ihres Ehrgefühls, wenn sie von katholischer Seite kommt, jedesmal und ausnahmslos mit einer binnen 24 Stunden organisierten und mit Hilfe der liberalen Großpresse prompt funktionierenden Entrüstungsbewegung beantworten. Wir wiederholen hier nochmals: Gegen den Papst hat auch diesmal der Apparat der liberalen Presse mit tadelloser Präzision gearbeitet, gegen die Widersacher Jesu Christi und des gesamten Christentums hat er schmählich versagt.

Es ist übrigens eine direkte Verleumdung, wenn von Pius X. gesagt wird, er habe in seiner Enzyklika die heutigen Anhänger des evangelischen Bekenntnisses, ja sogar die heutigen protestantischen Fürsten und Völker geschmäht und beschimpft. Diese Verleumdung wird auch dadurch nicht wahrer, daß sie aus der liberalen Hetzpresse in Kundgebungen offizieller oder sich offiziell gebärdender Körperschaften und Vereinigungen und in Resolutionen von Protestversammlungen übergegangen ist und jetzt selbst von besonneneren Protestanten blindlings ohne nähere Prüfung nachgesprochen wird.

Die groteskeste Entstellung hat wieder der Evangelische Bund gewagt, indem er das historische Urteil des Papstes über korrumpierte Fürsten und Völker der Reformationszeit als „eine Schmähung der deutschen Nation" bezeichnet. Die heutige „deutsche Nation" könnte auch in der engen Begrenzung auf das neue Deutsche Reich sich selbst dann nicht geschmäht fühlen, wenn die zwanzig Millionen Katholiken nicht zu ihr gehörten, denn in der ganzen Enzyklika ist von den heutigen Fürsten und Völkern überhaupt nicht die Rede. Wenn aber die Historiker des Evangelischen Bundes die ehemalige „deutsche Nation" im Auge haben, so übersehen sie die Kleinigkeit, daß im damaligen Reiche die Katholiken weitaus in der Mehrzahl blieben. Was würde aber der Evangelische Bund dazu sagen, wenn man auf katholischer Seite jedes scharfe Urteil über die katholischen Fürsten und Völker der damaligen Zeit als „eine Schmähung der deutschen Nation" brandmarken wollte? Nach der Logik des Evangelischen Bundes wäre gerade die in seinem Protest unternommene Glorifizierung der Reformation als der „religiösen Heldenzeit und der größten Befreiungstat unseres Volkes" eine „Schmähung der deutschen Nation", verkörpert in der damaligen katholischen Mehrheit mit dem Kaiser an der Spitze. Eine „empörende Herausforderung" des deutschen Katholizismus ist sie auf alle Fälle. Hier offenbart sich wieder einmal die ganze maßlose Ueberhebung der geistigen Leiter eines Bundes, dessen Sündenregister in bezug auf konfessionelle Verhetzung in Deutschland größer ist, als das irgend einer anderen Vereinigung. Man gebe doch endlich einmal die unerhörte Fiktion preis, daß „die Deutsche Nation" nur aus Protestanten bestehe und das Deutsche Reich ein protestantisches Reich sei.

Es fehlt selbst nicht an Eiferern, die sich und anderen einzureden suchen, als sei der Hauptinhalt und der Hauptzweck des päpstlichen Hirtenschreibens eine dröhnende Philippika gegen die Reformation als die Wiege des heutigen Protestantismus, während in Wahrheit die historische Reformation nur in einem verhältnismäßig sehr kurzen Absatz behandelt ist, und zwar als die Ursache der damaligen Glaubensspaltung und im Gegensatz zu der von dem heiligen Bischofe Karl Borromäus in steter Gemeinschaft mit dem Heiligen Stuhle eingeleiteten und mit Zähigkeit durchgeführten Reformen innerhalb der Kirche.

Heute ist das leidenschaftliche Interesse des größten Teiles der protestantischen Welt mit begreiflicher, aber vielfach irregeleiteter Erregung auf diesen einen Punkt eingestellt. Erfreulicherweise fehlt es aber auch nicht an Stimmen, die zur Maßhaltung mahnen und vor Uebertreibungen und Unbesonnenheiten warnen. Solchen besonnenen Urteilen begegnen wir u. a. in der konservativen „Deutschen Tageszeitung", in der nationalliberalen „Rheinisch-Westf. Zeitung" und in der freisinnigen „Weser-Zeitung".

Wenn der erste Zorn verraucht ist und man sich die Mühe nicht verdrießen läßt, die umfangreiche Enzyklika mit ihren Ausführungen über wahre und falsche Reform unbefangen und ohne Voreingenommenheit zu prüfen und in sich aufzunehmen, wird namentlich bei historisch geschulten Protestanten der Gesamteindruck ein wesentlich anderer sein. Man wird erkennen, daß der Papst die vor der Reformation eingerissenen Mißstände keineswegs verschleiert, sondern im Gegenteil die dringende Notwendigkeit von Reformen anerkennt, aber nur von Reformen innerhalb der Kirche und unter der Autorität der Kirche, wofür der einstige Bischof von Mailand mit seinem heiligen Reformeifer als überzeugendes Beispiel dient.

Wer als gläubiger Protestant ohne Voreingenommenheit die Enzyklika studiert, wird — angesichts der auch im eigenen Lager immer mehr als notwendig erkannten Abwehr modernistischer, den Glaubensgehalt aushöhlender Bestrebungen — in manchen Ausführungen des Papstes verwandte Saiten angeschlagen finden. Nicht die Orthodoxie irgendwelcher Observanz, sondern die modernistische Auflehnung gegen jede religiöse Autorität wird in der Enzyklika bekämpft.

Wie wenig Papst Pius X. daran denkt, die christusgläubigen Protestanten in ihrem religiösen Empfinden zu verletzen, können diejenigen am besten beurteilen, welche wissen, wie freudig der Papst es begrüßt, wenn im Kampfe gegen das immer radikaler sich gebärdende Antichristentum die getrennt marschierenden christlichen Lager unter dem gemeinsamen Zeichen des Kreuzes und mit dem gemeinsamen Feldgeschrei „Jesus lebt" dem Feinde entgegentreten. Die grundverschiedene Beurteilung der Reformation und der durch Gottes Zulassung nun einmal bestehenden Glaubensspaltung kann die positiv gerichteten Protestanten ebensowenig abhalten, mit den gläubigen Katholiken zu gemeinsamer Abwehr ein Stück Weges zusammenzugehen, wie es den Katholiken niemals einfallen wird, von Protestanten, welche sich im Glauben an den Gottmenschen Jesus Christus ihnen geistig verwandt fühlen, zu verlangen, daß sie vorher ihrer historischen und dogmatischen Beurteilung des Papsttums und der katholischen Lehre abschwören.

Eines ist jedenfalls Tatsache und wird von zahllosen Protestanten unumwunden eingestanden. In katholischen Kreisen besteht nicht einmal der hundertste Teil derjenigen Vorurteile und schiefen Meinungen über Protestantismus und protestantisches Kirchentum, welche umgekehrt in sogenannten stockprotestantischen Gegenden durch Predigt und Unterricht, ja selbst durch staatlich genehmigte Lehrbücher bis auf den heutigen Tag geflissentlich gepflegt und genährt werden, und zwar bis zu einem solchen Grade, daß in großen protestantischen deutschen Landstrichen — vergleiche Schleswig-Holstein, Mecklenburg ꝛc. — das Epitheton „katholisch" heute noch die Nebenbedeutung eines Schimpfwortes hat (gleichbedeutend mit verrückt oder dumm). Wenn aus katholischen Gegenden jemals Ausschreitungen ähnlicher Art berichtet werden konnten, handelte es sich stets um lokale Einzelfälle, die von allen maßgebenden katholischen Kreisen scharf verurteilt wurden. Die deutschen Katholiken wären glücklich, wenn ihrer Glaubensüberzeugung in allen protestantischen Kreisen diejenige Achtung erwiesen würde, welcher überzeugtes protestantisches Kirchentum stets und überall begegnet. Selbst dem von einem edlen Charakter in edler Form zur Schau getragenen Unglauben wird von Katholiken, wenn auch mit scharfer Ablehnung, so doch stets mit Achtung und ohne Gehässigkeit begegnet.



Wir deutschen Katholiken haben allen Grund, uns die Maßlosigkeiten und — um klares Deutsch zu reden — Flegeleien, die in einzelnen liberalen Blättern, und zwar gerade in solchen, die sonst mit den Feinden des Christentums und jeder geoffenbarten Religion an einem Seile ziehen, auch bei diesem Anlaß wieder gegen den Papst und die Päpstlichen verübt wurden, energisch zu verbitten. Ist doch das führende Organ des bayerischen Liberalismus soweit gegangen, den Heiligen Vater mit Ausdrücken wie „Unverschämtheit" und „Ungezogenheit" zu traktieren.

Aber wir können aus dem gegenwärtig überall, wo Protestanten wohnen, durch die deutschen Lande wehenden Entrüstungssturm auch für uns etwas lernen: Wir Katholiken haben uns gegenüber den gröbsten Verletzungen unserer heiligsten Gefühle allmählich so unendlich vieles schweigend und bestenfalls murrend gefallen lassen, daß die Gegner sich allmählich daran gewöhnt haben, mit unserem „Fischblut" zu rechnen. Wenn wir endlich lernen, mit gleicher Münze heimzuzahlen und uns vollbewußt zu werden, daß wir als Volksteil von 20 Millionen Seelen keine nichtige Kleinigkeit sind, dann würde manches anders und besser werden im Deutschen Reiche.

Dem Liberalismus schwitzt die freudige Genugtuung über das Heil, das er in seinen Wahlnöten infolge der Zertrümmerung des liberal-konservativen Blocks aus der päpstlichen Enzyklika schöpfen zu können glaubt, aus allen Poren. Ihm sind religiöse Fragen nach der einen wie nach der umgekehrten Richtung nur parteipolitische Spekulationsobjekte. Mit dem einmal entfesselten furor protestanticus hat der Liberalismus erfahrungsgemäß stets die besten Wahlgeschäfte gemacht. Die konservativen Protestanten dürften aber heute gewitzigt genug sein, um diesen nichtswürdigen Plan zu durchschauen und die liberale Spekulation auf den permanenten Konfessionshader zu durchkreuzen. Seit den erhebenden Tagen von Jerusalem, wo beide Konfessionen in friedlichem Wetteifer für Christus den Gekreuzigten Zeugnis ablegten, ein Zeugnis, das erst vor wenigen Wochen gelegentlich der Stiftung eines Kreuzes für die Benediktinerabtei Beuron durch den Kaiser nochmals bekräftigt wurde, hat sich unter den deutschen Katholiken nichts, aber auch gar nichts ereignet, was als eine Friedensstörung gedeutet werden könnte. Die Katholiken haben daher auch nicht den mindesten Anlaß, den bevorstehenden Verhandlungen über die von den Parteien der Konservativen, Freikonservativen und Nationalliberalen im preußischen Abgeordnetenhause eingebrachten Interpellationen mit dem Bewußtsein eines schlechten Gewissens entgegenzusehen. Man könnte diese Verhandlungen bis zu einem gewissen Grade sogar begrüßen. Denn so sehr auch der Liberalismus und der Evangelische Bund sich bemühen werden, den Feuerbrand zu schüren, so werden die Debatten anderseits vielleicht klärend und luftreinigend wirken. Der Liberalismus ist und bleibt nicht nur auf wirtschaftlichem, sondern auch auf religiösem Gebiete der geschworenste Feind jeder konservativen Richtung. Wie sehr er gerade in der letzten Zeit auf religiösem Gebiete seine Maske gelüftet hat, darüber soll im nächsten Artikel einiges authentische Material hinausgestellt werden.

Oesterreichs Reichslande.

Von Chefredakteur Franz Eckardt, Salzburg.

I.

Daß Kaiser Franz Josef I. im 80. Jahre seines an Arbeit und Leid so reichen Lebens, nachdem er schon vor Jahren mit Rücksicht auf sein hohes Alter jegliche Auslandsreise aufgegeben, nun eine mehrtägige, mit Empfangsfeierlichkeiten aller Art beschwerte Reise durch die dem Länderbesitze seiner Krone neu einverleibten Kronländer unternahm, hat die Aufmerksamkeit der gesamten politischen Welt auf die Reichslande Bosnien-Herzegowina gelenkt. Man weiß, daß diese Kaiserreise nach allen Seiten laut vernehmlich die unzerreißbare Zusammengehörigkeit des Neulandes mit dem alten Kaiserreiche bekräftigen soll. Bosnien-Herzegowina ist für immerwährende Zeiten an das Herrscherhaus der Habsburger gekettet — eine Tatsache, welche sich besonders die Magyaren als Warnung dienen lassen sollten: wenn sie die Losreißung von „Wien" jemals erreichen sollten, so ist ihr politischer und wirtschaftlich-kommerzieller Einfluß auf diese Balkanländer unwiederbringlich dahin.

Die Leitung der Regierung in den Okkupationsländern war bisher nur ungarischen Staatsmännern, d. h. Magyaren, anvertraut, und sowohl Herr v. Kallay, wie Baron Burian haben alle Kniffe der magyarischen Staatskunst aufgeboten, um unter dem Scheine der Parität den Einfluß Oesterreichs auf diese Länder möglichst fernzuhalten. Der Erfolg ihrer Mühen tritt in zwei einander vollständig entgegengesetzten Formen zutage: Der magyarische Größenwahn verlangt eine Angliederung der Annexionsländer an Ungarn, und die Serbokroaten verlangen eine vollständige Trennung von Ungarn, indem Bosnien-Herzegowina mit Kroatien-Slawonien und Dalmatien zu einem eigenen Staate vereinigt und als dritter gleichberechtigter Faktor (Trialismus) der jetzt dualistischen Habsburgermonarchie eingefügt werde. Wie sehr die Bosnier und die Herzegowzen diesem Plane zuneigen, haben sie dem Kaiser mit aller Deutlichkeit vor Augen geführt, indem sie zur Beflaggung ausschließlich die österreichischen Kaiserfarben oder die kroatischen, bosnischen verwendeten. Die ungarische Trikolore war nur auf den Regierungsgebäuden zu sehen.

Kaiser Franz Josef I. hat in den 62 Jahren seiner Regierung alle Länder seines weiten Reiches besucht: man sollte ihn kennen lernen, und er wollte seine Länder und seine Völker sehen. Diese letzte Kaiserreise, welche er im letzten Abschnitte seines Lebens — man könnte fast sagen: im Angesichte des Todes, wenn den Monarchen nicht trotz seines hohen Greisenalters eine so ungewöhnliche Rüstigkeit auszeichnete — noch zu unternehmen wagen durfte, ist politisch jedenfalls die bedeutendste. Sie ist gewissermaßen das Siegel, welches der Kaiser dem Einverleibungsakte vom 5. Oktober 1908 jetzt eigenhändig aufdrückt, und dieses Sigillum trägt die Inschrift: „Mit der Einverleibung der Reichslande Bosnien-Herzegowina sind die politischen und territorialen Ausdehnungsbestrebungen der Habsburgermonarchie auf dem Balkan ein- für allemal abgeschlossen."

Diese Bestrebungen waren nicht etwa der Ausfluß willkürlicher Ländergier. Auf dem Berliner Kongresse beantragte England durch seine Staatsmänner Beaconsfield und Salisbury, Oesterreich-Ungarn unbefristet mit der Besetzung und Verwaltung dieser Länder des Balkans zu betrauen. Alle Welt weiß, mit welchen ungeheuren Opfern an Blut, Geld und Arbeit diese Aufgabe erfüllt wurde. In nur dreißig Jahren wurde mit dem Aufwand einer Milliarde von Kronen Großartiges geleistet. Die Länder befanden sich in grenzenloser Verwahrlosung: türkische Willkür, ungerechte Steuern, Unsicherheit in Handel und Wandel, eine förmliche Räuberregierung und dazu noch unaufhörliche, nur zu oft blutige Religionsstreitigkeiten kennzeichneten das Verwaltungssystem. Und nach nur dreißig Jahren harter Kulturarbeit sind die beiden Länder wirtschaftlich und kulturell so weit gefördert, daß man die Bevölkerung zur Mitregierung des Landes heranzuziehen wagen konnte. Aber bevor die Krone eine Verfassung erließ, mußte das staatsrechtliche Verhältnis Bosnien-Herzegowinas zur Monarchie geregelt werden: nicht als Mandatar Europas, nur als Herrscher konnte der Kaiser seinen Völkern eine Verfassung verleihen. Und diesem letzteren Akte konnte er sich nicht entziehen, da selbst in der Türkei eine konstitutionelle Regierungsform eingeführt wurde. Darum wurde die Einverleibung der Okkupationsländer zur unausweichlichen Notwendigkeit. Der Einverleibung folgte die Räumung des Sandschaks Novibazar auf dem Fuße, um hauptsächlich der Türkei den unumstößlichen Beweis zu erbringen, daß die Balkanpolitik der Monarchie keine territoriale Erwerbungen über den jetzigen Besitz hinaus anstrebt.

Nachdem Serbien und Montenegro kraftvoll in ihre Schranken zurückgewiesen, ein freundschaftliches Verhältnis mit der Türkei wiederhergestellt war und des Deutschen Reiches mächtige Rückendeckung den Ausbruch eines Weltkrieges verhindert hatte, konnte das in der Annexionsurkunde gegebene Verfassungsversprechen zur Tat gemacht werden. Bosnien-Herzegowina hat die konstitutionellen bürgerlichen Freiheiten erhalten, und an dem Tage, an welchem Kaiser Franz Josef I. bosnischen Reichsboden betrat, hatten die Reichslande sich ihren ersten Landtag gewählt.



Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Ausbeutung der Borromäus-Enzyklika.

Der Evangelische Bund glaubt einen neuen Agitationsstoff gefunden zu haben in einem kleinen Absatze der großen Enzyklika, die Papst Pius X. dem Dreihundertjahrtag der Heiligsprechung des großen Glaubens- und Liebesheroen Karl Borromäus gewidmet hat. Natürlich muß das Oberhaupt der alten Kirche den Abfall vom überlieferten Glauben und den Bruch der bestehenden Rechtsordnung beklagen und verurteilen. Die seit Jahrhunderten bei der Kurie übliche Ausdrucksweise, die auch in historischen Erörterungen gern im Anschluß an Stellen der Heiligen Schrift die ganze Wucht der grundsätzlichen Stellung wirken läßt, gibt den Urteilen über Personen leicht einen schärferen Klang, als der Verfasser beabsichtigt hatte. Man mag ja darüber streiten, ob es notwendig und zweckmäßig war, in dem kurzen Rückblick auf die kirchliche Umsturzbewegung des 16. Jahrhunderts der sachlichen Kritik eine persönliche Kritik gegenüber den betreffenden Neuerern und den sich anschließenden Fürsten und Völkern anzufügen. Aber alle Unbefangenen müssen doch gelten lassen, daß der Papst sich ganz allgemein ausgesprochen hat ohne einen besonderen Hinweis auf deutsche Verhältnisse und Persönlichkeiten, daß also die tadelnden Bemerkungen zunächst dorthin zielen, wo die Uebel und die Gegner saßen, gegen die der gefeierte Karl Borromäus zu kämpfen hatte, und daß schließlich der kritische Rückblick der Enzyklika sich durchaus auf religiösem Gebiete bewegt, ohne die politischen Verhältnisse oder überhaupt die gegenwärtigen Zustände treffen zu wollen.

Wenn die Andersgläubigen ihre abweichende Meinung über die Vorgänge oder die Persönlichkeiten des 16. Jahrhunderts vertreten wollen, so finden sie Mittel und Wege genug dazu, ohne daß sie die Staatsgewalt anzurufen brauchen. Der letztere Weg ist aber alsbald beschritten worden von drei großen Parteien, die sich ihrerseits bisher stets als rein politische und nichtkonfessionelle Parteien hingestellt hatten und aus ihren Reihen oft der Zentrumspartei den angeblich konfessionellen Charakter zum schweren Vorwurf gemacht haben. Erst trat die nationalliberale Fraktion des preußischen Abgeordnetenhauses, dann die konservative Fraktion und endlich noch die freikonservative für die Ehre der Reformation und der Reformatoren in die Schranken, als ob sie konfessionell-protestantische Organisationen wären. Sie richteten Interpellationen an die preußische Staatsregierung, die als Regierung eines paritätischen Staatswesens durchaus nicht die Legitimation besitzt, als Anwalt der alten Reformatoren und Reformierten mit dem Oberhaupt der katholischen Kirche einen dogmatischen oder geschichtlichen Meinungsstreit auszufechten. Den Kompetenzmangel suchen die Interpellanten zu verdecken, indem sie von „einer Störung des konfessionellen Friedens“ oder einem „Aergernis“ sprechen. Nun ist aber bisher in Deutschland eine Veröffentlichung der Enzyklika weder angeordnet worden noch erfolgt. Die übereifrigen Herren sowie die Agitatoren des Evangelischen Bundes machen sich selbst dessen schuldig, was sie dem Papste vorwarfen, nämlich der Gefährdung des konfessionellen Friedens und der Erregung von Aergernis.

Der Evangelische Bund betreibt diese Verhetzung bewußt und absichtlich. Seine Korrespondenz, die zuerst Alarm schlug, hat die Enzyklika an drei Stellen in den wenigen kritischen Sätzen tendenziös gefälscht, um die Ausdrücke erst recht beleidigend erscheinen zu lassen. Man hat nicht bloß eine Unmasse von kriegerischen Zeitungsartikeln veranlaßt, sondern hat auch sofort Massenversammlungen vorgesehen, obschon die Massen an sich für die historisch-theologischen Rückblicke auf die Wirksamkeit des hl. Karl Borromäus und seine Gegner kein Verständnis haben und bisher auch keine Kenntnis von der Angelegenheit hatten. Man sagt, daß man „entrüstet“ sei; in Wirklichkeit sind diese gewerbsmäßigen Schürer des konfessionellen Streites hocherfreut, daß sie einen neuen Hetzstoff erwischt haben. Sie wollen ihn nicht bloß zur Aufpeitschung des furor protestanticus ausnützen, sondern geben vielfach schon die Hoffnung kund, daß sich ein neuer Kulturkampf inszenieren lasse. Die Staatsgewalt soll das Oberhaupt der katholischen Kirche zur Rede stellen; die Abberufung der preußischen Gesandtschaft beim Vatikan soll gefordert werden; in den Parlamenten will man eine Art „evangelischen Block“ bilden, um das Zentrum vollends zu isolieren und lahm zu legen; gegen die Veröffentlichung der Enzyklika in Deutschland soll eingeschritten werden. Auf diesem Wege kämen wir richtig wieder in einen Kulturkampf nach dem Muster der siebziger Jahre hinein.

Wir hoffen, daß die Regierung Besonnenheit zeigen und der Uebereifer der protestantischen Kampfnaturen sich ohne schlimme Nachwirkungen legen wird. Aber wenn man den kirchlichen Zwischenfall benützt, um eine neue kulturkämpferische Politik in die Wege zu leiten, so wird man den alten Granit vorfinden. Das katholische Volk wird dann einmütig und entschlossen für Papst und Kirche eintreten, und in den ersten Reihen des opfermutigen Abwehrheeres werden diejenigen stehen, die heute vielleicht noch daran zweifeln, ob der betreffende Rückblick in der Enzyklika nicht in einer anderen Form die Wahrheit ebenso wirksam hätte sagen können.

Die Einigung im Baugewerbe.

Als im April der Versuch einer vorbeugenden Vermittlung zwischen dem Arbeitgeberbund und den Gewerkschaften scheiterte, stellte ein Arbeitgeber in Aussicht, daß in einigen Wochen die Lage für Ausgleichsverhandlungen besser geklärt sein werde. Es gingen aber fast zwei Monate ins Land, ehe das Reichsamt des Innern in Verbindung mit einem sächsischen und einem bayerischen Unparteiischen das Versöhnungswerk wieder in die Hand nehmen konnte. In der Zwischenzeit hatte sich tatsächlich und handgreiflich erwiesen, was unbefangene Beurteiler schon zu Beginn des Kampfes erkannt hatten: daß es keiner der ringenden Parteien möglich sein werde, die Gegenpartei auf die Knie und zur unbedingten Unterwerfung zu zwingen. Die Notwendigkeit eines Ausgleiches auf einer mittleren Linie wurde mehr und mehr auch in jenen Kreisen erkannt, die unter dem Einflusse schwerindustrieller Scharfmacher von dem saigner à blanc geträumt hatten. Geheimrat Dr. Wiedfeldt vom Reichsamt des Innern hatte den Mißerfolg der Aprilverhandlungen nicht tragisch genommen, sondern sich gründlich vorbereitet für den zweiten Ausgleichsversuch. Die Art, wie er gegen Ende Mai die neuen Verhandlungen im Verein mit Dr. Prenner und Dr. Beutler führte, war taktisch sehr geschickt, und die Friedensvorschläge, welche die drei Unparteiischen schließlich den einzeln angehörten Parteien machten, bildeten ein Meisterstück der Technik des Tarifvertrages und der sozialpolitischen Klugheit. Es werden beiden Teilen Opfer zugemutet, aber keine unerträglichen, und jedem Teil Vorteile geboten, die der Sicherung wert sind; dabei wird durch glücklich gefundene neue Formen und Organe der ruhige Fortgang der Arbeit bis zum 31. März 1913 in viel höherem Maße als bisher gewährleistet. Klug war auch die kurze Frist, die für die allgemeine Annahmeerklärung bis zum 6. Juni, für die örtlichen Verträge bis zum 13. Juni, für die Aufhebung der Aussperrung bis zum 15. Juni gesetzt war. Man wollte das Friedenseisen schmieden, so lange es warm war. Der Ausgleich befreit das wirtschaftliche Leben Deutschlands von einem Bleigewicht, das den zeitgemäßen Aufschwung behinderte. Er wird bei Streitigkeiten in anderen Gewerben ein nützliches Vorbild abgeben.

Der Umschwung in Ungarn.

Das Angesicht eines Landes hat sich selten so schnell und so plötzlich umgewandelt, wie jetzt in Ungarn bei der Wahlprobe, die Graf Khuen-Hedervary als Vertrauensmann der Krone gegen die bis dahin allmächtig erscheinenden Kossuth- und Justh-Parteien sowie deren Mitgänger von der katholischen Volkspartei usw. unternahm. Im Verein mit dem altliberalen Grafen Stephan Tisza gründete der Ministerpräsident eine neue „nationale Arbeitspartei“ auf der Basis des Ausgleichs von 1867, und er errang sofort mehrere Dutzend Mandate über die absolute Mehrheit. Daß der vor 5 Jahren total gescheiterte Liberalismus wieder obenauf kommt, gereicht uns an sich nicht zur Freude. Aber um so größer ist die Genugtuung, daß die Reichseinheit gegen die separatistischen Treibereien der „Unabhängigkeitspartei“ gesichert worden ist. Ihre innere Politik mögen die Ungarn nach ihrer Art selbst besorgen. Der Bestand der habsburgischen Monarchie geht aber auch uns an, denn Deutschland ist solidarisch mit der österreichisch-ungarischen Großmacht. Deren Erschütterung wäre eine Gefährdung des europäischen Friedens, wie sie schlimmer nicht gedacht werden könnte. In Ungarn hat offenbar der dynastische Gedanke gesiegt, und wir Deutsche schreiben das Verdienst an dem glücklichen Ausgang vor allem der Festigkeit der Krone zu, um die sich der Erzherzog-Thronfolger besonders bemüht hat.



Zur Lage der Katholiken im Herzogtum Anhalt.

Von Paul Schwerdt.

Das kirchliche Leben war in dem schönen Anhaltlande, das früher weder Steuern noch Staatsschulden kannte, immer ein reges. In der Geschichte des uralten Herzoghauses treten die Züge religiösen Sinnes besonders hervor. So finden wir schon frühzeitig unter den Askaniern einen Bischof von Magdeburg, Aebtissinnen und selbst einen Barfüßermönch.

Herrliche Bauten zur Ehre Gottes verschönen die Städte Zerbst, ein kleines Nürnberg, dann Dessau, Köthen und Bernburg, und auch an berühmten Klöstern fehlte es nicht.

Als das Fürstenhaus sich der Reformation zuwandte, geschah es aus lauteren Gründen. Die Gier nach Kirchengut spielte hier keine Rolle, und wir sehen, daß die Mutter des ersten lutheranischen Dessauers ihrem Glauben treu blieb. Selbst als Fürst Johann Georg I. etwas schroff das reformierte Bekenntnis einführte, kam es zu keinen eigentlichen Feindseligkeiten, und nur am Sonntag bemerkte man, daß es zweierlei Kirchen gab. Natürlich waren die Katholiken jetzt von der Bildfläche fast verschwunden. Daß jedoch nie eine Bedrückung derselben stattfand, beweist das ihnen zu gottesdienstlichen Zwecken eingeräumte Zimmer in der ehemaligen Adlerapotheke bis zum Jahre 1807.

Herzog Franz — vom Volke Vater Franz genannt — gab ihnen von da ab den Jagdsaal in einem Prinzenpalais in der Poststraße. Bei der Einweihung wirkte die herzogliche Musikkapelle mit.

Es ist jetzt fast vergessen, daß Herzog Ferdinand von Köthen nebst seiner Gemahlin in Paris durch den späteren Jesuitengeneral Beckx bewogen wurde, katholisch zu werden. Dadurch erhob sich in seiner Residenz wieder ein großes Gotteshaus, das er reich dotierte. Nach seinem Tode war freilich die Kirche zu groß für eine Gemeinde, die den Herzog bald verleugnete.

Im verwandten, erbberechtigten Dessau legte man der Sache weniger Bedeutung bei. Vater Franz, bekannt durch Wahrheit und Dichtung von Goethe, berühmt durch sein Kunstverständnis, geehrt selbst von Napoleon, dem er mit Freimut entgegentrat, war anfangs auch nicht allzufromm gewesen und dann erst durch den Superintendenten de Marée bekehrt worden. Wir finden also nirgends, daß Herzog Ferdinands Uebertritt zu wirklichen Gehässigkeiten gegen die Katholiken später geführt hätte. Im Gegenteil sehen wir sie schon bald dem Nuntius in München als apostolischem Vikar unterstellt und durch einen Geldzuschuß vom Papste sichergestellt.

Unter Herzog Leopold wurde 1854 die katholische St. Peter-Paulskirche erbaut, und der edle Fürst gestattete, daß man den verdienten, langjährigen Pfarrer Dr. Küstner an der Südseite der neuen Kirche beisetze.

Dessau zählte 1870 noch 22000 Einwohner, heute 59000. Auch die Zahl der Katholiken hat sich bedeutend vermehrt, und vor 2 Jahren trat das Bedürfnis für eine größere Kirche hervor. Woher aber das Geld nehmen?

Nun muß noch bemerkt werden, daß auch unter der Regierung Herzog Friedrichs I. viel für die Katholiken geschah und sie in Zerbst und anderen Orten kleine Gotteshäuser erhielten. Freilich wurde mit Rom vereinbart, daß der jeweilige Bischof von Paderborn vom Papste zum Vikar Anhalts ernannt werde.

Die Bischöfe Simar — dem Herzog Friedrich I. als Professor von der Universität her bekannt — und Schneider, der geistvolle Schriftsteller, vollführten ihr Amt zum Segen der Katholiken Anhalts. Wenn sie nach Dessau kamen, wurden sie stets äußerst gnädig bei Hofe aufgenommen.

Dieses glückliche Verhältnis änderte sich nicht, als der kunstsinnige Herzog Friedrich II. 1904 die Regierung über die drei vereinigten Herzogtümer antrat. Als eine in München unternommene Lotterie zum Kirchenumbau versagte, erteilte der Herzog die Erlaubnis, daß das reiche Köthen die Summe vorstrecke.

Schnell begann Dechant von Hähling mit dem Bau, und am 25. Mai stand er reichgeschmückt mit offenen Pforten da, um durch den jungen Bischof Schulte von Paderborn zum Gotteshause geweiht zu werden. Aber die Pforten blieben geöffnet, und es fanden sich ein die Herren des Ministeriums, der Superintendent Hoffmann, der Landesrabbiner Walter, der Oberbürgermeister und viele illustre Gäste.

Denn punkt 11 Uhr fuhr der Landesherr mit seiner hohen Gemahlin an der offenen Gottespforte vor. Die Prinzen des herzoglichen Hauses hatten sich mit den Hofstaaten eingefunden und die Katholiken Dessaus erlebten die seltene Feier des prunkvollen Einzuges des Herzogspaares in ihre eben geweihte Kirche. Herr von Hähling zelebrierte das Hochamt, und dann dankte der jugendliche Bischof in rührender Rede dem huldvollen Herzog Friedrich II., dem gerechten Fürsten, der alle seine Untertanen ehrt, der ihnen nicht nur herrliche Opern im Theater schenkt, der sich auch dort einfindet, wo das Brot des Himmels verteilt wird.

So besitzen nun in Dessau, wo die Protestanten in schönen Kirchen zu Gott beten, wo die Israeliten durch der Baronin Oppenheim-Kohn Vermächtnisse eine prachtvolle Synagoge erbauen konnten, auch die Katholiken ein würdiges Gotteshaus und — sie verdanken es ihrem kunstsinnigen und doch so religiösen Herzog.

Und das schöne Anhalt grenzt im bergigen Harze an das benachbarte Braunschweig. Dort muß der katholische Pfarrer noch seinen protestantischen Kollegen um Erlaubnis bitten, wenn er die Kinder katholischer Eltern taufen will. So nahe an einem glücklichen Lande und doch so ferne — und doch wieder nur im Reiche des Volkes der Denker!

Vom Werden der elsaß-lothringischen Verfassungsreform.

Von Dr. Joseph Brom-Mülhausen.

Dieser Tage kommt der preußische Staatsminister des Innern Dr. Delbrück nach Straßburg, um mit der reichsländischen Regierung sich über die Gestaltung der geplanten elsaß-lothringischen Verfassungsreform zu besprechen. Gleichzeitig soll je zwei Vertretern der Zentrums-, der liberalen und der lothringischen Partei Gelegenheit gegeben werden, ihre Meinung über die Frage und deren Einzelheiten zu äußern. Dann will man an die Ausarbeitung des Entwurfes gehen, der im Herbst den gesetzgebenden Körperschaften des Reichs vorgelegt werden soll.

Wir in Elsaß-Lothringen hoffen, daß ein Definitivum geschaffen werde; man ist in maßgebenden Kreisen auch der Ueberzeugung, daß man möglichst ein solches herausbringen müsse. Wer also an der elsaß-lothringischen Verfassungsreform mit geheimen Wünschen interessiert ist, weiß, daß es jetzt die letzten Anstrengungen zu machen gilt. Und hinter den Kulissen wird auch fieberhaft gearbeitet.

Es steht nun fest, daß man sich über die Ausschaltung des Bundesrats und des Reichstags als gesetzgebenden Faktoren für Elsaß-Lothringen vollkommen einig ist. Das ist schon ein wesentlicher Fortschritt gegenüber früheren Plänen, die nur auf die Ausschaltung des Reichstags abzielten. Die Ausschaltung des Reichstags hat übrigens nur formellen Wert; die des Bundesrats soll die Einsetzung einer Ersten Kammer nach sich ziehen, die die Liberalen auch wünschen, während Zentrum und Sozialdemokraten eine reine Volkskammer eingerichtet wissen wollen. Wie die Erste Kammer zusammengesetzt werden soll, darüber verlautet noch nichts.

In Bundesratskreisen ist man froh, wenn man sich einmal nicht mehr mit den elsaß-lothringischen Spezialien zu befassen haben wird. Die elsaß-lothringische Landesgesetzgebung würde dann vollständig nach Straßburg verlegt; ein großer Teil der Autonomie wäre also erreicht, und der Gang der elsaß-lothringischen Landesgesetzgebung wäre wesentlich vereinfacht. Es ist den Wenigsten bekannt, wie schwerfällig unsere Gesetzgebungsmaschine arbeitet. Weit gefehlt, daß deren Tätigkeit sich etwa bloß nach dem staatsrechtlichen Schema vollzöge, daß ein elsaß-lothringisches Landesgesetz durch Zusammenwirken von Kaiser, Bundesrat und Landesausschuß (Reichstag) zustandekomme! Soll ein Gesetz bei uns das Licht der Welt erblicken, so wird zunächst der Entwurf in Straßburg ausgearbeitet, der dann an den preußischen Ministerpräsidenten geht, welcher ihn auf etwaige Kollisionsgefahren mit preußischen Interessen prüft. Sodann geht der Entwurf nach Straßburg zu etwaigen Aenderungen zurück. Jetzt geht der Weg ins kaiserliche Zivilkabinett. Hat er die Billigung und die Unterschrift des Kaisers erhalten, so wandert er zur Gegenzeichnung wieder nach Straßburg. Nach Berlin zurückgekehrt wird er in 600 Exemplaren



gedruckt und an die Regierungen der einzelnen Bundesstaaten verschickt, die, obwohl es sich um ein elsaß-lothringisches Gesetz handelt, alle etwas dazu zu sagen haben. Endlich gelangt der Entwurf an den Bundesrat und, nachdem er dessen Zustimmung erhalten, an den Landesausschuß, von dem er meistens den Weg nach Berlin nochmals zurücklegen muß.

Einige Schwierigkeiten bietet die Konstruierung eines Wahlrechts zum Landesausschuß, der zu einem wirklichen und vollberechtigten Landtag (2. Kammer) ausgestaltet wird. Wir im Lande wollen einfach das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht. Aller Wahrscheinlichkeit nach hätte man in Berlin, trotzdem man es Preußen nicht gewährt, keine Bedenken gehabt, es in Elsaß-Lothringen einzuführen. Aber schwerwiegende Einflüsse haben sich dem entgegengestellt. Man wünscht keine „klerikale", keine Zentrums-Majorität. Und so laufen alle Bestrebungen hinter den Kulissen dahin, eine solche zu vereiteln. Die Regierung will lieber eine große Anzahl Sozialdemokraten in den Kauf nehmen. Deshalb, und nicht aus Gerechtigkeitsrücksichten, verlangen die Liberalen das Proportionalwahlrecht. Deshalb agitieren sie, die „Straßburger Post" offen, einflußreiche liberale Kreise hinter den Kulissen, und zwar auch direkt beim Kaiser, für ein Pluralwahlrecht, das „Bildung und Besitz" im allgemeinen und die altdeutsche Beamtenschaft im besonderen berücksichtigen soll. Es wird auf das bestimmteste versichert, daß der Kaiser bereits gegen die Gewährung des allgemeinen usw. Wahlrechts eingenommen worden sei. Ein gewisses Pluralwahlrecht, gegen welches das Zentrum unter allen Umständen opponieren wird, wird also bestimmt vorgeschlagen werden. Ob sonst das Proportionalsystem, nicht nach Bezirken, aber nach Kreisen, oder bloße Listenwahl nach Kreisen — die Einzelwahl ist wohl ausgeschlossen — kommen wird, oder ob man, wie in Württemberg, Einzelwahl und Proporzwahl kombinieren will, das ist eine noch nicht gelöste Frage.

Wie steht es nun um die Gewährung der vollen Autonomie, der Erhebung zu einem völligen und selbständigen Bundesstaat, oder, anders ausgedrückt, um die Zuweisung der Souveränität und die Vertretung im Bundesrat? Ja, da bestehen zumeist noch die alten Schwierigkeiten. Das Reich will das Reichsland nicht fahren lassen, der Kaiser will „Landesherr" bleiben, oder sein Haus soll sich in Straßburg als Dynastie niederlassen. Von einer Republik kann ja nur in Träumen die Rede sein.

Die Absicht war, den Prinzen August Wilhelm später zum Statthalter zu ernennen (wogegen aber ein Bundesratsbeschluß spräche). Der sollte sich im Lande einleben und eine dynastische Gesinnung des Volkes vorbereiten. Man hegte die geheime Hoffnung, das Land würde den Prinzen schließlich selbst als Herrscher verlangen, gegen welchen Volkswillen der Widerstand der Bundesstaaten die Waffen strecken müßte.

Der Plan ist zurzeit aussichtslos. Es fragt sich überhaupt nicht nur, ob die Bundesstaaten zugeben, daß die Souveränität Elsaß-Lothringens in irgend einer Form ausschließlich an den Kaiser oder sein Haus fällt; es fragt sich auch, ob wir ein Interesse daran haben, aus den „Kronrechten" über unser Land den Einfluß des Bundesrats und damit auch den der demokratischen und katholischen Elemente im Reiche auszuschalten. Wie stünde es ferner um Fragen der Eisenbahnen, des Militärs, der Beamtenernennungen, wenn das alles ausschließlich von preußischen Einflüssen abhinge?

So wird, was die Souveränität in Elsaß-Lothringen angeht, zunächst der jetzige Zustand bleiben, jedoch weiter entwickelt werden. Die landesherrlichen Funktionen würden ganz und zur unabhängigen Ausübung einem Statthalter bzw. Regenten übertragen werden, der auf lange Zeitdauer oder Lebenszeit vom Kaiser oder vom Bundesrat ernannt würde. Uns wäre ein autonomeres Definitivum lieber. Aber zum wenigsten müßte der elsaß-lothringischen Volksvertretung ein Vorschlagsrecht eingeräumt werden. Ob wir unter diesen Umständen schon jetzt zu einer Vertretung im Bundesrat gelangen, erscheint zum mindesten sehr fraglich. „Versteifen Sie sich nicht darauf", hat der Bundesratsvertreter eines einflußreichen Bundesstaates zu einem elsaß-lothringischen Reichstagsabgeordneten gesagt.

Der Kaiser soll sich auf seiner Automobilfahrt ins Lothringer Land zum Staatssekretär Frhrn. Zorn v. Bulach ungefähr in dem Sinne geäußert haben: „Sie sollen eine Autonomie bekommen; ich will es!" Ein Entwurf wird also sicher erscheinen. Wir erwarten ihn!

Kammereröffnung in Frankreich und Regierungsprogramm.

Von Albert Oettling, Paris.

Verfassungsgemäß ist die neugewählte Deputiertenkammer zum erstenmal am 1. Juni wieder zusammengetreten. Das Schauspiel einer solchen Eröffnung ist an und für sich banal. Man sieht, wie die siegesfrohen Volksvertreter sich gratulierend die Hände schütteln, ihre Plätze im Halbmondsaal aussuchen, um dann die Ansprache des Alterspräsidenten, der mit den sechs Benjaminen der Abgeordneten auf einen Tag die Leitung der Geschäfte übernimmt, applaudierend entgegenzunehmen. Indes diesmal konnte man eine kleine Aenderung bemerken. Zweihundert Neuparlamentarier — also 1/3 der Gesamtvertretung — hat die vox populi in das Palais Bourbon geschickt. Schon dieses nach außen veränderte Bild bot der Neugierde reichlichen Stoff. Und da auch die älteren Semester der Volksvertretung es sich nicht versagten, an der Parade teilzunehmen, so genoß man das Schauspiel der großen Tage: Sitze vollbesetzt, Tribünen vollbesetzt, Herren im Zylinder und mit Diplomatengesichtern und Damen mit jenen Toiletten von ausgewählter Eleganz, wie sie die Pariserinnen zu tragen verstehen. Alles da, alles, ausgenommen die im politischen Gefühl wühlende Debatte. Auch einige kleine Zwischenfälle. Abbé Lemire, der Abgeordnete von Hazebrouck, z. B. verläßt seinen ehemaligen Sitz auf der Rechten und nimmt beim linken Republikanerzentrum Platz. Die gesamte Linke applaudiert, und der Royalist Baudry d'Asson, das bekannte enfant terrible des Halbmondsaals, erhebt Protest und macht Skandal. Die Huissiers müssen den alten, aufgeregten Herrn an seinen Platz zurückführen. Abbé Lemire, der auch schon von einigen deutschen katholischen Blättern scharfe, und, wie mir scheint, ungerechtfertigte Angriffe erfuhr, steht auf streng republikanischem Boden. Wenn er nun weiter nach links sitzt, so hat er reichliche Gründe dafür. Die Konservativen mit ihrer bekannten Fiasko-Taktik warfen ihm bei den letzten Wahlen alle erdenklichen Querhölzer in den Weg; er verdankt seine Wahl ausschließlich den Republikanern.

Die Rede des Alterspräsidenten Passy resümierte denselben Gedanken, den wir schon in Nr. 19 der „Allgemeinen Rundschau" zum Ausdruck gebracht haben: „Es hat sich ein Wechsel des politischen Geistes vollzogen .... Die (Versöhnungs-) Rede des Ministerpräsidenten von Périgueux steht zur Tagesordnung." Innerpolitisch interessant sind die Wahlresultate zum provisorischen Präsidium. Brisson, der Nestor des Radikalismus, der in der Wahlschlacht hart ins Gedränge kam, figurierte als einziger Kandidat. Die 332 Stimmen, die ihm zum präsidialen Sitze verhalfen, sind freilich keine erkleckliche Mehrheit, wenn man bedenkt, daß die Kammer 597 Sitze zählt. Allerdings haben sich die 75 geeinten Sozialisten der Abstimmung enthalten. Diese typische Manifestation richtete sich weniger gegen Brisson als gegen das Kabinett. Charakteristisch sind auch die Stimmenziffern, die dem gemäßigt-radikalen Kolonialpolitiker Etienne und dem extrem-radikalen Wechselagenten Berteaux zu den Stühlen des Vizepräsidiums verhalfen. Der erstere erhielt 339 Stimmen, während der letztere sich mit 296, also mit nicht einmal der Hälfte der Delegiertenzahl begnügen mußte. Damit ist gleich zu Beginn der Kammersitzungen der Beweis erbracht, daß für den Combismus in der kommenden Aera kein fruchtbarer Boden mehr vorhanden ist. Das Sektierertum darf sich den Grabstein setzen.

Dem Regierungsprogramm sah man in politischen Kreisen mit großer Spannung entgegen. Endlich ist es nach einem Dutzend mühevoller Ministerratssitzungen in seinen Grundzügen bekannt gegeben worden. Das Kabinett ist entschlossen, zunächst den Wahlreformentwurf zur Diskussion vorzulegen. Die Arrondissementswahl soll durch ein Listenskrutinium auf erweiterter Basis ersetzt, die Minderheit auf dem Wege der Verhältniswahl zur Geltung gebracht, die vierjährige Mandatszeit in eine sechsjährige umgewandelt und je ein Kammerdrittel alle zwei Jahre erneuert werden. Die Tatsache, daß die Regierung die Wahlreform von der Verwaltungsreform trennt, ist anzuerkennen und beweist den ernstlichen Willen, das politische Leben in gesundere Bahnen zu lenken. Es erscheint uns aber sehr fraglich, ob das Projekt des Ministerpräsidenten in seiner jetzigen Form zur Annahme gelangt. Die auf das Beispiel des Senats gestützte teilweise Erneuerung der Kammer und die Mandatsverlängerung rufen begründete Bedenken wach. Es bleibt auch abzuwarten, ob sich im Palais Bourbon nicht eine



Mehrheit findet, die sich kurzweg für die Verhältniswahl und nicht allein für die der Minoritäten bekennt. Die Verwaltungs- und Justizreform wird in einem eigenen Projekt, das dem Unterhaus im Oktober zugeht, behandelt. Das ist zweifellos logisch. Hinsichtlich der Finanzreform stützt sich der Ministerpräsident auf das von der Kammer bereits adoptierte progressive Einkommensteuergesetz. Er ist jedoch als kluger Taktiker und Interpret der herrschenden Volksstimmung zu Zugeständnissen bereit, die das Oberhaus stelbstverständlich zu fordern nicht ermangeln wird. Der Entwurf des Ministers Lapeyère zur Flottenreorganisation ist vom Kabinett wieder aufgenommen und ebenso das Beamtenstatut in fast unveränderter Form, das Briand als Justizminister schon unter Clémenceau ausgearbeitet hat. Bezüglich der angestrebten Sozialreform fehlt vorläufig ein klares Bild. Es handelt sich hier um mehrere Entwürfe, die den Kollektivkontrakt der Arbeit, den Arbeiterkredit und die Teilnahme der Arbeiter am Reingewinn ins Auge fassen. Was die sogenannten Laiengesetze betrifft, so ist vom bekannten und gerade von den Combisten eifrigst vertretenen Vorschlag, die Schule staatlich zu monopolisieren, abgesehen worden. Das ist freudig zu begrüßen. Anderseits werden gesetzliche Maßnahmen in Aussicht gestellt, welche die Staatsschulen vor Angriffen schützen und die Privatschulen hinsichtlich der Kompetenz des Lehrerpersonals und der Lehrmittel unter Staatsaufsicht stellen. Diese letztere Kontrolle soll sich im gemeinsamen Zusammenwirken der Familien und der akademischen Autorität vollziehen. Auch hier muß sich die Kritik zunächst reserviert verhalten, bevor die Bestimmungen in ihrem Wortlaut bekannt sind. Der Pariser „Temps“, das vornehmste Republikanerblatt Frankreichs, äußert sich inzwischen wie folgt dazu: „Alle Republikaner, die am Prinzip des Laienstaates festhalten und Feinde der Intoleranz sind, können diese Grundzüge des Regierungsentwurfs nur gutheißen. Zweifellos bedarf die Staatsschule des Schutzes, aber sie muß sich auch selbst verteidigen, indem sie Vertrauen einflößt und die Achtung herausfordert. Es wird der Republik zur Ehre gereichen, die Fehler auszumerzen, die das Ansehen unseres öffentlichen Unterrichts bisher mißkreditiert haben.“

Das Regierungsprogramm ist sehr umfangreich. Eine Legislaturperiode wird nicht ausreichen, es zu verwirklichen.

Wenn die Reben blüh'n.

Es ruht von Götterhuld ein Hauch
Auf diesen goldnen Tagen,
Voll Knospen steht der Rosenstrauch,
Die Nachtigallen schlagen.
In weicher Luft
Schwebt Rebenduft,
Vom Sommerwind getragen.

So weit des Stromes Wellen zieh'n,
Herrscht Lust und heitres Leben,
Die Schiffe gleiten stolz dahin,
Von Wimpelzier umgeben.
Am grünen Rhein
Blüht nun der Wein,
Es duften süss die Reben.

Das ist des Jahres schönste Zeit,
Der jedes Herz gewogen,
Wenn von den Hängen weit und breit
Kommt Rebenhauch gezogen.
Das ganze Tal
Ist allzumal
Erfüllt von Düftewogen.

Zieht erst der Herbst den Rhein entlang,
Dann gibt es was zu proben.
Glück auf mit Sang und Becherklang,
Der Segen kommt von Oben.
Wenn ein Komet
Am Himmel steht,
Wird man den Jahrgang loben!

Josefine Moos.

Zum Streit um das Christentum in der protestantischen Landeskirche Bayerns.

Die Verhandlungen der protestantischen Steuersynode in Bayern r. d. Rh., welche am 24. Mai in Ansbach eröffnet wurde, finden in weiteren Kreisen Beachtung, weil bei dieser der bekannte Hirtenbrief des Oberkonsistorialpräsidenten D. Dr. von Bezzel zu eingehender Besprechung gelangte. Der Führer der liberalen Minderheit in der Abgeordnetenkammer, Dr. Casselmann, Oberbürgermeister von Bayreuth, konnte es sich nämlich nicht versagen, wegen dieses Hirtenbriefes in der Generaldebatte einen ungemein heftigen Angriff gegen den Herrn Präsidenten zu richten. Bezeichnend ist, daß die „Münchner Neuesten Nachrichten“ ihren darauf bezüglichen Artikel mit der Ueberschrift versehen: Casselmann—Bezzel.

Den Angaben liberaler Blätter wie der „Fränkischen Zeitung“ und der „Augsburger Abendzeitung“ zufolge führte Dr. Casselmann am 25. Mai aus: Es sei zu bedauern, daß mit größeren Forderungen an die Konfessionsgenossen herangetreten werde in einem Augenblick, in welchem es in unserer Landeskirche so stark gäre; die Ursache dieser Gärung sei der vom Herrn Präsidenten des Oberkonsistoriums herausgegebene Erlaß, welcher von der Behörde, an deren Spitze der Präsident stehe, nicht signiert gewesen sei, wie dies doch die durch die zweite Verfassungsbeilage geregelte Stellung desselben verlangt hätte. Im Korrespondenzblatt der evangelisch-lutherischen Geistlichen vom 23. Mai sei das Glaubensbekenntnis der dissentierenden Geistlichen dargestellt vom Kapitel Weiden. Ein Kapitel unserer Landeskirche erdreiste sich, ein solches Pamphlet zu veröffentlichen. Ihm fehle der parlamentarische Ausdruck, wenn man den Herren Geyer und Rittelmeyer ein solches Glaubensbekenntnis an die Rockschöße hänge und so die Volksseele kochen machen wolle. Daß die Dinge einen solchen Weg genommen, schade mehr als alle Agitation von sozialdemokratischer Seite. Der Präsident möge in bezug auf seine Ratgeber so vorsichtig wie möglich sein und auch auf die hören, die auf anderem Standpunkte stehen. Der Kampf mit dem Modernismus sei mit dem evangelischen Geiste nicht vereinbar. Die Antwort auf die Frage des Oberkonsistorialpräsidenten, welche Gerüchte über seine Ratgeber umgingen, lehnte Dr. Casselmann für die öffentliche Sitzung ab, privatim wolle er sie erteilen.

Der Oberkonsistorialrat D. Dr. von Bezzel erwiderte: Er sei nach Antritt seines Amtes wiederholt von manchen zu Kundgebungen aufgefordert worden, man habe schließlich an seinen persönlichen Mut, seine amtliche Ehre, seine Amtsbefugnis appelliert. Er habe gewußt, was ihm als Diener seiner Kirche obliege. Behauptungen wie die, auf welche die ihm eben erst bekannt gewordene Kundgebung aus Weiden anspiele, Jesus sei ein Sohn Josephs und der Maria, er ist nicht auferstanden, wird nicht wiederkommen, seien ihm wiederholt in seinem Amtszimmer entgegengehalten worden. Nicht allein aus jenem Appell an ihn, sondern aus einer sehr gründlichen Erwägung der Lage seien drei Entwürfe geflossen, deren einen er mit der Bitte um ihren Rat den Mitgliedern seines hohen Kollegiums vorgelegt habe. Die liberale „Preußische Kirchenzeitung“ billigte sein kirchenregimentliches Vorgehen vollkommen. Auf eigene Gefahr, wenn auch ermächtigt vom Oberkonsistorium, habe er den Erlaß hinausgehen lassen. Nach dem Bericht des „Bayerischen Volksfreund“ versicherte der Präsident auch, ein nicht unbekannter Kirchenrechtslehrer habe sein Vorgehen durchaus gebilligt. Der „Fränkischen Zeitung“ und der „Augsburger Abendzeitung“ zufolge erklärte er weiter, es sei ihm schlechthin unmöglich, zu sagen, er werde künftig eine solche Kundgebung unterlassen, das hieße ihn in seiner Persönlichkeit strangulieren, ihn als Christ und Charakter unmöglich machen. Die beiden Nürnberger Geistlichen seien ihm als sittlich ernste, gewissenhafte, in ihrer Theologie überall auf zentrale Wahrheiten zurückgehende Männer hochachtbar. Uebrigens wisse niemand, welches Gefolge durch ihr Vorgehen gezeitigt werde, darum habe er geglaubt, seine warnende Stimme erheben zu müssen. Wenn in unserer Kirche der ungereifteste Subjektivismus zu Markte getragen werden dürfte, wenn unsere Gemeinden das corpus vile sein müßten, an dem die Unerfahrensten herumsezieren dürften, dann wäre ihnen der schlechteste Dienst getan. Man werde nicht erwarten können und dürfen, daß er vom Rundschreiben auch nur ein Jota zurücknehme. Er stehe auf dem ganzen Tenor des Bekenntnisses mit allem, was er sei und was er vermöge. Nie werde er dazu schweigen, wenn unsere Landeskirche allmählich der Sprechsaal würde, in dem die einzelnen Meinungen hin und her schwirren und die Gemeinde steht dabei und verblutet. Er verspreche, daß er in der Stunde, wo sein Weggang für die Kirche zu neuem Aufatmen diene, seiner Wege gehen werde. Aber von der Wahrheit, die er erkennt und die er beschworen und die ihn hindurchgerettet, werde er nicht lassen bis in den Tod!

Der Vorsitzende der Steuersynode, Bankdirektor Freiherr von Pechmann, versicherte, es sei unter dem Eindruck der gehörten Worte seine Absicht gewesen, die Sitzung aufzuheben, und konstatierte, daß niemand unter den Anwesenden sei, der wünschen möchte, daß der Mann von seinem hohen Amte entfernt werde, der eine Zierde

desselben sei. Es wäre nicht möglich, mit Erfolg zu verlangen, daß die Steuersynode Steuern bewilligt und es verwehrt, sich über die Kirche, für die sie bewilligt werden, offen und frei auszusprechen. Wäre eine solche Debatte jetzt nicht gestattet worden, so wäre sie sicher bei der Beratung über den Dispositionsfonds gekommen.

In der Sitzung vom 26. Mai erklärte Kirchenrat Naegelsbach aus Erlangen: War der Präsident von der Ueberzeugung durchdrungen, daß Lebensinteressen unserer Kirche bedroht seien, dann mußte er so handeln, wie er getan hat. Gewiß gehen wir Evangelischen anders vor als die Katholiken, aber einen unantastbaren Heilsbesitz muß doch jede Kirche haben, sonst hört sie auf, Kirche zu sein. Das Glaubensbekenntnis in der Weidener Erklärung werde ja nicht den beiden Nürnbergern untergelegt, sondern der modernen Theologie überhaupt, bei der tatsächlich schon solche Aeußerungen gefallen sind. Die Modernen sollen einmal selbst eine übersichtliche und deutliche Zusammenstellung ihrer Lehren geben. Es muß eine Grenze geben, über die hinaus eine Verschweigung oder Zurückstellung gewisser Wahrheiten nicht gehen darf. Dr. Casselmann behauptete, die Bemerkungen des Präsidenten über die Entstehung seines Erlasses gäben Anlaß zu der Annahme, als seien hier Ratgeber gewesen, welche die Milde des Präsidenten, die er bei der Generalsynode betätigte, in der Praxis in Strenge umwandeln wollten. Er möchte dem Herrn Präsidenten das Wort zurufen: „Gott behüte mich vor meinen Freunden!" Die Frage, ob derselbe zur Herausgabe eines solchen Erlasses formell befugt war, müsse er auf Grund von § 11 des Anhangs der zweiten Verfassungsbeilage entschieden verneinen. Auch er wolle nicht, daß die Kirche zu einem Sprechsaal werde, wo jeder lehren darf, was er will; aber es müsse doch so viel Freiheit sein, daß auch dem Nachbar Licht und Luft zukomme. Von den drei Dekanen, welche noch das Wort ergriffen, stellte sich nur einer auf die Seite der Nürnberger Geistlichen, versicherte aber, er sei weit davon entfernt, einer schrankenlosen Lehrfreiheit das Wort zu reden oder das Aufsichtsrecht der Kirchenbehörde über die Lehre zu bestreiten, in der Anwendung von Zwang liege jedoch eine Gefahr; ein anderer stellte klar den Satz auf: „Wollen wir den noch haben, der vom Vater in Ewigkeit geboren ist oder nicht? Das ist der Kern der Frage." Dann sprachen drei weltliche Vertreter; der Landtagsabgeordnete Beckh wies auf die große Zahl derer hin, die dem Erlaß des Präsidenten freudig zugestimmt haben; Bürgermeister Auernhammer von Treuchtlingen bekannte: „Wir einfachen Christen bedauern den Zwiespalt der Geistlichen, wir halten fest am Glauben unserer Väter, wir haben zum Herrn Präsidenten ein unerschütterliches Vertrauen; der Landtagsabgeordnete Soldner warf die Frage auf: Was sagen die Andersgläubigen zu solcher Verwirrung bei uns? Wie will man dabei Heidenbekehrung treiben? Er fand sehr scharfe Worte gegen die Modernisten. Zuletzt gab Oberkonsistorialpräsident D. Dr. von Bezzel wiederum Erklärungen ab. Wenn die Modernen fortwährend mit mitleidigem Lächeln auf die sogenannten Alten herabschauen, so könne man nur sagen: Wir verzichten auf solches Mitleid. Wir müssen nicht immer als die Rückständigen, als die Zeloten hingestellt werden, die den Frieden stören. Er persönlich sei dem Herrn Dr. Casselmann dankbar, daß er die ganze Frage zur Diskussion gebracht habe. Es gebe eine goldene Rücksichtslosigkeit und er gratuliere dem Herrn Oberbürgermeister, daß er über einen Fonds dieser goldenen Rücksichtslosigkeit verfüge. Sein Erlaß sei auch von dem weltlichen Herrn Oberkonsistorialrat als völlig einwandfrei bezeichnet worden. So gut der Präsident von Oberfranken Erlasse hinausgebe, so gut habe der Präsident des Oberkonsistoriums das Recht, sich persönlich an die Geistlichen zu wenden. Er habe zwei Exemplare des Erlasses dem Referenten des Ministeriums vorgelegt und ein Exemplar für eine noch höhere Stelle bestimmt, aber es sei nichts Anstößiges darin befunden worden. Wenn also die berufenen Kronwächter nichts hinter dem Erlaß finden, was gegen das Recht verstoße, so wundere er sich, daß jetzt ein sehr verehrter Herr eine privatio juris publici darin erblicke. Die Legende, daß er bei seinem Erlaß in nicht zu billigender Weise beeinflußt worden sei, möge man endlich totschlagen. Es sei ein Vollmaß tragender Liebe geleistet worden. Wo aber ein Aergernis für die Gemeinde gegeben ist, muß das Kirchenregiment einschreiten, das Gegenteil wäre Pflichtversäumnis. Solange er noch glaube, der Sache nützen zu können, solle man ihn nicht zurückweichen sehen vor der Gefahr.

Die auf den Zweck der Steuersynode bezüglichen Verhandlungen haben bisher ein Ergebnis geliefert, mit welchem die protestanische Kirchenregierung wohl sehr zufrieden sein wird. Die Generaldebatte jedoch führte zu scharfen Kundgebungen in der Presse. So sagt das Kapitel Weiden in der „Augsburger Abendzeitung" Nr. 147 S. 3: „Wir überlassen es der Oeffentlichkeit, ob sich nicht Dr. Casselmann mit dieser Ausdrucksweise eines Tones bedient hat, der von den sonst unter gebildeten Männern in ernsten Dingen üblichen Umgangsformen erheblich abweicht. Wir behalten uns aber vor, das sogenannte „Pamphlet" insbesondere das „äußerst rohe" Glaubensbekenntnis weiteren Kreisen bekannt zu machen, damit jedermann selbst urteilen kann, was von den Beschimpfungen zu halten ist, welche sich Dr. Casselmann uns gegenüber gestattete. Auf seine sonstigen Aeußerungen über das, was mit evangelischem Geiste vereinbar oder nicht vereinbar sei, haben wir keinen Anlaß einzugehen, weil wir ihn in Sachen theologischer Erkenntnis und religiösen Lebens nicht als einen kompetenten Beurteiler ansehen können." Nachdem anfangs der vorigen Woche im protestantischen, während der letzten Jahre der Mittelstandspartei und den Konservativen zugeneigten „Bayerischen Volksfreund" ein Geistlicher die noch dazu bei den Haaren herbeigezogenen Invektiven Dr. Casselmanns und sein ganzes Auftreten auf der Steuersynode getadelt hatte, ließen am folgenden Tage mehrere Stimmen in ähnlichem Sinne sich vernehmen. So wurde diesem Blatt geschrieben: „Mit Erstaunen haben alle nicht eingeweihten Kreise von dieser Diskussion gelesen, zu der unserer Steuersynode jeglicher Kompetenz abgeht. Es muß gegen diesen Mißbrauch der ihr übertragenen Befugnisse mit allem Ernst Protest erhoben werden. Insonderheit hat es sich die Partei der Linken am Münchener Schrannenplatz zur Aufgabe gemacht, gemeinsam alle negativen, auflösenden Tendenzen unserer gärungsvollen Zeit zu unterstützen und zu fördern und dem gegenteiligen Bemühen der Regierung möglichst viele Prügel in den Weg zu werfen. Und diese Art von parlamentarischer Tätigkeit hat der Bayreuther Vertreter nun auch in der kirchlichen Körperschaft unserer Steuersynode einführen zu müssen geglaubt, indem er dem verehrten Präsidenten unserer Landeskirche wegen seines so dringend nötigen, von allen nicht mit dem Bekenntnis Zerfallenen freudigst begrüßten Hirtenbriefes in einer Weise Vorhalt tat, als hätte er einen — nun sagen wir, einen Minister vor sich, an dem bekanntlich jeder liberale „Politiker" ungestraft sein Mütchen kühlen darf." Die dritte Zuschrift im genannten Blatte beginnt: „Eine unerhörte Beleidigung protestantischer Pfarrer hat sich der liberale Abgeordnete Casselmann während der Ansbacher Steuersynode erlaubt" mit der Behauptung, viele hätten die Dankadresse an den Herrn Präsidenten notgedrungen unterzeichnet. Am Schluß wird gesagt: „Die Vorgänge bei der Steuersynode liefern wieder den Beweis dafür, wie wenig Verständnis für Gewissensnot der positiv Gerichteten, für kirchlich heiligen Ernst und heiße Liebe zur evangelischen biblischen Wahrheit im politisch-liberalen Lager zu finden ist."

Ein bezeichnendes Licht auf die von liberalen Zeitungen und Politikern sozusagen gewerbsmäßig betriebene Hetze gegen den derzeitigen Kultusminister Dr. von Wehner und zugleich auch auf die oft versuchte Unterstellung, die Protestanten in Bayern hätten Grund, mit ihrer Behandlung durch den Staat irgendwie unzufrieden zu sein, wirft ein Vorgang in der feierlichen Schlußsitzung der Synode, über welche die liberale „Augsburger Abendzeitung" vom 3. Juni (Nr. 183) berichtet: Vorsitzender Frhr. von Pechmann: Aufrichtigen Dank zolle er der hohen Staatsregierung, dem Ministerium für Kirchen- und Schulangelegenheiten. Durch die Berufung des Oberkonsistorialpräsidenten von Bezzel zu seinem wichtigen Amte habe Minister von Wehner bewiesen, mit welchem Interesse und mit welcher Hingebung er auch in bezug auf unsere Landeskirche seines Amtes walte, und wie ihm alles daran gelegen sei, den besten Mann an die Spitze der Landeskirche zu stellen, dessen Devise sei, daß er sich im Dienste seiner Kirche verzehre.

Gegen den Schmutz in Wort und Bild.

Auch der Sächsische Landtag hat sich unlängst eingehend mit der Bekämpfung des Schmutzes in Wort und Bild beschäftigt. In Uebereinstimmung mit der I. Kammer beschloß die II. Kammer am 3. Mai 1910 einstimmig, zwei bezügliche Petitionen des Volksbund (Berlin) und des freimaurerischen Vereins „Fürsorge" in Dresden der Regierung zur Erwägung zu überweisen. Der Volksbund verlangt, daß im Interesse der deutschen Jugend eingeschritten werde gegen die öffentliche Auslegung von Bildern und Schriften, die, ohne der Kunst und Wissenschaft zu dienen, lediglich darauf berechnet seien, die Sinnlichkeit zu reizen. Auch gegen Kinematographen und Mutoskope, die denselben Zwecken dienten, möge vorgegangen werden. Der Verein „Fürsorge" strebt an, daß der Verkauf oder wenigstens die Auslage und Anpreisung sittenverderbender und die Phantasie der Jugend krankhaft verbildender Schund- und Schmutzschriften verhindert werde. In der Debatte mußten die Vertreter aller Parteien die Größe des Uebels zugeben. Aber wenn der Nationalliberale Posern und der Freisinnige Dr. Dietel glauben, daß man ohne die Hilfe der Polizei und der Justiz des Uebels Herr werden könnte, werden sie bald blaue Wunder erleben. Posern meinte, man müsse das Volk und die Jugend gegen solche schädliche Einwirkungen „immunisieren". Da wird man schließlich auch den Handel mit Giften freigeben und sich darauf beschränken müssen, die Käufer gegen die Wirkung der Gifte immun zu machen. Dietel empfahl sogar, „anstößige Schriften" ab und zu in der Schule mit den Kindern durchzusprechen, um ihnen den Abscheu vor denselben beizubringen, ein Experiment, vor dem Staatsminister Dr. Beck mit Recht ernstlich warnte. Sehr bemerkenswert war die Feststellung des Sozialdemokraten

Keimling, daß bei dem 18½ jährigen Dienstknecht Heinze, der im Oktober 1909 im Schonergrund bei Dresden den Fleischerlehrling Höch ermordete, außer einer größeren Anzahl Schundromanhefte auch Hefte mit dem Titel „Die Schönheit des weiblichen Körpers" gefunden wurden, die ein Mitknecht ihm geschenkt hatte. Den Schwärmern für den modernen Nacktkultus und seine buchhändlerische Ausbeutung sollte auch dieser Fall zu denken geben. Der Konservative Dr. Schanz sprach unter dem Beifall der Rechten ein offenes Wort über die Ausartung der heutigen „Witzblätter". Er führte aus, leider seien auch eine recht große Anzahl unserer früher ganz guten Witzblätter auf einen sehr bedenklichen Weg nach der Schundliteratur hin gekommen. Unter dem Deckmantel eines geistreichen Witzes oder der sogenannten modernen Zeichen- und Skizzierkunst würden Dinge in die Welt hinausgeschickt, die keineswegs mehr zu einem normalen Ansehen geeignet seien, und die immer und immer wieder als Schundliteratur bezeichnet werden müßten. Auch diesen Dingen — und möchten sie in den höchsten Gesellschaftskreisen beliebt sein oder gelesen werden — müsse man unter allen Umständen mit Energie entgegentreten.

Die Brüsseler Weltausstellung.

Von Peter Wirtz, Brüssel.

II.

Die deutsche Abteilung auf der Brüsseler Weltausstellung, an deren Besichtigung wir nunmehr herantreten, war für die meisten Belgier eine Entdeckung. Allzusehr unter französischem Einfluß stehend, hat man hierzulande deutsches Können und deutsche Leistungsfähigkeit nie hochgeschätzt. Gerade aus diesem Grunde aber war es für Deutschland notwendig, auf dem diesjährigen Weltmarkt in ganz hervorragender Weise vertreten zu sein. Und dieses Ziel wurde erreicht. Als es sich seinerzeit darum handelte, in Brüssel auszustellen, zeigten die deutschen und namentlich die rheinisch-westfälischen Großindustriellen nur wenig Lust, abermals eine Weltausstellung zu beschicken. Sie wähnten, und jedenfalls nicht ganz mit Unrecht, daß derartige Beteiligungen sich sehr kostspielig gestalten, nicht immer aber das ausgegebene Geld wieder einbringen. Demgegenüber war aber die deutsche Regierung der Ansicht, eine starke Beteiligung sei erwünscht, um deutsches Wissen und Schaffen in Belgien zu größerem Ansehen zu bringen und die wirtschaftliche Annäherung immer mehr zu fördern. Als dann der Reichskommissar Herr Geheimrat Albert und der Vorsitzende des deutschen Ausschusses, Kommerzienrat Ravené, an die Opferwilligkeit der Großindustriellen appellierte, fanden sie williges Gehör und schließlich waren die Anmeldungen so zahlreich, daß trotz der 35000 Quadratmeter Gelände, über die Deutschland verfügt, nicht alle berücksichtigt werden konnten.

Die äußerst starke Beteiligung bewog Deutschland dazu, im Ausstellungswesen einen neuen Weg einzuschlagen. Bisher hatte man nämlich auf Weltausstellungen nur Repräsentationshäuser gebaut und sie mit künstlerischem Luxus ausgestaltet, die verschiedenen Industrien aber in die internationalen Hallen verwiesen. In Brüssel hat Deutschland den gesamten Umfang seiner Beteiligung in einem zusammenhängenden Komplex von Gebäuden vereinigt. „Wir haben", so sagte der Reichskommissar beim Empfang der Presse, „unsere gesamte deutsche Abteilung zusammengefaßt in eigene Bauten, und wir haben für sie einen eigenen technischen Betrieb eingeführt, der uns die erforderliche Kraft, Elektrizität, Dampf usw. liefert. Was haben wir damit gewollt? Wir haben durch unsere Bauten ein Stück deutsches Wesen, in unserer Architektur, in der Errichtung eines deutschen Heims geben wollen, und wir haben einen eigenen Betrieb eingerichtet, weil dadurch der Aufbau einer großen Maschinenhalle ermöglicht und bedingt wurde, . . . die sich, wie unsere Abteilung überhaupt, auf eigene technische Betriebsanlagen stützt und dadurch in ihrer Gesamtheit ein abgerundetes Ganzes bildet."

Heute sehen alle Besucher ein, wie richtig und praktisch es war, das ganze ausstellende Deutschland so zu gruppieren, zumal es der bekannte Münchener Architekt Professor Emanuel Seidl fertig gebracht, mit dem sonst üblichen banalen Ausstellungsstil zu brechen und der deutschen Abteilung ein architektonisch sehenswertes Heim zu schaffen. Er hat dafür den in München und Umgegend vielfach üblichen Stil der Anlehnung an die moderne Weiterentwicklung des Barocks gewählt. Ueber den architektonischen Wert des Ganzen dürften die Meinungen auseinandergehen, jedenfalls zeigt aber der Bau ein charakteristisches Gepräge und große künstlerische Eigenart.

Wir beginnen unseren Rundgang in Deutschland mit der Halle für Raumkunst und Kunstgewerbe, die von außen in edlen Formen gehalten ist. Sie wurde nach dem Entwurf von Prof. Bruno Paul, Berlin, ausgeführt von der Allgemeinen Hochbaugesellschaft Düsseldorf und Brückenbau Flender, Benrath. Namhafte Innenarchitekten haben hier die deutsche Raumkunst zu gebührender Geltung gebracht. Nicht weniger als 46 mit erlesenem Geschmack ausgestaltete Innenräume erblicken wir da. Der Repräsentationsraum ist in Weiß und Gelb gehalten; den Stuckzierat entwarf Wackerle; um denselben haben wir Bildersäle, im linken Flügel einen Rathaussaal, ein Trauzimmer, Offizierskasino. Weiter rückwärts teilt ein Gang das Gebäude in zwei Teile; auf der einen Seite sehen wir neben höchst eleganten auch einfachere Wohnräume, auf der anderen einen Konfektionsraum von Veil-München, einen kleinen Saal von Orlik und in der Ecke Räume für ein Sanatorium. Im Mittelraum bergen einzelne Kojen kleinere Ausstellungen, wie Porzellan und Keramik, Metallwaren, Edelmetalle. Wir gelangen darauf in einen Flur, wo sich eine Plastik von Hahn (München) zeigt, und treten nunmehr in die Halle für Unterrichtswesen. Sie enthält die von Preußen, Sachsen und Hamburg veranstaltete Unterrichtsausstellung. Man zeigt uns da zwei vollständig ausgestattete Klassenzimmer mit einer Bibliothek für Unterhaltung und Belehrung der Schüler und einer zweiten für Fortbildung der Lehrer. Für Geographie und Physik ist ein besonderer Raum vorgesehen. Die körperliche Erziehung der Kinder wird mit Turnen, Spiel und Sport vorgeführt; auch Kindergärten, Speiseanstalten und Unterricht für Blinde und Taubstumme wurden nicht vergessen. Den Abschluß dieser Sektion, die unter Leitung des vortragenden Rats im Kultusministerium, Dr. Mosch steht, bildet das Sprechzimmer eines Schularztes mit sämtlichen Vorrichtungen für Gesundheitspflege. Höchst imposant nimmt sich das Ganze aus, und das deutsche Unterrichtswesen nötigt allen Besuchern Bewunderung ab. An die Abteilung schließen sich die für Optik und Mechanik, für Buchgewerbe und Photographie, endlich für Elektrizität an.

Die Fortsetzung der Halle für Unterrichtswesen nach der Tiefe bildet die Allgemeine Industriehalle, deren Eisenkonstruktion die Firma Breest & Cie. ausgeführt. Die Innenarchitektur besorgte Walter-Berlin. Wir bemerken da zwei Gruppen von Professor Feuerhahn und ein großes Dekorationsgemälde von Professor Vogel. Die Industriehalle gliedert sich in folgende Einzelgruppen: Schwere Eisenindustrie, Kleineisen, Luftschiffahrt, Automobile und Automobil-Hilfsindustrien, Musikinstrumente, Sprengstoffe, Schreibmaterialien, Spitzen, keramische Erzeugnisse, Nahrungsmittel, Spielwaren, Parfümerien usw. In hellem Lichte ausgestellt geben sie in den reichgegliederten Hallen mit schwarzem Säulenwerk, das von den weißen Fassaden absticht, beredtes Zeugnis von deutschem Fleiß.

Im Grundriß der Hallen folgt nunmehr die Ingenieurhalle mit ihren schlanken Säulen, entworfen von Professor Peter Behrens und ausgeführt von der Allgemeinen Hochbaugesellschaft Düsseldorf. Sie enthält eine vom Ministerium der öffentlichen Arbeiten veranstaltete Sammelausstellung aus dem Gebiete des Wasserbaues. Es finden sich hier Zeichnungen, Pläne und Druckschriften über hydrographische Arbeiten, Nivellements, Pegelwesen, Darstellungen bedeutender Talsperren, Flußregulierungen, Kanalbauten, Hafenanlagen. Der Norddeutsche Lloyd ist in hervorragender Weise vertreten, und zahlreiche Besucher bleiben stehen vor den Modellen der Dampfer „Kronprinzessin Cecilia", „Washington" und den Maschinen eines größeren Postdampfers. Die vom Verein deutscher Ingenieure eingerichtete Sammelausstellung verdient die Aufmerksamkeit aller Fachleute.

In den drei nunmehr folgenden Hallen ist die deutsche Maschinenindustrie in einer Weise vertreten, wie es bisher in einer deutschen Abteilung auf einer internationalen Ausstellung noch niemals der Fall gewesen ist. Auf diesem Gebiete sind große Industriezweige in abgerundeter systematischer und hervorragender Weise vorgeführt. Die Hauptmaschinenhalle, die Professor Martin Duelfer-Dresden entworfen, enthält Hütten- und Walzwerkseinrichtungen, Metall-, Holz- und Lederbearbeitungsmaschinen. In der Halle für landwirtschaftliche Maschinen hat unter anderen die bekannte Firma Lanz in Mannheim vermocht, in wenigen Tagen eine tausendpferdige Lokomobile fix und fertig zu montieren. Die Kraftmaschinenhalle zeigt uns die Kraftmaschinen, Dynamomaschinen, Pumpen. Sie werden für

die Kraft- und Stromerzeugung ausgenutzt; ihre Gesamtstärke beläuft sich auf 21000 Pferdekräfte. Die drei Maschinenhallen weisen eine Gesamtoberfläche von 11000 qm auf. Wie es sich geziemt, haben sie architektonisch mächtige Formen. Zwei dekorative Nebenbauten sind mit einem schmalen Dachsims verbunden, über das sich die Stirnfront des Gebäudes mit schönen Rundbogenfenstern wölbt. Den Abschluß der Industriehallen bildet die Eisenbahnhalle, welche eine Sammelausstellung des deutschen rollenden Eisenbahnmaterials in sich birgt, und als eine freitragende Holzkonstruktion nach Professor Behrens' Entwurf (patentiertes System Hetzer) in weitem Bogen den Raum überspannt.

In einem rechtwinkligen Vorbau zwischen der Maschinenhalle und der Industriehalle thront das Deutsche Haus. Vier Seitenkonstruktionen des Zentralbaues laufen in der Mitte in der Form eines römischen Kreuzgewölbes zusammen, aus dem der Glockenturm harmonisch herauswächst. Den einen Seitenbau schmückt ein auf schwarzen Säulen ruhender Balkon, der einen reizenden Ueberblick gewährt, und auf welchem am Eröffnungstage König Albert dem Reichskommissar sagte: „Man sieht hier, wie fertig Sie sind und wie unfertig die anderen.“ Zwei zarte Farbenwirkung verratende Gemälde von Professor Walter Georgis-Karlsruhe schmücken den Flur des deutschen Hauses, in dessen Erdgeschoß der weite Empfangssaal mit weißer Decke und dunkel bemalter Wand sich vor uns öffnet. Wir sehen dort Gemälde von Julius Dietz, Fritz Erler, Adolf Hengeler, Ludwig Herterich und Friedrich August von Kaulbach. Die Wandvertäfelungen und Möbel lieferte Ballin-München. Adolf von Keller schmückte ein anstoßendes nett geziertes Damenzimmer. Im Obergeschoß kommen wir sofort, nachdem wir im Treppenhaus den Kunstbrunnen von Adolf von Hildebrand und drei mächtige Figuren von Bildhauer Karl Ebbinghaus besichtigt, in den Repräsentationssaal, der zu festlichen Empfängen dient. Die von Rudolf Herzog-Berlin ausgeführten Wandbespannungen sind in tiefem Rot gehalten, und prachtvolle, der bayerischen Königsfamilie gehörende Gobelins zieren die Wände.

Mit dem deutschen Hause durch einen Torweg verbunden ist das deutsche Weinrestaurant, das von der Aktiengesellschaft Kaiserhof in Berlin betrieben wird. Es hat in seinem architektonischen Villenstil ein gefälliges Aussehen. Wie das deutsche Haus und das Weinrestaurant, ist auch das Münchener Bierhaus das Werk Professor Seidls.

Wir wollen die deutsche Abteilung nicht verlassen, ohne einige von Belgiern über das deutsche Unternehmen gefällte Urteile wiederzugeben: „Wer nicht voreingenommen ist, kann unmöglich dem Gefühle der Bewunderung widerstehen, das einen beim Eintritt in die deutsche Abteilung überkommt,“ schreibt das katholische „Vingtième Siècle“. „Die Abteilung ist frei von jedem Nachahmungsgeist“, sagt die liberale „Etoile belge“, „und alles in derselben trägt einen durchaus germanischen Charakter, sowohl in der industriellen Macht, dem methodischen Organisationsgeiste als auch im sozialen Fortschritt.“ Bei der Eröffnungsfeier sagte der Vorsitzende des belgischen Ausführungskomitees, Baron Janssens: „Die deutsche Ausstellung offenbart die dreifache Macht des Friedens, des wirtschaftlichen Strebens und der Ausdehnung nach außen hin. Man bekommt den Eindruck, daß Deutschland heute alle Gebiete des Wissens, der Technik und der Kunst in hoher Vervollkommnung beherrscht. Die deutsche Abteilung ist ein Sieg der Arbeit.“ Höchst schmeichelhaft waren bei derselben Gelegenheit die Worte des belgischen Arbeitsministers Hubert: „Der Besucher bekommt bei der Durchwanderung der deutschen Hallen den Eindruck der Größe des Deutschen Reiches auf allen Gebieten. Die Ausstellung ist nicht nur besonders eindrucksvoll, sondern auch bewunderungswürdig in ihrer systematischen Zusammenstellung. Jede Sache befindet sich auf dem Platze, den ihr die Logik zuweist. Die Ordnung und die Durchführung sind so einheitlich, daß man glauben könnte, es nur mit einem einzigen Aussteller zu tun zu haben.“ Auch Belgiens erster Staatsbürger, König Albert, ließ es an Glückwünschen für das deutsche Komitee nicht fehlen. „Die Ausstellung,“ sagte er, „ist die ergreifende Zusammenfassung der industriellen Macht Deutschlands.“ Königin Elisabeth zeigte sich hocherfreut ob der Erfolge ihrer Landsleute. Zu solcher Anerkennung an höchster Stelle, zu den Würdigungen offizieller Kreise und hervorragender Preßorgane kommt dann noch die Bewunderung des großen Publikums. In Restaurants, in der Straßenbahn hört man täglich Redensarten wie die folgenden: „Waren sie schon auf der deutschen Ausstellung?“ „Das muß man gesehen haben!“ „Einfach großartig!“

Sehnsucht.

Mir ist's so seltsam heut zumut! —
Ich sah, es starb das erste Gras;
Es zischt' und saust' der Sense Wut
Und schnitt der Jungfer Grün ins Blut, —
Die Sense weiss nicht, was sie tut;
Wie traurig das! . . .

Mir ist's so seltsam heut zumut!
Ich weiss: der Mai ist nun dahin,
Dann kommt gar schnell des Sommers Glut,
Und bald lenkt's über Meeresflut
Aus trautem Nest die Sängerbrut
Zum Süden hin.

Mir ist's so seltsam heut zumut! —
Weisswölklein zieh'n so hoch, so weit, . . .
Was mir im Herzen alles ruht,
Das drängt und pocht in voller Glut, —
Ob das wohl auch die Sehnsucht tut? —
Unendlichkeit! . . .

Heinz Straaten.

Vom Büchertisch.

Idealisten. Roman von M. Herbert. Verlag von J. Habbel in Regensburg 1910. Das Schicksal von Menschen, deren Wahrhaftigkeit sich selbst wie dem anderen gegenüber, und deren Treue für das als gut Erkannte so groß ist, daß sie ihr Leben lang das kampflose, mit einer Krone belohnende Glück nicht finden können, stellt uns in diesem ihrem neuesten Roman M. Herbert vor Augen. Was diese Dichterin, deren Sehen und Verstehen der Menschenseele an Tiefe und Innigkeit kaum von jemand erreicht wird, und die in ihrer pointierten, aphoristischen Sprache das feinste Werkzeug besitzt, womit sie auch uns dieses Sehen und Verstehen ermöglichen kann, aus diesem Thema gemacht hat, das hätte keiner, wer er auch sei, machen können. Nach außen hin hätte der eine oder der andere wohl mehr geschehen lassen, solchen Reichtum inneren Lebens aber kann nur M. Herbert geben. Nicht der Geist, der die Gedanken denkt, sondern die Seele, wo die Gefühle wohnen, bewahrt auf, was man hier liest: das Bild der durch Reinheit und Wahrhaftigkeit starken Ruth Waring, die „seit ihrem bewußten Leben zwischen den vielen, die ihr in ihrem gesellschaftlich bewegten Leben begegnet waren, den einen Menschen, den Großen, den Edlen, den Tapfern, Vertrauenswürdigen und Unbeugsamen suchte, dem sie den Tribut ihres ganzen, reinen und jungfräulichen Daseins zollen wollte,“ die nicht zerbricht an der Härte dessen, den sie ihrer für würdig gehalten, und das Leben auch dann noch meistert, und das Bild des anderen Idealisten Hans von Trottenburg, der Michael Kolhaas-Natur, in dessen Seele das Gefühl der Liebe auf die Dauer nicht Platz hat neben den zornigen Gedanken des unrecht Behandelten. Wenn man sich nicht gewöhnt hätte, die einzigartigen Dichtungen M. Herberts als etwas Selbstverständliches hinzunehmen, würde der Ruhm dieses Buches in aller, aller Munde sein. G. Wittmann.

Poehlmanns neue Sprachlehrkurse: „Französisch leicht gemacht — Englisch, Italienisch, Russisch leicht gemacht.“ München, Brannerstraße 13. Der durch seine Gedächtnislehre berühmt gewordene Verfasser, ein praktischer Psychologe und geschickter Didaktiker, hat in seinem Hauptwerk, wie an dieser Stelle schon berichtet wurde, bereits wertvolle Hinweise auf leichtere Erlernung der fremden Sprachen gegeben. Nunmehr sind jene aus der Praxis erwachsenen Regeln und Lehrgänge separat erschienen, so daß sie leichter zugänglich, verständlicher und übersichtlicher werden. Dem Lernen der Vokabeln wurde der bekannte psychologische Grundsatz, daß unser Geist immer versucht, stufenweise vom Bekannten zum Unbekannten zu gehen, zugrunde gelegt. Poehlmann hat hierfür einen praktischen Schlüssel gefunden, ebenso wie für die meist schwierige korrekte Anwendung des Geschlechts. Die Anleitung gibt dem Sprachenschüler ein einfaches technisches Mittel zum Einprägen des Geschlechts, dessen Kenntnis durch den Gebrauch noch mehr erstarkt. Der Text eines jeden Kurses ist in der zu erlernenden Sprache gegeben, aber so gewählt, daß ihn der Schüler leicht verstehen kann. Der Schlüssel ist getrennt vom Text und in deutscher Sprache geschrieben. Wer Poehlmanns Gedächtnislehre studiert hat, schreitet natürlich am schnellsten vorwärts; doch ist dieses Studium nicht Voraussetzung, da jedem Sprachlehrkurs ein kurzer Auszug aus der Gedächtnislehre beigegeben ist. Es empfiehlt sich von Poehlmann (München C. 130, Brannerstr. 13) den interessanten Prospekt zu erholen. H. Böller.

Professor A. von Ruville

war zu der Hundertjahrfeier des spanischen Philosophen Balmes nach Vich eingeladen worden. Die ablehnende Antwort des Konvertiten enthält folgende charakteristische Sätze (aus dem Spanischen zurückübersetzt): . . . „Ich möchte grundsätzlich nicht aus dem Kreise heraustreten, auf den ich als Geschichtsforscher und Schriftsteller angewiesen bin. Allerdings habe ich die Gründe meiner Rückkehr zur katholischen Kirche darlegen müssen, weil sonst vielleicht mein Ansehen als Gelehrter gelitten hätte . . . Aber die Apologetik ist eine Aufgabe, die andere mit mehr Befugnis und Recht behandeln können als ich . . . Wenn ich mich jetzt darauf einließe, über religiöse Fragen Abhandlungen zu schreiben oder Reden zu halten, so würde ich mich von meiner eigentlichen Aufgabe entfernen und vielleicht heilige Pflichten verabsäumen. Daher habe ich alle Anerbieten dieser Art abgelehnt. Außerdem werde ich dieses ganze Jahr mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt sein. . ." — Die Antwort ist durchaus in dem Geist der Bekenntnisschrift v. Ruville's („Zurück zu heiligen Kirche") gehalten. Ob Herr v. Hoensbroech noch etwas daraus lernen wird?

Allgemeine Kunstrundschau.

München. Am 24. Mai starb in Bernried der große Landschaftsmaler Prof. Ludwig Willroider. Er war am 11. Jan. 1845 zu Villach geboren. Seine malerische Begabung gedieh erst in München zu voller Entfaltung. Gemälde von ihm gibt es in der Pinakothek und vielen anderen größeren Sammlungen. — Am gleichen Tage endete das Leben des Bildhauers Ludwig Gamp, der besonders für München vieles Vortreffliche geschaffen hat; unter anderm stammt der schöne Kruzifixus außen am Chor der St. Paulskirche von ihm. — Im Studiengebäude des Nationalmuseums gab es eine Ausstellung von Entwürfen zur Ausmalung des Chores der katholischen Pfarrkirche zu Pfersee; den ersten Preis erhielten der Maler Ch. Böhner-München und der Architekt Karl Grandy-Pasing. — Alte heimische Kunsttradition beweist, daß sie immer noch lebt und wirkt in dem schönen Fassadengemälde, mit dem Prof. Julius Diez das sogenannte Dreikröni-Haus am Marienplatz geschmückt hat. Es zeigt die Madonna mit dem Jesuskinde und Engeln in einer Rosenlaube. — Der interessanten Ausstellung bemalter Wohnräume, die 1909 im Augustinerstock veranstaltet wurde, ist heuer eine zweite gefolgt, die nicht minder wertvoll ist. Was unsere Dekorationsmalerei vermag, zeigt sich in überraschender Art in einer großen Reihe wirkungsvoller Innenräume von verschiedener Zweckbestimmung. Außer den Zimmern interessiert auch eine große Zahl vornehm bemalter Möbel. — Der Kunstverein brachte in den ersten Wochen des Mai eine Ausstellung amerikanischer Kunst. Sie erfüllte nur zum Teil die großen Erwartungen, die man ihr entgegenbrachte. Nur sehr wenige wirklich bedeutende und selbständige Kräfte vermögen zu fesseln, die zahlreichen Talente aber wandeln in den Wegen münchnerischer, schottischer, französischer Kunst. Religiöse Kunst war wenigstens in kleinem Quantum vertreten (u. a. durch Tanners „Jünger am heiligen Grabe"). Bildnisse gab es in Menge und von lobenswerter Qualität. Den meisten Raum nahm die Landschaftsmalerei ein, und zeigte einen bedeutenden Prozentsatz stimmungsvoller, technisch hervorragender Erzeugnisse; auch Graphik fehlte nicht, ohne jedoch besonders zu interessieren. — Nachdem man auf solche Weise in die Ferne geschweift war, erinnerte man sich, daß das Gute doch auch recht nah zu finden sei, und veranstaltete eine Sonderausstellung älterer, trefflicher Münchener Kunst. Es waren Werke Wilhelm von Lindenschmits und seiner Schule, an denen man sich einmal wieder erfrischte.

Berlin. Hier wurde die Allgemeine Städtebauausstellung in der Kgl. Hochschule für die bildenden Künste eröffnet. Sie zeigt nach der künstlerischen Seite hin eine Abteilung, die sich mit der ästhetischen Ausgestaltung alter und neuer Stadtbilder beschäftigt und sicher dazu dienen wird, auf diesem Gebiete modernen Kunstschaffens wichtige Anregungen zu geben. — 67 Jahre alt starb hier Prof. Franz Skarbina, der als Historien- und Genremaler großen Ruf genoß. — Zum Trost für die in dem Florastreit erlittenen Verdrießlichkeiten sind von zahlreichen befreundeten Seiten dem Generaldirektor Bode Kunstwerke für die Berliner Museen geschenkt worden. Es sind beste Stücke der deutschen, französischen, italienischen und niederländischen Schule dabei, unter letzteren ein angeblicher Rembrandt mit einer Darstellung des jugendlichen Tobias. — Nürnberg. Der Lärm, der über den „Bilderraub" entstanden war, den Herr Geh. Rat v. Tschudi angeblich im Germanischen Museum begehen wollte, wird nunmehr hoffentlich verstummen müssen, nachdem die Beratungen dazu geführt haben, dem Museum eine Anzahl altfranzösischer und altniederländischer Bilder zu nehmen und ihm statt dieser, die doch tatsächlich nicht dorthin gehören, solche von Dürer, Holbein, Strigl und andern deutschen Malern zu geben. — Speyer. Am 22. Mai wurde das neue Historische Museum der Pfalz eröffnet.

Dr. O. Doering-Dachau.

Varieté und „Kultur".

Eine Münchener Ausstellungsbetrachtung.

Die Leitung der „Ausstellung München 1910" hat es gar sehr verdrossen, daß sie zwischen dem Schumannfeste und der Richard Strauß-Woche für ihre große Musikfesthalle keine Verwendung hatte, und auf der Suche nach einem „längst gefühlten Bedürfnis" tauchte in zwölfter Stunde der Plan auf, die Halle an ein — Varieté zu verpachten. Der Gedanke ist sehr originell. Daß eine Großstadt als Mäzenatin der Künste Lorbeeren sucht, ist eine glücklicherweise immer häufiger werdende Erscheinung, diese Kunstpflege aber auf die leichteste aller Musen ausgedehnt zu haben, ist das „Verdienst" Münchens. Es geht nicht an zu sagen, wie es verschiedene Herren jetzt möchten, das Varieté sei das Unternehmen einer Gesellschaft mit beschränkter Haftung, die die Ausstellung nichts angeht. Nein, was immer auf dem Ausstellungsterrain geschieht, dafür trägt die unbeschränkte Haftung in moralischer Hinsicht die Unternehmerin der Ausstellung, und diese ist die kgl. bayer. Haupt- und Residenzstadt München.

Was weiß der Einheimische, was weiß der Fremde von Herrn Reinhardt aus Berlin, der nun auf seine Weise verwerten will, was er bei seinem Bruder, dem genialen Bühnenleiter, gelernt oder zu lernen gemeint hat. Kein Mensch interessiert sich für diese Berliner „G. m. b. H.". Die Ausstellungsleitung macht ja die Reklame für das Varieté, jeder Trambahnwagen zeigt es. Riesenreklame: drei, vier Plakate amerikanisch roh, keine Spur von Münchener „bodenständiger Kultur". Jedes Warenhaus zeigt heute in seiner Reklame mehr Geschmack.

Soviel wir uns erinnern (man ist ja heute vergeßlich), wurde 1908 bei der Eröffnung der Bau, der nun zur Musikhalle adaptiert wurde, feierlichst mit dem Namen „Prinz Ludwigshalle" belegt. Ben Akiba hat unrecht. Es ist wohl noch nie dagewesen, daß ein Gebäude, das den Namen des Thronfolgers trägt, ein Varieté beherbergte. Und ferner der Saal, welcher zu den Garderoben führt und mit dem Bronze-Relief des Regenten geschmückt ist, heißt er nicht Ehrenraum des Prinzregenten Luitpold von Bayern? Diese Bezeichnungen galten durchaus nicht etwa nur für die „Ausstellung 1908", und ich kann es weder respektvoll noch stilgemäß finden, wenn dieser den kunstsinnigen Protektoren geweihte Raum als Antichambre eines Varietés benützt wird!

Aber vielleicht verfolgte man so hohe Ziele, daß man mit diesem faux pas nicht allzu scharf ins Gericht gehen darf? In seinen theaterreformatorischen Schriften sagt der Herr Ausstellungsparkdirektor Fuchs, daß er dem „Kulturproblem" der Varietéreform nicht minder seine Aufmerksamkeit zuwende, als dem Drama und der Oper, ja, daß er sich des rechten Weges wohl bewußt sei. Zu genauem Zitat ist mir das Buch nicht zur Hand, aber der Sinn ist so. In vielen Detailfragen bin ich mit Fuchs nicht einverstanden, aber ich glaube doch über den Kardinalpunkt: Was Kunst ist und was Kitsch, wie der Atelierjargon den Schund nennt, sind wir gleicher Meinung, wie überhaupt jeder, der das Recht hat, hier mitzusprechen. Hält nun der Herr Reformator dieses in Berlin für die „Provinz" zusammengestellte Programm, das man im Berliner Wintergarten auspfeifen würde, und das von jedem der Münchener Etablissements übertroffen wird, wirklich für Kunst? Zwei von Ernst Stern gemalte Hintergründe und das Engagement eines in München lebenden, kleinen Journalisten von jenseits der Leitha als Inspizienten allein tun's nicht. Nein, von Kunst war da keine Rede. „Es ist unzweifelhaft, daß die Ausstellungsleitung sich . . . . ohne irgendwelche weitere Rücksichtnahme lediglich von einer sehr intensiv herausgearbeiteten Gewinnberechnung leiten ließ". Dieser harte, aber vollberechtigte Satz steht in den „M. N. N." Die Verurteilung von seiten ihrer sonst unentwegten Bewunderer wird der Ausstellungsleitung besonders wehe tun. Es ist nicht uninteressant, daß man dieses Urteil nur in der Lokalbeilage abdruckte, während der Bericht, der auch den auswärtigen Lesern zu Gesicht kommt, viel zahmer gehalten ist.

Das Publikum hatte sich trotz des wüsten Reklame-Rummels in sehr geringer Zahl eingefunden. Später kamen noch manche, wahrscheinlich „Ehrengäste". Dabei wurde einem Schriftsteller am Morgen auf telephonische Anfrage, wo seine Referentenkarte bliebe, die Antwort: das Haus sei ausverkauft! Die Akrobaten, die den Abend eröffneten, sieht man nicht schlechter im kleinsten Zirkus. Dann sang einer zur Laute. Als er dies seinerzeit bei Herrn Vallé, genannt Hunkele, tat, soll man es besser verstanden haben, als in diesem Riesenraum, auf dessen Dimensionen man bei der Wahl der Nummern gar keine Rücksicht genommen. Dann kamen Apachentänzer; sie rühmen sich erfunden zu haben, was heuer selbst Hofschauspieler auf den vornehmsten Bällen exerzieren. Ich sehe in dieser Glorifizierung der ordinärsten Dirnen und ihrer Zuhälter (man lese die Pariser Berichte über dieses vertierte Gesindel) geradezu eine Kulturroheit! Dann kam eine Soubrette, deren quitschende Stimme dem bis hierher geduldigen Publikum Anlaß zum Zischen bot. Die nächste Nummer erreichte dann endlich das Niveau des Durchschnittsvarietés. Leo Falls Singspiel: „Brüderlein fein" wurde höchst ungnädig auf

genommen. In einem kleinen Theater wäre seine Wiener Rührseligkeit erträglich. Man kann ein Schokoladeplätzchen nicht auf einer großen Tortenplatte servieren. Mittelmäßig waren eine Verwandlungstänzerin und „8 Gala-Girls". Dann kam Roda Roda und erzählte ein paar seiner Militärbosheiten, die man alle schon gelesen hatte. Den Schluß bildete der „mysteriöse Adler". Sensationell! So steht in Riesenbuchstaben an allen Straßenecken. Mysteriös war es allerdings. Lange mußte man im Dunkeln warten. Das Publikum ulkte und entzündete Wachshölzchen. Endlich erschien so etwas wie zwei glühende Augen. Eins, zwei, drei, fort waren sie. Comedia finita! Wer nicht schon vorher davongelaufen, der konnte jetzt auch nach Hause gehen. Es war halb zwölf.

Wir haben schon vor einem Jahre gegen die Ausstellungsmacherei à tout prix unsere Bedenken erhoben. Die orientalische Kunst, deren Wert kein Kenner bestreitet, „zieht nicht". Bei den Musikfesten hat man es verstanden, Mottl und die heimischen Künstler vor den Kopf zu stoßen. Wir protestieren gegen diesen skrupellosen Amerikanismus, nun mit plumpen Zirkusmitteln das Publikum anzulocken.

Schon die Verquickung der Reklame für Oberammergau und München 1910, zu der man das Passionsdorf mißbrauchte, war eine grobe Geschmacklosigkeit. Daß dieses geschäftige Drum und Dran auf das Spiel selbst keinen Einfluß gewonnen, ist ein Wunder, das man dankbar konstatieren muß. Die Ausstellung 1910 wird gut tun, sich jetzt in der Reklame geschmackvoller zu betätigen, auch in ihren „Waschzetteln" an die Presse, die nicht immer einwandfreies Deutsch und zuweilen geradezu humoristisch wirkendes Französisch aufweisen. Ferner gehört in das „Weinlokal" der Ausstellung keine „Bauchtänzerin". Wir sind doch bestrebt, Kultur zu zeigen. Glaubt man denn, daß die Fremden in der Nachäffung Berliner Nachtlokale für die jeunesse dorée Kultur finden? Es fehlt als Ergänzung dieses mit dem „pikanten" Namen „Kasino" ausgestatteten Nachtlokals nur noch die — Spielbank. Die geschminkte Weiblichkeit à la Monte Carlo beginnt sich ohnehin bereits einzustellen. Und zu alledem ladet ein das „Offizielle Tagesprogramm" für „München und Oberammergau". Himmel, hast du keine Flinte?

Ich habe oben gesagt, daß das Ausstellungs-Varieté unter dem Niveau der einheimischen stehe. Das klingt fast wie eine Empfehlung der letzteren. Da muß ich aber ganz besonders und namentlich ein Auskleidestück für Lebemänner ausnehmen, das das „Deutsche Theater" seit kurzem seinem Varietéprogramm einfügte. Ein ganz im Stile der Titelblätter von Schundromanen in grellen Farben ausgeführtes skandalöses Plakat, das „Die Ehebrecherin" in brünstigem Kusse über den Ehebrecher gebeugt darstellt, schlägt seit mehr als einer Woche an allen Straßenecken der bürgerlichen Gesittung offen ins Gesicht. Daß die polizeiliche Plakatzensur dieses öffentliche Aergernis passieren ließ, muß doppelt auffallen in einer Zeit, in der man auch von liberaler Seite im Rathause einen scharfen Kampf gegen die Verführung der Jugend durch eine entsprechend illustrierte Schundliteratur führt. Aber mit diesen Geschäftsleuten sollte doch die Behörde fertig werden. Weit schlimmer ist das offizielle „Kulturtreiben", das den Anlaß zu diesem Artikel bot. Die in Permanenz erklärte Münchener Ausstellungsunternehmung erfordert eine straffe Zentralleitung, die Mißgriffe nicht auf diesen oder jenen Sündenbock abladen kann. W. Thamerus.

Bühnen- und Musikrundschau.

Das Hoftheater hatte mit der Neueinstudierung von Glucks „Iphigenie auf Tauris" einen vollen Erfolg. Das Publikum folgte mit innigem Anteil der von Mottl meisterlich geleiteten Vorstellung. Daß gerade in unserer Zeit, deren Komponisten einem üppigen Kolorismus huldigen, die herbe Zeichnung Glucks wieder regeres Verständnis findet — es sei nur an die geplante Monumentalausgabe seiner Werke erinnert — ist für unsere musikalische Kultur ehrend. Zdenka Faßbender fesselte vor allem durch ihr vornehmes Spiel und ihre ausgezeichnete Technik. Sanglich und darstellerisch glänzend war Feinhalsens Orest. Fr. Aug. v. Kaulbach hatte die Gewänder entworfen, die Gesamtausstattung war ihrer würdig. Wegen Urlauben ist eine Wiederholung vor den Ferien nicht mehr möglich. Ein gut Teil der Einstudierungsarbeit geht also durch die Reisewut unserer Größen wieder verloren. Der letzte „Ringzyklus" erfreute sich der Mitwirkung Heinrich Knotes. Interessant war auch das Gastspiel der Kölner Sängerin Alice Guszalewicz als „Salome", die über ein machtvolles Organ verfügt. Ihre Darstellung betont mehr wild lodernde Rachsucht, als krankhafte Dekadence.

Schauspielhaus. Björnsons „Neuvermählte", diese mit so viel poetischer Feinheit gestaltete Ehekrise mit glücklichem Ausgang wirkte in voller Frische durch den günstig gewählten, feinabgestimmten Biedermeierrahmen und die Besetzung, in der Rollen und Künstlerindividualitäten glücklich harmonierten.

Schwabing tanzt. Der Tanzabend Clothilde v. Derps, dem ich jüngst nur kurz beiwohnen konnte, fand nun eine Wiederholung. Die rhythmische Begabung der jungen Künstlerin habe ich schon damals anerkannt, wenn ich mich auch nicht durchaus mit jeder individuellen Auffassung befreunden kann. Vielleicht noch rauschenderen Beifall fand der Russe Alex. Sacharoff, der, früher Bildhauer gewesen, sich nun jahrelang zur Tanzkunst ausgebildet hat. Seine Stellungen sind oft sehr schön; es liegt aber viel Weichliches in seiner Rhythmik. Ist ja doch das Tanzen als Kunst vorwiegend eine weibliche Kunstbetätigung. Nicht ohne Interesse hörte man die slavisch weiche Musik Th. v. Hartmanns. Die Ovationen aus Künstlerkreisen überschritten, wie schon bei Frl. v. Derp, das vernünftige Maß. Hübsche Kunstfertigkeit und erhabene Kunst mit den gleichen Superlativen zu belegen, ist das Kriterium unserer Jung-Schwabinger Künstlerschaft.

Verschiedenes aus aller Welt. Das Passionsspiel in Oberammergau erfreut sich eines ganz enorm starken Besuches. Jede Aufführung zeitigte bis heute ausverkaufte Häuser und machte mehrere Nachspiele nötig. Unter den Festspielgästen befanden sich bereits mehrere hohe Persönlichkeiten wie der Hochw. Nuntius Msgr. Frühwirth, der Hochw. Herr Erzbischof von München-Freising und der König von Schweden. — Die 46. Tonkünstlerversammlung des Allgemeinen Deutschen Musikvereins wurde in Zürich abgehalten. Das Orchester der Tonhalle, sein Dirigent Andreae und der aus dortigen Vereinen gebildete Festchor werden sehr gerühmt. Mehrere gebotene Novitäten werden ungünstig beurteilt, besser Arnold Mendelssohns Pandoraouverture, sehr gut Max Regers 100. Psalm und Friedr. Kloses „Wallfahrt nach Kevelaer". Walter Braunfels op. 17, dem ein Kapitel der Apokalypse zugrunde liegt, fesselte als starke Talentprobe. — In Brüssel absolviert z. Z. Max Reinhardts „Deutsches Theater" aus Berlin ein Gastspiel. Der Besuch leidet ein wenig unter dem gleichzeitigen Wagnerschen Ringzyklus, der mit erstrangigen deutschen Sängern besetzt ist. — In Domremy, dem Geburtsorte der Jungfrau von Orléans, wird ein Naturtheater gebaut, das im nächsten Sommer mit einem Spiele „Jeanne d'Arc" eröffnet werden soll, bei dem nicht weniger wie 600 Personen mitwirken werden. Für die Hauptrollen sind Pariser Schauspieler vorgesehen. Auch in der Umgebung Münchens wird ein Freilichttheater geplant durch den Schauspieler Weigert, dem Finanzkräfte zur Seite stehen sollen. — Sehr günstige Erfolge erzielten die Festspiele im Lauchstädter Goethetheater mit Pergoleses „Magd als Herrin", Webers „Abu Hassan" und Glucks „betrogenem Kadi".

München. L. G. Oberlaender.

Anstaltspädagogik.

Von F. Weigl, München.

Aus der immer mehr wissenschaftlich durchdachten Praxis der Erziehung entwickeln sich heute Probleme heraus, an deren Spezifikation man noch vor einigen Jahren und Jahrzehnten wenig dachte. So ist es mit der „Hauspädagogik" gewesen. Man übersah lange in den breiten Kreisen des Volkes, daß die Familienerziehungsarbeit unter ganz besonderem Gesichtswinkel studiert und gefördert werden will und daß die Uebertragung der allgemeinen pädagogischen Erkenntnisse auf die Kleinarbeit des Hauses sich nicht ohne weiteres von selbst ergibt. Man vergaß auch mit verschwindenden Ausnahmen, daß die für viele Fälle unentbehrliche Anstaltserziehung eigene Schwierigkeiten schafft, die nicht kurzer Hand durch die landläufige pädagogische Einsicht gelöst werden können. Heute spricht man mit wachsendem Ernst von Problemen der „Anstaltspädagogik" und als erste Kräfte treten zur Klärung katholische Erzieher an. Wie in Heft 5 des „Pharus" mitgeteilt wird, veranstaltet das Cassianeum in Donauwörth vom 17. bis 20. August, also kurz vor dem Augsburger Katholikentag, der von Donauwörth aus in ¾stündiger Bahnfahrt zu erreichen ist, einen „Ferienkurs für Anstaltspädagogik". Das Cassianeum ist durch seine Erfahrungen mit einem gut geleiteten Institut (Fortbildungsschule) und mit einem angesehenen Internat für Gymnasiasten für die Behandlung dieses Themas besonders legitimiert. Wer selbst in geschlossenen oder Tagesanstalten tätig war, weiß, wie sehr die Beziehungen zwischen Familie und Anstalt berücksichtigt werden müssen, wie Klarheit über Bedeutung, Bedingungen und Aufgaben der Anstaltspädagogen not tut, wie die Eigenart der religiösen Erziehung, der Disziplin, der Erziehung zur Selbständigkeit, zur Keuschheit, der Hygiene in den Anstalten studiert sein will. Die Beschäftigungsmöglichkeiten für die Zöglinge sind andere als in der Familie, die Mädchen-Anstaltspädagogik weist ihre Sonderheiten auf, der ideelle Anstaltspädagoge verdient gezeichnet zu werden, mit den Landerziehungsheimen ist eine moderne, der Beachtung werte Organisation gegeben, die rechtliche Stellung der Anstaltspädagogen erheischt Sicherung. All diese Fragen werden auf dem genannten Kurs von praktisch erfahrenen Erziehern besprochen werden. Privatdozent Dr. Krus S. J. von Innsbruck, Anstaltsinspektor



Dr. theol. et phil. **Thalhofer** von München, Seminardirektor **Giese** aus Wien, Institutsinspektor **Englhart** aus Seligental, Schularzt Dr. med. J. **Weigl** und Kräfte des Cassianeums selbst sind bis jetzt für die Referate gewonnen.[1])

Die Eigenart der Aufgabe, die sich dieses erziehungswissenschaftlich wie praktisch gleich bedeutsame Unternehmen gesetzt hat, rechtfertigt den ausführlichen Hinweis an dieser Stelle.

Christliche Kunst.

Für die Ausmalung der katholischen Kirche in Immenstadt hat die **Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst** ihren bewährten Traditionen gemäß im Februar dieses Jahres einen Wettbewerb ausgeschrieben. Verlangt wurden mit Rücksicht auf den Patronatsheiligen der Kirche Szenen aus dem Leben des hl. Nikolaus, die vor allem in der Kuppel ihren Platz finden sollten, ferner Bilder der vier Evangelisten, der vier hl. Kirchenlehrer. Von den Preisen fiel der erste an Xaver Dietrich, der dritte an Kaspar Schleibner, beide in München, der zweite an Walter Illner in Loschwitz bei Dresden. Gegen den Kuppelentwurf des letzteren dürfte man einwenden, daß er die Fläche zum weitaus größten Teil mit Luft gefüllt hat und mit den Figuren rings um den Rand allzu sparsam gewesen ist. Schleibners sehr schöner und volltöniger Entwurf hat viele Vorzüge, wirkt aber gegen die Mitte, nach der Höhe zu, allzu wuchtig. In der Komposition hat er sich den Vorbildern der alten Kunst angeschlossen, gibt also die Personen und die Architekturen in der Untersicht und mit den dadurch bedingten schwierigen Verkürzungen. Dietrich tut das Gleiche, erreicht aber bedeutendere Wirkung speziell mit seiner großzügigen Säulenarchitektur, die alle vier um den unteren Teil der Kuppel sich ziehenden Szenen vereinigt. Die Gruppen der Figuren sind klar und bedeutend aufgestellt und stark von Farbe, während gegen die Höhe leichte Tönung herrscht, besonders ganz oben, wo das Auge in den geöffneten Himmel schaut. Die moderne Art verschmilzt sich hier aufs glücklichste mit alter Tradition. Belobungen erhielten die Entwürfe von Max Roßmann-Amorbach, sowie von den Münchenern Otto Hämmerle und Franz Reiter. Dr. O. Doering-Dachau.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Börsen sind trotz der verschiedentlichen Anstürmungen nicht klein zu bekommen. Die wiederholten Attacken gegen das Kursgebäude aller Interessenten werden stets erfolgreich zurückgewiesen. Der Verlauf jeder Berichtswoche lässt ohne weiteres — wenn auch vorübergehende Abschwächungen ersichtlich sind — auf ein grosses Mass von Vertrauen und Widerstandsfähigkeit des Kapitales schliessen. Im speziellen ist es die Berliner Börse, die an ihrem nun schon so lange dauernden Optimismus festhält und ihre unentwegt feste Tendenz behauptet. Alle Hinweise, dass die gross angelegte Aufwärtsbewegung des Berliner Kassaindustrie-Aktienmarktes über das Mass der Begründung hinausgegangen ist, verhallen ebenso wirkungslos, wie die rechnerischen und ziffernmässigen Aufstellungen und Vergleiche hinsichtlich Rentabilität und Kursniveau dieser Werte ausser acht gelassen werden. Auch die Hinweise der differierenden Situation am Industriemarkt bleiben unberücksichtigt, bezw. Spekulation und Publikum wissen nur die günstigen Momente zu neuer Kurserhöhung auszunützen. Vom rein börsentechnischen Standpunkt aus betrachtet, ist es mehr als wahrscheinlich, dass trotz des unentwegt anhaltenden Vertrauens des Publikums an der derzeitig hochgehenden Konjunktur an der Börse über kurz oder lang Kursabschwächungen und Eindämmung der gross angelegten Teilnahme am Spekulationsmarkt kommen müssen. Schon bei der Mai-Ultimo-Regulierung haben sich grosse Effektenpositionen bei den Banken für das Publikum dortselbst gezeigt. Die inzwischen bekanntgegebenen Zweimonatsbilanzen beweisen diese Hinweise deutlichst und bestätigen, dass bereits wiederum schwache Engagements an den Börsen kultiviert werden. Die eingetretene Klärung am internationalen Geldmarkt erleichtert zwar das Börsengeschäft wesentlich, lässt jedoch trotzdem diesen Hinweis nicht vergessen. Die stattgehabten grossen Goldzuflüsse in der Bank von England und der ohnehin stark gekräftigte Status dieses Institutes haben es ermöglicht, nach langer Zeit den englischen Bankdiskont um ein halbes Prozent zu ermässigen. Die Tatsache, dass am Geldmarkt die Erleichterung anhält, war den Börsen genug Stimulus zu einer neugekräftigten Aufwärtsbewegung, selbst als die Ziffern des letzten Reichsbank-Wochenausweises — der eine Verminderung der steuerfreien Reserve erbrachte — etwas enttäuschten. Dabei gelangen, trotz der ohnehin grossen Anforderungen an den Geldmarkt, mehr oder weniger exotische Emissionen an den Markt. Neuerdings wurde zum Beispiel der Prospekt zur Zeichnung auf ca. 82 Millionen Mark 5% marokkanische Staatsanleihe à 96.75 zum Teil auch in Deutschland aufgelegt. — Weit mehr Bedenken als diese Ansprüche an die Geldmärkte verursacht die Entwicklung des Neuyorker industriellen und finanziellen Gebietes. Diese Börse hatte zum wiederholten Male unter scharfen und plötzlichen Angriffen und Kurseinbussen empfindlich zu leiden. Begründet wurde diese Flauheit und Unsicherheit hauptsächlich durch das scharfe Vorgehen der Regierung, welche die geplante Tariferhöhung der Eisenbahnen untersagt hat. Berlin ignoriert fast vollkommen die Konsequenzen dieser krankhaften Zustände in Amerika, wie auch die nicht günstigen Meldungen vom amerikanischen Eisen- und Stahlmarkt einflusslos geblieben sind. Die starke Widerstandsfähigkeit im Publikum lässt sich durch diese unangenehmen Momente nur ganz wenig einschüchtern. Eine Reihe von anderen Meldungen — soweit solche von anregender Art waren — vermochten die beispiellose Haussestimmung sogar um ein beträchtliches zu steigern. Gute Versandziffern des Stahlwerkverbandes gaben allgemein Anlass, den Eisenaktien neuerdings vermehrtes Interesse zuzuwenden. Günstige Ziffern des Kohlensyndikates und grosse Abschlüsse desselben an die Schweizer Bahnen belebten auch das Kursniveau für Kohlenwerte. Dabei werden fortwährend die günstigen Ernteberichte und Aussichten einer grossen Welternte signalisiert. Sowohl hinsichtlich Getreide, als auch Baumwolle und Hopfen usw. werden die Erwartungen auf das höchste gesetzt. Besonders in Baumwolle sollen Rekordschätzungen vorliegen. Dass bei Eintreffen dieser günstigen Ernteerwartungen für Handel und Industrie eine Zukunft von bedeutendem Erfolge und grosser Tätigkeit zu erwarten bleibt, ist selbstverständlich; dass aber bis zu jenem Zeitpunkt noch viele Wenn und Aber dazwischen liegen, ist gleichfalls sicher. In der Industrie ist auch nicht alles so rosig und günstig, dass man an grössere Dividendenerträgnisse der Juliwerte ernstlich denkt. Die Arbeiterentlassungen von neuerdings über 1200 Mann in den Giessereien und über 1100 Metallarbeitern in Westfalen zeigen deutlich den Stillstand in einzelnen Industriegebieten. M. Weber.

Die Zweimonatsbilanzen der Münchener Bankinstitute zeigen eine kontinuierliche Erweiterung dieser Hypotheken-Institute, eine erfreuliche Vergrösserung des Pfandbrief-Absatzes und eine günstige Fortsetzung in der Liquidität und soliden Leitung dieser grossen Pfandbriefbanken Münchens. M. W.

Aus Kurorten und Bädern.

Sylt, die Königin der Nordsee, ist die grösste deutsche Nordseeinsel mit dem am meisten ausgeprägten Seeklima, dem stärksten Wellenschlage und der anerkannt grössten Heilkraft. **Westerland** auf Sylt, das älteste und grösste Bad Schleswig-Holsteins, ist seit 1855 Badeort und hat in den letzten Jahren die Zahl von 25000 jährlicher Kurgäste überschritten. Das Warmbadehaus ist das grösste und leistungsfähigste an der ganzen deutschen Nordseeküste. Es enthält neben warmen See- und Süsswasserbädern alle medizinischen Bäder und Inhalationen. Westerlands Schönheit ist sein breiter Strand, von weissem, feinen Sande, der in der ganzen Länge der Insel in gleicher Weise vorgelagert ist. Die Verpflegung ist als ausgezeichnet weithin bekannt. Sie entspricht den höchsten Anforderungen; dabei kann man sich auch in einfachster Weise nach seinen Wünschen und Verhältnissen verpflegen. Vergnügungen werden in Fülle geboten. In Westerland ist's immer Sonntag. Die Kurmusik spielt regelmässig vormittags und nachmittags. Jugendball, Meeresbeleuchtung, dann Sinfoniekonzert, Kinderfest, Strandläuferfest, Strandfeuerwerk, Ball an Bord des Salondampfers der Hamburg-Amerika-Linie, Festschiessen, Wettbewerb für Liebhaberphotographen, Dünenbeleuchtung, Theater- und Künstlerabende und Feste des Frohsinns in buntem Wechsel. Die Freunde des Reitsports wird das neuerrichtete Reitinstitut interessieren. Alles Nähere ist aus dem reichillustrierten Führer zu ersehen, den die Badeverwaltung gratis versendet.

Am 8. August ds. Js. unternimmt der bekannte Pilgerführer C. **Liebel** aus Württemberg seine **27. Pilgerreise** nach dem weltbekannten und gnadenreichen **M. Lourdes.** Bei der so schönen und hochinteressanten Reise ist es kaum denkbar, um den gewiß geringen Betrag von M 100.— in dritter oder M 130.— in zweiter Klasse samt voller Pension für den sechstägigen Aufenthalt diese große Reise machen zu können. Darum auf nach Lourdes!

[1]) Die Teilnehmerkarte für den ganzen Kurs wird voraussichtlich 7 Mk., die Einzelkarte für den Vortrag 50 Pf. kosten. Anmeldungen erbeten an: Redaktion des „Pharus", Donauwörth.



:: Brettspiel ::

für Jung und Alt.

Das einzige Brettspiel f. die reifere männliche Jugend.

Absolut neuartig.

= Unerschöpflich =

an Anregungen. Zu haben direkt bei

A. HUBER, Hof-lithographie

München, Neuturmstr. 2 a.

— Preise je nach Ausstattung: —

klein . . . M 2.40; 3.20; 4.80,
gross . . . „ 3.—; 4.—; 5.60.

Verlag von Wilhelm Bader in Rottenburg a. N. (Württemberg.)

Dr. Karl Lueger,

der Bürgermeister von Wien.

Von Eugen Mack.

Oktav, 83 Seiten. Elegant brosch. mit Titelporträt **Mk. —.40.** 100 Exemplare **Mk. 35.—**, 500 Exemplare **Mk. 150.—.**

„Das Büchlein ist eine geschickte, kurz gefaßte Darstellung des Wirkens Dr. Luegers, geboten durch zahllose Zitate aus der „Reichspost“, Reden Dr. Luegers, amtliche Berichte der Stadt Wien usw. Die Sammlung ist in ein übersichtliches System gebracht, anschaulich und von einer angenehmen Wärme des Empfindens durchhaucht.

„Wiener Reichspost“, Nr. 135, 18. Mai 1910.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Bayerisches Reisebureau Schenker & Co.
München, Promenadeplatz 10.

Kurhaus NEUSATZECK

im Schwarzwald

Station Ottersweier bei Bühl.

Bäder, Telephon, Post. Ruhige, gesunde Lage, ausgedehnte Tannenwälder; lohnende Ausflüge; katholische Kirche. Aufmerksame Bedienung durch Schwestern. Pension inklusive Zimmer 4—6 Mark.

Auskunft durch die Oberin.

Schreibmaschinen



gebrauchte und neue amerikanische und deutsche Systeme offeriert unter weitgehendster Garantie bei Monatsraten von

20 Mark

ALFRED BRUCK, München II

Kaufingerstr. 11 (Paulanerbräu).

Der Christliche Pilger

:: Ein katholisches Sonntagsblatt. ::

Abonnementspreis mit Gratisbeigabe eines Wandkalenders und eines Winter- und Sommerfahrplanes vierteljährlich bei der Post 72 Pfg.; bei Zusendung unter Kreuzband in Deutschland 1 M, im Ausland 1,25 M. Auflage 16500. Inserate die kleinspaltige Zeile 20 Pfg. Das Blatt enthält nur Originalartikel. Proben werden gerne zur Verfügung gestellt.

Speyer a. Rh. Verlag und Redaktion: **J. Baumann,** Domvikar.



Indische Importen

aus hochedlen Tabaken empfiehlt so lange Vorrat, trotz Zoll und Steuer, noch à M. **12.—**, M. **15.—** und M. **20.—** pro 100 Stück franko gegen Nachnahme

Richard Haggenmiller, Zigarrengrosshandlung, **Kempten** im Algäu.



Einbanddecken für d. Jahrg. 1909
Mk. 1.25.

Sammelmappen
Mk. 1.50.

Johann Aulich

Kunsttischlermeister

in Hausdorf bei Neurode in Schles.

empfiehlt sich der Hochwürdigen Geistlichkeit für Kircheneinrichtungen, wie Altäre, Kanzeln, Beichtstühle, Kommunion- und Kirchenbänke usw. in kunst- und stilgerechter Ausführung nach eigenen und gegebenen Entwürfen. Bei Aufgabe von Referenzen stehe mit Zeichnungen u. Kostenanschlägen zu Diensten.

Meine Kanarien-Edelroller,



von vielen Gesangskennern als höchst vollendet erkannt, prämiiert mit 24 I. Preisen, gold. u. silb. Medaillen und Ehrenpreisen, bringe ich Liebhabern in Erinnerung und halte solche d. ganze Jahr versandbereit. Reelle Bedienung Ehrensache.

E. Maschke, St. Andreasberg im Harz.

Geflügel u. Bruteier all. Racen, Zuchtgeräte, tragb. Geflügelhäuser. Catalog gratis. **Geflügelpark i. Auerbach** 347 (Hessen).

2 Rosenkränze der eine aus dem heil. Land und auf dem **heil. Grab** in Jerusalem sowie auf dem **Calvarienberg** aufgelegt und der andere am **Felsen der Grotte in Lourdes** berührt, liefert franko nach ganz Deutschland für **2 Mark** der Pilgerführer **C. Liebel,** sen, **Waldsee** in Wurttemberg.

Die Buch- und Kunstdruckerei der Verlagsanstalt vormals G. J. Manz :: München ::
Hofstatt 5 und 6

übernimmt die Herstellung von Werken jed. Art, Dissertationen, Festschriften, Diplomen usw. und hält sich zur Übernahme sämtl. Buchdruckaufträge auf das beste empfohlen.



Kirchliche Kunstanstalt

Gg. Lang sel. Erben

gegründet 1775

Oberammergau Bayern

Abteilung I:

Altäre, Kanzeln, Bet- und :: Beichtstühle, Messpulte :: Kommunionbänke, Heiligenfiguren u. -Gruppen, Reliefs, Altar- und Zimmer- :: kruzifixe, Schulkreuze :: Weihnachtskrippen, Kreuz- :: wege, Reiseandenken ::

Kataloge u. Entwürfe kostenlos.

Abteilung II:

Spezialverlag von Oberammergauer Passionsspielliteratur, Photographien, Ansichtskarten und Führer.



Ein Urteil über meinen Weihrauch:

Wiederholt habe ich von B. Fahr in Fulda den Weihrauch für meine Pfarrei bezogen. Dieser Weihrauch zeichnet sich durch **einen feinen Wohlgeruch aus,** ist **feinkörnig** und erzeugt schon bei recht **sparsamem Gebrauch** rasch einen schönen Rauch. Die Verpackung in Blechbüchsen ist für längere Aufbewahrung besonders praktisch. Der Weihrauch ist darum besonders zu empfehlen. E., den 21. Jan. 1909. B., Pfarrer.

1 Kilo **Bonifatius-Weihrauch** Mk. 3.90 franko. 1 Kilo **Bonifatius-Weihrauch** Mk. 3.50 mit Blechbüchse franko. 2 Kilo **Bonifatius-Weihrauch** Mk. 6.50 mit Blechbüchse franko. 1 Postpaket ca. 4 Kilo **Bonifatius-Weihrauch** Mk. 12.00 mit Blechbüchse franko.

B. Fahr, Fulda.

Presskohlen werden zu billigsten Preisen beigefügt.

4%

Zinsen zahlt die **Städt. Sparkasse Rheinberg Rhld.**

mündelsicher Verzinsung. für sämtl., auch durch Post oder Reichsbank gezahlten Einlagen bei **täglicher** Reichsbankgirokonto Moers. Postscheckkonto Köln Nr. 2330.



Convent de l'Immaculée Conception N. D. Lourdes

In der Nähe der hl. Grotte befindet sich das Frauenkloster und Noviziat der Unbefleckten Empfängnis U. L. F. v. Lourdes. Tägliche Anbetung des Allerheiligsten Altarssakramentes.

Pilgerinnenheim.

Mässige Preise für Damen I. und II. Ranges. Aufnahme von Töchtern. — Französischer Kursus mit verschiedenen Fächern. **Zweiganstalten** mit nämlichem Titel und Fächern: **Liège:** Quai Mativa 43; **Bruxelles:** rue de Ten Bosch 117, Belgien. **London:** Hatsch End Pinner; **Nizza** und **Rom.**

Wer mit Erfolg inserieren will, benütze die weitverbreitete „Allgemeine Rundschau“.

Wir bitten die Leser, bei Anfragen und Bestellungen sich stets auf die „Allgemeine Rundschau" zu beziehen.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft, München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 28 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop., Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 25. München, 18. Juni 1910. VII. Jahrgang.

Hetzer Liberalismus als Hüter des konfessionellen Friedens.

Zugleich ein Wort zur Borromäus-Enzyklika.

Vom Herausgeber.

II.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die bekannte Stelle in der jüngsten Enzyklika in den weitesten Kreisen der protestantischen Bevölkerung eine tiefgehende Erregung ausgelöst hat. Daß diese Erregung planmäßig geschürt, ja in manchen Fällen erst durch Anwendung krassester Mittel, worunter selbst die freche Fälschung nicht gefehlt hat, künstlich hervorgerufen wurde, steht nicht minder fest. Und überall sehen wir als Schürer und Hetzer den politischen Liberalismus an der Arbeit, und zwar vor allem solche Elemente des Liberalismus, deren „evangelisches" Ehr- und Zartgefühl keinen Schuß Pulver wert sein kann, alldieweil sie sonst niemals auch nur mit der Wimper zucken, wenn die Grundpfeiler des Bekenntnisses, für das sie sich jetzt so sehr erhitzen, systematisch untergraben und obendrein noch verhöhnt werden. Und auch für die Nachfolger der Reformatoren haben sie niemals einen Funken von Ehrgefühl gezeigt. Wenn beispielsweise im „Simplizissimus", den ein inzwischen verstorbener liberaler Abgeordneter (Dr. Deinhard) selbst für den Damensalon als beliebte Lektüre empfahl, das protestantische Pfarrhaus durch Wort und Bild geradezu schandbar in den Kot der Gasse gezogen wurde, haben wir kein einziges Mal den leisesten Anflug eines Entrüstungssturmes durch diejenige liberale Presse sausen hören, die sich heute als lautestes Sprachrohr „evangelischer" Entrüstung in den Vordergrund drängt.

Gleichviel aber, wie die Erregung entstand: heute ist mit ihr als einer konkreten Tatsache zu rechnen. Und gerade die *ehrliche*, den innersten Menschen erfassende Erregung, der wir in weiten Kreisen positiv gesinnter, christusgläubiger Protestanten begegnen, ist die bedenklichste Erscheinung in diesem Zwischenfall, der wie ein Blitz aus heiterem Himmel in eine Entwicklung hineinfiel, die für Deutschland eine taktische Annäherung der positiven Protestanten an die gläubigen Katholiken zu gemeinsamer Abwehr einer prononziert antichristlichen Propaganda geradezu zu erzwingen schien. Es darf daher als die Ueberzeugung der weitesten Kreise des katholischen deutschen Volkes bezeichnet werden, daß der beanstandete Passus der Enzyklika in dieser Form besser unterblieben oder in eine weniger mißdeutungsfähige Form gekleidet worden wäre. Durch ein solches freimütiges Bekenntnis wird die dem Heiligen Stuhle schuldige Ehrerbietung um so weniger verletzt, als durch die im „Osservatore Romano" veröffentlichte Note der Kurie und durch die dem preußischen Gesandten abgegebenen Erklärungen das Bedauern des Heiligen Stuhles über die, wenn auch nicht beabsichtigte, so doch zum Teil schon durch den Text selbst verursachte und durch falsche Uebersetzungen und irrtümliche Auslegungen gesteigerte Bewegung zu offiziellem Ausdruck gekommen ist.

Eines darf bei der Würdigung der Gefühle zahlreicher gutgesinnter Protestanten nicht übersehen werden: Der in allgemeiner uneingeschränkter Form erhobene Vorwurf sittlicher Zügellosigkeit und Verkommenheit als Folgeerscheinung der Reformation verwundet diejenigen Protestanten am härtesten, welche unter Traditionen aufgewachsen sind, zu denen in allererster Linie Sittenstrenge und ernste Lebensauffassung gehören. Daß die allgemeine Lockerung der Sitten auch in einstmals als puritanisch verschrienen Kreisen ihre Opfer gefordert hat, ändert nichts an der Tatsache, daß in vielen Gegenden die Sittenstrenge heute noch der besondere Stolz protestantischer Familien ist. Bei dieser Gelegenheit sei auch offen anerkannt, daß man gerade in der öffentlichen Organisation der Sittlichkeitsbewegung auf protestantischer Seite früher aufgestanden ist als auf katholischer, wobei allerdings nicht zu übersehen ist, daß der intensive individuelle Einfluß des Beichtstuhles unter den früheren patriarchalischen Verhältnissen in katholischen Gegenden einen Sittlichkeitsverein zehnfach ersetzte.

Zieht man dies alles in Betracht, so begreift man, daß auch solche protestantische Kreise, welche für die unerbittlichen Ergebnisse der historischen Forschung über das Zeitalter der Reformation nicht blind sind, nervös werden, wenn auch ohne bewußte Absicht der Anschein entsteht, als gehöre sittliche Verdorbenheit gewissermaßen zum Wesen der Reformation und ihrer Anhänger. Wenn wir dies offen aussprechen, dürfen wir von ehrlichen, gutgesinnten Protestanten wohl auch erwarten, daß endlich einmal mit den infamen Unterstellungen gebrochen wird, die unter der Flagge der „Jesuitenmoral" oder „Liguorimoral" immer und immer wieder gegen die sittlichen Grundsätze der katholischen Kirche geschleudert werden.

Direkt verächtlich ist es allerdings, wenn Zeitungen und Zeitschriften, auch sogenannte Witzblätter, welche mit den christlichen Sittlichkeitsbegriffen auf ärgstem Kriegsfuß stehen, welche das katholische und das protestantische Pfarrhaus mit dem gleichen Kot bewerfen, jetzt plötzlich ihren Beruf entdecken, als Rächer evangelischer Sittlichkeit gegen Rom zu kämpfen. Fast könnte man glauben, diese Advokaten alles Anrüchigen hätten sich durch die scharfe historische Kritik der Enzyklika indirekt selbst getroffen gefühlt.

Der *Liberalismus* hat in seinem leidenschaftlichen Eifer für die Ehre der Reformation den *parteipolitischen Pferdefuß* gar zu weit herausgestreckt. Nicht nur in der *Presse*, sondern auch bei der Beratung der Interpellationen im *preußischen Abgeordnetenhause* kam der unheilige parteipolitische Zweck, dem die scheinheilige Entrüstungsmache dienen soll, mit fast naiver Offenheit zum Ausdruck. Was der nationalliberale Redner, der protestantische Pfarrer D. Hackenberg, der sich übrigens sichtlich bemühte, sachlich zu bleiben, trotz der deutlichen Anspielung vom „irreführenden Phantom gemeinsamer christlicher Weltanschauung" noch verschwieg, damit platzte der freisinnige *Gysling* ganz offen heraus: die Sprengung des „schwarz-blauen Blocks", die Entzweiung der Konservativen und des Zentrums ist der Zweck der Uebung. Der konservative Redner v. *Pappenheim* hatte in seiner von innerster Erregung zeugenden Rede jeden parteipolitischen Anklang streng vermieden, und das Zentrum war durch seine vom Abgeordneten *Herold* begründete prinzipielle Weigerung, an dieser parlamentarischen Erörterung einer rein kirchlichen Angelegenheit teilzunehmen, der Versuchung überhoben, den Gegnern irgendwelche Angriffspunkte zu bieten. Auch der *Ministerpräsident* von Bethmann Hollweg, der die wahre Gesinnung des Papstes bei seinem Besuche in Rom persönlich kennen lernen konnte, vermied jede Provokation und sprach mit der persönlichen Zuversicht dessen, der von der Intervention des preußischen Gesandten eine *befriedigende Beilegung* des Konfliktes im *Interesse des konfessionellen Friedens* erwartet.

Aber dem liberalen Parteigeiste und der von ihm beseelten Presse ist es in Wahrheit um nichts weniger zu tun, als um den

konfessionellen Frieden, um dessen Erhaltung man sich so sehr besorgt zeigt. Der größte Teil der liberalen Presse machte daher auch aus der Enttäuschung über den verhältnismäßig ruhigen Verlauf der Beratung (der freikonservative Graf Moltke hatte sich überhaupt nur den Stenographen vernehmbar gemacht) gar kein Hehl. Ihr wäre es ein besonderes Gaudium gewesen, wenn der „Zehngebote-Hoffmann“ durch eine waschechte sozialdemokratische Hetzrede die Konservativen blutig verhöhnt und die Großblock-Katze aus dem Sack gelassen hätte. Aber selbst die dem Evangelischen Bunde so nahestehende „Tägliche Rundschau“ ist sehr zufrieden, daß der „würdige Verlauf“ der Kundgebung nicht durch eine „Fastnachtsrede des Zehngebote-Hoffmann“ gestört wurde, selbst auf die Gefahr hin, durch diese Kritik den Zorn der nationalliberalen Abgeordneten Dr. Friedberg und Lohmann zu erregen, denen von den Konservativen und Freikonservativen durch den Schluß der Debatte gleichfalls das Wort abgeschnitten wurde. Die Trauer des Evangelischen Bundes, daß es diesen beiden Vollblutbündlern nicht vergönnt war, noch mehr Oel ins Feuer zu gießen, läßt sich begreifen.

Aber vielleicht hat man selbst in diesen Kreisen noch ein Gefühl dafür, daß der Bogen auch überspannt werden kann, und daß eine Ueberspannung des furor protestanticus vor versammeltem Parlament das Gegenteil der Wirkung hervorrufen könnte, die man wünscht. Draußen im Lande, in Protest- und Volksversammlungen, wo man sich mehr gehen läßt, erreicht man seinen Zweck, die Aufpeitschung des Fanatismus zur Abschreckung der Konservativen und zur Diffamierung des Zentrums, weit bequemer und mit minderer Verantwortlichkeit.

Die weitverzweigte Organisation des Evangelischen Bundes mit seinen 39 Hauptvereinen, 2700 Vereinen und bisher 380 000 Mitgliedern bietet in solchen Fällen die Möglichkeit, Kundgebungen des furor protestanticus zu Hunderten, ja tausenden aus dem Boden zu stampfen. Von dieser Gelegenheit ist denn auch in den vergangenen Tagen überreichlich Gebrauch gemacht worden. Wie ein Flugfeuer rast der entfesselte Furor durch die deutschen Lande, auch besonnenere Elemente mit sich fortreißend. Der aufrichtige Geist des konfessionellen Friedens und der religiösen Duldsamkeit muß zehnfach sein Haupt verhüllen, wenn er die Verheerungen sieht, zu welchen der bekannte Passus der Enzyklika *unbewußt und ungewollt* den Anlaß gab, während *bewußter und planmäßiger* Romhaß mit schadenfroher Zerstörungswut den Zunder bis in die letzten Hütten trägt.

Wenn man die Reden und Resolutionen mancher Versammlungen liest, die nicht etwa irgendwo im Hinterlande, sondern an vielgerühmten Stätten der Intelligenz, selbst an Sitzen sog. „protestantischer“ Hochschulen, abgehalten wurden, dann könnte man glauben, Deutschland stände am Vorabende eines neuen Religionskrieges. Unwillkürlich wird man an ein böses Wort des weiland nationalliberalen Führers Dr. Bangratz in Kaiserslautern erinnert, der vor reichlich fünfzehn Jahren den Ausspruch tat: *„Ich fühle es am eigenen Leibe, wie fanatisch ein Protestant sein kann.“* Aus der begreiflichen Bewegung und Erregung ist eine Entrüstungsmache geworden, die weit über alles Maß und Ziel hinausschießt und die amtlichen Kundgebungen von Landeskirchenbehörden gänzlich in Schatten stellt.

Ginge es im Deutschen Reiche mit rechten Dingen zu und würde mit gleichem Maße gemessen, so müßte sich jetzt unter den 20 Millionen deutscher Katholiken *eine elementare Gegenbewegung* erheben, welche die Uebergriffe des furor protestanticus in die Schranken wiese und in fulminanten Kundgebungen gegen *die antinationale Wirkung* von Wutausbrüchen, zu denen die deutschen Katholiken nicht den leisesten Anlaß boten, Protest einlegte. Aber wenn auch angesichts der *aufrichtigen Friedensliebe der deutschen Katholiken* solche Gegendemonstrationen unterbleiben, so ist mit um so größerer Bestimmtheit zu erwarten, daß endlich einmal mit der schier unbegreiflichen *Zurückhaltung*, die man katholischerseits *gegenüber den Schmähungen und Beleidigungen des Evangelischen Bundes* und ähnlicher protestantischer Kräfte bisher geübt hat, gründlich gebrochen werde. Auch die katholische Geduld kann ein Ende haben. Auf protestantischer Seite hat man, wie in Leipzig und anderswo, die friedliebenden Katholiken durch beleidigende Brüskierung und persönliche Kränkung für die Enzyklika förmlich zu strafen versucht. In Nürnberg wurde sogar mit Knüppeln dreingeschlagen!

An der Hand der unlängst im Verlage der „Germania“, (Berlin C, Stralauerstraße 25) erschienenen Broschüre *„Der Evangelische Bund auf der Anklagebank“*, die nach der vorläufigen Beendigung der gegenwärtigen Inszenierungen vielleicht eine Ergänzung finden kann, läßt sich unschwer *eine Gegenrechnung* aufmachen, der gegenüber der historische Passus der Enzyklika völlig in den Hintergrund treten muß. In der erwähnten Broschüre ist mit gewissenhafter Quellenangabe nachgewiesen, wie der Evangelische Bund seit seiner Gründung planmäßig und fast ohne Unterlaß „Rom“, die „römische Kirche“ und ihre Einrichtungen, den Papst und das Papsttum samt seinen Anhängern in einer Weise gelästert, verhöhnt und der Verachtung preisgegeben hat, wie es umgekehrt auf katholischer Seite in Deutschland von keiner größeren Organisation jemals gegen den Protestantismus gewagt worden ist und gewagt werden würde. Und diese Kampfhähne gebärden sich jetzt wie fromme Lämmer und beklagen sich bitterlich über Friedensstörung durch den, den sie selbst so oft und so schwer beleidigt, ja beschimpft haben. Las man doch z. B. in einer Flugschrift des Evangelischen Bundes (Nr. 82/83) u. a. S. 3: „Die römisch-jesuitische Theologie in ihren hervorragendsten Vertretern, insonderheit in Päpsten, Bischöfen, Jesuiten, *bekennt sich nicht mehr zum Christentum, sondern zum Antichristentum*; was sie lehrt ist nicht Christus, sondern nur *Antichrist*“, und S. 35: „Jedem denkenden Christen muß der Gedanke kommen, daß *unser Reformator nicht ganz unrecht hatte mit seiner Vermutung, daß im Papst der Antichrist erschienen ist.*“ Wir haben nichts davon gehört, daß gegen solche und ähnliche, oft weit ärgere Beleidigungen — wir erinnern an die unglaublichen Beschimpfungen des heiligsten Altarssakramentes durch den früheren Pastor Thümmel (jetzt Ehrenprofessor in Jena), durch Pastor Schwarz und andere — von katholischer Seite jemals auch nur der tausendste Teil derjenigen Entrüstung aufgewandt worden wäre, welche man jetzt wegen einer Enzyklika-Stelle entfacht, die durch eine loyale, versöhnliche Erklärung des Heiligen Stuhles alsbald ihrer kränkenden Schärfe entkleidet wurde. Wann hat auf protestantischer Seite ein Beleidiger der katholischen Kirche jemals eine von so echter Friedensliebe zeugende Ehrenerklärung abgegeben? Es ist auch mehr als bezeichnend, daß in anderen vorwiegend protestantischen Ländern, z. B. in England, Holland, Dänemark, Schweden und Norwegen, von Nordamerika ganz abgesehen, kaum die Spur einer Erregung über die Enzyklika zu entdecken ist, daß auch von den protestantischen deutschen Fürsten, die der Papst in ihren Vorfahren so unerhört beleidigt haben sollte, bisher kein einziger als Ankläger hervortrat, während der Deutsche Kaiser und König von Preußen unverdächtigen protestantischen Zeugen zufolge von vornherein erklärt hat, daß er an eine beleidigende Absicht des Papstes nicht glauben könne.

Wie sollte auch der Papst den Kaiser und König von Preußen haben kränken wollen, während er fast gleichzeitig durch eine warm gehaltene Depesche seine Anteilnahme an der vorübergehenden Erkrankung des bei ihm durch einen Gesandten vertretenen Monarchen kundgab? Wie könnte die Absicht einer Kränkung auf seiten eines Papstes vorliegen, der unmittelbar nach der Veröffentlichung der Enzyklika in einer Ansprache an den *Berliner Pilgerzug* „mit Bewunderung“ von dem „glänzenden Beispiele“ der Söhne Deutschlands sprach, die nach Jerusalem geeilt waren, um „unter den Auspizien des Deutschen Kaisers, vertreten durch einen seiner Söhne“, an der Kirchenweihe auf dem Berge Sion teilzunehmen. Papst Pius X. sprach nach dem Originalberichte der „Köln. Volkszeitung“ *seine gerechte Bewunderung aus über diese feierliche Kundgebung des Glaubens an Christus seitens des Kaisers und des deutschen Volkes.* Zu dem deutschen Volke, von dem der Papst hier sprach, gehören auch jene deutschen *Protestanten*, die in großer Zahl nach Jerusalem entsendet waren, um für den Gekreuzigten Zeugnis abzulegen. Es ist nichts als unwürdige Silbenstecherei, wenn eine liberale Presse, die bei jeder Gelegenheit den Gottmenschen Jesus Christus leugnet, zwecks Aufstachelung des religiösen Fanatismus behauptet, der Papst habe, als er den Segen des himmlischen Vaters auf den Deutschen Kaiser und sein ganzes kaiserliches Haus, auf die deutschen Kardinäle, den deutschen Episkopat und Klerus und auf die anwesenden Pilger herabflehte, geflissentlich das deutsche Volk von diesem Segen ausgeschlossen. Gibt es eine infamere Unterstellung? Diese angebliche Ausschließung hätte ja auch den katholischen Teil des deutschen Volkes betroffen. Es ist Wahnsinn zwar, aber der Wahnsinn hat Methode.

Der *Evangelische Bund* hat es übrigens bei dem bisher veröffentlichten Aufrufe nicht bewenden lassen, sondern läßt



jetzt durch die Hauptgeschäftsstelle in Halle (Saale) eine an einzelnen Stellen noch *verschärfte Fassung* dieses Aufrufes zur Anwerbung neuer Mitglieder massenhaft auch auf brieflichem Wege versenden. In diesem Aufrufe wird der Papst des „*böswilligen Hasses*“ beschuldigt (von den obigen *Beweisen des absoluten Gegenteils* dürfen die Mitläufer des Evangelischen Bundes natürlich nichts erfahren), und es heißt u. a. wörtlich: „Diese *würdelose Beschimpfung* der religiösen Heldenzeit und der größten Befreiungstat unseres Volkes können die Kinder und Erben *Vater Luthers* im Mutterlande der Reformation sich nicht stillschweigend *gefallen lassen*.“ Ueber die Anmaßung, das *ganze deutsche Volk* für die Reformation in Anspruch zu nehmen, ist im letzten Hefte der „Allgemeinen Rundschau“ schon das Nötige bemerkt worden. Die ausdrückliche Berufung auf „*Vater Luther*“ zwingt noch zu einer weiteren Feststellung. Wir wären dem „Bayerischen Kurier“ beinahe ernstlich gram gewesen, weil er in Nr. 161 vom 10. Juni, naheliegende Rücksichten beiseite setzend, als Antwort auf schmähliche öffentliche Herausforderungen und auf unflätige anonyme Zuschriften eine *Reihe von Zeugnissen Martin Luthers* über die sittlichen Zustände nach der Reformation zusammenstellte. Wie aber die Dinge jetzt liegen und angesichts der inzwischen hundertfach unternommenen Versuche, den *Papst* schlankweg als *ruchlosen Verleumder* hinzustellen, beziehen wir uns ausdrücklich auf die Blütenlese des „Bayerischen Kurier“, die wir, um jeden Schein des Aergernisses zu vermeiden, in kleinster Schrift in eine Fußnote verweisen.[1])

Die „Allgemeine Rundschau“ bringt diese Urteile Luthers wahrlich nicht in Erinnerung, um das Bild des Reformators in den Augen seiner Anhänger zu verdunkeln. Denn abgesehen von der peinlichen Affäre des Landgrafen Philipp von Hessen, die auch von ehrlichen Protestanten unumwunden verurteilt wird, sind die mehr als scharfen Urteile jedenfalls ein schlagender Beweis dafür, daß Luther diese ungewollten Folgen der Reformation tief und schmerzlich beklagte, wie denn überhaupt eine objektive katholische Geschichtsforschung zwar auf der einen Seite manchen Schatten im Bilde Luthers vertieft, aber auf der anderen auch manchen Makel, den man mit Unrecht der Person Luthers, insbesondere auch seinem Ende, angehängt hatte, gerecht und vorurteilsfrei aus dem Wege geräumt hat. Wenn man sich auf protestantischer Seite gegen die katholische Vergangenheit nur der gleichen unbestechlichen Gerechtigkeitsliebe befleißigen und anerkennen wollte, daß eine objektive protestantische Geschichtsforschung manche zum eisernen Bestande protestantischer Betrachtungsweise gewordene dunkle Flecken der Geschichte der Päpste, der geistlichen Orden usw. sehr erheblich aufgehellt hat. Derweil schöpft aber die Mehrzahl der gebildeten wie der halbgebildeten Durchschnittsprotestanten ihre Kenntnis der katholischen Kirche und der Päpste aus *Hoensbroech* und ähnlichen Skandalwerken, die selbst von protestantischen Gelehrten als Pamphlete gebrandmarkt wurden.

Die Kampfesweise des Evangelischen Bundes wird durch einen Aufruf, den die Vorstandschaft des Münchener Zweigvereins des Evangelischen Bundes am 11. Juni in der liberalen Presse veröffentlichte, in ein besonderes Licht gerückt. Der Aufruf enthält nämlich die direkte Behauptung, in der Enzyklika würden „*Männer wie Luther, Melanchthon und Calvin der ausschweifenden Zügellosigkeit beschuldigt*“. Diese Vorschiebung von Namen, die in der Enzyklika gar nicht genannt sind, ist eine grobe Ungehörigkeit, denn sie kann in ununterrichteten Lesern nur die falsche Vorstellung erwecken, als habe der Papst die Namen Luther, Melanchthon, Calvin genannt. Daß der u. a. auch von J. F. Lehmann, dem bekannten Gründer der „Wartburg“, unterzeichnete Aufruf zum Schlusse zu Beiträgen für die durch die *Los von Rom-Bewegung* in Oesterreich entstandenen evangelischen Gemeinden auffordert, weckt in den bayerischen Katholiken Erinnerungen an Vorgänge und Hetzereien, die nichts weniger als den konfessionellen Frieden gefördert haben. Was wäre wohl geworden, wenn etwa zur Zeit der unqualifizierbaren *Graßmann-Hetze* gegen das katholische Bußsakrament und ihrer schmachvollen Verdächtigungen gegen den Priesterstand und gegen Frauen und Jungfrauen, oder zur Zeit der berüchtigten *Bräunlich-Versammlungen* von katholischer Seite ein ähnlicher Furor entfesselt worden wäre?

Trotz allem geben wir die Hoffnung nicht auf, daß die positiven christusgläubigen Elemente im Protestantismus, die sich mit den geschworensten Feinden ihres Glaubensfundamentes wieder einmal zusammengefunden haben, um gegen Rom zu protestieren, allmählich zur Besinnung zurückkehren werden. Die Erkenntnis, daß der *politische Liberalismus, seltene Ausnahmefälle abgerechnet, mit der Abwendung vom positiven Christentum zusammenfällt*, hat sich in gläubigen protestantischen Kreisen gerade in der letzten Zeit vertieft. Selbst der vielgefeierte ehemalige Hauptführer der Nationalliberalen, Rudolf von Bennigsen, hat sich in seinen letzten Lebensjahren mehr und mehr von jeder christlichen Ueberzeugung entfernt, so daß er, wie Professor von Oncken in seinem Werke über Bennigsen berichtet, 1902 nach dem Tode seiner Frau an seinen Freund Planck, den jüngst Verstorbenen, schrieb, auch die spezifisch christliche Lehre vermöge ihm keinen Trost zu geben. Heute vertritt der politische Liberalismus ohne Umschweife jene modernistische Richtung im Protestantismus, welche bei der offenen Leugnung der Gottheit Christi mit allen ihren Konsequenzen angelangt ist und so den Lebensnerv jedes Christentums bedroht. *Kein zielbewußter christusgläubiger Protestant kann mit diesem Liberalismus auf die Dauer eine Gemeinschaft unterhalten.* Auch eine zeitweilige Wiedererweckung des furor protestanticus kann Wasser und Feuer nicht zusammenschmelzen.

Der Zwischenfall der Enzyklika hat speziell in Bayern das unmittelbar vorher noch in positiv protestantischen Kreisen außerordentlich lebendige Interesse an den *neuesten Offenbarungen des ungeschminkten Christentumshasses* in den Hintergrund gedrängt. Es hatte fast geschienen, als sollte sich eine gemeinsame Abwehr christusgläubiger Protestanten und Katholiken gegen eine leidenschaftliche antichristliche Propaganda vorbereiten, die neuerdings vom Kartell der „freiheitlichen Vereine“ unter die schützenden Fittiche genommen worden war. *Die drohende Gefahr dieser vom politischen Liberalismus direkt und indirekt geförderten antichristlichen Bewegung* auf Grund authentischen Materials zu schildern, sei der Zweck eines dritten Artikels. Wir möchten die Wirkung dieser Argumente und Anklagen durch die leidenschaftliche Befangenheit des Augenblicks nicht trüben lassen. Dem Hetzer Liberalismus wird nichts geschenkt werden; er soll uns im Lärm des Tagesstreites über die Enzyklika nicht entschlüpfen.

[1]) „Die unserigen sind um siebenmal ärger als je zuvor gewesen. Wir stehlen, lügen und betrügen, fressen und saufen, und treiben allerlei Laster“ (Erlanger Ausgabe von Luthers Werken 36, 411.). „Wir Deutsche sind nun aller Länder Spott und Schande, die uns halten für schändliche, und unflätige Säue.“ (Erl. 3, 295). Luther bedauert, als Deutscher geboren zu sein, deutsch gesprochen und deutsch geschrieben zu haben, und begehrt von hinnen zu fahren, damit er das über Deutschland hereinbrechende Strafgericht Gottes nicht erlebe. (Erl. Ausg. 20, 43.) „Es wird die Welt aus dieser Lehre nur je länger, je ärger; das ist des leidigen Teufels Arbeit und Geschäft. Wie man sieht, daß die Leute jetzt geiziger, unbarmherziger, unzüchtiger, frecher und ärger sind, denn zuvor unter dem Papsttum.“ (Erl. Ausg. 1, 14.) „Es geht Geiz, Wucher, Unzucht, Schwelgen, Fluchen, Lügen, Trügen mit ganzer Macht, ja mehr denn vor Zeiten unter dem Papsttum. Solch wüstes Wesen bringt dem Evangelio und den Predigern die Nachrede fast bei jedermann, daß man sich sagt: wenn diese Lehre recht wäre, so würden die Leute frommer sein.“ (Erl. Ausg. 1, 192.) „Daher auch jetzt jedermann klagt, das Evangelium mache viel Unfrieden, Hader und unordentliches Wesen und es stehe alles ärger, seit es aufgekommen ist, denn je zuvor.“ (Erl. Ausg. 43, 63.) Der Zustand war in der Tat so, daß Luther selbst schon 1527 den Zweifel aussprach, ob er angefangen hätte, würde er all die großen Skandale und Verwirrungen vorausgesehen haben. (Weimarer Ausgabe 20, 674.) „Ja, wer wollte angefangen haben zu predigen, wenn wir gewußt hätten, daß so viel Unglück, Wetterei, Aergernis, Lästerung, Undank und Bosheit sollte darauf folgen? Aber seit wir darin sind, müssen wir herhalten.“ (Erl Ausg. 50, 74) Schon 1532 schreibt Luther: „Wir Deutsche sündigen und sind der Sünde Knechte, wir leben in fleischlichen Lüsten und gebrauchen der Freiheit weidlich über die Ohren. . . . Sie sind wohl zufrieden, daß sie vom Papst, Offiziale und von anderen Gesetzen los geworden sind, aber wie sie Christo möchten dienen und von den Sünden frei werden, daran denken sie nicht.“ (Erl. Ausg. 48, 389.) Luther jammert gar: „Wenn man Deutschland jetzt malen wollte, so müßte man es einer Sau gleich malen.“ (Erl. Ausg. 8, 294.) „Schändliche Säue sind wir heillose Deutsche des mehrerteils, daß wir weder Zucht noch Vernunft haben. Unser deutsch Volk ist ein wüst, wild Volk, ja schier halb Teufel, halb Mensch. Ich kenne wohl meine lieben Deutschen, die vollen Säue.“ Luthers Werke, Frankfurt 15388, 831.) Luther hob selbst die Einheit der Ehe auf: „Ich gestehe, daß ich es nicht verbieten kann, wenn jemand mehrere Weiber nehmen will, und es widerspricht auch nicht der Hl. Schrift.“ (Luthers Werke von de Wette 2, S. 459.) Daher gestattete Luther auch dem Landgrafen von Hessen, sich eine zweite Frau antrauen zu lassen, wofür er ein Fuder Wein erhielt. Luther dankte am 24. Mai 1540 dafür in folgenden Worten: „Ich habe Euer fürstlichen Gnaden Geschenk, ein Fuder Wein, rheinisch, empfangen und bedanke mich des Euer fürstlichen Gnaden ganz untertäniglich. Unser lieber Herrgott bewahre Euer fürstlichen Gnaden seliglichen Leib und Seele. Amen.“ Gegen die deutschen Bauern schrieb er: „O Herr Gott, wie hohe Zeit ist es, daß die Bauern erwürgt werden, wie tolle Hunde. Darum soll hier zuschmeißen, würgen und stoßen, öffentlich und heimlich, wer kann.“ (Luthers Werke, 24, 288, 294.)

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Bewegung um die Enzyklika.

Im preußischen Abgeordnetenhause ist die Verhandlung über die Borromäus-Enzyklika ziemlich ruhig verlaufen. Die offiziellen Redner der drei Parteien, welche die Interpellation eingebracht hatten, waren ersichtlich bemüht, ihren Protest gegen die Verurteilung der Reformation und der Reformatoren in anständiger Form zu halten. Weniger diplomatisch war schon der Vertreter der fortschrittlichen Volkspartei, der nach erfolgter Beantwortung zu Wort kam und recht deutlich bekundete, daß es seinen Freunden darauf ankommt, den furor protestanticus politisch auszunützen zur Aufhetzung der protestantischen Wähler gegen die konservative Partei als die „Verbündete des Zentrums".

Um eine weitere Entartung der Diskussion zu verhüten, brachten die Konservativen nach der fortschrittlichen Rede einen Schlußantrag ein und setzten ihn mit eigener Mehrheit durch. Das Zentrum mußte nämlich in Konsequenz des von ihm erhobenen Kompetenzkonflikts sich der Betätigung an der Abstimmung entziehen, so daß die Rechte für sich allein die Mehrheit hatte. Der nächste Zweck des konservativen Schlußantrags war, dem vorgemeldeten sozialdemokratischen Abg. Hoffmann, der durch seine religionsfeindliche Wirksamkeit den Beinamen „Zehn-Gebote-Hoffmann" erwarb, eine neue Brandrede unmöglich zu machen. Die Wirkung des konservativen Schlußantrags war aber eine neue Verschnupfung der Nationalliberalen; letztere wollten nach der „friedlichen" Begründungsrede ihres Abgeordneten Hackenberg noch eine parteipolemische Ausnützung der Lage folgen lassen, wie sie in ihrem Aerger selbst verrieten. Das entschlossene Vorgehen der konservativen Fraktion zeigte, daß Herr v. Heydebrand und Genossen trotz aller alten und neueren Hetzereien gegen die „Schwarzblauen" ihre führende Stellung im Abgeordnetenhause sich nicht nehmen lassen wollen.

Das Zentrum gab nachfolgende Erklärung ab:

„Die Zentrumsfraktion lehnt es ab, über eine Kundgebung des Oberhauptes der katholischen Kirche, welche kirchliche Angelegenheiten behandelt, ein Urteil abzugeben und auf dem politischen Boden des Hauses der Abgeordneten in eine Diskussion einzutreten".

Daran knüpfte die Zentrumsfraktion den Ausdruck der Hoffnung, daß die Beziehungen der Katholiken zu ihren evangelischen Mitbürgern nicht leiden werden, und die Versicherung, daß die Partei selbst getreu ihrer Tradition und ihrer bisherigen Haltung nach besten Kräften stets bemüht sein werde, den konfessionellen Frieden zu wahren und in jeder Beziehung zu fördern.

Wunderlicherweise wollen die Gegner aus dieser Haltung des Zentrums wieder einmal den „Beweis" für den konfessionellen Charakter der Fraktion herleiten. Der klare Augenschein lehrt das gerade Gegenteil. Das Zentrum sagt: Wir sind eine politische Partei, ihr seid politische Parteien, der Landtag ist ein politisches Organ, also haben wir über eine rein kirchliche Kundgebung hier nicht zu verhandeln! Wie steht es aber mit dem konfessionellen Charakter derjenigen Parteien, welche die Interpellationen gestellt hatten? Sie traten als Verteidiger der Reformation und der Reformatoren auf, verfochten also protestantisch-konfessionelle Ueberzeugungen und Interessen. Wir könnten ihnen mit gutem Grunde vorhalten, daß sie selbst das seien, wozu sie uns zu stempeln suchen. Aber wir wollen lieber die Erklärung darin suchen, daß die Mitglieder dieser Parteien fast sämtlich dem evangelischen Bekenntnis zugehören, und daß die konfessionelle Stellung der Mitglieder bei allen sog. Weltanschauungsfragen naturgemäß sich Geltung verschafft. Nun gut; was bei euch recht ist, laßt bei uns billig sein.

Bei ruhiger Betrachtung werden sich alle Unbefangenen sagen müssen, daß die Haltung, die das Zentrum in dieser Krisis eingenommen hat, für die Beruhigung der Gemüter und die Erhaltung des Friedens von ganz besonderem Vorteile war. Es mußte ein gewisses Opfer gebracht werden, wenn unsere Freunde auf die vielen Uebertreibungen, Mißdeutungen und sonstigen Ausfälle von protestantischer Seite schweigen sollten. Aber im vorliegenden Falle war das Schweigen Gold. Jede Antwort hätte im preußischen Landtag eine historisch-dogmatische Kontroverse entfesselt, die zweifellos von den gewerbsmäßigen Friedensstörern, dem Evangelischen Bunde und seinen Helfern, zur weiteren Verschärfung des konfessionellen Zwiespalts ausgenützt worden wäre.

Die Erklärung der Staatsregierung brachte keine Ueberraschung. Herr v. Bethmann Hollweg stellte sich erfreulicherweise nicht auf den Standpunkt gewisser Eiferer, die ohne weiteres Deutschland für ein protestantisches Land erklären und seiner Regierung einen protestantischen Charakter und eine protestantische Mission vorschreiben. Er deutete an, daß die Sache wohl nicht vor das politische Forum gehören würde, wenn die Enzyklika „sich auf den dogmatischen und kirchenregimentlichen Gegensatz der Konfessionen" beschränkt hätte. Durch die Urteile über die Reformatoren, die Reformation und die ihr zugetanen Fürsten und Völker hält auch er die staatlichen und sittlichen Empfindungen der evangelischen Bevölkerung für verletzt und also den konfessionellen Frieden für ernstlich gefährdet. Diese Deduktion der politischen Kompetenz ist nicht ganz stichhaltig, aber man muß doch anerkennen, daß die Regierung einen möglichst guten Mittelweg sucht. Anerkennung verdient ferner, daß die Staatsregierung nicht auf die ersten Zeitungsnachrichten hin vorgegangen ist, sondern die amtliche Veröffentlichung des lateinischen Wortlauts in den Acta apostolicae sedis abgewartet hat. Darauf hat sie den preußischen Gesandten beim Vatikan beauftragt, „in amtlicher Form bei der päpstlichen Kurie Verwahrung einzulegen und der Erwartung Ausdruck zu geben, daß die Kurie Mittel und Wege finden werde, die geeignet sind, die aus der Enzyklika sich ergebenden Schäden zu beseitigen." An diese Mitteilung fügte der Ministerpräsident die Bemerkung: „Diese Erwartung ist um so berechtigter, als die Kurie nach der gestern im ‚Osservatore Romano' veröffentlichten Mitteilung nicht im entferntesten die Absicht gehabt hat, die Nichtkatholiken in Deutschland sowie ihre Fürsten zu kränken."

Der Hinweis des Ministerpräsidenten auf die halbamtliche Auslassung im „Osservatore" bestärkt die Hoffnung auf eine Verständigung. Ehe noch amtliche Vorstellungen erhoben waren, hatte doch die Kurie nicht bloß die beleidigende Absicht bestritten, sondern auch darauf hingewiesen, daß in der Enzyklika nur historische Urteile über die Epoche des hl. Borromäus ohne Nennung bestimmter Völker oder Fürsten enthalten seien und es sich um Katholiken jener Zeit handle, die sich gegen die Lehren und die Autorität des Heiligen Stuhles aufgelehnt hätten. Der „Osservatore"-Artikel ist in der Tat schon eine durchschlagende Richtigstellung der Mißverständnisse und eine wahre Genugtuung für die gegenwärtig lebenden Andersgläubigen, so daß man wohl annehmen darf, die preußische Regierung werde sich für befriedigt erklären, wenn dasselbe in der diplomatischen Amtsform dem preußischen Gesandten erklärt wird.

Inzwischen häufen sich die Protestkundgebungen im Lande in ungeheurer Weise. Nicht bloß verschiedene offizielle Körperschaften der evangelischen Religionsgemeinschaft, sondern auch eine große Zahl von Volksversammlungen haben das sensationelle Thema des Tages behandelt. Auch von zahlreichen protestantischen Kanzeln ist gegen die Enzyklika des Papstes gepredigt worden, obschon doch eine Verlesung oder Besprechung der Enzyklika auf den katholischen Kanzeln nicht stattgefunden hat. Wenn das so weiter geht, so werden schließlich die Katholiken aus ihrer geduldigen Zurückhaltung heraustreten und dem allzuhitzigen Protest einen Antiprotest entgegensetzen müssen. Wir möchten das im Interesse des konfessionellen Friedens vermieden wissen, solange es nur eben möglich ist. Dazu ist aber die mäßigende Einwirkung der Regierung und der positiven Elemente auf evangelischer Seite nötig. Auf der jüngsten großen Protestversammlung im Zirkus Busch zu Berlin wollte man die verschiedenen Richtungen im Protestantismus zu einer gemeinsamen Demonstration sammeln. Als aber der einzige Konservative unter den Rednern die Tribüne bestieg, empfing ihn ein feindseliger Lärm; den „Verbündeten des Zentrums" wollte ein Teil der Versammlung überhaupt nicht sprechen lassen. Der Zwischenfall war höchst lehrreich. Die Hauptheßer wollen nicht etwa die „evangelischen Glaubensgüter" verteidigen, sondern ihren Parteivorteil wahrnehmen. Die Konservativen sollen durch die Enzyklikahetze um ihre Wähler gebracht werden, nachdem die Steuerhetze und die Wahlrechtshetze vorgearbeitet haben. Auf den Papst schlägt man, aber den „blau-schwarzen Block" meint man. Der blau-schwarze Block ist der Sündenbock für alles und jedes; so auch für den Rücktritt des Kolonialstaatssekretärs Dernburg, der amtsmüde geworden ist, weil er in den Kolonien selbst und bei den alten Afrikanern zu viel Gegnerschaft fand und in seiner Stellung zwischen dem Reichsinteresse und dem Interesse des von ihm herbeigelockten Kapitals den rechten Weg nicht gut mehr finden konnte.

Die Konservativen haben noch mehr Interesse als wir an der baldigen Beruhigung der Gemüter.



Die Reduktionen von Paraguay.

Zu dem Artikel „Argentiniens Jahrhundertfeier".

Von P. Anton Huonder, S. J.

Der Aufsatz: „Argentiniens Jahrhundertfeier der Unabhängigkeitserklärung" (Nr. 23, S. 358 ff.) enthält einige Auslassungen, die zu gerechtem Widerspruche herausfordern.

Ich greife hier nur eine Stelle heraus, wo der Verfasser sich mit den alten Jesuitenreduktionen von Paraguay beschäftigt. Abgesehen von dem ersten Satze: „Die Jesuiten begannen mit dem Anbruch des 17. Jahrhunderts zahlreiche Niederlassungen im Gebiete des Paraná[1]) zu gründen und betrieben von diesen aus mit Feuereifer die Bekehrung der Indianer", sind alle übrigen ganz oder teilweise unrichtig.

„Deren (der Indianer) Niederlassungen", heißt es da, „wurden in sogenannte Reducciones (sic), Bezirken von etwa hundert Familien, zusammengeschlossen." Das ist unzutreffend. Die Reduktionen waren keine Bezirke von Indianersiedelungen, sondern kompakte Ortschaften, die nach dem Plane der spanischen Pueblos angelegt wurden und durchschnittlich nicht je „etwa hundert", sondern 500—800 Familien zählten. Von den 17 Reduktionen am Uruguay wies beispielsweise im Jahre 1738 die kleinste Reduktion S. Thomè 514, die größte Concepciòn 1207 Familien auf.

„Innerhalb der Reduktionen", heißt es weiter, „lenkten die Ordensväter das Leben und Treiben der ‚Katecheten' mit despotischer Machtvollkommenheit."

Vermutlich wollte der Autor „Neophyten" sagen, denn Katecheten gab es in den Reduktionen meines Wissens nicht, waren es doch sämtlich geordnete Pfarreien mit wenigstens je zwei Priestern, die für die Seelsorgsarbeit völlig ausreichten. Die despotische Machtvollkommenheit in den Reduktionen ist eine der vielen Pombal'schen Lügen, die immer noch fortleben. Tatsächlich wurden die Reduktionen genau auf Grund der spanischen Kolonialgesetze (Leyes de las Indias) und der speziellen königlichen Freibriefe regiert und hatten ihre eigenen jährlich von und aus den Indianern selbst gewählten Beamten: 1 Teniente de Corregidor, 3 Alcaldes, 4 Regidores, 1 Alguazil mayor und 1 Alferez Real, genau nach dem Muster der spanischen Pueblos. Auch den Kaziken wurde ihre Würde und Autorität belassen. Daß die Missionäre leitend und überwachend hinter ihnen standen, war zur gedeihlichen Entwicklung der Reduktionen einfach unerläßlich.

In kirchlicher Hinsicht stand die Mission, soweit sie nicht wie die Missionen anderer Orden exempt war, unter der Jurisdiktion der Bischöfe von Asunction, die ihr Visitationsrecht ungehindert ausübten. Wenn mit dem Ausdruck „despotischer Machtvollkommenheit" der ‚selbstherrliche Jesuitenstaat' insinuirt sein sollte, so ist derselbe ein Märchen gerade wie der gute König Nikolaus und die reichen Goldschätze, die sich bis heute nicht gefunden haben. „Arbeits- und Gebetsstunden waren genau festgesetzt", — stimmt —, „selbst die Heiraten bestimmte der Präfekt." Das stimmt wieder nicht. „Präfekten" gab es in den Reduktionen nicht, nur Curas oder Superiores. Was die Ehen angeht, so drängten die Patres aus leicht verständlichen, gesunden pädagogischen Gründen nur darauf, daß die jungen Leute frühe, d. h. im Alter von 17 bezw. 15 Jahren heirateten, ein Alter, wie es dem Klima und der frühen geschlechtlichen Reife der Indianer entsprach.

„Um keinen Keim einer revolutionären Bewegung aufkommen zu lassen, war jedem Mitglied der einen Reduktion der Verkehr mit den Mitgliedern der andern streng verboten."

Der Verfasser verwechselt hier offenbar die übrigens vom König bestätigte und für die Erhaltung der Reduktionen einfach notwendige Absperrung der Indianer von den Spaniern. Auch sie war übrigens keine vollständige. Von einer Absperrung der Reduktionen unter einander ist mir nichts bekannt. Gewiß ist, daß sie einander bei jeder Gelegenheit gegenseitig unterstützten, Vorräte austauschten, tüchtige Handwerker, Musiker u. dgl. einander liehen, bei Kirchenbauten u. dgl. einander aushalfen, gemeinsam miteinander zu Felde zogen u. a. m., was gewiß nicht auf Absperrung hindeutet.

So viel in Kürze bezüglich der Reduktionen. Eine Reihe anderer Bemerkungen des Autors über das alte spanische Kolonialsystem sind zum wenigsten irreführend, zum Teil einfach unrichtig. Doch lassen wir dieses in seinen Würden.

Wir haben überhaupt zur Sache nur deswegen Stellung genommen, weil die meist auf oberflächlicher Kenntnis beruhenden, böswilligen, oft geradezu lächerlichen Geschichtslügen, die in der protestantischen und jesuitenfeindlichen Literatur immer und immer wieder aufgetischt werden, mehr und mehr auch in katholische Darstellungen übergehen und ohne Prüfung nachgesprochen werden.

Leider fehlt uns noch immer eine auf den besten Quellen aufgebaute neuere Geschichte der alten Reduktionen. Sie ist aber im Werden begriffen und wird, so Gott will, nicht allzulange mehr auf sich warten lassen.

[1]) Nicht bloß dort, sondern am Uruguay und am Paraguay, im Grand Chaco und in den Pampas.

Oesterreichs Reichslande.

Von Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

II.

Nachdem durch die Annexion Kaiser Franz Josef I. Herrscher der bisherigen Okkupationsländer geworden war, bestand kein Hindernis mehr, den Reichslanden eine Verfassung mit einem frei gewählten bosnisch-herzegowinischen Landtage zu verleihen. Dabei waren allerdings große Schwierigkeiten zu überwinden. Die Krone stieß in ihrem jüngsten Landbesitze auf dieselben Hindernisse einer friedlichen Entwicklung, welche in Oesterreich sowohl wie in Ungarn ein zielbewußtes Regieren und eine Stetigkeit in der wirtschaftlichen Entwicklung gar so erschweren: mehrere Nationalitäten bewohnen das Land. Während aber in Oesterreich mit seinen 90 Prozent Katholiken in der Religionsstatistik den verschiedennamigen Akatholiken nur ein bescheidenes Plätzchen angewiesen werden kann und in Ungarn in dieser Statistik die Katholiken (römisch-katholisch 49%, griechisch-katholisch 11%) ein großes Uebergewicht gegen die Akatholiken (13% griechisch-orthodox, 8% lutherisch, 14% helvetisch) aufweisen, treten die Katholiken in den Reichslanden gegen die Akatholiken gar sehr zurück, sie nehmen erst die dritte Stelle ein. In Oesterreich und in Ungarn herrscht aber — wenn man von den allerdings sehr einflußreichen Juden absieht — doch wenigstens unter allen Nationalitäten nur eine Weltanschauung, die christliche, während in den Reichslanden ein sehr großer Teil der Bevölkerung der Weltanschauung des Islam unterworfen ist. In Oesterreich und in Ungarn verteilen sich die verschiedenen Religionsgenossenschaften auf alle Nationalitäten, in Bosnien-Herzegowina stehen den Muselmanen die orthodoxen Serben und die katholischen Kroaten gegenüber. Eine Regierung wird also nur dann Erfolg haben können, wenn sie äußerst klug und geschickt operiert und wirtschaftliche Fragen der Allgemeinheit immer in den Vordergrund schiebt.

Wenn nun schon in den alten Ländern der Habsburgermonarchie die Nationalitätenfrage eine so große Rolle spielt, so mußte das in den Reichslanden noch mehr befürchtet werden, wo erbitterte Religionskämpfe an der Tagesordnung waren. Das veranlaßte die Regierung, die drei Wahlkurien der Landgemeinden, der Städte und Industrialorte und des Großgrundbesitzes nach dem Glaubensbekenntnisse zu dritteln. So waren drei nationale Wahlkörper geschaffen, welche zugleich als konfessionell bezeichnet werden müssen. Kein Wahlkreis kann vor die Wahl eines Serben oder eines Kroaten gestellt werden, sondern höchstens vor die Wahl zwischen zwei Kandidaten derselben Nationalität und desselben Religionsbekenntnisses. Auf diese Weise wurden nationale und religiöse Streitfragen bei den Wahlen von vornherein ausgeschaltet, und diesem Umstande ist es wohl auch in erster Linie zuzuschreiben, daß die ersten Landtagswahlen in aller Ruhe verlaufen sind. Man darf in dem friedlichen Verlaufe des Wahlkampfes aber auch wohl einen Beweis für die politische Reife einer Bevölkerung erblicken, welche zum größten Teile aus Analphabeten besteht. (Wird doch sogar behauptet, daß unter den gewählten Abgeordneten sich fünf des Schreibens unkundige Männer befinden.)

Am glattesten gingen die Wahlen bei den Serben vonstatten, obwohl auch diese in Alt- und Jungserben geteilt sind. Sie einigten sich auf eine gemeinsame Liste der serbisch-nationalen Organisation und wählten fast kampflos ihre 31 Vertreter, deren meiste jungradikal sind mit dem Motto: „Bosnien den Bosniern." Sie wollen eine Kontrolle durch die gemein-

same Regierung ausgeschlossen wissen und neigen sehr zu ihren Brüdern in Serbien, mit denen sie sich „staatsrechtlich" verbunden fühlen. Auch unter den Mohammedanern gab es wenig Kampf, eigentlich nur in der zweiten Kurie der Städte, es siegte aber überall die moslimische Volkspartei, so daß im Landtage sowohl die Serben wie die Moslimen in einer einigen geschlossenen Partei werden auftreten können.

Unter den Kroaten, d. h. unter den Katholiken, kam es zum Bruderkampf, der aber die häßlichen Formen, welche wir in Tirol erleben mußten, vermied. Die eine, man könnte sie vielleicht die konservative nennen, steht unter der Führung des Erzbischofs Dr. Stadler von Sarajevo (in der gewissen Presse wird sie die „klerikale" genannt); die andere nennt sich katholische Wirtschaftspartei und steht unter der Führung des Vizebürgermeisters Dr. Mandic von Sarajevo, der in persönlichen Beziehungen zu den Christlichsozialen Oesterreichs steht. Diese Partei findet eine große Stütze bei den Franziskanern, welche fast die ganze Seelsorge in Händen haben, schon zur Zeit der Türkenherrschaft die festeste Stütze des Kroatentums, des Katholizismus und des Bauernstandes waren und deren gut österreichische Gesinnung bekannt ist. Die Mandic-Partei erhielt in den Landgemeinden 5 von 7 Mandaten, in den Städten und Industrialorten 4 von 5, das fünfte hatte sie dem auch von ihr aufgestellten Vertrauensmann der katholischen Arbeiterpartei, dem Gelbgießer Mrljic überlassen, welcher als einziger Arbeitervertreter im Landtage sitzen wird. Mit den Mandaten aus der ersten Kurie verfügt die katholische Wirtschaftspartei über 15 von den 21 katholischen Abgeordneten. Es mag noch erwähnt sein, daß die eingewanderten Katholiken (Beamte, Kaufleute usw.) mit den Mandicianern stimmten. Da Erzbischof Dr. Stadler sich die Einigung sämtlicher Katholiken zur Aufgabe gemacht hat, hofft man, daß er seine kleine Gruppe der Wirtschaftspartei zuführen und so eine einzige katholisch-kroatische Partei zustande bringen wird, zumal der Wahlerfolg ja immer eine große Anziehungskraft ausübt.

Der Gegensatz zwischen Erzbischof Dr. Stadler und den Franziskanern führte den ersteren nach Rom, um, wie es heißt, den Mönchen die aktive Teilnahme an der Politik verbieten zu lassen. Das soll, wie liberale Blätter mit einem Schein von Wahrheit berichten, den Kaiser veranlaßt haben, dem Erzbischof schwere Vorwürfe zu machen. Wenn man bedenkt, welche große Dienste gerade die Franziskaner den Oesterreichern geleistet haben,[1]) ist es nicht unmöglich, daß die Regierung den Kaiser zu solchem Tadel bewogen hat.

Die Juden des ganzen Landes bilden eine eigene nationale Kurie mit einem Wahlbezirke und einem Abgeordneten. Herr Josua Salom wurde einstimmig zu ihrem Vertreter gewählt.

Der Landtag soll am 15. Juni vom Chef der Landesregierung General v. Varesanin eröffnet werden, um zunächst den Landesvoranschlag zu beraten, welcher dann im Herbst den Delegationen (des österreichischen Reichsrates und des ungarischen Reichstages) unterbreitet werden wird. Die Reichslande entsenden weder in die ungarische Volksvertretung (wie Kroatien-Slawonien) noch in die österreichische, noch in die „gemeinsame" der Delegationen ihre Vertreter. Ihr Landesbudget muß nach wie vor der gemeinsame Finanzminister in den Delegationen vertreten. Die Stellung der Regierung wird keine leichte sein, wenn man auch zugeben muß, daß die Kaiserreise in allen Bevölkerungsklassen einen ganz vorzüglichen Eindruck gemacht hat. Sie war ein Meisterstück des Grafen Aehrenthal. Trotzdem werden die Serben unbedingt die Stellungen der Opposition beziehen; es wird also die Regierung versuchen müssen, aus den Moslimen und Kroaten sich eine Mehrheit zu bilden. Die Probe dazu wird bei dem Gesetzentwurf über die bäuerliche Grundablösung, die Kmetenfrage, gemacht werden müssen. Die Serben verlangen die obligatorische, die Moslimen die fakultative Ablösung. Gegen die Zwangsablösung hegt man große Bedenken: es würden die Kmeten, wenn der Tribut an die Grundherren entfällt, in der Arbeitsamkeit nachlassen und es würden die Mohammedaner, wenn sie die großen Summen für die Ablösung in die Hand bekommen, zum großen Teil auswandern, wodurch die Serben ein gefährliches Uebergewicht im Lande erhielten. Jedenfalls darf man mit großem Interesse der ersten Session dieser jüngsten Volksvertretung entgegensehen.

---

[1]) Der Bischof Marian Markovic von Banjaluka, selbst ein Franziskaner, hat einem Redakteur der Wiener „Reichspost" darüber höchst interessante Mitteilungen gemacht, welche das „Bayerische Vaterland" am 4. Juni nachdruckte.

Italienische Regierung und Abgeordnetenkammer gegen die Schmutz- und Schundliteratur.

Von Dr. Jos. Massarette, Rom.

Bei der Debatte über das Budget des Innern brachten im italienischen Parlament die Abgeordneten Ellero, Indri und Berichterstatter Stoppato die brennende Frage einer kräftigeren Bekämpfung der Schmutz- und Schundliteratur zur Sprache. Besonders Stoppato forderte in flammenden Worten, die immer wieder von allgemeinem Beifall unterbrochen wurden, zum guten Kampf auf. Er betonte, daß alle anständigen Leute, einerlei welcher Partei, einmütig sein müßten in der Ueberzeugung von der Notwendigkeit eines stärkeren Schutzes der öffentlichen Sittlichkeit, auf der ja Heil und Größe der Völker beruhen. Er brandmarkte das schamlose Treiben einer gewissen Presse, die durch Theaterstücke und Photographien geförderte Volksvergiftung, wie auch jene pikanten Korrespondenzen, denen manche Blätter ihren Anzeigenteil öffnen. Stoppato ist der Meinung, daß es in Italien nicht neuer gesetzgeberischer Maßnahmen bedürfe, da die Anwendung der bestehenden Gesetze, die bisher leider allzuoft versagt habe, genüge. Auch die Regierung habe die Pflicht, gegen die Unsittlichkeit, in welcher Form sie auch in die Erscheinung trete, rücksichtslos vorzugehen.

Die Abgeordnetenkammer, welche offenbar der Bewegung gegen die Hochflut der Pornographie mit wärmster Sympathie gegenübersteht, hatte tags darauf die Genugtuung festzustellen, daß auch Luzzatti, Ministerpräsident und Minister des Innern, sich seiner Pflicht voll bewußt ist. Auch er will nach Kräften zur Eindämmung der Schmutzflut mitwirken. Zu der äußersten Linken, auf der ein Podrecca, Direktor des „Asino", mit anderen Verteidigern schamloser Lizenz sitzt, gewendet, rief der Ministerpräsident etwas ironisch aus: „Ich wende mich an jene Seite des Hauses, um ihr Einverständnis zu erlangen betreffs der Maßnahmen, die ich zu ergreifen gedenke." Er bemerkte, bezüglich der obszönen Publikationen sei das Gesetz klar, aber man führe es nicht aus. Auf die in der Kammer lautgewordenen gerechten Klagen über die geduldete Verbreitung pornographischer Produkte hin habe er die Polizei angewiesen, mit mehr Eifer und Strenge als bisher solche verderbliche Publikationen zu beschlagnahmen. Der Generaldirektor der Staatsbahnen, welcher bereits in den Verträgen mit den Publikationsagenzien die Bedingung eingefügt habe, daß solche Presseerzeugnisse auf den Bahnhöfen nicht verkauft werden dürften, habe ihm versprochen, ganz besonders darauf Jagd zu machen. „Ich selbst", erklärte Luzzatti feierlich, „werde persönlich in dieser Sache ein wachsames Auge haben. Es handelt sich um den Schutz der heranwachsenden Generation. Schon die Alten sagten: maxima debetur pueris reverentia. Und ein vom himmlischen Zorn durchflammtes Wort des Evangeliums lautet: Wer einem dieser Kleinen Aergernis gibt, für den wäre es besser, daß ihm ein Mühlstein an den Hals gehängt und er in die Tiefen des Meeres versenkt würde."

So sprach Luzzatti, der Jude, während so viele Christen, allerdings auch Juden, aus der geschriebenen, gezeichneten oder photographierten Unzucht ein rentables Geschäft machen!

Die Hegauberge.

(Sonett.)

Vom Abendgolde wundersam umwoben
Und jung im grünen Frühlingskleide stehen
Der Hegauberge himmelblaue Höhen,
Die Häupter kühn ins Aethermeer erhoben.

Auf allen Gipfeln lodern Feuerflammen,
Die lang noch in den stillen Abend zünden,
Wenn auch die Nacht schon steigt aus allen Gründen
Und Wald und Feld im Dunst der Nacht verschwammen.

Auf diesen Höhn erwacht und stirbt die Sonne,
Wenn früh sie sich erhebt in goldner Wonne
Und abends sinkt und scharlachrot verglüht.

Und wenn die Sonn erwacht, wenn sie gesunken,
Dann jubeln alle Höhen freudetrunken
In alle Welt ein rauschend Friedenslied.

Otto Birkel.

Der Regensburger Donauhafen als erster Erfolg der bayer. Schiffahrtsbestrebungen.

Am 6. Juni fand in Regensburg die festliche Eröffnung des neuen Donauhafens statt, für den der bayerische Staat 2¾ Millionen Mark aufgewendet hat, abgesehen von den sehr erheblichen Summen, welche die Stadt Regensburg aufbrachte. Eine Schilderung des glanzvollen äußeren Verlaufes der Feier liegt außerhalb des Rahmens der „Allgemeinen Rundschau". Wir beschränken uns darauf, an der Hand der markantesten Reden, welche bei diesem Anlaß gehalten wurden, die wichtigsten Gesichtspunkte des historischen Ereignisses festzuhalten. Der Eröffnungsfeier ging die 20. Hauptversammlung des Vereins zur Hebung der Fluß- und Kanalschiffahrt in Bayern unmittelbar voraus. Der Protektor des Vereins, Seine Königliche Hoheit Prinz Ludwig, sprach sich schon auf dem Begrüßungsabend am 4. Juni über die Eröffnung des neuen Hafens folgendermaßen aus:

Regensburg war in der alten Zeit eine der ersten Handelsstädte. Durch ungünstige Verhältnisse wurde sie aber zurückgerückt, und jetzt sehen wir zu unserer großen Freude, daß Regensburg wieder aufblüht, und daß es jetzt als Ende der Donauschiffahrt einer neuen, und, wie wir alle hoffen, glücklichen Zukunft entgegengeht. Sie wissen, daß ich durchaus nicht wünsche, daß Regensburg ständig der Endpunkt der Donauschiffahrt bleiben möge. (Lebhafter Beifall.) Denn wir wollen einen großen Gedanken, den Karl der Große begonnen und den König Ludwig I. in seiner Art vollendet hat, in einer der Neuzeit angepaßten Art ausführen. (Wiederholter Beifall.) Aber man kann nicht alles auf einmal machen, und man muß froh sein, wenn endlich ein Stück davon — und als dieses eine Stück betrachte ich den Ausbau des Schiffahrtsplatzes Regensburg — gebaut wird. Ich wünsche, daß er zum Segen der Stadt und des Landes sein möge. Die Donau ist jetzt kein toter Strom mehr, sie ist jetzt wieder ein lebhafter Strom geworden, und Schiffe nicht nur aus dem Deutschen Reich, der neugegründeten Donaudampfschiffahrt, und aus der benachbarten Monarchie, aus Oesterreich und Ungarn, auch aus Rumänien, Serbien und sogar aus Rußland beleben die Donau, und viele von den Schiffen kommen auch hierher. So begrüßen wir als Mitglieder des Vereins das Wiederaufblühen Regensburgs als Handelsmetropole, als deutschen Hafens am Schwarzen Meer. Möge Regensburg blühen und gedeihen, möge der schöne Empfang, der uns hier geworden ist, ein gutes Omen für die Zukunft sein.

In der Hauptversammlung des Kanalvereins erweiterte Prinz Ludwig die obigen Gedanken noch in folgender Weise. Wir feiern das 20jährige Jubiläum dieser Versammlung. Als wir zum ersten Male zusammentraten, wurden wir mehr oder weniger als Narren angesehen, die etwas Unmögliches anstreben. Und heute feiern wir den ersten wirklichen Triumph, die Eröffnung des hiesigen Hafens. Wenn wir uns auch natürlich nicht einbilden dürfen, daß wir allein die Sache gemacht haben, so glaube ich, können wir uns immerhin schmeicheln, daß wir das unsere dazu beigetragen haben, daß an der Donau jetzt endlich einmal ein der Zeit angepaßter Hafen gebaut worden ist. Und noch eines: Wir haben ja jetzt auch endlich Aussicht, daß die leidige, ich sage absichtlich leidige, Schiffahrtsabgabenfrage, die so viel Aerger und Verdruß verursacht hat, sich endlich auf eine Art lösen zu wollen scheint, daß mehr oder weniger, wenigstens in der Zukunft, alle damit zufrieden sein können, und nicht zum wenigsten wir vom Bayerischen Schiffahrtsverein. Denn solange diese Frage nicht definitiv gelöst ist, können wir absolut nicht weiter. Wenn diese Frage aber gelöst ist, dann wird es nicht lange dauern, daß der Main bis Aschaffenburg kanalisiert ist, und daß wir dann ebenso, wie jetzt hier, in Aschaffenburg die Eröffnung des Hafens werden feiern können. (Beifall.) Regensburg soll nicht der Endpunkt der Donaudampfschiffahrt sein. Wir wünschen, daß die Donaudampfschiffahrt bis nach Ulm hinaufgeht. (Beifall.) Und ebensowenig soll Aschaffenburg der Endpunkt der Mainschiffahrt sein. Es ist zu wünschen, daß diese bis Bamberg geht. Da möchte ich noch auf eines aufmerksam machen: Wir haben ja gesehen, daß man dank der Tätigkeit unseres technischen Amtes jetzt eine Linie bekommen kann von München bis an den Main ohne verlorene Steigung und mit sehr wenig Haltungen — eine Sache, die man früher für nahezu unmöglich gehalten hätte. Denn der jetzige Ludwigskanal hat nicht weniger als 100 Schleusen. Da möchte ich nun darauf aufmerksam machen: Sorgen wir dafür, daß wir in Zukunft noch einen weiteren Anschluß im Norden bekommen können. Der Werraverein strebt an, die Werra bis Wernshausen hinauf zu kanalisieren. Von da ist nicht mehr sehr weit an die Wasserscheide und an den Main hinüber. Und diese Wasserscheide ist die tiefste auf der ganzen langen Strecke des deutschen Mittelgebirges vom Durchbruch des Rheins bis zum Durchbruch der Elbe und liegt so ziemlich in der Mitte dieser Strecke. Die Weser ist jetzt ein ganz isolierter Fluß, sie hat keinerlei Anschluß an andere Flußgebiete, und die Folge von dieser Lage der Weser, besonders für die Stadt an deren Ende, ist klar und deutlich. Während Hamburg am Ende der Elbe liegt, deren schiffbare Wasseradern sich bis mitten einerseits nach Böhmen und anderseits bis an die russische Grenze erstrecken, ist Bremen einzig und allein auf die Weser angewiesen. Es wird ja besser werden; der Mittellandkanal wird von der Weser zum Rhein gebaut werden. Aber das ist immer nur ein kleines Stück. Wenn aber jemals ein Anschluß direkt nach Süddeutschland käme, dann wird die Weser aufblühen und Bremen in hohem Grade gewinnen. Und ich zweifle nicht, daß dann der Widerstand, der bekanntlich noch dagegen besteht, das Wesergebiet mit dem Elbegebiet zu verbinden, auch aufhören wird. Denn die östlich gelegenen Landesteile werden keine Freude haben, wenn sie von dem ganzen blühenden und reichen Westen und Süden Deutschlands abgeschlossen sind.

Ich habe von den Schiffahrtsabgaben gesprochen. Ein Beispiel, was man mit Schiffahrtsabgaben machen kann, ist Bremen. Es hatte einen ganz flachen Fluß, jetzt gehen die großen Schiffe bis dort hinauf. Das wurde nur dadurch möglich, daß Bremen das Recht zur Erhebung von Schiffahrtsabgaben auf reichsgesetzlichem Wege eingeräumt wurde. Mögen wir von dem Rechte, das wir ja auch bekommen werden, fleißig Gebrauch machen, und mögen wir alle Teile Bayerns — denn der projektierte Kanal ist ja nur ein kleines Stück — was irgend möglich an dem Vorteil der Wasserstraßen teilnehmen lassen. Sie aber, meine Herren, die die schweren Zeiten des Kanalvereins mitgemacht und mich nicht im Stich gelassen haben, freuen Sie sich mit mir, daß es vorwärts geht.

Der Staatsminister des Innern von Brettreich leitete die Hafeneröffnung mit einem interessanten Ueberblick über die Geschichte der Donauschiffahrt ein.

Der mächtige Donaustrom, ein wichtiges Band der Geschicke zahlreicher Völker, hat schon vor Jahrhunderten in bedeutsamer Weise der Schiffahrt gedient. Namentlich seit dem Aufblühen des deutschen Welthandels im 15. Jahrhundert entwickelte sich die Donau zu einer Hauptverkehrsstraße. Die süddeutschen Städte knüpften Verbindungen mit Südrußland und vielen Gegenden des Orients an. Stolze Schiffe trugen die Waren, insbesondere Tuch, Leinwand, Leder, Waffen und andere Erzeugnisse des Landes nach Konstantinopel, welches lange Zeit einen Hauptplatz für den Warenaustausch bildete, und mächtige Schleppzüge mit 30 bis 60 Pferden bespannt, beförderten Getreide, Wein, ja indische Güter die Donau herauf. Die Donau war eine Welthandelsstraße und Regensburg eine Großhandelsstadt. Diese ganze wirtschaftliche Entwicklung schwand dahin, als Venedig die Stelle Konstantinopels im Orienthandel einnahm, und als die westlichen Völker den Welthandel an sich zu reißen wußten und dem deutschen Handel schwere Wunden schlugen. Die Welthandelsstraße der Donau verödete. Bessere Zeiten waren dem Donauhandel erst wieder beschieden durch die Dampfschiffahrt, welche im Jahre 1838 . . . . . eingeführt wurde. Mit der Erbauung der Eisenbahn hörte zwar der Personenverkehr wieder auf, der Frachtverkehr unterhalb Regensburg blieb dagegen bestehen und gelangte sogar zu einer hocherfreulichen Entwickelung. . . . . . Für den Austausch der Güter zwischen Erzeuger und Verbraucher sind leistungsfähige Wasserstraßen von größter Wichtigkeit. Im Zusammenwirken mit den übrigen Verkehrsmitteln behaupten sie sich auch heute noch erfolgreich da, wo es weniger auf Raschheit als Billigkeit und Massenhaftigkeit des Transportes ankommt. Gegenden, die den Wasserstraßen benachbart sind, haben sich besser und frühzeitiger entwickelt als die Landstriche, denen der befruchtende Einfluß der Wasserstraße versagt blieb. Die Donau im besonderen hat als Wasserweg eine mehr als nationale Bedeutung. Sie vermittelt Beziehungen zwischen Volk und Volk, sie ist die Einfuhrstraße für die land- und forstwirtschaftlichen Erzeugnisse des Ostens, die Ausfuhrstraße für die gewerblichen Produkte des Westens. Die bayerische Staatsregierung hat daher, schon seit die Dampfschiffahrt auf der Donau begann, der technischen Verbesserung dieses Wasserweges unablässig ihr Augenmerk zugewendet. In der Zeit von 1837—1909 wurden für Wasser- und Hafenbauten an der bayerischen Donau 28 Millionen Mark vom Staate aufgewendet. . . . . . Als die Fahrwasserverhältnisse zwischen Passau und Regensburg genügend verbessert waren, hielt die Staatsregierung den Zeitpunkt für gekommen, an die Errichtung eines staatlich betriebenen Hafens in Regensburg heranzutreten. Heute stehen wir nach Jahren der Arbeit vor dem fertigen Werke, vor einem gewissen äußeren Abschlusse in den Maßnahmen zur Hebung der bayerischen Donauschiffahrt. . . . . ."

Heute schon bildet Regensburg einen Knotenpunkt in den Verschlingungen der Weltwirtschaft. Holz, Getreide, Petroleum und Obst aus den unteren Donauländern begegnen sich hier mit Roheisen, Metallfabrikaten, Chemikalien und anderen industriellen Erzeugnissen des Westens, die von hier aus den Wasserweg nach dem Osten beschreiten. Heute schon ist das Hinterland Regensburgs umfassender als dasjenige aller anderen bayerischen Häfen. Regensburg ist der Versandhafen für zahlreiche Waren bayerischer Herkunft, für Roheisen und Stabeisen aus unserer Oberpfalz, für Eisenbahnschienen aus der Rheinpfalz, für Farberde aus Nord- und Südbayern, für die Schieferfabrikate vom Frankenwald, für Porzellan aus Oberpfalz und Oberfranken. Aber auch aus entfernteren Gebieten vom Niederrhein und vom Harz, aus Lothringen, Luxemburg und der Schweiz zieht Regensburg



die Waren an sich. Ja sogar die Nordseehäfen alimentieren Regensburg mit Ueberseegütern. Und was die Waren betrifft, die das Wasser nach Regensburg heranträgt, so reicht die Einflußzone des Hafens wiederum weit über Bayern hinaus, mit Holz bis tief nach Mittel- und Norddeutschland, ja bis nach Belgien hinein, in Süddeutschland bis zum Rhein und in das Elsaß, mit gewissen Waren sogar bis ins östliche Frankreich. Möge der neue Hafen dazu beitragen, daß der Güteraustausch, den die Donau vermittelt, noch lebhafter und weitgreifender wird als bisher! . . . . Vom Osten richten wir in dieser Stunde die Blicke nach dem Westen unseres bayerischen Vaterlandes in Gedanken an den künftigen Ausbau der heimischen Wasserstraßen und in der Hoffnung, daß es uns vergönnt sein möge, in nicht allzu ferner Zeit am Ufer des Maines die Feier von heute zu wiederholen. Aschaffenburg und Regensburg — möchten sie die Pole werden für eine günstige wirtschaftliche Entwicklung Bayerns.

Prinz Ludwig leitete sodann die feierliche Eröffnung des Luitpold-Hafens mit nachstehenden Worten ein: „Mit Freude komme ich der an mich ergangenen Aufforderung nach, den Hafen zu eröffnen. Sie wissen, daß, wie wenig andere, ich seit Dezennien bestrebt bin, Bayern an die Großschiffahrt der Welt anzuschließen. Es hat mich deshalb in hohem Grade gefreut, bei der Vollendung des schönen Werkes, das der bayerische Staat und die Stadt Regensburg mit der Erbauung dieses Hafens vollendet haben, bei dieser schönen Gelegenheit anwesend sein zu können. Ich habe der Rede des Herrn Ministers nicht viel beizusetzen. Ich wünsche, daß Regensburg die Vorteile, die dieser Hafen bietet, und für den die Stadt so große Opfer gebracht hat, voll und ganz genießen möge. Ich wünsche, daß Regensburg mehr und mehr aufblühen möge, und ich wünsche, daß der bayerische Staat, dem ja das Hauptverdienst an dem Zustandekommen dieses Hafens zufällt — er ist ja auf Anregung der Königlichen Staatsregierung mit Zustimmung beider Kammern des Landtages geschaffen worden — gleichfalls rechten Nutzen davon haben möge. Ich wünsche ferner, daß dieser westliche obere Donauhafen der Donaugroßschiffahrt (nicht der letzte Hafen der Donauschiffahrt) die Aufgabe voll und ganz erfüllen möge, die ihm gestellt ist, und wünsche, daß auch das Deutsche Reich, dessen oberster Donauhafen — Schwarzmeerhafen — er ist, vollen Vorteil davon habe, und wünsche ferner, daß alle Staaten, die weiter unten liegen und mit denen wir im besten Einvernehmen und freundschaftlichsten Beziehungen stehen, voll ausnützen mögen, was ihnen der Staat Bayern und die Stadt Regensburg geboten haben. Indem ich den Auftrag, der mir geworden ist, erfülle und den Hafen nach dem benenne, unter dessen glorreicher Regierung er eröffnet wurde, erkläre ich den Hafen für eröffnet."

Feierabend.

Der Ginster blüht am Bergesrain
In goldgelb satten Farben,
Die Sonne senkt ins Tal hinein
Die letzten goldnen Garben —
Herab vom blauen Berge steigt
Die Dämmerung zum Grunde,
Der Abend harft, das Leben schweigt
Zur Feierabendstunde.

Da trägt ein feiner Glockenklang
Das Ave durch die Kreise.
Ich lausche still dem süssen Sang
Und bete leise — leise —
Und bete all mein Zagen fort,
All meiner Unrast Sehnen,
Indes der Stunde heilig Wort
Die Tränen stillt, die Tränen.

Die Tränen, die der Tag geweint
An seinem Schmerzensbette,
Da stand auch ich mit ihm vereint
Und hielt die Perlenkette.
Nun aber ist mein Werk getan.
Nun rast' ich sonder Fehle, —
Der Ginster blüht — ein froher Wahn
Legt sich um Herz und Seele.

Eugenie Taufkirch.

Europäischer Kongreß der Bahnhofmissionen.

Von Ellen Ammann, München.

Vom 6. bis 8. Juni tagten in Bern zum ersten Male die sämtlichen Vereine, welche Bahnhofmissionen gegründet haben und unterhalten.

Der Zweck der Bahnhofmission ist, alleinreisende Mädchen und Frauen bei der Ankunft in der Großstadt in Schutz zu nehmen. Das geschieht dadurch, daß man sie am Bahnhofe empfängt, sie in Heime weist, falls sie eine Stelle haben, ihnen den Weg dorthin zeigt. Das wichtigste aber ist, daß ihnen für alle Fälle für die erste Nacht in der Großstadt eine sichere Unterkunft verschafft wird, denn gerade diese erste unbeschützte Nacht in der Großstadt hat schon Hunderten ihre Ehre gekostet und sie ins Unglück gestürzt. Außerdem besorgen die Damen am Bahnhof für durchreisende Mädchen die Fahrkarten, das Gepäck und helfen ihnen ihr ausländisches Geld wechseln, ohne daß sie betrogen werden. Sie revidieren die Reisepläne, ob die Klasse und die Zeiten stimmen, so daß das Mädchen nicht allein und unbekannt in einer fremden Stadt zur Nachtzeit ankomme, oder sorgen dafür, daß es in diesem Falle von Vertrauenspersonen in Empfang genommen und weiter versorgt werde.

Hierdurch wird nicht nur denjenigen das Handwerk gelegt, welche die Mädchen um ihr Geld bringen wollen, sondern nach Aussage der Behörden werden die Bahnhöfe auch von jenen schändlichen Elementen befreit, welche die Mädchen in ihre Gewalt bekommen, um sie in schlechte Häuser zu bringen. Die Tätigkeit der Bahnhofmission gewinnt an Bedeutung in allen Grenz- und Hafenstädten, welche Knotenpunkte für die Wege der Emigranten sind.

Tatsächlich ist es in vielen Fällen Bahnhofmissionen gelungen, Mädchenhändler zu entlarven und ganze Transporte von Mädchen aus solchen Händen zu retten.

Man sieht also, nicht nur der einzelne, nicht nur die Frauen, die Seelsorger, nein Staat und Stadt, die Gesellschaft haben ein eminentes Interesse an den Bahnhofmissionen, und jedermann sollte sich den Führer (25 Pfg., zu beziehen vom Kath. Mädchenschutzverein Oedeweg 126 Frankfurt a. M.) oder den Ratgeber (zu beziehen vom Verein der Freundinnen junger Mädchen) verschaffen, damit er wüßte, in welchen Städten des In- und Auslandes Bahnhofmissionen und Heime sind.

Der Kongreß entsprach der Bedeutung der Bahnhofmissionen. Der Internationale Verein der Freundinnen junger Mädchen, welcher die erste Bahnhofmission gegründet, hatte ihn einberufen auf Veranlassung von Mr. Coote, dem verdienten Bekämpfer des Mädchenhandels. Alles war vorzüglich arrangiert und denjenigen, welche die mühsame Vorarbeit geleistet, gebührt warmer Dank. Zehn Vereine hatten Repräsentanten geschickt. Die meisten stellten naturgemäß die beiden großen Internationalen Verbände, der katholischen Mädchenschutzverein und der Evangelische Verein der Freundinnen junger Mädchen. Letzterer war vertreten durch seine 82jährige Vorsitzende, Mademoiselle Perrot, Madame de Tscharner, welche den Vorsitz führte, Fürstin Erbach-Schönberg (Deutschland) und Damen aus München, London, Paris, Utrecht, Rotterdam, Rom, Mailand und vielen Städten der Schweiz.

„L'association catholique internationale des Oeuvres pour la Protection de la jeune fille", wie der offizielle Titel lautet, hatte seine beiden Vorsitzenden Madame de Reynold, Baronin de Montenach und seine Sekretärin Mademoiselle Clément aus Freiburg delegiert, sowie Frau Bontant-Klehe, Vorsitzende des deutschen Nationalverbandes, Frau Justizrat Trimborn-Köln, Frau Dr. Ammann-München, Prälat Müller-Simonis-Straßburg, Gräfin Gropello-Turin, Gräfin Ladislaus Karolyi-Budapest, außerdem Damen aus Belgien, Frankreich, Italien, Holland und der Schweiz.

Die österreichische kath. Bahnhofmission hatte Ihre Durchlaucht Gräfin Fünfkirchen entsandt, die deutsche (evangelische) Bahnhofmission 4 Delegierte, darunter Pfarrer Burghardt; drei englische und ein amerikanischer Verein waren noch vertreten.

Für den St. Rafaelsverein sprach Kommerzienrat Cahensly, der die Fürsorge in den Hafenstädten vor 35 Jahren begonnen hat.

Der Apostolische Protonotar Graf Vay de Vaya äußerte sich über die Verhältnisse auf den Auswandererschiffen, die er auf wiederholten Reisen zu seelsorgerischen Zwecken studiert hat und bat um das Interesse der Vereine hierfür.

Die Verhandlungen zeigten eine volle Einmütigkeit in der Auffassung der Bahnhofmissionen. Dieselben müßten nicht nur die Bekämpfung des Mädchenhandels bezwecken, sondern auch eine allgemeine Fürsorge für die Mädchen. Darum sollten sie an die betreffenden Vereine, welche dem Schutz der Mädchen sich widmen, angeschlossen sein. Die Tätigkeit soll eine vorsorgende sein, indem man Vertrauensfrauen in den kleineren Orten gewinnt, indem die Mädchen von den Seelsorgern, Bürgermeistern usw. an die Vereine und an die Bahnhofmissionen gewiesen werden. Kardinal Kopp hat z. B. seine Geistlichen sogar jährlich

mehrmals von der Kanzel auf diese Werke aufmerksam machen lassen.

Die Arbeit soll dann eine fürsorgende sein, so daß den Mädchen Heime, gute Stellenvermittlungen, Standesvereine, Jungfrauenvereine, Kongregationen und im Ausland Gottesdienste in der Heimatsprache empfohlen werden. Alles dieses bedingt die enge Verbindung der Bahnhofmissionen mit den konfessionellen Schutzvereinen.

Die Methode ist fast überall dieselbe. Die Vereine haben Plakate in den Bahnhöfen und Eisenbahnwägen, für welche sie keine Platzmiete bezahlen — nur Frankreich macht eine Ausnahme, dort müßte 10 Franken pro Plakat bezahlt werden! Die Abzeichen, Achselklappe und Brosche, sind einheitlich — die Farben des katholischen Mädchenschutzvereins sind weiß-gelb, des evangelischen Vereins der Freundinnen schwarz-rot-weiß, der Rafaelsverein hat einen goldenen Anker, die übrigen Vereine ähnliche Kennzeichen.

Der Vorschlag von Mister Coote, ein internationales Bureau (Clearing-House) für die Bahnhofmissionen einzurichten und dazu die Regierungen um Subventionen zu bitten, wurde nicht angenommen — jedoch beschloß man ein ständiges Komitee vom Internationalen Katholischen Mädchenschutzverein und dem Evangelischen Internationalen Verein der Freundinnen einzusetzen, das Material sammeln, die Frage einer einheitlichen Statistik studieren und einen späteren Kongreß vorbereiten soll.

Die verschiedenen Vereine haben insgesamt ca. 260 Bahnhofmissionen eingerichtet, welche bisher über 100 000 Mädchen behilflich gewesen sind. Hievon sind 82 ständige Missionen, d. h. daß täglich Damen am Bahnhof anwesend sind — die übrigen arbeiten nur zu bestimmten Tageszeiten oder nur zu den Zielzeiten. Von allen Zweigstellen der Internationalen Vereine werden die Mädchen auf vorhergehende Anmeldung abgeholt. Wenn man die 80 Vertrauensmänner des St. Rafaelsvereins rechnet und die des deutschevangelischen Vereins für die Auswanderer hinzuzählt, so bedeutet das eine sehr große Zahl von Stationen — und doch sollte das Netz enger sein!

Wichtig ist aber, daß alle, welche Bahnhofmissionen gründen wollen, sich mit den Zentralorganisationen in Verbindung setzen. Für Katholiken in Deutschland wende man sich an das Nationalkomitee der kath. Mädchenschutzvereine, Frankfurt, Oedeweg 126.

Die Landesverbände, Marianischen Mädchenschutzvereine für Bayern und Westdeutscher Verband der Mädchenschutzvereine erhalten die in ihr Bereich fallenden Anfragen vom Nationalverband zugewiesen.

Ueberall sollen die Mädchen dieselben Abzeichen (weißgelbe Achselklappe, Brosche und Plakate auf katholischer Seite) wiederfinden, um sicher zu sein, daß sie in die richtigen Hände kommen! Jede Eigenbrödelei ist hier verderblich, und das Nationalkomitee kommt allen Wünschen nach Möglichkeit entgegen.

Möge den Bahnhofmissionen von allen Seiten lebhaftes Interesse entgegengebracht werden und jedermann die reisenden Mädchen darauf aufmerksam machen. Sie sind ein wichtiges, unentbehrliches Glied in der sozial-caritativen Arbeit unserer Zeit und verdienen infolge ihrer Leistungen die eifrigste Unterstützung aller Gutgesinnten.

Vom Büchertisch.

Beda Kleinschmidt O. F. M., Lehrbuch der christlichen Kunstgeschichte. (Wissenschaftliche Handbibliothek. Dritte Reihe. Lehrbücher verschiedener Wissenschaften VII.) Mit Titelbild und 308 Abbildungen im Text. XXXIV und 640 Seiten. Paderborn 1910. Verlag Ferdinand Schöningh. Preis M. 10.—. Ungeachtet aller Fortschritte, die das Studium der Kunstgeschichte macht, trotz aller Ausbreitung in immer weitere Kreise, findet sich doch immer noch nur zu viel Anlaß zur Klage, daß die Geistlichkeit mit diesem Gegenstande nicht in wünschenswertem Maße vertraut ist. Gerade sie aber bedarf kunstgeschichtlicher Kenntnisse, benötigt sicheren ästhetischen Urteils um so mehr, als sehr viele ihrer Mitglieder in ihrem Amtskreise zum Schutz und zur Pflege wichtigster unbeweglicher wie beweglicher Kunstdenkmäler berufen sind. Der Nutzen solcher Kenntnisse ist höchst vielseitig und liegt auf idealem wie realem Gebiete. Auf protestantischer Seite sind bereits mehrere vorzügliche Ueberblicke über die christliche Kunst erschienen, von denen nur auf das ausgezeichnete Handbuch von Otto Wernicke hingewiesen sei. Das vorliegende Werk von P. Kleinschmidt verfolgt nunmehr den Zweck, auch dem katholischen Publikum, vor allem dem hochw. Klerus einen entsprechenden Leitfaden durch das weitverzweigte Gebiet der Geschichte christlicher Kunst in die Hand zu geben. Und zwar in ausführlicher fesselnder Darstellung, nicht lediglich als ein Schema. In durchaus klarem, systematischem Aufbau behandelt das Buch in den ersten drei Abschnitten die Architektur, die Plastik und die Malerei von den Zeiten des christlichen Altertums an. Daß jedes Kapitel bis zur Gegenwart durchgeführt wird, gibt dem Buche offenbar den Vorzug vor vielen andern, die da glauben, an irgend einem willkürlich gewählten Punkte der Vergangenheit abbrechen zu müssen. In einem vierten Abschnitte ist das Kunstgewerbe und die kirchliche Innenkunst behandelt, und damit ein Gebiet genügend berücksichtigt, das im praktischen Leben des Geistlichen oft eine größere Rolle spielt als die drei vorhergehenden. Ein fünfter Abschnitt endlich geht von der Beschreibung der Form auf die Würdigung des Inhaltes der Kunstwerke über und behandelt ihre Symbolik und Ikonographie. Dankenswert ist mit Rücksicht auf die Leser, denen die Einführung in den gesamten Gegenstand noch nottut, die Beigabe eines erklärenden Verzeichnisses der geläufigsten kunsttechnischen Ausdrücke. Sorgfalt und Aufwand ist an die Illustrierung gewandt. Sie ist zumeist in Autotypie erfolgt, wobei die Abdrücke scharf genug ausgeführt sind, um auch kleine Formen noch kenntlich zu halten. Einiges ist nach früheren Werken gegeben. Erfreulicherweise ist eine große Zahl weniger bekannter Denkmäler mit berücksichtigt worden. Architektonische Aufrisse und Detailzeichnungen helfen das Verständnis für die Haupttypen befördern.

Kurt Freden.

Religiös-wissenschaftliche Vorträge für katholische Akademiker. Von Dr. W. Koch, Prof. d. Theol. zu Tübingen, und Dr. O. Wecker, Rep. am theol. Konvikt, dortselbst. Bisher erschienen: I. Reihe, 12 Vortr.: „Natur und Gott". (2. Aufl. 1910, S. 80. 1.— M). II. Reihe, 8 Vortr. und Anhang: „Christentum und Weltreligionen (1910, 112 S. 1.50 M), Verlag: Bader, Rottenburg, Wttbg. Die III. Reihe „Katholizismus und Christentum" ist angekündigt. Vorliegende Vorträge sind von den beiden Herausgebern und Herrn Rep. Dr. Frz. Zeller (2 Vortr.) in der Stadtpfarrkirche zu Tübingen vor den kath. Studierenden der dortigen Universität gehalten und auf „mehrfach geäußerten Wunsch" im Druck erschienen. — Sie bieten eine „religiöse und wissenschaftliche Durcharbeitung des kath. Glaubens unter steter Rücksichtnahme auf die Interessen und Bedürfnisse des heutigen Akademikers." Hierbei kommt die Methode zur Anwendung, die sich aus der Ueberzeugung ergibt, daß der Glaube ebenso Sache des Gefühls und Willens, des inneren Erlebens, wie Sache des Erkennens ist. Inhalt der I. Reihe. Die Seele des jungen Akademikers, der sich von der Berechtigung und dem Wert seines Glaubens Rechenschaft geben will und muß, bedarf der rechten Stimmung: nämlich der Liebe zur Wahrheit über sich selbst und zum sittlich Guten. So vorbereitet, nimmt sie die gebotenen Beweise für das Dasein Gottes auf und an und bekennt: Es gibt eine „außerweltliche Kraft", Gott genannt, und dieser „Gott ist der Eine, lebendige, geistige, freie, persönliche, transzendente Weltgrund." Inhalt der II. Reihe. Die einzig richtige Beziehung des Menschen zu dem transzendenten Gott d. h. die wahre Religion findet die Seele im Christentum. Denn sie erkennt seine Glaubwürdigkeit aus der Ueberlegenheit über die anderen Weltreligionen (Buddhismus und Islam) in metaphysisch-dogmatischer und ethischer Hinsicht und erfährt seine Glaubenssicherheit im bewußten Erleben des Lebens, das Christus, der erste Christ, ihr vorgelebt hat. „Das Christentum allein befriedigt des Menschen ganze Seele." Die Beweisführung berücksichtigt alle Resultate der heutigen Naturwissenschaft und Religionsgeschichte und bewegt sich durchweg in klarer, überaus lebendiger Sprache. Liebliche, treffende Bilder und Vergleiche erklären und erfreuen in gleicher Weise. — Der im Anhang beigefügte Vortrag „Lamaismus und Katholizismus" ergänzt die Darlegungen über den Buddhismus und leitet zu dem genannten Thema der III. Reihe über. Die Religion Tibets behandelnd dürfte er zudem gerade jetzt besonderes Interesse erregen. — Wer sich über Einzelpunkte ausführlicher belehren will, findet nach jeder Serie zusammenhängender Vorträge reichliche, auch den Gegner berücksichtigende Literaturangaben.

F. Mittrop.

Die große Lüge.

Zum Entrüstungsrummel wider die Enzyklika.

Von sehr hoher Seite wird der „Allgemeinen Rundschau" geschrieben: „Aus der ehrlichen und aufrichtigen Bewegung und Erregung im deutschen Protestantismus ist unter der Fuchtel und zum Besten des Parteiliberalismus und des professionellen Kulturkämpfertums ein maßloser und uferloser Entrüstungsrummel geworden. Und dieser Entrüstungsrummel ist von einer einzigen großen Lüge beherrscht, der Lüge nämlich, daß die Aufpeitschung der konfessionellen Leidenschaften bis zum äußersten den Zweck habe, dem — konfessionellen Frieden zu dienen. Dann war auch der Dreißigjährige Krieg mit seinen Greueln ein Werk des — konfessionellen Friedens."



Zur hundertsten Geburtsfeier Freiligraths.

Von Dr. Joseph Herbeck.

„Ein garstig Lied, pfui, ein politisch Lied!" Hoffmann von Fallersleben ist es gewesen, der Ferdinand Freiligrath (geboren 17. Juni 1810 zu Detmold) von seinen eigenartigen Dichterpfaden, die nach dem Orient führten, auf politische Fährte gebracht hat, wobei dieser freilich kein Politiker, sondern ein Idealist ward, der den Odem einer neuen Zeit in packenden Rhythmen aushauchte. 1842 überraschte den Dichter Freiligrath ein vom preußischen König verliehenes Jahrgehalt. Man argwöhnte, dasselbe sei wegen des Gedichtes auf den Tod des spanischen Generals Diego Leon, der wegen seiner Verschwörung zugunsten der jungen Königin Isabella gegen Esparteros Diktatur durch diesen seinen ehemaligen Waffengenossen den Tod durch Pulver und Blei gefunden, gereicht worden; indes hatte A. von Humboldt, welcher sich wegen der von Freiligrath gezeichneten tropischen Bilder für diesen interessierte, beim König für den Dichter ohne des letzteren Vorwissen die Gnade erbeten. Die ultraliberalen Freunde Freiligraths grollten diesem, und er, der gesungen: „der Dichter steht auf einer höhern Warte, als auf den Zinnen der Partei", leistete bald Verzicht auf das Jahresgehalt und stellte von nun ab irregeleitet seine Poesie ganz in den Dienst einer Fraktion. Wenn nun aber auch bei Freiligrath gegenüber Herweghs Phrasen die revolutionären Gedichte durch ihre oft ergreifende Darstellung des sozialen Lebens (so in dem Gedicht: „Jedem Ehre, jedem Preis! Ehre jeder Hand voll Schwielen!") trotz aller Einseitigkeit wahrhaft plastisch wirken, so kann doch nicht geleugnet werden, daß die Muse unter Rothemden schnell einen Bootsleuteton annimmt, die übliche Pfaffenfresserei nicht degoutiert, das „Ça ira" wohltönend findet und über der ruhelos agitatorischen Tätigkeit nur zu häufig des ewig Schönen uneingedenk wird. Um den eigentlichen uns wert gebliebenen Freiligrath zu hören, muß man die erste Sammlung der Gedichte vom Jahre 1838 und manche Lieder in „Zwischen den Garben" (1849) aufschlagen. Es war damals eine eigene, heimische Landschaft wenig achtende Zeit. Man lauschte Wilhelm Müller's Griechenliedern, Chamisso's schauerlichen Nachtstücken, seinem „Salas y Gomez", las wieder und immer wieder mit Behaglichkeit Goethe's „Westöstlichen Divan". Rückert bot die Makamen des Hariri, Platen plauderte in dem Epos „Die Abbasiden" von den Söhnen Harun al Raschids. Freiligraths Poëme glänzten in unerhört üppiger Farbenherrlichkeit und verwerteten gleichsam die Geographie dichterisch, hiebei die Sprache wirklich bereichernd. Fremdartige Reime schlossen die Zeilen ab. Exotischen Zauber übte „Der Löwenritt" aus, der Kommis zu Amsterdam besang des Khalifen Schwert, das wie eine rote Flamme zuckende, „bei deren Lodern Nachts ein Dichter seinem Stamme von Genien und Feen erzählt am roten Meer", und malte das elegievolle Stimmungsbild „Nebo." Wenn er am Hafen gen Westen ziehende Auswanderer Abschied nehmen sah, konnte er den Blick von ihnen nicht wenden und er stellte sich vor, wie in der Ferne das Bild der alten Tage durch ihre Träume glänzend wehen, wie es gleich einer stillen frommen Sage vor der Seele stehen werde. Nach den Prärien Amerikas entführte ihn die Phantasie fast ebenso gern wie nach dem Lande der Khalifen. Auch gefiel sich der friedliche Kaufmann in Schilderung kriegerischer Szenen („Geusenwacht", „Prinz Eugen"). Und hinwiederum schrieb er mit echt poetischem Sinn den durch Blumenduft verursachten Tod eines Mädchens der Rache der Blumengeister zu. Das Gedicht ist in die meisten Lesebücher und Anthologien übergegangen. Und doch hat den höchsten dichterischen Wert jenes wunderbare: „O lieb', so lang du lieben kannst! o lieb', so lang du lieben magst! die Stunde kommt, die Stunde kommt, wo du an Gräbern stehst und klagst!" Als Freiligrath seine sorgenfreie Existenz als Direktor der Schweizer Bank-Kommandite in London durch das Eingehen dieser einbüßte, wurde bekanntlich 1876 eine Nationalkollekte für ihn in Deutschland besonders durch die „Gartenlaube" veranlaßt, die ihm ein Vermögen von nahezu 60,000 Talern als Geschenk gewährte. In Cannstatt ist der Sänger, dem wir auch feinfühlige Uebersetzungen danken, am 18. März 1876 entschlafen. Den Ereignissen des großen Krieges hatte der alte Dichter seine jugendfrischen Sänge „Hurrah Germania!" und „Die Trompete von Gravelotte" gewidmet. („Und nun kam die Nacht und wir ritten hindann; rundum die Wachtfeuer lohten; die Rosse schnoben, der Regen rann — und wir dachten der Toten, der Toten.")

Die Ausstellung München 1910.

Von Dr. O. Doering-Dachau.

II.

Schon in meinem ersten Berichte wurde auf die Wichtigkeit des Fundes hingewiesen, den Prinz Rupprecht in der Münchener Residenz machte. Die schönen persischen Teppiche, die hier so unvermutet und infolge der langen sorgfältigen Aufbewahrung noch in voller ursprünglicher Farbenfrische auftauchten, gaben alsbald die Veranlassung zur Veranstaltung einer Teppichausstellung. Es handelte sich also um ausschließliche Schaustellung einer einzelnen Gruppe. Auch jetzt, wo man über den ursprünglichen Plan hinausgegangen ist, und die Ausstellung über alle Gebiete der mohammedanischen Kunst ausgedehnt hat, sind es doch immer noch die Teppiche, die die weitaus größte Masse der Objekte bilden, überdies infolge ihrer Ausdehnung und herrlichen Farbenpracht, deren Erscheinungen unübersehbar reich und mannigfaltig sind, die Aufmerksamkeit am meisten auf sich lenken. Das ist auch in den Verkaufslagern (Halle II) der Fall, die freilich trotz der Qualität der darin aufgespeicherten Schätze infolge der Ueberfüllung einen ästhetisch minder befriedigenden Eindruck machen als die Räume der eigentlichen Ausstellung mit der vornehmen weitläufigen Verteilung. Diese bringt jedes Stück zu seiner eigentümlichen Geltung. Darin finden muß man sich freilich, daß viele von den Teppichen an den Wänden hängen, statt, wozu sie einzig bestimmt sind, am Boden zu liegen. Die in Gobelintechnik hergestellten Stücke sind weniger zahlreich als jene in der Knüpftechnik. Die Teppiche des Prinzen Rupprecht dienen in Halle III als Schmuck des großen Eingangssaales. Sie gehören beiden genannten Techniken an und sind sogenannte Polenteppiche, die im 17. und 18. Jahrhundert als Geschenke von Persien an europäische Höfe gingen. Ihren Namen verdanken sie dem auf einzelnen Exemplaren im Mittelfelde dargestellten polnischen Wappen. So vortrefflich diese Stücke sind, so stehen sie doch mit ihrer Farbengebung nicht völlig auf der Höhe jener, die zum heimischen Gebrauch im Orient verblieben. Man rechnete bei der Schenkung eben auf den angeblich weniger ausgebildeten Geschmack der Empfänger. Die dekorative Behandlung der wollenen und seidenen Teppiche — wie auch der übrigen Kunstgegenstände, von denen später die Rede sein wird — besteht teils rein aus Ornament, teils vermischen sich damit figürliche Motive, stilisierte Darstellungen von Pflanzen, Tieren und Menschen. Letzteres hängt mit der Sektenverschiedenheit der Mohammedaner zusammen. Die strengeren Sunniten beharren bei der absoluten Beibehaltung des Bilderverbotes, während die freieren Schiiten, zu denen vor allem die Perser gehören, jenes Verbot nur im Zusammenhange mit religiöser Kunst anerkennen. Unter dem Schiitismus entfaltet sich daher die Kunst weit vielseitiger und erreicht erst hier ihre wirkliche Höhe. Wenn der amtliche Katalog bei seinen übrigens sonst vortrefflichen Auseinandersetzungen zwischen Sunniten und Schiiten einen Unterschied der Kunstauffassung konstruiert, wie zwischen Katholiken und Protestanten, so ist, wie man sieht, letzterer Vergleich nicht zutreffend.

Die Ausstellung lehrt uns die Geschichte und Technik der verschiedenen Kunstsparten in den sämtlichen Bezirken mohammedanischen Bekenntnisses und auch Einflusses kennen. Bedeutet ersteres schon eine geographische Ausdehnung, die von Indien bis Marokko reicht, und außer den asiatischen und afrikanischen Ländern auch mehrere europäische umfaßt, so erweitert sich das Gebiet noch bedeutend, gedenkt man der christlichen Länder, deren Kunst vom Einflusse der mohammedanischen z. T. abhängig wurde. Zunächst ist dies in Italien der Fall, wo beispielsweise die venezianische Malerei den Anregungen vom Orient ihre Farbenpracht verdankt. Und mit einem nicht geringen Sprunge gelangen wir von da nach Skandinavien und sehen, wie die Nordleute, die auf ihren weiten Fahrten über die Wolga mit den Moslemin in Berührung gekommen waren, daheim ihre Teppiche und Gewebe zwar in eigener Technik, aber unter sorgfältiger Nachahmung der Farben und Muster ausführten. Das Hauptgebiet der Teppichfabrikation ist Persien. Eine gewaltige Zahl von persischen Teppichen, überwiegend von äußerster Kostbarkeit, ist ausgestellt. Das unbestritten schönste und wertvollste Exemplar ist der riesige Jagdteppich, ein Werk des 15. Jahrhunderts, der dem Kaiser von Oesterreich gehört. Weiter sehen wir sogenannte Gartenteppiche (mit typischer Darstellung prächtiger Gärten), Gebetsteppiche mit der Darstellung der im Privathause fehlenden, nach Mekka orientierten Gebetsnische des Tempels. Bei dieser Gruppe fallen namentlich die in grauer und rosa Seide ausgeführten indo-persischen Erzeugnisse auf. Die spanische Ausstellung ist zurzeit noch nicht fertig; auch sie wird Erzeugnisse der Teppichweberei aus der Epoche des Kalifats aufweisen. Sehr interessant sind endlich die türkischen und armenischen Teppiche. Wir sehen auf ihnen, wie allerdings auch auf den persischen, deutliche Einflüsse chinesischer Kunst. War doch das Reich der Mitte ehemals gegen den Westen keineswegs derart abgeschlossen wie später, zählte vielmehr einen nicht unbedeutenden Prozentsatz mohammedanischer Bevölkerung. — Es wird sich in unserer nächsten Betrachtung zunächst ein Blick auf die sonstige mohammedanische Textilkunst als nötig erweisen.

Varieté, „Kultur" und Polizeizensur.

Zu den Ausführungen unter dem Titel „Varieté und Kultur" in Nr. 24 vom 11. Juni ist zunächst mit Befriedigung festzustellen, daß das öffentliche Aergernis des gerügten Plakates „Die Ehebrecherin" (dasselbe soll in anderen Städten leider unbeanstandet geblieben sein) in München eine — leider mehr als verspätete — Sühne gefunden hat. Länger als eine Woche hat das empörende Bild an den Plakatsäulen und Straßenecken die „Sensation" des gesamten Publikums und nicht zum wenigsten der unreifen Schuljugend erregen dürfen, bis durch ein Eingreifen der höheren Instanz dem Skandal ein Ende bereitet wurde. Die skandalöse Aufführung selbst bleibt unbehelligt. Es darf bei dieser Gelegenheit ausdrücklich bemerkt werden, daß die Vorstandschaft des Interkonfessionellen Münchener Männervereins auch in diesem Falle nicht müßig geblieben ist.

Die liberalen „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 363 vom 9. Juni) meldeten das Plakatierungsverbot in nachstehender Form: „Auf eine Entschließung der Regierung von Oberbayern hin hat die Polizeidirektion das Plakat „Die Ehebrecherin" für das gleichnamige Mimodrama Lotte Sarrows im Deutschen Theater gestern verboten. Um das geschmacklose Bild ist es nicht schade. Da man sich aber während reichlich einer Woche an das Plakat gewöhnen konnte, wäre das weiterhin erregte „Aergernis" kaum „erheblich" gewesen." Woraus sich ergibt, daß selbst dieses dem Libertinismus sonst sehr entgegenkommende Blatt ein Prohibitivverbot durch die Polizeizensur der nachträglichen Korrektur vorgezogen hätte. Die Polizeidirektion war diesmal nicht gut beraten. Es fehlt ja nicht an Leuten, welche das wesentlichste Kriterium der sittlichen Anstößigkeit bei bildlichen Darstellungen in der Nudität erblicken. So gut es aber in gewissen Grenzen keusche Darstellungen des Nackten geben kann, ebensogut können völlig bekleidete Figuren durch Stellung, Gebärde und Mienenausdruck von schamlosester Wirkung sein.

Was sittliche Erwägungen nicht vermögen, hat mittlerweile der nackte Konkurrenz-Standpunkt in München zuwege gebracht. Die Direktoren der Theater und Varietés hielten eine Versammlung ab, in welcher sie gegen den Vergnügungspark und das Varieté in der Ausstellung 1910 scharfen Protest erhoben und die Stadt München als eigentliche Unternehmerin für die schwere Schädigung der einheimischen Bühnen und Brettel verantwortlich machten. Der Kobold Zufall fügte es, daß der Direktor des Deutschen Theaters, gegen den gleichzeitig wegen des obenerwähnten anstößigen Plakates eingeschritten werden mußte, den Vorsitz führte. Fast könnte es scheinen, als ob der Polizeizensor angesichts der Konkurrenzsorgen ein menschliches Rühren empfunden und etwas mehr Paprika als sonst hätte passieren lassen.

Interessant ist, was die liberale „Münchener Zeitung" vom 7. Juni aus der Versammlung berichtete: „Wie Direktor Aff'n (Deutsches Theater), betonte auch Direktor Schrumpf (Volkstheater), daß die Münchener Polizeizensur gegenüber den Darbietungen im Ausstellungspark auffallend zahm sei. Hier erwähnte Redner besonders den Bauchtanz, wie er im Parkkasino allnächtlich bei Champagner gezeigt werde. Würde eine derartige Nummer einem Theaterunternehmer in der Stadt bewilligt werden?? Gegen solche Konkurrenz seien die Theaterunternehmer machtlos."

Nach dem Berichte des „Neuen Münchner Tagblatts" (Nr. 160 vom 9. Juni) hätte der Direktor des Volkstheaters sich noch weit schärfer ausgedrückt. „Wie die Polizei über das aufdringliche Billettenanbieten durch Diener in der Ausstellung hinwegsehe, so sei sie auch merkwürdig blind für das Treiben im Parkkasino. Herr Schrumpf schildert letzteres als ein Animierlokal raffiniertester Art. Von Weibern werden Bauchtänze bei Champagnergelagen vorgeführt. Ein solcher Betrieb, der bis in den grauen Morgen sich ausdehne, würde keinem Unternehmer in der Stadt konzessioniert". Daß man unmittelbar nach dieser überaus scharfen Anklage den ahnungslosen greisen Prinzregenten die innere Ausstattung dieses ominösen „Parkkasinos" bewundern ließ, war zum mindesten eine unbegreifliche Geschmacklosigkeit.

Es kann der „Allgemeinen Rundschau" nur erwünscht sein, wenn sie im Kampfe gegen die Auswüchse des Varietéwesens bei den Unternehmern selbst Unterstützung findet, mögen auch die Motive, welche die Herrschaften zu ihrem strammen Vorgehen veranlassen, nichts weniger als idealer und ethischer Natur sein.

Wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird sich über den viel kritisierten Münchener „Ausstellungsrummel" seine eigenen Gedanken machen, wenn er in der sozialdemokratischen „Münchener Post", die neuerdings manche Dinge, welche den rot verbrämten Magistrat angehen, mit großer Vorsicht anfaßt, gelegentlich einer Kritik des Ausstellungs-Varietés ganz offen folgendes ausgesprochen findet: „Es handelt sich jetzt nicht mehr um die Frage eines kleineren oder größeren Defizits, sondern um den Ruf der Stadt München, der durch solche Vorgänge auf Jahre hinaus geschädigt wird. Und zwar so stark geschädigt, daß alle Bemühungen des Fremdenverkehrsvereins und alle Zurückhaltung der einheimischen Presse (!) ihn nicht mehr reparieren können. So darf nicht weiter gewirtschaftet werden."

Dr. Otto von Erlbach.

Jerusalem, die hl. Stadt und Umgebung.

Die Benediktiner des neuen deutschen Sionsklosters haben gelegentlich der Einweihung ihrer Kirche Mariä-Heimgang (10. April d. Js.) unter diesem Titel ein schönes und für Jerusalempilger, Liebhaber des hl. Landes und Bibelgelehrte gleich interessantes Album von acht zusammenhängenden Blättern im Formate von je 30 × 22 cm herausgegeben. Der Preis beträgt nur 4 ℳ oder 5 Frs. Das Album bietet in phototypischer Wiedergabe ein fortlaufendes Bild von der wunderbaren Nah- und Fernsicht, welche der während des Baues über dem Kreuz des Glockenturmes aufgestellte photographische Apparat nach allen Himmelsgegenden hin aufzunehmen imstande war.

Da der Turm selbst auf der Höhe des Sion d. h. etwa 170 m über den beiden das Sionsplateau umziehenden Tälern (Hinnom und Kedron), 768 m über dem Spiegel des Mittelländischen Meeres, 1163 m über dem des Toten Meeres, also fast auf dem höchsten und zugleich die ungehindertste Aussicht bietenden Punkte der eigentlichen Stadt Jerusalem erbaut ist, so hätte sich nirgends ein ähnlich großartiges Panorama erzielen lassen. Nicht nur die hl. Stadt mit ihren Kuppeln, Minaretts und Türmen, ihren Heiligtümern, Hospizen und Klöstern, Synagogen und Moscheen, sondern auch die Umgegend liegt da vor uns in einem Umkreis, der im Südosten bis zu der in unbestimmten Fernen auftauchenden Moabiterstadt Kerak, im Osten bis zum Nebo, im Norden bis zu dem 1011 m hohen Tell-Asur, im Süden bis zu den Hebroner Bergen reicht, während im näheren Gesichtskreise eine ganze Reihe von Ortschaften, wie Malha, Betsafafa, Scharafat, Soba, Kastol u. a. auftauchen, die sich an die das Stadtbild umgebenden Bergzüge anlehnen oder deren Kuppen krönen. All das ist auf dem Panorama kenntlich gemacht, und zwar am oberen Rande der einzelnen Blätter die Himmelsrichtung, die Gebirgszüge, bedeutende Täler und Straßen, das Tote Meer und einzelne andere Punkte der entfernteren Peripherie durch lateinische Buchstaben in Rotdruck, während am unteren Rande die zu einem Blatte gehörenden Bezeichnungen der wichtigsten Gebäulichkeiten und Orte der Stadt und nächsten Umgebung mit Ziffern von 1—117 angebracht sind. Damit ist es jedermann leicht gemacht, irgend eine Oertlichkeit rasch und sicher aufzufinden. In dieser Beziehung steht das neue Panorama einzig da; es macht den Benediktinern vom Berge Sion Ehre, allen Beschauern aber bereitet es immer von neuem wieder Freude und einen heiligen Genuß. Es hat, weil neu, auch den Vorzug, alles zu bieten, was im letzten Dezennium an baulichen Veränderungen in Jerusalem sich vollzogen hat. Ein dem Panorama beigefügtes neuntes Blatt enthält eine kurze Zusammenfassung der Gesichtspunkte, welche die geistige Bedeutung der neuen deutschen Sionskirche ausmachen, nebst einigen geschichtlichen Notizen über die Schicksale der heiligen Stätte und ihrer früheren Bauten. Der künstlerisch ausgeführte Umschlag in dunkelroter Leinwand trägt auf der Vorderseite ein polychromes Bild der Sionskirche samt Kloster, links und rechts davon in goldenen Lettern den Psalmvers: „Benedicat te Dominus ex Sion — Es segne dich der Herr von Sion aus und lasse dich die Güter Jerusalems schauen alle Tage deines Lebens" und den andern: „Fundamenta ejus in montibus sanctis — Seine Fundamente liegen auf heiligen Bergen; der Herr liebt Sions Tore über alle Hütten Jakobs". Das Album ist direkt vom Kloster der Dormition zu Jerusalem zu beziehen oder durch den Beuroner Kunstverlag, Beuron in Hohenzollern.

Paul Bering.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. Als Possart vor sechs Jahren von der Leitung der Hofbühne zurücktrat, wurde ihm mit der Geheimratswürde die Bürde auferlegt, nicht mehr die Bretter zu betreten. Es war ein Verdienst des jetzigen Generalintendanten, in diese harte Satzung eine Bresche gelegt zu haben, als er nun Ernst von Possart einlud, zur Björnson-Gedächtnisfeier den Advokaten Berent im „Fallissement" zu spielen. Die Zeit, seit der er zum letzten Male auf unserer Hofbühne gestanden, ist spurlos an dem jetzt sich den Siebzigern nähernden Künstler vorübergegangen. Welch eine Lebensfülle strömt aus diesem Berent, welch ein Reichtum geistreicher, scharf charakterisierender

Einzelheiten, die sich zwingend zu einem Ganzen einen! Und um noch eines hervorzuheben, die Sprachtechnik. Wer dachte noch daran, daß in dem großen Hause das gesprochene Wort mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat? Possarts Organ war überall verständlich, kein Ton ging verloren. Von den Darstellern um Possart gaben Frl. Dandler (Walburg), Graumann (Sannäs) und Höfer (Jakobsen) das beste. Nach jedem Aktschlusse wurde Ernst von Possart mit rauschenden Ovationen überschüttet, die Damen schwenkten ihre Tücher, Blumen gab's die Fülle und natürlich mußte der Gefeierte noch durch das Türchen des eisernen Vorhanges hervortreten und danken und wieder danken. Das Haus war ausverkauft. Wie bei den „Ring"vorstellungen hatten die Leute schon in der Morgendämmerung auf die Oeffnung der Kasse gewartet. Die Bresche ist also gelegt. Wir hoffen, Possart nun wieder häufiger auf unseren Brettern zu sehen; wenigstens so oft wie große Wagnersänger, die man ja auch nur von Zeit zu Zeit zu Gesicht bekommt. Possart wird die Rolle des „Berent" diese Woche wiederholen, einmal im großen Hause und einmal im kgl. Residenztheater, woselbst er vor 35 Jahren in der deutschen Uraufführung diese Gestalt kreirt hatte. Auf letztgenannter Bühne wurden erstmalig die „Gespenster" gegeben. Hierdurch ist unser Ibsenrepertoire wieder ansehnlich erweitert worden. Wie bei Björnson, dem großen Optimisten, führte hier bei dem strengen Pessimisten Dr. Kilian die Regie in kraftvoller Akzentuierung des Grundtones. Das Pathologische in Oswald, für den Herr von Jacobi ein berufener Interpret, wurde stark gedämpft, wie es dem Sinn des Werkes entspricht, das uns nicht durch eine krasse Krankheitsgeschichte peinigen, sondern erschüttern will durch Frau Alvings nutzloses Ringen um des Sohnes Glück und Gedeihen. Frl. Dandler gab in der Mutterrolle wieder einen Beweis von starkem, zwingendem Gefühl, das man der eleganten Salondame in ihrem früheren „Fach" nicht immer hatte zutrauen dürfen.

An Richard Strauß' Geburtshause, das in der Altstadt Münchens gelegen, wurde am Geburtstage des Komponisten eine von Freunden gestiftete schlichte Gedenktafel enthüllt. Kommerzienrat Aug. Pschorr als Besitzer des Hauses (Altheimereck) und mit Strauß durch dessen kürzlich verstorbene Mutter verwandt, sprach schlichte, eindrucksvolle Worte. Die Feier trug durchaus intimen Charakter. Sie darf als der Auftakt zur Richard Straußwoche gelten, die eine nahezu vollständige Uebersicht über das Schaffen des Komponisten durch folgendes Programm bieten wird: 23. Juni: „Feuersnot" im Prinzregententheater mit Frau Burg-Zimmermann und Feinhals in den Hauptpartien und Leitung von R. Strauß. Hierauf bringt das Hoforchester das „Heldenleben" unter Leitung von Mottl zur Aufführung. 24. Juni: I. Morgenkonzert im Künstlertheater: Sonate in Es-dur für Klavier und Violine (R. Strauß und Arnold Rosé), Gesänge mit Klavierbegleitung (Tilly Koenen, Baptist Hoffmann und R. Strauß), Quartett (C-moll) für Klavier, Violine, Viola und Violoncell (R. Strauß, Rosé, Ant. Ruzitska und Frdr. Buxbaum.) — Abends im Prinzregententheater: „Salome" mit Edyth Walker in der Titelrolle, Ernst Kraus (Herodes), Feinhals (Jochanaan) und Marg. Preuse-Matzenauer unter Leitung von R. Strauß. 25. Juni: I. Festkonzert der Wiener Philharmoniker in der Musikfesthalle der Ausstellung unter Leitung von R. Strauß und E. Schuch: Aus Italien, symphon. Phantasie; Burleske (D-moll) für Klavier und Orchester (Wilh. Backhaus); Don Quixote, phantastische Variationen; Gesänge mit Orchester: Hymnus und Pilgers Morgenlied (Feinhals); Tod und Verklärung. 26. Juni: II. Morgenkonzert im Künstlertheater: Sonate F-dur für Klavier und Violoncell (R. Strauß und Fr. Buxbaum); Gesänge mit Klavierbegleitung (Tilly Koenen, Bapt. Hoffmann und Strauß); Serenade in Es-dur für Blasinstrumente (Solobläser der Wiener Philharmoniker). — Abends im Prinzregententheater: „Elektra" unter Leitung von Mottl (mit Zdenka Faßbender, Marg. Preuse-Matzenauer, Maud Fay, Bender und Walter). 27. Juni: II. Festkonzert der Wiener Philharmoniker in der Musikfesthalle unter Leitung von Schuch und Strauß: Macbeth, „Also sprach Zarathustra". Gesänge mit Orchester: Verführung und Gesang der Apollopriesterin (Edyth Walker); Till Eulenspiegels lustige Streiche, zwei Militärmärsche. 28. Juni: III. Festkonzert der Wiener Philharmoniker in der Musikfesthalle unter Leitung von Schuch und Strauß: Guntram-Vorspiel; Don Juan, Gesänge mit Orchester; Notturno und Nächtlicher Gang, Sinfonia domestica. Für die auswärtigen Teilnehmer des Festes sind mehrere gesellige Veranstaltungen geplant. Nach dem letzten Konzert findet ein Festbankett zu Ehren des Komponisten statt. —

Gustav Mahlers achte Symphonie, die im September in der Münchener Ausstellung zur Uraufführung gelangt, wird in der folgenden Besetzung zu Gehör gebracht werden: Soli: Gertrud Foerstel (Wien), Martha Winternitz-Dorda (Berlin), Irma Koboth (München), Ottilie Metzger (Hamburg), Tilly Koenen (Haag), Felix Senius, Nicola Geisse-Winkel (Wiesbaden), Richard Mayr, Wien. Die Chorpartien werden vom Riedelverein, Leipzig, vom Wiener Singverein der k. k. Gesellschaft der Musikfreunde und der Münchener Zentralsingschule (Kinderchor) gesungen. Mahler selbst wird die Uraufführung leiten, zu der, wie uns mitgeteilt wird, 32 Orchester- und Chorproben unter seiner Direktion stattfinden.

Verschiedenes aus aller Welt. In Dresden wurde an dem Hause, in dem Robert Schumann von 1846 bis 1850 gewohnt hatte, eine neue Gedenktafel an Stelle der verwitterten alten, feierlich enthüllt. Die Errichtung einer Erinnerungstafel für Otto Nicolai, dessen 100. Geburtstag einen Tag nach demjenigen Schumanns fiel, wird in Berlin geplant, woselbst der Tondichter 1849 acht Wochen nach der Uraufführung seiner unvergänglichen „Lustigen Weiber von Windsor" gestorben ist. — Edmund Kretschmers einst vielgegebene, nun an den meisten Bühnen vergessene große Oper: „Die Folkunger" erzielte auf der Dresdner Hofbühne, in deren Spielplan sie sich gehalten hat, die hundertste Aufführung. — „Frau Mode", ein Ballett von Ladislaus Novatz wurde im tschechischen Nationaltheater in Prag erfolgreich aufgeführt. Der Verfasser hat Anton Rubinsteins Tanzzyklus „bal costumé" mit Geschick verwendet. — Ueber die Kopenhagener Uraufführung eines Mimodramas „Im Tode vereint" von Karl Pelèr wird günstig berichtet. — Für den Bau eines Mozarthauses in Salzburg wurden seitens der Preisrichter von 64 eingelaufenen Entwürfen drei mit Preise bedacht. Rich. Berndl (München) erhielt den ersten, die weiteren fielen den Münchener Künstlern John Herb. Rosental und den Brüdern Ott zu. — In Berlin gefielen „Jakob und Kristoffer", eine Spitzbubenkomödie von literarischer Ambition. — Gegen die unautorisierte Veröffentlichung bisher ungedruckter Manuskripte und Briefe von Clemens und Bettina Brentano, Achim von Arnim, Savigny und dessen Gattin Kunigunde, geborene Brentano, sowie einiger weiterer Brentanoscher Familienmitglieder erließen deren Erben eine energische Warnung. — In Paris wird ein „théâtre de la couleur" geplant. Es soll das wissenschaftliche Prinzip der Beziehungen zwischen Farbe und Seelenzustand in die Tat umsetzen. Achille Ricciardi, ein Schüler d'Annunzios, hat bereits ein Drama für diese neue Bühne geschrieben. — Der großen französischen Tragödin Rachel soll in Genf ein Denkmal errichtet werden. — Wagners „Tristan und Isolde" wurde durch eine italienische Operngesellschaft erstmalig in Rio de Janeiro gegeben und mit Begeisterung aufgenommen. — Eine neue Bühnenbearbeitung von Ibsens „Peer Gynt" erzielte in Düsseldorf tiefe Eindrücke.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

An den Börsen bleibt die allgemeine Tendenz und die charakteristische Signatur fast überall die unverändert gleiche. Die deutschen Plätze haben den bemerkenswerten Beweis erbracht, dass sie im angenehmen Gegensatz zu den früheren Zeiten entschieden widerstandsfähiger geworden sind, besonders gegen die gewitterartigen Entladungen am Neuyorker Effektenmarkt. Es ist bekannt, dass all die Stürme und heftigen Paniken in Neuyork auf rein amerikanische Verhältnisse zurückzuführen sind. Die Kämpfe der amerikanischen Eisenbahnen mit der Bundesregierung hinsichtlich der geplanten Tariferhöhungen der Frachten sind voraussichtlich noch lange nicht zu Ende, bedeuten jedenfalls eine grosse Ungewissheit und einen schwer schädigenden Faktor in der Wirtschaftslage Amerikas. An den Börsen ist das Angebot des Geldes zwar bedeutend, aber es ist nicht zu verkennen, dass von einem Ueberfluss an brachliegendem flottanten Geld keineswegs zu sprechen ist. Dafür sorgt schon die Nähe des Semesterabschlusses, der stets erhöhte Anforderungen mit sich bringt, sowohl für den Couponzahldienst, als auch für die allgemeinen monitären Bedürfnisse zum Halbjahresschluss. Auch über den Semesterwechsel hinaus werden die Anforderungen an den Geldmarkt bedeutende sein, weil die verschiedensten Emissionen neuer Werte, auch von Industriepapieren avisiert sind. An der Börse, besonders in Berlin verschlingen ausserdem die übergrossen Engagements in Kassawerten der deutschen Spekulationsgilde bedeutende Mittel. Der Status der Reichsbank ist trotz alledem weiter gekräftigt und zeigt eine erhöhte steuerfreie Notenreserve. Die Bank von England hat in rascher Folge den Diskont von $3^1/_2$% auf das Normalniveau von 3% ermässigen können. Die Börsen haben von dieser Zinsreduktion fast ohne Einfluss Notiz genommen und mit Recht, denn der jetzige englische Banksatz entspricht der um diese Zeit und Sachlage üblichen Höhe. Von weit grösserer Bedeutung bleibt die Frage, ob durch die wiederholten Zinsermässigungen der englischen Kollegin auch unserem deutschen Zentral-Noten-Institut ermöglicht sein wird, den offiziellen Satz herunterzusetzen. Die grosse Gefahr hiergegen bleibt die anhaltend grosse Spekulationstätigkeit in Berlin, welche durch eine solche Massnahme der Reichsbank erneute Kraft und verstärkte Hilfsmittel erhalten würde. Anderseits ist die abwartende Haltung der Reichsbank begreiflich, da auch die schwankende Haltung der Devisenkurse

sich zu unseren Ungunsten bewegt und die Bedürfnisse zum Quartalwechsel noch nicht zu übersehen sind. Jedenfalls ist vor der zweiten Woche im Juli an eine solche Diskontermässigung der Reichsbank unter keinen Umständen zu denken. Manche Finanzkreise halten es sogar für vorteilhaft für die Finanz- und Börsenlage, den Satz bei uns vorerst nicht herabzusetzen. — Immerhin bilden die allgemein günstige Beurteilung des internationalen Geldmarktes und die guten Aussichten zum Juli-Ultimo genügenden Grund des weiteren Vertrauens auf anhaltend gutes Börsenwetter. Dieses Vertrauen und die bisher erzielten grossen Erfolge auf dem Spekulationsgebiete, besonders in Berlin, lassen auch auf weiters gute Tendenzen der Börsen hoffen. Dazu kommen verschiedene günstige Momente für die Berliner Börse und für die heimische Wirtschafts- und Finanzlage in Betracht. Auch die enorme Steigerung der Einnahmen der deutschen Eisenbahnen und die Erhöhung der statistischen Aussenhandelsziffern geben ein durchaus befriedigendes Bild einer gesunden und grosszügigen Wirtschaftspolitik. Die offizielle Unterzeichnung des Kalisyndikatsvertrages bewirkte gleichfalls eine feste Haltung der Börsen. Andere Momente, wie die bald zu erhoffende Einigung im Baugewerbe lassen im Inland erneut eine ruhige Entwicklung der Industrie hoffen. Anderseits zeugen unbefriedigende Versandziffern des Stahlwerks-Verbandes und das Scheitern der Verhandlungen zur Bildung eines Roheisen-Verbandes doch von verschiedenen Unbilden innerhalb unserer Industrie. — Der Verkehr am Kassaindustriemarkt in Berlin blieb in ruhigerem Fahrwasser als früher. Für Bankaktien und festverzinsliche Werte machte sich zeitweise erhöhtes Interesse bemerkbar.

M. Weber.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Staatslexikon. Dritte Aufl. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben im Auftrag der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland von Dr. Julius Bachem in Köln. In 5 Bänden. 3. Band: Kaperei bis Paßwesen. Lex.-8° (VI S. u. 1628 Sp.) (Freiburg, Herder.) M 15.—; geb. M 18.—.

Idealisten. Roman von M. Herbert. (Regensburg, J. Habbel.) Geb. in Leinen M 4.—.

Die deutschen Katholikentage. Von P. Braeunlich, Lic I. Band (gr. 8° 356 S.) (Halle, Saale, Verlag des Evangelischen Bundes.) M 3.—.

Bücher-Katalog der Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G. Einsiedeln. Waldshut. Köln. Gratis an jeden Interessenten.

Die Münchener katechetische Methode. J. Fr. Herbart und Fr. W. Foerster. Kritischer Beitrag zur Methodik des Religionsunterrichtes von Privatdozent Dr. Georg Grunwald. (Münster i. W., Aschendorff.) VI und 81 S. M 1.60.

Lamaismus und Katholizismus. Vortrag von Dr. O. Wecker. M —.60. (Rottenburg a. N., Wilh. Bader.)

Was ist Fletscherismus? Von Horace Fletscher, übersetzt von Julius Müller. M —.30 (Leipzig, Edmund Demme.)

Stimmen aus dem Volksverein. Zwanglos erscheinende Hefte. Herausg. Dr. A. Hättenschwiller. Heft I: Die Presse. 20 Cts. (Altdorf, Verlag des Schweizer Vereins für gute Volkslektüre,

Psychologie des christlichen Glaubens nach der Darstellung der Hl. Schrift. Von Dr. theol. J. Adrian. M 1.25. (Erfurt, Selbstverlag des Verfassers.)

Der Roman des Oberleutnants Adolf Hofrichter von *** 160 S. Brosch. Kr. 2.— (Innsbruck, Eugen Sibler.)

Chinas Urkundenbuch und Odenbuch. Von Dr. Th. Bönner. 140 S., M 3.—. (Berlin-Steglitz, Verlag Dr. Bönner.)

Gewerbeordnung für das Deutsche Reich, neueste vollständige Ausgabe 1910 nebst dem Kinderschutzgesetz und dem Gesetz betr. Beschlagnahme des Arbeitslohnes. 160 S. Taschenformat. M 1.20. (Berlin S. 14, Gesetzverlag L. Schwarz & Comp.)

Die Besoldungsordnungen im Reich und in Preußen. (Berlin C. 15, A. Schwarz & Co.) 112 S. M 1.—. Teil I. Preuß Beamten-Besoldungsgesetz M 1.— Teil III. Preuß. Volksschullehrer-Besoldungsgesetz M 0.75.

Die neuen Militär-Pensionsgesetze für die Offiziere und die Unterklassen des Reichsheeres, der Kaiserl. Marine und der Kaiserl. Schutztruppen vom 31. Mai 1906. (Berlin S. 14, L. Schwarz & Comp.) M 0.80.

Liederbuch für Jugendvereine. 4. Aufl., M 0.10. (M.-Gladbach, Volksvereinsverlag.)

Wie man einen Rekrutenvorbildungskursus einrichtet. Vorschläge u. Erfahrungen nebst einem praktischen Lehrgange und Skizzen zu Vorträgen von W. Hurtz und M. Desamari. 104 S. gr. 8°. (M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag.) M 1.—.

Religiös-wissenschaftliche Vorträge von Dr. W. Koch und Dr. C. Wecker. 1. Reihe: Die Natur und Gott. 2. Reihe: Christentum und Weltreligion. à M 1.50. (Rottenburg, W. Bader.)

Vertrautes Land. Bayerisches Wanderbuch von Hans Mayr. M 1.50. (Münster i. W., Universitätsbuchhandlung.)

Das dumme Ding. Von Dr. M. Kraß. 75 Pfg. (Münster i. W., Universitätsbuchhandlung.)

Sedes sapientiae. Gebetbuch für die gebildete weibliche Jugend, insbesondere für Schülerinnen höherer Bildungsanstalten. Von J. Hellinghaus. XVI u. 512 S. auf dünnem Papier, hochmodernes Format 175×80 mm. M 1.80 bis M 6.—. (Münster i. W., Alphonsus-Buchhandlung.)

Häßliche Nasen und ihre Verbesserung. Die neuen Methoden und Erfolge der Nasenumformung im Lichte der Naturgeschichte, Kunst und Medizin. — Von Dr. med. F. Koch. Vorwort von Prof. G. Eberlein. (Berlin W. 50. 50 Pf. Verlag Wega).

Musterkatalog und Handbuch für katholische Volksbüchereien. Herausgegeben von der Redaktion der Bücherwelt. (Bonn, Borromäusvereins-Verlag.) M 1.—, portofrei M 1.20.

Der wandernde See. Roman aus den Unterwaldner Bergen von Isabelle Kaiser. Geh. M 5.—, geb. M 6.—. (Köln, Bachem.)

Zwanzigster Internationaler Eucharistischer Kongreß in Köln vom 4. bis 8. Aug. 1909. M 3.50. (Köln, Bachem.)

Dr. Karl Lueger, der Bürgermeister von Wien. Von Eugen Mack. (Rottenburg a. N., Wilhelm Bader.) 85 S. Brosch. M —.40. 100 Exemplare M 35.—.

Polen und das Basler Konzil. Inaugural-Dissertation von Teophil Zegarski. (Posen, Verlagsdruckerei „Praca".)

Autorität und Subjektivismus. Von Dr. Alois Wurm. Eine Auseinandersetzung mit Foersters Buch „Autorität und Freiheit". 8°. 40 S. Brosch. M —.60. (Regensburg, Friedrich Pustet.)

In der Dämmerung. Gedichte von Georg Papperitz. Geb. M 3.—. (München, Hans Sachs-Verlag.)

Rheinische Hausbücherei. Meisterwerke deutscher Erzähler. Herausg. Erich Liesegang. Jeder Band M —.75. (Wiesbaden, Emil Behrnad).

Die Teilnahme der Frau an den öffentlichen Angelegenheiten. Von Dr. Paul Fleischer. Erweiterte Wiedergabe des auf dem 1. Allg. österr. kath. Frauentage in Wien am 30. März 1910 gehaltenen Vortrage. (Berlin C 25 Kaiserstr. 37, Verband der kath. Arbeitervereine.)

Experimentelle Tierquälerei an medizinischen Instituten Bayerns 1900—1909; Anhang: Versuche an Menschen in Krankenhäusern; herausgeg. vom Verein gegen Vivisektion und sonstige Tierquälerei in München. (München, A. Buchholz.) 88 S. M 1.—.

Menschen von Gottes Gnaden. Von Karl Borromäus Heinrich. (München, Albert Langen.) M 3.—.

Der Tarifvertrag und Dienstvertrag der Privatbeamten. Von Dr. W. Tewes. (Essen, Ruhr, Fredebeul & Koenen), 98 S. gr. 8°. Geh. M 1.—

Stunden des Glücks. Novellen und andere Dichtungen von Richard Kranz (Landeshut, Schlesien. P. Schultze). 12°, 109 S. M 1.50.

Benedikt Broemel. Roman von Alois Wohlmuth. M 2.50. (München, G. Müller).

An Gonda. Von Paul Wasson, geschmückt von Paul Bornemann. M 2.— (Leipzig, Seiler & Co.).

Auf Höhenpfaden. Aszetische Gedanken für die moderne Welt. Von Joseph Könn. (Köln, Verlagsanstalt Benziger & Co.).

Aus Kurorten und Bädern.

Bad Mergentheim (Sanatorium Carolinum). Die Räume des Bades inmitten ausgedehnter Anlagen öffneten sich auch dieses Jahr schon frühzeitig wieder in ihrer tadellosen inneren Ausstattung zur Aufnahme von Kurgästen. Auf hervorragende Heilerfolge kann die Mergentheimer „Karlsquelle" zurückblicken, welche die Vorzüge der Bitterwässer der kalten Kochsalzquellen von Homburg und Kissingen, sowie der alkalisch sulfatischen Quellenvon Marienbad, Karlsbad in Böhmen und Tarasp in sich vereinigt. Neben den Räumen des Kurhotels dienen auch private Gebäude zur Aufnahme von Kurgästen. Als neues Verpflegungsheim stellt sich das äusserst praktisch eingerichtete „Sanatorium Carolinum" an der schattigen Alleenstrasse in nächster Nähe des schönen Schlossparks in die Reihe der empfehlenswerten Pensionen. Die nächste Umgebung bietet reichlich Gelegenheit zu lohnenden kleineren Ausflügen und Spaziergängen. Für Ausflüge in die weitere Umgebung kommt Würzburg, Rothenburg o. T. und Wertheim a. M. in Betracht. Die Zahl der Kurgäste weist gegenüber dem Vorjahre eine erhebliche Zunahme auf.

Warnemünde, das grösste und schönst gelegene Ostseebad Mecklenburgs, welches alljährlich von ca. 20 000 Badegästen besucht wird, hat für die kommende Saison eine Anziehungskraft mehr: Die grosse, im Osten des Bades gelegene sog. Rostocker Heide wird mit einer elektrischen Bahn erschlossen. Damit ist ein meilenweiter Hochwald mit herrlichen abwechselungsreichen Partien, mit einem starken Wildstand und mehreren Wirtschaften für die Besucher des Bades in die nächste Nähe gerückt, und auch ältere bequeme Leute können jetzt die Reize einer Waldwanderung ohne Anstrengung geniessen. Weiter wird auch die Einführung der Schwemmkanalisation, die von den massgebenden Faktoren genehmigt ist, dem schönen Orte sicherlich neue Freunde und vermehrten Zuspruch bringen, um so mehr, als durch billige Tagesrückfahrkarten (4.50 M) mittelst der grossen komfortabel eingerichteten Trajektdampfer Gelegenheit geboten ist, auch Dänemark einen Besuch abzustatten.

Günstige Reisegelegenheit. Die private „Freie Deutsche Reisevereinigung", deren Reisen sich bereits über 1100 Angehörige aller Stände anschlossen, rüstet für die Sommerferien zu neuen Zusammenschlüssen der Reiselustigen für Reisen nach dem Orient, rund um Italien, nach Griechenland, Nordafrika und Frankreich. Auf 19—20 tägiger Seefahrt mit eigenen, erstklassigen, modernen und großen Salonozeandampfern werden Genua, Montecarlo, Marseille, Ajaccio, Rom, Capri, Neapel, Palermo, Messina, Taormina, Malta, Tunis, Carthago, Athen, Corfu und Venedig eingehend besucht. Diese günstigen Reisegelegenheiten ermöglichen es, schon für 360 M einschließlich aller Kosten der Verpflegung mit Wein, Landausflüge usw. eine größere Orient- und Auslandsreise unter angenehmer deutscher Führung in der günstigsten Seereisezeit auszuführen. Die Reisen währen vom 16. Juli bis 4. August, 8. bis 27. August, 4. bis 22. September und 25. September bis 13. Oktober. Genau informierende Drucksachen versendet kostenlos der Reiseleiter, Redakteur Baumm in Duisburg.

Ludwigsinstitut bei St. Stephan in Augsburg. Auf das bezügliche Inserat dieses Instituts für höhere Bildung, welches für Söhne katholischer Eltern sehr zu empfehlen ist, sei nachdrücklich hingewiesen.

Wir bitten die Leser, bei Anfragen und Bestellungen sich stets auf die „Allgemeine Rundschau" zu beziehen.

Für Erholungsbedürftige, Überarbeitete und chronisch Kranke aller Art
empfiehlt sich zu Kuren nach der physikalisch-diätetischen Heilweise (System **Dr. Lahmann**) das herrlich gelegene



Chiemsee-Sanatorium u. ohne Kurgebrauch
das **Strand-Hotel** in **Prien** i. Oberbayern,
gegb. dem **Kgl. Prunkschloß Herren-Chiemsee, zwisch. München u. Salzburg. See-Hochgebirge u. Wald, wie selten vereint, geboten. Höchst moderne Bäder,** Massage u. Freiluft-Gymnastik, **Lahmann-Diät,** alle Arten Sport. **Das ganze Jahr geöffnet.** Ärztliche Leitung. Illustr. Prospekte gratis

Mineralbad Ditzenbach
(Württemberg).
Stat. der Nebenbahn Geislingen—Steig. 509 m ü. d. Meere. Prächtigste Lage. Altberühmte Heilquelle, erprobt bei Nerven-, Magen-, Darm- und Nierenleiden. Kur- und Badehäuser modernst eingerichtet. Das ganze Jahr geöffnet. Park und Wald beim Haus. Lohnendste Ausflüge in hochromantischer Gegend. Verpflegung durch Barmh. Schwestern.
Man verlange Prospekt.

Wildbad Schalders bei Brixen a. E.
Südtirol. — 1100 m Seehöhe.
Aufmerksame Bedienung. Pension von 4 Kronen aufwärts. Prospekte gratis.
Besitzer: **Alois Schlechtleitner.**

Stahlbad Imnau
(Hohenzollern).
Das ganze Jahr geöffnet.
Zweigbahn a. d. Linie Stuttgart—Tübingen—Horb (Station Eyach—Imnau), 400 m ü. M. Ausläufer des Schwarzwaldes. Mildes Klima; grosser Park und bewaldete Berge direkt beim Bad. Vorzügliche Stahlquellen, Kohlensäuerlinge; Quellen mit hoher Radioaktivität: bewährt gegen Nierenleiden, Blutkrankheiten, Gicht, Rheumatismus, Neuralgien. Pension besorgen barmherzige Schwestern. Kapelle im Haus. Pensionspreis inkl. Zimmer I. Klasse von ℳ. 4.50; II. Klasse von ℳ. 3 an. Prospekte durch die Direktion: **Th. Broghammer.**

Dr. Bergmanns Wasserheilanstalt Luftkurort Cleve **System Kneipp.** :: Prospekte gratis. Dr. Bergmann, fr. Badearzt in Wörishofen.

Jetzt noch mehr ist das Buch: **„Ratgeber für Rechts-konsulenten"** eine Geldquelle, da nach d. am 1. April neu in Kraft getretenen Zivilprozeßordnung der Rechtskonsulent ein erweitertes Arbeitsfeld hat. Das Buch ersetzt alle Vorbildung. Unentbehrlich für jed. Geschäftsmann, d. Anwaltsgebühren sparen will. Geg. Einsend. v. **3 Mk.** (20 Pf. Porto) erhältlich beim **Styria-Verlag,** Königshütte Nr. 45 b.

Wasser aus der Gnadenquelle v. Lourdes in versiegelten 1 Liter-Glas-Flaschen zu M. 1.20 versendet in Kistchen **C. Liebel sen.,** Pilgerführer, **Waldsee** (Württemb.) **Korbflaschen** mit **4 Liter** Gehalt in stets frischer Füllung liefert Obiger franko überallhin zum Preis von Mark 4.—.

Exerzitien für Herren
aus
gebildeten Ständen
in der
Erzabtei Beuron
(Hohenzollern)
vom 20.—24. Juni.
Anmeldungen mögen gefl. an die Exerzitienleitung gerichtet werden.

Feinste Süssrahmbutter
mit und ohne Salz, garantiert reine Qualität, versendet täglich frisch ab hier in 9 Pfd.-Paketen zu 115 Pfg das Pfd. gegen Nachnahme. **Molkerei Emsbüren,** e. G. (Oldbg.).

Die Bonifacius-Druckerei zu Paderborn
erbietet sich zur pünktlichen Lieferung der Literatur des In- und Auslandes, besonders der katholischen. Sie besorgt auch jedes, wo immer angezeigte Werk.



Das **Antiquariat der Bonifacius-Druckerei zu Paderborn** gibt regelmässig Kataloge aus, die auf Verlangen jedem Interessenten gratis u. franko zugesandt werden. Zugleich kauft dasselbe grosse Bibliotheken zu guten Preisen. Auf Wunsch wird persönliche Besichtigung zugesichert.

Bad Lippspringe
Altbewährt. Kurort b. Erkrankung. d. Lunge u. d. Atmungsorgane. ::: Frequenz 1909: 8000 Kurgäste ohne Passanten. Reizmilderndes Klima. Wasserleitung. Elektr. Licht. Dampfheiz. Modernst. Badekomfort. Inhalationen neuest. Systeme. Luft- u. Sonnenbäd. Liegehallen. Elektr. u. Dampfbäd., Massagen, Packungen. **Wasserversand während des ganzen Jahres. Pensions-Hotel Kurhaus.** Vorzügl. Verpflegung. :::: Elektrisches Licht. Liegehalle. ::::

Arminiusquelle
Teutoburger Wald.



Kürzeste und interessanteste Route zwischen
Süddeutschland und England.
Zehn grosse prachtvolle Postdampfer, darunter drei neue **Turbinendampfer,** die schnellsten Schiffe im Kanal.

HOTEL UNION
München Kath. Kasino München A. V. **Barerstr. 7**
Elegante Klubräume zur Abhaltung für Diners, Soupers u. Familienfestlichkeiten.
Anerkannt vorzügliche Küche.
Verkauf von Weinen in Flaschen und im Fass zu Originalpreisen der Weinregie, Hotel Union.
Man verlange Preisliste. Telephon Nr. 9300.

Ein Urteil über meinen Weihrauch:



Wiederholt habe ich von B. Fahr in Fulda den Weihrauch für meine Pfarrei bezogen. Dieser Weihrauch zeichnet sich durch einen feinen Wohlgeruch aus, ist feinkörnig und erzeugt schon bei recht sparsamem Gebrauch rasch einen schönen Rauch. Die Verpackung in Blechbüchsen ist für längere Aufbewahrung besonders praktisch. Der Weihrauch ist darum besonders zu empfehlen. **E.,** den 21. Jan. 1909. **B.,** Pfarrer.
1 Kilo **Bonifatius-Weihrauch** Mk. 3.20 franko. 1 Kilo **Bonifatius-Weihrauch** Mk. 3.50 mit Blechbüchse franko. 2 Kilo **Bonifatius-Weihrauch** Mk. 6.50 mit Blechbüchse franko. 1 Postpaket ca. 4 Kilo **Bonifatius-Weihrauch** Mk. 12.00 mit Blechbüchse franko.
B. Fahr, Fulda.
Presskohlen werden zu billigsten Preisen beigefügt.

OSTSEEBAD Warnemünde
Ab Berlin 4, Halle 7, Kopenhagen 6 St. Billige Tagesrückfahrten n. Dänemark (Bahntrajekt 2 St.). Meilenweit. Hochwald, mit elektrischer Bahn in 10 Min. erreichbar. Sandstrand, hervorragd. Tennisplätze, Tontaubenschiessen. Prospekte durch d. Badeverw.

WESTERLAND AUF SYLT
DIE KÖNIGIN DER NORDSEE
Familienbad, Damenbad, Herrenbad, Luft- u. Sonnenbad. Neues Warmbadehaus mit grossem Inhalatorium. 1908: über 25000 Besucher.
Stärkster Wellenschlag, herrlicher sammetweicher Strand. Grossart. Dünenlandschaften. Hamburger Tattersaal Hans von Cölln. :: Prospekte d. d. Badedirektion, Rudolf Mosse u. Daube & Co.

Bayerisches Reisebureau Schenker & Co. München, Promenadeplatz 16.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 5 K 19 h, Schweiz 5 Fr. 20 Cts., Belgien 5 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 5 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 26. München, 25. Juni 1910. VII. Jahrgang.

Dernburg-Legenden.

Von

Math. Erzberger, Mitglied des Reichstags.

Die liberale Presse hat Glück mit ihren stürzenden Staatsmännern, aber auch nur mit diesen; denn jedesmal verstehen es dieselben, sich einen „guten Abgang“ zu verschaffen. Bülow hatte monatelang nur die eine Sorge, wie er mit Anstand untertauchen könne, und er verschwand mit der Drohung: „Bei Philippi sehen wir uns wieder!“ Heute weiß man, daß er nie wiederkehren wird, und lacht über seine Phrase; aber damals konnte die liberale Presse mit derselben den politischen Bankerott des Systems zudecken. So geht es heute mit Dernburg; es wird nicht eingestanden, daß er an seinen eigenen Fehlern scheiterte, daß sein System in den Abgrund geführt hätte. An hoher Stelle hat man es erkannt; der Satz: „wenn es so weiter geht, verlieren wir trotz der Diamanten ganz Südwest!“ ist authentisch. Die Dernburgpresse gesteht natürlich dieses Fiasko nicht ein; sie muß neue Legenden verbreiten, um die alten decken zu können, und so wandert durch die Presse des Inlandes und des Auslandes der Satz: Dernburg ist ein freiwilliges Opferlamm für den schwarz-blauen Block. Die gesamte politische Situation habe dem großen Helden das Regieren unmöglich gemacht und darum sei er als aufrechter Mann gegangen. So liest man es in tausend Variationen; jeder liberale Philister glaubt es; aber auch nur er. Ein Kranz von Legenden wird um den scheidenden Staatssekretär gewunden.

Aber diese Verzierung des kolonial-politischen Fiaskos hält nicht lange vor. Denn zunächst hat der Kolonialstaatssekretär sich nach der politischen Situation im Reiche nicht zu richten und hat sich nicht darnach gerichtet. Dernburg war zu seinem Schmerze nicht Staatsminister — er wäre es furchtbar gerne geworden — und trug keine Verantwortung für die innere Politik; er selbst hat auch den Satz aufgestellt, daß die Kolonialpolitik keine Parteifrage sei, sondern über den Parteien als eine nationale Angelegenheit zu stehen habe. Warum nun beim Abgange die Verleugnung dieses Satzes der eigenen Politik? Aber Dernburg hat sich während seiner Amtstätigkeit auch nie um die politischen Parteikonstellationen gekümmert, sondern immer die Mehrheit da genommen, wo er sie fand. Er war gar nicht wählerisch in dieser Hinsicht. Als er die Darmstädter Bank in ähnlicher Verfassung verließ, wie heute das Reichskolonialamt, da war das Zentrum „ausschlaggebende“ Partei und hatte mit der Sozialdemokratie die Mehrheit; im Spätherbst 1906 versicherte er einer ganzen Reihe von Zentrumsabgeordneten, daß er mit dem Zentrum die Kolonialpolitik machen werde. Dann kam die Auflösung; der bisher unbekannte Dernburg wurde zum Nationalhelden, weil er eine Rede gegen das Zentrum gehalten hatte. Als der Block in seiner Blütezeit stand, da schuf sich Dernburg eine Art Kolonialblock, bestehend aus Zentrum, Freisinn und Sozialdemokraten. Diese stützten ihn gegen den Ansturm der „Nationalen“ (Frühjahr 1908). Als dann „Bülow sterben“ mußte, trieb Dernburg seine Verleugnung des Blockvaters soweit, daß er als einziger Staatssekretär auf dem Lehrter Bahnhofe zum Abschiede nicht erschien; er wußte, warum, denn zuvor hat er an der Talonsteuer recht eifrig mitgearbeitet und den „schwarz-blauen“ Block mitzusammengeschmiedet. Darum dachte er am Ende der Blockzeit gar nicht daran, aus dem Amte zu verschwinden. Den ganzen letzten Winter stützte er sich vielmehr noch ausdrücklich auf die neue Mehrheit, so lange diese ihm treu blieb. Als einziges politisches Novum seither kann nur die Erhöhung der Zivilliste angesehen werden; aber es ist nicht anzunehmen, daß Dernburg wegen dieses Gesetzes seinen Abschied genommen hat.

Nein, nur die kolonialpolitische Situation war so unhaltbar geworden, daß ein Personenwechsel allein eine Besserung anbahnen konnte; in erster Linie waren es die Verhältnisse in Südwestafrika, welche den Wechsel hervorrufen mußten. Im Januar 1910 noch hatte Dernburg den ganzen Reichstag auf seiner Seite; aber wir möchten denjenigen Reichstagsabgeordneten sehen, der heute nicht gestehen wollte, daß er sich getäuscht habe? Am Tage seines Triumphes im Plenum zersprang sein Glücksglas; vormittags erfuhr man von dem neuen Vertrag in einer Darstellung, die laute Bravos auslöste; man glaubte, das Reich habe vortrefflich abgeschnitten. Nachmittags verlas Dernburg die einzelnen Bestimmungen im Wortlaute — allgemeines Entsetzen über diesen Vertrag. Am kommenden Tage wurde nach anfänglichem Sträuben Dernburgs der gesamte Vertrag der Budgetkommission unterbreitet und einstimmig abgelehnt. An diesem Tage hat sich Dernburg sein Grab gegraben; denn der Bluff entzog ihm vollständig das Vertrauen der Kommission, die schon am anderen Tage auch die koloniale Besoldungsordnung ablehnte. Je mehr nun Nachrichten aus Südwestafrika kamen, desto deutlicher stellte sich heraus, daß der Reichstag sich geirrt hatte. Die Abreise des Gouverneurs von Schuckmann, anderer Beamter und höherer Offiziere beleuchtete die Situation blitzartig. Der Bundesrat protestierte einmütig gegen Dernburg. Da kam der Antrag Erzberger mit der Vorbereitung der Ablösung der Hoheitsrechte und der Kriegssteuer, welcher Frieden in Südwest geschaffen hätte. Dernburg bekämpfte den Antrag prinzipiell und stellte den Kaiser in den Vordergrund, um sich zu schützen. Der Reichstag aber stimmte prinzipiell beiden Grundgedanken des Antrages Erzberger zu, wenn er auch nicht sofort ein Gesetz annahm. So zeigte sich, daß Dernburg auch im Reichstage keine Mehrheit mehr hatte; nur der Liberalismus spendete Beifall zu seinen phrasenreichen Reden. Die Kämpfe im Reichstage machten aber auch andere Kreise der Regierung stutzig; man hatte hier die Folgen der Autokratie Dernburgs auch erkannt. In einer bestimmten Frage stellte Dernburg die Kabinettsfrage; es wurde gegen ihn entschieden, er mußte gehen. So ist der Sachverhalt.

Kein stürzender Staatsmann hat noch eingestanden, daß er sich selber unmöglich gemacht hat; wir fordern dies auch von Dernburg nicht. Aber die historische Wahrheit darf nicht zu kurz kommen; Legenden muß man sofort entgegentreten, besonders wenn sie politische Brunnenvergiftung bedeuten. Dernburg ging, weil seine ganze Kolonialpolitik Fiasko erlitten hatte. Er hat im September 1906 keine angenehme Erbschaft angetreten, aber sein Nachfolger befindet sich in einer viel schlimmeren Situation. Zwei Gouverneure sind aus ihrem Gebiete einfach abgereist; in der Südsee stehen Weiße und Gouverneur auf dem Kriegsfuße, in Ostafrika darf sich Dernburg ebensowenig sehen lassen wie in Südwestafrika. Die Zuschüsse des Reiches an die Kolonien sind unter ihm nicht zurückgegangen, sondern angewachsen. Eine tiefe Gärung geht durch die beiden größten Kolonien. So sieht es in Wirklichkeit aus. Möge es dem neuen Staatssekretär vergönnt sein, diese Uebel zu beseitigen und unsere Schutzgebiete einer ruhigen Entwicklung zuzuführen.

Die ununterbrochene Lektüre

ist bei einem Blatte von der Eigenart der „Allgemeinen Rundschau" geradezu unentbehrlich. Tageszeitungen kann man während der Urlaubs- und Reisezeit vorübergehend wechseln, während durch zeitweilige Unterbrechung des Bezuges der „Allgemeinen Rundschau" eine Lücke entstände. Die Geschäftsstelle der „Allgemeinen Rundschau" ist bereit, in besonderen Fällen den Reisebezug durch Einzelsendung unter Streifband zu erleichtern. Im übrigen kann gegen eine Gebühr von 50 Pf. bei jeder Postanstalt die Ueberweisung nach einem beliebigen Orte beantragt werden. Die Rücküberweisung erfolgt kostenlos.

Im Interesse des ununterbrochenen Bezuges ersuchen wir um rechtzeitige Erneuerung des Abonnements. Der Postbestellzettel liegt der ganzen Postauflage dieser Nummer bei. Wir wiederholen bei dieser Gelegenheit die innige Bitte an unsere Freunde, durch Mitteilung von geeigneten Adressen, an welche Gratis-Probehefte versandt werden können, die immer weitere Verbreitung der „Allgemeinen Rundschau" nach Kräften zu fördern. Vor acht Tagen schrieb ein angesehener Freund der „Allgemeinen Rundschau": „Ein Organ, das in diesen schwer bedrohten Zeiten scharfe Wacht hält und offen ausspricht, was viele nur denken, ist anerkanntermassen die ‚Allgemeine Rundschau'." Auch zahlreiche andere begeisterte Zuschriften aus den jüngsten Tagen zeugen neuerdings von dem innigen Kontakt mit dem Leserkreise.

Ein Prozeßbericht, der Bände spricht.

Auch ein Beitrag zum Kampfe gegen die Pornographie.

Von Dr. Otto von Erlbach.

Daß in der leichtlebigen Großstadt Wien der Kampf gegen die völkervergiftende Pornographie bisher keine nachhaltigen Erfolge gezeitigt hat, lehrt schon ein flüchtiger Blick in die gangbarsten illustrierten Wiener Witz- und Wochenblätter. Die derben Zweideutigkeiten des Textes werden noch weit übertroffen durch die Eindeutigkeiten des bezahlten Anzeigeteiles, der in manchen dieser Blätter mit unsauberen geschäftlichen Anpreisungen der verschiedensten Branchen förmlich übersäet ist. Selbst Anzeigen, die in Deutschland längst der Justiz verfallen sind, wagen sich dort mit ekelhafter Aufdringlichkeit dutzendweise hervor. Man sagt immer, in Budapest sei es mit der staatlich geduldeten Massenverbreitung der ärgsten Pornographie weit schlimmer bestellt als in Wien. Der sensationelle Zwischenfall im verflossenen Winter, als infolge unserer Enthüllungen in der „Allgemeinen Rundschau" und des energischen Eingreifens der „Reichspost" auf Requisition der Wiener Staatsanwaltschaft bei der berüchtigten Schmutzfirma Rosner-Stern nicht weniger als 30000 Bände pornographischer „Literatur" und „Kunst" beschlagnahmt wurden, schien die Ehrenrettung Wiens auf diesem traurigen Gebiete einleiten zu wollen. Stern ist inzwischen vom Leipziger Börsenverein deutscher Buchhändler offen diffamiert und wäre mit Schimpf und Schande ausgeschlossen worden, wenn er nicht durch freiwilligen Austritt dem zuvorgekommen wäre. Gegen die mit Stern kooperierende, im Hause nebenan etablierte Firma Rosner konnte der Leipziger Buchhändlerbörsenverein nicht vorgehen, weil sie demselben nicht angehörte. Das Verhältnis scheint so zu sein, daß „Rosner" den Export und Verschleiß der von „Stern" verlegten Pornographika besorgt. Zwei Aushängeschilder einer und derselben Unternehmung. Seit der Beschlagnahme des derbpornographischen Riesenlagers von Stern-Rosner ist ein halbes Jahr verflossen. Man hat aber von einer gerichtlichen Entscheidung nichts gehört. Wie anderswo, so scheinen sich auch in Wien die unerläßlichen „Sachverständigen" viel Zeit zu lassen, obgleich es sich größtenteils um Dinge handelt, deren entsetzliche Schamlosigkeit auch dem abgebrühtesten Richter keine Wahl mehr lassen könnte. Inzwischen setzt Rosner (Stern) den schwunghaften Handel mit größtenteils „hochpikanter" Sexualliteratur fort und versendet massenhaft, auch an reichsdeutsche Adressen, seine Kataloge. Der uns vorliegende Katalog III (Mitte März versandt) enthält nicht weniger als 173 Nummern Sexualliteratur. Im Anzeigenteil und in einer besonderen Beilage muß der bekannte sächsische Staatsanwalt Dr. Erich Wulffen es sich gefallen lassen, daß die berüchtigte Firma Rosner als Spezialität ihres Vertriebes mit dem üblichen Reklame-Bluff sein doch zweifellos nur für ernste wissenschaftliche und kriminelle Zwecke bestimmtes Werk „Der Sexualverbrecher" in gleicher Reihe mit den frivolsten Schlüpfrigkeiten an den Mann zu bringen sucht. — — —

Das Einschreiten gegen Stern-Rosner blieb übrigens vor einem halben Jahre nicht das einzige in Wien. Die Zeitungen meldeten, daß bald nachher bei zwei oder drei anderen Schmutzhändlern größere Bestände pornographischer Schriften beschlagnahmt worden seien. Einer dieser Gesinnungs- und Geschäftsgenossen W. Sterns, der Verlagshändler Max Braunschweig, hat inzwischen vor Gericht gestanden und ist trotz des sonnenklaren Tatbestandes von den Geschworenen einstimmig freigesprochen worden.

Die „Wiener Abendpost" vom 14. Juni bringt über diese Gerichtsverhandlung einen Bericht, der Bände spricht und durch seinen Ausgang harmlose Gemüter, die den unbedingten Glauben an die unerbittliche Justiz noch nicht verloren haben, direkt verblüffen muß. Wir lassen den Bericht hier ohne jeden Zusatz (nur mit einigen Hervorhebungen im Text) folgen

„Rechtsleben.

Wien, 14. Juni.

Vergehen gegen die Sittlichkeit. Vor dem Schwurgerichte unter dem Vorsitze des Oberlandesgerichtsrats Kurzweil hatten sich heute der Schriftsteller Franz Wolfbauer und der Inhaber eines Verlages, Max Braunschweig, wegen Vergehens gegen die öffentliche Sittlichkeit zu verantworten. Die vom Staatsanwalt Dr. Wiesner vertretene Anklage erblickt den Tatbestand dieses Delikts in folgendem Vorgehen der Beschuldigten: Max Braunschweig wollte eine im Sommer 1909 eingetretene Geschäftsstockung nach dem Vorbilde anderer Firmen durch Herausgabe pornographischer Werke beheben. Er setzte sich mit Wolfbauer ins Einvernehmen, der ihm die Manuskripte zweier Werke gegen ein Honorar von 400 Kronen und eine Gewinnbeteiligung zur Herausgabe lieferte. **In beiden Schriften werden sehr unsittliche Szenen geschildert.** Braunschweig ließ das erste Buch in Preßburg in einer Auflage von 600 Exemplaren, das zweite in Oedenburg in 300 Exemplaren herstellen, sendete an in- und ausländische Buchhandlungen Prospekte und führte die erhaltenen Bestellungen aus. Die Werke wurden zwar als **sogenannte Privatdrucke** bezeichnet, doch wird diese Benennung **allgemein im pornographischen Buchhandel als Deckmantel** für solche Preßerzeugnisse und als Mittel zur Anlockung der Käufer gewählt. Braunschweig gab übrigens in der Untersuchung zu, daß **der Absatz der Bücher ohne jede Beschränkung an alle sich meldenden Kauflustigen erfolgte.** Etwa 280 Bücher wurden abgesetzt, eine geringe Anzahl bei der Hausdurchsuchung vorgefunden; den Rest will Braunschweig, als er von der Beschlagnahme bei der Firma Stern erfuhr, verbrannt haben.

Als Verteidiger der Angeklagten fungierten Dr. Zweigenthal und Dr. Rode.

Max Braunschweig gab an, er habe die inkriminierten Werke stets nur als Privatdrucke behandelt und seinem Personale verboten, sie jedermann zu verkaufen.

Wolfbauer sagte, er habe sich in momentaner Geldverlegenheit befunden und deshalb die Bücher geschrieben. Um die Herausgabe habe er sich nicht gekümmert.

Die Geschworenen verneinten die Schuldfrage für Franz Wolfbauer mit 11 Stimmen, jene für Max Braunschweig einstimmig.

Auf Grund dieses Verdiktes verkündete der Präsident den Freispruch beider Angeklagten."

Diese Verhandlung vor dem Wiener Schwurgericht stellt den durch das famose Gutachten des Dr. Georg Hirth erwirkten Freispruch für das berüchtigte Witzblatt „Sekt" vor dem Münchener Schwurgericht weit in den Schatten. Das Münchener Schwurgericht hat erst unlängst, wie wir dem „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" (Nr. 100 vom 3. Mai) entnehmen, den Buchhändler Karl Teschlag, der gerichtlich eingezogene unzüchtige Werke feilhielt, nach Bejahung der Schuldfragen durch die Geschworenen zu der allerdings sehr gnädigen Strafe von 150 M, eventuell 15 Tagen Gefängnis, verurteilt, obwohl der Angeklagte vorschützte, daß er den unzüchtigen Inhalt der Bücher nicht gekannt habe. Aber daß die Geschworenen einstimmig und fast einstimmig einen Buchhändler und einen Schriftsteller freisprechen, die aus Gewinnsucht unzüchtige Schriften fabrizieren und an jedermann verabfolgen, dürfte außer in Wien noch nicht vorgekommen sein. Es gäbe nur eine plausible Erklärung für einen derartigen Fehlspruch: Daß nämlich die Geschworenen oder ein maßgebender Teil derselben

sich einer gewissen moralischen Mitverantwortung bewußt wären, indem sie selbst oder ihr Milieu in dem einen oder dem anderen Falle zu den Liebhabern und Käufern derartiger Pornographien gehört hätten. Der eingangs angedeutete frivole Unterton der Wiener Witzblätter, der von nur zu vielen gedankenlos geschluckt oder wenigstens toleriert wird, kann auf die Anschauungsweise weiter Kreise nicht ohne Einfluß bleiben.

Wir stehen hier vor der unerbittlichen Tatsache, daß das geschriebene Recht durch einen Spruch der Geschworenen aufgehoben, ein Gesetzesparagraph unwirksam gemacht wird. Wer etwa glaubt, es handle sich hier um strittige Grenzfragen, der lese den Artikel „Elegante Pornographie", den der inzwischen leider verstorbene Landgerichtsrat a. D. Dr. Lazarus unlängst in der „Deutschen Juristenzeitung" veröffentlicht hat. Der Artikel ist abgedruckt in Nr. 122 (31. Mai) des „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel", welches dazu bemerkt, der „höchst interessante Artikel untersuche die Art und Verbreitung der erotischen ‚Privatdrucke' auf ihre Strafbarkeit hin", die Dr. Lazarus unbedingt bejaht.

Die Wiener Pornographenzunft ist durch den Freispruch des Schwurgerichtes jedenfalls nicht überrascht worden; sie scheint einen solchen Ausgang für geradezu selbstverständlich gehalten zu haben. Nur so können wir es uns erklären, daß zwei pornographische Wiener Buchhandlungen zu gleicher Zeit (10. Juni), vier Tage vor der Schwurgerichtsverhandlung, den anständigen deutschen Sortimentsbuchhandel mit Prospekten und buchhändlerischen Bestellkarten über neuerschienene „Privatdrucke" belästigten, deren unzüchtiger Charakter sich aus den Prospektbeschreibungen ergibt, die an sich schon eine zweifellos unzüchtige Schrift darstellen. Einer dieser Unverschämten führt sogar den Doktortitel vor seinem Namen. Gleichzeitig aus zwei deutschen Städten, aus Hamm in Westfalen und aus Braunsberg in Ostpreußen, also dem äußersten Westen und dem äußersten Osten, gingen der „Allgemeinen Rundschau" von dortigen Buchhandlungen die Originalsendungen der beiden Wiener Pornographen zu.

Das anständige Sortiment fragt sich mit Recht, was gegen eine solche ungehinderte Einschleppung fremder Pest zu machen sei. Da die österreichische Justiz zu versagen scheint, steht man dieser Ansteckungsgefahr ohnmächtig gegenüber. Gegen die Einschleppung von Viehseuchen hat man internationale Seuchenkonventionen oder wendet kurzerhand die Grenzsperre an. Gegen die Einschleppung von Pest, Cholera, schwarzen Pocken usw. werden die schärfsten Mittel angewandt. Das pornographische Gift ist in seiner Wirkung weit schlimmer und verhängnisvoller als jede Menschenpest oder Viehseuche. Keine Maßregel des Protestes oder der diplomatischen Intervention wäre zu scharf, um die Völker vor gegenseitiger moralischer Vergiftung zu schützen. Die internationale Konferenz zur Unterdrückung der Pornographie hat unlängst in Paris getagt. Aber von ihren Folgen ist, wie Figura zeigt, selbst in den Zentren mitteleuropäischer Zivilisation und Kultur noch wenig zu spüren. Die Pornographenzunft, welche ihren unsagbaren Schamlosigkeiten ein „literarisches", „künstlerisches" oder gar „wissenschaftliches" Mäntelchen umhängt, wird im Gegenteil immer frecher und aufdringlicher.[1]) Der anständige Buchhandel droht an der Hochflut obszönster „Literatur" allmählich zu ersticken, denn anständige Bücher werden immer weniger gekauft, während der literarische Schweinehandel glänzend floriert.

Schärfste Verurteilung verdient es übrigens, wenn, wie wir soeben von unserem ständigen Kunstreferenten erfahren, in der graphischen Abteilung der Kunstausstellung im Münchener Glaspalast „allerlei Bücher grob sexuellen Inhaltes zur allgemeinen Besichtigung ausgestellt sind". Die betreffenden Künstler und Verleger verfolgen dabei natürlich den sehr durchsichtigen Zweck, sich der Justiz gegenüber von vorneherein ein Alibi und einen Freischein zu verschaffen. Wenn die Jury hier versagt, ist es Pflicht der Staatsaufsicht, diesem Skandal so rasch als möglich ein Ende zu bereiten.

[1]) Leider gewähren einzelne deutsche Blätter den Anzeigen ausländischer Pornographen immer noch Unterschlupf. Nachdem der Münchener „Jugend" die Anpreisungen der berüchtigten Firma Rosner-Stern durch eine polizeiliche Verwarnung unmöglich gemacht worden waren, haben Budapester Pornographen zu dem Auskunftsmittel gegriffen, daß sie durch ein Inserat in der „Jugend" Adressen von „Bibliophilen" zu erlangen suchen. Was das bedeutet, weiß jeder Buchhändler. In einem Inserat der deutschen Briefmarkenzeitung „Vox" bietet ein Wiener Schandkerl die entsetzlichsten Photographien (und Bücher) an.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Ausgleich der Mißhelligkeiten wegen der Enzyklika.

Der unangenehme Zwischenfall hat einen Abschluß gefunden, bei dem sowohl der Hl. Stuhl als auch die preußische Regierung, sowohl die deutschen Katholiken als auch die konservativen Evangelischen gut abgeschnitten haben. Als Leidtragende bleiben übrig der Evangelische Bund und die affiliierte liberale Presse, die auch nach der Wendung zum Frieden ihre Hetze fortsetzen wollten und dabei zugleich ihren schlechten Willen und ihr schlechtes Können bekundeten.

Aus den Aktenstücken, die in der letzten Woche veröffentlicht wurden, geht hervor, daß die preußische Regierung ihre Aktion in Rom noch über das im Abgeordnetenhause angekündigte Maß gesteigert hatte. Herr von Bethmann hatte eine „Verwahrung" angekündigt und zugleich die „Erwartung", daß die Kurie Mittel und Wege finden werde, um die sich ergebenden Schäden nach Möglichkeit zu beseitigen. Die „Verwahrung" wurde nun in der am 8. d. Mts. überreichten Note in einer Form eingereicht, die natürlich die diplomatische Höflichkeit wahrte, aber doch recht scharf abgefaßt war. Die „Verantwortung für Störungen des konfessionellen Friedens" wurde ausschließlich der Ausgangsstelle der Enzyklika zugeschrieben und durch die Bemerkung, daß Preußen die Gesandtschaft beim Hl. Stuhl „im Interesse guter Beziehungen zwischen Staat und Kirche" unterhalte, wurde durch die Blume mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen gedroht. Die „Erwartung", welche neben der Note mündlich vorgebracht wurde, erhielt die besondere Zuspitzung, daß die Enzyklika in den deutschen Diözesen weder von der Kanzel verkündet noch in den bischöflichen Verordnungsblättern veröffentlicht werden möge. Der preußische Ministerpräsident ging so eifrig vor, daß er auch die nichtpreußischen Diözesen Deutschlands unter seine Obhut nahm. In der „Erwartung" der Nichtveröffentlichung könnte ein scharfes Auge den Schatten des alten Plazet entdecken.

Man sieht, daß die Staatsregierung dem Hl. Stuhl das Entgegenkommen nicht allzu leicht gemacht hatte. Der Hl. Stuhl bewies aber doch das gewünschte Entgegenkommen, so daß seine Friedensliebe sich in besonders hellem Glanze zeigte. Schon am 11. Juni wurde dem Gesandten amtlich erklärt, „daß der Papst bereits den deutschen Bischöfen den Befehl gegeben habe, eine solche Verkündung und Veröffentlichung zu unterlassen." Aus dem Wörtchen „bereits" und sonstigen Anzeichen darf man wohl schließen, daß schon vor dem Eingreifen des Gesandten, angesichts der überraschenden Erregung, von der Veröffentlichung in den deutschen Diözesanblättern abgesehen worden war. Die Verlesung von den Kanzeln war vermutlich von seiten der Kurie überhaupt nicht vorgesehen gewesen, sondern wie in früheren Fällen, dem Ermessen der einzelnen Bischöfe anheimgestellt geblieben. Am 13. Juni behändigte dann der Kardinalstaatssekretär dem Gesandten eine Antwortnote, die in der Hauptsache die halbamtliche Auslassung im „Osservatore Romano" offiziell bestätigte und verstärkte. Der Kernpunkt ist: „daß Se. Heiligkeit mit wahrem Bedauern die Nachrichten von einer solchen Erregung vernommen hat, das — wie schon öffentlich und formell erklärt worden ist — irgendwelche Absicht, die Nichtkatholiken Deutschlands oder dessen Fürsten zu kränken, seiner Seele ganz und gar fern lag." Daneben wurde noch die Tatsache hervorgehoben, daß der Hl. Vater niemals eine Gelegenheit habe vorübergehen lassen, um seine aufrichtige Achtung und Sympathie für die deutsche Nation und ihre Fürsten zu bekunden, und daß er noch bei einer kürzlichen Gelegenheit (beim Empfange Berliner Pilger) diese seine Gefühle wiederholt habe.

Alle verständigen und ehrlichen Zuschauer mußten angesichts dieser entgegenkommenden Haltung des Heiligen Stuhles sofort sagen: Rom hat getan, was es konnte, es hat bis zur Grenze der Möglichkeit seine Friedensliebe bekundet! Jedermann konnte erkennen, daß die grundsätzliche Kritik der „Reformation" des 16. Jahrhunderts und der damals von der Lehre und Rechtsordnung ihrer Kirche abfallenden Katholiken keinerlei Beleidigung der gegenwärtigen, im protestantischen Bekenntnis aufgewachsenen Fürsten und Völker einschließen sollte und konnte. Ebenso mußte die Sistierung der kirchenamtlichen Veröffentlichung in Deutschland als ein bedeutendes tatsächliches Entgegenkommen gewertet werden. Das geschah auch von seiten der Regierung, die dem Heiligen Stuhl den Dank aussprechen ließ, sowie von demjenigen Teil der deutschen Prote-

stanten, die kirchlich positiv und politisch konservativ gerichtet sind. Sogar der Berliner „Reichsbote", der sonst den „Kampf gegen Rom" mit wahrer Leidenschaft betreibt, erklärte jetzt, daß nunmehr die Polemik wegen der Enzyklika eingestellt werden müsse. Aber die Führer des Evangelischen Bundes wollten sich den willkommenen Hetzstoff nicht entwinden lassen. Sie erließen eine Erklärung, die an dem Entgegenkommen des Heiligen Stuhles krampfhaft herumnörgelt und in den üblichen Kampfruf ausklang. Mit einer Deutlichkeit, die mehr ehrlich als klug war, wurde dabei der Zweck der ganzen Uebung klargestellt: nicht um die „Ehre" oder die „Heilsgüter" der Reformation geht es diesen Leuten, sondern um die Bekämpfung des Zentrums und der „verbündeten" Konservativen. Desinit in piscem der schnödesten Parteipolitik mulier formosa superne! Die liberale Presse stimmt zum großen Teil in das „unentwegte" Kampfgeschrei der Bündler ein, geleitet von dem bekannten fanatischen Haß gegen den sog. schwarzblauen Block.

Die Zentrumspartei und die Zentrumspresse hat sich in diesen Tagen der Irrungen und Wirrungen durch eine Selbstbeherrschung und Zurückhaltung ausgezeichnet, die man als „Opfer auf dem Altar des Vaterlandes" ansprechen darf. Wir fordern dafür keinen Dank oder Lohn, sondern rechnen nur auf die Logik der Tatsachen.

Hoffen wir, daß die Versuche des Evangelischen Bundes, die Hetze trotz alledem fortzusetzen, bald im Sande verlaufen, damit wir nicht gezwungen werden, aus der passiven Haltung zum Antiprotest überzugehen.

Ministerwechsel in Preußen.

Ohne sich an Herrn v. Bethmann Hollweg irgendwie „anfreunden" zu wollen, muß man als ehrlicher Chronist zugestehen, daß der „philosophische" Ministerpräsident und Reichskanzler durch die fixe und erfolgreiche Aktion in dem Enzyklika-Zwischenfall sein Ansehen vermehrt und seine Stellung befestigt hat. Daß Herr von Bethmann trotz des Scheiterns der Wahlrechtsvorlage durchaus nicht schwankt oder wankt, bezeugt auch die Auffrischung des preußischen Staatsministeriums. An Stelle von zwei scheidenden Ministern, von denen der eine durch körperliche, der andere durch seelische Unlust zur Resignation veranlaßt wurde, hat er zwei Männer seiner Wahl, einen alten Jugendfreund und einen neueren Mitarbeiter, in das Ministerkollegium eingeschoben. Es handelt sich um den Wechsel im Landwirtschaftsministerium und im Ministerium des Innern. Der Amanuensis des Herrn von Bethmann in der kritischen letzten Periode des Wahlrechtskampfes war bekanntlich Frhr. von Schorlemer-Lieser, der Oberpräsident der Rheinprovinz, der das zum Vorteil der nationalliberalen Schwerindustrie entworfene Amendement zum Drittelungsparagraphen im Herrenhause einbrachte und dort durchsetzen half. Die Gunst des Monarchen war Herrn von Schorlemer schon vor der Cooperation mit dem Ministerpräsidenten zugefallen; er galt schon lange als vornotiert. Wenn Herr v. Bethmann, der sich für den zweiten Anhieb in der Wahlrechtsfrage rüstet, seinen Amendementsgevatter jetzt ins Ministerium berufen wollte, so hätte er ihm eigentlich das Ressort des Innern geben müssen, wo die künftigen Drittelungsparagraphen vorzubereiten sind und die Wirksamkeit eines Oberpräsidenten ihre natürliche Steigerung findet. Aber Herr v. Bethmann war vorsichtig: Freiherr von Schorlemer hatte sich neuerdings nicht als konservativen, sondern vielmehr als mittelparteilichen oder gar nationalliberaler Politiker gegeben. Hätte er die ganze große innere Verwaltung erhalten, so würde das auf konservativer Seite Befremden und Mißtrauen erweckt haben. Ferner würde ein katholischer Minister des Innern in die preußische Tradition schlecht gepaßt und der Regierung Angriffe von protestantischen Eiferern zugezogen haben; auch die Tatsache, daß Herr v. Schorlemer trotz seiner katholischen Bekenntnisse ein entschiedener und aktiver Gegner des Zentrums ist, würde das schwerlich ausgeglichen haben. Daher zog Herr von Bethmann einen Mittelweg vor: er machte Herrn von Schorlemer zu seinem Kollegen, gab ihm aber nur das unpolitische Ressort der Landwirtschaft, Domänen und Forsten, das übrigens zu den Erfahrungen und Neigungen des Grundbesitzers und früheren Vorsitzenden der rheinischen Landwirtschaft auch recht gut paßt. Diese Ernennung war eine Artigkeit gegenüber den regierungsfreundlichen Mittelparteilern und dem Westen der Monarchie. Als Aequivalent für Ostelbien und die konservative Partei fügte er die Berufung des Herrn v. Dallwitz auf den wichtigen Posten des Innern hinzu. Herr v. Dallwitz, der seit einem halben Jahr erst das Oberpräsidium in Schlesien innehatte, ist ein persönlicher Intimus des Herrn von Bethmann und zugleich ein politischer Intimus des Herrn v. Heydebrand. Seine hervorragenden administrativen und organisatorischen Fähigkeiten hat der neue Minister schon in den verschiedensten Stellungen, u. a. auch als Reorganisator Anhalts, erwiesen; seine Charakterfestigkeit als „Kanalrebell" von 1899, der von den unglückseligen Maßregelungen Miquelscher Erfindung mitbetroffen wurde und dann mit seinen Schicksalsgenossen „die Treppe hinauffiel".

Die Auswahl der neuen Minister ist nicht schlecht. Die Konservativen sind zufrieden, die Mittelparteiler auch. Der Linksliberalismus ist allerdings verschnupft wegen der Berufung des „stockkonservativen" v. Dallwitz. Der katholische Bevölkerungsteil ist wiederum zufrieden, da die Berufung eines Katholiken in das Ministerium unsere Paritätsschmerzen etwas mildert. Wenn es ein zentrumsfeindlicher Katholik ist, so trösten wir uns mit der Erwägung, daß diese Eigentümlichkeit des Herrn v. Schorlemer in Berlin sich eher abschleifen wird als im Rheinland, wo er in dem Milieu der von ihm neugegründeten „Deutschen Vereinigung" dem Antizentrumssport verfallen war.

Zu den minder befriedigten Interessenten des Ministerwechsels gehört vermutlich der nationalliberale Unterstaatssekretär Holtz im Ministerium des Innern, der unter dem passiven bisherigen Chef v. Moltke dort der leitende Geist war, in Zukunft aber einen konservativen Herrn über sich spüren wird, — so lange er noch an der Stelle bleibt.

Die Hauptsache ist: Herr v. Bethmann richtet sich auf eine längere Dauer seiner leitenden Aemter ein.

Der rote Faden in den Ersatzwahlen.

In Usedom-Wollin und in Friedberg-Büdingen hat sich bei den Ersatzwahlen zum Reichstag die alte Erfahrung bestätigt: die Sozialdemokratie gewinnt viel Stimmen, der Liberalismus verliert viel Stimmen, die Rechtsparteien behaupten ihren Besitzstand. Das Mandat an der Odermündung besaßen die Freisinnigen; sie rutschten im ersten Wahlgange auf die dritte Stelle herab, und sie kühlten ihr Mütchen in der Stichwahl, indem sie den Sozialdemokraten zum Siege über die Konservativen verhalfen. In Hessen war ein Nachfolger für den rechtsnationalliberalen Grafen Oriola zu wählen; die Nationalliberalen suchten Anschluß nach links, stellten einen jungliberalen Professor aus Straßburg auf und fielen im ersten Wahlgange „glänzend" durch. Der Kandidat des Bundes der Landwirte, den auch das Zentrum und die Wirtschaftliche Vereinigung unterstützt, kommt in Stichwahl mit dem Sozialdemokraten; doch hat letzterer einen so großen Vorsprung und wird von den Linksliberalen soviel Hilfe erhalten, daß auch hier der Triumph der roten Fahne unvermeidlich erscheint — selbst wenn alle Nationalliberalen dem Aufrufe ihrer dortigen Parteileitung folgen sollten. Die nationalliberalen Führer haben zu spät bedacht, daß die Zwietracht der bürgerlichen Parteien dem Umsturz immer mehr Stimmen und Mandate ausliefern muß. Mit schön stilisierten Stichwahlaufrufen läßt sich der Schaden nicht wieder beseitigen, den die heillose Hetze gegen die Finanzreform und den „schwarzblauen Block" angerichtet hat. An dieser staatsgefährlichen Verhetzung sind nicht bloß die Fortschrittler und Jungliberalen, sondern die nationalliberale Partei in ihrer Gesamtheit beteiligt. Sie hat schon in einer ganzen Reihe von Wahlkreisen gesehen, daß bei der Hetze die Sozialdemokratie am besten und der Liberalismus am schlechtesten fährt. Aber die selbstmörderische Politik wird doch fortgesetzt — in jenem kindischen Eigensinn: „Es ist meinem Vater ganz recht, wenn mir die Finger erfrieren; warum kauft er mir nicht die Handschuhe, die ich verlangt habe." In einigen rechts stehenden nationalliberalen Blättern wird es schon offen ausgesprochen, daß der Liberalismus überhaupt und die nationalliberale Partei insbesondere bei den nächsten allgemeinen Wahlen zwischen der übermächtigen Sozialdemokratie und der zähen Reaktion zerrieben werden müssen, wenn sie nicht nach rechts hin wieder Anschluß und Hilfe finden. Viele Linksliberale spekulieren ja darauf, daß die Regierung durch das Anwachsen der Sozialdemokratie auf 150 Mandate gezwungen sein werde, die Hilfe des Liberalismus durch eine neue Blockpolitik zu erkaufen. Aber dieser Erpressungsversuch verheißt wenig Erfolg. Die Berufung des strammen Herrn v. Dallwitz ins Ministerium des Innern deutet eher auf die Absicht des leitenden Staatsmannes hin, zur Abwehr der sozialdemokratischen Flut sich auf die Konservativen und das Zentrum zu stützen. Vermutlich wird das nächste Wahljahr über die Großblockidee und die Großblockpraktiken ein vernichtendes Gericht halten.

Der deutsch-vatikanische Konflikt und Frankreich.

Von

Albert Dettling, Paris.

Die Manifestationen der deutschen Protestanten gegen die Borromäus-Enzyklika wurden aus naheliegenden Gründen gerade auch in den politischen und kirchlichen Kreisen Frankreichs mit lebhaftem Interesse verfolgt. Der von den Kombisten ins Extreme getriebene französische Kulturkampf ist zu neuen Datums, als daß er nicht in aller Gedächtnis wäre. Und hat man anderseits nicht vor kurzem von dem Privatversuche des Wiederaufbaus der abgebrochenen diplomatischen Brücke zwischen Paris und dem Vatikan gesprochen? Wenn sich die hiesige Presse im deutsch-vatikanischen Konflikt trotzdem ziemlich reserviert verhielt, so erklärt sich das in erster Linie damit, daß ihre Aufmerksamkeit durch das in der Deputiertenkammer zur Debatte stehende und von den Linksparteien scharf bekämpfte gemäßigte Regierungsprogramm vollauf in Anspruch genommen war. Vielleicht spielte auch der internationale Takt dabei eine Rolle. Immerhin setzten einige größere Boulevardblätter ihrem Lesepublikum täglich lange Drahtberichte vor, die die Protestationsbewegung ausführlich meistens ohne Kommentar wiedergaben. Auch die römischen Korrespondenten machten sich an die Arbeit. Hin und wieder ein Leitartikel. Selbstverständlich konnte es nicht ausbleiben, daß das heikle Problem zu sensationellen und, bei Licht besehen, jeder Begründung entbehrenden Nachrichten Stoff bot.

Der Konflikt und seine Eventualfolgen gewannen ja nach der politischen und kirchenpolitischen Verfassung der betreffenden Kreise verschiedenartige Färbungen. Die notorischen Kirchenstürmer schmunzelten ob des heftigen Anpralls, der über dem Felsen Petri selbst vom „willfährigen frommen Germanien" losbrach. Hier kam der Romhaß zum Wort. „La Lanterne", das Parteiorgan der stärksten (radikal-sozialistischen) Kammerfraktion, schoß wieder einmal den Vogel ab. Es wies auf die Vorgänge in Madrid, Lissabon und Deutschland hin und kommt zu folgendem Schluß: „Die römische Kirche befindet sich gegenwärtig in einer Krisis, die ihr baldiges Ende verkündet. Sie muß sehen, wie ihre Macht selbst bei jenen Völkern zusammenstürzt, die ihr am untertänigsten waren. Das häßliche Tier, das die Menschheit seit Jahrhunderten gefangen hält, muß niedergeschlagen werden. Keine Halbheiten . ." Die Logik dieses Blattes ist ganz amüsant. Seit Jahren schon kündet es hin und wieder den Tod der Kirche an. Der Vater des Gedankens ist der Wunsch. Dann malt es das schwarze Schreckgespenst an die Wand und weist zwischen herein auf die Gefahr hin, die dem Staat von Rom aus droht. Entweder ist die Kirche eine Leiche, also schadlos, oder sie ist ein gewaltiger zu fürchtender Gegner und weder tot noch im Todeskampfe liegend. Die sozialistische „Petite République" meinte: „Unsere Nachbarn jenseits des Rheins haben um so mehr Grund, der Enzyklika übel zu wollen, als Pius X. seine Wahl zum Papste dem von Oesterreich ausgegangenen und von Berlin inspirierten Veto verdankt, das die Kandidatur Rampollas ausschaltete."

Auch im nationalistischen Lager, ob nun klerikal oder nicht klerikal, war die Freude ob des Konfliktes schlecht zu verbergen. Nur lag ihr eine andere Motivierung zu Grunde. Das innerpolitisch gut und außenpolitisch sehr mittelmäßig redigierte Abendblatt La Liberté ließ die schillernde Ente von der Ewigen Stadt her auffliegen, daß die Stellung des vatikanischen Staatssekretärs Merry del Val bedenklich erschüttert sei, und daß der Frankreich wohlgeneigte Kardinal Rampolla, der das päpstliche Rundschreiben einer scharfen Kritik unterzogen hätte, als sein Nachfolger zu betrachten oder mindestens als der Träger der von nun ab einzig möglichen vatikanischen Politik zu erachten sei. Auch der letzte päpstliche Nuntius an der Seine, Msgr. Lorenzelli, wurde nach dieser Richtung in chauvinistischen Zirkeln im Falle einer Ablehnung Rampollas genannt. In hiesigen kirchlichen Kreisen, die am objektiven Urteil festhalten, ständige Beziehungen zum Vatikan unterhalten und mit den dortigen Strömungen und Stimmungen sehr vertraut sind, lächelte man, wie wir bestimmt versichern können, ob solcher Auslassungen.

Der römische Korrespondent des (gemäßigt nationalistischen) „Eclair" ist erstaunt ob der gewaltigen Agitation in Preußen, während andere Länder, die dem reformierten Kultus angehören, sich nicht angegriffen sähen. Er bezeichnet diese Haltung mit dem Wort „Une querelle d'Allemand".

Der „Figaro", der sich dem polemischen Gezänke womöglich fernhält, schreibt:

„Frankreich hat nicht aufgehört, die älteste Tochter der Kirche zu sein, und man kann sich vielleicht fragen, ob es nicht bald die einzige sei. Es scheint, daß man zur Stunde nur in diesem Lande, vom religiösen Gesichtspunkte aus, der Versöhnung zustrebe, während die Diplomatie des Hl. Stuhles anderwärts häufig ernsten Schwierigkeiten begegnet. Die Affaire Roosevelt war eine Wunde für den amerikanischen Nationalismus, freilich eine Wunde, die die Klugheit und Korrektheit des Expräsidenten an der Vergiftung hinderte. Kaum war dieser Zwischenfall erledigt, als der seit Jahren latente spanische Konflikt losbrach und eine bedenkliche Gestalt annahm. Und schließlich erscheint Deutschland auf dem Plan und erhebt sich gegen das Papsttum. Pius X. mochte wohl denken, daß ihm die Freundschaft des Kaisers diesen bittern Kelch ersparen würde. Auf dieser Seite hat der Hl. Vater die äußersten Zugeständnisse und mildernden Erklärungen bewilligt, die sich mit seiner Würde noch vereinbaren lassen. Wenn auch eine Enzyklika mit der Unfehlbarkeit des Verfassers nicht identisch ist, so bekundet sie doch einen feierlichen Autoritätsakt. Man wirft sie nicht mit derselben Leichtigkeit in den Papierkorb wie eine Nummer des Osservatore romano . . ."

Der römische Korrespondent des seinerzeit von Protestanten gegründeten, jetzt freireligiösen und vornehm redigierten Pariser „Temps", der gerade in internationalen Fragen als Preßautorität gelten darf, äußert sich u. a., wie folgt:

„In der Umgebung des Vatikans wird dieser Zwischenfall als aufgebauscht betrachtet. Hält diese Uebertreibung weiter an, dann liegt die Gefahr nahe, in die Lächerlichkeit zu verfallen. Worum handelt es sich, sagt man mir, in dieser Enzyklika Editae saepe? Ist von Deutschland die Rede? Von einem spezifisch germanischen Protestantismus? Vom gegenwärtigen Deutschland? Vom gegenwärtigen Protestantismus? Ganz und gar nicht. Man mag sich den Kopf darüber zerbrechen und den Text unter die Lupe nehmen, man findet nichts darin, was auf die Deutschen von heute Bezug hätte, Protestanten oder Nichtprotestanten, und auf die Fürsten.

„Das Rundschreiben verfolgte den Zweck, die Tugenden und Verdienste des hl. Karl Borromäus anläßlich seiner Dreijahrhundertfeier zu preisen. Jedermann weiß, daß der Gefeierte die Reformation wirksam bekämpft hat. War es möglich, eine Apologie des kirchlichen Helden zu schreiben und den Kampf zu verschweigen, der seinen Ruhm begründet hat? Der Kardinal, der mit der lateinischen Redaktion der Enzyklika beauftragt wurde, hat also nebenbei auf die katholischen Apostaten angespielt, die unter dem Mantel der Reformation die Religion verleugneten, der sie Treue geschworen hatten. Anders verhält es sich mit jenen, die in der protestantischen Religion geboren sind, wie alle Protestanten von heute, Fürsten und Völker, welche die Kirche als aufrichtig und vollkommen ehrenhaft betrachtet. Wenn demnach die ersten Prediger der Reformation, welche nach der kirchlichen Auffassung Rebellen sind, kritisiert wurden, so hat der Verfasser des Rundschreibens nichts geschrieben, was der Kirchendoktrin widerspricht, und nichts, was die heute lebenden Menschen beleidigen könnte. Hat der lateinische Redakteur ein bischen schwarz gemalt, um die Figur des hl. Karl desto klarer hervortreten zu lassen, so gehört das ausschließlich dem Gebiet der Rhetorik an . . ."

Dem Abschluß des Konflikts widmet der „Temps" noch einen Aufsatz an leitender Stelle. Man weiß, daß diese vielzitierten Auslandsartikel vom früheren Diplomaten Tardieu verfaßt werden. Es heißt darin:

„Die vom preußischen Ministerpräsidenten (an den Vatikan) überreichte Note war höflich, aber trocken. Rom hat mit einer Mäßigung geantwortet, die fast einer Entschuldigung gleichkommt. Herr von Mühlberg konnte nicht mehr verlangen, und der Zwischenfall ist diplomatisch erledigt. Der Hl. Stuhl — das ist übrigens sein Recht — hat sich der deutschen Regierung gegenüber geschmeidiger und versöhnlicher gezeigt als bei anderen Anlässen. Er hat alles getan, um die Spuren einer Unvorsichtigkeit auszuwischen. Diese Opportunitätstaktik wäre ihm sonstwo auch zu statten gekommen. Und man könnte es begrüßen, wenn man darin den Vorläufer eines Methodenwechsels erblicken dürfte."

Die Wahlen in Ungarn.

Von Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Graf Khuen-Hedervary, der ehemalige Banus und Gewaltherrscher in Kroatien, hat als Ministerpräsident den Auftrag seines Königs, die Koalition Kossuth-Wekerle-Andrassy niederzuwerfen und eine deakistische Mehrheit als Regierungspartei im Abgeordnetenhause des Reichstages zu schaffen, prompt ausgeführt. Ohne Rückendeckung durch irgend eine Partei im Parlament, blutig geworfen mit Folianten und Tintenfässern aus dem Saale der Volksvertretung getragen, stampfte er sich eine „Partei der nationalen Arbeit" aus dem Boden, die in der Stärke von rund 250 Mann ihn umgeben wird, wenn demnächst der König nach Budapest kommt, um in der Ofener Burg mit der Verlesung der Thronrede selbst den neuen Reichstag zu eröffnen. Die Achtundvierziger um Kossuth und Justh sind auf 100 Mann zusammengeschmolzen, könnten aber als einheitliche Opposition der Regierung höchst unangenehme Schwierigkeiten machen, wenn nicht die Eifersüchtelei der beiden Führer ein gemeinsames Vorgehen verhindern oder die Anziehungskraft des Erfolges die Opposition zerbröckeln wird, denn gerade unter den Magyaren ist ja das Ueberlaufen zum stark gewordenen Gegner gebräuchlich. Die einst katholische Volkspartei wurde ebenso aufgerieben wie die Nationalitätengruppe, der eine Sozialdemokrat ist verschwunden, und die Christlichsozialen haben von ihren 43 Kandidaten nur einen einzigen durchgebracht. Die Reste der Volkspartei und die Wilden werden wohl in kurzer Zeit sich der Regierungspartei anschließen.

Die Mittel nun, mit welchen Graf Khuen seinen großen Sieg errungen hat, sind dieselben, mit denen Baron Banffy sich seinerzeit eine Mehrheit schuf, und mit denen jeder Ministerpräsident sich eine Mehrheit sichern kann, wenn er über ein genügend weites Gewissen verfügt. Daß der Sieg nicht auf dem ehrlichen Wege der freien reinen Wahl zustande kam, zeigen einige wenige Zahlen. Die 11 Millionen Nichtmagyaren, welche die Mehrheit der Bevölkerung Ungarns ausmachen, haben nicht einmal 11 Abgeordnete im neuen Reichstag: Die 3½ Millionen Rumänen nur 5, die 2½ Millionen Slowaken nur 3, die Serben gar keinen, und die Siebenbürgener Sachsen stecken in der Regierungspartei wie durch Jahrzehnte schon. Alle anderen rund 400 Mandate sind mit Magyaren besetzt. Ein Hohn auf den Titel „Volksvertretung". Nun ist es allerdings richtig, daß die Nationalitäten angesichts des jetzigen Wahlgesetzes, welches ihnen eine nur einigermaßen gerechte Vertretung im Abgeordnetenhause von vornherein unmöglich macht, sich nicht besonders für ihr kümmerliches Recht einsetzten, sie sparen ihre Agitationskraft und ihre Finanzmittel in der Hoffnung, daß die Regierung doch einmal das Königsversprechen des allgemeinen gleichen Wahlrechtes wird einlösen müssen. Dann werden sie mit aller Macht ihr Recht vertreten; aber dieses Zurückhalten, welches hauptsächlich in einigen slowakischen Bezirken geübt wurde, kann natürlich den grandiosen Sieg Khuens nicht erklären, zumal die Rumänen, deren nationale Gesinnung und Kaisertreue besonders stark entwickelt ist, sich mit Aufgebot ihrer ganzen Kraft in den Wahlkampf stürzten und dabei 11 von ihren 16 Mandaten verloren.

In gewisser Beziehung kam es dem Grafen Khuen zu Hilfe, daß in den vierthalb Jahren der Koalitionsregierung die kaufmännischen und industriellen Kreise ungemein unter der wirtschaftlichen Krise zu leiden hatten und daher die staatsrechtlichen Streitigkeiten der Achtundvierziger mit Oesterreich und dem Kaiser beseitigt sehen wollten. Die Kossuth-Koalition hatte sich unfähig erwiesen, ihnen die wirtschaftspolitische Selbständigkeit zu bringen, von der sie sich einen finanziellen Aufschwung Ungarns erhofft hatten; nun wollten sie es einmal wieder mit der „Ausgleichstreue" der Siebenundsechzigier versuchen. Daher floß dem Ministerpräsidenten aus den Banken und den großindustriellen Unternehmungen das Geld zu, welches nach Berechnungen der magyarischen Zeitungen in der Höhe von 17 Millionen dem Grafen Khuen sein Sieg gekostet haben soll. Zu diesen Machtmitteln kam der Einfluß des altliberalen magyarischen Adels, der in den Komitaten mit brutaler Gewalt seine Wünsche vertritt. Diesen machte sich Graf Khuen geneigt, indem er sich inniger, als es der ihm gewordene Auftrag des Königs eigentlich gestattete, mit dem kalvinistischen Wahlreformgegner Grafen Stephan Tisza verbündete. Er, der Kroate, mußte sich zunächst im magyarischen Adel Anhang suchen. Außerdem stand dem Grafen Khuen wie jedem Wahlmacher in Ungarn die Wehrmacht der Monarchie zu Gebote. Außer der ungarischen Landwehr (Honved) erhielt Khuen, wie er selbst amtlich verlautbaren ließ, 194 Infanterie-Bataillone und 114 Kavallerie-Eskadrons der gemeinsamen Armee, die zum größten Teil aus Oesterreich und Kroatien herangezogen wurden. 380 von den 413 Wahlbezirken erhielten „Militärassistenz", Ungarn glich einem Kriegslager, ein Viertel der ganzen Wehrmacht hatte man aufgeboten, um den Sieg gegen den Wahlzettel zu erringen. Natürlich wurde die Hauptmacht des Militärs in die Nationalitätenbezirke verlegt. Dort treten die Unterbehörden ja am brutalsten auf, dort mußten also die Kandidaten der Regierung am meisten Schutz erhalten.

Wie Graf Khuen die Wahlen machen ließ, dafür ist jene des slowakischen Bezirkes Szakolcza typisch. Dort hielt sich während der Wahlbewegung der englische Schriftsteller Seton-Watson auf, welcher unter dem Decknamen Skotus viator in österreichischen Blättern („Reichspost"-Wien) seine Beobachtungen veröffentlichte. Die ungarische Regierung ließ in ihren Blättern die Mitteilungen Watsons in Abrede stellen. Darauf antwortete dieser:

„Ich bin jetzt in der Lage, folgende konkrete Fälle von Wahl-„Mißbräuchen" in Szakolcza vorzuführen, und zwar:

1. daß es dem slowakischen Kandidaten Dechanten Okanik wiederholt verboten wurde, Wahlversammlungen abzuhalten, während der Regierungskandidat Kostyal so viele halten durfte, wie er wollte.

2. Daß die Stadt Szakolcza während des ganzen Wahltages von einem doppelten Kordon von Gendarmen und Husaren abgesperrt und niemand eingelassen wurde, ohne sich zu legitimieren.

3. Daß den Korteschführern (bezahlten Agitatoren) der Regierungspartei mindestens 30 Passepartouts zugeteilt wurden, dem slowakischen Kandidaten aber kein einziges.

4. Daß die Behörden die slowakischen Wähler gezwungen haben, stundenlange Umwege zu machen, um zum Wahlorte zu kommen, während die Regierungswähler geradeaus fahren durften.

5. Daß alle innerhalb der Stadtmauer liegenden Wirtshäuser der Regierungspartei zugeteilt und ihre Anhänger mit Freibier versorgt wurden.

6. Daß alle slowakischen Wähler, nur diejenigen von der Stadt ausgenommen — also über 1200 an der Zahl — den ganzen Tag außerhalb der Stadt in einer glühenden Hitze und im zolltiefen Staube warten mußten, ohne zur Abstimmung eingelassen zu werden.

7. Daß 180 slowakische Wähler aus Verbovce über zwei Stunden zwischen den zwei Kordons warten mußten, ohne abstimmen zu dürfen, und daß unterdessen 224 Verbovcer Stimmen für den Regierungskandidaten abgegeben wurden, von denen nur 140 echt waren, die anderen aber gefälscht wurden. Daß schließlich die Gendarmen die slowakischen Wähler von Verbovce und Egbell mit ihren Bajonetten aus der Stadt vertrieben haben, nachdem sie lange zwischen den Kordons gewartet hatten.

8. Daß man zugunsten Kostyals im Namen von drei Toten hat abstimmen lassen, und zwar Jakob Geyringer (Nr. 114 Holicser Wahlregister), Hermann Kohut (Nr. 177 ibid.) und Johann Steblik.

9. Daß ein noch nicht wahlberechtigter, sogar erst sechzehnjähriger Bursche namens Ignaz Reichsfeld für Kostyal gestimmt hat.

10. Daß mehrere Leute mehr als einmal für Kostyal gestimmt haben, unter anderen ein gewisser Max Gajduschek.

11. Daß der pensionierte Pfarrer Imrich Foltyn, der hundert Morgen Feld besitzt, von der Wahlkommission abgewiesen wurde, mit der Begründung, daß der im Wahlregister eingeschriebene Foltyn kein Pfarrer, sondern ein Bauernbesitzer sei; daß aber später ein Knecht gleichen Namens, der nicht stimmberechtigt ist in seinem Namen für Kostyal abgestimmt hat."

Seton-Watson schließt seine Anklage: „Wenn die ungarische Regierung diese Behauptungen für unwahr oder übertrieben hält, soll sie den ungarischen Staatsanwalt beauftragen, mich vor einem hiesigen (österreichischen) Gerichte anzuklagen. In diesem Falle bin ich bereit, sowohl das, was ich mit eigenen Augen gesehen habe, eidlich vor Gericht zu bestätigen, wie auch zahlreiche Augenzeugen vorzuführen, welche in der Lage sind, obige Behauptungen zu beweisen." Graf Khuen wird sich aber hüten, den Engländer vor Gericht zu ziehen, dafür hat er verkünden lassen, daß der Engländer, wenn er noch einmal den Boden des ungarischen Globus, wo bekanntlich die „Freiheit" üppiger gedeiht als überall anderswo, betreten sollte, verhaftet und über die Grenze gebracht werde. Damit werden die Wahlskandale in Szakolcza-Skelitz allerdings nicht aus der Welt geschafft.

Diese Wahlen rechtfertigen das Verlangen des Volkes nach dem allgemeinen gleichen Wahlrecht ebenso wie das Versprechen des Königs, der sich von dieser Wahlreform eine endgültige und gerechte Regelung des Verhältnisses Ungarns zu Oesterreich erwartet.

Rosendorn und Hollerbaum.

Von ros'gen Blüten übersät
Des wilden Dornstrauchs Ranken
Im Silberlicht des jungen Monds
Bei jedem Lufthauch schwanken.

Darüber wölbt sein Sternendach
Tiefschattend der Hollunder,
Im Dämmerschein der Sommernacht
Ein holdes Blumenwunder.

Ob in dem dichten Blattgewirr
Nicht zarte Elfen lauschen?
Ob Rosendorn und Holler nicht
Geheime Zwiesprach tauschen?

Ich horch gespannt. Wie Melodie
Raunts im Gezweig, und leise
Zieht um das duft'ge Blütenmeer
Das Mondlicht seine Kreise.

A. Jüngst.

Förster, Autorität und Subjektivismus.

Von Lyzealprofessor Dr. Göttler, Freising.

Daß über den zweiten, kritischen Teil von Försters „Autorität und Freiheit" die Anschauungen auseinander gehen würden, war vorauszusehen. Daß aber auch über den ersten positiven Teil des Försterschen Buches solche Mißverständnisse entstehen könnten, wie sie in einer vor kurzem veröffentlichten Broschüre[1]) vorgetragen wurden, das war nicht vorauszusehen. Der Verfasser dieser Gegenschrift glaubt, dabei in Gegensatz tretend zu einer Reihe von katholischen Rezensenten des Buches, sagen zu dürfen, „Autorität und Freiheit" sei das einzige im Kern verfehlte Buch Försters (S. 15), er glaubt deshalb das „Autorität und Freiheit" abändern zu müssen in „Autorität und Subjektivismus" und meint, es sei gut, wenn diese Erkenntnis von uns, d. h. von katholischer Seite zuerst ausgesprochen werde. (Vorwort.)

Es kommt nun eben alles darauf an, was als Kern des Försterschen Buches anzusehen ist. Ich habe als solchen (S. 319 dieser Blätter) bezeichnet die Erkenntnis, daß auf sittlichem und religiösem Gebiete die individuelle Vernunft unfähig ist und auf Grund rein natürlicher Erwägungen sich unfähig bekennen muß, sich Normen zu geben. Die individuelle Vernunft ist und bleibt in diesen Fragen angewiesen auf Autoritäten, welche da sprechen nicht aus der stets engbegrenzten individuellen Lebenserfahrung heraus, sondern mit erleuchtetem Geist von der Höhe herab das Menschheitsleben überschauend. Wurm hingegen glaubte, Förster habe einen vollen Beweis für die Autorität Christi und der katholischen Kirche antreten wollen, der ihm nun eben nicht gelungen sei; ja noch mehr: Förster habe mit seinen psychologischen und soziologischen Erwägungen die bisherigen Argumentationen der Apologeten ersetzen, habe eine neue Apologie Christi und der Kirche uns offerieren wollen. Eine solche müsse aber für den Normalmenschen als ungenügend bezeichnet werden, könne höchstens einen gewissen Geistestyp befriedigen.

Wir haben hier eine ähnliche Erscheinung, wie wir sie vor mehreren Jahren bezüglich der „Jugendlehre" Försters wahrnehmen konnten, eine unberechtigte Anwendung des argumentum e silentio. Weil der Autor nichts davon spricht, weiß er nichts davon, in unserem Falle: will er nichts davon wissen — in der „Jugendlehre" von religiösen Motivationen des Ethischen, in „Autorität und Freiheit" von den theologischen Argumentationen für Christus und Kirche. Aber schon der Untertitel von „Autorität und Freiheit" hätte vor diesem Mißverständnis bewahren können: „Betrachtungen zum Kulturproblem der Kirche". Außerdem spricht Förster im Vorwort (S. IX) ausdrücklich von einer „theologischen Seite des Problems", die „irgendwie zu berühren" ihm hier ferne liege. Förster wollte also dem „modernen Menschen" zunächst nur die Notwendigkeit einer Autorität auf religiös-sittlichem Gebiete klar machen, und zwar über die Autorität einer großen historischen Persönlichkeit hinaus, zu der wir nur durch das Gehege mehrdeutiger und tatsächlich mehrgedeuteter toter Buchstaben hindurch gelangen könnten, die Notwendigkeit einer lebenden, stets mit dem Leben der Menschheit sich und die Lehre Christi fortentwickelnden Institution. Diese Notwendigkeit aber zeigt Förster durch Klarlegung des innersten Bedürfnisses, das er jedem zum Bewußtsein bringen will durch seine psychologischen und soziologischen Betrachtungen.

Ich fürchte nicht, von Förster desavouiert zu werden, wenn ich den ersten positiven Teil seines Buches kurzweg als eine Propädeutik zur Apologie des Christen- und Kirchentums bezeichne. Ich fürchte auch nicht, durch diese Charakterisierung den hohen Wert des Buches herabzusetzen. Denn die Hauptschwierigkeiten für den „modernen Menschen" liegen auf der von Förster behandelten Sphäre. Sind diese überwunden, dann werden die „Zeugnisse" verhältnismäßig leicht angenommen, auf welche sich die Theologen in ihren Apologien bisher zumeist beschränkt haben.

Wurm erklärt im Vorwort, daß sein Schriftchen den Lesern keineswegs die Lektüre von „Autorität und Freiheit" ersparen will, wegen der vielen darin enthaltenen tiefen Gedanken. Es wird ja freilich trotzdem so gehen, wie es bei solchen ablehnenden Kritiken geht. Man liest mal die kürzere Gegenschrift und jetzt — kann man über die Sache mitreden, ein Urteil abgeben. Dem gegenüber möchte ich in meinem Nachwort die Bemerkung nicht fehlen lassen, daß meine Zeilen von der Lektüre der Wurmschen Broschüre nicht abhalten wollen wegen der mannigfachen tiefen und trefflichen Gedanken und Ergänzungen, obwohl nach dem Vorausgehenden das etwas harte „im Kern verfehlt" dem retourniert werden muß, der es zuerst gesprochen hat.

[1]) Wurm Dr. Alois, Autorität und Subjektivismus. Eine Auseinandersetzung mit Försters Buch „Autorität und Freiheit". Regensburg (Pustet) 1910.

Bayerisches.

Von Heinrich Osel, Landtagsabgeordneter, München.

Der Landtag faßte den schrecklichen Beschluß, daß die Besucher der Alten Pinakothek an einzelnen Wochentagen künftig Eintritt zahlen sollen, falls es nicht Studierende, Künstler, Lehrer, Kopisten, usw., also Interessenten sind. Der greuliche Direktor von Tschudi nebst Künstlerkommission und Staatsregierung wünschten es, und so geschah es. Helle Entrüstung bei den Liberalen und Sozialisten. Ich wäre geneigt, mich mit zu entrüsten, wenn ich nicht aus Erfahrung wüßte, daß man Arbeiter und kleine Leute, ebenso den eigentlichen Münchener, an den Wochentagen gar nicht dort trifft. 'N herrliches Jemälde", „très joli", „verry nice", — Fremde, das gibt's. Und diese können schließlich auch, wie wo anders, bezahlen. Die von den „Münchner Neuesten Nachrichten" als Ueberregierung veranstaltete Entrüstungskundgebung, auf welche gegen 100 „Namhafte" hereinfielen, endigt mit einer blutigen Blamage, indem die apostrophierte Kammer der Reichsräte in ihrem Ausschuß den Einspruch einstimmig verwarf. Dem Herrn von Tschudi gönne ich für Galeriezwecke die 30000 ℳ, welche den Fremden abgeknöpft werden sollen.

Unsere Technische Hochschule wird zu klein, weshalb 2 Millionen als erste Rate für Erweiterung genehmigt wurden. Daß die Kammer den verdienten Farbenchemiker Keim sowie die Deutsche Gesellschaft für rationelles Malverfahren unterstützen werde, ist in München selbstverständlich.

Die sonstigen Kulturdebatten sind schon gewürdigt worden. Nachzutragen wäre noch, daß eine gründliche Reform des Zeichen- und Kunstunterrichtes an den Mittelschulen verlangt wurde, worüber aber weitere Aussprache zu erwarten ist — beim nächsten Teil des Kultusetats.

Bunte Reihe: Für die Landwirtschaft als Viehzüchterin soll ein neues Körgesetz die Beschaffung und Verwendung von tüchtigen Zuchttieren regeln. Unser bayerisches Polizeistrafgesetzbuch (Art. 52 Abs. II) soll, wie in anderen Staaten, die Klemmschrauben verlieren, die bei uns den öffentlichen Sammlungen noch drohen. Sie äußern sich in oft empfindlichen Strafen. Bei einem jungliberalen Vereinshäuptling, der für einen liberalen Wächter sammelt, macht es 1 ℳ; Geistliche, die für ihre Kirchennot Bittbriefe schreiben, von einem liberalen Lehrer denunziert werden, dürfen 10—20 ℳ bezahlen. Der Landtag beschloß die Aenderung.



Eine folgenschwere Materie brachte die Beratung des Entwurfes einer Kirchengemeinde-Ordnung, die natürlich wiederum in der Hauptsache Liberale und Sozialisten als Gegner hatte. Da darüber wohl ein eigener Bericht zu erwarten sein wird, begnüge ich mich damit, zu bemerken, daß der wesentlichste Differenzpunkt darin lag: Wem fällt die Präponderanz zu? Der Kirchenstiftung oder der Kirchengemeinde? Der Block sprach sich natürlich für die letztere aus. Er ist aber nicht der Mehrheitsvertreter für die 4108469 Katholiken und 1844699 Protestanten Bayerns, zu denen sich noch 69000 sonstige christliche, jüdische Einwohner, Freidenker usw. gesellen. Der Zentrumsabgeordnete Frank-Dillingen hat als Referent eine meisterliche Arbeit geliefert. In den Verhandlungen und in der Debatte stellte aber auch besonders Abg. Held (Zentrum) seinen Mann und wurde Dr. Casselmann (Lib.) oft sehr unbequem. Am meisten ärgert sich der Liberale, daß der Konservative Beckh wiederum nicht liberal, d. h. unkirchlich handeln mochte. Der Reichsrat verschob die Beratung auf 19. November 1911.

Das alte München weicht der Neuzeit, wenn auch nicht so unsinnig und pietätlos, wie anderwärts, dieweil man hier doch auch künstlerisch denkt. Die „alte Maut" und der anstoßende Komplex des früheren Justizgebäudes, genannt Augustinerstock, sollen einem Neubau für die Polizeidirektion weichen.

Die alte Mauthalle, einst eine prächtige Klosterkirche, bleibt erhalten und wird für Läden usw. verwendet. Und so werden die Fremden das Bild mit der Frauenkirche im Hintergrund nicht vermissen, wenn sie in der Neuhauserstraße spazieren gehen. Von den Münchnern haben es wenige als „Bild" bezeichnet. Recht wild taten übrigens die Sozialdemokraten. Ob aus begreiflicher Abneigung für die segensreiche Himmelstochter Ordnung — Polizei? Es können auch vernünftige Gründe gewesen sein. Nun ist die „Seeschlange" tot.

Auf neutralem Boden findet sich die Kammer im Forstetat, dem Etat der tausend Schmerzen. 56½ Millionen Mark tragen unsere bayerischen Forsten brutto bei 12.83 M. Durchschnittspreis für ein Festmeter Derbholz. Wir schlagen jährlich über 500.000 Festmeter mehr an Holz, als bisher. Den Anstoß gab ein Antrag des Reichsrates Grafen Törring. Daß die Konsequenzen vom Zentrum vor 2 Jahren gezogen und die Mehrfällungen beantragt wurden, dazu trug Verfasser auch seinen Teil bei. Die ostpreußische Insektenkalamität hat mit zur Preisreduktion auf dem Holzmarkt beigetragen. Nebenbei bemerkt, hat man auch in Preußen bayerische Forstarbeiter beschäftigt, die man nur loben hörte. Grundsätzlich hat die bayerische Forstverwaltung eine Verkürzung ihrer Umtriebszeiten festgesetzt, die einer rationellen Wirtschaft entspricht und Ueberbestände an Altholz, die Ursache des Antrag Törring, beseitigt.

Steuerreform und kein Ende; denn wieder einmal hat die Abgeordnetenkammer die sämtlichen Steuern beraten, nachdem der Reichsrat schwerwiegende Aenderungen vornahm, die eine Volksvertretung nicht mitmachen kann. Schon sind die Liberalen abgerückt, da der Reichsrat unter liberaler (!) Führung von der künftigen Vermögenssteuer nichts wissen will. Die Bündler scheinen auch nach Gründen zu suchen, und so — ist es überflüssig, mehr zu sagen. Niemand weiß, was wird, und schließlich erlahmt selbst die Neugierde.

Die bayerischen Liberalen folgten der Spur des Evangelischen Bundes und interpellierten wegen der Borromäus-Enzyklika. Dr. Casselmann ließ es an beleidigenden Ausfällen nicht fehlen, Reaktion fanden sie nicht. Würdig, ernst, christlich sprach der Konservative Beckh, zugleich im Namen der Bündler, und so kam recht augenfällig der Unterschied zwischen dem liberal-politischen Motiv und dem verletzten gläubigen Empfinden zum Ausdruck. Der „Beifall", den die liberalen Zeitungen während der Rede Casselmanns verzeichnen, bestand in den einzelnen Zurufen Dr. Günthers; sonst wahrte man würdige Ruhe. Recht geschickt erklärten die Sozialisten, daß sie für Trennung von Kirche und Staat seien, also keine Scharfmacherpolitik treiben. Unser Zentrum aber erklärte, wie in Preußen, sich an der Debatte nicht zu beteiligen, da es sich um eine kirchliche Angelegenheit handelt. Wir wollen mit den Protestanten auch weiter in Frieden und Eintracht leben und der Heilige Vater hat schließlich das Seine getan für alle, die eines guten Willens sind. Die bayerische Regierung hatte zu erklären, daß auch sie mit Rom in Verbindung getreten sei, wie es dem Charakter Bayerns als paritätischem Staat entspreche. Der Nuntius selbst verbot die Veröffentlichung der Enzyklika, die nur versehentlich ohne Wissen des Erzbischofs zum Teil im Bamberger Amtsblatt begonnen habe. So mußten selbst die bayerischen Liberalen die Korrektheit des Herrn von Wehner anerkennen.

Mit der Beratung des Zolletats, wobei sich ein Reformvorschlag für die Aemter und die innere Verwaltung befand, der wegen heftiger Bekämpfung zurückgezogen wurde, ging die Woche zu Ende. Die Bierkriege und Bierkrawalle wegen der neuen Malzsteuererhöhung nahmen in der Besprechung einen breiten Raum ein. Einig war man, daß die Erhaltung des guten Rufes des bayerischen Bieres nötig ist und daher ein Mittel zur Verhinderung der Bierverdünnung gesucht werden muß. Die Sache ist im Gang. Die Internationalität unseres „National"-Getränks wird diese Notiz zu würdigen wissen.

Lockendes Glück.

Zauberisch flimmernde Leuchtkäferlein,
Huschender Irrwische unstete Schar,
Ziehen zum Reigen um Halden und Hain,
Tändeln und schweben um Waldgrund und Mar.

Locken den Wandrer der duftschwülen Nacht,
Locken und necken wie glänzendes Glück.
Wollte sie haschen, die magische Pracht;
Rasch doch verlöschend enteilt sie dem Blick.

Oft so mir winkte ein lachendes Glück.
Wollte es fassen und halten in Hut.
Leer stets die Hände — so kam ich zurück.
Wieder doch zog ich mit fröhlichem Mut . . .

Suchend und hoffend die Jahre verglüh'n. — —
Da bin ich worden ein wackerer Schmied,
Schwinge den Hammer, dass Funken hell sprüh'n,
Schmiede mein Glück mir beim lustigen Lied.

Theo Rossel.

Die katholische Presse in Brasilien. Bedeutsame Aktionen.

Von P. Petrus Sinzig, O. F. M., (Petropolis, Staat Rio de Janeiro, zurzeit in Linz am Rhein).

In Brasilien hat die Presse wohl noch größeren Einfluß als in Deutschland. Sie weiß sich Hoch und Niedrig zu unterjochen, und die gewaltsame Erstürmung und Zerstörung von Zeitungsdruckereien zeugt davon, daß man in ihr den größten und gefährlichsten Gegner erblickt. Obwohl keine Statistiken vorliegen, kann doch kaum ein Zweifel herrschen, daß es, relativ zur Bevölkerungszahl genommen, in Brasilien weit mehr Blätter gibt als im Deutschen Reich. Kleine Ortschaften im Innern verfügen sehr oft über zwei Blättchen, die sich natürlich in den Haaren liegen, und bei denen die Lokalnotizen über Ankunft des „sehr geschätzten und ausgezeichneten Freundes X", über Geburten, Heiraten usw. den beliebtesten Lesestoff bilden. Man darf jedoch von diesen kleinen Blättern nicht auf die größeren schließen. Es gibt Zeitungen in Brasilien, die auch in Deutschland durch ihre vorzügliche Leitung und ihre sicheren Informationen berechtigtes Aufsehen erregen würden. Einige der großen Tagesblätter von Rio de Janeiro, oder Rio, wie man kurzhin sagt, haben ihren telegraphischen Teil weit mehr entwickelt als die deutsche Presse. Oft wird die ganze Seite, im Format der großen modernen nordamerikanischen Blätter, und mehr noch, von Telegrammen eingenommen. Deutschland kommt dabei im allgemeinen schlecht weg; das Hauptland par excellence ist für den Brasilianer Frankreich. Auch über Italien wird viel berichtet, über Portugal usw. Die Telegramme über Ereignisse in Deutschland sind vielfach von kirchenfeindlichem Geiste inspiriert. Die gewaltigen Manifestationen der jährlichen Katholikenversammlungen werden nur so obenhin erwähnt, und die telegraphischen Nachrichten über Politik sind gewiß nicht von Zentrumsfreunden stilisiert.

Trotzdem es zahlreiche Tagesblätter gibt, existiert kein einziges katholisches Tageblatt in portugiesischer Sprache (portugiesisch ist die Landessprache). Alle Neugründungen verschwanden bald. Das wackere und prächtige „Deutsche Volksblatt" von Porto Alegre, im Staate Rio Grande do Sul, ist Tagesblatt (mit Wochenausgabe), aber eben in deutscher Sprache redigiert.

Von einer ernsthaften gemeinsamen Aktion der katholischen Blätter war meines Wissens nie die Rede. Und doch mußte sich jeder sagen, daß ein fester Zusammenschluß der bestehenden katholischen Blätter, ob klein oder groß, von entschiedenem Nutzen, ja von einschneidender Bedeutung sein würde.

In der von deutschen Franziskanerpatres redigierten 96 seitigen Monatsschrift „Vozes de Petropolis" (mit literarwissenschaftlich-sozialem Programm) regte Schreiber dieser Zeilen ein festes Zusammengehen der katholischen Blätter an, Gründung

eines allgemeinen Preßvereins, einer Zentrale, die als Auskunftsbureau funktioniert und als Vermittlerin guter Artikel, Feuilletons, Romane ꝛc., sowie Abhaltung eines Kongresses der katholischen Journalisten Brasiliens. Die Anregung fiel auf besseren Boden, als selbst ein Optimist hätte vermuten können. Die katholischen Blätter (nach meiner Privatstatistik gibt es 70 katholische Publikationen in Brasilien) erklärten sich in großer Anzahl solidarisch mit den dargelegten Prinzipien; verschiedene brasilianische Kirchenfürsten sandten spontan die herzlichsten Ermutigungsschreiben; hervorragende Männer, Geistliche, Parlamentarier, Beamte usw. bewiesen in spontan geschriebenen Privatbriefen ein ungewöhnliches Interesse an der Sache.

Als Sitz des Kongresses der katholischen Journalisten Brasiliens (des ersten derartigen in Südamerika) und der Zentralstelle, mußte atürlich der Mittelpunkt des Landes gewählt werden, wo alle politisch-sozialen Fäden zusammenlaufen: Rio de Janeiro, oder doch ein ganz nahe gelegener Ort. Auf Wunsch Sr. Eminenz des brasilianischen Kardinals Dom Joaquim Arcoverde de Albuquerque Cavalcanti wurde Petropolis auserwählt, das ganz in der Nähe der Bundeshauptstadt liegt, der Sommeraufenthalt der vornehmen Welt und der Sitz der auswärtigen Diplomaten ist. Es handelt sich um vier verschiedene Aktionen, die durch Zusammenwirken das gesteckte Ziel erreichen sollen.

1. Allgemeiner Preßverein auf religiöser Grundlage. Der Verein zerfällt in Gruppen von beliebig vielen Mitgliedern, die monatlich zusammen 10 Milreis, ca. ℳ 12.50, aufbringen, mögen nun die einzelnen Mitglieder monatlich 500 Reis oder, je nach Vermögen, mehr oder weniger beitragen; die Gruppe ist vollständig, sobald das Gesamtresultat 10 Milreis monatlich beträgt. Das Geld wird an die Zentralstelle in Petropolis („Centro da Boa Imprensa") geschickt. Trotz des noch mangelnden Verständnisses für die Bedeutung der Presse ist beim Opfergeiste der Brasilianer, deren Vinzenzvereine in einem der letzten Jahre allein eine halbe Million zu wohltätigen Zwecken einbrachten, viel zu erwarten. Ein hochgestellter Brasilianer sandte mir am St. Josephstage zu Ehren des Tagesheiligen 100 Milreis (ca. M. 125) zur Uebermittlung an die Zentralstelle, und zwar als Beitrag für 10 Monate im voraus, für eine Gruppe des Preßvereins, die er mit Frau und Kindern allein bilden wollte. Ein Mitglied des Episkopats, selbst arm, schickte einen namhaften Beitrag. Eine vornehme jüngere Brasilianerin verzichtete auf den Besuch der „Lustigen Witwe", ließ Eltern und Geschwister allein ins Theater gehen und sandte den Betrag der Zentralstelle.

2. Zentralstelle der katholischen Presse. Die Bedeutung dieser Einrichtung, welche vom Allgemeinen Preßverein die nötigen materiellen Mittel erwartet, ist derart, daß die fünf Mitglieder, zu denen auch Schreiber dieser Zeilen gewählt wurde, eine ungewöhnlich große Verantwortung tragen. Viele katholische Zeitungen, besonders im Innern des Landes, stehen durchaus nicht auf der von den Zeitverhältnissen verlangten Höhe. Dem Redakteur, vielfach auch Eigentümer seiner Zeitung, fehlt es durchaus an Hilfsmitteln, so daß gar oft die klassische Schere mit Leimtopf zu Hilfe kommen muß. Die Zentralstelle läßt nun von den hervorragendsten katholischen Journalisten Brasiliens gegen Bezahlung Artikel und Beiträge schreiben über aktuelle Ereignisse, Uebersichten über das katholische, wissenschaftliche, soziale und künstlerische Leben des Auslandes, Feuilletons, Bücherbesprechungen, Biographien usw. und sendet dieselben unter demselben Datum an alle Zeitungen, die gegen sehr mäßige Bezahlung sich dieses Hilfsmittels bedienen wollen, so daß die Leser schon bald den Unterschied in der Redaktion merken werden. Alle Artikel gehen durch die Hände der Zentralstelle, die also allmählich der gesamten kathol. Presse zu einer einheitlichen Orientierung verhelfen kann. Von besonderer Wichtigkeit ist diese Einrichtung, wenn es sich neuerdings um Abwehrmaßregeln handelt, wie unlängst gegen die Gesetzesvorlagen der Ehescheidung, der Aufhebung der Vertretung beim Vatikan usw. Die Zentralstelle soll überdies noch in einem besonders wichtigen Punkt Wandel schaffen. In Brasilien gehört die Einrichtung einer volkstümlichen sittenreinen Bibliothek von einigem Umfang fast zu den Unmöglichkeiten. Die Werke erzählender Literatur sind zum größten Teile derart, daß sie dem Sittlichkeitsgefühl Hohn sprechen; die französische Literatur hat die brasilianische gar unheilvoll beeinflußt. Der einzelne ist dieser Erscheinung gegenüber machtlos. Die Zentralstelle jedoch hat bereits begonnen, in praktischer Weise der Lösung der Frage näher zu treten. Es gibt einzelne Verleger in Brasilien, die jährlich eine bedeutende Anzahl Neuerscheinungen ankündigen. Vom geschäftlichen Standpunkte aus — der einzige, der bei ihnen in Frage kommt — ist es ihnen gleich, ob der Autor und sein Werk gut sind oder nicht. Die Zentralstelle verpflichtet sich nun, dem Verleger einige hundert Exemplare (später mehr) abzunehmen, falls statt der vielleicht projektierten Ausgabe eines unsittlichen Romans ein Werk wie „Die Ehescheidung" von Paul Bourget, ein Roman von René Bazin oder ein anderes von ihm gewähltes Buch in brasilianischer Sprache veröffentlicht wird. Ueberdies unterstützt die Zentralstelle, wenn nötig, auch direkt die Herausgabe guter Werke, besonders sittenreiner Erzählungen.

Um übrigens jetzt schon die Gründung katholischer Volksbibliotheken zu ermöglichen, hat die Zentralstelle begonnen, in zwangloser Erscheinungsweise ein nach Art des Cäcilien-Vereins-Kataloges eingerichtetes Verzeichnis guter Bücher, die kurz charakterisiert sind, herauszugeben. Die erste Nummer dieses Kataloges ist bereits erschienen.

Zu den Obliegenheiten der Zentralstelle gehört ferner die Heranbildung guter Redakteure und Schriftsteller, die Unterstützung bedürftiger Journalisten, die Propaganda des Preßvereins, die Unterstützung oder Neugründung guter Zeitungen, überhaupt alles, was die Hebung der katholischen Presse betrifft, wie es vom Hochw. Herrn Bischof von Maranhao, Dom Francisco Silva, in meisterhaften Ausführungen dargetan ist.

Die Zentralstelle verfügt einstweilen nur über ein gemietetes Zimmer und über die selbstlose Unterstützung von seiten zweier Druckereien, wird aber vielleicht auch in Deutschland einige Freunde finden, die zu den bedeutenden ersten Auslagen ein Scherflein beitragen.

3. Zusammenschluß der katholischen Zeitungen und Zeitschriften unter Leitung der Zentralstelle. Auch diese Aktion ist bereits keine Chimäre mehr, sondern schon zur Tatsache geworden. Die Verpflichtungen sind die denkbar einfachsten: Befolgung der katholischen Prinzipien, während die Vergünstigungen sehr weitgehend sind. Manche Vertreter von Zeitungen konnten erst überhaupt nicht begreifen, wie solche Vorteile geboten werden konnten, da ihnen die Einrichtung und Natur des allgemeinen Preßvereins noch fremd war. Uebrigens hat auch die Zentralstelle aus Vorsicht allen einschlägigen Statuten nur provisorischen Charakter gegeben, um durch weiteres Studium und Erfahrungen das für die Landes- und Zeitverhältnisse Beste zu treffen. Aus diesem Grunde auch wurde bei der Wichtigkeit der Sache beschlossen, einen Vertreter der Zentralstelle nach Deutschland zu senden, um die betreffenden Preßorganisationen an Ort und Stelle kennen zu lernen und die gemachten Erfahrungen zu verwerten, ein Plan, der beim Hochw. Herrn Nuntius, beim Diözesanbischofe und beim Kongresse das freudigste Echo fand, durch das Entgegenkommen des Franziskanerprovinzials Frei Celso Dreiling ermöglicht wurde, und dem ich meine Anwesenheit in Deutschland verdanke.

4. Kongreß der katholischen Journalisten Brasiliens. Vom 31. März bis 3. April inkl. tagte in diesem Jahre in Petropolis der von einem rührigen Lokalkomitee bis ins kleinste vorbereitete erste Journalistenkongreß. Zu den geschlossenen Versammlungen wurden nur aktive Mitglieder zugelassen, die sich mit voller Offenheit aussprachen. Zu den öffentlichen Abend-Versammlungen hatten außer dem Volke auch die Berichterstatter der farblosen Presse Zutritt. Der Verlauf und die Bedeutung des Kongresses erfordern eine eigene Abhandlung. Hier genügt die Bemerkung, daß er offenkundig vom Segen Gottes begleitet war, und daß die geplanten und bereits begründeten Organisationen die vollste Zustimmung fanden. Findet die Preßaktion überall die gehoffte Unterstützung und entwickelt sie sich dann, wie wohl angenommen werden darf, dann wird das am brasilianischen Himmel aufsteigende Gewölk, das stark an Frankreich erinnert, in wenigen Jahren frohem Sonnenscheine Platz machen.

Ein sprechendes Zeugnis für die Wirksamkeit der „Allg. Rundschau".

„Ein weiteres Mittel, auf Gebildete seelsorglich einzuwirken, ist die Sorge für eine geeignete Lektüre. In einer kleineren süddeutschen Stadt gelang es, die Kausensche „Allgemeine Rundschau" in einer grösseren Anzahl von Exemplaren einzuführen, so dass ihr wesentlicher Inhalt regelmässig Gemeingut der dortigen katholischen besseren Gesellschaft wurde. Das Resultat der Bemühungen war für den Ortspfarrer geradezu verblüffend. Ein noch so glänzend verlaufener Vortragszyklus hätte die betreffenden Kreise unmöglich so günstig und andauernd beeinflussen können." [„Theologie und Glaube", Zeitschrift für den katholischen Klerus. Herausgegeben von den Professoren der philosophisch-theologischen Fakultät in Paderborn, Jahrgang II, 1910, Heft 5, S. 385.]



Sonnenwende.

Durch den Hag zur Rosenzeit
Wandelten wir beide;
Lieblich-feiner Grillensang
Klang aus dem Getreide.
Und wir gingen Hand in Hand;
Wo am Weg der Grenzstein stand,
Küsstest du mich leise.

Durch den Hag zur Rosenzeit,
Geht die Sonnenwende —
Und du trugst dein schönstes Kleid,
Blühendes Gelände! —
Duftend noch um Strauch und Baum,
Weht der süsse Sommertraum;
Kann er jemals enden?

Um den Hag zur Rosenzeit,
Zittert gold'ner Schimmer,
Bunte Käfer kriechen müd'
In dem Sandgeflimmer. —
Dort am Grenzstein denk' ich dein,
Wie trotz all' dem Glücklichsein
Kam — die Sonnenwende. —

Sophie Nebel von Türkheim.

Wie dick ist der Luftmantel unserer Erde?

Von Dr. Frz. Jos. Döller.

Wäre die Luftschicht überall so dicht wie an der Erdoberfläche, so wäre die Hülle nicht dicker als 8 km. Nun nimmt die Dichtigkeit in höheren Regionen fortwährend ab, so daß sich die Atmosphäre allmählich im Weltraum verliert und eine absolute Grenze nicht festzusetzen ist. Schon bei 5 km Höhe hat man bereits die halbe Masse der Atmosphäre unter sich. An der oberen Grenze der Witterungserscheinungen in rund 10 km Höhe herrscht nur noch 1/4 des Gesamtluftdrucks, der Rest der Atmosphäre von noch so gewaltiger Höhe darüber bildet also nur auch 1/4.

Für die optisch wirksame Höhe der Luft darf man 70 bis 80 km annehmen, die sogenannten leuchtenden Wolken wurden beim Ausbruch des Krakatau 1883 bis über 80 km hinaufgetragen. Sternschnuppen, die bekanntlich durch die Reibung der Luft leuchtend werden, hat man noch in 300 km Höhe aufleuchten sehen, während ihre Hauptzone zwischen 150 und 100 km liegt. Tiefer kommen sie selten herunter, können daher auch nicht verbrennen, sondern nur verdampfen, weil der Sauerstoffgehalt der Luft mit der Höhe gleichmäßig abnimmt und oberhalb 70 km überhaupt nicht mehr in Betracht kommt. Die höchsten, wahrnehmbaren Höhen erreichen die Polarlichter, nach den Forschungen Paulsens 4—500 km, herunter kommen sie bis auf die Erdoberfläche, am häufigsten scheinen sie bei 60 bis 70 km und dann wieder bei 200 km Höhe zu liegen.

Die Grenze der sichtbar belebten Luft darf man im allgemeinen nicht über 300 m annehmen. Für den Vogelflug hat man früher riesige Höhen angegeben. Alexander von Humboldt will den Kondor noch über dem Chimborasso in zirka 7100 m Höhe gesehen haben. Gätke, der Beobachter der Vögel und ihres Wanderzugs auf Helgoland, schätzt die Durchschnittshöhe der Wandervögel auf 3000—5000 m und sieht für manche Vögel 10000—12000 m als sehr wahrscheinlich an. Physikalische Experimente haben nun ergeben, daß Kälte und Niedrigkeit des Luftdrucks in höheren Regionen diese Riesenzahlen unmöglich machen und daß kein Vogel so große körperliche Arbeit leisten kann, wie sie ein längerer Flug in solchen Höhen bedingt. In den letzten Jahren haben auch die Luftschiffer der Frage nach der Höhe des Vogelfluges größere Aufmerksamkeit geschenkt. Nach ihren Angaben wurden Vögel nur selten in höheren Regionen getroffen: ein Adler 3000 m, zwei Störche und ein Bussard 900 m, eine Lerche 1900 m und Krähen nahezu 1400 m hoch. Einer blauen Fliege begegnete der englische Luftschiffer Bacon noch in 2400 m Höhe. Bakterien aber hat man in allen Luftproben aus beliebigen Höhen gefunden, wenn auch in steigender Höhe weniger.

Von den Menschen erreichten die Berliner Luftschiffer Berson und Suring auf ihrer denkwürdigen Hochfahrt am 31. Juli 1901 die höchste Höhe von 10800 m und hätten ihre Kühnheit bald mit dem Leben bezahlt. Glücklicherweise kamen sie noch mit einer tiefen Ohnmacht davon. Die Fahrt galt Temperaturmessungen, und die beiden Gelehrten machten einen Temperaturunterschied von 66° durch: bei der Abfahrt zeigte das Thermometer + 23° und sank in der höchsten Höhe bis auf — 43°. Der höchste Drachenaufstieg glückte 1908 vom Mount-Weather Observatorium in Amerika bis zu 7000 m, der höchste Gummiballonaufstieg mit Registrierinstrumenten führte am 5. November 1908 von Brüssel aus auf 29 km Höhe, nachdem schon Aufstiege bis zu 26 und 27 km gelungen waren.

Die hier erhaltenen Registrierungen haben ergeben, daß die Temperatur bis oberhalb der Zirruswolken bei ca. 11 km Höhe stetig abnimmt, dann die Abnahme aufhört und ein ziemlich unregelmäßiger Wechsel von Zu- und Abnahme erfolgt, dann wieder mächtige Schichten mit ganz gleichmäßiger Temperatur sich finden. Bei dem Aufstieg bis zu 29 km wurde bei 13000 m eine mindestens 16 km dicke Schichte getroffen, die eine konstante Temperatur von — 60° aufwies. Eine respektable Kälte, zu deren Vergleich bemerkt sei, daß als tiefste Temperatur auf der Erdoberfläche am 15. Januar 1885 in Werchojanski am Jana in Ostsibirien — 68° festgestellt wurden. Im Jahre 1876 fand man bei 82° 27′ nördlicher Breite — 59° C. Nansen beobachtete, trotzdem er bis zum 85. Breitengrad vordrang, nur — 53° C. Dr. Cook will am 74. Breitengrad im Februar 1908 — 64° C gemessen haben. Ob man ihm glauben darf, ist nach seinen „Leistungen“ freilich zweifelhaft.

Mit den oben erwähnten Höhen verglichen, erscheinen die höchsten Bergriesen der Erde noch niedrig, von denen der höchste, der Mount Everest, 8882 m aufragt und bekanntlich immer noch mit dem Gaurisankar identifiziert wird. Nach den neuesten Forschungen ist letzterer ein Berg für sich und steht mit 8143 m noch hinter anderen Riesen des Himalaja, dem Dhavalagiri mit 8176 m, Kantschmischinga mit 8565 m u. a. und sogar dem Mount Godwin Austen des Karakorum mit 8620 m zurück.

Schutz gegen Schmutz.

Von Hermann Rauh, Wiesbaden.

Es geht vorwärts in deutschen Landen, und die Gerichte finden allmählich praktische Handhaben, jenen Schmutzfinken, welche dem Grundsatze „Geld riecht nicht“ huldigen, auf die Finger zu klopfen. In Wiesbaden, der schönen Bäderstadt, allwo „viel Licht und viel Schatten“ zu finden, sind auch einige solcher Kloaken, die ihre üblen Düfte zunächst in Form von Zeitungsinseraten an die Oberfläche senden. Vor einigen Monaten wurden mehrere dieser sauberen „medizinischen“ Versandhäuser gerichtlich bestraft, und heute können wir von einem ähnlichen Falle berichten, der aber fast prinzipielle Bedeutung erhalten wird. Vor der Strafkammer stand die Annoncen-Expedition J. F. und der Apotheker F. A., welche eine Anzeige vermittelt bezw. erlassen hatten, durch welche ein Mittel zur „Einschränkung reichen Kindersegens, des Ruins eines glücklichen Ehelebens“ (!), angeboten wurde. (Man beachte diese dreiste Verhöhnung der Moral, die in der Abfassung allein schon liegt!) Das Inserat war etwa 300 Zeitungen angeboten worden, aber nur etwa ein Zehntel derselben hatte dasselbe aufgenommen. Die Staatsanwaltschaft erblickt in den Anzeigen eine Verbreitung unzüchtiger Artikel, und das Gericht verurteilte den A. zu 50 M, die Annoncen-Expedition zu 30 M Geldstrafe. Wir müssen nur bedauern, daß nicht auch die 30—40 Zeitungen, welche das Inserat aufgenommen haben, mitbestraft wurden. Hoffentlich findet das Gericht auch hier noch einen Weg zum Einschreiten. Denn wenn die Polizei das Inserieren von an sich harmlosen Heilmitteln verbieten kann, dann sollte es doch auch möglich sein, solche ungleich schädlicheren, öffentliches Aergernis erregenden Anzeigen zu bestrafen.

Ein Fall von Verbreitung unzüchtiger Schriften fand ebenfalls seine Ahndung vor dem hiesigen Gerichte. Bei Gelegenheit des Kreisersatzgeschäftes am 24. Februar in Langenschwalbach hat der Hausierer Gröschen Ansichtskarten verkauft, die in sittlicher Beziehung bedenklich waren. Gröschen hatte die Verpflichtung, ein Verzeichnis der von ihm im Wege des Hausierhandels zu vertreibenden Schriften der Verwaltungsbehörde vorzulegen. Das hatte er im gegebenen Falle wohlweislich unterlassen, und des weiteren gehörten diese Sujets zu solchen, die ausdrücklich in Cassel verboten worden waren. Von seiten der Behörde ging G. deshalb eine Strafverfügung über 5 M zu; er rief aber die gerichtliche Entscheidung an, und das Schöffengericht sowohl als auch auf seine Berufung die Strafkammer erkannten gegen ihn, indem sie die Strafe aufrecht erhielten.

Die Hochwasserkatastrophe.

Von **L. G. Oberlaender.**

Mehrere Wochen hindurch hatte fast überall in deutschen Landen ununterbrochen die Sonne von einem wolkenlosen Himmel herniedergelacht und die frohesten Hoffnungen auf eine reiche Ernte eröffnet. Dann kamen von da und dort Nachrichten von ungewöhnlich schweren Gewittern, die mit Hagelschlag die Felder bedrohten, und Blitzgefahr forderte manch Menschenleben. Aber noch tausendfach schwereren Schaden brachten Wolkenbrüche, die ungefähr gleichzeitig namentlich im Eifelgebiete und in Oberbayern unheilvoll niedergingen. Furchtbare Verwüstungen hatten die Unwetter im Ahrtale zur Folge. Die Wasser stiegen mit rapider Schnelligkeit, so daß es nicht nur bei dem materiellen Schaden geblieben, sondern eine nicht unerhebliche Zahl von Menschenleben der Katastrophe zum Opfer fielen. Man schätzt die Zahl der Toten und Vermißten auf 150. Die Ahr ward zu einem reißenden Strome, in dem Möbelstücke und Bauteile schwammen. Die Zahl der fortgerissenen Brücken läßt sich heute noch nicht übersehen. Das Tal zwischen Neuenahr und Remagen glich einem ungeheuren See. Bahndämme und Fahrstraßen sind verwüstet; Vieh getötet und die ganze Ernte vernichtet. Am ärgsten wurde die Kreisstadt Adenau verheert. Der Gesamtschaden im Ahrtal soll 4 Millionen betragen.

Fast ebenso schlimm hat das Unwetter in Oberbayern, im Ammer- und Loisachgebiet vor allem, gewütet, wenn hier auch keine Menschenleben zu beklagen sind, so ist neben der Ernte vieles ein Raub der Fluten geworden, was Menschenhände in mühsamer, jahrelanger Arbeit aufgerichtet. Die über ihre Ufer getretenen, durch die Schneeschmelze der Berge und den nicht nachlassenden Regen mit immer neuen Wassermengen gespeisten Flüsse und Seen haben ein unheilvolles Zerstörungswerk verrichtet und viele Orte auf Tage vom Verkehr völlig abgeschnitten. Das von Fremden überfüllte Oberammergau war in seinem dem Bahnhofe zu gelegenen Teile ernstlich bedroht und mußte völlig geräumt werden. Im übrigen Dorfe blieben die oberen Stockwerke vom Wasser verschont. Die Straße nach Ettal war in den sich hier seegleich ausbreitenden Wasserströmen versunken, die Bahnverbindung abgeschnitten, da die Strecke von Murnau teils von den Fluten unterwaschen, teils von den Wogen verdeckt war. Pioniere bauten bei Altenau eine Eisenbahnbrücke, durch welche der weggeschwemmte Bahndamm umgangen wird. So ist, nachdem das Wasser gefallen, die Zufahrt zu dem Passionsdorfe wieder ermöglicht, damit die Spiele, zu deren Besuch Tausende sich schon lange gerüstet, keine Unterbrechung erfahren. Auch Garmisch war durch die überflutende Loisach lange vom Verkehr abgeschnitten, und auch hier ist der Schaden, den die Bevölkerung erlitten, ein bedeutender. Alle Brücken von Garmisch bis Ehrwald sind eingestürzt. Die Wehranlage des Elektrizitätswerkes muß als verloren gelten. Durch Seile wurde der Lebensmittelverkehr ermöglicht.

Aus dem Algäu, den Iller- und Lechtälern lauten die Nachrichten nicht minder betrübend; Landsberg, Füssen, die nächste Umgebung von Augsburg haben schwer gelitten. Auch hier sind Brücken eingestürzt, Aecker versandet und verwüstet, Heuvorräte fortgeschwemmt und leider auch einige Menschen ertrunken. Am Hochablaß bei Augsburg riß das Wasser die ganze Wehranlage fort und das große Restaurationsgebäude stürzte zusammen. Diese Störung des Hochablasses, welcher der Ausgangspunkt für die Kanäle der Augsburger Fabriken war, macht sich durch Stillegung der Kraftquellen peinlich bemerkbar. Sehr ernst war die Lage am Bodensee und in Vorarlberg. Bregenz ist in einigen Teilen überschwemmt. Auch Bern und Luzern leiden unter Wassernot. Das Gaswerk der Stadt Zürich ist durch die Limmat außer Betrieb gesetzt. Im Kanton Glarus sind mehrere Brücken weggeschwemmt, in Altdorf wurde in später Nachtstunde ein Haus von einem Erdrutsch verschüttet; die Inwohner sind unter den Trümmern begraben.

Auch aus Tirol lauten die Nachrichten betrüblich. Im Zillertal, Oetztal, im Unterinntale hat das Wasser großen Schaden angerichtet, mehrere Ortschaften mußten geräumt werden, und da und dort sind Opfer an Menschenleben zu beklagen. Ferner kommt aus Mittel- und Obersteiermark die Kunde von nicht minder schwerem Unheil durch Hochwasser. Der Verlust an zerstörtem Eigentum sei unermeßlich. In Unterungarn sind viele Menschen dem Elemente zum Opfer gefallen, in noch weitaus größerer Zahl jedoch in Serbien und der Türkei. Hier gehen die Verluste an Menschenleben in die Hunderte. Tausende sind verarmt, ja aller Mittel entblößt.

Und nun beginnen die Wasser langsam sich zu verlaufen, das Unglück aber, welches sie über arbeitsfrohe Menschen und lachende Fluren gebracht, ist unermeßlich. Den Schaden in Zahlen auszudrücken, wird erst später möglich sein.

Zu werktätiger Hilfe rüsten sich in allen betroffenen Landen Staat und Organisationen. In Bayern ging der greise Regent allen als leuchtendes Beispiel voran durch eine ansehnliche, hochherzige Spende. Wie Deutschland vor nicht langer Zeit bei der Katastrophe von Messina in verschwenderischer Fülle seine Liebesgaben ausschüttete, so wird es sicherlich auch nicht kargen, den eigenen Volksgenossen in ihrer Not beizustehen, ihre Tränen zu trocknen und ihnen neuen Lebensmut zu geben. So möchten auch wir an das oft bewährte Mitgefühl aller derjenigen appellieren, deren Besitz ein Geldopfer an Notleidende gestattet. Der Sammelstellen sind viele; es hat keinen Zweck, eine neue aufzutun. Möge ein jeder sein Scherflein derjenigen zuführen, die ihm am nächsten liegt oder aus irgend einem Grunde am geeignetsten erscheint. Ueberall wird seine Gabe, und sei sie noch so klein, beitragen zu dem Liebeswerke, die Not zu lindern und die Herzen durch neue Zuversicht zu stählen!

Die Ausstellung zu Regensburg.

(Oberpfälzische Kreisausstellung. — Ausstellung christlicher Kunst.)

Von **Dr. O. Doering, Dachau.**

Die Stadt Regensburg darf sich heuer der seit gerade hundert Jahren bestehenden Zusammengehörigkeit mit dem Stammlande Bayern rühmen und begeht das Gedächtnis dieses gedeihlichen Zustandes damit, daß sie den längst gehegten Plan einer oberpfälzischen Ausstellung verwirklicht hat. Regensburg hat lange darauf warten müssen. Oder soll man es loben, daß es sich seit 48 Jahren, wo die erste solche Ausstellung stattfand, eine Zurückhaltung gegenüber dieser modernsten Liebhaberei auferlegt hat? Die Veranstaltung 1910 ist ganz prächtig gelungen und hat kaum etwas anderes, was ihren Erfolg beeinträchtigen könnte, als den Namen „Kreisausstellung". Er dürfte zur Folge haben, daß hauptsächlich das Publikum aus Regensburg und der Oberpfalz Anteil an der Ausstellung nimmt, der Fremde aber, der nach München und Oberammergau fährt, in seinem D-Zuge sitzen bleibt. Und es wäre schade, wenn das allzuviel geschähe, denn zu sehen gibt es genug, und man kann nicht umhin, der feinen geschmackvollen Aufstellung und dem Gesamteindrucke der Darbietung anerkennende Worte auszusprechen. Ein erfreulicher Eindruck wird schon gleich beim Betreten der Ausstellung durch die schönen Parkanlagen geschaffen, in die man die Gebäude geschickt und übersichtlich eingeordnet hat. Der Einfluß großer Ausstellungen anderer Orte macht sich bemerkbar, der gute Geschmack der Architekturen ist sichtlich von München gekommen. Alles macht einen zweckentsprechenden, dabei gefälligen, malerischen, z. T. traulichen Eindruck. Drei Hauptausstellungsgebäude enthalten die Erzeugnisse der oberpfälzischen recht vielseitigen Industrie. Das Innere kann man sich nach ähnlichen Ausstellungen unschwer vorstellen. Wer ins einzelne geht, wird seine Aufmerksamkeit in vielerlei Art belohnt finden. Ein Gebäude enthält die Volkskunstausstellung, ferner die Sammlungen der Botanischen Gesellschaft, des Naturwissenschaftlichen Vereins und des Fremdenverkehrsvereins. Der Besuch dieses Gebäudes ist ungemein zu empfehlen, es schafft reichsten Genuß und vielseitigste Belehrung. Interessant und achtunggebietend ist, was in einem anderen Gebäude der Stadtmagistrat Regensburg an Dokumenten seiner Verwaltung zu zeigen hat. Noch ein anderes reizend malerisches Haus birgt Arbeiterwohnräume von entzückender Wohnlichkeit und Gemütlichkeit. Wieder eine andere große Halle enthält die Ausstellung für Landwirtschaft und Forstwesen. Und so geht es fort mit kleineren und größeren Baulichkeiten, von denen einige auch der Erholung und dem Vergnügen dienen. Es sind im ganzen 51, jedenfalls respektabel für eine Provinzausstellung. Nun freilich, manches ist auch nicht ganz lokal. So die Ausstellung der brasilianischen Mission, die uns in entlegene Urwälder führt und mit den Landes- und Kunsterzeugnissen primitiver Völker Staunen erregt.

Auch die Kunstabteilung ist nur zum Teil oberpfälzisch, nämlich in der Abteilung profaner Malereien, bei denen man mit Recht nur Künstler dieser engeren Heimat hat zu Wort kommen lassen. Zu den hübschesten Darbietungen inmitten vieler Landschaften und anderer nicht sonderlich auffallender Werke ist eine Kollektion von jenen entzückend schalkhaften Zeichnungen, die Oberländer für die „Fliegenden Blätter" entworfen hat. Das sind noch Schöpfungen eines goldenen Humors, der heute ach so selten geworden ist, und sie altern nicht. Die profane moderne Kunst befindet sich unter dem gleichen Dache mit der kirchlichen. Beide sind in einem anmutigen, geschmackvollen Bauwerke untergebracht, dessen Beruf sich schon von fern durch die das Dach bekrönende Figur der Pallas Athene kundgibt.

Das Augenmerk der heutigen Besprechung ist vorzugsweise auf die Ausstellung christlicher Kunst gerichtet. Da sei nun, bevor von den Werken die Rede ist, die das oben erwähnte Gebäude beherbergt, vorweg noch darauf hingewiesen, daß neben der Ausstellung moderner christlicher Kunst auch eine entsprechende retrospektive existiert. Sie ist aber nicht auf dem Ausstellungsgelände zu finden, sondern im großen Saale des städtischen Rathauses. Hoffentlich denkt man noch daran, an oder in dem Ausstellungsgebäude draußen einen bisher fehlenden deutlichen Hinweis auf sie anzubringen, da sie sonst vielen Besuchern entgehen würde. Der prächtige stimmungsvolle Raum gibt ein treffliches Milieu für die alten Kunstwerke, deren edle Schönheit so noch besser zur Wirkung kommt, obgleich sie in überfüllten Glaskästen sich drängen müssen. Vereinzeltes reicht bis in romanische Zeit zurück, das meiste ist jüngeren Datums. Wir sehen prächtige Meßgewänder und Gegenstände der Goldschmiedekunst. Ein kurzer Katalog wäre dringend zu wünschen.

Die moderne christliche Kunstausstellung hat bereits einen solchen. Ich bedaure, über denselben nichts Lobendes sagen zu können. Selbst ein Provisorium, wie er gegenwärtig noch ist, braucht nicht derart von Druckfehlern zu wimmeln, nicht solche Ungenauigkeiten zu enthalten. Von den falsch gegebenen Namen greife ich nur heraus Steinhauser statt Steinhausen, Benerur statt Benczur, Leempüttner statt Leemputten. Der Verleger Teubner-Leipzig muß Unerfahrenen als der Autor soundso vieler Steindrucke erscheinen. Selbst ein bisher unbekannter Heiliger ist entdeckt. Wahrscheinlich ist dem Autor des Kataloges ein Zusammenhang desselben mit dem hl. Franziskus bekannt geworden, da bei der Nummer des Bildes von Fritz Kunz, das den Heiligen auf einem Esel einherziehend darstellt, ausdrücklich angegeben ist „St. Franziskus, St. Ritorno". Genug davon. Wenig erfreulich ist auch, daß jetzt, drei Wochen nach der Eröffnung, diese Abteilung immer noch nicht völlig fertig ist. Zur Entschuldigung mag dienen, daß der allzu frische Zustand des Bauwerks die Aufhängung von Bildern an manchen Stellen noch nicht ratsam erscheinen ließ. Um nun auf die Abteilung christlicher Kunst selbst zu kommen, so darf sie nicht nach dem Maßstabe etwa von Düsseldorf beurteilt werden. Ort, Aufgabe, Publikum waren dort ganz anders, erforderten weitaus andere und umfassendere Darbietungen als die einer Lokalausstellung gleich der Regensburger. International und interkonfessionell ist auch diese. Von bedeutenden Kunstwerken ist ein verhältnismäßig großer Prozentsatz vorhanden, der sich aber wahrscheinlich noch hätte vergrößern lassen. Eine ganze Anzahl von Werken aller Art hätte man, gerade weil die Ausstellung so klein ist, gern entbehren, und diese sich dafür wirklich exquisit ausgestalten lassen. Wir können hier natürlich nur das ganz Wichtige herausgreifen. In der Malerei stehen von den auswärtigen Kunstwerken obenan vier Werke von F. van Leemputten. Das eine ist die „Erste heilige Kommunion", die entzückende Studie weiß in weiß mit dem farbigen Hintergrunde, ein Stück, dessen Wirkung durch Aufhängung zwischen zwei Fenstern leider stark beeinträchtigt wird. Die anderen drei sind die Kartons zu der „Prozession nach Scherpenheuvel", diesem wundervoll realistischen, in seiner Einfachheit so tief ergreifenden Bilde aus dem schlichtesten Volksleben. Previati-Mailand zeigt vielseitige Auffassung in seiner „Heiligen Familie" und den klagenden Freunden des Heilandes „Unter dem Kreuze". Burnands „Kreuztragung" packt den Beschauer immer wieder von neuem. Nicht minder tief ist die Wirkung, die von den in fast gesucht strenger Technik ausgeführten Radierungen Gottardo Segantinis ausgeht. Aus Deutschland ist die Münchener Kunst besonders reichlich vertreten. Gebhard Fugel zeigt seinen „Christus vor dem Hohen Rat", sein herrliches „Letztes Abendmahl", sowie die Entwürfe zu den schönen, auf Auge und Gemüt gleichermaßen wirkenden Gemälden der Kirche zu Ravensburg. Von Fritz Kunz erfreuen zwei der bekannten St. Franziskus-Bilder. Kaspar Schleibner schildert das heilige Abendmahl in vielleicht etwas zu sehr auf den Effekt gehender Art. Die hl. Barbara von Marie Schnür und die Pietà von Paul Weinhold äußern ihre Wirkung mehr nach der koloristischen Seite als nach der inneren Vertiefung. Hans Röhm bringt Steinzeichnungen von schlichter Innigkeit. Auch das übrige Deutschland bietet manches Tüchtige. Schon von Düsseldorf her ist der „Gottsucher" von H. Boden-Heim-Blaubeuren bekannt. Die übrigen Werke desselben Künstlers sind nicht ebenso bedeutend. Hervorhebung verdient das „Trauer" genannte Bild einer ausgestorbenen und in Trümmer gesunkenen Stadt. Ganz neue Töne versucht Fahrenkrog-Barmen mit seinem „Ecce homo" und seiner „Predigt Jesu" anzuschlagen, dringt jedoch mit ihnen zwar an die Sinne, aber nicht ans Herz. Aeußerlich bleibt auch die „Ruhe auf der Flucht" von F. Vossart-Berlin. Um so mehr tritt die große Bedeutung der Werke von Ernst Pfannschmidt hervor. Sein „Christus und Nikodemus" ist eine tiefe und ergreifende Charakterstudie, dabei ein koloristisches Meisterstück. Ganz anders in der Auffassung, mehr auf dekorative Wirkung berechnet, aber auf das Gemüt des Beschauers fast noch mächtiger wirkend, sind die vier Entwürfe für biblische Szenen, die man in der Kaiser-Wilhelms-Gedächtniskirche zu Berlin in Mosaik ausgeführt findet. Zu den künstlerischen Höhepunkten der Ausstellung gehören endlich die Gemälde von Wilhelm Steinhausen mit ihrer schlichten keuschen Schönheit und tiefen Empfindung. Die „Auferweckung der Tochter des Jairus", „Der barmherzige Samariter", das „Gleichnis vom König, der mit seinen Knechten rechnen wollte", „Petrus hört den Hahnenschrei", sie alle kennt man schon, aber immer neu ist der tiefe, ergreifende Eindruck.

Die Plastik ist im Verhältnis nicht knapp bestellt, zeigt aber im großen ganzen ziemlich durchschnittsmäßige Leistungen. Nur einiges erhebt sich zu größerer Bedeutung. So die lebensgroße, in schlichten Linien ausgeführte Christusfigur von J. Seiler-München, die Kreuzwegstationen von H. Schiestl-Würzburg, der St. Georg von H. Waderé-München. Großmonumentalen Eindruck machen diesmal nur die Arbeiten von G. Busch-München, darunter ein Grabmal mit dem sitzenden Heilande und ein anderes für den Bischof Valentin von Regensburg, letzteres mit der großartigen Einfachheit seiner Linien besonders imposant. Die Kleinplastik ist durch eine Anzahl von Münzen und Medaillen von C. Götz-München und C. Poellath-Schrobenhausen bestens vertreten. Die angewandte Kunst zeigt hauptsächlich Werke der Metalltechniken. Schade, daß die schönen Juwelierarbeiten von Götz-Regensburg, Fuchs-Paderborn, Zaun-Aachen, Steinicken und Lohr-München in einem allzu engen und ungünstig beleuchteten Raum aufgestellt sind. Die edlen Materialien und schönen Zeichnungen der Kelche, Leuchter, Kanontafeln, Monstranzen usw. würden noch zu ganz anderer Geltung kommen. Das gleiche gilt auch von den ausgezeichneten Leistungen der Kgl. Spitzenklöppelschule Tiefenbach.

Ein Saal ist ganz mit Werken der Beuroner Schule angefüllt und führt deren ältere und neuere, strenge, von so tiefem Ernst erfüllte Art in den verschiedenartigsten Kunstschöpfungen vor Augen. So gibt diese Regensburger Ausstellung für den Kreis, dem sie gilt, immerhin in großen Zügen einen Begriff von dem, was moderne kirchliche Kunst zu bedeuten hat. Gleichzeitig erweckt sie um so lebhafter den Wunsch nach einer ähnlichen Ausstellung großen Stils, die bei uns im deutschen Süden, in dem Wirkungskreise von München, eine noch weitere Bedeutung erlangen müßte, als trotz ihrer bewunderungswürdigen Durchführung die westliche in Düsseldorf.

Ein Münchener Denkmal König Ludwigs II.

Am Sonntag, 19. Juni, hat die bayerische Hauptstadt die feierliche Enthüllung des Denkmals erlebt, das zum Gedächtnisse des unglücklichen Königs errichtet worden ist. Der Begeisterung, mit welcher das bayerische Volk bis zum heutigen Tage des Herrschers gedenkt, in dessen Namen die Erinnerung an höchsten Glanz des Königtums und schwerstes tragisches Verhängnis sich vereinigt, ist mit dieser Huldigung Genüge geschehen. Sie fand ihren Ausdruck in dem fast überreichen Fahnenschmucke, der in allen Straßen wogte, in der Stimmung der vielen Tausende, die sich herzudrängten, mochten sie auch an der eigentlichen Feier nicht selbst teilnehmen können. Die Enthüllung des Denkmals, das seinen Platz auf dem südlichen Mittelpfeiler der Corneliusbrücke hat, wurde im Beisein Sr. Kgl. Hoheit des Prinzregenten Luitpold von Bayern, sehr vieler Prinzen und Würdenträger, der Spitzen der städtischen Behörden und einer Zahl geladener Gäste vollzogen. Auch viele Vereine nahmen an der Enthüllungsfeier teil, die unter dem Geläute der Glocken und dem Donner der Kanonen vollzogen ward. — Das nunmehr aufgestellte Denkmal ist ein Werk von Reichsrat Ferdinand von Miller, sowie von den Bildhauern Kuhn und Ott. Die Ausführung des Standbildes in Bronze geschah in der Kgl. Erzgießerei. Im ganzen hat die Herstellung des ungefähr fünfzig Zentner schweren Werkes gegen drei Jahre gedauert. Die in schönem Linienschwunge gehaltene, etwas idealisierte Statue des Königs, der vor dem Thronsessel steht, hat eine Höhe von drei ein halb Meter. Eine elf Meter hohe, aus Untersberger Marmor errichtete Nische, zu den beiden Seiten von Säulen eingefaßt, oben halbrund geschlossen und mit der Königskrone geschmückt, bildet den Hintergrund. Der Aufbau ist vom Architekten Dosch errichtet. Das Denkmal kommt durch seine bevorzugte Lage an der Isar, umgeben von eindrucksvollen Baugruppen, unter denen sich jetzt die Maximilianskirche besonders auszeichnet, und zu welchen späterhin das imposante Deutsche Museum sich gesellen wird, zu schöner Geltung und gereicht der Stadt München zu hohem Schmuck. Felix Hinzen.

Vom Büchertisch.

Univ.-Prof. Dr. Franz Walter: Der Leib und sein Recht im Christentum. Donauwörth, L. Auer, 1910. 736 S. Br. ℳ 10.—. Alle Verfallszeiten haben den Schwerpunkt von der inneren geistigen auf die äußere körperliche Kultur gelegt. Das ist die große Wunde, an der auch die heutige Menschheit leidet. Die Gegenwart verkündet die Emanzipation des Fleisches, schwärmt für eine rein diesseits gerichtete Körperkultur, welche alle niederen Triebe und Süchte des Menschen zur Freiheit aufruft. Mit größerem Recht kann man diese Bestrebungen den „Sklavenaufstand in der Moral" nennen Hier zu schweigen wäre für den Moralisten Pflichtvergessenheit. Anderseits ist die Hygiene der Neuzeit reich an Erkenntnissen und Aufschlüssen, die der Theologe erst mit dem Maßstabe christlicher Moral zu messen hat. Nachdem bisher fast nur Aerzte und Soziologen das große Wort geführt haben, darf wohl auch einmal ein Moralist um Gehör bitten. Aus diesem Bedürfnis ist wohl das neueste Werk des bekannten Münchener Moralprofessors über das Verhältnis moderner Körperkultur zur christlichen Ethik und Askese hervorgegangen. Der I. Teil des Buches ist prinzipieller Natur und untersucht die Stellung des Leibeslebens im Christentum und in der modernen Kultur. Die Welt-, Kultur- und Leibesverachtung ist ja ein stehender Vorwurf der Modernen gegen die christliche Ethik. Wie hat Jesus selbst sich zur äußeren Kultur gestellt? Hat die Kirche seine ethischen Anschauungen entstellt? Es liegt hier das ewige Problem vom (sittlichen) Dualismus zugrunde, an dem jede Religion und Weltanschauung ihren Prüfstein hat. Wie hat sich das Christentum, wie die Moderne damit abgefunden? Für den Moral-Apologeten sind das geradezu reizvolle Fragen, und Professor Walter gibt darauf erschöpfende, oft überraschend fein formulierte Antworten. Im zweiten weitaus größeren Teil untersucht der Verfasser die verschiedenen Arten der Leibespflege: Ernährung, Kleidung, Wohnung, Erholung. Auch hier bietet das Buch wertvolle Beiträge, z. B. zur Apologie des Fastengebotes, zur Bekämpfung des Alkoholismus, der Nacktkultur, der Auswüchse des Vegetarismus und des Sportes, unter Heranziehung einer ausgedehnten Literatur, die in endlosen Zitaten vertreten ist. Aber wir können uns der Empfindung nicht verschließen, daß hierin des Guten doch zuviel geschehen ist. Es nehmen hier aus allen möglichen Fachwerken zusammengelesene Einzelheiten überhand, die des Interesses gewiß nicht entbehren, aber in keinem Verhältnis zu den ethischen Partien stehen. Sie zeugen zwar von der ungeheueren Erudition des Verfassers, aber erwecken auch das Gefühl, als mangle es manchmal an der genügenden Durchdringung des Stoffes unter dem formalen ethischen Gesichtspunkt, von dem aus das Buch doch geschrieben sein will. Vom gesteigertsten Luxus bis herab zur Brockensammlung kommt so ziemlich alles zur Sprache, was im Umfange des modernen Lebens liegt. Aber man hat eher die Empfindung, ein Spezialwerk über Hygiene oder Ernährungsphysiologie oder eine Philosophie der Kleidung als das Werk eines Moralprofessors zu lesen. Diese erdrückende Fülle eines mit echtem Professorenfleiß herbeigeschleppten (eigenen, aber zumeist fremden) Gedanken- und Tatsachenmaterials wirkt recht katenenmäßig und drückt leider das Buch teilweise zu einem Magazin herab. Eine Folge dieser von einem ethischen Interesse nicht gebotenen Stoffüberladung ist die Unübersichtlichkeit des Werkes, die durch die sparsame Anordnung des Druckes noch gesteigert wird. Die Waltersche Arbeitsweise erinnerte mich lebhaft an jene des sel. Paul Schanz, die eine unheimliche Belesenheit verriet, aber seine Bücher auf die Dauer geradezu ungenießbar machte. Ich verkenne durchaus nicht, daß auch diese Bearbeitung eines ungemein weitschichtigen Stoffes eine gewaltige Arbeitsleistung darstellt und auf lange Zeit wertvoll bleibt, aber ich fürchte, daß die meisten Leser über den ersten Teil des Buches nicht hinauskommen, im zweiten da und dort nippen und es dann als „Nachschlagewerk" dem Bücherschrank einverleiben. Trotz dieser Mängel möchte ich eines betonen. Sehr vieles kann aus dem Walterschen Buche der Soziologe, der Vereinsredner und nicht zuletzt der Religionslehrer an höheren Schulen lernen. Gerade die ethische Beleuchtung der gesamten materiellen Lebensverhältnisse ist für eine Lebenskunde sehr wichtig. In dem Wirrwarr von Ansichten findet der Verfasser überall die goldene Mittellinie. Nirgends zeigt sich eine Spur von Engherzigkeit. Wertvolle apologetische Gedanken und Begründungen sind allenthalben verstreut, nur muß man sich die Mühe des Suchens nicht verdrießen lassen. Dr. J. Holzner.

Bd. 34 der Rheinischen Hausbücherei enthält zwei Novellen von Ferdinande Freiin von Brackel: Der Lenz und ich und du. — Herzensinstinkt. In der Einleitung gibt E. M. Hamann mit der ihr eigenen prägnanten Art, welche die Persönlichkeit nahe bringt und das Interesse für ein Werk weckt, einen Ueberblick über Leben und Schaffen der Schriftstellerin. — Die beiden vorliegenden Novellen sind hübsche, liebenswürdig gestaltete Gemüts- und Situationsmalereien, die sich besonders auch für die Jugend eignen. Die Rheinische Hausbücherei, im Verlag von E. Behrend, Wiesbaden, herausgegeben von Landesbibliothekar Prof. Dr. Erich Liesegang, hat mit ihrer Sammlung den Kampf gegen die Schundliteratur aufgenommen und schon eine Reihe gediegener Volkserzählungen veröffentlicht. Jede gesunde, wohlfeile Lesekost für unser Volk muß uns angesichts der Millionen-Schundkolportage doppelt willkommen sein. Der billige Preis (geb. 75 Pf., geh. 50 Pf.) dieser Sammlung bei gediegener Ausstattung ermöglicht die Anschaffung für Volks- und für Schulbüchereien. — Da wird in unserer Zeit allüberall von Kunst und Erziehung zum Kunstverständnis geredet, und dann tappt doch so mancher an einem Kabinettstück echter Kunst wie Enrica von Handel-Mazzettis **„Die arme Margaret"** tendenzschnüffelnd oder mit bloßer Leserneugier herum. Schier unglaublicher Auffassung begegnet man mitunter. Solcher Urteilslosigkeit gegenüber sei nachdrücklich auf die Besprechung dieses Werkes der größten Epikerin der Gegenwart in der „Mädchenbildung" (Februar-, März-, Aprilnummer 1910 von E. M. Hamann) hingewiesen. Auch dem im rein Stofflichen befangenen Leser wird danach bei einer nochmaligen Lektüre der armen Margaret das Verständnis aufgehen für die geniale Kraft dieser Schöpfung, für den ganzen Reiz des farbensicheren historischen Kolorits, für die mit wunderbarer Plastik vor uns auftretenden Personen und Situationen. Eine solche schöpferische Einfühlung in das Werk, wie sie in der „Mädchenbildung" vorliegt, tut manchem zu besserer Orientierung not; man möchte wünschen, sie würde der „armen Margaret" als Nachwort einverleibt; sie läßt die bald überwältigend wuchtige, bald zartinnige Schönheit der einzelnen Szenen zum vollen Ausdruck und Verständnis kommen. Es erübrigt sich, über die Katholizität des Buches ein Wort zu sagen. Wer sie nicht in tiefster Ergriffenheit bei Szenen wie die, in welcher Zettl den im Sakrament verborgenen Gott zum Zeugen herbeiholt, empfindet, für den bleibt sie „meilenfern" auch nach der besten Argumentation. Liane Becker.

Bühnen- und Musikrundschau.

Richard Wagners „Feen" im Prinzregententheater. Als König Ludwig II. zugunsten Bayreuths auf das Aufführungsrecht des „Parsifal" verzichtete, tauschte die Münchener Hofbühne die „Feen" ein. Die Hoftheaterleitung hat in längeren Jahren von ihrem Privileg keinen Gebrauch gemacht, doch heuer gibt man Wagners Jugendwerk erstmalig im Rahmen der Festspiele. An zwei Tagen erschien nun die neueinstudierte Oper zu einer Art Vorprobe im Festspielhause. Das Werk fesselte in der vortrefflichen Wiedergabe mehr, als man nach dem allgemeinen Vorurteil gegen diese frühe Schöpfung Richard Wagners hatte erwarten dürfen. In der Ouvertüre huscht bereits ein Motiv des späteren „Tannhäuser" an uns vorüber, im übrigen zeigt der Komponist sich da und dort abhängig von Weber, Gluck, Beethoven. Die Dichtung verführt durch Analogien zu „Zauberflöte"anklängen. Zweifellos hatte Wagner noch nicht dasjenige gefunden, was wir als das Eigene seines schöpferischen Genius verehren, allein dem positiven Können, das bereits aus der Oper dieses Zwanzigjährigen spricht, kann kein Verständiger die Bewunderung versagen. Merklich kündet sich, wenn man näher hinsieht, der Dramatiker an, der die lose Arienfolge zu einheitlicher Handlung zusammenzuschweißen versucht. Die Dichtung ist, wie so oft bei Wagner, ein hohes Lied der erlösenden Liebe; sie steht freilich unserem Mitfühlen ferner, wie die späteren des Meisters. Die Fee Ada liebt einen Sterblichen. Um Arindal dauernd anzugehören, wünscht sie selbst ein Mensch zu werden. Der Feenkönig legt ihr die Bedingung auf, daß der Geliebte acht Jahre sie nicht nach Stamm und Art fragen dürfe und sie am letzten Tage Taten vollbringe, die Arindal verleiten sollen, ihr zu fluchen. Die Schrecken und Qualen erschüttern des Geliebten Glauben, trotz seines Schwurs stößt er den Fluch aus. Der Feenkönig verwandelt Ada in einen Stein. Arindal verzweifelt, jedoch ein Zauberer lehrt ihn in die Klüfte der Unterwelt einzudringen und mit einer wundertätigen Leier den Zauber zu bannen. Die Szene wandelt sich zum Feenreiche und der Feenkönig nimmt die Liebenden in die Unsterblichkeit auf. Die Oper war zu zeiten Ludwigs II. auf das Glanzvollste ausgestattet; Leute, welche die „Feen" damals sahen, erzählen mir Wunderdinge von dem goldfunkelnden Feengarten. Unsere Zeit fürchtet, daß der höchste Glanz noch hinter unserer Phantasie zurückbleibe, deshalb neigen unsere Bühnenreformer mehr zur Stilisierung, die unserer Vorstellungsgabe noch Spielraum läßt. Anregungen des Künstlertheaters und der Shakespearebühne sind hier maßgebend gewesen, durch fein nüancierte Lichtwirkungen sind malerische Reize entstanden, die das verwöhnteste Auge entzücken mußten. Die materielle Welt des Königsschlosses kontrastierte wirksam zur immateriellen des Geisterreiches. Der gleichbleibende Bühnenrahmen paßte gut, nur die drei Treppen, welche zu einem tiefer gelegten Stück des Bühnenbodens hinabführen, stören mich ein wenig in ihrer Unveränderlichkeit. Die meisten Hauptpartien sind doppelt besetzt; ich hörte Frl. Fay und Günther-Braun als Ada und Arindal; besonders erstere löste ihre anspruchsvolle Gesangsaufgabe mit glänzendem Gelingen. Mottl dirigierte mit feiner Herausarbeitung des Dramatischen. Den zweiten Abend leitete Röhr.

Verschiedenes aus aller Welt. Im Alter von 72 Jahren starb in Nürnberg Wendelin Weisheimer, ein begeisterter Freund und Vorkämpfer Richard Wagners. Außer zahlreichen Liedern, Orchesterwerken und Balladen hat der Tondichter zwei Opern geschaffen, die sehr geschätzt werden. — Anläßlich des 100. Geburtstages Ferdinand Freiligraths fand auf dem Rolandseck die feierliche Grundsteinlegung zu einem Denkmal des Dichters statt. — In Berlin starb der besonders als „Loge" berühmte Wagnersänger Dr. Otto Briesemeister im Alter von 44 Jahre infolge einer Infektionskrankheit, die er sich bei der Pflege seines Kindes zugezogen hatte. — Das erste Theater in Montenegro wurde in der Hauptstadt Cetinje eröffnet. Es hat den Charakter einer Hofbühne. Die erste Vorstellung brachte das Drama „Die Zarin des Balkans", dessen Verfasser der regierende Fürst ist. — In Odessa verließ das Publikum beim Auftreten einer nahezu unbekleideten Sängerin entrüstet das Theater. Die Vorstellung mußte abgebrochen werden. — Bei Romeo und Juliens angeblichem Grab in Verona wurde ein von Renato Cattani geschaffenes Shakespearedenkmal enthüllt. — Der Philharmonische Chor in Leipzig bot die Uraufführung von Karl Bleyles „Chorus mysticus" nach Goethes Faust, eine Tondichtung, die besonders durch die Klangwirkungen interessierte. — In Weimar findet Pfingsten 1911 eine mehrtägige Feier zu Liszts 100. Geburtstag statt.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Es hat auch den weniger eingeweihten Beobachter der Verhältnisse und Entwicklung an den Börsen nicht sonderlich überrascht, dass die Tendenz, besonders des Berliner Platzes eine ruhigere, sogar eine direkt abgeflaute geworden ist. Nicht nur die übergrosse Teilnahme und die dadurch hervorgerufene Ueberspekulation und Uebersättigung von Effektenpositionen brachten endlich diese geringere Tätigkeit in Berlin mit sich. Auch zeitliche Momente, besonders der stete Hinweis auf die Semesterschlussnähe und andere börsentechnische Gründe mehr, veranlassten die ungestümen Kurstreibereien zu einem kräftigen Einhalt. — Die vielen unliebsamen Wahrnehmungen in der Entwicklung des Geldmarktes und die stets widersprechenden Meldungen aus dem industriellen Deutschland enttäuschten gleichfalls. Man war wohl allgemein der bestimmten Ansicht, dass nach den in rascher Folge vorgenommenen wiederholten Diskontermässigungen in England sich auch bei uns billigere Geldsätze herausbilden würden. Verschiedene Anzeichen liessen auch diese, von allen Kreisen sehnlichst gewünschte Möglichkeit in Bälde erwarten. Statt dieser Geldverbilligung und der allgemein beweglicheren monitären Verhältnisse zeigte sich im Gegenteil eine grössere Reserviertheit der Grossfinanziers und eine unruhige Diskont- und Devisenpolitik am deutschen Geldmarkte. Der grosse Kouponstermin erforderte erhebliche Mittel, so dass eine vorübergehende Verteuerung des Privatsatzes in Berlin zu beachten war. Wenn auch der Status der Reichsbank vollkommen beruhigt und hierbei besonders die Vermehrung des Metallbestandes angenehm auffällt, so dürfte voraussichtlich auch die Reichsbank gegen Monatsultimo von ihren liquiden Reserven ein gut Teil verlieren. Die Emissionstätigkeit erfordert nämlich ganz enorme Gelder und speziell die grossen überseeischen Neuanleihen kommen hierbei in Betracht. Amerika schliesst Woche für Woche mit europäischen Finanzgruppen neue Bondsemissionen von transatlantischen Eisenbahnen ab. Auf Marokko folgten Mexiko und andere Südstaaten. Von europäischen Staaten und Kapitalsbedürfnissen ist die grosse neue russische Eisenbahnanleihe von 72 Millionen Mark zu nennen. Auch Ungarn, dann Italien bringen Staatsrenten an den Markt. Dabei sind für die Bedürfnisse zum Herbst, für die grossen Welternten, besonders Getreide, Hopfen, Baumwolle usw. bedeutende Gelder flott zu machen. Es hängt viel davon ab, ob die diesmonatliche Geld- und Effektenversorgung glatt vorübergeht und besonders, ob sich zeigen wird, dass zur glatten Regulierung der sicherlich grossen Ansprüche viel fremdes Geld ausgeliehen werden muss. Was die Börsen besonders missmutig und die bisher optimistisch gelagerten Käuferschichten reservierter machte, waren neben der geschilderten Geldmarktsituation in gleichem Masse die verschiedenartigen industriellen und kommerziellen Nachrichten. Es zeigte sich, dass, wie seit langen Jahren, so wiederum in letzter Zeit das Hauptaugenmerk in dieser Hinsicht doch Amerika und die Handels- und Industriegestaltung dort sind und bleiben. Hier waren es die wenig günstig lautenden Schätzungen des Erträgnisses des Stahltrusts, der auffallend geringe Auftragsbestand bei diesem Riesenunternehmen und die voraussichtlich schlechten Gewinnziffern im laufenden Quartal. Auch die neuerlichen verschiedenen Antitrustmassnahmen der amerikanischen Bundesregierung verstimmten. Ausserdem lauten die letzten Wochenberichte vom amerikanischen Eisenmarkt nicht günstig. Die Geschäftslage im deutschen Stahlwerksverband und der Versand im Mai 1910 zeigen ebenfalls nicht zufriedenstellende Ziffern und Aussichten. Ferner ergeben sich verschiedentlich Schwierigkeiten in der Neubildung und Formation von projektierten Syndikaten Verbänden und innerhalb der deutschen Montanindustrie. Es ist dieses Moment schon deswegen eigentümlich, weil nachweisbar sowohl die Walzwerke, wie einzelne Sparten: Maschinen-, Lokomotiv-, Eisenbahnbedarf- und andere Industriezweige ziemlich im argen liegen. Auch in der Aufsichtsratssitzung der Laurahütte wurde ein geringeres Gesamterträgnis der Gesellschaft im 3. Quartal festgestellt. Die Dividenden-Schätzungen einzelner Montangesellschaften, besonders des rheinisch-westfälischen Gebietes, sind dabei oft fabelhaft hohe und durchaus unzuverlässig. — Für Landwirtschaft wie für Industrie und Handel bilden die Tage der fürchterlichen Hochwasserkatastrophen in ganz Deutschland einen kolossalen finanziellen Verlust. Geraume Zeit und Arbeit, unter Aufgebot von privater und staatlicher Hilfe wird notwendig sein, diesen Schaden, der alle Kreise betroffen hat, auch nur einigermassen gut zu machen. Ein gut Teil der sicher erwarteten günstigen Erntemöglichkeit ist jedenfalls zugrunde gegangen.

M. Weber.

Aus Kurorten und Bädern.

Chiemsee-Sanatorium und **Kurhaus Strand-Hotel bei Prien in Oberbayern** zwischen München und Salzburg. An einer Bucht des Westgestades des „bayerischen Meeres" liegen beide auf terrassenförmig ansteigendem Geläude, durch waldige Hänge gegen rauhe Winde geschützt, breit ausladend zum grünen See, umgeben von reizenden Villen, abseits von allen störenden Betrieben. Gegenüber grüssen die liebliche Frauen-Insel, das Malerparadies und der stolze Märchentraum König Ludwig II., das Prunkschloss Herrenchiemsee, und ringsumher thronen die Riesen des Kaisergebirges und des Salzburgerlandes. Der erfrischenden Seeluft ausgesetzt, senken sich die grossen Golf-, Tennis- und Krocketplätze zum See; ein weites künstliches Bassin, ca. 3000 qm gross, nach dem See zu abgeschlossen durch praktische Kabinen, ladet zum erquickenden Seebade. Einen besonderen Nachdruck legt das Sanatorium auf die Behandlung von Nerven-, Verdauungs-, Stoffwechsel- und Frauenkrankheiten nach dem System von Dr. Lahmann, ausgeschlossen sind Tuberkulöse und Anstoss erregende Leiden. **Das Kurhaus Strand-Hotel** eignet sich besonders für Touristen, die das herrliche Herren-Chiemsee, Frauen-Insel kennen lernen wollen und für Erholungsbedürftige sowie zur Nachkur, da die an Naturschönheiten so reiche Umgebung den Kurgästen so angenehme Eindrücke bietet, dass sie von vornherein guter Stimmung sind. Alles weitere besagt das reich illustrierte Prospekt-Album, welches gratis und franko zugesandt wird.

Adelige Eltern, deren Söhne ein humanistisches oder Realgymnasium besuchen und gleichzeitig auf religiös-sittlicher Grundlage eine standesgemäße Erziehung erhalten sollen, seien auf ein in dieser Nummer enthaltendes Ausschreiben des K. B. Adeligen Julianeums zu Würzburg aufmerksam gemacht.

Jahrbuch der Zeit- und Kulturgeschichte. Auf den der heutigen Nummer beiliegenden Prospekt des Verlags von **Herder in Freiburg i. B.** über den 3. Jahrgang (1909) des unter Mitwirkung von Fachmännern von Dr. Franz Schnürer herausgegebenen Jahrbuches der Zeit- und Kulturgeschichte (Lex.-8°, VIII u. 440, in Originalleinwandband 7.50 Mk.) sei besonders hingewiesen.



70

Alois Dallmayr



kgl. bayer. und herzogl. bayer. Hoflieferant

München, Dienerstrasse 15,

Telephon 4747 u. 4748.

Zu Landaufenthalt, Touren etc. empfehle:

Fleischkonserven in Dosen, Frühstückspastetchen, Pains aller Art, Gänseleber- und Wildpasteten.

Feinste Sorten Hartwürste, wie Cervelat und Salami, ferner Westfäler Schinken, fst. Kochschinken in allen Grössen, kleine Delikatess-Schinken, Lachsschinken, Salzburger Zungen etc.
Frankfurter Bratwürste in Dosen.

Liebig Fleischextrakt, Maggis Suppenwürze, Bouillonkapseln, Suppentafeln und Suppenmehle.

Alle Sorten Früchte in Dosen und Gläsern, Frucht-Gelees-Marmeladen-Konfitüren, Fruchtmark zu Eis, Fruchtsäfte. Gemüsekonserven aller Art, Englische Pickles und Saucen.
Kondensierte Milch, Berner Alpenrahm.

fst. Tafel-Essige und Oele, franz. und engl. Senf und Senfmehle. Kaffee und Tee in feinsten Mischungen.

fst. Schleuderhonig. Engl. etc. Biskuits, Dessert- und Eiswaffeln, Dresdener Stollen, Zwiebacke aller Art.
Kakao, Schokoladen in reichster Auswahl
v. Marquis, Lindt, Kohler, Cailler, Peter, Suchard, Compagnie française, Sarotti etc.

Grosses Lager feiner Tisch- und Tafelweine. Spirituosen aller Länder. Versand von Wild und frischem Geflügel promptest mit den jeweils nächsten Zügen unter Garantie frischer Ankunft.

Telegr.-Adresse: **Dallmayr, Dienerstr.** Telephonruf 4747 u. 4748.

HOTEL UNION

München Kath. Kasino München A. V. **Barerstr. 7**

Elegante Klubräume zur Abhaltung für Diners, Soupers u. Familienfestlichkeiten.

— **Anerkannt vorzügliche Küche.** —

Verkauf von Weinen in Flaschen und im Fass zu Originalpreisen der Weinregie, Hotel Union.

Man verlange Preisliste. Telephon Nr. 9300.

Priesterheim

der Rochuskapelle zu Bingen. Gesunde reizende Lage. Reiche Auswahl interessanter Ausflüge in die nähere u. weitere Umgegend. Bequeme Gelegenheit zum Zelebrieren. Kalte u. warme Bäder. Pension von 4 Mk. an aufwärts.

Die Verwaltung der Rochuskapelle.

= Wer probt — der lobt die Genossenschaftszigarren. =

Verehrliche Raucher in Stadt und Land!

Wollen Sie für wenig Geld vorzügliche, wohlschmeckende Qualitätszigarren rauchen, dann kaufen Sie unsere Spezialmarken

Ziel 3 Monate. — **Ideal, 100 Stück Mark 4.80** — **Illustrierter Katalog gratis und franko.**

Schmollis	3.00 M	**Ideal**	4.80 M
Landwirt	3.40 „	**Mexico**	5.60 „
Glückauf	4.20 „	**Hansi**	5.80 „
El Conde	4.80 „	**Unser Mann**	5.80 „
Vorstenlanden	4.80 „	**Lyra**	8.50 „

Bei Aufträgen von 1000 Stück Zigarren gegen Nachnahme geben wir 2% Nachlass, sowie eine Zigarrentasche als Gratisbeigabe und 5% Rabatt. Nachnahmeausgaben werden von uns getragen.

Erste Pfälzer genossenschaftliche Zigarrenfabrik, E. G. m. b. H., Berg i. d. Rheinpfalz.

Einige Anerkennungsschreiben: Mit der Sendung sehr zufrieden. Krassolzheim, 1. II. 10. Spar- u. Darl.-Kassen-Verein. — **Bin sehr gut zufrieden.** Horrem, Bez. Köln, 2. II. 10. H. Rippelbeck. — **Zigarren sind gut und preiswert.** Münnerstadt, 4. II. 10. Spar- u. Darlehenskassen-Verein. — **Sehr zufrieden.** Waigolshausen, 16. II. 10. Spar- u. Darlehenskassen-Verein. — Habe mich von der Güte Ihrer Fabrikate überzeugt. Pfraundorf, G. Böhm, Pfarrer.



:: Brettspiel ::

für Jung und Alt.

Das einzige Brettspiel f. die reifere männliche Jugend.

Absolut neuartig.

= Unerschöpflich =
an Anregungen. Zu haben direkt bei

A. HUBER, Hof-lithographie
München, Neuturmstr. 2 a.

— Preise je nach Ausstattung: —
klein .... M 2.40; 3.20; 4.80,
gross .... „ 3.—; 4.—; 5.60.

Werden Sie Redner!

Lernen Sie groß und frei reden!

Gründliche Ausbildung durch unsern tausendfach bewährten **Fernkursus** *für*

höhere Denk-, freie Vortrags- und Redekunst.

Unsere einzig dastehende, leicht faßliche Bildungsmethode garantiert die absolut freie und unvorbereitete Rede. Ob Sie in öffentlichen Versammlungen, im Verein oder bei geschäftlichen Anlässen reden, ob Sie Tischreden halten oder durch längere Vorträge Ihrer Ueberzeugung Ausdruck geben wollen, **immer und überall werden Sie nach unserer Methode groß, frei und einflußreich reden können.** *Erfolge über Erwarten! Anerkennungen aus allen Kreisen. Prospekte kostenlos von*

R. Halbeck, Berlin 294 Friedrichstraße 243.

Joh. Schreyer, Aachen

Hofgoldschmied Sr. Heiligkeit Pius X.

empfiehlt seine Ateliers zur

:: Anfertigung kirchlicher Gefässe ::



Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:

Harmoniums

mit wundervollem Orgelton von **78 Mk.** an. Illustr. Pracht-Kataloge **gratis.**



Aloys Maier :: Fulda,

Königl. Hoflieferant.

Illustrierte Prospekte auch über den **neuen** Spiel-Apparat **„Harmonista“** (Preis mit Notenheft von 305 Stücken nur **80 Mk.**), mit dem **jedermann ohne Notenkenntnisse sofort 4st. Harmonium spielen kann.**

Priester

welche das

Oberammergauer Passionsspiel

besuchen, finden

in Ettal 16 Altäre.

Ferner stehen für

Gäste (Herren)

welche in Oberammergau keine Unterkunft finden, **80 Betten** gegen mäßige Entschädigung **im Kloster bereit,** vom 15. Juli bis 15. September auch (in einem Nebengebäude) 11 bescheidene Zimmer für Damen.

II. Pfälzer Lourdes-Pilgerfahrt

8.—19. August ab Neustadt a. H. Paris, Bordeaux, Biarritz, San Sebastian (Spanien), Lourdes, Toulouse, Marseille, Lyon, Ars. **Keine Nachtfahrt.** Logements in erstkl. Hotels mit voller Verpflegung und Eisenbahnfahrt II. Klasse 300 Mk., III. Klasse 250 Mk.
Prospekte durch Pfarrer Dr. Foohs, Trippstadt, Pfalz.



Ein Urteil über meinen Weihrauch:

Wiederholt habe ich von B. Fahr in Fulda den Weihrauch für meine Pfarrei bezogen. Dieser Weihrauch zeichnet sich durch **einen feinen Wohlgeruch aus,** ist **feinkörnig** und erzeugt schon bei **recht sparsamem Gebrauch** rasch einen schönen Rauch. Die Verpackung in Blechbüchsen ist für längere Aufbewahrung besonders praktisch. Der Weihrauch ist darum besonders zu empfehlen. **E.,** den 21. Jan. 1909. **B.,** Pfarrer.

1 Kilo **Bonifatius-Weihrauch** Mk. 3.90 franko. 1 Kilo **Bonifatius-Weihrauch** Mk. 3.50 mit Blechbüchse franko. 2 Kilo **Bonifatius-Weihrauch** Mk. 6.50 mit Blechbüchse franko. 1 Postpaket ca. 4 Kilo **Bonifatius-Weihrauch** Mk. 12.00 mit Blechbüchse franko.

B. Fahr, Fulda.

Presskohlen werden zu billigsten Preisen beigefügt.

Wir bitten die Leser, bei Anfragen und Bestellungen sich stets auf die „Allgemeine Rundschau“ zu beziehen.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 5 K 19 h, Schweiz 5 Fr. 20 Cts., Belgien 5 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 5 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 27. München, 2. Juli 1910. VII. Jahrgang.

Die katholische Kirche und Tannenberg.

Zum 500. Jahrestag des 15. Juli 1410.

Von Pfarrer Nieborowski.

Unter diesem Titel (Kosciol a Grunwald) bringt ein vielgelesenes polnisches Blättchen (Pielgrzym Nr. 32) einen Artikel, welcher den Widerspruch aller gerecht denkenden Katholiken, und zwar nicht nur der deutschen, herausfordern muß. Aus Anlaß des 500. Jahrestages der furchtbaren Niederlage, welche das deutsch-christliche Heer des Deutschen Ritterordens am 15. Juli 1410 bei Tannenberg durch ein polnisch-tatarisches erlitt, verlangt dieser Artikel eine Anordnung, resp. Erneuerung kirchlicher Siegesfeiern mit Messe, Prozession und Tedeum. Diese Herausforderung des katholischen Bewußtseins, welche von der Kirche Jubelfeiern für das Niedertreten eines der verdienstvollsten katholischen Orden verlangt, nötigt uns, einmal die Stellung der römisch-katholischen Kirche in dem historischen Konflikt zwischen Polen und dem Deutschorden zu beleuchten, soweit es der Raum einer Wochenzeitschrift gestattet.

Der 1191 gegründete „Orden der Brüder St. Mariens vom Deutschen Hause in Jerusalem“ wurde nach ruhmvollem Kampfe gegen die Mohammedaner im Heiligen Lande 1228 vom souveränen Herzog Konrad von Masowien, damals zugleich polnischer Reichsverweser, zum Kampfe gegen die heidnischen Preußen zu Hilfe gerufen. Dieser mutvolle und erfolgreiche Kampf diente damals ebensosehr der Ausbreitung des Christentums wie dem Schutze der polnischen Lande, denn die Polen hatten aus dem anfangs eroberten Culmerlande weichen und sogar den Heiden Tribut zahlen müssen. Als Basis und Entgelt für den Kampf überließ Herzog Konrad dem Orden das wüst liegende und nicht zu haltende Culmerland, eine Schenkung, die wiederholt von den Angehörigen des Herzogs und den Großen des Landes bestätigt wurde.[1]) Päpste und Kaiser verliehen dem Orden unter zahllosen anderen auch das Privileg, daß alles den Heiden und Schismatikern abgewonnene Land dem Orden für ewige Zeiten als Besitztum zufallen sollte.

Der Orden übernahm eine menschenleere Wüste, eroberte dazu Pomerellen und ganz Preußen, und verwandelte in großartiger Kulturarbeit die Wüste in ein blühendes reiches Land. Der Ordensstaat stand 1410 in höchster Blüte, von Verfall vermag man vor dieser Zeit keine Spur zu entdecken; die Mordgeschichten in Sienkiewicz' Roman „Die Kreuzritter“ sind Erdichtungen einer haßerfüllten Phantasie.

Die Polen, welche im Frieden zu Kalisch 1343 auch auf Pomerellen verzichten mußten, sahen mit Neid und Haß den blühenden und wehrhaften Zustand des Preußenlandes und suchten das Abgetretene wieder zu gewinnen. Der listige Heide Jagello, Großfürst von Lithauen, den sie 1386 unter der Bedingung der Taufannahme zum Könige wählten, mußte ihnen schwören, Pomerellen und Culmerland wieder zu gewinnen. (Dlugoß X, 97.)

Mit bewundernswerter Zähigkeit, aber unter skrupelloser Anwendung auch der verwerflichsten Mittel arbeitete von da an die polnische Politik an der Erreichung dieses Zieles, welches 1466 im zweiten Thorner Frieden erreicht wurde.

Eines dieser Mittel war die Aufhetzung der Lithauer und der heidnischen Samaiten gegen den Orden, ein anderes, welches die damalige christliche Welt mit der tiefsten Verachtung gegen Polen erfüllte,[2]) war die fast ständige Bundesgenossenschaft mit den mohammedanischen Tataren, welche zu jedem polnischen Einfall in Preußen zugezogen wurden.

Der friedliebende Ordens-Hochmeister Konrad von Jungingen (1394—1407) wußte durch Hinnahme mancher Demütigungen und kluge Politik das Kriegsfeuer noch hintanzuhalten; als 1407 sein kühner Bruder Ulrich zur Regierung kam, war der Krieg in nächste Nähe gerückt. Gleichwohl ist es falsch, in Ulrich einen händelsüchtigen Raufbold zu sehen; die Dokumente jener Zeit im Königsberger Staatsarchiv beweisen, daß er noch bis wenige Tage vor der Tannenberger Schlacht dem Polenkönig demütige Friedensanerbietungen machte, die derselbe aber im Vertrauen auf sein gewaltiges Heer zurückwies, was dazu führte, daß Kaiser Sigismund, der zu vermitteln versucht hatte, ihm den Krieg erklärte. Dessen Hilfe für den Orden war allerdings sehr problematischer Natur.

Entstanden war der große Krieg von 1410 dadurch, daß 1409 die heidnischen Samaiten in ihrem Aufstande gegen den Orden durch lithauische Hauptleute und Hilfstruppen unterstützt wurden, und der Polenkönig erklärte, er werde seinem Vetter, dem Großfürsten Witold, helfen, falls der Orden diesen deswegen angreife. Darauf erklärte Ulrich dem Könige den Krieg, fiel in Polen selbst ein, eroberte Dobrinerland und Cujawien, ließ sich aber in seinem Siegeszuge durch ein Waffenstillstandsangebot aufhalten.

Das war die Schwäche des Ordens. Um den ständigen Verläumdungen Jagellos, er suche Krieg mit Christen, zu begegnen, mußte der Orden jedes Friedensangebot annehmen, während der Pole sich an keine Friedensbitten kehrte, wenn er sich stark fühlte.

Den neunmonatlichen Waffenstillstand benutzte Jagello, um den Kaiser der Tataren mit seinem ganzen Volke zum Einfall in Preußen zu engagieren, wie es der Pole Dlugoß (X, 207) selbst bezeugt, während der Orden Friedenstage um Friedenstage ansetzte, welche von dem Polenkönige teils vereitelt, teils gar nicht besucht wurden.

Außerdem hatten die Polen 1410 in ihrem Heere schlesische und böhmische Söldner — auch Ziska war damals schon dabei — sowie viele Tausend Russen, Walachen, Podolier und heidnische Samaiten als Hilfstruppen.

Ueberhaupt, das muß hier vom christkatholischen Standpunkt aus betont werden, hatte Jagello gegen den Orden stets alles unter seinen Fahnen, was damals christus- und kirchenfeindlich war, Hussiten, Schismatiker, Mohammedaner, Heiden. Dem entsprachen auch die Greuel und Kirchen- und Hostienschändungen, welche die siegreichen polnisch-heidnischen Horden im Preußenlande verübten.

---

[1]) Der Versuch des polnischen Gelehrten von Kentrzynski, die Schenkungsurkunden als Fälschungen hinzustellen, wurde von Perlbach und Seraphim schlagend zurückgewiesen. v. K. führt übrigens (Altpr. Monatsschr. 1886) selbst den Nachweis, daß Culmerland nicht ursprünglich polnisches Land war.

[2]) Man lese die Apostrophe des berühmten Pädagogen Konrad Bitschin 1431. (Scriptores rer. Pruss. III., 513.) „Die Gläubigkeit der Polen ist schwankend und unsicher ..., nicht nur, daß sie sich zur Bekämpfung der Gläubigen Preußens mit Lithauern, Tataren und anderen ungläubigen und barbarischen Völkern oft verbanden, sondern in seinem Kriegsdurst gegen Katholiken hat dies verabscheuungswürdige Volk sich mit den verkommensten Ketzern und dem Abschaum aus allen Völkern verbündet .... O abscheuliches Polen! .... Hält dich von so unbilligem Bündnis nicht ab der Gehorsam der Römischen Kirche, die Furcht vor dem apostolischen Stuhle, die Ehre des heiligen Reiches? .... Was soll man weiter von der Verderbtheit dieses Volkes reden, da doch die Zeugnisse seiner Bosheit der ganzen Welt notorisch sind? usw.

Die geringe Energie des durch das große Schisma in seinen Grundfesten erschütterten Papsttums gegen die Polen hatte ihre Ursache darin, daß dieses den vollständigen Abfall Polens zum Hussitismus fürchtete, wenn der durch solche Bundesgenossenschaft und Kriegführung gegen den Orden an sich verwirkte Bann ausgesprochen würde. Darin sind sich alle namhaften Historiker einig; ich nenne Caro, Weiß, Voigt, Beß.

— — Es kam zur Schlacht bei Tannenberg am 15. Juli 1410, welche durch die furchtbare Ueberzahl des polnisch-lithauisch-tatarischen Heeres mit einer vollständigen Niederlage der christlich-deutschen Truppen endete.

Die Verantwortung für die Katastrophe fällt fast allein auf Ulrich von Jungingen, welcher, um die furchtbaren Greuel und Hostienschändungen, welche die Polen am 13. Juli in Gilgenburg verübten, zu rächen, nach einem Gewaltmarsch von drei Meilen in voller Siegesgewißheit, ohne eine Reserve zurückzubehalten, mit dem übermächtigen Feinde zur Schlacht schritt. Es ist hier nicht der Ort, die Schlacht, deren Erforschung ich seit mehreren Jahren zu meinem speziellen Studium gemacht habe, im einzelnen zu schildern. Das polnische Heer schätze ich auf 60000 Mann, darunter 30000 Tataren und nur 20000 Polen, das deutsche auf ungefähr 30000 Kämpfer. Das Ordensheer erschöpfte in sechsstündigem Kampfe gegen die Schlachtreihen der Lithauer und Tataren, von denen wenigstens 12000 fielen, seine Kräfte und mußte dann dem Ansturm frischer Streitkräfte, bestehend aus Polen und böhmischen Söldnern, sowie einer in Reserve gehaltenen Tatarenhorde erliegen.

Es fielen der Hochmeister und alle Großgebietiger des Ordens außer dreien, sowie mehrere hundert Ordensbrüder in diesem Kampfe zur Verteidigung der christlich-deutschen Kultur.

Durch das ganze christliche Europa ging nach dem Bekanntwerden dieses Blutbades ein Schrei der Entrüstung, waren doch auch viele edle und fromme Ritter aus fast allen christlichen Ländern gefallen, besonders aus Oesterreich, England, Frankreich, die dem Orden „durch Gott" zu Hilfe gezogen waren, d. h. um die dafür verliehenen Kreuzfahrerablässe zu gewinnen.

Der Orden bekam Hilfe aus den Hansastädten und ganz Deutschland, fast alle christlichen Fürsten verwandten sich beim Papst für ihn, so daß Jagello nach der verlustreichen, vergeblichen Belagerung der Marienburg froh war, den glimpflichen Thorner Frieden zu erlangen, welcher ihm zwar keine Landabtretung, aber die hohe Kriegskontribution von 100000 Schock böhmischer Groschen einbrachte.

Doch kommen wir zur Auffassung der Kirche über „Tannenberg" und die darauf folgenden polnischen Angriffskriege gegen Preußen.

Die Hauptanklage gegen Polen von Papst und Konzilien (Konstanz, Basel) bestand darin, daß der Polenkönig im Bunde mit Heiden und Ketzern, d. h. Tataren und Hussiten, diesen Krieg und die folgenden (1414, 1422, 1433) führte. Da einige Neuere, wie Lohmeyer und Krollmann, dem Dlugoß zu glauben scheinen, daß nur 300 Tataren 1410 beim polnischen Heere waren, so müssen wir unsere Behauptung beweisen, daß die Hälfte des polnischen Heeres aus Tataren bestand.

Dlugoß bezeichnet die 300 Mann zunächst klar als persönliches Gefolge des Tatarenchans, mit dem er im Lager bei Jagello erschien. Daß in jener Zeit der erbittertsten Kämpfe zwischen Kreuz und Halbmond der Tatarenkaiser sich mit nur 300 Mann in ein christliches Land, zu einem christlichen Heere wagen würde, ist an sich undenkbar, und ebenso undenkbar ist es, daß der schlaue Jagello wegen einer solch lächerlichen Hilfe das furchtbare Odium vor der Christenheit auf sich genommen haben sollte.

Dlugoß selbst berichtet, daß die Tataren schon auf polnischem Gebiete Dörfer zu brennen und Kirchen zu schänden begannen, was bei einer Zahl von 300 etwas schwierig sein dürfte. Ein merkwürdiger Umstand wirft ein grelles Licht auf die Macht der Tataren. Die polnische Ritterschaft, ohnehin unwillig über diese Bundesgenossenschaft, erklärte dem Polenkönig infolge der von Tataren und Lithauern verübten Exzesse, sie würden ein solches Heer, welches der Strafe Gottes verfallen müsse, verlassen, wenn diese Greuel nicht angemessen bestraft würden. (Dlugoß XI, 227.) Darauf hin wurden zwei — Lithauer gehängt. Da die Tataren jedenfalls die Hauptfrevler waren und ihnen nichts geschah, ist dies ein Beweis ihrer furchtbaren Macht. Dlugoß erwähnt der Tataren ferner wiederholt im Schlachtberichte, ebenso berichtet er, übereinstimmend mit dem Ordenschronisten, daß sie später fast eine ganze Seite der Marienburg umlagerten, und das, nachdem sie in der Schlacht furchtbar dezimiert waren. Dementsprechend gaben die gleichzeitigen Chronisten ihre Zahl oft auf Hunderttausende an, der gewissenhafte Posilge nennt sie nur allgemein „unaussprechlich groß".

Wie genau die Polen wußten, worin ihre Anklage vor der Christenheit bestehen würde, sehen wir aus dem Briefe, den der Bischof Albert von Posen 14 Tage nach der Schlacht an die polnischen Gesandten in Rom (Bologna) schrieb. Dieser ganze Brief ist nichts anderes als eine Anweisung, wie sie Polen gegen die Anklage verteidigen sollen, daß der Orden mit Hilfe von Heiden niedergeworfen wurde. (Scr. rer. Pruss. III, 427).

Auf dem Konstanzer Konzil eben deswegen angeklagt, versuchten die Polen gar nicht, diese Bundesgenossenschaft zu leugnen, ließen aber durch ihren Gesandten Paul Wladimiri „beweisen", auch mit Ungläubigen, selbst solchen, die ihm nicht untertan seien, habe der Polenkönig in seinem gerechten Kriege gegen den Orden zu Felde ziehen dürfen. Wegen dieses Satzes ließ Papst Martin V. den Wladimiri sogar der Ketzerei anklagen. (Beß, Johannes Falkenberg, p. 72).

Aus Dlugoß und dem polnischen gleichzeitigen Schlachtbericht (Cronica conflictus) geht ferner deutlich hervor, daß ganze Schlachtreihen der Polen bei Tannenberg noch gar nicht in den Kampf gekommen waren, als der Sieg schon vollständig errungen war. Das geht ebenso hervor aus zwei Briefen des Jagello am Tage nach der Schlacht geschrieben, in welchen er sagt, daß von den namhaften polnischen Rittern keiner, vom gewöhnlichen Volke sehr wenige gefallen seien.

Danach muß man bezüglich der Tannenberger Schlacht feststellen:

1. Das polnische Heer bestand zum geringeren Teil aus Christen und Katholiken, zum größeren aus Heiden, Mohammedanern und schismatischen Russen.

2. Nicht einmal alle polnische Truppen kamen in den Kampf.

Man kann daher den Sieg ebensowenig der polnischen Tapferkeit allein zuschreiben, wie man ihm den christlich-polnischen Namen zur Ehre rechnen kann.

Die Kirchenräubereien und Hostienschändungen, welche von den polnisch-tatarischen Horden bei den Einfällen von 1410 und 1414 begangen wurden, sind aktenmäßig nachweisbar. Daß der „fromme" Jagello für sich selbst die preußischen Kirchen ausrauben ließ, beweist außer zwei Protokollen vom Jahre 1414 Dlugoß, welcher (XI, 313) berichtet, daß der Polenkönig im Jahre 1411 unter Sendung großer Geschenke sich vom Papste unter anderem die Gnade ausbat, daß er die aus Preußen „genommenen" Kirchengeräte „erlaubterweise behalten" und anderen Kirchen geben dürfe.

Daß der fromme König, als es ihm nicht gelang, die Marienburg zu erobern, auf die Kolossalstatue der hl. Jungfrau mit Kanonen schießen ließ, weil diese nach seiner abergläubischen Meinung die Einnahme verhütete, ist gleichfalls historisch.

Aus diesen bald allgemein bekannten Tatsachen kann man auf das Urteil der damaligen Christenheit über „Tannenberg" schließen. Wir haben jedoch ein offizielles Zeugnis der höchsten kirchlichen Stelle mit einem klaren Ausspruch über „Tannenberg".

Das Jahr 1410, in welchem dem rachsüchtigen Jagello und den nach den reichen preußischen Landgütern gierigen polnischen Magnaten der Schlag gegen den Orden Mariens gelang, war eines der traurigsten der Christenheit. Drei Päpste und drei Kaiser stritten um den Thron. Dem furchtbaren Schisma, infolgedessen die Ordensgesandtschaft an der Kurie damals aufgelöst war, hat Polen es zu verdanken, daß der Tag von Tannenberg die Kirche nicht zum strafenden Eingreifen gegen die Bundesgenossen der Tataren bewog. Geschenke und Drohungen mit Gehorsamsentziehung bewogen den sehr weltlichen Papst Johann XXIII. (Balthasar Cossa), statt der Exkommunikation nur zaghafte Ermahnungen dem Polenkönig gegenüber auszusprechen. Seine, sowie der Kirche offizielle Ansicht über die Tannenberger Schlacht finden wir jedoch ausgedrückt in einer Ablaßbulle, welche er auf Betreiben des frommen und energischen Deutsch-Ordens-Prokurators Peter von Wormdith für die Gedächtniskirche auf dem Schlachtfelde dem Orden verlieh. Die Ablaßbulle ist im Original im Königsberger Staatsarchiv vorhanden. Der Papst bezeichnet darin die Schlacht als einen „erstaunlichen und schauderhaften Kampf, welcher von einigen Ungläubigen auf Anreiz des bösen Feindes

gegen die Christgläubigen unternommen wurde."[3]) Hier haben wir ein authentisches Urteil der Kirche über Tannenberg, welches nie rektifiziert wurde, und, so hoffen wir, auch heute noch bewirken wird, daß wenigstens kirchliche Tannenberg-Feiern von höchster geistlicher Stelle verboten werden.

Welche Auffassung das Volk über „Tannenberg" hatte, sehen wir daraus, daß es in großen Scharen zum Schlachtfelde wallfahrtete und nach dem gleichzeitigen Berichte des Ordenschronisten dort „große Zeichen und Wunder geschahen." Die Wallfahrten zur Tannenberger Gedächtniskirche dauerten bis tief ins sechzehnte Jahrhundert hinein. Das Volk, und es handelte sich hier meist um polnisches Landvolk, sah also die Gefallenen als Märtyrer des Christenglaubens an.

Das Urteil der Christenheit kam auch zu lebendigem Ausdruck auf den Konzilien von Konstanz und Basel, wo die Polen wegen ihrer heidnischen und hussitischen Bundesgenossenschaft öffentlich beschämt wurden.

* * *

In dem Ziel, den Orden zu vernichten, unterstützte Polen später den von der Kirche samt seinen Helfern exkommunizierten hochverräterischen preußischen Bund, der gegen den Orden einen dreizehnjährigen Bruderkrieg mit polnischer Hilfe führte. Schließlich erhielt Polen die Marienburg und das aufs schrecklichste verwüstete Westpreußen für 40000 Goldgulden aus der Hand verräterischer Söldner. Ehrenvoll ist also diese Eroberung für Polen auf keinen Fall.

Die Kirche hat den zweiten Frieden zu Thorn, der diese Abtretung aussprach, nie gebilligt, und mit Recht; der Ordenshochmeister durfte an sich das Land nicht abtreten, da es nicht sein, sondern Ordens- und Kircheneigentum war. Als 1478 der Polenkönig wegen Begünstigung der Hussiten im Banne war, gebot der Papst den Bewohnern Westpreußens, unter die Herrschaft des Ordens zurückzukehren. — —

Wenn eine starke Eiche nach einem tödlichen Hiebe ständig von außen her verwundet und erschüttert wird, so ist nicht zu verwundern, daß auch von innen der Wurm zu bohren anfängt und das Mark vertrocknet. So ließ Polen nach dem schweren Schlage von Tannenberg[4]) dem Orden nie Ruhe; den ersten Thorner Frieden brach und verwarf Polen, nachdem der Orden das ausbedungene Geld gezahlt hatte, unter den nichtigsten Vorwänden; Schiedssprüche des Papstes und Kaisers, die ihn bestätigten, erkannte es nicht an. Um gegen die fast jährlich drohenden Einfälle der Polen und Tataren auf der Hut zu sein, mußte der Orden für das kleine Land mit seinen langgezogenen Grenzen furchtbare Ausgaben zur Anwerbung und Unterhaltung von Soldmannschaft machen. Die Bande des strengen Gehorsams lockerten sich im Orden und im Ordensstaat, zumal die Polen, wie schon 1410, nicht verfehlten, den Ordensuntertanen die glänzendsten Freiheiten und Privilegien zu versprechen, wenn sie vom Orden abfallen wollten. Im Grunde ist der Abfall der Grenzlande vom Orden meist darauf zurückzuführen, daß die dortigen Ritter und Städte des ewigen Krieges und der ewigen Kriegsdrohungen Polens müde, es vorzogen, unter der polnischen Herrschaft Frieden zu genießen, statt fortwährend gegen den drohenden Feind auf der Grenzwacht zu stehen. Daß der Orden nicht das Schreckgebilde war, zu dem ihn die Polen machen, auch im 15. Jahrhundert trotz vieler schlimmer Vorkommnisse nicht, können wir daraus ersehen, daß er stets fromme und tüchtige Hochmeister hatte, welchen in sittlicher Beziehung nichts vorzuwerfen war.

Um den Deutsch-Orden als durch und durch verdorben hinzustellen, wird von den Polen meist behauptet, „der Orden" sei zum Protestantismus abgefallen. Das ist keineswegs der Fall; der Orden blieb katholisch und schloß den von Polen zum Abfall verführten Hochmeister Albrecht von Brandenburg aus. Er besteht heute noch unter dem Segen der Kirche und stiftet viel Gutes durch Errichtung und Unterhaltung katholischer Schulen und Krankenhäuser usw.

Die genauere Geschichtsforschung ergibt, daß auch hier, beim Abfall Ostpreußens zum Protestantismus, zwei Dritteile der Schuld auf Polen fallen. Schon auf dem Konstanzer Konzil hatten die Polen (Wladimiri) den Ordensbrüdern den Rat gegeben, Weiber zu nehmen und weltlich zu werden (Lites ac res gestae III, Starodawne Prawa Polskiego Pomniki V).

Durch das Verlangen der polnischen Könige, nach 1466 Polen zu huldigen, was Papst und Kaiser ihm verboten, war der Hochmeister fortwährend in Krieg und Kriegsgefahr seitens Polens. Auch Albrecht von Brandenburg, der letzte preußische Hochmeister, mußte deswegen 1521 einen Krieg bestehen, in welchem die Tataren wieder schlimm im Lande hausten. Der Vorschlag, das Ordensland der Kirche zu entfremden, und als weltlicher Herrscher dasselbe von Polen zu Lehen zu nehmen, ging vom Polenkönig Sigismund aus, wahrscheinlich eher, als Luther seine sophistischen Ratschläge bezüglich des Verlassens der „falschen Keuschheit" dem Orden erteilte.

Die Schmach des 10. April 1525, wo Albrecht als weltlicher Fürst und Protestant im Beisein von 9 polnischen katholischen Bischöfen zu Krakau dem Polenkönig huldigte, bleibt mehr an Polen haften als an dem damals hilflosen Hohenzollern. Zur politischen Vernichtung fügte Polen auf diese Weise noch die moralische Vernichtung des Ordens in den Augen der damaligen christlich-deutschen Welt. Wenn polnische Blätter heute triumphierend auf den „Abfall des Ordens" hinweisen, fällt mir immer das Bild des Verführers ein, der sich über sein Opfer erhebt, das er durch Zwang und Lockung um die Ehre gebracht. — Die Einrichtung des Ordenslandes als weltliches Herzogtum führten bei der Hilflosigkeit des von Papst und Kaiser geächteten neuen Herzogs polnische Gesandte mit fast souveräner Selbstherrlichkeit durch. Dieselben polnischen katholischen Legaten waren es, welche die 56 Ordensbrüder, die der Herzog allein noch im Lande gelassen, durch Verweigerung der Pässe nach Deutschland zwangen, dem neuen Herzog zu huldigen, d. h. protestantisch zu werden. Wenn diese 56, welche verhaftet und bedroht wurden, freilich nicht mehr das Zeug zu katholischen Märtyrern hatten, so wird man die Polen, die sie zum Abfall zwangen, doch noch weniger als katholische Glaubenshelden anerkennen. Man lese darüber Kolberg „Die Einführung der Reformation im Ordenslande".

Daß Ostpreußen dem Protestantismus vollständig ausgeliefert wurde, daß Westpreußen unter polnischer Herrschaft zu $^2/_3$ protestantisch wurde, ist zum größten Teil die Schuld Polens.

Soviel über „die katholische Kirche und Tannenberg."

— — Als nach dem blutigen Kriege von 1410 der erste Thorner Friede geschlossen war, sprach eine polnische Gesandtschaft vor dem Papste nach Entschuldigung des Polenkönigs (nach einem undatierten Berichte im Königsberger Archiv) aus, nun sei Gott sei Dank Friede, und nun würden die Polen zusammen mit dem Orden gegen die Feinde des Kreuzes Christi, Türken und Tataren kämpfen. Wenn Polen dies getan hätte, wenn es, wie jedes Kulturvolk nach Osten gedrängt hätte, statt mit russischen und tatarischen Horden ein Jahrhundert lang ein blühendes christliches Land zu zertreten, die christlich-polnische Fahne würde heute noch stehen. Denn daß Polen in seinem Bestande jemals vom Orden bedroht gewesen wäre, sagt heute kein Historiker mehr, sondern nur gehässige Zeitungsschreiber.[5])

Deswegen kann die katholische Kirche „Tannenberg" nicht mitfeiern, und Polen, wenigstens das wahrhaft katholische Polen, hat am Jahrestage der Schlacht Ursache zur Trauer und nicht zum Jubel.

— — Diese Zeilen schreibe ich nicht aus Abneigung gegen die Polen, welche für ihre Vorfahren nicht verantwortlich sind, sondern aus Zuneigung für einen katholischen Orden, der wahrhaft Großes für den Glauben vollbracht, dessen großartige christliche Kulturarbeit ich in langem Studium kennen gelernt. Ich bedauere die engherzige preußische Regierungspolitik, die, von einer gehässigen Clique gedrängt und genötigt, den Polen natürliche Rechte versagt und den Katholizismus im Osten schädigt, aber ich halte mich für verpflichtet, den katholischen Standpunkt auch dem übertriebenen polnischen Nationalismus in der Tannenbergfrage gegenüber öffentlich zu betonen.

Zweierlei, und nur dieses beabsichtige ich durch meine offene Darlegung. Erstens möchte ich den Polen nahelegen, doch endlich den mehr als 500jährigen Verleumdungsfeldzug gegen den marianischen Ritterorden, das bis zum Ekel getriebene Auftischen von fast durchweg erlogenen Schmutz-

[3]) Stupendum et horribile bellum, quod in eisdem partibus per nonnullos infideles cum cristifidelibus humani generis hoste instigante commissum fuit.

[4]) Selbst der Pole v. Kentrzynski sieht die Niederlage von 1410 nicht als Folge eines Verfalles im Orden, sondern als Ursache desselben an.

[5]) Die Andeutung des „Pielgrzym" in Nr. 32, Papst Gregor VII. († 1085) habe eine kirchliche Grunwaldfeier genehmigt, steht auf derselben Höhe, wie die in Nr. 53, daß den frommen polnischen Kämpfern von Tannenberg der hl. Stanislaus Kostka (geb. 1550) erschienen sei.

und Schauergeschichten aus der Ordenszeit, aufzugeben. — Wer richtet, darf sich dann nicht beschweren, daß er gerichtet wird.

Vor allem aber beabsichtige und hoffe ich, durch meine Zeilen weite katholische Kreise auf die gerechte Abschätzung dieser Frage aufmerksam zu machen und auch zu erreichen, daß die katholischen Bischöfe, in erster Linie unser glorreich regierender Heiliger Vater, der allem nationalen Chauvinismus gründlich abhold ist, schließlich die kirchliche Feier der Vernichtung eines katholischen Ordens untersagen. Die Verbrüderungsfeier 1902 in Krakau zeigt deutlich, weß Geistes Kinder diese „Grunwald- feiern" sind.

Der Papst und Deutschland.

Aus den zahlreichen Zuschriften, welche der „Allgemeinen Rundschau" spontan aus Leserkreisen zugegangen sind, dürften zwei ganz besonders geeignet sein, einer größeren Oeffentlichkeit bekannt zu werden.

Ein den akademischen Ständen angehörender Teilnehmer an der Reise der Berliner Pilger nach Rom schreibt aus Berlin, 22. Juni, an den Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau": „Unter Gottes Schutz wieder wohlbehalten in die deutsche Heimat zurückgekehrt, habe ich mit großem Interesse und vollster Zustimmung Ihre Ausführungen über den „Hetzer Liberalismus als Hüter des konfessionellen Friedens" gelesen. Die Audienz bei dem Heiligen Vater wird wohl allen Pilgern unvergeßlich bleiben. Wenn auch nicht alle den genauen Text seiner italienisch gehaltenen Ansprache verstehen konnten, so mußte ein Jeder schon aus dem häufig wiederkommenden Worte „Germania" entnehmen, welch großes Interesse der Heilige Vater an unserem deutschen Vaterlande hat, und die Begeisterung, die aus seinen Gesten und aus seinen Augen leuchtete, ließ erkennen, wie herzlich gut er es mit Deutschland in seiner Gesamtheit meint. Im übrigen unterschreibe ich aus vollem Herzen vor allem auch Ihre Mahnung in Nr. 24 der „Allgemeinen Rundschau", daß wir 23 Millionen deutscher Katholiken endlich auch einmal unser Blut etwas mehr erhitzen und uns unserer Bedeutung mehr bewußt werden sollten."

In ähnlichem Sinne wird der „Allgemeinen Rundschau" von einer den höchsten aristokratischen Kreisen angehörenden Persönlichkeit geschrieben: „Die auch in Ihrem Blatte mitgeteilte deutsche Uebersetzung der Ansprache des Papstes an die Berliner Pilger hätte selbst die Mißtrauischsten und die Böswilligsten überzeugen müssen, daß die Unterstellungen, die in gegnerischen Hetzorganen immer noch weiterkursieren und in wohlpräparierten Hetzversammlungen geflissentlich genährt werden, jeder Begründung entbehren. Der Papst hat nicht im entferntesten daran gedacht, durch den historischen Exkurs in der Enzyklika die heutigen evangelischen Fürsten und Volksgenossen des Deutschen Reichs irgendwie zu verletzen. Aber der vor mehreren Jahren von dem inzwischen fast in Vergessenheit geratenen General Keim zu Wahlzwecken entfachte furor protestanticus ist wieder einmal zu lodernden Flammen entbrannt und hat — zum Leidwesen weiter Kreise unserer wirklich besonnenen evangelischen Mitbürger — die Grenzen der vermeintlichen Notwehr maßlos überschritten. Freilich sollte man auch auf katholischer Seite sich ängstlich vor jeder Entgleisung hüten. Die ungeschickten Versuche römischer Blätter, die offiziellen Erklärungen des Vatikans abzuschwächen, haben nur Oel in die Flammen gegossen. Und der darauf gestützte törichte Ausspruch eines Nürnberger Blattes, die päpstliche Kurie habe ihre deutschen Widersacher über den Löffel barbiert, ist seitdem hundertfach aufgebauscht worden. Ein einziges saloppes Wort kann in seiner Wirkung ein Verbrechen an der Sache sein.

„Bezeichnenderweise sind es in erster Linie die mit dem Evangelium und dem göttlichem Ursprung des Christentums auf ständigem Kriegsfuß stehenden Elemente im Protestantismus, die jetzt zum Angriff gegen Rom und zum offenen Kulturkampf blasen, die Katholiken von ihrer Kirche losreißen und die papsttreuen Katholiken für vogelfrei erklären möchten. Seitdem irregeleiteter Fanatismus dem Apostolischen Delegaten für Sachsen, dem Bischof Dr. Schäfer, gelegentlich der Firmung in Annaberg die Girlanden und Dekorationen heruntergerissen hat, wird man sich darauf gefaßt machen müssen, daß prominenten Katholiken bei „passender" Gelegenheit die Fenster eingeworfen werden. Niemand bedauert die Ausschreitungen der Protestbewegung mehr, als diejenigen christusgläubigen Protestanten, welche, wie ich aus dem Briefe eines mir seit Jahren nahe befreundeten Lutheraners entnehme, ‚einen großen Teil der Hauptschreier überhaupt nicht für legitimiert halten, im Namen der evangelischen Kirche zu sprechen, weil sie den inneren Zusammenhang mit dem Evangelium verloren haben.'

„Man hört jetzt von allerlei Repressalien, die aus Rache für die Enzyklika gegen deutsche Katholiken ins Werk gesetzt werden. Auch die von Bremen aus angeregte Gründung eines Protestfonds zur Erinnerung an das Protestjahr 1910 ist ein solcher Akt der Vergeltung, der Rache. Zur Förderung evangelischen Glaubenslebens in katholischen Ländern wollen die Bremenser — risum teneatis, amici — einen Missions-Protestfonds gründen. Würde man in dem größtenteils freigläubigen Bremen nicht besser daran tun, einen Missionsfonds zur Wiedererweckung evangelischen Glaubenslebens in Bremen zu gründen?

„Zum Schlusse noch Eines: Der Herausgeber der ‚Allgemeinen Rundschau' hat in einem seiner jüngsten Artikel die ‚Schafsgeduld' der Katholiken apostrophiert. Ich unterschreibe jedes seiner Worte und füge hinzu: Wir sind denn doch nicht die quantité négligeable, als welche hochfahrende gegnerische Anmaßung uns behandeln zu dürfen glaubt. Alles hat seine Grenzen, auch unsere geduldige Nachsicht gegenüber Exzessen, die nur künstlich hervorgerufen sind und mit der begreiflichen Erregung unserer evangelischen Mitbürger über den bekannten Exkurs der Enzyklika nichts mehr zu tun haben. Gegen diese Hetze um der Hetze willen sollte sich unser katholisches Ehrgefühl hoch aufbäumen."

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die fortgesetzte Ausbeutung der Enzyklika.

Der Evangelische Bund und die liberale Presse setzten ungeachtet des großen Entgegenkommens des Hl. Stuhles die Hetze so „unentwegt" fort, daß die Staatsregierung sich zu einer hochoffiziösen Abwehrnote veranlaßt sah. Die philologischen Haarspaltereien und die tendenziösen Aufbauschungen gegenüber Auslassungen der sogenannten „vatikanischen" Presse wurden da kurz und kräftig zurückgewiesen und festgestellt, daß die befriedigende Erledigung des Zwischenfalls keinerlei Beeinträchtigung erfahren habe und keinem Zweifel unterliege. Das Echo dieses offiziösen Beruhigungsversuchs waren verschärfte Angriffe auf den Hl. Stuhl und auf die preußische Staatsregierung.

Wenn die Hetzer sich auf die „vatikanische Presse" berufen, so muß man folgendes festhalten: Erstens hatte der Evangelische Bund die Parole des fortgesetzten Kampfes bereits ausgegeben, als nichts anderes vorlag als die diplomatischen Aktenstücke, und kein „vatikanisches Blatt" ein Wort gesagt hatte. Zweitens haben die katholischen Blätter von Rom die vielbesprochenen Auslassungen, in denen man eine Ableugnung oder Zurückziehung der päpstlichen Zugeständnisse finden will, nur zur Abwehr gebracht gegenüber Auslassungen der liberalen italienischen und gewisser französischer Blätter, welche in tendenziöser Weise die Zugeständnisse des Hl. Stuhles nach ihrem Umfang und ihrer grundsätzlichen Bedeutung übertrieben und durch solche Entstellung Verwirrung und Mißtrauen in den katholischen Reihen zu erregen suchten. Die Polemik gegen Fanatiker und Quertreiber hat leider in Form und Inhalt zuweilen die richtige Linie überschritten. Den unbesonnenen Wendungen des einen oder anderen Journalisten eine höhere Bedeutung beizulegen als den amtlichen Kundgebungen zeugt entweder von Torheit oder von bösem Willen. Es ist ja dringend zu wünschen, daß die katholischen Redakteure und Schriftsteller im Auslande bei der Behandlung einer Deutschland berührenden Angelegenheit sich stets davor hüteten, dem Evangelischen Bunde einen Anhaltspunkt für seine Hetzbestrebungen zu bieten; aber bei der Leichtflüssigkeit des romanischen Blutes und bei der Schwierigkeit des Einblickes in unsere eigenartigen Verhältnisse wird der Wunsch wohl nicht allezeit auf Erfüllung rechnen können. Leider muß man ja auch zugestehen, daß von den katholischen Blättern Deutschlands das eine oder andere



gelegentlich mehr in einem heftigen Zungenschlag, als in weiser Selbstbeherrschung seinen Ruhm gesucht und in den Zitaten der gegnerischen Presse gefunden hat. Aber das waren ganz vereinzelte Ausnahmen, die für alle einsichtigen und unbefangenen Beobachter nur die Regel bestätigen, nämlich die würdige und kluge Haltung der Zentrumspresse.

An das Verhalten der französischen „Friedensfreunde" vor dem Kriege 1870 wird man erinnert, wenn jetzt in Protestresolutionen gesagt wird, die Zugeständnisse Roms seien ungenügend, solange nicht „sichere Gewähr" gegeben werde, daß künftig sich solche „Beleidigungen oder Herausforderungen" nicht wiederholen. Wer unmögliche formelle „Bürgschaft für die Zukunft" verlangt, bekundet seine Unversöhnlichkeit und seine Kampfgelüste. Die reelle und wirksame Garantie für eine friedliche Zukunft wäre die Auflösung des Evangelischen Bundes, der systematisch allen Beruhigungsversuchen entgegentritt.

Die fortgesetzte Ausbeutung des Zwischenfalles verfolgt einerseits parteipolitische Zwecke, auf die wir unten noch zu sprechen kommen, anderseits soll sie zur Füllung der Mitgliederlisten und der Kasse des Evangelischen Bundes dienen. In Bremen war zuerst in örtlichem Kreise die Idee eines Protestfonds aufgetaucht, der für evangelische Erziehungs- und Bildungsanstalten in der Diaspora bestimmt sein sollte. Die Leitung des Evangelischen Bundes hat den profitablen Gedanken alsbald aufgegriffen. Vor der Sammlung würden wir einen gewissen Respekt haben, wenn man das Geld zum Kampfe gegen den Unglauben und die Kirchenflucht benutzen wollte. Aber die Protestkollekte soll für die Propaganda in der Diaspora und für die „literarischen Arbeiten", d. h. für die Polemik des Bundes verwendet werden.

Der König von Sachsen, der im Interesse des konfessionellen Friedens ein Handschreiben an den Heiligen Vater gerichtet hat, ist bei der Rückkehr in seine Hauptstadt demonstrativ empfangen worden. Auf die lange Huldigungsrede antwortete er sehr kurz mit dem Wunsche, daß nun endlich wieder Ruhe eintreten möge. Die Erfüllung dieses Wunsches wird von den protestantischen Kampfhähnen vorläufig noch vereitelt.

In Holland ist auch ein Versuch zur agitatorischen Ausbeutung der Enzyklika gemacht worden, und zwar auch dort von der liberalen Seite, die mehr Interesse für Parteivorteil, als für wirkliche oder vermeintliche „Heilsgüter" hat. Die dortigen positiven Protestanten, die früher nach ihrer kalvinistischen Tradition in scharfem Gegensatz gegen die Katholiken standen, haben die Notwendigkeit und Nützlichkeit des politischen Zusammengehens aller Antiliberalen so sehr erkannt, daß sie den Hetzereien von vornherein Tür und Tor verschlossen. Die Regierung gab die kurze und korrekte Erklärung ab, daß es sich um eine innerkirchliche Angelegenheit handle, welche den Staat nichts angehe. Deutsche Regierungen sind bekanntlich weiter gegangen in ihrem Eifer für das protestantische Bekenntnis; aber den Dank des Evangelischen Bundes hat sie sich doch nicht erringen können.

Die liberale Kriegserklärung an Herrn v. Bethmann Hollweg.

Die Berufung des Herrn v. Schorlemer auf einen Ministerposten hätte von Rechts wegen das Wohlgefallen der Nationalliberalen auslösen müssen, da dieser angehende Staatsmann der Vater des auf den nationalliberalen Vorteil zugeschnittenen Drittelungs-Antrags und auch der Vater der zentrumsfeindlichen „Deutschen Vereinigung" war. Aber die Liberalen haben die hübsche Abschlagszahlung nicht akzeptiert . . Alles oder gar nichts. Die parteiamtliche „Nationalliberale Korrespondenz" hat Herrn v. Bethmann einen regelrechten Fehdebrief zugestellt. Durch die Ministerernennungen habe er sich mit Haut und Haaren dem blauschwarzen Block verschrieben, den heiligen Grundsatz der „Gleichberechtigung der nationalen Parteien" habe er schnöde verleugnet; daher unerbittliche Feindschaft! Das kommt davon, wenn man neue Minister in Vorschlag bringt, ohne erst bei Herrn Bassermann anzufragen und ohne wenigstens einen ausgesprochenen Nationalliberalen mit in das Ministerium zu nehmen. Die „Gleichberechtigung der nationalen Parteien" besteht nämlich darin, daß die nationalliberale Partei, der Kern und die Krone des früheren Blockes und die privilegierte „Partei von Bildung und Besitz", den Ton angibt. Herr v. Bethmann hat sich freilich nicht dem schwarzblauen Block verschrieben, aber er hat sich zwei Gehilfen seines Vertrauens verschrieben, und diese persönliche Politik vertragen die herrschsüchtigen Führer der ehemaligen Mittelpartei nicht. Die fulminante Absage hat aus den Kreisen der rheinisch-westfälischen Schwerindustrie einigen Einspruch gefunden. Doch vorläufig haben Bassermann und Genossen trotz der Bedenken auf dem rechten Flügel die Parteileitung in ihrer großblocksüchtigen Hand. Man glaubt die Herrschaft des Liberalismus ertrotzen oder schließlich durch die arglistig gesteigerte „sozialdemokratische Hochflut" erzwingen zu können. Herr v. Bethmann hat durch die Berufung des energischen und zähen Innernministers v. Dallwitz zu verstehen gegeben, daß er sich auf eine liberalisierende Angstpolitik nicht einlassen will. Daher das Kesseltreiben gegen den „philosophischen" Staatsmann, der noch soeben um der nationalliberalen Wahlinteressen willen das Wahlrechtsgesetz zum Aerger des „schwarzblauen Blocks" hat scheitern lassen. Natürlich hat die liberale Presse in ihrer gewohnten „Schlagfertigkeit" auch sogleich die „Nachricht" in die Welt gesetzt, daß Herr v. Bethmann bereits amtsmüde und fallsüchtig geworden sei. Unbefangene Zuschauer haben von diesen Schwächesymptomen nichts bemerkt, sondern vielmehr eine gesteigerte Tätigkeit zur Selbstbehauptung. Auch die Hetze von seiten des Evangelischen Bundes und der liberalen Kulturkämpfer scheint den leitenden Staatsmann nicht mürbe zu machen, obschon er natürlich ganz gut weiß, daß man ihn meint, wenn man auf „Rom" schlägt.

In Friedberg-Büdingen hat inzwischen wirklich der Sozialdemokrat gesiegt und zwar mit so großer Mehrheit, daß auch ein Teil der nationalliberalen Stimmen auf ihn entfallen sein muß. Die Förderung der sozialdemokratischen Wahlsiege wird also „unentwegt" fortgesetzt. Ob nicht die Konservativen und das Zentrum dieses Spiel länger aushalten, als die Liberalen?

Päpstliche Enzyklika und Schulgesetz in der Ersten badischen Kammer.

Von Redakteur Jos. Schlierf-Baden-Baden.

Die Wogen der Erregung über die päpstliche Enzyklika schienen nirgendwo höher zu gehen als in Baden, wenn man liberalen Blättern hätte Glauben schenken dürfen. Tatsächlich war im Volke wenig davon zu verspüren. Dagegen darf nicht verkannt werden, daß in ernsten evangelischen Kreisen eine Verbitterung Platz gegriffen hatte, welche aber nach der loyalen vatikanischen Erklärung als gemildert angesehen werden darf.

Die liberalen Blätter bliesen besonders stark in Feuer, als die Beratung des Schulgesetzes in der Ersten Kammer bevorstand, und triumphierend wurden heftige Kämpfe um die Enzyklika angekündigt. Insbesondere die jungliberale „Badische Landeszeitung" hetzte nach Kräften und bewies ihre „Friedensliebe" u. a. dadurch, daß sie an der Spitze des Blattes die Petition des Landesverbandes der Antiultramontanen Vereinigung abdruckte, welche die politische Entrechtung des kath. Klerus verlangt.

Die Vorbedingungen eines „großen Tages" in der Ersten Kammer waren demnach gegeben, und die Debatte gewann auch dadurch eine größere Bedeutung, daß auf katholischer Seite nicht die passive Rolle gespielt wurde wie im preußischen und im bayerischen Landtage. Frhr. v. Stotzingen, der Bruder des Abtes von Maria Laach, ergriff in sehr geschickter Weise die Initiative zur Besprechung und entwand den Gegnern damit manchen Vorwurf. Die päpstliche Enzyklika sei eine innerkirchliche Angelegenheit und eine Kundgebung des Oberhauptes der kath. Kirche an die Katholiken. Dieses Haus sei deshalb nicht der Platz, über eine solche Kundgebung zu sprechen. Er stellte der Tatsache, daß sich Angehörige der evangelischen Konfession durch die Enzyklika gekränkt und verletzt fühlen, die Erklärung des päpstlichen Stuhles gegenüber, daß diesem jede Absicht ferngelegen hat, die nichtkatholischen Völker und Fürsten zu kränken. Soweit sich Nichtkatholiken verletzt und gekränkt fühlen, müsse er dies aufs tiefste bedauern. Es wäre sehr zu beklagen, wenn der konfessionelle Friede gestört und eine Kluft zwischen den Konfessionen geschaffen würde. Die Kämpfe, die heute im Vordergrund stehen, sind keine Kämpfe um die Konfession, sondern um die Religion. Die Konfessionen stehen sich heute ungleich näher; daß sie die gemeinsamen Glaubensgüter, den Glauben an Christus als wahren Gott und die Wahrheit der heil. Schrift, verteidigen, läßt die Gegensätze mehr und mehr zurücktreten. „In diesen Kämpfen um Glaube und Unglaube steht mir ein gläubiges Glied der evangelischen Kirche näher als ein ungläubiger Katholik."

In anerkennenswert sachlicher Weise vertrat der protestantische Prälat Schmitthenner seinen Standpunkt. Er verwies auf die hochgehende Erregung in evangelischen Kreisen, bemerkte aber, daß die Sache nach der Erklärung des Vatikans in ein milderes Stadium gerückt ist. Das freundliche Verständnis des Freiherrn v. Stotzingen für die Empfindungen der Protestanten sei anzuerkennen. Der Kern der Sache liege weniger in der Wirkung als in der Ursache. Das Urteil über die Reformation müsse er

als eine schwere Ungerechtigkeit ablehnen. Einen schärferen Ton versuchte der nationalliberale Abgeordnete Wildens anzuschlagen; mit dem angetretenen „Rückzug“ sei an der Sache nichts geändert. Das Ereignis zeige, was „durch Rom möglich“ sei.

Einen geradezu unglaublichen Standpunkt nahm bei dieser Debatte Staatsminister v. Dusch ein, indem er meinte, die dogmatische Intoleranz sei es, die den konfessionellen Frieden gefährde, den aber der Staat zu wahren hat. Für die badische Regierung lag ein Grund zu einer besonderen Kundgebung nicht vor, so lange die Verkündigung der Enzyklika in Baden nicht erfolgte; das sei erfreulicherweise nicht geschehen. Im Interesse des konfessionellen Friedens sei zu hoffen, daß die dogmatische Intoleranz verschwinde. Der Herr Staatsminister mußte sich nachher vom protestantischen Geh. Kirchenrat Tröltsch, dem Vertreter der Universität Heidelberg, sagen lassen, daß die dogmatische Intoleranz bei der evangelischen Konfession sich geradesogut finde, wie bei der katholischen.

Von katholischer Seite erhielt der Minister eine deutliche Antwort aus dem Munde des Fürsten Alois zu Löwenstein, der bei dieser Gelegenheit zum ersten Male in der badischen Ersten Kammer das Wort ergriff. Der Minister verlange Unmögliches, wenn er die Beseitigung der dogmatischen Intoleranz fordere. Das gelte für die katholische Kirche wie für die anderen Konfessionen. Die versöhnlichen Worte des Freiherrn v. Stotzingen und des Prälaten Schmitthenner hätten jedenfalls zur Beruhigung beigetragen. Es seien aber Worte gefallen, die ihn veranlassen, auf die Enzyklika näher einzugehen. Wer sie liest, müsse zugeben, daß der Papst nicht die Reformatoren verurteilen, sondern ihnen nur die Neuerer, die Modernisten, gegenüberstellen wollte. Der Papst habe feierlich erklärt, daß ihm nichts ferner gelegen, als die evangelische Christenheit beleidigen zu wollen. Wenn aber Prälat Schmitthenner dem Papste zumute, daß er sein Urteil über die Reformatoren zurücknehme, welche grundlegende Glaubenslehren der katholischen Kirche verdammt haben, die den Papst mit Worten und Urteilen belegt haben, die über die beanstandeten Stellen der Enzyklika weit hinausgehen, die einen erheblichen Teil von Mitgliedern von der Kirche losgerissen haben, so verlange er Unmögliches.

In seiner Antwort bemerkte Prälat Schmitthenner, es wäre eine Torheit, vom Papste zu verlangen, daß er verleugne, was er an der Reformation sehe.

Ein sehr ernstes Wort sprach der ergraute konservative Frhr. v. Göler, der auf die Kulturkampfsjahre hinwies und betonte, er habe diese Kämpfe immer bedauert und sich gefreut, daß in den letzten Jahrzehnten beide Konfessionen sich friedlich näherten. Deutschland brauche den konfessionellen Frieden um so mehr, als es große Kreise gibt, die vom konfessionellen Unfrieden lebten, die nicht einmal den christlichen Konfessionen angehören. Dieser Hieb gegen eine gewisse „Judenpresse“ traf ins Schwarze.

Damit hatte die Besprechung über die Enzyklika ihr Ende erreicht; sie verlief in würdiger Weise; der Eindruck aber läßt sich nicht verwischen, daß die gleichzeitige Beratung des Schulgesetzes, insbesondere die Abstimmung über den in der „Allgemeinen Rundschau“ schon näher besprochenen § 114, davon beeinflußt worden ist. Geh. Kirchenrat Dr. Tröltsch erstattete ausführlichen Bericht und beantragte schließlich Annahme des Gesetzes in der Fassung der Zweiten Kammer. Frhr. v. Stotzingen hob den Charakter des Ausnahmegesetzes des § 114 hervor; dieser begünstige die Errichtung evangelisch-kirchlicher Anstalten; daß Ordensleute nur mit besonderer Staatsgenehmigung lehren dürfen, sei eine besonders verletzende Ausnahmebestimmung für die Katholiken; sie mache ihm die Zustimmung zum Gesetz unmöglich. Der natlib. Abg. Wildens, der sonst als „gemäßigt“ galt, verteidigte die Bestimmung des § 114! Er verwies ausdrücklich darauf, daß gerade jetzt kein Grund zu einer Aenderung vorliege, nachdem der Vatikan gezeigt habe, wie wenig er anderen Konfessionen entgegenkomme. — Frhr. v. Böcklin (konf.) spricht seine Ueberzeugung aus, daß der § 114 eine verletzende Ausnahmebestimmung enthält.

Ministerialdirektor Hübsch gab zu, daß § 114 ein Ausnahmegesetz sei; dasselbe bestehe aber bereits; etwas anderes wäre es, wenn es neu eingeführt würde. Warum hat denn die Regierung den verletzenden Ausnahmeparagraphen wieder in den neuen Gesetzentwurf hinübergenommen? Wäre das nicht geschehen, so wäre es dem Großblock der Zweiten Kammer jedenfalls nicht leicht gemacht worden, ihn in das Gesetz hineinzubringen. Fürst Alois zu Löwenstein wies nochmals die Ausnahmebestimmung mit allem Ernste zurück und lehnte ein solches Gesetz ab. Die Abstimmung ergab aber Annahme des Gesetzes mit 22 gegen 10 Stimmen. Gegen das Gesetz stimmten: Fürst von der Leyen, Fürst zu Löwenstein, Graf zu Leiningen, Graf Andlaw, Graf Kageneck, Freiherr von Böcklin, Freiherr von Stotzingen, Graf Helmstatt, Freiherr v. Göler und Bürgermeister Vierneisel.

Die Zweite Kammer, vom Großblocke beherrscht, hat inzwischen das Gesetz mit den von der Ersten Kammer beschlossenen Aenderungen und dem § 114 glatt angenommen. Das kath. Volk aber muß sich zu Gemüte führen, daß im Musterlande Baden für Katholiken noch immer Ausnahmegesetze beliebt werden!

Oesterreichs Reichslande.

III.

Von Chefredakteur Franz Eckardt, Salzburg.

An demselben Tage, an welchem die ersten Landtagswahlen in Bosnien-Herzegowina beendet waren, trat der achtzigjährige Träger der Kaiserkrone der Habsburger die vielbesprochene Rundreise durch die neuen Reichslande an. Die internationale politische Bedeutung dieser Reise wird in keinem Staate verkannt und selbst die englische Presse, welche zur Zeit der Annexionswirren wahrhaftig keinen Schein von Oesterreichfreundlichkeit aufbrachte, wird jetzt der Balkanpolitik Oesterreich-Ungarns gerecht. Welcher Umschwung diesbezüglich in der öffentlichen Meinung Englands eingetreten, zeigt „Daily Mail“ mit folgenden Worten: „Die Tatsache, daß der Kaiser eine solche Reise unternehmen konnte, ist ein schlagender Beweis für die persönliche Popularität des Monarchen, welcher die Liebe seiner Untertanen ebenso gewonnen hat wie die Verehrung und das Vertrauen aller Länder Europas. Die Reise wird die Popularität des Kaisers noch erhöhen und ein unerfreuliches Kapitel der Geschichte des östlichen Europa abschließen.“ Diese Vorhersage ist buchstäblich eingetroffen.

Glänzender, herzlicher konnte der Empfang nicht sein, welchen die Bosnier und Herzegowzen ihrem Kaiser bereiteten. Keine Nationalität, keine Religionsgenossenschaft wollte hinter einer anderen zurückstehen in der Bekundung ihrer Verehrung. Als es im Lande bekannt geworden war, daß der großmächtige Kaiser, welcher die Annexion so klug und so tatkräftig trotz der vielen Großmachtfeinde durchgeführt hatte, kommen werde, hat wohl mancher verwundert und zweifelnd den Kopf geschüttelt. Jahrhundertelang hatte kein Herrscher den Boden des Landes betreten, den ein liebeentwöhntes Volk bebaut. Zumal der Bauer, der vielgeplagte und viel ausgebeutete, fragte sich, was wohl der Kaiser in dem Gebirgslande wolle? Die reichen Begs besuchen? Das wäre wohl nicht nötig, denn die haben das Geld, um nach dem strahlenden Wien zu reisen.

Und so wandern sie herunter von ihren Bergen, die katholischen, die orthodoxen, die mosleminischen Bauern. Stunden-, ja tagelang pilgern sie über Berg und Tal zum „weißen Sarajevo“, den neuen Landesvater zu begrüßen. Alle nach der Landeshauptstadt führenden Straßen sind von festtäglich gekleideten Menschen jeden Alters, jeden Geschlechts besetzt und die einzige das Land durchziehende Eisenbahn kann nicht genug Sonderzüge beistellen, um all die frohen Menschen aufzunehmen, welche mit ihr zu den Kaisertagen nach Sarajevo wollen. So füllt sich die Stadt. Und der Kaiser, der ihnen bürgerliche Freiheit, eine Verfassung gegeben, verkehrt leutselig mit allem Volk. Mit den Kindern, die ihn beim Eingang in den Konak mit dem „Gott erhalte“ aus sechstausend frischen Kehlen begrüßten, sprach der Kaiser so leutselig wie mit den Franziskanermönchen, den Bauern, den kleinen Häuslern in der türkischen Tscharschija; er besuchte die Gotteshäuser aller Konfessionen und benutzte den ganzen Tag zu Besichtigungen und Empfängen aller Art, nur damit das Volk ihn sehen und seiner jubelnden Freude Ausdruck geben könne. Daß der greise Monarch sich damit selbst eine große Last auferlegte, ließ er niemanden merken.

Der Orientale ist anfangs zurückhaltend, scheu, besonders der Mohammedaner. Dem Kaiser fiel das auf, ist er doch die überschäumende Herzlichkeit der Altösterreicher, besonders seiner Wiener gewohnt. Da sah er — beim Empfang der Notablen —, daß man mit behördlichen Absperrungsmaßregeln das Volk fernhielt. Sofort gab er Befehl, daß diese Absperrung aufgehoben werde, und diese Kundgebung des Vertrauens zum Volke gewann dem Kaiser im Fluge die Herzen der Moslimen, die ihn fortan bei allen Anlässen mit überströmender Begeisterung begleiteten. Nicht nur in Sarajevo, auch in der Herzegowina, auch in Mostar, wo man sich nach den Erfahrungen in Sarajevo wohl hütete, nach orientalischer Herrscherweisheit das Volk durch Absperrung zum Mißtrauen zu reizen. Und der Jubel des Volkes war nicht etwa von den Beamten vorbereitet: er kam aus dem Herzen. Dafür zeugt der Führer der nationaltürkischen Opposition Scherif Arnautovic, der versicherte: „Die Begeisterung, welche die Ankunft des Kaisers auf unserer heimatlichen Scholle in jedem islamitischen Gemüte erweckt, wird alle von unseren Gegnern ausgeheckte Märchen, als wären wir illoyal und antidynastisch, mit einem Schlage aus der Welt schaffen.“

Das wäre die schönste Frucht der Kaiserreise, wenn in allen führenden Politikern der Moslimen, der Serben und der



Kroaten das Pflichtbewußtsein der Kaisertreue lebendig würde, wenn dieses auch im jungen Landtage betätigt würde. Der Monarch hat es bei jeder Gelegenheit den Parteiführern ans Herz gelegt, vor allem im Anfange nicht gar zu weitgehende Forderungen aufzustellen, durch positive Arbeit müsse die Eintracht gepflegt, die Verständigung unter den Konfessionen erreicht werden. Diese landesväterlichen Ermahnungen haben tiefen Eindruck gemacht, sie werden den uralten Zwist nicht mit einem Schlage beseitigen, wohl aber ihn in mildere Formen bringen.

Den Schluß mögen einige charakteristische Ansprachen machen. Zum Reis ul Ulema sagte der Kaiser, er freue sich, ihn in seiner Würde in Sarajevo beeiden zu können, worauf der kirchliche Würdenträger antwortete: „Von ganzem Herzen danke ich für die Huld und Gnade. Das Erscheinen Euerer Majestät begrüßen alle Bekenner des Koran mit Freude.“ — Zu den Franziskanern sagte der Monarch: „Es freut mich, Sie hier zu sehen, Sie sind mir sehr gut bekannt. Sie sind sehr verdient um mein Haus und um Ihre Nation.“ — Erzbischof Dr. Stadler versicherte den Kaiser der treuen Anhänglichkeit der Katholiken. Die (inzwischen bekannt gewordene) Antwort des Kaisers lautete: „Mit besonderer Freude und Genugtuung nehme ich die Versicherung Ihrer stets erprobten Treue und Ergebenheit entgegen und sehe in Ihrer Huldigung einen Beweis dafür, daß auch Sie Mein und Meiner Regierung auf den Schutz der Interessen der Kirche und des Staates abzielendes Wirken dankbar anerkennen und durch gewissenhafte Pflege des Glaubens, der wahren Moral und der christlichen Nächstenliebe unterstützen werden. Gott der Allmächtige möge Sie in diesem Wirken leiten und schützen! Ich danke Ihnen herzlichst für die Mir dargebrachte Huldigung und versichere Sie Meines dauernden Wohlwollens.“ Was in der Presse sonst über diese Antwort erzählt wurde, hat eine amtliche Bestätigung nicht gefunden.[1])

So hat der ganze Verlauf der Kaiserreise die Voraussage der Londoner „Daily Mail“ bestätigt. Sie war eine Friedenstat, der sich zu freuen alle Staaten Europas Veranlassung haben.

* * *

Am 15. Juni wurde der bosnisch-herzegowinische Landtag vom Landeschef, General der Infanterie Baron v. Varesanin im Namen des Kaisers eröffnet. Als der General nach der Feierlichkeit zu Wagen die Miljacka-Brücke passierte, feuerte der serbische Student Bogdan Zerajic fünf Revolverschüsse auf ihn ab, ohne ihn zu treffen, mit dem sechsten tötete der Mordbube sich selbst. Die einen sagen, es handle sich um einer anarchistische Demonstration; Varesanin, der in dem Täter einen Studenten erkannte, den er mit einem Stipendiumgesuch kürzlich hatte abweisen müssen, glaubt an einen Racheakt; andere meinen, Zerajic sei Großserbe und habe seinen Mordanschlag schon gelegentlich der Kaiserreise geplant, sei an der Ausführung nur durch die Wachsamkeit der Behörden verhindert worden. Tatsächlich hat die Sarajevoer Polizei, auf eine Warnung aus Paris hin, einen berüchtigten Anarchisten knapp vor Eintreffen des Kaisers verhaftet. Man sieht daraus, wie groß das Wagnis der Kaiserreise gewesen, und welch ungeheure Verantwortung besonders Graf Aehrenthal auf sich genommen, welcher diese Reise vorschlug und auch durchsetzte. Einen wohltätigen Erfolg der Reise darf man wohl auch darin erblicken, daß das Mißlingen des Mordanschlages auf Varesanin von allen Parteien aufs freudigste begrüßt wird, und daß der Führer der herzegowinischen Serben und jetzige Vizepräsident des Landtages, Wozislav Sola, der früher an der Spitze der Bewegung gegen Oesterreich stand, versicherte, die Begeisterung des serbischen Volkes für seinen Kaiser sei echt und ehrlich. Das wird hoffentlich die Tätigkeit des Landtages erweisen.

[1]) In dem zweiten Teile dieser Aufsätze hieß es, es werde erzählt, daß fünf der Abgeordneten des bosnischen Landtages nicht lesen, noch schreiben können. Der „Muslimanska Svjest“ war nämlich aus Sarajewo gemeldet worden: „Sektionschef Baron Pitner beantragte, da von den achtundvierzig Moslims, die dem Landtage angehören, neun des Lesens und Schreibens unkundig sind, beim Landtagspräsidium für diese einen Analphabetenkurs zu eröffnen.“ Das war schlecht ausgedrückt und falsch aufgefaßt worden. Es handelt sich nicht um Analphabeten, sondern um Moslims, die wohl die Lateinschrift nicht kennen, hingegen kroatisch in arabischer Schrift lesen und schreiben, wie so viele Islamiten in den Reichslanden. Es gibt Leute in Bosnien-Herzegowina, die hochgebildet sind und vielseitige Kenntnisse besitzen, ohne anders als arabisch lesen und schreiben zu können. Solche Personen als „Analphabeten“ zu bezeichnen, geht nicht an.

Ein nachahmenswertes Rundschreiben des italienischen Ministerpräsidenten Luzzatti gegen die Pornographie.

Von Dr. Josef Massarette, Rom.

Unterm 16. Juni hat Luzzatti, Ministerpräsident und Minister des Innern, an die Präfekten, Unterpräfekten, Distriktskommissare, Quästoren und Polizeiämter ein Zirkular gerichtet behufs Bekämpfung der Schmutz- und Schundliteratur. Das hochwichtige Dokument sei hier in wörtlicher Uebersetzung wiedergegeben:

„Bei der Debatte über das Budget des Ministeriums des Innern haben jüngst in der Abgeordnetenkammer verschiedene Deputierte die Aufmerksamkeit der Regierung hingelenkt auf die Notwendigkeit eines Dammes gegen die Verbreitung der Anreizungen zur Unsittlichkeit durch obszöne Veröffentlichungen, photographische Reproduktionen, Ansichtskarten, Figuren, Bilder und Schriften, welche öffentliche Sittlichkeit und Anstand verletzen. Das beklagte Uebel ist nur zu wahr. Ich selbst konnte mich davon so sehr überzeugen, daß ich noch vor besagter Diskussion beschlossen hatte, energische Bestimmungen zu einer raschen Unterdrückung dieser intensiven Korruptionstätigkeit zu treffen, überzeugt, daß die Regierung gegenüber dem Ernst der aus solch verderblichem Treiben erwachsenden Gefahren nicht müßig bleiben darf, wenn, was nicht in Zweifel gezogen werden kann, der Staat der höchste Hüter der öffentlichen Sittlichkeit ist. Es kommt hinzu, daß die pornographischen Veröffentlichungen sich nicht darauf beschränken, eine abstrakte Norm von Sittlichkeit und objektivem Recht zu verletzen, und nicht nur den Erwachsenen nachteilig sind, sondern auch die Seele der Jugend beflecken und verderben können, zu deren Reinheit doch alle sittlichen Kräfte der Gesellschaft in energischer Weise tätig sein müssen, um einer der höchsten Aufgaben ziviler Erziehung gerecht zu werden.

Die alten Römer, unsere Vorfahren, pflegten zu sagen, daß man vor den Kindern die höchste Ehrfurcht haben müsse, und in bewundernswerten Worten erhebt sich das Evangelium gegen jene, die den kindlichen Seelen zum Aergernis werden. Diese muß man schützen, was einem nicht schwierig erscheinen kann, wenn man bedenkt, über welche Mittel die Regierung zur Bekämpfung solch verderblicher Bestrebungen verfügt. Wie ich bereits in der Kammer zu erklären Gelegenheit hatte, hat die Regierung bestimmt, daß die Verwaltung der Staatsbahnen den Konzessionsinhabern der Bahnhofsbuchhandlungen die Verbreitung von unsittlichen Drucksachen und Bildern untersagen und diein die Verträge eingefügte besondere Klausel zur Anwendungzu bringen hat, wonach im Fall der Uebertretung des Verbotes dieKonzession erlischt.

Dies genügt jedoch nicht. Es ist nötig, daß die Polizeibehörden, denen von Gesetzes wegen der Schutz des öffentlichen Anstandes anvertraut ist, die größte Wachsamkeit entfalten und die unbeugsamste Strenge walten lassen, damit nicht mehr das traurige und jetzt nicht seltene Schauspiel geboten werde von obszönen Figuren und Schriften, die man ohne jede Zurückhaltung in öffentlichen Kiosken und den Auslagen der Buchhandlungen ausstellt, und deren Erscheinen oft durch Plakate angekündigt wird, welche mit Absicht diskret gefaßt, aber darum nicht weniger aufreizend und geil sind, und deren Anschlag die Polizeiämter mit übergroßer Toleranz gestatten. (Folgt ein Hinweis auf verschiedene Gesetzesbestimmungen, von deren Anwendung eine wirksame Bekämpfung der Pornographie zu erwarten ist. Dann fährt der Ministerpräsident fort):

Ich hege die feste Zuversicht, daß, wo die Behörden der öffentlichen Sicherheit innerhalb der von der bestehenden Gesetzgebung gezogenen Grenzen eine mehr energische, scharfsichtige und beständige Aktion der Ueberwachung und Unterdrückung als bisher entfalten, die peinliche Erscheinung, welche Parlament und Regierung gemäß der unverdorbenen öffentlichen Meinung einmütig beklagen und zum Wohl des Vaterlandes und zu seinem fortschreitenden sittlichen und bürgerlichen Aufstieg beseitigen wollen, leicht wird verschwinden oder abnehmen können.

Deswegen richte ich an Sie eine kräftige Aufforderung, indem ich darauf aufmerksam mache, daß ich Sie zugleich mit den abhängigen Polizeiämtern als verantwortlich ansehe für jeden Vorgang, aus dem man auf irgend eine Nachlässigkeit oder Toleranz in dieser Materie schließen könnte, wozu ich aus den angestellten Erwägungen die Beamten aller Grade um ihren ganzen Eifer und ihre emsige Mitwirkung ersuche. Und da es

meine Absicht ist, persönlich die Aktion zu verfolgen, welche von den Präfekturen des Königreichs in diesem heiligen und zivilen Kreuzzug gegen das Umsichgreifen der unzüchtigen Publikationen entfaltet werden wird, bitte ich, mich ständig und im einzelnen durch Wochenberichte zu informieren, worin außer allen anderen opportunen Mitteilungen angeführt werden sollen: Zahl und Art der vorgebrachten Anzeigen und der zur Unterdrückung der Pornographie ausgeführten Maßnahmen, die Namen der Beamten und Agenten, die dazu beitragen, und denen ich Belohnungen zusprechen werde, wie auch die Namen jener, welche, den bestimmten und formellen Anweisungen nicht entsprechend, sich in der Ausübung dieses delikaten Teiles ihres Amtes nachlässig und sorglos gezeigt haben." —

Das hocherfreuliche Zirkular zeigt, daß es dem Ministerpräsidenten mit dem guten Kampf bitter ernst ist. Wenn nun auch noch die anständige Presse die Behörden zielbewußt unterstützt, kann der Erfolg nicht ausbleiben.

Ein badischer Erlaß gegen den Kinematographen-Unfug.

Das badische Ministerium des Innern hat neuerdings einen beachtenswerten Erlaß herausgegeben, der als Ergänzung der im Jahre 1908 erlassenen Bestimmungen anzusehen ist. In diesen wurden die Bezirksämter beauftragt, wegen der schweren sittlichen Gefahren, die insbesondere für die heranwachsende Jugend durch den Besuch ungeeigneter, die Phantasie in ungesunder Weise erregender kinematographischer Vorstellungen erwachsen können, dieser Art von Schaustellungen fortgesetzt ernste Aufmerksamkeit zuzuwenden und gegebenenfalls einzuschreiten.

Dieser Erlaß wurde jetzt dahin ausgedehnt, daß den Besitzern von Kinematographentheatern zur Auflage zu machen ist, Kindern unter 14 Jahren ohne Begleitung ihrer Eltern oder Fürsorger den Eintritt zu anderen als Kinder- oder Schülervorstellungen zu untersagen. Weiter wurde eine strengere Prüfung der zur Aufführung in Aussicht genommenen Bilder, ohne Rücksicht darauf, ob es sich um Kindervorstellungen oder um Aufführungen für Erwachsene handelt, angeordnet. Bei der Durchsicht des Programms werden Stücke, die schon nach ihrer Bezeichnung und Inhaltsangabe zu Bedenken Anlaß geben, verboten; in zweifelhaften Fällen werden sie erst nach einer nicht öffentlichen Vorführung zugelassen. In den Städten mit Staatspolizei wird außerdem grundsätzlich jede neue Bilderserie bei der ersten Aufführung durch einen Polizeikommissär besichtigt, der etwaige Anstände sofort zu melden hat. Dabei werden jedenfalls als unzulässig erachtet unsittliche und unanständige Bilder sowie alle Vorführungen von Verbrechen oder sonstigen Vorkommnissen, die eine rohe oder entsittlichende Wirkung auf die Zuschauer haben könnten. Unter letzterem Gesichtspunkt ist nicht ausgeschlossen, daß auch einzelne Szenen aus Theaterstücken, deren Aufführung als Ganzes an sich nicht zu beanstanden wäre, der Beanstandung unterliegen.

Außer der regelmäßigen Ueberwachung der Kinematographen durch die Polizeikommissäre soll auch der zuständige Bezirksbeamte von Zeit zu Zeit durch unvermuteten Besuch der Kinematographentheater sich von der sachgemäßen Revision der Polizeiorgane überzeugen. Unter die gleichen Bestimmungen fallen die vielfach aufgestellten Stereoskope, Mutoskope und andere Schauautomaten, bei denen nicht selten unzüchtige Abbildungen in Frage stehen; ebenso sollen diesbezüglich alle Schaubuden usw. auf Jahrmärkten mit aller Strenge geprüft werden.

Mit diesen gewiß aufrichtig zu begrüßenden Anordnungen soll den jetzt vielfach beklagten Mißständen auf diesem Gebiete in wirksamer Weise abgeholfen werden. Jos. Schlierf.

Den Neugeweihten.

Ihr tretet hin vor seines Tempels Stufen
Und bringt das Opfer seiner Liebe dar.
Euch hat der Herr ins Heiligtum gerufen,
Euch auserwählt zu seiner Jünger Schar.
Ein Opfer ist's, das ihr auf Euch genommen
Ein Opfer, gross und schwer und hehr zugleich —
Er ist einst opfernd her zur Welt gekommen,
Sein Wandel und sein Tod war opferreich.

Ihr sollt in Demut alle Herzen führen,
Die von der Sünde Schuld gedrückt Euch nah'n;
In Demut sollt ihr heil'ge Flammen schüren,
So wie der Meister es vor Euch getan!
Ihr sollt, wenn Stürme sich auf Wogen kreisen,
Den Frieden streu'n nach Eures Meisters Rat,
Die Menschheit auf zu seinen Sternen weisen,
Um Frieden bitten, wie der Herr einst bat.

Ihr tretet hin vor seines Tempels Stufen,
Zu Gott, der Eure Jugend stets erfreut —
Geht hin, Euch hat der Herr zum Dienst gerufen,
Auf dass ihr Segen in die Herzen streut.

Hans Besold.

Eduard Ritter von Steinle.

Zu seinem 100. Geburtstag (2. Juli).

Von Hermann Ernst Arnold.

Eine weiß aufgehöhte Kreidezeichnung, „Winter" betitelt und mit dem Jahre 1880 gezeichnet: „Schnee liegt außen auf den Dächern und auf den spärlichen Haaren des am behaglichen Ofen sitzenden Greises, der aus einem Atelierwinkel freundlich lächelnd einem beflügelten Engelknaben zuschaut, welcher seinen begonnenen „Kruzifixus" weiter zeichnet. An der darüberstehenden Wand ist Michelangelo „letztes" Sonett angeschrieben, das der 81 jährige Buonarotti als Beilage zu einem Brief vom 19. September 1554 — also noch ein Dezennium vor seinem Heimgang — an den in vollem Schaffen tätigen Giorgio Vasari richtete, ebenso den ganzen Mann schildernd wie jene Epistel des „mit einem Fuße schon im Steigbügel des Todes stehenden" Cervantes! Welch weihevoll ergreifende Stimmung ist über das Ganze gelagert: „Durchs stürmische Meer meines Lebens bin ich auf gebrechlicher Barke angekommen in dem Hafen, wo alle Rechenschaft zu geben haben von ihren Taten. Die holden Träume der Phantasie und die Liebesgedanken zerflattern, da der Tod in doppelter Gestalt (due morti) anrückt, der des Lebens gewiß, der andere (der Seele) drohend (L'una m'e certa, e l'altra mi minaccia):

Nicht Malen und nicht Meißeln stillt mein Sehnen,
Die Liebe nur, die selbst den Tod nicht scheuend,
Vom Kreuz die Arme uns entgegenbreitet.
(Ch' aperse a prender noi in croce le braccia.)"

So beschreibt Dr. Holland die rührende autobiographische Zeichnung. Der Zeichner ist der weltberühmte Maler Eduard Ritter von Steinle, dessen 100. Geburtstag wir am 2. Juli begehen. Steinle gehörte nicht zu den „Glücklichen", die die Schriftgelehrten auf ihre Fittiche nahmen. So wurde ihm denn auch nicht die laut rauschende Gunst des Publikums zu teil, er wurde nicht umjubelt und kam nicht in die Mode. Und warum das trotz der anerkannten Meisterschaft? Die beste Antwort darauf ist wohl die Empfehlung, die August Reichensperger am 5. September 1842 Steinle in einer Sitzung des Dombauvorstandes in Köln gab. Er sagte:

„Wenn ein lebender Künstler (Overbeck vielleicht allein ausgenommen) solcher Aufgabe gewachsen ist, so ist es gewiß Steinle. Die Werke dieses Meisters atmen den hohen Geist und die edle Einfalt der christlichen Kunst des Mittelalters; sie sind durchweht von jenem heiligen Ernste, welcher den Darstellungen aus dem Gebiete der Religion allererst die wahre Weihe zu erteilen vermag. Steinle ist würdig, in die Fußstapfen

jener wahrhaft christlichen Künstler der alten italienischen und deutschen Schulen zu treten, welche ihre Inspirationen aus dem Himmel oder doch aus den reinsten Erregungen ihrer hohen Seelen schöpften, welche das göttliche Wort in Form und Farbe verkündeten und von welchen, man erlaube mir den Ausdruck, jeder Pinselstrich ein Akt des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe war."

Steinle wurde geboren am 2. Juli 1810 in Wien. Sein Vater, der aus Schwaben stammte, war ein tüchtiger Graveur. Die Mutter verlor er in seinem 12. Jahre. Seinen ersten Unterricht erhielt der kleine Eduard in der Normalhauptschule zu St. Anna. Gleichzeitig wurde er zu Hause in der Musik und im Französischen ausgebildet. Sehr früh schon lernte er Zeichnen und erwarb sich darin bald eine hervorragende Fertigkeit. Noch im Unklaren, ob er sich der Musik oder der Malerei zuwenden sollte, für die er beide gleich warm zu empfinden glaubte, gewann schließlich doch die letztere die Oberhand. So suchte er mit 16 Jahren Aufnahme in die Akademie in Wien, fand aber keinen Platz mehr dort. Kurz entschlossen vertraute ihn sein Vater dem eben aus Rom zurückgekehrten Maler Kupelwieser an, einem Schüler Overbecks. Damit wurde er nicht nur der akademischen Schablone und Manier entrissen, sondern kam auch in Berührung mit dem frischen Geiste der Meister der neuen deutschen Schule in Rom. „Es war eine Fügung Gottes," so urteilte er selbst in seinen letzten Lebensjahren in einem Briefe an einen Freund in Hamburg, „die mich so früh aus der Richtung Fügers (Wiener Akademie) herausführen wollte, und daraus hat sich der Glaube und die Erkenntnis des hohen Wertes der mittelalterlichen Kunst angereiht." Empfänglich für alles Große studierte er eifrig die großen Meister. Seine Erstlingsarbeit ist das Bild der hl. Anna auf dem rechten Seitenaltar der schönen Kirche zu Altmannsdorf bei Wien.

Im September 1828 wanderte Steinle nach Rom. Mit Empfehlungen an Overbeck und Veit versehen wurde er von diesen mit Wohlwollen und Güte aufgenommen. Einen besonders großen Einfluß übte Overbeck auf ihn aus, was nicht weiter Wunder nimmt, wenn man berücksichtigt, daß beide sich sowohl in künstlerischer Anlage wie in Gesinnung am meisten glichen. Auch mit anderen deutschen Künstlern kam Steinle in Berührung, namentlich trat er zu Cornelius in nähere Beziehungen. 1829 ging er mit Overbeck nach Assisi, um ihm bei seinem berümten Gemälde: „Das Rosenwunder des hl. Franziskus" zu helfen. Overbeck ermöglichte ihm auch die erste größere Betätigung in der christlichen Kunst, indem er ihm die Ausführung zweier Fresken in einer Kirche Roms zuwies. Doch konnte Steinle nur den Entwurf dazu fertigen, da inzwischen sein Vater gestorben war und ihn deshalb dringende Geschäfte nach Hause riefen.

So brachte er den Sommer 1830 in Wien zu, mit der Ordnung der Hinterlassenschaft seines Vaters beschäftigt, arbeitete dann weitere 3 Jahre fleißig in Rom und vermählte sich in Wien mit Karoline Kern, der Tochter eines angesehenen Goldschmiedes. Der Ehe entsproßen 11 Kinder, acht Töchter und drei Söhne. Drei der Töchter wurden Ordensfrauen.

In Wien fand Steinle keine seinem Talente entsprechende Beschäftigung, und so wandte er sich auf den Rat eines jungen Freundes, Alex Hübner, des später als Gesandter und Schriftsteller so berühmt gewordenen Freiherrn, der damals kleiner Beamter der Wiener Staatskanzlei war, nach Frankfurt a. M. Dort hatte eben zu jener Zeit Veit als Direktor des Städelschen Instituts ein frisches Aufblühen echter Kunst zuwege gebracht. Hier erhielt Steinle von dem Bonner Professor Moritz August von Bethmann-Hollweg den ersten großen Auftrag, mit dem er in die Reihe der selbständig schaffenden Künstler eintrat, nämlich die Ausmalung der Schloßkapelle auf Rheineck. Bevor er an die Ausführung des Werkes schritt, ging er noch eine zeitlang nach München, um sich unter Cornelius in der Freskotechnik auszubilden. Zwei Jahre weilte er in Rheineck. Da er dann auch zwei Kaiserbilder für den Kaisersaal im Römer in Frankfurt a. M. zu malen hatte, verlegte er seinen Wohnsitz ganz dahin. Diese Wandgemälde gründeten seinen künstlerischen Ruhm. Overbeck nannte ihn in einem Briefe an Klemens Brentano den „genialsten Künstler unseres Jahrhunderts in der Konzeption."

Durch Cornelius auf Steinle aufmerksam gemacht, beauftragte ihn König Friedrich Wilhelm IV. mit der Ausmalung des Chores im Kölner Dom. Er arbeitete daran von 1842 bis 1845. Herr von Wurzbach fällt darüber folgendes Urteil:

„Die verschiedenen Flächen in den Gurtbogen des großen Chors hat Steinle mit einer bewunderswürdigen Geschicklichkeit und Sinnigkeit zu seinen Kompositionen zu benützen gewußt, so daß sich heute seine Engelschöre dem Gebäude nicht nur in seiner äußeren Gestalt und seinen Räumen nach, sondern auch in Beziehung auf die mystische Bedeutung völlig anschließen. Die Cherubim, Seraphim und Throne umgeben zunächst das Heiligtum — den Altar — die Cherubim flammend rot, die Seraphim blaulicht, wie es der traditionelle Typus vorschreibt. Es sind großartige Köpfe von wunderbarem Ausdruck, ohne Leiber, mehrflügelig, von einer ergreifenden Wirkung, das Gefühl von der Heiligkeit des Ortes mächtig anregend. An die mittleren sieben Felder schließen sich zu beiden Seiten in den größer werdenden Gurtbogen große Engelsgestalten an, die der Künstler so angeordnet hat, daß die der christlichen Vorstellung näherstehenden und gleichsam vertrauteren, die Erzengel Gabriel, Michael und Raphael, mit den lebenden Attributen, sowie die Schutzengel, welche die Kirche lehrt, letztere mit ermahnender, wehrender, schützender Stellung von beiden Seiten des Chors sich der Gemeinde nähern. In der Ausführung dieser Komposition hat Steinle einen eminenten Schönheitssinn bekundet. Reichtum und Erfindung in Formen und Motiven, Präzision und klarer Vortrag, sowie ein tiefes, frommes Gemüt, wie man es nur in den Werken der begabtesten und begnadetsten Männer der christlichen Kunst antrifft, reihen diese Engelschöre dem Bedeutendsten an, was in dieser Richtung vorhanden ist."

Es ist uns nicht vergönnt, hier die einzelnen Schöpfungen Steinles zu würdigen, ja nicht einmal aufzuführen, wurden deren doch noch zu seinen Lebzeiten über 560 gezählt, doch sollen die bedeutungsvollsten wenigstens nicht unerwähnt bleiben. Dahin gehören die Wandbilder im Treppenhause des Wallraff-Richartz-Museums in Köln, Fresken, die die künstlerische und kulturgeschichtliche Entwicklung Kölns darstellen; weiter ein Bilderzyklus in der Marienkirche zu Aachen, der das Dogma der unbefleckten Empfängnis Mariä zum Gegenstande hat. Sodann malte er die Schloßkapelle des Fürsten Löwenstein-Wertheim mit einem Zyklus aus dem Leben Mariens. Die Fresken in der St. Aegidi-Kirche zu Münster und im Dome zu Straßburg sind ebenfalls sein Werk, ebenso der bildliche Schmuck des Frankfurter Doms und die Kartons für die protestantische Katharinenkirche dort. Auch zur Ausschmückung des neuen Opernhauses in Frankfurt entwarf er das ganze Programm. Zur Charakteristik der steigenden Betonung des Koloristischen nennt ein Biograph die „Tiburtinische Sybille" im Städelschen Institut in Frankfurt a. M., „Mariä Heimsuchung" in Karlsruhe, „Maria Magdalena am Ostermorgen" und „Jesu Nachtreise mit seinen Jüngern", beide in Privatbesitz.

Wie wir schon gesehen, wählte Steinle gerne die Form des Zyklus, in der er mit großer dramatischer Kraft den Fortgang der Erzählung klar vor Augen stellt. Das zeigen charakteristisch die „Legende der hl. Euphrosine", der „hl. Margareta von Cortona", „Schneeweißchen und Rosenrot", „Der Kaufmann von Venedig", „Parzival" und besonders die Schöpfungen nach dem Märchen von Brentano.

An seine zahlreiche Porträts soll nur erinnert werden.

Im Jahre 1850 wurde Steinle zum Professor der historischen Malerei am Städelschen Institut in Frankfurt berufen. Er bekleidete den Posten bis zu seinem Tode. Später erhielt er auch eine Berufung als Professor nach Prag, sowie als Direktor an die Akademie in Wien, aber er selbst wie seine Kunst waren bereits am Rhein zu fest gewurzelt, und so lehnte er diese Anträge ab. Dort war es allmählich selbstverständlich geworden, daß Monumentalwerke Steinle schaffen mußte. Auch an Ehren und Auszeichnungen sonstiger Art hat es ihm nicht gefehlt. Er besaß die goldene Medaille der großen Pariser Weltausstellung, ebenso die des Königs von Preußen für Kunst und Wissenschaft, das Kreuz der Ehrenlegion, Auszeichnungen des Kaisers von Oesterreich, König Ludwigs II. von Bayern, des Papstes, war Offizier des belgischen Leopoldordens und Mitglied der Akademien zu Berlin, Hanau, München und Wien.

In der Zeit seiner Kölner Tätigkeit war Steinle mit dem damaligen Assessor August Reichensperger in Beziehungen getreten, die sich im Laufe der Zeit zu einem innigen Freundschaftsbunde entwickelten. Die Aufzeichnungen Reichenspergers geben nun ein treffendes Bild von dem Charakter, dem Wirken und den Anschauungen Steinles. Reichensperger schreibt:

„Während seines Aufenthaltes in Köln lebte unser Meister überaus einfach und zurückgezogen. Bevor er sich morgens an die Arbeit begab, hörte er eine hl. Messe. Mit Ausschluß der



Mittagszeit war er dann unausgesetzt in seinem Hängestuhl, 80 Fuß oberhalb des Fußbodens des Domes, zu erblicken. Sein gesellschaftlicher Verkehr beschränkte sich, abgesehen von seiner Behausung, auf die Familie Heinrichs von Wittgenstein, dessen Tätigkeit und weitreichendem Einflusse hauptsächlich die Erfolge des Dombauvereins zu danken sind. Eine sehr schöne Erinnerung an diesen Verkehr bildet die noch von einem Mitgliede der Familie bewahrte Zeichnung Steinles, welche acht damals im Aufwachsen begriffene Kinder von Wittgenstein, in Profil aneinandergereiht, darstellt. Zwei später zur Welt gekommene Kinder wurden von Steinle im Verfolge beigefügt. Sonntags ward mir und meiner Frau zumeist die Freude zuteil, den Freund als Mittagsgast bei uns zu sehen. Auf Unterhaltungsstoff brauchte man ihm gegenüber nicht erst zu sinnen. Er interessierte sich für Vorkommnisse aller Art, besonders lebhaft auch für Politisches, vom entschieden konservativen Standpunkte aus, ohne darum indes alles gerade Bestehende löblich zu finden, weil dasselbe gar oft, damals wie heute noch, der Erhaltung im Grunde unwert war. Sein Konservativismus, dem er stets zugetan blieb, ruhte auf christlicher Grundanschauung. — Nach der Mahlzeit beim Kaffee durfte es an einer Zigarre nicht fehlen, worauf Steinle übrigens selbst im Voraus Bedacht zu nehmen pflegte. Falls überhaupt bei seinem harmonisch gestimmten Wesen von irgend einer ihn beherrschenden Leidenschaft die Rede sein könnte, so ließe sich ihm etwa nachsagen, er sei ein leidenschaftlicher Zigarrenraucher gewesen. Soweit nur immer die Art seiner Arbeit im Atelier es gestattete, gewährte er sich diesen Genuß. Es war, als ob das Durcheinanderspielen der aufsteigenden Wölkchen seinem so regen Geiste zur Erholung gereichte, eine gewisse Behaglichkeit zuwege brächte. — Neben der eigenen Kunst pflegte Steinle im besonderen Maße die Musik. Seine Lieblingskomponisten waren Beethoven, Mozart und Bach, von den neueren Chopin. Oft nahm er nach der Mahlzeit, wie auch nach der Arbeit Platz am Klavier und erging sich auf dessen Tasten im Phantasieren. Im Reiche der Farben ein Herrscher, fand er sich auch mächtig zu dem der Töne hingezogen, der so engen Verwandtschaft der die beiden Reiche durchwaltenden Gesetze sich bewußt. Mit besonderer Vorliebe lag er dem Studium dieser Gesetze ob, das namentlich nach dem Erscheinen des großen, leider unvollendet gebliebenen Werkes unseres gemeinsamen Freundes Albert Freiherr von Thimus „Die harmonikale Symbolik des Altertums" sich kundgab, in welches er sich trotz der gewaltigen Schwierigkeiten, die selbst Fachgelehrte davon abschreckte, eifrigst vertiefte. Eine auf dieses Werk bezügliche, dem Verfasser desselben gewidmete große Zeichnung humoristischer Art von seiner Hand ist nach des ersteren Tod in meinem Besitz gekommen. Hinsichtlich der Lebensgewohnheiten Steinles sei noch weiter bemerkt, daß ein seltener Ordnungssinn und damit im Zusammenhange eine nicht minder seltene Begabung im Ausnutzen der Zeit ihm eigen war, worin denn auch die ans Wunderbare grenzende Vielseitigkeit seines Wissens und Könnens einigermaßen ihre Erklärung findet. Seine Bedächtigkeit hielt sich weit entfernt von Pedanterie; eher könnte man vielleicht sagen, daß eine gewisse vornehme Zurückhaltung ihn so lange in Abgeschiedenheit hielt, als nicht ein besonderer Grund zu freundlichem Entgegenkommen sich ergab, woran er es alsdann niemals fehlen ließ. Der beregte Ordnungssinn zeigte sich mit seinem Schönheitssinn in der Weise gepaart, daß alles, was ihm zum Gebrauche diente, bis zu den gewöhnlichen Utensilien herab, nach Form und Stoff den ästhetischen Anforderungen nach Möglichkeit entsprach, sich als ausgesucht zu erkennen gab."

Soweit August Reichensperger. Steinles Leben, Malen und Schaffen bilden ein harmonisches Ganzes. Er war wohl der geistvollste und fleißigste der sogenannten „Nazarener". Sein Schaffensgebiet ist ungemein weit und vielseitig. Jedem Maßstabe gewachsen finden wir ihn überall auf gleicher Höhe, ob es sich um Gegenstände tiefster Religiösität oder humoristische Schöpfungen handelte. Dabei herrscht ob all ihrer Manigfaltigkeit eine einheitliche Grundstimmung. Besonders hervorgehoben zu werden verdient auch seine stets bereite Kraft der Erfindung. So steht der Meister vor uns als ein dem Wahren und Schönen mit seltener Ausdauer und Kraft dienender Künstler.

75 Jahre lang war Steinle rüstig und voller Schaffenskraft geblieben. Dann aber machte sich ein Abnehmen seiner Kräfte bemerkbar. Er starb am 14. September 1886. Eines seiner letzten Worte waren: „O wie nichtig ist jetzt alles Lob, das mir je gespendet wurde. Es gibt nur ein Uebel, die Sünde; diese aber ist ein unendliches Uebel."

Mittag im Park.

Es träumt der Park zur stillen Mittagszeit,
Hollunderdüfte weh'n um die Stakete,
Und hundertjähr'ge Ulmen schatten breit,
In jungen Knospen steh'n die Rosenbeete.

Den Teich umsäumt der Iris blauer Flor,
Ans Ufer spült die blanke Silberwelle,
Und leichtbeflügelt über Schilf und Rohr
Tiefblau und golden gaukelt die Libelle.

Kaum wird ein Zwitschern laut im Blätterdach,
Und leise wie im Traume klingt der Bronnen,
Die Marmorgötter ruh'n im Laubgemach,
Vom Mittagszauber heimlich eingesponnen.

Da schwebt ein Leuchten durch den stillen Park,
Und die Akazien streuen Silberflocken,
Das Märchen wandelt durch die Blütenmark
Und windet einen Kranz von blauen Glocken.

Josefine Moos.

Etwas über Arbeiterkolonien!

Von R. Neitzke, Köln.

Der Initiative des jüngst heimgegangenen hochverdienten Pastors von Bodelschwingh, dem die „Allgemeine Rundschau" in Nr. 17 S. 286 einen ehrenden Nachruf widmete, verdanken die Arbeiterkolonien, wie sie jetzt fast jede Provinz und zum Teil auch die größeren Städte aufzuweisen haben, ihr Entstehen. So anerkennenswert auch die Bestrebungen sind, den im harten Kampfe des Lebens Unterlegenen durch derartige Anstalten wieder aufzuhelfen, ihre Erfüllung finden sie bei dem jetzigen System kaum. Die Gründe für diesen Fehlschlag, man darf wohl, ohne sich der Uebertreibung schuldig zu machen, von einem solchen reden, sind zwiefacher Art. Zunächst mangelt es bei der heutigen Praxis an einer individuellen Behandlung der Kolonisten, und zweitens fehlt es zumeist an einem den Anstalten angegliederten Arbeitsnachweise.

Sehen wir uns zunächst einmal das Menschenmaterial an, das die Arbeiterkolonien bevölkert. Alle Altersklassen findet man vertreten, vom kaum der Lehre entlassenen Burschen bis zu dem im Greisenalter stehenden. So verschieden die Altersunterschiede sind, so verschieden sind auch die Berufe. Arbeiter, Handwerker, Kaufleute, ja selbst ehemalige Akademiker, Künstler und Offiziere zählen zu den Insassen. In bunter Reihe hat der noch unbescholtene wenn auch vielleicht leichtsinnige junge Mann neben dem gewohnheitsmäßigen Landstreicher oder dem im Verbrechen grau gewordenen Zuchthäusler seinen Platz. Daß unter solchen Umständen die Elemente die noch nicht moralisch so verlumpt sind, in der ärgsten Gefahr stehen, auf dasselbe Niveau herabzusinken, ist nur zu verständlich. Wie kann und muß nun diesem Uebelstand abgeholfen werden? Um eine Trennung wirksam durchzuführen, müßten allerdings zwei Kategorien von Arbeiterkolonien geschaffen werden, von denen man derjenigen, der die besseren Elemente überwiesen werden, den Namen Zufluchtsheim beilegen könnte. Meldet sich jemand nun zur Aufnahme, so hat der Anstaltsleiter oder noch besser der Anstaltsgeistliche auf Grund sorgfältiger Prüfung der Papiere sowie des persönlichen Eindruckes, den der sich Meldende macht, zu entscheiden, ob die Aufnahme in die Arbeiterkolonie oder in das Zufluchtsheim zu erfolgen hat. Natürlich müßte auch später noch auf Grund sorgfältiger Beobachtungen immer wieder eine Auslese stattfinden, und wären die Kolonisten, die die Gewähr zu bieten scheinen, den Zukunftsheimen zu überweisen. Die Kosten für diese Neuordnung dürften gar nicht so große sein, und jedenfalls in keinem Verhältnis stehen zu dem Segen, den sie zur Folge hätte.

Diesen Zufluchtsheimen müßten dann die Arbeitsnachweise angegliedert werden. Von den sonstigen allgemeinen Arbeitsnachweisen würden sie sich aber insofern zu unterscheiden haben, daß sie nicht à tout prix jedem, der eine bestimmte Zeit im Heim war und sich gut geführt hat, Arbeit verschaffen, sondern sie müßten darauf Bedacht nehmen, daß die Leute, die nun

wieder ins Leben zurückkehren, zu Arbeitgebern kommen, die ein Herz für sie besitzen, ihnen mit Rat und Tat zur Seite stehen und ihnen einen moralischen Rückhalt gegen die von neuem an sie herantretenden Versuchungen des Lebens geben. Unter den jetzigen Umständen bleibt der Kolonist seine drei Monate, die er sich zu bleiben verpflichten muß, in der Anstalt. Man achtet wohl darauf, daß er fleißig arbeitet, sich an Ordnung gewöhnt, sich anständig beträgt, aber sonst kümmert man sich in den wenigsten Fällen um ihn. Verschafft er sich selbst Stellung, nun gut. Wenn nicht, dann zieht er nach der Verpflichtungszeit wieder seines Weges, bis die Not ihn zwingt, von neuem eine weitere Anstalt aufzusuchen, oder die Pforten des Gefängnisses sich hinter ihm schließen. Aber zur Erreichung solcher Resultate sind doch letzten Endes die Arbeiterkolonien nicht ins Leben gerufen worden.

Der Münchener Glaspalast 1910.

Von Dr. O. Doering-Dachau.

Alles fließt, sagt der griechische Philosoph, alles ändert sich, sogar solche Dinge, von denen man es kaum erwartet hätte. Zu ihnen gehört die Anordnung der Werke in unserem Kunst-Massenasyl, genannt Glaspalast. Tatsächlich, man hat sich heuer entschlossen, bei der Aufhängung besseren Geschmack walten zu lassen, hat auf Ueberfüllung verzichtet, die Werke weitläufiger angeordnet und in verständige Sehhöhe gebracht. Die Quantität des Gebotenen ist dadurch gegen früher nicht unbedeutend zusammengeschrumpft. Die Qualität zum Glück nicht. Von der Gelegenheit für letztere, sich nunmehr etwas zu heben und zu dehnen, hat sie gleichwohl keinen Gebrauch gemacht. Der allgemeine Eindruck ist der der Mittelwertigkeit geblieben. Gutes, ja sehr Gutes verteilt sich in bescheidenen Dosen zwischen der Fülle des schlechthin Brauchbaren, letzteres wiederum nicht unbedeutend durchwachsen mit Landläufigem, dem man nur aus freundlichem Willen den Namen Kitsch nicht anhängen mag.

Einige Proben ausländischer Kunst finden wir aus Frankreich, den Niederlanden, Oesterreich, Rußland, ja sogar aus Japan. Deutschland beteiligt sich besonders mit den Schulen von Berlin, Weimar, Düsseldorf, Karlsruhe. Den breitesten Raum nimmt München ein, von wo alle Kunstgruppen diesmal mit Ausnahme der „Scholle" sich beteiligt haben. Man mag über letztere denken wie man will, dennoch ist nicht zu streiten, daß infolge ihres Fortbleibens der Ausstellung eine der interessantesten Noten fehlt. Entschädigt werden wir durch sehr gute Leistungen aus dem Künstlerbund Bayern, aus der Luitpoldgruppe, sowie durch einige Sonderkollektionen. Eine davon gilt dem Gedächtnis des vor einem halben Jahr verstorbenen Hermann Kaulbach. Viel fein empfundene Architektur ist dabei, Figürliches, Genrehaftes in Menge, ein paar große Historien, letztere über Theatereffekt kaum hinausgehend. Eine sinnig empfundene „Ruhe auf der Flucht" würde ohne Hereinziehung ethnologischer Momente noch tiefer wirken. Andere Sondergruppen sind ausgestellt von dem prächtig vielseitigen Landschafter Ludwig von Löfftz, von Philipp Röth, durch den in den sechziger Jahren die Bedeutung der Dachauer Landschaft mitentdeckt wurde. Ein Zimmer enthält wieder, wie ehemals, eine Auswahl der Porträts von Fritz August von Kaulbach, deren Hauptruhmestitel die Eleganz ist.

Endlich sei gleich hier der Gedächtnisausstellung für den Bildhauer Anton Heß gedacht, der jetzt schon über ein Jahr tot ist, und dessen hohe Gaben wir in einer großen Zahl von Porträts, Allegorien und auch religiösen Darstellungen bewundern dürfen. Edle abgeklärte Schönheit, wie sie der künstlerischen Formenwelt aus der Mitte des 19. Jahrhunderts so reichlich eigen war, verklärt seine Idealgestalten, zu deren besten eine als Grabmal gedachte Madonna Immaculata und ein Marmormedaillon mit dem Brustbilde der Madonna gehören. Auch für die Kirchen zum Hl. Geist und St. Bonifaz in München hat Anton Heß herrliche Figuren angefertigt.

Um gleich bei der somit berührten Plastik zu bleiben, so darf ihr fast durchweg Anerkennung gezollt werden. Wie auch in der Sezession überwiegt das Porträt. Uebertroffen wird jene dadurch, daß der Glaspalast auch ein paar wahrhaft monumentale Stücke bringt. Dabei ist ein Grabmal in Hochrelief von Ludwig Dasio. Es stellt eine sitzende junge Frau dar, der der Heiland die Hand reicht. In Auffassung und Gewandung macht sich Abhängigkeit von den alt-attischen Grabstelen fühlbar. In echt deutschem Sinne ist ein Altarrelief von Valentin Kraus entworfen, das den gekreuzigten Heiland darstellt. Vom selben Künstler sei auch die bronzene Bildnisbüste des päpstlichen Hausprälaten Dr. E. L. Fischer hervorgehoben. Die Gruppe der Plastik bietet außer den schon genannten Werken religiöser Kunst noch eine Anzahl solcher, im Verhältnis weitaus mehr als die Malerei. Franz Drexler-München zeigt als Grabfigur einen monumentalen, innig gedachten Engel, der die Dornenkrone in den Händen hält. Stark realistisch ist ein in Holz geschnitzter „Schmerzensmann", der zusammengesunken an der Säule mehr hängt als steht. Von hoher Schönheit ist ein gleichfalls in Holz geschnitzter, hell bräunlich getönter Kruzifixus von Franz Hofer. Alois Mayer-München zeigt die Büste des Gekreuzigten, gleichfalls ein vorzügliches Werk.

Eine kleine Architekturgruppe bietet Entwürfe zu Villen, Wohnhäusern und dergleichen, und nur zwei Kirchenbauentwürfe (E. Drollinger) für Brückenau. — Reichlich und gut bestellt ist die graphische Abteilung, die von der Vielseitigkeit der modernen Radierung und den sonstigen vervielfältigenden Techniken einen ausreichenden Begriff gibt. Die Auslegung von allerlei Büchern grob sexuellen Inhaltes zur allgemeinen Durchblätterung und Besichtigung muß mit Entschiedenheit verworfen werden. Sie bildet einen dunklen Fleck in dieser Veranstaltung, welche sich sonst von dergleichen zumeist freigehalten hat.

Wir übersehen die verschiedenen Fächer der Malerei. Das Porträt erregt im Glaspalast jederzeit mehr gegenständliches Interesse als in der Sezession, wo jenes für die malerisch-technischen Eigenschaften und für die geistige großzügige Erfassung überwiegt. Zu nennen sind an dieser Stelle Werke von Papperitz, Walter Thor, C. Graf-Pfaff, A. Heller, A. Fuks, Walter Firle. Die Landschaft ist, wie immer, am reichlichsten dazu berufen, malerische Probleme zu lösen, Empfindungen symbolisch zum Ausdruck zu bringen. Obenan stehen von außerdeutschen Werken immer noch jene der Schotten, wiewohl diese bei anderen Gelegenheiten besser vertreten waren. Von einheimischen Arbeiten beanspruchen jene von Canal, Dill, Baer, † Willroider, Liebermann, Wenglein, Schönchen, Schramm-Zittau, Urban, Fröhlich-Weimar, Ferd. Keller-Karlsruhe und einigen anderen besonders hohen Rang. Manches treffliche Bild verbindet mit der Landschaftsmalerei die von Tieren. Die dekorativen Eigenschaften, die vielen dieser Werke charakteristisch sind, treten mit größter Klarheit bei zahlreichen Stilleben hervor. Manches davon zeigt vorzügliche poetische Behandlung, wie etwa die Malereien von H. Frauendorfer-Mühlthaler, E. Huber-Audorf, die herrlichen Rosen von L. E. Berman-Glasgow.

Nur ein Schritt ist es von hier zum Dekorationsgemälde großen Stils. J. L. Groppe sucht dabei Anschluß an Ludwig von Hoffmann, ohne aber dessen poetischen Schmelz zu erreichen. Fritz Kunz bringt ein prächtiges, tief empfundenes Wandgemälde für eine schweizerische Kirche; die Erinnerung an beste Hodlersche Leistungen stellt sich dabei ein. Die dargestellte Szene der Verehrung einer Madonnenerscheinung durch Kriegsscharen gibt dem Bilde eine Stellung am Grenzgebiete des eigentlichen Historienbildes. — Letzteres hat in der Ausstellung verschiedene Vertreter, von denen leider nur wenige Beifall verdienen. Zu letzteren gehört vor allem Defreggers herrlicher „Abschied Hofers von seiner Familie im Gefängnis von St. Afra". Mehrere andere stoßen durch Kraßheit ab, wie „Der Wagen des Heliogabalus" von Hoffmann-Vestendorf, oder Fabianski's blutrünstiger „Pogrom in Kiew". Zur Erhöhung der für das Historienbild gegenwärtig weniger geneigten Stimmung können solche Leistungen unmöglich beitragen. — Das religiöse Historienbild ist durch die große bewegte Szene „Golgatha" von H. Clementz-Grunewald bedeutend vertreten. Eine „Ruhe auf der Flucht" in recht geschlossener Komposition bietet J. Hansen-Düsseldorf. Ein hübsches Stück aus dem kirchlichen und dem Volks-Leben zugleich, mit schönen Lichtwirkungen gemalt, ist die „Palmenweihe in Walderbach" von O. Piltz-Pasing. A. Ritzberger-Linz a. D. hat seine „Grablegung" etwas zu sehr auf Lichteffekt berechnet; auch der tote Heiland macht einen fremden Eindruck. Bei einer Zeichnung der Madonna von † E. Seifert macht leider das Kind einen allzu unbedeutenden Eindruck. Graphiken religiösen Inhaltes lieferten Hans Röhm und der bisher in Abhängigkeit von Rembrandt befangene H. Eickmann-Berlin.

Lilie und Lilienblatt!

Eine Lilie stand im Morgentau,
Goldhauch grüsst' den weissen Schimmer,
Und es flüstert in der weiten Au,
Ehrfurchtsvoll: O bliebst du immer!

Weh! Ein grimmes Wetter tost heran,
Tau und Goldstrahl sind verschwunden . .
Morgens in der Grossstadt kehrt ein Mann,
Hat ein Lilienblatt gefunden.

P. Mannes M. Rings, O. P.



Varieté, „Kultur" und Polizeizensur.

Es war zu erwarten, daß die in Nr. 25 (S. 415) unter obigem Titel mitgeteilten scharfen Angriffe gegen das in der „Ausstellung München 1910" für die leichtlebige Welt errichtete „Parkkasino" (der Titel „Nachtkasino" wäre für das nur ab 11 Uhr nachts bis zum frühen Morgen geöffnete Lokal zweifellos zutreffender), nicht ohne Nachspiel bleiben würden. Ein Münchener Skandalblatt, das in pikantester Form über unglaubliche Dinge berichtete und schwere Beschuldigungen gegen Magistrat und Polizei erhob, soll, wie im Magistrat mitgeteilt wurde, ausnahmsweise vor Gericht gestellt werden. Nach allem, was inzwischen in der Presse bekannt geworden ist, würde eine gerichtliche Verhandlung für gewisse Münchener Herren aus den sogenannten „besten Kreisen", die im „Parkkasino" das suchen, was nach der Versicherung der Leitung und Aufsicht nicht geboten wird, mit einer schweren Blamage enden. Trotzdem aber die polizeilichen Erhebungen die ärgsten Anklagen, die gegen das Treiben im „Parkkasino" erhoben wurden, als grundlos erwiesen haben, ist selbst auf Grund der amtlichen Feststellungen immer noch genug hängen geblieben, um dem Ausstellungsdirektorium die Freude an dieser seiner Schöpfung, die kein Ruhmesblatt ist, gründlich zu vergällen.

Die Versammlung der Münchener Theater- und Varieté-Direktoren hatte bekanntlich in erster Linie die im „Parkkasino" aufgeführten „Bauchtänze" beanstandet. Direktor Schrumpf vom Volkstheater, welcher eine offizielle Beschwerde an die Polizeidirektion gerichtet hatte, erhielt von dieser nachstehenden, für jeden, der zwischen den Zeilen lesen kann, sehr bezeichnenden Bescheid:

„Die Frage, inwieweit die choreographischen Vorführungen in dem im Parkkasino konzessionierten Varietébetrieb nicht nur mit den Anschauungen derjenigen Kreise, für welche nach der Ansicht der Veranstalter das Unternehmen im Parkkasino bestimmt sein sollte, sondern mit den Anschauungen der Allgemeinheit über Anstand und Sitte vereinbar gestaltet werden können und sollen, hatte ich bereits unabhängig von Ihrer Vorstellung aufgegriffen und werde dieselbe im Benehmen mit dem Direktorium der Ausstellung München 1910 einer entsprechenden Lösung zuführen"

Hier ist offen eingeräumt, daß die nachtschwärmende Lebewelt, für die man das „Parkkasino" errichtete, andere Anschauungen über Anstand und Sitte hat, als die „Allgemeinheit". Inzwischen hat in Gegenwart der Herren des Ausstellungsdirektoriums, der Polizeidirektion und von acht Vertretern der Künstlerschaft eine Probevorführung der Tänze und der Gesangsnummern stattgefunden, über welche die Ausstellungsleitung nachstehenden Bericht ausgab:

„Nach einmütig geäußerter Ansicht konnte festgestellt werden, daß im Vergleich zu Arrangements gleicher Art in anderen Städten die Darbietung des Parkkasinos das Prädikat „dezent" verbunden mit Eleganz und künstlerischem Geschmack verdient. Man hat bei gleichen Veranstaltungen nirgendwo einen gleich vorteilhaften diskreten Eindruck erhalten. Den geäußerten Wünschen des Herrn Polizeipräsidenten hinsichtlich einzelner Fragen der Regie wird das Unternehmen gern Rechnung tragen."

Es fällt auf, daß der „Beschwichtigungshofrat", der diese Notiz verfaßte, den „Vergleich zu Arrangements gleicher Art in anderen Städten" voranstellt, so daß also die bezeugte „Decenz" von vornherein die Bedeutung einer relativen „Decenz" gewinnt. Dabei ist nicht zu übersehen, daß die Sittenkommission nur das begutachten konnte, was ihr wirklich vorgeführt wurde. Ob die von nichts weniger als prüden Besuchern so scharf beanstandeten vorausgegangenen öffentlichen nächtlichen Aufführungen gleichfalls das Prädikat „decent" verdient hätten, scheint mehr als zweifelhaft. Auch daß man zu dieser Kommission wieder in der Mehrzahl Künstler, die über Körperenthüllungen naturgemäß weit kühler denken, als Sachverständige, zuzog, wird kaum zur Beruhigung der von der Polizeidirektion in obigem Bescheide sehr richtig angerufenen „Allgemeinheit" dienen. Die jüngste Feststellung aus der graphischen Abteilung der Kunstausstellung im Glaspalast hat wieder einmal gezeigt, wie wenig das Empfinden mancher Künstler in bezug auf die Grenzen des sittlich Zulässigen unbedingt maßgebend sein kann.

Daß die Polizeidirektion vor Mißgriffen nicht immer sicher ist, hat die so fatal verspätete Korrektur der höheren Instanz in Sachen des skandalösen Plakates „Die Ehebrecherin" wieder einmal bewiesen. Anderseits ist zuzugeben, daß die oft sehr laxe Praxis der Polizei in anderen, namentlich nord- und mitteldeutschen Städten, der Münchner Polizeidirektion ihr Amt sehr erschwert. Die Zähigkeit eines auf den Sinnenkitzel des großen Haufens spekulierenden Unternehmer- und Artistentums hat, wie den bronzierten Nacktstatuen, so auch den sog. Nacktänzerinnen Schritt für Schritt einen immer breiteren Weg in die Oeffentlichkeit erzwungen. Die Unternehmer befolgen dabei den „Trick", daß sie durch möglichst schamlose Zumutungen an den öffentlichen Anstand die Polizei schrittweise zu Konzessionen drängen, die vor 15 und 10 Jahren noch unmöglich gewesen wären. In den Münchener „Blumensälen" wird zurzeit ein Stück gegeben, das von „zwei Münchener Schauspielern" verfaßt sein soll. Wie es schon in den „pikanten" Vorankündigungen der Lokalpresse hieß, sollten in dem Stücke „Nakttänzerinnen" auftreten. Jetzt berichten die „Münchner Neuesten Nachrichten": „Auch drei Nakttänzerinnen (Printing Girls) erscheinen auf der Bühne. Sie gaben der Polizei Anlaß zu einem teilweisen Verbot der Tänze, das aber jetzt wieder aufgehoben worden ist." Was selbstverständlich nur heißen kann, daß die Polizei den Tänzerinnen ähnliche Beschränkungen auferlegte, wie unlängst der mit so viel Tamtam angekündigten Olga Desmond. Aber die durch eine gewissenlose Preßreklame — diese trägt die Hauptschuld an dem ganzen Elend — aufgestachelte Lüsternheit der Nurzuvielen sorgt dafür, daß die Unternehmer trotz der Polizeizensur ein Bombengeschäft machen. Nur ein unnachsichtiges Verbot aller auf groben Sinnenreiz spekulierenden Aufführungen kann dem stetigen Aergernis ein Ende bereiten. Nur keine Halbheiten! In anderen Ländern geht man gegen anstößige Schaustellungen weit strenger vor. Laxheit in allen Fragen, welche die Sittlichkeit betreffen, gehört nachgerade zu den beschämendsten Eigentümlichkeiten deutscher „Kultur".

Dr. Otto von Erlbach.

Bühnen- und Musikrundschau.

Richard Strauß-Woche. Unter ansehnlicher Beteiligung Einheimischer und Fremder begann das fünftägige Fest, das man dem Tondichter Richard Strauß in seiner Heimatstadt München bereitet hat. Von den drei Opernwerken, die das Prinzregententheater der Festwoche beisteuert, machte die „Feuersnot" den Anfang. Eine das Schaffen Straußens voll umfassende Veranstaltung hätte mit „Guntram" beginnen müssen. Bei einer Straußwoche im Frankfurter Opernhause ist dies jüngst in der Tat geschehen. Dort stehen seine sämtlichen Musikdramen im Spielplan. „Feuersnot" ist die Antwort des Künstlers auf den üblen Empfang, den München „Guntram" bereitet hatte. Die Antwort eines Gekränkten, nicht eines Verbitterten, dazu ist dem satirischen Singgedicht zu viel Liebe beigemischt und die geistreich liebenswürdige Strafpredigt Kunrads an die Münchener „zur fabelhaften Unzeit" findet, nachdem man seinerzeit einige Jahre mit der Einstudierung gezögert hatte, auch hier nur rein künstlerisches Vergnügen. Gegen Ernst von Wolzogens kecke Dichtung lassen sich Einwendungen erheben. Musikalisch wirkt auf mich von Straußens Bühnenwerken die „Feuersnot" am tiefsten. Die Partie des Kunrad ist von hinreißendem Klangzauber, in den Kantilenen seiner Liebesgesänge glüht eine Kraft der Empfindung, die mir höher steht, als viele der verblüffenden genialen Einfälle im Orchester. Feinhalsens herrliche Stimme lieh dem Kunrad wieder machtvolle Wirkung. Richard Strauß leitete die Aufführung selbst. Nach einer Pause dirigierte Mottl das „Heldenleben". Am Schlusse der Tondichtung wurden die beiden großen Orchesterleiter durch stürmische Ovationen geehrt, die sie Hand in Hand entgegennahmen. Mag man das Festspielhaus bei herabgelassenem eisernen Vorhang immerhin ein wenig stimmungslos finden (ich möchte aus diesem Grunde für völlige Verdunklung des Raumes plaidieren), so erwies es sich zum Konzertsaal im vollkommensten Sinne geeignet. Wenn in diesem Heldenleben bei der Schilderung der Widersacher und der Walstatt manches dem weniger modern geschulten Ohr allzu ungewöhnlich klingt, so wird sich niemand den Reizen des Werbemotives, der Liebesmelodie, der Farbenpracht des Blütenstraußes aus Straußens Gesamtwerken und des Helden „Weltflucht und Vollendung" entziehen können. Die erste Matinée im Künstlertheater zeigte Tilly Koenen und Frz. Steiner als fesselnde Interpreten Straußscher Lyrik. Der Komponist, Ign. Friedman, A. Rosé, Ruzitska und Buxbaum boten in der Sonate in Es-Dur und dem Quartett in C-moll Erlesenes. Der Abend brachte die „Salome". Hier steht nun der Tondichter heute noch wie früher meinem Empfinden ferner, wenn ich auch dem Können glanzvollen und dem üppigen Farbenreichtum seiner Orchestersprache volle Bewunderung zolle. In einem lehrreichen Aufsatz im Herderschen Jahrbuch der Zeit- und Kulturgeschichte (1909) sagt Dr. Eug. Schmitz u. a.: „Welche Stellung Strauß dereinst in der Musikgeschichte einnehmen wird, können wir heute natürlich nicht wissen . . . . . wir müssen uns stets bewußt sein, daß alle in dieser Hinsicht gefällten Urteile subjektiver Natur sind und sein müssen." Ich finde hier eine Meinung wiedergegeben, welche ich immer vertreten habe, und insbesondere da, wo Strauß Wege einschlägt, denen zu folgen mir bisweilen schwer fällt. Die Salome sang Edith Walker (Hamburg) bei rassigem Spiel mit glänzenden Mitteln. Ernst Kraus gab den Herodes, Frau Preuse die Herodias und Brodersen den Jochanaan in bewährter Güte.

Klara Zieglers Vermächtnis. Die berühmte Tragödin hat ihre große, am Rande des Englischen Gartens in München gelegene Villa der Bühnengenossenschaft zum Zwecke eines Theatermuseums hinterlassen. Am Johannitage fand eine intime Eröffnungsfeier statt, zu welcher nur ein kleiner Kreis von Bühnenmitgliedern und Schriftstellern geladen war, und nunmehr ist die Villa der Allgemeinheit zugänglich. Generalintendant Freiherr v. Speidel hielt namens des Kuratoriums und der Museumsleitung eine Ansprache, in welcher er dem wertvollen Vermächtnisse der verstorbenen Künstlerin warme Worte der Würdigung weihte und Elisabeth Christen, der Stieftochter Klara

Zieglers, für ihr pietätvolles Walten bei der Einrichtung des Museums dankte. Schon manche Gabe ist von auswärts für die Sammlung gestiftet worden. Ihre Sichtung ist in der Kürze der Zeit noch nicht möglich gewesen, auch sollen im ersten Jahre die Räume noch genau so belassen werden, wie zu Lebzeiten der Künstlerin. Der gelbe Salon bleibt für immer unverändert zum Gedächtnisse Klara Zieglers. Es ist unmöglich, alle die Kunstschätze und Erinnerungsgaben aufzuzählen, die sich während dieses langen gesegneten Künstlerlebens in ihrem Heime anhäuften. Von der lorbeerbeschatteten Totenmaske Klara Zieglers wenden wir uns den zahlreichen Bildern zu, in denen uns Künstlerhände die Tragödin in fast allen ihren unvergeßlichen Gestaltungen festgehalten; wir sehen die feierliche Schönheit und Größe ihrer Gesten, zu denen die stolzen Räume so glücklich harmonierten, die sie sich mit den Früchten ihres rastlosen Künstlerschaffens erbaut hat. Für die spätere Erweiterung des Hauses hat die Künstlerin in ihrem letzten Willen genaue Wege gewiesen.

Die Hofbühne hat „Nathan den Weisen" mit zahlreichen Neubesetzungen wieder in den Spielplan aufgenommen. Die sehr stimmungskräftige Wiedergabe von Lessings dramatischem Gedicht fesselte besonders durch die Gestaltung der Titelrolle durch Jakobi, dessen reife Sprachtechnik rühmenswert hervorgehoben werden muß.

Das Institut Maria de la Paz hatte die Freunde seiner Schule zu einem Sommerfest geladen. Wie schon bei früheren Anlässen, durfte man sich von der vortrefflichen Ausbildung der jungen Mädchen in deklamatorischer und sanglicher Hinsicht auf das angenehmste überzeugen. Neben deutschen Gedichten und Liedern hörten wir auch solche in französischer und englischer Sprache. Die Aussprache der fremden Idiome war sehr zu loben. Auch in Turnübungen und Reigen sahen wir Interessantes. Allerliebst wurde Dalcrozes Tanzlied „la bonne marchande" gespielt und gesungen. Die Gäste kargten nicht mit ihrem Beifall und schieden mit den besten Eindrücken von dem von Frl. Therese Sickenberger mustergültig geleiteten Institute.

Verschiedenes aus aller Welt. Das Oberammergauer Passionsspiel hat durch das Hochwasser keinerlei Unterbrechung erfahren. — In Pyrmont wurde ein fürstliches Naturtheater mit Hofmannsthals „Elektra" erfolgreich eröffnet. — Die Goethegesellschaft beging in Weimar ihr 25jähriges Jubiläum, bei dem der Literaturhistoriker Erich Schmidt die Festrede hielt. Ein künstlerisch wertvolles Grabdenkmal wurde Alma v. Goethe, der 1844 sechzehnjährig gestorbenen Enkelin des Dichters, die Grillparzer besungen, gewidmet. Ein Kostümfest im Parke von Tiefurt brachte am Ufer der Ilm Goethes „Fischerin", die man genau so spielte, wie sie der Dichter 1782 für Anna Amalias Hof hatte aufführen lassen.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Es hat den bestimmten Anschein, als ob die Börsen nach den langen Hausse-Perioden und den stürmischen Kursbewegungen an allen Märkten doch einer längeren Ruhepause dringend benötigten. Allerdings wirken zu dieser allgemeinen Stimmung auch noch die Sommertage und die in Aussicht stehende Ferienzeit auf die gegenwärtige saison morte. Es zeigt sich auch, dass die bestehenden und vielfach erwähnten grossen laufenden Verpflichtungen aus Effektenpositionen doch auf die lange Dauer nicht durchgehalten werden, beziehungsweise, dass allenthalben die grosse Neigung besteht, derartige, meist mit fremdem Gelde unterstützten Engagements zu lösen. Auf derartige Effektenverkäufe an den Börsen folgen natürlich mehr oder minder fortgesetzte Kursabbröckelungen und bei der ohnehin bestehenden Interesselosigkeit an neuen Festlegungen in diesen Kassawerten verflacht das Börsenleben vollends mehr und mehr. Dabei ist nicht abzusprechen, dass die Kursrückgänge verhältnismässig geringe sind, und dass immerhin die innere Tendenz des Berliner Marktes normal bleibt. Die unregelmässigen Preisnotizen für Getreide und die widersprechenden Meldungen hinsichtlich der Ernteergebnisse blieben ziemlich eindruckslos. Mehr Interesse boten die Ausführungen der amerikanischen Fachblätter über die Lage des dortigen Eisenmarktes. Diese nicht besonders günstigen Berichte lassen ein entsprechendes Bild über die heimische Montanindustrie zu, um so mehr, als auch ähnliche Meldungen vom Inland vorliegen. Die Hoffnungen auf eine baldige und durchgreifende Besserung in dieser Industrie sind nicht gross, immerhin gestatten die fortwährenden Bemühungen zu neuen Syndikats- und Verbandsvereinigungen und die dadurch erzielte Preisregulierung einigermassen ein normales Bild über eine ruhige Entwicklung der heimischen Montanbranche. — Die erzielten bedeutenden Mehreinnahmen der deutschen Eisenbahnen im Mai beweisen ohnehin eine verstärkte Tätigkeit im Frachtenverkehr. Einzelne Industriesparten sind derzeit immerhin noch sehr stark beschäftigt, andere werden durch die nunmehr neu aufgenommene Tätigkeit des Bauhandwerks in Bälde wieder in vollem Betriebe sein. Der Herbst mit den grossen Ernte-Erlösen wirkt gleichfalls für die Aussichten der Industriebeschäftigung günstig. Ein wichtiger Faktor bei der Kalkulation für Handel und Wandel bei uns ist die Gestaltung des internationalen Geldmarktes. Es hat den sicheren Anschein, dass in dieser Richtung die bisher gehegten Befürchtungen sich nicht erfüllen. Die Deutsche Reichsbank ist laut ihrer günstigen Ausweisziffern für die Eventualitäten des Semesterwechsels vollauf gerüstet. Die Bankleitung betrachtet den derzeitigen Satz von 4 % für Handel und Industrie als einen normalen, würde jedoch, falls es die Verhältnisse gestatten, diese Rate gleichfalls ermässigen. Vorbedingung hierzu ist, dass die Bank von England eine Zinsreduktion vornimmt und diese Massnahme ist seitens der englischen Notenbank mit Bestimmtheit für spätestens nächste Woche signalisiert. — Bei der ruhigeren Tendenz am Industrie-Aktienmarkt und aus Anlass des Couponstermines machte sich für die heimischen Fonds in letzter Zeit etwas erhöhtes Interesse bemerkbar und konnten sich auch kleinere Kurserhöhungen auf diesem Gebiete behaupten. Diese Wahrnehmung ist bemerkenswert, weil bei dem Ueberhandnehmen der Neuemissionen von Auslandsanleihen, besonders überseeischer Bonds dem anlagesuchenden Publikum viel Material zur Verfügung steht. Anderseits werden durch die steten Hinweise auf die absolut sichere und einwandfreie Bonität und Sicherheit unserer heimischen Fonds das Spar- und Kapitalistenpublikum nach wie vor diesen Werten das besondere Interesse nicht versagen können. Gefördert wird dieser Hinweis sicherlich durch die zu erwartenden Massnahmen von Staatswegen hinsichtlich einer besseren Klassierung unserer Anleihen und durch Bestimmungen, denen zufolge unsere grossen Sparkassen und Versicherungsgesellschaften einen gewissen Teil der Reserven in heimischen Fonds anzulegen haben.

M. Weber.

Aus Kurorten und Bädern.

Bad Ems, Ende Juni. Eine lange Reihe herrlicher Lenz- und Frühsommertage hat den Fremdenzustrom stark gefördert, sodass das 7. Tausend Besucher bereits überschritten ist. Von den zahlreichen Unwettern der letzten Wochen ist Ems ganz verschont geblieben, und die vielen festlichen Veranstaltungen, die so oft in den Vorwochen den Kurgarten mit Schaulustigen gefüllt hatten, konnten unbehindert in Szene gehen. Das Hauptzugstück des umfangreichen Juniprogramms bildete das Kunstfeuerwerk am 19. Juni, das Tausende von Menschen angelockt hatte. Starker Beifall wurde laut, als die Porträts des Kronprinzenpaares in Lichterfeuer erschienen. In das gesellschaftliche Leben des Bades ist durch die Einführung von five o' clock Teas und von Subskriptionsbällen eine neue vorteilhafte Note gebracht worden. Eine Flutwelle von Unterhaltungen und Vergnügungen steht für die nächsten Wochen in Aussicht. Zu den Kunstgenüssen treten noch die täglich neuen Offenbarungen der reichen Natur des Bades und seiner Umgebung. Berge, Wald und Fluss schaffen ein Landschaftsbild von berückender Schönheit. Gar mancher kehrt deshalb jedes Jahr als Sommergast längere Zeit hier ein.

Das bekannte und beliebte **Teutoburgerwald-Sanatorium bei Bielefeld i. Westfalen** ist in jeder Hinsicht geeignet, Kranken und Erholungsbedürftigen einen angenehmen, behaglichen Aufenthalt zu bieten sowie einen möglichst dauernden Kurerfolg zu sichern. Es ist in erster Linie zu empfohlen für Nervöse, Verdauungs-, Stoffwechsel- und Frauenkrankheiten sowie Ueberarbeitete. Es kommt aber auch das Teutoburgerwald-Sanatorium in Frage für solche, die, ohne gerade krank zu sein, im Frühjahr oder im Sommer die aufreibende Berufstätigkeit des Jahres für einige Zeit zu unterbrechen wünschen und in schöner Gegend unter ärztlicher Aufsicht sowie angepasster Diät, also nicht einseitiger vegetarischer Ernährung, körperliche und seelische Erholung und Kräftigung suchen. Das Haus bietet allen modernen Komfort, Zentralheizung, elektrisches Licht, Lese-, Spiel-, Schreib- und Damensalon, heizbare sonnige Liegehalle, höchst moderne Bädereinrichtungen, die mit dem Kurhaus durch heizbare Wandelhalle verbunden sind usw. Die Stadt Bielefeld, welche vom Sanatorium in 30 Minuten zu erreichen ist, bietet vorzügl. Theater, gute Konzerte usw. Alles weitere besagt der ausführliche illustrierte Prospekt, welcher auf Verlangen von der Direktion gern gratis zugesandt wird.



Soeben erschienen:

Der Sozialismus.

Eine Untersuchung seiner Grundlagen und seiner Durchführbarkeit. Von V. Cathrein S. J. 10., bedeutend umgearbeitete u. vermehrte Auflage (21.—23. Tausend.) 8° (538 Seiten) *M* 4.50; geb. ::: in Leinw. *M* 5.20. ::: Verlag von Herder in Freiburg.

Jedermann muß sich über die bemerkenswerteste Erscheinung unserer Zeit: den Sozialismus, eingehend unterrichten. Gründliche Orientierung bietet Cathreins Buch, das als die beste Widerlegung des Sozialismus bezeichnet worden ist. ::

Garantiert naturreine

Weine.

Tisch-, Dessert- und Schaumweine, Rot- und Weissweine.

Messweine.

Preisliste gratis u. franko.

J. Kirchmeyer, Weingrosshandlung Paderborn i. W.

Helvetia-Himbeer-Sirup

(Naturrein).

Garantiert nur Muttersaft und Zucker, ohne Konservierungsmittel, ohne Stärkesirup und ohne Farbzusatz.

Das Beste, was in diesem Artikel am Markte.

Erhältlich in allen besseren Lebensmittelgeschäften.

Helvetia Conservenfabrik Gross-Gerau **Akt.-Ges.**

Wasser aus der Gnadenquelle v. Lourdes in versiegelten 1 Liter-Glas-Flaschen zu M. 1.20 versendet in Kistchen **C. Liebel sen.**, Pilgerführer, **Waldsee** (Württemb.) **Korbflaschen** mit **4 Liter** Gehalt in stets frischer Füllung liefert Obiger franko überallhin zum Preis von **Mark 4.—.**

Kranken und Rekonvaleszenten

empfehle ich meinen vorzügl.

Medizinal-Blutwein

(halbsüßer, kräftiger griechischer Rotwein)

per Flasche 1.20 Mk.

Josef Wittmann, Weingroßhandlung, München, Christophstr. 9. Telephonruf 346.

Priesterheim

der Rochuskapelle zu Bingen. Gesunde reizende Lage. Reiche Auswahl interessanter Ausflüge in die nähere u. weitere Umgegend. Bequeme Gelegenheit zum Zelebrieren. Kalte u. warme Bäder. Pension von 4 Mk. an aufwärts. Die Verwaltung der Rochuskapelle.

Cigarren Indische Importen

aus hochedlen Tabaken empfiehlt so lange Vorrat, trotz Zoll und Steuer, noch à M. 12.—, M. 15.— und M. 20.— pro 100 Stück franko gegen Nachnahme **Richard Haggenmiller**, Zigarrengrosshandlung, **Kempten im Algäu.**

Bienen-Honig

garantiert naturrein, 5 kg-Dose nur 9 Mk. franko, versendet unter Nachnahme. — Nichtgefallendes nehme zurück, daher jedes Risiko ausgeschlossen. **Heermann-sche Imkerei, Werlte Nr. 45** (Hannover).

Gegen Einsendung von 30 Pfg. senden wir jedem eine Probe selbstgekelterten

Rot- und Weißwein

nebst Preisliste. Kein Risiko, da wir Nichtgefallendes ohne weiteres unfrankiert zurücknehmen. — 18 Morgen eigene Weinberge an Ahr u. Rhein. **Gebr. Both, Ahrweiler.**

II. Pfälzer Lourdes-Pilgerfahrt

8.—19. August ab Neustadt a. H. Paris, Bordeaux, Biarritz, San Sebastian (Spanien), Lourdes, Toulouse, Marseille, Lyon, Ars. **Keine Nachtfahrt.** Logements in erstkl. Hotels mit voller Verpflegung und Eisenbahnfahrt II. Klasse 300 Mk., III. Klasse 250 Mk. Prospekte durch Pfarrer Dr. Foohs, Trippstadt, Pfalz.

Verlangen Sie Preisliste

vom

Zigarren-Import- und **Versandgeschäft**

Oscar Perseke

Eisenach i. Th.



Reinlichkeit

des Haarbodens, die Beseitigung von Staub, Zersetzungsprodukten der Kopfhaut sind die Grundbedingungen jeder rationellen Haarpflege.

Das millionenfach erprobte Haarpflegemittel

„Shampoon mit dem schwarzen Kopf"

zeigt in der Verwendung seine Ueberlegenheit vor anderen ähnlichen Präparaten zum gleichen Zwecke und ist auch da vorteilhaft zu verwenden, wo nebenher gewohnte Haarwässer im Gebrauch sind „Shampoon mit dem schwarzen Kopf" gibt dem Haar lockere Fülle, seidenweichen Glanz, gesundes, üppiges Aussehen, die Kopfschuppen beseitigend.

Man verlange beim Einkauf ausdrücklich „Shampoon mit dem schwarzen Kopf" und weise alle Fabrikate ohne diese Schutzmarke energisch zurück. Paket mit Veilchengeruch 20 Pf., (7 Pakete M. 1,20, auch mit Teer-Ei-Kamillen-Zusatz pro Paket 25 Pf., 7 Pakete M 1,50 in allen Apotheken, Drogen und Parfümeriegeschäft. käuflich. Allein. Fabrikant: Hans Schwarzkopf, G. m. b. H., Berlin N 37.



Bitte zu verlangen:

Katalog über **echt amerikanische und deutsche**

Harmonium, sowie Klavier- und Pedal-Harmonium

für Kirche, Schule und Zimmer.

Nur preiswürdige, ganz vorzügliche Instrumente, wofür vollste Garantie geleistet wird.

Bei Barzahlung Vorzugspreise, doch sind auch monatliche Ratenzahlungen gestattet ohne Katalogpreiserhöhung.

Freundlichen Aufträgen sieht hochachtungsvoll entgegen

Kirchenmusikschule in Regensburg Nr. 14.

Prälat Dr. Fr. X. Haberl, Direktor.

---

4 % Zinsen

zahlt für Spargelder die Sparkasse der

Bank Centrum

kath. Genossenschaft

BERLIN C 25, Gontardstr. 5.

Postscheck-Konto Berlin Nr. 3786. — Gute Referenzen.

Bergheimer

Messweine

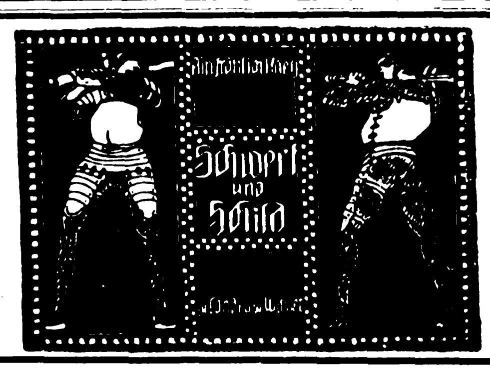
und Tischweine

kräftig und mild, bekanntlich von den besten Produkten des Elsasses, liefert garantiert naturrein, in leihweisen Gebinden von 50 bis 120 Pfg. p. Liter

Jérôme Lorentz

kirchlich vereidigter Weingutsbesitzer

Bergheim (Ober-Elsass) Station **Rappoldsweiler.**



:: Brettspiel ::

für Jung und Alt.

Das einzige Brettspiel f. die reifere männliche Jugend.

Absolut neuartig.

= Unerschöpflich =

an Anregungen. Zu haben direkt bei

A. HUBER, Hof-lithographie

München, Neuturmstr. 2 a.

— Preise je nach Ausstattung:

klein . . . . M 2.40; 3.20; 4.80;

gross . . . . „ 3.—; 4.—; 5.60.

Wir bitten die Leser, bei Anfragen und Bestellungen sich stets auf die „Allgemeine Rundschau" zu beziehen.

Wir verkaufen auf Teilzahlung!

Für das Jahr 1910:

Hochinteressanter Spezialkatalog photographischer Apparate ist erschienen.

Besondere Neuerung:

Unser Katalog enthält Aufnahmen mit den beliebtest. Objektiven hergestellt, die dem Laien ein vorzügliches Vergleichsmaterial bieten.

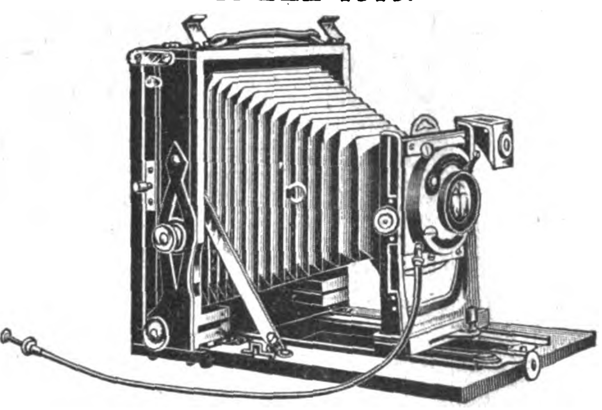
Photograph. Bedarfsartikel erster Fabriken.

— Auch auf Teilzahlung. —

Grosse Sortimente Feldstecher, Reisegläser, Prismengläser erster Häuser in den verschiedensten Preislagen.

Katalog gratis u. franko.

MODELL 1910.



Originalfabrikate der renommiertesten Fabriken.

Tausende Anerkennungen : Hunderttausende Kunden

Besonderer Katalog über Brillanten, Goldwaren, Uhren, Geschenkartikel.

Wir stellen unsere Abnehmer zufrieden!

Die aussergewöhnlich häufigen Nachbestellungen unserer Kunden beweisen, dass die Qualität unserer Waren die Kundschaft befriedigt.

BEWEIS: Ich bescheinige hiermit, dass von der Firma Jonass & Co., Berlin, innerhalb eines einzigen Monats 6992 Aufträge von alten Kunden, d. h. solchen, die schon vordem von der Firma Ware bezogen haben, ausgeführt worden sind.

In der vorstehenden Zahl 6992 sind nur die Bestellungen enthalten, die der Firma brieflich von den Kunden selbst überschrieben sind. Nicht gerechnet sind die durch Agenten und Reisende an frühere Kunden gemachten Verkäufe.

Ich habe mich durch Prüfung der Bücher und Beläge von der Richtigkeit überzeugt.

Berlin, den 18. Februar 1910.

gez. L. Riehl, Berlin,
beeid. Bücherrevisor u. Sachverst.

JONASS & Co., BERLIN P. 7, Belle-Alliancestr. 3

Gegründet im Jahre 1889. **Vertragslieferanten vieler Beamtenvereine.** Gegründet im Jahre 1889.

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.

Soeben sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

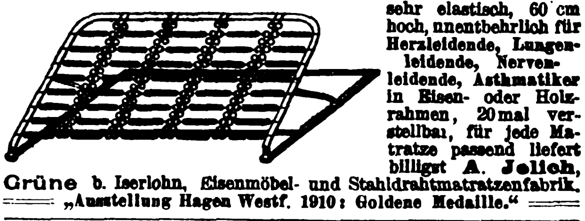
Paulus, N., Hexenwahn und Hexenprozeß vornehmlich im 16. Jahrhundert. 8°. (VIII u. 284) *M* 3.40; geb. in Leinwand *M* 4.—

Der Verfasser gilt als einer der besten Kenner des 16. Jahrh. Dieses neue, auf die ersten Quellen zurückgehende Werk ist von hohem kulturgeschichtlichem Interesse; es bietet beinahe lückenlos das literarische Material für das Thema „Reformation und Hexenprozeß".

Schneider, Dr K. C., Professor der Zoologie an der Universität Wien, **Die Grundgesetze der Deszendenztheorie** in ihrer Beziehung zum religiösen Standpunkt. Mit 73 Abbildungen. gr. 8° (XXII u. 266 S. mit 2 Tafeln) *M* 7.—; geb. in Leinwand *M* 7.80

Das Buch ist eine Kampfschrift gegen den Monismus, indem es aus der modernen Biologie die Existenz Gottes dartut. In der anregenden Form von Vorträgen (das Anlagenproblem, das Substanzproblem, das Anpassungsproblem, das Abstammungsproblem) wird die Deszendenztheorie in allen ihren Nuancen vom naturwissenschaftlichen und vom philosophischen Standpunkt aus besprochen.

Verstellbare Rückenlehne



sehr elastisch, 60 cm hoch, unentbehrlich für Herzleidende, Lungenleidende, Nervenleidende, Asthmatiker in Eisen- oder Holzrahmen, 20 mal verstellbar, für jede Matratze passend liefert billigst **A. Jelich,** Grüne b. Iserlohn, Eisenmöbel- und Stahldrahtmatratzenfabrik.

„Ausstellung Hagen Westf. 1910: Goldene Medaille."

Hotel Union, Kath. Kasino München A. V.

Barerstrasse 7 — Telephon 9300

Wein-Regie

Messweine

Garantiert reine Naturweine. Preisliste auf Wunsch.

Wichtig für Politiker, Sozialpolitiker, Schriftsteller, Gelehrte, Künstler usw.

Das Zeitungsnachrichten-Bureau P. Schmidt Berlin-Mariendorf liest neben ca. 350 Zeitungen des In- und Auslandes die wichtigeren Zeitschriften jeder Art und liefert daher für jedes Interessengebiet zahlreiches Material. Infolge meiner langjährigen Tätigkeit an der Zentrumspresse wird zuverlässigste Lieferung gewährleistet. Prospekt gratis

---

Deutsche Hypothekenbank in Meiningen.

Auf Grund des im Deutschen Reichs-Anzeiger vom 25. Juni d. J. veröffentlichten Prospekts sind

M 30 000 000 4%ige frühestens zum 1. Juli 1920 rückzahlbare Pfandbriefe (Em. 15) mit April/Oktober-Zinsen

zum Börsenhandel in Berlin und Frankfurt a. Main zugelassen worden.

Diese Pfandbriefe werden am 4 Juli d. J. an den Börsen in Berlin und Frankfurt a. Main in den Verkehr gebracht werden. Die Zulassung an den Börsen in Dresden, Leipzig und München ist beantragt.

Voranmeldungen werden zum Kurs von 100.75% bis zum 1. Juli d. J. abends 6 Uhr außer an unseren Kassen in Meiningen und Berlin bei unseren sämtlichen Pfandbrief-Verkaufsstellen entgegengenommen.

Exemplare des Prospekts werden auf Wunsch von uns und unserer Filiale Berlin portofrei übersandt.

Meiningen, den 25. Juni 1910.

Deutsche Hypothekenbank.
Kircher. Paulsen.

Einbanddecken für d. Jahrg. 1909
Mk. 1.25.

Sammelmappen
Mk. 1.50.



Wer mit Erfolg inserieren will, benütze die weitverbreitete „Allgemeine Rundschau".

Hochherrschaftl. Villa am Rhein.

In vorwiegend katholischer Stadt, rechts des Rheins, in der Nähe des Niederwalddenkmals, haben wir den Verkauf einer von allen Seiten freistehenden, nach dem neuesten Stile erbauten, hochherrschaftlichen Villa mit großen Rückgebäuden, Hallen, Stallung usw. mit angrenzendem Garten (Bauplatz) zum Preise von Mk. 75 000 — gegen eine Anzahlung von Mk. 15 000.— zu vermitteln, die nach Belieben des Herrn Käufers eventl sofort bezogen werden könnte. — Die Villa ist mit einem schönen Turme flankiert und enthält in beiden Stockwerken hochparterre und 1. Stock, 10 sehr große Zimmer mit Erker und Balkone, Badekabinett, darunter zwei Säle, die mit jedem baulichen Komfort ausgestattet sind. — Die moderne Besitzung befindet sich in der Nähe des Bahnhofes und der Landungsstelle der Dampfboote. — Ausführliche Beschreibung, je nach Wunsch auch mit Photographie, erteilen wir ernstlichen Herren Selbstkäufern bereitwilligst und kostenfrei: **Südd. Gesch.- u. Hyp.-Verm.-Institut, Stuttgart, Moltkestr. 20.**

Garantiert naturreine Weine

von der Mosel und Saar, Fass- und Flaschenweine von 75 Pfg. an.

Trierischer Winzer-Verein A.-G., Trier

Lieferant vieler Offizier- und Zivil-Kasinos
:: Ausführliche Preislisten zu Diensten. ::

Gesetzlich geschützt.

Filiale: BERLIN SW. 68, Zimmerstr. 29



Filiale: LEIPZIG, Tröndlinring 6.

Regensburg — 1910 — **Oberpfälzische Kreisausstellung,** Industrie, Gewerbe, Landwirtschaft, Christl. Kunst. **Mai—September.** Sehr interessante mittelalterliche Stadt.

LONDON via OSTENDE-DOVER



Kürzeste und interessanteste Route zwischen **Süddeutschland und England.** Zehn grosse prachtvolle Postdampfer, darunter drei neue **Turbinendampfer,** die schnellsten Schiffe im Kanal.

Ungerers Würmbäder, München. Am Kanal 1. Flussbäder, modern u. bequem eingerichtet m. Luft- u. Sonnenbad in ungewöhnlich grossen, herrlichen Anlagen. Restauration und Café. Billige Preise.



Ab Berlin 4, Halle 7, Kopenhagen 6 St. Billige Tagesrückfahrten n. Dänemark (Bahntrajekt 2 St.). Meilenweit. Hochwald, mit elektrischer Bahn in 10 Min. erreichbar. Sandstrand, hervorragd. Tennisplätze, Tontaubenschiessen. Prospekte durch d. Badeverw.

Jetzt noch mehr ist das Buch: **„Ratgeber für Rechtskonsulenten"** eine Geldquelle, da nach d. am 1. April neu in Kraft getretenen Zivilprozeßordnung der Rechtskonsulent ein erweitertes Arbeitsfeld hat. Das Buch ersetzt alle Vorbildung. Unentbehrlich für jed. Geschäftsmann, d. Anwaltsgebühren sparen will. Geg. Einsend. v. **3 Mk.** (20 Pf. Porto) erhältlich beim **Styria-Verlag, Königshütte Nr. 45 b.**

Versuchen Sie das weitbekannte, **nahrhafte u. wohlschmeckende**

Paderborner Brot

Liefere gut verpackt bei Abnahme von 6 Stück franko Nachnahme das Stück zu Mk. 1.—
E. Hammelmann, Paderborn, Liliengasse.
Wiederverkäufer gesucht.

Hochf., westf. Rundschnitt-Schinken

Landware, Dauerware, per Pfd. **1.20 M.** (Garantie Zurücknahme) versendet unter Nachnahme **Wilh. Bartscher, Rietberg** in Westf., Schinkenräucherei.

Feinste Süssrahmbutter

mit und ohne Salz, garantiert reine Qualität, versendet täglich frisch ab hier in 9 Pfd.-Paketen zu 115 Pfg. das Pfd. gegen Nachnahme. **Molkerei Emsbüren, c. G. (Oldbg.).**

Kath. Bürger-Verein in **Trier a. Mosel**
gegründet 1864
langjähriger Lieferant vieler Offizierkasinos
empfiehlt seine anerkannt preiswerten und bestgepflegten
Saar- und Moselweine
in den verschiedensten :: Preislagen. ::

Die Bonifacius-Druckerei zu Paderborn

erbietet sich zur pünktlichen Lieferung der Literatur des In- und Auslandes, besonders der katholischen. Sie besorgt auch jedes, wo immer angezeigte Werk.



Das **Antiquariat der Bonifacius-Druckerei zu Paderborn** gibt regelmässig Kataloge aus, die auf Verlangen jedem Interessenten gratis u. franko zugesandt werden. Zugleich kauft dasselbe grosse Bibliotheken zu guten Preisen. Auf Wunsch wird persönliche Besichtigung zugesichert.

HOTEL UNION

München Kath. Kasino München A. V. **Barerstr. 7**
Elegante Klubräume zur Abhaltung für Diners, Soupers u. Familienfestlichkeiten.
— **Anerkannt vorzügliche Küche.** —
Verkauf von Weinen in Flaschen und im Fass zu Originalpreisen der Weinregie, Hotel Union.
Man verlange Preisliste. Telephon Nr. 9300.

Stereoskopbilder u. Apparate
Spezialangebot für die Hochw. — Herren Geistlichen —
Feinste existierende Ausführung!
Nur Originalaufnahmen aller Länder!



Auswahlsendungen auf Wunsch.

Leben Jesu, Aegypten, Syrien, Italien (Rom), Frankreich, Spanien etc.
☞ Fordern Sie Spezialofferte, Katalog ca. 20 000 No. u. Probebild gegen Eins. von ℳ 1.—; wird bei Best. wieder vergütet.
Internationales Stereoskopbilder-Institut A. O. Wurfschmidt, Leipzig-Go.

Tennenbronn (Schwarzwald) Gasthof u. Pension „Germania"

in der Mitte zwischen St. Georgen und Schramberg, 660 m ü. M., inmitten schöner Tannenwaldungen mit zahlreichen Spaziergängen und Ruheplätzen. Heilkräftiges Gebirgsklima. **Gut eingerichtete Fremdenzimmer, vorzügliche Küche, schöne Nebenzimmer mit Klavier. Reine Weine, Pension von Mk. 3.50 an.**
Es empfiehlt sich der Besitzer **Karl Fleig.**

Nordseebad Amrum-Norddorf

Seepensionat Hüttmann.

Reinste Seeluft, schöner Strand, stark. Wellenschlag, hohe Dünen, weite Haidetäler. Volle Verpflegung mit Zimmer 4 Mk., Vor- und Nachsaison Ermässigung. Elektr. Licht. Wasserspülung im Hotel. Keine Kurtaxe. Eig. Seebadeanstalt, eig. Jagd. Kath. Gottesdienst ab 1. Juni tägl. in eig. Kapelle nur f. eig. Gäste. Hochsaison frühzeitige Anmeld. erford. Ausführl. Prosp. mit langjähr. Empfehlungen sofort.

„Dreizehnlinden", Schloss Corvey, Höxter, Wesergebirge, Sommerfrische, Tour.-Hotel. Fernspr. 77. Prosp gratis. Pension 4—4.50 Mk

Für Erholungsbedürftige, Überarbeitete und chronisch Kranke aller Art
empfiehlt sich zu Kuren nach der physikalisch-diätetischen Heilweise (System **Dr. Lahmann**) das herrlich gelegene



Chiemsee-Sanatorium u. ohne Kurgebrauch das Strand-Hotel in Prien i. Oberbayern,
gegb. dem **Kgl. Prunkschloß Herren-Chiemsee, zwisch. München u. Salzburg. See-Hochgebirge u. Wald, wie selten vereint geboten. Höchst moderne Bäder,** Massage u. Freiluft-Gymnastik, **Lahmann-Diät,** alle Arten Sport. **Das ganze Jahr geöffnet.** Ärztliche Leitung. Illustr. Prospekte gratis.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 28. München, 9. Juli 1910. VII. Jahrgang.

Kreuz und Wissenschaft zur Zeit Wilhelms II.

Von Pfarrer H. Doergens, Traar-Crefeld.

1. Cor. I, 19. Denn es steht geschrieben: Zu Grunde richten werde ich die Weisheit der Weisen, und die Klugheit der Klugen werde ich verwerfen. Wo ist ein Weiser? Wo ein Schriftgelehrter? Wo ein Forscher dieser Welt? Hat Gott nicht die Weisheit dieser Welt zur Torheit gemacht?

Wie ein rocher de bronce erscheint ein Königtum von Gottes Gnaden, das feststeht in der Liebe des freien Mannes. Gerade das offene Bekenntnis zur Gestalt Christi als der persönlichsten aller Persönlichkeiten, wie es Kaiser Wilhelms Majestät des öfteren, namentlich in dem feierlichen Augenblick der Konfirmation zweier seiner Söhne, an diese und damit an sein Volk richtete, hat manchen Widerhall geweckt in annoch religiös und konservativ gesinnten Kreisen unseres Vaterlandes. Religion ist und bleibt nun einmal der mächtigste und stärkste Faktor im Seelenleben des einzelnen wie der Gesamtheit, ein Prinzip, das sich bemerkbar macht auf allen Gebieten und nach allen Richtungen des menschlichen Daseins hin, und so muß Harmonie in der Weltanschauung Fürst und Volk einander nahe bringen. Nun ist den kaiserlichen Kundgebungen eine neue gefolgt: die Stiftung eines Bronzekreuzes für das Kloster Beuron als dasjenige Sinnbild, zu dem beide Konfessionen mit gleicher Verehrung emporblicken.

Ist dem wirklich so? Schaut das Zeitalter Wilhelms II. in Wahrheit mit Verehrung hinauf zu der Person dessen, der sich als Sohn Gottes und Erlöser des Menschengeschlechtes ausgegeben hat? Zu seiner Moral, zu seinem sozialen und ästhetischen Empfinden, zu der Hinterlage der von ihm gelehrten Wahrheit mit all ihren Konsequenzen, wie sie nach ihm selbst sauerteigartig das private und öffentliche Leben durchdringen sollen? Fürwahr, der Evangelische Bund hat recht, wenn er das gemeinsame Friedenszeichen als ein ostentatives Bekenntnis zum Katholizismus auffaßt. Nicht als ob das Kreuz eine Provokation des Protestantismus sei — diese Idee kann nur dem Bereiche des Fanatismus entspringen, — aber wahr ist, daß das Bild des Gekreuzigten zurzeit seinen festen Hort nur innerhalb einer einzigen Organisation als Organisation gefunden hat: in der katholischen Kirche. Und selbst in ihr steht manch einer unter dem Einflusse derer von draußen, die mit Wundt (Völkerpsychologie, II, 3 S. 528) nicht mehr daran zweifeln, „daß das äußere Leben Jesu mit Ausnahme weniger historisch wohl zureichend beglaubigter Züge der Leidensgeschichte ein Gewebe von Legenden ist.“ Selbst vor der Leidensgeschichte macht die moderne Kritik nicht halt; Prof. Zimmern (Leipzig) sieht in der Verhöhnungsszene, „falls es sich dabei überhaupt um etwas Historisches handelt“, die Figur eines heidnischen „Maskenkönigs“ und setzt den Tod und die Auferstehung Christi in Parallele mit dem rein naturhaften Verschwinden und Wiederaufleben eines babylonischen Vegetationsgottes. Wenn auch die Phantasien eines Drews und Jensen nicht allerwegen geteilt werden, weil sie eben gar zu kraß sind, so sind doch die Prinzipien, nach denen hier gearbeitet wird, innerhalb des weitaus größten Teiles der deutschen Professorenschaft maßgebend. Nur wenige von ihnen nehmen den „Gottessohn“ im Sinne des altkirchlichen Dogmas, durchweg wird die These aufgestellt, daß das Bild, das uns das Neue Testament von Jesus bietet, nur in sehr beschränktem Maße auf historische Treue Anspruch erheben könne. Weit über 100 Hochschulprofessoren aller Fakultäten, darunter die Koryphäen der liberalen protestantischen Theologie: Harnack, Jülicher, Herrmann, Bousset, Troeltsch, Weinel, Wendt, Wernle, Wobbermin, Frhr. v. Soden, Rade und die um ihn haben die Einladung zum Berliner Weltkongreß für freies Christentum (August 1910) unterzeichnet, und man darf ruhig sagen: bei ihnen allen bedeutet das Christentum nicht die traditionelle Religion, die den stellvertretenden Sühnetod Christi als historisches Faktum der Geschichte zur Voraussetzung hat. Persönliche Religion im Verkehr der Seele mit Gott durch die Vermittelung des Idealmenschen Christus ist ihre Losung. Unter allen Umständen ist Religion etwas Subjektives, Sache des Gefühls des einzelnen (Erman, Die ägyptische Religion, Berlin 1909), eine Eruption des Unendlichen, die sich bemerkbar macht im Freireligiösen wie im Juden und Katholiken und im Vertreter des indischen Brahmo Somaj. Die Gestalt Jesu kommt nur soweit in Betracht, als sie sich zur Förderung dieser Ideen gebrauchen läßt; wo das nicht der Fall ist, da handelte es sich um Sagen und Mythologeme, aber nicht um Realitäten der Geschichte, und sollte auch der Höhepunkt im Leben Christi in Betracht kommen: sein Marterbild auf Golgatha. Der Opfer- und Sühnegedanke, der uns im Kreuze entgegentritt, habe seine Quelle in babylonischen und assyrischen Vorstellungen, gehöre also gar nicht zum Wesensbestande des Christentums.

Welch „voraussetzungslose“ Abneigung gegen alles Katholische unter der geistigen Elite Groß-Berlins möglich ist, hat die Kritik des „Hilfsbuches zur Kunstgeschichte“ von Professor Dr. Schubring durch P. Braun S. J. in der „Literarischen Beilage zur Kölnischen Volkszeitung“ (5. Mai d. Js.) gezeigt. Jeder Gymnasialquartaner wird dem Dr. phil. und lic. theol. bescheinigen, daß pasci oves oder unus vestrum der lateinischen Grammatik widerspricht; jede einfache Klosterschwester, daß es dem marianischen Lobgesang nie gestattet gewesen ist, mit den Worten anzuheben: exultet anima mea dominum. Und nun denke man sich eine Erforschung des Urchristentums, der gemeinsamen Heimat der beiden großen Konfessionen, mit derartig mangelhaften Kenntnissen, wie sie hier auf klassischem, ganz zu schweigen vom religiös-katholischen, Gebiete zum besten gegeben werden! Die Kluft im Denken und Fühlen unseres Volkes müßte sich konsequenterweise noch erweitern, auf ein gegenseitiges Verständnis wäre bei den notwendigerweise immer mehr in die Irre gehenden Ansichten noch weniger zu hoffen, als es dermalen der Fall ist. Anstatt daß man mit aller Energie danach strebt, das vollständig Eigenartige der christlichen Religion genügend kennen zu lernen und sich genügend Rechenschaft darüber abzulegen, taucht man lieber mit Prof. Geffken (Aus der Werdezeit des Christentums, Teubner, Leipzig 1909) in das bodenlose Faß des Skeptizismus und meint: „Der Sieg des Christentums gehört zu den historischen Wundern, deren Ursachen uns stets ein Ignorabimus bleiben werden.“ Auf das Ignorabimus der Naturwissenschaft nun das der Geschichte! Wäre es da nicht besser, um mit Alexander von Humboldt zu reden, als Flachkopf geboren zu werden?

Andere steigen in noch tiefere Niederungen. Sie halten es mit Prof. Baumann in Göttingen, mit O. Holtzmann, Emil Rasmussen und de Loosden und sehen im Herrn der Christenheit die Symptome eines armen Irrsinnigen, der an Tobsuchtsanfällen und Zwangsvorstellungen leidet, oder auch mit dem Berliner Geschichtsschreiber des Altertums, Ed. Meyer, der — das sei „ein Postulat des Denkens!“ — von der unendlich langen Ueber-

gangszeit spricht, die von einem hochentwickelten Tier schrittweise zum ausgebildeten Menschen geführt habe. Jedenfalls ist die Frage mehr als begründet: wie viele unter den liberalen deutschen Universitätsprofessoren bekennen sich noch zu dem gemeinsamen konfessionellen Friedenszeichen? Und wenn unter ihnen, wie einst zu Abrahams Zeiten, keine zehn Gerechte befunden werden, kann es wahr sein, was immer wieder geflissentlich verbreitet wird: daß gerade solche Gelehrte, die recht weit nach links stehen, der Protektion des Kaisers sich erfreuen? Handelt es sich auch bei diesen Gerüchten um den Nachklang irgend einer Sage, um mythische Züge und volksmäßige Formen, die unter dem Einschlag fremder Elemente stehen oder um Fakta der Geschichte? Es stirbt der Mensch an seinen Göttern! hat ein neuerer deutscher Dichter gesungen. Ja, wenn unsere Götter sterblich sind, ein Gebilde unserer Phantasie, überall angreifbare reine Gedankenkonstruktionen, ein Sinnbild ohne Lebenskraft, eine Theorie ohne Praxis: dann bringen sie unserem Volke auf die Dauer den Tod — trotz des konfessionellen gemeinsamen Friedenszeichens. Das hat schon Eusebius gewußt, der Vater der Kirchengeschichte, wenn er seine ganze Apologie aufbaute auf der Beweisführung: was wahrhaftig göttlich ist, das weiß seinen Wahrheitsbesitz auch im Leben und in der Geschichte zu offenbaren.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Auffrischung des Ministeriums: Fortsetzung und Schluß.

Nachdem vor vierzehn Tagen die neuen preußischen Minister v. Dallwitz und v. Schorlemer sowie der neue Staatssekretär des Kolonialamts v. Lindequist ernannt waren, hat uns die Kieler Woche noch den neuen preußischen Finanzminister Dr. Lentze und den neuen Staatssekretär des Auswärtigen v. Kiderlen-Wächter bescheert. In Summa eine weitgreifende Auffrischung der ministeriellen Mitarbeiterschaft des Herrn v. Bethmann Hollweg. Aber damit soll nun auch genug sein des grausamen Spiels. Sogar Herr v. Sydow, dem bereits eine unfreiwillige Amtsmüdigkeit nachgesagt war, soll auf seinem Altenteil des Handelsministeriums konserviert bleiben. Herr v. Bethmann glaubt in den fünf neuen und den verbliebenen alten Kräften einen leistungsfähigen Generalstab sowohl für seine preußische als für die Reichs-Politik gewonnen zu haben, mit dem er bis zu den Reichstagsneuwahlen von 1911 durchkommen könnte.

Durch die jüngsten Personenwechsel sind wir bei weitem nicht so überrascht worden, wie die nationalliberale Parteileitung und deren Presse. Dort hatte man die erste Serie der Ernennungen als eine „Verschreibung an den schwarzblauen Block" hingestellt und Herrn v. Bethmann mit Stentorstimme die grimmigste Fehde angekündigt. Und nun läßt dieser angebliche Sklave des Herrn v. Heydebrand das Abschiedsgesuch eines Ministers bewilligen, der trotz gelegentlicher Meinungsverschiedenheiten ein Liebling der konservativen Partei war und als Gegengewicht gegen liberalisierende Strömungen im Ministerium galt! Auf den Posten des Frhrn. v. Rheinbaben beruft er einen Mann, der politisch den Nationalliberalen zuzuzählen ist und seine staatsmännische Erziehung nicht in den Landrats- oder Regierungsämtern, sondern in den Rathäusern erworben hat. Das paßt zu der „Verschreibung an den schwarzblauen Block", wie die Faust aufs Auge. Die parteiamtliche „Nationalliberale Korrespondenz" sah sich infolgedessen zur Selbstberichtigung genötigt; mit etlichen Wenn und Aber der Verlegenheit modelte sie ihren fulminanten Absagebrief dahin um, daß man die Taten der neuen Männer abwarten müsse.

Der Rücktritt des Frhrn. von Rheinbaben ist allerdings in parteipolitischer Hinsicht von größerem Gewicht, als alle andern Personenwechsel zusammengenommen. Frhr. von Rheinbaben war nicht bloß ein vollwichtiger Finanzminister, und das will schon viel sagen, sondern auch die einzige Persönlichkeit in den ministeriellen Regionen, die gegenüber Herrn von Bethmann-Hollweg mit annäherndem Gleichgewicht in die Wagschale fiel. Ob Frhr. von Rheinbaben auf die leitende Stellung bewußt kandidiert hat, kann dahingestellt werden; aber er stand auf der Liste der möglichen Reichskanzler und Ministerpräsidenten ziemlich vorne. Er und Bethmann-Hollweg gerieten in ein Konkurrenzverhältnis. Als Fürst Bülow auf dem Altar der Blockpolitik den edlen Grafen Posadowsky opferte, berief er Herrn von Bethmann, den jüngeren Minister des Innern, zu dessen Nachfolger und zugleich zum Vizepräsidenten des preußischen Staatsministeriums, angeblich um die Einheitlichkeit der preußischen und der Reichspolitik sicherer zu stellen. Darin lag eine gewisse Uebergehung des älteren und zu höherem Selbstbewußtsein berechtigten Finanzministers. Mancher erwartete schon damals ein Abschiedsgesuch des Frhrn. v. Rheinbaben; aber durch besondere Huldbeweise der Krone wurde er zum Bleiben bestimmt. Tatsächlich war die Vizepräsidentschaft Bethmanns ein Schachzug Bülows zum Zwecke der Niederhaltung des Rheinbabenschen Einflusses. Als nun Bethmann zur Reichskanzlerschaft und Ministerpräsidentschaft aufrückte, ließ er die Stelle des Vizepräsidenten des preußischen Staatsministeriums zunächst unbesetzt. Frhrn. v. Rheinbaben wollte er nicht zu diesem Posten vorschlagen, und einen anderen konnte er nicht vorschlagen, so lange er nicht zur Abschiebung des Finanzministers entschlossen und fähig war. Es wird auch von den konservativen Blättern jetzt zugegeben, daß sich zwischen den beiden stärksten Persönlichkeiten im Kronrat gewisse „Meinungsverschiedenheiten" herausgestellt hätten. Frhr. v. Rheinbaben muß wohl die Ueberzeugung gewonnen haben, daß er zurzeit nicht imstande sei, seine abweichende Ansicht und sich selbst gegen Herrn v. Bethmann durchzusetzen. Als nun durch die Berufung Schorlemers das Oberpräsidium der Rheinprovinz frei wurde, benutzte Frhr. v. Rheinbaben schleunigst diese Gelegenheit zum Uebergang von dem dornigen Ministerposten auf den Oberpräsidentenstuhl der großen, schönen und ihm von altersher lieben und vertrauten Rheinprovinz. Sein Abschiedsgesuch soll Herrn v. Bethmann „überrascht" haben. Er hat aber nichts getan, um dessen Bewilligung zu verhindern oder zu verzögern. Frhr. v. Rheinbaben ist jetzt schon Oberpräsident der Rheinprovinz. Ob er von Koblenz noch einmal nach Berlin zurückgerufen werden wird, um Reichskanzler oder Ministerpräsident zu werden, wer kann es sagen?

Durch den Abgang Rheinbabens hatte Herr v. Bethmann Gelegenheit, auf den wichtigen Posten der preußischen Finanzverwaltung einen Mann seiner Wahl zu setzen, und bei der Auswahl unter den Finanz- und Verwaltungskapazitäten griff er zu dem durch das Herrenhaus bekannt gewordenen Oberbürgermeister, der einem liberalen Milieu entstammt und also bei den Nationalliberalen Sympathie erwecken mußte. Die Empfindlichkeit der konservativen Partei glaubte Herr v. Bethmann durch die Berufung des Herrn v. Dallwitz beschwichtigt zu haben. Dieses Vorgehen paßt sehr gut zu der Absicht, die wir von vornherein Herrn v. Bethmann bei dem Revirement zugeschrieben haben: sich ein Ministerium seines Namens und seiner Art aus möglichst leistungsfähigen Kapazitäten zu bilden und dabei die proklamierte Stellung über den Parteien in der Weise zu wahren, daß weder den Konservativen noch den Mittelparteien Anlaß zu einer erklärten Opposition gegeben würde. Das Zentrum mußte sich mit der praktisch wenig bedeutenden Berufung eines katholischen Ministers begnügen; im übrigen vertraute der Ministerpräsident und Reichskanzler auf die alte gute Sitte des Zentrums, rein sachliche und vorsichtige Politik zu treiben.

Den Eindruck der Leistungsfähigkeit erweckt das neue Ministerium offenbar. Für die Einheitlichkeit und Stetigkeit der Politik muß die bedeutend gehobene Autorität des Herrn v. Bethmann garantieren.

Nebenbei ist auch zu bemerken, daß der Wechsel im Auswärtigen Amt, wo an die Stelle des braven Herrn v. Schön der etwas temperamentvollere Gesandte v. Kiderlen-Wächter trat, keine Ueberraschung war und keine akute politische Bedeutung hat.

Die Hauptaufgabe des neuen Ministeriums wird in der Vorbereitung und Durchführung des nächstjährigen Wahlfeldzuges bestehen, und in dieser Hinsicht hängt viel davon ab, ob und inwieweit es gelingt, die nationalliberale Partei von ihrer Großblocktaktik abzubringen und für die Mitarbeit bei der Abwehr der sozialdemokratischen Hochflut zu gewinnen. Die Berufung des Dr. Lentze hat den Gärungs- und Klärungsprozeß innerhalb der nationalliberalen Partei anscheinend zum Vorteil der Bethmannschen Politik beeinflußt; aber ein durchschlagender Erfolg ist doch noch nicht zu sehen. „Bethmann als Erzieher" hat noch einen schweren Stand gegenüber dem Eigensinn und der Selbstüberhebung des Liberalismus. Als er „gewagt" hatte, den konservativen Herrn von Dallwitz an die Spitze des Ministeriums des Innern zu berufen, brachte die liberale Presse alsbald die Nachricht, daß Herr von Bethmann „amtsmüde" geworden sei. Diese frivole „Nachricht" ging von der Einbildung

aus, daß ein Ministerpräsident, der bei dem maßgebenden Nationalliberalismus in Ungnade gefallen sei, sich unmöglich halten könne. Auf demselben Felde des liberalen Größenwahns wuchs die andere „Nachricht", daß eine Auflösung des gegenwärtigen Reichstags nötig sei, weil in demselben sich eine antiliberale Mehrheit zu bilden gewagt hat. Mit den neuesten Personalveränderungen wurden diese „Nachrichten" in das Gebiet der Albernheiten verwiesen, denn jetzt ist handgreiflich bestätigt, was besonnene Beobachter schon aus den ersten Personalveränderungen schlossen: daß Herr v. Bethmann sich auf eine längere und kräftige Wirksamkeit nach seinem Rezepte und mit Hilfskräften seines Vertrauens einrichtet. In der Hoffnung, daß Herr Dr. Lentze den Ruf seiner Tüchtigkeit rechtfertigt, wollen wir über das Zugeständnis an die nationalliberale Partei, das in seiner Berufung liegt, nicht weiter rechten. Aber vor weiterer Liebedienerei gegenüber dem störrischen Liberalismus muß doch gewarnt werden. Der Liberalismus hat einen gewaltigen Appetit, der beim Essen wächst. Befriedigt wird er sich erst erklären, wenn das ganze Ministerium aus waschechten Liberalen besteht. Inzwischen muß die Staatsgewalt sich stark zeigen gegenüber den anmaßenden Parteipolitikern und die wünschenswerte „Sammlung" dadurch vorbereiten, daß sie sich wirklich über den Parteien hält und auch den verhätschelten Mittelparteien sich nicht dienstbar macht.

Die Aufrollung der religiösen Frage in Spanien.

Von Prof. Dr. E. Vogel, Lektor an der Kgl. Technischen Hochschule in Aachen.

Der Wahl der Volksvertreter in Spanien fehlt zu ihrer Aehnlichkeit mit fröhlichem Gejaid auch nicht die Sitte des Jägerrechtes, der ralea, wie es in der spanischen Weidmannssprache heißt, der Fütterung der Meute mit den Eingeweiden des von ihr zur Strecke gebrachten Wildes. Die Körperschaft, die nach Abschluß der Wahlen diese Obliegenheit erfüllt, ist das Tribunal supremo, welches über die Triftigkeit der erhobenen Einsprachen eine vorläufige Entscheidung fällt, auf Grund deren die Cortes selbst die strittigen Wahlsitze vergeben. Hierbei hat dann die Regierung als Jagdherrin Gelegenheit, den ersten Ingrimm der Minderheiten zu beschwichtigen, indem sie deren Hunger von dem eigenen Ueberfluß an Wahlkreisen stillt. Nun hatten diesmal die Konservativen vor allem Anspruch auf ein reichliches Jägerrecht; denn sie hatten ja teils den republikanischen Wilderern die Beute abjagen helfen, teils die eigene der Jagdherrin in frommer Anerkennung ihrer Machtrechte abgetreten. Die Republikaner aber wollen durchaus nicht als Wilderer gelten; wie sie also befriedigen, ohne sich den Argwohn des Königs, den selbst sie am liebsten zur Strecke bringen möchten, zuzuziehen? Da fiel dem Ministerpräsidenten Canalejas zur rechten Zeit ein, daß für solche Fälle stets die Kirche da ist, um die kläffende Meute zu beruhigen. Sehen wir zu.

Am 5. Juni fand in Madrid eine republikanisch-sozialistische Volksversammlung statt, um gegen die Entscheidungen des Tribunals über die von Republikanern und Sozialisten im Wahl„kampf" bestrittenen Sitze Einspruch zu erheben. Nachdem hier einige der „unterlegenen" Kandidaten ihrer Bosheit gegen die Regierung in Wendungen Luft gemacht hatten, auf welche im Deutschen Reich die Regierung den Staatsanwalt würde antworten lassen, bezeichnete der republikanische Führer Melquiades Alvarez nächst dem Heere, das er als Schild der Monarchie verdächtigte, die Kirche als den wahren Feind der Demokratie und rief aus: „Unzeitige Machtgier, Eitelkeit und Niedertracht der Gesinnung verleiteten Canalejas, von der Gnade des Hofes die Macht anzunehmen, die er einzig von der Gunst des Volkes hätte empfangen dürfen. Und da verlangt er noch Unterstützung von uns! Wir sind schon so zu großmütig gegen ihn gewesen; Groll und Haß hat er um uns verdient. Aber es sollte ihm alles verziehen sein, wenn er uns statt der Worte Taten brächte; wenn wir sähen, daß die religiösen Genossenschaften, die das Gesetz nicht erfüllen, aufgelöst würden, wenn er, wie er könnte, kurzerhand die Ausschließung der Kirche aus dem Schulwesen verfügte." Diesen Wink mit dem Zaunpfahl verstand Canalejas. Der seit mehreren Tagen erkrankte Minister des Innern, Merino, konnte schon am Tage nach dieser Versammlung die Vertreter der Presse empfangen, um seinen „guten Freund" Alvarez übers Bohnenlied zu loben und zugleich als eine der Taten, die dieser von der Regierung verlangte, die ganze Strenge des Gesetzes gegen die widerspenstigen Orden in Aussicht zu stellen. Da nun tatsächlich die Orden sich den Anforderungen des Vereinsgesetzes zumeist gefügt hatten, war freilich mit einem Vorstoß in dieser Richtung nicht viel Staat zu machen. Während nun Canalejas über eine Ley del Candado (Riegelgesetz), wodurch weitere Ordensansiedelungen von der Erlaubnis der Regierung abhängig gemacht werden sollten, mit dem Vatikan Verhandlungen anknüpfte, warf er der noch immer bellenden Meute wenige Tage später, am 10. Juni, die neue Auslegung des Paragraphen 11 der aus Cánovas Zeit (Oktober 1876) stammenden Erläuterung zum Konkordat hin, welche den katholischen Bekenntnissen die äußere Kennzeichnung ihrer Kirchen, Schulen und Kirchhöfe und die Veröffentlichung ihrer Gottesdienstordnung durch Anschläge gestattete.

Nicht als ob Canalejas nicht ohnehin die Absicht gehabt hätte, seinen liberalen Mut an der Kirche zu kühlen. Darüber lassen ja verschiedene Stellen der von Gesetzesvorschlägen wimmelnden Thronrede vom 15. Juni keinen Zweifel. „Bezüglich der durch die maßlose Zunahme der religiösen Genossenschaften geschaffenen Lage bemüht sich meine Regierung," ließ man den König sagen, „das Verlangen des Volkes nach ihrer Einschränkung und Kontrollierung zu befriedigen, ohne jedoch deren geistliche Selbständigkeit antasten zu wollen...... Sie wird auch nicht die dringendsten Maßnahmen zu treffen versäumen, um die Unabhängigkeit des Staates im Schulwesen gegenüber den Vorurteilen und Nötigungen verschiedener dogmatischer Systeme („diferentes dogmatismos" — eine nette Zusammenschirrung des Anarchismus und der Kirchenlehre!) zu sichern." Daß aber Canalejas infolge der republikanischen Drohungen sich wider seine Absicht überstürzte, erhellt auch daraus, daß der Unterrichtsminister Graf Romanones schon drei Tage vor der Thronrede die Grundzüge seines Gesetzes über die Verstaatlichung des Volksschulwesens der Presse auslieferte. Obendrein beklagen konservative Aeußerungen geradezu, daß Canalejas sich „schon jetzt" zu einem Streit mit dem Vatikan habe hinreißen lassen, deuten allerdings zu seiner Entschuldigung neben der Rücksicht auf die Republikaner, einstweilen nur erst die Schrittmacher des Liberalismus, auf Wünsche des englischen Hofes hin, welcher protestantischen Besuchern der Königin einen würdigen, das heißt mit allen Ehren der Oeffentlichkeit ausgestatteten Gottesdienst ihres Ritus habe verschaffen wollen, nachdem Eduard VII. mangels eines solchen Spanien Jahre lang geschnitten habe. Daß die Konservativen die unerwartet streitbare Haltung der liberalen Regierung wesentlich nur wegen der Schwierigkeiten bedauerten, worin diese sich dadurch gestürzt hat, liest man auch aus der auffällig nachsichtigen und von Canalejas mit warmem Dank quittierten Beurteilung, die der konservative Führer Maura sowohl der Thronrede wie den kirchenpolitischen Schritten der Regierung widmete. „Nachdem ich", sagte er zu seinen unmittelbar nach der Thronrede um ihn versammelten Anhängern, „schon im Jahre 1907 im Verein mit der liberalen Minderheit die durch die Verfügungen der Regierung jetzt neu aufgeworfenen kirchlichen Fragen zu lösen versucht habe, wollen wir ihre Zirkel jetzt nicht stören; er fügte zwar eine Warnung hinzu in Form einer Drohung mit scharfer Kritik, „sobald uns die Ergebnisse der schwebenden Verhandlungen bekannt werden", verspricht aber gleich darauf den Liberalen die entschiedenste Unterstützung gegen den Umsturz.

Damit ist der etwa nötige Beweis, daß die Konservativen gegen eine weitere Verschiebung der Machtgrenze zwischen Staat und Kirche zu ungunsten dieser in der Sache nichts Erhebliches einzuwenden haben, wohl erbracht. Sie sehen diese Aenderung als Politiker im Grunde ganz gern; das Odium aber überläßt man lieber den Liberalen, genau so wie ihrerseits diese mit der Erdrosselung der katalanischen Revolution im vorigen Jahre völlig einverstanden waren, das Odium der Tat aber Maura überließen. Konservative und Liberale sind in Spanien eben, und dabei ist es trotz der „Reinigung der Wahlsitten" durch die Wahlpflicht geblieben, Associés, die nur zur Erleichterung des einträglichen politischen Geschäftes einander je nach der Laune der Konjunktur, d. h. dem An- und Abschwellen der republikanischen Strömung, in der Vertretung der Firma ablösen.

Aber die Proteste gegen Canalejas' Kulturkampfgelüste, welche die vatikanischen Blätter mit so hoher Befriedigung ver-

zeichnen? „Viel Geschrei und wenig Wolle" würde ich sagen, wenn nicht die Damen, welche dabei ins vorderste Treffen — bis in Canalejas' Kabinett und in das Gemach der Königin — geschickt worden sind, den zweiten Teil des Sprichwortes Lügen straften. Die Berichte über diese mutigen Vorstöße der spanischen Frauen sind ebenso erbaulich zu lesen wie die Schilderung, die Pater Coloma von einer ähnlichen Kundgebung in den „Bagatellen" gibt. So von ihrem Besuch bei Canalejas: „Um 1 Uhr hat der Ministerpräsident im Staatsministerium die katholischen Damen empfangen, die ihm ihren Widerspruch gegen die jüngst veröffentlichten kirchenpolitischen Dekrete vortragen wollten. Kurz vorher drängten sich in den benachbarten Straßen prächtige Automobile und vornehme Karossen, denen die Damen der höchsten Madrider Aristokratie entstiegen. In wenigen Minuten hatte sich die Vorhalle mit einer Ausstellung der erlesensten Toiletten gefüllt. Die jungen Diplomaten, die in diesem Ministerium beschäftigt sind, beeilten sich, ihr Arbeitszimmer zu verlassen, die katholischen Damen zu begrüßen, ihnen ritterlich den Arm zu bieten, um sie die breite Treppe zum Botschaftersaal hinaufzuführen, wo Herr Canalejas ihrer harrte. Die Sekretärin des Ausschusses, Fräulein Luz Fontelo, las die Promemoria vor und übergab sie dem Haupt der Regierung. Dann ergriff die Gräfin Via Manuel das Wort, um zu versichern, daß die Versammelten alle Klassen der spanischen Frauenwelt in einhelligem Protest gegen die kirchenfeindlichen Handlungen der Regierung verträten. Herr Canalejas bemühte sich, die Befürchtungen der Damen zu zerstreuen mit der Versicherung, daß seine Regierung ihre Gesinnungen überaus hochachte, im übrigen aber die Rechte des Staates und der Kirche gleich gewissenhaft wahrnehmen werde. Auf lebhaftere Aeußerungen der Herzogin von Bailen und einer anderen Dame, die beteuerte: „Gott schickt uns hierher, der über alles geht, auch über das Vaterland", antwortete der Herr Minister nur mit ehrerbietigen Verbeugungen und begleitete sodann seine Besucherinnen bis zur Treppe, wo er der Herzogin zum Abschied die Hand küßte." Wie seine Galanterie zu verstehen war, läßt er am nächsten Tage, dem 26. Juni, in seinem Organ „La Manana" mit wenig ritterlichem Hohn aussprechen: „Wir können ausdrücklich dafür bürgen, daß diese königlichen Dekrete und alle sonstigen Verfügungen, womit die Regierung sich gegenüber dem Vatikan auf einen europäischen Standpunkt stellt, weder die Sicherheit des Grundbesitzes noch den Frieden der Häuslichkeit, noch den anmutigen Wechsel der Moden, noch auch die Gleichgültigkeit gefährden, womit die Männer ihre Frauen sich zu Mitschuldigen einer von den Bischöfen angezettelten Verschwörung machen lassen."[1])

Kann man vom Standpunkt des deutschen Katholiken, der zur Verteidigung wirklich schwer gefährdeter kirchlicher Interessen den Zentrumsturm gebaut und damit zugleich ein Bollwerk jeder Volksfreiheit geschaffen hat, anders als hierzu lächeln?

Was Spanien nötig hat, ist Wahrheit. Es krankt an großen Lügen, die jede, auch die bestgemeinte Aktion vergiften und lähmen. Die einen sehen in der konservativen Partei einen Schutz gegen den kirchenfeindlichen Liberalismus und verschließen die Augen, wenn immer wieder der Volkswille bei den Wahlen gefälscht wird, damit Konservative und Liberale einander friedlich im Genuß der Macht ablösen. Die anderen erwarten von einem Dynastiewechsel die Heilung aller Uebel und lassen Don Jaume auch dann noch hoch leben, wenn er beim Verjubeln eines großen Spielgewinnes in einem Pariser Klub bezüglich der Einschränkung der Orden in Spanien erklärt hat: „Ich würde noch weiter gehen als Canalejas." Dieselben liberalen Minister, welche die kirchenfeindlichen Dekrete ihres Präsidenten billigen, lassen ihre Frauen die Proteste dagegen unterschreiben. Und damit man nicht glaube, die Republikaner seien allein der Hort der politischen Wahrhaftigkeit, halte man sich die stattlichen Summen vor Augen, die dem unentwegten Republikaner Alvarez seine stille Gönnerschaft von der Regierung einbringt. (Veu de Catalunya 20. Juni.)

Wie aber soll die Wahrheit, nicht nur die politische, in Spanien zum Siege kommen? Vielleicht, daß ein echter und rechter Kulturkampf die Klärung der Gewissen schafft, welche mit dem bisher herrschenden Zustande der gegenseitig verziehenen Heuchelei unverträglich sein würde. Für die Form zwar, in welcher ein spanischer Kulturkampf geführt würde, möchte ich keinerlei Bürgschaft übernehmen; dabei müßte man dem südländischen Temperament vieles nachsehen müssen. Dennoch wünsche ich, um selber ehrlich zu sprechen, Herrn Canalejas ebenso viel Unnachgiebigkeit wie der päpstlichen Diplomatie. In der Sache der nichtkatholischen Bekenntnisse, wobei formell unzweifelhaft seitens der Regierung ein Konkordatsbruch vorliegt, kann ja die Kirche im 20. Jahrhundert nicht anders als auf dem Standpunkt der Duldung stehen. Was die unkontrollierte Ausbreitung der Orden in Spanien angeht — eine Statistik hierüber verspricht die Regierung für die nächsten Tage —, so gibt es auch hierfür Gesichtspunkte, welche weder im bürgerlichen noch im kirchlichen Sinne in dem Ordensleben ein absolutes, schrankenlos zu verwirklichendes Lebensideal erblicken lassen. Soll z. B. der gesamte Unterricht, wozu die Entwicklung seit dreißig Jahren in Spanien unaufhaltsam drängt, in die Hände der Orden gelangen? Müssen dadurch alle weltlichen Lehrer nicht von selbst zu Gegnern der Kirche werden? Aehnliche Fragen, worauf ein deutscher Katholik unschwer richtig antworten wird, könnten die katholischen Männer Spaniens noch manche stellen und ihre Lösung in ehrlichem Kampfe um die Prinzipien finden. Die etwa dabei sich bildende neue Partei oder die dabei umgewandelte konservative Partei würde zur endgültigen Sicherung der Volksfreiheit überhaupt vor allem die Dezentralisation der Regierungsmacht, wie sie sowohl die republikanischen Föderalisten als auch die dynastischen Regionalisten in den außerkastilischen Provinzen fordern, betreiben müssen, als wichtigstes Mittel zur Verstopfung des großen politischen Lügenbrunnens in Madrid, das wie ein alles Leben ertötender Sinterberg sich darum abgelagert hat. Darüber ein anderes Mal mehr. Das ist vor allem die Aufgabe der Katalanen. (Vgl. Nr. 22, S. 361.)

Zentrum und Konservative.

Der Reichstagsabgeordnete Alois Fürst zu Löwenstein hat sich in einer großen Versammlung, welche dem 11. Vertretertag der Windthorstbunde Deutschlands zu Bochum am 26. Juni den Abschluß gab, in einer überaus wirkungsvollen Rede, welche den jungen Fürsten auf der vollen Höhe staatsmännischer Voraussicht und parlamentarischer Redekunst zeigte, über die politische Lage im Reich ausgesprochen. Seine bemerkenswerten Darlegungen über die im Augenblick aktuellste innerpolitische Frage, das Verhältnis zwischen Zentrum und Konservativen, verdienen als wertvolles Zeitdokument auch in diesen Blättern einen Platz. Fürst Löwenstein führte aus:

Zentrum und Konservative sind nicht miteinander verheiratet. Sie sind nicht einmal ein Brautpaar, das sich in jugendlichem Liebesfeuer anschwärmt. Die Not des Reiches hat uns zusammengeführt und die Unverträglichkeit der anderen. So sind wir Kampfesgenossen geworden, von denen jeder seine eigenen Waffen, seine eigene Rüstung, ja jeder seine eigene Taktik und Strategie hat. Auch kämpfen wir nur dann zusammen, wenn ein gemeinsamer Feind sich uns gegenüberstellt. Sonst geht jeder seiner Wege, und gelegentlich raufen wir auch untereinander. Aber freilich, wie es unter ernsten Männern geht, die — erst notgedrungen — im häufigen Kampfe zusammenstehen: man lernt sich schätzen, man erkennt, daß man mehr gemeinsame Ideale hat, als man früher glauben mochte, und wenn man im Streit verschiedener Anschauungen auseinandergekommen ist — man findet sich leichter wieder. Darum halte ich das freundlichere Verhältnis zwischen Zentrum und Konservativen — von „Bündnis" zu sprechen scheint mir verfrüht — für mehr als für eine politische Eintagserscheinung.

Zwar ist uns die Wirtschaftspolitik der Konservativen in manchem zu einseitig. In den Fragen der Sozialpolitik müßten sie Vorurteile fallen lassen, soll es auf diesem Gebiet nicht immer wieder ernsten Streit zwischen uns geben. Auch in großen, verfassungsrechtlichen Fragen gilt manche Forderung ihnen als staatsgefährlich, die wir als gesunden Fortschritt anstreben, manche Anschauung uns als reaktionär, die sie für konservativ halten. Ich erwarte nicht, daß die Konservativen diese ihre Grundsätze wesentlich und schnell revidieren werden, und die Wähler des Zentrums können darauf bauen, daß das Zentrum wie für Wahrheit in allem und Recht für alle, so auch für jene vernünftige und starke Freiheit jederzeit eintreten wird, die ein politisch reifes Volk, wie das deutsche, beanspruchen kann und verträgt. Wir „Schwarzen" werden niemals blau werden.

Aber doch, trotz mancher tiefgehenden Verschiedenheit unserer Grundsätze hat dies eine Jahr gezeigt, daß das Zentrum mit den Konservativen zusammen arbeiten kann, daß ein solcher Zweibund ein politisch recht wohl mögliches Gebilde wäre. Es ist nicht

[1]) Nun suchen auch deutsche Zentrumsblätter die kirchenfreundlichen Proteste zu einer Bedeutung zu erheben, die sie nicht haben können. Denn erstens wo waren diese „hunderttausende" Männer, als es im Mai galt, die liberale Regierung niederzustimmen? Zweitens, sind diese Hunderttausende auch in den Abonnentenlisten der konservativen Presse zu finden?

eine Paarung zwischen Katzen und Kaninchen, wie es der alte Block war. Einmal bilden die jetzigen Mehrheitsparteien überhaupt keinen Block, weil wir nicht, wie der konservativ-liberale Block, eine große Partei von der parlamentarischen Mitarbeit ausschließen wollen. Wir gehen unseren Weg, freuen uns über jeden, der mitgehen will und nehmen möglichste Rücksicht auf alle Parteien. Und dann ist die konservative Fraktion ein Faktor im parlamentarischen Leben, mit dem man rechnen kann, weil sie gut und zielbewußt geführt ist.

Solche gut und zielbewußt geführte Fraktionen, die heute wissen, was sie morgen wollen, gibt es unter den großen Parteigebilden des Reichstags heute nur drei: die Konservativen, die Sozialdemokraten und das Zentrum. Die liberalen Fraktionen, und da gebührt die Palme den Nationalliberalen, sind zurzeit nicht bündnisfähig. Nicht einmal bündnisfähig, so scheint es nach den Vorgängen der preußischen Wahlreform, für die Regierung. Mit den Sozialdemokraten haben wir schon einige Male Gelegenheitsmehrheiten gebildet. Wenn sie auch positiver gesetzlicher Fürsorge für die Arbeiter nur ungern näher treten, da sie befürchten müssen, daß die Unzufriedenheit der Arbeiter dadurch verringert, ihre eigenen politischen Existenzbedingungen damit verschlechtert werden könnten, so haben sie sich doch nicht immer der Unterstützung der sozialen Wirksamkeit des Zentrums entziehen können. Und auch in der Abwehr und der Bekämpfung von Ausnahmegesetzen sind Zentrum und Sozialdemokratie mehrmals zusammengegangen. Das kann sich auch in Zukunft wiederholen, wenn die Großblockideen badischen Musters nicht allmählich auch die sozialdemokratische Fraktion des Reichstags zur Mauserung bringen. So kann ein gelegentliches Zusammengehen von Zentrum und Sozialdemokratie Gutes schaffen oder Schlechtes verhindern, ein Bündnis zwischen diesen Parteien, die eine Welt von Grundsätzen trennt, kann es nicht geben.

Zentrum und Konservative sind also bei der jetzigen politischen Lage aufeinander angewiesen. Aber es ist mehr als der politische Zufall, was sie zusammenführt. Die Durchführung der Finanzreform hat gezeigt, daß die Konservativen auch in wirtschaftlichen Fragen imstande sind, jene mittlere Linie zu finden, die das Zentrum als wahre Volkspartei, als Partei aller Stände, aller Berufe, aller wirtschaftlichen Interessen seit seiner Gründung geht, weil nur auf dieser mittleren Linie der Ausgleich gefunden werden kann, den die Wohlfahrt des Reiches und all seiner Bürger fordern muß. Auch ein so schwieriges Verfassungsproblem wie es die Wahlreform für Preußen ist — die Verhältnisse von Preußen und Reich spielen da ja viel ineinander — könnte in Zusammenarbeit von Zentrum und Konservativen zu einer Lösung gebracht werden, die eine wesentliche Verbesserung gegen bisher bedeuten würde.

Wo wir uns aber am leichtesten finden, wo wir aus gleichen Anschauungen heraus von selbst einem Ziele zustreben, das ist in der Wahrung des christlichen Charakters unseres Staatswesens. Der Kampf für die Erhaltung der christlichen Schule, die gemeinsame Forderung, daß das Deutsche Reich in seinen Kolonien nicht vergessen dürfe, daß es eine christliche Weltmacht ist, der Kampf gegen die öffentliche Unsittlichkeit und gegen die öffentliche Verhöhnung des Namens Gottes, der Kampf aber auch für das gottgewollte Fundament, auf dem allein der Thron des Monarchen festen Bestand findet — dieser Kampf wird Zentrum und Konservative um so notwendiger aneinander schließen, je heftiger und je allgemeiner andere Parteien den Kampf gegen unsere christlichen Ideale aufnehmen. Und wir bauen auf die friedlichen Worte des Führers der konservativen Reichstagsfraktion, des Freiherrn v. Heydebrand und der Lasa, der im Juli 1909, in ernster Stunde, in der dem zufälligen Zusammentreffen der neuen Mehrheitsparteien der Stempel des Willens zur Tat aufgedrückt werden sollte, den Satz aussprach: „Was wir nicht wollen, das ist eine Neuauflage des Kulturkampfes."

Nachdem Fürst Löwenstein sich dann über die Borromäus-Enzyklika verbreitet hatte, und zwar im gleichen Sinne wie in der Ersten badischen Kammer (vgl. Nr. 27 S. 446) fuhr er fort: „Wenn wirklich der konfessionelle Friede, wenn das Zusammenstehen aller Christgläubigen beider Konfessionen im Kampf gegen den modernen Unglauben darunter leiden würde, so würde ich das für ein nationales Unglück halten, ja für ein Unglück, das über die Grenzen unserer Nation hinausreichen würde Aber ich meine, dazu fehlt die Veranlassung. Die Erklärung der beanstandeten Stellen, die sich dem aufmerksamen Leser der Enzyklika aufdrängt, ist von dem Verfasser der Enzyklika, ist vom Papst in amtlicher Form authentisch als die richtige bezeichnet worden. Ja, der Papst ist darüber hinausgegangen. Er hat feierlich erklärt, daß ihm nichts ferner gelegen habe, als die evangelische Kirche zu beleidigen, er hat seiner Friedensliebe, seiner Liebe insbesondere für das deutsche Volk und seiner hohen Achtung für dessen Fürsten und deren christlichen Sinn stärksten Ausdruck gegeben, und er hat, der Möglichkeit weiteren Mißverständnisses Rechnung tragend, die deutschen Bischöfe verhindert, sein Rundschreiben zu veröffentlichen.

Alle, denen der Friede unter den Konfessionen wahrhaft am Herzen liegt, werden sich nun loyalerweise auch enthalten müssen, ihrerseits die Kenntnis gerade der von ihnen verpönten Stellen der Enzyklika weiter unter das deutsche Volk zu verbreiten. Ich füge hinzu: Alle, die den konfessionellen Frieden nicht wollen, denen die angebliche Beleidigung des Protestantismus nicht ein Herzenskummer, sondern ein hoch willkommener Vorwand zur Hetze war, die längst nicht mehr glauben, was Martin Luther gelehrt hat, deren einzige Religion der Haß gegen Rom ist, alle die werden weiter hetzen in Wort und Schrift, schamlos entstellend und verleumdend.

Aber gerade von dieser Hetze erwarte ich die eine gute Folge, daß die Besonnenen unter unseren evangelischen Mitbürgern, die wahrhaft glauben, was sie bekennen, daß die erkennen werden, wohin der Weg führt, auf den die Feinde jeden positiven Christentums sie locken möchten. Und wer von ihnen auch etwas politisches Verständnis hat, der wird den Unverstand erkennen, politische Folgen aus einem Ereignis herzuleiten, das nur das religiöse Gebiet berührt und dort nur mißverstanden zur Erregung Anlaß bieten konnte. Politisches Verständnis haben die Führer der konservativen Partei genug, und darum erwarte ich nicht, daß sie in die Falle gehen werden, die ihnen so plump gestellt ist."

Zur Lage in Hessen.

Von Johannes Wolter.

Der hessische Liberalismus befindet sich in einer ernsten Krisis. Der Parteileitung sind die Zügel aus den Händen gefallen. Die Vorgänge im Wahlkreis Friedberg-Büdingen haben die ehemals so stolze nationalliberale Partei noch um den letzten Rest ihrer Reputation gebracht.

Obwohl die Partei ihre Stärke und ihren Einfluß in der mehr konservativen Bevölkerung des flachen Landes und in den nationalen Beamtenkreisen hatte, sah man doch ruhig zu, daß jungliberale Heißsporne, bei denen der Mangel an Verantwortlichkeitsgefühl gleichen Schritt hielt mit der Unkenntnis der Verhältnisse, im eigenen Hause lustig revolutionierten und allgemach einen „Marsch nach links" begannen. Sie haben seinerzeit sich so sehr als Herren der Situation gefühlt, daß sie einen Herrn v. Heyl und einen Grafen Oriola vor ihr Scherbengericht zitierten, als diese es wagten, in der Frage der Erbanfallsteuer eine eigene, von den Nationalliberalen abweichende Meinung zu haben.

Einer der lautesten Schreier, der Vorsitzende der Jungliberalen, Finanzamtmann Bangel von Darmstadt, machte aus seinem Herzen keine Mördergrube und offenbarte die Gesinnung seiner Kreise, als er auf der Vertreterversammlung des Reichsverbandes der nationalliberalen Jugend in Jena, wo man die Forderung: „Scharfe Scheidung nach rechts" proklamierte, folgende Ausführungen machte:

„Graf Oriola war nur deshalb nationalliberal, weil es in Hessen keine konservative Partei gibt. Wir in Hessen wären froh, wenn wir eine konservative Partei hätten, denn dann würden sich die konservativen Elemente, die sich heute in unseren Reihen aufhalten, ihr anschließen. Die Zustände bei uns in Hessen sind viel schlimmer als in Hannover. Drei Viertel unserer Landtagsabgeordneten sind Bündler."

In dieser Situation rief der Herr über Leben und Tod den katholisch getauften und von der „Frankfurter Zeitung" als „überzeugten" Katholiken bezeichneten, für konservativ verschrienen und jahrelang der nationalliberalen Partei angehörigen Grafen Oriola aus dieser Zeitlichkeit ab, und ein „protestantischer" Geistlicher geleitete ihn, der seine Kirche nie gekannt, zu Grabe.

Schon bei der letzten Reichstagswahl war die Sozialdemokratie, die ihre Anhänger in den wirtschaftlich von Frankfurt abhängigen Gemeinden des Kreises Friedberg hat, dem Grafen Oriola nahe auf die Fersen gekommen. In der Hauptwahl erhielt der Liberale 8492, der Sozialdemokrat 7234, der Christlich-soziale 3299 (darunter rund 2000 Zentrumsstimmen) und der Freisinnige 1472 Stimmen. In der Stichwahl siegte Oriola mit 11515 gegen 8524 sozialdemokratische Stimmen.

Die als „antinational" verschrienen Zentrumswähler retteten trotz Block den „nationalen" Grafen. Nach des Grafen Tod war man sich in weiten Kreisen von vornherein klar, daß kein einseitiger nationalliberaler Parteimann, sondern nur ein tüchtiger, allen bürgerlichen Parteien nahestehender Mittelstandskandidat das Erbe des Grafen antreten und einen Sieg des

Sozialdemokraten verhindern könne. Eine Verständigung zwischen dem Bund der Landwirte, der im Kreise einen starken Anhang besitzt, und den Nationalliberalen wäre wohl zu erreichen gewesen, wenn man sich auf die Kandidatur des Arztes Dr. Becker, der 1903 als Vertreter von Offenbach Ulrich gestürzt hatte, geeinigt hätte, zumal das Zentrum dieser Kandidatur offenbar sympathisch gegenüberstand. Allein dieser Kandidat war der Berliner Parteileitung nicht genehm. Becker war als rechtsstehender Nationalliberaler, weil nicht mit antiklerikalem Oel gesalbt, als Gegner eines Kulturkampfes von vornherein hinreichend verdächtig, er könne dem Zentrum Gerechtigkeit widerfahren lassen. Solche Leute kann Bassermann nicht brauchen!

Und es kam, wie es kommen mußte: die nationalliberale Partei suchte Anschluß nach links und wurde dort mit offenen Armen aufgenommen unter dem Segen der „Frankfurter Zeitung". Es soll anerkannt werden, daß die Darmstädter Parteileitung heroische Anstrengungen machte, dem abwärtsrollenden Parteikarren in die Speichen zu greifen und diese Entwicklung zu hemmen. Die Verhältnisse waren stärker als die nach rechts stehenden Elemente, auch wenn sie eines Ministers „heiße Wünsche" geleiten. Entweder werden sie mit in den Strudel hineingezogen, oder sie werden sich eines Tages sagen, daß auch sie allesamt den Weg gehen müssen, den die Herren v. Heyl, Graf Oriola und Lehmann gegangen sind.

Die Liberalen nahmen den von den Linksliberalen vorgeschlagenen Professor van Calker, Strafrechtslehrer an der Universität Straßburg, als gemeinsamen Kandidaten eines zum größten Teile bäuerlichen Wahlkreises. Für den Bund der Landwirte konnte der Mann nicht in Betracht kommen, erst recht nicht für das Zentrum.

Auf dem Parteitage der liberalen Landespartei in Elsaß-Lothringen machte der erste Vorsitzende der Partei, Landesausschußabgeordneter Wolf, unter dem Präsidium des zweiten Vorsitzenden, Professor v. Calker, folgende Ausführungen: „Nun kommt alles darauf an, daß zu den Sozialdemokraten das richtige taktische Verhältnis gefunden wird, weil ohne dies das nächste Endziel, eine Mehrheit der Linken, kaum erreicht werden kann." Professor v. Calker hat diese Ausführungen, die mit spontanem, minutenlangen Beifall aufgenommen wurden, dadurch zu den seinigen gemacht, daß er dem Abgeordneten Wolf den Dank der Landespartei aussprach und ihn des „ungeteilten und vollen Vertrauens" der Landespartei versicherte.

In Anbetracht der Verhältnisse stellte deshalb der „Bund der Landwirte", die nach den Sozialdemokraten stärkste Organisation des Wahlkreises, seinen Bundesvorsitzenden Rechtsanwalt von Helmolt in Friedberg als Kandidaten auf, für den sich auch die deutsch-sozialen Vertrauensmänner aussprachen.

Dem Zentrum war der Weg klar vorgezeichnet. Hätte man einen eigenen Kandidaten aufgestellt, so hätte dieser nur den Wert eines Zählkandidaten gehabt, und es war die Gefahr vorhanden, daß Sozialist und Linksliberaler in die Stichwahl kamen. Das mußte vermieden werden. Keiner von Beiden konnte vorher auf Zentrumsstimmen rechnen. Der Gedanke allein, daß ein Oberlehrer Dr. Strecker von Bad Nauheim, der erst einige Tage vorher wegen seiner konfessionellen Hetze vom Ministerium einen schneidigen, wohlverdienten Rüffel bezog, der eifrigste Vorkämpfer der Kandidatur van Calker war, muß jedem treuen Zentrumsmann die Augen öffnen und zeigen, wohin der Weg führt. Auch die protestantische ländliche Bevölkerung des Wahlkreises will von solchen Politikern nichts wissen. Kein Wunder, wenn die Versammlungen der Nationalliberalen auf dem Lande fast stets mit einem Mißerfolg endigten, weil in ihnen Anhänger des Bundes der Landwirte sich zum Worte meldeten und mit der mittelstandsfeindlichen, zweideutigen Politik der Linksliberalen gründlich Abrechnung hielten. Wenn die Nationalliberalen dem Zentrum den Vorwurf machten, daß es durch sein Vorgehen den Sieg des Sozialdemokraten begünstige und „antinational" handle, so ist das die purste Heuchelei, uns läßt diese abgedroschene Phrase kalt. Nichtswürdig ist auch die Partei, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre.

Zu dem Grade der Selbstverleugnung, wie sie die Linksliberalen üben, können die Zentrumsleute sich nicht aufschwingen. Vor wenigen Monaten wurde ein Flugblatt in ganz Hessen verbreitet, das in flammenden Worten vor der Wahl jedes Nationalliberalen warnte. Es heißt darin, keiner könne einem Nationalliberalen seine Stimme geben, weil sie unzuverlässig in freiheitlicher Beziehung, verbunden mit der Reaktion, unzuverlässig in kulturellen, wirtschaftlichen Fragen seien und ihre Gegner persönlich insultieren usw. Unterzeichnet ist das Flugblatt: Der Wahlausschuß der Vereinigten Liberalen Hessens. Dieselben Leute traten jetzt für die Nationalliberalen ein und predigten: Bürger, Bauern, Arbeiter, wählt nationalliberal.

Im Jahre 1908 haben anderseits die Nationalliberalen eine Flugschrift verbreitet, in der ausgeführt wird, wie der Freisinn sich versündigt hat an der Marine, Arbeiterfürsorge, gegen die Gesetze zugunsten des Handwerks, gegen die Sicherung der Bauforderungen, Wuchergesetz, Börsenstempel, Champagnersteuer, Zolltarif usw. Die Schrift führt ein Wort Bismarcks an, der erklärte: Der Freisinn hat alles bekämpft, was Deutschland groß und das Reich einig gemacht hat. Und jetzt? „In den Armen liegen sich Beide und weinen vor Schmerz und vor Freude."

Jetzt verstehen wir, warum die nationalliberale „Wormser Zeitung" den Untergang des Liberalismus in Hessen vorhersagt, aber wir verstehen nicht, wie dieselbe Zeitung nach Pharisäerart alle Schuld auf Andere schieben kann; sollte sie doch selbst reumütig an die eigene Brust schlagen. Gerade die „Wormser Zeitung" gefällt sich jeden Augenblick darin, dem Zentrum den Patriotismus abzusprechen, ihm antinationale Gesinnung vorzuwerfen. Daß sie dies aber den Katholiken schlechthin nachsagt, ist wohl der Gipfelpunkt der Unverfrorenheit. In ihrer Nummer 250 bringt sie einen Artikel, der sich mit der Versammlung des katholischen Lehrervereins in Bochum beschäftigt. Dort nennt sie die katholischen Lehrer „römische Lehrer, die bei ihrem Unterrichte die nationalen Gesichtspunkte sicherlich nicht besonders betonen und hervorkehren".

Nichts kränkt so sehr und vergiftet so sehr alle politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse, wie dem Gegner, weil er Katholik und Zentrumsmann ist, Heuchelei vorzuwerfen.

Nun sind die beiden Schlachten geschlagen. Der Ausgang beider war für Kenner der Verhältnisse nicht zweifelhaft. Der erste Wahlgang hat mit einer empfindlichen Niederlage der verbündeten liberalen Parteien und vor allem der verblendeten Nationalliberalen geendet. Mit 4397 Stimmen blieb der linksliberale Professor van Calker hinter dem Kandidaten des Bundes der Landwirte v. Helmolt zurück, der vom Zentrum unterstützt wurde und 6395 Stimmen auf sich vereinigte. Die nationalliberale Partei, welche nahezu zwei Jahrzehnte hindurch den überwiegend ländlichen Wahlkreis besaß, schied bei der Stichwahl aus, trotz der mit gewaltigen Geldmitteln und einem Stab von Rednern unter dem Schutz und Segen der „Frankfurter Zeitung" betriebenen Agitation. Der lachende Dritte, der Sozialdemokrat Busold, auf den 9551 Stimmen entfallen waren, konnte unter diesen Umständen siegesgewiß der Stichwahl entgegensehen, auch wenn die Freisinnigen nicht die Parole für ihn ausgegeben hätten. Dem Freisinn setzte die sozialdemokratische „Frankfurter Volksstimme" die Pistole auf die Brust, indem sie schrieb: „Mag der Freisinn sich entscheiden, wie er will, aber er soll sich gesagt sein lassen, daß seine politische Existenz von seiner Entscheidung abhängt. Fünf der sechs freisinnigen Abgeordneten, darunter Damm-Friedberg, sitzen im hessischen Landtag durch die Hilfe der Sozialdemokratie. Die bevorstehende Stichwahl wird die Entscheidung bringen, ob diese Fünf unserer Art zum Opfer fallen sollen." Es sauste die Peitsche und der freisinnige Pudel sprang.

Wohl hatten die Nationalliberalen offiziell die Parole für v. Helmolt ausgegeben, was sie um so leichter konnten, da sie wußten, daß es auf ihre höchstens 2500 Stimmen nicht ankam. Auch wirft es ein sonderbares Licht auf ihre ehrliche Gesinnung, daß sie erklären ließen, der frühere liberale Abgeordnete Dr. Becker, der für v. Helmolt agitierte, „handle nicht im Auftrage der nationalliberalen Partei". Man verstand diesen zarten Wink und warf zu allem Ueberfluß in den Städten Friedberg, Büdingen, Nauheim eine große Anzahl weißer Zettel in die Urne.

11765 Stimmen für den Sozialdemokraten Busold und 9565 Stimmen für den Bauernbündler v. Helmolt, dies war das Resultat der Stichwahl, das niemand überraschte.

Das Zentrum hat ehrlich Wort gehalten — die „nationale Phrase" dagegen hat wieder einmal versagt.

Ob und wieweit die Wahl in der hessischen Parteikonstellation Aenderungen bringt, wird die nächste Zukunft lehren. Die Zentrumspartei wird mit Stetigkeit und Zielbewußtsein auch fernerhin ihre idealen Ziele verfolgen. — Der Liberalismus aber hat mit dieser Wahl einen weiteren Spatenstich getan an seinem Grabe.



Neues über die soziale Bewegung im katholischen Studententum.

Von August Nuß.

Alldieweil wir katholischen Sozialstudenten glauben, nicht nur dem Gesamtstudententum, nicht nur dem ganzen Volkskörper und dem deutschen Vaterlande, sondern auch der katholischen Religion und Kirche mit unserem Programm einen Dienst zu erweisen, der allerdings unter vielen Opfern und mancherlei Mühen geleistet werden muß, werden wir in einer soeben erschienenen Broschüre belehrt, daß das alles nur „Einbildung" von uns ist. Es wird der sozialstudentischen Bewegung „im Fahrwasser von München-Gladbach" Mangel an „grundsätzlicher Klarheit" vorgeworfen und als mögliches „Resultat der Sonnenscheinschen Tätigkeit, ähnlich wie es vor zwei Jahrzehnten in der Sozialdemokratie sich zeigte, eine Anzahl Wirrköpfe" prophezeit, „die mit dem Anspruch erscheinen, daß sie alte, soziale Erfahrung und Auffassung besäßen und den bestehenden Durcheinander noch vermehren." (S. 21, 22.) Die unter dem Anonym „Hassianus" erschienene Schrift, welche diese Gedanken enthält, trägt den Titel: „Zur sozialen Bewegung im katholischen Studententum."[1]) Ihr Inhalt und ihre direkt denunziantenhaft klingenden persönlichen Bemerkungen gegen den Leiter des „Sekretariats sozialer Studentenarbeit" (S. 20, 21) passen schlecht zu der Versicherung des anonymen Verfassers, daß er die vorliegende Arbeit „ohne verkehrte Voreingenommenheit und unsachliche Tendenz" in Angriff genommen habe. An mehreren Stellen schaut doch das Hauptbedenken des Verfassers allzu deutlich hervor, das in der Anklage gipfelt: „Es wurde schon oben darauf hingewiesen, daß der sozialen Tätigkeit, die von München-Gladbach aus geleistet wird, so anerkennenswert sie in manchen Punkten auch sein mag, nicht gerade das Lob gespendet werden kann, daß sie sich um die grundsätzliche Klarheit auf diesem Gebiete große Verdienste erworben habe." (S. 21.) Weder die Persönlichkeit Dr. Sonnenscheins, noch der „Volksverein für das katholische Deutschland" bieten ihm für die Katholizität unserer sozialstudentischen Bewegung die nötige Garantie. Diese findet er erst darin, daß „die Art und Weise der sozialen Interessierung einen mehr kirchlichen Charakter" trägt, daß „die sozialstudentische Bewegung mehr in die kirchliche Organisation eingegliedert" wird (S. 28.) Darin erblickt Hassianus „die einzige Möglichkeit einer katholischen sozialen Studentenarbeit." (S. 27.) Daß diese Arbeit im Zusammenhang mit den „Offenbarungswahrheiten", mit den Grundsätzen „der katholischen Weltanschauung", mit der „katholischen Glaubenslehre" stehen muß, erscheint dem Verfasser als Grundbedingung und erste Voraussetzung aller sozialen Tätigkeit. Er spricht von der „religiösen Verflachung" der katholischen Gebildeten und von dem „Einfluß der verkehrten modernistischen Grundsätze auch im katholischen Studententum" als dem „tiefsten und wirklichen Notstand" der katholischen Studentenschaft. (S. 9.) Und in den Bestrebungen von München-Gladbach erblickt er eher ein Mittel zur Verwirrung der Geister als zur religiös-sittlichen Belebung und Erhebung (S. 18), weil es der Bewegung „zu sehr an einer gediegenen theoretischen Grundlage (S. 18), an einer „grundsätzlichen Fundierung (S. 22), an einer „gründlichen wissenschaftlichen Vorbildung im Sinne der katholischen Weltanschauung" (S. 14) gebricht.

Wir lehnen die Broschüre ab. Der anonyme Verfasser scheint die katholische sozialstudentische Bewegung allerdings nur aus „einer langen Reihe von persönlichen Beobachtungen und Besprechungen" (Vorwort der Broschüre) zu kennen, nicht aber aus ihrer schon sehr hoch angewachsenen Literatur, nicht aus ihrer praktischen Arbeit und ihren konkreten Leistungen und Erfolgen. Unsere soziale Studentenbewegung, wie sie von Dr. Karl Sonnenschein in M.-Gladbach geleitet wird, weiß sich von „modernistischen" Anwandlungen frei, sie ruht und wurzelt vielmehr unerschütterlich in dem Fundament unseres katholischen Glaubens, so wie er die Lehre der katholischen Kirche ist! Wir wollen sogar das in letzter Zeit etwas in Mißkredit geratene Wort: „katholische Weltanschauung" vermeiden, obwohl es Hassianus in seinem prinzipientreuen Schriftchen selbst gebraucht, und sagen: die katholische sozialstudentische Bewegung ist, trotzdem sie auf neutralen Gebieten auch mit Andersgesinnten soziale Arbeit leistet, nicht nur dem Scheine und Namen nach „katholisch", sondern sie wurzelt in ihrer Theorie und Praxis unerschütterlich in der katholischen Religion, in den Glaubenswahrheiten und Sittenlehren der römisch-katholischen Kirche, und wir katholische Sozialstudenten lassen uns in dem warmen, lebendigen Bekenntnis unseres Glaubens und in der Treue zur Kirche von niemandem, auch nicht von Hassianus, übertreffen! Wir weisen jedwede Verdächtigung, als ob wir „modernistisch" angesteckt seien, mit der größten Entschiedenheit zurück. Es wird nachgerade unerträglich, wie manche Leute im katholischen Lager andere Glaubensgenossen als des Modernismus dringend verdächtig zu bezeichnen bereit sind, nur weil diese Wege gehen, die nach der subjektiven Meinung dieser Leute — nicht nach der objektiven Norm eines Dogmas — nicht „kirchlich genug" sind. Es soll auch deutlich in den Spalten dieser Zeitschrift ausgesprochen werden, daß diese „Modernistenschnüffelei" unserer katholischen Sache höchst gefährlich ist. Das vorliegende Schriftchen dürfte namentlich deshalb viele Leser abstoßen, weil es voll bitteren Mißtrauens gegen eigene Glaubensbrüder ist.

Gerade in der „Allgemeinen Rundschau" war es den Anhängern der sozialstudentischen Bewegung schon mehrfach vergönnt, ihre Prinzipien und Ziele darzulegen. Es erübrigt sich daher, an dieser Stelle in eine ausführliche Widerlegung der schiefen Behauptungen und argwöhnischen Andeutungen der Hassianus-Broschüre einzutreten. Nur sei darauf hingewiesen, daß gerade Dr. Sonnenschein schon des öfteren in tiefempfundenen, glaubenswarmen Worten mit Fr. W. Foerster es ausgesprochen hat, daß alle soziale Arbeit leicht zum Sport ausarten kann, wenn sie nicht in der Ethik einer Weltanschauung fest verankert ist. Und als Katholik kommt für Dr. Sonnenschein und für die katholische Sozialstudentenschaft eben die katholische Religion in Betracht. Man durchblättere den 1. Jahrgang der „Sozialen Studentenblätter" und verweile auf Seite 2, 4, 72, 84, 85, 87 ff., 97, 98, 109 u. 182. Insbesondere möchte ich aber auf die zwei Aufsätze auf Seite 49 u. 177 hinweisen, wo für jeden Zweifler das Nötige gesagt ist. Ich möchte auch glauben, daß wir nach Lage der Verhältnisse und bei Berücksichtigung der Psychologie der heutigen Studentenschaft die sehr notwendige Belebung und Stärkung einer „festgegründeten katholischen Weltanschauung" eher auf dem Umweg sozialer und caritativer Interessierung erreichen werden. Wenn aber Hassianus bereit sein sollte, mit dem gleichen unermüdlichen Eifer und derselben begeisterten Opferliebe wie Dr. Sonnenschein eine religionswissenschaftliche Studentenbewegung zu entfachen und zu leiten, haben wir nichts dagegen einzuwenden.

Auf eine starke Inkonsequenz muß ich zum Schlusse den anonymen Verfasser des Broschürchens aufmerksam machen. Er vertritt (S. 27 ff.) den Grundsatz, daß eine jede Studentenbewegung, die mehr als einen bloß privaten Charakter trägt, notwendig suchen müsse, sich in die kirchliche Zentralisation hineinzustellen. Nur eine Ausnahme macht er: Die katholischen Studentenkorporationen bedürften nicht notwendig der kirchlichen Eingliederung! Sie trügen „zunächst" durchaus privaten Charakter und es widerstreite ihrer Natur nicht, unabhängig von einer kirchlichen Organisation zu bestehen. Köstlich! Dabei haben die katholischen Korporationen die Religion als erstes Prinzip und dienen dem „persönlichen Schutz gegen religiöse und sittliche Gefahren". Treten auch „nach außen", zum Teil sogar in vollen Farben, auf und suchen „den katholischen Gedanken in einer bestimmten Form nach außen (z. B. auf Studentenversammlungen, auf Katholikentagen, bei der Fronleichnamsprozession usw.) zur Durchführung zu bringen". (S. 29.) Vertreten also zweifellos in viel energischerer und verantwortungsvollerer Weise das katholische Weltanschauungsprinzip als etwa ein Vinzenzverein, eine Vortragsvereinigung oder soziale Ferienvereinigung. Und doch bedarf die letztere Gruppe der Einordnung in die kirchliche Zentralisation, während die katholischen Korporationen wegen ihres lediglich „privaten" Charakters „unabhängig" sein dürfen! Es fällt mir beileibe nicht ein, die Anwendung des Hassianischen Grundsatzes nun auch für unser katholisches Korporationswesen zu fordern. Im Gegenteil! Ich wollte nur zeigen, zu welchen letzten Konsequenzen das Programm des Hassianus führen muß und führen wird, wenn es logisch durchdacht wird. Angesichts solcher Konsequenzen dürfte es uns katholischen Korporationsstudenten wenig wertvoll erscheinen, wenn Hassianus die schon längst widerlegten Bedenken, welche im Lager der Korporationen hier und dort laut geworden sind, in seine Broschüre herübernimmt.

[1]) Trier 1910, Druck und Verlag der Paulinusdruckerei G. m. b. H.



Das Buch der Bücher.

Von Fr. Wessel.

Kardinal James Gibbons, Erzbischof von Baltimore, hat in einer seiner Schriften folgende köstliche Erzählung: Dr. Johnsohn las einmal einigen Freunden in London das Manuskript eines ländlichen Idylls vor. Man war entzückt von der Erzählung und wollte den Namen des Verfassers wissen. Man denke sich die Ueberraschung, als Johnson mitteilte, es sei ein uraltes Schriftchen, geschrieben 2500 Jahre vor der Entdeckung Amerikas, kurz es sei nichts anderes, als das Büchlein — Ruth.

Möglich, daß man heute in unseren Kreisen ähnliche Erfahrungen sammeln könnte. Le dernier cris, das epochemachende Buch des Tages, sei es Roman oder eine populärwissenschaftliche Broschüre, das hat jeder gelesen. Ebenso gehört es, und das ist ja auch selbstverständlich, zur allgemeinen Bildung, die bedeutendsten klassischen Werke der Alt- und Neuzeit zu kennen. Leider ist aber die Klage allgemein, daß das Buch der Bücher, die hl. Schrift, zu wenig gewürdigt wird. Die Frage, ob heute die Katholiken oder Protestanten besser in der Bibel bewandert sind, mag ich nicht ohne weiteres zugunsten des einen oder anderen Teils beantworten. Die ungeheure Verbreitung der kleinen billigen Bibelausgaben, namentlich der englischen, dann der württembergischen Bibelgesellschaft in Stuttgart unter evangelischen Volkskreisen spricht jedenfalls nicht für die Katholiken.[1]

Der alte Einwand, wir hätten auf katholischer Seite nicht, wie jene, Ausgaben der hl. Schriften, die für billig Geld, für wenig Groschen erhältlich seien, ist leider noch immer berechtigt, ist jedenfalls aber für unsere besseren Kreise gar kein Entschuldigungsgrund. Wenn man anstandslos 6 Mark und mehr für einen neuen Roman anlegt, den man einmal liest und dann nur zum Weiterverleihen an gute Freunde in der Bibliothek hält, können 10 Mark für eine Bibelausgabe nicht mitsprechen. Der Grund entschuldigt also nur unsere unteren Volksschichten, und auch da müssen wir daran erinnern, daß wir seit einigen Jahren eine ganz vorzügliche, verhältnismäßig billige Hausbibel besitzen von Professor Dr. Ecker aus Trier.

Eigentlich muß einen gerade in unserer Zeit die Vernachlässigung der Hl. Schrift unter den gebildeten Kreisen — geben wir sie einmal ruhig zu — füglich wundernehmen. Unstreitbar finden wir unter den gebildeten Katholiken, nur von diesen soll hier die Rede sein, ein hohes Interesse für Poesie, für geschichtliche, volkswissenschaftliche Studien und in geradezu überraschender Weise eine ganz seltene Anteilnahme an religiösen Problemen. Alle diese Interessen, vor allem der religiöse Wissensdrang zwingen doch unseres Erachtens dem Laien die Bibel in die Hand. Kleinere Abhandlungen über derartige Themata, Vorträge in diesen Disziplinen, das zieht anscheinend mehr. Man stelle nur ein wenig die Vorträge zusammen, die in den Städten in katholischen Kasinos und Gesellschaften gehalten werden: gut ein Drittel religiöse Fragen. Daraus darf man doch rückschließen auf ein vorhandenes Interesse.

Möglicherweise ist die fehlende Wertschätzung der Hl. Schrift aus einem Erziehungsfehler zu erklären. Man macht vielleicht unsere Gymnasiasten und Studenten nicht genügend auf den idealen Wert dieser Bücher aufmerksam, d. h. ich muß in der Vergangenheit sprechen. Ob man heute es noch unterläßt, z. B. auf der Prima des Gymnasiums auf Bibelkritik einzugehen, die Poesie des alten Testamentes zu beleuchten, auf den kulturhistorischen Wert der biblia sacra hinzuweisen, weiß ich nicht. Traurig, wenns so wäre. Einem geistlichen Religionslehrer, der selbst in acht oder mehrsemestrigem theologischem Studium fast täglich dies Buch in der Hand hatte, kann es doch nicht schwer werden, seine Begeisterung für diese Lektüre auf seine Schüler zu übertragen.

Was ist denn die Bibel?

In der Einleitung zur Hausbibel schreibt Prof. Dr. Ecker, der nach seinen eigenen Worten die Verbesserung unseres deutschen Bibeltextes und die Verbreitung der Bibel im deutschen Volke sich zur Lebensaufgabe gesetzt hat:

„Ein heiliges, herrliches, himmlisches, göttliches Buch, ein unvergleichlich herrliches Buch, das wahrhaft heilige, das einzig himmlisch-göttliche Buch ist die Bibel oder Hl. Schrift. Ja, herrlich ist das Buch der Bücher. Wir weisen auf die schönsten der unvergleichlich schönen Perlen in ihm hin. Ein wahres Meisterstück der Schilderung ist gleich das erste Blatt der Bücher Moses, die Darstellung der Schöpfungswoche. Der Bericht, so einfach und doch so erhaben, daß er seinesgleichen sucht, ist wundervoll wie diese wundervolle Schöpfungswoche selber; die Schilderung ist würdig dieser großen Tat des Schöpfers. Wie majestätisch klingt des Moses letztes Lied, sein Schwanengesang:

„Höret, Himmel, was ich rede: Die Erde lausche meines Mundes Worten! Meine Lehr' ergieße sich wie Regen; meine Rede träufle wie der Tau, wie Regenschauer auf das junge Grün, wie Wassertropfen auf die Gräser! Denn des Herren Namen will ich preisen! . . . Wer kann der Bildersprache in dem Buche Job, in dem so großartig angelegten, anschaulich gemalten Dichterwerk, ein würdig Gegenbild zur Seite stellen? — Und welcher Sänger hat uns Lieder hinterlassen, wie sie der auf königlichen Tron von Gott erhobene Hirtenknabe fromm zur Harfe sang zu Gottes Ehr', in Freud', in Leid, in Jubel, unter Tränen? Wie mächtig wird das Herz auch heute noch ergriffen von den eindringlichen Reden des Isaias, der voll Gottesfeuer seinen undankbaren Volksgenossen, die in Herzensängsten lauschten, ihren unverzeihlich bösen Treubruch gegen das Gesetz vor Augen hielt. —"

Traurig, daß man überhaupt für die Bibel Reklame machen muß. Doch was hilft da alles Mahnen und Klagen! Helft die Bibel verbreiten! Gibt es ein schöneres Geschenk zur Hochzeit, zum Weihnachtsfest und zum Namenstag als eine gute Bibelausgabe? Damit ist es natürlich nicht allein getan. Krogh-Tonning klagt in den „Erinnerungen eines Konvertiten" bitter: „Wieviele von den Bibeln werden wirklich gelesen? ... Wo findet man nachher das heilige Buch? Gewöhnlich auf jedermanns Bücherbrett, aber nicht in jedermanns Hand u. s. f." Also, dafür sorgen, daß die Bibel nun auch wirklich gelesen wird! Raten wir einem kunstsinnigen Freunde, der von Zeit zu Zeit sich gerne in ein Gedicht vertieft oder in erhabener Darstellung Erholung und geistigen Genuß findet, er solle einmal zu den Psalmen, dem Isaias oder einem anderen der Propheten greifen. In einem größeren Artikel über Bibelkränzchen las ich letzthin die These verteidigt, das Volk müsse angelernt werden, man müsse es gewissermaßen an der Hand hineinführen in diese Schatzkammer. Ich meine im Gegenteil, nicht viel vorbereiten und erklären, nein, die Hl. Schrift wirkt und wirbt in ihrer Großartigkeit am besten alleine für sich.

Früher war es anders.

Wir machen uns heute keinen Begriff mehr davon, wie sehr während des Mittelalters die Bibel dem Volke intim vertraut war; sie stand im Mittelpunkt des niederen wie höheren Unterrichtes; biblische Ideen durchwehten das ganze Geistes- und Gesellschaftsleben. Die Bibel war das Fundament der Kultur. Die Gründe, weshalb es anders geworden, übergehe ich; die Tatsache an sich ist jedenfalls für uns ein wenig beschämend.

Ein weiteres Moment — die religiösen Motive lasse ich ganz ausscheiden —, das unsere Laien veranlassen dürfte, dem Bibelstudium einige Zeit zu gönnen: Es ist eine wahre Freude zu verfolgen, wie so viele unsrer Geisteshelden gerade unter dem Einfluß der Bibel standen, dort Gedanken und Anregungen schöpften, Bilder entlehnten. Ein eigenes Werk behandelt die Frage, was Shakespeare der Hl. Schrift schuldet. Man lese die Reden bedeutender englischer und amerikanischer Staatsmänner, man wird sich wundern, welch ausgiebigen Gebrauch dieselben von Bibelstellen gemacht haben. Ein Beispiel: dem amerikanischen Staatsmann Webster hat man in einer einzigen Rede mehr als zwölf Bibelstellen nachgezählt, die er dazu benutzte, seinem Vortrag Licht und Schmuck zu geben. Eine seiner besten Reden ist nichts anderes als eine Paraphrase des 138. Psalmes, der mit den Worten beginnt: Domine probasti me et cognovisti me und von Gottes Vorsehung handelt.

Wir verstehen den Grund. Wenn es sich darum handelt, Empfindungen auszumalen oder zu erregen, dann kann keine menschliche Redeweise dies göttliche Buch an Wahrheit und Kraft, an Zartheit und Innigkeit erreichen, geschweige übertreffen.

Goethe hat der Bibel Zeit seines Lebens hohe Verehrung gezollt. Er rühmt an ihr den unermeßlichen Inhalt, die wunderbare Originalität, Vielseitigkeit, Totalität, Göttlichkeit — „wer sie nicht fühlt, dem kann man sie nicht beweisen." Er nennt die

[1] Der Standpunkt der katholischen Kirche zur Bibellektüre des Volkes ist zum letzten Male in der Bulle: Officiorum ac munerum vom 25. Februar 1897 ausführlich klargelegt. Danach ist den katholischen Laien das Bibellesen in der Ursprache und in einer vom Apostolischen Stuhle genehmigten oder mit Erklärungen versehenen und bischöflich gutgeheißenen Uebersetzung gestattet. Das Märchen, die Lektüre der Hl. Schrift sei den Katholiken verboten, wird wohl endlich aus der Welt geschafft sein. Wer noch daran festhält, lese die warmen Empfehlungen, die die beiden letzten Päpste in herrlichen Enzykliken über die Sacra Scriptura veröffentlicht haben, oder er bestelle sich den Fastenhirtenbrief des Trierer Bischofs vom Jahre 1899. Die Leute aber, denen gar nicht zu helfen ist, mögen ruhig bei ihrem Glauben bleiben und uns arme Katholiken weiter bedauern.

Bibel einen Weltspiegel; sie ist ihm das älteste Monument des menschlichen Geistes. Wir lesen in Wahrheit und Dichtung:

„Die Bibel ist mir lieb und wert; ihr verdanke ich meine sittliche Bildung. Jene große Verehrung, welche der Bibel von vielen Völkern und Geschlechtern der Erde gewidmet worden, verdankt sie ihrem inneren Wert. Sie ist nicht etwa nur ein Volksbuch, sondern das Buch der Völker, weil sie die Schicksale eines Volkes zum Symbol aller übrigen aufstellt, die Geschichte desselben an die Entstehung der Welt anknüpft und durch eine Stufenreihe irdischer und geistiger Entwickelungen, notwendiger und zufälliger Ereignisse bis in die entferntesten Regionen der äußersten Ewigkeiten hinausführt."

Wen es interessiert, der mag im westöstlichen Divan 1815 nachlesen, wie er über Widersprüche in der Bibel urteilt. Uebrigens ist es auch bekannt, daß er geradezu empört war über Voltaires Spöttereien und Herabsetzung der Hl. Schrift.[2])

Auf den religiösen Standpunkt und die Weltanschauung kommt es vorerst bei Bibelkenntnis und Bibellektüre garnicht an. Ich habe einen durchaus unkirchlichen Professor gekannt, der stets die Psalmen bei sich trug, und einen jüdischen Arzt, der im Neuen Testament bewandert war, daß ich des Staunens kein Ende fand.

Daß man bei der Lektüre der Hl. Schrift einen Unterschied machen darf und muß, ist klar. Die Wichtigkeit des Neuen vor dem Alten Testamente steht über Beweis. Sonder Zweifel wird aber jeder kunstverständige Laie mit unendlicher Freude und reinem Genuß einzelne Partien des Alten wie des Neuen Testamentes wieder und wieder lesen.

Wie sagt Luise Hensel:

Immer muß ich wieder lesen
In dem alten heilgen Buch
... Les und weine mich nicht satt.

[2]) Vergl. Pastor bonus. 1899. S. 441.

Pornographie unter der Maske der Kunst.

Zum Kapitel der „Kunstsachverständigen".

Die „Allgemeine Rundschau" schrieb in Nr. 26 vom 25. Juni am Schlusse des Artikels „Ein Prozeßbericht, der Bände spricht" (S. 425):

„Schärfste Verurteilung verdient es übrigens, wenn, wie wir soeben von unserem ständigen Kunstreferenten erfahren, in der graphischen Abteilung der Kunstausstellung im Münchener Glaspalast „allerlei Bücher grob sexuellen Inhaltes zur allgemeinen Besichtigung ausgestellt sind". Die betreffenden Künstler und Verleger verfolgen dabei natürlich den sehr durchsichtigen Zweck, sich der Justiz gegenüber von vornherein ein Alibi und einen Freischein zu verschaffen. Wenn die Jury hier versagt, ist es Pflicht der Staatsaufsicht, diesem Skandal so rasch als möglich ein Ende zu bereiten."

In Nr. 27 (S. 451) wurde diese Beschwerde von Dr. O. Doering-Dachau in dem Ausstellungsbericht „Der Münchener Glaspalast 1910" in folgender Form bestätigt:

„Reichlich und gut bestellt ist die graphische Abteilung, die von der Vielseitigkeit der modernen Radierung und den sonstigen vervielfältigenden Techniken einen ausreichenden Begriff gibt. „Die Auslegung von allerlei Büchern grob sexuellen Inhaltes zur allgemeinen Durchblätterung und Besichtigung muß mit Entschiedenheit verworfen werden. Sie bildet einen dunklen Fleck in dieser Veranstaltung, welche sich sonst von dergleichen zumeist freigehalten hat."

Wie wir zu unserer Befriedigung feststellen können, hat unsere öffentliche Beschwerde sehr prompt gewirkt: Die anstößigen Werke sind, nachdem der Artikel in Nr. 26 zur amtlichen Kenntnis gelangt war, sofort entfernt worden. Aber wir wiederholen die schon in Nr. 26 aufgeworfene Frage: Wozu ist denn die einberufene Jury der Internationalen Ausstellung da? Sind die maßgebenden Künstler nicht imstande, selbst Justiz zu üben und den Musentempel von Schmutz und Unrat reinzuhalten? Gewisse Leute verstehen es immer wieder, ihre Kontrebande einzuschmuggeln und so, in die Toga der vermeintlich über allen Gesetzen stehenden „Kunst" gehüllt, mit dem stereotypen Satz: „Hände weg, hier ist heiliges Land" die gröbste Schweinerei gegen gesetzliches Einschreiten zu immunisieren.

Dr. Otto von Erlbach.

Elegante Pornographie.

In Nr. 26 der „Allgemeinen Rundschau" (S. 425) ist ein Artikel der „Deutschen Juristen-Zeitung" über „Elegante Pornographie" aus der Feder des unlängst verstorbenen Landgerichtsrates a. D. Dr. Lazarus erwähnt. Die vorstehenden Angaben (in dem Artikel „Pornographie unter der Maske der Kunst") machen als neueste praktische Bestätigung die Ausführungen des † Dr. Lazarus doppelt aktuell. Mit ausdrücklicher Genehmigung des Schriftleiters und Herausgebers der „Deutschen Juristen-Zeitung", Herrn Dr. jur. Otto Liebmann, Berlin, geben wir den sehr beachtenswerten Artikel in ungekürztem Wortlaute wieder:[1])

In neuerer Zeit macht sich eine Art von Pornographie unliebsam und aufdringlich bemerkbar, deren Hauptaufgabe die Lösung des Problems ist, wie man ein Geschäft mit unzüchtigen Büchern und Bildern macht, ohne dem Strafrichter in die Hände zu fallen. Diese Sachen, die vielfach in München erscheinen, wenn sie nicht ihren Erscheinungsort verschweigen, sind elegant ausgestattete Druckwerke; ihre Illustrationen zeigen gewöhnlich eine gewisse künstlerische Ausführung. Meist ist auch der Text ein älteres Werk, oft eins von denen, die sich in der pornographischen Literatur einer altbewährten herostratischen Berühmtheit erfreuen. Die Auflage ist nicht groß, meist nur 500 Exemplare stark. Dementsprechend ist der Preis sehr hoch, durchschnittlich etwa 20 bis 30 ℳ für einen dünnen Band. Kurz, diese Schriften und Bilder sind für Leute bestimmt, die ihren Sinnenreiz mit ästhetischem Empfinden garniert haben und sich diese Zusammenstellung etwas kosten lassen wollen. Da nun solche Werke nicht in der üblichen Weise verbreitet werden, weil dies Staatsanwalt und Strafrichter geradezu herausfordern hieße, werden sie so angekündigt, daß der Prospekt unmittelbar den vermutlichen Interessenten und Buchhändlern zugesandt und zugleich zur Subskription aufgefordert wird. Der Herausgeber — ein eigentlicher Verleger fehlt meist — glaubt die Strafbarkeit dadurch zu vermeiden, daß er dem Werk einen künstlerischen oder kulturgeschichtlichen Anstrich gibt, worauf er im Prospekt natürlich hinweist, sowie dadurch, daß er den Kreis der Abnehmer beschränkt. Letzteres geschieht durch den hohen Preis und die geringe Höhe der Auflage, wozu oft noch das Versprechen kommt, keine spätere Neuauflage zu veranstalten; ferner häufig dadurch, daß das Werk nur an Subskribenten abgegeben wird. Daneben finden sich noch mystische Ausdrücke des Herausgebers, die man im gleichen Sinne deuten mag, z. B. er veranstalte die Ausgabe nur für „seine Freude" oder als „Privatdruck". Natürlich ist das Ding jedem, der zahlt, alt oder jung, zugänglich.

Nun ist ja freilich ein Werk, das nur in wenigen hunderten von Exemplaren und mit einer gewissen Heimlichkeit verbreitet wird, nicht so gefährlich wie ein solches, das beliebig nach Bedarf hergestellt wird und überall öffentlich ausliegt. Aber was der Auflage des einzelnen Werkes an Anzahl abgeht, das wird reichlich ersetzt durch die große Menge der verschiedenen Schriften und Bilderreihen, die man aus dem alten Schlamme hervorzieht, wohin die Verachtung der Jahrhunderte sie gleich den alten Moorleichen versenkt hat. Ferner gelangt dasselbe Exemplar oft durch Weiterverkauf nacheinander in mehrere Hände, und darauf rechnen die Herausgeber eben, denn viele Prospekte weisen darauf hin, daß das Buch bald vergriffen und dann voraussichtlich der Preis für das antiquarische Exemplar höher sein wird als der Subskriptionspreis. Und was die beschränkte Oeffentlichkeit betrifft — nun so pflegt der Pornographienhandel allgemein im trauten Halbdunkel betrieben zu werden. Endlich dient die gute Form einer Erzählung, die künstlerische Ausführung eines Bildes, auch die feine Ausstattung nicht immer dazu, den geschlechtlichen Reiz eines Werkes abzuschwächen; sondern alles dies wird sogar das Gegenteil bewirken, wenn es ersichtlich in den Dienst der Sinnlichkeit gestellt ist, und das trifft bei jenen Werken immer zu. Es ist also eine schwere Gefährdung der Sittlichkeit, die von jener schmutzigen Flut droht. Sollte das Strafgesetz als

[1]) Herr Dr. Liebmann sagt in einer Anmerkung zu dem Artikel: Der in weiteren juristischen Kreisen besonders in der letzten Zeit durch seine geistvolle, fesselnd geschriebene Studie: „Das Unzüchtige und die Kunst" (Berlin 1909, J. Guttentag, ℳ 3.50) bekannt gewordene Verfasser, Herr † Landgerichtsrat a. D. Dr. Lazarus hat mir kurz vor seinem allzu früh erfolgten Hinscheiden auf meine Anregung hin diesen kleinen Aufsatz über die m. E. zu wenig beachtete Frage zur Verfügung gestellt. Es erfüllt mich mit Wehmut, daß es ihm nicht vergönnt sein sollte, die Literatur durch weitere wertvolle Werke zu bereichern.

Schutzdamm dagegen versagen? Fast scheint es, als wenn es den Geschäftsleuten, die den Schmutz der Jahrhunderte in eleganter Aufmachung zum Markte bringen, gelungen wäre, sich am Gesetz vorbeizudrücken. Und doch genügt ein Teil eines Paragraphen des Strafgesetzbuchs, richtig angewendet, vollkommen, um diesen Schleichhandel zu vernichten.

Nach § 184 Nr. 1 des Strafgesetzbuchs ist es strafbar, wenn jemand unzüchtige Schriften oder Abbildungen verkauft oder sonst verbreitet, sie zum Zwecke der Verbreitung ankündigt oder anpreist. Wie sich aus den Worten „oder sonst verbreitet" und „zum Zwecke der Verbreitung" ergibt, genügt es allerdings nicht, wenn der Verkauf nur an wenige, individuell bestimmte Personen geschieht, ebenso die Ankündigung oder Anpreisung. Aber es genügt ein größerer Personenkreis, selbst wenn seine Mitglieder individuell bestimmt wären. Diese Voraussetzung ist aber bei dem erwähnten Geschäftsbetrieb durchaus erfüllt. Denn mag die Auflage beschränkt sein, mag der Herausgeber sich nur an solche wenden, die er für Interessenten hält oder als seine „Freunde" bezeichnet, mag er das Werk „Privatdruck" benennen und es nur an Subskribenten abgeben: immer wendet er sich an einen nach Hunderten zählenden Personenkreis.

Die eigentliche Schwierigkeit liegt aber auch anderswo. Die Art der Verbreitung oder Ankündigung kann nämlich von Bedeutung sein für die Frage, ob die Schrift oder Abbildung unzüchtig ist im Sinne des Gesetzes. Wir unterscheiden absolut und relativ unzüchtige Werke; erstere sind an sich schon unzüchtig, letztere nur unter bestimmten begünstigenden Umständen.[2]) Auch absolut unzüchtige Werke können mitunter diesen Charakter verlieren, z. B. wenn sie nur an Fachgelehrte, Bibliotheken und zu wissenschaftlichen Zwecken veräußert werden. So liegt die Sache hier aber nicht, denn die Ankündigung geschieht an jeden Interessenten, der Verkauf an jeden, der subskribiert, an jeden, der sich meldet, „solange der Vorrat reicht." So wird den absolut unzüchtigen Werken, wie den Gesprächen des Aretino, der Philosophie des Marquis de Sade, Beardsleys Illustrationen zur Lysistrata, durch solche Art des Vertriebs der Charakter des Unzüchtigen durchaus nicht genommen. Auch kann keine Rede davon sein, daß die künstlerische Bedeutung derartiger Werke in diesem Sinne wirkt; dazu ist ihre Schamlosigkeit zu groß.

Was nun die relativ unzüchtigen Werke anlangt, so werden sie meist bei beschränkter Verbreitung, guter Ausstattung und künstlerischer Ausführung nicht als unzüchtig zu gelten haben. Hierher gehören u. a. auch solche Schriften, die nur einzelne unzüchtige Stellen oder Teile enthalten, wie Boccaccios Decamerone, das Heptameron der Margarete von Navarra, die ergötzlichen Nächte des Straparola[3]), die sogenannten „Frauenkomödien" des Aristophanes — alle in deutscher Uebersetzung. Bei diesen tritt das Unzüchtige zurück hinter ihre künstlerische Bedeutung im ganzen. Das wird aber sofort anders, sobald durch die Art der Verbreitung und Ankündigung das Unzüchtige hervorgehoben wird; es rückt dadurch in den Schwerpunkt des Werkes und bestimmt seinen Charakter. Und daß so die hier erwähnten Werke sich als unzüchtige darstellen, dafür sorgt der Inhalt der Ankündigung. Da wird bei Aristophanes hervorgehoben, daß er sich freche Späße sexueller Art erlaubt habe, bei Aretino, daß er mit erstaunlicher Naturwahrheit das Leben im Hause einer römischen Kupplerin schildere; kurz, der Kunde wird mit der Nase darauf gestoßen, daß er etwas ganz anderes zu erwarten habe als uninteressante alte Erzählungen. Mitunter wird auch der Prospekt noch durch unanständige Bilder illustriert. Bei solcher Ankündigung tritt die Unzüchtigkeit der relativ unzüchtigen Werke hervor, und sie müssen dem Strafrichter verfallen, mögen sie auch noch so klassisch sein.

So sind wohl alle jene feineren pornographischen Schriften und Bilder zu fassen, die unter künstlerischer und naturgeschichtlicher Maske die Sitten unseres Volkes gefährden und die Seele der Jugend vergiften. Einer Abänderung unserer Gesetzgebung bedarf es dazu nicht. Die Waffen, die unsere Behörden in der Hand haben, sind scharf genug; es gilt nur, sie kräftig anzuwenden. Das liegt aber auch im wahren Interesse der Literatur und Kunst. Denn ihnen kann nichts Besseres geschehen, als wenn jener elegant ausgestattete Schmutz vernichtet wird, der sich im unlauteren Wettbewerb ihren Namen anmaßt.

† Landgerichtsrat a. D. Dr. Lazarus, Berlin-Wilmersdorf.

---

[2]) Vgl. meine Schrift: Das Unzüchtige und die Kunst, S. 83.

[3]) Aber nur wenn die Rahmenerzählung mitgeboten wird, vgl. a. a. O. S. 74, 77.

Rosenzeit.

„Noch ist die selige, goldene Zeit . . ."
Ich höre das Lied im Jubelton
Durch Roggenschläge und Rosengezweig,
Durch Buchenwälder und flammenden Mohn . .
Es schreitet der Sommer durch's blühende Land
Und segnet das wogende Feld und die Flur
Mit seiner sonnenspendenden Hand.
Und zeichnet mit brennenden Rosen die Spur.

„ . . noch ist ja die blühende goldene Zeit!"
Es jauchzen die Lerchen, es grüsset das Land,
Darinnen der Sommer das Leben gefreit;
Es kosen die Wellen am Felsenstrand . .
Mir will das Lied von der Rosenzeit
Nicht mehr aus dem Herzen, d'rin läutet es fort —
Ich trage mein Bündel zur Wanderung weit
Und finde die Heimat an jedem Ort . .

Hans Besold.

Rücken-Deckung außerfahrplanmäßig haltender Eisenbahnzüge.

Von

Redakteur L. Lehnen, Neunkirchen (Bez. Trier).

Nach dem bekannten großen Eisenbahn-Unglück bei Altenbecken erschienen in der Presse Vorschläge aus dem Publikum in der Richtung hin, die Eisenbahn-Verwaltung möge doch neben den mechanischen Signal-Sicherungs-Einrichtungen eine persönliche obligatorische Rückendeckung anordnen, für die Fälle, daß Züge auf der Strecke halten müssen und bald darauf ein weiterer Zug zu erwarten ist. Die Deckung sollte in der Regel durch einen mit optischen und akustischen Signal-Objekten versehenen Beamten geschehen, der je nach der Beschaffenheit der Strecke und des Geländes 500 bis 1000 Meter rückwärts zu gehen und sowohl den ankommenden Zug aufzuhalten, als dem festliegenden Zug verabredete Warnungssignale (z. B. durch Schüsse) zu geben hätte, damit die bedrohten Zuginsassen in der Lage wären, die Wagen zu verlassen.

Die Eisenbahn-Direktionen brachten den Vorschlägen nur geteiltes Interesse entgegen. Zwei Direktionen ließen in der Folge erklären, daß eine solche Deckungs-Vorschrift in beschränktem Maße erlassen worden sei; darnach sollte es dem Ermessen des Zugführers anheimgestellt sein, eine solche Rückendeckung vorzunehmen; insbesondere war als notwendige Vorbedingung angegeben, daß der Aufenthalt voraussichtlich mindestens 10 Minuten dauern könnte. Andere Direktionen verwiesen auf bestehende Vorschriften, die aber noch weniger zwingend und vor allem nicht einheitlich genug waren, um als klare Befehle für das ganze Eisenbahnnetz zu gelten.

Das Unglück, welches der Expreßzug bei Mülheim (Rhein) angerichtet hat, dürfte es also sehr rechtfertigen, daß man nochmals auf die Forderung der allgemein vorgeschriebenen Einzel-Rückendeckung zu sprechen kommt. Unter allen Umständen müßte eine solche Deckung auf den Strecken vorgeschrieben sein, die eine so dichte Zugfolge aufweisen, daß zeitweise in Abständen von 5 bis 10 Minuten Züge auf Züge folgen. Kommen dazu noch besondere Gelände-Schwierigkeiten, wie starke Kurven, dann ist eine persönliche Einzel-Sicherung wahrlich genug begründet. Die traurige Katastrophe bei Mülheim hat doch wieder bewiesen, daß trotz aller regelmäßigen und noch so vollkommenen Signal-Einrichtungen ein unglückliches Versehen auch des besten Beamten nicht ausgeschlossen ist. Man soll auch nicht alles dem automatischen Wirken toter Einrichtungen überlassen. Der Eisenbahn-Minister hat letzteres ja selbst bei der Interpellations-Besprechung im Landtag gesagt und betont, daß auch auf die persönliche Betätigung des Verstandes, der Einsicht und der Sorgfalt der verantwortlichen Beamten Gewicht zu legen sei. Der Präsident des Reichseisenbahnamtes erklärte bei der Interpellation im Reichstag sogar, daß die einzige zuverlässige Gewißheit die Zuverlässigkeit und Pflichttreue des

Personals und seine vollkommene Vertrautheit mit dienstlichen Obliegenheiten sei. Das Unglück bei Altenbecken ist tatsächlich durch den Verlaß auf mechanische Einrichtungen und den Mangel an persönlicher Initiative und Sorgfalt geschehen.

Wenn man die örtlichen Verhältnisse von Mülheim (Rhein)—Köln ins Auge faßt, erscheint es einem an Vorsicht gewöhnten Reisenden fast unglaublich, daß man dort einen Zug 10 Minuten lang auf der Strecke beruhigt halten lassen konnte, obgleich man wußte oder doch wissen mußte, daß der Expreßzug bereits fällig war. Die unglückliche Kurve und die dichte Zugfolge gerade zu der kritischen Zeit hätten eine besondere Rückendeckung der vorgeschlagenen Art geradezu herausfordern müssen. Es hatten in ganz kurzen Abständen fünf Züge die schwerbelastete kurze Strecke Mülheim—Rheinbrücke—Köln (Hauptbahnhof), in welcher drei Bahnlinien vereinigt sind, zu passieren, nämlich: ein Lokalzug Mülheim—Köln, an Köln 1.51; ein Personenzug aus der Richtung Opladen, 1.57 an Köln; der Expreßzug von Düsseldorf her, 2.06 und ein Eilzug wiederum von der Parallelstrecke Opladen her, 2.10. Dazu kam noch der Militär-Urlauberzug; selbstredend war derselbe im Dienst-Fahrplan längst vorher für Bedarfsfälle in seinen Fahrzeiten genau festgelegt, und wenn alles geklappt hätte, wäre es auch ganz nach Vorschrift gut gegangen. Aber es war Verspätung entstanden, der Urlauberzug fand das Geleise in Mülheim noch besetzt und mußte warten. Die näheren Umstände in dieser Hinsicht sind noch nicht amtlich publiziert worden; noch bei der Reichstags-Interpellation erklärte der Interpellations-Begründer, es sei unaufgeklärt, weshalb der Militärzug auf der Strecke gehalten habe. Die Gründe werden auch nichts an der Beurteilung der Gesamt-Situation mehr ändern, so zweckdienlich sie vielleicht sonst für die Beurteilung der persönlichen Schuldfrage auch sein mögen.

Ein Haupt-Einwand, welchen maßgebende Eisenbahnbeamte den von uns Laien geforderten Deckungs-Maßregeln entgegenhielten, war bisher der, daß man meist nicht genügend Personal zu einer solchen Rückendeckung zur Verfügung habe, wenn die Deckung in tatsächlich wirksamer Weise ausgeführt werden sollte; letzteres erfordere in der Regel das Zurücklassen des ausgesandten Beamten auf der Strecke; denn wenn man auf seine Rückkehr nach erfolgter Freimeldung der vorliegenden Strecke warten sollte, entstände neuer, vielleicht verhängisvoller Aufenthalt, und zwar entweder für den ersten, oder für den zweiten Zug, falls dieser wirklich in verabredeter Weise gestellt und zu vorsichtigem Fahren veranlaßt werden könnte, etwa so, daß der Beamte sich nach Anbringung einer entsprechenden Vorrichtung auf der Strecke wieder zu dem ersten Zug zurückbegeben könnte.

Die vorstehenden Einwände sind tatsächlich begründet; das geschilderte Verfahren würde sicherlich allerlei Unzuträglichkeiten, sowohl für den Betrieb, wie für die Beamten persönlich mit sich bringen. Und doch verlangt die Sicherheit der Reisenden und des Beamtenpersonals, daß man die Einführung solcher Sicherungs-Maßnahmen ernstlich diskutiert. Man vergleiche doch nur einmal ganz objektiv, was denn schließlich jahrelange kleine Unzuträglichkeiten oder Kosten für Beamten-Vermehrung gegenüber den furchtbaren Opfern einer einzigen Katastrophe wie Altenbecken, Offenbach, Heidelberg und Mülheim ausmachen, die alle durch Auffahren auf einen haltenden Zug erfolgten, der im Verlaß auf die Signal-Einrichtungen nicht besonders gedeckt worden war, obgleich man wußte, daß ein anderer Zug bald zu erwarten war. Ob der Fehler nun durch einen mechanisch arbeitenden Streckenwärter, wie in Altenbecken, für den die Signale eine bloße Gewohnheit geworden waren, gemacht wurde, oder durch eine besondere Verkettung von Umständen entstand, wie in Offenbach (Ueberfahren des Haltesignals und nachträgliches Zurückdrücken des Zuges, bei gleichzeitig erfolgter Freigabe der rückwärtigen Strecke durch den Wärter), oder ob gar ein Stationsbeamter die Schuld daran trug, wie in Heidelberg, bleibt sich gleich; das Unglück war da, aber es hätte jedesmal mit seinen furchtbaren Folgen vermieden werden können, wenn man lieber jahrelang kleine Unzuträglichkeiten mit in Kauf genommen hätte, die sicher keine größeren finanziellen Opfer erfordert hätten, als die schweren Katastrophen im Gefolge hatten.

Eine solche Rückendeckung, bei der die persönliche Umsicht im Vordergrunde steht, ist allein imstande, die Fehler beim mechanischen Dienst und des Gewohnheitswirkens zuverlässig unschädlich zu machen. Sechs Augen und Ohren sehen und hören zuverlässiger als zwei. Man denke doch nur an das geradezu unglaubliche Verhalten bei Altenbecken, woselbst der eine Wärter dem andern dreimal telegraphierte: „Ich bin noch nicht frei" und der andere die mechanische Einrichtung einfach frei machte, wobei er natürlich an einen andern Zug dachte, als der Anfrager; beide waren so sehr mechanisch an die übliche Ordnung der Dinge gewöhnt, daß keinem der Gedanke kam, auch nur zu fragen, ob beide auch wirklich den gleichen Zug meinten. Bei der Beweisaufnahme vor Gericht wurde zum Entsetzen des Publikums festgestellt, daß der Wärter auch noch beinahe den dritten Zug (Güterzug) in die bereits auseinandergefahrenen Züge (Personen- und D-Zug) losgelassen hätte, wenn nicht inzwischen die Unglücksmeldung von der Strecke gekommen wäre; so gewohnheitsmäßig wurde nur an das Nächstliegende, sich alltäglich Abspielende gedacht.

Damals hieß es auch: Es kann nichts passieren, dafür ist die Signalanlage zu gut eingerichtet. Besser wäre es aber gewesen, man hätte etwas Mißtrauen und Vorsicht gehegt und die freie Schiebe-Lokomotive nach rückwärts zur Bewachung der Strecke geschickt; die hätte auch leicht wieder nachkommen können. Im übrigen hat man aus dem Altenbeckener Unglück wenigstens die Lehre gezogen, die Signal-Einrichtungen in einer Weise elektrisch zu sichern, daß ein Beamter nicht mehr so ohne weiteres „frei" machen kann, wenn ohne sein Wissen noch ein Zug in der Strecke steckt. Trotzdem soll die Zugbegleitung sich nicht so fest auf die Streckensicherung durch Andere verlassen. Bei jeder Abweichung von der Regel im Betrieb soll die Möglichkeit eines Fehlers Anderer in Betracht gezogen werden und eigene außergewöhnliche Vorsichts-Betätigung eintreten.

In Offenbach hätte man z. B. auf den beim Zurückdrücken zur Spitze gewordenen Wagen einen Schaffner mit Alarm-Objekten stellen müssen, der den nunmehr hinten ohne Aussicht stehenden Lokomotivführer hätte warnen können. Tatsächlich stand ja auch zufällig ein Schaffner am Schlußfenster des D-Wagens, er sah auch den Personenzug kommen, aber es war erstens zu spät, und zweitens fehlte die Warnungs-Verabredung und die Möglichkeit ihrer Ausführung. So etwas muß eben von vorne herein vorgesehen sein, und die Beamten müssen wissen, daß die entsprechende Betätigung gewünscht wird, oder gar zwingende Vorschrift ist.

Daß das Fahrpersonal bei der jetzigen Praxis nicht aufpassen kann, beweist ein Artikel in der „Deutschen Zugführer-Zeitung", worin anläßlich des Mülheimer Unglücks namentlich hervorgehoben wird, wie die Betriebssicherheit darunter leide, daß das Fahrpersonal zu sehr geschwächt werde. Es komme dabei namentlich in Betracht, daß bei vielen Zügen, auch Schnellzügen, der Zugführer gleichzeitig Schaffner sei! Er müsse Zusatz- und Platzkarten verkaufen, den Fahrgästen Plätze anweisen, den Packmeisterdienst mitversehen usw., wodurch er verhindert werde, den Gang des Zuges zu beobachten, nach den optischen Signalen zu sehen und vorwärts wie rückwärts zu schauen.

Wenn aber die Beamten nicht genügend und vorsorglich beobachten, so werden wir von Zeit zu Zeit immer wieder Unfälle erleben, die sehr wohl verhütet oder wenigstens stark abgeschwächt hätten werden können. Seit der Mülheimer Katastrophe vom 30. März 1910 waren kaum 6 Wochen vergangen, da hatten wir am 10. Mai abends schon wieder einen Unfall durch Auffahren in Berlin, in seiner Wirkung zwar nicht so schlimm, aber immerhin eine Reihe von Verletzungen nach sich ziehend. In einem Abstand von 12 Minuten passieren zwei Schnellzüge die kurze Strecke vom Schlesischen Bahnhof bis Charlottenburg, ein D-Zug von Eydtkuhnen-Posen, der in Charlottenburg endigt, und ein Eilzug nach Hannover-Gütersloh, der auf dem Schlesischen Bahnhof beginnt. Der D-Zug hatte am Ende seiner Fahrt Verspätung, der pünktlich abgegangene Eilzug überfuhr das Haltesignal vor dem Bahnhof Friedrichstraße und fuhr auf den dort noch haltenden D-Zug auf. Also selbst innerhalb der Bahnhofsanlagen ist man vor einer solchen Ueberraschung nicht sicher.

Gleichviel, wie die Eisenbahn-Verwaltung sich nun zu der wieder angeschnittenen Frage stellen wird, es möge das reisende Publikum zunächst selbst in dieser Hinsicht erzieherisch vorgehen. Jeder, der viel reist und mit dem Kursbuch Bescheid weiß, sollte die Strecke studieren — man hat in der Regel während der Fahrt Zeit in Fülle dafür — und sich über die Zugfolge genau informieren. Giebt es dann einen bedenklichen unfreiwilligen Aufenthalt, dann kann man selbst bis zu einem gewissen Grade die rückwärtige Strecke beobachten und beim ersten verdächtigen Geräusch mit den informierten Mitreisenden den Wagen noch rasch verlassen. Dauert ein solcher Aufenthalt gar ungebührlich lange, so kann man ruhig und rücksichtslos außer den

Fenstern auch die Türe öffnen, um leichter aufpassen zu können und besser gerüstet zu sein; das wirkt erzieherisch auf das Fahrpersonal. (Der Verfasser hat das schon wiederholt getan und bemerkt, daß die Lehre sowohl bei den gedankenlos schwatzenden Mitreisenden, als auch bei dem hinzutretenden Schaffner die beste Wirkung hatte.) Die Gedanken beisammenhalten ist überhaupt für den Reisenden eine notwendige Sache. Bei einer Vorbereitung zur Selbstsicherung achte man auch auf den Umstand, daß man nicht nach der Seite des Gegen- bezw. eines anderen Nebengeleises hin etwa auszusteigen versucht, oder aber, daß man im Zwangsfalle auch diese Strecke sorgfältig prüft.

In letzterer Hinsicht hat Mülheim auch eine Lehre hinterlassen. Wie nachträglich bekannt wurde, hat sich gleich nach der Katastrophe der erwähnte Eilzug von Opladen auf den hier bereits dicht nebenher laufenden Parallel-Geleisen genähert, auf welche sich die ausgestiegenen Soldaten in der Hast geflüchtet hatten. Ohne die Aufmerksamkeit des Lokomotivführers dieses Eilzuges wäre letzterer in die Menschenmasse hineingefahren; an eine Warnung der Leute hat bei der allgemeinen Verwirrung zuerst niemand gedacht. Man sieht aber aus diesem Vorkommnis, daß die persönliche Aufmerksamkeit, Sorgfalt und umsichtige Betätigung der Beamten gar nicht entbehrt werden kann und immer als unabhängige Sicherungs-Instanz neben allen mechanischen Einrichtungen in Tätigkeit treten muß.

Wie der erwähnte Fall von Mülheim zeigt, liegt in dem Betreten eines anderen Geleises, gleichviel ob Gegen- oder Parallel-Geleis, eine neue Gefahr, an die man vorher schon denken muß. Selbst Eisenbahnbeamte sind einem augenblicklichen Sichgehenlassen in dieser Hinsicht schon zum Opfer gefallen. Daher ist das Verbot, einen auf der Strecke haltenden Zug ohne besondere Anweisung des Zugführers zu verlassen, sehr gerechtfertigt. Aber die zweckmäßige Vorbereitung, den Zug rasch verlassen zu können, braucht das Publikum sich nicht verbieten zu lassen.

* * *

Vorstehender Artikel konnte nicht gleich zur Veröffentlichung kommen. Wäre er publiziert gewesen, und hätten sich optimistische Kritiker gefunden, so wären sie inzwischen durch ein neues, fürchterliches Unglück eines besseren belehrt worden. Am 19. Juni 1910 fuhr auf Station Villepreux bei Versailles in Frankreich ein Expreßzug von Paris auf einen vorher abgegangenen Personenzug, der wegen eines Maschinendefektes in Villepreux über eine halbe Stunde halten mußte. Der ahnungslose Führer des Expreßzuges hatte das Haltesignal übersehen. Zum Glück waren viele Passagiere des haltenden Zuges wegen der langen, unfreiwilligen Pause ausgestiegen, sonst wäre das ohnehin fürchterliche Unglück (18 Tote und viele Verletzte) noch gräßlicher geworden. Es scheint, daß man auf den gesunden Menschenverstand, der bei außergewöhnlichen Vorkommnissen auch außergewöhnliche Sicherungsmaßnahmen verlangt, einfach nicht hören will.

Das Haus am Meer.

Ich weiss ein Haus am Meer, so weltenweit,
Von wilden Rosen ist sein Dach umsponnen,
An morscher Mauer ein verschlafner Bronnen
Plaudert von Märchen einer fernen Zeit.

Das Haus hat keinen Reichtum, keinen Ruhm.
Im dunklen Kranze trauernder Zypressen
Liegt es vereinsamt, von der Welt vergessen,
Und dennoch trug es einst ein Heiligtum. —

Aus blauen Märchenaugen, klar und tief,
Lachte mein Glück einst in den weissen Räumen,
Bis dass es still, aus seines Lebens Träumen
Der fernen Ewigkeit entgegenschlief. — —

Ich weiss das Haus und weiss das stille Grab.
Der alte Bronnen flüstert durch die Ferne,
Die wilden Rosen leuchten und die Sterne,
Die Wundersterne schauen hehr herab.

Eugenie Taufkirch.

Ajetulla Beys Bediente.

Skizze aus dem albanischen Leben.

Von

Marie Amelie Freiin von Godin.

Für seinen persönlichen Dienst hatte Ajetulla Bey zwei Bediente: Ejub Schinassi und Izzet Müsli.

Es oblag ihnen nichts anderes, als im Eingang von Ajetullas Hause in Nationaltracht die Gäste und Besuche zu erwarten und diese in die Empfangssäle des Selamlik zu bringen, ihnen dort Kaffee, Limonade, Tabak, vielleicht auch ein wenig Mastix zu reichen, die Besorgungen ihres Herrn auf dem Basar zu erledigen, die Post zu besorgen und einige Schritte hinter Ajetulla diesen auf seinen Ausgängen zu begleiten — höchstens noch auf schwierigen Gebirgspfaden sein Pferd am Zaume zu führen.

Beide liebten ihren jungen Herrn sehr. Sie waren zwar nicht im Hause alt geworden und hatten Ajetulla nicht als kleinen Knaben gekannt wie Hasan Woschtina, der Koch, oder Hairo Wasjari, der Kutscher, aber sie hingen doch mehr an ihm, als alle übrigen.

Alle beide waren unter ganz besonderen Umständen in den Dienst Ajetullas gekommen.

Ejub Schinassi vor 6 Jahren. Damals war Ajetulla Bey kaum 22 gewesen. Ejub war Torwart bei einem Vetter Ajetullas, der als Verwaltungsbeamter nach Yemen abberufen worden. Unterdessen hütete Ejub sein Haus in Valona. Eines Nachts stiegen Diebe ein; Ejub erwachte, schoß auf die Spitzbuben und tötete einen von ihnen. Nun sollte er sich durch eine Geldbuße von der Blutrache loskaufen. Aber er hatte kein Geld. Das war schlimm, denn ehe sein Herr helfen konnte, mußten Monate vergehen, und bis dahin war Ejub der Blutrache wohl schon erlegen. Ajetulla hörte von dem Begebnis, zahlte die Buße, schrieb seinem Vetter und nahm Ejub mit dessen Einwilligung in seine eigenen Dienste.

Ein Jahr später jagte Ajetulla bei Samarina auf Bären. Ein Mann aus dem Orte begleitete ihn und seine Leute ins Gebirge, um ihnen als Führer zu dienen. Während nun Ajetulla mit einem jungen Bären kämpfte, griff ihn auch die Bärin an. Der Mann aus Samarina schoß dem Tier unter die Rippen, so daß es zusammenbrach. Ajetulla forderte den glücklichen Schützen auf, in seinen Diensten zu bleiben — und der nahm den Vorschlag an. Der Schütze war Izzet Müsli.

Er liebte seinen Herrn vielleicht ebenso sehr, wenn nicht mehr als Ejub ihn liebte, denn es ist eine offene Frage, ob eine erwiesene oder empfangene Wohltat mehr Liebe erzeugt.

Im ganzen war indeß seine Liebe und Anhänglichkeit leichter zu erkennen, denn seine schwarzen Augen, die in dem dunklen, schmalen Gesicht brannten wie Kohlen, hingen an seinem Herrn mit einem Ausdruck geradezu hündischer Treue, wenn Ajetulla mit ihm sprach. Er ließ Ajetulla kaum aus dem Blick, wie in beständiger Sorge, daß ihm Unheil widerfahren könnte. Wenn Ajetulla fröhlich war, zeigte er sich auch fröhlich, und wenn sein Herr trauerte, trauerte er mit ihm.

Er erbot sich in Kriegszeiten selbst für ihn einzutreten, obwohl er Weib und Kinder hatte, und wenn Ajetulla z. B. nach schönen Früchten Verlangen trug, lief er nachts, nachdem er aus der Arbeit entlassen war, viele Stunden.

Gewiß hätte Ejub im Notfalle dies alles auch sehr bereitwillig getan, aber er erbot sich nicht selbst dazu; gewiß wäre auch er klaglos für seinen Herrn gestorben, da es aber Izzet seinem Herrn zu Zeiten versicherte, ganz bescheiden zwar, aber mit dem begeisterten Blick eines Martyrers, liebte Ajetulla Izzet mehr als Ejub.

Er sprach gerne mit ihm, wenn sie zusammen über Land gingen, und obwohl keiner von beiden sich auch nur jemals mit dem leisesten Wort anders betrug, als es dem Herrn, dem Diener zukam, hatte Ajetulla für Izzet doch fast das Gefühl eines Bruders.

Er zeigte indeß nicht, daß er lieber mit ihm war, als mit Ejub Schinassi; mit beiden war er gleich gütig und streng, mit beiden war er, soweit uns solches bewußt wird, gleich vertraut.

Einmal ritt er mit Ejub auf seine Güter. Als er wieder heimkam, nahm ihm Izzet den Mantel von den Schultern. Ejub war gegangen, die Pferde zum Stalle zu führen.

„Herr,“ sagte Izzet, „Ihr nahmt Ejub auch gestern mit Euch.“ Er sagte es leise, und seine Stimme zitterte.

Ajetulla sah ihn betroffen an — lange und aufmerksam. Er entgegnete nichts.

Von diesem Tage an nahm er sich aber in acht; einen Tag ließ er sich von Ejub begleiten, einen Tag von Izzet.

Einmal nahm er beide mit sich ins Innere des Landes.

Sie rasteten an einer Quelle. Im Augenblicke, da Ajetulla sich auf das Moos niederlassen wollte, bemerkte Ejub, daß dort eine gelbe Natter zusammengerollt lag. Er tötete sie mit einem Stein.

Ajetulla dankte ihm freundlich, als er sich aber umwandte, überraschte es ihn, daß Izzet Ejub mit Augen voll Neid betrachtete.

Wahrhaftig, der grämte sich, daß nicht er die Schlange getötet hatte!

Von da an ging Izzet auf der Reise keinen Schritt von seinem Herrn. Er trug ihm die Büchse, er führte sein Pferd, er brachte ihm zu trinken.

Er tat Ajetulla leid, so daß er ihm gerne eine Gelegenheit gegeben hätte, sich auszuzeichnen. Aber es fand sich keine. Ajetulla konnte doch zum Beispiel nicht in den Janina-See springen, damit es Izzet möglich sei, ihn herauszuziehen.

Am Abend des Tages, an dem sie nach Hause kamen, sprach Ajetulla zu Izzet: „Was hast du — du bist traurig?"

Izzet schlug die Augen nieder: „Nichts — — Herr."

„Bist du in meinem Dienste nicht mehr zufrieden?"

Izzet sah seinen Herrn rasch an und schwieg.

Da fuhr Ajetulla gütig fort: „Du magst gehen, wenn du willst — aber es wäre mir sehr leid, Izzet, denn ich vergesse nicht, daß ich dir mein Leben verdanke."

Da beugte sich Izzet über die Hand seines Herrn und küßte sie. „Danke," flüsterte er leidenschaftlich.

Trotzdem stritt er sich zwei Tage darauf mit Ejub. Der hatte Ajetullas Reitschuhe gereinigt, und Izzet fand, es sei nicht gut geschehen.

Ajetulla ging eben vorüber; als er ihre roten Köpfe sah, blieb er stehen. „Ihr habt gestritten? Was ist?"

Ejub sagte ruhig: „Izzet schilt mich, weil er die Schuhe schlecht gereinigt findet — aber sie glänzen, Herr."

Ajetulla sah Izzet lange an: „Es ist nicht deine Sache, Ejub zurechtzuweisen," sagte er dann.

Am gleichen Tage begleitete ihn Izzet auf einem Ritt.

Plötzlich wandte sich Ajetulla an ihn: „Nimm dich in Acht, Izzet, ich will nicht, daß in meinem Hause Streit sei."

Izzet antwortete nicht; da fuhr Ajetulla fort: „Und es ist töricht, daß du mit Ejub streitest, ich brauche euch beide."

Izzet schwieg auch jetzt.

Trotz Ajetullas Worten stieg aber von dieser Stunde an die Fieberhaftigkeit, die in ihm war, immer mehr. Er spähte nicht nur in jedem Augenblick darnach aus, wie er seinem Herrn einen Dienst erweise, er wollte Ejub die Möglichkeit vereiteln, ihm in der kleinsten Sache zuvorzukommen.

Gerade aber durch diese Unruhe vollführte er manches nicht so genau, wie er sollte.

Er wischte z. B. einem Gaste den Staub nicht ganz von den Kleidern, weil er sich beeilen wollte, damit nicht etwa Ejub die Ankömmlinge Ajetulla Bey vermelde — oder er vergaß die Uhr in Ajetullas Zimmer aufzuziehen und die Pflanzen an seinen Fenstern zu begießen, weil es nahe an der Zeit der Post war, und er nicht wollte, daß Ejub sie besorge.

Eine ganze Weile sagte Ajetulla kein Wort über diese Nachlässigkeiten, aber einmal, als er Ejub dabei fand, die Pflanzen zu begießen, die Izzet anvertraut waren, lobte er ihn freundlich für seine Sorgfalt, obschon er wußte, daß Izzet bereits mit der Post in der Hand ins Zimmer getreten war.

Am gleichen Abend saß Ajetulla an seinem Sekretär. Es war längst dunkel, etwa eine Stunde nachdem das Nachtmahl abgetragen worden.

Vor Ajetullas Gemach war ein weiter Vorraum und dann kam ein Zimmer für das männliche Gesinde.

Plötzlich drang von dort ein großer Lärm herüber.

Ajetulla hob das Haupt von dem Buch, in dem er las und lauschte. Gesindegeschrei in seinem Hause! — Noch einmal lauter — wilder — Izzets Stimme! —

Ajetulla ging mit raschem Schritt dem Lärme nach und stieß die Türe auf zum Gesindezimmer.

Da lag vor ihm Ejub am Boden, Izzet kniete auf ihm und würgte ihn.

„Izzet!"

Der ließ nicht ab.

Ajetulla rüttelte ihn mit Gewalt an beiden Schultern.

Da sah Izzet ihn an — löste die Hände von Ejubs Hals — und stand auf.

Mit ausgestreckter Hand wies Ajetulla auf die Türe: „In mein Zimmer!" herrschte er Izzet an.

Izzet gehorchte — langsam — mit gesenkter Stirn.

Ajetulla wandte sich an das übrige Gesinde: „Sorgt für Ejub" — und folgte ihm dann.

„Wie geschah das?" fragte er kurz.

Izzet hob schüchtern den Blick zu seinen strengen Augen — und stockte, ehe er das erste Wort zu Ende gesprochen.

„Rede — du bist betrunken!" Izzet fuhr sich über die Stirn: „Nein Herr, nicht mehr!"

„Du warst es," fuhr Ajetulla verächtlich fort, „sonst hättest du dir das in meinem Hause nicht unterstanden. Warum hast du's getan?"

„Weil — weil Ihr Ejub vorzieht — Herr. Ich glaubte es."

Ajetulla zuckte kaum merklich mit den Lidern. „Du gehst nun und zeigst selbst an, was du getan hast. Hörst du wohl! Wenn du's nicht tust — tu ich's!"

„Herr!"

„Es war mein letztes Wort!"

„Herr — Herr — und dann — — ?"

„Dann wirst du sehen. Gehe!" —

Langsam gehorchte Izzet — wandte keinen Blick von Ajetulla, ob der ihn nicht doch halten werde.

Aber Ajetulla sah ihn nicht an. So ging er langsam, langsam aus dem Hause — ging hin — und zeigte sich an.

Als es zur Verhandlung kam, zeugte Ajetulla gegen ihn; ruhig, gerecht und fest.

Er beantragte, daß man Izzet bestrafe, denn wann war es erhört, daß ein Bediensteter einen Gefährten im Hause seines Herrn überfiele?

„War es der erste Fehltritt in seinem Dienst?"

„Der erste; er war mit meinem Diener Ejub der beste Mann, den ich je in meinem Dienste hatte."

Ajetulla vergaß den dankbaren Blick nie, der ihn aus Izzets Augen traf, als er das sagte.

Da sich indeß Ejub von Izzets Ueberfall sehr bald erholt hatte, bekam Izzet nur 3 Monate Gefängnis.

Als das Urteil ausgesprochen wurde, sagte er kein Wort.

Ajetulla nahm keinen Ersatz für ihn. Ejub allein bediente seinen Herrn, und es ging alles vorzüglich. Aber sehr oft hatte Ajetulla trotzdem Sehnsucht nach den dunklen Augen Izzets und ihrem Blick voll hündischer Treue — oder er dachte doch wenigstens daran. Dann nahm er ein Buch zur Hand und las, oder er ging aus dem Hause, um auf andere Gedanken zu kommen.

Als Izzets 3 Monate vorüber waren, sandte Ajetulla den Koch an das Gefängnis und ließ Izzet zu sich rufen.

Izzet kam, wagte aber nicht über die Schwelle zu treten, sondern sah ohne ein Wort auf seinen Herrn.

„Tritt ein," sagte Ajetulla ernst. Er erhob sich, so daß er Izzet gegenüberstand. „Ich habe," begann er dann, „an Seber Bey, meinen Freund in Smyrna, geschrieben. Er erwartet dich diesen Monat noch."

Izzet war rasch erbleicht. „Herr," flehte er, „darf ich nicht bei Euch bleiben?"

Ajetulla sah ihn nicht an: „Es ist unmöglich," sagte er ruhig und fest, ein Bediensteter, der sich unterstand, in meinem Hause Lärm zu schlagen und seinen Gefährten zu würgen, kann ich nicht bei mir behalten."

„Herr, ich werde es nie mehr tun!"

„Aber es ist einmal geschehen, und das genügt. Du wirst es dort sehr gut haben."

„Herr, Herr verzeiht mir."

„Ich verzeihe dir, Izzet, denn ich weiß, du hast nicht aus Unbotmäßigkeit gefehlt. Aber ich kann dich nicht bei mir behalten. Ich schrieb Seber Bey sehr viel Gutes von dir. Wenn du dort trotzdem nicht glücklich bist, so lasse mir schreiben. Ich werde immer für dich sorgen. Aber in mein Haus kannst du nicht mehr." Er gab Izzet seine Hand: „Laß' uns zu Ende kommen, dein Schiff geht morgen!"

Izzet fiel vor ihm auf die Knie und bedeckte seine Hand mit Küssen. „Herr!" stieß er bloß heraus.

Da beugte sich Ajetulla über ihn. „Sieh', ich spreche mit dir, als seist du mein Freund, denn du wärest für mich gestorben,

das weiß ich. Sage selbst, Izzet, was würde aus meinem Hause, duldete ich solch eine Tat! Ihr wüßtet alle eure Wildheit nicht mehr im Zaume zu halten. Es käme so, daß einer den andern nach Laune erschlägt.“ — Er wartete eine kleine Weile, dann fügte er bei: „Ich wollte, ich könnte dich behalten, Izzet. Nun mach' es mir leicht und geh'!“

Izzet hob den Blick von seiner Hand und überzeugte sich, wie traurig sein geliebter junger Herr aussah. Da schluchzte er einmal, stand auf — und ging.

Er hatte ein gutes Leben in Smyrna, er war Seber Bey treu, aber wenn ihm Ajetulla von Zeit zu Zeit eine freundliche Botschaft sandte, strahlten seine Augen lange Tage vor Glück.

Die Ausstellung München 1910.

Von Dr. O. Doering-Dachau.

III.

Die Textilkunst ist außer durch die im vorigen Bericht besprochenen Teppiche noch durch andere kostbare Gewebe vertreten. Viele Exemplare befinden sich im Besitze kirchlicher Sammlungen, sind auf dem Handelswege in mittelalterlicher Zeit zu uns gekommen und haben Verwendung als Meßgewänder u. dergl. gefunden. Bei meinen Ausgrabungen in der Liebfrauenkirche zu Halberstadt im Jahre 1899 stellte ich fest, daß der Leichnam des 1147 verstorbenen Bischofs Rudolf in einen solchen schweren arabisch-sizilianischen Seidenstoff gehüllt war. So ist auch der herrliche, aus blauer Seide mit aufgenähten Brokatverzierungen hergestellte Kaisermantel Heinrichs II. orientalischer Herkunft, desgleichen die in Raum 12 ausgestellten Meßgewänder und Gewebstücke aus der Marienkirche zu Danzig. Anderes eignete sich der profanen Verzierungen halber nicht für den kirchlichen Dienst. So sehen wir Darstellungen von kriegerischen Ereignissen, Jagden, novellistischen Szenen, Märchen u. dergl. Besonders umfassend und wichtig sind die Stoffsammlung Kelekian-Paris (Raum 36), Sassoon-London (Raum 80).

Sehr interessant ist zu beobachten, wie der Okzident die Anregungen des Orients selbständig benutzt hat. Von den Teppichnachahmungen in Skandinavien war schon früher die Rede. Eine Vitrine enthält Seidengürtel, die in Polen unter dem Einfluß orientalischer Stoffe hergestellt worden sind. Bei anderen Zweigen der angewandten Künste finden wir das Gleiche. So bei den venezianischen Bucheinbänden, die ihre Schönheit den herrlichen orientalischen Vorbildern verdanken. Ungemein reich ist die Zahl echter Einbände aus dem Osten. Sie zeigen auf ihrem engen Gebiete eine unglaubliche Fülle köstlicher ornamentaler Motive bei feinster technischer Durchführung. Auch die Keramik hat für Europa erhebliche Bedeutung. Der Handelsverkehr trug Erzeugnisse dieser Art in weite Fernen. Anderseits arbeitete das nichtmohammedanische Ausland für den Bedarf der Moslemin. Wien sandte Porzellan zu diesen, das gleiche taten die Chinesen. Die ausgestellten Schätze mohammedanischer Keramik blenden geradezu durch Schönheit und großenteils letzte Seltenheit.

In Raum 10 finden wir ausgegrabene Gefäße des 9. bis 12. Jahrhunderts aus Raqqa, der Hauptstadt Harun al Raschids. Aus Märchen kennen wir den weisen und prächtigen Herrscher, jetzt schickt er uns Stücke hierher, die vielleicht in Wahrheit einstmals seine Hand berührt hat. Wunderbar ist der silbrige irisierende Glanz, den diese Gefäße durch das jahrhundertelange Lagern in der Erde erlangt haben; aber das ist freilich ein Zufall. Zahllose andere Gefäße aber weisen den köstlichen Lüster, zumal den eigentümlich orientalischen Goldschimmer auf, den ihnen die Künstler bewußt verliehen haben, um Ersatz für die rituell verbotenen Gebrauchsgegenstände aus edlem Metall zu schaffen. Zu diesen Keramiken kommen solche, die in den Lieblingsfarben des Orients, zumal dem wunderbaren Türkisblau glasiert sind. Andere sind purpurn, hellrosa, dunkelblau. Ihr Schmuck sind flachere oder stärkere Reliefornamente, aufgemalte reichste Verzierungen, zum bedeutenden Teil figürlich unter häufiger Wiederkehr gleicher Motive (Löwe, der einen Stier zerfleischt u. dergl.). In vielen Originalen und zeichnerischen Nachbildungen finden wir Wandfliesen der verschiedensten Art.

Endlich ist der wundervollen syrischen Gefäße aus Glas zu gedenken, die mit ihrem Schmuck von Emailmalerei zu den höchsten Kostbarkeiten der Ausstellung gehören. Dabei sei noch der Gefäße aus Bergkristall gedacht, die ja freilich nicht eigentlich zur Keramik gerechnet werden können. Zu ihnen gehören die geschnittenen, so überaus seltenen sog. Hedwigsgläser, von denen unter anderem die Reiche Kapelle der Münchener Residenz eins besitzt. Die Glasbereitung dient außerdem zur Zusammensetzung farbenreicher Fenster, deren sehr kleine Teilchen nicht wie bei uns in Blei, sondern in sehr tief gearbeitete Zellen von Stuckmasse eingesetzt sind. Für gewöhnlich freilich entbehrt die Fensteröffnung der Verglasung, statt dessen erhält sie kunstreiche hölzerne Vergitterung, die weit genug ist, um Luft und Licht einzulassen, dabei genügend eng, Blicke von außen abzuwehren. Viele dieser Gitter sind treffliche Schreinerkunststücke, desgleichen die ausgestellten Möbel, Türen usw., deren Zahl freilich nur gering ist.

Von dem einstigen Hochstande der mohammedanischen angewandten Kunst zeugen ferner die in großer Zahl ausgestellten Gegenstände aus Metall, kupferne, bronzene, messingne Gegenstände, vielfach mit Tauschierung (eingehämmerten Verzierungen aus anderem Metall). Menschen- und Tierfiguren, sowie Ornamente bilden die Dekoration dieser Schalen, Räuchergefäße, Kessel, Kannen, Leuchter, und was sonst dergleichen vorkommt. Nicht zahlreich, aber höchst wertvoll sind die Schmucksachen; eine stattliche Gruppe bilden Waffen, großenteils Beutestücke aus den Türkenkriegen. Endlich gedenke ich bei der angewandten Kunst noch der Elfenbeinschnitzereien, unter denen die in manchen unserer Sammlungen viel bewunderten Hörner (Olifante) besonderes, zum Teil auch historisches Interesse erregen.

Verlassen wir das Gebiet der angewandten Künste, und wenden wir uns der Architektur zu, so begegnen wir jener doch sofort wieder, sobald wir über die Betrachtung der Grundrisse und Bauformen im allgemeinen weg sind. Auf diese beiden kann hier nicht näher eingegangen werden. Der wundervollen Wandinkrustationen mit ihrer Welt von Dekorationsmotiven aber muß gedacht werden. Sie bilden den Hintergrund zu den Märchen von 1001 Nacht. Nur mit Schmerz kann man sehen, wie diese herrlichen Schöpfungen heute zerfallen, und muß um so dankbarer den Eifer begrüßen, mit dem der auch um die jetzige Ausstellung hochverdiente Prof. Sarre-Berlin jene Architekturen mit ihrem Schmuck sorgfältigst aufgenommen und in einem gleichfalls ausgestellten monumentalen Werke festgelegt hat. Eine ganz besondere Schöpfung aber kennen wir dank dem Verdienste von Prof. Musil in Wien. Es ist das aus dem 8. Jahrhundert stammende Schloß Quseïr Amra in der syrischen Wüste mit seinen reichen figürlichen Malereien, die noch ganz unter dem Einfluß der westlichen Antike entstanden sind. Denn der Orient bedurfte in jener frühesten Zeit der Islamherrschaft noch der Unterstützung byzantinischer Künstler. Später freilich hat sich die mohammedanische, zumal die persische Malerei in bewunderungswürdiger Selbständigkeit entwickelt. Staunenswert sind die Leistungen der persischen Miniaturenmaler, die den allerbesten des europäischen Mittelalters und bis in die Renaissance hinein durchaus ebenbürtig sind, ja sie an Feinheit des Farbenempfindens zum Teil übertreffen. Ich erinnere nur u. a. an die wunderbaren, zart pfirsichfarbenen Fonds der Bildeinfassungen mit dem Schmuck von Streugold oder von in Gold ausgeführten zarten Zeichnungen, deren sprühender Phantasiereichtum im höchsten Grade fesselt. Die Ausstellung im ganzen ist eine hervorragende Leistung, die vielseitigster, nach kultureller, wissenschaftlicher und künstlerischer Richtung erheblicher Wirkungen sicher ist.

Nach dem Regen.

In dichten Tropfen rann der Regen
Erfrischend in den Blütenhain,
Die Scholle trank den feuchten Segen
In langen, durst'gen Zügen ein.

Nun sprüht es auf in allen Zweigen,
Die Rosen glühen wie Rubin,
Und süsse Düftewogen steigen
Aus Holderbüschen und Jasmin.

Die Drossel schmettert ihre Lieder
Im silbernen Akazienhag,
Es quillt aus dunklem Blattgefieder
Der Nachtigall beseelter Schlag.

Der wilde Wein streut blanke Perlen
Hernieder auf den Gartenkies,
Und schimmernd spinnt im Laub der Erlen
Die Sonnenfee ihr goldnes Vliess.

Das Auge trinkt den Reiz der Stunde,
Das Herz, es möchte stille stehn,
Als könnt ein Hauch von Menschenmunde
Der Schönheit holdes Bild verwehn.

Josefine Moos.

Vom Büchertisch.

Hartmann, Otto: Fünfzig Stunden auf dem Großglockner. Regensburg 1910. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. VIII und 43 S. 8° mit 8 Kunstbeilagen. Preis M 1.50. — Vorliegendes Büchlein schildert in schöner, poetischer Sprache eine im Juli 1909 unter großen Hindernissen und unter einem unfreiwilligen fünfzigstündigen Aufenthalt auf der Adlersruhe ausgeführte Großglocknerfahrt. Wir finden hier spannende, lebhafte und plastische Schilderungen der herrlichen Alpenwelt und ihrer kernigen Bewohner, lernen Freud und Leid der Alpen kennen und werden angeleitet zu künstlerischem Genießen ihrer Schönheiten. Eingestreut sind einige interessante geschichtliche Nachrichten über den Erzherzog Johann von Oesterreich als Bahnbrecher der Alpenfreude und über die Beteiligung katholischer Priester an der Alpenforschung. Waren doch der Fürstbischof von Gurk, Graf von Salm-Reifferscheid und dessen Generalvikar und einige Pfarrer 1800 die ersten Besteiger des Großglockners. Da das Büchlein überall edle Naturfreude atmet und in den Alpen ein gewaltiges Sursum corda erblickt, ist es recht geeignet, den Alpen neue Freunde und verständnisvolle Besucher in der kommenden Reisezeit zu gewinnen. Dr. Weber, Boppard.

Seisenberger, Dr. M., k. Lyzealprofessor und geistlicher Rat. **Erklärung des Johannesevangeliums.** Mit kirchlicher Druckgenehmigung. Gr. 8. IX und 309 S. Regensburg 1910. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. Preis M 4.80. — Vorliegende Erklärung des Johannesevangeliums des durch seine übrigen exegetischen Arbeiten rühmlichst bekannten Verfassers bietet nach einer kurzen aber klaren Einleitung Vers für Vers Text und Erklärung des erhabenen vierten Evangeliums. Auch dieses Werk hat die bereits allseitig anerkannten und praktisch bewährten Vorzüge der exegetischen Methode des Verfassers. Die Erklärungen sind kurz, aber überaus klar, tiefgehend und inhaltsreich, dabei sehr angenehm zu lesen und zu studieren und leicht zu behalten. Es dürfte dem nachdenkenden Leser des Johannesevangeliums kaum eine Frage aufstoßen, auf die er hier nicht eine gründliche und bewährte Antwort fände. Nicht bloß der Theologiestudent besitzt hier eine treffliche Einführung in das erste Studium des schwierigen Evangeliums, sondern auch der Seelsorger und der gebildete Laie finden hier reiche Belehrung und Anregung. Möge das schöne Werk recht viele einführen in die Kenntnis der Person, des Lebens und der Lehre unseres Heilandes. Dr. Weber, Boppard.

Al. Seiffert, opus 44. Ein Gebet. Lied für eine Singstimme und Klavierbegleitung oder Orchester. Gedicht weiland Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Elisabeth von Oesterreich-Ungarn. Verlag R. Drischel in Laibach (Krain). Preis M 1.— oder K 1.20. Orchester in Abschrift. — Unter einem Marienbilde, das am Giebel eines Bauernhauses bei Ischl hängt, steht obiges Gebet, zur Verehrung der Gottesmutter bestimmt. Dem Komponisten ist die Vertonung selten schön gelungen. Ausgezeichnet durch Innigkeit und Zartheit des Ganzen erhebt sich die melodienreiche Weise stellenweise zu dramatischer Kraft und Größe, was einen überwältigenden Eindruck hervorruft. Das durchaus vornehm gehaltene Lied sei hiermit bestens empfohlen. Stein, Seminarlehrer.

Bühnen- und Musikrundschau.

Richard Strauß-Woche. Die großzügige Veranstaltung, deren erste Abende wir jüngst bereits besprachen, erfreute sich eines stets wachsenden Besuches. Die große Festhalle sahen wir endlich einmal so voll, wie es nötig ist, um in solch Kolossalraum festliche Stimmung zu erzeugen. Lediglich die zweite Matinee im Künstlertheater wies wie die erste viel leere Plätze auf. Es ist der Richard Strauß seiner klassizistischen Frühzeit, welcher aus den dort gebotenen Kammermusikwerken spricht und dieser steht eben den Elektraenthusiasten allzu fern. Die „Serenade in Es-Dur“ (op. 7) aber z. B. möchte ich nicht in den Eindrücken dieser „Woche“ missen. Abgesehen davon, daß sie für Straußens Tondichterlaufbahn historische Bedeutung besitzt (sie gab den Anstoß für H. v. Bülows wirksames Eintreten für Strauß), so wird man eine vollendetere Wiedergabe selten oder nie hören. Die Bläser der Wiener Philharmoniker entwickelten eine dynamische Schattierung und Schönheit des Tones, die höchste Bewunderung verdient. Es kommt mir gerade ein Buch zur Hand, das Th. Kretschmann, der bekannte Cellist der Philharmoniker, kürzlich veröffentlicht. In „Tempi passati“ (Wien, Prochaska) lesen wir u. a. „1882 oder 83 suchte mich ein zarter Jüngling auf, der uns ein in München gedrucktes Quartett überreichte: das im harmlosesten Mozartstil komponierte Werk mußte zurückgewiesen werden. Dieser sanfte Komponist war — R. Strauß, der nachherige Salome- und Elektra-Titane. Wie sich Zeit und Ansichten ändern.“ Dieser hübschen Anekdote gegenüber muß betont werden, wieviel technisches Können in den frühesten Werken von Strauß steckt, wie virtuos er die alten Formen beherrschte, ehe er sie zerbrach. Hierin unterscheidet er sich wesentlich von fast allen jüngeren Künstlern unserer Zeit, die mit der Umwertung aller Werte ihre Laufbahn beginnen und so stets ein festgegründetes Fundament in ihrem Schaffen vermissen lassen. Mit der symphonischen Phantasie „Aus Italien“ begannen die großen Orchesterkonzerte in der Musikhalle. In diesem Werke ringt noch der formalistische Klassizist mit dem modernen Stimmungsmaler, aber in der Schilderung neapolitanischen Volkslebens betritt er bereits künstlerisches Neuland. „Don Juan“ bedeutet ein Weiterschreiten auf diesem Wege, während „Macbeth, so viel starkgefühltes auch in dieser Tondichtung steckt, eher wie ein zögerndes Umschauen nach dem verlassenen Pfade anmutet. In „Tod und Verklärung“ tritt uns Strauß als bewußter Neuerer gegenüber. Die blühende Orchestersprache und die starke Innerlichkeit des Empfindens vereinigen sich hier zu einer Größe des musikalischen Ausdruckes, der sich heute wohl niemand mehr entziehen kann. Sein nächstes Werk war die Oper „Guntram“. Von ihr hörte man das „Vorspiel“. Da man heute eine Revision des ablehnenden Münchener Urteils anstrebt, war diese Wahl nicht eben glücklich. Will man für „Guntram“ werben, so lasse man seine im Konzertsaal bewährte, musikalisch so grandiose Friedenserzählung erklingen. Als Strauß 1892 in Kairo die Dichtung zu „Guntram“ entwarf, stand er unter dem Einflusse der schrankenlosen Individualitätsphilosophie Nietzsches, in seinem nächsten Werke „Also sprach Zarathustra“ trat dies am offensichtlichsten zutage. In seinem metaphysischen Ausklang lenkt übrigens Strauß von der Diesseitsphilosophie Nietzsches erheblich ab. Die Disharmonien empfinden wir kaum mehr als solche, um so stärker treten die ergreifenden musikalischen Schönheiten zutage. „Till Eulenspiegel“ und „Don Quixote“ künden den genialen Humor, den Strauß besitzt. Die „sinfonia domestica“ erhielt durch Straußens eigene Direktion einen persönlichen Reiz, den diese subjektive Schöpfung unter fremder Leitung nicht in diesem Maße besitzen kann. Er ist ein glanzvoller Interpret seiner Werke und das Orchester der Philharmoniker folgte seinen Intentionen aufs feinsinnigste. Straußsche Lieder und Gesänge haben die Münchener Feinhals und Brodersen, sowie Steiner (Wien) und die Damen Koenen und Walker (Hamburg) uns glanzvoll geboten. Als Pianist zeigte Backhaus in der D-moll-Burleske sein großes Können. Zwei unserem Kaiser gewidmete Militärmärsche zündeten. Im Gegensatz zu den meisten Kritikern finde ich gar keinen Anlaß, den Tondichter zu entschuldigen, daß er derlei komponiert habe, denn die Märsche sind kraftvoll und feurig. Von den drei Vorstellungen im Prinzregententheater habe ich noch „Elektra“ zu erwähnen, die Mottl glänzend dirigierte. Die Titelrolle gab die Faßbender in der oft gerühmten, packenden Gestaltung. Daß in jedem der drei Opernwerke das versenkte Orchester Schönheiten hervortreten läßt, die man in den anderen Bühnenhäusern nur ahnt, kann man nicht markant genug hervorheben. Der Stil der „Elektra“ wird heute von manchen als gereifter und vertiefter gegenüber der „Salome“ eingeschätzt. Ich sehe in beiden eine kongeniale Vertonung der zugrunde liegenden Dramen, deren literarischen und kulturellen Wert Strauß nach meinem Empfinden viel zu hoch anschlug. Nun dürfen wir eine Lustspieloper von ihm erwarten. Vielleicht folgt Strauß zu willig den Strömungen der zeitgenössischen Kultur. Daß er jedoch von den heutigen Meistern derjenige ist, der die größte Phantasie besitzt, der Eigenes zu sagen hat, wo andere sich mit Stimmungsmalereien begnügen, bestreitet heute kein Mensch mehr. Nun ist die Festhalle wieder der uns wenig sympathischen Varietéverwendung ausgeliefert, später folgt der Zyklus der zwölf Festkonzerte, welche das Orchester des Konzert-Vereins unter Leitung von Ferdinand Löwe vorwiegend Beethoven, Brahms und Bruckner widmet, wobei aber auch Schubert, Schumann, Mendelssohn, Liszt und Berlioz als Repräsentanten der Beethovenschen Symphonien zu Worte kommen.

Richard Wagner- und Mozart-Festspiele 1910. Der allgemeine Besetzungsplan für die Richard-Wagner und Mozart-Festspiele ist nunmehr erschienen und durch die Generalagentur Reisebureau Schenker & Co., München, kostenlos zu beziehen, woselbst auch der Billettverkauf stattfindet.

Lustspielhaus. Das hübsche Theater ist nun von dem künstlerische Wirkungen störenden Restaurationsbetrieb befreit und auf mehrere Wochen von dem Ensemble des „Neuen Schauspielhauses“ in Berlin bezogen worden. Die Eröffnungsvorstellung mit dem geschickt gemachten Lustspiel „Der Herr Verteidiger“ von Molnár hinterließ sehr günstige Eindrücke.

Uniontheater. Der Saal des katholischen Kasinos hat sich für Theateraufführungen schon oft bewährt. Für die mit Dreher spielende Truppe ist der Raum noch bühnengemäßer ausgestattet worden. Die von Dreher und Rauchenegger verfaßte Posse „Anno 48“ weckte lebhafte Heiterkeit besonders durch den echten Humor ihres die Hauptrolle gestaltenden Mitautors Dreher.

Verschiedenes aus aller Welt. Nach einer Wirksamkeit von fast vier Jahrzehnten hat sich der ausgezeichnete Musikreferent der „Kölnischen Volkszeitung“, Prof. Herm. Kipper, ins Privatleben zurückgezogen. Zu seinem 80. Geburtstag hat vor 4 Jahren auch

die „Allg. Rundschau“, zu deren beliebtesten Mitarbeiter Kipper zählte, den Lebenslauf des hochbegabten, vielseitigen Mannes zu skizzieren versucht. Möge der Rückblick auf seine lange verdienstvolle Tätigkeit noch viele Jahre seinen Lebensabend sonnig gestalten. — Christine Hebbel, die Witwe des Dichters und große Tragödin, ist, 93 Jahre alt, in Wien gestorben.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Vorgänge an der Neuyorker Effektenbörse finden auch bei uns mehr und mehr die gebührende Aufmerksamkeit der Finanzkreise. Die fortgesetzten Zwangsliquidationen und die starken Kursrückgänge der leitenden Aktien in Neuyork sind für die Beurteilung der Situation im finanziellen Neuyork schon um deswillen interessant, weil die Liquidationen von Effektenengagements dortselbst unter heftigen, an Demoralisation grenzenden, fieberhaften Bewegungen vor sich gehen. Die ganze matte Haltung des Neuyorker Platzes in den letzten Tagen zeigte so recht klar, wie wenig zuverlässig jener Platz ist und wieviel unliebsame Möglichkeiten und schwierige Beeinflussungen für die Entwicklung der europäischen Märkte hierbei in Betracht kommen. Die deutschen Börsen haben sich anscheinend mit den jetzt so häufig an dem Neuyorker Platze zutage tretenden heftigen Kurszuckungen vertraut gemacht. Die Beeinflussung dieser ungünstigen Tendenzentwicklung blieb denn auch in Berlin eine relativ geringe. Die grössten Kurseinbussen erlitten natürlich die von Neuyork abhängigen Eisenbahnaktien. Auch Bankaktien mussten zum Teil Kursermässigungen durch die Neuyorker Baisse erleiden. — Dass die deutschen Märkte im grossen ganzen, trotz der flauen Neuyorker Börsentage, keine grösseren Kursrückgänge zeigen, hängt wohl zunächst mit der leblosen Tendenz an der Börse zusammen. Die Interessenten sind nach den grossen Kursavancen und nervösen heftigen Treiben am Kassaindustrie-Aktienmarkt apathisch geworden und keinerlei Einflüssen mehr zugängig. Diese grosse Zurückhaltung verhindert denn auch eine heftigere Einwirkung etwaiger ungünstigerer Momente auf unsere Börse. Vorgänge, wie sich solche vor kurzer Zeit am heimischen Kolonialaktienmarkt abspielten, und mit einem kolossal raschen und starken Kursfall der Otaviaktien endigten, zeugten des weiteren von einer momentan äusserst geringen Aufnahmefähigkeit der Märkte und der in Betracht kommenden Interessenten. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, dass diese Teilnahmslosigkeit zum Teil auch darauf zurückzuführen ist, dass verschiedene Meinungen dahin gehen, dass das jetzige Kursniveau fast aller Aktienkategorien überwertet ist. Die jetzt bekannt werdenden Schätzungen von Dividendenerträgnissen geben keine grossen Renten, sie bewegen sich, obwohl keineswegs authentisch und zuverlässig, im Rahmen der erwarteten Ziffern. — Anderseits ist auch eine Ernüchterung in der Beurteilung der industriellen Lage bei uns zu verzeichnen. Besonders in der Montanindustrie gelangt die Anschauung zum Durchbruch, dass die Produktion der verschiedensten Werke nicht mehr im Einklang steht mit dem Absatz und besonders dem Export. Die amerikanischen Kupferindustriellen beginnen eine Art Abrüstung der grossen Bestände durch Einlegung von Feierschichten. Auch vom amerikanischen Stahltrust werden ähnliche Massnahmen getroffen. Im heimischen Montangebiet sind gleichfalls hinsichtlich des Absatzes grosse Schwierigkeiten vorhanden. Die grösste Sorge der Börse und der Industriellen bleibt das Zustandekommen der geplanten Abwehrverbände von gleichartigen Interessenten. Es hängt von diesen wichtigen Organisationen das Wohl und Wehe vieler Gesellschaften der Montanbranche ab, und hinsichtlich der Preisgestaltung der Produzenten ist diese Bildung von Verbänden geradezu eine Lebensbedingung. Der lichte Punkt für unsere Industrie bleibt die reguläre Gestaltung des internationalen Geldmarktes. Die Ansprüche zum Semesterbeginn waren ziffermässig erhebliche, und alle Geldquellen dadurch vollauf in Anspruch genommen. Die nächsten Tage werden grössere Rückflüsse bringen, und voraussichtlich eine merkliche Erleichterung aller Notenbankinstitute. Die Reichsbank ist für alle Eventualitäten durchaus gerüstet, auch jederzeit in der Lage, bei Vornahme der Diskontermässigung in London sich mit einer gleichen Massnahme anzuschliessen. Immerhin wird es ratsam sein, der Entwicklung des heimischen Geldmarktes trotzdem die grösste Aufmerksamkeit zu schenken, denn durch die vielfachen und erheblichen Ansprüche vom Ausland und bei uns ist etwas Reserve in der Beurteilung der zukünftigen Gestaltung des Geldmarktes sicherlich geboten. Die Privatsätze an den Börsen bewegen sich zwar ziemlich normal und geben zu irgendwelchen Bedenken keinen Anlass. — Der Markt der heimischen Fonds zeigt nach der beruhigteren Auffassung der inländischen Politik und des Wechsels im preussischen Finanzministerium wiederum sein gewohntes dolce far niente. Die Erwartungen, die mit dem Wechsel in diesem Ministerium seitens der Börse erhofft werden, gehen vor allem in einer programmatischen Fundierung der heimischen Rentenwerte und in gesetzlichen Massnahmen hinsichtlich einer besseren Klassierung dieser Standartwerke. Ob diese Hoffnungen nicht wiederum trügerische sind, bleibt abzuwarten.

M. Weber.

In dem Prozesse der **Gräfelfinger Terraingesellschaft** gegen die **Heilmannsche Immobiliengesellschaft München** hat das Reichsgericht die Klage der Gräfelfinger Terraingesellschaft zurückgewiesen. Hiermit ist dieser, den Münchener Terrainmarkt nun seit Jahren ungünstig beeinflussende Prozess beendet und zugunsten der Heilmannschen Immobiliengesellschaft entschieden. M W.

Aus Kurorten und Bädern.

Das Sauerland. Tausende, ja Millionen von Mark wandern jährlich ins Ausland, weil der Deutsche, soweit er es sich leisten kann, unerlässlich findet, gelegentlich in Bekanntenkreisen zu erzählen: In diesem Jahre waren wir in Italien, oder in Tirol, in der Schweiz usw. Und doch, liebe Leser, gibt es in unsern deutschen Landen so manches schöne Fleckchen Erde, das den Vergleich mit Tirol oder der Schweiz kaum zu scheuen braucht und auf dem das Leben ungleich billiger ist, als in fremden Landen. Ein solches Fleckchen Erde, das wohl verdient, der Erholung suchenden Menschheit näher bekanntgemacht zu werden, ist das Sauerland, das westfälische Gebirgsland südlich von der Ruhr. Infolge seines Waldreichtums, der um so bedeutender wird, je weiter man nach Osten kommt, seiner romantischen Täler, schroffen Felsen, wunderbaren Tropfsteinhöhlen (darunter die wunderbare Höhle bei Attendorn, sehenswerteste Tropfsteinhöhle Europas), malerisch gelegenen Burgruinen, Schlösser, Dörfer und Städte, sowie infolge der freundlichen Bewirtung und guten und billigen Verpflegung, die den Besuchern überall zuteil wird, ist das Sauerland ein anerkanntes und besuchtes Touristengebiet geworden. Hier im Sauerlande und seiner nächsten Umgebung befinden sich 19 grosse Talsperren. Der Sauerländische Gebirgsverein in Arnsberg in Westfalen mit seinen 14000 Mitgliedern ist eifrigst bemüht, das Sauerland zu einem vorzüglichen Wander- und Erholungsland zu machen durch planvolle Anlage von Wegen, Errichtung von Aussichtstürmen, Verbesserung der Unterkunftsverhältnisse und Vermittlung von Sommerfrischen und Auskunftserteilung an Fremde. Ausserdem unterhält der Verein eine Reihe von Schülerherbergen, welche es der wandernden Jugend ermöglichen, unentgeltlich oder nur für geringes Geld die herrlichen Partien des Sauerlandes kennen zu lernen. Im Winter Schi- und Rodelsport. Das Sauerland ist ein Eldorado geworden für solche Personen namentlich, die der hastenden Alltagssorge entfliehen wollen und ein Ruheplätzchen suchen im Schosse herrlicher Wälder und Täler mit lustig plätschernden Bächen und Flüssen, überaus reicher Flora und im Kreise eines biederen Volkes von echtem Schrot und Korn. Nähere Auskunft erteilt und Führer mit Karten sowie Verzeichnisse der Gasthöfe und Sommerfrischen versendet der Zentralvorstand des S. G.-V. in Arnsberg i. Westf.

Die „Allgemeine Rundschau“ ist im Abonnement und Einzelverkauf erhältlich in der Herderschen Buchhandlung Berlin W.56, Französischestraße 33 a, Telephon I 8239.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 5 K 19 h, Schweiz 5 Fr. 20 Cts., Belgien 5 Fr. 23 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 5 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 29. München, 16. Juli 1910. VII. Jahrgang.

Windthorstbunde und Akademiker.

Von R. Neitzke, Köln.

In Bochum wurde am 27. Juni der elfte Vertretertag des Verbandes der Windthorstbunde Deutschlands eröffnet. Aus dem Referat des Generalsekretärs des Verbandes, Herrn Dr. Scharmitzel über den Stand und die Zukunftsaussicht des Verbandes verdient besonders ein Punkt die besondere Aufmerksamkeit, da er die Keime ernster Besorgnis für die Zukunft des Zentrums in sich birgt. Nach dem Bericht des „Kölner Lokalanzeigers“ nennt Herr Dr. Scharmitzel unter den Schwierigkeiten, mit denen die Bunde zu kämpfen haben, den Mangel geeigneter Führer und Schulungskräfte und fährt dann fort: „Nun stehen wir aber dem verhängnisvollen Faktum gegenüber, daß die in jüngster Zeit aus unseren katholischen Studentenkorporationen hervorgegangenen jüngeren Herren im politischen Leben in weitem Umfange vollständig versagen[1]) und besteht in der katholischen Studentenschaft eine krankhafte Scheu vor politischer Betätigung, mangelndes Verständnis für die Bedeutung des Zentrums in Vertretung der Interessen auf parlamentarischem Boden und im öffentlichen Leben, zu deren Pflege auf der Hochschule eben diese katholischen Studenten in ihren Verbänden sich zusammenschließen.“ Die gleiche Tatsache konstatierte der Herr Abgeordnete Giesberts in der am letzten Verbandstage stattgefundenen öffentlichen Versammlung. Man kann beiden Herren Referenten nur Dank wissen, daß sie verschmähten, Vogelstraußpolitik zu treiben, sondern freimütig den Finger auf die Wunde legten. Nur durch eine offenherzige Kritik kann eine Wendung zum Besseren erzielt werden, und es steht zu hoffen, daß unsere akademischen Kreise durch die obigen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassenden Worte aus ihrer Lauheit aufgerüttelt werden und sich besinnen auf die Verantwortung, welche ihre bevorzugte soziale Stellung ihnen auferlegt, daß sie sich bewußt werden, welche Hoffnungen das katholische Volk auf seine Akademiker setzt.

Beide Herrn Referenten hielten es über den Rahmen ihres speziellen Themas hinausgehend, den Ursachen nachzugehen, die unsere katholischen Studenten und jungen Akademiker, sehr im Gegensatz zu ihren rührigen liberalen Kommilitonen, bestimmen, sich von jeder politischen Betätigung fern zu halten. Verschiedene Momente dürften an dieser Passivität mitwirken.

Zunächst ist es der Kastengeist, der Geist der Exklusivität, den es zu bekämpfen gilt. Bereits auf dem Gymnasium nimmt dieser Geist die jungen Leute gefangen und raubt ihnen ein gut Teil ihrer Ursprünglichkeit und Unbefangenheit. Sie halten es unter ihrer Würde, mit ihren gleichaltrigen Kameraden, die nur eine Volks- oder Bürgerschule besuchen, zu verkehren. Dieses Bewußtsein ihrer Erstklassigkeit nehmen sie dann mit auf die Universität, wo es durch die Abgeschlossenheit in ihren Zirkeln eine weitere Steigerung erfährt. Statt die Konsequenzen aus ihrer noch unverdienten sozialen Stellung zu ziehen, in dem Pflichtgefühl, außer der gründlichen, wissenschaftlichen und beruflichen Eigenausbildung auch das Interesse auf die das Allgemeinwohl berührenden volkswirtschaftlichen und politischen Zeitfragen zu richten, beschränken sich die jungen Herren außer ihrem Studium fast ausschließlich auf die Ausübung von Sport und Geselligkeit. Das Manko politischer Bildung kommt ihnen gar nicht zu Bewußtsein, und so fühlen sie auch nicht das Bedürfnis nach Informationen in politischen Fragen. Tritt der junge Akademiker dann ins Leben und sieht sich auf irgend eine Weise in Kreise mit regen politischen Interessen versetzt, dann wird er zu seiner Ueberraschung und Beschämung gewahr, daß diese Arbeiter und jungen Handwerker, auf die er mit einer gewissen Geringschätzung herabzusehen sich gewöhnt hatte, ihm in allen praktischen volkswirtschaftlichen und politischen Fragen weit über sind. Um seine mangelnde Uebung auf diesem Gebiete zu verbergen, zieht er sich lieber gänzlich vom politischen Leben zurück, als daß er sich herbeiließe, freudig von jenen zu lernen und die Lücken seines Wissens auszufüllen.

Ein großer Teil unseres studentischen Nachwuchses glaubt hinwieder, der katholischen Sache dadurch zu nützen, daß er sein Interesse in erhöhtem Maße literarischen und künstlerischen Fragen zuwendet, um den Vorwurf unserer Gegner von der Inferiorität der Katholiken in Literatur und Kunst zu entkräften. Dank und Anerkennung gebührt diesen Bestrebungen, aber diese Kreise mögen nicht außer acht lassen, daß die Kenntnis der Volkspsyche, welche heute am ehesten im Aufrollen volkswirtschaftlicher und politischer Fragen ihr Sehnen und ihre Bedürfnisse kundgibt, gerade dem Künstler und Literaten nottut und seinen Werken erst die Vollreife gibt. Deshalb ist es unklug, die Beschäftigung und Belehrung über politische Dinge zu vernachlässigen oder gänzlich aus seinem Lebensprogramm zu streichen.

Die Isolierung des Zentrums unter der Blockära mag auch für viele ängstliche Gemüter ein Moment gewesen sein, das sie abhielt, sich politisch im Sinne des Zentrums zu betätigen. Sie glaubten ihrer Karriere zu schaden, wenn sie sich für die Sache des ausgeschalteten und verfehmten Zentrums engagierten. Offen sei es gesagt: auf die Mitarbeit solcher kleiner Seelen, die ihre Ueberzeugung nur vertreten, wenn die Sonne der Gunst lächelt, verzichtet das Zentrum gern. Sie mögen bleiben, wo sie sind; ohne Neid sei ihnen ihr Platz an der Staatskrippe gegönnt.

Wir leben im Zeitalter der Enzyklika, und wenn die liberalen Zeitungsschreiber keinen Tag vorübergehen lassen können, ohne deren Geist zu beschwören, so sei dies auch dem Schreiber dieser Zeilen erlaubt unter Einbeziehung des Goetheschen Faustwortes vom Geist, der stets das Böse will und doch das Gute schafft. Die gehässige Hetze des „Evangelischen Bundes“ aus Anlaß der Enzyklika hat einen Teil unserer protestantischen Mitbürger bis zur Siedehitze fanatisiert gegen Rom und die katholische Kirche. Mögen die leidenschaftlichen Fanfaren unserer Gegner nun auch das Gute zeitigen, daß sie unsere akademische Jugend wieder auf die Zinnen des Zentrumsturmes rufen, und diese die Gefahren, die uns drohen, erkennt, damit sie wieder unter Hintansetzung von Standesvorurteilen Schulter an Schulter mit unseren werktätigen Kreisen in den Windthorstbunden und

[1]) Der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau“ hat diese Gefahr schon seit Jahren immer wieder aufs Neue signalisiert, aber wenig Gehör gefunden. Während die Liberalen den katholischen Studentenkorporationen unausgesetzt vorwarfen, daß sie nur Vorschulen des Zentrums seien und deshalb keine Existenzberechtigung hätten, und während die katholischen Korporationen durch diese falschen Angriffe sich zu einer gewissen Scheu vor jeder Berührung mit dem Zentrum, zu einer möglichst kritischen und skeptischen Beurteilung desselben drängen ließen, entfalteten gerade die Liberalen seit jener Zeit offen und keck die Fahne des Liberalismus für die gesamte Studentenschaft und stellten mit der dem Liberalismus eigenen „Toleranz“ den Lehrsatz auf, daß nur der den Namen eines deutschen Studenten verdiene, der sich unter die Fahne des Liberalismus stelle.

in der Partei arbeitet zum Wohle unseres katholischen Volkes, der Kirche und des Vaterlandes.

In den Blättern nationalliberaler Richtung, besonders der „Kölnischen Zeitung", wurde anläßlich der Berufung des Oberpräsidenten der Rheinprovinz, Herrn von Schorlemer, zum Landwirtschaftsminister mit besonderer Apostrophierung darauf hingewiesen, daß mit Herrn von Schorlemer ein gläubiger Katholik in das königlich preußische Staatsministerium einziehe. Ueber das Epitheton „kirchlich" müssen ja wohl die Auffassungen verschiedene sein, da wohl sonst kaum damit zu vereinbaren wäre die Gründung und Förderung der „Deutschen Vereinigung", die sich nicht nur der Sympathien der spezifisch zentrumhassenden Organe vom Schlage der „Täglichen Rundschau" erfreut, sondern auch verständnisvolles Entgegenkommen bei jener Presse findet, die frank und frei die „Los von Rombewegung", was gut deutsch so viel wie „Los von der katholischen Kirche" heißt, propagiert. Jedenfalls dürfte Herr von Schorlemer jetzt als Staatsminister, wenn auch sein Ressort zu den sogenannten unpolitischen zählt, Gelegenheit finden, seine katholische Ueberzeugungstreue zu betätigen, indem er energisch seine Ministerautorität dafür einsetzt, daß endlich die volksvergiftende Hetze gegen die Enzyklika — lies: katholische Kirche —, wie sie von dem seinen politischen Freunden nahestehenden „Evangelischen Bunde" betrieben wird, ein Ende nimmt. Des Dankes des gesamten katholischen Volksteiles, also nicht nur der bösen „Ultramontanen", und nicht zum geringsten Teile auch der aufrichtigen evangelischen Kreise, die es ernst meinen mit dem Christentum, aber auch mit dem konfessionellen Frieden, auf dem das Wohl und Wehe des deutschen Volkes im letzten Grunde basiert, kann er gewiß sein.

Eine Misere von Schmutz und Schande.

Bittere Glossen zum Allensteiner Prozeß.

Von Dr. Julius Versen.

Der Allensteiner Prozeß ist also vorläufig zu Ende. Wahrlich ein Glück, denn man wäre ja in den Schmutzwellen, die er ausströmte, beinahe erstickt. Die Psychiater haben gesiegt, aber rühmlich war die Rolle, die sie da spielten, wiederum nicht; denn wem leuchtet es ein, daß die Angeklagte erst jetzt geisteskrank geworden ist? Entweder war sie's schon früher, dann mußte man sie in Kortau festhalten; oder sie ist es jetzt auch nicht, dann hätte der Prozeß zu Ende geführt werden müssen, allerdings auf andere Art, als man sie beliebte. Kein Psychiater kann uns die Ueberzeugung beibringen, daß der letzte Selbstmordversuch nicht auch nur Farce und Simulation war. Diesem Weibe ist die Lüge derartig in Fleisch und Blut übergegangen, daß selbst der raffinierteste „Seelenarzt" nicht feststellen kann, wo bei ihr die Verstellung aufhört und die Wahrheit anfängt. Sie ist schlau, wie alle solche verlogenen Kreaturen, unglaublich schlau, und sie richtete demgemäß ihr Benehmen vor Gericht ein. Der nicht üble Rest ihrer körperlichen Reize leistete ihr dabei wesentliche Hilfe, und sie dupierte nach wie vor die Männer. Mit der übergroßen Höflichkeit und Milde des Gerichtsvorsitzenden kann man gleichfalls nicht einverstanden sein. Er hat das auch selbst gefühlt und manche Verteidigungsrede zum Fenster hinaus gehalten, um zu verhüten, daß kritische Auffassungen seiner Prozeßführung aufkämen: man solle nur nicht denken, daß er die Angeklagte deshalb begünstige, weil sie eine adelige Majorsfrau sei, sondern nur aus Rücksicht auf ihren körperlichen und geistigen Zustand. Dagegen wäre ja schließlich nichts einzuwenden, wenn diese weitgehende Rücksichtnahme nur auch bei anderen Gelegenheiten platzgreifen möchte, in solchen Fällen, wo arme schwache Weiber sich nicht mit einem Stab von Rechtsanwälten und Psychiatern umgeben können. Aber dann hört man nichts von Höflichkeit und Milde. Jedenfalls ist die Volksvorstellung von der unbedingten Gleichheit, die vor dem Gesetze walten soll, durch den Allensteiner Prozeß nicht befestigt worden; sie hat vielmehr wiederum einen bedauerlichen Stoß erlitten. Diese Auffassung kann jeder feststellen, der Gelegenheit hat, sich mit Leuten aus dem Volke darüber zu unterhalten. Die Schlußbemerkung, die man zu hören bekommt, ist immer die: „Den Fürsten Eulenburg läßt man ja auch seit zwei Jahren in Ruhe, und man wird ihn wohl in Ruhe lassen bis an sein seliges Ende."

Das ist bitter zu hören in einem Staate, in dem einst ein König seinen eigenen Sohn zum Tode verurteilen ließ mit den Worten: „Fiat justitia, pereat mundus!" Ach ja, die alte Preußen-Strenge, die dem Rechte Hoheit und Majestät verlieh, wo ist sie hin! Von Angeklagten, die es bezahlen können, werden heute die Gerichtssäle zu psychiatrischen Kliniken gemacht, und der jüngste Privatdozent der „Seelenkunde" darf, vom Vorsitzenden nur zaghaft unterbrochen, Plädoyers halten, obgleich er doch nur seine objektiven Beobachtungen vortragen soll. Ueberhaupt die Beweisführung in diesem Prozeß! Hat man jemals etwas Umständlicheres, Ueberflüssigeres, Direktionsloseres erlebt? Welchen Zweck hat es, tagelang den Geisteszustand und das Seelenleben eines Toten auszutüfteln, statt sich an kriminalistische Tatsachen, die allein festzustellen waren, zu halten? Wäre man richtig vorgegangen, so hätte der Prozeß in acht Tagen erledigt und der Gerechtigkeit Genüge geleistet werden können. Jetzt ersäuft alles im Sumpfe der Direktionslosigkeit, der Psychiatrie und des Advokatenraffinements. Wir sind mitten drin in französischen Zuständen; Allenstein war ein Gegenstück zum Prozeß gegen die Madame Steinheil.

Und welche Rolle spielen die Männer in diesem Prozesse! Kann man da überhaupt noch von Männern sprechen? Ein Major, der es geschehen läßt, daß sein Weib sein Haus fast zum Bordell macht, weil er ihr Geld nötig hat! Er trug seine Schande ruhig mit sich herum, ohne die innere Nötigung zu verspüren, seinen Rock auszuziehen. Und er fand keinen Vorgesetzten, keinen Freund und Kameraden, der ihn warnte, der ihm riet und half. Welche Schwächlichkeit auf allen Seiten! Aber das ist ja die Methode von heute. Nur keinen Skandal! Laisser faire, laisser aller. Niemand will eine Verantwortung übernehmen, niemand durchgreifen. Gehe es, wie es gehen mag, und wenn sich auch Schande auf Schande häuft. Aber diese Vorsicht und Scheu ist die frevelhafteste Torheit, die es geben kann, denn sie führt naturnotwendig zu den fürchterlichen Katastrophen, die Dutzende Existenzen vernichten, während bei rechtzeitiger Remedur die Quelle des Unheils still und unschädlich für die Allgemeinheit zugeschüttet werden könnte.

Nun haben wir das Entsetzliche erleben müssen, daß ein Offizier an seinem Gastfreunde und Vorgesetzten zum heimtückischen Meuchelmörder wird und alle Empfindungen in den Schmutz tritt, die unserem Dasein Wert und Ehre geben. Und alles, was den Unseligen irgendwie hätte entschuldigen können, ist auch versunken in einem Pfuhl von Lüge und Perversität.

Wohin sind wir gekommen! Wohin werden wir noch kommen? Es ist genug, wahrlich genug. Welchem urteilslosen Narren kann es beifallen, einen ganzen ehrenwerten Stand für die Untaten einiger Verruchter verantwortlich zu machen, aber es ist die unbedingte Pflicht aller, die es mit dem Vaterlande gut meinen, über die Ehre des Standes, der seiner hohen Aufgabe nur dann gerecht werden kann, wenn er von allgemeiner Hochachtung getragen wird, mit peinlichster Strenge zu wachen und seinen Schild rein zu erhalten. Das kann aber nicht durch äußerliche Eingriffe erreicht werden, sondern die Vertreter dieses Standes, ob alt oder jung, hoch oder niedrig, müssen mit heiligem Ernst auf das Gebot sittlicher Pflichterfüllung hingewiesen werden. Fehltritte soll man unnachsichtlich strafen und jeden Schädling ohne Rücksicht auf seine Person ausmerzen; denn hier gilt das Nietzschesche Wort: „Wer fällt, den soll man auch noch stoßen."



Weltrundschau.

Von **Fritz Nienkemper**, Berlin.

Das Reichstagspräsidium ohne Ernst.

Als nun der Ministerwechsel endlich zum Abschluß gekommen war, konnte die stille Saison beginnen. Aber halt: Der Evangelische Bund hatte noch eine „Sensation" vorbereitet. Der Erbprinz Ernst von Hohenlohe-Langenburg wurde veranlaßt, seine dritte Stelle im Reichstagspräsidium gerade jetzt, da der Reichstag sich mehr als vier Monate Ruhe gönnt, geräuschvoll niederzulegen, und zwar mit einem öffentlichen Absagebrief, dessen Länge und Gespreiztheit mit dem wahren Wert dieses Postens nicht recht harmoniert. Der Herr Erbprinz will nicht mehr teilnehmen an einem Präsidium, das von den Parteien gewählt ist, welche die Finanzreform gemacht hatten, und also neben dem konservativen Präsidenten einen Zentrumsmann als ersten Vizepräsidenten hat. Er führt zwei Gründe für seinen Rücktritt an: 1. die Aussichtslosigkeit der Wiederannäherungspolitik, 2. die Borromäus-Enzyklika. Zu Punkt 1 beruft sich der Prinz auf den bekannten Absagebrief, den die parteiamtliche „Nationalliberale Korrespondenz" vor einigen Wochen an den Reichskanzler und Ministerpräsidenten gerichtet hat. Und zum Unglück für den langsam arbeitenden Prinzen hatte dieselbe „Nationalliberale Korrespondenz" nach der Berufung des Dr. Lentze in das preußische Finanzministerium auf ihren Absagebrief einen Annäherungsartikel folgen lassen, den wir schon in der „Weltrundschau" von Nr. 28 erwähnen konnten. Darnach war für einen Versöhnungspolitiker, wie der Erbprinz einer sein will, gerade die rechte Zeit gekommen, um das warme Eisen der Wiederannäherung der Nationalliberalen zu schmieden. Aber der Herr Erbprinz wirft in demselben Augenblick den Hammer ins Korn oder vielmehr Herrn v. Bethmann in die Fenster. Als zweiter Rücktrittsgrund soll die Enzyklika des Papstes dienen, obschon der Reichstag mit der Enzyklika nichts zu schaffen bekam. Auch hier kommt der erbprinzliche Senf erst auf den Tisch, nachdem der Braten erledigt ist. Durch das weitgehende Entgegenkommen des Hl. Stuhles ist der Wunsch der deutschen Regierungen erfüllt, die Mißhelligkeit ausgeräumt und die Erregung wegen der Enzyklika zum Abflauen gebracht worden. Und nun erklärt nachträglich der Erbprinz, wegen dieser Enzyklika könne er nicht mehr mit einem Zentrumsmann in dem Reichstagspräsidium zusammen sitzen. Er, der Erbprinz von Hohenlohe, der als Leiter des Kolonialamtes sehr bald einem leistungsfähigeren Mann Platz machen mußte und als zweiter Vizepräsident des Reichstags noch weniger Lorbeeren zu erringen vermocht hat, fühlt sich berufen, die Parole des konfessionellen Boykotts und des Verrufs der Zentrumspartei auszugeben!

Ein befreundetes Blatt sagt dem Prinzen nach, er habe den Rücktritt auf Veranlassung seines Vaters vollzogen, des Fürsten Hermann zu Hohenlohe-Langenburg, des Statthalters der Reichslande a. D., der als Gründer des Evangelischen Bundes noch immer im Dienste zu sein scheint. Der Erbprinz mag wohl ein sehr guter Sohn sein; ein guter Politiker ist er nicht. Seine Demonstration hat nur bei denen Beifall gefunden, die von der Wiederannäherung, für die angeblich der Prinz arbeiten wollte, nichts wissen wollen, sondern auf eine volle und dauernde Verfeindung der Nationalliberalen mit der Rechten hinarbeiten. Der Prinz hat gewiß auf das Zentrum zielen wollen; aber die Kugel ist bei den Konservativen eingeschlagen, allerdings ohne merkbaren Schaden. Die freikonservative Fraktion (Reichspartei), welcher der Erbprinz als Hospitant bisher nahe steht, erklärt öffentlich sein Vorgehen für eine Ueberraschung und einen politischen Fehler. Sogar die nationalliberale Parteileitung, welcher das Liebeswerben des Prinzen gegolten haben soll, zollt ihm keinen reinen Beifall, sondern nimmt die Demonstration zum Anlaß, um den Reichskanzler und Ministerpräsidenten aufzufordern, daß er Klarheit über seine Ziele geben soll, und daß „ein energischer Wille durch Zusammenfassung aller positiv schaffenden Kräfte der großen Gefahr einer erschreckend anwachsenden Sozialdemokratie einen wirksamen Damm entgegensetzen" müsse. Der Erbprinz muß sich mit dem Beifall der Fortschrittler, der Jungliberalen und der Hetzer vom Evangelischen Bunde begnügen.

In der Presse, die das Gras schon wachsen hört, ehe es gekeimt hat, wird bereits viel orakelt über den Nachfolger des Erbprinzen im Reichstagspräsidium. Den Vogel abgeschossen hat offenbar der schlaue Mann, der dem Zentrum die Absicht zuschreibt, einen nationalliberalen Kandidaten für die zweite Vizepräsidentschaft vereiteln zu wollen durch stille Begünstigung eines freikonservativen Kandidaten. Und doch hat das Zentrum seinerzeit für den nationalliberalen Dr. Paasche gestimmt, und jedes politische Kind muß einsehen, daß es unserer Partei ganz recht ist, wenn die Nationalliberalen aus ihrem Schmollwinkel herauskommen, um sich am Reichstagspräsidium ebenso zu beteiligen, wie sie sich an dem Präsidium des preußischen Abgeordnetenhauses seit langen Jahren bis zum heutigen Tage beteiligt haben. Sollten aber die Nationalliberalen zu Beginn der nächsten Tagung noch in der Abstinenzpolitik verharren wollen, nun, dann wird einfach ein zweiter Vizepräsident aus irgend einer arbeitswilligen Partei oder Gruppe gewählt.

Der Herr Erbprinz hat wahrscheinlich nicht bedacht, daß er durch die Hineinziehung der Enzyklika in die Präsidialfrage den Nationalliberalen einen Bärendienst erwies. Wenn ein echter Protestant mit einem Zentrumsmann nicht mehr im Präsidium zusammensitzen darf, dann sind nicht bloß die Konservativen, sondern auch die Nationalliberalen Verräter am Protestantismus. Denn die Nationalliberalen haben nicht bloß früher im Reichstag an einem Zentrumspräsidium teilgenommen, sondern sie nehmen, wie schon erwähnt, im preußischen Abgeordnetenhause an einem Präsidium teil, das gerade so zusammengesetzt ist, wie es das Reichstagspräsidium in der letzten Tagung sein sollte: ein konservativer Präsident, ein Zentrumsmann als erster Vizepräsident. Und das in einem Landtage, zu dessen Ressort doch gerade die Kirchenpolitik gehört!

Die „Zusammenfassung aller positiv schaffenden Kräfte".

Wie wir oben schon erwähnten, brachte die „Nationallib. Koresp." einen Artikel, der am Schlusse von vielen Wenn und Aber die Zusammenfassung der positiven Parteien zur Abwehr der Sozialdemokratie forderte. Das griff die offiziöse „Nordd. Allg. Ztg." auf mit der Bemerkung: „Auch wir sind von der Notwendigkeit der Zusammenfassung aller positiv schaffenden Kräfte um so fester überzeugt, je mehr die Unzufriedenheit und der Mißmut der letzten Zeiten die Gefahr des Anwachsens der Sozialdemokratie vor Augen führen." Das klingt wie ein Regierungsprogramm, und tatsächlich hat ja Herr v. Bethmann Hollweg stets das Bestreben gezeigt, die Nationalliberalen wieder heranzuziehen zu den Arbeitsparteien.

Dieses Bestreben findet an sich die volle Zustimmung der Zentrumspartei. Nur Leute von politischem Unverstand oder von bösem Willen konnten die Mähr aufbringen, daß das Zentrum sich mit Haut und Haaren einem sogenannten schwarzblauen Block verschreiben und den Anschluß der Nationalliberalen verhindern wollte. Nein, wir möchten den Kreis der Arbeitswilligen möglichst weit in die liberalen Reihen hinein ausdehnen, verlangen allerdings unserseits die gleichberechtigte Stellung in dieser positiven Mehrheit.

Wenn jetzt sogar die nationalliberale Parteikorrespondenz von der Zusammenfassung aller positiv schaffenden Parteien spricht, so scheint man dort auf die Ausschaltung des Zentrums und die Wiederherstellung der alten Block- oder Kartellpolitik verzichtet zu haben, wenigstens vorläufig. Darnach wäre die nationalliberale Parteileitung klüger, als der Erbprinz, der von dem alten Blockgedanken mit kulturkämpferischer Zuspitzung noch nicht los kommen kann.

Es muß auch Akt davon genommen werden, daß die nationalliberalen Organisationen in einzelnen Landesteilen Neigung zeigen, von der Hetz- und Großblockpolitik sich loszulösen und zu einer positiven Sammlung mitzuwirken, z. B. in Schleswig-Holstein und im westfälischen Wahlkreise Hagen-Schwelm. Dort hat gerade der nationalliberale Ausschuß die Gemeinsamkeit aller Wähler, auch des Zentrums, gegenüber der Sozialdemokratie befürwortet, allerdings mit dem Nebenzweck, die Fortschrittspartei zur Aufstellung eines ihm genehmeren Kandidaten zu veranlassen. Immerhin ist der Gärungs- und Klärungsprozeß so im Gange, daß man wieder etwas mehr Hoffnung für die Zukunft haben darf.

Es ist das Recht und sogar die Pflicht der Regierung, für die Sammlung der staatserhaltenden Kräfte zu wirken und dieserhalb auf die Nationalliberalen gewisse Rücksichten zu nehmen. Nur muß das rechte Maß eingehalten werden. Manche Zeichen erregten die Befürchtung, daß Herr von Bethmann gar zu mittelparteilich werden und den Nationalliberalen die Vormachtstellung gewähren wolle. Das geht nicht. Zu einer liberalen Politik können die Konservativen und das Zentrum nicht mitwirken, wohl aber zu einer besonnenen Politik, die sich über den Parteien hält.

Sozialdemokratische Musterverträge in der Reichsversicherungskommission.

Von

M. Erzberger, Mitglied des Reichstags.

Der 27. Juni wird von der Sozialdemokratie im Parteikalender nicht rot angezeichnet werden; er wurde für sie zu einer schweren Niederlage, die sich leider im engen Kreise der Kommission für Beratung der Reichsversicherungsordnung vollzog. Und doch ist zu wünschen, daß der Wellenschlag dieser Erörterung bis in die letzte deutsche Hütte geworfen wird, da die Interessen aller deutschen Familien auf dem Spiele stehen. Jedenfalls muß sich die Oeffentlichkeit noch lange mit dieser Materie beschäftigen und die siegreich vordrängende Sozialdemokratie auf der ganzen Linie in diejenige Hilfslosigkeit drängen, in der sich ihre Vertreter in der genannten Sitzung befanden. Ich habe schon manche Schlappe der Sozialdemokratie erlebt und mitangesehen, aber dieses hilflose Gestammel der Verlegenheit, dieses jammervolle Ausreden und gänzliche Verleugnen der eigenen Taten war mir doch neu; es scheint, daß die Kommission hier in ein Wespennest gestochen hat.

Zur Beratung stand die Frage der Angestellten bei den Krankenkassen. Bei dieser Gelegenheit machte der konservative Abgeordnete Graf von Westarp, eine der tüchtigsten Kräfte der konservativen Partei, auf das Urteil des Oberverwaltungsgerichtes vom 21. März 1910 über die Dienstverträge der Beamten der Krankenkassen aufmerksam. Die in Rede stehenden Verträge stützen sich auf einen Mustervertrag, den sozialdemokratische Krankenkassen angenommen und sozialdemokratische Angestellte 1906 ausgearbeitet haben. Dieser Mustervertrag ist der größte politische Skandal, den man sich denken kann, eine Ungeheuerlichkeit, die man sich in einem Rechtsstaat gar nicht denken sollte; er bedeutet die glatte Auslieferung der Krankenkassen an die Agitatoren der Sozialdemokratie, die sich hier das Bett recht warm zurechtgerichtet haben.

Das Oberverwaltungsgericht stellt nämlich von dem Mustervertrag, der bei einer ganzen Anzahl unter sozialdemokratischer Verwaltung stehenden Ortskrankenkassen Verwendung findet, fest, daß von der Geltendmachung aller „wichtigen Gründe“ mit Ausnahme der zwar im Vertrage genannten für die Kündigung verzichtet wird; wer sich also einmal durch Parteiagitation die Sporen für die Krankenkassenverwaltung verdient hat, der ist geborgen. Aber das genannte preußische Gericht stellt in seiner Entscheidung weiter fest:

„Nach Ziffer 3 der Vertragsbestimmungen berechtigen grobe Pflichtverletzungen, welche der Kassenbeamte sich bei Ausführung seiner ihm durch die erfolgte Anstellung obliegenden Dienstpflichten zuschulden kommen läßt, nur dann zu der mit dreimonatlicher Frist quartaliter zulässigen Kündigung, wenn sie wiederholt, d. h. nach mindestens zweimaliger, innerhalb dreier Jahre unter Entlassungsandrohung erfolgter schriftlicher Verwarnung stattgefunden haben. Da unter der vorangehenden Ziffer 1 nur für strafrechtlich zu ahndende Handlungen gegen das Vermögen der Kasse eine Sonderbestimmung gegeben ist und Ziffer 2 nur von dem Verluste der bürgerlichen Ehrenrechte handelt, so eröffnet Ziffer 3 dem Kassenbeamten die Möglichkeit, mit gewissen Unterbrechungen grobe Pflichtverletzungen der verschiedensten Art zu begehen, ohne daß der Kasse auch nur das beschränkte Kündigungsrecht erwächst, geschweige denn die Befugnis zur sofortigen Aufhebung des Dienstverhältnisses zusteht. Dieser Zustand, nach welchem z. B. zweimalige Achtungsverletzung schwerster Art (tätliche Beleidigung eines Vorgesetzten) nicht einmal einen Grund zu der beschränkten Kündigung bildet, verstößt gegen die guten Sitten. Dasselbe gilt von der Bestimmung, daß „die Bestrafung wegen eines politischen oder religiösen Delikts und die Verbüßung einer derartigen Strafe“ „keinen Kündigungs- oder Entlassungsgrund abgeben“. Unter der Sammelbezeichnung „politisches oder religiöses Delikt“ können nicht nur die Delikte der §§ 80—116 und 166—168 des Reichsstrafgesetzbuchs, sondern auch alle sonstigen Verbrechen und Vergehen verstanden werden, welche sich nach Gegenstand und Beweggrund mit Politik und Religion in Verbindung bringen lassen. Die Abmachung, daß selbst gehäufte Bestrafungen der gedachten Art, sofern nur der Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte vermieden wird, die Stellung des Beamten einer Ortskrankenkasse in keinem Falle beeinträchtigen sollen, ist mit den guten Sitten nicht vereinbar.“

Aber damit nicht genug, geht dieses sozialdemokratische Vertragsmuster auch mit den Mitteln der Kasse in folgender fahrlässiger Weise um:

„Nach den Vertragsbestimmungen ist auf seiten der Kasse kein Recht zur Kündigung vorhanden, wenn infolge Verringerung der Mitgliederzahl oder Aenderungen in der Verwaltung eine Verminderung des Kassenpersonals möglich wäre, es sei denn, daß die Personalreduktion aus diesem Grunde unabweisbares Bedürfnis ist“ und daß sonstige Bedingungen erfüllt sind. Das „unabweisbare Bedürfnis“ tritt nur dann ein, wenn die Beiträge der Mitglieder auf den nach dem Gesetze zulässigen Höchstbetrag gestiegen sind und trotzdem nicht ausreichen, die gesetzlichen Mindestunterstützungen und Reservestellungen sowie die notwendigen Verwaltungskosten zu decken und außerdem auch noch die überflüssig gewordenen Beamten zu bezahlen. In allen anderen Fällen soll also das Dienstverhältnis der entbehrlichen Beamten fortdauern. Die hierdurch entstehenden Kosten können aber zu den Verwaltungskosten einer Krankenkasse, d. h. zu denjenigen Aufwendungen, deren die Kasse zur Erhebung der Beiträge und zur Erfüllung der Unterstützungspflicht durch ihre Organe bedarf, nicht gerechnet werden. Ebenso verhält es sich mit der Vertragsbestimmung, nach welcher die Ortskrankenkasse unter bestimmten Voraussetzungen mit ihrem Vermögen dafür haftet, daß ihr Angestellter zu den Bedingungen seines Anstellungsvertrages von einer anderen Organisation übernommen wird. Eine solche Haftung fällt nicht unter den Begriff der Verwaltungskosten.“

Soweit die Feststellungen des höchsten preußischen Gerichtshofes. Und wie war die Antwort der Sozialdemokraten auf diese ihre Musterleistung, welche das Tollste an Protektionswirtschaft darstellt und uns russischen Verhältnissen zugeführt hätte? Geradezu jämmerlich und bemitleidenswert. Man habe die Krankenkassen vor dem Eindringen der Militäranwärter schützen wollen, eine Gefahr, die konstruiert wurde, weil sechs Jahre zuvor einmal ein Geheimrat die Ansicht geäußert hatte, man könne Militäranwärter auch in den Krankenkassenverwaltungen beschäftigen. Ein anderer sozialdemokratischer Abgeordneter meinte gar, man hätte gar nicht recht verstanden und begriffen, was dieses angewandte Vertragsmuster enthalte. Reichliche Heiterkeit lohnte diese Ausflucht wie den Hinweis, daß 1908 ein neues Vertragsmuster, das in einigen Punkten nicht viel besser war, infolge des Einschreitens der Behörden aufgestellt worden sei.

Aber die Sozialdemokraten hatten in der Kommission gar die Kühnheit, einen Antrag (Nr. 216) einzureichen, der in seiner praktischen Durchführung diese unglaublichen Zustände allgemein gesetzlich festlegen wollte. Diese Provokation sollte ihnen aber schlimm bekommen. Zunächst sollte gesetzlich bestimmt werden, daß alle Hilfsarbeiter oder auf Probe Beschäftigten bei den Krankenkassen „nach einer Beschäftigung von längstens zwei Jahren“ eine dauernde Anstellung erhalten müßten; nur Säuglinge und Laufburschen sollten ausgenommen sein, da sie das 21. Lebensjahr noch nicht zurückgelegt haben. Im Reiche, in den Bundesstaaten und den Gemeinden sind die Diätare froh, wenn sie nach 5jähriger Beschäftigung zur dauernden Anstellung kommen, manche müssen heute 8—10 Jahre warten; die roten Agitatoren sollten schon nach zwei Jahren ins warme Bett schlüpfen dürfen. Aber das war noch die geringste Einschränkung der Selbstverwaltung der Kassen, die von den Sozialdemokraten gefordert wurde; diese gingen vielmehr in ihren blinden Schutzbestimmungen für die gefügigen Werkzeuge der Agitation noch weiter und unterbreiteten der Kommission folgende Vorschläge:

„Für die dauernd Angestellten muß die Dienstordnung mindestens vorschreiben:

1. eine Arbeitszeit an Werktagen von höchstens acht Stunden;
2. unverkürzte Gehaltszahlung bei unverschuldeter Arbeitsbehinderung auf sechs Monate;
3. einen Ferienurlaub von mindestens zwei Wochen nach einjähriger Anstellung unter Fortzahlung des Gehalts;
4. Dienstalterszulagen in ein- und zweijährigen Zeiträumen von insgesamt mindestens fünfzig Prozent des Grundgehalts mit der Verteilung auf höchstens fünfzehn Dienstjahre;
5. eine sofortige Entlassung ist nur zulässig wegen so grober Dienstvergehen und Handlungen, daß die weitere Beschäftigung des Beamten mit den Interessen der Kasse unvereinbar ist;
6. eine Kündigung kann wegen sonstiger Verletzungen der Dienstpflichten nur dann erfolgen, wenn sich der Beamte die Verletzungen trotz Warnung wiederholt im Laufe der letzten zwölf Monate hat zuschulden kommen lassen.“

Von den Pflichten, die diesem Uebermaß von Rechten gegenüberstehen sollten, war mit keinem Tone die Rede. Die Krankenkassenbeamten sollten auf Kosten der Versicherten, der Arbeitgeber und der Kranken Rechte erhalten, die kein Reichs- und Staatsbeamter besitzt; da aber von den Pflichten nicht die



Rede war, darf man als solche setzen: konsequente sozialdemokratische Ueberzeugung und Betätigung. So weit wurde die rote Katze seit Jahren nicht aus dem Sacke gelassen. Man schaue nur einmal dieses Mindestrecht von Rechten an: alle Angestellten ohne Unterschied sollten nur acht Stunden arbeiten, auch der Kontrolleur der Landkrankenkasse, der von dieser Arbeitszeit drei Stunden in Gottes freier Natur sich ergehen darf. Man mache sich einmal die Konsequenzen für Gemeinde- und Privatbeamte zurecht. Punkt 2 ist so absurd, daß er keiner Widerlegung bedarf. Der erste Rechtsanspruch auf Ferienurlaub, den kein Minister hat, sollte hier gegeben werden; die gesamten Besoldungsordnungen, die sonst dreijährige Vorrückungsfristen haben, nicht in 15 Jahren das Höchstgehalt kennen, sollten für diese Beamten über den Haufen geworfen werden. Der „Musterkassenbeamte", der auf Grund der Ziffer 6 überhaupt noch entlassen werden könnte, müßte sich im Panoptikum zeigen lassen. Aber alle diese Vorschläge waren kein schlechter Scherz, sondern der Sozialdemokratie sehr ernst. Und alle diese schönen Bestimmungen sollten für ganz Deutschland und für alle Verhältnisse gelten, keine Krankenkasse sollte sich nach ihren Verhältnissen richten können; das Reichsgesetz sollte sie zwingen. All dies wurde beantragt von einer Partei, die sich rühmt, für die Selbstverwaltung der Krankenkassen einzutreten. Welche Ironie! Es braucht nicht angeführt zu werden, daß die gesamte Kommission die Antragsteller allein ließ.

Aber damit kam die Sache nicht aus. Es müssen zunächst genaue Ermittlungen angestellt werden, wie viele Kassenbeamte auf Grund des genannten skandalösen Vertrages angestellt worden sind, was gegen die pflichtvergessenen Kassenvorstände, welche das Kassenvermögen wie „Vormünder" (§ 42 des Krankenkassengesetzes) verwalten sollen, geschehen ist, welchen Umfang überhaupt dieser Skandal angenommen hat. Dann wird es Sache der Reichsgesetzgebung sein, zu bestimmen, inwieweit solche Verträge der Vergangenheit Gültigkeit haben können. Das Deutsche Reich kann sich einen solchen Mißbrauch des großartigen Institutes seiner Arbeiterversorgung nicht gefallen lassen.

Heimatklänge.

Der Sommerabend sank hernieder —
ein weiches Träumen lag im Land —
da ging ich stille Wege wieder
versteckt im hohen Saatenstand.

Und wie in fernen Jugendtagen:
hoch aus der Luft ein Lerchenlied,
vom nahen Hag der Amsel Schlagen,
vertraut ein Reh am Rande zieht.

Am Raine müd die Grillen geigen,
zu seinem Horst der Falke fliegt;
vom Tag ein letzter Laut . . . dann Schweigen
das dämmerdunkle Feld umschmiegt. — —

Es sind die alten lieben Lieder,
das alte Friedensweben geht,
Und tief in meiner Seele wieder
ein altes Sehnen neu ersteht.

Wie damals, da die Abendstunden
als Knabe ich verträumend lag,
dem jungen Herzen keine Wunden
noch schlug des Lebens heisser Tag.

Wie in das stille Saatgelände
der Aveglocke Rufen drang,
Ich faltete die kleinen Hände
und schritt beglückt mit leichtem Gang. — —

Wie damals klingt die Glocke wieder,
trägt mir der Heimat frohen Gruss.
Doch — Tränen netzen meine Lider — — —
Was ist es, dass ich weinen muss? . . .

Theo Rossel.

Doppelte Moral.

Eine Abrechnung mit liberalem Pharisäertum.

Von Dr. Otto von Erlbach.

Sittliche Entrüstung ist zurzeit in liberalen und vor allem in gewissen libertinistischen Blättern ein außerordentlich wohlfeiler Artikel — als Mittel zum Zweck. Der Zweck ist die Diffamierung des „Klerikalismus", des sogenannten „klerikalen Systems", durch Verallgemeinerung von Einzelfällen. Ein Schulbeispiel im übertragenen wie im wirklichen Sinne ist der maßlos aufgebauschte pädagogische Mißgriff des Religionslehrers an der höheren Mädchenschule in Bamberg, der 15—16 jährigen Zöglingen das Thema aufgab, ein Mädchen, das seine Unschuld verloren, durch brieflichen Zuspruch vom geplanten Selbstmord zurückzuhalten. Alle Welt ist darüber einig, daß das Thema ein bedauerlicher Fehlgriff war. Der Erzbischof von Bamberg hat den sonst untadeligen Priester, der nicht am rechten Platze war, sofort seines Postens enthoben und zum Pfarrer in einem Dorfe der unterfränkischen Schweiz ernannt. Die der Regierung vorgelegten Originalaufsätze werden die Unterstellung, als sei der Gegenstand vorher in einer irgendwie anstößigen oder gar lüsternen Form im Unterricht instruiert worden, am klarsten widerlegen.

Als der unvermeidliche Dr. Müller-Hof (Meiningen) am 6. Juli in der bayerischen Abgeordnetenkammer diesen „Fall Hofinger" in seiner Weise zur Sprache brachte, mußte er sich von dem Kultusminister Dr. von Wehner eine Abfuhr gefallen lassen, die deshalb doppelt schmerzlich war, weil Dr. Müller über die Grenzlinien des öffentlich Zulässigen schon wiederholt Anschauungen vertreten hat, die von einem Teile seiner liberalen Parteigenossen nicht geteilt werden. Der Minister gab deutlich zu verstehen, wie er über den pädagogischen Mißgriff urteilt, fuhr aber dann wörtlich fort: „Aber ich meinte doch, daß Dr. Müller-Hof keinen rechten Grund hat, die Sache zu beanstanden; denn er ist ja mit seinen Parteigenossen für weitgehendste sexuelle Aufklärung." Und was antwortete Dr. Müller-Hof? Der stenographische Bericht meldet:

„Ich lehne es namens meiner politischen Freunde mit aller Schärfe ab, uns für die ekelhafte Phantasie eines solchen sogenannten Religionslehrers verantwortlich zu machen. (Widerspr. rechts. Abg. Held: Gemeinheit! Vizepräs. v. Fuchs bezeichnet diesen Zwischenruf als unzulässig.) Das ist keine sexuelle Aufklärung, das ist einfach eine sexuelle Beschmutzung des jungfräulichen Gemütes. (Zustimmung links. Widerspruch rechts.)"

Abg. Dr. Müller-Hof hat diesen schweren Angriff auf die Ehre eines katholischen Priesters unter dem Schutze der parlamentarischen Immunität gewagt. Was einem Zentrumsabgeordneten oder einem Zentrumsredakteur blühen würde, wenn er in der Presse einen politischen Gegner in ähnlich massiver Form insultieren würde („ekelhafte Phantasie eines sogenannten Religionslehrers", „sexuelle Beschmutzung des jungfräulichen Gemütes"), hat man in vergangener Woche vor dem Amtsgerichte München I erlebt, wo Landtagsabgeordneter Osel nur deshalb zu einer Geldstrafe verurteilt wurde, weil er — wie das Schöffengericht vermutete: in verächtlicher Absicht — einen für den Abg. Pfarrer Grandinger kränkenden Zwischenruf („abtrünniger Pfaff!") in der „Allgemeinen Rundschau" lediglich wiedergegeben hatte. Die „weite Verbreitung" der „Allgemeinen Rundschau" wurde im Urteil als strafverschärfend hervorgehoben. Abg. Osel hat gegen das Urteil Berufung eingelegt. Die Verurteilung erfolgte trotz des sensationellen Zwischenfalles, daß der bauernbündlerische Abgeordnete Hilpert, der in einem Prozeß gegen den „Bayerischen Kurier" eidlich beteuert hatte, daß er den Zwischenruf nicht gemacht habe und nicht habe machen können, gegenüber dem eidlichen Gegenzeugnis des Landtagsstenographen Dr. Moser nun zugeben mußte, daß er sich bei seinem früheren eidlichen Zeugnis im Irrtum befunden habe. Der damals veröffentlichte Widerruf der Tatsache als solchen ist dadurch hinfällig geworden.

Damit vergleiche man nun die im höchsten Grade ehrverletzenden Anschuldigungen des freisinnigen Abg. Dr. Müller-Hof gegen einen Priester, dem nichts zur Last gelegt werden kann als Mangel an pädagogischem Takt und Zartgefühl. Bei ruhiger Ueberlegung wird Dr. Müller-Hof wohl selbst einsehen, daß sein Parteieifer und seine Einbildungskraft sich hier unbewußt maßlos vergaloppiert haben. Oder kann er vielleicht beweisen, daß der beschuldigte Religionslehrer eine „ekelhafte Phantasie" besitzt und „jungfräuliche Gemüter beschmutzt" hat?

Und nun die Kehrseite der Medaille: Die doppelte Moral einer liberalen Presse, welche sich in sittlicher Entrüstung über den „Fall Hofinger" gar nicht genug tun konnte, während sie gleichzeitig ihren Lesern und Leserinnen, zu denen notorisch auch ungezählte fünfzehn- und sechzehnjährige, ja noch unreifere Jünglinge und Jungfrauen gehören, Tag für Tag die „ekelhaftesten" Details aus dem Allensteiner Prozeß vor Augen führte und deren Phantasie und deren Gemüter durch nur zu drastische „Aufklärungen" über geschlechtliche Gemeinheiten und Perversitäten „beschmutzte", von denen noch vor zehn Jahren nur ein kleiner Bruchteil der Erwachsenen eine dunkle Ahnung hatte, während ihre Kenntnis heute — dank der Aufklärungswut und dank der zunehmenden Gewissenlosigkeit — fast zum „Gemeingut" geworden ist.

Die „Münchner Neuesten Nachrichten" haben sich in der sittlichen Entrüstung über den Bamberger Fall, über die „demoralisierende Schulaufgabe" (Nr. 318), die „lüsterne sexuelle Beschmutzung" (Nr. 313), am meisten hervorgetan. Dasselbe Blatt, das sich von der liberalen „Fränkischen Morgenzeitung" und von der „Wartburg" seinen Aergernis erregenden „Libertinismus" bescheinigen lassen mußte, das im verflossenen Winter in einem skandalösen Feuilleton („Halsweite Nr. 34") förmlichen Unterricht erteilte, wie ein studierender Lebejüngling blutjunge Modistinnen und Näherinnen in beliebiger Zahlenfolge auf seiner „Bude" zu bequemen Opfern seiner Lüste erzieht. Doppelte Moral!

Selbstredend hat sich auch der auf dem linken Flügel des Liberalismus stehende „Simplizissimus" in seiner neuesten Nummer (Nr. 15 vom 11. Juli) der Sache bereits bemächtigt, und zwar mit raffiniertester Pornographie und unter geradezu teuflischer Verdächtigung der Priesterehre. Natürlich alles aus reinster „sittlicher Entrüstung." Ob man genug Fischblut besitzen wird, um dem „Simplizissimus" diese unsagbare verleumderische Besudelung eines Priesters hingehen zu lassen?

Bei dieser Gelegenheit noch eine andere kleine Erinnerung! Wie oft haben sich gewisse liberale Blätter schon über den badischen Abgeordneten entrüstet, dem durch Zeugen nachgewiesen sein soll, daß er in lüsterner Absicht (was er selbst entschieden bestreitet) durch ein Astloch in ein Damenbad geguckt habe (er selbst versicherte, daß er nach seiner leidenden Frau ausgeschaut habe). Daß wir die dem Abgeordneten zur Last gelegte Tat und Absicht schärfstens verurteilen würden, wenn sie bewiesen und nachweisbar wäre, bedarf keiner Versicherung. Aber wie ist uns denn? Haben die „Münchner Neuesten Nachrichten" immer so ernst und gewissenhaft über „Astlochgucker" geurteilt? Vor beiläufig zwei Jahren war im Feuilleton der „Münchner Neuesten Nachrichten" eine überaus frivole Geschichte unter dem Titel „Im Sonnenbade" (oder ähnlich) zu lesen, in welcher mit den pikantesten und prickelndsten Details die Abenteuer eines „Astlochguckers" beschrieben wurden, der am Schlusse auch noch den spießbürgerlichen Ehemann des leichtfertigen Hauptgegenstandes seiner Lüsternheit frech verhöhnt, indem er der Frau seinen Regenschirm anbietet und beide „harmlos" auf dem Heimwege begleitet. Alles mit faunischem Behagen geschildert, ein förmlich anreizender Unterricht in der verächtlichsten, heimtückischen Lüsternheit. Und heute schüttelt man sich vor sittlicher Entrüstung über dasselbe Ding, wenn — ein anderer es tut oder getan haben soll.

Doppelte Moral! Die „Münchener Ausstellung 1910" hat mit ihren vorher so überlaut angekündigten „Reform-Vergnügungen" im sog. „Südpark" fortgesetzt das ärgste Pech. Die nächtlichen Unterhaltungen im „Parkkasino" haben genug Staub aufgewirbelt. Gewisse Leute scheinen aber den Vergnügungsteil der Ausstellung um den letzten Rest seines guten Rufes bringen zu wollen. Als besonders zugkräftige „Reform-Nummer" hatte man ein Sommernachtsfest der „Narrhalla", einer Münchener Karnevalsgesellschaft, anberaumt. Kommerzienrat Kaspar Braun führte den Vorsitz. Es muß schon schlimm zugegangen sein; sonst würden die „Münchener Neuesten Nachrichten" (Nr. 313, S. 4, vom 8. Juli) sich nicht zu nachstehend scharfer Zensur verstiegen haben:

....„einige gute, aber teilweise unangebrachte Rezitationen, zwei lustige Soubretten, die mit ihren wirkungsvollen Sächelchen auch nicht so ganz recht in den Rahmen paßten, und eine in manchen Dingen wohl treffende, aber in der Uebertreibung direkt ungezogene Epistel des „Professors Hartleib" an die Frauen. Solche Dinge gehören in eine Herrenkneipe, aber nicht in eine Veranstaltung, in die auch Fremde mit ihren Damen, in gutem Glauben, daß ihnen Einwandfreies geboten werde, geraten können."

Nachdem das liberale Blatt in dieser Weise den „Fremden mit ihren Damen" gegenüber den Schein gewahrt und die „Reform"-Veranstaltung der „Münchener Ausstellung 1910" als eine einmalige Entgleisung beschönigt hat, kommt hinterher doch noch der Pferdefuß der — doppelten Moral zum Vorschein. Denn es heißt weiter:

„Faschingsstimmung, die über manches hinwegsehen läßt, läßt sich eben im Sommer nicht leicht erzwingen, und es ist ein anderes, ob man gepfefferten Humor vor Leuten, die bunte Papiermützen auf dem Kopf und Faschingsfröhlichkeit im Herzen tragen oder vor einer Versammlung zum besten gibt, in der auch Vergnügungsreisende und Damen sitzen, die lediglich wegen des folgenden Tanzes gekommen sind."

Mit anderen Worten: Was für gewisse Münchener im Winter und im Fasching, wenn sie „unter sich" sind, als einwandfrei gelten kann, ist im Sommer vor „Fremden mit ihren Damen" sehr zu beanstanden. Geradezu komisch berührt es, wenn gleich im nächsten Satze für ein zweites Sommer-Narrenfest die Devise ausgegeben wird: „Mehr München und echtes München". Ja, ist denn der „gepfefferte Humor", der Herrenkneipenton, den gewisse Münchener im Winter öffentlich pflegen, auch in den Augen des liberalen Blattes kein „echtes München"? Sonst hat man es anders gelesen! Aber zur Beschwichtigung der „Fremden mit ihren Damen" darf man auch schon einen logischen Saltomortale riskieren. Freilich, das wirkliche „echte", alte, eingesessene München hat mit diesem Herrenkneipenton weder im Sommer noch im Winter etwas gemein, ebensowenig wie mit dem diesen Herrenkneipenton künstlich züchtenden Milieu des „Simplizissimus", der „Jugend" und ihrem ganzen importierten Drum und Dran.

Unmittelbar bevor ich diese Ausführungen niederschrieb, hatte ich eine der letzten Nummern der vom Mitverleger der „Münchner Neuesten Nachrichten" herausgegebenen „Jugend" und ein von einem Mitarbeiter desselben Blattes geschriebenes neuestes Buch (Dr. Max Kemmerich: „Dinge, die man nicht sagt," Verlag Albert Langen) in der Hand. Mit den Zweideutigkeiten und Eindeutigkeiten der „Jugend" in Text und Bild läßt sich das Bamberger Aufsatzthema ebensowenig vergleichen, wie eine Mücke mit einem Elefanten. Aber wo bleibt die sittliche Entrüstung gegenüber der „Jugend", die in ungezählten „freier denkenden" Familien auch von Fünfzehn- und Sechzehnjährigen, oft noch von weit Jüngeren, gierig verschlungen wird? Bald so, bald so, wie's trefft! In dem einen Falle spricht man von „lüsterner sexueller Beschmutzung", im anderen Falle reklamiert man für die „Erwachsenen" (wo ist und wer kontrolliert die Altersgrenze?) das „Recht auf angemessene Befriedigung der erotischen Phantasie", rühmt sich gar, daß „die Stärkeren unter uns schon mit 25 Jahren dreißig und mehr Weiber gehabt" haben. Doppelte Moral!

Wann hat die oben gekennzeichnete liberale Presse sich jemals über das vorhin angedeutete, zur Freisprechung des groblüsternen Witzblattes „Sekt" führende Gutachten des Herausgebers der „Jugend", Mitverlegers der „Münchener Neuesten Nachrichten", wann über das von ihm in einer Broschüre und in der „Zukunft" proklamierte fakultative Recht auf Polyandrie und Polygamie in der Ehe sittlich entrüstet? Um eine solche Presse in sittliche Entrüstung zu versetzen, muß ein Geistlicher seinen sechzehnjährigen Schülerinnen die deplazierte Schulaufgabe stellen, die Sündhaftigkeit des Selbstmordes eines fingierten Mädchens, das sündhafter Weise seine Unschuld verloren habe, in einem Briefe vor Augen zu stellen. Gilt denn der „Verlust der Unschuld" eines zur Selbstbestimmung gelangten Menschenkindes den literarischen und ästhetischen Götzen ebenderselben Presse überhaupt als Sünde oder nicht vielmehr als ein „natürliches Recht des freien Menschentums"?

Einer dieser literarischen und ästhetischen Götzen, dem man oft genug in den Spalten der ihm Weihrauch streuenden „Münchner Neuesten Nachrichten" begegnet, Dr. Max Kemmerich, hat sich über diese und verwandte Fragen in dem bereits erwähnten Buche „Dinge, die man nicht sagt", mit einer Deutlichkeit ausgesprochen, die nichts zu wünschen übrig läßt. Das Bild, das hier von der geschlechtlichen Heuchelei im gesellschaftlichen Milieu des Verfassers entworfen wird, ist für die Damen, die „unter sich erotische Gespräche bevorzugen" und „in 99 Fällen" „die Liebe zum Gesellschaftsspiel" machen würden, wenn es ohne Gefahr anginge (S. 157), ebenso kompromittierend wie für die Männer desselben Milieus, denen Enthaltsamkeit vor der Ehe als „Dummheit" gilt (S. 154), die sich auch während der Ehe „ohne Schaden" polygam betätigen (S. 172). Als

der Weisheit Schluß wird als erstrebenswertes Ziel die gesetzlich erlaubte legitime Polygamie erklärt, die „nicht etwa eine tiefere, sondern vielmehr eine höhere Form der Ehe" sei (S. 176). Auf den Ausbruch der sittlichen Entrüstung über diese Offenbarungen eines gefeierten Mitarbeiters wird man in der oben charakterisierten liberalen Presse vergeblich warten. Der Vorläufer dieses revolutionierenden Buches, die als geschichtliche Dokumente („Kultur-Kuriosa") ausgegebene Sammlung von größtenteils pikanten Anekdoten und Legenden ist ja von dieser Presse bereits im höchsten Superlativ gepriesen worden mit dem Erfolge, daß das 6. und 7. Tausend ausgegeben werden konnte.

Man darf diese rastlose Pionierarbeit des Umsturzes aller sittlichen Werte nicht unterschätzen und unbeachtet lassen. Noch weniger aber darf man sich von der an verhältnismäßige Nichtigkeiten zielbewußt und tendenziös verschwendeten „sittlichen Entrüstung" einer Presse, die in dem gleichen Milieu wurzelt, Sand in die Augen streuen lassen. Doppelte Moral — je nach Bedarf und Zweck!

Die Vertagung des österreichischen Reichsrates.

Von Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Das alte Erbübel des österreichischen Staates hat wieder einmal die konstitutionelle Maschinerie ins Stocken gebracht, so daß das Parlament inmitten seiner großen und zahlreichen Aufgaben auf unbestimmte Zeit vertagt werden mußte. Der Staat befindet sich in großer Finanznot. Die Mobilisierung anläßlich der Annexion Bosnien-Herzegowinas und die Abfindung der Türkei haben Hunderte von Millionen verschlungen, der von der Staatsregierung und manchen Parteien für notwendig gehaltene Bau von Dreadnoughts, die allgemein geforderte Einführung der zweijährigen Dienstzeit, die ganz mechanisch von Jahr zu Jahr steigenden Mehrbedürfnisse der Staatsverwaltung, dazu die von der Volksvertretung geforderten und recht kostspieligen Reformen (Sozialversicherung, Bodenmeliorationen, Eisenbahnverstaatlichungen, Gehaltserhöhungen usw.) fordern zusammen eine ganz gewaltige Erhöhung der Staatseinkünfte. Es kommt hinzu, daß fast alle Kronländer passiv sind und vom Staate die Sanierung ihrer Landesfinanzen verlangen. Die ganz natürliche Folgerung aus alledem ist eine großzügige Finanzreform, welche der Finanzminister des Kabinetts Bienerth, der Pole Ritter von Bilinski, zu entwerfen und durchzuführen zur Aufgabe erhalten hatte.

Zu solch großen Werken braucht die Regierung natürlich eine entsprechende Arbeitsmehrheit im Reichsrat. Diese bestand aus den deutschen Parteien der Christlichsozialen und der Deutschfreiheitlichen, den Polen und den Italienern, zu denen sich noch fallweise die paar Rumänen schlugen: eine Mehrheit von etwa 20 Stimmen. Da nun die Finanzreformen Bilinskis, denen man übrigens die verlangte Großzügigkeit keineswegs zugestehen kann, auch in diesen Arbeitsparteien nicht ohne weiteres Zustimmung fanden, war die Mehrheit eine recht zweifelhafte, was bei der von den Slowenen geführten Obstruktion der Slawischen Union zu manchen recht peinlichen Abstimmungsergebnissen führte. Der Hauptzweck der Slawischen Union ist der Sturz des „Systems Bienerth", welches hauptsächlich darin besteht, daß die Regierung keiner Partei die Opposition gegen eine Vorlage mit nationalen Zugeständnissen abkauft; der von Baron Beck so schwunghaft betriebene nationalpolitische Kuhhandel ist von Freiherrn von Bienerth gründlich abgeschafft worden. Und zum Sturz dieses Systems ist den Slawen jedes parlamentarische Mittel recht, selbst wenn es im Grunde so unparlamentarisch ist wie die Obstruktion. Mit dieser hatten sie sich im vorigen Herbst in eine solche Sackgasse hineinpolitisiert, daß ein Entkommen ganz unmöglich war. Da griffen sie selbst zu einem scheinbar sehr heroischen Mittel: sie beantragten eine für ein Jahr gültige provisorische Reform der Geschäftsordnung, welche jede Obstruktion, vor allem die so gefährliche der kleinen Parteien, mit einem Schlage unmöglich machte. Das war im Dezember 1909, und tatsächlich hat seither das Abgeordnetenhaus wieder regelrecht parlamentarisch gearbeitet. Das Kabinett Bienerth erhielt heuer sogar das Budget rechtzeitig parlamentarisch erledigt.

Diese scheinbare Besserung der parlamentarischen Lage hielten die Italiener für geeignet, von der Regierung die Erfüllung einer oft gemachten Zusage zu verlangen: Die Errichtung einer italienischen juridischen Fakultät. Es handelte sich da nicht etwa um etwas Neues. Eine solche Fakultät hatte bekanntlich in Wilten-Innsbruck schon bestanden, war dort von den Deutschradikalen demoliert und von der Regierung nicht wiedererrichtet worden. Die Italiener verlangten nun die Wiedererrichtung in Triest, wofür ein Großteil der Christlichsozialen und der Deutschfreiheitlichen zu stimmen bereit war. Das Ministerium des Aeußern befürchtete aber davon eine Stärkung des Irredentismus, der in Triest seinen Hauptsitz hat, und veranlaßte die Regierung, sich dafür einzusetzen, daß die Fakultät für vier Jahre provisorisch in Wien errichtet und nach Ablauf dieser Zeit nach einer italienischen Stadt (Triest, Görz, Trient?) verlegt werde. Für diesen Plan gewann Baron Bienerth die Deutschen, die Italiener und die Polen, auch die deutschsprechenden Sozialdemokraten hätten dafür gestimmt. Das schien den Slawen eine gute Gelegenheit zu sein, dem Ministerium Bienerth ein Bein zu stellen. Eine Obstruktion aus sog. nationalen Gründen läßt sich ja noch am ehesten in Oesterreich „begründen" und wird von den Nationalitäten am leichtesten verziehen. Es fingen also die Slowenen im Budgetausschusse die Obstruktion an, denn die Geschäftsordnungsreform macht die Obstruktion nur im Plenum unmöglich; ein Tscheche nach dem andern trat den Slowenen seine Ausschußstelle ab, so daß diese kleine Nationalität zuletzt acht Abgeordnete im Budgetausschusse hatte. Und diese acht Mann hielten stundenlange Reden in slowenischer Sprache, stellten Abänderungsanträge nach Hunderten, über welche hätte abgestimmt werden müssen, und verlangten zuletzt als Preis für das Aufgeben der Obstruktion die Errichtung einer slowenischen Universität in Laibach. Selbst wenn Freiherr von Bienerth sein System hätte aufgeben und den Slowenen um diesen Preis die Obstruktion hätte abkaufen wollen — wo in aller Welt hätte er slowenische Gelehrte aufgetrieben, um auch nur eine Fakultät universitätsmäßig einzurichten? Es mußte also von den arbeitswilligen Parteien im Ausschusse die slawische Obstruktion gebrochen werden, und das hätte bewerkstelligt werden können, wenn nicht der Polenklub rebellisch geworden wäre. Seit den letzten Wahlen (1907) hat in diesem Klub die radikale, demokratische Richtung die Oberhand gewonnen, und nun knistert es an allen Ecken und Enden dieses einst so einheitlich starken Parteigebildes. Um ihn wieder zusammenzuschweißen, mußte ihm ein großes Ziel gesetzt werden, welches wie immer bei den Polen heißt: Millionen für das notleidende Galizien. Also verlangte der Polenklub, welcher ja im Finanzminister (!) Bilinski ein Mitglied in der Regierung sitzen hat, die sofortige Inangriffnahme des Donau-Oder-Kanales und des Weichsel-Kanales, also Investitionen zunächst mit 400 Millionen Kosten. Die Erfüllung dieses Verlangens ist eine Unmöglichkeit, denn nicht nur haben sich die vom Ministerium Koerber aufgestellten Kostenberechnungen als unrichtig erwiesen, sondern es ist auch ein Hauptzweck des Kanales, der Nordbahn Konkurrenz zu machen, weggefallen, seitdem diese Bahn verstaatlicht worden. Und dann: woher das Geld nehmen bei der allgemeinen Finanznot? Da die Regierung auch die von den Polen begehrte „Entschädigung" von etwa 200 Millionen für Straßen- und Wasserbauten in Galizien ablehnen mußte, trat der Polenklub in „passive Resistenz" und machte damit das Brechender slowenischen Obstruktion unmöglich.

Der vorzeitige Schluß der Sommertagung ist für die Kronländer, welchen das Mehrerträgnis aus der geplanten und schon gesicherten Erhöhung der Branntweinsteuer zufließen sollte, sehr bedenklich; ihre Finanzen schreien nach Sanierung. Katastrophal kann deshalb die Vertagung des Reichsrates für Böhmen werden, wo die Kassen so leer sind, daß man demnächst schon den Landesbeamten und der Lehrerschaft den Gehalt wird kürzen oder schuldig bleiben müssen. Hier tobt der nationale Kampf am lautesten, hier obstruieren die Deutschen im Landtag, dessen Konstituierung sie bisher verhindert haben, so daß sogar der Landesausschuß, welcher die Verwaltung des Landes führt, eigentlich nicht mehr zu Recht besteht. Es hat darum die christlichsoziale Partei in einem Manifest an die Wähler mit gutem Rechte die Forderung aufgestellt, es solle im Verlaufe des Sommers die Regierung mit starker Hand die Gewähr schaffen für eine ordnungsmäßige parlamentarische Tätigkeit im Herbste, das heißt eine größere Arbeitsmehrheit schaffen, welcher die christlichsozialen Slowenen und womöglich auch die katholischen Tschechen neben den Polen angehören müssen.



Antiklerikale Verleumdungen.

Der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" erhielt nachstehenden Brief mit der Ermächtigung, denselben zu veröffentlichen:

Rom, den 8. Juli 1910.

Sehr verehrter Herr Doktor!

Als vor einigen Jahren ein sehr energischer Kampf gegen den Mailänder Korrespondenten einer Anzahl deutscher Zeitungen geführt wurde, weil derselbe die widerlichsten, erlogenen Geschichten gegen Klerus und Kirche, Klöster und Klosterinsassen verbreitete, hörte das schamlose Treiben dieses Menschen und der Zeitungen, die seinen Giftstoff verbreiteten, bald auf. Es wurde unwiderleglich bewiesen, daß der Korrespondent ein vielfach vorbestrafter Mensch war, und daß alle seine Schauergeschichten erlogen waren.

Die italienische antiklerikale Presse ist unerschöpflich im Erfinden von wüsten Skandalen und dazu so jeglichen journalistischen Anstandes bar, daß die Redaktionen einmal gebrachte Verleumdungen nie richtig stellen, selbst wenn sonnenklar bewiesen ist, daß alles von Anfang bis zu Ende erlogen war.

Die Zahl der Blätter in Deutschland, die auf der gleich niedrigen Stufe stehen, ist glücklicherweise recht gering; es gibt aber doch solche, die sich nie dazu verstehen, eine gegen Kirche und Klerus gebrachte Ungeheuerlichkeit zu widerrufen. Das sind Erziehungs- und Geschmacksachen, gegenüber denen nicht viel auszurichten ist. Einer solchen Würde- und Charakterlosigkeit geht man am besten aus dem Wege.

In dem anekdotischen Kampfe gegen die Kirche wird vielfach ein doppelter Weg eingeschlagen: Erstlich man arbeitet mit Pauschalverleumdungen und -Verdächtigungen eines ganzen Standes, und zweitens man erzählt einer journalistischen Kloake Italiens ein pikantes Histörchen unter Quellenangabe nach. Im ersten Falle ist man des Beweises überhoben, weil man weder Ort noch Zeit, noch bestimmte Personen zu nennen braucht; im zweiten Falle deckt man sich durch die Angabe der Kloake, in der man gerührt hat, und schiebt die Verantwortlichkeit auf den Gewährsmann des anderen Blattes.

Für gewöhnlich pflegt ein anständiger Mann, wenn er schwere Angriffe auf die Ehre seiner Mitmenschen — selbst sogar wenn es sich um katholische Priester und Ordensfrauen handelt — weiter verbreitet, sich zu fragen: Ist das wahr? Kann das wahr sein? Könnte ich das im gegebenen Falle beweisen? Entschließt sich jemand zur Weiterverbreitung höchst ehrenrühriger Tatsachen, so sollte er sich vorher genau vergewissert haben, daß die Dinge wirklich so oder annähernd so liegen, bevor er eine journalistische Kloake ausschreibt. Das sind ganz elementare Richtlinien des Betragens für einen Jeden, der auf Erziehung und gar erst Bildung Anspruch erhebt. Inwieweit die katholische Kirche und Katholiken jeglicher Art und jeglichen Standes von einer solchen Rücksichtnahme ausgeschlossen sind, ist wohl theoretisch noch nie einwandfrei festgelegt worden; im praktischen Verkehr werden sie aber als Parias behandelt, denen man alles, aber auch gar alles, bieten darf, zum guten Teil deswegen, weil sie sich in ihrer „Schafsgeduld" alles, aber auch gar alles, bieten lassen.

* * *

Dr. Hans Barth, dem Vertreter des „Berliner Tageblattes" in Rom, ist früher schon oft auf die Finger geklopft worden, wenn er wahllos allerlei Schauermären verbreitete, wenn er in seiner Geriebenheit hinter alle vatikanischen Geheimnisse gekommen zu sein glaubte, wenn er von manchen seiner Mitmenschen Dinge aussagte, die zwar pikant, aber nicht ganz wahr waren. Eine Zeitlang duckte er sich dann, vermutlich weil es sogar seiner Redaktion in Berlin zu viel geworden und ihr die fortlaufenden Widerlegungen der Berichte ihres römischen Vertreters zu viel geworden waren. Neuerdings, mit dem Einsetzen der „antiklerikalen Flutwelle" sind auch die antikatholischen Instinkte des Herrn Barth, der der Verfasser eines italienischen Kneipenführers ist, wieder erwacht, und er kühlt sein Mütchen wiederum an den Nonnen und Pfaffen. Wenn ich auch die Tapferkeit dieses Mannes in diesem Kampfe bewundere, so kann ich ihm doch einige seiner neuesten Skandälchen nicht unbeantwortet hingehen lassen. Man höre nur, was er zu berichten weiß.

In Nr. 321 vom 28. Juni des „Berl. Tagebl." heißt es: „Der römische Klerus (das wissen seine deutschen Kollegen am besten) ist heute noch derselbe wie in jenen Zeiten, da die Kardinäle den Schnurrbart trugen und mit ihren Kurtisanen auf die Fuchsjagd ritten. Zwar geht es in Rom nicht mehr so schneidig zu, weil die Christenheit nicht mehr so viel gibt wie damals, aber man ‚lebt' doch noch immer, wenn auch nicht gerade nach der Vorschrift des Evangeliums. Man ist in Rom hinter den Kulissen des Theaters und lacht sich ins Fäustchen, wenn fremde Asketiker und Phantasten oder der aus dem fernen Venetien nach Rom geschneite Pio decimo von allerhand Reformen des Klerikerwandels und der sogenannten „Instauratio in Christo" träumen. Der aus dem Boden der ewigen Roma hervorgewachsene, eingeborene Klerus ist durch und durch Abkömmling der alten Auguren. Und er unterscheidet sich auch im übrigen fast nur durch die Kleidung von Augur und Haruspex."

Hier haben Sie ein Beispiel, wie man mit Pauschalverleumdungen umgeht, ganz unbekümmert darum, wie tief man eine ganze Menschenklasse an ihrer Ehre verletzt oder nicht. Was Barth hier in der denkbar allgemeinsten Weise vom stadtrömischen Klerus aussagt, daß er nämlich von bewußtem Betrug lebe, an das nicht glaube, was er predige, und die Gebote verachte, die er verkünde, ist erlogen von vorne bis hinten. Ich lebe beiläufig 25 Jahre in Rom und habe ganz andere Mittel an der Hand, um den Wandel des stadtrömischen Klerus kennen zu lernen, als Herr Barth sie besitzt, und ich erkläre nachdrücklichst, daß die obigen Aeußerungen Dr. Barths eine hirnverbrannte Torheit sind. Ganz abgesehen von der krassen Unwahrscheinlichkeit einer solchen Sache, glaubt Herr Dr. Barth etwa, daß man nur auf ihn gewartet hat, um diese Schauergeschichte entdecken zu lassen? Er muß doch seine Landsleute, die Rom viel besser kennen, als er, für recht dumme Teufel halten, daß sie bis jetzt noch nicht hinter die Schliche des eingeborenen Klerus in seiner Gesamtheit gekommen sind und es der staunenden Welt verkündigt haben. Die ungeheure Frivolität, die in den Worten Barths liegt, hätte doch selbst die Schriftleitung des „Berliner Tageblattes" stutzig machen müssen.

Ich möchte einmal sehen, was für Artikel in Berlin geschrieben würden, wenn jemand es wagen sollte, die gleichen Verleumdungen gegen die jüdischen Rabbiner zu veröffentlichen! Da es sich aber nur um katholische Priester handelt, so wird eine solche Verleumdung mit behaglichem Schmunzeln abgedruckt.

Ich versage es mir, auf ein weiters „Histörchen" Barths, das zur zweiten Klasse des anekdotischen Kampfes gegen die Kirche gehört, hier näher einzugehen. Er erzählt es der Kloake ‚Nuovo Giornale' nach. Wer es liest und nicht ganz auf den Kopf gefallen ist, der wird sich sofort fragen: Wenn alles das wahr ist, warum wird denn auch nicht ein einziger Name genannt, warum wird keine Straße und Hausnummer angegeben, warum wird keine Zeitangabe gemacht? Bis Dr. Hans Barth diesen wesentlichen Mangel nachgeholt haben wird, erkläre ich, daß er sich in skrupelloser Weise zum Verbreiter einer ganz gemeinen Geschichte gemacht hat, an deren Wahrheit, wie ich zu seiner Ehre annehme, er selbst nicht glaubt.

Indem ich Ihnen, sehr verehrter Herr Doktor, anheimstelle, von diesen meinen Mitteilungen jeden Ihnen geeignet erscheinenden Gebrauch zu machen, habe ich den besonderen Vorzug mich zu nennen

Ihren ergebensten

Prälat Dr. Paul Maria Baumgarten.

Anmerkung des Herausgebers: Es ist System in der Sache! In Nr. 311 des „Berliner Börsen-Courier" vom 7. Juli wagt ein Anonymus, der sich als „Dr. G. Z." unterzeichnet, in einem „Der spanische Kulturkampf" betitelten Artikel nachstehende Ungeheuerlichkeit gegen spanische Klöster zu verbreiten: „Auch vor Pikanterien scheut der rege Geschäftssinn nicht zurück. In klerikalen Zeitungen preisen Klöster durch mächtige Inserate geweihte Gebrauchsgegenstände des Flagellantismus an, der bekanntlich nicht religiöser, sondern sexuell-perverser Natur ist, wie Geißeln mit Stacheln, Pönitenzhemden aus Drahtgeflecht mit Dornen usw. Einem Ansichtskartenfabrikanten wurde von einem Nonnenkloster die Offerte gemacht, daß er seine Photographien im Atelier des Klosters billiger herstellen lassen könnte. Und als er die frommen Schwestern darauf aufmerksam machte, daß er hauptsächlich erotische Bilder gewagter Art mit seinen Modellen herstelle, erhielt er die Antwort, da es ja doch zum Nutzen des lieben Gottes geschähe, würde dieser die kleine Sünde schon verzeihen." „Dr. G. Z." nennt natürlich weder seinen Gewährsmann, den er selbst als zum gefährlichsten Abschaum der menschlichen Gesellschaft gehörigen Geschäftspornographen kennzeichnet, noch das angebliche „Nonnenkloster". Er wird wissen, warum; und wer gewisse frech gefälschte Kollektionen „spanischer" (notorisch vorwiegend deutscher!) Porno-Photographen in Barcelona kennt, welche sich des Klosterhabits als Maskerade zur Hebung ihres viehischen Gewerbes bedienen, weiß es auch. Es handelt sich um eine mit Händen greifbare faustdicke Verleumdung. Der „Berliner Börsen-Courier" aber ist zu bedauern, wenn er in seiner antiklerikalen Verblendung solche Schauergeschichten ohne jeden Versuch eines Beweises skrupellos weiterverbreitet. Aber es handelt sich ja nur um spanische Nonnen!



Für Dich.

„Ein Märchen hört' ich rauschen
Im stillen Tann zur Nacht,
Ich tät ihm lächelnd lauschen
Und hab' an Dich gedacht.

Im Wald die Brünnlein sprangen
Und ferne im Revier
Zwei Nachtigallen sangen:
Als wär's ein Gruss von Dir.

Als eine war zu Ende,
Da schwieg auch die andere still — —
Ich faltete die Hände
Für Dich, mein Herzgespiel."

Wilh. Matthiessen.

Bayerisches.

Von Heinrich Osel, Landtagsabgeordneter, München.

Unser bayerischer Bergbau spinnt keine Seide, kann sich aber, insoweit staatliche Betriebe in Frage kommen, sozialen Bedürfnissen nicht entziehen. Da die Abgeordnetenkammer am Achtstundentag festhielt, ist unsere Aenderung des Berggesetzes im Reichsrat gefährdet. Bedenkt man aber, daß einerseits die damit beschränkte Einlegung privater Mutungen im Interesse des Staates nötig, anderseits der Achtstundentag praktisch schon vorhanden ist, so dürfte der Reichsrat seine grundsätzlichen Bedenken wohl zurücktreten lassen können. Beim Militäretat 1910 kam wiederum durch den Liberalen Dr. Müller der unvermeidliche „Fall Oldenburg—Horn" zur Sprache, dürfte aber endlich tot sein. Von einem kriegsministeriellen Duell ist keine Rede gewesen. Eine interessante Episode bildete die „billige Verpachtung" unserer Remontejagden, die Dr. Heim unter die Lupe nahm. Der letztere hatte auch die schweren Folgen unserer oberbayerischen Hochwasserkatastrophen zum Gegenstand einer Interpellation gemacht, anläßlich deren Behandlung durch Abgeordneten Ankenbrand zwar die schier unheilbaren Schäden konstatiert, aber auch der Opfermut der Feuerwehren, des Militärs und der Beamtenschaft rühmend anerkannt werden konnte. Die private Wohltätigkeit, voran unser Kgl. Haus, unterstützt durch eine Landessammlung, sowie die Staatshilfe werden nach Kräften eingreifen. Die Verschleuderung von Vieh infolge Futtermangel zu verhindern, ist dabei wichtige Aufgabe. Außer sonstigen Etats wurde insbesondere ein weiterer Ausbau unseres Lokalbahnnetzes beraten und gutgeheißen. Die Errichtung von elektrischen Zentralen schreitet trotz der Schwierigkeiten, die seitens einzelner Behörden gemacht werden, vorwärts. Die Kosten der großen Zentralen werden immer höher, je länger ihre Herstellung sich hinauszieht. So ist zum Beispiel die Herstellung von 1 PS aus dem Walchensee ursprünglich mit 300 ℳ Aufwand berechnet worden, während neuestens über 700 ℳ nötig werden. Um nun der Spekulation und dem Uebelwollen entgegentreten zu können, ist eine Novelle zum Enteignungsgesetz vom Landtag gutgeheißen worden, die der Errichtung von Zentralen und Leitungen die Wege ebnen kann. Ebenso fand der Antrag Osel-Held im Reichsrat einstimmig Annahme, der gegen die Monopole elektrischer Großfirmen sich richtet und Leitsätze für die Konzessionen und Verträge aufstellt.

Bei dieser Gelegenheit darf nicht unerwähnt bleiben, daß der Reichsrat Freiherr v. Cramer-Klett in wohltuender Objektivität dem von den Liberalen bei jeder Gelegenheit angegriffenen Kultusminister v. Wehner ein ehrend Zeugnis ausstellte. Er sprach von der Aera Wehner als „jener Aera, von der wir uns leider sagen müssen, daß sie wahrscheinlich wegen kleinlicher politischer Gehässigkeiten erst dann in ihrer ganzen Größe und Wichtigkeit erkannt werden wird, wenn sie der Vergangenheit angehören wird." Das wird wohl so werden, trotz der jämmerlichen Nadelstichpolitik der Müller-Meiningen und Genossen und ihrer Presse.

Die Abgeordnetenkammer trat in die Beratung der technischen Schulen ein. Eine grundsätzliche Aenderung werden die gewerblichen Fachschulen, insbesondere die Baugewerkschulen erfahren. Künftig für mittlere Techniker und Baumeister bestimmt, werden sie, wie in Preußen, fünfsemestrig ausgebaut und verlangen eine ziemlich hohe Stufe der Vorbildung, etwa im Umfang der Realschulbildung. Für die Bauhandwerker werden kurzfristige Bauschulen ins Leben zu rufen sein. Unsere Fortbildungs- bezw. Sonntagsschulen, mit denen der Werktagsschulbesuch in Bayern 10 Jahre umfaßt, sollen den modernen Bedürfnissen in Stadt und Land entsprechend für die männliche und weibliche Jugend ausgebaut werden. Eben stehen wir bei dem Kapitel der Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten. Die übertriebenen Forderungen des bayerischen liberalen Lehrervereines nach völliger Beseitigung der Lehrerbildungsanstalten und deren Ersatz durch Realgymnasien mit anschließendem Hochschulstudium ist aus zwei Gründen als aussichtslos abgewiesen worden. Wir haben die konfessionelle Volksschule und wollen sie behalten und brauchen dazu gründsätzlich die konfessionelle Lehrerbildung. Der Vorwurf, die Lehrerbildungsanstalten seien Fachschulen, ist insoferne haltlos, als neben der allgemeinen Bildung für den Lehrer eben die pädagogische Bildung nötig ist und beide Elemente an unseren Bildungsanstalten gelehrt werden. Dagegen wurde ein 6. Bildungsjahr einstimmig gutgeheißen, nicht zur Vermehrung, sondern zur Vertiefung des Lehrstoffes. Obligatorischer Fremdsprachenunterricht hat dabei kaum einen Platz, denn er könnte nur höchstens grammatikalisch getrieben, nie aber allgemein bildend ausgestaltet werden. Bezeichnend ist die logisch gar nicht schlecht aufgebaute Rede des Sozialdemokraten Hofmann (früher Lehrer), der, kulturell mit den liberalen Lehrern auf einem Boden, ihnen nachwies, daß sie sich konsequent zu Sozialdemokraten entwickeln müßten. Freiherr von Franckenstein rechnete vom christlichen Standpunkt aus mit der liberal-sozialistischen Forderung wirkungsvoll ab. Der blinde Kulturkämpfer Müller-Meiningen durfte mit seiner „Verklerikalisierung" natürlich auch nicht fehlen. Der Minister widerlegte ihn statistisch und Dr. Heim besorgte unter Verteidigung der Klosterbildungsanstalten mit Dr. Pichler das weitere. Daß dabei der Liberalismus sein gewöhnliches Futter, einzelne „Fälle", wieder auf Lager hatte, ist klar. Er holte sich dabei, wie gewöhnlich, da er nur auf Zeitungsklatsch hin operiert, entsprechende Abfuhr. Zum Schluß sei noch kurz bemerkt, daß unser Finanzausschuß die Schaffung von Weihbischöfen in Bayern gutgeheißen hat. Im übrigen wird dem Leser noch mancherlei zu berichten sein, denn der Landtag soll bereits damit rechnen, auch die erste Woche des August noch zu brauchen.

Ein Spezialorgan für Kommunalpolitik.[1])

Von Dr. Hans Rost.

Einem jahrelang gefühlten Bedürfnis kommt eine unter dem Titel „Kommunalpolitische Blätter" erscheinende neue Zeitschrift entgegen. Die Zentrumspartei hat in den Landtagen und im Reichstage Einfluß und eine stattliche Vertretung. Weniger dagegen konnte bisher in den kommunalen Verwaltungskörpern das Zentrum sich Ansehen und Einfluß verschaffen, weil es zumeist wegen der rückständigen Gemeindewahlordnungen sich nicht seiner Stimmenzahl entsprechend durchsetzen konnte. Das ist nun vielfach anders geworden. Damit tritt aber gleichzeitig die Notwendigkeit heran, die kommunalen Angelegenheiten im Sinne des Zentrumsprogramms zu behandeln, der Zentrumspartei tatkräftigen Einfluß auf die Gemeindepolitik zu verschaffen. Zu diesem Zwecke ist Schulung in kommunalpolitischen Fragen dringend notwendig. Es ist daher sehr zu begrüßen, daß ein Ausschuß von rheinischen Stadtverordneten sich zur Herausgabe der genannten kommunalpolitischen Monatsschrift entschlossen hat. Die Zeitschrift ist gedacht als Archiv für die Angelegenheiten der Selbstverwaltungskörper in Stadt und Land und verfolgt als solches den Zweck, den der Zentrumspartei angehörenden Mitgliedern unserer Selbstverwaltungskörper, Stadtverordnetenkollegien usw. als Organ zu dienen, ein geistiges Bindeglied zwischen ihnen herzustellen. Die Zeitschrift trägt kommunalpolitisch wertvolle Materialien zusammen, bringt wertvolle Aufsätze aus den einschlägigen Gebieten und gibt dadurch Anhaltspunkte und vergleichende Materialien für praktische Kommunalpolitiker an die Hand. Der Umstand, daß die Zentrumspartei lange Zeit einflußlos gewesen ist in vielen Stadtparlamenten, hat eine bedauerliche Vernachlässigung in der Pflege des Studiums kommunalpolitischer Fragen zur Folge gehabt. Diese Unkenntnis und Unsicherheit muß ausgemerzt werden und dazu ist die Zeitschrift in hervorragender Weise berufen und infolge der praktischen Erfassung ihrer Aufgabe macht sie diese Orientierung auch leicht möglich. Die kommunalpolitischen Blätter sind sonach unentbehrlich. Der Herausgeber, Redakteur Dr. Otto Thissen in Köln, hat es verstanden, bereits die bisher erschienenen Nummern so interessant und praktisch zu gestalten, daß die Zeitschrift in Bälde zu den angesehensten Blättern dieser Art zählen wird. Der Kommunalpolitiker braucht jetzt nicht mehr wichtige Vorgänge gemeindlicher Verwaltung und Politik in den Zeitungen mühselig zusammensuchen, er findet in den zahlreichen Rubriken der kommunalpolitischen Blätter den für ihn wichtigen Stoff geordnet aufgespeichert. Diese stehenden Rubriken umfassen: Allgemeine

[1]) Kommunalpolitische Blätter. Archiv für die Angelegenheiten der Selbstverwaltungskörper in Stadt und Land. Köln, J. P. Bachem, 1. Jahrgang. Heft 1—5. Vierteljährlich ℳ 1.50.



Kommunalpolitik, Finanz- und Steuerwesen, soziale Angelegenheiten, Bau- und Wohnungswesen, Schul- und Bildungswesen. Trotz der Kürze der Erscheinungszeit sind doch schon die meisten Teile Deutschlands mit Mitarbeitern vertreten. Wo es noch fehlt, wird die Umsicht der Redaktion die Lücken bald ergänzen. Wir empfehlen die kommunalpolitischen Blätter allen Angehörigen der Zentrumspartei, den Gemeinderäten und sonstigen kommunal interessierten Persönlichkeiten als eine wertvolle Fundgrube von Materialien, als günstige Gelegenheit zu ergiebigem Meinungsaustausch und gegenseitiger Befruchtung. Ist doch die Kommunalpolitik die einzige Seite unserer politischen Tätigkeit, wo gewissermaßen ein Neuland erobert und fruchtbar gestaltet werden muß.

Einladung zur 57. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Augsburg

vom 21. bis 25. August 1910.

Deutsche Katholiken!

Zum ersten Male, seit es deutsche Katholikenversammlungen gibt, soll eine Tagung derselben innerhalb der Mauern Augsburgs, der alten Augusta Vindelicorum, stattfinden.

Wie freudig hat diese Nachricht die Herzen aller Augsburger Katholiken berührt, nachdem der diesbezügliche Beschluß der vorjährigen Breslauer Versammlung bekannt geworden war! „Die 57. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands für das Jahr 1910 wird in unserem lieben Augsburg gehalten werden! Wir wollen zeigen, daß wir dieser hohen Ehre wert sind!" So riefen wir Katholiken Augsburgs einander mit freudigem Stolze zu.

Und was wir in der ersten Freude und Begeisterung gelobt haben, das suchten wir redlich und gewissenhaft auszuführen! In ernster und ausdauernder Arbeit haben wir uns bemüht, alle Vorbereitungen zu treffen, um Euch, liebe katholische Brüder aus ganz Deutschland, für einige Tage ein liebes Heim zu schaffen, auf daß Ihr, wenn Ihr vertrauensvoll zu uns kommet, auch gerne bei uns weilet und nach ernster Arbeit in den Tagungen auch Erholung und Geselligkeit genießen könnet.

Unser herzlichster Willkommensgruß soll Euch hiermit entgegenschallen!

Sollen wir Euch des näheren auseinandersetzen, was den Inhalt unserer hiesigen Tagung bilden wird? Ihr kennt selbst die Not der Zeit, die Bedürfnisse der Gegenwart, die Bestrebungen der Gegner, den Kampf, der heutzutage auf allen Linien gegen das positive Christentum entbrannt ist. In diesem Kampfe steht nicht mehr Christ gegen Christ, sondern es stehen oder sollen stehen alle Christen vereint gegen den gemeinsamen Feind, gegen den Unglauben und gegen das Freidenkertum, das nunmehr mit offenem Visier gegen Thron und Altar mobil macht. Enger Zusammenschluß aller treuen Christusbekenner, Erforschung der besten Abwehr- und Verteidigungsmittel, Ausgleichung des doch nur vorgeblichen Gegensatzes zwischen Christentum und wahrer Kultur, Fortschrittsbestrebungen auf allen Gebieten der wahren Kunst und Wissenschaft, Stärkung der kirchlichen und staatlichen Autorität — diese und manche andere einschlägige Fragen sollen beraten, beschlossen und zur Durchführung vorbereitet werden.

Darum auf nach Augsburg, in die Stadt des hl. Ulrich, in die Stadt, die den Glanz und die Herrlichkeit des alten Deutschen Reiches geschaut und genossen hat und jetzt noch in ihren erhaltenen Kunstdenkmälern jeden Besucher erfreut und entzückt! Die gemütvollen Bewohner unserer Stadt sehnen sich danach, an Euch die Pflichten der Gastfreundschaft zu üben. Kommet in hellen Scharen!

Gott geleite Euch!

Augsburg, am Feste des hl. Ulrich, 4. Juli 1910.

Lokalkomitee für die 57. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands.

Am Abend.

Die milden Abendlüfte kosen,
Von fern ein betend Glöcklein hallt;
Es neigen müde sich die Rosen,
Und schweigend steht der dunkle Wald.

Das Mondlicht ruht auf Blütenbäumen,
Der Abendstern nur Wache hält,
Und wie ein leises, frommes Träumen
Weht's durch die abendstille Welt.

Auch ich ersehne müd den Hafen;
Wild trieb der Sturm mich um und um.
Warum willst du allein nicht schlafen,
Sag' an, du ruhlos Herz, warum? —

Maria Deodata.

Die Sportswochen und der Saisonschluß in Paris.

Von Albert Dettling, Paris.

Frankreich ist das Land der trefflichsten Weine, der vorzüglichsten Käse, der raffiniertesten Küche, der reizendsten Frauenkostüme und -Hüte, der elegantesten Kraftwagen und der interessantesten Pferderennen. Im Juni erreicht der französische Rennsport seinen Höhepunkt. Der Millionentanz des von allen Weltecken (besonders auch von Deutschland) zusammengeströmten Wettepublikums hat jetzt ausgewirbelt, die Toiletteneleganz ihre prunkende Schaustellung öffentlich abgehalten und der Modetyrann sein Machtwort über den Planeten hingerufen. Die gesellschaftliche Saison ist vorbei; die begüterte Welt läßt die Koffer packen, begibt sich an einen fashionablen Badeort an der See oder im Binnenland, bezieht ein Landhaus, eine Villa oder ein historisches Schloß in einer jener malerischen Gegenden, mit denen Frankreich so freigebig bedacht worden ist. Glauben Sie aber nicht, daß Paris, die von Reichtum strotzende Dreimillionenstadt, sich nun entvölkere und in den Sommerschlaf begebe. Der wohlhabende Pariser geht, wenn ihn die Geschäfte nicht ans asphaltdampfende Großstadtpflaster bannen, und der Ferientourist ersetzt ihn rudelweise (80000 Köpfe pro Monat): der pedantisch am Lodenmantel hängende Beamte des Auslands, um nach dem geistlosen englischen Rezept die Folies-Bergères und Moulin rouge einer Studie zu unterziehen, die grämlich hagere Miß mit Baedeker und Regenschirm, der mit goldener Brille nach Monumenten und historischen Steinen ausschauende deutsche Gymnasiallehrer und last, not least das germanische Hochzeitspärchen, das „die erste Zeit der jungen Liebe" an der sommerschwülen Seine verträumen will. O du blondes Gretchen und Nettchen mit den Vergißmeinnichtaugen und du schon sorgendurchquälter Fritz, sagt, was tut ihr hier? Ich vermutete euch fern vom Menschengewühl des Großstadtalltags an einem idyllischen Plätzchen etwa in der Seufzerallee in Baden-Baden oder unter einem duftenden Lindenbaum, das bekannte Sätzchen in die Rinde schneidend, an einem See voll Mondenschein. Und nun sitzt ihr in einem Pariser Restaurant, in einem „erstklassigen" natürlich, wie die wenig elegante Annoncensprache sagt. Da sitzt ihr vor einem Roastbraten fürchterlich korrekt, steif und — taubstumm. Nachher schlürft ihr den Milchkaffee à l'allemande. Warum nicht den prächtigen schwarzen Mokka à la française? Er liest die „Frankfurter" und sie die „Gartenlaube". Fritz, du bist ungalant, und Gretchen, warum bäumst du dich nicht ein wenig auf? Ei, wenn ich Fritz oder Gretchen wäre . . .

Gedenken wir auch noch jener unzähligen Reisekarawanen, die Cook mit seinen mächtigen Planwagen und Breaks unter brennendem Himmel durch die Straßen von Paris rüttelt. Der stets zum Humor, zu galanter Ironie und halb galanter Satire geneigte Pariser lächelt, wenn er all' die aus weiter Ferne kommenden Männlein in grauen Reisekostümen und Weiblein in kurzen Röcken und ach!' so unmodernen Hüten gewissenhaft aus den Gefährten klettern sieht, um, das so selten griechische Näschen in die Luft oder in den Baedeker gesteckt, dem Papagei-

vortrag des Führers vor einem minderwertigen Denkmal mit Andacht zu lauschen.

Auf dem Turf von Chantilly gab sich die ausgesuchteste Sport- und Saloneleganz vor fünf Wochen zum französischen Derby Stelldichein. Acht Tage folgte die große Steeple Chase in Auteuil unter dem Vorsitz des Staatspräsidenten. Wieder acht Tage darauf fanden sich auf dem weltberühmten Rennplatz von Longchamp etwa 300000 Menschen zum „Großen Preis“ zusammen, der Staatschef mit Ministern, den Kammer- und Senatspräsidenten, den höchsten Militärs und den Vertretern der diplomatischen Korps. Die Besichtigung eines solchen Schauspiels inmitten eines reizenden Landschaftsbildes, bei dem die Mannigfaltigkeit mit dem Luxus um die Wette ringt, lohnt sich einiger Mühe.

Die Rennbahn des Boulogner Wäldchens hat vor drei Jahren ihr 50jähriges Bestehen gefeiert. Welch eine Veränderung zwischen damals und jetzt! Wenn ein Pariser sportwoman aus den sechziger Jahren wieder eine Stunde verbringen könnte vor diesen Tribünen mit rosenbedeckten Balkonen, aus denen Ordenssterne blitzen und Diamanten, vor diesen blütenstrotzenden Blumengebüschen und diesem Labyrinth farbenschimmernder Rabatten, so würde ihr Erstaunen der Verblüffung gleichen, welche ihre Krinoline beim Publikum hervorriefe. Nicht allein die Tribünen und Gartenanlagen haben sich von Grund aus verändert, sondern auch die Rennbahn, die früher einer gewöhnlichen Wiese glich. Heute kann man von einem wohlgepflegten Rasenteppich sprechen. Der 3 km lange Renngrund selbst unterliegt einer sorgsamen technischen Pflege. Bald wird er mit Walzen gefestigt, bald wird er mit Wasser begossen, um die gewünschte Härte oder Weichheit zu erzielen. Die frühere Hufeisenform gehört der Rumpelkammer an. Ein Rassenpferd, das sich achtet, tritt mit Aluminiummusseln geschmückten Hufen auf. Das Hufeisen von heute ist ein Kunstwerk, das den Preis eines wertvollen Ringes aufwiegt. Als sich der Grand Prix im Jahre 1863 zum erstenmal vor 4000 Zuschauern abwickelte, warf die Renngesellschaft 100000 Fr. aus. Heute fallen dem Sieger 300000 Frcs. zu. Der „Große Preis“ stellt also mit seinen Nebeneinkünften (ca. 80,000 Fr.) die höchste Summe dar, die ein siegendes Pferd auf einem Turf zu erreichen imstande ist. Auf keinem anderen Rennplatz der Welt erfolgt auch innerhalb zweier Stunden ein solch gewaltiger Geldumsatz wie in Longchamp. Es wurden in den letzten Jahren für Eintrittskarten durchschnittlich 350,000 Fr. ausgegeben und die staatliche Wettgesellschaft allein erzielte Totalbeträge von über 5'500,000 Fr. Ein Zeitbild.

Zwei Tage vor dem Grand Prix findet das Dragrennen statt, eine der gelungensten Schöpfungen des französischen Hindernisrennens. Es bildet den Höhepunkt der öffentlichen Modereklame. Es ist das bezauberndste Schauspiel des weiblichen Toilettenprunks, Toilettengeschmacks und der weiblichen Grazie. Vor der Wucht der kaleidoskopischen Menschenwoge des Großen Preises, der sich zu einem Volksfest großen Stils entwickelt hat, muß es freilich zurücktreten. Zu dieser Veranstaltung setzen sich Hunderte von Seinedampfern und Eisenbahnzügen und Tausende von Omnibussen, Tramways, Autos und Droschken zum gewaltigen Menschentransport in Bewegung. Der weite Wiesengrund ist mit Menschen angefüllt und gleicht einem riesigen, singenden, springenden, gestikulierenden und vom Wettefieber gepackten Ameisenhaufen, auf den die hellfarbigen Kostüme, Hüte und Sonnenschirme der Damen einen heiteren Ton werfen. Ein prächtiges Feld zu psychologischen Studien. Diese Zeichnung trifft für das diesjährige Sportfest indes nicht zu. Die gottgewollten Abhängigkeiten fügten es, daß Regenschauer einsetzten und man von den Tribünen aus mitunter ein düsteres Meer von Regenschirmen wogen sah. Es fehlte die fieberhafte Aufregung. In den Ehrentribünen hatten mit Präsident Fallières und seinem republikanischen Hofstaat auch der König und die Königin von Bulgarien Platz genommen. Vor drei Jahren saßen die Majestäten von Dänemark auf denselben Sitzen. Es entspricht einer Gewohnheit der Republik, ihre Königsbesuche womöglich auf den Höhepunkt der Saison zu verlegen. König Ferdinand steht für den Franzosen als Enkel Louis Philipps über den sonstigen Monarchen. Seine Aussichten auf den vorläufig vergrabenen französischen Thron wären vielleicht günstiger als die des Orleanistischen Prätendenten. Und mancher der Legitimisten empfand eine heimliche Freude darüber, diese echte Bourbonennase des halbdeutschen Sprößlings vom Balkanlande im Ehrenpavillon zu sehen.

Die 17 Renner rasten mit Schnellzugsgeschwindigkeit wie eine formlose Masse der Rennbahn entlang. Ein merkwürdiges Zusammentreffen. Der tüchtigste englische Renner Lemberg, der Gewinner des Derby von Epsom, auf den wir einen Sohn Albions 60,000 Fr. wetten sahen, wurde geschlagen. Der Sieger hieß Nuage, als wollte dieser Name auf den wolkenbedeckten Himmel hindeuten. Alle Feministen werden entzückt sein, denn es ist das erstemal, daß eine weibliche Stallbesitzerin, Frau Cheremetoff, eine Russin, die ihre Existenz abwechselnd in Moskau und Paris verbringt, den Grand Prix gewinnt. Jeder Meter, den ihr Pferd zurücklegte, brachte ihrer vorher schon goldgespickten Tasche 125 Fr. ein. 380000 Fr. Verdienst in 3½ Minuten! Wie die Dame ihren kaum den Lehrjahren entschlüpften Jockei für seine Leistung belohnt, weiß ich nicht. Aber ich vermute, daß die Zukunft dieses jungen Mannes materiell gesichert ist. Der bekannte Jockei Stern, der erst 25 Jahre zählt, hat auf den Pferderücken an der Seine bereits vier Millionen erworben. Als er in einem der letzten österreichischen Derbyrennen siegte, erhielt er 50,000 Fr. für eine Arbeit von zwei Minuten. Das macht auf die Stunde 1½ Millionen und auf den Achtstundentag 12 Millionen.

Während sich also in Longchamp das Sportfest Le Grand Prix abwickelt und Fortuna den Mammonjägern, die in Frankreich ca. 400'000,000 Fr. per Jahr aufs Spiel setzen, ein Näschen dreht, herrscht in Paris die Ruhe einer Provinzstadt. Der Fußgänger kann nun auf einige Stunden die gefährlichsten Straßenkreuzungen mit der Zerstreutheit eines Philosophieprofessors überschreiten, ohne über den Haufen gefahren zu werden. Die Idealzustände sind aber meistens nur von kurzer Dauer. Im Nu wird die französische Hauptstadt vom Westen her wieder eingenommen. Sämtliche Beförderungsmittel, die flotte Untergrundbahn voran, übernehmen den riesigen Massentransport mit geradezu fieberhafter Geschwindigkeit. Die breite Avenue der Champs Elysée speit in einer Stunde 15000 Kraftwagen und Droschken auf den im Herzen gelegenen Eintrachtsplatz. Restaurants und Cafés werden im Sturm besetzt und über die Boulevards flutet wieder dieselbe Menschenwoge, die in ihrer Mannigfaltigkeit aufs neue fesselt. Wer ganz schick sein will, der leistet sich ein Abendessen in einem Restaurant à la mode (60 Fr. das Gedeck) und schlürft bei wilder Zigeunermusik und inmitten von Franzosen, Engländern, Russen, Brasilianern, Belgiern usw. ein paar Gläschen Champagner zu Ehren des Champion der Rennbahn. So endet die gesellschaftliche Hochsaison an der Seine.

Vom Büchertisch.

Neue Menschen betitelt sich eine Broschüre von Professor Dr. J. Meyers aus Luxemburg. Der Verfasser ist in weitesten Kreisen schon rühmlichst bekannt durch seine begeisterten und wirksamen Reden auf den letzten Katholikenversammlungen und bei anderen Gelegenheiten, wo es galt, hohe Ideale zu verfechten. „Neue Menschen“ ist eine Rede, gehalten auf der Jubelversammlung des Katholischen Lehrervereins um Pfingsten 1910 in Bochum. Der Verfasser legt darin seine Ansichten über die neuen Wege und Ziele der Volksbildung dar. Er stellt drei Hauptforderungen an die moderne Volksschule. Sie muß 1. mehr dem Leben dienen, weniger eine Lern- als eine Lebensschule sein. Der Reichtum eines Landes und eines Volkes besteht nicht in Gold und Diamanten, aber in seinem Reichtum an edlen und glücklichen Menschen. Frohe Lebensbejahung, Erziehung zur Lebenswahrheit, zur Erkenntnis des hohen Lebenswertes, das ist das Ziel, das die Schule in jedem einzelnen Menschen erreichen soll; denn: „das Korn wachsen und die Blüten ansetzen zu sehen, über Pflugschar und Spaten tief Atem holen, lesen, denken, lieben, hoffen, beten — das ist es, was den Menschen glücklich und lebensfroh macht, weil es das Materielle und Irdische mit dem Geistigen und Unsterblichen verbindet.“ Die zweite Forderung ist: die Lebensschule sei zugleich eine Arbeitsschule. Denn Arbeit ist Leben, Arbeit ist Pflicht, und jede Arbeit, ob körperliche oder geistige, ist heilig. „Wer nichts getan hat, weiß nichts und kann nichts.“ Außerordentlich wirksam flicht der Verfasser Stellen aus den Werken des kraftvollen, englischen Philosophen Carlyle über die Würde des arbeitenden Menschen ein. Als drittes Wort steht auf dem Erziehungsprogramm von heute: Wissenschaft, allgemeines Bildungsstreben. Bei dem jetzigen Drang nach möglichst genauer Erforschung des Wirklichen fürchte man nicht so sehr die Gefahr der geistigen Ueberhebung der Volkskreise, denn tieferes Wissen macht den Menschen in der Regel bescheiden und demütig.

Der Verfasser geht dann auf die Kultur der Seelen über, als deren höchstes Idealbild Christus erscheint. Im christlichen Gedanken ruhen die sozialen Gedanken, und darin liegt auch die soziale Fürsorge. Aber nur so viel werden wir da leisten, als wir selbst „beruflich tüchtig und freudig gestimmt sind." In hoher Begeisterung und mit warmem Herzen redet der Verfasser der Berufsfreudigkeit das Wort, deren unversiegbare Quelle die Religion ist. Der Reichtum der Welt sind ihre frohen und hochgesinnten Menschen. Diesen Reichtum zu vermehren, können alle, vorzüglich Lehrer und Erzieher, mitarbeiten. Man möchte die begeistert und markig geschriebene Broschüre in den Händen aller Jugend- und Volksfreunde finden, und manchem, dem der Alltagsstaub die Flügel lähmte, wird sie wieder frischen, frohen Mut und Liebe zum Beruf und zu den Menschen in die Seele tragen. Die Broschüre erschien im Verlag von Fredebeul & Koenen, Essen/Ruhr zum Preise von 25 ₰. — 50 Stück kosten 10 ℳ, 100 Stück 18 ℳ.

M. Cuylen.

Der letzte Baum. Roman von Josef Gangl. Verlag von J. Habbel in Regensburg. In diesem bescheiden auftretenden Buche ist vielleicht mehr Poesie als in zehn Moderomanen zusammen, denen alles nachläuft. Es mag sein: auch weniger Technik und Routine als in einem derselben. Joseph Gangl ist so aufrichtig und wahr und herzensschlicht, daß er sich nicht zu helfen weiß, wo es der verwöhnte Leser erwartet, daß er der Spannung und Abwechslung halber etwas erdichte. Er gibt uns aber in dem Buche so viel für unser eigentliches, inneres Leben, daß wir es lieb haben müssen und nicht wieder vergessen können, wenn wir es einmal mit Hingabe gelesen haben. Ein junger Mann (das Buch ist in der Ichform geschrieben) kämpft um sich selbst, um die Kenntnis seiner Art und seines Wertes, von Kindheit auf irregeführt durch die Willensbeeinflussung seiner Umgebung. Dem jungen Manne ist eine Seele gegeben, die in schweren Fesseln leidet, und deren Sehnsucht nach freiem Fluge so groß ist, daß sie rüttelt und rüttelt, ob es noch so schmerzt, bis sie sich befreit haben wird. Trotz mancher Schwächen ist J. Gangl ein Mann mit eigenen dichterischen Qualitäten. Herb, knorrig, wuchtig ist seine Weise, aber auch echt und wahr und naturfrisch. Der tannenwürzige Odem des heimatlichen bayerisch-böhmischen Waldes geht durch die kraftvollen, einfachen Sätze. Ohne vergoldete Schnörkel und überflüssiges Beiwerk, wie aus Erz und Stein geschaffen, stehen seine Gestalten und Bilder vor uns. Und doch nichts Hartes und Kaltes. Der Humor großen Stiles, welcher aus tiefstem Verstehen und innerlichster Güte entspringt, ist wie ein stiller, milder Schein über die ernsten Bilder gebreitet.

G. Wittmann.

Für Jugendvereine. Schon lange wurde es in Kreisen der Jugendvereinspräsides als großer Mangel empfunden, daß es kein passendes Gebetbuch für Mitglieder von katholischen Jugendvereinen gab. Diesem Mangel ist nun abgeholfen durch das vor kurzem in Duisburg im Selbstverlage der Jugendvereine erschienene Gebetbüchlein „Im Dienste des Herrn". Es ist zusammengestellt von mehreren Jugendvereinspräsides. Man merkt dem Büchlein sofort an, daß es aus der Praxis heraus geschrieben ist. Es enthält nichts Ueberflüssiges, aber alles Notwendige und Wünschenswerte. Zunächst das Zeremoniell der feierlichen Aufnahme sowohl in die Marianische Jünglingssodalität als in den Jünglingsverein (Aloisiusverein). Dann folgen die täglichen Gebete, die zwar kurz, aber doch recht kernig und schön sind; darauf eine besonders ansprechende Meß-, Beicht- und gemeinsame Kommunionandacht. Diesen drei Andachten geht eine äußerst praktische, kurze, aber doch ergreifende Belehrung und Betrachtung vorher. Daran schließen sich eine Andacht zum allerheiligsten Altarssakramente, zum hl. Herzen Jesu, zur Mutter Gottes, zum hl. Joseph und zum hl. Aloisius. Außerdem sind noch sechs Litaneien und eine Auswahl der meistgesungenen Kirchenlieder in das Büchlein aufgenommen. Aeußerst praktisch und willkommen sind auch die treffenden Gedanken über Bekanntschaft und Heirat, sowie der kurze „Unterricht über das Kirchenjahr". Das Büchlein ist allen katholischen Jugendvereinen dringend zur Anschaffung zu empfehlen Es hat 192 Seiten in bequemstem Format und ist in sehr deutlicher Schrift auf bestes Papier gedruckt. Es kostet in elegantem Kalikoband mit hübschem Titelbild, Deckenpressung, Rotschnitt und runden Ecken nur 48 Pf. und kann durch Herrn Kaplan J. Steves, D.-Meiderich, bezogen werden. Ein Probeexemplar steht auf Wunsch gern gratis zur Verfügung.

G. Kuppers.

Bühnen- und Musikrundschau.

Zur Salzburger Zentenarfeier Pater Singers. Zum 100. Geburtstag des P. Peter Singer hat sein letzter Schüler, der bekannte Tondichter Dr. P. Hartmann v. An der Lan-Hochbrunn O. F. M. ein Gedenkblatt erscheinen lassen, das sich mit vollem Rechte „zugleich ein Beitrag zur Musikgeschichte des 19. Jahrhunderts" nennt. Das vortreffliche, im Verlage der Wagnerschen Universitätsbuchhandlung in Innsbruck erschienene Büchlein schildert eine schon oft gepriesene, aber in ihrer Totalität hier erst vollerkannte Künstlerpersönlichkeit. In Unter-Häselgehr, einem wohlhabenden Dorfe im Lechtale, wurde Singer am 18. Juli 1810 geboren. Der Vater beschäftigte sich in seinen Musestunden mit der Anfertigung von Musikinstrumenten und mit Malen. Frühzeitig half ihm der Knabe, dessen Flöten und Klarinetten sich bald schöner im Ton, wie die väterlichen erwiesen; mit neun Jahren erregte sein Orgelspiel Aufsehen, er malte, schnitt Silhouetten und ward von all diesen Künsten nicht abgezogen, ein vortrefflicher Schüler zu sein. Mit zwölf Jahren komponierte er ein Herz-Jesulied, das in seiner Heimatskirche noch heute gesungen wird und sein trefflicher Musiklehrer P. Gastinger in Reutte erklärte: „Ich kann dich nichts mehr lehren". Dann bezog Singer das Gymnasium in Hall bei Innsbruck, woselbst er glänzende Zeugnisse erhielt, sich nebenbei noch als Landschaftsmaler, Klavierbauer, Komponist und Hauslehrer erfolgreich betätigte. „Vom gefühllosen Eigennutz der Welt enttäuscht", beschloß der junge Gymnasialabiturient ins Kloster zu gehen. P. Hartmann entwirft von den geistlichen Studien und dem Wirken des jungen Franziskaners erschöpfende Schilderungen. Es würde jedoch die Kompetenz eines Musikreferenten überschreiten, wollte ich mir ein näheres Eingehen auf P. Singers von Berufenen hochgeschätzte theologische Schriften gestatten. Als Kirchenmusiker hat P. Singer mancherlei Widerspruch erfahren. P. Hartmann räumt ein, daß manche Werke seines Lehrers „nicht als liturgisch angesehen werden können", dennoch war er kein „Verstockter", sondern „vertrat selbst auch durch die Tat das Gute und Wahre, das die cäcilianische Bewegung im Kern enthielt". Nach seiner frühreifen Jugendperiode steht uns in der zweiten (1834—1864) bereits der fertige Künstler gegenüber, der in seinem eindrucksvollen selbst gebildeten und entwickelten Orgelstil eine ebenso gehaltvolle, wie fruchtbare Produktion von großer Erfindungsgabe und Eigenart bot. Die dritte Periode (1864—1882) bezeichnet P. Hartmann als diejenige des abgeklärten Künstlers, der sein Genie angehenden Reformbewegungen bereitwillig unterworfen hat. „Bin ich der Paganini des Klaviers, dann ist P. Peter der Liszt der Orgel", sagte einmal Frz. Liszt. Auch Bruckner sprach von seinem Spiele mit Bewunderung. Nicht nur die Orgel beherrschte P. Singer als Virtuos, sondern auch Klavier, Harfe, Violine, Flöte und vor allem sein Pansymphonikon. Als erster und völlig unabhängig aus der alten Harmonika hat P. Peter das moderne Harmonium geschaffen, leider ist sein Erfinderruhm fast unbekannt. Ihm gebührt das Verdienst, daß er die Blasharmonika mit Registern versah und durch zahlreiche Verbesserungen der Vollendung nahe brachte. Eine von ihm erbaute winzige Physharmonika, äußerlich einem Spielzeug gleichend, war im Tone voll und kräftig genug, um eine Kirche zu beherrschen. Diese Instrumente stellen sich als Vorstufen zu seinem Pansymphonikon dar, es ist ein Tasteninstrument, äußerlich einem Pianino ähnelnd. Das obere Manual enthält 16 Soloregister. Im unteren Manual liegen Klavier, Harmonium, Spitzflöte, Waldhorn und Violon. Das Instrument ist nicht mit mechanischen Spielwerken zu verwechseln, sondern bietet dem ausübenden Künstler unbegrenzte Ausdrucksmöglichkeit. Es läßt nach dem Urteile von Spohr, Lachner und Meyerbeer alle ähnlichen Musikwerke weit hinter sich. Eine besondere Würdigung verdiente P. Singer noch als Musiktheoretiker. In dankenswerter Weise bringt der Verfasser einen Auszug aus P. Peters „Metaphysischen Blicken in die Tonwelt nebst einem dadurch veranlaßten neuen System der Tonwissenschaft". Hätten alle, welche über Richard Wagner schimpften, P. Singers System durchstudiert, so würden sie die neue Musik als etwas ganz Naturgemäßes erkannt haben. Dieses ist nicht a posteriori in das Werk hineingeklügelt, sondern vor dem Werden und Sein der Wagnerschen Tonschöpfungen (1847) dagewesen. Diese Andeutungen müssen genügen; mögen sie den Leser anregen, selbst zu dem so lehrreich und liebevoll geschriebenen Buche zu greifen. Salzburg rüstet sich, die Zentenarfeier des genialen Mannes, der vier Jahrzehnte lang in seinen Mauern ruhmvoll wirkte, festlich zu begehen. „Ehrt eure deutschen Meister, dann bannt ihr gute Geister". Mit dieser Meistersingermahnung klingt auch das Werk aus, das zu Ehren P. Singers der kongeniale Tondichter P. Hartmann geschrieben hat.

Verschiedenes aus aller Welt. Weingartner gedenkt die Leitung der Wiener Hofoper niederzulegen und Richard Strauß seine Berliner Kapellmeistertätigkeit aufzugeben oder wenigstens einzuschränken. Bei letzterem ist der Wunsch maßgebend, sich dauernd seinem tonkünstlerischen Schaffen widmen zu können. Weingartners Rücktritt wird aus allerhand Verstimmungen und einem ungünstigen finanziellen Ergebnis der Hofoper erklärt. — Ein von G. Elster geschaffenes Denkmal Hch. v. Kleists wurde in Frankfurt a. O., der Heimatstadt des Dichters, enthüllt. — Waldfestspiele im Ostseebad Zoppot erzielten mit Wagners „Tannhäuser" starke Wirkungen. — Eine Opernnovität „die Granate" von Alfr. Wernecke gefiel im Mannheimer Hoftheater, obwohl die Musik von nicht starker schöpferischer Originalität ist. — — „Jeanne", ein Schauspiel von Christel Sandrock, fand in Kissingen sehr günstige Aufnahme. Die Titelrolle spielte Adele Sandrock vom Deutschen Theater in Berlin, die Schwester des Autors.

München. L. G. Oberlaender.



Finanz- und Handels-Rundschau.

Seit dem Semesterwechsel sind nur nervöse Börsentage und aufregende Momente an den verschiedenen Märkten zu verzeichnen. Es hat den Anschein, als ob die heftigen Kursfluktuationen in Neuyork und die panikartigen Preisstürze an dieser Börse nicht nur auf eine übergrosse und dabei doch schwache Spekulationsklique zurückzuführen waren. Die finanziellen und industriellen Verhältnisse sind, wie schon so oft in früheren Zeitläuften, sehr überschätzt worden. Dabei wird die bekannte amerikanische Raschlebigkeit der Tendenzen stets ausser Acht gelassen. Die neuerlichen ungünstigen Kabelberichte vom amerikanischen Eisen- und Stahlmarkt zeigen, dass auch für die nächste Zeit an eine Besserung im industriellen Amerika nicht zu denken sein wird. Auch die schlechten statistischen Ziffern vom internationalen Kupfermarkt sind hierbei nicht zu vergessen. In Deutschland vollzieht sich zwar im allgemeinen der Wechsel im Wirtschaftsleben weniger scharf und plötzlich, immerhin sind auch bei uns genügend Momente vorhanden, die auch weiterhin zur grössten Vorsicht in der Börsen- und Jndustrielage Anlass geben. Schon das Frühjahr hat die allgemein erwartete Belebung, ausgehend von einer regeren Bautätigkeit, nicht gebracht. Die langangedauerte Bauarbeiteraussperrung liess die wenigen Ansätze von grösserer Beschäftigung der Jndustrie verschwinden, und auch seither sind keinerlei Momente vorhanden, die eine Wendung zur Besserung bringen könnten. Die Gründung eines neuen deutschen Roheisensyndikates erheischt viele Schwierigkeiten, und ist lange noch nicht als perfekt anzusehen. Die sturmvollen Tage an der Neuyorker Börse hatten auch an den deutschen Börsen grosse Engagements-Lösungen und Kursabbröckelungen zur Folge. Die etwas unsicher gewordene Entwicklung am deutschen Geldmarkt veranlasste gleichfalls schwache Elemente zur Abwickelung von Effekten-Positionen. Es ist nicht zu verkennen, dass im speziellen Berlin immer noch Spekulationsengagements durchhält und daher in der grossen Uebersättigung am Kassa-Jndustrieaktienmarkt Kursabschwächungen zu erwarten sind. Dabei naht die Ferienzeit und die damit zusammenhängende geringere Teilnahme an der Finanzpolitik und dem Börsengetriebe. Die überall vorgenommenen Exekutionen und Zwangsverkäufe an den Börsen hatten an verschiedenen Plätzen sogar Zahlungsstockungen und Fallissemente einzelner Spekulationskreise mit sich gebracht. Weit mehr Beachtung fanden die Vorgänge am Geldmarkte. Die Bank von England hat wieder Erwarten die geplante Zinssatzermässigung nicht vorgenommen. Durch die unsichere Haltung des Neuyorker Effektenmarktes und das Bestreben der forcierten Goldimporte an allen Plätzen ist diese Massnahme vielleicht für die nächste Zeit ganz illusorisch geworden. — Die vorübergehend stärkere Versteifung der Situation bei der Reichsbank hat unserem Zentralnoteninstitut lediglich eine kurz andauernde grössere Steuerpflicht gebracht. Die grossen Rückflüsse jedoch und besonders der Umstand, dass das Ausland derzeit bedeutende Summen dem Geldmarkt zur Verfügung stellt, haben ein entsprechendes Aequivalent im Status der Reichsbank gezeitigt. Die Besserung in der Liquidität der Reichsbank reicht jedoch nicht aus, dass eine Ermässigung der offiziellen Diskontrate vorgenommen werden könnte. Auch die durchaus unklare Lage an den deutschen Börsen kommt hierbei in Betracht. Grössere Kurseinbussen erlitten fast alle Sparten des Aktienmarktes, besonders starkes Angebot fand zeitweise in elektrischen Werten, Maschinen- und Montan-Aktien statt. Hier wirkte auch der ungünstige Bericht vom Kali-Absatz und der Hinweiss, dass der Export nach Amerika einen starken Rückgang aufweist. — Ein erfreuliches Moment war die lebhaftere Interessennahme des Kapitalisten-Publikums am heimischen Rentenmarkt. Es ist zu erwarten, dass diese Beliebtheit unserer Fonds und Pfandbriefwerte auch fernerhin zunimmt. Der Grund hiefür wird wohl auch darin zu suchen sein, dass das Publikum, eingeschüchtert durch den Rückgang der Industriepapiere und die widersprechenden Meldungen aus den Industriegegenden, sich der soliden und sicheren festverzinslichen Werte neuerdings erinnert. Auch die Vorteile der Staatsschuldbücher — worauf auch seitens anderer Behörden hingewiesen wird, beispielsweise sind jetzt auch bei den bayerischen Postanstalten diesbezügliche Plakat-Veröffentlichungen angebracht — werden vom Publikum mehr und mehr erkannt und tragen zur erhöhten Popularität unserer heimischen Fonds erheblich bei. Zu erwähnen ist hierbei, dass am 30. Juni d. J. im Reichsschuldbuch 15953 Konten eingetragen waren mit einem Gesamtbetrage von 910,98 Millionen Mark unserer Anleihen-Beträge, eine gewiss imposante Ziffer!

M. Weber.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Jahrbuch der Naturwissenschaften 1909—1910. 25 Jahrgang. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. Joseph Plaßmann. Mit 32 Abbildungen. Lex.-8° (XIV u. 452.) Geb. M. 7.50. (Freiburg i. B., Herder.)

Jahrbuch der Zeit- und Kulturgeschichte 1909. 3. Jahrgang. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. Franz Schnürer. Lex.-8° (VIII u. 440). Geb. M. 7.50. (Freiburg i. B., Herder).

Ausgewählte Abhandlungen, Aufsätze und Vorträge von Prof. Dr. G. Ruhland zu seinem 50. Geburtstage herausgegeben vom Bund der Landwirte. (Berlin SW. 11, Kairos Verlag.)

Bibliothek moderner Dichter und Denker. Bd. 1: Die Dornenkrone. Severine. Zwei Novellen von V. Teirich. 2 K. (Korneuburg, Julius Kühkopf.)

Studenten-Bibliothek 1910. Pro Heft M. —.40, postfrei M. —.45. Heft 1 und 2 je 50 S. 8°. (M.Gladbach, Volksvereins-Verlag.)

Verfassung des Königreichs Württemberg Staatsbürgerbibliothek, Heft 7. 64 S. M. —.40, postfrei M. —45. (M.Gladbach, Volksvereins-Verlag.)

Die Streikversicherung in Deutschland und Frankreich. Von Dr. G. German (Soziale Tagesfragen 36. Heft.) 48 S. M. —.60, postfrei M. —.70. (M.Gladbach, Volksvereins-Verlag.)

Das preußische Einkommensteuergesetz, seine wichtigsten Bestimmungen für Arbeiter, Angestellte und Hauseigentümer. 36 S. 8°. M. —.30, postfrei M. —.35. (M.Gladbach, Verlag der „Westdeutschen Arbeiter-Zeitung".

Die Wiedervereinigung Regensburgs mit Bayern vor hundert Jahren. Von Prof. Dr. Wilhelm Scherer. M. —.30. (Regensburg, Friedrich Pustet.)

Die Ausbreitung des Protestantismus. Von Dr. theol. A. Weber. Mit 31 Illustr. (33. Bändchen der „Geschichtlichen Jugend- und Volksbibliothek".) M. 1.20. (Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.)

Sozialismus und Literatur vor Ausbruch der großen französischen Revolution. Von F. W. E. Roth. Mit 16 Illustr. (34. Bändchen der „Geschichtlichen Jugend- und Volksbibliothek".) M. 1.20, (Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.)

Das innerliche Leben muß vereinfacht und wieder auf seine Grundlage zurückgeführt werden. Von P. Joseph Tissot. Aus dem Französischen übersetzt von Franz X. Kerer. 3. Aufl. 8. (LII, 364 S.) M. 3.60. (Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.)

Alt- und Jung-Regensburg. Nach A. Küsser von Dr. Raimund Gerster. 2. Aufl. M. 1.50. (Regensburg, W. Wunderling.)

Die Stellung der Beamten im Haushalt des Staates. Von Dr. Friedrich Naumann. M. —.40. (Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe".)

Kalender-Reform-Vorschlag von Fritz Reininghaus. 47 S. 8°. M. —.50. (Zürich, Art. Institut Orell Füßli.)

Hammurapi und das Salische Recht. Von Prof. Dr. Hans Fehr. M. 2.80. (Bonn, A. Marcus & E. Webers Verlag.)

Die öftere heilige Kommunion. Von Dr. Ferdinand Rüegg. Bischof von St. Gallen. 78 S. 80×125 mm. Brosch. M. —.30. (Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G.)

Dein Wille geschehe. Von Msg. de Mathies. 56 S. 80×120 mm. Brosch. M. —.25 (Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G.)

Unser tägliches Brot. Von P. Adolf Chwala. 8°. 70 S. M. —.20. 25 Exempl. M. 4.50, 50 Exempl. M. 8.—, 100 Exempl. M. 13.50. (Dülmen, A. Laumann.)

Exerzitien in der Benediktiner-Abtei Maria Laach. I. Für Herren der akademisch gebildeten Stände: 18.—22. Juli. II. Für Akademiker und Abiturienten: 8—12. August und 15.—19. Okt. III. Für Abiturienten und Primaner: 16.—20. August, 22.—26. August und 5.—9. September. IV. Für Lehrer: 29. August bis 2. September, 26.—30. September und 3.—7. Oktober. Die Kurse beginnen immer am Abend des erstgenannten Tages und endigen am Morgen des letztgenannten. Anmeldungen bitte rechtzeitig an den Gastpater zu richten. Post Maria Laach, zka. 5 km entfernt von Station Niedermendig, Strecke Andernach—Gerolstein.

— Wir bitten die Leser, bei Anfragen und Bestellungen sich stets auf die „Allgemeine Rundschau" zu beziehen. —

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag. In Oesterr.-Ungarn 5 K 19 h, Schweiz 5 Fr. 20 Cts., Belgien 5 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 5 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 30. München, 23. Juli 1910. VII. Jahrgang.

Schwurgerichtlicher Schutz der schamlosesten Pornographie.

Bittere Glossen zur Freisprechung des Münchener „Phönix“-Verlages.

Von Dr. Otto von Erlbach.

In Nr. 10 der „Allgemeinen Rundschau“ vom 5. März 1910 (S. 149) erschien ein Artikel „Ueber Schwurgerichtszuständigkeit in Bayern“. (Von einem bayerischen Richter). Derselbe nahm seinen Ausgang von einem Pistolenduell aus geradezu frivoler Ursache und fuhr dann fort:

„Ein Menschenleben war dem Ehrenwahne zum Opfer gefallen, der Gegner gestand offen die Tötung zu, und trotzdem verneinten bayerische Geschworene die Frage: „Ist X schuldig, den Y im Zweikampf getötet zu haben?“

Dieses Ergebnis einer Schwurgerichtsverhandlung, bei welchem der Rechtssinn durch ein Gefühl stark beeinflußt wurde, das nur im Gnadenwege zum Ausdruck kommen darf, hat im Zusammenhalt mit anderen Ergebnissen jedenfalls nicht die Wirkung gehabt, das Vertrauen zu den Schwurgerichten zu fördern, und läßt es begreiflich erscheinen, wenn hie und da der pessimistische Gedanke laut wird: „Bei Gott und den Geschworenen ist alles möglich.“

Wenn schon bei so klarer und unverhüllter Sachlage wie in obenerwähnter Duellgeschichte ein Fehlspruch erfolgen konnte, bei unbezweifelt ehrlicher Absicht der beteiligten Geschworenen, wie stark muß erst die Gefahr eines Fehlspruches vorhanden sein, wenn Anschauungen über Sittlichkeit und Unsittlichkeit in Frage kommen, wenn laxe Anschauungen vorhanden sind oder durch eine Reihe von Sachverständigen vor Gericht gepredigt werden? Die Sittlichkeits- oder richtiger Unsittlichkeitsdelikte in der Presse gehören daher nicht vor die Geschworenen, in Bayern sollte dieser Schutz der Pornographie fallen, wozu jetzt bei der bevorstehenden Aenderung des formellen und materiellen Strafrechts die beste Gelegenheit gegeben erscheint.“

„Bei Gott und den Geschworenen ist alles möglich“. An das zitierte stachelige Wort wird man unwillkürlich erinnert, wenn man die verblüffenden Zeitungsberichte über den jüngsten Fehlspruch des Münchener Schwurgerichts in der Anklage gegen den Verleger des schandbaren Albums „Der Phönix“ liest. Die ganze ernst zu nehmende juristische Welt steht angesichts dieses haarsträubenden Fehlspruches „auf dem Kopf“, und selbst in sonst sehr freisinnigen Kreisen werden Stimmen laut, welche offen erklären: So kann es nicht weitergehen: das Privilegium, ohne jede Andeutung der Gründe und inappellabel das klare Recht zu beugen, bedarf der Einschränkung! Es handelt sich ja nicht etwa um einen Einzelfall. Seit Jahren reißt die Kette dieser skandalösen Freisprechungen gegenüber sonnenklaren groben Verstößen gegen § 184 nicht mehr ab. Man braucht nur an die jüngsten Fälle zu erinnern: Die Freisprechung des „Sekt“, welche den liberalen Stadtschulrat Dr. Georg Kerschensteiner zu einer so scharfen Philippika im Novemberhefte (1909) der „Süddeutschen Monatshefte“ veranlaßte (abgedruckt in Nr. 44 der „Allgemeinen Rundschau“ vom 30. Oktober 1909, S. 759 f.), die Freisprechung einer Masseuse, welche einen Prospekt über ein die Empfängnis verhütendes Mittel wahllos an Frauen und junge Mädchen, Ladnerinnen, Kellnerinnen usw. verteilt hatte. Ueber den letzterwähnten Fall wurde der „Allgemeinen Rundschau“ (Nr. 11 vom 12. März 1910, S. 171) von einem Juristen („Bayerische Schwurgerichtszuständigkeit“) u. a. geschrieben:

„Klar ist, daß durch derartige Freisprechungen, über die nicht nur die so gerne für weltfremd erklärten Juristen, sondern auch gar manche Laien den Kopf schütteln, das Prinzip der Rechtsgleichheit — im übrigen Deutschen Reich Verurteilung, vor einem bayerischen Schwurgericht Freisprechung! — in der bedenklichsten Weise durchbrochen wird. Es werden auch manche Männer aus dem Volke kein Verständnis dafür haben, daß zufolge Spruches der „Volksrichter“ ihren Töchtern, die einem ehrbaren Erwerb nachgehen und die sie mit Sorgfalt vor allem Schlimmen zu bewahren gesucht haben, straflos Prospekte mit derartigen indirekten Aufforderungen zum außerehelichen Geschlechtsverkehr in die Hand gedrückt werden dürfen.

Das Wahrscheinlichste ist, daß die Herren Geschworenen, wie in so manchen anderen Fällen auch, nicht so fast Recht sprechen, als vielmehr neben der Rechtsprechung noch das allein der Krone zustehende Begnadigungsrecht ausüben wollten. Dazu aber sind die Schwurgerichte nicht da, und damit schaden sie selbst ihrem Ansehen am meisten in den breitesten Schichten des Volkes.“

Und nun der neueste Fall, das traurige Münchener Gegenstück des skandalösen Wiener Falles, den die „Allgemeine Rundschau“ vor wenigen Wochen (Nr. 26 vom 25. Juni, S. 424 f.) unter dem Titel „Ein Prozeßbericht, der Bände spricht“ behandeln mußte. Derselbe ist von so einschneidender Bedeutung, daß wir über die unter Ausschluß der Oeffentlichkeit abgehaltene Verhandlung des Münchener Schwurgerichts vom 14. Juli 1910 mehrere einander ergänzende Berichte der Tagespresse sprechen lassen. Das „Neue Münchener Tagblatt“ berichtet in Nr. 196 vom 15. Juli:

„Der 24 Jahre alte Verlagsbuchhändler und Schriftsteller Friedrich Berthold Sutter von hier hatte in seiner Eigenschaft als Mitinhaber der „Verlagsgesellschaft München, G. m. b. H.“, eine Anzahl hiesiger und auswärtiger Künstler, die dafür zu haben sind, zur Herstellung von Zeichnungen erotischer Natur aufgefordert, welche dann in einem Mappenwerke vereinigt, auf dem Subskriptionswege abgesetzt werden sollten. Der ergangenen Aufforderung kam eine Anzahl von Zeichnern nach; im Vorjahre wurde nun dieses Mappenwerk, das zwölf Zeichnungen enthielt, in einer Auflage von 200 hergestellt, zur Subskription nicht nur mehrere Vereine, sondern auch ganz bestimmte Persönlichkeiten eingeladen und das Mappenwerk auch an Buchhandlungen zum Vertriebe übergeben. Der Preis betrug 80 Mk. Die Polizei beschlagnahmte dieses Mappenwerk, das sie als unzüchtig erachtete, und der Staatsanwalt erhob gegen Sutter Anklage wegen Vergehens gegen die Sittlichkeit, verübt durch die Presse. Wenn auch die Herstellung einzelner Bilder eine künstlerische genannt werden kann, so sind die **Darstellungen doch so schamloser Natur, daß, wie der Schwurgerichtspräsident dem Angeklagten vorhält, einem das Besehen dieser Bilder an sich die Schamröte ins Gesicht treiben muß.** Der Angeklagte Sutter redete sich in der Schwurgerichtsverhandlung darauf aus, daß die Bilder, die nur für gereifte Leute bestimmt sind, nicht unzüchtig im Sinne des Gesetzes sind. Jedoch sind die einzelnen Bilder, wenn auch nicht alle, so unzüchtiger Natur und enthalten eine solche Fülle von schamlosen Gemeinheiten und perversen Darstellungen, daß

wohl selten die hehre Kunst so mißbräuchlich in Anspruch und zum Vorwande profitgierigen Geschäftssinnes, spekulierend auf die gemeinsten Leidenschaften, gemacht worden ist.

Die Geschworenen verneinten die Schuldfrage, worauf der Angeklagte freigesprochen wurde."

Die sozialdemokratische „Münchener Post", welche bei der sarkastischen Beleuchtung von Personen und öffentlichen Einrichtungen fortgesetzt die stärksten Register zieht und — im Vertrauen auf die Zuständigkeit des Schwurgerichts für Preßdelikte — fast täglich Dinge sagt, die einen preußischen Redakteur unfehlbar auf die Anklagebank bringen müßten, ist außerordentlich entrüstet über eine — man könnte fast sagen: im Stile der „Münchener Post" gehaltene — scharfe Kritik des „Bayerischen Kurier", die noch zu erwähnen sein wird, und ergänzt die im übrigen ziemlich gleichlautenden Berichte anderer Blätter über den äußeren Hergang noch durch einige Details:

„In der Verhandlung erklärte Sutter, daß das Mappenwerk nur für gereifte Leute bestimmt war. Es sei ihm nicht um den Inhalt, sondern um die Schönheit der Zeichnungen zu tun gewesen. Er könne die Bilder nicht für unzüchtig im Sinne des Strafgesetzbuches erachten. Der erste Staatsanwalt Rohrer ersuchte die Geschworenen die Schuldfrage zu bejahen. Der Verteidiger Rechtsanwalt Eichhold trat diesem Antrag entgegen und ersuchte die Geschworenen die Schuldfrage zu verneinen. Die Geschworenen verneinten dann auch die Schuldfrage, worauf Sutter unter Ueberbürdung der Kosten auf die Staatskasse freigesprochen werden mußte."

Dem auf diesem Gebiete nicht ganz ununterrichteten Leser wird es sofort auffallen, daß in den Berichten von keiner Beweisaufnahme die Rede ist. Sonst bestanden derlei Berichte in der Hauptsache aus den Gutachten der sogenannten „Kunstsachverständigen". Von solchen war in diesem Falle gänzlich Abstand genommen worden. Man wird mit der Vermutung nicht fehl gehen, daß kein namhafter, angesehener Künstler sich bereit gefunden hat, die unsagbaren (sit venia verbo!) Schweinereien der Weisgerber, Jagerspacher, Pascin und Konsorten reinzuwaschen, nachdem dieselben nach der Beschlagnahme von hervorragenden Kunstautoritäten und sowohl innerhalb wie außerhalb des Landtages auch von weit linksstehenden Parlamentariern als „viehisch" und „hundsgemein" qualifiziert worden waren. Wenn aber der Angeklagte auf „Sachverständige" verzichtet, hat die Staatsanwaltschaft in einem so sonnenklar gelagerten Falle selbstredend keine Veranlassung, ihrerseits Gutachter zu laden. In der Tat war die Staatsanwaltschaft diesmal ihrer Sache so sicher, und der Eröffnungsbeschluß der Strafkammer so unzweideutig motiviert, daß ein Schuldspruch der Geschworenen zweifellos erschien. War doch in der bestimmten Erwartung der Verurteilung des Angeklagten keinerlei Vorbereitung zum objektiven Verfahren behufs Einziehung getroffen worden, eine subsidiäre Maßregel zum Schutze der Sittlichkeit, die ja sonst vor den Schwurgerichten der Freisprechung im subjektiven Verfahren unmittelbar zu folgen pflegt. Ausnahmsweise wird nun das objektive Verfahren nachfolgen, bei welcher Gelegenheit man ja erfahren muß, wie die zuständige Strafkammer über die schamlose Unzüchtigkeit dieser Produkte Münchener und auswärtiger Künstler denkt. Infolge der Wichtigkeit des Falles hatte der Erste Staatsanwalt am Landgericht München I in eigener Person die Vertretung der Anklage übernommen, und es ist zu bedauern, daß nicht wenigstens der allgemeine Teil seiner Anklagerede, soweit nicht schamverletzende Details in Frage kommen, durch die Tagespresse verbreitet worden ist. Der Ausschluß der Oeffentlichkeit war so streng durchgeführt, daß jeder, der sich nicht als ständiger Berichterstatter der Presse ausweisen konnte, zurückgewiesen wurde.

Die Erregung über den schwer begreiflichen Spruch des Schwurgerichts ist in weiten Kreisen groß und allgemein. Abgesehen von der Justizbehörde und der Staatsanwaltschaft, welche sich in ihren Bemühungen um die Geltendmachung der Gesetze auch auf diesem wichtigen Gebiete nachgerade einer förmlichen Anarchie gegenübersehen, herrscht auch in richterlichen Kreisen über diesen Fehlspruch des Schwurgerichts eine förmliche Erbitterung.[1]) Nur das immerhin begrenzte Milieu der „Jugend"- und „Simplicissimus"-Gemeinde, welchem die Schweinekünstler des angeklagten „Phönix" angehören, die Leute, welche mit Dr. Hirth „das Recht des Steuerzahlers auf angemessene Befriedigung ihrer erotischen Phantasie" in Anspruch nehmen, sind selbstverständlich hochbefriedigt. Hoffentlich nur vorläufig! Hoffentlich war dieser neueste Triumph der Pornographie ein Pyrrhussieg, der in den maßgebenden Kreisen endlich die Ueberzeugung zum Durchbruch bringt, daß, wenn auch das Strafgesetz an sich genügen würde, die Schwurgerichte in der heutigen Verfassung keine Gewähr für die richtige Anwendung des Strafgesetzes bieten. Der freigesprochene Verleger dürfte seines „Sieges" ohnehin nicht recht froh werden, da die gerichtliche Einziehung der beschlagnahmten Exemplare seines „Phönix" mit der nötigen Begründung als hinkender Bote nachkommen wird.

Der „Bayerische Kurier" hat, wie schon oben kurz angedeutet, der Empörung über den Fehlspruch des Schwurgerichts in einem Artikel Ausdruck gegeben, dessen außergewöhnliche Schärfe nur als Ausfluß einer ebenso außergewöhnlichen Situation einzuschätzen ist. Nach Lage der Sache war zu einer Alarmierung der öffentlichen Volksmeinung um so mehr Veranlassung, als liberale Tageszeitungen den so charakteristischen Prozeßfall ihren Lesern kaum zum Bewußtsein brachten und mit kurzen Zeilen an möglichst unauffälliger Stelle abtaten. Dieselben Blätter, welche sonst jeden Skandalprozeß (vgl. die Allensteiner Berichte, die in einigen Blättern den Umfang eines dickleibigen Romans erreichten) mit rücksichtslosester Eindeutigkeit ausschlachten! Man kann es dem „Bayerischen Kurier" nachfühlen, wenn er, um ein Totschweigen des Prozesses zu verhindern, die schärfsten Register zog. Unter der Ueberschrift: „Frau Justitia als Kupplerin" schrieb der „Bayerische Kurier" (Nr. 197 vom 16. Juli 1910):

„So scharf der Ausdruck ist, man ist gezwungen, ihn zu gebrauchen, wenn man den Bericht über die letzte Verhandlung des Münchener Schwurgerichts liest. Angeklagt war der „Verlagsbuchhändler und Schriftsteller" F. B. Sutter wegen Vergehen wider die Sittlichkeit, verübt durch die Presse. Es handelt sich um den „Phönix", eine Schweinerei — man verzeihe das Wort — wie sie noch selten da war. Diese „künstlerischen" Bilder, die allerdings z. T. von Münchener Zeichnern, Illustratoren der „Jugend" und des „Simplicissimus" stammen, sind das Schamloseste, was man sich denken kann. Die Szenen, die in lüsternster Behaglichkeit dargestellt werden, sind durchweg geschlechtliche Scheußlichkeiten und Perversitäten, bei deren Anblick Eulenburg noch ungemein viel zur Bereicherung seines Wissens lernen könnte. Und das Schwurgericht spricht den Besitzer dieses Schweinestalles, der durch sein Schmutzgeschäft nur reich werden will, frei! Das sind Unglaublichkeiten, die man nur mit höchster Verwunderung hören kann. Mit Recht und Gericht haben solche Freisprüche nichts mehr zu tun, sie bewegen sich jenseits von Gut und Böse. Das Gesetz wird immer mehr zur Farce, und daß es geschieht, daran tragen die Schwurgerichte in ihrer heutigen Organisation nicht den kleinsten Teil der Schuld; es ist auch nur ein schlechter Trost, daß die Geschworenenbänke in ihrer jetzigen Zusammensetzung keine Vertretung der wirklichen Volkskreise, sondern nur zu oft Delegierte bestimmter Kliquen sind."

Es versteht sich von selbst, daß das zitierte Zentrumsblatt den Geschworenen nicht etwa die bona fides absprechen wollte. Die „Allgemeine Rundschau" hat oft genug ausgeführt, aus welchen Stimmungen und Suggestionen heraus derartige bedauerliche Fehlsprüche zu Stande kommen, auch wenn zufällig keine „Kunstsachverständigen" ihren hypnotisierenden Einfluß auf die Geschworenen einer Kunst- und Großstadt wirken lassen. Die große Mehrzahl der Geschworenen, die ja bei dem heutigen Modus des Zustandekommens der „Urliste" in einem gewissen Turnus immer wiederkehren und sich zu einer förmlichen Berufskaste ausbilden, ist durch jahrelange Uebung derart durch sogenannte „Sachverständige" verbildet, daß nur

[1]) Um so unbegreiflicher ist der stereotype Preßbericht über die Verabschiedung der Geschworenen nach beendigter Schwurgerichtsperiode. Der Präsident soll, wie die Tageszeitungen übereinstimmend berichten, „in herzlicher, die Tätigkeit der Geschworenen voll anerkennender Weise" von denselben sich verabschiedet, und „Direktor Kommerzienrat Büttner-München namens der Geschworenen dem Präsidenten für seine Vorsitzführung und Rechtsbelehrung gedankt" haben. Der Schreiber dieser Zeilen hat schon vor beiläufig 21 Jahren im damaligen „Münchner Fremdenblatt" diese bei den bayerischen Schwurgerichten bestehende Sitte bezw. Unsitte der gegenseitigen Beweihräucherung nach beendigter Schwurgerichtsperiode scharf beleuchtet und die Frage aufgeworfen, ob dem Präsidenten einerseits und dem Obmann der Geschworenen anderseits auch das Recht der Rüge und der abfälligen Kritik an der beiderseitigen Tätigkeit zustehe. Ohne ein solches Recht hat ja die gegenseitige Dankeserstattung und Anerkennung gar keinen Wert und ist als unabwendbare Pflicht lediglich eine Formel ohne Inhalt.

noch der regelmäßige Umgang mit Blättern vom Stile der „Jugend“ und des „Simplicissimus“ hinzuzukommen braucht, um in diesen Geschworenen die Selbsttäuschung zu befestigen, daß sie ein großes Werk des Kunstschutzes und der Volksbefreiung verrichten, wenn sie einen Angeklagten trotz des klaren Gesetzesparagraphen für „nicht schuldig“ erklären. Vielleicht hat auch manch einer das Bewußtsein, daß er in der Beurteilung der inkriminierten Dinge mehr oder minder Gesinnungsgenosse des Angeklagten und seiner Helfershelfer ist. Aber gleichviel, ob bewußt oder unbewußt, die Wirkung ist die gleiche: durch die Freisprechung gegenüber den derbsten Unzuchtswerken wird der Herstellung und Verbreitung dieser Werke systematisch Vorschub geleistet.

Es kommt hinzu, daß es sich nicht etwa um einen unwichtigen Dutzendfall handelt, sondern um einen geradezu **typischen Fall**, der die Oeffentlichkeit schon vorher ausgiebig beschäftigt hatte. Ob die Geschworenen sich dessen bewußt gewesen sind? Ohne genaue Kenntnis des Verlaufes der Schwurgerichtsverhandlung und der Plädoyers können wir uns darüber kein Urteil erlauben. Es sei aber hier kurz an die Tatsachen erinnert, welche den Fall des Schmutzalbums „Phönix“ an sich schon zu einer cause célèbre machen mußten. Im vorigen Jahrgange (1909) der „Allgemeinen Rundschau“, speziell in den Heften Nr. 24 (12. Juni), 45 (6. Nov.), 46 (13. Nov.), 47 (20. Nov.), 48 (27. Nov.) und 49 (4. Dezbr.) ist derselbe bei Gelegenheit so eingehend behandelt worden, daß wir uns hier auf kurze Gedächtnisauffrischungen beschränken können.[2]

In Nr. 24 vom 12. Juni 1909 (S. 466) brachte die „Allgemeine Rundschau“ in dem Artikel „Das deutsche Strafrecht und die Pornographie“ die erste Kunde von der Ausgabe des „Phönix“-Prospektes“:

„Erst in der jüngsten Zeit wurde von einer neugegründeten Münchener „Verlagsgesellschaft“ ein Prospekt verschickt, der „Euer Hochwohlgeboren“ den Bezug von 12 Kunstblättern „erotischen Charakters“ empfiehlt. Jedes dieser Blätter koste 15 ℳ. Unter den zwölf Künstlern, welche für klingenden Lohn zum Zwecke der Vervielfältigung die eindeutigsten Pornographien produzieren, sind nicht weniger als sieben mit dem Wohnort „München“ gekennzeichnet. An erster Stelle steht Th. Th. Heine; ihm folgen Karl Arnold, Otto Klopp, Albert Weisgerber, Willi Geiger, G. Jagerspacher, Hubert Wilm, sämtlich in München, Heinrich Kley in Karlsruhe, Lino Vesco in Salzburg.“

Lino Vesco und Th. Th. Heine waren nachträglich zurückgetreten. Heines Versuch, sich von der Sache gänzlich wegzuschrauben, wurde in Nr. 46 der „Allgemeinen Rundschau“ (S. 795) in launiger Form ad absurdum geführt. Die Haussuchungen und die Beschlagnahme von etwa 30 Exemplaren und der ganzen Korrespondenz fanden erst fünf Monate später statt, nachdem die Staatsanwaltschaft und der Untersuchungsrichter sich von dem derbunzüchtigen Charakter der Mappe selbst überzeugt hatten. In einem Katalog der Münchener Buchhandlung Ottmar Schönhuth Nachf. war Th. Th. Heine noch an erster Stelle als Mitarbeiter aufgeführt.

Nachdem das ominöse Album „Phönix“ Landtagsabgeordneten der verschiedensten Parteien vorgelegen hatte, und nachdem speziell die Bilder von Weisgerber, Jagerspacher und Pascin (Mitarbeiter der „Jugend“ bzw. des „Simplicissimus“) von allen übereinstimmend als Gipfel der Gemeinheit und Perversität gekennzeichnet worden waren, wurde in den Landtagssitzungen vom 17., 18. und 19. November 1909 (vgl. Nr. 48 der „Allgemeinen Rundschau“ S. 832 ff.) wiederholt auf dieses abscheuliche Album abgehoben. Nicht nur die Zentrumsabgeordneten Frh. v. Freyberg und Osel, sondern auch der Freisinnige Dr. Müller-Hof und der Bauernbündler Eisenberger sprachen unter Bezugnahme auf die vorausgegangene Besichtigung über „solche Dinge, Schmutzereien zum Teil ärgster Art“ (wie der Abg. Dr. Müller sich ausdrückte) offen ihren Abscheu aus. Abg. Freih. v. Freyberg führte u. a. aus:

„Dieser „Phönix“ ist eine Sammlung von Zeichnungen, die wirklich die Exzesse einer verirrten Phantasie darstellen, und noch dazu in rohester Form . . . Ich möchte aber darauf hinweisen, daß in diesem Falle, wie in vielen ähnlich gelagerten Fällen, der Hauptschaden darin beruht, daß die Sachen technisch hergestellt werden. Ich möchte darauf hinweisen, wie viele Leute mit den betreffenden Blättern und Werken in Berührung kommen, bis die Herstellung vollendet ist; es sind die Leute, die damit beschäftigt sind in den Reproduktionsoffizinen, es sind die Arbeiter in den Verlagskontoren, wo die Werke verpackt und versendet werden. Bei all diesen Gelegenheiten hat eine große Anzahl von Arbeitern, zum Teil von jugendlichen Arbeitern, von Lehrlingen, von Kommis, Gelegenheit, diese Dinge einzusehen, und trägt einen dauernden Schaden von der berufsmäßigen Beschäftigung mit der Herstellung solcher Werke davon.“

Ob die Geschworenen sich auch mit dieser Frage der gewerblichen Herstellung solcher Schweinereien, der bedenklichsten Seite bei sonst beschränkter Verbreitung, beschäftigt haben, entzieht sich unserer Kenntnis. Der Abgeordnete Osel bemerkte u. a.:

„Nun hat Herr Kollege Frhr. von Freyberg auch Künstler genannt, und bedauerlicherweise gerade wieder fünf aus München, unter denen einzelne sind, von denen wir mehr als derartige Arbeiten erwarten könnten. . . . Ein Herr Weißgerber, Professor einer Damenakademie, wofür er sich selbstverständlich, wie es scheint, besonders qualifiziert, und ein Herr Jagerspacher. Sie müssen sich nur vorstellen — es ist gar nicht möglich, es auszudenken — wie alle diese Formen der Unzucht, selbst der Geschlechtsverkehr zwischen Mensch und Vieh — es muß das ausgesprochen werden — in Bildern dargestellt und dann als Kunst auf den Markt gebracht werden.“

Justizminister v. Miltner sprach ganz allgemein, ohne auf den einzelnen Fall einzugehen, seine Ueberzeugung dahin aus, „daß die pornographischen Erzeugnisse in Deutschland außerordentlich zugenommen haben,“ und „daß man im Ausland eine so aufdringliche Darstellung pornographischer Erzeugnisse wie bei uns Deutschen nicht sieht“. „Meine Ueberzeugung geht dahin, daß in den letzten Jahren derartige Erscheinungen zu verzeichnen sind, bei deren Anblick jeder anständige Mensch von einem starken Ekel ergriffen sein muß.“ Der Justizminister sprach sich auch über die Anwendbarkeit des § 184 aus, indem er bemerkte:

„Es ist gar kein Zweifel, daß die Bezeichnung eines Werkes als Privatdruck nicht vor Verfolgung aus § 184 schützt, und daß dies auch nicht der Fall ist, wenn die Exemplare numeriert werden. Das Kriterium des Gesetzes ist jedenfalls die Verbreitung, und wenn diese in Ansehung von Privatdrucken oder numerierten Exemplaren geschieht, so ist das dasselbe. Bei dieser Gelegenheit möchte ich auch Freiherrn v. Freyberg sagen, daß schon die Herstellung mit gesetzlicher Strafe bedroht ist.“

Aber was kümmert das die Herren Geschworenen? Diese glauben an keinen Gesetzesparagraphen gebunden zu sein und machen Gesetze, die ihnen nicht passen, durch ihren souveränen Spruch, für den sie keine Gründe anzugeben brauchen, einfach unwirksam. Wenn solche Fehlsprüche hin und wieder vorkommen, so gerät dadurch der Staat noch nicht in Unordnung, zumal wenn es sich um Verbrecher handelt, deren Freisprechung niemandem einen nachweisbaren Schaden zufügt. Anders liegt die Sache, wenn durch eine systematische, immer wiederkehrende Rechtsbeugung die sittlichen Begriffe korrumpiert, die moralische und physische Volksgesundheit gefährdet wird. Wenn die Geschworenen nicht nur die derben Schlüpfrigkeiten und lüsternen Eindeutigkeiten des „Sekt“, sondern auch die freche, viehische Unzucht der Bilder eines Weisgerber, Jagerspacher und Konsorten und ihre Vervielfältigung und Verbreitung durch Freispruch als eine in Bayern gesetzlich erlaubte Betätigung sanktionieren, dann tritt der Zeitpunkt ein, wann das gefährdete Staatswohl gebieterisch sein Recht verlangt. Der bayerische Justizminister hat sich in der erwähnten Landtagsdebatte über die Möglichkeit einer Verschärfung des Strafgesetzes, wie folgt, ausgesprochen:

„Wir haben schon wiederholt davon gesprochen, daß der Vorentwurf eines neuen deutschen Strafgesetzbuches jetzt der öffentlichen Kritik unterliegt. Die öffentliche Kritik kann bei dieser Gelegenheit aufs neue prüfen, wie man gegen die Erscheinungen der Pornographie vorzugehen habe. Wenn sich dabei die schon mehr einander nahegekommenen Meinungen dahin vereinigen, daß das bestehende Gesetz genügt, gut; wenn aber in irgend einer Beziehung etwas anderes vorgeschrieben werden soll, so wird dies wie alle anderen Vorschläge der öffentlichen Kritik aufs sorgfältigste gewürdigt werden.“

Es fragt sich aber vor allem, ob man die Schäden der heutigen Geschworenenpraxis nicht auf anderen Wegen, ganz unabhängig von der Neuordnung des Strafgesetzes, beseitigen kann. Der einfachste und radikalste Weg wäre der, den Schwurgerichten die Zuständigkeit für Unsittlichkeitsdelikte der Presse zu entziehen. Ein anderer Weg wäre die Umgestaltung der Schwurgerichte über-

[2]) Das ganze Material ist in der Broschüre „Rechtsprechung und Pornographie“ (Verlag von Dr. Armin Kausen in München) vereinigt. (Preis 60 Pf.)

haupt, ihre Umwandlung in gemischte Laiengerichte nach Analogie der Schöffengerichte, so daß also sachverständige Richter bei der Urteilsfindung mitzuwirken und das gemeinsame Urteil zu begründen hätten, woraus sich auch entsprechende Rechtsmittel herleiten ließen.

Ein dritter, und zwar der eigentlich nächstliegende, Weg ist in der „Allgemeinen Rundschau“ schon wiederholt angeregt und besprochen worden, zuletzt in Nr. 9 vom 26. Febr. 1910 (S. 141 f.) in dem Artikel „Zur Reform der Schwurgerichte“. Es handelt sich um eine durchgreifende Aenderung in der Zusammenstellung der Geschworenenlisten, der sog. Urlisten. Wir schrieben damals:

„Wir kennen Hunderte von ehrenwerten Bürgern aller Stände, die nie in ihrem Leben auf der Liste der Geschworenen standen, während andere mindestens alle zwei Jahre (oft noch weit häufiger!) „ausgelost“ werden. Dadurch wird das Ehrenamt des Geschworenen allmählich ein Beruf mit allen Schattenseiten, welche die Ausübung der Rechtsprechung, sobald sie zum dilettantenhaften „Metier“ wird, im Gefolge haben muß. Bei dieser Art von Geschworenen bildet sich ganz von selbst eine gewisse „Praxis“ heraus, die namentlich unter dem suggestiven Einfluß von sogenannten Kunst- oder Literatur-Sachverständigen zur vorgefaßten Meinung werden kann. Der amtsgewohnte Herr Geschworene will sich doch auch von dem „berühmten“ Verteidiger nicht den Vorwurf machen lassen, daß er ein „Böotier“, ein „Kunstbanause“, ein „Sittlichkeitsschnüffler“ oder gar ein Feind der Kunst sei.“

Wir konnten uns in jenem Artikel auf einen Aufsatz des Landgerichtsdirektors Consbruch-Berlin in der juristischen Zeitschrift „Das Recht“ (Hannover) berufen, den die liberale „Augsburger Abendzeitung“ zustimmend abgedruckt hatte. Als dann freilich bald nachher im „Bayerischen Kurier“ ähnliche Gedanken ausgesprochen wurden, verleugnete das liberale Blatt seinen vorherigen Standpunkt und richtete heftige Angriffe gegen die Zentrumspresse, die an dem volkstümlichen Institut der Schwurgerichte rütteln wolle. Was aber die liberale „Augsburger Abendzeitung“ am 21. Dezember 1909 (Nr. 354) schrieb, bleibt trotzdem wahr und richtig: „Es ist eine bekannte Tatsache, daß manche Staatsbürger fast ständig auf der Schöffen- und Geschworenenliste zu finden sind, andere ebensogut geeignete dagegen nie.“ Da die Frage der Reform der Schwurgerichte oder wenigstens der schwurgerichtlichen Praxis immer brennender wird, muß auf Mittel und Wege gesonnen werden, wie den gerügten Mißständen in der Zusammensetzung der Geschworenen schon jetzt begegnet werden kann. Es wäre zu prüfen, ob der im „Recht“ empfohlene Einspruch gegen die Vollständigkeit der Urlisten zum Ziele führt, oder ob im Wege der Verordnung oder durch eine Ministerialentschließung mit dem heutigen Modus der Auswahl, der sich überlebt hat und zum Mißbrauch ausgeartet ist, gründlich aufgeräumt werden kann.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Deutschland und die Welthändel.

Die auswärtige Politik Deutschlands befleißigt sich zurzeit der größten Ruhe, man könnte sagen: des dolce far niente; aber unsere guten Freunde und Feinde da draußen sorgen dafür, daß der deutsche Name doch in aller Mund bleibt. Wenn Rußland und Japan ein Abkommen über die weitere Ausbeutung der chinesischen Mandschurei schließen, so wird von der Sensationspresse das unbeteiligte Deutschland mit den Haaren in diese Angelegenheit hineingezogen, indem man einerseits behauptet, jetzt sei eine Quadrupelallianz gegen Deutschland fertig, anderseits als Folge des Abkommens ankündigt, daß Rußland nunmehr im europäischen Osten die Hände frei habe, um der deutschen und österreichischen Balkanpolitik entgegenzuarbeiten. Und wenn die Nordamerikaner ihre langen Arme nach Nikaragua ausstrecken, so verbreitet die gelbe Presse an beiden Seiten des Atlantic die Schauermär, daß Deutschland sich zugunsten Nikaraguas eingemischt und sich eine Kohlenstation auf einer dortigen Insel habe zusichern lassen. Will die liberale Regierung in England ihre Gefolgschaft zu neuen Flottenbewilligungen veranlassen, so werden die deutschen Flottenbauten im Londoner Parlament weit und breit behandelt, und nebenbei bringt dann ein gelbes Blatt die „Enthüllung“, daß Deutschland in aller Heimlichkeit sich eine ganze Flotte von Unterseebooten geleistet habe. In der Kretafrage hat bekanntlich Deutschland schon im vorigen Jahrhundert „seine Flöte auf den Tisch gelegt und das Lokal verlassen“; aber als die vier ausdauernden Vormundmächte in den letzten Monaten mit der Erziehung der Kreter und der Beschwichtigung der Türken ihre schwere Arbeit hatten, wurde doch in der Presse immer wieder von Deutschlands Interesse und Absichten geredet, ja sogar amtlich eine Konferenz zur gründlichen Regelung angeregt, auf der auch Deutschland und Oesterreich vertreten sein müßten.

Die Zurückhaltung, welche die deutsche Politik sich auferlegt hat, namentlich in den letzten zwei Jahren, hat den zahlreichen publizistischen Gegnern Deutschlands das Geschäft erschwert, aber noch nicht die Liquidation herbeigeführt. Aus dem formularmäßigen Glückwunschschreiben, das mit der Unterschrift des Kaisers dem neugewählten Präsidenten von Nikaragua auf dessen formularmäßige Antrittsanzeige zugegangen war, sollte neuerdings ein Seitenstück zu der Krüger-Depesche und dem „Kaiserinterview“ gemacht werden. Es lag aber keine Spur von persönlichem Regiment oder kaiserlicher Impulsivität vor. Das Auswärtige Amt hatte das Aktenstück nach Schema F entworfen, und der Kaiser hatte es mit den anderen laufenden Sachen unterzeichnet, ohne dabei an etwas anderes zu denken, als an unsere alten wirtschaftlichen Beziehungen zu dem mittelamerikanischen Staatswesen. Will man ganz scharfe Kritik üben, so kann man allenfalls sagen, daß unser auswärtiges Amt für die meist ephemeren Präsidenten von exotischen Kleinstaaten nicht das feierliche Formular zu verwenden brauchte, das für die Oberhäupter von Großstaaten paßt. Aber das ist unsere Sache, und die Nordamerikaner können es dem Deutschen Reiche weder verwehren noch verargen, wenn es mit einem bisher noch selbständigen Staate in Mittel- oder Südamerika die üblichen Höflichkeiten austauscht. Wollen die Vereinigten Staaten Nikaragua annektieren, so mögen sie das nach den Regeln des Kriegs- oder Völkerrechtes besorgen und der Welt verkünden, dann müssen sie aber zu den Rechten auch die entsprechenden Pflichten übernehmen, z. B. die Haftung für die Schulden dieser Staaten. — Der Hetzversuch hat erfreulicherweise weder in England noch in Nordamerika weiteren Anklang gefunden. Er ist aber immerhin ein beachtenswertes Zeichen für die Fortdauer der deutschfeindlichen Pressebestrebungen, die zurzeit des Königs Eduard eine so wichtige Rolle spielten.

Das Bestreben, Deutschland mit den Vereinigten Staaten zu verfeinden, hat einen gewissen Zusammenhang mit dem russisch-japanischen Abkommen. Die Spitze dieses Abkommens richtet sich offenbar gegen die Vereinigten Staaten, die voriges Jahr den naiv-dreisten Versuch gemacht hatten, eine internationale Kontrolle über die mandschurischen Eisenbahnen anzuregen. Rußland und Japan erklären nun: die Länder, um die wir f. Z. gekämpft haben, gehen mit ihrem Inhalt nur uns an; wir haben uns über die Abgrenzung unserer Interessensphäre verständigt, und damit ist die Sache für alle Welt erledigt! Dem deutschen Reiche ist es bekanntlich nicht eingefallen, in der Mandschurei oder in Korea irgend ein Kontrollrecht zu verlangen; wir fordern nur Freiheit für unseren Handel und unseren Unternehmungsgeist, d. h. die offene Tür, und deshalb hat der Staatssekretär v. Schön die amtliche Mitteilung von dem Abkommen von den Botschaftern der beiden Vertragsmächte entgegengenommen mit dem Ausdruck der Erwartung, daß der Grundsatz der „offenen Tür“ aufrechterhalten bleiben werde. Unter dieser Voraussetzung begrüßen unsere Offiziösen das Abkommen als eine Bürgschaft für die Sicherung des Friedens im fernen Osten. Von einer Besorgnis vor einer „deutschfeindlichen Quadrupelallianz“ oder aber einer gefährlichen Entlastung der russischen Politik im nahen Orient sind unsere Staatsmänner völlig frei. Derartige Schreckbilder haben nur russische und französische Hetzblätter an die Wand gemalt. Und dann haben gelbe Blätter in England und Amerika aus den falschen Prämissen den falschen Schluß gezogen, daß Deutschland sich gegenüber der russisch-japanisch-französisch-englischen Gegnerschaft mit Nordamerika verbinden müsse. Um diese Verbindung zu vereiteln, wurde der Alarm wegen der nikaraguanischen Höflichkeit geschlagen. — Die Bündnissucht war zurzeit des Königs Eduard eine epidemische Krankheit geworden. Ob sie in England noch so stark grassiert, wie damals, lassen wir dahingestellt. Aber es ist ein Irrtum, wenn man auch in der deutschen Politik den Bazillus der Bündnissucht entdecken will. Unsere Solidarität mit Oesterreich genügt uns.



Von den alten Quertreibereien mit Hilfe der Presse nimmt sich in gewisser Hinsicht die amtliche Verhandlung über die deutsche Flotte im englischen Parlament vorteilhaft ab. Der Premierminister Asquith hat da eine Rede gehalten, die in ihrem ersten Teil eine überraschende Wendung zum Besseren bedeutete und mit Recht von unseren Offiziösen „mit aufrichtiger Genugtuung" begrüßt wurde. Vor den Parlamentswahlen mußte leider auch die Regierung den dortigen Volksinstinkten der Furcht und des Hasses gegenüber Deutschland ihre Opfer bringen. Jetzt aber hat Herr Asquith nicht bloß erkannt, sondern auch öffentlich bekannt, daß Deutschland das gute Recht hat, seine Flotte nach seinem Bedarf auszubauen, und daß die deutschen Flottenbauten nicht eine feindliche Absicht gegen England in sich schlößen. Ja, Herr Asquith wird zu einem prächtigen und kräftigen Verteidiger der deutschen Seerüstung, wenn er sagt: „Deutschland hat seine eigene Politik zu verfolgen und seine Interessen zu wahren. Es ist eine große Weltmacht, hat weitentfernte Kolonien und sendet unablässig seine Söhne und Töchter in die fernsten Weltteile. Sein Handel wächst überall. Die deutschen Staatsmänner und das deutsche Volk glauben ehrlich und haben ein Recht zu glauben, daß sie ihre Stellung als große Weltmacht nicht behaupten und ihre vielfach und beständig wachsenden Interessen in allen Weltteilen nicht ohne Vergrößerung ihrer Flottenmacht verteidigen können."

Ach, warum hat die englische Regierung diese vernünftigen Worte nicht schon vor Jahr und Tag gesprochen! Immerhin haben sie auch jetzt noch ihren großen Wert.

Leider wird der gute Eindruck der Rede Asquiths dadurch etwas verwischt, daß er seine alten irrigen Behauptungen über die Beschleunigung der deutschen Schiffsbauten über das gesetzliche Programm hinaus, über die Abkürzung der Bauzeiten für die deutschen Riesenschiffe und über den Termin für das Vorhandensein von 13 oder 17 deutschen Dreadnoughts noch einmal wiederholt, und zwar mit der erstaunlichen Versicherung, es sei gegen diese seine Angaben kein Widerspruch erhoben. Tatsächlich sind im vorigen Jahre seine Angaben sowohl amtlich im Reichstag als offiziös in der Presse gründlich widerlegt worden. Es ist vor aller Welt festgestellt, daß Deutschland durchaus in dem Rahmen seines Flottengesetzes bleibt. Für die englische Regierung mag ja die Pflicht der Selbstberichtigung sauer sein; aber zum wenigsten durfte man doch erwarten, daß sie von einer Wiederholung der alten Unwahrheiten Abstand nehme.

Mit Recht ist in der Tagespresse bereits die Frage aufgeworfen worden: Wenn England bereits jetzt so argwöhnisch auf den deutschen Werften sich umsieht und so schwer von der Unrichtigkeit der ihm zugetragenen „Nachrichten" zu überzeugen ist, was soll dann erst werden im Falle eines Abkommens über die Flottenbauten, das der englischen Regierung ein Recht der Kontrolle und des Einspruchs geben würde? Dann kämen wir ja aus den Mißverständnissen gar nicht heraus, und das Ende des Friedensvertrages wäre der helle Zwist!

Da ist es besser, von einem Rüstungsvertrage abzusehen, bis die „herzlichen Beziehungen" der beiden Völker einen höheren Grad von „Wärme und Innigkeit" angenommen haben werden, den Herr Asquith in erfreulicher Weise in Aussicht nimmt.

Der heutige Stand der christlichen Gewerkschaften.

Von A. Stegerwald (Köln), Generalsekretär des Gesamtverbandes der christlichen Gewerkschaften Deutschlands.

Im verflossenen Jahre feierten die christlichen Gewerkschaften gelegentlich ihrer siebten Kongreßtagung im Gürzenich zu Köln ihr zehnjähriges Bestehen. Die ersten Ansätze zu christlichen Berufsorganisationen sind allerdings schon älter; sie datieren zurück auf das Jahr 1894, wo die Ruhrbergleute sich für den Oberbergamtsbezirk Dortmund den Gewerkverein christlicher Bergarbeiter geschaffen haben. In den folgenden Jahren entstanden weiter eine Anzahl örtliche und Bezirks-Organisationen, sowie, insbesondere im Süden Deutschlands, verschiedene allgemeine Arbeiterschutzverbände, die indes nur eine ganz lose Fühlung miteinander unterhielten und in grundsätzlicher und organisationstaktischer Hinsicht sich sehr weit voneinander entfernten. An den Pfingstfeiertagen 1899 fand dann in Mainz der erste Kongreß der christlichen Gewerkschaften statt, der sowohl in grundsätzlicher, wie in organisatorischer Hinsicht einheitliche Richtlinien aufstellte. Erst von diesem Zeitpunkte an kann von einer christlichen Gewerkschaftsbewegung in Deutschland gesprochen werden.

Nunmehr haben die christlichen Gewerkschaften das erste Jahrzehnt ihrer Tätigkeit hinter sich: eine Zeit, außerordentlich reich an Kämpfen, aber auch an nicht unbedeutenden Erfolgen. Es ist natürlich, daß jede größere Bewegung sich nicht glatt durchsetzen kann; sie muß sich vielmehr erst gegen vielerlei Vorurteile und Widerstände den Weg bahnen. Die christlichen Gewerkschaften aber hatten gegen ganz besonders viele Schwierigkeiten anzukämpfen; sie sagten in ihren programmatischen Mainzer Entschließungen, daß sie sowohl in parteipolitischer, wie in religiöser Hinsicht als neutrale Organisationen angesehen werden wollten, die neben den konfessionellen Arbeitervereinen und in Ergänzung der Tätigkeit derselben die Anhänger der beiden christlichen Konfessionen und der verschiedenen bürgerlichen Parteien zur Wahrung der Arbeiterinteressen in beruflich-wirtschaftlicher Hinsicht zusammenfassen wollten. Um diesen Charakter der christlichen Gewerkschaften mußten seit deren Bestehen bis heute unausgesetzt schwere Kämpfe geführt werden. Anfänglich verstand man sich nicht im eigenen Lager, und als dann die führenden Kräfte der einzelnen Verbände und in den verschiedensten Bezirken des Deutschen Reiches sich auf einer einheitlichen Grundanschauung zusammengefunden hatten, hat der Kampf von außerhalb eingesetzt. Jetzt (1902) wurde von Nichtarbeitern die katholische Fachabteilungsidee propagiert, wogegen ein außerordentlich großer Teil der Kraft im christlichen Gewerkschaftslager absorbiert werden mußte.

Dagegen hat natürlich auch die sozialdemokratische Bewegung den christlichen Gewerkschaften an Bekämpfung nichts geschenkt. Auf Einzelheiten kann an dieser Stelle nicht verwiesen werden. Aber gegenüber der sozialdemokratischen Gewerkschaftsbewegung sich durchzusetzen, das war durchaus keine leichte Arbeit. Für die sozialdemokratischen Gewerkschaften war schon 1899 durch dreißigjährige Vorarbeit das Terrain sondiert; sie verfügten schon über nahezu 600 000 Mitglieder, ihnen standen schon damals verhältnismäßig reichliche Geldmittel, erfahrene Führer, eine ausgebaute Tages- und Gewerkschaftspresse zur Verfügung, für sie bestanden bereits eine große Anzahl organisch gegliederter und ausgebauter Verbände, für die es nur der Weiterarbeit bedurfte. Im christlichen Arbeiterlager dagegen mußten die vorhandenen gewerkschaftlichen Ansätze erst zu Zentralverbänden herausgebildet, die Presse geschaffen, für Disziplin und Unterordnung Verständnis geweckt, und der gewaltige Vorsprung an agitatorisch tätigen Kräften auf seiten der sozialdemokratischen Bewegung durch mühsame Arbeit in Unterrichtskursen und Konferenzen einzuholen versucht werden.

Daß im christlichen Gewerkschaftslager nicht vergeblich und erfolglos gearbeitet wurde, ist gelegentlich des Kölner Jubiläumskongresses 1909 allseitig anerkannt worden. Die „Soziale Praxis", das Zentralorgan für Sozialpolitik, schrieb bei dieser Gelegenheit:

„Welch achtunggebietendes Wachsen und Reifen seit dem ersten Kongreß zu Mainz im Jahre 1899. Ein gewerkschaftliches Erstarken, gleichmäßig nach innen und nach außen, bedeutet diese zehnjährige Entwicklungsgeschichte der christlichen Gewerkschaften in Deutschland. Mögen sie sich auch noch bescheiden neben dem Riesen der freien Gewerkschaftsorganisation ausnehmen: durch ihre geographische Konzentration, durch die gründliche organisatorische und sozialpolitische Schulung ihrer Führer und die systematische, eifrige Arbeit des großen Beamtenapparates sind die christlichen Gewerkschaften in vielen Gewerben und Gauen Deutschlands heute bereits eine soziale Macht geworden, die von den freigewerkschaftlichen Kameraden bei ihren Lohnbewegungen immer mehr respektiert und von dem Unternehmertum als eine vollberechtigte, verhandlungsfähige Arbeitervertretung wohl oder übel anerkannt wird. — — — —

In der Tat hinterläßt der Kongreß bei Freunden und Feinden der christlichen Gewerkschaftsbewegung den Eindruck, daß hier junge Lebenskraft und klare soziale Einsicht zu fruchtbarer, stetiger und erfolgverheißender Wirksamkeit vereint sind."

Auch das Hauptorgan der deutschen Sozialdemokratie, der „Vorwärts" (Nr. 170/09), schrieb bei dem gleichen Anlasse, daß die christlichen Gewerkschaften „Erfolge erzielt haben — mehr als die Gegner damals gedacht", und das leitende Organ der sozialdemokratischen Gewerkschaften sagte in seinem Berichte über den Kölner Kongreß:

„Sie (die christlichen Gewerkschaften) verfügen über einen ansehnlichen Stab geschulter Beamten und Arbeitersekretäre; ihre Presse und Literatur entwickelt sich zusehends.... Alles dies weist darauf hin, die christliche Gewerkschaftsorganisation als ernsten Faktor auf dem Gebiete der Arbeiterbewegung zu werten."

Ueber die Wirksamkeit der christlichen Gewerkschaften im einzelnen orientieren die folgenden Darlegungen. Ihre **Mitgliederbewegung und Finanzgebarung** wird durch nachstehende Tabelle veranschaulicht:

Jahr	Zahl der Ortsvereine	Mitgliederzahl am Jahresschluß	Jahreseinnahme ℳ	Jahres-Ausgabe ℳ	Vermögensbestand ℳ
1900	387	76 744	255,186	156,421	8,330
1901	910	84 497	395,367	209,533	197,592
1902	977	84 667	466,910	328,456	325,086
1903	1196	91 440	678,252	552,447	455,970
1904	1660	118 917	884,517	711,640	690,374
1905	2333	191 690	2'443,122	2'150,511	1'249,408
1906	3048	260 040	3'378,833	2'709,260	2'370,782
1907	3245	284 649	4'311,595	3'193,978	3'487,735
1908	3212	260 767	4'394,745	3'556,224	4'513,409
1909	3856	280 061	4'612,920	3'843,504	5'365,338

Von 1900—1907 ist sonach eine unausgesetzte Mitgliedersteigerung zu beobachten gewesen, während 1908 ein Rückschlag eingetreten ist. Er war auf die letzte wirtschaftliche Niedergangsperiode zurückzuführen, während welcher alle deutschen Gewerkschaftsgruppen einen größeren Mitgliederverlust zu verzeichnen hatten. Im Jahre 1909 konnte indes wieder eine Mitgliederzunahme festgestellt werden, die auch im ersten Halbjahr 1910 angehalten und in diesem Zeitraum den christlichen Gewerkschaften weitere 20000 Mitglieder gebracht hat, so daß sie heute auf 300000 Mitglieder angewachsen sind. Diese Mitgliederzahl verteilt sich auf 22 Zentralverbände, die den Gesamtverband der christlichen Gewerkschaften bilden. Im einzelnen entfielen Ende 1909 Mitglieder auf die Verbände der: Bergarbeiter 81734, Bauarbeiter 35465, Textilarbeiter 30451, Bayerische Eisenbahner 28017, Metallarbeiter 24002, Staats-, Gemeinde-, Verkehrsarbeiter 13752, deutsche Eisenbahnhandwerker und -Arbeiter 11640, Holzarbeiter 11312, Heimarbeiterinnen 6476, Tabakarbeiter 6016, Keramarbeiter 5934, Lederarbeiter 4198, Schneider 3466, Telegraphenarbeiter 3414, Maler 3306, Gutenbergbund 2931, Württembergische Eisenbahner 1861, Graphische Gewerbe 1462, Krankenpfleger 1374, Nahrungsmittelindustriearbeiter 1302, Kellner 1220, Gärtner 728. Die **Jahreseinnahme** 1909 von 4'612,920 ℳ entfällt fast ausschließlich auf die regelmäßigen Beiträge der Mitglieder. Es leisten einen wöchentlichen Beitrag von 90 Pf. und mehr 7500 Mitglieder, zwischen 60 und 90 Pf. etwa 60000 Mitglieder, 50 Pf. zirka 35000 Mitglieder und 40 Pf. wöchentlich nahezu 110000 Mitglieder. Diejenigen Mitglieder, die noch einen Beitrag von weniger als 40 Pf. leisten, sind in der Hauptsache Arbeiterinnen und Staatsarbeiter (Eisenbahner, Telegraphenarbeiter usw.). Die Opferwilligkeit befindet sich sonach im christlichen Gewerkschaftslager in einem erfreulichen Zustande.

Ueber die Verwendung der **Jahresausgabe** 1909 von 3,843,504 ℳ orientieren diese Ziffern: Es wurden verausgabt für: Verbandsorgane 404,050 ℳ, Agitation 448,218 ℳ, Streiks- und Gemaßregeltenunterstützung 489,023 ℳ, Reise- und Arbeitslosenunterstützung 195,536 ℳ, Krankengeld 647,723 ℳ, Sterbegeld 197,089 ℳ, Rechtsschutz 146,497 ℳ, sonstige Unterstützungen 27,605 ℳ, Gehälter 117,059 ℳ, Verwaltungsausgaben 198,452 ℳ, Bibliothek und sonstige Bildungszwecke 39,235 ℳ, Beitrag an den Gesamtverband 52,526 ℳ, Anteil der Lokalkassen 717,440 ℳ, sonstige Ausgaben 150,150 ℳ. An Unterstützungen wurden in den letzten Jahren verausgabt:

Jahr	Insgesamt ℳ	Streiks- und Gemaßregeltenunterstützung ℳ	Sonstige Unterstützungen ℳ
1903	202,728	155,030	47,698
1904	211,215	133,362	77,853
1905	1,233,321	1,000,320	233,001
1906	1,364,105	853,435	510,670
1907	1,451,740	743,270	708,478
1908	1,401,385	424,992	976,393
1909	1,703,473	489,023	1,214,450
	7,567,967	3,799,432	3,768,543

Die Aufwendungen für Streikunterstützung sind sonach seit 1905 zurückgegangen, während sich jene für die übrigen Unterstützungsarten wesentlich erhöhten.

Was die christlichen Gewerkschaften auf dem Gebiete der **Besserstellung ihrer Mitglieder** geleistet haben, mögen folgende Zusammenstellungen dartun:

Zahl, Art und Resultate der Bewegungen, beteiligte Personen, Summen der verursachten Auslagen.

Berichtsjahr	Bewegungen		Streiks und Aussperrungen				Bewegungen und Streiks wurden geführt	
	Anzahl	Beteiligte Personen	Angriffsstreiks	Abwehrstreiks	Aussperrungen	Zahl der insgesamt beteiligten Personen	allein	Mit anderen Organisationen
1903	157	11 053	47	26	10	4 713	49	108
1904	291	14 818	92	25	26	8 019	74	152
1905	614	106 619	181	35	82	80 602	236	378
1906	1024	68 768	345	52	49	30 049	398	619
1907	1098	59 718	189	35	67	17 171	604	485
1908	683	43 238	82	81	28	6 809	299	384
1909	706	26 946	112	74	49	7 210	233	399
	4573	331 160	1048	328	311	154 573	1893	2525

Berichtsjahr	Die Mehrzahl der Beteiligten war christl. organisiert in Fällen	Resultate			Tarifverträge wurden abgeschlossen	Beteiligung an Tarifverträgen besteht in Fällen	An Streiks- und Gemaßregeltenunterstützung gelangten zur Auszahlung ℳ
		erfolgreich	teilweise erfolgreich	erfolglos			
1903	—	32	12	15	18	71	155,030
1904	96	88	31	24	74	165	133,362
1905	334	151	74	73	199	345	1'000,320
1906	395	183	161	95	239	527	853,435
1907	758	108	119	64	326	762	743,270
1908	359	64	69	58	244	661	424,992
1909	327	91	79	62	188	785	489,023
	2269	717	545	391	1288	3316	3'799,432

In den letzten Jahren haben die christlichen Gewerkschaften an dem Ausbau der Tarifverträge nach Kräften mitgearbeitet und erzielt, daß sie an fast allen größeren Bezirks- und Reichstarifen beteiligt und in die Gau- und Zentraltarifinstitutionen eingegliedert und in denselben vertreten sind.

Christliche **Gewerkschaftsblätter** existieren heute 27 mit einer Gesamtauflage von etwa 350,000 Exemplaren. Zunächst haben sich die 22 Einzelverbände je ein besonderes Organ geschaffen, und dann erscheinen fünf weitere **gemeinsame** Organe, und zwar: 1. das „Zentralblatt der christlichen Gewerkschaften", das für die Vertrauensleute aller Verbände herausgegeben wird und als führendes Organ der christlichen Gewerkschaftsbewegung anzusehen ist; 2. „Zwiazkowiec" (Der Gewerkschaftler); 3. „L'Italiano in Germania" (Der Italiener in Deutschland); 4. „De christelijke Werkman" (Der christliche Arbeiter) und 5. „L'ouvrier alsacien-lorrain" (Der elsaß-lothringische Arbeiter). Die vier letzteren Organe werden herausgegeben für die fremdsprachigen (polnisch, italienisch, holländisch, französisch) Mitglieder der verschiedensten Verbände. Neben den Verbandsorganen verfügen die christlichen Gewerkschaften schon über eine verhältnismäßig starke **Literatur**, die teilweise durch den Gesamtverband und zum Teil durch die einzelnen Verbände herausgegeben wird. In den letzten Jahren wurde die Literatur um durchschnittlich 12—20 Schriften alljährlich bereichert.

An **besoldeten Funktionären** zählen heute die christlichen Gewerkschaften in ganz Deutschland zirka 270, die die vielgestaltigen Organisationsarbeiten als Verbandsvorsitzende, Redakteure, Kassierer, Verwaltungsbeamte, Agitationsleiter usw. erledigen. Die Beamten sind fast ausschließlich aus dem Arbeitsverhältnis hervorgegangen und haben sich zum Teil durch Teilnahme an den volkswirtschaftlichen Kursen des Volksvereins für das katholische Deutschland und an denen der Sozialen Geschäftsstelle für das evangelische Deutschland, teilweise auch durch Selbststudium die für ihr neues Amt erforderlichen Kenntnisse erworben. Zeitweise werden allgemeine Beamtenkurse veranstaltet zur Besprechung neu auftauchender Fragen und zur Vertiefung der Anschauungen und Weiterbildung der Funktionäre. In den letzten Jahren haben sich die christlichen Gewerkschaften für die Fortbildung ihrer Beamten verhältnismäßig große Kosten auferlegt.

Berücksichtigt man, daß all das Dargelegte das Ergebnis der Tätigkeit nur eines Jahrzehnts darstellt, so wird man, ohne in Uebertreibung zu verfallen, sagen können, daß im christlichen Gewerkschaftslager in Deutschland in besagtem Zeitraume ein gewaltiges Stück Arbeit geleistet wurde.

Abendstimmung.

Durch die Felder, die der Abend streift,
Geh ich heim auf grasbewachs'nen Steigen,
Wie sich körnerschwer die Ähren neigen
Und die Frucht dem Schnitt entgegenreift.

Scheidend ruht der Sonne letzter Strahl
Goldgetränkt auf schwanken Blütenstengeln,
Mit dem Wind kommt helles Sensendengeln
Klingend her vom nahen Wiesental.

Schweigend schaut der Wald vom Bergessaum
In des Abends tiefe Feierstille,
Und am Wegrain zirpt ihr Lied die Grille,
Rosig quillt der Wolken zarter Flaum.

Und ein Chor von frohen Mädchenstimmen
Schmettert lerchenhell den Pfad entlang;
Lang noch hör' ich ihren Lustgesang
Klangbeflügelt in den Lüften schwimmen.

Josefine Moos.

Die katholische Kirche in Nordamerika.

Von Jos. Schoener, rechtskund. Mag.-Rat, München.

Der Artikel über diesen Gegenstand von Dr. Heinrich Beisenherz in Nr. 16 der „Allgemeinen Rundschau" gibt mir Anlaß, einmal an alle, die Jahr für Jahr dieses Thema in ungetrübtem Optimismus behandeln, die Mahnung zu richten, bei Betrachtung der Verhältnisse der katholischen Kirche in den U. S. nicht lediglich die an sich erfreulichen positiven Tatsachen in Würdigung zu ziehen, sondern auch die weniger erfreulichen negativen. Ich habe nicht den mindesten Grund, die tatsächlichen Angaben in dem oben erwähnten Artikel, soweit er von den Verhältnissen in den Vereinigten Staaten spricht, in Zweifel zu ziehen; auch das Meiste, was andere darüber berichten, dürfte kaum weit von der Wirklichkeit abgehen.

Die Frage ist aber: Berechtigen diese Tatsachen, von einer „Blüte der katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten" zu sprechen? Und vollends mit dem Enthusiasmus, wie es gewöhnlich geschieht?

Nein, wenn man sich nicht blenden läßt durch das, was vorhanden ist, sondern frägt, was vorhanden sein sollte, so muß jeder Enthusiasmus schwinden, wie jeder Optimismus. Weil zu beiden kein Grund gegeben ist.

Die 14½ Millionen Katholiken, die in den Vereinigten Staaten jetzt noch leben, sind — man mag die Sache drehen und wenden wie immer — kein Beweis für die dortige Blüte unserer Kirche, sondern für das Gegenteil. Seit der Reformation hat unsere Kirche in keinem Lande der Welt so entsetzliche Verluste erlitten — und erleidet sie noch Jahr für Jahr — wie im Lande des Dollars.

Es könnte vielleicht noch kaum von „Blüte" gesprochen werden, sondern nur von Erhaltung des Besitzstandes, wenn die U. S. jetzt 40 000 000 Katholiken zählen würden. So aber! Man denke nur auf ein halbes Jahrhundert zurück, wie viele Millionen katholischer Einwanderer nebst ihren Nachkommen unserer Kirche verloren gegangen sind. Amerikanische Bischöfe, die nicht vom Yankeekoller befallen sind — und das sind, gottlob, die meisten! — gestehen mit Worten des tiefsten Schmerzes die Wahrheit; auch in England, Frankreich und Italien läßt man sich darüber nicht täuschen; nur in Deutschland, ja nur in Deutschland, da wohnen die Optimisten, die alles, was Uncle Sam tut, bewundernswert finden. Uebrigens machen sich doch die Lobredner der U. S. ihre Vergleiche manchmal etwas gar leicht: Wenn z. B. gesagt wird, daß die katholische Kirche dort in den letzten 20 Jahren von 6½ Millionen Angehörigen auf 14½ Millionen gewachsen sei, so scheint die Ausgangsziffer des Vergleiches auf einer sehr — „aparten" Schätzung zu beruhen. Denn soviel ich weiß, wurde die Zahl der Katholiken in den U. S. bereits 1891 auf etwas über 10 Millionen angegeben. Sie diente damals, wie heute die 14½ Millionen, zu dem bekannten Nachweis der „Blüte". Höchstens 4½ Millionen Zunahme in den letzten 18 oder 19 Jahren, trotz der hochentwickelten Seelsorgeorganisation, bedeutet nicht einen Gewinn, sondern einen Verlust von zirka 5 000 000! Oder wer möchte es einen Gewinn nennen, wenn ihm 1000 ℳ geschuldet werden, und er mit Mühe und Not 450 ℳ erhalten kann?

Dies zum einen.

Seit einiger Zeit wird es üblich, die Jubelhymnen über die Blüte der katholischen Kirche in den U. S. mit hämischen Seitenblicken auf die klägliche Lage unserer Kirche in Südamerika zu verbinden.

Das ist, offen gesagt, geradezu empörend. Ist es, auch wenn es zehnmal in den „Katholischen Missionen" (Herder) geschieht.

Wo bleibt denn da, muß man sich fragen, geschichtliche Gerechtigkeit und Weitblick?

Die Vereinigten Staaten haben durch die Annexion Portorikos und der Philippinen mit einem Male über 7 000 000 Katholiken in sich aufgenommen. Katholiken, die Spanien zu solchen gemacht.

„Ja, aber es sind entsetzlich laue Katholiken; das beweist allein schon der fürchterliche Priestermangel."

Mag sein! Aber nochmal frage ich, wo bleibt da die Gerechtigkeit? Und bedenkt man auch, welch schweren Vorwurf — ich könnte mir kaum einen schwereren denken — man damit indirekt gegen die katholische Missionstätigkeit erhebt?

Man beachte doch folgendes:

Die Nordamerikaner haben die Indianer ausgerottet; denn die 250 000 Menschen, die man jetzt in den U. S. „Indianer" nennt, sind zu ⅘ keine Indianer, sondern Mischlinge.

Spanien hat die Eingebornen Südamerikas zum Christentum bekehrt. Es wurde aber ihm und seinen Töchterrepubliken von den U. S. und von England nicht die Zeit und Ruhe gelassen, diese Völker soweit heranzubilden, daß aus ihrer Mitte ein starker Nachwuchs an Priestern hätte entstehen können. Was aber Spanien geleistet hat, das ersieht man am besten aus einem Vergleiche zwischen Kuba und Portoriko einerseits und Jamaika, Martinique, Barbados usw. anderseits.

Es ist die höchste Ungerechtigkeit, wenn man von den spanisch-südamerikanischen Republiken, deren Bevölkerung (zirka 44 000 000) zu zwei Fünfteln rein indianisch, nur zu höchstens einem Fünftel „europäisch" ist, verlangt, daß sie im gleichen Maße katholische Priester liefern sollen wie die U. S., die zu 90% „europäisch" sind, und die auch soziale Verhältnisse aufweisen, die für den Nachwuchs an Priestern normale sind.

Wenn man aus dem Priestermangel im spanischen Amerika überhaupt eine Folgerung ziehen will, so kann es nur eine sein:

Es ist Zeit, daß unsere Missionstätigkeit dort nach dem Rechten sehe. Die Missionen in China, Japan und Afrika in allen Ehren, aber wichtiger scheint mir fast, daß man das großartige Werk Spaniens in seinen ehemaligen Kolonien fortsetze; ein Werk ohne gleichen in der Geschichte aller Zeiten.

Die Katholiken der U. S. scheinen, wenn die Berichte über den Stand der katholischen Kirche wahr sind, fast einen Ueberfluß an Priestern zu haben. Und, besonders aus Deutschland, wird die Zahl der dortigen Priester noch ständig vermehrt! Nun wohl! Wäre es nicht besser, anstatt über den Priestermangel in Südamerika verächtlich zu reden, diesem abzuhelfen? Ueberschüssige Kräfte dorthin zu senden?

Man vergesse auf katholischer Seite nicht: Südamerika — d. h. alles, was südlich der Vereinigten Staaten liegt — erwacht nach jahrzehntelangen Rassenkämpfen erst jetzt zu neuem Leben; und es ist mehr als wahrscheinlich, daß das spanisch-portugiesische Amerika in den kommenden Zeiten noch eine ausschlaggebende Rolle spielen wird. Sollte es wirklich für die katholische Kirche nichts Wichtigeres geben, als in den Vereinigten Staaten Nordamerikas unverhältnismäßig viel Arbeit auf einem „verlorenen Posten" zu leisten? Muß zu den entsetzlichen, nicht aufhaltbaren Verlusten unserer Kirche in den U. S. auch durch die Verblendung der Berufenen der Verlust Südamerikas treten? Jener Länder, die mehr als alle anderen bestimmt scheinen, unserer Kirche Ersatz zu schaffen für vieles, was ihr anderwärts verloren geht?

Südamerika ist das gefährdetste, aber auch das aussichtsreichste und darum das wichtigste Missionsgebiet der katholischen Kirche.

Röslein der Heide.

Liebliches Röslein der Heide,
Prangst nicht im schimmernden Kleide
Gleich deinen stolzen Schwestern im Garten.
Aber drum sollst du nicht einsam warten,
Bis die Sonne sich zu dir neigt
Und deine Rosenwangen bleicht;
Bis der Sturm über die Heide geht
Und im Spiel deine Blätter verweht.
Ach, das wär dir zum Leide,
Liebliches Röslein der Heide.
Will dich pflücken zum duftigen Strauss,
Bringe ihn dann meiner Liebsten ins Haus.
Jst selbst ein Röslein, ein Heidekind. —
Heideröslein, so komm denn geschwind;
Bei meiner Liebsten, wonnig und hold
Blühst du als treuer Minne Sold
Und uns allen zur Freude,
Liebliches Röslein der Heide.

Antonie Lehmkühler, Köln.

Förster, Autorität und Subjektivismus.

Von Dr. Alois Wurm.

Bei dem großen Interesse, das Försters Schrift „Autorität und Freiheit" in weiten Kreisen findet, ist es vielleicht nicht unerwünscht, wenn ich mich zu Professor Göttlers Ausführungen unter obiger Rubrik (Nr. 26 S. 429) äußere. Wenn zwei Menschen, denen man sozusagen einigen Verstand und guten Willen nicht absprechen kann, sich über den Kern einer für ein großes Publikum bestimmten Schrift nicht einigen könnten, wäre das zwar keine aufregende, aber auch keine sonderlich erfreuliche Tatsache. In dem Falle aber halte ich es für durchaus möglich, zu einer Einigung zu kommen.

Göttler bezeichnet als Kern des Buches „die Erkenntnis, daß auf sittlichem und religiösem Gebiete die individuelle Vernunft unfähig ist und auf Grund rein natürlicher Erwägungen sich unfähig bekennen muß, sich Normen zu geben." Das ist auch ungefähr der Inhalt des 1. Kapitels (S. 1—50), das übrigens Partien von höchster Anfechtbarkeit birgt. Ich habe in meinem Schriftchen („Autorität und Subjektivismus") den Grundgedanken rekapituliert (S. 5 f.). In dem 2. Kapitel des 1. Abschnitts beginnt nun Förster folgendermaßen:

„Gegen den ganzen bisherigen Gedankengang erhebt sich nun aus der Tiefe der modernen Seele die Frage: Wie aber ist die Anerkennung einer Autorität in religiössittlichen Grundfragen vereinbar mit der Würde der freien Persönlichkeit und mit dem intellektuellen Gewissen. Meine Kleidung kann ich von einem Fachmann anfertigen lassen; darf ich aber auch meine Lebensanschauung von einer Instanz außer mir in Empfang nehmen? Darf ich im Allerpersönlichsten solche Fremdherrschaft dulden? Und wenn die Gedanken jener Autorität wirklich so weit über meinen Horizont hinausgehen, wie mir oben bewiesen wurde, bin ich dann nicht zu einem einfachen blinden Gehorsam verurteilt, dem dann doch das Suchen und Irren freier Geister tausendmal vorzuziehen wäre? Und endlich: Selbst wenn wir all die geschilderten Uebelstände des Individualismus zugeben, besteht denn für die Menschen unserer Kultur überhaupt auch nur die geringste Möglichkeit, jemals wieder eine solche Unterordnung des eigenen Urteils anzuerkennen, wie sie sich aus der vorhergehenden Darstellung des individuellen Geisteszustandes als notwendig ergibt?" (S. 51.)

Gegen die zunächst befürwortete Macht der Autorität erhebt sich also hier eine nicht minder gewaltige Macht, die „Freiheit" mit ihren unveräußerlichen Rechten. Der Versöhnung dieser beider Mächte, der „Versöhnung zwischen Autorität und Freiheit"[1]) sind denn auch im wesentlichen die folgenden 54 Seiten gewidmet. Förster weiß sehr wohl, daß er damit die eigentlich brennende Frage berührt hat, ohne deren Lösung der Nachweis der individualistischen Selbstzersetzung unfruchtbar und wirkungslos bleiben muß. (Es wäre ja zu überlegen, ob wir da nicht vor einem Symptom eines unvermeidlichen Sterbens überkultivierter Völker stünden!) In der Tat stellt er die Versöhnung der „unverlierbaren Errungenschaften der ganzen neueren Kultur: der intellektuellen Redlichkeit, der individuellen Freiheit und der konsequenten Selbstverantwortlichkeit" mit der „Autorität der Vergangenheit" gleich am Eingang der Schrift (S. 1 f.) als das eigentlich schwierige und entscheidende Problem hin, entscheidend auch für jene „denkenden Menschen, die an der Haltbarkeit der ganzen individualistischen Position irre werden." Durch den Nachweis des individualistischen Bankrotts erhält das Problem erst seine Spannung. Die Lösung erfolgt in der bezeichneten mittleren Partie. Die Förster eigene künstlerisch gestaltende Kraft hat ihn auch in dieser Schrift nicht verlassen. Darum also habe ich das Problem einer „wahren Versöhnung zwischen Freiheit und Autorität" als den „Kernpunkt" des Ganzen bezeichnet (S. 7) und durchweg als solchen behandelt. (Göttler hat diese von mir wiederholt gegebene und hervorgehobene Bestimmung vollkommen ignoriert.) Die von Förster versuchte Lösung des Problems stellte sich mir als mißlungen heraus. Sie konnte nur dadurch erfolgen, daß die wirklichen Ansprüche der konkreten kirchlichen Autorität gegen die Ansprüche der selbständigen Eigenpersönlichkeit abgeglichen wurden. Mit anderen Worten: Förster mußte, wenigstens in den Grundzügen, einen neuen gangbaren Weg zur Kirche hin aufzeigen. Denn es ist ja gar keine Frage, daß nach dieser Richtung seine „Gesichtspunkte für die Versöhnung von „Autorität und Freiheit" von ganz unschätzbarem Werte sein mußten, wenn sie das leisteten, was ihr Urheber sich davon versprach. Es wäre mir dabei völlig gleichgültig, ob man sie der Apologie oder einer „Propädeutik zur Apologie" zuwiese. (Nur dürfte man nicht in so gänzlich mißbräuchlicher Weise von „absoluter Autorität", „religiöser Unterwerfung" usw. sprechen, wenn man nicht an die Konsequenzen dieser Begriffe erinnert sein will.) In Wirklichkeit nun brechen Försters neue Stützen haltlos in sich zusammen, sobald man sie auf ihre Tragkraft prüft.

Der einzige greifbarere Vorschlag ist übrigens der über die Abgrenzung des religiösen und wissenschaftlichen Gebietes. Daß er uns im wesentlichen nicht aus der Not hilft, glaube ich gezeigt zu haben. Es wäre mir überraschend, wenn ein Mann der Wissenschaft hier mit Förster durch dick und dünn ginge. Eine Versöhnung zwischen der Kirche und der modernen Welt unter Ausschluß der eigentlichen Geisteswissenschaften ist heute schlechterdings undenkbar. Da aber an eine Wiedergewinnung der Suprematie im Reich der Wissenschaft durch den Katholizismus gegenwärtig ebenso wenig gedacht werden kann, greift man vielerseits mit Begier nach der Hand, die eine Einigung der Kirche mit der heutigen Menschheit auf neuem, gewissermaßen neutralen Boden herzustellen sich erbietet. Ich bin überzeugt, daß dieser Lockruf ins Dunkle uns nur zum Verhängnis würde. Der heute heftiger als je entbrannte Geisterkampf muß ausgestritten werden. Keinen Zoll breit dürfen wir zurückweichen, so relativ wenig Kämpfer wir auf den exponierten Posten auch haben. Man kann auf das tiefste von der Irrtumsfähigkeit und den Schranken der menschlichen Geisteswissenschaft überzeugt sein, und doch gegen die Forderung Protest erheben, daß sie sich etwa „auf bloße textkritische Feststellung beschränken" soll (S. 81). Der Versuch, die Wissenschaft zu entwerten, ist nicht gleichbedeutend mit ihrer Ueberwindung. Eine Reform der Wissenschaft ist für die geistigen Gebiete nötig, nicht ihre Degradierung. Eine grundlegende Arbeit über die methodologischen Mängel unseres geschichtswissenschaftlichen Betriebs wäre z. B. für das Ganze unvergleichlich mehr wert als Bücher, die berückende Perspektiven in neue Welten eröffnen, die sich doch als Fata morgana erweisen. Das Denken läßt sich eben unter keinen Umständen zurückschrauben wie der Docht einer Lampe. Förster hat sich fraglos des ganzen Problems mit allzu subjektivistischer Einseitigkeit bemächtigt. Man möchte begierig sein, zu erfahren, wie sich Professor Göttler des Näheren mit dem hier bezeichneten Gesamtproblem, das auf alle Fälle für die ganze Lage unserer Kultur wie der Kirche das entscheidende ist, auseinandergesetzt hat.

* * *

Herr Lyzealprofessor Dr. Göttler (Freising), dem mit Zustimmung des Herrn Dr. Alois Wurm die obige Entgegnung vor dem Druck zur Kenntnis gebracht wurde, beschränkt sich auf nachstehende kurze Erwiderung:

Der Unterschied des 1. und 2. Kapitels in Försters Buch besteht darin, daß im ersteren positiv und mehr zusammenhängend

[1]) Von mir gesperrt.



die Ursachen der Unzulänglichkeit der individuellen Vernunft dargetan werden, im zweiten aber die Einwendungen (ernstgemeinte Bedenken und Schlagwörter) zurückgewiesen werden, auf Grund der im 1. Kapitel entwickelten Gedanken, die hier nur wenig anders formuliert werden brauchten. Die SS. 67—104 bringen die Anwendung der nämlichen Grundgedanken auf „Bibelinterpretation" und „Biologie". — Bezüglich des zweiten Teiles des Försterschen Buches bleibe ich bei meiner Reserve. — Nicht von der Abgrenzung der Felder, sondern vom aufrichtigen Bewußtwerden der begrenzten Tragweite der spezifischen Forschungsmittel hofft Förster die Lösung des großen Konfliktes. Das aber möchte ich nicht „Entwertung der Wissenschaft", „Zurückschrauben des Denkens" nennen lassen. — Die „Kern"-frage, auf die es mir allein ankam: Was wollte Förster mit seinem Buche? — die könnte uns wohl am besten Förster selbst beantworten. Er wird es auch in nicht allzu ferner Zukunft. Bis dahin Geduld. Göttler.

Volksverderber bei der Arbeit.

Von Karl Waldorf-Köln.

Vor einigen Tagen sandte ein Mitglied der Reinlichkeitspartei der Schriftleitung des „Volkswart" eine Anzahl Prospekte ein, die sämtlich einem anständigen braven Sortimenter in Süddeutschland offenbar innerhalb weniger Wochen, und zwar in jüngster Zeit, unerbeten zugegangen waren. Es waren Prospekte nur deutscher Firmen: 8 stammten aus Berlin; je 1 Prospekt kam aus München, Neusalza (Königr. Sachsen), Regensburg, Stuttgart und Wismar; aus Dresden und Leipzig fanden sich je 2 Prospekte vor; also im ganzen 17 Stück. Und kein einziges dieser bunten Blätter empfahl ein Buch, das man ohne Bedenken auf den Familientisch hätte legen können!

Die 17 deutschen Prospekte priesen an 7 Schundromane in dem bekannten Stil der Kolportageromane, 4 Bücher gegen die bösen „Pfaffen", darunter 1 Buch mit dem zugkräftigen Titel: „Franzesco Ferrer, ein Opfer jesuitischer Umtriebe"; 9 Bücher „pikanten" Inhalts, 40 Sittenbilder aus der Großstadt, 2 neue wissenschaftliche Werke über das Geschlechtsproblem, 2 „Akt"-Werke, 1 Machwerk gegen die „Dunkelmänner" und — ein neues illustriertes Familienblatt mit einer Probe-Illustration à la „Nimm mich mit!"

Ueber die Verbreitung dieses Giftzeugs machen die sauberen Herren Volksverderber in den Prospekten selbst folgende Angaben: eines der angepriesenen Schmutzbücher wurde angeblich durch Ankündigung in nur 4 Tagesblättern in 14 Tagen in 20000 Exemplaren abgesetzt; von einem der angekündigten Schundromane liegt das 51. bis 55. Tausend vor, von einem anderen sogar das 65. bis 70. Tausend.

Diese ungeheuere Verbreitung erklärt sich zum Teil aus dem Sensationsbedürfnis der modernen „Kultur"-Menschen, an deren niedrigste Instinkte in der gewissenlosesten Weise appelliert wird, sodann aus der raffiniert geschickten Reklame und schließlich aus dem hohen finanziellen Verdienst, der dem Sortimenter aus dem Vertrieb der Schmutzereien zufließt.

Die vorliegenden 17 deutschen Prospekte liefern für diese Behauptung erdrückende Beweise.

An den Religionshaß der sittlich Freien appelliert ein Machwerk, von dem es u. a. heißt:

„Was sich gegen Gefühl, Sitte und Menschenverstand auflehnt, wurde ins Debet gebucht, was der Kulturidee entspricht, ins Kredit. So entstand aus Soll und Haben des Klerus ein Konto, in dem sich das Wissenswerte in knappster Formel darstellt. Und die einfache Gruppierung in Soll und Haben wird bewirken, daß die Tatsachen ebenso fest wie sie in der Geschichte wurzeln, auch im Gedächtnis der Leser haften werden."

Auf Neugier und Lüsternheit zielen folgende Stellen, die zwei Prospekten ordinärer Schundromane entnommen sind:

„Die Beichte! Ist es eine Beichte? Hat Flora Rüger, die arme, schöne Näherin, die Heldin dieses Romanes, etwas zu beichten? Oder ist es nicht vielmehr eine Anklage, wuchtig und schwer, gegen einen Teil der heutigen Männerwelt, der da kalt und hohnlächelnd über die vertrauenden und hingebenden Mädchen hinwegschreitet?"

„Sie (die Heldin)," so heißt es an anderer Stelle,

„wird hineingestoßen in den Abgrund, sie hat alle Qualen eines entehrten und verlassenen Mädchens durchzukosten. Aber sie will nicht sinken, will nicht zum Freiwild werden. Und so sehen wir denn in den vorliegenden Bänden den heroischen Lebenskampf eines Mädchens, das bestrebt ist, allen Anfechtungen Trotz zu bieten, das aber von der rücksichtslosen Menschheit immer wieder und wieder hinabgestoßen wird in die Tiefe."

Bei den meisten der Bücher „ziehen" Titel und Illustration derart, daß jeder besondere Hinweis, jede Andeutung des Inhaltes überflüssig erscheint.

Und wie wird für diesen Kitsch Reklame gemacht? „Diese Werke," so heißt es von den Akt-Aufnahmen,

„die auf Antrag der Staatsanwaltschaft beschlagnahmt waren, sind ihres hohen künstlerischen Wertes halber und auf Grund des höchst anerkennenden Urteils vieler bedeutender Künstler freigegeben worden."

Eine „sensationelle Novität" wird, wie folgt, austrompetet:

„Trotzdem der Herausgeber in seiner Einleitung sagt: „Dieses Buch will nicht kämpfen", wird es voraussichtlich doch zu einem der umstrittensten und heiß bekämpftesten, auf der andern Seite aber auch zu einem der wirksamsten und tapfersten Bücher des Jahres werden. Es wird viele Gegner, aber auch viele Freunde finden, die sich seiner gern als schneidige Waffe bedienen werden. Es wird durch seinen Inhalt Tausende erschüttern und aufrütteln, sich zur Wehr zu setzen. So dürfte sich tatkräftige Verwendung und nachhaltiges Interesse als überaus lohnend erweisen."

Das „Neue illustrierte Familienblatt" empfiehlt sich besonders durch einen „Briefkasten mit dem ausgesprochenen Zweck, den unverheirateten Leserinnen und Lesern kostenlos Gelegenheit — zur Gründung eines eigenen Heims zu geben".

Sehr, sehr merkwürdig liest sich die nachstehende Reklame für drei Schundromane und — eine Jugendschrift (!!!), die von einem „Verein zur Verbreitung guter Volksschriften" (wer ist das?) herausgegeben wird:

„Sehr geehrter Herr Kollege!

Die Fülle der Neuerscheinungen macht es dem Buchhändler sehr schwer, die besten und zugkräftigsten Artikel auszuwählen. Wir gestatten uns daher mit dem Vorliegenden Sie auf einige der besten und gangbarsten Artikel aufmerksam zu machen.

Die in unserem Verlage erscheinenden Romane haben das Interesse weitester Kreise erregt und dem Buchhändler reichen Gewinn gebracht. Der gediegene Inhalt, die elegante Ausstattung und nicht zuletzt der billige Preis haben diese drei Romane zu Brotartikeln ersten Ranges gemacht.

Sollten Sie, sehr geehrter Herr Kollege, diese drei Romane noch nicht führen, so bitten wir Sie, baldigst eine Probebestellung aufzugeben, Sie werden mit dem Erfolg mehr als zufrieden sein.

Zugleich möchten wir Ihre Aufmerksamkeit auf die

Jugendwoche

herausgegeben vom Verein zur Verbreitung guter Volksschriften hinlenken. Die „Jugendwoche" (bisher 32 Bände erschienen), ist eine gute Jugendschrift im wahrsten Sinne des Wortes.

Der Barpreis von „Warenhausmädchen", „Beichte", „Elfe" und „Jugendwoche" ist 20 Pf. pro Band. Jede Woche erscheint ein weiterer Band."

Die „Bände" werden dem Sortimenter offeriert zum Preise von 12 resp. 11 Pfg., so daß er am Stück 8 bzw. 9 Pfg. verdient! Von einem anderen Schundverleger werden die fünf ersten Hefte des Volksromans „in angemessener Anzahl" gratis geliefert, nachher sollen die Hefte den Sortimenter nur 5 Pfennig kosten bei 10 Pfennig Ladenpreis. Rabatte von 30, 33⅓, 50, 60, ja 66⅔ Prozent sind nichts Ungewöhnliches und reizen zu einem „energischen Vertrieb." Das Schundbuch „Kronprinz Rudolf" wird bei einem Ladenpreis von 2 Mk für einen Barpreis von 70 Pfg. geliefert!

Es sei hier betont, daß diese tatsächlichen Angaben alle den 17 Prospekten deutscher Firmen entnommen sind, die einem Sortimenter in allerjüngster Zeit, also trotz eines allseitigen Kampfes gegen die Schundliteratur, zugingen. Die Volksverderber sind also noch immer unentwegt bei der Arbeit und kümmern sich den Kuckuck um das bleiche Aesthetentum, das — wie in der „N. Hamburger Ztg." treffend gesagt wurde — „der rohen Erscheinung der Schundliteratur mit den zarten Mitteln der Geschmacksbildung bona fide begegnen will." — Wie zum Spott der Behörden, die der papiernen Pest mit einer Flut von Verfügungen begegnen, überfluten die Schund- und Schmutzprospekte das ganze Land. Vor uns liegt u. a. die Zuschrift eines Rektors aus der Saargegend. Auch ihm sind eine Reihe der gekennzeichneten Schundprospekte zugegangen. Der Absender wohnt in Schöneberg bei Berlin. Berlin und „bei Berlin" decken bekanntlich den Gesamtbedarf an Schund und Schmutz zum weitaus größten Teil. Anfangs April ds. Js. gelang es dem Kölner Männerverein z. B. d. ö. U., einen der berüchtigtsten Berliner Schmutzfinken (persönlich wenigstens) für drei Monate unschädlich zu machen; er wurde wegen Verbreitung von Sachen, die nach dem Zeugnis des „Vorwärts" (!) die „allerschlimmsten Erzeugnisse der Schmutzliteratur" darstellten, zu drei Monaten Gefängnis und 500 M Geldstrafe verurteilt. — Noch in den letzten Wochen liefen bei der Geschäftsstelle des Verbandes der Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit Zuschriften aus dem Ahrtal, aus der Eifel ein, die beweisen, daß ein anderer Berliner Schundverlag seine unsaubere Propaganda selbst bis in diese entlegenen stillen Gegenden ausdehnt. Unter den Schund- und Schmutzsachen, die dieser Verlag unserem Landvolke anpreisen darf, befindet sich auch die schamlose Broschüre eines anonymen (!) Moralanarchisten, die den frechen Titel führt: „Es lebe die Unsittlichkeit!"

Der letztgenannte Vorgang beweist, daß die anständigen Leute in Stadt und Land sich organisieren müssen. In jeder Gemeinde muß sich eine Jugendschutzkommission konstituieren. Die Lehrer, der Pfarrer und der Bürgermeister sind geborene Mitglieder dieser Kommission. Und sämtliche Jugendschutzkommissionen müssen untereinander und mit den Männervereinen z. B. d. ö. U. in den großen Städten in lebendiger Verbindung stehen und bleiben, Erfahrungen austauschen, Maßnahmen zur Diskussion stellen usw. Gelegenheit hierzu böte das Organ des Verbandes der Männervereine z. B. d. ö. U., „Der Volkswart". So ließe sich eine Organisation aller anständigen Leute schaffen für das ganze Land. Und sie muß geschaffen werden, um unserer Kinder willen.



Abend am See.

Rings die Abendnebel steigen,
Dunkel rauscht die Flut am Strand
Und in tiefgeheimem Schweigen
Senkt die Nacht sich auf das Land.

Düster bleiche Wolken jagen,
Von dem Mondlicht schwach erhellt,
Fernherein die Alpen ragen
Wie aus fremder Geisterwelt.

Alfons Nuber.

Was tut uns not?

„Gedanken über einen zeitgemäßen Ausbau der katholischen studentischen Organisationen".

Ein beachtenswerter Aufsatz im Junihefte der „Unitas", in welchem für den Zusammenschluß aller katholischen Korporationsverbände zu einer gemeinsamen Zentrale zwecks Vertretung ihrer Interessen plädiert wird! Die Idee ist an sich sympathisch, und die für sie angeführten 7 Gründe sind ernster Prüfung wert. Allein, so ideal der Vorschlag ist, so dürften seiner Verwirklichung doch noch manche Bedenken, namentlich organisatorischer Art, entgegenstehen. Der alte strategische Grundsatz: „Getrennt marschieren und vereint schlagen" hat sicherlich auch seine Vorzüge. Im Prinzip bin ich aber einer losen Zentralisation des katholischen Korporationsgedankens durchaus nicht abgeneigt, vorausgesetzt, daß damit „im übrigen in die Eigenart und in das interne Leben der verschiedenen kathol. Studentenverbände" in keiner Weise eingegriffen wird. Es läßt sich aber zu dem „Unitas"-Artikel um deswillen nicht abschließend Stellung nehmen, weil es der Verfasser vermieden hat, sich über die Einrichtung und praktische Gestaltung der „Zentralstelle" auszusprechen. Das ist aber gerade die Hauptsache! Nicht daß wir eine Zentrale bekommen, sondern wie wir sie bekommen, wie sie zusammengesetzt sein soll, und wie sie arbeitet, wird für die Stellungnahme der Korporationen und ihrer Mitglieder wohl entscheidend sein. Darüber hätte sich der Verfasser gleich von vornherein aussprechen sollen. Wir müssen jedoch die endgültige wohlwollende Würdigung des Vorschlags den in Betracht kommenden studentischen Verbänden selbst überlassen. Hier sollten nur alle interessierten Kreise auf den wohlgemeinten und beachtlichen Artikel in der „Unitas" aufmerksam gemacht werden. Ich persönlich würde es lebhaft begrüßen, wenn die angeschnittene Frage in praxi befriedigend gelöst werden könnte! August Nuß.

Unzüchtigkeit und künstlerischer Zweck.

Unter diesem Stichwort bringt die Nr. 13 der „Juristischen Wochenschrift" vom 1. Juli 1910 (S. 672) folgende wichtige und interessante Entscheidung des II. Strafsenats des Reichsgerichts vom 19. April 1910:

„Das Gericht (Vordergericht) verkennt nicht, daß das vom Angeklagten verfaßte Gedicht in seiner Schilderung ..... das Scham- und Sittlichkeitsgefühl verletzt und deshalb eine unzüchtige Schrift ist. Es spricht aber den Angeklagten frei, weil es nicht zur Ueberzeugung gelangt ist, daß der Angeklagte sich des unzüchtigen Charakters des Gedichts bewußt gewesen sei. Es schließt auf den Mangel dieses Bewußtseins aus gewissen, mit dem Gutachten eines Sachverständigen übereinstimmenden Angaben des Angeklagten, denen es folgt. Diese Angaben des Angeklagten gehen dahin, daß er sowohl im allgemeinen wie auch mit der von ihm verlegten Zeitschrift schriftstellerische Ziele ernster Natur verfolge und dem Rufe eines pornographischen Schriftstellers fernstehe, daß er mit dem fraglichen Gedicht nur die Torheiten und Laster der Zeit in satirischer Form habe verspotten wollen, daß der künstlerische Zweck der Satire derbe Worte und Wendungen bedingt habe, daß aber diese Derbheit durchgehend im Rahmen der Ironie und des Witzes bleibe und daher seiner Auffassung nach nicht geeignet sei, das Scham- und Sittlichkeitsgefühl der Allgemeinheit zu verletzen. Es fragt sich, da der Vorderrichter die Verneinung des Bewußtseins von der Unzüchtigkeit des Gedichts auf die ihm glaubhaft erscheinenden Anschauungen des Angeklagten, neben den gleichartigen Anschauungen des Sachverständigen, stützt, ob diese Anschauungen über die Natur des Unzüchtigen und über das, was hierbei von Bedeutung ist, zutreffende sind. Die Frage muß verneint werden. Eine Schrift kann sehr wohl die Absicht, die Torheiten und Laster der Zeit in satirischer Form zu verspotten, in unzüchtiger Weise zum Ausdruck bringen: sie verliert den Charakter der Unzüchtigkeit nicht durch jene Absicht. Und ebensowenig braucht dem Schriftsteller, dem wesentlich die Satire als Zweck seiner Arbeit vorschwebt, die nebenherlaufende Unzüchtigkeit derselben unbewußt zu bleiben. Die Unzüchtigkeit braucht nicht beabsichtigt zu sein: es genügt, daß sie zum Bewußtsein gekommen ist, um strafbar zu machen. Der „künstlerische Zweck" der Satire mag mitunter „derbe" Worte und Wendungen bedingen: er rechtfertigt aber niemals eine solche Gestaltung des Werkes, daß es den Charakter einer unzüchtigen Schrift annimmt. Die Annahme, der Wille, eine Satire zu schreiben, sei von entscheidender Bedeutung für die Frage des Bewußtseins von der Unzüchtigkeit eines Schriftwerks, ist daher eine rechtsirrtümliche. Der Vorderrichter legt entscheidendes Gewicht auf diese Anschauung des Angeklagten und gibt damit zu erkennen, daß er selbst von einer rechtlich unhaltbaren Anschauung ausgegangen ist. Nicht minder gibt zu Bedenken die Erwägung des Vorderrichters Anlaß, daß nach des Angeklagten Auffassung das fragliche Gedicht nicht geeignet sei, das Scham- und Sittlichkeitsgefühl der Allgemeinheit zu verletzen. Wenn der Angeklagte eine rechtsirrige Anschauung darüber gehabt hat, was unzüchtig ist und was nicht, so hat er über den Inhalt und die Tragweite des Strafgesetzes geirrt, und der Mangel dieses Bewußtseins kann ihn nicht straflos machen. Das Urteil läßt nicht erkennen, daß es den Irrtum des Angeklagten auf anderem Gebiete findet."

Vom Büchertisch.

Pelican, Berta, Kunstwanderungen und Kulturbilder. Mit 61 Illustrationen. Wien und Leipzig 1910. Heinrich Kirsch. XII und 260 Seiten 8°. Preis geheftet ℳ 7.20. — Die Verfasserin hat sich bisher besonders durch ein Buch über Annette Freiin von Droste-Hülshoff (Freiburg i. B., Herder 1906) vorteilhaft bekannt gemacht. Der feine poetische Sinn, der jenes Werk auszeichnete, verschönt auch die verschiedenartigen Essais des vorliegenden Buches. Sechs Studien finden wir hier vereinigt. Eine beschäftigt sich mit den Fresken an den unteren Längswänden der Sixtinischen Kapelle, die eingehend beschrieben, geschichtlich und kunstgeschichtlich untersucht werden. Plastisch treten uns die Personen der großen Künstler entgegen, deren Namen mit jenen Werken verknüpft sind. Es folgt eine Studie über die Geschichte und die Kunstdenkmäler der aufgehobenen Benediktinerinnenabtei Göß bei Leoben. Hohes Interesse erregen die Untersuchungen über die berühmten mittelalterlichen Textilien, den sogenannten Gösser Ornat. Ein dritter Essai gilt der Tizianschen Assunta in der Accademia zu Venedig. Weiter dürfen wir mit der feinsinnigen Führerin einen Tag in Pompeji zubringen, und nachdem wir danach Belehrung über das Kloster S. Marco in Florenz empfangen, von Fiesole und Savonarola gehört haben, beschließt ein Gang durch die römische Kampagna die Fülle der Eindrücke. Man sieht, daß sie sehr verschiedenartig sind, daß weder örtliche noch zeitliche Einheit herrscht. Das liegt aber auch gar nicht im Programm des Buches, das vielmehr ausdrücklich dazu bestimmt ist, unter Hinweis auf köstliche Schätze der Natur und besonders der Kunst Stimmung zu erwecken, empfängliche Gemüter anzuregen und einen Ansporn zu geben „jene innere Schönheit in sich selbst zu pflegen, die der edle Mensch im Betrachten in das Kunstwerk hineinlegt, das sein Blick bewundert." Man muß zugestehen, daß die sechs, wie es scheint beliebig aufgegriffenen Gegenstände alle Vorbedingungen erfüllen, mittelst deren der schöne Zweck des Buches erreicht werden kann. Mit Bescheidenheit verwahrt sich die Verfasserin gegen die Annahme, daß ihr Buch neue wissenschaftliche Ergebnisse enthalten möchte. Das ist auch freilich nicht der Fall, aber es bietet allenthalben tüchtige, selbständige Durcharbeitung der grundlegenden Forschungen anderer, und erweist dabei eindringliches Verständnis und eine Fülle von Kenntnissen historischer, philologischer, kunst- und kulturgeschichtlicher Art. Die auf Grund solcher Eigenschaften gebotenen Analysen, Ueberblicke, Führungen sind im Vortrage weit entfernt von Nüchternheit, vielmehr niedergeschrieben mit einer Reinheit und Glut der Empfindung, zum Teil mit einer Schönheit der Sprache, die die Lektüre des Buches zu einem wahren Genuß macht. Ein Wort über die Abbildungen darf nicht fehlen. Sie sind ziemlich zahlreich, entsprechen aber leider in ihrer Ausführung den übrigen Qualitäten des Buches nicht vollständig. Dies ist meist nur bei jenen der Fall, die Details geben, während besonders die Vollansichten der großen Gemälde infolge der starken Reduktion jene Undeutlichkeiten zeigen, die der Autotypie einmal anhaften. Einige wenige gute Lichtdrucke hätten dem Buche zu viel eindrucksvollerer Ehre gereicht. Kurt Freden.

Dr. Jos. Adrian: Psychologie des christlichen Glaubens nach der Darstellung der Hl. Schrift. Erfurt 1910. Selbstverlag. 110 S. ℳ 1.25. Es ist heutzutage bei der vorherrschend historischen Richtung in der Theologie leider etwas seltenes, daß ein Theologe sich

mit der philosophischen Seite und den psychologischen Grundlagen seines Gegenstandes beschäftigt. Fast alle Arbeit und aller Kampf dreht sich um die Verteidigung der „Außenwerke". Und doch rufen manche theologische Zentralbegriffe geradezu nach psychologischer Vertiefung und Ausdeutung, am meisten vielleicht der Glaubensakt selber, in dem Natur und Uebernatur, Intellekt und Wille so geheimnisvoll durcheinanderfluten. Dr. Adrian hat es versucht, den göttlichen Autoritätsglauben, wie er sich auf allen Seiten der hl. Schrift in irgend einer Persönlichkeit verkörpert findet, auf seine seelischen Grundlagen hin zu untersuchen und den psychologischen Ertrag seiner tiefschürfenden Gedankenarbeit nach seiner individuellen und sozialen Seite hin in diesem ansprechenden Schriftchen niedergelegt. Den Ausgangspunkt bildet natürlich der Glaubensbegriff des Apostels im Hebräerbrief. Man könnte Inhalt und Kern des Buches auch als einen wertvollen Versuch kennzeichnen, die göttliche Heilspädagogik des Glaubens an seinen leuchtendsten Repräsentanten durch alle biblischen Zeitalter hindurch darzustellen: eine für den Theologen wie für den Pädagogen gleich interessante Arbeit! Dr. Jos. Holzner.

Sachs, Dr. Joseph, Hochschulfragen, gr. 8° (VIII u. 93 S.) Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, 1910, brosch. ℳ 1.50. Verfasser bringt hier eine Reihe von Artikeln über wichtige religiöse und theologische Hochschulfragen. Im Anschluß an die Resolution der Mannheimer Katholikenversammlung fordert er im ersten Artikel eigens für Nichttheologen eingerichtete apologetische Vorlesungen, die sich hauptsächlich mit den großen, dominierenden Wahrheiten und der natürlichen Religion in ansprechender moderner Form zu befassen hätten. Mit Recht fordert aber Verfasser neben dem Wissen auch praktische Glaubensbetätigung durch die katholischen Studentenkorporationen (Keuschheit, feierlicher Universitätsgottesdienst, Sakramentempfang, Werke der Religion und Nächstenliebe). Zur Erleichterung dieses apologetischen Wirkens tritt der zweite Artikel warm für ein gründliches Studium der gesamten Philosophie auf thomistischer Grundlage ein, da so eine einheitliche Weltanschauung und Orientierung ermöglicht wird. Nachdem im dritten Artikel der Ausbau der Lyzeen zu eigentlichen Hochschulen befürwortet und im fünften Artikel ein Wort zur Ehrenrettung des Straßburger Priesterseminars gesagt ist, tritt Verfasser im vierten Artikel entschieden mit den triftigsten Gründen für die Existenz der katholisch-theologischen Fakultäten an den Universitäten ein, redet der Dogmengeschichte auf Grundlage einer soliden theologischen Prinzipienlehre das Wort und befürwortet auf Grund der Examina und verschiedener Uebungen die Selbstbetätigung der Studierenden. Die Schrift ist reich an beachtenswerten Anregungen. Dr. Weber-Boppard.

Tissot, P. Joseph: Das innerliche Leben. Aus dem Französischen von Fr. X. Kerer. 3. verb. Aufl. (4.—6. Tausend). Mit kirchl. Druckgenehmigung. LII und 364 S. 8°. Regensburg 1910. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. Brosch. ℳ 3.60 in hocheleg. Halbfrzbd. ℳ 5.20. — Das vorliegende herrliche, in den weitesten Kreisen lobend anerkannte Buch ist ein Weckruf zu einer gediegenen Frömmigkeit. Frei von ungesundem Gefühlsüberschwang legt es im Geiste des hl. Franz von Sales das Fundament zu einer wahrhaft tiefen, männlichen und tatkräftigen Religiosität. Fußend auf festen, verstandesgemäßen Prinzipien zeigt es uns Ziel, Weg und Mittel des wahren geistlichen Lebens. Gottes Ehre ist das Ziel, wie wir Gott erkennen, ihn lieben und ihm dienen und alles diesem Ziele unterordnen, das macht die Grade und Stufen der Frömmigkeit aus. Gottes Wille ist der Weg zum Ziel, also Erfüllung unserer Pflichten, Annahme der Leiden. Gottes Gnade und die menschlichen Uebungen der Frömmigkeit sind die Mittel. Das Buch führt überall in die Tiefe, verrät gesunden Sinn und reiche Erfahrung. Möge es weiterhin auch in der neuen, handlicheren und schönen Auflage weiteste Verbreitung finden. Dr. Weber-Boppard.

Sommerausstellung der Münchener Sezession.

Von Dr. O. Doering, Dachau.

Wie in jedem Jahr, so trägt auch heuer die sommerliche Darbietung der Sezession einen mehr populären Charakter. Der Winter und Frühling bescheren exquisitere Darbietungen, während für die Reisesaison der praktische Gesichtspunkt der Rücksichtnahme auf ein vielfältig zusammengesetztes Durchschnittspublikum seine Geltung verlangt. So zeigt auch diese jetzige Ausstellung durchschnittsmäßige Qualität; bekannt scheint sie uns, als hätten wir sie schon oft gesehen. Aber gewiß, die Qualität ist bedeutend, erhebt sich bei einzelnen Leistungen zu wirklicher Höhe. Das war jederzeit so, und auch die überwiegende Menge des Mittelmaßes ist immer die gleiche gewesen. Es gibt Leute, die da meinen, die Sezession täte vielleicht gut daran, einmal auszusetzen, um zu Leistungen allgemein höheren Grades Atem schöpfen zu können. Mir ist nicht deutlich, ob damit etwas Wesentliches gewonnen würde. Wer die Ausstellungen der Sezession seit langen Jahren beobachtet hat, kennt alle die Persönlichkeiten, die hier mit Regelmäßigkeit wiederkehren, weiß, daß die paar genialen Köpfe und die vielen Talente ihre vorgeschriebene Bahn ziehen, gleich den Sternen erster bis Xter Größe, und daß auch bisweilen Kometen dazwischen erscheinen, wenig bekannte, neblige Gesellen, deren Weg sich wer weiß wohin verlieren mag. Ob sie sich mit der Zeit zu Gestirnen gleich den andern verdichten werden? Sollte es der Fall sein, so werden auch sie dann gleich jenen ein ruhiges gleichbleibendes Licht durch die Welt versenden.

Die vielen Werke der Malerei, der zeichnenden Künste, auch eine diesmal nicht allzu kärgliche Zahl von Plastiken flimmern und schimmern in diesen Sälen durcheinander, und man verweilt gern dabei, erfreut sich einzelner mehr als zahlreicher anderer und bleibt dabei voll Anerkennung und frei von schädlicher Aufregung. Zum herzerfrischenden Widerspruch findet man wenig Anlaß. München steht derart im Vordergrunde, und es herrscht daneben das sonstige deutsche Element so ausschließlich, daß die Bezeichnung „International" für diese Ausstellung angesichts der spärlichen Zahl der ausländischen Künstler gewagt erscheint. Auch das gehört zu den Traditionen der Sezession. Um so erfreulicher wirken freilich diese versprengten Persönlichkeiten. So bringt z. B. aus Rußland Nikolas Fechin ein rassiges Stück „Die Entführung der Braut", eine lebensprühende Szene aus dem russischen Bauernleben. Dem Andenken des verstorbenen Londoners August Neven du Mont gilt die Schaustellung eines Damenbildnisses und einer Faschingsszene. Eugen Spiro-Paris zeigt mehrere Porträtstücke, unter denen das einer Dame mit Muff besonders reizvoll wirkt. Die österreichische Kunst ist durch L. Vacatko-Pardubitz vertreten, der unter anderm eine temperamentvolle Impression von Menschen- und Pferdeleibern zeigt. Josef Stoitzner-Wien interessiert als Graphiker. Aus Spanien schickt V. de Zubiaurre zwei Damenbildnisse, die von starkem Talent zeugen, aus Norwegen E. Werenskiold-Lysaker gelungene Radierungen nach dortigen Motiven. — Die deutsche nichtmünchenerische Kunst tritt diesen bemerkenswerten ausländischen Leistungen gegenüber etwas zurück. Um bei dem Beachtenswerteren zu bleiben, nenne ich von H. A. Bühler-Rom einen „Hiob", der die Reden seiner Freunde über sich ergehen lassen muß. Auf dekorative Wirkung berechnet ist vom gleichen Künstler eine „Brunhild auf Isenland". Ludwig v. Hofmann zeigt einen schönen „Reigen", Landenberger u. a. wieder seine badenden Knaben. Eine auf dem Divan sitzende Dame von J. Oppenheimer in weißem Kleid mit blauem Schal würde, ohne daß das Gewand so übermäßig ausgebreitet ist, vornehmer wirken. Feintönig sind eine Landschaft und eine Marine von C. Vinnen-Cuxhaven, zumal letztere läßt die kräftige Seeluft förmlich atmen. H. Kühl-Dresden schildert u. a. ein Kircheninterieur in Ueberlingen in vornehmer Wiedergabe des weißen sonnendurchfluteten Raumes mit seinen schimmernden Ornamenten. Unter den Graphikern bringt u. a. E. Orlik-Berlin ein Schabkunstblatt von etwas glatter Wirkung; es ist das Porträt Gerhard Hauptmanns. Die Plastik vertreten M. H. Fritz-Dresden und W. Hauschild-Berlin mit lebensvollen Tierstücken, Th. v. Gosen-Breslau mit verschiedenen Bildnisreliefs.

Auch die Plastik der Münchener Kunst zeigt hauptächlich Porträts. Aus der großen Zahl nenne ich drei Büsten von C. A. Bermann, unter denen besonders die des Professors Humperdink in Haltung und Blick sehr gelungen erscheint. Hervorzuheben sind auch die Porträtwerke von J. Faßnacht, H. A. Graf Harrach, M. Pfeiffer. — Die Malerei führt uns eine Menge von Künstlern vor Augen, über die die Akten geschlossen sind. Unter ihnen Habermann, Albert v. Keller, von dem besonders ein Damenbildnis in Hellrosa gegen Dunkelblau zu bewundern ist. Stuck bringt vier Bilder, davon die „Meduse" und „Perseus und Andromeda" in den bekannten grünlich schimmernden rätselhaften Tönen, zwei andere voll heiterer Lebenslust und Farbenpracht. Von Uhde sei besonders ein Männerbildnis in Graubraun genannt. Winternitz bringt entzückende Interieurs, Ch. Vetter Studien aus den Münchener Vorstädten, Schramm-Zittau schildert Münchener Straßenstimmungen. R. Pietzsch wiederholt sein Isartal so oft, daß es anfängt in Einzelheiten am alten Reiz zu verlieren. Angelo Jank bringt virtuose Pferdestudien, außerdem eine Reihe sehr feiner Zeichnungen nach unterfränkischen Landschaftsmotiven. Crodel, Haider, von den Dachauern Bürgers, Flad, Hayek, bewähren ihre bekannten Eigenschaften, ebenso wie auf dem graphischen Gebiet W. Klemm und Staudinger. Oskar Grafs Kunst hat an Schwung sichtlich noch zugenommen. Ihm verdankt die Ausstellung auch ein religiöses Gemälde „Die Anbetung der Könige", bei dem freilich die Madonna etwas in den Hintergrund tritt, aber doch alles in Linie, Farbe und Beleuchtung bedeutend wirkt.

Die Exerzitienwahrheiten.[1]

Von Universitätsprofessor Dr. Anton Seitz, München.

Vor dem nervenzerrüttenden Getriebe des Alltagslebens flüchtet sich der moderne Mensch alljährlich wenigstens auf einige Zeit an ein stilles Ruheplätzchen. Der Katholik erinnert sich dabei mehr und mehr an das Wort des großen hl. Augustinus: „Unser Herz ist unruhig, bis es ruht in Gott.“ Daher steigern sich in unseren Tagen zusehends Angebot und Nachfrage nach „moralischen Ferien“ in stiller Einkehr in sich selbst und konzentrierter Hinwendung zum Urquell und Endziel alles Lebens durch geistliche Uebungen. Für alle Stände sind solche „Exerzitien“ organisiert. Leider werden jedoch gar manche zurückgehalten durch übertriebene Furcht vor unheimlicher Aszese oder durch Scheu vor gemeinsamem, ordensmäßigem Zusammenleben oder durch sonstige Vorurteile oder auch äußere Schwierigkeiten. Umso dankbarer werden solche begrüßen den vorzüglichen Ersatz einer persönlichen Einführung in den wahrhaft nervenberuhigenden, herzerquickenden Hochgenuß „moralischer Ferien“ durch das Büchlein eines mit der seelenvollsten Hingabe seinen hehren Beruf erfüllenden Exerzitienmeisters aus dem Innsbrucker Jesuitenkolleg.

Dr. phil. et theol. Heinrich Bruders hat auf ganz eigenartige Weise die alten Wahrheiten eines hl. Ignatius von Loyola in eine neue, den praktischen Bedürfnissen des modernen, nervös-empfindsamen Menschen entgegenkommende Form gegossen. Durchdrungen von der eigenen praktischen Lebenserfahrung, „wie schwer es ist, jemand eine bittere, ernste Wahrheit zu sagen“ (8), bemüht er sich, „den peinlichen Stoff mit aller zarten Rücksichtnahme vorzulegen, aber doch auch wieder so, daß die ganze elementare Gewalt, die ihm innewohnt, ungebrochen bleibt“ (122). Wie ein sanft träufelnder Regen sollen seine äußerst taktvollen Reflexionen um so nachhaltiger den Boden der heilsdurstigen Seele aufweichen. Wie feinsinnig weiß er die Tasten des modernen Empfindens anzuschlagen, wenn er z. B. den Zug der Seele nach Einsamkeit und Geselligkeit zugleich mit dem Streben vergleicht, ein „gutes Heim“ sich zu wählen: „je vornehmer, desto abgeschlossener in sich und desto näher dem menschlichen Verkehr“ (102 ff.)! Wie eindrucksvoll hält er in seiner „moralischen Werttheorie“ (80 ff.) die christliche der weltlichen Wertung geistiger und materieller Güter gegenüber durch konkrete Stimmungsbilder, um die Hauptursache der allgemeinen Unzufriedenheit in unserer Zeit aus dem Wege zu räumen: Mangel an Ergebung in die Fügungen der göttlichen Vorsehung! Wie versteht er es, ohne aufdringliche Systematik ganz unvermerkt „ein durchaus einheitliches, geschlossenes Ganze“ darzubieten, in welchem sich „jede nachfolgende Erwägung auf der Stimmung aufbaut, welche die vorhergehende weckte“ (4)! Wie vermag er den ernstesten Wahrheiten den Grundton der „frohen Botschaft“ abzugewinnen und alle Dissonanzen in der Seligkeit der Bergpredigt aufzulösen (9), um am Schluß des achten Vortrages (325) das Ganze in den machtvollen Akkord ausklingen zu lassen: „Heute ist dein Schöpfungstag, dein junger Lebensmorgen ist eben angebrochen. Ein lichter, warmer Strahl einer ewigen Frühlingssonne scheint dir ins Herz hinein. Habe den Heiland lieb!“

Als Anhang folgt eine mehr dogmengeschichtliche Abhandlung über die Beichte, die jedoch dem erbaulichen Zwecke dienen soll, die milde Bußpraxis der Kirche zu rechtfertigen gegen den Rigorismus alter und neuer Zeit. Die Schwierigkeiten der Stadtseelsorge haben von jeher eine nachsichtigere Praxis gelehrt. Einem der praktischen Seelsorge völlig fernstehenden Gelehrten wie Döllinger fehlte hiefür der rechte Sinn. „Ohne die Seelsorgenot auch in dem damals zur Großstadt anschwellenden München zu ahnen, arbeitete er mit Reusch an der Geschichte der Moralstreitigkeiten in der römisch-katholischen Kirche seit dem 16. Jahrhundert ganz im antiquierten jansenistischen Sinne; für ihn war es nur eine Angelegenheit, die man wie eine andere mit gelehrten Zitaten entscheidet“ (365). Auch dogmengeschichtlich haben manche Kirchenhistoriker den Mißgriff begangen, daß sie den Rigorismus Tertullians, welcher in seiner Schrift über die Keuschheit keine „Verzeihung auf Erden für alle gröberen Verstöße“ gewährte (376), in die Urkirche zurückverlegten, als ob diese z. B. die Sünde der Unzucht überhaupt nicht vergeben hätte (385 ff.). — Wären diese übrigens jede persönliche Polemik vermeidenden Erörterungen nicht als Anhang dem Ganzen beigefügt, so würden sie wohl durch ihren vorherrschend doktrinären Charakter den lebendigen Eindruck der vorausgegangenen Exerzitienwahrheiten verwischen. Besser fügt sich in diese ein die Anwendung der Parabel vom verlorenen Sohn auf die Irrwege der Menschheit in großzügigen historischen Exkursionen (148 ff.). Ein ausführliches Stellen-, Eigennamen- und Sachregister (446—483) erleichtert die Orientierung über einzelne besonders interessante Punkte. — Möge insbesondere unsere akademische Jugend und die Gebildetenwelt überhaupt, welcher die akademischen Vorträge in erster Linie gewidmet sind, dieses innige und sinnige, Verstand und Herz gleichmäßig befriedigende Büchlein sich recht zu Gemüte führen!

[1] Die Exerzitienwahrheiten. Akademische Vorträge von Heinrich Bruders S. J., Privatdozent für Dogmengeschichte, Innsbruck 1910. 8°. 483 und VI S. M 3.—, geb. M 3.80.

Kontrast.

Als lustig Becher an Becher
In fröhlicher Runde klang,
Und aus dem Kreise der Zecher
Manch sorgloses Trinklied drang,
Sah plötzlich ich vor mir wieder
Ein Kind in bitterer Not:
Es stand unter blühendem Flieder
Und flehte: „Ein Stücklein Brot!“

Fritz Flinterhoff.

Bühnen- und Musikrundschau.

Musikfeste München 1910. Unter dem Patronat der société française des amis de la musique“ wird vom 18. bis 20. September in der Ausstellung München 1910 ein Musikfest veranstaltet. Der Zweck desselben ist, „die Entwicklung der französischen klassischen und modernen Tondichtung systematisch darzustellen und zugleich das musikalische Schaffen Frankreichs als Einheit durch eine gedrängte, aber typische Auswahl zum ersten Male im Ausland zu propagieren.“ Das französische Fest wird drei Orchesterkonzerte in der Musikfesthalle und zwei Kammermusik- und Liedermatineen im Künstlertheater bringen. Die Hofbühne wird „Beatrice und Bénédicte“ und „Benvenuto Cellini“ unter Mottls Führung bieten. (Schade, daß eine Aufführung der „Trojaner“ zurzeit untunlich erscheint, da Felix Mottl als erster sie in der von Berlioz erstrebten Form der Bühne zuführte). In die Ausführung des Konzertprogramms werden sich die bedeutendsten Komponisten, Dirigenten, Instrumental- und Vokalsolisten Frankreichs teilen. Von München sind zur Mitwirkung die Madrigalvereinigung und das Tonkünstlerorchester geladen. Der ehemalige Instrumentalkörper Kaims erscheint also nun mehr an einer Stelle, die man ihm einst streitig machte und hiermit eine Epoche von Kämpfen und Wirren inaugurirte, welche zu den unerwartetsten Folgen führte. An der Spitze des Festkomitees stehen französischerseits Präsident Fallières, von deutscher Seite die bayerischen Prinzen Heinrich und Ludwig Ferdinand; zahlreiche Persönlichkeiten der Diplomatie, der Behörden und der musikalischen Welt sind dem Ausschusse beigetreten. Wenn die französische Musikgesellschaft zu ihrem ersten ausländischen Fest Deutschland gewählt hat, so verdanken wir dies dem Umstande, daß unser Land die reichsten musikalischen Wechselbeziehungen aufweist. Wie wir hören, haben sich bereits 400 französische Gäste angesagt. Daß München sie in voller Herzlichkeit und Sympathie aufnehmen wird, ist selbstverständlich. Da und dort liest man in unserer Presse schon das Wort „Annäherungspolitik“. Das klingt sehr schön, die Wirkung ist aber vielleicht eine größere, wenn man es nicht zu stark akzentuiert. Erst jüngst erzählten mir Persönlichkeiten, die in ähnlich offizieller Form im Ausland reisten, daß fremde Nationen es besser verstünden wie wir, Ausländern alle Ehren eines Empfanges zu bereiten und bei aller Liebenswürdigkeit doch das Selbstbewußtsein zu wahren, das mit überschwenglichen Gefühlen nicht hausieren geht. — Die zwölf Festkonzerte, welche das Orchester des „Konzertvereins München“ unter Ferd. Löwe in der Ausstellungs-Festhalle veranstaltet, bringen, wie uns mitgeteilt wird, folgendes Programm: am 5. August: Beethovens „erste“ und Schuberts „C-dur-Symphonie“, am 8. Beethovens und Schumanns „zweite“, am 10. Mendelssohns „dritte“ und die „Eroica“, am 13. Mendelssohns „vierte“ und die „phantastische Symphonie“ von Berlioz, am 17. Liszts „Faustsymphonie“, am 19. Brahms „zweite“ und Beethovens „fünfte“, am 22. Beethovens „Pastorale“ und Bruckners „Romantische Symphonie“, am 24. Brahms' „vierte“ und Beethovens „siebente“, am 27. Brahms' „erste“ und Bruckners „siebente“, am 31. Beethovens „achte“ und Bruckners „fünfte“, am 2. September Bruckners „achte“ und als Krönung des Ganzen am 4. Sept. Beethovens „neunte“.

Uniontheater. Als zweite Premiere bot die gutgeleitete Bühne den „dunklen Punkt“, einen Schwank von Kadelburg und Rud. Presber. Das Stück ist flott gemacht und enthält genug Witz für die drei harmlos unterhaltenden Akte. Gespielt wurde recht hübsch, insbesondere die Gäste aus Berlin und Mannheim erwiesen sich als sehr tüchtige Schauspieler.

Schauspielhaus. Seit einigen Jahren veranstaltet die Bühne zur Reisezeit einen Wedekind-Zyklus, der dem Besuche nach zu schließen, unseren sommerlichen Gästen Interesse bietet. „Man hat dem armen Publikum so lange suggeriert, daß Wedekind dämonisch interessant sei, bis das arme Publikum anfing Konsumvereinsteufeleien für vulkanische Eruptionen zu halten“, schreibt der Essayist Jos. Hofmiller in seinen „Zeitgenossen“ (München, 1910). Neuerdings hat man sich auch eine Art Kautschukästheti

zurecht gemacht, in der die Mängel Wedekindschen Schauspielertums zu Vorzügen verzerrt werden. Wedekind, der Dichter, dürfte seine stereotypen Klagen über die Verständnislosigkeit der Menge allmählig einstellen. Im nächsten Winter wird ein Drama von ihm auf der Münchener Hofbühne erscheinen und ein Ferienensemble hiesiger Hofschauspieler macht zurzeit in Köln für seine Muse Propaganda.

Verschiedenes aus aller Welt. Siegfried Wagners Oper „Der Kobold" wurde erstmalig im Neuen Kgl. Operntheater in Berlin unter der Leitung des Komponisten mit starkem äußeren Erfolg gegeben. Die Kritik verhielt sich zumeist ablehnend. Die Oper möge zwar gewisse Verheißungen bergen; allein spätere Werke Siegfried Wagners hätten diese Hoffnungen getäuscht. In Oetigheim bei Rastatt wurde Schillers „Tell" auf einer Freiluftbühne durch einfache Bauern und Arbeiter aufgeführt. Schon vor zwei Jahren weckten die Spiele der Bauernschauspieler die Aufmerksamkeit der weiteren Umgebung. Im ganzen nehmen 250 Mitwirkende teil. Die Massenszenen sind voll Leben und Bewegung und die Darsteller treten mit einer Begeisterung an ihre Aufgaben heran, die sich dem Beschauer mitteilt. Die Berichte heben die kluge Leitung des Unternehmens durch den kathol. Pfarrer Saier rühmend hervor. Die Tellaufführungen werden allsonntäglich bis 11. September wiederholt. — Ein von der Bildhauerin Fellinger geschaffenes Brahmsdenkmal wurde in Mürzzuschlag enthüllt. — Ein Broncerelief Ibsens wurde an dem römischen Wohnhause des Dramatikers angebracht. — In Mailand starb siebzigjährig der Tondichter Emilio Usiglio, der mit seinen an die opera buffa anknüpfenden Werken (u. a. „La Educande di Sorrento") ansehnliche Erfloge errungen hatte. — Rich. Straußens „Feuersnot" fand bei der Londoner Première starken Beifall. — Das Mannheimer Hoftheater schloß das Bühnenjahr mit einem Ueberschuß von 38.000 Mk. ab, ein vormals nie erreichter finanzieller Erfolg. — In Göttingen wurde Marlowes „Doktor Faustus" in einer Bearbeitung, die sich getreu an die englische Originalfassung von 1616 hielt, aufgeführt. — In Weimar ist eine „Vereinigung der Freunde des Goethehauses" in Bildung begriffen. Ihr Zweck ist die Beschaffung größerer Mittel für das Goethe-Nationalmuseum. — In Berlin hatte die Première eines derben politischen Schwankes, „Reichstagswahl", von W. Turszinsky und Rich. Wurmfeld nur einen bescheidenen Erfolg. — Kühle Aufnahme fand trotz einiger effektvoller Szenen in Nürnberg das Schauspiel: „Wenn die Liebe stirbt", von Odo Odenberg. — Das geplante Konzerttournée der Wiener Philharmoniker unter Rich. Straußens Führung, von dem manche Blätter berichten, ist, wie das Konzertbureau Gutmann mitteilt, heute lediglich erst ein „Projekt", über das noch nicht gesprochen werden kann.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Seit der Beruhigung der Neuyorker Börse haben auch die europäischen Marktgebiete die nervöse Haltung geändert. Es ist selbstverständlich der momentan gebesserten Tendenz in Neuyork keine ernstere Deutung beizulegen, denn die Praxis lehrt zur Genüge, dass dort wiederholt Ueberraschungen der schlimmsten Art plötzlich entstanden sind, die eine unerwartet böse Wirkung hatten. Solange die amerikanische Finanz- und Börsenkonstitution den Manipulationen der Grossfinanziers und einzelner Gruppen mit mehr oder weniger grossem Anhang überlassen bleibt, haben wir im deutschen Finanz- und Wirtschaftsleben stets mit diesem unsicheren Faktor zu rechnen. Von grossem Vorteil wäre es, wenn mit all den Vorkenntnissen in Amerika die Kapitalisten bei uns endlich von diesen exotischen Werten ablassen wollten. Bei einigermassen politisch undurchsichtigen Zeitläuften sind es gerade solche amerikanische und auch die Minen-Werte, die den grössten Gefahren und Kurseinbussen ausgesetzt bleiben. Dieser Hinweis kann dem deutschen Kapitalistenpublikum nicht oft genug gemacht werden. — Die momentanen Zeiten sind auch keineswegs ohne Gefahr. Industrie und Handel leiden unter Rückschlägen, und Preisunterbietungen bilden ein stetes Kapitel bei Fachberichten einzelner Marktgebiete. Dabei ist die Produktion zu gross und die Absatzmöglichkeit nur gering. In einzelnen Sparten — auch in der Montanindustrie — sind Feierschichten eingelegt. In Kupfer ist ein aufsehenerregender Preisfall eingetreten. Gerüchte über Preisherabsetzungen im amerikanischen Eisen- und Stahlgeschäft, sowie ein Rückgang der belgischen Eisenpreise verstimmen gleichfalls im hohen Grade. Der Versand des deutschen Stahlwerkverbandes ist auch dem Rückgang in diesem Industriezweig entsprechend angemessen. Dabei sind auch die Aussichten für die kommende Saison für Handel und Wandel bei uns die schlechtesten. Es zeigt sich stets das gleiche Bild: ungenügende Arbeitsgelegenheit, unlohnende Preise und unrationelle Verkaufsmöglichkeit. In einzelnen Sparten der Eisenbranche hat sich sogar eine vollständige Unlust im Verkauf eingestellt. Die Erwartungen in dieser Branche sind daher derzeit die denkbar ungünstigsten, wobei auch die geplante Verteuerung von Koks verstimmend gewirkt hat. — Am Kassaindustrieaktienmarkt hat sich, trotz weiterer Exekutionsverkäufe, eine bemerkenswerte feste Tendenz aufrecht erhalten können. Zum Teil konzentrierte sich in Berlin das Hauptgeschäft auf russische Werte, wobei speziell Bankaktien impulsive und starke Kursavancen zeitweise erzielen konnten. Wenn auch der letzt publizierte russische Finanzausweis eine erhebliche Steigerung der Staatseinnahmen ergeben hat, und auch sonstige Anzeichen eine zunehmende Kräftigung der wirtschaftlichen Position Russlands dokumentieren, ist die fieberhafte und den ganzen Börsenverkehr beherrschende Interessenahme an den russischen Aktienwerten als sicherlich übertrieben zu bezeichnen. Es bleibt auch abzuwarten, ob die unklaren Aussichten einer guten Welternte im vollen Umfange auch zutreffen. Erst dann lässt sich der nach dieser Richtung seither gehegte Optimismus begründen. — Für den heimischen Geldmarkt besteht derzeit keine Gefahr einer knapperen Diskont- und Geldpolitik. Die Emissionen im Inland und auch von ausländischen Staaten sind im Moment beendet. Zum Herbst werden in sicher starkem Masse alle Faktoren aufs neue an den Geldmarkt appellieren. Bis jetzt ist von einer neuen ungarischen Anleihe in Höhe von 560 Millionen Kronen verlautbart geworden. Die fluchtartige Realisierung der Industrieaktien durch das Privatpublikum hat das Interesse am heimischen Rentenmarkt immer noch rege gehalten. Die grossen Investitionen, besonders in unseren vierprozentigen Fonds, haben alte Bestände der Konsortien gelichtet und veranlasst, dass die Kurse dieser Anleihen neuerdings ins Vordertreffen am Fondsmarkt gelangt sind. Die nächsten Perioden an den Börsen hängen mit der Entwicklung des Industriemarktes innig zusammen, und es ist daher schwer, über die voraussichtliche Gestaltung der Börsen ein klares Bild zu erhalten. Ausgeschlossen bleibt nicht, dass wir unter Einwirkung von auswärtigen Einflüssen, trotz der gegenwärtigen Ferienstimmung und der nicht ungünstigen Geldverhältnisse, auf Ueberraschungen gefasst sein müssen. Vorsicht bleibt daher nach wie vor an den Börsen geboten, und neue Engagements sind nur nach genauer Prüfung abzuschliessen. M. Weber.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Manna des Neuen Bundes. Gebete für die öftere und tägliche heilige Kommunion. Von P. Adolf Chwala. 16°. 272 S. Geb. M. —.75. (Dülmen, A. Laumann.)

Jesus in psychiatrischer Beleuchtung. Eine Kontroverse von Dr. Schaefer. 178 S. M. 2.40. (Berlin W. 35, Ernst Hofmann & Co.)

Der Rosengarten unserer lieben Frau. Von M. Meschler. 11. Aufl., brosch. M. —.45, geb. M. —.65. (Paderborn, Junfermann.)

Dinge, die man nicht sagt. Von Dr. Max Kemmerich. M. 3.50. München, Albert Langen.)

Im Raubstaat der Jakobiner und daneben. Von Alb. Zwicker. Französisches und Spanisches aus Europas wildem Westen. VII. u. 112 S. 8°. M. 1.20. (Spaichingen, M. Kupferschmid.)

Neuechedichte von Hermann Buchholz M. 2.— (Berlin-Friedenau, Bureau, Verlag.)

Das Lächeln Mariä. Eine stille Geschichte vom Sommer. Von Hermann Wagner. (Berlin-Carlottenburg, Axel Juncker.)

Lachendes Leben bei den Borussen in Dünkelheim. Humoristischer Roman von Ed Raabe. (Hamm, Reimann & Co.)

Die Erschaffung der Welt. Von Dr. Joh. Ude. (Nr. 25 der Sammlung „Glaube und Wissen".) 96 S. kl. 8°. (Kevelaer, Rhld. Butzon & Bercker.) M. —.50.

„D'rr Garribaldi" und zwei andere Erzählungen von Johann Triggeberger. (Regensburg. J. Habbel.) geb. M. 3.—

Abraham a Sancta Clara. Eine Blütenlese aus seinen Werken nebst einer biographisch-literarischen Einleitung von Prof. Dr. Karl Bertsche. Mit Bildnis und Autogramm. 8° (XIV u. 222) (Freiburg Herder.) M. 2.—.

Hexenwahn und Hexenprozeß vornehmlich im 16. Jahrhundert. Von Nikolaus Paulus. 8° (VIII u. 284). (Freiburg, Herder.) M. 3.40.

Der Sozialismus. Eine Untersuchung seiner Grundlagen und seiner Durchführbarkeit. Von Viktor Cathrein S. J. 10. bedeutend umgearbeitete und vermehrte Aufl. 8° (XVIII u. 520.) (Freiburg, Herder.) M. 4.50.

Die Grundgesetze der Deszendenztheorie in ihrer Beziehung zum religiösen Standpunkt. Von Prof. Dr. Karl Camillo Schneider. Mit 73 Abbildungen. gr. 8° (XXII u. 266 S. mit 2 Farben-Tafeln) M. 7.— (Freiburg, Herder.)

Poetische Bagatellen für Klavier. Komponiert von Sigfrid Karg-Elert. (Berlin W 35, Karl Simon, Musikverlag.)

Die Borromäus-Enzyklika und ihre Gegner. Mit einer Uebersetzung der Enzyklika als Anhang. Von M. Hage. 75 Pfg. Hermann Rauch, Wiesbaden.

Ein Jahr katholischer Literaturbewegung. (Zweite) Denkschrift von Richard von Kralik. 240 S. 8°. Brosch. M. 2.40. (Regensburg, J. Habbel.)

Sorgen und Fragen in der Kinderpflege. Von Dr. med. E Neter. M. 1.—. (München, Verlag der Aerztlichen Rundschau.)

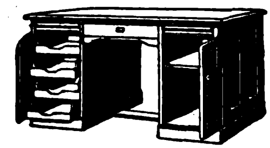
Aus Kurorten und Bädern.

Das **Mineralbad Ditzenbach** vollendet in dieser Saison das erste Jahrzehnt seit seinem Wiedererstehen. Eine Periode steten Aufschwungs bezeichnet diese Zeit. Wie der Kreis der Gäste — im letzten Jahre sinds 700 und darüber geworden — so haben sich auch die gastlichen Räume gedehnt und vermehrt, auch geschmückt. Zu den ersten 30 Gastzimmern sind noch 70 weitere gekommen, dazu neue Baderäume, Veranden, Wandelgänge, Parkanlagen — kurz was dem Gaste nur erwünscht sein kann. Bei allen Neuerungen ist aber das Alte geblieben: der traute heimische Charakter, der dem Hause von jeher eignet, bei allem Komfort durch welchen es sich auszeichnet. Macht das schon die anmutige Gegend, in welche das Haus mit seinen reizvollen Anlagen förmlich hineinkomponiert ist, so noch mehr die sorgsame Verpflegung, welche des Hauses still und geschäftig waltende Leitung den Gästen angedeihen lässt. Dass so das Mineralbad Ditzenbach mit jedem Jahr seines Ehrennamens „Perle des Täle“ immer mehr würdig sich zeigt, ist unbestritten. Wie die ganze Vorsaison eine recht gut besuchte war, wird die beginnende Hauptsaison allem Anscheine nach ihre Vorgängerinnen erheblich übertreffen. Der Kongregation der barmherzigen Schwestern, welche mit grossen Opfern dieses Anwesen zu dieser Höhe geführt hat, zur Zierde und zum Segen der ganzen Umgegend, ist ein solcher Erfolg vor Herzen zu wünschen.

Der Luftkurort Tennenbronn (badischer Schwarzwald) ist von schönen Tannenwaldungen umgeben, unweit des romantischen Bernecktals gelegen. Hübsche, gesunde Höhenlage. Mannigfaltige Auswahl in Spaziergängen. Gelegenheit zu herrlichen Ausflügen. Tennenbronn wird von Touristen und Sommerfrischlern vielfach besucht. Direkte Zugsverbindungen über Offenburg, Hornberg, Triberg nach St. Georgen, oder über Offenburg nach Hausach, Schiltach, Schramberg, durch das schöne Bernecktal. Der **Gasthof zur „Germania“** liegt am schönsten Platze des Ortes und bietet Erholungsbedürftigen angenehmen, ruhigen Aufenthalt. Bei guter Verpflegung billige Pensionspreise. Näheres sagt der illustrierte Prospekt, der von dem Gasthofbesitzer Karl Fleig gratis versendet wird.

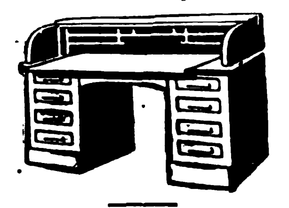
Grösste :: Auswahl
in Büro- und Herrenzimmer-Einrichtungen.

Flachschreibtische

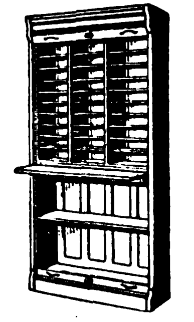


von 65—250 Mk.

Amer-Rollpulte.



Registratur- ▫ ▫ ▫ ▫ ▫ Schränke



von Mk. 140—250.



Akten-ständer von Mk. 17 bis Mk. 30.

Zusammensetzbare Bücherschränke,



Eiche, prima Ausführung, pro Abteil Mk. 20.—.

Engleder & Finkenzeller
MÜNCHEN
Löwengrube 17
vis-à-vis der Frauenkirche.
— Telefon 2522. —

Helvetia-Himbeer-Sirup

(Naturrein).

Garantiert nur Muttersaft und Zucker, ohne Konservierungsmittel, ohne Stärkesirup und ohne Farbzusatz.

Das Beste, was in diesem Artikel am Markte.

Erhältlich in allen besseren Lebensmittelgeschäften.

Helvetia
Conservenfabrik Gross-Gerau
Akt.-Ges.

= **Wer probt — der lobt die Genossenschaftszigarren.** =

Verehrliche Raucher in Stadt und Land!

Wollen Sie für wenig Geld vorzügliche, wohlschmeckende Qualitätszigarren rauchen, dann kaufen Sie unsere Spezialmarken

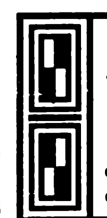
Ziel 3 Monate. — **Ideal, 100 Stück Mark 4.80** — Illustrierter Katalog gratis und franko.

Schmollis	3.00 ℳ	**Ideal**	4.80 ℳ
Landwirt	3.40 „	**Mexico**	5.60 „
Glückauf	4.20 „	**Hansi**	5.80 „
El Conde	4.80 „	**Unser Mann**	5.80 „
Vorstenlanden	4.80 „	**Lyra**	8.50 „

Bei Aufträgen von 1000 Stück Zigarren gegen Nachnahme geben wir 2% Nachlass, sowie eine Zigarrentasche als Gratisbeigabe und 5% Rabatt. Nachnahmeausgaben werden von uns getragen.

Erste Pfälzer genossenschaftliche Zigarrenfabrik, E. G. m. b. H., Berg i. d. Rheinpfalz.

Einige Anerkennungsschreiben: Mit der Sendung sehr zufrieden. Krassolzheim, 1. II. 10. Spar- u. Darl.-Kassen-Verein. — Bin sehr gut zufrieden. Horrem, Bez. Köln, 2. II. 10. H. Rippelbeck. — Zigarren sind gut und preiswert. Münnerstadt, 4. II. 10. Spar- u. Darlehenskassen-Verein. — Sehr zufrieden. Waigolshausen, 16. II. 10. Spar- u. Darlehenskassen-Verein. — Habe mich von der Güte Ihrer Fabrikate überzeugt. Pfraundorf, G. Böhm, Pfarrer.



Joh. Schreyer, Aachen
Hofgoldschmied Sr. Heiligkeit Pius X.
empfiehlt seine Ateliers zur
:: **Anfertigung kirchlicher Gefässe** ::

2 Rosenkränze der eine aus dem heil. Land und auf dem heil. Grab in Jerusalem sowie auf dem Calvarienberg aufgelegt und der andere am Felsen der Grotte in Lourdes berührt, liefert franko nach ganz Deutschland für 2 Mark der Pilgerführer **C. Liebel**, sen, **Waldsee** in Württemberg.



:: **Brettspiel** ::
für Jung und Alt.
Das einzige Brettspiel f. die reifere männliche Jugend.
Absolut neuartig.
= Unerschöpflich =
an Anregungen. Zu haben direkt bei
A. HUBER, Hof-lithographie
München, Neuturmstr. 2 a.
— Preise je nach Ausstattung: —
klein . . . . M 2.40; 3.20; 4.80,
gross . . . . „ 3.—; 4.—; 5.60.

Franz Wüsten
Päpstl. Goldschmied
Hofl. I. Maj. d. Königin Wwe. v. Sachsen
Cöln a. Rh.
Hunnenrücken 28
Tel. 9445.
Kirchl. Geräte und Gefässe in allen Metallen u. Stylarten Renovieren, Neuvergolden.

Versuchen Sie das weltbekannte, **nahrhafte u. wohlschmeckende**

Paderborner Brot

Liefere gut verpackt bei Abnahme von 6 Stück franko Nachnahme das Stück zu Mk. 1.—
E. Hammelmann,
Paderborn, Liliengasse.
Wiederverkäufer gesucht.

Kirchen-Spitzen
aus bestem Leinenzwirn in dauerhafter Handarb. (Filetg. u. Häkelarbeit z. Alben, Chorröcken, Altartüchern) im Preis von 6—12 M. à Meter. Feste Cingula à 5 M. Geistlich gut empfohlen. Auf bes. Wunsch Auswahlsendung.
Elise Schindler
Regensburg, Wilhelmstr. 7/I.

Hochf., westf. Rundschnitt-
Schinken
Landware, Dauerware, per Pfd. **1.25 M.** (Garantie Zurücknahme) versendet unter Nachnahme
Wilh. Bartscher, Rietberg in Westf., Schinkenräucherei.

Bienen-Honig
garantiert naturrein, 5 kg-Dose nur 9 Mk. franko, versendet unter Nachnahme. — Nichtgefallendes nehme zurück, daher jedes Risiko ausgeschlossen. **Heermannsche Imkerei, Werlte Nr. 45** (Hannover).



Wer mit Erfolg inserieren will, benütze die in den kaufkräftigsten Ständen weitverbreitete „Allgemeine Rundschau“.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 5 K 19 h, Schweiz 5 Fr. 20 Cts., Belgien 5 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 5 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 31. München, 30. Juli 1910. VII. Jahrgang.

Der fünfte marianische Weltkongreß.

Von Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Wenn es wahr ist, was der magyarische Pfarrer Boll aus Nyitra Banya behauptete: Salzburg sei in seiner lieblichen Schöne die Blume unter den Städten Oesterreichs — und welcher Kenner Salzburgs würde ihm nicht zustimmen —, so war in den Tagen des 17. bis 22. Juli Salzburg die Blume aller Städte der Welt. In diesen Tagen beherbergte es mehr als 5000 Fremde, welche als Teilnehmer an dem am 18., 19., 20. und 21. Juli in seinen Mauern tagenden fünften allgemeinen marianischen Weltkongresse hier sich aufhielten. Salzburg ist ja als eine der durch landschaftliche Reize, geschichtliche Vergangenheit, charakteristische Baudenkmäler am meisten ausgezeichneten Fremdenstädte der Alpen bekannt; 1000—1200 Fremde strömen ihm zur Reisezeit täglich neu zu und geben der kaum 40 000 Seelen zählenden Stadt ein internationales Gepräge. Wenn nun dazu mit einem Male 5000 Fremde aus allen Ländern der katholischen Welt kommen, welche zu einem ganz bestimmten Zwecke sich mehrere Tage hier aufhalten, wenn diese Fremden sich mit Abzeichen versehen, um den Zweck ihrer Anwesenheit jedem gleich kund zu machen, so ist es selbstverständlich, daß der ganze Stadtcharakter von dieser Tagung beeinflußt wurde. Natürlich waren unter den Kongressisten Geistliche aller Zungen in großer Schar, gewissermaßen eine Leibgarde für die zweiundzwanzig Bischöfe, welche der Einladung des Primas von Deutschland Folge geleistet hatten. Das „Deutsche Rom", in welchem dem Kirchenfürsten die weltliche Herrschaft und die irdischen Besitztümer ebenso geraubt worden sind wie dem obersten Hirten der Christenheit im Rom Italiens, verdiente diesen Ehrentitel in den Tagen des Weltkongresses mehr als je. Kundgebungen des Katholizismus, wohin das Auge blickte, wohin das Ohr horchte.

Die weite, hohe Halle des majestätischen Domes war zum Beratungssaale umgewandelt. Mit Guirlanden geziert, mit gewaltigen Tribünen für das Präsidium und bevorzugte Teilnehmer (Kirchenfürsten, Vertreter der weltlichen Gewalten) versehen, dicht besetzt mit unübersehbaren Sesselreihen, bot das herrliche Gotteshaus einen geradezu idealen Versammlungssaal für solch hohe, übernatürliche Zwecke. Gegen 12 000 Menschen haben in dieser glänzenden Halle Platz, und es gab Versammlungen — so besonders die Hauptversammlung des mit dem Kongresse verbundenen deutschen Sodalentages und die Schlußversammlung des Kongresses —, bei denen das Gotteshaus überfüllt war. Die Salzburger Katholiken schienen mit massenhafter Beteiligung an den Tagungen protestieren zu wollen gegen die kirchenfeindliche Hetze, welche den religiösen Frieden zu stören bezweckt. Darüber wie über das trotz aller Schwierigkeiten glückliche Zustandekommen des Weltkongresses wird sich niemand so sehr gefreut haben wie der greise Oberhirt unserer Diözese und Protektor des Kongresses. Wo immer man des Kardinal-Fürsterzbischofs Dr. Katschthaler ansichtig wurde, sah man Tränen der Freude und der dankbaren Ergriffenheit auf dem lieben milden Antlitze. Fürwahr, es ist kein Wunder, daß all die fremden Marienkinder zu diesem so hoch in der Kirchengewalt stehenden Marienkinde eines tirolischen Bauerndorfes[1]) mit derselben herzinnigen Verehrung hinaufsahen, deren sich der Kardinal bei seinen Salzburger Diözesanen widerspruchslos erfreut.

[1]) Kardinal Katschthaler wurde am 29. Mai 1832 im Dorfe Hippach im Zillertal geboren. Er ist der 9. Kardinal und der 70. Erzbischof Salzburgs.

Am Sonntag (17. Juli) wurde die mit dem Kongresse verbundene marianische Diözesanausstellung im Abteisaale zu St. Peter eröffnet, die zwar nicht sehr reichhaltig, dafür aber von hohem künstlerischen Werte war. Im Studiengebäude der ehemaligen Benediktiner-Universität war eine religiöse Kunstausstellung untergebracht, in welcher besonders die Werke Gebhard Fugels-München und des Tiroler Bildhauers Bachlechner in Hall Interesse erregten. Am Abend desselben Tages fanden sich schon mehrere hundert Sodalen zu einer Begrüßungszusammenkunft im großen Saale der Petersstiftkellerei ein, bei welcher Stadtpfarrer Knebel-Mannheim und Kapuzinerpater Gaudentius-Altötting den Humor zur Herrschaft brachten. Der 18. Juli sah den Beginn des Weltkongresses. Sämtliche Kirchenglocken läuteten ihn ein, in hellen Scharen strömten die Teilnehmer zum Dom. Nach Tausenden stand das Volk auf dem Domplatze, um wenigstens den Einzug des Episkopates zu sehen. An dem Haupttore des Doms erwarteten den Kardinal-Protektor die Domgeistlichkeit und die Wichschargierten von zwanzig katholischen Studentenverbindungen, welche den Kirchenfürsten zum Hochaltar begleiteten, wo er die neue, von den 500 Mann stark gekommenen bayerischen Sodalen nach Salzburg gebrachte Kongreßfahne mit dem Bilde der Unbefleckten weihte. Als er darauf die Präsidiumstribüne bestieg, sah er auf der Tribüne gegenüber die Bischöfe von Wien (Coadjutor Nagl), Olmütz, Görz, München, Passau, Linz, Trient, Brixen, Gurk, Seckau, Marburg, Laibach, Spalato, Königgrätz, Budweis, Siebenbürgen, Kaschau, Trivento, Nepi und Sutri, Gran; ferner Vertreter der Bischöfe von Mecheln, Utrecht, Brünn und Noto (Sizilien). Das Kaiserhaus war vertreten durch die Großherzogin-Witwe Alice von Toscana und Erzherzogin Marie Christine, die Spitzen der weltlichen Behörden durch Landespräsident Graf Schaffgotsch, Landeshauptmann Prälat Winkler, Bürgermeister Berger. In großer Zahl nahm auch der kath. Adel Oesterreichs und Deutschlands, besonders Bayerns, an der Versammlung teil.

Als Protektor eröffnete Kardinal Katschthaler die Versammlung und begrüßte die Marienverehrer aus allen Kronländern Oesterreichs, aus dem Deutschen Reiche, aus der Schweiz, aus Russisch-Polen, Italien, Frankreich, Belgien, Holland, England, Ungarn, Kroatien usw. Salzburg Stadt und Land ist, wenn auch nicht groß an räumlicher Ausdehnung, so doch durch jahrhundertlange innige Marienverehrung würdig, die Stätte eines Marianischen Weltkongresses zu sein. — Ins Präsidium wurden gewählt: Fürstbischof Dr. Napotnik von Marburg, Fürst Alois Löwenstein, Prinz Dr. Eduard Auersperg, Graf Somssich (Ungarn), Dr. Graf Jaroslaw Thun. Der Präsident, als glänzender Redner bekannt (er beherrscht trotz seiner slovenischen Nationalität die deutsche Sprache tadellos), hielt dann eine markige Begrüßungsansprache; als er darin den freisinnigen Bürgermeister Berger von Salzburg erwähnte, ging ein brausender Beifallssturm durch die Kirche. (Die Katholiken Oesterreichs sind es gewohnt, daß bei ihren Tagungen freisinnige Stadtoberhäupter sich nicht blicken lassen, wenn sie auch den Kneipfestlichkeiten kleinerer nationalfreisinniger Vereinigungen oft beiwohnen. Da der in seiner großen Mehrheit freisinnige Gemeinderat den Kongreß auch finanziell unterstützt hatte, war es doch selbstverständlich, daß der Bürgermeister an einer so glänzenden Tagung teilnahm, welche für die Stadt auch einen ganz bedeutenden wirtschaftlichen Erfolg bedeutet.) Die Internationalität des Kongresses trat durch die weiteren Begrüßungsredner zutage: Fürst Löwenstein für Deutschland, Prälat

Mehler für Bayern (er heftete ein herrliches weiß-blaues Fahnenband als Bayerngeschenk an die Kongreßstandarte), Monsignore Bauron für Frankreich, Bischof Pietropaoli von Trivento für Italien, Pfarrer Eppnik von Groningen für Holland, Domherr Gonzalo Sanz aus Salamanca für Spanien, Pfarrer Jaszinski für Polen, Bischof Graf Majlath für Ungarn, Bischof Dr. Doubrava für die Tschechen, Bischof Jeglic für die Slovenen und Bischof Dr. Nakic für die Kroaten. — Nachdem ein Huldigungstelegramm an Papst Pius X. und ein Glückwunschtelegramm an Kaiser Franz Josef I. nach Ischl zu dessen achtzigstem Geburtstage (18. August) abgeschickt worden war, wurde mit dem wunderlieblichen „O sanctissima“ die Eröffnungsversammlung geschlossen.

Die beiden folgenden Tage wurden sowohl vom Kongreß wie vom Sodalentage eingehenden Arbeiten in den Sektionen gewidmet. Am 19. Juli abends hielt im Dom der Sodalentag seine Festversammlung mit zündenden Reden des Ministers a. D. Dr. Ebenhoch und Stadtpfarrers Knebel-Mannheim; daran schloß sich die erste öffentliche Kongreßversammlung mit Ansprachen des Fürsterzbischofs Dr. Bauer-Olmütz, des Domherrn Gonzalo Sanz aus Salamanca (ein kleines Meisterwerk der Beredsamkeit), des Benediktiners Grafen Galen aus Emaus bei Prag und des bayerischen Landtagsabgeordneten Freiherrn von und zu Franckenstein. Es war geplant gewesen, an diesem Abend einen Lampionzug durch die Stadt zu veranstalten und mit einer Marienhuldigung auf dem Domplatz zu schließen. Ein heftiger Gewitterregen machte den Plan zu Schanden. Dafür gestaltete sich die Huldigung am Abend des 20. Juli um so imposanter. Von der Kollegienkirche zog eine Marienprozession von 6000 Teilnehmern zum Dom, zur letzten Kongreßversammlung. Hier wurden die in den Sektionen gefaßten Beschlüsse offiziell angenommen. Es hielten Ansprachen Msgr. Kleißer-Freiburg in der Schweiz, Msgr. Bauron-Lyon, P. Fischer-Wien, Präsident Fürstbischof Dr. Napotnik und Kardinal Katschthaler. Der nächste Kongreß wird 1912 in Reims tagen. Nach der Versammlung fand dann die Huldigung vor der Marienstatue statt, wobei Weihbischof Dr. Kohl-Gran die Huldigungsrede hielt.

Der nächste Tag (21. Juli) sah eine katholische Demonstration, wie sie Salzburg kaum je erlebt haben dürfte: 15,000 bis 18,000 Katholiken wallfahrteten auf den Berg nach Maria Plain. Die Bischöfe Baron Ow-Passau, Schuster-Seckau und Hittmayer-Linz hatten vorher im Dome 2500 Generalkommunionen ausgeteilt, Bischof Doubrava-Königgrätz führte die Wallfahrt, Erzbischof Dr. v. Bettinger-München hielt im Freien vor der Kirche die Festpredigt, und Kardinal Katschthaler erteilte den päpstlichen Segen. Damit war der offizielle Teil des Kongresses beendigt.

Abends fanden zahlreich besuchte und mit trefflichen Ansprachen gewürzte Abschiedsfeiern statt und am 22. Juli pilgerten noch 600 Kongressisten nach Altötting, dem uralten salzburg-bayerischen Marienheiligtum.

* * *

Den ganzen herrlichen Verlauf der katholischen Manifestation störte kein Unfall, kein Mißton. Nur das die Störung des konfessionellen Friedens und den Abfall vom katholischen Glauben betreibende antiklerikale Kartell bemühte sich, den Frieden der Kongreßstadt zu stören, indem es für den Abend des 19. Juli eine Protestversammlung einberief, in welcher neben dem in allen besonnenen Kreisen längst abgetanen Wahrmund ein halbes Dutzend Apostaten Hetzreden hielten. Sie beschlossen auch, ein Schreiben „an Herrn Sarto in Rom vulgo Pius X.“ zu schicken, welches vielleicht in die Kneipzeitung einer alldeutschen Saufverbindung passen könnte und daher den ganzen sittlichen Tiefstand des lutherischen Hetzkartells erkennen läßt. Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß sich die anständigen Kreise der Bürgerschaft (wie gewöhnlich) von dieser Versammlung fernhielten, die halbwüchsigen Buben, Genossen und Genossinnen bildeten mehr als Vierfünftel der Versammlung. Die Bürgerschaft der Stadt, welche sich auch des materiellen Erfolges des Kongresses freute, wird sich jetzt noch mehr als bisher von der antiklerikalen Hetzerei fernhalten.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Eine Wahlblamage des bayerischen Liberalismus.

Durch den Scheinerfolg im niederbayerischen Landtagswahlkreise Regen war den vereinigten Liberalen und Freisinnigen in Bayern der Kamm derart geschwollen, daß sie bereits von einer Eroberung ländlicher Wahlsitze des Zentrums träumten. In ihrem Größenwahn übersahen sie die eigenartige Struktur des Wahlkreises Regen, in welchem der Eigenbrödler Dr. Ratzinger lange Jahre seine Triumphe feierte, bis nach seinem Tode das Zentrum wieder obenauf kam. Ein paar tausend liberale Eintagsstimmen in einem von jeher so unsicheren Kanton sind noch längst keine Mehrheit. Jungliberale und freisinnige Führer glaubten aber allen Ernstes, den ersten Anlauf in Regen bei der Ersatzwahl im Landtagswahlkreise Aichach zu einem kompletten Siege steigern zu können. Um so lächerlicher wirkt die in Zahlen ausgedrückte Niederlage! Das Zentrum erzielte mit dem Bauernvereinssekretär Melchner 7077 Stimmen, während die Liberalen 921, die Bauernbündler 1110, die Sozialdemokraten 957 Stimmen erhielten. Die liberale „Allgemeine Zeitung“ spricht offen aus, was die anderen liberalen Blätter verschweigen: „Sehr bedauerlich ist der Mißerfolg der Liberalen, umso bedauerlicher, als die Fortschrittliche Volkspartei den Wahlkreis wochenlang aufs intensivste bearbeitet hatte. Das Ergebnis dürfte eben doch zeigen, daß mit einer radikalen, antiklerikalen Agitation allein noch nicht allzuviel erreicht ist, und daß die Macht des Zentrums auf dem Lande durch Reden nicht zu erschüttern ist.“ Die „Deutsche Tageszeitung“ hält den Liberalen mit Recht vor, daß die Steuerhetze, welche sie mit so wütendem Eifer betrieben, nicht ihnen, sondern nur den Sozialdemokraten zugute gekommen ist, die ihre früheren Stimmen fast verdoppelten. Bei dieser Gelegenheit sei auch ein äußerst bezeichnendes Wort der sozialdemokratischen „Münchener Post“ (No. 170 vom 25. Juli) verzeichnet, welche am Schlusse eines „Bassermann“-Artikels mit zynischer Offenheit schreibt: „Der Uebergang einer stattlichen Reihe nationalliberaler Mandate in sozialdemokratischen Besitz wird sich auf keinen Fall vermeiden lassen. Ersatz könnte nur durch einen konzentrischen Angriff auf die konservativen Stellungen gewonnen werden.“

Gärung bei den Nationalliberalen, Gärung bei den Sozialdemokraten.

Arbeit macht das Leben süß, auch das Parteileben. Diejenigen Parteien, welche die schwere Arbeit der Finanzreform geleistet und dadurch eine infernale Hetze sich auf den Hals gezogen haben, befinden sich verhältnismäßig wohl; bei den glorreichen Steuerverweigerern sind die häuslichen Krisen in Permanenz. Neben den Zwiespalt im nationalliberalen Lager ist neuerdings wieder der alte revisionistisch-radikale Streit in der sozialdemokratischen Partei getreten. Den inneren Zusammenhang der beiden Krisen findet man in der Großblockpolitik. Gegen die Großblocktaktik macht einerseits der rechte Flügel der Nationalliberalen, anderseits der linke Flügel der Sozialdemokratie Front.

Auf der nationalliberalen Seite haben neuerdings verschiedene Anzeichen die Hoffnung erweckt, daß die Besonnenheit Boden gewinne. Die von der parteiamtlichen Korrespondenz ausgegebene und von den Offiziösen sofort aufgegriffene Parole der „Zusammenfassung aller positiv schaffenden Kräfte“ haben wir schon vor 14 Tagen an dieser Stelle erwähnt. Inzwischen kam das Gerücht hinzu, Herr Bassermann, der Führer der Partei, wolle nicht wieder kandidieren. Die Einen erklärten das Ruhebedürfnis Bassermann's aus dem drohenden Uebergewicht der ihm unsympathischen versöhnlichen Richtung, andere wiesen darauf hin, daß er um einen sicheren Wahlkreis in steigender Verlegenheit sei. An dritter Stelle wurde die Vermutung ausgesprochen, daß der ehrgeizige Führer die Ankündigung seines Rücktritts als Pressionsmittel benützen wolle. Mit der letzteren Ansicht schien die auffällige Schweigsamkeit des Herrn Bassermann sehr gut zu harmonieren. Die Zugeknöpftheit war so zähe, daß sogar der nationalliberale Verein von Breslau durch zwei vorsitzende Professoren den „unentbehrlichen“ Führer zur Dementierung der Gerüchte öffentlich auffordern zu müssen glaubte. Bald darauf gab Herr Bassermann ein eigenartiges Lebenszeichen von sich, indem er in Berlin erschien und dem Herrn Reichskanzler seine Aufwartung machte. Ein Abschiedsbesuch oder ein Versöhnungsfest? Ein rechtsstehendes Blatt bemerkte, Herr Bassermann kenne den

Weg zum Reichskanzlerpalais so gut, daß es durchaus nicht auffallend sei, wenn er auch in den parlamentarischen Ferien dort einmal vorspreche. Aber die „Deutsche Zeitung“ brachte die bestimmte Nachricht, zwischen dem Reichskanzler und Herrn Bassermann sei bereits die feste Verabredung getroffen, daß Herr Bassermann im Reichstage und an der Spitze der Partei bleibe; die Partei solle jetzt Herrn Bassermann einen Wahlkreis verschaffen. Wer politische Preisrätsel zu knacken liebt, hat hier den schönsten Stoff. Ist Herr Bassermann gouvernemental geworden, oder ist die Regierung nationalliberal geworden? Will Herr v. Bethmann Hollweg die Oberleitung der nationalliberalen Partei in die Hand nehmen, oder hat er sich unter das Patronat des nationalliberalen Parteichefs geflüchtet? Bisher war man allgemein der Ansicht, daß gerade Herr Bassermann die Unversöhnlichkeit gegenüber den Konservativen und dem Zentrum verkörpere. Sollte er nunmehr erkannt haben, daß die Einheit und die Zukunft seiner Partei nur durch Einlenken zu retten ist, so würden wir nichts dagegen haben, wenn Herr v. Bethmann dem heimgekehrten Sohne seine Arme öffnet; es frägt sich nur, welches Kalb bei dieser Versöhnungsfeier geschlachtet werden soll. Herr Bassermann hatte bisher in Wort und Tat die Ansicht vertreten, daß seine Partei der „Kern“ der regierenden Mehrheit sei und dem Liberalismus der Löwenanteil an der politischen Ausbeute gebühre. Dazu mag er ja zur Zeit des liberalisierenden Bülow wohl Veranlassung gehabt haben; ebenso mag seine Politik des Aergers und Zornes erklärlich sein angesichts der Blockkatastrophe, die mit einem Schlage der liberalen Vorherrschaft ein Ende machte. Nun frägt es sich aber, ob er wirklich zu dem Entschlusse gelangt ist, die Gleichberechtigung aller positiv schaffenden Parteien anzuerkennen, also sowohl mit den Konservativen, als auch mit dem Zentrum in ehrlicher Arbeitsgemeinschaft die Geschäfte des Reiches und des Staates zu fördern. Die Zentrumspartei ist für das Einschalten und nicht für das Ausschalten; also wäre es uns erwünscht, wenn es Herrn von Bethmann gelingen sollte, mit Hilfe des gebesserten Bassermann die ganze nationalliberale Partei zur Mitarbeit zu gewinnen. Wie die Herren mit den Jungliberalen fertig werden wollen, ist uns freilich noch nicht klar. Diese Elemente haben sich förmlich verbissen in den Gedanken, durch den Großblock der Linken den sog. schwarzblauen Block und die Regierung niederzuzwingen, und die Herrschaft für den Liberalismus mit Gewalt zu erringen. Die badischen Liberalen schwelgen in den „Erfolgen“ ihres Großblocks, seitdem die Sozialdemokraten im dortigen Landtag ihnen den Gefallen getan haben, für das Budget zu stimmen und beim Hoch auf den Großherzog stehen zu bleiben. Diese billigen Artigkeiten sollen den Beweis liefern, daß die Sozialdemokratie sich zu einer positiven Reformpartei gemausert habe. Hat doch sogar der badische Minister v. Bodman öffentlich und amtlich (unter Zustimmung des Thronfolgers) der Sozialdemokratie das Zeugnis ausgestellt, daß sie im Kern eine brauchbare Vertretung des Arbeiterstandes sei. Die verführerische Haltung der Roten in Baden hat nun den lebhaften Widerspruch der radikalen Richtung in der sozialdemokratischen Parteileitung in Berlin hervorgerufen. Der Verstoß gegen die Grundsätze und die Beschlüsse des roten Parteitages soll auf dem nächsten Parteitag in Magdeburg vor Gericht gezogen werden. Aus dieser Drohung ersieht man, daß die Sozialdemokratie an ihrer alten Arbeitsmethode festhalten will: auf den Parteitagen wird regelmäßig ein Ketzergericht abgehalten mit so viel Kraft und Zeitaufwand, daß für das Wohl der Arbeiterklasse nichts übrig bleibt. Die Eigentümlichkeit dieser geräuschvollen Ketzergerichte besteht nun eben nach den Erfahrungen der letzten Jahre darin, daß man eine hübsch stilisierte Resolution faßt, aber den sogenannten Revisionisten tatsächlich kein Haar krümmt. Die Liberalen, die sich aus Zentrumsangst mit den Roten verbünden, besorgen die Geschäfte der Umsturzpartei. Und zwar so erfolgreich, daß der Parteitag in Magdeburg mit Blindheit geschlagen sein müßte, wenn er die hinterlistige Aktion der Genossen in Baden, Württemberg, Bayern und Sachsen ernstlich verhindern wollte. Es gibt zwar eine Gruppe von Fanatikern in der sozialdemokratischen Partei, die jede Abweichung von der Marxschen Offenbarung und von dem geraden Wege der revolutionären Gewaltpolitik für ein unerträgliches Verbrechen hält. Aber diese Gruppe der „Unentwegten“ hat in den letzten Jahren nur in der Theorie der klangvollen Resolutionen ihre Genugtuung erhalten, während die Mehrheit, auch der greise Häuptling Bebel, in der Praxis fünf gerade sein ließen. Man treibt eine Politik à deux mains, kehrt bald die revolutionäre Faust und bald den opportunistischen Handschuh heraus, wie es gerade zur Erreichung von möglichst viel Stimmen und Mandaten zweckmäßig erscheint.

Auch die Sozialdemokratie betreibt die Sammlungskunst, und angesichts der nächsten Reichstagswahlen hat sie allen Anlaß dazu. Es gilt einerseits, die Mitläufer wieder zu gewinnen, die 1907 sich auf die Blockseite locken ließen und anderseits für die Stichwahlen sich möglichst viel liberale Hilfsstimmen zu sichern. In letzterer Hinsicht glaubt man die gesamte Fortschrittspartei schon sicher zu haben und rechnet auch auf den „jungen“ Teil des Nationalliberalismus sowie auf die Gefolgschaft des Evangelischen Bundes, dessen konfessionelle Hetze ja auf die Parole „Lieber rot, als schwarz oder schwarzblau“ hinausläuft.

Daraus ergibt sich, daß die Gegner der Umsturzpartei auf die häuslichen Auseinandersetzungen in dem roten Lager keine Hoffnung setzen dürfen, und es ergibt sich ferner, daß zu der Arbeitsgemeinschaft der positiv schaffenden Parteien nur diejenigen gehören, die entschlossen sind, bei den Wahlen der Sozialdemokratie jede unmittelbare oder mittelbare Unterstützung zu verweigern und die Solidarität der bürgerlichen Parteien zu betätigen. Darum kann man an die Bekehrung und das Ralliement der nationalliberalen Partei erst dann glauben, wenn der „unentbehrliche“ Bassermann und seine Gefolgschaft die ganze Großblocktaktik rückhaltlos aufgeben. Ob Herr von Bethmann Hollweg seine Schützlinge schon so weit erzogen hat?

Regierung und Sozialdemokratie in Baden.

Von Heinrich Köhler, Karlsruhe.

Die politischen Verhältnisse des Badenerlandes haben schon häufig die Aufmerksamkeit weitester Kreise erregt, und sie haben unserem Lande ja auch den Titel eines „Musterlandes“ eingebracht. Auch in diesen Tagen blickt die ganze politische Welt wieder auf das Musterland, insbesondere auf das Verhältnis zwischen Regierung und Sozialdemokratie, wie es sich in den letzten Stunden des am 16. Juli geschlossenen Landtags der Oeffentlichkeit gezeigt hat.

Dem aufmerksamen Beobachter ist es schon längst kein Geheimnis mehr, daß die Stellung der Regierung zur Sozialdemokratie keine einheitliche und klar umschriebene ist. Es soll dabei nicht erinnert werden an den Anteil, den der frühere Minister des Innern, Exzellenz Schenkel, an der Bildung des Großblocks im Jahre 1905 hatte, und der ihn bekanntlich sein Portefeuille kostete, während der Staatsminister sich halten konnte. Bei der allgemeinen Finanzdebatte im Januar ds. Js. sprach der Ministerpräsident, Frhr. von Dusch, scharf gegen die Sozialdemokratie und ihre Bestrebungen; er bedauerte die erneute Schließung des Großblockabkommens und die Wahl eines sozialdemokratischen Vizepräsidenten. Anders das Mitglied der Regierung Frhr. v. Bodman, Minister des Innern: Er hatte seinerzeit schon sofort nach der Wahl des Sozialdemokraten zum I. Vizepräsidenten der Kammer seinen Platz an der Ministerbank verlassen und dem „roten Vize“ durch Händedruck zur neuen Würde gratuliert; er fand auch bei der Finanzdebatte wärmere Töne für die Sozialdemokratie, als der Ministerpräsident. In aller Erinnerung ist dann noch die unwidersprochen gebliebene Darstellung der Presse der Rechten, daß der Minister Ende April ds. Js. ein parlamentarisches Souper gegeben habe, zu dem die Sozialdemokraten keine Einladungen erhalten hätten. Auf nachträgliche energische Beschwerde des sozialdemokratischen Führers Dr. Frank habe der Minister dann alsbald einen — weitern — Bierabend angesetzt, zu dem auch die Sozialdemokraten eingeladen worden und natürlich auch erschienen seien. Es ist dies die unter dem Namen „Sühnebierabend“ bekannt gewordene Veranstaltung, die den Zweck hatte, die Sozialdemokraten wieder zu versöhnen.

Welch großen Wert der Minister aber auf die Mitarbeit der Sozialdemokratie legt, das bewies sein Auftreten in der 1. Kammer am Mittwoch, den 13. Juli. Der Abgeordnete Frhr. von Stotzingen kam in seiner Rede über die Gemeindegesetzreform auch auf die Sozialdemokratie in Baden zu sprechen, die hier innerhalb 20 Jahren um 614% zugenommen habe, während der Reichsdurchschnitt nur 320% betrage. Ueber die Gründe dieser überaus starken Zunahme sagte er dann wörtlich:

„Die Gründe sind nun wohl verschiedener Art, aber einer derselben ist zweifelsohne darin zu finden, daß das Streben der

Sozialdemokratie, ihre wahren Endziele zu verschleiern, die breiten Volksmassen über ihren wahren Charakter zu täuschen, durch das Verhalten in Baden gegenüber der Sozialdemokratie, durch das Entgegenkommen, durch die Konzessionen aller Art wesentlich erleichtert wurde. In breiten Kreisen ist die Scheu vor den Männern des Umsturzes verloren gegangen."

Er verglich dann noch das Auftreten des Revisionismus mit einer schleichenden Krankheit.

Diese Ausführungen riefen den Minister von Bodman auf den Plan. In der vorhergehenden Sitzung hatte er schon davon gesprochen, daß man die Sozialdemokraten versöhnen und zur Liebe zur Heimat zurückführen werde, wenn man ihnen die Möglichkeit zu einer gedeihlichen Mitarbeit gebe. Jetzt verstärkte er diese Ausführungen, indem er einerseits dem Zentrum die Schuld daran gab, daß die bürgerlichen Parteien sich nicht rechtzeitig zum gemeinsamen Kampfe gegen die Sozialdemokratie gefunden hätten, anderseits folgende Lanze brach für die Sozialdemokraten:

„Die Bewegung der Sozialdemokratie kann man doch nicht schlechthin als eine Krankheit bezeichnen. Sie ist in ihren Zielen, soweit sie auf Abschaffung der Monarchie und auf die Umgestaltung unserer ganzen Gesellschaft, auf die Vergesellschaftung des kapitalisierten Eigentums usw. gehen, gewiß zu bekämpfen und kann in einem gewissen Sinne als utopistisch und vielleicht auch als eine Krankheit bezeichnet werden. Sie ist aber außerdem eine großartige Arbeiterbewegung zur Befreiung des vierten Standes, zur Emporhebung der großen Massen der Arbeiter, die mitarbeiten wollen im Staatsleben, die sich betätigen wollen, und in dieser Beziehung muß man ihnen entgegenkommen."

Dieses Bekenntnis zum Großblock ist die Sensation des Tages. Der derzeitige Ministerpräsident Frhr. von Dusch schweigt, der politische Minister eines monarchischen Staates aber macht derartige Ausführungen über den Todfeind dieses Staates! Müssen solche Ansichten nicht den politischen Sinn tausender von Wählern verwirren, kann es da noch wundernehmen, wenn der Geist der Sozialdemokratie immer mehr Anklang findet bis in die höchsten Kreise des Landes hinein, wenn man mit ihr fraternisiert unter der Formel „Heranziehung zur Mitarbeit", „großartige Arbeiterbewegung" usw. Gewiß, der Minister ist nicht in allweg einverstanden mit den sozialdemokratischen Bestrebungen, er führt auch einzelne an. Aber da fällt allgemein auf, daß er eines Faktors mit keinem Worte gedenkt, der doch immer noch eine große bedeutende Rolle spielt in der Menschheit, und der von der Sozialdemokratie geradezu fanatisch bekämpft wird: es ist die christliche Religion. Wir möchten meinen, ein Staatsmann, der die überaus wertvollen und mächtigen Kräfte des Christentums nicht beachtet und in seine Rechnung stellt, befände sich auf dem Wege des verhängnisvollsten Irrtums.

Die Sozialdemokratie ist natürlich glücklich ob der ministeriellen Freundschaft und Anerkennung, sie weiß beides zu schätzen. Sie sprach andern Tags ihren Dank aus, indem sie unter besonderem Hinweis auf „die politische Situation, wie sie sich in der letzten Zeit gestaltet habe", dem Finanzgesetz zustimmte, indem weiter neun ihrer Vertreter dem feierlichen Landtagsschluß anwohnten und sich sogar beim Hochruf auf den Landesherrn nicht entfernten, indem sie ferner einwilligte, daß ihre zwei Vertreter im Kammerpräsidium sich an der Gratulation des Präsidiums anläßlich der silbernen Hochzeit des Großherzogs beteiligen und den Gang ins Schloß machen. Den Minister von Bodman lobt sie natürlich über alle Maßen: er sei der weitaus tüchtigste und begabteste unter den badischen Ministern. Wohl spreche er manchmal noch gegen die Sozialdemokratie; das komme zunächst daher, daß er noch das Bleigewicht veralteter Traditionen am Beine schleppe, dazu komme dann weiter „die zweifellos schwierige Stellung, die er in der gegebenen politischen Situation der Krone gegenüber hat." Das müsse man alles kennen, wissen und berücksichtigen, wenn man die oft widerspruchsvolle Haltung des Ministers verstehen und begreifen wolle! Daß ist gewiß sehr deutlich. Ob dem Herrn Minister eine derartige Begründung seiner Haltung sonderlich zusagt, vermögen wir allerdings nicht zu entscheiden. Die Sozialdemokratie versichert ihn ihres Vertrauens und weist darauf hin, daß sie ihn durch ihr Verhalten vor dem Sturze bewahrt habe! „Sozialdemokratische Ministerstützen" schreibt die Zentrumspresse.

Man ist stolz in Regierungskreisen auf diesen Erfolg, man jubiliert insbesondere in der nationalliberalen Presse. „Der rote Schrecken ist im Lande Baden überwunden," der große Wurf ist gelungen, so tönt's aus dem nationalliberalen Blätterwald. Und sie haben recht, der rote Schrecken ist überwunden, das zeigten schon die letzten Wahlen, das wird noch besser zeigen das Ergebnis der kommenden. Der rote Schrecken wird überwunden sein bei tausenden von bisher nationalliberalen Wählern, die bisher noch Bedenken trugen, sozialdemokratisch zu wählen. Schritt für Schritt ist die nationalliberale Partei auch seit Bestehen des Großblocks zurückgegangen, mit 17 Mandaten steht sie heute an dritter Stelle bezüglich der Parteistärke. Und die Sozialdemokratie? Auch sie ist stolz auf die Erfolge ihrer Taktik, die ihr die Gewogenheit höchster Kreise gebracht, die es erreicht hat, daß man dort den „roten Schrecken" verlacht und an eine Gefährlichkeit der „revisionistischen Sozialdemokratie" nicht mehr glaubt, trotzdem die Sozialdemokratie offen folgende Erklärung für ihre Taktik in der Presse abgibt:

„Nicht um auf die Eroberung der politischen Macht zu verzichten und sich mit der heutigen Gesellschaftsordnung auszusöhnen, hat die badische Partei diese unbestritten erfolgreiche Taktik eingeschlagen, **sondern um die Eroberung der politischen Macht** und damit die Ueberwindung des kapitalistischen Klassenstaates zu **beschleunigen!**"

Nicht um das Ziel, sondern um den Weg handelt es sich. Also! Und den Weg mit der Regierung zurückzulegen, hält die badische revisionistische Sozialdemokratie für angenehmer, als gegen diese. Seit einer Woche erläutert der sozialdemokratische Abgeordnete Kolb Tag für Tag in der Presse, daß es nur taktische Gründe seien, welche die badischen Genossen die Regierung derart unterstützen ließen. „Es ist zum Heulen und zum Schreien, daß wir gezwungen werden, urbi et orbi die Gründe für unsere Taktik darzulegen, aber unsere norddeutschen Parteiorgane zwingen uns dazu", so ruft er verzweifelt aus, da er seine Karten aufdecken muß, um sich zu rechtfertigen. Aber ob dieser Bekenntnisse haben die badischen Sozialdemokraten nichts zu fürchten. Die Verblendung ist unglaublich groß. Die Sozialdemokratie weiß das; sie hat diesen Faktor in ihre Rechnung eingestellt; sie weiß, daß in einflußreichen Kreisen die Parole lautet: Lieber rot als schwarz. Die Zentrums-, die Katholikenscheu regiert die Stunde in Baden, das ist der Schlüssel zum Verständnis dieser in einem monarchischen Staate geradezu unglaublichen Politik, bei welcher der sozialdemokratische Abgeordnete Dr. Frank den Ton angibt. Wie der Landesherr über diese Politik denkt, werden die nächsten Wochen schon zeigen, die eine durchgreifende Aenderung in der Besetzung der Ministerien bringen werden! Der Großblock hat seine Kandidaten nominiert — —!

* * *

Unter der Ueberschrift „Die Sozialdemokratie — eine republikanische Partei" gibt die nationalliberale „Augsburger Abendzeitung" (Nr. 202 vom 24. Juli 1910) der badischen Regierung und den badischen Nationalliberalen nachstehende Nuß zu knacken:

„Wer dem Wahne sich hingibt, daß mit der Zeit die Sozialdemokratie zu einer wenn auch radikalen, so doch auf dem Boden der heutigen Staats- und Gesellschaftsordnung stehenden Reformpartei sich entwickeln werde, sollte einmal mit Verständnis eine Reihe von Aufsätzen lesen, die soeben in der in Erfurt erscheinenden sozialdemokratischen „Tribüne" erschienen. In den Aufsätzen (Nr. 165 vom 7. Juli 1910) wird über die „groteske Farce" gehöhnt, daß die sozialdemokratische Kammerfraktion in Baden ihr revolutionäres antimonarchisches Parteiprogramm auf den Kaffeetisch ihres Großherzogs als Geburtstagsgeschenk niedergelegt habe, und die sozialdemokratische Partei aufgefordert, nunmehr ganz offen und systematisch das Proletariat zum republikanischen Bekenntnis zu erziehen. Es heißt dann wörtlich: „Die sonnenklare Agitation für die Republik, für die „Republique sans phrase", muß neu belebt werden. In jedem Arbeiter und zweimal in jedem parlamentarischen Vertreter des Proletariats muß das republikanische Bewußtsein und der republikanische Trotz ständig so wach sein, daß er allen monarchischen Kundgebungen, wo und wann sie auftauchen, mit kühlem Lächeln die Stirn bietet. Die Sozialdemokratie darf ihre Idee von der Staatsform der Zukunft nicht wie ein illegitimes Kind errötend hinter ihren Röcken verbergen. Sie ist republikanisch vom Scheitel bis zur Sohle. „Und was sie ist, das wage sie zu scheinen"!" — Das ist wenigstens ehrlich gesprochen, und so und nicht anders ist die Sozialdemokratie von jedem wirklichen Kenner auch stets bewertet worden: als eine antimonarchische, republikanische Partei, die ihren Frieden mit dem Bestehenden gar nicht machen kann, wenn sie sich nicht selbst aufgeben will.

Didascalia.

Zur Sammelparole Bethmann Hollwegs.

Von Chefredakteur Max Roeder, Aachen.

„Sammlung aller positiv schaffenden Elemente", so lautet die Wahlparole des Philosophen von der Wilhelmstraße, eine Parole, weit dem Begriffe nach, aber ebenso unklar und unentschieden, wie des Reichskanzlers Haltung in manch anderer wichtigen Sache. Eine strenge Verbalinterpretation führt zu einem von Herrn von Bethmann gewiß nicht gewollten Ergebnis; seine Wahlparole schlösse schlechterdings den Blockliberalismus von dieser Sammlung aus. Denn wer behaupten will, dieser gehöre zu den positiv schaffenden Elementen, der zeigt, daß er die politische Entwicklung der letzten Jahre absolut nicht kennt. Die Kehrseite: Zu den „positiv schaffenden Elementen" gehört auch das Zentrum, das mit guten Gründen die Anerkennung seiner Mitarbeit fordert. Wer also glaubt, die Wahlparole der Regierung wolle das Zentrum von der positiven Union Bethmanns ausschließen, hat nicht weniger Gründe für seine Annahme, als jener, der in dieser Sammlung eine neue Blockparole erblickt. Man sieht: Herr von Bethmann Hollweg steht an der Majorsecke. Ein anderer vor ihm hatte schon zu einer Sammlung aller bürgerlichen Parteien — übrigens eine viel klarere Parole — aufgerufen. In der Stunde der Entscheidung, beim schlechtberatenden Sylvesterpunsch, drehte sich das Blatt. Gegen Zentrum, Sozialdemokratie, Polen und Welfen ging die Attacke, die den Führer auf dem Kampfplatz ließ. Es kann eben jemand ein ganz guter Reichskanzler sein, ohne ein kluger Stratege zu sein. Dem Zentrum galt in der Dezembernacht der Stoß; er ging fehl. Diesmal ist's auf die Sozialdemokratie abgesehen. Als ob die Angstparole einer bangen Stunde nicht schon den Mißerfolg in sich trüge! Zur Bekämpfung der Sozialdemokratie bedarf es wahrhaftig anderer Mittel. Der Regierung allerdings blieben sie bis zur Stunde verborgen. Jetzt, da die nüchterne Statistik für die nächsten Reichstagswahlen eine dreistellige rote Zahl herausrechnet, jetzt ertönt wieder der Angstruf: Major Bethmann läßt zum Sammeln blasen. Die Revue dürfte ihn kaum befriedigen.

Bei den Getreuesten der Getreuen herrscht planlose Unordnung. Einer der Führer ist ohne Korpskommando; der blaue Brief hat ihn erreicht. Zwar ist's nicht neu für Bassermann; durch verschiedene Wahlkreise ist er schon in rascher Folge hindurchgeglitten. Diesmal ist die Stellenlosigkeit des wortgewandten Bülowfreundes von besonderer Bedeutung. Immer weiter nach links drängt die Flut. Und wenn sich der Major-Kanzler diese Truppen besieht, wenn er deren Feldzugspläne im „Berliner Tageblatt" und den gesinnungsverwandten Generalstabs-Papieren verfolgt, dann muß er sich mit stiller Wehmut sagen: sind das die positiv schaffenden Elemente? Wie wird es um den Liberalismus stehen — nach der Schlacht!

Während in Mannheim der Rechtsanwalt Bassermann dem Radikalismus von der eigenen Partei geopfert werden soll, siegt in Karlsruhe der Revisionismus. Baden ist wiederum das „Musterland". Der Liberalismus auf dem Marsche nach links, der Sozialismus auf dem Wege nach rechts. Nicht allzuweit wird der mächtigere Sohn dem gebrochenen Vater entgegengehen. Sie werden sich finden, nicht etwa auf einer mittleren Linie, sondern in den Zelten der revisionistischen Sozialdemokratie. Fuimus Liberales. Haben die Reichstagsersatzwahlen, in denen die rote Fahne von Sieg zu Sieg gerollt ist, vielleicht etwas anderes gelehrt? Und wenn des Major-Kanzlers Blicke dies alles überschauen, muß er sich wiederum fragen: sind das vielleicht die positiv schaffenden Elemente?

Nur zwei Heereskörper stehen ruhig in der Erscheinungen Flucht: Zentrum und Konservative. Nicht Verbündete; zwei Lager, welche die Entwicklung der Dinge selbst einander nähern mußte: das positive Christentum gegen Atheismus und Materialismus; der Wille zu ernster Arbeit für das Volksganze gegen leere Worte und Regierungspolitik. Zwei Parteien, welche der Ernst der Zeit einander genähert, die jedoch in ihrer Eigenart bestehen und bestehen müssen. Wenn es wahr ist, daß die konservative Partei in übertriebener Reaktion nur einseitig die Interessen des Junkertums und des Großgrundbesitzes vertritt, sollten sich denn dann nicht gerade die „Fortschrittler" am meisten freuen, wenn der Geist einer wahren Volkspartei seinen Einfluß äußern kann, wenn ein Tropfen demokratischen Oeles in die enggeschlossene Fuge eindringt? Für das Zentrum zu sorgen, das mag ruhig unsere Sorge sein. Die ganze Zusammensetzung der Partei, deren innerstes Wesen, die traditionelle Vergangenheit — alles garantiert dafür, daß keine einseitige Interessenvertretung hier ihre Heimstätte findet, daß für den Geist der Reaktion da kein Platz ist. Das Zentrum treibt ebenso wenig eine Politik der Phrase, wie eine Vogelstraußpolitik. Die Lage ist ernst genug; die Kämpfe werden heftig werden. Daß das Zentrum unter besonders schwieriger Position zu Felde zieht, wer wollte es leugnen? Wo aber die Aufklärung durchgreift, wo die bessere Einsicht siegt, wo man zielbewußte und erfolgreiche Arbeit zu würdigen weiß, da kann das Zentrum ruhig bestehen. Die Partei eines Windthorst und Ketteler braucht nicht mit der „National-Zeitung" ängstlich zu fragen, wie der Reichskanzler wohl seine Parole interpretiert wissen möchte. Das ruhige Gewissen und das Bewußtsein treuer Pflichterfüllung erübrigt dieses bange Spiel.

„Sammlung aller positiv schaffenden Elemente" — eine hohe und schwere Aufgabe, eines Kanzlers würdig. Wer sie ganz zu lösen vermöchte, verdiente er nicht den Ehrentitel eines pater patriae? Eine hohe und schwere Aufgabe, welche gewiß Unterstützung verdient. Eine hohe und schwere Aufgabe, welche ganz sicher — wenn auch jetzt noch nicht — der Prüfstein für die Kanzlertüchtigkeit sein wird, dann, wenn die Geister am Scheidepunkte stehen. Schon sind Scharen unterwegs zu jenem gewaltigen Markstein. Ob Bethmann Hollweg dieser Aufgabe gewachsen ist? Vor ihm liegt offen die Erfahrung; ein ehrlicher und starker Wille vermag vieles.

Zwanzig Jahre soziale Friedensgerichte.

Von Paul Gießler.

Am 29. Juli 1890 wurde das für das deutsche Wirtschaftsleben segensreich wirkende Gesetz betr. die Gewerbegerichte erlassen. Nach ca. 20jährigen Bemühungen war das Gesetz, das dem sozialen Frieden dienen sollte, zustandegekommen. Große Hoffnungen, die sich auch tatsächlich erfüllten, wurden auf die Wirksamkeit dieses Gesetzes, dem der Vorzug, daß es „aus einem Guße stamme", nachgerühmt wurde, gesetzt. Dasselbe bedeutet zunächst einen wesentlichen Fortschritt in der sozial-politischen Gesetzgebung Deutschlands, die durch die bekannten Februarerlasse Kaiser Wilhelms II. in ein besseres Fahrwasser gelangte. Was jahrzehntelange Bemühungen nicht erreichten, kam nach der kaiserlichen Willenskundgebung in schnellster Weise zustande. Der Gesetzentwurf wurde dem Reichstag am 6. Mai 1890 unterbreitet und schon nach wenigen Wochen konnte das Gesetz verabschiedet werden.

Neben den ordentlichen Gerichten wurden durch das Gewerbegerichtsgesetz Sondergerichte für bestimmte Arten von Streitigkeiten, nämlich solchen, die aus dem Arbeitsverhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitern entstehen, geschaffen; für andere Streitigkeiten sind die Gewerbegerichte nicht zuständig. Die Natur des gewerblichen Arbeitsvertrages erheischte dringend für die aus ihm entstehenden Streitfälle ein Rechtsverfahren, das sachverständig, schnell und billig sein muß; dabei soll der Gang des Prozesses möglichst einfach sein. Um ein sachverständiges Verfahren zu erreichen, wurden Arbeitgeber und Arbeiter, die in direkter Wahl von den Beteiligten zu wählen sind, als Beisitzer berufen. Durch die Mitwirkung dieser Personen, die das Vertrauen der Interessenten genießen, wird erreicht, daß die Urteile dem praktischen Leben angepaßt sind, wie Ortsgebrauch und Verkehrssitte es bedingen.

Bei den Klagen vor den Gewerbegerichten handelt es sich meist um verhältnismäßig kleine Beträge, die aber doch für den wirtschaftlich ungünstig gestellten Arbeiter von Bedeutung sind und demzufolge möglichst schnell entschieden werden müssen. Aus diesem Grunde wurde das Prozeßverfahren beschleunigt — alle Zustellungen und Ladungen erfolgen von Amts wegen, und der Vorsitzende ist angehalten, einen möglichst nahen Termin anzuberaumen. Daß die Gewerbegerichte die in dieser Hinsicht auf sie gesetzten Erwartungen erfüllt haben, zeigt die im Reichsarbeitsblatt veröffentlichte Statistik. Es wurden im Jahre 1908 von 18221 durch Endurteile erledigte Streitfälle 5472 in weniger als einer Woche, 5428 in 1—2 Wochen, 4887 in 2—4 Wochen erledigt und nur 2434 beanspruchten einen längeren Zeitraum. Berücksichtigt man aber, daß von 112281 bei sämtlichen 469 deutschen Gewerbegerichten in jenem Jahre überhaupt anhängig

gemachten Klagen 47 595 durch Vergleiche, 1541 durch Anerkenntnis und 11374 durch Versäumnisurteile, die meist in ein bis zwei Wochen nach der Klageerhebung erfolgten, erledigt wurden, so ergibt sich, daß die Gewerbegerichte eine Schnelligkeit der Rechtsprechung erzielten, welche bei den ordentlichen Gerichten niemals möglich gewesen wäre.

Von wesentlicher Bedeutung für die Rechtsprechung der Gewerbegerichte ist der Umstand, daß diese in allen Fällen, soweit der Betrag von 100 *M* nicht überstiegen wird, endgültig entscheiden; für über diesen Betrag hinausgehende Werte ist Berufung an das Landgericht zulässig. Daß die gewerbegerichtlichen Urteile sich im allgemeinen des Vertrauens der Interessenten erfreuen, beweist die Tatsache, daß in 8574 im Jahre 1908 berufungsfähigen Streitigkeiten nur in 587 Fällen Berufung eingelegt wurde.

Von weit größerer Bedeutung als die direkte Rechtsprechung ist die vermittelnde, versöhnende Tätigkeit, welche die Gewerbegerichte entfaltet haben. Es ist nicht bloß Zufall, daß ca. 45% aller Klagen auf friedliche Weise erledigt wurden, sondern vielmehr den Gerichten zuzuschreiben, deren Vorsitzende durch das Gesetz verpflichtet sind, auf eine gütliche Beilegung des Rechtsstreites hinzuwirken und diesen Versuch in jeder Lage des Prozesses erneuern sollen. Durch diese vermittelnde und belehrende Tätigkeit wurde nicht allein von der Anhängigmachung aussichtsloser Klagen abgehalten und begründete Rechtsansprüche anerkannt, sondern auch in reichem Maße Gesetzeskenntnis in die beteiligten Kreise getragen, die wiederum dazu angetan war, Streitigkeiten zu verhindern. Die Tatsache, daß in den letzten Jahren eine Stagnation in der Zahl der anhängig gemachten Klagen trotz wesentlicher Vermehrung der Gewerbegerichte eingetreten ist, bestätigt diese erfreuliche Wirksamkeit.

In besonderer Weise kommt aber die versöhnende Tätigkeit der Gewerbegerichte in ihrer Eigenschaft als Einigungsämter zum Ausdruck. Zahlreiche Lohnbewegungen wurden durch die Anrufung der Einigungsämter in friedliche Bahnen geleitet und erbitterte Streiks vermieden. Von wesentlicher Bedeutung ist hierbei, daß die vor den Einigungsämtern getroffenen Vereinbarungen in Tarifverträgen festgelegt wurden und den sozialen Frieden auf längere Zeit sicherten. Die durch die Novelle zum Gewerbegerichtsgesetz vom Jahre 1901 erweiterten Befugnisse haben hierzu in erfreulicher Weise beigetragen; namentlich hat der unter Strafandrohung bis zu 100 *M* im Falle des Nichterscheinens festgelegte Erscheinungszwang seine Wirkung nicht verfehlt. Die streitenden Parteien zogen es den langwierigen Verhandlungen unter sich, die meist in endlosen Debatten sich bewegten, denen kein Erfolg beschieden war, vor, ihre Angelegenheiten vor einem unparteiischen Vorsitzenden zum Austrag zu bringen und im Falle des Nichtverständigens sich einem Schiedsspruch zu unterwerfen. Gerade auf diesem Gebiete haben die Gewerbegerichte in den letzten Jahren eine segensreiche Tätigkeit entfaltet und die steigende Inanspruchnahme der Einigungsämter beweist das in sie gesetzte Vertrauen sowohl seitens der Arbeitgeber als der Arbeiter.

Die dritte Tätigkeit der Gewerbegerichte, die Abgabe von Gutachten und die Stellung von Anträgen über gewerbliche Fragen, konnte sich nicht in der wünschenswerten und erhofften Weise entfalten. Streng genommen ist dies auch keine Tätigkeit, die in den Geschäftsbereich eines Gerichtes gehört. Da es aber bis jetzt in Deutschland an Arbeitskammern, zu deren Funktionen dies gehören würde, fehlte, wurden die Gewerbegerichte damit betraut. Wenn auch der numerische Erfolg (im Jahre 1908 wurden beispielsweise 33 Gutachten abgegeben und 48 Anträge gestellt) nicht besonders groß ist, so ist doch nicht zu verkennen, daß bei dieser Tätigkeit Arbeitgeber und Arbeiter einander näher traten, und das Verständnis für die beiderseitigen Interessen geweckt wurde. Gerade dies ist von guter Vorbedeutung für ein späteres Zusammenwirken in Arbeitskammern.

Die Arbeiterschaft brachte, im Gegensatz zu den Arbeitgebern, die sich sehr reserviert verhielten, den Gewerbegerichten von Anfang an das größte Interesse, das bis heute anhält, entgegen. Nicht zum wenigsten trug hierzu die im Gesetz festgelegte Gleichberechtigung, dann aber auch die Beiziehung der Arbeiter zum Richteramt, von dem sie bisher fast vollständig ausgeschlossen waren, bei. Dann handelt es sich bei den Gewerbegerichten um das für die Arbeiter so wichtige Recht aus dem Arbeitsvertrag. Wenn es eines Beweises für das Interesse der Arbeiter bedürfte, so wird derselbe durch die heftigen Kämpfe bei den Wahlen der Beisitzer erbracht. Durch die Einführung der Verhältniswahl, die bei den Gewerbegerichten zum ersten Male in Deutschland in Anwendung kam, ist es auch den Minderheitsgruppen möglich gemacht, eine Vertretung zu erhalten. Die günstigen Erfahrungen, die mit der Verhältniswahl gemacht wurden, führten bei der Schaffung der Kaufmannsgerichte zur obligatorischen Einführung. Die Arbeitgeber ließen im Laufe der Zeit ihre anfängliche Zurückhaltung fallen und betätigen sich jetzt ebenfalls an den meisten Gewerbegerichten mit regem Eifer; auch den Wahlen der Beisitzer bringen sie ein lebhafteres Interesse entgegen.

In den Kreisen der direkt Beteiligten ist man über die erfolgreiche Wirksamkeit der Gewerbegerichte nicht im Zweifel; es kann auch nicht anders sein, denn die Tätigkeit derselben ist unverkennbar. Mit Genugtuung und Befriedigung kann man auf die ersten zwei Jahrzehnte gewerbegerichtlicher Tätigkeit zurückblicken. Die auf diese Gerichte gesetzten Hoffnungen haben sich im vollsten Maße erfüllt. Die Notwendigkeit derselben ist erwiesen, so daß man nur wünschen kann, daß sie nicht bloß in den durch Gesetz bestimmten Orten, sondern überall, wo eine größere Zahl gewerblicher Betriebe vorhanden ist, eingeführt werden. Sie haben den ordentlichen Gerichten eine Arbeit abgenommen, für welche diese nicht geeignet waren. Des weiteren haben sie eine Schnelligkeit des Rechtsverfahrens gebracht, wie man es vordem nicht kannte. Das Hauptverdienst aber haben sie sich durch die Förderung des sozialen Friedens erworben, zu dem sie mehr beigetragen haben durch praktische Tätigkeit, als alle theoretischen Argumente je vermochten. Unter Berücksichtigung und Anerkennung dieser Wirksamkeit kann man nur wünschen, daß die Gewerbegerichte auch in Zukunft ihre hohen Aufgaben erfüllen und im vollsten Sinne des Wortes bleiben: Soziale Friedensgerichte!

Die spanischen Cortes beim Aufwaschen.

Von Prof. Dr. E. Vogel, Lektor an der Kgl. Technischen Hochschule in Aachen.

Von dem reichen Arbeitsplan, den Canalejas den König in der Thronrede entwickeln ließ, hatten nach fünf Wochen die Cortes noch nicht einen Punkt in Angriff genommen. Den ungeduldigen Katalanen, die bei der Vielseitigkeit ihrer Gewerbe von jeder Neuerung im guten oder bösen am stärksten betroffen werden, läßt der Ministerpräsident durch den Statthalter von Barcelona sagen, es würde desto tapferer in den Ministerien gearbeitet, und alle auf die liberale Partei gesetzten Hoffnungen würden sich herrlich verwirklichen, wenn ihr die unumgängliche Lebensdauer in der Regierung beschieden würde. Mit dieser bedingten Versicherung haben alle Regierungen in Spanien ihre Arbeit begonnen, aber die Arbeit einer jeden hat von vorne herein unter dem Druck der Ungewißheit gestanden, ob ihr die nötige Zeit zu ihrer Vollendung gegönnt sei, ob nicht gar das Wenige, was sie zum Abschluß brächte, doch bald von einer neuen Regierung und einer neuen Mehrheit vernichtet würde. Wie viel treffliches hat Maura geplant, wie wenig hat er unter Dach gebracht! Von dem eingreifendsten, weitest tragenden, in den regsamsten Landesteilen mit den frohesten Hoffnungen begrüßten Gesetz über die Ausdehnung der Selbstverwaltung ist in der Thronrede nicht mehr die Rede; es bleibt bei der uralten Gepflogenheit, daß jeder Abgeordnete für seinen Bezirk die geringste Förderung, eine Brücke über einen Bach, ein Stück Landstraße, beim Minister erbetteln muß.

Die Hälfte der inzwischen verflossenen Zeit ist der Prüfung der Wahlen gewidmet gewesen. Mit der Mannszucht, welche die siegreiche Partei anfangs stets beweist, sind die auf die flüchtigste Einsicht in die Urkunden gegründeten Entscheidungen des Tribunal Supremo angenommen worden; so hatten Canalejas und Maura abgemacht. Also auch diese Lüge ist bestehen geblieben! Ein paar Gewählte sind um ihre Sitze gekommen, ein paar Unterlegene wie umgefallene Gartenfiguren, die man mühelos wieder aufrichtet, als rechtmäßige Volksvertreter ausgerufen, einigen Bezirken, die die schlimmsten Praktiken noch nicht abgewöhnt hatten, Neuwahlen auferlegt worden, ob zu Recht oder Unrecht, das hat nicht ein Abgeordneter, geschweige ein Ausschuß geprüft; ob dieses Verfahren würdig ist, ob es ein Spott auf die Verfassung, eine Verhöhnung des Volkes, das man unter Strafen zu den Urnen getrieben hat, darstellt, ob es dem ganzen parlamentarischen Treiben den Stempel der Posse aufprägt, das ist gleich; es lebe der Wechsel der „großen" Parteien am „Staatsruder"!

Nun konnte die Erörterung der Antwort auf die Thronrede beginnen, d. h. während diese Antwort von einem stilgewandten Abgeordneten in steter Fühlung mit dem Haupt der Regierung



verfaßt wird — die sich also selbst antwortet! — im stillen Kämmerlein verfaßt wird, machen die Abgeordneten im Rahmen der drei Lesungen für und wider die Thronrede, den ein weitherziger Präsident, wie es Graf Romanones ist, beliebig dehnen läßt, all ihrer in acht Monaten angestauten Unzufriedenheit Luft. Ein afrikanischer Krieg; eine blutige Revolte in der größten und betriebsamsten Stadt des Landes, nicht weniger greuelvoll in ihrer Kürze als die „große" französische in ihren schlimmsten Wochen; die Hinrichtung eines Wahnwitzigen unter vielen, welcher die Vernichtung jeder Autorität durch Mord und Brand als Hauptlehrziel der von ihm mit betrügerisch erschlichenem Gelde gestifteten Schulen gemacht hatte, aus welchem der Kirchenhaß der Freidenkerei und Freimaurerei der romanischen im Bunde mit der Oberflächlichkeit des Literatentums der germanischen Länder einen Märtyrer der Menschlichkeit schuf; der in dem Lärm dieser internationalen Camisade gelungene Sturz der ernsten und tatkräftigen Regierung Mauras; der rätselhafte Fall des liberalen Staatsmannes (Moret), dem Maura in einer Anwandlung irrenden Stolzes oder überschäumender Entrüstung die Erbschaft eines in Spanien seit Jahrzehnten unerhörten Ansehens in den Schoß fallen ließ, welche er persönlich nicht und noch weniger die zerrüttete liberale Partei zu verwalten reif und rüstig war; zu guterletzt die von Canalejas, dem neuen Herrn der Geschicke des Landes, eröffnete Aussicht auf unabsehbare religiöse Kämpfe: wirklich Stoffes auf Wochen und Monate genug, sich zu unterhalten, für 400 Leute, die in alledem sechs verschiedene Standpunkte vertreten, die zu alledem acht Monate lang haben schweigen müssen und von denen viele reden zu müssen glauben, weil sie, um zu reden — schön zu reden — gewählt worden sind.

Wer da glaubte, der Leidenschaftlichkeit des Handelns des spanischen Volkes entspräche in ihrer Art die Beredsamkeit seiner Vertreter, wer in deren Rede Kürze, Kraft, Schneide, Rücksichtslosigkeit, Ueberstürzung suchte, würde sich schwer enttäuscht sehen. Dem widerstrebt das Wesen der kastilischen Sprache, die an jeden Redner gebieterische Anforderungen des Ohrs stellt, das Wesen auch des spanischen Caballero, der auch in der Hitze des Wortgefechtes eine mehr als zweitausendjährige Gesittung nicht verleugnen kann. Kaum ein Redner versäumt, sich dem Wohlwollen der Hörer zu empfehlen. Die Anrede an den einzelnen „Kollegen", wie es in unseren Parlamenten heißt, ist Su Señoria, in der Mehrheit ciceronianisch „Ihr". Eine gewisse Ausnahme machen der sozialistische Neuling Pablo Iglesias, einer der drei Iglesias der Kammer — Emiliano ist Republikaner, Dalmacio ist Karlist, und ergötzlicherweise geraten diese drei „Kirchen" oft aneinander — und Mauras Minister des Innern La Cierva, der die unbändige Presse knebelte und dem Pöbel in Barcelona das Handwerk legte. Aber auch Pablo Iglesias entschuldigt sich erst, wenn auch mit bitteren Worten, wegen seines Mangels an Bildung, bevor er über die Kammer, in der er allein seine Partei vertritt, die banalen Phrasen von der Ausbeutung des vierten Standes hinpoltert, ohne den Mut, einem Zuhörer in die Augen zu blicken, aus Furcht, einem überlegenen Lächeln zu begegnen; aber er ahnt, wie seine ungefügen Tiraden auf diese geriebenen Politiker wirken, und im Aerger darüber redet er sich in immer stärkere Wendungen hinein, bis er auf Maura gerät, den Staatsmann, der bisher in Spanien das meiste getan hat, um seine Klagen zu entkräften, und ihn und seine Helfer mit dem Tod, dem atentado personal — bedroht.[1] Kein Zureden des Kammerpräsidenten vermag ihn, dieses Wort zurückzunehmen; einmal scheint er es deuten zu wollen, dann greift er es wieder in seiner ganzen Roheit auf und verscherzt dadurch den geringen Eindruck, den er etwa als Anwalt der Schwächsten hinterlassen mochte. Maura würdigt ihn keiner Antwort; dessen enthebt ihn die allgemeine Entrüstung der Kammer, welche zu teilen die Republikaner sich nicht überwinden können. Die Stimmung ist bereitet für La Cierva, der am 8. Juli auf alle Vorwürfe gegen die konservative Regierung zu erwidern aufsteht. Ihm fehlt zum eindrucksvollen Redner fast alles, Gestalt, Minenspiel, Biegsamkeit des Organs und der Wortfügung. Aber er gebietet über den unschätzbaren Vorteil genauester Kenntnis der Vorgänge, er hat Zeit gehabt, den weitschichtigen Briefwechsel Francisco Ferrers zu lesen und die Akten seines Prozesses zu studieren. Er hat sich Abschriften der wichtigsten Schriftstücke genommen und verwendet sie am rechten Platz, überzeugend, überwältigend. Die ganze Legende von dem Denker, dem Märtyrer, dem selbstlosen Volksbeglücker Ferrer, von dem Despoten Maura, der ein Kriegsgericht nötigte, ihn dem Tode zu überliefern, bricht vor der gelassen vorgetragenen Wahrheit haltlos zusammen. Der Augenblick ist da, wo Canalejas Maura mit ehrlicher Münze sein im Wahlkampfe bewiesenes Wohlwollen vergelten kann: er selbst gibt das erste Zeichen zu einer stürmischen Ovation für La Cierva, in welcher Liberale und Konservative sich für einen Tag verbrüdern. Aber er kann die Republikaner, die wutschäumend sich von diesem Schauspiel abwenden, nicht auf die Dauer entbehren. Gleich am nächsten Tage gibt er die Erklärung ab, daß sein und seiner Anhänger Beifall nur der Unerschrockenheit des aufrechten Mannes gegolten habe, der auf die Drohung mit dem Mord mit dem Mut der erfüllten Pflicht geantwortet habe. So kann La Cierva, obwohl er nun erst sein schwerstes Geschütz auffährt, seine Rede zu Ende führen, ohne daß die Mehrheit sich noch einmal wegen der Wahrheit, die nicht mehr zu verleugnen ist, mit den Republikanern, die sich gegen sie verstocken, zu überwerfen braucht. Aber der harte Zwang der Ereignisse nötigen Canalejas gleich darauf, auch durch die dem Prinzip der Autorität zu huldigen: gegenüber den Drohungen der nach Frankreich geflüchteten oder ausgewiesenen Julimänner, die am Jahrestag der blutigen Woche in bewaffneten Haufen über die Grenze gehen wollen, wenn ihnen bis dahin keine Straflosigkeit zugesichert wird, antwortet er so entschlossen, wie nur Maura es hätte tun können, entschlossener noch, als er dem Widerstand des Heiligen Stuhles gegen seine Kirchenpolitik zu begegnen verspricht, daß er die Gewalt der Gewalt entgegenstellen wird.

Maura bucht auch diese mittelbare Anerkennung seiner Politik schweigend. Vergebens suchen Pablo und Emiliana Iglesias den unzweifelhaften Triumpf La Ciervas zu bemängeln, ihre Niederlage abzuschwächen. Leider finden sie in der Ungeschicklichkeit, in den Uebertreibungen des Integristen (nurkirchlichen) Lenante und des Karlisten Dalmacio Iglesias unfreiwillige Helfer. Auch dazu kann Maura lächeln. Es ist sicher: niemand wird diese Herren des Modernismus bezichtigen, aber auf ihre Programme und ihre Methoden haben die Ratschläge Leos XIII. keinen Einfluß gehabt; sie scheinen nicht einmal Donoso Cortés oder Balmes gelesen zu haben, geschweige, daß sie eine Ahnung von den Zielen und der Kampfesweise des deutschen Zentrums hätten. Nichts in ihreen oft durch spöttische Zwischenrufe unterbrochenen Ausführungen läßt hoffen oder fürchten, daß sie je einen Einfluß auf die Zukunft Spaniens gewännen. Daher glaubt es auch niemand den Republikanern, wenn sie behaupten, daß Maura mit der Unterdrückung der Julirevolte Wünsche dieser wirklich ultrakirchlichen Richtung erfüllt habe.

Der durch die Anklagen La Ciervas am schwersten belastete Mann ist der Abgeordnete Lerroux, der Freund und Gönner Ferrers, der Organisator der radikalen (sozialdemokratischen) Partei in Barcelona, der sich gern den Kaiser von Barcelona nennen hört, der seinen Anhängern mit dem Revolver zur Urne zu gehen empfohlen hat, der in diesem Jahre durch die radikale Mehrheit im Stadthause tatsächlich eine noch zu würdigende Gewaltherrschaft über dieselbe Stadt ausübt, die er einmal an allen vier Ecken in Brand zu stecken riet. Welchen Eigenschaften er seine Macht über die Arbeiterschaft Barcelonas verdankt, zeigt er unverkennbar in seiner Rede am 14. und 15. Juli. Er ist, so lange Maura noch schweigt, unzweifelhaft der glänzendste Redner der Kammer. Aber er ist auch der geschmeidigste, wenn nicht verschlagenste Politiker. Er ist viel zu klug, um zu bestreiten, was man ihm nachweisen kann. Er gibt es unumwunden zu. Aber er fesselt alle Zuhörer, wenn er nachweist, wie er sich entwickelt hat, wie er der Wirklichkeit immer neue Maßstäbe entnommen, sich wirkend vervollkommnet hat. Er ist wie eine Chimäre, die in berückender Schönheit die feindseligsten Gegensätze vereint. Am Ende hat er um die politische, wirtschaftliche und allgemeine Bildung des Volkes von Barcelona das meiste Verdienst, er ist unschuldig wie ein Lamm an allen Verbrechen, die er doch so beredt beschönigt. Nun ist die Reihe an den Republikanern, zu triumphieren; aber zu einem nachhaltigen Erfolg ist der Mann zu beredt, zu geschmeidig, zu verschlagen. Ein Zeuge der Entwicklung Barcelonas in den Jabren, wo Lerroux in der Verbannung war, ein Zeuge auch der Ereignisse der Juliwoche, über welche Lerroux als „Fernstehender" zu urteilen betont, der Regionalist Venotosa tut das Letzte, um der Wahrheit über die glanzvolle Schönfärberei Lerroux' zum Siege zu verhelfen. Danach bleibt es dabei, daß, wenn auch die Julirevolte einem spontanen Aufwallen der auf keinen Krieg vorbereiteten Volksseele entsprang, der Geist, der in ihr sich austobte, von Lerroux, dem Salondemokraten, der im Automobil vor dem Volkshause in Barcelona vorfährt, und seinem gelehrigen Werkzeug Ferrer in jahrelanger heimlicher Wühlarbeit in Schulen und Kasinos und in brutaler Aufhetzung durch sein Leibblatt „El Progreso" in Barcelona gezüchtet worden ist, daß namentlich der kirchenfeindliche Geist der Klosterstürmer und Leichenschänder von Lerroux' und Ferrers Geist ist.

Inzwischen ist es von vielem still geworden: von den Protestkundgebungen hüben und drüben, von den Verhandlungen mit dem Vatikan, die durch die anscheinend ernsthafte Krankheit des spanischen Botschafters beim Vatikan eine vielleicht beiden Teilen liebsame Verzögerung erfahren haben, von der Kirchen- und Schulstatistik, ohne welche keines der geplanten Kirchen- und Schulgesetze eine feste Unterlage hätte. Aber es konnte noch einmal sehr laut werden, als am 20. Juli die beiden „unversöhnlichen" Gegner Moret und Maura zu Wort kamen. Aber sie enttäuschten die Erwartung der Harmlosen, die auf eine heroische Szene gespannt waren, um die Eingeweihten um so lebhafter zu befriedigen, die wissen mußten, was da kam: ein getragenes, würdiges Finale, von Friedensklängen durchtönt. So konnte die Tagung am 23. geschlossen werden, zu der Stunde, als Maura auf dem Bahnhof von Barcelona das Glück hatte, von einem Anhänger Pablo Iglesias' eine erneute Blutweihe zu empfangen. Antonio Maura hat physischen Mut. Möge er nun auch den Mut finden, aus der Verfassung Wahrheit zu machen!

[1] Das unmittelbare Echo dieser Drohung war das am 23. Juli von dem 18jährigen Rocca auf dem Bahnhofe in Barcelona verübte Attentat, bei welchem Maura durch Streifschüsse am rechten Bein und linken Arm, glücklicherweise nur leicht, verwundet wurde.

Wir sind nur hinflatternde Blätter im Wind!

Wir sind nur hinflatternde Blätter im Wind!
Der Lebenssturm treibt uns durch Strassen und Gassen,
Und was wir im Wirbeltanz glauben zu fassen,
In eilender Flucht unsern Händen entrinnt.

Wir sind nur hinflatternde Blätter im Wind!
Wir strecken zur Sonne die flehenden Hände,
Damit sie den wärmenden Lichtstrahl uns spende,
Und kaum blitzt sein Gold, uns schon Dunkel umspinnt.

Wir sind nur hinflatternde Blätter im Wind!
Wir suchen im andern den göttlichen Funken,
Wir sehen ihn leuchten, von Seligkeit trunken — —
Ein Irrlicht, das plötzlich im Nebel entschwind't.

Wir sind nur hinflatternde Blätter im Wind,
Durchtaumelnd das Dasein in hetzenden Jagden!
Erst wenn wir der Arbeiten letzte vollbrachten,
Schenkt Ruhe die Erde, uns gütig gesinnt.
Wir sind nur hinflatternde Blätter im Wind!

Fritz Decker.

Im Zeichen der „Knochenerweichung".

Von Karl Waldorf, Köln.

Eine merkwürdige Ueberschrift, wird mancher Leser denken, aber — er wird sie durch das Folgende gerechtfertigt finden. Der ganze Verlauf und besonders das Ende des sogenannten Dramas von Allenstein stand im Zeichen der „Knochenerweichung." Einst war Ehebruch ein gemeines Verbrechen, eine Frau, die „von Hand zu Hand ging", eine Dirne; heute entschuldigt man den Ehebruch, wenn er — wie das eigentlich möglich sein soll, versteht kein vernünftiger Mensch! — durch eine „ritterliche Gesinnung" (!?) maskiert wird; die Dirne, welche die Ehre ihres Geschlechts in den Kot trat, präsentiert sich als „Frau (!) Angeklagte", und wenn sie im Verdacht steht, nicht nur Dirne, sondern auch Anstifterin anderer Verbrechen zu sein, so avanciert sie allenfalls zum Gegenstand psychologischer und psychiatrischer Studien.

Und auf diesem Wege des „alles Verstehens und alles Verzeihens" machen wir kolossale Fortschritte. Für die Verbrecher aller Art naht damit eine glückliche Zeit. Die Herren Staatsanwälte aber werden sich nach einem anderen Amte umsehen müssen. Das Amt eines Kriminalpsychologen empfiehlt sich nach Lage der Dinge am ehesten.

Einer unserer bekanntesten Staatsanwälte, Herr Erich Wulffen in Dresden, scheint dies rechtzeitig erkannt zu haben, und sein neuestes Werk „Der Sexualverbrecher" beweist, daß auch er weiß, was im Zeichen der „Knochenerweichung" gefällt und den Beifall möglichst vieler „Denkender" findet.

Meine Aufgabe soll es jedoch nicht sein, Wulffens Werk einer umfassenden, allseitigen Kritik zu unterziehen. Das würde hier zu weit führen und auch meine Kenntnisse der gesamten, von Wulffen behandelten Materie übersteigen. Ich möchte vielmehr nur ein Kapitel aus dem umfangreichen Buche Wulffens herausstellen: des Herrn Staatsanwalts Ansicht über sexuelle Literatur und strafrechtliche Verfolgung unzüchtiger Schriften. Veranlassung dazu gab mir eine Bemerkung Otto von Erlbachs in Nr. 26 der „Allgemeinen Rundschau" vom 25. Juni. Otto von Erlbach findet es da (S. 424) sehr sonderbar, daß Wulffens „Der Sexualverbrecher" es sich gefallen lassen muß, in einem Schmutzkatalog der berüchtigten Wiener Firma Rosner „in gleicher Reihe mit den frivolsten Schlüpfrigkeiten" angepriesen zu werden. Wulffen selbst soll uns dazu die Erklärung geben. Auf Seite 383 des genannten Werkes bringt der Herr Staatsanwalt, den der „Vorwärts" (Nr. 66 vom 19. März d. Js.) einen weißen Raben unter seinen Amtsgenossen in Deutschland nennt, in Sperrdruck (!) folgende Auslassung:

„Das Volk hat in seinem harten Kampf ums Dasein ein dringendes Bedürfnis nach Befriedigung seiner erotischen und sexuellen Sehnsucht. Die Befriedigung erfolgt durch die erotische Literatur in ihren verschiedensten Bereichen. Diese erotische Gesamtsehnsucht des Volkes und der gebildeten Völker will sich selbst in Auswüchsen, die deshalb nicht gerade mit Feuer und Schwert verfolgt zu werden brauchen (Siehe Ueberschrift! D. Verf.), ausleben und erschöpft nach und nach alle erotischen Möglichkeiten.

Von diesem Standpunkte aus (!) muß auch beurteilt werden, was in einer Schrift als unzüchtig im Sinne des Strafgesetzes zu gelten hat. Man muß auch hier die weitesten Zugeständnisse machen."

Den letzten Satz hat Wulffen selbst wieder in Sperrdruck gesetzt. „In der erotischen Literatur", so schreibt der „Vorwärts" (!) in seiner vorhin nach Nummer und Datum angeführten Ausgabe, „die von den Sittlichkeitsaposteln und Lex-Heinze-Männern als Ursachen der Sittlichkeitsverbrechen denunziert werden, sieht Wulffen ein Mittel zur „Vergeistigung" des Sexualtriebes und somit zur Ueberwindung der sexuellen Verirrungen." Demnach eifern wir Erzieher ganz törichterweise gegen die Spitzbuben- und Verbrechergeschichten; denn sie sind nur Mittel zur „Vergeistigung" verbrecherischer Instinkte und somit zur Ueberwindung spitzbübischer und verbrecherischer „Verirrungen".

Die Breslauer „Volkswacht" interpretiert Wulffen in Nr. 153 vom 3. Juli 1910 in folgender Weise:

„Gerade der harte Kampf des Volkes ums Dasein bedingt nach Wulffen das Bedürfnis, daß die Menschen nach getaner Arbeit ihrer Phantasie Genüge tun durch — Beschäftigung mit Gedanken über sinnliches Geschlechts- (!) und sinniges Liebesleben."

Wir dürfen uns also gar nicht wundern, wenn es demnächst den deutschen und ausländischen Schmutzlieferanten einfallen sollte, die ausgesuchtesten Cochonnerien als — Volks-Erholungsbücher anzupreisen, und zwar unter Hinweis auf die „wissenschaftlich begründete" Ansicht eines Königlichen Staatsanwalts. Doch nun im Ernst: Was ist zu Wulffens Sperrdruck-Ausführungen zu sagen?

1. Daß jedes Volk ein dringendes Bedürfnis zur Befriedigung seiner erotischen und sexuellen Sehnsucht hat, ist eine Binsenwahrheit. Gerade der „harte Kampf ums Dasein" läßt die arbeitenden Stände eher mit dieser „Sehnsucht" fertig werden, als Leute, die à la Frau Schönebeck-Weber 20,000 M Jahreseinkommen haben.

2. Individuen, die ihr sexuelles Bedürfnis durch die „erotische Literatur in ihren verschiedensten Bereichen" befriedigen (!), sind pervers.

3. Daß selbst die Auswüchse (!) der „erotischen Gesamtsehnsucht" nach Ansicht eines Königlichen Staatsanwalts nicht verfolgt zu werden brauchen, erklärt die mehr als sonderbare Rechtsprechung in manchen Sachen des § 184 des St. G. B.

4. Die Forderung weitester Zugeständnisse bei der Beurteilung unzüchtiger oder als unzüchtig angeklagter Schriftstücke erscheint geeignet, das Vertrauen aller anständigen, besonders aber aller christlich denkenden Volkskreise in unsere Rechtsprechung zu erschüttern. „Richter", schreibt die „Deutsche Tageszeitung" in Nr. 304 vom 2. Juli d. Js.,

„sollen nicht vergessen, daß das Recht in der Hauptsache nicht dazu da ist, dem einzelnen, sondern dem notwendigen Schutze der Gesamtheit zu dienen. Darum dürfen sie sich nicht in Methoden verlieren, die dem Rechte seinen ehernen Charakter rauben."

Es ist gar nicht daran zu zweifeln, daß die hier an Wulffens Worte geübte Kritik weder den Beifall des „Berliner Tageblatt", noch den des „Vorwärts" finden wird. Beiden ist Wulffens Werk nur zu loben, trotzdem der Herr Staatsanwalt sich auf S. 386 auch folgende Stilblüte leistet:

„Der Liebesgesang, den die breiten Massen im Theater nicht verstehen und nicht bezahlen können, wirkt im Varietétheater auf das Volk. Was dem gebildeten Musikfreunde in „Tristan und Isolde" die Wechselgesänge des zweiten Aktes sind, bedeutet dem einfacheren Manne der Gesang der Primadonna auf der Spezialitätenbühne. Die sexuelle Wirkung bleibt dort wie hier nicht aus."

Eine solche Behauptung sollten einmal die „Sittlichkeitsmänner" wagen! Doch hier:

„— die Ritter, die Knappen um ihn her
Vernehmen's und schweigen still." —



Nur wo die Eichen rauschen . .

Nur wo die Eichen rauschen
Und Lichter flammen und loh'n
Wo Stürme die Wipfel bauschen
Und Wetter zerbrechen die Fron,

Im Morgen ein Sonnenfunken
Die zackigen Blätter durchglüht,
Des Mittags schönheitstrunken
Ein Traum von Märchen sprüht,

Wo Abends die Dämmerung breitet
Den blauen Mantel im Wind,
Ein Glockenklingen gleitet
Wie trauliches Flüstern lind . .

Dort sind meiner Sehnsucht Paläste
Ins Rauschen der Eichen gebaut,
Dort feiert die Einsamkeit Feste,
Dort flimmernd das Märchen blaut . .

Nur wo die Eichen rauschen
Ist meiner Heimat Tal;
Es grüsst dort im wonnigen Lauschen
Die Sehnsucht den Morgenstrahl . .

Hans Besold.

Wissenschaft und Glaube in der kirchlichen Aufklärung (ca. 1750—1850).

Von Dr. Ad. Rösch, Freiburg i. B.

Unter vorstehendem Titel[1]) hat vor kurzem Universitätsprofessor Dr. Sägmüller von Tübingen bei Fredebeul & Koenen in Essen eine Broschüre von rund 100 Seiten erscheinen lassen, welche geeignet ist, neues Licht über die in letzter Zeit vielfach, auch in diesem Organe, erörterte Streitfrage zu verbreiten.

Ausgang der Kontroverse ist bekanntlich die Rede von Professor Merkle auf dem Historikerkongreß zu Berlin vom 12. August 1908 über die „katholische Beurteilung des Aufklärungszeitalters", welche die bisherige katholische Auffassung und demgemäß auch die Geschichtsschreibung über diese Zeit als äußerst rückständig und tendenziös brandmarkte. Unter den von Merkle besonders stigmatisierten katholischen Autoren befand sich auch der Professor des Kirchenrechts in Tübingen, Dr. Sägmüller, wegen seiner 1906 erschienenen Monographie: „Die kirchliche Aufklärung am Hofe des Herzogs Karl Eugen von Württemberg (1744—1793)."

Verfasser dieses hatte zunächst in Nr. 44 der „Allgemeinen Rundschau" vom 31. Oktober 1908 an der zwar nicht im authentischen Texte, aber in sehr einläßlichen Pressereferaten vorliegenden Rede Merkles eingehende Kritik geübt; eine scharfe Entgegnung Merkles und eine Duplik meinerseits folgten. Inzwischen hatten auch andere Organe zu der genannten Rede Stellung genommen, so unter anderem der schwer angegriffene Professor Sägmüller in der „Tübinger Quartalschrift" und dem „Deutschen Volksblatt" zu Stuttgart. Dafür versuchte es Merkle, in seiner Februar 1909 bei K. Curtius in Berlin erschienenen Schrift „Die katholische Beurteilung des Aufklärungszeitalters" die in Berlin vorgetragenen Gedanken nicht bloß zu verteidigen, sondern auch an seinen literarischen Gegnern, besonders dem Schreiber dieses und Professor Sägmüller, ein unerbittliches Gericht zu üben. Meine Antwort erfolgte in einer eigenen um Weihnachten 1909 erschienenen Schrift: „Ein neuer Historiker der Aufklärung", besprochen von Professor Sägmüller in Nr. 2 und 4 vom 8. und 22. Januar 1910 dieser Wochenschrift.[2])

Von der Tagespresse nahmen zuerst Organe demokratischer und nationalliberaler Richtung („Frankfurter Zeitung", „Münchner Neueste Nachrichten", „Würzburger Journal", „Neue Bayerische Landeszeitung") von meiner Schrift Notiz, aber nicht um deren Inhalt zu widerlegen, sondern um dieses „Pamphlet" als Denunziationsstück und mich als gefügiges Werkzeug einer Anti-Merkle-Clique an den Pranger zu stellen. Ich sah mich daher genötigt, unterm 14. Januar in der „Augsburger Postzeitung" in einer Erklärung folgendes festzustellen:

„Meine Schrift beschäftigt sich ganz ausschließlich mit der Berliner Rede und Schrift Merkles und sieht von dessen übriger literarischer oder akademischer Betätigung sowie den ihn berührenden literarischen und gerichtlichen Händeln völlig ab. Ich stehe allen bisherigen öffentlichen Erörterungen über Professor Merkle durchaus ferne, habe ihnen auch ein weit geringeres Interesse entgegengebracht als viele meiner Amtsbrüder. Die Würzburger Gegner Merkles sind mir persönlich ebenso unbekannt als seine dortigen Verehrer und Freunde. Zu meiner Auseinandersetzung mit Professor Merkle in der „Allgemeinen Rundschau" und meiner zitierten Schrift ist von Würzburg weder eine Anregung ausgegangen noch irgendwelche Mithilfe, insbesondere durch Lieferung von Material, geleistet worden. Ich habe lediglich ein Mitglied der Würzburger Fakultät um seine Vermittlung zur Einsichtnahme in ein mir unentbehrliches Werk der dortigen Universitätsbibliothek gebeten, das auf keiner anderen öffentlichen Bibliothek vorhanden war und von Merkle nach Herausgabe seiner Schrift Monate lang zurückbehalten wurde; es ist mir schließlich gelungen, dieses Buch — ohne Mitwirkung „gewisser Würzburger Kreise" — anderswo ausfindig zu machen und zu erhalten, noch bevor Professor Merkle das von ihm benützte Exemplar der Bibliothek zurückgegeben. Meine Polemik gegen Merkle hat auch mit meiner Eigenschaft als Beamter der hiesigen Erzbischöflichen Kurie oder mit einem Auftrage oder Wunsche einer anderen katholischen[3]) Stelle nicht das geringste zu tun. Ich bin Merkle in diesem Falle entgegengetreten, weil er nach meiner Ueberzeugung die geschichtliche Wahrheit zum Nachteil der Kirche und kirchentreuer Männer gröblich mißhandelt hat. Zu meinem Vorgehen halte ich mich für legitimiert als katholischer Priester und wissenschaftlicher Arbeiter auf diesem geschichtlichen Gebiete".

Ein Korrespondent der „Pfälzer Zeitung" suchte, offenbar ohne meine Schrift gelesen zu haben, Merkle in Schutz zu nehmen und destillierte in der mit dem Wage-Korrespondenten desselben Blattes deshalb geführten Polemik aus einer scherzhaften Wendung desselben in Nr. 59 heraus, jetzt sei ich als Denunziant entlarvt. Die „Neue Bayer. Landeszeitung", die Merkle fortgesetzt durch dick und dünn verteidigte, bucht diese Entdeckung in ihrer Nr. 62 vom 16. März mit großer Genugtuung. Auch Merkle selbst hat diese eigenartige Logik so imponiert, daß er dieses „Eingeständnis" des Wage-Korrespondenten, daß es sich, „was übrigens auch ohnedies dem blödesten Auge klar ist", in meiner Broschüre um eine Denunziation handle, dankend quittiert (Zuschrift an die „Neue Bayer. Landeszeitung" Nr. 62). Noch mehr: er glaubte nichts Besseres tun zu können, als mit dieser Entdeckung den Schluß seiner neuen Schrift zu zieren. Doch gehen wir nach dieser Uebersicht von dem bisherigen Gang der Kontroverse nunmehr auf die Sägmüllersche Monographie näher ein.

Sägmüllers Schrift ist, wenn sie auch die Behauptungen und Anwürfe Merkles weitgehend berücksichtigt, in der Hauptsache nicht polemisch, sondern positiv gerichtet und unterscheidet sich dadurch erheblich von meiner gegen Merkle gerichteten Broschüre. Inhaltlich hat sich Sägmüller hauptsächlich auf zwei Punkte beschränkt, welche allerdings die wichtigsten für die Beurteilung der Aufklärung sind: die katholisch-theologische Wissenschaft vor und während der Aufklärung und die Stellung der Aufklärung zum kirchlichen Dogma und Glauben. Das Material, welches der außerordentlich belesene Verfasser hier zusammengestellt, ist derart reichhaltig und wuchtig, daß das Urteil wird bestehen bleiben müssen: Die Aufklärung in unserem katholischen Deutschland und Oesterreich hat dem Glauben und der kirch-

[1]) Mit dem Untertitel: „Zur Erwiderung auf Professor Merkles Rede und Schrift: „Die katholische Beurteilung des Aufklärungszeitalters" und zur Charakterisierung der kirchlichen Aufklärung. Gr. 8°. 104 S. Preis brosch. 1.80 M.

[2]) In seiner an die „Allgemeine Rundschau" (Nr. 3 vom 15. Januar 1910) gerichteten Entgegnung „konstatiert" Professor Merkle, „daß Rösch zwar allen meinen Aufstellungen widersprochen, aber keine einzige widerlegt hat. Wenn er trotzdem so schreiben und triumphieren „kann", wie Sägmüller es berichtet, so sei es nicht durch die Tatsachen bedingt, sondern durch seine „wissenschaftliche" Methode. Zugleich kündigt Merkle in dieser Sache eine weitere Schrift an, die anfangs Juli ds. Js. bei Reicht in Berlin herauskam. Eine kurze Würdigung dieser zweiten Merkleschen Broschüre in dem literarischen Streite behalten wir uns vor.

[3]) Soll natürlich heißen „kirchlichen".



lichen Wissenschaft unermeßlich geschadet, und sie ist bisher auf katholischer Seite im ganzen gerecht beurteilt worden.

Nachdem in einem einleitenden Paragraphen der Streitpunkt fixiert d. h. festgestellt ist, was man katholischerseits bisher ziemlich übereinstimmend von der Aufklärung gehalten hat und in welchen Punkten Merkle entgegengesetzte Ansichten entwickelt, geht der Verfasser in sehr ausführlicher Weise (S. 8—43) auf den „Stand der Theologie vor der kirchlichen Aufklärung" ein.

Merkle hatte in seiner Schrift den wissenschaftlichen Betrieb wie auch die literarischen Leistungen der der Aufklärung vorausgehenden Epoche sehr ungünstig abgeurteilt; speziell der Jesuitenorden muß zum großen Teile schuld sein an den angeblichen traurigen Zuständen auf diesem Gebiete. Sägmüller bemerkt hier mit Recht, daß die von Merkle dagegen vorgebrachten Zeugnisse eines Klüpfel, Gazzaniga usw. bezüglich der jesuitischen Lehrmethode wegen der damaligen starken Rivalität der anderen Orden gegen die Jesuiten nur mit Vorsicht verwendet werden dürfen. Sehr gut weist Sägmüller sodann nach, daß der jener Zeit so gern gemachte Vorwurf, die Pflege der Muttersprache vernachlässigt zu haben, einer vollen Berechtigung entbehre (S. 10—19). Auch auf protestantischen Universitäten herrschte damals bei den Juristen und Medizinern die lateinische Unterrichtssprache vor. Es ist auch wohl zu beachten, daß es bis zur zweiten definitiven Ausgestaltung der Blütenperiode unserer deutschen Nationalliteratur zwei gleichberechtigte und im wesentlichen fast gleich starke Literaturen in Deutschland gab: eine norddeutsche-protestantische und eine süddeutsche-rheinische katholische. Daß man im Süden gegen das „Lutherdeutsch" damals sich vielfältig stark ablehnend verhielt, war genau so selbstverständlich, als im 19. Jahrhundert sich manche deutsche Staaten nicht ohne starkes Widerstreben der preußischen Führung unterordneten (S. 14). Hätte Merkle dies bedacht, dann hätte er z. B. auch die Polemik gegen den Braunschen Katechismus, dem seine Anpassung an das „Lutherdeutsch" zum Vorwurf gemacht worden war, um vieles begreiflicher gefunden. Die Sorge, daß mit der Einführung der norddeutschen Sprache auch Skepsis und Unglauben importiert werden konnte, war zudem in jener Zeit eine wohlbegründete. Uebrigens fand die deutsche Sprache vor der Mitte des 18. Jahrhunderts in den Jesuitenschulen eine wohl nicht weniger gute Pflege, als bei den Protestanten (S. 17). Der weitgereiste v. Ringseis bemerkt ferner, daß bis zur Gründung der ungewöhnlich reich dotierten Universität Göttingen die Universitäten im deutschen Süden sogar in besserem Zustande waren als im Norden (S. 19).

Nach einem kleinen Exkurs über den häufigen Wechsel der akademischen Dozenten werden sodann die einzelnen Unterrichts-Disziplinen der Reihe nach besprochen: die Philosophie, die kath. Bibelwissenschaft, die systematische Theologie: Dogmatik und Moral, die Kirchengeschichte, das Kirchenrecht, die Dogmengeschichte, Patristik und Patrologie, die Pastoraltheologie. Die geschichtliche Forschung stand schon vor der Aufklärung besonders bei Benediktinern und Jesuiten in hoher Blüte; auch ist die Behauptung unrichtig, wie Sägmüller S. 28 ff. eingehend nachweist, daß die Kirchengeschichte damals nicht unter den Studienfächern des künftigen Klerikers fungiert hätte. Das Kirchenrecht dieser Zeit war nicht bloß durch ausgezeichnete Darstellungen des geltenden Rechts vertreten (Reiffenstuel, Schmalzgrueber, Pichler, Wiestner), sondern eine ganze Reihe Kanonisten, vorwiegend Jesuiten, hatte damals begonnen, auch rechtshistorisch zu arbeiten (S. 32). Einzelne Disputiersätze, Doktor-Thesen und -Disputationen dieser Zeit erscheinen uns heutzutage zwar lächerlich, aber billige Gelehrte, wie ein Paulsen, wissen auch bei deren Beurteilung einen milderen Maßstab anzulegen; durch manche dieser Dissertationen ist nach dem Urteil unbefangener Fachmänner tatsächlich die Wissenschaft gefördert worden, so durch die 126 von dem Exjesuiten Ph. A. Schmidt in Heidelberg herausgegebenen Dissertationen in seinem Thesaurus iuris ecclesiastici potissimum Germanici Bamberg und Würzburg 1772—1779 (S. 36). Ein Beweis für die relativ hohe Bildung der Geistlichen in der Zeit vor der Aufklärung ist deren zahlreiche Aufnahme in die damals in der Entstehung begriffenen gelehrten Gesellschaften und Akademien (S. 37), die Weiterverwendung der aufgehobenen Orden, speziell der Jesuiten, im Lehramte an den Gymnasien und Universitäten und besonders auch die vielen, meist auch trefflichen Klosterbibliotheken, oftmals in prächtigen, noch heute bewunderten Räumen aufgestellt (S. 39).

Als Resultat kann Sägmüller feststellen: „Eine Blütezeit war es nicht. Das wird allenthalben und gerne zugegeben. Aber daß alles total verfallen gewesen wäre, ist falsch. Man strebte „„aufwärts."" In den Gymnasialunterricht nahmen die Katholiken fast gleichzeitig mit den Protestanten Deutsch und Geschichte hinein. Daß sie das norddeutsche Idiom nicht gleich akzeptierten, ist verständlich. Im akademischen Unterricht sodann zeigte sich in der Philosophie seit Anfang des 18. Jahrhunderts eine wachsende Berücksichtigung der Naturwissenschaften — in welchen die Jesuiten ohnedies immer obenan waren —, wenigstens gegen die Mitte des Jahrhunderts auch ein stärkerer Betrieb der biblischen Wissenschaften. Hereingenommen wurden weiter an vielen Orten — und das soll dem traditionellen Gerede gegenüber, daß erst die Aufklärung die Kirchengeschichte und die historischen Disziplinen gebracht habe, besonders betont sein — die Geschichte und die Kirchengeschichte. Dies hatte zur Folge einen beginnenden geschichtlichen Betrieb auch des Kirchenrechts und Ansätze zu solchem in Dogmengeschichte und Patrologie. Die Dogmatik und Moral hielten sich auf verhältnismäßig noch rühmlichem Stande, wie die Theologia Wirceburgensis und der wesentlich scholastisch gerichtete Moralist Eusebius Amort beweisen" (S. 42). „Wenn Merkle aber all dem gegenüber glaubt, die ganze Theologie vor der Aufklärung immer wieder als „„dekadente Scholastik"", „„seniler Scholastizismus"", „„verrotteter Scholastizismus"" bezeichnen zu dürfen, so ist dieses Urteil unhistorisch, unwahr und ungerecht."

„Der Tiefstand der Theologie der kirchlichen Aufklärung" ist der folgende Paragraph (S. 44—56) überschrieben. Gegenüber Merkle, welcher der Aufklärung gegenüber der vorausgehenden Zeit eine besondere Förderung der theologischen Wissenschaft gutschreibt, war es erforderlich, auf diesen Punkt näher einzugehen, und die Untersuchung bei Sägmüller ergibt, daß das bisherige katholische Urteil über die Theologie der Aufklärung durchaus nicht in die Irre gegangen ist. Daß von einem wirklichen Tiefstand geredet werden kann, wird bezüglich der einzelnen theologischen Disziplinen: Exegese, Kirchengeschichte, Dogmatik und Moral, Kirchenrecht, Pastoraltheologie und Patrologie aufgezeigt. Ueber den Kirchengeschichtsbetrieb der Aufklärung urteilt z. B. neuerdings noch A. Knöpfler (s. d. W. Kirchengeschichte im K.-Lexik.), daß sie ganz in Josephs II. Gegensätzlichkeit gegen Rom befangen gewesen sei, oft tendenziös und bitter polemisch, zu kompendiös und viel zu wenig auf Quellenstudium gegründet. Aehnlich traurig bestellt war das Kirchenrecht. Zum Verfall der theologischen Wissenschaft trug viel bei das fortwährende Experimentieren mit neuen Studierplänen (S. 50), die alle wissenschaftliche Freiheit und Betätigung einschnürende Vorschrift bestimmter Vorlesebücher (S. 50 f), die lediglich dem Zeitgeiste dienende staatliche Zensur (S. 52 f.) und das vandalische Verfahren gegen die Klosterbibliotheken. Nach Befehl des jüngeren van Swieten, Präses der Studien-Hofkommission in Wien, sollten „Bücher, die kein anderes Verdienst haben, als daß sie von gewissen Bibliographen für eine Seltenheit ausgegeben werden, alte Ausgaben aus dem 15. Jahrhundert und was dergleichen ist" als wertlos vernichtet werden. Besonders sollten Werke theologischen Inhalts in die Stampfe wandern: „Da läßt sich selbst von Unvorsichtigkeit kein Schaden besorgen" (S. 58). Von den 95 907 Handschriften und Drucke umfassenden Bibliotheken der aufgehobenen Klöster von Mähren und Oesterreichisch-Schlesien wurden beispielsweise nur 25 056, also etwa ein Viertel an Bibliotheken vergabt, der Rest als „Wust" verkauft (ebendas. S. 53). Die Folge war ein gewaltiges Sinken des Büchermarktes nach der quantitativen und qualitativen Seite hin (S. 54).

Der umfangreichste und wichtigste Abschnitt der Schrift (§ 4 S. 57—84) behandelt den „ungläubigen Rationalismus in der Theologie der kirchlichen Aufklärung".

Merkle hatte in seinem Vortrage zu Berlin der katholischen Aufklärung im Gegensatz zur protestantischen das Zeugnis ausgestellt, daß sie den „Supranaturalismus" an sich nicht bekämpft habe; in seiner Schrift gesteht er zwar zu, daß „einige Verfechter der Toleranz auch den dogmatischen Bestand der katholischen Kirche angegriffen haben"; aber bei der Mehrzahl der Vertreter der Aufklärung und gerade bei den Edelsten sei von einem Kampf gegen den Supranaturalismus an sich keine Rede. Diese durch die wirkliche Sachlage keineswegs gerechtfertigte Reinwaschungs-Prozedur ist schon von Brück in seinen „Rationalistischen Bestrebungen" 1865 bezüglich der Hochschulen zu Bonn, Trier, Mainz und Salzburg mit unwiderlegbarem

Material zum vornherein als verfehltes Unterfangen erwiesen. Sägmüller geht nun über den von Brück gezogenen Rahmen hinaus, indem er weiterhin noch die Universitäten Würzburg, Wien, Innsbruck, Freiburg, Ingolstadt, Tübingen, sowie das Hofpredigerkollegium zu Stuttgart in den Kreis seiner Darstellung zieht. Was ein Beda Weber in seinen Charakterbildern (1853) aus seiner Studienzeit an der theologischen Fakultät zu Innsbruck berichtet, darf wohl als typisch für den theologischen Betrieb vieler katholischen Fakultäten von damals bezeichnet werden. B. Weber schreibt:

„Die ersten zwei Jahre Theologie studierte ich in Innsbruck im engen Vereine mit vielen geistvollen Freunden, die mir ewig unvergeßlich bleiben werden. Die theologische Fakultät laborierte damals noch an josephinischen Grundsätzen, die mit größter Frivolität, obgleich im Ton arkadischer Unschuld vorgetragen wurden. Das Bibelstudium schmachtete in den Ketten protestantischer Ausleger, die Kirchengeschichte war der Komödienplatz für den Spaß ausgedienter Possenreißer und die Dogmalehre, wenn auch katholisch, wurde so abgeschmackt doziert, daß wir an dieser Schultheologie verzweifelten. Nur der Professor der hebräischen Sprache zog uns an. Für den Verlust in anderen Fächern suchten wir Weide auf den Feldern der klassischen Literatur, in alten und neuen Sprachen und was wir Theologisches trieben, war ein regelloses Lesen, Studieren, Exzerpieren der verschiedensten kirchlichen Schriftsteller auf unsere eigene Hand, ohne Anleitung, mit völligem Unglauben an alles, was die Professoren sagten und lehrten, im unaufhörlichen Kampfe gegen diese Ausartung der theologischen Wissenschaft zu nicht geringem Verdrusse der Lehrer über ihre revolutionären Schüler. Als fester Satz dieser Innsbrucker Theologie stand die scheinbar unbezweifelte Tatsache, daß Innsbruck Licht, Brixen mit seinem Bischof Nacht bedeute. Er wurde uns so unaufhörlich eingeträukt, daß wir daran nicht zu zweifeln wagten."

Die lange Reihe von rationalistisch angehauchten oder völlig ungläubigen Professoren an den meisten der genannten Hochschulen, die Sägmüller mit reichen Belegen ihrer so gearteten Lehrtätigkeit namhaft macht, beweist zur Evidenz, daß der glaubensfeindliche Rationalismus eine Zeit lang an diesen kathol. Universitäten unbedingt die Oberhand besaß und daß er noch auf Jahrzehnte hinaus auf einzelne theologische Disziplinen einen unheilvollen Einfluß ausübte.

Die eingehenden Zensuren, welche ein Westenrieder und Weihbischof Zirkel, beide anfangs selbst der Aufklärung ergeben, sowie ein Hefele dem Rationalismus in der damaligen katholischen Theologie angedeihen lassen, sowie eine gedrängte Charakteristik des Einflusses rationalistischen Geistes auf die einzelnen theologischen Disziplinen schließen wirkungsvoll diesen Abschnitt.

Ein fünfter Paragraph bespricht in gedrängter Kürze Wesen, Vertreter und Dauer der kirchlichen Aufklärung (S. 85—95). Gegenüber Merkle wird, zugleich unter Berufung auf eine Reihe von Zeugnissen kompetenter Beurteiler, festgestellt, „daß auch die katholische Aufklärung wesentlich antisupranaturalistisch war und zwar ebenso sehr wie die protestantische" (S. 91). Niemals können der Aufklärung zugerechnet werden Männer wie Amort, Klüpfel, Gerbert, Gazzaniga, Oliverius Legipontius, die Merkle, um sein Gemälde der Aufklärung freundlicher gestalten zu können, mehr oder weniger dafür reklamiert. Auch darf nicht übersehen werden, daß eine Reihe von Gelehrten, wie Westenrieder, Onymus Sauter, ja die ganze Tübinger Fakultät, anfangs von der Aufklärung befangen, später entschieden andere kirchliche Bahnen einschlugen (S. 93). Die Aufklärung hat so lange gedauert, bis an die Stelle des vernünftelnden Wesens eine gläubigere Richtung trat, bis gegen die dreißiger und vierziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts hin. Die theologische Richtung, welche die Aufklärung ablöste, war die neuscholastische (S. 94).

Die vorstehenden Ausführungen sollten ein specimen des reichen Inhalts der neuen Schrift Sägmüllers sein, welche insbesondere von jenen, die, geblendet von manchen schätzenswerten Errungenschaften aus jener Zeit, die katholische Aufklärung als verhältnismäßig recht harmlose Reformbewegung einzuschätzen geneigt sind, gelesen und gewürdigt werden sollte. Auch dem Kenner der Kirchengeschichte und speziell der Geschichte der Theologie wird sie manches Neue bieten.

Ausführliches Programm der 57. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Augsburg.

Samstag, den 20. August 1910: Abends 7—8 Uhr: Feierliches Glockengeläute von allen Kirchen der Stadt.

Sonntag, den 21. August 1910: Vorm. 9 Uhr: Pontifikalamt im hohen Dom zur Anrufung des Hl. Geistes mit vorausgehender Predigt um 8¼ Uhr. Vorm. 10, ½11, 11 und ½12 Uhr: Hl. Messen im hohen Dom, in St. Moritz, St. Ulrich und bei Hl. Kreuz. Nachm. 2 Uhr: Festzug der katholischen Vereine. Im Anschluß daran Festversammlungen der Vereine in verschiedenen Sälen. Abends 8 Uhr: Begrüßungsfeier in der großen Festhalle hinter dem Stadtgarten.

Montag, den 22. August 1910: Vormittags 9 Uhr: Pontifikalamt zu Ehren der allerseligsten Jungfrau, der Patronin der Generalversammlung, im hohen Dom. Vorm. ½11 Uhr: Erste geschlossene Versammlung in der Konzerthalle im Stadtgarten. Nachm. 2½ Uhr: Sitzungen der Ausschüsse in den Lokalen im Stadtgarten. Nachm. 5 Uhr: Erste öffentliche Versammlung in der großen Festhalle hinter dem Stadtgarten.

Dienstag, den 23. August 1910: Vorm. 7 Uhr: Männerwallfahrt vom hohen Dom zum Grabe des Hl. Ulrich mit Predigt und Pontifikalmesse daselbst. Vorm. 11 Uhr: Zweite geschlossene Versammlung in der Konzerthalle im Stadtgarten. Nachm. 2½ Uhr: Sitzungen der Ausschüsse in den Lokalen im Stadtgarten. Nachm. 5 Uhr: Zweite öffentliche Versammlung in der großen Festhalle hinter dem Stadtgarten.

Mittwoch, den 24. August 1910: Vorm. 8 Uhr: Requiem für die verstorbenen Mitglieder der Generalversammlung bei Hl. Kreuz. Vorm. 9 Uhr: Dritte geschlossene Versammlung in der Konzerthalle im Stadtgarten. Nachm. 2½ Uhr: Sitzungen der Ausschüsse in den Lokalen im Stadtgarten. Nachm. 5 Uhr: Dritte öffentliche Versammlung in der großen Festhalle hinter dem Stadtgarten. Abends 8 Uhr: Gartenfest im Stadtgarten.

Donnerstag, den 25. August 1910: Vorm. 7 Uhr: Heilige Messen nach Intention des Bonifatiusvereins in allen katholischen Kirchen der Stadt. Vorm. 8 Uhr: Vierte geschlossene Versammlung in der Konzerthalle im Stadtgarten. Vorm. 10 Uhr: Vierte öffentliche Versammlung in der großen Festhalle hinter dem Stadtgarten. Nachm. 2½ Uhr: Festmahl im Goldenen Saal des Rathauses.

Besondere Veranstaltungen.

Montag, den 22. August 1910: Vorm. 8 Uhr: Sitzung der Akademischen Piusvereine im Katholischen Gesellenhaus (Frauentorstraße F 14). Vorm. 10 Uhr: Auffahrt des C. V. der katholischen deutschen Studentenverbindungen (farbentragende) mit Huldigungsfeier vor dem Prinzregentendenkmal. Vorm. 10 Uhr: Versammlung des Kathol. Frauenbundes, Zweigverein Augsburg, mit Ausstellung des Paramentenvereins im Saale des Instituts der Englischen Fräulein (Frauentorstraße E 10/13). Vorm. 10 Uhr: Versammlung der katholischen Lehrervereine Deutschlands im Schießgrabensaale (Schießgrabenstraße 14). Vorm. 10 Uhr: Delegiertenkonferenz des Landesverbandes der katholischen bürgerlichen Vereine Bayerns im Restaurationsgebäude des Stadtgartens. Vorm. 10 Uhr: Generalversammlung des „Pax", Verein katholischer Priester Deutschlands, im Katholischen Kasino (Frauentorstraße C 57). Vorm. 11 Uhr: Versammlung der Akademischen Bonifatiusvereine im Café Maximilian (Untere Maximilianstraße D 5). Nachm. 12½ Uhr: Gesellige Zusammenkunft der Alt-Feldkircher mit einfachem Mittagessen im Hotel Kaiserhof (Hermanstraße 2). Nachm. 2 Uhr: Festversammlung der Marianischen Kongregationen im Goldenen Saale (Jesuitengasse F 412). Nachm. 2½ Uhr: Versammlung des Verbandes süddeutscher katholischer Jugendvereine (männliche und weibliche Sektion) im Katholischen Kasino (Frauentorstraße C 57). Nachm. 2½ Uhr: Versammlung der Marianischen Mädchenschutzvereine im Saale des Instituts der Englischen Fräulein (Frauentorstraße E 10/13). Nachm. 3 Uhr: Versammlung des Katholischen Preßvereins für Bayern im Schießgrabensaal (Schießgrabenstraße 14). Nachm. 3 Uhr: Versammlung des Sekretariats „Soziale Studentenarbeit" im Westendsaale (Göggingerstraße 26). Abends 8 Uhr c. t. Festkommers des C. V. der katholischen deutschen Studentenverbindungen (farbentragende) im Herrlesaal (Singerstraße 11). Abends 8 Uhr c. t.: Festkommers der katholischen süddeutschen Studentenvereine im Schießgrabensaal (Schießgrabenstraße 14). Abends 8 Uhr: Versammlung des Landesverbandes der geist-



lichen Schulvorstände Bayerns im Saale des Bambergerhofes (Halderstraße 16). Abends 8 Uhr: Württemberger-Abend in der Konzerthalle des Stadtgartens. Abends 8 Uhr: Festversammlung des Katholischen Gesellenvereins Augsburg in der Turnhalle des Turnvereins 1847 (Schießgrabenstraße 28). Abends 8¼ Uhr: Versammlung des Katholischen Mäßigkeitsbundes für Deutschland im Katholischen Kasino (Frauentorstraße C 57).

Dienstag, den 23. August 1910: Vorm. 8½ Uhr: Vorstandssitzung des Volksvereins für das katholische Deutschland im Präsidialzimmer der Festhalle. Vorm. 9½ Uhr: Generalversammlung des Volksvereins für das katholische Deutschland in der großen Festhalle. Vorm. 10 Uhr: Versammlung des Katholischen akademischen Abstinentenverbandes für Deutschland, Oesterreich und die Schweiz im Kathol. Kasino (Frauentorstraße C 57). Vorm. 10 Uhr: Versammlung des Borromäus-Vereins im Kohlergarten (Kohlergasse F 394). Vorm. 10 Uhr: Generalversammlung des Priester-Abstinentenbundes im Saale des Instituts der Englischen Fräulein (Frauentorstraße E 10/13). Vorm. 10½ Uhr: Große Studentenversammlung der Akademischen Bonifatiusvereine im Café Maximilian (Untere Maximilianstraße D 5). Nachm. 2½ Uhr: Versammlung der Missionsvereinigung katholischer Frauen und Jungfrauen Bayerns im Bamberger Hof (Halderstraße 16). Nachm. 3 Uhr: Versammlung der St. Petrus Claver-Sodalität für die afrikanischen Missionen im großen Schießgrabensaal (Schießgrabenstraße 14). Nachm. 4 Uhr: Versammlung des Deutschen Vereins vom heiligen Lande im Café Maximilian (Untere Maximilianstraße D 5). Nachm. 4 Uhr: Kellerfest des C. V. der katholischen deutschen Studentenverbindungen (farbentragende) im Stockhauskeller (Eserwallstraße 15a, Kaiserplatz). Abends 8 Uhr c. t.: Festkommers des Kartellverbandes der katholischen Studentenvereine Deutschlands (nichtfarbentragende) im Herrlesaal (Singerstraße 11). Abends 8 Uhr c. t.: Festkommers der Katholischen bayerischen Studentenverbindung Rhätia im Schießgrabensaal (Schießgrabenstraße 14). Abends 8 Uhr c. t.: Versammlung nichtinkorporierter katholischer Akademiker, veranstaltet von der Freien Vereinigung katholischer Freistudenten (ehemals Vereinigung kath. Freistudenten), Freiburg i. B., im Katholischen Kasino (Frauentorstraße C 57). Abends 8 Uhr: Versammlung der Akademischen Piusvereine im Katholischen Gesellenhaus (Frauentorstraße F 14).

Mittwoch, den 24. August 1910: Vorm. 9½ Uhr: Jahres-Mitgliederversammlung des Vereins „Volkswohl", Sitz München, im kleinen Saale des Katholischen Kasino (Frauentorstraße C 57). Nachm. 2½ Uhr: Versammlung der deutschen Albertus Magnus-Vereine im Katholischen Kasino (Frauentorstraße C 57). Nachm. 3 Uhr: Versammlung des Verbandes Katholischer Kaufmännischer Vereinigungen Deutschlands im Vereinslokal der Augsburger Liedertafel im Cafe Kernstock (Annastraße D 262). Abends 8 Uhr: Festversammlung des Verbandes Katholischer Kaufmännischer Vereinigungen Deutschlands im Vereinslokal der Augsburger Liedertafel im Cafe Kernstock (Annastraße D 262).

Donnerstag, den 25. August 1910: Vorm. 8 Uhr: Festgottesdienst der Marianischen Kongregationen bei Hl. Kreuz.

Zur Vertingeltangelung der „Ausstellung München 1910."

Die „Allgemeine Rundschau" hat sich schon wiederholt in mehr oder minder scharfer Form mit dem im sogen. Vergnügungspark der „Ausstellung München 1910" servierten „starken Pfeffer" befassen müssen. (Vgl. die Artikel „Varieté, Kultur und Polizeizensur" in Nr. 25, S. 415, und Nr. 27, S. 452, „Doppelte Moral" in Nr. 29, S. 489). Die Ausstellung ist ja von Anfang an von allen Seiten zutreffend als eine reine Zweckausstellung eingeschätzt worden. Der Zweck war die Fruktifizierung des Oberammergauer Passionsspieles, die Ablenkung des vorbeiziehenden Goldstromes nach München. Als der Plan geboren wurde, ist der Zweck in der Macherpresse offen ausgesprochen worden. Der uneigennützige Idealismus, den Einzelne zur Ermöglichung der mohammedanischen Ausstellung betätigten, ist erst hinzugekommen. Wie schwer es fällt, das große Publikum für die eintönige Teppich- rc. Ausstellung zu interessieren, kann man täglich mit eigenen Augen beobachten. Von zehn, die den „Vergnügungspark" besuchen, verirrt sich kaum einer in die eigentliche Ausstellung. Diejenigen aber, welche von Anfang an die Gegenüberstellung von Kreuz und Halbmond, von Christus und Mohammed mit argwöhnischen Augen ansahen und hierin durch eine für das Oberammergauer Passionsspiel geradezu beleidigende, mehr als aufdringliche, takt- und geschmacklose Reklame nur bestärkt wurden, haben allen Grund, mit Fingern auf den Unfug zu weisen, der sich nun schon seit Wochen, bald in der einen, bald in der anderen Gestalt, im Vergnügungsprogramm der Ausstellung breit machen darf, ohne daß die verantwortlichen Stellen vorbeugend einschreiten. Heute können wir uns damit begnügen, aus Tageszeitungen einige Zitate niedriger zu hängen, die für sich selbst sprechen. Unter der Ueberschrift: „Grober Unfug in der Ausstellung" schreibt das „Neue Münchener Tagblatt" (Nr. 203 vom 22. Juli) u. a.:

„Letzten Mittwoch hat die Karnevalsgesellschaft „Kolosseum" bei einem Eintrittspreis von 1.70 ℳ (50 Pf. Eintritt in die Ausstellung und 1.20 ℳ) wieder einen ihrer faden, langweiligen, geist- und witzlosen Maskeradenabende arrangiert, in dessen Verlauf gräßliche Ansprachen und Krügelreden verschiedener eingebildeter Größen Münchens gehalten wurden. Wir würden über die Veranstaltung stillschweigend hinweggegangen sein, wenn nicht die Liedertexte, die dem Publikus zum Mitbrüllen vorgelegt wurden, die Kritik herausforderten. Das Lied 3 „Türkisches Potpourri" z. B. enthält in greulicher Metrik folgende Strophen — (eine Strophe feiert den Abgeordneten Müller-Meiningen auf Kosten der Zentrumsmehrheit im Landtag):

„Wenn Herr Kausen und Herr Roeren
Auf den Nacktenkultus schwören
Und sie zieh'n die Kleider aus,
Wenn den Doktor Hirth, den Kenner,
Angesichts der beiden Männer
Nicht erfaßt ein kalter Graus.
[: O, dann ist Meschugge Trumpf,
Dann reißt uns a Loch in Strumpf,
Und die Welt gerät in Sumpf. :]"

Die anderen Liedertexte desselben „deutschen Dichters" sind zum Teil noch infamer. Wir glauben, die Ausstellung ist nicht der Ort und Platz für derartige liberale Herzensergüsse. Dagegen muß ganz energisch protestiert werden. Die Ausstellung braucht nur solche Pöbelhaftigkeit weiter zu kultivieren, dann wird in ihren heiligen Hallen gar bald das liberale Grünzeug allein vegetieren. Angesehene und ehrenhafte Männer des öffentlichen Lebens müssen in der Ausstellung gegen Büberei sicher sein. Aufgabe der Ausstellung ist es doch sicher nicht, den Tummelplatz für die Ausbrüche jungliberaler „Weltanschauung" und „Sittlichkeit" abzugeben.

Die „Münchener Neuesten Nachrichten" sind natürlich ganz entzückt von dem schweinernen Vergnügen des Abends. Ihren jauchzenden Bericht lassen sie wie folgt ausklingen: „. . . . . die regierende Landtagsfraktion und die Ausstellung selbst gaben dankbaren Stoff zu trefflicher Satire. Was aber vor allem zündete, das waren die Stegreifproduktionen. . . . . . Richard Braunbeck hatte eine Reihe vorzüglicher, über das Durchschnittsmaß solcher Dichtungen hinausragender Liedertexte verfaßt (siehe oben!). Auch viele Fremde und — kopfschüttelnd und mit offenem Munde — die Mitglieder der Indianerkapelle wohnten der Veranstaltung bei."

Der „Bayerische Kurier" (Nr. 204 vom 23. Juli) schreibt:

„Von der Ausstellung München 1910. Um die Zugkraft der Ausstellung zu erhöhen, greift man jetzt zu Mitteln, welche das Unternehmen erst recht diskreditieren müssen. Die Ausstellung will eine vornehme Veranstaltung sein — wie reimt sich aber damit zusammen, daß Fastnachtstreiben hergeholt wird mit Vorträgen und Eindeutigkeiten — wie jüngst beim Narrhallesenabend —, daß selbst die „Münch. Neuesten Nachr." meinen, derartiges höre man vielleicht auf einem Herrenabend, nicht aber sonst bei Abenden, zu denen Damen eingeladen seien. Man müsse auf die Empfindungen der anständigen Frauenwelt Rücksicht nehmen, schon weil sonst München in schlechten Ruf komme. Wenn die „Neuesten" einmal so sich äußern, muß schon mehr als kräftig gezotet worden sein. Nun kommt aber schon wieder die Nachricht von einer recht verunglückten Veranstaltung. Die Kolosseumsgesellschaft hat den Münchener Humor sehr falsch aufgefaßt. Was da an Couplets usw. geboten wurde, ist keine Satire mehr. Die Ausstellung gehört der Allgemeinheit und hat deshalb auch auf die Allgemeinheit Rücksicht zu nehmen."

Zu diesem sogenannten „Mohammedanischen Abend in der Ausstellung" waren, wie die „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 338) erzählen, auch Mitglieder des Ausstellungsdirektoriums erschienen. Die oben mitgeteilte unflätige Strophe erinnert übrigens an noch ungleich rüdere und zynischere Knittelverse, mit denen die „Jugend" unlängst den Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" persönlich anflegelte. Bei dem Organ des Dr. Hirth, dem Anwalt des „Rechts auf Erotik", auf Polygamie, Polyandrie und jener „Starken unter uns, die mit 25 Jahren schon zehn verschiedene Weiber ‚gehabt', manche auch fünfzig und mehr", ist eine derartige „Poesie" natürlich System. Das anständige München wird sich aber dafür bedanken, mit einer literarischen Clique identifiziert zu werden, die sich bemüht, in die besseren Gesellschaftskreise den Jargon der gewohnheitsmäßigen Zotenreißer einzuführen. Man kann ja keine Nummer der „Jugend" und des „Simplizissimus" mehr in die Hand nehmen, in der nicht z. B. von Körperteilen und Körperfunktionen die Rede ist, von denen man in anständiger Gesellschaft überhaupt nicht zu sprechen pflegt. In gewissen „modernen", „aufgeklärten" Kreisen scheint das freilich anders geworden zu sein. Aber die besseren Elemente der Münchener Bevölkerung sollten doch endlich begreifen, wie sehr der Ruf ihrer Stadt von jenen literarisch „Tonangebenden" in den Unflat gezogen wird.

Wie man draußen im Reiche in liberalen und libertinistischen Kreisen das Münchener Vergnügungsleben einschätzt, möge man aus einem „Münchener Briefe" ersehen, der am 17. Juli in der „Eisenacher Tagespost" (Nr. 165) abgedruckt ist. Dort kann man wörtlich lesen:



„Vor gar schweren Aufgaben steht auch die Münchener Polizei als Wächterin der reinen keuschen Kunst. Vor einiger Zeit brachte sie eine orientalische Tänzerin, die einen Bauchtanz mit entblößtem Leibe in unserem Ausstellungsparke ausführte, wie man ihn in Paris in allen Tanzhäusern des Montmartre allabendlich schauen kann, in arge Verlegenheit. Erst als die Tänzerin sich bereit erklärte, den Bauchtanz in einem Seidentrikot auszuführen, beruhigte man sich, und als ein Künstlerausschuß sich gegen das Seidentrikot erklärte, da der Tanz mit nacktem Bauch künstlerisch wirksamer sei, drückte man beide Augen zu und ließ die Tänzerin dann ohne Seidentrikot auftreten."

Darnach würde also „München 1910" bereits erfolgreich mit dem Moulin rouge und ähnlichen Häusern in Paris konkurrieren.

Die Münchener „Moderne" scheint heute ihren ganzen Geist und Witz in dem Nacktkultus zu erschöpfen. Wohin man schaut, überall dieselbe Spekulation auf die Sinnlichkeit der Massen. Wie in Thomas „Moral" und Max Bernsteins „Doppelter Moral" ist auch in des letzteren neuestem Stück, das im Münchener Lustspielhaus aufgeführt wird, der Nacktkultus Trumpf. Das „Neue Münchener Tagblatt" (Nr. 201 vom 20. Juli) charakterisiert das von der „Augsburger Abendzeitung" (Nr. 197) als Tantièmen-Posse ohne literarischen Wert eingeschätzte Stück also:

„In dem Stücke spielt ein Bild eine große Rolle. Es führt den Titel: „Die Sünde" und stellt selbstverständlich ein nacktes Frauenzimmer vor. Aus Sittlichkeitsgründen konfisziert die Polizei das Bild. Darüber entsteht nun eine Mordsaufregung, es werden große Reden über die sogenannte Freiheit der Kunst gehalten, sogar die Verlobung eines Staatsanwalts geht zurück, und die Polizei wird wieder einmal nach berühmten Mustern lächerlich gemacht. Natürlich sind in dem Stücke des Herrn Bernstein alle Leute, die gegen die Konfiskation des Bildes sind, lauter brave und gescheite Menschen, während die anderen ausgesuchte Kretins und Spitzbuben sind."

Wir haben das neue Stück des Münchener Rechtsanwalts in diesem Zusammenhange nur erwähnt, weil es zum geschilderten Nacktkultus paßt. Angesichts dieser ganzen Entwicklung im „modernen" München ist nur Eines zu verwundern: Wie kommt es, daß der an den überkommenen Begriffen von Anstand, Sitte und moralischer Verantwortung festhaltende Teil der Münchener Bevölkerung nicht entschiedener und lebhafter sich zur Wehr setzt? Wie kommt es vor allem, daß die christliche Presse nicht kräftiger und nachhaltiger aufbegehrt gegen die fast unausgesetzten Skandale auf Münchener Bühnen und Brettln? Mit einem einmaligen matten Einspruch gegen die Tendenz eines Stückes, das im übrigen über den Schellenkönig gelobt wird, ist garnichts erreicht. Schließlich hilft man noch mit dazu, daß das Stück allabendlich volle Häuser erzielt. Die gutgesinnte Presse sollte sich endlich einmal energisch auf ihre Pflicht besinnen und vor allem die regelmäßige Bühnenberichterstattung mit der zielbewußten, schneidigen Grundtendenz der Blattleitung in vollen Einklang bringen. Ueber den Mangel dieser strengen Harmonie wird viel geklagt.

Dr. Otto von Erlbach.

Sonderausstellung postalischer Dokumente in Regensburg.

Eine geschichtlich und kulturell hochinteressante und einzigartige Kollektion von Dokumenten befindet sich für die Zeit der Oberpfälzischen Kreisausstellung im Fürstensaal des altehrwürdigen Rathauses von Regensburg.

Diese höchst merkwürdige Zusammenstellung von Urkunden, Siegeln und Stichen betrifft die Entwicklung des Postwesens unter dem Fürstenhause Thurn und Taxis und wurde von dem durch gründliche historische Arbeiten bekannten Archivrat Dr. Joseph Rübsam mit genauer Kenntnis der Materie ins Werk gesetzt.

Der Ehrenpräsident der oberpfälzischen Kreisausstellung, Seine Durchlaucht Fürst Albert von Thurn und Taxis, dessen Familie seit dem Jahre 1748 in Regensburg residiert, willfahrte bereitwillig dem Wunsche des vorbereitenden Komitees und gestattete die Ausstellung der Dokumente, die schon in der Mailänder Exposition im Jahre 1908 berechtigtes Aufsehen unter den Interessenten erregte.

Bei der Auswahl der Briefe, Pässe, Bestätigungsurkunden usw. galt es vor allem, den vorwiegend internationalen Charakter der durch das Haus Taxis gegründeten Posteinrichtung zu demonstrieren, da diese Anstalt von Anfang an nicht nur den Briefaustausch zwischen Souveränen und Regierungen, sondern auch den gesamten Reiseverkehr der Bevölkerung des südwestlichen Europas regelte und vermittelte.

Wie bedeutend und tiefeingreifend der Wirkungskreis der Thurn- und Taxis-Reitposten für Brief- und Personenverkehr war, ersieht man daraus, daß diese Posten von Brüssel und Antwerpen bis nach England und Holland, anderseits bis Mailand, Venedig, Rom und Neapel gingen, von Madrid über französisches Durchgangsgebiet nach den Niederlanden, anderseits nach Basel, Straßburg, Augsburg und Prag, von Lindau nach den Hansastädten, von den Niederlanden über Köln, Frankfurt, Nürnberg, Regensburg nach Wien.

Das Fürstlich Thurn- und Taxis-Postarchiv besitzt nun eine lange Reihe von internationalen Postverträgen aus dem 16. bis 19. Jahrhundert, kostbare Kaiserurkunden auf Pergament — meist noch mit den betreffenden Majestätssiegeln versehen, die lückenlos von Maximilian I. bis Franz II. reichen. Es besitzt kaiserliche Patente und Erlasse, spanische Königsurkunden von Philipp I. bis ins 18. Jahrhundert hinein, Anerkennungsschreiben von königlicher und kaiserlicher Hand. (Auf einem solchen Anerkennungsbrief von Philipp II. fußt der schöne Wahlspruch des Hauses Taxis: Perpetua fide.) Das Archiv besitzt auch französische Erlasse, unter anderen von Ludwig XIV., Ludwig XVIII., Kaiser Napoleon III. Aus all diesen kostbaren Stücken ist das kostbarste ausgewählt und in großen Kästen zur Anschauung gebracht. Der Werdegang der Thurn und Taxisschen Posten und die einzelnen Verwaltungszweige werden dargetan durch Bestallungsdekrete, Anwaltschaftsbriefe, Vereidigungen, Instruktionen, Postkonti und Postavise, Postberichte verschiedener Städte, Paß- und Standzettel, Postrouten, Postaxordnungen, Salvaguardien in Kriegszeiten, Portofreiheiten, Reiserouten gekrönter Häupter usw. usw., eine erstaunlich reichhaltige und schön geordnete Sammlung.

Von besonderem Interesse sind die meisterhaften Photographien nach alten Kupferstichen — den Bildnissen sämtlicher Generaloberpostmeister aus dem Hause Taxis.

Prächtig geraten ist die nach einem im fürstlichen Schlosse St. Emmeram befindlichen Gobelin gefertigte Porträtstudie: Das Reiterbild der Reichspostgeneralin Alexandrine Gräfin von Taxis, welche nach dem Tode ihres Gemahls für den neunjährigen Reichsgrafen Lamoral von Taxis in vollendeter Weise die Geschäfte führte.

Der Geschichtsfreund findet hier auch die Urkunden und Bildnisse des Fürst-Primas Karl v. Dalberg, der im Jahre 1806 Souverän von Regensburg war. Von hohem Werte für Sammler sind die gut gelungenen Neudrucke von Taxis-Frankomarken, die nach den Originalkupferstichen bei sorgfältiger Auswahl der Papiere und der Farben hergestellt wurden — im ganzen 33 Sorten. Das fürstliche Archiv hat einen Katalog der im Rathaus ausgestellten postalischen Dokumente geliefert, der die beste geschichtliche Uebersicht und genaue Information über diese Ausstellung gibt.

M. Herbert.

Bühnen- und Musikrundschau.

„Felix Mottl und die Wiener Hofoper". Ich schätze Mottls Künstlertum ungemein hoch, dennoch finde ich es unwürdig, daß jedesmal im Münchener Blätterwalde ein Flehen und Wimmern anhebt, wenn die Gefahr besteht, daß wir Mottl verlieren. Jeder Tag bringt über die Wiener Opernkrise eine neue Kombination. Für uns Münchener steht das eine fest, das unzweideutige Wort, welches dem Frag- und Antwortspiel ein Ende setzen würde, ist von Mottls Seite nicht gefallen. Die nämliche Geschichte, wie bei Mahlers Rücktritt vor einigen Jahren. Mottl wollte uns verlassen, man überhäufte ihn mit Orden und Würden, bestand aber in München auf Einhaltung des Kontraktes. Heute hat es den Anschein, als wolle man sich in Wien mit einem Interregnum begnügen, bis Felix Mottls Münchener Verpflichtung abgelaufen. Doch dies ist noch Kombination. Sicher ist nur das eine, trotz aller Bewunderung, die ihm in München gezollt wird, wird Mottl jederzeit mit Wien tauschen, wenn die Umstände es ihm möglich machen. Er bedeutet für unsere Hofoper viel und die Zahl der großen Kapellmeister ist klein, dennoch wird man nicht befürchten müssen, daß es nie mehr gelänge, für die bedeutende Stelle eine überragende Persönlichkeit sich zu sichern.

Verschiedenes aus aller Welt. Den Festspielen des Rheinischen Goethevereins in Düsseldorf fehlte heuer ein Werk des Dichters, der dem Unternehmen den Namen gegeben; man beschränkte sich auf Calderon, Grillparzer und Kleist, dessen „Penthesilea" in neuer Bearbeitung des Spielleiters Max Grube als das literarische Ereignis der Festspiele bezeichnet wird. Sonst wurden noch „Das Leben ein Traum", „der Traum ein Leben", die „Ahnfrau" und „König Ottokars Glück und Ende" in sehr ansehnlicher Besetzung geboten. — Rostands von Ludwig Fulda übersetztes Verslustspiel „Die Romantischen" wurde von Studenten der Universität Halle im Hofe der Moritzburg aufgeführt. Die epheumrankten Ruinen bildeten die natürlichen Kulissen für die stimmungskräftige Wiedergabe. — Maximilian Schmidt hat seinen vor dreißig Jahren erschienenen, viel gelesenen Roman „Der Schutzgeist von Oberammergau" dramatisiert und bei der Première im Gögginger Kurtheater lebhaften Erfolg gefunden. — Im Pariser Ambigu-Theater machte ein Drama „Bagnes d'Enfants" von André de Corde und Pierre Chaine großes Aufsehen. Es bringt Schreckensszenen aus Besserungsanstalten, in denen in Frankreich trotz staatlicher Aufsicht schwere Mißstände herrschen sollen. — Im Osten Londons wird mit namhaftem Kapital ein ständiges jüdisches Theater erbaut werden, welches sich bei ernsten Dramen der hebräischen Sprache bedienen soll. — Zur Gründung einer deutschen Akademie

in Weimar hat Professor Wilhelm Schölermann einen Aufruf erlassen. Sie soll nach seinem Plane fußen auf den schon bestehenden Anstalten für Kunst und Wissenschaft, die zu einem einheitlichen Ganzen ausgebaut werden können, einem geistigen Mittelpunkt, in den alle Fäden kultureller und künstlerischer Bestrebungen zusammenlaufen. Sie soll durch Vorlesungen und Fortbildungskurse das gesamte Geistesleben zu fördern suchen. — In Wien wurde ein neues Beethovendenkmal nach dem hinterlassenen Modell des verstorbenen Bildhauers Robert Weigl errichtet. — Dem Berliner Sanskritforscher Heinrich Lüders gelang die Entzifferung von in Zentralasien aufgefundenen Dramen, die etwa fünf Jahrhunderte vor den bisher bekannten, ältesten Werken Kalidasas entstanden sind. — Eine bisher unbekannte große heroische Oper „König Konradin" von Konradin Kreutzer wurde im Archiv der Stuttgarter Hofbühne aufgefunden.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Situation an den deutschen Börsenplätzen hat sich wenig verändert. Man kann jedoch konstatieren, dass sich eine merkliche Zuversicht neuerdings fühlbar macht. Die Neuyorker Börse hat nach wie vor unter heftigen Kurszuckungen und Machinationen der dortigen Berufsspekulation zu leiden. Die letzten wiederholten grossen Kursstürze in Neuyork sind auch in Berlin fast einflusslos registriert worden. Mehr Interesse und aufmerksamere Beobachtung finden die Meldungen der verschiedensten Zahlungsschwierigkeiten von Finanz- und Industriefirmen. Speziell verfolgt man die Verhandlungen der Grossbankwelt zugunsten der Niederdeutschen Bank in Dortmund. Grosse Verluste sind anscheinend für die Interessenten dieses Instituts zu erwarten, und erhebliche Börsenengagements wurden durch dieses Vorkommnis glatt gestellt. Auch vom Wiener Platz und in der Holzbranche kriselt es. Die Berliner Börse konnte zeitweise eine feste Tendenz aufweisen und am Montanaktienmarkt lebhafte Umsätze erzielen. Hauptsächlich sind es die Aussichten auf die baldige Perfektionierung des nun lange schon schwebenden Roheisensyndikates, obwohl anscheinend noch viele Schwierigkeiten nach dieser Hinsicht zu überwältigen sein werden. Doch der Zwang der Not und der Selbsterhaltung wird auf die Outsiders der Montangesellschaften bald günstiger zur Lösung dieses wichtigen Syndikates stimmen. Auch Schiffahrtswerte erzielten grösseres Interesse bei Spekulation und Publikum, besonders auf günstige Semesterergebnisse der grossen Reedereien, sowie auf bessere Frachtenpreise. Dieser Hinweis, sowie die jüngst publizierten Ziffern der Betriebseinnahmen der deutschen Eisenbahnen im ersten Semester befriedigten im besonderen, weil diese Zeichen des Wirtschaftsmarktes speziell Merkmale der industriellen Konjunktur bilden. Auch die Mitteilungen des Stahlwerkverbandes hinsichtlich der momentanen Geschäftslage sind nicht direkt ungünstig, wenn auch keinerlei besondere Anzeichen einer kräftigeren Besserung gemeldet wurden. Einzelne Sparten dieses Verbandes, speziell der Auslandversand in Eisenbahnmaterial im Juni, zeigen sogar erhebliche Plusziffern. Anderseits verstimmten namentlich das weitere Anziehen der Getreidepreise infolge der bisherigen ungünstigen Witterung und die dadurch in Betracht kommende Kalkulation einer weniger günstigen Getreideernte. Wichtig erscheint eine gründliche Beachtung der Entwicklung der Geldmärkte. Der Julimonat brachte, wie all seine Vorgänger, Rückflüsse in die Notenbankkassen; immerhin macht sich trotz der sommerlichen Ruhe verhältnismässig grosse Nachfrage nach Geld bemerkbar Allerdings macht sich auch nach dieser Richtung stark die Ultimo-Nähe fühlbar. Der letztbekannte Status der Reichsbank zeigt im allgemeinen befriedigende Ziffern und Aktivposten. Es besteht auch keineswegs die Aussicht, dass die Bedürfnisse des diesmonatlichen Ultimos grössere Erfordernisse an den Weltmarkt stellen werden. Nicht ausgeschlossen bleibt jedoch, dass durch unliebsame Störungen von ausserhalb die deutschen Börsen stärker beeinflusst werden könnten. Die Vorgänge im finanziellen Amerika, die nervösen Neuyorker Börsentage und der Rückgang der amerikanischen Eisenpreise wirken ebenso aufsehenerregend, wie die Bewegung am Kupfermarkt in Neuyork. Zurzeit sind die heimischen Marktgebiete diesen Ereignissen ziemlich emanzipiert entgegengestanden. Bei Eintritt von nervöseren Börsenstimmungen kann jedoch diese zuversichtliche Tendenz in Berlin sehr rasch umschlagen und es ist sicherlich nicht unnötig, den Kapitalisten bei Eingehen von neuen Engagements an der Börse die grösste Vorsicht und Prüfung aller Faktoren anzuempfehlen. Es fehlt den Börsen gegebenenfalls auch an den finanziellen Stützen, denn die Grossfinanziers an den Bören pflegen mit Recht erst nach Säuberung von schwachen Elementen der Spekulation vermittelnd auf den Plan zu treten. Aus lem bereits erwähnten Fall des Dortmunder Bankinstitutes ist klar ersichtlich, dass noch so mancher Finanzfaktor in sich zusammenfällt, wenn die Hilfe der Grossen versagt. Trotzdem bleibt erwiesen, dass die momentane Zeit an der Solidität des deutschen Wirtschaftsmarktes nichts geändert hat. Die weitere Gesundung und Entwicklung des deutschen Handels und der heimischen Industrie wird dadurch keineswegs beeinträchtigt.

M. Weber.

Aus Kurorten und Bädern.

Warnemünde. Während in ganz Mitteleuropa andauernd kühles, regnerisches Wetter herrscht — erfreuen sich die Mecklenburgischen Ostseebäder eines herrlichen Sommers. Warnemünde ha'te seit Mai ds. Js. etwa 8 Regentage und im übrigen nur sonnige Tage. Die sommerliche Hitze ist dauernd durch kräftige Seewinde gemildert. — Wer daher hinaus will in die Welt, lasse sich nicht durch das heimische Wetter abhalten, sondern gehe dahin, wo er Erholung und Ruhe findet in erfrischender Seeluft, an die sonnige Ostsee!

Marienheim-Nürnberg. Ein großer Fremdenstrom ergießt sich besonders jetzt zur Reisezeit in das altehrwürdige, weltberühmte Nürnberg. Manchen unserer verehrten Leserinnen, die hieher kommen, wird es lieb sein, etwas von dem katholischen Marienheim zu erfahren: In einem schattigen Garten, neben einer katholischen Kirche, in ruhiger Umgebung gelegen, geleitet von Ordensschwestern, bietet das Marienheim alleinreisenden Damen freundliche Zimmer mit oder ohne Pension. Durch sein Bureau stellensuchenden Mädchen kostenlose Vermittlung und überdies billige Verpflegung und Schutz. Auch an HH. Geistliche können Zimmer abgegeben werden. Adresse: Marienheim, Nürnberg, Harmoniestraße 28a. Direkte Straßenverbindung Hauptbahnhof-Laufertor.

Wer wirklich gesund und trocken wohnen will, untersuche zunächst die Wände seiner Wohnung genau, ob sie feucht sind. Fallen die Tapeten von den Wänden, oder ist ein moderiger Geruch wahrzunehmen, oder sind Schimmel- und Pilzbildungen auf den Wänden, so bekämpfe man die vorhandene Feuchtigkeit nicht etwa dadurch, daß man Firnisse, Lacke oder Teer auf die Wände schmiert, wobei die Feuchtigkeit in der Mauer verbleibt, sondern entferne die Feuchtigkeit durch das einzige, natürliche, wirksame Mittel, nämlich durch Luftspülung, stelle aber gleichzeitig sofort eine trockene Wandoberfläche her Dies erreicht man auf einfache billige Weise dadurch, daß man die Wände mit den Patent-Falztafeln „Kosmos" aus der Fabrik von A. W. Andernach in Beuel am Rhein bekleidet, worauf dann in gewöhnlicher Weise Verputz angebracht wird. Wer feuchte Wände zu bekämpfen hat, ersuche die genannte Firma, ihm ihren ausführlichen Prospekt Nr. 270a sowie Muster der Patent-Falztafeln „Kosmos" postfrei und umsonst zu schicken.

Ein praktisches Buch für unsere Hausfrauen, das außer 60 vorteilhaften täglichen Kompotten auch eine ausführliche Anweisung über das gesundheitliche Einmachen und zahlreiche Rezepte über die Saftbereitung enthält, ist das Kompottbüchlein von Frau Luise Rehse. Preis 40 Pfg. Man bezieht es durch Adolf Rehse, Handelslehrer in Hannover. Das Werk ist aufs beste zu empfehlen.

Concordia Cölnische Lebens-Versicherungs-Gesellschaft. Das verflossene 56. Geschäftsjahr war in jeder Beziehung zufriedenstellend, es bot das Bild einer gesunden Weiterentwickelung der Gesellschaft. Sowohl der Neuzugang an Versicherungen als auch der Reingewinn ist der höchste, den die Gesellschaft seither in einem Jahre erzielt hat. Der gesamte Bestand der Lebensversicherungen am Schlusse des Jahres beträgt 71 486 Versicherungen für 63 478 Personen mit ℳ. 339'759,043 Kapital und ℳ. 852,450.26 Jahresrente. Der Bruttogewinn beträgt nach Zuweisung von ℳ. 44,219.69 (42,863.47) an die Kriegs- und Grundstücksreserve ℳ. 3'482,761.23 (3'332,057,14). Hieraus sind vorab den Gewinnreserven für die nach Plan B1 und B2 Versicherten ℳ. 256,812.09 (220,249.29) Zinsen gutzuschreiben. Hiernach verbleibt ein Reingewinn von ℳ. 3'225,949.14 (3'111,807,85). Der Aufsichtsrat der Gesellschaft beantragt, aus diesem Ueberschuß dem Konto für eventuelle Verluste und Bedürfnisse ℳ. 104,277.60, der Dividendenreserve der mit Vorbehalt der Ermäßigung der Versicherungssumme Versicherten ℳ. 13,744.87 und den mit Gewinnanteil Versicherten ℳ. 2'532,676.67, das sind wie im Vorjahre 22% der in 1909 gezahlten Jahresprämien, mit der Maßgabe zu überweisen, daß hieraus den Versicherten des Dividendenverbands A eine Dividende von 22%, den Versicherten des in 1904 geschlossenen Dividendenverbands B1 je nach der Dauer der Versicherung eine Dividende von 9 bis 46½% der einzelnen Jahresprämie und den Versicherten des Dividendenverbands B2 je nach der bedingungsgemäßen Prämienzahlungsdauer 2½%, 2¾% und 3% der Gesamtsumme der von ihnen bis zum Schlusse des Jahres 1909 gezahlten Jahresprämien in 1911, also schon nach zwei Jahren, gewährt werden. Einer zu bildenden Reserve für die später zu entrichtende Talonsteuer ℳ. 10,000.— zu überweisen und aus dem Rest an die Aktionäre 8½% der Bareinlage gleich ℳ. 51.— für die Aktie, sowie die statut- und vertragsmäßigen Tantiemen zu verteilen. Nach diesen Ueberweisungen wächst die Gewinnreserve der Dividendenverbände A, B1 und B2 auf ℳ. 8'983,297.38. Dieselbe ist ausschließlich zur Verteilung als Dividende an diese Versicherten bestimmt und darf zu anderen Zwecken, z. B. für Kriegsschäden nicht verwendet werden. Nach dieser Verteilung beträgt das zur Deckung außerordentlicher Verluste vorhandene eigene Vermögen der Gesellschaft, welchem bestimmte Verpflichtungen gegen andere Personen nicht gegenüberstehen, ℳ. 34'197,121.84. Die Gesamt-Sicherheitsfonds der Gesellschaft belaufen sich auf ℳ. 141'707,612.59.

Ferdinand Schöningh ▭▭ Würzburg

Verlags- und Sortimentsbuchhandlung

hervorragendes Lager in Theologie — Philosophie — Philologie — Pädagogik — Jurisprudenz — Geschichte — Kunstgeschichte — Sozialwissenschaften — Medizin — Naturwissenschaftliche Werke usw.

Einrichtung von Volksbibliotheken.

Alle hier und anderwärts angekündigten Literaturerzeugnisse werden nach allen Orten prompt und schnellstens geliefert.

Dr. Wiggers

Kurheim (Sanatorium)

Partenkirchen

(Oberbayern)

für Innere-Nervenkranke und Erholungsbedürftige. Geschützte Südlage, modernste Einrichtung, jeglich. Komfort. Lift. Grosser Park. Zimmerkühlung. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte.

3 Aerzte.

Rhöndorf (Rhein) — *Dr. Guleneuer's Kuranstalt*

Krankenaufnahme jederzeit

Dr. Kemper

Spezialarzt für innere Krankheiten.

Wildbad Schalders bei Brixen a. E.

Südtirol. — 1100 m Seehöhe.

Aufmerksame Bedienung. Pension von 4 Kronen aufwärts. Prospekte gratis.

Besitzer: **Alois Schlechtleitner.**

Sanatorium Wörishofen

Erstklassig. Haus für Kneippsches Heilverfahren mit den modernsten Einrichtungen. — Ruhige sonnige Lage. — Alpenaussicht. Heizbare Liegehalle. — Hervorragender Küchenmeister, Schwesternpflege. Ganzjähriger Betrieb.

Prospekte auf Verlangen. Dr. Baumgarten, Dr. Scholz.

Bayerisches Reisebureau Schenker & Co.

München. Promenadeplatz 16.

Priesterheim

der Rochuskapelle zu Bingen. Gesunde reizende Lage. Reiche Auswahl interessanter Ausflüge in die nähere u. weitere Umgegend. Bequeme Gelegenheit zum Zelebrieren. Kalte u. warme Bäder. Pension von 4 Mk. an aufwärts.

Die Verwaltung der Rochuskapelle.

Sommeraufenthalt.

Zu vermieten schöne, ruhige Zimmer in herrlicher Taunusgegend bei kath. Familie. Gute Bahnverbindung. Schöner Wald. Franziskanerkirche am Orte.

Gefl. Anfragen an **Frau Willy Löw, Kelkheim im Taunus.**

Kranken und Rekonvaleszenten

empfehle ich meinen vorzügl.

Medizinal-Blutwein

(halbsüßer, kräftiger griechischer Rotwein)

per Flasche 1.20 Mk.

Josef Wittmann,

Weingroßhandlung,

München, Christophstr. 9.

Telephonruf **346.**

Die neuerbaute

Heil- u. Pflegeanstalt

der Alexianerbrüder zu

Ensen a. Rhein bei Cöln

kann noch **einige bessere Kranke** aufnehmen. Auskunft erteilt:

Dr. Schneider.

Wasser aus der Gnadenquelle v. Lourdes in versiegelten 1 Liter-Glas-Flaschen zu M. 1.20 versendet in Kistchen **C. Liebel sen.**, Pilgerführer, **Waldsee** (Württemb.) **Korbflaschen** mit **4 Liter** Gehalt in stets frischer Füllung liefert Obiger franko überallhin zum Preis von **Mark 4.—.**

ROBERT GUDDEN

Holländische Zigarrenfabrik

Goch a. d. holl. Grenze.

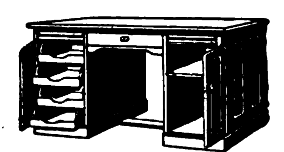
Spezialität: Handarbeit.

	Mk.
La Estafeta	80.—
El Socio Tacito	100.—
Cigarillos	40.— u. 50.—

Grösste :: Auswahl

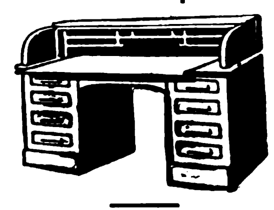
in Büro- und Herrenzimmer-Einrichtungen.

Flachschreibtische

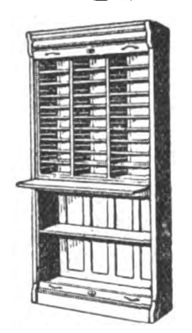


von 65—250 Mk.

Amer-Rollpulte.



Registratur-Schränke



von Mk. 140—250.



Aktenständer **von Mk. 17 bis Mk. 30.**

Zusammensetzbare Bücherschränke,



Eiche, prima Ausführung, pro Abteil **Mk. 20.—.**

Engleder & Finkenzeller

MÜNCHEN

Löwengrube 17

vis-à-vis der Frauenkirche.

Telefon 2522.

Die Bonifacius-Druckerei zu Paderborn

erbietet sich zur pünktlichen Lieferung der Literatur des In- und Auslandes, besonders der katholischen. Sie besorgt auch jedes, wo immer angezeigte Werk.

! Das **Antiquariat der Bonifacius-Druckerei zu Paderborn** gibt regelmässig Kataloge aus, die auf Verlangen jedem Interessenten gratis u. franko zugesandt werden. Zugleich kauft dasselbe grosse Bibliotheken zu guten Preisen. Auf Wunsch wird persönliche Besichtigung zugesichert.

Hotel Margarethenhof

im Siebengebirge.

Fremden-Pension.

Am Fusse des Oelberges, 330 m ü. d. Meere.

Pensionspreis M. 5.— u. 6.—.

Inhaber: **Adolf Stang.**

Telephon Nr. 53 Amt Königswinter.

Tennenbronn (Schwarzwald)

Gasthof u. Pension „Germania"

in der Mitte zwischen St. Georgen und Schramberg, 660 m ü. M., inmitten schöner Tannenwaldungen mit zahlreichen Spaziergängen und Ruheplätzen. Heilkräftiges Gebirgsklima. **Gut eingerichtete Fremdenzimmer, vorzügliche Küche, schöne Nebenzimmer mit Klavier. Reine Weine, Pension von Mk. 3.50 an.**

Es empfiehlt sich der Besitzer **Karl Fleig.**

„Dreizehnlinden", Schloss Corvey, Höxter, Wesergebirge, Sommerfrische, Tour.-Hotel. Fernspr. 77. Prosp. gratis. Pension 4—4.50 Mk.

Bad Lippspringe

Altbewährt. Kurort b. Erkrankung. d. Lunge u. d. Atmungsorgane. ::: Frequenz 1909: 8000 Kurgäste ohne Passanten. Reizmilderndes Klima. Wasserleitung. Elektr. Licht. Dampfheiz. Modernst. Badekomfort. Inhalationen neuest. Systeme. Luft- u. Sonnenbäd. Liegehallen. Elektr. u. Dampfbäd., Massagen, Packungen. **Wasserversand während des ganzen Jahres.**

Pensions-Hotel Kurhaus. Vorzügl. Verpflegung. Elektrisches Licht. Liegehalle.

Arminiusquelle

Teutoburger Wald.



Reich illustr. Kataloge über Wand- u. Taschenuhren Gold- u. Silberwaren, Ketten, Ringe, Brillanten etc. gratis!

Soliden Personen überall hin gegen bequemste **Monats-Raten** ohne Preisaufschlag!

Vertreter gesucht!

Otto Jacob, sen.

Friedenstr. 8

Berlin 448

Hochf., westf. Rundschnitt-

Schinken

Landware, Dauerware, per Pfd. **1.25 M.** (Garantie Zurücknahme) versendet unter Nachnahme **Wilh. Bartscher, Rietberg** in Westf., Schinkenräucherei.

Die Buch- und Kunstdruckerei der Verlagsanstalt vormals G. J. Manz

:: München ::

Hofstatt 5 und 6

übernimmt die Herstellung von Werken jed. Art, Dissertationen, Festschriften, Diplomen usw. und hält sich zur Übernahme aller Buchdruckaufträge das beste empf...

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gb.
Telephon 5850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 32. München, 6. August 1910. VII. Jahrgang.

Der albanische Aufstand.

Von

Marie Amelie Freiin von Godin, z. Z. in Delvino (Albanien).

Vorbemerkung des Herausgebers.

Die als Romanschriftstellerin bereits rühmlich bekannte Verfasserin der unten folgenden zeitgeschichtlichen Studie kennt Land und Leute in Albanien aus eigener Anschauung und aus regem Verkehr mit führenden Persönlichkeiten. Während ihres gegenwärtigen Aufenthaltes in Delvino hatte sie auch häufig Gelegenheit, im albanischen Klub die Stimmungen und vor allem den lauteren, idealen Patriotismus der Albanesen kennen zu lernen. Die nachstehenden Ausführungen dürften daher als authentische Informationen einer Augen- und Ohrenzeugin erhöhtes Interesse beanspruchen.

Wie im vergangenen Jahre, scheint auch heuer die Aufstandsbewegung im albanischen Hochlande im Sande zu verlaufen; das heißt sie endigt im Grunde abermals mit einem Scheinsiege der türkischen Truppen, in Wirklichkeit aber damit, daß die Dinge so belassen werden, wie sie vorher gewesen sind. Sollte die Regierung abermals auf ihre Neuerungspläne zurückkommen, so erwacht ohne jeden Zweifel abermals der Aufstand und zweifellos noch weit allgemeiner und gefährlicher als vorher.

Man fragt wohl: 1. warum gibt sich die Regierung ohne entscheidenden Erfolg zufrieden; fragt sich 2. weiter: wo liegt der Grund für die unaufhörlichen Unruhen in Albanien, und schließlich 3.: was kann geschehen, um friedlicherweise die nötigen Reformen herbeizuführen und dem alljährlichen Blutvergießen in Albanien ein Ende zu machen.

Wenn die maßgebenden Persönlichkeiten der jungen Türkei, wenn namentlich Mahmud Schefket Pascha selbst mit allen Mitteln das Ende des Kampfes herbeizuführen suchten, anstatt ihn bis zur Unterwerfung der Albanesen fortzuführen, so hatten sie ihre guten Gründe. Vor allem ist die Unterwerfung Albaniens nur mit unverhältnismäßig großen Opfern möglich.

Das Land ist außerordentlich unwirtsam, namentlich im Aufstandsgebiete; hohe Gebirge mit nur schmalen Tälern machen die Entfaltung einer entsprechenden Streitmacht fast unmöglich und erschweren die Verproviantierung jeder Truppe. Verwegen und energisch, ausdauernd und klug ist der Albanese, des weiteren ein schwieriger Gegner. Er, der schon mit der Muttermilch die Grundsätze eines unerbittlichen Blutrachegesetzes eingesogen hat, der sein Leben für nichts achtet, nicht nur, weil ihm der Kampf eine Freude ist, sondern auch besonders, weil er gewöhnt ist, sich die Möglichkeit eines gewaltsamen Todes stets vor Augen zu halten, würde nur durch einen wahren Ausrottungskrieg gegen seinen Willen zu Neuerungen zu zwingen sein, so daß die Regierung also die große Streitmacht, von der ich oben gesprochen, notgedrungen entfalten müßte, trotz der großen, fast unüberwindbaren Schwierigkeiten. Das wäre nun aber vor allem teuer, ja es würde ungemein mehr Geld erfordern, als die junge Türkei zur Verfügung hat. Aber ganz abgesehen von den Kosten, hat die Regierung bei ihren Schwierigkeiten in Arabien, bei der stets drohenden Kriegsgefahr mit Bulgarien, bei der Möglichkeit eines Konfliktes mit Griechenland wegen Kreta, bei der Gefahr einer reaktionären Bewegung im eigenen Lande auch die Truppen nicht zur Verfügung, um den Ausrottungskampf durchführen zu können. Sie würde dann weit wichtigere Dinge dadurch aufs Spiel setzen, als es die Entwaffnung der Albanesen, als es die Einführung gewisser Steuern in Albanien sind.

Nicht nur das — die Türkei braucht die Albanesen! — Sie sind der intelligenteste und ausdauerndste Volksstamm der europäischen Türkei, seit Jahrhunderten haben sie dem osmanischen Reich in Heer, Verwaltung, Staatsdienst Tüchtiges, Vorzügliches geleistet, und müßte heute die junge Türkei auf die Dienste der Albanesen verzichten, so verzichtete sie damit auf sehr viele ihrer besten Offiziere und Beamten, und die Lücken wären sicher schwer, wahrscheinlich aber gar nicht zu füllen.

Kürzlich verglich jemand die albanesische Frage mit unserer Polenfrage; nichts ist sinnloser als dieser Vergleich, denn ganz abgesehen davon, daß das osmanische Volk überhaupt aus einem Völkergemisch besteht, nicht aber aus einer einheitlichen Nation, der ein einziger fremdartiger Volksstamm angegliedert werden soll, fehlen auch sonst alle Vergleichspunkte; denn der Albanese, selbst der christliche Albanese fühlt sich, wie er oft bewiesen hat, als Osmane, und sogar jene Elemente, die für die selbständige Entwicklung Albaniens die weitgehendsten Wünsche haben, denken heute nur an eine Autonomie unter türkischer Oberhoheit. Seit Jahrhunderten haben ferner Albaniens beste und begabteste Söhne auch das weitere Vaterland nicht nur geliebt, sondern ihm auch mit ganzer Kraft gedient. Ein schlagender Beweis dafür ist unter vielen anderen allein schon die lange Reihe albanesischer Veziere, die um ihres Interesses willen folgen möge: Ayas Pascha, Ahmet Pascha, Sinam Pascha, Ferhat Pascha, Yemischdji Hasan Pascha, Kara Huseïn Pascha, Tabani Yassi Mehmet Pascha, Kara Mustapha Pascha, Torhundji Ahmet Pascha, Keupruli Mehmet Pascha, Keupruli Zade Fazil Ahmet Pascha, Dal Taban Mustapha Pascha, Memisch Pascha, Halil Pascha, Kiridli Mustapha Pascha, Ferid Pascha Vlora.

Aber selbst wenn die Unterwerfung der Albanesen nicht mit so großen Opfern verbunden, wenn die Albanesen nicht das begabte Volk wären, das sie in der Tat sind, wenn selbst die Türkei auf ihre Dienste in Heer und Verwaltung usw. verzichten könnte, die Türkei hätte dennoch Grund, mit allen Mitteln eine Beruhigung der Albanesen anzustreben, und die Jungtürken im besonderen Veranlassung genug, dieselben für sich zu gewinnen. Das Komitee hat sich in den zwei Jahren des neuen Regimes durch seinen unklugen Terrorismus so viele Gegner geschaffen, hat so viele seiner anfänglichen Freunde in Feinde verwandelt, daß seine Herrschaft einer reaktionären Bewegung sicher früher oder später zum Opfer fallen wird, wenn es ihm nicht gelingt, eine starke Stütze zu gewinnen, und solch eine Stütze wären ihm ohne Zweifel die Albanesen, wenn das Komitee klug genug ist, sie für sich zu gewinnen.

Indes vom Komitee und seiner Herrschaft abgesehen, bedarf das osmanische Reich als solches eben eines möglichst einigen und starken Albaniens, um im Norden dem Eindringen der Slawen, im Süden den unverfrorenen Ausdehnungsgelüsten Griechenlands zu widerstehen. Von Slawen wie Griechen könnte dem Reich eine große Gefahr erwachsen, sobald es sich auf die Albanesen nicht absolut verlassen kann; einem zufriedenen und einigen Albanien hingegen kann es die Abwehr dieser beiden Eindringlinge getrost überlassen. Denn die Albanesen sind zehnmal stark, tapfer und klug genug, um es mit Serben und Griechen aufnehmen zu können.

Von Pflichten der Dankbarkeit, die die Türkei Albanien für ungezählte Dienste abzutragen hätte, will ich schweigen — in der Politik soll mit edlen Gefühlen nicht gerechnet werden,

aber ich möchte noch darauf hinweisen, wie unendlich gefährlich es ist, den alten Grundsatz, daß sich mohammedanische Glaubensbrüder, Söhne eines Padischah, nicht bekämpfen dürfen, zu durchbrechen. Noch lebt dieser alte Gedanke, der die Größe des osmanischen Reiches mitbegründet hat, im Heere fort, und mehrere türkische Soldaten haben sich in Albanien getötet, um nicht gegen ihre Glaubensbrüder kämpfen zu müssen; ein förmlicher Ausrottungskampf gegen einen zum großen Teile mohammedanischen Volksstamm, das liegt auf der Hand, würde diesen Grundsatz mit einem Schlage völlig vernichten.

Da freilich durch die Einreihung der Christen in die Armee die Glaubenseinheit derselben verloren gegangen ist, werden mit der Zeit ohnedies an Stelle der verbindenden religiösen Ideen rein nationale treten müssen, aber es ist immer gefährlich, derartige Entwicklungen zu überstürzen.

Mit alledem glaube ich erwiesen zu haben, daß es kein Fehler, sondern eine kluge Tat der türkischen Regierung gewesen ist, den albanischen Aufstand friedlich beizulegen. Der Fehler bestand darin, den Aufstand hervorzurufen.

Ich komme dazu, die Gründe zu untersuchen.

Das jungtürkische Regiment mit seiner chauvinistischen Idee, alle Völker der Türkei um jeden Preis zu Türken zu stempeln, hat die einfachsten Regeln der Klugheit außer acht gelassen und ohne die alte Wahrheit zu berücksichtigen, daß blinder Eifer nur schaden kann, hat es auch jede Erfahrung, die ihm die Geschichte des eigenen Vaterlandes vor Augen hielt, beiseite geschoben.

Seit die Türkei Albanien eroberte, hat ihr das Land wohl, wie ich schon sagte, sehr viele Dienste erwiesen, aber es war anderseits doch auch schon ungezählte Male in Aufstand und Empörung. Im Grunde war die Ursache dieser Aufstände die gleiche; das heißt: dem Albanesen geht seine Freiheit und seine Ehre über alles, jede Maßregel, die eine der beiden anzutasten scheint, brachte ihn von jeher und bringt ihn noch heute um jede ruhige Ueberlegung. Die einzige Antwort im persönlichen Leben wie im nationalen auf jeden solchen Angriff war und ist die Waffe. Ja, wenn man die Geschichte dieser Aufstände kennt und daraufhin die Begebnisse dieser beiden letzten Jahre verfolgt, so fragt man sich staunend, ob denn die Jungtürken einen Aufstand in Albanien hervorrufen wollten. Man fragt sich nicht so sehr um der Dinge willen, die bezweckt wurden, als der Maßregeln wegen, die gewählt wurden, um den Erfolg herbeizuführen. Jeder, der die Geschichte der Albanesen, dieses ehrgeizigen, empfindlichen und stets kampfbereiten Volkes, kannte, mußte voraussetzen, daß statt eines Erfolges Unzufriedenheit und Unruhen erreicht werden würden. Ich spreche hier nicht von dem Mißgriff in Ipek, wo der private Mord eines Beamten mit Regimentern statt am Mörder, an der Einwohnerschaft gerächt wurde, als hätte es sich um den Gesandten einer fremden Macht gehandelt, spreche auch nicht von dem Streit um das lateinische und arabische Alphabet, weil an letzterem unwissende und fanatische Albanesen zum Teil selbst Schuld trugen, und weil die Frage sich in kurzem zugunsten des lateinischen Alphabetes entscheiden wird. Ich spreche von den Maßregeln zur Entwaffnung der Albanesen, von der rücksichtslosen Einführung der regelmäßigen Heerespflicht und gewisser Steuern.

Aus der Ferne hörten sich die Bestimmungen der Regierung höchst gerecht und selbstverständlich an. Nun hat aber Nordalbanien und haben auch einige Gemeinden Südalbaniens verbriefte Vorrechte, die sie seit Jahrhunderten von der Heerespflicht und den regelmäßigen Steuern entbanden, und es ist weder zu erwarten noch zu verlangen, daß die Bevölkerung ohne weiteres darauf verzichtet.

Anderseits ist freilich der Standpunkt der Regierung zu verstehen, und niemand wird ihr zumuten wollen, für jede Gemeinde ein anderes Sonderrecht bestehen zu lassen, aber bei der Einführung all dieser Neuerungen muß bei einem unwissenden, stolzen und leidenschaftlichen Volke mit der größten Schonung vorgegangen werden.

Daß diese Forderung des allereinfachsten Menschenverstandes außer acht gelassen wurde, ist schnell bewiesen.

Der Nordalbanese, der zeitlebens niemals seine unwirtsamen Berge verläßt, die Regierung buchstäblich nur vom Hörensagen kennt, weder liest noch schreibt, weiß weder, was Steuern sind, noch was regelmäßiger Heeresdienst. Bis heute hat er zum Teil hohe Abgaben gezahlt, wurde Soldat, wenn es ihm gut dünkte; viele der besten türkischen Regimenter bestehen aus Albanesen. Er weiß und versteht jetzt nicht ohne weiteres, daß die neue Ordnung ihm in vielen Fällen eher eine Erleichterung als eine Verschärfung der Verhältnisse bringen wird. Er weiß und versteht nur — daß die neuen Steuern mit Gewalt eingezogen und die Rekruten mit Gewalt ausgehoben werden, daß also an dem Zustand, der ihm verbriefst sicher gestellt war — und zwar um Verdienste seiner Vorfahren willen in 99 von 100 Fällen — gewaltsam Aenderungen vorgenommen werden.

Zur näheren Erklärung führe ich ein Beispiel an: Die gewaltsame Einführung der neuen Verhältnisse in Himara in Südalbanien. Himara ist ein Bezirk von etwa sieben Dörfern, die an der Küste zwischen Valona und Santi Quaranto hoch am Berge gelegen sind. Die Dörfer waren in früheren Jahrhunderten christlich (sind es zum kleinen Teil noch heute), und den Vlora, die in Valona zuerst unabhängig, dann als Sultanstellvertreter herrschten, lehenspflichtig. Für große Dienste, die sie ihm im Kampfe mit den Venetianern erwiesen, verlieh ihnen Sinam Pascha Vlora vor 300 Jahren gewisse Vorrechte, die die Regierung gutgeheißen hat; obwohl Christen, durften sie Waffen tragen und waren gegen Zahlung einer bestimmten Abgabe steuerfrei. Später kam ein Teil der Dörfer an die Delvino, die den südlicher gelegenen Sandschak Delvino beherrschten, und haben, mit den gleichen Vorrechten wie früher auch, ihren neuen Lehensherren als treue Gefolgschaftsmänner, z. B. im griechischen Befreiungskampfe, gute Dienste geleistet. Nachdem die großen albanesischen Feudalherren ihre Macht verloren hatten, bestätigte der Sultan abermals die Sonderrechte Himaras. Als nun aber die Konstitution eingesetzt worden war, schickten die Himarioten einige Abgesandte nach Konstantinopel mit ihren Freibriefen und mit der Bitte, alles beim Alten zu belassen. Das Gesuch blieb unbeantwortet. Statt einer Antwort schickte man sich heuer plötzlich an, die Steuern einzuziehen. Die Himarioten weigerten sich zu zahlen und Rekruten zu stellen, beriefen sich auf ihre Freibriefe — die Regierung aber entsandte Kriegsschiffe, um die Dörfer zu beschießen. Da diese indes auf schwindelnder Höhe, 1200 m über dem Meere liegen, kann man sich den negativen Erfolg dieser Beschießung ohne Mühe vergegenwärtigen.

Man fragt sich, wer die Regierung zu diesem zwecklosen Vorgehen bewogen haben mag, und jeder muß bedauern, daß so aufs geratewohl verfahren wird, ohne daß die gegebenen Verhältnisse auch nur im mindesten in Betracht gezogen werden. Ein kluger Berater hätte den maßgebenden Stellen klar machen müssen, daß auf friedlichem Wege weit mehr zu erreichen war. Es handelte sich vor allem darum, den Leuten darzulegen, was überhaupt von ihnen verlangt wurde, und warum, daß die modernen Verhältnisse eine einheitliche Gestaltung erfordern; man hätte ihnen z. B. ausrechnen können, daß ihre Abgabe höher war als es die regelmäßigen Steuern sein werden. Da die Himarioten einem türkischen Beamten und seinen Worten mißtraut hätten, so liegt doch wahrhaftig nichts näher, als diesen Beamten von einem der landeseingesessenen Adeligen, einem Vlora oder Delvino, begleiten zu lassen, welche die Aufklärungsarbeit sicher gerne übernommen hätten, um ihren Volksgenossen Ungelegenheiten zu ersparen.

Ich bin auf die Angelegenheit Himaras näher eingegangen, weil sie ein Beispiel für viele andere Fälle ist, weil die Ursachen des Aufstandes in Nordalbanien ganz die gleichen sind, und weil auch dort (abgesehen davon, daß das arme Albanien im Interesse seines Aufschwungs überhaupt nicht allzuschwer belastet werden darf) meines Erachtens durch das gleiche Mittel alles zu erreichen gewesen wäre; geduldige Aufklärung mit Hilfe der einheimischen Großen. Ich bin sicher, auf diese Weise — wenn damit andere vernünftige Maßregeln Hand in Hand gehen — würden auch in Zukunft noch sowohl die Steuern als der Heeresdienst zu erreichen sein. Es gibt eine ausgleichende Gerechtigkeit. Die Türkei erntet heute mit den Albanesenaufständen die Früchte ihrer verfehlten Politik in Albanien, der zufolge sie vor allem bestrebt war, das begabte und tüchtige Volk möglichst unwissend und wild zu erhalten.

Etwas anderes gilt von der Frage der Entwaffnung der Albanesen. Ich bin überzeugt, daß diese Entwaffnung nie und durch nichts zu erreichen sein wird. Wer Albanien kennt, weiß, mit welcher Liebe der Albanese, vom einfachsten bis zum vornehmsten, an seiner Waffe hängt. Ein Leben ohne Büchse, das ist ihm ein Leben ohne Kampf und Gefahr und darum ohne jeden Reiz, ohne Freude, es ist ihm kein Leben mehr. Erst die Zeit und die Zivilisation werden daran etwas ändern können. Ueberdies ist namentlich dem Hochlandsalbanesen die Büchse sehr oft der einzige Wertgegenstand, den er besitzt. Jahre um Jahre

hat er sich jede Art von Entbehrung auferlegt, um sich eine möglichst gute Büchse zu kaufen. Man glaube darum nicht zu leicht an die Zeitungsnachrichten, die besagen, daß diese oder jene Stämme ihre Büchsen abgeliefert haben — alte, unbrauchbare zum Schein vielleicht, die guten haben sie sicher behalten. Lieber läßt der Albanese Haus und Acker, als die Waffe, die ihm nach seinen Begriffen allein die Ehre schützen kann.

Durch nichts anderes haben die Jungtürken so schlagend ihre völlige Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse Albaniens bewiesen, als indem sie eine Entwaffnung der Albanesen überhaupt für durchführbar hielten, außer durch einen Ausrottungskampf, dessen Schwierigkeit und Gefährlichkeit ich weiter oben dargestellt habe. Es war ein schlechter Tag, an dem sie sich zu diesem Unternehmen entschlossen, denn es war der erste Schritt zu einer unabwendbaren Niederlage. Ich glaube erwiesen zu haben, daß ein ruhiges, zufriedenes Albanien um der Slawen und Griechen willen für die Existenz der Türkei heute eine Notwendigkeit ist. Ich behaupte weiter, daß es den Jungtürken der neuen Ordnung der Dinge nur dann möglich sein wird, sich zu behaupten, wenn es ihnen gelingt, die Albanesen zu befriedigen. Das Komitee bedenke wohl, daß die besten Truppen der Armee, auf die es sich stützte, zum großen Teil aus albanesischen Soldaten bestehen. Als ich vor zwei Jahren in Albanien war, war jeder den Jungtürken freundlich gesinnt; man hoffte von ihnen eine Hebung des unglücklichen Landes, für das seit Jahrhunderten auch nicht das mindeste geschehen war. Jetzt haben die Sympathien für die heutige Regierung mit Recht abgenommen, denn in den zwei Jahren ist nichts zum Wohle Albaniens unternommen, wohl aber sind die Steuern so vermehrt worden, daß der Albanese heute spottend sagt, er solle selbst für seinen Bart Abgaben entrichten.

Ich gehe soweit zu behaupten: Wenn diese Fehler nicht gut gemacht werden, sind die Türken in Europa verloren — denn wer soll ihre Herrschaft schützen? Etwa die Bulgaren oder Griechen des osmanischen Reichs? — Noch ist es nicht zu spät, denn zum Glück für die Türkei sind sich auch heute die Albanesen wohl bewußt, daß sie jetzt zur Selbständigkeit völlig unreif sind, daß heute eine Trennung von der Türkei für sie nur eine Aufteilung zwischen Griechenland und Serbien, vielleicht Italien und Oesterreich, also die größte Gefahr für ihre nationale Entwicklung bedeuten würde. Selbst die unzufriedensten Albanesen denken darum heute noch an keine Trennung von der Türkei — aber man hüte sich wohl, sie zum Aeußersten zu treiben, denn am Ende ißt jeder lieber im fremden Hause, als im eigenen zu verhungern; und im Falle die Türkei fortfährt, den Albanesen jedes nationale Leben unmöglich zu machen, ist auch die Aufteilung schließlich vom nationalen Standpunkt aus kein größeres Unglück, denn jeder andere Staat würde mehr für das Land tun als die Türkei, und vom Standpunkt der Zivilisierung wäre sie sicher zu begrüßen.

Es ist demnach eine Lebensfrage für letztere, weil sie zur gewaltsamen Niederwerfung der Albanesen, wie ich oben ausgeführt, außerstande ist, oder weil sie Opfer kosten würde, die sie nicht bringen kann, die Albanesen zufrieden zu stellen, ihnen Verhältnisse zu schaffen, die sie von der Notwendigkeit befreien, sich mit Gewalt Luft zum Atmen zu schaffen.

Die Bedingungen, unter denen ich sicher bin, daß Albanien sich beruhigen und zufrieden geben wird, sind folgende: Vor allem müssen die Albanesen die Existenz der Regierung aus vernünftigen und schonenden Maßregeln kennen und schätzen lernen, da sie bis heute buchstäblich nichts anderes von ihr erfahren, als daß daran gearbeitet wurde, jeden Fortschritt, jede Verbesserung, jeden wirtschaftlichen Aufschwung zurückzuhalten.

Der beste Beweis für letztere Behauptung ist die verhältnismäßig bessere Lage Nordalbaniens, wo die Regierung soviel wie gar keinen Einfluß hat, und die trostlose wirtschaftliche Lage des zugänglichen und an sich viel fruchtbareren Südalbanien. Es liegt des weiteren nur im Interesse der Regierung nicht weniger als im Interesse Albaniens, für die intellektuelle Hebung des Landes durch die Gründung entsprechender Lehranstalten ihr Möglichstes zu tun. Denn nur wenn das Volk einen höheren Bildungsstand erreicht, wird es den anderen, weiter fortgeschrittenen Balkanvölkern gegenüber die nötige Widerstandskraft haben.

Zu diesem gleichen Zwecke der erhöhten Widerstandskraft und dem eigenen Wunsche der Albanesen gemäß sollte alles Territorium, das ethnisch albanesisch ist, zu einer Provinz geeint werden. Auf diese Weise werden dann auch die unaufhörlichen Kämpfe zwischen den einzelnen Albanesenstämmen aufhören, die soviel unnötiges Blut kosten und dem Fortschritt hinderlich sind, deren Beseitigung nicht nur von den gebildeten Albanesen angestrebt wird, weil sie die nationale Einheit verhindern, sondern die auch der Regierung Schaden bringen, da sie naturgemäß die Reaktionsfähigkeit der Albanesen gegen auswärtige Einflüsse vermindern und außerdem sehr viel Kraft des begabten Volkes in Anspruch nehmen, die im Dienste der Türkei gut zu verwenden wäre.

Dieser geeinten Provinz nun soll dem Wunsch der Patrioten gemäß eine administrative Selbstverwaltung gegeben werden, denn auf diese Weise wird am meisten für das Land geschehen können. Einheimische Beamte werden die Bedürfnisse Albaniens ganz anders beurteilen können, als die türkischen von heutzutage, die sehr oft nicht einmal eines albanesischen Wortes mächtig sind und mit der liebenswürdigen Absicht in das Land kommen, dasselbe möglichst zu bedrücken und seine Bewohner tunlichst zu schikanieren.

Die Berechtigung der Forderung einer administrativen Selbstverwaltung liegt auf der Hand, noch mehr ihre Zweckmäßigkeit für Albanien. Aus Gründen, die ich oben ausgeführt habe, d. h. weil selbst die fanatischsten Albanesen keine Trennung von der Türkei anstreben, könnte sie auch ohne Gefahr für diese selbst erfüllt werden. Und bedeutete sogar die Autonomie Albaniens in gewissem Sinne eine Beeinträchtigung der türkischen Gewalt, so ist dies Uebel entschieden geringer als eine beständig gärende Mißstimmung in Albanien.

Von diesem Standpunkte aus wäre auch in Betracht zu ziehen, ob auf dem Wege der Bildung einer nationalen Miliz das Waffentragen der Albanesen nicht zu regeln und zu erleichtern wäre.

Die wichtigste Bedingung einer Beruhigung und Befriedigung Albaniens ist aber die, daß alle Einnahmen, die der Regierung aus Albanien zukommen, in Albanien selbst zur Hebung des Landes verwendet werden. Wenigstens vorderhand. Keiner, der Albanien kennt, wird diese Forderung ungerecht finden können. Um nur ein Beispiel herauszugreifen: selbst die reichsten Großgrundbesitzer des außerordentlich fruchtbaren Südalbanien, die in der Lage wären, alles zur Ausnützung des Bodens zu tun, und es selbstverständlich auch bereitwillig und gerne tun würden, können durchschnittlich nur etwa ein Drittel ihrer Ländereien bebauen, weil es an Straßen, an Brücken jeder Art fehlt, weil die Flüsse die Ebenen im Winter völlig überfluten, weil von Transportmitteln jeder Art, die eine Ausfuhr ermöglichten, überhaupt keine Rede ist.

Wenn die junge Türkei sich entschließen kann, Albanien all das zu gewähren, so wird sie den Erfolg ihrer Maßregeln meiner festen Ueberzeugung nach bald wahrnehmen: Albanien wird sich schnell beruhigen, und jeder Patriot wird mit positiver Arbeit genug zu tun haben, um seine Zeit auszufüllen; fruchtbare und ersprießliche Arbeit wird die leidenschaftlichsten Gemüter befriedigen. Einige wenige, die ungefestigte Verhältnisse ausnützen, gibt es natürlich hier wie überall, aber sie werden gegen die besonnene Ueberzahl nichts auszurichten vermögen.

Man spreche mir nicht, um mir das Gegenteil zu beweisen, von den Thronansprüchen des Prinzen Ghika — er und seine Bestrebungen werden in Albanien verlacht, und die nationalen Zeitungen nennen ihn den Prinzen Hanswurst — man sage mir auch nicht, daß ein nationaler Geheimbund bereits ganz Albanien überzieht. Mag sein — aber wenn es so ist, so hat dieser Geheimbund nur das Glück Albaniens im Auge, das Glück Albaniens und seinen Fortschritt — und das Gedeihen, das Glück Albaniens ist heute noch nach dem Urteil aller Einsichtigen unter der Oberhoheit der Türkei.

Ich persönlich habe die wärmsten Sympathien sowohl für die Türken als Volk, als für die neue Regierung, und ich hoffe, daß die Jungtürken rechtzeitig begreifen, wie viel ihnen an der Zufriedenheit Albaniens gelegen sein muß. Richtet sich die Handlungsweise der Regierung nach dieser Erkenntnis, dann ist auch in Zukunft die beste Lösung der nationalen Frage für die Albanesen die Zugehörigkeit zur Türkei unter günstigen Lebensbedingungen, und dann wird die junge Türkei den albanesischen Geheimbund nicht nur nicht zu fürchten, sondern sie wird an den Albanesen wohl die sicherste Stütze ihres Regimentes haben.

Glückliche Provinzen! Das war von jeher das Bestreben, die Kraft und der Stolz großer Reiche, von Rom bis zum modernen England, unzufriedene Provinzen von jeher ihr Verderben. Ich wiederhole: — möge das die junge Türkei bedenken, und sie wird in wenigen Jahrzehnten in Albanien selbst reichen Lohn für jede kluge und scheinbar selbstlose Maßregel finden!

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Wieder ein Sieg von Rot über Rosa!

Jetzt hat der Sozialdemokratie ihr sprichwörtliches „Schweineglück" in Württemberg gelächelt. Durch die Beförderung des nationalliberalen Professors Hieber war das Landtagsmandat in Welzheim und das Reichstagsmandat in Cannstatt-Ludwigsburg erledigt. Diese beiden liberalen Stammsitze hat die Sozialdemokratie im Handumdrehen erobert. Bei der Ersatzwahl für den Reichstag gewann die Umsturzpartei 3200 Stimmen, während die bürgerlichen Parteien 4000 Stimmen einbüßten. Einige liberale Blätter wollen die Niederlage ihrer Partei vertuschen durch die Behauptung, die „Bauernbündler" und die sonstigen rechtsstehenden Parteien hätten das Unheil verschuldet, da sie einen eigenen Kandidaten aufgestellt und so die bürgerlichen Stimmen zersplittert hätten. Ein offenbarer Unsinn. Die Aufstellung eines agrarisch-konservativen Kandidaten erwies sich als gerechtfertigt, da derselbe nahezu 5000 Stimmen auf sich vereinigte. Wäre er nicht aufgestellt worden, so würden von diesen 5000 Wählern gewiß mancher zu Hause geblieben sein, da der linksliberale Kandidat auf sie nur eine schwächere Anziehungskraft ausübte. Die Gesamtzahl der bürgerlichen Stimmen wäre alsdann geringer geworden, d. h. dem Sozialdemokraten die Erlangung der absoluten Mehrheit noch erleichtert worden.

Der sozialdemokratische Wahlsieg in Cannstatt erklärt sich auf dieselbe Weise, wie die sechs vorhergegangenen Erfolge bei Ersatzwahlen zum Reichstag: Die gewaltige Hetze wegen den neuen Steuern und der angeblichen Schreckensherrschaft des „schwarzblauen Blocks", die von den liberalen Blättern und Rednern in trauter Gemeinschaft mit der Sozialdemokratie betrieben wurde, hat eine Menge von Wählern, die 1907 noch liberal gestimmt hatten, in das rote Lager getrieben. Der Liberalismus sagt natürlich, das liege nicht an seiner Hetzarbeit, sondern an den schwarzblauen „Schandtaten". Die Wahrheit ist die: 300 Millionen neuer Verbrauchssteuern schaffen immer eine ordentliche Portion Unzufriedenheit und Oppositionslust; wenn der liberale Block die notwendigen Steuern bewilligt hätte, würde auch die Sozialdemokratie einen gewissen Profit gehabt haben. Jetzt ist aber die unangenehme Nachwirkung einer neuen Belastung bedeutend verschärft worden durch die bösartige Hetzerei, an der sich auch die Nationalliberalen in blindem Zorn beteiligt haben. Und die Ironie des Schicksals will es, daß die liberale Hetze nicht den gescholtenen Schwarzblauen Abbruch tut, sondern der eigenen Gefolgschaft. Die liberale Stimmenzahl schrumpft zusammen, während die sozial-demokratische wächst.

Die sozialdemokratische Fraktion ist durch die Ersatzwahlen von 43 auf 50 Köpfe gestiegen. Also 7 Kreise sind erobert worden. Und wer hat sie verloren? Vier Mandate haben die Nationalliberalen verloren, zwei die Fortschrittler, und nur eines haben die rechtsstehenden Parteien eingebüßt. In dem letzten Falle handelte es sich um das Mandat von Eisenach, das die Wirtschaftliche Vereinigung im Jahre 1907 durch besonderes Glück erobert hatte und nach dem moralischen Zusammenbruch des Abg. Schack nicht behaupten konnte. Diese vereinzelte Ausnahme bestätigt nur die Regel, daß die Liberalen die Kosten der sozialdemokratischen Erfolge zu zahlen haben.

Die nationalliberale Partei, die vier Mandate an den roten Blockbruder abgeben mußte, fand einen kleinen Trost in der Eroberung eines bisher konservativen Wahlkreises im hintersten Ostpreußen. Dieser „Ersatz" ist aber auf die eigenartigen Verhältnisse jenes Kreises zurückzuführen und kann nicht die Hoffnung begründen, daß bei den nächsten allgemeinen Wahlen der Liberalismus sich für die Verluste an die Sozialdemokratie durch Eroberungen in den konservativen Forsten schadlos halten werde. Das Hauptorgan der Sozialdemokratie schreibt neuerdings: „Wollen die Liberalen nicht zerrieben werden zwischen der Sozialdemokratie und der Reaktion, so müssen sie sich in den Dienst des demokratischen Willens stellen." Der Ausdruck „zerrieben werden" ist sehr richtig gewählt; aber Figura zeigt, daß der Zerreibungsprozeß schon in flottem Gange ist, obschon die Liberalen sich seit einem Jahre in den Dienst des demokratischen Willens gestellt haben, und das wirksame Reibeisen stellt gerade die rote Partei, die den „demokratischen Willen" repräsentieren zu können glaubt.

Während die liberale Wählerschaft zusammenschmilzt wie Butter an der Sonne, wagt die liberale Presse noch den alten Ruf zu wiederholen: Nur ein liberales Regiment kann die Abnahme der Sozialdemokratie bewirken! Der Größenwahn dieser Leute hat wirklich etwas Krankhaftes. Die konservative Partei und das Zentrum könnten angesichts der größeren Widerstandsfähigkeit, die ihre Wählerschaften erwiesen haben, mit viel größerem Recht sagen: Nur eine schwarz-blaue Regierung kann die Umsturzpartei abwehren! Aber diese Parteien sind trotz allem Gerede von ihrer „Herrschsucht" durchaus nicht so egoistisch. Sie wollen das Ministerium Bethmann-Hollweg nach besten Kräften unterstützen, obschon sie dessen mittelparteiliche Faiblesse ganz gut kennen. Sie wollen durchaus keinen antiliberalen Block bilden, sondern haben vielmehr den Wunsch, daß möglichst viel besonnene Liberale sich der Arbeitsgemeinschaft anschließen mögen.

Vor drei Wochen konnten wir Notiz nehmen von einem Ausspruch der parteiamtlichen „Nationalliberalen Korrespondenz" zugunsten der „Zusammenfassung aller positiv schaffenden Kräfte". Inzwischen hat sich leider der Liberalismus diesem vernünftigen Ziele nicht weiter genähert. Auch die zahllosen Zeitungsartikel und die zahlreichen Resolutionen, die sich an die Bassermannschen Rücktrittsgerüchte geknüpft haben, vermochten keine Klärung zu bringen; sie sollten es offenbar auch nicht, denn die ganze „Bewegung" war darauf angelegt, für den „unentbehrlichen" Bassermann Reklame zu machen und die unzufriedenen Elemente auf dem rechten Flügel einzuschüchtern. Die neueste Parteiparole, welche die näheren Freunde in Bassermanns Heimat Mannheim ausgeben, lautet dahin: „Politik der freien Hand und der unbehinderten Selbständigkeit nach allen Seiten." Wer hat denn der nationalliberalen Partei die Hand zu bieten versucht? Der Reichskanzler gewiß nicht; er soll ja nach den neuesten Nachrichten nur ein gelegentliches und unverbindliches Eisenbahngespräch mit Herrn Bassermann geführt haben. Die Konservativen und die Zentrumspartei haben auch nicht die Nationalliberalen eingeladen, sich in einem Block oder auf irgend ein Programm festzulegen, sondern haben nur den Wunsch bekundet, daß die nationalliberale Partei in voller Selbständigkeit sich an der positiven Arbeit beteiligen möge, — in derselben Selbständigkeit und Handfreiheit, wie die genannten Parteien für sich sie haben und üben. Die Gefahr für die Selbständigkeit kommt von links; durch den Aerger vom vorigen Sommer hat sich die nationalliberale Parteileitung auf die schiefe Ebene der Hetzpolitik locken lassen, die sich abhängig macht von der Gnade der Linksliberalen und Sozialdemokraten oder, wie der „Vorwärts" sich ausdrückt, in den „Dienst des demokratischen Willens" gebracht hat. Wenn Herr Bassermann und seine Genossen lieber Knechte der Sozialdemokratie, als Arbeitsgenossen der Konservativen und des Zentrums sein und bleiben wollen, so ist das ihre Sache. Nur dürfen sie nicht glauben, daß bei den nächsten Wahlen mit der zweideutigen Haltung Geschäfte zu machen wären. In dem einen Wahlkreise sich mit Hilfe der Umsturzpartei wählen lassen und in dem anderen Wahlkreise die Hilfe der rechtsstehenden Wähler in Anspruch nehmen, — das hieße doch der Gutmütigkeit der Nachbarn zu viel zumuten. Wenn die Nationalliberalen sich nicht klar für die positive Mitarbeit entscheiden, so haben die positiven Parteien weder die Pflicht, noch die Neigung, sie vor dem Reibeisen ihrer Blockbrüderschaft zu schützen.

Der neue Staatssekretär des Auswärtigen Amtes.

Herr v. Kiderlen-Wächter ist von seinem Gesandtschaftsposten in Bukarest über Marienbad, wo er sich mit dem Leiter der auswärtigen Politik Oesterreich-Ungarns ausgesprochen hat, nach Berlin gekommen, um sein neues Amt als Nachfolger des Herrn v. Schön anzutreten. Die Presse hat den neuen Staatssekretär mit viel Wohlwollen und großen Hoffnungen begrüßt; der rhetorische Mißgriff bei der unglücklichen Krisendebatte vom November 1908 ist ihm vollständig verziehen worden, wogegen auch wir nichts einzuwenden haben. Doch möchten wir im Interesse des Herrn v. Kiderlen selbst es für geraten halten, die Vorschußlorbeeren nicht übermäßig ausarten zu lassen. Wer als „neuer Bismarck" angepriesen wird, fühlt sich mit gewaltigen Ansprüchen seitens der öffentlichen Meinung belastet. Herr v. Kiderlen steht auf einem sehr hohen Posten, aber nicht auf dem höchsten im auswärtigen Dienst. Die Oberleitung und die Verantwortlichkeit für die hohe Politik hat der Reichskanzler, und der ihm untergebene Staatssekretär kann nicht auf eigene Faust die Welt aus den Angeln heben wollen. Wir hoffen, daß die beiden Männer in Wahrung der gegebenen Rangordnung in fruchtbarer Harmonie zusammenarbeiten werden, und daß der Personenwechsel nicht die Vorbereitung zu neuen Ueberraschungen oder gar Abenteuern, sondern eine Garantie für die ruhige, selbstbewußte und bedächtige Stetigkeit in unserer auswärtigen Politik bedeutet. Die Hauptsache ist, daß die Solidarität mit Oesterreich-Ungarn als Grund- und Eckstein unserer ganzen hohen Politik gewahrt bleibt.



Die zukünftige Republik Baden.

Vom Herausgeber.

Der „Musterstaat" Baden marschiert wieder einmal vorbildlich an der Spitze. Was man vor zehn Jahren, ja vielleicht noch vor Jahresfrist für eine Utopie, für das Produkt einer überhitzten Phantasie gehalten hätte, nimmt nach den jüngsten Ereignissen feste Umrisse an und rückt in mögliche Nähe. Die großherzoglich badische Staatsregierung hat ihren Frieden mit der Sozialdemokratie revisionistischer Observanz gemacht und die sozialdemokratische Partei als ebenbürtigen Machtfaktor des politischen Lebens anerkannt. Die bei dieser Gelegenheit ausgetauschten Verwahrungen hatten den Sinn, daß die Regierung in der Sozialdemokratie nach wie vor eine antimonarchische Partei erblickt, gegen diese bedauerliche Gesinnung protestiert, aber in derselben kein Hindernis des ersprießlichen Zusammenwirkens erblickt, während die 17 von der Regierung in Gnaden aufgenommenen Sozialdemokraten mit allem Nachdruck an ihrem republikanischen Grundprinzip festhalten, also die Abschaffung der Monarchie anstreben. Will die Regierung es mit den neuen Freunden nicht alsbald wieder verderben, so wird sie sich zu überlegen haben, auf welchem relativ schmerzlosesten Wege sie diesen letzten Stein des Anstoßes aus dem Wege räumen, den Uebergang zur republikanischen Staatsform allmählich vorbereiten könnte. Denn es steht nach Adam Riese und nach allen Regeln der natürlichen Progression schon heute fest, daß die jüngsten Ereignisse die sozialdemokratischen Wählerstimmen in einer ganz ungeahnten Weise steigern werden. Woraus sich dann die selbstverständliche Folge ergibt, daß das heute schon so übermächtige Selbstgefühl der Sozialdemokratie, die vom Zünglein an der Wage zum maßgebenden Faktor in der badischen Staatspolitik avanciert, alle Grenzen überschreiten wird. Jeder ernstliche Widerstand gegen sozialdemokratische Ansprüche würde künftig durch die Drohung mit dem Stillstand aller Staatsräder beantwortet werden.

Kurzum: Wenn eine monarchische Staatsregierung aus ängstlicher Schwäche mit einer vom Liberalismus geförderten, antimonarchischen, erklärt republikanischen Partei eine Verständigung einleitet, wie soeben im badischen Landtage geschehen ist, so kann das Ende kein anderes sein als die Kapitulation des Schwächeren vor dem Stärkeren.

Die „Allgemeine Rundschau" hat in Nr. 31 vom 30. Juli 1910 (S. 512) die lehrreichen Zitate der liberalen „Augsburger Abendzeitung" aus der sozialdemokratischen Erfurter „Tribüne" vom 7. Juli mitgeteilt. In der Tat: Die Sozialdemokratie kann nie und nimmer monarchisch werden; sie ist „republikanisch vom Scheitel bis zur Sohle". Je stärker den auch außerhalb Badens — auf Kosten des Liberalismus — von Wahlsieg zu Wahlsieg schreitenden Sozialdemokraten der Kamm schwillt — und es geschieht alles, um diesen Prozeß zu fördern — um so ungebärdiger wird das „republikanische Bewußtsein" und der „republikanische Trotz" in die Erscheinung treten. Man glaube nicht etwa, daß die Sozialdemokraten für die badische Staatsregierung eine so bequeme Opposition abgeben würden, wie die evangelischen Konservativen, die nur schmerzlich das Gesicht verziehen, wenn man sie als lästige „Mucker" beiseite schiebt, oder wie die kirchlich gesinnten Katholiken, die, während man ihnen Rippenstöße versetzt, dreimal Hurra rufen. Hinter den Samtpfoten der Revisionisten lauern scharfe Krallen, und die Lackschuhe auf dem glatten Hof- und Staatsparkett täuschen nicht über die derben Stiefel der Arbeiterbataillone da draußen.

Es scheint aber, daß die badischen Machthaber tatsächlich zu dem Entschluß gekommen sind, ihr Schicksal lieber dem sozialdemokratischen Republikanismus, der bald die letzten Reste des sogenannten Liberalismus aufgesogen haben wird, als den auf dem Boden christlicher Weltanschauung stehenden monarchischen Parteien anzuvertrauen. Ob man am badischen Hofe die letzten Konsequenzen dieses Scheideweges klar vor Augen hat? Für den kinderlosen Großherzog steht ja weniger auf dem Spiele. Um so mehr für den künftigen Thronfolger.

Die gegenwärtige Entwicklung in Baden ist eine unverkennbare Frucht des „antiklerikalen" Geistes, der im „Musterstaate" schon früh praktische Schule machte und heute alle Welt zu durchdringen sucht. Es ist die Verwirklichung der Parole: „Lieber rot als schwarz," die jetzt offen ihre Ergänzung gefunden hat in der Parole: „Lieber rot als blau." In Baden war auch die letzte Devise, lange bevor sie öffentlich geprägt wurde, in Uebung. Das geflügelte Wort: „Eher wird ein Sozialdemokrat Minister, als ein Ultramontaner oder ein Mucker," hat in Baden schon ein ehrwürdiges Alter. Der greise Herr von Göler, der als Ministerkandidat stets ebenso suspekt war wie der konservative Herr von Marschall, wird es vielleicht noch erleben können, daß ein Dr. Frank in die badische Regierung berufen wird.

Man hat einst so viel gespöttelt über das an die „Revolution in Krähwinkel" erinnernde Bonmot von der „Republik mit dem Großherzog an der Spitze". Da sich auch in Baden kein Großherzog zu solcher Komödienrolle hergeben wird, muß es im natürlichen Laufe der Dinge eben anders kommen. Und so bedeutet das, was wir in Baden zurzeit sich abspielen sehen, die Ouvertüre zu einem Drama, das bestenfalls mit dem freiwilligen Verzicht des Hauses Zähringen auf seine Souveränitätsrechte endigen wird. Eine fruchtbare Phantasie kann sich ja mühelos ausmalen, wie dann in der Uebergangszeit ein Sprosse des Hauses Zähringen als Präsident an die Spitze der Republik Baden berufen werden könnte, und so weiter.

In erfindungsreichen sozialdemokratischen Köpfen macht der republikanische Gedanke bereits die kühnsten Eroberungszüge durch die demokratisch angehauchten Gefilde Südwestdeutschlands: Der Republik Baden folgt als Ursprungsland der sozialdemokratischen Hofgängerei die Republik Hessen. Elsaß-Lothringen würde weniger Schwierigkeiten machen, wenn es nach einem früheren Plane dem badischen Szepter unterstellt worden wäre. In Württemberg muß auf den Augenblick gewartet werden, wann eine katholische Thronfolge in Sicht käme, und der Evangelische Bund sich auf den Kopf stellte. Die schlechtesten Aussichten hat der Republikanismus eingestandenermaßen in Bayern, wo eine volkstümliche Monarchie am unausrottbaren, wahrlich nie verwöhnten „Ultramontanismus", den auch die schlechteste Behandlung durch die liberale Bureaukratie nicht zu verderben vermochte, die festeste Stütze hat und hoffentlich noch lange behalten wird.

Ist ein katholischer Priester vogelfrei?

Nochmals der „Fall Hofinger" in Bamberg.

Von Dr. Otto von Erlbach.

Es ist System in der Sache! Die Feinde der Kirche und des positiven Christentums haben es längst erkannt, daß es kein wirksameres Mittel im Kampfe gegen den Glauben gibt, als die planmäßige Untergrabung der Achtung vor dem geistlichen Stande, namentlich vor seiner sittlichen Integrität. Eine wahre Schlammflut von Büchern, Broschüren, Flugschriften, von Witzblatt-Beiträgen, von Artikeln und Notizen in „antiklerikalen" Zeitungen dient einzig und allein diesem Zwecke. Neben beklagenswerten wirklichen Priesterskandalen müssen ungezählte erfundene oder entstellte „Fälle" aus der ganzen Welt dazu herhalten, um der öffentlichen Meinung zu suggerieren, daß der Priesterstand nichts anderes mehr sei als ein ekles Gemisch von Heuchelei und Scheinheiligkeit neben raffiniertester Sittenlosigkeit und schamlosester Verführung.

Und was geschieht, um die Ehre des Priesterstandes gegen diese unausgesetzt arbeitende Massenvergiftung der öffentlichen Meinung zu schützen? Man hört nur äußerst selten davon, daß ein verleumdeter oder verdächtigter Priester zur Beleidigungsklage greift. Und doch hätte der vom Bischof von Rottenburg gegen den „Simplicissimus" anhängig gemachte Prozeß, der bekanntlich zu empfindlicher Verurteilung führte, vielen ein Fingerzeig sein können. In ähnlichen Fällen wird allerdings fast ausnahmslos der Weg der Privatbeleidigungsklage (nicht der Offizialklage) zu wählen sein.

Ueber den „Fall Hofinger" und seine Behandlung im bayerischen Landtag, namentlich über die im höchsten Grade unwürdige Rolle, welche der liberale Abg. Dr. Müller-Hof (Meiningen) zu spielen für gut fand (ohne bisher auch nur mit einer Silbe Widerruf zu leisten) hat sich die „Allgemeine Rundschau" in Nr. 29 vom 16. Juli (S. 481) in dem Artikel „Doppelte Moral" (Eine Abrechnung mit liberalem Pharisäertum) bereits mit genügender Deutlichkeit ausgesprochen. Es gereicht uns zur Genugtuung, daß Maximilian Harden im jüngsten Hefte (Nr. 44 vom 30. Juli) der „Zukunft" sich mit der ihm eigenen Offenheit und Ungeschminktheit über das charakteristische Gebaren der liberalen Presse gerade im „Falle Hofinger" ausspricht und bei dieser Gelegenheit die

„Pfaffenfreßsucht" der liberalen Presse überhaupt scharf unter die Lupe nimmt. Maximilian Harden gibt der von der liberalen Presse so schmählich verleugneten Wahrheit die Ehre, indem er feststellt, daß das Leben des Herrn Hofinger fleckenlos sei, daß er in der Schule nie ein keuschen Ohren unleidliches Wort gesprochen habe. Was aber nicht hinderte, daß der „Fall Hofinger" in der infamsten Weise nicht nur gegen diesen Priester, für dessen sittliche Intaktheit man, wie ein hoher Beamter aus Hofingers Wirkungskreise der „Allgemeinen Rundschau" seinerzeit schrieb, die Hand ins Feuer legen kann, sondern gegen den Priesterstand überhaupt ausgeschlachtet wurde. Harden bemerkt u. a.:

„Wollen wir aber heute noch leugnen, daß die Kultur den Päpsten und ihrer Klerisei Unersetzliches verdankt? Noch tun, als seien die Mönche, deren mancher an ein Gemälde, eine Abschrift, das Schnitzwerk einer Orgel ein langes Zellenleben wandte, Tagediebe gewesen? Als sei der Zölibat, die Erfindung feinster Psychologie, eitel Lüge und Heuchelei? Die Beichte ein Vorwand zur Stillung lüsterner Gier? Jeder Jesuit ein Schleicher und Wicht? Roms Priesterschaft, weil von Tausenden da und dort einer in schwerem Erleben gestrauchelt ist, nur des Spottes oder des Hasses wert? Ist das die „edle Entwicklung, in der wir Protestanten voranschreiten?" Widriger Zank ist's; fruchtloses Mühen, das uns nicht um Fußbreite vorwärts bringt. Das schwarze Heer kämpft, ohne nach Gelderwerb und trägem Behagen zu gieren, auf seine besondere Weise doch für das Heil der Nächsten und Fernsten. Auch wer den Römerglauben nicht mitglaubt, dürfte ihm nicht Achtung versagen. Lasset drum die Pfaffenfreßsucht aus dem Spiel."

Dem Abg. Dr. Müller-Hof erteilt Harden noch folgende wohlverdiente Lektion. Anknüpfend an die Abfertigung, die der Kultusminister dem vorlauten Wortführer des liberalen Kulturkämpfertums zuteil werden ließ, schreibt Harden:

„Auf diese witzige und wirksame Abwehr kam die Antwort: „Ich lehne es namens meiner politischen Freunde mit aller Schärfe ab, uns für die ekelhafte Phantasie eines solchen sogenannten Religionslehrers verantwortlich machen zu lassen. Das ist keine sexuelle Aufklärung. Das ist einfach eine sexuelle Beschmutzung des jungfräulichen Gemütes." Wer so redet, ist heute in Deutschland lauten Beifalls sicher. Wenn Herr Müller über die „Phantasie" des Pfarrers etwas wußte, hatte er die Anstandspflicht, es zu sagen; wenn er nichts weiß und den wehrlosen Mann dennoch im Panzer des unantastbaren Abgeordneten verdächtigt, ist er ein Mensch, dem Anstand und Pflichtgefühl fehlt."

Genau das gleiche gilt für die liberale und radikale Presse, welche landauf und landab, und zwar nicht nur in Deutschland, den „Religionslehrer Hofinger" und seine „sexuelle Aufklärung" bereits als stereotype Figur zwecks schamlosester Verdächtigung der priesterlichen Erziehungspraxis überhaupt verwertet. Und diese Verwertung wird auch nicht aufhören, sondern noch jahrelang fortgesetzt werden, wenn nicht durch einen unanfechtbaren Richterspruch dieser Unsumme von Gemeinheit und Niedertracht ein Ziel gesetzt wird.

Die „Allgemeine Rundschau" ist keine Kinderlektüre. Wir glauben es daher verantworten zu können, wenn wir einige der gröbsten Exzesse, welche „antiklerikale" Niedertracht aus Anlaß des „Falles Hofinger" wagen zu können geglaubt hat, hier niedriger hängen. Wir wählen nur Beispiele aus dem „Simplicissimus", bemerken aber ausdrücklich, daß auch andere sogenannte „Witzblätter", so namentlich die „Jugend" (vgl. z. B. Nr. 28) in ähnlicher Weise die Ehre sowohl des Religionslehrers wie der Höheren Töchterschule in Bamberg besudelten.

In Nr. 15 des „Simplicissimus" vom 11. Juli (S. 255) ist u. a. folgende Ausgeburt einer — um mit dem Abg. Dr. Müller-Meiningen zu reden — „ekelhaften Phantasie" zu lesen:

„Prüfungsthema für Bamberger höhere Töchter:

Brief an ein junges Mädchen, das seine Unschuld verloren hat und Selbstmord verüben will.

Aufsatz von Thekla Biersack.

Liebe Marie!

Es hat uns furchtbar interessiert, daß Du Deine Unschuld verloren hast. O bitte, bitte! schreibe uns ganz **genau**, wie es dabei zugegangen ist Unsere **ganze** Klasse brennt darauf, **alles** zu erfahren. Du darfst uns aber gar nichts verschweigen!!! Horst Du, gar nichts!! Wir wollen alle Einzelheiten von Dir erfahren, denn es muß ja **furchtbar** interessant sein, so was! Die Lilly Scholler renommiert immer damit, aber wir glauben es ihr nicht. Sie erzählt so **dumme** Geschichten davon und wir können es nicht glauben, daß es **so ist!!** Jetzt mußt du uns aufklären, denn bei Dir ist es doch **ganz** sicher und kein **Schwindel?!** Gelt?
Hat er einen Schnurrbart gehabt? Ist er ein Student oder gar ein **Fähnrich?** Oh, es muß **herrlich** sein!
Wie hat er dir denn das **gesagt?** Oder hat er gar nichts gesagt und bloß — —?!?
Liebste Marie, Du mußt von Anfang alles erzählen, denn wir möchten es **zu** gerne wissen.
Woher weiß denn unser Religionslehrer, daß Du Deine Unschuld verloren hast???!!!
Du, Du!! Am Ende — — — —!! Aber das wäre ja **furchtbar** interessant!
Nicht wahr, Marie, Du verschweigst uns **gar** nichts!? Wir haben alle **geschworen**, daß wir Niemand niemals etwas sagen!
Je mehr wir alle darüber nachdenken, desto **klarer** ist es uns, daß es unser Religionslehrer doch eigentlich nicht wissen **kann**, wenn **nicht** — —!! Du, bitte! bitte! schreibe es genau!
Oder sieht man es einer an? Das glaube ich **nicht**.
Unser Religionslehrer sagt auch, daß du einen **Selbstmord** begehen willst.
Ja Schnecken!
Die Luise Mayer sagt, das gibt es nicht; wegen **so was** bringt man sich doch nicht um!! Im **Gegenteil** Wir wollen uns alle nicht umbringen, aber wir wollen **alle** — — du weißt es ja jetzt **besser** als wir.
Liebe, liebe Marie! Wenn Du **morgen** schreibst, wissen wir es **auch** am Donnerstag! Nicht wahr, Du läßt uns nicht im Stich und beschreibst es **ganz genau**, aber alles!!
Es küßt Dich tausendmal

Deine ewige Freundin!

Thekla Biersack."

Unmittelbar neben dieser schamlosen Nichtswürdigkeit liest man unter der Ueberschrift „Bamberger Pädagogik" ein Spottgedicht, dessen Inhalt durch die nachstehende Schlußstrophe genügend gekennzeichnet ist:

„So sprach der Pfaff. An allen Vieren
Durchkribbelt es ihn ahnungsvoll.
Er dacht' ans Heftekorrigieren.
Indes sein Herz voll Sehnsucht schwoll.
Was sagt der Reinste aller Reinen
Beim Anblick solchen Sündenfalls?
‚Wer eines ärgert dieser Kleinen
Dem einen Mühlstein an den Hals.'"

Vierzehn Tage später, nachdem man wahrlich Zeit genug gehabt hätte, sich über die verleumderische Unterlage dieser Infamien zu vergewissern, beschäftigte sich der „Simplicissimus" (Nr. 17 vom 27. Juli) abermals an zwei Stellen mit dem „Fall Hofinger". Ein entsprechend freches halbseitiges Bild mit der Ueberschrift „Bamberg und Wehner" (S. 278) zeigt als Text folgende Ansprache des Kultusministers Dr. von Wehner an die mit ihrem Religionslehrer versammelten Zöglinge der Bamberger Höheren Töchterschule: „Nun, Kinder, geht mit meinem Segen ins Leben hinaus. Das Sexuelle habt ihr im Religionsunterricht gehabt." Damit aber noch nicht genug! In demselben Hefte (S. 291) liest man folgende Notiz:

„Vom Tage.
Wie die „Badische Landeszeitung" meldet, sollen in der höheren Töchterschule zu Belgrad alle vierzig Schülerinnen in anderen Umständen sein. Zwanzig sollen bereits geboren haben. Die v. v. Väter sind die Offiziere der dortigen Garnison. Dagegen ist das Gerücht, daß der bekannte Bamberger Pädagoge Pfarrer Hofinger an jener Schule den Religionsunterricht erteilt habe, eine liberale Erfindung. Pfarrer Hofinger war niemals in Belgrad."

Eines Kommentars bedürfen diese Unflätereien nicht. Aber wir stellen kurz und bündig die Alternative: Entweder wird dem „Simplicissimus" Gelegenheit gegeben, sich vor Gericht gegen die schwere Anklage zu verteidigen, daß er die Ehre eines Priesters unausgesetzt schamlos in den Kot zieht und den ganzen Stand durch verleumderische Anspielungen herabwürdigt, oder die Verleumdung frißt weiter und hinterläßt schließlich auch bei Bessergesinnten den Nachgeschmack, daß doch etwas an der Sache sein müsse. Der „Fall Hofinger" ist wie nicht leicht ein anderer geeignet, durch Einleitung der Privatbeleidigungsklage ein Exempel zu statuieren. Aber auch in ähnlichen Fällen sollte rücksichtslos zu diesem Mittel gegriffen werden, weil sonst die „antiklerikale" Meute wirklich zu der Meinung kommen könnte, der Priesterstand sei heutzutage vogelfrei.

Frührotschein.

Wenn auch noch alte Wunden zucken
Beim trauten Klang der Morgenglocken —
Die Nacht war bang, die Sinne trunken,
Sie saß'n das Leid zu Häupten hocken.
Nun fliegt der erste Frührotschein
Die Welt entlang vom Firne nieder
Und trägt der Hoffnung Strahlen wieder
Taufrisch in deines Herzens Schrein.

Ist's nicht, als trügen weiche Hände
Dir Blumen, Sonnenglut entgegen?
Ist's nicht, als ob ein Glück dich fände,
Als kühlte heißen Brand ein Regen?
Der Schleier reißt vor deiner Nacht;
Es zünden sich in deinem Herzen
Still dankend helle Morgenkerzen —
Und unbewußt das Glück dir lacht.

Hans Gesold.



Konvertitisches.

Von Otto Meißmer.

Zu allen Zeiten wurde versucht, dem zur katholischen Konfession Uebertretenden sehr materielle Beweggründe mit auf den Weg zu geben. Ueber den Ausspruch Heinrichs IV.: Paris sei wohl eine Messe wert — läßt sich freilich nicht streiten, und ebensowenig kann die Tochter Gustav Adolphs zu den Konvertiten gerechnet werden, die der Kirche zu besonderer Ehre gereichten. Der König von Frankreich war ein vorzüglicher Feldherr und Staatsmann, aber ein sittlich tiefstehender Mensch, dem jeder Zug zur Religion fehlte. Sein Uebertritt zum Katholizismus ist nicht höher einzuschätzen als der so mancher kleiner deutschen Fürsten. Christine von Schweden — die hysterische Gelehrte — hat jedenfalls das Wesen der Konfession, in die sie zurücktrat, genau studiert, und sie hätte ja gerne ihr Königreich katholiziert, wenn ihr das gelungen wäre. Es waren aber die Zeiten, in denen Fürstinnen ein asketisches Leben führten, längst vorbei, und die Schwedin besaß absolut keinen Sinn für ein härenes Gewand und einen Flagellantengürtel. Als Hysterische gab sie sich einmal ganz dem Gemüte hin, dann wurde sie plötzlich wieder ganz Verstand, und allzeit wollte sie verschwenden und auch nach der Thronentsagung Königin sein.

Den Gegnern Roms fiel es nicht schwer, die beiden berühmtesten Konvertiten schlecht zu machen, und es ist nur zu natürlich, daß die Literatur viel zu Ungunsten solcher fürstlicher Größen, die in den Schoß der Kirche zurückkehrten, zeitigte.

Auch der Rücktritt eines Zweiges des Hauses Wettin erfolgte nicht aus rein ethischen Gründen, und fast könnte es scheinen, als ob alle Fürsten und Fürstinnen nur aus Staatsraison konvertiert hätten.

Das war nun nach der französischen Revolution nicht mehr nötig, denn der größte Konvertit aller Zeiten war wohl Napoleon I. Von einer frommen Mutter erzogen, wurde er nie der absichtliche Feind Roms, und wir sehen schon den Obergeneral in Italien manchmal zurückschwenken, wenn es nicht zu gefährlich war. Zum großen Teile war es ja bei ihm auch Staatsklugheit, aber die Züge, das Katholische an sich zu schützen, wenn es dem Cäsarenstaate nicht zu schroff in den Weg trat, verlieren sich nie. Zu seiner Zeit hatte dreiviertel Frankreich von der Religion der reinen Vernunft zum Katholizismus konvertiert. Am hartnäckigsten verhielten sich die meisten der Herren Marschälle, und über Bernadotte, den späteren Verräter nach allen Seiten, könnte man ein Buch der Gesinnungstüchtigkeit schreiben.

Nach Napoleons Sturz kam jene Zeit, in der die Konfessionen anscheinend friedlich nebeneinander lebten, und trotzdem erregten Konvertiten wieder besonderes Aufsehen. Da sprach man eine Zeitlang über den Abbé de Ratisbonne. Ein schöngeistiger Jude aus einer reichen Ghettofamilie des Elsaß wurde ein eifriger Katholik. H. Heine erzählt von einem reichen Frankfurter Stern, der in Paris so gut französisch gelernt habe, das er sogar das Mauscheln ins Pariserische übertragen habe — nun, das Konvertitentum de Ratisbonnes war echt, aber es gab doch Leute, die da meinten, einige israelitische Züge seien in die eifrige Frömmigkeit geraten.

Etwas später konvertierte Gräfin Ida Hahn-Hahn. Das war ein großer Lärm in der vornehmen und in der belletristischen Welt, aber die Gegner vermochten es nicht, der Gräfin unlautere Motive nachzuweisen, und Blätter jüdischer Fasson gab es ja damals noch nicht.

Dann konvertierte der regierende Herzog Ferdinand von Coethen nebst Gemahlin. Das war in jenen ruhigen Tagen unerhört. Die haßerfülltesten Gegner à la Wartburg von heutzutage fanden aber nichts, was man dem Herzogspaare anhängen konnte. Ein junger Jesuit, der später Ordensgeneral wurde, hatte die Schandtat fertig gebracht. Und siehe — es stürzte in Coethen eine Brücke oder gar ein Turm ein, und — genau wie die Sizilianer schrieben die Protestanten das Unglück auf das Konto des Renegaten am Throne.

Merkwürdig ruhig vollzog sich der Uebertritt des regierenden Herzogs Friedrich von Sachsen. Das war ein hochgebildeter Herr aus der Goethe-Epoche — also ein Mann der vorurteilsfreisten Bildung, der mit den Koryphäen seiner Zeit briefwechselte. Und doch zog es ihn zurück.

Die Grafen von Erbach rühmen sich, einst ausgezogen zu sein, um den Gottesmann zu vernichten. Richtig fingen sie ihn aber wie durch ein protestantisches Wunder wurden sie bekehrt, und in ihrem stolzen Hause hatte nichts Römisches mehr Raum. Nur Einer — auch zur eben besprochenen Zeit — wurde wieder katholisch, und es war ein Ehrenmann durch und durch, dem nicht einmal die Geschichte der Dynasten von Erbach etwas anhaben konnte.

Dann hat es die Welt erlebt, daß Friedrich Wilhelm IV. vor seiner Krankheit — stark katholizierte. Der König war mit Elisabeth von Bayern vermählt, und schließlich trat die Königin zum Protestantismus über. Der Fall dürfte in der Geschichte nicht oft verzeichnet sein, denn es hat nie eine katholische Prinzessin z. B. nach Rußland geheiratet, wo der Glaubenswechsel früher Grundbedingung war. Erst in der letzten Zeit sind zwei Großfürstinnen nicht übergetreten.

Bei den russischen Kaiserinnen erscheint das Konvertieren zur Staatsreligion als selbstverständlich, und sonderbar: in die Fremde vermählte Großfürstinnen waren allzeit dem Katholizismus sehr feindlich gesinnt. Eine solche Feindschaft ist eigentlich höher einzuschätzen, als z.B. die Gleichgültigkeit, mit der eine Katharina II. ihr eigenes Konvertitentum behandelte.

Sehen wir uns nun einmal die Konvertiten der Neuzeit an. In England entfachten sie eine Zeit hindurch den Zorn der Anglikaner, denn die Uebertritte schienen fast Mode geworden zu sein. Die Königin von Spanien kann aber nicht als Engländerin gelten; die Familie Battenberg spielt in der neueren Geschichte doch eine allzugroße Koburger Rolle. Es ist beachtenswert, daß die Vererbungstheorie auch in solche Dinge hereinzuspielen scheint. Aus Großbritannien kamen die Koburger. König Leopold I. von Belgien war ursprünglich der Bräutigam Charlottens von England. Das Konvertitentum der Sachsen-Koburg-Kohari kommt viel weniger in Betracht. Dahin gehört der jetzige König von Bulgarien, der nach dem Tode seiner ersten Gemahlin (Parma) für seine Person zum Schisma übertrat. In die Seele und das Gemütsleben eines Fürsten kann die entferntstehende Welt wohl erst nach 100 Jahren einen Einblick gewinnen. Menschen mit höfischen Beziehungen plaudern ja nicht aus der Schule, und die Miszellen der Tagesblätter werden von honorarhungrigen Herren verfaßt.

Was wurde nicht alles über den Uebertritt der größten Dulderin, der Königin-Mutter von Bayern „geschrieben"! Wer aber früher in der königlichen Villa zu Berchtesgaden war, sah wohl ein Marienbild byzantinischer Art im Schlafzimmer der „jungen Königin". König Max hatte es als „junger" Ehemann seiner protestantischen Gemahlin aus Sizilien mitgebracht. Auch die Königin Therese von Bayern soll auf dem Totenbette den Konsistorialrat gebeten haben, ihr zu beschwören, daß sie den rechten Glauben besitze. Abergläubische Altmünchener entsetzten sich damals, weil den Schwörenden nach kurzer Zeit der Schlag traf.

Aber es handelt sich nur um den Beweis, daß regierende Fürstinnen nach dem Wahren forschten. Königin Karola von Sachsen gelobte 1870 katholisch zu werden, wenn ihr Gemahl gesund aus dem Feldzuge heimkehre. Wie kann denn eine echte Protestantin ein ähnliches Gelöbnis machen? Das sind nun Erscheinungen im Seelenleben von Personen, in dem der Zug zum Katholischen längst vorhanden war.

Die letzte fürstliche Konvertitin ist die verwitwete Landgräfin von Hessen, eine Schwester des Prinzen Friedrich Karl von Preußen. Die hohe Dame hat durch diesen Schritt die Beziehungen zu Berlin sehr gelockert. Dazu gehört im „evangelischen Kaiserreiche" sicher einiger Mut.

Mut erfordert heutzutage jede Gesinnung, die der herrschenden Richtung widerspricht. Graf Friedrich Schmiesing, der das Duell ablehnte, wollte Kapuziner werden, um Mut zu beweisen. Sein Oheim Bischof Ketteler holte ihn aber von Burghausen weg, weil doch nicht jeder Graf zum Kapuziner paßt. Sogar die „Gartenlaube" in ihren schlimmsten Jahrgängen widmete dem Grafen einen vorurteilsfreien Aufsatz.

Mut gehört vor allem zum Konvertieren, wenn es nicht aus ersichtlicher Staatsraison erfolgt. Ein reicher Jude kann ruhig konvertieren, um adelig zu werden, aber ein Mensch, der da fände, die katholische Religion biete ihm mehr Befriedigung, darf es nicht, wenn er nicht verhöhnt werden will. Der Roman „Konvertit" des Herrn Richard Voß gibt die Richtschnur an, wie Konvertiten einzuschätzen sind. Freilich versteht der Autor das Katholische so gut, daß er in seinen Schriften nachmittags 4 Uhr Messe lesen läßt, was jüngst auch einem sogenannten „katholischen Priester" des „Schwäbischen Merkur" begegnet ist, der durch diese Selbstdemaskierung sämtliche liberale Blätter, die mit ähnlichen Masken arbeiten, scheußlich blamiert hat.

Ernte.

Der alte Bauer macht die Runde
Durch sein Besitztum vor der Nacht
Und sinnt in dieser Feierstunde,
Was ihm der laute Tag gebracht;

Ihm war es manches Mal am Tage,
Als ob ihn riefe irgendwer,
Als ob der Glocken Totenklage
Vom Turme dröhnte dumpf und schwer.

Und gestern noch hat er vernommen
Des Totenkäuzchens heisern Schrei,
„Ist meine Stunde, Herr, gekommen,
Schick deinen Boten mir herbei! —

Doch möchte ich die Erntewagen
Noch einmal ziehen seh'n durchs Tor,
Noch einmal meinen Dank dir sagen
Beim Erntefest im frohen Chor.“

Und vor ihm liegt das Fruchtgelände
Mit reicher Saat im Mondenschein,
Bald regen hier sich fleissige Hände,
Bald fährt das Korn zur Scheuer ein. —

Dann schaut er ruhig nach den Tieren
Im Stall, ob sie geborgen sind,
Schliesst unter frommem Spruch die Türen,
Wie er's gelernt als kleines Kind;

Bleibt sinnend lang am Fenster stehen,
Blickt auf die milde Sternenpracht:
„Sieh, was ich konnte, ist geschehen,
Tu, Herr, das Deine diese Nacht!“

Fritz Flinterhoff.

Allerlei Streiflichter über die moderne Zeit und Welt.

Von August Nuß.

Das Schlagwort und die Phrase beherrschen die sogenannte moderne Gesellschaft, insoweit man sie spezifisch modern nennen kann. Kein größeres Schlagwort weiß ich zurzeit als das eine: „Kultur!“ Die modernen Damen und Herren denken dabei natürlich nur an Außenkultur. An Innenkultur denken sie nicht. Die Außenkultur ist das Parfüm, durch welches man sich bei den Leuten in guten Geruch setzt. Unter den „Leuten“ versteht man selbstverständlich nur die Damen und Herren „der Gesellschaft“. Die „kleinen Leute“, die gesellschaftlich nicht als voll genommen werden, behandelt man „anständig“, d. h. man gibt ihretwegen mal ein Wohltätigkeitskonzert oder geht auf einen Wohltätigkeitsbasar, um den „guten armen Leuten“ auch etwas zuzuwenden und um — seine neue reizende Toilette bewundern zu lassen.

* * *

Außenkultur! „Was werden die Leute dazu sagen?“ „Wie wird man in der feinen Gesellschaft über mich denken?“ „Stößt man bei unsereinem nicht an, wenn man da und da hingeht oder dort wegbleibt?“ Man verwechselt das eigene Gewissen mit dem Gewissen der Gesellschaft, d. h. man hat überhaupt keines. Der äußere Schein, das Werturteil der anderen Leute ist oft das Einschläferungsmittel, durch das man sein eigenes Ich betäubt. Schließlich glaubt man selbst an dieses Werturteil und hält sich selbst bloß deshalb für einen tadellosen Kerl, weil es die anderen sagen. Der Herrenmensch ist zum Herdenmenschen, der Autoritätsverächter zum ängstlichen Verehrer der Autorität des „on dit“ geworden.

* * *

Außenkultur — Hyperkultur! Man liest die „Jugend“ und den „Simplicissimus“. Man liest Nietzsche und Tolstoi. Die veralteten „Alten“ aber liest man nicht! Schiller und Goethe, die vielzitierten, kennt man nur noch von der schönen Schulzeit her. Man ehrt nicht mehr die deutschen Meister, sondern bezieht seine Weisheit vom Ausland! Schimpft und zetert aber bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit über die undeutschen und antinationalen Spießgesellen, die sich noch deutsch zu nennen wagen. Schwärmt im „Goethe“-Bund für Freiheit der Kunst und Wissenschaft, kennt aber den Altmeister Goethe vielleicht nur von den schönen Einbanddecken her, wie sie in den Buchhändlerläden ausgestellt sind. Geht einmal in die Theater und schaut euch das „zahlreiche“ Publikum an, das noch unsere „Klassiker-Vorstellungen“ besucht! Gibt's aber ein „modernes“ Stück, und sei es noch so saftig, so strömt man in Massen hinein, weil's zum guten Ton gehört, daß man es gesehen hat.

* * *

Die moderne Welt sehnt sich nach Religion und „religiösem Erleben“! Man liest aber nicht mehr die „veralteten Erzählungen“ der Bibel, sondern man geht zu Jennsen und Drews, wo man über die „Christusmythe“ lächeln und spötteln kann. Man ist sich sein eigener Herrgott und betet demgemäß auch seine eigene Majestät an. Schimpft über die „Pfaffen“ und „Konfessionsfanatiker“, erklärt sie für überflüssig und will sie wie Luft behandelt sehen, kümmert sich aber sehr angelegentlich um ihren Lebenswandel und alles, was sie tun und lassen, und ist ängstlich besorgt, daß das geistliche Gewand in den Kämpfen der Tagespolitik keinen Schaden leidet!

* * *

„Kind,“ spricht die Mutter, „hüte dich vor den Gefahren der Großstadt und halte dich ja von böser Gesellschaft und Verführung fern; denn man muß immer etwas auf sich halten!“ Dabei liest der Herr filius zu Hause Woche für Woche die „künstlerische Jugend“ und den „geistreichen“ Simplicissimus, weil man zu Hause auf diese „modernen“ Zeitschriften abonniert ist! — „Meine Schwester darf sich in keiner Beziehung etwas vergeben. Eine strenge, sittlich hochstehende Erziehung muß ihr unbedingt zuteil werden. Ich will nicht, daß sie da und da verkehrt; da wird mir zu viel poussiert,“ so predigt der gestrenge Herr Bruder, kehrt darauf wieder als flotter Studiosus ins Semester zurück, hält sich ein nettes „Verhältnis“ und amüsiert sich tadellos! — Mutter und Schwester gehen zur Kirche, gehen mit der Fronleichnamsprozession und genügen ihren religiösen Pflichten mit Gewissenhaftigkeit und Treue. Der Vater liest lila-liberale Zeitungen und agitiert gegen den „rückschrittlichen und bildungsfeindlichen Klerikalismus“. Der Sohn ist bei einer schlagenden Verbindung aktiv, sein Schmiß im Gesicht hindern ihn, mit Mutter und Schwester zur Kirche zu gehen. — Man schickt die Tochter zu ihrer Ausbildung in ein gut katholisches, von Ordensschwestern geleitetes Pensionat. Vater und Bruder aber lesen mit Behagen des Grafen Hoensbroech „Anklagen“ gegen ultramontane Pensionate in Belgien und anderswo.

Außenkultur, Inkonsequenz, Halbheit, Heuchelei und Schwäche! Wahre Kultur sieht ein bißchen anders aus.

Wie die Schmutzliteratur arbeitet!

Von Arbeitersekretär Bengl, Kempten.

Die Besten unseres Volkes arbeiten zurzeit mit Hochdruck, die Flut von Gift einzudämmen, die über unser Volk, besonders über unsere wissensdurstige Jugend in Stadt und Land, in der Form von Literaturerzeugnissen hereinströmt. Nicht genug, daß gewissenlose Spekulanten ihre verwerflichen Erzeugnisse in den Schaufenstern zur Auslage bringen; dagegen kann man noch eher ankämpfen! Die Verbreiter der Schmutzliteratur arbeiten im Dunkeln. Kam mir da jüngst eine Offerte, abgeschickt von der Firma: „Rudolph'sche Verlagsbuchhandlung, Dresden A. 10, Sachsenallee 9“, in die Hände, die an einen 18jährigen Jungen adressiert war.

Es dürfte interessant sein, was dem jungen Menschen alles angeboten wurde. Den Prospekten war folgender Brief beigegeben:

„Sehr geehrter Herr!

Leider haben Sie auf meine beiden Schreiben bis heute nicht geantwortet, auf meine Katalogsendungen auch noch keine Bestellung gemacht. Ich habe Ihnen doch soviel angeboten, daß Sie ganz sicher etwas Passendes finden müßten!

Sehen Sie nicht aus der großen Aufmerksamkeit, welche ich Ihrer Anfrage widme, daß Sie gut und reell bedient werden? Denken Sie bitte darüber nach, was die Drucksachen kosten, wieviel Porto ich bislang schon aufgewendet habe, um Sie als Kunden zu gewinnen. Es liegt mir nicht daran, daß Sie einmal nur bestellen, Sie sollen vorläufig nur einen Ver-

such machen, wonach Sie sicher ein treuer Kunde werden, welcher oft nachbestellt und mich bei Freunden und Bekannten weiter empfiehlt!

Ich mache Ihnen nun noch ein ganz besonderes Angebot zu Vorzugspreisen, und zwar gelten diese billigen Preise nur, wenn Sie innerhalb 8 Tagen bestellen."

Im weiteren Verlauf des Briefes und der beiliegenden Prospekte ist dann u. a. folgendes angeboten:

„Die geheimen Liebesmächte" von Professor Rafaeli, ein Lehrbuch der geheimen Künste, Liebe einzuflößen, zu erhalten und zu vernichten. „Liebe und Ehe." „Das goldene Buch für Eheleute." „Das 6. und 7. Buch Mosis." „Der Umgang mit dem weiblichen Geschlecht." „Schwäche-Erscheinungen." „Die Geschlechtsnervenschwäche." „Das Geschlechtsleben des Menschen." „Die Geschlechtskrankheiten." „Der Mensch und sein Geschlecht." „Die willkürliche Zeugung." „Die männliche und weibliche Unfruchtbarkeit." „Das Unwohlsein der Frauen" usw.

Mich wundert, daß die meisten Autoren als Aerzte bezeichnet sind. Es ist eine große Gewissenlosigkeit, durch eine derartige Literatur, angeblich um Unwissende zu belehren und Kranke zu heilen, die Gesunden krank zu machen. Hier hat der Aerzteverband jedenfalls ein Feld, für seine Mitglieder belehrend, warnend und strafend zu wirken. Die Väter der Söhne aber mögen es als ihre Pflicht betrachten, nachzusehen, ob letztere mit dieser oder einer ähnlichen Firma in Verbindung stehen, mit einer Firma, die alle Ursache hat in ihren Prospekten zu versichern, daß „die Titel der Bücher auf dem Paket niemals angegeben werden".

„Kultur-Kuriosa" im Simplicissimus-Stile.[1]

Von Kurt Freden.

Es gibt ein schönes sinnreiches Märchen von Andersen, betitelt „Die Schneekönigin". Darin ist von einem Spiegel die Rede, den der Teufel erfand und sich darob freute, denn das Werk hatte die Eigenschaft, „alles Gute und Schöne, das sich darin spiegelte, fast zu nichts zusammenschrumpfen zu lassen, während das, was nichts taugte und sich schlecht ausnahm, recht deutlich hervortrat und noch schlimmer wurde". Da aber der Spiegel zerbrach, verbreiteten sich seine Splitter über die ganze Welt, und „wo sie den Leuten in die Augen kamen, da blieben sie sitzen, und dann sahen die Menschen alles verkehrt oder hatten nur Auge für das Verkehrte bei einer Sache". An dies tiefsinnige Gleichnis habe ich unwillkürlich denken müssen, als ich das Kemmerichsche Buch las. Mit wenig Witz und viel Behagen sind darin eine Menge von Erscheinungen alter und neuer, bis zur allerneuesten Kultur in 16 Kapiteln zusammengestellt (u. a. Rechtspflege; Die Ketzer und die römisch-katholische Kirche; Medizinisches; Ehre; Religion und Glauben; Mission und Kolonien; Autoritäten und Fortschritt).

Wer das Buch ohne Erfahrung und Kritik liest, muß notwendig auf den Gedanken gebracht werden, die Menschengeschlechter seien durch alle Zeiten hindurch Narren oder Schufte gewesen. Es ist ja leider wahr, daß auf der Welt vieles nicht ist und gewesen ist, wie es sollte. Aber in diesem Buche herrscht absichtliche Einseitigkeit, das Gute zusammenschrumpfen zu lassen, das Untaugliche erst recht schlimm zu machen. Es sind Zerrbilder aus dem argen Spiegel, der da zerbrach. Dazu zum bedeutenden Teil solche, die keineswegs durch eigenes Studium dazu geworden sind, sondern herausgegriffen aus alten Anekdoten, aus Schriften unglaubhafter Autoren, wenig mit eigener Kritik erfaßt, sondern nur in einer Absicht zusammengestellt. Ueber die wissenschaftlichen Qualitäten des Buches braucht daher nicht weiter gesprochen zu werden. Die Absicht ist die gleiche, die vom „Simplicissimus" her sattsam bekannt ist, nämlich allen Ständen und Institutionen unter Vermischung von Wahrem und Unwahrem unberechtigt verallgemeinerte Vorwürfe anzuhängen.

Starke Tendenz herrscht z. B. gegen alles, was katholisch heißt und geheißen hat, aber das hindert keineswegs, daß nicht auch der Protestantismus in gleicher Weise behandelt wird. Besonderes Kolorit erhält das Buch mittelst seiner durch reichlich drei Kapitel gehenden Zitate über alte und neue Verhältnisse der Ehe, Sittlichkeit, Schicklichkeit usw. Abschnitte, die gewiß den Beifall aller Simplicissimusbewunderer finden werden. Man fragt sich vergebens, welchem ernsten Zweck ein Elaborat wie dieses dienen soll, und kommt zu dem Ergebnis, daß es zwar am besten unverfaßt geblieben wäre, daß es aber, nachdem es einmal besteht, dazu dient, auch gegenüber den anderen bisherigen literarischen und wissenschaftlichen Erzeugnissen des gleichen Verfassers zu äußerster Vorsicht zu mahnen. (Das gilt ganz besonders auch bezüglich des neuesten, gleichfalls im „Simplicissimus"-Verlage erschienenen Buches: „Dinge, die man nicht sagt." Die „Allgemeine Rundschau" hat in Nr. 29 vom 16. Juli 1910 am Schlusse des Artikels „Doppelte Moral" (S. 481 f.) bereits einige bezeichnende Offenherzigkeiten aus diesen Bekenntnissen einer „modernen" Seele niedriger gehängt.)

[1] Dr. Max Kemmerich, Kultur-Kuriosa. Verlag Albert Langen. München.

Ein Journalistenkongreß in Brasilien.

Von P. Petrus Sinzig, O. F. M., in Petropolis (Rio de Janeiro), zurzeit in Linz am Rhein.

Die Katholiken Brasiliens haben sich wiederholt viel gefallen lassen müssen. Es ist zwar unter der Republik mit ihrer Trennung von Kirche und Staat nie so schlimm geworden wie zur Zeit der Monarchie, als man Bischöfe ihrer religiösen Ueberzeugung wegen ins Gefängnis wandern sah; aber Grund zu berechtigter Klage fehlt auch jetzt nicht. Ein früherer Minister verbot in einer dem offiziellen Gymnasium gleichgestellten Anstalt in São Paulo den Religionsunterricht sogar in den Freistunden, nach erledigtem Unterrichtsprogramm, mit der „geistvollen" Begründung, daß der Religionsunterricht eine sobrecarga, Ueberbürdung, sei. Trotzdem die katholische Presse des Landes noch nicht organisiert war, entstand doch ein solcher Entrüstungssturm, daß die Regierung den Rückzug antrat. Im Staate Minas Geraes, der vielfach als die Hochburg des Katholizismus angesehen wird, weht kulturkämpferischer Wind, der kein Kruzifix in der Volksschule dulden will. Die Mineiros jedoch, die traditionellen Vorkämpfer für die Freiheit, haben recht kräftig protestiert, und wo das Zeichen der Erlösung von der Wand entfernt war, wurde gar bald ein neues in feierlicher Prozession angebracht. — Die vaterlandslose Freimaurerei erhob im verflossenen Jahr unverschämter noch als früher ihr Haupt und erklärte in ihrem ersten, in Rio de Janeiro abgehaltenen Kongresse die religiösen Orden als unsittlich (!!) in Acht und Bann, forderte kulturkämpferische Maßnahmen aller Art und verlangte statt der altbewährten katholischen Missionare Laien, oder genauer Apostel des Unglaubens, für die Katechese der Indianer. Es wird wohl mal wieder viel Geld umsonst ausgegeben werden, meinte zu letzterem Punkt, der vom Landwirtschaftsminister zum Programm erhoben wurde, das vorzügliche „Deutsche Volksblatt" in Porto Alegre.

Diese und ähnliche Tatsachen förderten die Idee einer Versammlung und Aussprache der berufenen Vertreter der katholischen Presse in Petropolis, unweit der Bundeshauptstadt, die, wie in Nr. 26 der „Allgemeinen Rundschau" (S. 430 f.) erwähnt, vom 31. März bis 3. April stattfand. Fast der gesamte Episkopat hatte Zustimmungsschreiben gesandt; einige Prälaten konnten wegen der ungeheueren Entfernungen und der noch mangelhaften Verbindung nicht rechtzeitig antworten, sandten aber doch ihren Segen und ihre freudige Zustimmung. Daß der Kongreß in die Osterwoche fiel mit ihren allerdings kurzen Ferien, erleichterte vielen Priestern die Anteilnahme an den Versammlungen. Ein rühriges Lokalkomitee unter dem Vorsitze eines der katholischen Führer des Landes, des Bundesabgeordneten Dr. João Hosannah de Oliveira, hatte in monatelangen Arbeiten die Vorbereitungen so gefördert, daß der Tagung mit Ruhe entgegengesehen werden konnte. Die letzten Monate lieferten einen neuen offenkundigen Beweis für die Notwendigkeit des Kongresses. Zum ersten Male seit dem Bestehen der Republik war das religiöse Moment in den Wahlkampf um die Bundespräsidentschaft hineingetragen worden und — was früher niemand für möglich gehalten hätte — beide Präsidentschaftskandidaten sahen sich gezwungen, nicht nur beruhigende Erklärungen über ihre Stellung zur katholischen Religion zu geben, sondern sogar direkt ihre Sympathie für dieselbe auszusprechen. Die politische Fehde hatte auch die katholische Presse in zwei Lager geschieden, und das Feldgeschrei „Hie Marechal Hermes" — „Hie Ruy Barbosa" nahm eine derartige Schärfe an, daß es schon bestehende Zwistigkeiten unter katholischen Journalisten in ärgernisgebende Polemiken ausarten ließ. Wird der Kongreß die Gegensätze verschwinden lassen oder verschärfen? Das war die bange Frage, die in Privatzirkeln und manchen Preßorganen oft gestellt wurde.

Der hochw. Diözesanbischof von Nictheroy eröffnete den Kongreß mit Hochamt und Predigt, die unter Anführung päpstlicher Worte die eindringlichsten und klugen Mahnungen an die Kongreßmitglieder enthielt. Den geschlossenen Versammlungen wohnten weder der hochw. Herr Bischof, noch der apostolische Nuntius bei, um vollste Freiheit in der Aussprache nicht zu beschränken. Die vom Schreiber dieser Zeilen gestellten und vom Vorbereitungskomitee durchberatenen Anträge befaßten sich mit den Aufgaben, die der katholischen Presse in Brasilien erwachsen a) aus den Prinzipien der katholischen Kirche, b) ihrer Stellung zum Vaterlande und c) aus den modernen Zeitverhältnissen.

Die längste und lebhafteste, aber auch lehrreichste und interessanteste aller Diskussionen knüpfte sich an einen der zahlreichen aus a) resultierenden Anträge. Als Basis der Verhandlungen waren die Prinzipien der katholischen Kirche und überdies noch ein Spezialparagraph gegen den Modernismus durch Akklamation angenommen, als ein Kongreßmitglied noch den Zusatz wünschte: „Unterwerfung in allem unter die Bischöfe." Da keiner sich zum Worte meldete, und der Antrag, wie es schien, ohne Diskussion angenommen werden sollte, sprach Schreiber dieser Zeilen Bedenken aus, führte als Beispiel in längeren Ausführungen die Bemühungen Bismarcks an, im Septennatsstreit auf dem Umwege über Rom

die katholischen Führer zur Schwenkung zu veranlassen, Windthorsts Abwehr in seiner berühmten Kölner Rede, und bat, die Person des Bischofs möglichst aus den Debatten zu lassen und den katholischen Journalisten die ihnen zukommende Freiheit nicht zu schmälern. Das drastische Beispiel mochte manches Kongreßmitglied an ein ähnliches aus jüngster Zeit erinnern, das sich im Nachbarstaat Minas Geraes abgespielt hatte, und das die Klugheit bei dem noch aktuellen Wahlkampf nicht anzuführen erlaubte. Andere jedoch faßten die Sache als Mangel an kirchlichem Gehorsam auf, wogegen geharnischte Verwahrungen eingelegt wurden, so daß die Diskussionen kein Ende zu nehmen schienen. Bezeichnend war, daß alle anwesenden Deutschen (Priester und Ordensleute) einstimmig mit einsichtsvollen Brasilianern, Laien und Mitgliedern des Klerus, den Zusatz verwarfen, der dann auch in namentlicher Abstimmung fiel. Die Minorität beruhigte sich jedoch nicht und verlangte am nächsten Tage die Zustimmung des Kongresses zu einem Antrage, der den Gehorsam auf das Gebiet des Dogmas, der Moral und der kirchlichen Disziplin beschränkte und deshalb von allen ohne Diskussion angenommen wurde. Kurze Erläuterungen klärten dann nochmals darüber auf, daß es außer den drei Gebieten noch andere gebe (das Wort „Politik" wurde nur geflüstert), wo es nicht ratsam sei, Bischöfe als Sündenböcke vorzuschieben, wie es leider in einer Weise geschehen war, daß ohne die große Klugheit des brasilianischen Episkopates die Gegensätze im katholischen Lager sich unheilvoll verschärft haben würden.

Ein anderer zu a) gehöriger Paragraph erlangte ungeahnte Bedeutung und gab Anlaß zu fortdauernden Erörterungen in und außerhalb der Presse, sowie zu großen Anstrengungen hinter den Kulissen. Ein Tagesblatt, das der Kirche unleugbar viele Dienste geleistet hat, veröffentlicht leider die gemeinsten Annoncen, die in ihrer Obszönität nichts an Deutlichkeit zu wünschen übrig lassen, und deren man täglich, im Verein mit den Annoncen von Wahrsagerinnen und Spiritisten, ca. 20 antrifft. Die bisherigen Bemühungen um Abhilfe bei dem sonst geschätzten und wirklich verdienten Blatte blieben ohne Erfolg. Nach Vorlesung eines besonders drastischen Beispiels, einer am Charfreitag (dem für die Brasilianer heiligsten Tage) gesetzten Aufforderung zu öffentlicher Unsittlichkeit in einem Theater, zu schamlosen nächtlichen Tänzen mit Dirnen, beschloß der Kongreß, an die Eigentümer der Zeitung die Bitte um Abhilfe zu richten. Der in den höflichsten Ausdrücken gehaltenen Bitte wurde jedoch geantwortet, daß die betr. Zeitung nie etwas gegen Glaube und Sitte gebracht habe, daß höchstens mal ein Versehen vorgekommen sei (man denke: ca. 20 derartige Annoncen pro Tag!) und daß man wie bisher fortzufahren beabsichtige! Dem Kongreß blieb nichts übrig, als die Erklärung abzugeben, daß das betreffende hochgeschätzte Blatt nun nicht mehr als katholische Zeitung in Betracht kommen könne, und daß die katholischen Abonnenten die praktischen Folgerungen ziehen würden. Die Sache war jedoch leider hiermit nicht abgetan, und von hochgestellter kirchlicher Seite wurde es dem Kongreß sehr verübelt, daß er das „Jornal do Brasil" in Acht erklärt hat. Ob wirklich die fortgesetzten zahlreichen unzüchtigen Annoncen (Eine Dame in X-St. Nr. . . sucht einen Herrn, der sie monatlich mit 60 M unterstützt . . . Ein junger Mann wünscht mit einem Mädchen wie Mann und Frau zu leben . . . Ein Zimmer für Stunden zu vermieten . . .) das kleinere Uebel waren? Der Kongreß verneinte es energisch.

Die verschiedenen Beschlüsse über zu befolgende Prinzipien haben zum Zweck, die katholische Presse in Brasilien allmählich auf eine Höhe zu bringen, wie die in Deutschland, deren Orientation ihr als Ideal vorschwebt. Die wichtigsten Beschlüsse sind die früher erwähnten, die den Zusammenschluß der katholischen Publikationen in einen Bund zur Folge hatten, unter Leitung der in Petropolis errichteten Zentralstelle mit ähnlichem Programm wie das des bayerischen Preßvereins.

Daß es für eine gemeinsame Aktion der katholischen Presse hoch an der Zeit war, zeigen unter anderem auch die Ereignisse jüngsten Datums von Rio Branco, wo die seeleneifrigen Benediktinerpatres von Freimaurern tätlich angegriffen, mißhandelt und dann vertrieben wurden. Ein Revolverschuß traf nur deshalb nicht sein Ziel, weil sich ein wackerer Brasilianer zwischen den fanatischen Angreifer und sein wehrloses Opfer warf und dabei selbst verwundet wurde. Von den Wunden eines der schwer mißhandelten Beschützer der Benediktiner wurden dem Bundespräsidenten Photographien vorgelegt, die auch in der Presse veröffentlicht wurden. Die auf Befehl des vom Präsidenten der Republik, Nilo Peçanha, zum Schutze der Benediktiner abgesandten Soldaten taten das Gegenteil und griffen die Fazenda an, auf der die Missionäre Schutz gefunden hatten. Die Freunde der Patres waren ihres Lebens nicht mehr sicher und flüchteten zum Teil über die Grenze, was den Nationalstolz empfindlich traf. Den machtvollen Demonstrationen, die in Petropolis vor dem Landespräsidenten gehalten wurden, schlossen sich die Kongreßmitglieder an. Ob nun der sonst energische Bundespräsident diesmal seinem Befehle Geltung verschafft und sein gepfändetes Wort einlöst oder nicht, es bleiben der katholischen Presse genug Aufgaben, und die auf dem ersten Kongresse angebahnte Organisation und Orientierung, sowie die wichtige Fühlungnahme und das persönliche Sichaussprechen der führenden Männer der Feder werden gewiß nicht ohne große Früchte bleiben. Der Preßverein und die Zentralstelle bedürfen allerdings, zumal in der ersten Zeit, tatkräftiger Förderung und Unterstützung. Dann ist aber auch die gegründete Hoffnung da auf einen ähnlichen Einfluß, wie ihn die katholische Presse in Deutschland heute, nach langem, ruhmvollem Kampfe besitzt.

Ihr Häuschen.

Von Aloys Buschmann.

Einmal war Lisette Forbes von der Heimat, ihrem Ahrtal, fortgewesen, damals, als sie droben im Norden sich verdingte als Hausmagd. Da war in der Provinzstadt ein Schreiner gewesen, der zu ihr gesagt hatte:

„Lisette, laß uns ein Paar werden!"

„Wenn du mit in meine Heimat gehst," hatte sie gesagt.

Drei Tage hatte sich der Peter besonnen. Dann hatte er abends zu Lisette gesagt:

„Du, ich gehe mit dir!"

Man hatte drunten den Schreiner vom Norden als Fremden erst scheel angesehen. Als man aber seine Arbeit sah, wie sauber und schmuck die ausfiel, da gingen sie zu ihm und gaben ihre Bestellungen. Und, weil seine Arbeit gut war, gab man ihm auch ein hübsches Geld.

Als der Peter die Lisette zum Altar führte, und Lisette sich zum ersten Male „Frau Forbes" nennen hörte, sagte sie zum Peter:

„Du, Peter, jetzt müßten wir ein eigenes Häuschen haben."

„Wenn Gott uns hilft, kommt das schon," hatte er erwidert.

Dann hatte er seine Hände geregt und geschafft, Tag und Nacht in treuer Arbeit.

Nach zehn Jahren hatte Schreiner Peter sein Weib und seine vier Kinder in ein eigenes Heim gebracht.

Wie Lisette an diesem, ihrem Häuschen hing! Peter war sehr fleißig und sehr sparsam. So wuchs sein Wohlstand. Als er zum Sterben kam, stand sein Junge am Krankenbette und sagte dem sterbenden Vater:

„Vater, ich sorge, daß unser Haus in Ehren bleibt."

Erst den zweiten Enkel der Lisette trieb der Drang in die Fremde. Er siedelte sich in der Heimat des Großvaters an.

„Die Heimatscholle hat den gerufen!" sagte Lisette.

Dann brachte eines Tages der Briefbote ein Schreiben, aus dem der Bruder des fernen Enkels der Großmutter vorlas:

„In dieser Nacht schenkte uns der liebe Gott einen prächtigen Jungen. Wenn es eben möglich ist, laß Großmutter ihren ersten Urenkel aus der Taufe heben."

Einen ganzen Tag hatte die alte Lisette sich besonnen. Dann sagte sie:

„In Gottes Namen. Ich will zur Taufe hinüber fahren."

Mit der Frau ihres ältesten Enkels fuhr die Alte herüber. Als der Wagen sie zur Bahn brachte, sah sie noch einmal auf das Häuschen, das ihr Peter erbaut hatte. Der Goldlack stand vor dem Fenster, und im Gärtchen, das vor dem Hause lag, grüßten sie die Monatsrosen, die sie selbst einst in das Gärtchen gepflanzt hatte.

„Behüt euch Gott!" murmelte die Alte.

Sie hatte es nicht gesehen, wie die Wasser um sie quollen und schwollen. Nur das sagte sie bei Ankunft dem jungen Vater:

„Hans, wir haben böses Wetter zu Haus."

Am Tauftage brachten die Zeitungen die Hiobspost von der Ueberschwemmung im Ahrtal.

Die Alte hörte zufällig davon und sagte:

„Möge Gott mein Häuschen in Gnaden bewahren." Als sie das sagte, leckten schon die Wasser mit gefräßigen Zungen an dem morschen Bauwerk.

In der Nacht hatte Lisette Forbes einen schweren Traum. Sie sah sich mit Peter vor dem kleinen, schmucken Häuschen stehen. Beide wollten wieder und wieder auf das Haus zugehen. Aber sobald sie die Füße heben wollten, war es, als hielte eine höhere Macht sie zurück. In ihrer Angst wollte Lisette aufschreien. Da wies sie Peter auf das schlichte Kreuzchen

hin, das sie über dem Eingange des Häuschens befestigt hatten. Und dann war plötzlich der Peter und das Haus verschwunden. Wohin Lisette blickte, sah sie Wasser, nur Wasser, großes, quellendes, gurgelndes, alles verschlingendes Wasser.

„Herrgott!“ rief Liesette Forbes, dann erwach'e sie.

Am anderen Morgen erzählte sie von ihrem Traum.

Der Neffe lachte ein gezwungenes Lachen und suchte sie zu beruhigen.

Davon erzählte er der Großmutter nichts, daß eine Stunde vorher ein Telegramm eingelaufen war, das die Worte enthielt: „Laßt Großmutter dort. Unser Haus vom Wasser fortgespült. Alle gerettet.“

An diesem Morgen betete die Großmuter viel. So dann und wann sprach sie dazwischen leise, wie im Selbstgespräch, so wie es die Alten zu tun pflegen.

„Peter . . . und das Wasser, das viele Wasser . . . Unser Haus . . . Ja, Peter, das Kreuz . . . ich sehe es wohl . . . Was sagtest du damals noch? Unsere Heimat ist im Himmel . . . Ja, Peter, ja! . . . Unsere Heimat! . . .“

„Großmutter, du darfst dich nicht aufregen,“ sagte ihr der Enkel.

Da sah ihn die Alte an, tief, durchdringend . . . und schwieg.

Am Mittag drängte die Großmutter zur Heimreise.

„Ich habe Angst“, sagte sie. „Ich will fort.“

„Aber erst mußt du dein Mittagschläfchen halten,“ sagte der Enkel.

Er selbst auch führte Lisette in ihr Zimmer, damit sie ihr Mittagschläfchen hielt. Als er sie in den schweren altmodischen Sessel führte, fiel etwas aus seiner Tasche, ohne daß er es bemerkte.

„Bis sogleich, Großmutter. Gute Ruhe!“ sagte er.

„Danke schön. Gott lohn' es dir,“ entgegnete die Alte.

Schlafen konnte Lisette nicht. Es war ihr gar zu eigen zumute. Da fiel von ungefähr ihr Blick auf das Blatt, das dem Enkel entfallen war. Mühsam bückte sie sich und hob es auf. Dann suchte sie ihre Hornbrille hervor und las halblaut: „Laßt Großmutter dort. Unser Haus vom Wasser fortgespült. Alle gerettet.“

„Großer Gott!“ rief sie aus, während das Blatt ihren zitternden Händen entfiel.

Dann wußte sie nicht mehr, war es Traum oder Wirklichkeit, was um sie war. Sie sah nur noch das alte, vom Wetter gebräunte, halbgeborstene Kreuz über der Haustür. Von dem Kreuze aus ging ein Schein, so köstlich, groß und herrlich, wie sie nimmer etwas erschaut hatte. Dann quollen Wasser auf, groß, rauschend, gurgelnd, vernichtend. Aber über den Wassern schwamm in den Wolken ein Kreuz leuchtend uud groß. Und weit, weit hinter dem Kreuze stand der Peter und winkte . . .

Als der Enkel zum Schlafzimmer der Großmutter emporstieg, sie zu wecken und ihr das Schicksal ihres Häuschens beizubringen, fand er sie lächelnd im Stuhle sitzen. Das greise Haupt war vornübergeneigt. Aber die Glieder waren kalt und steif. Großmutter war tot! . . .

Vom Büchertisch.

Marie Cuylen, Die Königin Luise. Lebensbild zu ihrem 100. Todestage. Eine Festgabe für die Jugend. Essen-Ruhr, Fredebeul & Koenen. Gr. 8°. 32 Seiten. Am 19. Juli sind ungezählte Stimmen zusammengeklungen zum lobpreisenden Gedenken einer der edelsten Fürstinnen aller Zeiten. Besonders wohltuend berührt die Stimme, die in dem oben angezeigten Werkchen laut wird. Man kann sich nicht leicht in etwas Knapperes und zugleich liebenswürdig Ueberzeugenderes versenken. Das Büchlein eignet sich zur Massenverbreitung in Schulen und unters „Volk“ im weitesten Sinne. M. Freimund.

Hans Triebel: Die Rätsel unseres Daseins. München. F. Bruckmann, 1909. 404 S. Brosch. M 4.—. Bücher mit ähnlichem Titel nehme ich immer mit Mißtrauen und Vorsicht auf. Auch hier tut man gut daran. Der Verfasser ist wenigstens so bescheiden und gibt sich nicht als „Gelehrter“ aus. Er will nur den Standpunkt des Laien vertreten, der über die Probleme des Daseins selbständig nachgedacht hat und sein Fündlein nun auch seiner Mitwelt mitteilen will. Die neue Weltanschauung, die der Verfasser durch Entlehnungen aus dem christlichen Sprachschatz als christliche aufputzen möchte, ist nichts weniger als christlich. Offenbarungsgedanken sind kurios mit pantheistischen Anschauungen verwoben, und das so entstandene gnostische Gemengsel wird in dunkler Sprache vorgetragen. Der christliche Schöpfungsgedanke erscheint auf das bizarrste verzerrt. Alles Dasein ist nicht aus dem „Nichts“, sondern aus einem „unerschaffenen, an sich von jeder Schöpfung unabhängigen, völlig eigenschaftslosen und deswegen von der wahrnehmenden Vernunft unerkennbaren „Etwas“ hervorgegangen. Dieses „Etwas“, das sehr deutlich an die „materia prima“ des Aristoteles erinnert, bezeichnet er als „Nichtsein“ und erklärt es als einen sehr dünn verteilten „Nebel“, in dem der „Weltwille“ neutralisiert wohnt. Dieser Weltwille besitzt eine mit bedingungsloser Vollkommenheit ausgestattete Stelle, einen aktiven Pol, wo Gott Vater in seiner siebenfältigen Ordnung und „vierfältiger“ Persönlichkeit (sic!) als das „bedingungslos vorhandene große Weltenauge“ herrscht. Das ist nichts anderes als moderner Manichäismus mit christlich-mystischem Einschlag. Insofern ist das Buch allerdings ein Dokument für die Stimmung unserer Zeit! Dr. Jos. Holzner.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Festspiele. Man hat in den Vorjahren den Mozartzyklus beendigt, bevor die Richard Wagnerfestspiele begannen. Wenn man heuer sich zu einem gemischten System entschloß, so tat man dies wohl in Rücksicht auf das gleichzeitige Musikfest der Mozartstadt Salzburg, das auch mit viel glanzvollen Künstlernamen zu locken vermag. War der rasche Uebergang von Mozart zu Wagner immer keine leichte Aufgabe für Künstler und Orchester, so erfordert die heurige Mischung des Festspielplans eine ganz enorme Elastizität und Stilsicherheit des künstlerischen Empfindens. Drei Abende liegen hinter uns. „Don Giovanni“, „Tristan und Isolde“ und „Die Feen“. Von der Edelblüte des 18. Jahrhunderts, die von allen Lichtseiten einer formsicheren Kultur bestrahlt ist, zu dem Meisterwerke des 19., dem genialen Ausdruck eines formensprengenden Subjektivismus und endlich das tastende Produkt des Jahres 1833, in dem ein Suchender nach neuem strebt ohne die Stütze des Alten entbehren zu können. Jede der drei Vorstellungen stand stilsicher vor unseren Augen. Felix Mottl dirigierte den „Don Giovanni“ bewunderungswürdig und gleichermaßen den „Tristan“, bewunderungswürdiger als die Einzelleistung ist die Tatsache, daß es ein und derselbe Künstler ist, der an dem Pulte unseres Rokokohauses, an dem einst Mozart selbst die Battuta schwang und unten im mystischen Abgrund unseres Wagnertheaters sich von gleich vorbildlicher Größe erweist. In „Don Giovanni“ gab Feinhals in bekannter Trefflichkeit die Titelrolle, auf die Einzelleistungen wird im Laufe des „Zyklus“ noch zurückzukommen sein, allein das wertvollste ist an unseren Musteraufführungen, wie alles sich zum Ganzen fügt. Hierin besteht ja die überragende Bedeutung unserer Festspiele, denen es heute an Nachahmungen nicht fehlt, die, wenn sie sich auch „stars“ von unseren und anderen großen Bühnen verschreiben, über lokale Bedeutung nicht hinauswachsen. Den Tristan sang Bary; er hat die nämliche Partie eine Woche vorher in der Berliner Sommeroper gegeben. Die Kritik der Reichshauptstadt teilt nicht in dem Grade die Bewunderung der hiesigen. Daß neben Glanztönen auch rauhe Töne vorkommen, ist uns nichts Neues, aber die Empfindungsstärke, die aus diesem Tristan uns entgegenflutet, läßt diese stimmlichen Bedenken leicht als Beckmessereien erscheinen. Neben ihm stand die ebenbürtige Isolde Frl. Faßbenders. In Wagners „Feen“ lernten wir nach Günther-Braun und Wolf als dritten Arindal Kraus (Berlin) kennen. Er akzentuiert wie der erstgenannte die musikdramatischen Ansätze



in der Rolle dieses schwächlichen Märchenkönigs. Mir scheint jedoch, daß wir am meisten Fühlung mit dieser doch in der alten Oper fußenden Figur gewinnen, wenn sie sich als lyrische Tenorpartie bietet. An Stelle der erkrankten Maude Fay sang Frau Burg-Zimmermann die Ada mit stimmlicher Frische. Hofkapellmeister Röhr leitete die sorgfältig abgestimmte Vorstellung, deren fesselnde Neuinszenierung ich erst vor sechs Wochen besprochen habe. Jeder der drei Abende zeigte ein das Haus bis auf den letzten Platz füllendes internationales Publikum. Don Giovanni und Tristan weckten stürmische Begeisterung. Den „Feen" brachten die Zuschauer Interesse entgegen und quittierten mit herzlichem Danke für dies mit den besten Mitteln gebotene musikhistorische Experiment.

Künstlertheater. Max Reinhardt hat das Ensemblegastspiel des Berliner „Deutschen Theaters" heuer auf zwei Monate beschränkt. Mit dem „Kaufmann von Venedig" in der schon im Vorjahre besprochenen Inszene Hengelers nahmen die Spiele mit glänzendem Erfolge ihren Anfang. Die Inszenierung des zweiten Teils des Faust ist die Hauptaufgabe, die sich Reinhardt heuer stellte. Eine glückliche Lösung dieses Problems könnte von keiner ernsthaften deutschen Bühne übersehen werden.

Verschiedenes aus aller Welt. Im Alter von 72 Jahren starb der Generalintendant Dr. Julius von Werther. Er war zuerst Schauspieler in Weimar und wurde 1867 Intendant der Mannheimer Hofbühne. In dieser Stellung wirkte er mit einer Unterbrechung von zwei Jahren, während der er das Darmstadter Hoftheater leitete, 15 Jahre lang mit großem Erfolge. 1884—1890 stand er an der Spitze der Stuttgarter Hofbühne. Rud. Krauß schreibt in seiner Geschichte dieses Theaters u. a.: „Werther war ein Regiekünstler ersten Ranges." Die Bühne war durch ihn „von neuem ein festgefügtes Glied in der Kette des deutschen Theaterwesens geworden". Minder günstig beurteilt der Historiograph Werthers Vorliebe für reisende Virtuosen. Der Bühnenleiter, der seine Ruhejahre in München verlebte, hatte auch als Molière-übersetzer und Verfasser historischer Dramen namhafte Erfolge. — Bei Haarlem soll ein Festspielhaus für Beethoven errichtet werden, das wie Bayreuth und München zum Zielpunkt internationaler Musikfreunde gedacht ist. In stiller einsamer Natur wird sich das tempelartige Gebäude erheben. Hohe Bogenfenster werden den großen Musiksaal umrahmen und eine weite Fernsicht in die ausgedehnte Ebene gestatten. Orchester und Dirigent werden unsichtbar sein. Neben diesem Saal für Symphoniekonzerte ist ein einfacherer für Kammermusik vorgesehen. Die Baukosten trägt teilweise die Stadt Haarlem, der Rest soll durch Konzerte aufgebracht werden. — Mit Hilfe Fortunys, des Erfinders des Rundhorizontes, beabsichtigt d'Annunzio in Paris ein Festspielhaus zu bauen. Wie im antiken Theater soll das Auge des Zuschauers auf allen Seiten den Horizont sehen, natürlich durch die optische Täuschung der Bühnenmalerei. Man erinnert sich, daß der Dichter d'Annunzio schon vor Jahren am Albaner See solch großzügigen Plan verwirklichen wollte, ohne zu greifbaren Ergebnissen zu gelangen.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

An den internationalen Börsenzentralen wickeln sich — trotz Ferien und Hochsommer — ernste und bedeutsame Ereignisse ab, welche die Tendenzen der Märkte bis in ihre Grundfesten erschüttern. Einige Wichtigkeit ist dem neuerlichen Entwertungsprozess an der Neuyorker Börse beizumessen, und der Verlauf der einzelnen Börsentage zeigte zur Evidenz, welch heftige Kurserschütterung jener Effektenmarkt erlebt hat. Nur dem Aufgebot ganz enormer Interventionen der beteiligten Finanzgruppen ist es nachweisbar zuzuschreiben, dass diese Kurspanik in Neuyork nicht in eine allgemeine amerikanische Finanzkrisis ausgeartet ist. Die an eine direkte Demoralisation grenzende Stimmung in Newyork hat zwar inzwischen einer ruhigeren Auffassung Platz gemacht, aber die Vergangenheit lehrt mit unfehlbarer Deutlichkeit, dass die erlebten Krisentage in Neuyork nicht ohne finanzielle Folgen bleiben werden. Die Kapitalistenkreise, besonders in Deutschland, werden hoffentlich den amerikanischen Werten nur mit dem grössten und berechtigten Misstrauen entgegentreten. Es ist erstaunlich, dass dieser heftige Kurssturz in Neuyork an unseren Effekten fast wirkungslos vorübergegangen ist. Auch die Monatsultimoregulierung und die sonst hierbei geübten Realisationen an den Börsen gingen nicht über den Rahmen des gewöhnlichen Umfanges hinaus. Dabei hätte besonders der Berliner Platz berechtigtes Interesse und genügend Grund, den Tagesereignissen mit grossem Pessimismus entgegenzutreten. Der inzwischen zur Tat gewordene Zusammenbruch der Niederdeutschen Bank in Dortmund zählt zu den grössten Zahlungsschwierigkeiten in der deutschen Finanzwelt seit Jahren. Die bekannt gewordenen Details und die grosse Summe der voraussichtlichen Millionenverluste, die starke Beteiligung der Industrie und des Depositenpublikums in jener Gegend erregen allgemeines Aufsehen und berechtigte Teilnahme. An den deutschen Märkten vermochten das Schicksal der falliten Bank und all die gemeldeten Ereignisse kein anhaltendes Interesse zu erwecken, soweit solches in etwaigen stärkeren Kurseinbussen in Betracht kam. Die grossen Exekutionen, die für Rechnung der bankrotten Bank vorgenommen wurden, haben ohnehin den Markt schon seit früheren Tagen beeinflusst. Durch die zeitweise eingetretene Intervention und Stützung des Neuyorker Platzes waren auch in Berlin die stark geworfenen Amerikaner-Eisenbahnshares kräftig erholt und Grund einer besseren Tendenzentwickelung. Vom börsentechnischen Standpunkt aus betrachtet, ist die eingetretene Erholung sicherlich verfrüht. Es bleibt in Frage, ob durch Neuyork und die nervösere Stimmung in vielen Finanzkreisen nicht weitere Fallisements, auch bei uns, zu erwarten sind. Die zukünftige Gestaltung der Märkte, besonders des Berliner Börsenplatzes, ist überhaupt sehr unklar und verworren. Wenn auch die momentane Lage unserer Börsen verhältnismässig zufriedenstellend ist und eine innerlich widerstandsfähige Grundlage zeigt, so beweisen doch die wichtigen finanziellen Ereignisse vielen morschen Unterbau und ungesunde Zustände. Die Wirtschaftslage bleibt zumeist unverändert, nur wenige neue Daten sind hier zu registrieren. Wie immer, hat Amerika wiederum den Ton angegeben. Verhältnismässig günstigere Berichte von amerikanischen Eisen- und Stahlmärkten, die Hoffnung auf die geplante Einschränkung der allzugrossen Kupferproduktion und die guten Dispositionen der europäischen Westplätze, Paris und London, bewirkten auch in Berlin trotz all dem Geschehenen den Grundton zu einer festeren Stimmung an der Börse. Die Arbeiten hinsichtlich der Neubildung von Syndikaten in der deutschen Montan-Industrie zwecks Regulierung von Preisgestaltung und gleichmässiger Arbeitseinteilung bringen grosse Arbeit und viel Verdriesslichkeiten. Besonders die Perfektion des Roheisensyndikates will trotz vieler Mühen nicht gelingen, oder nur mit grossen Opfern. Dabei ist die Marktlage für die einzelnen Produkte und Roherzeugnisse der Montan-Industrie keineswegs eine rosige und zukunftsreiche und durchaus ungeklärt. Der Quartalsabschluss des amerikanischen Steel-Trusts fand trotz Minderziffern eine günstige Aufnahme; indes bleibt abzuwarten, ob sowohl in Amerika, als auch bei uns die schlechte Kampagne des Frühjahrsgeschäftes in der Montan-Industrie sich recht bald mehr fühlbar machen wird. Die ungünstigen Ziffern des letztbekannten Reichsbankausweises lenken die Aufmerksamkeit von neuem auf die Entwickelung des Geldmarktes zum Herbsttermin und haben gleichfalls Anlass zur Vorsicht für Börse und Industrie gegeben. M. Weber.



Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 18), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 45 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 5850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 33. München, 13. August 1910. VII. Jahrgang.

Politische Betätigung der Akademiker.

Vom Herausgeber.

Der Artikel „Windthorstbunde und Akademiker“ (von R. Neitzke-Köln) in Nr. 29 der „Allgemeinen Rundschau“ vom 16. Juli 1910 (S. 478 f.) hat begreiflicherweise in den Kreisen der katholischen Studentenkorporationen Aufsehen erregt und stellenweise ein sehr lebhaftes Echo geweckt. Das war vorauszusehen. Da der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau“ an dem Grundsatze festhält, daß im Rahmen der unitas in necessariis auch in dubiis abweichende Meinungen in der „Allgemeinen Rundschau“ ausgetragen werden können, ließ er die für unsere gemeinsamen Lebensinteressen so überaus wichtige Frage der politischen Betätigung der Akademiker in Nr. 29 von R. Neitzke zunächst unter dem engeren Gesichtskreise des Themas „Windthorstbunde und Akademiker“ erörtern. Er nahm auch keinen Anstoß an dem forschen Tone und an dem lebhaften Tempo der Attacke, denn wenn es sich um eine „Aufrüttelung“ handeln soll, ist mit vorsichtig verklausulierten Satzgefügen wenig gedient. Wo auf die altera pars gehört wird, ergeben sich die Einschränkungen von selbst.

Mittlerweile haben sich auch mehrere Gegenstimmen zum Worte gemeldet. Schon aus Rücksichten des Raumes können die eingelaufenen Erwiderungen nicht alle und nicht ungekürzt veröffentlicht werden. Es dürfte genügen, wenn der wesentliche Inhalt dreier Erwiderungen zum Abdruck gelangt, wobei aber zu bedauern ist, daß von den drei Einsendern nur einer mit seinem vollen Namen vor die Oeffentlichkeit tritt.

Um wiederholte ausführliche Zitate, vor allem aber irrtümliche und schiefe Bezugnahmen auf den Artikel von R. Neitzke in Nr. 29 abzuschneiden, seien die eigentlichen Leitsätze jenes Artikels nochmals herausgestellt. Nach einigen Einleitungsworten über den 11. Vertretertag des Verbandes des Windthorstbundes in Bochum hieß es wörtlich:

„Aus dem Referat des Generalsekretärs des Verbandes, Herrn Dr. Scharmitzel, über den Stand und die Zukunftsaussicht des Verbandes verdient besonders ein Punkt die besondere Aufmerksamkeit, da er die Keime ernster Besorgnis für die Zukunft des Zentrums in sich birgt. Nach dem Bericht des „Kölner Lokalanzeigers“ nennt Herr Dr. Scharmitzel unter den Schwierigkeiten, mit denen die Bunde zu kämpfen haben, den Mangel geeigneter Führer und Schulungskräfte und fährt dann fort: „Nun stehen wir aber dem verhängnisvollen Faktum gegenüber, daß die in jüngster Zeit aus unseren katholischen Studentenkorporationen hervorgegangenen jüngeren Herren im politischen Leben in weitem Umfange vollständig versagen und besteht in der katholischen Studentenschaft eine krankhafte Scheu vor politischer Betätigung, mangelndes Verständnis für die Bedeutung des Zentrums in Vertretung der Interessen auf parlamentarischem Boden und im öffentlichen Leben, zu deren Pflege auf der Hochschule eben diese katholischen Studenten in ihren Verbänden sich zusammenschließen.“ Die gleiche Tatsache konstatierte der Herr Abgeordnete Giesberts in der am letzten Verbandstage stattgefundenen öffentlichen Versammlung. Man kann beiden Herren Referenten nur Dank wissen, daß sie verschmähten, Vogelstraußpolitik zu treiben, sondern freimütig den Finger auf die Wunde legten. Nur durch eine offenherzige Kritik kann eine Wendung zum Besseren erzielt werden, und es steht zu hoffen, daß unsere akademischen Kreise durch die obigen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassenden Worte aus ihrer Lauheit aufgerüttelt werden und sich besinnen auf die Verantwortung, welche ihre bevorzugte soziale Stellung ihnen auferlegt, daß sie sich bewußt werden, welche Hoffnungen das katholische Volk auf seine Akademiker setzt.“

Die durch den Druck hervorgehobenen Sätze enthalten die Quintessenz. Ob der Bericht des „Kölner Lokalanzeigers“ die Worte Dr. Scharmitzels buchstabengetreu wiedergibt, steht dahin. Dr. Scharmitzel hat auf eine typische Erscheinung hinweisen wollen, die sich „in weiterem Umfange“ zeigt. Liegt schon in den letzten Worten eine gewisse naturgemäße Einschränkung, so weiß ohnedies jeder, wie rhetorische Hyperbeln zu verstehen sind. Wer, wie Dr. Scharmitzel, seinen ständigen Sitz in Köln hat, also in einer Stadt, wo der Zentrumspartei gerade aus den akademisch gebildeten Ständen Mitstreiter in großer Zahl und in geradezu vorbildlicher Weise zur Seite stehen, kann an eine Verallgemeinerung, wie sie ihm jetzt vielfach imputiert wird, gar nicht gedacht haben. Nicht von einem ganz allgemeinen, aber von einem „im weiteren Umfange“ zu beklagendem Faktum hat Dr. Scharmitzel gesprochen, und auch die sich anschließenden Ausführungen Neitzkes hatten sehr häufig zu beobachtende Erscheinungen und nicht die lückenlose Allgemeinheit im Auge.

Ein Punkt bedarf noch der besonderen Erläuterung. Man hat den Satz Scharmitzels von der „Bedeutung des Zentrums in Vertretung der Interessen auf parlamentarischem Boden und im öffentlichen Leben, zu deren Pflege auf der Hochschule eben diese katholischen Studenten in ihren Verbänden sich zusammenschließen,“ dahin umdeuten wollen, als habe Dr. Scharmitzel die Pflege der Zentrumsinteressen und der parlamentarischen und politischen Interessen überhaupt als den Zweck der katholischen Studentenverbände bezeichnet. Gegen diesen angeblichen Unsinn Scharmitzels führt man dann unnötigerweise das schwere Geschütz der Verbandssatzungen auf, welche politische Bestrebungen ausschließen. Es ist aber Dr. Scharmitzel gar nicht eingefallen, die Satzungen der katholischen Studentenverbände anzutasten. Der Sinn seiner mißdeuteten Wendung kann nur folgender sein: Das Zentrum vertritt auf parlamentarischem Boden und im öffentlichen Leben die gleichen Interessen — kurz gesagt: der katholischen Sache —, welche die katholischen Studentenverbände ihren Satzungen gemäß in der katholischen Studentenschaft vertreten. Daß das Zentrum als politische Partei seine Ziele weiter steckt, versteht sich von selbst. Und daß die katholischen Studentenkorporationen als solche keine Parteipolitik treiben sollen, steht völlig außer Frage. Aber daß der einzelne katholische Student, wenn er auch einer Korporation angehört, nicht gehindert oder zurückgehalten werden soll, eine parteipolitische Hinneigung oder gar Begeisterung, die den Traditionen seiner Familie und seines heimatlichen Milieus entspricht, die er unter normalen Verhältnissen sozusagen mit der Muttermilch eingesogen haben wird, auch als Student weiterzukultivieren, müßte ebenso fraglos sein.

Hier setzt aber gerade das Hauptbedenken gegen die neuerliche Praxis in nicht wenigen katholischen Korporationen ein. Indem man den jungen Studenten täglich und stündlich mit überlegener Miene die Pflicht vorhält, politischen Bestrebungen, für welche Eltern, Geschwister, Verwandte und Freunde daheim sich wie für etwas Selbstverständliches begeistern und erwärmen, mit kühlster Reserve und in angemessener Distanz, ja mit skeptischem, kritischem Argwohn gegenüberzutreten, erreicht man etwas, was die an sich ganz vernünftigen Korporationsstatuten wahrhaftig nicht

bezweckten, worüber die Väter und Urheber dieser Satzungen sich geradezu entsetzt haben würden. Und diese den katholischen Studenten förmlich suggerierte Zentrumsscheu wirkt leider nur zu oft über die Studentenzeit hinaus fort und erklärt das von Dr. Scharmitzel mit Recht beklagte häufige „Versagen".

Hier sei auch gleich ein Einwand widerlegt, den man immer wieder erhebt. Man sagt, der geeignete Augenblick, sich für eine bestimmte politische Partei zu entscheiden, sei die Zeit der erreichten Wahlmündigkeit, also nach dem Reichstagswahlrechte und den meisten heutigen Landtagswahlrechten das 25. Lebensjahr. Wie wenig Studententum und Wahlunmündigkeit an sich zusammenfallende Begriffe sind, erhellt schon aus der Tatsache, daß bis vor wenigen Jahren jeder Bayer schon mit dem 21. Lebensjahre die Wahlberechtigung erlangte. Nun steht aber heute zweifellos ein nicht kleiner Prozentsatz der älteren Semester im 25. oder kurz vor dem 25. Lebensjahre, und die Entscheidung für eine bestimmte Partei reift nicht von einem Tage auf den andern.

Wie die Liberalen und Sozialdemokraten sich in der Praxis zu derlei „akademischen" Distinktionen und Einwänden stellen, zeigt uns die tägliche Erfahrung. Die Parteien der Linken arbeiten geradezu fieberhaft, um die akademische Jugend um ihre Fahnen zu sammeln. Unter allen möglichen „liberalen", „nationalen", „freigesinnten", „fortschrittlichen", vor allem aber „antiultramontanen" Aushängeschildern wird seit einiger Zeit an allen deutschen Hochschulen mit Hochdruck für die Sache des Liberalismus und der verschiedenen liberalen Parteischattierungen mit Hochdruck gearbeitet. Flugblätter, Aufrufe, Versammlungen und organisierte Vereinigungen dienen alle dem gleichen Zwecke. Mancher katholische Student möchte dem Beispiele gleichgesinnter Kommilitonen folgen und gegen einen nicht selten mit Verleumdungen und direkten Nichtswürdigkeiten gegen das Zentrum operierenden akademischen Jungliberalismus offen Farbe. bekennen. Aber unter Berufung auf eine graue Theorie oder auf einen Paragraphen, der nur die Korporation als solche betrifft, nicht aber den einzelnen Studenten, hält man sie zurück.

Es ist aber noch nicht das schlimmste, daß heutzutage katholische Studenten sich „grundsätzlich nicht politisch betätigen", d. h. nicht zum Zentrum bekennen sollen. Das schlimmste ist, daß die heute nur zu oft geübte Praxis sehr viele katholische Studenten dem Zentrum, der parlamentarischen Vertretung der weit überwiegenden Mehrheit der deutschen Katholiken, innerlich entfremdet und mit einem kritischen Nörgelgeiste erfüllt, der schließlich weitab vom Zentrum führt.

Man mag sagen, was man will: es ist blasse Theorie, die katholischen Studenten vom politischen und parteipolitischen Leben zurückzuhalten, die politische Selbstbestimmung bis zum praktischen Berufsleben aufschieben zu wollen. Die nüchterne Wirklichkeit spricht anders: Auch der katholische Student verfolgt eifrig die politische Tagespresse und vernachlässigt vielfach auch die „modernen" Witzblätter nicht. Da sich ihm mancherorts die liberale Presse aller Gattungen förmlich aufdrängt und im Zusammenklang mit Aufrufen und öffentlichen Reden, die sich speziell an die akademische Jugend wenden, unablässig alte und neue Hetzmelodien gegen das Zentrum verkündet, müßte es mit Wunderdingen zugehen, wenn nicht — mangels einer durchgreifenden Gegenwirkung, namentlich dort, wo es zum guten Ton gehört, möglichst geringschätzig von der Zentrumspresse zu sprechen — nicht nur einiges, sondern sehr vieles hängen bliebe.

Diese vorausgeschickten Erläuterungen und Ergänzungen waren nötig, um dem Herausgeber umständliche Auseinandersetzungen mit ausschlaggebenden Punkten der nun folgenden Entgegnungen zu dem Artikel Neitzkes in Nr. 29 zu ersparen.

* * *

Einem Artikel unter der Ueberschrift „Student und Politik" von Referendar Alfons Schmidt (Münster in Westfalen), sei folgendes entnommen:

„Der Verfasser sucht den Ursachen nachzugehen, die „unsere katholischen Studenten und jungen Akademiker bestimmen, sich von jeder politischen Betätigung fernzuhalten." Dabei führt er verschiedene Momente an, die möglicherweise — denn ganz ist diese Möglichkeit natürlich nicht ausgeschlossen — den einen oder anderen katholischen Studenten zu seiner „Passivität bestimmen. Den Hauptgrund berührt er indessen nicht, nämlich die Frage: Sollen wir katholischen Korporationsstudenten Politik treiben?

Um diese Frage entscheiden zu können, muß man sich zuvor klar machen, daß das Wort „Politik" in einem zweifachen Sinne zu nehmen ist: „einmal als die Lehre von etwas objektiv Gegebenem, dann als die Lehre von etwas subjektiv Erstrebtem".

„Im ersten Sinne", so lauten die klaren und überzeugenden Aufklärungen von Professor Dr. Franz von Lißt-Berlin zu dem Thema „Student und Politik", die hier als von einer allgemein anerkannten Autorität kommend in größerem Umfange zitiert sein mögen[1]), „ist Politik (oder Staatslehre) die Wissenschaft vom Staate, wie er ist. Also die Erkenntnis der staatlichen Lebensbetätigung auf allen Gebieten. Wir sprechen von Handelspolitik und Schulpolik, von Flottenpolitik und von Sozialpolitik usw. Und wir denken dabei nicht nur an die von den staatlichen Organen verfolgte Politik, sondern auch an die Stellung, die die politischen Parteien zu dieser amtlichen Politik einehmen. Wir bemühen uns, die gesamte Lebenstätigkeit des Staates zu verstehen, ihre Ursachen festzulegen, ihre Wirkungen zu erforschen; wenn wir das tun, treiben wir Politik.

Und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß auch der Student, und gerade der Student, Politik in diesem Sinne treiben soll. Ein guter Staatsbürger kann der nicht sein, der das staatliche und das gesellschaftliche Leben seines Volkes nicht kennt. Und gute Staatsbürger wollen wir alle werden und sein. Die Jahre, die der Student an der Hochschule verbringt, sind für das Studium der Politik die geeignetsten. Da ist der Geist frisch und aufnahmefähig; da raubt die Berufsarbeit noch nicht die ganze Zeit und die ganze Kraft; da steht die ganze Fülle der Erkenntnisquellen offen. Nicht nur Vorlesungen und Bücher, sondern vor allem das Leben selbst mit seinen großen und kleinen Strömungen: die Zeitungen, die politischen Versammlungen, die Beratungen der Parlamente. Augen und Ohren auf! Laßt das politische Leben auf euch wirken! Studiert es in allen seinen Aeußerungen! Lernt die Kräfte kennen, die es bestimmen und bewegen!

Politik im andern Sinne, das ist die staatliche Lebensbetätigung, nicht wie sie ist, sondern wie sie, nach unserer Meinung, sein sollte. „Politik treiben" heißt hier nicht, die großen politischen Fragen studieren, sondern zu ihnen Stellung nehmen; heißt Partei ergreifen im Streit der Meinungen.

Es leuchtet nun ohne weiteres ein, daß man die politischen Fragen erst studieren muß, ehe man zu ihnen Stellung nehmen kann, „daß die Politik in diesem zweiten Sinne auf der Politik in jenem ersten Sinne sich aufbauen muß, soll sie auf selbsterrungener und nicht bloß angelernter Auffassung beruhen".

Was man also vom Studenten verlangen kann und verlangen muß, das ist einzig und allein das, daß er die politischen Parteien, ihre Programme, ihre Presse, ihr Verhalten studiert. Nach dieser Richtung hin aber noch eine besondere Mahnung an unsere Korporationen richten, hieße wirklich Eulen nach Athen tragen. Denn es gibt in unseren Verbänden wohl keine einzige Korporation, die nicht täglich ihren Mitgliedern die Blätter verschiedenster Richtung zur Verfügung stellte. Ueberhaupt würde man staunen, wenn man einen Einblick in die Bibliothek- und Lesezimmer so mancher unserer Korporationen täte, und wenn man kennen lernte, was in der hier in Rede stehenden Beziehung von unseren Korporationen geboten würde.

Was man dagegen vom Studenten nicht verlangen kann und nicht verlangen darf, das ist das, daß er sich an eine bestimmte politische Partei bindet, bevor er die Studienzeit beendet."

Wozu nur kurz zu bemerken ist, daß von liberaler Seite die Forderung des Prof. Dr. von Lißt wohl auch manchmal theoretisch angeführt, aber praktisch ins Gegenteil verkehrt wird.

Von einem rheinischen Gerichtsreferendar, der dem C. V. der katholischen Studentenverbindungen angehört, erhielt die „Allgemeine Rundschau" eine „Entgegnung", aus welcher nachstehendes mitgeteilt sei:

„Zunächst soll nach Ansicht des Herrn R. Neitzke ein maßgebender Faktor der Kastengeist, der Geist der Exklusivität sein, der bereits auf dem Gymnasium die jungen Leute gefangen nehme und ihnen ein gut Teil ihrer Ursprünglichkeit und Unbefangenheit raube. Schon die Allgemeinheit des erhobenen Vorwurfes charakterisiert ihn für jeden Unbefangenen als zum mindesten übertrieben. Jeder aber, der mit den wirklichen Verhältnissen einigermaßen vertraut ist und der die Entwicklung der katholischen Studentenschaft in den letzten Jahren verfolgt hat, weiß, wie unbegründet ein solcher Vorwurf ist. Auch der katholische Student, nein er in erster Linie, ist von der sozialen Idee, die unser Zeitalter beherrscht, mächtig ergriffen,[2]) gerade er gewinnt immer mehr Verständnis für die soziale Struktur unseres staatlichen und gesellschaftlichen Lebens. Waren es nicht in erster Linie

[1]) Zitiert nach dem Studentischen Taschenbuch, herausgegeben von der Münsterschen Freien Studentenschaft. Winter-Semester 1909/10.

[2]) Anmerkung des Herausgebers: Diese Generalisierung entspricht leider nicht den tatsächlichen Verhältnissen, denn es ist immer noch nur ein Bruchteil, der sich sozial betätigt.

katholische Studenten, die unter Führung des rührigen Dr. Sonnenschein soziale Studentenzirkel gründeten mit dem ausgesprochenen Zwecke, soziales Verständnis sich anzueignen und praktische soziale Arbeit zu leisten? Hat der Herr Verfasser noch nie etwas von der sozialen Gemeinschaftsarbeit katholischer Studenten in Düsseldorf, Köln und anderen Städten gehört, bei der jene tage- und wochenlang in den Gesellenhäusern mit solchen, „die nur eine Volks- oder Bürgerschule besucht“, zusammenwohnen, am selben Tische essen und unter demselben Dache nächtigen? Es sind mir Fälle bekannt, in denen in Bonn studierende katholische Korporationsstudenten fast jede Woche nach Köln fahren, um im Gesellenhause den Gesellen Vorträge zu halten. In Krefeld haben im vorigen Jahre während des Winters jüngere Akademiker, Philister katholischer Verbindungen, allmonatlich mehrere Male über aktuelle Fragen volkswirtschaftlicher und staatsrechtlicher Natur in Jünglingskongregationen und Arbeitervereinen gesprochen. Ferner ist durch die Tagespresse bekannt geworden, daß in mehreren Städten katholische Studenten in den Ferien sogenannte Ferienkurse abhalten, in denen Arbeiter und Handwerker in den Elementarfächern unterrichtet und weitergebildet werden! Diese Fälle ließen sich noch beliebig vermehren. Wie kann da von Kastengeist und Eigendünkel gesprochen werden! Und nun erst die katholischen Korporationen, in denen das bereits auf dem Gymnasium kultivierte Gefühl der Erstklassigkeit noch eine weitere Steigerung erfahren soll! Schreiber dieses ist Angehöriger des größten katholischen Studentenverbandes auf deutschen Hochschulen und kennt auch die Verhältnisse in den anderen katholischen Verbänden sehr genau. Auf Grund eigener Beobachtungen kann er nur versichern, daß es gerade Söhne des werktätigen Volkes sind, die zu den Mitgliedern der katholischen Korporationen das größte Kontingent stellen, während die besser situierten katholischen Kreise noch zu einem großen Teile ihre Söhne zum Korps oder zu sogenannten neutralen Vereinigungen schicken oder sie überhaupt nicht aktiv werden lassen.

Nein! Nicht der Geist der Exklusivität und des öden Eigendünkels ist es, der den jungen Akademiker in so auffallendem Maße von politischer Betätigung, besonders auch in den Windthorstbunden festhält — wie wäre es sonst möglich, daß er am sozialen Leben unserer Tage schon einen so hervorragenden Anteil nimmt — sondern es sträubt sich dagegen der gesunde Geist der Jugend, der in seine Verbindungen und Vereine, die er sich zur Pflege der Geselligkeit und edelster Lebensfreundschaft, aufgebaut auf dem Felsengrunde kath. Weltanschauung, geschaffen, nicht den Geist der Zwietracht eindringen lassen will, den eine aktive Betätigung mit politischen Dingen im Gefolge haben muß. Der kath. Student will seine Korporation nicht zum Tummelplatz sich gegenseitig befehdender politischer Meinungsäußerungen sich entwickeln sehen. Denn es ist noch lange keine ausgemachte Sache, was der Herr Verfasser jedoch als selbstverständlich unterstellt, daß jeder kath. Student und jedes Mitglied einer kath. Korporation unbedingt Anhänger des Zentrums ist oder wenigstens dessen politische Anschauungen vertritt. Ich kenne katholische Verbindungsstudenten, die aus ihrer Zugehörigkeit zur „Deutschen Vereinigung“ kein Hehl machten. Andere bekannten sich mir gegenüber als Anhänger konservativer oder freikonservativer Ideen. Ich füge dies lediglich als Tatsachen an, selbstverständlich ohne sie im übrigen zu billigen.[3]) Es geht aber jedenfalls hieraus hervor, daß eine politische Betätigung der kath. Studenten und Akademiker im Sinne des Zentrums nicht so einfach ist, wie der Herr Verfasser sie sich denkt. Gänzlich außer Betracht läßt er bei seinen Ausführungen auch den Umstand, daß in den kath. Studentenverbänden die Beschäftigung mit Politik satzungsgemäß ausgeschlossen ist, und von diesem Grundsatze will der kath. Student auch in seinem privaten Leben keine Ausnahme machen. Und auch wahrlich mit Recht! Denn er hat etwas Besseres und Wichtigeres zu tun, als die seiner wissenschaftlichen und beruflichen Ausbildung gewidmete Zeit zum Teil unfruchtbarer politischer Betätigung zu opfern!

Endlich muß noch entschieden Protest eingelegt werden gegen die jeglicher Begründung entbehrende Unterstellung, als ob unwürdige Angst um die Karriere katholische Studenten in vielen Fällen davon fernhalte, die Anschauungen des Zentrums zu vertreten. Ich kann mir nicht versagen, auf die Ungereimtheit des Vorwurfes hinzuweisen, der darin liegt, daß beispielsweise derjenige Teil der katholischen Studentenschaft, der seiner katholischen Ueberzeugung tagtäglich durch offenes Tragen seiner Farben Ausdruck verleiht, und zwar sehr oft unter den schwierigsten Verhältnissen, durch Besorgnisse um seine Karriere veranlaßt sein soll, seiner inneren Ueberzeugung zuwider seine Zugehörigkeit zum Zentrum zu verleugnen.“

Ein Kandidat des höheren Lehramts aus den Rheinlanden schreibt unter dem Titel „Windthorstbunde und Akademiker“:

„Unsere katholischen Studentenkorporationen tun wohl daran, sich in keiner Weise aktiver Parteipolitik im Sinne des Parteinehmens im Streit der Meinungen zu widmen. Anders steht es ja — im Gegensatz zu der „Politik des subjektiv Erstrebten“ — mit der „Politik des objektiv Gegebenen“, wie Frz. von Liszt treffend unterscheidet. In den Windthorstbunden aber wird im Sinne der Zentrumspartei gearbeitet; es wird also mehr getrieben als „Politik des objektiv Gegebenen“. Für die Korporationen als solche bleibt demnach die Beteiligung an dem Windthorstbunde ausgeschlossen. Die politische Beteiligung des einzelnen steht dem einzelnen völlig frei.

Wie aber steht es mit den Akademikern, die die Studienjahre hinter sich haben, insbesondere den jüngeren Herren? Da möchte ich dem ersten Teile des Satzes von Herrn Dr. Scharmitzel insoferne zustimmen, als die jüngeren Herren im politischen Leben in weitem Umfange vollständig versagen. Nicht aber glaube ich, daß dies erst in jüngster Zeit geschieht, und auch nicht, daß dies nur von den aus unseren katholischen Studentenkorporationen hervorgegangenen jüngeren Herren geschieht. Für beide Behauptungen fehlen doch die Beweise. Ich weiß nicht, ob nicht eine Statistik die größte Zahl der im politischen Leben tätigen katholischen Akademiker aus den Korporationen hervorgehen ließe.[4]) Eine solche Statistik aufzustellen, wäre eine dankenswerte Aufgabe; nicht, um liberalen Zeitungen Material für ihre bekannte Behauptung zu liefern, die katholischen Studentenkorporationen seien Vorschulen des Zentrums, sondern um den Nachweis zu erbringen, daß aus den katholischen Studentenkorporationen Männer hervorgehen, die, gestählt in ihrer Weltanschauung, mit offenem Blick für das Leben und überzeugt von der Notwendigkeit der Mitarbeit im öffentlichen Leben später ihren ganzen Mann auch in politicis stellen. Ob dies notwendig ein Zentrumsmann sein muß, ist eine andere Frage. Wenn die Gleichgültigkeit der Akademiker für das politische Leben bei den in jüngster Zeit aus unseren katholischen Studentenkorporationen hervorgegangenen Herren im besonderen Maße anzutreffen sein soll, so müssen doch auch die Gründe gerade in den katholischen Studentenkorporationen, und zwar erst in jüngster Zeit dort zu finden sein.

Herr R. Neitzke-Köln geht diesen Ursachen nach. Er findet insbesondere drei Momente, die an der Passivität mitwirken. Auf das erste Moment als das wichtigste möchte ich eingehen.

„Zunächst ist es der Kastengeist, der Geist der Exklusivität, den es zu bekämpfen gilt.“ „Das Bewußtsein ihrer Erstklassigkeit nehmen die jungen Leute schon vom Gymnasium mit auf die Universität, „wo es durch die Abgeschlossenheit in ihren Zirkeln eine weitere Steigerung erfährt.“ „Statt die Konsequenzen aus ihrer noch unverdienten sozialen Stellung zu ziehen . . ., beschränken sich die jungen Herren fast ausschließlich auf die Ausübung von Sport und Geselligkeit. Das Manko politischer Bildung kommt ihnen nicht zum Bewußtsein, die Ueberraschung erfahren sie dann aber im Leben, daß Arbeiter und Handwerker ihnen „weit über sind“; Folge: Zurückziehung vom politischen Leben.

Dieses Moment ist sicherlich stark übertrieben, wenn auch viel Wahrheit darin enthalten ist. Es vorzugsweise auf die Korporationen („Abgeschlossenheit in ihren Zirkeln“) anzuwenden, ist verfehlt. Und dann gibt es doch auch eine sozialstudentische Bewegung! Diese entstand aus Reaktion gegen den „Geist der Exklusivität“, als Folge der Gewissenserforschung, die klarlegte, daß die bevorzugte soziale Stellung auch Pflichten auferlege. Traf das aber nur die Korporationen? Weiß Herr Neitzke nicht, daß sich „Freie“ wie Korporationsstudenten förmlich den Rang ablaufen nach der größten Beteiligung an der sozialstudentischen Bewegung? Abgesehen von den Uebertreibungen muß dieses Moment also nach drei Richtungen rektifiziert werden: 1. ist es ungerecht, nur den Korporationen einen Vorwurf zu machen, 2. kann das Manko gehoben werden (wie es die sozialstudentische Bewegung will), ohne „politisch“ zu werden; und das ist für die Studentenzeit gut so; 3. wäre die sozialstudentische Bewegung doch gerade ein Argument dafür, daß es in jüngster Zeit anders geworden wäre. Der erste Grund des Herrn Neitzke will also in seiner Fassung wenig sagen.

Wie die soziale Bewegung während der Studentenzeit „unpolitisch“ bleibt und bleiben muß, ist das für später nicht mehr notwendig, für den einzelnen auch kaum mehr möglich. Dr. Sonnenschein sagte mal: „Uns ist der Student noch der Werdende, der

[3]) Anmerkung des Herausgebers: Diese Konstatierung ist äußerst wertvoll. Also es gibt katholische Korporationsstudenten, die sich, abgesehen von der zentrumsfeindlichen „Deutschen Vereinigung“, zur zentrumsfeindlichen sog. Reichspartei und zu der fast ausschließlich aus Evangelischen bestehenden konservativen Partei bekennen. Und um den Frieden dieser weißen Raben nicht zu stören, sollen die schwarzen Raben sich ängstlich vor einem klaren Bekenntnis zum Zentrum hüten. Uebrigens ist die sogenannte Deutsche Vereinigung in Süddeutschland fast völlig unbekannt und praktisch ohne Bedeutung. Ein einziges Mitglied der preußischen konservativen Partei bezeichnet sich im Landtagsalmanach als Mitglied des Verbandes der katholischen Studentenvereine.

[4]) Anmerkung des Herausgebers: Diese Tatsache ist so unbestritten, daß es zum Beweise keiner besonderen Statistik bedürfte. Aber sie gilt eben nur für die Vergangenheit und in deren Nachwirkung auch für die Gegenwart, kann aber im Zusammenhange mit den beklagten Verhältnissen die Beweiskraft der Befürchtungen für die Zukunft nur verstärken.

sich Zeit gönnen soll, der langsam Reifende. Wir freuen uns daher auch, daß wir noch einige Jahre Zeit haben, ehe wir uns definitiv zu binden brauchen. Unsere Antipathie und unser hartes Urteil über das Philistertum, unsere Wehmut, mit der wir in unseren Liedern der Burschenzeit gedenken, beruht nicht nur auf dem Vergleich zwischen übermütigen Studienjahren und harter späterer Berufsarbeit, sondern auch wohl zum Teil auf der Freude darüber, daß wir noch so ganz freie Horizonte haben. Das Einschrauben in eine Parteigruppe erscheint uns als beengend, und wir schieben es daher möglichst weit hinaus." Will man aber öffentlich wirksam werden — und das muß heutzutage mehr oder weniger jeder —, so ist der Anschluß an eine Partei nicht zu vermeiden. Eine politische Neutralität aber ist, auch für den Beamten ein Unding. Ob er sich zu einem Führer in kleinerem oder größerem Kreise ausbildet, oder ob er stille Mitarbeit vorzieht, ist eine Frage für sich und hier belanglos. **Auf jeden Fall aber sollte der junge Akademiker gelernt haben, daß politische Gleichgültigkeit für den, der ins öffentliche Leben eingetreten ist, ein Unding ist, heute mehr noch als früher.**

Daß da für diejenigen, die der Zentrumspartei zuneigen, in den Windthorstbunden einerseits für ihre eigene politische Ausbildung und anderseits für Nutzbarmachung manchen Wissens und Könnens im Dienste der Allgemeinheit sich schönste Gelegenheit findet, kann nicht genug hervorgehoben werden. Und in den Windthorstbunden versagen die jüngeren Akademiker in der Tat. Neigt jemand der Zentrumspartei zu, **dann herein in den Windthorstbund!** „Der Windthorstbund hat nie beabsichtigt, sich als Lehrer . . aufzuwerfen. Die Anhänger der Windthorstbunde wollen vielmehr **Schüler** sein", sagte Abgeordneter Giesberts, und auch die jüngeren Akademiker sollen und wollen als Schüler hingehen. Und wenn seit dem Bochumer Vertretertag sich ein noch engerer Anschluß mit der Zentrumspartei anbahnen soll, d. h. mit erfahrenen Politikern, so ist dadurch auch die Gewähr für die Hebung der qualitativen Arbeit der Windthorstbunde gegeben. Der Satz Giesberts bleibt zu Recht bestehen: „Wenn die junge Generation des Mittelstandes und der gebildeten Kreise nicht mehr politische Initiative zeigt und die politische Bildungsarbeit vernachlässigt, dann dürfen sie sich nicht wundern, wenn sie in der politischen Arena beiseite gedrängt werden."

Fazit: **In der Studentenzeit:** soziale Betätigung im weitesten Sinne, ohne „politisch" zu werden (nicht aus Scheu gegenüber liberalen Angriffen, sondern aus inneren Gründen); **nach der Studentenzeit:** Betätigung im Anschluß an eine Partei; für Zentrumsanhänger in den Windthorstbunden; auch da nicht Scheu gegenüber liberalen Angriffen!

* * *

Die oben veröffentlichten **drei Entgegnungen** auf den Artikel R. Neitzkes sind in ihrer Art außerordentlich **lehrreich**, denn sie enthalten im Grunde genommen die schlagendste **Bestätigung** der von Generalsekretär Dr. Scharmitzel und von dem Abg. Giesberts auf dem Windthorsttage in Bochum zum Ausdruck gebrachten und in Nr. 29 der „Allgemeinen Rundschau" ergänzten **Befürchtungen**. Früher galt es einfach als selbstverständlich, daß ein katholischer Korporationsstudent, wenn er ins praktische Leben eintrat, aus inneren Gründen keiner anderen Partei sich anschließen konnte als dem Zentrum. Heute soll das anders geworden sein. Wir hören zwar nur von Einzelfällen, wo die Theorie praktische Verwirklichung erhielt. Wir enthalten uns weiterer Schlußfolgerungen, möchten aber nicht verfehlen, auch auf einen Punkt hinzuweisen, der nicht immer beachtet wird: **Die Eltern**, welche ihre Söhne in katholische Studentenkorporationen eintreten lassen, haben auch ein Interesse daran, in diesen Dingen klar zu sehen. Es gibt übrigens nicht geringe Unterschiede je nach den Korporationen und selbst je nach den einzelnen Jahrgängen. Für das höhere oder geringere Maß der — sagen wir — **Zentrumsscheu** ist nicht selten auch der genius loci ausschlaggebend. Der Bestand des Zentrums wird durch solche Strömungen nicht erschüttert werden. Eher würden die Interessen der akademischen Stände gefährdet, wenn das Zentrum genötigt wäre, sich künftig noch mehr als bisher auf den bürgerlichen und bäuerlichen Mittelstand und auf die Arbeiterschichten zu stützen.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der spanische Kulturkampf.

Spanien liegt hinter Frankreich. Was die gegenwärtige Regierung in Madrid treibt, sieht wie eine Nachahmung der kulturkämpferischen mode de Paris aus. Aber in der dortigen politischen Entwicklung steckt für uns viel Sonderbares und Rätselhaftes, was uns „spanisch" vorkommt.

Als wegen der regelrechten Verurteilung und Hinrichtung des Anarchisten Ferrer die internationale Freigeisterei und Freimaurerei eine große Hetze veranstaltete, hatte in Madrid das konservative Ministerium Maura die starke Mehrheit in den Cortes und die gute Aussicht, auch bei Neuwahlen die Mehrheit zu behaupten. Aber Maura und Genossen räumten plötzlich ihre Posten. Warum? Zur Erklärung verwies man uns damals auf die herkömmliche Landessitte, daß die Konservativen und die Liberalen von Zeit zu Zeit in Gemütlichkeit sich in der Regierung abwechseln und bei den auf einen Regierungswechsel folgenden Neuwahlen sich gegenseitig soweit unterstützen und schonen, wie es die Herstellung einer Mehrheit für das jeweilige Ministerium verlangt. Die inzwischen hervorgetretenen Erscheinungen lassen darauf schließen, daß bei dem Rücktritt Mauras auch der Wunsch des Königs Alfons XIII. wesentlich mitgewirkt hat. Der König hofft offenbar, durch ein liberales Ministerium besser geschützt zu sein gegen Unruhen und Revolten. Die Linke bildet freilich, auch mit Einrechnung der Sozialdemokraten und Anarchisten, nur eine arithmetische Minderheit; aber sie ist besser organisiert, unternehmungslustiger und gewalttätiger, als die ruhige und gutmütige Mehrheit des katholischen Volkes.

Maura übergab die Herrschaft dem alten Liberalen Moret. Im Rate der nunmehr regierenden Linksparteien reifte aber schnell der Entschluß, die gefundene Macht diesmal zu einer kulturkämpferischen Aktion nach Pariser Muster auszunützen. Moret wurde bald ersetzt durch den Radikalen Canalejas. Die Wahlen verliefen dank der Zurückhaltung der abgetretenen konservativen Partei ziemlich ruhig und mit dem üblichen Erfolge einer gouvernementalen Mehrheit. Nun konnte der Kulturkampf eingeleitet werden. Während Verhandlungen mit dem Heiligen Stuhle über Abänderungen des Konkordats noch schwebten, griff Canalejas mit selbstherrlichen Maßregeln in die kirchlich-religiösen Angelegenheiten ein, die den Gegenstand des Vertrages mit dem Hl. Stuhle bildeten. Auf dem Wege der königlichen Verordnung wurde der Verfassungsbestimmung, welche die Vorrechte der katholischen Staatsreligion regelte, eine Auslegung gegeben, die den Kultuseinrichtungen der geringen protestantischen Minderheiten ein bisher versagtes Hervortreten in der Oeffentlichkeit gestatteten. Ferner wurden die Ordensniederlassungen unter eine stärkere staatliche Beobachtung gestellt und ein Gesetzentwurf eingebracht, der als sog. Vorhängeschloß den weiteren Zuzug von fremden Ordensleuten abschneiden sollte. Bedrohlicher noch als diese Maßregeln war die Ankündigung des herrschenden Liberalismus, daß die „Emanzipation" des **Unterrichts** in die Wege geleitet werden soll.

Diese Ouvertüre zum Kulturkampf hätte nach unserem Gefühl schon genügen müssen, um die ganze konservative Partei in die entschiedenste Opposition, zum Kampf auf Leben und Tod gegen die kirchenfeindlichen Mächte zu drängen. Aber Maura und seine Anhänger beobachteten in den Cortes noch immer eine vorsichtige Zurückhaltung. Gegenüber den Sturmreden der Republikaner und Umstürzler sicherten sie dem verdächtigen Ministerium Unterstützung im Interesse der Dynastie und der Ordnung zu. Canalejas wußte sich mit großer Geschmeidigkeit gegen die Kompromittierung durch seine revolutionären Bundesgenossen zu wehren, ohne die Gunst der Linken zu verscherzen, und die Schonung der Konservativen sich vorläufig zu sichern, ohne sich zu binden. Wie der Sozialist Iglesias in der Kammer Maura ein Attentat androhte, und wie ein 18jähriger Bursche die Drohung prompt ausführte, ist den Lesern bereits bekannt.

Eine schärfere Protestbewegung seitens des katholischen Volkes setzte in **Nordspanien** ein. Sie blieb leider nicht rein von der Beimischung dynastischer Bestrebungen. Wie die katholische Aktion in Frankreich unter den orleanistischen und bonapartistischen Bleigewichten an ihren Füßen zu leiden hatte, so suchen in Spanien der karlistische Prätendent Don Jaim und seine Anhänger die Erbitterung über die kulturkämpferische Politik als Vorspann für ihre Interessen zu benützen. Zum 7. August war in San Sebastian eine gewaltige öffentliche Kundgebung der Katholiken vorbereitet.



Die Verquickung mit den karlistischen und baskischen Sonderbestrebungen schlossen die allgemeine Mitwirkung der konservativen Partei aus. Canalejas verbot die Demonstration und setzte die ganzen Machtmittel des Staates ein, um sie zu verhindern. Wenn ein konservatives Ministerium gegen Freidenker in derselben Weise die gesetzliche und herkömmliche Vereins- und Versammlungsfreiheit vergewaltigt hätte, so würde in den „aufgeklärten" Kreisen Europas in neuer Auflage die Ferrer-Entrüstung sich ausgetobt haben. Aber daß in Spanien den kirchentreuen Katholiken versagt wird, was den Umstürzlern gewährt bleibt, betrachtet man als selbstverständlich. Das Komitee der Protestbewegung gab zuletzt nach. Der Ministerpräsident hatte nämlich die Eisenbahn für die Protestierenden gesperrt, so daß die Teilnahme auf die verhältnismäßig geringe Zahl der Fußwanderer beschränkt geblieben wäre. Deren Erdrückung durch das riesige Aufgebot von Polizisten und Truppen wäre den regierenden „Freiheitshelden" nicht schwer geworden.

Zu dem Verzicht auf die Kraftprobe in San Sebastian wird auch wohl der Umstand beigetragen haben, daß gerade zu dieser Zeit wieder Aussicht auf eine Verständigung mit Rom sich zu eröffnen schien. Das Gerede von dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen oder einem Abbruch der Verhandlungen in der Konkordatsfrage wurde dementiert. Tatsächlich lag nur eine Reise des spanischen Botschafters beim Vatikan nach seinem Heimatlande vor. Sie erfolgte nach Eingang einer Note des Hl. Stuhles, die entschieden Einspruch erhob gegen das inkorrekte Verfahren Canalejas, der während der schwebenden Verhandlungen auf demselben Gebiete, das vertragsmäßig geregelt werden sollte, einseitig faits accomplis schaffte. Auf diesen sehr berechtigten Vorwurf antwortete Canalejas durch die Heimreise des Botschafters, die zwar mit der persönlichen Einholung von Informationen motiviert wurde, aber doch als eine Drohung wirken sollte. Der Heilige Stuhl verlor nicht die Ruhe. Der Nuntius verblieb in Spanien, und eine weitere Note des Hl. Stuhles hat bisher dem Ministerpräsidenten keinen Vorwand geboten, um den förmlichen Bruch herbeizuführen. Seine Absicht mag erst dahin gegangen sein oder noch gehen; aber er legt nach französischem Muster Wert darauf, die Schuld an dem Bruche dem Vatikan zuschreiben zu können. Es ist die alte Geschichte vom Wolf und Lamm, welche die auf Umsturz der kirchenpolitischen Verhältnisse hinarbeitenden Regierungen stets kopieren, — von Bismarck-Falk über Combes-Briand bis Canalejas. Der Hl. Stuhl hat wiederholt seine Bereitwilligkeit bekundet, die Reformwünsche der spanischen Regierung wohlwollend zu prüfen. In Rom ist nach wie vor der gute Wille zu einer friedlichen Verständigung. In Madrid aber hat man bisher das Gegenteil deutlich genug bekundet. Von den weiteren Verhandlungen darf man nicht viel erhoffen, — es sei denn, daß aus der Haltung des katholischen Volkes dem Ministerium und dem von ihm hypnotisierten König die Erkenntnis beigebracht würde von der Unmöglichkeit, in Spanien einen Kulturkampf nach französischem Muster durchzuführen. König Alfons hat auf einer Reise nach England in Frankreich recht ostentativ Station gemacht, als ob er sich dort von Experten Rat holen wolle. Es wäre bedauerlich, wenn er nicht rechtzeitig den Unterschied zwischen dem Volkscharakter und den politischen Verhältnissen zu beiden Seiten der Pyrenäen begriffe.

Die Freunde der Kirche und des Friedens in Spanien sollten sich bei ihrem Vorgehen in dieser kritischen Zeit die Erfahrungen der deutschen Katholiken zum Muster dienen lassen. Germania docet, sagt Kardinal Ferrari. Was sie lehrt, geht vor allem dahin, daß man sich nicht auf pompöse Demonstrationen oder gar auf Tumulte und Revolten verlassen soll, sondern nur auf einträchtige, solide, zähe und geduldige Arbeit. Die Eintracht aller, die Organisation von unten auf, die Aufklärung des Volkes durch Wort und Schrift, die rastlose Vereinstätigkeit, die Reinerhaltung des idealen Strebens von allen zweifelhaften weltlichen Beimischungen, die zielbewußte Ausnützung der staatsbürgerlichen Rechte, namentlich des Wahlrechtes und schließlich die kluge Wirksamkeit von tüchtigen Abgeordneten, die mit der Ueberzeugungstreue das Maßhalten und mit der Opferwilligkeit die weitblickende Vorsicht zu verbinden wissen, — das sind bessere Hilfsmittel, als diejenigen, welche in San Sebastian der Ministerpräsident den Katholiken aus der Hand geschlagen hat. Allem Anscheine nach war es ganz gut, daß Canalejas dort so gewalttätig vorging. Vielleicht ist dadurch die Abwehrbewegung auf den besseren Weg gedrängt worden.

Antiklerikale Verleumdungen.

Sehr verehrter Herr Doktor!

Es tut mir leid, feststellen zu müssen, daß sowohl die Schriftleitung des „Berliner Tageblattes", als auch der römische Berichterstatter der genannten Zeitung, Herr Dr. Hans Barth, sich weigern, den in Nr. 29 der „Allgemeinen Rundschau", S. 484, von mir geforderten schlüssigen Beweis für die ehrenrührigen Behauptungen über den heutigen stadtrömischen Klerus zu erbringen. Aus dem „Berliner Tageblatt" vom 27. Juli, Nr. 376, entnehme ich, daß Herr Dr. Barth sich damit begnügt, ein Zeugnis über sein journalistisches Wohlverhalten aus dem Jahre — 1888 anzuführen, das ihm von dem nunmehr eingegangenen „Osservatore Cattolico" von Mailand seinerzeit ausgestellt worden ist. Wenn Herr Dr. Barth „vergessen" hat, wie ihm in früheren Jahren von mir selbst in der „Kölnischen Volkszeitung" und in dem früher von Ihnen geleiteten „Münchener Fremdenblatt" und in der „Germania" von anderen tüchtig „auf die Finger geklopft" worden ist, so ist das seine Sache. Ich habe es nicht vergessen und nehme mir die Freiheit, ihn von neuem an seine Schicksale in dieser Beziehung zu erinnern. Wenn Herr Barth, um seine jüngsten Heldentaten zu beschönigen, auf eine Aeußerung zurückgreifen muß, die vor 22 Jahren in völlig anderem Zusammenhange gemacht worden ist, so ist damit erwiesen, daß er nichts, aber auch rein gar nichts Stichhaltiges beizubringen weiß, um seine höchst eigenartigen Urteile über den heutigen stadtrömischen Klerus zu beweisen.

Weitere Eideshelfer sind ihm Goethe, Taine und Stendhal, womit er zeigt, daß er archäologische Merkwürdigkeiten zu schätzen weiß. Er weist sodann auf die Verbrecher Don Carolles und Don Adorni hin, die dem geistlichen Stande angehören. Mit dieser scheinbar wuchtigen Waffe glaubt er den ganzen stadtrömischen Klerus von heute getroffen zu haben. Das ist gerade so, wie wenn ich auf die Redakteure und Mitarbeiter der gemeinsten und unflätigsten Witzblätter hinweisen würde, um dann alle Journalisten, Herrn Dr. Hans Barth miteingeschlossen, mit diesen geistig und körperlich verfaulten Kerls auf eine Stufe zu stellen. Ich dagegen sage, daß diese Wüstlinge die Ausnahme bilden, und der Stand der Zeitungsleute in seiner erdrückenden Mehrheit von vornehmer und gediegener Gesinnungsart ist und sich in der Polemik mit Andersgesinnten auch vornehmer Kampfesmittel bedient.

Endlich tritt als Haupteideshelfer des Herrn Dr. Barth ein Mann auf, von dem verschwiegen wird, daß er römischer Berichterstatter der „Frankfurter Zeitung" ist, Herr Dr. Albert Zacher. Ueber Herrn Dr. Zacher und seine Kenntnis der römischen Verhältnisse habe ich im Wiener „Allgemeinen Literaturblatt" des öfteren ausführlich gehandelt. Herr Barth möge sich also dort über die Qualifikation seines Spezialkollegen informieren. Die grobe, manchmal schier unglaubliche Unwissenheit in römischen Dingen, die ich Herrn Zacher nachgewiesen habe, hat derselbe schweigend hinnehmen müssen, ohne daß er, meines Wissens, je auch nur den Versuch gemacht hätte, meine Kritiken zu entkräften. Das neueste Buch Herrn Zachers wird von mir demnächst gebührend gewürdigt werden, und dann mag Herr Dr. Barth sehen, wie groß die Zuverlässigkeit seines Eideshelfers, und wie gänzlich beweislos seine Behauptung von der infamen Heuchelei des heutigen stadtrömischen Klerus ist.

Das verständnisinnige Zusammenwirken der römischen Vertreter zweier so katholikenfeindlicher Zeitungen, wie es das „Berliner Tageblatt" und die „Frankfurter Zeitung" sind, entbehrt nicht der grotesken Komik. Um dieselbe aber den Lesern des „Berliner Tageblattes" nicht zum Bewußtsein zu bringen, hat Herr Barth nur auf den leicht verstaubten und für gewöhnlich unbenutzt im Schrank hängenden Katholizismus des Herrn Zacher hingewiesen. Er hat nicht den Mut gehabt, seinen Lesern alles zu sagen. Wie muß Herr Zacher geschmunzelt haben, als er gelesen hat, daß er, unmittelbar nach der für ihn so verhängnisvollen Sache mit dem „roten Kaplan", von seinem Kollegen sozusagen als hochragende Säule des Katholizismus verschlissen wird!

Ich bitte Sie, sehr verehrter Herr Doktor, diesem meinem Schlußworte in der ganzen Angelegenheit Aufnahme in Ihre Spalten zu gewähren, und nenne mich

Ihren ergebensten

Prälat Dr. Paul Maria Baumgarten.

Christus segnet die Felder.

(Nach Steinhausen.)

Du hörst des Menschenkindes Ruf
Um Brot, um Brot,
Und du, des Atem uns erschuf,
Steuerst der Not.

Zum Segen hebst du deine Hand. — —
Das Aehrenmeer
Wogt golden durch das Ernteland,
Von Früchten schwer.

Und es besteht am grossen Tag
Die reife Saat,
Wann auch der Schnitter kommen mag
Zur Mahd, zur Mahd.

Hans N. Tressel.

Zum Landtagsschluß in Bayern.

Von Redakteur Philipp Frick.

Der bayerische Landtag hat nunmehr seine Arbeiten abgeschlossen.

Im Vordergrund der Geschäfte stand die Steuerreform, die durch alle Fährlichkeiten hindurch zu einem guten Ende geführt worden ist. Bayern hat jetzt die allgemeine progressive Einkommensteuer, welche das Gesamteinkommen steuerlich erfaßt. Neben ihr bestehen die reformierten Ertragssteuern fort, die im zweiten Stadium der Reform durch die Vermögenssteuer ersetzt werden sollen, unter Ueberweisung der Ertragssteuern an die Gemeinden. Ob dies Ziel erreicht wird, steht dahin. Der Begriff Vermögenssteuer ist außerordentlich flüchtig, jeder versteht etwas anderes unter demselben. Die Liberalen sind auch nicht einig über den Begriff Vermögenssteuer, und gerade von liberalen Reichsräten ist der Vermögenssteuer starker Zweifel entgegengesetzt worden. Der liberale Reichsrat Dr. v. Clemm sagte, wenn man unter Vermögenssteuer die Zusammenfassung der Ertragssteuern verstehe, dann gebe es keinen Streit. Auf dieser Seite fürchtet man offenbar, die Vermögenssteuer werde eine progressive Ergänzungssteuer des Großbesitzes werden. Auf der anderen Seite bestehen Bedenken, daß Landwirtschaft und Hausbesitz über ihre Kraft herangezogen werden könnten, während man an den Besitz fluktuierenden Kapitals nicht herankommen könne. Der Landtag hat eine Resolution angenommen, mit welcher die Staatsregierung ersucht wird, in tunlichster Bälde eine Denkschrift über eine gesetzliche Neueinschätzung der Grundstücke und Gebäude zu unterbreiten. Die Resolution, welche von Abg. Dr. Heim beantragt war, enthielt ursprünglich die Bemerkung, daß diese Neueinschätzung zur Vorbereitung der Vermögenssteuer geschehen solle. Die Reichsratskammer hat hier wie beim Artikel 8 des Einführungsgesetzes die Bezugnahme auf die Vermögenssteuer ausgemerzt, um in dieser Sache völlig freie Hand zu behalten. Eine grundsätzliche Gegnerschaft besteht auch bei der Mehrheit der Reichsratskammer nicht. Eine solche ist ebenso bei der Zentrumsfraktion und den Konservativbündlern nicht gegeben. Wohl aber wird auf dieser Seite der Abgeordnetenkammer dafür gesorgt werden, daß die zu schaffende Vermögenssteuer der Landwirtschaft und dem Gewerbe keine neuen Lasten aufbürdet, die sie nicht ertragen können, und daß die Vermögenssteuer nicht einen Charakter enthält, der den Verhältnissen des Mittelstandes in Stadt und Land widerstreitet. Daher diese Forderung einer Neueinschätzung der Grundstücke und Gebäude, deren Grundsätze gesetzlich festgelegt werden sollen. Finanzminister v. Pfaff hat die absolute Zusage gegeben, daß er einen Gesetzentwurf zur Einführung der Vermögenssteuer vorlegen werde, und auch die Parteien haben sich für diese Aktion moralisch gebunden. Der Erfolg wird davon abhängig sein, wie die Vermögenssteuer aussieht. Das weiß niemand zurzeit, wie auch über den endgültigen Ausgang dieses gesetzgeberischen Versuchs sich nichts sagen läßt.

Diese Unsicherheit würde ebenso bestanden haben, wenn der Artikel 8 des Einführungsgesetzes über die Befristung der Ertragssteuern in der Fassung der Abgeordnetenkammer beibehalten worden wäre. Auch die Reichsratskammer hat die Befristung gewahrt, sie hat nur dem Artikel 8 eine Form gegeben, nach der die Ertragssteuern nicht Knall und Fall aufhören, sondern fortbestehen, wenn überhaupt ein Gesetzentwurf über die weitere Reform der direkten Steuern vorgelegt wird. Dieser Entwurf kann die Vermögenssteuer oder eine andere Steuerreform (Neugestaltung der Ertragssteuern usw.) enthalten. Materiell ist gar nichts geändert. Denn es versteht sich von selbst, daß, wenn über die Vermögenssteuer keine Einigung erzielt wird, durch einen legislatorischen Akt der Fortbestand der Ertragssteuern in dieser oder jener Form gesichert werden müßte.

Die liberale Fraktion hat wegen der Aenderung des Art. 8 gegen das Einführungsgesetz gestimmt. Und jetzt sucht die liberale Publizistik (Abg. Dr. Müller-Hof im „Fränk. Kurier", die „Liberale Landtagskorrespondenz", „Münchner Neueste Nachr.", „Augsburger Abendztg." und „Fortschritt") es so darzustellen, als ob die liberale Fraktion die ganze Steuerreform abgelehnt habe, weil keine Garantie für die Vermögenssteuer gegeben sei. Der materielle Inhalt des früheren und jetzigen Artikels 8 ist indes von keinem wesentlichen Unterschied. Trotzdem haben die Liberalen früher in ihrer Mehrheit für das Einführungsgesetz gestimmt. Daß sie jetzt ihr Votum dagegen abgaben, hat keine sachliche Begründung. Es ist diese Lösung von der früheren Abstimmung die Folge eines Kompromisses in der liberalen Fraktion, um die widerstrebenden Elemente wenigstens formell zusammen zu fassen. Mit der These, die Liberalen hätten nun doch gegen die ganze Steuerreform gestimmt, können politische Geschäfte nicht gemacht werden. Die Mehrheit der Liberalen hat für alle Hauptreformgesetze (Einkommensteuer, Gewerbesteuer, Umlagenerhebung) gestimmt, sie also sachlich gebilligt. Das kann nicht ungeschehen gemacht werden durch Ablehnung des Einführungsgesetzes und unter Berufung auf die Vermögenssteuerquerelen. Gegenüber der Sozialdemokratie in den Städten kommt der Liberalismus damit nicht auf, und beim gewerblichen und bäuerlichen Mittelstand werden die Liberalen kein Verständnis dafür finden, daß sie ihnen die Vermögenssteuer oktroyieren wollten.

Die Finanzlage zwingt dazu, daß die Steuerreform zugleich eine Steuererhöhung wird. Der namentlich durch die Aufbesserung der Beamten, Geistlichen und Lehrer verursachte stark erhöhte Staatsaufwand und das zwingende Erfordernis einer Schuldentilgung nötigen dazu. Das hat bei der Reformarbeit dazu geführt, daß die Regierung einen zweiten Einkommensteuertarif vorlegte, der rund vier Millionen Mark mehr einbringt und diese Summe leistet durch eine bei dem Einkommen von 20,000 ℳ einsetzende höhere Progression, die bei 150,000 ℳ auf 5 Prozent steigt, während der erste Tarif mit $4^1/_2$ Prozent geendigt hätte. Die Reichsratskammer hat wiederholt diesen zweiten Tarif abgelehnt, die Abgeordnetenkammer beharrte aber auf demselben, weil die kleineren und mittleren Einkommen nicht höher herangezogen werden können, und weil der Satz von 5 Prozent auch in den anderen deutschen Bundesstaaten besteht. Auf des Messers Schneide war damit das Schicksal der ganzen Reform gestellt. Die Reichsratskammer hat nachgegeben und den zweiten Tarif mit großer Mehrheit angenommen. Die Meinung, welche verschiedentlich in der Reichsratskammer geäußert wurde, daß die Reichsratskammer eine Einbuße an Ansehen und Autorität erleiden werde, trifft nicht zu. Auch die Abgeordnetenkammer hat in recht vielen Stücken der Reichsratskammer nachgegeben. Die ganze Reform ist ein Kompromißwerk unter den Parteien, wie zwischen beiden Kammern. Nachdem die Reichsratskammer aus patriotischen Erwägungen heraus in der Tariffrage nicht auf ihrem ursprünglichen Standpunkt stehen geblieben ist, verdient sie nur Anerkennung.

Die Gesetze treten mit dem 1. Januar 1912 in Kraft. Für 1910 und 1911 wird geholfen durch eine 22prozentige Steuererhöhung. Der sozialdemokratische Versuch, diesen Zuschlag zu differenzieren, um die kleinen und mittleren Einkommen mit einem geringeren Zuschlag zu bedenken, wäre gerne gemacht worden. Allein die bürgerlichen Parteien lehnten ihn ab, teils wegen der technischen Unmöglichkeit, teils weil eine Verzögerung der Steuerzuteilung ins Endlose erfolgt wäre, nicht zuletzt auch die Gefahr der Verschleppung der Einführungsarbeit für die neue Steuerreform bestanden hätte. Die Differenzierung hätte auch keine fühlbare Bedeutung für die Steuerzahler gehabt und keine ins Gewicht fallende Entlastung gebracht.

Eine unsichere Sache ist in dem Kalkul das Erträgnis der Malzsteuer. Die offenbare Abnahme des Bierkonsums, die Bierverdünnung und der Bierboykott in den verschiedenen Landesteilen, welcher eine Preissteigerung verhinderte, wird den Malzaufschlag wohl stark beeinträchtigen. Die Erhöhung des Malzaufschlags in Bayern war eine Folge der Biersteuererhöhung im Reiche. Die Erhöhung des Bierpreises um 2 Pf. pro Liter ist durchaus gerechtfertigt und läge auch im Interesse der Landwirtschaft (Gerstenbau!). Allein der „Bierkrieg" hat solche Gedanken leider zurückgedrängt. Wie sich die finanzielle Wirkung dieser Verhältnisse äußern wird, läßt sich nicht mit annähernder Sicherheit sagen.

Das nächste Budget 1912 und 1913 wird nun unter der Herrschaft der Steuerreform sich abwickeln. Es muß aber schon jetzt darauf hingewiesen werden, daß es im vorhinein stark belastet erscheint infolge des Defizits aus dem Jahre 1909. Das Jahr 1908 hatte einen Ueberschuß von rund $9^1/_2$ Millionen Mark, das Jahr 1909 aber einen Fehlbetrag

von etwas über 23 Millionen. Aus der Budgetperiode dieser beiden Jahre verbleibt ein Defizit von 17 Millionen Mark. Finanzminister v. Pfaff hat erklärt, daß ihm die Deckung dieser Summe große Sorge mache. Die Folge des Defizits wird natürlich sein, daß das nächste Budget mit äußerster Sparsamkeit in den Ministerien aufgestellt wird und daß auch der Landtag diesen Zwang der Lage zur Geltung bringen wird.

Entgegnung.

Das Referat über die Sägmüllersche Broschüre, mit welchem Dr. Rösch („Allgem. Rundschau" Nr. 31) die Verherrlichung seiner eigenen Schrift durch Sägmüller (ebd. Nr. 2, 4) quittiert, nötigt mich, folgendes zu konstatieren:

1. Es ist unwahr, daß mein Vortrag auf dem Berliner Internationalen Historikerkongreß „die bisherige katholische Auffassung (der Aufklärung) und demgemäß auch die Geschichtsschreibung über diese Zeit als äußerst rückständig und tendenziös brandmarkte". Jeder, der sich die Mühe genommen, meinen Vortrag aufmerksam zu hören oder im Druck zu lesen, mußte sich überzeugen, daß ich zwischen Aufklärung und Aufklärung innerhalb des Katholizismus unterschieden habe; daß die katholische Beurteilung alles, nur nicht einheitlich war, und darum über sie so wenig wie über die Aufklärung selbst ein einheitliches Urteil abgegeben werden kann noch von mir abgegeben wurde, daß ich im Gegenteil z. B. die Arbeit des Katholiken J. B. Schwab geradezu als ausgezeichnet rühmte.

2. Wenn Herr Rösch, wie er bereits am 14. Januar d. J. in der „Augsburger Postzeitung" tat, auch jetzt noch durch die grobe, gesperrt gedruckte Unwahrheit gegen mich Stimmung zu machen sucht, als ob ich „die geschichtliche Wahrheit zum Nachteil der Kirche und kirchentreuer Männer gröblich mißhandelt" hätte, so fehlt mir, zumal nach den ausführlichen Nachweisen meiner bereits vor Monatsfrist erschienenen neuen Schrift, für ein solches Verfahren der parlamentarische Ausdruck. Ich frage nur: welcher Nachteil soll „der Kirche" und „kirchentreuen Männern" daraus entstehen, wenn man nachweist, daß zahlreiche Katholiken, Kirchenfürsten, Priester und Laien keine seichten Rationalisten waren? Daß es niederträchtige Verleumdung war, wenn man Seminarien, in denen der katholische Klerus erzogen wurde, als Stätten schändlichster Unzucht hinstellte? Daß ein Gesangbuch, das von einem frommen, gläubigen Manne verfaßt und oberhirtlich vorgeschrieben war, weder protestantische Lieder enthielt noch rationalistisch war? Daß ein Katechismus, den fünf bischöfliche Ordinariate und zwei katholische Universitäten approbiert hatten, keine „Verfälschung der wahren Lehre" enthielt?

3. Es ist eine eklatante, nur aus großer Verlegenheit oder ebensolcher Oberflächlichkeit erklärliche Unwahrheit, wenn man immer wieder behauptet, ich hätte „Männer wie Amort, Klüpfel, Gerbert, Gazzaniga, O. Legipontius" „für die Aufklärung reklamiert". Ich habe im Gegenteil aus ihrer Kritik des damaligen Studienbetriebes die Folgerung gezogen, daß man keineswegs „Rationalist" zu sein brauchte, um an jenem Betrieb sehr wesentliche Ausstellungen zu machen. Von welcher Seite tatsächlich jene Männer für die Aufklärung „reklamiert" wurden, habe ich in meiner „Kirchlichen Aufklärung" (Berlin, Reichl & Co., 1910) S. 129 bemerkt.

4. Wenn es nur ein „traditionelles Gerede" ist, „daß die Kirchengeschichte damals (vor der Aufklärung) nicht unter den Studienfächern des künftigen Klerus fungiert hätte", warum schreibt dann Rösch in seiner Broschüre S. 133: „Die Kirchengeschichte wurde als Lehrfach in den Kreis der theologischen Disziplinen im allgemeinen nicht vor der Mitte des 18. Jahrhunderts eingeführt?" Ueber Umfang und Art, wie eine eventuell da und dort im Lehrplan stehende Disziplin faktisch vertreten wurde, sind Zeitgenossen wie Amort, Gerbert, Legipont, Bischof Joseph von Augsburg u. a. kompetentere Richter, als heutige Apologeten einer Partei.

5. Nachdem bereits im 16. Jahrhundert die katholischen Koryphäen Eck und Dietenberger, im 18. die Benediktiner Erhart und Cartier, ferner der Migazzische und Felbigersche, der Würzburger, Bamberger und Salzburger Katechismus auf deutsch „an" Gott statt auf lateinisch „in" Gott glauben lehrten, ist es unbegreiflich, wie man noch im 20. Jahrhundert den gegen den Kanonikus Braun geschleuderten Vorwurf gutheißen kann, er habe wegen jenes „an" statt „in" die Kinder „lutherisch deutsch" beten gelehrt.

6. Wer den Vorwurf des Rationalismus mit Konstatierung jansenistischer oder febronianischer Neigungen oder gar mit allgemeinen Redensarten bewiesen glaubt, für den mag das von Rösch gepriesene Material „unwiderlegbar" sein — für andere bedeutet es nichts.

Die Werturteile Röschs und Sägmüllers über Wissenschaftsbetrieb und Literatur vor und während der Aufklärung bedürfen keiner Entgegnung. Auch gegen den Versuch, die Aeußerung des Wagekorrespondenten der „Pfälzer Zeitung", laut welcher Rösch mich bei der kirchlichen Autorität denunzieren wollte, nunmehr als „scherzhafte Wendung" hinzustellen, ist angesichts der wiederholten Behauptung Röschs, ich hätte gegen „die Kirche" mich verfehlt, jedes Wort überflüssig. Auffälligerweise findet man in Röschs Besprechung nicht die leiseste Andeutung darüber, daß das Gros von Sägmüllers Broschüre, indem sie Dinge beweist und verteidigt, welche zu leugnen mir nicht im Schlafe eingefallen ist, den Streitpunkt gar nicht trifft. Was ich wirklich behauptet habe, vermochte weder Sägmüller noch Rösch zu widerlegen, wie meine erwähnte Schrift des näheren dartut.

Würzburg, 2. August 1910. Prof. Dr. Merkle.

Erwiderung.

Zu den vorstehenden Ausführungen Merkles sei in Kürze bemerkt:

Merkle wirft sowohl in seiner ersten als an zahlreichen Stellen seiner neuen Schrift Sägmüller und mir vor, daß wir keinen Unterschied machen zwischen Aufklärern und Aufklärern; es gebe auch eine positive und durchaus gläubige Aufklärung, die von uns mit der anderen einfach zusammengeworfen werde. Wen nun Merkle unter den positiven Aufklärern anders gemeint haben kann als Männer wie Amort, Klüpfel, Gerbert, Seiler usw., mit denen er in seinen beiden Schriften so viel Parade macht, ist mir nicht erfindlich.

Weder Sägmüller noch mir ist es eingefallen, den gegen Braun geschleuderten Vorwurf, er habe die Kinder „lutherisch deutsch" gelehrt, zu verteidigen; wir haben dieses Vorgehen bloß in etwa entschuldigt, wie auch Merkle umgekehrt an den Aufklärern vieles zu entschuldigen hat.

Rationalismus, Febronianismus und Jansenismus sind begrifflich gewiß nicht identisch; aber sie haben in der Aufklärungszeit vielfach in treuer Bundesgenossenschaft Kirche und Glauben bekämpft; daß ein Febronianer auch ganzer oder teilweiser Rationalist sein kann, ist ganz selbstverständlich. Identifiziert haben wir diese Geistesrichtungen nicht. Entgegen Merkle muß ich behaupten, daß er um die Streitfrage herumgeht.

Ueber das Werturteil, das Merkle mir angedeihen läßt, gehe ich einfach, da eine Diskussion hierüber zwecklos wäre, hinweg.

Freiburg, 5. August 1910. Dr. Rösch.

Mohn im Feld.

Ueber der wogenden Aehrenflut
Brannte versengende Sonnenglut,
Leis schwankte der Wagen; der Führer schlief,
Und die Rappen senkten die Köpfe tief . . . .

Und weiter ging es durch Staub und Sand
Vorüber am blühenden Flurenrand.
Da leuchtet's von ferne wie Purpursamt,
Da lodert's im Kornfeld blütendurchflammt.

Wie Feuergarben brannte der Mohn
In rotem, glühendem Farbenton,
Als hätte der Sommer den Mohn im Feld
Sich selbst zur lohenden Fackel bestellt

Und liesse sein tiefstes Glüh'n und Blüh'n
Nun über die sonnigen Lande sprüh'n. —
Fort rollte der Wagen; ich wandte den Blick
Lang' noch in schweigendem Staunen zurück.

Josefine Moos.

Stilproben der Ferrerpresse nach dem Attentat auf Maura.

Von Prof. Dr. E. Vogel, Lektor an der Kgl. Technischen Hochschule in Aachen.

Während der stillen Zeit, welche — trotz allem — durch die Abwesenheit des spanischen Königspaares von seinem Lande gekennzeichnet wird, möchte ich den Lesern der „Allgemeinen Rundschau“ in einigen Proben vorführen, wie die spanische Presse, die im vorigen Jahre für den Volksverführer Ferrer Lanzen brach, jetzt wiederum des Urhebers des Mordanschlages auf Antonio Maura sich annimmt.

Der Madrider „Radikal“: „Kein ehrenhafter Sinn kann das Verbrechen, sei es als Waffe oder Weg oder Lösung betrachten .... Aber Maura ist, mehr als durch sein eigenes Blut, befleckt mit dem der Männer, der Frauen und der Kinder, die von dem Blei der öffentlichen Macht hinsanken, welche er, der hochmütige Vertreter einer herzlosen Politik, die sich das Rowdytum zum Vorbild nimmt, auf sie losließ ..... Doch nein: wir empfehlen kein Verbrechen; aber solange die Mächtigen unter Anrufung des heiligen Namens des Gesetzes straflos selbst Verbrechen begehen, wird es sich nicht verhindern lassen, und finden wir es nicht verdammlich, daß die Verzweiflung dem Schwachen die Waffe in die Hand drücke ....“

Etwas weniger heuchlerisch urteilt „El Pais“ (Madrid): „Wir verurteilen das politische Verbrechen, es werde begangen, an wem es wolle, an Francisco Ferrer Guardia oder an Antonio Maura y Montaner ... Und wiederhole man uns nicht: Aber es war doch alles gesetzlich! — womit die konservativen Federn das an Ferrer begangene Verbrechen rechtfertigen wollen. Denn mögen doch die Herren sich besinnen auf die Antwort, die Muley Hafid den Vertretern aller Völker Europas erteilte, als sie vor ihm erschienen, um gegen die an den gefangenen Verteidigern des Rogui verübten Schandtaten Einspruch zu erheben. Erinnern Sie sich? Ah ja! Der Sultan von Marokko sprach ebenso wie der Herr Maura: Diese Verstümmelungen sind gesetzlich in Marokko! ... Und Muley Hafid hatte recht, genau so wie Maura es hat.“

Ich sprach zuletzt (Nr. 31 der „Allgemeinen Rundschau“) von der gleißnerischen Redekunst des Abgeordneten für Barcelona, Lerroux. Von seinem Munde muß abgelauscht sein, was sein Leibblatt „El Progreso“ 24 Stunden nach dem Attentat auf Maura schreibt:

„Nachdem wir gestern kurz den Vorgang eines an der Person des Herrn Maura vorgenommenen Hinrichtungsversuches (!) erzählt haben, sprachen wir den Wunsch aus, es möge in den Urteilen über das Geschehnis Besonnenheit, Umsicht in der Sprache, kurz Ueberlegung und Gelassenheit walten. Unser Wunsch ist nicht erhört worden, und unsere ehrliche aufrichtige (!) Stimme ist einsam verschallt inmitten des sinnlosen Tobens der reaktionären Leidenschaften und der feigen Proteste derjenigen, die sich über die Tragik des Augenblicks nicht zu erheben vermögen, weil sie gewohnt sind, auf den Wegen der Furcht und der überkommenen stupiden Lüge zu wandeln. Das „Schema“ hat ihren moralischen Sinn erwürgt. Sie bekämpfen die Tat, die sie für ein Unrecht halten, und merken nicht, wie sehr mit Unrecht sie dem Opfer Achtung und Trost versagen, dem **wahren** Opfer, Manuel Posa, unserem Freund, denn das ist er, und wir schämen uns dessen nicht, welcher in dem Augenblick, wo der Zug in den französischen Bahnhof einlief, im Namen aller von Maura Bedrückten, Gepeinigten und Geopferten zu sprechen gedachte, indem er diesen verwundete: etwa in der Absicht, ihn zu töten? Nein! Denn in seinem Hirn sproßte nur der Gedanke der Rache auf, und diese findet ihre Befriedigung ebensogut durch Tötung wie durch eine Verletzung, ja durch den Knall von ein paar Schüssen in die blaue Luft. (!) Und da einmal unser Wunsch nach gelassener Behandlung des Geschehenen fruchtlos verhallt ist, wollen wir denn anstatt der Steine in der Wüste sprechen, damit uns die Leute hören, die jetzt sich ihrer menschenfreundlichen Gesinnung so laut rühmen, aber sie so sachte in die Tischlade schoben, als das Blut in Strömen vergossen wurde, als eine Grausamkeit, deren ausgeklügelte Bosheit wir noch immer nicht begreifen, mit Wollust unschuldige Opfer schlachtete. Fern von uns, das Attentat verteidigen, die Hand stützen zu wollen, welche Maura zu töten versuchte (also doch?)! Aber wir protestieren auch nicht und gestehen auch nicht das Recht zu protestieren denen zu, die sich Liberale und Demokraten nennen und jetzt nach Achtung vor der heiligen menschlichen Persönlichkeit rufen, die sie doch ganz vergessen hatten in den Tagen, da ganz Europa, weil es uns als ein unmännliches, einer eisernen reaktionären Diktatur unterworfenes Volk betrachtete, auf die Straßen seiner Städte hinausstürzte, Maura jene gepriesene Achtung aufzwang und ihm die Zügel der Macht entriß. Wir billigen nicht die Tat, denn gemäß dem Rat, den uns Lerroux in seinem Artikel: „Rebellen! Rebellen!“ erteilt hat, sind wir freigebig mit unserem eigenen Blut und sparen mit dem fremden, aber wir entschuldigen sie in Anbetracht, daß Maura durch seine Politik den Abscheu der ganzen Welt verdient hat, und weil es zu natürlich ist, daß das Schauspiel seiner unzähligen (!) Opfer ein stürmisches Verlangen nach Rache weckte, welches in dem Gehirn eines grüblerisch veranlagten jungen Mannes wie Posa den Entschluß reifte, mit eigener Hand Gerechtigkeit, wie Europa sie versteht,*) zu üben. Das ist es, was wir in aller Ruhe, in aller Ehrenhaftigkeit (!) von dem vermuteten (!) politischen Verbrechen denken, das am Freitag abends auf dem französischen Bahnhof begangen worden ist.

Wir beklagen das vergossene Blut und beklagen die Tat, die Manuel Posa die Freiheit gekostet und seine arme, ehrsame Familie in Angst und Not gestürzt hat. Allen Menschen von gutem Willen, allen, die sich den heiteren Gleichmut des Urteils bewahrt haben, widmen wir diese Erwägungen, die uns das Herz im Bunde mit dem Hirn eingegeben hat.

Wir mögen als Zyniker denen erscheinen, die auf einem Festschmaus in Zaragossa auf den Tod Ferrers zynisch toasteten, als Schwächlinge (!) denen, die sich in ihrer moralischen Mittelmäßigkeit für so stark halten, als Blutdürstige denen, die mit Wonne den Geruch des in Montjuich vergossenen Blutes in die Nase sogen. ... Wir aber haben genug an unserem Gewissen. Manuel Posa ist auf eine Weise, die vielleicht etwas (!) abseits geht von den üblichen politischen Bahnen, doch der Vollstrecker eines Urteils gewesen, das, gerecht oder ungerecht, einhellig von allen Landen jenseits der Pyrenäen ausgesprochen worden ist und ein Echo in diesem Winkel der glorreichen Stadt Barcelona gefunden hat. Nun mögen die falschen Menschenfreunde kommen und uns beschimpfen und verlästern, mögen die Feiglinge im geheimen murmeln, im Vertrauen auf ihre kleinen Federkünste!“

Welch große Federkunst steht hier nicht im Dienst verruchter Betörung eines wahrhaft harmlosen Volkes, das noch nicht lange genug lesen gelernt hat, um zu wissen, daß man lügen kann „wie gedruckt“.

Grundsätzliches zur Jugendschriftenfrage.

Von Hans Hennigk.

Endlich ist es gelungen, ein eigenes „Organ zur Hebung der deutschen Jugendliteratur“ auf katholischer Seite zu gründen mit dem Namen „Der Wächter für Jugendschriften“ [1]); die Schriftleitung besorgt Laurenz Kiesgen, Köln-Sülz.

Mit Freuden ist gewiß der Gedanke zu begrüßen, ein eigenes Organ für die Jugendschriften zu begründen. Die in liberalem Geiste geleiteten „Jugendschriften-Warte“,[2]) das Organ der vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse, steht schon im 18. Jahrgange und soll eine Verbreitung von über 50 000 Exemplaren haben. Auch in katholischen Kreisen findet die liberale Zeitschrift leider zu viel Beachtung. In den katholischen Fachzeitschriften ist ja manches Material gesammelt, doch dieses ist weiteren Kreisen nicht zugänglich. Die katholische Jugendschriftenbewegung muß in Fluß bleiben. Wir bedürfen ganz entschieden eines Organs, das, auf wissenschaftlicher Höhe stehend, in mehr populärer Darstellung auf Grund katholischer Weltanschauung das Interesse für die Jugendschriftenfrage in die weitesten Kreise trägt.

Auch der Eigenbrödelei auf diesem Gebiete ist es auf unserer Seite nachgerade genug. Durch ihre Einheit, straffe Organisation, durch die Klarheit der auf Grund ihrer Weltanschauung aufgestellten Grundsätze sind die Hamburger mächtig geworden. Ihre Bewegung ist gleichsam von einem Geiste und einem Willen geleitet.

Anders dagegen im katholischen Lager. Es fehlt am Zusammenarbeiten. Jeder Lehrerverein möchte seine eigenen Bücherverzeichnisse, seinen eigenen Verlag von Jugendschriften haben. Dazu kommt der Unterschied von Nord und Süd; andere Forderungen glauben die norddeutschen, andere die süddeutschen Erzieher stellen zu müssen. Einige, ihre Zahl ist freilich, solange man bei der Theorie bleibt, nicht groß, sind hyperkonservativ, andere allzu radikal gegen Schriften, die den ästhetischen Forderungen nicht vollauf genügen. Hoch zu begrüßen wäre es daher, wenn es gelänge, ein Organ zu schaffen, mit der Aufgabe, „die bei uns so vielfach zerstreuten Kräfte wie in einem Brennpunkte zu nachhaltigem Wirken zu sammeln.“

---

*) Das Wort Alexander Dumas', daß Afrika jenseits der Pyrenäen beginne, hat längst aufgehört, in Spanien Entrüstung zu erregen. „Europäisch“ gilt in ähnlichen Zusammenhängen wie oben für „gesittet“, „modern“ usw., wobei man Spanien selbst stillschweigend nicht zu Europa rechnet. Auch Butler Clarke (Modern Spain) fällt es auf, wie unanständig häufig sich namentlich die liberalen Staatsmänner am Ruder, wie jetzt wieder Canalejas, auf das Urteil Europas in diesem Spanien ausschließenden Sinne berufen.

[1]) Bachem, Köln. Jährlich zwölf Nummern. Bezugspreis ℳ 1.20

[2]) Ernst Wunderlich, Leipzig.

Der „Wächter" hat nun „Zur Einführung" ein Programm entwickelt, das ihm zur Grundlage dienen soll. Zunächst werden ein paar Worte darüber gesagt, in welchem Geiste die Leitung des Blattes wirken möchte:

„Wir betrachten das Buch überhaupt und insbesondere die Jugendschrift als eines der wichtigsten Bildungs- und Erziehungsmittel. Deshalb bedarf sie der beständigen und peinlichsten Aufmerksamkeit der Erzieher. Die Einflüsse, die durch die Lektüre auf die Seelenverfassung des Kindes ausgeübt werden, sind von so tiefgehender und nachhaltig wirkender Art, daß es töricht, ja frevelhaft wäre, wenn die Erzieher, Lehrer und Eltern sich um diese Einflüsse nicht kümmern wollten. Im Gegenteil wollen wir uns ihrer nachdrücklichst versichern; wir wollen diese Einflüsse uns dienstbar machen, wollen ihnen entgegentreten oder sie fördern."

„Das rechtfertigt die Gründung eines besonderen Jugendschriftenorgans, in dem wir die Arbeit tun wollen, die dem einzelnen wegen Zeitmangel oder sonstiger Abhaltungen zu leisten nicht immer möglich ist. Es soll in uns gewissenhafte Führer auf dem ganzen Gebiete der Jugendliteratur finden."

„Wer sich einem Führer anvertraut, muß die Sicherheit haben, daß er zu dem gewünschten Ziele geführt wird. Unser Ziel ist gegeben in den allgemein bekannten Grundsätzen des Katholischen Lehrerverbandes. Die Ideale, zu denen er sich bekennt, sind auch die unseren. Deshalb findet die Jugendschriftenfrage für uns, soweit die Weltanschauung darin zur Beurteilung kommt, ihre Lösung nur auf dem Boden der katholischen Kirche. Darüber sollte kein Wort weiter zu verlieren sein."

Sehr einverstanden muß man auch sein, wenn der Schriftleiter seine Worte aus dem „Literarischen Handweiser" 1906, Nr. 14 wiederholt:

„Der pädagogische Einfluß auf die Kritik der Jugendschrift ist lange geltend gewesen. Er hat sich in seiner ausschließlichen Anwendung nicht bewährt. Auch die ästhetische Bewertung führt, allein bestimmend ins Extrem. Das Richtige liegt in der wohlberechneten Mitte."

Die Schriftleitung will also, daß die Zeitschrift in katholischem Sinne gehalten sei. Dessen kann man sich nur freuen. Doch nun erhebt sich die Frage: „Wie denkt man sich diese Leitung im katholischen Sinne?" Darum handelt es sich eben; es gibt bei uns die verschiedensten Richtungen — solche, die auf die Hamburger schwören, solche die allzu konservativ sind. Welchen Weg will der „neue Wächter" gehen?

„Der Wächter" antwortet:

„Aus der Fülle der Gesichtspunkte der seit nahezu zwei Jahrzehnten aufs lebhafteste besprochenen Jugendschriftenfrage greifen wir hier mit vollem Bedacht den Punkt heraus, den man den entscheidenden der ganzen Materie nennen darf: wir meinen die literarische Bewertung der Jugendschriften. Wir stehen nicht an zu erklären, daß für uns der literarische Wert für die Beurteilung des Kinderbuches maßgebend ist."

Sind diese Worte wirklich so klar, wie es auf den ersten Blick scheint? Man kann zwei extreme Richtungen in der Jugendschriftenfrage unterscheiden: die pädagogische, jene, die von der Jugendschrift ausschließlich eine erzieherische Wirkung erwartet, und die ästhetische, die fast ausschließlich den künstlerischen Wert derselben betont; ihre Forderung drückt sie aus durch die Formel: „Die Jugendschrift muß ein Kunstwerk sein." Das Richtige dürfte also in der wohlberechneten Mitte liegen. Darin besteht nun das, wie uns scheint, Bedenkliche in den Einführungsworten des „Wächters", daß er eine vermittelnde Stellung einzunehmen behauptet und doch das Aesthetische „maßgebend", „entscheidend" sein lassen will. Wenn zwischen den Forderungen zweier sich schroff gegenüberstehenden Parteien vermittelt werden soll, so kann nicht die eine Partei von vornherein ausschlaggebend sein.

Für die Berechtigung dieser einseitigen literarischen Forderung beruft die Schriftleitung sich auf Dr. Willmann und Dr. L. Kellner: „Uebrigens ist gerade die Frage der literarischen Jugendschriftenbewertung so oft behandelt worden, daß sich jetzt wohl in ihrer Beantwortung eine ziemliche Einigkeit ergeben hat. Altmeister Willmann stellte die Forderung der „klassischen" Jugendschrift schon 1867 auf, nachdem ihm Dr. L. Kellner schon in seinen Aphorismen 1850 vorangegangen war."

Ob wohl Kellner und Willmann die Forderung der Klassizität als erstentscheidende aufstellen wollten!

Willmann fragt in seinen „Pädagogischen Vorträgen"[3]) ganz direkt, „welches die Ansprüche sind, denen eine Erzählung genügen muß, die wir einen pädagogischen Schatz nennen dürfen". Nach ihm muß die echte Jugendschrift sein: 1. wahrhaft kindlich, d. h. nicht nur das Aeußere der Erzählung, Situation und Handlung muß diesen Charakter haben; auch die Empfindungen, die Beweggründe der Handelnden müssen einfältiglich sein und das eigene kindliche Empfinden, Wünschen und Streben wiederspiegeln; sie muß einfältiglich und kindlich zugleich sein. 2. Sittlich bildend. Die Erzählungen sollen Gestalten und Verhältnisse vorführen, einfach genug, um durchscheinend zu sein für den sittlichen Gehalt und lebensvoll genug, um dem sittlichen Urteil Kraft und Wärme zu geben. 3. Belehrend. Das Kind soll der Wirklichkeit zugeführt werden. Die Kenntnis unserer jetzigen Verhältnisse soll das Ziel sein; darum biete die Erzählung Anknüpfung zu belehrenden Besprechungen über Gesellschaft und Natur. 4. Von bleibendem Werte, klassisch. Klassisch in dem Sinne, daß jedes Alter in ihr einen Besitz hat und der Zögling stets zu ihr zurückzukehren Antrieb fühlt. 5. Einheitlich; denn nur einheitliche Stoffe begründen eine geschlossene Gedankenmasse, welche Wirkung auf Fühlen und Wollen ausüben kann, geben reiche Gelegenheit zu Vergleichungen, Rück- und Vorblicken und sind stark genug, für belehrende Besprechungen ein Einheitspunkt zu sein.

Auch Kellner zeichnet in seinen „Aphorismen"[4]) das Ziel der echten Jugendschrift: „Jede Kinderschrift sollte sich vielmehr das wichtige Ziel gesetzt haben, den Willen zu lenken, das Herz fürs Gute zu erwärmen und zugleich wahrhaft nützliche Kenntnisse oder Lebensregeln mitzuteilen." Die erziehliche Einwirkung bezeichnet also Kellner als das eigentliche Ziel der Jugendschriften hin. Dann allerdings, und das müssen wir dem ausgezeichneten Pädagogen hoch anrechnen, stellt er goldene Regeln auf für die literarische Bewertung der Jugendschrift. Nachdrücklichst verwirft er jene Schriften mit ihren „artigen, glatten und höflichen Weltpuppen", in denen „jeder guten Handlung, jeder edlen Gesinnung flugs ein moralischer Seufzer mit Augenverdrehung" angehängt wird, oder solche, in denen „der Verfasser zu sehr nach wunderbaren, verwickelten, abenteuerlichen und ungeheuerlichen Begebenheiten hascht" oder „die Reflexion an die Stelle ruhiger Entwickelung der Tatsachen treten läßt und das Leben zu sehr idealisiert."

Der Unterschied in den Ansichten jener hervorragenden katholischen Pädagogen und dem Wortlaut des Programms des „Wächters" tritt klar zutage. Willmann und Kellner sagen: die Jugendschrift muß auch literarisch wertvoll, klassisch womöglich sein; aber mit keiner Silbe machen sie diese Forderung zur entscheidenden. Bei Willmann steht sie an vierter Stelle; er und Kellner befinden sich damit auch in direkter Gegensätzlichkeit zu den Hamburgern. Wolgast hält das Literarische für entscheidend: ist die Jugendschrift ein Kunstwerk, dann ist auch Lebenswahrheit in ihr, auch Liebe zur Tugend; denn nach ihm steigt dann „die Seele über den Dunst und Gestank der Gemeinheit empor". Da ist das Herz „bereit, die großen Regungen der Selbstzucht und Nächstenliebe zu hegen und zu Willensakten auswachsen zu lassen."[5]) Aehnlich äußerte sich auch kürzlich der Deutsche Lehrertag zu Straßburg (Mai 1910), wo man unter anderem folgende Leitsätze annahm: „Die Fortbildungsschule soll die berufliche Bildung, die sie vermittelt, für die allgemeine Entwicklung zur Persönlichkeit fruchtbar machen. Das Lesen ganzer Bücher ist ein hervorragendes Mittel zur Erreichung dieses Zieles. Daher muß es in besonderen Stunden regelmäßig gepflegt werden. Es sollen durchaus nicht nur wissenschaftliche Bücher, die zur Fachbildung dienen, gelesen werden, sondern es ist sehr wichtig, daß durch die Beschäftigung mit den Büchern dichterischen Inhalts die ästhetische Bildung vertieft werde." Damit ist der kausale Zusammenhang zwischen ästhetischer Bildung und „Entwickelung zur Persönlichkeit" dargetan. Die ästhetische Bildung, durch Lektüre vermittelt, ist entscheidend, maßgebend.

Wenn daher der „Wächter" sagt, das Aesthetische, Künstlerische sei „maßgebend", entscheidend, und zugleich behauptet, die Jugendschriftenkritik im katholischen Sinne führen zu wollen, so sieht man nicht, wie beides vereinigt werden kann. Oder könnte diese Anschauung nicht vielleicht zu Grundsätzen führen, die wegen ihrer logischen und praktischen Konsequenzen nicht unbedenklich sind?

Ich würde z. B. die Programmsätze, wie sie neulich in dem „Musterkatalog und Handbuch für katholische Volksbüchereien",[6]) herausgegeben von der Redaktion der „Bücherwelt", aufgestellt wurden, nicht unterschreiben. Die einzelnen Referenten, auch der Jugendschriftenreferent, haben „folgende Leitsätze für die Aufnahme der einzelnen Bücher maßgebend sein lassen":

1. „Auf die Konfession der Verfasser ist keine Rücksicht zu nehmen";

2. „verlangt wird, daß das aufzunehmende Buch der katholischen Glaubens- und Sittenlehre nicht widerspricht und geeignet ist, einer edlen Unterhaltung, sowie einer wahren Volksbildung und Volkserziehung bzw. Jugendbildung zu dienen";

3. „vor allem sind die Referenten bemüht, möglichst viele Werke zu registrieren, die mit den genannten Vorzügen hohen künstlerischen Genuß gewähren."

[3]) Leipzig, 1905. 4. Aufl. S. 19.

[4]) Essen 1907, 17. Aufl. S. 107 ff.

[5]) „Das Elend unserer Jugendliteratur", Leipzig und Berlin 1905, 3. Aufl. S. 53.

[6]) Borromäusvereins-Verlag, Bonn 1910.

Mit diesen Sätzen kann man wegen der möglichen Folgen sich nicht ohne Vorbehalt einverstanden erklären. Dabei bleibt bestehen, daß die Sache des Borromäusvereins die größte Unterstützung verdient. Jeder, dem die Interessen unserer hl. Kirche am Herzen liegen, muß sich aufrichtig freuen, daß der Borromäusverein in hoffnungsvoller Entwickelung begriffen ist, und kann nur bedauern, daß trotz der unablässigen Bemühungen der Leitung nicht noch viel mehr geschieht. Auch die wirklich großen Verdienste des neuen Musterkatalogs sollen in vollem Maße anerkannt werden. Es ist eine Achtung gebietende Arbeit geleistet worden. Das hat aber zum großen Teil nur erreicht werden können, indem man, die „Leitsätze" preisgebend, doch auf die Konfession der Verfasser Rücksicht nahm.

Deshalb werden eben von Katholiken Büchereien gegründet, weil in anderen Bibliotheken ihre Weltanschauung nicht genügend zur Geltung kommt. Zudem verdienen jene Männer und Frauen, die Geist und Kraft, nicht selten unter großen persönlichen Opfern, in den Dienst unserer Sache stellen, in unseren Büchereien zuvörderst Berücksichtigung; sonst zwingen wir sie zu treiben, was gerade Kellner einmal „farblose Allerweltsdienerei"[7]) genannt hat. Die rein negative Forderung: „der katholischen Glaubens- und Sittenlehre nicht widerspricht", muß als zu gering bezeichnet werden. Auch an die katholischen Verleger darf man denken; nicht kritiklos brauchen wir ihre Veröffentlichungen hinzunehmen; jedoch von ihrer Leistungsfähigkeit hängt die Entwickelung der katholischen Literatur in nicht unbedeutendem Maß ab.

Und dann: man denke sich einmal einen Musterkatalog z. B. für evangelische Büchereien mit dem ersten Leitsatz: „Auf die Konfession der Verfasser ist keine Rücksicht zu nehmen." In Deutschland sicher ein viereckiger Kreis.

Hier, wie speziell in der Jugendliteratur, sollten eher folgende Sätze für uns leitend sein:

1. An erster Stelle berücksichtigen wir unsere katholischen Autoren auf den verschiedensten Gebieten;

2. Aufnahme finden auch diejenigen akatholischen Autoren, die durch ein hohes Maß literarischen Wertes sich auszeichnen und der katholischen Glaubens- und Sittenlehre nicht widersprechen.

3. In jedem Falle soll Bedacht genommen werden auf wirklichen literarischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Wert.

Wird ein derartiges Programm zur Grundlage genommen, so kann man uns der Engherzigkeit nicht zeihen. Wir bekennen Farbe, wollen offen und ehrlich katholische Büchereien und verschließen uns durchaus nicht gegen das Beste aus dem andern Lager.

Gerade aber für die Jugend muß man Schriften verlangen, die in katholischem Geiste geschrieben sind. Denn auf die Dauer wird die Jugend Schaden nehmen, wenn sie sieht, wie das in Religionsunterricht, Elternhaus und — hoffen wir — auch in der Schule als Ideal Vorgestellte, so gar keine Bestätigung findet in den Schriften, die man ihr in die Hand gibt, wenn sie fast fortwährend in den „literarisch wertvollen" Schriften sieht, wie die Personen dahinleben, ohne je einen Gedanken zu denken, der unsere hl. Religion zum Gegenstande hat; wie sie in Versuchungen nie ihre Zuflucht zu Heilsmitteln der hl. Kirche nehmen, wie sie leben und sterben, ohne daß auch nur ein einziges Mal der katholischen Kirche Erwähnung geschieht. Wir wollen in den Jugendschriften keine Salbadereien; Lebenswahrheit ganz entschieden. Aber das katholische Glaubensleben mit seinen Segnungen ist für den gläubigen Katholiken ebenso lebenswahr wie für den gottlosen Dichter sein Dahinleben in Gottvergessenheit. Ein „Wächter" für Jugendschriften müßte daher auch „maßgebend" und „entscheidend" sein lassen, daß die Auswahl geschieht mit ernster Rücksichtnahme auf Jugendschriften, die auf Grund katholischer Weltanschauung geschrieben sind und katholischen Geist atmen.

Das gilt von Erzählungen, es gilt ebenso von geschichtlichen Darstellungen, geschichtlichen Erzählungen, Lebensbeschreibungen. Bei den letzteren z. B., meinen wir, kann es doch nicht genügen hinzuweisen auf Größen wie Napoleon, Peter den Großen, Königin Louise, unsere Kaiser, Garfield, Rosegger, Edison usw.; eine reiche Auswahl soll auch geboten werden von unseren katholischen großen Männern und Frauen der verschiedensten Epochen.

Seien wir doch um Gotteswillen nicht so furchtbar zimperlich und leisetreterisch. Wie treibt man es denn anderwärts?! Man sehe sich doch einmal die Verzeichnisse von Jugendschriften an, die von anders denkender Seite aufgestellt werden. Es ist, als wenn man keine Ahnung hätte von dem Dasein katholischer Jugendschriften, sie werden mit Stillschweigen übergangen, und wir sind immer so ängstlich, nur ja nichts zu übersehen, was „literarisch wertvoll" ist. Merken wir denn immer noch nicht, wie gerade auch auf dem Gebiete der Jugendschriftenfrage der Weltanschauungskampf mächtig zum Austrag kommt!

[7]) „Deutsches Lese- und Bildungsbuch." Freiburg 1883, 9. Aufl. (Vorwort).

Was scheren die liberalen und sozialdemokratischen Büchereien sich um unsere Kritik, unsere Verzeichnisse! Man muß sich das Spiel in den Stadt- und sonstigen Bibliotheken bis hinauf zu den Universitätsbüchereien einmal angesehen haben, um zu erkennen, mit welcher Rücksichtslosigkeit dort unsere katholische Literatur ignoriert wird. Auf den ersten Blick erkennt man, daß der ganzen Handhabung der Bücherei der liberale, freidenkerische, antikatholische Stempel aufgedrückt ist.

Nur ein Blinder wird behaupten, daß in jenen Kreisen auf dem Gebiete der Dichtung nur der literarische Wert maßgebend ist. Der Kampf der Weltanschauungen ist aus dem Gebiete der Philosophie zum großen Teile in die Belletristik hinübergepflanzt worden. Die Phrase von dem maßgebenden literarischen Werte ist vielfach eine Formel des liberalen Heidentums, das so seine Ideen in die Menschheit hineinbringen will.

Deshalb brauchen wir aber die Einseitigkeit unserer Gegner nicht nachzuahmen. Keine wirklich hervorragende Leistung auf der anderen Seite, die in Glaubens- und Sittensachen unanstößig ist, soll der Jugend verschlossen werden, freilich unter Anwendung der von Glauben und Vernunft geratenen Vorsicht. Vor allem aber soll die Parole sein, aus den Schätzen der katholischen Jugendliteratur aus Vergangenheit und Gegenwart das Wertvollste auszusuchen. Eine überaus verdienstvolle Arbeit für einen „Wächter" wäre es, die katholische Literatur, die katholischen Verlage einmal systematisch durchzugehen und uns zu sagen, was in der Tat nach den von Kellner und Willmann aufgestellten Grundsätzen empfohlen werden kann, und was abgelehnt werden muß. Wenn die Hamburger in bezug auf Illustrationen, künstlerische Anforderungen bedeutsame Winke gegeben haben, so soll deren Bedeutung in voller Geltung bleiben.

Eine andere große Aufgabe hätte ein Organ zur Hebung der Jugendschriften auf katholischer Seite dann noch in der Sorge für die Verbreitung guter Jugendschriften. Eine ganz auffallende Tätigkeit wird im anderen Lager entfaltet in der Verbreitung von Jugendschriften. Die Parole lautet: Durch die Schrift die Jugend erobern und durch die Jugend die Zukunft. Der Kampf um die Bücher ist verwandt mit und steht an Bedeutung wenig zurück hinter dem Kampf um die Schule. Es ist hohe Zeit, daß die deutschen Katholiken ein viel größeres Interesse zeigen für die Bücher- und Bibliothekenfrage. Die Bibliotheken bilden sich immer mehr aus zu Bildungszentren, zu geistigen Versorgungsstätten unseres Volkes. Große Aufwendungen für Kirchen sind gut; aber was nützen uns herrliche Gotteshäuser, wenn durch eine farblose und gottlose Literatur unser Volk, unsere Jugend denselben Gotteshäusern entfremdet werden. Möchte doch der Apostel uns erstehen, der mit gewaltiger Donnerstimme dem katholischen Volke und seinen Führern die dringende Notwendigkeit im katholischen Sinne geleiteter Büchereien predigt! Auf den Katholikentagen ist jedes Jahr der Ruf erschollen, aber unsere Gegner sind auf dem besten Wege, uns große Strecken Gebietes abzuringen. Hier wäre die dankbarste Aufgabe eines „Wächters" für Jugendschriften: die Verbreitung guter, vor allem katholischer Jugendschriften zu fördern, aufmerksam zu machen auf die Gefahren, die von farblosen Büchereien drohen, Interesse zu wecken und Mittel ausfindig zu machen für die Verbreitung guter Jugendschriften.

Ein Segen aber wäre es, wenn „Der Wächter" mit seinen Worten „Zur Einführung" das alles so gemeint hätte.

Mein Heimattal.

Ich sah vom Walde droben
hinab ins Heimattal.
Die Eisenhütten schnoben,
durchzuckt vom Glutenstrahl.
Ein Tosen, Brausen, Rollen,
wo pocht der Arbeit Herz. —
Ein sorgendumpfes Grollen,
ein Schrei von Schaffensschmerz:
wo heiss in Glut und Glühen
an Esse und an Schlot
vieltausend Hände mühen
sich um ein karges Brot. — —
Und doch — so froh ein Klingen
von treuer Herzen Stahl,
wo harte Hände ringen
für Weib und Kind im Tal . . .

Theo Rossel.



Eine deutliche Antwort auf eine freche Herausforderung.

Der Verlag des berüchtigten „Phönix" als Pharisäer.

Der vom Münchener Schwurgericht jüngst freigesprochene Verleger des Schandalbums „Phönix". (Vergl. den Artikel „Schwurgerichtlicher Schutz der schamlosesten Pornographie" in Nr. 30 vom 23. Juli, S. 493 ff.) hat sich in Nr. 176 der sozialdemokratischen „Münchener Post" vom 31. Juli ein perfides Nachestück geleistet. Der Artikel der „Münchener Post" hat folgenden Wortlaut:

„Die Justiz als Kupplerin."

Mit diesem schönen Titel hat, wie der Leser weiß, der „Bayerische Kurier" einen Bericht über eine Schwurgerichtsverhandlung gegen den Verleger Berthold Sutter überschrieben. Die Berichterstattung des Kurier scheint nun ihre Früchte getragen zu haben, denn an die Verlagsgesellschaft München ist aus einem unterfränkischen Orte folgendes Schreiben gelangt:

„Ersuche um Zusendung von „Memoiren einer Sängerin." Mitteilungen u. dergl. ersuche im geschlossenen Kuvert, nicht Karte.
Hochachtend
X., Pfr."

Der Herr Pfarrer hat auf diese Bestellung folgende Antwort erhalten:

Hochwürdiger Herr Pfarrer!

Wir erhielten Ihre gesch. Bestellung auf ein Exemplar der Memoiren einer Sängerin, bedauern aber, Ihnen mitteilen zu müssen, daß wir uns keineswegs mit der Lieferung pornographischer Schundliteratur befassen und deshalb außerstande sind, Ihre Bestellung auszuführen.

Wir gehen wohl nicht fehl mit der Annahme, daß Sie durch die Berichte des „Bayerischen Kurier" oder der „Allgemeinen Rundschau" über eine kürzlich gegen unseren Herrn Sutter stattgehabte Schwurgerichtsverhandlung wegen „Vergehens wider die Sittlichkeit, verübt durch die Presse", die ja mit der kostenlosen Freisprechung Herrn Sutters endigte, auf unsere Firma aufmerksam gemacht wurden. Wir verstehen es auch vollkommen, daß diese tendenziös gefärbten Berichte Sie in der Meinung bestärken konnten, endlich eine Bezugsquelle für pornographische Literatur gefunden zu haben. Wir sind so weit entfernt, Ihnen diesen Irrtum übel zu nehmen, daß wir Ihnen vielmehr gerne behilflich sind, das gewünschte Buch zu erlangen. Da wir jedoch den Verlag dieses Werkes nicht kennen, raten wir Ihnen, es einmal mit einer Anfrage bei Herrn Dr. Armin Kausen, München, Galeriestr. 35a, der auf diesen Gebieten eine große Sachkenntnis besitzt, zu versuchen. Falls Sie auch hier keine zweckdienliche Auskunft erhalten können, bliebe als letzter Weg noch Herr Oberlandesgerichtsrat Roeren (Köln), in dessen bekannter, reichhaltiger Sammlung das Werk wohl vorhanden ist.

Hochachtungsvoll
Verlagsgesellschaft München G. m. b. H.
(Berthold Sutter, Verlag.)

Wir wissen bis jetzt noch nicht, ob der Herr Pfarrer, dessen Name und Wohnort wir aus christlicher Nächstenliebe verschweigen, sich die Ratschläge der Verlagsgesellschaft München zunutze gemacht hat. Vielleicht kann die „Allgemeine Rundschau", deren sittliche Spezialität schon wiederholt anregend auf fromme Lüstlinge gewirkt hat, darüber Auskunft geben."

So der Artikel in der „Münchener Post". Der offensichtliche Zweck ist ein doppelter: durch Verdächtigung eines ungenannten „Pfarrers" dem Priesterstande wieder einmal einen Makel anzuhängen, gleichzeitig aber und vor allem die „Sittlichkeitsapostel", in erster Linie den so unbequemen Dr. Armin Kausen, schmählich zu verspotten. Da der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" nicht gewillt ist, sich von einem Manne, der das verächtliche Gewerbe des Handels mit unzüchtigen Bildern betreibt, obendrein auch noch höhnische Sottisen sagen zu lassen, wird die Antwort derber ausfallen, als es sonst die Gepflogenheit der „Allgemeinen Rundschau" ist. Kurz und bündig sei viererlei festgestellt:

I. Solange der Name und Wohnort des angeblichen „Pfarrers" in Unterfranken und die näheren Umstände nicht festgestellt sind, muß angenommen werden, daß eine grobe Mystifikation vorliegt.

II. Der Schmutzverleger Berthold Sutter, der merkwürdigerweise immer noch als Mitglied des Börsenvereins für den deutschen Buchhandel zugelassen ist, zeigt sich hier auch als scheinheiliger Pharisäer. Denn der von ihm veranlaßte und herausgegebene „Phönix" steht auf derselben tiefen Stufe schamlosester Unzucht und Perversität, wie die ruchlosen „Memoiren einer Sängerin", die übrigens von einem Wiener Spezialkollegen Berthold Sutters gleichfalls als „einzigdastehendes", „literarisch wertvolles" „Kulturdokument" angepriesen werden.

III. Die sozialdemokratische „Münchener Post" würde sich wohl kaum zum Anwalt des „Phönix"-Verlegers hergegeben haben, wenn ihr bekannt gewesen wäre, wie ein sozialdemokratischer Landtagsabgeordneter und Gemeindebevollmächtigter sich über einzelne ihm zu Gesicht gekommene „hundsgemeine" Bilder der „Phönix"-Mappe ausgesprochen hat. Lange vor dem gerichtlichen Verfahren nahmen angesehene, den verschiedensten Parteien angehörige Vertreter des Parlaments, der Künstlerschaft, der Presse und der medizinischen Wissenschaft von der beanstandeten Mappe Einsicht. Bei dieser Gelegenheit ist aus sehr bemerkenswertem Munde das scharfe Wort gefallen: „Wer solche Bilder (es handelte sich speziell um die Tafeln Weißgerbers, Jagerspachers und Pascins) herstellt und verbreitet, um damit Geld zu verdienen, ist in meinen Augen ein Schweinehund." Was aber nicht hindert, daß ein Albert Weißgerber in der letzten Nummer der „Jugend" (Nr. 31 vom 26. Juli) die „Sittlichkeitsapostel" wieder in infamster Weise verdächtigt, wie auch der lüsterne Pascin im neuesten Hefte des „Simplicissimus" wieder figuriert.

IV. Berthold Sutter, das 24 Jahre alte Mitglied des Leipziger Börsenvereins für den deutschen Buchhandel, triumphiert zu früh, wenn er glaubt, in seiner „Phönix"-Sache sei vor Gericht bereits das letzte Wort gesprochen. Das objektive Verfahren wegen Einziehung der beschlagnahmten Exemplare des Schandalbums steht noch aus und dürfte den Uebermut der Münchener Pornographenzunft wenigstens einigermaßen dämpfen. Einer der hervorragendsten bayerischen Richter, der auf einem der „Allgemeinen Rundschau" völlig entgegengesetzten politischen und konfessionellen Standpunkte steht, sprach sich nach dem Bekanntwerden des unglaublichen Freispruches der Geschworenen dahin aus, daß Berthold Sutter von einer Strafkammer (im subjektiven Verfahren) zu mehrmonatlicher Gefängnisstrafe verurteilt worden wäre. (Wie wir dem „Neuen Münchener Tagbl.", Nr. 218 vom 6. August cr., entnehmen, wurde am 4. August vor der 2. Strafkammer des Landgerichts Dresden der Dresdener Filmfabrikant Dederscheck wegen Herstellung unsittlicher Films, die in einem Kinematographentheater einem beschränkten Kreis von Lebejünglingen und Lebegreisen vorgeführt worden waren, zu fünf Monaten Gefängnis verurteilt.)

* * *

Bei diesem Anlaß auch noch ein ernstes Wort an die Adresse der „Münchener Post", deren Spezialität es ist, sich bei jeder nur möglichen Gelegenheit an den „Sittlichkeitsaposteln" und „Sittlichkeitsschnüfflern" zu reiben, welche es fertig bringt, den ehrlichen Namen eines Dr. Armin Kausen durch bei den Haaren herbeigezogenen Hohn selbst in die Erörterung schmutziger Skandalgeschichten (vgl. z. B. den angeblichen Fall Justizrat Drey-Parkkasino) hineinzuzerren. Das sozialdemokratische Blatt veröffentlicht soeben unter der Ueberschrift „Aus einem Kleinen Theater" (II) die unsaubersten persönlichen Anklagen gegen den Direktor Wagner vom Kleinen Theater in München. Es ist derselbe Direktor H. M. Wagner, der neben dem Direktor des Intimen Theaters in dem berühmt gewordenen, mit glänzender Freisprechung endigenden Brettl-Prozeß gegen die „Allgemeine Rundschau" (vgl. u. a. den Bericht in Nr. 4 vom 23. Januar 1909) den Kürzeren zog. Damals hatte Wagner vor Gericht verschiedene linksstehende Journalisten als Schutzzeugen auf seiner Seite. Heute behauptet die „Münchener Post", Beweise dafür zu besitzen, daß der Direktor des Kleinen Theaters innerhalb seines Betriebes die Sittlichkeit in einer Weise verletze, daß die Konzessionsentziehung geboten sei. Wir müssen der „Münchener Post" die volle Verantwortung für ihre Behauptungen überlassen und würden den Zwischenfall gar nicht erwähnt haben, wenn nicht die „Münchener Post" auch diese unpassendste aller Gelegenheiten zu einem Vorstoß gegen die „Unsittlichkeitsschnüffler" mißbraucht hätte. Das sozialdemokratische Blatt schreibt nämlich:

„Ein Vergleich der bekannten sittlichen Tätigkeit unserer polizeilichen Theaterzensur und der lieblichen Unsittlichkeitsschnüffler auf den Gefilden der Literatur und Kunst mit dem, was vor und hinter den Kulissen vorgeht, drängt sich bei dieser Gelegenheit auf. Nämlich: was dort tatsächlich geschieht, bleibt straflos. Wenn es aber literarisch-künstlerisch dargestellt wird, kommen die Polizei oder die Sittlichkeitsschnüffler mit Konfiskationen und Denunziationen."

Man wäre fast versucht, die „Münchener Post" zu fragen, was für ein Unterschied besteht zwischen „Schnüffelei" und „Schnüffelei", „Denunziation" und „Denunziation", je nachdem es sich um private unsittliche Geschehnisse oder um der Oeffentlichkeit zugängliche unsittliche Darstellungen



handelt. Auf dem ersteren Gebiete ist ja die „Münchener Post“ unausgesetzt mit dem Eifer einer chronique scandaleuse tätig. Daß wir von unserem Standpunkte unsittliche Taten, gleichviel in welchem Milieu und Stande sie vorkommen, ebenso scharf verurteilen und bekämpfen, wie unsittliche Erzeugnisse der „Literatur und Kunst“, bedarf keiner Versicherung. Daß aber die öffentliche und die gedruckte Unsittlichkeit eine ungleich größere Gefahr darstellt, weil sie Hunderte und Tausende bedroht, steht außer Frage.

Wenn die „Münchener Post“ sich nicht entschließen kann, an dem mühevollen, undankbaren Kampfe gegen die gröbsten Auswüchse der dargestellten und durch den Druck vervielfältigten Unsittlichkeit teilzunehmen, dann sollte sie wenigstens davon ablassen, Kämpfer, deren ehrliche Ueberzeugung sie nicht anzutasten vermag, bei jeder Gelegenheit zu überfallen. Die unablässigen Bemühungen der „Münchener Post“, ihren Lesern einen Abscheu vor Leuten vom Schlage eines Dr. Armin Kausen zu suggerieren, steht jedenfalls im krassesten Widerspruch zu den mutigen Worten, die der auf dem linken Flügel des Münchener Rathausliberalismus stehende freisinnige (protestantische) Gemeindebevollmächtigte Hauptlehrer Gutmann in der letzten Generalversammlung des Interkonfessionellen Münchener Männervereins gesprochen hat. Wir zitieren dieselben nach dem stenographischen Bericht des „Volkswart“ (Nr. 7, Juli 1910, S. 101):

„Auch wir hoffen vorwärts zu kommen. Eine Anzahl der gröbsten Auswüchse in Literatur und Kunst und auf der Bühne zu unterdrücken, ist der unermüdlichen Tätigkeit unseres Vorkämpfers, des Herrn Dr. Kausen, dessen selbstloser, opferbereiten Hingebung ich hier mit einem Worte wärmster Anerkennung gedenken möchte, bereits gelungen. Andere Erfolge werden nicht ausbleiben. Nur brauchten wir neben einem Zentrums-Kausen auch noch einen liberalen und einen sozialdemokratischen Kausen. Aber auch Monisten, Freidenker, Freireligiöse: welche Weltanschauung einer immer haben möge, ermangelt er nicht des sittlichen Ernstes, ist er sich einmal der schweren Gefahren, die die sittlichen Zustände unseres Volkes in sich bergen, bewußt geworden, dann muß es auch ihn in unsere Reihen treiben zu frischem, fröhlichem Kampfe um die sittliche Hebung unseres Volkes.“

Vom Büchertisch.

Die **„Goldene Klassiker-Bibliothek“**. Hempels Klassikerausgaben in vollständig neuer Bearbeitung und Ausstattung. Berlin-Leipzig, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. — Eine unserer kulturellen Hauptaufgaben ist und bleibt, möglichst gute Bücher in möglichst gediegener Ausstattung zu möglichst billigen Preisen „unter das Volk“, in weite und weiteste Kreise zu bringen. Das Ausland, England und Amerika zumal, ist darin bald mit anerkennenswertem Beispiele vorangegangen. Seit länger rührt sich der entsprechende betriebsame Geist auch in Deutschland, nicht zuletzt im katholischen Deutschland, wo angesehene Verlagsfirmen u. a. für Jugend und Volk treffliche purgierte und zugleich kommentierte Klassikerausgabe zu niedrigen Preisen verbreiten. Selbstverständlich werden die unpurgierten Ausgaben für reife Erwachsene zur Wahrung des jeweiligen ursprünglichen Klassikerbildes und damit auch des Vollbildes unserer Nationalliteratur einem mehr oder weniger weit verbreiteten Bedürfnisse stets entgegenkommen; jeder Versuch zur Erfüllung der oben dargelegten Bedingungen verdient daher, im Hinblicke auf die Einzel- und Gesamtwohltat, den Dank des Literaturhistorikers wie des Publikums. Unter den einschlägigen Leistungen dürfte die „Goldene Klassiker-Bibliothek“ in erster Linie, wenn nicht an der Spitze, stehen. Ein großer Stab angesehener Gelehrter stützt diese streng-wissenschaftlich durchgeführte bzw. durchzuführende Neuausgabe, die jedem der zur Darstellung auserwählten Autoren ein Lebensbild, mustergültige Textübernahme, Einleitungen zu den Einzelwerken, Anmerkungen, umfangreiche Register, sorgsame Zeilen- und Verszählung, (außer sonstigen Hilfsmitteln zum fachwissenschaftlichen Privat- wie zum Schulgebrauche) schenkt, desgleichen durch Beilagen, Porträts in Kupferdruck, Handschriftproben in künstlerischer Ausführung, durch holzfreies Papier, klaren Druck und handliche, gediegene Einbände, überhaupt durch vornehm-schöne Ausstattung das Laien- wie das Kennerauge erfreut. Mir liegt von dem Unternehmen folgendes aus der billigsten Ausgabe vor: I. Schillers Werke. Vollständige Ausgabe in 15 Teilen und 8 Leinenbänden, ediert von Privatdozent Dr. Arthur Kutscher, Gesamtpreis ℳ 14.— (Prachtausgaben 22, 26 und 36 ℳ). II. Goethes Werke. Vollständige Ausgabe in 40 Teilen und 20 Leinenbänden à ℳ 2.— (Prachtausgaben à 3 und 4 ℳ) herausgegeben von Dr. Karl Alt in Verbindung mit Dr. Edm. Hildebrandt, Dr. Rud. Pechel, Dr. Rob. Riemann, Prof. Dr. Ed. Scheidemantel, Dr. Chr. Waas. Jährlich erscheinen 3—6 Bände; Abschluß voraussichtlich zu Weihnachten 1912. III. Novalis' Werke. Vollständige Ausgabe in 4 Teilen und 1 Leinenbande zu ℳ 2.— (Prachtausgaben 3 und 4 ℳ) herausgeg. von Dr. Hermann Friedemann. IV. Eichendorffs Werke in 4 Teilen und 2 Leinenbänden zus. ℳ 3.50 (Prachtausgaben ℳ 5.50 und ℳ 7.—) herausgegeben von Dr. Ludw. Krähe. V. Mörikes Werke. Vollständige Ausgabe in 4 Teilen und 2 Leinenbänden zus. ℳ 4.— (Prachtausgaben 6 und 8 ℳ), ediert von Dr. Aug. Lesson.

Selbstverständlich hat der gläubige Katholik an die kritischen Beigaben derartiger Veröffentlichungen stets mit einer gewissen Zurückhaltung heranzutreten. Von dem aber, was mir im obigen zur Beurteilung unterbreitet wurde, darf ich im allgemeinen sagen: Das Streben nach objektiver Gründlichkeit ist ihm aufgeprägt. Gelegentlich mag ja ein ethischer Gedankenreflex aufblitzen, dem wir unsere Billigung versagen müssen, aber der Ton, der dem Ganzen die Musik macht, wirkt zweifellos unaufdringlich, harmonisch, hat also, alles in allem genommen, einen guten, beweglichen Klang. Und das Möglichste scheint tatsächlich getan, um dem deutschen Volke eine textlich und technisch hochstehende „klassische“ Haus- und Familienbibliothek gegen geringes Entgelt zu verschaffen.

E. M. Hamann.

Gegen die Literaturnörgler.

Eine vorläufige Abwehr gegen P. Ansgar Pöllmann.

Der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau“ wurde unmittelbar vor Redaktionsschluß (8. August) von befreundeter Seite auf einen Vorstoß aufmerksam gemacht, den P. Ansgar Pöllmann O. S. B., im 14. Hefte von „Ueber den Wassern“ (25. Juli) unter der sensationell sein sollenden Ueberschrift „Armin Kausen und Karl May“ zu unternehmen für gut fand. Ein gegen Franz Eichert gerichtetes Kapitel „Karl May und der Gral“ geht unmittelbar voraus. Der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau“ wird sich nach dem Augsburger Katholikentage zu dieser persönlichen Fehde noch näher äußern. Das nächste Heft soll ausschließlich den Fragen gewidmet sein, die mit den hohen Zielen und Aufgaben der Katholikentage im Zusammenhange stehen, — wozu der kleinliche, persönlich gefärbte Literaturzank nicht gehört. Armin Kausen ist in das sog. „Karl May-Problem“ hineingeraten wie Pontius ins Credo. Um das festzustellen, werden vorher noch einige Zusammenhänge zu verifizieren sein. Nach dem „tiefschürfenden“ literarhistorischen Forschungsergebnis Pöllmanns wäre die „Augsburger Postzeitung“ eigentlich nur die Nachbeterin Armin Kausens, der den „Dithyrambenton“ gegenüber Karl May „anschlug“, indem er 1900 in der damals von ihm herausgegebenen „Wahrheit“ einem Artikel Dr. Rodys über Karl Mays Reiseerzählungen ungern die Spalten öffnete. Es sei heute nur beiläufig erwähnt, daß dem Abdruck des Artikels eine längere lebhafte Korrespondenz mit dem inzwischen verstorbenen, verdienstvollen Begründer der „Katholischen Bewegung“, aus welcher „Die Wahrheit“ sich entwickelt hat, vorausging, daß Dr. Rody zu denen gehörte, welche den feierlichen Beteuerungen Karl Mays, daß die unsittlichen Stellen gewisser pseudonymer Romane nicht von ihm herrührten, unbedingten Glauben schenkte, und daß er die Reiseerzählungen nicht ohne Einschränkung empfahl (S. 227: „Jungen Leuten, die im Studium begriffen und lebhafteren Temperaments sind, sollte unnachsichtlich diese Lektüre vorenthalten werden“).

Der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau“ hat sich aus einem langen Erdendasein voll Mühen und Kämpfen so viel Humor gerettet, daß die Nadelstiche P. Pöllmanns trotz ihrer sensationellen Aufmachung ihn nicht zu berühren vermögen. Aber es gibt andere Leute mit weniger widerstandsfähiger Psyche und Epidermis, zu deren Nutzen bei diesem Anlaß ein offenes Wort gesprochen sei: Die Entlarvung des Doppelgängers Karl May ist von Dr. Hermann Cardauns in geradezu vorbildlicher, großzügiger Weise unter Vermeidung aller über das Ziel hinausschießenden Uebertreibungen und Unsachlichkeiten gründlich besorgt worden. Seitdem P. Ansgar Pöllmann sich in der Rolle des Karl May-Töters gefällt, wird eine Ungeschicklichkeit an die andere gereiht. Manche Zwischenepisode gehört schon direkt in das Gebiet der seit einiger Zeit auf beiden Seiten von einigen so eifrig kultivierten Literaturstänkerei und literarischen Ketzerriecherei. Wenn das sogenannte „Karl May-Problem“ in dieser Weise weiter behandelt werden soll, dann wird Ansgar Pöllmann schließlich noch Hunderte und Tausende, die in Sachen Karl May nicht lange vor ihn auf seine Worte schwören, vor sein Forum laden und öffentlich aburteilen müssen. Das Humorvollste an dem Thema „Armin Kausen und Karl May“ ist aber dieses: Bevor Ansgar Pöllmann seinen Feldzug gegen Karl May in „Ueber den Wassern“ eröffnete, hat er diese literarische Abschlachtung am 22. November vorigen Jahres keinem anderen

offeriert, als dem Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau“, der indessen dankend ablehnte. Wie prächtig würde sich das Kapitel „Armin Kausen und Karl May“ in den Spalten der „Allgemeinen Rundschau“ ausgenommen haben!

Zum Schlusse noch eine Frage, die Ungezählten auf den Lippen schwebt: Warum müssen es gerade Ordensleute sein, welche, anstatt in schwerer Zeit weitblickende Einigungs- und Aufrichtungsarbeit im Großen und Prinzipiellen zu verrichten, ihre robuste Stärke darin suchen, nach Nebensächlichkeiten und Nichtigkeiten zu „schürfen“, und manchen Glaubensgenossen von unantastbarer kirchlicher Gesinnung in Versuchung bringen, das Ehrfurcht heischende Ordenskleid die Lieblosigkeiten seines Trägers entgelten zu lassen. Hier wäre ein Videant consules weit eher am Platze, als gegenüber dem ehemaligen Herausgeber der „Wahrheit“ in Verbindung mit — — „Mays Schundromanen“. Oder haben wir heute einen so großen Ueberfluß an ungebrochenen Kämpen für die katholische Sache, daß es nicht darauf ankommt, ob einer nach dem anderen verärgert und abgestoßen wird? Es gibt unter uns „Spezialisten“, die gelegentlich den engen Horizont, auf den sie gerade eingestellt sind, für den Mittel- und Schwerpunkt der höchsten geistigen Interessen ihrer Zeit halten und auf diesem winzigen Felde den vermeintlichen „inneren Feind“ mit einem Ingrimm bekämpfen, als gäbe es zurzeit überhaupt keine weltbewegenden Fragen und keine gewaltigen gemeinsamen äußeren Feinde ringsum und überall.

Bühnen- und Musikrundschau.

Im Prinzregententheater nahmen die Festspiele, die heuer auf ein zehnjähriges Bestehen zurücksehen, mit dem von Mottl dirigierten „Ring des Nibelungen“ rühmlichen Fortgang. Das Haus war auch in dieser Woche völlig ausverkauft. In den tragenden Rollen standen die bewährten heimischen Größen, wie es für eine geschlossene Ensemblebildung nur wünschenswert, an alter Stelle. Als Sieglinde begrüßte man Berta Morena, die durch Krankheit lang ferngehaltene, wieder im Vollbesitze ihrer glänzenden, stimmlichen Mittel. Ihr stand als Siegmund Kraus (Berlin) eindrucksvoll zur Seite. Bei dem Siegfried Heinrich Knotes ließen sich neben edelsten Tönen Anzeichen stimmlicher Ermüdung nicht verkennen. Sie sind, wie wir hoffen, nur eine vorübergehende Folge des eben absolvierten Gastspieles an der Berliner Sommeroper, bei dem Knote als Wagnersänger siegte und als Verdiinterpret kühlere Beurteilung fand. Von Feinhalsens Wotan ist neues kaum zu sagen, auch Zdenka Faßbenders Brünnhilde fand von neuem ungeteilte Bewunderung unserer Festspielgäste. An der szenischen Ausgestaltung haben Maschineriedirektor Klein und Oberregisseur Fuchs weiter gearbeitet. Der neue Rundhorizont gibt die Möglichkeit einer Erweiterung des Blickes ins scheinbar unermeßliche. Die Beleuchtungsverbesserungen lassen Licht und Atmosphäre in immer differenzierterer Feinheit hervorzaubern. Der Kampf Siegfrieds mit dem Drachen hatte immer etwas der Situation unangemessen Groteskes. Mochte das Reptil in der Bewegung noch so gut funktionieren, der Eindruck eines Riesenspielzeuges aus bemalter Pappe blieb und zerriß die Illusion. Nun umhüllen den Kampf Nebel und Dämpfe, die nur die Umrisse des Drachen erkennen lassen. An Stelle des verstorbenen Dr. Briesemeister, dessen vorbildlicher Loge wohl lange nicht erreicht wird, stand Gentner (Frankfurt) mit ansehnlichem Gelingen. Die Reprise wird zu weiteren Anmerkungen noch Gelegenheit geben. Die Aufnahme war eine restlos anerkennende, von Begeisterung getragene.

Münchener Künstlertheater. In rascher Folge entwickelt Max Reinhardt seinen abwechslungsreichen Spielplan. Wie der „Kaufmann von Venedig“ hat auch der „Sommernachtstraum“ das im Vorjahre geschaffene, aber noch völlig unverblaßte Bild. Ueber des Aristophanes „Lysistrata“ haben wir schon im Sommer 1909 mit unserer ablehnenden Meinung nicht zurückgehalten. Der derb-erotische Zug der antiken Komödie, die ja nur für ein Männerpublikum bestimmt war, wird durch eine an sich geniale Regie doch nie von Wirkungen befreit, die außerhalb der künstlerischen Absichten liegen. Das Werk, das für den Kenner des Altertums immer als Lektüre seinen historischen und literarischen Wert behält, sollte einem Theaterpublikum vorenthalten werden, auf das jene wissenschaftlichen Interessen nicht zutreffen. Als erste Novität brachte das Künstlertheater „Christinas Heimreise“ von Hugo von Hofmannsthal. Als Kontrastwirkung zu Christinas sicherem moralischen Empfinden mögen die Kurtisanenszenen des ersten Aktes gedacht sein. Sie berühren jedoch abstoßend, besonders noch durch die unsichere und darum anfänglich den Hörer irreführende Gestaltung der Exposition. Das Stück ist kein Drama. Es bringt eine Episode aus dem Leben eines Don Juan, der von der Reinheit Christinas angezogen, sich kurze Zeit für Treue und Eheglück platonisch erwärmt, aber bald wieder von neuem Abenteuer angelockt, Christina verläßt. Es fehlt der „steinerne Gast“ in dem Stücke dieses venetianischen „Don Giovanni“, d. h. das Schauspiel hat einen letzten Akt, aber kein Ende. Alles zerfließt, zerflattert in Stimmungen. Um so mehr bewundere ich das plastische Vermögen von Reinhardts Regiekunst, die wo immer sich nur Spuren von „Handlung“ zeigen, diese zu dramatischen Säulen verankerte, um die sich die Ranken von Hofmannsthals artistischer Lyrismen winden konnten. Strenger, wie diese von Ernst Stern geschaffene Inszene hielt sich im Rahmen der Reformbühne Orliks Ausstattung des „Wintermärchens“. Er beschränkte sich fast ganz auf Gobelins. Die eine Szene im Freien zeigte den baumbeschatteten Wiesenrücken eines Hügels japanisierend reliefartig gehalten. Durch die malende Wirkung des Lichtes erhielt diese auf Illusion verzichtende Inszene doch eine Art poetische Realität. Die Darstellung des Shakespearestückes war vorzüglich; ich nenne nur Frl. Heims' Hermione. Selten findet das Bewußtsein der Unschuld und Reinheit, frei von Pose, so sieghaften Ausdruck.

Münchener Musikfeste. Das erste Festkonzert des Konzertvereins mochte stärkeren Besuch aufweisen, wie diejenigen, die Ferdinand Löwe im vorigen Sommer dirigierte. Allein ein Publikum, das den Kaimsaal füllt, verwischt, in den gigantischen Raum der neuen Musikhalle der Ausstellung verpflanzt, nicht den Eindruck der Leere. Nur mit der Schaffung zahlreicher billiger Plätze wird dem der Stimmung nicht zuträglichen Zustande ein Ende gesetzt. Die sozialen und ästhetischen Forderungen laufen hier parallel. Das namhaft verstärkte Orchester bot in Beethovens und Schuberts C Dur-Symphonien große, festtägige Kunst. Der Beginn der zweiten Konzerthälfte erlitt eine Störung. Irgendwoher tönte Unterhaltungsmusik in lauter, aufdringlicher Banalität. Löwe legte den Taktstock hin und wartete. Allein, da seine Abgesandten nichts ausrichteten, eilte er selbst hinaus, um Ruhe zu schaffen. Da über derlei bescheidene Geister laut lachen, wäre es beinahe um die richtige Aufnahmefähigkeit geschehen gewesen. Im übrigen schien man draußen des Dirigenten hauspolizeiliche Kompetenz nur nach einigem Widerstand anzuerkennen. Dann bezwang er seine sichtlich irritierten Nerven mit bewunderungswürdiger Energie und rettete dem Abend seinen weihevollen Ausklang.

Verschiedenes aus aller Welt. In München starb Benno Rauchenegger, der treffliche Vertreter des Münchener Humors, dessen fröhlich-liebenswürdige Volksstücke besonders durch die „Schlierseer“ auf zahlreichen Bühnen mit großem Erfolge gegeben wurden und sicherlich noch manches Jahrzehnt die Freunde gesunder Volkskunst erfreuen werden. — „Die Bürgschaft“, symphonische Dichtung von Gustav Baepke, erzielte durch fließende Melodik und glänzende Instrumentation bei ihrer Erstaufführung in Reichenhall eine sehr günstige Aufnahme.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

An den Börsen jagt ein Ereignis das andere. Es ist nur zu leicht denkbar, dass bei den vielfachen Widersprüchen und Meinungsverschiedenheiten die wichtigsten finanziellen Vorkommnisse mit ihren Folgen von den in Betracht kommenden Faktoren nicht entsprechend gewürdigt werden. Ein aufmerksames Studium der letzten Börsenwochen wird ein Konglomerat von all den letztbekannten Börsenmomenten ergeben, das in einer Gesamtheit eine Fülle von Unklarheit und Verworrenheit bezüglich der Aussichten der Wirtschaftslage, namentlich der heimischen Marktgebiete, enthält. Vor allem bleiben die Vorgänge im finanziellen Amerika interessant und lehrreich. Auf den Kursstürzen und den Börsenpaniken folgt plötzlich ein Stimmungsumschwung an der Neuyorker Börse. Man folgert mit positiver Bestimmtheit, dass wieder einmal dortselbst heftige Kämpfe zwischen den Finanzmagnaten stattgefunden haben. Jedenfalls lässt diese ganze Bewegung, die auch heimische Spekulationskreise getroffen hatte, wenig Vertrauen zu den amerikanischen Werten zurück. Anderseits scheinen die neuerlichen Ernteschätzungen und Aussichten am Getreidemarkt wirklich die bereits früher avisierten guten Ertragsziffern zu ergeben, welche für Handel und Industrie hinsichtlich deren Produktionserweiterung erwünscht sind. Die letztbekannte Ernteschätzung im Deutschen Reiche gibt günstige statistische Ziffern bekannt und verspricht ein gutes Ergebnis. — An den deutschen Börsen hat sich die Widerstandsfähigkeit der einzelnen Märkte behauptet und die innere Festigkeit der Tendenz sogar erweitern können. Hauptsächlich bewirkte diese Stimmung die jüngst bekannt gewordenen Riesenfusionen von Industriegruppen in der Elektrobranche, wie in der Montanindustrie. Die Fusion der Elektrizitäts-A.-G. Lahmeyer mit der Züricher Elektrobank bedeutet einen weiteren Schritt einer grosszügigen Konzentrationsbewegung in der Industrie und der Vertrustung der bereits bestehenden grossen Interessentengruppen. Sowohl hier, wie auch bei der geplanten Fusion der Dortmunder-Union mit der Deutsch-Luxemburger Bergwerksgesellschaft spielen riesenhafte Kapitalien mit, die durch diese Verschmelzungen noch bedeutend vermehrt werden. Dabei beabsichtigt die letztgenannte Gesellschaft eine weitere Vergrösserung durch Ankauf von Gewerkschaften und Kohlenfeldern. Man wird bei dieser Gesellschaft allein mit einer

Kapitalsvermehrung von etwa 30 Millionen Mark auf 90 Millionen oder mehr zu rechnen haben. Die innerhalb kurzer Zeit allzu rasch erfolgten Vergrösserungen in der Montanindustrie, besonders bei der genannten Deutsch-Luxemburger Bergwerksgesellschaft, geben zu einigen Bedenken Anlass. Die Ansammlung von so grossen Kapitalien in einem einzigen gewaltigen Unternehmen kann daher schon aus diesem Grunde nicht einwandfrei bleiben. Man wird diese fortwährenden Konzentrationen immerhin mit gemischten Gefühlen verfolgen. Die Börsen schliessen anderseits, dass die Konjunktur und die Gesamtlage der Industrie nicht zu pessimistisch betrachtet werden sollte, wenn die Grossindustriellen und Bankleiter derartige mächtige und solche grosszügige Finanzgeschäfte in der Industrie zur Erledigung bringen, da doch gerade jene Kreise den besten Einblick in all den feinen Maschen der heimischen Industriebewegung geniessen. Die nunmehr noch in letzter Stunde erfolgte definitive Gründung einer Roheisen-Verkaufsvereinigung und der günstige Stand der Verhandlungen über eine Syndikatsbildung von Stabeiseninteressenten brachte den Montanaktienmarkt in den Mittelpunkt der deutschen Börsen. Die angekündigte Rentenablösung bei der bekannten Hohenlohe-Bergwerksgesellschaft, wobei allerdings auch hier eine Kapitalsvermehrung von 32 Millionen Mark eintreten soll, stimulierte gleichfalls. Die Börse hat also zurzeit mehr als genügend der grosszügigen Millionenprojekte, die zu verdauen sind, und im speziellen grosse Kapitalien des Geldmarktes eskomptieren dürfen. Dem Bankaktienmarkt eröffnen sich durch diese grossen Finanzgeschäfte neue gewinnbringende Momente. Diese Werte werden aller Voraussicht nach dadurch erheblich profitieren. Die inzwischen publizierten Semestralbilanzen und Zweimonatsausweise der deutschen Grossbanken zeigen übrigens bereits im ersten Halbjahr 1910 zum Teil erhebliche Plusziffern. Die verschiedenen Konkurse im Rheinland als Konsequenz des bekannten grossen Finanzkraches in Dortmund blieben eindruckslos. Wichtig aber bleibt im besonderen, welche Wirkung die oben gemeldeten gewaltigen Kapitalsvermehrungen in der Elektrobranche und Montanindustrie auf den Geldmarkt haben werden. Zweifellos wird dadurch und auch durch die sich immer wiederholenden grossen Ansprüche zum Herbsttermin der Geldmarkt eine unliebsame Einschränkung erfahren. M. Weber.



Helvetia-Obst-Confituren

sind die

feinsten Marmeladen der Welt!

Verlangen Sie im Hotel zum ersten Frühstück „Helvetia-Confituren", dann sind Sie ebenso hochbefriedigt, wie wenn Ihnen in der Schweiz die berühmten „Lenzburger Confituren" (ein Produkt unseres Mutterhauses) vorgesetzt werden.

Verlangen Sie bei Ihrem Delikatessenhändler auch ausschliesslich „Helvetia-Confituren", aber achten Sie bitte stets darauf, dass Ihnen ein Originalgefäss mit unserem vollen Firmen-Etikett gegeben wird.

Helvetia
Conservenfabrik Gross-Gerau
Akt.-Ges.

Sebastian Kostner

Bildhauer und Altarbauer, Atelier für kirchl. Arbeiten aus Holz

Pufels-Gröden (Tirol)

(Prämiiert Bozen 1898)

empfiehlt sich zur Lieferung von

Altären u. Kanzeln

in jeder Grösse und jedem Stil, heil. Gräber, Kreuzwegstationen, Krippendarstellungen etc. etc. Statuen und Christusse aus Holz, fein geschnitzt, polychromiert und entsprechend vergoldet, unter Garantie.

Nicht Konvenierendes nehme ich vom hochw. Klerus zurück. — Preislisten u. Kostenüberschläge gratis u. franko.

Viele Anerkennungsschreiben von hochw. Herren liegen vor.

Zeugnis:

Die Firma Seb. Kostner, Pufels-Gröden, Tirol, ist sehr empfehlenswert. Habe für das hiesige Kirchlein ein hl. Grab, eine Krippe mit wahrhaft künstlerischer Ausführung bei mässigen Preisen bezogen. Die gelieferten Arbeiten fanden Bewunderung und Erbauung beim gläubigen Volke wie den Beifall der Sachverständigen und Kunstkenner. Die Firma liefert prompt, d. h. Seb. Kostner ist ein Mann von Wort, die bedungene Lieferungszeit wird genau eingehalten, da gibts kein Verzögern, Hinausschieben mit Ausreden und anderen ärgerlichen Dingen.

P. Leo Lehmann, Cur. Expos.
Kosten b. Teplitz, Böhmen, 15. Jänner 1908

Jos. Pet. Bockhorni :: MÜNCHEN ::

Theresienstr. 14.

Inh. Hans Bockhorni Tel. 4090. Gegr. 1864.

Hofglasmaler Weiland Sr. K. u. K. Hoheit Erzherzog Josef v. Oesterreich. Hoflieferant und Hofglasmaler Sr. K. u. K. Hoheit Erzherzog Josef von Oesterreich.

Spezialität: **Kirchen-Fenster** aller Art.

Kostenanschlag, illustrierte Preisliste gratis.



Atelier für kirchliche Goldschmiedekunst

von

H. Cassau We. Paderborn i/W.

Nur freie Handarbeit in allen :: Stilarten und Metallen. ::

Renovierung alter Arbeiten — dauerhafte Versilberung und Vergoldung.

Zeichnungen und Photographien zur gefl. Ansicht. — Grosse Auswahl in mustergültigen Entwürfen von Metallwaren als Kronleuchter, Leuchter usw. nach Katalog.

Kirchen-Spitzen

aus bestem Leinenzwirn in dauerhafter Handarb. (Filetg. u. Häkelarbeit z. Alben, Chorröcken, Altartüchern) im Preis von 6—12 M. à Meter. Feste Cingula à 5 M. Geistlich gut empfohlen. Auf bes. Wunsch Auswahlsendung.

Elise Schindler
Regensburg, Wilhelmstr. 7/I.



Ein Urteil über meinen Weihrauch:

Wiederholt habe ich von B. Fahr in Fulda den Weihrauch für meine Pfarrei bezogen. Dieser Weihrauch zeichnet sich durch einen feinen Wohlgeruch aus, ist feinkörnig und erzeugt schon bei recht sparsamem Gebrauch rasch einen schönen Rauch. Die Verpackung in Blechbüchsen ist für längere Aufbewahrung besonders praktisch. Der Weihrauch ist darum besonders zu empfehlen. E., den 21. Jan. 1909. B., Pfarrer.

1 Kilo **Bonifatius-Weihrauch** Mk. 3.20 franko. 1 Kilo **Bonifatius-Weihrauch** Mk. 3.50 mit Blechbüchse franko. 2 Kilo **Bonifatius-Weihrauch** Mk. 6.50 mit Blechbüchse franko. 1 Postpaket ca. 4 Kilo **Bonifatius-Weihrauch** Mk. 12.00 mit Blechbüchse franko.

B. Fahr, Fulda.

Presskohlen werden zu billigsten Preisen beigefügt.

Werkstätte für kirchl. Arbeiten

empfiehlt sich bestens dem Hochw. Klerus in Erinnerung zu bringen. Kostenvoranschläge über Kirchenrestauration in allen Stilarten, Fassung, Vergoldung von Altären und Leuchtern. Spezialität: **Marmorimitation.**

Kaspar Eisele :: Kirchenmaler
Weitnau im Algäu.

Garantiert naturreine Weine.

Tisch-, Dessert- und Schaumweine, Rot- : und Weissweine. :

Messweine.

Preisliste gratis u. franko.

J. Kirchmeyer,
Weingrosshandlung
Paderborn i. W.

Atelier für kirchliche Kunst

H. Volkhausen jun., Kirchenmaler
Paderborn i. W.

Ausmalen von Kirchen u. Kapellen in jeder Stilart.

In der Einmachezeit

leistet das **Kompottbuch** von Frau **Luise Rehse** der Hausfrau vorzügliche Dienste. Preis nur 40 Pfg. **Bratbüchlein**, 170 köstl. Bratspeisen ohne Fleisch 80 Pfg. Handelslehr. **Rehse, Hannover-B.**

Die Reue

ist lang für alle diejenigen, welche die Wichtigkeit der Reinerhaltung des Haarbodens nicht rechtzeitig beachten. Haarausfall ist in den meisten Fällen auf Unreinigkeit und übermässige Schuppenbildung zurückzuführen. Gebrauchen Sie zur Beseitigung aller Absonderungen der Kopfhaut und der Haare

„Shampoon mit dem schwarzen Kopf"

das millionenfach bewährte Haarpflegemittel. Es macht das Haar schuppenfrei und glänzend, gibt auch spärlichem Haar ein volles Aussehen und erhält es gesund. Man verlange beim Einkauf **„Shampoon mit dem schwarzen Kopf"** und weise Fabrikate **ohne diese Schutzmarke** energisch zurück. Paket mit Veilchengeruch 20 Pf. (7 Pakete M. 1,20), auch mit **Teer-, Ei-** oder **Kamillen**-Zusatz zu 25 Pf. (7 Pakete M. 1,50) in allen Apotheken, Drog. und Parfümerien käuflich.



Schutzmarke.

Hans Schwarzkopf, G.m.b.H., Berlin N 37.

Architekt Fr. Mündelein Paderborn

Atelier für kirchliche Kunst :: Ausarbeitung :: von Entwürfen und Kostenanschlägen. ::

Spezialität: Kirchen- und Krankenhausbauten.

Bauleitung. :: :: :: :: :: Taxationen.

In den letzten 14 Jahren über 70 Kirchen- und Kapellenneubauten ausgeführt bezw. alte Kirchen wiederhergestellt.

Fräulein

22 Jahre, kath., sucht Stelle (möglichst für 1. Oktober) als

Stütze der Hausfrau

bei Familienanschluß, gegen monatl. Vergütung. Angebote unter A. Z. 194 postlagernd Eisenach i. Thür.



Wer mit Erfolg inserieren will, benütze die in den kaufkräftigsten Ständen weitverbreitete „Allgemeine Rundschau".

Ferdinand Schöningh ⊏⊐ Würzburg

Verlags- und Sortimentsbuchhandlung

hervorragendes Lager in Theologie — Philosophie — Philologie — Pädagogik — Jurisprudenz — Geschichte — Kunstgeschichte — Sozialwissenschaften — Medizin — Naturwissenschaftliche Werke usw. Einrichtung von Volksbibliotheken.

Alle hier und anderwärts angekündigten Literaturerzeugnisse werden nach allen Orten prompt und schnellstens geliefert.

HOTEL UNION

München Kath. Kasino München A. V. **Barerstr. 7**

Elegante Klubräume zur Abhaltung für Diners, Soupers u. Familienfestlichkeiten.

— **Anerkannt vorzügliche Küche.** —

Verkauf von Weinen in Flaschen und im Fass zu Originalpreisen der Weinregie, Hotel Union.

Man verlange Preisliste. **Telephon Nr. 9800.**

Hotel Margarethenhof

im Siebengebirge.

═ Fremden-Pension. ═

Am Fusse des Oelberges, 330 m ü. d. Meere.

Pensionspreis M. 5.— u. 6.—.

Inhaber: **Adolf Stang.**

Telephon Nr. 53 Amt Königswinter.

Nordseebad Amrum - Norddorf

Seepensionat Hüttmann.

Reinste Seeluft, schöner Strand, stark. Wellenschlag, hohe Dünen, weite Haidetäler. Volle Verpflegung mit Zimmer 4 Mk., Vor- und Nachsaison Ermässigung. Elektr. Licht. Wasserspülung im Hotel. Keine Kurtaxe. Eig. Seebadeanstalt, eig. Jagd. Kath. Gottesdienst ab 1. Juni tägl. in eig. Kapelle nur f. eig. Gäste. Hochsaison frühzeitige Anmeld. erford. Ausführl. Prosp. mit langjähr. Empfehlungen sofort.

Tennenbronn (Schwarzwald)

Gasthof u. Pension „Germania“

in der Mitte zwischen St. Georgen und Schramberg, 660 m ü. M., inmitten schöner Tannenwaldungen mit zahlreichen Spaziergängen und Ruheplätzen. Heilkräftiges Gebirgsklima. **Gut eingerichtete Fremdenzimmer, vorzügliche Küche, schöne Nebenzimmer mit Klavier. Reine Weine, Pension von Mk. 3.50 an.**
Es empfiehlt sich der Besitzer **Karl Fleig.**

Das Sauerland,

waldreichstes Mittelgebirge im südlichen Westfalen mit Höhen bis zu 850 m. — Angenehme Sommerfrischen, vorzügliches Touristengelände. 15 Schülerherbergen mit freiem Logis und Frühstück. Reisehandbücher in allen Buchhandlungen.

Weitere Auskunft erteilt bez. Sommerfrischen Lehrer Kracht in Caternberg, bez. Wege Karl Ewald in Hagen i. W., sonst der Zentralvorstand des S. G. V. in Arnsberg i. W.

Dr. Wiggers

Kurheim (Sanatorium)

Partenkirchen

(Oberbayern)

für Innere-Nervenkranke und Erholungsbedürftige. Geschützte Südlage, modernste Einrichtung, jeglich. Komfort. Lift. Grosser Park. Zimmerkühlung. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte.

3 Aerzte.

Sommeraufenthalt.

Zu vermieten schöne, ruhige Zimmer in herrlicher Taunusgegend bei kath. Familie. Gute Bahnverbindung. Schöner Wald. Franziskanerkirche am Orte. Gefl. Anfragen an **Frau Willy Löw, Kelkheim im Taunus.**

Die neuerbaute

Heil- u. Pflegeanstalt

der Alexianerbrüder zu

Ensen a. Rhein bei Cöln

kann noch **einige bessere Kranke** aufnehmen. Auskunft erteilt:

Dr. Schneider.

Priesterheim

der Rochuskapelle zu Bingen. Gesunde reizende Lage. Reiche Auswahl interessanter Ausflüge in die nähere u. weitere Umgebung. Bequeme Gelegenheit zum Zelebrieren. Kalte u. warme Bäder. Pension von 4 Mk. an aufwärts.

Die Verwaltung der Rochuskapelle.

Kindergarten-

Materialien, Fröbelspiele, Beschäftigungsspiele, Gesellschaftsspiele fabriziert und liefert billigst

Spielefabrik M. Weiden, Köln, Richmodstrasse 35.

— Kataloge gratis. —

Kranken und Rekonvaleszenten

empfehle ich meinen vorzügl.

Medizinal-Blutwein

(halbsüßer, kräftiger griechischer Rotwein)

per Flasche 1.20 Mk.

Josef Wittmann,

Weingroßhandlung,

München, Christophstr. 9.

Telephonruf **346.**

═ **Bergheimer** ═

Messweine

═ **und Tischweine** ═

kräftig und mild, bekanntlich von den besten Produkten des Elsasses, liefert garantiert naturrein, in leihweisen Gebinden von 50 bis 120 Pfg. p. Liter

Jérôme Lorentz

kirchlich vereidigter Weingutsbesitzer

Bergheim (Ober-Elsass)

Station **Rappoldsweiler.**

Die Bonifacius-Druckerei zu Paderborn

erbietet sich zur pünktlichen Lieferung der Literatur des In- und Auslandes, besonders der katholischen. Sie besorgt auch jedes, wo immer angezeigte Werk.

Das **Antiquariat der Bonifacius-Druckerei**

zu Paderborn

gibt regelmässig Kataloge aus, die auf Verlangen jedem Interessenten gratis u. franko zugesandt werden. Zugleich kauft dasselbe grosse Bibliotheken zu guten Preisen. Auf Wunsch wird persönliche Besichtigung ausgeführt.

Rhöndorf *(Rhein)*

Dr. Eulenauer's Kuranstalt

Krankenaufnahme jederzeit

Dr. Kemper

Spezialarzt für innere Krankheiten.

Sanatorium Wörishofen

Erstklassig. Haus für Kneippsches Heilverfahren mit den modernsten Einrichtungen. — Ruhige sonnige Lage. — Alpenaussicht. Heizbare Liegehalle. — Hervorragender Küchenmeister, Schwesternpflege. Ganzjähriger Betrieb.

Prospekte auf Verlangen. Dr. Baumgarten, Dr. Scholz.

Bayerisches Reisebureau Schenker & Co.

München, Promenadeplatz 16.

Sanitätsrat Dr. Kober'sche **Poröse Unterkleidung**

gestricktes, poröses Baumwollgewebe, erhält die Haut trocken, schützt vor Erkältung, vermindert daher Husten und Rheumatismus und ist zu jeder Jahreszeit höchst angenehm zu tragen. Grosse Haltbarkeit. Guter und billiger Ersatz aller wollenen Hemden. Preis nur 2.60 Mk., in dichterer Strickart nur 3.10 Mk. Unterbeinkleider 2.50 Mk. Unterjacken 2.10 Mk. Bei Bestellungen: Halsweite bei Männerhemden, gewünschte Länge bei Frauenhemden, Leibumfang u. Länge bei Hosen. Atteste u. Muster gratis.

Mathilde Scholz, Regensburg B. 41½.

Für 5 Mark

vers. fr. 50 St. fst. mild. Toilette Blum.-Seife, hübsch sort. in Veilch. Ros., Mand., Lilienmilch, Lanol usw. Detailpr. b. 50 Pfg. p. St. Rücks gestatt. Beim Pressen beschäd. Seifen und and. 65 St. fr. 5 Mk. Prima Referenz. Seifenhaus, Nachf. Ostermeyer, Köln 20, Bismarckstr.

Der Christliche Pilger

:: **Ein katholisches Sonntagsblatt.** ::

Abonnementspreis mit Gratisbeigabe eines Wandkalenders und eines Winter- und Sommerfahrplanes vierteljährlich bei der Post 72 Pfg.; bei Zusendung unter Kreuzband in Deutschland 1 M. im Ausland 1.25 M. Auflage 16 500. Inserate die kleinspaltige Zeile 20 Pfg. Das Blatt enthält nur Originalartikel. Proben werden gerne zur Verfügung gestellt.

Speyer a. Rh. Verlag und Redaktion: J. Baumann, Domvikar

Schreibmaschin[…]



gebrauchte und neue amerikanische und deutsche Systeme offeriert unter weitgehendster Garantie bei Monatsraten von

20 Mark

ALFRED BRUCK, München II

Kaufingerstr. 11 (Paulanerbräu).

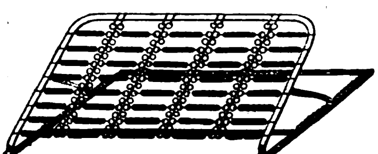
Wichtig für Politiker, Sozialpolitiker, Schriftsteller, Gelehrte, Künstler usw.

Das Zeitungsnachrichten-Bureau P. Schmidt Berlin-Mariendorf

liest neben ca. 350 Zeitungen des In- und Auslandes die wichtigeren Zeitschriften jeder Art und liefert daher für jedes Interessengebiet zahlreiches Material. Infolge meiner langjährigen Tätigkeit an der Zentrumspresse wird zuverlässigste Lieferung gewährleistet. Prospekt gratis

---

Verstellbare Rückenlehne



sehr elastisch, 60 cm hoch, unentbehrlich für Herzleidende, Lungenleidende, Nervenleidende, Asthmatiker in Eisen- oder Holzrahmen, 20mal verstellbar, für jede Matratze passend liefert billigst A. […]

Grüne b. Iserlohn, Eisenmöbel- und Stahldr[…]

„Ausstellung Hagen Westf. 1910: Goldene […]

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann […]
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche […]
Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 5 K 19 h, Schweiz 5 Fr. 20 Cts., Belgien 5 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 5 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gb. Telephon 5850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 34. München, 20. August 1910. VII. Jahrgang.

Willkommen in Augsburg!

Zur 57. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands.

Von Dr. Hans Rost, Augsburg.

Der Augenblick ist da, wo die Katholiken Deutschlands in Augsburgs Mauern weilen, um auf ihrer 57. Generalversammlung über ihre Lage zu beraten, ersprießlich im Geiste des Katholizismus wirkende Organisationen kirchlicher, caritativer, sozialer Art neu zu kräftigen, um Ausschau in die Zukunft der katholischen Kirche in Deutschland zu halten. Neue Probleme im sozialen Leben tauchen auf; Meinungsverschiedenheiten über die weittragende Frage der Beziehungen zwischen der katholischen Weltanschauung und den Erscheinungen und Forderungen der modernen Kultur haben in der letzten Zeit im katholischen Lager um sich gegriffen; von vielen Seiten wird in rücksichtsloser und haßerfüllter Weise gegen die Kirche, ihre Vertreter, ihre Dogmen und Einrichtungen Sturm gelaufen. Politische Parteien und gegnerische Zeitungen führen gegen den Katholizismus seit längerem eine Sprache, die an offener Feindschaft und starker Intoleranz nichts zu wünschen übrig läßt. Inmitten des Ansturms der monistischen Irr- und Wirrlehre auf Christentum und katholische Kirche insbesondere, inmitten der geheimen und öffentlichen Untergrabung der guten Sitten und des Autoritätsgedankens, inmitten all der seelischen Trostlosigkeit der modernen Lebensphilosophie, der sozialen Kämpfe und des wirtschaftlichen Hastens und Ringens, inmitten der materialistischen Zeitströmung mit ihrem Hasse gegen die nach oben gerichtete Lebensweisheit des Katholizismus steht unsere Kirche da, kraftvoll in ihrer Lehre, sturmerprobt in allen Kämpfen, reich an Mitteln und Kräften gegen den Umsturz, reich an Momenten zur Befriedigung des Glückverlangens des einzelnen und der Völker.

Der tiefe Strom kultureller, sozialer, religiöser und caritativer Tätigkeit im katholischen Deutschland soll nun während der Tagung der Generalversammlung in Augsburg in seinen wichtigsten Lebensäußerungen erfaßt, in seiner Kraft und Tragweite geprüft werden, auf daß er dann wieder segensreich sich über die katholischen Gebiete unseres Vaterlandes ergieße, in den Herzen der Katholiken die Begeisterung für ihre Kirche erhöhen und neue Kräfte im Interesse der katholischen Kirche wecken möge. Alle Besucher des Katholikentages in Augsburg, die zu diesem hehren Ziele hierhergekommen sind, seien deshalb von ganzem Herzen willkommen geheißen. Unter dem Schutze des Himmels und dem Segen des deutschen Episkopats sind hier versammelt die Bannerträger der katholischen Weltanschauung, Männer von echter Ueberzeugungstreue und Tatkraft, die in Reden und Vorträgen die brennendsten Fragen der katholischen Kirche erörtern, die Prinzipien der katholischen Weltanschauung verteidigen, die Pfadweiser für die zukünftige Entwicklung aufstellen. Es sind ferner Männer da, die ihre Lebensarbeit im Dienste der reichgegliederten Organisation der Nächstenliebe und der Kultur des Katholizismus aufopfern und die in zahlreichen Versammlungen ihre Sonderziele besprechen und den segensreichen Einfluß der katholischen Religion auf allen Gebieten immer mehr vertiefen wollen. Und Tausende und Abertausende des katholischen Volkes sind hierhergeeilt, um einerseits die Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zu einer machtvollen Kundgebung nach außen hin zu gestalten, und um andererseits ersprießliche Anregungen zu empfangen, und eine helle Begeisterung von dem imposanten Eindruck eines Katholikentages in ihren Herzen entfachen zu lassen, welche dann nach der Heimkehr in den Herzen von Millionen nachklingen soll.

Das uralte Augsburg ist die Stätte der heurigen Tagung. Ein in der Geschichte unverwischbarer Flecken deutscher Kultur, politischer Kämpfe, religiöser Wirren. Die Römer haben hier bei ihrem Vordringen in die Urwälder Germaniens einen strategisch hervorragend günstigen Platz erkannt und denselben militärisch befestigt. Noch heute erinnern alte Punkte im Stadtinnern an die römische Niederlassung. Dann kam das Christentum in die Militärkolonie Augusta Vindelicorum. Die heilige Afra, die heute noch neben dem heiligen Ulrich Bistumspatronin ist, reicht hinauf bis in die ersten Zeiten des Christentums in Augsburg. Und als dann die Hunnen im 10. Jahrhundert die Lande verwüsteten, da war Augsburg unter seinem starken Bischofe, dem heiligen Ulrich, ein festes Bollwerk gegenüber den Anstürmen der Barbaren, welche im Jahre 955 auf dem benachbarten Lechfelde für alle Zeiten mit blutigen Köpfen heimgeschickt wurden. Welche glänzende Rolle Augsburg im Mittelalter als Handelsstadt unter den großen Kaufmannsgeschlechtern der Fugger und Welser gespielt hat, ist jedermann aus der Geschichte wohl bekannt. Ebenso bekannt ist, daß die Großen des Reiches, Kaiser und Könige in Augsburg Reichstage abhielten und Augsburg oft zum Wohnsitz erkürten. Dann kommen im Laufe der Geschichte die religiöspolitischen Wirren der Reformationszeit, in welcher in erster Linie Augsburg eine tiefeinschneidende Rolle spielte. In den späteren Jahrhunderten sank dann die Stadt von ihrer ehemaligen Höhe als Handelszentrale und Stätte hoher Kultur und schaffenseifrigen Künstlertums herab. Seit 1806 ist die ehemalige freie Reichsstadt dem Königreich Bayern eingegliedert.

Eine reiche Industrie, ein reges gewerbliches Leben herrschen heute in Augsburg, das als angehende Großstadt der modernen Kultur seine Mauern nicht verschlossen hat. Zeitgemäßer Fortschritt und altertümelnder Charakter treten dem Besucher der Stadt überall entgegen. Der Fremde, der bislang von Augsburg wenig vernommen hat, möge die Zeit, die ihm die Beteiligung an den Veranstaltungen des Katholikentages übrigläßt, benützen, um die reichen Kunstschätze in den Museen, vor allem aber die herrlichen Kirchen und profanen Monumentalbauten, die kunstvollen Brunnen, die geschmackvollen Häuserfassaden, die alten interessanten Straßenzüge zu durchwandern und zu genießen. Eine Stätte von solch alter Kultur wie Augsburg hat im Laufe der Jahrhunderte Schätze und Denkwürdigkeiten aufgestapelt, wie sie wenigen anderen Städten beschieden sind.

Wir heißen den Besucher des Katholikentags willkommen als Gast unserer Stadt. Die Bevölkerung aller Konfessionen wird ihre Gäste zuvorkommend und liebenswürdig beherbergen. Der friedliche Charakter eines Katholikentags, der sich den Traditionen getreu von politischen Erörterungen fernhält und nur dem Wohl und Wehe der katholischen Kirche und ihrer Anhänger in Deutschland sich widmet, wird alle Einwohner der Stadt wohltuend berühren. In Erkenntnis und Ueberzeugung von dem friedlichen Charakter der Katholikenversammlung haben denn auch Stadtverwaltung und Einwohnerschaft alles aufgeboten, um den vielen und illustren Gästen ein freundliches Heim zu bieten und die Erinnerung an ihren Aufenthalt dauernd im Herzen einzuprägen.

Der Katholikentag wird eine Tagung der Freude und des Friedens, der Arbeit, der Begeisterung und der zuversichtlichen

Ausschau nach vorwärts und nach aufwärts sein. Buntbemützte Studenten halten ihre Kommerse, schwören von neuem zu ihren Prinzipien der Religion, Wissenschaft, Freundschaft; Gartenfeste werden veranstaltet in Frohsinn und Freude; alte Freundschaften werden erneuert, neue werden geschlossen werden. Männer lernen sich kennen, die seit langem schon wissenschaftlich, politisch, sozial, caritativ miteinander verkehren; Ideen über die Zeitlage werden ausgetauscht, Befürchtungen werden geäußert, Meinungsverschiedenheiten werden ausgeglichen, neue Ziele werden gesteckt, neuen Schwierigkeiten wird ins Auge geschaut: das alles aber geschieht in liebevoller Anhänglichkeit an die Interessen unserer heiligen katholischen Kirche, die heute mehr denn je der Treue und Tatkraft ihrer Mitglieder auf allen Gebieten des Lebens bedarf.

Das katholische Deutschland steht heute vor ernsten und schweren Aufgaben. Die politischen Parteien von den Nationalliberalen bis zu den Sozialdemokraten befehden offen und in den schärfsten Angriffen die Position des deutschen Katholizismus. Im Kultur- und Wirtschaftsleben vermögen die Katholiken nur mit großen Anstrengungen sich durchzusetzen. Bekanntlich bilden die wiederholten Klagen über Imparität und Zurücksetzung, die notorische Zurückgebliebenheit im wirtschaftlichen, kaufmännischen Leben, die ungleiche Anteilnahme an den mittleren und höheren Studien, insbesondere die spärliche Vertretung in den Hochschulkörpern immer noch einen Gegenstand fortwährender notwendiger Beachtung. Wer Liebe zu seiner Kirche hat, muß wünschen, daß ihre Kulturkraft auf allen Lebensgebieten Einfluß erhalte, und daß der Segen der katholischen Weltanschauung gebührend zur Geltung gelange. Abgesehen von vordringlichen Fragen allgemein kultureller, religiöser und sozialer Natur steht heute mehr denn je im Zeitalter des materiellen Aufschwungs die materielle Kräftigung des katholischen Volksteils im Vordergrund. Die katholische Kirche muß in verstärktem Maße den Anforderungen der Diasporaseelsorge, der Großstadtseelsorge, der inländischen und insbesondere auch der ausländischen Mission Rechnung tragen. Ferner erheischen die Forderungen in wissenschaftlichem Leben, die Eroberung der dem Christentum feindlich oder gleichgültig gesinnten Universitäten, sowie das Vordringen in akademische Berufe, in industrielle, technische und kaufmännische Stellungen von ausschlaggebender Bedeutung eine erhöhte Anspannung aller geistigen und materiellen Kräfte. Die schweren Wunden der Säkularisation und des Kulturkampfes sind in recht empfindlichen Narben am Körper des katholischen Organismus immer noch wahrnehmbar. Die katholische Religion mit ihrem superioren führenden Charakter unter den Weltbeglückungsphilosophien muß auf allen Gebieten einen stärkeren Einfluß erringen. Sie ist es, welche menschenmögliches Glück, Idealismus und materielle Tatkraft in sich vereinigt und die Menschen auf die höchsten Stufen des Daseins zu führen imstande ist. Soll aber der Katholizismus weitere Volkskreise, die Gebildeten und die einfacheren Volksschichten in stärkerem Maße erfassen, so ist es erforderlich, daß die Katholiken im Zeitalter der kapitalistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung hinter ihren übrigen Volksgenossen materiell nicht zurückbleiben. Natürlich soll und kann dem wilden Erwerbsdrang und der rücksichtslosen, skrupelfreien Wirtschaftsgebarung in keiner Weise das Wort geredet werden. Aber die Fülle der Aufgaben für Wissenschaft, Diaspora, Missionen, um nur einige Punkte anzudeuten, erheischt große materielle Opfer, so daß das Erwerbs- und Sparsamkeitsmoment unter den Katholiken intensiver betont werden muß. Dies ist um so notwendiger, als die neueste Berufszählung im Deutschen Reiche vom Jahre 1907 diesmal auch Nachweisungen zwischen dem Zusammenhang von Konfession und beruflicher Schichtung gebracht hat, aus denen hervorgeht, daß die Katholiken fast in allen Berufsgruppen von den Protestanten und Israeliten überflügelt werden. Insbesondere die industriellen Berufe, dann die kaufmännischen und die freien Berufsgruppen weisen sehr bedenkliche Lücken auf. Es ist hier nicht der Ort, diese statistischen Enthüllungen näher klar zu legen; auch mag der Hinweis auf diese Wunden am katholischen Gesamtkörper bei einem Willkommartikel nicht angenehm empfunden werden. Allein der Katholikentag hat den Hauptzweck, in richtiger Erkenntnis der Lage der katholischen Kirche auf Beseitigung aller Hemmnisse hinzuarbeiten, welche der glanzvollen Entfaltung des katholischen Kulturideals hindernd im Wege stehen. Werden die Katholiken wohlhabender und reicher, dann können auch die Spenden für Kultus und Kultur, für die geistige, sittliche, caritative Unterstützung und Hebung des Volkes reichlicher fließen. Dann werden sich freigebige Mäcene finden, die unter den deutschen Katholiken vorläufig nur als weiße Raben anzutreffen sind. Wenn der verstorbene Dr. Siben auf dem Mannheimer Katholikentag gemeint hat, die Katholiken brauchten mehr Kommerzienräte, und sie sollten die arbeitsamen Hände noch fleißiger rühren, um die wirtschaftliche Inferiorität bald aus der Welt zu schaffen, so hat diese Forderung heute noch ihre volle Gültigkeit, und es bleibt die ernste Mahnung für den Katholikentag in Augsburg bestehen, neben den idealen und religiösen Gesichtspunkten, die die Tagung beleben werden, auch der materiellen Gestaltung der Lage des katholischen Volksteiles, des Studiums realer und technischer Fächer, der kaufmännischen Berufsarten mit ihren einträglichen Gewinnen, des Handelshochschulstudiums usw. neben der Pflege humanistischer Berufsarten nicht zu vergessen. Ohne Zweifel verdient dieser Gesichtspunkt eingehende Beachtung, so daß es sich wohl empfehlen würde, auf einem der nächsten Katholikentage diese Angelegenheit wieder zur Sprache zu bringen, nachdem heuer andere, ebenfalls sehr wichtige Gesichtspunkte in den Vordergrund geschoben wurden.

Die Früchte der Katholikentagungen bestehen darin, daß ein neuer Ansporn in das gesamte katholische Leben hineinkommt, daß mit neuem Mut und erhöhter Begeisterung und Liebe zu unserer Kirche an deren gedeihlicher Entfaltung auf allen Gebieten weiter gearbeitet wird. Leider ist seit einiger Zeit ein gewisses Mißtrauen in den eigenen Reihen wach geworden, welches bei zunehmender Verschärfung imstande wäre, das katholische Heerlager in zwei feindliche Haufen zu zerreißen. Angesehene, im Dienste der katholischen Sache ergraute Männer, katholische Zeitungen, soziale Organisationen sind in den Verdacht gebracht worden, nicht mehr voll und ganz auf dem Boden des Katholizismus zu stehen, weil sie nicht genug die katholische Weltanschauung, sondern in gegebenen Fällen die positiv christliche Weltanschauung betonten. Es ist vielfach zur Gewohnheit geworden, hinter jeder freien, von der allgemein üblichen Auffassung etwas abweichenden Meinungsäußerung eine Gesinnung zu wittern, die dem Lager der Modernisten entstammt, also scharf bekämpft werden müsse. Durch diese übertriebenen Befürchtungen sind viele Unstimmigkeiten und Erbitterungen entstanden. Da ist es denn notwendig, daß der Katholikentag die Extreme auf beiden Seiten beschneidet und jegliches gegenseitige Mißtrauen unterbindet. Die Katholiken können sich den Luxus unfruchtbarer Fehdekriege im eigenen Lager nicht leisten. Möge der Katholikentag die segensreiche Wirkung haben, daß Milde der Gesinnung, Milde des Tones, gegenseitige Achtung einzig und allein die Basis sein mögen, auf welcher die Meinungsverschiedenheiten im Literaturstreit, bezüglich der Osterdienstagsgesichtspunkte usw. zum Austrag gebracht werden. Wenn dann auf dem Katholikentag in Eintracht und Begeisterung die Einigkeit der deutschen Katholiken gefeiert wird, dann möge demutsvoller Sinn und Liebe zur Kirche für die Zukunft alle gegenseitigen unmotivierten Angriffe und Mißtrauen säenden Erörterungen im Keime ersticken. Das ist wohl der beste Vorsatz und die erfreulichste Frucht des Augsburger Katholikentags.

So mögen denn ergiebige Arbeitsamkeit, zweckdienliche Aussprachen und Beschlüsse, hohe Ziele und neue Ideale, Liebe und Begeisterung den Katholikentag in Augsburg durchwehen zum Nutzen unserer heiligen katholischen Kirche und zum Segen für alle, die um der Früchte und des Genusses des Katholikentags willen hierhergeeilt sind. Ihnen allen nochmals ein herzliches Willkommen!



Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Eine bayerische Stimme über die nationalliberale Taktik.

In dem Korrespondenzblatt der bayerischen Nationalliberalen findet man einen Artikel, in dem viel mehr realpolitische Weisheit steckt, als in der geschraubten Abschiedsrede, die der angefeierte „Führer" Bassermann vor Antritt seiner Nordlandsreise durch den „Hamb. Korresp." hat veröffentlichen lassen. Das bayerische Organ sagt in Umkehrung eines bekannten englischen Spruches, die nationalliberale Partei brauche nicht andere Männer, sondern eine andere Politik in mancher Beziehung. Und dann legt es den Finger auf einen sehr wichtigen Punkt, der bei den unermeßlichen Kannegießereien der letzten Monate zu wenig hervorgehoben worden ist. „Eine Politik" fordert es, „welche stärker als in den letzten Jahren die Interessen der produktiven Stände, insbesondere von Landwirtschaft, Industrie und Gewerbe schützt, ohne deshalb die Interessen anderer Berufsklassen zu vernachlässigen, und ohne namentlich das Wohl des Ganzen jemals aus den Augen zu lassen." Das ist offenbar auf die Neuordnung des Zolltarifs und der Handelsverträge gemünzt. Diese Aufgaben werden in der Tat die wichtigste Arbeit des künftigen Reichstags bilden, und wer praktische Politik treiben will, muß an die künftigen Wahlen mit der Frage herantreten: Wird aus der Urne eine Mehrheit hervorgehen, die unsere bewährte Wirtschaftspolitik zu erhalten und fortzubilden vermag? Kurz gesagt: Wird die Mehrheit schutzzöllnerisch oder freihändlerisch sein?

Die freihändlerische Theorie wird bekanntlich von der Fortschrittlichen Volkspartei vertreten. Die Sozialdemokratie beteiligt sich an dessen Bestrebungen zu agitatorischem Zwecke, um mit dem Geschrei über „Brot- und Fleischwucher", „Verteuerung der notwendigsten Bedürfnisse" usw. die Massen einzufangen. Dieselben Massen, die von der Schutzzollpolitik den größten mittelbaren Vorteil haben, da ohne den Schutz der einheimischen Produktion und ohne die vertragsmäßige Sicherung des Außenhandels die Arbeitsgelegenheit sich vermindern und die Arbeitslöhne sinken würden. Wer der bürgerlichen oder sozialdemokratischen Linken bei den Wahlen Vorschub leistet, erschwert und gefährdet die Wirtschaftspolitik, die seit 1879 den Aufschwung des deutschen Erwerbslebens herbeigeführt hat und für die Fortdauer unseres Wohlstandes und unseres inneren Friedens unerläßlich ist.

Zu den Förderern der freihändlerischen Bestrebungen gehört aber zurzeit die nationalliberale Parteileitung. Ob bewußt oder unbewußt, das mag dahingestellt bleiben. Der Bassermannsche Erguß im „Hamb. Korr." läßt vermuten, daß dieser Führer vor lauter parteipolitischen Finessen die Hauptsache übersieht. Er spricht über die Heydebrandschen Konservativen, die Landwirtbündler und vor allem das Zentrum die Verwahrung aus und fordert eine „volkstümliche", d. h. liberale Politik, aber von der Notwendigkeit einer gesunden Wirtschaftspolitik und von der Unentbehrlichkeit der vorgenannten Parteien für die Lösung dieser Lebensaufgabe des Reiches erfahren seine geduldigen Zuhörer nichts. Herr Bassermann will mit den genannten Parteien durchaus nicht zusammenarbeiten; um so mehr betont er das Zusammengehen mit der fortschrittlichen Volkspartei. Den Großblock auf das Reich zu übertragen, lehnt er freilich schamhaft ab; doch gewährt er dem Großblock in Baden ein tolerari posse, was er vielleicht für ausreichend hielt, um seinen Parteigenossen die Stichwahlhilfe der Sozialdemokraten zu sichern. Aber wenn nun nach Bassermannschen Hoffnungen die Altkonservativen und die Männer von der Wirtschaftlichen Vereinigung und die Zentrumsleute bei den Wahlen zusammenschmölzen, wo bliebe dann die arbeitsfähige Mehrheit? Dann könnten die Nationalliberalen nach rechts hin überhaupt keine Mehrheit bilden, und nach links hin nur unter gütiger Beteiligung der sozialdemokratischen Fraktion. Dann wäre weder der Bülowblock noch der schwarz-blaue Block, noch überhaupt ein Arbeitsblock möglich, sondern nur ein rosa-roter Haß- und Hetzblock, der wohl zum Verneinen, aber nicht zum Schaffen fähig wäre.

Wo dann die Wehrkraft des Deutschen Reiches bleiben würde, wollen wir heute nicht fragen. Aber um so mehr muß die Frage vorangestellt werden: Was soll aus dem deutschen Gewerbefleiß, aus der Industrie und der Landwirtschaft werden, wenn wir unseren Schutzzolltarif und die darauf basierenden Handelsverträge nicht aufrecht erhalten können?

Herr Bassermann gibt zu, daß die Liberalen bei den Ersatzwahlen Niederlagen erlitten haben und bei den allgemeinen Wahlen „manche neue Niederlage" erleiden werden. Er sieht also eine numerisch geschwächte Minderheitsstellung für den Liberalismus voraus, glaubt aber trotzdem die Regierung zur Unterwerfung unter den Liberalismus, zur Einleitung einer liberalen Politik zwingen zu können. Eine wunderliche Selbstüberhebung, die offenbar in dem Aberglauben wurzelt, daß die Regierung überhaupt keine zugkräftige Wahlparole finden könne, wenn der Liberalismus sie ihr nicht biete. Das ist ein großer Irrtum. Die Erfahrungen von 1878, 1887, 1893, 1907 haben gezeigt, daß die Regierung in der Auflösung und der Veranstaltung von Konfliktswahlen ein starkes Machtmittel besitzt, wenn sie es nur in eine halbwegs geschickte Hand nimmt. Ob diesmal durch die Parole „Schutz der Wehrkraft Deutschlands" wieder eine Art Angstwahl gemacht werden könnte, lassen wir dahingestellt. Auf jeden Fall wäre die Parole „Schutz der einheimischen Produktion und des deutschen Wohlstandes" sehr zugkräftig.

Und für die bisher mühsam geflickte Einigkeit der nationalliberalen Partei würde eine solche Wendung den Todesstoß bedeuten. Nicht bloß die rheinisch-westfälische Großindustrie, sondern noch viel weitere Parteikreise, die mit dem gewerblichen oder landwirtschaftlichen Erwerbsleben verknüpft sind, würden dann offen auf die gouvernementale Seite treten und die jungliberalen Ideologen links liegen lassen.

Die unbedingt notwendige Solidarität der Erwerbsstände, auf die das bayerische Organ mit Recht hinweist, hat Herr Bassermann aus den Augen gelassen; sonst hätte er die unbedingte Verfehmung des Bundes der Landwirte sich nicht erlaubt. Oder denkt er vielleicht, daß der Hansabund schon die Vernichtung der Agrarier und die „Sammlung" der bäuerlichen Wahlstimmen besorgen werde? So hoch können wir diesen neuen Bund trotz seiner riesigen Geldmittel nicht einschätzen. Der Hansabund ist auch nach seiner Natur und Struktur nicht imstande, eine brauchbare Grundlage für die deutsche Wirtschaftspolitik zu schaffen. Er ist ein Berliner Kind, hervorgegangen aus den Großhandelskreisen und der Hochfinanz; er trägt freihändlerische Eierschalen an sich. Sobald der Bund tiefer in die Zoll- und Handelsvertragspolitik eingreifen will, gerät er in Spaltungsgefahr. Zurzeit hat er bessere Fühlung mit der Sozialdemokratie, als mit den konservativen Stützen unserer Schutzzollpolitik. Der neueste Sport des Hansabundes besteht ja darin, daß er Mitglieder jener sozialdemokratischen Partei, die den geschäftlichen Boykott als parteipolitisches Kampfmittel aufgebracht und so vielfach verwertet hat, in pompöser Weise in Schutz nimmt gegen vereinzelte und sehr dilettantenhafte Boykottansätze auf agrarischer Seite. Eine Zeitlang schien es, als ob der Hansabund bei seinen großen materiellen Mitteln und der Rührigkeit der „neuen Besen" ein Faktor ersten Ranges in der Wahlbewegung, und zwar zum Vorteile des Liberalismus, werden könne und solle. Nach den bisherigen Erfahrungen in den Ersatzwahlkreisen und nach der Entwicklung der Bundesagitation neigen wir der Ansicht zu, daß auch der Hansabund den Zusammenbruch des Liberalismus bei den nächsten Wahlen nicht aufzuhalten vermag. Als vorsichtige Propheten wollen wir freilich hinzusetzen, daß bei einer überraschenden Aenderung der parteipolitischen Lage und bei einer besseren Führung der nationalliberalen Partei das nächstjährige Wiedersehen bei Philippi für die Liberalen noch gnädig ablaufen, sozusagen im Zeichen des blauen Auges bleiben könnte. Die Aussicht auf eine überraschende Wendung ist freilich gering, da die nationalliberale Partei, auch die besonnenen Elemente, sich soeben noch haben verleiten lassen, auf die Person des anscheinend unbelehrbaren Bassermann sich festzulegen in der Huldigungskomödie, die den Zwiespalt maskieren sollte.

Die entscheidende Bedeutung der ungestörten Wirtschaftspolitik bestätigt die alte Wahrheit, die ja auch Bülow durch sein verfehltes Blockexperiment hat kennen lernen müssen, daß sich das Zentrum auf die Dauer nicht ausschalten läßt. Das Zentrum hat 1879 durch eine kühne und kluge Politik die Wirtschaftspolitik begründen helfen; das Zentrum hat sie in Gang erhalten und auch bei der letzten Zollreform unter dem noch nicht verblockten Bülow entschneidend mitgewirkt. Ohne das Zentrum wird auch der nächste Reichstag die Staatsnotwendigkeiten nicht zu leisten vermögen. So ist schon dafür gesorgt, daß die Bäume der liberalen Anmaßung nicht in den Himmel wachsen. Sollten die nächsten Wahlen dank der kurzsichtigen Hetztaktik der Liberalen schlecht ausfallen, so wird die Befragung des Volkes wiederholt werden, und bei den Auflösungs- und Konfliktswahlen werden nicht wir in das Gedränge geraten, wohl aber Herr Bassermann und seine Freunde auf der Linken.



Was haben wir deutsche Katholiken dem Vaterlande zu geben?

Von Dr. N. Brem, Landessekretär des Volksvereins, München.

Es ist niemand verborgen, daß wir uns in einer Zeit der Krise befinden. Der ruhige Fortgang der Entwicklung in Deutschland stockt seit 1906. Während die Reichsregierung alles andere mehr als Klarheit und Zielbewußtheit aufweist, wächst die Zahl derjenigen, welche von einer Politik der Linken die glückliche Entfaltung der deutschen Zukunft erwarten. Die *Sozialdemokratie*, unser eigentlicher Feind, hat mehr denn je Aussichten, die größte Partei des Reichstages zu werden. Auch immer breitere Schichten gebildeter und halbgebildeter Kreise geben sich der Meinung hin, daß ohne die radikale Klassenbewegung des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts, ohne die breiten Massen der Sozialdemokratie jene Freiheit in Deutschland nicht errichtet werde, von der sie das Heil erträumen. Sie nähren die Linksstimmung, den *politischen und religiösen Radikalismus*. Sollte die Freigeisterei irgendwann zur Macht gelangen und regierungsfähig werden, so würde sie endgültig Deutschland vor die Frage stellen, ob es zu den konservativen und religiösen Mächten das Verhältnis bewahren will, das es in einer tausendjährigen Geschichte einnahm, oder ob es dem Beispiel der romanischen Völker zu folgen gewillt ist. Die Freigeisterei hat vielzuviel Erfahrungen aus den romanischen Ländern, um nicht zu wissen, daß das eigentliche Bollwerk gegen ihre Bestrebungen die *katholische Kirche* ist. Nachdem wie in keinem anderen Lande in Deutschland der Katholizismus durch seine Minoritätsstellung und den Kulturkampf auch für die Oeffentlichkeit eins und stark geworden ist, heißt gerade in Deutschland das Problem, um das es sich immer wieder dreht: Katholizismus. Herrscht dann nun wenigstens in den berufenen Kreisen eine richtige Wertschätzung dessen, was der Katholizismus dem Vaterlande anzubieten hat? Die Hetze aus Anlaß der Borromäusenzyklika hat uns aufs neue mit der betrüblichen Gewißheit erfüllt, daß dies leider nicht der Fall ist, und daß man nicht versteht, welche Bedeutung dem deutschen Katholizismus, dem *katholischen Glaubens- und Organisationsleben*, für die Entwicklung unseres Vaterlandes zukommt.

Wie steht es mit dem *deutschen Geistesleben*? Es seien die feinen Worte *Euckens* zitiert, die er in einem Aufsatz über Volksbildung (Volksbildungsarchiv I. Band S. 225) ausspricht:

„In unheimlicher Weise ist ein Scheinwesen emporgeschossen und droht mit keckem, ja frechem Gebaren alles echte Leben zu überwuchern; unsere Kultur zeigt, vom Ganzen und Innern des Menschen aus angesehen, viel greisenhafte Züge, ein Stocken des geistigen Schaffens, Ueberspannung und Raffiniertheit, eine Zurückdrängung echter Geistesbildung durch kleinmenschliches Getriebe, die Gefahr eines Sinkens zur Kulturkomödie. Dringend bedürfen wir einer Verjüngung des Lebens, einer Regeneration der Kultur."

Eucken ist nicht der unsrige. Um so wuchtiger wirkt sein Zeugnis. Alles Zentrale, das ist die deutliche Klage der Gegenwart, ist ihr abhanden gekommen. Keine Sonne im Geistesleben und kein Sonnensystem. Das 19. Jahrhundert hat sein Versprechen nicht halten können. Von der Befreiung und Entfaltung des Menschlichen im Menschen erwartete es sein Königtum, eine harmonische Gestaltung des individuellen und gesellschaftlichen Daseins. Wenn aber die Entfaltung des Individuums allein das Menschenglück überhaupt zu begründen vermöchte — warum hat es das nicht seit 100 Jahren getan? Wir hatten doch *Herder* und *Kant*, *Goethe* und *Schiller*, *Fichte* und *W. v. Humboldt*. Hätte man nicht einfach ihre Schriften in billigen Volksausgaben zu verbreiten brauchen, um ein glückliches und harmonisches Menschentum möglich zu machen? Offenbar liegt die Angelegenheit recht viel tiefer. Mag dem humanen Individualismus vor 100 Jahren die Rolle zugefallen sein, aus der Wüste der Aufklärerei das Geistige zu retten und die verschütteten Zisternen persönlichen Lebens wieder offen zu legen: auf ihn allein ließ sich, das ist erwiesen, das Menschen- und Völkerglück nicht stellen. Es gehört zu den Ironien der Weltgeschichte, daß ausgerechnet im 19. Jahrhundert, an dessen Wiege die humanen Denker und Dichter standen, *Manchestertum* und *Marxismus* groß und übergroß wurden, die jeden Einfluß geistiger Mächte auf die Entwicklung nachdrücklichst leugneten. Dasselbe Jahrhundert, welches das Wort von der Freiheit der Lebensgestaltung so laut aussprach, sah sich alsbald an den fürchterlichsten Mechanismus verkauft, der jeden zum Rade macht, abhängig von Millionen anderen Rädern, der niemand über den Prozeß hinaussehen läßt, in dem er arbeitet, und von dem er selbst getrieben wird. Nicht leicht ist der Liberalismus illiberaler, das Leben unpersönlicher, sind Privilegien und Monopole drückender geworden, als im letzten Jahrhundert der Freiheit, der Persönlichkeit, der Menschlichkeit! Die humane Ethik, wie sie vor 100 Jahren gepredigt wurde, erstarrte vor dem Eisstoß, den die wirtschaftlichen Kräfte daher trieben. Die Rente regierte und nirgends die Seele. Und als *Nietzsche* in ungeheurer Gereiztheit über diese erdrückende und erstickende Unpersönlichkeit des Lebens die glühende Lava seiner leidenschaftlich aufgepeitschten Seele ausschüttete und das Individuum aus der Sklaverei des 19. Jahrhunderts reißen wollte durch Vergötterung desselben — da endete dieser Aufruhr mit dem physischen und geistigen Bankerott des Dichterphilosophen. Das war die Tragödie des 19. Jahrhunderts.

Wohin hat sich denn nun aber die Seele gerettet? Wo bot sich das schützende Dach, unter das sie sich zurückzog? Wo sind die Menschen, die sich selber gehörten und sich selber bewahrten? Wer über diese Frage nachdenkt, dem kommt der ungeheure Nachdruck zum Bewußtsein, mit welchem die Religion, die auf das Erlösungswerk des Gottmenschen, auf die Autorität einer zweitausendjährigen, von ihm gestifteten *Kirche* sich stützt, noch immer *in die Seelen hineinreicht* und das *Gemütsleben des Volkes erfaßt*, auch wenn das Geistesleben der Zeit verarmt. Sie ist das Hochreservoir der lebendigen Wasser, deren ein Volk zu allen Zeiten bedarf. Alle Hochachtung vor den Großen im Reiche der Gedanken: Aber was bedeutet ihr Einfluß gegenüber der in die letzten Seelenfalten dringenden Macht, die aus der Kirche zum ganzen Volke spricht, auch wenn die Propheten eines Jahrhunderts und Jahrzehnts in Vergessenheit sinken? Durch eine opferfreudige Seelsorge, die nicht rastet, die heilenden und heiligenden übernatürlichen Quellen des Christentums ins Volk zu leiten, wird still und verborgen die Kraft persönlichen Lebens geweckt und die individuelle Widerstandsfähigkeit gestählt, auch wenn übermächtige Zeitströmungen die Seele zu verwüsten drohen. Vor den katholischen Sakramentsaltären und Muttergottesbildern kniet ein deutsches Volk, das nicht verwirbelt und entwurzelt, durch die Entwicklung nicht um alle geistigen Mittelpunkte gebracht, ein Stück Ruhe sich bewahrt hat. Man lacht über sein Kirchentum und seine Gebundenheit. Aber hat nicht gerade dieses katholische Volk den Spaltpilz des Zweifels und der geistigen Zersplitterung abhalten können und der Mechanisierung und Atomisierung des Lebens die Beseelung desselben, der vielgerühmten Differenzierung die Vereinfachung, der Auflösung die Erhaltung der geistigen Zentralen gegenübergestellt? Eucken hat aber gerade das als die Voraussetzung der so notwendigen Erneuerung der Gegenwartskultur hingestellt, wenn er am oben zitierten Orte sagt:

„Dringend bedürfen wir einer Verjüngung des Lebens, einer Regeneration der Kultur. Eine solche aber kann nur durch ein Zurückgehen auf die ursprünglichen Quellen des Lebens, nur durch eine kräftigere Herausarbeitung seiner wesentlichen und einfachen Züge erfolgen. Die großen geistigen Erneuerungen des Menschen waren — so stellt es uns namentlich die Geschichte der Religion vor Augen — im Grunde stets Vereinfachungen, Wendungen von der Verkünstelung und Verbildung der menschlichen Verhältnisse zur Einfalt echter Geistigkeit, echten Beisichselbstseins des Lebens."

Wenn aber kein Organismus leben kann ohne die stillen Kräfte, die im Innersten weben und bauen, so muß die Erweckung tiefster Lebensquellen durch die Religion. auch für den Aufbau eines Volkes, für seine wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und staatlichen Bemühungen von Belang sein. Ueberschauen wir die Entwicklung der letzten Jahrzehnte von diesem Gesichtspunkte aus. Zunächst warf sich die *Seelsorge* den drohenden Gewalten der Trennung und Desorganisierung entgegen. Ein Ringen um jede einzelne Seele begann, eine ungeheure Missionsanstrengung. Der Seelsorge folgte die *katholische Vereinsarbeit*, die den Glaubensgenossen in ihr berufliches und bürgerliches Leben nachging. Sie hat ein Heer von Katholiken, Männern und Frauen, auf den Plan gebracht, sie begeistert, geschult und ausgerüstet. Die Katholiken haben gerade in den stärkst industrialisierten Gegenden unseres Vaterlandes der Sozialdemokratie ein Halt entgegengerufen, wie es in anderen Gebieten nicht vermocht wurde. War das keine deutsche Tat? Wer zittert nicht vor jener Verwüstung aller tiefen und quellenden Kräfte des Volkes, die mit seiner politischen Radikalisierung einreißen müßte? Wer darum glaubt, daß mit der radikalen Phrase der norddeutschen, mit der ewig jovialen, zielbewußten Satire der bayerischen Sozialdemokratie die positiven Kräfte eines Volkes nicht aufgerufen werden können, der wisse Dank dem Katholizismus

im Namen des deutschen Volkes, daß er sich gegen die Sozialdemokratie mit Erfolg gestellt hat.

Aber die Arbeit der Katholiken wuchs über die Abwehr gewaltig hinaus. Da sie durch ihre religiöse Ueberzeugung für den Blick aufs Ganze geschult sind, waren sie schnell dabei, als es galt, nicht die Not der einzelnen, sondern die der Massen zu sehen und eine planvolle soziale Tätigkeit zu entfalten. Mit am frühesten verspürten es katholische Geister, daß der Zeitgeist etwas vom Salz der Massen in sich trage, gleich dem Winde, der übers große Wasser kommt. Unbestritten haben gerade katholische Kreise ihren ruhmvollen Anteil an allen modernen sozialen Bestrebungen. Einem Jahrhundert, welchem der Einblick in die innere Notwendigkeit organisierten Zusammenlebens durch die liberale Phrase getrübt worden war, half der Katholizismus Organisationstrieb wieder gewinnen. Die ständischen Gedanken, die Gedanken der Berufsehre und Berufsorganisation, haben seit mittelalterlichen Tagen in der katholischen Gedankenwelt ein Echo. Soweit aber die Industrialisierung vorwärts schritt und alle wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse verschob, hat den neuen Problemen gegenüber der Katholizismus sich nicht etwa der Verzweiflung hingegeben — man denke an den Volksverein —, sondern eine Volkspädagogik im großen Stile eingerichtet, ein Verstehen der Lage und ein gegenseitiges Sichverstehen angebahnt und triebkräftige Organisationsgedanken in die Entwicklung geworfen. Zu dieser sozialen Arbeit war der Katholizismus von innen heraus befähigt. Er starrt nicht hypnotisiert auf das Individuum hin wie der Liberalismus. Was der Zeit fremd geworden war, war ihm eigen, nämlich die Einsicht, daß Einflüsse auch vom Ganzen ausgehen. Die sozialen Mächte des Lebens, Bodenständigkeit und Tradition, Volkstum und Vaterland, die im besten Sinne konservativen Mächte genießen im Katholizismus die höchste Bedeutung. Eben deswegen fühlt ja jeder Liberalismus im Katholizismus seinen intimsten Feind. Eben deswegen aber hat sich auch der Katholizismus so ergiebig an jenem Fortschritt beteiligen können, den man deutsche Sozialreform heißt, und der nach neuen Organisationsformen des wirtschaftlichen und sozialen Lebens sucht, damit der alte Geist, der die Kultur seit 1000 Jahren trug, darin Platz habe. Die Geschlossenheit der katholischen Weltanschauung war dabei kein Hindernis, sondern eine Unterstützung, wie sich für die Flugmaschinentechnik ein solider und kompakter Boden als Anfahrfläche als notwendig erweist. Ein Beispiel vermag dies anschaulich zu machen. Die liberale Frauenbewegung bemüht sich in ihren gemäßigten Führerinnen, den rücksichtslosen Subjektivismus, der die geheiligte Institution der Einehe angreifen will, vom Steuerruder fernzuhalten. Tut sie aber das aus sich heraus? Wo ist der Punkt in der liberalen Frauenbewegung, von dem aus prinzipiell der Linksmarsch abgewendet werden könnte? Würde der Widerspruch, den der Großteil der deutschen Frauen gegen die Bestrebungen des Bundes „Mutterschutz" erhebt, so tief wurzeln, wenn nicht im Hintergrunde das starke Dogma der katholischen Kirche stände, das seit 2 Jahrtausenden gilt und über dunkle Jahrhunderte hinweg die Heiligkeit der Familieninstitution in unsere Zeiten hereingerettet hat? Wer darf die soziale Bedeutung der Kirche unterschätzen?

Die Wärme katholischen Glaubenslebens, die gemeinschaftsbildende organisatorische Kraft des Katholizismus hat also Bedeutsames dem deutschen Volke zu schenken, das, kaum 4 Jahrzehnte mit dem Neubau seiner Wirtschaft und seines Staatslebens beschäftigt, schon vor den gefährlichsten Krisen steht. Und darum soll es aufhören, daß man uns Katholiken als die armen und zurückgebliebenen Kinder, als die Aschenbrödel, ja als Fremdlinge im deutschen Vaterlande betrachtet. Wir sind keine Fremdlinge, sondern reiche Söhne des gemeinsamen Vaterhauses. Wir schenken unserem Volke fortwährend mit vollen Händen. Die Schätze, die wir zu verteilen haben, sind groß genug, um das Vaterland aus den Krisen retten zu helfen, in welche die Linksstimmung immer deutlicher es zu zerren droht. Wenn die Glocken der altehrwürdigen Augusta vindelicorum am 23. August zur Wallfahrt einladen, und die gläubigen Scharen deutscher Katholiken durch die Maximilianstraße, Deutschlands schönste Straße, wie Riehl sie nannte, zum Grabe des heiligen Ulrich pilgern, dann soll man wissen, daß, wie dieser Große deutsche Kultur auf dem Lechfeld vor dem Heidentum definitiv rettete, so die katholische Kirche stets dabei war und dabei sein wird, wenn die angestammte christliche Kultur Deutschlands gegen Heidentum und Zersetzung verteidigt werden muß.

Christus in den Aehren.

Verglühend sank der sonnenheisse Tag. —
Ein schwerer Duft zieht durch die Rebenhänge;
Die Aehren rauschen. — Fern ein Sichelschlag
Und eines Ernteliedes verlor'ne Klänge.

Und Schweigen dann. — In stillem Schauen steht
Einsam der Meister in dem Aehrengrunde.
Ein Wehen durch die hohen Saaten geht,
Als träumten sie von naher Opferstunde.

Die Erntestunde! — Sinnend lässt die Hand
Der Meister durch die reifen Aehren gleiten. —
Die heil'ge Opferstunde, da das Land
Sein Bestes gibt, das Pascha zu bereiten! — —

Und leuchtend geht sein Blick — hoch übers Tal,
Weit, weit in ferner Zeiten Morgengrauen. —
Ein tiefes Schau'n: Von Paschabrot ein Mahl!
— — Und abgrundtiefe Liebe ist sein Schauen.

Heinz Hagen.

„Eine wahre Kulturaufgabe."

Eine ernste Stimme aus dem protestantischen Lager gegen die Pest der Pornographie.

Es ist für die „Allgemeine Rundschau" in ihrem unausgesetzten schweren Kampfe gegen die überhandnehmende Pornographie eine besondere Genugtuung, wenn sie hin und wieder auch aus anderen Lagern Stimmen verzeichnen kann, welche den vollen Ernst der Situation erfaßt haben und eifrig mithelfen, die Lässigen aufzurütteln und der ganzen Nation den Abgrund zu zeigen, der sich vor ihr auftut, wenn die jetzigen Zustände noch länger untätig ertragen werden. Zu den aufrichtigsten Bundesgenossen im gemeinsamen Kampfe gegen Schmutz und Gemeinheit gehört die „Deutsche Tageszeitung" in Berlin. Aus Anlaß des unbegreiflichen jüngsten Freispruches am Münchener Schwurgericht widmete die „Deutsche Tageszeitung" (Nr. 352 v. 30. Juli) dieser in unseren Augen wichtigsten und folgenschwersten aller Zeitfragen einen längeren Leitaufsatz unter dem Titel „Eine wahre Kulturaufgabe". Bevor wir den größten Teil des Artikels, insoweit er sich nicht auf Ausführungen der „Allgemeinen Rundschau" selbst beruft, hier wiedergeben, sei unser eigener Standpunkt gegenüber der von der „Deutschen Tageszeitung" vertretenen Forderung nach Ergänzung, Erweiterung und Verschärfung des bestehenden Strafgesetzes kurz markiert. Schon der ständig wachsende Unmut über die in den schwersten Fällen versagende Justiz wird naturnotwendig zu einer Verschärfung der Gesetze führen müssen, zumal in Ländern, die sich (man denke nur an Italien) der liberalsten und fortschrittlichsten Regierung rühmen, von dieser mit der schamlosen Schmutz- und Unzuchtindustrie weit weniger Federlesens gemacht wird, als in Deutschland. Aber wir fragen immer wieder: Was helfen verschärfte, was helfen selbst die schärfsten Gesetze, wenn die Richter oder gegebenen Falles die Geschworenen versagen? Die „Allgemeine Rundschau" wird sich mit den Mißständen in der heutigen Zusammensetzung und Praxis gewisser Geschworenengerichte noch eingehender beschäftigen. Der Hauptgrund liegt aber zweifellos in einem rapiden Niedergang der sittlichen Anschauungen überhaupt, in einer zunehmenden Verwirrung der Begriffe von Anstand und Scham, von Recht und Unrecht, von Verantwortung, Pflicht und Schuld auf dem Gebiete, das wir das sexuelle nennen. Unter der Führung einer verhältnismäßig kleinen, aber vorlauten und rücksichtslosen Minderheit werden hier nachgerade alle Bande der Ordnung gelöst, alle Grenzpfähle und Schutzmauern niedergelegt. Und die maßgebendsten Kreise, die verantwortlichen Faktoren des Staates stehen dieser Entwicklung mit verschränkten Armen untätig gegenüber. Ein bedauerndes Achselzucken ist das einzige, was von der inneren Gesinnung Kunde gibt. Im übrigen herrscht verhängnisvollstes

Gehen- und Geschehenlassen, soweit diejenigen Kreise in Betracht kommen, welche man im Deutschen Reiche als Zeiger an der Uhr zu betrachten pflegt. Geradezu verblüfft hat die in einer öffentlichen Flugschrift enthaltene Mitteilung des bekannten evangelischen Generalsekretärs Lic. Bohn in Berlin, daß eine an Seine Majestät den Kaiser gerichtete eindringliche Vorstellung über die einschlägigen Schäden ohne jede Antwort geblieben sei, woraus Lic. Bohn den Schluß zieht, daß die Vorstellung überhaupt nicht zur Kenntnis des Kaisers gelangt sei. Das ließe allerdings sehr tief blicken! Nachstehend die Ausführungen der „Deutschen Tageszeitung“:

„Wir haben immer und immer wieder die Meinung vertreten und zum Ausdrucke gebracht, daß die im Deutschen Reiche geltenden Bestimmungen gegen den Schmutz in Wort und Bild nicht ausreichen, um unser Volk von dem schlüpfrigen Unrate zu säubern und der Verseuchung unserer Jugend zu wehren. Der Kampf gegen das schmutzige Schrifttum und die schmierige Afterkunst wird neuerdings mit erfreulicher Schärfe geführt. Man hat sich zu Vereinen zusammengetan und diese Vereine entwickeln eine lebendige und nicht ganz erfolglose Tätigkeit. Polizei und Staatsanwaltschaften greifen öfter und fester zu als es früher der Fall war. Aber sie werden leider vielfach von den zuständigen Gerichten im Stiche gelassen. Es finden Freisprechungen statt, wo eine Verurteilung nach dem Rechtsempfinden des sittlich denkenden Volkes selbstverständlich erscheinen müßte. Erst kürzlich haben wir über eine solche Freisprechung hier in Berlin berichten müssen. Viel auffälliger und schlechthin unverständlich ist aber eine Freisprechung, die in diesen Tagen in München erfolgte und über die die dort erscheinende „Allgemeine Rundschau“ folgende Mitteilungen machte.... Wie dieser Freispruch in München gewirkt hat, das geht aus Artikeln der dortigen christlichen Presse, insbesondere aus dem bereits erwähnten Aufsatze der „Allgemeinen Rundschau“ hervor. In der Tat, wenn die Schilderung des Mappeninhaltes richtig ist — und daran darf nicht gezweifelt werden — dann muß sich das sittliche und das rechtliche Empfinden gegen einen solchen Freispruch geradezu empören.....

„Besonders bemerkenswert und bedeutsam war .... der Ausspruch des Justizministers (im bayerischen Landtag), daß die pornographischen Erzeugnisse in Deutschland außerordentlich zugenommen hätten und daß man im Auslande eine aufdringliche Darstellung solcher Erzeugnisse, wie bei uns in Deutschland, nicht sehe. Danach scheint der bayerische Justizminister mit uns der Ueberzeugung zu sein, daß die zurzeit geltenden Bestimmungen nicht ausreichen.

„Wenn aber diese Ueberzeugung vorhanden ist und, was wir annehmen können, auch von anderen maßgebenden Stellen geteilt wird, dann soll man nicht zögern, sondern die Bestimmungen ergänzen, erweitern und verschärfen. Der Meinung, man könne damit bis zur allgemeinen Revision des Strafgesetzes warten, möchten wir ganz entschieden widersprechen. Je länger man mit der rücksichtslosen Beseitigung des schlüpfrigen Schmutzes zögert, um so mehr häuft er sich an, um so allgemeiner, gefährlicher und tiefer wird die Verschmutzung, die Durchseuchung der Volksseele und der Jugend. Gewisse bedächtige Politiker, die die Gefahr wohl erkannt haben und ihre Bedeutung nicht unterschätzen, haben eine gewisse Angst davor, daß sich wieder der papierne Sturm erheben könnte, der damals gegen die sogenannte lex Heinze angefacht und künstlich angeblasen wurde. Zu diesem weibischen Bangen liegt kein Anlaß vor. Die Gefahr ist neuerdings von vielen anerkannt worden, die damals noch Scheuklappen trugen. Die Kampfreihe derer, die mit aller Entschiedenheit eine Reinigung des Volkes, der Gasse, des Schrifttums und der Kunst fordern, ist weit größer geworden. Man hat die Redensarten, die damals in die Welt gesetzt wurden, als hohle Nichtigkeiten oder aufgeplusterte Uebertreibungen erkannt. Wenn die verbündeten Regierungen sich entschließen, endlich einmal fest zuzugreifen, und wenn sie das Ding am rechten Ende anfassen, so werden sie nicht nur im Reichstage eine Mehrheit, sondern auch im Volke volles Verständnis und freudige Unterstützung finden. Der Kunst und der Wissenschaft soll nichts geschehen; nur dem verschmierten Zerrbilde der Kunst und der im Schlamme wühlenden Scheinwissenschaft soll zu Leibe gegangen werden. Ein solches kräftig zupackende und nach Befinden rücksichtslose Gesetz gegen die ekle Schamlosigkeit würde im wahren Sinne eine lex lucis sein. Damit wäre eine dringende, eine wahre Kulturaufgabe gelöst.

„An dieser Lösung hat aber nicht nur der Gesetzgeber mitzuarbeiten, sondern auch andere Kreise des Volkes, in erster Linie die Vertreter der wahren, edlen echten Kunst und der hohen, hehren Wissenschaft. Wenn Zoterei und Schmiererei, wenn schmutzige Unnatur und geschlechtliche Gemeinheit sich unter dem durchscheinenden Deckmantel einer sogenannten Kunst und einer Abart der Wissenschaft breitmachen, so müssen nach und nach Kunst und Wissenschaft selbst Schaden leiden, besonders wenn ihre Vertreter sich dazu bringen lassen, im Namen von Kunst und Wissenschaft das schützende Schild vor den Schmutz zu halten, der einigermaßen künstlerisch und wissenschaftlich aufgeputzt ist. Erfreulicherweise regt sich unter den Künstlern ein immer kräftigerer Widerspruch gegen die zweideutige und zotige Afterkunst. In der Wissenschaft läßt dieser Widerspruch leider noch auf sich warten. Wir haben früher oft die halbwissenschaftlichen Sammelwerke gegeißelt, die die Auswüchse und Häßlichkeiten des Geschlechtslebens behandeln. Manches dieser Werke mag ernst gemeint sein und einen gewissen wissenschaftlichen Wert haben. Viele tragen aber schon in ihrer äußeren Aufmachung und mehr noch in der gesamten Zustutzung des Inhaltes das Gepräge der Pornographie. Das fadenscheinige, mit Mühe überzogene Mäntelchen der Wissenschaftlichkeit ist nicht imstande, den Unrat und die häßliche Absicht zu verhüllen. Daß sich Professoren an solchen Arbeiten beteiligen, ist bedauerlich. Es liegt im eigensten Interesse der wirklichen Wissenschaft, daß sie gegen diesen Mißbrauch mit aller Entschiedenheit und mit der denkbar größten Schärfe Front macht.

„Bei dieser Gelegenheit darf ein Werk nicht unerwähnt bleiben, das jüngst ein Staatsanwalt über die Sexualverbrechen geschrieben hat. Daß diese Verbrechen wissenschaftlich untersucht werden müssen und daß eine solche Untersuchung ihren Wert und ihre Bedeutung haben kann, soll nicht im mindesten bestritten werden. Ist es aber wirklich nötig und zum Verständnisse und zur wissenschaftlichen Beurteilung derartiger Verbrechen erforderlich, daß gewisse häßliche Vorgänge genau geschildert, daß allerhand Mißbildungen, Lustmorde, Dirnen und dergleichen im Bilde vorgeführt werden? Und ist es nötig, daß diese Bilder in den Ankündigungen des Werkes besonders hervorgehoben werden? Gerade bei einem solchen wissenschaftlichen Werke müßte peinlich darauf geachtet werden, daß es nur in die Hände von solchen Leuten gelangt, welche es lediglich aus wissenschaftlichem Interesse lesen. Der Verleger dieses Werkes hat aber recht eigentümliche Ankündigungen an einen großen Kreis von Personen gesandt. Ein Münchener Rechtsanwalt hat sich in einer Zuschrift an uns bitter darüber beklagt, daß ihm eine solche Ankündigung im unverschlossenen Umschlage zugesandt worden sei, so daß seine Frau oder seine Tochter recht wohl hätten Einsicht nehmen können. Wenn ein Staatsbeamter oder ein Hochschullehrer sich für berufen erachtet, über derlei Dinge zu schreiben, so muß er seinen Verleger bestimmen, daß er bei der Ankündigung und Verbreitung des Werkes die gebotene Rücksicht nimmt. Dafür ist der Verfasser bis zu einem gewissen Grade mitverantwortlich.

„An dieser wahren Kulturaufgabe mitzuarbeiten, sind aber schließlich alle ernsten Männer und Frauen berufen. Es muß hier endlich einmal jede Schwäche überwunden werden. Wo auch immer der Schmutz sich zeigt, muß er mit eisernem Besen beseitigt, müssen die zuständigen Behörden zu dieser Beseitigung gezwungen und gedrungen werden. Gewisse Schmutzbuchhandlungen pflegen ihre Verzeichnisse nach irgend einem Adressenverzeichnisse in die Welt zu senden. In einer solchen Zusendung kann recht wohl eine Beleidigung liegen. Wir haben schon früher die Empfänger ähnlicher Anzeigen und Anpreisungen aufgefordert, die Sache der Staatsanwaltschaft zu unterbreiten, gegebenenfalls mit der Begründung, daß sie sich dadurch beleidigt fühlen. Wir möchten diese Aufforderung angesichts einiger Zuschriften, die wir in letzter Zeit erhalten haben, nochmals wiederholen.

Eines jedoch tut vor allen Dingen not: daß wir wieder den männlichen Haß gegen die gemeine Schamlosigkeit und die vornehme Scheu vor der niederen Zweideutigkeit empfinden, daß wir die Zote auch dann, wenn sie witzig und fein zu sein scheint, nicht belächeln, sondern verächtlich zurückweisen, daß wir die Zweideutigkeitsträger nicht in der Gesellschaft dulden, sondern ihnen die Türe weisen. Wir leiden Leute mit schmutzigen Händen nicht gern in der guten Gesellschaft; Leute mit schmutzigen Lippen und schmutzigen Seelen gehören noch viel weniger hinein. Unser kulturstolzes Geschlecht sollte niemals vergessen, daß die unsittliche, unzüchtige und schamlose Schmutzerei unbedingt zur Unkultur führen muß. Die Sünde gegen das sechste Gebot ist nicht nur der Leute Verderben, sondern auch Bahnbrecherin der Unkultur. Deshalb haben wir diesen Ausführungen die Ueberschrift gegeben: „eine wahre Kulturaufgabe.“

Leben.

Leben heisst: auf Wall und Warte wachen.
Ist ein Geh'n und Wirken auf zum Licht.
Gottes Feuer musst du dir entfachen,
Bis es lodernd aus der Seele bricht.

Leben heisst: trotz Nacht und Trutzgewalten
Tapfer tun, was Gott aus Flammen spricht ...
Unser Weg geht nur durch Selbst-Gestalten!
Unser aller Heimat ist das Licht ...!

Willy Arndt.



Anklagen auf Modernismus.

Von Universitätsprofessor Dr. **Mausbach** in Münster.

Es ist ein allgemeiner Grundsatz der Nächstenliebe wie der kirchlichen Ueberlieferung und Disziplin, daß bei wissenschaftlichen oder praktischen Meinungsverschiedenheiten in der Kirche der eine Teil dem anderen nicht ohne evidente Begründung den Vorwurf der Häresie macht. Auch bei wirklich irrigen und schädlichen Ansichten nimmt die kirchliche Autorität sorgsam auf die Art der Abweichung von der gesunden Lehre Rücksicht; sie stellt eine ganze Skala von Zensuren auf, von denen die Kennzeichnung als Häresie die allerschärfste ist. Nun ist durch Pius X. der Modernismus offenbar als Häresie, ja als „eine Zusammenfassung aller Häresien" bezeichnet worden; daher muß hier die erwähnte, von der Kirche und vom Gewissen geforderte Vorsicht doppelt streng angewandt werden. Eine gewisse Versuchung zur Erweiterung des Sinnes und Sprachgebrauchs mag in dem Worte selbst liegen; es enthält keine deutliche Bezeichnung eines bestimmten Irrtums, wie z. B. die Ausdrücke Materialismus, Traditionalismus, Determinismus usw., es weist nur auf die Abhängigkeit von modernen Zeitideen, auf eine Abschwächung des alten und Anstrebung eines neuen Christentums hin. Da schon das Adjektiv „modern" für die Bekenner der alten Wahrheit, Sitte, Lebensauffassung leicht einen übeln Klang bekommt, da ferner ein geläufiges Substantivum zum Ausdruck einseitiger Begünstigung des Modernen noch fehlte — die Engländer hatten schon ihr modernism —, so drängt sich das Wort Modernismus manchen auf die Zunge, so oft sie überstürzte und unzulässige Neuerungen irgendwelcher Art verurteilen wollen. Das mag bei völlig weltlichen Sachen wie eine Metapher, hier und da wie ein Scherz wirken; in ernsten, die Religion berührenden Streitigkeiten kann es nach der Festlegung des theologischen Sinnes durch die Enzyklika nicht mehr als zulässig bezeichnet werden. Es würde dem *Willen* des Hl. Vaters, der *Klarheit* theologischer Begriffe und dem *wohlverstandenen Interesse* der Kirche entgegen sein.

1. Die Enzyklika hat das *Wesen* dessen, was sie Modernismus genannt haben will, *deutlich bestimmt*. Der Modernismus ist ihr ein wohldurchdachtes System (systema), das, von der Philosophie ausgehend, die ganze Theologie bis zur praktischen Stellung gegenüber der kirchlichen Autorität durchzieht. „Jeder Modernist" vereinigt in sich die philosophische, apologetische, dogmatische, historische usw. Eigenart des Standpunkts.[1] Das „religionsphilosophische Fundament" bildet der *Agnostizismus* oder Phänomenalismus, der die Erkenntnis des Wesens der Dinge leugnet, alles Wissen auf die Erscheinungen beschränkt; seine positive Ergänzung ist der *Immanentismus* oder Fideismus, nach dem jegliche Religion auf individuellem Fühlen und Erleben der Gottheit beruht.[2] Der modernistische Theologe „stützt sich auf dieselben Prinzipien, wie der Pilosoph"; auch die christlichen Glaubenslehren haben den genannten subjektivistischen Ursprung, denselben sekundären, von der *Entwicklung* des religiösen Gefühls abhängigen Charakter; diese These ist wiederum ein Wesentliches, ein „caput praecipuum" der modernistischen Lehre.[3] Die Auffassung der Modernisten von der Entwicklung der Offenbarung und des Dogmas hängt völlig von ihren religionsphilosophischen Voraussetzungen ab;[4] auch ihre apologetische Methode „stimmt ganz mit den sonstigen Lehren überein"; ihre Reformsucht ist nur die Anwendung ihrer Prinzipien.[5] — Allein betont das Rundschreiben nicht, daß die Modernisten diesen Zusammenhang verhüllen, daß sie ihre Anschauungen in künstlicher Vereinzelung vorzutragen pflegen?[6] Diese Tatsache darf uns allerdings vorsichtig machen, sie soll zu um so sorgfältigerer Kritik auffordern; sie berechtigt aber nicht, ein Urteil auf Modernismus zu fällen, wo die Indizien nicht beweisend, die Teilirrtümer ebensogut aus anderen Grundsätzen ableitbar sind. — Wie steht es aber mit den praktischen Anweisungen der Enzyklika? Dehnen sie nicht wenigstens den Begriff des Modernismus auch auf einzelne Indizien und Verdachtsmomente aus? Keineswegs; der praktische Teil der Enzyklika erläßt zwar Maßregeln gegen gefährliche Erscheinungen dieser Art, *sagt aber von ihnen nicht, sie seien Modernismus*", sondern in deutlicher Unterscheidung, sie „*leisteten der Kühnheit der Modernisten Vorschub*", sie „begünstigten ihn, sie schmeckten nach Modernismus" usw.[7]

2. Da jeder Name in etwa das Wesen anzeigt, muß das *Wort Modernismus etwas Charakteristisches* ausdrücken, das nicht allen Irrtümern eigen ist. Manche Irrlehren haben ihre Benennung von der Person der Urheber (Arianismus, Calvinismus, Jansenismus); das Wort erhält hier für den, der ihre Zeit und ihre Lehren kennt, auch eine bestimmte inhaltliche Begrenzung. Andere weisen direkt auf die Eigenart der Lehre hin (Monophysitismus, Pantheismus, Rationalismus). Nun hat die Bezeichnung Modernismus einen vollberechtigten Sinn, wenn sie sich an das vorhin bestimmte Wesensbild hält; jene *phänomenalistisch-mystische Religionstheorie* und der mit ihr zusammenhängende Begriff der *Entwicklung* sind in der Tat etwas spezifisch Modernes, kennzeichnen die Irrlehre als ein von allen früheren dogmatischen und philosophischen Irrungen verschiedenes System, das erst in der nachkantischen Zeit möglich geworden ist. Man würde dagegen alle theologischen Begriffe verwirren, wollte man z. B. die irrigen Sonderansichten Schells als Modernismus bezeichnen. Schell verkleinert nicht die Kraft der Vernunft, sondern überschätzt sie; er baut seine Gedanken nicht auf Erlebnisse, sondern auf kühne Begriffszusammenhänge auf; er ist kein Freund des allmählichen Wachsens der Dogmen, sondern legt umgekehrt spätere dogmatische Gedanken bisweilen gewaltsam in Bibel- und Väterstellen hinein — alles das Gegenteil dessen, was die Enzyklika als Kern des Modernismus hinstellt. Und denken wir uns die Entwicklung in der Zukunft: sollen nun alle Irrtümer, die die kommende, die immer wieder „moderne" Zeit bringen wird, in den Topf des Modernismus geworfen werden? Das wäre eine gründliche Vereinfachung, aber auch eine ungeheure Verflachung der theologischen Methode! Freuen könnten sich darüber nur die Studierenden der Theologie, die heute über den Reichtum und die Gegensätze in der Geschichte der Häresien klagen; vom Jahre 1907 an würden sie es bequem haben: alles Folgende ist Modernismus!

3. Die willkürliche oder erweiternde Anwendung des Namens ist endlich den *Interessen der Kirche* nicht günstig. Sie gibt den Gegensätzen des kirchlichen Glaubens eine unverdiente Bedeutung, sie stellt sachlich geschiedene Lehren als *einheitliche Macht* dar. Nur die Wahrheit ist eine, der Irrtum ist vielgestaltig, gegensätzlich. Die Geschichte der Irrlehren bildet gerade durch ihren Wechsel und ihre gegenseitige Befehdung eine Stütze für die Glaubenseinheit der Kirche. Wir Katholiken vergessen nicht, gegenüber dem Sammelnamen Protestantismus darauf hinzuweisen, daß in ihm schon zur Zeit der Reformation heterogene Bekenntnisse, Lutheranismus, Zwinglianismus, Calvinismus sich gegenüberstanden, daß heute erst recht der Name ein äußerliches Band für innerlich ganz verschiedene Auffassungen des Christentums ist. Und doch, auch so liegt in dem einheitlichen Namen immer noch eine gewaltige Macht — der Verneinung gegen Rom! Sollen wir dem Modernismus den Schein einer einheitlichen, dem alten Christentum feindlichen Geistesbewegung dadurch geben, daß wir Anschauungen, die seinen Stempel nicht an sich tragen, dennoch ihm zurechnen, Persönlichkeiten, deren Wissen und Scharfsinn eher gegen ihn zeugt, zu seinen Anhängern zählen? Man möge den Irrtum als Irrtum bezeichnen; man hebe ihn aber nicht durch Verwischung der Grenzlinien in ein höheres Ganze hinauf, das in so einheitlicher Größe gar nicht existiert! Der wirkliche Modernismus ist in der Tat eine „Zusammenfassung aller Irrlehren"; das muß jeder einsehen, der sein „Formalprinzip", seine subjektivistische, jeder Willkür, jedem Zeitirrtum zugängliche Grundlage erfaßt hat. Hieraus folgern, daß nun umgekehrt auch jede Irrlehre Modernismus sei, das wäre doch ein Trugschluß, den schon die elementarste Logik verbietet.

[1] Ausgabe Herder S. 6, 8. Vgl. auch S. 83: es handelt sich beim M. nicht „um unzusammenhängende Ansichten, sondern um ein einheitliches, geschlossenes System, bei dem sich aus einer einzelnen Annahme das andere notwendig ergibt."

[2] S. 8, 10, 70.

[3] 21, 34. Vgl. 52: ad illud, quod in eorum doctrinis fere caput est, videlicet ad *evolutionem*.

[4] 74.

[5] 78 ff.

[6] 6. 32.

[7] 98, 102, 104, 112.

Ein Sommertag.

Heut ging ein Sommertag zur Rüste,
Ein Tag, für den ich danken muss.
An dem die Sonne strahlend küsste,
Die Felder mit dem Reifekuss.

Die Aehrenpracht, so weit ich schaute,
Schlug Wellen wie von flüss'gem Gold.
Der Himmel strahlend drüber blaute
Und spendete des Segens Sold.

Voll Andacht ruh'n nun meine Hände
Gefaltet noch in meinem Schoss.
Für dieses Sommertages Spende
Hab, Schöpfer, Dank! Wie bist du gross!

Johanna Weiskirch.

Der vornehme Ton auf den jährlichen deutschen Katholikentagen.

Von Dr. Leop. Ackermann, Würzburg.

Noblesse oblige.

Was P. Lienert O. S. B. in seinem schätzenswerten Werke „Der moderne Redner" von ebendiesem verlangt: „Ein edles Gemüt, das für das Wahre, Gute, Schöne sich leicht begeistert, alles Unwahre, Unedle, das Wohl der Menschheit schädigende verabscheut," das könnte man als generelle Kritik über unsere katholischen Generalversammlungen schreiben, — gegenüber so vielen, wir können sagen, allen ähnlichen Veranstaltungen, welche sich als Gegner der katholischen Kirche darstellen. Diesen großen Vorzug, welcher unsere jährlichen Revuen auszeichnet, müssen notgezwungen auch unsere Feinde zugestehen; denn ignorieren können sie solche Tatsachen, welche die Aufmerksamkeit der Kulturwelt auf sich ziehen, nimmermehr.

Gehen wir einmal dieser ehrenvollen Erscheinung bei den erbitterten Kämpfen unserer bewegten Zeit auf den Grund. Freund und Feind können davon profitieren, Redner und Schriftsteller auf beiden Seiten. In allen unseren Zeitungen und Zeitschriften hüben und drüben würde eine ruhigere Form, ein mehr sachlicher Ton, eine gediegenere Behandlung zum gegenseitigen Nutzen gereichen. Und in manchen Fragen könnte dieser gute und bessere Ton zum Verständnis und zur Anerkennung führen, wenn auch eine Versöhnung der Gegensätze ausgeschlossen bleibt — bei dem gegensätzlichen Standpunkte der Parteien.

Die Vertreter des katholischen Volkes, wie sie bei den genannten Generalversammlungen auftreten, sie lernten den guten Ton ihrer Rede zunächst und zum vorzüglichsten vom göttlichen Stifter unserer heiligen Religion, welcher die persönlich gewordene Menschenfreundlichkeit, die verkörperte Humanität genannt werden kann. „Die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes, unseres Heilandes, ist unter uns erschienen." (Tit. 3, 4.) Und dieser Gott der Güte nennt das „große Gebot der Liebe" „sein Gebot". „Daran soll man euch erkennen, daß ihr einander liebt." Dies staunten auch die Heiden an den Christen zumeist an: „Sehet, wie sie einander lieben!" Das ist die echte und wahre Gesinnung des Christentums: „Die Bruderliebe" und ihr Gipfelpunkt „die Feindesliebe". Hören wir nur einen der besten Interpreten des Geistes unseres Herrn aus nicht weiter Vergangenheit besonders in Betreff des menschenfreundlichen Wortes, des mündlichen und des geschriebenen Wortes. Das bekannte Wort des hl. Franz von Sales, daß man mit einem Tropfen Honig mehr Fliegen fängt, als mit einem ganzen Faß voll Essig, kann nicht oft genug wiederholt werden. Der heilige Franz v. Sales sagte auch, wenn man eine strenge und harte Wahrheit dem Volke zu verkündigen hat, muß man sie erst am Feuer der Liebe weich machen, gleichsam kochen, damit die Wahrheit besser aufgenommen und verdaulicher werde. Noch ein herrlicher Grundsatz unserer Heiligen für die Redner und Schriftsteller möge hier erwähnt werden: „Die Wahrheit, die nicht liebevoll ist, kommt von einer Liebe, die nicht wahr ist."

Könnten wir nun des Völkerapostels Gedanken, daß Jesus aus dem spricht, in dem er lebt, persönlich schauen, so würde das die vollständige Bestätigung unserer Behauptung bilden, daß unsere geistigen Führer den guten Ton ihrer Rede vom göttlichen Heilande gelernt haben. Diese Wahrheit zeigt sich uns wirklich in anschaulichster Erscheinung bei dem berühmten Führer des katholischen Volkes im Kulturkampfe, Hermann von Mallinckrodt. Von ihm ist bekannt, daß er vor seinen großen parlamentarischen Reden die hl. Sakramente empfangen hat. Darum sprach er auch nicht bloß „wie einer, der Gewalt hat", sondern auch bei aller Entschiedenheit in größter Sachlichkeit und stets im vornehmen Tone. Und seine Reden haben ihre Aufgabe erfüllt; er hat den Kulturkampf mitbezwungen, und er genoß die Hochachtung auch seiner Gegner.

Der innere Grund nun für den edlen und auch verbindlichen Ton der Rede auf unseren Generalversammlungen liegt in der Ueberzeugung von der Wahrheit, Güte und Gerechtigkeit unserer hl. Sache. Und deren natürlichster Ausdruck ist die edle, würdige und gewinnende Sprache. Jede ungehörige Ausdrucksweise ist ein Fehler; und jeder Fehler rächt sich. „Jeder Fehler", sagt der weltberühmte O'Connell, „stärkt die Position des Gegners." Ich kenne einen hervorragenden Redner, der wirft seinen Gegner in den Staub und vernichtet ihn. Das ist aber nicht der größte Triumph einer Rede; dieser ist es vielmehr, wenn man jemand überzeugt, ihn aus einem Saulus zu einem Paulus macht. Es liegt dies schon in der Natur der Sache, die Zuhörer durch die Rede zu gewinnen. Das „Movere" ist schon seit Quintillian und Cicero das eigentliche Ziel der Rede; deshalb spricht man vom Exordium ad captandam benevolentiam. Dieses Wohlwollen der Zuhörer darf niemals verletzt, muß vielmehr bis zum Schluß aufs höchste gesteigert werden, um den Zweck der Rede zu erreichen. Ja, der edle Ton ist der Wahrheit angemessenes und eigentümliches Ehrenkleid. Wahrheit, Güte und Gerechtigkeit gelangen so zur höchsten Entfaltung durch ihre Krönung mit der echten und wahren Gottes- und Menschenliebe. Mögen andere anders urteilen und ihre Sache mit Feindseligkeit, Satire und Bosheit verteidigen und propagieren, mögen sie mit scharfer Lauge ihre Zuhörer begießen und verhöhnen; mögen sie mit Leidenschaftlichkeit ihren Irrtum zu verbreiten suchen und die Getäuschten hinreißen zum Unrechte: mit königlichem Stolze erhebt sich über diese die wahre Beredsamkeit mit ihren edlen Zwecken in würdigem Tone; und nur diese führt, wenn vielleicht auch auf längerem Wege, aber um so sicherer zum guten Ziele. Und das ist die Beredsamkeit auf unseren katholischen Generalversammlungen; und diese muß auch in dieser Form erhalten bleiben.

Die Früchte und segensreichen Erfolge dieser vornehmsten Kunst des Wortes folgen manchmal auf dem Fuße, soweit sie überhaupt nach außen erkennbar sind; denn jedes gute Wort findet einen guten Ort; und das goldene Samenkorn des guten, menschenfreundlichen Wortes bringt wie draußen in der Natur zu seiner Zeit reichliche Frucht. Die oben genannten Grundsätze eines hl. Franz von Sales haben sich glänzend bewährt. Seine Diözese Genf war größtenteils calvinistisch geworden; und er hat sie sich wieder zurückerobert, indem er durch sein gewinnendes Wort und durch seine geduldige Ausdauer 72 000 hartnäckige Anhänger Calvins zur Wahrheit zurückgeführt. Ein bekannter bayerischer Staatsmann früherer Tage hatte die Selbstbeherrschung, daß er um so milder und freundlicher sich äußerte, je mehr und schärfer man ihn angriff. Freund und Feind im politischen Leben waren aber darin einig, daß man ihn im Amte festhalten müsse; die Grundsätze seiner Verwaltung waren auch entsprechend seiner Haltung Wahrheit und Gerechtigkeit. Ich darf noch ein ganz außerordentliches Beispiel eines vollen Sieges und eines vollendeten Triumphes der hier behandelten vornehmen Art der Beredsamkeit anführen, um mit dem augenscheinlichsten, augenblicklichen Erfolge einer guten Rede zu schließen. Unser deutscher Kardinal Kopp von Breslau, gleich angesehen in Berlin und in Rom, wußte vor Jahren im preußischen Herrenhause eine diffizile Frage so ruhig, sachlich und geschickt zu behandeln, daß er am Schlusse der Rede seine Gegner auf sich zueilen sah, die sich bei ihm bedankten über die ihnen gewordene Aufklärung, die sich nun zu seiner Anschauung bekannten, die ihm gratulierten und sich selbst, daß dadurch eine viel umstrittene Frage zur Lösung gebracht wurde.

Wer macht's ihm nach? Aber erstrebt muß dies allzeit werden. Unsere Katholikentage gehen diese Bahnen.

Die „Allgemeine Rundschau" übt auch diese Maxime durch ihre ganze bisherige vornehme Haltung bei aller Entschiedenheit in der Sache. Fortiter in re et suaviter in modo. Möge sie vorbildlich werden! Noblesse oblige.

Klerus und Laientum.

Ein Brief.[1])

Von P. Joh. Chrysostomus Schulte, O. M. Cap., Lektor und Doktor der Theologie (Münster i. W.).

Hochgeehrter Herr!

Mit großem Interesse, aber ohne Ueberraschung habe ich Ihr freimütiges und dabei recht temperamentvolles Schreiben gelesen. Ihrer Verstimmung gegen den katholischen Klerus machen Sie darin allerdings ziemlich unumwunden Luft. Sie entrüsten sich geradezu über den Mangel an Verständnis und über die interessenlose Gleichgültigkeit, mit der wir Priester ahnungs- und teilnahmslos dem augenscheinlichen religiösen Ruin weitester gebildeter Kreise gegenüberstehen sollen. „Für den Klerus unserer Tage", schreiben Sie wörtlich, „fängt offenbar der seiner Aufmerksamkeit und Hilfe würdige Mensch — von der Pastoration der Frauen abgesehen — erst beim Arbeiter an. Seine Hauptaufgabe sieht er in einseitigster sozialer Betätigung, die den Gebildeten peinlich und abstoßend berühren, den Besitzenden und Arbeitgeber aber geradezu provozieren muß. Ist das Seelsorge? Wozu sind die Priester denn eigentlich da?"

Gerne sei Ihnen zugegeben, daß wir Priester nicht von der Kirche beauftragt werden, für das irdische Fortkommen und die materiellen Interessen der Menschheit zu sorgen. Ausübung der Seelsorge im eigentlichsten Sinn, und zwar Seelsorge, die sich auf alle Gesellschaftsklassen mit gleicher Hingabe erstreckt, ist unsere Aufgabe. Diese Aufgabe möglichst vollkommen zu erfüllen, ist auch das Ideal eines jeden rechten katholischen Priesters. Dem hl. Paulus möchte er gleichen, der versichert, er habe sich zu jedermanns Knecht gemacht. Dem Juden sei er ein Jude geworden, dem Schwachen ein Schwacher. Allen sei er alles geworden, um alle selig zu machen (1. Kor. 9, 19 bis 23). Den Stifter der christlichen Religion, den erhabenen Lehrer jeglicher Pastorationstätigkeit, finden wir in den Hütten der Armen und an den Betten der Kranken, aber auch an den Tafeln der Reichen und in trauter Unterredung mit einer vornehmen Nikodemusseele. Zu den Gebildeten Jerusalems redet er in einer ganz anderen Sprache und Weise, als zu den schlichten, einfachen Landbewohnern Galiläas. Und wenn er auch auf der Seite der Armut durchs Leben geht, wenn er auch zu den Reichen mit einer fast schonungslosen Schärfe geredet hat, die wir in den ans Volk gerichteten Mahnungen, Warnungen und Vorschriften niemals bemerken, so hat er doch auf der anderen Seite den sozial niederen Schichten nicht das geringste Zugeständnis gemacht, das irgendwie als Aufweckung niederer schlummernder Instinkte oder als ein Rütteln an der bestehenden Gesellschaftsordnung gedeutet werden könnte.

Einem Priester unserer Tage, der Verständnis hat für die Not der Zeit, kann es keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß auch er auf der Seite der wirtschaftlich Schwachen durchs Leben zu gehen hat. Dafür sollte auch den gebildeten Kreisen das notwendige Verständnis nicht abgehen. Der deutsche Seelsorger, der sich für die Kreise der Armut und des Elendes aufopfert, muß Ihnen doch lieber sein als der französische Abbé, der außer dem Weg zur Kirche vielleicht nur noch den Weg in den Salon der benachbarten adeligen Gutsherrschaft findet! Leider fehlt es in gebildeten Kreisen noch allzusehr an Verständnis für die tatsächlich nun einmal vorhandene soziale Bewegung. Man muß dem Arbeiter menschlich näher treten, man muß sozial empfinden lernen und die Bestrebungen der Massen historisch und psychologisch zu verstehen suchen. Dann wird man auch leicht einsehen, warum der katholische Priester unmöglich gleich den jüdischen Religionsdienern in der Parabel herz- und mitleidslos am wirtschaftlichen und religiös-sittlichen Elend der zum Teil skrupellosen Verführern preisgegebenen gewaltigen Arbeitermassen vorübergehen kann. Ja, man wird dann dem Priester, selbst wenn er auch einmal gelegentlich einer einseitigen Förderung der wirtschaftlichen Ziele der Arbeiter seine Kraft oder doch seine moralische Unterstützung leihen würde, diese seine Parteinahme in einem einzelnen Falle nicht allzusehr verübeln, zumal dank den ewig gültigen Normen des christlichen Sittenkodex, der dem Priester immer wieder Maß und Richtschnur sein wird, in der katholischen sozialen Bewegung wirklich extreme und ungerechte Bestrebungen nie feste Wurzeln schlagen können. Jedenfalls täte man dem Klerus wirklich unrecht, wollte man seine Arbeit zugunsten der unteren Volksschichten als direkt gegen die Interessen der Stände der Bildung und des Besitzes gerichtet ansehen. Wenn sich der katholische Priester einen möglichst großen Einfluß auf die Arbeiterbewegung zu verschaffen sucht, so glaubt er in Wahrnehmung der Interessen aller Stände, nicht zuletzt auch — indirekt wenigstens — zugunsten der gebildeten und besitzenden Klassen zu handeln.

Zugegeben sei Ihnen dagegen, daß infolge intensiver und vielleicht stellenweise auch etwas einseitiger sozialer Betätigung die geistlichen Bedürfnisse und religiösen Nöten der „besseren Stände" nicht überall und nicht sofort vom Klerus klar erfaßt worden sein mögen. Indem er sich den Arbeitermassen zuwandte, verlor er die Gebildeten in etwa aus dem Auge. Und doch ist auch über sie eine regelrechte religiöse Krisis hereingebrochen; droht doch das Milieu, in dem sie aufwachsen und leben, ihre Glaubensüberzeugung völlig zu vernichten.

Sie, hochverehrter Herr, meinen allerdings, der katholische Priester stände dem Denken und Fühlen Ihrer Kreise völlig verständnislos gegenüber und könne sich in ihre Lage gar nicht hineindenken. Schreiben Sie doch: „Noch nie, so oft ich einem Geistlichen ein religiöses Bedenken vorgetragen habe, bin ich befriedigt worden. Der eine sucht mit einer scherzenden allgemeinen Redensart möglichst unauffällig darüber hinwegzukommen, der zweite redet um die Sache herum in einer Weise, die zeigt, daß er den eigentlichen Kern der Frage gar nicht erfaßt, und der dritte koramiert mich gar im Tone der Entrüstung mit den Worten: Wie, Sie haben auch solche Ideen . . ." Verstehe ich Sie recht, so bezichtigen Sie den Klerus weniger des Mangels eigentlicher theologischer Fachkenntnisse. Sie vermissen vielmehr ein verständnisvolles Eingehen auf Ihr persönliches, subjektives religiöses Denken und Empfinden. Wenn nun der Seelsorger einen Gegenstand, um dessen wissenschaftliche Erörterung Sie ihn angegangen haben, nicht aus Ihrer Ideensphäre, sondern aus seiner fachtheologischen Begriffswelt heraus auffaßt und beurteilt, können Sie ihm das so sehr zum Vorwurf machen? Haben nicht auch die Juristen, die Mediziner, die Philologen ihre eigene Fachterminologie, ihre eigenen Denk- und Auffassungsweisen, die dem Nichtfachmann eine „andere Welt" bedeuten? Der Theologe hat sich allerdings mit den jeweiligen Strömungen des Geisteslebens ernstlich auseinanderzusetzen. Aber es ist ganz natürlich, daß z. B. ein älterer geistlicher Herr, der in einer ganz anderen Zeit groß geworden ist, manchen neuen Problemen und Strömungen mit einer gewissen Befangenheit, Unsicherheit oder auch Voreingenommenheit gegenübertritt, zumal das Neue fast immer in recht extremer Form und mit schroffer Hervorkehrung seiner Gegensätzlichkeit zu früheren Anschauungen vorgetragen wird. Aber auch abgesehen davon halte ich es für schlechthin unmöglich, daß ein im praktischen Leben stehender Seelsorger stets eindringende Beweise und restlos aufgehende Lösungen all der vielen Probleme und Fragen geben kann, die gerade in unserer Zeit wie Pilze über Nacht auftauchen, die in ihrer ganzen Tragweite aber nicht einmal vom Fachtheologen sogleich voll und ganz überschaut und beantwortet werden können. Manche Probleme lösen sich überhaupt nicht restlos auf, da sich der Glaube nun einmal nie ganz in rationalisierendes Wissen verflüchtigen läßt. Andere sind zu neu und zu weittragend, um ohne lange und gründliche Auseinandersetzungen endgültig gelöst werden zu können. Der Umschwung im Geistesleben ist eben zu plötzlich, zu unvermittelt und zu überraschend gekommen. Man habe doch ein wenig Geduld! Schon die nächsten Jahre werden nach mancher Richtung hin Klärung bringen. Glauben Sie aber nur nicht, der katholische Klerus in seiner Allgemeinheit sei geistig untätig. Schon die eine Tatsache dürfte dagegen sprechen, daß von allen praktischen Berufsständen der Klerus das meiste Geld ausgibt für Anschaffung von Literatur und sonstige wissenschaftliche Zwecke. Jeder Buchhändler wird Ihnen das bestätigen.

Und nun muß noch eine Stelle Ihres Briefes hier kurz zur Sprache kommen. Sie beschweren sich über das ganz ungerechtfertigte Mißtrauen, das der Klerus dem Laien entgegenbringt,

[1]) Verfasser suchte seit einiger Zeit mehrfach das Augenmerk auf die religiöse Lage der Gebildeten zu lenken, die er aus eigener Anschauung und seelsorglich kennen gelernt hatte. Gerade aus gebildeten Laienkreisen sind ihm daraufhin zahlreiche Schreiben zugegangen, die bei großer Liebe zur katholischen Sache durchgängig eine recht gereizte Stimmung gegen den Klerus bekunden. Es kann nur von Vorteil sein, wenn die Gedanken, wie man sie häufig genug privatim in aller Schärfe aussprechen hört, auch einmal öffentlich formuliert und von geistlicher Seite auf ihr wahres Gewicht hin abgewogen werden. Da die folgenden Darlegungen sich ausschließlich auf briefliche Mitteilungen gründen, mögen sie füglich in Briefform gekleidet werden.



sobald er in kirchlichen Dingen „mitreden“ will. Ich führe noch einmal Ihre eigenen Worte an: „...der Arbeiter wird mit Glacéhandschuhen angefaßt, der Gebildete dagegen brüskiert. Religiöse Zweifel und Bedenken, oder gar Indifferentismus und Unglaube werden selbstverständlich stets als Folgen des Hochmuts oder des sündhaften Lebenswandels erklärt. Ein abseits stehender Katholik, der die Kirche Kirche sein läßt, kann wenigstens ungeschoren seiner Wege gehen; wer aber noch sein Interesse bekundet und aus lauter Liebe zur Sache einmal ein schüchternes Wort der Kritik über bestehende kirchliche Verhältnisse und Einrichtungen auszusprechen wagt, greift in ein Wespennest. So wird uns Gebildeten, wenn wir uns selbst unter Hintansetzung menschlicher Rücksichten, die oft ein Abseitsstehen ratsam erscheinen lassen, aus lauterer Liebe zur Kirche in loyalster Weise als Laienapostel betätigen wollen, aus den Reihen des Klerus heraus diese Tätigkeit völlig verekelt.“

Ihre vorstehenden Zeilen enthalten sehr bittere Anklagen. Sie erlauben mir einige Bemerkungen dazu: Vor allem dürfen Sie glauben, daß der Klerus kein Unterdrücker der Laienwelt sein will. Das Aufsteigen des Laientums bedeutet auch für die Kirche einen großen Vorteil. Wackere Laienapostel sind gerade in unseren Tagen, sofern sie in Verbindung und unter der Leitung des Klerus mitarbeiten wollen, herzlich willkommen. Können doch gerade gebildete, überzeugungstreue Laien, wenn sie mit dem Klerus Hand in Hand gehen, wahrhaft Großartiges für die Sache Gottes leisten. Das religiös gefärbte Wort aus Laienmund, zur rechten Zeit und am rechten Orte gesprochen, verfehlt selten seinen Eindruck. Durch das Beispiel praktisch religiöser Betätigung wird der gebildete Laie manche seiner Standesgenossen aneifern, stärken oder auch beschämen. Ein der Kirche wirklich treu ergebenes Laientum fürchtet der Klerus nicht, auch wenn es nicht mit allen und jeden seiner Maßnahmen unbedingt einverstanden ist.[1]) Selbst vereinzelte Entgleisungen würden, weil von nichttheologischer Seite kommend, nicht allzutragisch genommen werden. Aber in unseren Tagen gibt es eine Laienbewegung im Schoß der katholischen Kirche, der wir Priester uns unmöglich vertrauensselig in die Arme werfen können! Männer, deren religiöse Ueberzeugungen aus einem Konglomerat aller möglichen Ideen besteht, denen ein lebendiger Glaube und eine hingebende Liebe zur Kirche offenbar abgeht, Männer, die einem Katholizismus im Sinn einer unklaren, verschwommenen, subjektiven Mystik das Wort reden, die den rechten Begriff von Kirche und kirchlicher Autorität verloren haben, die darum über kirchliche Gebräuche, Einrichtungen, Frömmigkeitsäußerungen stets nur nörgelnd und nur aburteilend reden und fast regelmäßig Partei nehmen gegen päpstliche Erlasse und bischöfliche Entscheidungen, Männer, die systematisch den Klerus mehr und mehr beiseite zu schieben trachten, die an allem etwas auszusetzen und zu reformieren haben, dabei aber ihre praktische, religiöse Glaubensbetätigung auf das alleräußerste reduzieren: solche Männer fürchten wir. Und ein solches Laientum, bei dem die eben gegebene Charakteristik in größerem oder geringerem Maße zutrifft, gibt es nach Ueberzeugung des maßgebenden Teiles des Klerus, mögen nun diejenigen, welche sich getroffen fühlen können, es hundertmal bestreiten, und mögen sie auch subjektiv von der Ehrlichkeit ihres Strebens völlig überzeugt sein. Mir ist es völlig klar: So viele seit Jahren regelmäßig wiederkehrende „Entgleisungen“ sind als symptomartige und planmäßig angelegte Bestrebungen und Vorstöße falscher Richtungen anzusehen, nicht als vereinzelte, zufällig gemachte Fehler, die längst als solche erkannt worden sind. Mit einzelnen Richtungen ist wahrlich lange genug Nachsicht geübt worden. Haben sich die beteiligten Kreise die Warnungen und Mahnungen auch nur irgendwie zu Herzen genommen? So ist denn das Mißtrauen gegen manche Laienbestrebungen unserer Tage nur zu berechtigt. Allerdings sollte das Mißtrauen nicht verallgemeinert werden; sonst werden leicht Leute in ein schiefes Licht gestellt, die es wirklich nicht verdienen. Uebertreibungen, Uebereilungen, Mißverständnisse sind eben auch hier möglich und auch tatsächlich vorgekommen. Jedenfalls aber ist der Satz entschieden übertrieben, den jüngst ein Außenstehender (F. W. Förster) mit Bezug auf die katholische Kirche unserer Tage niedergeschrieben hat, daß „selbst ein Heiliger heutzutage bei der ersten freimütigen Aeußerung seines ungewünschten Rates zum Schweigen gebracht werden“ würde. „Unter denen“, bemerkt ein Kritiker mit Recht dazu, „die heutzutage zum Schweigen gebracht werden, ist wohl kein Heiliger, keiner, der von der Norm des durchschnittlichen Seelenlebens abweicht.“

Die Entfremdung zwischen Klerus und gebildetem Laientum ist schwer zu beklagen. Beide Teile haben ein gleich großes Interesse daran, daß sie nicht noch weiter um sich greift, daß sie vielmehr möglichst bald überwunden werde. Möchten diese Ausführungen zum gegenseitigen Verständnis auch nur ein weniges beitragen!

In der Hoffnung usw.

[1]) Zur Exemplifizierung sei auf die „Allgemeine Rundschau“ hingewiesen. Dieselbe hat in den 7 Jahren ihres Bestehens mehr denn einmal ein offenes Wort der Kritik, die den Klerus berührte, gefunden. Und doch genießt sie bis in die höchsten kirchlichen Kreise hinein unbedingtes Vertrauen.

Der Volksverein für das kath. Deutschland.

Von N. Weichhart.

Weit über Deutschlands Grenzen hinaus ragt der Volksverein für das katholische Deutschland. Die Ziffern, die alljährlich die Mitgliederzahl, den Zuwachs, die Flugblatt- und Schriftenverbreitung, die Versammlungs- und Aufklärungstätigkeit anzeigen, sollen hier nicht weiter erwähnt werden. Zurzeit zählt der Volksverein ca. 655,000 Mitglieder.

Wohl aber soll die Frage aufgeworfen werden, worin die Bedeutung des Volksvereins für die katholische Organisationsarbeit beruht. Wer das Wirken des Volksvereins verstehen will, überlege sich zunächst, daß derselbe nicht die definitive Organisation der 660 000 ist. Er ist nicht deren Standesorganisation. Wohl aber predigt gerade er seinen Mitgliedern seit Jahrzehnten, daß jeder im Weichen und Wanken aller wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse in seiner Standesorganisation einen festen Punkt suchen müsse, um so mitzuhelfen, daß das Gefüge des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens, umbraust von den Stürmen der jungen kapitalistischen Entwicklung und erschüttert durch die radikale Minierarbeit der Sozialdemokratie, bestehen bleibe. Von den katholischen Standesvereinen aus, auf welche die Schulung des Volksvereins zunächst hinzielt, sollen dann die Katholiken den Weg gewinnen in die Wirtschaftsorganisationen unserer Nation, um sich in gleicher Weise ihrer Weltanschauung, wie ihrem Stand und Vaterland nützlich zu erweisen. So nachdrücklich aber der Volksverein die Standesorganisation betont, so wenig geht er in derselben auf. Er hält sich vielmehr außerhalb derselben. Er bleibt der gemeinsame Wurzelboden aller. Er bleibt der Gesamtwille der Katholiken, am Werke der Abwehr und des Aufbaues mitzutun, eine Voraussetzung ihrer Einheit und Geschlossenheit, sowie des sozialen Ausgleiches. Die geschilderte Doppelorganisation ist das Geheimnis der Stärke und Einheitlichkeit der deutschen Katholiken. Das Schicksal des katholischen Volkes in anderen Ländern läßt diese Eigenart der deutschen Arbeit besonders hervortreten.

Die Mittel des Volksvereins sind die allbekannten. Eine feine und tadellos funktionierende, wahrhaft musterhafte Organisation trägt das Leben der unermüdlich schaffenden Zentrale — eine leistungsfähige Gemeinschaft kann unter heutigen Verhältnissen ohne Zentrale gar nicht mehr gedacht werden — in alle Volksvereinsgruppen hinaus und von den Gruppen wieder an die Zentrale zurück. Durch diese unaufhörliche Vermittlung sollen alle Katholiken, auch die saumseligen, aufgerüttelt werden. Durch das oft recht harte und zähe Erdreich will der Volksverein seinen Pflug führen, damit in die geöffneten Furchen Seelsorge und katholische Standesvereine ihren Samen ausstreuen können. Daß das geschilderte Ideal nicht in allen Gebietsteilen gleich erreicht wird, ist selbstverständlich. Sobald aber für die Bedeutung und Arbeit des Volksvereins irgendwo das Verständnis rege wird, da vermag er die Glaubensbegeisterung zu sammeln und die Arbeitsbegeisterung zu entfalten.

Der Volksverein, belebt einerseits vom Schwung katholischen Glaubens, getragen anderseits von dem Willen, an den realen Aufgaben des Tages mitzuarbeiten, Sonntags- und Werktagsarbeit miteinander verbindend, optimistisch an den Erfolg katholischer Arbeit glaubend, ist der in unserer Mitte weiter lebende Windthorst. Windthorst führte uns zur Einheit und zur Arbeit. Wenn nächstens auf diese Einheit Proben gemacht werden wollten, wird der Volksverein zeigen müssen, was er ist und kann. Möge der 23. August, an dem in der Festhalle des Augsburger Katholikentages die Generalversammlung unseres schönen Volksvereins tagt, das katholische Deutschland versammelt sein.

Die Missionen auf den Katholikentagen.

Von

Dr. Paul Maria Baumgarten.

Die Tätigkeit unserer großen Versammlungen der Katholiken Deutschlands auf dem Gebiete der Missionen ist seit einem Jahrzehnt eine regelmäßige und eindringende geworden. Man hat erkannt, daß dieses ein Feld ist, dessen Bebauung nicht nur notwendig ist, sondern auch reiche Früchte verspricht. Infolgedessen ist auch das Interesse der Allgemeinheit an der Glaubensausbreitung allgemach ein viel lebhafteres geworden, was dankbar anerkannt werden muß, ohne daß man jedoch sagen könnte, daß alles Erreichbare auch schon wirklich erreicht worden sei. Darum will es mir scheinen, daß die heurige und die künftigen Versammlungen mit immer größerem Nachdruck, soweit das im Rahmen der an sich schon recht belasteten Verhandlungen der Katholikentage möglich ist, sich der Vertiefung und Ausbreitung des Missionsgedankens widmen sollten. Diese eminent katholische Tätigkeit gehört in den Rahmen einer Katholikenversammlung hinein, auf der die deutschen Männer und ihre ausländischen Gäste in der denkbar feierlichsten Form sich zum gemeinsamen Bekenntnis ihres Glaubens und zur Erörterung darüber, wie derselbe verteidigt, gestärkt, erhalten und ausgebreitet werden kann, zusammenfinden.

Ein Rückblick auf die Leistungen unserer periodischen deutschen Missionsliteratur im letzten Jahrzehnt zeigt das erfreuliche Ergebnis, daß alle Missionszeitschriften einen tüchtigen Schritt vorwärts gekommen sind. Während ich im Jahre 1900 noch lebhafte Klage darüber führen mußte, daß die Schriftleitung mancher Zeitschriften ihrer hohen Aufgabe nicht gewachsen sei, läßt sich heute feststellen, daß ehrliches Streben versucht hat, die hauptsächlichsten Mängel zu beseitigen. Das System, Schriftleiter zu improvisieren, d. h. ungeeignete Kräfte mit dieser, oft als sehr nebensächlich betrachteten Arbeit zu beauftragen, scheint endgültig beseitigt, weil die verantwortlichen Stellen erkannt haben, daß nur eine tüchtig geschulte Kraft die Zeitschrift voranzubringen vermag. Infolgedessen sind die Aufsätze, die Berichte der Missionare, die Briefe derselben wesentlich lesbarer geworden, weil das Nebensächliche sorgfältig ausgeschieden und das Mitgeteilte in geglätteter Form gegeben wurde. Diese Bemerkungen beziehen sich nicht auf die führende deutsche Zeitschrift „Die katholischen Missionen", weil diese von jeher einer fachmännischen Leitung nicht entbehrt hatten. Aber auch sie haben kürzlich ein neues Kleid erhalten, und ihr Programm ist zeitgemäß erweitert worden.

Als ich vor einigen Jahren eine Bitte an den verstorbenen Erzbischof von Köln, Dr. Simar, richtete, um ihn zu veranlassen, bei der theologischen Fakultät in Bonn eine Vorlesung über Missionskunde zu veranlassen, erhielt ich zur Antwort, daß das zurzeit nicht angängig sei. Mittlerweile hat die theologische Fakultät von Münster in Westfalen einen ihrer Privatdozenten mit der Abhaltung von missionswissenschaftlichen Vorlesungen beauftragt. Gleich die erste derselben führte über 100 Zuhörer in das Kolleg, von denen die meisten unter Steigerung ihres Interesses bis zum Schlusse aushielten. Da in den letzten Jahren die Zahl der Privatdozenten an unseren katholisch-theologischen Universitätsfakultäten in erfreulichem Wachstum begriffen ist — die frühere hier und da beobachtete Aengstlichkeit in der Zulassung derselben scheint gewichen zu sein —, so würde es wohl kaum große Schwierigkeiten machen, überall einen der jungen Gelehrten zunächst mit einem Publikum über Missionsgeschichte, Missionskunde oder Missionswissenschaft zu beauftragen. Man würde dann mit großem Vergnügen feststellen können, wie gerne die Studenten eine solche Vorlesung hören würden. An sich aber ist es hocherfreulich und überaus wichtig, daß durch die Münsterschen Maßnahmen die Missionskunde überhaupt einmal dem theologischen Universitätslehrplane eingegliedert worden ist. Und auf diesen Erfolg hier gebührend hinzuweisen, lag mir besonders am Herzen.

Unsere Missionsliteratur in Buchform ist in einem so anerkennenswerten Aufschwung begriffen, daß ich davon fast nur Rühmenswertes sagen könnte, wenn es mir vergönnt wäre, hier eingehend darüber zu berichten. Das bezieht sich sowohl auf die volkstümliche, als auch auf die rein wissenschaftliche Literatur. Vor allem liegt das daran, daß die Zahl der tüchtigen Mitarbeiter gewachsen ist, und die Zahl der mehr begeisterten als befähigten Schriftsteller erfreulicherweise abgenommen hat. Die Gediegenheit der Arbeiten hat dadurch nur gewonnen, wie man namentlich an den aus protestantischer Feder stammenden Rezensionen der in Frage kommenden Schriften am deutlichsten merken kann.

Eine allgemeine Folge dieser und anderer Bemühungen ist darum der Aufschwung unserer Missionen selbst, die Steigerung der Beiträge für dieselben, die Verbreiterung des Missionsinteresses, die langsam aufwärts gehende Zahl der Missionare und Missionsschwestern usw. Wenn darum unsere Katholikentage die Behandlung der Missionsfrage auch weiterhin auszugestalten gedenken, so können sie es in dem angenehmen Gefühle tun, daß die bisherigen Bemühungen schon reiche Früchte getragen haben. Und was man glücklich begonnen, aber noch längst nicht zur erstrebten Höhe hat mitführen helfen, sollte man nicht halbwegs stecken lassen, sondern weiter wirksam stützen und fördern. An Vertretern der allgemeinen katholischen Missionstätigkeit fehlt es auf den Katholikenversammlungen nicht; man gebe ihnen nur stets die Gelegenheit, im Rahmen der Tagung sachgemäß die Missionsinteressen der katholischen Kirche im allgemeinen und unserer deutschen Missionare im besonderen zur Geltung zu bringen, dann wird die freudige Zustimmung und Hilfe der Riesenversammlung nicht nur nicht verweigert, sondern gehobenen Herzens gegeben werden. Wenn es in der näheren Vergangenheit einen Zeitpunkt gegeben hat, daß auch die begeistertsten Missionsfreunde beinahe mutlos geworden wären, für die Zukunft ist das nicht mehr zu befürchten, da das bisher Erreichte und das auf gesunder Grundlage Geplante die volle Gewähr für eine stetige, nachhaltige Entwicklung zu geben vermögen. Im künftigen Jahre werden hocherfreuliche Nachrichten über die Schaffung eines neuen Mittelpunktes für das Missionsinteresse mitgeteilt werden können.

Studentische Korporationen und sittliche Verantwortlichkeit.

Von Universitätsprofessor Dr. Remigius Stölzle, Würzburg.

Der einzelne Mensch ist verantwortlich für seine eigenen Taten und Unterlassungen; noch mehr! er ist auch verantwortlich für Handlungen und Unterlassungen anderer Personen, die ihm irgendwie unterstellt sind, oft rechtlich verantwortlich, noch öfter moralisch. Diese sittliche Verantwortlichkeit für andere gilt aber nicht bloß für die Einzelperson, sie ist längst ausgedehnt auch auf die Gesellschaft. Auch die Gesellschaft, ein Verein von Einzelpersonen, hat Verantwortlichkeit für ihre Mitglieder. Ja, eine ganze Schule in der Kriminalistik geht soweit, daß sie nicht mehr den einzelnen für seine Taten, sondern lediglich die Gesellschaft, das Milieu für Vergehen und Verbrechen verantwortlich machen will. Geht diese Ansicht auch zu weit, so hat sie doch darin recht, daß die Gesellschaft an den Taten und Unterlassungen ihrer Glieder wenigstens bis zu einem gewissen Grade mit Schuld trägt. Was hier von der Gesellschaft im großen gilt, das gilt auch von kleineren Verbänden. Wir sagen daher: Auch die studentischen Korporationen sind bis zu einem gewissen Grade für ihre Mitglieder verantwortlich; sie müssen es sich gefallen lassen, daß man Erfolge und Mißerfolge ihrer Mitglieder auf Rechnung der Korporation schreibt. Das tun ja auch jene im Leben nicht seltenen ehemaligen Korporationsstudenten, welche sich von ihrer Korporation später abwandten, weil sie ihnen nicht das geboten, was sie erwartet haben. Freilich scheint dieses Bewußtsein der Verantwortlichkeit in den studentischen Korporationen ihren Mitgliedern gegenüber nicht so lebhaft zu sein, als es sein könnte und sollte. Daher mögen über diesen Punkt einige Winke zur Beherzigung am Platze sein, besonders in einer Zeit, wo so schwere Anklagen gegen die Hochschulstudenten erhoben werden, wie sie Professor Paul in seiner berühmt gewordenen Münchener Rektoratsrede hat laut werden lassen.

Ich sage: Die studentischen Korporationen sind verantwortlich für die wissenschaftliche oder unwissenschaftliche, für die sittliche oder unsittliche und für die religiöse oder irreligiöse Haltung ihrer Mitglieder. Daraus ergeben sich für die Korporationen auch ganz bestimmte und ernste Pflichten. Ich beschränke mich heute bloß auf die Verantwortlichkeit der Korporationen hinsichtlich der wissenschaftlichen Leistungen ihrer Mitglieder. Ja, wendet man ein: wo bleibt da die Freiheit der Korporationsstudenten? Soll die Korporation etwa über Fleiß und wissen-

schaffentliche Betätigung ihrer Mitglieder wachen? Ich antworte: Die Freiheit hört da auf, wo die Pflicht beginnt.

Die Korporation greift doch in viel weniger wesentlichen und in unwichtigen Dingen recht stark in die Freiheit ihrer Mitglieder ein. Sie macht den Besuch der Kneipe, bestimmter Gasthäuser, Fuchsenbummel, Teilnahme am Konvent, an Tanzkränzchen und anderen Dingen obligatorisch und wacht streng über Einhaltung von Förmlichkeiten, deren Wichtigkeit und Tragweite manchem recht fraglich erscheinen mögen, ja sie belegt Zuwiderhandelnde sogar mit Strafen oder schließt Mitglieder, die für den studentischen Komment zu wenig Interesse zeigen, wegen Interesselosigkeit aus. Warum soll sie nicht über viel wichtigere Dinge wachen, von denen die Zukunft und das Lebensglück ihrer Mitglieder abhängt? All die verspäteten oder schlecht oder gar nicht bestandenen Examina, all die geschwänzten Vorlesungen und Uebungen, Seminarien und Kliniken, Laboratorien und Präparierböden, all die verbummelten Existenzen, all die Tränen unglücklicher Eltern sind eine heftige Anklage auf schwere Pflichtverletzung, nicht bloß gegen die einzelnen Mitglieder der Korporation, sondern gegen die Korporation selbst, der solch fehlsame Mitglieder angehören; da ist es Pflicht einer Korporation, die sich ihrer Verantwortlichkeit bewußt ist, zum Rechten zu sehen.

Aber wie? Sie kann in zweifacher Weise dahin wirken, daß die Korporationsmitglieder in wissenschaftlicher Hinsicht ihren Mann stellen. Einmal positiv durch Belehrung der neueintretenden Mitglieder über den Studiengang im jeweiligen Fach, über Benützung der in Vorlesungen, Uebungen, Instituten, Seminarien, Bibliotheken gegebenen Lerngelegenheiten, über Herstellung persönlicher Beziehungen zu den Dozenten, über die Anforderungen, die das Examen im betreffenden Fache stellt. Man sollte es nicht für möglich halten, und doch gibt es eine nicht geringe Zahl Studenten, die recht planlos in den Tag hinein leben und semesterlang eigentlich nicht recht wissen, wo sie hinauswollen. Da ist es Aufgabe der Korporation, aufklärend einzugreifen. Freilich wenn ältere Korporationsmitglieder jüngere gar vom Studium abhalten, dann ist so ein junges Semester übel daran. Eine weitere wichtige Aufgabe der Korporation ist die Pflege des wissenschaftlichen Geistes. Das geschieht am besten durch regelmäßige Vorträge der Mitglieder. Manche Korporationen haben die recht löbliche Sitte, alle 8 oder 14 Tage einen wissenschaftlichen Vortrag halten zu lassen entweder durch ihre Mitglieder oder sonst bekannte Männer des praktischen oder wissenschaftlichen Lebens. Es ist sehr zu bedauern, daß diese schöne Sitte nicht allgemein ist. Da hört der Mediziner auch einmal etwas über Philosophie oder Geschichte oder Sprachwissenschaft oder Literatur oder soziale Probleme, der Jurist oder Philolog oder Theolog auch mal etwas über naturwissenschaftliche oder medizinische Probleme. Solche Vorträge, wenn sie nur gute Referate sind über bedeutende Bücher, wirken, anregend an sich, heilsam dadurch, daß sie dem öden Kneipen Abbruch tun, der Einseitigkeit vorbeugen und der Unterhaltung bedeutungsvolleren Inhalt geben als das Thema: Kater und Hunde, Damen und Tennis. Man klagt heute so viel, es fehle der rechte Gehalt im modernen Studentenleben. Hier habt ihr ihn: Tüchtiges Fachstudium, Erweiterung des Horizontes über das Fachstudium hinaus, Interesse für Fragen der Weltanschauung, — das ist reichlich Inhalt für junge, strebsame Jünglinge. — Dabei kommt immer noch edle Fröhlichkeit, die ich freilich nicht im fortwährenden Kneipen finde, zu ihrem Rechte.

Führen aber diese positiven Maßnahmen nicht zum Resultate, bleiben auch pflichtmäßige Mahnungen zum Fleiße unbeachtet, dann fordert es die Ehre der Korporation, solche Mitglieder beizeiten abzustoßen, damit sie nicht für unwürdige Elemente die Verantwortung übernehmen muß. Eine Korporation muß mehr auf die Qualität, als auf die Quantität ihrer Mitglieder sehen. Das heute vielfach hervortretende Streben, nur möglichst viele Mitglieder zu bekommen, ist nicht an sich lobenswert. Nicht die Menge tut's, sondern die Güte.

Gehen die Korporationen in dieser Weise vor, so bleiben sie der großen Verantwortung sich bewußt, die sie ihren Mitgliedern gegenüber haben, und erfüllen eine ernste Pflicht. Nur so werden sie im akademischen Leben geistige Brennpunkte, Stätten ernster Arbeit, und Mittelpunkte edler Freundschaft und Fröhlichkeit.

Der unerbrochne Brief.

Das, was du mir nicht geben konntest,
Das tiefe Glück, nach dem ich rief —
Hält Gott der Herr bei sich versiegelt
Als unerbrochnen Liebesbrief.

Er wär zu wunderbar zu lesen
Für ird'scher Augen armes Licht,
Zu überselig wär die Botschaft,
Zu gross und heilig das Gedicht.

Drum nahm er ihn aus deinen Händen —
Er gibt ihn mir am jüngsten Tag.
Wenn ich ersteh in Lichtgewändern
Aus meinem Grabe, wo ich lag.

Dann werde jubelnd ich erbrechen
Das Siegel und vor Gottes Höh'n
In meines Glücks Vollkommenheiten
Im Glanze deiner Liebe steh'n.

M. Herbert.

Akademikersorgen.

Von Karl Esser, Münster i. W.

Wir sind gewachsen! Dieses Wort, das der unvergeßliche Kölner Weihbischof Dr. Hermann Joseph Schmitz einst aussprach im Hinblick auf die von Jahr zu Jahr sich steigernde begeisterte Anteilnahme an den Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands, ist schon oft bei passenden Anlässen auf andere Veranstaltungen und Einrichtungen des katholischen Volkes angewandt worden.

Auch wir katholischen Akademiker dürfen dieses Wort ohne Ueberhebung für uns in Anspruch nehmen, nicht nur für das numerische Anwachsen der katholischen akademischen Jugend überhaupt, sondern namentlich auch für das erfreuliche Interesse, das unsere Studentenschaft den großen idealen Bestrebungen unserer Tage entgegenbringt. Wir wollen nur erinnern an die rege soziale Schulung, die überall eingesetzt hat, an die Tätigkeit der sozialen Ferienzirkel, an die Gemeinschaftsarbeit und die Arbeiterkurse, an die eifrige Vinzenzarbeit, worin unsere inkorporierten und nichtinkorporierten katholischen Studenten in anerkennenswerter Geschlossenheit wetteifern.

Besonders aber sei heute hingewiesen auf unsere Akademischen Bonifaziusvereine! Ihre Bestrebungen sind zweifellos die höchsten und edelsten, gelten sie doch nicht nur der Versöhnung und dem Ausgleich sozialer Gegensätze, der Linderung irdischer Not und Dürftigkeit, sondern vielmehr der Sorge für das Heil der Seelen. Und in der Tat! Großes haben die Akademischen Bonifaziusvereine seit dem Anfange ihres Bestehens geleistet, und sie haben sich im Laufe der Jahre zu einer weiten, vielgestaltigen Organisation ausgebaut: An 34 Universitäten und Klerikalseminaren Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz stehen sie in Blüte und haben überall eine stattliche Anzahl von ordentlichen, außerordentlichen und Ehrenmitgliedern aufzuweisen. Im vergangenen Semester ist von ihnen die ansehnliche Summe von ca. 10,000 M aufgebracht worden.

Dieser eifrigen Tätigkeit entsprechen die herrlichen Erfolge. Wie manches Gotteshaus ist mit Unterstützung der Akademischen Bonifaziuseinigung erstanden, wie manche Seelsorgerstelle verdankt ihr die Errichtung und Unterhaltung! So steht als ein hervorragendes Denkmal der edlen, opferfreudigen Gesinnung unserer Studentenschaft da die schöne Piuskirche in Greifswald, die aus den Mitteln der A. B.-E. errichtet wurde. Ein Blick in die „Akademische Bonifazius-Korrespondenz" zeigt uns, wie umfassend die Fürsorge unserer Einigung ist. Daß sie ihre Aufgabe auch in echt modernem Sinne auffaßt, beweist beispielsweise die Unterstützung der katholischen akademischen Lesevereine zu Halle und Prag. Kein Einsichtiger wird die hohe Bedeutung der Unterstützung unserer Lesehallen leugnen, wenn er bedenkt, wie weit wir infolge so mancher ungünstiger Verhältnisse gerade in diesem Punkte im Rückstand sind.

Ist es nicht ein schöner Gedanke, daß so die Summen, die die Opferwilligkeit unserer katholischen Studenten aufgebracht hat, in erster Linie für die religiösen Bedürfnisse unserer Universitätsstädte in der Diaspora verwandt werden!

Und wie leicht ist uns die Mitgliedschaft zum A. B.-V. gemacht! Der geringe Beitrag ist gewiß ein sehr kleines Opfer und wird zudem voll ersetzt durch die Zustellung der fünfmal jährlich erscheinenden „Akademischen Bonifazius-Korrespon-

denz", die nach dem einstimmigen Urteil aller sich unter der Schriftleitung ihres feinsinnigen Redakteurs Johannes Mumbauer zu einer gediegenen mustergültigen Studentenzeitschrift emporgearbeitet hat. Sie ist in Wahrheit ein Organ, das geeignet ist, zur Lösung der zweiten Hauptaufgabe der A. B.-E. beizutragen, zur Förderung der Wertschätzung unserer Missionen und zur Hebung des Verständnisses für die großen Zeitaufgaben im Sinne der katholischen Weltauffassung.

Dieses ideelle Ziel der Einigung, das namentlich seit der letzten Generalversammlung zu Breslau mehr betont wird, steht dem materiellen Zwecke an Wichtigkeit gewiß nicht nach. Denn nur wenn wir von einer in der Ueberzeugung wurzelnden Anhänglichkeit und Liebe zu unserer heiligen Kirche erfüllt sind, erhält die materielle Gabe ihre wahre Bedeutung, nur dann hat sie ihren hohen, moralischen Wert. Und welche Vereinigung könnte wohl in dem Maße geeignet sein, zu dieser gegenseitigen Förderung des religiösen Wissens in unserer katholischen Studentenschaft beizutragen, wie gerade die A. B.-E., die unsere Akademiker unter das Banner des großen heiligen Apostels der Deutschen stellen will, der uns das Licht des wahren Glaubens und den unermeßlichen Schatz christlicher Kultur und Zivilisation gebracht hat! Die A. B.-E. sucht dieses ideelle Ziel vor allem durch Abhaltung von Versammlungen, in denen wissenschaftliche Vorträge über zeitgemäße Fragen des religiösen und sozialen Lebens gehalten werden, zu erreichen. In einigen A. B.-VV. besteht die schöne Sitte einer jährlichen oder halbjährlichen gemeinsamen heiligen Kommunion sämtlicher Mitglieder, ein Zeichen des echt religiösen Sinnes, der in ihnen herrscht, und der zu allgemeiner eifriger Nachahmung anspornen sollte.

Trotz des erfreulichen Anwachsens der A. B.-VV. in den letzten Jahren müssen wir leider sagen, daß sie doch in manchen Teilen unserer Studentenschaft, zumal bei unseren Laienstudenten, noch nicht die gebührende Aufmerksamkeit gefunden haben. Möge man sich doch durch kleinliche Rücksichten oder zeitweilige Mißhelligkeiten, die meist nur auf Mißverständnissen beruhen, nicht länger von dem edlen Werke zurückhalten lassen! Anderseits machen sich wirklich Anzeichen eines wachsenden Verständnisses für die hohe Mission der A. B.-VV. bemerkbar. Sie lassen uns hoffen, daß sich recht bald auch diejenigen katholischen Studenten, die den Bestrebungen der Einigung bisher fernstanden, mehr und mehr den wackeren Kämpfern für die res Bonifatiana anschließen werden.

An alle katholischen Akademiker aller Fakultäten richtet sich der Appell, an die inkorporierten wie die nichtinkorporierten, und namentlich auch an die Alten Herren! Groß ist die Aufgabe, die sich die A. B.-E. gestellt hat, täglich mehren sich die Anforderungen. Aber sollten wir da verzagen, sollten wir erlahmen in der Tätigkeit für unser hohes Ziel? Nimmermehr! Mit frohem Optimismus wollen wir der Zukunft entgegensehen, wollen wir arbeiten und wirken in einmütigem Eifer! So wird das Wort des großen Bischofs nicht bloß anzuwenden sein auf die Zunahme unserer katholischen Studentenschaft, nicht bloß auf die gesteigerte und ständig wachsende Mitgliederzahl der Akademischen Bonifaziusvereine; nein, es wird sich bewahrheiten in seinem absoluten Sinne: Wir sind gewachsen! allen Anforderungen gewachsen, die das religiöse Leben unserer Glaubensbrüder, besonders unserer Kommilitonen auf den Hochschulen der Diaspora, an uns stellt in ideeller und materieller Beziehung!

Augsburg eine Heimstätte alter Kunst.

Von Dr. O. Doering-Dachau.

Die weihevolle Stimmung, mit der die Teilnehmer des Katholikentages sich zusammenfinden, muß heuer durch die Wahl des Ortes noch besonders gefördert werden. Das südöstliche Deutschland besitzt keine Stätte, an der das Christentum früher Fuß gefaßt hätte. Möglich, daß schon römische Soldaten, die hier in Garnison waren, dem neuen Bekenntnisse anhingen. Als man 1897 Ausgrabungen unternahm, um über das Alter und womöglich über die Form des frühesten Augsburger Domes Aufschlüsse zu gewinnen, fand man bei der westlichen Krypta anscheinend römische Mauerreste. Sicher ist, daß im 4. Jahrhundert die alte Augusta schon dem Christentum anhing. Das Augsburger Bistum ist seit der Zeit des hl. Bischofs Sintbert nachgewiesen, der 809 gestorben ist. Zu seiner Zeit muß der erste Augsburger Dom schon alt gewesen sein. Im Jahre 994 stürzte er vollends ein, und danach fing man einen zweiten zu bauen an, eines der damals häufigen Kirchengebäude mit einem westlichen und östlichen Chor. Von diesem romanischen Bau, der 1065 oder vielleicht schon 1006 vollendet war, haben sich bis auf den heutigen Tag die westliche Apsis, die Krypta, das Querschiff, die Bogenstellung des Mittelschiffes und die beiden östlichen Türme erhalten. Der westliche Chor, der 1229 erbaut wurde, zeigt schon die Formen des Ueberganges zur Gotik. Rein gotisch aber ist der östliche Chorbau. Mit edlen Kunstwerken ist der Dom von Augsburg reich geschmückt. Aber leider ist es nicht der ursprüngliche Zustand, den wir sehen. Seit dem 16. Jahrhundert bis ins 19. wurde er fast aller Kostbarkeiten beraubt; das meiste, was jetzt seinen Schmuck bildet, ist erst aus andern Augsburger Kirchen hineingebracht worden. Aber einzelnes aus alter Zeit besitzt er doch noch. So die merkwürdigen ehernen Türflügel, zu deren bisher nicht völlig erklärten bildlichen Darstellungen vermutlich Elfenbeinschnitzereien altchristlicher Zeit die Vorbilder geliefert haben. Romanisch ist der steinerne Bischofssitz; aus dem 12. Jahrhundert stammen die irrtümlich meist für älter erklärten Glasgemälde im südlichen Langhause. Aber doch kann ihnen der Ruhm, die ältesten ihrer Gattungen in Deutschland zu sein, nicht genommen werden.

Wie der Dom wesentlichste Teile seiner heutigen Erscheinung dem 14. Jahrhundert verdankt, und wie sein Kreuzgang mit seinen Grabdenkmälern ein herrliches Denkmal der Kunst des 15. Jahrhunderts ist, so künden auch zahlreiche andere Bauwerke Augsburgs von der Blüte der Architektur in jenen Zeiten der hohen und späten Gotik. So die St. Annenkirche des ehemaligen Karmelitenklosters, die durch die 1509 bis 1512 erbaute Fuggerkapelle Weltruf erlangt hat. Ein gotischer Bau war auch die Barfüßerkirche, die jetzt barock ist. In romanische Zeit zurück gehen St. Peter, St. Georg und St. Moritz, letzteres gotisch, später barock ausgeschmückt. Gleichfalls gotisch ist St. Jakob und die wertvolle, jetzt profanierte Kapelle St. Leonhard, die zum Welserhause gehört. Gar ein hochberühmtes Denkmal aber ist das einstige Reichsstift zu St. Ulrich und St. Afra, des Meisters Burkhardt Engelberger seltsame Leistung.

So ist die kirchliche Kunst des Mittelalters in Augsburg wahrhaft glänzend vertreten. Zu ihr kommt profane, die uns als Juwel das im letzten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts entstandene Doppelhaus des Ulrich und Georg Fugger geschenkt hat. Wer von dem Glanze des mittelalterlichen Augsburg eine Ahnung erlangen will, der gehe ins Rathaus und schaue das Stadtrelief an.

Wenn er danach durch die Straßen wandert, über die Plätze, die so altertümlich und malerisch geblieben sind, weil die Bauten der neuen Zeit zum Glück den Kern der alten Stadt nicht aufgesucht haben, so darf er auch der herrlichen Kunst sich erfreuen, die im 16. und 17. Jahrhundert an dieser Stätte geblüht hat. Wahrlich, nicht einseitig ist sie gewesen! Schuf das Augsburger Kunstgewerbe der Renaissance zahllose Werke von feinstem Reiz, die in alle Welt hinausgingen, so sicherte sich die Heimatstadt die großen Monumentalbauten, mit denen ein Elias Holl dem Stadtbilde bis auf unsere Tage den Charakter verlieh. Es prangt das Rathaus mit seinem goldenen Saale; es trutzt das Zeughaus; von Reichtum und Gediegenheit bürgerlichen Gewerbes zeugt die Stadtmetzig, das Weberkaufhaus; an italienische Schönheit gemahnt das Haus der Bäckerzunft. Dazu die herrlichen Privatbauten, vor allem Jakob Fuggers Haus.

Welch eine Zeit, in der hier in Augsburg und für Augsburg Künstler unsterbliche Werke schufen wie der ältere Holbein, Martin Schaffner, Burgkmaier, Christoph Amberger, Peter Flötner, Peter Candid, Loy Hering, Alexander Colin! Welch ein Glanz von Reichtum und Kunst! Eine solche Stadt konnte nur einen ganz ungewöhnlich erlauchten Gründer haben. Ihm zu Ehren entwarf Hubert Gerhard aus Herzogenbusch 1589 den Augustusbrunnen, den Peter Wagner goß. Danach kam Adrian de Vries und stellte seinen Merkurbrunnen und Herkulesbrunnen auf. Alle drei Kunstwerke von wundervollster Vollendung, zeichnerisch, technisch und in der Wahl ihres Standortes schlechthin unübertrefflich.

Und dann kam die Zeit des Barock, die uns den 1765 vollendeten Kongregationssaal der Jesuiten hinterlassen hat und das leider profanierte Heiligkreuzkloster, das Damenstift St. Stephan und die fürstbischöfliche Residenz. Auch so manches prachtvolle Privathaus, wie das Gasthaus zu den drei Mohren, das der berühmte Münchener Gunezrhainer erbaut hat, oder das Liebertsche Palais von 1765, das pompöse Werk des bayerischen Hofbaumeisters Lespilliers.

Solche erlesene köstliche Frucht der Kunst aber ruht in der rauhen und doch gleichfalls von der Lebenskraft der Kunst erzeugten Schale einer fast unvergleichlichen Stadtbefestigung.



Die Heilige Schrift in moderner Sprache.[1]

Von Alois Baumeister.

Auf den ersten Blick erweckt es den Anschein, als ob bei den Protestanten die Hl. Schrift höher gewertet werde als bei uns Katholiken. Jeder orthodoxe Protestant liest seine Bibel privatim für sich oder gemeinsam zu Hause; beim liturgischen Gottesdienst nimmt sie die erste Stelle ein; die Bibel ist alleinige Glaubensquelle und sogenanntes Formalprinzip. In Wirklichkeit aber liest jeder in die Bibel hinein und heraus, was ihm beliebt; die Theologen behandeln sie wie ein chemisches Versuchsobjekt; als inspiriertes Gotteswort gilt sie schon vielfach nicht mehr. In der katholischen Kirche dagegen steht an erster Stelle nicht der tote Buchstabe der Hl. Schrift, sondern das lebendige Lehramt, das seine Glaubenswahrheiten aus zwei Quellen schöpft: aus Schrift und Tradition. Das Lesen der Bibel ist deshalb auch nicht notwendig zum Heile, denn die Kirche hat schon vor der Bibel existiert. Woher soll auch der einzelne Mensch Zeit und Fähigkeit holen, die Schrift zu lesen als Lehrbuch der Religion? Beim katholischen Gottesdienste ist Alpha und Omega der eucharistische Christus, besonders das Meßopfer, nicht die Bibel.

Und trotz alledem steht bei uns die Hl. Schrift höher als anderswo. Es gehört zum Wesensbestande unserer Glaubenslehre, daß die Schrift, wie wir sie besitzen, vom hl. Geiste inspiriert, also in Wahrheit Gotteswort ist. Nicht dem Belieben des einzelnen überläßt es die Kirche, sondern sie allein behält sich kraft göttlichen Auftrages das Recht vor, die Hl. Schrift authentisch zu erklären. Nur der katholischen Kirche verdanken wir es, daß wir überhaupt eine Bibel besitzen. Die Katholiken dürfen die Hl. Schrift in der Landessprache nur dann lesen, wenn sie von einem Katholiken übersetzt, kirchlich approbiert und mit den nötigen Erklärungen versehen ist. Die ganze Hl. Schrift zu lesen, verbietet kein Kirchengesetz; aber unsere Kirche macht — unter Umständen muß sie — pädagogische und allgemeine ethische Bedenken bei verschiedenen Partien des Alten Testamentes geltend.

Jederzeit hat die Kirche das Lesen der Hl. Schrift gewünscht und empfohlen von der Väterzeit bis zur Stunde. Leo XIII. hat sogar einen Ablaß von 300 Tagen denen gewährt, die eine Viertelstunde das Evangelium lesen. Er förderte die Gründung der Gesellschaft des hl. Hieronymus, die das Neue Testament unter den italienischen Katholiken verbreiten will. Der jetzige Papst hat für diese Gesellschaft noch größeres Interesse. In den letzten drei Monaten als Patriarch von Venedig hat er 5000 Exemplare der neuen Volksausgabe auf seine Kosten verteilen lassen. Den 21. Januar 1907 schrieb er an Kardinal Cassetta: „Da wir alles in Christus erneuern wollen, so ist Uns sicher nichts erwünschter, als daß Unsere Kinder die Sitte annehmen, Exemplare der Evangelien zu einer nicht nur häufigen, sondern auch zur täglichen Lesung im Besitze zu haben . . . . das wird auch zur Beseitigung jener Meinung nützlich sein, daß die Kirche der Lesung der Hl. Schriften in der Muttersprache widerstrebe oder ihr irgendwelche Hindernisse lege." Denn „das Evangelium ist das Buch aller und für alle; ich habe unter dem Volke gelebt und kenne seinen Geschmack, seine Bedürfnisse". („Osservatore", 3. Dez. 1903).

Die Kirchenbehörde ist also sehr wohl überzeugt vom Nutzen der Lektüre der Hl. Schrift. Sie ist eben Gottes unmittelbares Wort, das in einzigartiger Weise unserem Verstande die religiösen Wahrheiten nahebringt; Liebe und Ernst, die aus den toten Buchstaben ins Herz strömen, tun uns überaus wohl. Die Schriftlektüre wirkt ferner erfrischend, erhebend, reinigend gegenüber der süßlichen Gebetbuchliteratur, von der kein geringerer als Bischof v. Keppler in der „Literarischen Rundschau" (1897 Nr. 1) schreibt: „Die sogenannte Erbauungsliteratur krankt heute selber vielfach an Gedankenarmut und Gefühlsüberschwang, ist großenteils ungenießbar, seicht und fad geworden und weiblich bis zur Hysterie." Auch Hansjakob hat recht: „Wir Katholiken kennen und lesen die Bibel viel zu wenig, trotzdem sie als Gottes Wort und Gottes Offenbarung von unserer Kirche anerkannt ist . . . In unseren Tagen, wo manche protestantische Theologen auch die Hl. Schrift nichts mehr gelten lassen wollen und sie zerzausen, so gut sie können, sollten wir Katholiken dieselbe um so eifriger lesen und verteidigen" (Stille Stunden, S. 312). Die Lesewut unserer Zeit ist groß; vielleicht wäre eine gute Uebersetzung auch eines der Heilmittel gegen schlechte Lektüre. Die religiösen Fragen stehen mehr als je im Vordergrunde, so z. B. das moderne Christusproblem, das eben erst recht auftaucht. Wo kann man das wahre Christusbild besser kennen lernen und studieren, als in den ältesten Urkunden des Christentums, in den Evangelien und Paulusbriefen?

Gewiß wird unter den Katholiken die Bibel nicht so viel gelesen wie bei den Protestanten. Außer dem eingangs erwähnten Grunde kommt es auch daher, daß es uns an praktischen Anleitungen fehlt, und mehr noch an einer passenden Uebersetzung. Gar vielen ergeht es wie dem hl. Augustin: sie finden die Sprache zu holperig und zu schwer verständlich. Was die „Grenzboten" (1893, 1. Bd. S. 310) von den protestantischen Bibeln sagen, gilt zum Teile auch von den unsrigen: „Wir glauben nicht, daß jemand, der sonst keine Achtung vor der Bibel hat, durch diese altertümliche Sprache zur Andacht gestimmt wird. Eher wird er den Eindruck einer veralteten Sprache bekommen. Von der gewöhnlichen Tagesliteratur wird sich die Bibelsprache hinlänglich unterscheiden, wenn sie durchweg edel, rein, richtig ist. Der Eindruck, den das Wort Gottes auf die Herzen macht, wird sich eher verstärken, wenn es die lebendige Sprache der Gegenwart, wenn es unsere Sprache ist, die wir hören. Die Apostel und Propheten haben ja auch nicht eine veraltete Sprache gebraucht, sondern in der Sprache ihrer Zeit das Wort Gottes verkündet und niedergeschrieben." Allerdings, „übersetzen heißt nicht nur ein Kleid von der rechten auf die linke Seite wenden oder alle Steine eines Mosaikbildes durcheinanderwerfen, um das nämliche Bild mit den nämlichen Steinen wiederherzustellen, sondern es heißt das vorhandene Werk zertrümmern, wenn man will, es in seine Atome auflösen, so daß nichts übrig bleibt als die im Geiste haftende Gestalt, und dann von neuem den Schöpfungston zur Hand nehmen, um der Existenz begehrenden Seele einen neuen Leib zu wirken." Die langen Schachtelsätze müssen fallen, fremdklingende Redensarten und Worte richtig deutsch wiedergegeben werden; das ist oft sehr schwer, aber unsere Sprache ist so wortreich und einer solchen Tiefe fähig, daß sie bei richtigem Gebrauche im Zusammenhang der Sätze den Inhalt des fremden Wortes völlig erschöpft. Manche Worte sind heute zu hart, z. B. „Weib, was soll dies mir und dir?" (Joh. 2, 4). Meyenberg will ganz richtig Lukas 11, 27 übersetzt wissen: „Selig die Mutter, die dich getragen und genährt hat." Unsere Muttersprache ist doch im Ausdrucke viel zarter, empfindsamer als früher; die Berufung auf die „köstliche Naivität der Alten" ist nicht stichhaltig. Pueris summa reverentia debet! Gut wäre es auch, wenn die Dialoge, deren das Neue Testament so viele besitzt, jedesmal durch ein Alinea im Drucke hervorgehoben würden.

Wie sehr das Verlangen nach solchen Uebersetzungen in moderner Sprache herrscht, beweist die Tatsache, daß auf protestantischer Seite bereits vier Ausgaben erschienen sind, in diesem Jahre schon allein drei. Wie ich erfahren habe, ist auch auf unserer Seite eine solche Ausgabe in Vorbereitung durch P. Konstantin Rösch, O. C., die Ende des Jahres erscheinen soll. Welchen gewaltigen Eindruck machte es, redeten die alten Propheten, die Apostel, Christus, der Gottessohn deutsch zu uns, und zwar so deutsch zu uns, daß die Uebertragung das Urwort an Schönheit und Deutlichkeit erreichte und an den wichtigsten Stellen noch überträfe!

[1]) Anmerkung: Dieser Artikel dürfte den von Wessel „Das Buch der Bücher" in Nr. 28, S. 466 f., ergänzen.

Aus dem modernen deutschen Kunstgewerbe.

Vor den Augen eines internationalen Publikums, das um so kritischer ist, als es dem deutschen Geschmack zum beträchtlichen Teil fremd gegenübersteht, entfaltet Deutschland auf der Brüsseler Weltausstellung die Erzeugnisse seines Kunstgewerbes, und es darf mit Stolz feststellen, daß es einen vollen Erfolg damit errungen hat. Es genießt die Anerkennung, einen eigenen, höchst individuellen Stil sich geschaffen zu haben, der, wenn nicht in jeder Beziehung bereits in sich abgeklärt, so doch weiterer erfolgreicher Entwicklung sicher sein darf. Die neuzeitlichen Ideen, die auf die sinngemäße Behandlung des Materials, auf die rechte Handhabung des Werkzeugs ausgehen, und die uns lehren, bei der Herstellung eines Gegenstandes niemals dessen Zweck außer Augen zu lassen, jene Ideen können aber nur dann ihren wahren Nutzen schaffen, wenn sie die Leitgedanken werden, nach denen die Erziehung des Nachwuchses durchgeführt wird. Wenn wir an dieser Stelle einen Blick nach der deutschen Abteilung der Brüsseler Ausstellung werfen, so darf es genügen, ein einzelnes besonders prägnantes Beispiel solcher Erziehung zum Kunstgewerbe vor Augen zu führen.

Es ist kein Zufall, und auch nicht etwa sind es nur äußerlich blendende Eigenschaften, wodurch die Aufmerksamkeit der Sachverständigen sich den Erzeugnissen der Werkstätten Bernard Stadler-Paderborn eingehend zuwendet. Man findet von ihnen in Brüssel drei Raumausstattungen. Die eine stellt das Wartezimmer eines Arztes vor, die zweite dessen Sprechzimmer, die dritte ist das Arbeitszimmer des Reichskommissars. Die Entwürfe zu allen drei Räumen stammen von Max Heidrich, dem Künstler der Werkstätten. Das Wartezimmer darf gewiß das meiste Interesse beanspruchen. Sind doch sämtliche darin befindliche Möbel, sowie die Wandvertäfelung Lehrlingsarbeit, ausgeführt von fünf jungen Leuten vor bzw. mit Abschluß ihres zweiten Lehrjahres. Das geräumige Zimmer zeigt vier Ecken mit Sofas, Sesseln, Stühlen und kleinen Tischen. Dem Fenster gegenüber befindet sich eine Bank, die durch die Heizkörperverkleidung in zwei Teile getrennt ist. Die Abschrägung der Ecken, ferner die warme Tönung der aus Nußbaum gearbeiteten Wandvertäfelung, die das ganze harmonisch zusammenschließt, weiter die in einem Kreise angeordnete Deckenbeleuchtung, nicht zum wenigsten endlich einige farbenfrohe Gemälde geben dem Raume etwas ungemein Ansprechendes, und so genau er seinem ernsten Zwecke angepaßt ist, doch etwas, das auf das Gemüt des Patienten beruhigend wirken muß. In dem Sprechzimmer des Arztes, wo die Farbe des Ahorns den herrschenden Ton abgibt, und im Verein mit den durch die drei großen Fenster einströmenden Licht alles kühl und hell erscheint, macht sich die reine Sachlichkeit weit mehr fühlbar. Das gleiche, der Charakter der Exklusivität, tritt auch in dem Zimmer des Reichskommissars hervor. Ein jedes darf in seiner Art ein vollendetes Kunstwerk genannt werden.

Die hervorragende Bedeutung der Werkstätten Bernard Stadler-Paderborn, und jene, durch die sie sich von andern ähnlichen Anstalten unterscheiden und Aufmerksamkeit erregen, liegt auf pädagogischem Gebiet. Es kommt der Leitung darauf an, befähigte Knaben zu tüchtigen, nicht nur mit der Technik, sondern mit dem Sinne der Arbeit vertrauten Handwerkern heranzubilden. Nicht zu solchen, die eines Tages fertig zu sein glauben, und dann auf eigene Faust hinarbeiten, sondern zu äußerst leistungsfähigen Menschen, die des guten Willens sind, unter künstlerischer und kaufmännischer Leitung ihre Gaben wirklich nutzbringend zur Verfügung zu stellen. An der Leistung in dem besprochenen Wartezimmer darf man mit Anerkennung die Erfolge der genossenen technischen Ausbildung begrüßen. Daß auch die Bildung des Geschmackes und des eigenen Urteils zu ihrem Recht kommen, zeigt sich aus dem künstlerischen Geist, aus der klugen Ueberlegung jeder Einzelheit, wie sie in den jetzt in Brüssel und auch an andern Orten, z. B. in Berlin, ausgestellten Stadlerschen Produkten hervortritt. Die theoretische, zeichnerische und sonstige Unterricht, den die Lehrlinge genießen, gibt dem Ganzen die unentbehrlichen Unterlagen und die erforderliche Abrundung. Besondere Hervorhebung verdient noch, daß aus den Werkstätten keineswegs nur kostspielige Gegenstände, sondern auch solche hervorgehen, die ganz bescheidenen Mitteln zugänglich sind, und dabei in ihrer Art den Ansprüchen an praktische Form und ästhetisch befriedigende Erscheinung nicht minder genügen.

Kurt Freden.

Kirchliche Kunst.

Die zwischen 1736 und 42 entstandene Pfarrkirche von Oberammergau, ein in Wahrheit beachtenswertes Denkmal des bayerischen Rokoko, hat einen neuen Schmuck erhalten in vier von der Hofkunstschlosserei Joseph Frohnsbeck in München hergestellten schmiedeeisernen Gittern. Die Gitter sind stilistisch dem Rokokostil der Kirche sorgfältigst angepaßt und helfen somit den bisher glücklich bewahrten Charakter des Innenbildes festzuhalten, ja zu steigern. Die Gitter befinden sich vor den vier Seitenaltären. Zwei von ihnen bestehen aus einem gewölbten Mittelteile und zwei rechtwinklig daranstoßenden Seitenteilen, ersterer setzt sich aus den beiden Türflügeln zusammen. Fein geschwungene Linien umschließen in jedem Flügel eine mit Gitterwerk gefüllte Rokokokartusche, das gleiche Motiv kehrt auch in den Seitenteilen wieder. Die beiden anderen Gitter sind gerade und je 8 m lang. Auch sie zeigen durchaus verwandte Motive. Die schmalen Rahmen rechts und links von der Mittelpforte sind mit den von Strahlen umgebenen Monogrammen Christi und Mariä geschmückt. Die gesamte Ausführung, um die sich besonders der Sohn des Firmeninhabers, Herr Franz Frohnsbeck jun., verdient gemacht hat, ist in blank gescheuertem Schmiedeeisen erfolgt. Die Bayerische Hofkunst- und Bauschlosserei von Joseph Frohnsbeck hat ihren weit über Deutschland hinaus bewährten, auch in München durch mehrere hervorragende Leistungen begründeten Ruf durch diese neuesten Arbeiten wiederum glänzend gerechtfertigt. Um die Beschaffung der Gitter hat sich der hochwürdige Oberammergauer Prälat Herr Dr. Schröder verdient gemacht. Ihm gebührt besonderer Dank dafür, daß er mit Hilfe seines feinen Kunstempfindens, das so oft sich schon bewährt hat, der altehrwürdigen Kirche zu einem so erlesenen Schmuck verhalf. Man vergleiche die Abbildung in der Kunstbeilage.

Felix Hinzen.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Festspiele. In dieser Woche bot der Festzyklus im kleinen Hause „Figaros Hochzeit" und „Die Meistersinger" im Prinzregententheater, beide unter Felix Mottls genialer Leitung. Die Besetzung ist bei Mozart und Wagner die bewährte, oft gewürdigte geblieben. Der Maler Fischer hat für die architektonische Gestaltung des ersten Aktes der Meistersinger in Nürnberg eingehende Studien gemacht. Das von ihm entworfene Kircheninnere hat gegen früher an bildlichem Reize sehr gewonnen. Auch das szenische Bild der Festwiese ist durch den den Blick erweiternden Rundhorizont noch vollkommener geworden. Ferner gelang es, den grünen Wiesenboden sehr überzeugend vorzutäuschen. Feinhals bietet in Gesang und Spiel einen idealen Hans Sachs in restloser Ausschöpfung des tiefen Empfindungsgehaltes dieser Rolle. Knote sang das Preislied Stolzings mit edelstem Stimmglanz, so daß man ihm einige rhythmische Freiheiten gerne verzieh. Frau Bosettis Evchen und der Merker unseres Geis sind mit herzlichster Anerkennung zu nennen. Mit den Jubelklängen der „Meistersinger" haben vor zehn Jahren unsere Festspiele ihren verheißungsvollen Anfang genommen. Die Aufführung ist heute wie damals eine der vollkommensten und rege Fortarbeit sichert sie vor Stillstand oder Erstarrung.

Künstlertheater. Das Reinhardtsche Ensemble des Deutschen Theaters in Berlin setzte mit einer sehr beifällig aufgenommenen Aufführung der „Minna von Barnhelm" sein Gastspiel fort. Die Inszene entsprach wieder den höchsten Anforderungen, sie zeigte entzückende Bilder im Geschmacke Chodowieckis, allein noch höher ist die Regie zu schätzen, welche jede Szene mit blühendem Leben erfüllte. Dieses Musterlustspiel der deutschen Bühne wird aus Respekt vor seinem klassischen Werte zumeist in den längst festgelegten Linien einer Tradition gegeben, die oft vergessen läßt, daß die Sprache des Stückes nicht nur fein und geistreich, sondern von einem edlen, lebenswarmen Realismus erfüllt ist, der noch heute unverblaßt wirkt. — Die Wiedergabe war in allen Teilen gut. Hat man die bewährte Virtuosenrolle des Chevalier de la Marlinière schon blendender gesehen, so waren doch das berühmte Liebespaar und die um dasselbe gescharten Chargen von starkem Empfinden und Kraft der Charakteristik.

Die Festkonzerte in der großen Ausstellungsfesthalle ernten steigenden künstlerischen Erfolg. Die Aufführung der „Eroica" war von stärkster Wirkung, auch Beethovens und Schumanns zweite, sowie Mendelssohns A-Moll-Symphonie fanden unter Löwes eindringlicher Direktion eine vortreffliche, das Alltagsmaß weit überragende Wiedergabe.

Schauspielhaus. Bei der Fülle des künstlerisch Wertvollen und Erhebenden, das uns diese Festspielwochen geben, fällt es schwer, auf das Niveau der Possenfabrikanten Heller und Stein hinunterzusteigen. Die Zensur hat das Lustspiel: „Der hl. Aloisius" nach verschiedenen Aenderungen passieren lassen. Nun der Titel ist an sich schon eine derbe Geschmacklosigkeit. Das Stück spielt in Oberammergau. Eine Amerikanerin verliebt sich in einen Passionsspieler und will ihn heiraten. Bei näherem Kennenlernen zeigt es sich, daß die Leutchen nicht zueinander passen. Das ist alles rein oberflächlich auf plumpe Späße gearbeitet, die feiner Empfindende eher verletzen, als erheitern.

Verschiedenes aus aller Welt. In Salzburg wurde der Grundstein für ein „Mozarthaus" gelegt, in dem das Archiv und die Musikschule der internationalen Stiftung „Mozarteum" zweckentsprechend untergebracht werden soll. Auch einen mustergültigen Konzertsaal wird der Neubau bergen. Dieses Fest bot den äußeren Anlaß zu einer neuntägigen Feier. Der Grundsteinlegung voraus ging eine musikalisch vollkommene Wiedergabe der Credomesse im Dom. Aus dem Konzertprogramm ist die Aufführung von Mozarts „Requiem" unter der Leitung des Mozarteumsdirektors Reiter besonders hervorzuheben. Die Aufführung der „Zauberflöte" dirigierte der Dessauer Hofkapellmeister Mikorey, „Don Giovanni" Generalmusikdirektor Muck-Berlin. Die Besetzung wies viel berühmte Namen auf, die sich trotz mangelnder Proben unter der Regie Lilli Lehmanns zu einem entsprechenden Ensemble zusammenfügten. Als Festorchester wirkten die Wiener Philharmoniker. Die Feier fand ein zahlreiches begeistertes Publikum. — Dem Komponisten des Liedes „Sah ein Knab' ein Röslein steh'n" Heinrich Werner (1800—1843) wurde in seinem Geburtsorte Kirchohmfeld ein Denkmal errichtet. — Der Bühnenverein hat auf seiner letzten Tagung beschlossen, auch nach Ablauf der Schutzfrist Wagners „Parsifal" außerhalb des Bayreuther Festspielhauses nicht zu geben. Gegen diesen Beschluß haben die Stadtverordneten in Köln und Mainz Stellung genommen zugunsten der Aufführung auf den städtischen Bühnen. — Für den nächsten Sommer sind wieder Festspiele in Bayreuth mit dem „Ring", „Parsifal" und „Meistersinger" vorgesehen. — Die soeben zu Ende gegangene Opernsaison in London hatte ihre größten Erfolge mit Richard Strauß' „Feuersnot", Mozartopern und Offenbachs „Hoffmanns Erzählungen". Nur lokales Interesse hatte die Oper „A Summer night" von H. G. Clutram. Der englische Komponist ist stark abhängig von Wagner und Strauß. Im Gegensatz zu diesen Aufführungen in His Majestys Theater überwog in der Covent Garden Oper die italienische und französische

Musik. — Die Zoppoter Waldspiele hatten mit Brülls „Goldenem Kreuz" einen weiteren Erfolg. Das gefürchtete Wort von Berlioz: „Im Freien gibt es keine Musik" wurde von neuem widerlegt. Die zartesten Klänge waren nach Berichten bis tief in den Wald, der genügend Resonanz bietet, hörbar. Die Ausstattung freilich erscheint nach Abbildungen zu schließen, noch reichlich konventionell. — In Lindenfels im Odenwald wird die Errichtung einer Freilichtbühne geplant. — Der Aachener Männergesangverein errang auf dem internationalen Wettstreit in Brüssel den ersten Preis. — In Wien starb in tiefster Vergessenheit der norwegische Komponist Johann Semler, dessen Name zur Zeit der Pariser Kommune sehr bekannt war. Ein von ihm komponierter wirksamer Totenmarsch hatte die Kommunarden so begeistert, daß er zum Direktor des Pariser Konservatoriums ernannt wurde. Nach der Niederwerfung des Aufstandes der Kommune floh Semler aus Frankreich und ist seither nicht mehr an die Oeffentlichkeit getreten. — In Dänemark sind Bestrebungen im Gange, das Wohnhaus des Dichters Holger Drachmann auf Skagen im alten Zustande als Drachmann-Museum zu erhalten. — Eine Nationalausgabe der Werke des Königs Oskar von Schweden, die auch seine weniger bekannten dramatischen Versuche enthalten wird, erscheint in Stockholm. — In Halle sollen die seinerzeit berühmten Halleschen Musikfeste (Spontini 1829; Fr. Schneider 1830 und 1855; Haendelfest unter Robert Franz 1857) wieder aufleben. Für 1911 wird ein Beethovenfest geplant.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Es hat den Anschein, als ob die Börsen aus der historischen Entwicklung der einzelnen Marktgebiete nur wenig Nutzen ziehen würden. Nach den heftigen Kursstürzen der Westbörsen und den widersprechenden Meldungen aus der Industrie und last not least nach den finanziellen Katastrophen der letzten Zeit wäre man nicht überrascht gewesen, wenn eine Zeitepoche der Sammlung und ruhigen Erholung an unseren heimischen Börsen eingetreten wäre. Statt dessen herrscht von neuem eine Art Hurrastimmung, besonders in Berlin, die von längerer Dauer zu sein scheint. In der Tat liegen momentan auch genügend Gründe vor, welche diese gebesserte Tendenz rechtfertigen. Vor allem ist nicht zu vergessen, dass die innere Kraft und Widerstandsfähigkeit der deutschen Märkte trotz aller Misshelligkeiten der letzten Wochen die gleich ungeschwächten geblieben sind. Vorsichtige Finanzkreise glauben zwar jetzt schon wieder einer Mässigung und klugen Reserve das Wort sprechen zu sollen. Es bleibt auch abzuwarten, ob die ernsten Warnungen, hervorgerufen durch die Ansammlung von so grossen Kapitalien durch die fortwährenden Vertrustungen einzelner Industriezweige, nicht doch viel Wahrheit enthalten. Bei wirtschaftlichen Rückschlägen können jedoch diese grossen Industriegruppen, die besonders in der Montanbranche vielfach kartelliert und syndiziert worden sind, leichter und rascher Schritt halten mit den Anforderungen einer schlechteren Zeit, als solches den einzelnen und schwächeren Gesellschaften und Einzelfirmen möglich ist. Und der Impuls zur festen Tendenz an unseren Börsen ging denn auch aus dieser Anschauung hervor, dass besonders dem Montanmarkt ein neuer wirtschaftlicher Aufschwung vorbehalten sei. Nicht zuletzt waren es die verschiedentlich bekannt gewordenen günstigen Abschlussmeldungen einzelner Gesellschaften. Das Dortmunder Hösch-Eisenwerk verteilt aus dem Reingewinn für 1909/10 18 % Dividende gegen 14 % im Vorjahre. Auch andere Werke wie Phoenix, Rheinstahl, Hasper und wie die grossen Eisenproduzenten alle heissen, werden voraussichtlich günstige Abschlussziffern und höhere Dividendenerträgnisse erzielen. Es sei jedoch vorweg betont, dass ein gut Teil dieser gebesserten Bilanzerträgnisse schon in den hochgeschraubten Kursen dieser Werte mehr als genügend eskomptiert worden ist. Die letzten Berichte von der Düsseldorfer Montanbörse hinsichtlich der Lage des Eisen- und Kohlenmarktes und auch die höheren Eisenpreisnotierungen in England regten allerdings neben den verschiedenen neueren Fusionskombinationen zu grossen Käufen an der Berliner Börse an. Der vor kurzer Zeit publik gewordene Abschluss der bayerischen Maximilianshütte — es gelangt hierbei eine Dividende von 21 %, statt 16,03 % im Vorjahre, zur Verteilung — hat auch die süddeutschen Interessenten in Stimmung gebracht. Auch in anderen Industriezweigen unseres heimischen reichverzweigten Wirtschaftslebens konnte sich eine gebesserte Stimmung etablieren. Die chemische Industrie Deutschlands erfreut sich laut den statistischen Veröffentlichungen im Exportverkehr einer besonders grossen Besserung. Die diesjährigen Ausfuhrziffern in dieser Branche haben die der früheren Jahre bereits weit überholt. Das Hauptinteresse an unseren Börsen scheint sich ausserdem den elektrischen Werten anhaltend zuzuwenden. Die in dieser Sparte bekannt gewordenen Fusionen bedingen für die grossen Gesellschaften Ersparung an Betriebskosten und erleichtern den Wettkampf, besonders in den grosszügigen Auslandsaufträgen. Auch die in Aussicht stehenden grossen Inlandsprobleme, wie die zukünftigen bayerischen grossen elektrischen Kraftanlagen, werden an die einzelnen Gesellschaften grosse Ansprüche bezüglich Arbeitsübertragung stellen. Weitere günstige Meldungen aus dem Inlande vermochten ihre Wirkung auf die guten Tendenzen der Börsen ausserdem auszuüben. Es wurde speziell sympathisch und wie leicht erklärlich, besonders erfreulich die Meldung aufgenommen, dass für den Rest des laufenden Jahres ein heimischer Anleihebedarf nicht zu erwarten sei und dass die Finanzlage des Reiches besonders zufriedenstellend sich angelassen habe. Für die Marktgebiete der heimischen Renten ist diese dokumentierte Besserung begreiflicherweise von hohem Werte. — Ein Moment von höchsttragender Wichtigkeit bildet die Gestaltung der heimischen Geldmarktverhältnisse. Der letzte Ausweis der Reichsbank zeigt im Vergleich zum Vorjahre eine erhebliche Verschlechterung. Dabei kommen vom Auslande, speziell aus Frankreich, grosse Posten von Kapitalien an den offenen Markt. Die Erfordernisse der Ernte, der grosse Bedarf der Haussesströmung an der Börse werden bald den Rest der Geldabundanz verschlingen. Ein baldiges Anziehen der Diskontschraube und höhere Zinssätze sind sicher zu erwarten. — In der letzten Zeit verstimmen an den Börsen auch die panikartigen starken Rückgänge von russischen Werten, hervorgerufen durch die Meldungen, dass die Cholera im Russenreich sich besonders stark ausgebreitet habe. Eine allgemeine Abschwächung an den Börsen war dadurch zu Saldo veranlasst worden.

M. Weber.

Die wissenschaftliche Sektion des Münchener katholischen Frauenbundes beginnt am 7. November den VI. Jahrgang ihrer Vortrags-Zyklen. Es ist von größter Wichtigkeit und mit Freuden zu begrüßen, daß auch den Damen Gelegenheit geboten wird, auf Grund der katholischen Weltanschauung, in den wichtigsten Gebieten des Wissens, sich weiter zu bilden. München ist bis jetzt die einzige Stadt, welcher es gelungen ist, derartige Vortrags-Zyklen eine Reihe von Jahren ununterbrochen durchzuführen. Es ist eine beachtenswerte Tat, welche für die katholische Damenwelt von größerer Tragweite ist, als wohl viele ahnen, sie kann der so rührigen wissenschaftlichen Sektion des Münchener katholischen Frauenbundes nicht hoch genug angerechnet werden. (Näheres siehe im Inserat.) E. L.

Esperanto als Kongreßsprache. In Paris fand kürzlich der erste internationale Katholikenkongreß statt, auf dem als alleinige Kongreß- und Verhandlungssprache Esperanto gesprochen wurde und sogar Gottesdienste in dieser Sprache gehalten wurden. Es wurde von den vielen Teilnehmern aus fast allen Staaten Europas einstimmig festgestellt, daß die Erlernung und Anwendung des Esperanto keine Schwierigkeit bereitet habe. (Mitgeteilt von der Esperanto-Auskunftstelle d. V. D. E. in Leipzig, Moltkestr. 28b, von der auch gegen 15 Pf. in Briefmarken ein Esperanto-Lehrbuch mit aufklärenden Schriften portofrei erhältlich ist.

Zum Katholikentag erscheint als **billige Gabe** eine historische und kunstgeschichtliche Broschüre **„Der Dom zu Augsburg"** mit 14 Illustrationen (Augsburg, Seitz), 80 Pfg.

Zum **Ewiglichtöl-Bezug** ist die Firma **Jos. Hermann in Augsburg** nur empfehlenswert. Sie zählt zu den ältesten und bekanntesten reellen Firmen dieser Branche.

Die „Allgemeine Rundschau" ist im Abonnement und Einzelverkauf erhältlich in der Herderschen Buchhandlung Berlin W. 56, Französischestraße 33 a, Telephon I 8289.



Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag. In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Bei Zwangseinziehung werden die Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 35. München, 27. August 1910. VII. Jahrgang.

Die internationale Sozialdemokratie.

Von Otto Veith.

Am Ende des Monats August findet in Kopenhagen der internationale Sozialistenkongreß statt. Es ist vielleicht von allgemeinem Interesse, das Wachsen des Sozialismus zu beobachten.

Die Wahlen der letzten Jahre zeigen fast überall steigende Tendenz. Deutschland steht im nächsten Jahre vor einer Neuwahl des Reichstags, und die bisher getätigten Nachwahlen offenbarten ein riesiges Erstarken des Sozialismus. Professor Delbrück glaubt, daß die Zahl der in den neuen Reichstag einziehenden Sozialdemokraten auf die Zahl 120 heraufschnellen könnte. Das Brüsseler sozialistische Sekretariat hat folgende Liste der Zahl der bei den letzten Wahlen abgegebenen Stimmen in den verschiedenen Ländern veröffentlicht:

Deutschland	3 250 000
Frankreich	1 100 000
Oesterreich	1 000 000
Vereinigte Staaten	600 000
England	500 000
Belgien	500 000
Italien	339 000
Finnland	337 000
Schweiz	100 000
Dänemark	99 000
Norwegen	90 000
Holland	82 000
Schweden	75 000
Spanien (1903)	29 000
Serbien	30 000
Bulgarien	3 000
Argentinien	5 000
	8 139 000

Von Rußland und Australien liegen keine Ziffern vor, jedoch gibt es in beiden Ländern eine starke sozialistische Bewegung. In Spanien hat sich die Stimmenzahl bedeutend erhöht, denn der alte Kämpfer Iglesias erhielt in Madrid über 40 000 Stimmen. Auch in Rumänien besteht eine sozialistische Partei, ebenso in Japan. In vielen Ländern steht die Partei noch in den Anfängen; aber immerhin wird man sagen können, daß die Zahl der erwachsenen männlichen Sozialisten gegen 10 Millionen betragen wird. Rechnet man die Frauen und die Jugendlichen dazu, so wird die Zahl der Sozialisten in allen Weltteilen wohl über 20 Millionen betragen.

Wie unheimlich der Sozialismus gewachsen ist, zeigt ein Vergleich der folgenden Tabelle mit der oben gegebenen:

Deutschland (1871)	101 927
Frankreich (1881)	60 200
Italien (1882)	49 154
Dänemark (1872)	268
Spanien (1891)	5 000
Schweiz (1884)	3 590
Belgien (1894)	320 000
Holland 1880)	17
Schweden (1890)	488
Vereinigte Staaten (1888)	2 068

Um das Bild zu vervollständigen, ist es nötig, die Zahl der sozialistischen Mandate aus früheren Jahren mit der heutigen zu vergleichen:

Land	Zahl der Abgeordneten	Jahr	Sozialisten früher	Sozialisten jetzt
Deutschland	397	1871	2	50
Finnland	200	—	—	84
Schweden	165	1904	1	36
Dänemark	114	1884	2	24
Belgien	166	1904	28	34
Luxemburg	48	—	—	10
Oesterreich	516	1904	11	88
Frankreich	584	1885	2	76
Norwegen	123	—	—	11
Italien	508	1882	1	44
Holland	100	1897	3	7
England	670	1892	3	40
Schweiz	170	1896	1	7
Serbien	160	—	—	1
Spanien	404	—	—	1

Es haben also Oesterreich, Finnland und Frankreich die meisten Sozialdemokraten. Welchen Einfluß und welche Bedeutung die Sozialdemokratie für ein Land hat, ergibt sich, wenn man betrachtet, in welchem Prozentsatz die roten Abgeordneten zu den bürgerlichen stehen. Für die Sozialdemokraten in Deutschland nehmen wir die Ziffern aus dem Reichstag.

Deutschland	12	Prozent Sozialdemokraten
Finnland	42	„ „
Schweden	21,8	„ „
Dänemark	21,0	„ „
Belgien	20,5	„ „
Luxemburg	20,0	„ „
Oesterreich	17,0	„ „
Frankreich	13,0	„ „
Norwegen	9,0	„ „
Italien	8,6	„ „
Holland	7,0	„ „
England	6,0	„ „
Schweiz	4,0	„ „
Serbien	0,62	„ „
Spanien	0,25	„ „

Finnland ist also das Land, das die meisten Sozialdemokraten birgt. Aber Deutschland hat den traurigen Ruhm, daß die heimische Sozialdemokratie absolut und relativ die höchsten Wahlziffern aufzuweisen hat. Wenn auch die Zahl der sozialistischen Reichstagsabgeordneten nicht der gewaltigen Stimmenzahl entspricht, so ist dennoch ihre starke Zahl 50 sehr beunruhigend. Den Sozialdemokraten wird die Erreichung einer der Stimmenzahl entsprechenden Mandatszahl erschwert durch die Wahlkreiseinteilung, nach der die Hauptmasse der Sozialdemokraten sich in den Riesenwahlkreisen der Großstädte und der Industriezentren befindet, während die Partei auf dem Lande weniger Anhänger hat. Eines ergibt sich aus den mitgeteilten Tabellen: Der Einfluß des Sozialismus steigt im Volke und im Parlamente. Das dürfen wir in Deutschland nicht vergessen, denn die rote Flut steigt immer höher, und die Blockwahlen vom Winter 1907 waren für den deutschen Sozialismus bloß in etwa hemmend, indem die Mandatszahl von 78 auf 43 sank, während die Stimmenzahl sich um eine Viertelmillion erhöhte. Wir haben uns leider gewöhnt, im Sozialismus nichts Besonderes zu sehen und die revolutionären Endziele dieser Bewegung zu vergessen.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Auftakt zum deutschen Katholikentage in Augsburg.

Ein alter Stammgast auf den Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands darf feststellen, daß am Einleitungssonntag in Augsburg die höchsten Erwartungen übertroffen worden sind. Das war ein Volksfest voll Macht und Pracht, voll Harmonie und Herzlichkeit! Die ganze Stadt Augsburg und all' ihre vielen Tausende von Gästen aus der Nähe und der Ferne vereinigten sich zu einer Demonstration, die den größten und schönsten Leistungen der früheren Katholikentage ebenbürtig sich zur Seite stellen darf. Bayern entwickelt sich überraschend. Von dem bescheidenen Katholikentage in Landshut vor 13 Jahren war schon ein bedeutender Schritt vorwärts gemacht, als wir in Regensburg uns wieder trafen, und abermals ein Schritt bis Würzburg. Und nun hat Augsburg gezeigt, daß Süddeutschland auch in dem Punkte, der bisher den besonderen Stolz der dichtbevölkerten Bezirke im Nordwesten bildete, in der Veranstaltung eines riesenhaften Festzuges ebenbürtig geworden ist. Die 30 000 Vereinsvertreter, die da mit 45 Musikchören vor der Bischofstribüne am Dom und durch die mit hunderttausend freundlichen Zuschauern besetzten Straßen marschierten, bildeten eine lebensprühende professio fidei. Sie bekundeten in Haltung, Schritt und Miene nicht bloß die pflichtmäßige Glaubenstreue, sondern auch die frische Freude des Volkes an seinen Glauben, den tatenfrohen Stolz auf das katholische Bekenntnis. Und zugleich bekundete der Zug die organisatorische Kraft und Kunst der geistlichen und weltlichen Führer in der katholischen Bewegung. Zu dem schönen Bilde, das die Vereine uns vorführten, bildete die Augsburger Bevölkerung einen herrlichen Rahmen. Die ganze Bevölkerung ging in dem sonntäglichen Feste auf. Allgemeiner und herzlicher konnte die Anteilnahme gar nicht sein. Auch die Begrüßungsfeier, die am Sonntag Abend in der meisterhaft angelegten Festhalle stattfand, war auf diesen Ton der Brüderlichkeit gestimmt. In Breslau hatte die Stadtverwaltung im vorigen Jahre dem Katholikentag den üblichen Gruß versagt, angeblich wegen des Prinzips der Neutralität in konfessionellen Dingen. Seitdem hat hie und da eine liberale Stadtbehörde die Borromäus-Enzyklika als Vorwand benutzt, um sich der Teilnahme an katholischen Festlichkeiten zu entziehen. Die Augsburger Stadtväter hatten aber nicht bloß dem Katholikentage durch Gewährung der Festhalle und sonstiges Entgegenkommen ihre Teilnahme vorher schon bekundet, sondern sie waren auch in der Begrüßungsversammlung durch den Oberbürgermeister selbst vertreten, und der letztere ging über den Rahmen der schematischen Höflichkeit hinaus, indem er die Friedfertigkeit der Katholikentage und den gemeinnützigen Wert ihrer Arbeiten ausdrücklich anerkannte und die Teilnahme der ganzen Stadt ohne Unterschied des Bekenntnisses in warmen Worten aussprach.

Der leitende Vorsitzende des Lokalkomitees konnte darauf feststellen, daß die Katholikentage überhaupt nicht in die Gefahr kommen, die Rechte oder die Gefühle der Andersgläubigen anzutasten, da sie sich grundsätzlich und nach Ausweis der bisherigen Tatsachen nur mit den Angelegenheiten der eigenen Kirche befassen und die Angelegenheiten des anderen Bekenntnisses überhaupt unberührt lassen. Diese negative Abgrenzung des Arbeitsgebietes wurde ergänzt durch die positive Zielbestimmung: Abwehr der anstürmenden Kräfte des Unglaubens. Daran schloß sich die Erinnerung, daß schon Kaiser Otto I. und der bischöfliche Retter St. Ulrich in Augsburg die Abwehr der anstürmenden Heiden mit Gottes Hilfe durchgeführt haben.

Nach dem herrlichen Sonntag dürfte am Montag die regelrechte Arbeit mit gehobener Zuversicht beginnen. Wir können in dieser Nummer nur noch mitteilen, daß in der ersten geschlossenen Versammlung der hochbewährte und namentlich um die christliche Schule verdiente Reichstags- und Landtagsabgeordnete Oberlandesgerichtsrat Marx (Düsseldorf) zum ersten Präsidenten gewählt wurde. Als Vizepräsidenten stehen ihm zur Seite Graf Schönberg-Glauchau aus Sachsen und Regierungsrat Abgeordneter Speck aus Bayern. Gewiß wird es den trefflichen Herren gelingen, den schönen Anfang zum ebenso herrlichen Schluß zu führen.

Das 80. Geburtsfest des Kaisers Franz Josef.

Im Deutschen Reich ist ebenso herzlich, wie in den habsburgischen Landen, des greisen Herrschers in Verehrung und Dankbarkeit gedacht und der Eintritt in sein neuntes Lebensjahrzehnt mit den innigsten Wünschen begleitet worden. Die Volkstümlichkeit des Kaisers Franz Josef im verbündeten Nachbarreiche ist das schönste und deutlichste Zeugnis für die Kraft dieses Bündnisses, das in Fleisch und Blut der Völker übergegangen ist und eine wahre Solidarität begründet hat.

Als vor zwei Jahren das sechzigjährige Regierungsjubiläum des österreichischen Kaisers begangen wurde, traten die politischen Ereignisse seiner langen Herrscherzeit in den Vordergrund. Bei dem 80jährigen Altersjubiläum gedenkt man mit Recht in erster Linie der persönlichen Tugenden und Heimsuchungen, und aus rein menschlichem Empfinden, ohne jede byzantinische oder politische Einwirkung, erhebt sich der Ruf der Bewunderung über den starken Geist im gesunden Körper, der so furchtbare Prüfungen, eine solche Ueberfülle an bitterem Leid und grausamen Enttäuschungen so viele Jahrzehnte hindurch zu tragen vermochte, ohne in der Arbeitslust und im Gottvertrauen nachzulassen.

Jetzt, da das Charakterbild des greisen Herrschers über allen Zweifeln erhaben steht, kann man es ruhig aussprechen, daß bei uns zu Lande manche gelegentlich die Nachgiebigkeit, die Gelassenheit und die Geduld des Kaisers Franz Josef nicht recht begreifen konnten und in seiner Langmut Schwäche finden wollten. Die Entwicklung der Dinge, die schließlich auf allen Gebieten des verzwickten Staats- und Gesellschaftslebens der habsburgischen Monarchie aufwärts geführt hat, ist die beste Rechtfertigung seine Methode, die wirksamste Lobrednerin seines Charakters geworden. Mit der impulsiven starken Hand eines persönlichen Regiments hätte sich unter den dortigen eigenartigen Verhältnissen schwerlich die Wiedergeburt der österreichischen Großmacht erzielen lassen; die Geduld des Herrschers hat öfter bis zur Selbstverleugnung gehen müssen, und es ist gerade der schönste Ruhm des Kaisers Franz Josef, daß er in kritischen Lagen sich niemals von persönlichem Ehrtrieb oder von Eigensinn hat beeinflussen lassen, sondern auch sein eigenes Ich der jeweiligen Ueberzeugung von der Staatsnotwendigkeit restlos unterordnete.

Das außerordentlich hohe Lebensalter, das Kaiser Franz Josef in wunderbarer Frische erreicht hat, darf man als eine besondere Wohltat der Vorsehung preisen, weil es die Ueberleitung zu seinem Nachfolger so schön und vorteilhaft gesichert hat. Durch das tragische Ende des Kronprinzen Rudolf und die Berufung eines bis dahin weniger bekannten Seitenverwandten zur Thronfolge schienen sich eine zeitlang Uebergangsschwierigkeiten zu erheben. Die morganatische Ehe des Thronfolgers Franz Ferdinand drohte neue Komplikationen hervorzurufen. Alles das ist nun vollständig überwunden und ausgeräumt. Dem Kaiser Franz Josef war es vergönnt, mit seiner anerkannten Autorität das Reich aus den größten inneren und äußeren Krisen herauszuführen, so daß der Nachfolger unter erleichterten Verhältnissen seine Regierung beginnen kann, und von größtem Vorteil für die ruhige Kontinuität ist die weise Maßnahme des alten Kaisers, daß er seinen Neffen und Nachfolger in kräftiger und sichtlicher Weise mitarbeiten ließ, so daß die jüngsten Erfolge, namentlich in der hohen Politik, das Vertrauen und die Ergebenheit der Völker zu beiden Seiten der Leitha gegenüber dem Thronerben auf eine Höhe gebracht haben, wie man sie nicht besser wünschen kann.

Möge der Abschluß des irdischen Wirkens des treuen Kaisers noch recht weit hinausgeschoben sein; möge der neunzigste Geburtstag noch zu einem neuen gemeinsamen Feste in den beiden Kaiserreichen werden! Kaiser Franz Josef aber braucht sich den Lebensabend nicht trüben zu lassen durch das Gefühl, daß er für die Zukunft seines Reichs und seiner Dynastie nicht genügend vorgesorgt hätte. Er hat sich als der rechte Mann bewährt zur Ueberleitung des alten Kaiserreiches in die neue Zeit, zur Neubelebung der habsburgischen Herrlichkeit, zur Sicherung der Austria felix.

Verzeichnen wir schließlich hier die schönen Worte unseres Kaisers Wilhelm im Trinkspruch auf Kaiser Franz Josef:

„Dieses lange Leben, dessen Jahreszahl schon die Bibel als — wenn es köstlich war — mit Mühe und Arbeit gesegnet bezeichnet, ist für uns im deutschen Vaterlande ebenso wertvoll und mit derselben ehrfurchtsvollen Liebe umgeben, wie daheim. Ich spreche infolgedessen im Namen meines gesamten Vaterlandes, wenn ich von Herzen bitte und hoffe, daß der liebe Gott Ihren allergnädigsten Herrn als obersten Schirmherrn seiner Länder, als obersten Kriegsherrn des uns verbündeten österreichisch-ungarischen Heeres und als meinen getreuen Verbündeten, und, wenn ich hinzufügen darf, besonders als meinen von mir hochverehrten persönlichen väterlichen Freund noch lange erhalte!"

Gottesfriede.

Von M. Erzberger, Mitglied des Reichstags.

Die modernen Kämpfe gegen den Katholizismus sind immer international, weil die Hauptgegner, Freimaurerei und Sozialdemokratie, auch international organisiert sind. Im deutschen Reiche tritt zu diesen beiden Stürmern noch der Evangelische Bund, der dem Rate des früheren Reichskanzlers folgend erst eine politische Macht wurde, mit dem man seither rechnet. Wer dies sehen will, vergleiche nur das Verhalten der Regierungen bei der Canisius-Enzyklika (1897) und dem Borromäus-Rundschreiben (1910). Der Evangelische Bund stellt die organisierte Katholikenhetze dar, und der Stab seiner freigestellten Beamten muß beschäftigt werden. Gegen die Sozialdemokratie nicht; denn der Evangelische Bund ist viel mehr ein Schrittmacher für diese. Wenn die beiden Mandate des Bundesführers Dr. Hieber an Sozialdemokraten fielen, so ist dies ein Beweis mehr für die Richtigkeit der Anschauung, daß der Bund kein Schutzdamm gegen die rote Flut ist, daß er vielmehr durch seine Begünstigung der Nationalliberalen der Sozialdemokratie vorarbeitet. Die Liberalen sind die Bahnbrecher der letzteren; Baden und Belgien zeigen dies auf Schritt und Tritt. Durch die Entzweiung der beiden großen Konfessionen im Reiche gewinnt heute nicht mehr allein der Liberalismus, sondern weit mehr sein roter Nachbar. Die kommenden Reichstagswahlen werden dies in Sachsen, Thüringen und Württemberg, den Hauptsitzen des Bundes, zeigen.

In dem letzten Jahrzehnt hat der deutsche Katholizismus eine Menge von konzentrischen Angriffen über sich ergehen lassen, Angriffe, deren Triebkraft mehr oder weniger eben dieser Bund war. Es genügt folgende Zusammenstellung:

1. Protestbewegung gegen die Canisius-Enzyklika;
2. Gründung der Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums unter den Katholiken;
3. der Sturm gegen das Bußsakrament durch die Graßmann-Broschüre;
4. die Protestbewegung gegen die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes;
5. die antikatholische Blockpolitik;
6. der Ferrer-Rummel;
7. die Hetze gegen die Konservativen, weil sie mit dem Zentrum gingen;
8. die Protestbewegung gegen die Borromäus-Enzyklika.

In dieser Liste sind die Machinationen anläßlich der Los-von-Rom-Bewegung, die Freidenkerbewegung mit den Vorträgen abgefallener Priester, der Antiultramontane Reichsverband und die Schriften der Apostaten Hoensbroech, Leute, Wahl, Müller usw. nicht aufgenommen. Man geht nicht zu weit, wenn man sagt, daß in kaum einer Zeit so viel Druckerschwärze gegen den Katholizismus verwendet wurde, wie heute, und zwar nicht nur absolut, sondern auch relativ.

Bisher haben die deutschen Katholiken alle Anstürme glänzend abgeschlagen. Das Geheimnis des Erfolges liegt in der Kraft ihrer religiösen Ueberzeugung und in der Geschlossenheit der Abwehr. Die Einigkeit der deutschen Katholiken wurde durch Windthorst die Lehrmeisterin der Katholiken der Welt. Ist es aber vermessen, kühn und unbegründet, wenn man die Frage erhebt: Besteht heute noch jene Geschlossenheit und Einmütigkeit, die vor 20—40 Jahren das katholische Deutschland umfaßte? Die Frage stellen heißt sie beantworten, wenn auch die einzelnen Grade der Verneinung verschieden ausfallen mögen. Zu einer glatten Bejahung wird man nicht mehr kommen können, wenn man alle Vorgänge im katholischen Deutschland genau verfolgt. Immer deutlicher heben sich drei Materien heraus, in denen Ober- und Unterströmungen vorhanden sind: politisch: sog. „Richtung Köln"; wirtschaftlich: christliche Gewerkschaften oder katholische Fachabteilungen; religiös: Literaturstreit. Nebenerscheinungen lassen sich allesamt in diesen drei Rubriken unterbringen. Manche sagen, daß es nur drei verschiedene Aeste desselben Stammes seien: katholische Weltanschauung in Dur oder Moll? Es liegt mir ferne, diesen Streit zu vertiefen oder zu verbreitern; es soll vielmehr nur die Gefahr umgrenzt und umschrieben werden. Ueber die Breite der Gegensätze sind naturgemäß die Meinungen sehr geteilt; eines darf man sagen, daß vieles aufgebauscht und emporgepeitscht worden ist. Wenn daher im Frühjahr eine kleine Verständigungskommission zwischen Fachabteilungen und Gewerkschaften eingesetzt worden ist, so darf man hoffen, daß die Arbeit des Dreimännerkollegiums von Erfolg gekrönt sein wird und mindestens die ätzende Schärfe in der Polemik der Vergangenheit zuzuzählen sein wird. Und das wäre gut; denn die Folgen der Presseauseinandersetzungen zeigen sich schon im katholischen Volke. Es sind nicht mehr nur einige „Führer" hüben und drüben, sondern die Gefahr, daß die Differenzen die breiten Volksschichten entzweien, liegt vor. Ich darf dies aussprechen auf Grund meiner vielfachen Reisen in die verschiedensten Gegenden unseres Vaterlandes sowie zahlreicher mündlicher und schriftlicher Aussprachen mit sorgfältigen, scharfsinnigen und kompetenten Beurteilern unseres katholischen Volkslebens.

Nun stehen den deutschen Katholiken neue und schwere Kämpfe bevor; denn die kommenden Reichstagswahlen sind von hoher Bedeutung für die Stellung der deutschen Katholiken. Der Ansturm kann nur mit Aufgebot aller Kräfte abgeschlagen werden, gar aller. Aber das ist nicht möglich, wenn die Einigkeit unter den deutschen Katholiken notleiden würde. Wer die Zeitlage voll erfaßt hat, wird einig sein in der dringenden Bitte an alle, die es angeht: Haltet mindestens bis nach den Reichstagswahlen einen Gottesfrieden unter den Gesinnungsgenossen! Wer Wille und Kraft zur Tat in sich fühlt, kann diese in den bevorstehenden Kämpfen an den Mann bringen und sich ganz gründlich „ausleben"; aber er nehme als Zielpunkt den Gegner und nicht den Freund im eigenen Lager. Der zurzeit noch versammelte Katholikentag wird gewiß in diesem Sinne wirken, und es gehört nur ein klein wenig guter Wille auf allen Seiten dazu, um dieser Forderung des Tages zu genügen.

Der Liberalismus eine religiöse Gefahr.

Von Dr. Michael Eberhard.

Als der Reichskanzler v. Caprivi im Kampfe um den Schulgesetzentwurf von 1892 im preußischen Landtag erklärte: Es handelt sich um den Gegensatz von Christentum und Atheismus, da erhob sich zwar in den liberalen Kreisen ein blinder Lärm, aber gerade der Verlauf jenes preußischen Schulkampfes innerhalb und außerhalb des Landtages bewies die Wahrheit dieser Worte, und die Liberalen mußten sich aus ihren eigenen Kreisen den Vorwurf gar zu vorsichtiger Umhüllung ihrer eigentlichen Gedanken und Ziele, das heißt der Unehrlichkeit und Feigheit gefallen lassen. Derselbe Mann, der diesen Vorwurf erhob, schrieb damals: „Kein schärferer Gegensatz zu den Grundüberzeugungen der modernen Welt ist denkbar als das Wort des Reichskanzlers: „Das Wesentliche bei einem jeden Menschen ist sein Verhältnis zu Gott." Diesem Satz, welchen man eher in einer Rede Cromwells oder in einer päpstlichen Enzyklika zu finden erwartet, als bei einem Staatsmann des heutigen Deutschland, muß von seiten des Liberalismus mit dem größten Nachdruck der andere Satz entgegengehalten werden: „Was über den wahren Wert des Menschen entscheidet, ist zuerst und zuletzt sein Verhältnis zur Menschheit", das heißt: auf sein Verhältnis zu Gott kommt es gar nicht an. (Jodl: „Moral, Religion und Schule" [Stuttgart 1892] S. 14.) Der Gott der Offenbarung spricht also: „Ich bin der Herr, ich habe die Himmel geschaffen und sie ausgespannt, habe die Erde befestigt und erhalte alles, was darinnen sproßt, gebe Odem jenen, die sie bewohnen, und Leben jenen, die sich dort bewegen. Ich bin der Herr, das ist mein Name, und meine Ehre gebe ich keinem anderen. Um meinetwillen, um meinetwillen allein tue ich es, und meine Ehre gebe ich keinem anderen. Höre mich, Jakob, höre mich, Israel, ich bin's, ich, der Erste, ich, der Letzte. Ich bin der Anfang und das Ende, das Alpha und das Omega, der Erste und der Letzte." (Js. 42; 5, 8; 48; 11, 12. Apok. 1, 8.) Die Religion ist theozentrisch, der Liberalismus ist anthropozentrisch; die Religion ist theokratisch, der Liberalismus ist anthropokratisch. Was in diesem Gegensatze Gott gegenübersteht, ist aber nicht ausschließlich und nicht in erster Linie der Mensch; der Mensch wird leicht zum geschobenen und sich freiwillig schieben lassenden Teil. L. v. Haller sieht tief und richtig, wenn er (Rest. der Staatswissenschaften IV, S. 18) die Alternative der Weltanschauungen in dieser Form stellt: „Theokratie und Satanokratie."

Jodl hat den liberalen Bazillus in Reinkultur gezüchtet; er hat in schroffster Weise die anthropozentrische Auffassung des Liberalismus betont; viele Liberale lehnen die Schroffheit dieses liberalen Denkführers ab; seinem Grundgedanken können sie sich aber nicht entwinden. Universitätsprofessor Lipps von München



äußert sich in einem von dem Kartell der freiheitlichen Vereine Münchens gegen den Kirchenzwang veranstalteten Vortrage also: „Das Moralische findet jeder, der es sucht, in seinem eigenen moralischen Bewußtsein, das heißt also in sich selbst, und wiederum: Religion ist etwas, was in dem Selbst gefunden wird und einzig gefunden werden kann." Der Kern des Religiösen und Moralischen wäre demnach das Selbst. Es ist das auch katholische Anschauung. Der hl. Thomas erklärt im finstersten Mittelalter das Wesen des Christentums dahin: „Das neue Gesetz (das Christentum), dessen Mittelpunkt in der den Herzen eingesenkten Geistesgnade selbst liegt, wird das Gesetz der Liebe genannt." „Wer unter diesem Gesetze steht, der neigt sich zu den Gegenständen der Tugend, speziell der Liebe, nicht wie zu etwas Fremdem, sondern wie zu dem Eigenen. Diejenigen, welche die Liebe besitzen, sind sich selbst Gesetz (Autonomie!), da die Liebe sie statt des Gesetzes leitet und aus freiem Triebe handeln läßt." Auch über dem Eingang zu unserer Sittlichkeit steht das Selbst mit Lapidarschrift geschrieben. Der hl. Franz v. Sales ermahnt eine Nonne: „Die allgemeine und mit großen Buchstaben geschriebene Regel, nach welcher sich dein Gehorsam richten soll, heißt: Alles geschehe aus Liebe, nichts aus Zwang. Die Liebe zum Gehorsam sei größer als die Furcht vor dem Ungehorsam."

Auch nach katholischer Auffassung ist demnach Religion und Sitte Eigengewächs des Menschen. Und dennoch klafft eine tiefe Kluft zwischen katholischer und liberaler Weltanschauung. Der feinsinnige Bischof von Genf unterrichtet seine Nonne weiter: „Ich wünsche dir die Freiheit des Geistes, aber nicht den Geist der Freiheit; denn dieser schließt den Gehorsam aus und ist den Gelüsten des Fleisches unterworfen." Die echte Sittlichkeit ist also von der Freiheit des Geistes getragen; nicht wehen soll in ihr der Geist der Freiheit, der den Gehorsam ausschließt, mit einem Wort: nicht wehen soll in ihr der liberale Geist; denn, mahnt der seelenkundige Bischof, „er ist den Gelüsten des Fleisches unterworfen." Unter den Gelüsten des Fleisches versteht er nicht grobsinnliche Ausschweifungen, sondern das natürliche Wollen, die natürliche Willensrichtung, den individuellen Willen. Der Klosterpädagoge findet einen vortrefflichen Sekundanten an einem Neueren: „Es ist der Traum von Utopisten, zu meinen, daß unser geistiges Selbst allein und ohne die Trainierung durch den Gehorsam stark und klar genug sei, das Niedere sich zu unterwerfen.... Der Mensch ist so sehr eins mit seinem natürlichen Wollen, daß er sich demselben überhaupt nicht fordernd gegenüberzustellen vermag. Durch den Gehorsam lernt der Mensch überhaupt erst die Erhebung über die natürliche Willensrichtung, die ihn sonst krampfartig sein ganzes Leben beherrscht. Auch entsteht alle Kraft, Einheit und Konzentration des Willens erst dadurch, daß der natürliche Eigenwille mit seiner launischen Zersplitterung und seiner Bestimmbarkeit durch sinnliche Bedürfnisse gebändigt und dadurch die im Menschen vorhandene Energie zu zielbewußter Stetigkeit erhoben wird. Vergessen wir überhaupt nicht, daß gerade der sogenannte individuelle Wille die allergrößte Hemmung für das Persönlichwerden und die Selbständigkeit des Menschen bildet, weil eben dieser Wille in so hohem Maße von äußeren Reizen und Einwirkungen oder von vorübergehenden Einfällen bestimmt wird. Der Kampf gegen diesen sozusagen peripherischen Willen bildet die Grundlage für die Erstarkung des zentralen Willens, der eigentlichen persönlichen Initiative — selbst wenn dieser Kampf zunächst noch durch die äußere Autorität inspiriert wird." So Förster. Er versetzt mit diesen markanten Sätzen dem liberalen Herzen Dolchstich um Dolchstich; er unterschreibt das Todesurteil jenes Geistes der Freiheit, der den Gehorsam ausschließt, und gibt dem Urteil die Begründung bei. Der Linksliberalismus, wie er in der „Jugend", im „Simplicissimus" und ähnlichen Blättern begeistert, möchte ohnehin das, was der hl. Franz von Sales Gelüste des Fleisches genannt hat, in der sittlichen Anschauung legitimieren; der weiter rechts stehende Liberalismus will ein starkes und klares geistiges Selbst, aber er verschafft dem Menschen nicht diese Erhebung, weil er Utopist ist, und einer Auffassung huldigt, die den Gehorsam, wenigstens gegen eine äußere Autorität, ausschließt.

Der hl. Thomas führt noch wuchtigere Hiebe, daß tief im Baum erseufzt die liberale Dryade. Zum Entsetzen des liberalen Herzens spricht dieser Dominikanermönch im dunkelsten Mittelalter von der Autonomie des Menschen und spricht sie dem — Christen zu mit folgender Begründung: Wo Gnade, da Liebe; wo Liebe, da Autonomie. Wo keine Gnade, da keine Liebe; wo keine Liebe, da keine Autonomie. Der Kern des Christen ist nach ihm jene Gnade, die der Christ in der Taufe empfängt, und die ihn, nachdem sie ihn zum Christen erhoben hat, auch erst zum vollen Menschen macht. Im natürlichen sittlich-religiösen Besitzstand des Menschen ist eine Ebbe eingetreten, durch den Sündenfall der Stammeltern, wie die Bibel sagt. Wenn auch nicht zu leugnen ist, daß die natürliche Vernunft die fundamentalen Wahrheiten der moralischen Weltordnung, auch nach dem Sündenfall, absolut gesprochen, sich anzueignen vermag, so ist das für den praktischen Bedarf der Menschheit noch keineswegs zureichend. Es muß dafür gesorgt sein, daß diese Wahrheiten sich mit Sicherheit und relativer Leichtigkeit erfassen lassen, und daß deren praktische Erkenntnis zugleich mit der nötigen sittlichen Schwungkraft des Willens in nachhaltiger Weise zum Gemeingut der Masse werde. Das aber hat noch keine Philosophie und Ethik zustande gebracht, die von dem übernatürlichen Offenbarungsbegriff und Gnadengehalt entblößt war, weder die vorchristliche noch die nachchristliche. Eine nachchristliche Philosophie ohne Offenbarung und Gnadenquellen wird dies aber um so weniger können, als nicht bloß das einfache Unvermögen, sondern auch der Fluch des verschmähten höheren Lichtes des Glaubens und der Gnade auf ihr lastet. Der hl. Franz von Sales beschreibt das Wollen und Lieben auch der edelsten Seelen, die außerhalb des Luftkreises der Offenbarung leben, also: „Diese geringe und unvollkommene Liebe, von welcher die Natur die Antriebe in sich wahrnimmt, ist nur ein gewisses Wollen ohne Wollen, ein Wille, der gern möchte, aber nicht will; ein unfruchtbares Wollen, das keine wahren Wirkungen hervorbringt, ein wahrhaft gichtbrüchiges Wollen, das zwar den heilsamen Schwemmteich der Liebe sieht, aber nicht die Kraft in sich fühlt, sich hineinzubegeben; kurz dies Wollen ist eine unzeitige Frucht des guten Willens, dem das Leben einer großmütigen Kraft gebricht, um Gott in der Tat allen Dingen vorzuziehen, und von dem der Apostel in der Person eines Sünders spricht: „Das Wollen liegt zwar an mir, aber das Vollbringen finde ich nicht." — Und was von der Einzelperson gilt, gilt auch von der Kollektivpersönlichkeit. Jedes menschliche Gemeinwesen, das, nicht aus Unwissenheit, nicht infolge eines äußeren sozialen Notstandes, sondern aus Wahl und Prinzip sich außer den Bereich der von Gott dargebotenen Fülle der Wahrheit und Gnade stellt und im Namen des unabhängigen freien, sich selbst genügenden Menschen vor der Kirchtüre stehen bleibt, wird seiner Religion und Sittlichkeit die Note ungenügend geben müssen: weil nicht Gott, sondern der Mensch der Keim eines solchen Organismus ist, die Entwicklung aber sich nach dem Keime richtet.

„Moral-Anarchisten."

Von Karl Waldorf, Köln.

Die politischen Anarchisten, die Bomben werfen und ab und zu auch mittels Dolch und Revolver eine unheimliche „Propaganda der Tat" entwickeln, sind im allgemeinen stiller geworden und geben nur zuweilen, wie unlängst in Friedberg, ein grausiges Lebenszeichen. Um so lauter ertönt heute der Kampfruf der „Moral-Anarchisten".

Was sind das für Leute? Es sind Revolutionäre auf dem Gebiete der Moral, speziell der sexuellen Moral. Sie werfen keine Bomben, morden nicht mit Dolch und Revolver, unterwühlen aber durch ihre Schriften den Boden unserer heutigen Gesellschaftsordnung in weit gefährlicherer, allgemein verderblicherer Weise, als es den Fanatikern der politischen Anarchie jemals möglich gewesen ist. Diesen sehen die Behörden scharf auf die Finger, jene — läßt man ungeschoren. Gegen die politischen Anarchisten sprach auch die vox populi; zu dem anarchistischen Treiben der Moralrevolutionäre schweigt sie. Diese scheinen ja nur die Zukunft zu bedrohen, keine direkte, unmittelbare und — was die Hauptsache ist! — keine persönliche Gefahr zu bedeuten. Nach uns aber die Sintflut! Und so können die Herren „Moral-Anarchisten" ihre Saat bestellen. Staat und Gesellschaft schlafen. Aber die modernen Revolutionäre trauen dem Frieden doch nicht viel. Und so kommen sie nicht offen und ehrlich, sondern unter dem Deckmantel der Anonymität! Natürlich wächst dadurch ihr Mut ins Ungeheure. Man höre nur und staune:

„Unsittlichkeit" gibt es nicht, auch keine „Sittlichkeit"! — „Das ist unerhört, das ist Anarchismus," sagt der

Anonymus selbst und verkündet dann in der Pose eines Heldenvaters: „Ich lasse mich nicht mundtot machen, besonders nicht von solchen Idioten und Papageien (gemeint sind die „Heiligen und Ehrbaren, diese Tugendwächter und Heuchler"!). Wenn der Mann doch nur aus seiner Tarnkappe heraus wollte! Mundtot würde ihn auch dann keiner machen oder auch nur machen wollen, aber ihm eins auf den losen Mund geben, dürfte ihm und anderen sehr gut tun.

Und die Schrift, der ich hier nur zwei Stellen entnommen habe, die allen Ernstes behauptet: „Es gibt kein ewiges oder allgemein gültiges Recht. Es gibt aber auch keine allgemein gültige Moral!" — wird heute angepriesen und verkauft in Stadt und Land, selbst in den weit entlegenen Eifeldörfern! Ideen, sagt man, lassen sich nicht totschlagen und nicht verbrennen. Sehr richtig! Aber vernünftigen und wahnsinnigen Ideen gleichen Kurswert zu geben, blieb dem „Jahrhundert der Kindereien" vorbehalten.

Wohin wir allmählich mit unserer wunderbaren Geduld und weitherzigen Duldung auch des himmelschreiendsten Blödsinns kommen, beweist eine andere Schrift, die ich dieser Tage aus dem Schaufenster einer der vornehmsten Buchhandlungen Kölns kaufte. Sehr bezeichnend ist, daß der Autor auch dieser moral-revolutionären Broschüre es vorzieht, im Dunkeln zu bleiben! Angeblich weilt er gar nicht mehr unter den Lebenden, und das Schriftstück ist herausgegeben von „einem Freunde". Das ist rührend und muß „ziehen", namentlich bei solchen, die mehr Herz als Verstand besitzen, und für solche scheint es auch geschrieben zu sein. Kein Denkender kann diese wahnwitzige Verteidigung des scheußlichen Verbrechens der Abtreibung und Kindestötung ernst nehmen! Ich zitiere zum Beweise nur einige Stellen:

„Der Mensch ist das einzige Tier, das aufrechten Hauptes zwischen Himmel und Erde wandelt." S. 27. — Von dem § 218 des St.-G.-B. heißt es — S. 36 — er gefährde das Glück und die Ruhe der Familie aufs äußerste. Er werfe „die Ehefrau zu den Paria der menschlichen Gesellschaft in dem Augenblick, wo sie eigenmächtig über ihren Körper verfügt". „Es gibt keinen Moment, wo eine unsterbliche Seele vom Himmel gleich einer Taube in die fest umschlossene Hülse eines Säuglings flattern könnte." — S. 42. — „Das Kind gehört der Mutter, sie hat Gewalt über sein Leben, wie über seinen Tod." — S. 42. — Von einer „Engelmacherin" heißt es — S. 44 —, sie habe „mehr Wohltaten getan, als das ganze Strafgesetzbuch" und — S. 45 — sie sei eine „Wohltäterin am ganzen Geschlecht der Frauen".

Das ist Wahnsinn, aber gemeingefährlicher Wahnsinn! Man mag die Konsequenzen nicht einmal andeuten; sie sind ungeheuerlichster Art. Aber — „man" schweigt, o, „man" ist so liberal, so tolerant, so lange als „man" nicht selbst gepackt, nicht selbst an Hab und Gut geschädigt wird!

Der Rückgang unserer Geburtsziffern ist eine Tatsache; er betrug in Preußen allein im Jahre 1904 gegen 1901 nicht weniger als 36 657. In Berlin zählte man auf 1000 Einwohner 1876 noch 47 Geburten, 1909 nur 23! Der Handel mit sog. „Vorbeugemitteln" nimmt allgemein überhand. Und nun setzt auch noch die Propaganda für den Kindermord ein! — Dazu stillschweigen, hieße den Selbstmord einer kraftvollen, aber übersättigten Nation nicht verhindern wollen.

Die Folgen jener unheimlichen Propaganda, die schon vor einigen Jahren in gewissen nichtsnutzigen Preßorganen einsetzte, zeigen sich in der tatsächlichen Zunahme der Kindestötungen. Der frühere evangelische Domprediger Wollenberg-Güstrow veröffentlichte soeben einen Notruf aus Mecklenburg, wo in einer Schwurgerichtsperiode sechs Fälle von Kindestötungen verhandelt wurden und in einigen 30 Zellen des verhältnismäßig kleinen Gefängnisses von Güstrow zehn wegen Kindestötung resp. Kindesmord Angeklagte saßen. Wer die Tagespresse aufmerksam liest, wird wissen, daß dieses furchtbare Verbrechen allenthalben zunimmt.

Vor kurzem ist eine überaus seichte Broschüre gegen die „Dunkelmänner" erschienen; sie enthält u. a. platte Angriffe gegen den edelherzigen Führer des Verbandes der Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit, Herrn Rechtsanwalt Dr. Ernst Lennartz-Köln, und seine wackeren Mitstreiter. Danken wir Gott, daß wir noch solche Männer haben, die unerschrocken, mit offenem Visier als wahre „Lichtfreunde" immer wieder an den besseren Teil unserer Nation appellieren, um ihn zu mobilisieren gegen die finsteren Mächte des Infernums!

Die Rosse von Arezzo.

Ballade von M. Herbert.

Sie hatten nie den Krieg gesehn, —
Sie bauten Acker, zogen Korn,
Und über ihren Gärten lag
Des Ueberflusses goldnes Horn.

In üpp'gen Wiesen grast das Rind,
Die weisse Stute im Geheg.
Behaglich schnaubend zieht der Stier,
Der breitgehörnte, seinen Weg.

Am Säulendache wächst der Wein,
Der goldne Pfirsich am Spalier,
Die Feige reift am Mauerrand.
Es bricht der Ast vor Segen schier.

Im ewig sel'gen Ringelreihn
Reicht in der Väter frommem Land
Noch ein Geschlecht dem andren froh
Des Lebens lichten Feuerbrand. —

Sie liebten bunter Feste Spiel,
Sie liebten Reigensang und Tanz,
Auf ihren klaren Stirnen lag
Von Glück und ew'ger Kunst ein Glanz.

— Am blauen Feierabend war's:
Sie sassen vor der Hütte Tor.
Da stieg am klaren Firmament
Ein unbekannt Gesicht empor.

Ein Tosen schrill — ein Höllenschrei'n.
Fern in der Abendröte Duft
Aufbäumten Riesenrosse sich
Und schlugen mit dem Huf die Luft.

Auf ihren Rücken eisenstarr
Giganten kämpfen, scharf bewehrt.
Und wie ein Knäuel drängten sich
Im wilden Kampfe Mann und Pferd.

Die Feuerfunken springen auf,
Wenn sausend sie die Klingen ziehn,
Wenn in des Tod's gewalt'gem Schwung
Sie flammengleich zu Boden sprühn.

Aus frisch gepflügten Furchen stieg
Ein schwerer Dunst von Mord und Blut.
Es schwelte durch den Abend her
Wie Pesteshauch und Feuersglut.

Im Campanile schlugen an
Die alten Glocken. — Durch das Land
Hinschrieen sie wie aufgepeitscht
Von unsichtbarer Schreckenshand.

Und aus der Heil'gen Grüften stieg
Ein grosses Weinen. Und es schwoll
Heran gleich einem Klagelied
Unsagbar tief und trauervoll.

Da wurden rings die Aehren schwarz,
Die Felder und die Wiesen kahl.
Da sank der Pfirsich faul vom Baum,
Da ward die grüne Rebe fahl.

Wie Schafe im Gewittersturm
Sich zitternd ducken in das Heu,
So bebte vor Arezzos Tor
Das stumme Volk in Angst und Scheu.

Ein Seher hob die Hände auf —
Der schon seit fünfzig Jahren schwieg!
Ihr Leute von Arezzo, flieht
Und büsst vor Gott! Das ist der Krieg!

Vom lebendigen Gott in uns und unserer Kirche.

Von Pfarrer H. Doergens, Traar-Krefeld.

Die Zeit, in der wir leben, ist unzufrieden mit der Methode des Abstrahierens und Definierens; sie ist des Wirrwarrs der philosophischen Systeme und des Wortgezänkes müde geworden und klagt wieder wie einst Sokrates in Platos Büchlein „über die Seele“: „Es schien mir etwas Großartiges, von jedem Ding den Grund des Entstehens und Vergehens und Seins zu wissen; und oft wendete ich mich dahin und dorthin . . . schließlich aber wurde mir ob dieses Spekulierens derart dunkel vor den Augen, daß ich auch das verlernte, was ich vorher zu wissen vermeinte.“ Nicht die spekulative Forschung soll deshalb unsere Erkenntnis bedingen, nicht die rein verstandesgemäße Begriffs- und Schlußbildung und die von hier aus einsetzende intellektuelle Evidenz objektiver Gegenständlichkeit. Was der einzelne an sich selbst erfährt, wessen er sich bewußt wird im Reiche seines persönlichen Gefühls: das und nur das soll das Siegel der Wahrheit an der Stirne tragen.

Nun gibt es bekanntlich keinen absoluten Irrtum. Und so liegt auch dieser falschen philosophischen Ansicht, die dadurch, daß sie das Kriterium der Wahrheit ins Subjekt verlegt, alle Gewißheit erst recht in Frage stellt, eine wertvolle psychologische Idee zugrunde. „Mit Begriffen allein“, sagt Bischof O. Prohaszka in der Julinummer des „Hochland“, „läßt sich das Leben nicht deuten. Die Aufgabe des Menschen ist die Tat, die freie Willenstat, welche die eigene innere Welt schafft, die Schwere passiver Unbewußtheit, die hemmenden Einflüsse der Gewohnheiten und überkommenen Anlagen überwindet und das Bewußtsein wertvoller, reicher, edler gestaltet.“ Hunderten klingt das Wort wie eine Offenbarung des modernen Geistes, angeregt etwa durch die voluntaristische Philosophie Blondels, durch die pädagogischen Grundsätze Försters oder die medizinischen Erfahrungen Grubers und Marzinowskis. Und doch ist es nur uralte christliche Weisheit, die hier in neuem Gewande erscheint: es ist das Evangelium vom Geiste Gottes, von seiner Kraft und Herrlichkeit. Ja fürwahr, der Schwerpunkt des Lebens, namentlich des religiösen Lebens, liegt nicht in der Erkenntnis, sondern in der daraus resultierenden, freigewollten, persönlichen Tat. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß der Herr die Kleinen zu sich kommen hieß? Daß er die Schwachen und Armen selig pries? Jakobus verstand den Meister, wenn er das Wort prägte vom Gerechten, der aus dem Glauben lebt, Paulus, wenn er (Röm. I, 23 ff.) schrieb, daß das unmoralische Leben der Heiden nur eine Folge ihres verkehrten Gottesbegriffes gewesen sei. Was wahr ist, darf nicht wie ein lauwarmer Frühlingswind über die Seele dahinfahren; es muß den ganzen Menschen erschüttern nach all seinen Fähigkeiten hin, es muß die Kraft haben, jede konkrete Handlung, ja jede Regung des Innenlebens unter seine Aegide zu zwingen. Zur Zeit des klassischen Vätertums war es der Kirchenhistoriker Eusebius von Caesarea, der ein Erleben Gottes in diesem Sinne zur ganz besonderen Grundlage seiner gesamten schriftstellerischen Tätigkeit machte. Immer und wieder redet er von der Kraft Christi, vom lebendigen Gott, der von schöpferischem Einfluß auf das Leben der ersten Christen geworden sei. Von der Idee zur Realität, von der Theorie zur Praxis, von der Spekulation zur Tat: das ist sein Axiom und mit diesem beweist er in der groß angelegten „Evangelischen Vorbereitung“ die Wahrheit des Christentums gegenüber allen anderen Religionssystemen. „Die Christen allein sind wahrhaft religiös, weil sie es durch die Tat beweisen.“ (Kirchengesch. IX, 8.)

Ob all unsere Glaubensgenossen an dieser Gesinnung partizipieren? Ob sie alle durchdrungen sind von ihrer Richtigkeit und absoluten Notwendigkeit? Gerade der Argwohn, mit dem katholisches Wesen heutzutage wie zu des Eusebius Zeiten betrachtet wird, die phänomenale Befangenheit und die großartige Unkenntnis, mit dem man es trotz aller angeblichen Voraussetzungslosigkeit beurteilt, legen uns die doppelt und dreifache Pflicht auf, den neuen Menschen nach Christum nicht bloß äußerlich und nicht nur analytisch-begrifflich anzuziehen, sondern seiner Kraft und lebensvollen Wahrheit nach. So steht der katholische Klerus als Ganzes gewiß intakt da — die Statistik zeigt es,[1]) — allein: sind nicht im letzten Jahrzehnt eine Reihe tieftrauriger Einzelfälle in die Erscheinung getreten, die beweisen, daß theologisches Studium und bewußte praktisch-freie Betätigung der Religion nicht immer identisch sind? Und warum konnte der Zeitgeist sich auch hier seine Opfer holen? Weil die volle und ganze Hingabe an den Beruf fehlte, weil der Wille zur Tat, weil die Liebe versagte, die lebendig macht.

Oder sind — um ein anderes zu erwähnen — alle gebildeten Katholiken, unsere höheren ausschlaggebenden Kreise, sich der Pflicht bewußt, mitzuarbeiten an den Aufgaben der Görresgesellschaft, der Akademikervereinigungen, des Hildegardis- oder Albertus Magnus-Vereins? Heutzutage, wo der breite Strom zeitgenössischen Wissens wahrer und falscher Art so manche bisher treu gehütete Position christlich-katholischer Weltanschauung zu überfluten droht? Gott sei Dank, es wächst der Mensch mit seinen Zwecken, und gerade das Wachstum mit den Zielen und an den Zielen schafft die Idee zur Tat um, erfüllt mit Begeisterung, wird zur Offenbarung des lebendigen Gottes in seinen Kindern. Wie entsetzlich bescheiden steht einem solch idealen Ringen und Streben das müde Bild jenes katholischen Petrefakten gegenüber, der sich genug tut an den prinzipiell antikatholischen Artikeln der „Kölnischen Zeitung“, am Annoncenwesen der „Münchener Neuesten“ oder gar an den römischen Korrespondenzen des „Berliner Tageblatt“! Vor einigen Wochen führte ich die Mitglieder meines Arbeitervereins zur Besichtigung des an der preußisch-holländischen Grenze gelegenen Missionshauses Steyl. Welche Fülle lobenswerter, angestrengter, energischer Arbeit tritt einem jeden, der Augen hat zu sehen und Ohren zu hören, hier entgegen! Wie hat ganz besonders der Stifter des Hauses die Wirkungen des lebendigen Gottes an sich selbst erfahren? Und da sollte es unseren Arbeitern und Gesellen, unseren Kaufleuten und Lehrern, unseren Parlamentariern und Journalisten zu schwer fallen, dieselbe große katholische Idee in die Tat umzusetzen? Im Streben uns Gott nahe zu bringen, ihn zu umfangen und zu erleben bis in die Grundtiefen unserer Seele hinein, in der lebendig-schaffenden Tätigkeit für ihn, finden wir unser eigenes Erdenglück und überwinden wir alle religiösen Zweifel. Auch das Christentum ist Monismus, ja es ist wahrer, echter Monismus. Es verehrt und betet an den einen Urgrund aller Welt, der zwar überweltlich, aber zugleich auch innerweltlich ist! Den Gott, in dem wir leben, uns bewegen und sind, nicht einen Urgrund, der — nach Goethes Wort — „nur von außen stieße, im Kreis das All am Finger laufen ließe“. In den Tiefen der hl. Dreifaltigkeit wohnt die Kraft, die Liebe, die Tat, und wo der Geist Gottes weht, ruft er zur Lebenskraft auf in der Persönlichkeit wie in deren Regulativ, der Autorität. Fürwahr, wir brauchen uns unserer Kirche nicht zu schämen.

Wo ist eine Organisation, die ihr räumlich und zeitlich ebenbürtig an die Seite tritt? Macaulays, des englischen Staatsmannes und Geschichtsschreibers, Herders, des deutschen Philosophen, Aussprüche in dieser Hinsicht sind bekannt. Harnack meint, die Wahrheit liege an den Wurzeln der alten Glaubenslehre. Kiefl konstatiert (Juninummer des „Hochland“), daß unter den Koryphäen der gegenwärtigen Philosophie und Kulturgeschichte, ja unter den Naturforschern sich eine rückläufige Bewegung zum Dualismus Gott und Welt geltend mache; Weinel schreibt im Organ des freisinnigen Protestantismus („Christl. Welt“ 1910, Sp. 153): „Wir müssen eine Tradition solange gelten lassen, als sie sich nicht deutlich als unmöglich erweist. Wie soll man denn sonst Geschichte schreiben.“ Auch Vorurteile und Verleumdungen haben ihre Geschichte; sie laufen einher neben jener Tradition, der als dem Prinzip der legitimen Entwicklung der Geist Gottes versprochen ist. Und wenn im Laufe der Jahrhunderte in der katholischen Kirche nicht immer alles so gewesen ist, wie es hätte sein sollen, so liegt die Schuld an armen Menschenkindern, die der Kraft des lebendigen Gottes ihre Selbstsucht entgegensetzten, denen das Wort abhanden gekommen war vom lebendigen Gott in uns und unserer Kirche. Wie harrt der katholischen Arbeit so viele auf allen Gebieten des Lebens, wie sind der Schnitter noch immer so wenige, wie mangelt es manchmal an Opferwilligkeit und freudiger Hingabe, die das Leben zum Leben macht. „Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein.“

[1]) Anm.: Vergleiche auch Hardens Urteil in Nr. 44 der „Zukunft“ (30. Juli 1910).



Reifetage.

Das sind die Tage, die erfüllen,
Die still durch Sonnengluten schreiten,
Um das Geheimnis zu enthüllen
Aus der Befruchtung Wonnezeiten.

Wo bei den vollen, goldnen Aehren
Der Landmann hemmt die schweren Schritte,
Die Hände faltet und Gewähren
Erfleht für seine tiefste Bitte:

Der du den Feldern zum Gedeihen
Gegeben Sonnenschein und Regen,
Du, Gott im Himmel, woll verleihen
Auch zu der Ernte deinen Segen.

Johanne Weiskirch.

Arbeitersöhne und höheres Studium.

Von Oberlehrer Kuckhoff (Essen).

I.

In der Arbeiterpresse, zuerst im „Bergknappen", dann in der „Westdeutschen Arbeiterzeitung", wurde vor einiger Zeit die Anregung gegeben, die Arbeiter sollten ihre Söhne, natürlich nur die begabtesten von ihnen, mehr als bisher dem höheren Studium zuführen. Diese Anregung ist auf fruchtbaren Boden gefallen und hat vielfach Erwähnung und Erweiterung gefunden. Abgesehen von Stimmen aus sozialdemokratischen Kreisen hat man sich wohlwollend geäußert und mit beachtenswerten Ratschlägen über die **Möglichkeit** der praktischen Durchführung nicht zurückgehalten. Doch auch mit wohl erwogenen Bedenken ist man hervorgetreten. Es sei mir nun hier gestattet, mich vor einem weiteren Forum einmal zu dieser Sache grundsätzlich zu äußern und meine ersten Angaben in den obengenannten, fast ausschließlich Arbeiterkreisen zugänglichen Organen zu erweitern.

Wenn dargelegt werden soll, weshalb gerade auch Arbeitersöhne studieren sollen, so handelt es sich dabei allerdings zunächst um eine rein kulturelle Frage. Daß aber auch der deutsche **Katholizismus** ein großes Interesse an ihrer Beantwortung hat, ergibt sich aus der Bedeutung der katholischen Arbeitervereine und aus der Tatsache, daß es eine Lebensfrage für ihn ist, auch aus dem Arbeiterstande mehr wie bisher seine Angehörigen den höheren Ständen zuzuführen.

Der Riß zwischen den beiden großen Schichten unseres Volkes, den sogenannten Gebildeten, d. h. denjenigen, die teilnehmen an dem ganzen geistigen Besitze unseres hochentwickelten Volkstums, und der großen Masse, vornehmlich dem vierten Stande, wird immer größer. Eine **Aufhebung** der Gegensätze kann freilich nicht erfolgen. Die Klassenunterschiede müssen und werden ja bleiben, aber eine Annäherung, ein gegenseitiges Verstehen ist möglich, ist notwendig. Die Angehörigen des vierten Standes versuchen heute, in edlem Wetteifer einem tiefinneren Bedürfnisse nachgebend teilzunehmen an dem geistigen Besitze der Gebildeten, sie verlangen selbst danach, daß ihnen die Werke unserer Geistesheroen nähergebracht werden. Es macht sich ja auch das Streben der Gebildeten immer mehr geltend, dem vierten Stande die Hand zu reichen und ihn zu sich emporzuheben. Man kann sagen, daß eine neue, soziale Weltanschauung sich Eingang verschafft, die geeignet ist, unter Wegräumung alter Vorurteile dem Klassenkampf durch Betonung gemeinsamer idealer Ziele aller Volksangehörigen ein Ende zu machen.

Da ist es aber zweifellos eine Pflicht des vierten Standes, die dargebotene Hand freudigst zu ergreifen. Das soll nicht nur dadurch geschehen, daß der Arbeiter sich mit Hilfe der Gebildeten allgemein geistig emporarbeitet, sondern auch dadurch, daß er die besten seiner Söhne zum Studium auf höhere Schulen schickt. So möge er wiedergeben, was er empfängt! Die Arbeitervertreter im Parlament repräsentieren die politische Macht des vierten Standes. Daß sich das Volk in gleicher Weise auch geistige Führer aus sich und für sich schaffe, ist ja nicht angängig. Es gibt keinen Staat im Staate! Aber es kann wieder aufwärtsstrebend eine lebendige Fühlung mit den anderen Volksklassen herbeiführen durch Entsendung tüchtiger Söhne zur Mitarbeit in den geistig führenden Schichten. Sie sind am ersten berufen, das Vertrauen der Kreise, denen sie entstammen, zu den Gebildeten zu erhalten. Es mögen sich schwerwiegende Bedenken geltend machen gegen eine derartige Forderung, die jedenfalls eine gewaltige Kulturaufgabe darstellt. Man kann sagen: Wohin wollen wir kommen, wenn **alle** studieren wollen, wo wir doch in allen gelehrten Berufen schon eine solche Ueberfülle verspüren, daß wir geängstigt bei der großen Konkurrenz schon von einem Gelehrtenproletariat sprechen? Vielleicht aber entspringt eine derartige Auffassung einer völligen Verkennung unserer ganzen neuzeitigen Entwicklung. Sie geht doch offenbar dahin, alle unsere leitende Tätigkeit in Industrie, Handel und Verwaltung immer mehr auf die Grundlage einer gehobenen Bildung, die auf den verschiedenen Arten der höheren Schulen gewonnen wird, zu stellen, während diese Art der Bildung bisher fast nur zu den gelehrten Berufen hinleitete. Es ist durchaus erfreulich, daß unsere Abiturienten sich viel mehr als früher den sogenannten praktischen Berufen widmen, daß ferner auch viele Berufsklassen einen immer höheren Grad der Schulbildung, womöglich das Abiturium, von den Bewerbern verlangen. Wenn heute im Gegensatz dazu in verschiedenen Berufen versucht wird, — ich meine die in dieser Richtung sich bewegenden Versuche in der Justiz und im höheren Unterricht —, Beamte des mittleren Bildungsganges meist aus Sparsamkeitsrücksichten mehr als bisher statt der Akademiker heranzuziehen, dann ist das bedauerlich reaktionär! Es wird auch bei den Versuchen bleiben. Das allgemeine wissenschaftliche Niveau darf nicht sinken, sondern muß sich bei einem fortschreitenden Volke heben!

Es herrscht ganz allgemein heute die Anschauung, daß zum Studium zunächst berufen sei, wem immer der Vater die dazu nötigen Mittel zu geben imstande ist. Wer selbst studiert hat, hält es für ganz selbstverständlich, daß auch seine Söhne studieren, ebenso denkt derjenige, der ein größeres oder geringeres Vermögen sein eigen nennt. Man läuft heute Gefahr, einer gewissermassen revolutionären Anschauung beschuldigt zu werden, wenn man bestreitet, daß mit dem Vermögen noch lange nicht der Beruf zum Studium gegeben sei. Die große Masse unserer Universitätsstudenten rekrutiert sich darum aus den Söhnen der Akademiker, der Reichen und im geringerem Maße des mehr oder minder begüterten Mittelstandes. Nur selten findet man ganz klar die Anschauung vertreten, daß **nur** der Begabte zur höheren Bildung berufen erscheint. Und doch sollte dem so sein. Die gegenteilige Anschauung möchte man fast einen Verrat an der gesamten geistigen Hebung unseres Volkes nennen. Das meiste Interesse daran, daß seine leitenden Männer in allen Zweigen des täglichen Lebens Tüchtiges leisten, hat der Staat. Demnach hätte er auch eigentlich unbedingt dafür einzutreten, daß nicht Abstammung der Weg ist, auf dem Männer, die seine Geschicke zu leiten berufen sind — im Kleinen wie im Großen —, in diese maßgebenden Stellungen gelangen, sondern einzig und allein die persönliche Begabung. Wer will aber bestreiten, daß diese ebensogut bei den Söhnen unserer Arbeiter zu finden ist, wie bei denen anderer Klassen?

Es klingt beinahe wie Angst vor eigener Zurücksetzung, wenn man Arbeitersöhnen abrät zu studieren, weil alle gelehrten Berufe überfüllt seien. Ja freilich, die Auswahl wird vielleicht größer werden, während ja auch der Bedarf sich steigert. Daß die Auswahl größer wird, darin kann doch nur der einen Schaden erblicken, der für sein eigenes oder für seiner Söhne Fortkommen fürchtet. Im Interesse der Gemeinschaft liegt es aber doch schließlich nur, möglichst **fähige** Männer als ihre Leiter zu haben. Freie Bahn für den Tüchtigen! Kämpft man vernünftigerweise gegen die Konnexionswirtschaft in der Besetzung unserer Aemter, dann muß man auch ankämpfen gegen die Bildung eines Gelehrten- und Amtsadels, von dem jeder, der nicht durch Geburt dazu gehört oder vielleicht wegen seines Geldes — besonders wenn vorhandene Töchter den Uebergang des Kapitals auf einen Akademiker ermöglichen —, als homo novus angesehen wird.

Es mag folgende wahre Begebenheit diesen Kastengeist und zugleich seine Unsinnigkeit illustrieren: Ein Geheimrat, ein bedeutender Mann, unterhält sich mit einem Referendar, Leutnant der Reserve in einem Reiterregiment, über die Lebenshaltung und Lebensart der verschiedenen Volksklassen. Der Referendar meinte, das Merkmal, das einem Manne aus niederen Volksschichten anhafte, lasse sich in keiner noch so hohen Stellung

verwischen. Der Geheimrat belehrte ihn darauf, daß er selbst der Sohn einer Waschfrau sei. Darob war der junge Herr etwas arg verlegen.

Daß der Konkurrenzkampf, der aus einem vermehrten Eindringen der unteren Volksschichten in die höheren Berufe sich ergeben wird, zum Schaden für die gesamte Entwicklung sein würde, dürfte doch mit Fug und Recht bestritten werden. Man bedenke aber auch den daraus entspringenden Nutzen für die Erhaltung unserer bestehenden Staatsordnung.

Das Geschrei von der fortschreitenden Verelendung der Massen, das mit seinen Hirngespinsten die vierte Klasse durch die Hoffnung auf den großen Gesellschaftsumsturz zu locken sucht, zieht nicht mehr recht. Sehen unsere Arbeiter aber erst, daß neben dem wirtschaftlichen Fortschritt auch ein geistiger, weitaus wichtigerer, möglich ist, daß sie sich hinaufarbeiten können aus ihrer Klasse zu einer gewissen wechselseitigen, vielleicht auch erneuernden Gemeinschaft mit den anderen Ständen, dann hat jene Phrase erst recht ihre Wirksamkeit, sicherlich die letzte Spur von Berechtigung, verloren.

Unsere Gesellschaftsordnung ist krank. Man kuriert an ihr herum und sucht auf wirtschaftlichem Gebiete die Krankheitsäußerungen zu heilen; man legt auch Pflaster auf die Wunden in christlicher Mildtätigkeit. Alles gut und wohl! Wo aber sitzt denn eigentlich der Kern der Krankheit? Im Herzen der ganzen Gesellschaftsordnung. Auch die vorurteilsfreieste Staatshilfe nähert die Stände nicht zu gemeinsamem Fühlen. Das aber ist es, was uns abgeht; mißtrauisch betrachtet der Arbeiter unser Tun und wir das seine. Darum muß jeder, der sein Volk und Vaterland liebt, versuchen, die Fäden weiter zu spinnen, die überhaupt noch von der einen zur anderen Seite hinübergehen, und neue zu knüpfen. Die Umsturzpartei will natürlich keine Verständigung, sie schöpft ihre ganze agitatorische Kraft aus dem bestehenden Zwist der Klassen, den zu vertiefen sie im eigensten Interesse bestrebt sein muß. Unsere christlichen Arbeiter können ihr gar nicht wirksamer steuern, als wenn sie ihre Söhne höheren Berufen, damit auch einer gehobenen Lebenshaltung, zuzuführen bestrebt sind. Vor den Opfern, die sie dabei zu bringen haben, an denen auch die übrige Gesellschaft gerne mittragen wird, werden sie kaum zurückschrecken. Diese Opfer werden der Erreichung eines großen Kulturideals gebracht.

Wir haben an der Ausgestaltung der Gewerkschaftsidee gesehen, welch gewaltigen Aufschwung unsere Arbeiter wirtschaftlich und sittlich durch diese Betätigung zur Selbsthilfe genommen haben. Auch in der Teilnahme einzelner ihrer Klassengenossen an höheren Berufen liegt eine solche Selbsthilfe. Es wäre dann mindestens verfehlt, ihnen in diesem Streben irgendwie in den Weg zu treten.

Rast im Walde.

Ein Fleckchen weiss ich am Waldeshang,
So lauschig und weltverloren,
Ein taukühles Eden, das sommerlang
Zur heimlichen Rast ich erkoren.

Da hängen die Zweige so voll und dicht
Zum moosigen Grunde nieder
Und fächeln mir kosend das heisse Gesicht,
Beschatten mir kühlend die Glieder.

Hier rast' ich so gern auf umranktem Stein
Und lasse die Blicke schweifen
Ueber Berg und Tal hinab zu dem Rhein,
Wo die schwellenden Reben reifen.

Die Ferne schimmert, es blitzt der Fluss,
Von segelnden Schwalben umflogen,
Der letzte, flammende Sonnenkuss
Haucht purpurne Glut auf die Wogen.

Ein sanftes Gezwitscher im Laubgezelt,
Sonst Schweigen rings in der Runde,
Kein störender Klang aus der schwülen Welt
Entweiht mir den Zauber der Stunde.

Josefine Moos.

Klerus und Kunst.

Von Dr. Arthur Doepfer.

Nur von der deutschen Kunst der Gegenwart kann und soll in diesen Zeilen die Rede sein. Wollte ich es unternehmen genauer darzulegen, welche Stellung die Vertreter des heiligen Amtes in den Zeiten der Vergangenheit zur Kunst gehabt haben, es würde weit über die mir gesteckten Grenzen hinausgehen müssen.

Und doch ergibt sich unvermeidlich die Notwendigkeit, wenigstens mit einem Worte jener Männer zu gedenken, die als Vermittler des Christentums vom Süden und Westen in die Wildnisse unseres Vaterlandes mutig vordrangen, um unter Aufopferung von Gesundheit und Leben dem Kreuze Christi Heimstätten zu bereiten. Wie sie die Kultur brachten, so wanderten mit ihnen die edeln Künste ins Land und gediehen unter ihrer Pflege.

Aus ersten notdürftigen Bauten erwuchsen herrliche Kirchen von unvergleichlichem Werte; es schmückten sich die hehren Räume mit ernsten köstlichen Werken, die der kunsterfahrene Geistliche zu malen, zu formen, aus edlem Metall und anderen mannigfaltigsten Stoffen herzustellen wußte. In dämmriger Zelle schrieb emsig der Mönch die ehrwürdigen Manuskripte ab und schmückte sie mit goldig und farbig schimmernden Miniaturen. Durch die Lehre solcher kirchlicher Kunstmeister ausgebildet, sah sich danach auch der Laie imstande, auf dem Gebiete der Künste sich zu betätigen. So ward des gesamten Volkes praktische Kunsterfahrung begründet und ausgebildet, es kam ihm das Bewußtsein ästhetischer Werte. Und wie seitdem weltliche und kirchliche Kunst sich die Hände reichten, trugen sie bei zum wundervollsten Gedeihen deutscher Kultur. Unter solcher Pflege hielt und entwickelte sich der Charakter unserer Heimat, gewann jene Stetigkeit, die bis auf den heutigen Tag allem Andrange modernen Wesens wenigstens zum Teil standzuhalten vermochte, und deren Schutz und weitere Pflege die Gegenwart wieder als eine ihrer wichtigsten Kulturaufgaben zu begreifen beginnt.

Die Kirche, die uns in den Besitz so wichtiger, so fruchtbarer Traditionen setzt, sie ist berufen, diese Tradition auch weiter zu schützen, ihr Bestehen für die Zukunft zu sichern. Sie wird mit ihrer Pflege der Kunst weiterhin das Vorbild und Muster dafür abgeben, wie die deutsche Nation sich ihrer Kunst anzunehmen hat. Wenn die Kirche berechtigt und berufen ist, gleichwie in der Vergangenheit, so auch heute auf dem Gebiet der Künste, wenn nicht die, aber doch eine leitende Stellung einzunehmen, so wird sie gerade hiermit einen wichtigen Teil ihrer Aufgaben überhaupt erfüllen. Dabei aber kann sie nicht übersehen, daß auch die Kunst ein lebendiges Wesen ist, das seine Nahrung aus den Kulturbedingungen der Gegenwart empfängt, und so notwendig der Schutz und das innigste Festhalten des alten bewährten Herkommens ist, so notwendig ist die Vermeidung antiquarischer Einseitigkeit.

Bei ihrer Pflege der Kunst ist die Kirche natürlich zuvörderst dazu berufen, sich jener anzunehmen, die den kirchlichen Zwecken, die der Verbreitung religiöser Gedanken dient. Keineswegs aber braucht sie damit den Kreis ihrer Kunstinteressen als abgeschlossen anzusehen. Das würde sofort wieder zur Einseitigkeit führen. Ersprießlich lehren und leiten aber kann nur, wer ein Fach ganz übersieht.

Der Geistliche, dem es darum zu tun ist, im Sinne der Tradition sich der Kunst anzunehmen, bedarf vor allem der Unterweisung für sich selbst. Hier muß, trotz mancher Besserung, die die neueste Zeit gebracht hat, doch bei sehr vielen immer noch mit dem Fehlen der meisten Voraussetzungen gerechnet werden. Nicht jeder hat das Glück, ein instinktives Kunstempfinden mit auf die Welt zu bringen. Und selbst, wem solches beschieden ist, bedarf positiver Kenntnisse und sorgfältiger fortwährender Schulung, um sein richtiges Kunsturteil immer mehr zu vertiefen, zu differenzieren. Gerade in der Gegenwart überstürzt man uns alle Augenblicke mit neuen Erscheinungen der Technik, mit ungewöhnlichen Auffassungen. Ihnen gegenüber gilt es, den Blick klar, das Urteil zwar scharf und objektiv, aber auch verständnisvoll und entgegenkommend zu halten. Man kann nicht alles vorweg abweisen wollen, was neuartig aussieht.

In seinem Amte, soweit es mit Dingen der Kunst zu tun hat, ist der Geistliche sehr oft berufen, der Hüter köstlicher, oft geradezu unschätzbarer Erzeugnisse aus alten Zeiten zu sein; ferner, im Sinne der Gegenwart für die künstlerische Ausgestaltung seiner Kirche und ihres Inventars sorgen zu müssen. Um beiden Zwecken genügen zu können, bedarf er daher fürs erste einer



Summe von Kenntnissen kunstwissenschaftlicher Art. Sie braucht nicht groß zu sein. Das Wichtige, besonders auch das Praktische, muß doch der Hilfe von Kunstgelehrten, erfahrensten Technikern und den Organen der kirchlichen und staatlichen Denkmälerpflege überlassen bleiben. Sein Verhältnis zu den Werken alter Kunst wird daher der Geistliche nur zum Teil aus Büchern, am besten aus einem der zahlreichen vortrefflichen Kompendien gewinnen, auf Spezialfragen sich so wenig als möglich einlassen, und im übrigen fleißig, wenn er kann, die großen Kunstsammlungen anschauen oder mindestens in das sonst erreichbare Bildermaterial sich vertiefen. Heute ist ja solches leicht und um bescheidensten Preis zu haben. Auch ist die fortgesetzte Lektüre einer unserer vorzüglich geleiteten kunstwissenschaftlichen Zeitschriften von größtem Vorteil. Wer sich heute auf solche Art in das Studium der alten Kunst versenkt, wird bald inne werden, wie in jenen Tagen der Vorfahren die kirchliche und die profane Kunst nach einerlei Ziel streben, nämlich nach der formal erreichbar schönsten bildlichen Erfüllung höchster Ideen. Der Gedanke, der in der kirchlichen Kunst seine Ausgestaltung findet, er kehrt wieder in den herrlichsten Schöpfungen, die von Altären leuchtend herniederblicken, in den Statuen an Pfeilern und Wänden; er schimmert in den Werken aus Gold und Silber und lächelt verheißungsvoll auch aus der schlichten Arbeit des unbeholfenen Dorfschnitzers; in mächtigen Tonwogen wallt er von schwingenden Glocken ins Land hinaus. Die profane Kunst der Vergangenheit aber, wo sie den festen Boden unter ihren Füßen nicht verloren hat, spricht in ihren Bildnissen, Landschaften, sie verkündet in ihren Gedenkstatuen, sie schafft bis in die bescheidenen Werke der Volkskunst hinab Zeugnisse dafür, daß alles Vergängliche nur ein Gleichnis ist.

Von solchen höchsten Gesichtspunkten abgesehen, müssen für einen jeden die Kunstwerke der Vergangenheit dastehen als Ehrendenkmäler gottbegnadeter Geister, edelster Sprossen unseres Volkes und Stammes. Weiter sind sie Beweise von der Frömmigkeit, von der Lebensauffassung, von der Geschichte unserer Vorfahren. Die mit alten Kunstwerken, ob sie prachtvoll oder unbeholfen aussehen, erfüllte Kirche ist kein Erzeugnis des Zufalls, sondern ein Denkmal jahrhundertelanger Geschichte. Was an heiliger Stätte aufbewahrt ist, das geht nicht einen einzelnen an, sondern alle. Darum muß man es schützen, denn wir alle stammen ja von jenen, die diese Kunstwerke hierher geweiht haben; es sind Vermächtnisse, die ehrfurchtsvolle Behandlung verdienen, auch wenn wir nicht wissen, in welchen Freuden oder Schmerzen unsere Väter sie dargebracht haben.

Und noch ein anderes lehrt die Beschäftigung mit der Kunstwissenschaft. Nämlich, daß sich dereinst die Künste nicht in ungestörter Entwicklung bei uns haben herausbilden können. Alle dreihundert Jahre drangen fremde Einflüsse herein, aus den wechselnden Kulturen, deren Kenntnis unseren Vorfahren sich auftat, erschlossen sich neue Formenwelten. Es ist der Glaube entstanden, als sei ums Jahr 1800 und in den folgenden Jahrzehnten alle Tradition abgerissen, als hätte die deutsche Kunst urplötzlich einen Tiefstand ohnegleichen erreicht. Die Jahrhundertausstellungen des Jahres 1906 in Berlin und München haben uns eines Besseren belehrt. Jene Zeit des scheinbaren Stillstandes, während dessen doch ausgezeichnetste Kunst gediehen ist — man denke nur an die Werke der großen Nazarener (die an den schlechten Leistungen ihrer Nachfolger keine Schuld trugen) —, war nach meiner Ueberzeugung nur eine Pause, um sich auf sich selbst zu besinnen, um mit neu geklärtem Blick alter Tradition sich zu erinnern und mit starkem Willen an die Aufgaben einer neuen Zeit heranzutreten. Das geschah unbewußt, wie alles Beste, was der Genius echter Kunst vollbringt.

So stehen wir heute inmitten einer gewaltigen Kunstentwicklung, die sich ihrer Ziele erst zum Teil klar zu werden beginnt. Da der Mensch aber sich mit dem abfinden muß und weil Stellungnahme von ihm verlangt wird gegenüber dem, was seine Gegenwart ihm bietet, so ist auch der Geistliche genötigt, gegenüber der neuzeitlichen Kunst sich seine bestimmte Stellung zu sichern. Unmöglich kann sie auf Untätigkeit herauskommen. Wie könnte gerade die Kirche gegenüber den Fragen der Kunst sich passiv verhalten wollen, gegenüber jener Betätigung menschlichen Ingeniums, in der der Funke göttlichen Geistes, der zugleich mit dem lebendigen Odem ihm eingegeben ist, am lautersten glüht? Wie könnte die Kirche darauf verzichten wollen, an der Führung auch der modernen Kunst, einer ihrer besten Helferinnen, teilzunehmen? Wie sollte sie mit ihr nicht in die für Menschenerziehung so unschätzbare Wechselwirkung treten? Wie Schiller den Künstlern zurief: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, bewahret sie!“ so wird die Kirche mit ihren Mitteln, die ihr Gott anvertraut, in der Sprache, die er ihr verliehen hat, fort und fort die gleiche Forderung stellen. So handelt sie im Sinne ihrer alten Tradition, so erhält und fördert sie edelste Kulturgüter. Dieser Aufgabe ist sie sich ja auch jederzeit voll bewußt gewesen und ist es bis zum gegenwärtigen Augenblick. Die Früchte dessen sind nicht ausgeblieben. Wer die Kunstbewegung unserer Zeit auch nur einigermaßen mit Verständnis verfolgt hat, der genießt, selbstverständlich wenn er eines guten Willens dabei ist, wahre Freude darüber, welch mächtigen Aufschwung die christliche Kunst gewonnen hat. Gewiß einen herrlichsten Beweis dafür lieferte 1909 die Düsseldorfer Ausstellung. Eine Kunst, die durch Baumeister vertreten wird wie Behrens, Fischer, Kleesattel, Karl Moritz; durch Bildhauer gleich Busch, Bermann, Wadere, Balthasar Schmitt, Netzer, M. Dasio; die Maler zu den ihrigen zählt vom Range eines Fugel, Feuerstein, Uhde, Gebhard, Steinhausen, Fritz Kunz, Becker-Gundahl, Schleibner; der eine Gruppe dient gleich den Beuronern — eine solche Kunst braucht sich nicht geringschätzig anblicken zu lassen. Mögen andere Epochen erzeugt haben, was unerreichbar scheint, so müssen die Künstler der Gegenwart sich bescheiden, den Besten ihrer Zeit genug getan zu haben. Und wenn Nachruhm einen Wert hat, so sind auch sie dadurch seiner gewiß.

Da aber erwächst der Kirche gleich wieder eine neue Aufgabe. Nämlich durch fortwährenden Antrieb dafür zu sorgen, daß kein Stillstand eintritt. Daß nicht in selbstgefälligem Genügen die Entwicklung des einzelnen Künstlers und damit am Ende die des großen Ganzen der Kunst einrostet.

Der Geistliche, der sein Kunsturteil in sorgfältiger Schulung ausgebildet hat, kann gar nicht anders als in jedem Falle, wo er von Amtes wegen oder auch als Privatmann mit der Kunst in Berührung gerät, die höchsten Postulate zu stellen. Wer in die so unendlich häufige Lage kommt, für die Ausschmückung einer Kirche, einer Kapelle, für die stillen Denkmäler eines Friedhofes sorgen zu müssen; wer um Rat angegangen wird, wenn fromme Gemeindemitglieder Stiftungen künstlerischer Art, gleichviel was es immer sei, zu machen begehren, er kann und darf nicht anders, als das Beste zu verlangen oder anzuraten. Ganz im Irrtum ist, wer da glaubt, es sei mißlich zu Hohes zu verlangen, des leidigen Kostenpunktes halber. Er hat zum Glück in solchen Sachen heute, man darf wohl sagen, gar keine Bedeutung mehr. Der Handwerksmann, der vieles will und wenig kann, der Fabrikant minderwertiger Schleuderprodukte, sie seien vorweg ausgeschlossen. Nur wahre echte Kunst vermag dem Dienste der Kirche zu genügen. Auch sind die Künstler übel daran und ihre Schaffenskraft leidet, wenn sie darben müssen. Nun geht es bei den Aufträgen, die zum Besten der Ausschmückung und Ausstattung der Kirche gemacht werden, natürlich nach Vermögen. Wo die Mittel reichen, warum sollte man dort nicht erste Meister heranziehen? Wo sie geringer sind, kann der wirkliche Künstler auch durch einfache Leistungen Bedeutendes bieten. Wo Armut herrscht, wird man sicher am besten tun, auf Anschaffung künstlerischer Art lieber ganz zu verzichten, statt Scheinware und Schund zu kaufen. Zum Glück gibt es auch für bescheidene Verhältnisse noch immer des Guten genug. Besonders vermögen die heute so reichlich vorhandenen Werke der Reproduktionstechniken in ausgezeichneter Weise auszuhelfen. Für vollendet schönen Buchschmuck, für angewandte Kunst aller Art ist in mustergültiger Weise auch für solche Abnehmer gesorgt, die nur auf kärgliche Mittel angewiesen sind. Und gar der Bedarf an den allerlandläufigsten, im Volke so besonders beliebten Dingen, wie Andachtsbildchen, Kommunionandenken und derlei mehr, ist heutzutage mit Hilfe der Nachbildungen großer vorbildlicher Kunst in einer allen besten und dabei billigsten Ansprüchen genügenden Art gedeckt.

Auf solche Weise versieht die Kirche die ästhetische Erziehung ihrer Kinder. Die Förderung der Kunst hilft ihr bei der Erreichung ihrer erziehlichen Absichten. Damit aber wirkt sie wie mit allen ihren Mitteln auf die Form, wie auf den Geist der Lebenshaltung im allgemeinen. Wie in alten Zeiten, so geht dann auch heute die ästhetische Kultur aus den geheiligten Räumen der Kirchen hinaus in die Wohnungen, hilft das tägliche Dasein mit dem Lichte der Schönheit verklären. Wir sorgen uns so viel um echte Volkskunst. Die von der Kirche zum Verständnisse wahrer Kunst erzogene Volksseele wird die Kraft zum eigenen Kunstschaffen in sich selber finden, wird jene Freudigkeit zur Arbeit gewinnen, mit deren Hilfe die staatliche Kunst- und Gewerbserziehung erst auf volle Erfolge rechnen darf.

Haeresis perennis.

Von

Universitätsprofessor Dr. Sägmüller, Tübingen.

Seit ungemessenen Zeiten steigt jeden Morgen die Sonne am Horizonte herauf und übergießt die Welt mit ihrem klaren Lichte. So erleuchtet die katholische Kirche seit fast zweitausend Jahren die Menschenwelt mit ihrer unwandelbaren, klaren Lehre — doctrina perennis. Eben diese Sonne ruft auf ihrem Gange über die Erde hin frohes Leben hervor, vermehrt solches, wo es bereits vorhanden, ruft es zurück, wo es schwinden will. So weckt die Kirche in den gläubigen Herzen immer wieder neues sittliches Leben, erhöht es, wo es schon pulsiert, ruft es zurück, wo es entweichen will oder entwichen ist — reformatio perennis.

Aber seit Beginn der Welt kämpft die Nacht mit dem Tag, das Dunkel mit dem Lichte. So auch im Reiche der Geister.

Schon im Beginne der Zeit rief Luzifer durch die Himmelsräume die Geister zum Kampf gegen Gott auf mit der Parole: Ich diene nicht! Her zu mir! „Und es erhob sich ein großer Streit im Himmel: Michael und seine Engel stritten mit dem Drachen und der Drache stritt samt seinen Engeln; aber sie siegten nicht und ihre Stätte ward nicht mehr gefunden im Himmel (Offenb. 12, 7, 8).“ Haeresis perennis!

Und wiederum: „Kore, Dathan, Abiron und Hon erhoben sich wider Moses samt anderen zweihundertfünfzig Söhnen Israels, vornehmen Männern der Versammlung — diese standen auf wider Moses und Aaron und sprachen: Genug mit euch (Num. 16, 1, 2, 3)!“ Haeresis perennis!

Als Jesus das größte Glaubenswunder angekündigt hatte, die hl. Eucharistie, „von der Zeit an gingen viele seiner Jünger zurück und sie wandelten hinfür nicht mehr mit ihm (Joh. 6, 67)“. Haeresis perennis!

Der Apostel Paulus schreibt: „Es müssen Häresien sein (1 Kor. 11, 19)“. Das ist nur zu wahr geworden, angefangen von Simon Magus über Arius, Nestorius, Eutyches, Petrus Waldus, Wiclif, Huß, Luther, Zwingli, Calvin, die Aufklärer, die Altkatholiken bis zu den Modernisten. Haeresis perennis!

So ist unlängst wieder ein Buch erschienen: Hat Jesus das Papsttum gestiftet? Eine dogmengeschichtliche Untersuchung von Dr. Joseph Schnitzer, Professor an der Universität München. Verlag von Lampart & Comp., Augsburg, 2. verb. Aufl. 1910. 8⁰. X, 83 S. 1 M. Der Verfasser gibt zur Antwort auf die gestellte Frage: Hat Jesus das Papsttum gestiftet?

„Nein er hat es nicht gestiftet, er hat gar nicht daran gedacht, es zu stiften. Mit dem nahen Ende und mit der bevorstehenden Weltkatastrophe rechnete er, nicht mit ungezählten fernen Jahrhunderten. Er hat die Worte Matth. 16, 17 ff. (Du bist Petrus der Fels usw.) niemals gesprochen. Sie werden von den ältesten Quellen unserer Kunde über Jesus nicht überliefert, und auch in der ältesten Kirchengeschichte tönt uns ihr Echo nicht entgegen. Den zwei ersten Jahrhunderten sind sie noch fremd und erst allmählich schleichen sie sich in den evangelischen Text ein. Sie bilden den Anfang jener ungeheuerlichen Fälschungen, mit welchen die nach und nach geradezu wahnwitzigen Ansprüche der mittelalterlichen Päpste auf die Weltherrschaft sanktioniert werden sollten. Wir können nur dem Ergebnisse beipflichten, zu dem auch (der Braunsberger Professor) Hugo Koch (in seiner Schrift: Cyprian und der römische Primat, 1910) gelangt ist: „Das Dogma, daß Jesus Christus Matth. 16, 18 f. das Papsttum eingesetzt, und daß es darum von Anfang an einen Rechtsprimat und Universalepiskopat in der Kirche gegeben habe, der von Petrus auf den Bischof von Rom übergegangen sei, — dieses Dogma steht mit der Geschichte in unversöhnlichem Widerspruch (S. 83).“

Ist das etwas Neues? Nicht im geringsten! Vor uns liegt ein Buch des altkatholischen Professors Dr. Joseph Langen in Bonn: Das vatikanische Dogma von dem Universalepiskopat und der Unfehlbarkeit des Papstes in seinem Verhältnis zum Neuen Testament und der patristischen Exegese. Bitte um Aufklärung an alle katholischen Theologen. Bonn, 1871 ff., 514 S. In diesem dicken Buch wird mit fast denselben Gründen, wie sie zum Teil Schnitzer wieder vorbringt, und vielen weiteren der Primat Petri und das Papsttum geleugnet. Haeresis perennis!

Aber der Altkatholizismus gehört heute zu den Toten. Mögen ihn die Toten begraben! Die Pforten der Hölle werden nach Christi Worten, die auch Schnitzer trotz der gewaltigsten und fieberhaftesten Anstrengung nicht aus dem Neuen Testament herausreißen kann, den Papst und die auf denselben gebaute katholische Kirche nicht überwältigen.

Das Neueste aus der sozial-studentischen Bewegung.

Von Wilh. Timmen, Neumünster i. H.

„Neues über die soziale Bewegung im katholischen Studententum“ betitelte sich eine Abhandlung von Aug. Nuß in Nr. 28 der „Allgemeinen Rundschau“, die eine Auseinandersetzung mit der Broschüre eines Anonymus „Zur sozialen Bewegung im katholischen Studententum“ brachte und diesen Angriffen gegenüber die Tätigkeit des Sekretariats sozialer Studentenarbeit warm verteidigte.

Zur nicht geringen Genugtuung mag es deshalb dem unermüdlichen Leiter jenes Sekretariates gereichen, gerade in diesen Tagen durch eine Anregung aus akademischen Kreisen für einen weiteren Ausbau der studentischen Gemeinschaftsarbeit die Unterstützung und Förderung einer großen katholischen Organisation, des Verbandes der katholischen Gesellenvereine, gefunden zu haben.

Nachdem das „Kolpingsblatt“ in einem Artikel: „Student und Wanderbursch“ dafür Stimmung gemacht hatte, Akademiker und Handwerksgesellen wieder näherzubringen durch den beiden Ständen gemeinsamen Wandertrieb, wie es in früheren Jahrhunderten schöne Sitte war, griff ein Artikel in der Mainnummer der „Unitas“, des Organes des Verbandes der wissenschaftlich-katholischen Studentenvereine „Unitas“, diese Idee auf, beschränkte sie aber nicht auf die Forderung, gelegentlich möchten die Studenten auf ihren Reisen, wo es sich machen ließe, Unterschlupf in den Gesellenhäusern suchen, sondern schlug vor, diese gelegentliche Einquartierung für ein oder zwei Nächte zu einer systematischen Ergänzung der studentischen Gemeinschaftsarbeit zu machen.

Gewiß ist die bisherige Art der Gemeinschaftsarbeit zunächst und vor allem berufen und befähigt, in unseren Hochschulstudenten die für unsere Zeit so notwendige soziale Interessierung zu wecken. Eine kleine Anzahl Akademiker, 10 bis 15, wohnen da 10 Tage lang im Gesellenhaus, schlafen, essen, plaudern mit den Gesellen, und jene Stunden, in denen die jungen Handwerker an ihrer Arbeitsstätte weilen, benützen sie zu Besichtigungen in der Stadt, zur Vinzenzarbeit und sonstiger sozialer Betätigung.

Je mehr aber diese Gemeinschaftsarbeit sich bewährt, desto lebhafter muß man es auch bedauern, daß es verhältnismäßig nur sehr wenigen Studenten möglich ist, einen solchen praktisch-sozialen Kursus mitzumachen — in Köln fand in den Osterferien 1910 zum 6. Mal ein solcher Kursus statt —, desto dankbarer muß man auch der Zentrale der katholischen Gesellenvereine sein, daß sie nunmehr alle ihre Hospize den wandernden und reisenden Studenten öffnet.

Nur kurze Zeit, eine oder zwei Nächte, bleiben diese allerdings im Gesellenhaus, aber auch diese kurze Zeit genügt, um dem Studenten einen Begriff zu geben von den segensreichen und großartigen Einrichtungen der Hospize, ihm Einblick zu gewähren in das rege geistige Leben (Fachabteilungen, Religionsvorträge usw.), das nach geleisteter körperlicher Arbeit nochmals die jungen Handwerker in den Abendstunden in Anspruch nimmt.

Wieviel Muße bleibt auch noch bei den gemeinsamen Mahlzeiten oder abends in der Restauration für Student und Wanderbursch, sich kennen zu lernen, sich im Denken und Fühlen zu ergänzen und sich gegenseitig Achtung vor ihrem Berufe abzuringen, sie, die jetzt vielleicht noch kalt und gleichgültig nebeneinander hergehen.

So können also auch diese gelegentlichen Besuche der Studenten im Gesellenhause mithelfen, die sozialen Gegensätze, wie sie besonders auch zwischen der Körper- und Geistesarbeit bestehen, zu mildern. Da nun die Gesellen unseren Studenten die Hand reichen und sie einladen in ihre Hospize, so sollten auch diese freudig die dargebotene Hand ergreifen und gern bei dieser neuen und doch so einfachen Art der Gemeinschaftsarbeit mitmachen.[1]

Die praktische Ausführung dieses Planes wickelt sich folgendermaßen ab: Der Herr Generalpräses der katholischen Gesellenvereine Msgr. Schweitzer läßt durch das Sekretariat sozialer Studentenarbeit, M.-Gladbach, Sandstr. 5, von ihm selbst unterzeichnete und gestempelte Legitimationskarten ausfertigen, die zum Aufenthalte in den Gesellenhäusern zu den für Gesellen üblichen Preisen berechtigen. Diese Legitimationskarte kostet 1 M., franko versandt 1.10 M, und wird auf Wunsch jedem katholischen Universitätsstudenten gegen Voreinsendung des Betrages oder gegen Nachnahme zugeschickt. Hoffen wir, daß recht viele Studenten von dieser Neueinrichtung Gebrauch machen und sich damit für das Entgegenkommen des Generalpräsidiums der Gesellenvereine dankbar erweisen.

[1] Auf Anfrage im Unitasverbande haben sich ca. 100 Mitglieder gemeldet.



Abraham a Sankta Clara.

Zur Enthüllung seines Denkmals in Kreenheinstetten am 15. August 1910.

Von Martin Heidegger, Meßkirch.

Der naturhafte, frischgesunde, zuweilen grobkörnige Akzent gibt diesem Ereignis sein spezifisches Gepräge. Das anspruchslose Dorf Kreenheinstetten mit seinen zähen, selbstbewußten, eigenbrödlerischen Bewohnern liegt verschlafen in einer niederen Talmulde. Selbst der Kirchturm ist ein Sonderling. Nicht wie seine Brüder schaut er frei ins Land, er muß sich bei seiner Schwerfälligkeit zwischen den schwarzroten Dächern vergraben. Die fast gestaltlose Gegend, die nebelumflorten, dunklen Tannenwälder, der da und dort blitzartig hervorleuchtende, grelle Kalkstein schaffen ein seltsames Stimmungsbild.

So schlicht, klar und wahr gestaltet sich die Enthüllungsfeier. Der Festzug ohne Pomp doch selbstbewußt, ganz nach Heubergerart, hat sich durch die krummen, feiertäglich gescheuerten Straßen hindurch beim Denkmal an der Südseite der Dorfkirche mit den vielen Fremden zusammengefunden.

„Die Himmel rühmen" steigt in die heiße, gewitterschwangere Sommerluft. Ein Bürger begrüßt schlecht und recht die Gäste. Pfarrer Geßler von Engelswies entrollt die Entstehungsgeschichte des Denkmals, gedenkt dankerfüllt der löblichen Stadt Wien, die das „Fundament gelegt zur Ehrenrettung" ihres Hofpredigers, erwähnt rühmend des verdienstvollen Spiritus rector bei der Denkmalentstehung, des Geistl. Rates und Dekans Michael Burger (Göggingen) und übergibt das Denkmal der Gemeinde.

„Wien und Kreenheimstetten reichen sich heute die Hände", verkündet der Festversammlung jetzt ein hochgestellter Vertreter der Reichs-, Haupt- und Residenzstadt Wien. Abraham a Sankta Clara war für die schwerbedrängte Stadt ein Mann der Vorsehung, wie in der folgenden Zeit ein Clemens Maria Hofbauer und der unvergeßliche Lueger. Die fein gewählten Worte, die Ueberzeugungstreue und Liebe zum Volke des Oesterreichers wirkten wie ein Zauber.

Rasch lösen sich Musikstück, Lied und Gedichtvortrag ab, und der Festredner (selbst ein Sohn des rauhen Heubergs) Pfarrer Martin von Eigeltingen besteigt die Tribüne. „Hat Abraham ein Denkmal verdient und wodurch?" Der Festredner zeichnet seinen „lieben Landsleuten" in der stellenweise humorvollen, hinreißenden Volksrede P. Abrahams Leben, und die Frage ist beantwortet. Die tiefgefühlte urwüchsige Festrede gipfelte in dem Satze „Die Liebe zu Jesus dem Gekreuzigten war P. Abrahams Lebensprogramm." Urkatholische Kraft, Glaubenstreue und Gottesliebe hat hier gesprochen.

Man muß das Milieu von Kreenheimstetten kennen, tief in die Denkart und Lebensweise der Heubergbewohner eingedrungen sein, um den eigenartig anziehenden Charakter P. Abrahams vollauf zu verstehen.

Dem Schöpfer des Denkmals, Bildhauer Marmon (Sigmaringen), ist seine Aufgabe wunderbar gelungen. Der geniale Kopf (täuschend dem älteren Goethe ähnlich) läßt hinter seiner hohen, plastischen Stirne jenen tiefen, unerschöpflichen Geist erraten, den eine unbeugsame, wetterharte Energie, ein immerfort pulsierender Tatendrang wirksam gemacht. Gesundheit des Volkes an Seele und Leib, das hat der wahrhaft apostolische Kanzelredner angestrebt. Daher sein furchtloses Dreinschlagen auf jede erdhafte, überschätzte Diesseitsauffassung des Lebens. Ueber den vordem sogenannten „Possenreißer" hat sich die Literatur- und Kulturgeschichte anders besonnen. Sein schalkhafter Humor, sein sprühender Witz, seine oft beißende Ironie, in eine kurze, prägnante, fügsame und biegsame Sprache gefaßt, sind nur verständlich in der Tatsache eines künstlerisch-schöpferisch angelegten oratorischen Genies. Und wer möchte P. Abrahams theologisch-wissenschaftliche Durchbildung und Belesenheit in Zweifel ziehen bei den fein gewählten, harmonisch der Rede eingegliederten Zutaten aus der Bibel, den Kirchenvätern, den Scholastikern, Mystikern und profanen Schriftstellern?

Daß unsere Zeit der Außenkultur und Schnellebigkeit doch mehr rückwärtsblickend vorwärtsschaute! Die grundstürzende Neuerungswut, das tolle Hinwegspringen über den tieferen seelischen Gehalt des Lebens und der Kunst, der auf fortwährend sich ablösende Augenblicksreize gerichtete moderne Lebenssinn, die zuweilen erstickend wirkende Schwüle, in der sich die heutige Kunst jeder Art bewegt, das sind Momente, die auf eine Dekadence hinzeigen, auf einen traurigen Abfall von der Gesundheit und dem Jenseitswert des Lebens.

Typen wie Abraham a Sankta Clara müssen still in der Volksseele fortwirkend uns erhalten bleiben. Möchten seine Schriften noch mehr gangbare Münze[1]), sein Geist, ohne einer Repristination das Wort zu reden, ein mächtiges Ferment werden bei der Gesunderhaltung, und wo die Not schreit, bei der erneuten Heilung der Volksseele.

[1]) Wegzeigend ist nach dieser Richtung Dr. K. Bertsches „Blütenlese", XXIV. u. 222 S. Freiburg i. Br., Herder. M 2.— (2.80).

Grundsätzliches zur Jugendschriftenfrage.

Eine Entgegnung.

Von Laurenz Kiesgen, Schriftleiter des „Wächter für Jugendschriften."

In Nr. 33 dieser Revue begrüßt Hans Hennigk unter obigem Titel freudig die Gründung des neuen Organs zur Hebung der deutschen Jugendliteratur, den „Wächter". Ich bin ihm ebenso dankbar für die ausführliche Anzeige des neuen, vom Katholischen Lehrerverbande Provinz Rheinland herausgegebenen Unternehmens, als auch für die wertvollen Ratschläge, die er an seine Ausführungen anknüpft, und die sich auf die kritische und positive Seite der ‚Wächter'-Tätigkeit beziehen. Ein Punkt, über den sich H. Hennigk zurückhaltender ausspricht, bedarf indessen der Aufklärung. Der Referent findet einen Gegensatz in dem programmatischen Einleitungsartikel. H. Hennigk schreibt: „Wenn daher der ‚Wächter' sagt, das Aesthetische, Künstlerische sei ‚maßgebend', entscheidend, und zugleich behauptet, die Jugendschriftenkritik im katholischen Sinne führen zu wollen, so sieht man nicht, wie beides vereinigt werden kann. Oder könnte diese Anschauung nicht vielleicht zu Grundsätzen führen, die wegen ihrer logischen und praktischen Konsequenzen nicht unbedenklich sind?"

Ich erlaube mir zu bemerken, daß diese Befürchtung grundlos ist. Grundlos schon deshalb, weil der verehrte Referent eine Verschärfung in die Worte meiner Einführung hineinträgt, die gar nicht darin liegt. Denn was sagt die Einführung? Sie sagt: ‚Wir stehen nicht an zu erklären, daß für uns der literarische Wert für die Beurteilung des Kinderbuches maßgebend ist." An einer anderen Stelle sagt die Einführung: „Der pädagogische Einfluß auf die Kritik der Jugendschrift ist lange geltend gewesen. Er hat sich in seiner ausschließlichen Anwendung nicht bewährt. Auch die ästhetische Bewertung führt, allein bestimmend, ins Extrem. Das Richtige liegt in der wohlberechneten Mitte."

Soweit der „Wächter".

Nun folgert der Referent, in gesperrter Schrift hervorhebend: „Darin besteht nun das, wie uns scheint, Bedenkliche in den Einführungsworten des „Wächters", daß er eine vermittelnde Stellung einzunehmen behauptet und doch das Aesthetische „maßgebend", „entscheidend" sein lassen will."

Gemach! Hat der „Wächter" „entscheidend" gesagt? Nein; mit Wohlbedacht und genauer Ueberlegung des Ausdrucks hat er „maßgebend" gesagt. H. Hennigk setzt einfach dahinter entscheidend, gebraucht auch dieses exklusive Wort später und knüpft daran alle seine Bedenken. Nun, für mich ist maßgebend nicht mit entscheidend identisch. Ich habe auch in der Einführung keinen Zweifel darüber gelassen. Entscheidend, d. h. die Ablehnung einer Jugendschrift begründend wäre für mich nur der Mangel der literarischen Qualität, wie es in der Einführung, im Anschlusse an jenen Satz vom maßgebenden literarischen Werte, ausdrücklich heißt: „Ohne literarische Qualitäten entbehrt die Jugendschrift der erziehlichen Wirkung; sie besitzt also gerade das nicht, weshalb wir Bücher den Kindern in die Hand geben."

Mit gutem Grunde indes hat die Einführung von der literarischen Bewertung besonders gesprochen; es mußte einmal in den Vordergrund gerückt werden, daß auch wir katholischen Lehrer es mit der künstlerischen, nun, sagen wir meinetwegen auch ästhetischen Würdigung der Jugendschriften so ehrlich und recht nehmen wie andere, nachdem wir ohnehin durch unsere pädagogische Tätigkeit in erster Linie auf die erziehliche Wertigkeit dieser Schriften unser Augenmerk haben.

Ob wir nun an erster oder an vierter Stelle bei programmatischen Sätzen auf dies oder jenes Erfordernis der Jugendschriftenkritik zu sprechen kommen: eines bitten wir uns aus. Man zweifle unsere katholische Gesinnung nicht an! Wenn der „Wächter" sagt: „Unser Ziel ist gegeben in den allgemein bekannten Grundsätzen des Katholischen Lehrerverbandes. Die Ideale, zu denen er sich bekennt, sind auch die unseren. Deshalb findet die Jugendschriftenfrage für uns, soweit die Weltanschauung darin zur Beurteilung kommt, ihre Lösung nur auf dem Boden der katholischen Kirche" — so wüßte ich nicht, was jemanden berechtigen könnte, dieser offenen und ehrlichen Erklärung zu mißtrauen! Der „Wächter" ist sich klar darüber, was er der katholischen Sache schuldig ist. Er wird seinen Raum gern sachlichen, prinzipiellen Erörterungen hergeben und stimmt mit dem Referenten entschieden darin überein, daß man für unsere katholische Jugend Schriften verlangen muß, „die auf Grund katholischer Weltanschauung geschrieben sind und katholischen Geist atmen." Er wird sich ihrer annehmen, wo er sie findet.

Vom Büchertisch.

Das katholische Kirchenjahr in Bildern, unter Mitwirkung der Katechetenvereine in München und Wien zusammengestellt und mit Zustimmung der zuständigen bischöflichen Ordinariate herausgegeben von Dr. Ulrich Schmid. — 60 Bildertafeln in Tondruck und farbiger Wiedergabe auf starkem Karton, 28×38 cm bilden das ungemein sorgfältig und gediegen ausgewählte Material. Das soeben zur Ausgabe gelangende Werk erscheint im Verlag von E. A. Seemann-Leipzig, und zurzeit liegt dessen erster Teil — Der Weihnachtskreis — vor. Nach jahrelangen Bemühungen hat sich endlich die Herausgabe des „katholischen Kirchenjahres" in Bildern verwirklicht, und es wird damit einem schon lange gehegten Wunsche des katholischen Volkes entsprochen: die Verherrlichung, welche die Festtage des Jahres in den Werken der großen Meister Botticelli, Raffaël, Tizian, Murillo, Dürer, bis herab zu Overbeck, Führig und bedeutenden Künstlern unserer Tage gefunden haben, in einer von berufener Seite getroffenen Auswahl weitesten Kreisen zur Anschauung zugänglich zu machen. Zunächst ist der Weihnachtskreis erschienen mit 16 Blättern, davon 4 farbig und 12 in Tondruck. Man muß sagen, daß hier die Meisterschöpfungen der großen religiösen Maler mit allen Mitteln moderner Reproduktionstechnik wiedergegeben sind. Schule und Haus werden dauernden Besitz davon ergreifen müssen, um dauernden Nutzen davon haben zu können. Eine Reihe hoher Schulbehörden und maßgebender Persönlichkeiten haben die Idee und den Plan des Kirchenjahres ausdrücklich gebilligt als ein Unternehmen, das bestimmt ist, einen hohen Rang unter den Lehrmitteln der Schule einzunehmen. Nach Erscheinen des ganzen Werkes soll an dieser Stelle ausführlich darüber gehandelt werden, und wir begnügen uns einstweilen, denselben Wunsch zum Ausdruck zu bringen, mit dem das Imprimatur des Hochwürdigsten Bischofs Dr. Alois Schäfer von Dresden begleitet ist: „Dieses (das Imprimatur) geschieht mit dem aufrichtigen Wunsche, daß das Werk eine weite Verbreitung finden möge, weil es geeignet ist, sowohl der Erkenntnis des Kirchenjahres zu dienen als auch Freude an christlicher Kunst zu wecken." Der Subskriptionspreis auf das ganze Werk mit 60 Blättern und der Einleitung des Herrn Prälaten Swoboda beträgt *M* 15.—. Gg. Bauer.

Sedes Sapientiae. Gebetbuch für die gebildete weibliche Jugend von J. Hellinghaus. Münster, Alphonsus-Buchhandlung 1910. 512 S. *M* 1.80 bis *M* 6.—. Die Verfasserin, eine geschätzte Pädagogin, hat mit feinem Geschmack die schönsten Andachtsblüten aus verschiedenen Zeitaltern für Schülerinnen höherer Bildungsanstalten ausgewählt. Aber einige Male hat sie doch der gute Geschmack im Stiche gelassen; so z. B. hätten wir gerne das Gedicht „Beim Tabernakel" S. 264 vermißt. Das ist keine religiöse Dichtung. Beim Beichtspiegel ist des Guten zu viel geschehen. Was tun hier die vier himmelschreienden Sünden? Die gemeinsamen Gebete nach der hl. Kommunion sind zu lang. Hier soll man die gläubige Seele mit ihrem Heiland mehr allein lassen, sie nicht so bevormunden, ihr vor allem nicht die Gefühle diktieren. Das gilt überhaupt für gemeinsame Kommunion-Andachten in Instituten. Diese Winke sollen den Wert des Büchleins nicht schmälern. Die elegante Ausstattung verdient alles Lob, jedoch mit Ausschluß des Titelbildes. Dr. Jos. Holzner.

Alinda Jakoby, „Samson". Drama in 4 Aufzügen. Kempen (Rh.), Verlag der Thomas-Druckerei. Preis *M* 1.25. Die Dichterin, welche mit ihrem biblischen Drama „Saulus" (Limburg a. d. Lahn, Limburger Vereinsdruckerei) in Mainz und Hannover schöne Bühnenerfolge errungen, hat sich nun eine Reckengestalt des Alten Testamentes zum tragischen Helden erwählt. Wiewohl die Konflikte Samsons und Dalilas unserem Empfinden schwerer nahe zu bringen sind, wie diejenigen des zwischen Judentum und Christentum ringenden Saulus, so vermag Al. Jacoby durch knappe, aber eindringliche Charakteristik für ihre Gestalten zu erwärmen. Das mit sicherem szenischen Geschick aufgebaute Drama, das bereits in Mainz die Bühnenprobe bestand, wird bei würdiger Wiedergabe sich überall wirksam erweisen. Auch ein Lustspiel der Dichterin aus der Zeit Friedrich des Großen: „Heilsame Tropfen", das gleichfalls von der Limburger Vereinsdruckerei verlegt wurde, haben wir mit Vergnügen gelesen. L. G. O.

Unsere großen Enzyklopädien.

Von Hubert Klein.

Die Düsseldorfer Katholikentagnummer der „Allgemeinen Rundschau" (1907, Nr. 42) konnte als „literarisches Ereignis" die Vollendung des Herderschen Konversationslexikons melden; zur Katholikenversammlung 1908 lag der erste Band der dritten Auflage des Staatslexikons der Görresgesellschaft vor. Inzwischen haben sich diese beiden Werke, deren tiefgehender Einfluß auf das literarische und öffentliche Leben der deutschen Katholiken nicht zu verkennen ist, kräftig konsolidiert und entwickelt. Herders Konversationslexikon hat sich, wie Schreiber dieses sich mit Freude überzeugen konnte, überall eingebürgert. Die Kritik hat ihm die besten Zeugnisse ausgestellt, — auch die nichtkatholische Tages- und Fachpresse hat ihm beinahe uneingeschränktes Lob zuteil werden lassen. Des können wir Katholiken uns freuen. Sind wir doch dadurch auf einem der wichtigsten Gebiete selbständig geworden gegenüber dem unheilvollen Einfluß der auf gegnerischem Boden stehenden Enzyklopädien. Nun hat der Herdersche Verlag für kommenden Herbst das Erscheinen eines Ergänzungsbandes zum Konversationslexikon angezeigt, der das Lexikon auf den allerletzten Wissensstand weiterführen soll. Eine sehr willkommene Nachricht. „Unser Lexikon" soll auf voller Höhe stehen. Wer den „Herder" als täglichen Berater zu benützen gewohnt ist, will auch über die allerletzten Fortschritte und über die seit der Drucklegung des Hauptwerks in den Vordergrund getretenen Persönlichkeiten ihn zu Rate ziehen können. „Herder" bleibt also den anderen Enzyklopädien ebenbürtig, ja, man kann ruhig sagen, in der lexikographischen Technik und an solider Durcharbeitung überlegen. Die dritte Auflage des Staatslexikons wird im nächsten Jahre vollendet sein.

Wir sind also wohlgerüstet hinsichtlich der beiden für die große Allgemeinheit wichtigsten Enzyklopädien; Sache der Unseren ist's, die darin mit rastlosem Fleiß zusammengetragenen, bequem erreichbar gebotenen Hilfsmittel zur eigenen Fortbildung zu benützen. Es sind zugleich mächtige Waffen zur Verteidigung unserer Weltanschauung, in der äußeren Technik und an innerem Wert den Waffen der Gegner ebenbürtig.

Das Staatslexikon der Görresgesellschaft.[1]

Von Hans Herz.

In rascher Folge an die zwei ersten Bände der III. Auflage ist auch der dritte erschienen. Wenn ein Werk von der Bedeutung des Staatslexikons innerhalb eines Jahrzehntes die dritte Auflage erlebt, so spricht diese Tatsache genug für sich. Wenn hier trotzdem noch auf eine Besprechung des neuesten Bandes eingegangen wird, so geschieht dies in erster Linie aus freudiger Ueberraschung über seinen Inhalt. Er umfaßt die Stichworte Kaperei bis Paßwesen. Es würde zu weit führen, auch nur annähernd auf eine genauere Erörterung des Stoffes einzugehen. Immerhin sei es uns gestattet, einige Artikel herauszugreifen. So: der Kulturkampf (Karl Bachem). In äußerst gründlicher, vielleicht etwas zu pedantisch breiter Weise gibt der Verfasser ein Bild über Entwicklung und Ende jener für uns Katholiken so schweren, aber auch ruhmreichen Zeit. Wenn gerade in den jüngsten Tagen über manchen eine gewisse Mißstimmung gekommen ist, so möge ihn der Artikel belehren, wie man im Kulturkampf in Deutschland nicht nur Millionen von Katholiken aufs tiefste mit den Vorwürfen der „Reichsfeindschaft" und „Vaterlandslosigkeit" beleidigte, sondern Bestimmungen zum Gesetz machte, die die natürlichen und wohlerworbenen Rechte der katholischen Kirche und die Gewissens- und Religionsfreiheit der Katholiken schwer verletzen. In Schwarzes Artikel über Kolonien interessiert vor allem die darin behandelte Kolonialpolitik, in der in gemäßigter Weise manch berechtigter Vorwurf gegen den vergangenen Kurs erhoben ist. Retzbachs Ausführungen über das Kinderschutzgesetz können wir nicht in allem beipflichten. Wer die Härten des Gesetzes in ländlichen Arbeitsverhältnissen anzuwenden hat, wird dem Gesetz nur ein sehr bedingtes Los erteilen. Von den Lebensbeschreibungen möchten wir nur wenige des beschränkten Raumes wegen hervorheben, so: Lieber (Cardauns), ferner die auch dem Gegner durchaus gerecht werdende über Marx und Lasalle (Walter), schließlich die über den sozialen Kardinal-Erzbischof Manning (Weinand). Von den juristischen Artikeln sei besonders auf das vielgestaltige Gebiet des Lehenswesens (Beyerle), das hier umfassend und knapp behandelt ist, ferner auf die Erbschafts- und Nachlaßsteuer (Spahn) verwiesen.

Ein Staatslexikon wird immer eine politische Färbung haben. Daß das der Görresgesellschaft den Zentrumsstandpunkt wahrt, ist selbstredend. Keine andere politische Partei kann ein so vornehm, klar und objektiv geschriebenes Werk aufweisen, wie das Zentrum im Staatslexikon. Mögen die Gegner in der sachlich richtigen Behandlung manches lernen. Das Kennenlernen wird dem Kampfe viel an Schärfe nehmen. Auch für uns ist das Staatslexikon eine Fundgrube wissenschaftlich gründlicher und erschöpfender Darstellung. Unsere Presse gibt uns eine wichtige Richtlinie für die Tagespolitik; wer aber als Politiker, als Lehrer oder Lernender über die Grundlagen der katholischen Anschauungen im öffentlichen Leben sich unterrichten muß oder will, nehme das Staatslexikon zur Hand. Es wird ihn durch die Fülle und Art der Behandlung des Stoffes überraschen.

[1] Staatslexikon. Dritte, neubearbeitete Auflage. Freiburg i. B. 1910. Herdersche Verlagshandlung *M* 15.—, in Halbfranz *M* 18.—



Ein herrliches Album christlicher Kunst.

(Der hl. Kreuzweg von Prof. Gebhard Fugel.)

II.

Zum zweiten Male darf ich an dieser Stelle auf die nach so vielen Richtungen interessante und verdienstvolle Veröffentlichung des Fugelschen Kreuzweges zu sprechen kommen.[1] Die Kunst und ihre Werke sollen ihre Heimat haben, ihren Boden, aus dem sie erwachsen, ihre Stätte, die durch sie auf die Dauer geweiht und eine Station der Kultur bleibt. So hat Gebhard Fugels Reihe der Bilder des hl. Kreuzweges ihre Heimat in München, ihre Wohnstätte in der Kirche St. Joseph. Aber aus dem Einzelbezirke, der auf solche Art vor den anderen bevorzugt ist, sollen die Werke der Kunst hinausgehen, sollen bis in weiteste Fernen den Geist tragen, der sie erfüllt, und den sie verkünden. Und wenn sie selbst nicht hinauswandern können, weil sie gleich diesen hier mit ihrem Ort unlösbar verknüpft sind, so müssen sie es im Nachbilde tun. Freilich ist dies nicht gleich dem Urbilde. Gewisse Eigenschaften müssen zumal dem verkleinerten Abbilde fehlen, die zu der bezwingenden Wirkung der Urbilder beitragen. Aber das muß eben hingenommen werden. Welch ungeheuren Vorteil hat unsere Zeit vor früheren Epochen, die noch nicht im Besitz unserer, so großartig vollendeten Reproduktionstechniken waren!

Für Gebhard Fugels Kreuzweg ist aufs beste gesorgt. Die Herausgabe in Nachbildungen überwacht der Künstler selbst, und so ist die Außenwelt sicher, daß ein jedes dieser Bilder den künstlerischen Absichten des Urhebers voll gerecht wird, und daß auch die Wirkung seinen Ansprüchen in ihrer Art ebenso entspricht, wie die der großen Gemälde in der St. Josephskirche.

Von den vierzehn Stationen konnte ich bei jener früheren Gelegenheit sechs besprechen. Jetzt sind die übrigen acht dazu gekommen, und somit liegt das prachtvolle Werk nunmehr vollendet vor. Alle die großen Erwartungen, alle erhebenden und erfreuenden Wirkungen, die die ersten Blätter erzeugt haben, finden ihre Erfüllung. Jetzt, in die richtige Reihenfolge gebracht, stellt sich das gewaltige Werk in seiner ganzen Bedeutung dar. Von der künstlerisch-technischen Seite genommen, kann, auch wer die Originale nicht sieht, doch ein vollkommenes Urteil über Fugels künstlerische Entwicklung in den Jahren 1902 bis 1908 gewinnen.

Er sieht, wie der Stil des Meisters mehr und mehr sich befreit, größere Linien, tiefere Wirkungen erreicht. Dabei doch durch die langen Jahre diese prachtvolle Einheitlichkeit. Sie wäre nicht möglich, wäre nicht Fugels künstlerische Persönlichkeit von allem Anfang an so in sich selbständig und fest gewesen. Seine einstige Lehrzeit hat diese Selbständigkeit in keiner Weise gefährdet. Wie er uns als Dreiundzwanzigjähriger zum ersten Male mit einem großen Gemälde (Jesus heilt die Kranken) entgegentritt, zeigen sich dieselben Eigenschaften bereits völlig klar, die auch dem jetzigen Kreuzwege zu so hoher Bedeutung verholfen haben. Es ist die auf alter Tradition beruhende, von ihr durchdrungene, durchgeistigte, veredelte moderne Art. Es ist der große monumentale Zug, der kräftige gesunde Realismus, der doch so ideale Formen zu wahren weiß. Es ist das echt deutsche ursprüngliche Gemütsleben, das diesem Manne als Erbteil des kräftigen Bauernstammes verblieb, aus dem er entsprossen ist. Solcher deutschen Art entspricht die Einfachheit, seine Gedanken auszusprechen, die Wärme, welche Wärme verbreitet; zu ihr gehört die Innigkeit des Glaubens, die jedes im Geist Erschaute, in der Kindheit Gelernte zum eigenen Erlebnisse macht. Und wie Gebhard Fugels Palette die ganze Skala tiefer wundervoller Farben umfaßt, so umfaßt und beschreibt sein Schaffen die ganze Stufenfolge tiefster menschlicher Empfindungen. Fugel hat einen eigenen Typus des Heilandsbildes zu schaffen vermocht und schildert ihn gleich vollendet als Menschen, wie als Gott, den Ueberwundenen als Sieger, den Toten als lebendigen Herrscher. Er malt den ergreifendsten Schmerz, die erhabenste Liebe und daneben die Bosheit, die Verworfenheit, und sein künstlerischer Takt kennt und meidet die unsichtbaren Schranken, die vom Erhabenen wie vom Niedrigen in die unkünstlerischen Regionen der Sentimentalität, Uebertriebenheit und Häßlichkeit führen. Riesengroß ist der Kontrast zwischen Gut und Böse in diesen Vorgängen, und doch fehlt solchem Gegensatz die Härte; aus Strengem und Zartem, aus Starkem und Mildem gibt es einen guten Klang echt künstlerischer Harmonie.

In den jetzt vorliegenden Lieferungen finden wir Christi dreimaligen Fall unter dem Kreuz. Zumal der dritte am Bergabhange ist ein Meisterstück von ergreifender Wirkung. Außerdem erhalten wir das erste Bild der ganzen Reihe, den Ecce homo mit der Handwaschung des Pilatus, unten die aufgeregte Menge der verwilderten Gegner. Unwillkürlich drängt sich heuer bei diesem Bilde, wie überhaupt bei allen der Gedanke an das Oberammergauer Spiel auf. Nicht als ob beides miteinander äußerlichen Zusammenhang hätte. Ein jedes ist ein gänzlich selbständig erfaßtes und durchgeführtes Kunstwerk für sich. Aber in beiden lebt gleiche bezwingende Empfindung. Und wie in alten Zeiten die lebendigen Passionsspiele ihre Wirkung auf die bildende Kunst übten, so tritt aus Fugels Passionsbildern vor unsere Augen ein wahres und volles Leben.

Die vier noch nicht erwähnten Bilder zeigen die Kreuzschleppung des Simon von Cyrene, das Schweißtuch der hl. Veronika, die Entkleidung, die Annagelung am Kreuz.

Die technische Herstellung der genannten acht Blätter steht durchaus auf der gleichen Höhe wie jene der früheren sechs. Sie zeugen von dem ausgezeichneten gegenwärtigen Stande der Aquarellgravürentechnik und gereichen dem Kunstverlage von Max Hirmer in München, dem sie die Herstellung und Herausgabe verdanken, zu größter Ehre. Man muß der zu einem so großen Unternehmen gehörenden Opferwilligkeit Beifall und Dank zollen. Es handelt sich hier nicht allein um ein Mappenwerk. Ihren eigentlichen Zweck erfüllen diese Bilder erst, wenn sie als Wandschmuck verwandt werden. In passende Rahmen gefaßt, von denen der Verlag mehrerlei Muster durch Künstlerhand hat entwerfen lassen, werden die vierzehn Fugelschen Kreuzwegstationen (im Querformat 53×30 cm) sich ganz besonders für die Ausstattung von Kirchen und Kapellen eignen. Indem sie hier den Zwecken der Erbauung wie der künstlerischen Erziehung gleichermaßen dienen, erfüllen sie eine wahrhaft edle Mission. Dr. O. Doering-Dachau.

[1] Vgl. „Allgem. Rundschau", 7. Jahrg. Nr. 1. Bei dieser Gelegenheit sei auf die Sonderausstellung von Werken Gebhard Fugels hingewiesen, die während der Augsburger Generalversammlung der Katholiken Deutschlands im Kunstverein (Hallstraße) stattfindet.

Esperanto und der Katholizismus.

Von Redakteur Jos. Kral, Kempten.

Es ist noch nicht allzu lange her, vielleicht 4 oder 5 Jahre, da zuckten noch Tausende von jenen mitleidig lächelnd die Achsel, die heute die eifrigsten und begeistertsten Anhänger der Weltsprachenbewegung sind. Das Fiasko Pfarrer Schleyers mit seinem „Volapük" hatte allen Freunden einer internationalen Weltsprache den Magen verdorben und lähmend auf die ganze Bewegung gewirkt. Daß jedoch heute eine Weltsprache keine Utopie mehr ist, zeigt uns ein Blick auf die Entwicklung des von dem russischen Arzte Dr. Zamenhof erfundenen „Esperanto". Ueber 2 Millionen zählt die Schar seiner Anhänger in allen Ländern der Erde, eine Literatur von 3–4 Tausend Werken auf den Gebieten der Kunst, der Wissenschaft ist entstanden, Handelshäuser, Handelskammern, Behörden usw. haben Esperanto als Korrespondenzmittel erwählt, einer Reihe von internationalen, wissenschaftlichen Kongressen diente es als Verhandlungssprache, und viele Schulen, besonders in Frankreich und England, nahmen Esperanto in den Lehrplan auf.

An einer derartigen Bewegung konnte auch der Katholizismus nicht achtlos vorüber gehen, hat sich doch bereits der internationale, alles zersetzende Atheismus der Hilfssprache bemächtigt, um seinen unheilvollen Lehren eine breitere Basis zu schaffen. Aus den Erwägungen heraus, daß eine Hilfssprache für den Katholizismus von ungemein wichtiger Bedeutung ist, hat sich, von Frankreich ausgehend, eine internationale katholische Esperantistenvereinigung gebildet. Diese Vereinigung, der Esperanto als Verkehrssprache dient, zählt bereits in 23 Ländern 18 Tausend Mitglieder. Auch in Bayern befindet sich ein Landesverband der „Internacia Katolika Unuigo Esperantista", der auch bei der diesjährigen Katholikenversammlung in Augsburg eine Tagung abhält. Die Hauptaufgabe der „Union" ist: Annäherung und Vereinigung der Katholiken aller Länder zur Achtung gebietenden Phalanx gegenüber dem Unglauben und gegenseitige Förderung vitaler Interessen auf den Gebieten des Handels und des Verkehrs. Seine Heiligkeit Papst Pius X. segnete wiederholt die „Union" und zeichnete sie durch ein huldvolles Handschreiben, in dem er Esperanto eine große Zukunft voraussagt, aus. Pius X. ernannte auch einen eigenen Delegierten der „Union" am Vatikan.

Was Esperanto und Katholizismus von einander zu erwarten haben, führte in herrlichen Worten Seine Eminenz Abbé Peltier auf dem letzten großen Weltkongreß in Barcelona vor 1200 katholischen Teilnehmern aus. Er sagte:

„Die Bahn ist frei; die Katholiken sollten sie ohne Zögern beschreiten und ohne die nichtige, lächerliche Furchtsamkeit, die manche noch gegenüber den Fortschritten der Zeit zeigen. Warum auch sollen wir nicht, selbst mit religiös Andersdenkenden, an einer Sache arbeiten, die heutzutage von allen als unermeßliche Wohltat betrachtet wird; an dem, wenn auch nicht sofortigen, so doch allmählichen Verschwinden des Hasses unter den Völkern und der mörderischen Kriege, die aus demselben hervorgehen. Ist denn das Gebot der Liebe und der Brüderlichkeit, das uns Christus gegeben, durch Landesgrenzen begrenzt? Gibt es in der Welt eine doppelte Moral, eine für Individuen und eine andere für Völker? Wir verdammen den Haß zwischen einzelnen, wir verwerfen das Duell, diesen Krieg zwischen zwei Menschen; wollen wir logisch sein, so müssen wir solches Unrecht auch verurteilen, wenn es zwischen zwei Völkern verübt wird. Aber — wird da mancher sagen — das ist reiner Internationalismus, nein, das ist Katholizismus. Der erstere ist eine „negative" Lehre, eine zerstörende Lehre, die durch Haß zur Brüderlichkeit zu gelangen strebt, die die Vaterlandsliebe zu vernichten sucht und sogar die Idee des Vaterlandes verschwinden sehen möchte. Der Katholizismus ist eine positive Lehre, die sucht durch Liebe Brüderlichkeit zu erreichen. Die allgemeine Brüderlichkeit muß die Vaterlandsliebe nicht zerstören, so wenig als diese die Liebe zur Familie vernichtete. Wenn andere die Idee der Brüderlichkeit mißbrauchen, sollte das ein genügender Grund sein, die Idee selbst zu verwerfen? Nein, man muß sie reinigen, klären, unablässig muß man für sie wirken. Es ist einleuchtend, daß es eine Hauptaufgabe des Esperanto sein wird, die Völker zusammenzubringen, das ist eine wesentlich, christliche Idee, die 1900 Jahre schlummerte. Seien wir Pioniere dieser Idee! Wir tun eine Arbeit, die eines wahren Menschen und eines Katholiken würdig ist."

Von ganz besonderer Bedeutung ist „Esperanto" für die katholische bzw. christliche Arbeiterbewegung. Die Sozialdemokratie war es,



die sofort die Bedeutung einer internationalen Hilfssprache für die Arbeiterbewegung erkannt hat. In verschiedenen Ländern bildeten sich bereits Arbeiter-Esperantogruppen. Der in Paris tagende, internationale Gewerkschaftskongreß (sozialdem.) beschloß, für die zukünftigen Kongresse Esperanto als Verhandlungssprache zu benützen. Will die katholische, und im weiteren Sinne die christlich nationale Arbeiterbewegung der Sozialdemokratie an Aktionsfähigkeit nicht nachstehen, so wird auch sie sich ehestens der Bedeutung einer internationalen Hilfssprache bewußt werden müssen.

Möge die Versammlung des bayer. Landesverbandes der „Union“ anläßlich des Katholikentages in Augsburg weiten Kreisen die Augen öffnen über Gefahren und Nutzen, wie sie Esperanto für die ganze katholische Welt in sich birgt.

Allgemeine Kunstrundschau.

München. Seitdem ich meine letzte Uebersicht lieferte, hat sich eine solche Fülle von Ereignissen auf dem Gebiete der Kunst zugetragen, daß notgedrungen nur das Wichtigste berührt werden kann. Dazu gehören fürs erste einige Kirchenherstellungen. An der Maria Hilfkirche in der Au ist der Turm neu hergestellt, die St. Johannes Nepomukkirche in der Sendlingerstraße erfuhr eine Säuberung ihrer Fassade, in der St. Annapfarrkirche am Lehel und auch im Dome kamen Ausmalungsarbeiten zur Ausführung. Selbst das kleine Gasteigkirchlein zu St. Nikolai ist nicht unberücksichtigt geblieben; es bedurfte dringend der Trockenlegung. Endlich ist auch das Schicksal der Augustinerkirche entschieden worden. Das für die Umgestaltung des Augustinerstocks entworfene Projekt Theodor Fischers, das zur Ausführung gelangen wird, hat den alten Bau in feiner, verständnisvoller Weise zu konservieren gewußt. — Unbeschädigt erhalten bleibt zum Glück auch der schöne Rokokobau des Preysingpalais. — Von unseren großen Sammlungen ist zu berichten, daß das Nationalmuseum zwei prächtige Skulpturen, ein marmornes Grabmal und einen St. Georg, beide aus dem 16. Jahrhundert stammend, erworben hat; ferner, daß die Alte Pinakothek nunmehr ein Eintrittsgeld erhebt, was von gewissen Seiten als höchst verwerfliche Idee angesehen wurde, ohne daß sich bisher aus jenen Reihen jemand gemeldet hätte, der bereit wäre, den auf solche Art gesicherten Einnahmebetrag von 20 bis 30,000 ℳ aus eigenem Vermögen zu stiften. Ein friedliches Ende hat sogar der Streit genommen, der um die Uebertragung von Bildern aus dem Germanischen Museum nach München geführt ward; beide Teile können mit dem Ergebnis zufrieden sein. — Einer unserer großen Kunstmeister, Professor Rudolf von Seitz, ist aus dem Leben geschieden. Etwas über 68 Jahre ist er alt geworden, war Zögling der Pilotyschule und glänzte als Genremaler und Illustrator, bis er im Kunstgewerbe sein eigentliches Gebiet fand. Auch die Münchener Baukunst beeinflußte er vielfältig, wovon unter anderem die St. Annakirche Zeugnis ablegt. — Fritz August von Kaulbach, der berühmte Bildnismaler der oberen Zehntausend, feierte seinen 60. Geburtstag.

In den Räumen der Schrannenhalle hat die **Juryfreie Ausstellung** ihr Heim aufgeschlagen. Ganz ohne Auswahl kann es ja natürlich auch bei ihr nicht abgehen, aber es ist doch auf diese Art vielen Malern, Bildhauern und Graphikern jene Gelegenheit gegeben, sich zu zeigen, die ihnen bei den großen zünftigen Veranstaltungen schwer oder gar nicht zugänglich gemacht wird. Ueber den Nutzen einer solchen Einrichtung wird man bei gerechter Auffassung nur einer Meinung sein können. Gefährdet wird die ersprießliche Wirkung freilich, wenn das Prinzip der Gleichberechtigung nicht mit größter Strenge befolgt wird. Es wird Sache der Mitglieder sein, in dieser Beziehung die Augen offen zu halten! Sehr zu wünschen wäre, daß sich in diesen letzten Wochen noch etwas mehr Kaufbereitschaft fände als bisher. Ueberraschen kann es niemanden, daß die Ausstellung einen bedenklichen Prozentsatz von Kitsch enthält. Aber ein bedeutend größerer umfaßt tüchtig gemeinte und sehr viele gut gelungene Werke. Wieder unter letzteren macht sich oft der Einfluß bekannter Lehrer fühlbar geltend. Man erkennt die Art von Hodler, Corinth, Fritz Baer, Trübner, mit sehr wenig Freude auch die von Feldbauer. Aber diese Ausstellung ist ja auch eine Stätte, wo vorzugsweise die Werdenden versammelt sind. Zahlreiche von ihnen erweisen sich als weit vorgeschritten und haben ihre persönliche Art, die sie gewiß zu weiteren Erfolgen führen wird. Im Porträtfach zeichnen sich u. a. H. Schadow, L. Winter, M. v. Seydewitz aus. Gute dekorative Stücke lieferten P. Bürck, C. Max, C. Schweitzer. Auch religiöse Bilder fehlen nicht; als Autoren dürfen D. Mastaglio, H. Strake, B. Irolli genannt werden. Beachtenswerte Landschaften, die, wie überall, weitaus in der Mehrzahl sind, stammen von R. Edenhofer, dem Pointillisten H. Schimmel, dem fein poetischen F. Bernhard. Gute Stilleben (Jagdstücke) sind von F. Hövemeyer, andere (Blumen) von H. Körner, J. Rosenstock, P. Rößler. Die Plastik vertritt mit monumentaler Auffassung K. Luckscheiter. Als Architekt zeigt sich der auch vom Kunstverein bekannte Theatererbauer H. Helbig. Die wenigen herausgegriffenen Beispiele mögen zeigen, daß die Ausstellung ihrem Zwecke in beachtenswerter Weise gerecht wird.

Neben diesen großen gab es auch ein paar **kleinere Ausstellungen**, die gleichwohl interessant genug waren. Dazu gehörte eine Ausstellung von Schülerarbeiten der K. Kunstgewerbeschule, die von den dort herrschenden tüchtigen Lehrgrundsätzen, wie sie u. a. durch Diez, Dasio, Wadere, Widnmann befolgt werden, sowie von dem Talent zahlreicher Schüler beachtenswertes Zeugnis gaben. — Aehnliches konnte man in der reichlich beschickten Ausstellung der Lehr- und Versuchsanstalt für Photographie und andere graphische Künste beobachten; besonders waren zahlreiche Bildnis- und Landschaftsaufnahmen geradezu hervorragend. Die für 1911 beabsichtigt gewesene „Bayerische Gewerbeschau“ ist auf 1912 verschoben worden, was aus vielen Gründen gewiß besser ist.

Der **Kunstverein** brachte unter seinen zahlreichen Sonderkollektionen eine von indischen und japanischen Landschaften und Szenen des Ungarn Julius v. Tornai, charaktervolle Malereien des Schollemitgliedes F. W. Voigt, tüchtige Landschaftsimpressionen nach Motiven aus Bayern, Tirol und der Campagna von H. J. Weber-Tyrol. Dazu kamen Landschaften von Karl Reiser, von dem Impressionisten Max Wolffhügel, von dem Schotten Austen Brown, ausgezeichnete figürliche Studien der leider verstorbenen Margarete v. Kurowski; endlich tüchtige Arbeiten der drei verbündeten Schweizer Burgmeier, Wyler und Wysz. Großes Interesse erregten die farbigen Reproduktionen der zehn Papstbilder von Hierl-Deronco.

Berlin. Der Kunstgelehrte Professor Daun ist der Meinung, in der Nähe Berlins ein originales Madonnenbild Raffaels entdeckt zu haben. -- **Brüssel.** Die Ausstellung belgischer Kunst des 17. Jahrhunderts gehört zum besten, was neuere Zeit an retrospektiven Veranstaltungen geboten haben. Zumal ist Rubens mit gegen hundert Werken glänzend vertreten. — **Forchheim.** Die alten Malereien in der Pfalz (Ende 14. Jahrhundert), die außer Wappen biblische Szenen und Figuren darstellen, sind durch den Kunstmaler Pfleiderer wieder hergestellt worden. — **Günzburg.** Beim Stift St. Martin wurde ein Stein entdeckt, dessen Inschrift die Bauzeit des einstigen römischen Kastells hier auf das Jahr 77 n. Chr. festlegt. — **London.** In der Themse fand sich ein wohlkonserviertes römisches Schiff aus dem 3. bis 4. christlichen Jahrhundert. — Ein Syndikat hat es übernommen, den Goldschatz, der beim Untergange der großen Armada 1588 mit dem Schiffe Florencia verloren ging, durch Taucher suchen zu lassen. — Weite Kreise haben den Wunsch, den Buckinghampalast, der den Anhängern moderner Bauideen nicht mehr schön genug ist, umgebaut zu sehen und planen die Sammlung einer dem Könige zu überreichenden Nationalspende zu diesem Zweck. — **Neuburg a. D.** Ein Brand richtete im ältesten Teile des Schlosses schweren Schaden an, doch wurden Archivalien und Kunstschätze nicht beschädigt. — **Nürnberg.** Am 4. Juli wurde in Gegenwart des Prinzen Ludwig von Bayern das neue Künstlerhaus eingeweiht. Gleichzeitig wurde eine interessante Ausstellung von Malereien und Plastiken Nürnberger Künstler eröffnet. — **Paris.** In der Sammlung Schlichting befindet sich ein Doppelbildnis von Rubens und van Dyck, von letzterem gemalt, sein frühestes bekanntes Werk, das jetzt im Jahrbuch der preußischen Kunstsammlungen durch Dr. Scheffer zum erstenmal beschrieben und abgebildet ist. — **Pisa.** Die Tatsache, daß die Senkung des schiefen Turmes im letzten Jahrhundert um 20 Zentimeter zugenommen hat, wird hoffentlich Anlaß dazu geben, der Einsturzgefahr bei rechter Zeit vorzubeugen. — **Regensburg.** Die Freilegungsarbeiten an der 179 n. Chr. erbauten Porta Praetoria haben zur Entdeckung von wertvollen Säulen geführt. — Die Kunstschule zu **Weimar** veranstaltet eine Jubiläumsausstellung, in der besonders Böcklin, Lenbach und M. Liebermann hervortreten. — **Würzburg.** Drei der Neumünsterkirche gehörige Halbfiguren, Werke des Tilmann Riemenschneider, sind in München durch den k. Konservator Professor Haggenmiller wieder hergestellt worden.

Dr. O. Doering-Dachau.

Kirchliche Kunst.

Zu jenen Gegenständen, die im kirchlichen Leben eine wichtige Stellung einnehmen, gehören ganz besonders auch die Erzeugnisse der Textilkunst. Aus ehemals glänzendem Zustande geriet sie in neuerer Zeit in Verfall, Minderwertigkeit trat an die Stelle der alten Gediegenheit. Das ging so ziemlich auf allen Gebieten der technischen Künste so. Um so freudiger ist neuerdings der Aufschwung zu begrüßen, um dem Kunstinstitute besten Ranges sich verdient machen. So gedenken wir an dieser Stelle der ausgezeichneten Leistungen der in München seit dreißig Jahren rühmlich bekannten Firma Max Altschäffl, auf deren Bedeutung wir unsere Leser schon früher hinzuweisen Gelegenheit hatten. Kirchenparamente aller Art konnten wir auf verschiedenen Ausstellungen bewundern. Sie genügen allen jenen Ansprüchen, die dem heutigen Standpunkte der Technik wie des Geschmackes entsprechen. Wir nehmen keinen Anstand, gar manches davon unmittelbar neben die Erzeugnisse alter Kunst zu stellen. Fahnen werden von der Altschäfflschen Anstalt von den einfachsten bis zu den kostbarsten Mustern und Ausführungen geliefert. Ein Stück von geradezu hervorragendem Wert ist die unlängst für die Pfarrei St. Bonifaz in München gelieferte Bruderschaftsfahne. Sie zeigt in strenger und dabei höchst reizvoller Zeichnung, die in feinster Nadelmalerei ausgeführt ist, vier Engel, die stehend und knieend das Allerheiligste Sakrament des Altars verehren. Wenige Werke moderner kirchlicher Textilkunst wird man finden, die mit prächtiger Ausführung so erlesene Wirkung verbinden. Man vergleiche die Abbildungen in der Kunstbeilage der vorigen Nummer.

Felix Hinzen.

Moderne Goldschmiedekunst.

An dieser Stelle haben wir wiederholt Gelegenheit gehabt, auf Werke hinzuweisen, die innerhalb des modernen kirchlichen Kunstgewerbes eine besonders achtunggebietende Stellung einnehmen. Wir meinen, daß die Hervorhebung derartiger Musterbeispiele großer Institute wohl dazu geeignet sein kann, Anregungen auch für andere zu geben. Es ist sicherlich kein Vorwurf, in seinen Leistungen von bedeutenden Lehrern in Abhängigkeit zu stehen. Mit Recht heißt es in dem alten Spruch: „Wer soll Lehrling sein? Jedermann!" So gedenken wir auch heute wieder einer der bedeutendsten Goldschmiedewerkstätten, jener von Joseph Fuchs in der altehrwürdigen Bischofsstadt Paderborn, die einen Teil ihres Ruhmes der uralten Blüte ihrer Kunst verdankt. Von den Werken, die dieser Firma ihre Entstehung verdanken, hat unter anderem eine Anzahl herrlicher Kelche Anspruch auf besondere Erwähnung. Die historische Form herrscht zumeist vor, doch findet sie sich bei zahlreichen Stücken frei verarbeitet. Eine gewisse strenge Auffassung erinnert gelegentlich an die Art der Beuroner Schule. Dabei ist dafür gesorgt, daß die Natur des Edelmetalls nach jeder Richtung zur Geltung kommt. Es zeigen daher die Kelche von Joseph Fuchs mit Vorliebe ornamentalen Schmuck nur am Fuß, dem Knauf und dem Becher, der die Cuppa hält, wogegen letztere gern völlig glatt gehalten wird und dadurch die volle Pracht der Spiegelung enthalten kann. Die ornamentierten Teile prangen in fein gezeichneten reichen Emaillierungen; beliebt ist die Verwendung von Filigran, das durch eingesetzte Steine in seiner Wirkung gehoben wird. Auch fein ziselierte, durchbrochene Friese kommen vor. Mit diesen Verzierungen wetteifert das in vornehmsten Musterungen getriebene Metall. — Ein Stück, das in letzter Zeit besondere Bewunderung erregte, und das auch in der öffentlichen Kritik (zum Beispiel in der von der Gesellschaft für christliche Kunst herausgegebenen verdienstvollen Zeitschrift „Der Pionier" 1910, Heft 10) vorzügliche Beurteilung gefunden hat, ist der von Joseph Fuchs in Paderborn angefertigte Bischofsstab des neugeweihten Paderborner Bischofs Dr. Schulte. Auch hier ist eine freie Anlehnung an romanische Formen festzustellen. Der Schaft ist aus Silber und reich verziert. Am Knauf des Manubriums liest man den Wahlspruch „In obsequium Christi", darüber findet sich Widmung und Wappen. Alsdann setzt sich ein mit Heiligenbildern in Nischen gezierter ausladender Teil an, und es folgt danach die edel gezeichnete Krümme, die über ihrem inneren Abschluß mit dem Bilde des Kruzifixus geschmückt ist. Filigran, Halbedelsteine, Email usw. gereichen auch diesem Werke zu schönster Zierde. (Man vergleiche die Abbildung in der Kunstbeilage der vorigen Nummer.) Auf der Regensburger Ausstellung für christliche Kunst kann man heuer die Abbildung des wertvollen Bischofsstabes bewundern. Daselbst hat die Firma Joseph Fuchs auch verschiedene wertvolle Kelche zur Schau gebracht. Sie sind aus Silber und vergoldet, mit Filigran, Email und Steinen besetzt und erregen berechtigte Aufmerksamkeit. Uebrigens gehen aus der Fuchsschen Werkstatt auch sehr zahlreiche andere Goldschmiedearbeiten kirchlicher Bestimmung hervor. Kruzifixe, Monstranzen, Meßkännchen, Reliquienschreine, Oelgefäße, Ziborien, Krankenpatenen werden mit den gleichen Vorzügen ausgestattet, die an den zuvor genannten Werken zu rühmen waren. Ganze Metallaltäre beweisen, daß diese Kunstanstalt der Lösung auch größter Aufgaben gewachsen ist. Die Firma Joseph Fuchs in Paderborn ist noch jung, und so darf man nach solchen Leistungen auch für die Zukunft durchaus Bedeutendes von ihr erwarten.

Felix Hinzen.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchner Festspiele. Auch bei warmem Sommerwetter ist es in dem tiefliegenden Raume des Orchesters im Festspielhause erheblich kühl. Diese Wärmeunterschiede sind für die Instrumente von ungünstiger Wirkung. Hierauf wird ein Teil der rythmischen Differenzen zurückgeführt, die in der Reprise von „Tristan und Isolde" zutage traten und hoffentlich sich bei den Festspielen nicht mehr wiederholen. Nach Bayreuther Muster hat man nunmehr durch Heizung die Temperatur geregelt. (Durch die Kühlungsanlagen war von dieser Maßnahme im Zuschauerraum nichts zu merken.) Ueber den zweiten Ringzyklus, den Fischer dirigirt, wird nach seiner Beendigung noch einiges zu sagen sein. Die zu Walhall führende Regenbogenbrücke erscheint immer noch zu „materiell", im übrigen ist die Szene bildlich von großem Reiz. Ausverkauft wie das Prinzregententheater war auch das Residenztheater bei den Aufführungen des Mozartzyklus. „Die Entführung aus dem Serail" und „Bastien und Bastienne" hinterließen unter Felix Mottls Führung wieder die liebenswürdigsten Eindrücke. Das kleine Schäferspiel war im Watteaugeschmacke allerliebst neu ausgestattet. Wünschen entsprechend erscheinen „Bastien und Bastienne" nochmals im Rahmen der Festspiele. Sie gehen der für den 27. August angesetzten Aufführung des „Titus" voraus.

Künstlertheater. Max Reinhardt hat sich von dem Münchener Schriftsteller Friedr. Freksa eine Pantomime schreiben lassen, bei der es sich, wie ihr Autor ausdrücklich in Kommentaren dargelegt hat, um ein Experiment handelt. Freksas Ehrgeiz war nicht lediglich aus der Wunderwelt von „Tausend und eine Nacht" Bilder von fesselnden Geschehnissen zu bieten, denen Reinhardt seine Meisterregie lieh, die Ernst Stern mit Farbenreizen ausstattete und zu welchen Viktor Holländer eine routinierte Musik schrieb. Freksa steckt sein Ziel höher. Die dramatische Kunst soll aus der „hochmütigen Bevormundung durch die Literatur befreit werden". Während sonst jeder Künstler sein „Material" kenne, lerne der deutsche Dramatiker in der Regel sein Material, die Schauspieler, erst auf der Probe kennen. „Sumurûn" ist um im Bühnenjargon zu reden, den Akteuren des Deutschen Theaters auf den Leib geschrieben und das Experiment sollte uns zeigen, welche Leistungen deutsche Schauspieler fähig seien und mit welchen Mitteln ein deutscher Dramatiker rechnen dürfe. Die Aufführung an sich bot künstlerische Glanzleistungen, allein wenn ich mich auf den Standpunkt des Schaffenden stelle, so wüßte ich nicht, was ich neues gelernt hätte, denn die Mittel des Schauspielers sind noch viel reicher, als sie sich in diesen morgenländischen Szenen zu offenbaren vermochten, die im Grunde nur zwischen den wilden Trieben pendeln. Die Bühne kennen soll der Dichter gewiß, aber bei der Dramatik die „Eigentümlichkeiten der betreffenden Schauspieler berücksichtigen", liefert das Theater wieder den Virtuosen aus. Freksa rühmt Frankreich, aber was bedeuten für die Kunst alle die Rollen, die man z. B. einer Sarah Bernhardt auf den Leib geschrieben? In „Sumurûn" wurde erstmalig der „Blumenweg" der Japaner angewandt, auf ihm schritten die Akteure durch den Zuschauerraum. Ich glaube nicht, daß diese west-östliche Verpflanzung das Publikum „in die Handlung hineinsaugt", man nahm sie als anmutige Spielerei. Diese aphoristische Bemerkungen mußte ich vorausschicken, denn die Losreißung des Dramas von der Literatur gehört zu den Schlagwörtern einer Modeästhetik, von welcher sich manche heute blenden lassen. Wäre Sumurûn ohne Kommentar auf dem Spielplan erschienen, so hätte ich gemeint, Reinhardt sucht mit dem internationalen Publikum des Münchener Sommers durch die Pantomime eine allgemeine Verständigung. Das ließe sich am Ende verstehen. Daß die neun Bilder nicht ermüdeten, bewirkten nur die immer neuen fesselnden Regieeinfälle Reinhardts. Solch ein Künstler hat es wahrlich nicht nötig, in den Haremsszenen so deutlich zu werden. Da nach Herrn Freksas Abhandlung Dichter und Regisseur Hand in Hand arbeiteten, so hätte bei den Proben hier vieles wegfallen können, ohne daß die Märchenwelt an Farbe und Schimmer verloren hätte. Man wird mir den Einwand machen, daß die Darsteller decent spielten. Gewiß, wenn Schmierenkünstler solche Szenen böten, so wären sie geradezu unerträglich. Der „deutsche Dramatiker" sollte mit diesen „Mitteln" dennoch nicht „rechnen". Auch die rohe Behandlung des Scheintoten wirkt auf die Dauer verletzend, wobei ich gerne anerkenne, daß Schildkraut mit einer bewundernswürdigen Ausdauer und Selbstverleugnung diesen scheinbar Leblosen spielte. Die verschiedenen Darsteller einzel zu nennen, fehlt mir der Raum, sie boten sämtlich vortreffliche Leistungen. Die vorbildliche Ausstattung habe ich schon gestreift. In der ganzen Wiedergabe steckt eine Unsumme von Arbeit. Mit dem Dichter wurde Professor Reinhardt mehrfach gerufen.

Die Festkonzerte in der Ausstellung. Beethovens vierte, Berlioz phantastische Symphonie und die Faustsymphonie Liszts wahrten in der Wiedergabe durch das Konzertvereinsorchester die künstlerische Höhe der vorhergegangenen Abende. Daß nochmals diese bedeutenden Veranstaltungen durch hereintönende Biermusik gestört werden könnte, hatte ich für unmöglich gehalten. Löwe klopfte ab und das Publikum zollte ihm stürmischen Beifall, als er dies Vorkommnis unerhört fand. Gerne würde ich derlei ungerügt lassen und mich auf höhere Gesichtspunkte beschränken, wenn die Tagespresse nicht zumeist allzu nachsichtig wäre gegenüber Fehlern, die dem Rufe Münchens als Musikstadt sicherlich nicht förderlich sind.

Verschiedenes aus aller Welt. Das Projekt der Errichtung einer „Großen Oper" in Berlin wird nicht zur Ausführung gelangen, da die Baupläne nicht die behördliche Genehmigung gefunden haben. — Das Beethovenhaus in Bonn erwarb das Manuskript der Beethovenschen Pastoralsymphonie um 100,000 Mark. — Ernst von Possart wird in seinen Glanzrollen eine Gastspielfahrt

unternehmen, die sich nun leider nur auf Amerika erstreckt. Der Prinzregent von Bayern hat Possart die wegen seines Generalintendantenranges erforderliche Erlaubnis zum Auftreten erteilt. — Ein Schauspiel „Bilanz" von Olga **Wohlbrück** hatte am Kurtheater in Liebenstein starken Erfolg. Die Verfasserin betrachtet die Premiere an dieser kleinen Bühne als eine Probeaufführung, die ihr Gelegenheit bieten sollte, technische Fehler ihrer Arbeit vor den großstädtischen Aufführungen noch ausbessern zu können. Dieser Modus ist nicht so neu, wie viele Zeitungen meinen, so hat sich z. B. der Lustspieldichter Gustav von Moser seiner jahrzehntelang mit gutem Erfolg bedient. — Der kürzlich in den Ruhestand getretene Musikschriftsteller Professor Hermann Kipper in Köln wurde vom Verein Kölner Presse zum Ehrenmitglied ernannt.

München. L. G. **Oberlaender.**

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die feste Tendenz an den Börsen scheint sich an den Hauptplätzen zu behaupten. Die Berliner Marktgebiete haben von der günstigen Stimmung wenigstens noch nichts eingebüsst. Obwohl neue Momente nicht bekannt wurden, welche eine solch **andauernde gute Haltung der Börse** dokumentiert hätten, konnte sich das Kursniveau der hauptsächlich im Vordergrund des Interesses stehenden Werte doch vollauf behaupten. Der Hauptelan, der durch die grossen Kombinationen am Elektromarkt und in der Montanindustrie in den deutschen Börseninteressenten geweckt und gefördert worden ist, hat doch begründete Ursache gefunden. Allenthalben werden nunmehr die **Abschlussziffern der am 30. Juni das Geschäftsjahr beendenden grossen Montan- und anderen Industriegesellschaften** bekannt. Die dabei publizierten Bilanzergebnisse sind, wenn auch einzelne hochgehende Erwartungen nicht immer vollständig erreicht werden, trotzdem fast durchweg zufriedenstellend, ja zumeist sogar sehr günstig zu nennen. Man wird noch zu genau in der Erinnerung haben, wieviel widerwärtige und differierende Meldungen hinsichtlich des Geschäftsganges, besonders der Montanbranche, bis in letzter Zeit Börse und die gesamte Marktentwicklung beeinflusst hatten. Die erschwerten Zoll- und Steuerlasten, die scharfe Konkurrenz mit dem Ausland und speziell die Unklarheit der Preisbildung und der Syndikatsfragen behielten die früheren Stimmungen an den Börsen in fortwährender Beunruhigung. Nervöse Börsen- und rückläufige Kursbewegungen waren die Folgen dieser Marktlage, und durch den Bauhandwerkerstreik wurde dann der Rest des Vertrauens an **derart günstige Bilanz-Abschlüsse** dieser Montan-Gesellschaften zerstört. Mit um so **grösserer Genugtuung** werden daher die nunmehrigen Ergebnisse und günstigen Dividenden-Erklärungen aufgenommen. Es hat also doch den Anschein, dass wir uns in einer **besseren Konjunkturepoche** befunden haben, als man es sich bewusst war. Keinesfalls kann mehr von einem Stillstand oder Rückgang derselben gesprochen werden. Mit Recht beweisen denn diese Ziffern, dass deutsche Industrie und deutscher Handel immer noch obenan erfolgreich konkurrierend mit dem Ausland bleiben. Die letzthin bekannt gewordenen statistischen Ausweisziffern über Einfuhr und Export von Industriebedarf geben ein ähnliches Exempel. Die Börse beantwortete diese dokumentierenden Zeichen einer gebesserten Industrietendenz natürlich gerne mit einer lebhaften Bewegung und mit grossem Interesse für die in Betracht kommenden Werte. Es war zwar nicht unausbleiblich, dass durch die fortwährende Kurssteigerung aller Werte schon aus börsentechnischen Gründen vorübergehende Kursermässigungen, hervorgerufen durch Gewinnrealisationen, eintraten. Dazu kam der allerdings **äusserst wichtige Faktor über die Gefahr einer baldigen Verteuerung des Geldmarktes.** Die konstante Versteifung am offenen Markte und das langsame Anziehen des Privatdiskontsatzes an den deutschen Börsen verraten offenkundig eine baldige intensive Aenderung am Geldmarkt. Dazu benötigt die Spekulation für ihre grossen Engagements erhebliche Mittel, die vom offenen und flüssigen Geldmarkt entlehnt werden. Deutsche Kommunen und ausländische Staaten appellieren mit erheblichen Forderungen an das flottante Geld. Besonders enorme Summen werden für Industrie und die in Aussicht stehenden Kapitalsvergrösserungen bei den Fusionsbestrebungen beansprucht. Durch den **Brand der Brüsseler Weltausstellung** werden auch in verschiedener Art für Versicherungsentschädigungen usw. enorme Summen Gelder — man spricht von einer halben Milliarde Franken Gesamtschaden — benötigt werden. Dabei lauten die Mitteilungen aus der Industrie durchaus nicht gleichmässig günstig und stimulierend. Teilweise war von Feierschichten einzelner Werken die Rede; aber trotzdem bleibt nicht zu verkennen, dass lediglich Uebermüdung nach den starken und anhaltenden Kurssteigerungen an den Börsen das abschwächende Moment geblieben ist. — Die niedrigen Mais- und Baumwollpreise in Amerika sind **Zeichen einer grossen Welternte**, und dadurch ist eine Quelle von neuen Geldmitteln für Landwirtschaft, wie für die kommerziellen Gebiete geschaffen. Anderseits bilden die Meldungen über die Erhöhung der Koks- und Kohlenpreise im Ausland Beweise für die fortschreitende Belebung in der gesamten Montanindustrie. Wichtig erscheinen auch die geplanten Massnahmen über die beabsichtigte Kupfer-Produktions-Einschränkung. An den deutschen Börsen stehen **Bankaktien** als beachtenswert in erster Linie. Es ist wiederholt darauf hinzuweisen, dass den Grossbanken im laufenden Jahre grosszügige Finanztransaktionen zugefallen sind, die im Verein mit der gesamten günstigen Tendenz im Effektenkommissions- und Provisionsgeschäft sicherlich erhebliche Reingewinne abwerfen und es den Banken ermöglichen, bei grossen Reserven voraussichtlich ansehnliche Dividenden zu verteilen. Bedingung bleibt auch hier natürlich, dass das zweite Jahressemester keine unliebsamen und unvorhergesehenen Zwischenfälle bringen wird.

M. Weber.

Pfälzische Bank. Der vorliegende Abschluss des ersten Semesters zeigt bei erhöhten Umsätzen auch auf allen Gebieten eine erfreuliche Steigerung der Gewinne, so dass bei weiterem normalen Verlaufe des zweiten Semesters mit einer Erhöhung der Dividende gerechnet werden dürfte.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Erkämpft. Roman von H. Kraft. Geb. M. 4.20, brosch. M. 3.—. (Wien, Wilhelm Braumüller.)

Sanders Handwörterbuch. Geb. M. 10.—, brosch. M. 8.—. (Leipzig, Otto Wigand.)

Edward von Steinle. Des Meisters Gesamtwerk in Abbildungen. Herausg. durch Alphons M. von Steinle. Gr.-Lex. 552 S. mit ca. 800 Abbildungen. M. 22.—. (Kempten u. München, Kösel.)

Der Dreibirkenhof. Roman von August Butscher. M. 2.—. (Regensburg, J. Habbel.)

Kaiser Karl und seine Gemahlin Hildegard. Drama in 5 Akten von Helene Tullius. (M.-Gladbach, Zentralstelle für Bühnenwerke m. b. H.)

Klausen und Umgebung. Von Dr. Franz Pitra. M. 1.50. (Brixen, Preßvereins-Buchhandlung.)

Soziale Tätigkeit der Stadtgemeinden. Ein Ueberblick über Aufgaben und Leistungen der Stadtverwaltungen in wirtschaftlich-sozialer, gesundheitlicher, geistiger und sittlicher Hinsicht. In Verbindung mit Justizrat Carl Trimborn von Dr. Otto Thissen. M. 2.— (M.Gladbach, Volksvereins-Verlag.)

Der Arbeitsnachweis in Deutschland. Arbeiterbibliothek 14. Heft. 64 S. in 8°. 40 Pf. (M.Gladbach, Verlag der „Westdeutschen Arbeiter-Zeitung".)

Was haben wir am Hansabund? 56 S. gr. 8°. 25 Pf. (M.Gladbach, Volksvereins-Verlag.)

Die Kometen. Von Prof. Dr. Joseph Plaßmann. (Erste Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft 1910.) M. 1.80. (Köln, Bachem.)

Fürsorgewesen. 8 Vorträge. Sonder-Abdruck aus dem „Bayer. Aerztl. Corresp.-Blatt". M. 3.—. (München, Otto Gmelin.)

Goldene Pfennige. Von Direktor Anton Nagele. 24 S. 30 Heller. (Innsbruck, Kinderfreund-Anstalt.)

Restitution. Roman von Dorothea Gerard. M. 3.50. (Paderborn, Junfermann.)

Nach Augsburg: Daß die „Schwäbische Volkszeitung" ein sozialdemokratisches Blatt sei, war der Geschäftsstelle der „A. R." leider nicht bekannt.

„Schwert und Schild", ein modernes Kriegsspiel, vollständig verschieden von allen vorhandenen Spielen. Von Generälen und hohen Offizieren mit größter Anerkennung aufgenommen; von Institutsleitern als Erziehungsmittel ersten Ranges empfohlen, von Privaten aller Stände als das für jung und alt anregendste Brettspiel bezeichnet! „Schwert und Schild" ist die vollendetste Wiedergabe des wirklichen modernen Kriegs: Kein Schachbrett mit lauter gleichwertigen Feldern, sondern eine Landkarte auf der — der Wirklichkeit entsprechend — die verschiedenen Punkte von verschiedenem strategischen Werte sind: kein phantastischer Unterschied in der Bedeutung der Spielfiguren, sondern alle Figuren im wesentlichen gleichwertig; kein bestimmter Weg vorgeschrieben, kein bestimmtes Ziel, von dessen Erreichung der Sieg abhängt; keine willkürlichen, in der Wirklichkeit niemals vorkommenden Bewegungen (Sprünge) der Figuren, sondern die Bewegungen derselben (ebenso wie ihre Wirksamkeit) in vollster Uebereinstimmung mit dem „Leben". — Alles auf den einen Zweck der Niederwerfung des Gegners berechnet, wo, wann und wie immer sie möglich! Dabei der Grundsatz: „Getrennt marschieren, vereint schlagen" zur höchsten Vollendung durchgeführt! In seiner absoluten Realistik ist „Schwert und Schild" durchaus verschieden von allen anderen Spielen, vor denen es sich außerdem durch eine von keinem anderen Spiele auch nur annähernd erreichte Vielseitigkeit auszeichnet. (Siehe Inserat.)



Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 23 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gb.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 36. München, 3. September 1910. VII. Jahrgang.

Der Augsburger Katholikentag.

Von Kurt von Blankenau.

Confessio Augustana Catholicorum! Diesen Namen für die Augsburger Tagung hat ihr Präsident Marx glücklich geprägt. Die gläubigen Evangelischen werden gewiß die Entlehnung der beiden ersten Worte nicht übel nehmen; denn unsere confessio Augustana richtet nicht gegen das Positive in dem anderen Bekenntnisse ihre Spitze, sondern gegen den Unglauben. Die protestantischen Religionsgenossenschaften wurden überhaupt nur erwähnt wenn ihre Bestrebungen und Erfolge, z. B. auf dem Gebiete der Weltmission, der Nacheiferung halber hervorgehoben werden mußten.

Der Kampf gegen den Unglauben

war nicht bloß in offiziellen Worten als Tagungsprogramm verkündet worden, sondern die Verhandlungen waren auch tatsächlich von dem Zweck der Abwehr des Unglaubens vollständig beseelt. Missionstätigkeit gilt der Bekehrung der Heiden in den fremden Ländern; unsere Großstadtseelsorge, unsere Jugendfürsorge, unsere Preßarbeit, die apologetische Tätigkeit des Volksvereins und mittelbar auch die Sittlichkeitsbestrebungen gelten der Eindämmung des modernen Heidentums im eigenen Erdteil. Wir haben kein Seitenstück zu dem bekannten Verein, der den Seelenfang unter den Katholiken betreibt. Wir gehen nicht auf fremden Aeckern Aehren lesen oder gar Rüben ziehen, sondern wir suchen das Unkraut und Ungeziefer von unseren eigenen Aeckern fernzuhalten. Dem Ansturm des Freidenkertums war eine besondere Rede des wackeren Grafen Pestalozza gewidmet. Gefährlicher noch als die betitelten und bemittelten Dozenten des Monismus oder Materialismus sind die zahllosen angestellten oder freiwilligen Agitatoren der Sozialdemokratie, die bei ihrer Verhetzungsarbeit in den Arbeiterversammlungen, in den Werkstätten, auf den Arbeitswegen, in den Wirtschaften und Herbergen als Kleinapostel, wenn man so sagen darf, für den krassesten Unglauben, den vollendeten Atheismus tätig sind. Gegen die überall sich anschleichende Verführung in Wort und Schrift reicht die regelrechte Seelsorge für sich allein nicht mehr aus; auch alle abwehrfähigen Laienkräfte müssen mobil gemacht werden. Daher die Aufrufe an die Lehrer, die Eltern, vor allem die Mütter, die Lehrmeister, die Arbeitgeber, die Studenten und an die besseren Kameraden der Bedrohten.

Die Bewegung wegen der Enzyklika

mußte auf dem diesjährigen Katholikentage zur Sprache gebracht werden. Das Stillschweigen der Generalversammlung wäre gewiß von den unermüdlichen Ausbeutern der Enzyklika zu weiteren Mißdeutungen und Verdächtigungen benützt worden. Es kam aber viel darauf an, die rechte Form zu finden, die einerseits der Würde und Wahrheit, anderseits dem konfessionellen Frieden gleichzeitig gerecht wird. Präsident Oberlandesgerichtsrat Marx hat in seiner Antrittsrede in der ersten öffentlichen Versammlung in vollendeter Weise diese Frage gelöst. Ueber diese Sätze, in denen jedes Wort wohl abgewogen ist, läßt sich nicht anders referieren, als durch wörtliche Wiedergabe, und es wird auch unseren Lesern gewiß angenehm sein, diese bedeutsame Kundgebung der Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in einer Angelegenheit, die gewiß noch weitere Wellen schlagen wird, in der Rundschau-Mappe zu haben.

Präsident Marx führte aus, es gelte jetzt mit besonderer Liebe und Ehrfurcht unserem Heiligen Vater Pius X. zu huldigen, da in den letzten Monaten gegen die Person des Papstes die heftigsten und verletzendsten Angriffe erhoben worden sind. Dann sagte er:

„In einem Rundschreiben an die Oberhirten der katholischen Kirche hat der Heilige Vater aus Anlaß der Gedenkfeier des großen Mailänder Erzbischofs, des heiligen Karl Borromäus, dessen Hirtensorge in einer schweren, bewegten Zeit dem katholischen Hirtenamt in Erinnerung gebracht. Es sind dabei Werturteile über die damaligen Verhältnisse und Zustände ausgesprochen worden, die eine Anwendung auf die Gegenwart ausschließen. (Lebhafte Zustimmung.) Ohne Rücksicht auf diese Umstände hat man den Wortlaut des Rundschreibens bei der Uebersetzung aus der fremden Sprache, in der es erlassen war, teils durch Mißdeutung, teils durch Entstellung verschärft, wie auch durch Heraushebung einzelner Wendungen aus ihrem Zusammenhang eine absichtliche Beleidigung Andersgläubiger nachzuweisen versucht. (Zustimmung.) Nun haben wir wohl Verständnis für die Gefühle, welche manche zum Teil mißverstandene oder mißdeutete Ausdrücke in jenem Rundschreiben bei den gläubigen evangelischen Mitbürgern erregt haben; aber wir begreifen nicht, wie die Erregung auch solche Kreise erfassen konnte, die sich sonst von einem offenen und klaren Bekenntnis des christlichen Glaubens fernhalten (Stürmischer Beifall und Zustimmung), und noch weniger können wir verstehen, wie sich diese Erregung noch fortsetzen kann, nachdem von höchster kirchlicher Stelle selbst Maßnahmen getroffen worden sind, um den Sinn und Zweck jenes Rundschreibens richtig zu stellen und jeden Mißbrauch auszuschließen. Wenn daher jene Kreise noch immer fortfahren, die Erregung zu schüren, so liegt die Annahme nahe, man wolle sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen, jene Eindrücke für politische Zwecke zu verwerten und den konfessionellen Frieden zu stören. (Sehr wahr! und lebhafter Beifall.) Wir halten unserseits diese Angelegenheit für erledigt und ein weiteres Eingehen auf sie nicht für geeignet, den konfessionellen Frieden zu wahren. (Sehr wahr.) Wir wollen mit unseren evangelischen Mitbürgern nach wie vor in Frieden und Eintracht leben und Hand in Hand mit ihnen das Wohl des gemeinsamen Vaterlandes fördern!“ (Lebhaftes Händeklatschen.)

Das Missionswerk

nahm unter den Augsburger Beratungsgegenständen den ersten und breitesten Platz ein, und das mit Recht. Auf der Breslauer Tagung im vorigen Jahre war bekanntlich ein energischer Anlauf zur Neubelebung der Stimmung und der Arbeiten für das Missionswesen gemacht worden. Wir nannten das in der „Allgemeinen Rundschau“ eine Mobilmachung. Natürlich ist eine solche Reformaufgabe nicht in einem Jahr „gelöst“; auch in zwei oder drei Jahren nicht. Es muß rastlos weiter gestrebt und gewirkt werden. Wenn die Gegner uns manchmal vorhalten, daß die Katholikentage immer wieder dieselben Themata behandeln, so reden sie wie die Blinden von der Farbe. In den Anträgen wird alles behandelt, was den deutschen Katholiken neuerdings oder immer noch am Herzen liegt, und in den Ausschüssen und Generalsitzungen wird nach den zeitgemäßen und zweckdienlichen Hilfsmitteln gesucht für jedes Bedürfnis, das neu hervorgetreten ist oder noch fortbesteht.

Die Vervollkommnung des katholischen Missionswesens ist heuer noch so aktuell, daß in Augsburg mit Recht und mit Nutzen der Missionsfrage ein voller Tag gewidmet murde. Das Interesse der Mitglieder und auch der Teilnehmer an der Massenversammlung des Abends erlahmte durchaus nicht. Man darf auch auf der g-Saite allein spielen, wenn man nur das Geigenspiel richtig versteht. Abends sprach ein Fachmann, der in seiner Erfahrung und seinen Verdiensten um die Sache die

besten Hilfsmittel zur Eroberung der Gemüter hatte, und dann packte Professor **Meyers** (Luxemburg) das Thema von der idealen und poetischen Seite, um durch seine schwungvolle Rhetorik dem Missionstage ein majestätisches Finale zu geben. Außerordentlich lehrreich war in der geschlossenen Morgensitzung die gründliche und umfassende Diskussion gewesen, an der sich die hervorragendsten Sachkenner beteiligten. Die gute Hoffnung für die Fortdauer und Vollendung des Aufschwunges findet eine sichere Stütze in dem **Missions-Ausschuß**, den das Zentralkomitee der Generalversammlungen gebildet hat; dessen Vorsitzender, Fürst Alois Löwenstein, hat bekanntlich voriges Jahr in Breslau die bahnbrechende Rede gehalten. Der Ausschuß hat bereits begonnen, durch eine Missionskorrespondenz, die von der katholischen Presse benutzt wird, die rechte Stimmung und die zweckmäßige Belehrung in das Volk zu tragen. In die weitesten Kreise muß die Wärme und die Opferwilligkeit sich ausbreiten. Nicht allein wegen der moralischen Unterstützung durch die öffentliche Meinung oder wegen der Geldmittel, sondern besonders auch wegen des erforderlichen persönlichen Nachwuchses für die männlichen und weiblichen Arbeiter im exotischen Weinberge.

Die Diskussion gab schätzbare Anregungen, die teilweise über den engen Rahmen der eigentlichen Frage hinausgingen. Ein deutscher Seelsorger aus Brasilien mahnte mit Recht, daß man auch die einzelnen Weltpriester nicht vergessen dürfe, die in fremde Länder gegangen sind, ohne den Rückhalt eines Ordens oder einer Missionsgesellschaft hinter sich zu haben. Von mehreren Abgeordneten wurde auf den Zusammenhang zwischen Missionswesen und deutscher Kolonialpolitik hingewiesen, und der katholische Volksteil aufgefordert, nicht rückständig zu bleiben in der Entsendung von braven, begabten und kräftigen Jünglingen für die weltliche Erwerbs- und Berufstätigkeit in den deutschen Kolonien. Besonders wurde auf die lohnende Laufbahn von Schiffs- und Kolonialärzten hingewiesen. Die Katholiken dürfen nicht erst nachgezottelt kommen, wenn die guten Plätze schon besetzt sind. Der katholische Missionar hat natürlich einen schweren Stand, wenn seine Schwarzen sehen, daß alle Weißen in ihrer Umgebung einem andern Bekenntnis angehören. Kirchliche und staatliche, nationale und ökumenische, religiöse, soziale und materielle Interessen, die Sorge für das Reich Gottes und für die Parität in Deutschland — die mannigfaltigsten Triebkräfte laufen zusammen in diesem wichtigen Problem, das für uns wirklich eine „Forderung des Tages" darstellt.

Wie nach dem bekannten englischen Spruch die Caritas zu Hause beginnen soll, so auch die Mission; aber sie braucht nicht im eigenen Vaterlande zu enden. Das eine tun und das andere nicht unterlassen! So wurde in Augsburg neben dem Problem der Weltmission auch das der Großstadtmission in Angriff genommen. Der Vortrag des Professors Dr. **Beck** (Freiburg in der Schweiz) über Großstadtseelsorge bildet eine sehr wertvolle Anregung. Es liegen da Gefahren und Mißstände vor, die zu unseren vielen schweren Aufgaben eine neue fügen, und zwar eine dringliche, bei deren Lösung die Hilfe aus dem Volke der kirchlichen Behörde sehr gelegen kommen wird. Die konservative Grundstimmung auf unserer Seite darf uns nicht die Fähigkeit rauben, geschmeidig und flink den wechselnden Verhältnissen der Zeit auch die seelsorglichen Einrichtungen anzupassen.

Die Fürsorge für die Jugend

bildete das zweite große Kapitel in den Verhandlungen. Anträge, die sich auf die Jugendpflege beziehen, fanden sich in drei Ausschüssen vor; sie berührt ja auch sowohl das soziale Fach als das Bildungsfach und nicht minder das Gebiet der Caritas. Die Aufziehung eines an Körper, Geist und Seele gesunden Nachwuchses nimmt die staatliche Schulpolitik, die kommunale Schulverwaltung, die elterliche Erziehungskunst, die freie Beihilfe von Privaten und Vereinen, sowie in sehr beträchtlichem Umfange das kirchliche Lehr-, Hirten- und Priesteramt in Anspruch.

Damit Kirche und Religion ihren entscheidenden Einfluß auf den Nachwuchs ausüben können, müssen die katholischen Staatsbürger für die **konfessionelle Schule** und die geistliche Schulaufsicht eintreten. Das hat auch die Augsburger Versammlung wiederum getan. Die Gegner sagen gegenüber solchen Forderungen gewöhnlich, die „Herrschsucht" der Kirche sei auf die Schule gerichtet. Nicht das Herrschen ist der Zweck, sondern der Dienst am Heile der jungen Seelen. Die katholischen Bürger wollen ihren Kindern eine religiöse Erziehung nach ihrem Bekenntnis gesichert wissen. Darum ist es auch ihr Wunsch, dem Präsident Marx in der Schlußrede einen kräftigen Ausdruck gab, daß die Lehrer sich von den liberalen Vereinigungen fern halten und vollzählig dem katholischen Lehrerverein sich anschließen. Es erregte besondere Freude, als der genius loci die Generalversammlung benutzte, um die Mißverständnisse und Mißhelligkeiten zu beseitigen, die in Bayern zwischen Vertretern des Lehrervereins und des Verbandes der geistlichen Schulvorstände entstanden waren.

Den öffentlichen Vortrag über die Schulfrage hielt in diesem Jahre der Domprediger **Wagner** von Augsburg mit großem Erfolg. Um die **Eltern** eifriger und befähigter zur Erziehung ihrer Kinder zu machen, wurde in einer längeren Resolution eine Reihe von Mitteln vorgeschlagen: Pflege des religiösen Lebens im Elternhause, Elternabende, Erziehungsschriften und -Artikel, Belehrung in den Standesvereinen, besonders der künftigen und gegenwärtigen Mütter usw.

Die Standesvereine bilden ferner das wichtigste Hilfsmittel bei der Fürsorge für die **schulentlassene Jugend**. Diesem hochwichtigen Thema war die letzte Rede in den öffentlichen Versammlungen vorbehalten. Lehrer **Bornewasser** aus Köln-Nippes wußte auch in der Aufbruchstunde die Ohren und Herzen der Hörer noch gefangen zu halten. Die entscheidende Bedeutung dieser Volksaufgabe muß auch allen Lesern der trefflichen Rede klar werden; es handelt sich um **unsere** Kinder, um **unseren** Nachwuchs, um die Sicherung unseres religiös-sittlich-sozialen Besitzstandes in Deutschland. Die verschiedenen Vereine für die Jungmannschaft müssen gemäß den Ratschlägen der sorgsam ausgearbeiten Resolution von Augsburg künftig noch mehr als bisher allseitige und andauernde Unterstützung finden. Hervorgehoben sei noch die Mahnung an die Eltern, für ihre Kinder die besten Lehrherren auszusuchen, und die Mahnung an die Handwerksmeister, für den Glauben und die Tugend ihrer Lehrlinge Sorge zu tragen. Auch nach der Lockerung des alten patriarchalischen Verhältnisses läßt sich doch bei gutem Willen und Geschick noch viel machen.

Auch den Bildungsbestrebungen wurden mehrere Resolutionen und eine sehr schwungvolle (für eine solche Massenversammlung vielleicht etwas zu fein stilisierte) Rede des Herrn Dr. theol. **Bernhart** (München) gewidmet. In gewissem Zusammenhang hiermit steht die

Frauenfrage,

die sich ja wesentlich auf das Problem der richtigen Ausbildung des weiblichen Nachwuchses zuspitzt. Prof. **Mausbach** (Münster) hielt den umfassenden Vortrag in der öffentlichen Sitzung. Wir rechnen ihn zu den besten Leistungen dieses bewährten Denkers und Redners, namentlich wegen der Besonnenheit und des praktischen Sinnes, womit der Redner zwar den tüchtigen Elementen den Wettbewerb in den höheren Berufen empfahl, aber zugleich scharf die drei unerläßlichen Vorbedingungen formulierte: ein ungewöhnliches Talent, eine ausgeprägte Neigung und ein gesunder, nervenstarker Körper. Im Einklang mit den Beschlüssen der Ausschüsse und der geschlossenen Sitzung empfahl der Redner warm den deutschen sowie den neubegründeten österreichischen Frauenbund und den Hildegardis-Verein, der den materiellen Mitteln zum Frauenstudium in geeigneten Fällen nachhelfen will.

Die soziale Frage

wurde auf der Augsburger Tagung in den Ausschüssen und geschlossenen Sitzungen hauptsächlich unter dem Gesichtswinkel der Erziehung und Bildung behandelt. Eine schöne Ergänzung dieser Arbeiten bot aber die großartige Hauptversammlung des **Volksvereins**, dessen Wirken auf sozialem Gebiete uns Jahr für Jahr mit neuer Freude und neuem Stolz erfüllt. Und dann hielt Dr. **Gröber** in der letzten öffentlichen Sitzung eine Rede, die für sich allein ein gewaltiges Gewicht hat. Die Ausführungen über die sozialen Klassenkämpfe und deren Ausgleichung gestaltete sich zu einer gründlichen Abrechnung mit der Sozialdemokratie und zu einer herrlichen Apologie der christlichen Auffassung von der Gesellschaft und des christlichen Sozialprogramms, das statt Gewalt und Haß Gerechtigkeit und Liebe zur Grundlage der irdischen Ordnung machen will. Die auch an praktischen Gedanken reiche Rede kann dem Studium aller christlichen Sozialpolitiker und erst recht dem Studium der Liberalen und Sozialdemokraten nicht genug empfohlen werden.

* * *

Es ist nicht möglich, in dieser beengten Uebersicht alles auszuschöpfen. Kurz sei nur noch auf die **Größe** und den **Glanz** der Augsburger Tagung hingewiesen. Der gewaltige Festzug ist schon in der vorigen Nummer gewürdigt worden.

Die Teilnahme der Bevölkerung blieb bis zum letzten Tage allgemein und außerordentlich herzlich. Die andauernde Teilnahme von acht Bischöfen war nicht bloß eine Ehre, sondern auch eine Quelle des Segens für die Versammlung. Auch der einfachste Mann empfand es als Freude und Erbauung, daß sich so das Ideal der einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche verkörperte. Und mit der Universalität gelangte auch die Eintracht zur Erscheinung, insbesondere durch die warmen Erklärungen des örtlichen Oberhirten über die enge Fühlung und Harmonie zwischen den kirchlichen Autoritäten und der Generalversammlung sowie dem Volksverein.

Dem Oberbürgermeister von Augsburg gebührt besonderer Dank für die Friedensrede, mit der er den Katholikentag bei seinem Beginn im Namen aller Augsburger begrüßte. Wie das erste, so war auch das letzte Geläute dem Frieden geweiht. Man könnte das Turnerkreuz so auf die Augsburger Tagung umprägen: frisch, fromm, feierlich und friedlich. Helfe der Himmel, daß die Ausführung der Beschlüsse noch das fünfte F hinzufügt: fruchtbar!

Sedan.

Von Friedrich Koch-Breuberg.

Vor mir liegen vergilbte Kabinett-Photographien, die ich 1871 in Paris kaufte. Le chant du Départ von Doré zeigt die einherschwebende Republik mit gezücktem Schwerte. Armeehorden wie einst unter Hoche oder dem jungen Bonaparte stürmen vorwärts; im Vordergrunde sieht man tote Preußen. Auf einem anderen Bilde wird Napoleon III. von den Preußen in die Gefangenschaft eskortiert. Zigaretten rauchend und mit überschlagenen Beinen sitzt der Kaiser im Hofwagen, den Tausende gefangener Franzosen fluchend umgeben. In den Wolken erscheint Napoleon der Große auf seinem Schimmel.

Die Zeichnung La Marseillaise von Doré sollte uns Deutschen wohl die Furchtbarkeit des Volksheeres vor Augen führen. Die anderen Bilder sind, obwohl wunderbar gezeichnet, einfach majestätsverbrecherisch, aber alle reizen zum Denken und wecken Erinnerungen.

Dem französischen Volke wird wohl noch immer auf ähnlichen Bildern vorgelogen. Etwas disziplinlos schreiten die Gestalten Dorés einher, und das erinnert mich an Apachen und verschiedene Vorkommnisse in der französischen Armee neueren Datums. Napoleons I. erstes Werk war, die republikanischen Horden zu disziplinieren. Dann erst wurde er Herr der Welt. Die wenigen deutschen Krieger, die auf den Bildern dargestellt sind, verraten Disziplin. Nicht einmal im Tode ein geöffneter Rockkragen. Gott sei Dank! Konservativ bis in die Knochen waren die Deutschen, als sie vor Sedan eintrafen.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte ich jetzt nach 40 Jahren über die Einzelheiten des großen Schlachtentages berichten. Jeder Schüler kennt sie aus den etwas hurramäßigen Schriften eines unbesiegbaren Tanera. Daß die Legende der Jugend förderlich sei, hat man ja im Vorjahre aus den Andreas Hofer-Feiern erkennen mögen. In ernsteren Blättern erfreut es jedoch den Gebildeten, da und dort legendenreine Aufsätze aus Frau Klios Schule zu lesen. Um so erhabener dünkt es mich, daß in Hinsicht auf den ewigjungen Ehrentag von Sedan die Tätigkeit der Deutschen vollstes Sonnenlicht erträgt.

Freilich setzte die Kritik nach Sedan nur zu bald ein, und die Nörgler und Zartbesaiteten griffen zur Feder. Das konnte uns Deutschen wohl nur ein Lächeln abringen, und ekelhaft erschien es nur, wenn Deutsche über Deutsche gehässige Dinge verbreiteten. Vor kurzem berief sich in seinem Buche ein französischer Major nur allzuoft auf gelesene deutsche Militärschriftsteller, wenn es z. B. galt, die Bayern als minderwertig zu bezeichnen; und ein Universitätsprofessor, dessen Klio meist eine Kürassieruniform trägt, darf da doch nicht zurückstehen.

Die Bayern begannen gewissermaßen den Tag von Sedan, und sie wurden mit der Erinnerung an Bazeilles unzertrennlich. Ein englischer Herzog war der erste, der über die Grausamkeit der Bayern in Jammer ausbrach. Ja — wenn er Schandtaten der Bayern gesehen haben will, dann muß er doch vorher das völkerrechtswidrige Verhalten der Einwohner des Dorfes beobachtet haben. Wir Deutsche waren überhaupt während des ganzen Feldzuges von einer blöden Artigkeit gegen die verwandtschaftlichen Engländer, was dann ungefähr zwei Milliarden kostete. Selbst während der Okkupation — ich lag von 1872—1873 in Sedan — kamen sie massenhaft in die Stadt der Tuchmillionäre und hetzten durch ihr bekanntes Gebaren die Franzosen gegen uns auf. Herrn v. Manteuffel kann eben auch der echt deutsche Zug der Vorliebe für Fremdes nicht abgesprochen werden.

Zu dem Gelesensten aber, was über Sedan geschrieben wurde, gehört wohl der Roman „Zusammenbruch“ Emile Zolas. Das ist freilich kein Generalstabswerk, sondern eine der Vorstudien und der Wahrheit entbehrende Mache. Man darf aber kühn behaupten, daß Unzählige der Deutschen — zu ihrer Schande sei es gesagt — das Buch der Lüge gelesen haben. Auch in Frankreich wallen am 1. September wohl viele nach dem militärischen Heiligtum in Bazeilles, und ihre ganze Wissenschaft über den Tag von Sedan haben sie vielleicht nur aus dem Roman Zolas geschöpft. Das ist so recht ein Zeichen unserer Zeit.

Den Franzosen brachte die verlorene Schlacht von Sedan vier Tage später die Republik. Da haben sie das angebliche Joch des mit Unrecht geschmähten Napoleoniden abgeschüttelt und dafür die Advokatenherrschaft eingetauscht. Napoleon III. fuhr nämlich nicht zigarettenschmauchend nach Wilhelmshöhe, sondern seine letzte Sorge waren die Verwundeten, für die er seine Barmittel zurückließ. Ohne Geld kam er in der Gefangenschaft an.

Was taten aber die neuen Beherrscher Frankreichs? Sie hetzten das unglückliche Volk zu einem sinnlosen Widerstande auf. Unter dem geschmähten Kaiser würden sie einen ehrenvollen Frieden geschlossen haben. Das war die erste Tat der späteren Republik um Panama.

Uns Deutschen brachte der unvergeßliche Tag den längst ersehnten Konföderativstaat. Er schuf für uns eine Fülle nie geahnter Macht. Wären die deutschen Fürsten nicht gewesen, sondern durch irgend eine politische Konstellation eine deutsche Republik erstanden, alle Erfolge von Sedan würden sich in Unheil verwandelt haben. Die erkämpften Milliarden hätten vielleicht den Weg genommen, den jetzt in Frankreich die Kirchengüter gewandelt sind. Korruption ist immer eine Folge der Konzentration. Ein Napoleon I., der ein Weltreich zu übersehen vermochte, wurde wohl nur einmal geboren. Und wie klagt er auf St. Helena über die Korruption, die er wohl sah, aber nicht zu verhindern vermochte.

Das Vorhandensein der deutschen Fürsten, denen bis zum kleinsten gleiches Verdienst in jenen Tagen gebührt, hat Deutschland nach Sedan vor Konzentration und somit vor Korruption gerettet. Die Machtfülle konnte sich in den 40 Jahren nach außen erweitern, und im Innern des Reiches gewannen die Residenzen der Fürsten in jeder Hinsicht. Eine Konzentration, wie sie in Frankreich durch Paris vorhanden ist, blieb ausgeschlossen. Frankreich besitzt auch ein Lyon, ein Bordeaux usw., aber trotz ihrer Größe sind diese Städte machtlos.

Freilich wurden auch in den seit dem Siege von Sedan vergangenen 40 Jahren in Deutschland lüsterne Advokatenbestrebungen nach Konzentration gemacht, es existiert aber im deutschen Volke ein Zug der Stammeszusammengehörigkeit, der nie verschwinden wird. Den sollten die deutschen Fürsten hätscheln und wahren, denn er bewahrt sie und das gesamte deutsche Volk vor Panama.

Ich habe gesagt, daß wir Deutsche bei Sedan noch konservativ bis in die Knochen waren. Es hatten sich da unter des ruhigen Moltke weiser Führung zusammengefunden — der Preuße, der Bayer, der Sachse, der Thüringer, und sie waren alle deutsch. Im Biwak machte der eine ein Kreuz vor dem Einschlafen, der andere lispelte: Befiehl du deine Wege. So hielten es damals die Deutschen, und sie schliefen ruhig nebeneinander, und am Morgen kämpften sie mutig und haben Neudeutschland unter dem Oberbefehle des pflichtgetreuesten Königs Wilhelm geschaffen.

Nach 40 Jahren hat Deutschland eine Marine, die sogar das Britenreich zu beunruhigen scheint; es besitzt einen Welthandel, eine noch immer disziplinierte Armee, die alle anderen überragt, aber das Starrkonservative scheint sich verlieren zu wollen. Ich setze den Fall, ich befände mich wieder, wie vor 40 Jahren, im Biwak bei Remilly. Dürfte ich annehmen, daß wieder alle so konservativ und einig dächten und fühlten? Wäre da nicht eine Gruppe, die nach Art des Pariser Taugenichts aus Zolas Roman eine Volksphilosophie zum besten gäbe? Würden nicht dort einige stehen, die ein evangelisches Kaiserreich zu erkämpfen wünschten. Sähe man nicht Gesichter, wie sie Doré zeichnete? Könnte der Offizier wie damals allen vertrauen?

Vierzig Jahre sind seit dem unvergeßlichen Tage ins Meer der Ewigkeit verschwunden, und wer da Sedan feiern will, der mache zuerst Frieden mit seinem Bruder in Deutschland. Bricht er aber in Jubel aus über die Herrlichkeiten des damaligen Sieges, dann geschehe es geschmackvoll, und er bedenke, daß uns die tapfersten Truppen eines kranken, von seinen Ministern betrogenen Napoleoniden gegenüberstanden. Sedan ist nicht so leicht erkämpft worden, wie man es heutzutage feiert.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Kaiserrede von Königsberg und Marienburg.

Alle sonstigen Ereignisse, nicht bloß die Eitelkeitskrönung des neuen „Königs" von Montenegro, sondern auch die „vertragsmäßige" Beseitigung des alten Kaisertums von Korea, ja sogar der Abschluß unseres großartigen Katholikentages von Augsburg, — alles wird augenblicklich in den Schatten gedrängt durch die überaus lebhafte Erörterung der Rede, die Kaiser Wilhelm II. bei der ostpreußischen Festtafel in Königsberg am 25. August gehalten hat, und die jetzt durch die Marienburger Rede vom 29. nur noch stärker unterstrichen ist.. Die liberale und sozialdemokratische Presse, als Großblock der Fabrikation der öffentlichen Meinung, zeigten sich ernstlich bemüht, eine Neuauflage des Novemberrummels von 1908 herbeizuführen. Man rief von allen Seiten nach dem Reichskanzler, damit er abermals die „Zeremonie der Mundschließung" vollziehe. Aber Reichskanzler und Ministerpräsident war nicht mehr der liberalisierende Wortheld Bülow, sondern der tiefer und selbständiger denkende „Philosoph" v. Bethmann Hollweg, und dieser stellte sich zum Schutze vor die Krone, wie es die Pflicht und auch die Klugheit gebot.

Was hat denn der Kaiser in der Gelegenheitsrede zu Königsberg gesagt? Für den Kenner seines Charakters eigentlich nichts Neues. Die Erinnerungen, welche die alte Krönungsstadt der Hohenzollern wachrief, veranlaßten ihn, abermals seine Anschauungen von dem Gottesgnadentum der Dynastie, von dem rocher de bronce der monarchischen Autorität, von dem Beruf und den Pflichten des Herrschers als „Instrument des Himmels" zu entwickeln, ferner unter Verherrlichung seiner Urgroßmutter, der vielgefeierten Königin Luise, die Umkehr zur Religion und damit die Umkehr zur Selbsterkenntnis und zum Selbstvertrauen zu empfehlen, im Anschluß daran die Notwendigkeit der lückenlosen Rüstung und den hohen Wert der stillen Frauenarbeit in Haus und Familie darzulegen und schließlich alle und jeden zur Mitarbeit am Wohle des Vaterlandes aufzurufen. Der Inhalt der Rede kam uns durchaus nicht überraschend vor, und wenn wir auch dem schwungvollen Redner nicht in allen Einzelheiten folgen können, so dürften wir doch den Grundzug der Rede, das Bekenntnis zur göttlichen Autorität, zur Religion und zu der historischen Pietät, sympathisch begrüßen. In dieser Hinsicht stimmten die konservativen Kreise mit uns überein. Aber auf den Liberalismus und die Sozialdemokratie wirkte die Kaiserrede wie ein rotes Tuch. Erstens hielt man dem Kaiser vor, daß er die Abmachung vom November 1908 wegen Zurückhaltung im Reden gebrochen habe; zweitens tadelte man ihn wegen rückständiger Anschauungen, die sogar von einigen Blättern als „katholisch und mittelalterlich" oder „mystisch" verspottet wurden; drittens erhob man den schweren Vorwurf absolutistischer Tendenzen, Mißachtung der Verfassung und der Volksrechte. Das letztere „Verbrechen" sollte vornehmlich darin begründet sein, daß der Kaiser erklärt hatte, die Krone sei nicht von Parlamenten, Volksversammlungen oder Volksbeschlüssen verliehen, und er werde „ohne Rücksicht auf Tagesansichten und Meinungen, als Instrument des Herrn mich betrachtend", seinen Weg gehen, der einzig und allein der Wohlfahrt und friedlichen Entwicklung unseres Vaterlandes gewidmet sei.

„Was sagt der Reichskanzler dazu?" rief der ganze große Preßchor der Linken. Herr von Bethmann Hollweg schickte aus seiner Sommerfrische von Hohenfinow alsbald einen Artikel an die „Nordd. Allg. Ztg.", der sich recht klar und bestimmt aussprach. Er stellte zunächst fest, daß die Rede kein Regierungsakt, sondern ein persönliches Bekenntnis des Monarchen sei und als solches den Geist des auf religiösem Grunde ruhenden Pflichtgefühls atme, den der Kaiser wiederholt bekannt und stets betätigt habe; dann wies er den Vorwurf des Absolutismus und der Geringschätzung des Volkes und der Volksvertretungen entschieden zurück mit dem Hinweis, daß die Verfassung von der Unterwerfung unter „Tagesmeinungen" oder einen Absolutismus der Masse nichts wisse, und daß die Erwähnung der historischen Tatsache des nichtparlamentarischen Ursprungs der Krone keine Mißachtung der Volksrechte einschließe, umsoweniger, als der Kaiser alle Bürger zur Mitarbeit auffordere und in seiner langen Regierungszeit sich stets als verfassungstreu bewährt habe. Der Schluß der halbamtlichen Erklärung lautet wörtlich:

„Der Reichskanzler weiß, wie fern es dem Kaiser und Könige gelegen hat, sich in den aktuellen Streit der Parteien zu stellen und seiner Rede den absolutistischen Sinn zu geben, der zu Agitationszwecken künstlich hineingelegt und herausgelesen worden ist. Er wird daher Seine Majestät gegen willkürliche Auslegungen und bösartige Verdrehungen verteidigen und die Geschäfte wie bisher in voller Uebereinstimmung mit der Krone unter Wahrung aller verfassungsmäßigen Rechte führen."

Der Schlußsatz ist offenbar aus zwei Rücksichten so formuliert worden. Erstens wollte der Reichskanzler die Hoffnungen gewisser Elemente auf eine Ministerkrisis oder eine neue Auseinandersetzung zwischen der Krone und ihren verantwortlichen Beratern entschieden abweisen, und zweitens wollte er eine Lücke ausfüllen, die man allenfalls in der Kaiserrede finden kann.

Die Liberalen werden freilich mit der Antwort des Reichskanzlers wohl nicht zufrieden sein. Ihr Aerger wurzelt ja im Grunde nicht in der vermeintlichen Mißachtung der Verfassung, sondern vielmehr in dem Hervortreten der religiösen Gesinnung des Kaisers, sowie in der feierlichen Bekräftigung des Bethmann Hollwegschen Programms der Stellung über den Parteien.

Seit dem Uebergang zur Blockpolitik im Dezember 1906 hatte man sich mehr und mehr in den Gedanken eingelebt, daß Kaiser Wilhelm von den entschiedenen Konservativen und vom Zentrum sich nicht bloß taktisch, sondern auch in seinen religiösen und politischen Anschauungen abgewendet habe, in gewissem Maße liberal geworden sei. Als nun der Block im Jahre 1909 zusammenbrach, gaben die Liberalen sich trotzdem der Hoffnung hin, daß der Kaiser persönlich der sog. schwarzblauen Mehrheit feindselig gegenüberstehe und gerne wieder zu einer liberalisierenden Politik sein Plazet geben werde, wenn man nur die parlamentarischen Vorbedingungen schaffe. So einigte man sich denn auf die Taktik, deren angesehenster und zähester Vertreter der Abg. Bassermann ist: keine Annäherung an die Rechte oder gar das Zentrum, sondern Schaffung einer parlamentarischen Zwangslage mit Hilfe der Fortschrittler, Demokraten, aller sonstigen Unzufriedenen und auch der Sozialdemokraten!

Die unangenehme Zurückweisung der liberalen Trotz- und Erpressungstaktik wird nun noch unangenehmer durch die Hereinziehung des religiös-christlichen und des konservativ-historischen Momentes. Dieses trat noch deutlicher hervor in der Rede, die der Kaiser am Abend des 29. August bei der westpreußischen Festtafel in der alten Marienburg an der Stätte des Deutschen Ordens gehalten hat. „Deutschtum und Christentum sind untrennbar von einander. Jeder ehrliche Christ arbeitet im Auftrage unseres Herrn und Gottes. Wir sollen in brüderlicher Liebe zusammenhalten, die Konfessionen und die Stämme, wir sollen einem jeden Stamme seine Eigenheit und seine Eigenart lassen. Der Zugehörige einer Partei ergreife die Hand des Andersgesinnten, wenn es darauf ankommt, Großes für das Vaterland zu leisten, und eine Konfession ertrage die andere mit Liebe." Sind das nicht goldene Worte?

Dürfen dadurch Zentrum und Konservative sich in Sicherheit wiegen lassen? Nein, vielmehr anfeuern zu eigener Kraftentfaltung. Das persönliche Bekenntnis des Monarchen und der aktuelle Parteienstreit gehen nebeneinander, die gute Sache muß Volkskraft hinter sich haben. Fürstengunst wird heutzutage Wahlschwachheit nicht ausgleichen. Jetzt erst recht an die Arbeit! Die Großblockleute benützen die Rede zu neuer Agitation. Neben dem fiskalischen Schreckgespenst läßt man jetzt das absolutistische erscheinen, will die November-Mißstimmung erneuern, Angstwahlen mit umgekehrter Tendenz machen. Da gilt es, dem Volke darzulegen, daß nichts Beunruhigendes geschehen, kein Rückfall in gefährliche Gewohnheiten vorliegt, vielmehr alle wahren Christen und Patrioten dem Kaiser Dank schulden für das erbauliche Bekenntnis seiner Religion, Gewissenhaftigkeit, Pflichttreue, mit dem Zusatz: die vom Kaiser geforderte Mitarbeit der christlichen und staatserhaltenden Kräfte ist entscheidend für die

realpolitische Verwirklichung der heilsamen Ideen. Die größten Auslandsblätter, namentlich Londoner und Pariser, beurteilen die Kaiserrede sachlicher, würdiger und gerechter, als die deutsche rosarote Presse. Selbstsucht macht ungerecht. Soll diese Hetzgesellschaft zur Herrschaft kommen? Hie Königsberg und Marienburg, hie Philippi! und nicht zu vergessen: — hie Augsburg! —

Die „freien Christen".

Von F. Rupp.

Sie haben sich in Berlin zusammengefunden, die Anhänger des „freien Christentums". Aus aller Herren Länder kamen sie: eine neue Internationale. Was ein notwendiges Korrelat der Kirche als Wahrheitbesitzerin und Wahrheitkünderin von jeher war und ist, die Internationalität, das imitiert das Widerchristentum: beim Freimaurertum trat dieses Bestreben zum ersten Male in Erscheinung, in der internationalen Organisation des „freien Christentums" haben wir eine neue Phase. (Denn Christen in des Wortes zweitausendjähriger Bedeutung sind diese Leute nicht mehr.) Die Zukunft wird diesen Zusammenschluß intensiv und extensiv ausgestalten, sie wird den Zusammenschluß der „roten Internationale", des Freimaurertums, der „freien Christen" zeitigen und schließlich alle diese Vereinigungen zur Kirche des Antichristentums zusammenfassen. Funktionierte die antichristliche Koalition nicht schon vielverheißend beim Tode Leopolds von Belgien? bei der Hinrichtung Ferrers? Funktioniert sie nicht fortwährend in den romanischen Ländern? in Rom? in Barcelona? in Frankreich? Reichen sich nicht Freimaurer und Sozialisten sogar über den sonst unüberbrückbaren Geldsack die antiklerikalen Hände? Sie wird kommen, die Zeit, wann der internationalen Kirche die internationale Organisation ihrer sämtlichen Gegner gegenübertreten wird. Dann wird der große Weltkulturkampf beginnen.

Warum kamen sie? Ein neues Credo aufzustellen? — Ihr Bekenntnis lautet: Non credo. Eine höhere Sittlichkeit der Welt künden? Sie huldigen „freier", „autonomer" Ethik.

Körperlich sah man sie vereinigt, von Einigkeit des Geistes in irgend einem positiven Sinne spürtest du keinen Hauch. Nicht einmal der Versuch wurde gemacht, das Christentum zu nennen, von dem man sich noch nicht befreien will. Nur eins war wunderbar gemeinsam: nichts Uebernatürliches, nichts Göttliches, nichts Verpflichtendes, nichts Katholisches ist das „freie", das wahre Christentum, welches sie der Welt bringen. „Daran muß unbedingt festgehalten werden, daß Jesus ein Mensch war." Im übrigen babylonisches Stimmengewirr. Das ist der Fluch der Negation, daß sie fortzeugend Negationen gebären muß.

Und wie ist's denn mit dem Bilde Christi bei den Propheten? Wie mit dem „Manne der Schmerzen" bei Isaias?

Wie mit den Wunderwerken Christi? Wie mit seinen Weissagungen? Und wenn sie alle zum „Undurchdringlichen" gehören: Wie ist's dann mit St. Paulus, dem Christenverfolger und Weltapostel? Wie mit seinem und der Martyrer Qual und Tod?

Und wie mit dem auserwählten Volke, das wie der ewige Jude nicht sterben kann?

Wie ferner ist's mit Petrus dem Felsenmanne? Trotz Schnitzer frage ich! Wie überhaupt mit der 2000 jährigen Kirche, die — ohne Erbfolge, ohne Armee — die Dynastien der Königund Kaiserreiche kommen und gehen sah?

Wie ist's mit dem Siege des Christentums, das über die Heidenländer dahinfegte wie ein Sturmwind? War es das „freie" Christentum? Wozu zogen sie denn hinaus, ein Bonifazius und die anderen Glaubensboten, wenn sie nichts anderes hätten bringen können als: die „Freiheit"? Die Freiheit im Glauben und im Leben? Meine Herren, nicht wahr: Alles natürlich. „Ich finde nicht die Spur von einem Geist, und alles ist Dressur."

Doch wie wird's werden in der Gemeinde der „Freien"? Wird sie das Volk fassen und emporreißen zu der höheren Stufe der Religion und Kultur, von der man faselt? — Das Volk der „freien" Gemeinde wird „frei" sein von religiöser Lebensauffassung, von religiösem Ernste, von religiösem Tugendstreben, von religiösem Troste, von religiöser Stärke, von religiöser Freude, von religiösem Heroismus. Und in ihren Versammlungen wird die „Freiheit" ihre Herrschaft auch auf die Bänke ausdehnen.

Das ist natürliche Entwicklung, aber himmelweit verschieden von dem Gange des Christentums über die Erde!

„Gazpacho" für den deutschen Philister.

Spanischer Salat von Prof. Dr. E. Vogel, Lektor an der Kgl. Techn. Hochschule Aachen.

Zu harmloser Erquickung während der heißesten Zeit des Jahres haben die Spanier, seien es Hausfrauen, Köche oder Konditoren, verschiedene kühle und würzige Speisen und Getränke ersonnen, von deren Lieblichkeit der deutsche Bierphilister so wenig Ahnung hat, wie — von Spanien selber. Da läßt man sich zwischen den einzelnen Gängen des Mittagessens selbst angerichteten Tomatensalat munden; nachdem die Mittagshitze — der resistero — überwunden ist, schlürft man im Caféhaus des Valencianers, der im Winter Mattenflechter ist, helado de horchata — zerstoßene Gerste in Eis —; am Abend aber setzt die Hausfrau, namentlich wenn sie Andalusierin ist, im schnalzenden Familienkreis einen großen Napf mit Gazpacho auf, eine Art Essig- und Oelkaltschale, worin Schnitten, Brocken und Scheiben jeglichen Gemüses, das sonst sich als Salat herrichten läßt, in buntem Getümmel herumschwimmen. Es ist etwas Köstliches um diese Leckereien, denn der Spanier lebt gar nicht so schlecht, wie so mancher hier sich einbildet, der nie mit ihm gelebt hat. Besonders um den Gazpacho! Und so ein Gazpacho wird mir soeben ins Haus gebracht ... vom Briefträger! Eine 20 jährige Erfahrung hatte mich nämlich gelehrt, daß aus den deutschen Zeitungen insgesamt über Spanien nichts zu lernen ist für den, der mit der gehörigen Vorbereitung einige Jahre in dem Lande selbst gelebt hat. Aber ich wollte doch aus geziemender Rücksicht auf die Leser der „Allgemeinen Rundschau" unter den obwaltenden Umständen noch einmal eine gründliche Probe machen und abonnierte mich in dieser löblichen — liberalen — Absicht auf Zeitungsausschnitte über spanische Kultur und Politik bei einem Berliner Bureau. Da habe ich nun die Bescherung! Prost die Mahlzeit! Ich kann sie nicht allein vertilgen, selbst wenn ich das Wasser, welches der reichlichste Bestandteil des Gazpacho ist, vorher abschütte. Darum lade ich die Leser der „Allgemeinen Rundschau", denen es ja selbst in diesem Sommer wohl noch einmal warm wird, zum Mitgenuß des exotischen Gerichtes ein. Unterhaltung über Tisch willkommen.

„Augsburger Abendzeitung", 3. Aug.: „Der Kampf — ... soll entscheiden, ob Spanien in der Lage ist, sich aus seiner klerikalen Umklammerung zu befreien." Ich sah diese klerikale Boa drei Jahre lang bei der Arbeit: anderthalb Frs. tägliches Gehalt, kein passives Wahlrecht, aktives erst seit 2 Jahren, völliger Ausschluß von der politischen Agitation ... Der reguläre Klerus zu vier Fünftel mit der Lösung der Aufgabe der höheren Bildung desselben Volkes befaßt, dessen Regierung in 100 Jahren nach Beginn des Verfassungslebens kein leistungsfähiges Erziehungssystem durch weltliche Kräfte hat auf die Beine stellen können ... Man weise doch die unterrichtenden Orden, die Jesuiten, die Dominikaner, die Scholapier aus Spanien, und Spanien sinkt in 10 Jahren auf die Kulturstufe von Albanien ...

„Das Reich" (Berlin), 4. Aug.: „Einer der größten Dichter aller Zeiten, Cervantes ... Murillos vaporose Bilder ... Pizarro, der Eroberer einer neuen Welt ... zarte Schöpfungen altspanischen Kunstgewerbes in dämmernden Kirchen ... heldenhafte Größe Altspaniens ..." Hm, war das nicht die Zeit, da Santo Domingo den Orden der Dominikaner gründete, die Zeit der heiligen Theresia, „die tiefer als irgend jemand die geheimsten Abgründe der menschlichen Seele erforscht hat" (J. K. Huysmans)? die Zeit ihres Schülers, des Karmeliters San Juan de la Cruz, in dessen „Obras espirituales" der Mystizismus eines Plotin, Böhme, Swedenborg den erhabensten Ausdruck findet (Fritz Maurice Kelly)? die Zeit Ludwigs von Granada, „dessen Aufrichtigkeit, Weisheit und Frömmigkeit inniger Bewunderung würdig sind" (ders.)? die Zeit des heiligen Ignatius von Loyola, der ausgerechnet die Gesellschaft Jesu stiftete? die Zeit einer gänzlichen „klerikalen Umklammerung" Spaniens?

„Das Vieh gehört nicht ihnen, sondern dem Großpächter und das Land gehört der Kirche, die es ihm verpachtet hat." ... Ungefähr so wahr, wie wenn man von Deutschland sagte, das Land gehöre den Universitäten, die ja auch etwas Grundbesitz haben sollen.

„Die Kirche, die nichts für die Bildung ihrer Priester tut ..." Hat der Schreiber je die Priesterseminare von Santiago, Salamanca, Madrid, Barcelona, Vich besucht? sich in deren physikalischen usw. Kabinetten umgesehen? Nicht? Aber ich, und da kann ich ihm verraten, daß das Kgl. Preuß.



Gymnasium, welches ich besuchte, über solche Unterrichtsmittel nicht verfügte, und wenn in den Seminaren nicht Griechisch gelehrt würde, die Sonne Homers sonst kaum irgendwo in Spanien leuchten würde.

„In Deutschland erstand einst mitten aus dem Priestertum heraus der Reformator ... aber der Gebildetsten einer ...“ In einem Augustinerkloster gebildet ... „Ein unwissender Klerus, dessen Frömmigkeit zu Formelkram erstarrt ist“ ... und der sich täglich nach Rodriguez klassischem Werk La Perfeccion bildet, dessen Ideal der P. Ignacio Casanovas S. J. (L' Ideal del Sacerdot, 1910) also zeichnet: „Ideal des Priesters! O, es springt uns sogleich vom Herzen zu den Lippen mit einem einzigen Worte: Jesus Christus! Süßes Wort! Wort der Fülle des Lebens, das jedes andere überflüssig macht!“ — „In den Klöstern, die zu Pferchen geworden sind, leisten Haufen verschüchterter Weiber in harter Fron Fabrikarbeit.“ Ich besitze etwas wie 100 Abbildungen der in Barcelona im vorigen Jahre verheerten Kirchen und Klöster; ich stelle sie dem Schreiber zur Verfügung, damit er noch aus ihren Trümmern seine Vorstellung von Pferchen berichtige. Und Fabrikarbeit? Wie sagte doch der zeitige Statthalter von Barcelona, nachdem er die Statistik der Ordensniederlassungen in seiner Provinz beisammen hatte, vor einigen Tagen zu den Vertretern der Presse? „Ich wundere mich über die geringe Zahl, besonders derjenigen, die ein Gewerbe betreiben!“ ...

„Neues Wiener Tagblatt“, 2. Aug.: Canalejas hat sein Schiff dem großen Golfstrom der Freiheit anvertraut ...“ Lieber Herr, hat er dann noch nicht bemerkt, daß die romanischen Völker vor allem der Autorität einer starken, stetigen Hand bedürfen? Erinnert er sich nicht, wie elend der Versuch einer spanischen Rupublik nach Amadeos Flucht (1873) gescheitert ist, als die Leute in den Städten des Südens zuerst die Steuern abschafften? Weiß er nicht, daß der Anarchismus nirgends so fetten Boden gefunden hat, wie in Spanien? ... „Canalejas geht von dringenden Erwägungen der Volkswirtschaft aus.“ Wenn er das tut, so bitte er doch den Vatikan, einige Orden zur Hilfeleistung bei der Anleitung des Volkes zur Aufforstung, zur Garten- und Feldbestellung anzuweisen. Hatten nicht auch die Scholapier in Barcelona die beste Handelsschule in Spanien, bis der Pöbel sie niederbrannte? Wenn die Regierenden, anstatt sich um die Futterkrippen zu zanken oder monatelang leeres Stroh zu dreschen, herzhaft an eine soziale und ökonomische Gesetzgebung herangingen, wären der Klerus und die Orden die letzten, ihnen in den Arm zu fallen. Seit Jahren schon schicken spanische Bischöfe Kleriker nach Deutschland, um die soziale Tätigkeit der deutschen Katholiken zu studieren. Aber nach Spanien zurückgekehrt, können sie nicht einmal einen Sitz in den Cortes einnehmen.

„Deutsche Warte“ (Berlin), 4. Aug.: „In Katalonien hat die separatistische (von den Madrider Liberalen erfundene) Bewegung an den Rand des Abfalls geführt.“ Der Mann hat etwas von den Wünschen der Katalanen nach größerer Selbständigkeit läuten gehört, die ganz in der Ordnung sind und von allen nicht kastilischen Landschaften geteilt werden, aber sich nie bis zu der Trennung von Spanien verstiegen haben. Das übrige in dem Artikel ist Spreu.

„Frankfurter Zeitung“, 2. Aug.: „Es drängt den König, den Bann von sich abzuschütteln, der ihn seit der Erschießung Ferrers bedrückt“ (weil er ins Ausland geht und mit Fallières zu Mittag speist). So schwierig also scheint es selbst für den König nicht zu sein, sich der „klerikalen Umklammerung“ zu entziehen? Gemäß der Frankfurterin verdankt er es schon seiner antiklerikalen Haltung, daß die Pariser Arbeiter ihn diesmal verschonen; vielleicht aber hätte es auf die spanischen Arbeiter, klerikale und liberale, einen besseren Eindruck gemacht, wenn er während des Streiks in Bilbao das nahe San Sebastian nicht verlassen hätte, um eine Vergnügungsreise zu machen. Aber es galt, den König dem Eindruck einer gewaltigen Kundgebung gegen die kirchenfeindliche Politik seines Ministers zu entziehen und ihn zugleich etwas französische Kulturkampfsluft atmen zu lassen.

„Prager Tageblatt“, 30. Juli: „Spaniens längst vergangene Blütezeit fällt mit der Blütezeit der katholischen Kirche in Spanien zusammen.“ Fällt nicht auch Belgiens Blüte mit seiner katholischen Regierung zusammen? Was hat also Spanien nötig, „durch Befreiung von den Geboten einer einzigen Konfession mit anderen Völkern in Wettbewerb treten zu können?“ Erkläret mir, Graf Orindur ...

„Dresdener Nachrichten“, 31. Juli: „Canalejas verfügte auch nicht kurzerhand einseitig seine reformatorischen Maßregeln, sondern war bemüht, sich des Einverständnisses des Vatikans zu versichern.“ Eben weil er das Gegenteil hiervon tat, hat der Vatikan Bürgschaft gegen weitere solche Einseitigkeiten gewünscht, und als Canalejas solche zu geben ablehnte, war er es und nicht der Vatikan, der den ersten Schritt zum diplomatischen Bruch tat. So grob wird die Zeitgeschichte von heute auf morgen gefälscht!

„Vossische Zeitung“ (Berlin), 3. Aug.: „Man schreibt uns (unter anderem Unsinn): Auch die niedere Geistlichkeit (die höhere also?) wird auf einem ganz dürftigen Bildungsniveau gehalten. Nach einer Vorbildung in den kläglichen Volksschulen (für die nach einer anderen Stelle desselben Artikels die staatlichen Aufwendungen lächerlich gering sind) wird sie im Seminar mit dem Notwendigsten für Messelesen, Beichten (!), Hochzeiten (!), Taufen und Begräbnissen versehen.“ Danach wären die zum geistlichen Stande Erlesenen stockdumm, wenn sie bis zur Priesterweihe im 24. Lebensjahre, nur um diese Sachen zu erlernen, 14 Jahre nötig hätten. (Vgl. oben „Das Reich“) ... „Kardinäle und Erzbischöfe haben glänzende Einnahmen (d. h. die Bischofssitze bestreiten aus ihren Gesamteinnahmen ihre Gesamtunkosten) und lassen sich vom Leben nichts abgehen.“ Vom Leben! Das soll sich der liberale Leser weiter ausmalen ... Wenn der aber wüßte, wie wenig dem Spanier im allgemeinen um das zu tun ist, was der deutsche Philister sich unter Leben vorstellt! Ein Schälchen Schokolade mit ein paar Oelkringeln am Morgen, ein Mittagbrot von einem oder zwei Gängen, ein Imbiß am Abend; im Getränk die äußerste Nüchternheit! Ein Trunk Wasser wird in Spanien bezahlt! Und erst der Klerus! Die Bischöfe, die wegen ihrer großen Zahl und der Kleinheit ihrer Sprengel nach deutschen Begriffen im Range eines Stadtdechanten stehen! Hat der Mann eine Ahnung von den wirklichen Verhältnissen! „Sein Klima ist weit besser als das unsrige!“ In diesem Artikel („Geistige Befreiung in Spanien“) ist nämlich von allem die Rede: hay de todo como en botiga. Eine Viertelstunde Studiums der Klimakarte Spaniens, wie es heute unsere Tertianer schon treiben, würde den dreisten Skribenten lehren, daß Spanien von der Natur hierin wie in vielem andern recht stiefmütterlich bedacht ist; schlimmer aber ist, und die Hauptquelle aller wirtschaftlichen Schwierigkeiten Spanien fließt daraus, daß die einförmige, wenigst begünstigte Hochebene über die mannigfachen und fruchtbaren Küsten- und Randlandschaften herrscht; Portugal hat sich davon befreit, Katalonien zerrt seit Jahrhunderten an dieser Kette. In der Richtung solcher nüchternen Betrachtungen, die freilich von dem Popanz des Klerikalismus weit abführt, liegt die Lösung von Rätseln wie dieses, daß „Spanien nicht ein Drittel der Einwohner nährt, wie das gleich große Deutsche Reich“. „Verhängnisvoll“, sagt die Vossische zum Schluß und spottet ihrer selbst, „scheint uns immerhin zu sein, daß die Wissenschaft versäumt hat, die ihr gebührende Rolle in einem solchen Streit zu übernehmen“. Da soll sie denn noch eines wissen: Die „Wissenschaft“ wohnt in Spanien mit ihren besten Vertretern im kirchlichen, im konservativen Lager. Denn in dem der Republikaner und Liberalen hat man ihr durch den rohen Bruch mit der großen Ueberlieferung den Lebensnerv abgeschnitten. Für das nähere empfehle ich der V. Z. und andern zunächst das Studium der Werke Menendez y Pelayos.

„Neue freie Presse“ (Wien), 1. Aug.: Schwere Enttäuschung! Dasselbe Gericht wie in der „Deutschen Warte“, oder umgekehrt.

„Pester Lloyd“, 1. Aug.: ... „Folgeerscheinungen einer fast souveränen Mönchsherrschaft; unter der Priesterherrschaft hindämmernder Mob ... Worte, Worte!

„Budapester Tageblatt“, 3. Aug.: „So enorm ist die Schar der Priester, Mönche und Nonnen, daß auf je 25 Einwohner einer der ihrigen kommt ...“ Das Blatt besitzt wohl schon die Statistik, die Canalejas erst zu erheben befohlen hat, auf die ich mit Schmerzen warte. Denn gerade der Mangel einer zuverlässigen Statistik erleichtert den leichtfertigen Kritikern Spaniens, ins Blaue hinein zu schwefeln.

„Kölnische Zeitung“ 2. Aug.: „Es wird versichert, daß die Ordensschulen, wie mangelhaft auch der darin erteilte Unterricht ist, immer noch besser sind, als die staatlichen. Die Orden haben also da eingesetzt, wo der Staat seine Pflicht vernachlässigt hat, und an diesem ist es nun, sie zu erfüllen, damit die ergänzende Lehrtätigkeit der Orden überflüssig wird.“ Da hatte die Kölnerin einen lichten Augenblick.

„Der Freidenker“, 3. Aug.: „250000 dem geistlichen Stande angehörige Individuen.“ Wie bescheiden gegen das „Budapester Tageblatt“, das sie mit 4% auf 750000 berechnet ... Vorsicht vor Ziffern aus Spanien!

„Die wirtschaftlichen Grundlagen des spanischen Kulturkampfes“ überschreiben die „Münchner Neuesten Nachrichten (10. Aug.) einen Artikel, der sich bei näherem Zusehen als ein Löffelchen Fett darstellt, behutsam abgeschöpft von der Zuschrift eines „spanischen Liberalen“ an die „Times“. „21000 Domherren und andere kleinere Würdenträger — außer 61 Bischöfen — haben wir in Spanien.“ Ich überschlage und rechne, aber was hilft's? Im vorigen Jahre bat ich (Dr. B. Die Red.) den Bischof von Barcelona in einer eingehend begründeten Denkschrift um gewisse statistische Unterlagen für einen sozialpolitischen Aufsatz. Herr Dr. Laguardaz Fenollera antwortete mir wörtlich: „Wir haben keine kirchliche Statistik.“ Aber der „spanische Liberale“ hat sie. Wie beneide ich den Glücklichen! — „Die Frauen Zaragozas verhungerten letztes Jahr[1]), während in den Klöstern an einer Aussteuer im Wert von vielen Tausenden gearbeitet wurde“ ... „Solche Tatsachen (! in der Mehrzahl) erklären die Wut der Frauen gegen die Klöster.“ Meinetwegen; aber was erklärt denn die Tatsache, daß soviele spanische Jünglinge und Jungfrauen in die Klöster eintreten? Wer zwingt sie denn? Geschwelgt wird ja doch in den Klöstern nicht, sondern, wie uns oben geschildert wurde, „harte Fronarbeit“ verrichtet. Der liberale Dichter Galdos verbreitet sich über dieses Rätsel im zweiten Teile seines religiösen Romans Nazarin, Halma, den die „Köln. Volksztg.“ 1906 mit erstaunlicher Unparteilichkeit in ihrem Feuilleton veröffentlichte. „Der Mystizismus liegt uns im Blute“, sagt er. Im Blute! Wie das Klima Spaniens in seinem geologischen Aufbau liegt! Natürlicher Gründe bedürfen wir, um zu begreifen, was in England und Norwegen und Spanien vorgeht. Oder darf man Spanien gegenüber — etwa weil es ein katholisches Land ist? — Gründe aus den Fingern saugen, ins Blaue hinein schwefeln?

Einen „Opferknaben“ hat die Berliner „Zeit am Montag“ (12. Aug.) telegraphisch von Madrid sich senden lassen, dessen Schicksal ein düsteres Licht (!!) auf den Kulturzustand ländlicher Kreise in Spanien werfe. Ein armer Bube auf Anstiften eines Kurpfuschers hingeschlachtet, um sein Blut und Rippenfett zu Heilzwecken zu gebrauchen. Ob es wahr ist? Wir sind im August. Und wenn, so gehen wir doch auch einige Geschichten von deutschen Kurpfuschern durch den Kopf, die auch einem Spanier bedenkliche Vorstellungen von dem Geisteszustand ländlicher und — städtischer Kreise in Deutschland geben möchten. Bedauernswerte Presse, wenn der vatikanisch-spanische Konflikt, wie es allen Anschein hat, zu keinem Kulturkampf führt. Ich aber bestelle das Berliner Abonnement auf „spanische Kultur“ ab und warte auf spanische Statistik.

Zum Nachtisch ein Wink für — die „Augsburger Postzeitung“ (2. Aug.). Sie nennt in einem aus Madrid datierten Artikel den Gesetzentwurf zur Beschränkung der Orden „Cadenas“-Gesetzentwurf. „Cadenas“ sieht ja hübsch spanisch aus; schade, daß es französisch ist, das spanische heißt (Ley del) Candado: Riegelgesetz. Die Madrider Datierung wird also ein — Irrtum sein. Wann wird endlich wenigstens die Zentrumspresse aufhören, sich von Frankreich her über Spanien unterrichten zu lassen? Die Anschauung an Ort und Stelle, das Einleben in die Volksseele ist für die Beurteilung der Vorgänge unerläßlich. Nur dem lange in Spanien ansässig Gewesenen gehen die Augen auf über die wahren, die großen Mißgeschicke Spaniens, die in keinem der oben geprüften Auslassungen auch nur gestreift sind: die geistlose Zentralisation, die nur Individuen sieht, die Plage der Berufspolitiker, die 100jährige Lüge der Verfassung, diese Mutter des Mißtrauens in alles, was Regierung heißt und von der Regierung kommt, der verhängnisvolle Einfluß der Hauptstadt, die von der nächsten Mittelstadt eine halbe Tagereise auf dem Schienenweg entfernt liegt und zu der der Schrei der wirklichen Lebensbedürfnisse des Landes nur auf dem Papier dringt, die Trennung von Portugal, die katalanische Frage, die zugleich die Wiedervermählung mit dem Mittelmeer einschließt, zu schweigen von den unabänderlichen Bedingungen, wie die Natur sie einmal geschaffen hat: der Mangel an Kohle, die Ungunst des Klimas, des Strom- und Gebirgssystems, die Lage in einem Winkel Europas, endlich auch die Bedürfnislosigkeit des spanischen Volkes, welche von dem oberflächlichen Beobachter so leicht mit seiner Armut verwechselt wird, aber, solange sie besteht, in der Tat niemals eine Entwicklung des Gewerbes und des Handels in der Art, wie sie die Genußsucht der germanischen Völker erzeugt hat, zulassen wird. Hiervon müßte die „Wissenschaft“ reden und an letzter Stelle erst von dem Einfluß der Kirche, welcher in das so durch natürliche Ursachen entstandene Kulturbild die strahlenden Lichter der Mystik, der Dichtung und der bildenden Künste gesetzt und durch die Wirren der Bürgerkriege des 19. Jahrhunderts hindurch Religion und Sitte und die Wissenschaft selber gerettet hat.

[1]) Selbst für eine „verhungerte“ Frau müßte der Nachweis gefordert werden: aber daß „die“ Frauen Zaragozas nicht Hungers gestorben sind, davon kann sich jeder Durchreisende überzeugen.

Katholische Kirche und Tannenberg.

Eine Entgegnung.[1])

Von Stanislaus Kujot, Pfarrer in Griebenau bei Unislaw.

Pfarrer Nieborowski (zu Reichenthal, Kreis Namslau in Oberschlesien) hat in Nr. 27 der „Allgemeinen Rundschau“ vom 20. Juni die Schlacht bei Tannenberg und den König Jagello im Gegensatze zu anderen Ergebnissen der Forschung dargestellt. Der Grund davon ist neben einer irrigen Auffassung des herbeigezogenen Details eine nicht mehr haltbare Ansicht über die einleitenden Ereignisse und das gegenseitige Verhältnis der beiden kriegführenden Staaten.

Unrichtig, zum wenigsten sehr ungenau, ist schon die Bemerkung: „Der Versuch des polnischen Gelehrten von Kentrzynski, die Schenkungsurkunden als Fälschungen hinzustellen, wurde von Perlbach und Seraphim schlagend zurückgewiesen.“ Es handelt sich um die Urkunden des Herzogs Konrad von Masowien vor 1235, mit welchen der Deutsche Orden sein Anrecht auf das Culmerland und auf Preußen nachwies. Aber in der Hauptsache stehen sich hier Professor Dr. Perlbach — Dr. Seraphim kommt mit einem mehr referierenden Artikel weniger in Betracht — und Dr. von Kentrzynski durchaus nicht feindlich gegenüber. Ist es doch Dr. Perlbach, welcher schon 1873 durch seine epochemachende Abhandlung „Die ältesten preußischen Urkunden“ den Hauptstamm der einschlägigen Urkunden als Fälschungen nachwies. Seine Resultate hat er sodann in den „Preußisch-polnischen Studien“ (erstes Heft, 1886) erweitert und näher begründet, endlich auch noch in der Rezension der Arbeit von Kentrzynskis (1905) dargelegt. Danach ist z. B. die ausführliche Schenkung des Culmerlandes und Preußens von 1230 (gegeben Crusz(wica) ante portas; Preußisches Urkundenbuch Nr. 78) eine Fälschung. Eine andere Urkunde von demselben Jahre, gleichfalls das Culmerland betreffend, ist nach Dr. Perlbach „nur ein vom Herzog nicht vollzogener Entwurf, ein Präliminarvertrag, der nicht mit dem Siegel des Herzogs, sondern des Bischofs Gunter von Masowien besiegelt wurde“. Und doch wurde das Schriftstück stets als vollgültige Urkunde ausgegeben.

Den Anlaß zum Kriege von 1410 sodann gab nicht „der listige Heide Jagello, Großfürst von Lithauen, den die Polen unter der Bedingung der Taufannahme zum Könige wählten“, auch nicht der Umstand, daß die polnische Politik „von da an unter skrupelloser Anwendung auch der verwerflichsten Mittel arbeitete“. Als zwei dieser Mittel werden genannt „Die Aufhetzung der Litauer und der heidnischen Samaiten gegen den Orden“, sowie „die fast ständige Bundesgenossenschaft mit den mohammedanischen Tataren“.

Die seitens der neuesten Historiographie wirklich anerkannte Ursache des Krieges war eine andere, ungleich tiefere. Seit der Taufe Jagellos (1386) und der unmittelbar darauffolgenden Bekehrung Litauens gab es für den deutschen Orden keine rechte Aufgabe mehr im Osten Europas. Durch die Vereinigung Litauens aber mit Polen, infolge der Heirat zwischen Jagello und Hedwig, war den Orden an den Grenzen eine, wie sich herausgestellt hat, überlegene Macht erwachsen. Auf diese hätte billig Rücksicht ge-

[1]) Der Herausgeber hat sich von Anfang an bereit erklärt, einer sachlichen Entgegnung auf den Aufsatz Nieborowskis (derselbe hat sich mittlerweile den Doktorhut geholt) die Spalten der „Allgemeinen Rundschau“ zu öffnen. Da aber keiner der zahlreichen Gegenartikel diesem Verlangen entsprach, in den meisten die persönlichen Invektiven, oftmals unter Voraussetzung der unedelsten und häßlichsten Motive, vorwogen, hat sich die Veröffentlichung einer Entgegnung so lange verzögert.

nommen werden sollen. Trotzdem besetzte der Orden das ethnographisch und politisch zu Litauen gehörende Samaiten (1397) und erwarb die Neumark (1405) an der Westgrenze Polens, trotzdem dieses sich darum bemüht hatte. Beide Schritte ließen den Krieg voraussehen. Der an Stelle seines verstorbenen Bruders Konrad von der Kriegspartei im Orden (1407) zum Hochmeister erwählte Ulrich von Jungingen „brach auch sofort die Gelegenheit vom Zaune, indem er die Burg Driesen an der Grenze Polens und der Neumark besetzte, auf die König Wladislaus (Jagello) Ansprüche hatte". (Heveker, Die Schlacht bei T., Berliner Doktordissertation 1906; ähnlich Dr. Krollmann, Privatdozent in Königsberg, Die Schlacht bei T., Oberländische Geschichtsblätter X 1908 und besonders, Mai 1910.)

So lagen die Verhältnisse, als Witold von Litauen sich 1407 der hartbedrängten Samaiten annahm. Für die Christianisierung des Landes war seit 1397 nichts geschehen, dagegen war es sieben Jahre nach dem Thorner Frieden von 1411 schon bekehrt. Da der König andeutete, er werde seinen Vetter nicht im Stiche lassen, so besetzte der Orden 1409 schnell das polnische Land Dobrin an der Weichsel. Vor dem Entscheidungskampfe kam jedoch ein neunmonatlicher Waffenstillstand zustande, welchen beide Teile, nicht wie N. meint, nur Polen, zu ausgiebigen Rüstungen benutzte. „Schreiben auf Schreiben sandte der Orden an die auswärtigen Höfe von England, Frankreich und Dänemark, ebenso an den König Sigismund (von Ungarn) und die Fürsten Deutschlands, daß sie ihren Rittern gestatten möchten, der Sache des Ordens zu Hilfe zu kommen. Außerdem wurden im ganzen Deutschen Reiche für den Orden Söldner geworben." Mit Ungarn kam für teures Geld ein Schutz- und Trutzbündnis (März 1910) zustande. (Heveker; zu vgl. Krollmann l. c., Thunert, Der große Krieg, in Zeitschr. des westpreuß. Gesch.-Vereins, Heft 16).

Für Polen handelt es sich um die Existenz. Die Behauptung N's, „daß Polen in seinem Bestande jemals vom Orden bedroht gewesen wäre, sagt heute kein Historiker mehr, sondern nur gehässige Zeitungsschreiber", ist unrichtig. Schon 1392 war seitens Ungarns in Marienburg vorgeschlagen, daß „was uff disseit (d. h. nördlich) Kalis (Kalisz in Großpolen) ist, das das alles und ouch die Masow ken Pruessen gehoren solle, und was uff ginseit Kalis ist und Kracow, Czudomar (Sandomir), Luntschitz (Leczyca, zu sprechen Lenezyca) Ruessen (Rotrußland-Galizien) und den strich hen off, sulde ken Ungarn gehoren" (Voigt, Preuß. Urkundenbuch IV. 58). Ganz ähnlich wurde bei dem Bündnisse vom 31. März 1410 verabredet: Item zo zal der homeister und orden czu forus behalden Littauwen, Samayten und Dobrin und vor sein gelt, koste und schedin, di her uff dessen Krig legin word, zal unser her konig noch dirkenntnisse der achtir (einer Kommission aus acht Räten), di sie czu beiden seiten do zuschicken zollen, di Cuyaw . . . (Prochaska, Codex Vitoldi 202.) Das Blatt ist an dieser Stelle zerschnitten, der Schluß des Satzes und die Fortsetzung der Verabredung stand auf der an Ungarn ausgehändigten Hälfte des Schriftstückes, welche jedoch nicht mehr auffindlich ist, während die erste im Deutschordensarchiv erhalten ist. Trotzdem ist aus dem Zitat ersichtlich, daß eine wirkliche Annexion Litauens und Aufteilung Polens beschlossene Sache war.

N. behauptet ferner, Ulrich von Jungingen „hat noch wenige Tage vor der Schlacht dem Polenkönige demütige Friedensanerbietungen gemacht". In Wirklichkeit ist von solchen Kundgebungen seitens des Hochmeisters nichts bekannt geworden. Wohl aber hat Jagello noch am 5. Juli, nahe der preußischen Grenze, den vom Hochmeister kommenden Boten König Sigismunds recht billige Bedingungen gestellt: es solle Samaiten an Litauen und das Dobrinerland an Polen herausgegeben werden, sonstige Schäden solle Sigismund von Ungarn, ein dem Orden jedenfalls genehmer Schiedsrichter, dem schuldigen Teil auferlegen. Auch am 10. Juli, schon im Feindeslande, ließ sich der König bei denselben Abgeordneten im Ordenslager erkundigen, ob keine Aussicht auf Frieden vorhanden sei. Ja, das auffallend lange Zögern mit dem Beginn der Schlacht hatte nach Jagellos eigener Aussage seinen Grund darin, daß er noch immer „eine friedliche Verständigung erwartete" — expectantes aliquam spem concordiae — (Codex Vitoldi 1014).

Ein sehr folgenreicher Fehler ist bei N. sodann die Schätzung beider Heere. Seit Lothar Weber (Preußen vor fünfhundert Jahren, 1878) hat man allseitig die hohen Zahlen aufgegeben. Heveker berechnet das Ordensheer auf 11000, das polnisch-litauische auf 16500 Berittene, darunter übereinstimmend mit Dlugosz 300 Tataren; Fußsoldaten waren beiderseits nicht vorhanden. Aehnlich schätzt Hans Delbrück (Geschichte der Kriegskunst. III. Teil, 1907) die Stärke beider Seiten. Krollmann zählt 14000 bis 15000 und 20000. Der Tataren tut er keine Erwähnung. Dagegen schätzt N. „das polnische Heer auf 60000, darunter 30000 Tataren und nur 20000 Polen, das deutsche Heer auf ungefähr 30000 Kämpfer".

Zu der Annahme von der furchtbaren Macht der Tataren im feindlichen Heere mögen ihm wohl Aeußerungen auf seiten des Ordens Anlaß gegeben haben. Es lag ja im Interesse des Ordens, auch den Krieg von 1410 als einen Kampf mit Heiden zum Schutze des christlichen Glaubens darzustellen. Je mehr diese Auffassung im Westen Europas Glauben fand, desto mehr Zuzüge von Glaubensstreitern durfte man hoffen und desto höher stieg der Ruhm des Ordens als eines Vorkämpfers für die Religion. Daher sprach man dort kurzweg von einem Kampf mit Ungläubigen. Noch am 17. Dezember (1410) kurz nach Abschluß eines Waffenstillstandes, versendete der neue Hochmeister Heinrich von Plauen eine Denkschrift an die Fürsten von Westeuropa, in welcher dieses Gedankens zwölfmal Erwähnung geschieht. Auf die Unrichtigkeit machte ihn am 20. Januar (1411) Witold von Litauen aufmerksam: „ir schreibet und empitt (= entbietet) hen uns in die fremde lande of den herrn konig und of uns, wir weren uncristen und unreine lute usw. und sotane nancherlei Dinge, und nu leczt, als der frede (= Waffenstillstand) usging, ir habt lassen anheben czu burnen und czu heren" (Cod. Vitoldi 210).

Es half jedoch wenig, denn als derselbe Hochmeister für die auf dem Schlachtfelde errichtete Gedächtniskapelle 1412 bei Papst Johann XXIII. um Ablässe bat, hieß es in der Eingabe, es habe daselbst eine erstaunliche und schauderhafte Schlacht zwischen Ungläubigen und Christen — per nonnullos infideles cum cristifidelibus — stattgefunden. Diese Motivierung ist, wie üblich, in das Ablaßbreve (bei Voigt und Schubert, Johann von Posilge) hinübergenommen worden. Sie kann daher durchaus nicht für „ein offizielles Zeugnis der höchsten kirchlichen Stelle", „ein authentisches Urteil der Kirche über Tannenberg", d. h. über die Zusammensetzung des polnisch-litauischen Heeres und die überwiegende Zahl der Tataren in demselben angesehen werden, wofür sie N. ansieht. Eine solche Entscheidung konnte der Papst überhaupt nicht beabsichtigen; die Kanzlei wiederholte nur, was in der Vorlage enthalten war. — Der zweite Beweis N's für die Annahme, als wäre die Zahl der Tataren sehr beträchtlich gewesen, ist ebenso hinfällig. Litauer und Tataren hatten nach Dlugosz geplündert und Heiligtümer geschändet. Man forschte nach den Schuldigen. Zwei Litauer wurden als die Hauptschuldigen — magis culpabiles — mit dem Tode bestraft. N. bemerkt hierzu: „Da die Tataren jedenfalls die Hauptfrevler waren und ihnen nichts geschah, ist dies ein Beweis ihrer furchtbaren Macht." Diese Beweisführung enthält jedoch einen greifbaren Irrtum; es müßte zuvörderst erwiesen werden, daß eben die Tataren die Hauptschuldigen — magis culpabiles — waren. Aber auch damit wäre der Beweis, daß sie einen besonders hohen Prozentsatz im Heere gebildet haben, noch nicht geliefert!

N. geht zur Schlacht über. Nach den Quellen hat dieselbe kurz vor Mittag begonnen. „Nach fast einstündiger Gegenwehr" gerieten die Litauer ins Wanken. „Bis etwa gegen 5 Uhr nachmittags wurde in offener Feldschlacht gekämpft; eine Stunde vor Sonnenuntergang kehrte der König von der Verfolgung der Fliehenden zurück." So Heveker (48, 56).

Mit diesen feststehenden Zeitbestimmungen müssen wir rechnen. Zwischen den Kampf in der Feldschlacht und die Verfolgung ist noch ein zweiter Kampf in der Wagenburg einzureihen.

Es ist demnach unzulässig, wie N. tut, den Kampf mit den Litauern und Tataren sechs Stunden dauern zu lassen. Auch davon, daß „das Ordensheer", also die ganze Streitmacht, denselben geführt hätte, wissen die Quellen ebensowenig wie von der angeblichen Zahl von 12000, welche dort auf seiten der Litauer und Tataren gefallen wären. Es kämpfte dort nur der linke Flügel des Ordens. Daß danach das Ordensheer dort „seine Kräfte erschöpfte und dann dem Ansturm frischer Streitkräfte, bestehend aus Polen und böhmischen Söldnern, sowie einer in Reserve gehaltenen Tatarenhorde erliegen mußte", ist ungeschichtlich. Im besonderen weiß von einer Reserve von Tataren keine Quelle das mindeste.

Auch das endlich ist nicht zu erhärten, daß „nicht einmal alle polnischen Truppen in den Kampf kamen".



Der Hergang der Schlacht, wie ihn N. berichtet, ist demnach ungeschichtlich.

Zu erwähnen bleiben ferner die zwei Jagello persönlich angehenden Fälle. Im Jahre 1411 ließ der König den neuen Papst Johann XXIII. unter Ueberreichung von üblichen Geschenken seiner Obedienz versichern und bat bei dieser Gelegenheit, die aus preußischen Kirchen stammende Kriegsbeute behalten und an polnische Kirchen verschenken zu dürfen — ut rex omnia in ecclesiis quibuscumque apud Pruthiam recepta licite retinere et aliis ecclesiis in Poloniae regno donare potuisset. (Dlugosz.) Solche Gegenstände waren ein kostbares Stehkreuz und eine Biblia solemnis, heute Eigentum von St. Florian und der Kathedrale in Krakau. Eine Reliquie der hl. Barbara in einem kostbaren Schrein hatte der König im Schloß Althausen vorgefunden, aber nicht mitgenommen. Im Jahre 1242 war dieselbe durch Ordensritter in dem pommerschen Schlosse Sartawitz erbeutet worden. Auch sonst führten Ordensritter aus Polen und Litauen Kirchengeräte mit, ohne sie später auszuliefern. Das war eben Kriegsbrauch. Es ist demnach nicht richtig, „daß der „fromme" Jagello für sich selbst die preußischen Kirchen ausrauben ließ", wie N. behauptet. Wenn er aber wegen dieser Beute beim Papste um die erwähnte Erlaubnis bitten ließ, so spricht dies sehr zugunsten seines Gewissens.

Sodann erzählt N., es sei „gleichfalls historisch, daß der fromme König, als es ihm nicht gelang, die Marienburg zu erobern, auf die Kolossalstatue der hl. Jungfrau mit Kanonen schießen ließ, weil diese nach seiner abergläubischen Meinung die Einnahme verhütete". Die einzige in etwa gleichzeitige Quelle, welche diesen Gegenstand erwähnt, erzählt hierüber unter dem Titel: „Ouch geschach eyn gros wunder" folgenden wenig wunderbaren Vorgang: „Der Koning hatte eynen Buchsenschutzin, der „wolde schissin zu dem huse kegin Unser Libin Frouwin bilde hinder dem Kore, der wart blint all in czu angesichte." Ich bemerke, daß das Ordensschloß aus zwei Häusern oder Schlössern bestand, dem niederen und dem hohen Hause. Die Schloßkapelle zu Marienburg macht, wie auch sonst, mit dem hohen Hause einen Bau aus und liegt in dem östlichen Ende desselben. Der Schütze zielte nach dem Wortlaute der Chronik nach dem hohen Schlosse, in der Richtung der großen, heute noch erhaltenen Mosaikfigur an der Außenwand des Chores. Nach der allgemeinen Ueberzeugung, welche der Chronist verzeichnet hat, beschützte jedoch die hl. Jungfrau das Schloß und der Schütze erblindete. Von einem Zielen nach der Figur selbst ist hier ebensowenig die Rede wie davon, daß der König den Schuß befohlen und abergläubisch gewähnt habe, die hl. Jungfrau verhindere die Einnahme der Festung. So der ursprüngliche Bericht. Weiteres hat die Wundersucht späterer Jahrhunderte hinzugedichtet. Historisch ist also die von N. gegebene Erzählung keineswegs.

Endlich behauptet N., das Volk, welches nach der Chronik zu der Kapelle auf dem Schlachtfelde wallfahrte, weil dort Zeichen und Wunder geschahen, habe „also die Gefallenen als Märtyrer des Christenglaubens angesehen". Es wäre dies eine weitere Bestätigung seiner Ansicht, daß bei Tannenberg wirklich Christen Ungläubigen gegenüberstanden und für ihren Glauben gefallen seien, was ja auch das Ablaßbreve bestätige.

Allein der einschlägige Satz der Chronik lautet also: Der Hochmeister ließ weihen „die cappelle uff dem stritplatze, wend do grose czeichin geschogin und tegelich geschen an manchirley gebrechin der lute durch dy wirkunge Unser Libin Frouwin". (Scriptores Rerum Prussicarum III 333.) Durch die letzten sechs Worte ist jeder Auffassung im Sinne N.'s vorgebeugt. Die Kapelle war nämlich der heiligen Jungfrau geweiht, und wie eine andere Nachricht lautet, ließ der Hochmeister vor der Einweihung ein kostbares Bild Unser Lieben Frauen dahin bringen. (Voigt und Schubert, S. 261 Anm.) Aus dieser Ursache suchten die Leute die Stätte auf.

Industrie.

Seht dort! Auf schwarzem Plane
Ein Wald von Schloten steht!
Und stolz des Rauches Fahne
Von allen Kronen weht!

Des Schachtes Türme schauen
Mit Trotzen himmelwärts —
Tief unten Zwerge hauen
Nach Kohle und nach Erz.

In eines Ofens Bauche
Kocht still das erzn'e Gut,
Bis dass mit heissem Hauche
Es fliesst wie Silberflut.

Seht die Maschine ackern
Auf hartem Eisenfeld!
Die Opferfeuer flackern —
Ein Schrei des Lebens gellt! —

Der Dampf strömt durch die Adern
Und hebt des Hammers Faust,
Dass sie auf Eisenquadern
Im Donner niedersaust.

Elektra spannt die Drähte
Als starke Riesenmaid —
Sie sprengt die alten Nähte
Und bringt die neue Zeit.

Inmitten kluger Geister
Der Mensch steht mit Verstand;
Als Denker und als Meister
Lenkt alles seine Hand. —

J. Fritzen.

Arbeitersöhne und höheres Studium.

Von Oberlehrer Kuckhoff (Essen).

II.

Daran möchte ich anknüpfen, wenn ich nun im folgenden einiges ausführe über die gewaltigen Schwierigkeiten, die sich vor einem armen Arbeitersohne auftürmen, wenn er sich danach umsieht, woher er das Geld bekommen soll zum Studium, und wie er sich in der folgenden Vorbereitungszeit auf das Amt durch den Wust von Vorurteilen, mit denen man ihm begegnet, hindurcharbeiten soll. Da möchte ich nun zunächst betonen, daß es meiner Ansicht nach am schönsten wäre, wenn die Arbeiter selbst die Mittel aufbrächten. Es hat das den wichtigen Vorteil, daß der neu in die obere Klasse Einrückende immer ein Geschöpf seiner Klasse bleibt, daß er mit Stolz sagen kann: ich bin nicht durch euch in eure Reihen gekommen. Er ist in Wahrheit ein self-made-man. Denn unsere Arbeiterklasse fühlt sich solidarisch als Familie, mehr, als die anderen Stände. Berechtigter Stolz muß das Herz des ganzen Standes höher schlagen lassen, wenn er sieht, wie er in einem der Seinen gestiegen ist. Dazu ist es nötig, daß die Arbeitervereine selbst oder auch die Gewerkschaften Mittel zur Verfügung stellen. Das wird ihnen gar nicht allzuschwer werden. Es liegt mir die Statistik des Westdeutschen Verbandes der katholischen Arbeitervereine zur Hand. Dieser hat jetzt 150000 Mitglieder. Wenn nun die einzelnen Vereine für jedes Mitglied für die Zwecke der Unterstützung von Arbeitersöhnen 5 Pfg. jährlich ablieferten, so ergäbe das schon eine Summe von 7500 M. Wäre das nicht ein wahrhaft großartig angelegtes Kapital? Wie dieses Geld im einzelnen zu verwenden wäre, darüber zu sprechen, hat hier keinen Wert. Es wird das anderswo zu erwägen sein. Doch sei eines hervorgehoben: Es haben sich bei dem Wirken anderer Studenten-Unterstützungsvereine Schwierigkeiten in der Verleihung der Stipendien in barem Gelde herausgestellt. Viel besser ist es, vor allem auf der Universität zunächst dafür zu sorgen, daß die Studenten ordentliches Essen und anständige Wohnung haben. Da empfiehlt sich die Einrichtung von Freitischen, deren Kosten durch die unterstützende Organisation zu bestreiten sind. Auch sind Studentenheime notwendig. Auch Gesellenhäuser sind eine ausgezeichnete Unterkunft für einige Semester. Man fürchte nicht, daß unsere Arbeiter über derartige Hilfsmittel unzufrieden wären, vielleicht sich gedemütigt fühlen. Im Gegenteil, ich weiß, daß sie ihnen sehr sympathisch gegenüberstehen. Ehe die Arbeitervereine diese Selbsthilfe organisiert haben, ist es natürlich nur angebracht, korporativ dem Albertus-Magnus-Verein beizutreten.

Alles das macht eine Unterstützung seitens unserer bemittelten Kreise nicht überflüssig. Jedenfalls meine ich, man



sollte die Bedeutung dieser Frage, woher die Mittel kommen sollen, nicht überschätzen. Es ist die Notwendigkeit der Aktion anzuerkennen, die Hilfe wird schon kommen! Viel wichtiger erscheint ein anderes, was die „Germania“ in Nr. 99 vom 1. Mai 1910 berührte. Sie stimmt den Anregungen in der Arbeiterpresse zu, schreibt aber dann:

„Selbst wenn das unbedingt erforderliche Geld mit Mühe und Not aufgebracht ist, was auch unter den heutigen Verhältnissen für einen aufstrebenden und von Idealismus getragenen jungen Mann noch oft mit harten Verdemütigungen verbunden ist, die den ruhigen Gang der Studien zu stören nur zu sehr geeignet sind, so entstehen auch noch häufig Mißstimmigkeiten in der Familie über Dinge, die nicht gerade nach dem Sinne der Verwandten sind oder die Hoffnungen, die man sich in Unkenntnis der Umstände gemacht hat, täuschen. Und sind die Studien endlich glücklich vollendet, so hat der junge Mann noch lange keinen Grund, frohgemut in die Zukunft zu schauen. Die Unannehmlichkeiten, die ihm im gesellschaftlichen Verkehr mit Kreisen, die in sozialer Kurzsichtigkeit ein anderes Urteil über den Arbeiterstand fällen, als er, zustoßen, wird er vielleicht mit Würde tragen, ohne zum Verräter an seinem Elternhause zu werden; anderseits sind sie aber auch nicht danach angetan, ihm seine Berufsfreudigkeit zu erhöhen. Dazu kommt in den letzten Jahren in allen akademischen Berufen eine beinahe erschreckende Ueberfüllung. Gewiß, ein Talent wird durch angestrengten Fleiß immer sein Ziel erreichen. Aber diese Ueberfülle von Bewerbern wird doch den Weg bedeutend verlängern und damit die Kosten wesentlich steigern. Und unter sonst gleichen Bedingungen wird der Bewerber, der den besseren Ständen angehört, sicherlich immer den Vorzug vor dem Arbeitersohne erhalten.“

Daß gebildete Menschen auf andere herabschauen, weil sie nicht aus ihren Kreisen stammen, ist tief zu bedauern. Unsere moderne Zeit mit ihrer Wertung der Einzelpersönlichkeit sollte wirklich darüber hinaus sein! Was das Verhältnis zur eigenen Familie angeht, so sieht der Artikel der „Germania“ zu schwarz. Gerade so stolz, wie man auf einen Geistlichen im Kreise einer Familie ist, sollte man auch auf jeden anderen Sohn sein, dem man zu höherer Stellung verholfen hat. Im übrigen bleibt dieses Verhältnis immer eine Frage persönlichen Taktes, besonders seitens des „studierten“ Sohnes, das sich nicht theoretisch erörtern läßt. Und dann die vielbeklagte Ueberfüllung, die Vermehrung des Gelehrtenproletariates! Es ist oben schon gesagt worden, daß nur der Tüchtige studieren sollte. Wenn wir Arbeitersöhne zum Studium führen wollen, ist doch noch lange nicht gesagt, daß dadurch die Zahl der Gelehrten größer wird. Nur der Wettkampf wird gesteigert, und die Auslese ist eine sorgfältigere. Es ist niemals schade um irgend einen Schüler, der aus Untüchtigkeit oder Faulheit zurückbleibt. Schade wäre es nur, wenn aus Mangel wirklich hervorragender Köpfe und durch Minderung der an eine Klasse gestellten Anforderungen das Niveau der Bildung herabgedrückt würde. Nochmals: Bahn frei für den Tüchtigen!

Bildung ist schließlich nicht gleichbedeutend mit akademischer Bildung. Auch die mittleren Berufe stehen den Arbeitersöhnen offen. Warum widmen sie sich nicht mehr dem Lehrerstande? Das Einjährige eröffnet auch noch manche schöne Stellung. Auch da müssen wir tüchtige Leute haben.

Darum nicht zu ängstlich! Es werden sich ja noch manche Einwürfe erheben lassen, und sie werden das Gute haben, nicht allzu sehr zu eilen in dieser wichtigen Kulturfrage. Schritt für Schritt muß Boden gewonnen werden, und sicherlich werden erst unsere Kinder hier ernten, was wir gesät haben.

Die Sichel.

Die Sichel des Mondes am Himmel steht —
Ich spreche leis mein Nachtgebet
Und denk' der Blüten in den Garben,
Die unter dieser Sichel starben.

Und denke an ein stilles Grab,
Da ruht, was ich am liebsten hab ...
Seh' ich des Nachts die Sichel hangen,
Beschleicht mein Herz geheimes Bangen.

P. Timotheus Kranich, O. S. B.

Praktische Militärfürsorge.[1]

Von Andreas Schatz, Regensburg.

Bei dem vom 25. bis 28. Juli in Regensburg abgehaltene „Praktisch-sozialen Kursus für Präsides, Lehrer und Vereinsvorstände katholischer Gesellenvereine“ hielt Hochwürden Herr Präses und Militärpfarrer Winkler-München ein vorzügliches Referat über „Militärfürsorge“, mit dem ich mich wegen seiner Wichtigkeit hier noch eingehender beschäftigen möchte. Die Notwendigkeit einer „Rekruten- und Soldatenfürsorge“ braucht wohl nicht mehr bewiesen zu werden. Tatsache ist, daß der Soldat beim Einrücken in die Garnison schweren sittlichen Gefahren ausgesetzt ist und daß ein großer Teil der Mannschaften den vielfachen Verlockungen nicht widerstehen kann und den verderblichen Folgen des Lasters anheimfällt.

Mit vollem Rechte hat Herr Pfarrer Winkler eingangs seines Referats erwähnt, daß in den kleinen Garnisonen die sittlichen Gefahren nicht minder zahlreich und gefährlich sind, als in der großen Garnison, weil in der kleinen Stadt das „bunte Tuch“ eine weit größere Zugkraft ausübt, als in der großen Garnison, weil hier noch anderweitige Abwechslungen für die perverse Sinnlichkeit geboten werden, als in der kleinen Garnison. Aus der Erkenntnis der schweren Schädigung des Geistes und Körpers der jungen Garnison und den meist sehr traurigen Folgen der Sittenlosigkeit für Geist und Körper ergibt sich die Notwendigkeit einer praktischen Militärfürsorge, die mit der Rekrutenfürsorge ihren Anfang nehmen und in der „Soldatenfürsorge“ ihre Festsetzung finden muß. Als geeignetstes und wirksamstes Mittel für die Rekrutenfürsorge werden die sog. „Rekrutenexerzitien“ empfohlen. Wie für verschiedene andere Stände, hat man auch für die Rekruten eigene geschlossene Exerzitien gehalten, welche als Vorbereitung für die aktive Militärdienstzeit dienen sollen. Der Herr Referent hat in seinem Vortrag bemerkt, daß sich diese Exerzitien einer steigenden Frequenz zu erfreuen hatten, allerdings nicht in Bayern, sondern in Nordwestdeutschland. Ohne den hohen Wert solcher Exerzitien im mindesten in Zweifel zu ziehen oder zu beeinträchtigen, glaube ich, daß in Bayern nicht überall der Boden für solche Vorbereitungsexerzitien vorhanden ist. Abgesehen von den Schwierigkeiten in bezug auf örtliche Verhältnisse (Exerzitienhäuser) und der Gewinnung hierzu besonders geeigneter Persönlichkeiten (Exerzitienmeister) scheint es mir sehr fraglich, ob die in den zwanziger Jahren stehenden jungen Leute sich in wünschenswerter Zahl freiwillig den Exerzitien unterziehen. Ziemlich wahrscheinlich ist außerdem, daß Rekruten, die ohne besonderen Zwang an solchen Exerzitien teilnehmen, an und für sich schon jenen moralischen Halt besitzen, der sie befähigen dürfte, den vielfachen Versuchen des Garnisonslebens zu widerstehen. Die Ausübung eines moralischen Zwanges in solchen Fällen würde aber sicher die beabsichtigte Wirkung stark beeinträchtigen.

Ueberdies ist es jedes Jahr eine ansehnliche Zahl von Rekruten, die für den Soldatenstand bestimmt ist und es muß doch das Bestreben dahin gerichtet sein, möglichst vielen die Wohltaten der Rekrutenfürsorge angedeihen zu lassen. Die Leitung von geschlossenen Exerzitien wird aber um so schwerer, je höher die Teilnehmerzahl ist. Deshalb erscheint mir sowohl von allgemeinen Gesichtspunkten aus, wie auch unter spezieller Berücksichtigung der bayerischen Verhältnisse das von dem Herrn Referenten eingehend besprochene „Aachener System“ weit besser geeignet zur Durchführung einer erfolgreichen und ziemlich vielseitigen Rekrutenfürsorge. Herr Oberstleutnant a. D. Hasse in Aachen hat zu diesem Zwecke ein eigenes System zusammengestellt, das er in sog. „blauen Blättern“ an Interessenten versendet. Daß ein höherer Militär sich mit der Sache beschäftigt hat, ist sehr erfreulich und beweist, daß man auch in diesen Kreisen der Frage großes Interesse entgegenbringt. Das Aachener System beruht auf der Gründung eines „Rekrutenvorbereitungskurses“. Kurz nach der ersten Musterung sollen ein Geistlicher und eine weitere leitende Persönlichkeit die Gründung des Vorbereitungskomitees veranlassen und die gestellungspflichtigen jungen Leute für die Sache zu interessieren suchen. Da es sich bei den vielseitigen Gefahren in der Garnison vor allem um das Seelenheil des jungen Mannes handelt, ist es ganz begreiflich, daß zunächst der Priester als Seelenhirte in Betracht kommt. Die weitere leitende Persönlichkeit — der Referent hat sie als Rekrutenvater bezeichnet — soll sich mit dem Priester in die Leitung des Kurses teilen und mehr die weltliche und körperliche Vorbereitung der Rekruten übernehmen. Als Rekrutenvater kommt vor allem ein „Reserveoffizier“ in Betracht. Die Frage, ob

[1] Der vorstehende Artikel war bereits in Nr. 34 (sog. Katholikentag-Nummer) angekündigt (S. 478). Heft 34 ging am 13. August in die Presse. Wir legen Gewicht darauf, dies gegenüber einer in Nr. 6 des „Pastoral-Blatt für die katholische Geistlichkeit des preußischen Heeres und der deutschen Marine“ (vom 15. August) veröffentlichten Kundgebung des Hochwürdigsten Herrn Feldprobstes schon heute festzustellen. Zur Sache selbst wird sich der Verfasser des Artikels über „Militärische Jugenderziehung“ in Nr. 14. vom 31. März 1910, S. 228 f. (Adam Görgen) zu äußern haben.

sowohl in kleineren Orten, als auch in den größeren Städten ein solcher zu gewinnen sein wird, glaube ich schon deshalb bejahen zu dürfen, weil alle Reserveoffiziere während ihrer einjährigen aktiven Dienstzeit mit den Soldaten direkt verkehrt haben und ziemlich häufig die Unterhaltungen, welche in den Kasernstuben (meistens an Montagen) gepflegt werden, mitanhören mußten. Mir ist während meiner aktiven Militärdienstzeit die Notwendigkeit der Besserung des sittlichen Niveaus einzelner Soldaten so recht zum Bewußtsein gekommen, und ich glaube, daß gerade der gediente Einjährig-Freiwillige der berufenste Faktor ist, in dieser Beziehung erfolgversprechend zu wirken.

Die eigentliche Tätigkeit beginnt die Kommission mit der Vorbesprechung zur Generalmusterung. Die Erfahrung zeigt, daß gerade der Tag der Generalmusterung von vielen Rekruten (besonders aus den Landbezirken) traditionell zu reichlichem Alkoholgenuß benützt wird und daß dadurch Exzesse ziemlich häufig vorkommen. Hier beginnt das erste soziale Wirken der Rekrutenfürsorge, indem die Leute eindringlich davor gewarnt werden, den Tag der Generalmusterung zu Ausschreitungen zu mißbrauchen. Die allgemein übliche Anschauung, daß dieser Tag ohne eigentliches Trinkgelage nicht vorübergehen dürfe, muß unbedingt bekämpft werden, denn es besteht durchaus keine Veranlassung, für diesen Tag besondere Konzessionen zu gewähren, schon deshalb nicht, weil die Folgen von Exzessen an diesem Tage ganz besonders verhängnisvoll werden können. Nach der Generalmusterung muß die Kommission die Adressen der für tauglich befundenen Rekruten zu erfahren suchen und sie zur Teilnahme an dem Vorbereitungskurs direkt einladen. Die Bezirkskommandos könnten bei dieser Gelegenheit die Bestrebungen der Kommission dadurch unterstützen, daß sie derselben das Adressenmaterial der tauglichen Rekruten zur Verfügung stellen. Hat sich eine entsprechende Anzahl von Teilnehmern gemeldet, so muß denselben zunächst in einer Versammlung das Programm des Kurses erläutert und gesagt werden, was derselbe bezwecken will.

Sodann beginnt die eigentliche Tätigkeit, die sich zunächst auf den Körper erstreckt. Womöglich ein aktiver Unteroffizier oder, wo kein solcher zu bekommen ist, ein gedienter, muß den Abrichter machen. Dieser bringt den Leuten die Grundzüge des einfachen militärischen Turnens bei (Körperstellung, Gliederbewegung, Klimmziehen usw.) und erklärt ihnen, wozu das alles notwendig ist. In der militärischen Ausbildungszeit werden die Leute die eminenten Vorteile dieses Kurses erkennen und den ganz unvorbereiteten Rekruten in vielen Beziehungen voraus sein. Hand in Hand mit der körperlichen Schulung geht die geistige Vorbereitung durch Abhaltung verschiedener Vorträge. Das Aachener System bezeichnet dieselben als „militärrechtliche Vorbereitungsvorträge“; ich würde sie lieber „Rekrutenvorbereitungsvorträge“ heißen. Themen für diese Vorträge sind: Fahneneid, Fahnenflucht, Selbstmord, der Alkohol und seine schädlichen Wirkungen, die Sittlichkeit und die Folgen eines ausschweifenden Lebenswandels usw. Diese Referate sollen teils von dem Priester, teils von dem Rekrutenvater oder von einem Arzt gehalten werden und dürften bei richtiger verständiger Darstellung sicher auf die jungen Leute einen nachhaltigen Eindruck ausüben. Unerläßlich ist kurz vor dem Einrücken eine nachdrückliche Ermahnung an die Rekruten, all die guten Ratschläge zu beherzigen und stets der schweren Folgen des Lasters eingedenk zu sein.

Der Rekrut ist nun eingerückt, und es beginnt die Soldatenfürsorge, die sich an die Rekrutenfürsorge unbedingt anschließen muß. Die Hauptaufgabe derselben ist die Aufrechterhaltung der ständigen Verbindung mit den bisherigen Kreisen. Ein Soldat, der nicht mehr nach Hause schreibt, ist sehr wahrscheinlich schon auf Abwege geraten. Mitgliedern katholischer Gesellenvereine muß unbedingt regelmäßig das „Kolpingsblatt“ in die Kaserne geschickt werden. Diese Maßnahme ist ja ganz besonders geeignet, die ständige Fühlung mit dem Soldaten zu erhalten. Dieser ist hierfür äußerst dankbar, hat er doch vor allem eine gute Lektüre und erkennt, daß ihm sein Präses und seine Vereinsmitglieder auch in der Ferne treu bleiben. Die Soldatenfürsorge fußt überhaupt auf einer ständigen Verbindung, die fortwährend aufrecht erhalten werden muß.

So habe ich mit knappen Worten das ausgezeichnete, mit vielen Beispielen aus der Erfahrung belegte Referat des Herrn Militärpfarrers Winkler in den Grundzügen wiedergegeben. Der praktischen Durchführung dieses Aachener Systems lege ich einen großen Wert bei, so daß ich es freudigst begrüße, wenn man allenthalben den Versuch damit machen würde.

Einen Punkt möchte ich nicht unerwähnt lassen, der in der nachfolgenden Diskussion von Herrn Generalpräses Msgr. Schweitzer-Köln erwähnt wurde. In Köln werden an den Sonntagsnachmittagen die Räume des Gesellenhauses den Soldaten zur Verfügung gestellt; dort können sich dieselben mit den anwesenden Gesellen unterhalten. Diese Maßnahme überall da einzuführen, wo eigene Gesellenhäuser sind, erscheint mir sehr begrüßenswert und sehr wertvoll. Ohne Zweifel wäre das eine ausgezeichnete Soldatenfürsorge. Bekanntlich bietet ja gerade der Sonntagnachmittag die beste Gelegenheit für übermäßigen Alkoholgenuß und sittliche Verfehlungen. Befindet sich aber der Soldat an diesem Nachmittag im katholischen Gesellenhaus, so kann er sich gewiß auch gut unterhalten und ist vor mancherlei Gefahren geschützt, die ihn auf den dumpfen mit schlechter Luft erfüllten Tanzböden um so leichter begegnen.[3])

Möchten doch alle berufenen Kreise, denen an dem Seelenheil so vieler jungen Leute und dem Wohle der heranwachsenden Generation etwas gelegen ist, einmütig zusammenarbeiten zur Besserung der bestehenden mißlichen Verhältnisse. Wenn die maßgebenden Behörden die Bestrebungen solcher einsichtsvoller Männer unterstützen, so wird der Erfolg sicher nicht ausbleiben.

* * *

Auch der Augsburger Katholikentag hat sich soeben mit der wichtigen Frage befaßt und einstimmig nachstehende Resolution angenommen: Die 57. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zu Augsburg erachtet eine planmäßige Ausgestaltung der Militärfürsorge, bei der zwischen Rekruten-, Soldaten- und Reservistenfürsorge zu unterscheiden ist, als erstrebenswert. Insbesondere wird die an manchen Orten schon vorteilhaft erprobte Einrichtung einer Rekrutenfürsorge im Anschlusse an die in Betracht kommenden katholischen Vereine empfohlen. Das Hauptziel muß hierbei die religiöse und sittliche Festigung gegenüber den Gefahren von Unglaube, Unsittlichkeit und Unmäßigkeit bilden und so die beste Grundlage für Glaubens-, Lebens- und Berufsfreudigkeit des Soldaten gewonnen werden. In den Dienst dieser religiösen und zugleich vaterländischen Aufgaben haben sich auch die geschlossenen Rekrutenexerzitien gestellt. Durch Vermehrung der Gelegenheit zur Teilnahme in besonderen Exerzitienhäusern der einzelnen Diözesen und durch Erleichterung des Besuches wird eine fortschreitende Erhöhung der Teilnehmerzahl erhofft. Die weiteren Bestrebungen, vor dem Diensteintritt alle Rekruten zu erfassen und ihnen je nach Oertlichkeit und persönlichen Verhältnissen religiös-sittliche Vorträge, militärische Unterweisung, ärztliche Warnung, sowie Anleitung zum Turnen und Schwimmen zuteil werden zu lassen, verdienen eine allseitige tatkräftige Unterstützung, soweit sie auf die Willensbildung der wehrfähigen Jugend von Einfluß sind.

---

[3]) Vielerorts ist man jetzt mit den Vorbereitungen zu den Rekrutenabschiedsfesten beschäftigt. So können wir es nur mit Freuden begrüßen, daß die so unermüdliche Auskunftsstelle der Militärfürsorge, Aachen, Bismarckstr. 99, noch rechtzeitig die Herausgabe einer einschlägigen Predigtskizze (Preis 60 Pfg. mit Porto) ermöglicht hat. Diese Schrift aus der Feder des Provinzials der Redemptoristen P. Burs hat in der Presse als praktischer Anhalt für die heimatlichen Seelsorger und Soldatenfreunde eine besonders günstige Aufnahme gefunden. — Um den Heimatspfarrern, auch den Leitern religiöser Exerzitien einen diesbezüglichen Wegweiser zu geben, hat bereits 1909 der hochw. Herr Feldprobst Dr. Vollmar ein Büchlein im Druck erscheinen lassen: „Seelsorgliche Vorbereitung junger Männer auf den Soldatenstand“ (Paderborn, F. Schöningh, 30 Pfg.) in welchem er einzelne Themata behandelt.

Dorf im Gebirge.

Und immer wieder ist das Dorf mein Ziel,
Das aus dem Kranz der grünen Hecken lacht,
In seinem alten malerischen Stil,
Mit seinen Gärten, reich an Asternpracht.

Behäbig breit, in derber Holzwerkzier,
Dehnt sich der Giebel strohgedeckte Flucht,
Aus dunklem Laube quillt am Hausspalier
Der Pfirsich süsse, sammetweiche Frucht.

Es ist so still; die blanken Fenster schau'n,
Von brennenden Geranien umsäumt,
Die Sonnenblumen nicken übern Zaun
In goldnen Hauben, sommerlich verträumt.

Wie ausgestorben liegen Hof und Haus,
Kaum dass ein heller Kinderruf erklingt,
Die Dorfbewohner sind ins Feld hinaus
Sein Lied der Brunnen plätschernd weitersingt.

Nur, dass vom Turm die Vesperglocke ruft,
Und in der Luft ein Schwarm von Tauben blitzt,
Und dass im Garten bei Lavendelduft
Ein Mütterchen auf schmaler Holzbank sitzt.

Josefine Moos.



Westminster Kathedrale.

Von J. R. Mac Kee, M. A. Congr. Orat. Presb., London.

Während die Verhandlungen im Gange waren, um den König von England der traurigen Pflicht zu entheben, am Tage seiner Krönung mehrere Millionen seiner Untertanen in ihren heiligsten Gefühlen zu verletzen, feierten diese ein Freudenfest: die Einweihung der Westminster Kathedrale am 28. Juni.

Es wird nicht ohne Interesse sein, die Vorgeschichte dieses für den Katholizismus in England hochwichtigen Ereignisses kurz zu bedenken.

Die apostolischen Vikare, die von der Regierung Jakobs II. bis 1850 über die englischen Katholiken herrschten, hatten natürlich keine Kathedralen. Die einzigen Kirchen, in denen der öffentliche Gottesdienst stattfinden konnte, waren die Kapellen der Gesandten der katholischen Mächte. Die größte und wichtigste dieser Kapellen in London, die des Gesandten von Sardinien in Lincolns Inn Fields, kam dem Charakter eines Domes am nächsten, denn in ihr fanden solche wichtigeren Funktionen statt, wie sie die Zeitumstände erlaubten.

Als Pius IX. England wieder eine katholische Hierarchie gab und an Stelle der apostolischen Vikare Diözesanbischöfe setzte, machte sich der Mangel einer Domkirche, in der die bischöflichen Funktionen mit gebührender Feierlichkeit und Würde vorgenommen werden können, sofort bemerkbar. Kardinal Wiseman, der erste, Erzbischof von Westminster, vereinigte eine Zeitlang die Diözese von Southwark mit seiner Erzdiözese und benützte in dieser Zeit die nach dem Plane von Pugin kürzlich fertiggestellte gotische Kirche zum hl. Georg in Southwark als seine Kathedralkirche. Doch als Southwark einen eigenen Bischof erhielt, wurde diese Kirche die Kathedrale der neuen Diözese, und Kardinal Wiseman sah sich auf die Kirche zu Unserer Lieben Frau in Moorfields, der größten Kirche Londons, bei Vornahme seiner feierlichen bischöflichen Funktionen angewiesen. Andere, unaufschiebbare Bedürfnisse ließen ihn nicht dazu kommen, etwas zur Erfüllung seines Lieblingswunsches, des Baues einer Kathedrale in Westminster, zu tun; doch sofort nach seinem Tode im Jahre 1865 griffen seine Freunde seinen Wunsch auf, um dadurch den um die englische Kirche so hochverdienten Mann zu ehren.

Kardinal Manning gelang es, ein passendes Grundstück zu erwerben. Dies mag als eine kleine Tat erscheinen für einen so einflußreichen und tätigen Prälaten, aber man darf die außerordentliche Schwierigkeit nicht vergessen, die die Erwerbung eines so großen Baugeländes in London bedeutet. Nicht nur muß man die riesigen Preise für Land in London in Betracht ziehen — das Grundstück für die Kathedrale stellte sich auf £ 44,223 (884,460 ℳ) — sondern auch die eigentümlichen englischen Gesetze über den Verkauf von Ländereien. Das meiste Land in London kann nicht gekauft, sondern nur auf 99 Jahre gepachtet werden. Nach dieser Zeit fällt es mit allen darauf errichteten Gebäuden dem Erben des Eigentümers wieder zu, ohne daß der bisherige Pächter irgend welchen Anspruch auf Entschädigung hätte. Glücklicherweise stand unter dem Episkopate Mannings ein altes Staatsgefängnis mit seinem Grundstück zum Verkauf aus, und der Kardinal brachte es im Jahre 1884 an sich. Man hoffte, daß mit dem Bau der Kirche nun bald begonnen werde, doch anderweitige Nöte der Erzdiözese waren noch in Menge vorhanden, so daß kein Geld dafür zusammen kam, und Kardinal Manning sich mit dem Kaufe des Bauplatzes bescheiden mußte.

Kardinal Vaughan gebührt der Ruhm, in den elf Jahren seines Episkopates das mächtige Gebäude vollendet zu haben. Man erinnert sich, daß der Grundstein am 29. Juni 1895 von Kardinal Logue, Erzbischof von Armagh und Primas von Irland, gelegt wurde, und daß der erste Gottesdienst, der in der fertigen Kirche abgehalten wurde, das Requiem für ihren Gründer war, im Juni 1903.

Vielleicht taucht die Frage auf: warum so viel Geld ausgeben für den Bau einer Kathedrale, statt es zum Bau von Schulen, zur Erziehung des Klerus, zur Errichtung von Pfarrkirchen zu verwenden? Ist eine Kathedrale nicht schließlich doch ein geistiger Luxus, auf den die kleine und schwache Körperschaft der englischen Katholiken leicht verzichten könnte? Solche Bedenken sind unschwer benommen. Erstens hat man trotz der hohen Kosten für den Bau der Westminster Kathedrale — £ 243504 (4,870,080 ℳ) ohne das Grundstück — die Errichtung von kleineren Kirchen, Schulen usw. in den letzten zwanzig Jahren mit unermüdlichem Eifer fortgesetzt. Zweitens: London ist eine Riesenstadt mit einer höheren Einwohnerzahl als die von ganz Bayern, und so bedarf es einer verhältnismäßig großen Sache, um Eindruck auf London zu machen. Eine Anzahl kleiner Kirchen könnte nie die Aufmerksamkeit der Londoner in dem Maße auf sich lenken, wie die Kathedrale es schon getan hat. Katholiken sowohl wie Protestanten beginnen den Einfluß einer großen Zentralkirche zu fühlen, in der die Zeremonien des katholischen Gottesdienstes mit all der Würde des katholischen Ritus vorgenommen werden, wo die besten katholischen Prediger gehört werden können, wo jeder die katholische Kirche sozusagen in vollem Betriebe sehen kann. Die Westminster Kathedrale ist zu groß, als daß sie übersehen werden könnte, und es ist von großem Werte für die Katholiken, die Existenz ihres Glaubens als eine lebendige Macht der Aufmerksamkeit Englands aufgedrängt zu sehen. Die Protestanten möchten gerne denken, daß die Katholiken Englands zu wenige und zu schwach sind, um Beachtung zu verdienen. Sie waren erstaunt, zu finden, was diese Katholiken zustande gebracht haben, und ihre Versuche, an der Bedeutung einer solchen Tatsache, wie die Einweihung der Westminster Kathedrale, herumzudeuteln, wirkten erheiternd in ihrer Nichtigkeit. So dürfen sich die Katholiken der Hoffnung hingeben, daß der moralische Effekt ihres herrlichen Bauwerkes groß sein wird.

Dies und noch manches andere ließ den Tag der Einweihung einen Freudentag für die katholischen Engländer sein. Eine Arbeit von 50 Jahren sahen sie mit Erfolg gekrönt und die Freigebigkeit und die Aufopferung vieler aus ihrer Zahl belohnt. Als eine Frucht des allmählichen und verborgenen Wachstums des katholischen Glaubens seit der Zeit, da man am Anfange des vorigen Jahrhunderts die Strafgesetze gegen die Katholiken erneuerte, sahen sie dieses steinerne Denkmal einer besseren Zeit vor ihren Augen.

Schon am Nachmittage des 27. Juni hatten die Funktionen begonnen, die in der Aussetzung und Versiegelung der Reliquien für die einzelnen Altäre bestanden. Am Ende der Westminsterhalle, eines an die Kathedrale angrenzenden Raumes, der für Konzerte und Versammlungen dient, waren sie auf einer Erhöhung ausgestellt worden, und der Erzbischof mit Unterstützung einiger Geistlichen, hatte sie samt den Dokumenten über ihre Echtheit versiegelt. Mit besonderer Freude erfüllt es zu wissen, daß die Reliquie des Hauptaltars vom hl. Bonifazius herrührt; der Bischof von Fulda hat sie der Kathedrale geschenkt.

Am Morgen des 28. Juni begannen die Zermonien um 7 Uhr mit der Rezitation der Prime in der Halle. Daran schloß sich die Einweihung der Kirche an. Nach dem Ritus muß der erste Teil der Zeremonien von dem amtierenden Bischofe mit ein paar Geistlichen und Sängern in der leeren Kirche vollzogen werden. Erst wenn die Reliquien feierlich in die Kirche gebracht worden sind, dürfen der Klerus und das Volk eintreten. Es war beinahe 11 Uhr, als die Tore sich für sie öffneten.

Ein großer Teil der Zeremonien wird außerhalb der Kirche vorgenommen, und da ist es ein beachtungswertes Ereignis in der Geschichte der katholischen Kirche in England, daß diese Zeremonien öffentlich vollzogen werden konnten, ohne daß man die geringste Störung zu befürchten gebraucht hätte. Von früh morgens an hielt die Polizei die Straßen um die Kathedrale gesperrt, so daß kein Fuhrwerk durchfahren konnte. Es ist das erstemal, daß eine so große Prozession von Geistlichen und Seminaristen, Ordensleuten und Bischöfen in ihrem Ornat durch die Straßen Londons ziehen durfte. Die wichtigste dieser Prozessionen war die, in der die Reliquien der Heiligen feierlich um die Kirche herumgetragen wurden, bevor man sie durch das Westtor hineinbrachte. Einer der Priester, der den Schrein mit den Reliquien des hl. Edmund, des Erzbischofs von Canterbury trug, war der wohlbekannte Schriftsteller, Father H. R. Benson, der Sohn des protestantischen Erzbischofs von Canterbury. Hinter der Prozession strömte das Volk in die Kirche, und ein feierliches Hochamt beendigte die Feier dieses Tages.

So interessant vom historischen und liturgischen Standpunkt die Einweihungsfeierlichkeiten auch sind, so war das Danksagungshochamt am folgenden Tage vielleicht doch noch eindrucksvoller. Es wurde gesungen von den Erzbischöfen in Gegenwart all der Bischöfe Englands, vieler anderer Bischöfe, Prälaten, Aebte und Vorsteher religiöser Gemeinschaften. Unter den ungefähr 7000 Laien befanden sich der Lord-Mayor von London und die hervorragendsten katholischen Adeligen.



Vom Büchertisch.

Nach Oberammergau vor 50 Jahren! Es war im Jahre 1850, als Eduard Devrient nach Oberammergau kam und ergriffen von der Schönheit des Spieles seine so folgenreiche Schrift darüber verfaßte. Schon damals wimmelte es von Besuchern dort, und nun erst seit jener Zeit! Freilich gab's keine Bahn, kein Auto, keinen Parseval. Fein per pedes oder im besten Fall mit einem Fuhrwerk mußte man den steilen Ettaler Berg hinan, und mancher Schweißtropfen ward dabei vergossen. Eine solche Szene in all ihrer Lebhaftigkeit, mit entzückendem Humor aufgefaßt, zeigt uns eine soeben im Verlage von C. Andelfinger & Co. in München erschienene reizende Postkarte. Die Zeichnung stammt von dem 1899 im siebzigsten Jahre verstorbenen Maler Professor Philipp Sporrer, einem geborenen Murnauer, einem Schwind-Schüler, dessen Wirken stets den heimatlichen Motiven zugetan blieb. Er stand auch in freundschaftlichen Beziehungen zu Spitzweg. Landschaft, Porträt, Genre waren die Fächer, in denen Sporrer Bedeutendes leistete. Von seiner humoristischen Begabung legt die hier in Rede stehende Postkarte Zeugnis ab. Sie sei nicht nur ihres augenblicklichen aktuellen Interesses halber, sondern auch als Werk eines tüchtigen Münchener Künstlers alter Schule angelegentlich empfohlen. Kurt Freden.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Festspiele. Der zweite „Ring"-Zyklus unter Franz Fischers Leitung verlief in durchaus glücklicher Weise. Neu im Ensemble stand Lucie Weidt von der Wiener Hofoper, die sich als Brunnhilde, wie kurz zuvor als Isolde als eine Sängerin von schönen Mitteln und ursprünglicher Empfindung erwies. Der Eindruck einer wenig gelungenen Tristanaufführung wurde durch eine mustergültige neuerdings wieder verwischt. Die Wiederholung der „Meistersinger" zeigte sich auf alter Höhe. Der Andrang des Publikums ist noch unvermindert stark. Das Haus ist regelmäßig ausverkauft, selbst die „Feen" finden stärkeren Besuch wie anfangs. Im K. Residenztheater wurde der Mozartzyklus fortgesetzt mit „Cosi fan tutte" und „Titus". Die erstere Oper wieder heimisch im deutschen Spielplan gemacht zu haben, gehörte zu den großen Verdiensten unserer Hofbühne unter Possart und Levi, und „La Clemenza di Tito", eine Gelegenheitsarbeit, trägt dennoch geniale Züge genug, um den Zyklus wertvoll zu ergänzen.

Künstlertheater. Die Aufführung von Hebbels gedankentiefer Dichtung „Gyges und sein Ring" fand eine in den Gestalten des Königs (Wegner) und Rhodopens eindringliche Wiedergabe. Besonders die orientalische Gebundenheit im Empfinden der Königin ist mir noch nie in so überzeugender Weise nahegetreten, wie durch die Kunst Frl. Fehdmers. Dem Vertreter des Gyges minderte sein Eiltempo im Sprachensprechen die Wirkung. Die Inszene hielt sich im strengsten Rahmen der Stilbühne, deren monotone Farben mir für die sonnige Welt des Südens zu dumpf und nüchtern erschienen.

Uniontheater. „Wenn der Auerhahn balzt" von F. Antony, von Konrad Dreher geschickt lokalisiert, ist eine Posse ohne literarischen Ehrgeiz. Durch Drehers Spiel jedoch ist ihre Komik von erheiterndster Wirkung. Man wird nicht bereuen, das anspruchslose Stück gesehen zu haben.

Lustspielhaus. Die beachtenswerten Künstler des „Neuen Schauspielhauses" in Berlin setzten ihr Gastspiel mit zwei französischen Frechheiten fort, dessen Wiederholung der Zensor untersagte. Dann folgte: „Wann kommst Du wieder" von Somerset Maugham. Der englische Lustspieldichter ist im Hoftheater gut akkreditiert. Sein Vorzug liegt im elegant geführten Dialog, dessen Erfordernissen das Ensemble gut entsprach. „Nur ein Traum" von L. Schmidt wurde s. Zt. im Kgl. Residenztheater gegeben. Ich bezeichnete es damals für eine Entgleisung, daß sich eine Hofbühne dieser zechfrohen Ehebrechelei annahm und fand mich nicht veranlaßt, nun an anderer Stätte meine ungünstigen Eindrücke zu erneuern.

Theater und Varieté. Zwei ansehnliche Kräfte des Reinhardtschen Ensembles, darunter Schildkraut, einer der feinsten Charakteristiker der zeitgenössischen Bühne, treten demnächst zum — Varieté über. Es ist dies kein erfreuliches Zeichen unserer Kultur, wenn diese Brettl mit Gagen locken können, welche die künstlerischen Zwecken dienende Schaubühne nicht aufbringen kann. Erst wollte man in unseren Tagen durch Literatur, dann durch die „Raumkunst" das Varieté künstlerisch emporheben, nun steigen Leute, die ihr Talent zu Besserem verpflichtet, zu ihm hinab. Man wird diese Entwicklung nicht hindern können, um so strenger muß sich die Bühne gegen das Eindringen des Brettlgeistes wehren. Für die Operette ist dies heute schon zu spät. Kein Zweifel, daß dem ersten Tenoristen dort die Gelenkigkeit eines Clown, Fertigkeit im Kunstpfeifen und andere Dinge für seine Karriere vorteilhafter sind, als „lediglich" Stimme. Ich habe im vorigen Hefte auf die Gefährlichkeit der ästhetischen Seifenblasen des Sumurûndichters Freksa hingewiesen, sie führen zum Brettl. Wie ich inzwischen erfahre, arbeitet Herr Freksa bereits daran, Schildkraut für seine Varietéproduktionen pantomimische Unterlagen zurecht zu schneidern, und man rüstet sich auch in „Jung-Schwabing", die Konjunktur auszunutzen. Als ich über Sumurûn schrieb, dachte ich nur an Entwicklungsmöglichkeiten, die Tatsachen folgen recht schnell. Peinlich an das Varieté wurde ich in dieser Woche auch im Schauspielhaus erinnert. Man gab „Buridans Esel" von de Flers und de Caillavet. Mit der dem französischen Scholastiker zugeschriebenen aristotelischen Parabel hat dieser „Esel" von Liebhaber kaum weniger zu tun, wie die unsinnige Handlung mit Literatur. Wo der Geist mangelt, stellt sich zur rechten Zeit ein Trick ein. Der zweite Akt spielt in und vor dem Bett. In dieses legt sich erst eine leichte Dame, dann, als diese nach einer Eifersuchtsszene davongelaufen, sein Besitzer, jener mit Buridans verglichene Herr Esel. Ist es für Künstler, welche sich doch nicht als Kollegen der Zirkusclowns fühlen, würdig, das Publikum dadurch lachen zu machen, daß sie auf einem Bett herumpurzeln und die Füße in die Luft strecken? Das wirkt geschmackverrohend, nicht nur auf das Publikum, sondern auch auf diejenigen, die ihr Talent mißbrauchen, indem sie sich zu solchen Hanswurstereien hergeben. Der Beifall der Zuschauer war so reserviert, daß man sich nicht damit herausreden kann: „das Publikum verlangt derlei". Nein, am Ende wird es des Pikanten, dessen Grenzen man nicht viel mehr hinausschieben kann, überdrüssig, und dieser unausbleibliche Rückschlag könnte dann auch den Respekt vor wirklicher Kunst mindern. Jedenfalls ist die Pflege solcher Stücke schädigend für den Ruf der Bühne und auch für die soziale Wertschätzung, die sich der Schauspielerstand im letzten Jahrhundert errungen. Die reinliche Scheidung zwischen Bühne und Brettl ist also nicht nur eine Forderung „kunstfremder Sittlichkeitsfanatiker", auch der Theaterdirektor und der Künstler sollte einsehen: Tua res agitur!

Gärtnerplatztheater. „Die reichen Mädchen", eine nachgelassene Oper von Joh. Strauß, fand bei gutem Spiel und geschmackvoller Ausstattung sehr freundliche Aufnahme. Die Musik ist melodiös und liebenswürdig und sinkt nirgends unter ein künstlerisches Niveau. In gleicher Weise vermeidet das Textbuch Ferd. Stollbergs, das in Volksstückmanier den Segen der Armut und den Fluch des Reichtums schildert, alle rohen Späße und pikanten Aufputz. Der Besuch der hübschen Operette ist zu empfehlen.

Verschiedenes aus aller Welt. In München feierte die Komponistin Ingeborg von Bronsart den 70. Geburtstag. Als Pianistin gehörte sie zu den namhaftesten Schülerinnen Liszts. Sie trat jedoch, nachdem ihr Gatte 1867 Generalintendant in Hannover (und später in Weimar) geworden, nur noch bei außerordentlichen Anlässen in der Oeffentlichkeit auf. Von ihren Opern wurden „Jery und Bätely", „Hiarne" und die „Sühne" an vornehmen Bühnen erfolgreich gegeben. — Tiefen Eindruck hinterließ in Montevideo die Aufführung der mystischen Dichtung „Der hl. Franz von Assisi" von Benj. Fernandez y Medina, Musik von Louis Sambucetti. Die Stimmungsmalerei des Winters und der Morgenröte, sowie die Predigt an die Vögel werden als die künstlerischen Höhepunkte des Werkes bezeichnet.

München. L. G. Oberlaender.

„Der gute Ton." Von Dr. Franz Albrecht. Willibald Wendes Verlag, Berlin W., Lützowstraße 31. Preis 3 M. Den guten Ton zu beherrschen ist nicht etwa ein schöner Luxus, sondern eine harte Notwendigkeit zum Vorwärtskommen. In einem Bande von 624 Seiten bringt obiger Verlag einen „Ratgeber für den guten Ton in jeder Lebenslage". Das wundervoll ausgestattete Buch mit den feinen Illustrationen von Edmund Brüning kann man als ein Prachtwerk bezeichnen. Nicht im trocknen Schulmeisterstil, sondern in anregender, flüssiger Darstellung gibt der Verfasser seine Ansichten über alle möglichen Situationen im Familien- und Gesellschaftsleben. Er plaudert in anregender Weise über das Heim und die Häuslichkeit, den Hausherrn und die Hausfrau, über Gatte und Gattin, Mutter, Kinder und Dienstboten; er läßt Familienereignisse an uns vorüberziehen: Geburtstage, Taufen, Verlobung, Hochzeit, Trauer usw.; er zeigt uns den Gastgeber mit seinen Pflichten, den Besucher; er führt uns in Konzerte, Theater, auf Landpartien; er nimmt uns mit auf Reisen, in Bäder, in Hotels. Und unmerklich, aber gern, lernen wir von seiner reichen Erfahrung und von seinem guten Geschmack.



Wir bitten die Leser, bei Anfragen und Bestellungen sich stets auf die „Allgemeine Rundschau" zu beziehen.

PHARUS

Katholische Monatsschrift für Orientierung in der gesamten Pädagogik

erscheint je Mitte des Monats. Abonnementspreis halbjährlich 4 ℳ, für Oesterreich K 4.80; unter Kreuzband direkt v. Verlag ℳ 4.60 = K 5.55 = Frc. 7.05. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an. Probehefte unentgeltlich und portofrei vom Verlag: Buchhandlung L. Auer, :: Donauwörth ::

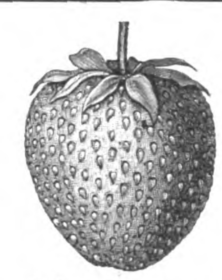


1910 München 1910
Jahres-Ausstellung
im Königl. Glaspalast.

1. Juni bis Ende Oktober. Täglich geöffnet.

Die Münchener Künstler-Genossenschaft.





So köstlich wie die frischen Früchte

schmecken

Helvetia-Obst-Confituren.

Die feinsten und gesundesten Marmeladen für den Frühstückstisch. Man verlange beim Delikatessenhändler Gläser von 1 und 2 Pfund, oder Eimer von 5 Pfund in einer der 18 verschiedenen Fruchtsorten, achte aber darauf, dass jedes Gefäss ein Etikett mit unserer vollen Firma trägt.

Helvetia-Conservenfabrik Gr.-Gerau

Akt.-Gesellsch. in Gross-Gerau, Hessen.

Deutsche Abteilung der Conservenfabrik Lenzburg A.-G., vorm. Henckell & Roth :: in Lenzburg, Schweiz. ::

Für 3.50 Mark!

50 St. f. mild unbeschäd. Toilette-Seife hübsch sort. Ros.-, Lanol-Maigl.-, Veilchenfettseife.

Für 5,00 Mark franko

50 St. nur allerfst. Luxus-Toilette-Seife, vornehm parfümier. in versch. Sorten. Nichtgefall, Geld retour. Seifenhaus Ostermeyer Nachf., Köln 160, Bismarckstr.



4% Zinsen

zahlt für Spargelder die Sparkasse der

Bank Centrum

kath. Genossenschaft
BERLIN C 25, Gontardstr. 5.
Postscheck-Konto Berlin Nr. 3786. — Gute Referenzen.



2 Rosenkränze der eine aus dem heil. Land und auf dem heil. Grab in Jerusalem sowie auf dem Calvarienberg aufgelegt und der andere am Felsen der Grotte in Lourdes berührt, liefert franko nach ganz Deutschland für 2 Mark der Pilgerführer **C. Liebel**, sen, **Waldsee** in Württemberg.



Bitte zu verlangen:

Katalog über echt amerikanische und deutsche

Harmonium, sowie Klavier- und Pedal-Harmonium

für Kirche, Schule und Zimmer.

Nur preiswürdige, ganz vorzügliche Instrumente, wofür vollste Garantie geleistet wird.

Bei Barzahlung Vorzugspreise, doch sind auch monatliche Ratenzahlungen gestattet ohne Katalogpreiserhöhung.

Freundlichen Aufträgen sieht hochachtungsvoll entgegen

Kirchenmusikschule in Regensburg Nr. 14.

Prälat Dr. Fr. X. Haberl, Direktor.

Geb. Fräulein, 21 J., in allen häusl. Arbeit. tüchtig, sucht Stelle

als Stütze

in feinem Hause. auf 15. Sept. event. 1. Okt. Offerten an Kath. Pfarrhaus, Merzalben, Pfalz.

Ewig-Licht-Oel

Feinstes Pflanzenprodukt, erstklassig anerkannte Spezialmarke, brennt auf Guill.-Dochte Otadellos, zuverlässig, attestamtlich begutachtet, daß solches den zu stellenden Anforderungen sowohl in chemischer als physikalischer Beziehung voll und ganz entspricht, empfiehlt

C. A. Amon,
Schwürbitz a. Main,
Oberfranken, Bayern.
Spezialversandhaus in Kirchenöl und Weihrauch und verwandten Artikeln.
:: Verlangen Sie Preisliste. ::

Paramente, Baldachine, Fahnen,

Alben, Rochets, Altartücher, sowie sämtl. kirchl. Leinwand, Caseln, Chormäntel, Dalmatiken, Segen-Velen usw. Kirchliche Geräte. Kreuzwege, sowie sämtl. Material für Paramentenvereine empfiehlt

Joh. Bapt. Düster, Altrenommiertes Haus der Paramentenbranche

KÖLN a. Rh., Unter Goldschmied 36.

Auswahlsendungen und Kostenanschläge auf Wunsch. Gegründet im Jahre 1795. Telephonruf 9004.

Johann Aulich

Kunsttischlermeister
in Hausdorf bei Neurode in Schles.

empfiehlt sich der Hochwürdigen Geistlichkeit für Kircheneinrichtungen, wie Altäre, Kanzeln, Beichtstühle, Kommunion- und Kirchenbänke usw. in kunst- und stilgerechter Ausführung nach eigenen und gegebenen Entwürfen. Bei Aufgabe von Referenzen stehe mit Zeichnungen u. Kostenanschlägen zu Diensten.



Hartsteingut ohne Wasser, auf jeden Abort sofortaufzuschrauben, hält üblen Geruch u. Zugluft fern. Präm. m. Gold. u. Silb. Medaille. — Ansichtssendung ohne Kaufzwang. Preisliste grat. u. frko. **Otto Franz** Dresden 16, Postfach 781 Filiale: Bodenbach 81.



Wer mit Erfolg inserieren will, benütze die in den kaufkräftigsten Ständen weitverbreitete „Allgemeine Rundschau“.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 3mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 37. München, 10. September 1910. VII. Jahrgang.

„Du sollst kein falsches Zeugnis geben wider deinen Nächsten!"

Ein Nachwort zum Augsburger Katholikentage.

Vom Herausgeber.

Das ehrende Zeugnis, das der liberale Oberbürgermeister der Stadt Augsburg, Hofrat Wolfram, bei der Begrüßungsfeier den Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands im allgemeinen ausstellte („wir wissen, daß Sie von dem redlichen Streben geleitet sind, Andersgläubige nicht zu verletzen und deren Rechte zu achten"), wurde von dem gleichfalls liberalen zweiten Bürgermeister, Hofrat Gentner, beim Festmahl im historischen Goldenen Saale des Rathauses nach Beendigung der Augsburger Tagung feierlich bestätigt mit den Worten: „Ich freue mich, daß Ihre Verhandlungen von jenem Geiste konfessionellen Friedens getragen waren, der seit Jahrhunderten die Stadt Augsburg durchweht. Was uns Deutsche bei aller Verschiedenheit des Glaubensbekenntnisses einen kann und soll, das ist das Streben nach wahrer Nächstenliebe und sozialer Fürsorge für Arme und Schwache, das ist die Liebe zum engeren und zu unserem einigen großen deutschen Vaterlande. So werden auch Ihre Verhandlungen, die von diesen Gesinnungen geleitet waren, zum Segen für Sie und zum Nutzen für die Allgemeinheit sein." Wenn in einer Stadt mit vorwiegend protestantischer Bevölkerung die beiden Oberhäupter des Magistrats einem Katholikentag solche Worte widmen, so erhebt sich diese wohlerwogene Anerkennung naturgemäß weit über die Bedeutung konventioneller Phrasen. Unter solchen Umständen braucht man es nicht allzu tragisch zu nehmen, wenn hinterher in Blättern, welche derselben Parteirichtung angehören wie die beiden Augsburger Bürgermeister, eine nörgelnde Kritik das Ehrenzeugnis, daß die Generalversammlung den konfessionellen Frieden gewahrt und Andersgläubige nicht verletzt habe, durch Silbenstechereien oder durch direkte Entstellungen wegzudisputieren versucht. Das gilt nicht nur von den Salbadereien, mit welchen die liberale „Augsburger Abendzeitung" post festum den Katholikentag in longum et latum bis zur gähnenden Langeweile durchhechelt, sondern auch von den giftigen Pfeilen, welche Blätter vom Schlage der „Kölnischen Zeitung" verschießen, die z. B. dem Präsidenten Oberlandesgerichtsrat Marx ein Wort gegen die Evangelischen als solche in den Mund legt, das er nicht gesprochen hat, und anderseits ihren Aerger darüber nicht verbergen kann, daß der Katholikentag sich nicht in die rein kirchliche Frage der Altersgrenze für Erstkommunikanten einmischte. Im übrigen muß selbst die „Kölnische Zeitung" (Nr. 927) zugestehen, daß der Augsburger Katholikentag „auch viele praktische Arbeit geleistet hat, die alle Volksgenossen in Deutschland mit ihm teilen wollen". Das liberale Organ rechnet dazu die Fürsorge für die schulentlassene Jugend, die Bekämpfung der Schmutzliteratur und vor allem die Förderung vieler gemeinsamer caritativer und sozialer Bestrebungen. Auch im allgemeinen kann die „Kölnische Zeitung" sich dem gewaltigen Eindruck der deutschen Katholikenversammlungen nicht entziehen. Muß sie doch in Nr. 921 offen anerkennen: „Zweierlei ist an der jetzigen Gestaltung der Katholikentage bewundernswert, die Technik der äußeren Organisation und die kluge Taktik des inneren Aufbaues. In der äußeren Organisation kann eine andere politische oder konfessionelle Vereinigung in Deutschland, und man kann vielleicht sagen in der ganzen Welt, etwas Aehnliches oder Gleichwertiges nicht aufweisen."

Aber auch die kritischen Glossen einer „Kölnischen Zeitung", einer „Augsburger Abendzeitung" und anderer rom- und kirchenfeindlicher Blätter unterscheiden sich wenigstens in der Tonart sehr wesentlich von der gehässig geifernden Sprache einiger liberaler und radikaler Blätter, welche seit den Tagen des Ferrer-Rummels und neuerdings der maßlosen Hetze gegen die Borromäus-Enzyklika ihr Publikum daran gewöhnt haben, vom Papste, von der Kirche, von kirchlichen Würdenträgern und kirchentreuen Katholiken immer nur in den verächtlichsten Wendungen reden zu hören.

Nur als ein Charakteristikum sei kurz erwähnt, daß die demokratische Berliner „Zeit am Montag" mit berlinerischer Schnodderigkeit und jüdischer Anmaßung die Generalversammlung der deutschen Katholiken als „Kaffernparade" apostrophiert und die Katholiken nur als „die schwarzen Brüder" anredet. Bei dieser Gelegenheit sei die Tatsache vorgemerkt, daß die spezifische Berliner Judenpresse, wozu in erster Linie das „Berliner Tageblatt" und die „Berliner Volkszeitung" zu rechnen sind, in neuester Zeit ihre alte Gehässigkeit gegen die Katholiken und die katholische Kirche noch verdoppelt haben und namentlich einen förmlichen Sport darin suchen, das sog. „katholische System" mit sittlichen Skandalen in Zusammenhang zu bringen. Auf den Fall des Schulrektors Bock, der, wenn auf irgend einem Konto, auf dem des Berliner Freisinns zu buchen ist, werden wir unten noch zu sprechen kommen. Sittliche Skandale kommen in allen Richtungen und Parteien vor, aber in solchen Bekenntnissen, welche auf dem Boden einer positiven Moral stehen, stets nur in offener Auflehnung gegen diese Bekenntnismoral. Nur eines der schamlosesten und unmenschlichsten Verbrechen gegen die Sittlichkeit macht insoferne eine Ausnahme, als nach Ausweis der Kriminalstatistik fast ausschließlich Juden daran beteiligt sind: wir meinen den internationalen Mädchenhandel. Was würden die Berliner Judenblätter sagen, wenn wir schlankweg das Judentum als solches, das „jüdische System" dafür verantwortlich machten! Das geschähe jedenfalls mit einem tausendmal größeren Schein von Recht, als die Konstruktion vom Zusammenhängen eines „katholischen Systems" mit Sittenskandalen.

Kein liberales Blatt hat in den jüngsten zwei Wochen mehr mit dem Worte „Lügen" operiert, als die „Münchner Neuesten Nachrichten", und wohl keines hat in bezug auf den Augsburger Katholikentag die Wahrheit ärger mißhandelt, als dieselbe „Münchner Neuesten Nachrichten". Auf dieses Blatt, das sich selbst rühmt, das führende Organ des Liberalismus im deutschen Süden zu sein, war auch zunächst und vor allem die Mahnung an das achte Gebot des Dekalogs gemünzt, welches als Titelüberschrift diesen Ausführungen vorangestellt ist. Jedes christliche Kind lernt schon auf der Mutter Schoß und im ersten Religionsunterricht, daß der Zehn Gebote achtes die Lüge verbietet mit den Worten: „Du sollst kein falsches Zeugnis geben wider deinen Nächsten." Es war nun förmlich zum Schreien, als die „Münchner Neuesten Nachrichten" einen gegen den Hochwürdigsten Herrn Erzbischof von München-Freising gerichteten, in dem üblichen suffisanten, selbstüberhebenden Tone gehaltenen Artikel, der dem „ersten Kirchenfürsten Bayerns" Belehrungen über das Lügen erteilen wollte, mit der kecken Ueberschrift „Das neunte Gebot" versah. Auf den ersten Blick hätte es scheinen können, als ob dieser

unglaubliche Hereinfall auf das Konto des angeblichen „katholischen Geistlichen“ zu setzen wäre, dessen anonyme Anwürfe gegen seinen angeblichen kirchlichen Oberhirten den Hauptinhalt des Artikels bildeten, so daß also dieser sogenannte „katholische Geistliche“ ein Seitenstück desjenigen gewesen wäre, der sich unlängst im „Schwäb. Merkur“ durch seine „Abendmesse“ so blutig blamierte und demaskierte. Die Redaktion hat inzwischen festgestellt, daß „das neunte Gebot“ auf ihrem eigenen Acker gewachsen ist, wobei sie indirekt zugeben mußte, daß der „Bayer. Kurier“ im Rechte war, als er schon ein paar Tage vorher feststellte, daß das bei Katholiken und Protestanten als achtes geltende Gebot bei den — Juden das neunte sei. Voraussichtlich wird dieses „neunte Gebot“ den „Münchner Neuesten Nachrichten“ ebensowenig wieder „auswachsen“, wie das aus dem Jahre 1889 stammende geflügelte Wort von den „geschätzten Händen“, welche unter Mißachtung des siebenten Gebotes der Druckerei des „Münchener Fremdenblatt“ den noch unveröffentlichten Aufruf zum bayerischen Katholikentag „enteigneten“.

Erzbischof Dr. von Bettinger, dessen wachsende Popularität allen Feinden der Kirche ein Dorn im Auge sein muß, der sich namentlich auch die begeisterte Anhänglichkeit der akademischen Jugend im Sturme erobert hat, wird infolge der auch in der Form oft rüden Angriffe und Verunglimpfungen, denen er in liberalen Blättern seit dem Tage seiner Ernennung fast ohne Unterlaß ausgesetzt war, allen treuen Katholiken nur noch mehr ans Herz wachsen. Die unerschrockene Geradheit und Offenheit, die sich in allen bisherigen öffentlichen Ansprachen des Erzbischofs kundgab, weckt Begeisterung und Entschlossenheit bei den Freunden, heftigen Widerspruch und trotzigen Ingrimm bei den Feinden der Kirche. Die jüngste Rede des Erzbischofs, welche einen großen Teil der liberalen und radikalen Presse so sehr in Harnisch gebracht hat, verdient gerade aus diesem Grunde als bemerkenswertes Zeitdokument im Wortlaut festgehalten zu werden. In der Augsburger Versammlung des katholischen Preßvereins für Bayern, am Montag, den 22. August, ergriff der Hochwürdigste Herr Erzbischof Dr. von Bettinger, von stürmischem, nicht endenwollendem Beifall begrüßt, das Wort und führte aus:

„Die ungeheure Macht der Presse wird uns tagtäglich vor Augen geführt; sie erreicht vieles, was auf anderen Wegen Verstand und Klugheit nicht zu erreichen vermögen. Die Presse braucht nur zu lärmen und zu spektakulieren — mag das Ziel noch so nichtig und unsinnig sein, die Presse kommt zum Ziel. Wir unserseits sind auf dem Gebiete der Presse die Schwächeren und werden es auch bleiben, und zwar aus den naheliegenden Gründen: wir können nicht diejenigen Mittel gebrauchen, zu denen die anderen ohne Bedenken greifen. Wir sind immer in der Defensive: während die anderen unter Zuhilfenahme bedenklicher Mittel uns angreifen, müssen wir uns auf die Verteidigung beschränken. So stürmt das Unrecht von allen Seiten auf uns ein, ohne daß wir zum Angriff übergehen können, obwohl wir bei der größeren Verwundbarkeit des Feindes sicher ein leichteres Arbeiten hätten. Unser katholisches Gewissen verbietet uns jene Waffen. Und dann noch eins: wir dürfen nicht lügen! (Lebhafter Beifall und Heiterkeit.) Der Feind aber schreckt vor der Lüge nicht zurück; er macht aus der Mücke einen Elefanten, und wo er nichts findet, da erdichtet er etwas, um uns verächtlich zu machen. Endlich werden wir auch deshalb die Schwächeren bleiben, weil wir nicht auf die niederen Instinkte der großen Massen spekulieren, wie es der Feind vielfach tut. Was jene bieten, erfordert nicht viel Geist, nicht viel Geschick und keine Energie. Wir dagegen müssen Grundsätze predigen, und das fordert Opfer und Selbstverleugnung. Entsagungsgrundsätze aber sind es nicht, wonach die große sensationslüsterne Masse greifen will. Endlich fehlen uns aber auch die Geldmittel, um mit jenen zu konkurrieren. Wir müssen also, um mit jenen dennoch einigermaßen konkurrieren zu können, zu anderen Waffen unsere Zuflucht nehmen, nämlich zu einem festen Gottvertrauen und zu dem Bewußtsein, daß Gott durch die Kräfte unserer Hände wirken will. Aus letzterem Bewußtsein heraus müssen unsere hervorragenden Männer und Frauen nicht nur Geldopfer für die Presse bringen, sondern auch geistige: sie müssen dazu mithelfen, das geistige und literarische Niveau unserer Presse zu heben.“

Zum Schlusse der mit jubelndem Beifall aufgenommenen Rede erteilte der Erzbischof der Versammlung seinen Segen. Welcher Katholik, der ein Herz für seine Kirche hat und die ihr zugefügten Kränkungen in tiefster Seele mitempfindet, wird angesichts der Erfahrungen gerade der neuesten Zeit sagen können, daß die Ausführungen des Erzbischofs auch nur in einem Worte übertrieben seien? Ein ehrlicher Katholik muß jedes Wort unterschreiben, und nur zu viele werden unter dem Eindruck dieser schmerzlichen Schilderungen an die Brust klopfen und bekennen müssen, daß es nicht ohne ihre Schuld, ihre Lauheit und Gleichgültigkeit, ihren Mangel an Korpsgeist und katholischem Ehrgefühl soweit gekommen ist. Ob sich ganz besonders in der bayerischen Hauptstadt, am Sitze des von einer entarteten liberalen Presse so schmachvoll insultierten Erzbischofs, endlich die Erkenntnis durchringen wird, daß ohne die Mitschuld oder blinde Fahrlässigkeit der Katholiken, auch sonst kirchentreuer Katholiken, die kirchenfeindliche und neuerdings immer offener ins Lager des ödesten antichristlichen Freidenkertums abschwenkende Presse niemals die jetzige Ausbreitung und einen so unheimlichen verderblichen Einfluß auf die Geister erlangt haben würde. Die eindrucksvollste Antwort auf die neuesten Verunglimpfungen des Oberhirten der Münchener Erzdiözese wäre die endliche Lösung der leidigen Münchener Preßfrage durch die Bereitstellung einer Tageszeitung größten Stiles, welche unter Wahrung der süddeutschen Eigenart den großen katholischen Blättern in Norddeutschland („Kölnische Volkszeitung“, „Germania“) ebenbürtig an die Seite treten und der übermächtigen Konkurrenz der liberalen Großpresse die Spitze bieten könnte. Dieses Ziel muß erreicht werden, und es kann erreicht werden, wenn alle unter Verzicht auf Sonderwünsche zusammenhelfen, und jeder nach seinen Kräften materielle, persönliche und geistige Unterstützung leiht.

Unter allen liberalen Blättern, welche sich durch die Ansprache des Münchener Erzbischofs getroffen fühlten, hat keines einen so gewaltigen Lärm aufgeschlagen, wie das am Wirkungsorte des Erzbischofs erscheinende liberale Hauptorgan, die „Münchener Neuesten Nachrichten“. Inwieweit das liberale Blatt, dessen geistige Verwandtschaft mit den schroff antikirchlichen und auch mit den libertinistischen Tendenzen der „Jugend“ nicht allein durch die Personalunion der Mitverlegerschaft begründet ist, Grund hat, die ganz allgemein gehaltenen Anklagen des Erzbischofs im einzelnen auf sich zu beziehen, ist seine Sache. Andere liberale Blätter, die gleichfalls wie von einer Tarantel gestochen unwirsch auffuhren, haben vielleicht relativ weniger Ursache, sich in diesem und jenem Punkte mitbetroffen zu fühlen. Der Erzbischof hat kein Blatt mit Namen genannt und nur den Sammelbegriff „der Feind“ gebraucht. Es liegt in der Natur der Sache, daß unter den „Feinden“ der Kirche alle Stufen und Grade einer langen, langen Skala vertreten sind, angefangen von denen, die nach Voltaires Rezept „lügen wie die Teufel“, um „die Infame zu verrichten“, und denen, welche, durch eingefleischte oder angelernte Vorurteile verblendet, ein falsches Zerrbild der Kirche mit Ingrimm bekämpfen und zur Erreichung dieses Zweckes auch vor schlechten Mitteln nicht zurückschrecken, bis herab zu den gelegentlichen Kläffern und Nörglern, die unter Umständen die Gewissensbisse über ihre eigene Ueberläuferei und Treulosigkeit durch gelegentliche Bosheiten und Nadelstiche zu betäuben suchen.

Es wäre lächerlich, wenn wir den Lesern der „Allgemeinen Rundschau“ im ganzen und im einzelnen den Nachweis führen wollten, daß der Erzbischof das Treiben des vielgestaltigen „Feindes“ richtig und ohne Uebertreibung gekennzeichnet hat. In den Artikeln „Hetzer Liberalismus“ (I., II.) in Nr. 24 und 25 dieses Jahrganges ist schon manches zu diesem Kapitel gesagt. Der angekündigte dritte Artikel wird im Herbst nicht auf sich warten lassen. Der müßte ein Fremdling in Israel sein, der im Jahre des Heils 1910 noch leugnen wollte, daß in der kirchenfeindlichen Presse nur zu oft mit den Waffen der Unwahrhaftigkeit gekämpft wird, sei es durch bewußte oder durch fahrlässige Verbreitung von Lügen und Uebertreibungen oder — was im Effekt auf das gleiche hinauskommt — durch systematische Unterdrückung nachträglicher Widerlegungen oder Widerrufe. Erst vor kurzem hat der römische Prälat Dr. Paul Maria Baumgarten in der „Allgemeinen Rundschau“ den schlüssigen Beweis geführt, mit welcher Unverfrorenheit in deutschen Blättern antiklerikale Verleumdungen verbreitet werden. Im Laufe der Jahre sind hunderte von Fällen nachgewiesen worden, in denen erfundene oder lügenhaft ausgeschmückte Kloster- und Klerikergeschichten aus aller Welt von deutschen Zeitungen gierig aufgegriffen wurden, ohne daß man nachher der Pflicht des Widerrufes nachkam. Erst in den jüngsten Tagen hat ein österreichisches Hetzblatt zwei Sittlichkeitsskandale aus den Fingern gesogen und durch Beifügung von fingierten Personen- und Ortsnamen glaubhafter zu machen gesucht. In einem Falle sollte ein gar nicht existierender Geistlicher in Straubing wegen Vergehens gegen Schulkinder verurteilt worden sein, während ein solcher Prozeß gar nicht stattgefunden hat. Ein Wiener Judenblatt, das „Neue Wiener Journal“, verbreitete am 20. Mai (Nr. 5952) unter dem Titel

„Die Kometenfurcht unter der bayerischen Landbevölkerung" ein erlogenes Münchener „Privattelegramm" folgenden Inhalts:

„Im ganzen Lande, namentlich in Niederbayern, verbrachte die Landbevölkerung die Nacht betend im Freien. Viele Bauern haben aus Furcht vor dem Kometen Wahnsinnsanfälle erlitten."

Auch ein liberales Blatt in Karlsruhe, die weitverbreitete „Badische Presse" (Nr. 277), gab sich zur Verbreitung ähnlicher, glatt erfundener Lügen her, indem sie sich aus München die nachstehende Schauermär melden ließ:

„Auf dem flachen Lande in Bayern war seit Wochen die Aufregung über den angeblichen Untergang der Welt groß und hat mehrfache Nervenchocks und Irrsinnsanfälle hervorgerufen. Man hat Bittprozessionen veranstaltet, und heute Nacht verbrachten ängstliche Leute die Nacht bei Dauermessen in der Kirche. Für nächsten Sonntag sind Dankprozessionen angesetzt!"

Der Zweck solcher hirnverbrannter teuflischer Lügen, die aus dem Simplicissimusgeiste geboren sind, ist sonnenklar: Das katholische Landvolk in Bayern soll als ein wahrer Ausbund allen Stumpfsinns hingestellt werden.

In welch infamer Weise liberale Zeitungen und Witzblätter den Fall des Bamberger Religionslehrers Hofinger verleumderisch ausgeschmückt haben, ohne an einen Widerruf auch nur zu denken, ist hinlänglich bekannt. Ein wahres Schulbeispiel verleumderischer Berichterstattung der kirchenfeindlichen Presse bot der Fall Ferrer. Bis zur Stunde hat die große Mehrzahl dieser Blätter ihre Leser noch nicht darüber aufgeklärt, daß in Spanien Konservative und Liberale bis tief in die Reihen der Radikalen hinein Ferrer und seine Genossen als dem Henker verfallene gemeine Verbrecher einmütig verurteilen, daß auch die Machthaber der heutigen Regierung von dem erdrückenden Gewicht der Schuldbeweise überzeugt sind. Der größte Teil der deutschen liberalen Presse hält aber — trotz der klatschenden Geißelhiebe eines Maximilian Harden und Karl Jentsch — an der Lüge fest, daß Ferrer das unschuldige Opfer klerikaler Verfolgungswut, ein Martyrer des Liberalismus gewesen sei. Hier sei auch der bereits erwähnte Fall des Berliner Schulrektors Bock gestreift, dessen sittliche Verfehlungen die liberale Presse, weil er Vorstand einer katholischen Mädchenschule war, sofort mit dem üblichen Lärm auf das Schuldkonto des Katholizismus oder gar des „Ultramontanismus" buchte. Als sich dann herausstellte, daß der Wüstling, der jahrelang sein Unwesen getrieben hatte und trotz verschiedener Anzeigen (schon vor drei Jahren) von vorgesetzten Stellen gehalten worden war, ein entschiedener Antiklerikaler und treuer Anhänger der freisinnigen Volkspartei wurde, daß er bei der letzten Landtagswahl sogar als freisinniger Wahlmann aufgestellt wurde, daß die freisinnige „Berliner Volkszeitung" (aus dem Mosse-Verlag) sein langjähriges Leibblatt war, und daß er endlich sogar beim 80. Geburtsfest des freisinnigen Abgeordneten Träger Mädchen seiner Schule zu Gesangsvorträgen veranlaßt hatte, — da hatten die liberalen Blätter „in der Provinz" plötzlich die Sprache verloren. Wir haben eine Reihe von liberalen Blättern, welche den Fall Bock auf dem „klerikalen Sündenregister" gebucht hatten, genau kontrolliert und bis heute auch nicht einmal eine Andeutung darüber gefunden, daß Bock an den Rockschößen der Freisinnigen hängt und ein Antiklerikaler vom reinsten Wasser war. Ein Beweis, wie auch bei anfänglich bestandenem „guten Glauben" durch nachträgliches Verschweigen des erwiesenen Gegenteils — gelogen werden kann. Daß das freisinnige Leib- und Lieblingsblatt des schändlichen Jugendverführers, die „Berliner Volkszeitung", trotz allem „das katholische System" für den so lange vertuschten Schulskandal verantwortlich macht, setzt dem — kirchenfeindlichen System die Krone auf.

Die „Münchner Neuesten Nachrichten" wollen ihre Leser glauben machen, daß „in zahlreichen Gerichtsverhandlungen ultramontanes Verleumdungssystem öffentlich gebrandmarkt wurde". Daß kirchenfeindliche Advokaten vor Gericht in diesem Sinne plädiert haben, mag vorgekommen sein. Es gibt ja auch Advokaten, welche umgekehrt die schamlosesten Ausgeburten einer pornographischen Phantasie vor Gericht verteidigen. Aber daß ein ernst zu nehmendes Gericht jemals generell ein „ultramontanes Verleumdungssystem" festgestellt hätte, gehört zu den „Lügen", welche der Münchener Erzbischof in seiner Rede im Auge gehabt hat.

Dasselbe liberale Blatt will die Behauptung des Erzbischofs, daß der Feind vielfach auf die niederen Instinkte spekuliere, was der katholischen Presse verwehrt sei, durch Ausgrabungen aus dem — Siglschen „Vaterland" von 1870 entkräften. Das ist nicht etwa ein Scherz. Das liberale Blatt hätte besser daran getan, in seinen eigenen Heften und in seiner nächsten Umgebung eine Gewissenserforschung anzustellen. Zu den „niederen Instinkten", auf welche heutzutage mit Vorliebe spekuliert wird, gehören in erster Linie die sogenannten sexuellen. Was auf diesem Gebiete unter den Augen des Münchener Oberhirten von einer entarteten Propaganda ungezügelter Sinnenlust geleistet wird, findet bis tief in die Reihen der liberalen Partei hinein schärfste Verurteilung.[1] Soeben erst (am 4. September) geht der „Allgemeinen Rundschau" ein vor Entrüstung bebender Protest eines angesehenen Münchener Liberalen evangelischen Bekenntnisses zu, der zugleich im Namen wohlanständiger evangelischer Damen gegen ein Feuilleton in Nr. 411 der „Münchner Neuesten Nachrichten" vom 3. September seine Stimme erhebt. In diesem Feuilleton („Der Stolz der Frau") wird den deutschen Mädchen, die vor dem 70er Kriege den Goetheschen Typus eines Gretchen und Klärchen verkörpert hätten und jetzt durch eine „neue Moral" fälschlich zu „idealer" freier Liebe erzogen würden, der Rat erteilt, lieber dem Beispiel der Französin zu folgen, welche sich nur gegen ein — Geldäquivalent dem Liebhaber hingebe. Unser Gewährsmann ist entsetzt, daß solche Frivolitäten in einem Blatte gedruckt werden, das in ungezählten Häusern täglich auf dem Familientische liegt. Es ist nicht das erstemal, daß die unverblümte „Moral" der „Jugend" und des „Simplicissimus" sich in den Spalten der „Münchner Neuesten Nachrichten" breitmachen durfte. Man braucht nur an das berüchtigte Feuilleton „Halsweite Nr. 34" zu erinnern. Was wohl ein anderer, sehr ernst zu nehmender Feuilletonist desselben Blattes dazu sagen mag, Richard Nordhausen, der im „Tag" (Nr. 4) das harte Wort von der „Bordellisierung unseres gesamten öffentlichen Lebens" prägte!

Du sollst kein falsches Zeugnis geben wider deinen Nächsten! Haben die „Münchner Neuesten Nachr." dieses auf ihren Tafeln Mosis als „neuntes" verzeichnete Gebot wenigstens rein äußerlich dem Augsburger Katholikentag gegenüber beachtet? Auch das nicht einmal! In einem Berichte über den sog. Arbeiterfestzug am Sonntag (in Nr. 391 der „Münchner Neuesten Nachrichten") war zu lesen: „Der heuer kleinere Festzug mit seinen wohl 20 000 Teilnehmern", und in einem genaueren Berichte derselben Nummer heißt es: „Im Zuge befanden sich etwa 20 000 Menschen". Dagegen berichtete die gleichfalls liberale „Augsburger Abendzeitung" (Nr. 230): „Der Festzug übertraf bei weitem alle gehegten Erwartungen . . . Der ganze Festzug, der wohl 30—40 000 Menschen umfaßte". Ueber die letzte öffentliche Versammlung berichteten die „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 398), der Besuch sei „schon recht dünn geworden", während die „Frankfurter Zeitung" (Nr. 234) meldete: „Die letzte große öffentliche Versammlung sieht noch einmal die Riesenfesthalle von dem gleichen begeisterungsfroh gestimmten Publikum dicht gefüllt." Das sind Kleinigkeiten, aber sie kennzeichnen die Tendenz derer, die „Zeugnis" geben. Noch eine Kleinigkeit: Das Münchener liberale Blatt berichtete aus der letzten (4.) öffentlichen Versammlung am 25. August: „Und was vergessen war in diesen Tagen, die Jesuiten wurden zurückgerufen und die Kirche für unfrei erklärt, solange die Jesuiten nicht ins Land dürfen". Die Wahrheit ist, daß Präsident Marx bereits in der ersten öffentlichen Versammlung am 22. August seine Dankesansprache an die erschienenen Bischöfe mit den Worten schloß:

„Unseren Ordensleuten draußen in der Mission und im Auslande soll schon am ersten Tage unser Gruß gelten, damit die Herren von der liberalen Richtung nicht bis zum letzten Tage zu warten brauchen. (Große Heiterkeit.) Nein, heute schon wollen wir unseren Gruß senden an unsere Freunde, die Jesuiten und die geistlichen Ordensgenossenschaften (Stürmischer Beifall), und an alle die, die man fälschlich als verwandt mit den Jesuiten erklärt."

[1] Wer die systematische Spekulation auf die niedrigsten Instinkte verfolgen will, nehme nur wieder das allerjüngste Heft des bei einem großen Teile unserer liberalen Kirchenfeinde so beliebten „Simplicissimus" (Nr. 23 vom 5. September) zur Hand: Ein Bild und Bildtext gemeiner und zynischer als der andere! Zum 40jährigen Jubiläum von Sedan bezichtigt das Titelbild „den deutschen Offizier" von heute generell der gewohnheitsmäßigen Beherbergung von Straßendirnen. Andere Bilder zeigen auch dem Uneingeweihten nur zu deutlich, daß, wenn ein Bruchteil des Offizierskorps von der „Bordellisierung des gesamten öffentlichen Lebens" in Mitleidenschaft gezogen ist, Blätter vom Schlage des „Simplicissimus" seine Lehrmeister waren. Unter den Illustratoren des neuesten Heftes begegnet man auch wieder zwei gerichtskundigen Pornographen. Was hilft es, daß den preußischen Offizieren die Lektüre des „Simplicissimus" verboten ist, und daß gerade die Berufensten denselben grundsätzlich nicht lesen wollen? Umso eifriger studieren ihn Studenten, Gymnasiasten, höhere Töchter und die Frequentanten liberaler Salons im Stile des verstorbenen liberalen Abgeordneten Dr. Deinhard, der sich in der bayerischen Kammer offen dessen rühmte.

Schon eingangs wurde die **Tonart** gekennzeichnet, deren das führende Organ des bayerischen Liberalismus sich gegen den Katholikentag befleißigte. In einem „Schlußwort zum Katholikentage“ charakterisiert das Blatt (Nr. 405) den Katholikentag unter Heranziehung des vom Bischof von Augsburg gebrauchten Wortes, die Versammlungen und Beratungen hätten ihn „**wie ein ununterbrochener Gottesdienst** angemutet“, mit schneidendem Hohn als „**geschickte Maskerade**“ und „**große Lüge**“. Damit vergleiche man nur die eingangs zitierten Ansprachen der beiden liberalen Bürgermeister von Augsburg! In Nr. 396 hatte dasselbe Blatt von dem ehemaligen Fürsten Löwenstein, dem Bruder Raimundus im Dominikanerhabit, gesagt, daß er „**mit seiner ganzen adeligen Sippe**“ gekommen sei. Nun, niemand kann aus seiner Haut heraus, und es ist wohl kein bloßer Zufall, daß das Blatt, welches in den letzten Tagen die gesamte Zentrumspresse ein über das andere Mal der Lügenhaftigkeit zieh, gleichzeitig in Nr. 411 vom 3. September aus der Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereins eine Untersuchung über die Frage abdruckte, ob „das schöne Wort Sauherdenton“, das sich in den letzten Jahrzehnten in Tageszeitungen und bei Parteifehden eingebürgert habe, nicht richtiger „Sauhirtenton“ heißen müsse. Ohne uns in diesen gelehrten Streit einzumischen, konstatieren wir die nackte Tatsache, daß man in Münchener **liberalen** Kreisen das liberale Blatt nicht selten mit lakonischer Kürze ohne die schmückenden Beiwörter von „Hirt“ oder „Herde“ bezeichnen hört. Wir könnten mit interessanten Namen dienen. Nur eines bleibt uns unverständlich: daß nämlich Zentrumsjournalisten mit Vertretern eines Blattes, das in einer Polemik mit dem „Bayer. Kurier“ am 27. Juli (Nr. 347) den Ausspruch wagte, „das klerikale Verleumdungssystem habe die Zentrumspublizistik auf ein so tiefes Niveau herabgedrückt, daß man sich nur im äußersten Notfall mit ihr beschäftigen mag“, noch länger im Ausschusse eines kollegialen Standesvereins zusammensitzen mögen.

Ein Glaubensbekenntnis des bayerischen Thronfolgers.

Das „Neue Münchener Tagblatt“ berichtet über eine **Ansprache**, die **Prinz Ludwig**, der bayerische Thronfolger, am 28. August bei der Grundsteinlegung der neuen St. Annakirche der Kapuziner in **Altötting** gehalten hat. Die charakteristischen Sätze lauten:

„Ich danke dem lieben Gott, daß ich von katholischen Eltern abstamme und in der katholischen Religion erzogen worden bin.

Ich bin stets für unsere katholische Religion eingetreten, weil ich überzeugt bin, daß sie die einzig wahre und echte Religion ist. Diese meine innerste Ueberzeugung habe ich jederzeit kund getan, nicht um äußerliche Ehren und Anerkennung zu finden, sondern weil es meine tiefste religiöse Ueberzeugung ist.

Die katholische Religion gestattet jedem Katholiken Toleranz gegen Andersgläubige zu üben. Es ist falsch, anzunehmen, daß die Ueberzeugung Andersgläubiger von uns Katholiken nicht hochgehalten werden dürfe. Desgleichen verlangen aber auch wir, daß gegen unsere Ueberzeugung Toleranz geübt werde.

Wir wissen wohl, daß nicht die Muttergottes, sondern Gott im Himmel allein es ist, der unsere Bitten erfüllt oder abschlägt, weil er am besten weiß, ob die Erfüllung unserer Wünsche von Vorteil ist oder nicht. Trotzdem eilen wir zur seligsten Jungfrau Maria hin und wenden uns an sie im Vertrauen auf ihre Macht bei Gott. Auch ich habe Sorgen und Kummer und habe sie niedergelegt vor dem Altare der heiligen Kapelle. Wir alle sind ja Zeugen, was hier im Laufe der Jahrhunderte durch die Fürbitte der allerhöchsten Jungfrau, der Muttergottes, erreicht worden ist, und wie sie die Wünsche vieler chwer beladener Seelen erfüllt.“

Der mitgeteilte Inhalt wird der „Allgem. Rundsch.“ von einem unbedingt zuverlässigen Ohrenzeugen bestätigt. Die Ansprache fand auf öffentlichem Platze vor tausenden von Menschen statt.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Kaiserreden im Norden, eine Thronfolger-Rede im Süden.

Unseren liberalen Federkollegen wird das Leben schwer gemacht. Kaum waren sie mit Ach und Krach über das christliche Bekenntnis des Kaisers in Königsberg und Marienburg hinweggekommen, da wurde eine Rede des bayerischen Thronfolgers Prinzen **Ludwig** bekannt, die ein warmes Bekenntnis des katholischen Glaubens enthält. Das Christliche im evangelischen Gewande ist den „Aufgeklärten“ schon unangenehm; aber wenn nun die religiöse Gesinnung in der katholischen Form von oben her öffentlich verkündigt wird, so hört die Gemütlichkeit bei ihnen vollends auf.

Als der Reichskanzler zur Kaiserrede von Königsberg so energisch die Schutz- und Trutzstellung eingenommen, und der Kaiser selbst in Marienburg den kräftigen Sammlungsruf hatte ergehen lassen, da wurde im liberalen Lager die Parole ausgegeben: Halt! Die Agitation gegen die Kaiserrede einstellen! Die sozialdemokratische Presse tobt natürlich weiter; auch ein Teil der Fortschrittspresse verstand nicht, warum man nicht gegen das christliche Bekenntnis von Marienburg weiter zu Felde ziehen solle. Aber in einem sehr großen Teile der liberalen Presse machte sich ein plötzlicher Umschwung nach der friedlichen Seite hin bemerkbar. Zum Vorwand nahm man den Absatz in der Marienburger Rede, die jedem ehrlichen Christen ein Gottesgnadentum zusprach, da auch er unter der höchsten Obhut und im höchsten Auftrage unseres Herrn und Gottes arbeite. Wir für unseren Teil finden in dieser Bemerkung nichts Neues und keine Abschwächung des wirklichen Sinnes der Königsberger Rede. In gewissem Sinne sind wir alle „Instrumente des Himmels“. In Königsberg handelte es sich nicht um die allgemeine Gnadenwahl und Gnadenwirkung, sondern um die politisch wichtige Frage, ob der Monarch sein Recht aus den Händen des Volkes erhalten habe oder sich „von Gottes Gnaden“ nennen dürfe. Die Unabhängigkeit der monarchischen Souveränität von dem Volkswillen hat der Kaiser in der Marienburger Rede durchaus nicht preisgegeben. Für alle, die an die „Selbstbestimmung des Volkes“ glauben und die Krone zu einem „Instrument der öffentlichen Meinung“ machen wollen, bestand also nach wie vor der Grund zum Widerspruch. Und erst recht für diejenigen, die an dem christlich-gläubigen Standpunkt des Herrschers Anstoß nahmen; denn in Marienburg trat das religiöse Moment erst recht kräftig hervor. „Deutschtum und Christentum sind untrennbar voneinander ... Das Kreuz verpflichtet ... Wir sollen in brüderlicher Liebe zusammenhalten, die Konfessionen und die Stämme.“ Das sind doch Worte, die wir herrlich und erbaulich, die „Aufgeklärten“ aber, und namentlich die Herren vom Evangelischen Bunde, anstößig und gefährlich finden müssen.

Wenn trotz alledem ein großer Teil der liberalen Presse plötzlich die Hetze eingestellt hat, so müssen über Nacht ganz besondere taktische Erwägungen sich in den Vordergrund gedrängt haben. Angesichts der Entschiedenheit der kaiserlichen Sprache und der Festigkeit des Reichskanzlers hat man wohl erkannt, daß die Mauer **mit dem Kopf** nicht eingerannt werden könne.

Aber die Aufspannung milderer Saiten darf uns nicht täuschen über den Ernst der Zukunftskämpfe. Daß die Wahlpolitik des Liberalismus sich bessern würde, ist noch nicht durch irgend ein ernstes Anzeichen verbürgt. Sonst hätte man doch auf die **Sammlungspolitik**, die der Kaiser so beredt empfahl, irgendwie eingehen müssen. Im Gegenteil: fort und fort wird versichert, daß es bei der alten Feindschaft gegen die „Schwarzblauen“ bleiben müsse. Auch die Leitung des Hansabundes läßt ausdrücklich alle Gerüchte über ein Einlenken in bessere Bahnen dementieren. Das ist um so bemerkenswerter, als der Vorsitzende dieses Bundes vom Kaiser gelegentlich einer Begegnung im Tiergarten mit einer Ansprache und einer Unterhaltung von 10 Minuten beehrt wurde. Von einem solchen Manne sollte man doch wenigstens eine klare Frontstellung gegen die Umsturzpartei erwarten. Aber nach der jüngsten Kundgebung bleibt der Hansabund dabei, den Bund der Landwirte und dessen „agrarische“ Freunde zu bekämpfen, dagegen die Sozialdemokratie unbehelligt zu lassen. Hinter der angeblichen Neutralität gegenüber der Sozialdemokratie als „politischer Partei“ steckt offensichtlich der Wunsch, die roten Wähler zu benutzen, um bei den Stichwahlen die konservativen und die Zentrums-Kandidaten niederzustimmen.



Angesichts dieser Hartnäckigkeit der Liberalen und dieser Gewissenlosigkeit der großkapitalistischen und freihändlerischen Spenden des Hansabundwahlfonds sagen nun manche, die Kaiserreden seien nutzlos. Ein Berliner Professor, der eine gut gemeinte Eigenbrödelei betreibt, bezeichnet sie als „verfrüht". Nach unserer Ansicht ist das religiöse Bekenntnis niemals nutzlos und der Aufruf zur Sammlung aller guten Kräfte kann nicht zu früh erfolgen. Bis zum Herbst des nächsten Jahres können die Worte des Kaisers und die Stellungnahme des Reichskanzlers noch einen bedeutenden Einfluß auf die Gunsten und Herzen der Wähler haben. Jedenfalls ist es gut, daß die Bevölkerung schon vorher weiß, was auf schlechte Wahlen folgen wird, nämlich nicht die Unterwerfung unter den liberalen Parteidespotismus, sondern eine neue Berufung an das Volk unter der monarchischen Autorität.

Für die christlich gesinnten Parteien, die sich mit der seit 1909 bestehenden Reichstagsmehrheit decken, sind die Reden erst recht nicht ohne Nutzen, da sie das Vertrauen und die Entschlossenheit in diesen viel angefeindeten Reihen neu beleben und stärken. Darum begrüßen wir Katholiken noch mit besonderer Freude die Veröffentlichung einer Rede des Prinzen Ludwig von Bayern in dem altehrwürdigen Wallfahrtsorte Altötting. Prinz Ludwig ergriff bei der Grundsteinlegung zu einer neuen katholischen Kirche das Wort, um Gott zu danken für das Glück, daß er von katholischen Eltern stamme und in der katholischen Religion erzogen worden sei, sowie seine innerste Ueberzeugung zu bekunden, daß die katholische Religion die einzig wahre und echte Religion sei. (Vergl. den genaueren Inhalt der Rede S. 636 dieses Heftes.) Dieses erbauliche Bekenntnis hat unter den Liberalen einen neuen Entrüstungssturm ausgelöst. Die „prononzierte Betonung des katholischen Standpunktes" wird als eine Verletzung oder gar Beleidigung der starken protestantischen Minderheit Bayerns hinzustellen gesucht. Ein Berliner Blatt meint, was denn wohl die katholische Minderheit in Preußen sagen würde, wenn der Kaiser in derselben Weise sein protestantisches Bekenntnis betonen. Ja, der Kaiser hat bei gegebener Gelegenheit sich gar nicht gescheut, sich als überzeugten Protestanten hinzustellen, so zum Beispiel bei der Einweihung der Reformationskirche in Wittenberg, und die Katholiken in Preußen haben darin nichts Verletzendes oder Beleidigendes gefunden, sondern sind sich stets bewußt gewesen, daß das persönliche evangelische Bekenntnis den Kaiser nicht hindere, auch dem katholischen Bevölkerungsteil ein gerechter und guter Landesvater zu sein. Was dem Kaiser recht war, soll dem Prinzen Ludwig billig sein. Jeder Fürst darf seine religiöse Ueberzeugung frei bekennen, und es ist gut, wenn er sie bekennt, damit das Volk sieht, daß es auch in den höheren und höchsten Ständen überzeugungstreue Christen gibt, die sich des Kreuzes nicht schämen und ihrer Pflicht gegen die Kirche sich bewußt sind.

Die Ausfälle gegen die Rede des Prinzen Ludwig sind um so weniger begründet, als der Prinz ausdrücklich die Toleranz gegen die Andersgläubigen verkündet und deren Uebereinstimmung mit den katholischen Satzungen betont hat. Es ist also gar keine „Schärfe" vorhanden, die noch einer Beseitigung bedürfte. Die Liberalen sollten nun endlich uns die Toleranz bewilligen, die ihnen so reichlich gewährt wird. Dann würden sie auch das öffentliche Bekenntnis einer positiven religiösen Ueberzeugung zulassen müssen, ebenso wie sie die Freiheit des gegenteiligen Bekenntnisses oft und laut genug ausüben. Alsdann würden sie auch im Reichstage endlich für den Toleranzantrag des Zentrums eintreten.

Aber all die Angriffe und sogar die Spötteleien der liberalen Presse werden nicht imstande sein, uns die Freude zu verderben an der erbaulichen Erscheinung, daß zu gleicher Zeit im Norden und im Süden von der höchsten Stelle aus das Bekenntnis zur Religion in so eindrucksvoller Form öffentlich verkündet worden ist. Die offenen und versteckten Feinde der positiven Religion mögen daraus neuen Anlaß zur Agitation nehmen; wir werden um so mehr unsere Arbeit zur Erhaltung und Hebung des religiösen Sinnes steigern, und wir hoffen immer noch auf eine fruchtbringende Sammlung aller christlichen Volkskräfte.

Auch die treue und stramme Haltung unserer Wähler in Warburg und Höxter bestärkt die Zuversicht im Zentrum.

Der neueste Offizierskandal.

Von Dr. Julius Dersen.

Es ist wahrhaft traurig, daß die Oeffentlichkeit sich schon wieder mit einer häßlichen Affäre aus dem preußischen Offizierkorps beschäftigen muß, obwohl die widerwärtigen Eindrücke vom Allensteiner Prozeß noch nicht verwunden sind. Diesmal handelt es sich gar um einen General, den in Bonn lebenden Freiherrn von Gagern. In der „Kölnischen Volkszeitung" konnte man über ihn Dinge lesen, die wir denn doch kaum für möglich halten möchten, obwohl wir uns anderseits sagen müssen, daß ein Blatt wie die „Kölnische Volkszeitung" es sich zweifellos zehnmal überlegt, bevor es Mitteilungen nachstehender Art verbreitet: „Im Jahre 1888 starb Gagerns erste Frau, die ihm vier Kinder geboren hatte. Damals stand er beim 14. Pionierbataillon in Kehl. Sein Kommandeur war ein Major L., dessen siebzehnjährige Tochter er verführte; sie hatte sich Hoffnung auf Heirat mit ihm gemacht, er ließ sie jedoch sitzen. Die Verführte kam mit ihrer Familie auseinander, heiratete dann einen Sänger und ist schließlich verkommen. Seine Stellung in Kehl war darauf unhaltbar geworden. Er wurde nach Karlsruhe versetzt und hier zum Flügeladjutanten des verstorbenen Großherzogs von Baden ernannt. Bald darauf knüpfte er ein Verhältnis mit der Frau eines Malers von Meckel an. v. Gagern wurde infolgedessen von seiner Stellung als Flügeladjutant entbunden. Er wurde wieder versetzt und zwar — nach Berlin in den Großen Generalstab. Der Maler v. Meckel siedelte mit seiner Familie ebenfalls nach Berlin über und erschoß sich hier aus Gram über sein zerstörtes Eheglück. Das nächste Opfer war die Frau eines seiner besten Freunde, eines späteren Regimentskommandeurs Sch., dann kam das Verhältnis mit Frau Meersmann . . ." So berichtet die „Kölnische Volkszeitung". Man faßt sich unwillkürlich an den Kopf und fragt verzweifelt: „Wie ist so etwas möglich in einem Offizierkorps, dessen höchstes Gut nach einem Ausspruch Kaiser Wilhelms I., die Ehre ist und sein soll?"

Man kann kaum an der Richtigkeit der Mitteilungen der „Kölnischen Volkszeitung" zweifeln, denn sonst hätte der General von Gagern doch sofort dagegen einschreiten müssen. Das ist aber nicht geschehen. Er hat nur bezüglich der Forderungen der Frau Oberstleutnant Meersmann durch seine Rechtsanwälte eine Erklärung abgeben lassen, die indes auch nicht geeignet ist, ihn zu entlasten. Vielmehr geht daraus hervor, daß er der genannten Dame gegenüber Verpflichtungen hat, denn er hat ihr im Laufe der Jahre etwa 42,000 ℳ bezahlt. Frau Meersmann behauptet, daß der General Vater zweier ihrer Kinder ist. Darnach hätte er jahrelang ein ehebrecherisches Verhältnis unterhalten, ein Verhältnis mit der Frau eines ihm untergebenen Kameraden! Und der Oberstleutnant Meersmann soll dieses Verhältnis geduldet haben, um seine Stellung nicht zu gefährden. Als er aber sah, daß es mit seiner Karriere zu Ende war, verließ er seine Frau und ging ins Ausland.

Die Oeffentlichkeit muß im Interesse des guten Rufes unseres Offizierkorps mit allem Nachdruck Aufklärung darüber verlangen, ob der Herr von Gagern ein Ehebrecher gewesen ist, ob dies seinen Vorgesetzten bekannt war, und ob er trotzdem zum General befördert werden konnte. Es fällt uns schwer zu glauben, daß die schlimmen Verfehlungen des Offiziers an entscheidenden Stellen wirklich bekannt gewesen sein sollten; denn dann hätten diese doch eine Mitschuld auf sich geladen, von der eine Reinwaschung kaum möglich wäre. Er würde dann doch ohne Frage viel früher gezwungen worden sein, den Rock des Königs auszuziehen. Wenn die Affäre auch in mancher Hinsicht noch der Aufklärung bedarf, so ist sie doch wieder eine ernste, nicht tief genug zu beherzigende Mahnung an die Stellen, die berufen sind, über die Ehre unseres Heeres und unseres Offizierkorps zu wachen; denn wir wollen die Freude an beiden uns trotz allem erhalten und bewahren. Wir wiederholen unsere Forderung, daß gegen Schädlinge mit unnachsichtiger Strenge vorgegangen wird. Leider hat man diese manchmal gerade gegen solche Offiziere angewandt, denen es ihre Ehrauffassung und ihr Charakter mit Recht verbot, Schäden und Mängel zu vertuschen. Wir erinnern an den wohlverdienten Oberst Hüger, dessen Schicksal allgemein beklagt wurde und noch immer beklagt wird. Starke Männlichkeit und strenge Dienstauffassung dürfen kein Hindernis für die Karriere bedeuten, und notorische Unsittlichkeit und frivole Unbedenklichkeit müssen es ausschließen, daß man es bis zum General bringt. Deshalb erwarten wir, daß in die Vergangenheit des Freiherrn von Gagern mit aller gebotenen Rücksichtslosigkeit hineingeleuchtet wird.



Arbeitersöhne und höheres Studium.

Von Oberlehrer Kuckhoff (Essen).

III.

Es kann nicht nachhaltig genug darauf hingewiesen werden, daß es sich in der Frage des Studiums unserer Arbeitersöhne in erster Linie um eine soziale Gesundung unseres Volkstums handelt, also um eine kulturelle Aufgabe; darnach erst ist die wirtschaftliche Seite der Frage in Betracht zu ziehen. Ihre Krönung aber findet unsere Kultur in der religiösen Durchbildung und Betätigung, in einem Leben im Christentum. Wenn wir der sogenannten modernen Kultur ihr Schlagwort von der Kulturfeindlichkeit des Christentums bestreiten, dann müssen wir Christen vor allem auch in der Tat zeigen, daß wir nicht kulturfeindlich sind. Das kann uns nicht so sehr dadurch gelingen, daß wir in vollster Genugtuung auf die kulturellen Großtaten der Kirche verweisen, — sie könnte trotzdem nach Erfüllung ihrer Aufgabe sich überlebt haben —, als vielmehr dadurch, daß wir in den großen Kirchengemeinschaften als lebendigem Ausdruck einer Weltanschauung auf der Grundlage religiöser Ueberzeugung weiterarbeiten helfen. Protestantismus und Katholizismus, vor allem aber der erstere, klagen heute mit Recht über die religiöse Gleichgültigkeit der Gebildeten. Wo soll da Abhilfe geschafft werden? Beide großen Konfessionen suchen eifrig nach einer Antwort auf die Frage: Wie gewinnen wir unsere Gebildeten dem kirchlichen Leben wieder? Die zu diesem Zwecke gegründeten Vereinigungen werden letzten Endes sich darauf beschränken müssen, solche Männer zu vereinigen, die der Kirche nahe, oder doch nicht allzu ferne stehen, und sie ihr zu erhalten. Ob sie neue Glieder gewinnen können, ist sehr zweifelhaft, und ein Versuch würde immer nur vereinzelte Erfolge aufzuweisen haben. Da gilt es also, den jungen Nachwuchs zu sichern. Dabei spielt nun die Heranziehung der Arbeitersöhne zum Studium eine wichtige Rolle, und zwar vor allem für den Katholizismus. Es soll ja nicht behauptet werden, daß nicht auch unsere höheren katholischen Stände in demselben Maße treue katholische Söhne erziehen, wie die unteren Volksschichten. Aber diese Kreise sind immer noch wenig zahlreich. Dagegen haben wir in unserer Arbeiterbevölkerung ein überaus reges religiöses Leben. Man muß die bekenntnistreue Frömmigkeit z. B. in unserem rheinisch-westfälischen Industriegebiet in ihrem rückhaltlosen Hervortreten beobachtet haben, um zu ermessen, welch unerschöpflicher Born dort für unsere ganze katholische Kultur sprudelt. Es gilt nur noch, seine Wasser nutzbar abzuleiten. Eines jeden Katholiken Herz läßt es höher schlagen, wenn er beobachtet, wie unsere Arbeiterschaft sittlich, religiös gefördert wurde, wie sie sich dazu entschloß, in der gewerkschaftlichen Organisation kraftvoll mitzuarbeiten und sich wirtschaftliche Vorteile zu erringen. Um so mehr muß es gerade den Arbeiter entmutigen, wenn er sieht, wie in den Reihen seiner Vorgesetzten, der Verwaltung, der akademischen Stände, mit denen er in Berührung kommt, seinem religiösen Bekenntnisse gegenüber völlige Gleichgültigkeit oder gar feindselige Abneigung entgegentritt. Darum hat es ja auch die Sozialdemokratie so leicht mit ihrer Agitation, in der sie mit Schlagworten nicht sparsam ist: „Ihr dummen Arbeiter, wer ist denn überhaupt heute außer euch noch katholisch?" Unsere katholische Arbeiterschaft muß lernen, daß sie es, wenn auch nicht allein, in der Hand hat, hier Wandel zu schaffen. Sie kann aus ihren Reihen tüchtige Leute entsenden, die sich Bahn brechen werden: Langsam aber stetig. Wenn nicht in zwanzig Jahren, dann in fünfzig. Ein Landmann, der einen Eichenwald anpflanzt, weiß auch, daß er für seine Enkel arbeitet. Wirtschaftliche Hebung durch Förderung der Gewerkschaftsbewegung kann die Mittel zu dieser Aufwärtsbewegung bieten. Und wenn man den religiösen Sinn unserer Arbeiter aufruft, dann werden sie es an Opfermut nicht fehlen lassen. Der Gedanke, daß tatsächlich beim Fortschreiten der industriellen Entwicklung in unserem deutschen Vaterlande die Zukunft unserer katholischen Kirche zum Teil von der Industriearbeiterschaft und ihrem ideal gerichteten Sinne abhängt, wird und muß ein machtvoller Faktor in der Aufwärtsbewegung des vierten Standes werden. Das darf aber nicht nur auf die eigene Klasse beschränkt bleiben, sondern die Möglichkeit der Einwirkung auf die höheren Stände muß geboten werden.

Seit den Tagen der Säkularisation ist den deutschen Katholiken ein wichtiges Moment zur Geltendmachung ihrer religiösen Anschauungen genommen worden. Es fehlt ihnen an Vermögen. Das ist an sich, wenn auch bedauerlich, doch nicht dazu geeignet, uns den Mut zu nehmen. Vielmehr spornt dieser Mangel zu um so größerer Anstrengung. Auch trifft das nicht so sehr die katholische Arbeiterschaft allein, sondern die gesamte Masse des katholischen Volksteils, der deshalb nur unter den äußersten finanziellen Opfern seine Söhne dem Studium zuführen kann. Weit schlimmer ist, daß der geringe Prozentsatz des Volksreichtums, der dem Katholizismus zufällt, es ihm unmöglich macht, seiner Bedeutung gemäß an der wirtschaftlichen Entwicklung teilzunehmen und sie in christlichem Geiste zu beeinflussen. Die wirtschaftlichen Werte befinden sich größtenteils in den Händen des Liberalismus, der aus seiner Kirchenfeindschaft kein Hehl macht. Und doch wäre es im Interesse einer vom christlichen Geiste erfüllten Sozialpolitik so überaus notwendig, daß mehr von dieser Gesinnung Geltung gewänne in den Kreisen der Industrie und der Kaufmannschaft. Leider aber sehen wir da so wenig Fortschritt vor allem in katholischen Kreisen. Unsere Abiturienten wenden sich noch viel zu viel den sogen. gelehrten Berufen zu, viel zu selten hört man, daß besonders Katholiken den Kaufmannsstand oder irgend einen technischen Beruf erwählen. Das ist nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, daß gerade unsere katholischen Abiturienten meist aus ländlicher Umgebung stammen, und — was wohl zu beachten ist — der hohe Beruf des Geistlichen noch immer sehr viele junge Leute fordert. Nebenbei bemerkt, ist das nicht etwa ein Nachteil, kann aber wohl ein solcher werden, wenn sich die Eltern unvernünftigerweise auf diesen Beruf eigensinnig festlegen trotz mangelnden Berufes beim Sohne. Weniger verständlich wäre es, wenn auch die Söhne von Arbeitern vor einem Berufe zurückscheuten, der sie in die Reihen derer einführt, die maßgebend unsere wirtschaftliche Entwicklung beeinflussen. Dieser Beruf liegt doch in ihrem Gesichtskreise, muß doch gerade sie am meisten anziehen. Man könnte einwenden, eine derartige Laufbahn sei aussichtslos. Warum? Hat vielleicht ein Arbeitersohn schon diesen Weg versucht? Allerdings würde dieser Pfad dornig sein, mehr wie jeder andere. Aber er kann und wird bei der notwendigen Tüchtigkeit zum Ziele führen. Im Interesse der weiteren Entwicklung des Katholizismus, seiner notwendigen Einwirkung auf das wirtschaftliche Leben müssen sich mehr Katholiken diesem Berufe zuwenden, in erster Linie diejenigen, die diesen Kreisen von Jugend auf und durch Geburt nahestehen. Wir haben viel versäumt in dieser Hinsicht. Denn wie hätte es sonst dahin kommen können, daß wir trotz unserer Ueberzahl in manchen industriellen Bezirken, trotz des manchmal großen Landbesitzes gerade in diesen Gegenden, der sich in katholischen Händen befand, und dessen enormer Wertsteigerung, so weit zurückgedrängt wurden? Es ist mir eine Gemeinde, um nur ein Beispiel herauszugreifen, bekannt, in der noch vor 20 Jahren aller Grundbesitz sich in den Händen von Katholiken, verhältnismäßig kleiner Bauern, befand. Jetzt gehört alles der Industrie. Die Bauern haben viele Millionen verdient, sind aber in ihrem Einfluß auf die Industrie fast auf ein Nichts zurückgedrängt. Und diese Industrie ist ganz liberal. So droht uns auch der Einfluß durch Besitz, den wir noch hatten, verloren zu gehen. Doch es läßt sich manches wieder gut machen. Die Industrie geht mehr und mehr im Kapitalismus auf und wird ihm dienstbar. Das bedingt eine Vergesellschaftung aller werbenden Produktionsmittel, und die verlangen wiederum ein Heer von tätigen Händen, die nicht selbst beteiligt sind, aber einflußreich leitend arbeiten. Da muß der Katholizismus seine Bewerber einrücken lassen; die Arbeitersöhne als Zugehörige des vierten Standes haben alles Interesse daran, als solche aufzutreten. Langsam werden wir vorwärts kommen, Mißerfolge werden uns manchmal der Verzweiflung nahe bringen. Aber es muß gehen, man darf die Hoffnung nie sinken lassen, wenn man überhaupt an eine wirtschaftliche Besserstellung des katholischen Volksteiles glaubt, wenn man den Katholizismus als eine Macht in der Volksentwicklung, die unbedingt nach der industriellen Seite neigt, anerkennen mag. Es ist wohl kaum übertrieben, wenn man angesichts der kulturellen Bedeutung unserer Industrie und der dadurch bedingten Volkswohlfahrt behauptet, daß ein Katholik in leitender Stellung in irgendeinem produktiven Unternehmen mindestens gerade soviel bedeutet, wie ein hoher katholischer Staatsbeamter. Eine solche Stellung — mag es auch manchem als Utopie erscheinen — als Ziel für einen Sohn aus katholischer Arbeiterfamilie wäre wahrlich des Schweißes der Edeln wert: Ein großer sozialer Fortschritt und in seinen Folgen ein ethisch-religiöser Gewinn.

Nach der Ernte.

Nun leer das Land, wo reiche Saaten standen,
wo braune Dirnen goldne Garben banden,
vonErnteliedern frohes Klingen war.
Zur Scheuer führt der letzte Erntewagen,
was segenschwer gereift in Sommertagen.
Wie frommer Opferrauch um den Altar,
noch ruht des Gebens Wonne in den Weiten. —
Und — neu zur Saat die Furche zu bereiten,
schon durch die Schollen bricht des Pfluges Schar.
Verheissung lächelt aus den stillen Spreiten
von neuen Werdens tiefen Seligkeiten. — —
Erfüllter Tat so in des Lebens Schreiten
das junge Hoffen reicht die Hände dar. Theo Rossel.

Die Staatsschule im Lichte des badischen Großblocks.

Von Jos. Strobel.

In politischer Beziehung hat das Großherzogtum Baden von jeher über die gelbroten Grenzpfähle weit hinausreichendes Interesse wachgerufen. Die beiden großen politischen Epochen des vergangenen Jahrhunderts, Revolution und Kulturkampf, hatten gerade in Baden ihren Hauptherd und zeitigten in diesem Lande die leidenschaftlichsten Resultate. Die sogenannten freiheitlichen Ideen, die über die Vogesen herüberkamen, fielen zumeist und zuerst hier in diesem Lande auf fruchtbaren Boden. So war es auch nicht weiter zu verwundern, wenn die neuen Parteiverhältnisse, wie sie durch die Wahlen von 1909, dank einer unbeschreiblichen und undefinierbaren Verhetzung des Volkes durch die Reichsfinanzreform geschaffen worden waren, eine andere Behandlung derjenigen Frage brachte, die man allgemein als Weltanschauungsfrage bezeichnet. Und von den einzelnen Unterabteilungen dieser Frage bietet gegenwärtig wohl die Schulfrage das meiste Interesse, und das um so mehr, nachdem auch die Erste Ständekammer in dieser Frage versagt hat. Von ihr hätte man eine großzügigere, nicht durch die engen Maschen der Parteileidenschaft getrübte Behandlung dieser Frage erwarten dürfen, insbesondere derjenigen Frage, die mit dem § 114 im Zusammenhang steht, und die ja schließlich den einzigen wesentlichen Stein des Anstoßes bildete und einzig und allein der Grund war, warum die rechts stehenden Elemente der beiden Landstände gegen das ganze Gesetz stimmten.

Daß sich aber auch die Mehrheit der Ersten Kammer endgültig auf den Boden der Beschlüsse der Zweiten Kammer gestellt hat, eröffnet in schulpolitischer Beziehung eine Perspektive, die vom christlichen Standpunkte aus nicht zu freudiger Hoffnung berechtigt. Diese schulpolitische Perspektive ist um so bedeutungsvoller, als bekanntlich die badische Sozialdemokratie die geistige Führung des Großblocks inne hat. Dieser geistigen Führung gilt insbesondere die französische Laienschule mit all ihren einseitigsten und despotischsten Konsequenzen als erstrebenswertes Ideal.

Da es natürlich unmöglich ist, daß der auf fester christlicher Grundlage stehende Mann sich von der sogenannten Aufklärungsarbeit der Sozialdemokratie einfangen läßt, so soll eben durch gesetzliche Gewalt das erreicht werden, was durch erstgenannten Zweck nie und nimmer erreicht werden kann, es soll der Boden für den gänzlichen Ausschluß des jetzt noch gnädigst gestatteten konfessionellen Religionsunterrichts immer urbarer gemacht werden. Die Verhandlungen in der Zweiten Kammer ließen erkennen, es soll dann endzielich den bestehenden Religionsgesellschaften jede Möglichkeit benommen werden, durch besondere Einrichtungen für eine systematisch religiöse Erziehung und für einen systematisch erteilten Religionsunterricht auf konfessioneller Grundlage Sorge tragen zu können. Damit ginge dann natürlich die gänzliche Ausrottung des Christentums Hand in Hand.

Jeder, der die französische Entwicklung auf dem schul- und kirchenpolitischen Gebiete verfolgt hat, muß zugestehen, daß dort der heutige Stand der Dinge nur die fortgeschrittene Etappe einer fast zweihundertjährigen, zäh fortgesetzten Unterminierarbeit des christlichen Weltanschauungsgedankens ist. Wenn sich diese Entwicklung in Baden zurzeit nicht fortgeschrittener betätigte, so ist es einzig der hindernd im Wege stehenden Regierung zuzuschreiben.

Seitdem nämlich die „geschichtliche Entwicklung" diejenigen Abgeordneten, die im letzten Landtag gelegentlich der Simultanisierung der Lehrerseminare noch Widerstand geleistet hatten, an die Seite des sozialdemokratischen Weltanschauungsgedankens geführt hat, ist auf der linken Seite des Hauses eine geschlossene Mehrheit vorhanden, die ihr Ziel in die Tat umsetzen könnte, wenn, wie gesagt, die Regierung eine parlamentarische wäre.

Wer aber die rapide Zunahme der Sozialdemokratie innerhalb der beiden letzten Jahrzehnte ins Auge faßt, und wer weiter die fieberhafte Tätigkeit der sozialdemokratischen Parteiagitatoren kennt, und wer noch dazu nimmt, wie durch den Einfluß des Jungliberalismus die Annäherungsideen zwischen Liberalismus und Sozialdemokratie immer weitere Kreise zieht, wodurch der sozialistische Gedanke keineswegs der verlierende Teil ist, der kann auch vom monarchischen Standpunkte aus nur mit banger Sorge in die Zukunft schauen.

Sobald aber die genannte Kammermehrheit, ohne die Veto einlegende Regierung, alleiniger Gesetzesfaktor wäre, dann würden wir in Deutschland dieselben gesetzlichen Maßnahmen auf schul- und kirchenpolitischem Gebiet, vielleicht nur in radikalerer und despotischerer Form erleben, wie man sie heute in Frankreich studieren kann.

Aus diesem ihrem Ideal macht die Sozialdemokratie absolut kein Hehl, und — was wohl am meisten auffallen mußte — sprachen übereinstimmend und zu wiederholtenmalen sämtliche zu Worte kommenden Führer sich in diesem Sinne aus.

Die demokratische beziehungsweise die fortschrittliche Volkspartei steht in dieser Beziehung in enger Front mit der Sozialdemokratie. Die Marschroute des sich geschichtlich entwickelnden Liberalismus ist zum Einschwenken auf diese Front gerichtet. Wenn wir darum an der Hand des stenographischen Berichtes vorzugsweise die Sozialdemokratie zitieren, so kann sich jeder aus dem oben Gesagten die entsprechenden Folgerungen selbst ziehen.

Die Sozialdemokratie will den bestehenden gesetzlichen Unterrichtszwang in einen Schulzwang umformen zur Staatszwangsschule in der straffsten und despotischsten Form für alle Einwohner unter gleichzeitiger Trennung von Staat und Kirche, von Kirche und Schule bzw. Entfernung des konfessionellen Religionsunterrichtes aus der Schule.

So sagte der sozialistische Abgeordnete Kolb in der 81. öffentlichen Sitzung am 12. Mai 1910 (Amtl. stenogr. Bericht S. 1856):

„Es ist anzuerkennen, daß der vorliegende Gesetzentwurf wesentliche Verbesserungen gegenüber dem bisherigen Zustande bringt, anderseits aber muß ich auch von meinem prinzipiellen Standpunkt aus sagen, daß wir auch durch dieses Gesetz noch recht weit von dem Zustand entfernt sind, den meine Partei als den richtigen und besten anerkennt.... Wir stehen auf dem Boden der Staatsschule und der Trennung der Kirche von der Schule."

Derselbe Abgeordnete, stenogr. Bericht S. 1908: „Der Staat muß ein Gesetz machen, wonach der Kirche verboten ist, Schulen zu errichten."

Dr. Frank (Soz.) S. 1906: „Wenn wir uns in der großen Mehrheit im Hause für die Schulhoheit des Staates erklären, dann müssen wir auch den Mut haben, zu sagen: Den Kirchen und kirchlichen Stiftungen in Baden ist es verboten, Schulen zu gründen!" (Sehr richtig! links.)

Geck (Soz.) S. 1902: „Die Entwicklung in diesen 30 Jahren hat dazu geführt, daß wir in Baden grundsätzlich die Simultanschulen haben, und sie muß weiter dazu führen, wie wir es in unserem Programm erstreben, daß wir eine vollständig weltliche Schule haben."

„Die sozialdemokratische Partei verlangt, um es noch einmal kurz zu sagen, die ausschließliche Staatsschule, den Ausschluß aller privaten und religiösen Bildungsanstalten für die Erziehung des Volkes."

Als Geck seine Theorie von der Staatsschule aufstellte, rief ihm der Zentrumsabgeordnete Kopf „Gewissensfreiheit" zu. Da meinte Geck, daß „die Pflege der Religion den dazu berufenen Korporationen überlassen werden soll."[1]) Er vergaß dabei,

[1]) Ueber ähnliche sozialdemokratische Offenherzigkeiten im bayerischen Landtage entnehmen wir dem „Bayerischen Kurier" (Nr. 174 vom 23. Juni 1910): „Ueber die Schulpolitik der Sozialdemokratie hat der sozialdemokratische Abg. Hoffmann, früher Volksschullehrer in Kaiserslautern, am 15. Juni im Finanzausschuß der bayerischen Abgeordnetenkammer offenherzige Aeußerungen getan: Religion gehöre



daß diese Pflege ihnen schon heute wesentlich überlassen ist. Allein, wenn man die Geckische und die anderen sozialdemokratischen Definitionen von der Staatsschule etwas genauer ansieht, so bekommen sie doch ein ganz anderes Gesicht, als Geck glauben machen wollte. Nach den neuerdings wieder gesetzmäßig festgelegten Grundsätzen in § 114 ist es kirchlichen Korporationen einfach unmöglich, eigene Erziehungsgelegenheiten zu errichten. Mit den gleichen Argumenten, mit denen heute die Großblock-Anhänger und -Freunde für ein Ausnahmegesetz stimmten, würden sie auch gegen die Errichtung eigener — sagen wir einmal — Religionsschulen sein, in denen den Kindern ein systematischer Religionsunterricht erteilt werden würde.

Der Großblock würde derartige Erziehungsgelegenheiten mit dem gleichen Argument, daß dieselben eine Durchbrechung des Staatssimultanitätsgedankens wären, bekämpfen und hintanhalten, umsomehr noch, da sie ja die sehnlichst erstrebte Simultanschule in Reinkultur vor sich hätten.

Auf die beschönigenden und beschwichtigenden Versicherungen von jener Seite legen wir absolut keinen Wert, und das um so weniger, nachdem der intellektuell bedeutendste Führer der Sozialdemokratie, Dr. Frank, mit Emphase für eine Behauptung, daß nämlich die Schulfrage und nicht die Reichsfinanzreformfrage im Mittelpunkt der letzten sozialdemokratischen badischen Wahlkampagne gestanden habe, unbedingten Glauben verlangte, also Glauben für das Gegenteil einer Sache, an der er intensiv beteiligt war und die ihm an der Hand zahlreicher Dokumente als nicht der Wahrheit entsprechend nachgewiesen werden konnte.

So sieht die Staatsschule, welche die Sozialdemokratie und ihre Verbündeten erstreben, aus, wobei für die Gewissensfreiheit buchstäblich gilt, was der Abgeordnete Dieterle in die Worte kleidete: „Gesetzlich freie Bahn für den Unglauben, Zwangsjacke und Handschellen für die großen, auf gläubigem Standpunkte stehenden Konfessionen."

Augsburg und die Missionen.

Von Dr. Paul Maria Baumgarten, Rom.

Ich kann mich noch gut der Zeiten erinnern, daß die Berichterstattung über die Generalversammlung der deutschen Katholiken von seiten der katholischen Presse eine recht mühselige und nicht immer erschöpfende gewesen ist. Ganze Verbände haben sich damals beklagt, daß ihren Zusammenkünften, die gleichzeitig mit den Katholikenversammlungen tagten, absichtlich oder unabsichtlich keine oder doch nur eine ungenügende Aufmerksamkeit selbst in den großen katholischen Zeitungen zuteil geworden sei. Langsam hat sich seit jenen Tagen eine planmäßige, gemeinschaftliche Berichterstattung entwickelt, die jedem gibt, was ihm zukommt, und die großen Blätter in die Lage versetzt, über alle Ereignisse der Generalversammlung in entsprechender Weise Aufschluß zu geben.

Wie prächtig dieser Nachrichtendienst jetzt organisiert ist, geht am besten aus der Tatsache hervor, daß die führenden Blätter jedesmal am folgenden Tage schon über die sämtlichen Versammlungen öffentlicher oder privater Art ausgiebig ihre Leser unterrichten konnten. Das frühere Elend, daß ein Berichterstatter die ganze Arbeit leisten sollte, naturgemäß aber nicht leisten konnte, hat aufgehört, und die Sonderberichterstatter sind in die ihnen zukommende Stelle eingerückt, das heißt, sie sollen die Eindrücke vermitteln, Stimmungsbilder aufzeichnen, den großen Gang der Ereignisse verfolgen und rückschauend der gesamten Tagung eine allgemeine Zensur ausstellen.

So wie sich die Dinge auf diesem Felde in höchst erfreulicher Weise durch ein friedliches Zusammenwirken aller beteiligten Kreise entwickelt haben, müssen auch die großen Interessen der inneren und äußeren Mission nach und nach einer strafferen Organisation entgegengeführt werden. Daß auf allen Seiten der gute Wille dazu vorhanden ist, haben die Verhandlungen der Augsburger Tagung in unwiderleglicher Weise erwiesen. Die Riesenversammlung hat eine ganze öffentliche Sitzung dem Missionsgedanken geweiht und damit dem katholischen Volke auf das Nachdrücklichste zu verstehen gegeben, was sie von ihm erwartet. In aller Stille haben Beratungen stattgefunden, in denen Pläne und Beschlüsse erörtert wurden, die wohl zu einem gedeihlichen und kraftvollen Vorgehen führen werden. Die Zeit ist hoffentlich für immer vorbei, in der kleine und größere Eifersüchteleien es fertig brachten, begeisterte Missionsfreunde derb vor den Kopf zu stoßen; der Blick auf das Ganze ist wesentlich gestärkt worden, und der Gedanke, daß die restlose Unterstützung der gemeinschaftlichen Aktion die einzelnen Teile des großen Bundes am dauerhaftesten fördert, hat an Stoßkraft erheblich gewonnen.

Daß der Klerus sich in so kraftvoller Weise in den Dienst dieser großen Sache zu stellen gewillt ist, muß als überaus bedeutsam bezeichnet werden. Seine Mithilfe ist von der wesentlichsten Bedeutung und vermag Tausende von schlummernden Kräften zu wecken. Denn nicht nur Geld und Menschen brauchen unsere sämtlichen Missionen, sondern vor allem und dauernd brauchen sie Begeisterung für den großen Gedanken, daß die Ausbreitung des Glaubens eines der wesentlichen Merkmale der Kirche Christi ist. Und diese Lehre kann nicht oft genug wiederholt, sie kann nicht eindringlich genug gepredigt werden. Und wenn das in stets wechselnder Form geschieht, dann braucht niemand zu befürchten, daß unser katholisches Volk dem an dasselbe ergangenen Ruf nicht entsprechen würde. Dem gemeinschaftlichen Streben wird glänzender Erfolg beschieden sein.

Daß der flammende Weckruf, den Prälat Swoboda in Wien vor zwei Jahren in seinem Buche „Großstadtseelsorge" ausstieß, ein so gewaltiges Echo in der Beckschen Rede auf der Augsburger Riesenversammlung gefunden hat, hat mich mit der größten Genugtuung erfüllt. Diese historisch-statistischen Untersuchungen — eine Sache, die ich schon vor Jahren gefordert habe, wenn wir die Fehlerquellen in der katholischen Seelsorge der ganzen Welt aufdecken wollten, — haben den Weg gewiesen, sei es für die Heilung der Schäden, sei es für die künftige Verhütung derselben. Und gerade in letzterer Beziehung ist es eines der wichtigsten Erfordernisse, daß die lokalen im Verein mit den diözesanen Kirchenbehörden rechtzeitig eine richtige Bodenpolitik einleiten. Wer sich in weiser Voraussicht entsprechende Grundstücke überall dort sichert, wohin nach menschlicher Voraussicht eine Stadt sich ausdehnen kann, der wird nicht nur den Platz für die notwendig werdende neue Kirche in der Hand haben, sondern auch aus dem Verkaufe des überschüssigen, im Preise gestiegenen Grund und Bodens ein gut Teil der Kirchenbaukosten herausschlagen können. Durch ein Zusammenwirken aller Kräfte läßt sich das fast ausnahmslos überall verwirklichen.

Wenn andere an uns deutschen Katholiken die geschlossene Organisation rühmen, wir selbst wissen am besten, daß uns noch recht vieles fehlt, daß wir auf manchen Gebieten noch lange nicht das leisten, was wir sollten und könnten. Und eines der wichtigsten Gebiete ist eben das Gebiet der Mission im Inneren und nach außen. Und auf diesem soll es nun mit Gottes Hilfe bald wesentlich besser werden.

aus den Volksschulen und Seminarien heraus. Von seinem Standpunkt aus genüge die Erziehung zur „edlen Menschlichkeit" ohne religiösen Einschlag, da er für Trennung von Staat und Kirche sei. Eine klare Antwort, was Christlichkeit eigentlich sei, könne nicht gegeben werden. Er glaube, daß viele protestantische Geistliche, die Lokal- und Distriktsschulinspektoren seien, sich energisch wehren würden, wenn man ihnen sagte, sie ständen auf positiv christlichem Standpunkt. Ueber die liberale Schulpolitik bemerkte Hoffmann: Wenn die Denkschrift des Bayerischen Lehrervereins simultane Lehrerbildung verlange, müssen auch prinzipiell simultane Schulen verlangt werden; dies Verlangen vermisse er in der Denkschrift und bei den Liberalen. Es freue ihn, daß die Lehrer es endlich offen zu sagen gewagt, daß Musik und Religion ein Krebsschaden an den Seminarien seien".

Spätsommerzeit.

Nun sind die Tage, wo die Gärten flimmern
Von letzter Rosen würzig-weichem Duft;
Das sind die Tage, wo wie rote Seide
Goldfäden ziehen durch die klare Luft.

Im Walde droben raunen Heimlichkeiten,
Her von der Weide schallt der Glocken Klang.
Der Sommer stirbt — es hat's die Flur gesehen . .
Mir ist's, als hört ich wunden Abschiedssang.

Das sind die Tage, wo die Träume sterben —
Du kannst nicht täuschen, letztes Lerchenlied . .
Schon seh' ich blasse Nebelschleier weben,
Schon hör' ich Stürme stöhnen durch das Ried . .

Dr. Hans Besold.

Der Katholikentag und der Kampf gegen die öffentliche Unsittlichkeit.

Mit besonderem Nachdruck hat sich der Augsburger Katholikentag auch gegen ein Grundübel unserer Zeit gewandt, gegen die immer schamloser um sich greifende, die Jugend verderbende und den Volksgeist vergiftende öffentliche Unsittlichkeit. Drei Anträge wurden in der 4. geschlossenen Generalversammlung einstimmig mit lebhaftem Beifall angenommen.

I.

Die 57. Generalversammlung der deutschen Katholiken zu Augsburg beschließt:

1. Den Katholiken Deutschlands wird dringend der Beitritt zu jenen Vereinigungen empfohlen, welche sich die Bekämpfung der sich immer mehr aufdrängenden öffentlichen Unsittlichkeit zur Aufgabe gestellt haben und durch Veranlassung polizeilichen und gerichtlichen Einschreitens, durch Verwarnung und nötigenfalls Boykottierung der einschlägigen Geschäfte, insbesondere aber durch Aufklärung und Warnung des Publikums die ungeheueren Gefahren einzudämmen versuchen, welche durch das Ueberhandnehmen der pornographischen Literatur und Afterkunst die physische und moralische Gesundheit des deutschen Volkes, insbesondere der heranwachsenden Jugend, bedrohen.

Auch an die gesamte Presse wird die dringende Bitte gerichtet, diese Bestrebungen zu fördern und zu unterstützen.

2. Im Interesse der Gewinnung möglichst weiter Volkskreise zu einheitlichem Zusammengehen gegen diese Gefahren sollen diese Vereinigungen je nach den lokalen Verhältnissen auf konfessioneller oder auf interkonfessioneller Grundlage aufgebaut, aber auch ersterenfalls auf tunlichstes Zusammenwirken von Fall zu Fall hingearbeitet werden.

II.

Die 57. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands ruft mit Nachdruck die Katholiken Deutschlands zur energischen Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit auf, wie sie sich insbesondere in der Ausstellung und dem Vertrieb unsittlicher Bilder und Drucksachen zeigt. Sie lenkt die Aufmerksamkeit der Katholiken auf die Bestrebungen und erfolgreiche Tätigkeit des Verbandes der Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit und befürwortet wärmstens für alle, namentlich für alle größeren Städte die Gründung solcher Vereine und deren Anschluß an den Verband. Sie empfiehlt zugleich, daß Vereine mit anderen Zielen zum Beitritt eingeladen werden. Insbesondere weist sie auf die überhandnehmenden skandalösen Bühnenaufführungen und kinematographischen Darstellungen hin, welche eine überaus große Gefährdung von Sitte und Tugend des ganzen Volkes, namentlich der Jugend, in sich schließen und gegen welche nur ein energischer Zusammenschluß aller Gutgesinnten schützen kann. Sie empfiehlt die Unterstützung und Verbreitung der von dem genannten Verbande gegründeten Monatsschrift „Volkswart", die als Verbandsorgan sich hauptsächlich die Gründung weiterer Männervereine und die Förderung der Vereinsbestrebungen zur Aufgabe gesetzt hat.

III.

Die 57. Generalversammlung fordert die Katholiken Deutschlands auf, sich aufs eifrigste an der Bekämpfung der stets mehr um sich greifenden und immer dreister auftretenden Seuche der Prostitution zu beteiligen und bittet die bisher in der Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit tätigen Organisationen auch dieses Gebietes sich mehr wie bisher anzunehmen; sie ersucht das Zentralkomitee der Generalversammlungen, wenn erforderlich, eine neue Organisation zu bilden.

Von diesen Anträgen ist der zweite eine wörtliche Wiederholung des schon im vorigen Jahre in Breslau gefaßten Beschlusses. Der von den hochverdienten Wortführern des Kölner Verbandes der Männervereine (Geheimrat Roeren, Rechtsanwalt Dr. Lennartz und Genossen) wiedereingebrachte Antrag bedurfte somit keiner besonderen Begründung mehr.

Neu war der erste Antrag, der von dem Vorsitzenden des Interkonfessionellen Münchener Männervereins, Freiherrn von Freyberg auf Jetzendorf, Reichstags- und Landtagsabgeordneten, dem eifrigen und unerschrockenen parlamentarischen Vorkämpfer auf diesem undankbaren Gebiete, ausgegangen war. Leider war es Frhrn. von Freyberg, der sich von den Folgen eines schweren Unfalles (Sturz aus dem Wagen) gottlob zusehends erholt, nicht vergönnt, persönlich in Augsburg zu erscheinen. Um so lebhafter und herzlicher war der Beifall, den sein an die Generalversammlung gerichteter telegraphischer Gruß auslöste. Der Antrag Freyberg war von zahlreichen Parlamentariern und anderen hervorragenden Teilnehmern an der Bewegung gegen die öffentliche Unsittlichkeit unterstützt. Wir nennen nur die Namen Kammerpräsident von Orterer, Exzellenz Baron Soden, Exzellenz Baron Hertling, Fürst Löwenstein, Ministerialdirektor von Geith, Freiherr von und zu Franckenstein, Abt Gregor Danner, Professor Gebhard Fugel, Professor Kaspar Schleibner, Kunstmaler Philipp Schumacher, Professor Dr. Hoffmann, Domkapitular Dr. Buchberger, Rechtsanwalt und Gemeindebevollmächtigter Rumpf, Prälat Simon Schmid, Regierungsrat Speck, Oberregierungsrat Frank, Oberlandesgerichtsrat Marx, Amtsgerichtsrat Tücking, Dr. Armin Kausen. Im Ausschusse übernahm der letztgenannte Mitantragsteller das Referat. Es fielen kräftige Worte insbesondere gegen die vielbeklagten jüngsten Fehlsprüche der Geschworenengerichte. Aber auch gegen eine ungesunde Prüderie, welche der Bewegung außerordentlich schadet und in vielen Kreisen das Mißtrauen wachhält, fand der Referent Worte ernster Warnung.

In der 4. geschlossenen Generalversammlung wurde der Antrag durch den zweiten Vizepräsidenten des Katholikentages, Regierungsrat Speck, Reichs- und Landtagsabgeordneten, vertreten. Ueber eine dem abwesenden Dr. Armin Kausen (derselbe hatte wegen einer vorübergehenden Erkrankung vorzeitig Augsburg verlassen müssen) von der Generalversammlung bereitete Ovation entnehmen wir verschiedenen Blättern („Kölnische Volkszeitung", „Augsburger Postzeitung", „Neues Münchener Tagblatt", „Münchener Neueste Nachrichten") folgendes: „Regierungsrat Speck spricht unter donnerndem Beifall dem verdienten Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" für seine erfolgreiche Tätigkeit im Kampfe gegen die öffentliche Unsittlichkeit den Dank der Katholiken Deutschlands aus." Redner betrachtet „den Dank als eine kleine Entschädigung für die perfiden Angriffe, denen Dr. Kausen fortwährend ausgesetzt sei". Zur Begründung des Antrages führte Regierungsrat Speck aus, daß bedauerlicherweise auch in krassen Fällen die Geschworenengerichte im Kampf gegen die öffentliche Unsittlichkeit versagt hätten. Es gelte aber einen Kampf um die Zukunft unseres Volkes, es handle sich also um eine nationale Aufgabe im eigentlichsten Sinne des Wortes. Es gelte aber auch, die Herzen unserer Jugend sittlich rein zu erhalten. Wo es sich um solche Fragen handle, dürfe der Katholikentag nicht schweigen. Als wirksames Mittel sei jetzt, wo Gesetz und Gerichte uns im Stiche lassen, der Weg des Boykotts solcher Geschäfte zu beschreiten, die sich nicht scheuen, unsittliche Bilder und Schriften in den Schaufenstern aufzustellen. (Stürmischer Beifall.) In Köln habe man auf diese Weise bereits gute Erfolge erzielt; auch an anderen Orten müsse man deshalb diesen Weg gehen, der allein Erfolg verspreche, so lange nicht die Bestimmungen des Strafgesetzbuches geändert sind. Von gegnerischer Seite habe man ja dieses Mittel abgewiesen und bekämpft, es bleibe aber jetzt tatsächlich nichts mehr übrig als die Selbsthilfe auf seiten derjenigen, die dem deutschen Volke eine gesunde, sittlich reine Jugend erhalten wollen. Dem Antrag selbst erteilte die Generalversammlung mit lebhaftem Beifall ihre Zustimmung.

Der im vorigen Jahre zu Breslau zwecks weiterer Erwägungen zurückgestellte Antrag gegen die Prostitution wurde von dem auf diesem Gebiete unermüdlich tätigen Apotheker a. D. Block (Bonn), der schon auf mehreren internationalen Kongressen dieser Völkerseuche sein besonderes Augenmerk zuwandte, mit großer Wärme vertreten. So schwierig die Materie sei, sie müsse in Angriff genommen werden. Eine Kommission sei zu wählen, welche die Frage eingehend zu prüfen und die entsprechenden Vorschläge zu machen habe. Unter starkem Beifall wurde auch dieser Antrag angenommen.

Dorfidyll.

Es träumt ein Dörflein am Bergessaum
Der Liebe leuchtenden Sommertraum.

Da blühen die Rosen im Garten draus
Und sonnige Herzen in jedem Haus.

Und über dem friedlich schlummernden Tal
Ein Kreuz im goldenen Abendstrahl!

Das ragt inmitten der Gräberreih'n
Und segnet die stillen Toten ein. —

Die Rosen welken, es altert die Zeit;
Doch hier umweht mich die Ewigkeit.

P. Timotheus Kranich O. S. B.

Aus den Predigten Geilers von Kaisersberg.

Von Dr. H. Gürtler, Karlsruhe i. B.

Die Predigtweise des großen Volkspredigers um die Wende des 16. Jahrhunderts läßt sich kurz, wenn auch vielleicht nicht in allen Stücken treffend, mit der Abrahams a Santa Clara vergleichen. Ulrich Megerle ist heutigentags bekannter als Geiler, er steht uns zeitlich näher als jener, er, der allbekannte Wiener Hofprediger mit seiner kräftigen volkstümlichen Ausdrucksweise ist eigentlich der Erinnerung seines Volkes nie entrückt worden. Anders stand es um Geiler. Auch er genoß zu seiner Zeit großes Ansehen als Volksredner, und zwar weit über die Grenzen seiner elsässischen Heimat hinaus — im Straßburger Münster wurde für ihn die prächtige Kanzel erbaut —, aber der Lauf der Zeit und die Ereignisse, die sie mit sich brachte, sollten dem Andenken an ihn nicht so förderlich werden, waren ja doch schon die nächsten Dezennien nach seinem Tode mit ihren umwälzenden Ansichten und reformatorischen Aenderungen nur zu geeignet, Geilers ernst- und wohlgemeinten Besserungsvorschlägen ganz andere Tendenzen zu unterlegen.

Die Frage, inwiefern Geiler reformatorische Ideen vertrat, und die für uns noch wichtigere, inwiefern er diejenigen Ideen vertrat und verfocht, die gemeiniglich ihm zugeschrieben und zugeschoben werden, diese Frage ist bis jetzt in der Forschung, die sich mit dem großen Prediger beschäftigt hat, eine der verwickeltsten. Sind wir einmal in der Lage, auf Grund einer vollständigen wissenschaftlichen Ausgabe der Predigten und Werke des Mannes uns ein abgeschlossenes Gesamtbild von ihm zu bilden, sind wir nicht mehr gezwungen, aus Biographien, einigen Neudrucken einiger Predigten und vielleicht günstigsten Falls noch einem Folianten aus dem Winkel einer Bibliothek unsere Kenntnis über Geiler zu schöpfen, dann muß auch diese Frage ihrer Lösung entgegen gehen. Aber bis jetzt hat sich (die paar Neudrucke abgerechnet) noch niemand dazu verstehen können. Und doch wäre die Arbeit lohnend, sie wäre für uns Katholiken schon zu seinem 400. Todestag[1]) (10. März 1910) eine Ehrenpflicht gewesen.

Geilers Predigtweise ist kulturgeschichtlich interessant, sie wirft grelle Streiflichter auf das Gewoge der Zeit, deren Kind er war. Mode und Eitelkeit, Ausschweifung und Laster griff er ebenso derb an wie der Prediger von Santa Clara; vor Adel und Bürgertum, vor Handwerker- und Gelehrtenstand, vor Geistlichkeit und Weiblichkeit machte er ebensowenig halt wie jener. So wurde seine Predigt manchmal derb, aber grundwahr. Seine Vergleiche und Wortspiele, seine Witze und Anspielungen sind zwar oft nicht so gelungen wie bei Abraham a Santa Clara, sie sind auch bei weitem nicht so häufig wie bei jenem, dafür aber steht Geiler durch die geistige Durchdringung des Vorgetragenen und durch seine Gesamtbildung über ihm. Sollte es da nicht der Mühe wert sein, einige Proben seiner Predigtweise als Volksprediger zu geben?

Drei Dinge sind nicht zu ermüden: Ein Knabe auf der Gasse, ein Mägdlein beim Tanz, ein Priester im Opfer. Drei Dinge können alles tragen, was man ihnen auflädt: Eines Weibsbilds Kopf, eines Esels Rücken, eines Mönchs Gewissen.

Einen undankbaren Menschen gegen Gott vergleicht er einmal einer Sau, die die Eicheln unter dem Baume auffresse und nicht einmal über sich sehe, wo sie herkämen.

Der Wolf, der sich verkappte, hatte zwar auch seine Zuhörer, aber nur Gänse; die fraß er schließlich.

Es ist kein Kleid so feiertäglich gewesen, es ist endlich ein Alltagskleid daraus geworden.

Es gilt der Pfennig nirgends mehr als da, wo er gemünzt wurde.

Kein Wirt steckt seinen Reifen (= hängt sein Schild) heraus um eines Gastes willen.

Man sieht die Flöhe viel eher auf einem weißen, als auf einem schwarzen Tuch, daher auch die Fehler anderer leichter als die eigenen.

Jeglicher Zeit ihr Recht, macht manchen armen Knecht.

Es ist gut, daß Christus gesagt hat, er sei ein Weinstock und ein Sämann; hätte er gesagt: „Ich bin ein Junker", dann wehe uns gemeinen Menschen.

Von den Tagsatzungen der Fürsten pflegte er zu sagen, sie seien so faselhaft, die eine sei kaum angefangen, so gingen sie schon mit einer anderen schwanger.

Von zweizüngigen falschen Menschen sagte er, ihre Rede sei nur „Ja" und „Nein"; Ja, um zu versprechen, Nein, um ihr Versprechen zu halten.

Als sich einer seiner frommen Voreltern viel rühmte, sagte Geiler: Ich glaub, deine Kerne werden wohl auch nicht ohne Spreu gewachsen sein.

Die Entheiliger des Sabbaths geben vor, sie haben Feiertag, sie machen ihn aber zum Fülltag; sie halten zwar den Sabbath, aber als Sauftag!

Es rühmte sich einer, daß ihm ein anderer ausgewichen sei und ihn hätte vorausgehen lassen. „Der ist witzig gewesen", sagte Geiler, „denn den Schweinen weicht man gern aus, damit man nicht verunreinigt werde."

Es ist keine Teuerung und kein Mißwachs so groß, daß nicht die Priester Wein und die Krähen Nüsse bekommen.

Auch vor Mißständen im Klerus machte Geiler nicht halt.

Die unersättlichen, ehrgeizigen Priester sollten zwei Kostgängern Urlaub geben, dem Vielfraß und dem Ehrgeiz; dann würden sie weniger Speise und weniger Aufwärter nötig haben.

Ein Prediger muß eines Kochs Tugend haben, so daß er einerlei Speise auf verschiedene Art und Weise zubereiten und auftragen könne, damit die Zuhörer nicht überdrüssig werden.

Ein ungelehrter Prediger ist gleich einer Blase, darin etwa nur drei Erbsen liegen; die machen mehr Geräusch als eine andere die ganz voll Erbsen ist.

Derbe Worte hatte Geiler gegen Schäden im Ordenswesen: Die Bettelorden sind die Stützen der Kirche gewesen, aber jetzt sind diese fast verfaulet.

Die Eigenschaften eines guten Mönchs sind: Ein allmächtiger Bauch, eines Esels Rücken und ein Rabenmaul.

„Hab ich den Zaun zerrissen, so kann ich ihn auch wieder zumachen", entschuldigten sich einige Leichtfertige. Sie sollten wohl zusehen, erwiderte Geiler, daß ihnen der Teufel die Zaunstecken nicht weghole, ehe der Zaun zugemacht sei!

Ablaß und Arznei soll man ähnlich anwenden: sie nicht verachten, sich aber auch nicht zu sehr darauf verlassen.

Eine alte, häßliche Frau hat alle Stücke der Schönheit an sich, nur daß diese versetzt sind und am unrechten Ort stehen, rot in den Augen, schwarz in den Zähnen usw.

Die Frau hat ihren Namen (Frauwe) zu Recht, nämlich FRAU im Küßmonat, aber dann kommt das WE hinten nach und das Hauskreuz, ein Fluch über Adam.

Zu denjenigen, die ihre mannbaren Töchter zu lang unverheiratet ließen, sagte er: Wenn ihr euren Hühnern nicht bei Zeit ein Nest bereitet, so legen sie die Eier in die Nesseln.

Eltern, die ihrer Töchter „Gemeinmachung" also entschuldigten: „Wir sehen sie nichts Böses tun", erwiderte er: „Wollt ihr denn warten, bis ihr sie etwas Böses tun seht? Dann wird eure Aufsicht viel zu spät kommen."

Die besten Käse werden von den Mäusen gewöhnlich zuerst angefressen!

Friede bringt Reichtum, Reichtum macht Uebermut, Uebermut bringt Krieg, Krieg verursacht Armut, Armut zwingt zur Demut, Demut macht wieder Frieden, das ist der Lauf der Welt.

Auch schlagfertige Antworten wußte unser Volksprediger zu geben. Zum Beweise dafür möge die folgende dienen: Geiler wurde einmal gefragt, ob er denn wisse, wo der liebe Gott nicht sei. Darauf soll er geantwortet haben: „In Rom, da hat er ja seinen Stellvertreter." — Die Antwort, die unser heutiges Empfinden kränkt, ist nicht unumstößlich sicher verbürgt, doch bezeugt und charakteristisch genug. Bei Geilers frischem Humor erscheint sie auch wohl verständlich, so sehr sie anderseits als Beweis für eine allzu extreme Richtung seiner reformatorischen Tendenzen in Anspruch genommen werden könnte.

[1]) Vergl. den Artikel: Zum 400. Todestage des Kanzelredners Johannes Geiler von Kaisersberg von Dr. Edgar Fleig in Nr. 11 der „Allgemeinen Rundschau".



Psychologie.

Von Bruno Clemenz, Liegnitz.

Die neueste Erscheinung auf dem Gebiete der psychologischen Forschung ist zweifellos eine epochale Errungenschaft, die miterleben ein wissenschaftliches Ereignis erleben heißt: die experimentelle Psychologie hat bei aller Problematik ihrer Theorien, soweit man von solchen bereits sprechen kann, und ihrer bisherigen Ergebnisse doch einen sieghaften Einzug gehalten. Unter der Zahl der wissenschaftlichen Werke über psychologische Gebiete der letzten Jahre sind nur ganz wenige, die völlig achtlos an solchen Ergebnissen vorübergehen. Viele rufen nach Orientierung. Da ist Dr. C. Gutberlets „Psychophysik" (Mainz 1905, Kirchheim & Co.) ein treffliches Hilfsmittel. Nicht zwar ein zusammenfassendes Hand- oder Lehrbuch ist es, sondern eine Sammlung von Referaten über Aufgaben, Methoden und Ergebnisse der jungen Wissenschaft. Die Referate sind historisch-kritisch und werden dem Fachmanne wertvolle Unterlagen für Studien darbieten. Bemerkenswert ist die Freude am gesunden Fortschritt und die Rücksicht auf die auch am weitesten gehenden Hypothesen. Die Physiologie hat durch die neue Betriebsweise der Psychologie mächtig gewonnen. Die Wissenschaft ist ebenfalls mitfortgerissen worden und hat sich innerhalb ihrer eigenen Gebiete mehr und mehr rücksichtslose Strenge auferlegt: Was nicht experimentell festgestellt wurde, wird mit einem Fragezeichen versehen. Man höre einen der Berufensten unter den gegenwärtigen Physiologen, Prof. G. von Bunge (Basel) in seinem „Lehrbuch der Physiologie des Menschen" (Leipzig, 2. Aufl., 1905, F. C. W. Vogel, 2 Bde.), worin er wiederholt die aus der peinlichen Erprobung und Erfahrung entstandene Mahnung erhebt: die nicht sicheren Behauptungen fallen zu lassen. Aber noch ein anderes lehrt dieser Physiolog: Je eingehender, gründlicher wir die Lebenserscheinungen zu erforschen streben, desto mehr kommen wir zu der Einsicht, daß Vorgänge, die wir bereits geglaubt hatten, physikalisch und chemisch erklären zu können, weit verwickelterer Natur sind und vorläufig jeder mechanischen Erklärung spotten! Dem Arzt, dem Psychologen, dem Philosophen wird dieses ungemein reichhaltige und dabei immer mit Gründen, Quellen und Empirie kritisch dienende Werk vieles zu sagen haben.

Eine experimentelle Einzelaufgabe erledigt Dr. E. Fränkl (Augsburg) in seiner Schrift „Ueber Vorstellungs-Elemente und Aufmerksamkeit" (Augsburg 1905, Theod. Lampert). Die Frage, ob die fundamentalen Eigenschaften der Aufmerksamkeit und der sensorielle Grundcharakter des Gedächtnisses in engen Beziehungen zu einander stehen, sich vielleicht gegenseitig bedingen, wird auf Grund eines großen Untersuchungsmaterials bejaht und zu didaktischen und soziologischen Ergebnissen zugespitzt, die sich auf Lernen und Berufswahl beziehen. Die Prüfung der „Lerntypen" vor Eintritt in einen Beruf wäre danach von hohem Wert für Lebensstellung und Lebensglück. Nächst dem Experiment wertet die moderne Psychologie genaue und zuverlässig angestellte Beobachtungen, speziell des Kindheitsstadiums. Nach dem Vorgang von Preyers „Die Seele des Kindes" haben die Prof. W. Globbach und H. Weber nach Aufzeichnungen von M. W. Schien (Kalifornien) ein starkes Buch über „Körperliche und geistige Entwicklung eines Kindes in biographischer Darstellung" (Langensalza, F. H. L. Greßler) verfaßt, das nicht nur des Lesens wert ist, sondern auch dahin wirken sollte, daß gebildete deutsche Eltern der Entwicklung ihrer Kinder mehr Aufmerksamkeit widmeten. Das Problem der Gesamtentwicklung des menschlichen Geistes hat Dr. A. M. Schmidt in abhandelnder Form („Aufbau und Entwicklung des menschlichen Geisteslebens", ein Grundproblem der pädagogischen Psychologie; Langensalza 1905. Hermann Beyer & Söhne) dargestellt, nicht vom biographischen, sondern vom theoretischen Standpunkte aus, dabei zugleich eine Darstellung der Psychologie Strümpells nach ihrer historischen und ihrem wissenschaftlichen und pädagogischen Werte liefernd. Seine Ausführungen wollen am Ende pädagogisch wirken und den pathologischen Individuen besondere Aufmerksamkeit zugewendet wissen. Die Arbeit ist ein hervorragender Beitrag zur systematischen Psychologie und ihrer Entwicklung.

Historisch-kritisch ist auch O. Flügels Buch, „Die Probleme der Philosophie" (Cöthen, 4. Aufl. 1906, Otto Schulze), das sich nicht einer Einzelfrage, sondern der Gesamtentwicklung der Spekulation zuwendet, aber die psychologischen Probleme doch sehr eingehend behandelt. Unter Aufrollung der genetischen Seite der philosophierenden Menschheit stellt er die gewordenen Systeme heraus und markiert sehr scharf deren Eigenart. Seine Auffassung und Darstellung vom teleologischen Problem empfehle ich besonders der Lektüre. Anders stellen sich in Dr. Baron Cay v. Brockdorffs „Philosophischen Anfangsgründen der Psychologie" (Hildesheim 1905, August Lax) die Elemente der geistigen Funktionen dar. In diesen sehr interessanten Ausführungen, die die Form von Vorlesungen zeigen und instruktiv gehalten sind, wiegt Spinozas Pantheismus vor, aber auch der Gedanke, daß nur durch Klärung der Gründe und Erfahrungen die Menschheit fortschreiten kann.

Eine hervorragende Erscheinung auf unserem Gebiete ist Wundts Völkerpsychologie, von der mir der zweite Band vorliegt (Leipzig, Wilhelm Engelmann). Der erste Band befaßt sich mit der Sprache, der zweite, dessen erster Teil vorläufig herausgegeben wurde, mit Mythus und Religion. Mythus — um diesen handelt es sich im ersten Teile — ist hier im allgemeinsten Sinne gefaßt. Sein Wesen ist auf die Psychologie der Phantasie gegründet und seine Erscheinungsformen sind Kunst, Dichtung, Mythologie. Daher beschäftigt sich der erste Abschnitt eingehend mit dem Wesen der Phantasie, die hier jedoch nicht nur als Qualität des Individuums, sondern auch als Menschheitsgut aufgefaßt wird. Wie sich nun die Phantasie in der Kunst betätigt, und zwar in der bildenden Kunst, und welches der Ursprung der musischen Künste ist, beschäftigt das zweite Kapitel. Die mythenbildende Phantasie ist Gegenstand des Schlußkapitels. Die Ausführungen sind hochinteressant und werden noch weitere Kreise gefangen nehmen, als die den ersten Band füllenden Studien über die Sprache; denn die Kunst, und namentlich die Dichtkunst erfährt durch Wundt eine wichtige Begründung als eines Gemeingutes der Menschheit. Wir dürfen den Ausführungen der ferneren Teile mit um so höherem Interesse entgegensehen, als es sich nun um die tiefsten Probleme des Menschen, die religiösen, handeln wird.

Einen gründlichen „Leitfaden" der „Psychologie" empfehle ich jedem, der sich einführen und zwar gründlich bekanntmachen will mit den Lehren der Seelenlehre; ich meine die Psychologie des nunmehr verstorbenen Prof. Dr. G. Hagemann; er erscheint in 7. Auflage von Prof. A. Dyroff bearbeitet (Freiburg i. B., Herder); daselbst auch die gleich sehr empfehlenswerten Studienwerke Hagemanns: Metaphysik, und Logik und Noetik). Die Psychologie gelangt hier in einer klaren, schönen Form zur Darstellung, die nichts ungeprüft aufgenommen hat und die Lehre der neueren Psychologie doch gebührend berücksichtigt. Aber der Leser wird mit der Sicherheit und Tragweite dieser Theorien gebührend bekanntgemacht und auf die Beziehungen zur Ethik und Philosophie hingewiesen. Das Buch gliedert sich in drei Teile: 1. Die psychologischen Grundbegriffe, 2. die psychologischen Gesetze, 3. das Wesen der seelischen Erscheinungen. Das letzte Kapitel ist bekanntlich das heikelste und wird von den „Seelenlehren ohne Seele" gern gestrichen. Hier finden wir — und wir sahen oben, daß auch gerechte Physiologen das billigen —, daß die Beschränktheit der menschlichen Erfahrung die Spekulation nicht ersetzen, geschweige denn verdrängen kann. Es lassen sich die Funktionen der Haut, der Därme usw. nicht ohne Zugeständnis an geheimnisvolle Lebenskräfte erklären, geschweige denn die Tätigkeiten, die wir als speziell seelische bezeichnen. Aber wie könnte jener, der jenes klare Gebilde nicht zu deuten mag, sagen: es gibt keine Seele! Nun, in Hagemanns Psychologie finden wir noch ein Lehrbuch, das sich dieser Erkenntnis nicht entzieht, ohne das auf dem Erfahrungswege Erforschte zu verneinen oder zu verachten. Deshalb kann dieses Werk (wie auch die anderen obengenannten Bücher desselben Verfassers) dringend zum Studium angeraten werden. Es wird die Schönheit des psychologischen Studiums mehr und mehr erkennen lassen. Dieses Studium wird in Hagemanns Buch noch mehr gefördert durch einen Abriß der Geschichte der Psychologie und durch wertvolle Literaturnachweise, die bis in die neueste Zeit reichen und von der Beherrschung des Stoffes zeugen.

Die Internationale Kunstausstellung zu Venedig.

Von Dr. O. Doering-Dachau.

Daß es jedesmal ein besonderer Genuß ist, die venezianischen Kunstausstellungen zu besuchen, eine solche Versicherung dürfte leicht als banal anzusehen sein. Natürlich, Venedig! Das weiß man ja ohnehin. Die Sache ist aber die, daß es sich für mich hierbei gar nicht um die Stadt handelt, sondern um die Ausstellungen, ganz an sich betrachtet. Ich wüßte in der Tat nicht, welchen unserer deutschen internationalen Ausstellungen man ohne weiteres denselben durchschnittlichen Rang zuerkennen dürfte. Diese außerordentliche Feinheit der Zusammenstellung ist weder in Berlin noch im Münchener Glaspalaste zu finden. Auf ihrem Spezialgebiete leistete 1909 die Düsseldorfer christliche Kunstausstellung allerdings ebenso viel, ja sogar mehr, aber das war doch nur ein einzelner Fall. In Venedig aber ist die Qualität von Anfang an gut gewesen, und hat sich sogar fortwährend gesteigert. Dazu kommt, daß das Prinzip der Internationalität dort stets in ausgeglichener Art durchgeführt ist, dem man in unserem Glaspalast leidlich, in unserer Sezession kaum dem Namen nach gerecht wird.

Von den früheren Ausstellungen unterscheidet sich die heurige venezianische dadurch, daß sie besonderes Gewicht auf die Zusammenstellung von Sondergruppen gelegt hat. Auch hierbei kommen

alle für die Kunst wichtigen Nationen zu ihrem Recht. Deutschland, Frankreich, Belgien, England, Oesterreich sind durch Hervorhebung einzelner besonders wichtiger Künstler ausgezeichnet, und Italien kann man es nicht verdenken, daß es seinen Gästen dann auch gern mit einer stattlichen Zahl seiner großen Talente würdigen Gruß entbietet. Die Kunst derselben Länder ist auch außerdem in reichster und interessantester Art vertreten. Dazu kommen Kollektionen aus Spanien, Polen, Bulgarien.

Nur wenig Skulptur ist im ganzen vorhanden, kaum etwas wirklich Monumentales dabei. Freilich ein einziges solches Werk wie jenes, mit dem die Russin Teresa Feodorowna Ries die „Heimkehr der Seele zu Gott" in fast michelangelesken Formen zu gestalten sucht, läßt als Erzeugnis eines gewaltigen Genies auf ganze Scharen anderer Arbeiten verzichten. Besucher des Münchener Glaspalastes 1907 werden sich des Werkes noch erinnern. Im übrigen gibt die Plastik wie gewöhnlich gute Bildnisse, Tierstücke und dergleichen.

Ungewöhnlich reichlich ist die Ausstellung mit Werken der graphischen Künste beschickt. Auf die Höhe, ja auf das Raffinement der zahlreichen Techniken kann hier nur andeutend hingewiesen werden. Dem Graphiker stehen zum Ausdrucke seiner künstlerischen Ideen weitaus mehr Mittel zur Verfügung als dem Maler, und der geringere Umfang, den seine Werke im allgemeinen haben müssen, verhindert nicht die Gestaltung großzügigen Empfindens. Reichliche Gelegenheit gibt es, recht intim zu sein, weihevollen Ernst, Verständnis für alle bedeutenden Seiten des Lebens zu zeigen, und mitunter auch der Satire und dem Scherz die Zügel schießen zu lassen. Gerade mit Rücksicht auf dies letztere ist die würdige Haltung, die diese Abteilung in Venedig durchweg bewahrt, anzuerkennen. Einen sehr beträchtlichen Prozentsatz lieferten diesmal die Franzosen, auch die Deutschen sind nicht knapp fortgekommen.

Von den Gruppen der Malerei seien vorerst ein paar italienische hervorgehoben. Ein ausgesprochener Goldton herrscht in dem von Werken des Landschafters F. Sartorelli erfüllten Saale. Ebenfalls ein ganz einheitliches Farbenempfinden, eine Liebhaberei für ein charaktervolles dunkles Blaugrün, zeichnet die Landschaften von G. Miti-Zanetti aus. Zahlreiche Pointillisten sind unter den Malern aus Toskana und Piemont. Sehr kleine Formate und subtile Wirkungen liefern die Landschaften von B. Fragiacomo. Der 1886 gestorbene A. Monticelli war mit seinen vollfarbigen Impressionen einer der interessantesten neueren Italiener, und es gibt wenige, die ihn jetzt erreichen. Von den anderen Nationen sind die Spanier interessant vertreten. Manches ihrer Bilder sahen wir schon in unserem Glaspalast 1909. Zuloaga steht obenan und reizt doch am meisten zum Widerspruch. So mit den grünen und gelben Frauen aus Alt-Kastilien und dem krassen „Geißler"-Bilde. Aus Frankreich vergegenwärtigen Auswahlen von Werken Renoirs, Courbets und A. Ph. Rolls in nicht durchweg glücklicher Auswahl die Anfänge des modernsten Impressionismus. John Laverys herrliche Bildnisse vertreten die Kunst Englands, ein Saal voll von meisterlichen Figuren und Szenen von Joseph Israels jene Belgiens. Oesterreich zeigt außer vielem anderen einen Saal mit Klimtschen Dekorationsphantasien. Eine tschechisch-polnische Abteilung liefert den Beweis, daß die unleugbaren dortigen Talente sich noch wiederholt werden häuten müssen, um durchweg Erquickliches zu bieten. Charakteristisch ist die Vorliebe dieser Slawen für die Darstellung ihres Volkslebens, das freilich mit seinen Farben und seinem Temperamente fesselnd genug wirkt. Die ungarische und auch die bulgarische Abteilung zeigen dieselbe Erscheinung, zugleich besonders die erste eine im ganzen handfeste Art, die gelegentlich sogar noch in Buntheit ausartet, aber gegenüber früheren Darbietungen doch Fortschritte zeigt. Unter den Belgiern geben diesmal die Graphiker den Ton an, eine Sonderausstellung von Malereien des Franz Courtens muß jedes Auge entzücken, das für edle und vielfältige Harmonie der Farbenklänge empfänglich ist. Die reichlich beschickte englische Abteilung zeichnet sich durch weiche Feinheit aus, die zahlreichen Schotten entwickeln allen Zauber ihres Kolorits.

Aus Deutschland ist es Zwintscher, dessen poesievolle Eigenart in zahlreichen Werken zum Ausdruck kommt. In einem Saale finden wir Werke von Ludwig Dill vereinigt. Sie lassen seine Entwicklung von den Anfängen bis heute überblicken und liefern den interessanten Beweis, daß derjenige Stil, den er angeblich erst in Dachau ausgebildet haben soll, sich schon lange zuvor gemeldet hat. Dill hält sich auch diesmal für sich, wogegen die übrigen Bayern, wie schon 1909, im eigenen Pavillon hausen. Es ist eine kleine Auswahl tüchtiger Werke von Sezessionsmitgliedern, gibt aber weder von dem, was die Sezession überhaupt leistet, noch von dem Zustande der übrigen bayerischen Kunst einen ausreichenden Begriff. Es wäre sehr zu wünschen, daß in dieser Beziehung von Gepflogenheiten abgesehen würde, die sich fühlbar machen, ohne den Beweis ihrer Existenzberechtigung erbringen zu können. Nehme man sich doch, statt durch Einengung des Nachwuchses diesen zu verbittern, die Italiener zum Muster. Sie schicken ihre Werdenden nicht in die Schrannenhalle, sondern haben ihnen in demselben prachtvollen Palaste, wo ihre größten Meister thronen, zwei „Sale della Gioventù" eingerichtet, wo sie als gleichberechtigte Mitstrebende zeigen können, was in ihnen steckt!

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Residenztheater. Den Geburtstag Goethes begeht unsere Hofbühne gerne dadurch, minder Bekanntes zum Bühnendasein zu erwecken und damit sich mehr an einen literar-historisch interessierten Hörerkreis, als an die Allgemeinheit zu wenden, so sahen wir in den letzten Jahren „Stella" in der Urfassung, den „Bürgergeneral" und die „Natürliche Tochter". Das für heuer gewählte Lustspiel: „Die Aufgeregten" ist Fragment geblieben. Ein Schriftsteller unserer Tage Felix von Stenglin, hat es nach dem vorhandenen Schema vollendet. Ergänzungen wirken meist als unbefriedigende Flickarbeit, ob es sich um einen antiken Torso oder das Bruchstück einer Dichtung handelt. Hier ist der Versuch sehr gut gelungen, wer die in den meisten Goetheausgaben fehlenden „Aufgeregten" nicht gelesen, wird kaum herausfühlen, wo die Feder Stenglins ansetzte. Das Lustspiel gehört zu denjenigen, die die französische Revolution in dem Dichter anregte. Man hat damals Goethe seine Abneigung gegen diese Umwälzungen verübelt und manche tun es heute noch. „Weil ich die Revolutionen haßte, so nannte man mich einen Freund des Bestehenden. Das ist aber ein sehr zweideutiger Titel, den ich mir verbitten möchte," sagte er 1842 zu Eckermann, der mit der Durchsicht der „Aufgeregten" für die neue Gesamtausgabe beschäftigt war. Die Satire richtet sich übrigens nicht direkt gegen die welthistorischen Ereignisse, sondern gegen „Versuche, irgendeine ausländische Neuerung einzuführen, wozu das Bedürfnis nicht im tiefen Kern der eigenen Nation wurzelt." Der aufwiegelnde Chirurgus in den „Aufgeregten" ist ein Maulheld, wie der „Bürgergeneral". Der erste Akt dieser Krähwinkelverschwörung ist zwar ergötzlich, immerhin könnte ihn auch ein Geringerer, etwa der Kotzebue der „Deutschen Kleinstädter" geschrieben haben; bedeutend wirkt jedoch die Szene, in dem die Geister von Dorf und Schloßherrschaft auseinander platzen. Aus dem Munde der „Gräfin" hören wir die Meinung des Dichters. Sie kommt aus Paris zurück und hat dort die Erfahrung gemacht, daß die Aufstände der unteren Klassen eine Folge der Ungerechtigkeit der Großen sind. „Jede Handlung, die mir unbillig scheint, sagt sie, will ich künftig streng vermeiden, auch werde ich über solche Handlungen anderer in der Gesellschaft und bei Hofe meine Meinung laut sagen. Zu keiner Ungerechtigkeit will ich mehr schweigen und wenn ich auch unter dem Namen einer Demokratin verschrien werden sollte". Daß die sozial Bevorzugten ihrer Pflichten bewußter werden, schien dem Dichter zu genügen, um so schroffer weist er das Postulat der allgemeinen Gleichheit als unnatürlich zurück, weil die Natur selbst die geistigen und physischen Kräfte ungleich verteile. Dadurch, daß Goethe in „aufgeregten" Zeiten höher zu stehen wußte, als auf der Zinne einer Partei, ist das Stück auch für uns noch genießbar. Da die deutsche Bühne an Lustspielen vornehmen Charakters nicht reich ist, wußte ich nicht, warum die Stenglinsche Bearbeitung, die schon ein Dutzend Jahre gedruckt vorliegt, nicht jetzt ihren Weg über die Bretter machen sollte. Unserem Hoftheater ist ob dieser Uraufführung ein Verdienst zuzuerkennen, das es freilich nicht davon entbinden soll, auch an „Götz" und „Tasso" gelegentlich zu denken, vielleicht auch an den zweiten Teil des „Faust", von dessen Wiedergabe Max Reinhardt wegen der szenischen Enge des Künstlertheaters Abstand genommen hat. Dr. Kilians stilsichere Regie betonte eindringlich den kulturhistorischen Reiz des Milieus und die Darsteller, insbesondere Herr Basil als Rädelsführer boten warmempfundene Gestaltungen.

Münchener Festspiele. Die dritte Aufführung des Wagnerschen „Ringes" brachte keinerlei neue Besetzung, die eine neuerliche Besprechung notwendig macht. Der Besuch, welcher in früheren Jahren im dritten Zyklus vielfach nachließ, ist heuer von noch ungeminderter Stärke.

Die Festkonzerte des Konzertvereins haben mit einer glanzvollen Wiedergabe von „Beethovens Neunter" ihren Abschluß erreicht. Ein volles Haus spendete der hinreißenden Interpretation Ferdinand Löwes begeisterten Beifall. An Enthusiasmus hat es freilich auch an den vorhergehenden elf Abenden nicht gefehlt. Er mußte dem großen Dirigenten und seinem prächtigen Orchester nur zu oft Ersatz bieten für die geringe Füllung des Saales. Wenn die — man möchte fast sagen — erstaunliche Popularität der neunten Symphonie nun auch die Besucherzahl anschwellen ließ, so hat es sich doch unzweideutig gezeigt, daß München in die neue Musikfesthalle erst hineinwachsen muß. Es wurde seinerzeit gesagt, daß eine Verkleinerung des Raumes technisch leicht zu bewerkstelligen sei. Ich glaube, daß diese Maßnahme öfters den Genuß der Konzerte noch erhöht hätte. Was die Qualität der Darbietungen betrifft, so ist für sie kein Wort des Lobes zu viel. Nächst der „Neunten" ist es die Pastoralsymphonie, die Löwes Individualität am vortrefflichsten liegt. Ausgezeichnetes bot er bei Brahms, als Brucknerdirigent dürfte ihm kein anderer nahekommen, so hatte die Wiedergabe der „Achten", welche den vorletzten Konzertabend ausfüllte, etwas schlechthin Hinreißendes. Der Verein für klassischen Chorgesang in Nürnberg, der Münchener Hofopernchor und der „Konzertchor" bildeten eine aus ungefähr 400 Personen bestehende Sängerschar, deren Klangfülle und dynamische Schattierung von gewaltiger Wirkung war. Die Soli sangen die Sopranistin Anna Kämpfert

(Frankfurt), die Altistin Ilona Durigo (Budapest), der Tenorist Senius (Berlin) und Theodor Günther, welcher für den erkrankten Haager Bassisten Denys eingesprungen war, erfolgreich. Auch das herrliche Orchester tat alles, der Aufführung den Stempel des Außerordentlichen aufzudrucken.

Verschiedenes aus aller Welt. Die Berliner Hofoper brachte als Nachfeier zu Robert Schumanns hundertjährigem Geburtstag Byrons „Manfred" in ansehnlicher Wiedergabe. — Eine gute Faustaufführung bildete ein günstiges Debut für die neue Leitung des Friedrich Wilhelmstädtischen Theaters in Berlin. — Im Mannheimer Hoftheater begann Gregori seine Direktionstätigkeit mit einer stimmungskräftigen Wiedergabe des „Kätchens von Heilbronn" mit Pfitzners Musik. Seinen Künstlern hat dieser Bühnenleiter sehr beherzigenswerte Mahnungen in einer Ansprache zuteil werden lassen, in der er ihnen u. a. zurief: „Zwischen den Zeilen unserer Abmachungen stehen die Gebote einer höheren Sittlichkeit: der künstlerischen Bergesellschaftung ..... Der Gedanke darf nicht aufhören in Ihnen lebendig zu bleiben: Abend für Abend vor leidenschaftlich aufhorchenden Zuschauern zu stehen, die der Menschheit Wünsche in ihre, in unsere Hand gegeben wähnen." — In Wiesbaden wurde der Neubau des Residenztheaters mit einem Festspiele und Ludwig Fuldas kleiner Komödie „Frühling im Winter" eröffnet. Das von Regierungsbaumeister Moritz (Köln) geschaffene Haus findet sehr günstige Beurteilung. Es hat 780 Plätze. Die Bühne ist 15 Meter breit und hat eine Tiefe von 11 Meter. Die Baukosten betrugen eine Million, welche der Theaterleiter aus eigener Kraft aufgebracht hat. — Das Stuttgarter Hoftheater hat für die neue Spielzeit die Preise sämtlicher Plätze um 10 Prozent erhöht. Die Hofdomänenkammer weiß keine andere Maßnahme, um das Defizit einigermaßen zu decken.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Nachdem die Liquidation und die Geldversorgung zum Augustmonat und die Ultimo-Schiebungen an den Börsen gut und ohne Schwierigkeiten beendet wurden, konnte sich die Aufwärtsbewegung an allen Märkten ungeschwächt fortsetzen. Es sollte jedoch nicht unbeachtet und nicht ohne Einfluss bleiben, dass es den Zentral-Noteninstituten schwer gemacht worden ist, ohne Diskonterhöhungen bisher auszukommen. Bei genauem Verfolgen der einzelnen Epochen am internationalen Geldmarkt wird man die grossen Schwierigkeiten leicht ersehen, denen die einzelnen Banken, besonders das englische Institut, in dem Bestreben einer Goldansammlung und Konsolidierung von Reserven begegnet sind. Die Ansprüche zur bevorstehenden Herbstkampagne am Geldmarkt scheinen dazu erhebliche zu werden, und deshalb sind die Vorbereitungen der Noten- und Finanzbanken hierzu bereits durchgreifende und von merklichem Einfluss auf die jetzige Konstellation am Geldmarkt. Die Kraftprobe wird jedenfalls eine ziemlich starke sein, denn die Ansprüche der begonnenen Ernterealisation sind sehr grosse. Dazu kommen grössere Anforderungen für Handel und Industrie, für gesteigerte Preise von Rohmaterialien, u. a. auch Baumwolle und Wolle. Die Goldentnahmen aus der englischen Bank sind erhebliche und scheinen, insbesondere für den aussereuropäischen Bedarf, enorme zu werden. Der Bank in London ist es schwer geworden, die allgemein befürchtete Erhöhung ihres offiziellen Satzes vorerst zu unterlassen. Eine Vermeidung dieser Zinserhöhung ist jedoch auf die Dauer nicht angängig, und über kurz oder lang — je nach der Höhe der Geldentnahmen aus London — wird jene Bank, auch wenn die französische Notenbank dem englischen Schwesterinstitut neuerdings hilfreich zur Seite steht, die Rate, vielleicht sogar beträchtlich, hinaufsetzen müssen. — Die Verhältnisse bei unserer Reichsbank sind ähnlich gelagert, wenn auch die Position derselben durchaus befriedigend ist. Anscheinend ist es unserem heimischen Noteninstitut erfolgreich und ausreichend gelungen, sich bereits heute schon für die Herbstansprüche am Geldmarkt zu rüsten. Metallbestand und Notenreserve befriedigen in Anbetracht der diffizilen Zeitverhältnisse. Die ausländischen Guthabungen werden zwar in Berlin andauernd zur Rückzahlung gekündigt, um so mehr hat die jüngste Versicherung des Reichsbankpräsidenten, dass eine Erhöhung des offiziellen Satzes des Institutes solange als möglich hinausgeschoben werden wird, alle Interessenten des Finanz- und Geldmarktes befriedigt. Die Börsenkreise sahen daher, trotz der Festigkeit des Privatsatzes in Berlin, keinen Anlass, aus den Schwierigkeiten am Geldmarkt irgendwelche Konsequenzen zu ziehen. Der nun so lange währende Optimismus erlitt eine nur geringe Unterbrechung, und die Bewegung am Industrie-Aktienmarkt erzielte neue Anhänger und weiterhin Kursbesserungen. Auch die Unsicherheit der Newyorker Börse und die nervösen Meldungen aus Amerika wegen der Manipulationen der politischen Kreise zur bevorstehenden Präsidentenwahl wurden nur geringfügig bemerkt. Amerika wird jedenfalls in nächster Zeit die europäischen Börsen durch diese Ereignisse mehrfach und unliebsam stören. Weit mehr Wirkung hatten die Meldungen aus den verschiedenen Industriebezirken. Vom Ausland liegen insbesondere vom amerikanischen Eisenmarkt nach längerer Pause günstige Berichte vor. Vor allem befriedigte hier die Tatsache einer erhöhten Nachfrage nach einzelnen Sparten: Baustahl, Draht, Röhren und Fertigmaterial. Auch die Kaufbewegung in Roheisen soll eine umfangreiche sein. Am deutschen Montanmarkt bleiben die Aussichten für die endlich zustandekommende Bildung eines allgemeinen Roheisensyndikates günstige, wenn auch die hierbei zutage tretenden enormen Schwierigkeiten allgemein beachtet werden. Jedoch die erzielten Fortschritte nach dieser Richtung, die gebesserte Geschäftslage der Drahtwalzwerke und die bekanntgewordene Besserung auch der oberschlesischen Werke gaben den Anstoss zu einer günstigeren Auffassung an den Börsen. Die Montanwerte konnten wiederholt erhebliche Kursbesserungen behaupten, um so mehr, als neben Dividendentaxen neuerdings Kombinationen und Interessengemeinschaften zwischen den grossen Gesellschaften verlautbart wurden. Auch das Gebiet der Elektrizitätswerke wurde durch die gleichen Meldungen erneut in den Vordergrund des Interesses gestellt. Die grösste Gesellschaft der Elektrobranche, die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft, erhöht ihr Kapital von 100 Mill. Mark um den erheblichen Betrag von 30 Millionen Mark zwecks Fusion mit der Felten- und Guilleaume-Gesellschaft und Erwerbs eines grossen Dynamowerks dieser Interessentengruppe und Schaffung weiterer Mittel für Betrieb und Ausbau. Neue bedeutende Summen werden daher für die Elektrobranche benötigt. Weitere ähnliche Gerüchte von anderen Gruppen in dieser Branche erhalten sich und werden sicherlich in Bälde verwirklicht. — Für Börse und Kapital bedeuten derartige grosszügige Finanztransaktionen, welche unstreitbar den „Stempel von amerikanischen Beispielen der Trusts" tragen, bedeutende Erfordernisse an den offenen Geldmarkt zu einem hierfür sicherlich wenig günstigen Zeitpunkt, an dem Börsenengagements ohnehin genügend Geld beanspruchen. M. Weber.

Deutsches Esperantoinstitut. Unter diesem Namen hat der 1907 gegründete Verband Deutscher Esperantisten im Grundstück Leipzig, Bayerischestraße 15, eine Esperanto-Propaganda-Zentrale ins Leben gerufen, die die deutsche und österreichische Esperantobewegung leiten und fördern soll. Außerdem ist das Deutsche Esperantoinstitut angewiesen, alle im In- und Ausland erschienenen Esperantowerke und Zeitungen zu verbreiten, und an Interessenten gegen Einsendung von 15 Pf. in Briefmarken das vom V. D. E. herausgegebene Esperantolehrbuch mit aufklärenden Flugschriften portofrei zu versenden. In dem Institut sollen in Zukunft auch die vom V. D. E. veranstalteten Esperanto-Lehrerprüfungen abgehalten werden.



Wer mit Erfolg inserieren will, benütze die in den kaufkräftigsten Ständen weitverbreitete „Allgemeine Rundschau".

— Wir bitten die Leser, bei Anfragen und Bestellungen sich stets auf die „Allgemeine Rundschau“ zu beziehen. —



Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 23 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 38. München, 17. September 1910. VII. Jahrgang.

Fürstliches Glaubensbekenntnis und liberale Preßdemagogie.

Vom Herausgeber.

Arnold Steinmann-Bucher hat unlängst im „Tag“ zum Kampf gegen jene sogenannte „öffentliche Meinung“ aufgerufen, welche heute die Metze der Kupplerin Demagogie sei. Aus seinen Ausführungen seien einige charakteristische Sätze festgehalten: „... Was wir sehen und hören, das ist die Schwarzmalerei, die Hetzarbeit der Presse. ... Was man heute als öffentliche Meinung bezeichnet, ist etwas Gemachtes, gemacht nicht in der Absicht, einer wirklich geglaubten Volksstimmung Ausdruck zu geben, sondern umgekehrt, diese zu beeinflussen, ihr einen Inhalt anzudichten, der für Parteizwecke verwendbar ist. Die „öffentliche Meinung“ ist heute die Metze der Kupplerin Demagogie, wird von ihr bemalt und aufgeputzt, in allen Verführungskünsten unterrichtet und hinausgesandt, dem Volke vorzutanzen, es zu fanatisieren und hereinzulocken in ihr Haus.“

An diese drastische Schilderung einer Stimmungsmache, wie wir sie in der liberalen und radikalen Presse schon so oft ihre falschmünzerische Massensuggestion auswirken sahen, wurde man unwillkürlich erinnert, als in den allerjüngsten Tagen anläßlich des Altöttinger Glaubensbekenntnisses des Prinzen Ludwig von Bayern eine wahrhaft wüste Hetze mit ständigem Szenenwechsel durch die Spalten liberaler Blätter tobte. Die Führung in diesem ohrenbetäubenden Haberfeldtreiben hatten bis zuletzt die „Münchner Neuesten Nachrichten“ und die Berliner „Tägliche Rundschau“, also zwei Blätter, deren schroffe Kampfesstellung gegen die katholische Kirche nicht erst bewiesen zu werden braucht. Sollte es aber speziell dem erstgenannten Blatte, das mit heißem Bemühen dem Monismus und dem Freidenkertum Handlangerdienste leistet, aber gleichzeitig im Namen bald der Protestanten, bald der Katholiken zu reden sich erdreistet, wieder einmal beifallen, mit der Miene gekränkter Unschuld seine Feindschaft gegen die katholische Kirche in Abrede zu stellen, so braucht nur an einige charakteristische Sätze aus dem Leitaufsatz seiner „Literarischen Rundschau“ vom 12. September 1910 (Nr. 426) erinnert zu werden. Dr. Otto Helmuth Hopfen (Florenz) veröffentlicht einen Panegyrikus über die religiösen Wandlungen des Grafen Hoensbroech, der sich im zweiten Bande „14 Jahre Jesuit“ endlich von jedem Dogma und jeder Kirche, vom Apostolikum, von Sakramenten, Symbolen und Liturgien losgesagt habe. In den „Münchner Neuesten Nachrichten“ wird hier die katholische Kirche als ein wahres Scheusal hingestellt, was nach der Lektüre von Hoensbroechs Memoiren nur „ein Geisteskrüppel“ nicht erkennen werde. Woran sich der vielsagende Satz schließt: „Zahllose Katholiken schwanken, zaudern, heucheln und vermögen es nicht, wollen es nicht, die Kette völlig abzustreifen.“ Das ist also das Blatt, welches unmittelbar vor dieser schimpflichen Mißhandlung der katholischen Kirche eine volle Woche lang in der Preßpolemik über das katholische Glaubensbekenntnis des bayerischen Thronfolgers mit der ihm eigenen Aufgeblasenheit und Anmaßung das größte Wort geführt hat. Ein paar Tage vorher versuchte dasselbe liberale Blatt unter allerlei lieblichen Titeln, wie „Ruten und Skorpionen“, „Unter dem römischen Joch“ usw., die Katholiken und den katholischen Klerus gegen die jüngsten vatikanischen Dekrete aufzuwiegeln. Wobei natürlich kaum ein einziges Mal die ad hoc (vgl. Steinmann-Bucher im „Tag“) „bemalte und aufgeputzte“ Statistenfigur eines „katholischen Geistlichen“ fehlen darf; wahrscheinlich, um auch dem Blindesten fühlbar zu machen, wie notwendig es sei, daß die Reihen des Klerus endlich einmal mit eisernem Besen von Verrätern und Heuchlern gesäubert werden, die aus feigem Hinterhalt der Kirche, deren Wappenschild sie führen, in den Rücken fallen.

Man griff sich unwillkürlich an den Kopf, wenn man als Abschluß einer acht Tage lang forcierten Stimmungshetze, die sich anfangs gegen den Prinzen Ludwig richtete, aber mittlerweile zur Deckung des Rückzuges einen taktischen Frontwechsel vollzog, am Sonntag in Nr. 426 der „Münchner Neuesten Nachrichten“ folgende Sätze las:

„Uebrig bleibt ein großer politischer Skandal. Mit dem Sohne unseres greisen Regenten, mit unserem zukünftigen Landesherrn, ist das schändlichste Spiel getrieben worden, das die neuere Geschichte Bayerns kennt. Man braucht nicht erst nach Schuldigen zu suchen, um ihnen die Maske von der heuchlerischen Fratze zu reißen, man findet sie auf Schritt und Tritt, überall da, wo das ultramontane System seine Siege feiert. Um eines agitatorischen Vorteils willen hat es diesmal den Prinzen Ludwig verkauft. Um ein Linsengericht wird es alles opfern, was anderen heilig ist, was Recht und Sitte zum ehernen Gesetz der Menschheit machen.“

Man könnte glauben, der geistige Urheber dieser Schamlosigkeiten sei dem Irrenhause entsprungen oder habe in der Verzweiflung über die von ihm total verfahrene Situation einen Tobsuchtsanfall erlitten. Aber dem ist nicht so. Der Stratege des liberalen Hauptorgans in München glaubt durch diesen Appell an den Stumpfsinn eines selbständigem Denken entwöhnten Asphaltliberalismus ein taktisches Meisterstück geleistet und sich den unauslöschlichen Dank des Prinzen Ludwig verdient zu haben. Denn durch die Wachsamkeit und den Scharfsinn der „Münchner Neuesten Nachrichten“ sind dem Prinzen Ludwig nun plötzlich die Augen geöffnet über den schändlichen Verrat, den seine treuesten Anhänger an ihm und dem Hause Wittelsbach versuchten, über die furchtbare Gefahr, der er unter dem sicheren Geleit des Sendlingergassenblattes noch mit knapper Not entronnen ist.

Doch Scherz beiseite! Die von den „Münchner Neuesten Nachrichten“ aufgeführte groteske Komödie, bei der nach dem Beispiel der „Täglichen Rundschau“ und der „Kölnischen Zeitung“ auch andere gleichgesinnte Blätter verständnisinnig Beistand leisteten, hat einen so ernsten Hintergrund, daß es sich der Mühe lohnt, aktenmäßig und an der Hand von Tatsachen die Komödianten gründlich zu entlarven.

Was hat sich denn ereignet, um innerhalb weniger Tage diesen Rollenwechsel herbeizuführen? Noch in Nr. 964 kennzeichnete gerade die „Kölnische Zeitung“ die „Erhitzung“ liberaler Blätter, worunter nach Lage der Sache in erster Linie auch die „Münchner Neuesten Nachrichten“ zu verstehen waren, als „viel Lärm um nichts“. Und vier Tage später lärmt die „Kölnische Zeitung“ (Nr. 977) mit den „Münchner Neuesten Nachrichten“ und der „Täglichen Rundschau“ um die Wette über eine „plumpe Fälschung“ der Zentrumspresse, welche die Worte des Prinzen Ludwig „in tendenziöser Entstellung“ wiedergegeben hätte, „um sie politisch auszunützen“. Ueber die in den letzten Worten ausgesprochene Unterstellung braucht kaum ein Wort verloren zu werden, denn kein Zentrumsblatt hat an das religiöse Glaubensbekenntnis des Prinzen politische Folgerungen geknüpft, während dies seitens der liberalen Hetzpresse in ausgiebigstem Maße geschehen ist. Was aber die behauptete „Entstellung“ und „Fälschung“ anbelangt, so

beruft man sich auf die auch der Zentrumspresse erst hinterher bekannt gewordene Tatsache, daß die „*goldenen Worte aus fürstlichem Munde*", welche das „Neue Münchner Tagblatt" in vier räumlich getrennten, durch zustimmende Glossen unterbrochenen Absätzen zuerst an die Oeffentlichkeit brachte, in *zwei* Ansprachen enthalten waren, von denen die eine beim Huldigungsakt der Stadt Altötting vor einer unabsehbaren Menschenmenge in Erwiderung auf die Begrüßungsrede des Bürgermeisters gehalten wurde, während die andere im Refektorium des Klosters vor etwa fünfzig geladenen Gästen die Antwort auf den Toast des Bischofs von Passau bildete. Der letzte, die *Fürbitte der Muttergottes* betreffende Abschnitt in den Mitteilungen des „Neuen Münchener Tagblatt" wurde auf dem öffentlichen Bauplatz vor Tausenden von Menschen gesprochen. Eine inzwischen veröffentlichte andere Lesart dieser Ansprache weicht an den entscheidenden Stellen in nichts von der Mitteilung des „Neuen Münchener Tagblatt" ab. Die „Entstellung" und „Fälschung" soll sich auf die im Refektorium des Klosters gehaltene Ansprache beziehen. Eine *Gegenüberstellung* der beiden veröffentlichten Fassungen ergibt auf den ersten Blick die *Unhaltbarkeit dieser schweren Anschuldigung*. Das „Neue Münchener Tagblatt" hatte den Prinzen sprechen lassen:

„Ich danke dem lieben Gott, daß ich von katholischen Eltern abstamme und in der katholischen Religion erzogen worden bin... Ich bin stets für unsere katholische Religion eingetreten, weil *ich überzeugt bin, daß sie die einzig wahre und echte Religion ist*. Diese meine innerste Ueberzeugung habe ich jederzeit kund getan, nicht um äußerliche Ehren und Anerkennung zu finden, sondern weil es meine tiefste religiöse Ueberzeugung ist... Die katholische Religion gestattet jedem Katholiken, Toleranz gegen Andersgläubige zu üben. Es ist falsch, anzunehmen, daß die Ueberzeugung Andersgläubiger von uns Katholiken nicht hochgehalten werden dürfe. Desgleichen verlangen auch wir, daß gegen unsere Ueberzeugung Toleranz geübt werde."

Die andere Lesart, deren *wörtliche Genauigkeit* mittlerweile „von maßgebender Seite" in der „Augsburger Abendzeitung" *bestritten wird* (vgl. den Wortlaut dieser Erklärung weiter unten) lautet:

„Ich danke dem lieben Gott, daß ich von katholischen Eltern abstamme und in der katholischen Religion erzogen worden bin. Ich habe mein Leben lang den katholischen Standpunkt vertreten, nicht um äußere Ehren zu erhalten und Anerkennung zu finden, sondern *weil ich überzeugt bin von der Wahrheit und Echtheit unserer katholischen Religion*. Die katholische Religion verlangt nicht Intoleranz gegen Andersgläubige. Es ist durchaus falsch, wenn man von einem guten Katholiken annimmt, daß er Andersgläubigen gegenüber intolerant sein müßte. Es ist ein gutes Zeichen des Katholiken, daß er die Ueberzeugung anderer achtet. Wir verlangen aber, daß auch unsere Ueberzeugung von anderen hochgehalten wird."

Abgesehen von unwesentlichen Abweichungen im äußeren Satzbau liegt der *Unterschied* lediglich in der Wendung von der „*einzig*" wahren und echten Religion. Zu allem Ueberfluß erklärt das „Neue Münchener Tagblatt" in Nr. 254/55 vom 11. und 12. September:

„daß wir nach wie vor allen Grund haben, unsere *erste Fassung* der Worte des Prinzen Ludwig für die *richtige* zu halten. Denn diese Fassung stammt ebenfalls von durchaus vertrauenswürdiger Seite, sie ist ebenfalls nach dem Stenogramm und ebenfalls nach bestem Wissen hergestellt."

Schließlich ist diese von der liberalen Presse so gehässig ausgeschlachtete Abweichung in der Fassung nur ein Streit um des Kaisers Bart, da es auch für *objektiv denkende Gegner* keinem Zweifel unterliegen kann, daß eine Religion, welche ich für die „wahre" und „echte" halte, in meinen Augen die „einzig" wahre und echte ist.

Die Motive, welche die anfangs weit auseinandergehenden liberalen Blätter veranlassen, nun gemeinsam auf die Zentrumspresse loszuschlagen, sind ja sonnenklar. Zu dem unüberwindlichen Hetzbedürfnis kommt bei den einen auch noch das begreifliche Bestreben hinzu, nach jedem Strohhalm zu greifen, um die erlittene blutige Blamage in Vergessenheit zu bringen und mit einem wahren Indianergeheul den Rückzug zu decken. Aber das soll ihnen nicht gelingen! Wie ist denn die Sache? Hat denn die Zentrumspresse *mit Bewußtsein und Absicht* auch nur die kleinste Unwahrheit verbreitet? Wir berufen uns auf einen förmlichen *Kronzeugen*, nämlich auf den sogenannten „*Hofbericht*", der auch von den „Münchner Neuesten Nachrichten" am Dienstag, 6. September (Nr. 417, Vorabendblatt vom 7. September) in folgender Form veröffentlicht wurde:

„*Zur Ansprache Sr. K. H. des Prinzen Ludwig* bei der Grundsteinlegung der St. Annakirche in Altötting wird uns *von maßgebender Stelle* mitgeteilt, daß Prinz Ludwig aus dem Stegreif für die Rede des Bürgermeisters dankte, und daß keinerlei Aufzeichnung über die Worte des Prinzen vorliegt. Man kann und muß annehmen, daß der *Prinz seiner innersten religiösen Ueberzeugung in der vom „Münchener Tagblatt" wiedergegebenen Weise Ausdruck gegeben* hat, ohne daß dabei auch nur irgendwelche Worte gefallen sind, die nach irgend einer Seite hin verletzend wirken können."

Die „maßgebende Stelle" auf welche der Hofbericht sich beruft, kann nur das Hofmarschallamt des Prinzen sein. Wenn man dort am 6. September gegen die Wiedergabe des „Neuen Münchener Tagblatt" keine wesentlichen Einwendungen zu erheben hatte, ist es *einfach undenkbar*, daß am 8. und 9. September „eine hervorragende Persönlichkeit aus der Umgebung des Prinzen Ludwig" den Münchener Korrespondenten der kulturkämpferischen „Täglichen Rundschau" — wie diese glauben machen will — ermächtigt haben könnte, die Darstellung des „Neuen Münchener Tagblatt" als eine „plumpe Fälschung" zu behandeln. Der Gewährsmann der „Täglichen Rundschau" hat hier *sein höchsteigenes Werturteil* mit einer rein sachlichen Darstellung der betreffenden Hofstelle derart *verquickt*, daß der Anschein erweckt wird, das Wort von der „plumpen Fälschung" stamme aus der Umgebung des Prinzen.

Ein altes Sprichwort sagt: Wenn es dem Esel gar zu wohl wird, geht er aufs Eis. Die „*Tägliche Rundschau*" und die „*Münch. Neuesten Nachrichten*" haben tagelang mit unverfrorenster Keckheit *angebliche Informationen aus der Umgebung des Prinzen Ludwig* in die Welt posaunt, ohne daß von dieser Seite ein Widerspruch erfolgte. Das hat die liberalen Fabeldichter allmählich so kühn gemacht, daß die „*Münch. Neuesten Nachrichten*" am Sonntag, den 11. Sept. (Nr. 426) einen förmlichen Rattenkönig von angeblich „zuverlässigen Mitteilungen" in die Welt setzten, wodurch Prinz Ludwig als Opfer von Kabalen und Intriguen hingestellt wurde, deren Rollen zwischen den Bischöfen von Passau und Augsburg und dem Präsidenten des Katholikentages verteilt waren. Selbst an einer angeblichen Ausspielung des Prinzen Ludwig gegen den Regenten fehlte es nicht. Dieser Gipfel der Unverfrorenheit, der durch den S. 649 (2. Spalte) mitgeteilten hirnverbrannten Schluß die würdige Krönung fand, und der ganze Informationszauber sind jetzt durch ein *liberales* Blatt, die „*Augsburger Abendzeitung*" (Nr. 251 vom 12. Sept.) als **Phantasiegebilde** entlarvt. Das liberale Blatt schreibt unter der Stichmarke: „*Eine neue Verlautbarung*":

„Von maßgebender Seite wird uns auf Anfrage unterm 11. cr. aus München mitgeteilt: *Von Sr. K. Hoh. dem Prinzen Ludwig ist weder von der Vorderriß aus, noch von hier aus in irgend einer Form eine Veröffentlichung zu seinen gelegentlich der Grundsteinlegung der St. Annakirche in Altötting gehaltenen Reden erfolgt, noch Stellung zu den bisherigen Veröffentlichungen in der Presse genommen worden*. Es sei ferner mitgeteilt, daß, wie auf das bestimmteste versichert werden kann, auch die am Freitag in mehreren Zentrumsblättern „zur Klarstellung des Sachverhalts" erfolgte Bekanntgabe des Wortlautes der beiden Reden des Prinzen, *nicht in allen Teilen genau wörtlich* die von dem Prinzen gesprochenen Worte wiedergibt. Eine schriftliche Niederlegung des Wortlautes seiner Ansprachen hat weder der Prinz noch sein Begleiter. Bei dieser Gelegenheit sei wiederholt darauf hingewiesen, daß *Sr. Kgl. Hoheit dem Prinzen Ludwig* bei aller *seiner tiefreligiösen Ueberzeugung von dem katholischen Glauben* — wie dies hinlänglich bekannt sein sollte — *jede Kränkung oder Mißachtung Andersgläubiger fern liegt*."

Die Redaktion der „Augsburger Abendzeitung" fügt dem noch hinzu:

„Wir haben eine solche Anfrage für nötig gehalten, weil in den letzten Tagen in der Presse verschiedene Erklärungen auftauchten, die mehr oder weniger deutlich als vom Prinzen Ludwig veranlaßt bezeichnet waren. **Alle diese Mitteilungen — inklusive eines konstruktiv höchst verwickelt gebauten Kommentars in einem größeren Münchener Blatte[1]) — verweist also vorstehende Erklärung ins Reich der Fabel.**"

---

[1]) Die „Münchner Neuesten Nachrichten" quittieren in Nr. 428 vom 13. September über diese ihnen von einem *liberalen* Blatte bereitete fürchterliche *Blamage*. Aber nicht etwa an derselben Stelle, wo hochtrabend mit Pauken und Trompeten der von der „Augsburger Abendzeitung" gerügte Unfug verübt worden war, sondern ziemlich versteckt in kleiner Schrift. Mit komisch wirkender Entrüstung „verbittet" das Blatt sich den Versuch, seine Hetzereien „*ins Reich der Fabel zu verweisen*".

Der „konstruktiv höchst verwickelt gebaute Kommentar“ ist der oben wiederholt gekennzeichnete verrückte Artikel in Nr. 420 der „Münchner Neuesten Nachrichten“, denen man zu dieser Entlarvung durch die liberale Augsburger Kollegin aufrichtig gratulieren kann.

Aber auch der Versuch, der Zentrumspresse aus dem anfangs vermuteten Zusammenhang der beiden getrennten Reden einen Strick zu drehen, ist gänzlich verfehlt. Der erste Bericht des „Neuen Münchener Tagblatt“ mit der Ueberschrift: „Goldene Worte aus fürstlichem Munde“ enthält keinerlei nähere Angabe über den Ort, an welchem die in vier Abschnitten mitgeteilten Sätze gesprochen wurden. Wenn die Zentrumspresse in Uebereinstimmung mit der ganzen übrigen Presse den irrtümlichen Schluß gezogen hat, die Sätze hätten einer einzigen zusammenhängenden Rede angehört, so befand sie sich im guten Glauben und wurde darin noch bestärkt durch den oben wiedergegebenen Hofbericht. Was hat demnach „die Zentrumspresse“ verbrochen? Dabei soll nicht in Abrede gestellt werden, daß die Quelle, aus welcher das „Neue Münchener Tagblatt“ geschöpft hat, zweifellos besser daran getan hätte, von vornherein den genauen Hergang klarzustellen. Jetzt weiß man freilich, weshalb statt eines zusammenhängenden Wortlautes nur Abschnitte mitgeteilt wurden, deren Wirkung durch die zwischengeschobenen Glossen nicht gerade gehoben wurde.

Aber eines — worauf es vor allem anderem ankommt — wird durch den Rückzugslärm der einen und den Frontwechsel der anderen nicht aus der Welt geschafft: **Die frechen Ausfälle liberaler Blätter gegen den Prinzen Ludwig und vor allem die Versuche, den** furor protestanticus **gegen denselben mobil zu machen.** Ob die beanstandeten Sätze den einen oder anderen Wortlaut hatten, ob sie auf öffentlichem Platze oder bei einer Festtafel gesprochen wurden, ist für die Einschätzung der gegen den Prinzen gerichteten Anwürfe völlig irrelevant.

Gewisse liberale Blätter haben in der Aufpeitschung der konfessionellen Leidenschaften auch diesmal wieder das Mögliche geleistet, und die Wirkung offenbart sich, wie aus der Mitteilung einer Hauptherzerin, der „Münchner Neuesten Nachrichten“ (Nr. 425, vom 11. September) selbst erhellt, auch darin, daß „dem Prinzen, wie wir hören, Schmähbriefe zugehen“. Das liberale Blatt schüttelt jetzt selbstverständlich die Urheber dieser Schmähbriefe, „die nur die niedere Gesinnung des Absenders verraten und der Sache schaden“, energisch von sich ab.

Noch am 9. September, als der genauere Sachverhalt bezüglich der zwei getrennten Reden bereits bekannt war, schrieben die „Münchner Neuesten Nachrichten“ (Nr. 421) u. a.:

„Die zweite Rede dagegen wurde in einem engen Kreise gesprochen. Sie enthielt wohl auch nur ein religiöses Bekenntnis, mußte aber — sobald die bekannten Worte an die Oeffentlichkeit kamen — peinliches Aufsehen erregen.

Daß Prinz Ludwig die ihm in den Mund gelegten Worte tatsächlich gesprochen, ist als sicher anzusehen. Die Andersgläubigen werden sich damit abzufinden wissen, auch die Protestanten, die in dem Prinzen nicht nur ihren zukünftigen Landesherrn, sondern auch den einstigen summus episcopus ihrer Landeskirche erblicken.“

Schon in seinem ersten Artikel über „Das Glaubensbekenntnis des Prinzen Ludwig“ hatte das liberale Blatt (Nr. 415) u. a. geschrieben:

„Anders verhält es sich freilich mit Aeußerungen, die gerade aus dem Munde des Prinzen Ludwig verletzend wirken müssen und die zudem zeigen, wie schlecht unterrichtet man auch am bayerischen Hofe über die kirchenpolitische Lage der Gegenwart ist.

Prinz Ludwig bestreitet, daß die Ueberzeugung Andersgläubiger von den Katholiken nicht hochgehalten werde In derselben Rede aber zeigt er selbst, wie die katholische Toleranz gemeint ist, indem er sich zu der — allerdings von der katholischen Kirche gelehrten — Ansicht bekennt, daß die katholische Religion die „einzig wahre und echte Religion“ sei. Bei den Protestanten Bayerns, die immerhin ein Drittel der gesamten Bevölkerung umfassen und nicht die schlechtesten unter den Anhängern des Hauses Wittelsbach sind, wird dieses Wort des zukünftigen summus episcopus der protestantischen Landeskirche keinen freudigen Widerhall finden. Um so weniger, als der Prinz sein Bekenntnis auch noch in die Form des Dankes für „katholische Eltern“ gekleidet hat, ein Dank, der alle diejenigen, denen die „Gnade des heiligen Glaubens“ nicht zuteil geworden ist, aufs tiefste verletzen muß. .... Wir würden uns freuen, wenn die zuständigen Stellen in der Lage wären, seinen Worten wenigstens einen Teil ihrer Schärfe zu nehmen.“

In der darauffolgenden Nummer (Nr. 416) wurden die Wendungen von den „besonders markanten Worten, die in der protestantischen Bevölkerung verletzend wirken müssen“, in einem Zusammenhange, als ob die Rede „nicht so gelautet“ habe, wiederholt. Nachträglich will man sich jetzt darauf hinausreden, als ob durch den Wegfall des Wortes „einzig“ vor den Worten „wahre und echte Religion“ nun wirklich an der „verletzenden“ „Schärfe“ etwas geändert sei.

Nulla dies sine linea! Noch ehe ein Tag verflossen war, hieben die „Münchner Neuesten Nachrichten“ (Nr. 417) abermals in die gleiche Kerbe. Anknüpfend an den oben abgedruckten „Hofbericht“ bemerkte das liberale Blatt:

„Für diejenigen aber, die sich durch die Aeußerungen des Prinzen tatsächlich verletzt fühlen, enthält die Meldung des Hofberichts keine genügende Erklärung.“

Gleichzeitig reproduzierten die „Münchner Neuesten Nachrichten“ die scharf abfälligen Aeußerungen der „Freisinnigen Zeitung“, der „Täglichen Rundschau“, des „Berliner Tageblatt“. So aus der „Freisinnigen Zeitung“:

„Die Protestanten und Juden in Bayern und im Deutschen Reich haben natürlich eine andere Ueberzeugung; und die einzige Wirkung des prinzlichen Bekenntnisses kann nur die sein, auf sehr weite Kreise verletzend zu wirken. Das aber ist nicht Aufgabe von Herrschern und solchen, die zu künftigen Herrschern bestimmt sind. Das gilt für den Norden ebenso wie für den Süden.“

Aus einer langatmigen Philippika der „Täglichen Rundschau“ wurden u. a. folgende Sätze zitiert:

„Wer die letzten Konsequenzen aus diesem Bekenntnis ziehen will, kann die Gleichberechtigung anderer Religionen nicht gelten lassen; er müßte sonst zugeben, daß Wahrheit und Irrtum gleichwertig seien. Unverständlich ist, wie der Prinz die Wahrheit und Echtheit einzig für die Religion, zu der er sich bekennt, öffentlich in Anspruch nehmen kann, während sich ein nicht unerheblicher Teil des bayerischen Volkes und die Mehrheit der deutschen Nation zu anderen Religionsgemeinschaften als der katholischen halten und sich daher durch jene Behauptung des Wahrheitsmonopols verletzt fühlen können.“

Das „Berliner Tageblatt“ mit seiner Berufung auf „Nathan den Weisen“ durfte in der Zitatenreihe natürlich auch nicht fehlen:

„Ist die Fabel von den drei Ringen nicht bis zur Höhe des bayerischen Thrones gedrungen, wie sie zum Throne Saladins drang? Dann um so schlimmer für Bayern und sein Königshaus. Bei diesen drei Ringen handelt es sich nicht etwa um den Streit zwischen Katholizismus und Protestantismus, sondern um Christentum, Judentum und Mohammedanismus, und von diesen drei Religionen sagt Lessing: „Eure Ringe sind alle drei nicht echt. Der echte Ring vermutlich ging verloren.“ Jeder möge allerdings seinen Ring für den echten halten. Aber Lessing meint doch damit nicht, daß nun auch jeder sagen solle, daß er den allein echten Ring besitze.“

Aus der „Frankfurter Zeitung“ wurde u. a. zitiert:

„Er hat nach den Berichten gesagt, daß die katholische Religion die einzig wahre und echte Religion sei, und das ist bedenklich, weil darin Andersgläubige eine Zurücksetzung ihres eigenen Glaubens erblicken können.“

Aus der „Deutsch-evangelischen Korrespondenz“:

„Auch dem übrigen protestantischen Deutschland samt den evangelischen Bundesfürsten kann es nicht gleichgültig sein, wenn so prononziert katholische Töne von einer solchen Stelle angeschlagen werden, so kurze Zeit nach den massiven Beleidigungen, die der Papst in seiner Borromäus-Enzyklika gegen eben diese Nachkommen der Reformation geschleudert hat.“

Und nicht etwa als objektiv zu registrierende Stimmen wurden diese Zitate mitgeteilt, sondern mit der ausdrücklichen Schlußbemerkung (Nr. 417 der „M. N. N.“): „Man sieht aus diesen Urteilen der Presse, daß die Worte des Prinzen in weiten Kreisen verletzend gewirkt haben.“

Am schwersten gekränkt ist man aber darüber, daß die Augsburger Parteikollegin nur von „einem größeren Münchener Blatte“ gesprochen hatte, alldieweil man doch „das **größte** süddeutsche Blatt“ sei. Unmittelbar darunter prangt folgende „Kundgebung des deutschen Monistenbundes“, die zur Vervollständigung des Bildes noch gefehlt hat:

„Wie uns ein Dresdner Mitarbeiter telegraphiert, hat der zurzeit in Dresden tagende Deutsche Monistenbund zu der Königsberger Kaiserrede und zu der Altöttinger Rede des Prinzen Ludwig eine Resolution gefaßt, in der auf das tiefste bedauert wird, daß derartige überlebte, der religiösen und sittlichen Kultur unserer Zeit zuwiderlaufende Anschauungen an so einflußreichen Stellen noch herrschen. Dies sei ein Beweis der verhängnisvollen Erstarrung unseres geistigen Lebens. Im Anschluß hieran empfiehlt der Bund den Austritt aus der Landeskirche.“

Und an der Spitze des Blattes mimt ein Romhasser aus „streng katholischen“ Kreisen „schwerste Sorge“ um „das Geheimnisvollste und Heiligste, was der Katholizismus besitzt“. — — Die größere Schuld tragen diejenigen, welche sich solche geistige Kost ruhig gefallen lassen.

An allen diesen abfälligen Preßstimmen wird natürlich kein Titelchen geändert, wenn der Prinz auch statt „einzig wahre und echte Religion“ nur „wahre und echte Religion“ gesagt hätte. Die „Münchner Neuesten Nachrichten“ stellten sich allerdings vom 10. September ab (Nr. 425) so an, als erscheine die Rede nun „in einem anderen Lichte als noch bis vor kurzem“. Unmittelbar darauf folgt aber eine bezeichnende Offenbarung, die auch durch die angehängte Mahnung, den Bogen nicht zu überspannen, nicht abgeschwächt werden kann:

„Der eine Satz: „Ich danke dem lieben Gott, daß ich von katholischen Eltern abstamme und in der katholischen Religion erzogen worden bin“ bleibt freilich nach wie vor bestehen. Und auf ihn ist wohl zurückzuführen, daß unter den bayerischen Protestanten, unbeschadet der Hochachtung, die auch sie für den Prinzen Ludwig hegen, eine Bewegung im Gange ist, die eine Aenderung im Summ-Episkopat der protestantischen Landeskirche zum Ziele haben soll.“

Also das glaubte man mit der künstlichen Stimmungsmache, mit der zweimal täglichen Hetzerei schon erreicht zu haben! Uebrigens hat der „Bayerische Kurier“ mit Recht festgestellt, daß seit dem Erlaß des Protestantenedikts vom 26. Mai 1818 laut § 1 desselben „das oberste Episkopat und die daraus hervorgehende Leitung der protestantischen inneren Kirchenangelegenheiten .... durch ein selbständiges Oberkonsistorium ausgeübt“ wird.

Auch die „Augsburger Abendzeitung“ hat sich an dieser Hetze in ihrer Weise beteiligt, indem sie beispielsweise (Nr. 245) schrieb: „Die Kommentare, die natürlich der peinlichsten Art sind, liegen bereits vor. Man kann sagen, daß die Blätter voll sind davon. Auch die Zentrumsblätter, die brüllen vor Wonne über den neuen Schlag, der dem Protestantismus durch den bayerischen Thronfolger angeblich versetzt wurde.“ Man könnte ruhig einen hohen Preis für den Nachweis ausschreiben, daß der letzte Satz auch nur auf ein einziges Zentrumsblatt zutrifft. Wehe dem, der lügt! Aber wenn der furor protestanticus aufgepeitscht werden soll, heiligt der Zweck die Mittel. Am tollsten hat es der liberale „Regensburger Volksbote“ (Nr. 243 vom 7. Septbr.) getrieben, indem er u. a. wörtlich schrieb:

„Insbesondere werden die Protestanten dem redseligen Thronfolger begreiflich zu machen wissen, daß sie sich als seine künftigen Untertanen ganz entschieden verbitten, so quasi als Ketzer apostrophiert zu werden.... So spricht kein Mann, der berufen ist, über ein konfessionell gemischtes Volk zu herrschen;... ein künftiger König dürfe sich nicht so weit vergessen.... Unmöglich aber ist, daß eine Staatsregierung dem Treiben des bayer. Thronfolgers tatenlos zusieht und duldet, daß ein großer Teil der Bevölkerung aufs schwerste gekränkt wird. Im bayerischen Landtag wird man, es ist zuversichtlich zu hoffen, die Angelegenheit wohl noch des näheren betrachten.“

Diese Zitatenauslese dürfte jedenfalls den schlagenden Beweis dafür erbracht haben, wer den ominösen furor protestanticus bis zu „Schmähbriefen“ an den Prinzen Ludwig erhitzte.

Um so wohltuender berührt es, daß die maßgebenden Organe des christusgläubigen Protestantismus wie des orthodoxen Judentums die liberalen Protestschreier energisch abschütteln. Die „Kreuzzeitung“ schreibt u. a.:

„Abgesehen davon, daß die Rede bei einer speziell katholisch-kirchlichen Veranlassung, der Feier der Grundsteinlegung einer katholischen Kirche gehalten ist, hat der fürstliche Herr nicht die apodiktische Wendung gebraucht, die ihm die „Vossische Zeitung“ in den Mund legt, sondern es als seine Ueberzeugung erklärt, daß die katholische Religion die einzig wahre und echte Religion sei. Die evangelische Ueberzeugung ist ebenso bestimmt die entgegengesetzte. Aber wie wir Evangelischen die volle Wahrheit für unsere Lehre in Anspruch nehmen und nichts davon abhandeln lassen, ebensowenig können wir es einem überzeugten Katholiken verargen, wenn er der Lehre seiner Kirche gemäß für sie die Unfehlbarkeit in Anspruch nimmt. Gelegentlich des Enzyklikastreites bemerkten wir, daß sich die dogmatische Intoleranz beim Papste von selbst verstehe, ebenso wie die evangelische Kirche dogmatisch intolerant sei. Auf diesem Standpunkt stehen wir noch heute und glauben daher nicht, daß die Söhne der evangelischen Kirche Grund haben, sich durch die bei der obigen Veranlassung getane Aeußerung verletzt zu fühlen. Anstoß kann sie nur bei jenen Skeptikern und Indifferenten erregen, die mit Pilatus fragen: Was ist Wahrheit? und denen deshalb jede laute Bekundung einer religiösen oder auch bestimmt philosophischen Ueberzeugung ein Greuel ist... Nicht durch schwächlichen Indifferentismus, sondern dadurch, daß die gegenteiligen Ueberzeugungen sich respektieren und achten, kann der konfessionelle Zwiespalt in Deutschland überwunden werden, und zu dieser Toleranz gegen Andersgläubige hat sich auch Prinz Ludwig ausdrücklich bekannt.“

In demselben Sinne schreibt die „Deutsche Tageszeitung“, das Organ des Bundes der Landwirte, u. a.:

„Es ist selbstverständlich, daß jeder Christ sein Bekenntnis für das richtige hält. Sonst wäre er kein katholischer, kein evangelischer, kein reformierter Christ. Es gibt gewiß gemeinsame Grundwahrheiten des Christentums, in denen sich katholische und evangelische Christen zusammengefunden haben, zusammenfinden können und müssen. Diese Grundwahrheiten sind, wenn man die Dinge von höherer Warte betrachtet, bedeutsamer als das Trennende. Daher ist ein gegenseitiges Verstehen der christlichen Bekenntnisse recht wohl möglich. Es gibt aber kein allgemeines Christentum mehr, sondern ein katholisches, ein evangelisches und ein reformiertes. Die Bekenner dieser verschiedenen Konfessionen werden, wenn sie auf festem Glaubensgrunde stehen, immer der Meinung sein und sie vertreten, daß ihr Bekenntnis das richtige sei. Etwas anderes hat Prinz Ludwig von Bayern nicht gesagt und man darf ihm das Recht, sich so zu äußern, ebensowenig absprechen, wie man es einem evangelischen Christen verargen kann und wird, sich zu den Besonderheiten seiner Konfession entschieden und freudig zu bekennen.“

Der in Frankfurt a. M. erscheinende „Israelit“, das Zentralorgan des orthodoxen Judentums, bemerkt u. a.:

„In seiner Rede bekannte sich Prinz Ludwig als gläubiger Katholik und spricht aus, daß er den Katholizismus für die allein wahre und richtige Religion halte. Dieser Satz ist es, der die heftigste Anfechtung erfährt, und zwar deshalb, weil damit alle Nichtkatholiken, also für Deutschland vor allem Protestanten und Juden als Irrende bzw. in Irrlehren Befangene hingestellt werden. Soweit für diese Angriffe gegen die Rede des bayerischen Thronfolgers auch die Juden mit zum Anlaß genommen werden, müssen wir entschieden dagegen Verwahrung einlegen. Wir stehen gewiß nicht im Verdachte, von unserer eigenen religiösen Ueberzeugung zugunsten irgend einer anderen etwas abzulassen, aber gerade weil wir fest auf unserem Standpunkt beharren, stört es uns durchaus nicht, wenn Anhänger und Bekenner eines anderen Glaubens den ihrigen für den allein wahren und richtigen halten. Es kann das um so weniger der Fall sein, wenn, wie bei dieser Gelegenheit, dem Bekenntnis der eigenen Religion auch sofort der Grundsatz der Toleranz und Duldung gegenüber den Anhängern anderer Bekenntnisse hinzugefügt wird. Man weiß, daß dieses schöne Bekenntnis zur Toleranz im Munde des Fürsten des Wittelsbacher Hauses, und zumal des Prinzen Ludwig, kein leeres Wort ist, daß auch die Taten dem entsprechen. Das Bild, das sich uns so ergibt: unbedingte Treue gegenüber dem eigenen angestammten Glauben, Toleranz und Milde gegenüber den Bekennern anderer Religionen, fordert eher alles andere als Angriffe heraus. Uns scheint, daß hier die Unduldsamkeit mehr auf seiten der Kritiker des fürstlichen Redners liegt, denen zum Teil schon ein offenes Bekenntnis zu einem positiv-religiösen Standpunkt ein Dorn im Auge ist.“

Selbst die liberale „Kölnische Zeitung“ schrieb unter dem ersten Eindruck der Worte des Prinzen und — was wir eigens betonen — die ursprüngliche Fassung von der „einzig wahren und echten Religion“ zugrunde legend:

„Die fromme Rede des Prinzen Ludwig, die dem Geiste des Ortes und der kirchlichen Feierlichkeit, bei der sie gehalten wurde, angepaßt war, entbehrt jeder politischen Bedeutung und scheint uns nicht im geringsten die Aufregung zu rechtfertigen, die in einem Teil der linksliberalen Presse entstanden ist. Das Recht, das jedermann, Protestant, Katholik, Jude oder Freidenker, für sich in Anspruch nimmt, seine Ueberzeugung und Weltanschauung für die einzig richtige zu halten, soll man auch einem Prinzen nicht beschneiden wollen, und es steht gerade demokratisch gerichteten Blättern am wenigsten an, jede private Aeußerung, die aus dem Munde eines Fürsten kommt, zu behandeln, als ob darob die Welt aus den Angeln ginge.“

Sogar die sozialdemokratische Presse erteilte den liberalen Zionswächtern eine scharfe Lektion. So schrieb der Berliner „Vorwärts“ u. a.:

„Die Rede ist bei einem kirchlichen Anlaß gehalten und beweist, wenn sie, woran zu zweifeln kein Anlaß ist, aufrichtig gemeint ist, daß der bayerische Thronfolger ein frommer Katholik ist. Daß die katholische Religion von ihm für die einzig wahre gehalten wird, ist dabei nicht auffallend, denn jeder Anhänger einer Religion ist überzeugt, daß die seine die wahre ist, sonst wäre er eben

nicht gläubig. Die Ausführungen der liberalen Presse, die gegen dieses Bekenntnis zu Felde zieht, scheinen uns nicht stichhaltig."

* * *

In dieser so plötzlich ausgebrochenen Preßkampagne hat sich uns das denkbar widerwärtigste Bild liberaler Gehässigkeit und Verfolgungssucht gegen jedes Bekenntnis tiefinnerster Glaubensüberzeugung enthüllt. Auch auf protestantischer und selbst auf israelitischer Seite hat man, wie nachgewiesen, diesen springenden Punkt der ganzen Hetze sofort richtig erkannt und durchschaut. Die „Deutsche Tageszeitung" fand bei dieser Gelegenheit scharfe Worte gegen die „jüdischen Blätter", gegen Blätter, die von Juden geschrieben werden, wobei sie natürlich „freigläubige" Organe von der Art des „Berliner Tageblatt", der „Berliner Volkszeitung", der „Vossischen Zeitung", der „Frankfurter Zeitung" im Auge hatte. Was die „Deutsche Tageszeitung" von der freireligiösen „Judenpresse" sagt, gilt mit gleicher Schärfe auch von Blättern im Stile der „Münchner Neuesten Nachrichten" e tutti quanti. Sie, die selbst keine feste religiöse Ueberzeugung haben, werfen sich auch in religiösen Fragen mit der ihnen eigenen Dreistigkeit zu Pfadweisern des deutschen Volkes auf, mischen sich in die Auseinandersetzungen zwischen den christlichen Bekenntnissen ein, obgleich sie selbst jenseits aller christlichen Bekenntnisse stehen und mit Monismus und Freidenkertum fraternisieren. Ihr letzter Zweck ist nur zu durchsichtig: Sie hoffen die Interessen der Feinde jedes positiven Glaubens zu fördern, wenn sie die verschiedenen positiven Bekenntnisse immer wieder gegen einander hetzen. Daß sie der katholischen Kirche als solcher erheblichen Abbruch tun, können sie im Ernste doch wohl kaum annehmen. Die katholische Kirche steht trotz aller Prüfungen, denen sie auch in der Gegenwart ausgesetzt ist, auf unerschütterlich festem Grunde. Erst vor wenigen Wochen haben wir in Augsburg das großartige Schauspiel des deutschen Katholikentages erlebt und uns von unseren schärfsten Widersachern bezeugen lassen, daß keine andere Glaubensgemeinschaft etwas Aehnliches an die Seite stellen kann. Der Internationale Eucharistische Kongreß in Montreal, dessen Wellenschlag aus dem fernen Kanada selbst durch kurze Telegramme der liberalen Presse in die europäischen Kulturzentren hinübergetragen wird, hatte in diesen Tagen ein ähnliches Bild von der grandiosen Glaubenseinheit der katholischen Kirche aufzuweisen. Kabeltelegramme, die auch durch das Wolffsche Bureau verbreitet wurden, berichteten von der in nüchternen Ziffern ausgedrückten Massenwirkung des Kongresses („15,000 Menschen wohnten einer unter freiem Himmel vom Erzbischof von Newyork zelebrierten Messe bei. Kardinal Vannutelli spendete 30,000 Kindern in der Kathedrale St. James den Segen des Papstes. An dem feierlichen Pontifikamt, das im Freien am Fuße des Mount Royal durch Kardinal Gibbons, Erzbischof von Baltimore, zelebriert wurde, nahmen 15 bis 20,000 Menschen teil.") Bei einem den Kongreßdelegierten gegebenen Frühstück antwortete nach einem Drahtbericht der „Kölnischen Volkszeitung" der Premierminister auf ein vom Kardinallegaten Vannutelli ausgebrachtes Hoch auf König Georg von England, „das Papsttum stehe voller Leben und Kraft da". Dasselbe Blatt berichtet von einem Empfang, der offiziell von der Provinzregierung gegeben wurde, daß wohl 15—20,000 Personen gekommen waren, die dem Abgesandten des Papstes ihre Aufwartung machen wollten, und teilt aus einer Unterredung des Kardinallegaten mit einem Berichterstatter der Mailänder „Unione" folgende bemerkenswerte Sätze mit:

„Ich komme von einer Verwunderung zur andern. In London bedeutete der Eucharistische Kongreß einen historischen Entwicklungspunkt, der durch die Abänderung des königlichen Krönungseides vervollständigt wurde. Köln mit seiner endlosen Männerprozession schien den Höhepunkt des allgemeinen Glaubens an den eucharistischen Christus in der alten Welt zu bezeichnen. In Montreal sehen wir wahrhaft amerikanische Großartigkeit. Alle nehmen an dieser Kundgebung des Glaubens teil. Der Katholizismus wird in diesen jungfräulichen, neuen Ländern wieder jung . . . Die neue Welt will die alte übertreffen in der Huldigung und Anbetung Christi im Sakramente."

Warum wir diese Kunde aus dem fernen Kanada an den Schluß einer polemischen Abrechnung mit der katholikenfeindlichen deutschen Hetzpresse setzen? Die einzige Antwort möge die durch fast zwei Jahrtausende erhärtete Verheißung sein, die Jesus Christus selbst dem Petrus auf den Weg gab: Et portae inferi non praevalebunt! Und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen!

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die angebliche „Wahlparole des Reichskanzlers".

Die demokratische „Frankf. Ztg.", die zur seligen Blockzeit zu den vertrauten Organen des Fürsten Bülow gehörte, hat seit dem Krach von 1909 vom warmen Platz an der Regierungssonne in die zugige Oppositionsecke übersiedeln müssen. Jetzt plötzlich tut das Blatt so, als ob es auch unter dem Nachfolger Bülows in die intimsten Geheimnisse des Reichskanzlerpalais eingeweiht sei. Mit sensationeller Aufmachung brachte es eine sog. Wahlparole an die große Glocke, die Herr v. Bethmann Hollweg in vertrauten politischen Kreisen besprochen haben soll. Die Schnüffler und Horcher des Frankfurter Blattes sind stolz auf die Entdeckung, daß er „die alte Schalmei von der gefährdeten nationalen Arbeit" blasen wolle. Seine Absicht gehe dahin, alle „positiv schaffenden Stände" (Landwirtschaft, Gewerbe und Handwerk, Industrie und auch wohl die Arbeiter) zu sammeln unter dem Kampfruf: „Unsere Schutzzollpolitik ist bedroht". Der Reichskanzler hoffe augenscheinlich, daß diese Parole wie ein Sprengpulver auf die nationalliberale Partei wirken werde. Weiterhin soll er dann noch „Wunderdinge" von dem „Erisapfel zwischen den liberalen Parteien" erwarten.

Die Effekthascherei des Frankfurter Blattes trat so grell zutage, daß die Mehrzahl der anderen Blätter doch stutzig wurde und an der Echtheit der angeblichen „Information" zweifelte. Der Reichskanzler selbst tat der Sache nicht die Ehre einer regelrechten offiziösen Berichtigung an, sondern ließ nur durch Korrespondenten, die im Auswärtigen Amte anfragten, der Welt mitteilen, daß er bisher überhaupt keine Wahlparole ausgegeben habe, auch in vertraulichen Gesprächen nicht.

Das ist gewiß richtig; denn es wäre jetzt, wo uns noch wenigstens fünf Vierteljahre von den allgemeinen Reichstagswahlen trennen, noch verfrüht, eine gouvernementale Wahlparole anzufertigen. Erstens weiß man nicht, was inzwischen noch passieren kann, und zweitens ist es überhaupt noch nicht ausgemacht, ob es zweckmäßig sein wird, bereits in die nächsten regelmäßigen Neuwahlen mit einer kondensierten Wahlparole von oben einzugreifen.

Was der marktschreierischen „Enthüllung" des Frankfurter Blattes zugrunde liegt, ist nichts anderes, als die altbekannte Wahrheit, daß der Reichstag in den nächsten Jahren über den Fortbestand unserer Schutzzollpolitik und unserer Handelsverträge zu entscheiden haben wird, und daß diese „Reichsnotwendigkeit" unter Umständen eine entscheidende Rolle in den innerpolitischen Kämpfen spielen kann. Vor einem Monat schon ist in der „Allgemeinen Rundschau" (Nr. 34 vom 20. August, S. 467) ausführlich die Bedeutung der Schutzzollfrage für die Wahlen und die Parteienkonstellation behandelt worden, und zwar im Anschluß an einen Artikel in der Korrespondenz der bayerischen Liberalen, der in richtiger realpolitischer Erkenntnis „stärker als in den letzten Jahren die Interessen der produktiven Stände, insbesondere von Landwirtschaft, Industrie und Gewerbe" berücksichtigt wissen wollte.

Also ist von der Frankfurter „Enthüllung" das Neue nicht wahr und das Wahre nicht neu. Was ist nun der Zweck des Manövers? Die hämische Fassung läßt vermuten, daß dem gegenwärtigen Reichskanzler Knüppel zwischen die Räder geworfen werden sollten. Die „Kreuzzeitung" meint, es solle durch die Bemerkungen vom „Sprengpulver" usw. die nationalliberale Partei ärgerlich und mißtrauisch gemacht und so der bevorstehende Parteitag von Kassel im Sinne der oppositionellen Linken beeinflußt werden. Aber im Grunde lohnt sich das Kopfzerbrechen gar nicht. Denn die Parteientwicklung wird nicht durch solche Tricks bestimmt, sondern durch die „Logik der Tatsachen".

In einem nationalliberalen Blatte ist sofort ein Beruhigungspulver verausgabt worden durch die Behauptung, die Schutzzollpolitik, die bis weit in die liberalen Reihen hinein ihre Anhänger finde, sei überhaupt nicht in Gefahr. Wer kann das verbürgen? Die gegenwärtige Taktik der liberalen Führer und des Hansabundes geht dahin, daß möglichst wenig konservative und Zentrums-Abgeordnete, dagegen recht viele Sozialdemokraten in den nächsten Reichstag kommen sollen. Jede Verschiebung dieser Art schwächt aber die bisherige wirtschaftspolitische Mehrheit. Der Schwerpunkt des Reichstags soll nach links gerückt werden. Gelingt das halbwegs, so liegt die Entscheidung über die Zölle bei den Jungliberalen auf dem linken Flügel der Bassermannschen Partei. Gelingt es vollständig, so bilden die



Fortschrittler das Zünglein an der Wage. Letztere sind so stark freihändlerisch, daß mit ihnen ein erträglicher Zolltarif überhaupt nicht zu machen ist; sogar Fürst Bülow hätte bei Fortbestand seines Blockes für die Fortführung der Zollpolitik das Zentrum doch wieder zu Hilfe rufen müssen. Der linke Flügel der nationalliberalen Partei ist aber durch die alten Instinkte und die neuerliche Agitation des Hansabundes so sehr gegen alles „Agrarische" aufgehetzt, daß er den unbedingt erforderlichen Landwirtschaftsschutzzöllen nicht seine Stimme geben wird, solange sie entscheidend ist und damit verantwortlich wird. Es ist also wohl möglich, daß in dem 1911 zu wählenden Reichstag sich keine Mehrheit für eine alte Schutzzollpolitik findet. Was soll dann geschehen? Werden der Reichskanzler, der Bundesrat und der Kaiser den Umsturz der alten bewährten Wirtschaftspolitik zulassen? Werden sie unsere Landwirtschaft und den ganzen deutschen Erwerbsfleiß dem freihändlerischen Großkapital und der verbündeten Umsturzpartei preisgeben? Oder werden sie den Reichstag auflösen und an das besser zu informierende Volk appellieren?

Dann gibt es allerdings einen Wahlkampf, der sich nur um die Schutzzollparole abspielt, und dann werden die Liberalen einsehen, daß die Regierung bei Konfliktswahlen, die über so reale Volks- und Reichsinteressen entscheiden, mehr Kraft und Macht hat, als alle agitatorischen Phrasenhelden.

Die Bäume der Haß- und Hetzpolitik werden nicht in den Himmel wachsen, wenn sie auch vorläufig üppig aufschießen. Die Linksliberalen und die Sozialdemokraten setzen die systematische Verbreitung von Unzufriedenheit „unentwegt" fort; neuerdings bearbeiten sie in Massenversammlungen außer der Kaiserrede auch die Fleischteuerung, die sie auf das Schuldkonto der Agrarier und der Schutzzölle setzen. Sie rufen nach Oeffnung der Grenzen, weil sie sicher wissen, daß die Regierung sich zu einer so verfehlten Maßregel nicht verstehen wird, wie ja sogar Caprivi vor 18 Jahren der Aufhebung der Getreidezölle bei den damaligen hohen Brotpreisen sich widersetzen mußte. Die Regierung soll den Massen verhaßt gemacht werden, obschon doch unter unbefangenen Sachverständigen kein Zweifel darüber herrscht, daß die selbst von der Teuerung betroffenen Nachbarstaaten uns gar nicht zu billigerem Fleisch verhelfen können, wohl aber zur Verseuchung und Verminderung der deutschen Viehzucht, woraus sich eine dauernde Preissteigerung ergeben müßte. Die Welle der hohen Fleischpreise wird, wie die Erfahrung in analogen Fällen gelehrt hat, längst vorübergegangen sein, wenn die Probe auf die schutzzöllnerische Wahlparole gemacht wird. Und dann wird das Volk zur Erkenntnis kommen, daß die vielverschrieenen „schwarzblauen Parteien" in der Wirtschaftspolitik wie in manchen anderen Dingen doch besser auf die Wohlfahrt des erwerbstätigen Volkes bedacht sind, als der Hansabund, der hinterlistig freihändlerische Interessen verfolgt, und die rosaroten Schürer der zersetzenden Unzufriedenheit.

Die hochpolitische Lage.

Die Verhaftung von englischen Spionen auf Borkum und die angebliche Ertappung eines „spionierenden" deutschen Offiziers in den alten unbrauchbaren Wällen von Portsmouth haben wieder eine gewisse Lebhaftigkeit in die englisch-deutsche Publizistik gebracht; aber eine ernste Trübung der Beziehungen zwischen beiden Ländern ist von solchen Kleinigkeiten nicht zu befürchten. Allerdings zeigt sich bei allen solchen Gelegenheiten, daß man von einer freundlichen Stimmung, wie sie zur Grundlage von Abrüstungsverträgen erforderlich wäre, noch weit entfernt ist.

Erfreulich ist, daß die vier Schutzmächte von Kreta den Ausbruch eines Kampfes zwischen der Türkei und Griechenland trotz aller Zwischenfälle immer noch verhindert haben. Der Friede im Südosten wird auch noch eine Weile vorhalten, da der Türke dringend eine Anleihe nötig hat.

Nicht unangenehm ist ferner die Nachricht, daß Herr Iswolsky nun endlich die Leitung des Petersburger Ministeriums des Auswärtigen abgeben und als Botschafter in London sich ausruhen will. Es fällt dann aus der russischen Politik wenigstens das Moment der persönlichen Verstimmung und Revanchelust fort, dessen sich Iswolsky seit seiner Niederlage in der Balkankrisis nicht erwehren konnte.

Noch angenehmer und wichtiger ist die Tatsache, daß der neue italienische Minister des Auswärtigen, Marchese di San Giuliano, bei seinem Aufenthalt am österreichischen Hoflager eine reelle Verständigung über die schwebenden Zeit- und Streitfragen mit der Donaumonarchie angebahnt hat. Die Reise unseres Kaisers nach Oesterreich wird den guten Eindruck zugunsten des Dreibundes verstärken.

Zum Glaubensbekenntnis des Prinzen Ludwig.

Von J. v. Solm.

Um das, was Prinz Ludwig am 28. August nach der Grundsteinlegung der St. Annakirche in Altötting gesprochen hat, ist ein lauter Lärm entstanden. Hauptsächlich um das Wort von der „allein wahren Religion". Weshalb?

Die notwendige Unterscheidung zwischen religiöser (dogmatischer) und bürgerlicher Toleranz ist schon tausendmal ihrer Art und ihrer Berechtigung nach auseinandergesetzt worden. Niemand, der es mit seiner religiösen Ueberzeugung ernst nimmt, kann über sie hinaus. Sie ist ein Dogma der Vernunft. Aber Blätter wie die „Münchner Neuesten Nachrichten", „Tägliche Rundschau", „Vossische Zeitung" usf. können das nicht verstehen, wollen es nicht verstehen.

Die unverdient berühmte Fabel von den „drei Ringen" ist höchstens ein klassisches Zeugnis für den religiösen Indifferentismus Lessings und seiner Zeit. Diese Richtung möchte man freilich gerne wieder heraufbeschwören, um über sie hinweg zur völligen Negierung von Christentum, Religion und Religiosität zu kommen. Und heutzutage bedarf es nicht vieler Anstrengung. Wer aber einem Glaubensbekenntnis irgendwelcher Art anhängt, also insbesondere einer der christlichen Religionen, muß mit innerer Notwendigkeit sein und nur dies sein Bekenntnis für das wahre, richtige, für den echten Ring halten. Ebenso folgerichtig hat er eben auch das Recht, dies zu äußern. Er sei Bettler oder Prinz. Es sei in einfacher Unterhaltung oder im Lichte der vollen Oeffentlichkeit. Und warum gerade heutzutage schweigen mit einem Bekenntnis, zu dem mehr Mut gehört als zum Herfallen über das Christentum, über die katholische Kirche besonders, offen und versteckt, „wissenschaftlich" und feuilletonistisch? Der bayerische Prinz hat aus seinem innersten Herzen gesprochen. Was er sagte, durfte jederzeit urbi et orbi bekanntgegeben werden, denn es sind die Grundsätze des katholischen Glaubens. Er hat auch die richtige Gelegenheit dazu gewählt, denn er sprach für Katholiken zu Katholiken. Jeder überzeugte Anhänger der Religion aber ist nicht das, was er zu sein angibt, wenn er nicht seine Religion für die einzig richtige hält und als solche vertritt.

Dies darf sich aber nicht — und auch das ist katholische Lehre — gegen die Anhänger einer anderen Religion richten, nicht zur „bürgerlichen" Intoleranz um der Religion willen führen. Jeder vernünftige Katholik wird bürgerliche Toleranz proklamieren und üben, sonst widerspräche er den Grundprinzipien des Katholizismus.

Das sind Binsenwahrheiten. Aber diesen Unterschied zwischen religiöser und bürgerlicher Toleranz — die Notwendigkeit der Verwerfung ersterer und der Uebung letzterer — will man nicht zugeben. Weil man nicht will. Denn unsere Zeit würde dann ja Bekenntnisse erfordern, dem Gegner störend in seinen Plänen, dem lauen Kirchenmitglied unbequem und lästig. Und sie erfordert Bekenntnisse. Das schönste von hoher Stelle neuerdings neben dem unseres Kaisers kam vom Prinzen Ludwig. Ein Gegenstand des Widerspruches allerdings „weiter Kreise", aber nicht der gläubigen, positiv gerichteten. Ein Affront gegen den offenen und den larvierten Unglauben! Denn darauf läuft's ja hinaus: auf Glauben und Nichtglauben! Die Signatur unserer Tage. Das „Ecrasez l'infame!" ist noch nicht verstummt. Darum das Wutgeheul. Aussprüche wie die der genannten Fürsten wirken gleich Fanfaren zum Sammeln; im anderen Lager möchte man am liebsten die totale Abrüstung aller christusgläubigen Religion erleben.

Frech geradezu ist es, wenn „Vossische Zeitung", „Freisinnige Zeitung" und andere „Gewisse" dem bayerischen Thronfolger Verhaltungsmaßregeln für die Zukunft zu geben und Prognosen nach ihrer Art zu stellen sich erdreisten.

Lasse sich niemand durch diese papierenen Attacken verhetzen! „Hie Christus!" heißt immer noch die Parole, im Norden wie im Süden.

„Ludwig der Bekenner" aber, wie die „Voss. Ztg." unseren Prinzen hämisch nennt, ist für ihn ein Ehrentitel.

Rekrutenabschied.

Von

Carl Boventer-Aachen.

Einen nicht unwesentlichen Faktor der praktischen Militärfürsorge nach dem Aachener System (vergl. Nr. 36) bildet das Rekrutenabschiedsfest. Es soll einem doppelten Zwecke dienen, einem ideellen und einem materiellen.

Ein gut vorbereitetes und zweckmäßig durchgeführtes Abschiedsfest mit weihevoller Ansprache und ernstem Mahnwort in Gegenwart der Eltern und Angehörigen wird dem jungen Soldaten eine bleibende Erinnerung werden, dessen Eindrücke das nüchterne Kasernenleben nicht so bald verwischen wird. Außerdem soll es die in den Vorbereitungskursen angebahnte Kameradschaft bei den Rekruten der einzelnen Garnisonen befestigen und vertiefen helfen. So wird auch das Verhältnis mit den Trägern der weiteren Soldatenfürsorge ein recht enges und unzerreißbares für die Verbindung mit der Heimat während der mehrjährigen Dienstzeit und für eine gesicherte Rückleitung in die heimatlichen Verhältnisse.

Der materielle Zweck ist der, durch die Einnahmen des Rekrutenabschiedsfestes die Kosten zu decken, die durch die vorbereitenden Uebungskurse entstanden sind und durch die Aufrechterhaltung einer Verbindung mit der Heimat noch entstehen werden. Mancher Präses und Rekrutenvater könnte bei dem Gedanken an die Ausgaben eines Rekrutenvorbereitungskursus kopfscheu werden — das Rekrutenabschiedsfest wird, wie die Erfahrung gelehrt, ihm diese Sorge wegnehmen. Es kommt freilich darauf an, durch frühzeitig begonnene Vorbereitung des Festes und sorgfältige Durchführung eines guten Programms den erhofften Erfolg zu sichern.

Einige bemerkenswerte Punkte sind vor allem zu berücksichtigen. Rekruten gegenüber vermeide man lange und überschwängliche Festreden. Ein paar kräftige, inhaltreiche Gedanken, in kurzer, knapper Form, womöglich mit geeigneten Merkworten, die in der Erinnerung haften bleiben, werden ihre Wirkung nicht verfehlen. Grundsätzlich sind Couplets, Solovorträge und Lustspiele, die das Soldatenleben bespötteln und lächerlich machen, auszuschließen. Es gibt eine ganze Reihe guter Militärhumoresken und Vorträge heiteren Inhalts, die einwandfrei sind. Dämliche Burschenrollen, unangemessene Darstellungen von Unteroffizieren oder gar Offizieren können niemals erzieherisch wirken und sind geeignet, den Achtungsbegriff der jungen Rekruten vor ihren dennächstigen militärischen Vorgesetzten zu schwächen, anstatt ihn nach den Grundsätzen der Militärfürsorge pflichtgemäß zu vertiefen.

Daher ist die Auswahl der Programmnummern nicht den Rekruten zu überlassen; wohl ziehe man sie zur Mitarbeit heran und verwende sie als Festordner usw. Daß das Rekrutenabschiedsfest nicht vor dem Abschluß der religiösen Uebungen, sei es der Exerzitien oder der Vorbereitung auf den Sakramentenempfang resp. am Tage der Abschiedskommunion, abgehalten wird, muß als selbstverständlich gelten.

Noch einige praktische Winke für den Abschied. In der letzten oder vorletzten Woche vor dem Abzug zur Garnison fertige man eine Rekrutenstammliste an, rubriziere nach Pfarreien mit Angabe der Zugehörigkeit zu einem Verein, Teilnahme an den Exerzitien, Bezug von Vereinsblättern und genügend Raum für Bemerkung über Korrespondenz mit der Heimat. Die postalischen Bestimmungen für Soldatensendungen mache man bekannt, gebe Anweisung über Beschaffung von einer nur beschränkten Anzahl von Utensilien im Sinne des jetzt gewährten Putzzeuggeldes von ℳ 7.10 bzw. ℳ 8.80, erinnere an die Abgabe der Quittungskarten und gebe ein Schema für die Abfassung eines Lebenslaufes.

Ein kleines Abschiedsgeschenk, das die Freundschaft erhalten soll, möge verteilt, die Verbindung mit den Pfarrkomitees geregelt und die Beschaffung eines Soldatenbriefstempels empfohlen werden. Außerdem verteile man 5 Pfennig-Postkarten mit fertiger Adresse, worauf der Rekrut baldmöglichst seine genaue Adresse notieren und absenden soll. Mit einer ernsten Ermahnung zum guten Verhalten auf dem Transport und einem letzten herzlichen Abschiedswort sind schließlich die wohlgerüsteten jungen Vaterlandsverteidiger zu entlassen. Und der Dank für alle diese mühevollen Vorbereitungen und Arbeiten? — Wer die verstohlenen Tränen beim Abschied gesehen und die freudig strahlenden Gesichter der Urlauber am nächsten Weihnachtsfest- oder Osterfesttage, der begehrt nichts mehr.

Bergschau.

Ich liebe so die fernen Weiten,
die von der hohen Bergesschau
sich dem verklärten Auge breiten
im duftigen Sommermittagblau.

Es ist, als ob aus jeder Rille
ein Hauch des Friedens aufwärts stieg,
als ob in dieser weiten Stille
im Umkreis alles Leiden schwieg.

So ist wohl auch im tiefsten Grunde
auf Erden alles Harmonie,
und Freud und Kummer jeder Stunde
sind Takte einer Melodie.

Und diese vielgestaltige Weise,
die durch des Lebens Weiten fliesst,
sie wird zu einem grossen Kreise,
Den ewige Stille rings umschliesst.

Franz Wetzel.

Militärische Jugenderziehung.

Von Adam Görgen.

Als vor nicht ganz zwei Jahren die sogenannte Rekrutenfürsorge in den Kriegervereinen einsetzte und sich lediglich auf das Soldatenspielen beschränkte, nahm ich als Gauvertreter eines über 3000 Turner zählenden Turngaues in einer öffentlichen Versammlung des Gautages Gelegenheit zu erklären: „Es ist gar nicht nötig, daß die Kriegervereine sich dieser Sache so einseitig annehmen, denn die Turn- und Jünglingsvereine besorgten bisher diese spezielle Vorbereitung neben der allgemeinen körperlichen und werden es auch für die Zukunft tun. Wozu neue Einrichtungen schaffen, wenn bestehende das Gewünschte leisten können und es gerne leisten; man unterstütze sie nur. Und zudem gibt es noch weit Wichtigeres, nämlich die sittlich-religiöse Festigung unserer jungen Leute für die Zeit des Militärdienstes. Hier liegt ein dankbares Arbeitsfeld für unsere Jünglings-, Gesellen-, Arbeiter- und Turnvereine. Also hinein in diese! Aber keine neuen Einrichtungen nebenher. Solange wir die obligatorische Fortbildungsschule nicht haben, die diese Arbeit leisten sollte und am besten könnte, müssen es die Vereine allein übernehmen, und zwar nach der körperlichen Seite mit Maß, ohne der Militärbehörde ins Handwerk pfuschen zu wollen, und nach der sittlich-religiösen Seite mit Nachdruck, aber in Verbindung mit den kirchlichen Vertretern der Konfessionen." Mehrere Gauvereine traten dann auch dieser Frage in dem bezeichneten Sinne näher, und in diesem Jahre noch werden Vorkehrungen getroffen, daß die Sache systematisch ins Werk gesetzt werden kann.

Im Herbst des Jahres 1909 wurde dann in verschiedenen Garnisonen laut einem mir vorgelegenen Schreiben auf Anordnung des Ministeriums eine Einrichtung getroffen, die bezweckte, den der Landwirtschaft entstammenden Soldaten theoretischen Unterricht und praktische Vorführungen über ihren Beruf, wie auch über Heimat und Vaterland zu bieten, um ihnen die Freude am Bauernstande zu erhalten und sie nach der Militärdienstzeit demselben wieder zuzuführen. Gleichzeitig sollte den Leuten eröffnet werden, daß die Militärbehörde auf Wunsch gerne beim Abgange für Arbeitsgelegenheit in landwirtschaftlichen Betrieben sorgen wolle. Auch wir wurden zu diesen Vorträgen gebeten und haben die Arbeit im Interesse der guten Sache gerne auf uns genommen, uns aber auch gesagt und es in der Presse zum Ausdruck gebracht, daß diese Soldaten- und Reservistenfürsorge sehr dankbar zu begrüßen, daß aber es mindestens ebenso wichtig, wenn nicht wichtiger sei, den Soldaten zu festigen gegen die Gefahren der Kaserne und der Kasernenstädte, damit sie gesund an Körper und Seele wieder zur Heimat zurückkehren könnten.

Beobachtungen und Erfahrungen in Kasernen und Kasernenstädten, wie sie von anderen und uns, besonders auch während

Manövereinquartierungen, gemacht wurden, ließen erkennen, daß es trotz aller „Fürsorger“ an manchen Stellen an der nötigen Vorsorge gefehlt hat, sonst könnten Dinge, wie wir sie im Auge haben, nicht vorkommen. Wir wollen nicht ohne Not zu deutlich werden und nur sagen, daß trotz des Gummis die Tatsachen sich nicht gummieren lassen. Zu diesen Selbstbeobachtungen und den Beobachtungen anderer, die wir vorläufig aus mancherlei Rücksichten nur andeuten wollen, stießen wir gelegentlich bei unserer ausgedehnten Lektüre auf Schriften, die in ganz ungeschminkter Weise unverhohlen den wunden Punkt aufdeckten.

Aus diesen Tatsachen und Erwägungen heraus schrieben wir den unter obiger Aufschrift veröffentlichten Artikel in der „Allgemeinen Rundschau“ vom 31. März ds. Js. Nr. 14 S. 228, der vielfach Beachtung gefunden, Zustimmungen ausgelöst, nachdenklich gemacht und stellenweise zu einer Erweiterung der Rekrutenfürsorge geführt, — aber eines Satzes wegen auch an hoher kirchlicher Stelle Widerspruch hervorgerufen hat, der wohl nur auf einem Mißverständnisse beruht.

Der Hochwürdigste Herr Feldprobst des preußischen Heeres und der deutschen Marine schreibt nämlich in seinem „Pastoralblatt“ Nr. 6 vom 15. August 1910, S. 31:

„Rekrutenfürsorge. Man spricht in letzter Zeit so viel von Rekrutenfürsorge, aber merkwürdig, von den großen Gefahren der Verführung im Kasernenleben und fürsorglichen Maßnahmen in der Richtung hört man nichts, und doch müßte die Rekrutenfürsorge gerade an dieser Stelle besonders einsetzen,“ so konnte man — gewiß nicht ohne großes Befremden — in Nr. 14 des diesjährigen Jahrgangs der geschätzten „Allgemeinen Rundschau“ lesen. Der Verfasser des betreffenden Artikels scheint ja wirklich „ein Fremdling in Israel“ zu sein, denn, Gott sei Dank, unsere Kasernen und das Leben in denselben sind doch nicht so schlecht, wie er es annimmt. Wenn man sieht, wie in den letzten Jahren von seiten sehr vieler Militärgeistlichen die Kasernen-Abendstunden gepflegt, Unteroffizier-Familienabende eingeführt wurden, wie auch selbst in den großen Garnisonstädten meistens 14tägiger Kirchgang angeordnet ist, wie von seiten der vorgesetzten Behörde auf Wohlanstand und gute Sitte geachtet wird, da muß man doch zugestehen, daß durchaus keine „einseitige militärische mechanische Disziplin“ herrsche. Gewiß, das Kasernenleben hat, wie jedes gemeinschaftliche Zusammenleben großer Massen, seine Gefahren; aber das dürfen wir ruhig annehmen, daß, wie in Großstädten überhaupt, so vor allem in Industriegegenden und in den größeren Fabriken die sittlichen Gefahren ebenso groß, meistens aber noch größer sind als im Kasernenleben.“

So fremd, wie der Hochwürdigste Herr Feldprobst zu glauben scheint, ist Verfasser denn doch nicht in Israel. Von all dem, was er anführt, sind wir genau unterrichtet, und gebe Gott, daß manche Kasernen und das Leben in denselben wirklich nicht so schlecht sind, wie wir auf Grund von Erfahrung und Beobachtung annehmen müssen. Nach Oberstleutnant v. Hassell sind in dem letzten eineinhalb Jahrzehnt sage und schreibe 69 der genannten Veranstaltungen getroffen worden, und da ist wohl die Frage berechtigt: „Allein, was ist das für so viele?“! Und was wir angenommen haben, das steht noch weit hinter dem zurück, was Oberstleutnant a. D. Ulrich von Hassell in seinem Büchlein: „Soldatenfürsorge“ 1909 (Verlag des Westdeutschen Jünglingsbundes (evang.) in Barmen S. 17, 19 und 20 über die sittlichen Zustände im Kasernenleben mitteilt. Unsere Feder sträubt sich dies hier wiederzugeben. Dem Herausgeber der „Rundschau“ fügen wir aber zur Einsichtnahme eine Abschrift bei. Er möge sich ein Urteil bilden, ob nach diesen Darlegungen die sittlichen Gefahren „in den Großstädten meistens noch größer sind als in dem Kasernenleben“. Man vergleiche auch, was Oberstleutnant Hasse-Aachen unter Hinweis auf jene Stellen aus Hassell in dem sehr empfehlenswerten Schriftchen: „Dreitägiger Schlußkursus religiöser Vorträge“ (Preis 50 Pfg.), Seite 10, über diesen Punkt sagt. Auch andere gedruckte und geschriebene Urteile aus letzter Zeit liegen vor. Zum Ueberfluß verweisen wir noch auf das Pastoralblatt vom 2. Februar 1904 und das vom 29. April 1910. Dann endlich heißt es im Pastoralblatt vom 20. April 1909 S. 17:

„Mit seinem Eintritt in die Kaserne ist der junge Rekrut jetzt losgerissen von der Heimat, von den Eltern und Seelsorgern, von den bisherigen sichtbaren „Schutzengeln“ seines Lebens; die heimatlichen frommen Gebräuche, der gemeinsame Kirchgang, der regelmäßige Besuch der Sonntagnachmittags-Andachten, der öftere Empfang der hl. Sakramente, das gemeinsame Tischgebet, das gemeinsame Abendgebet in frommer Familie, alle diese Stützen des geistigen Lebens fallen jetzt mehr oder weniger fort. Von allen Seiten umgeben jetzt den jungen Rekruten viele Gefahren, für sein bisheriges braves Leben; Gefahren, die er seither nicht einmal dem Namen nach kannte, stürzen über ihn mit elementarer Gewalt herein, Gefahren in der Kaserne, im Umgang mit den Kameraden, Gefahren auf der Straße, auf welcher das Laster der Unzucht in oft nur allzuverlockender Weise in mannigfacher Gestalt an den ahnungslosen Jüngling herantritt. Aeltere Kameraden brüsten sich damit, diese oder jene Schleichwege der Unzucht genau zu kennen, wissen alles interessant und pikant zu erzählen, und ehe es der Rekrut noch recht ahnt, ehe er sich versieht, ist er schon verführt.“

Mit unserer Ansicht befinden wir uns also in sehr guter Gesellschaft. Auch können wir ruhig zugestehen, daß in Großstädten und Industriezentren die Gefahren für die Jugend nicht minder groß sind, als in der Kaserne, aber wenn das der Fall, ist dann die Gefahr für den Rekruten nicht doppelt groß, da, um mit von Hassell zu reden, unsere meisten Garnisonen leider in den Groß- und Industriestädten liegen? Keineswegs aber enthebt uns der Hinweis der Pflicht, für die Kasernen eine besondere Soldatenfürsorge einzurichten, und wo sie bereits eingerichtet ist, noch besonders nach der sittlich-erziehlichen Seite weiter praktischer und intensiver auszubauen. Mit Vorträgen, wie sie auf Grund ministerieller Verfügung über Landwirtschaft für dem Bauernstande entstammende Soldaten angeordnet sind, damit die jungen Leute ihrem Berufe nicht untreu werden, ist allein nicht gedient. Was nützt es den jungen Mann, wenn er zum Bauernstande zurückkehrt, sich aber in der Garnison das Siechtum in gewissen Häusern aufgeladen hat. Wir sprechen hier nicht als Fremdling in Israel, sondern als Mitbeteiligter an solchen Vorträgen in Kasernen. Und wenn solche Vorträge gehalten werden für die „Freiwilligen“, wie viele bleiben dann fern? Von zwei Regimentern erschienen irgendwo 65 Mann. Da muß ein gewisser Zwang herrschen, zumal in diesen so gefährlichen Jahren. Diese Veranstaltungen hatten wir zunächst im Auge, als wir schrieben „von den großen Gefahren der Verführung im Kasernenleben und fürsorglichen Maßnahmen in der Richtung hört man nichts“. Daß die Geistlichkeit tut, was ihres Amtes ist, glaubten wir nicht betonen zu müssen, da dies als bekannt und selbstverständlich vorausgesetzt wird. Und wie steht es mit dem Beispiel? Wir wollen niemand anklagen, aber es bleibt immer noch wahr: „Verba docent, exempla trahunt!“ Gerne wollen wir auch glauben, daß die Militärbehörde ihre Pflicht tut und es nur eines Hinweises bedarf, um Mängel abzustellen.

Unser Artikel muß aber zweitens auch im Zusammenhange genommen werden. Wir sprachen eingangs von einer Bewegung in gewissen Kreisen, in denen die Phrase Triumphe feiert und schrieben: „Der junge Mann ist nur mehr auf der Welt, um Soldat zu werden, und darauf muß seine ganze Erziehung hinauslaufen. Ist denn auf einmal die Erziehung für den Kampf ums Dasein, für die Arbeit des Lebens überflüssig geworden? Solche Uebertreibungen schaden dem Kern der guten Sache mehr als sie nützen.“ Hierbei hatten wir die einseitige „Rekrutenfürsorge“ so mancher Kriegervereine im Auge, die nur auf mechanischen Drill hinausläuft — Gewehrreinigen, Spindeinrichten, Putzen, alles Dinge, so kleinlich, daß man lachen möchte, wenn die Sache nicht so ernst wäre —, die aber in letzter Zeit sich auch auf das sittliche Gebiet gewagt hat. Und sollte unser Artikel daran so ganz unschuldig sein? Sollte der beanstandete Satz, der mit an die Adresse der Kriegervereine gerichtet war, nicht zur Einkehr geführt haben? Uns sind Vereine bekannt, die erst jetzt ihr Rekrutenfürsorgeprogramm nach dieser Seite hin erweitert haben. Wie sich übrigens manche Kriegervereinsleiter zu der Frage stellen, das zeigt folgende Notiz, die durch die Zeitungen geht:

„Hände weg!“ Bei einer von den Krieger- und Militärvereinen Kreuznachs am 4. September veranstalteten Sedanfeier sagte der Ehrenvorsitzende des linksrheinischen Kriegerverbandes „Wacht am Rhein“, Oberleutnant a. D., Bankdirektor Weinreis, in seiner Ansprache an die Rekruten u. a.: Als aufmerksame Staatsbürger werden Sie gelesen haben, daß konfessionelle und politische Vereinigungen um Sie werben. Auf dem Katholikentage in Augsburg ist eine Nummer (?) erschienen, die sich mit der Rekrutenfürsorge befaßt hat. Ich bin der letzte, der den Wert der Religion unterschätzt, aber es muß doch gesagt sein, ob namentlich die eine Konfession, deren Führer nicht gedient haben, geeignet ist, sich mit der Rekrutenfürsorge zu befassen. Hier rufe ich: „Hände weg!“

Wir fühlen uns so vollständig frei von dem Verdachte als Fremdling in Israel großes Befremden hervorgerufen zu haben.

Und da wir einmal pro domo zu unserer Rechtfertigung reden mußten, so sei noch ein weiteres hinzugefügt. Wir schrieben

zum Schluß unseres beanstandeten Artikels: „Und wer soll die Arbeit leisten? Die Fortbildungsschule und die Turnvereine." Das ist auch noch heute unsere Ansicht. Wozu denn wieder neue Einrichtungen treffen! Schließe man doch die neue Aufgabe den alten Einrichtungen an. Alle die getroffenen Maßnahmen sind gut und dankenswert, können aber nur halbe Arbeit leisten, ganze wird nur die obligatorische Fortbildungsschule leisten können, die allenthalben einzuführen wäre. Daneben bestehen die Jugend- und Jünglingsvereine, Gesellen- und Arbeitervereine, die Turnvereine. Sie sollen, können und wollen auch die Rekrutenfürsorge durch Jahre hindurch sowohl nach der körperlichen als geistigen und sittlich-religiösen Seite in ihr Programm aufnehmen und werden Dauernderes leisten als eine mehrwöchige oder auch mehrmonatliche besondere Vorbereitung, wie sie mancherorts mit viel Hoffnung, aber auch viel Enttäuschung betrieben wird. Es ist geradezu ein Krebsschaden, daß immer neue Einrichtungen getroffen werden, die dem bewährten alten Konkurrenz machen. Wer in der Rekrutenfürsorge mittun will, der schließe sich den bestehenden Vereinen an; hier hat er Gelegenheit, nach dem sogenannten, sehr empfehlenswerten Aachener System nach der dreifachen Richtung — der religiös-sittlichen Fürsorge, der materiellen Unterstützung und der Förderung körperlicher Spannkraft und Ausdauer — zu wirken. Auch nach dieser Richtung hin haben wir als Gauvertreter eines über 3000 Mitglieder zählenden Turngaues wie auch in Jünglingsvereinen gewirkt. Und so fühlen wir uns auch hier nicht als Fremdling in Israel.

Tue daher ein jeder, der kann, bei dem großen Werke mit, denn, um mit dem hochw. Herrn Feldpropst zu reden:

„Die Militärfürsorge macht nun in der Tat den Rekruten wahrhaft berufsfreudig, wenn sie es versteht, seinen Glauben, sein religiöses Leben zu festigen, zu heben und zu stählen. In der Tat, wer feststeht im Glauben, wer aus dem Glauben heraus lebt, der wird auch seine Verpflichtung zu seiner weltlichen Obrigkeit als ernst und heilig ansehen und selbige gewissenhaft auszuführen stets bemüht sein. Es ist mithin nicht allein eine echt christliche, sondern auch eminent vaterländische Tat, wenn die Militärfürsorge sich der Hebung und Förderung echten Glaubenslebens annimmt. Zweckgemäß wird darum den Rekruten in einzelnen Vorträgen der Rekrutenkurse Notwendigkeit, Herrlichkeit, Segen und Nutzen des Glaubens, praktisches Glaubensleben, Glaubenseifer usw. vor Augen geführt werden. In weiteren Vorträgen werden am praktischsten die Feinde des religiösen Lebens des näheren erörtert werden müssen: Unglauben, Unsittlichkeit, Alkohol. In all diesen Vorträgen wird stets auf die Willensstärke hingearbeitet, damit dann der junge Soldat beim Eintritt in ein ganz neues Leben, das ihn von der seitherigen Aufsicht braver Eltern und guter Freunde losschält, mit Gottes Hilfe den Mut und die Kraft findet, allen Gefahren gegen Glaube und Sitte, die sich vielleicht in großem Maße ihm entgegenstellen werden, als charaktervoller Mensch Trotz zu bieten.

Als Krone der religiös-sittlichen Vorbereitung auf das kommende Militärleben werden sodann die geschlossenen Exerzitien hingestellt. In den letzten zwei Jahren sind solche Veranstaltungen mancherorts eingeführt worden; für die Neuheit dieser Einrichtung ist die Beteiligung eine recht erfreuliche zu nennen. Bei dem niedrigen Preise von M 4.—, welche die ganze Auslage ausmachen, kann man wohl annehmen, daß sich diese segensvolle Uebung immer mehr einbürgert. Der Erfolg kann ja für unsere Rekruten, unsere Soldaten nur ein guter sein. Mögen auch glaubenslose Blätter bereits darüber witzeln und spötteln, mag sich besonders ein Blatt in der hämischen Bemerkung gefallen haben: Wir Katholiken sähen wohl das Kasernenleben als wahren Höllenpfuhl an! Nun, wir brauchen uns durch solche flegelhafte Anrempelungen nicht irre machen zu lassen; wir wissen nur zu gut, daß die Exerzitien in hervorragender Weise dazu beitragen, das religiöse Leben zu verinnerlichen, das Glaubensleben zu erwärmen und zu kräftigen und dadurch uns befähigen, mit neuem Mut und größerer Gewissenhaftigkeit an die Erfüllung unserer Pflichten heranzugehen. Aufs lebhafteste begrüße ich darum die diesbezüglichen Bemühungen der Rekrutenfürsorge."

Hoffentlich ist mit diesen Darlegungen das Mißverständnis beseitigt. Wir fühlen uns einig mit dem hochw. Herrn Feldpropst und werden auch weiter der edlen Sache unsere Feder und unser Wort leihen.

Zum Schluß noch einige kurze programmartige Sätze, die unserer Ansicht nach maßgebend sein müssen.

1. Fürsorge ist unbedingt notwendig, und zwar a) eine Rekrutenvorsorge; b) eine Soldatenfürsorge; c) eine Reservistennachsorge.

2. Die Rekrutenvorsorge baut vor a) in der Förderung körperlicher Spannkraft und Ausdauer durch militärisches Turnen in den Turn- und Jünglingsvereinen; aber keine Gipfelturner züchten; b) durch Stärkung des sittlich-religiösen Charakters zur Förderung der Mäßigkeit, Sparsamkeit und Keuschheit. Die Arbeit leisten unsere Vereine unter Beteiligung der Geistlichen, Offiziere in Zivil, Aerzte und Lehrer. Vorträge und religiöse Uebungen führen zum Ziel. **Bei den Vorträgen ist der Laie besonders zur Mitarbeit heranzuziehen, denn seine Worte wirken in diesen Fragen oft überzeugender.** Gute Anleitung zu den Vorträgen findet man in den Schriften der „Auskunftsstelle der Militärfürsorge Aachen, Bismarckstr. 99"; c) Gründung von Rekrutenkassen zur pekuniären Unterstützung.

3. Die Soldatenfürsorge setzt das Begonnene fort: a) Die Militärgeistlichkeit, die Offiziere und Aerzte, sowie Lehrer und andere Männer aus dem Volke leisten die Arbeit. Religiös-sittliche, patriotische, geschichtliche und eventuell Standesvorträge werden gehalten; b) die Soldatenheime und Unteroffizierkasinos werden vermehrt und eventuell wird hier für gesunde Unterhaltung gesorgt; c) auf dem Wege, dem Soldaten die Erfüllung seiner kirchlichen Pflicht zu erleichtern, wird vorwärts geschritten.

4. Die Reservistennachsorge: a) Veranstaltung einer ernsten, patriotisch gehaltenen, würdigen Abschiedsfeier mit Vortrag über die Pflichten des Reservisten im Zivil- und Berufsleben; b) eventuell Besorgung von Kleidung und Arbeitsgelegenheit.

Hermann Grauert.

Zu seinem 60. Geburtstage.

Von Richard Stoll.

Am verflossenen 7. September war es, als Herr Geheimer Hofrat Dr. Grauert, o. ö. Professor der Geschichte an der Universität München, zu Prien am idyllischen Ufer des Chiemsees im engen Kreise seinen 60. Geburtstag feierte. Hunderte von Telegrammen aus ganz Deutschland, selbst von Angehörigen des Wittelsbacher Königshauses, bewiesen die lebhafte Anteilnahme seiner ehemaligen Schüler und seiner Freunde. Eine besondere Kommission hatte es sich nicht nehmen lassen, mit den Glückwünschen auch die Festgabe der alten Schüler darzubringen.

In den Tageszeitungen ist der Werdegang und das Wirken des Jubilars schon eingehend gewürdigt worden, so daß hier einige Worte genügen mögen, die Bedeutung Grauerts als Gelehrter, Lehrer und Mensch kurz zu skizzieren. Auf den verschiedensten Forschungsgebieten mittelalterlicher Geschichte hat er mit Erfolg gearbeitet, auf dem Gebiet der Urkundenforschung und der Kirchengeschichte ebenso wie auf dem der deutschen Verfassungs- und Kaisergeschichte, der kirchenpolitischen italienischen Traktatenliteratur des 14. Jahrhunderts und der Danteschen Zeit. Daneben hat sich Grauert an der Herausgabe wissenschaftlicher Zeitschriften hervorragend beteiligt. Neben seinen zahlreichen schriftstellerischen Arbeiten entfaltet der Jubilar eine fruchtbare Lehrtätigkeit und Tausende von Schülern haben in den 27 Jahren seiner akademischen Lehrtätigkeit Anregung und Begeisterung aus seinen gediegenen, meisterhaft stilisierten und packend vorgetragenen Vorlesungen empfangen, viele Hunderte in seinem Seminar die strenge wissenschaftliche Methode historischer Forschung erlernt. Wie sehr er bestrebt war, als Forscher und Lehrer der objektiven Wahrheit zu dienen, das geht besonders aus seinem herrlichen Nachruf auf den Lutherforscher P. Denifle hervor, worin er die Stellung des katholischen Historikers zur objektiven Geschichtsforschung genau darlegte. Kein Wunder, daß bei der vom aktiven historischen Seminar der Münchener Universität am Schluß des vergangenen Sommersemesters zu Grauerts kommendem 60. Geburtsfest veranstalteten Feier, die zahlreich von alten Schülern und sämtlichen Münchener historischen Dozenten besucht war, aus allen dort gehaltenen Reden das Grundmotiv wärmster und aufrichtigster Verehrung für den Gefeierten als Gelehrten, Kollegen und Menschen durchklang. 28 seiner ehemaligen Schüler haben als sinnige Gabe zum bleibenden Andenken Grauert eine mit dessen wohlgelungenem Bild geschmückte Festschrift gewidmet, die aus durchweg guten, vielfach ganz neue Forschungen bringenden Beiträgen besteht.

Die Beiträge der von Professor Dr. Max Jansen herausgegebenen Festschrift behandeln die meisten historischen Forschungsgebiete, von der antik-klassischen bis zur napoleonischen Epoche, die mittelalterliche Quellenkritik ebenso wie Fragen des Humanismus und der Reformation, rein politische Probleme, wie auch solche der Verfassungs-, Wirtschafts- und Kriegsgeschichte. Kritische Proben aus der spätantiken und frühchristlichen Literatur gibt Weymann. Diemand veröffentlicht ein unbekanntes Bruchstück des Itinerarium Antoninum. Die mittelalterliche Quellenkenntnis bereichert Hellmann durch ein Fragment der acta S. Blasii,

und Lehmann trägt zur Rekonstruktion der berühmten Sponheimer Bibliothek des Trithemius bei. Die Handschriftenkunde ist vertreten durch Leidingers Studien zu Andreas von Regensburg. In die Dantezeit führt der von Hoesl gegen Scartazzini erbrachte Nachweis der Echtheit des Briefes Dantes an die italienischen Kardinäle. Besonders reich sind Humanismus und Reformation behandelt. Da gibt Schottenloher neue Forschungen über den Mathematiker Joh. Werner aus Nürnberg, Meyer zeigt Gründung und Schicksale der Universität Frankfurt an der Oder, und Joachimsens quellenkritische Abhandlung über Wimphelings epitome rerum Germanicarum mindert den Ruhm Wimphelings als eines selbständigen Geschichtsschreibers. In das genußfrohe Haus eines reichen Adeligen des 16. Jahrhunderts läßt uns Lill einen Blick tun, und Dürrwaechter zeigt den Jesuiten Tanner an der Seite seines Ordensbruders Friedrich v. Spee als frühen Bekämpfer des Hexenwahns. Albert charakterisiert Nicolaus von Kues, in Frankreichs Religionskämpfe führt uns J. Weiß, und Fr. X. Glasschroeder skizziert Aufnahme des Türkenablasses durch Albrecht IV. Zibermayr lehrt uns an einem Beispiel in Salzburg die oft verderbliche Handhabung des Ablaßwesens, und Büchi veröffentlicht neue Quellen zur schwäbischen Reformationsgeschichte, darunter unbekannte Briefe von Oecolampad. Postina zeichnet in dem Straßburger Weihbischof Delfius den Führer der dortigen Gegenreformation, und mitten in die kirchenpolitischen Kämpfe des Aufklärungszeitalters führt uns Steinberger mit der Mitteilung des Planes Karl Theodors, in München unter Beschränkung der Befugnis der bayerischen Bischöfe ein Bistum zu errichten. Auf das Gebiet der hohen Politik führt uns Koenig durch Aufzeigung eines Habsburger Landteilungsprojektes Maximilians I., und v. Karg-Bebenburg erläutert neuerdings die Konvention von Niederschönfeld. Bitterauf löst an der Hand einer minutiösen Quellenkritik die Frage, daß Napoleon am 13. Vendémiaire général en second war. Den rechtsgeschichtlichen Begriff der Gilde leitet Meister aus der altgermanischen Magschaft ab, und Buchner behandelt die verfassungsgeschichtliche Seite der Königswahl von 1198. Schroetter schildert die Schicksale der Nürnberger Deutschordensritter. Die Wirtschaftsgeschichte ist bestens vertreten durch Bastians Forschungen über Regensburgs Handelsbeziehungen zu Frankreich, und Preuß liefert einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der deutschen Zollpolitik und des Elbschiffahrtsverkehrs des 17. Jahrhunderts in seinem Aufsatz über Helmar Gerkens. Schließlich erörtert Rosenlehner die Gründe des Aufkommens der stehenden Heere in den deutschen Territorien. Durch Mannigfaltigkeit des Stoffes und Güte der Beiträge wird die Festgabe dauernden Wert besitzen. (Im Buchhandel erschienen bei Herder in Freiburg.)

Auskunftsstelle in Fürsorgeerziehungsfragen.

Von Hugo Rütters, Bonn.

Die Leitung der Vereinigung für katholische caritative Erziehungstätigkeit hat als erste größere praktische Arbeit die Organisation einer Auskunftsstelle für Fürsorgeerziehungsfragen in die Hand genommen. Die Unterrichts- und Erziehungsanstalt St. Joseph an der Höhe wurde für die Arbeit gewonnen. In allen Fällen, die mit Fürsorgeerziehung zusammenhängen, gibt sie möglichst auktoritative Hinweise und Anregungen. Wenn es sich um juristische Bedenken handelt, die irgendwie die Person oder die Verhältnisse eines fürsorgebedürftigen Kindes betreffen, z. B. die Anfechtung eines Gerichtsbeschlusses, Anträge auf Entlassung aus der Anstalt usw., so übergibt die Auskunftsstelle das Material einem Amtsrichter, der die juristische Sachlage und die sich eröffnenden Möglichkeiten ausführlich durcharbeitet. Das gleiche gilt von solchen Fällen, wo Fragen medizinischer Natur, z. B. psychiatrische, angeschnitten werden. Schließlich von all den andern Lebensverhältnissen, die auf Leib und Seele des fürsorgebedürftigen Menschen mittelbar und unmittelbar einwirken. Jeder Interessent hat das Recht, nach schriftlicher Darstellung des jeweiligen Falles die Ansicht und die Direktive der Auskunftsstelle einzufordern. Außer 10 Pf. für Rückporto erwachsen ihm keine Kosten. Es ist dringend zu wünschen, daß die Kenntnis vom Bestehen und von den Zielen der Auskunftsstelle in weite Kreise getragen wird. Die offizielle Adresse der Auskunftstelle lautet: Auskunftstelle St. Joseph an der Höhe, Bonn.

Nr. 39 der „Allgemeinen Rundschau" erscheint als **Werbeheft** in einer Auflage von **Einhunderttausend Exemplaren.** Durch eine sorgfältig vorbereitete Einzelversendung unter Streifband soll dieses Heft an alle erreichbaren Adressen gebildeter und besser situierter Gesinnungsgenossen herangebracht werden. Wir richten bei dieser Gelegenheit an die bisherigen Freunde der „Allgemeinen Rundschau" mit besonderem Nachdruck die herzliche Bitte um Mitteilung von geeigneten Adressen, an welche Probenummern versandt werden können.

Am Meer.

Gottgeborne Sehnsuchtsweise
Trägt das Meer mir zu.
Droben stille Sternenkreise —
Ewigkeitenruh. — —

Es erstirbt das Erdenbangen;
Wonne wird mein Schmerz.
Jubelseliges Verlangen
trägt mich heimatwärts.

Theo Rossel.

Zum Streit um Karl Mays Reiseerzählungen.

Vom Herausgeber.

Allen persönlichen Fehden auf literarischem Gebiete grundsätzlich abhold, kommt der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" auf den in Nr. 33 vom 13. August (S. 452 f.) bereits vorläufig zurückgewiesenen persönlichen Angriff P. Ansgar Pöllmanns im 14. Hefte von „Ueber den Wassern" nur notgedrungen zurück. Das in Nr. 33 gegebene Versprechen, den Sachverhalt nach Verifizierung einiger Zusammenhänge noch näher aufzuklären, soll nicht uneingelöst bleiben. Die persönliche Seite der Sache möge als erledigt gelten. Was in Nr. 33 gedruckt steht, war durch die bitter kränkende Form des Angriffes gerechtfertigt, an der auch durch die Einleitungsworte nichts geändert wurde, welche also lauten: „Ein anderer, der es ebenfalls nicht gewesen sein will, trägt einen heute klingenden Namen: der durch seine „Allgemeine Rundschau" hochverdiente Dr. Kausen." Trotz des spitzen „Videant consules!", mit dem P. Ansgar Pöllmann sein kurzes Kapitel „Armin Kausen und Karl May" abschloß, braucht der heutige Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" sich der ihm zum Vorwurf gemachten Aufnahme eines der Feder Dr. Rodys entstammenden Artikels über „Karl Mays Gesammelte Reiseerzählungen" im Maihefte 1900 der „Wahrheit" wahrlich nicht zu schämen. Daß Dr. Armin Kausen den Kampf gegen Schund und Schmutz in Wort und Bild damals mit der gleichen unerbittlichen Schärfe und Entschiedenheit führte, ist gerade aus dem gegen ihn ins Feld geführten Maihefte 1900 der „Wahrheit" zu ersehen, dessen 18 Seiten umfassender, mit seinem Namen gezeichneter Leitaufsatz „Getrennte Welten" (Ein Wort zur Bewegung wider die lex Heinze) jetzt nach zehn Jahren fast ohne jede Aenderung als Illustration zur Entwicklung der Sittlichkeitsbewegung und des Gegenteils wieder abgedruckt werden könnte.

Wie verhält es sich nun mit jenem Artikel Dr. Rodys im Maihefte der „Wahrheit" 1910? Wäre dem Herausgeber in dem Augenblicke, als er die Bemerkungen in Nr. 22 vom 28. Mai d. J. niederschrieb, jener Aufsatz in der „Wahrheit" gegenwärtig gewesen, so würde er schon in Nr. 22 den Zusammenhang festgestellt und so jedem Mißverständnis vorgebeugt haben.

Zwischen der Aufnahme des Karl May-Artikels von Dr. Rody (1900) und den vertraulichen Mitteilungen Heinrich Keiters in Landshut (1897) lagen drei Jahre. Die Entlarvung durch Dr. Hermann Cardauns in den „Historisch-politischen Blättern" erfolgte erst zwei Jahre später (1902). Es ist hinlänglich bekannt, daß Karl May die ihm zugeschriebenen Münchmeyerschen Schundromane heute noch als Fälschungen von sich abzuwälzen sucht. Man lese nur in Nr. 7779 des „Deutschen Volksblatt" in Wien vom 30. August 1910 seine neueste Erklärung, in welcher er als erprobter Meister der Reklame jede Blöße seiner Gegner für sich auszunützen weiß. Seinen leidenschaftlichsten Gegner Lebius, der seine 40—50 Jahre zurückliegenden Verfehlungen gegen das Strafgesetz aufdeckte, aber dabei übertrieben haben soll, will Karl May jetzt sogar der Verleitung zum Meineide überführen. Uebrigens ist sein Versuch, mit einer captatio benevolentiae den „ehrlichen, edeldenkenden" Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" als Schachfigur zu verwerten, mit aller Entschiedenheit zurückzuweisen.

Es steht unumstößlich fest, daß im Jahre 1900 der damalige Herausgeber der „Wahrheit" den von Dr. Rody eingesandten Aufsatz unter diskreter Berufung auf die Mitteilungen Heinrich Keiters, der 1898 gestorben war, zunächst ablehnte. Dr. Rody war aber felsenfest von der Unschuld Karl Mays überzeugt, eine Ueberzeugung, die auch der Verleger des „Deutschen Hausschatz" mit ihm teilte. Schon 1900 machte Dr. Rody geltend, was seitdem oft und von vielen betont wurde, daß die Mayschen Reiseerzählungen nur aus sich selbst heraus beurteilt werden dürften. Jedenfalls neigte sich damals für den Heraus-

geber der „Wahrheit" das Zünglein an der Wage mehr zugunsten als zuungunsten Karl Mays, wenn auch das Mißtrauen bestehen blieb. Was konnte ihn unter solchen Umständen im Jahre 1900 davon abhalten, einen Artikel seines hochverdienten Vorgängers, des Begründers der „Katholischen Bewegung", aus der die „Wahrheit" hervorging, zum Abdruck zu bringen? Er tat *das vor zehn Jahren jedenfalls mit demselben Rechte, mit welchem z. B. der Borromäusverein noch heute, im Jahre 1910, die Reiseromane Karl Mays in seinen offiziellen Bücherverzeichnissen führt*, trotzdem die Leitung des Borromäusvereins alles, was sich in den letzten acht Jahren *öffentlich* gegen Karl May abgespielt hat, genau verfolgen konnte. In der „Bücherwelt", dem offiziellen Organ des Borromäusvereins (Nr. 9/10, Juni/Juli 1910) wird eine große Reihe von akatholischen bzw. paritätischen Volksbüchereien aufgezählt, die gleichfalls Karl Mays Reiseromane *heute noch* in ihren Verzeichnissen führen. Im Anschluß an zwei Aufsätze P. Pöllmanns über Karl May in der „Bücherwelt" kennzeichnet *Hermann Herz* in einer Anmerkung (Nr. 9/10, S. 180) den Standpunkt der Redaktion und weist darauf hin, daß er noch im vorigen Jahre auf dem Katholikentage in Breslau in einer Sonderversammlung des Borromäusvereins seine Stellung dahin präzisiert habe, daß man eine *einwandfreie* Unterhaltungsliteratur, zu der er auch den *Karl May* rechne (soweit er ihn gelesen habe), *dulden* solle. Hermann Herz fügt hinzu: „Auf dem Standpunkte stehe ich noch heute (Juli 1910, also *nach* den Artikeln Pöllmanns). . . . Ich wüßte tatsächlich nicht, was dagegen einzuwenden ist, wenn ein *Erwachsener* dann und wann zur Unterhaltung einen Roman von Karl May liest." Hermann Herz kündigt aber an, daß der Borromäusverein Karl May künftig aus seinen Bücherverzeichnissen streichen werde, aber nicht etwa wegen der Münchmeyerschen Romane, sondern nur wegen des durch Pöllmann erbrachten Beweises, daß Karl May einige Schilderungen aus anderen Reisewerken *abgeschrieben* habe. Durch diesen Nachweis hat sich P. Pöllmann in der Tat ein nicht zu unterschätzendes literarisches Verdienst erworben. Der bisher als *einwandfrei* anerkannte *Inhalt* ist aber durch den Nachweis eingestreuter Plagiate, die immerhin im Verhältnis zum Umfange von 29 Bänden zu betrachten sind, nicht weniger *einwandfrei*, wenn auch künstlerisch minderwertiger, geworden.

Was Dr. Rody *vor zehn Jahren* über Karl Mays Reiseerzählungen geschrieben hat, würde er, wenn er heute noch lebte, wahrscheinlich nur in wesentlicher Abschwächung wiederholen, wie ja auch andere Leute ihre Anschauungen über Karl May mehr und mehr revidiert haben. Der heutige Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" möchte aber mit aller wünschenswerten Deutlichkeit feststellen, daß die *Einschränkungen* in jenem empfehlenden Artikel Dr. Rodys auf seinen (Dr. Kausens) Wunsch zum Teil noch schärfer unterstrichen und näher erläutert wurden. Diese Einschränkungen begannen mit den Sätzen: „Noch verdient die Frage besprochen zu werden, ob unbedenklich allen Altersklassen die Mayschen Reiseromane zum Lesen empfohlen werden können. Hier muß notwendig eine Einschränkung gemacht werden. Jungen Leuten, die im Studium begriffen und lebhafteren Temperaments sind, sollte unnachsichtlich diese Lektüre vorenthalten werden. Die Ablenkung vom ernsten Studium und die Ausfüllung der jugendlichen Köpfe mit abenteuerlichen Ideen würde die unausbleibliche Folge sein." . . . (S. 227.) Man hat es Dr. Rody verübelt, daß er damals (S. 226) auf Karl May das Wort „Laienmissionär" anwandte. In der unmittelbar vorausgehenden Zeile steht aber auch zu lesen, daß wir Katholiken . . . „*bisweilen nicht mit ihm einverstanden sind*".

Das Andenken des hochverdienten seligen Dr. Rody nötigt zu diesen Konstatierungen. Jedenfalls ist es wenig angebracht, literarische Untersuchungen über Wert oder Unwert Karl Mayscher Reiseerzählungen mit allerlei Nebendingen zu belasten, wobei nicht einmal daran erinnert zu werden braucht, daß gerade von der Seite, welche heute die persönlichen Qualitäten Karl Mays zur Debatte stellt, die Formel geprägt worden ist, man müsse *das Werk von der Person trennen* und auf Grund dieses Leitsatzes die bisher vielfach zu engherzige Stellung der Katholiken gegenüber Literaturwerken, deren Urheber notorisch mit dem Sittenkodex auf bedenklichem Fuße standen, einer gründlichen Revision unterziehen. Schließlich sei auf Wunsch P. Pöllmanns noch folgendes festgestellt: In Nr. 33 vom 13. August cr. hieß es: „Bevor P. Ansgar Pöllmann seinen Feldzug gegen Karl May in ‚Ueber den Wassern' eröffnete, hat er diese literarische Abschlachtung am 22. November vorigen Jahres keinem anderen offeriert, als dem Herausgeber der ‚Allgemeinen Rundschau', der indessen dankend ablehnte." P. Pöllmann gibt zu, daß er der „Allgemeinen Rundschau" Aufsätze gegen Karl May angeboten habe; es seien aber nicht „diese", also die gleichen, die in „Ueber den Wassern" erschienen. Die sehr einfache Lösung dürfte darin liegen, daß am 22. November die in Frage stehenden Aufsätze überhaupt noch nicht geschrieben oder abgeschlossen waren. Es bleibt nichtsdestoweniger bestehen, daß P. Ansgar Pöllmann zum Schauplatz seines Kampfes gegen Karl May auch die „Allgemeine Rundschau" ausersah, deren Herausgeber er dann in „Ueber den Wassern" mitattackierte.

Idylle.

Von sanften Höhen rings umkränzt
Liegt erntereif und sonndurchglänzt
Ein einsam Tal.
Durch goldiggelbe Felder geht
Ein Bauer steten Schritts und mäht.

Vom Häuschen, das im Lichte blinkt,
Ein junges Weib dem Bauer winkt
Zum Mittagsmahl.
Ein Kind dem Mann entgegeneilt. —
Das Glück im stillen Tale weilt.

Joseph Wais.

Allgemeine Kunstrundschau.

München. Am 23. August feierte Gabriel von Max seinen 70. Geburtstag. Er ist Pilotyschüler und hat seine jetzt schon weit zurückliegende Glanzzeit im siebten und achten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts erlebt. Seinen besseren Bildern ist vielfach etwas Traumhaftes eigen, im Vortrage interessiert seine feine Koloristik. — Seinen 60. Geburtstag beging am 18. August Prof. Fritz Baer, der vorzügliche Landschafter und Vorsitzende der Luitpoldgruppe, der seine Eigenart durch das Studium der Barbizonmeister, sowie der Natur der Dachauerischen und der Alpengegenden herausgebildet hat. — Der Bau des Deutschen Museums geht rüstig vorwärts, besonders am östlichen, aber auch am westlichen Flügel. — Die Münchnerische Architektur erwarb sich die drei ersten Preise (Emanuel von Seidl, Bonatz, v. Thiersch) bei der Konkurrenz für die Stadthalle von Hannover. — Von den Fällen, in denen Münchnerische Kunst für das Ausland in Anspruch genommen wurde, sei nur der nunmehr begonnene Bau der katholischen Kathedrale in Khartum erwähnt. Sie ist das Werk des Münchener Architekten Hans Schurr. Die Kirche wird zweitürmig mit Vierungskuppel und soll den Stil des Ueberganges vom Romanischen zum Gothischen zeigen. — Der *Kunstverein* brachte eine Sonderausstellung der Malervereinigung „Niederrhein". Sie besteht aus zehn Mitgliedern, strebsamen jüngeren Künstlern, die anerkennenswerte, modern gefühlte Werke, ein jeder nach seiner Art zu schaffen verstehen, und die sich hoffentlich alle noch gedeihlich weiter entwickeln, auch über die stellenweise fühlbaren Einflüsse Frankreichs hinauskommen werden. Besonders bemerkenswert erschienen die Landschaften von Walter Ophey und Medard Krüchen, die Figuren von Karl Schmitz-Pleis. Außerhalb dieser Gruppe machten sich die stimmungsvollen märkischen Landschaften aus der umfangreichen Sondergruppe des Berliners Fritz Wildhagen bemerkbar. Nicht minder einige Werke Fritz Bürgers, Aquarelle von A. Grütering und besonders die im älteren Münchener Landschaftsstil geschaffenen Arbeiten vom verstorbenen Ludwig Hofelich. Viel Interesse erregten vom kunsthistorischen Standpunkte die Landschaften von Ferdinand Kobell (1746—1799) dem Vater des großen Wilhelm von Kobell. Seine Gemälde verraten, trotz ihrer teilweise mangelhaften Erhaltung immerhin ein bedeutendes Können, das denn auch seinen Einfluß auf die Künstler der nächstfolgenden Zeit nicht verfehlt hat. — Alles in allem wären die Ausstellungen des Kunstvereins im vergangenen Monat ziemlich durchschnittsmäßige Darbietungen, denen man trotz der herrschenden Kälte eine gewisse sommerliche Mattigkeit anmerkte.

Altötting. Am 28. August fand im Beisein des Bischofs Sigismund von Passau, des Prinzen Ludwig von Bayern und einer sehr zahlreichen von nah und fern gekommenen Besucherschaft die feierliche Grundsteinlegung zu der Kirche St. Anna statt. — *Berlin.* Das Kupferstichkabinett erwarb ein bisher unbekanntes Blatt Dürers, worauf der Meister mit der Feder Entwürfe für eine Darstellung des hl. Christophorus gemacht hat. — Für den Neubau des Opernhauses wird ein engerer Wettbewerb eröffnet werden, zu dem u. a. aus Berlin Geh. Hofbaurat Ihne, aus München die Firma Heilmann & Littmann eingeladen werden dürften. — Der wenig erbauliche Kampf um die Echtheit der Florabüste ist immer noch nicht beigelegt. Neuerdings ist auf die Seite derer, die sie vollständig ablehnen, Prof. Adolf von Hildebrand getreten, während Geh. Rat von Bode sich, wie erklärlich, weiter temperamentvoll für sie ins Zeug legt, aber wohl kaum noch imstande ist, jemand zu überzeugen. — *Florenz.* In der Badia sind durch Dr. Bacci die von Vasari beschriebenen Fresken des Buonamico Buffalmacco wieder entdeckt worden. Es sind Passionsszenen, deren Reste von der künstlerischen Bedeutung des bisher wenig bekannten Meisters, zumal von dessen realistischer Begabung, Zeugnis ablegen. — *London.* Das Britische Museum erwarb ein sehr schönes griechisches Grabrelief des attischen Stils aus dem 4. Jahrhundert v. Chr.

Es zeigt drei Personen in der für jene Grabmäler üblichen Anordnung. — Zwei der Fürstin von Broglie gehörige Rembrandt-Gemälde, ein männliches Bildnis (um 1630) und ein „Raub der Europa" (1632) sind neuerdings in den Kunsthandel gekommen. Das erstere Gemälde war bisher überhaupt unbekannt. — Narbonne. Die im 13. Jahrhundert erbaute Kathedrale ist samt vielen ihrer mittelalterlichen Kunstwerke am 13. August niedergebrannt. — Nürnberg. Das Germanische Museum erhält im Zwinger am Karthäusertor eine neue Geschützhalle zur Unterbringung u. a. der einst den Johannitern auf Rhodos gehörigen Kanonen. — Der aus demselben Museum vor einiger Zeit entwendete wertvolle Lübecker Druck „Des Dodes Dantz" (1489) ist wieder aufgefunden und in seinen Gewahrsam zurückgebracht worden. — Das Wohnhaus des Hans Sachs wird zurzeit wiederhergestellt. — Perugia. In der Kirche St. Maria Nuova wurde eine bisher vermauerte Nische geöffnet mit reichem Freskenschmuck des Quattrocento ausgemalt gefunden. — Prag. Um dem Wallenstein'schen Schlosse wieder zu seinem einstigen Schmucke zu verhelfen, sollen die 1648 durch die Schweden entführten, nach dem Schlosse Drottningholm verbrachten Bronzefiguren, Werke des Adrian de Vries, nachgebildet werden. — Turin. Die Beteiligung Deutschlands und insbesondere Bayerns an der 1911 zu veranstaltenden Internationalen Gewerbeausstellung dürfte sehr umfangreich werden. Dies ergab sich aus einer am 18. August vorgenommenen Besprechung, bei welcher der Reichskommissär Geh. Rat Prof. Busley-Berlin über die bisher getroffenen Vorbereitungen und die Aussichten des Unternehmens berichtete. — Venedig. Die Kirche Maria Mater Domini, die 1540 von Sansovino vollendet wurde, und zu deren Kunstschätzen u. a. Gemälde von Palma Vecchio und Tintoretto gehören, ist infolge der Senkung des Turmfundaments in Gefahr geraten. Für die schleunige Herstellung dürfte gesorgt werden. — Weimar. Die Großherzogliche Kunstschule hat zur Feier ihres 50jährigen Jubiläums eine aus gegen 250 Gemälden und einigen Plastiken bestehende Ausstellung ins Werk gesetzt. Gleichzeitig ist die Anstalt zur „Hochschule für bildende Kunst" befördert worden. Den Direktorialposten wird nach Rücktritt von Professor Hans Olde, Fritz Mackensen übernehmen. Dr. O. Doering-Dachau.

Bühnen- und Musikrundschau.

Die Uraufführung von Mahlers „Achter Symphonie". Mahlers Name wird in den nächsten Tagen der am meisten gedruckte sein. Nicht alle werden ihn vielleicht mit gleicher Begeisterung nennen, hat es ihm doch auf seinem Entwicklungsgange an Gegnern nie gefehlt. Ein Umstand scheint mir vor allem schon lange für Mahlers Bedeutung zu sprechen. Man findet selten einen, der seine Kunst kühlen Herzens ablehnt, eine gleichgültige Stellung nimmt ihm gegenüber keiner ein, wie etwa gar mancher zu Max Reger oder Schillings (ohne daß mit diesem Vergleich eine ästhetische Wertung der letztgenannten zwei Tondichter gegeben sei). Für das breitere Publikum ist es schon der gewaltige technische Apparat, der die Wiedergabe einer Mahlersymphonie erfordert, der dem künstlerischen Ereignis das Kennzeichen des Außerordentlichen gibt. Schon über seine 2. Symphonie meinte Mahler: wenn er ein großes musikalisches Gemälde konzipiere, komme er immer auf den Punkt, wo er das Wort als Träger des musikalischen Gedankens heranziehen müsse. Mahler huldigt also der Anschauung, die Richard Wagner in dem Satze formulierte: die Musik „kann nur zwecklos erregen nicht bestimmen", so lange nicht das gesprochene Wort hinzutritt. Mahlers frühere Vorliebe zu Kontrasten von mystischen Klängen und Ländlerweisen, die er im freilich verschärften Maße mit seinem großen Lehrer Bruckner teilt, haben oft die Ausdeutung des ideellen Gehaltes seiner Werke erschwert. Durch die umfassende Hinzuziehung des Wortes sind Zweifel über den geistigen Inhalt der „Achten" kaum möglich. Es läßt sich nicht unberechtigt einwenden, daß nach dem seitherigen Sprachgebrauche das Werk mit Kantate oder noch besser Oratorium einwandsfreier bezeichnet wäre, als mit dem Titel einer „Symphonie. Den zwei Teilen des Werkes liegen Dichtungen zu grunde, die auf verschiedenem Boden religiöser Erkenntnis erwachsen sind, durch den Komponisten zu einem ästhetischen Ganzen verschmolzen werden: Der liturgische Hymnus „Veni creator spiritus" des Hrabanus Maurus (776—822) und die letzte Szene aus Goethes Faust (II. Teil). Wie in Liszts Faustsymphonie krönt der chorus mysticus das Werk: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis." Der Weihegesang des Mainzer Erzbischofs und großen Kulturträgers gilt in der Mahlerschen Auffassung als die Erlösungsbitte, der im dem sich auf den mystisch erhabenen Ausklang der Faustdichtung stützenden zweiten Teile die Erfüllung wird. Dieser Gedanke findet musikalisch durch einen gewissen Parallelismus und eine leitmotivische Verknüpfung seinen unzweideutigen Ausdruck. So klingt z. B. das Thema des Solos „imple superna gratia quae tu creasti" in den Worten Gretchens wieder an in „Er ahnet kaum das frische Leben". Ohne Introduktion beginnt die „Achte" mit dem Motiv „veni creator spiritus." Von gigantischer Wucht ist die Stelle: „accende lumen sensibus" ja vielleicht ist hier zu früh eine derartige Steigerung erreicht, die von der den ersten Teil machtvoll abschließenden Lobpreisung: „Gloria in saeculorum saecula Patri" kaum mehr zu überbieten ist; dennoch ist der Abschluß von einer hinreißenden Wirkung. Ein feierlich düster gehaltener Instrumentalsatz (zugleich die längste, reinorchestrale Partie) leitet den zweiten Teil ein. Wie aus mystischer Ferne ertönt der Chor: „Waldung, sie schwankt heran, Felsen, sie lasten dran." Der Dichtung gemäß folgen die Strophen des „pater ecstaticus", für die Mahler Töne von wundersamer Klangschönheit gefunden, für einen Moment huscht eine leise Spur Wagner an uns vorüber. Bedeutsam gestaltet ist die Partie des pater profundus, von oft herrlichen Klangreiz und geistvoller motivischer Verknüpfung die Gesänge der Engel; erhaben das Madonnenmotiv, von gewaltiger Steigerung und inbrünstiger Gefühlskraft der Gesang des doctor Marianus: „Werde jeder beß're Sinn — Dir zum Dienst erbötig — Jungfrau, Mutter, Königin, — Göttin, bleibe gnädig." Hier erreicht Mahler bei allem Farbenglanz der Harmonik einen ätherisch-spirituellen Ausdruck. Ein diskret gehaltenes, rein instrumentales Intermezzo leitet über zu dem chorus mysticus, in den sich das Madonenthema verwebt. In mächtigen Orgelklängen taucht das Motiv des Anfanges: „Veni creator spiritus" wieder auf, in dessen immer majestätischer anschwellenden Tönen das Mysterium ausklingt. — Das sichtlich ergriffene Publikum spendete Mahler begeisterten Beifall. Nach der Hauptprobe erklärte der Komponist, dessen hohe Dirigentenkunst sich wiederum aufs glanzvollste erwiesen, er habe in der Wiedergabe nichts gefunden, was verbesserungsbedürftig sei. Die Kritik darf sich diesem Urteile anschließen, die Chöre des Wiener Singvereins, des Leipziger Riedelvereins und der Münchener Zentralsingschule, die Sängerinnen Förstel, Winternitz-Dorda, Bellwidt, Metzger und Erler-Schnaudt, die Sänger Senius, Geisse-Winkel und Rich. Mayr, der Organist Hempel und das auf 146 Musiker verstärkte Orchester des Konzertvereins gestalteten das komplizierte Gebilde in fleckenloser Schönheit. Ob in späteren Tagen sich das reinschöpferische in Gustav Mahler noch lebenskräftig erweisen wird oder die Nachwelt nur gewillt ist, seine motivische Gestaltung und die Feinheit seines Klangsinnes anzuerkennen, haben wir heute nicht zu entscheiden. Für uns genügt, daß er mit edlen Kunstmitteln erhabene Empfindungen in uns auszulösen vermocht hat.

Missa solemnis. Der Wiener Singverein, welcher aus Anlaß der Mahlerpremiere nach München gekommen, erfreute an einem besonderen Konzertabend mit einer glanzvollen Wiedergabe von Beethovens erhabenem Werke unter der Leitung des Wiener Hofkapellmeisters Schalk. Die Wiener verfügen über Stimmen von prächtigen Wohllaut, die sich mit dem Soloquartett der Damen Noordewier-Reddingius und de Haan-Manifarges, der Herren George A. Walter und Messchaërts und dem Konzertvereinsorchester zu einem dynamisch wundersam abgetönten Ensemble verschmolzen. Die Missa solemnis war von einer zahlreichen Hörerschaft besucht, die den Wiener Gästen eine ehrenvolle Aufnahme bereitete.

Die Festspiele im Prinzregententheater haben mit einer von Fischer geleiteten stimmungskräftigen Aufführung der Meistersinger ihren glanzvollen Abschluß gefunden. In unverminderter künstlerischer Höhe und immer noch steigender Anziehungskraft treten sie nun in ihres Bestehens zweites Jahrzehnt.

Verschiedenes aus aller Welt. In Regensburg verstarb der um die Geschichte der kathol. Kirchenmusik hochverdiente Domkapellmeister Franz Xaver Haberl. Er war Gründer und Leiter der dortigen Schule für Kirchenmusik und langjähriger Herausgeber des „Kirchenmusik. Jahrbuches", der „musica sacra", der fliegenden Blätter für kathol. Kirchenmusik und des Repertorium musicae sacrae; er edierte Ausgaben von Palestrina, Orlando di Lasso, der offiziellen Choralbücher u. a. m. — Die von der Dresdner Hofbühne geplante Uraufführung von Rich. Strauß Oper „Der Rosenkavalier" ist durch exorbitante Forderungen des Tondichters in Frage gestellt. — Der große Schauspieler Josef Kainz ist an einem bösartigen Kiebsleiden erkrankt, das die Hoffnung auf Genesung ausschließt.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Auch die abgelaufene Berichtsepoche stand im Zeichen eines hellen Optimismus, und besonders unsere deutschen Börsen konnten des Guten nicht genug bekommen. Es ist zweifellos in der nunmehr übermässig lang andauernden Hausseperiode, speziell in Berlin, der Höhepunkt der Kursbewegung eingetreten. Man wird gut daran tun, dem oft wilden Treiben am Berliner Kassa-Industrieaktienmarkt merkliche Reserve und Abkühlung zu teil werden zu lassen. Wenn auch nicht widerstritten wird, dass zu einer gebesserten Auffassung in der industriellen Situation bei uns genügende Gründe vorliegen, so gilt doch besonders von den Finanz- und Handelsgebieten die Grundregel, dass allzuviel sehr ungesund ist. Es sei unumwunden zugegeben, dass durch verschiedene gewichtige Motive in letzter Zeit und speziell

in den letzten Wochen die Konstellation der Industrie vornehmlich der Montan- und Elektrobranche in den Vordergrund des Interesses gestellt worden ist. Auch die überwiegend befriedigend lautenden Resultate der Welternte — wodurch der Eintritt von hohen Getreidepreisen für diese Kampagne unmöglich wird — begünstigten die bisherigen Haussetendenzen an allen Börsen. Für die heimische Industrie bewirken die intensivere Bildung von Syndikaten und Verkaufskartellen geregelte Absatzmöglichkeiten und geordnete Verkaufspreise, die entsprechend dem höheren Konsum und den Nachfragen in letzter Zeit zumeist zufriedenstellend und für die Interessenten lohnender geworden sind. So liegen denn auch vom rheinisch-westfälischen Eisenmarkt anscheinend sehr günstige Zeichen einer gebesserten Konjunktur vor. Das Herbstgeschäft hat bei dieser Branche intensiver eingesetzt, und die Werke der einzelnen Sparten — sowohl Rohprodukte, wie Fabrikate — melden flotten Verkauf, gute Qualität der Kundschaft und lohnende Preise. Auch in Frankreich und Belgien sind Preiserhöhungen für Montanerzeugnisse gemeldet worden, so dass die Besserung in der Montanbranche wohl eine allgemeine sein wird. Der Rückgang der Preise für Baumwolle und Getreide wurde gleichfalls allgemein beachtet, so dass die Kabelmeldungen aus Amerika, die eine gegensätzliche Auffassung vom dortigen Eisenmarkte brachten, wenig ins Gewicht fielen. Man beliebt an unseren Börsen wiederum die „Vogel-Strauss-Politik“ zu treiben. Es sind verschiedene Gefahren im Anzug, und nicht ohne Grund werden unsere Berliner Banken in ihren letzten Wochenberichten über die Börsen zur Vorsicht und Eindämmung der Engagements ernstlich gemahnt haben. Schon die börsentechnischen Momente zeigen, dass die eingegangenen Börsenengagements einen enormen Umfang angenommen haben, und sicherlich sind auch hierbei ein gut Teil in schwachen Händen. Ein ernster Verkaufsansturm wird daher nur von starken Kursrückgängen begleitet sein können. Dazu drängen die immer schärfer akzentuierten Vorgänge am Geldmarkt. In absehbarer Zeit wird die Bank von England zu einer Erhöhung der Zinsrate schreiten müssen, wenn auch im Moment die Chancen wieder günstiger sind. Für den deutschen Geldmarkt kommt in Betracht, dass derselbe auf sich allein angewiesen bleibt, und die ausländischen Guthaben bei uns zumeist gekündigt wurden. Die wiederholten Forderungen für industrielle Erweiterungen und Vergrösserungen, die grossen Bedürfnisse für Spekulation und Börse und die Ernteerfordernisse sind gerade in dieser Saison bei uns enorme. Dazu kommen täglich immer wieder neue Millionenforderungen für Kapitalsvermehrungen der Industriegesellschaften. Die nächsten Wochen vielleicht bringen schon die Konsequenz dieser unabsehbaren Geldansprüche: höhere Zinssätze, teures Geld und schärfere Kontrolle von Börse und Kapital. Die deutsche Grossbankwelt wird speziell ihr Augenmerk auf die Beschaffung und Konservierung von flüssigen Geldmitteln zur Herbstkampagne und zum Jahresschluss lenken müssen, um den jedenfalls hohen Anforderungen leicht und ohne Schwierigkeiten gerecht werden zu können. Die in letzter Zeit üppig gewordenen Fusions- und Finanztransaktionen, welchen man anfänglich mit Börsenhaussen erwiderte, werden bereits mit nüchterner Prüfung begegnet. Besonders die wiederholten, riesenhafte Summen erfordernden Fusionsbewegungen in der Elektrizitätsbranche haben dem Kapitalistenpublikum manches Bedenken gebracht. Abgesehen von den gewaltigen Summen der neuen Kapitalien, welche hierbei investiert werden, sieht man diese Bewegung, die auf eine allgemeine deutsche Elektrizitätsvertrustung hinauszielen muss, als zu sehr yankeehaft, zu viel amerikahastig an. Für unsere soliden konservativen Verhältnisse in der Industrie sind diese Galoppfusionen jedenfalls zu rasch und zu gross angelegt gekommen. Es mag auch hierbei mitspielen, dass durch die lange Haussekonjunktur die Börse an Elastizität viel verloren hat, wie auch das unparteiische Gefühl der Berliner Börse dadurch erheblich reduziert wurde. Die nervöse Lage der Neuyorker Börse, die divergierenden Mitteilungen aus den amerikanischen Industriezentren und die unsichere politische Lage am Balkan machten doch den abschwächenden Einfluss auf die Börsen gegen Wochenende geltend. Nur das Bekanntwerden des Geschäftsabschlusses der Phönix-Bergbaugesellschaft — es gelangen 15 % gegen 9 % im Vorjahre bei grossen Rückstellungen und Abschreibungen zur Verteilung — brachte erneut eine durchgreifende Besserung in Berlin, woselbst diese Abschlussziffern höchst befriedigt haben.

M. Weber.

Die **Leipziger Lebensversicherungs-Gesellschaft auf Gegenseitigkeit (Alte Leipziger)** hat nach dem veröffentlichten Rechenschaftsbericht für 1909 in ihrem 79. Geschäftsjahre nicht nur die schon früher gemeldeten sehr bedeutenden akquisitorischen Erfolge, nämlich einen Zugang in Höhe von ℳ 74051200 neuer Versicherungssummen erzielt und dadurch trotz des Ablaufs vieler älterer Versicherungen ihren Versicherungsbestand von ℳ 850218500 auf ℳ 893736800 erhöht, sondern sie hat auch finanziell äußerst günstig abgeschnitten. Ihr Jahresüberschuß für 1909 beläuft sich auf ℳ 11624717,30, wovon ℳ 11555424,75 gegen ℳ 10511941,11 im Vorjahre den Todesfallversicherungen und die übrigen ℳ 69292,55 den Lebensfallversicherungen entstammen. Gemäß den Beschlüssen des Aufsichtsrats und der Generalversammlung der Mitglieder wurden ℳ 500000 dem hiernach ℳ 3300000 betragenden Ausgleichungsfonds der Gesellschaft, die restlichen ℳ 11124717,30 den Sicherheits- und Dividendenreserven der Versicherten, die dadurch auf ℳ 57766844,81 angewachsen sind, überwiesen. Auf Grund dieser Gewinnreserven konnten, wie im Vorjahre für 1910, für die 1911 zum Dividendenbezug berechtigten Mitglieder der Todesfallversicherung folgende Dividenden festgesetzt werden: Bei Dividendenplan A 50% der ordentlichen (lebenslänglichen) Jahresprämien und 1,8% der Summe der für die Abkürzung der Versicherungsdauer gezahlten Zusatzprämien. Bei Dividendenplan B für lebenslängliche Versicherungen 3,1% der Summe der gezahlten ordentlichen Jahresprämien und für abgekürzte Versicherungen je nach der Stärke der bedungenen Abkürzung der Versicherungsdauer 3,1% bis 6,5% der Summe der gezahlten ordentlichen Jahresprämien, so 1,8% bis 3,5% der Summe der gezahlten Zusatzprämien. Bei dem neuen, am 1. Juni 1907 eingeführten Prämien- und Dividendensystem der Gesellschaft gelangen die überschüssigen Einzahlungen in Form von Grund-, Zusatz- und Schlußdividenden an die Versicherten zurück. Die Haupt- oder Grunddividenden, die nach Maßgabe der statistisch genau untersuchten Hauptgewinnquellen der Gesellschaft den besonderen Verhältnissen jedes Versicherungsjahres jeder einzelnen Versicherung angepaßt werden, stehen so lange fest, wie ihre nur mit behördlicher Genehmigung abänderlichen Rechnungsgrundlagen. Die erste der aus den sonstigen Jahresüberschüssen gespeisten Zusatzdividenden kommt im Jahre 1917 nach Verhältnis der Versicherungssumme zur Verteilung.

Wir bitten die Leser, bei Anfragen und Bestellungen sich stets auf die „Allgemeine Rundschau" zu beziehen.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Haas ...
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., ...
Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 39. München, 24. September 1910. VII. Jahrgang.

Die jüngsten Kaiserreden.

Von
Dr. Eugen *Jäger*, Reichstags- und Landtagsabgeordneter.

Kaiser Wilhelm hat sein Schweigen gebrochen. Man erinnert sich noch an die große Aufregung, die im Oktober und November 1908 im deutschen Volke ohne Unterschied der Partei herrschte, als der „Daily Telegraph“ Aussprüche veröffentlichte, die Kaiser Wilhelm zu Ausländern über politische Verhältnisse getan haben sollte. In den Reichstagsverhandlungen jener Zeit kam der allgemeine Wunsch zum Ausdruck, der Kaiser möge künftig derartige Gespräche zumal mit Ausländern nicht mehr führen. Fürst Bülow hat den Kaiser damals im Reichstag so gut wie gar nicht verteidigt, und das war der nächste Anlaß zu seiner Verabschiedung. Die volle Wahrheit über die Kaisergespräche jener Zeit und über jene Vorgänge überhaupt ist noch nicht bekannt geworden. Aber Kaiser Wilhelm hat seit jener Zeit, abgesehen von harmlosen Trinksprüchen und Ansprachen, keine politischen Reden mehr gehalten. Fürst Bülow scheint höflich, aber bestimmt gebeten zu haben, daß der Kaiser in seiner unverantwortlichen Stellung über den Kopf des verantwortlichen Leiters der Politik hinüber keine Reden halte und dadurch Schwierigkeiten mache. Auch Bethmann Hollweg dürfte bei Uebernahme des Kanzlerpostens ähnliche Bedingungen gestellt haben. Der sonst so redefreudige Kaiser hat dieses Schweigen jedenfalls schwer getragen, und so hat man sich wahrscheinlich dahin verständigt, daß er bei seinem öffentlichen Auftreten sich auf die Kundgebung allgemeiner persönlicher Ansichten beschränke.

Das hat Kaiser Wilhelm auch in seinen letzten Reden getan. Die erste Rede am 21. August zu *Posen* hat nur nebenbei die Fortführung der deutschnationalen Politik in Polen betont; Posen, sagte der Kaiser, solle bleiben ein Hort und eine Pflanzstätte deutscher Kultur und Sitte. Damit ist an sich nicht ausgeschlossen, daß es auch gleichzeitig ein Hort und eine Pflanzstätte polnischer Kultur und Sitte sein könne. Die Rede wurde in beiden Lagern mit Ruhe hingenommen. Dagegen hat die Rede, die der Kaiser bei der Hoftafel am 25. August in *Königsberg* hielt, den ganzen Liberalismus in Aufregung gebracht. In einer glänzenden Rede, die, wie alle Reden Kaiser Wilhelms, mit großem Geschick der Umgebung und Stimmung des Tages, hier der Geschichte und der Erziehung der Ostpreußen angepaßt war, sagte der Kaiser:

„Friedrich Wilhelm I. stabilisierte hier seine Autorität wie einen „rocher de bronce“. Hier setzte sich mein Großvater aus eigenem Recht die preußische Königskrone aufs Haupt, noch einmal bestimmt hervorhebend, daß sie von *Gottes Gnaden allein* ihm verliehen sei und nicht von Parlamenten, Volksversammlungen und Volksbeschlüssen, und daß er sich so als *auserwähltes Instrument des Himmels* ansehe und als solches seine Regenten- und Herrscherpflichten versehe.“

Dann sprach der Kaiser von seiner Urgroßmutter, der Königin Luise, die in dem allgemeinen Zusammenbruche Preußens nicht an der Zukunft des Vaterlandes verzweifelte, die Umkehr zur Religion und damit zur Selbsterkenntnis und zur Erhebung Preußens gewiesen habe. Den Schluß bildeten die Worte:

„Alles soll mitarbeiten am Wohl des Vaterlandes, gleichgültig, wer und wo er sei. Und ebenso wird für mich der Weg dieser hohen Verblichenen vorbildlich sein, wie er meinem Großvater vorbildlich war. *Als Instrument des Herrn mich betrachtend*, ohne Rücksicht auf Tagesansichten und Meinungen, gehe ich meinen Weg, der einzig und allein der Wohlfahrt und friedlichen Entwicklung unseres Vaterlandes gewidmet ist. Aber ich bedarf hierbei der *Mitarbeit eines jeden* im Lande, und zu dieser Mitarbeit möchte ich auch Sie jetzt aufgefordert haben.“

Die Aufregung der liberalen Presse aller Schattierungen „von Bassermann bis Bebel“ über diese Rede war sehr groß. Sie stellte sich an, als ob der Kaiser Staatsstreich und Verfassungsbruch plane. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ brachte daher, wie man annimmt, aus des Reichskanzlers eigener Feder, einen Beruhigungsartikel: die Rede sei kein Regierungsakt, sondern ein persönliches Bekenntnis des Monarchen, auf Grund des tiefreligiösen Pflichtgefühls, das der Kaiser wiederholt bekundete und bei Ausübung seines Berufes stets betätige. Es könne keine Mißachtung des Parlaments und der Verfassung sein, wenn der Kaiser es ablehne, die Ansichten des Tages zur Richtschnur seines Handelns zu machen, und wenn er betone, daß die Könige von Preußen ihre Krone nicht aus der Hand von Parlamenten empfingen. Der König, der jeden im Lande zur Mitarbeit am Wohle des Vaterlandes auffordere, stehe auf dem Boden der Verfassung.

Inzwischen hatte der Kaiser im Schlosse Marienburg am 28. August eine nähere Deutung seiner Königsberger Rede gegeben. Er begann wieder mit der gemeinsamen Arbeit aller Stände und Berufsklassen als der Grundlage für das Gedeihen des Vaterlandes. Dann sprach er selbstverständlich von dem *Deutschen Orden*, der von der Marienburg als dem äußeren Zeichen seiner Macht aus die deutsche Kultur über die Ostlande getragen habe. Dieser Orden solle für uns ein Vorbild sein:

„Das *Kreuz* auf seinem Gewande bedeutet die *Unterordnung unter des Himmels Willen*; es bedeutet, daß *Deutschtum und Christentum untrennbar voneinander* sind. Was sollen wir daraus lernen? Daß dies eine *Illustration* für das Wort ist, was ich neulich in Königsberg gesprochen habe: So wie mein seliger Großvater und wie ich uns unter des Höchsten Obhut und dem *höchsten Auftrage unseres Herrn und Gottes* arbeitend dargestellt haben, so nehme ich das von einem jeden ehrlichen Christen an, wer er auch sei. Wer in dieser Gesinnung arbeitet, dem wird es aber klar, daß das Kreuz auch verpflichtet! Wir sollen in brüderlicher Liebe zusammenhalten, die Konfessionen und die Stämme. Wir sollen einem *jeden Stamme seine Eigenheit und Eigenart* lassen. Es sollen die Stämme und die Berufsgenossenschaften die Hände ineinander schlagen zu gemeinsamer Arbeit, zur Erfüllung der staatlichen Notwendigkeiten. Der Landwirt schlage in die Hand des Kaufmannes ein, dieser in die Hand des Industriellen. Der Zugehörige einer Partei ergreife die Hand des Andersgesinnten, wenn es darauf ankommt, Großes für unser Vaterland zu leisten, und eine Konfession trage die andere mit Liebe. Leben heißt arbeiten, arbeiten heißt kämpfen, kämpfen heißt Schwierigkeiten überwinden; und die werden mit gegenseitiger Achtung und mit gegenseitiger Hilfe überwunden, wenn man sie als von oben uns in den Weg gelegte Prüfsteine ansieht.“

So rasch, wie sie gekommen, war die Erregung der liberalen Presse jetzt verschwunden. Zuerst schien es, als ob die ganze Linke einen neuen Novembersturm erregen wollte, wobei sie aber im Gegensatze zu den Novembertagen von 1908 allein gestanden wäre. Plötzlich, wie auf eine bestimmte Weisung, verstummte der Lärm in der liberalen Presse, und nur in der sozialdemokratischen blieb die Erregung. In beiden Lagern wird ja jedes Vorkommnis zum Anlaß genommen, um die Gemüter aufzuwiegeln, nur ist die Sozialdemokratie darin konsequenter und hat allein den Erfolg. Der Wink zum Rückzug dürfte aus dem Reichskanzler-

palais gekommen sein. Denn Bethmann Hollweg steht ja selbst der nationalliberalen Partei am nächsten, möchte sie wieder zur Mitarbeit im Reichstage beiziehen und vor allem auch verhüten, daß sie beim Kaiser in Ungnade falle. Daher las man in der nationalliberalen Presse nun plötzlich die Auffassung: der Kaiser habe in Königsberg nur von dem verfassungsmäßigen Rechte jedes Preußen Gebrauch gemacht, seine Meinung frei zu äußern; obwohl sonst in vielen Dingen modern, sei der Kaiser romantisch-patriarchalisch, ja im tiefsten Grunde absolutistisch veranlagt; er meine, aller Segen müsse von ihm ausgehen, aber eine Gefahr, daß diese Ansichten verwirklicht würden, bestehe nicht. In Wirklichkeit habe der Kaiser in seiner 20jährigen Regierung noch niemals einen Verfassungskonflikt mit dem Parlamente gehabt oder Uebergriffe in Rechte der Volksvertretung gemacht. So werde es wohl auch weitergehen und man möge ihn daher reden lassen. Die „Kölnische Zeitung", die noch kurz vorher gegen die Beruhigungserklärung der „Norddeutschen Allgemeinen" protestiert hatte, tat in Nr. 938 Abbitte mit den Worten: nach dem rücksichtslosen Bekenntnis auf der Marienburg müsse Schluß gemacht werden mit einer Kritik, die sich geirrt habe.

Die „Frankfurter Zeitung" (Nr. 269) verhöhnte die Kaiserrede, indem sie unter dem Titel: „König Maikäfers Gottesgnadentum" einige Verse aus Widmanns „Maikäferkomödie" (S. 118) zitierte, worin der König sagt, sein Königtum sei von Gottes Gnaden und daher eine Art himmlischer Substanz, die ihn ganz durchdringe. Dabei sagte das Blatt noch: „Bei manchen Königen scheint diese ‚himmlische Substanz' sich vor allem in die Sprechorgane zu senken." Die „Frankfurter Zeitung" wurde vom Fürsten Bülow in der Blockzeit ganz besonders gehätschelt, um die Demokratie zu zähmen. Die Früchte dieser Erziehungsversuche sieht man hier. Sehr boshaft und höhnisch war auch die „Rheinisch-Westfälische Zeitung", das Organ der nationalliberalen Panzerplattenfabrikanten, indem sie (Nr. 953) sagte:

„Als Wilhelm II. 1888 auftrat, ging ein Schlag durchs Volk. Er hielt eine Programmrede nach der andern: das Volk war erfreut, erstaunt, besorgt und verletzt. Aber man merkte allmählich: es folgte nichts, weder etwas Gutes noch etwas Böses. Es war ein Donner ohne Blitz.... Der zweite Teil der Königsberger Rede würde die stärkste Besorgnis der Liberalen rechtfertigen — wenn ein Titan auf dem Throne säße. Die Berufung auf das Recht sei in der Politik, wo es sich um Machtfragen handle, bedeutungslos, habe daher auch dem Welfenkönige Georg V. und Ludwig XVI. an der Guillotine nichts geholfen. Nun sage der Kaiser: Wie er im Auftrage Gottes arbeite, so tue das jeder ehrliche Christ. „Alle Konfessionen und Stämme sollen zusammenhalten, die Berufsgenossen die Hände ineinanderschlagen und fürs Vaterland arbeiten. Leben heißt arbeiten, arbeiten heißt kämpfen, kämpfen heißt Schwierigkeiten überwinden." So ungefähr sagt das der Herr Pfarrer auch. So ist die Königsberger Rede gefahrlos und inhaltlos."

Auch wir halten die beiden Reden zu Königsberg und Marienburg für praktisch bedeutungslos, weil ihnen die entsprechende Tat nicht folgt, nicht folgen wird und nicht folgen kann. Einige Gedanken des Kaisers haben eine romantisch-mystische oder absolutistische Färbung, so der Ausspruch, daß der König seine Herrschergewalt nicht von einer Volksvertretung habe, sondern rein aus eigenem Rechte und von Gottes Gnaden herrsche, daß er selbst, Kaiser Wilhelm, sich als auserwähltes Instrument des Himmels betrachte und im Auftrage Gottes arbeite. Die Grundgedanken dieser Auffassung finden sich in den Krönungseiden der katholischen Fürsten des Mittelalters. Aber nach mittelalterlicher Auffassung regierte der Fürst zwar von Gottes Gnaden, aber auch durch die Zustimmung des Volkes, das ihn im Anfange auch wählte.

Uebrigens waren die Hohenzollern niemals streng legitimistisch, sondern haben als Grundlage ihrer Herrschaft neben dem Gottesgnadentum stets auch das Schwert, das Recht der Eroberung mit Bruch des legitimen Rechtes anderer Dynastien, betrachtet. Kaiser Wilhelm hat selbst vor wenigen Jahren bei einem feierlichen Mahle in Schlesien mit Stolz darauf hingewiesen, daß dieses Land durch das Schwert an Preußen gekommen sei. Im allgemeinen, und von der persönlichen Färbung abgesehen, waren die beiden Reden des Kaisers ein überzeugtes Bekenntnis zur Weltanschauung des gläubigen Christentums. Dazu gehören die Gedanken: nach dem Vorbilde des Deutschen Ordens sollten auch wir alle dem Kreuze uns unterordnen, Christentum und Deutschtum gehörten untrennbar zusammen, das Kreuz lege uns Pflichten auf, jeder ehrliche Christ solle, wie der Kaiser selbst, im Auftrage Gottes arbeiten, in brüderlicher Liebe sollten die Stämme und Konfessionen zusammenstehen, jedem Stamme solle man seine Eigenart lassen, alle Stämme und Berufsklassen, Landwirte, Kaufleute und Industrielle, sollten Hand in Hand zusammengehen zur Erfüllung der staatlichen Notwendigkeiten, alle im Lande sollten mitarbeiten zum Wohle des Vaterlandes, gleichgültig, wer und wo es sei. Das klingt so, daß auch ein Zentrumsmann es gesagt haben könnte. Es ist ferner eine Verurteilung der Blockpolitik, der liberalen Steuerhetze („die staatlichen Notwendigkeiten"), der Politik des Evangelischen Bundes und der preußischen Polenpolitik. Wo ist aber der Deutsche, der glaubt, daß jetzt das alles anders, und daß Kaiser Wilhelm, wenn auch langsam, nun andere politische Wege einschlagen werde? Es ist das Verhängnis des Kaisers, daß unter seiner Herrschaft alles anders geht, als man nach seinen öffentlichen Reden glauben sollte, und man kann daher sagen: Kaiser Wilhelm herrscht, aber er regiert nicht.

Nach den Worten des Kaisers dürfte man annehmen, daß die Katholiken jetzt wenigstens annähernd im Verhältnis zu ihrer Zahl zu den höheren Aemtern im Staats- und Reichsdienst aufsteigen würden; daß der Kaiser und die Kaiserin in ihrer persönlichen Umgebung, die bei einem Fürsten stets eine große politische Bedeutung hat, künftig auch Katholiken von höherem Range beiziehen würden; daß der Evangelische Bund durch die preußische Verwaltungs- und besonders die protestantisch-staatskirchliche Maschine keine Förderung mehr erführe; daß die Polen, die doch auch ein Stamm in Preußen sind, in ihrer Eigenart, in Sprache und Religion nicht weiter gestört werden! Sollen wirklich Deutschtum und Christentum untrennbar vereinigt bleiben, so müßte man erwarten, daß die Politik des Kaisers sich, wenn auch vielleicht mit kleinen Ausnahmen und Schwankungen, doch vorwiegend auf die gläubigen Protestanten und Katholiken stützen würde. Als dies 1906, wenn auch nur teilweise und in sehr schwachem Maße, der Fall zu sein schien, da sprach Kaiser Wilhelm, wie allgemein geglaubt wird, das Wort: Ich will kein Kaiser von Zentrumsgnaden sein. Dann brach Bülow, um sich in der kaiserlichen Gnade zu erhalten, wie später in den liberalen Blättern ganz harmlos erzählt wurde, den Streit mit dem Zentrum vom Zaun und begann die Blockpolitik, die eine grundsätzliche Ausschaltung gerade des katholischen Volksteiles aus der inneren deutschen Politik, aus der Gesetzgebung und Finanzgebarung des Reiches bedeutete. Nicht nur vom Standpunkt der kaiserlichen Rede, auch vom konservativen und nationalen Standpunkte aus konnte es keine verkehrtere und unglücklichere Politik geben als diese. Die Blockpolitik mußte bei der ersten ernstlichen Belastungsprobe mit Wirtschafts- und Steuerfragen an ihrer inneren Unwahrhaftigkeit scheitern. Und was war die Folge? Liberale und Sozialdemokraten suchen sich seit mehr als einem Jahre in der Aufhetzung des Volkes zu überbieten, der Reichsgedanke, das Verständnis für die Erhaltung der unentbehrlichen, gesellschaftlichen Notwendigkeiten, für Religion, Eigentum, Ehe und Autorität, wird in den weitesten Kreisen, und gerade im protestantischen Volke immer tiefer erschüttert, so daß in unserem gesellschaftlichen und politischen Bau bald kein Nagel mehr halten wird. Wir schätzen Kaiser Wilhelm sehr hoch und verehren ihn nicht bloß wegen seiner hervorragenden Stellung, sondern auch wegen seiner vielen großen persönlichen Eigenschaften. Aber trotzdem wird die Geschichtschreibung des Radikalismus und der Sozialdemokratie einst mit Freuden, die der konservativen Partei und des Zentrums mit Schmerz konstatieren müssen, daß die Gottesleugnung, der Unglaube, die materialistische Gesinnung, die Verfeindung der Konfessionen und Parteien, die Auflösung aller sittlich-christlichen Begriffe, die revolutionäre Gesinnung gegen Thron und Altar, der Haß gegen die monarchischen und die grundlegenden gesellschaftlichen Einrichtungen gerade unter seiner Regierung ungeheure Fortschritte gemacht haben.

Die Ursache liegt in der Kulturkampfstimmung, die seit 40 Jahren der inneren preußischen und Reichs-Politik Inhalt und Richtung gibt. Diese Stimmung kommt zwar nicht mehr, wie von 1871 bis 1886, schroff in der Gesetzgebung zum Ausdruck, hat sich aber in Kaiser Wilhelms Regierungsperiode nicht nur nicht gemildert, sondern leidenschaftlich verschärft und beherrscht mehr als je das gesamte innere und staatliche Leben Preußens. Wenn hier nicht grundsätzlich Wandel geschaffen wird, unter dem mutigen Vorantreten der höchsten Stellen, werden die Zustände immer schlimmer werden bis zu einer förmlichen Unregierbarkeit des Reiches.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Siegeszug der Sozialdemokratie.

Nächstens dürfte der 52. Sozialdemokrat in die Reihen der Reichstagsabgeordneten treten. Der 51. war Herr Göhr, der den sächsischen Wahlkreis Zschopau-Marienberg gleich im ersten Wahlgang für sich und die Umsturzpartei wiedereroberte. Der 52. wird anscheinend der Schuhmachermeister Faber in Frankfurt a. O. sein, der bei der dortigen Ersatzwahl im ersten Wahlgang 14316 Stimmen erhielt gegen 7757 liberale, 6595 konservative und etliche polnische Stimmen. Es fehlen den Roten kaum 150 Stimmen an der absoluten Mehrheit. Die Konservativen haben die beste Absicht, dem liberalen Stichwahlkandidaten als dem „kleineren Uebel" ihre sämtlichen Anhänger zuzuführen; aber nach allen Erfahrungen bleiben von einer ausgefallenen Partei, wenn Stichwahlhilfe für einen bisherigen Gegner verlangt wird, immer etliche verärgerte oder gleichgültige Wähler zu Hause. Es würde uns aber sehr freuen, wenn die Bemühungen der konservativen Führer in der Frankfurter Stichwahl einen bisher unerhörten Erfolg hätten. Denn mit dieser großmütigen Rettung eines fast verlorenen nationalliberalen Mandats wären wirklich glühende Kohlen auf das Haupt des hassenden und hetzenden Liberalismus gesammelt.

Der voraussichtliche Sieg des Sozialdemokraten in Frankfurt-Lebus kann freilich auch sein Gutes haben: er zeigt allen, die noch offene Augen besitzen, den Abgrund, an dem wir bei der Fortdauer des jetzigen Parteitreibens ankommen müssen. Die Sozialdemokratie gewinnt so viel Wahlstimmen und Mandate, daß die staatserhaltenden Kräfte zur Ohnmacht herabsinken, und die friedliche Weiterentwicklung des öffentlichen Lebens gefährdet wird.

Die Ironie des Schicksals will es, daß gerade der Liberalismus, der aus Groll und Arglist das Vordringen der Umsturzpartei fördert, den weitaus größten Teil der Kriegskosten tragen muß. Auch in Frankfurt-Lebus sind wieder die liberalen Stimmen viel stärker (fast um das Doppelte) zurückgegangen, als die konservativen. Auch der Mandatsverlust fällt in der Hauptsache auf die liberale Partei. Frankfurt-Lebus ist das *fünfte* Mandat, das die nationalliberale Partei in den Ersatzwahlen nach dem Blockkrach an den sozialdemokratischen Hetzbruder hat abgeben müssen. Der Liberalismus wäscht in allen Zeitungen und Versammlungen seine Hände in Unschuld und schiebt die Verantwortung für die Steuern, die Teuerung und alle sonstigen unangenehmen Dinge mit der raffiniertesten Kunstfertigkeit den „Schwarzblauen" zu, und diese Schürung der Unzufriedenheit lichtet seine eigenen Reihen viel ärger als die Reihen der angegriffenen Parteien.

Die liberale Spekulation auf die Unzufriedenheit ist mehr als ein Verbrechen; sie ist eine Dummheit. Diese famosen Taktiker des blinden Aergers blamieren sich und schädigen sich selbst. Jeder unbefangene Beobachter muß zugestehen, daß die sog. schwarzblauen Parteien von Anfang des Blockkrachs an das ihrige getan haben, um den Nationalliberalen den Anschluß an die positive Arbeit wieder zu ermöglichen. Die Einladungen sind so häufig und so lebhaft ergangen, daß manche Liberale schon das Gefühl hatten, man liefe ihnen nach, man könne ohne sie gar nicht fertig werden. Alle Annäherungsversuche wurden aber von Bassermann und Genossen mit aufgeworfenem Haupt zurückgewiesen. Man wollte es durchaus auf eine Kraftprobe ankommen lassen. Die Konservativen und das Zentrum sollte die Uebermacht des Liberalismus so spüren, daß die ersteren sich auf Gnade und Ungnade ergeben, die Zentrumspartei aber unter das Ausschaltungsjoch sich definitiv beugen müßte.

Der bisherige Verlauf der Kraftprobe zeigt nun eine überraschende *Schwäche* der *liberalen* Armee und eine überraschende *Widerstandskraft* der *„schwarzblauen"* Truppen. Die Tatsachen beweisen das immer aufs neue.

Daß das *Zentrum* eine so große Widerstandskraft hat, ist eigentlich wenig überraschend. Aber der *konservativen* Partei hatten nicht bloß die liberalen Gegner, sondern auch freikonservative Freunde viel innere Schwierigkeiten und eine gewisse wahlpolitische Schwindsucht in Aussicht gestellt. Mit Staunen sehen diese Feinde und Zweifler, daß die konservative Partei in den kritischen Zeitläufen nicht bloß ihre Eintracht bewahrt, sondern auch weniger Einbuße an Wählern hat, als der aller Verantwortlichkeit sich entschlagende Liberalismus.

Wir können ja ruhig zugeben, daß eine gewisse Tapferkeit dazu gehört, nahezu eine halbe Milliarde neuer Steuern, und zwar größtenteils in der Form von Verbrauchsabgaben, dem Volke aufzuerlegen. Die klarsten Gründe für die Notwendigkeit werden in Millionen von Köpfen erstickt durch den Aerger über die eigene Belastung. Darum haben auch die liberalen Führer sich ins Fäustchen gelacht, als sie einen Vorwand fanden, um ihrerseits die Verantwortlichkeit abzulehnen und die ganze Arbeit den „Schwarzblauen" zuzuschieben. Zu dem natürlichen Druck aller neuen Steuern kam noch die Irreführung weiter Kreise durch die Vorspiegelung, daß die ganzen indirekten Steuern (über 300 Millionen) hätten vermieden werden können, wenn nur die Erbschaftssteuer (55 Millionen) nicht von den Schwarzblauen abgelehnt worden wäre. Der handgreifliche Unsinn hat viel Gläubige gefunden und wirkt noch fort. Die dritte Schwierigkeit ergibt sich aus dem Zusammentreffen von Preissteigerungen und anderen Ursachen mit der Steuerbelastung. So ist die gegenwärtige Fleischteuerung ein „gefundenes Fressen" für die Agitatoren, welche das weniger urteilsfähige Volk gegen die Mehrheitsparteien und die Regierung aufhetzen. Nimmt man alles in allem, so ist es wirklich nicht zu verwundern, wenn die Konservativen hier und da eine Anzahl von Wahlstimmen einbüßen.

Der geringe Verlust der Konservativen und die entschiedene Widerstandskraft des Zentrums liefern den deutlichen Beweis, daß die vernünftigsten und zuverlässigsten Staatsbürger in den christlichen Volkskreisen zu finden sind. Das ist ja gerade der Berührungspunkt zwischen den „schwarzblauen" Parteien, daß die *religiöse* Gesinnung in deren Reihen noch einen breiten und festen Raum einnimmt. Beim Zentrum tritt die religiöse Gesinnung so in den Vordergrund, daß man die Partei einfach als „konfessionell" hinzustellen sucht. Die christlich-religiöse Gesinnung tritt bei den protestantischen Konservativen nicht in derselben Intensivität zutage, aber glücklicherweise ist sie unter den konservativen und positiven Evangelischen doch so stark, daß sie zur Abwehr der politischen und sozialen Unzufriedenheit, zur Erhaltung der Königstreue und Staatsergebenheit, überhaupt zur Widerstandsfähigkeit gegen liberale Hetzer und sozialdemokratische Verführer wesentlich beiträgt.

Die Sozialdemokratie erringt ihre Erfolge an Wahlstimmen und Mandaten hauptsächlich dort, wo der *Glaube* ins Wanken gekommen, das *religiöse* Gefühl ermattet ist, d. h. beim Liberalismus.

Diese Erkenntnis von der staatserhaltenden Kraft der Religion wird von der Linken zurückgewiesen werden. Aber sie sollte wenigstens unter den gemeinsam verbündeten und angegriffenen „Schwarzblauen" zu einer festeren Einigung führen.

Außer den neuen Steuern und der Teuerung und den sonstigen Unannehmlichkeiten des Tages, welche die Unzufriedenheit vermehren, kommt der vordringenden Sozialdemokratie besonders die Hebung ihres Ansehens durch die *badische Großblockwirtschaft* zugute. Darüber dürfen wir uns nicht täuschen, daß die badischen Nationalliberalen, als sie mit den Umstürzlern das Wahl-, Präsidial- und Arbeitsbündnis eingingen, der sozialrevolutionären Fahne eine bisher unbekannte Werbekraft in ganz Deutschland verschafft haben. Nachdem sogar ein badischer Staatsminister die Umsturzpartei als eine großartige Arbeiterpartei öffentlich angepriesen hat, legt eine Unmasse von Leuten die letzte Scheu ab und sagt sich: Warum soll ich meinen Aerger nicht in einem roten Stimmzettel auslassen, da doch die Sozialdemokratie jetzt für bündnis- und hoffähig erklärt worden ist?

Es ist kein Zufall, daß in Baden der halb oder ganz ungläubige Liberalismus vollständig dem Blockverhängnis verfallen ist, während die *konservativen* Protestanten, die noch dem ererbten Christentum nicht entfremdet sind, gegen die Roten mit dem Zentrum gehen.

Alle Schwächen und Fehler auf sozialdemokratischer Seite werden reichlich aufgewogen durch die ungeheuere Förderung, die der Umsturzpartei vom verblendeten Liberalismus zuteil wird. Der Siegeszug der Roten wird noch weiter gehen; aber wir hoffen, daß die christlichen Parteien ihre größere Widerstandsfähigkeit auch weiterhin bewähren werden, so daß der Liberalismus den Schaden zu tragen haben wird, den er freventlich angestiftet hat. Von der *bürgerlichen* Solidarität sind wir weiter entfernt als je. Die *christliche* Solidarität ist der einzige Rettungsanker.

Die Lage der Katholiken in Oesterreich.

Von Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Die deutschen Katholiken Oesterreichs stehen, wenigstens jene welche katholische Zeitungen lesen, unter dem mächtigen Eindrucke des eben beendeten Katholikentages in Innsbruck (9., 10. und 11. September); die nichtdeutschen Katholiken, welche durch ihre Zeitungen selbstverständlich über die Tagung spärlicher unterrichtet wurden, freuen sich mit ihren deutschen Glaubensbrüdern herzlich über das alle Erwartungen weit überragende herrliche Gelingen des Innsbrucker Tages. In der Anführung dieser Tatsachen ist schon das Elend in der Lage der österreichischen Katholiken angedeutet.

Es heißt fürwahr nicht die Bedeutung und den Glanz des Innsbrucker Katholikentages herabsetzen, wenn hier festgestellt wird, daß, wenn die Teilnehmer einer Tagung für deren Charakter maßgebend sind, mit ganz verschwindend geringen Ausnahmen die Teilnehmer deutschen Stammes waren. Der Präsident Graf Galen traf den Nagel auf den Kopf, als er in seiner Schlußrede von „Deputationen" aller Kronländer und Nationalitäten sprach. Deutschtirol und Vorarlberg stellten die Massen, Bayern und Schweiz sandten liebwerte Gäste, und die deutschen Kronländer waren je nach der Entfernung gut vertreten. Es war also in Wirklichkeit ein deutsch-österreichischer Katholikentag. Würde man den nächsten „allgemeinen" Katholikentag nach Laibach einberufen, es würde ein slowenischer, in Triest ein italienischer, in Prag ein tschechischer, in Krakau ein polnischer daraus. Und in all diesen Landeshauptstädten würden Deputationen der jeweils anderen Nationalitäten die „Allgemeinheit" der Tagung markieren. Es hilft nichts, daß man absichtlich vor dieser Wahrheit die Augen verschließt. Wer die Richtigkeit des Gegenteiles beweisen will, braucht ja nur übers Jahr einen „allgemeinen" nach Laibach oder Prag einzuberufen.

Das größte Glück für den Katholizismus in Oesterreich, für alle seine Nationen und den ganzen Staat wäre es sicherlich, wenn man (z. B. in Wien) einen wirklich allgemeinen österreichischen Katholikentag abhalten könnte. Eine solche Tagung, an welcher die Nichtdeutschen sich nach Hunderten beteiligten, wäre der denkbar erfreulichste Beweis, daß der jetzt am Marke Oesterreichs fressende Krebs des Völkerzwistes endlich weggeschnitten, die Wunde geheilt sei. Aber bis dahin hat es noch gute Wege. Sah sich doch der im Innsbrucker Präsidium sitzende tschechische Theologieprofessor Dr. Kordac-Prag veranlaßt, anzuregen, es sollten jedes Jahr nationale Kronlands-Katholikentage abgehalten werden, die Führer all dieser Tagungen sollten dann jährlich zusammentreten, um möglichst gemeinsame Programme für die nächstjährigen Tagungen aufzustellen.[1] Warum das? Weil sich die traurige Tatsache nicht wegdisputieren läßt, daß die trennende Kraft des Nationalismus in Oesterreich stärker geworden ist, als die einigende des gemeinsamen katholischen Glaubens. Es ist das eine vorübergehende Erscheinung, wie jeder Katholik wünscht und hofft, aber derzeit eine Tatsache, über welche man auch mit dem blindesten Optimismus nicht hinwegkommt.

Die Reichsratswahlen des Jahres 1907 haben den Katholiken unter den Deutschen, Slowenen, Italienern, Tschechen und Polen die meisten Stimmen gebracht, und wenn die auf ein positiv christliches, also katholisches Programm gewählten Abgeordneten sämtlicher Nationalitäten sich zu einem christlichen Block zusammenschließen würden, sie bildeten eine so starke Partei, daß sie jederzeit eine ihnen freundliche Regierungstaktik erzwingen könnten. Warum tun sie es nicht? Steht ihnen die Nationalität höher als das Christentum? Fast hat es den Anschein. Aber zum Glück eben nur den Anschein. Jeder fürchtet für seine Partei die Angriffe des radikalen Nationalismus, der infolge der großen Verbreitung der liberalen Presse mit seinen unehrlichen Schlagern auch in so manchen katholischen Kreisen Eingang gefunden hat, innerhalb aller Nationalitäten.

Daraus leuchtet die große Gefahr hervor, welche dem Nationalismus für Oesterreich und für den Katholizismus innewohnt. Die prinzipiellen Feinde Oesterreichs und „Roms" sind daher auch in allen Nationalitäten die Nationalradikalen, sie müssen das einigende Band des gemeinsamen Glaubens lockern, damit Oesterreich, annoch die katholische Vormacht in Europa, auseinanderfällt. Dieser Einsicht — sollte man meinen — kann sich doch auch kein Ministerpräsident verschließen. Kein Geringerer als der Freimaurerhäuptling Mazzini hat es verkündet: „Wenn man Oesterreich zerstören will, muß man seine Völker aufeinanderhetzen." Wer Oesterreich erhalten will, muß sich zur ersten Aufgabe die Herbeiführung des nationalen Friedens machen — und alle Katholiken haben die patriotische und religiöse Pflicht, mit aller Kraft die Erfüllung dieser Aufgabe zu fördern.

Gelingt dieses große Werk, ohne welches der Bestand Oesterreichs nicht gesichert werden kann, dann werden bessere Tage für das katholische Oesterreich hereinbrechen, dann werden sich auch die katholischen Abgeordneten im Reichsrate zu einem internationalen Block zusammenfinden, und dann werden wir auch wahrhaft allgemeine Katholikentage abhalten können. Wir? Herr Gott, wenn wir im Kampf für die katholische Weltanschauung schon Ergrauten das noch erleben könnten!

[1]) Einen ähnlichen Plan verfechte ich schon mehrere Jahre, werde deshalb von gewisser Seite unter die „Nörgler" gerechnet. Ich fürchte: ich behalte recht.

Die neuheidnische „Moral" der sogenannten modernen Gesellschaft.

Eine Anklage und ein Warnungssignal.

Vom Herausgeber.

Diejenigen, welche es noch vor Jahr und Tag der „Allgemeinen Rundschau" in gutgemeinten Briefen halbwegs zum Vorwurf machten, daß sie im Kampfe gegen die rapid zunehmende Entsittlichung der deutschen Nation zu schwarz sehe, sind seit einiger Zeit völlig verstummt. Die Erkenntnis, daß es schlimm stehen muß mit dem Niedergang der deutschen Sittlichkeit, läßt sich auch durch eine wohlfeile Vogelstraußtaktik nicht länger zurückdrängen. Solange aber trotz alledem die zu einer Lebensfrage der Nation gewordene Sammlung aller verfügbaren Abwehrkräfte und die Anwendung aller geeigneten Abwehrmittel noch in einem geradezu schreienden Mißverhältnis zur Größe der Gefahr und des Uebels steht, solange im Gegenteil gerade die berufensten Wächter der sittlichen Volksgesundheit und vor allem auch die Gerichte so vielfach versagen, gebietet es die Pflicht der Selbsterhaltung, daß alle Rücksicht auf falsche Empfindsamkeit beiseite gesetzt und in Organen, welche ihrer Bestimmung nach nur ernsten, gereiften Menschen zugänglich sind, der Schleier von Zuständen und Lebensauffassungen gerissen wird, welche auch für den Nachwuchs der heute noch christlich gesinnten, an den Grundsätzen der christlichen Ethik wie an einem kostbaren Vermächtnis festhaltenden Kreise des deutschen Volkes die ärgste Gefahr bedeuten. Wenn die gebildete deutsche Jugend beiderlei Geschlechts zufällig oder durch den Zwang der Verhältnisse in ein gesellschaftliches Milieu hineingerät, welches nach den unten folgenden Schilderungen unwiderleglicher Zeugen in den oberen Schichten der Großstadt mehr oder minder „tonangebend" geworden ist, dann sind die Folgen unausbleiblich.

Die Sprache dieser Zitate ist eine so wuchtige, daß sie auch diejenigen aufschrecken mag, welche sich daran gewöhnt haben, nach der Lektüre einer herzerhebenden Prinzipienrede an mehr oder minder hoher Stelle das Vaterland wieder einmal gerettet zu sehen. Regelmäßige Leser der „Allgemeinen Rundschau" sind durch zahlreiche Artikel Otto von Erlbachs und neuerdings durch verschiedene Aufsätze aus der Feder Karl Waldorfs („Im Zeichen der Knochenerweichung" in Nr. 31, „Moral-Anarchisten" in Nr. 35) über die ständig wachsende Gefahr für das nach dem Kriege von 1870 so vielgerühmte „Reich der Gottesfurcht und frommen Sitte" kaum mehr im unklaren. Aber auch ihnen werden einige Offenbarungen der nachfolgenden Zitate eine Ueberraschung sein. Daß es schon soweit gekommen ist, wissen wohl die wenigsten außerhalb des geschilderten Milieus.

Am mangelhaftesten scheinen allerdings die höchsten Regierungsspitzen im Deutschen Reiche und in den meisten deutschen Bundesstaaten über diese Lebensfrage unserer auf der tausendjährigen Grundlage christlicher Kultur aufgebauten Nation unterrichtet zu sein. Die Erklärung läßt sich nur darin finden, daß dem Kaiser und wohl den meisten Bundesfürsten nur zu viele Preßäußerungen und andere Kundgebungen, insofern sie etwas „Unangenehmes" und im Augenblick „Zweckwidriges" enthalten, willkürlich oder unter Umständen auch aus

Befehl vorenthalten werden. Das Kapitel der „Briefe usw., die ihn nicht erreichten“, spielt im heutigen Fürsten- und Staatenleben eine noch weit verhängnisvollere Rolle, als man vielfach vermutet. Um so eindringlicher muß immer wieder aufs neue die Forderung erhoben werden, daß diese schlimmsten Schattenseiten des heutigen Kulturlebens von einer Stelle aus, die stets das Ohr auch der Monarchen hat, nämlich von der parlamentarischen Tribüne, nicht nur im Vorübergehen, sondern mit einer ihrer Tragweite angemessenen Form und Feierlichkeit zur Debatte gestellt werden.

Die „Allgemeine Rundschau“ hat wiederholt die Anschauungen Dr. Georg Hirths, des Herausgebers der „Jugend“, Mitverlegers der „Münchner Neuesten Nachrichten“, über das sog. „Recht auf erotische Literatur“, das „Recht der Erwachsenen auf eine dem Bildungsgrade angemessene Befriedigung der erotischen Phantasie“, sowie seine verblüffenden Belehrungen über das „ideale Recht“ der „Polyandrie“, der Mehrmännerei und Mehrweiberei, mit beiderseitiger „vornehmer“ Duldung der unter gemeinsamem „Refugium“ friedlich zusammenhausenden „Ehegatten“ zitiert. Die Nachweise finden sich in zahlreichen Heften der „Allgemeinen Rundschau“ und in der Broschüre (Separatabdruck) von Dr. Otto von Erlbach: „Rechtsprechung und Pornographie“ (S. 24 ff., 33, 37 ff., 74 ff.). Viele werden geneigt gewesen sein, diese Offenherzigkeiten des Herausgebers der „Jugend“ als ein vereinzeltes Extrem zu bewerten. Daß dem nicht so ist, daß ähnliche und zum Teil noch weitergehende Ideen in unserer „modernen Gesellschaft“ offen propagiert und nach den unwidersprochenen Bekundungen von Wissenden dieses Milieus wie etwas Selbstverständliches hingenommen und je nach Gelegenheit praktisch geübt werden, dafür mögen die nachfolgenden Zitate selbst Zeugnis ablegen.

In dem vor kurzem (Nr. 29 vom 10. Juli, S. 482 f.) schon einmal erwähnten Buche „Dinge, die man nicht sagt“ von Dr. Max Kemmerich, einem bevorzugten ständigen Mitarbeiter der „Münchner Neuesten Nachrichten“, findet man über die Vorliebe der „modernen“ Damenwelt für erotische Unterhaltung und Literatur, über freie Liebe vor der Ehe und über Polygamie in der Ehe geradezu grundstürzende Anschauungen vertreten. Im Scherlschen „Tag“[1]), wo man sonst mitunter sehr verständigen Betrachtungen über den Niedergang der Sitten und seine Zusammenhänge begegnet, hat dieses Buch eine im Anzeigenteile des „Simplicissimus“ (S. 354) mit besonderem Behagen abgedruckte Lobpreisung gefunden, der wir nur folgende Sätze entnehmen:

„... Denn dies neue Buch stellt eine gediegene, gut durchdachte, durchaus zusammenhängende, fein gegliederte Beweisführung dar... Ein heißes Streben und Sehnen nach Besserung, Veredelung, Modernisierung durchzieht das Ganze. Und wo die Satire scharf zu schneiden gezwungen ist, weil der baumelnde Zopf gar zu fest sitzt, da wird ihr versöhnlich geholfen durch einen den schlimmsten Griesgram entwaffnenden Humor.“

[1]) Auf die sog. Scherlpresse ist in diesen Dingen überhaupt sehr wenig Verlaß. Bekanntlich gehört auch die formell in München erscheinende, aber unter Berliner Redaktionskommando stehende „Allgemeine Zeitung“ zur Scherlpresse. Man erinnert sich, mit welch hohem sittlichen Ernste dieses liberale Blatt, als es noch als Tageszeitung erschien, schon vor Jahren dem „zum Himmel stinkenden Schmutz“, der sich turmhoch häufe und kein Alter, kein Geschlecht unberührt lasse, zu Leibe ging. Auch in neuester Zeit hat die nunmehrige Wochenschrift manches kluge Wort veröffentlicht, das von der libertinistischen Frivolität der liberalen Allerweltspresse vorteilhaft abstach. Aber zwischendurch werden dem blöden Götzen Zeitgeist auch auf diesem Gebiete immer wieder Weihrauchopfer dargebracht. Hierzu rechnen wir beispielsweise einen von A. G. Hartmann-Berlin gezeichneten Artikel über das Dr. Bredtsche Buch „Sittliche oder unsittliche Kunst“, der ebensogut in der „Jugend“ oder im „Simplicissimus“ prangen könnte. Da wird nur so gezetert über die „Moralschnüffler“, über „diese Sorte“ von „muckerischen“ Kunstbetrachtern, über die „dunklen Küchen der Moralköche“. Die „Allgemeine Rundschau“ hat sich über die Bredtsche Schrift, die unmittelbar nach den Landtagsdebatten über die Pest der Pornographie erschien, bereits in Nr. 48 vom 27. Nov. (S. 838) geäußert. (Vgl. auch die Broschüre „Rechtsprechung und Pornographie“, S. 67 f.) Damals schon wurde darauf hingewiesen, daß Dr. Bredt zum Teil offene Türen einstößt und gegen Windmühlenflügel ficht, anderseits aber mit völlig stumpfen Waffen kämpft. Es seien nur einige Sätze wiederholt: „Selbst die anstößigsten Bilder der Bredtschen Schrift erscheinen vergleichsweise fast harmlos gegenüber den herausfordernden Frechheiten, welche aus gewissen Sümpfen der Münchener Kunst aufstiegen und Polizei und Justiz auf den Plan riefen. ... Keine von den zu einem großen Teile anstößigen oder auch nur unanständigen Abbildungen der Bredtschen Schrift reicht im entferntesten an die freche viehische Unzucht der Bilder eines Weisgerber, Jagerspacher, Willi Geiger, Schnackenberger und ihrer zahlreichen Genossen heran, welche in der letzten Zeit Polizei, Staatsanwaltschaft und Gericht beschäftigen mußten. Wir gebrauchen mit Absicht starke Worte, weil es nötig ist, den .... Vertuschungs- und Verdunkelungsversuchen einen kräftigen Riegel vorzuschieben.“ Dr. E. W. Bredt ist der „Allgemeinen Rundschau“ bis zur Stunde die Antwort schuldig geblieben.

Diese mitunter geradezu gewissenlose warme Empfehlung grundstürzender Bücher und Zeitschriften in meist liberalen Blättern, die sehr beleidigt sein würden, wenn man an der ehrbaren Gesinnung ihres Familienlesepublikums zweifelte, ist ein Kapitel für sich. In Leitartikeln und im lokalen Teile mancher dieser Blätter trifft man wohl noch Anschauungen aus dem Ideenkreise der „alten Moral“, die im „literarischen“ Teile, von der großen Menge unbemerkt, hohnlachend über Bord geworfen wird. Das erwähnte Buch von Dr. Max Kemmerich ist im „Simplicissimus“-Verlage (Albert Langen) erschienen. Der Verfasser hat sich allerdings in einer Zuschrift an die „Allgemeine Rundschau“ sehr dagegen verwahrt, daß er zur Gefolgschaft des „Simplicissimus“ gehöre. Wessen Geistes er ist, wird man am leichtesten aus den nachstehenden wörtlichen Zitaten ersehen. Es fällt uns selbstredend nicht ein, seiner Person die ehrliche Ueberzeugung abzusprechen; um so mehr ist es unsere Pflicht, solche Ideen durch ein weithin sichtbares Warnungszeichen erkennbar zu machen. Mancher allzu zynische Ausspruch läßt sich allerdings auch in den Spalten der „Allgemeinen Rundschau“ nicht wiedergeben.

Im Kapitel „Moral“ (S. 153 ff.) liest man u. a. folgendes:

„Der an die Männer gelegte moralische Maßstab ist ja auch ein ganz eigenes Ding. Die Gesetze strafen ja den Verkehr des Mannes vor der Ehe nicht. Die Männer unter sich und erst recht die Damen haben dagegen auch nichts einzuwenden, die offizielle Moral aber, die tugendhafte Meute .... die Seelsorger und Zeitungsskribenten, Landtag und Reichstag, die ihre Herde treu behüten, sie stoßen ein Indianergeheul der Entrüstung aus ....

Die offizielle gedruckte und aus den Fenstern der Parlamente geoffenbarte Moral fordert also vom Junggesellen Enthaltsamkeit. Es gibt sogar Väter, deren Dummheit so grenzenlos ist, daß sie ihren erwachsenden Söhnen nicht etwa ...., sondern nur Ermahnungen zur Askese auf den Lebensweg mitgeben.

Gottlob gibt es nicht allzuviele Männer, die dumm genug sind, ein paar Muckern und Rückenmärkern zuliebe ihre Jugend zu vertrauern. Die große Mehrzahl verdient die gute Meinung, die die Damenwelt von ihnen hegt. Denn deren wirkliche Ansicht ist ja selbstverständlich der öffentlich geäußerten kontradiktorisch zuwiderlaufend.

Damen unter sich bevorzugen erotische Gespräche. Nicht alle natürlich, Ausnahmen gibt es ja stets, aber die Mehrzahl. Da wird nun allerdings ein ganz anderer Maßstab angelegt, als die Salbadereien über die Tugend unserer Frauen vermuten ließen. Während in der Oeffentlichkeit der größte Tugendbold und Maulheld die Hauptrolle spielt, sind hier — noch mehr aber natürlich unter vier Augen, von denen nur zwei weiblich sind — die Rollen vertauscht. Nicht das Schaf gilt hier, sondern der Stier, nicht die Tugendlilien, sondern die roten Nelken. Hier werden die Männer nach ihren verborgenen Qualitäten geschätzt, ja sogar empfohlen. Denn die Diskretion der Damen steht nicht höher als die der Männer, und diese in der Regel im Nadir ....“

Daß die Damen das niemals zugeben werden, ist selbstverständlich. Es gehört ja zu den Dingen, die man nicht sagt, und die deshalb nicht minder wahr, ja viel wahrer sind als die andern.

Einen guten Einblick in die moralischen Anschauungen der weitesten Kreise gewährt eine Betrachtung der literarischen Bedürfnisse. Von rein pornographischen Werken, für die auch eine ziemlich rege Nachfrage zu bestehen scheint, da sonst die hohen Preise so unverständlich wären wie das Risiko der Verleger, können wir absehen. Die Polizei sorgt mit Recht dafür, daß sie nicht in weite Kreise dringt.[2]) Die Auflehnung gegen diese Volksvergiftung würde auch vor Gericht in ganz anderer Stärke zum Ausdruck kommen, wenn nicht die berechtigte Furcht, durch engherzige Urteile der Reaktion und der Kunstfeindschaft Waffen zu liefern, manchen Sachverständigen abhalten würde, seinem Abscheu offenen Ausdruck zu verleihen. Wohl aber ist es bezeichnend, daß nur solche Romane weiteste Verbreitung und Riesenauflagen erleben, die nicht frei von erotischen Szenen sind. Je pikanter und prickelnder sie geschrieben sind, desto lebhafter die Nachfrage. Mag der Mann mehr die Pornographika bevorzugen[3]), die Damenwelt hat eine geradezu leidenschaftliche Neigung zum Erotischen in feinerer Form, zur Pikanterie, zum Lüsternen. Selbstverständlich ausschließlich aus literarischer Begeisterung!“

Der Verfasser wird in diesem Kapitel und in seinen Zeugenaussagen gegen die „moderne Frau“ so deutlich, so beleidigend deutlich, daß sich nicht alles wiedergeben läßt. Von der „gesellschaftlichen Moral“ für Witwen seien nur ein paar Sätze zitiert (S. 159):

„Wer eine hübsche Witwe sieht, hofft im geheimen, daß sie klug genug ist, von ihrer Freiheit passenden Gebrauch zu machen. Meistens wird ja diese Hoffnung noch eher erfüllt sein, als man es glauben möchte. Was man aber auch hier unerbittlich verlangt, ein Gesetz, dessen Uebertretung

[2]) Wenn's nur so wäre! Aber die Polizei ist machtlos, wenn die Gerichte, namentlich das Schwurgericht, selbst in den schlimmsten Fällen völlig versagen. Im Kampfe gegen „rein pornographische Werke“ stehen wir zurzeit vor einem förmlichen Bankerott der Justiz.

[3]) Wer noch daran zweifelt, daß die wie eine Seuche um sich greifende Pornographie weit über den „beschränkten Kreis“ der Besitzer solcher Schmutzbücher entsetzlichen Schaden anrichtet, lese nur die Berichte über den Helgoländer Skandal, der am 12. Sept. vor der Strafkammer zu Altona eine teilweise Sühne fand. Die Mehrzahl der Angeklagten, darunter höhere Offiziere, wird vor das Kriegsgericht der Marine gestellt. Es handelt sich um eine große Anzahl halbwüchsiger Kinder, welche, wie die Berichte sagen, durch Süßigkeiten und durch **„schlechte Lektüre“** zu den größten Schändlichkeiten verführt wurden.

gesellschaftliche Achtung ahndet, ist — die Heuchelei. Sie ist die Quintessenz unserer sexuellen Moral."

Im Kapitel „Polygamie" ging Dr. Max Kemmerich noch einen bedeutenden Schritt weiter als Dr. Georg Hirth mit seiner fakultativen „Polyandrie" innerhalb der monogamen Ehe: „Um eine Veredelung der Rasse zu ermöglichen gibt es nur ein Vorbild: das der Araber und Türken." Wir verzichten auf die näheren Ausführungen und zitieren nur den Schluß (S. 166):

„Diese Betrachtungen lassen in der Polygamie, die schon aus finanziellen Gründen, dann auch aus dem natürlichen Zahlenverhältnis der Geschlechter nur für die tüchtige Minderheit in Frage kommen kann, nicht etwa eine tiefere, sondern vielmehr eine höhere Form der Ehe erblicken.

Um es kurz zu sagen: Wir besitzen ein einziges Mittel, die negative, die Menschheit schwer bedrohende Auslese zu bekämpfen: Die legitime Polygamie, denn die illegitime haben wir ja."

Man könnte fragen, was denn die christlichen deutschen Frauen zu dieser neuen Lehre sagen werden, die ihnen mit dem Neuheidentum auch die Erniedrigung der Frau mit allen ihren Folgen wiederbescheren will. Aber es ist ja nicht das Milieu der christlichen Frauenwelt, aus welchem diese Dünste aufsteigen, sondern die sog. „moderne Gesellschaft". Möge die christliche Frau daraus die praktische Lehre ziehen, daß sie ihre christlichen Söhne und Töchter vor diesem gleißenden „modernen" Milieu wie vor einem giftigen Sumpfe warnt und nicht müde wird zu warnen.

Ueber eheliche Moral und eheliche Treue (S. 167 ff.) mögen folgende Zitate genügen. In der Ehe gilt für den Mann eine andere Moral als für die Frau:

„Daß Mann und Weib im gleichen Maße die eheliche Treue zu halten haben — unter welchen Voraussetzungen sogar, sahen wir eben —, ja, daß auch vom Manne „Jungfräulichkeit" gefordert wird, gehört zu jenen Dogmen, die desto eifriger verfochten werden, je dümmer sie sind....

Wo soll denn auch ein Mann gelernt haben, eine Frau richtig und taktvoll zu behandeln, wenn nicht im Verkehr mit anderen, die sehr edel, moralisch und vornehm sein können, auch wenn sie sich ohne behördlichen und priesterlichen Segen dem Geliebten hingeben.

Alle diese Umstände lassen den Ehebruch des Mannes viel leichter beurteilen, als den der Frau. Was für ihn eine kleine Entgleisung ist, über die er vielleicht gedankenlos zur Tagesordnung übergeht, ist für jene ein tiefer Fall, und daß selbst sie unter gewissen Umständen ihn begehen kann, ohne unmoralisch zu handeln, sahen wir bereits."

Das sind die „Moral"-Anschauungen des Buches, das im Scherlschen „Tag" und in zahlreichen Organen der liberalen Bourgoisie so begeistert angepriesen wird! Vergesse man dabei Eines nicht: Selbst in „liberalen" Familien werden solche vom Leiborgan empfohlene Bücher wohl nur höchst selten von Vater und Mutter, um so eifriger aber von Söhnen und Töchtern gelesen. Und wenn auch nicht alle praktischen Konsequenzen daraus gezogen werden, so liest man doch je nach Bedarf mildernde Umstände für die größte sittliche Ungebundenheit heraus. Wer das Leben der vornehmen, modernen Welt nicht nur nach der Oberfläche beurteilt, findet in den vorstehenden „Dingen, die man nicht sagt", aber tut, den Schlüssel für vieles.

Man wende uns nicht ein, daß Bücher stets einen verhältnismäßig beschränkten Leserkreis finden. Bücher, für welche die skrupellose Reklametrommel der liberalen Großstadtblätter bis zum Scherlschen „Tag" sich einsetzt, haben über Mangel an Absatz niemals zu klagen. Aber finden sich denn diese „modernen" Lehren nur in Büchern? Tageszeitungen, die sich selbst der stärksten Verbreitung im „gebildeten" Bürgertum rühmen, bieten ihrem Publikum die gleiche Kost. Für heute nur zwei Proben von schlagendster Beweiskraft. In der 1. Beilage des „Berliner Börsen-Courier" vom 4. Sept. 1910 (Nr. 413) findet sich ein Essay von J. E. Poritzky unter dem Titel: „Erotik, Moral und Kunst." Hier wird der liberalen Bourgeoisie in der Reichshauptstadt, der Residenz des Kaisers und der Kaiserin, u. a. nachstehende Sittenpredigt dargeboten:

„Die öffentliche Moral und das Gesetz nehmen mir zwar die Freiheit, die Form meines geschlechtlichen Lebens selbst zu wählen, und zwingen mich unter gewissen Voraussetzungen monogam zu leben. Aber es ist anderseits eine Tatsache, daß die Form, in die mich das Gesetz zwingt, immer und überall gesprengt worden ist. Monogamie ist zwar Gesetz, aber Polygamie ist Brauch. Zwar ist Polygamie ein zu grobes Wort; denn die meisten Männer haben wohl das Bedürfnis, mit mehreren Frauen in erotischer Beziehung zu stehen, nicht aber zugleich auch in sexueller. Viele Männer sind sexuell monogam und nur erotisch polygam veranlagt. Das Liebesbedürfnis der modernen oder entwickelteren Frau ist nicht minder kompliziert .... In solcher Ehe wird es zweifelsohne vorkommen, daß sich mit Wissen beider ein dreieckiges, ja sogar ein vieleckiges Verhältnis herausbildet, ohne daß man dem einen oder anderen Gatten moralische Vorwürfe machen dürfte .....

Ich könnte mich bei alledem auf Schopenhauer berufen, auf Nietzsche, Strindberg, Ellen Key und viele andere, die aber voreingenommene Moralisten als parteiisch ablehnen werden. Wird man mir glauben, wenn ich mich auf Giordano Bruno berufe? „Es muß jedem Manne erlaubt sein" — sagt er — „so viele Frauen zu halten, als er ernähren kann". Es sei eine ungerechte Sache — meint er — daß ein Mann sich — rein physisch — an ein einziges Weib verschwende. Die Gesellschaft stellt sich freilich nicht auf diesen Standpunkt, obwohl er der aller großen Geister war, die die Heuchelei haßten...

Und wie oft soll man es noch sagen, daß vollends die Kunst erst recht nichts mit der Moral zu tun hat? Am liebsten verherrlicht sie ja gerade das, was die Moral verbietet, und wenn sie lustig wird, lacht sie der Moral sogar ins Gesicht. Die Kunst kann das Unmoralische, worunter die Gesellschaft das Erotische versteht, nicht negieren, denn sie wächst aus dem Erotischen heraus. Die Erotik ist die Wurzel aller Kunst. Darum ist es für den Künstler schwer, die bürgerliche Moral nicht auf Schritt und Tritt zu verletzen. Er erinnert uns fortwährend an die Tatsache, daß die Moral besiegt werden muß, so oft eine neue Welt entstehen solle."

Und so fort mit faunischem Zynismus. — — Ob vor 40, ja noch vor 20 Jahren in einem Berliner Blatte nationalliberaler Parteirichtung solche „Sittenlehren" offen gepredigt worden wären? Ja, wir haben es herrlich weit gebracht im einstigen „Reiche der Gottesfurcht und frommen Sitte!"

„Deutschtum und Christentum sind untrennbar von einander", hat der Kaiser unlängst auf der Marienburg proklamiert. Aber in der Praxis wird diese Devise nur noch in denjenigen Volkskreisen voll und ganz hochgehalten, die als „Offenbarungsgläubige" dem modernen Liberalismus aller Schattierungen suspekt oder gar verhaßt sind. Und man mag sagen, was man will: Der sog. Bildungs-Liberalismus hat in denjenigen leitenden Kreisen, welche ungeachtet aller feierlichen Fürstenworte weit vorwiegend den Gang der Staatsmaschine bestimmen, der Bureaukratie die Richtschnur weisen und vor jedem Stirnrunzeln der „Kunst" und „Wissenschaft" zurückweichen, immer noch entscheidendes Gewicht, wenn auch der Parteiliberalismus in steter Sorge um die Wahrung seiner „Personalien" noch so oft das Klagelied vom Fahrwasser der Reaktion oder gar des „Klerikalismus" singt.

Den Schluß unserer Zitaten-Reihe möge heute ein kurzer Auszug aus einem Feuilleton der liberalen „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 411) bilden, die sich in den letzten Tagen öffentlich brüsteten, „das größte Blatt in Süddeutschland" zu sein. Bereits in Nr. 37, S. 635, wurde dieses skandalösen Feuilletons Erwähnung getan, das, fast wie ein Hohn auf die Gedenktage der großen Zeit vor 40 Jahren ausgerechnet am 4. September erschien und auf den deutschen Frauentyp vor dem 70er Jahre mit einem mitleidigen Achselzucken herabblickt. Am 10. September (Nr. 37) wurde an dieser Stelle der Inhalt des Feuilletons in folgendem kurzen Extrakt angedeutet: „In diesem Feuilleton („Der Stolz der Frau") wird den deutschen Mädchen, die vor dem 70er Kriege den Goetheschen Typus eines Gretchen und Klärchen verkörpert hätten und jetzt durch eine „neue Moral" fälschlich zu „idealer" freier Liebe erzogen würden, der Rat erteilt, lieber dem Beispiel der Französin zu folgen, welche sich nur gegen ein — Geldäquivalent dem Liebhaber hingebe." Aus den nachstehenden Zitaten möge man sich selbst überzeugen, ob wir zu viel behauptet haben. Recht sympathisch beginnt die Plauderei mit einer Lobeserhebung der in demselben liberalen Blatte so oft als „bigott" und beschränkt verlästerten spanischen Frauenwelt:

„Der Stolz der Spanierin ist sprichwörtlich, er beruht darauf, daß sie ihrer weiblichen Ehre nicht zu nahe kommen läßt, außer wenn sie liebt. Kein Land ist daher so wenig lasterhaft als Spanien. Die liebende Frau ist vollkommen zuverlässig, andere Männer existieren für sie nicht."

Dann folgt eine Strafpredigt über die „verkniffenen englischen Moralanschauungen", die auch den englischen Frauen nur als „puritanische Heuchelei" ausgelegt werden. „Die französische Frau" als Sammelbegriff wird in eine Beleuchtung gerückt, die durch nachstehende Sätze hinreichend gekennzeichnet ist:

„Es ist richtig, daß die Französin besonders leicht den Schritt vom monde zum demi-monde macht. Sie kennt nicht so sehr die Gewissenskämpfe der protestantischen Länder, wo die „Gefallene" weniger durch das, was sie tut, als durch die Verachtung der Gesellschaft hinabgestoßen wird... Die komplizierten Verhältnisse einer galanten Weltstadt wie Paris, dazu die Leichtigkeit des gallischen Charakters, worin doch noch viel von der Stürmischkeit des Südens enthalten ist, alles dies hat viele Frauen erkennen gelehrt, daß die Annahme eines Geldäquivalents von einem Liebhaber, der nicht warten will, bis man sich genauer kennt, das einfachste Symbol dafür bedeutet, daß der Mann dem Augenblicke einen gewissen Wert beilegt... Die Goldstücke, welche die Courtisane am Morgen auf dem Kamin findet, sind ihr das Zeichen dafür, daß sie sich nicht ganz weggeworfen hat. Der Mensch, und ganz besonders der Mann, ist geneigt, das Billige gering zu schätzen und sich dort angezogen zu fühlen, wo er ein gewisses Kapital „investiert" hat.

Abstoßender und zynischer läßt sich über ein so heikles Thema wohl kaum „philosophieren, wobei zu bedenken ist, daß „das größte Blatt in Süddeutschland" bei einer Auflage von 110000 Exemplaren in ungezählten, auch christlichen Häusern „Familienlektüre" ist. Aber die vorstehenden Zitate sind längst nicht die verderblichsten. Jetzt beginnt erst die Anwendung auf — Deutschland. Denn man höre und staune:

„In Deutschland hat vor dem Kriege in breiten Schichten wohl derjenige weibliche Typus dominiert, den Goethe in Gretchen und Klärchen verkörpert hat. Diese harmlosen Dinger meinten, es sei genug, „jemand einfach lieb zu haben". Es mag für die damaligen Verhältnisse von Klein-Deutschland auch wirklich genug gewesen sein, aber das deutsche Mädchen von heute, das nicht unter dem Schutze wohlhabender Eltern steht, dürfte doch inzwischen erkannt haben, daß dies nicht genug ist. . . . . Die Entwicklung des deutschen Mädchens in dieser Richtung wird nun leider dadurch auf Jahrzehnte gehemmt, daß die verbrecherischen Schriften gewisser Gefühlspolitikerinnen, die für idealistisch gelten, bei uns eine so überraschende Verbreitung gefunden haben. . . . . Anstatt den Frauen zu zeigen, wie die Welt ist, wie die Männer sind, was sie wollen und ihrer ungebundenen Natur nach wollen dürfen, was man ihnen aber zunächst verwehren muß, anstatt dessen wird unerfahrenen Mädchen eine ideale Welt vorgeschwindelt, in der sie als Märtyrerinnen eines neuen Glaubens ihren Gefühlen folgen sollen, anstatt, mit dem Stolze des Weibes umgürtet, sich der männlichen Begierden so lange zu erwehren, bis die nötigen Garantien da sind. . . . . Worin diese Garantien bestehen, mag von Fall zu Fall verschieden sein; ein armes Mädchen wird andere Sicherheiten verlangen müssen als eine reiche Witwe, eine Künstlerin andere als eine Familientochter."

Wir haben dieser Empfehlung einer Liebe gegen sogenannte „Sicherheiten" bzw. „Geldäquivalente", „dem deutschen Mädchen von heute" dargeboten zur Sedanfeier 1910, kein Wort hinzuzufügen. Und gerade solche „national"-liberale Blätter echauffieren sich darüber, daß — anderswo der 40jährige Gedenktag von Sedan nicht mit der gewünschten Begeisterung gefeiert worden sei. In einer „modernen" Großstadt, wo „das größte Blatt" den weiblichen Typus von 1870 herabwürdigt, wo zudem ein René Prévôt, Gulbransson, Thöny, Henry Bing, Roda-Roda, Pascin und ähnliche Männer mit echt „deutschen" Namen den „deutschen" Nationalstolz interpretieren, kann die liberale Bourgeoisie für jetzt und immer auf jede Sedanfeier getrost verzichten.

Wo liegt die Kraft?

Von Dr. Nik. Brem.

Der manchesterliche Liberalismus war des Glaubens, daß alles andere hinzugegeben werde, falls nur für den rollenden Taler freie Bahn geschaffen sei. Wir wissen heute, daß der Reichtum eines Volkes sich nicht vor allem in den Sachgütern äußert, daß die wichtigste der produktiven Kräfte einer Nation die Bevölkerung selbst ist, die lebendigen Menschen mit Fleisch und Blut, mit Leib und Seele. Nicht die Kurse unserer Wertpapiere, nicht die Rente des Bodens, nicht die Dividenden der Erwerbsgesellschaften geben in erster Linie den Gradmesser des Reichtums: In erster Linie steht die Rente, die das in der Bevölkerung, in ihrer Ernährung und Erziehung, in ihrer Bildung und Wohlfahrt angelegte Riesenkapital abwirft. Daß dieses Volkskapital nicht im Dienste einzelner auf Kosten der Gesamtheit verbraucht werde, ist eines der Ziele unserer sozialen Gesetzgebung. Es ist besser, die Quellen des Reichtums eines Volkes zu schützen, als nur den Reichtum selber anzusehen.

So modern dieser Gedanke ist: In dem Augenblicke, wo er auf das geistige Soll und Haben unserer Zeit angewendet wird, stößt er auf die Gegnerschaft gerade derer, die sich mit Vorliebe modern heißen. Stehen wir nicht auch im geistigen Leben vor einer einseitigen Wertschätzung der äußeren Freiheiten, des äußeren Verlaufs der Dinge, der äußeren Erfolge, vor einer Verkennung der inneren produktiven Kräfte? Ueberschätzt man nicht die Zivilisation auf Kosten der Kultur, das Hinzulernen und intellektuelle Wissen auf Kosten des inneren Erlebnisses und des Charakters? Was speziell das soziale Gebiet anbelangt, so hat Förster in seinem Buche „Klassenkampf und Christentum" diese Frage gestellt und zu einer wuchtigen Anklage formuliert. Er verlangt mit immer neuen Gründen und immer dringlicheren Beweisen, daß man die eigentlichen Motoren der Kulturentwicklung, die Kraftquellen geistigen Lebens und Fortschrittes nicht vergesse, die in der menschlichen Seele ruhen. Das Problem laute nicht einfach: Wie kann ich die größtmögliche Zahl von Freiheiten und den größtmöglichen Umfang von sozialem Wissen dem Volke schenken? Das Problem laute: Woher bekomme ich die Kraft, frei zu werden für meine Mitmenschen? Ohne die Freisetzung der altruistischen Seelenkräfte in möglichst vielen kann ein Ausweg aus dem Labyrinth der sozialen Not nicht gefunden werden. Der so formulierten Aufgabe stehen aber viele geistige Führer unserer Zeitgenossen hilflos wie Kinder gegenüber. Sie haben das Wirken der Natur entschleiert, deren Gesetze beschrieben und rubriziert, aber in der psychologischen Technik sind sie Ignoranten geblieben. Wie könnten sie sonst übersehen, daß in der Seele sich Kraft nur entwickle durch Zucht, daß seine Seele verlieren müsse, wer sie gewinnen wolle? Wie könnten sie sich dann weiter der elementaren Erkenntnis verschließen, daß die Erziehungsfrage und damit unlösbar verbunden die Frage der religiösen Führung riesengroß hinter all den übrigen Fragen steht? Wie könnten sie der Kirche mit Haß und dem Christentum mit kalter Reserve gegenüberstehen?

Aber Kirchenhaß und Christentumfeindschaft sind heute politisch engagiert. Es gibt Parteien, die mit ihnen leben und sterben. Sozialismus und Liberalismus machen sich anheischig, neue Wege zur Entfaltung der kulturellen Kräfte zu weisen. Der Sozialismus seinerseits löst dieses und alle Probleme, man kann sagen, mit der bekannten Formel Dr. Eisenbarts. Mit einigen Sätzen des kommunistischen Manifests ist die ganze Gesellschaft ein für allemal von allem Uebel geheilt, indem sie revolutioniert wird. Frisch-fröhlich setzte er sich eben in Kopenhagen über alle Realitäten der nationalen Entwicklung hinweg und schlägt in Deutschland mit Keulen auf die Badenser ein, die es empfanden, daß unmöglich 4 Millionen von Volksgenossen murrend und knurrend jahrelang hinter dem Staatskarren einherlaufen dürfen, ohne selbst eine politische Verantwortung zu übernehmen.

Der Sozialismus kennt nur eine Kraftentwicklung in revolutionärem Sinne. Der Liberalismus aber fristet sich immer noch mit den aufgewärmten Aufklärungsphrasen von allgemeiner Freiheit und allgemeiner Bildung, wie er überhaupt nie etwas hinzulernt. Als ob die Erklärung der Menschenrechte, enthusiastisch vom französischen Volke aufgenommen, genügt hätte, um in der Tat alle Ungerechtigkeit zu bannen und alle Ungleichheit aufzuheben, als ob es, wie Förster oft betont, ausreichte, flammende Proteste in sozialistische Volksversammlungen zu schleudern gegen jede Unterdrückung, um in der Tat die Herzen vom Mammon loszureißen. Man kann Freiheit und Bildung gar nicht hoch genug schätzen. Mit dem vom Liberalismus beliebten Mechanismus der Freiheitsgewährungen aber und mit der Bildungswalze, die er über das Volk hinführen will, ist wahre Freiheit und wahre Bildung noch gar nicht garantiert. Dazu bedarf es der Mitarbeit der Seelen und es frägt sich immer wieder, wer sie am besten zu beschwingen vermag.

1900 Jahre haben darauf eine ziemlich einstimmige Antwort gegeben. Nun aber soll die Wendung kommen. Unter dem vielen Traurigen ist das traurigste, daß in den breiten Massen der Bevölkerung allgemach die Erziehung des Sozialismus sich in die Stimmung des Freidenkertums umbildet. Und der Liberalismus steht beiseite und zuckt nicht mit der Wimper, wenn die Quellen christlichen und deutschen Gemütslebens versanden, wenn die Gassenphilosophie im hellen Sonnenscheine einherspaziert und sich im 20. Jahrhundert öffentliche Versammlungen zu arrangieren getrauen darf. Wahrhaftig, die Banalität hat sich auf den Thron gesetzt und fängt an das Geistesleben der Massen zu knechten. Mit der proletarischen Freidenkerbewegung läuft parallel eine Aktion unter den gebildeten Kreisen, die besonders in München auf eine freidenkerische Kirchengründung hinzielt. Es sind dem Liberalismus nahestehende Propheten aufgetreten, die von der vollständigen Verwirklichung individueller Freiheit, von der Bekämpfung einer jeden dogmatischen Religion die gänzliche und glückliche Entfaltung des modernen Menschen erwarten, der heute noch zwiespältig sei. Aber Dr. Horneffer und all die Träumer, die mit ihm durch radikalsten Haß gegen Christus und die katholische Kirche verbunden sind, werden erkennen müssen, daß sie in der Naturgeschichte des Menschen nicht bewandert sind, daß das harte Urgestein des niederen Wesens im Menschen der Erziehungsfaktoren, die sie ins Spiel führen können, einfachhin spottet, daß sie sein höheres Wesen dauernd nicht zu entfalten und die Kraftquellen der Seele nicht zu erschließen vermögen. Sie werden

erkennen, daß niemand ungestraft, und wäre er, wie es Lassalle hochmütig von sich behauptete, mit der Bildung seines Jahrhunderts ausgerüstet, die Erziehungs- und Lebensweisheit von zwei Jahrtausenden einfach umstößt als habe sie nicht existiert.

Die Frage ist nur, warum gerade unser deutsches Volk auf solch revolutionären Wahnsinn die Probe machen soll? Ueber dem Kanal hat ein uns verwandter Stamm sich nicht bloß wirtschaftlich glücklich entwickelt, sondern sich innerlich gesund und kräftig erhalten und die Achtung vor den religiösen Mächten niemals preisgegeben. Es ist das größte Unglück eines Volkes, wenn ihm der Respekt vor dem Uebernatürlichen, die Wertschätzung des hinter den Dingen Stehenden, die Führung durch die religiösen Ideen, die Geschenke des Christentums abhanden kommen. Damit sind ihm die innersten Kraftquellen des Idealismus versiegt. Gallia docet!

Aber Gott sei Dank, noch strömt gesunde Kraft durch unser Volk. Für den katholischen Volksteil hat der so glänzend gelungene Augsburger Katholikentag das wieder aufs neue besiegelt. Er war Wucht und Harmonie, eine überwältigende Fülle von einheitlich gerichteter Kraft, Gehobenheit der Seelen in freudiger und positiver Mitarbeit an allen Sorgen der Gegenwart. Er war vor allem eine imposante Demonstration der deutschen Katholiken gegen die volkszerstörerische Macht des Sozialismus und Freidenkertums. Hier sprudeln reiche Quellen der Kraft. Sollten das nicht alle ernsten Menschen, alle Christen und Patrioten einsehen müssen? Die liberal-protestantische Gertrud Bäumer sagt Seite 8 ihres neuen Buches[1]), daß „gegenüber der Staccatofolge entgegengesetztester Ueberzeugungen, in der sich das geistige Leben gerade der aufgeweckten und vorurteilslosen Menschen heute vielfach abspielt, die Physiognomie derer die in ihren Meinungen traditionell gebunden und eingeschränkt, aber doch wenigstens konsequent und einheitlich sind, so sehr gewinne, daß sich heute schon unter den Gebildeten eine rückläufige Bewegung zur konservativen und orthodoxen Anschauung vollziehe.“ Wir wissen nicht, was die Zukunft bringt. Wir wissen nicht, ob unserem Volke die Kraft bewahrt bleiben wird, oder ob wir an Sozialismus und Freidenkertum, an der Pseudo-Liberalisierung der Geister dahinsiechen werden. Sollte aber der deutschen Zukunft wieder einmal ein geistiger Stil beschieden sein, sollten wir zur Sammlung unserer Kraft vordringen, es ist gewiß, daß wir Katholiken dabei sein werden, wie wir an der Schaffung einer solchen im Mittelalter die Beteiligten gewesen sind. Die Neuzeit hat aus sich heraus eine Synthese des geistigen Lebens nicht zu begründen vermocht.

Vorläufig aber werden wir unter allen Umständen den freudigen Optimismus des Vertrauens, der gegenseitigen Liebe und der Tat unter keinen Umständen uns rauben lassen dürfen. Diesen Optimismus im Herzen, werden wir die kleinen Wege der Praxis, der Erziehung der Jugend, der sozialen Sammlung und Organisierung des Volkes, der Teilnahme am literarischen und künstlerischen Leben aufs neue lieben und beschreiten müssen, auch wenn der Werktag des täglichen Lebens diesen Wegen den Sonnenglanz nimmt, der sich in der Festzeit des Katholikentages über sie legt. Den Pessimisten und Nörglern muß zum mindesten gesagt werden, daß sie nichts Positives schaffen und fördern. Es lebe der Optimismus, denn er allein wird die Kraft aus den Tiefen katholischer Herzen holen und mobilisieren können. Ihm sind die Worte gewidmet, die Dr. Donders in seinem eben erschienenen schönen Buche schreibt:[2])

„Die Zukunft der Kirche hängt in jedem Lande viel von der treuen, eifrigen Zukunftsarbeit ihrer Glieder ab. Wer in der Zukunft nur Schwierigkeiten sieht, wie im dunklen Lande, der legt untätig die Hände in den Schoß und verzweifelt an der Sache Gottes, der gehört zu den Pessimisten. Sie haben kein Wort für die Zukunft der Kirche, so hat diese auch keines für sie. Wer kaltblütig und gleichgültig ins Zukunftsland schaut und schon im voraus zu wissen glaubt, es helfe doch alles nicht gar viel und mit Gleichmut komme man am weitesten, der gehört zu den Gleichgültigen ohne Saat und Schaufel und Pflug und Furchen: ihnen wachsen keine Früchte. Wer aber mit Gott und der Zukunft im Bunde steht, voll Mut und Tatkraft und Opfersinn, wer da ausschaut in die kommenden Tage mit dem kühnen Blick des Eroberers, dem wird's gelingen.“

---

[1]) Dr. G. Bäumer, die soziale Idee in den Weltanschauungen des 19. Jahrhunderts, 1910, Heilbronn.

[2]) Heimkehr, Stille Gedanken von Adolf Donders, Volksvereinsverlag 1910, S. 259.

Abendfeier.

Ich schaue vom Kirchlein am Bergesrand
Hinaus in das schimmernde Sommerland:

Da wogt aus der Tiefe grüngolden das Meer
Von reifenden Saaten, und ringsumher

Ein Läuten von blühender Halde und Hang,
Der weidenden Herde helltönender Gang.

Und ferne die Hügel, in Duft getaucht,
Wie Schwarzwälder Mädchen, so rosig umhaucht...

Jetzt klingen die Glocken vom Turme zu Tal —
Und laden die Seele zum Abendmahl.

P. Timotheus Kranich, O. S. B.

Ein Desiderium auf den Katholikentagen.

Von Universitätsprofessor Dr. Sägmüller, Tübingen.

Es ist eine fast selbstverständliche Gepflogenheit auf den jährlichen Versammlungen des Görresvereins, daß in der Regel ein Vortrag der politischen oder der Kunstgeschichte der Stadt gewidmet ist, in welcher die Tagung stattfindet. Dieser Vortrag findet nach unserer Erfahrung auch jedesmal aufmerksame und gelehrige Zuhörer, um so mehr, wenn sich, wie gewöhnlich, ein Gang durch die bedeutendsten Kunstdenkmäler der betreffenden Stadt als Demonstration anzuschließen pflegt.

Nun ist zwar der Katholikentag keine Versammlung nur von Gelehrten und Männern der Wissenschaft. Aber das intellektuelle Niveau des Publikums dieser Tage ist ohne Zweifel auch ein so hohes, daß historisches Verständnis der geschichtlichen Bedeutung des betreffenden Tagungsortes für die katholische Sache bei der Mehrzahl der Anwesenden sicher nicht fehlt. Beweis dessen ist, daß die Redner auf den Katholikentagen in der Regel da oder dort in ihren Ausführungen einen historischen Ausblick in die Ortsgeschichte zu nehmen pflegen. So haben auch heuer die verschiedensten Sprecher historische Exkurse in die Geschichte Augsburgs gemacht, z. B. der Präsident, Professor Grauert, die Bischöfe von Augsburg und Chur usw. Solche drängten sich bei der überaus großen geschichtlichen Bedeutung Augsburgs für den Katholizismus auch förmlich auf. Man denke nur an die hl. Afra, den hl. Ulrich, das ausgehende Mittelalter, Max I. und Karl V., den Augsburger Religionsfrieden. Namentlich ist Karl V. katholischerseits immer noch viel zu wenig gewürdigt, während protestantischerseits jedes Duodezfürstchen aus der Reformation, selbst wenn sittlich höchst anrüchig, seinen Beschreiber bzw. Belobiger gefunden hat. Und doch war Karl die gewaltige Klammer, welche die Reste Deutschlands noch bei Rom festhielt.

Wäre es da nicht angezeigt gewesen, daß überhaupt in die Masse der Reden über die Gegenwart auch eine solche über die Geschichte Augsburgs, speziell über seine bedeutende katholische Vergangenheit, eingestellt worden wäre? Wäre es nicht ratsam, daß das jedesmal auf der Katholikenversammlung geschehen würde, z. B. im goldenen Mainz im nächsten Jahre? Und wenn nicht die ganze Geschichte der betreffenden Stadt behandelt werden will oder kann, so wäre namentlich bei wiederholter Tagung am gleichen Orte die eine oder andere wichtige geschichtliche Episode herauszugreifen.

An sich schon gilt der Satz: Variatio delectat. Etwas Vergangenheit in die viele Gegenwart, alte Probleme in die oft überneuen hinein wären erquickend. Aber auch mit den Zwecken der Katholikentage stünde solches Verfahren in bestem Einklang. Oder ist es nicht erhebend, den Boden der Gegenwart, auf dem man gerade steht, etwas aufzuschürfen, um zu sehen, daß die Unterschicht auch gut katholisch ist, vielleicht gedüngt mit dem Schweiße, den Tränen, ja dem Herzblut der Vorfahren für den katholischen Glauben, daß wir auf den Schultern der Vorfahren stehen? Ich denke mir, daß z. B. auf der Katholikenversammlung des Jahres 1880 in Konstanz die Rede des Rottenburger Bischofs von Hefele über das Konstanzer Konzil vielen Beifall gefunden haben mag. Ich hoffe, daß eine solche historische Rede auch an anderen Orten vielen Beifall finden wird. Augsburg wäre der Ort dazu gewesen wie nur irgend einer. Es wurde keine historische Rede gehalten. Sie wurde aber sicher von vielen vermißt. Also Augusta Vindelicorum doceat auch hierin!

„Sentire cum ecclesia."

Ein offenes Wort zu der Kritik über päpstliche Verordnungen.

Von M. Gießen.

Zu keiner Zeit verdiente das Wort: sentire cum ecclesia (mit der Kirche denken und fühlen) mehr Beachtung, als heutzutage. In Ausführung seines Programmsatzes: omnia instaurare in Christo (alles in Christus zu erneuern), ist der Hl. Vater unermüdlich tätig, arbeitet und betet und erläßt Enzykliken und Verordnungen, die, richtig ausgelegt und pünktlich befolgt, nur von heilsamsten, erneuernden Einfluß sein können, z. B. sein Schreiben über den Sillon, seine Verfügungen über die tägliche hl. Kommunion, das Alter der Erstkommunikanten, die Absetzbarkeit der Pfarrer, die Maßregeln gegen die modernistischen Irrlehren. Noch sind solche Erlasse nicht im authentischen Wortlaut bekannt, noch sind keine offiziellen Erläuterungen dazu erlassen, — und schon hat ein großer Teil der liberalen, kirchenfeindlichen Presse sie herzlos und boshaft kritisiert, wie gestern die Rede eines Prinzen und vorgestern ein Wort des Kaisers.

Diese zersetzende Kritik wird — wie es scheint — auf katholischer Seite nicht immer mit der nötigen Entschiedenheit zurückgewiesen und verurteilt. Die „Allgemeine Rundschau", die schon so oft mit bestem Erfolg auf Schäden und Uebelstände hingewiesen hat, darf gewiß auch in dieser Angelegenheit ein offenes Wort der Mahnung und Warnung besonders an die gebildeten Katholiken richten. Hüten wir uns also, daß wir den genannten Verordnungen gegenüber nicht in jenen Geist unehrerbietiger, voreiliger, Aergernis erregender Kritik verfallen, der die Gegner des Papsttums auszeichnet! Halten wir es uns stets gegenwärtig, daß es sich um Maßnahmen des Papstes handelt, die zwar keineswegs Unfehlbarkeit beanspruchen, aber doch von jedem treuen Katholiken mit Achtung und Ehrerbietung entgegenzunehmen und den Verhältnissen entsprechend gewissenhaft zu befolgen sind, eben weil sie Verordnungen des sichtbaren Stellvertreters Christi sind. Sagen wir es uns recht deutlich, daß wir Laien gar nicht die notwendigen theologischen Kenntnisse, die nötigen pastoralen Einblicke haben können, um sofort morgens zum Kaffee bei der Lektüre der kirchlichen Mitteilungen unseres Leibblattes ein fertiges Urteil zu fällen und abends am Stammtisch wie ein Wissender darüber zu reden. Jedenfalls hat Pius X. mehr Stunden und Tage über seine Erlasse gedacht und gesonnen, als manch einer Minuten nötig hatte, um mit seinem kritischen Urteil fix und fertig zu sein.

Und sind wir bei unserem Urteil wirklich gar nicht im Zweifel, daß wir die hohen Intentionen des Papstes in ihrer ganzen Tiefe und Bedeutsamkeit erfaßt und verstanden haben? Oder maßen wir uns wirklich an, die kirchlichen, die seelsorglichen Verhältnisse der ganzen Kirche besser zu kennen, als der Mann, den der Hl. Geist auf die hohe Warte gestellt hat, von der aus er die ganze Kirche mit ruhigem, klarem Blick übersieht? Denken wir schließlich auch daran, daß unsere Kritik manches Ohr verletzen, manche treue Anhänglichkeit zu Papst und Kirche lockern, manches Unheil anrichten kann, das für den und jenen ein Aergernis bedeutet? — Das und manches andere wäre zu bedenken, ehe man sein Urteil abgibt oder seine spitze Feder in die Tinte taucht. Jedenfalls sollten die Katholiken — vor allem die gebildeten — hier nicht wieder eine so kleinmütige, verzagte[1]) Stellung einnehmen, wie es — offen sei es beklagt — bei dem letzten Enzyklika-Streit der Fall gewesen. Es ist gewiß leicht, beim Festmahl mit einem guten Glase Wein auf das Wohl des Papstes zu toasten, es ist leicht, nach einer begeisterten Festrede beim Papstfeste in das Hoch des Redners einzustimmen; etwas anderes — und sicher Wertvolleres — ist es, unberechtigten Angriffen, unbesonnener Kritik gegenüber seine Treue, seine Liebe und Anhänglichkeit zum Papst und seinen väterlichen Maßnahmen mit Nachdruck in entschiedenen Worten zu bekennen.

---

[1]) Wie die Gegner diese Haltung beurteilen, hat vor wenigen Tagen beim 10. Landesfest des Evangelischen Bundes in Bayern der Reichsdirektor des Bundes, der nationalliberale Abgeordnete Lic. Everling, in einer für uns fast beschämenden Weise zum Ausdruck gebracht. Ueberhaupt stand — im schärfsten Gegensatz zum Augsburger Katholikentage — der ganze Begrüßungsabend zu Dinkelsbühl im Zeichen des Kampfes, ja des grimmigsten Hasses gegen „Rom". Denn nur der unaufhörliche „Protest" hält auch diejenigen zusammen, denen es, um ein Wort des Vertreters des Konsistoriums anzuwenden, dabei nicht „um die Sache des teuren alten Evangeliums zu tun ist". Daß der Vorsitzende des bayerischen Hauptvereins, Stadtpfarrer Fickenscher-Fürth, ganz im Sinne liberaler Hetzblätter der „ultramontanen" Presse die Wahrheitsliebe bestritt, ist eine schwere Beleidigung, die nicht scharf genug zurückgewiesen werden kann.

Vom Vergessen .....

Es steigen in stillen Stunden
Aus dem Meer der Vergangenheit
All meine geweinten Tränen,
All mein gelittenes Leid.

Ich denke daran und — lache!
Mein Auge bleibt trocken und licht.
Und könnt ich das alles vergessen:
Beim Himmel — ich möcht es nicht!

Doch manchmal, an stürmischen Tagen,
Da denk ich an totes Glück,
An längst versunkene Freuden,
An verlorenes Lachen zurück.

Ich denke daran und weine
Das Auge mir blind im Gesicht...
Dann möcht ich das alles vergessen:
Ach Gott — und dann kann ich nicht!

Ludwig Nüdling.

Kann die liberale Theologie mit Erfolg gegen die moderne Skepsis ankämpfen?

Von J. von Riedlingen.

Eines der am meisten Aufsehen erregenden Bücher des letzten Jahres war wohl die „Christusmythe" von Arthur Drews (Jena, Diederichs 1909). Ob das Buch wirklich die Aufmerksamkeit verdiente, die ihm in allen Kreisen zugewandt wurde, dürfte noch bezweifelt werden. Denn es ist eine Tendenzschrift, abgefaßt zur Propaganda für den idealen Monismus des Philosophen Drews. „Christus hat nie existiert." Das war die kühne, freilich nicht mehr ganz neue, Botschaft des Buches. Drews hatte Vorgänger, die allerdings nicht mit soviel wissenschaftlichem Apparat ihre These verfochten hatten: Strauß, Hegel usw.

Das Buch wird von allen Seiten abgetan. Mit besonderem Eifer warf sich die protestantische Theologie auf diese These von der Nichtexistenz Jesu. Drews in allem zustimmen, das geht nicht, so lange man christliche Theologie betreiben will. Ihn in allen seinen Beweisgängen ablehnen, geht wieder nicht, wenn man sich nicht selbst kompromittieren will, indem man verwirft, was man früher „bewiesen".

Und was sagt man dem „einfältigen Laien"? Wie soll er sich zur Hypothese von der Nichtexistenz Jesu stellen? Diese Frage beantwortet ein Herr R. in der „Christlichen Welt" (Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände. 24. Jahrg. 1910, Nr. 7, Sp. 160 bis 163). Er erzählt dem staunenden Laien zuerst von der Arbeit der historisch-kritischen Theologie. Das Resultat dieser Arbeit gibt der Satz: „Das Unlebendige, Unwirkliche, Unmögliche des dogmatischen Jesus von einst, des Zwei-Naturen- und Zwei-Stände-Jesus ist durch diese Arbeit und diesen Enthusiasmus bis in die hintersten Winkelgänge einer apologetisch-konservativen Dogmatik hinein beseitigt worden. Dieser schematische Jesus (das heißt doch wohl: Jesus der Gottmensch? eigene Anm.) kommt als „historischer" in unserer Theologie nicht wieder. Und der neu entdeckte, wirkliche, hat ungezählten Theologen das Herz heiß und die Hände stark gemacht." Nun weiß der gute Laie: es gibt einen „neuentdeckten" Jesus und mit dem Jesus, über den er „im Dämmerlichte des Schul- und Konfirmandenunterrichts" (Sp. 161) soviel gehört hat, ist's aus. — Nebenbei verrät dann der R.-Ratgeber noch, daß „dem Christentum in der heutigen Situation die Tatsache zugute kommt", daß die Laien sich bislang um den neuen historischen Jesus nicht viel kümmerten. Klingt das nicht wie eine Art Selbstanklage? Man ahnt wohl, wie gefährlich der „neue historische Christus" dem Christentum wird? —

Aber wenn nun ein Laie trotzdem sich um den jüngsten Lärm kümmerte! War Jesus oder war er nicht? Wo findet er in sich selber die Kriterien der Gewißheit? — Denn in der evangelischen Freiheit ist sich der einzelne selbst Kriterium und Norm des Glaubens. — Ganz einfach! „Er zieht sich in seine Herzensreligion zurück, in die Kräftigkeit seines Gottesbewußtseins."



„Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde.“ „Mag die Vergangenheit noch so rätselhaft sein; mag alles fallen, was sich mir bisher als Stütze meines Glaubens aus ihr anbot — dennoch bleibe ich stets an dir, denn du hältst mich bei deiner rechten Hand“ (Sp. 161/62). — Das heißt aber doch nicht der Frage kühn ins Angesicht schauen, noch viel weniger sie beantworten. Das ist nichts anderes als ein mystischer Quietismus, der schließlich noch einen „Christus des Glaubens“, aber keinen „Christus der Geschichte“ kennt. — Der Verfasser glaubt wohl selber, daß sich damit nicht alle zufrieden geben werden. Darum sagt er weiter: „Wenn aber nun doch Umstände und eigener Trieb die Reflexion in das fromme Gemüt einlassen, wenn die Gedanken ihr Spiel aufnehmen mit dem, was in der Welt und Wissenschaft draußen gesagt und gestritten wird, so stehen zwei Wege zur Wahl.“ Der eine geht aus von dem Grundsatz: „Durch Fakta werden nur Fakta begründet und erhalten.“ „Dem Christentum als Tatsache liegt die Tatsache seines Ursprungs zu Grunde.“ „Mag die Geschichte jenes Ursprungs dunkel sein: etwas ist doch damals geschehen.“ (Sp. 161). Aber was ist geschehen? Das möchte der Laie wissen. Aber das sagt ihm Herr R. nicht. Unter dem „Etwas“ kann man sich alles und nichts denken.

Und der andere Weg! Da stellt man zuerst die Frage: „Was gibt uns denn Kunde von dem, das gewesen ist? Dreierlei: Denkmäler, Ueberlieferungen, Wirkungen.“ Ja die Wirkungen! „Da tut sich das Reich auf, in dem der Fromme König ist. Da gibt er auch der Wissenschaft Gesetze und schafft Geschichte neu.“ Aber was ist von solch autonomen Gesetzen zu halten? Sind sie auch auf eine sichere Basis gegründet? Ja, wenn das subjektive Gefühl eine solche ist! Denn so heißt's am Schlusse: „Wer es nicht fühlt, dem können wir's nicht begreiflich machen. Aber wir spüren's an der Art der Wirkung.“ (Sp. 163).

Das wäre so eine Probe, wie die moderne liberale Theologie gegen die moderne Skepsis ankämpft. Da muß doch der „einfältige Laie“ herausmerken: einen festen Halt finde ich in diesen Ratschlägen nicht. Wenn man mit fester Hand zugreifen will, zerrinnt alles. Was bleibt dann übrig? Entweder zum alten dogmatischen Jesus zurückzukehren, oder aber: alles über den Haufen zu werfen. Die letztere Alternative wird leider von den meisten vorgezogen. — Es muß einem förmlich wehe tun, zu sehen, mit wieviel Mühe, mit wieviel wissenschaftlichem Aufwand immer wieder neue Hypothesen vorgetragen werden, wie dadurch der positive Glaube allmählich untergraben wird, und wie diese Flut auch auf das Volk eindringt. Und wenn sich dann einmal ein „Moderner“ aufschwingt: „Wider die moderne Skepsis für den Glauben an Jesus“ eine Lanze zu brechen, wie Paul Wernle in der „Christl. Welt“ (Nr. 7, 1910, Sp. 145—151) getan, so muß man sich nach der Lektüre des Artikels sagen: es ist schade um diese herrlichen Worte! Auf Jesus als Menschen, der das Bewußtsein des Vatergottes in sich trägt, wird ein hohes Loblied gesungen. Von Jesus als dem wahren Gottessohne spricht er kein Wort. Und so hat man eben den Eindruck: auch der schönste Hymnus auf Jesus, den größten Menschen, kann der zerstörenden Macht der modernen Skepsis keinen Einhalt gebieten. Da gibt's nur ein Heilmittel und das heißt: Zurück zu Jesus, dem ewigen wesensgleichen Gottessohn!

Der einsame Pfad.

Ich gehe den einsamen Pfad entlang,
Heut ist er so kurz, und einst schien er so lang.
Es streift der Fuss an Gras und Tau.
Ein Morgennebel wallt über die Au,
In Fetzen hängt er von Baum und Strauch,
Und Herbst ist es auch.

Lautlos gleitet zur Seite der Bach.
Ich sinne Sommergedanken nach
Und meines Lebens glücklichster Wende.
Der Weg ist zu Ende.

Noch einmal geh' ich den Pfad zurück,
Heut ist er so kurz, so kurz wie ein Glück.
Und schien mir so lang, als ich hier mitten
Im Sommer mit dir selbander geschritten . . .

F. Schrönghamer.

Ost und West!

Kämpfe und Krisen in China.

Von P. Dr. Joseph Kösters, Missionar in China.

Kampfestöne drangen in den letzten Jahren nicht selten aus Deutschland und Oesterreich zu uns herüber. Täuscht das Echo nicht, so waren es rauhe Stimmen und geräuschvolle Schläge, die sich mit maßvoll energischen Weisungen und treffenden Hieben vereinten zum Kampfe um hohe und heilige oder wenigstens bedeutsame und berechtigte Güter.

Wie innig ist der Anteil, den wir hier im fernen China an all diesen Kämpfen nehmen! Brennt uns auch der Boden unter den eigenen Füßen, sehen wir uns auch selbst inmitten von Kämpfen und Krisen — wie könnten wir dein vergessen, o reizendes und — blutendes Vaterland! Leben und sterben wir hier im heidnischen China für die Einführung des einzig rettenden christlichen Glaubens, — wie sollten wir nicht jubelnd und trauernd, hoffend und bangend Anteil nehmen an den Kämpfen, die im alten Stammland derselbe Glaube in allen Formen und auf allen Gebieten zu führen hat!

Hemmt unseren Weitblick in die Heimat weder Ferne noch eigene Not, sollten nicht auch Freundesaugen über Land und Meer in Chinas Kämpfe und Krisen, in unsere Nöten und Hoffnungen, zu schauen wünschen?

Wir beten und opfern mit allen und für alle, die in der Heimat in redlicher Ueberzeugung sich mühen für den Sieg der Wahrheit, für das geistige Herrscherrecht des Christentums, leben aber auch der frohen Hoffnung, daß dies eine große christliche Interesse stark genug ist, uns drüben flehende und opfernde Hilfe zu erwerben in dem heißen Bestreben, dieselbe heilige und rettende Macht im Feindesland auf den angestammten Thron zu setzen.

In China geht eine Umwandlung vor sich. So spricht jeder Kenner der Verhältnisse. Zwar hat China eine bewegte viertausendjährige Geschichte hinter sich. So still und gleichmäßig, wie man häufig annimmt, ist das bisherige nationale Leben Chinas nicht verlaufen. Wer zählt die stillen und offenen Revolutionen, die mindestens einmal jedes der verflossenen Jahrhunderte betroffen haben, die gewaltigen Volksbewegungen, die sich in geheimen Gesellschaften verkörperten und die öffentliche Meinung diktierten, die Kriege und Heereszüge, die China mit wechselndem Glück zur Erweiterung oder zum Schutze seiner ungeheuren Grenzen leitete? Indes all die bisherigen Umwandlungen, die geistigen miteinbegriffen, welche z. B. die Weisheit des Konfuzius anfangs empfahlen, dann vernichten und schließlich — bis auf die gegenwärtige Stunde — verhimmeln wollten, oder welche z. B. den aus Indien verdrängten Buddhismus auf den Schild zu erheben sich bemühen wollten, sie alle waren innerasiatischer Natur; es war kein wesentlich neues Ferment in ihnen enthalten, als das, was chinesische Eigenart, die Leidenschaften des Menschenherzens und der natürliche Entwicklungsdrang eines großen Volkes nahelegten. Die Bewegung indes, die seit 1900 hervorgetreten ist, birgt Keime und Kräfte in sich, die allen bisherigen Krisen fremd waren. Mit Macht brach die Erkenntnis durch, daß der seit Jahrtausenden gehegte und ausgenutzte Fonds von Kulturkraft nicht mehr ausreiche, daß es Völker gibt, die über wesentlich höhere geistige Kräfte und Mittel verfügen, und daß China etwas ganz Neues werden müsse, um sich selbst zu erhalten. Diese Erkenntnis, die bei allen früheren kriegerischen oder friedlichen Beziehungen zu europäischen Völkern nicht gekommen war, muß zum Teil angesehen werden als eine Folge der offenkundigsten Niederlage, welche das zum letztenmal sich gewaltig aufbäumende Stockchinesentum erlitt; teilweise jedoch muß es als eine jener geheimnisvollen völkerpsychologischen Tatsachen aufgefaßt werden, zu deren Verständnis wir die alles leitende und sorgsam vorbereitende Vorsehung Gottes brauchen, die auch dem armen China nach mehrtausendjähriger Nacht des Heidentums die licht- und lebenspendende Sonne des Christentums aufgehen lassen will.

Mit jener Erkenntnis brach sich die Reformidee in China Bahn, Reform nach japanischem-europäischem Muster, Reform also nach auswärtigem Vorbild — eine Selbstüberwindung, die bei dem kulturstolzen alten China vor 1900 unmöglich gewesen wäre. Nun war sie einmal da, diese Reformidee, freilich weniger beim Volke, als in den höheren Regionen, und auch da nicht überall in gleicher Helle und Wärme. Was aber reformieren? Vor lauter Eifer fing man an allen Ecken und Enden an. Die chinesische Staatsweisheit reichte eben für diese völlig neue unbekannte Aufgabe nicht aus, und auswärtige Ratgeber, die

sich aufdrängten, empfahlen natürlich zunächst das Feld der Reformtätigkeit, das für sie am meisten klingendes Interesse hatte. So wurde und wird reformiert im Schul- und Heerwesen, Beamten- und Regierungswesen. Und was ist das Resultat? Im Schulwesen — ein ungeheueres Fiasko! Man richtete in Peking eine Universität ein mit allen möglichen Fakultäten, vertreten durch Professoren verschiedenster Nationen. Von dieser Universität sollten die Beamten, Professoren, Lehrer usw., die im modernen China so not tun, hervorgehen, und zwar möglichst bald, um für die neuen Einrichtungen und Aufgaben die nötigen Kräfte: modern gebildete Chinesen zu haben. Und über diese Universität — hört man nur eine Stimme der Klage und Enttäuschung. „Ich soll hier Bergfach und technische Fächer dozieren", sagte mir vor 14 Tagen ein Herr, „statt dessen bemühe ich mich, das Einmaleins und einige deutsche Laute beizubringen." „Die ganze Universitätsidee", sagte mir ein anderer Hochschullehrer, „ist ein Unsinn. Da hat man mal so recht ein hohes Haus beim Dach angefangen zu bauen, statt beim Fundament." In der Tat fehlen der Universität, auf der man schleunigst moderne Beamte, Techniker, Gelehrte aller Branchen zu fabrizieren gedachte — was bedeutet denn in den Augen Chinas all die europäische Wissenschaft im Vergleich zur konfuzianischen Buchstaben-Weisheit — die vorarbeitenden Mittelschulen, und diesen wiederum mangelt der Unterbau der entsprechenden Elementarschulen, auf denen rechtzeitig begonnen wird, nach gesunden pädagogischen Grundsätzen Verstand und Gedächtnis gleichmäßig auszubilden, die Keime europäischer Bildung in den jugendlichen Geist zu senken und damit die chinesische Bildung zu verbinden. Dieses Problem ist bis jetzt ungelöst. Es ist das größte im gegenwärtigen China. Wer wird als der wahre Kulturbringer in diesem größten Reiche der Welt siegreich durchdringen? Welche Macht wird sich schließlich der Geister und Herzen dieses 1100 Millionen-Volkes segenspendend unterwerfen? Wer wird eines der größten Kulturprobleme der Weltgeschichte lösen: westliche und östliche Bildung, Geistes- und Herzenskultur, individuelles, soziales und staatliches Wohl für diese erwachenden Völker so miteinander zu vereinigen, daß weder alles im Diesseits versandet, noch ausschließlich alles aufs Jenseits verwiesen wird, sondern das ewige Heil unter dem Spiegel und der Garantie auch der wahren zeitlichen Wohlfahrt lockt, in Verwirklichung jener Verheißung von dem hundertfältigen Lohn auch schon in diesem Leben! Wir wissen, daß nur eine Macht dieses vermag, das lebendige wahre Christentum, das in der Kirche Christi verkörpert ist und längst auch in China hineinragt. Aber wie praktisch diese Riesenaufgabe lösen — im Namen und in der Kraft dieses lebendigen Christentums? Zwar ist der einzelne Missionar da nur wie ein Handlanger beim Bau des Palastes; aber doch wird sich der Handlanger gerne des Planes bewußt, der den Bau zur glücklichen Vollendung bringen kann, und nach welchem jeder mühsam herbeigeschleppte Stein gelegt wird. Immer wieder drängen sich dem Schreiber dieses die Gedanken auf: Ein möglichst umfassendes Schulsystem — beim Fundamente, der Elementarschule, beginnend — in China verbreiten, mit großmütiger, organisierter Hilfe der Jugend und gesamten Bevölkerung unserer treu christkatholischen Heimat, im Anschluß an die bestehenden und hochverdienten Organisationen — das wäre die größte Samaritertat des christlichen Europa! Immer und überall hemmt der Mangel an großen Mitteln die größten Unternehmungen des neuzeitlichen Apostellebens. Amerika schickt jährlich 45 Millionen Dollars (laut dem diesjährigen Konferenzbeschluß in Chicago) nach China für — seine handvoll Christen und Scharen von Missionarsfamilien. Die Apostel der Kirche Jesu Christi schauen rückwärts in ihre westliche Heimat, ob dort der christliche Glaubensmut sich nicht etwa zum apostolischen Opfermut erhebt. Ein Bonifazius stand auf den Schultern des betenden und opfernden christlichen England, als er in Deutschland das lebendige kirchliche Christentum gründete. Wir in dem größeren China arbeitenden deutschen Missionare möchten den Trost und die Zuversicht haben, vom apostolisch gesinnten katholischen Volke der Heimat getragen zu werden zu Kampf und Sieg!

Im Interesse des ununterbrochenen Bezuges ersuchen wi um rechtzeitige Erneuerung des Abonnements. Der Postbestellzettel liegt der ganzen heutigen Postauflage bei. Wir wiederholen bei dieser Gelegenheit die innige Bitte an unsere Freunde, durch Mitteilung von geeigneten Adressen, an welche Gratis-Probehefte versandt werden können, die immer weitere Verbreitung der „Allgemeinen Rundschau" nach Kräften zu fördern.

Vom Büchertisch.

Dr. Fritz Tillmann (Bonn), Jesus und das Papsttum. Eine Antwort auf die Frage: Hat Jesus das Papsttum gestiftet? Köln, J. P. Bachem 1910, 78 S., ℳ 1.—. Vorliegende Schrift ist aus den vom Verfasser letzten Sommer in der „Köln. Volkszeitung" gegen Schnitzers bekannte Broschüre veröffentlichten Artikeln entstanden. Ob die Widerlegung gelungen oder nicht, darüber zu entscheiden, könnte eigentlich verfrüht erscheinen, da Schnitzer eine baldige Erwiderung angekündigt hat. Man darf aber jetzt schon sagen, daß Tillmann im Vergleich zu Schnitzers leichter Art eine ernste, gründliche, auch im Ton würdige Arbeit geleistet hat. Zwei Probleme bilden die Angelpunkte der Schnitzerschen Beweisführung: das eschatologische und das synoptisch-kritische. D. h. glaubte Jesus an das nahe bevorstehende Weltende? Wenn ja, dann kann er keine Kirche und kein Papsttum gestiftet haben. Sodann, ist die klassische Stelle vom Primat bei Matthäus echt oder eine spätere tendenziöse Fälschung? Die Hauptschwäche der Beweisführung Schnitzers sieht Tillmann darin, daß er auf Grund seiner vorgefaßten Meinungen und metaphysischen Voraussetzungen von der Unmöglichkeit der Wunder usw. bereits mit einem fertigen Resultat an den Text herantritt und demnach über die eschatologischen Anschauungen Jesu, sowie über Echtheit oder Unechtheit des in Frage stehenden Herrenwortes entscheidet. So kommt es, daß Schnitzer eine selbst in der liberalen protest. Theologie so sehr umstrittene Auffassung wie die eschatologische nicht als „Hypothese der Kritiker", was sie doch ist, hinnimmt, sondern als „bittere evangelische Wahrheit" seinen Deduktionen zugrunde legt und die Eschatologie als „mit den Fundamenten der Predigt Jesu unlöslich verwachsen" hinstellt. Sehr geschickt hat Tillmann seinem Gegner auch eine andere Waffe entwunden, nämlich die scheinbare Kulturfeindlichkeit der sittlichen Forderungen Jesu als Bestätigung seiner eschatologischen Geistesrichtung und die Feindschaft Jesu gegen eine hochmütige Priester- und Pharisäerkaste als Beweis seiner antihierarchischen Gesinnung, einerseits durch die Hervorhebung des Gesichtspunktes vom alles überragenden Wert der Menschenseele, unter dem Jesus die irdische Kultur betrachtete, anderseits durch die Unterscheidung vom geistlichen Amt und seinem Mißbrauch. In der Auslegung der einzelnen Stellen ist Schnitzer sicher nicht von jener Oberflächlichkeit freizusprechen, die nach dem ersten Eindruck urteilt und tiefere Zusammenhänge sich nicht vergegenwärtigt. Da geht Tillmann ungleich tiefer und gewissenhafter zu Werke. Im 2. Teil seiner Schrift vom 4. Kapitel ab geht Tillmann positiv vor und weist aus äußeren und inneren Gründen die volle Beweiskraft der von Schnitzer am meisten angegriffenen Stellen (Matth. 16, 17, Luk. 22, 31, Joh. 21, 15) für die göttliche Einsetzung des Primates nach. Manchmal führt er seinen Gegner köstlich ad absurdum. Ich will nun nicht behaupten, daß Tillmann überall gleich geschickt und glücklich argumentiert oder daß er alle Einwände restlos gelöst hat, z. B. jenen entwickelten Begriff von Kirche und Kirchendisziplin bei Matthäus. Es wäre auch zu wünschen, daß in einer 2. Auflage der Vollständigkeit halber auch jene Einwände von mehr untergeordneter Bedeutung, die bis jetzt nicht behandelt sind, berücksichtigt würden. Es ist zu begrüßen, wenn die Modernisten öfters gewisse Einzelprobleme herausgreifen, wie es Schnitzer und Hugo Koch getan. Denn so können sie zeigen, wie stark ihre Position ist. Der Schnitzersche „Erweis des Geistes und der Kraft" ist allerdings etwas daneben gelungen.

Dr. J. Holzner.

Allgemeine Bücherei. Fort mit dem Schmutz! Fort mit der Schundliteratur! Gute Bücher unter das Volk! — Das sind die Schlachtrufe in dem gewaltigen Kampf um die Sittlichkeit unseres deutschen Volkes. Manches ist schon geschehen, um das Volk mit guten Büchern zu versehen. Der „Borromäus-Verein" arbeitet schon jahrelang unverdrossen an diesem Ziele und hat schon schöne Erfolge erzielt. Allmählich kommt man auch auf dem Lande zur Einsicht: Eine Volksbibliothek gehört her! Und wer immer noch nicht zu dieser Ueberzeugung gekommen ist, der darf nur einmal an einem Jahrmarkt in die „Stadt" gehen und sehen, wie die Jungen vom Lande die Marktbude mit den grellen farbigen Heftchen und blutrünstigen und wollüstigen Bildern darauf förmlich umlagern. 10 und 20 Pfennig, das kann schließlich auch noch die Börse eines Jungen vom Lande erschwingen, namentlich wenn der Sinnenkitzel noch dazu verlockt. Und so wird heillos viel Gift unter die breite Masse des Volkes geschleppt. Da muß ein Gegendamm gegen diese Schmutzflut in guten, billigen Volksschriften geschaffen werden. Der Bauersmann nimmt nicht gern ein dickleibiges Buch zur Hand, und mag der Einband noch so schön sein. Dagegen ein Heftchen, das er an einem Sonntagnachmittag oder an einem Winterabend sozusagen auf einen Zug zu Ende lesen kann, das behagt ihm. Da war es denn ein glücklicher Gedanke des rührigen Verlages von Karl Ohlinger in Mergentheim a. T., unter dem Titel „Allgemeine Bücherei" eine Sammlung guter, kleinerer Schriften herauszugeben. Jede Nummer kostet broschiert nur 20 Pfennig. Bis jetzt sind 40 Nummern erschienen. Meistens enthalten sie Erzählungen, Novellen u. dgl. Die letzten 10 Nummern stammen von dem geistvollen Badepfarrer G. Haßl, Kammerer im

Mineralbad Ditzenbach. Darunter 2 Bändchen Humoristika. In diesem Genre ist Haßl ein Meister. Dann folgen aus seiner Feder 3 Bändchen (je 2 Nummern) illustrierte Reiseerzählungen. Das erste ist betitelt „Am hl. Felsen"; gemeint ist der Felsen Massabielle-Lourdes, zu dem der Verfasser schon viermal gewallt. Besonderen Anklang wird jetzt, in den Tagen des 40jährigen Jubiläums des großen Krieges von 1870/71, das Schriftchen finden: „Von Heldengrab zu Heldengrab", Eine vaterländische Wallfahrt von Weißenburg bis Mars la Tour. Den vorläufigen Abschluß der Sammlung bildet das Bändchen: „Im Tempel des Mammons". Skizzen und Bilder aus der Spielhölle zu Monaco. — Wer eine Volksbibliothek gründen oder dieselbe erweitern will, der greife zu diesen guten, billigen Schriftchen! Joseph Wernado.

Adolf Deißmann: Licht vom Osten. Das Neue Testament und die neuentdeckten Texte der hellenistisch-römischen Welt. 2. und 3. verbesserte und vermehrte Auflage. Tübingen (Mohr) 1909. Zwei Reisen hat der Verfasser in „die Heimat und die wichtigsten Wanderwege des Apostels Paulus und des Heilandes selbst gemacht" und hat unter der Sonne des Ostens die Ruinen der alten Kulturstädte der hellenistisch-römischen Welt besichtigt. Ferner stand ihm ein umfangreiches Material von alten Ausgrabungen: Papyri, Ostraka, Steininschriften zu Gebote, wie die 68 Abbildungen des Buches zeigen. Diese neuen Texte erzählen meist von dem bürgerlichen und religiösen Leben der unteren (unliterarischen) Schichten des Volkes, der auch Paulus und Jesus angehörten. Der Verfasser sagt selbst (S. 217), daß es eine Hauptthese seines Buches sei, daß es im wesentlichen die Menschen der unliterarischen, der unteren und mittleren Schicht waren, aus denen die Missionen kamen, und an die sich die Botschaft und Seelsorge der Missionen gewandt hat. Und es ist wirklich merkwürdig, wie so manche Aussprüche, Bilder und Vergleiche Jesu und der Apostel, besonders des Paulus, ganz eigenartig beleuchtet werden, wenn man sie in dieses „Licht vom Osten" stellt. Wir sehen, wie Jesus und Paulus so ganz mit dem Volke gedacht und gefühlt haben. Aber man kann auch zuviel beweisen wollen. So, wenn die Gottesattribute Jesu aus dem römisch-hellenistischen Cäsarenkult hergeleitet werden (S. 256 ff.). Um Jesu solche Gottesattribute beizulegen, brauchte man nicht erst den römischen Cäsarenkult. Sie waren alle schon im Alten Testament gegeben. Und ganz falsch wäre es vollends, den Glauben an Jesu Gottheit aus der Apotheose der Cäsaren herzuleiten. Jesus wurde als Gott verehrt und angebetet zu einer Zeit und an einem Orte, wo man von der Kaiservergötterung noch nichts wußte und nichts wissen wollte. — Das Buch zerfällt in 5 große Abschnitte. Der erste stellt das Problem klar und gibt eine Charakteristik der neuentdeckten Texte. Im zweiten, dritten und vierten wird je die Bedeutung dieser Texte für das sprachgeschichtliche, literargeschichtliche, kultur- und religionsgeschichtliche Verständnis des Neuen Testamentes gewürdigt. Daran schließt sich im 5. Abschnitt ein Rückblick und ein Ausblick auf die künftigen Aufgaben der Forschung. Auf 6 Beilagen werden noch ausführliche Fragmente veröffentlicht, und ein sorgfältiger Index schließt das Ganze ab. — Ein glänzend geschriebenes Buch, in dem eine ungeheure Fülle von Arbeit und Geist steckt! Kein langweiliger, trockener, doktrinärer Stil, sondern eine wirklich schöne, oft faszinierende Sprache! Hochinteressant ist vor allem der Abschnitt IV über die kultur- und religionsgeschichtliche Bedeutung der Texte, wenn man auch mit den Ausführungen nicht in allweg einverstanden sein kann. Das Werk ist für Philologen wie Theologen gleich interessant und anregend. Man wird nach der Lektüre dieses Buches manchen Satz des Neuen Testamentes mit viel mehr Verständnis lesen.

Am Gardasee.

In silbergrünem Glanze sonnenfroh
Hebt sich der Oelbaumhain in Sirmio.
Ein rotes Segel schwimmt in blauem Duft,
So weich, so golden ist die Abendluft,
Und Glück und Wehmut scheinen ob den Mauern
Der Villa des Catull am Strand zu schauern.
O jeden Frühling, da mein Fuss hier trat,
War überweht von Sonnenglanz mein Pfad;
O jeden Sommer, den ich hier geträumt,
Hat Einsamkeit mein stilles Haus umsäumt;
Und wo Catull sein Lied der Liebe sang,
Liegt immer noch in weicher Luft ein Klang —
Ein Klang — als hebe über das Gelände
Das Glück mit Segensrufen seine Hände.

Dr. Lorenz Krapp.

Gebhard Fugels Malereien in der Kirche zu Ravensburg.

In waldigen Taleinsamkeiten, auf Bergesgipfeln stehen die uralten Klosterkirchen, des Christentums erste Betstätten, des Glaubens und der Kultur Zufluchtsorte. Am Rande des Feldes träumt die Wegkapelle. Vom Turme des Dorfkirchleins ladet der Klang der Glocken die Landleute zur Andacht. Stolz ragen über das Meer der Stadthäuser die Türme und Kuppeln der Pfarrkirchen und der Kathedralen. Vielfältig ist aller dieser Kirchen Herkunft, mancherlei ihre Bestimmung. Millionenfach verschieden, gleich der Zahl des Volkes ist Sinn und Art aller derer, die die geheiligten Räume betreten. Und doch ist es eins, was sie verbindet: der Glaube, die Ehrfurcht vor der Majestät der heiligen Geheimnisse, die Demut vor der Kirche, der Verwalterin des göttlichen Willens. Weltliche Herrscher schmücken ihre Paläste zum Zeichen ihrer Macht mit kostbaren Kunstwerken. Wie sollte die Kirche auf gleichen Schmuck ihrer Gebäude verzichten, wie auf die künstlerische Zier aller der Dinge, die ihren Zwecken geweiht sind? Die Strahlen, die in ihr sich sammeln, zu sonnenhellem Glanze sich vereinen, werden von ihr aus sich wieder zerstreuen, werden Licht in zahllose Herzen tragen. In alter und neuer Zeit dient der Kirche die Kunst in einerlei gleichem Sinne, den Zeiten nach in verschiedener Form, mit verschiedenartigem Gelingen. Daß die kirchliche Kunst unserer Tage wieder wahrhaft großer Leistungen fähig ist, dafür gibt es reichlichen Beweis.

Schon öfter gedachten wir an dieser Stelle des Münchener Meisters, der als einer der berufensten im Reiche der heutigen kirchlichen Kunst wirkt. Prof. Gebhard Fugel ist es. Von der Höhe, die seine Kunst erreicht hat, geben seine neuesten Werke Zeugnis.[1] Es darf der Pfarrei von Liebfrauen zu Ravensburg zu hohem Verdienst angerechnet werden, daß sie solche Werke, wie den eben vollendeten Zyklus der Andreasbilder für sich gewonnen hat.

Die Pfarrei zu Ravensburg besteht seit 1292, die Kirche aber existiert erst seit dem 14. Jahrhundert. Der genaue Zeitpunkt ihrer Erbauung ist unbekannt. Das Aeußere ihres Bruchsteinbaues ist, abgesehen von dem Tympanon der Hauptpforte, ganz schmucklos. Während das Schiff der Basilika flach gedeckt ist, zeigt der Chor in seinen vier Jochen und seinem halbachteckigen Abschluß eine wohl erst aus neuerer Zeit stammende Einwölbung. Die drei östlichen Fenster sind mit alter Glasmalerei geschmückt, die figürliche Darstellungen zeigt, aber in so kleinem Maßstabe, daß das Ganze eine rein teppichartige Wirkung übt. Ein viertes Fenster befindet sich neben dem Chorabschlusse in der letzten Travéewand der Südseite. Den untersten Teil der beiden Längswände im Chor nimmt das Gestühl ein. Es zeigt einfache, spätgotische Formen und ist stark erneuert. Der besseren Wirkung halber hat man es auf Veranlassung von Professor Fugel jetzt bis an den Triumphbogen des Chores vorgerückt.

Die an den Längsseiten des Chores nach Abgang des erwähnten vierten Fensters verbleibenden sieben Wandflächen sind durch Professor Fugel mit Malereien geschmückt worden. Das Gotteshaus wird für gewöhnlich Liebfrauenkirche genannt, aber außer der Madonna hat von Anbeginn der hl. Andreas das Patronat der Kirche. Somit sind die Gegenstände von sechs dieser Malereien dem Leben dieses Heiligen entnommen. Das siebte Werk ist das Votivbild. Es zeigt den hl. Andreas als Patron der Pfarrei. Rechts sieht der Beschauer den Heiligen, erkenntlich an dem schrägen Kreuze, das seine Hand festhält, und die Stadt Ravensburg segnend. Sie ist im Hintergrunde in großen Zügen dargestellt. Charakteristisch ist vor allem ihr altes Wahrzeichen, jener den Welfen zum Trotz erbaute Turm, der der Mehlsack heißt. Zur Linken im Vordergrunde sieht man Engel mit dem Ravensburgischen und dem bischöflichen Wappen. Während diese Darstellungen den unteren Teil des Bildes erfüllen, befindet sich im oberen die Krönung Mariä. So bezeugt das Bild Huldigung für beide Schutzheilige der Kirche.

Von den sechs anderen Bildern, die in drei vorderen Traveen zu drei und drei einander gegenüberstehen, schildert, von links im Norden begonnen, das erste, wie St. Johannes der Täufer Andreas und Johannes auf den Heiland hinweist. Auf dem zweiten führt St. Andreas Simon zu Christus, der zu ihm spricht: „Von nun an sollst du nicht Simon, sondern Petrus heißen." An dritter Stelle folgt die zweite Berufung von Petrus und Andreas am See Genezareth. Wir wenden uns nach der Südseite und sehen dort links zunächst die Brotvermehrung; St. Andreas bringt den Knaben mit den Gerstenbroten und den Fischen zu Christus. Das fünfte Bild leitet uns zu der Stätte, wo der Heiland mit den Jüngern nach dem Tempel hinüberblickt und auf St. Andreas bewundernden Ausruf über die Schönheit und Macht des Baues dessen Untergang prophezeit. Das sechste und letzte Bild endlich zeigt den Heiligen, wie er vom Kreuze aus predigt. Diese Bilder

---

[1] Der anläßlich des Augsburger Katholikentages öffentlich ausgestellte und vielbeachtete Zyklus biblischer Darstellungen Meister Fugels (zur Herausgabe als Schulbilder bestimmt) wurde bereits in Nr. 11 der „Allgemeine Rundschau" vom 12. März 1910 (S. 175) besprochen.



füllen mit einer Breite von etwa 4 Metern (die Höhe ist die gleiche, während das Votivbild gegen 9 Meter hoch ist) die untere Hälfte der Wände oberhalb des Gestühls. Ein Ornamentstreifen grenzt sie oben gegen die leer bleibenden Schildbögen ab, während ein Streifen an der Unterkante die zugehörigen Worte der Heiligen Schrift enthält.

Bedeutend waren die Schwierigkeiten, mit denen der Künstler zu rechnen hatte. Sie sind durch die gemalten Fenster geschaffen. Einesteils galt es, gegen ihre energischen Farben ein geeignetes Gegengewicht zu schaffen, anderenteils die Farbengebung und auch die lineare Behandlung der Bilder auf die mangelhafte Beleuchtung des Chores einzurichten. Beider Schwierigkeiten ist Fugel mit glücklichem Takte Herr geworden. Durch die gobelinartige, flächige Ausführung seiner Bilder, durch die gebrochenen Farben wird jede Konkurrenz mit den Glasgemälden vermieden, die Einfachheit und der große Zug der Komposition gibt den Kontrast gegen die kleinen Formen der Glasmalerei; während gleichzeitig ihre reliefartige, mit Absicht nicht in die räumliche Tiefe gehende Art den Bedingungen der Architektur gerecht wird. Die Fugelschen Bilder in Ravensburg wirken daher nicht als eine Zutat, sondern als Bestandteil des Gesamtorganismus des Kircheninneren, dazu geeignet, der Farben- und Lichtwirkung die bisher fehlende Vollständigkeit und Abrundung zu verleihen, zumal das Bild des Chores charakteristisch herauszuarbeiten.

Daß dies unter Einführung durchaus neuzeitlich aufgefaßter Bildwerke gelungen ist, darf wohl besonders anerkannt werden. Es gehört zum schwersten, alte und neue Kunstwerke in Harmonie miteinander zu bringen. Die Vorfahren haben das immer verstanden; selten sind die Fälle, wo sie sich bewußt zur Nachahmung älterer Stile entschlossen. Aber in der Neuzeit schien diese Fähigkeit abhanden gekommen zu sein. Unzulänglich war nur zu oft die Beschaffenheit der neuen Zutaten. Denn in Wirklichkeit handelt es sich gar nicht darum, ob die Werke älteren oder neueren Stil zeigen, sondern um die Frage ihrer in Wahrheit künstlerischen Konzeption. Nur diese schafft Einklang auch zwischen formal ganz verschiedenen Werken, wie der Anblick von tausenden alter Kirchen bezeugt.

Auch aus diesem Grunde bedeuten Fugels Ravensburger Gemälde einen großen Fortschritt seiner Kunst. Er liegt aber auch in der meisterhaften Behandlung der Komposition, die bei diesen Bildern Qualitäten zeigt, welche seinen Werken bisher noch nicht durchweg eigen waren. Erst in den letzten Bildern des hl. Kreuzweges in St. Joseph zu München hat diese neue Entwicklung sich deutlicher gemeldet. Der Naturalismus, der der Fugelschen Kunst von Anbeginn eigen gewesen, äußert seine volle Kraft und ist dabei doch abgeklärt und ruhig, wirkt als künstlerisches Mittel, durch das die Feierlichkeit und Hoheit der Darstellungen gerade zu voller Geltung kommt. Die Frömmigkeit, die geistige Durchdringung des Gegenstandes, die volle künstlerische Freiheit, der große Zug, die sichtliche Liebe, mit der ein jedes der Bilder geschaffen ist — wie sollten aus solchen Dingen nicht edle Kunstwerke entstehen? Die Entwicklung der Fugelschen Kunst ist mit diesen hier sichtlich weit bergan gestiegen.

Dr. O. Doering-Dachau.

Stadt im Nebel.

Wie nun der Abend von den Bergen taut,
Dehnt sich die Flut verträumt und schlummermatt,
Und immer dichter spinnt die Nebelbraut
Den Nebelschleier um die alte Stadt.

Die Glut erlosch. — Vor Anker ging das Schiff,
Im Dämmergrau versank der Ufersteg,
Und rauchumwallt, mit schrillem Warnungspfiff
Bahnt sich der Zug im Nebel seinen Weg.

Geläute zittert seltsam dumpf und schwer
Vom nahen Dome durch die Abendluft,
Und seinen Glanzring wirft das Lichtermeer
Trüb und verschwommen in den Nebelduft.

Gestalten tauchen fremd und wunderlich
Wie blasse Schemen aus dem Silberflor,
Und graue Schwaden tasten lautlos sich
Mit feuchten Händen am Gestein empor.

Verhüllten Hauptes steht die Nacht und sinnt,
Indes die Stadt, vom Schlummer übermannt,
Ruht traumversunken, gleich dem Königskind,
Das eine Fee in tiefen Schlaf gebannt!

Josefine Moos.

Die Kunst dem Volke.

Mit besonderer Freude begrüßen wir das Erscheinen des zweiten Heftes aus der Serie „Die Kunst dem Volke", dieser verdienstlichen Veröffentlichung der Allgemeinen Vereinigung für christliche Kunst.[1] Führte uns das erste Heft (besprochen in der „Allgemeinen Rundschau" 1909. Nr. 43) die Kunst Albrecht Dürers vor, so beschäftigt sich das zweite mit einem neuzeitlichen Künstler, dessen Art so innig und vertraut zum Volksherzen spricht, wie es nur wenigen ganz Großen beschieden gewesen ist. Ludwig Richter ist es, dessen Leben und Lebenswerk Dr. Hyacinth Holland schildert. Auf Grund eingehenden Studiums, das uns gar manches neue Ergebnis beschert, und begünstigt dadurch, daß er mit Richter persönlich bekannt gewesen, entwirft der Verfasser das Lebensbild des Künstlers. Wir lernen sein Elternhaus kennen, und begleiten den Jüngling an die damals noch rückständige Dresdener Akademie, die doch seiner Eigenart keinen Abbruch tun konnte. Aus schwierigen Verhältnissen errettet ihn ein Gönner, der ihm die Reise nach Rom möglich macht. Nach dem großen Kunstleben empfängt den Heimkehrenden ein um so engerer Kreis. Aber plötzlich kommt über ihn Trost, Ruhe und Begeisterung zum Schaffen, als ihm die Augen für die Schönheit der Heimat aufgehen. An ihrer Schilderung und an der des Volkes wird Richter zum großen Künstler, steigt er auch in seiner äußeren Stellung empor. Der Verfasser schildert im Anschlusse daran Richters künstlerische Tätigkeit. Wir lernen seine Landschaften kennen, deren erste in Italien entstanden sind, auch damals schon weit entfernt von illustrativem Wesen, vielmehr tief empfundene Nachdichtungen von Natur, Leben und Bedeutung der südlichen Art. Wir sehen in späterer Zeit die herrlichen Landschaften entstehen, mit ihren Figuren, die bei Leibe keine Staffage sind, sondern lebendige Wesen, in denen der Sinn der deutschen Landschaft sich verkörpert. Manches Stück erweckt den Vergleich mit Werken anderer größter Künstler. Aus dem „Teich im Riesengebirge" spricht fast Rottmannsche Großartigkeit. Dazwischen erfreuen wir uns der reizenden Aquarelle — freilich fehlen die Farben — aber auch so bleibt genug fürs Herz übrig. Und dann der schier unendliche Schatz der Holzschnittillustrationen zu zahllosen Büchern, von schlichten Märchensammlungen an bis zur Bibel. Anderes vereinigt nach selbstgewählten Gesichtspunkten, wie sie nur das Gemüt eines aufs tiefste empfindenden Poeten zu entdecken und zu erdenken vermag. Alles erfüllt von sonniger Lebensauffassung, von tiefster Weisheit, dabei von echtem Kindersinn, und vor allem verklärt von tiefster, echtester Religiosität. Manche großartigeren Gaben können ins Volk getragen werden, aber wenige, die das Gemüt tiefer ansprechen, insonderheit das deutsche Gemüt, als die Herzenspoesien dieses Künstlers. Wer sich die Werke selbst nicht anschaffen kann, dem ist in der vorliegenden Veröffentlichung Gelegenheit gegeben, um wenige Pfennige sechsundsechzig Richtersche Werke zu erwerben, noch dazu nicht von einer bestimmten Gattung und Zeit, sondern aus dem ganzen Verlaufe seines reichen Schaffens. Wer dazu beiträgt, die Liebe für diese Hefte zu verbreiten, der erwirbt sich Verdienst um das Volk, hilft dessen Sinn verfeinern und veredeln und reicht ihm geweihte Waffen zum Kampfe gegen Oberflächlichkeit und Entsittlichung.

Kurt Freden.

[1] Ludwig Richter. (Die Kunst dem Volke, Nr. 2.) Herausgegeben von der Allgemeinen Vereinigung für christliche Kunst. Mit Text von Dr. Hyazinth Holland und 66, zum Teil ganz- und halbseitigen Abbildungen auf Kunstdruckpapier nach Gemälden, Zeichnungen, Radierungen und Holzschnitten Richters. Preis einzeln 80 Pfg., für Ortsgruppen und Vereine bei gemeinsamem Bezuge je 50 Pfg. von der Allgemeinen Vereinigung für christliche Kunst, München, Karlstraße 19.

Index.

Von Th. Noldar.

Der ganze Abscheu einer auf ihre Kultur so stolzen modernen Seele gegen das finstere Mittelalter steigt dem Bürger des 20. Jahrhunderts auf bei der Lesung unserer Ueberschrift; der ganze aufrichtige oder wenigstens gut geheuchelte Ingrimm eines im Gefühle seiner Freiheit schwelgenden Geistes gegen mittelalterliche Bedrückung und Pfaffenherrschaft bäumt sich auf. Und nun, unglaublich aber wahr: Selbst im 20. Jahrhundert wird ein „Kulturerzeugnis" verfemt, sogar ein hochmodernes, der Simplicissimus; nicht von Bischof oder Papst, sondern — vom preußischen Kriegsminister; nicht für unwissende, einfältige Leute, sondern — für preußische Offiziere. — Nicht gerade alle „modernen" Kreise haben sich damit einverstanden erklärt, aber doch weite Schichten, die sonst über den römischen Index so ergreifend zu reden, zu klagen, zu poltern und zu zetern wissen. Es sei hinzugefügt, daß das Verbot, wie es gar nicht anders möglich war, nur auf öffentliches Lesen sich erstreckt. Aber auch so bleibt es eine Verfemung.

Erste Anwendung. Wenn die militärische Spitze Veranlassung nehmen darf, den „Simplicissimus“ für die ihr Untergebenen zu verbieten; wenn man es recht und vernünftig findet, daß der Offizierstand ein Blatt von sich fernhält, das ihn verletzt: handelt dann nicht die kirchliche Behörde ebenso in ihrem guten Recht, wenn sie Bücher und Schriften von ihren Anhängern fernhält, die ihre heiligsten Ueberzeugungen rücksichtslos verletzen? Beim kirchlichen Bücherverbot ist dann außer der Ehre auch noch der Schaden bestimmend, den schlechte Bücher anrichten. Was wohlunterrichteten Männern nicht schadet, was ihnen oft nur ein mitleidiges Lächeln abzwingt, was daher ihnen ruhig gestattet werden kann: Ganz das Nämliche kann weniger Unterrichteten zu großem Schaden, nach der Ueberzeugung der kirchlichen Behörden zum allergrößten, nämlich zum ewigen Schaden gereichen. Daß die kirchlichen Behörden aber ihre Bestimmungen erlassen gemäß ihrer eigenen Ueberzeugung, wird auch unsere bekanntlich gegen *jede* Ueberzeugung so tolerante Zeit schon gestatten müssen. Und wenn man ehrlich sein will, wird man hier für die kirchliche Behörde sogar eine strenge Pflicht erkennen — allen Phrasen von Volksaufklärung und Volksverdummung zum Trotz —. Ob der „Simplicissimus“ dergleichen Koseworte nicht gerne auch dem preußischen Kriegsminister gäbe?

Zweite Anwendung. Der Militärstand glaubt sich berechtigt und verpflichtet, ein Blatt von sich fernzuhalten, das Ehre und Ueberzeugung seiner Mitglieder angreift und besudelt. Gerade die ehrenhaftesten Mitglieder des Offizierkorps werden schon lange vorher die öden Possen und Zoten des „Simplicissimus“ sich selbst überlassen haben. Das allgemeine Verbot aber ist ein begreiflicher Protest der obersten Behörde im Namen des ganzen Standes. — Wir deutschen Katholiken haben auch eine Ehre und eine Ueberzeugung, und zwar eine *starke* Ueberzeugung, eine *heilige* Ueberzeugung. Anderseits gibt es auch Bücher und besonders *Zeitungen* und *Zeitschriften* im Deutschen Reiche, die unsere Ueberzeugung schmählich mit Füßen treten und fast tagtäglich in den Kot ziehen, über dem Strich und unter dem Strich und im Inseratenteil. Und solche Blätter liegen auf dem katholischen Familientische?! Und solche tägliche geistige Nahrung reichen katholische Eltern ihren Kindern?! *Wo bleibt das Selbstbewußtsein, das endlich dieser Lektüre die Tür weist, wie der Offizierstand dem „Simplicissimus?“*

Mutter Natur.

Von

Maria Jezewicz-Norbert.

Unser Aufenthalt war ein wundervoller Talkessel hart am Gesäuseausgang, wo sich der reißende Erzbach mit der Enns vereint. Ringsum ragten himmelhohe Berge, so daß der Blick nur das Stück Himmel ober dem Orte sieht. Zackig ragen sie übereinander, oft zierlich aufgebaut, wie Kristallspitzen. Als ich in einer heißen, schwülen Sommernacht hier ankam und schweigend das herrliche Panorama vor mir sah, und meine heiße Stirn von der kalten Bergluft gekühlt wurde, da pries ich unwillkürlich die Natur als treue Mutter, die ihr Kind erquickt, wenn Glaube und Arbeit fast ihre Macht zu verlieren scheinen. Ich hatte meine ältere Freundin verloren, die mir fast Mutter war, und mein Auge, das schon so oft über Gräbern geweint, mied die Sonne.

Jetzt aber gab ich mich ganz der stillen Natur und der fast mütterlichen Zärtlichkeit meines unverhältnismäßig älteren Bruders hin. An Gott konnte ich kaum denken.

Die ersten Tage waren sonnig und schön; dann schlug das Wetter um, und es goß Tag und Nacht in Strömen, so daß der Erzbach, der hart an unserem Hause vorbeifloß, zusehends anschwoll und wildbrausend seine schmutziggelben Wogen dahinwälzte. Wir Geschwister, die einander so lange entbehrt hatten, saßen beieinander und plauderten oder lasen. Unser einziger Weg führte ins Gasthaus, um dort zu speisen. An einem dieser Tage saßen wir allein in der Gaststube. Da stürzte Anna, die Kellnerin, mit dem Rufe herein: „Schaun's, Hochwürden, jetzt geht g'rad eine Kommission, den Galen suchen!“ Tatsächlich sah mein Bruder acht Männer vorbeigehen, deren Ausrüstung für eine Bergtour bestimmt schien.

„Was ist es denn? Ist hier ein Tourist verunglückt?“

„Jessas, Herr Pfarrer, wissen's denn nicht, daß vorgestern ein junger Mann ins Hotel kommen is, der am nächsten Tag allein von Johnsbach aus aufs Hochtor stieg? Als unser Herr ihn auf die Schwierigkeit der Tour aufmerksam machte, erwiderte er lachend, er sei geübt, und die Berge seien ihm zu vertraut, um ihn in seiner Naturandacht zu stören.“

Der Wirt kam und rief sie ab; ihn fragte mein Bruder, ob er von dem jungen Manne näheres wisse. „Er hat sich als Bergakademiker aus Leoben eingeschrieben. Ein lieber, junger Herr, so stattlich und voll Selbstvertrauen und Lebenslust. Als er abends hier unten Musik hörte, kam er noch herunter und als er die Bauernburschen tanzen sah, nahm er dem einen sein Mädel weg und tanzte mit. Ich warnte ihn, sich vor einer solchen Tour zu ermüden, er meinte lachend, Vergnügen könne dem Menschen nie schaden. Gestern habe ich die Anzeige gemacht, und mit dem 1 Uhr-Zuge dürfte der Vater aus Leoben ankommen. Es soll der einzige Sohn sein.“ — Damit entfernte sich der Wirt. Wir schwiegen beide und starrten zum Fenster hinaus. Der Regen goß unaufhörlich herab, der Himmel war eintönig grau, und tiefe Nebel hingen ins Tal. Nur fern leuchtete aus den Nebeln eine Zacke hervor, die Spitze des Hochtors.

Schweigend verließen wir das Gasthaus. Mein Bruder ging in sein Zimmer, um sein Brevier zu beten, und ich in meines. Ruhen konnte ich nicht. Ich setzte mich ans Fenster und sah hinaus. Das Bild war trostlos: Nebel und unaufhörlicher Regen. Nichts war zu sehen als von fern die Zacke, die die Wolken überragte, das Hochtor. Ein fahler Schein lag darüber. Wie gebannt blieb mein Auge daran haften. Die ganze Natur machte den Eindruck eines Grabes, und dieser riesenhafte Berg war das Grabdenkmal. Hier kämpfte und rang ein Mensch — oder hatte er schon ausgerungen?

Ein lebensvoller, junger Mensch, der an die Welt, an sich und an die Natur glaubte. Und die Natur lockte ihn, ließ sich besiegen, machte ihn kühn, — um ihn desto sicherer zu vernichten. Eine unaussprechliche Ermüdung ergriff mich. Ich konnte mich kaum rühren und mußte gespannt nach dieser Richtung schauen. Der fahle Schein schien näher zu rücken, inmitten des Wolkenmeeres schien eine Kluft zu gähnen, und ich sah das Hochtor mit seinen tausend und abertausend Zacken vor mir. Und auf einer der höchsten sah ich einen Menschen. Er klammerte sich an in starrer Verzweiflung, die Hände waren blutüberronnen. Ueber ihn fegte der Sturm hinweg, der Regen hatte längst sein Gewand zu einem unkenntlichen Lappen gestaltet. Der Bergstock lag in der nächsten Schlucht. War ein Stein, vom Regen unterwaschen, abgestürzt und hätte den sicheren Steiger in die Tiefe gerissen, wenn er den Fels nicht ergriffen hätte? Konnte ihn aber der Fels, den er instinktiv aus Furcht vor dem Sturze ergriffen hatte, retten? Er konnte nur die furchtbare Qual verlängern. Da hing er zwischen Himmel und Erde — zum erstenmal mutterseelenallein. Seine Mutter Natur hatte Trauerkleidung angelegt. Ein Wolkenmeer wogte vor seinen irren Blicken, und die kalte, berechnende Vernunft sagte ihm: Du bist verloren! Allein! Hatte er bisher das Wort gekannt? Der geliebte Sohn seiner Eltern, der von seinen Kollegen ob seines Talentes, seiner Frische, seines Mutes gefeierte Student. Allein! Sein warm fühlendes Herz hatte Liebe gegeben und Liebe empfangen, aber seine reine Natur hatte nie ihre Verirrungen gekannt. Und jetzt war er allein. Kein tröstendes Wort und vor ihm der grauenhafte Abgrund! Jeden Moment mußte er hineinstürzen — seine Kraft erlahmte. Würde er gleich sterben? Oder dort tagelang mit gebrochenen Gliedern liegen? Die Natur siegte über den mutigen Geist. Ein gellender Verzweiflungsschrei entrang sich seiner Brust. Wirr blickte er um sich. Ueber ihn war die entsetzliche Gewißheit des Sterbens gekommen, des Sterbens in Verzweiflung. „Mein Gott, was habe ich verbrochen, daß mir dies Schicksal zuteil wird?“ Hörte er sich selbst recht? Er sprach von Gott, er sprach von Vergeltung. War das nicht unmännliche Feigheit, sich gegen die Erkenntnis mit einem Märchen zu trösten? Aber war es gegen die Erkenntnis? Hatte er jemals den Gottesglauben ganz verstandesgemäß abgetan? Hatte er nicht nach der Zeit reinsten Glaubens lange gezweifelt? Und hatte er nicht entschieden in dem frohen, süßen Empfinden: Die Welt ist schön — und wozu der Gedanke ans Jenseits? Warum nicht einzig Herr der Erde und seiner selbst sein? „Eritis sicut Deus“. Blitzschnell durchfuhren diese Gedanken ihn. Nein, es war nicht vernunftgemäß abgetan. — Er sah sich als Knabe, und wenn der Frühling lockte, zog es ihn ins Freie — und rief ihn wieder zurück zur Kapelle vor das Tabernakel. Die Auferstehung der Erde erweckte sein Sehnen nach dem Herrn der Auferstehung, ließ sein junges Herz Charfreitagtrauer und Osterfreude fühlen. Noch war ihm die Natur damals nur die Prophetin des Herrn, nicht seine Herrin. Jetzt opferte sie ihn auf ihrem Altare, mitleidlos; denn ihr Herz ist glühendes Gestein. Mit der letzten Kraft der Verzweiflung hielt er sich am Felsen fest. Sein

Schicksal war die Konsequenz seiner Naturvergötterung, aber nur Jahwe, der furchtbare Rächer, erschien ihm darin und das unabwendbare Schicksal. Er litt wie kein anderer vor ihm. Wie kein anderer?

Charfreitagszauber enthüllt sich nur dem tief Leidenden. Der Mann auf dem Felsen sah das hohe Kreuz vor sich, das Zeichen, unter dem seine Kindheit beglückt dahingeflossen. Entblößt von allem Erdenzauber, arm und verzweifelt, schrie ein sündiges Herz um Liebe und Erbarmen — und sah das Kreuz. Und Kreuzesliebe machte aus dem verzweifelten Menschen einen Märtyrer für den Gottesglauben. Seine Kraft war erschöpft. In elfter Stunde rief ihn Gottes Liebe. Langsam lösten sich die Hände. „Mit Gott, im Namen des Herrn." Blitzschnell stürzte er in die Tiefe.

Warum flohen die Wolken jetzt zurück, warum erhob sich jetzt strahlend die Sonne am Himmel, jetzt nach dem grausen Opfer? Wozu zur Leichenfeier der herrliche Schmuck der Natur? Oder ersteht sie mit dem Menschengeist, der seinen Weg zu Gott gefunden? Denn alle Kreatur harret der Erlösung durch den Menschen, den Herrn der Welt. Wehe aber, wenn sich der Herr der Magd beugt! — —

Eine Hand berührte mich sanft auf der Schulter. Ich fuhr auf. „Wahrhaftig, du hast geschlafen?" hörte ich die liebe, freundliche Stimme meines Bruders sagen? „Weißt du, sie haben den Armen zerschmettert in einer Schlucht des Hochtors gefunden." „Ich weiß," murmelte ich, „mit Gott, im Namen des Herrn."

Lernet Sprachen!

Der bekannte Begründer einer auf scharf durchdachter wissenschaftlicher Grundlage beruhenden Gedächtnislehre, Christ. Lud. Pöhlmann-München, legt neuerdings mehrere Werke vor, die bestimmt sind, die praktische Verwendbarkeit seines Systems zu beweisen. Kaum etwas anderes ist für den Menschen unserer Zeit so wichtig, weniges setzt ihn besser in den Stand, seine Beziehungen in weitestem Maße auszudehnen, als das Studium der lebenden Sprachen. So hat denn Pöhlmann sich darauf geworfen, Werke herauszugeben, die aufs denkbar leichteste dazu führen, wichtigste moderne Sprachen nicht nur lesen und verstehen, sondern selbst sprechen zu lernen. Mir liegen die ersten Lieferungen für „Französisch leicht gemacht" und „Englisch leicht gemacht" vor (beides bearbeitet von C. L. Pöhlmann und Hubert Bruns; als Manuskript gedruckt, München 1909). Von den sehr zahlreichen Methoden, Sprachen zu lernen, unterscheidet sich die Pöhlmann'sche dadurch, daß sie dem Schüler zunächst mit solchen Worten entgegentritt, die mit den unsrigen stammverwandt sind, in Form und Klang möglichste Aehnlichkeit mit unsern gleichbedeutenden haben, wie: man und Mann, place und Platz und dergleichen, wogegen abweichende vorsichtig nach und nach eingeführt werden. Die Vokabeln, auf die es ja doch vor allem ankommt, werden ferner auch nicht willkürlich durcheinander, sondern in stamm- und sinnverwandten Gruppen eingeprägt. Es ist klar, daß solche, die durch verstandesmäßigen Denkprozeß zusammengehalten werden, sich leichter lernen als zusammenhanglose. Ob Wörter in der Umgangssprache häufig sind oder nicht, gilt hierbei gleich, da es auf die Erlernung der Umgangssprache im vollen Umfange und nicht bloß einzelner landläufiger Redewendungen abgesehen ist. Der Pöhlmannsche Sprachunterricht wird in drei Abteilungen erteilt. Die erste umfaßt die Sprachlehrmethoden zum Selbstunterricht, die zweite dieselben mit brieflichem Unterricht, während die dritte in Sprachenschulen mündlichen Unterricht erteilt. Nach den von dem Begründer mit Hilfe seiner zwanzigjährigen Erfahrungen festgestellten Grundsätzen sind die leicht übersichtlichen Lektionen ausgearbeitet. Eine Reihe von Sätzen wird aufgestellt. Daran schließt sich jedesmal eine Konversationsübung, die den Schüler nötigt auf Fragen eingehend zu antworten, welche im Anschluß an die gelernten Sätze und Wörter gestellt werden. Die Beantwortung kann von dem, der keinen mündlichen Unterricht genießt, auch schriftlich geliefert werden. Er schreibt seine Antwortsätze nieder so gut er kann, schickt sie der Schriftleitung ein und empfängt sein Manuskript mit den nötigen Verbesserungen zurück. Hierfür gibt es Uebungsbögen, die in die Hände der Fachlehrer gelangen. Letztere gehören durchweg der Nation selbst an, deren Sprache gelehrt wird. Das steigert sich allmählich; aus den kleinen Sätzchen werden eigene größere Sätze, werden zusammenhängende Ausarbeitungen und Briefe, wobei es den Fortgeschritteneren auch frei steht, selbstverfaßte, in den Unterrichtsheften nicht vorgesehene Aufgaben zu liefern, die mit ihrem Berufe irgendwie zusammenhängen. Die Rolle des erklärenden Lehrers übernimmt aber auch der beigegebene „Schlüssel". Nach der Reihenfolge der Lektionen werden in ihm alle bisher unbekannten Wörter erklärt, stammverwandte ihnen angeschlossen und wie es die Gelegenheit gibt, die grammatikalischen Erklärungen eingeflochten. So gehen Formlehre, Satzlehre und die Uebung zum selbständigen Sprechen fortwährend nebeneinander her. Eine Schwierigkeit nicht geringer Art bildet dabei die Aussprache. Sie ist in zwei besonderen Teilen untergebracht, von denen einer die Ausspracheregeln im allgemeinen und an zusammenhängenden Beispielen zu erläutern sucht, während der andere in einem umfangreichen Verzeichnis von Vokabeln eine jede von diesen mit der Andeutung ihrer Aussprache versieht. Jeder mit dem Fach Vertraute wird zugestehen, daß der bloß schriftlichen Mitteilung der Aussprache eine Menge fast unbesieglicher Schwierigkeiten im Wege stehen. Auch die Herausgeber der Pöhlmannschen Sprachkurse weisen mit Recht darauf hin, daß eine mustergültige Aussprache nur im Verkehr mit gebildeten Angehörigen der fremden Nationen zu erlangen ist. Eine sehr begrüßenswerte Einrichtung ist die den einzelnen Kursen gelieferte Beigabe handschriftlicher Briefe aus dem betreffenden Teile des Auslandes jeder von einer anderen Person geschrieben, wodurch der Schüler befähigt wird, an den ihm fremden, von den unsrigen abweichenden Schriftzügen in seinem praktischen Verkehr keine Schwierigkeit zu finden. Jene Schüler, die den mündlichen Unterricht bevorzugen, erhalten ihn in Pöhlmanns Sprachinstitut Berlin W., Wittenbergplatz 1, ebenso in den Zweigschulen München und Leipzig. Die Pöhlmannschen Sprachkurse bilden eine ganz vortreffliche Bereicherung unserer Literatur, und dürfen jedem, der zu ihrem fleißigen Studium bereit ist, lebhaft empfohlen werden. Sie sind, wie die Anerkennung tausender Benutzer beweist, sehr leicht, sparen bedeutende Zeit und halten den Schüler andauernd bei guter und zuversichtlicher Stimmung, wenn er sieht, wie zumal die Einprägung der Tausende von Vokabeln mit geringer Anstrengung und der Möglichkeit vonstatten geht, das Gelernte jederzeit, auf Spaziergängen und sonst wiederholen und einprägen zu können. Aus zahlreichen Zeugnissen ist zu ersehen, daß diese Lehrkurse auch dort zum Erfolg geführt haben, wo alle anderen Methoden versagt haben.

Dr. Stephan Cornelius.

Bühnen- und Musikrundschau.

Im Kgl. Residenztheater wurde der achtzigste Geburtstag Marie v. Ebner-Eschenbachs gefeiert. Man gab ihren feinen, gedankentiefen Einakter „Am Ende", der schon längere Jahre hin und wieder im Spielplan unserer Hofbühne auftaucht. Von Jugend auf war der Dichterin, wie sie in ihren „Kinderjahren" erzählt, das Theater die Stätte ihrer stärksten Eindrücke. „Der Shakespeare des neunzehnten Jahrhunderts zu werden," meint sie nicht ohne Selbstironie, „war das Ziel ihrer Sehnsucht". In groß angelegten Dramen („Maria Stuart in Schottland" und der Revolutionstragödie „Marie Roland") hat die große Erzählerin um Bühnenwirkung gerungen, bis sie die eigenste Domäne ihres Künstlertums erkannte. Das Stückchen „Am Ende" ist aus dem letzten Jahrzehnt; eine dramatisierte Novellette. In dem Einakter geschieht nicht viel; eine Fürstin feiert ihren 60. Geburtstag. Da kehrt ihr Gatte zu ihr zurück, der lange in nichtigen Liebesbanden fern gewesen, und sie verzeiht ihm. Das ist alles. Das Wertvolle des Stückes liegt in den Worten oder besser noch gesagt zwischen den Zeilen. Die Dichterin lächelt über die Schwächen der Menschen, aber sie verhöhnt sie nicht. Ihre Menschenliebe läßt sich den Glauben an die Menschheit nicht rauben, und so besitzt dieser Einakter die dichterischen und ethischen Eigenschaften, welche uns die besten Erzählungen Marie Ebners so wertvoll und liebenswert machen. Das Publikum folgte der diskret abgetönten Vorstellung mit innigem Anteil.

Aus der Musikfesthalle. Auch die Wiederholung der „achten Symphonie" Mahlers hinterließ die allerstärksten Eindrücke, die sich auch für uns nicht abschwächten, an denen diese gewaltigen Töne zum dritten Male innerhalb dreier Tage vorüberrauschten. Das Publikum war von Werk und Wiedergabe geradezu fasziniert; solchen nicht endenwollenden Jubel hat man selbst in der Stadt Possarts und der großen Wagnersänger noch nicht gehört. Wie Mahler diesem Künstlerheer von tausend Personen seinen Künstlerwillen aufzwingt, sie bis in die kleinste Schattierung seinen Absichten dienstbar macht, muß jeder bewundern, der auch nur halbwegs zu begreifen vermag, welch eine Unsumme künstlerischer Energie und Begabung die Verlebendigung solch eines Riesenwerkes erfordert. Ueber den Dirigenten Mahler schallt auch im kritischen Blätterwalde nur eine Stimme des Lobes. Anders über den Tondichter. Gewiß über Auffassung von Hymnus und Faustszene läßt sich streiten, aber auch in der Art, wie Mahler die Seinige geltend macht, liegt eine elementare Kraft. Diese gibt der Tondichtung eine innere Notwendigkeit, die gewiß das Kennzeichen eines echten Kunstwerkes ist. Der gewaltige technische Apparat, den Mahler bedarf, macht manchen besorgt; aber diese Einwände wurden ja neuem gegenüber fast immer erhoben. Wenn Wagner Talent hätte, würde er nicht so viel Lärm machen, meinte Marschner in einem Briefe, der in diesen Tagen bei einem Autographenhändler wieder auftauchte. Zweifellos hat unsere Zeit einen Zug nach Monumentalität; oder auch nur die Sehnsucht dazu, hierüber werden spätere Tage das Urteil sprechen. Vielleicht führt auch die Tatsache, daß sich immer breitere Volksmassen zum Kunstgenuß drängen, die Kunst selbst unwillkürlich zu gewaltigen Formen. Jedenfalls hat erst die Aufführung der Mahlerschen „Achten" die Existenz der Riesenhalle gerechtfertigt. Ich meine nicht aus dem Grunde, weil nur ein Massenbesuch den erforderlichen Aufwand finanzieren kann, sondern rein ästhetisch genommen: diese Musik ist geschaffen, um zu Tausenden zu sprechen. Reinhardt wird in Kürze mit dem fesselnden Versuch vor uns hintreten, in der Festhalle auf antiker Bühne den „Oedipus" des Sophokles zu geben. Es ist nie voll gelungen, die Monumentalkunst der griechischen Tragödie in unsere kleinen Bühnenhäuser einzufangen, dagegen hat man neuerdings mit dem antiken Drama auf Freilichtbühnen auch bei Ungelehrten großen Erfolg erzielt. Wenn sich Reinhardts Versuch auf weitere Kreise von starker Wirkung zeigt, so wäre für den erwähnten Zug zum Monumentalen ein starkes Beweisstück gegeben. — —

Der **Riedelverein** aus **Leipzig**, der sich mit dem Wiener Singverein bei der Aufführung von Mahlers „**Achten**" so ruhmvoll betätigte, gab, bevor er München verließ, noch ein eigenes Konzert. Die Gesellschaft pflegt im besonderen Maße die Werke G. Fr. **Haendels** und indem sie uns unter ihrem vortrefflichen Dirigenten Dr. Georg Göhler das Oratorium „**Deborah**" aufführte, vermittelte sie uns die Bekanntschaft mit einem klassischen Werke, das in München noch niemals gehört worden ist. Der dramatische Charakter der Chöre ist es vor allem, was uns heute an dem Oratorium fesselt, aber auch die Arien bergen manche musikalische Perle, deren Glanz uns nicht nur vom historischen Standpunkte erfreut. Die Chöre wurden ausgezeichnet gesungen und unser in diesem Monat gewaltig angestrengtes Konzertvereinsorchester unterstützte die Gäste bestens. Die Altistin **Durigo** und der Bassist **Lejdström** gaben hervorragendes, auch der Tenorist **Senius** und Frau **Hensel-Schneitzer** boten treffliche Gesangsleistungen.

Verschiedenes aus aller Welt. „L'impromptu de Versailles", die Molièresche auf Ludwig XIV. Geheiß geschriebene Satire wurde unter dem Titel: „Molière und die Seinen" in einer geschickten Bearbeitung P. Lindaus erstmalig in der Berliner Hofbühne aufgeführt. — Im Berliner „Modernen (vormals „Hebbel"-) Theater" fesselte die Uraufführung von „**Der Wert des Lebens**", einem Schauspiel von Nemirowitsch-Dantschenko. Der Dichter ist im Gegensatz zu den anderen russischen Autoren optimistisch. Auch bei ihm fehlen nicht undramatische Längen, allein er entschädigt nach Berichten durch einen sehr gepflegten Dialog und manch hübsches Wort, das in den wirksamsten Szenen fällt. — Besonders durch sprachliche Schönheiten zeichnet sich das Legendendrama des Dänen Gjellerup „Das Weib des Vollendeten" aus, das in **Stuttgart** beifällig aufgenommen wurde. — Eine seither in Deutschland nie gegebene Oper Gounods: „Der Arzt wider Willen" fand in der **Berliner Komischen Oper** Beifall. Die Musik ist sehr melodiös, liebenswürdig und routiniert, ohne Gounods Faustoper künstlerisch zu erreichen. — Das Schauspielhaus in **Hamburg** begann die Spielzeit erfolgreich mit Hebbels „Demetrius" in der ergänzenden Bearbeitung Martersteigs mit künstlerischem Erfolge. — In **Bremen** wurde ein neues Schauspielhaus eröffnet, das besonders Lustspiel und Volksstück pflegen will. — Das Deutsche Volkstheater in Wien brachte ein sehr anmutiges, aber handlungsarmes Lustspiel des Italieners Traversa „Märtyrer der Arbeit". — In **Amsterdam** wird ein Opernhaus errichtet, dessen Aufführungen in deutscher Sprache stattfinden werden. — Die Comédie française bot die Uraufführung einer Komödie von Aderer und Ephraim: „Comme ils sont tous" mit mittelmäßigem Erfolge. — Maeterlinck ließ seine romantische Dichtung „Belleas und Melisande" in den gotischen Sälen und im Parke der alten normannischen Abtei St. Wandrille, die er bewohnt, vor einem kleinen Zuschauerkreis mit besonders starker Wirkung aufführen. — „Im Grunde des Herzens" betitelt sich das Schauspiel eines noch jugendlichen Dichters Zorzi, das in **Mailand** Zukunftshoffnungen erweckte. — Ein Naturtheater in **Hilversum** (Holland) eröffnete eindrucksvoll mit einem zur Zeit der Christianisierung der Germanen spielenden Stück. Die Schönheit der Natur ist für die Anlage der Bühne klug ausgenützt.

München. **L. G. Oberlaender.**

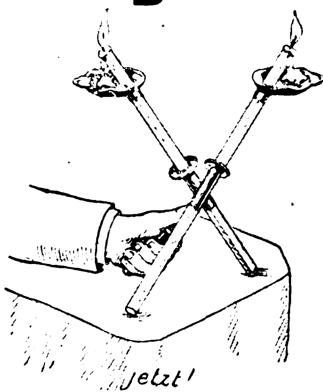
Finanz- und Handels-Rundschau.

Während die Börsen in Paris, London und Neuyork sich äusserst reserviert verhalten und dortselbst ruhige Tendenzen bei sehr minimalen Umsätzen zu verzeichnen sind, herrscht an unseren heimischen Plätzen unentwegt der langandauernde Haussetaumel bei fieberhaften Kursbewegungen. Auch keinerlei Nachrichten ungünstiger Art können Einfluss auf diese derzeit einzig dastehende Haussestimmung ausüben. Die charakteristische Meldung von einem bedeutenden Rückgang im Auftragsbestand des amerikanischen Stahltrusts verhallte wirkungslos. — Auch die fortwährenden Kapitalsvergrösserungen von Industriegesellschaften werden nicht gebührend seriös in den Bereich von ungünstigen Konsequenzen gezogen. Dabei sind die Aussichten am internationalen Geldmarkt die unsichersten seit langer Zeit und bedürfen der genauen Kontrolle des Grosskapitales. Die schon lange mit Zagen und Bedenken erwartete Diskonterhöhung der englischen Notenbank wird nicht mehr lange auf sich warten lassen. In nächster Zeit schon werden bei diesem Geldinstitut jedenfalls immens grosse Goldentziehungen vorgenommen. Aegypten, Brasilien, andere westliche Länder, auch die Türkei benötigen und signalisieren bereits grosse Ansprüche an die Londoner Bank. [illegible] wird die englische Notenbank in diesem Jahre die sonst angenehm empfundene Hilfe ihrer französischen Kollegin nicht erhalten können. Es ist allem Anschein nach nur eine Frage von Tagen, ob der englische Bankdiskont nicht gleich um ein volles Prozent erhöht wird, und die Tage der Herrschaft des englischen 3%igen Satzes sind jedenfalls gezählt. Die Geldmarktlage gibt also allein genügend Grund zu einer sorgfältigen Reserve an den Börsen. Auch die Ansprüche an die Reichsbank steigern sich und dürften, wenn auch nicht sofort, so doch in absehbarer Zeit bei Eintritt einer englischen Diskonterhöhung, eine Wiederholung dieses Beispieles mit sich bringen. Zurzeit liegen die Verhältnisse bei der Reichsbank, besonders in bezug auf die aktiven Ausweisziffern, relativ günstig. Die Börseninteressenten haben sich, trotz all dieser Bedenken, nur wenig in ihrer Haussestimmung stören lassen. Seit den bekanntgewordenen grossen Fusions- und Trusttransaktionen in den Montan- und Industriesparten glauben auch fast vorsichtige Kapitalistenkreise, dass diese Finanzverschachtelungen Zeichen einer ungetrübten Konjunktur unserer Industrie sind. Man glaubt zumeist, dass die grossen Industriezentralen, und vornehmlich unsere Hautebanque-Welt im Bunde, als erste Finanzgrössen die geeignetsten Faktoren seien, welche auch feinfühlige Bewegungen in der industriellen Konjunktur sofort kontrollieren und bemerken müssten. Aus diesen Gründen werden daher die wiederholten Verwarnungen durch die Grossbanken, an den Börsen des Guten nicht zu viel zu tun, als einseitig betrachtet und zumeist nicht befolgt. Es waren hierbei auch massgebend die überaus günstigen Berichte von Banken und Industriegesellschaften über die Abschlussziffern für das I. Halbjahr bzw. für das abgelaufene Jahresergebnis. Namentlich bei den Werten der Elektrizitätsbranche werden glänzende Abschlussmeldungen erwartet und hohe Dividenden der führenden Gesellschaften signalisiert. Die publizierten Ziffern über Deutschlands Aussenhandel im Monat August ergeben, besonders für Baumwolle und Roheisen, erhebliche Veränderungen gegenüber dem Vorjahr. Trotzdem ist nicht zu leugnen, dass im derzeitigen Kursniveau der deutschen Industriewerte, besonders in einzelnen Spezialwerten, ein derart hohes Mass von günstigen Faktoren ausgedrückt ist, dass es eigentümlich wäre, wenn nicht in Bälde eine vielseits schon lange erwartete Ernüchterung an der Berliner Börse eintreten würde.

M. Weber.



In jeder Kirche



sollte die

Sturmiuskerze mit ges. gesch. Schutzring, das

Rübsamsche Löschhorn

mit Luftdruck und Spulenführung des Zündwachses und der

St. Blasiuskerzenhalter :: mit Tropfenfänger ::

Verwendung finden.

Ausführliche Begründung in Prospekten, die gratis und franko versandt werden und die Sie im eigenen Interesse nach Durchsicht dieser Bekanntmachung gefl. verlangen wollen. :: Der St. Blasiuskerzenhalter wird von bischöflichen Behörden empfohlen.

Vorzugspreise bei gleichzeitiger Bestellung von Wachskerzen.

Carl Rübsam, Fulda 5, päpstl. Hoflieferant.

Alleiniger Fabrikant dieser 3 geschützten Gegenstände.

Jos. Elsner, Architekt,

Schillerstr. 18 **München** Schillerstr 18.

gegründet 1876.

Lieferung von Plänen für Neu- und Umbauten von Kirchen in allen Stilarten. Ausführung von neuen Altären, Kanzeln etc. nach eigenen oder eingesandten Entwürfen, Restaurierungen von Kirchen und Kircheneinrichtungen, Ausmalungen von einfachster und reichster Ausführung. — Ausgeführte Arbeiten: Unterpeissenberg, Puch b. Pörnbach, Seeshaupt, Geisenfeld, Tapfheim, Blindheim, Buggenhofen, Velden a. Vils, Seiboldsdorf, Johannesbrunn, Wolfratshausen, Mittergars, Obing, Tölz, Schalding, Passau, Innstadt und Freudenhain, Neurode, Mittelsteine in Schlesien, St. Josephen (Schweiz) u. a. m.

Hygiea-Klosett



Hartsteingut ohne Wasser, auf jeden Abort sofort aufzuschrauben, hält üblen Geruch u. Zugluft fern. Präm. m. Gold. u. Silb. Medaille. — Ansichtsendung ohne Kaufzwang. Preisliste grat. u. frko

Otto Franz Dresden 16, Postfach 781 Filiale: Bodenbach 81.

Was Klavierkäufer :: wissen sollten! ::

Anfang Oktober erscheint in meinem Verlag unter obigem Titel eine kleine Broschüre nebst Katalog, die viel Wissenswertes für Besitzer und Käufer von Klavieren enthält und geeignet ist, beide vor Schaden zu bewahren. Ganz besonders nützlich wird das kleine Werk sich für die Herren Lehrer erweisen. Gegen Einsendung von 30 Pfg. erfolgt franko Zusendung.

Pianohaus Alfred Schmid Nachf., München,

Kgl. Bayer. Hofmusikalienhandlung. Theatinerstrasse 34/35.



Im Laufe dieses Monats erscheinen folgende

Neue Bücher

aus dem Verlage von

J. B. Bachem in Köln a. Rh.

Christus. Des Heilands Leben, Leiden, Sterben und Verherrlichung in der bildenden Kunst aller Jahrhunderte. Von **Dr. Walter Rothes.** Mit etwa 200 Illustrationen im Text und 5 Kunstdruck-Beilagen. Gebunden ℳ 10.—.

Das Licht und die Finsternis. Christus-Erzählungen von **Anna Freiin von Krane.** Gebunden ℳ 6.—.

Alte Paläste. Roman von **M. A. Freiin v. Godin.** Geb. ℳ 4 50.

Am Ende der Welt. Roman v **L. van Endeers.** Gebunden ℳ 5.—

Das Moselhaus. Roman von **L. Schulze-Brück.** Geb. ℳ 5.—.

Heimfahrten. Lieder und Balladen von **M. Herbert.** Geb. ℳ 3.—.

Bestellungen nehmen schon jetzt alle Buchhandlungen entgegen

Porös-wasserdichte Mäntel

:: aus echten Schafwoll-Steirer-Loden. ::



Pelerine mit abknöpfbarer Kaputze.

Meine Mäntel werden nur aus den echten steirischen Schafwollstoffen und Loden erzeugt. Von hervorragend. Aerzten als beste Bekleidung gegen Erkältungen, Rheumatismus u. Gichtleiden empfohlen u. zw. in den Kneippblättern, Hausdoktor u. Kurberichten von Dr. med. Walser u. vielen anderen Aerzten.

Echte Schafwollstoffe für hochw. Herren, Klöster, Institute u. Anstalten in Ia.-Qualität u. waschecht. Bekannt als beste, gesündeste und schönste Bekleidung, weil aus echter Schafwolle erzeugt. Viele Empfehlungen seitens hochw. Herren, Klöster und Anstalten.



Havelock (mit od. ohne Aermel)

Grosse Auswahl. :: Reelle Preise.

Einziges Fabriklager in Deutschland der I. steierm. Tuch-, Loden- und Modewarenfabrik.

Felix Hulla, München A.,

Kaufingerstrasse 31, I. Stock, geg. Bürgerbräu.

Echte Schafwollstoffe für Damenkostüme wie schöne Schafwollstoff-Reste stets lagernd.

Neu eingeführt :: Spezialmarke Nr. 66

Eine vorwiegend **milde und pikante**

Zigarre.

Das Beste was in dieser Preislage geliefert werden kann.

Preis pro 1000 St. M. 80.—. Probekiste 100 St. M. 8.—.

Neue Preisliste frei.

Aug. Rüther, Zigarren-Fabrik-Lager, Arnsberg i. W.

Obstverwertungsgenossenschaft Obernburg a. Main

offeriert

reinsten Export-Gesundheits-Apfelwein

hochfeine Apfelwein- und Johannisbeerwein-Sekte, Obstweinessig, Apfelwein-Koknag, Zwetschenbranntwein, Marmeladen und Gelees in reinster Qualität, Tafel- und Wirtschafts-Obst en gros u. en detail. Man verlange Preislisten gratis und franko

---

Wir bitten die Leser, bei Anfragen und Bestellungen sich stets auf die „Allgemeine Rundschau“ zu beziehen.

Junfermannsche Buchhandlung Paderborn.

Albert Pape. Editore Pontificio.

Die **Verlagsbuchhandlung** erbittet Angebote geeigneter Manuskripte für eigenen und Kommissionsverlag und sichert gute Honorierung, entsprechende Ausstattung und energischen Vertrieb zu.

Die **Sortimentsbuchhandlung** empfiehlt sich zur prompten Lieferung der gesamten Literatur des In- und Auslandes.

Die **Buchdruckerei**, modern eingerichtet, empfiehlt sich zur Herstellung von Werken, Zeitschriften, sowie von Drucksachen privater und geschäftlicher Natur. Kostenanschläge bereitwilligst.

Aschendorffsche Verlagsbuchhdlg., Münster i. W.

F. X. Kugler S. J. Im Bannkreis Babels.
Panbabylonische Konstruktionen und Religionsgeschichtliche Tatsachen. XX u. 165 S. Mk. 4.—.

Der durch seine grundlegenden Untersuchungen über babylonische Astronomie, Meteorologie, Chronologie und Astralmythologie bekannte, Verfasser bietet hier eine eingehende Kritik des „Panbabylonismus" zugleich aber auch eine ganze Reihe positiver Einzelforschungen, die zahlreiche kultur- und religionsgeschichtliche Tatsachen erstmalig enthüllen oder kritisch beleuchten.

Soeben wurde vollständig:

Sanders Handwörterbuch der deutschen Sprache

8. Auflage.

Neubearb., ergänzt u. vermehrt von Dr. **I. Ernst Wülfing.** — 900 Seiten in Lexikonformat, zweispaltig — geheftet M. 8.—. Elegant in Walküre-Leinen geb. M 10.—. Ein Hand- und Nachschlagebuch für jeden Gebildeten, der sich über Wesen und Eigenart der deutschen Sprache in unerreicht erschöpfender Weise unterrichten will.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen wie auch direkt vom Verlag Otto Wigand, Leipzig, Rossplatz 3.

Atelier für kirchliche Kunst

H. Volkhausen jun., Kirchenmaler

Paderborn i. W.

Ausmalen von Kirchen u. Kapellen in jeder Stilart.



Franz Martiner

Bildhauer u. Altarbauer, Päpstlicher Hoflieferant, in St. Ulrich-Gröden (Tirol)

empfiehlt sich zur Lieferung von kirchlichen Kunstarbeiten aus Holz:

Altäre, Kanzeln, Kreuzweg-stationen, Krippen-Darstellungen, Hl. Gräber, Christus-Körper, Heiligen-Statuen usw.

Zeichnungen oder Photographie mit Kostenvoranschlägen sende auf Wunsch zur gefl. Ansicht.

Ein Herzenswunsch

jeder Dame ist es, eine oder mehrere schöne Straußfedern für die Herbst-, Winter-, Frühlings- und Sommerhüte zu besitzen. Wenn Sie einer Dame ein hochwillkommenes Geschenk machen wollen, so kaufen Sie bei mir eine Straußfeder. Ich versende solche gegen Voreinsendung des Betrages oder per Nachnahme in jeder Preislage von 2.— bis 100.— Mk. Für beste Erledigung jedes Auftrages bürgt das langjährige Renommee meines weltbekannten Spezialhauses. — Preislisten gratis.



Hermann Hesse, Dresden, Scheffelstraße 10/12.

Afrikanische Weine

der Weissen Väter, Maison Carrée b. Algier.

:: Hervorragende Qualitätsweine. ::

Probekisten von 10 Flaschen zu M 13.50 versenden

C. & H. Müller, Flape Nr. 6 bei Altenhundem i. Westfalen.

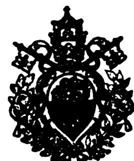
Vereidigte Messwein-Lieferanten. Päpstliche Hoflieferanten.



Kirchen-Heizung

als Luftheizungen, Dampfheizungen, Kirchen-Mantelöfen eigener Fabrik
seit 1876 in vielen Tausenden best. bewährt.
illustr. Broschüre kostenlos.

Sachsse & Co., Halle a. S.



Franz Wüsten

Päpstl. Goldschmied
Hofl. I. Maj. d. Königin Wwe. v. Sachsen
Cöln a. Rh.
Tel. 9415. Hunnenrücken 28

Kirchl. Geräte und Gefässe in allen Metallen u. Stylarten
Renovieren, Neuvergolden.

Das unentbehrliche Hilfsmittel jedes Gebildeten



Herders Konversations-Lexikon

(8 reichillustr. Bde M 100.—) zeichnet sich durch folgende Vorzüge aus:

Vollständigkeit, Genauigkeit u. Objektivität, Handlichkeit u. billigen Preis.

Durch den Herbst 1910 auszugebenden Ergänzungsband wird auch der allerneueste Wissensstand im Werke vertreten sein. Gegen bequeme Teilzahlungen durch alle Buchhandlungen zu beziehen.



KUHN KUNSTGESCHICHTE

6 BÄNDE - 5572 ILLUSTR.
MK. 175. = K 210. = FR. 220.

V.-A. BENZIGER & Co. A.-G. EINSIEDELN, SCHWEIZ.

Die Ostertag-Werke Aalen

(Württemberg)

liefern als Spezialität in hervorragender Ausführung

einbruchsichere Tabernakelschränke
Paramentenschränke :: Opferstöcke

mit gesetzlich geschützter Sicherung gegen Beraubung durch Leimerde.

Ueber 25 000 „Original Ostertag"-Kassenschränke bei 40jähriger praktischer Erfahrung geliefert!

Spezialprospekte stehen gerne zur Verfügung!

Tüchtige Vertreter resp. Wiederverkäufer unter vorteilhaftesten Bedingungen gesucht.

Das Bischöfl. Convict zu Dieburg

in Hessen

bei den berechtigten 7 Klassen Progymn. m. Realschule

nimmt kathol. Knaben mit vollendetem 9. Lebensjahr an Ostern und im Herbst auf. Gesundes Haus, gesunde ganz freie Lage, gesunde kräftige Verpflegung, gewissenhafte Ueberwachung überall, väterliche Behandlung. Im Sommer Schwimm- und Badegelegenheit in eigener Anstalt, im Winter Bäder im Haus. Nähere Auskunft und Prospekt durch den geistl. Rektor Prof. Engelhardt.

Militär-Vorbereitungsanstalt

Gross-Lichterfelde W., nur Holbeinstrasse 67,

von **Major a. D. Bendler,** früher Kriegsschullehr. für alle **Militär-Exa.** besonders Fähnrich-, Primareife. Lehrer: Professoren und Oberlehrer. 1908/09 bestanden auss. 1, sämtliche 45 Junker die Fähnrich-Prüfung. Eintritt stets. Prospekt.

Deutsch-franz. Pensionat zu Eich bei Luxemburg

geleitet durch Schwestern vom hl. Karl Borromäus

für Töchter besserer Stände.

Gründliche Anleitung in der Haushaltung, Küche u. allen Handarb. Zuschneidekursus f. Wäsche u. Kleider. Unterricht i. d. [illegible] französischen und englischen Sprache. Literatur, [illegible] Tanzkursus. — Wald- und Höhenluft. Prospekt [illegible]

Wer mit Erfolg inserieren will, benütze die in den kaufkräftigsten Ständen weitverbreitete „Allgemeine [illegible]

— **Wir bitten die Leser, bei Anfragen und Bestellungen sich stets auf die „Allgemeine Rundschau" zu beziehen.** —

Verlag Jos. C. Huber, Diessen vor München.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gb.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 40. München, 30. September 1910. VII. Jahrgang.

Bangemachen gilt nicht.

Ein Wort zu den Angriffen auf die neuesten päpstlichen Dekrete.

Von Universitätsprofessor Dr. **Sägmüller**, Tübingen.[1])

Pius X. ist ein moderner Papst in des Wortes bestem Sinne. Kein Vorwurf war seit Jahrzehnten häufiger und beliebter auf seiten aller, die der Kirche nicht gut wollten, aber auch bisweilen auf seiten solcher, die es gut mit ihr meinten, als der einer Veraltung und Verknöcherung des katholischen Kirchenrechts. Von Pius X. selbst kann Schreiber dieses das Wort bezeugen, daß das jus canonicum eine collectio antiquitatum sei. Aber der tiefdringende Geist und die einzigartige Tatkraft des Papstes läßt es nicht beim bloßen Wort, bei der leeren Klage, sondern realisiert seinen Programmsatz: Omnia instaurare in Christo (alles in Christus zu erneuern). Er unternahm auch auf kanonistischem Boden im März 1904 das Riesenwerk der Neukodifikation des kanonischen Rechts für den ganzen katholischen Erdkreis, ein Werk, für das etwa die Abfassung des Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich eine Parallele, aber keinen gleichwertigen Maßstab bieten mag. Und Pius X. unternahm das Werk nicht bloß, nein er wird es, so ihm Gott die Jahre schenkt — möge er es doch! — auch hinausführen. Daran ist heute kein Zweifel mehr möglich. Beweis sind — um von kleinem abzusehen — die vielen großen kirchenrechtlichen Dekrete, die seitdem zum großen Teil aus dem Schoße der zur Kodifikation des kanonischen Rechts niedergesetzten Kardinalkommission hervorgegangen sind, die Dekrete über: die Papstwahl und das staatliche Recht der Exklusive 1904; die Persolvierung der Manualmessen 1904; die biblischen Studien 1906; die Studienordnung für die italienischen Seminare 1907; die Form der Verlöbnisse und Eheschließung 1907; die Neuorganisation der päpstlichen Kurie 1908; die Publikation der kirchlichen Gesetze 1908; die periodische Berichterstattung der Bischöfe über den Stand ihrer Diözesen 1909. Dazu kommen aus dem Jahre 1907 der neue Syllabus und die Enzyklika gegen den Modernismus, letztere mit mannigfachen kirchenrechtlichen Normen. Angesichts solcher gesetzgeberischer Tätigkeit steigt das Bild auf von einem großen Bauherrn, der ganze Häuserreihen und Straßenviertel niederreißt, um an Stelle der alten, unpraktischen, unmodern gewordenen Wohnungen neue, zweckentsprechende, moderne aufzurichten. Es löst so jedes Jahr die Kommission zur Kodifikation des kanonischen Rechts einen Teil ihres gewaltigen Pensums, bis das ganze Werk vollbracht ist.

So haben gerade wieder die letzten Wochen drei neue päpstliche Gesetze gebracht. Das erste vom 8. August handelt von der ersten Kinderkommunion. Es erneuert gegenüber dem heutigen, aus verschiedenen, mehr oder weniger stichhaltigen Gründen aufgekommenen, fast allgemeinen Gebrauch, die erste Kommunion ins 10. bis 14. Lebensjahr zu verschieben, die schon vom 4. Laterankonzil 1215 gegebene Vorschrift, daß die Kinder, wenn sie die Jahre der Vernunft erreicht haben, zur Beicht und Kommunion zugelassen werden müssen, um ihnen so die reichen Gnaden dieser Sakramente zu verschaffen. Mehr sei zu diesem Zwecke nicht nötig, als die Möglichkeit der Unterscheidung von Gut und Bös und des eucharistischen Brotes vom gewöhnlichen.

Im zweiten Dekret vom 20. August wird die bisherige Berechtigung des Bischofs, einen Pfarrer nur wegen eines im kanonischen Recht mit Absetzung bedrohten Verbrechens auf gerichtlichem Wege abzusetzen, ausgedehnt, so daß ein solcher Amtsinhaber auf dem Verwaltungsweg auch ohne Vergehen abgesetzt werden kann in einem genau bestimmten Verfahren bei körperlicher oder geistiger Krankheit, Unwissenheit, Haß der Pfarrkinder, Verlust von Ehre und gutem Namen, geheimen Vergehen, schlechter Verwaltung des Pfarramts oder des kirchlichen Vermögens, trotzigem Ungehorsam gegen den Bischof.

Drittens gibt der Papst in einem Motuproprio vom 1. September, um dem in der Kirche weiter grassierenden Modernismus aufs neue entgegenzutreten, unter fast größtenteils wörtlicher Herübernahme der Enzyklika „Pascendi“ vom 8. Sept. 1907 erneute Weisungen an die Bischöfe über das Studium der Philosophie und Theologie, Aufstellung und Aufsicht über die Lehrer der Theologie und Seminarvorstände, über Aufnahme in den Klerus, über Ueberwachung der Theologiestudierenden und Fernhaltung modernistischer Bücher, Zeitschriften und Zeitungen von denselben, über Fernhaltung solcher Literatur auch von den Diözesanangehörigen, Unterdrückung und Verhinderung schlechter Schriften, über Priesterversammlungen und Priestervereine. Um das alles noch wirksamer zu machen, soll der Bischof einen Rat von geeigneten Männern aufstellen und mit ihm periodische Zusammenkunft halten. Neu aber ist, daß der Papst den Theologiestudenten das Lesen aller Zeitungen, auch der besten, verbietet, den Theologieprofessoren die Vorlegung ihrer Kollegheste vor dem Bischof gebietet und die Ablegung eines Eides nach der Art der bisherigen Professio fidei Tridentina verlangt von den Weihekandidaten, Beichtvätern, Predigern, Pfarrern, Kanonikern, Benefiziaten, kirchlichen Beamten und Richtern, Vorständen in Orden und Kongregationen, Professoren und Doktoren der Theologie. Der Inhalt des Eides geht auf Abschwörung der wesentlichsten Lehren des Modernismus, wie er schon in der Enzyklika gegen denselben und im „Neuen Syllabus“ im Jahre 1907 charakterisiert ist. Zum Schluß folgen Anweisungen für die Prediger.

Daß nun die der Kirche treu ergebenen Kleriker diese so tief einschneidenden neuen Dekrete zum Gegenstand ihrer inneren Erwägung und ihrer gegenseitigen Besprechungen machen, ist berechtigt, ja notwendig. Daß ihnen hierin manches zu neu, zu tiefgreifend, zu umstürzend, unverständlich, unpraktisch, ja schädlich zu sein oder zu werden scheint, ist verständlich. Sie sind aber dabei der festen Zuversicht, daß der Apostolische Stuhl diese Maßnahmen werde wohl erwogen haben, und daß die Diözesanbischöfe, wenn das eine oder andere für ihre Diözese nicht passen werde, mit Genehmigung des Apostolischen Stuhles nach geeigneten Einzel- oder Gesamtvorstellungen, wozu sie, wie jedes Kirchenrecht sagt, berechtigt und verpflichtet sind, modifizieren werden, so bezüglich des Alters der Erstkommunikanten, der Lektüre von Zeitungen seitens der Theologiestudenten. Sie sind auch der festen Hoffnung, daß die Bischöfe ihren neuen Gewaltzuwachs bezüglich der Absetzung der Pfarrer nicht mißbrauchen, sondern ex conscientia werden. Sie wissen endlich auch, daß bei dem zweideutigen, heuchlerischen, charakterlosen Gebahren so mancher modernistischer Kleriker, die die Kirche von innen heraus sprengen wollen, fest zugegriffen werden muß, und sie haben grenzenlose Verachtung für solche Verräter, wie einen

[1]) Die „Allgemeine Rundschau“ hat den bekannten Kanonisten, der in Tübingen den Lehrstuhl für katholisches Kirchenrecht inne hat und als Autor des Lehrbuches des katholischen Kirchenrechtes (1904) oft zitiert wird, um seine Aeußerung über die neuen päpstlichen Dekrete eigens ersucht.

gewissen Respekt vor denen, die den Mut haben, aus der Kirche auszutreten, wenn sie mit ihr nicht mehr übereinstimmen können.

Nicht so die liberalen Theologen — und auf deren Gebaren sind die folgenden Worte gemünzt. Man sollte erwarten, daß diese Reformer, die nicht müde werden, nach Reformen zu rufen, diese neuen Dekrete begrüßen würden. Allein auch jetzt wieder macht man die gegenteilige Wahrnehmung. In allen liberalen Zeitungen ziehen sie dagegen los, in den „Münchener Neuesten Nachrichten", in der „Frankfurter Zeitung", der „Kölnischen Zeitung", dem „Schwäbischen Merkur".

Da wendet sich einer gegen das frühe Alter der Erstkommunikanten, schreibend, daß die deutschen Katholiken es nicht dulden werden, daß der Altar in die Kinderstube getragen werde, oder, solche Höllenbraten seien unsere deutschen Kinder nicht, daß sie schon mit sieben und acht Jahren in Todsünden steckten.

Darauf dürfte aber zu sagen sein, daß das Dekret selbst einen gewissen Spielraum im Alter läßt, auf Grund dessen die Bischöfe das Richtigste für die Verhältnisse ihrer Diözese anordnen werden, wie dies z. B. bereits der Bischof von Hildesheim getan. Und der Wendung in bezug auf die Kinderstube läßt sich die andere entgegenstellen, daß es ein erhebender Gedanke ist, den Altar in Kinderherzen zu tragen, sobald es möglich ist, um ihnen die Gnaden des wunderbaren Sakramentes als Präservativ gegen die heute größeren Gefahren zuzuwenden. Oder spricht man nicht heute so viel über Notwendigkeit der sexuellen Aufklärung schon der Kinder? Gerade die Zeitungen, die am meisten für diese Aufklärung plädieren, sind jetzt die schärfsten Wortführer gegen die frühe Kinderkommunion. Dazu kommt die wichtige Hineingewöhnung in den Empfang der Kommunion. Und wenn das Dekret die späte Kommunion der Kinder mit Recht als vom Jansenismus kommend bezeichnet, so scheint mir die heutige Praxis in Deutschland in etwas durch Parallelisierung mit der protestantischen Konfirmation entstanden zu sein. Eine Untersuchung darüber wäre dankenswert. Alles in allem also: Bange machen gilt nicht!

Am allerheftigsten aber stürzten sich diese liberalen Theologen auf das Absetzungsdekret. Die Pfarrer sollen jetzt — vor allem um dem Modernismus den Garaus zu machen — wie Heloten der Willkür der Bischöfe, der Gutmeinung der Pfarrkinder, ja Betschwestern ausgeliefert, auf die Stufe der französischen, durch den Bischof beliebig versetzbaren Geistlichen herabgedrückt sein. So sei all ihre Selbständigkeit, Energie und Tatkraft gelähmt.

Und doch glaube ich, daß die Verteidigung dieses Dekrets die leichteste unter den dreien ist. Nur einige Gedanken. Jetzt noch ist oberstes Prinzip die Inamovibilität des Pfarrers. Die Entfernung auf dem Verwaltungswege war bisher schon möglich. Aber die Normen dafür waren unbestimmt. Schwer nur konnte daher der Bischof trotz bitterer Notwendigkeit im einzelnen Fall vorwärts kommen. Jetzt ist alles modern geregelt. Nach genau vorgeschriebenem Verfahren ist gegen den Betreffenden — auch gegen den französischen Desservant — vorzugehen. Das ist doch wieder ein Schutz für den Amtsinhaber. Das Ganze ist nicht Strafe, sondern reine Verwaltungsmaßregel. Daher soll, ja muß der Bischof dem Abgesetzten, falls er funktionsfähig ist, in der Regel eine gleichwertige neue Stelle geben. Diese Art von Versetzung ist beim Staate im Staatsinteresse schon längst üblich. Warum nicht auch bei der Kirche und Kirchenbeamten? Die Kirche soll ja modern sein! Endlich kommt bei uns in Deutschland hierbei noch wesentlich der Staat in Betracht. Nach verschiedenen staatlichen Gesetzen leiht der Staat dem Bischof zur Durchführung einer Maßnahme gegen einen Geistlichen seinen Arm zur Ausführung des Urteils nur, wenn die kanonischen Prozeßformen eingehalten worden sind. Soll also der Bischof gegen einen widerspenstigen Pfarrer in jedem Fall, zuletzt mit Hilfe des Staates, durchdringen, so muß er notwendig das im Dekret vorgeschriebene Prozeßverfahren genauestens eingehalten haben. Andernfalls schlägt die Kampagne in der öffentlichen Meinung gegen ihn aus. Darauf macht Prof. Dr. R. Piloty (Würzburg) in seinem Artikel: „Die amotio administrativa und das bayerische Staatsrecht" in den „Münchner Neuesten Nachrichten", Nr. 437, 440, 441, bestens aufmerksam. Also wiederum: Bangemachen gilt nicht!

Was endlich bezüglich des Motuproprio gegen den Modernismus in den liberalen Zeitungen geäußert wird, kann nach den Strömen von Tinte, die im Jahre 1907 ff. über den „Neuen Syllabus" und über die Enzyklika „Pascendi" verschüttet wurden, nichts Neues mehr sein. Gewissenszwang, Erdrosselung der freien Ueberzeugung, Unfähigkeit zur Beherrschung der Geister, Unmöglichkeit der katholischen Kirche, sich mit der modernen Kultur zu versöhnen, Abwendung und Auswanderung der Gebildeten aus derselben, Verbauerung und schließlicher Untergang der katholischen Kirche, so lauten die durcheinanderschwirrenden Rufe. Aber Bangemachen gilt auch hier wieder nicht! Als Antidoton für jede Furcht sei empfohlen des Hallenser Professors und Konvertiten Ruville herrliches Buch: „Das Zeichen des echten Ringes." Wie das ein katholisches Herz, auch das gebildetste, belehrt, tröstet, erhebt, begeistert! Wie doch noch ganz anders als die Bücher von Förster! Was dann den Eid betrifft, so besteht ein Analogon als Professio fidei Tridentina schon längst. Was aber den Inhalt des neuen Eides anbelangt, so gilt zu recht: Wer seinem Landesherrn den Treueid nicht leisten kann, kann eben kein Amt übernehmen. Die Folgerung für die Kirche zu ziehen, ist nicht schwer. Und endlich die Zeitungslektüre! Daß in manchen geistlichen Erziehungsanstalten zu viele und auch die eine oder andere unpassende Zeitung und Zeitschrift gelesen wird oder wurde, durfte doch noch gesagt werden. Was hier auf Grund des Dekrets aber überhaupt zu tun, werden die Bischöfe wissen. Also alles in allem: Bangemachen gilt nicht!

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der sozialdemokratische Parteitag.

Zu Magdeburg haben sie diesmal getagt; an den „Jungbrunnen" von Dresden wurde man häufig genug erinnert. Man hatte freilich die Absicht, den häuslichen Krakeel möglichst einzuschränken, aber es ging doch nicht. In Dresden war August Bebel der allmächtige Leiter des Ganzen, und dort ließ er seiner radikalen, geraden und rücksichtslosen Natur freien Spielraum. In Magdeburg aber wurde der inzwischen sehr gealterte Bebel diplomatisch; er wusch mit großem Getöse den Revisionisten den Pelz, ohne ihn naß machen zu wollen. Aber sein Eiertanz führte nicht zum Ziele. Eine übermütige Aeußerung des badischen Budgetbewilligers Dr. Frank reizte die radikale Mehrheit so sehr, daß sie die feinen Fäden der Bebelschen Taktik durchbrach und die Androhung des Ausschlusses aus der Partei für eine künftige Budgetbewilligung, die Herr Bebel als väterliche Warnung in seine Rede eingeflochten hatte, zum förmlichen Parteibeschlusse erhob. Bebel war „krankheitshalber" im kritischen Augenblick heimgefahren, und 60 bis 70 Süddeutsche hatten unter Protest gegen den neuen Antrag und dessen Durchpeitschung die Nachtsitzung des Konvents verlassen. Das sah sehr nach Spaltung aus. Aber am anderen Tage saßen die süddeutschen Sezessionisten wieder auf ihren Stühlchen und arbeiteten ruhig mit, als ob nicht die Spur eines Damoklesschwertes über ihnen hinge. Es wurde dann noch eine effektvolle Liebesszene in das gefährdete Familienschauspiel eingeschoben, indem bei der Besprechung des preußischen Wahlkampfes die süddeutschen Blockpolitiker den preußischen Kraftpolitikern ihre zärtliche Sympathie recht überschwänglich bekundeten. Und schließlich erklärte der Vorsitzende Abg. Dietz, es sei alles schön und gut gegangen, wie es gehen mußte, und bei den nächsten Wahlen würde die Sozialdemokratie die Liberalen als das kleinere Uebel gegen Konservative und Zentrumsleute „heraushauen".

Die Spekulation auf die Reichstagswahlen von 1911 war für den alten Bebel und für den ganzen Parteitag in den nüchternen Stunden maßgebend. Krach und Aergernis sollten deshalb aus Leibeskräften vermieden werden, um nicht den Zuzug von Mitläufern und die Wahlhilfe der Liberalen zu gefährden. Es ist ja recht gut, daß die verführerische Diplomatie nicht durchweg vorhalten konnte, und zur Klärung der Lage ist es von besonderem Werte, daß an zahlreichen Stellen der revolutionäre Charakter der Partei, ihre Feindschaft gegen die Monarchie, insbesondere ihr Haß gegen den Kaiser Wilhelm, überhaupt das Festhalten an dem alten Umsturzprogramm nackt und grell zutage trat.

Wir begrüßen diese Demaskierung namentlich deshalb, weil dadurch die nationalliberale Partei, die demnächst ihren Parteitag in Kassel hält, zu einer klaren Stellungnahme gezwungen wird. Die bisherige Haltung der nationalliberalen Parteileitung unter Bassermann ging auf eine Unterstützung der Sozialdemokratie hinaus. Ob diese Förderung der Umsturzpartei absichtlich oder unbewußt erfolgt, ändert nichts an der Gefährlichkeit der gemeinsamen Haß- und Hetzpolitik. Ebensowenig kann es zur Rechtfertigung dienen, wenn die

Liberalen meinen, sie könnten die sozialdemokratische Hochflut benützen, um ihrerseits wiederum zur Vormachtstellung zu gelangen. Das heißt ein Schadenfeuer schüren, um an der verheerenden Glut sein eigenes Süppchen zu wärmen. Die Großblockpolitik in Baden und die gegenwärtige Taktik der liberalen Parteiführer im Reiche bedeuten eine Unterstützung der revolutionären, republikanischen und gesellschaftsfeindlichen Umsturzbestrebungen. Der sozialdemokratische Parteitag selbst hat dem Liberalismus seine guten Dienste bescheinigt, indem der Vorsitzende durchweg die liberalen Kandidaten als das kleinere Uebel bezeichnete, das im Interesse der Umsturzpartei herausgehauen werden muß. Wollen die besseren und vernünftigeren Elemente des Liberalismus sich von dieser kompromittierenden Einschätzung und überhaupt von der Mitschuld an der Erschütterung von Thron und Staatsordnung befreien, so müssen sie jetzt in Kassel den Entschluß fassen, wieder an der positiven Arbeit mit den anderen staatstreuen Parteien sich zu beteiligen. Die Konservativen haben ja schon ein gutes Beispiel gegeben, indem sie in dem Wahlkreis Frankfurt-Lebus mit ganzer Kraft den linksliberalen Kandidaten Dr. Winter gegen den Sozialdemokraten Faber unterstützten, der aber trotzdem mit einer Mehrheit von 172 Stimmen (15,797 gegen 15,625) gewählt wurde.

Das Geld im hochpolitischen Wettstreit.

Der Dreibund hat neuerdings seinen Bestand und seine Kraft recht nett bekundet, einerseits in dem Verkehr des italienischen Ministers di San Giuliano mit den österreichischen Staatsmännern, anderseits durch den Besuch des Kaisers Wilhelm in Wien. Das Auftreten unseres Kaisers in der habsburgischen Hauptstadt, namentlich seine schöne und überaus geschickte Rede im Wiener Rathaus, trug in hohem Grade zur Popularisierung des Bündnisgedankens bei und brachte aller Welt aufs neue zum Bewußtsein, daß die Solidarität der beiden mitteleuropäischen Kaisermächte die Wahrung des Friedens in Europa entschieden hat und auch weiterhin zu entscheiden vermag.

Die Neider und Gegner im Bereich der Triple-Entente sind demgegenüber nicht müßig geblieben. Das Widerspiel eröffnete die bekannte antideutsche Preßverschwörung, indem sie die Sensationsnachricht in die Welt setzte, daß Rumänien mit der Türkei einen Militärvertrag abgeschlossen habe. Von verschiedenen Seiten wurde diese Nachricht bündig dementiert, aber die Urheber lassen sie nicht fallen. Ist es kein geschriebener Vertrag, so soll es eine mündliche Abmachung sein, und auf jeden Fall sollen Deutschland und Oesterreich durch Vermittelung des befreundeten Rumänien die Türkei in den Dreibundkonzern gezogen haben. Darob große Entrüstung; die junge Türkei darf nur Frankreich, England und Rußland als ihre Vormünder betrachten. In den Augen der Entente-Politik war es schon eine strafbare Verirrung, daß die Türkei sich von Deutschland zwei alte, für das Aegäische Meer noch recht brauchbare Kriegsschiffe gekauft hatte. Um die unartige Türkei zu bessern, griff man zu dem alten Erziehungsmittel des höher gehängten Brotkorbes. Die türkischen Staatsmänner brauchen Geld. Als sie über die Anleihe in Paris verhandelten, stellte die dortige Regierung Bedingungen von überraschender Schärfe. Nicht bloß ein Lieferungsmonopol sollte für Frankreich herausgeschlagen werden, sondern auch eine Finanzkontrolle, die geradezu auf eine Entmündigung der Türkei hinauslief. Als nun die türkischen Staatsmänner sich nach London wandten, wollte der Finanzmann Sir Ernst Cassel das Geschäft gern machen, aber die englische Regierung legte sich ins Mittel, und die Londoner Bank- und Börsenwelt gab ihrer Feindseligkeit gegen Deutschland und dessen Freunde kräftigen Ausdruck. Was nun aus dem Geldgeschäft wird, ist augenblicklich noch nicht abzusehen. Jedenfalls hat die Londoner Regierung ihre Solidarität mit der französischen Politik aufs neue bekundet, und die französische Regierung hat uns gezeigt, daß sie trotz unseres Entgegenkommens in Marokko noch immer den deutschen Bestrebungen entgegentritt, wo es sich ungestraft tun läßt.

Die Kränkung des Hl. Vaters in seiner Residenzstadt.

Rom hat bekanntlich einen freigeistigen Bürgermeister mit dem vielsagenden Namen Nathan. Die vierzigjährige Gedenkfeier an der Bresche der Porta Pia hätte ein Stadtoberhaupt von etwas Takt in einer Rede auf die italienische Einheit recht gut begehen können, ohne dem geschädigten Oberhaupt der Kirche eine neue Beleidigung zuzufügen. Aber besagter Nathan hielt eine kulturkämpferische Schmährede gegen den Hl. Stuhl und die Kirche, als ob er beim Grafen Paul Hoensbroech in die Schule gegangen wäre. Die Angriffe beschränkten sich nicht auf das politische Gebiet, sondern fuhren mit dem Fanatismus des Unglaubens in das religiöse, pastorale Wirken und Streben des Oberhauptes der Kirche hinein. Der Heilige Vater erließ einen würdevollen und eindringlichen Protest gegen diese feindseligen Uebergriffe eines weltlichen Beamten, und für alle Katholiken der Welt ergibt sich aus diesem Zwischenfall die traurige Wahrheit, daß der Papst in seiner Residenzstadt nicht bloß der äußeren Freiheit beraubt ist, sondern auch in der Ausübung seines geistlichen Amtes, dessen Freiheit ihm das sog. Garantiegesetz angeblich verbürgt, nicht den genügenden Schutz findet.

Höchst peinlich ist der Anblick, daß das römische Volk einen solchen Bürgermeister hat und hält. Wir deutschen Katholiken wollen unsere Organisation hegen und vervollkommnen, damit hierzulande die Gläubigen nicht dem Terrorismus der Ungläubigen in ähnlicher Weise erliegen.

Die Reichswertzuwachssteuer.

Von Dr. Eugen Jäger, Reichs- und Landtagsabgeordneter.

Im April hat das Reichsschatzamt dem Reichstage auf dessen allseitigen Wunsch einen Gesetzentwurf zur Einführung einer Reichssteuer auf die Wertsteigerung von Grund und Boden vorgelegt. Dieser Gesetzentwurf beschäftigt seit Monaten die Gemüter besonders der Besitzer von städtischen Häusern und Baugeländen und die hinter diesen Terraininteressen stehenden Banken und Geldmächte. Die Kommission des Reichstages hat gegen den Willen der Regierungen ihre Beratungen nach der zweiten Lesung eingestellt, um der öffentlichen Meinung Zeit zu lassen, die Arbeit zu prüfen und sich zu beruhigen. Die Interessenten hatten besonders auch das Baugewerbe aufgewiegelt und ihm vorgeredet, es werde durch diese Steuer vollständig ruiniert werden. Nach Wiederzusammentritt des Reichstages soll dieser Gesetzentwurf rasch erledigt und die Steuer eingeführt werden, falls der Reichstag zustimmt.

Der Gedanke, den Wertzuwachs zu besteuern, ist hervorragend sozial, soweit dieser Zuwachs ohne eigenes Zutun seines Eigentümers, also aus der wirtschaftlichen Aufwärtsbewegung hervorgeht. Die Besteuerung dieses Zuwachses findet bei den beweglichen Werten zurzeit noch unübersteigbare Schwierigkeiten, und so muß jener Gedanke beschränkt werden auf den Wertzuwachs an Grund und Boden. Jener Betrag der Wertsteigerung, der durch die politische und wirtschaftliche Tätigkeit der Gesamtheit, besonders des Reiches, des Staates und der Gemeinde dem Besitzer zuwächst, soweit er also nicht das Erzeugnis der wirtschaftlichen und geistigen Tätigkeit oder der finanziellen Aufwendungen dieses Besitzers selbst ist, soll zu einem Teil auf dem Wege der Besteuerung für die Allgemeinheit nutzbar gemacht werden. Das Reichsgesetz soll sich über das ganze Reich erstrecken und die Wertsteigerung des Bodens in Stadt und Land erfassen. Der Inhalt des Gesetzentwurfes ist bereits Gegenstand verschiedener Schriften geworden, von denen nur zwei hier erwähnt werden sollen, die eine von dem Kölner Justizrat Hermann Kausen und die andere vom Verfasser dieser Zeilen.[1]) Die erstere ist gegen, die letztere für das Gesetz. Justizrat Kausen[2]), der Führer der Zentrumsfraktion des Kölner Stadtverordnetenkollegiums, möchte die Steuer ausschließlich den Gemeinden überlassen, Dr. Jäger tritt für eine Reichssteuer mit Beteiligung der Gemeinden ein. Kausen verlangt unter Beseitigung jedes Rückgriffes Ermäßigung der Steuersätze, Jäger wünscht diese in den mittleren Stufen noch etwas erhöht. Seine Ansicht, daß die Steuer nur den Gemeinden gehören solle, begründet Kausen (S. 115) mit den Worten: „Die Wertsteigerung ist fast überall entweder auf kluge Spekulation und weitherzige Verausgabung von Mitteln

---

[1]) Die Reichswertzuwachssteuer; Besprechung der Kommissionsbeschlüsse 2. Lesung. Von Justizrat Hermann Kausen, Mitglied des Stadtverordnetenkollegiums zu Köln; Verlag von Paul Neubner in Köln.

Das Reichsgesetz über die Wertzuwachssteuer von Dr. Eugen Jäger. Bayerischer Landesverein zur Förderung des Wohnungswesens, Herausgegeben vom Verlag E. Reinhardt in München.

[2]) Anmerkung des Herausgebers: Im nächsten Hefte der „Allgemeinen Rundschau" wird Justizrat Hermann Kausen seine Auffassung und seine positiven Vorschläge entwickeln. Sein Standpunkt liegt zwischen dem der sogenannten Bodenreformer und dem der einseitigen Vertreter der Grundbesitzerinteressen in der Mitte.

für Spekulationszwecke — Anlage von Straßen usw. — durch private Unternehmer oder auf kostspielige Maßnahmen der Gemeinden zurückzuführen.“ Diese Auffassung geht am Kern der Sache vorüber. Nicht die Spekulation und ihre Aufwendungen, auch nicht die Aufwendungen der Gemeinden schaffen den unverdienten Wertzuwachs, sondern dieser hat seine Quelle in dem wirtschaftlichen Aufschwung Deutschlands, in Verbindung mit dem starken Anschwellen der Bevölkerung auf einem nicht oder nur schwach vermehrbaren Boden. Der kluge Spekulant benutzt diesen Umstand, kauft und erschließt das Gelände, weil er dessen Wertsteigerung voraussieht, die Gemeinde wird durch den gegenwärtigen oder voraussichtlichen Volkszuwachs zu ihren Aufwendungen, besonders den Straßenanlagen genötigt. Die Einigung der deutschen Stämme auf den Schlachtfeldern von 1870/71 schuf die Grundlage für einen Aufschwung des deutschen Wirtschaftslebens, wie er seit der Höhe des Mittelalters nicht mehr dagewesen ist. Dieser Zuwachs an wirtschaftlicher Kraft und Volkszahl, der Schutz des Weltfriedens durch die Wehrmacht des Reiches, die Pflege der werbenden Arbeit durch die Schutzzölle usw., das sind in erster Linie die Faktoren, die das Wachstum der Bodenwerte in Stadt und Land schaffen und auf denen erst die individuelle wirtschaftliche Tätigkeit mit Erfolg einsetzen kann.

Kausen sagt (S. 115): „Die Gemeinden werden durch das Reichsgesetz an der Ausnutzung einer Steuerquelle gehindert, die sie selbst erbohrt haben, und eine Steuerart wird ihnen genommen, auf die sie in den maßgebenden Staaten sogar durch die ganze Gestaltung des Steuerwesens hingewiesen sind.“ Wenn das richtig ist, warum haben die Gemeinden von diesem Recht bisher fast gar keinen Gebrauch gemacht? In Elsaß-Lothringen, Bayern, Württemberg und Baden fehlt dazu die gesetzliche Grundlage; in Preußen und Sachsen aber besteht sie schon längst, in Preußen durch das Kommunalabgabengesetz von 1894. Trotzdem hatten bis zu den Reichstagsverhandlungen von 1909 noch nicht 200 Gemeinden diese Steuer eingeführt. Der Einfluß der Terrain- und Geldinteressenten in den beiden oberen Wählerklassen hatte fast in allen jenen Gemeinden, die unverdienten Wertzuwachs am Boden haben, die Einführung der Steuer verhindert. In Köln war ihre Einführung nur dadurch möglich, daß der steuerpflichtige Wertzuwachs erst mit 1905 gerechnet wird. Als es sicher war, daß das Reich die Steuer für sich nehmen werde, da erst erwachte bei manchen, aber immer noch wenigen Gemeindeverwaltungen eine Art Schwärmerei für dieselbe Steuer, gegen die man sich bisher hartnäckig gewehrt hatte. Diese plötzlich entdeckte Liebe beruhte auf der Hoffnung, wenn die Steuer doch einmal kommen müsse, wenigstens auch aus der Schüssel mitzuessen. Würde das Reich von dieser Steuer zurücktreten, so würde die ganze Liebe der Gemeindeverwaltungen für sie wieder zusammenbrechen. Nur eine Körperschaft, die wie der Reichstag dem allgemeinen Stimmrecht entspringt, kann durch Gesetzeskraft die Widerstände niederschlagen, die in dem weitaus größten Gebiete des Reiches, wo das Dreiklassenwahlsystem herrscht, in den Gemeindevertretungen ihr entgegenstehen. Wollte der Reichstag die Steuer wirklich ausschließlich den Gemeinden überlassen, so müßte er sie gesetzlich dazu nötigen und auch den Hauptinhalt des Gesetzes, besonders den Steuertarif, vorschreiben. Wir halten es aber für ganz ausgeschlossen, daß der Reichstag, der im Sommer 1909 den Verbrauch der breiten Volksmassen notgedrungen mit 300 Millionen Mark neuer Steuern belasten mußte, jetzt bei der Belastung des Besitzes für die Reichskasse am unverdienten Wertzuwachs achtlos vorbeigehen könnte. Man müßte sonst den Grundstückumsatzstempel von $^2/_3$ Prozent auf die Dauer bestehen lassen, und das wäre ein großes Unrecht gegen alle jene Klassen, welche den Boden als Arbeitswerkzeug benötigen und im Vergleich zu jenen, denen er Spekulationsobjekt ist, die ungeheuere Mehrheit des Volkes bilden.

In der Erwägung, daß das Reich auf die Steuer nicht verzichten wird, verlangt Kausen weitere Milderungen des Gesetzentwurfes. Jetzt schon soll jedem Grund- und Hausbesitzer neben den baren Aufwendungen und 5% Zuschlag hierzu für jedes Jahr der Besitzzeit 1 bis $2^1/_2$% vom Erwerbspreis und den Aufwendungen als steuerfreier Wertzuwachs angerechnet werden. Kausen verlangt hierzu Ermäßigung der Steuersätze, Freilassung der ersten 10% der Wertsteigerung und rascheren Eintritt der Steuerfreiheit. Besonders bedeutsam ist sein Verlangen, daß jeder Rückgriff beseitigt und der steuerpflichtige Wertzuwachs erst vom Inkrafttreten des Gesetzes gerechnet werden soll (S. 105). Das bedeutet, daß die Steuer in den ersten Jahren überhaupt nichts und auch dann erst sehr langsam größere Summen und diese nur sehr mäßig tragen würde. Die Zustimmung zu den Kausenschen Vorschlägen würde überhaupt das Gesetz ziemlich wertlos machen. Kausen behauptet (S. 94), bei dem jetzigen Inhalt des Gesetzes würde „in unzähligen Fällen“ der Pflichtige einen Wertzuwachs versteuern müssen, der gar nicht vorhanden sei. Diese Behauptung schießt weit über das Ziel hinaus; ebenso die weitere Behauptung (S. 106/107): es sei doch höchst unbillig, „solange wir noch auf dem Boden des heutigen Staates stehen, solange wir noch an dem Grundsatz des wirtschaftlichen Wettbewerbs als einer der stärksten Triebfedern der menschlichen Handlungen festhalten, den Staatsbürgern zu sagen: Legt den Gewinn, den ihr in den letzten 25 Jahren aus Grundstücken gewonnen habt, bis zu 30% auf dem Steuertische des Reiches nieder.“ Das erwecke Unwillen, Erbitterung und Reichsverdrossenheit. So wiederholt sich auch hier die Erfahrung: Jeder erklärt, das Reich müsse Geld haben, aber von ihm dürfe es nicht geholt werden.

Manche Anregungen Kausens verdienen Beachtung. So sein Vorschlag, daß die Einbeziehung des Bergwerkeigentums in die Zuwachssteuer nicht den Landesgesetzen überlassen bleiben sollte (S. 14); sein Vorschlag (S. 21) zum besseren Schutz des Erwerbers bei Berechnung seines Erwerbspreises; ein Vorschlag (S. 24) über die Ablösung von Grundbelastungen; dann der Vorschlag (S. 75), daß dem Steuerpflichtigen die Berechnung seiner Steuer vorgelegt werden müsse. Manche seiner Ermäßigungsvorschläge sind kaum durchführbar, weil sie Anlaß zu Steuerhinterziehungen geben würden und das Mißtrauen, das der Fiskus in dieser Beziehung hat und über das Kausen klagt, doch sicher in vielen Fällen sehr berechtigt ist. Droht doch Kausen selbst (S. 27), der Verkehr werde durch die Fassung dieses Gesetzes geradezu gezwungen, „nach Rechtsformen und Bauformen zu suchen, um den der Billigkeit widersprechenden Folgen des Gesetzes zu entgehen“. Undurchführbar scheint uns deswegen auch der Vorschlag (S. 32), daß auch jener Betrag der Vermittlungsgebühr beim Besitzwechsel eingerechnet werden solle, der den ortsüblichen Satz überschreite. Das würde vielfach zur Ermäßigung der Steuer benützt werden. In manchen Fällen beanstandet Kausen mit Recht eine nicht ganz klar gefaßte Gesetzesstelle. Wir vermissen aber in der Regel den Vorschlag, wie das anders gemacht werden sollte. Das gilt z. B. für seine Bemerkung (S. 35) zu § 16, der den Fall behandelt, wo der Verkäufer die Steuer auf den Käufer des Grundstücks abzuwälzen sucht; das gilt besonders für seine Einwendung (S. 41) gegen die Art, wie der Gesetzentwurf die Gesellschaften behandelt. Kausen erkennt die Schwierigkeiten, die hier walten, gibt aber ebenfalls keine sichere Lösung. Dazu gehört auch seine Kritik (S. 57) der Bestimmung, daß im Falle der Verkäufer zahlungsunfähig wird, der Käufer für die Steuer haftet. Von besonderer Bedeutung ist Kausens Bemerkung, daß bei Zwangsversteigerungen die an der Wertgrenze stehenden Hypotheken unsicher werden (S. 58). Es gibt Leute, die das für einen sozialpolitischen Vorteil des Gesetzes halten, weil dadurch die spekulative Preistreiberei der Bodenwerte erschwert wird. Unser Hypothekenrecht ist juristisch sehr fein entwickelt und gewährt dem Kapital eine so hohe Sicherheit wie kaum in einem anderen Reiche. Es gewährt diese Sicherheit nicht nur da, wo sie notwendig ist, sondern unterstützt auch durch ein Netz von Sicherheitsmaßregeln die spekulative Preistreiberei, die so ungeheuer aussaugend auf den mittleren und niederen Volksklassen unserer wachsenden Städte lastet. Kausen gibt ja selbst zu (S. 108), daß der Grundbesitzer den Wertzuwachs durch Belastung des Grundstückes mit Hypotheken verwirklicht. Wenn hier eine Hemmung für die spekulative Preistreiberei der Bodenwerte eintritt, so wird das für unsere Mietbevölkerung eine Wohltat sein. Sind doch z. B. unter 100 Haushaltungen in München nur 8, in Berlin gar nur 4 Hausbesitzershaushaltungen! In Westdeutschland ist es noch etwas besser, aber auch dort schreitet die Mietkaserne vorwärts und auch dort muß man sich der sozialen Bedeutung des städtischen Bodeneigentums für die große und wachsende Mietbevölkerung bewußt bleiben. Dann wird auch der Gedanke der Zuwachssteuer verständlich werden.

Die Gemeinden bleiben für ihre Veräußerungen von Grundstücken von der Zuwachssteuer frei. Die Bedeutung dieser Steuerfreiheit erkennt Kausen (S. 63) an, indem er sagt: „Die Gemeinden gewinnen dadurch in Grundstücksgeschäften einen starken Vorsprung vor den privaten Grundstückseigentümern, ihr Einfluß auf den Grundstücksmarkt steigt, die Anregung zu einer sozialen Bodenpolitik wird stärker.“

Wenn wir auch Kausens grundsätzliche Auffassung nicht billigen können, so enthält seine Schrift doch zahlreiche bemerkenswerte Vorschläge, von denen einige wohl Berücksichtigung finden dürften. Der Gesetzentwurf behandelt eine so schwierige Frage, daß sie kaum auf den ersten Hieb ganz richtig gelöst werden kann. Im großen und ganzen, von einigen Verbesserungen abgesehen, dürfte der vorliegende Gesetzentwurf dem Reiche und den Gemeinden genügen. Die Praxis wird bald jene Punkte herausfinden, die noch zu verbessern sind.

Zur Bekämpfung der Pornographie in Italien, England und Amerika.

Von Dr. Jos. Massarette.

Bekanntlich hat Luzzatti, der italienische Ministerpräsident und Minister des Innern, durch ein im verflossenen Juni an die Präfekten, Unterpräfekten, Distriktskommissare, Quästoren und Polizeiämter gerichtetes (in der „Allgemeinen Rundschau" unverkürzt wiedergegebenes) Rundschreiben der Bekämpfung der Schmutz- und Schundliteratur einen kräftigen Anstoß gegeben. Diesmal blieben die gegen die Pornographie gerichteten Bestimmungen nicht toter Buchstabe, wie es in Italien nur zu oft der Fall ist. Die während der drei ersten Monate erzielten Resultate faßt ein Communiqué des Ministeriums des Innern folgendermaßen zusammen:

„Die größeren polizeilichen Operationen wurden, wie das natürlich ist, in den großen Städten durchgeführt, wie in Turin, Genua, Venedig, Florenz, Rom, Neapel, Palermo. Im ganzen wurden etwa 100 Personen verhaftet und vor Gericht gestellt; beschlagnahmt wurden 32 000 Karten, 6500 Photographien, 2200 Bücher und Broschüren, verschiedene kinematographische Häutchen und zahlreiche Gegenstände mancherlei Art, wie obszöne Puppen, Zigarettenetuis, Taschenspiegel mit schmutzigen Bildern u. dgl. Die Beschlagnahme erfolgte besonders in Buch-, Papier- und Kartenhandlungen, wie auch auf offener Straße bei herumziehenden Händlern oder Personen, die sich als Führer, Gepäckträger oder Zimmervermieter ausgaben. Manche Publikationen wurden von Zollwächtern angehalten auf der Eisenbahn, an der Grenze und an Bord von Dampfern. Ihrerseits erließen die Staatsanwaltschaften und Untersuchungsrichter Verfügungen betreffs Beschlagnahme. In wenigen Fällen erfolgte Freispruch, während meist Gefängnisstrafen verhängt wurden. Die Wirkungen des Zirkulars sind um so höher anzuschlagen, als es nicht nur Ansporn zum gerichtlichen Einschreiten war, sondern auch als Warnung diente. Einerseits erlitt so der Handel mit obszönen Publikationen eine Einbuße, während anderseits die öffentliche Meinung anspruchsvoller wurde in bezug auf Veredlung der Sitten, da sie sich durch die Autorität der Regierung mächtig unterstützt sah. Infolgedessen hat sich eine Art Mitarbeit des Publikums entwickelt, die sich in den fast täglich im Ministerium des Innern einlaufenden Informationen äußert, welche zu den entsprechenden Maßnahmen führen. Es ist die feste Absicht des Konseilspräsidenten, daß die Kampagne zur Hebung der Sittlichkeit mit vorsichtiger, jedoch entschiedener Energie fortgesetzt werde."

Wie man sieht, ist es dem italienischen Ministerpräsidenten mit dem guten Kampf bitter ernst. Höchst erfreulich ist die Mitwirkung der Bevölkerung bei der überaus notwendigen Säuberungsarbeit.

* * *

Seit Jahren bekämpft die englische Liga „National Vigilance Association" mit Erfolg die Begünstigung der Unsittlichkeit durch die Presse. Einem Pariser Journalisten gegenüber äußerte sich dieser Tage ihr Sekretär Coote folgendermaßen: Wir haben allen Grund, mit den bisherigen Ergebnissen zufrieden zu sein. Unsere Erfolge verdanken wir vor allem der Sympathie der öffentlichen Meinung in England, die ganz mit uns ist, sowie der kräftigen Unterstützung, die wir im Parlament finden. Wir hatten bereits das Gesetz „Indecent Advertissement Act" von 1889, das uns bei Erfüllung unserer Aufgabe von großem Nutzen war. Dieses schon sehr wirksame Gesetz wird noch gestärkt werden durch die sichere und wahrscheinlich noch im laufenden Jahre erfolgende Annahme der im Oberhaus von Lord Brahe eingebrachten Gesetzesvorlage. Zweck dieser Bill ist, mit aller Strenge des Gesetzes jene Blätter zu treffen, welche des sittlichen Gefühles und der Achtung vor sich selbst so bar sind, daß sie schmutzigen Photographien und bedenklichen Anzeigen Aufnahme in ihre Spalten gewähren. Obwohl an sich streng, bestimmte leider das Gesetz von 1889 nicht genügend den obszönen Charakter der in Frage kommenden Photographien und Anzeigen. Gesetzlich stand kein wirksames Mittel zur Verfügung, um dem öffentlichen Verkauf oder der Herstellung solcher Blätter entgegenzutreten. Die zu Neujahr 1911 in Kraft zu setzende Gesetzesvorlage des Lord Brahe sieht eine Verurteilung zu drei Monaten Zwangsarbeit vor für jeden Zeitungsdirektor, welcher eine zweifelhafte Anzeige veröffentlicht, ja sogar für jede Person, die einem Blatt eine solche zur Veröffentlichung übergibt. Als obszön werden sogar Photographien angesehen werden, welche sich auf gewisse Krankheiten und die dadurch angerichteten Verwüstungen beziehen. Die klaren Bestimmungen der neuen Bill ermöglichen somit eine völlige Säuberung der Zeitungen und Zeitschriften von volksvergiftendem Schmutz.

* * *

In den Vereinigten Staaten macht man noch weit kürzeren Prozeß. Ein Mitarbeiter aus der Nähe von Chicago meldet der „Allgemeinen Rundschau": Kürzlich wurden in Chicago 100 000 unsittliche Bilder und 3000 schlechte Bücher auf einem öffentlichen Platze im Beisein hoher Beamten verbrannt. Es waren dies Sachen, die die Zollbehörde konfisziert hatte.

Und im Deutschen Reiche besinnt man sich Monate, Vierteljahre, Halbjahre und vernimmt — — „Sachverständige".

Der Wiener Schmutzverlag Stern gerichtlich gebrandmarkt.

Vom Herausgeber.

Unter dem Titel: „Eine Wiener Pesthöhle der internationalen Pornographie ausgehoben. Nachwirkung des jüngsten Vorstoßes der ‚Allgemeinen Rundschau'" wurde in Nr. 3 vom 15. Januar 1910 (S. 43 ff.) eingehend über die Konfiskation von 30 000 pornographischen Bänden des Wiener Schmutzverlages Stern (L. Rosner) berichtet. Wie in fast allen ähnlichen Fällen, hat auch hier die Justiz auffallend langsam gearbeitet, obgleich der so vielfach beklagte „Sachverständigen"-Unfug und die darauf fußende advokatische Verschleppungstaktik diesmal an dem festen Widerstande der Wiener Richter scheiterten. In England und Amerika würde jeder Richter und jeder Gerichtshof ohne einen einzigen „Sachverständigen" mit frechen Schmutzereien, wie Stern und Konsorten sie vertreiben konnten, in wenigen Stunden fertig werden.

Der Leipziger Börsenverein für den deutschen Buchhandel hat mit dem Schmutzian Stern jedenfalls weit kürzeren Prozeß gemacht, denn auf der sog. Kantateversammlung des Börsenvereines (am Kantatesonntag, 24. April 1910), stand bereits nachstehender Antrag des Vorstandes auf der Tagesordnung:

„Die Hauptversammlung wolle auf Grund eines Beschlusses des Vereinsausschusses die Ausschließung des Mitgliedes Herrn Carl Wilhelm Stern in Firma Carl Wilhelm Stern und Buchhandlung L. Rosner in Wien aus dem Börsenverein der Deutschen Buchhändler in Leipzig wegen fortgesetzter Veröffentlichung und Verbreitung unzüchtiger Schriften, Abbildungen und Ankündigungen gemäß § 8 Absatz 2 Ziffer 2 der Satzungen beschließen."

Laut „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" vom 26. April 1910 (Nr. 94, S. 4959) wurde der Antrag durch freiwilligen Austritt C. W. Sterns erledigt. Diese offizielle Stellungnahme des anerkannten Organs des gesamten deutschen Buchhandels hat aber, wie wir unten sehen werden, den außerhalb aller Grenzen der überlieferten bürgerlichen Moral stehenden Advokaten des Juden Stern nicht gehindert, den Kampf gegen diese Schmutzfirma als ein Werk „finsterer Mächte", als deren Werkzeug der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" hingestellt wurde, zu verdächtigen.

Wir kennen diese Taktik ja hinlänglich aus der „Jugend" aus dem „Simplicissimus" und aus den Frivolitäten gewisser dem

selben Milieu angehörenden Lustspielfabrikanten, welche besser daran täten, die „Moral“ und die moralische Heuchelei der „modernen Gesellschaft“ nach den der Wirklichkeit abgelauschten Schilderungen eines Dr. Max Kemmerich („Dinge, die man nicht sagt“) auf die weltbedeutenden Bretter zu stellen. Daß die „Jugend“, welche der Schmutzfirma Rosner-Stern ihre Spalten zur Reklame für ihre „Erotika“ zur Verfügung stellte, durch die doppelte (berufsgenossenschaftliche und gerichtliche) Diffamierung dieser Firma bis zu einem gewissen Grade mitbetroffen ist, braucht kaum hervorgehoben zu werden.

Ueber die am 22. September vor dem Wiener Landesgericht geführte Verhandlung im objektiven Verfahren gegen den jüdischen Buchhändler C. W. Stern (Firma L. Rosner) berichtet die Wiener Tagespresse aller Parteien in mehr oder minder ausführlicher Weise. Bei der grundsätzlichen Bedeutung dieses Verfahrens gegen einen der gefährlichsten, von dem Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau“ entlarvten, unter der falschen Flagge der „Kunst“, „Literatur“ und „Wissenschaft“ segelnden Schmutzhändler tragen wir nachstehend aus mehreren Berichten die markantesten Details zusammen, wobei sich für die reichsdeutsche Justiz und gerichtliche Praxis von selbst gewisse Fingerzeige ergeben.

Die Wiener „Reichspost“, welche bekanntlich Schulter an Schulter mit der „Allgemeinen Rundschau“ die öffentliche Aufmerksamkeit auf das gemeingefährliche Treiben der Firma Stern gelenkt hatte, erinnert in Nr. 62 (23. Sept.) daran, daß bei der Hausdurchsuchung in den Geschäftsräumen von Stern (Rosner) unzüchtige sog. „Kunstwerke“ im Verkaufswerte von fast 150,000 Kronen sowie eine umfangreiche Korrespondenz beschlagnahmt wurden, aus der die Massenverbreitung dieser Erzeugnisse klar ersichtlich war, obwohl Stern die einzelnen Werke als „Privatdrucke der Gesellschaft österreichischer Bibliophilen“ bezeichnet hatte. Mit diesen „Bibliophilen-Gesellschaften“ ist jahrelang der gröbste Unfug getrieben worden, durch den sich eine Zeitlang selbst die Gerichte täuschen ließen. Der Verteidiger Sterns suchte diesen aufgelegten Schwindel der sogenannten „Privatdrucke“ auch jetzt noch vor Gericht aufrechtzuerhalten. Demgegenüber sei an die sachverständigen Ausführungen Hans Feigls über „Bibliophilie“ im 1. Hefte des XXIII. Bandes der „Oesterreichischen Rundschau“ (herausgegeben von Dr. Alfred Freiherrn von Berger, Leopold Freiherrn von Chlumecky, Dr. Karl Glossy, Dr. Freiherrn von Oppenheimer) vom 1. April 1910 erinnert (abgedruckt in Nr. 87 des „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel“, S. 4606 ff.). Dort heißt es mit wünschenswerter Deutlichkeit: „Die 1899 begründete deutsche ‚Gesellschaft der Bibliophilen‘ — um Gotteswillen nicht zu verwechseln mit den die Bibliophilie als Aushängeschild benutzenden, angeblich bestehenden ‚bibliophilen Vereinen‘ pornographischer Buchhändler.“

Es ist übrigens ein Irrtum, wenn Wiener Blätter annehmen, das „objektive Verfahren“ gegen die Massenkonfiskation bei Stern sei mit der Verhandlung vom 22. September erschöpft. Aus den Berichten ergibt sich, daß es sich am 22. Sept. um einen Einspruch gegen acht von insgesamt vierzehn sog. Verbotserkenntnissen handelt, die im August vom Landesgericht Wien als Preßgericht gefällt wurden. Inzwischen hat das Amtsblatt zur „Wiener Zeitung“ (Nr. 206 vom 10. September, abgedruckt in Nr. 213 des „Börsenblatt f. d. d. B.“). zwei weitere Verbotserkenntnisse vom 5. und 6. Sept. veröffentlicht, die sich auf die leider schon seit längerer Zeit auch in Deutschland vertriebene „Illustrierte Geschichte der erotischen Literatur aller Zeiten“ und auf „Das goldene Buch der Liebe“ (angeblich von Dr. L. van der Weck-Erlen) beziehen.

Im nachstehenden folgen wir den Prozeßberichten des „Neuen Wiener Tagblatt“ (Nr. 261 vom 23. Sept.) und der „Neuen Freien Presse“ (Nr. 16554 vom 23. Sept.) und werden die Quelle im einzelnen jeweils kenntlich machen.

Das „Neue Wiener Tagblatt“ berichtet:

„Im Jänner dieses Jahres erfolgte bekanntlich im Verlag Rosner auf dem Franzensring eine landesgerichtliche Hausdurchsuchung, bei der mehr als 30 000 Werke, zumeist aus Mappen mit großen Illustrationen bestehend, konfisziert wurden. Die Wegschaffung der konfiszierten Exemplare, die einen Verkaufswert von 150 000 Kronen haben sollen, erforderte mehrere Lastwagen, und im Landesgerichte, wo die Sichtung des Materials begreiflicherweise monatelang währte, mußten mehrere Depoträume für die Büchermassen beigestellt werden. Während das subjektive Verfahren gegen den Inhaber der Buchhandlung C. W. Stern seinen Fortgang nimmt, wurden im August dieses Jahres wegen vierzehn solcher Werke (die laut „Neuer Freier Presse“ in starker Vervielfältigung noch immer ein ansehnliches Vermögen repräsentieren) vom Landesgerichte Verbotserkenntnisse gefällt. Gegen diese in bezug auf acht Werke richtete sich nun der Einspruch des Herrn Stern, über den gestern ein Preßsenat unter Vorsitz des Oberlandesgerichtsrates Dr. Kurzweil zu entscheiden hatte.

In der Einspruchsverhandlung trat Staatsanwalt Dr. Ritter von Wiesner, der gegenwärtig die Geschäfte des Preßstaatsanwalts führt, für die Abweisung des Einspruches ein, während für den Einspruchswerber Dr. Walter Rode intervenierte.

Der Vorsitzende konstatierte vorerst, daß gegen nachstehende Werke, durch deren Text und Bilder die Sittlichkeit und Schamhaftigkeit gröblich verletzt werde, das Verbotserkenntnis erlassen wurde.

Die Titel lauten: „Balkangreuel“ von Archibald Smith, mit Einleitung von Herbert Stone; „Die Erotik in der Kunst“, Aquarelle von Johann Nepomuk Geiger, mit dem Beiwerke „Die sieben Hauptsünden“ von Lebeque; „Deveria und sein Kreis“; „Visions érotiques“ von Henry Lemart, mit Einleitung von S. v. Eggh; „Erotische Grotesken“ von Thomas Rolandson, Geleitwort von Cary v. Kanath; „Die Bonbonnière“, galante und artige Sammlung erotischer Phantasien von Choisy Le Conin, mit Paraphrasen in Poesie und Prosa von Amadée de la Houlette, und „Der Hirschpark“, galante und artige Sammlung duftiger Phantasien von Emil Sartori, mit Paraphrasen in Poesie von Amadée de la Houlette.

Der Vorsitzende erklärte, daß der Senat sowie der Parteienvertreter in die konfiszierten Werke Einsicht genommen haben, so daß Verlesungen oder Vorweisungen derselben überflüssig sind.

Staatsanwalt Dr. R. v. Wiesner erklärte, daß alle Verbotserkenntnisse auf Grund des § 516 erfolgt seien, weil sowohl Texte und Gedichte, aber namentlich die Bilder, die Sittlichkeit und Schamhaftigkeit in gröblichster Weise verletzen. Auch der angeblich künstlerische Gedanke, der in den Illustrationen zum Ausdruck kommt, und die ihnen innewohnende Tendenz tragen die Merkmale einer groben Unsittlichkeit, die geeignet ist, öffentliches Aergernis zu erregen. Man müsse bei Beurteilung der konfiszierten Werke den Sittlichkeitsbegriff unserer Zeit und unseres Gesetzes in Betracht ziehen und die Empfindung eines sittlich denkenden Normalmenschen, die sicherlich durch diese Darstellungen gröblich verletzt werden muß, da es sich ausschließlich um Obszönitäten auf geschlechtlichem Gebiete handelt. Die Staatsanwaltschaft habe eine ganze Reihe von Bildern vom Verbote ausgenommen, die gewiß gegen den Sittlichkeitsbegriff verstoßen, aber bei denen die Streitfrage entstehen kann, ob sie gröblich verletzend wirken; es wurden nur diejenigen verboten, bei denen es offenkundig war.“

Aus den Ausführungen des Verteidigers Dr. Rode heben wir einen Punkt hervor, der allem Anschein nach die Einstellung des subjektiven Strafverfahrens gegen Stern zur Folge haben wird. Er machte nämlich die Einrede der Verjährung geltend, die aber, wie das Gericht entschied, für das objektive Verfahren nicht in Betracht kommt. Im subjektiven Verfahren scheint aber Stern seinen Kopf aus der Schlinge ziehen zu können. Ueber das „Wieso“ lese man nachstehenden Bericht der „Neuen Freien Presse“:

Dr. Rode ....: „Zur Begründung der Verjährung führt der Redner an, daß Herr Stern sofort nach dem Erscheinen der Werke diese gemäß § 18 PG. dem Ministerium des Innern für die Hofbibliothek unterbreitet habe, das auch diese Prachtwerke entgegennahm. Dieses Ministerium, das der Nachfolger des ehemaligen Staats- und Polizeiministeriums sei, hätte also die Möglichkeit gehabt, eine Anklage zu veranlassen, was nicht geschehen sei, vielmehr habe man sich dort daran delektiert und sei zu Stern gekommen, um noch weitere Bücher von ihm zu erbitten. Auch habe die Preßpolizei Stern vorgeladen, um von ihm Mitteilung über die Verbreitung der Werke zu erlangen.“

In dem Bestreben, selbst die ärgsten Schmutzereien um jeden Preis zu verteidigen, verstieg Dr. Rode sich der „Neuen Freien Presse“ zufolge sogar zu dem Satz:

„... es sei unmöglich, daß diese Werke öffentliches Aergernis hervorrufen, weil sie vielmehr vermöge ihrer künstlerischen Bedeutung eher geeignet seien, Entzücken zu verursachen.“

Sehr bezeichnend ist die folgende Ausführung des Verteidigers (nach der gleichen Quelle):

„In Deutschland werden bei Anklagen dieser Art ohne Rücksicht auf Proteste der Klerikalen Sachverständige gehört, welche die künstlerische Qualität der Darstellung zu beurteilen vermögen. Es reiche dazu nicht aus, daß man ein braver Familienvater sei. Auch in dieser Sache habe er die Vernehmung von Sachverständigen beantragt; es sei ihm aber stolz geantwortet worden, zur Beurteilung, ob die Sittlichkeit oder Schamhaftigkeit gröblich verletzt sei, bedürften die Richter keines Sachverständigen.“

Der Verteidiger warf dem Ministerium, der Polizei und der Staatsanwaltschaft mit dürren Worten vor, daß sie erst durch „Denunziationen frommer Kreise in Süddeutschland“ zum Einschreiten veranlaßt worden seien. Er schloß mit der Bitte an die Richter, „sich nicht zum Werkzeug finsterer Mächte machen zu lassen.“

Nach der „Neuen Freien Presse“ erwiderte Staatsanwalt Dr. von Wiesner:

„Die Aeußerung, daß finstere Mächte auf dieses Verfahren eingewirkt haben, sei ganz falsch; es werde nur im bescheidensten Maße das Gesetz angewendet. Die Bemerkung, daß die Absicht herrsche, der Literatur im weiteren Begriffe schädlich zu werden, sei deplaziert **gegenüber einem Verlag, der mit der Wissenschaft und Kunst nichts zu tun hat, und der bei diesen Angeboten Klassen von Intellektuellen entgegenkommt, welche mit den höheren Bedürfnissen der Menschheit gar nichts zu schaffen haben.** Der Staatsanwalt bemerkt, daß die Verjährung nur bei dem subjektiven, nicht dem objektiven Verfahren Platz greife. Die Staatsanwaltschaft maße sich kein Recht an, der Kunst Vorschriften zu machen, wie sie ihre Aufgaben erfüllen solle. Die Werke der Künstler selbst gehen sie gar nichts an; nur bei der Vervielfältigung der Einzelkunstwerke im Druck kann es ihre Sache sein, einzugreifen. Es sei ganz unrichtig, daß die Staatsanwaltschaft von Kreisen, die in unverantwortlicher Stellung sind, aufgefordert worden, einzuschreiten; nur die von auswärts geschehene Einsendung von Büchern habe dies bewirkt.“

Nun glaubte der Verteidiger gegen Staatsanwaltschaft und Polizei einen Schlag führen zu können, auf den wir unten noch kurz zu sprechen kommen, weil ein persönliches Interesse des Herausgebers der „Allgemeinen Rundschau“ in Frage steht. Die „Neue Freie Presse“ berichtet:

„Dr. Rode bemerkt dem Staatsanwalt in tatsächlicher Beziehung, daß er in der Lage sei, das photographisch angefertigte Exemplar eines Briefes zu produzieren, der von dem Chef einer frommen Gesellschaft in München (gemeint ist der Interkonfessionelle Männerverein zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit, dem bekanntlich auch Liberale und Freisinnige angehören) an den Präsidenten einer frommen Gesellschaft in Wien gerichtet wurde und die Grundlage dieses Strafverfahrens sei. Der Brief befinde sich bei den polizeilichen Akten. Weiters hebe er hervor, daß gerade das Volk imstande sei, Kunstwerke in ihren Intentionen zu erfassen und ihnen das innigste Verständnis entgegenzubringen.“

Nach derselben Quelle lautete das Erkenntnis des Gerichtshofes auf Zurückweisung des Einspruches.

„In der Begründung sagte der Vorsitzende: Der Gerichtshof hat die Frage, ob durch diese Druckwerke die Sittlichkeit und Schamhaftigkeit gröblich verletzt wird, bejaht. Wenn der Beschwerdeführer meint, daß ein künstlerisches Erzeugnis sittliches Aergernis nicht erregen könne, so ist der Gerichtshof der Ansicht, daß die Wiedergabe eines die Sittlichkeit gröblich verletzenden Vorganges, wenn sie auch in höchst künstlerischer Weise erfolgt, die Strafbarkeit nicht ausschließt. Wenn diese Werke auch künstlerischen Einschlag haben, so sind sie doch nach ihrer ganzen Anlage, nach der Wahl der Titel, nach ihren pornographischen Einleitungstexten dazu bestimmt, Sinneskitzel hervorzurufen. Auch eine Subskription ist, wenn sie nicht im vorhinein auf einen individuell abgegrenzten Personenkreis beschränkt ist, eine Weiterverbreitung, besonders in diesem Falle, wo durch Annoncen zur Subskription aufgefordert wird. Eine Verjährung gibt es im objektiven Verfahren nicht.“

* * *

Der Verteidiger der Schmutzfirma Stern in Wien hat sich auf einen Brief des Herausgebers der „Allgemeinen Rundschau“ bezogen, der sich bei den polizeilichen Akten befinde und die Grundlage dieses Strafverfahrens sei. Der Verteidiger ist noch einen Schritt weiter gegangen, indem er Bruchstücke eines Briefes, den Dr. Armin Kausen am 24. Dezember 1909 an den Baron Vittinghof-Schell in Wien gerichtet hat (als Antwort auf eine Anfrage des Herrn Barons in seiner Eigenschaft als Präsident des Wiener Diözesankomitees der nicht politischen Vereine), in der sozialdemokratischen Wiener „Arbeiter-Zeitung“ veröffentlichen ließ. Wie dieser Privatbrief in die amtlichen Polizeiakten geraten konnte, ist um so mehr ein Rätsel, als der Brief u. a. auch scharfe Vorwürfe gegen die Lässigkeit der Wiener Polizei enthält, die wiederholt von der Münchener Polizei auf das Treiben der Firma Stern aufmerksam gemacht worden sei, ohne gegen dieselbe energisch einzuschreiten. Daß ein solcher Privatbrief nicht nur in die Akten der Polizei gelangen, sondern auch dem Vertreter der Schmutzfirma Stern zur photographischen(!) Reproduzierung überlassen werden konnte, ist — man verzeihe den Ausdruck — „echt österreichisch“. Dem sozialdemokratischen Blatte bereitet es natürlich eine diebische Freude, aus dem Privatbriefe Dr. Armin Kausens an Baron von Vittinghoff-Schell die nachstehende Stelle zitieren zu können:

„Ich habe wiederholt an befreundete Herren in Oesterreich geschrieben und immer wieder die Antwort erhalten, man wisse das alles schon, aber es sei nichts zu machen, die Christlichsozialen seien eine andere Partei als das deutsche Zentrum. Es wurde mir sogar angedeutet, daß in diesem Kampfe nicht auf alle Christlichsozialen zu rechnen sei. Ueber weite Kreise des österreichischen Adels und selbst über Personen, die in nahen Beziehungen zur Dynastie stehen, kolportiert man Dinge, welche mit dem Entrüstungsfeldzug gegen die Pornographie allerdings schwer vereinbar wären.“

Die Worte sind scharf und waren nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt. Aber nachdem sie auf mißbräuchlichem Wege einmal veröffentlicht sind, steht der Herausgeber keinen Augenblick an, sie im vollen Umfange zu vertreten, ohne zu gewärtigen, daß jemand ihn Lügen strafen kann. Der ganze Verlauf dieses Strafverfahrens vom ersten Ausgangspunkte bis zur Verhandlung am 22. September hat ja deutlich genug gezeigt, daß auf diesem Gebiete in Oesterreich (und erst in Ungarn!) vieles nicht so ist, wie es sein soll. Das sozialdemokratische Wiener Arbeiterblatt sucht zum Schlusse nach beliebten Mustern auch noch ernsten Männern, welche in drückender Sorge um die Volksmoral und Volksgesundheit diesen überaus schweren, große Opfer heischenden Kampf führen, unsaubere Motive zu unterschieben. Dieses verächtliche Gebaren richtet sich selbst. Aber alldieweil die Wiener „Arbeiterzeitung“ ihre Verdächtigung auch auf solche hochachtbare Kreise ausdehnt, welche im Januar d. Js. Gelegenheit erhielten, sich einen Einblick in das schandbare Treiben von Stern in Wien, Sutter in München nebst allerlei Konsorten zu verschaffen, so sei hier ausdrücklich festgestellt, daß unter diesen von dem sozialdemokratischen Blatte verdächtigten Personen neben namhaften Künstlern und Gelehrten auch liberale und freisinnige Politiker, Gemeindevertreter und Journalisten sich befanden, darunter ein sozialdemokratischer Landtagsabgeordneter und Gemeindebevollmächtigter, welcher der Wiener „Arbeiterzeitung“ auf Wunsch gewiß bescheinigen wird, daß es für ein sozialdemokratisches Blatt keine Ehre ist, auch nur den Schein zu erwecken, als wolle es die Schmutzfirma Stern und ihre Exkremente irgendwie unter seine schützenden Fittiche nehmen.

Heimkehr.

So hold hab' ich die Heimat nie geschaut:
Im Gold des Abends leuchtend hingegossen
Und Berg und Tal von zartem Reiz umflossen,
Die Fernen rings so weich von Duft umblaut.

Wie lieb ich dich, du meiner Sehnsucht Land,
Wie lieb ich dich, du Vaterstadt im Tale,
O süsse Heimat, Perle in der Schale,
Umschlungen von des Rheines Silberband.

Wer dich im Schmuck des jungen Frühlings sah,
Wer von der Berge stolzem Felsenrücken
Ins Tal geschaut, mit staunendem Entzücken,
Gewinnt dich lieb, o Confluentia!

Wohl war die Fremde bunt und wunderbar,
Doch mich gelüstet nicht nach ihren Schätzen,
Es kann kein Gut auf Erden mir ersetzen,
Die Stätte, wo ich jung und glücklich war.

Und kehr' ich heim von weitem Wanderflug
Und seh' im Abendschein die Giebel blinken,
Dann will die Träne mir vom Auge sinken,
Dann trink' ich deine Schönheit, Zug um Zug.

Denn fern von dir fühlt' ich der Sehnsucht Qual
Wie heimlich Feuer in den Adern brennen:
Dass ich dies Paradies darf Heimat nennen,
Ich dank' es dir, o Gott, vieltausendmal!

Koblenz. Josefine Moos.

P. Alexander Baumgartner S. J. †

Von Hermann Binder, Altingen (Württemberg).

Mit Kreiten und Spillmann bildete P. Baumgartner seit über drei Jahrzehnten die literarische Trias der deutschen Jesuiten und ihres Organs, der „Stimmen aus Maria Laach". Als erster schied aus ihrer Mitte am 6. Juni 1902 P. Kreiten, der trotz seines jahrelangen Siechtums unermüdlich arbeitende Kritiker über die schöngeistige Literatur und Literarhistoriker, besonders in der französischen Poesie (Molière, Pascal, Voltaire, Huysmans). Am 23. Februar 1905 starb der zweite aus dem Kreise heraus, Joseph Spillmann, der edle Verfasser der schönen Volkserzählungen und historischen Romane, die man stets mit einem Gefühle innerer Befriedigung, mit Begeisterung für die Kirche, für das Reine, Edle aus der Hand legt. Ihm hatte B. in den „Stimmen" einen umfassenden warmen Nekrolog gewidmet.

Nun ist auch ihm, der der älteste von den Dreien war (geboren 27. Juni 1841 zu Altstätten, Kanton St. Gallen) die Feder im Tode entsunken; denn in den Zeitungsnummern vom 7. September mußten wir lesen: Am 5. September abends ist P. Alex. Baumgartner nach kurzer, schwerer Krankheit, versehen mit den heiligen Sterbsakramenten, an einem Herzleiden gestorben. Diese Nachricht bedeutet nicht bloß einen schweren Schlag für die deutsche Ordensprovinz der Jesuiten — wie viele sind noch übrig von den mit ihm im Jahre 1872 aus Maria Laach ausgetriebenen Ordensgenossen? — P. Baumgartner tot: Das besagt nicht mehr und nicht weniger als: Wir haben unseren universellsten, belesensten, mit genialer Darstellungs- und Gestaltungskunst begabten Literarhistoriker verloren. Sein Lebenswerk, ein Weltwerk, die Geschichte der Weltliteratur in zehn Bänden, von denen fünf ganz vorliegen, der sechste im Druck ist, wird ein Torso bleiben, allerdings ein gewaltiger, bei Freund und Feind Staunen erregender Torso. Selten ist einem Werk, das so schwere und ferne poetische Stoffe behandelt, wie die zwei ersten Bände, die die Literaturen Westasiens und der Nilländer, Indiens und Ostasiens zum Vorwurf haben, ein so reicher, fast einstimmiger Beifall, und so starker buchhändlerischer Erfolg (je 3. und 4. Auflage) zu teil geworden, wie Baumgartners umfangreichen Sammelbänden. Nicht bloß schöngeistig angelegte Schwärmer, die so gerne in die Ferne schweifen, fühlten sich mächtig angezogen von der souveränen, eindringenden Kenntnis, von der überaus gewandten, abgerundeten, stilistisch meisterhaften, anschaulichen Darstellung, die Baumgartners Bücher bekundeten: auch Fachleute in der „Deutschen Literaturzeitung", in der „Wochenschrift für klassische Philologie", Berlin, in der „Berliner Philologischen Wochenschrift", Leipzig u. a. können nicht umhin, dem Jesuiten „ernstes und gründliches Studium", „übersichtliche Durcharbeitung zu einem großartigen Gesamtbild", „stilistische Meisterschaft", „inhaltliche Beherrschung des ungeheuren Stoffes" nachzurühmen. Der 3. Band mit der Darstellung der römischen und griechischen Klassiker wird auch von Philologen des Fachs als ein feinsinniges Werk bezeichnet, wie wohl es gewiß mehr für alle die geschrieben ist, die die klassische Studienlaufbahn durchmessen haben, als daß es den Fachmännern Neues sagen wollte. Man darf nicht vergessen: Baumgartner will unter Zusammenfassung der bisherigen gesicherten Resultate jeweils eine von eigenster Durcharbeitung des vorhandenen literarischen Stoffes getragene, dichterisch und literarisch nachempfundene Darstellung der Literaturen geben. Dazu verhalf ihm sein ungeheurer Fleiß, sein erfahrenes ästhetisches Urteil, seine herrliche poetische Anlage und seine prachtvolle, lebendige Darstellungsgabe. In einer feinen Studie über P. Baumgartner (im Lit. Jahresberichte v. H. Schöningh, Münster 1898) sagt Karl Muth: „Was bei P. Baumgartner schwerer ins Gewicht fällt als die Quantität der sichtbaren Leistung, das ist die Riesensumme von stiller, emsiger Gelehrtenarbeit, aus der seine Werke hervorgegangen sind. Denn alle tragen das Stigma der Gründlichkeit und eines formbildenden Schönheitssinnes an sich. Alles erscheint gereift an dem klaren Licht eines scharfen Verstandes und hin und wieder auch durchwärmt von der milden Sonne eines dichterisch angehauchten, in formklaren Poesien erblühten Gemütes."

Ein ganz großes Verdienst hat sich B. durch die Darstellung der „lateinischen und griechischen Literatur der christlichen Völker" im 4. Band erworben. Das sind Geistesschätze, aus dem überraschend fruchtbaren Boden der christlichen Klassik bis auf Leo XIII. erwachsen, über deren Fülle und Reichtum man nur staunen kann, die man viel zu wenig in weiten Kreisen zu kennen scheint; sie bilden eine herrliche Apologie des christlichen Gedankens durch die ganze Weltgeschichte seit Christus.

Wenn man dem 5. Band, der französischen Literatur, (i. J. 1905 erschienen — alle seine Werke erscheinen in gediegenster Ausstattung bei Herder, Freiburg) — Vernachlässigung von Details oder einzelne verzeichnende Unrichtigkeiten, ferner eine allzu kurz geratene Darstellung der neuesten französischen Literatur und eine zu sehr wegwerfende Beurteilung derselben vorgeworfen hat, so konnte einesteils P. B. das „errare humanum est" bei dieser Masse des Stoffes entschuldigend für sich beanspruchen und er tat es auch, anderenteils stand er ähnlich wie bei seiner Goethebiographie in der Position der Abwehr. Bezüglich letzterer geben wir Karl Muth recht, wenn er a. a. O. sagt: „Es ist nicht zu verkennen, daß die Entstehungsursachen der Biographie, d. h. die maßlose und oft lächerliche Ueberschätzung des Menschen, wie des Dichters Goethe und die Auflehnung des sittlichen Gefühls gegen ein derartiges „Ideal" großen, allzu großen Einfluß auf den Charakter der B.'schen Darstellung gewonnen haben und die an und für sich berechtigte und notwendige Reaktion in einer Weise verstärkten, die der beabsichtigten Wirkung des Werkes in gewissen Kreisen wiederum beträchtlichen Eintrag tat. Immerhin wird diese Biographie — und fügen wir hinzu, in gleicher Weise der 5. Band mit der französischen Literatur — für alle Zeit ihre große Bedeutung behalten als ein strenges Gericht des sittlichen Ideals des Katholizismus und als ein auch von den Gegnern viel benutztes Nachschlagewerk." Soweit Karl Muth.

Vor diesen großen Literaturwerken ließ der Pater schon in den 70er Jahren die feinen Studien „Lessings religiöser Entwicklungsgang" und „Longfellows Dichtungen" erscheinen; letztere wird heute noch als eine der besten Studien über den amerikanischen Dichter gerühmt. Anfangs der 80er Jahre erschien sein Buch über den größten holländischen Dichter: Joost van den Vondel.

In der vordersten Reihe der Reiseschriftsteller wird der Verstorbene für immer mit seinen drei schönen Bänden stehen: „Reisebilder aus Schottland", „Island und die Faroer", „Durch Skandinavien nach St. Petersburg", alle in 3. Auflage.

Nicht vergessen sei Baumgartner der Dichter, als den er sich im Festspiel „Calderon" im Sonettenzyklus „die lauretanische Litanei", in der Uebersetzung der isländischen Mariendichtung „die Lilie", in den vielen, meist vorzüglich von ihm übersetzten Proben der Dichtkunst, die in den fünf großen Bänden und in den drei Reisewerken verstreut sind, erwiesen hat, ganz abgesehen von den Festgedichten, die er im Laufe der Jahre in den „Stimmen aus Maria Laach", über große Persönlichkeiten wie Leo XIII., und von den Mariengedichten, die er seit vielen Jahren im Regensburger Marienkalender veröffentlicht hat.

Mit B. ist auch einer von denen gestorben, die mit unseren großen katholischen Männern der 70er bis 90er Jahre in lebhaftester Freundschaft standen, wie mit Janssen, Reichensperger, Steinle u. a.

Voll Ehrfurcht und Bewunderung schauten wir Jüngere seit Jahren zu diesem unermüdlichen, geistig elastischen Manne auf, der uns so viele poetische Schätze aus fast aller Herren Länder durch seine Riesenarbeit so leicht zugänglich gemacht hat. Er wird vor uns stehen, der Pater mit der hohen gewölbten Stirne und dem freundlichen, gütigen Lächeln, das auch im Alter den humorvollen Schalk nicht ganz verbirgt, der er unter den Jugendgenossen gewesen sein soll. Habe Dank für deine reiche und herrliche Lebensarbeit, die du für uns und unsere Kirche getan! Wenn doch in deutschen Landen oder bei deinen Ordensbrüdern einer wäre, der dein gewaltiges Werk zu Ende führen könnte! Wir rufen dir nach die Worte, die du vor 2¾ Jahren einem deiner alten, heute noch lebenden Freunde gewidmet hast (Hist.-pol. Bl. Bd. 141 S. III—IV): „Glückauf mit Gott! Du hast es treu bewahrt, das heilige Vermächtnis, reich gemehrt der mühevollen Aussaat Segensfrucht. Glückauf mit Gott!"

Im Interesse des ununterbrochenen Bezuges erinnern wir an die rechtzeitige Erneuerung des Abonnements. Wir wiederholen bei dieser Gelegenheit die innige Bitte an unsere Freunde, durch Mitteilung von geeigneten Adressen, an welche Gratis-Probehefte versandt werden können, die immer weitere Verbreitung der „Allgemeinen Rundschau" nach Kräften zu fördern.



Nochmals: Karl Mays Reiseerzählungen.

Hermann Herz, der Redakteur der „Bücherwelt“, hätte Gewicht darauf gelegt, daß seine in Nr. 38, S. 659, nur auszüglich mitgeteilte Erklärung aus Nr. 9/10 (Juni/Juli 1910) der „Bücherwelt“ ganz und ungekürzt zur Kenntnis der Leser gebracht worden wäre, die dann wahrscheinlich einen anderen Eindruck bekommen hätten. Der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau“ entspricht mit Vergnügen diesem Wunsche. Die bezügliche „Anmerkung der Redaktion“ lautete wörtlich.

„Nachdem die Redaktion der Bücherwelt in ihren Spalten Pater Pöllmann zu zwei Aufsätzen über Karl Mays literarische und pädagogische Bedeutung Raum gegeben hat, muß nun auch die Stellung, die der Borromäusverein zu Karl May einnimmt, kurz dargelegt werden.

Seit Jahren führt der Verein in seinen offiziellen Bücherverzeichnissen jene Romane, welche Bd. 1—29 der gesammelten Reiseerzählungen Karl Mays ausmachen. Noch auf der Katholikenversammlung in Breslau 1909 formulierte der Redakteur der Bücherwelt in einer Sonderversammlung des Borromäusvereins seine Stellung zur bloßen Unterhaltungsliteratur ungefähr so: „Diese reine Unterhaltungsliteratur, die nur den Vorzug hat, daß sie ihrem Inhalte nach einwandfrei ist, dürfen die Leiter der Borromäusvereinsbibliotheken nicht fördern, wohl aber dulden. Wir können bei Einstellung der Bücher in Volksbibliotheken nicht bloß von schönen Theorien ausgehen, wir müssen das wirkliche Leben, die Praxis stets scharf im Auge behalten. Nun gibt es unstreitig viele Tausende von Lesern, die für unsere literarisch wertvolle „Schöne Literatur“ nicht das geringste Verständnis haben. Solche Leser treffen Sie in allen Berufsklassen und Volksschichten. Gewiß, viele von ihnen können durch alle jene Bemühungen, die man unter dem Begriff „Volksbildungsbestrebungen“ zusammenfaßt, allmählich an eine bessere Lektüre gewöhnt werden: bei manchen wird aber alle dahinzielende Bildungsarbeit vergeblich sein. Diese letzteren wollen nur etwas Spannendes und Unterhaltendes lesen. Sollen wir solche Leute nun sich selbst überlassen? Sollen wir sie dadurch, daß unsere Bibliotheken nichts Brauchbares für sie haben, der Schund- und Schmutzkolportage oder zweifelhaften Leihbibliotheken zutreiben? Und wenn halbwüchsige Burschen, ein Dienst- oder Ladenmädchen, ein Arbeitsmann usw. in den Feierabendstunden und an den Sonntagen zu Hause über solchen reinen aber einwandsfreien Unterhaltungsbüchern sitzen und brüten, ist dies nicht viel besser, als wenn sie sich in den Schenken herumtreiben, dem Alkoholgenuß und anderen Lastern nachgehen? Also dulden wir diese Art von einwandfreier Unterhaltungsliteratur, zu der ich auch den Karl May rechne, soweit ich ihn gelesen habe!

Auf dem Standpunkte stehe ich auch heute noch! Darum hatte ich seit meinem Eintritt in den Borromäusverein im Jahre 1903 noch nie den Antrag gestellt, die Reiseromane Karl Mays aus den offiziellen Vereinsverzeichnissen zu streichen. Anderseits erhielt Karl May nie eine empfehlende Zeile in der Bücherwelt; und in den von ihr herausgegebenen Musterkatalog ist er nicht aufgenommen worden, nicht einmal als Unterhaltungsschriftsteller. Es ist dies ein Standpunkt, auf den sich viele katholische wie nichtkatholische Leiter von Volksbibliotheken stellten und auch jetzt noch stellen. So finden wir z. B. in den Verzeichnissen folgender akatholischer, bzw. paritätischer Volksbüchereien Karl May: Kiautschou-Bibliothek, Volksbibliothek zu Stuttgart (Juli 1907), öffentliche Bibliothek und Lesehalle Berlin SW., Alexandrinenstraße 26 (1904, Gründer Hugo Heimann, Richtung sozialdemokratisch), Städtische Volkslesehalle und Volksbibliothek Heidelberg (1906), Kruppsche Bücherhalle, Volksbibliothek des Badischen Frauenvereins (1903), Breslauer Städtische Volksbibliothek Nr. 2 (1905), Nr. 6 (1908), Bücherverzeichnis des Verbandes oberschlesischer Volksbüchereien (1906). Ich wüßte tatsächlich nicht, was dagegen einzuwenden ist, wenn ein Erwachsener dann und wann zur Unterhaltung einen Roman von Karl May liest. Ich habe allerdings nur zwei oder drei davon gelesen, und zwar als Lateinschüler von etwa 14 Jahren.

Allein durch den Streit um Karl May, besonders während der letzten zwei Jahre, ist die ganze Situation eine andere geworden. Vor allem durch P. Pöllmanns Nachweis, daß Karl May abgeschrieben hat. Es wäre nunmehr der katholischen Sache nachteilig, wenn die Gegner der katholischen Kirche mit Recht behaupten könnten, heute, wo allseits Karl May mit Recht infolge der Enthüllungen aufgegeben werde, finde er seine Verteidiger nur noch im katholischen Lager. Aus diesem Grunde wird der Borromäusverein Karl May aus seinen Bücherverzeichnissen streichen und ihn nicht mehr als Büchergeschenk liefern.“

Der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau“ hatte wahrlich nicht den mindesten Anlaß, auch nur einen einzigen Satz dieser Erklärung seinen Lesern vorzuenthalten. Er glaubte im Gegenteil der „Bücherwelt“ und dem Borromäusverein einen Dienst zu erweisen, wenn er die im Schlußabsatz niedergelegte Argumentation der kritischen Betrachtung entzöge. Jedenfalls ändert der Wortlaut dieser Erklärung nichts an der Feststellung in Nr. 38 der „Allgemeinen Rundschau“, daß der Borromäusverein nicht wegen der sog. Münchmeyerschen Romane Karl Mays Reiseromane aus seinen Bücherverzeichnissen streichen wird.

Wenn sodann die Redaktion der „Bücherwelt“ aus Nr. 38 der „Allgemeinen Rundschau“ die Behauptung herauslesen zu können glaubt, daß der Borromäusverein dasselbe getan habe, wie f. Z. Dr. Rody, so ist dem entgegenzuhalten, daß es in Nr. 38 ausdrücklich heißt: „Was Dr. Rody vor zehn Jahren über Karl Mays Reiseerzählungen geschrieben hat, würde er, wenn er heute noch lebte, wahrscheinlich nur in wesentlicher Abschwächung wiederholen, wie ja auch andere Leute ihre Anschauungen über Karl May mehr und mehr revidiert haben“. Und damit Schluß dieser unersprießlichen Auseinandersetzungen.

Mir kommt ein Duft von grünen Kränzen.

Mir kommt ein Duft von grünen Kränzen —
Ich seh' als Kind dich vor mir stehn
Im weissen Kleid, die Augen glänzen,
Du darfst zum Herrn als Bräutlein gehn.

Und dann ein Hauch von weissen Blüten,
Die Myrte schmückt dein blondes Haar,
Und Engelhände seh ich hüten
Den grünen Kranz am Traualtar. —

Du nahmst ihn mit zu ew'gen Lenzen,
Wo keine Blüte welken will . . .
Mir kommt ein Duft von grünen Kränzen —
Ich denke dein und weine still.

P. Timotheus Kranich O S. B.

Ein Wahrheitsbeweis.

In Sachen Enrica von Handel-Mazzettis.[1])

Von E. M. Hamann in Scheinfeld-Mittelfranken.

Durch schwere Erkrankung (im Juni ds. Js.) und deren Folgen habe ich seither die öffentlich gegen Enrica von Handel-Mazzetti und die „Arme Margaret“ erhobenen Anklagen nicht genauer verfolgen können. Jetzt lese und erfahre ich, daß man, bei „aller Achtung vor der rein persönlichen Katholizität“ der Dichterin, auch in dem letztgenannten Roman modernistische Züge feststellen zu müssen glaubt, indem man die Zeichnung der Heldin als „protestantische Heilige“, gegenüber unvollkommenen Trägern katholischer Weltanschauung, hervorhebt. Ganz davon abgesehen, daß ich die Möglichkeit rein persönlicher Katholizität neben modernistischer literarischer Betätigung durchaus bestreite, habe ich niemals in der „Armen Margaret“, trotz ihrer großen Vorzüge, eine „Heilige“ zu erblicken vermocht, denn Heilige „verreden“ und verfluchen nicht, noch überheben sie sich hochmütig. Auch habe ich (als eine von vielen) erkannt und wiederholt nachzuweisen gesucht, daß der Protestantismus der „Armen Margaret“ sich nur als ein aus Pietät (für den Vater und den Gatten) überkommener ergibt, und daß der ganze Prozeß ihrer wundervollen Läuterung unter dem Zeichen der Gnade eines angehenden Konvertitentums verläuft.

Nun kann man mir sagen und hat man mir gesagt: „Du legst in das Buch hinein, was nicht in dem Buche steckt. Wer bürgt uns für die Absicht der Verfasserin?“ — Ich habe es stets für meine heilige Pflicht gehalten, Menschen gegen Anklagen, die ich für ungerecht halten mußte, mit Beweismitteln, die ich persönlich in Händen hielt, beizustehen. Und da ich mir sage, daß es für einen gläubigen Katholiken kaum etwas Schlimmeres geben kann als für sich und sein Werk des Modernismus angeklagt zu werden, so halte ich es auch jetzt für meine heilige Pflicht, für Enrica von Handel-Mazzetti auf Grund der in meinen Händen befindlichen Zeugnisse den Wahrheitsbeweis anzutreten, daß sie selbst in der Heldin der „Armen Margaret“ nicht eine „protestantische Heilige“, sondern eine angehende Konvertitin sah und sieht. Selbstverständlich habe ich mir zu diesem Zweck die Zustimmung der Dichterin eingeholt, da man mit Privatbriefen nicht wie mit einem Privatbesitze schalten und walten darf.

Hier der Wahrheitsbeweis:

Vor der Bücherveröffentlichung, während der Feuilletonveröffentlichung der „Armen Margaret“, schreibt mir Enrica von Handel-Mazzetti unter dem 9. August 1909 buchstäblich: „Ueber Margaret kommen täglich Briefe, God's blessing is on her, poor little soul, she moves the readers and they feel, she belongs to us[2]) when she is praying before the miraculous cross, and when she gives him the scapulary, and when she begs him to pray for her!“ Das Englische zu Deutsch: „Gottes Segen ruht auf ihr, arme kleine Seele, sie rührt die Leser, und diese fühlen, daß sie

[1]) In letzter Stunde — nach Redaktionsschluß — ging der „Allgemeinen Rundschau“ die markige Erklärung der Baronin Enrica von Handel-Mazzetti zu, in welcher sie als „treue Kämpferin für das katholische Ideal“ ein herrliches Bekenntnis zur Lehre und zum Lehramt der katholischen Kirche ablegt.

[2]) Die Unterstreichung ist von E. v. H.-M. selbst.



zu uns gehört, als sie vor dem wundertätigen Kreuz betet, und als sie ihm" (Herliberg) „das Skapulier gibt, und als sie ihn bittet, für sie zu beten." Mit dem letzteren deutete die Autorin allerdings schon auf die Wirkung der noch im Schluß zu erscheinenden Feuilletonveröffentlichung voraus.

Ferner am 27. November 1909, während der Schlußredigierung der erst zu erfolgenden Buchausgabe, buchstäblich: „Und an Margaret werden Sie die feinen Nuancen der angehenden Konvertitin[3]) — sie ist ja Ihre Schwester im Herzen — besser aufgetragen finden." Man merke wohl: „Die feinen Nuancen der angehenden Konvertitin besser aufgetragen." Also diese Nüancen waren schon bei der im Sturm der drängendsten Weiterarbeit erfolgten Feuilletonveröffentlichung vorhanden, sie wurden bei der endgültigen Redigierung nur noch wirkungsvoller hervorgehoben![4])

Ich habe nichts hinzuzufügen als dieses: Anständigerweise rechne ich bei meinen Lesern auf unbedingten Glauben an meine Ehrlichkeit. „Interessenten" aber können sich die betreffenden Zitate im Original bei mir einsehen. Auch stehen vollgültig beglaubigte Abschriften zur Verfügung.

Die Fortschritte des Luftverkehrs.

Von Ingenieur Wilh. Hub. Kausen, Baden-Oos.

Was vergangene Menschengeschlechter träumten, was Jules Vernes und andere in phantastischen Romanen fast greifbar ausmalten, ist in einer kurzen Spanne Zeit zur Wahrheit geworden.

Der Unfall des ersten deutschen Passagierluftschiffes „Deutschland" bei seiner unfreiwilligen Strandung im Teutoburger Walde wurde fast schon vergessen.

Bei München führt der „Parseval"-Lenkballon (PVI) gelungene Zielfahrten aus, bei Baden-Baden erregten die regelmäßigen Ausflüge des „Zeppelinschen" Luftkreuzers L Z VI ständig die Bewunderung von In- und Ausländern.

Die Münchener Luftpassagierfahrten erstrecken sich, von schönem Herbstwetter begünstigt, bis in die Nähe der Alpen. Traunstein, Oberammergau, der Starnbergersee, der Kochelsee und der Staffelsee bei Murnau wurden schon mit jeweils 4—5 Passagieren besucht.

Mit 12—15 Passagieren führte der jetzt in Baden-Oos so tragisch zerstörte L Z VI*) seine Fernflüge aus.

L Z VI wurde im Sommer 1909 gebaut und hatte seine erste Fahrt Ende August 1909 auf Einladung des Deutschen Kaisers und der Reichshauptstadt nach Berlin gemacht. Ferner führte es am 4. September 1909 in mehreren herrlichen Fahrten Mitglieder des Deutschen Reichstags und Bundesrats über den Bodensee und die umliegenden reizvollen Ufergestade. Beim Besuche der Frankfurter Luftschiffahrtsausstellung unternahm der Lenkballon eine Anzahl von kleineren Fahrten mit geladenen Gästen und besuchte dann Düsseldorf und das rheinisch-westfälische Industrierevier. Nach Rückkehr an den Bodensee wurde in einer Reihe von Uebungsfahrten die drahtlose Telegraphie an Bord ausprobiert.

Im Frühjahre 1910 ging man auf Grund gesammelter Erfahrungen dazu über, den Ballon um ein Glied zu verlängern, um die Tragkraft durch Einfügung einer weiteren Gaszelle zu vergrößern. Die Geschwindigkeit des Vortriebsapparates mußte durch Einbau eines dritten Motors gesteigert werden.

L Z VI hatte dann 144 m in der Länge, 13 m im Durchmesser und zirka 16 000 cbm Inhalt. Insgesamt waren 370 Pferdestärken verfügbar. In der hinteren Gondel befanden sich 2 Daimlermotoren à 115 Pferdestärken zum getrennten Antrieb der beiden vierflügeligen Propeller bei 450 Touren pro Minute. Der 140-pferdige Maybachmotor in der vorderen Führergondel betrieb ein Paar zweiflügeliger Schrauben mit etwa 1000 Umdrehungen. Wenn die Tragkraft des Luftkreuzers auch nicht so groß war, wie die des 19000 cbm fassenden „Deutschland", so war die Anzahl der Maschinenkräfte im Verhältnis zum geringeren Querschnitt und Kubikinhalt des L Z VI sehr hoch, und die Betriebssicherheit wesentlich günstiger. Das Gewicht betrug etwa 13000 kg. An Pferdestärken war dieser „Zeppelin" der stärkste, der aus der Werft in Friedrichshafen hervorging. Die bisherigen Beobachtungen bestätigten die beabsichtigte größere Flugsicherheit bei ungünstigen Wind- und Wetterverhältnissen vollständig.

Durchschnittlich ließ sich selbst bei sehr frischem Winde eine Geschwindigkeit von ca. 60 bis 65 km in der Stunde feststellen. Auch gegen schädliche vertikale Luftströmungen schien sich der Ballon besser behaupten zu können.

Die Passagierkabine bestand aus einem sehr festen Aluminiumgerüst, das mit Stoff bekleidet war und für 10 bis 12 Passagiere geräumigen Platz bot. Bequeme Rohrsessel, sehr weite Fensteröffnungen ließen nichts zu wünschen übrig. Der Gewichtsverteilung halber war die Kabine etwas aus der Mitte nach der Führergondel zu verschoben; mit dieser, wie auch mit der hinteren Betriebsgondel war Verbindungsmöglichkeit durch den mit Stoff verdeckten Laufgang. Die Besatzung der Gondeln konnte 9 bis 10 Mann betragen.

Die verhältnismäßig großen Mengen von Betriebsmitteln, Ballast usw., die stets mitgeführt wurden, boten eine weitere Sicherheit für die bisher so glücklich verlaufenen Fahrten.

L Z VI war seit dem 21. August in der neuen Halle in Baden-Oos stationiert. Es wurden 34 Fahrten in 18 Tagen ohne nennbare Störungen auf einer Gesamtstrecke von ca. 3100 km ausgeführt, darunter Fahrten nach Straßburg, Karlsruhe, Pforzheim, Stuttgart, mit Zwischenlandungen und Passagierwechsel. 315 Passagiere sind befördert worden. Die Fahrpreise waren naturgemäß noch sehr hohe, jedoch in Anbetracht der großen Betriebskosten erklärlich. (100—150—200—250 M. pro Person und Fahrt). Die Kosten der täglichen Gasnachfüllung schwanken zwischen 400 und 1000 M. (ein Waggon mit 200 Stahlflaschen kostet ca. 500 M.) Benzin, Löhne usw. betrugen 300—400 M. pro Tag. Für Aufstieg, Landungen, den Betrieb der Luftschiffhalle usw. waren ca. 60 Mann erforderlich.

Wie das Luftfahrzeug selbst, ist auch die Halle, die dank der vorzüglichen Konstruktion bei der Katastrophe nur wenig gelitten hat, eine technische Sehenswürdigkeit. Die kühne Eisenkonstruktion mißt eine Länge von 160 m und ist 30 m breit und 29 m hoch.

Die mächtigen Flügeltore sind von je drei Mann durch Zahngetriebe in wenigen Minuten zu öffnen.

Fahrbare Längsbühne, entsprechend dem Profil des Luftschiffes, seitliche Galerien und ein unter der Dachmitte angebrachter Laufgang gestatten jegliche Reparatur an Hülle oder Aluminiumgerippe des Luftfahrzeuges. Bureaus, Aufenthaltsräume für Personal und Arbeiter, eine maschinell betriebene Werkstätte vervollständigen den Luftschiffhafen.

Das Publikum machte massenhaft Gebrauch von der Besichtigung der Halle und des Startgeländes gegen Lösung von Eintrittskarten (1 M.). Die Einnahmen aus diesen Karten betrugen bereits über 23,000 M. Aus den Fahrten selbst mögen ca. 65,000 M. eingenommen worden sein.

Einem Aufstieg oder einer Landung beizuwohnen gehörte auch zu den erhabensten Momenten für den Fremden. Es ist unbeschreiblich, mit welcher Sicherheit und Ruhe, fast ohne Kommandos, das ganze Manöver dieser starren Zeppelinschiffe vor sich geht.

Das Personal, welches behilflich war und größtenteils vor einigen Wochen erst angelernt wurde, arbeitete so selbstverständlich, ohne jede Aufregung, und doch so prompt, daß man vielfach sagen hörte: „Das ging so schnell, ich habe gar nicht recht acht geben können."

Die Begeisterung besonders auch der Ausländer war vielfach drastisch. Für die finanzielle Grundlage ist Baden-Baden sicher vorzüglich geeignet, wie auch das Gelände bei Oos dafür wie geschaffen erscheint. Die große Pünktlichkeit der Abfahrt und Ankunft wurde besonders gepriesen.

---

[3]) Die Unterstreichung ist von mir. E. M. H.

[4]) Der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" möchte eigens hervorheben, daß auch er bei der Lektüre des Buches die planmäßig vorbereitete Disposition zur katholischen Ueberzeugung zweifellos empfand. Ob aber diese Wirkung für den Durchschnittsleser augenfällig genug herausgearbeitet war, ist eine andere Frage. Genau dasselbe hat E. M. Hamann schon in Nr. 7 vom 12. Februar 1910 (S. 108 f.) in dem Artikel „Einige Gedanken zu Enrica von Handel-Mazzettis ‚Die arme Margaret'" zum Ausdruck gebracht, als sie u. a. schrieb, „eine etwas intensivere, noch immer künstlerisch wirkende Bestrahlung einzelner Faktoren hätte das (ein falsches Urteil) leicht verhindern können". E. M. Hamann führte diesen Gedanken in Nr. 7 noch weiter aus: „Der Elite-Leser freilich kennt keine größere Freude als das selbsteigene Auffinden des vom Dichter zwischen die Zeilen gestellten Höchsten, Reinsten, Feinsten. Schon der Name aber besagt, daß wir der Elite-Leser nirgend, weder im „Volk" noch anderswo, viele erhoffen dürfen. Gewiß soll dem Künstler der Gedanke an den Laienverstand nicht sein Schaffen bestimmen, jedoch rechnen muß er mit ihm unbedingt dort, wo es sich um künstlerisch zu verwertende besondere ethische Absichten handelt, deren Verkennung oder gar Ignorierung das rechte Ergebnis eines für weite Kreise gedachten Werkes schädigen oder ganz in Frage bringen würde."

*) Der Verfasser hatte am 14. September die vorliegende Skizze gerade in Angriff genommen, als um 3 1/4 Uhr nachmittags außergewöhnlich heftiges und lautes Erklingen der auf der Luftschiffhalle angebrachten Alarmglocke ihn aufschreckte. Nur wenige Minuten später sah man an dem beflaggten Ende der Halle eine wuchtige Feuergarbe aufsteigen, darauf eine undurchsichtige Rauchsäule. Mehrere dumpfe Detonationen erfolgten und im Nu schlugen längs der ganzen Dachkante weit sichtbare Flammen empor. Alles geschah in dem kurzen Zeitraum von etwa 4—5 Minuten. Im Laufschritt an der Unglücksstätte angelangt, bot sich mir in der Halle ein entsetzlich trauriger Anblick. Lichterloh brannten noch Teile der Umhüllung an dem inzwischen zusammengestürzten Gerippe des einst so stolzen Bezwingers der Lüfte. Von mehreren Seiten spritzten mutige Leute der Luftschiffahrtsgesellschaft in die brennenden Reste, besonders auch die in den Gondeln befindlichen Benzinbehälter vom Feuer freihaltend. Monteure mit geschwärzten, mit Brandwunden bedeckten Gesichtern eilten davon, einen sah man eben aus der qualmenden Höhe herabklettern. Wie ein Wunder war er in einer Ecke im Dachgerüst vom Feuer verschont geblieben. Die mächtigen Tore waren aufgedrückt, wohl von dem gewaltigen Luftdruck, der auch einige Dachplatten und einen Teil der Drahtglasscheiben zertrümmerte. Im übrigen hat das Calmon-Asbestschieferdach die Feuerprobe glänzend bestanden.

Die Passagierfahrten wurden von der DeLAG[2]) veranstaltet. Da L Z VI jedoch nur pachtweise als Ersatz für die „Deutschland" von der Luftschiffbau Zeppelin G. m. b. H. überlassen wurde, war die Führung in den bewährten Händen der verdienten Aeronauten Oberingenieur Dürr, Dr. Ekener und Kapitän Hacker.

Für alte und neue Verehrer des vorzüglichen Systems war die entsetzliche Brandkatastrophe ein schlimmer Schlag, wenn auch schon bald wenigstens das tröstende Bewußtsein eintrat, daß die Vernichtungsursache mit dem bewährten System nichts zu tun hat, sondern lediglich traurigste Fahrlässigkeit das Unglück verschuldete. Die Untersuchung hat nicht nur gewohnheitsmäßiges leichtsinniges Umgehen mit offenem Benzin seitens einzelner Monteure festgestellt, sondern man hat sogar einen mit Benzin getränkten Zigarrenstummel gefunden. Wenn es möglich war, daß Benzin in offenem Eimer verwendet wurde, ist es auch glaubhaft, daß man bei den Löschversuchen, als diese schon beinahe geglückt waren, den Wassereimer verwechselte und Benzin ins Feuer schüttete, wie kurze Zeit nach den Geschehnissen von mehreren Seiten bezeugt wurde.

Es ist wirklich fast ein Wunder, daß keine Knallgas- und größeren Benzinexplosionen vorgekommen sind. Das Unheil wäre kaum ausdenkbar.

Dem greisen Grafen am Bodensee wäre wirklich zu wünschen, daß der nachgewiesene Leichtsinn heilend und warnend wirkt auf alle, die dazu berufen sind, sein großes Werk den Generationen nützlich zu machen.

Es ist heute klarer als je zuvor, daß das Zeppelinsche starre Zellensystem an Betriebssicherheit in der Luft nicht übertroffen ist. Wenn auch leider in allzu kurzer Zeit vier „Zeppeline" vernichtet wurden, so ist dieser Materialschaden nicht zu vergleichen mit den beiden schrecklichen Katastrophen des französischen Militärlenkballons „Republique" und des Leichlinger lenkbaren Luftschiffes „Erbslöh", die sich beide in beträchtlicher Höhe ereigneten und die getöteten Insassen furchtbar zurichteten. Auch die schon bald unzähligen Unfälle bei Flugmaschinen, die meistens mit dem Todessturz des Insassen endigten, sind entgegenzuhalten.

Die internationale Luftschiffahrt machte in den letzten Monaten Riesenfortschritte, Hand in Hand mit dieser besonders die technische Vervollkommnung an Luftfahrzeugmotoren.

Bemerkenswert sind auch die Erfolge des Schweizer Lenkballons „Astra I", der bei Luzern stationiert ist. Dieses sog. Ballonettluftschiff unstarren Systems ist französisches Fabrikat. Der Ballonkörper ist 60 m lang, der größte Durchmesser ca. 12 m. Das Fassungsvermögen beträgt 4500 cbm. Der einzige einzylindrige Motor hat 110 Pferdekräfte („Clement-Bayard") und treibt den zweiflügeligen Holzpropeller (Durchmesser 6,5 m) und einen Ventilator, der ein Ballonett zur Erhaltung der prallen Form mit Luft bedient. Die Steuereinrichtungen sind ähnlich denen bekannter deutscher Systeme. Die Bemannung besteht aus fünf Personen. Die geräumige Passagiergondel beherbergt acht Passagiere. Ueber die Fahrten um den Vierwaldstätter See wird mit Entzücken berichtet.

Es würde nicht in den Rahmen dieses Berichtes passen, wenn ich alle die verschiedenen kleinen und größeren Versuche mit Lenkballons, besonders auch im Auslande, aufzählen wollte.

Die mächtige Entwicklung der Flugmaschinentechnik setzte besonders in Frankreich ein. Eine Fliegerwoche nach der anderen brachte in letzter Zeit neue Ueberraschungen und Rekorde. Am 17. August wurde Leblanc Sieger in dem großen Rundflug durch Ostfrankreich. Für die 715 km lange Strecke brauchte er etwas über 10 Stunden.

Am 30. August stellte in Lille der Flieger Broguet einen neuen Weltrekord auf, indem er fünf Passagiere in seinem Zweidecker beförderte.

Einige Tage später, am 2. September, machte Kapitän Madiot mit Broguet an Bord einen Flug von Douai nach Aras mit einer Stundengeschwindigkeit von 90 km so daß er mit einem Passagier an Bord die höchste Schnelligkeitsleistung erzielte. Der jugendliche Peruaner Chavez hat am 9. September die enorme Höhe von 2680 m mit einem neuen Bleriot-Eindecker erreicht und somit alles Bisherige in den Schatten gestellt. Sein verwegener Flug von Brig über den Simplon (2100 m) am 23. September brachte ihm zwar den Ruhm, als Erster die Alpen überflogen zu haben, aber er mußte diesen Ruhm und den Siegespreis von 70,000 Frcs. teuer erkaufen, da er bei der Landung in Domodossola beide Beine brach und für längere Zeit seinem Berufe entzogen bleibt.

In Deutschland ist man zwar noch nicht so schnell mit Erfolgen herausgekommen, doch besitzen auch wir schon Namen, die in aller Munde sind.

Aus dem Ueberlandflug Frankfurt—Mainz—Mannheim sind die Aviatiker Lindpaintner, Plochmann (Grade), Frhr. v. Mumm (Antoinette) recht populär geworden. Lindpaintner beteiligte sich seinerzeit auch an dem Rundflug durch Ostfrankreich ab Issy-les-Moulineaux.

Auch auf dem Flugfeld Puchheim-München hatte er Erfolge aufzuweisen. In den letzten Tagen kreuzte Lindpaintners Aeroplan hoch in den Lüften die Bahn von Parseval VI, den er dann streckenweise begleitete. Große Begeisterung erweckte sein Flug 200 m hoch über die vollbesetzte Münchener Oktoberfestwiese, die eben ihr 100jähriges Jubiläum feiert. Vor genau 90 Jahren, also beim 10jährigen Jubiläum, unternahm Madame Reichard aus Dresden eine „Luftschiffahrt" über die „Wiese", von unseren Vorfahren mit gleichem hoffnungsvollen Jubel begrüßt, wie heute „Parseval" und Lindpaintner.

Durch die Umfliegung des Straßburger Münsters wurde Wienczier bekannt. Die bevorstehenden Flugveranstaltungen Trier-Metz vom 27. September bis 1. Oktober und die Berliner Flugwoche vom 8. bis 16. Oktober werden deutsche Erfolge zeitigen.

Militärischerseits wird fast in allen Staaten regstes Interesse gezeigt. In **Frankreich** bestellte das Kriegsministerium bei Blériot 20 Eindecker und 10 Zweidecker, letztere für einen mitzunehmenden Passagier geeignet. In **England** sollen bei den Marinemanövern vorerst Privatflieger Verwendung finden. Eisenbahnwagen für Aeroplane werden hergestellt. Die russische Regierung bestellte bei einer deutschen Aviatikgesellschaft 22 Flugmaschinen. Auch das **deutsche** Kriegsministerium interessiert sich naturgemäß lebhaft für die taktische Verwendbarkeit. Für die Berliner Flugwoche stiftete es einen ungeteilten Preis von 25,000 M und weitere 9000 M.

Für das nächste Jahr ist ein internationales Wettfliegen geplant. Man spricht von einer Route Paris durch Deutschland und Belgien nach England. Für die Etappe Paris—Berlin hat die Berliner Firma Ullstein & Co, Verlag des Sportblattes „B. Z. am Mittag", einen Preis von 100,000 M gestiftet, wovon 40,000 M speziell für deutsche Flieger mit deutschen Flugmaschinen vorbehalten werden.

Mit den gewaltigen Fortschritten in dieser verhältnismäßig jungen Technik wird die Frage eines internationalen Luftrechtes von Tag zu Tag brennender.

[2]) Abkürzung: Deutsche Luftschiffahrts-Aktiengesellschaft.

Wolken.

Die Wolken am Himmel wandern.
Weisst du, woher sie zieh'n?
Sie kommen vom tiefen Meere,
Sie wollten der Mutter entflieh'n.

Die Wolken am Himmel wandern.
Weisst du, wohin sie geh'n? —
Das Meer wartet ihrer geduldig;
Bald wird es sie wiederseh'n.

Johann Zimmermann.

Das Zentenar-Oktoberfest in München.

Mit Pferderennen, Landwirtschaftsausstellung und Preisschießen, mit Bierpalästen, Menagerien und Rutschbahnen, mit Glückshafen, gebratenen Hühnern und geruchreichen Heringen, mit all seinen übrigen tausend Reizen ist das Oktoberfest wieder einmal ins Land gekommen und tritt heuer mit besonders berechtigtem Stolze auf. Ist es doch das hundertste seit dem ersten 1810, das der Anregung des ruhmwürdigen Unteroffiziers Franz Baumgartner und der Tatkraft seines Majors Dall' Armi seine Entstehung verdankte. Vieles hat unser Bayerland, vieles unsere Stadt München erlebt, frohe und unfrohe Stunden und Jahre gehabt. Aber nur wenige Ereignisse waren so trüb, daß um ihretwillen das Oktoberfest unterbleiben mußte. Jene wenigen Male abgerechnet hat es immer einen der Glanzpunkte im Jahresleben des Müncheners gebildet, ist weit erhaben gewesen über ähnliche Festlichkeiten an anderen Orten. Ist es doch von Anbeginn und die meiste Zeit in diesen hundert Jahren ein Fest gewesen, bei dem Fürst und Volk sich besonders nahe kamen. Immer aber eins, um dessen Gedeihen die leitenden Geister mit der ganzen Bürgerschaft und darüber hinaus mit der Bevölkerung aller Kreise des Bayerlandes wetteiferten. Darum gab es bei jedem der hundert Oktoberfeste prächtige und volkstümliche Veranstaltungen, allmählich sich steigernd an Ausdehnung und äußerem Glanze, gleichbleibend an gemütlicher und festesfroher Stimmung. Zuzeiten aber schwoll eine wahre Begeisterung an, allemal hervorgerufen durch Ereignisse in der königlichen Familie, zu der ja doch von den Urgroßvätern bis zu den heutigen Urenkeln jeder richtige Münchener aus ehrlicher Ueberzeugung treue Anhänglichkeit festhält. Von jedem dieser Oktoberfeste sind uns Urkunden hinterblieben, und es war eine überaus dankenswerte Idee unseres hochverdienten Stadtarchivars Dr. Ernst v. Destouches, zur Hundertjahrfeier des Oktoberfestes eine Ausstellung dieser Dinge im Stadtmuseum zu veranstalten.

Um auch die Vorgeschichte des Oktoberfestes zu zeigen, beginnt die Ausstellung mit Abbildungen und Urkunden aus den Zeiten der alten Scharlach- und Jakobirennen. Dabei finden wir das kulturgeschichtlich hoch interessante Gemälde von Joseph Stephan mit der Darstellung des Rennens zu Nymphenburg 1779. Von 1810 an sehen wir dann zunächst eine erstaunliche Menge von Bildnissen aller mit der Gründung und Entwicklung des Festes irgendwie verknüpften Persönlichkeiten, ferner Ab-



bildungen in Zeichnung, Lithographie oder Kupferstich von den Rennen und von allen festlichen Veranstaltungen; Druckschriften jeder möglichen Art; Aufzeichnungen über die Preisverteilungen samt den Abbildungen der Preise. Dazu gesellen sich aber auch von den letzteren mehrere im Original, ferner Münzen und Medaillen. Hochinteressant sind neun plastisch ausgeführte Festzugsgruppen, die in die echten alten Gewänder gekleidet sind. Eine umfangreiche Abteilung von Festliteratur endlich bildet den Abschluß.

Die über 400 Gegenstände dieser Ausstellung zeigen uns den Weg durch die lange Geschichte des Oktoberfestes bis zur Gegenwart. Künftigen Generationen werden die Urkunden unseres heurigen Hundertjahrfestes gewiß nicht minder lieb sein.

Eine Anzahl von Oktoberfesten zeichnete sich besonders aus. So jenes zehnjährige, bei dem die Ballonfahrt der Madame Reichard stattfand. Ferner das 25jährige 1835, wo die Münchener zugleich die silberne Hochzeit des Königspaares feierten. Dabei gab es einen prachtvollen Festzug, dessen Hauptteile wir im Bilde bewundern dürfen. Nicht minder fesselnd ist jener Huldigungszug, der am 16. Oktober 1842 an dem Königszelte vorüberzog, und bei dem zur Feier der Vermählung des Kronprinzen Maximilian 35 Brautpaare aus allen bayerischen Kreisen teilnahmen. Betrachtet man die einzelnen Gruppen mit ihren so schön geschmückten Wagen, die langen Reihen der Fußgänger in ihren malerischen Trachten, so weiß man nicht, ob man mehr den Hingang so vieler echt volkstümlicher Gebräuche und Formen bedauern oder sich freuen soll, daß der feste Sinn des bayerischen Volksschlages allen Neuerungen zum Trotz doch noch immer stattliche Reste davon bis in unsere Tage zu retten verstanden hat. Wer möchte dabei den Einfluß der Kirche verkennen, die ja doch beim Festhalten der Tradition mit bestem Beispiel stets vorangeht. Wieder ein großer Festzug fand am 9. Oktober 1850 statt, als die Bavaria enthüllt wurde, und die Gewerbe und Künstler Münchens und seiner Vorstädte dem König Ludwig I. ihre Huldigung darbrachten.

Der Erinnerung an alle diese Dinge sind die wichtigsten Veranstaltungen geweiht, die heuer das Oktoberfest verschönern. So der Wettlauf der Wagnergehilfen, so das Preisringelstechen, die Spiele der Bäcker und anderes. Wahrhaft imposant war am Hauptfesttage der dem Prinzregenten dargebrachte Huldigungszug, der am Montag durch die Straßen der Stadt wiederholt wurde. Wie vor hundert Jahren, erschien die Nationalgarde und die Landwehr-Kavallerie, es kamen die reizend gekleideten Kinder als Vertreter der bayerischen Landeskreise und in dem nachfolgenden langen Zuge, der von herrlichen Wagen begleitet war, entfaltete sich verschwenderisch die malerische Pracht der leider schon so massenhaft zugrunde gegangenen Volkstrachten. Als eine der schönsten Veranstaltungen gab die am Montag Abend vor der prächtig beleuchteten Bavaria und Ruhmeshalle veranstaltete große Serenade, bei welcher Prinz Ludwig den greisen Regenten vertrat, der Feier einen hochpatriotischen Abschluß.

Dr. O. Doering-Dachau.

Bühnen- und Musikrundschau.

Französisches Musikfest in München. Auch das letzte der in vielleicht übergroßer Zahl in der Musikfesthalle veranstalteten großen Musikunternehmen durfte sich reichen künstlerischen Erfolges rühmen. Wie wir s. Zt. meldeten, war es das erstemal, daß die Pariser Gesellschaft der Musikfreunde im Auslande zusammentrat. Das Protektorat des Präsidenten der Republik und zweier kunstsinniger Mitglieder unseres Königshauses läßt erkennen, daß man diesseits und jenseits der Vogesen in den leitenden Kreisen diese Fahrt der namhaftesten Tondichter Frankreichs nicht ungern sah. Der am meisten gefeierte Komponist war Camille Saint-Saëns. War es an und für sich schon eine Freude, den rüstigen Fünfundsiebziger so jugendlich frisch den Flügel meistern zu hören, so stehen seine Werke schon so lange in unserer Gunst, daß sie nicht erst um unsere Sympathie werben mußten. Man weiß, daß auf deutschen Brettern (Weimar) seine wirksame Oper „Samson und Dalila" ihre von dauerhaftem Erfolg gekrönte Laufbahn begann und seine symphonischen Dichtungen sind unseren Konzertsälen nicht fremd. Seltener gehört bei uns ist seine 3. Symphonie in C-moll (mit Orgel), welche zu den eindruckvollsten Gaben des ersten Konzertabends gehörte. Wir schätzen in ihr das hohe instrumentale Können, den vornehmen Klangsinn und die vollendete Form, die von den jüngeren Franzosen ganz wie bei uns oft zugunsten koloristischer Wirkungen preisgegeben wird. Noch fesselnder war für uns die Saint-Saënssche Kammermusik, die er als Pianist mit den hiesigen Künstlern Gerard Maas, Heyde u. a. in vollkommenster Wiedergabe bot. Ich hebe besonders „septuor avec trompette" hervor. Mit welcher Anmut und Liebenswürdigkeit ist hier das Blasinstrument für intime Wirkungen verwendet. (Das Künstlertheater könnte nicht geeigneter sein, wenn es speziell als Kammermusikhaus gebaut wäre.) Saint-Saëns, als Pianist, darf noch heute zu den ersten seines Faches zählen. Die Schönheit des Anschlages und die in ihrer Ruhe doppelt erstaunliche Geläufigkeit im Spiel des greisen Meisters verdienen uneingeschränkte Bewunderung. Er spielt übrigens vom Blatt, was in unseren Tagen verpönt ist, ohne daß sich hier Nachteile bemerken ließen. Saint-Saëns als Liederkomponist trat uns näher, wenn er heitere Töne anschlug; auch bei anderen Tondichtern konnte man die Erfahrung erneuern, daß das Sentimentale im französischen Empfinden uns ferner steht. Dagegen konnten uns die Kammermusikwerke von Gabriel Fauré und E. Chabrier einen vollen Genuß geben, diese graziöse Formenbeherrschung, der Esprit und die Leichtigkeit müssen wir als Vorzug romanischen Geistes anerkennen. Auch alte Werke von Rameau und Couperin, die Wanda Landowska mit Stilgefühl am Cembalo spielte, sowie à capella-Chöre aus dem 16. Jahrhundert, welche die Münchener Madrigalvereinigung neben solchen Claude Debussys in vollendeter Stimmenschönheit bot, fügten sich sehr harmonisch diesen Kammermusikmatineen ein. Cesar Franck (1822—1890) hat als Symphoniker bei uns längst Beachtung gefunden. Seine D-moll-Symphonie und die symphonischen Variationen warben für dieses an Geist und Empfindung reiche Talent von neuem mit starkem Erfolg. In dem Orchestergesang Francks: „La Prozession" fesselte Rose Féart durch prächtige Mittel und nicht minder vollendete Schulung. Dieses angesehene Mitglied der „großen Oper" in Paris hat sich in den drei Tagen des Festes in schönster Weise verdient gemacht, besonders schön sang sie auch „Pie Jesu" aus Faurés Requiem. Bruneau (geb. 1857) und Chabrier (1841—1894) sind mit ihren Opern „Messidor" und „Gwendoline" unserer Hofbühne nicht fremd geblieben. Von „Messidor" hörten wir im Präludium von realistischen Schilderungen noch ungebundene stimmungskräftige, an Klangnuancen reiche Orchestersprache und die Ouvertüre Chabriers bezeugt starkes Empfinden, das nicht immer einer populäreren Rhythmik ausweicht. Hektor Berlioz war nur durch ein Lied „Absence" vertreten; so bot die Festaufführung des „Cellini" im Hoftheater eine dankenswerte Ergänzung. Französische Opernfreunde hatten seit vielen Jahren nicht Gelegenheit, dieses Werk zu hören, und mit Leichtigkeit hätte man das Bild des französischen Komponisten durch „Beatrice und Benedikt" und durch die „Trojaner" ergänzen können, deren beide Teile erstmalig Felix Mottl in der von dem Tondichter bei seinen Landsleuten vergebens angestrebten Form der Bühne (vormals in Karlsruhe und später in München) erschlossen hat. In der 1. Symphonie über ein französisches Hirtenlied und dem Vorspiel zu „Fervaal" zeigte sich die glänzende Instrumentation und die Klangpoesie Vincent d'Indys. Wir kommen zu den neueren stärker umstrittenen Talenten Claude Debussy und Paul Dukas. Wir kennen von ersterem Pelleas und Melisande aus dem Hoftheater. Seinem farbigen Impressionismus liegen kurze Stimmungsbilder, wie „Nocturnes" naturgemäß günstiger als eine abendfüllende Oper. Die Unmittelbarkeit seines Empfindens war von stärkster Wirkung. Von Dukas kennen wir seinen „Zauberlehrling", dessen humorvolle Tonmalerei sich wirksamer erwies, als die Kostproben aus seiner vielgerühmten Blaubartoper. Fauré hat das Pelleasdrama Maeterlincks zu einer auch bei uns schon gehörten, geistvollen Suite angeregt. Neben Lalos norwegischer Rhapsodie muß die „spanische" Ravels genannt werden, die die koloristische Richtung der Debussy und Dukas zu noch weiteren Konsequenzen führt, auch Dubois, Coquard und Ducasse gehören mit mehr oder minder stärkerer Eigenart zu diesen Impressionisten des Orchesters. Ch. M. Widor zeigte in seiner „sinfonia sacra" ein inniges Verhältnis zu J. S. Bach, der neuerdings in Frankreich mehr Pflege und Verständnis findet wie ehedem. Das herbe, in der Orgelbehandlung aparte Werk erwies eine individuelle Sonderstellung in dem musikalischen Schaffen des gegenwärtigen Frankreichs. Widor dirigierte seine Symphonie selbst, im übrigen leitete an den drei Abenden Rhené-Baton das Orchester, ein Kapellmeister von suggestiver Kraft, Temperament und plastischer Klarheit, dessen Bekanntschaft man zu den wertvollsten des „Festes" rechnen muß. Das auf 104 Musiker verstärkte Münchener Tonkünstlerorchester zeigte sich, was man gerne anerkennen muß, den hohen Anforderungen gewachsen. Cortot, ein in gutem Sinne virtuoser Pianist, Huberdeau von der „Großen" und Viannenc von der „Komischen Oper" in Paris, Widor und Dr. Schweitzer als Meister der Orgel durften mit Recht an dem ungewöhnlich herzlichen Beifall partizipieren. War durch den Witterungsumschlag am dritten Abend der Aufenthalt in der wenig wetterfesten Halle eine empfindliche Abhärtungsprobe, so schmälerte dieser Umstand keineswegs die Qualität des Gebotenen und die Begeisterungsfähigkeit der Hörer. Hoffen wir, daß deutsche Künstler bei einer Reise nach Frankreich gleich angenehme Eindrücke mit nach Hause nehmen werden, dann können aus diesem friedlichen Wettstreit der Künste nur fruchtbare Anregungen hervorgehen. Den Schluß des Festes bildete (wohl auf Wunsch der Pariser) eine Elektravorstellung im Prinzregententheater. Das in Paris nicht unbekannte Werk dürfte durch das verdeckte Orchester den Gästen doch noch neue Schönheiten enthüllt haben.

Sophokles in der Ausstellungshalle. Die Aufführung des Oedipus überstrahlte alle Eindrücke, die Reinhardt uns heuer geboten. Verschwunden war die Nüchternheit der Halle. Das Podium war in die säulengeschmückten Treppenstufen des Königspalastes gewandelt, eine breite Mittelbahn durchs Publikum durchmaß eilenden Fußes das geängstigte Volk von Theben, durchwanderte der Chor. Gewaltig gab Wegner den Oedipus in einem Freskostil, der niemals zur kühlen Pose wurde und doch immer schön war. Wie das Grauen um den Königspalast schleicht, die Dienerinnen entsetzt wegen Jokastes Tod aus dem Hause stürzen, das hat Reinhardt mit packendster Eindringlichkeit gestaltet. Ob jeder Altphilologe mit allen Maßnahmen dieses seltenen Mannes einverstanden sein wird, weiß ich nicht, vielleicht wird er vom



griechischen Maß reden, das die Schrecken mildern solle. Reinhardt betont den barbarischen Untergrund des Mythos, der seit Hoffmannsthal und Richard Strauß uns stärker ins Bewußtsein tritt. Das Publikum ehrte die grandiosen Leistungen durch stürmischen Beifall. Das Drama der Griechen nun aber festspielmäßig auszubeuten, da sich in der Halle, wie in einem größeren Münchener Blatte so schön zu lesen, „durch die wachsende Zurückhaltung der Industrie" nicht Ausstellung an Ausstellung reihen läßt, würde ich für einen Weg halten, erhabene, aber auf fremdem Kultboden erwachsene Dichtungen recht bald banal zu machen.

Hoftheater. „Timon von Athen" gehört zu den weniger geschätzten Werken des britischen Klassikers. Man faßte oft Timon lediglich als sinnlosen Verschwender auf, der dann freilich unser Mitgefühl nicht verdient, allein Shakespeare zeigt uns hier die Tragödie eines sich der ganzen Menschheit schenkenden Herzens, in das tiefste Weltverachtung einzieht, als es erkennen muß, nur kalten Heuchlern und Schmeichlern sein überströmendes Gefühl hingegeben zu haben. Die „Shakespearebühne" umrahmt zwanglos die zuweilen recht sorglose Szenenfolge und schöne Bilder von Farbenreiz ließen keine Monotonie trotz der sich gleich bleibenden Vorderbühne aufkommen. Steinrück in der Titelrolle bewährte sich wieder als starker Charakteristiker innerhalb des sorgfältig abgetönten Ensembles.

Hans Eschelbach, der beliebte rheinische Poet, hielt im Festsaal des Kath. Gesellschaftshauses über das Thema „Zurück zur Natur" einen beifällig begrüßten Vortrag, in dem er zu den wichtigsten Fragen der Erziehung in geistvoller Weise Stellung nahm. Er verflocht in seine fesselnde Ausführungen seine reizvollen Poesien und bot somit seiner zahlreichen Hörerschaft doppelten Genuß.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Nach der langen Dauer der fast ungetrübten Hausse-Epoche an den deutschen Börsen sind auch die führenden Optimisten zu der Ueberzeugung gekommen, dass auch in Berlin sachgemässere Kursregulierung Platz greifen musste. Die allgemeinen Regeln des börsentechnischen Einmaleins — welche lange Jahre versagt hatten — machten sich endlich bemerkbar. In den Sommermonaten hatte sich durch die allgemeine Börsenstimmung und die ungestümen Kurstreibereien wie immer ein grosser Prozentsatz von Engagements bei Spekulation und Kapitalistenpublikum angesammelt, der bei dem geringsten Anlass einer anhaltenden Störung des Kursgebäudes zur Auflösung kommen musste. Zeitlich kam eine solche Ansammlung von Realisationen zum Monatsultimo naturgemäss am ungelegensten. Die Vorbereitungen zur gleichzeitigen Vornahme der Quartalsversorgungen verschärften das Bedürfnis einer solchen allgemeinen Erleichterung. Unter diesem Drucke der übersatten Spekulation kam dann auch der Börsenverkehr ins Stocken. Viele Momente ungünstiger Natur verhalfen diesem Stillstand leichthin zu einer ausgeprägten Flauheit an den deutschen Börsen. Hier verstimmten vor allem die verschiedensten Alarmmeldungen von Arbeiterbewegungen, besonders in Amerika. Vom amerikanischen Eisen- und Stahlmarkt besagen die Kabelberichte eine allgemeine Enttäuschung inbezug auf das Herbstgeschäft in dieser Branche. Dabei sind Meldungen über weitere Einschränkungen und Preisunterbietungen des Stahltrustes bekannt geworden. Auch die nervöse Haltung der Fondsbörse in Newyork wirkte aufsehenerregend an den heimischen Börsen. — Das Herannahen des Quartalschlusses und die Ungewissheit der Gestaltung der Geldmarktverhältnisse mahnten merklich zur Vorsicht und Beachtung einer strikten Reserve auf der ganzen Linie. Es zeigte sich zunächst, dass die Erledigung der Ultimogeschäfte in Berlin und Frankfurt grosse Engagements in verschiedenen Kreisen zur Auflösung brachte; dennoch verblieb das Ultimogeld in relativ teurer Höhe von 6%. Die Abschwächung traf hauptsächlich die in der letzten Zeit mehr bevorzugten Gebiete. — Die interessanten Vorgänge hinter den Kulissen der Berliner Haute-Finanze, die Kämpfe zwischen den Gruppen: Deutsche Bank contra Berliner Handelsgesellschaft blieben gleichfalls sehr beachtet. Die Meldungen von erneuten Schwierigkeiten bei den Unterhandlungen zwischen den einzelnen Verbänden in der Roheisen-Syndikatsfrage boten auch vielen Kapitalisten Grund zur Misstimmung. Die wohl einzige und wahre Ursache in der Tendenzgestaltung ist der Umstand, dass bei dem derzeitig hochgeschraubten Kursniveau anhaltende Käuferschichten fehlten und die Nachrichten aus den Industriebezirken in ihrer Wirkung versagten. Die Erhöhung der Roheisenpreise im Essen-Ruhrgebiet wurde weniger beachtet als die bedeutsame Meldung, dass der Zentralverband deutscher Metallindustrieller 60% aller Metallarbeiter ab 8. Oktober aussperren werde. — Bedauerlich ist die Interesselosigkeit, die dem heimischen Fonds- und Rentenmarkt seit langem zuteil wird. Durch die Favorisierung von allen Gattungen der deutschen Industrieaktien gelangt der festverzinsliche Anlagenmarkt vollkommen ins Vergessen. Jedenfalls wird dieses Gebiet bei den nächsten Couponsterminen, besonders bei Fälligkeit der Oktoberzinsen und der grossen Industrieaktiendividenden neuerdings profitieren, und in Anbetracht der absolut seriösen Bonität in den Vordergrund treten. Einzelne Gattungen von fremden Fonds, wie Russenanleihen, hatten lange Zeit schon bessere Tendenzen. Die Mitteilungen über die publizierten Eisenbahneinnahmen im Augustmonat befriedigten und auch die Meldungen über die Etatsaussichten im Reich und das Ausbleiben neuer Steuern wirkte beruhigend. Die neuerlichen Fusionsbewegungen der Elektrizitätsgesellschaften und der immer engere Zusammenschluss inklusive des schweizerischen Elektrotrusts hielten die Bewegung in diesen Spezialwerten unverändert an und verursachten neue Kursavancen. Erst das konstante Anziehen des Privatdiskontsatzes an der Berliner Börse auf 4% und damit auf die gleiche Höhe des offiziellen Reichsbankdiskontes lenkte von neuem die ernste Aufmerksamkeit auf die Entwicklung der Geldmarktverhältnisse. Die Ansprüche zum Monatsultimo scheinen sich im letzten Moment noch erheblich vermehrt zu haben. Die starke Inanspruchnahme der Reichsbank und schon die Notwendigkeit der Abwehr haben unser Noteninstitut früher als beabsichtigt, gezwungen, die Diskonterhöhung, und zwar gleich um ein volles Prozent vorzunehmen. M. Weber.





Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 23 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 26 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer., Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gb.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 41. München, 8. Oktober 1910. VII. Jahrgang.

Hemmnisse in der christlichen Gewerkschaftsbewegung.

Von

Chefredakteur Max Roeder, Aachen.

Wer die gewerkschaftliche Statistik verfolgt, der muß staunen ob der hohen Mitgliederzahlen, mit denen die der Sozialdemokratie eng verbündeten „freien“ Gewerkschaften in die Erscheinung treten. Bei aller Anerkennung des Vorwärtsschreitens der christlichen Gewerkschaften muß man es anderseits bedauern, daß diese selbst nicht schon weiter in ihrer Entwicklung vorangekommen sind. Für den Sozialpolitiker wie für den Politiker erscheint es demnach von der allergrößten Bedeutung, klar die Hindernisse ins Auge zu fassen, welche sich der christlichen Gewerkschaftsbewegung entgegenstellen. Aus dem Kreis dieser Erörterung muß natürlich ausscheiden die interessante Beleuchtung des Zusammenhangs zwischen steigender und sinkender Konjunktur einerseits und zwischen der Mitgliederbewegung in den gewerkschaftlichen Organisationen anderseits.

Zunächst erscheint es der Erwähnung überflüssig, daß der größte Widerstand gegen jede wirkliche gewerkschaftliche Organisation von seiten der Arbeitgeber ausgeht, und daß auf dieser Seite die größten Hemmnisse zu suchen sind. Das gilt daher auch für die christlichen Gewerkschaften — in Zukunft vielleicht noch in erhöhtem Maße. Es ist ja eine bekannte Tatsache, daß die Arbeitgeber des rheinisch-westfälischen Industriegebietes nicht nur einmal ihre Ansicht dahin geäußert haben: ihnen seien die „freien“ Gewerkschaften lieber als die christlichen. Dieser Standpunkt läßt sich verstehen, wenn man bedenkt, daß oftmals das Verständnis für die Ziele und das ganze Wesen der christlichen Gewerkschaften ein äußerst geringes ist. Dazu kommt, daß nicht allein die sozialdemokratische, sondern auch die liberale und insbesondere die liberal-manchesterliche Presse die christlichen Gewerkschaften einfach zu parteipolitischen Gebilden des Zentrums stigmatisiert. Leider erweist sich das soziale Verständnis dann schwächer als der politische Haß — der angebliche „Zentrumssünder“ wird verbrannt. Wie auf diese Weise die „arbeiterfreundliche“ Sozialdemokratie und die ihr geistesverwandte Gewerkschaftspresse wirkliche Arbeiterorganisationen unterdrückt und das Aufblühen der „gelben“ Werkvereine begünstigt, kann hier nur angedeutet werden. Wandelt die liberale Politik auch in Zukunft die jetzt betretenen Pfade, dann müssen die christlichen Gewerkschaften unter der Großblockbildung von nationalliberaler Arbeitgeberseite noch mehr leiden, unbekümmert darum, daß auf diese Weise gerade jene, die sich als die berufenen Hüter des Nationalismus fühlen, dessen größte und erbittertste Feinde heranziehen. Mit welchen Mitteln außerdem die Arbeitgeberschaft die gewerkschaftlichen Organisationen bekämpft, ist keinem, der nur einigermaßen einen Blick in das buntbewegte Wirtschaftsleben geworfen, ein Geheimnis. Man braucht da nur hinzuweisen auf die Arbeitsnachweise der Arbeitgeber, auf die schwarzen Listen, auf die gelben Werkvereine, auf die Maßregelungen wegen Zugehörigkeit zu einer Organisation, auf die Aussperrungen, die sich in letzter Linie gegen die gewerkschaftlichen Organisationen richten. Inwieweit das in Zukunft besser wird, ob es überhaupt jemals besser wird, läßt sich mit guten Gründen bezweifeln. Der jüngste Bauarbeiterkampf gibt wenig Raum für Hoffnungen. Ein Umschwung der Meinungen wird nur dann eintreten, wenn auch in den Kreisen der Arbeitgeber für soziale Aufklärung mehr gesorgt wird, wenn das Verständnis von dem Wert und von der Bedeutung des Tarifwesens immer mehr durchdringt, wenn die Regierungen durch Schaffung von Vermittlungsstellen über den örtlichen Gewerbegerichten für die Provinzen mit einer Reichszentralinstanz eintreten, wenn die Gesetzgebung die wirtschaftlich Schwachen, deren Koalitionsrecht und Koalitionsfreiheit nachdrücklich und wirksam schützt.

Vollständig verkehrt indes wäre es, wollte man allein die Arbeitgeber für die Hemmnisse in der Entwicklung der Gewerkschaftsbewegung verantwortlich machen. Auch im eigenen Hause gilt es Umschau zu halten. Man kann zunächst an die Schleuder- und Schmutzkonkurrenz unter den Verbänden denken. Es muß hier besonders darauf hingewiesen werden, daß der überaus reichhaltige und verdienstvolle jüngste Geschäftsbericht des christlichen Metallarbeiterverbandes — übrigens eine äußerst reichhaltige Fundgrube für jeden Sozialpolitiker und Volkswirtschaftler — auf diesen Krebsschaden der Gewerkschaftsbewegung aufmerksam gemacht hat. Es heißt da zunächst auf Seite 31: „Die Schleuderkonkurrenz unter den Verbänden, die Jagd nach einem Mitglied begünstigt selbstverständlich das Kassenmardertum.“ Und weiter wird ausgeführt: „Es ist sehr bedauerlich, daß unter den Gewerkschaften Deutschlands zur Abwehr gegen unberechtigte Ausbeutung keine gemeinsamen Maßregeln getroffen werden. Die jetzigen Zustände bedeuten geradezu eine Prämie für die Schmarotzer, die keinen Funken Solidaritätsgefühl kennen und sich nur vom persönlichen Egoismus leiten lassen. Aber auch unseren Mitgliedern mögen die statistischen Zahlen Fingerzeige sein, in Zukunft energischer wie bisher den Verband vor Schäden zu bewahren und nicht bei jeder Gelegenheit nur das gute Herz sprechen zu lassen.“ Das sind Worte, welche für das ganze Gebiet der Gewerkschaftsbewegung Bedeutung haben. Hier verdiente auch eingefügt zu werden der nun einmal vorhandene bedauerliche Kampf zwischen den christlichen Gewerkschaften und den Berliner Fachabteilungen. Eine Erörterung dieses bedeutsamen Themas würde an dieser Stelle zu weit führen, und genügt es wohl, der Vollständigkeit halber dieses „Hemmnis“ in der christlichen Gewerkschaftsbewegung nur anzudeuten.

Eine Frage, die jedem Gewerkschaftler und jedem, der sich für diese Bewegung interessiert, ernste Sorge macht, ist die Frage der „Unorganisierten“. Jene Schmarotzer im Gewerkschaftsleben, die andere für sich arbeiten lassen, um dann ohne jedes Risiko sich mit großem Appetit an den gedeckten Tisch zu setzen, bedürfen auch eingehender Beachtung. Es wird gewiß nie an solch verblendeten Schwächlingen fehlen. Nur eines ist zu erwarten, daß die fortschreitende soziale Erkenntnis auf seiten der Arbeitgeber auch hier Mittel und Wege finden läßt, um solche Elemente lahm zu legen. Ist die Organisation ein notwendiger Faktor bei der Durchführung der Tarifverträge, und ist anderseits an dem hohen Werte des Tarifwesens kein Zweifel mehr, dann ist es für die Arbeitgeberschaft, zumal für die organisierte Arbeitgeberschaft, von der größten Bedeutung, jede Möglichkeit störenden Einflusses fernzuhalten. Erfahrungsgemäß sind zudem die Unorganisierten in den meisten Fällen auch die Untüchtigsten. Die fortschreitende wirtschaftliche Entwicklung und die erhöhte Aufklärung, die mit der Agitation Schritt für Schritt gehen muß, können und werden manches bessern.

In letzter Linie aber muß doch die Möglichkeit anderer Maßregeln in Erwägung gezogen werden, um so mehr, als die

Gründung von gelben Werkvereinen als soziales Heilmittel nicht in Betracht kommen kann. Gilt so ein Hauptaugenmerk der Frage der Unorganisierten, so bedarf anderseits das Verhältnis zwischen den konfessionellen Arbeitervereinen und den christlichen Gewerkschaften noch sehr der Besserung. Die wechselseitige Unterstützung muß mehr als bisher durchgeführt werden, und dafür Sorge zu tragen, ist eine der Hauptaufgaben der Präsides, die sich vielfach um diese Angelegenheit zu wenig kümmern. Es gehört dazu der Austausch der Mitgliederlisten, der es den Gewerkschaftlern ermöglicht, die Säumigen heranzuziehen.

Hemmnisse genug gilt es zu überwinden; deren weites Gebiet ist damit noch nicht erschöpft; es müssen auch jene Faktoren in Betracht gezogen werden, die außerhalb der Reihen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu suchen sind. Da fällt in erster Linie in die Augen der Widerstand, der der gewerkschaftlichen Bewegung gerade aus den Reihen des Mittelstandes entgegengestellt wird. Der Mittelstand vergißt gar zu gerne, daß er auf dem Arbeiterstande ruht, und daß ein gesunder Arbeiterstand auch die Wohlfahrt des Mittelstandes bedeutet. Die Abneigung, welche oft genug und begreiflicherweise in der Erregung über die Konsumvereine wurzelt, darf nicht so weit gehen, daß man nun die gewerkschaftliche Bewegung in Bausch und Bogen verurteilt. Je mehr die soziale Schulung im Mittelstande Mutterboden gewinnt, je mehr die Idee der Organisation und der Selbsthilfe Anhänger im Mittelstand findet, desto besser muß dieses Verhältnis werden. Das gilt vor allem auch bei sozialen Bewegungen. Hier müssen die weitesten Kreise noch mehr Interesse an den Tag legen. Und doch — konnte man nicht gerade bei der Bauarbeiteraussperrung, welche dem Mittelstand direkt ans Herz griff, eine kaum verständliche Teilnahmslosigkeit beobachten?

Dann gehört hierher das schwierige Gebiet der Fürsorge für die Jugendlichen. Wenn man sieht, wie die sozialdemokratische Jugendbewegung die Massen der sozialdemokratischen Gewerkschaften stärkt, muß man sich wundern über die geradezu strafwürdige Lässigkeit auf unserer Seite. In unseren Jugendorganisationen, mögen sie nun heißen, wie sie wollen, in den Jugendabteilungen der Arbeiter- und Gesellenvereine, überall muß dahin gewirkt werden, daß die Angehörigen auch Mitglieder der christlichen Gewerkschaften werden. Die atheistische Weltanschauung der Sozialdemokratie mit ihren verblüffenden Redensarten sichert ein bequemes Dasein; da wird alles über Bord geworfen, das Gewissen wird ertötet — das ist bequem für die jugendliche Welt. Erkennt man denn die Gefahr erst, wenn es zu spät ist?

Und dann noch ein Wort zu der Frage: christliche Gewerkschaften und politische Parteien. Die christlichen Gewerkschaften haben ihre politische Neutralität bewahrt und werden sie bewahren. Man könnte nun leicht versucht werden und sagen, die Stärke der „freien“ Gewerkschaften liege in ihrer engen Verbrüderung mit der Sozialdemokratie. Das trifft insoferne zu, als es die Agitation auf dieser Seite wesentlich erleichtert. Dabei darf man aber anderseits nicht übersehen, daß dieses Verhältnis gerade die wirtschaftliche Tätigkeit der „freien“ Gewerkschaften lähmen muß. So ist es ein Glück für die christlichen Gewerkschaften, daß sie sich frei und unabhängig von den politischen Parteien gehalten haben. Wenn sich ihre Vertreter im Parlament dem Zentrum anschließen, so ist das ganz selbstverständlich für den, dem die wirtschaftliche, die soziale Tätigkeit der Parteien bekannt ist. Dasselbe gilt, wenn viele der christlichen Gewerkschaftler politisch sich zum Zentrum bekennen. Mit der politischen Neutralität hat das nicht das mindeste zu tun. Doch ein anderes im Rahmen dieses Themas! Für den sozialpolitisch geschulten Zentrumsmann ergibt sich von selbst die Verpflichtung, bei jeder Gelegenheit rückhaltlos für die christliche Gewerkschaftsbewegung einzutreten. In dieser Beziehung bedarf es noch viel der Besserung — und es **muß** besser werden.

Nur in kurzen Umrissen konnte hier ein Bild gezeichnet werden. Die wenigen Striche aber genügen, um zu zeigen, um welch bedeutsame Frage es sich handelt. Es handelt sich hier zu einem guten Teil um den Aufmarsch zum Entscheidungskampf. Schon werden allenthalben die Vorpostengefechte geliefert, und es bedarf der ernstesten Aufmerksamkeit aller, die im öffentlichen Leben stehen. Noch gilt es viele und große Hemmnisse zu überwinden. Bei unermüdlicher Ausdauer, bei objektiver Prüfung, bei zunehmender sozialer Schulung müssen auch diese Hindernisse genommen werden. Es gilt der Zukunft unseres Vaterlandes und dem Wohle des Volksganzen.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Straßenkämpfe in Moabit.

Straßenaufläufe in irgend einem Berliner Viertel hat es schon öfter gegeben. Die abendlichen und nächtlichen Tumulte, die in der letzten Septemberwoche sich in dem nordwestlichen Stadtteile Moabit abspielten, übertrafen leider ihre Vorgänger an Ausdehnung, Dauer und Bösartigkeit. Die großen Unruhen waren aus einem kleinen Streikfall hervorgegangen. 141 Arbeiter einer dort angesessenen Kohlenfirma traten in den Ausstand. Die Firma fand Arbeitswillige und suchte um polizeilichen Schutz nach für ihre ausfahrenden Wagen. Die Sozialdemokratie wollte in der Schutzmannseskorte eine unzulässige Einmischung und eine Provokation sehen; es war aber nur die pflichtmäßige Verhinderung einer Vergewaltigung der gewerblichen Arbeit. Aus den kleinen Demonstrationen am Tage entwickelten sich große Aufläufe am Feierabend. Die Polizei glaubte gegenüber den Ansammlungen zunächst mit wenigen Schutzleuten und sanfter Verdrängung auszukommen. Als aber Schutzleute geschlagen, gestochen und zur Flucht genötigt waren, als Schankwirtschaften und Mietskasernen zu Bollwerken der Ruhestörer gemacht, die Laternen zerschlagen, das Steinpflaster der Bürgersteige aufgebrochen und mit den Steinen auf die Polizisten und auf Kirchenfenster ein Bombardement eröffnet, sogar geschossen und mit Hilfe von Petroleum eine Art Kriegsfeuer auf der Straße entzündet wurde, da mußte die Polizei ihre ganze Kraft und Kunst entfalten. Sie steigerte nur notgedrungen von einem Tag zum anderen die Ausdehnung und die Schärfe ihrer Machtmittel. Der Vorwurf der Sozialdemokratie, daß die Polizei brutal und provokatorisch vorgegangen sei, steht im schroffen Gegensatz zur Wahrheit. Wenn man etwas tadeln will, so könnte es höchstens die anfängliche Gutmütigkeit und die übergroße Geduld der furchtbar gereizten Schutzmannschaft sein. Bei weniger Nervenstärke hätten die leitenden Personen der Versuchung, das Militär zu Hilfe zu rufen, gewiß nicht widerstanden. Zum Glück ist dieses äußerste vermieden worden. Als eine genügende Anzahl von blanken Säbeln, Polizeikarabinern, Notlampen und Werkzeug zum Erbrechen der Zufluchtsstätten der Aufrührer zur Stelle war und auch durch Mitwirkung nicht uniformierter Kriminalbeamten das Selbstvertrauen in den Kolonnen der Aufrührer erschüttert wurde, da flauten die Aufläufe überraschend schnell ab.

Die rote Presse bemüht sich krampfhaft, die ganze Geschichte als eine Improvisation von Gesindel und unreifen Burschen hinzustellen. Die Gerichtsverhandlungen werden ja über die Zusammensetzung der ruhestörenden Menge noch nähere Aufklärung bringen. Die Behörden behaupten, schon jetzt Material zu besitzen, das die Teilnahme von organisierten sozialdemokratischen Arbeitern erweist. Aus allen Berichten der Zuschauer geht auch klar hervor, daß die Einwohner der fraglichen Straßen dem sog. Straßenpöbel die wirksamste Unterstützung haben angedeihen lassen. Mob und grüne Burschen hätten nicht so über die Haustüren, die Frontfenster und die Balkone verfügen können, wie es dort geschehen. Die sozialdemokratische Presse verrät die Mitschuld, wenn sie kein Wort der Mahnung an die Tumultuanten richtet, dagegen die Polizei verleumdet und beschimpft, und wenn sie schließlich sogar eingesteht, die Parteileitung hätte die Ruhe wiederherstellen können, wenn sie nur von der Polizei um Hilfe gebeten worden wäre. Die aufsässige Menge wiederholte den Ruf „Bluthunde“, den sie bei den Wahlrechtsdemonstrationen gelernt hatte. Sie war von jenem leidenschaftlichen Hasse gegen die Polizei beseelt, den man in Berlin „Blaukoller“ nennt, und dieser Haß ist von der Sozialdemokratie systematisch großgezogen worden. Es war in der Tat eine kleine Vorübung für die große Revolution, die man uns in Aussicht zu stellen pflegt.

Hoffentlich hat das kräftige und erfolgreiche Auftreten der Polizei in weiten Kreisen den notwendigen **Respekt** vor den Hütern der Ordnung wiederhergestellt. Dann wollen wir ruhig abwarten, ob die Erwartung der Sozialdemokratie eintrifft, daß diese elenden Straßenkrawalle ihr wiederum einige hunderttausend Wahlstimmen verschaffen werden.

Der nationalliberale Parteitag von Kassel.

Enttäuschung rings umher! Man hatte doch eine gewisse Klärung erwartet, namentlich nach dem Eindruck des roten Tages von Magdeburg. Aber die Parole für den Kasseler Parteitag

der Nationalliberalen lautete: Mit vielen Worten nichts zu sagen! Die Parteihäupter saßen erst lange zusammen und suchten im Schweiße ihres Angesichts nach einer Resolution, die sowohl dem linken als dem rechten Flügel erträglich wäre. Sie fanden keine derartige Formel, und so griff man nach dem Hilfsmittel, daß Herr Bassermann eine schöne lange Rede mit ausgleichenden Wenn und Aber halte und dann nach einer möglichst eingeschränkten Diskussion die Komödie ohne bestimmten Beschluß mit der Verkündigung der begeisterten Zustimmung zu dem breiten Erguß des Führers ausklingen solle.

So wurde es denn auch gemacht. Die Vorspiegelung der Harmonie wurde freilich ein wenig gestört durch die „Liebenswürdigkeiten", welche in der Diskussion die Freunde der Sozialdemokratie und deren Gegner aus dem Nordwesten austauschten. Aber sonst fand sich alles zusammen in dem wohlberechneten Versuche, sich und die zuschauende Welt hinwegzutäuschen über den Ernst der Lage und die Zersetzung der einst regierenden Partei.

Es soll alles beim alten bleiben, d. h. die nationalliberale Partei will bis zu den nächsten Wahlen die bisherige zweideutige und hinterhaltige Taktik fortsetzen, um bei den Wahlen der konservativen Partei und womöglich auch dem Zentrum etliche Wahlkreise mit Hilfe der Linken abzujagen, und dann angesichts der sozialdemokratischen Wahlerfolge der Regierung eine liberalisierende Politik, vielleicht auch liberale Minister aufzuzwingen.

Auf diese Weise glaubt Herr Bassermann seinen Herzenswunsch durchsetzen zu können, nämlich die Wiederbelebung des Blocks à la Bülow. Dieses Ziel seines Strebens hat er jetzt feierlich wieder verkündet. Natürlich ist gar nicht daran zu denken, daß der Liberalismus im Verein mit den gefügigen Konservativen abermals eine Mehrheit im Reichstage erlange. Also ist es einfach unmöglich, daß die Geschäfte des Reiches unter Ausschaltung des Zentrums in verfassungsmäßiger Weise fortgeführt werden könnten. Was sich Herr Bassermann denkt, wäre also nur im Wege des Konflikts, des Verfassungsbruches durchzuführen. Bilden er und seine liberalen Schleppenträger sich nun wirklich ein, daß die Regierungen den Frieden und das Recht preisgeben würden, nur um den liberalen Herrschaftsdünkel zu befriedigen?

Die nationalliberale Partei hat sich tausendmal gerühmt, daß sie das Wohl des Reiches und des Volkes über ihr Parteiinteresse stelle. Jetzt tut sie das Gegenteil. Herr Bassermann sagt geradezu, der Sammlungsparole könne man deshalb keine Folge geben, weil das die Sprengung der nationalliberalen Partei bedeuten würde, da die Partei einer solchen Kraftprobe nicht gewachsen sei. Was heißt das anders, als die Versagung der positiven Mitarbeit an den Aufgaben des Reiches und Rücksicht auf das vermeintliche Interesse der eigenen Partei!

Wie anders steht das Zentrum in diesen kritischen Zeitläuften da! Der Abg. Trimborn hat soeben noch in einer Rede zu Köln erklärt, daß das Zentrum bereit sei, mit den anderen positiven Parteien, auch mit den Nationalliberalen, zum Wohle des Ganzen zusammenzuarbeiten. Und doch hat man dem Zentrum systematisch Selbstsucht und Herrschbegierde vorgeworfen. Wir haben keinen Block und wollen keinen Block, der irgend eine wohlmeinende Partei ausschaltet. Wir wirken mit, ohne erst zu verlangen, daß die Regierung uns als Krone oder Kern der maßgebenden Mehrheit zur Herrschaft verhelfe. Die Nationalliberalen aber glauben von der Verwirrung und Unzufriedenheit für ihre eigenen Parteizwecke profitieren zu dürfen, während sie das Vaterland und das Gemeinwohl im Stiche lassen und auf Hilfe von der Linken spekulieren.

Nun, wenn sie vor den Wahlen sich nicht bessern wollen, so mögen die Wahlwürfel entscheiden. Von dem anspruchsvollen Liberalismus wird nicht zu viel übrig bleiben.

Die Reichswertzuwachssteuer.

Von

Justizrat Hermann Kausen, Köln.

I.

Die Besteuerung des im Grundstücksverkehr entstehenden Wertzuwachses beschäftigt seit langer Zeit die öffentliche Meinung Deutschlands unter einem doppelten Gesichtspunkte.

a) Die sogenannten Bodenreformer sind der Ansicht, daß unter dem Drucke dieser Besteuerung die Bodenpreise sinken würden. Sie erblicken deshalb in dieser gesetzlichen Maßnahme ein geeignetes Mittel, um den minderbemittelten Volksschichten billigere Wohnungen zu verschaffen. Die steuerlichen Erträgnisse betrachten sie nur als eine angenehme Nebenwirkung.

b) Von anderer Seite wird an Stelle dieses Gedankenganges der steuerliche Gesichtspunkt in den Vordergrund gerückt. Der glückliche Gewinner des Wertzuwachses soll einen Teil an die öffentliche Gemeinschaft abgeben, weil er ihn im wesentlichen der Tätigkeit der öffentlichen Gemeinschaft verdankt. Hat die Steuer die Nebenwirkung des Herunterdrückens der Bodenpreise, so gilt diese Wirkung, wenn sie ohne Minderung des Vermögens der heutigen Grundstückseigentümer erfolgt, als erwünscht, sie soll aber nicht künstlich herbeigeführt werden.

Der steuerliche Gesichtspunkt ist am schärfsten in der Kölner Steuerordnung ausgeprägt, indem diese auf dem Grundgedanken beruht, einen großen Teil der Gemeindeumsatzsteuer, die ohne Rücksicht auf Gewinn und Verlust erhoben und deshalb vielfach mit Recht als eine große Härte empfunden wird, durch die Zuwachssteuer zu ersetzen.

Wer mit Hilfe der Zuwachssteuer gerechte Bodenpolitik treiben will, muß die in Betracht kommenden Verhältnisse (das Wohnungsbedürfnis, die bisherigen Wohnungspreise, die Entwicklung der Grundstückspreise, die Verhältnisse des Baugewerbes, die Kreditverhältnisse, die Grundstücksverhältnisse nach der persönlichen Seite) genau überschauen, sonst gerät er in Gefahr, nicht nur unzweckmäßig, sondern auch ungerecht zu handeln. Nun sind aber die hier in Frage kommenden Verhältnisse im Deutschen Reiche so unendlich mannigfaltig gestaltet, daß es nicht möglich ist, sie von einem einzigen Punkte aus zu überschauen und in gerechter Weise durch ein auf längere Zeit berechnetes Gesetz zu regeln.

Die verbündeten Regierungen haben ihren Entwurf mit der Ausführung begründet:

Wer an seinem Grundbesitz im wesentlichen ohne eigenes Zutun infolge von Maßnahmen der Gemeinschaft oder in anderer Weise eine Werterhöhung erfahren hat, soll in dem Augenblicke, in dem er den Zuwachs in Geld oder Geldeswert umgesetzt erhält, einen Teil an die Gemeinschaft abgeben.

Damit ist der steuerliche Gesichtspunkt in den Vordergrund gerückt. Von Bodenreform ist hier keine Rede, dennoch zeigt der Regierungsentwurf auch Ansätze nach dieser Seite hin. Jedenfalls bewirkt schon die gewaltige Höhe der von den Regierungen vorgeschlagenen Steuer auch unter Berücksichtigung der von der Kommission beschlossenen Abänderungen, daß die Steuer in manchen Fällen den Grundstücksverkehr stark beeinflußt, ohne daß sich voraussagen läßt, ob diese Wirkung im Einzelfalle fördernd oder hemmend, günstig oder ungünstig ist. Wie schwierig die Beurteilung solcher Verhältnisse ist, zeigt das Beispiel der Stadt Frankfurt a. M., die schon nach zwei Jahren eine bodenreformatorische Bestimmung ihrer Steuerordnung von 1904 abgeändert hat. Schon aus diesen Gründen empfiehlt es sich, die Besteuerung des Bodengewinnes nicht für das Reich zu beanspruchen, sondern den Gemeinden zu überlassen.

Die Gemeinden sind weit mehr als das Reich in der Lage, Fehler zu vermeiden und begangene Fehler schnell zu verbessern. Auch sind die Grundstückseigentümer viel eher geneigt, hohe Zuwachssteuern an die Gemeinde, mit der sie steuerlich und wirtschaftlich eng verwachsen sind, zu zahlen, als an Staat und Reich, und zwar um so mehr, als es Hunderte und vielleicht Tausende von Gemeinden gibt, in denen Jahre vergehen werden, bevor ein einziger Steuerbetrag abgeliefert wird.

Im Jahre 1909 hat die Reichstagskommission ohne Widerspruch festgestellt, daß das Gesetz im weitaus größten Teile des Reiches voraussichtlich keine oder nur geringe Anwendung finden werde. Da nichtsdestoweniger auch in diesen Teilen die Ausführung des Gesetzes überwacht werden muß, so werden Millionen für Kosten nutzlos aufzuwenden sein.

Der Umstand, daß nur ein Teil der Reichssteuer den Gemeinden zufließt, hat die Folge gehabt, daß der Gesetzgeber den Gemeinden das Recht eingeräumt hat, durch Zuschläge zu den schon an sich sehr hohen Steuersätzen des Reichsgesetzes und durch andere Maßnahmen die Belastung des Grundbesitzes noch drückender zu gestalten, als sie schon nach dem Reichsgesetze ist. Der Grundbesitz verdankt den sogenannten unverdienten Wertzuwachs im wesentlichen der Tätigkeit und den finanziellen Opfern der Gemeinden. Deshalb ist es auch ein Gebot der Gerechtigkeit den Gemeinden gegenüber, ihnen diese Steuer ganz zu überlassen. Gewiß ist das Gedeihen des Grundbesitzes auch auf Staat und Reich zurückzuführen, aber doch nicht in höherem Maße, als das Gedeihen von Handel, Gewerbe, Börse usw.

Die Erfassung der Grundstücksgewinne durch eine Reichssteuer würde minder starken Bedenken unterliegen, wenn auch die Gewinne aus anderen Vermögensobjekten in entsprechender Weise besteuert würden. Die hierfür geeignetste Form ist die Vermögenszuwachssteuer [1]), nämlich eine an die Grundsätze der preußischen Ergänzungssteuer sich anschließende, auf erhebliche Vermögen beschränkte, periodische Steuer auf die reine Vermögensvermehrung nach Ausgleich von Gewinn, Verlust und Verbrauch. Diese Steuer würde mittelbar auch die Grundstücksgewinne erfassen, was bei etwaigen Gemeindesteuern entsprechend zu berücksichtigen wäre. Sie würde als allgemeine Besitzsteuer sozial versöhnlich wirken und in den weitesten Bevölkerungskreisen volles Verständnis finden. Diese Steuer, welche Umsatzsteuer, Zuwachssteuer und Talonsteuer entbehrlich machen würde, könnte nur als Reichssteuer in Frage kommen. Dagegen eignet sich die auf die Besteuerung der Grundstücksgewinne beschränkte Zuwachssteuer ihrer ganzen Natur nach nur als Gemeindesteuer.

II.

Wenn die Zuwachssteuer als Reichssteuer eingeführt werden soll, so bedarf der vorliegende Entwurf noch vielfacher Abänderungen. Der Umstand, daß dieselben finanziell das Erträgnis ungünstig beeinflussen, darf um so weniger in die Wagschale fallen, als das Erträgnis einer nach den Grundsätzen des Entwurfes erhobenen Steuer aller Wahrscheinlichkeit nach über die erforderlichen 20 Millionen weit hinausgehen würde. Indem ich mich im übrigen auf meine unten näher bezeichnete Schrift [2]) beziehe, beschränke ich mich im nachstehenden auf die Besprechung einzelner Punkte, denen ich besondere Bedeutung beimesse.

III.

Die nächste Aufgabe des Gesetzes besteht in der Aufstellung richtiger Grundsätze über die Ermittlung des sogenannten unverdienten Wertzuwachses.

Zu dem Erwerbspreis nebst allen auf den Erwerb bezüglichen Auslagen müssen alle während der Besitzzeit auf das Grundstück verwendeten Auslagen hinzutreten, nicht minder aber auch die Nutzungsverluste. Soweit die landesüblichen Zinsen aller für das Grundstück gemachten Aufwendungen an Kaufpreis, Aufbauten usw. nicht aus den Nutzungen gedeckt worden sind, hat das Grundstück Verlust gebracht, der aus dem Veräußerungspreis in erster Linie zu decken ist. Als Veräußerungspreis kann nur der reine Erlös in Betracht kommen. Ob die Verwaltung des Eigentümers eine sorgfältige oder eine nachlässige war, ist gleichgültig.

Der Entwurf legt seinen Normen wesentlich andere Grundsätze zugrunde, indem er einzelne Aufwendungen und Verluste dem Eigentümer aufbürdet. Dies Verfahren läuft darauf hinaus, daß in den betreffenden Steuerfällen die Steuer höher ist, als es nach dem Tarif den Anschein hat. Die öffentliche Gemeinschaft will sich also nicht darauf beschränken, stiller Gesellschafter des Eigentümers ohne irgend ein Verlustrisiko und ohne irgend eine Gegenleistung zu sein, sondern sie will insoweit noch günstiger gestellt sein, als sie einzelne Verluste dem Grundstückseigentümer allein aufbürdet. Dies System führt dazu, daß der Eigentümer in manchen Fällen selbst dann Wertzuwachssteuer bezahlen muß, wenn er an dem Grundstück im wirtschaftlichen Sinne Verluste erlitten hat. Man rechtfertigt dies damit, daß er im steuerlichen Sinne nicht befugt sei, den „unverdienten" Wertzuwachs zur Ausgleichung der ihm allein zur Last fallenden „verdienten" Verluste zu benutzen. Dies ausgeklügelte System ist mit der Billigkeit nicht vereinbar. Wenn nach richtigen wirtschaftlichen Grundsätzen für den Grundstückseigentümer kein Gewinn vorhanden ist, dann sollte auch von einem unverdienten Gewinn „nach steuerlichen" Sondergrundsätzen keine Rede sein können.

Im einzelnen sind namentlich folgende Aenderungen wünschenswert:

1. Für Vermittlungskosten sollte der wirklich verauslagte Betrag zugebilligt werden. Die Befürchtung, daß jemand, um die Steuer zu umgehen, übermäßig hohe Vermittlungskosten zahlen könnte, ist mir unfaßbar.

2. Es sollte festgestellt werden, daß auch Auslagen für Verbesserungen rechtlicher Art (Erwerb von Gerechtigkeiten usw.) anrechnungsfähig sind.

3. Nicht nur Aufwendungen, die der Eigentümer selbst gemacht hat, sondern auch solche, die von Dritten in seinem Interesse gemacht worden sind, sollten anrechnungsfähig sein.

4. Es sollte nicht darauf ankommen, ob die Aufwendungen während der Besitzzeit gemacht worden sind.

5. Die Bedingung, daß die Bauten und Verbesserungen am Ende der Besitzzeit noch vorhanden sein müssen, sollte beseitigt werden.

5. Ersparnisse, welche dadurch gemacht werden, daß gewerbliche Tätigkeit, z. B. die des Architekten, des Bauunternehmers, Handwerkers usw. vom Eigentümer selbst oder unentgeltlich in seinem Interesse geleistet worden ist, sollten ihrem vollen Werte nach angerechnet werden.

7. Das Gesetz sollte eine Generalklausel erhalten, wonach die getroffenen Bestimmungen betreffend die auf das Grundstück verwendeten Auslagen sinngemäß auch in allen anderen Fällen anzuwenden sind, in denen Aufwendungen von Geld oder Geldeswert vom Eigentümer selbst oder zu seinem Nutzen von dritten Personen zum Zwecke der Verbesserung des Grundstückes gemacht worden sind.

8. Vom Veräußerungspreise sollte die gezahlte Vermittlungsgebühr in voller Höhe abgezogen werden. (Vergl. Punkt 1.)

9. Die Nutzungsverluste sollten in voller Höhe unter Berechnung landesüblicher Zinsen für die ganze Besitzzeit angerechnet werden. Die Bodenreformer wollen durch Ablehnung dieser Bestimmung die Preise künstlich drücken, sie wollen hier wie in anderen Fällen einen sogenannten Wertzuwachs besteuern, der gar nicht vorhanden ist.

10. Die Bestimmung, daß dem Subhastaten statt des vom Erwerber gezahlten Steigpreises der höhere Wert des Grundstücks, den er doch gar nicht erhält, als Veräußerungspreis angerechnet wird, muß fallen.

11. Es sollte Sorge getragen werden, daß nur derjenige Veräußerungspreis der Besteuerung zugrunde gelegt wird, der endgültig zu Recht besteht und auch wirklich einziehbar ist.

12. Die Bestimmung, daß es den Landesregierungen überlassen bleibe, im Einverständnis mit dem Reichskanzler zu bestimmen, daß in den Fällen, in denen an Stelle des Erwerbspreises ein Wert zu ermitteln ist, bei dieser Wertermittlung Einheitspreise zugrunde zu legen sind, ist unannehmbar, sie kann dazu führen, daß im Einzelfalle der Erwerbspreis künstlich heruntergedrückt wird.

13. Ein kleiner Wertzuwachs sollte unter allen Umständen von der Besteuerung frei bleiben, um den Steuerzahler gegen Irrtümer zu schützen, die namentlich bei langer Besitzzeit leicht vorkommen können.

IV.

Die Bestimmung, daß der Erwerber des Grundstücks nicht zur Auflassung gelangen kann, wenn er nicht statt des zahlungsunfähigen Veräußerers die Zuwachssteuer zahlt, ist geeignet, den Grundstücksverkehr erheblich zu belästigen und die Hypothekengläubiger empfindlich zu schädigen. Diese Bestimmung sollte jedenfalls dahin gemildert werden, daß der Erwerber nur in Höhe eines kleinen Prozentsatzes des Veräußerungspreises für die Zusatzsteuer haftet. Die Bodenreformer hoffen von dieser Bestimmung eine Abschreckung der Darlehensgeber und dadurch mittelbar ein Sinken der Bodenpreise. Wie sie diese drakonische Politik gegenüber denjenigen Darlehensgebern rechtfertigen wollen, die bei Hingabe des Geldes von einer solchen Bedrohung ihrer hypothekarischen Sicherheit keine Kenntnis haben konnten, bleibt ihr Geheimnis.

V.

Wenn nach dem 11. April 1910 ein Miterbe Grundstücke, die bis dahin in ungeteilter Erbengemeinschaft gestanden haben,

[1]) Ich verweise auf meine Ausführungen in Nr. 444 und 519 der „Kölnischen Volkszeitung" von 1909.

[2]) Die Reichswertzuwachssteuer. Besprechung der Kommissionsbeschlüsse zweiter Lesung. Nebst Text des Gesetzentwurfs und 15 Steuerbeispielen. Verlag von Paul Neubner, Köln.



zu seinem alleinigen Eigentume erwirbt, so muß er bei der demnächstigen Veräußerung die Zuwachssteuer für die ganze Besitzzeit des Erblassers und der Erbengemeinschaft allein tragen, wenn nicht etwas Gegenteiliges ausdrücklich vereinbart ist. Diese Bestimmung ist unbillig und sollte abgeändert werden.

VI.

Der Entwurf läßt die Steuersätze mit der verhältnismäßigen Höhe des Wertzuwachses steigen, und zwar berücksichtigt der Tarif in Stufe 21 noch diejenige Steigerung, welche über 400 Prozent des Erwerbspreises hinausgeht.

Anderseits trägt der Entwurf dem Sinken des Geldwertes und dem bei längerer Besitzzeit bestehenden Verlustrisiko nach einem doppelten System Rechnung.

Für jedes Jahr der Besitzzeit sollen dem Erwerbspreise $2\frac{1}{2}\%$ vom Hundert des Erwerbspreises zuzüglich der Aufwendungen insoweit hinzugerechnet werden, als diese Summe den Betrag von 100 ℳ für den Ar nicht übersteigt. Vom Mehrbetrag werden bei unbebauten Grundstücken 2%, bei bebauten 1% dem Erwerbspreis hinzugerechnet. Diese Zuschläge erfolgen für die volle Besitzzeit.

Außerdem ist für jedes Besitzjahr bis zum dreißigsten der Steuersatz um $\frac{1}{100}$ zu ermäßigen.

Die Steuersätze beginnen bei 10% und gehen bis 30%, abgesehen von den Zuschlägen der Gemeinden. Meine Vorschläge gehen im wesentlichen nach folgender Richtung:

1. Die Steuersätze sollten ermäßigt werden.
2. Die Steuersätze sollten in allen Stufen, ohne Unterschied zwischen bebauten und unbebauten Grundstücken und ohne zeitliche Beschränkung jährlich um $\frac{2}{100}$ sinken, die Zuschläge dagegen beseitigt werden.
3. Ein Wertzuwachs von 10% sollte in allen Fällen von der Besteuerung frei bleiben, was zur Wirkung hat, daß die jetzige erste Stufe vollständig fortfällt, die anderen Stufen entsprechend entlastet werden.
4. In der demnächstigen ersten Stufe sollte nach zehn Jahren Besitzzeit Steuerfreiheit eintreten.
5. Der Steuersatz der zweiten Stufe sollte in 10 Jahren um eine Stufe sinken, in 20 Jahren sollte Steuerfreiheit eintreten.
6. Der Steuersatz der dritten Steuerstufe sollte in 10 Jahren um eine Stufe, in 20 Jahren um zwei Stufen sinken, in 30 Jahren sollte Steuerfreiheit eintreten.
7. Ein Steuerbetrag von 10 ℳ sollte unerhoben bleiben.

VII.

Wenn die gesetzgebenden Organe des Reiches zu der Auffassung gelangen, daß der Erlaß des Zuwachssteuergesetzes durch die Interessen des Reiches geboten ist, so ist es ein Gebot der Gerechtigkeit und der Klugheit, die volle Steuerpflicht auf diejenigen Fälle zu beschränken, in denen sowohl die Veräußerung als der Erwerb des Grundstücks zeitlich nach dem 11. April 1910 liegt, mit anderen Worten, nur denjenigen mit der vollen Steuer zu belasten, der beim Erwerb des Grundstücks gewußt hat, daß er im Reiche einen stillen Teilhaber seines Gewinnes haben werde, dagegen den Verlust allein tragen müsse. Schon die Staatsklugheit gebietet, die Grundstücksbesitzer in die neue Rechtsanschauung allmählich hineinwachsen zu lassen. Dagegen ist es unbillig und unklug, auch denjenigen Erwerb, der lange vor dem Erlaß des Gesetzes und ohne jede Kenntnis der gesetzgeberischen Pläne stattgefunden hat — das Gesetz geht bis zum 1. Januar 1885 zurück — den vollen Wirkungen des Gesetzes zu unterwerfen. Daß man den Grundbesitzern einen großen Teil des in der Vergangenheit gutgläubig erworbenen Gewinnes nehmen will, wird Unwillen, Erbitterung und Reichsverdrossenheit erzeugen. Hunderttausende von Geschäftsleuten und Privatleuten erfreuen sich seit Jahrzehnten des steigenden Wertes ihres Hauses — vielfach der einzige Vermögenszuwachs, der ihnen zufällt — und werden den Zwang, diesen Gewinn hinterher zu einem großen Teil an das Reich abliefern zu müssen, mit Recht bitter empfinden. Es scheint, daß man sich vielfach mit dem Gedanken tröstet, daß die Wirkungen des Gesetzes wesentlich die großen Spekulanten treffen würden. Das Gesetz beschränkt sich aber keineswegs auf die Grundstücksspekulation.

Der Vorwurf der Vermögenskonfiskation wird in gewissen Kreisen nicht gerne vernommen, aber man wird nicht leugnen können, daß die hier fragliche Gesetzesbestimmung bei sozialdemokratischen Zukunftsgesetzen einen außerordentlich erwünschten Präzedenzfall abgeben würde. Auch diejenigen Kreise, welche glauben, daß das Gesetz nur fremde Scheunen in Brand setzt, sollten sich des Zusammenhanges der Interessen aller Volksstände bewußt bleiben.

Die Besteuerung des in der Vergangenheit liegenden Wertzuwachses wird namentlich von Erben, welche in ungeteilter Gemeinschaft geblieben sind, als eine besondere Härte empfunden.

Diese Besteuerung hat die fernere üble Wirkung, daß der den Steuernzahlern obliegende Nachweis der auf die Nutzungsausfälle oder auf die Frage der Aufwendungen bezüglichen Tatsachen sehr schwierig ist. Ackersleute, Kaufleute, kleine Beamte usw. werden beim Mangel aller Aufzeichnungen in große Verlegenheit geraten.

Wenn trotz aller Bedenken der Reichstag unter dem Drucke des Reichsfinanzamtes sich entschließen sollte, auch den vor dem 12. April 1910 entstandenen Wertzuwachs der Besteuerung zu unterwerfen, so sollte zum mindesten dieser Zuwachs durch eine besonders maßvolle Besteuerung schonend behandelt werden.

Dies ist in sehr verschiedener Weise möglich. In meiner oben erwähnten Schrift habe ich vor allem drei Wege als gangbar bezeichnet.

Erster Weg.

Man könnte an die Stelle des Jahres 1885 ein späteres, z. B. 1900 setzen. Dadurch würden viele Steuerzahler entlastet, aber alle diejenigen, welche seit 1900 ihre Grundstücke erworben haben, blieben voll belastet. Außerdem hätte diese Lösung den Nachteil, daß lange Zeit hindurch in den weitaus meisten Steuerfällen der Erwerbspreis durch die Schätzung eines in der Vergangenheit liegenden Wertes ermittelt werden müßte. Solche Schätzungen sollten nach Möglichkeit vermieden werden.

Deshalb ist es besser, eine Lösung zu suchen, welche möglichst nicht mit Schätzungswerten, sondern mit den wirklichen Erwerbspreisen operiert, dagegen nicht nur einem Teile der heutigen Besitzer, sondern allen, jedoch unter Bevorzugung des älteren Besitzes, Entlastung bringt. Diesem Zwecke dienen die jetzt zu besprechenden Lösungen.

Zweiter Weg.

„Bei der Berechnung des zu besteuernden Zuwachses und der Wertsteigerung bleibt in dem ersten, dem gegenwärtigen Gesetze unterliegenden Steuerfalle, wenn die Besitzzeit oder ein Teil der Besitzzeit vor dem 12. April 1910 liegt, ein Teil des Zuwachses nach folgenden Sätzen außer Betracht:

bei	mindestens	$\frac{1}{5}$	früherer	Besitzzeit	ein	Zuwachs	von	30%
„	„	$\frac{2}{5}$	„	„	„	„	„	70 „
„	„	$\frac{3}{5}$	„	„	„	„	„	110 „
„	„	$\frac{4}{5}$	„	„	„	„	„	150 „

Dritter Weg.

Die Steuer soll in dem ersten, dem gegenwärtigen Gesetze unterliegenden Steuerfalle, wenn die Besitzzeit oder ein Teil der Besitzzeit vor dem 12. April 1910 liegt, die folgenden Prozente des Veräußerungspreises nicht übersteigen:

bei	mindestens	$\frac{1}{5}$	früherer	Besitzzeit	3%	des Veräußerungspreises
„	„	$\frac{2}{5}$	„	„	2%	„ „
„	„	$\frac{3}{5}$	„	„	$1\frac{1}{2}\%$	„ „
„	„	$\frac{4}{5}$	„	„	1%	„ „

Die Ziffern sind nur der Veranschaulichung halber eingesetzt.

Bei beiden Klauseln wird die Schätzung von Vergangenheitswerten vermieden. Beide bringen dem in der Vergangenheit liegenden Zuwachs um so stärkere Schonung, je mehr die Besitzzeit in der Vergangenheit liegt. Beide berücksichtigen den Umstand, daß diese ganze Vergangenheitsfrage sich mit jedem kommenden Tage verschiebt. Beide bringen dem Reiche sofort erhebliche Steuern. Die Klausel b schont die schwachen Gewinne, indem ein kleiner Zuwachs schon in kurzer Zeit steuerfrei wird, die Klausel c läßt sich eher so ausgestalten, daß das Finanzbedürfnis des Reiches zweifellos befriedigt wird.

Wenn man bedenkt, daß die für Köln im Jahre 1905 erlassene Steuerordnung, die nur den seit dem 1. April 1905 entstandenen Wertzuwachs besteuert, schon im Steuerjahre 1905 Erträgnisse gebracht hat, wenn man in dem Bericht der Reichsfinanzkommission von 1909 liest, daß der mutmaßliche Wertzuwachs im Reiche jährlich 900 Millionen beträgt, dann erkennt man leicht, daß die erforderlichen 20 Millionen sich auch aus einer stark ermäßigten Steuer entweder sofort oder jedenfalls in nicht zu langer Zeit werden herausholen lassen. Für eine etwaige Ueberzeugungszeit wird, wenn man nicht zu naheliegenden anderen Aushilfsmitteln greifen will, die Umsatzsteuer in der einen oder anderen Form Aushilfe schaffen müssen.



Gegenüber dem Artikel des Herrn Reichstagsabgeordneten Dr. Jäger in Nr. 40 der „Allgemeinen Rundschau“ beschränke ich mich auf folgende Bemerkungen:

1. Seine Meinung, daß ich den Grundbesitz davor schützen wolle, zu den Reichslasten angemessen beizutragen, und daß durch meine Vorschläge die 20 Millionen nicht zu beschaffen seien, wird durch den ganzen Inhalt meiner Broschüre widerlegt.

2. Dasselbe gilt von seinem Vorwurf, daß ich es an Verbesserungsvorschlägen hätte fehlen lassen. Er sagt buchstäblich: „Wir vermissen in der Regel den Vorschlag, wie das anders gemacht werden sollte.“

Warum ich bei der Frage der Gesellschaften ausnahmsweise von meinem Bestreben, überall greifbare Verbesserungsvorschläge zu machen, abgewichen bin, geht aus meinen Ausführungen 41—50 der Broschüre deutlich hervor.

3. Im übrigen ergibt sich die Widerlegung des Jägerschen Artikels aus meinen obigen Darlegungen, die vor allem erkennen lassen, daß ich einen maßvollen und vermittelnden Standpunkt einnehme.

Rüste.

Vorbei sind nun die klaren hellen Tage
Mit ihren weiten, lichterfüllten Räumen;
Verstummt das Vogellied im grünen Hage,
Das Bienensummen an den Waldessäumen;
Frühnebel ruhn wie eine stumme Klage
Im Tal, durch das die Wasser kühler schäumen;
Noch hallt der Klang vom letzten Sensenschlage,
Die letzten Früchte fallen von den Bäumen;
Noch ein paar seelenstille Sonnentage,
Dann geht durchs Land das grosse graue Träumen . . .

Franz Wetzel.

Zum Passionsspielende in Oberammergau.

Von L. G. Oberlaender.

In Oberammergau hat die Spielzeit ihr Ende erreicht. Der Besuch hat denjenigen des Jahres 1900 bedeutend übertroffen. Außer den vorgesehenen Spieltagen wurden, um dem Andrange der Gäste zu genügen, eine große Zahl von Wiederholungen eingefügt. Insgesamt wurde in diesem Sommer 59 mal gespielt. Das bedeutet für die Träger der Hauptpartien und die Gesamtleitung eine sehr stattliche Leistung von Energie und Ausdauer, zumal die Witterung vorwiegend eine recht ungünstige gewesen ist. Ich habe in meinem Berichte über die erste Aufführung im Schneegestöber des Mai bewundernd hervorgehoben, wie tapfer Männer und Frauen in oft leichtester Bekleidung den Unbilden auf der Passionsbühne standhalten. Es galt auch im Sommer oft eine eiserne Gesundheit zu erweisen. Verhältnismäßig selten jedoch haben einige im Chor der Schutzengel sich krank gemeldet, und von den Repräsentanten der Hauptgestalten hat, wie mir berichtet wird, nur für die Darstellerin der Maria die vorgesehene Vertreterin ein oder zweimal aushelfen müssen. Die Begeisterung der Zuschauer vom einfachen Landvolk bis zum verwöhnten Großstädter, Deutschen, Amerikaner, Engländer und (zahlreicher wie früher) Franzosen, war stets eine einmütig große. Auch die in- und ausländische Kritik hat von neuem die Schönheit der Bilder, die imposante Wirkung der Volksszenen und das ergreifende Spiel des Christusdarstellers vor allem voll anerkannt. Die Dichtung selbst aber und die Musik haben neben begeisterten Anhängern ihre Gegner; eine Erscheinung, die sich in jedem Passionsjahre wiederholt. Ich glaube, daß der gewaltige Stoff niemals in eine Form gezwungen werden kann, die alle Kritik verstummen läßt. Das ist ja selbst bei den Meisterwerken der Weltliteratur nicht der Fall. Dagegen wäre es anderseits falsch, wollte man den Standpunkt einnehmen, daß nun für alle Zeiten bei Daisenbergers Fassung zu bleiben sei. Die Geschichte des Passionsspieles lehrt, daß der literarische und künstlerische Geschmack der Jahrhunderte sich in den verschiedenen Texten widerspiegelt (selbst der Alexandriner der französischen Tragödie ist Ammergau nicht fern geblieben). Die Annahme eines neuen Textes müßte aber getragen werden von der festen Ueberzeugung der gesamten Bevölkerung. Denn dies auch macht die Passionsdarstellung groß, daß diese Leute eins sind mit ihrem Text, kein Wort leicht nehmen, sondern über jede Stelle an langen Winterabenden nachgedacht haben. Das erscheint uns wichtiger als dramaturgische Verbesserungen.

Die Einnahmen betrugen über $1^1/_2$ Millionen Mark, nur ein ganz verschwindend kleiner Teil der Riesensumme kommt den Darstellern zugute. Den Hauptgewinn erhält die Gemeinde, welcher ja für Pflasterung usw. in den zehn Jahren der Ruhe noch manches zu tun bleibt. Eine Schätzung der Summen, welche die Fremden für Wohnung und Verpflegung in Oberammergau zurückgelassen haben, wird schwer sein. Man wird sie nicht leicht zu hoch annehmen können. Wenn Angriffe gegen die Oberammergauer gerichtet werden, so ist es auf diesem Gebiete. Daß dort alles einen guten Preis hat, wer möchte es leugnen? Allein man muß bedenken, daß auch ganz enorme Aufwendungen zu machen sind, und immer neun ruhige Jahre dazwischen liegen. (Die Aufführung der „Kreuzesschule“ 1905 hat die großen Erwartungen auf Gäste nicht völlig erfüllt.) Ich war heuer schon vor dem Spielbeginn einige Tage im Dorfe. Die Menge neuer Betten und Möbel, sowie die gewaltigen Eßvorräte, welche in letzter Stunde geliefert wurden, waren enorm und gewiß nur noch ein kleiner Rest des Aufgewendeten. Es läßt sich nicht übersehen, daß hier viel eingenommen werden muß, bis verdient wird, zumal bei kleineren Bauern, die, wie man mir sagt, ziemlich stark auf Kredit angewiesen sind. Die Gemeinschaft der Reklame mit der Münchener Ausstellung 1910 — Kreuz und Halbmond — hat man mit Recht getadelt. Dadurch, daß ein Teil der Karten durch Reisebureaux, der Rest durch das Ortskomitee vertrieben wurde, scheint die Leitung zuweilen den Ueberblick verloren zu haben, denn Anfragen und Bestellungen fanden, wie wenigstens in vielen Zeitungen geklagt wurde, oft wochenlang keine Erledigung.

Auch heuer hat es an glänzenden Lockungen für Passionsdarsteller nicht gefehlt, sich durch ausländische Gastspiele goldene Berge zu verdienen. Es hat sich aber noch kein Oberammergauer gefunden, der seine fromme Kunstübung zu profanieren gedächte. Der Verkehr mit einem internationalen Luxuspublikum, das ihnen, wenn auch nicht an Ingenium, so doch an Weltläufigkeit überlegen ist, mag manchen verleitet haben, auch im Privatleben zu schauspielern, und das Gleichmaß der Tage wird jetzt vielen, die von der oft aufdringlichen Bewunderung der Fremden verwöhnt waren, nun in dem stillgewordenen Dorfe schwer fallen. Allein im ganzen genommen darf man sagen, daß Oberammergau seinen Idealen heute getreu ist, wie nur je, und diese religiöse Grundstimmung ist das Fundament, ohne welches die Kunst Oberammergaus, ihrem natürlichen Nährboden entzogen, dahinwelken müßte.

* * *

Der nachstehende, ins Deutsche übertragene Brief des anglikanischen Bischofs von Southwell über das Oberammergauer Passionsspiel erschien in dem „Southwell Diözesan Magazin“:

Liebe Freunde! Vor wenigen Tagen stand ich auf einem Hügel, das kleine Dorf von Oberammergau überschauend, das ruhig inmitten von Bergen liegt, ferne von dem unruhigen Leben des kommerziellen England. Hoch oben auf der höchsten Spitze stand ein Kreuz, und in jenem Kreuze lag der Schlüssel zu dem Rätsel — warum wir dort waren, und nicht nur wir, sondern tausend andere. Noch als wir so dortstanden, kamen herein, auf jedem Wege und mit der Eisenbahn, eine Menge begieriger Reisender, Bauern zu Fuß oder in Wagen, Wagen und Züge alle voll. Der Strom wird den ganzen Sommer durchfließen und von einem jeden Lande eine wunderbare Menge sammeln. Aber warum kommen sie? Was gibt es dort zu sehen? Und, nachdem sie es geschaut, was ist es, das sie hinwegschickt mit einem Eindrucke, wie sie ihn noch nie empfangen haben? Sie sind gekommen, die Repräsentation des Leidens und Sterbens Christi zu sehen, dargestellt von einem Dorfe einfachen Volkes, den Schnitzern und Arbeitern von Oberammergau. Ueber die Darstellung in ihrer hohen Schönheit und Reinheit kann ich hier nicht sprechen. Acht Stunden lang waren die 4000 Zuhörer gefesselt, als die alte, alte Geschichte entfaltet wurde, aber für uns hatte jene Geschichte ein neues Licht bekommen, und wir verstehen von nun an besser die Bedeutung der Passion.

Nur möchte ich hier auf einen anderen Gesichtspunkt des Passionsspieles hinweisen, nämlich seine Wirkung auf das Vol

selber. Unmittelbar bei der Ankunft wird man einer angenehmen Atmosphäre bewußt. Die Portiers, die Gepäckträger, die kleinen Kinder, die Weiber sind alle voller Höflichkeit und Anmut. Ein Geist ist da, der sehr anziehend ist. Wenn ihr fragt, woher dies kommt, dann müßt ihr zuerst wieder auf das Kreuz schauen dort über dem Dorfe, und dann geht in die Pfarrkirche, und von dort ins Theater. Ihr findet euch inmitten einer Bevölkerung, die von Geburt an aufgewachsen ist mit einem innigen Sehnen, an dem Passionsspiele mitzuwirken. Den kleinen langhaarigen Knaben, der euch das Gepäck trägt, werdet ihr wieder morgens 5 Uhr in der Pfarrkirche dienen sehen und um 8 Uhr beim Spiele im Tableau oder in der aktiven Szene. Die Gesichter von manchen dieser Kinder sind sehr schön. Ihre Väter und Mütter haben selbst innigen Anteil am Passionsspiel, und ihr Interesse ist auf den Gesichtern der Kinder geschrieben. Bei all dem findet sich kein Zeichen von Stolz oder Dünkel. Einfachheit herrscht angesichts des Lobes und der Schmeichelei, mit denen sie überhäuft werden. Der einzige Wunsch der ganzen Gemeinde scheint zu sein, euch den Heiland, der für uns gestorben ist, besser verstehen und lieben zu lehren.

Zu denen von euch, die nach Oberammergau gehen, möchte ich sagen: Bringt wenigstens zwei Tage im Dorfe zu vor dem Sonntag; seht das Volk in seinem gewöhnlichen Leben, kniet unter ihnen in ihrer Pfarrkirche, und dann geht in ihr Passionsspiel. Ihr werdet ein ganzes Dorf sehen, dem das Leben Christi eine tägliche Wirklichkeit ist, und ihr werdet erfrischt zurückkommen zu der Aufgabe, die vor euch liegt, und ihr werdet die Kämpfe und die Kontroversen unserer Zeit und unseres Landes anschauen mit erneuertem Vertrauen auf die Macht des Kreuzes und des auferstandenen Heilandes.

Euer aufrichtigster

Edwyn Southwell.

Der Verband katholischer kaufmännischer Vereinigungen Deutschlands und seine jüngste Reorganisation.

Von Karl Hoeves, Essen.

Um die Bedeutung der Reorganisation des Verbandes k. k. V., wie sie in den Augusttagen auf der Würzburger Generalversammlung beschlossen worden ist, würdigen zu können, ist die Vorausssendung der wichtigsten Daten aus der Geschichte des Verbandes nicht zu umgehen.

Die ersten kath. kaufm. Vereine entstanden zu Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts. Damals bestanden schon die kaufmännischen Kongregationen, deren Gründung durchweg einer früheren Zeit angehört. 1877 hielten die Kongregationen ihren 11. Kongreß ab, auf welchem die Anregung zur Gründung eines gemeinsamen Verbandes gegeben wurde, die denn auch im folgenden Jahre auf der Generalversammlung in Koblenz erfolgte. Hatte der Verband es in den ersten 10 Jahren seines Bestehens erst auf 56 Vereinigungen mit 5288 Mitgliedern gebracht, so zählte er am 31. Dezember 1909 256 Vereine und Ortsgruppen mit 22685 Mitgliedern, sowie 2700 Mitglieder in den Lehrlingsabteilungen.

Im Jahre 1881 wurde das Verbandsorgan „Merkuria" begründet, 1886 die Verbands**krankenkasse**, 1892 die **Sterbekasse** und die **Unterstützungskasse** (jetzt Hilfsfonds für stellenlose und bedürftige Verbandsmitglieder), 1895 die ehemalige **St. Marien-Pensions-, Witwen- und Waisenkasse** (jetzt St. Marien-Hilfsfonds); die **Stellenvermittlung** besteht seit Gründung des Verbandes.

In den ersten Jahren des Bestehens des Verbandes wurde die Verwaltung von einem **wechselnden** Vorort geführt, und zwar ging der Vorort zunächst gewöhnlich an diejenige Vereinigung über, welche den Kongreß übernommen hatte. Bald jedoch ging man dazu über, die Verwaltung auf längere Zeit an einem Orte zu belassen. Von 1888 bis 1891 führte der Verein in **Dortmund** die Verbandsgeschäfte; seit 1892 ruhten sie in Händen des Vereins Assindia in Essen. Nach dem Statut vom Jahre 1900 behielt die leitende Vereinigung die Verbandsleitung so lange, bis sie sie niederlegte oder die Generalversammlung sie ihr entzog.

Die Verbandsleitung war eine **ehrenamtliche** und bestand außer dem geistlichen Beirat aus 4 Mitgliedern, die der Essener Verein zu wählen hatte, die aber nach der Wahl von ihrem Verein völlig unabhängig und nur der Generalversammlung verantwortlich waren. Die der Verbandsleitung untergeordnete Geschäftsstelle mit einem Geschäftsführer an der Spitze umfaßte einschließlich des Redakteurs der „Merkuria" ein besoldetes Personal von 10 Köpfen.

Im Jahre 1901 erfolgte die Schaffung einer **Sozialen Kommission**, welcher neben der Verbandsleitung ein von jedem der 14 Gauverbände zu ernennendes Mitglied angehörte. Aufgabe der paritätisch zusammengesetzten Sozialen Kommission war es, soziale Fragen vorzuberaten sowie in Verbindung mit der Verbandsleitung in eiligen Fällen zu Gesetzesvorlagen, die den Kaufmannsstand betrafen, Stellung zu nehmen.

Um die Ausbreitung des Verbandes überallhin zu ermöglichen, beschloß die 31. Generalversammlung zu Trier (1908), aus solchen Orten, an denen kath. kaufm. Vereine nicht bestehen oder nicht bestehen können, **Einzelmitglieder** aufzunehmen, diese der Zentrale anzuschließen und eventl. in Ortsgruppen zusammenzufassen. Damit war die Grundlage geschaffen, um den Verband auch zu einer umfassenden wirtschaftlichen Vertretung aller Angehörigen des Kaufmannsstandes Deutschlands auszubauen.

Die Grundlage des Verbandes, besser der Vereine, bildet ihr paritätischer und konfessioneller Charakter, paritätisch in dem Sinne, daß sowohl Selbständige als Angestellte aufgenommen werden. Vollberechtigte (ordentliche) Mitglieder der Vereine können nur Angehörige der Kaufmannschaft und des Beamtenstandes werden. Die Zahl der selbständigen Mitglieder betrug am 31. Dezember 1909: 31,17%, der kaufmännischen Angestellten 45,89%. Der Rest verteilt sich auf Beamte und ähnliche Berufe. Die Vereine unterziehen alle zur Aufnahme angemeldeten Herren einer Ballotage, um das Eindringen ungeeigneter Elemente zu verhindern. Diese Bestimmung ist dem Verbande in seinem zahlenmäßigen Voranschreiten zwar hinderlich, erhöht aber sowohl seinen moralischen Wert, als auch das Gewicht seines Einflusses nach außen hin, um so mehr, als wohl alle interkonfessionellen kaufmännischen Verbände, die zudem in ihren Grundzügen durchweg reine Interessenvertretungen der Handlungs**gehilfen** darstellen, die Bezahlung der Beiträge zur hauptsächlichen, wenn nicht alleinigen Pflicht machen. Im Gegensatz zu diesen Verbänden, die aus Einzelmitgliedern bestehen, welche in Ortsgruppen zusammengeschlossen werden, bildet der Verband k. k. V. einen Zusammenschluß von **Vereinen**. Einzelmitglieder und Ortsgruppen sind daher nur Ausnahmen, und zwar recht winzige: 247 bzw. 1. Statt Verbandsbeiträge, wie in den meisten anderen Verbänden, werden **Vereinsbeiträge** — nach Belieben und Bedarf — erhoben. Davon müssen 3 Mark für das Jahr und den Kopf an die Verbandskasse abgeführt werden. In den andern kaufmännischen Verbänden belaufen sich diese Beiträge auf 7 bis 11 Mark.

Aus alledem geht hervor, daß im Verband k. k. V. das Schwergewicht der Tätigkeit in den **Vereinen** beruht. Sie müssen für ein reges Vereinsleben und für die Gewinnung neuer Mitglieder, sowie für die Heranziehung des Nachwuchses sorgen. Ueberall dort, wo dies in vollem Umfange erfaßt worden ist und danach gehandelt wird, herrscht Leben und Bewegung.

Daß aber auch die Verbandsleitung nicht müßig gewesen ist, sondern die Interessenvertretung ihrer Mitglieder beider Kategorien in allen Fragen klug und energisch, zielbewußt und erfolgreich vertreten hat, ist aus den einschlägigen Broschüren und Jahresberichten der Verbandsleitung ersichtlich. Die oft gehörte gegenteilige Behauptung, meist in Unkenntnis, seltener in böswilliger Weise abgegeben, wird dadurch widerlegt.

Die Bewegung in Verbandskreisen, an Stelle der ehrenamtlichen eine berufliche (bezahlte) Verbandsleitung zu setzen, ist keineswegs neuen Datums. Eine Abstimmung auf der Generalversammlung im Jahre 1904 endete jedoch mit einer Niederlage der Neuerer. Diese ließen aber in der Verbreitung ihrer Idee nicht nach und reichten der diesjährigen Generalversammlung ihre dahinzielenden Anträge ein. Ihre Argumente sind im wesentlichen die folgenden:

1. Die nicht ehrenamtlich geleiteten Standesorganisationen machten bei weitem größere Fortschritte, namentlich in bezug auf Mitgliederzahlen, als die ehrenamtlichen Leitungen unterstehenden Verbände. Als Beweis hierfür wird u. a. auf den Verein für Handlungskommis von 1858 (Hamburg) hingewiesen, der nach Einrichtung einer bezahlten Verbandsleitung (Anfang 1908) unter seinem jetzigen Direktor Dr. Thissen einen Mitgliederzuwachs von 27000 innerhalb zweier Jahre erzielt habe, während der Zuwachs des V. k. k. V. in den letzten 12 Jahren nur einen durchschnittlichen jährlichen Zuwachs von 1087 Mitgliedern zu verzeichnen habe. Unter der ehrenamtlichen Leitung dagegen habe der 58er Verband im Jahre 1907 nur einen Mitgliederzuwachs von 500 erzielt.

2. Die Erfolge der angeführten Vereine seien zuerst darin zu suchen, daß von der Leitung stets neues Leben ausgehe. Dieses Leben von oben fehle dem V. k. k. V. Die Vereine könnten nicht arbeiten, ohne zuerst Anleitung und stete Aufmunterung von der Verbandsleitung zu bekommen. Vereine, deren Arbeit zu wünschen übrig lasse, müßten von der Leitung von Zeit zu Zeit besucht werden, überhaupt müsse die Verbandsleitung in alle diese Vereine Licht hineinbringen und deren Fehler nach Möglichkeit heilen. Alles das sei einer ehrenamtlichen Leitung unmöglich. An der Spitze des Verbandes dürften nicht Männer stehen, die von dem

Gefühl der Unverantwortlichkeit dem Verbande gegenüber und dem Bewußtsein der Abhängigkeit von der Verbandsleitung, das ein selbständiges Arbeiten nicht zulasse, geleitet würden. Das Statut des Verbandes und sein Vertrag hindere den Geschäftsführer daran, sich frei zu entfalten. Für die ehrenamtliche Leitung bestehe dagegen nur eine moralische Verantwortung. Den Verbandsmitgliedern fehle jegliche Handhabe, eine eventuelle schlechte Geschäftsführung, welche von einer minder eifrigen Leitung als die jetzige hervorgerufen werden könne, durch Anwendung von Zwangsmitteln zu bessern. Für einen bezahlten Vorstand sei jedoch seine Stellung sein Verdienst. Verlöre er solche, so verlöre er sein Brot. Auch sei ein einzelner Verein nur in den seltensten Fällen in der Lage, aus seiner Mitte außer dem Vereinsvorstand auch noch vier Herren der Verbandsleitung und drei Herren des Sterbekassenvorstandes zu wählen. Ferner spreche noch gegen eine ehrenamtliche Leitung, daß die Geschäftsführung des Verbandes nur von einem Vereine gestellt werde, der Verband also dem Willen dieses Vereins indirekt unterstehe, während bei einem Aufsichtsrat aus verschiedenen Vereinen, die nur ihre allerersten Kräfte delegieren würden, die Leitung viele und neue Anregungen erhalte. Was alles seitens einer bezahlten Verbandsleitung unternommen werden könnte, unter ehrenamtlicher Leitung aber unmöglich sei, das hier auch nur namentlich aufzuführen, fehlt der Raum.

3. Der Münchener Verein schlägt in einer Denkschrift die Anstellung von fünf bezahlten Vorstandsmitgliedern vor. An den hierfür notwendigen Mitteln dürfe die ganze Sache nicht scheitern. Wer nicht einmal pro Tag 2 Pf. für seine Berufsorganisation übrig habe, der habe kein Recht, von ihr Vertretung seiner Interessen zu verlangen oder sich darüber zu beschweren, daß in der Sozialpolitik für ihn zu wenig geschehe.

In einem Punkte gehen die Anhänger einer bezahlten Verbandsleitung mit denen einer ehrenamtlichen einig, nämlich darin, daß an der prinzipiellen Grundlage des Verbandes, dem katholischen Charakter, der paritätischen Vereinigungsform und dem korporativen Zusammenschluß unter Zubilligung von Einzelmitgliedern unbedingt festgehalten werden müsse. Dabei wird jedoch in der Denkschrift des Münchener Vereins offen zugegeben, daß in seinen Vereinssitzungen von verschiedenen Seiten die Anregung gegeben worden sei, den korporativen Zusammenschluß aufzuheben und die allgemeine Einzelmitgliedschaft einzuführen. Wenn auch eine Reihe von anerkennenswerten Gründen die Prüfung dieser Anregung nahegelegt habe, so sei doch wegen der derzeitigen Untunlichkeit (! D. V.) einer solchen Umwandlung von der weiteren Verfolgung dieser Frage Abstand genommen worden.

Den vorstehend aufgeführten Gründen der Anhänger einer bezahlten Verbandsleitung halten die Verteidiger der ehrenamtlichen Leitung folgendes entgegen.

1. Daß der V. k. k. V in bezug auf seine Mitgliederzahl nicht diejenigen Fortschritte gemacht habe, die wohl wünschenswert gewesen wären und erst recht nicht mit Zahlen aufwarten könne, wie der 58er Verband, liege in der Natur des ersteren selbst, nicht in der Form der Verbandsleitung. Gerade die Organisation in Vereinigungen, in denen die Mitglieder, Prinzipale und Angestellte, beständig miteinander in Verkehr bleiben und gemeinschaftlich die verschiedenen Bestrebungen des Verbandes fördern, bilde den wertvollsten und vornehmsten Besitz, der den Verband vor anderen auszeichne. Darin liege die Quelle seiner Kraft, darin das moralische Gewicht seines öffentlichen Auftretens. Dem gegenüber habe eine bloße Zahl, wäre sie auch noch so groß, nicht viel zu bedeuten. Die Erfolge im 58er Verband seien zweifellos der geschehenen Werbearbeit zuzuschreiben; ob dieselbe von einem die Spitze bildenden Direktor oder einem der Spitze untergebenen Beamten getan wurde, falle wenig ins Gewicht, ergebe auch keineswegs die Schlußfolgerung, daß die Aenderung der Verwaltungs*form* den Aufschwung gebracht habe. Wäre der Direktor nicht so eifrig und geschickt, die Form der direktorialen Verwaltung würde den Erfolg nicht erzielt haben.

2. Hauptsächlich aber sei die Sache eine Geldfrage. Könne der Verband einen vollwertigen Agitator und die unvermeidlichen hohen Spesen eines solchen bezahlen, so sei es vollständig gleichgültig, ob diese Persönlichkeit Geschäftsführer und einer ehrenamtlichen Verbandsleitung unterstellt oder ob er Verbandsdirektor bzw. Agitator sei und einem Aufsichtsrat unterstehe. Wenn das Statut des Verbandes den Geschäftsführer hindere, sich frei zu entfalten, so hindere es auch den Verbandsdirektor. Die Stellung des jetzigen Geschäftsführers sei nicht einfach die eines ausführenden Beamten, nicht eine nach allen Seiten gebundene. Gebunden sei sie nur durch allgemeine Richtlinien, in Einzelfällen auch durch Beschlüsse der Verbandsleitung, aber innerhalb dieser Grenzen sei Raum genug für eine freie Tätigkeit.

Wolle man annehmen, die besoldete Verbandsleitung würde mehr leisten oder besser arbeiten, wenn die Verantwortung gegenüber dem Verbande unmittelbarer auf ihr ruhe, so sei eine solche Annahme rein willkürlich und für die Angestellten selbst nicht sehr schmeichelhaft. Wolle man aber an dem persönlichen Pflichteifer zweifeln, dann müsse man doch zugeben, daß die in täglicher Verbindung mit der Geschäftsführung stehende Verbandsleitung in der jetzigen Form jedenfalls eher imstande wäre, das Pflichtgefühl zu stärken, als eine ferne Aufsichtsbehörde. Auch werde einem besoldeten Verbandsdirektor in manchen schwierigen Fällen eine Entscheidung viel dorniger werden, als der in wechselseitiger Aussprache verhandelnden kollegialen Verbandsleitung. Dann müsse er persönlich das ganze Gewicht der Entscheidung tragen, während er bisher durch die Verbandsleitung der Verantwortlichkeit vor dem Verbande enthoben worden sei.

Für einen bezahlten Geschäftsführer und seine Stellvertreter sei genau so gut seine Stellung sein Verdienst, wie für einen bezahlten Vorstand. Daß ein einzelner Verein die nötigen Kräfte nicht stellen könne, widerspreche der Erfahrung. Vom Willen des Vereins hänge die ehrenamtliche Verbandsleitung auch indirekt nicht ab, da der Verein keine weiteren Rechte habe, als die Wahl zu tätigen. Die vermißten allerersten Kräfte aus anderen Vereinen, welche Anregung geben könnten, seien bereits seit Jahren in diesem Sinne in der Sozialen Kommission tätig.

3. Alle Anregungen und Wünsche bezüglich der Weiterentwicklung des Verbandes, zahlenmäßige und ideelle, sowie der Ausbau der Verbandszeitschrift seien in beiden Fällen nur zu verwirklichen, wenn die Finanzfrage gelöst sei. Dasselbe gelte von der Verteilung der Arbeiten auf dem Verbandsbureau.

4. Schwerwiegende Bedenken dagegen sprächen gegen eine bezahlte Verbandsleitung. Es liege in der Natur der Sache, daß der besoldete Verbandsdirektor alle sich darbietenden Gelegenheiten wahrnehmen werde, nicht nur sich zu betätigen, sondern auch sein Können zu *zeigen*, sich bekannt und unentbehrlich zu machen. Dadurch werde man sich in den Vereinen, vielleicht ohne es recht zu bemerken, immer mehr auf die bezahlten Kräfte verlassen. Unter dieser Bevormundung von oben her müsse das innere Leben der Vereine verlieren und es würde im Verbande k. k. V., der gegenwärtig doch im allgemeinen ein recht erfreuliches Leben zeige, bald ebenso aussehen, wie in anderen Verbänden, die zwar eine große Mitgliederzahl, aber keine Besucher hätten. Mit den selbständigen Vereinigungen stehe und falle der Verband. Die religiösen, die Bildungs- und Geselligkeitsbestrebungen würden mit dem Augenblicke tatsächlich aufgegeben sein, wo man den korporativen Charakter des Verbandes als Nebensache behandle.

Eine ehrenamtliche Verbandsleitung finde auch in anderen Kreisen, bei Abgeordneten und Behörden, mehr Beachtung, als ein bezahlter Geschäftsführer oder Direktor, dessen *Amt* es sei, solche Forderungen zu vertreten. Heute ruhe der Verband auf den eigentlichen Mitgliedern, nicht auf angestellten, wenn auch noch so tüchtigen Kräften. Das gebe ihm seine Bedeutung. Ein bezahlter Verbandsdirektor sei viel eher geneigt, den Wünschen der Mehrheit des Verbandes auch in ihren extremsten Forderungen nachzukommen, als eine ehrenamtliche Verbandsleitung dieses zugeben würde und als es im Interesse des paritätischen Charakters des Verbandes liege. Gerade um seine Stellung zu erhalten, sei diese Gefahr groß bei ihm, namentlich, wenn eine einseitige Mehrheit von Verbandsmitgliedern auch eine Mehrheit ihrer Leute in den Aufsichtsrat entsende.

Die unausbleibliche Folge eines solchen Verhaltens des Direktors und seines Aufsichtsrates wäre der Verlust der selbständigen Mitglieder, zum mindesten aber das Fernbleiben weiterer selbständiger Herren, was dem Verluste des paritätischen Charakters des Verbandes gleichkomme. Er stiege hinab zur bloßen Gewerkschaft, die man ihm schon vor einigen Jahren in wenig erleuchtetem Eifer von außen her habe aufreden wollen. Gewerkschaft und Konfessionalität seien aber nach dem Urteil der meisten führenden katholischen Persönlichkeiten Deutschlands zwei sich entgegenstehende Begriffe. Daher sei auch der katholische Charakter des Verbandes bei dieser Fortentwicklung zum mindesten aufs höchste gefährdet. Dann aber könne man nur noch sagen: der Verband katholischer kaufmännischer Vereinigungen Deutschlands ist gewesen!

* * *

Mit 539 gegen 197 Stimmen bei 15 Stimmenenthaltungen hat sich die Würzburger Generalversammlung zugunsten einer bezahlten Verbandsleitung entschieden. Wie nicht anders zu erwarten war, hat sich die Minderheit dem Beschlusse gefügt. In der Kommission, welche sofort zur Festlegung der einschlägigen Satzungsbestimmungen gewählt wurde, und später auch im Plenum gelang es den Anhängern der bisherigen Organisationsform, innerhalb der neuen Satzungen ein Bollwerk aufzurichten, das geeignet ist, den paritätischen und katholischen Charakter des Verbandes auch für die Zukunft sicherzustellen. Dieses Bollwerk ist die Zusammensetzung des Verbandsausschusses und die Art seiner Wahl. Der Verbandsausschuß ist nächst der Generalversammlung die höchste Instanz. Er besteht aus 14 Personen, je eine aus jedem Gauverband, und muß paritätisch zusammengesetzt sein (7 Selbständige und 7 Angestellte). Auch sind Garantien geschaffen worden, daß die Versammlungen des Verbandsausschusses stets eine paritätische Zusammensetzung aufweisen. Aus seiner Mitte wählt der Verbandsausschuß einen 5 köpfigen Verwaltungsrat. Dem Verwaltungsrate untergeordnet ist der Vorstand (die sogen. bezahlte Verbandsleitung). Er besteht ebenfalls aus 5 Personen. Die Soziale Kommission fällt fort. Ihre Arbeit übernimmt der Verbandsausschuß. Der Sitz des Verbandes bleibt in Essen.

Ein Fehler scheint bei der Zusammensetzung des Verwaltungsrates unterlaufen zu sein, nämlich, daß er aus einer ungeraden Zahl von Mitgliedern besteht. Zur Erhaltung dauernder Unantastbarkeit der Parität sowohl, als im Interesse eines friedlichen Ausgleiches bei strittigen Fragen wäre ein Verwaltungsrat aus 4 oder 6 Mitgliedern bestehend zweifellos geeigneter gewesen, als ein solcher von 5 Herren, zumal wenn für Abstimmungen Stimmengleichheit als Ablehnung festgelegt worden wäre. Doch das läßt sich ja noch ändern. Im großen und ganzen ist es zu begrüßen, daß den Anhängern der alten Organisationsform die Freude an der weiteren Mitarbeit erhalten bleibt.

Wenn in diesen Zeilen die Gründe für und wider die neue und die alte Verfassungsform dargelegt sind, so ist dies geschehen, um ein dauerndes Warnungsmal zu errichten, wo die Gefahren für den Verband k. k. V. bezüglich seines paritätischen, katholischen und korporativen Charakters zu suchen sind. Wer daran rüttelt, gefährdet den Verband. Windthorst, dessen Weitblick noch nie in Zweifel gezogen worden ist und sich auch beim Volksverein für das katholische Deutschland so glänzend dokumentiert hat, war bekanntlich einer der entschiedensten Verteidiger des paritätischen, katholischen und korporativen Charakters des Verbandes. Die 57. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Augsburg 1910 empfiehlt in ihrer Resolution den selbständigen Kaufleuten, den Handlungsgehilfen und kaufmännischen Privatbeamten des katholischen Volksteils dringend den Beitritt zum V. k. k. V. mit dem ausdrücklichen Hinweis darauf, daß er durch seine bisherige Wirksamkeit auf bewährter paritätischer Grundlage tatkräftig zur Hebung des Standes beigetragen habe und deshalb die weiteste Verbreitung verdiene.

Die Anhänger der früheren Organisationsform, dessen darf man überzeugt sein, werden zweifellos gerne darauf Verzicht leisten, ihre Befürchtungen bewahrheitet zu sehen. Sie werden im Gegenteile wünschen und daran mitarbeiten, daß der Verband eine immer weitere Verbreitung finde. Dem neuen Vorstande aber entsteht eine schwere Aufgabe. Er muß erfüllen, was die Mehrheit von ihm erhofft. Ein Weg von vielen, der zum Ziele führt, sei hier angedeutet: es ist die Einrichtung einer straffen Organisation nach dem Muster der vielgeachteten und viel befehdeten christlichen Gewerkschaften. Vermittels ihrer verschiedenen Karthoteken bei der Zentrale und bei jeder Zahlstelle haben sie alle ihre Mitglieder in der Hand und erziehen sie auf diese Weise zu einer Opferwilligkeit im Interesse ihrer Sache, wie sie in kaufmännischen und Mittelstandskreisen, leider Gottes, noch nicht zu finden ist. Die Verbands- und Vereinsbeiträge innerhalb des V. k. k. V. sind gegen die Opfer der christlichen Arbeiterschaft, die sie schon seit Jahren zu bringen gewohnt ist, Lappalien. Daß hierin auch bei den Kaufleuten Wandel geschafft wird, ist die höchste Zeit. Gelingt er, so braucht uns um die Zukunft nicht zu bangen.

An die dem Verbande k. k. V. noch fernstehenden Standesangehörigen aber ergehe der Ruf, dem Verbande beizutreten und innerhalb desselben an der Pflege des religiösen Lebens, an der Hebung und Vervollkommnung der allgemeinen und der Fachbildung und an der Förderung der kaufmännischen Standesinteressen tatkräftig mitzuarbeiten. Tragen diese Zeilen dazu bei, daß solchem Rufe mehr als bisher Folge geleistet wird, dann sind sie nicht umsonst geschrieben. Das walte Gott!

Trüber Tag in Venedig.

In matten Nebeln tauchst du aus dem Meer,
Ergraute Fürstin längstversunk'ner Zeiten.
Ach, — deine Glocken tönen tief und schwer,
Und schwarz verhängt vorbei die Gondeln gleiten.

Wie eine Frau in dunklem Witwenkleid,
Die trauernd sitzt an blassen Meeresborden
Und nur der stummen Flut vertraut ihr Leid —
So bist du, stolze Herrin, jetzt geworden.

Geraubt ist deines Kronreifs goldne Pracht; —
In den Palazzi zwischen Marmorfliesen
Wächst falbes Gras. Cypressen halten Wacht
In Gärten öd und alt gleich stummen Riesen.

Und Wolken wandern über dir einher,
Tief, grau und neblig, die nicht Ruhe haben.
Von draussen aber donnert dumpf das Meer
Und will nicht schlafen, bis es dich begraben.

Dr. Lorenz Krapp.

Ein gestohlener Brief.

Zum gerichtlichen Vorgehen gegen die Wiener Schmutzfirma Stern.

Die Wiener „Neue Freie Presse" und die „Arbeiter-Zeitung" hatten berichtet, daß der Verteidiger des Wiener Schmutzverlegers Stern, Dr. Walter Rode, vor dem Landesgericht auf einen Brief Bezug genommen habe, den Dr. Armin Kausen in München an Freiherrn von Vittinghoff-Schell in Wien gerichtet habe. (Vgl. die genauere Darstellung in Nr. 40, S. 703). Die „Neue Freie Presse" berichtete: „Der Brief befindet sich bei den polizeilichen Akten", und der Advokat Sterns habe sich gerühmt, daß er im Besitze einer photographischen Kopie des Briefes sei. Die „Arbeiter-Zeitung" aber berichtete: „Der Brief, der auch der Wiener Polizei vorgelegt wurde, führte dazu, daß ... Tausende von Bänden konfisziert wurden." Aus diesen Darstellungen ließ sich kein anderer Schluß ziehen, als daß die Polizei auf einwandfreiem Wege in den Besitz des Briefes gelangt sei, und der Rechtsbeistand Sterns irgendwie Mittel und Wege gefunden habe, um sich eine photographische Kopie dieses Briefes zu verschaffen. Wie aber dem Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" inzwischen von authentischer Seite aus Wien mitgeteilt wurde, ist der Brief keineswegs durch den Adressaten an die Polizei ausgehändigt, sondern vielmehr aus den Akten des Frhrn. von Vittinghoff-Schell entwendet worden. Die Wiener Polizeibehörde selbst hat Herrn Baron Vittinghoff-Schell aufmerksam gemacht, daß der Advokat Sterns diesen Brief zu besitzen behaupte. Es stellte sich dann heraus, daß der Brief tatsächlich in den Akten fehlte. Leider wurde der Zwischenfall zunächst nicht weiter verfolgt. Der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" ist aber nicht gewillt, die Sache auf sich beruhen zu lassen, und wird die geeigneten Schritte einleiten, um das Dunkel dieses Briefdiebstahles aufzuhellen.

Neue gewichtige Stimmen gegen die sog. „neue Moral".

Es ist im höchsten Grade erfreulich, daß sich namentlich in den Kreisen des deutschen Buchhandels die Stimmen mehren, welche gegen die Verseuchung des deutschen Volkes durch eine das Sexuelle und Erotische mit planmäßiger Aufdringlichkeit in den Vordergrund schiebende Literatur und Reproduktionskunst lauten Protest erheben. Leider waren es bisher fast ausschließlich norddeutsche Buchhändlerkreise, welche sich zu öffentlicher Stellungnahme aufrafften. Es ist zu hoffen, daß auch der süddeutsche Buchhandel, unbekümmert um den Terrorismus gewisser sich übermächtig dünkender Interessenkreise, sich endlich einmal zu einer Tat aufrafft.

Unter der Ueberschrift „Nationale Betätigung der deutschen Buchhändler" berichtet die von Richard Nordhausen geleitete „Tägliche Unterhaltungsbeilage zur Deutschen Tageszeitung" in Nr. 225 vom 25. September 1910 über die am Sonntag, den 18. September in Bremen abgehaltene, von mehr als vierzig Buchhändlern Niedersachsens besuchte Wanderversammlung des Buchhändlerverbandes Kreis Norden:

„Der Einladung der Wanderversammlung in Bremen am 18. September hatte der Vorstand des Buchhändlerverbandes, Kreis Norden, ein besonderes Rundschreiben beigefügt, das in seinem ersten Teile von der Bekämpfung von „Schmutz und Schund" handelte,[1]) dann aber folgendermaßen fortfuhr: „Der

[1]) Dem im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel", Nr. 211 vom 12. September 1910 (S. 10349) abgedruckten Rundschreiben, datiert Hamburg, im September 1910, entnimmt die „Allgemeine Rundschau" auch noch folgende Stellen: „Der ‚Kreis Norden' hat es nie an Aufmerksamkeit gegenüber diesem Mißstande fehlen lassen; es sei daran erinnert, daß wir seinerzeit dem Volksbunde zur Bekämpfung von Schmutz und Schund sofort beitraten. ... Ebenso sind wir überzeugt, daß kein Mitglied des Kreises Norden die fraglichen Erzeugnisse ausstellt und vertreibt. Aber leider zeigt die Erfahrung, daß in den Schaufenstern anderer Geschäfte viel Schmutz und Schund in Wort und Bild ausgestellt, und daß solches Feilbieten dem Buchhandel schlichtweg zur Last geschrieben wird. Deshalb müssen wir schon im eigenen Interesse das Ausstellen von anstößigen Schrift- und Bildwerken zu beseitigen suchen. In manchen Fällen helfen gütliche Vorstellungen bei den betreffenden Geschäftsinhabern. In anderen Fällen sollen, so meinen wir, die Buchhändler sich mit Schulen und Behörden, mit Lehrern und sonstigen wohlgesinnten Männern und Frauen zur Bekämpfung des Uebels verbinden. Wir bitten Sie, in dieser Richtung tätig zu sein, falls an Ihrem Orte das Uebel bemerkbar ist."

Kern des Uebels wird u. E. aber keineswegs allein durch die Verdrängung jener Preßerzeugnisse, die man Schmutz und Schund nennt, getroffen. Neuerdings ist in schriftlichen wie in bildlichen Darstellungen das *Sexuelle und Sensationelle*, die Schilderung von *erotischen und kriminellen und grausamen Vorgängen und Stoffen in solcher Breite und Masse in den Vordergrund getreten*, daß daraus eine große Gefahr für die sittliche und physische Gesundheit unseres Volkes entsteht. Wer in dem Lebensalter steht, um schon 30 oder 40 Jahre zurückdenken zu können, wird uns zugeben, daß heute bildliche Darstellungen zur Schau gebracht und in Zeitungen und Büchern Dinge gesagt werden, wie das *damals* in solcher Oeffentlichkeit *unmöglich* war. Und die Folgen treten schon grell genug in die Erscheinung. Wir brauchen nur hinzuweisen auf die *schreckhafte Zunahme häßlicher Krankheiten, auf die steigende Zahl der sogenannten Skandalprozesse, auf die Lockerung der ehelichen Verhältnisse* usw.

Durch das so häufige Hervordrängen des Sexuellen und Erotischen in Dichtungen und sogenannter wissenschaftlicher Literatur hat sich eine geistige Atmosphäre entwickelt, die für die Jugend und auch für spätere Altersstufen unheilvoll wirkt. Wenn man sich an bestimmte Romane erinnert — wir haben nicht einzelne, sondern eine große Zahl im Auge —, dann muß man befürchten, daß unreife Leser auf den Gedanken kommen, der Geschlechtsgenuß sei der Lebenszweck. Der Zweck des Lebens ist und bleibt jedoch die Arbeit, und wir halten es mit dem alten Wort — ist es von Gustav Freitag oder von Julian Schmidt? —, daß der Roman das deutsche Volk bei seiner Arbeit aufsuchen soll!

Wir haben als Sortimentsbuchhändler nicht die Aufgabe berufsmäßiger Kritiker, wir sollen noch nicht einmal *Bücher*, die als solche ernsthaft zu nehmen sind, grundsätzlich vom Verkaufe ausschließen, weil sie, dem unglücklichen Zuge der Zeit folgend, *erotische und sexuelle Probleme stark hervortreten* lassen. Aber wir haben das Recht, sie *von unserer Verwendung auszuschließen*. Das ist auch gewiß mehr oder weniger bisher schon geschehen. Trotzdem halten wir es für nötig, dies einmal öffentlich und rücksichtslos auszusprechen und für diesen Ausschlußgedanken neue Anhänger zu werben. Wir sind der Ueberzeugung, daß der *größere Teil des lesenden Publikums der Ueberwucherung erotischer Stoffe und Ausführungen längst überdrüssig geworden ist* und dem Verschwinden aller dekadenten Literatur *freudig zustimmen* würde. Wenn nun die großen buchhändlerischen Vereine sich öffentlich auf diesen Boden stellen, dann wird das Vorgehen sicher die Beachtung der Verleger und Schriftsteller finden."

Die in der Versammlung stattgefundene Besprechung ergab *vollste Zustimmung* zu den zum Ausdruck gebrachten Anschauungen. Der Vorsitzende stellte durch Befragen ausdrücklich fest, daß *jeder der anwesenden 43 Buchhändler die geäußerten Gedanken für richtig hielte*. Möchten andere buchhändlerische Vereinigungen mit gleichen Erklärungen an die Oeffentlichkeit treten.

Im letzten Hefte des „*Türmer*" findet sich nachstehende scharfe Epistel, die sich durchaus in den Gedanken bewegt, welche die „Allgemeine Rundschau" seit Jahren vertritt:

„Es ist nichts in der Welt so verkehrt, so vernunft- und kulturwidrig, nichts so parador, das nicht begeisterte Anhänger fände, und wer den *heutigen Anarchismus auf sittlichem Gebiet*, das wilde Drängen des Zeitgeistes, *das hysterische Verlangen nach trunkenem Genuß, nach einem Sich-Ausleben der Sinne in absoluter Willkür* kennt, der weiß, welche Früchte die moderne Umwertungsphilosophie schon jetzt getragen hat.

Der Geist der neuen Moral, die das Subjekt zum Maß der Dinge macht und keine andere Autorität als das Ich mit seinen Forderungen, Wünschen und Trieben kennt, schwebt als dominierender Geist über den Wassern, und eine große Meute wilder Hunde, genußsüchtige Instinkte ist durch zahllose Produkte der Erzählungsliteratur, durch feuilletonistische Essays und Skizzen moderner Blätter, die Tausende lesen, durch Schaubühnen, Kabaretts und Tingel-Tangel im Sinne wilden Genießens entfesselt worden. Der *Herrenmenschendünkel*, der sich für berechtigt hält, alte Werke, alte Tafeln zerbrechen zu können, hat die Herrschaft in der Republik des Geistes an sich gerissen, und auf den empörten Wogen einer stürmenden, wilddrängenden Zeit ist *eine völlige sittliche Begriffsverwirrung* eingetreten. Die sinnlichste Anbetung der Triebe, auch auf dem Gebiet der Kunst, begegnet uns und findet kaum Anstoß, und *jeder Lotterbube, der in brünstiger Glut die Schranken guter Sitte durchbricht, hält sich für einen Titan und wird von vielen für einen Bannträger einer neuen großen Zeit, einer neuen Kultur von antiker Pracht und Schönheit angesehen* ....

In früheren Zeiten ist zwar ebenso gefehlt worden wie heute, aber die früheren Zeiten unterscheiden sich bei allem sittlichen Verfall von der heutigen wenigstens dadurch, daß man das sittliche Verderben auch als solches bezeichnete. *Der schlimmste Fehler unserer Zeit ist, daß man objektiv sittliche Maßstäbe nicht mehr anerkennt*, daß man die Worte Schuld, Sünde aus dem moralischen Wörterbuch streichen möchte, und daß endlich der Standpunkt jenseits von gut und böse als ein Merkmal der Größe, Kraft, Freiheit, des Uebermenschentums gilt. Man kann sich gegenüber den Fehlern der Menschen auf den Standpunkt des lachenden oder weinenden Philosophen stellen, aber man soll Fehler und Verirrungen auch Fehler und Verirrungen nennen.

Eine Art Presse füllt mit Vorliebe ihre Spalten mit allerlei pikanten Geschichten und gibt noch die Würze, den erforderlichen prickelnden Ueberguß dazu. Theater, die *französische Importware* bei uns verramschen, welche im Geburtslande kaum Absatz finden, tragen dazu bei, dem Volke die bisherigen sittlichen Maßstäbe zu nehmen und die Köpfe zu verwirren. *Die Romanliteratur ist zum Teil sittlich verseucht und verdirbt die Phantasie der Jugend; schmutzige Schriften und Bilder vervollständigen die Sache.*

Da der normale Zustand den Sinnen nicht mehr genug bietet, „schnüffelt man", wie der gegenwärtige Rektor der Berliner Universität, Prof. Erich *Schmidt*, in seiner Antrittsrede sagte, „*in sexuellen Dämmerungen herum*" und zergliedert in sensationellen Broschüren über Homosexualität und sonstige geschlechtliche Verirrungen die krankhaften, abnorm erotischen Triebe im „belehrenden Interesse". Ebenso bilden auch in Romanen und Dramen vielfach Menschen mit abnormer Gefühls- und Gedankenrichtung, Menschen mit ekelhaften Perversitäten die Heldengestalten. Es gibt heute alte, schriftstellernde Adamssöhne, die trotz ihrer Jahre und ihres grauen Kopfes noch immer in lüsterner Weise an sexuellen Problemen „herumbasteln", und junge Evastöchter, die, wie einmal Karl Stork im „Türmer" treffend sagte, „— von willfähriger Kritik gerühmt — als kühne Kennerinnen mit mutiger Hand den Schleier von den verborgensten Stimmungen der weiblichen Psyche herunterreißen".

Die neue Moral hat als verderbliche Folge eine Steigerung sinnlichen Begehrens und Genießenwollens nach sich gezogen, die den Stempel der *Degeneration*, des Niederganges an sich trägt, krankhafter Art ist, und in keinem Verhältnis zur Kraft und Fähigkeit des Genießenkönnens steht. Wir leiden an *kranken Nerven*, an *verdorbenem Blut als Folge unreinen Denkens*, und sonderbar, in dem Maße, wie die Lebenskraft sinkt, scheint sich das Verlangen nach ungezügeltem, wildem Genuß zu steigern.

Das Schwinden der Kraft ruft Verirrungen und perverse Erscheinuugen hervor und schließlich fordert man, daß die Ausübung solcher anormalen Triebe und Neigungen in die Rubrik des gesetzlich Erlaubten gerückt werden soll.

Man will dem Menschen alle die Freiheiten und Rechte zurückerobern, die die Sklavenmoral des Judentums und Christentums angeblich geknickt und zerbrochen hat; man will ihn glücklich machen, indem man ihm das Schuldgefühl ausredet und die Last des „schlechten Gewissens" von seinen Schultern nimmt; und dabei vergißt man, daß die vielgepriesene Freiheit auf sittlichem Gebiet dem Menschen eitel Leiden und Tränen schafft. Der sittliche Anarchismus ist das Verderben eines Volkes, und die Völker des klassischen Altertums sind an ihm zugrunde gegangen. *Warnend steht das Schicksal Griechenlands und Roms* vor *unseren Augen* und selbst *die hohe Kunst dieser Völker*, ihre bewundernswerten Kulturwerke, ihre großartigen Bauten, die über die ganze Welt ausgebreiteten Netze von Straßen, Wasserleitungen, Brücken, Viadukten, ihre Schlachten, Schauspiele, Ballette, Gladiatoren- und Tierkämpfe, ihre Wagenrennen, Ringspiele und glänzenden Feste haben sie vor *dem Untergange nicht zu retten vermocht*. Inmitten der von Nietzsche so hoch bewunderten Kultur starben sie innerlich ab."

Bei dieser Gelegenheit sei in Anknüpfung an den Artikel in Nr. 39 (S. 672 ff.) über „Die neuheidnische ‚Moral' der sogenannten modernen Gesellschaft (Eine Anklage und ein Warnungssignal)" eine Feststellung gemacht, zu der wir uns im Interesse einer objektiven Berichterstattung für verpflichtet halten. In einer Fußnote (S. 673) war zu einer seltsamen redaktionellen Buchreklame im Scherlschen „Tag" die Bemerkung gemacht, auf die sogenannte Scherlpresse sei in diesen Dingen überhaupt sehr wenig Verlaß. Es war dann auf eine Beweihräucherung des unseren Lesern bereits sattsam bekannten, irreführenden Buches „Sittliche oder unsittliche Kunst" von Dr. E. W. *Bredt* in der „*Allgemeinen Zeitung*" (Nr. 37) exemplifiziert. Der beanstandete Artikel aus der Feder A. G. Hartmanns hat inzwischen in den Spalten der „Allgemeinen Zeitung" selbst (Nr. 38 S. 719) eine *Zurückweisung* erfahren, die einige sehr bemerkenswerte Ausführungen enthält. Geh. Rat Dr. *Georgi* in Leipzig schreibt dort u. a.:

„Der Beweis, den Dr. Bredt geführt hat, soll durch fünfzig aus den verschiedensten Zeitläufen ausgewählte Kunstwerke zeigen, daß Künstler und Volk in früheren Epochen auf einer weit freiheitlicheren Basis dem Kultus der Nacktheit anhingen und daß jeder intuitive Künstler ohne weiteres das Recht auf Darstellung des

nackten menschlichen Körpers besitze. Dieses Recht wird meines Wissens heute von niemand bestritten, und jede Ausstellung zeigt ja, in welchem Umfange von diesem Rechte Gebrauch gemacht wird; dazu bedurfte es keiner großen geschichtlichen Nachweise."

Geheimrat Georgi hätte noch hinzufügen können, daß die unzüchtige „Kunst", welche heute immer und immer wieder die Gerichte beschäftigen muß, in ihrem frechen, alle Begriffe übersteigenden Zynismus mit den von Dr. Bredt vorgeführten Bildern kaum annähernd verglichen werden kann. Oder will Dr. Bredt vielleicht auch die Schandwerke, mit denen die vom Wiener Landesgericht jetzt gebührend gebrandmarkte Wiener Firma Stern, unterstützt u. a. durch eine Münchener Hofbuchhandlung und durch die Münchener „Jugend", die „moderne Welt" zu überschwemmen versuchte, als berechtigte Erzeugnisse einer freien Kunst verteidigen? Wird Dr. Bredt es wagen, in einer neuen Auflage seiner leider vor allem die Köpfe der akademischen Jugend verwirrenden Schrift Bilder aus diesem Sternschen Massenvertriebe oder vielleicht aus Willy Geigers Album „Das gemeinsame Ziel" (über dessen Einziehung die IV. Strafkammer des Landgerichts München I am Mittwoch, 5. Oktober beschließen wird) oder die unsagbaren Cochonnerien eines Weisgerber, Pascin, Jagerspacher, Marquis Bayros und anderer Mitglieder der Münchener Pornographenzunft an die Oeffentlichkeit zu stellen? Da er dies aus naheliegenden Gründen nicht riskieren darf, bricht das ganze Gebäude seiner hohlen Beweisführung in sich zusammen. Denn er bleibt uns den Beweis schuldig, daß die Pornokunst von heute, deren Inschutznahme gegen die „Moralschnüffler" doch der eigentliche Zweck seines Buches ist, mit den von ihm vorgeführten Darstellungen früherer Epochen identisch sei.

Es wäre dem Herrn Dr. Bredt dringend zu raten, daß er auch nur zwei Monate lang regelmäßig das „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" durchblätterte. Er würde vielleicht doch nachdenklich werden, wenn er nach amtlichen Quellen die sich unausgesetzt häufenden Mitteilungen über Einziehungen und Bücherverbote deutscher und österreichischer Gerichte (nebst Anordnung auf Vernichtung der noch vorhandenen Exemplare und Platten) mit eigenen Augen läse und dabei auf Namen von Künstlern und Literaten stieße, die ihm vielleicht sehr geläufig sind. Ein in Nr. 218 vom 20. September, Seite 10751, abgedrucktes umfangreiches Erkenntnis des Landgerichts Wien als Preßgericht bezieht sich auf nicht weniger als 5 Pornokünstler und eine noch größere Zahl von literarischen Pornographen. Der Hauptschuldige, Franz Blei, ist vor zwei Jahren vom Münchener Schwurgericht selbstverständlich — freigesprochen worden.

Geheimrat Georgi hat übrigens — sehr zum Aerger A. G. Hartmanns, der darüber in derselben Nummer der „Allgemeinen Zeitung" mit banalen Redensarten quittiert — die Frage: „sittliche oder unsittliche Kunst" auch prinzipiell angepackt und sich auf Aristoteles berufen, indem er schreibt:

„Der war vielleicht in den Augen des Herrn Hartmann einer der größten ‚Moralschnüffler', denn er beging die Kühnheit, den ganzen Staat auf die Grundlage der Sittlichkeit zu stellen; im achten Buche seiner ‚Politik', das von der Erziehung handelt, sagt er: ‚Jede Verfassung muß auf das sittliche Leben ihrer Bürger zurückwirken', und ‚Immer ist der beste sittliche Charakter auch Ursache einer besseren Verfassung'. Gerade vom Gesichtspunkte der Erziehung war ihm die versittlichende Kunst von größter Bedeutung. Er sagte ebenda (VII. Buch, Kap. 15):

„Es ist daher vernunftgemäß, daß von dem Auge und dem Ohr der Jugend schon im zartesten Alter alles ferngehalten werde, was eines freien Menschen unwürdig ist, und wenn irgend etwas, so sollte der Gesetzgeber überhaupt alles schändliche Reden aus der Stadt verbannen; denn aus der Leichtfertigkeit der schändlichen Rede entspringt in nachbarlicher Nähe auch die unsittliche Tat, insbesondere in dem Kreise der Jugend, die deshalb dergleichen weder sagen noch hören sollte. Wenn sich daher jemand eine Unsittlichkeit in Worten oder Taten erlaubt, und zwar einer, dem, obschon er ein Freier, die Teilnahme an den gemeinsamen Mahlen noch nicht gestattet ist, so treffen ihn bürgerliche Ehrenstrafe und körperliche Züchtigung: ist er aber vorgerückten Alters, so erleide er Ehrenstrafen wie ein Unfreier, denn er hat sich wie ein Sklave betragen.

Wenn wir das unzüchtige Reden verbannen, so muß dasselbe natürlich auch mit dem Anschauen der unanständigen Gemälde und Darstellungen der Fall sein. Es sehe daher die Obrigkeit darauf, daß dergleichen Handlungen in keinem Bildwerke oder Gemälde dargestellt werden."

.... Auch der ärgste Mucker und Moralschnüffler wird heute Strafen für das Unanständige, wie sie Aristoteles empfiehlt, nicht befürworten wollen, aber man wird doch auch aus den Aeußerungen des größten Denkers aller Zeiten, wie er mit Recht von vielen genannt wird, die beruhigende Gewißheit entnehmen, daß man sich sein sittliches Urteil über das, was unanständig ist, was nicht, als „freier Mensch" bewahren kann, ohne deshalb dem Anschein als „Moralschnüffler" oder als Mucker zu verfallen."

So Geh. Rat Dr. Georgi in Leipzig.

Der totale Mißerfolg des sog. Kerschensteinerschen Schulsystems.

Von H. Morin, kgl. Gymnasialprofessor.

Der alte Schulstreit ist in den letzten Wochen aufs neue in hellen Flammen ausgebrochen, seit von den Ergebnissen der Kommission, welche unsere Münchener Volksschule zu inspizieren hatte, etwas durchgesickert ist. Nicht viel, aber doch genug, um das Blatt völlig zu wenden, so daß selbst die dem Kerschensteinerschen System bisher freundlich gesinnte Presse die Aufdeckung schwerer Mißstände zugeben muß. Was für jeden, der nicht blind sein wollte, klar war, ist eingetreten: Das Versagen der Volksschule gegenüber einer Prüfung, die noch dazu durchaus nicht überstreng war. Namentlich der „Bayerische Kurier" brachte im Anschluß an diese Tatsache Schilderungen über das Getriebe in den unteren Klassen, welche die von Herrn Lehrer Weigl in der „Allgemeinen Rundschau" Nr. 46 erzählten Kuriosa noch weit übertreffen. Ich möchte vielfacher Interpellierungen halber bei dieser Gelegenheit ausdrücklich betonen, daß ich weder selbst mit den bewußten Artikeln zu tun habe, noch den Verfasser kenne; wohl aber konstatiere ich mit Genugtuung, daß meine Vorhersagungen in Erfüllung gehen. Wie können Kinder, die absichtlich so außer Rand und Band gebracht werden, denen man in der ungeschicktesten Weise alle Achtung vor der Autorität der Schule und des Lehrers genommen hat, jemals wieder zu einem Aufmerken, einer Denkdisziplin gebracht werden!

Begreiflich ist die Erbitterung der Lehrer, deren Anstrengungen nur ihre eigenen Nerven zerrütten, bei den zapplig und zerstreut gemachten Kindern aber ein so minimales Resultat erzielen, daß die Landschüler jetzt oft bessere Kenntnisse haben als die Zöglinge unserer einst mit Recht gerühmten Münchener Volksschule. Und doch haben wir in München ein glänzendes Lehrermaterial von altgedienten bewährten Kräften, Männer von reicher Erfahrung, die jedenfalls besser wissen, wie man das jugendliche Gemüt zu behandeln hat, als junge Heißsporne, welche die zersetzende Wirkung des von ihnen wütend verteidigten Systems noch gar nicht abschätzen können. Die schwersten Verurteilungen dieses Systems kamen aus Lehrerkreisen — sie sind in diesem Blatte schon öfter zitiert worden — und Münchener Lehrer liefern mir fortwährend neue Waffen zum Kampfe dagegen. „So kann es nimmer weitergehen" ist das Schlußwort aller, welche das „erschreckende Sinken" unserer Schulleistungen beobachten.

Wer aber trägt die Schuld? Bei Beantwortung dieser Frage begegnen wir einer Mythenbildung, einem Vertuschungssystem von konsequentester Durchführung, das einmal in grellste Beleuchtung gerückt werden muß. Man ist soweit gegangen, daß man dem Ankläger die Schuld an den traurigen Mißerfolgen beimessen will, und weil die Kritik des neuen Systems, das zum Unglück der Volksschule geworden ist, in erster Linie in Zentrumsorganen zu finden war, sucht man jetzt das Ganze als „ultramontane Hetze", als eine von dieser Seite gegen den liberalen Schulrat Dr. Kerschensteiner inszenierte Agitation und ihn selbst, von dessen baldigem Rücktritt man bereits spricht, als Opfer derselben hinzustellen. Diese Lüge will ich gründlich widerlegen!

Zunächst sind die meisten von den Lehrern, welche das in Frage stehende System scharf verurteilen, Liberale; ebenso befinden sich unter den Eltern, welche sich bitter über den Unsinn beschweren, den man mit ihren Kindern treibt (Zeichnung eines Ertrunkenen, Illustrierung der Weihnachtsbescherung, der Schöpfungsgeschichte, Kegelspiel, Wiegenpferde in der Schule, Reiten der Kinder auf dem Rücken des Lehrers — alles von Lehrern bestätigte Vorkommnisse), zahlreiche Liberale. Ich selbst, den man als einen der unerbittlichsten Gegner des Herrn Schulrates betrachtet, obwohl ich selbst nur die Sache bekämpft und die Person konsequent geschont habe, gehöre nach Tradition und Gesinnung dem liberalen Lager an, freilich noch dem idealen Liberalismus alter Zeit, der ohne Parteirücksichten Mißstände angreift, wo er sie findet, und sich von niemand Direktiven geben läßt. Allerdings trage ich dafür fast allein das ganze Odium einer Fehde, die eigentlich Sache aller bayerischen, ja deutschen Fachlehrer ist und mit deren Willen und Einverständnis geführt wird, und der ganze Haß der Gegenpartei richtet sich mit Hohn und persönlichen Invektiven gegen mich. Sei's drum; ich werde es zu tragen wissen. Aber ich stehe heute noch fest im Streit mit meinen Gründen und Beweisen, die man nur vertuschen, aber nicht widerlegen konnte, indes drüben schon alles wankt und Bresche an Bresche klafft.

Ich habe mehrmals liberalen Blättern mein unwiderlegbares Material gegen das jetzt so schwer blamierte System gegeben; aber es kam zurück, weil man dem Komponisten desselben als einem Liberalen nicht schaden wollte. Man hat sich nirgends den schwerwiegenden Gründen verschließen können, die ich vorbrachte, man konnte die tollen Auswüchse der Schulspielerei nicht gut heißen, die Täuschung des Publikums durch die Münchener Ausstellung



nicht verteidigen; aber man schwieg dem Liberalen gegenüber, wo man sicher über einen Zentrumsmann fürchterlich hergefallen wäre. So kam es, daß die meisten Angriffe in der Gegenpresse erschienen, und daß meine, im Einverständnis mit den Fachkollegen der bayerischen Mittelschulen herausgegebene Schrift[1]) in der liberalen Presse ängstlich unterdrückt wurde. *Echt liberal aber wäre es meinem Gefühl nach gewesen, gegen den Geist der Unwahrheit zu kämpfen*, der, wie ich darin nachgewiesen, das ganze System der Volksschule durchzieht. Auch die „Bayerische Lehrerzeitung", welche kurz vorher einem der ärgsten Schreier mehrere Spalten zu einem direkt pöbelhaften Angriff gegen mich zur Verfügung gestellt, hatte „keinen Raum", als ich denselben einer kurzen Antwort würdigen wollte. „Liberal" ist anders.

Es ist absolut unrichtig, daß das Zentrum als Partei Herrn Dr. Kerschensteiner in der Presse angegriffen hat. Von wem sind die schwersten und bestbegründeten Angriffe ausgegangen? Von den bayerischen *Fachmännern für Zeichnen*, weil gerade das von ihm eingeführte Schulzeichnen die Mängel, die dem Werk eines Laien anhaften, am meisten aufwies. Wir haben oft in Versammlungen über diese Sache gesprochen; *aber niemals ist dabei von Politik auch nur im entferntesten die Rede gewesen*; weiß ich doch von den meisten Kollegen gar nicht, ob sie der oder jener Partei angehören, weil ich in Fachfragen, wie das eigentlich selbstverständlich sein sollte, überhaupt nur an die *Sache* denke und als Führer dafür eintreten muß. Aber wir konnten unmöglich ruhig zusehen, wie das neue Schülermaterial verbildet wurde, wie an Stelle eines auf genauer Beobachtung beruhenden Zeichenunterrichtes die läppische Spielerei mit Illustrationsversuchen der schwierigsten Themen trat, wie man die Kinder, die noch keinen richtigen Strich zusammenbrachten, auf die Darstellung von Figuren und Tieren losließ, wie in der Schule die Kinder nach Tafelzeichnungen arbeiteten, die dann als Naturzeichnungen von Objekten ausgegeben wurden, welche sie in natura oft gar nicht zu Gesicht bekommen hatten, wie von Künstlern überarbeitete Kinderzeichnungen vom Publikum als echt angestaunt wurden. Und alles das, während man zugleich noch die Keckheit hatte, gegen die Fachleute der Mittelschulen und ihre vernünftige, bedächtige Reform auf das gehässigste vorzugehen, für die eigene Sache aber lärmende Reklame zu machen.

Gerade das System der unbedingten Lobhudelei und der Vertuschung, welches man auf liberaler Seite der unglückseligen Schulreform gegenüber angewendet hat, *trägt sicher einen Teil der Schuld daran*, daß es soweit gekommen ist, und man bereits von einem Rücktritt ihres Schöpfers spricht. (Vgl. „Münchner Neueste Nachrichten".) Hätte man auf die Stimmen der Fachmänner gehört, statt den laienhaften Experimenten zuzujubeln, dann wäre man auf seiten der Reformer bedächtiger vorgegangen, statt selbstherrlich alle Warner zu verachten. Einen anderen Teil tragen diejenigen, welche durch Stellung und Beruf am ehesten in der Lage wären, der uferlosen Reform Einhalt zu tun. *Mehr Rückgrat wäre hier entschieden am Platz gewesen.* Noch mehr die Eiferer und Schmeichler, die aus naheliegenden Gründen ihren Unterricht noch überkerschensteinert haben. Es ist bedauernswert, daß ein neuer Schulrat, wenn es wirklich einmal so weit kommt, vor allem damit beginnen muß, Disziplin und Ordnung, wirkliches Lernen und ruhige, stufenmäßige Entwicklung des Denkens zur Grundlage der Schule zu machen, die Weichlichkeit und die Spielerei aus ihr zu verbannen und den Wust von unverstandenem Allzuviel in den oberen Klassen auszumerzen, kurz, die Devise „*Weniger, aber gründlich*" wieder einzuführen, vor allem auch in dem gänzlich mißratenen Zeichenunterricht. *Verlorene Zeit, verlorene Hunderttausende an Kapital, auf lange Zeit hinaus geschädigte, oberflächlich und eingebildet gewordene Kinder sind das mehr und mehr hervortretende Endresultat!*

Herr Schulrat Dr. Kerschensteiner selbst ist sicher zwar der Urheber, aber *nicht der eigentlich Schuldige*. Er ist ein Idealist, der mit Feuereifer an seine Pläne ging und das beste gewollt hat. Aber als Idealist meinte er es bei der Erziehung der Jugend mit lauter Edelmenschen zu tun zu haben. Seine Gedanken waren gut und schön; aber sie waren nur unter dieser unerfüllbaren Voraussetzung auszuführen. Er hat nicht bedacht, daß nur ein Viertel der Kinder intelligent und wohl erzogen ist, zwei Viertel in beiden Beziehungen sehr mittelmäßig sind, und mindestens ein Viertel als absolut hoffnungslos bezeichnet werden muß. Solches Material, wenn es gemeinsam erzogen werden soll, erträgt keine Spielerei und kein Zuviel; hier kommt nur die alte Methode mit ihrem ernsteren, bedächtigeren Schritt zu einem sicheren Ziel. Das hätte dem sonst so verdienten Reformator seine Umgebung *energisch und rücksichtslos* bei jeder Gelegenheit sagen müssen; dann wäre ihm die schmerzliche Enttäuschung und der Münchener Volksschule die *schwere Krisis* und die *Schädigung ihres Ansehens* erspart geblieben.

[1]) „Zeichnen und Zeichenunterricht in alter und neuer Zeit." Verlag Bechstein, München 1910, Müllerstr.

Mein Heimathof.

Mein Haus, ins freie Feld gestellt,
Du birgst mir eine hohe Welt.
Eingedrückt ist dein Satteldach,
Winkelschief ein jed' Gemach.
Fenster, die zum Auslug taugen,
Sind wie klare Prophetenaugen.
Dunkle Gänge, die Ziegel zertreten.
Männerzorn und Frauenbeten.
In Ecken und Winkeln Eisenkram,
Eine Kugelspur am Stubentram.
Ein Soldatengewehr aus harter Zeit,
An der Beresina ward es geweiht.
Und dem, der mit ihm den Eid geschworen,
Sind die Hände am knackenden Hahn erfroren.
Drei andere aber vom gleichen Geschlecht
Haben ihn Anno 70 gerächt.

Von Trenk, Panduren, Hussiten und Schweden
Hör' ich sie oft noch am Herdfeuer reden.
Von einem Brand, der die Scheunen frass,
Von einem, der sich des Mords vermass,
Von Nächten, in denen es grausig gewittert,
Wie der Blitz die uralte Linde zersplittert.
Ein Wort fällt schwer: von Hungersnot,
Von Himmelszeichen, vom „schwarzen Tod".
Sie gehen rückwärts weit in die Zeit,
Da sie das Heilige Land befreit
Von Muselmännern und Sarazenen.
Ich höre den Namen des Ahnherrn nennen,
Den ein Kaiser dort nach mutigem Wagen
Am Grabe Christi zum Ritter geschlagen.
Der hat allhier den Urwald entzündet,
Den Spaten gesteckt und den Hof gegründet.
Sein Schwert, des Hauses Heil und Gnade,
Liegt wohlverwahrt in der Lindenlade.

Nun blüht ums Haus ein weites Feld,
Vom rauschenden, wachsenden Wald umstellt.
Blau blüht der Flachs und rot der Mohn.
Der Vater sät, es pflügt der Sohn,
Die Knechte roden, und die Dirnen
Sengen und jäten mit glühen Stirnen.
Sie reuten und recken sich wie der Ahn'
Vor siebenhundert Sommern getan.
Und aus der Scholle weht ein Lied
Von allem, was hier geschah und geschieht.
Ich höre heimliche Kunde viel:
Was war, was ist, was werden will . . .

Der dort am Pflug mit dem hellen Haar,
Mein Brüderlein, kaum sechzehn Jahr' —
Den sah ich gestern nach hartem Tag,
Als das Gesinde zu Bette lag,
Auf Zehenspitzen zur Truhe schleichen,
Das heilige Ahnenschwert zu streichen.
Wie glänzte da im Mondenschein
Der blaue Stahl, das Elfenbein.
Er schwang's in seiner Knabenhand
Und hat es um und um gewandt.
Die grossen Augen, das stille Gesicht
Vergess ich nicht.
Heut' trällert er hinter dem Pfluge leis —
Brüderlein mein, wer weiss . . .?

F. Schrönghamer-Heimdal.

Enrica von Handel-Mazzettis Selbstverteidigung.

Vom Herausgeber.

Die „Allgemeine Rundschau“ erwähnte im letzten Hefte (Nr. 40, S. 705) in einer Fußnote zu E. M. Hamanns „Ein Wahrheitsbeweis“ die nach Redaktionsschluß eingegangene „markige Erklärung der Baronin Enrica von Handel-Mazzetti, in welcher sie als ‚treue Kämpferin für das katholische Ideal‘ ein herrliches Bekenntnis zur Lehre und zum Lehramt der katholischen Kirche ablegt“. Da die „Allgemeine Rundschau“ wegen ihres äußerst beschränkten Raumes unmöglich in der Lage ist, Aktenstücke zur katholischen Bewegung, und wären es auch die wichtigsten und einschneidendsten, im Wortlaute zu veröffentlichen, hatte der Herausgeber zunächst nicht die Absicht, der obigen knappen Charakterisierung der Erklärung Handel-Mazzettis den Wortlaut folgen zu lassen. Da aber von anderer Seite versucht wird, die Erklärung nach einer bestimmten Richtung hin zu fruktifizieren, ja als einen förmlichen Widerruf modernistischer Irrlehren hinzustellen, sei im Interesse der objektiven Wahrheit der volle Wortlaut der Erklärung nachgetragen. Enrica Baronin von Handel-Mazzetti schreibt aus Steyr, 23. September 1910:

„Tiefbekümmert und bis ins Innerste meines katholischen Herzens getroffen durch den Umstand, daß in einigen literarisch-kritischen Essays, die in den letzten Monaten erschienen und deren Zweck die Bekämpfung des literarischen Modernismus ist, auch mein Name und der eines meiner Werke mit Ideen des Modernismus in Verbindung gebracht wurde, fühle ich mich verpflichtet, aus der Zurückhaltung, die dem Autor gegenüber seinem Kritiker von der literarischen Bienséance auferlegt wird, und die ich bisher stets beobachtet habe, für einmal herauszutreten, und zwar einzig darum, weil es sich diesmal nicht um den künstlerischen Wert oder Unwert meiner Bücher, sondern um mein Heiligstes, um den katholischen Glauben, handelt.

Es wird mir zur Last gelegt, meine Arbeiten trügen teilweise in sich jene höchst verderblichen Tendenzen, die unser geliebter Heiliger Vater Pius X. in der Enzyklika Pascendi verurteilt hat.

Ich erkläre hiermit, daß ich im Leben wie in meiner Kunst mich immer gebeugt habe und immer beugen werde vor der durch den Heiligen Geist inspirierten Weisheit, die uns durch den Mund unseres teueren Heiligen Vaters in der Enzyklika Pascendi über die größten Schäden unserer Zeit so unvergleichlich klar belehrt hat.

Niemals habe ich in meinen Werken offenen oder versteckten Modernismus predigen wollen. Ich weiß bestimmt und bin mir vor Gott bewußt, daß ich weder den Relativismus, noch den Agnostizismus, noch die Theorie von der Immanenz des religiösen Gefühls in meine Werke hineingelegt habe.

Daß meine Werke schwaches Menschenwerk sind und gar viele Fehler an sich tragen, dessen bin ich mir vollauf bewußt, und ich weiß es auch sehr wohl, daß es bessere und größere katholische Künstler gibt als mich.

Ich weiß, daß unter meiner schwachen weiblichen Hand manche Linie mißraten ist, manches Charakterbild unvollkommen gestaltet wurde, daß das Gefühl hin und wieder die epische Knappheit des Vortrages kunstwidrig überwucherte. Aber meine Absichten, aus denen heraus ich meine Werke gestaltete, waren und sind rein, waren und sind katholisch.

Meine Werke wollen die göttliche Caritas verherrlichen, nicht den Humanitarianismus.

Jene Caritas wollen meine Werke verherrlichen, die, aus dem gottmenschlichen Herzen Jesu strahlend, das arme menschliche Herz veredelt und verklärt und wieder zum Herzen Jesu, dem Born aller Liebe, zurückgeleitet. Jene Caritas wollte ich hoch feiern, die auf dem heiligen katholischen Glauben beruht, die der hl. Apostel Paulus so feurig gepredigt, und die der hl. Franz von Sales in seiner wunderbaren Philothea ganz besonders innig uns Frauen ans Herz gelegt hat.

Meine Werke maßen sich nicht an, dogmatische Probleme zu lösen, zu deren Ergründung das Studium der Theologie notwendig ist. Meine Werke sind geschichtlichen und als solche bloß anekdotischen Charakters.

Meine Werke sind im katholischen Glauben verankert. Der heilige katholische Glaube war der Boden, dem allein sie entsprießen konnten, sie blühen als bescheidene Blumen im herrlichen Walde katholischer Kunst und Kultur.

Meine Werke tragen, wie alles, was Menschenhand schafft, den persönlichen subjektiven Stempel des Charakters der Autorin. Meinem Charakter sagt man nach, daß er weich, beweglich und naiv sei. Meine Werke tragen nach meinem Willen und meiner Absicht diesen Stempel des Subjektiven aber nur in den erlaubten Punkten der Kunst, was die Technik und ähnliches angeht, nie aber in dem, was sich auf die Glaubensoffenbarungen bezieht, die ich heilig und unverletzt halte als das depositum fidei der Apostel, lebendig erhalten und gelehrt von dem Lehramt der heiligen Kirche zu allen Zeiten und auch heute. Immer trug ich und trage ich in meinem Herzen die kindlichste Ehrfurcht gegen den Heiligen Vater, den Nachfolger des hl. Apostelfürsten Petrus, und immerdar bin ich als treue und gehorsame Tochter der Kirche bereit, den Befehlen und Wünschen des Heiligen Vaters in allem, auch was meine demütige Kunst betrifft, nachzukommen.

Mein Großvater und drei seiner Söhne, darunter auch mein teurer Vater, haben ihre Waffen mit Ehren für das erlauchte Haus Habsburg geführt; einer meiner Oheime hat in schönster Jugendblüte den Heldentod auf dem Schlachtfelde gefunden.

Mich hat Gott dazu berufen, statt des Schwertes die Feder zu führen in friedlichem Kampfe für die Sache der heiligen katholischen Kirche. Mein inbrünstiges Verlangen ist, ihr, meiner Mutter, mit meinen besten Kräften zu dienen, in diesem Dinge mich immer mehr zu vervollkommen und so immer würdiger zu werden dieses heiligen Waffendienstes.

Nie werde ich die Fahne Jesu Christi, die sein Statthalter auf Erden hochhält, verlassen, ebensowenig, als die Kriegshelden, deren Namen zu tragen ich das Glück habe, die Fahne unseres glorreichen Kaisers, ihres allerhöchsten Kriegsherrn, je verließen.

Unter der Fahne Jesu Christi, dem hochheiligen Labarum, unter dessen Schutz und Schirm unser geliebter Heiliger Vater uns katholische Künstler versammelt, will ich allzeit stehen, unter dem Schatten dieses Banners, in dem allein Heil und Sieg ist, hoffe ich dereinst zu sterben als treue Kämpferin für das katholische Ideal.“

Allgemein wird die Erklärung mit dem in Nr. 175 der „Correspondence de Rome“ veröffentlichen Briefe des Hl. Vaters an Prof. Dr. Decurtins an der Universität Freiburg (Schweiz) in Verbindung gebracht. In diesem Briefe wendet sich der Hl. Vater gegen die Gegner des Glaubens und der katholischen Disziplin und verbreitet sich über einen literarischen Modernismus im Literaturbetrieb und in der Literaturkritik. Die Ausführungen sind durchaus grundsätzlicher Natur und vermeiden jede Anwendung auf ein bestimmtes Buch und einen bestimmten Autor oder Kritiker. Daraus, daß Pius X. sich ausdrücklich auf eine Studie des Prof. Decurtins bezieht, diese wegen ihrer Beweisgründe und ihres Scharfsinns belobt, will man nun den Schluß ziehen, daß der Papst sich mit dem gesamten Inhalt der Decurtinsschen Ausführungen, auch soweit sie sich speziell auf Handel-Mazzettis Roman „Jesse und Maria“ beziehen, geradezu identifiziert. Diese Annahme schießt über das Ziel hinaus. Der Hl. Vater hat bestimmte Grundsätze aufgestellt, und es wäre die Aufgabe einer völlig unbefangenen, ruhig abwägenden Prüfung, im einzelnen zu untersuchen, ob diese Grundsätze in bestimmten Romanen, Novellen, kritischen Essays verletzt sind. Nach der Uebersetzung der „Kölnischen Volkszeitung“ (Nr. 799 vom 22. September) lauten die grundsätzlichen Darlegungen des Hl. Vaters folgendermaßen:

„So hat man denn eine Reihe von diesen (literarischen) Kompositionen und ihrer Uebersetzung in mehrere Sprachen die Zivilisation der Feinde der katholischen Kirche verhimmeln gesehen — beklagen und lächerlich machen als inferior dieser Zivilisation gegenüber die Kultur der wahrhaft katholischen Völker und Schriftsteller — preisen eine seichte Religiosität und einen vagen „Idealismus“, gegründet auf ein individualistisches Gefühl, ohne Disziplin und wirksame Zügel der zuständigen Autorität — verbreiten, wenigstens implizite, den Fundamentalirrtum einer Philosophie, von dem aus wie aus einer Quelle sich die einzelnen Irrtümer herleiten, die Lehre nämlich, welche die Erkenntnismöglichkeit der absoluten Wahrheit leugnet und zu diesem Zwecke jegliche Religion auf eine unvollständige und wechselnde Form zurückführt, nützlich für den Menschen, um seine Neigung für das Uebernatürliche zu befriedigen, und nichts weiter.

Wie falsch und verwerflich das ist, ist leicht zu beurteilen. Die wahre Geschichte zeigt uns die katholische Kirche als die Mutter und Pflegerin der christlichen Zivilisation unter allen Formen und die römischen Päpste als ihre unermüdlichen Verteidiger und großmütigen Förderer.

Was dann die modernistische Lehre über die Religion und den Versuch, dieselbe als ein einem jeglichen innewohnendes Gefühl von himmlischen Dingen, dem durchaus die Sache selbst nicht entspräche, darzustellen, angeht, so haben wir bereits zurückgewiesen und verurteilt den traurigen Irrtum, welcher den unheilvollen Weg einem wirklichen religiösen Indifferentismus bereitet, kaum verheimlicht durch hohle literarische Phrasen.“

Der von Pius X. hervorgehobene Fundamentalirrtum und die von ihm näher formulierte modernistische Lehre über die Religion haben wir vorstehend durch den Druck hervorgehoben. Wir wären in der Tat gespannt auf den textkritischen Nachweis, daß dieser „Fundamentalirrtum“ und diese „modernistische Lehre“ in Handel-Mazzettis „Jesse und Maria“ oder in „Die arme Margaret“ gepredigt werden.

Die „Allgemeine Rundschau“ hat sowohl an „Jesse und Maria“ als auch an „Die arme Margaret“ vielerlei Ausstellungen gemacht. Auf Grund einer unerbittlichen kritischen Analyse gelangte auch der Herausgeber selbst zu dem Gesamteindruck, daß in beiden Romanen die sieghafte Kraft des katholischen Glaubens und der katholischen Ideenwelt für den minder fein empfindenden Durchschnittsleser sinnfälliger hätte herausgestellt werden sollen. Dieses Bedenken wurde auch dadurch bestätigt, daß auf protestantischer Seite vereinzelte Stimmen laut geworden sind, welche — mit Unrecht — beide Romane in ihrer Tendenz für sich in Anspruch zu nehmen versuchten, während umgekehrt andere protestantische Stimmen namentlich in „Die arme Margaret“ den Triumph der katholischen Idee klar verwirklicht sehen.

Ausstellungen der geschilderten Art ist die Dichterin, wie wir bestimmt wissen, durchaus zugänglich. Das ergibt sich auch aus ihrer obigen „Erklärung". Aber für den vom Hl. Vater gekennzeichneten „Fundamentalirrtum" eines literarischen Modernismus läßt sich nach unserer Ueberzeugung aus Handel-Mazzettis Werken kein stichhaltiger Beweis erbringen. Es ist daher zu bedauern, daß Uebereifer in der Erklärung Handel-Mazzettis gewissermaßen ein Schuldbekenntnis nach dieser Richtung hin erblicken will. Ein angesehenes norddeutsches Zentrumsorgan hat die Erklärung sogar unter der peinlichen Stichmarke „Enrica von Handel-Mazzettis Unterwerfung" veröffentlicht.[1]) „Unterwerfen" im eigentlichen Sinne kann sich nur, wer sich aufgelehnt hatte und verurteilt ist. Mit weit mehr Grund wäre von einer Rechtfertigung Handel-Mazzettis gegen maßlose Uebertreibungen zu reden. Daß diese Rechtfertigung in die Form der bedingungslosen Unterwerfung unter das Lehramt des Hl. Vaters gekleidet ist und in ein herrliches Glaubensbekenntnis ausklingt, kann der vielangefochtenen Dichterin nur zur größten Ehre gereichen. Den wirklichen „Gegnern des Glaubens und der katholischen Disziplin" hat Enrica von Handel-Mazzetti eine empfindliche Enttäuschung bereitet, zugleich aber auch diejenigen beschämt, welche das Maß berechtigter Kritik weit überschritten und durch Mißdeutungen und Verzerrungen der Dichterin Ideen zuschrieben, an die sie niemals gedacht hat.

Vom Büchertisch.

Rings, P. Mannes M., O. P., Das Werk des hl. Dominikus. Lex. 8° (216 S.) Dülmen 1910, Laumannsche Buchhandlung. Preis eleg. br. M. 2.—, in Orig.-Lwdbd. M. 2.80. Mit kirchlicher Druckerlaubnis. Als vor Jahren der Küster des ehemaligen Dominikanerklosters zu Brandenburg von einem Fremden prüfend gefragt wurde, wer denn einst dieses herrliche Kunstdenkmal geschaffen und bewohnt habe, versicherte der brave Kustos, es nicht zu wissen. Dieses gänzliche Versagen der sonst so vitalen Macht der Tradition steht leider nicht vereinzelt da. Oder in Wahrheit: wie viele Deutsche — sagen wir gleich, wie viele deutsche Katholiken — kennen den Dominikanerorden kaum dem Namen nach? So wenige, daß man sich schmerzlich fragt, wie die Träger einer mehrhundertjährigen glänzenden Kultur so restlos fast im Gedenken eines Volkes aufgehen konnten. Indessen beginnt man wieder sich zu besinnen; man wird retrospektiv, findet, daß es sich lohnt, in blasser Vergangenheit zu schürfen; kurz, wir werden disponierter, das Gute des Alten in uns aufzunehmen. Da mag es der Verfasser obengenannten Buches für eine alte Ehrenschuld und für ein oft genug empfundenes Bedürfnis zugleich betrachtet haben, endlich aus der Reserve herauszutreten, um uns Deutschen das Werk des hl. Dominikus näher zu rücken, jenes Werk, dessen Segenstau unsichtbar herüberträufelt aus schweren Epochen bis in unsere Tage, das Werk, zu dem wir Katholiken nur mit Gefühlen tiefsten Dankes aufblicken können. In geweihter und beredter Sprache, knapp und geschürzt, erfahren wir das providentielle Werden des „Lichtes der Kirche", des „Lehrers der Wahrheit", erleben die ruhmreiche Geschichte des Ordens in unserer Heimat, begreifen seine Zweckmäßigkeit in unseren Zeitläuften. In fünfzehn Kapiteln (wovon die grundlegenden Ausführungen über das Studium des hl. Thomas, über das Wesen des Noviziates, über den Geist der Mystik weitestes Interesse beanspruchen können), deren jedes ein für sich geschickt abgerundetes Ganzes ist, jeder auftauchenden Frage, jedem bedeutsamen Moment Rechnung tragend, entrollt uns der Verfasser ein Panorama erhebendster Art. Wir wissen ihm warmen Dank, daß er die bei solchem Thema naheliegende Klippe, ätherisch zu werden, vermieden hat, daß er den Boden der Wirklichkeit nicht verlassen hat, und um so wohltuender darum spricht uns sein gesunder Idealismus an, um so weniger ängstlich folgen wir ihm. Die Ordensdevise „Contemplata aliis tradere" wird uns klar, nicht nur durch die Analysis des Verfassers, sondern praktisch durch das ganze Gebotene selber. Denn hier wird aus der Tiefe und Fülle innerlichen Reichtums geschöpft, von einer Seele, bei der der Wahlspruch längst Fleisch und Blut angenommen hat. — Der rührige Verlag hat das Werk im vornehmen Lexikonformat und klarer Antiqua gedruckt, den Umschlag wie Einband äußerst gefällig ausgestattet und dies alles zu erstaunlich billigem Preise. Die Anschaffung sei darum nicht nur den im Vorwort gedachten Kreisen, sondern jedem Gebildeten überhaupt aufs wärmste und aus Ueberzeugung empfohlen. Gustav Gichtel.

[1]) Es ist ein jedenfalls durchaus unzuläßiges Verfahren, wenn, wie es von dieser Seite geschehen ist, durch willkürliche Hervorhebung im Druck der Erklärung ein Sinn untergelegt wird, den sie nicht haben sollte. So wird der vierte Absatz in folgender Form abgedruckt: „Niemals habe ich in meinen Werken offenen oder versteckten Modernismus predigen wollen." Der Sperrdruck des Wortes „wollen" ist eine willkürliche kritische Zutat, die im Interesse der Angegriffenen bedauert werden muß.

Fritz Reuters Meisterwerke. Hochdeutsche Ausgabe von H. Conrad, Stuttgart, Verlag von Robert Lutz, 6 Bände, Preis einzeln pro Band brosch. M 1.80, geb. M 2.50, 6 Bände zusammen brosch. M 10.—, geb. M 14.—. „Reuter Hochdeutsch?" Mein alter Lehrer, ein im Plattdeutschen wie im Hochdeutschen durchgebildeter, auch schöpferisch erfolgreich tätiger Charakterkopf, beantwortete einmal die oben angeführte Frage so: „Ich sage ja. Denn die Mundart, wie sie leibt und lebt im plattdeutschen Volke, kann durch die Uebertragung ins Hochdeutsche in keiner Weise verlieren, und die hochdeutsche Schriftsprache muß dadurch gewinnen, wie sie durch Uebersetzungen aus alten und neueren Sprachen gewonnen hat." Er hätte hinzufügen dürfen: Und jammerschade wäre es, wenn Reuter dem Hochdeutschen sogar in seinem Kerne fremd bliebe. Denn dieser Kern ist nicht an das Idiom, sondern an den Menschen, an den Charakter gebunden. — Uebrigens hat H. Conrad seine Sache gut gemacht. Ganz davon abgesehen, daß Reuter verschiedene seiner Werke, darunter „Ut mine Stromtid", ursprünglich hochdeutsch niedergeschrieben hat: man bekommt bei H. Conrad den Eindruck des Markigen bis zum Urwüchsigen, Unmittelbaren. Und damit hat der Bearbeiter, meine ich, über das Vorurteil gesiegt. Er mag auch nicht unrecht haben, wenn er meint, daß der Geist des Plattdeutschen, das eine vollständige Sprache für sich sei, dem Holländischen, dem Dänischen, dem germanischen Elemente im Englischen viel näher stehe als dem Hochdeutschen, daß daher der hochdeutsche Durchschnittsleser beim plattdeutschen Reuter — selbst wenn er sich das einbilde — nicht den Genuß erzielen könne wie bei einer guten hochdeutschen Fassung, die dann wiederum eine Brücke zur plattdeutschen Ausgabe für ihn bilden könne. H. Conrads „Verhochdeutschung" aber ist „gut", wie schon oben angedeutet wurde. Und so dürfen wir sie, in erster Linie den im Plattdeutschen ungenügend Bewanderten, warm empfehlen. Die sechs einfach-schmucken Bände umschließen, in großem, klarem Druck, Reuters beste Prosaschriften: Aus der Franzosenzeit, Wie ich zu 'ner Frau kam; Aus meiner Festungszeit; Aus meiner Stromzeit (drei Teile); Dörchläuchting. Ob H. Conrad sich auch an eine hochdeutsche Nachdichtung der Poesien Reuters machen wird, weiß ich nicht. Ich meine, er dürfte es wagen. M. Freimund.

Handwörterbuch der deutschen Sprache von Dr. Daniel Sanders. Neubearbeitet, ergänzt und vermehrt von Dr. J. Ernst Wülfing. Achte Auflage, erste der Neubearbeitung. Druck u. Verlag von Otto Wigand G. m. b. H., Leipzig 1910. Gr. 4° V. u. 887 S., geb. M 10.—, brosch. M 8.—. Eine überaus dankenswerte Zusammenziehung des in seiner Art unerreichten, aber kostspieligen „Großen Sanders": des drei starke Quartbände umfassenden „Wörterbuchs der deutschen Sprache" (geb. M. 81), bot der als erstklassige Autorität hervorragende Verfasser 1869 in dem oben angezeigten „Kleinen Sanders", der nun — inzwischen längst ein echtes Hausbuch geworden — zum achtenmal aufgelegt, zum erstenmal neu bearbeitet seine hochwichtige Ausfahrt angetreten hat. Tatsächlich sollte das „Handwörterbuch" in keinem „gebildeten" deutschen Hause, in keiner Schul- und öffentlichen Bibliothek Deutschlands fehlen. Wir haben zum zweitenmal nicht seinesgleichen, und was es uns übermittelt, bedeutet wirklichen kulturellen Gewinn. Das in den Wortschatz Aufgenommene beschränkt sich unterstrichenermaßen auf das Deutsche und nur wenige vollständig eingebürgerte Fremdwörter. Ob zu diesen nicht „Genie", „Kultur", („Charakter" und „Talent" sind aufgenommen!) „praktisch" und einige andere gehören, möge als Anregungsfrage dienen. Auch wäre wohl die Einreihung jüngerer Formen, wie „beeindrucken" usw., zu erwägen. — Die Neubearbeitung, selbstverständlich in der neuen Rechtschreibung gehalten, hat vor allem eine größere Uebersichtlichkeit und eine bemerkenswerte Ergänzung bewirkt: erstere durch „wesentlich andere Anordnung des Druckbildes, durch Auflösung zahlreicher Abkürzungen usw., letztere nach dem „Großen Sanders" und dessen Ergänzungsbände sowie nach den Werken zahlreicher anderer Autoren und nach Dr. Wülfings eigenen Sammlungen. Sehr zu begrüßen ist die Einfügung „kurzer schlagender Beispiele und Belege" aus allgemein bekanntem, mustergültigem Schrifttum. — Das Ganze stellt ein rühmliches Ergebnis von Riesenfleiß und Forscherbegabung dar, dem nun die Tore zu sieghaftem Fortschritt geöffnet sind.

M. Freimund.

„Sing mir was!" Zwölf Lieder für Herz und Haus, für Familie und Schule komponiert von Wilhelm Müller. München bei Otto Bauer, Kgl. Bayer. Hofmusikalienhandlung. Ehrenkanonikus Müller, der bekannte Komponist der Oberammergauer „Kreuzesschule", bietet in diesen frischen Kinderliedern eine Gabe, die jung und alt zu einer reichen Quelle der Freude werden dürfte. Die liebenswürdigen Melodien zu Versen echter Dichter (wie Eichendorff u. a.) sind von einer lieblichen Schlichtheit des Ausdruckes, wie sie heute nur wenigen Musikern zu Gebote steht. Es spricht viel Gemüt aus diesen Weisen, die sich dabei von unkindlicher Sentimentalität fernhalten und in anmutigem Wechsel frohe und ernstere Töne anschlagen. Die Lieder sind leicht singbar und geeignet, sich dem kindlichen Gedächtnisse spielend einzuprägen. Auch die übrigens immer gutklingende Klavierbegleitung vermeidet alle Schwierigkeiten und so ist dem Liederhefte die weiteste Verbreitungsmöglichkeit gegeben, welche ihm in Schule und Haus aufs innigste zu wünschen ist. Leopold Gustav Oberlaender.

Und sie liebten sich doch. Erzählungen eines Böhmerwaldbuben von Josef Gangl. Regensburg, Verlag v. J. Habbel. Man muß diese Skizzensammlung Gangls (es sind zwanzig Skizzen auf 327 Seiten) noch lieber haben als seinen kleinen Roman „Der letzte Baum", der kürzlich an dieser Stelle mit einigen Worten besprochen wurde. Diese kurzen Erzählungen haben alle Vorzüge der Ganglschen Erzählungskunst: psychologische Vertiefung in die Charaktere verbunden mit der ernstesten realistischen Anschaulichkeit in der Darstellung, ohne die Schwächen, welche den Wert des Romans einigermaßen beeinträchtigten. Dieser Dichter, der ja wohl noch am Anfange seines Schaffens steht, verdient es, daß man ihm voller Erwartung seine Aufmerksamkeit zuwendet; das sagt dieses Skizzenbuch von neuem. Das Buch erinnert in mehr an Rosegger, als in seinem Untertitel. Gerühmt sei noch eigens die schöne Ausstattung, auf welchem Gebiete der Habbelsche Verlag immer Besseres leistet. G. Wittmann.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Residenztheater. Mit der Uraufführung von Ernst Didrings „hohem Spiel" hatte uns die Hofbühne s. Z. die Bekanntschaft einer nicht uninteressanten Dichterpersönlichkeit erschlossen. Einem neuen Werk des schwedischen Autoren durfte man mit angenehmen Hoffnungen entgegensehen, allein „Valuta" fand eine unverschleierte Niederlage. Didrings Fähigkeit, Spannung zu erzeugen, ist die gleiche geblieben, aber er weiß das Interesse diesmal nicht bis zum Schlusse zu bewahren, seine Zeichnung wird immer unsicherer und mündet in symbolische Verschwommenheit. Wir lernen den vielfachen Millionär und ehemaligen Bankdirektor Hillert als einen kalten, egoistischen Geizhals kennen. Mit einer kleinen Summe, die für ihn nichts bedeutet, könnte er einen Kassier retten, der in Verzweiflung von dem ihm anvertrauten Geld genommen. Trotz der Drohung, sich in seinem Hause zu erschießen, wenn Hillert auf seinem Nein verharre, bleiben der Geldschrank und das Herz des Alten verschlossen. Der Kassier, welcher einst die Bankdirektorstochter sitzen ließ, weil ein armes Mädchen ihn verführt hatte, wie wir aus einer ebenso psychologisch unwahrscheinlichen wie undelikaten Szene zwischen ihm und der Ledig-gebliebenen erfahren, führt sein Vorhaben aus, nachdem er noch anderweitig versucht hatte, Geld aufzutreiben. Das blutige Ereignis auf seinem Vorplatz hat den Bankdirektor doch erregt, es stellen sich Herzkrämpfe ein, und seine entsetzliche Angst vor dem Tode verschlimmert sein Leiden. Dieser erbärmliche Wicht, der durch seine Millionen geherrscht hat, wäre vielleicht das Objekt für einen großartigen, wenn auch schauerlichen Humor. Didring besitzt diesen nicht, er läßt den Geizhals von großen Plänen faseln, für die sein Gelderwerb nur die Vorbereitung sein sollte. Ibsen vermochte in seinem „J. G. Borkmann" einen „Napoleon der Börse" auf die Bretter zu stellen, der in der ersten Schlacht zum Krüppel geschossen wurde. Der Didringsche Bankdirektor bleibt für uns eine niedrige Persönlichkeit, wir sehen ohne Teilnahme, wenn er in seiner Angst einen Geschäftsfreund für den Gevatter Tod hält und verzweifelt sich an die Jugend klammert. O, dieser „Jugend", symbolisiert durch ein mit erstaunlicher dramaturgischer Primitivität auf die Szene praktiziertes Hausmeisterskind, könnte für ein minder artiges Publikum gefährlich werden. Das unsrige ließ den Bankdirektor teilnahmslos sterben. Auf psychologische Sonderbarkeiten der Nebenpersonen verlohnt es sich nicht einzugehen. Schade um die Regie Steinrücks, die aus allen Mitspielern das Letzte herauszuholen wußte.

Künstlertheater. Das heurige Gastspiel des Reinhardtschen Ensembles ist nun zu Ende. Erwähnt müssen noch werden Shakespeares „Komödie der Irrungen" und Molières „Heirat wider Willen", Stücke, die ja nichts bedeuten wollen als ein leichtes Spiel, in denen jedoch die an Einfällen reiche Regie Reinhardts wieder sich aufs anmutigste betätigen konnte. Das Ensemble des „Deutschen Theaters" in Berlin hat hier nicht alle seine versprochenen Großtaten vollbracht, vermutlich weil die dringend notwendige räumliche Erweiterung der Bühne, von der im Vorjahre die Rede gewesen ist, nicht durchgeführt wurde. Dennoch hat Reinhardt so vieles geboten, daß die Ausstellung ihm gewiß zu großem Danke verpflichtet ist. Die Aufführung des „Oedipus" in der großen Festhalle krönte als ein außerordentliches künstlerisches Ereignis die ganze Unternehmung. Lokalblätter wissen zu melden, daß Reinhardt auch finanziell sehr günstig abgeschlossen. Es würde mich freuen .... Jedenfalls verzichtet der Berliner Theaterdirektor darauf, im nächsten Jahr wiederum diese sehr günstigen Ergebnisse zu erzielen, und die Besitzer des „Künstlertheaters" haben die Sorge, sich nach einem neuen Manne umsehen zu müssen. Ihr Auge ist auf den Herrn Generalintendanten v. Speidel gefallen, der es ja 1908 dem Reformunternehmen überhaupt ermöglicht hatte, ins Leben zu treten. Da unser Hofschauspiel aber nicht wie die Bühnen Reinhardts lange Sommermonate hindurch die eigene Kunststätte an harmlose Sommertheater verpachten kann, ist ein Doppelbetrieb notwendig. Trotz dieser Arbeitsmehrung muß dafür gesorgt werden, daß die Künstler ihre wohlverdienten und vertraglich zugesicherten Ferien erhalten. Diese Schwierigkeiten haben das Hoftheater bestimmt, 1909 auf ein Gastspiel im Künstlertheater zu verzichten, und Max Reinhardt ist in der Tat in den zwei Sommern für die Herren von der Gesellschaft „Ausstellungspark" ein Retter in der Not gewesen. Sollte die Intendanz gewillt sein, wieder auf der Bühne auf der Theresienhöhe spielen zu lassen, so dürfen unsere Sommergäste gewiß vorzügliche Darbietungen erwarten. Immerhin liegt die Gefahr sehr nahe, daß Vorbereitung und Nachwirkung dieser „Festspiele" den regulären Spielplan des Hoftheaters auch beim besten Willen und bei der größten Arbeitsfreude hemmend beeinflussen. Auch der unentwegteste Festspielenthusiast kann dies im Ernste nicht wollen. Zwischen den Bedürfnissen der Münchener Kunstpflege und denjenigen einer kunstphilosophisch verbrämten Fremdenindustrie scharf zu unterscheiden, erscheint mir als eine zwar unpopuläre, aber dringende Aufgabe der Aesthetik des Tages.

Verschiedenes aus aller Welt. Das neue von Professor Littmann erbaute Stadttheater in Posen, dessen Modell auf der „Ausstellung München 1908" großes Interesse erregte, wurde in festlicher Weise seiner Bestimmung zugeführt. — Ein neues Schauspielhaus, welches den Spielplan der städtischen Bühne ergänzen soll, wurde in Königsberg eröffnet. Nach jahrelangem Bemühen ist es gelungen, in Bochum ein über 2000 Personen fassendes neues Theater zu erbauen, das, von der Stadt subventioniert, Schauspiel und Oper pflegen soll. — In Karlsbad will der amerikanische Theaterdirektor Dippel ein Festspielhaus nach Münchener Muster für italienische Opern errichten. Seit wann eignet sich das versenkte Wagnerorchester für italienische Musik? — In Dresden starb Rudolf Dellinger, der erfolgreiche Komponist des „Don Cesar". Auch in seinen minder oft gegebenen Operetten erwies er sich stets als vornehmer Musiker und vermied es, unsaubere Texte zu vertonen. — In Frankfurt a. M. wurde eine Oper „Liebelei" von Frz. Neumann erfolgreich gegeben. Schnitzlers gleichnamiges Schauspiel liegt dem Werke Neumanns zugrunde, der von Puccini und Massenet am meisten gelernt, nach Berichten besonders den Konversationston glücklich getroffen und den einzelnen Personen eine musikalisch sehr lebendige Charakteristik verliehen hat. — Heijermanns neues Schauspiel „Die neue Sonne" blieb in Berlin ohne tieferen Eindruck. Es mutet dem Publikum zu, eine gedankenlose, unsympathische Leichtfertigkeit für humoristische Ueberlegenheit zu nehmen.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Zeiten der Geldverteuerung und der Diskonterhöhungen sind nun rasch eingetreten und haben mit aller Schärfe den bisherigen optimistischen Börsentendenzen Schwierigkeiten bereitet. Die schon in der Vorwoche erwartete Diskonterhöhung der Reichsbank erfolgte um ein volles Prozent und bewirkte die in Berlin sehr notwendig gewordene Ernüchterung der dortigen Spekulation. In den Geschäfts- und Industriekreisen hat dieses starke Anziehen der Diskontschraube aber nur wenig beunruhigt. Im Gegenteil, man gibt sich der allgemeinen Hoffnung hin, dass, nachdem die Erhöhung um ein ganzes Prozent erfolgt ist, der Reichsbank dadurch die scharfen Abwehrmittel gegeben sind, um sich erfolgreich gegen die grossen Geldansprüche von Handel und Industrie und der Börseninteressenten schützen zu können. Es war zu natürlich, dass dem Beispiel unserer Reichsbank in rascher Folge die englische Kollegin folgte, um so mehr als diese Bank ohnehin die Zentralstelle zur Versorgung der aussereuropäischen Geldbedürfnisse repräsentiert. Das interessanteste Moment in dieser neuerlichen Diskontpolitik unserer grossen Notenbanken war die bemerkenswerte Erklärung des Reichsbankpräsidenten in der Sitzung des Zentralausschusses des Institutes. Präsident Havenstein warnte insbesondere vor Uebertreibungen der Börsenspekulationen und vor den immer grösser werdenden Ansprüchen der Börse an die Reichsbank. Auch an die Grossbankwelt richtete der Vorsitzende der Reichsbank die dringende Bitte, im Interesse des gesamten Finanzgebarens Deutschlands, ihn zu unterstützen und besonders den langsichtigen Wechselkredit einschränken zu wollen. Der Hinweis des Reichsbankpräsidenten auf das folgenschwere Krisenjahr 1907 machte die Börsen nachdenklich und brachte die Ueberzeugung, dass sich die spekulativen Engagements zu stark gehäuft hatten, neuerdings zum Bewusstsein. Industrie, Handel und Börse werden nunmehr allen Grund haben, den im Vorjahr bereits ausgesprochenen Verwarnungen des Reichsbankpräsidenten mehr Rechnung zu tragen. Besonders viel Reserve hat sich jedoch ein grosser Teil der Börseninteressenten nicht auferlegt. Verschiedene Kreise in Handel und Industrie beurteilen die Wirtschaftslage bei uns, wenn auch nicht zu optimistisch, doch wenigstens nicht sorgenvoll und sehen in der momentanen Geldverteuerung eine sich im Herbst alljährlich wiederholende natürliche Erscheinung der Geldmarktlage.

Der günstige Marktbericht des Deutschen Stahlwerkverbandes, die durchaus zufriedenstellenden Mitteilungen bei der stattgehabten Hauptversammlung dieses Verbandes hinsichtlich Export und Beschäftigung der einzelnen Sparten befriedigen beispielsweise durchwegs. Das erzielte Preisabkommen in der Roheisenbranche und für Bandeisen gab den Montanwerten sogar neuen Impuls und höhere Kursbewertung. Grosse preussische Bestellungen in Lokomotiven und andere günstige Meldungen aus der Maschinenfabrikation zeigten auch in dieser Branche eine zufriedene Situation; auch die chemischen Fabriken melden Rekordbeschäftigung. Die günstige Semestralbilanz des Norddeutschen Lloyd und die dabei publizierten Betriebsüberschüsse lassen auch den Transportverkehr in gebessertem Lichte erscheinen. Die Ausweisziffern der Grossbanken für das erste Semester 1910 und die zweimonatlichen Bilanzen dieser und der Hypothekenbanken besagen durchwegs glänzende Ergebnisse und lassen grosse Mehrgewinne für das laufende Jahr erhoffen. Neuerliche grosszügige Geschäfte, beispielsweise die Finanzierung des Ankaufs des Tempelhofer Feldes durch die Deutsche Bank und grosse Anleiheverhandlungen mit dem Ausland eröffnen den Banken weitere Gewinnquellen. Die neue ungarische Anleihe mit österreichischen und deutschen Bankenkonsortien hat jedoch ebenso, wie die schon lange in suspenso befindliche neue Türkenemission einen tiefen politischen Hintergrund, da hier wie dort englisches und französisches Kapital gegen austrogermanisches Finanzbündnis demonstrieren. — Diese günstigen Momente vermochten denn bald den hemmenden Einfluss der merkbaren Geldverteuerung zu verdrängen und den Eindruck der zeitweisen Baisse an den Börsen zu verwischen. Besonders am Montanaktienmarkt entwickelte sich ein reger und lebhafter Verkehr, und zeitweise war der Berliner Kassaaktienmarkt wiederum in hellem Haussefahrwasser. Das Publikum ist eben durch die lang andauernde Aufwärtsbewegung der gesamten Industriewerte in seinem Optimismus unbesiegbar. Die Gesamtlage unserer heimischen Industrie und des kommerziellen Verkehrs zeigt auch keinerlei Gründe von Beunruhigung, wie die oben benannten Beispiele beweisen. Tatsache ist nur, dass die Kurse der bisher im Vordergrunde des Interesses gestandenen Werte zumeist überbezahlt sind, und schliesslich aus diesem Grunde ein sukzessiver Rückgang möglich sein kann. Auch die deutschen innerpolitischen Vorgänge, die Berliner Volkskrawalle und die gesamte Konstellation bei uns, sollten mehr Beachtung finden. M. Weber.

Die zweimonatlichen Ausweise der Münchener Hypothekenbank-Institute zeigen durchwegs von einer gedeihlichen Entwicklung und einem ansehnlichen Mehrabsatz der Pfandbriefwerte. M. W.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Mädchenerziehung und Rassenhygiene. Ein Vortrag von Prof. Dr. Max von Gruber. (München, Ernst Reinhardt.)

Menschlichkeit sei unser Ziel! Von August Leiner. (Ulm a. D., Selbstverlag).

Aus dem Baltenlande. Erzählungen und Skizzen. Nach lettischen Motiven von Hanny Brentano. Bildschmuck von Prof. A. Brentano. 8°. VII, 368 S. Geb. M 3.—. (Regensburg, J. Habbel.)

Das Christentum der christlichen Gewerkschaften. Von J. Windolph. 8°. 184 S. brosch. 50 Pf. (Berlin, Kommissionsverlag des „Arbeiter".)

Geschlecht und Gesellschaft. Grundzüge der Soziologie des Geschlechtslebens von Havelock Ellis. Deutsche Ausgabe von Dr. Hans Kurella. I. Teil. M 4.—. (Würzburg, Curt Kabitzsch.)

Die ich rief, die Geister! Eine neue Geschichte aus dem Alltagsleben von Hans Neunert. Mit Titelzeichnung von Eberhard Enfert. 8°. 124 S. Geb. M 2.40, brosch. M 1.80. (Straßburg i. E., Friedrich Bull.)

An der Grenze der Zivilisation. Südafrikanische Skizzen von Karl Jos. Moerschell. Mit 10 Tafeln, 28 Abbildungen im Text, 1 Kartenskizze. Geb. M 3.—. (Würzburg, H. Stürtz.)

Katholische und protestantische Missionsalmosen. Von Anton Huonder, S. J. 50 Pf. (Freiburg, Herder.)

Alleluja! Katholisches Gesang- und Gebetbuch. Herausgeg. von S. Selinger, K. Jäger und N. Geßler. (Odessa, Buchdruckerei des Klemensvereins.)

Die Entwicklungslehre bis zu ihrem heutigen Stande. Von Prof. Dr. H. Stadler. M 1.—. (München, Isaria-Verlag.)

Geographische Forschungsreisen und ihre Ziele. Von Realgymnasial-Oberlehrer Dr. B. Bruhns. Mit 19 Abbildungen. M 1.50. (München, Isaria-Verlag.)

Praktische Atmungsgymnastik. Von Dr. Ide. 75 Pf. (München, Verlag der „Aerztlichen Rundschau".)

Ein neues Windthorst-Bild in Vierfarbendruck nach einem Gemälde von F. Hecker. Bildgröße 25,3/19 cm. Ohne Rahmen M 1.—, gerahmt von M 3.— an. (Kempten und München, Kösel.)

Schwester Therese vom armen Kinde aus dem Karmeliterorden. Lebensbild von ihr selbst entworfen. Aus dem Französischen von Dr. Jos. Trammer. 382 S. 8° mit 4 Lichtbildern. Geb. M 5.50 und M 6.50. (Aachen, Albert Jacobi & Cie.)

Raschers Jahrbuch I. Herausgegeben von Konrad Falke. (Zürich, Rascher & Cie.)

Goethe, Hermann und Dorothea. Eingeleitet von Otto Harnack. 106 S. Geb. M 1,— und M 2.—. (Leipzig, C. F. Amelangs Verlag.)

Liselotte in ihren Briefen. Mit einer biographischen Einleitung. 114 S. Geb. M 1.— und M 2.—. (Leipzig, C. F. Amelangs Verlag.)

Der Waldsteig. Eine Erzählung von Adalbert Stifter. Geb. M 1.— und M 2.—. (Leipzig, C. F. Amelangs Verlag.)

Gedichte. Von J. Freiherrn von Eichendorff. In Auswahl. Mit einer biographischen Einleitung. 140 S. M 1.— und M 2.—. (Leipzig, C. F. Amelangs Verlag.)

Der Lehrstand im Dienste des christlichen Volkes. Von Hofrat Prof. Dr. Otto Willmann. Gesammelte Reden, Vorträge und Aufsätze. 8°. VI u. 126 S. M 1.50. (Kempten und München, Kösel.)

Rein sachlicher, naturwissenschaftlicher Beweis für das Dasein des Schöpfers des Weltalls. Von Bernhard Teichmann. 60 Pf. (Leipzig, Kommissionsverlag von Fritzsche & Schmidt.)

Rechtfertigung der Borromäus-Enzyklika Papst Pius X. durch evangelische Prediger und Gelehrte. Zur Aufklärung für Katholiken und Protestanten von Inspektor Johann Tiefenbach. 8°. 40 S. Geh. 25 Pf. (Mainz, Kirchheim & Co.)

Der Feind des Messias. Drama für die Weihnachtszeit in vier Akten. Von Paul Humpert. M 1.25. (Warendorf, Franz Wulf.)

Theater-Katalog für das Jahr 1910/11. (Herausgegeben von Franz Wulf, Verlag, Warendorf.)

Kunst und Heim. Pflege des Kunstsinns, Wohnungseinrichtung, Zimmerschmuck. Von F. X. Füsser. Der Sammlung: „Wort und Bild" Nr. 2–3. 80 Pf., postfrei 90 Pf. (M.Gladbach, Volksvereins-Verlag.)

Steuerwesen in Württemberg. Staatsbürger-Bibliothek Heft 8.) gr. 8° 32 S. 40 Pf. postfrei 45 Pf. (M.Gladbach, Volksvereins-Verlag.)

Heimkehr. Stille Gedanken von Dr. Adolf Donders. 1.–10. Tauf. kl. 8° XVI u. 453. Geb. M 1.20, postfrei M 1.40. (M.Gladbach, Volksvereins-Verlag.)

Altchristliche und moderne Gedanken über Frauenberuf. Drei Aufsätze von Dr. Jos. Mausbach. (Apologetische Tagesfragen Heft 6.) gr. 8° 120 S. M 1.—. postfrei M 1.20. (M.Gladbach, Volksvereins-Verlag.)

Jugendfürsorge und Jugendvereine. Ein Handbuch, herausgegeben unter Mitwirkung von Vereinspräsides von Dr. A. Pieper. 8° 408 S. Geb. M 3.—. (M.Gladbach, Volksvereins-Verlag.)

Die Reichswertzuwachssteuer. Besprechung der Kommissionsbeschlüsse zweiter Lesung. Von Justizrat Hermann Kausen. M 2.—. (Köln, Paul Neubner.)

Altamira. Ein Kunsttempel des Urmenschen. Von Adolf Stiegelmann. (Godesberg-Bonn, Naturwissenschaftlicher Verlag, Abteilung des Keplerbundes.)

Antiquariatskatalog 9 und 10 der Roßbergschen Buchhandlung, Leipzig, Universitätsstraße 15.

Das erste Jahrhundert des Lyzeum Albertinum Regensburg als Kgl. Bayer. Hochschule (1810 bis 1910) von Prof. Dr. W. Schenz. Geb. M 4.—, brosch. M 3.–. (Regensburg, Friedrich Pustet.)

Der Spatz am Joch und andere Erzählungen. Tiroler Berggeschichten. Von Hans Schrott-Fiechtl. Geb. M 2.60, brosch. M 1.80. (Regensburg, Friedrich Pustet.)

Der Pessimismus und das Tragische in Kunst und Leben. Von Dr. Albert Vögele. Von der Tübinger Universität mit dem I. Preis gekrönte Schrift. 8° (X u. 318.) M 3.60. (Freiburg, Herder.)

Die christliche Lehrerin. Von Dr. W. Cramer. (Dülmen, A. Laumann.)

Weg zum Himmel. Kurze Betrachtungen für kathol. Lehrerinnen. Von P. Richard F. Clarke. (Dülmen, A. Laumann.)

Jüdisches und Heidnisches im christlichen Kult. Eine Vorlesung von Gebhard Loeschcke. 80 Pf. (Bonn, A. Markus & E. Weber.)

Das Königtum von Gottes Gnaden. Zur Diskussion über die letzten Kaiserreden und zur innerpolitischen Lage. Von Redakteur J. B. Krauß, Düren. Preis 75 Pfg. (Porto 10 Pfg.) Verlag von Hermann Rauch (Wiesbaden.)

Auf der Weltausstellung in Brüssel 1910 wurde die Münchener Kochherd- und Ofenfabrik von Friedrich Wamsler, K. Bayer. Hoflieferant, für die im „Münchener Haus" der Deutschen Abteilung im Betriebe ausgestellten Kochanlagen mit der goldenen Medaille ausgezeichnet, ein neuer Beweis für die Güte und Leistungsfähigkeit dieser altbewährten Fabrikate.

Lange Abende und kurze Tage, das ist die Signatur der Zeit und eine Mahnung für Schlechtsehende ihre Augen zu bewaffnen, um wieder so gut wie früher sehen zu können, denn das fehlende Licht läßt die Abgänge am Sehvermögen um so eklatanter hervortreten. Die oft geäußerte Begründung, den Gebrauch von Gläsern so lange wie möglich hinauszuschieben, weil man sich an das Glas gewöhne, ist grundfalsch. Nur ein rechtzeitig und richtig angepaßtes Augenglas bietet Gewähr für gutes Sehen und Erhaltung der Augen. Allerdings ist es nicht gleichgültig, wo ein solches Augenglas angeschafft wird; es können nur erstklassige optische Institute beziehungsweise Spezialisten für Augengläser in Betracht kommen. — Zu den hervorragendsten derartigen Instituten zählen unzweifelhaft die optisch-okulistischen Anstalten von **Josef Rodenstock, München,** Bayerstraße 3 und **Berlin,** Leipzigerstraße 101/02, mit Filiale Joachimstalerstraße 44. In diesem Institut werden die Augen eines jeden kostenlos von einem Spezialaugenarzt untersucht und die richtigen Gläser angepaßt. — Ganz besondere Aufnahme hat beim Gläserbedürftigen Publikum Optiker Wolffs Optofix-Pincenez mit und ohne Randeinfassung gefunden; es ist das beste und eleganteste Augenglas der Neuzeit und vollkommenster Ersatz für die Brille, weil der Sitz ein druckloser auf jeder Nase ist. — Insbesondere sei auf die neue Art, das Optofix-Fingerdruck-Pincenez aufmerksam gemacht, welches das eleganteste und festest sitzende Augenglas repräsentiert. — In beiden Berliner Häusern sowohl als auch im Stammhaus zu München finden Interessenten eine großartige Auswahl aller optischen Instrumente, besonders Operngläser und Feldstecher bewährter und neuester Systeme. Was nicht genug hervorgehoben zu werden verdient, ist, daß in den Rodenstockschen Instituten eine erstklassige fachmännische Bedienung eine Gewähr dafür bietet, daß jeder nach seinem Wunsch auf das beste zufrieden gestellt wird. An Interessenten wird jede fachmännische Auskunft kostenlos erteilt, auch stehen illustrierte Preislisten gratis zu Diensten.

Notiz für die verehrlichen Abonnenten: Das vierte Quartal begann mit Nr. 41 und wird, schließend mit Nr. 53, regulär 13 Hefte umfassen.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gb.
Telephon 5850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 42. München, 15. Oktober 1910. VII. Jahrgang.

Das Alter der Erstkommunikanten.

Von Gymnasialprofessor Dr. Jak. Hoffmann-München.

Tief hat eine Reihe von Maßnahmen Pius' X. die weitesten Kreise berührt. Das Dekret der Sakramentskongregation Quam singulari vom 8. August l. J. über das Alter der Erstkommunikanten zog die Aufmerksamkeit auch des katholischen Volkes auf sich. Steht ja die hier gegebene Anordnung einer, wie man fest überzeugt war, wohlbegründeten Uebung entgegen. Man glaubte, daß die erste hl. Kommunion bisher eher zu früh als zu spät empfangen werde. Und nun erklärt die Sakramentskongregation: Die Unterscheidungsjahre für Buße und Kommunion beginnen ungefähr mit dem 7. Lebensjahre, entweder schon früher oder später. Von da besteht die Pflicht, beide Sakramente zu empfangen. Das Dekret beruft sich wiederholt auf die christliche Vergangenheit, darum mag hier über die kirchliche Uebung ein ganz knapper Ueberblick gegeben werden.

Es war in der ersten Zeit der Kirche allgemeine Regel, daß mit der Taufe gleich der Empfang der hl. Kommunion verbunden wurde. Dieses galt nicht bloß für erwachsene Täuflinge, sondern auch für Kinder. Nach der Geburt zum übernatürlichen Leben sollte der Christ sogleich genährt werden mit der Speise und dem Trank, die Christus für seine Angehörigen bereitet hat. Damit wurde die Einpflanzung des Menschen in Christus, die in der Taufe sich vollzogen hatte, befestigt und vollendet. Schön finden wir die Verbindung von Taufe und Kommunion in den Katakomben dargestellt, also an den Stätten, an denen die ersten Christen die hl. Geheimnisse feierten: Moses schlägt mit seinem Stabe aus dem Felsen Wasser, in dem Fischlein schwimmen, daneben steht ein Tisch, auf dem Brot und ein Fisch sich befinden, ein Priester hebt segnend darüber die Hand. Dann folgt ein Mahl, an dem Menschen in Freude teilnehmen. Diese Darstellung sagt, in dem Wasser werden wir zu Kindern des Heilandes, der ja unter dem Bilde des Fisches dargestellt wird, dann bereitet der Priester durch die Umwandlung des Brotes in den Fisch (Christus) ein Mahl, das seine Erfüllung finden soll in den Freuden des Himmels. Einige Kirchenväter scheinen sogar die Notwendigkeit gelehrt zu haben, daß die hl. Kommunion zur Taufe hinzutritt; dazu gehört auch der hl. Augustinus. Es ergab sich nun von selbst, daß nach der mit der Taufe verbundenen Kommunion die Kinder von dem hl. Mahle nicht mehr ferngehalten wurden. Kirchliche Bestimmungen weisen auch ihnen in der Reihe der Teilnehmer ihren Platz an. Die Regelmäßigkeit verliert die Kinderkommunion im Abendlande frühzeitig; ungefähr um das Jahr 1000 hört sie hier völlig auf; die Orientalen dagegen hielten bis zur Stunde daran fest.

Die Kirche fand sogar Veranlassung, sich gegen die bisherige Uebung zu erklären und die Anschauung von ihrer Notwendigkeit zu verwerfen. Unter den Wünschen, welche die Hussiten stellten, war auch die Forderung nach der Kinderkommunion. Die Konzilien von Konstanz und Basel wiesen sie entschieden zurück. Vorher hatte bereits das 4. Laterankonzil (1215) eine autoritative Norm gegeben. Es bezeichnet für die *Verpflichtung* zum Empfange der hl. Kommunion die Jahre der Unterscheidung. Auch das Konzil von Trient spricht dasselbe aus. Nach diesen Bestimmungen hätte den unmündigen Kindern die hl. Kommunion noch gereicht werden dürfen. Ein Verbot enthält jedoch das Rituale Romanum: Der Pfarrer darf Kindern, die noch keine Erkenntnis des Sakramentes haben, die hl. Kommunion nicht spenden.

Wie kam die Kirche zur Aenderung ihrer Praxis in dieser Sache? Zunächst sei betont, daß ein dogmatischer Punkt nicht in Frage steht. Nach wie vor herrschte der Glaube, daß der Stand der heiligmachenden Gnade zum würdigen und nutzbringenden Empfange des Sakramentes genügt, daß infolge dessen auch den Kindern, die noch nicht zu dem Gebrauche der Vernunft gelangt sind, das Sakrament gespendet werden *kann*. Doch war eine Entwicklung im religiösen Leben und Denken der Christenheit eingetreten: das christliche Volk war aus dem Stadium der Kindheit in das des reiferen Alters gelangt. Dem Kinde ist es eigen, allen, auch den höchstgestellten Personen, mit Zutraulichkeit, ohne Zurückhaltung und ohne gesuchte äußere Formen zu begegnen und in diesem Sinne auch das Heiligste zu behandeln. Wenn es aber zur Ueberlegung und Reflexion gelangt ist, dann entsteht Zurückhaltung, bewußte Verehrung. Diese nimmt die naturgemäßen und konventionellen Formen an. Eine solche Entwicklung findet sich auch in dem Verhalten der Gläubigen dem allerheiligsten Sakramente gegenüber. Als die Jahre der Kindheit des Christentums vorüber waren, erschienen seinen Gliedern größere Zurückhaltung und ehrfurchtsvolle äußere Behandlung des erhabensten Gutes entsprechender. Dieses Bewußtsein, anfänglich unwillkürlich, steigerte sich, je mehr die unendliche Heiligkeit des Sakramentes durch Betrachtung seines Inhaltes zum Bewußtsein kam. Dieses aber führte im hohen Grade die kirchliche Wissenschaft herbei, wie sie namentlich die Scholastik vertrat. Sie ließ, soweit es für Menschen möglich ist, einen Blick tun in die Tiefen der göttlichen Majestät, die sich in diesem Sakramente herablassend verborgen hat.

Aus diesem Bewußtsein und aus dieser Erkenntnis ging noch eine Reihe anderer Veränderungen in der kirchlichen Uebung hervor. Es legt z. B. der Priester nunmehr die hl. Hostie in den Mund des Kommunikanten; die Furcht vor einer Verunehrung des göttlichen Blutes begünstigt den Brauch, den Laien nicht mehr den Kelch bei der hl. Kommunion zu reichen. Die Ueberzeugung von der unendlichen Heiligkeit des Sakramentes ließ es denn auch jetzt als unpassend erscheinen, denselben Personen zu reichen, die es nicht von gewöhnlicher Speise zu unterscheiden und die keinen Glaubensakt zu erwecken vermögen. Der Empfänger des Sakramentes solle mit der übernatürlichen Gnadenausrüstung, die in der Taufe oder Buße verliehen wird, auch eine eigene Tätigkeit des Geistes verbinden, er solle mit den entsprechenden Uebungen und Tugenden die Seele schmücken, so namentlich mit denen des Glaubens, der Liebe, der Demut und des innigsten Verlangens. Dieses alles vermag das Kind nur zu leisten, wenn es geistig tätig sein kann, wenn es also zu den Jahren der Vernunft oder der Unterscheidung gelangt ist.

Es war nun wichtig, festzustellen, wann die Jahre der Unterscheidung im Sinne der betreffenden kirchlichen Verordnungen anzunehmen seien, und wieviel selbständige geistige Tätigkeit der Kinder zur Vorbereitung gefordert werden müsse. Diese Fragen wurden auch in letzter Zeit vielfach erörtert. Kirchliche Theorie und Praxis hielten im allgemeinen daran fest, der Erstkommunikant solle eine gewisse Kenntnis von dem Inhalte des Sakramentes, und weil dieses der Mittelpunkt des Glaubens ist, auch einen Einblick in die damit zusammenhängenden Lehren haben.

Wie steht es nun demgegenüber mit dem fraglichen Dekret der Sakramentskongregation? Es hält an dem grundlegenden Satze der bisherigen kirchlichen Bestimmungen fest und läßt die Pflicht zum Empfange der hl. Kommunion mit den Unterscheidungsjahren beginnen; dagegen anerkennt es die bisher zumeist befolgte Deu-

tung des Ausdrucks Unterscheidungsjahre nicht, sondern nimmt diese in Annäherung an die altkirchliche Uebung viel früher an, mit dem 7. Lebensjahre. Deshalb wird auch nur ein bescheidenes Maß von religiösen Kenntnissen gefordert: Zur ersten Beichte und zur ersten hl. Kommunion ist eine vollständige Kenntnis der christlichen Lehre nicht notwendig. Als Religionskenntnis für die erste heilige Kommunion wird verlangt, daß das Kind die zur Seligkeit notwendigen Mittel nach Maßgabe seines Auffassungsvermögens verstehe, die eucharistische Speise von der gewöhnlichen und materiellen zu unterscheiden vermöge, damit es mit der seinem Alter entsprechenden Andacht zur hl. Kommunion hinzutreten könne. Mit der Zurücksetzung der Lebensjahre für die erste hl. Kommunion ist sodann von selbst gegeben, daß auch der Grad der eigenen geistigen Tätigkeit und Vorbereitung geringer sein wird. Gerade darin liegt der Hauptunterschied zwischen der bisherigen Uebung und der durch das Dekret Quam singulari erstrebten, daß in diesem mehr Gewicht gelegt wird auf die übernatürliche Gnadenausrüstung, und von ihr die Wirkungen des Sakramentsempfanges erwartet werden, während man früher mehr die geistige Mitwirkung des Kommunikanten neben jener Gnadenausrüstung betonte, als es bei Ausführung der Anordnungen Pius' X. möglich ist. Es ist kein Zweifel, daß diese Bestimmungen sich den Anschauungen der altchristlichen Zeit mehr nähern, die wir oben als für die Kindheit des Christentums charakteristisch erkannt haben.

Wohl hat sich die Kongregation bei der Aufstellung des Dekretes auch die Fragen vorgelegt: Wird dieses sich überhaupt verwirklichen lassen? Wird seine Durchführung größeren Nutzen bieten als die bisherige Uebung? Nicht ist gerade ein bestimmtes Jahr strikte vorgeschrieben, es wird wohl das 7. genannt, doch heißt es auch, entweder schon früher oder später. In Deutschland wird nun auch in der Volksschule ein systematischer Religionsunterricht gegeben, auch erachten wir nicht wenige Wahrheiten für das erforderliche Verständnis des Sakramentes und für die entsprechende Vorbereitung als notwendig. Dieser Lehrstoff dürfte vor Abschluß des dritten Schuljahres ordnungsgemäß nicht zu erledigen sein. Wohl verpflichtet das Gebot Christi und der Kirche zum Empfange der hl. Kommunion nach Eintritt in die Unterscheidungsjahre und spricht dem Menschen das Recht hierauf zu; es gestattet aber die notwendige Zeit zu entsprechender Vorbereitung, läßt sie allerdings anderseits auch nicht überflüssig verlängern, was der Fall sein würde, wenn das Maß der verlangten Kenntnisse und der Entfaltung der Geisteskräfte zu hoch gestellt würde. Es kann aus dem Lehrstoff, wie er bisher in den unteren Klassen vorgeschrieben war, manches ausgeschaltet und für die Zeit nach dem Empfange der hl. Kommunion verschoben werden. Es wäre so möglich, die erste hl. Kommunion auf das Ende des 3. oder in die Mitte des 4. Schuljahres zu verlegen.

Wird bei Durchführung des Dekrets der erwartete größere Nutzen eintreten? Es wird ja besonders betont, durch die Hinausschiebung der hl. Kommunion seien viele Uebel entstanden; die Unschuld der Kindesseele wurde nicht gestärkt durch eine innere Lebenskraft, und so fielen gar manche Kinder in Laster, ehe und bevor sie die hl. Kommunion empfangen hatten; dieses hätte sich aber vielleicht vermeiden lassen, wäre die hl. Kommunion rechtzeitig empfangen worden. Vieles ist sicherlich gewonnen, wenn der Wille bereits bei seinen ersten Regungen von der Gnade, die aus dem allerheiligsten Altarssakramente fließt, beeinflußt, wenn er nach der guten Seite hingelenkt und befestigt, wenn er vom Bösen abgehalten wird. Darum darf auch unter keinen Umständen mit dem Empfange der hl. Kommunion gewartet werden, bis der Wille einmal die Richtung zum Bösen genommen hat; dann müßten wir auf eine außergewöhnliche Wirkung des Sakramentes hoffen.

Anderseits ist zu erwägen, daß die Gnade sich an den Willen wendet und seine Mitwirkung fordert. Wenn dieser bereits kräftig genug ist, die Gnade tätig aufzunehmen, dann kann eine nachhaltige Beeinflussung erwartet werden. Auch fällt dem Gemüte für die Wirkung der Kommunion eine nicht unwichtige Rolle zu. Tiefen Eindruck macht auf die Seele des Kindes der erstmalige Empfang, wenn eine gute Vorbereitung vorausgeht und dieser von einer würdigen Feierlichkeit umgeben wird. Dieses, allerdings natürliche, Moment fällt weg, wenn das Kind allzu früh zugelassen wird. Gerade die Erinnerung an die erste hl. Kommunion hat gar manchen Menschen auf dem rechten Wege erhalten oder ihn wieder darauf zurückgeführt. Der Seelsorger wird oft Sterbende, die sich von Glauben und Kirche abgewandt haben, durch die Erinnerung an die erste hl. Kommunion zum Empfang der hl. Sterbsakramente bewegen können. So sehr beherrscht die Erinnerung an jenen feierlichen Moment das ganze Leben, ja das Scheiden aus dem Leben steht noch unter seinem Eindrucke.

Wohl hat der Hl. Vater diese Momente abgewogen, er hat vorzüglich das Uebernatürliche, also die Gnadenwirkung, die das Sakrament aus sich hervorbringt, berücksichtigt, dem Natürlichen glaubte er damit genügend Rechnung zu tragen, daß er mit dem Eintritt in die Unterscheidungsjahre die notwendige Einsicht und erforderliche Willenstätigkeit annahm. Das katholische Volk darf sich beruhigen; unsere Oberhirten werden bei der Durchführung der Anordnung des Dekrets die Verhältnisse in ihren Diözesen beachten, und dieses läßt das Dekret sehr wohl zu.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Umwälzung in Portugal.

Was seit der Ermordung des Königs Dom Carlos und seines ältesten Sohnes zu Anfang Februar 1908 zu befürchten war, ist zu Anfang dieses Monats Tatsache geworden: die Republikaner in Portugal haben ihr mit skrupelloser Zähigkeit verfolgtes Werk vollendet, die Dynastie beseitigt und die Herrschaft über das halt- und hilflose Volk sich angeeignet.

Vor 2½ Jahren erregte es vielfach Erstaunen, daß die Republikaner den zweiten Sohn des Königs, der zufällig beim Blutbade unversehrt geblieben war, ruhig den Thron besteigen ließen. Vermutlich hatten sie damals der Armee sich noch nicht genügend versichert und gaben dem jungen Könige eine Galgenfrist in der Erwartung, daß er und seine Angehörigen doch nicht fähig seien, etwas Ernstliches zur Rettung des Königtums zu tun. Diese Rechnung stimmte leider. Es wurde weiter gewirtschaftet in der alten liederlichen Manier; finanzielle und sittliche Aergernisse untergruben weiter den Respekt vor dem Königtum, von dem das Volk nichts Erbauliches zu sehen bekam. Dem schwachen Jüngling, der plötzlich auf den wankenden Thron gesetzt worden war, kann man ja manches nachsehen; aber die älteren Mitglieder des Königshauses und die berufenen Ratgeber hätten erkennen müssen, daß die Monarchie und das Volkswohl nur gerettet werden konnten durch eine eiserne und zugleich saubere Hand, wie sie der „Diktator" Franco in der letzten Zeit des Königs Carlos zur Reinigung des Augiasstalles bewährt hatte. Diese Diktatur war eine Art Pferdekur, aber für das zerrüttete Staatswesen die letzte Hoffnung. Als der junge König spielerisch regierte und sich bald diesem, bald jenem Worthelden in die Arme warf, um schließlich zu einem liberalen und kulturkämpferischen Ministerium zu gelangen, — da verlor das Königtum den Rest seiner alten Freundschaften, ohne doch seine Gegner zu versöhnen. Es war längst bekannt, daß die Flotte fast ganz für die „Republik" gewonnen war, und daß die Verführer auch im Landheer erfolgreiche Propaganda machten. Von Abwehrmaßregeln seitens des Hofes oder von Vorsichtsmaßregeln seitens des „königlichen" Ministeriums war nichts zu bemerken.

In der Nacht vom 3. zum 4. Oktober schlugen die Verschwörer los. Einige sagen, die Ermordung eines republikanischen Wortführers durch einen Offizier hätte den Anlaß gegeben. Die Sache war aber so sorgfältig vorbereitet und inszeniert, daß dieser rätselhafte Zwischenfall des Augenblicks nicht entscheidend sein konnte. Von Bedeutung war dagegen allem Anschein nach der Umstand, daß der Präsident der brasilianischen Republik, die durch Entthronung des dortigen Zweiges der portugiesischen Dynastie vor 20 Jahren sich gebildet hatte, zu Besuch am portugiesischen Hofe weilte, und daß bei dieser Gelegenheit die verräterische Flotte vor Lissabon ankerte. Der in Festesfreude begriffene Hof wurde durch die Schüsse der Meuterer überrascht. Die Munizipalgarde des Palastes und ein Teil der Landtruppen schlugen sich noch pflichtgetreu bis zum 5. Oktober; dann ergaben sie sich der Uebermacht, nachdem inzwischen der König und seine nächsten Verwandten geflüchtet waren. Hätte der König so viel Mannesmut gehabt, um sich selbst an die Spitze der treuen Truppen zu stellen, so hätte er vielleicht den Thron seiner Väter noch retten können. Denn zeitweilig stand die Sache der Aufrührer so kritisch, daß sogar

der verräterische Flottenkommandant in einem Augenblick der Verzweiflung am Erfolge des Aufruhrs Selbstmord verübte.

König Manuel, seine Mutter und seine Großmutter sowie sein Oheim haben ihr wertes Leben auf der Yacht „Amelie" nach Gibraltar gerettet, während ihr Land und ihr Volk den Umstürzlern preisgegeben ist. Die Leiter der Revolution, die sich stolz zu den Professoren und sonstigen „Kulturträgern" rechnen, hatten in der Presse sofort verkünden lassen, daß diese herrlichste aller Revolutionen von allen Ausschreitungen unbefleckt sei. Aber es zeigte sich bald der Fluch der bösen Tat. Die „aufgeklärten" Machthaber hatten, wie das bei solchen Umstürzen üblich ist, die Vertreibung der Mönche und Nonnen als erste Tat der Republik angekündigt. Da nahm ihr Straßenanhang in Verbindung mit der verräterischen Soldateska die Gelegenheit wahr, um schnell in seiner Manier Kulturkampf zu treiben und zugleich Beute zu machen. Es gab eine Jagd auf Geistliche und Ordensfrauen; ein Jesuitenkloster, das dem Sturm des Pöbels Widerstand leistete, wurde von dem herbeigeholten Militär „erobert" und dann in schmählicher Weise geplündert, wobei nach dem Vorbilde der „großen" Pariser Revolution auch der Hochaltar geschändet wurde; in ein Nonnenkloster drangen die republikanischen Banden zur Nachtzeit ein und gingen gegen die schwachen Frauen so „tapfer" vor, daß zwölf Nonnen verwundet wurden. Die mehrfachen Greueltaten dieser Art werden von einem großen Teil der liberalen „Weltpresse" verschwiegen oder gar beschönigt durch die handgreifliche Tendenzlüge, daß die Jesuiten Bomben auf das Publikum geworfen hätten. Natürlich versichert jetzt hinterher die neue Regierung, daß sie für die Sicherheit die nötigen Maßregeln treffen werde. Es frägt sich nur, wie weit sie ihre Bundesgenossen, den Pöbel und die eidbrüchige Soldateska, noch in der Hand hat.

In den ersten Tagen wurde noch aus dem Norden Portugals gemeldet, daß dort ein Widerstand der konservativen Landbevölkerung und der treugebliebenen Truppenteile sich vorbereite. Aber davon ist jetzt alles still geworden. In Portugal hat offenbar, abgesehen von den wohlgeordneten Geheimbünden und deren Gefolgschaft, die volle Desorganisation geherrscht. Man hat das Volk von den Umstürzlern ruhig verführen lassen, ohne etwas zur Sammlung der guten Elemente zu tun. Und nun kamen noch die kulturkämpferischen Blätter mit der alten Phrase, die bei jeder Unruhe in den romanischen Ländern gebraucht wird: der Klerikalismus habe das Unheil angerichtet. Ach, wenn Portugal nur etwas mehr gehabt hätte von jenem „Klerikalismus und Ultramontanismus", der bei uns zu Lande den Evangelischen Bund nicht schlafen läßt! Dann hätte es dort eine katholische und loyale Partei gegeben, die den Revolutionären ein Gegengewicht hätte bieten können. In Spanien ist ja derselbe Mangel an „Klerikalismus" zu beklagen. Die Geistlichkeit steht hilf- und schutzlos gegenüber allen ministeriellen oder revolutionären Kulturkämpfern, weil die christlich gesinnten Kreise nicht organisiert sind.

Die Phrase von der Schuld des Klerikalismus ist noch besonders deshalb absurd, weil der König Manuel gerade jetzt ein liberales Ministerium um sich hatte, dann einen Kulturkampf nach spanisch-französischem Muster führen und namentlich auch die Beseitigung der Klöster in die Hand nehmen wollte. Also wenn es den Umstürzlern nur auf die Abwehr des Klerikalismus angekommen wäre, so hätten sie ruhig den König sich weiter seines Lebens freuen lassen können. Aber die Herren wollten in ihrem Ehrgeiz (und teilweise auch in ihrer Habgier) die volle Macht für sich selbst haben.

Die raffinierte Ausnützung der Presse seitens der Umstürzler zeigte sich auch darin, daß sie sofort von allen Ecken und Enden der Welt zu suggerieren versuchte, die Republik sei bereits von den Mächten anerkannt. Das ist aber bisher nicht geschehen. Die Mächte haben einfach die Anzeige von der Einführung einer provisorischen Regierung entgegengenommen und sind auch gelegentlich mit den tatsächlichen Machthabern zur Erledigung laufender Angelegenheiten in Verkehr getreten. Das ist aber noch keine offizielle Gemeinschaft oder Anerkennung. Anderseits ist es ja klar, daß eine fremde Regierung nicht den Beruf hat, für eine Dynastie in die Bresche zu treten, die sich unfähig erwiesen hat. Die monarchischen Regierungen werden den Vorgang sehr bedauern, aber sie werden nicht eingreifen können. Es muß abgewartet werden, ob das portugiesische Volk sich der aufgezwungenen Ordnung fügt und bei den nächsten Wahlen die provisorische Regierung zu einer definitiven macht. Vor einer unzweideutigen Bekundung des Volkswillens wird hoffentlich keine Regierung die formelle Anerkennung aussprechen. Ob der wirkliche Wille der Mehrheit des Volkes von Portugal überhaupt zur richtigen Bekundung gelangen kann, ist freilich noch fraglich. Aber das ist dann die Schuld der Portugiesen, die sich nicht rechtzeitig organisiert haben und deshalb zum Spielball von Abenteurern und Verrätern werden.

Wird nun die republikanische Krankheit weiterfressen? Wird Spanien dem Beispiel Portugals folgen? Anscheinend ist es nur eine Frage der Zeit. Der Parallelismus in der Entwicklung der beiden Länder ist ganz auffallend. Aus Griechenland werden neuerdings wieder Abdankungsgelüste des bedrängten Königs gemeldet. Kommt dann Italien an die Reihe? Diejenigen Länder, die am wenigsten für eine Selbstregierung reif sind, greifen zuerst nach dem verlockenden republikanischen Gift.

Aber wir wollen lieber zunächst dafür sorgen, daß bei uns zu Lande dem groben und feinen Republikanismus die Wege verlegt bleiben.

Die Metzer Generalversammlung der Görresgesellschaft.

Von Universitätsprofessor Dr. Sägmüller, Tübingen.

Die heurige Tagung der Görresgesellschaft in der an historischen Erinnerungen aus alter und neuer Zeit so reichen Stadt Metz hat eine besondere Bedeutung dadurch erhalten, daß sich die Gesellschaft neue Satzungen gab, eine neue „Goldene Bulle", wie Geheimrat Professor Dr. Grauert in seiner nach Art und Zeit glücklich gewählten, echt wissenschaftlich vertieften, warm katholisch empfundenen Schlußrede über den Straßburger Aufenthalt Josephs von Görres (1819—1827) humoristisch bemerkte. Dabei spielte er auf die von Kaiser Karl IV. 1356 in Metz erlassene bekannte „Goldene Bulle" an. Diese neue Verfassung war für die Görresgesellschaft notwendig geworden, weil sich alle ihre Verhältnisse im Laufe ihres nunmehr fast 35 jährigen Bestandes ins viel Größere ausgedehnt haben, so daß der alte Rahmen da und dort nicht mehr genügte, und es nach der finanziellen Seite hin nötig ist, daß die Gesellschaft die juristische Persönlichkeit besitzt. „Die Höhe des Jahresumsatzes, der stetig sich erweiternde Geschäftskreis und die in die Tausende gehende Mitgliederzahl nötigten gebieterisch dazu," so sagen die von Professor Dr. Beyerle in Göttingen äußerst geschickt verfaßten Motive zum Entwurf der neuen Satzungen. Dem Wesen nach freilich ist nichts geändert und ebensowenig dem Zwecke nach. Denn auch die neuen Statuten haben wie die alten an der Stirne die herrlichen Worte:

„Geleitet von dem katholischen Grundsatze, daß zwischen der von der Kirche getragenen Offenbarung und den Ergebnissen echter Wissenschaft niemals ein Widerspruch bestehen kann, vielmehr Glaube und Wissenschaft einander wechselseitig fördern und ergänzen, ist am 25. Januar 1876, dem 100jährigen Geburtstag Josephs von Görres, eine Anzahl deutscher Katholiken zusammengetreten zur Gründung eines Vereines unter dem Namen: Görresgesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland".

Von den großen Männern, die, umloht von den hochaufschlagenden Flammen des Kulturkampfes durch solche Worte der neugegründeten Görresgesellschaft ihre Bahn vorgezeichnet, sind leider die meisten ins Grab gesunken. Erinnert sei nur an die unvergeßlichen Namen Heinrich, Haffner, Hergenröther, Janssen. Noch sind übrig aus der Gründerzeit vor allem der Präsident von Anfang an, Prof. Dr. Freiherr von Hertling, der seit 1891 als Sekretär funktionierende Dr. Hermann Cardauns, Justizrat Dr. Julius Bachem u. a. Möge es ihnen und den im Laufe der Jahre neu hinzugetretenen Vorstandsmitgliedern bzw. Beiräten gelingen, mit Hilfe der neuen Statuten die Görresgesellschaft im Verein mit der kirchlichen Autorität, Papst und Bischöfen, wie bisher glücklich durch alle Fährlichkeiten der Zeit zu leiten!

Des darf man froher Hoffnung sein. Denn, wie Jahr um Jahr, so entfaltete sich auch heuer unter dem Beisein und Segen des Bischofs des Tagungsortes ein reiches wissenschaftliches Leben. Auch heuer wieder ist wahr geworden das Wort des Freiherrn von Hertling in seiner Eröffnungsansprache: „Fünfunddreißig Jahre lang wandelt die Görresgesellschaft den Weg des Lichtes, und an zahlreichen ihrer Tagungen haben Mitglieder des Episkopats teilgenommen".

Aus den Sektionen ragen, wie bisher immer, so auch heuer hervor die für Altertumskunde und für mittlere und neuere

Geschichte mit vielen, vielen, zum Teil hochinteressanten Vorträgen über Themata aus dem Altertum, dem Mittelalter, der neueren Zeit, aus der Kirchen-, politischen, Religions-, Heiligen-, Kultur- und Lokalgeschichte, aus den historischen Hilfswissenschaften. Den so fruchtbaren Historikern kommt aber auch heuer wieder am nächsten die Sektion für die Philosophie und die für die Naturwissenschaften mit Reden über: Die Entwicklung des Raumsinnes bei den Tieren; Das philosophische Lebenswerk des Robert Grosseteste, Bischof von Lincoln, Entwicklungskorrelationen; Das Lothringer Eisenerzgebiet in geologischer, bergbaulicher und wirtschaftlicher Hinsicht. Reges Leben endlich entfaltete sich in der jüngsten der Sektionen, der für Rechts- und Sozialwissenschaft mit hochmodernen Vorträgen über: Das Dekret der Konsistorialkongregation vom 20. August 1910 über die amotio administrativa des Pfarrers; Neue Theorien zur Entstehung des modernen Kapitalismus; Der heutige Stand der wissenschaftlichen Forschung des Mittelstandsproblems.

Doch ist das nicht alles. Da wird weiterhin in den allgemeinen und Sektions-Sitzungen Bericht erstattet über die Zahl der Mitglieder und Teilnehmer der Gesellschaft (4200 bzw. 1090), über den Stand des vorhandenen Vermögens (77 600 ℳ), Jahreseinnahmen und -ausgaben (72,000 bzw. 69,000 ℳ), über die Vereinsschriften und die wissenschaftlichen Organe der Gesellschaft, wie das treffliche „Historische Jahrbuch“, das „Philosophische Jahrbuch“, über Publikationen und Studien, welche mit Beihilfe oder wenigstens unter Anregung der Gesamtgesellschaft oder einzelner Sektionen erschienen sind, fortgesetzt oder in Angriff genommen werden sollen — es sei nur an das ausgezeichnete „Staatslexikon“ erinnert —, über Institute und Stationen der Gesellschaft, so über das römische Institut, welches bekanntlich die sämtlichen Akten des Tridentinischen Konzils ediert, und über die neu gegründete wissenschaftliche Station in Jerusalem.

Da wird endlich in den Sitzungen des Gesamtvorstandes — last not least — das notwendige Geld für all das — namentlich auch für Privatdozentenstipendien — zugebilligt, der Etat in Balance gebracht. Mehr als eine Million Mark ist so bereits seit Bestand der Görresgesellschaft durch die Opferwilligkeit der deutschen Katholiken zusammengekommen und in der denkbar nützlichsten Weise von der Görresgesellschaft für wissenschaftliche Zwecke verausgabt worden.

So können wir die Görresgesellschaft mit einem gewissen Stolz als die Academia catholica neben die berühmten Akademien in Berlin, Wien, München, Göttingen, Heidelberg usw. stellen mit dem lauten Ruf: Vivat Academia! Und sie wird leben, wachsen, blühen und gedeihen, wenn immer mehr Mitglieder und Teilnehmer in sie eintreten im Bewußtsein der hohen Werte und Interessen, um die es sich da handelt. Unter diesem Gesichtspunkt war hocherfreulich die allgemeine, fleißige und ernsthafte Teilnahme der Theologen des Metzer Priesterseminars unter Führung ihrer verehrten Vorstände und Lehrer an allen Sitzungen. Das ist Saat auf Hoffnung!

Odilienberg.

Die Nacht liegt auf dem stillen Klosterberge — —
Des lauten Werktags Lärm ist sacht verhallt,
Und schweigend liegt das weite, dunkle Tal,
Aus dessen Tiefen dichter Nebel wallt.

Wie eine schlummerschwere Menschenseele
Dehnt an den Hängen sich der Tannenhain.
Zuweilen nur blitzt wie ein lichter Traum
In weiter Ferne flücht'ger Lichterschein.

Der Klosterfriede! — Wie ein fernes Klingen
Geht's durch das schlafende, verträumte Land.
Der Klosterfriede! — Alte Märchenzeit,
Da überall ich Klosterfrieden fand!
— — — — — — — —

Und ewig, ewig möchte ich so stehen
Und immer nur ins Abenddunkel sehen.

Heinz Hagen.

Polen und Tataren.

Ein letztes Wort zur Tannenbergfrage.

Von Pfarrer Dr. Nieborowski.

Mein Artikel über den historischen Hintergrund der sogenannten Tannenbergfeiern in der „Allg. Rundschau“ vom 2. Juli cr. hat seinen Zweck im wesentlichen erreicht. Die katholische Welt ist aufmerksam geworden, und die deutschen Katholiken haben erkannt, daß das Gerechtigkeitsempfinden für die heute vielfach bedrückten Polen nicht soweit gehen darf, die Henkersarbeit zu verteidigen, welche Polen durch mehr als ein Jahrhundert an einem hochstehenden katholischen Orden und einem blühenden christlichen Lande verrichtet hat.

Es läßt sich verstehen, daß die Polen durch meine Ausführungen, welche einem jahrhundertelang gehegten und gepredigten Vorurteile energisch zu Leibe gingen, unangenehm berührt waren. Aber wahrhaft betrübend ist es, wenn die polnischen Gegenkundgebungen, da sie sachlich meinen Ausführungen sehr wenig anhaben konnten, fast unisono mir unehrliche Absichten unterschoben. Daß ich nur aus Sehnsucht nach einer besseren Pfarrei oder gar nach dem so wenig begehrten Posener Bischofstuhl meine Ausführungen machte, war noch das wenigste.[1]

Die einzige in etwa sachliche Entgegnung bringt Herr Pfarrer Stanislaus Kujot in Nr. 36, S. 623 ff., der „Allgemeinen Rundschau“. Aber ich traute meinen Augen nicht, als ich diese zahme Entgegnung las, denn Herr „Ks. Stanislaw Kujot“, unzweifelhaft dieselbe Persönlichkeit, hatte in nationalpolnischen Blättern, wo er vor meiner Entgegnung sicher ist, eine Gegenkundgebung ausgehen lassen, die von Verdächtigungen persönlicher Art gegen mich überfließt, abgesehen von den kühnen Behauptungen historischer Art, die er in der „Allgemeinen Rundschau“ wohlweislich vermieden hat. Doch zur Sache!

Wer beide Nummern der „Allg. Rundschau“, Nr. 27 u. 36, nebeneinanderhält, wird leicht sehen, daß K. meine wesentlichen Feststellungen gar nicht bestreitet. Die mohammedanische und heidnische Bundesgenossenschaft Jagellos, die furchtbaren Kirchenräubereien des „frommen“ Königs, sowie das einstimmige Urteil der damaligen Christenheit betr. dieser charakteristischen Merkmale seiner Kriegführung leugnet K. nicht, sondern gibt sie im wesentlichen zu, indem er nur die Zahl der Tataren im polnischen Heere herabzudrücken sucht.

Betreffs der angeblichen Fälschungen der sog. Kruschwitzer Urkunde ist zu konstatieren, daß Seraphim[2]) und besonders Plinski, ein Diözesangenosse K's und katholischer Theologe polnischer Nationalität, die Echtheit dieser und aller Urkunden betreff der Verleihung des Culmerlandes an den Orden endgültig sichergestellt haben. Wenn Papst Gregor IX. 1234 auf Ersuchen Konrads von Masowien die gefälscht sein sollende Kruschwitzer Urkunde bestätigt, und Konrad selbst im Jahre 1235 nochmals die Verleihung des Culmerlandes urkundlich bezeugt, so wird das wohl genügen, Herrn K. von seinem Fälscherwahn zu heilen. Uebrigens behandeln ca. 50 Urkunden denselben Gegenstand, welche auch ohne die Kruschwitzer Urkunde genügen, die Souveränität des Ordens über Culmerland festzustellen.

Bezüglich der Vorgeschichte von 1410 ist gegen K. zu bemerken, daß er einfach meine Feststellung negiert und sie dann doch indirekt zugibt. Trotz der angeblichen Taufe der Litauer[3]) im Jahre 1387 blieben noch die heidnischen Samaiten, die politisch nie zu Litauen gehört hatten, zu bekehren; ferner legten die Privilegien des Ordens diesem auch auf, die schismatischen Russen der römisch-katholischen Kirche zu unterwerfen. Also noch eine Aufgabe für Jahrhunderte! Dann waren die mit Jagello und Witold meist in vertraulicher Freundschaft lebenden[4]) Tataren in erreichbarer Nähe. Wäre Polen dem Orden nicht in den Arm gefallen, die westeuropäische Kultur würde heute bis zur Wolga reichen!

[1]) Ich habe aber auch mehrere zustimmende Schreiben von frommkatholischer, nationalpolnischer Seite erhalten.

[2]) Zur Frage der Urkundenfälschung des D. O., auch in Buchform erschienen; die Arbeit ist 87 S. stark, wogegen Perlbach auf 31 S. sich nur mit Kentrzynskis unsachlicher Methode beschäftigt und sie unbarmherzig aburteilt. Plinskis Arbeit „Die Probleme historischer Kritik in der Geschichte des ersten Preußenbischofs“ stellt die Korrektheit des Ordens bez. dieser Urkunden ins hellste Licht.

[3]) Man vergißt meist, daß nur ca. 30000 Litauer katholisch wurden. Hunderttausende waren russisch und demgemäß glaubte sich der Orden auch nach damaliger Auffassung zu ihrer weiteren Bekämpfung berechtigt, zumal sie selbst unaufhörlich in Preußen einfielen. (Caro, Gesch. Polens, III, 31 ff).

[4]) Die Beweise bei Caro III, 167 ff, wo die fromme Königin Hedwig sich mit Jagello wegen dieser Freundschaft entzweit. Betr. Witold 196 ff.

Als Geschichtsirrtum muß man K's Satz bezeichnen: „der Orden besetzte das politisch zu Litauen gehörende Samaiten." In feierlichen, durch Witold und den Polenkönig beschworenen und versiegelten Verträgen wurde Samaiten 1383, 1398 und 1404, auch noch 1409 und 1411 dem Orden überlassen, ja Witold half sogar bei der Unterwerfung der Heiden und beim Burgenbau. (Die Urkunden darüber b. Prochaska p. 51, 55, 96, 98 u. a.)

Ebenso unwahr ist, daß für Einführung des Christentums von seiten des Ordens nichts geschah. 1401 wurden die vornehmsten 80 Bojaren der Samaiten in Marienburg getauft. (Pusilie p. 130, Caro 213 ff., Treßlerbuch ad a. 1401). Und wenn die vollständige Bekehrung nicht gelang, so lag das nur an Witold, der die Samaiten immer wieder zum Abfall vom Orden reizte, *was jedesmal einen Rückfall ins Heidentum mit sich brachte.* So auch 1409, wo sich Witold im tiefsten Frieden, wie K. selbst zugibt, plötzlich „der Samaiten annahm".

Auf die übrigen Geschichtsirrtümer K's bezüglich 1410 gehe ich hier nicht ein, da mir der Raum zu historischen Erörterungen beschränkt wurde. Herr K. hat aus einer vergessenen und vergessenswürdigen Dissertation von Heveker eine Unmenge von Irrtümern übernommen. Ich rate ihm, bei den berufenen Historikern, Voigt, Caro, Weiß, Lohmeyer sich gründlicher zu informieren.

Es sei nur darauf hingewiesen, daß, wer vorher beschworene Schiedssprüche verwirft und Friedenstage nicht besucht, wie Jagello zu Prag und Breslau, eben den Frieden nicht will.

Ulrich von Jungingen hatte noch bis Mai 1410 seine Rüstungen lässig betrieben, durch die scheinbare Friedensbereitschaft der Polen getäuscht, während für Jagello der Krieg schon seit November 1409 feststand, wo er den Großchan der Tataren mit seinem ganzen Volke zum 24. Juni 1410 an die Weichsel bestellte. (Dlugoß X, 207). Dann waren freilich alle Friedensverhandlungen seitens Polens nur Komödie und sind als solche einzuschätzen.

Um meine Behauptung, der Orden habe nie den Bestand Polens bedroht, zu entkräften, bringt K. zwei „Teilungsverträge" vor, die derselbe bezüglich Polens mit dem Ungarnkönige geschlossen habe. Der eine (bei Prochaska p. 202) ist ein *defekter Papiermerkzettel* ohne Ort, Namen und Datum, und es gehört eine außerordentliche Unkenntnis der Urkundenlehre dazu, so etwas als einen Staatsvertrag anzusehen. Die Urkunde von 1392 ist *nur ein Vorschlag Ungarns*, und es ist sehr wenig ehrlich, zu verschweigen, daß der Orden diesen Vorschlag mit den schärfsten Ausdrücken[5]) *ablehnte.* K's Behauptung, Jagello habe vom Orden nur Dobrin und Samaiten, sowie ein Schiedsgericht des Ungarkönigs verlangt, richtet sich schon dadurch von selbst, daß die Gesandten dieses Königs ihm eben wegen seiner Hartnäckigkeit Sigismunds Kriegserklärung überreichten.

Jagellos „eigene Aussage" vor dem Konzil betreffs seiner Friedensliebe dürfte wohl wenig wert sein. Das gleiche gilt von dem Zitat Witolds, das K. anführt. Inwiefern dasselbe beweisen soll, daß bei den Polen wenig Tataren waren, ist unerfindlich. Wenn Jagello die aus Hunderten von Kirchen geraubten Gegenstände sich vom Papste nochmals schenken ließ, so mag Herr K. das für ehrenvoll halten, ich nicht. — Das Haupt der hl. Barbara läßt sich als Analogie für Jagellos Kirchenräubereien durchaus nicht heranziehen, da es in zweimaligem Friedensschlusse, bei dem auch der päpstliche Legat mitwirkte, feierlich abgetreten wurde.

Wenn der Privatbüchsenschütze des Polenkönigs bei der Belagerung Marienburgs auf die Statue schießt und der Schuß sogar wiederholt wird, so darf man logisch schon auf einen ausdrücklichen Befehl des Königs schließen.

Wenn K. meint, die vom Chronisten berichteten Wallfahrten und Wunder auf dem Tannenberger Streitplatze seien nicht wegen der gefallenen Ritter, sondern wegen des später dahingebrachten Marienbildnisses geschehen, so will das wenig besagen. In den Worten des Chronisten liegt doch, daß zuerst die Wallfahrten stattfanden, und dann das Marienbild hinkam. Auch ist es seltsam, daß das Marienbild vorher nichts Auffallendes wirkte, und dann an *der* Stätte Gnadenerweise geschahen, wo nach heutiger polnischer Auffassung die Kreuzritter, diese menschlichen Ungeheuer, von den frommen Polen gerechterweise niedergemacht wurden.[6])

Hiermit kommen wir zur Hauptsache, zur Zahl der Tataren. Die vielen Tausende heidnischer Samaiten und schismatischer Russen im polnischen Heere bestreitet K. nicht, nur die Zahl der Tataren sucht er absolut auf 300 herabzudrücken. Er und Heveker sind die einzigen „Historiker", welche an die 300 Tataren glauben. Sonst gibt es keinen Historiker, *weder von polnischer noch deutscher Seite*, welcher die Teilnahme vieler Tausende von Tataren unter ihrem Großsultan an der Tannenberger Schlacht leugnete. Vor allem verweise ich Herrn K. auf das Werk Szajnochas, eines begeisterten Polen, welcher der Tatarenhilfe *einen Löwenanteil* am Tannenberger Siege zuschreibt; seine Schlachtschilderung brachte der „Katolik", Nr. 85. Selbst Sienkiewicz gibt in seinem Tendenzroman eine Schilderung, aus welcher die große Zahl der Tataren hervorgeht, und nennt auch richtig ihren Führer, Sultan Saladin. Als Zeugen für die Zahl von 30000 Tataren können wir Witold selbst anführen, welcher sich (b. Prochaska p. 987) rühmt, daß ihm 30000 Tataren zur Verfügung stehen. Thunert, Voigt, Weiß, Caro und alle ernsten Schriftsteller geben die Zahl der Tataren auf 30000 bis 40000 an, die *ungezählten* gleichzeitigen Quellen oft auf mehrere Hunderttausende. Ich hoffe, das wird Herrn K. genügen. Die Quellen möge er in Scr. III und IV nachlesen. Pusilie, Szajnocha und andere (z. B. Scr. III, 418) bezeugen, daß tatsächlich eine Tatarenhorde beim Zusammenbruch des Ordensheeres den Ausschlag gab.

Was die Zahlen der Truppenkörper bei Tannenberg anlangt, so möge mir Herr K. statt Zweifeln *seine eigene Ansicht* darüber sagen, dann werde ich mich mit ihm auseinandersetzen.

Das gleiche gilt vom Verlauf der Schlacht. Es möge Herrn K. die Angabe genügen, daß meiner Auffassung nach, die sich auf Pusilie und die Cronica conflictus stützt, die Tataren und Litauer nicht nur den rechten Flügel, sondern die *ganze Front* der polnischen Aufstellung einnahmen.

„Daß nicht einmal alle polnischen Schlachtreihen in den Kampf kamen," meint Herr K. unter vornehmer Ignorierung meiner Beweise, sei „nicht zu erhärten". Ich bitte ihn, Nr. 27 der „Allgemeinen Rundschau" nochmals zu lesen.

Sehr unbequem ist Herrn K. die päpstliche Bulle, welche die Niederwerfung des Ordens durch die Heiden bezeugt. Aber er weiß sich zu helfen: der Hochmeister hat dem Papste so berichtet, und der Papst hat ohne jede Nachprüfung leichtsinnigerweise das in die Bulle geschrieben. In der Tat sehr einfach, — *wo aber ist der Beweis dafür? So einfach ist die Sache nicht.* Die Polen hatten 1410 eine zahlreiche Gesandtschaft beim Papste, während die Ordensgesandtschaft fast aufgelöst war, da der Prokurator sich in Preußen befand.

In dem Briefe vom 29. Juli 1410 nun, welchen Herr K. auch beiseite läßt, belehrt der Bischof Albert die polnischen Gesandten höchst eindringlich, wie sie dem Papste klar machen sollten, daß Polen keine Schuld an der Tatarenhilfe habe. Zu diesem Zweck *allein* ist der Brief geschrieben. Nun, qui s'excuse s'accuse. Daß aber die Adressaten den Intentionen Alberts entsprachen, und daß im Laufe von fünf Vierteljahren — denn so lange nach der Schlacht ist die Bulle ausgestellt —, genügend Informationen eingeholt waren, steht für jeden Denkenden fest.

Wenn ferner Herr K., um seine Position zu halten, meinen will, die „christlichen" Litauer hätten das Hostienschänden möglicherweise stärker betrieben als die Tataren, so ist das seine Sache; wenn aber, wie K. selbst zugibt, Litauer *und* Tataren die Frevler waren und *nur* Litauer gestraft wurden, so ist mein Schluß sicher berechtigt.

Ich muß also alles aufrecht erhalten, was ich in Nr. 27 der „Allgemeinen Rundschau" festgestellt, und möchte Herrn K. zum Schluß nur noch auf ein interessantes Geständnis eines Nationalpolen, des Grafen Skarzynski („Germania" Nr. 195) hinweisen, welcher feststellt: *Ohne Tannenberg kein Herzog Albrecht von Preußen.* Ganz meine Meinung. Tannenberg und die folgenden Raubkriege Polens gegen den Orden haben den protestantischen Hochmeister erst möglich gemacht.

Auf dem in Krakau enthüllten Jagellodenkmal sitzt der gewissenlose Fürst hoch zu Roß; unterhalb liegt ein sterbender Ritter in Ordenstracht. Mit diesem für ein katholisches Gemüt

---

[5]) Weiß Weltgeschichte, Bd. 11 p. 598.

[6]) Tatsächlich kann man die gefallenen Ordensbrüder von Tannenberg als Martyrer des hl. Sakramentes ansehen, denn vor allem die Kunde von den schrecklichen Hostienschändungen in Gilgenburg und Umgebung bewog den Meister, schon jetzt zur Schlacht zu schreiten, ohne die nahe Hilfe von Deutschland und Livland abzuwarten, und wahrscheinlich deswegen ging die Schlacht verloren. Die Tatsache ist von vielen Zeitgenossen bezeugt. Pusilie p. 215. Anual. Thorun. Scr. III, 314: „Da der Meister (von der Schändung der Eucharistie und der Kruzifixe in Gilgenburg) hörte, ward er von übergroßem Eifer ergriffen und zog in derselben Nacht dem Könige entgegen." Dasselbe berichtet ein frommer polnischer Priester aus Jagellos Umgebung, nachdem er mit Entsetzen die Gilgenburger Greuel geschildert. Scr. III, 724.

ohnedies verletzenden Denkmal hat Polen wahrhaftig nicht seine Ehre verewigt. — Ein jedes Volk hat in seiner Geschichte dunkle Flecken; möge Polen endlich erkennen, daß es seine Ehre und auch seinen Bestand mit Füßen trat in der zähen Sucht nach der Vernichtung des Deutschen Ordens. Nacheinander hat es, um Preußen zu gewinnen, dem Heidentum, dem Mohammedanismus, dem Hussitismus, dem Landesverrat, dem Protestantismus die Hand gereicht — möge es aufhören, das als Ruhmestat zu preisen, mögen die Polen auch hierin reuig sagen: Peccavimus, Domine, cum patribus nostris, iniuste egimus, iniquitatem fecimus. Vielleicht kommt dann eine bessere Zukunft, durch nationalen Chauvinismus kommt sie nie.

Ein im besten Sinne moderner Fürst.

Zu den jüngsten Reden des Prinzen Ludwig von Bayern.

Unter den heutigen regierenden Fürsten und denen, die in absehbarer Zukunft zur Regierung berufen sein werden, ist Prinz Ludwig, der bayerische Thronfolger, zweifellos einer der beliebtesten und volkstümlichsten. Daß von dieser Popularität selbst bis in die sozialdemokratischen Reihen ein Hauch gedrungen ist, hat der greise Bebel schon zum zweiten Male durch ein Diktum auf dem jüngsten Parteitage in Magdeburg bewiesen, das allerdings mehr durch eine gewisse schnöde Urwüchsigkeit als durch natürliches Taktgefühl auffiel. Wir erwähnen diesen Zwischenfall lediglich als Kuriosum. Es wirft zugleich ein grelles Schlaglicht auf die Salonanarchisten des „Simplicissimus", der fast zur gleichen Zeit den Prinzen als ausgemachten Rückschrittler mit einer Stalllaterne auf dem Hintergrunde des strahlenden „Nordlichtes" anpöbelte.

Prinz Ludwig von Bayern verdankt seine Volkstümlichkeit hauptsächlich dem regen Eifer und lebhaften Interesse für alle Zweige des vielgestaltigen und reichentwickelten Wirtschafts- und Erwerbslebens, für alle diese Entwicklung fördernden Fortschritte der Wissenschaft und Technik. Alle Reden des Prinzen zeugen von einer auf gründliches Studium und eigene Beobachtung und Erfahrung gestützten Beherrschung des Gegenstandes. Mag er, wie noch jüngst beim hundertjährigen Jubiläum des Landwirtschaftlichen Vereins, als „praktischer Landwirt" sein hohes Verständnis für die Bedürfnisse des Großgrundbesitzes wie des kleinen Bauernstandes bekunden, oder im Bayerischen Kanalverein als Bahnbrecher des Anschlusses an die großen Wasserstraßen auftreten, oder als Protektor des Deutschen Museums die Errungenschaften der Technik feiern, immer erscheint er als im besten Sinne des Wortes moderner Fürst, jedem gesunden Fortschritt zugänglich und mit scharfem Blick für das, was dem Wohle des ganzen Volkes, aller Stände frommen kann.

Ein Ausfluß dieses fortschrittlichen Geistes war es auch, als der bayerische Thronfolger Seite an Seite mit dem Grafen Zeppelin, der zur Jahresversammlung des Deutschen Museums in München weilte, das lenkbare Luftschiff „Parseval VI" bestieg und eine Fahrt über die Haupt- und Residenzstadt München machte. Am Abende dieses denkwürdigen Tages, beim Festbankett der Stadt München zu Ehren des Deutschen Museums, ergriff kein Geringerer als der frühere Staatssekretär im Reichsamt des Innern, Graf Posadowsky, das Wort, um dem Prinz-Protektor in Ausdrücken von besonderer Gefühlsinnigkeit unter stürmischem Beifall der Versammlung zu versichern, „daß man weit über die Grenzen Bayerns hinaus die Verehrung teile, die Ihre Person so offensichtlich umgibt." „Sie nehmen regen Anteil an allen wirtschaftlichen Fragen und kommen dabei mit allen Kreisen der Bevölkerung in freundliche Berührung. Die fürstliche Würde, umkleidet mit dem wärmenden Mantel schlichter Menschlichkeit und herzlichen Wohlwollens."

Anderthalb Wochen nach der aus allen Teilen des Deutschen Reiches besuchten Tagung des Deutschen Museums bewies Prinz Ludwig aufs neue sein lebhaftes Interesse an den Errungenschaften, aber auch an manchen Schattenseiten einer neuen Zeit durch eine sehr bemerkenswerte Rede anläßlich der Eröffnung der Handelshochschule München. Der Prinz verbreitete sich über die Aufgabe dieser neuen Hochschule, dabei aber auch der altehrwürdigen und doch immer jungen Universität, deren dankbarer Schüler er zeitlebens bleibe, und der blühenden und glänzenden Technischen Hochschule, der Schülerzahl nach der ersten im Deutschen Reiche, gedenkend. Seiner Gewohnheit gemäß flocht er auch diesmal freimütige Gedanken in seine Rede ein, die von der üblichen Schablone nicht unerheblich abweichen. Besonders was der künftige Thronerbe über Examina und Noten sagte, klang aus diesem Munde recht ungewöhnlich, namentlich wenn man es auf dem Hintergrund des Meinungsstreites über die durch ministerielle Verfügung künftig von jeder Anstellung im höheren Justiz- und Staatsdienst ausgeschlossenen sog. „Dreierjuristen" betrachtet. Die hierauf bezüglichen und einige weitere Stellen der Rede seien hier im Wortlaut mitgeteilt:

„.... Ich möchte aber noch auf eine andere Bedeutung der Handelshochschule hinweisen. Sie wissen ja alle, daß die große Masse studierter und gebildeter Menschen, die wir speziell im Deutschen Reiche haben, die größte Mühe hat, im Reichs-, Staats- und Gemeindedienste unterzukommen. Auch der Kirchendienst absorbiert nur eine kleine Zahl, und da ist es ja selbstverständlich, daß für letzteren nur ganz speziell entsagungsvolle und dazu besonders berufene Personen sich eignen. Die sogenannten freien Berufe, Wissenschaft und Kunst, können auch nur wenige aufnehmen. Da kann man sagen: Viele sind berufen und nur wenige werden auserwählt.

Diejenigen, die die Vorlesungen gehört haben, die werden die Qualität der Lehrer sehr wohl zu unterscheiden wissen. Denn es braucht dazu nicht bloß ein großes Maß von persönlichem Wissen, sondern auch die Kunst, es den Hörern so beizubringen, daß sie mit Interesse diesen Vorlesungen folgen und einen Nutzen davon haben. Examina, Noten, das ist alles sehr notwendig; es beweist aber immerhin nur, daß man ein gewisses Maß von Kenntnissen sich angeschafft hat. Aber ein schlechtes Examen, mindere Noten, beweisen noch immer nicht, daß der Mann nicht tüchtig ist. Es sind oft unglückliche Zufälle, die einen Kandidaten dazu gebracht haben, daß er ein weniger gutes Examen machte. Ich sage nichts gegen Examina und Noten; sie müssen sein, weil sonst jeder Maßstab für die Bewertung des Kandidaten fehlt. Aber erst, wenn er ins Leben hinaustritt — er mag einen Beruf wählen, welchen er will — wird er zeigen und zeigen müssen, daß er etwas kann. Denn wir haben gar viele Leute gehabt und haben sie noch, die ausgezeichnete Noten hatten und, wenn sie dann in das Leben hinausgetreten sind, recht wenig geleistet haben. Und umgekehrt manche auch, die mit weniger guten Noten später in der Welt Hervorragendes geleistet haben, und zwar in allen Ständen und in allen Berufen.

Und da möchte ich noch auf eines aufmerksam machen: Es heißt: man kann nicht mehr vorwärts kommen! Die Neuzeit schablonisiert, zwingt den einzelnen, in der Tretmühle, in der er sich befindet, mühsam fortzuarbeiten. Das trifft wohl bei vielen zu, aber hervorragend gescheite, tüchtige Menschen, und zwar in allen Ständen, haben es dahin gebracht, vorwärts zu kommen. Es wäre ja geradezu trostlos, wenn das anders wäre. Von den untersten Stufen, von Leuten, denen es im Leben nicht vergönnt war, eine höhere Bildung zu erhalten, ist es ja geschehen, daß sie die höchsten Stufen im Staatsleben eingenommen haben. Ich verweise hier nur auf die Vereinigten Staaten, wo mit die besten Präsidenten ganz unten angefangen haben. Aber, wie gesagt, das soll kein Stein sein, den ich auf die Anstalten werfe. Lernen und wissen kann kein Mensch genug. Er muß nur wissen, es später anzuwenden.

.... Ich habe vorhin von Examen, Noten gesprochen. Wer nicht unterkommen kann im Reichs-, Staats- oder Gemeindedienste usw., der soll sich dem Gewerbe, der Industrie, dem Handel widmen. Gar manche Studierte der Universität und der Technischen Hochschule haben es ja gerade im Handelsfach weit gebracht. Und ich glaube, es wird dem Handelsstande und auch der Industrie nicht zum Nachteil gereichen, wenn solche studierte Leute auch von anderen Hochschulen sich diesem Berufe widmen.

Eines aber möchte ich noch erwähnen: das ist, daß jedermann mehr oder weniger Kaufmann sein soll. Jeder, der ein Geschäft treibt, mit Ausnahme derjenigen, die auf fixes Gehalt angewiesen sind, und jeder, der produziert, der muß ja auch in gewisser Hinsicht Handelsmann sein. Er muß die Rohprodukte, die jeder braucht, billig und gut zu beziehen wissen, und er muß das, was er selber produziert, auf eine Art verkaufen, daß er wenigstens einen kleinen Gewinn bei all seinen Produktionen hat. Sonst kann er die allerbesten, die allerschönsten Sachen hervorbringen, er wird finanziell zugrunde gehen, und seine Bemühungen werden umsonst sein. Darum sage ich: Jeder soll wenigstens in gewisser Hinsicht Kaufmann, Handelsbeflissener sein....."

Zur Antialkoholbewegung.

Von Franz Weigl, München.

In Augsburg hat in der ersten Oktoberwoche der 7. Deutsche Abstinententag stattgefunden, der starken Besuch und eine energische Vertretung der Alkoholabwehr aufwies. Wer der ganzen Bewegung mit Ruhe und doch dem Ernste, der den Alkoholschäden zu widmen ist, gegenübersteht, wird vor allem — trotz mancher Ohorufe in der Versammlung — die Mahnung des Vertreters des bayerischen Ministeriums des Innern und der Königlichen Kreisregierung von Schwaben und Neuburg, Regierungs- und Medizinalrat Dr. Roger, unterstreichen, man möge den amerikanischen Temperenz-Fanatismus von Deutschland fernehalten.

Es ist sehr am Platze, vor den Auswüchsen des Alkoholismus zu warnen und durch gründliche Belehrung den sozialen und sittlichen Schäden, die der Mißbrauch mit sich bringt, entgegenzuwirken. Die Hauptaufgabe wird dabei in der Bereitstellung bester Ersatzgetränke liegen, denn immer noch scheitert die Abwehr meist am Mangel an gutem Ersatz für die alkoholischen Getränke. Der Erfolg liegt nicht allein in Aufklärung, sondern in der Beeinflussung der praktischen Lebensgestaltung. Am meisten dürften die Abstinenzfanatiker ihrer Sache schaden, wenn sie die Vertreter der Mäßigkeitssache befehden, da niemals ohne weiteres ein plötzlicher Umsturz in Lebensgewohnheiten erkämpft werden kann. Man darf den Referaten des Abstinententages auch zugestehen, daß sie taktvoll und maßhaltend erstattet wurden.

Sehr beachtenswert erscheint u. a. der Vortrag von Dr. jur. Otto Bauer über das „Pollard-System" der be-



dingten Verurteilung, die bei Delikten von Gelegenheitstrinkern — Gewohnheitstrinker gehören in eine Heilstätte — eintreten soll. Hält der Trinker sein „Gelübde", sich ein Jahr lang der geistigen Getränke zu enthalten, so soll ihm die Strafe geschenkt werden. Das aus Amerika stammende System hat in Australien, Großbritannien und Irland gesetzliche Geltung erhalten, und zwar nach vorliegenden Berichten mit bestem Erfolg.

Im Zusammenhang mit der Sittlichkeitsbewegung steht der Vortrag von Professor Dr. Leimbach-Heidelberg über die Kellnerinnenfrage. Im Anschluß an die von 125000 Frauen im Reichstag eingereichte Petition, die eine Bestimmung für die Gewerbeordnung fordert, nach der in Schankräumen von Gastwirtschaften und Schankstellen Gäste nicht durch Personen weiblichen Geschlechts bedient werden dürften, führte der Referent aus, daß nicht wirtschaftliche Mißstände hier in Frage kämen, sondern lediglich die Ueberzeugung, daß auf keine andere Weise den sittlichen Gefahren und den daraus sich ergebenden gesundheitlichen Schäden ein Ende gemacht werden könne.

Am wichtigsten ist, was über Alkohol und Jugend gesagt wurde. Hier ist sich alles einig, daß von dem unausgereiften Körper jedes kleinste Maß Alkohol wie jedes andere Genußgift unter allen Umständen vollständig fernzuhalten ist. (Namentlich in Altbayern wird in diesem Punkte von unvernünftigen Eltern viel gesündigt, indem man Kinder oft schon im zartesten Alter durch Bier „beruhigt".) Die Jugend ist auch leicht mit Milch, Limonaden, Malzkaffee, Fruchtsäften zufriedenzustellen, wenn sie von Anfang an daran gewöhnt und dem Gift ferngehalten wird. Es war ein guter Gedanke, dem Zusammengehen von Jugendfürsorgebestrebungen und Alkoholschutz der Jugend das Wort zu reden.

Die Organisation abstinenter Katholiken, das „Kreuzbündnis", war bei der Tagung auch gut vertreten und hielt eine eigene Versammlung ab. Inspektor Nirschl-München sprach über „Trinkerelend" und warb für die Unterstützung eines katholischen Trinkerheims, das im November in Egmating bei München errichtet wird. Die Organisation empfahl auch Benefiziat Koch u. a. mit dem interessanten Hinweis darauf, daß von 100000 organisierten Abstinenten nur 6000 Katholiken seien. Wer deshalb auf katholischer Seite auf dem Boden völliger Alkoholenthaltsamkeit steht, möge nicht für sich allein bleiben, sondern sich dem Kreuzbündnis anschließen!

Auf einen Gesichtspunkt, der nicht mit Unrecht im „Pharus" mehrfach erörtert wurde, sei für die ganze Bewegung noch hingewiesen. Wir stehen vor der Neufassung des Strafgesetzbuches. Hierbei ist ein neuer Paragraph vorgesehen, der Jugendliche (bis zu 14 Jahren) vor „Körperverletzungen mittelst grausamer Behandlung" seitens derjenigen, deren Fürsorge und Obhut das Kind anvertraut ist, schützen will. Es wäre sehr zu überlegen, ob in das Gesetz an dieser Stelle nicht die sehr weitverbreitete Körperverletzung Jugendlicher durch Alkoholgenuß, namentlich durch Berauschung, aufgenommen werden soll. Man mag sich zur Abstinenz stellen wie immer, in der Forderung des Schutzes der Jugend muß alles einmütig zusammenstehen und die schärfsten Maßnahmen herbeiwünschen.

Der Sommer starb.

Der Sommer starb, und der Herbstwind kam
Und nahm mir die frohen Flügel,
Womit meiner Seele Sehnsucht nahm
Den Flug über Tal und Hügel
Den Flug über Land, hinaus so weit,
An das Haus auf stiller Heide,
Wo die Eichen stehen in Einsamkeit
Und die Birken in weisser Seide.

Wo die alte, verfallene Mühle rauscht,
Und die Kiefern flüstern im Winde,
Und das Herz dem zitternden Märchen lauscht,
Dem Märchen vom Königskinde...
Dahin trug mich meiner Sehnsucht Flug.
Ich sah meiner Heide Sterne —
Und des Alltags Traum und des Alltags Trug
Lag schweigend in toter Ferne!

Eugenie Taufkirch.

Die Justiz im Kampfe gegen die Pornokunst.

Vom Herausgeber.

Jahrelang haben die Gerichte im Kampfe gegen eine Pornokunst, die sich unter dem Schutze von „Kunstsachverständigen" und durch Vortäuschung sogenannter „Privatdrucke" zu decken verstand, nur zu oft versagt. Es ist das Verdienst der vielverspotteten Sittlichkeitsbewegung und der hinter diesen Bestrebungen stehenden Männer aus den verschiedensten Parteilagern, daß die falschen Masken einer Pornographenzunft, welche den Namen der hehren Kunst nur als Vorwand mißbrauchte, in unermüdlichem, zähem Kampfe gelüftet, die Machenschaften eines außerordentlich lukrativen Handels mit den schamlosesten Produkten des Stiftes und der Feder entlarvt wurden.

Der Schaden und das Aergernis, die durch jahrelanges Gewährenlassen angerichtet wurden, lassen sich nicht wieder gut machen. Aber es mehren sich die Anzeichen, daß das Eis gebrochen und eine Umkehr der so lange irregeführten Rechtsprechung im Gange ist. Das Verfahren gegen den pornographischen Massenvertrieb von Stern (Rosner) in Wien hat bisher gute Erfolge gezeitigt und ist, wie wir bestimmt wissen, noch keineswegs abgeschlossen. In München wurde schon im Frühjahr das u. a. in Katalogen der Hofbuchhandlung Karl Schüler (Ackermanns Nachfolger) angepriesene schamlose Buch „Venus und Tannhäuser" durch landgerichtliches Urteil eingezogen. Die beim Reichsgericht eingelegte Revision ist nach Lage der Sache aussichtslos. Zwar hat das Münchener Schwurgericht im subjektiven (persönlichen) Strafverfahren gegen Sutter, den Herausgeber des Schandalbums „Phönix", versagt, aber die bevorstehende Verhandlung im objektiven Verfahren kann nur mit einer schweren moralischen Niederlage des Unternehmers und der ihm dienstbaren Künstler endigen.

Unter diesen Künstlern befindet sich auch der in diesen Tagen vielgenannte Münchener Radierer Willy Geiger, dem seit dem Juni dieses Jahres schon zum zweiten Male das Mißgeschick begegnet, daß Radierungen, die mit seiner Zustimmung in den Handel gelangten, vom Landgericht als unzüchtig eingezogen wurden. Dem im Juni eingezogenen „Kyrie eleison" (Text von Waldemar Bonsel, Radierungen von Willy Geiger) ist jetzt „Das gemeinsame Ziel" von Willy Geiger gefolgt. Diese letztere Einziehung hat eine merkwürdige Vorgeschichte. Das Album, über dessen Charakter der weiter unten folgende Prozeßbericht keinen Zweifel läßt, wurde am 17. Dezember 1907 durch Strafkammerurteil desselben Landgerichts auf Grund von Künstlergutachten und der bekannten Fiktion eines „Privatdruckes" freigegeben. Auf Grund ähnlicher Gutachten sind ja auch andere zweifellos unzüchtige Werke, z. B. die „Japanische Erotik", freigegeben, eine Tatsache, auf die sich jüngst A. G. Hartmann (Berlin) in der „Allgemeinen Zeitung" gegenüber Geheimrat Georgi (Leipzig) berufen konnte.

Leider läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die wiederholten Irrtümer in der Rechtsprechung den an der inzwischen gesteigerten pornographischen Produktion beteiligten Händlern und Künstlern als mildernde Umstände anzurechnen sind. Leute mit minder zart besaitetem ethischem Empfinden konnten aus den vor Gericht erfochtenen „Siegen" nur zu leicht einen Freibrief herleiten für die bequeme „Kunst", aus gemaltem oder geschriebenem Schmutz Gold zu machen. Man kann es daher leicht begreifen, wenn, wie uns berichtet wird, der Radierer Willy Geiger mit wahrnehmbarer innerer Erregung der Prozeßverhandlung vom 5. Oktober 1910 folgte, welche das Urteil vom 17. Dezember 1907 umstoßen mußte. Wenn aber daraus ein Vorwurf hergeleitet werden soll, so trifft er nicht die heutigen Richter, sondern die Richter von 1907, welche sich durch „Kunstsachverständige" und durch advokatische Fiktionen irreführen ließen.

Der im höchsten Grade ungebührliche Versuch des Rechtsbeistandes Willy Geigers, die Sache auf das politische Gebiet hinüberzuspielen und unter deutlichem Hinweis auf die Landtagsmehrheit in Bayern der Justiz zu imputieren, daß sie „bei aller Objektivität" doch dem Einfluß der „herrschenden Verhältnisse" nachgebe, ist sowohl vom Staatsanwalt als auch vom Vorsitzenden (in der Urteilsbegründung) entsprechend zurückgewiesen worden. Bei dieser Gelegenheit sei besonders hervorgehoben, daß unter den Sachverständigen, welche vor der Erhebung der neuen Anklage vernommen wurden, keiner auf dem politischen Standpunkte des Zentrums steht. Der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" kann sich im übrigen völlig mit dem identifizieren, was im „Bayerischen Kurier" am 8. Oktober (Nr. 281) zu lesen war:

„Es muß auch betont werden, daß liberale Künstler, Gelehrte, Parlamentarier und Journalisten, welche im verflossenen Winter Gelegenheit hatten, das Album in Augenschein zu nehmen, im Abscheu gegen die zum Teil unsagbar unflätigen Bilder einig waren. Für die ganze Haltung der „Münchner Neuesten Nachrichten“ ist es wieder einmal sehr bezeichnend, daß sie die ungehörige Verdächtigung, welche Rechtsanwalt Eichhold gegen die Justiz richtete, durch mehrere gesperrt gedruckte Zeilen hervorhoben, also deutlich zu erkennen gaben, daß sie der gleichen Ansicht sind wie der Verteidiger. In den vorliegenden Berichten wird übrigens die Sache so dargestellt, als ob es sich um einen „Privatdruck“ handle, den Willy Geiger lediglich für „seine Freunde“ habe herstellen lassen. Dem widerspricht die Tatsache, daß das Album in verschiedenen buchhändlerischen Katalogen öffentlich angepriesen ist, so in den Katalogen der Hofbuchhandlung Karl Schüler, Ackermanns Nachf., und von Otmar Schönhut Nachf. (Horst Stobbe). Auf Grund des letzteren Katalogs wurde das Album in der Buchhandlung von Schönhut gekauft, wobei sich der Käufer, der vorher auch schon eine völlig harmlose Ex Libris-Sammlung Willy Geigers angekauft hatte, keineswegs als „Freund“ Willy Geigers vorstellte. Das Album war gleichzeitig auch von einer anderen Buchhandlung zur Verfügung gestellt worden, gewiß Beweis genug, daß es sich nicht um ein einzelnes, letztes Exemplar handelte.“

Jeder Kenner der Verhältnisse wird auch der nachstehenden Bemerkung im „Bayerischen Kurier“ unbedingt beipflichten müssen:

„Gewisse liberale Blätter und ihre Hintermänner suchen deshalb systematisch den Schein zu erwecken, als ob dieses schärfere Vorgehen einen politischen Hintergrund habe und auf die lächerlicherweise immer wieder behauptete „ultramontane Herrschaft“ in Bayern zurückzuführen sei. Wer auch nur einigermaßen in diesen Dingen Bescheid weiß, kommt zu einer völlig entgegengesetzten Schlußfolgerung. So lange die bestgehaßten „Ultramontanen“ und „Mucker“ sich allein entrüsteten, hatten die liberalen Gönner der Pornographenzunft nebst ihrem „Sachverständigen“-Ring den Gerichten gegenüber leichtes Spiel. Die Besserung datiert seit dem Tage, als Männer, deren Namen auf liberaler Seite einen Klang haben, an die Seite der Reinlichkeitspartei traten.“

Es ist eine bittere Wahrheit, die hier ausgesprochen wird. Mit gutem Vorbedacht hat daher auch der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau“ schon vor Jahren, als die Gründung eines Münchener Männervereins zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit in Angriff genommen wurde, entscheidendes Gewicht darauf gelegt, daß Männer aller religiösen Bekenntnisse und politischen Richtungen herangezogen werden müßten. Der Erfolg[1] war, daß z. B. bei der letzten Generalversammlung des Münchner Männervereins ein der freisinnigen Partei angehörender Gemeindebevollmächtigter die Hauptrede hielt und bei dieser Gelegenheit, die Zurückhaltung der liberalen und sozialdemokratischen Partei in diesem Kampfe beklagend, das bezeichnende Wort sprach, es sei zu wünschen, daß neben dem Zentrums-Kausen auch ein liberaler und ein sozialdemokratischer Kausen aufstände. Rechtsanwalt Eichhold wird also mit seinem Märchen von den „politischen“ Rücksichten, welche zu diesem Prozeß geführt hätten, kein Glück haben. Auch mit der Annahme, daß der ältere Herr, welcher in der Buchhandlung Schönhut das widerliche Album von Willy Geiger ankaufte, ein „Polizeispitzel“ gewesen sei, ist er auf dem Holzwege. Der Käufer, der das Album nicht der Polizei, sondern dem Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau“ überbrachte, gehört dem liberalen Lager an, ist von jeher ein Kunstkenner und als solcher auch ein Verehrer der Kunst Willy Geigers, soweit sie sich auf anderen Gebieten als dem der Unzucht betätigt. Willy Geiger gehört übrigens auch, wie schon erwähnt, zu den Mitarbeitern des über alle Maßen unflätigen Albums „Phönix“, über dessen Einziehung das Landgericht demnächst entscheiden wird. In der Gesellschaft der Weisgerber, Jagerspacher, Pascin und Genossen wird Willy Geiger sich vielleicht auch nicht ganz wohl fühlen, denn seine herbe, stilisierende Art sticht selbst in den brutalsten Darstellungen von der gesuchten Lüsternheit seiner Genossen wesentlich ab.

Rechtsanwalt Eichhold braucht also nicht länger nach einem „Polizeispitzel“ zu forschen. Der Ursprung des erneuten Vorgehens gegen Willy Geiger ist sehr leicht zu verfolgen. Denn die „Allgemeine Rundschau“ schrieb in Nr. 47 vom 20. November 1909, die in München am 16./17. November zur Ausgabe gelangte, in Anknüpfung an die am 30. Oktober erfolgte Beschlagnahme des „Kyrie eleison“:

„... das nach unserer Empfindung in seinen Zeichnungen ungleich anstößigere, zum Teil hundsgemeine, obszöne Mappenwerk „Das gemeinsame Ziel“ von Willy Geiger, das heute noch im freien Handel ist und in buchhändlerischen Katalogen ungescheut angepriesen wird, weil das Landgericht München I vor zwei Jahren die von der Staatsanwaltschaft beantragte Einziehung (1 Blatt war in Leipzig bereits eingezogen) auf Grund von „Künstlergutachten“ glattweg abgelehnt hat. Es ist absolut unmöglich, in einem öffentlichen Blatte den Gegenstand und die Art der Darstellung einzelner Zeichnungen des bekannten Radierers auch nur anzudeuten. Wir begnügen uns mit der Feststellung, daß namhafte Mitglieder der liberalen Partei, welche in Künstlerfragen einer sehr freien und weitherzigen Richtung huldigen, über die Roheit und Widerlichkeit dieser Zeichnungen geradezu verblüfft waren und die Tatsache, daß dieses Album vom Landgericht München I freigegeben sei, nicht zu fassen vermochten.“

In den unmittelbar darauffolgenden Tagen kamen dann die Exzesse zahlreicher Münchener Pornokünstler im Landtage zur Sprache. Kurz vorher hatte die Strafkammer auch die von dem Verlagshändler Teply an Stern in Wien um 1500 Kronen verkauften Cochonnerien des Münchener Kunstmalers Schnackenberger eingezogen.

Infolge der Unterstellungen des Rechtsanwalts Eichhold, welche von der liberalen Presse sofort begierig aufgegriffen wurden, war die „Allgemeine Rundschau“ direkt genötigt, bei der Behandlung des Falles Willy Geiger weiter auszuholen, als es sonst veranlaßt gewesen wäre. Der Prozeß vom 5. Oktober hat ja auch als typischer Fall und Illustration für eine in München nur zu lange unbehelligt sich geschäftlich betätigende Pornokunst seine prinzipielle Bedeutung. Es braucht hier nur wiederholt zu werden, was schon am 20. November 1909 (Nr. 47, S. 811) in der „Allgemeinen Rundschau“ zu lesen war:

„Es kann weder der Allgemeinheit, noch der Staatsregierung, noch den hochachtbaren Vertretern einer edlen Kunst, die einen Hauptruhm Bayerns und seiner Residenzstadt bildet, gleichgültig sein, wenn nachgewiesenermaßen rund ein Dutzend Münchener Künstler durch die lukrative Mitarbeiterschaft an brutal unzüchtigen Werken sich selbst und die hehre Kunst geradezu prostituieren.

Es besteht auch gar kein Zweifel, daß alle vornehm denkenden Künstler, mögen sie im übrigen noch so freien Anschauungen huldigen, diese Teilnahme an einem in jeder Hinsicht unsauberen Handel und Gelderwerb scharf verurteilen, und es wäre in der Tat die allerhöchste Zeit, daß berufene Stellen der Münchener Kunst und offizielle Vertreter der Münchener Künstlerschaft durch unzweideutige Kundgebungen Elemente von sich abschüttelten, welche in der künstlerischen Verherrlichung viehischer Unzucht einen Teil ihres Broterwerbes suchen.“

Die Mitwirkung sonst angesehener Künstler bei einem zweifellos sehr fragwürdigen Geschäft ist doppelt beschämend, wenn man nun schon zum zweiten Male vor Gericht feststellen hört, daß blutjunge Buchhändler sich mit der Miene kompetentesten Sachverstandes eine Art Vertrauensrolle in diesen Dingen vindizieren. Der als Zeuge vernommene Stobbe, Inhaber der Buchhandlung Schönhut, 26 Jahre alt (macht nach der Mitteilung unseres Berichterstatters den Eindruck eines 22jährigen), antwortete auf die Frage des Vorsitzenden, ob er das Album auch an Studenten verkauft haben würde, wörtlich: „Nein, das heißt, es kommt darauf an; manche Studenten sind geistig weiter voran, manche wieder weniger ... Ich spreche mit den Leuten zuvor.“ Der Herausgeber des Schandalbums „Phönix“, das übrigens auch im Katalog von Schönhut angepriesen ist, steht im Alter von 24 Jahren. Dieser jugendliche Herr animierte die Künstler zur Herausgabe von Cochonnerien, deren Unflätigkeit alle Begriffe übersteigt. Der Gesichtspunkt des jugendlichen Alters von Leuten, welche sich über die „alten Moralbegriffe“

[1]) Der allmähliche Erfolg bezw. die Besserung erstreckt sich übrigens, abgesehen von der merklichen Säuberung vieler Schaufenster-Auslagen, bis in den Inseratenteil der Münchener „Jugend“, der heute im Vergleich mit gewissen Anzeigen früherer Jahre, nicht ohne wiederholte sanfte Nötigung, merklich purifiziert erscheint. Völlig erfolglos blieben bisher nur die wiederholten Schritte, welche gegen die öffentliche Anpreisung von Anti-Konzeptionsmitteln unternommen wurden. Es ist ein unerhörter Skandal, daß eine Münchener Spezialfirma ihre bezüglichen Prospekt-Anpreisungen auch in den anständigsten Theatern täglich auf jedem Programm dem Publikum aufdrängen, ja selbst die kinematographischen Reklamen, welche während der Pausen auf dem Vorhang erscheinen, zur Propagandierung ihrer „Gummi“-Artikel benützen darf, ohne daß behördlich dagegen eingeschritten werden kann. Wie uns berichtet wird, geht der Unfug u. a. im „Deutschen Theater“ sogar soweit, daß zur bildlichen Verdeutlichung auf den Vorhang-Reklamen ein Storch erscheint, der eine lange Nase macht. In England und Amerika, in den skandinavischen Ländern und neuerdings auch in Italien wäre heute eine solche öffentliche Verhöhnung der Volksmoral unmöglich. Aber — Deutschland in der Welt voran!

hinwegsetzen, kann hier nur kurz gestreift werden. Die Konsequenzen ergeben sich von selbst.

In dem nun folgenden Berichte über die landgerichtliche Verhandlung vom 5. Oktober 1910 mußten manche Ausführungen des Staatsanwalts und des Verteidigers aus Gründen des öffentlichen Anstandes unterdrückt werden. Die Verhandlung vor der 4. Strafkammer unter dem Vorsitz des Landgerichtsdirektors Lindner fand unter Ausschluß der Oeffentlichkeit statt. Das fragliche Werk war durch Beschluß des k. Amtsgerichts vom 5. April 1910 beschlagnahmt. Nach Durchbesprechung desselben, nach der Vernehmung des schon erwähnten Zeugen Stobbe und nach einem Renkontre zwischen dem Verteidiger und dem Staatsanwalt, der eine Antwort auf die Frage, ob er wisse, daß ein Polizeispitzel das Werk gekauft habe, verweigerte, ergriff das Wort

Staatsanwalt Dr. Bechmann: Es hat den Anschein, als habe die ganze Einziehung nur theoretisches Interesse ohne praktischen Erfolg. Trotzdem muß das Gericht zur Frage der Einziehung Stellung nehmen. Für das Werk kommt in Betracht, daß die rein äußere Form desselben künstlerische Bedeutung hat. Was der Künstler gewollt hat, hat er vom formellen Standpunkt aus künstlerisch dargestellt. Er wollte unter einem gemeinsamen Titel einer Idee Ausdruck geben, die Idee, daß das Geschlechtliche die Triebfeder und der Endzweck alles Daseins wäre, in einer Reihe von Abbildungen zum Ausdrucke bringen.

Wenn sich der Künstler der Aufgabe unterziehen will, das erotische Problem künstlerisch zu behandeln, so kann er das nur dann in einer erlaubten Form tun, wenn er den geistigen Gehalt der Sache hervorhebt. Ich erinnere an große Gemälde, die ruhig den öffentlichen Sammlungen anvertraut sind. Wie anders aber, und das ist der springende Punkt, geht Geiger an die Aufgabe heran. Er hat gleichmäßig wie der begleitende Text das Sexuelle entgeistigt und das rein Tierische des Sexualtriebs auf den Thron erhoben.

Auf ein bestimmtes Bild abhebend, fährt der Staatsanwalt fort: Zu welch außerordentlicher Roheit der Künstler niedersteigt, sehen wir hier... Das ist so unsagbar widerlich und niedrig und gemein gedacht, daß man hier nicht mehr davon reden kann, daß diese Art von Kunst den Gegenstand adelt und in die Höhe hebt. Manchmal tritt das Erotische, Rohe in der Darstellung mehr zurück. Allein es kann nicht auf den Charakter einzelner Bilder ankommen, sondern es ist das Gesamtwerk ins Auge zu fassen.

Hinsichtlich der „Verbreitung" gemäß § 184 kann kein Zweifel bestehen, daß diese tatsächlich erfolgt ist. Es kann nicht darauf ankommen, ob es eine beschränkte Anzahl war, auch nicht darauf, wie ein Werk verkauft wird, ob der Verkäufer den Käufer auf Herz und Nieren anschaut; welche Persönlichkeit das war, ist ganz gleichgültig. Damit, daß das Werk im Katalog angepriesen war, sind die Voraussetzungen nach der objektiven Seite hin erfüllt.

Rechtsanwalt Eichhold: Es fällt Ihnen heute die heikle Aufgabe zu, Kollegen zu korrigieren. Was Sie dabei tun, ist Ihre Sache; was ich mir dabei denke, ist dies, daß das eine ungewöhnliche Erscheinung ist. Am 17. Dezember 1907 — es war ein Weihnachtsgeschenk für Geiger — hat die Strafkammer des hiesigen Landgerichtes ausgesprochen, daß das Werk objektiv nicht unzüchtig sei. Heute sollen Sie aussprechen, daß es objektiv unzüchtig ist. Nun ist gerade das Gebiet, das hier in Frage steht, individueller Auffassung außerordentlich zugänglich. Es wäre an sich gar nichts Verwunderliches, wenn Sie persönlich der Ueberzeugung wären, daß die Strafkammer von damals nicht recht gehabt hat. Es beweist nur, daß man über Dinge zweierlei Meinung sein kann; und warum gerade die ungünstige Meinung heute auf den Schild erhoben werden soll, ist nicht zu ersehen. Es handelt sich zwar nur um ein objektives Verfahren; aber damit kann man genau so die Ehre eines Menschen töten, wie den Wert eines Werkes töten.

Es ist einfach ein Zeichen der Zeit, daß das neue Verfahren möglich geworden ist. Was vor drei Jahren in Bayern noch nicht möglich war, ist heute möglich aus politischen Gründen. Ob Sie nicht gezwungen sind, mit Rücksicht auf die heute herrschenden Verhältnisse, bei aller Objektivität Ihrer Meinung, das Werk einzuziehen, ist eine Frage für sich.

Der Spruch von 1907 ist gefällt worden, nachdem die ehrenwertesten und besten deutschen Männer (Klinger, Habermann, Stuck) sich mit dem Werke befaßt und gesagt haben: es ist nicht unzüchtig. In der Zwischenzeit hat die Sache dadurch eine Aenderung genommen, daß man Totengräber über Leichenverbrennung gehört hat, Domkapitulare über Bekämpfung der Kirche — um etwas bildlich zu sprechen. Ich halte nur mit Mühe Gedanken zurück, die sich mir aufdrängen. Ich erkläre auch das für ein Zeichen der Zeit. Wenn Sie die Bilder anschauen, so sind sie A—Z so wahnsinnig exaltiert gezeichnet, daß jeder weiß: hier handelt es sich um nichts als Abstraktionen, um schematische Darstellungen, um gezeichnete Philosophien. Es kann kein Zweifel sein, daß die Gutachter früher gesagt haben: es ist nichts Unzüchtiges an dem Werk. Alle anderen sind mit Phrasen gekommen, wenn sie gefragt wurden, worin das Unzüchtige sei. Ich bestreite auf das entschiedenste den unzüchtigen Charakter der Darstellung, da für den normal empfindenden Menschen hinter der künstlerischen Form das Sachliche vollkommen zurücktritt. (Der Verteidiger bestreitet auch die Verbreitung im Sinne des Strafgesetzbuches.)

Wenn das, was der Staatsanwalt gesagt hat, richtig ist, dürfen Sie nur zu einer teilweisen Konfiskation kommen. Die Vorrede war für Sie unverständlich, für mich auch; sie ist für das Durchschnittspublikum überhaupt unverständlich. Sie ist nur zufällig ohne Wissen Geigers dem Werk beigefügt worden.

Staatsanwalt Dr. Bechmann: Der Verteidiger hat gesagt: „Es entspricht einem Zuge der Zeit usw.... ich weiß nicht, ob Sie aus politischen Gründen nicht gezwungen sind, das Werk einzuziehen." Der Verteidiger will damit sagen: Wenn Sie meinem Antrag stattgeben, so wird das aus politischen Gründen geschehen, jedenfalls macht es nach außen hin diesen Eindruck. Es ist mindestens eine sehr geschmacklose Art, in dieser Weise für einen Antrag Stimmung zu machen. Ich sehe auch in einer derartigen Anrempelung des Gerichts eine Beleidigung für den ganzen Richterstand; eine derartige Unterstellung muß ich mit Entrüstung zurückweisen.

Rechtsanwalt Eichhold: Der Herr Staatsanwalt hat nicht vollständig zitiert: ich habe gesagt: bei aller Objektivität Ihres Urteils kann das mitwirken! Ich gebe den Vorwurf der Geschmacklosigkeit nicht zurück, denn über den Geschmack läßt sich nicht streiten.

Das Urteil lautet auf Einziehung des Werkes und Unbrauchbarmachung der Platten mit Ausnahme des Vorwortes und des kleinen Vademekums.

Gründe:

Das Gericht ist der Prüfung der Frage nahe getreten, ob es in der Lage ist, einen früheren Spruch der Strafkammer zu korrigieren, mit dem Ergebnis, daß das früher ausgesprochene Urteil nicht mehr aufrecht erhalten werden kann. Das Gericht läßt sich hierbei selbstverständlich von politischen Erwägungen und dem „Zuge der Zeit" absolut nicht beherrschen. Das Gericht gibt keine Acht auf das, was irgend eine politische Partei oder eine soziale Partei hierüber sagt, sondern folgt ausschließlich seinem Richtereid und seiner Ueberzeugung. Hievon ausgehend ist das Werk als solches befunden worden, welche die Sittlichkeit, die Schamhaftigkeit eines Normalmenschen, eines Laien, aufs gröblichste verletzt. Es ist nicht zu verhehlen, daß eine hervorragende künstlerische Form gegeben ist, aber sie tritt hinter der grobsinnlichen Darstellung so zurück, daß das Werk direkt abstoßend wirken muß. Es ist bekannt, daß selbst die höchste künstlerische Vollendung die Wiedergabe von unsittlichen Vorgängen an sich nicht straflos machen kann. Das Unsittliche ist hier in der normalen und insbesondere perversen Betätigung so hervorgehoben, daß die Tendenz des Werkes eine grobsinnliche wird, so daß dadurch Sittlichkeit und Schamhaftigkeit des Beschauers, und zwar des unbefangenen Beschauers, gröblichst verletzt wird.

Für die Verbreitung genügt der Verkauf, das Feilhalten, sogar die Ankündigung; diese Momente sind zweifellos gegeben. Demgemäß mußte in objektiver Beziehung dem Antrag des Staatsanwaltes stattgegeben werden.

Auszunehmen war lediglich das Vorwort und das kleine Vademekum, das mit den Illustrationen in keinem Zusammenhange steht und fast unverständlich ist.

„Wenn zwei dasselbe tun!" Echt Roosevelt.

Von Franz Markert, Techny bei Chicago NA.

Es gibt doch wahrhaftig noch interessante Dinge auf der Welt! Und unstreitig gehört dazu, was sich Theodore Roosevelt am Donnerstag, 8. September, in Chicago geleistet hat. Interessant in mancher Hinsicht:

Roosevelt ist seit einiger Zeit auf einer großen Reise im Westen, wo er natürlich die Rolle eines Orakels spielen muß. Selbst wenn er nicht wollte, das Volk zwang seinen Teddy, wie ungezogene Kinder tun, zum Reden und zu Ansprachen. Teddy ist sowieso schon nicht verlegen, weder um Worte, noch um Themata. Doch hatte er hier, zumal in Illinois und Nachbarschaft, leichtes Spiel. Ist doch hier das Gebiet, in dem Korruption und unehrliches politisches Spiel bei den Geldmännern die Regel geworden zu sein scheinen. So ließ sich Roosevelt denn auch mehrfach mit der ihm eigenen Offenheit über diesen Gegenstand aus. Doch er fand auch Gelegenheit, seinen Worten in einer Weise Nachdruck zu verleihen, die niemand erwartet hatte.

Am Donnerstag sollte Roosevelt in Chicago eintreffen und da im Hamiltonklub, einem politischen Klub der führenden Männer, sich in seiner Weise produzieren. Er tat es auch, aber wie! In Milwaukee hatte er die „Chicago Tribune“ zur Hand bekommen. Auf der ersten Seite fand er, wie gewöhnlich bei den hiesigen Blättern, eine satirisch gehaltene bildliche Darstellung eines Banketts im Hamiltonklub. Roosevelt in der Mitte und an demselben Tische, an der Ecke, auch Lorimer. Lorimer ist Senator und Stimmenkäufer im Großhandel. Kurz, er ist derjenige, der bei all den Wahlkorruptionen des letzten Jahres im Vordergrunde gestanden. Roosevelt sah das Bild und schwieg. Aber sobald der Zug in Chicago eingelaufen war, und das Präsidium des Hamiltonklubs den Gast begrüßt hatte, schritt Roosevelt auf den Präsidenten zu und fragte ohne Umschweife, ob zu dem ihm zu Ehren stattfindenden Bankett auch Lorimer geladen sei. Der Präsident bejahte es mit dem Hinweis, daß Lorimer Klubmitglied sei. Erregt erwiderte Roosevelt, er sehe es als eine persönliche Beleidigung an, daß man ihn mit einem solchen Manne zusammenbringe. Er stellte das überraschte Präsidium kurzerhand vor die Wahl: entweder auf Lorimer oder auf ihn zu verzichten. Nun war Holland in Not. Roosevelt ließ sich durchaus nicht auf Unterhandlungen ein. Als der Präsident schließlich in seiner Verlegenheit bemerkte, man habe Zeit, sich die Sache zu überlegen, wurde er heftig und sagte: „er verstehe wahrhaftig nicht, wie nach all den Enthüllungen über den Senator von einem Ueberlegen die Rede sein könne. Hier könne von einem Ueberlegen absolut keine Rede sein. So blieb nichts anderes übrig, als eine Depesche an Lorimer abzusenden. Der Expräsident ließ sie sich selbst vorlegen und schrieb, mit dem Wortlaut einverstanden, gerade wie auf seinem Bureau bei einer Arbeit eines ihm untergebenen Schreibers sein OK. darunter. Das Telegramm lautete: „Kolonel Roosevelt weigert sich mit Mr. Lorimer an derselben Tafel zu sein. Deshalb sieht sich das Präsidium genötigt, die Einladung zurückzuziehen.“ Dabei blieb es.

Natürlich schlug das ein wie der Blitz. So derb hatte doch noch keiner den Stimmenkäufer Lorimer gezüchtigt. Natürlich gab das in den Klubs und in der Presse ein Leben, als hätte Roosevelt in ein Wespennest gestochen. Man weiß tatsächlich nicht, was man da mehr bewundern soll, die Kühnheit und Beiseitesetzung aller Rücksichten, oder das Rechtlichkeitsgefühl und den unerbittlichen Ernst, seine Worte gegen die Korruption Tat werden zu lassen. Man wird ja nur schwer klug aus Roosevelt. Manche sehen in all seinen Unternehmungen im öffentlichen Leben nur Reklame. Wäre dem so, so wäre das allerdings eine wahrhaft genial großzügige Reklame; denn nichts tut dem einfachen Gerechtigkeitsgefühl des Volkes so wohl, wie ein solches Verfahren mit den Männern der öffentlichen Korruption. Kurz, es hat wahrhaft eingeschlagen, was der Expräsident da mit eiserner Unerbittlichkeit durchgesetzt hat.

Dementsprechend ist denn auch die Stimmung. Lorimers Freunde knirschen, nachdem sie sich aus der ersten Bestürzung über das Unerhörte erholt haben. Männer von rechtlichem Sinn sind höchst befriedigt von der Leistung Roosevelts und nennen dies die rechte Art und Weise, dem öffentlichen Schwindel auf den Leib zu rücken. Andere, zumal ein Teil der Klubmänner, sind empört, daß ein Gast sich wie der Herr im Haus gebärde, und wollen mit dem Präsidium abrechnen, das sich vor einem Roosevelt gebeugt und ihm zuliebe ein Mitglied des Klubs preisgegeben habe.

Das alles ist ganz interessant. Aber noch viel interessanter ist es, daß derselbe Roosevelt es ist, der sich hier seine Umgebung bei einem ihm, dem Gaste, gegebenen Mahle auswählt, derselbe Roosevelt, der nicht beleidigt genug tun konnte, als der Papst in viel freundlicherer Weise von dem gleichen Rechte Gebrauch machte.

Es gibt doch Tücken des Schicksals! Es liegt uns fern, Roosevelts Vorgehen gegen Lorimer zu tadeln, aber hat er nicht selbst jetzt nachträglich durch seine Handlungsweise, von deren Rechtlichkeit er ganz überzeugt ist, gutgeheißen, was der Papst als sein gutes Recht angesehen hat? Und was mögen jetzt diejenigen zu sagen haben, die im April so entrüstet tun konnten? Jedenfalls: Wenn zwei dasselbe tun, ist es nicht dasselbe. Man wird gut tun, sich die ganze Sache etwas zu merken. Aber interessant ist diese Ironie, fast möchte man sagen, die Rache des Schicksals doch.

Notiz für die verehrlichen Abonnenten: Das vierte Quartal begann mit Nr. 41 und wird, schließend mit Nr. 53, regulär 13 Hefte umfassen.

Herbstlied.

Ich hätt' so gern ein frohes Lied gesungen
Von Sonnenglanz und Heideeinsamkeit;
Da ist ein fremder Ton vom Feld gedrungen
Hinein in meine rote Rosenzeit.
Vom Scheiden war's ein leiser müder Klang — —
Und wie er zittert über Tal und Hang,
Da ziehen fort gen Süd die Nachtigallen,
Und alle Vöglein in den Büschen schweigen,
Und wie die letzten Klänge fern verhallen,
Zum Sterben sich auch meine Rosen neigen.

Fr. Denzer.

„Der Aar.“[1])

Eine neue große Monatsschrift auf ausgesprochen katholischem Boden, bestimmt für das gesamte katholische Geistesleben der Gegenwart, dem sie „ein Sammelpunkt für die bedeutendsten Vertreter der katholischen Literatur, Wissenschaft und Kunst aller deutschsprechenden Länder sein soll“. „Alles, was sich an den gebildeten Geist des Katholiken wendet, alle großen Probleme und Prinzipienkämpfe der Gegenwart sollen“ nach dem Vorwort „den ‚Aar‘ zu positivem, aufbauendem Schaffen bereit finden“. Von Polemik jeder Art aber wird er sich fernhalten.

Der Titel weckt lebhafte Erinnerungsgedanken an eine andere große katholische Monatsschrift, die nun in den 7. Jahrgang eingetreten ist. Wer denkt nicht gleich ans „Hochland“? Wird „Der Aar“ über dem „Hochland“ schweben, vollends bis zu den Spitzen sich emporschrauben? Will er „über“ den lichtglänzenden „Wassern“ seine Runde ziehen, oder gar von der Höhe den bis zum Rande gefüllten „Gral“ uns herabbringen? Das sollen nur wenige Ideen sein, die der Titel in mir angetastet hat, vielleicht auch in manch anderem Leser.

Das „Hochland“ ist da und will sein und bestrebte sich zu sein „hohen Geistes Land, Sinn dem Höchsten zugewandt.“ „Hochland“ war bis jetzt und galt wohl bei der Mehrzahl seiner Leser als eine großzügige Monatsschrift, die ihnen, wenn auch keineswegs immer, gab, was sie als moderne, positiv christlich und katholisch gerichtete Leser von ihr erwarteten. Gab es auch nach der Ansicht nicht weniger Leser manche Entgleisungen, die sogar zum Weggehen von der Zeitschrift führten: so hat „Hochland“ doch immer wieder laut und präzis betont: wir wollen auch in Zukunft „für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst“ euch, zuvörderst den gebildeten Katholiken, Führer zu den Höhen und Freund sein und bleiben. Das haben wir ihnen auch geglaubt.

Nun steigt „Der Aar“ empor; es ist dasselbe Hochland des Wissens, Könnens und der Poesie, zu dem er seine Leser hinaufführen will; nur will er noch **positiver katholisch** sein: so müssen wir den erklärenden Untertitel des neuen Organs uns auslegen. Ist das nötig, möglich, unbedenklich gut? Wir fragen dies vorerst nur, um gefragt und — ein klein wenig gezweifelt zu haben. Es soll nur ein gesunder und fruchtbarer Zweifel sein.

Nun zum Inhalt: Eine neue Monatsschrift muß möglichst **aktuell** sein, gewandt, nirgends schwerfällig oder langweilig **geschrieben** sein: dieser Forderung wird „Der Aar“ durchaus gerecht: die Artikel über „Jakob Balmes“, „Albanien und die Jungtürken“, „Die Katholiken im Wirtschaftsleben“, „Bewußtsein und Unterbewußtsein“, „Der Monismus in seinem Einfluß auf das moderne Geistesleben“, „Ergebnisse der Radiumforschung“ beweisen dies vollauf; sie sind durchweg von Kennern der betreffenden Materie verfaßt und in angenehmem Stil entworfen. Dazu kommen noch rund neun Artikel über sonstige mehr oder weniger interessante Themata, z. B. eine Reise durch China, die Wandteppiche in Regensburg, Rathaus, Pius X. und die Kirchenmusik, eine literarhistorische Studie über Balzac, dann noch extra, wie bei ähnlichen Monatsschriften, eine naturwissenschaftliche, technische, kunstkritische und literarische Rundschau: also eine weitumfassende Rundschau gewährt uns „Der Aar“ in der Tat. Dabei haben wir den beginnenden Roman „Berge und Menschen“ und eine kleine erzählende Skizze „Sein Almosen“ noch nicht einmal erwähnt. Der Roman scheint für eine derartige Zeitschrift von hinreichender literarischer Güte zu werden; die Skizze hätte für den „Hausschatz“ genügt.

Natürlich darf die Kunst selbst nicht zu kurz kommen. Der moderne Leser will in jedem Heft einige Bilder, die ihm durch starkes, künstlerisches Gestalten etwas und womöglich etwas Neues und Eigenartiges zu sagen haben. Hier ist „Der Aar“ noch etwas zu sehr in der Niederung geblieben. Dem „Edelweiß“ von

[1]) Illustrierte Monatsschrift für das gesamte katholische Geistesleben der Gegenwart. Vierteljährig 4 M, das Heft zu 9 Bogen. Verlag von Friedrich Pustet, Regensburg. Herausgeber und Leiter: Dr. Otto Denk.



A. Seifert, dem bekannten Maler der hübschen süßen Mädchenköpfe, kann man wohl kaum künstlerische Kraft und Wahrheit nachrühmen; dieses schmachtende Ding steht auf dem schroffen Felsen da oben nicht an seinem rechten Platz; der H. Kaulbachsche „Stelzenläufer" ist ja sicherlich hübsch, aber für ein ganz neues Heft zu genrehaft und zu wenig künstlerisch originell; letzterer Forderung wird durch das edle Bild von Lybaert: „Darstellung Jesu im Tempel" mehr genügt. Vignetten, ornamentale Umrahmungen der Gedichte und die sonstigen ziemlich zahlreichen Bilder sind wohlgelungen; sie stehen, wie der gesamte, sehr angenehm auf zwei Kolumnen verteilte Text, auf glänzendem Kunstdruckpapier. Werden dies letztere alle Leser gern haben?

Wenn beide Monatsschriften, „Aar" und „Hochland", im gebildeten katholischen Publikum den erwünschten Absatz finden, so wird uns dies von Herzen freuen. Denn auch wir haben von jeher es ersehnt, daß großzügige katholische Monatsschriften in unseren Kreisen jene reich belehrende, literarisch und künstlerisch hebende und fördernde Mission erfüllen, die auf nichtkatholischer Seite schon seit Jahren eine ganze Anzahl florierender Hefte in ihrem Sinn und von ihrem Standpunkt aus zielbewußt und erfolgreich auszuüben bestrebt sind.

Du aber, stolzer „Aar", rühre nun die gespannten Flügel, hebe dich in die oberen Lüfte, vergiß auch nicht, dann und wann etwas in die Tiefe herabzusteigen und scharf zu spähen, dann bringe wieder hinauf, der Sonne entgegen. Wir folgen mit Wonne deinen „königlichen Flügen". Hermann Binder.

Das Jubiläum der „Dichterstimmen der Gegenwart".

Die oben genannte „Illustrierte Monatsschrift für Poesie und Literatur" tritt mit dem neuen Jahrgange (Oktober) in ihr Jubiläumsjahr, und der dies Schiff positiv katholischer Dichtung seit Beginn mit kundiger, liebevoller Hand geleitet hat, ist der um unsere katholische Literatur hochverdiente Leo Tepe van Heemstede. Selber ein Lyriker und zumal Dramatiker von Bedeutung — einer Bedeutung, welche die Zukunftsbühne, so hoffen wir, ersichtlich heben wird, ist er dieses Vierteljahrhundert unermüdlich tätig gewesen zur Weckung, Förderung, Hebung anderer Talente. Wenn wir leuchtenden Blickes zu denen aufschauen, die unseren Mut gestählt, unser Selbstvertrauen in rechte Wege gelenkt haben, so steht Leo Tepe mit in erster Reihe. Das wollen wir ihm nicht vergessen, wollen es ihm danken, indem wir sein schönes Unternehmen, das er für uns gegründet und unter vielen Opfern der Arbeit, der Sorgen usw. aufrecht erhalten hat, tatkräftig unterstützen. Sein Haar hat sich gebleicht unter der Last, die er in Gottes-, Menschen- und Kunstliebe auf sich nahm. Nun soll sein Auge hell erglänzen angesichts der Erfüllung dessen, was wir ihm schulden. Indem wir aber diese unsere Schuld lösen, bereichern wir zunächst uns selbst.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte ich die Vorzüge, die Verdienste der „Dichterstimmen" hier ins Licht setzen. Bewährte Kritiker haben sie wiederholt warm belobt. Von derartigen Unternehmungen Vollkommenes zu erwarten oder gar zu fordern, wäre Torheit. Was die „Dichterstimmen" während dieses langen Zeitraumes in aufsteigender Linie leisteten, ist nicht mehr und nicht weniger als Kulturarbeit, die vor allem für uns Katholiken in die Wage fällt, uns Katholiken aber auch verpflichtet. In keinem katholischen Hause gebildeter Kreise sollten daher die „Dichterstimmen" fehlen. Doch auch ins katholische „Volk" gehören sie hinein, denn gerade dieses Volk liebt das Lied, „das aus der Seele dringt", und eben diese Poesie kultiviert Leo Tepe. „Gott zu ehren und das Gute zu fördern: das ist der kurze Inhalt unseres Programmes; alles andere ist Nebensache und vielfach Eitelkeit", heißt es in seinem eben jetzt verbreiteten Flugblatte „An meine treuen Mitarbeiter und alle Freunde und Gönner edler Poesie". Und: „Die Hauptbedeutung der ‚Dichterstimmen' erblicken wir in der Anregung und Konzentration, die sie seit zwei Jahrzehnten dem literarischen Schaffen der katholischen deutschen Schriftsteller geben. Mit unermüdlichem Fleiß hat der Herausgeber die vereinzelten und zersplitterten Kräfte gesammelt und ihnen Gelegenheit zum Gedankenaustausch edelster Art verschafft." Das Endergebnis dieser ideal-praktischen Bemühungen aber bezeichnet er dahin: „Eine gehaltvolle, sittlich reine und bei aller Achtung vor der Ueberzeugung anderer, eine katholische Poesie." Dazu wollen wir ihm mit verhelfen, und eines der nächstliegenden Mittel dazu lautet: Abonnement auf Leo Tepes „Dichterstimmen der Gegenwart!"

E. M. Hamann.

Stille.

Die Meereswasser ruhen glatt.
Gebannt sind Wind und Wellenspiel.
Ein Boot, die Segel schlaff und matt,
hält fern mit regungslosem Kiel.

Und über der Unendlichkeit
ein Schauer banger Stille liegt.
Zuweilen nur die Möwe schreit,
die um das weisse Segel fliegt . .

Theo Rossel

Lichterprozession.

Von J. v. Solm.

Am Kapellenplatz in Altötting. In traulichem Schein flimmern umwoben von den Schleiern der Dämmerung, die Fenster der heiligen Kapelle und der Stiftspfarrkirche. Mehr und mehr wachsen unter dem sachte aufsteigenden Mondlicht gleich dem Efeu an der alten gotischen Schatzkammer breite Schatten in die Höhe, nisten sich ein in den Wänden der Kirchen und der pompösen früheren Chorherrenhäuser und schaffen dadurch Silhouetten von grotesker und doch einfacher Linie. Mit einem Male tut sich die Türe der Pfarrkirche auf; heraus flutet eine Fülle von Menschen, von Helligkeit, von Tönen, denn gerade ist das Tantum ergo verklungen, der Segen erteilt und das helle Klirren der ihn begleitenden Glöckchen zu den zarten Weihrauchnebeln emporgestiegen, die das spitze Bogengewölbe noch umflattern.

Schon glimmt am Portal nach dem Kapellenplatze zu ein Kerzlein auf — noch eines — noch mehrere. Und ehe man sich's versieht, beginnt sich eine Schlange zu bilden, aus zwei Reihen Menschen mit brennenden Kerzen in der Hand. Sie setzt sich in Bewegung, dehnt sich immer länger und zieht sich schließlich ganz um den weiten Platz herum. Voraus Kreuz und Fahnen, dann ein prächtiger greiser Kapuziner im langen Silberbart, hinter ihm chorrockbekleidete Kleriker.

So schiebt sich glitzernd das Feuerband dahin. Gleichzeitig erhebt sich in rhythmischem An- und Abschwellen das laute Beten der vielen Hunderte. Ergreifend in seiner Isotonie und Innigkeit, packend wie selten ein anderes Massengebet. Unaufhörlich tönt es mit drängender Inbrunst:

„O Maria hilf, o Maria hilf,
O Maria hilf doch mir!
Ein armer Sünder kommt zu dir.
Im Leben und im Sterben
Laß meine arme Seele nicht verderben,
Laß mich in keiner Todsünde sterben!
Steh mir bei im letzten Streit,
O Mutter der Barmherzigkeit!"

Es klingt hinaus wie das Bitten eines reuigen Kindes, wie das Flehen eines zerknirschten Volkes, wie das Seufzen einer erlösungheischenden Menschheit.

Gemessen gleitet der Lichtstrom weiter. Noch stehen die letzten am Ausgangspunkt, und schon sind die anderen zu einer zweiten Doppelreihe eingeschwenkt, die sich nun in entgegengesetzter Richtung zwischen der ursprünglichen und der Kapelle dahinzieht, spiralförmig so den Raum durchmessend und verengend, der sie vom Gnadenorte inmitten des Platzes trennt. Stetig schwebt über dem Ganzen die brünstige Anrufung: „O Maria hilf, o Maria hilf, o Maria hilf auch mir! Ein armer Sünder kommt zu dir."

Arm und reich sind sie da: vom Inntale mit goldbordierten Hüten, aus der Umgegend, das Haar in breitmaschigen langherabhängenden Seidentüchern versteckt, andere ganz modisch — Bauern, Geistliche, Institutszöglinge, Ordensleute, Kinder. Vornehm und gering — arme Sünder.

Dazu geben die Vokal- und Instrumentalgruppen des Kapellenchors mit ihren interessant kontrapunktierten Marienliedern Auftakt und Fermate, bis endlich die Prozession, ein lebendes Lichtermeer, eng, ganz eng — wie ein flüchtend Kindlein seine Mutter — die Gnadenstätte umschlingt. Köstliche Fassung eines köstlicheren Juwels!

Jetzt hält von erhöhtem Standort aus ein anderer Kapuziner („Bärte bis zum Knie und Herzen wie die Kinder", hat man schon gesagt), ein wahrer Christophorus, eine kurze Ansprache, und dann betet die Menge laut und feierlich — für die Kirche — fürs Vaterland — für ihre Familie und sich selbst — für Lebende und Abgestorbene. Ein einzigartiges Bild und ein beglückender Eindruck von dem allumfassenden Liebesband des katholischen Glaubens!

Wiederum wird intoniert: ein breit sich aufschwingendes, bereits die unbeschreibliche, vom Gnadenbild ausgehende Tröstung

und Zuversicht atmendes, begeistertes „Großer Gott", das zum Himmel dringt, zum Himmel dringen muß.

Und hierauf — erlischt von den bisher so sorgsam behüteten Kerzlein eins nach dem anderen; die gewaltige Masse zerstreut sich lautlos. Keine fünf Minuten, und der bedeutende Platz ist ganz leer. Nur noch das Plätschern des Marienbrunnens, das Rauschen der Akazien und das Schreiten der Wächter, denen die nächtliche Hut des Heiligtums anvertraut ist. Der Mond streut silberne Flitter auf die schwarzblauen Schatten, die kleinen Fenster der heiligen Kapelle glühen in die Nacht hinaus wie ein Ewiglicht vor dem Altare, wie ein frommes Herz voll Muttergottesminne.

O Maria hilf!

Allgemeine Kunstrundschau.

München. Am 1. September trug man auf dem Südfriedhofe den plötzlich gestorbenen Professor Franz Widnmann zu Grabe. Er war Maler und K. Professor an der Münchener Kunstgewerbeschule. Letzteren Titel verdankte der ehemalige Pilotyschüler König Ludwig II., der ihn bei der Ausmalung seiner Schlösser beschäftigte. — Adolf Furtwänglers Grab schmückt jetzt die von ihm entdeckte Sphinx von Aegina in der Ergänzung von Bildhauer K. Bauer. — Die Glyptothek hat ein aus dem Palaste des Königs Amenhotep III. in Theben stammendes Gemälde erworben. — Von den Darbietungen der Kunstsalons erfreute jene der neu eröffneten „Kunsthalle München" wegen der einheitlichen Durchführung des Themas Oberbayern. Es fand sich durch z. T. sehr bekannte Künstler bearbeitet, wie u. a. E. Liebermann, Pietzsch, Palmié, Meyer-Basel. Bei Wimmer gab es eine Sammlung von Marinebildern des Müncheners Albert Wenk. Die Ausstellung der „Neuen Kunstvereinigung München" bei Thannhauser betrachtete man mit gemischten Gefühlen, eines Teiles froh darüber, daß es doch noch Heiteres in ernster Zeit gibt, wenn auch diese Heiterkeit nicht beabsichtigt war, anderenteils mit sehr trüben Erwägungen, was alles heute als Kunst aufgetischt werden darf. — Daß am 1. Oktober im Grand Palais zu Paris eine Münchener Ausstellung angewandter Kunst eröffnet ist, darf schon hier nicht unerwähnt bleiben. Ueber die Erfolge wird später zu berichten sein. — Der Kunstverein brachte brauchbares Mittelgut, auch einzelne Bedeutendere. Hierbei eine Skizze „Arbeiter" von Schramm-Zittau, tüchtige, großzügige Landschaften von M. Lindner, Stahl, Moralt, O'Lynch of Town, Harrison Compton; als Malerin von Stilleben interessierte M. Weger, als Tiermaler F. Grebe und wie immer J. D. Holz. Von größeren Kollektionen sind zu nennen die wertvollen Landschaften von Claus Bergen, die Bildnisse von R. Büchtger und H. von der Leyen. Wesentlich gegenständliches Interesse, dies allerdings in hohem Grade, erregten die Landschaftsstudien, die der Münchener Ernst Vollbehr aus unseren östlichen und südwestlichen Afrikakolonien mitgebracht hat. Seine Skizzen und Gemälde lehren uns jene Landstriche mit ihren atmosphärischen Erscheinungen und ihrem fremdartigen Pflanzen-, Tier- und Menschenleben von vielerlei neuen Seiten kennen. Die von Voigtländer-Leipzig beabsichtigte Herausgabe dieser Studien dürfte allseitigen Beifalls gewiß sein.

Danzig war am 29. und 30. September der Schauplatz der elften Tagung für Denkmalpflege. Zugleich fand, zum letztenmal getrennt davon, dort die Jahressitzung des Bundes Heimatschutz statt. Schon bei der Versammlung des Jahres 1911 (in Salzburg) und fortan werden beide Organisationen vereint auftreten. Bei den Besprechungen des Heimatschutzes verdient besonders ein Vortrag von Professor Kumm über „Naturschutzparke" Hervorhebung. Der Denkmalpflegetag brachte verschiedene Vorträge technischen Inhaltes: über „Methodik der Ausgrabungen", „Restaurierung mittelalterlicher Skulpturdenkmäler", „Wirksamkeit der Steinerhaltungsmittel". Zwei Redner erörterten das Thema des Verhältnisses der Denkmalpflege zur Gartenkunst. Seine Erfahrungen über den Einfluß der Vegetation auf die Baudenkmäler legte in fesselnder Weise Generalkonservator Dr. Hager-München dar. Wichtig waren endlich ganz besonders die Ausführungen des Regierungsrates Blunck-Berlin über „Hochschulunterricht und Denkmalpflege" und des Professors Walbe-Darmstadt über „Die Mitwirkung der Geistlichkeit bei der Denkmalpflege". Die mehr allgemeine Darlegung des ersteren Redners wurde von dem zweiten spezialisiert und der Wunsch ausgesprochen, dem man nur beistimmen kann, daß bei der Vorbildung der Geistlichkeit diese hinlänglich auch mit den großen und kleinen Fragen des Denkmalschutzes bekannt und vertraut gemacht werde. Die anschließende Erörterung ergab die erfreuliche Tatsache des von beiden Konfessionen dieser Angelegenheit entgegengebrachten lebhaften Interesses. — **Dresden.** Zum erstenmal ist die „Künstlervereinigung Dresden" mit einer Ausstellung hervorgetreten, die reichlich beschickt und auch qualitativ bedeutend ist. Neben Werken weniger bekannter und dennoch recht beachtenswerter Künstler erregen einzelne Sondergruppen großes Interesse, so die von Gotthard Kühl, Oskar Zwintscher, Bracht. Neben den Malereien gibt es dort auch reichlich Graphiken, Plastiken und Kunstgewerbliches. Eine Abteilung ist auswärtigen Künstlern eingeräumt. — **Kassel.** In der alten Kunstakademie findet eine Ausstellung für Friedhofskunst statt, von der man sich günstige Einwirkung auf die dortigen Handwerker verspricht. — **In London** starb 83jährig der berühmte Historienmaler Holman Hunt. Er gehörte zur Gruppe der Präraffaeliten. Unter seinen Werken sind zahlreiche religiösen Inhaltes. — **Paderborn.** Am 25. September wurde hier das von den Münchener Bildhauern Erb und Henn angefertigte Denkmal der Dichterin Luise Hensel enthüllt. — **Paris.** Der Bildhauer Emanuel Fremiet, der bekannte Tierschilderer, starb hier 86 Jahre alt. — **Rom.** Die unter der St. Peterskirche befindlichen, noch von der durch Bramante beseitigten früheren Kirche erhalten gebliebenen vatikanischen Grotten mit ihren reichen künstlerischen und historischen Schätzen sind neuerdings dem allgemeinen Besuche und der Wissenschaft zugänglich gemacht worden. Sie sind die Ruhestätte von über 300 Päpsten. Auch ein deutscher Kaiser, Otto II., ist dort beigesetzt.

Dr. Oskar Doering.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Hoftheater. Die Hofbühne hat nun endlich auch ihr Caruso-Gastspiel gehabt. Der berühmte Italiener trat an zwei Abenden auf (in „Carmen" und „Bohême") und konnte für jeden Abend 10,000 ℳ einstreichen. Der Billettschacher trieb die widerwärtigsten Blüten, und man mußte es erleben, daß das „größte" Blatt Münchens sich im redaktionellen Teile über den Billettwucher entrüstete und gleichzeitig im Inseratenteile in einer einzigen Nummer nicht weniger als 42 Schacherangebote enthielt. Die phänomenale Stimme Carusos bedeutet natürlich überall eine Sensation. Dieser Tenor mit dem spielend leichten Ansatz und der edlen, nie weichlichen Klangfülle ist bewunderungswürdig, zu bewundern aber auch ist sein temperamentvolles, im besten Sinne realisiertes Spiel und sein vornehmes, echt künstlerisches Sicheinfügen ins Ensemble, eine bei einem Romanen doppelt seltene Tugend. Aber von einem abgeschlossenen Kunstgenuß kann keine Rede sein, wenn, abgesehen von den ersten Partnern, in französischer und deutscher Sprache gegeneinander gesungen wird.

Schauspielhaus. Wir kennen den nordischen Dichter Sven Lange aus dem Hoftheater von seinen „Stillen Stuben", denen es auch an einer straffen Architektur mangelte, in welchen jedoch manch feines Wort gesprochen wurde. Die Tragikomödie „Simson und Delila" hatte starken Erfolg durch ihre treffende Charakteristik und psychologische Feinheit. Ein Ehebruchsstück ist es freilich auch, aber sein ethischer Grundzug ist nicht leichtfertig, eher allzu verbittert. Der Held geht nicht nur an der Untreue seiner Frau zugrunde, sondern an der Kluft, die zwischen dem Reich seiner Phantasie und der Prosa des Alltags gähnt. Auch in W. v. Scholz' „Vertauschte Seelen" zeigte das Schauspielhaus den Willen, wieder ernsthafter sich mit Literatur zu beschäftigen, statt lediglich oberflächliche Geister zu unterhalten.

Münchener Konzertsaison 1910—11. Der Winter wird uns wieder eine Fülle musikalischer Genüsse bieten. Für die 12 Abonnementskonzerte des Konzertvereins ist ein reichhaltiges und gewähltes Programm zusammengestellt. Außer Bruckners neun Symphonien werden unter Ferdinand Löwes Leitung die markantesten Erscheinungen aus alter und neuer Zeit dargeboten. Bach, Haydn, Mozart, Beethoven, Schumann, Schubert und Brahms fehlen so wenig wie Hugo Wolf, Gustav Mahler und Rich. Strauß, die französische Kunst vertreten Berlioz, Debussy und Dukas, auch Fr. Delius und die Münchener Böhe und Braunfels werden Erstaufführungen bieten. Als Solisten sind vorgesehen die Wiener Sängerin Charles Cahier, Pablo Casals (Violoncello), Madrid, die Geiger Kreisler und Serato und der Pariser Pianist Pugno. Aus dem Programm des Konzertbureau Emil Gutmann heben wir folgende Veranstaltungen hervor: Symphoniekonzerte des Münchener Tonkünstlerorchesters, dirigiert von Max Reger, Friedr. Mannstädt und Fritz Steinbach. Hofkapellmeister Reichenberger wird mit dem Orchester des Konzertvereins unter Mitwirkung von Selma Kurz von der Wiener Hofoper ein Symphoniekonzert veranstalten. Auch Gustav Mahler dürfen wir unter den Dirigenten wieder sehen. Gilt der letztere als Komponist heute bei den meisten als der radikalste Neuerer, so soll ihn Arnold Schönberg noch bei weitem übertreffen. Es bietet gewiß Interesse, Gelegenheit zu haben, die Werke des bewunderten und viel gescholtenen Wieners selbst kennen zu lernen, welche Schönberg mit der Kammersängerin Gutheil-Schoder und dem Roséquartett uns vorführen wird. Frau Mysz-Gmeiner wird neue Gesänge von Kienzl, dem Komponisten des „Evangelimann", bieten. Außer letzterem werden auch W. v. Bartels (München) und die Holländerin van Rennes eigene Tondichterabende veranstalten. Von den zahlreichen Gesangs- und Instrumentalvirtuosen seien genannt Therese Schnabel-Behr und Arth. Schnabel, Tilly Könen,

von der Wiener Hofoper die Damen Cahier und Förstel, die Amerikanerin Hölzenhoff, die Pianisten Backhaus, Friedman und Mor. Rosenthal, die Geiger Serato, v. Vescey und v. Kresz, an zwei Klavieren die Geschwister Satz, die Münchener Pianistin E. v. Binzer und die Rumänin Brancea. Auch für eine Reihe literarischer und wissenschaftlicher Abende hat das rührige Konzertbureau Gutmann Vorsorge getroffen.

Verschiedenes aus aller Welt. Den 75. Geburtstag feierten in den ersten Oktobertagen zwei namhafte Komponisten, Camille Saint-Saëns und Felix Draeseke. Mit dem französischen Meister haben wir uns erst kürzlich beim Musikfest in München eingehend beschäftigt. Der in Dresden lebende Komponist Draeseke verdankte die Eindrücke seiner Jugend dem Wirken Liszts und Wagners, wandte sich jedoch später klassischen Idealen zu. Neben Gesangslyrik und Kammermusik bot er in der tragischen Symphonie und dem Mysterium „Christus" bedeutendes. Erst vor kurzem ist Draeseke mit einer „Großen Messe" hervorgetreten. Auch als Fachschriftsteller hat sich der Komponist betätigt, der freilich sich unseren modernen Tondichtern gegenüber ablehnend verhält. — Die Bayreuther Festspiele 1911 währen vom 22. Juli bis 20. August und bringen den Ring, Parsifal und die Meistersinger. — In Reval wurde ein neues deutsches Theater erbaut, ein Werk tatkräftigen Idealismus. „Es soll die Königsburg uns sein, die unsrer Sprache Schatz bewahre", sagt der Dichter Th. Mickwitz in seinem Prolog. — Racine wurde in seiner Geburtsstadt La Ferte-Milon ein Denkmal errichtet, das seltsamerweise den französischen Klassiker als siebenjährigen Knaben darstellt. — Das „Kleine Theater" in Berlin bot Wedekinds „Zensur" und den „Liebestrank". Die Theodicee wurde seinerzeit im Münchener Schauspielhaus uraufgeführt. Ich konnte Wedekinds plötzlich erwachte religiöse Sehnsucht nicht sehr ernsthaft nehmen. Die Berliner Kritik gelangte zu ähnlicher Ansicht. Der Schwank „Liebestrank" rief neben Beifall starke Opposition hervor. In München werden wir ihn auf der Kgl. Bühne kennen lernen. — Die Wiener Hofoper brachte mit starkem Erfolg die Uraufführung der Pantomime „Der Schneemann" von Erich Korngold. Der Komponist ist 13 Jahre alt. Man sah ihn jüngst auf den gesellschaftlichen Veranstaltungen des französischen Musikfestes, woselbst er vorzüglich Klavier spielte. Die meist sehr berechtigten Vorurteile gegen Wunderkinder konnte man dem frischen Knaben gegenüber nicht aufrechterhalten. — Ein neues Schauspiel des 73jährigen Adolf Wilbrand „Das Bild zu Sais" fand in Rostock, dem Geburts- und Wohnorte des Dichters, beifälligste Aufnahme. Die Kritik rühmt besonders die milde Schönheit der Sprache. — Der Yorkshire-Chor, eine namhafte englische Sängervereinigung, begann in Düsseldorf eine deutsche Konzerttournée mit großem Erfolge.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Den regen und fortgesetzten Bemühungen der Hausseparteien an der Berliner Börse gelang es bisher stets, allem Widerstand siegreich entgegenzutreten. Es ist erstaunlich, dass sich das momentane Kursniveau unserer Spekulations- und Kassawerte fast noch unverändert behaupten kann. Es hat fast den Anschein, als ob an der Hausse in Berlin bisher systematisch von allen Seiten mitgeholfen worden ist. Seit den sehr richtigen und ernsten Verwarnungen des Reichsbankpräsidenten sind bereits wieder Wochen vergangen, ohne dass Publikum und Spekulation freiwillig an eine Einschränkung der Börsenbeteiligung denken würden. Nunmehr scheint jedoch innerhalb der Berliner Grossbankwelt ernstlicher an eine gründlichere Säuberung der mit fremden Geldern unterhaltenen Engagements gegangen zu werden. Aus den wichtigsten Gründen muss denn auch zu einer solchen Eindämmung der Börsen- und Effektenspekulation gegriffen werden. Hoffentlich halten diese Bestrebungen der Haute-Banque auch dann noch an, wenn zu Bilanzzeiten besseres Börsenwetter mehr erwünscht wäre. Die letzten Wochen zeigten mit grösster Deutlichkeit, dass höchste Zeit zu solchen Kreditrestriktionen gegeben ist. Die Ausweisziffern der Reichsbank und besonders der grosse Wechselbestand des Instituts von zeitweise über 1½ Milliarden Mark, vor allem aber die Tatsache, dass unsere Zentralnotenbank zum Septemberultimo eine Rekordsteuerpflicht von über 700 Millionen Mark zu verzeichnen hatte, geben deutlich Zeugnis für die ganz ausserordentliche und exorbitante Anspannung der Reichsbank. Dabei ist zu betonen, dass diese immensen Anforderungen an dieselbe bei einem 5%igen Diskontsatz und einer 6%igen Lombardrate erfolgen und dass aller Wahrscheinlichkeit nach im Oktober die Rückflüsse nur verhältnismässig gering sein werden. In Betracht kommt ferner, dass derzeit noch gewaltige Guthabungen aus Paris und Südamerika den deutschen Geldmarkt erheblich erleichtern, und zu befürchten ist, dass, vielleicht aus politischen Motiven, derartige Gelder zum grossen Teil dem heimischen Markt bald entzogen werden können. Industrie und Handel benötigen dabei auch fernerhin Millionen für Neuemissionen und für Betriebs- und Interessentenvergrösserungen. Weit mehr in die Wagschale der Geldverteuerung für die kommende Zeitepoche fallen der grosse Bedarf für Kommunen und die grossen Auslandsanleihen. Für Ungarn, die Türkei und Spanien werden die bekannten, teilweise in das Gebiet der hohen Politik transferierten Anleiheverhandlungen bald akut. Der gesamte Geldbedarf zum Herbsttermin wird überall das Sammeln aller Geldreservoirs erheischen. Wenn Reichsbank und Grossbankwelt daher bei uns hinsichtlich weiterer Geldkonzentration nicht erfolgreicher wirken können, werden wir zum Jahresschluss, wie vor wenigen Jahren, aussergewöhnlich hohe und teure Geldsätze bekommen. Zugegeben, dass die industrielle Konjunktur derzeit zufriedenstellend und gesund ist, werden schliesslich doch auch bessere Betriebserträgnisse und höhere Dividendenerklärungen schon vor langer Hand im derzeitigen Kursniveau zum Ausdruck gebracht. Der selbst die schlimmen Befürchtungen unterschätzte Abschluss der Laurahütte zeigt vom industriellen Standpunkt ein Exempel auf obigen Hinweis. Die Bewegungen in der Metallarbeiterfrage und die ernste Befürchtung einer diesbezüglichen Gefahr konnten gleichfalls keinen tiefen Eindruck erzielen. Die hochpolitischen Vorgänge in Portugal konnten die Börsentendenz nur wenig beunruhigen. Der deutsche Besitz an portugiesischen Werten ist allerdings nur mehr gering, immerhin sind diese Vorgänge von so grosser internationaler Bedeutung, dass auch unsere Finanz- und Börsenkreise denselben grösseres Gewicht beilegen müssten. Der Geldmarkt wird sicherlich durch diese politischen Wirren, wie durch die hellenisch-türkische Kriegsgefahr ernstlich bedroht. Für die Entwicklung der Tendenzen an der Börse hielt man all diese Momente für nicht dringlich und unbegreiflich für nicht massgebend. Weit mehr Beachtung wurden wiederum den Faktoren günstiger Art geschenkt. Als die Meldung von einer friedlichen Beilegung des angedrohten Metallarbeiterstreiks und die definitive Proklamierung der portugiesischen Republik bekannt wurden, gestaltete sich die Grundtendenz der Börse neuerdings sehr fest. Bessere Meldungen vom Kupfermarkt, befriedigende Kabeldepeschen hinsichtlich des amerikanischen Eisen- und Stahlmarktes befriedigten gleichfalls. Die bekannt gewordenen grossen Bestellungen von Eisenbahnwagen der preussischen und Reichseisenbahnen fanden gleichfalls mehr Beachtung, als die charakteristischen Meldungen von wiederum grossen Kapitalsvermehrungen einzelner Montangesellschaften, voran die Phönix-Bergbaugesellschaft. Unter einer solch festen Haltung der Börsen konnte die allgemein erwartete Kurskorrektur nur geringe Ausdehnung annehmen. Dass jedoch bei irgendwelcher ernsten Störung des ohnehin derzeit erschwerten Apparates an unseren Börsen stärkere Kursrückungen in den bisher im Vordergrund des Interesses gestandenen Werten erwartet werden, bleibt ausser Zweifel.

M. Weber.



Kindergarten-

Materialien, Fröbelspiele, Beschäftigungsspiele, Gesellschaftsspiele fabriziert und liefert billigst

Spielefabrik M. Weiden, Köln,
Richmodstrasse 35.
— Kataloge gratis. —

Gegen Einsendung von 30 Pfg. senden wir jedem eine Probe selbstgekelterten

Rot- und Weißwein

nebst Preisliste. Kein Risiko, da wir Nichtgefallendes ohne weiteres unfrankiert zurücknehmen. — 18 Morgen eigene Weinberge an Ahr u. Rhein. **Gebr. Both, Ahrweiler.**

Reinen

Blütenhonig

9½ Pfund-Dose mit Verpackung zu 10 M. verkauft gegen Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages

Gerner, Pfarrer in **Mainsondheim**, Post Dettelbach a. M.

Maschinenschriftliche Arbeiten und Vervielfältigungen jeder Art

übernehme zu billigsten :: Sätzen ::

W. Eckmann, Kehl,
(Baden).



So köstlich wie die frischen Früchte

schmecken

Helvetia-Obst-Confituren.

Die feinsten und gesundesten Marmeladen für den Frühstückstisch. Man verlange beim Delikatessenhändler Gläser von 1 und 2 Pfund, oder Eimer von 5 Pfund in einer der 18 verschiedenen Fruchtsorten, achte aber darauf, dass jedes Gefäss ein Etikett mit unserer vollen Firma trägt.

Helvetia-Conservenfabrik Gr.-Gerau

Akt.-Gesellsch. in Gross-Gerau, Hessen.

Deutsche Abteilung der Conservenfabrik Lenzburg A,-G., vorm. Henckell & Roth
:: in Lenzburg, Schweiz. ::

Erstes Spezialgeschäft für

Kranken-Weine

Vom Guten das Beste!

Aug. Bonse
Weingrosshandlung
:: Paderborn. ::

Weine aller Länder!

:: Preisliste gratis und franko

Priester „licencié" nimmt junge Leute auf, die sich in Paris aufhalten woll. **Sécheroux, 18 rue Leverrier, VIième.**



Franz Wüsten
Päpstl. Goldschmied
Hofl. I. Maj. d. Königin Wwe. v. Sachsen
Cöln a. Rh.
Tel. 9445. Hunnenrücken 28

Kirchl. Geräte und Gefässe in allen Metallen u. Stylarten
Renovieren, Neuvergolden.

Wichtig für Politiker, Sozialpolitiker, Schriftsteller, Gelehrte, Künstler usw.

Das Zeitungsnachrichten-Bureau P. Schmidt
Berlin SW. 47, Grossbeerenstrasse 56/b
liest neben ca. 350 Zeitungen des In- und Auslandes die wichtigeren Zeitschriften jeder Art und liefert daher für jedes Interessengebiet zahlreiches Material. Infolge meiner langjährigen Tätigkeit an der Zentrumspresse wird zuverlässigste Lieferung gewährleistet. Prospekt gratis.



Ein Urteil über meinen Weihrauch:

Wiederholt habe ich von B. Fahr in Fulda den Weihrauch für meine Pfarrei bezogen. Dieser Weihrauch zeichnet sich durch **einen feinen Wohlgeruch aus**, ist **feinkörnig** und erzeugt schon bei **recht sparsamem Gebrauch** rasch einen schönen Rauch. Die Verpackung in Blechbüchsen ist für längere Aufbewahrung besonders praktisch. Der Weihrauch ist darum besonders zu empfehlen. E., den 21. Jan. 1909. B., Pfarrer.

1 Kilo **Bonifatius-Weihrauch** Mk. 3.20 franko. 1 Kilo **Bonifatius-Weihrauch** Mk. 3.50 mit Blechbüchse franko. 2 Kilo **Bonifatius-Weihrauch** Mk. 6.50 mit Blechbüchse franko. 1 Postpaket ca. 4 Kilo **Bonifatius-Weihrauch** Mk. 12.00 mit Blechbüchse franko.

B. Fahr, Fulda.
Presskohlen werden zu billigsten Preisen beigefügt.

Der Christliche Pilger

:: Ein katholisches Sonntagsblatt. ::

Abonnementspreis mit Gratisbeigabe eines Wandkalenders und eines Winter- und Sommerfahrplanes vierteljährlich bei der Post 72 Pfg.; bei Zusendung unter Kreuzband in Deutschland 1 M. im Ausland 1,25 M. Auflage 16 500. Inserate die kleinspaltige Zeile 20 Pfg. Das Blatt enthält nur Originalartikel Proben werden gerne zur Verfügung gestellt.

Speyer a. Rh. Verlag und Redaktion: J. Baumann, Domvikar.

Gegründet 1788.
Ferd. Stemler
Hoflieferant
Friedrichsdorf Taunus
Stemler-Zwieback
(echt Friedrichsdorfer Probedose M. 3.)

Einbanddecken für d. Jahrg. 1909
Mk. 1.25.
Sammelmappen
Mk. 1.50.

Mill-Opera
spielt wie eine Militärkapelle singt u. lacht u. amüsiert alle!
Umsonst zu jed. Apparat 10 neueste Stücke!
Raten-Zahlung kein Preisaufschlag!
Vertreter gesucht!
Otto Jacob sen
Frieden-Str. 9. Berlin 448

! Tafelobst !

Calville-Reinette . .	25 M.
Goldparmäne . . .	20 M.
Doppelte Belle-fleurs	18 M.
Malmedy	16 M.

versendet gegen Nachnahme die Obstzüchterei von
Carl Fuchs, Gd.-Vorst. **Namedy** b. Andernach.

≡ Stottern ≡
heilt unter Garantie die Anstalt von C. Matzke, Burgsteinfurt i. W. 30 jähr. Praxis.

Obstverwertungsgenossenschaft Obernburg a. Main

offeriert

reinsten Export-Gesundheits-Apfelwein

hochfeine Apfelwein- und Johannisbeerwein-Sekte, Obstweinessig, Apfelwein-Koknag, Zwetschenbranntwein, Marmeladen und Gelees in reinster Qualität, Tafel- und Wirtschafts-Obst en gros u. en detail. Man verlange Preislisten gratis und franko.

Paramente .·. Fahnen
Kirchliche Kunstanstalt
W. Wefers = Köln = Komödienstr. 6
Illustr. Katalog. :: Auswahlsendung.





Wilh. Ehinger
Triberg (Baden)
empfiehlt
Kuckuckuhren
in gross. Auswahl zu billig. Preisen. Zeichnung. und Preisliste auf Verlangen gratis

---

Geistlicher

sucht die Leitung eines städt. oder privaten Knabenalumnates jetzt od. mit Ostern zu übernehmen. Gefl. Off. unter Nr. 9954 an die Geschäftsstelle der „Allgem. Rundschau", München.

Eisbärfelle sind nicht besser, aber teurer als meine chemisch gereinigten, geruchlosen, blendend weissen oder silbergrauen Heidschnuckenfelle „Marke Eisbär" Salonteppiche 8 M., Vorlagen 7 M. Grösse 1 qm. Auch Fusssäcke, Fusstaschen, Wagen- u. Schlittendecken aus „Eisbärfellen" ausserordentlich praktisch. Meine reich illustrierte Preisliste mit vielen Anerkennungen auch über Fleisch, Honig, Aepfel usw. versende gratis und franko. **W. Heino, Lünzmühle Nr. 19**, b. Schneverdingen (Lüneb. Heide.)

Stud. phil.
(Weise) 3jährige Praxis als Elementarlehrer **sucht Stelle**
als Hauslehrer
in einer Universitätsstadt. Off. unter **A. S. 9973** an die Geschäftsstelle der „Allgemeinen Rundschau", München.

---

2 Rosenkränze der eine aus dem heil. Land und auf dem heil. Grab in Jerusalem sowie auf dem Calvarienberg aufgelegt und der andere am Felsen der Grotte in Lourdes berührt, liefert franko nach ganz Deutschland für 2 Mark der Pilgerführer **C. Liebel**, sen., **Waldsee** in Württemberg.

Wer mit Erfolg inserieren will, benütze die in den kaufkräftigsten Ständen weitverbreitete „Allgemeine Rundschau".

— Wir bitten die Leser, bei Anfragen und Bestellungen sich stets auf die „Allgemeine Rundschau“ zu beziehen. —



Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 23 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer. Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 43. München, 22. Oktober 1910. VII. Jahrgang.

Die katholischen Missionen auf dem Berliner Kolonialkongreß.

Von
Universitätsprofessor Dr. Schmidlin, Münster.

Nichts dürfte die imponierende Stellung der katholischen Heidenmission in Deutschland interessanter beleuchten, als die Kolonialberatungen, die zwischen dem 5. und 8. Oktober im deutschen Reichstagsgebäude stattgefunden haben. Unsere Missionen hatten darin keine leichte Position: es handelte sich nicht um einen katholischen Gegenstand und ein katholisches Publikum, es galt vielmehr, vor einer der großen Mehrzahl nach protestantischen oder ungläubigen Hörerschaft und im Rahmen einer ihrer Natur nach profanen Unternehmung auf den Plan zu treten, dabei weitaus nicht in der vollen Stärke, sondern nur insofern das relativ kleine Missionsgebiet der deutschen Kolonien in Betracht kam. Denn wie einerseits die Missionen nur als partielle Tangente ins Programm des Kolonialkongresses aufgenommen wurde, so konnten die Missionsvertreter auch umgekehrt nur soweit sich beteiligen, als die Kolonialpolitik, zu den Missionen der Schutzgebiete in Beziehung stand, weshalb bloß die deutschen Missionsgenossenschaften einsprangen. Daraus ergaben sich aber doch sehr instruktive Ausschnitte und Berührungspunkte, die das Interesse jedes gebildeten deutschen Katholiken in hohem Grade in Anspruch nehmen. Und um es gleich zu sagen, unsere deutschen Missionen haben die schwere Probe vorzüglich bestanden.

Die Beteiligung der katholischen Mission an den Kolonialkongressen datiert nicht erst seit gestern, aber doch läßt sich eine aufsteigende Bewegung konstatieren. Auf dem von 1902 waren von den 7 Sektionsvorträgen zwei, auf dem von 1905 von den 11 fünf von katholischen Missionaren gehalten worden, während die Rede der Plenarsitzung beide Male durch einen protestantischen Missionsinspektor übernommen wurde. In ihrer Berliner Konferenz vom 22. Januar 1910 beschloß die Missionskommission des Zentralkomitees der deutschen Katholikenversammlungen, dem diesjährigen Kolonialkongreß noch stärkere Beachtung zu schenken und daher für gute Redner zu sorgen.

Schon die Vertretung unserer Missionen auf dem Kongreß war eine recht ansehnliche. Die Leitung desselben war im Prinzip paritätisch zusammengesetzt: sowohl im Ehrenkomitee als auch in der Sektion für religiös-kulturelle Fragen saßen die bekannten Missionsfreunde Fürst von Löwenstein und Domkapitular Prälat Hespers; in derselben Sektion wurde Fürst Löwenstein zu einem der Vorsitzenden, die PP. Acker und Streit zu Schriftführern gewählt. Nicht minder zufriedenstellend erschien der Prozentsatz unter den Rednern, sowohl in den Vorträgen wie besonders in der Diskussion, insoweit die Missionsinteressen und Missionsprobleme berührt wurden. Stark war auch das Kontingent unter den Mitgliedern und Teilnehmern; außer vielen Weltpriestern und Laien, die zumeist durch ihr Interesse für die Missionen zum Kolonialkongreß herbeigeführt worden waren, bemerkten wir eine große Anzahl von Angehörigen der verschiedensten Missionsorden und Missionsgesellschaften, zumeist je mehrere, Benediktiner, Franziskaner, Kapuziner, Steyler, Oblaten beider Kategorien, Väter vom hl. Geist, Weiße Väter, Pallottiner, Maristen, Salvatorianer usw., ein Beweis, daß die deutschen Missionare die Wichtigkeit dieser prinzipiellen Aussprache und die ihnen dadurch zugewiesene Aufgabe wohl erkannt hatten.

Auch in der Ausführung des Programms suchte der Kolonialkongreß den katholischen Missionen gegenüber grundsätzlich wenigstens den Standpunkt voller Parität zu wahren. Die Missionsfragen wurden der 4. Sektion (Die religiösen und kulturellen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete) übertragen, und zwar so, daß in der Serie von drei Vorträgen, welche jede der drei Sektionssitzungen umfaßte, jedesmal womöglich ein Vertreter der katholischen, ein solcher der protestantischen Missionen und ein mehr oder weniger außerhalb der Mission stehender Professor zum Worte kam. Der Obmann dieser Sektion, Kontreadmiral Strauch, erwies sich als unparteiischer, den katholischen Missionen wohlgesinnter Mann. Wie sehr die Missionsfragen im Vordergrund des allgemeinen Interesses standen, zeigte die zahlreiche Beteiligung an den Besprechungen der 4. Sektion, die von Anfang an wohl am besten besucht war. Insofern freilich verstand es die Gesamtarrangierung nicht, der Bedeutung des religiösen Problems und konsequenterweise auch der Missionen in unseren Kolonien gerecht zu werden, als in keiner der Plenarversammlungen diese Dinge zur Sprache kamen, mit Ausnahme etwa der Rede des protestantischen Missionstheoretikers Richter über die Negerseele am zweiten Tag; dafür wurden meist wirtschaftliche Themata, zudem recht untergeordneter Natur, eingehend behandelt, immerhin bezeichnend für den materialistischen Kurs der Hauptströmung.

Am Donnerstag stand in der Missionssektion — so wollen wir die vierte nennen — der Islam im Mittelpunkt der Tagesordnung. Wir waren auf einen heißen Kampf über diese brennende Frage gefaßt; denn der zweite Redner, Professor Becker vom Hamburger Kolonialinstitut, war uns als eifriger und geschickter Verteidiger dieses Todfeinds der katholischen Mission bekannt. Es ging weit besser, als wir erwartet hatten: Becker selbst goß in seinen Ausführungen viel Wasser in seinen Wein und befürwortete die gegen den Islam gefaßte Resolution, die von der Versammlung mit überraschender Einstimmigkeit angenommen wurde; die beiden anderen Vortragenden, Missionsinspektor Axenfeld und P. Hansen, stimmten in der Stellungnahme wider den kulturfeindlichen Islam völlig überein. Den Glanzpunkt am Freitag und überhaupt in sämtlichen Sektionsverhandlungen, wie mir Prof. Becker, gewiß ein unverdächtiger Zeuge, bewundernd versicherte, bildete die von reicher Sachkenntnis und scharfer Urteilskraft, vor allem aber durch die Wärme einer tiefen Ueberzeugung und einer edlen Persönlichkeit getragene, auch formell meisterhafte, mit gespanntester Aufmerksamkeit angehörte Rede des ehrwürdigen Benediktinerabtes P. Norbert Weber von St. Ottilien, der schon auf dem Augsburger Katholikentag eine so überwältigende Missionsrede gehalten hatte. Mit unvergleichlicher Würde und Salbung im besten Sinne des Wortes sprach er von den Zielen und Wegen der Eingeborenenerziehung, worauf die beiden folgenden Redner, der protestantische Theologe Mirbt und der protestantische Missionar Schachschneider in ebenso objektiver wie den katholischen Missionen wohlwollender Weise die Bedeutung der Mission für die kulturelle Erschließung unserer Kolonien und die wirtschaftliche Erziehung der Eingeborenen durch die Missionen behandelten. Reiches Tatsachenmaterial und persönliche Erfahrung zeichnete auch am Samstag die Rede des katholischen Vertreters P. Provinzial Froberger von Trier, ebenfalls die erste der Reihenfolge nach, unter allen anderen aus; er bewies darin die kulturelle Schädlichkeit der Polygamie, ohne je seine nichtreligiöse Fragestellung aus dem Auge zu verlieren, während Professor Meinhof-Hamburg die Einheitssprachen und Prof. Haußleiter-

Halle die wirtschaftliche Missionserziehung einer gleichfalls durchaus sachlichen Erörterung unterzogen.

Noch vortrefflicher beinahe schnitten die katholischen Redner in der Diskussion ab. Keiner konnte auf einen so reichen Schatz von Erfahrungen zurückgreifen, um die Missionsgegner zum Schweigen zu bringen, wie z. B. P. Acker oder P. Froberger, die viele Jahre selbst in Afrika zugebracht und daher aus eigener Anschauung die irrigen Theorien widerlegen konnten. Mit akademischer Ruhe und Sicherheit wußte P. Schmidt, der Redakteur des „Anthropos", aus der Fülle seiner fachmännischen Kenntnisse zu schöpfen, um in den anthropologischen und linguistischen Fragen geradezu als Korreferent einzugreifen. Was aber noch erfreulicher wirkte, und was die protestantische Mission nicht aufweisen konnte, war das warme und begeisterte, dabei äußerst sachgemäße und formvollendete Eintreten katholischer Laienparlamentarier, wie Erzbergers und Karl Bachems für die Missionssache. Ihnen gegenüber mußte die gegnerische Polemik, die fast nur vom unvermeidlichen Exjesuiten Hoensbroech unter allerhand ungehörigen Abschweifungen geführt und mit sichtlichem Widerwillen angehört wurde, bald verstummen. Die protestantischen Diskussionsteilnehmer stellten sich durchweg auf denselben Boden wie die katholischen, so daß sich nur in den seltensten Fällen Divergenzen oder Disharmonien ergaben. Im ganzen sprachen die Redner beider Konfessionen so, daß auch die Katholiken hätten sagen dürfen, was die Protestanten sagten, und umgekehrt.

Das Tröstlichste am Deutschen Kolonialkongreß dürfte eben diese harmonische Einmütigkeit sein, mit der Redner und Teilnehmer sich dem Missionsproblem, wenn nicht immer positiv freundlich, so doch in keiner Weise gehässig gegenüberstellten. Der Grundton, auf den der ganze Kongreß gestimmt war — dies ergab sich anschaulich aus den Reden und Diskussionen wie aus ihrer Aufnahme und den Resolutionen —, war ein durchaus christlicher. Auch in den Generalversammlungen vermied man nach Möglichkeit alles, was die Mission hätte verletzen können, so sehr auch auf das Wirtschaftliche der Akzent gelegt wurde: Aeußerungen brutaler Rassenselbstsucht, wie diejenige eines Diskussionsredners zum Vortrag über die Negerseele, daß wir mit den Wilden nur Geschäfte zu machen hätten, standen vereinzelt da und fanden nur geringe Zustimmung; gleich die erste Rede über Kolonialwirtschaft und Volkswirtschaft, aus einem Munde, von dem man es schwerlich hätte erwarten können, vom Präses der Hamburgischen Handelskammer, Max Schinckel, schloß mit einem Loblied auf die Missionen. Ein klarer Beleg, das unser deutsches Volk in seiner großen Majorität und speziell in seinen gebildeten Ständen — denn daraus rekrutierte sich ja der Kongreß — sich trotz aller Freidenkerhetzen noch auf dem Boden des Christentums, und zwar des positiven Christentums fühlt oder wenigstens von der eminenten Verdienstlichkeit der Missionen für die kulturellen und kolonialen Interessen aufrichtig durchdrungen ist.

Willkommen ergänzte den Kolonialkongreß die zwanglose und vertrauliche Aussprache, zu der Se. Durchlaucht Fürst Löwenstein, der unermüdliche Förderer und Gönner unseres Missionswesens, die Missionare und Missionsfreunde auf Freitag abend einlud. Man unterhielt sich in anregender Weise über aktuelle Missionsfragen und über die in der Missionskommission zu Augsburg beschlossenen missionswissenschaftlichen Unternehmungen. Besonders das Schul- und Eheproblem in den Missionen wurde mit Eifer und Frucht erörtert. Eine Reihe zeitgemäßer Beschlüsse war das Ergebnis dieser intimeren Beratungen.

Einen herrlichen Schlußakkord bildeten endlich die spezifisch katholischen Missionsveranstaltungen, die sich am Sonntag und Montag an den Kolonialkongreß anreihten. Wie die Protestanten mit freilich weit zahlreicheren Kräften und einem größern Publikum, so benützten auch die Katholiken Berlins unter Anführung des fürstbischöflichen Delegaten Kleineidam die Anwesenheit ihrer Missionszelebritäten, um sich über das große Werk der Glaubensverbreitung unterrichten und dafür erwärmen zu lassen. Am Sonntag fand in sämtlichen katholischen Kirchen der Reichshauptstadt ein Missionsgottesdienst mit Missionspredigt statt; Montag abends wurden gleichzeitig drei große Missionsversammlungen abgehalten, in denen je zwei bekannte Missionsredner Vorträge übernahmen. So ward das Missionsverständnis und die Missionsliebe aus den Kongreßsälen auch in die Bevölkerung hinausgetragen, zweifellos zu unabsehbarem rückwirkendem Segen für die echt christlich-katholische Gesinnung. Welch nützliche Lehren wir Katholiken aus diesem ganzen so erhebenden und befriedigenden Verlauf des Kongresses ziehen können, soll im nächsten Hefte dargetan werden.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Werftstreik in Deutschland und der Eisenbahnerstreik in Frankreich.

Der Streik der Werftarbeiter in Deutschland, der die gesamte Metallindustrie in Mitleidenschaft zu ziehen drohte, ist friedlich beigelegt worden. Dagegen hat in Frankreich der Ausstand der Eisenbahner, der von den Führern der Pariser „Arbeitsbörse" zu einem Generalstreik ausgebildet werden sollte, durch scharfe Maßnahmen der Regierung gewaltsam erdrückt werden müssen.

Der Lohnkampf bei uns zu Lande hielt sich im Rahmen der gewerkschaftlichen Kraftprobe und fand auch seine Erledigung auf dem neuerdings üblichen Wege des Ausgleiches zwischen den zwei zentralen Organisationen der Arbeiterschaft und der Unternehmerschaft in dem betreffenden Erwerbszweige. Die Bewegung in Frankreich dagegen war ein politischer Versuch der revolutionären Sozialdemokratie, welche die Aufbesserung der Eisenbahner nur als Vorwand und Ausgangspunkt nahm. Zum Glück ließ sich die dortige Regierung trotz ihrem sozialistischen Einschlag über die wahre Bedeutung dieser Kraftprobe der Antimilitaristen und Kommunards nicht täuschen und griff sofort mit einer Rücksichtslosigkeit ein, wie man sie im „preußischen Polizeistaat" bisher noch nicht gesehen hat.

Der Werftarbeiterstreik hatte sich schon ein paar Monate hingeschleppt, ohne daß die Vertreter der streitenden Parteien sich näher kommen konnten. Da riefen die Werftbesitzer die Hilfe des großen Verbandes der Metallindustrie an, und von dieser Arbeitgeberorganisation wurde beschlossen, zu einem bestimmten Tage auf allen Betrieben 60 Prozent der Arbeiter auszusperren, wenn nicht vorher auf den Werften eine Verständigung erzielt sei. Das sah auf den ersten Blick wie eine verhängnisvolle Verbreiterung und Verschärfung des Kampfes aus; es stand die Arbeitslosigkeit von fast einer halben Million und das Stilliegen unzähliger Metallwerke in ganz Deutschland in Aussicht. Aber diese großen Gefahren, die sowohl der bedrohende als der bedrohte Teil vor sich hatten, reiften den Verständigungstrieb. Not lehrt beten. Wesentlich erleichtert (oder vielleicht überhaupt erst ermöglicht) wurde das Ausgleichswerk dadurch, daß die Verhandlungen von den örtlichen Instanzen, die sich grimmig ineinander verbissen hatten, auf die zentralen Instanzen übergingen, die besser über den „Ehrenpunkt" und den sonstigen Eigensinn hinwegkommen konnten. Bei den kleineren Lohnkämpfen sieht man oft vor Bäumen den Wald nicht; die Leiter der zentralen Organisationen aber können besser die großen Gesichtspunkte und das allgemeine Interesse im Auge behalten. Letztere können sich auch besser dem verhängnisvollen Triebe auf „volle Niederkämpfung der Gegenpartei" entziehen, während die örtlichen Matadore vielfach glauben, sie könnten und müßten nun einmal gründlich aufräumen mit den Gewerkschaftsfonds der Arbeiter oder mit dem Machtkitzel der Unternehmer. An der Zentralstelle kommt eher die nüchterne Erwägung zum Durchbruch, daß die Widerstandskraft der Gegenpartei sich überhaupt nicht vollständig und dauernd vernichten lasse, und daß der leidenschaftliche Versuch schließlich eine Vernichtung auf Gegenseitigkeit bedeuten würde, — ein bitterernstes Seitenstück zu dem Scherz von den zwei Löwen, die sich gegenseitig auffraßen, so daß nur die Schwänze übrig blieben.

Es wiederholte sich hier die Erfahrung vom großen Lohnkampf des Frühjahrs im Baugewerbe. Auch die vortrefflich organisierten Bauunternehmer mußten von der guerre à fond Abstand nehmen und sich zu einem Tarifvertrag auf der mittleren Linie verstehen. Damals ging es nur mit dem Eingreifen von unparteiischen Vermittlern. Diesmal wurden die Zentralorganisationen direkt miteinander fertig. Ob die unmittelbare Verhandlung immer rechtzeitig in Gang kommt und zum Ziele führt, ist freilich nicht ausgemacht, und darum sollte man immer noch weiterstreben nach einer Rechtsordnung, die sowohl vor dem Kampfausbruche Einigungsverhandlungen obligatorisch macht, als auch während des Kampfes nach Antrag des einen Teils den anderen Teil zur Aussprache nötigt. Auch die französische Regierung läßt verkündigen, daß sie das Streik- und Aussperrungsrecht in dieser Richtung ausbilden will.

Eine weitere Aehnlichkeit zwischen dem jüngsten Werftarbeiterstreik und dem früheren Lohnkampf im Baugewerbe liegt in den Schwierigkeiten, die sich bei der Durchführung des Friedensschlusses hier und dort ergaben. Mißverständnisse und



Eigensinn mischen sich zu leicht ein, wenn die Nachgiebigkeit betätigt werden soll. Der Werftstreik schien sogar noch einmal von neuem aufflammen zu wollen, weil die Arbeitgeber in der Gewährung der früheren Akkordüberschüsse teilweise engherzig vorgehen wollten, und weil unter den Arbeitern sich eine sehr starke Minderheit unversöhnlich zeigte. Doch hat schließlich die Rücksicht auf die großen Gesichtspunkte hüben und drüben gesiegt. Für die Technik gewerkschaftlicher Friedensschlüsse empfiehlt sich die Klugheitsregel, in das Verständigungsprotokoll, das natürlich recht kurz gefaßt werden muß, stets die Bestimmung aufzunehmen, daß ein soundso gebildetes Schiedsgericht mit bindender Kraft über alle Zweifel an der Bedeutung der vereinbarten Bestimmungen entscheidet.

In diesem Jahre, das an großen gewerkschaftlichen Kämpfen reich war, sind wir in Deutschland jedesmal mit einem blauen Auge davongekommen. Auch der Moabiter Krawall, der sich an einen verhältnismäßig kleinen Lohnkampf anknüpfte, war doch recht bescheiden im Vergleich zu der großen Ruhestörung, die Frankreich heimgesucht hat. Ein Ausstand der Eisenbahner ist, wie sich dort drastisch gezeigt hat, für ein modernes Staatswesen durchaus unerträglich. Wir haben ja in Deutschland Staatsbahnen mit einer strengeren Disziplin, als die französischen Privatbahnen sie üben können. Die bürgerlichen Parteien sowohl wie unsere Regierungen werden aus den französischen Erfahrungen die Lehre ziehen, daß die sozialdemokratische Agitation von den Beamten und Arbeitern im öffentlichen Verkehrswesen durchaus ferngehalten werden muß. Die Zuverlässigkeit des Eisenbahnpersonals ist die erste und wichtigste Schutzwehr gegen den General- oder Massenstreik, mit dem bekanntlich auch unsere Sozialdemokraten (und sogar „Revisionisten") beharrlich liebäugeln.

Herr Briand, der gegenwärtige Ministerpräsident und frühere Sozialistenführer, greift zur Abwehr sofort zu dem radikalen Mittel der Militarisierung der Eisenbahner. Er zog nicht bloß starke Kräfte des stehenden Heeres zum Schutz der Ordnung und des Eisenbahneigentums heran, sondern auch als Ersatzkräfte im Bahndienst, und obendrein erhielten alle noch wehrpflichtigen Eisenbahner die Einberufung zur militärischen Dienstübung auf den Eisenbahnen, so daß ihre weitere Arbeitseinstellung zu einem militärischen Vergehen wurde. Die Streikführer wollten freilich den Leuten einreden, daß ihnen doch nichts passieren könne, aber die Einberufung hielt doch die große Masse der Arbeiter auf den zunächst noch nicht bestreikten Linien ab, der Parole zum allgemeinen Ausstand Folge zu leisten, und als erst der Stillstand eingetreten war, da gab es auch bald auf der vorangegangenen Nordbahn einen Rückfluß an Arbeitswilligen. Erheblich mitgewirkt zum Abflauen der Bewegung hat auch der Mangel an Sympathie im Publikum. Die Bevölkerung ist der ewigen Streikversuche überdrüssig geworden und glaubt nicht mehr an die wirtschaftlich-soziale Berechtigung des Streiks. Lehrreich ist ferner der große Eindruck, der die republikanische Regierung durch die zahlreichen Verhaftungen und die damit verbundene Androhung strenger strafrechtlicher Verfolgung erzielt hat. Es läßt sich nicht verkennen, daß der Respekt vor der Staatsgewalt in Frankreich neuerdings beträchtlich gesteigert worden ist.

Der Versuch des Generalstreiks in Frankreich hat eine internationale Bedeutung. Wenn dort zu Lande, wo die Pariser Arbeitsbörse die Massen im ganzen Staat unter ihrer Kontrolle hat, und die Regierung im Verdacht der republikanischen Schwäche steht, der große Anlauf verpuffen mußte, so werden die deutschen Sozialdemokraten es sich wohl noch reiflich überlegen, ehe sie die großen Worte vom Massenstreik in die Wirklichkeit übersetzen.

Nachdem der Streik in den gewerkschaftlichen Formen in Frankreich vereitelt wurde, haben die umstürzlerischen Führer und deren rabiate Anhänger sich noch vielfach auf Sabotage (Zerstörung der Betriebsmittel, Schienen usw.) und auf Bombenattentate und sonstige verbrecherische Anschläge geworfen. Was aus diesen Verzweiflungsversuchen noch wird, bleibt abzuwarten. Die Regierung wird darin eine Rechtfertigung erblicken für ihr scharfes Vorgehen gegen die Bewegung, deren revolutionärer Charakter nachträglich illustriert wird. Von einer Unbotmäßigkeit im Heer ist bisher nur in einem belanglosen Einzelfall etwas zu spüren gewesen. So lange das Heer gehorsam bleibt auch in seinen sicherheitspolizeilichen Aufgaben, ist der Bestand der staatlichen Ordnung noch gesichert. Unser Heer ist ungleich zuverlässiger, und deshalb brauchen wir keine Furcht zu haben. Das gibt unseren Liberalen freilich nicht das Recht, die Umsturzpartei durch ihre Großblocktaktik zu unterstützen.

Politik und Humanität.

Zum revolutionären Umsturz in Portugal.

Von M. Billinger.

Wenn das andere Haus brennt, so eilt jeder, der helfen kann, herbei, um den Brand zu löschen und weiteres Unglück zu verhüten. Das erkennt jedermann als einfache und natürliche Menschenpflicht an. Nicht so in der hohen Politik. Europa sah mit verschränkten Armen den Greuelszenen zu, die sich in Portugal abspielten. Mögen dort Hunderte und Tausende der Willkür und Grausamkeit von Mordbuben preisgegeben werden, Europa bleibt ruhig und spricht nur die Erwartung aus, daß die Schandtaten auf portugiesische Untertanen beschränkt bleiben. Und doch würde ein energischer Wink der Großmächte genügen, um den Schurken mit oder ohne Uniform das Handwerk zu legen. Niemandem, der noch ein menschlich fühlendes Herz hat, wird diese der heutigen Generation leider selbstverständliche Haltung unserer politischen Mächte gerade sympathisch oder glorreich erscheinen. Doch wie ist sie zu erklären?

Der Politiker wird natürlich gleich auf das bekannte Nicht-Interventionsprinzip hinweisen, das die heutige Politik beherrsche. Dieses Prinzip ist auch so ein Stück Papier, das man vorzeigt oder einsteckt, je nachdem es paßt. Die letzten Jahrzehnte haben uns sehr energische „Einmischungen" in die inneren Verhältnisse anderer Staaten gezeigt: man denke nur an die Türkei, Aegypten, China, Marokko, von den vielen „Einmischungen" der Amerikaner gar nicht zu reden. Also man komme uns nicht mit diesem Prinzip der Nicht-Intervention, das nicht viel mehr ist als eine bloße Phrase.

Der eigentliche Grund, welcher die Mächte zu dieser freiwilligen Ohnmacht verurteilt, ist das gegenseitige Mißtrauen und der alles beherrschende, herzlose Egoismus. Warum schließen sich die Staaten bei solchen elementaren Ausbrüchen der Bestie im Menschen nicht zusammen, um die äußerste Anarchie von Tausenden Unschuldiger abzuwehren? Warum vereinigen sich nicht die Monarchen, um ihre Throne gemeinsam gegen die Revolution zu schützen, gegen jene Geheimbünde, die längst sich international organisiert haben? Der eine Staat traut dem anderen nicht über den Weg, und die einzelnen möchten womöglich noch im trüben fischen. Was verschlägt für den Realpolitiker ein Blutbad, eine Revolution, wenn sich dadurch Aussichten auf günstigere Handelsbeziehungen oder gar auf Erwerb von Kolonien, Flottenstationen und dergl. eröffnen? So ist die Sache nun einmal, und daran ändern alle schönen Worte von Ministern und Diplomaten nichts. Es fehlt heute unter den Nationen fast jedes gemeinsame, geistige Band, jedenfalls ein solches, das irgend eine nennenswerte Belastungsprobe aushalten könnte. Der kalte Egoismus ist das einzige, was die Völker und Fürsten bindet und scheidet. Der Kulturhistoriker der Zukunft wird diesen Mangel jedes idealen Momentes in der großen Politik unserer Tage gewiß als ein schmähliches Manko brandmarken. Freilich haben auch in früheren Jahrhunderten gemeinsame Operationen zum Schutze Dritter ihre Schwierigkeiten gehabt, wie die Geschichte der Kreuzzüge und der späteren Türkenkriege beweist. Aber man bewahrte doch das Bewußtsein von der Pflicht, den Bedrängten und Unterdrückten beizustehen; heute aber gilt es als selbstverständlich, Wehrlose, soweit sie nicht Landsleute sind, ihren blutigsten Verfolgern zu überlassen. Damit ist allerdings in der Tat — wie Pius IX. am 28. September 1860 sagte — dem siegreichen Verbrechen Straflosigkeit und Freiheit zu jeglicher Schandtat offen zuerkannt. Ob das ein Kulturfortschritt ist?

* * *

Den vorstehenden Ausführungen M. Billingers möchte der Herausgeber noch einige Gedanken anfügen:

Die liberale Großpresse aller Länder hat wie auf einen geheimen Wink dem gewaltsamen Umsturz in Portugal teils offen zugejubelt, teils — durch willige Verbreitung zweckdienlich erfundener oder gefärbter Nachrichten — nach Kräften Vorschub geleistet. Der Haß gegen die Kirche, die antiklerikalen Instinkte, die man offen als die Triebfeder der Revolution bezeichnete, raubten dieser Presse jedes Unterscheidungsvermögen zwischen Recht und Unrecht. Nur wenige liberale Blätter haben Worte des Bedauerns über die gegen wehrlose Mönche und Nonnen, gegen Kirchen und Klöster verübten Schandtaten gefunden. Einigen dämmerte auch schon der rein realpolitische Gesichtspunkt, ob das Uebermaß des Kirchenhasses den Vätern des Umsturzes nicht zum

Verhängnis werden würde. Wegen des von Rechts wegen hingerichteten einen Ferrer erhob sich der internationale Fortschritt zu einem Wutgeheul. Warum? Weil Ferrer ein Freidenker, ein Apostel des religiösen und moralischen, wie des staatlichen Umsturzes war. Hätte es sich in Lissabon um protestantische Diakonissen gehandelt, vielleicht hätte der größte Teil der liberalen deutschen Presse sich doch zu einem kräftigen „Quos ego" erhoben. Indessen macht der Umsturz von heute auch vor den protestantischen Kirchen und Religionsdienern nicht mehr halt, wie die Vorgänge in Berlin-Moabit gezeigt haben.

Man weist gerne auf München hin, wo die skrupellose Agitation der „Freidenker", unterstützt durch die aktive und passive Gönnerschaft der liberalen Presse und durch die Nachgiebigkeit des liberalen Stadtregiments, immer ungeberdiger sich entfaltet und den positiven Protestantismus ebenso bedroht wie die katholische Kirche. In Berlin und in anderen vorwiegend protestantischen Großstädten steht es womöglich noch schlimmer als in München. Der einzige Unterschied ist höchstens der, daß die Rebellion der Geister in der bayerischen Hauptstadt immer noch auf stärkere Widerstände stößt. In Berlin beginnt man seit Moabit nun auch einzusehen, daß es sehr bedenklich wäre, noch länger den Vogel Strauß zu spielen. Der „Allgemeinen evangelisch-lutherischen Kirchenzeitung" (Nr. 41) zufolge erklärten die Pastoren in Moabit, daß sie sich wie Missionare im wilden heidnischen Lande fühlen, und das Organ der evangelischen Orthodoxie verlangt „etwas mehr Lutherzorn" gegen den Terrorismus der Straße.

Aber wie ist es denn mit dem hundertfach mehr berechtigten Zorn der Katholiken nicht nur gegenüber den Untaten in Portugal, sondern auch gegenüber denen, die sie beschönigen? Haben die Katholiken wirklich nur Fischblut in den Adern, daß sie die frechste Verunglimpfung ihrer heiligsten Gefühle schweigend hinnehmen und sich nicht einmal entschließen, eine Presse, die sie täglich verhöhnt, mit einem Fußtritt aus dem Hause zu stoßen? Das führende liberale Blatt in Süddeutschland verherrlichte am 12. Oktober cr. die Revolution in Portugal als „einen Krieg gegen die katholische Kirche", der natürlich die Schuld an allem Unheil in Portugal zugeschoben wird. Diese große Geschichtslüge ist das Alpha und Omega aller Expektorationen der aus Quellen des internationalen Freimaurertums gespeisten liberalen Zeitungen, die sich soeben wieder von einem Rebellen-Minister den handgreiflichen Schwindel bescheinigen lassen, daß die im Berliner Lokalanzeiger und in Londoner Blättern bezeugten Greueltaten nur — Phantasiegebilde gewesen seien. Jedem, der nur einigermaßen in der Geschichte Bescheid weiß, ist die Tatsache geläufig, daß Portugal seit den Zeiten Pombals, also seit 150 Jahren, fast ununterbrochen unter der Herrschaft des Liberalismus und einer fast beispiellosen Unterdrückung der Kirche und des Klerus stand. Von einem politischen Einfluß des Klerikalismus zu reden, ist ein direkter Hohn. Zur Organisation einer politischen Gegenpartei waren erst in der allerjüngsten Zeit die ersten schüchternen Schritte unternommen worden. Und der feierlich „abgesetzte" König Manuel, der jetzt in England ein Asyl gefunden hat, war nur ein Schattenkönig. Das Recht der Ernennung der Höchstkommandierenden des Heeres und der Marine durch das Parlament ebnete nur dem Verrat die Wege.

Glühender Herbst.

Viel glühende Farben leuchten am Strauch,
Auf braunen Hängen kräuselt sich Rauch;
Und alle Buchen sind rot von Blut
In Eichenkronen knistert die Glut.
Und die Reben an morscher Mauer
Tranken vom Rauhreif tödlichen Schauer.
Bald hüllt ganz schweigend das Nebeltuch
Der Schollen schwelenden Brandgeruch . .
Mich kannst du, Herbst, nun nimmer betören:
Bald werd' ich deine Fanfaren hören —
Dann weiss ich, dass sie vorbei, die Pracht,
Und dass vereinsamt mein Sehnen wacht;
Dann weiss ich, dass durch die Stürme ruft
Ein wilder Schmerz aus zersprengter Gruft — —

Dr. Hans Besold.

Zum ersten Parteitag des elsaß-lothringischen Zentrums.

Von Chefredakteur Th. Seltz in Straßburg.

Vom 23. bis zum 25. Oktober tagt in Straßburg die elsaß-lothringische Zentrumspartei. Es ist der erste Versuch, das ganze Land zu sammeln, nachdem der Bezirk Lothringen für sich wiederholt einen Parteitag abgehalten hat. Und aller Voraussicht nach wird auch die große Tagung von Erfolg begleitet sein. Am Interesse fehlt es nicht. Sowohl die allgemeine politische Lage, als auch die Notwendigkeit, die Zukunft vorzubereiten, erheischen eine größere Beratung. Das Programm entspricht diesen Bedürfnissen. In der Ouverture, einer Massenversammlung, sollen die Motive angeschlagen werden, die an den folgenden Tagen im engeren Kreise zu beraten sind. Das Referat über die Politik im Reich und Land hat der Reichstags- und Landesausschußabgeordnete Hauß übernommen, der mit dabei war, seit an der politischen Organisation gearbeitet wurde.

Was die Lage im Land auszeichnet, ist einmal eine gesteigerte Unzufriedenheit, die sich zum Teil in nationalistischen Stimmungen Luft macht, und dann die Tendenz zum Großblock, die sich heute stärker als je kundgibt, ungeachtet etwaiger Veränderungen in der Reichspolitik. Es ist der Regierung nicht gelungen, den Kurs ins ruhige, versöhnliche Fahrwasser zu lenken, wie das beim vorigen Regime größtenteils der Fall war. Verschiedene Kundgebungen des Statthalters, der Konflikt der Regierung mit dem Landesausschuß, Sprachenfrage und Verfassungsreform, das Drum und Dran der Kriegerfeier in Weißenburg, der Tendenzprozeß gegen den Abgeordneten Wetterle, die Solidarität der Regierung mit den Liberalen und deren Versuch, das Zentrum wieder einmal als „reichsfeindlich" zu denunzieren, das sind ebenso viele Momente der Erregung geworden.

Im Kampfe wider den „Nationalismus", unter welchem Vorwand der Großblock vor Jahresfrist die Sanktion der Regierung erhalten sollte, sind die Liberalen bereits ad absurdum geführt: die beiden Blätter, die sich dabei am lautesten geberdeten, liegen sich heute wegen des „Nationalismus" in den Haaren. Das eine nennt das andere ein Scharfmacherorgan, und dieses erwidert mit dem Vorwurf, der Gegner sei „Nationalist"! Es wäre zu wünschen, daß sich auch die Regierung, wenigstens in Berlin, von der relativen Güte solcher Kämpen überzeugt.

Viel zur Unzufriedenheit hat die Art beigetragen, mit welcher offiziell und offiziös die Verfassungsreform behandelt wurde. Bald hörte man, Berlin wolle die größte Zuvorkommenheit beweisen; bald, das Reich sei uns nichts schuldig; bald, die Reform wäre eine Gefahr für das Deutschtum usw. Hierüber referiert am ersten Beratungstag Herr Dr. Didio, der die Frage seit Jahren in der „Köln. Volkszeitung" behandelt, zum Teil im Gegensatz zu den Ansichten einzelner Abgeordneter. Das Problem ist von größter Schwierigkeit. Die Idee, das Reichsland entweder Preußen einzuverleiben, oder es an die angrenzenden Bundesstaaten zu verteilen, wird kaum zur Diskussion kommen. Anders steht es mit der Frage: Dynastie oder Republik? Einzelne Abgeordnete haben bereits ausgedrückt, daß sie, um einmal vorwärts zu kommen, mit beiden Lösungen eventuell einverstanden wären. Für eine reiche Dynastie — es wurden Hohenzollern und Fürstenberg genannt — ließe sich Stimmung machen. Aber praktisch spielt diese Frage ebensowenig eine Rolle als die Republik, für welche die Stimmung in der Publizistik zurzeit größer wäre. Diese Möglichkeiten kommen nicht in Betracht, der Regierungsentwurf enthält andere, welche die Autonomie ausschließen, aber immerhin, insofern sie eine Erleichterung bedeuten könnten, in Ruhe zu überlegen sind. Die Wünsche lassen sich wohl dahin zusammenfassen, daß der Straßburger Regierung einerseits größere Freiheit gegenüber Berlin und daß der Volksvertretung die Möglichkeit gegeben wird, mit verantwortlichen Faktoren zu verhandeln. Die Straßburger Politik soll aufhören, das Versuchsfeld der alldeutschen Presse zu sein.

Mit der Verfassungsfrage hängt enge zusammen die Wahlrechtsfrage, über welche der Abgeordnete Hauß zu referieren hat. Auch hierin muß in der Reihe der Abgeordneten die Stellungnahme zu den möglichen Vorschlägen einheitlich sein. Mit der Einrichtung einer Ersten Kammer ist bei der Umgestaltung des Landesausschusses zum Landtag wohl zu rechnen; nur wäre zu verhindern, daß die Regierung sich auf das Traktieren mit dieser beschränkt, mit faktischer Uebergehung der mit einem

weiteren Stimmrecht gewählten Zweiten Kammer. Wie das Wahlrecht nach dem Regierungsentwurf beschaffen sein soll, darüber weiß man bis zur Stunde nichts Genaues. Nur so viel wurde allgemein geschrieben, daß der Proporz dabei ausfällt. Da dieser aber von den Offiziösen als Garantie für das Deutschtum und gegen „die klerikale Flut" (!) gefordert wurde, dürften entsprechende Kautelen im Projekt vorhanden sein. Am liebsten hätte die Regierungspresse ein im Kasteninteresse abgestuftes Wahlrecht gesehen, zu ungunsten der alteingesessenen Bevölkerung; dagegen machte sie Front gegen ein Pluralwahlrecht mit Altersstufen. Für ein solches wäre u. a. der Abgeordnete Delsor zu haben, da es, wie er sagt, alle Parteien gleichmäßig träfe.

Die immer aktuelle Schulfrage wird in der Volksversammlung vom Reichstagsabgeordneten Spahn, in der beratenden Versammlung von Dr. E. Mueller behandelt; beide gehören dem Lehrkörper der Straßburger Universität an. Fragen des Unterrichts und der Besoldung laufen hier durcheinander. Im Landesausschuß war vor Jahren die konfessionelle Schule stark gefährdet, und bei den letzten Bezirkstagswahlen spielten die Liberalen die Stellungnahme einzelner Mitglieder der Zentrumsfraktion zur Besoldungsfrage im Landesausschuß gegen das Zentrum aus. Der verhängnisvolle Kompetenzkonflikt liegt noch kein Jahr zurück; und an Pfingsten tagte hier der Allgemeine Lehrerverein, dem auch eine beträchtliche Zahl katholischer Lehrer angehört.

Dem zunächst vorgesehenen, in letzter Stunde ausgefallenen Referat über den Mittelstand und seine Sorgen in der Volksversammlung entsprechen die Beratungen über die Reichsfinanzreform, worüber Abgeordneter Dr. Spahn referiert, und über die Steuerreform in Elsaß-Lothringen, worüber zu sprechen dem oberelsäßischen Abgeordneten Dr. Ricklin obliegt. Die Steuerreform wird den Landesausschuß künftighin in Anspruch nehmen. Die Reichsfinanzreform gehört der Vergangenheit an, wird aber auch in den nächsten Reichstagswahlen ihren Zweck erfüllen; wenigstens erhoffen das die Sozialdemokraten und die mit ihnen verbündeten Liberalen, die sich um die Feststellungen der „Rh. Westf. Ztg." oder des Führers der bayerischen Nationalliberalen nicht kümmern werden! Sie haben ja auch im Jahre 1907 das Zentrum bekämpft, weil es nicht alle Ausgaben für Afrika billigte, und sind doch mit den Sozialdemokraten gelaufen, obwohl diese gegen alle Kolonialausgaben sprachen. Den Mißerfolg bei den Bezirkstagswahlen 1909 verdankt das Zentrum vor allem der Reichsfinanzreform; und doch hatte nur ein Teil der Abgeordneten der Reform im ganzen zugestimmt, die anderen nur für einzelne Posten, einer sogar gegen alles.

Im Hinblick auf die nächsten Reichstagswahlen ist das Referat des Mülhauser Arbeitersekretärs Fischer über die Ausgestaltung der Organisation ganz am Platze; denn jetzt wird man die wieder brauchen oder auch vermissen! Es gilt, etwaige Schäden beizeiten auszubessern, denn der Kampf von 1911 droht noch heftiger als der letzte zu werden. Und diesmal brauchen die Sozialdemokraten nicht mehr Rücksicht auf die Partei im Reich zu nehmen, wie 1907, wo sie die Stichwahlen danach behandelten; diesmal kommt es zum Großblock auf der ganzen Linie, vom Anfang bis ans Ende. Die offiziöse Presse hat dieses schon vor Monaten in Aussicht gestellt, sogar um den Preis des Straßburger Mandats, das von 1898 bis 1907 in liberalen Händen war! Und noch dieser Tage empfahl das Regierungsblatt die Nachahmung des badischen Musters.

Ein eminentes Hilfsmittel bei der Agitation ist die Presse. Darüber spricht der Reichstagsabgeordnete Dr. Will. Es ist ein besonders beachtenswertes Kapitel. Denn von der Presse hängt in letzter Linie doch noch viel mehr ab als die Partei ab. Schon heute hat aber die zentrums- und katholikenfeindliche Presse dreimal soviel Abonnenten wie die Zentrums- oder katholische Presse. Es müßte Sorge der Laien wie der Geistlichen sein, dem Uebel zu steuern. An Anregungen hat es bisher nicht gefehlt, wohl aber an den Mitteln, sie durchzuführen. Bei der Bourgeoisie, und weit in den kleinern Mittelstand hinein, ist die Indifferenz der eigenen Presse gegenüber über die Maßen groß, namentlich in den Städten und Flecken, wo man in dieser Beziehung von französischen (und süddeutschen) Zuständen reden könnte.

Sonach fehlt es dem Parteitag an Beratungsstoff nicht. Er wird, wenn die Diskussion der sachlichen Klärung dient, die Kampfbereitschaft zum Ziele nimmt und persönliche Differenzen außer acht läßt, in der Geschichte des Landes und der Partei große Bedeutung erlangen.

Letzte Spende.

Die letzten Blumen, die ich heut gefunden
Bei meinem Gang durchs herbstesstille Feld,
Hab ich zu einem kleinen Strauss gebunden
Und vor dein Bild, Maria, hingestellt.

O dass auch meines letzten Liedes Klänge
Zu deinem Preise tönten, Königin,
Und dass auf ihren Fittichen sich schwänge
Zu deinem Throne meine Seele hin!

Franz Wetzel.

Soziale Frauenpflichten.

Zur Düsseldorfer Generalversammlung des Katholischen Frauenbundes.

Von Pauline Gräfin Montgelas, Berlin.

Das Wort „sozial" wird heute so oft und so viel gebraucht, daß es fast den Anschein erweckt, als ob der Begriff, den es zum Ausdruck bringt, Gemeingut aller geworden sei. Und doch wie klein ist die Zahl jener, die seine ganze Tragweite erfaßt haben, wie wenigen ist es bewußt, daß die Mitarbeit an der Lösung der sozialen Frage die große Aufgabe aller ohne Ausnahme ist, daß „sozial sein" nicht die Mitgliedschaft von wenn auch noch so vielen Wohltätigkeitsvereinen bedeutet, sondern die Umwandlung der ganzen Persönlichkeit im Sinne eines Gemeinschaftsgefühls nicht allein mit den Standes-Brüdern und -Schwestern, sondern mit allen Volksgenossen. Soziales Fühlen und Denken, soziales Verantwortlichkeitsgefühl muß in Fleisch und Blut aller Kinder des 20. Jahrhunderts übergehen, soll das große Werk der Versöhnung zweier Nationen in einem Volke gelingen. Und für uns Christen lebt die heilige Gewißheit im Herzen, daß die Erfüllung dieser Aufgabe nichts anderes ist als die Befolgung des göttlichen Liebesgebotes, das vor bald zweitausend Jahren auf Palästinas Fluren der Menschheit gegeben ward.

Eine vergangene Gesellschaftsordnung hatte zwischen den verschiedenen Ständen Schranken aufgerichtet, ein festes Gefüge umgab die Existenz dieser zwar voneinander gesonderten, aber durch Bande selbstverständlicher Unterordnung einerseits, patriarchalischen Wohlwollens anderseits geeinten Kreise. — Durch gewaltige Umwälzungen auf wirtschaftlichem Gebiete und in den politischen Stürmen vergangener Jahrhunderte wurden die alten Bande gewaltsam gelöst, die einengenden Schranken niedergerissen. Bald aber kam die individualisierte atomisierte Masse zum Bewußtsein einer Lage, in der Freiheit für alle die Losung war, der schützende Arm aber fehlte, um den wirtschaftlich Schwachen davor zu bewahren, im unerbittlich scharfen Kampf gegensätzlicher Interessen zertreten zu werden, wo siegender Reichtum oft, gar zu oft der Preis untergrabener Volkskraft und Gesundheit ward. Statt eines erhofften goldenen Zeitalters, das durch Entfesselung aller wirtschaftlichen Kräfte herbeigeführt werden sollte, herrschte vielfach namenloses Elend in den Scharen der durch Freizügigkeit von der Scholle losgelösten, an die Maschine gefesselten Arbeiter, insbesondere Arbeiterinnen und deren Kinder. In der Welt des „laissez faire, laissez aller", die sich in der Theorie so schön dargestellt hatte, daß auch die Größten in der Wissenschaft ihr begeistert zustimmten, ertönten Rufe des Hasses, erwachten Wünsche für die Vernichtung einer Gesellschaft, die einen Zustand herbeigeführt hatte, bei dem einige Wenige sehr reich, viele, sehr viele aber arm geworden. Nicht Besserung der Verhältnisse, nein, Zusammenbruch aller bestehenden Ordnungen, Aufhebung des Eigentumes wurden gefordert. Im Schatten der Fabrikschlote, im glühenden Widerschein der Hochöfen, im dunklen Schacht der Erde und im Getöse modernen Verkehrslebens schlossen sich die zerstreut gewesenen Mengen zum festen Bunde, suchten neue Verbindungen, aber trotzig, zornerfüllt im Gegensatz zu den oberen Schichten der Gesellschaft, die allzusehr ihre Zusammengehörigkeit mit dem arbeitenden Volk vergessen hatten und jetzt nur mehr Feinde erstehen sahen. Klassenkampf entbrannte in den Tiefen menschlichen Daseins, und unüberbrückbar schien die Kluft zwischen Kapital und Arbeit, zwischen Besitzenden und Besitzlosen,



Gebildeten und von ihrer Hände Arbeit Lebenden. Schon schien es, als ob unsere mächtig aufstrebende Kultur an ihren Wurzeln zernagt, unser endlich geeintes Vaterland innerlich entzwei gerissen werden sollte. Doch auch andere Stimmen waren laut geworden, Frieden verkündend gegenüber dem Empörungsschrei der einen und der schroffen Haltung mancher anderer. Sie wiesen hin auf einen stetig ruhigen Gang der Entwicklung, des Aufwärtssteigens für die arbeitenden Klassen; sie zeigten den Weg, auf dem Gerechtigkeit und Liebe wieder zur Geltung gelangen kann, und in den schwankenden Boden zerrütteter Ordnung senkte der soziale Schutz des Staates die Fundamente segensreicher Gesetzgebung, deren Früchte zu reifen beginnen.

Wenn aber das Friedenswerk der Versöhnung gelingen soll, dann müssen alle und jeder durch soziale Pflichterfüllung dazu beitragen, und es bedarf nicht vieler Worte, um zu beweisen, daß hier *vor allem die Mitarbeit der Frau* unentbehrlich ist. Die Frau darf nicht versagen und nicht darum allein, weil Millionen weiblicher Arbeitskräfte im harten Kampf ums Brot stehen und Schwesterhilfe bedürfen, nicht auch deswegen, weil bereits in diesen Frauenkreisen die Flamme des Hasses lodert, sondern weil kraft des heiligen Gesetzes der Mütterlichkeit, das in seinem Herzen ruht, das Weib berufen ist, die Menschheit zu bereichern und mit Segen zu erfüllen. Dieses weibliche Prinzip über die Grenzen der Familie in die breitere Oeffentlichkeit zu tragen, ist Ziel der Frauenbewegung. Nicht um den sogenannten Feminismus an Stelle männlichen Schaffens zu setzen, sondern um alles Hohe, Edle, Starke zu erfassen und mit weiblicher Eigenart zu durchdringen. Es gibt Gebiete des Wohltuns, auf denen die Mitarbeit der Frau unentbehrlich geworden ist, und täglich sehen wir neue sozial-caritative Wirkungskreise sich ihr erschließen. Um armen, verwahrlosten Kindern etwas Mutterliebe ins harte, kleine Dasein leuchten zu lassen, um der Schablone unterschiedslosen Almosengebens abzuhelfen, um Armen, Kranken, Unglücklichen die Wohltat einer nüancierten warmen Nächstenliebe zuteil werden zu lassen, mußten Frauen die warme Atmosphäre enger Häuslichkeit verlassen und den Vorhang wegziehen, der ihnen die Not der Welt verhüllte. Aber nicht allein in den Werken der Caritas, nicht nur um Wunden zu heilen, hat die Frau ihren angewiesenen Platz auf der großen Arena des Lebens, wo das Gute den Kampf ausfechten muß mit allem Unvollkommenen, Ungerechten und Schlechten. Mit ihrer aufopfernden Hingabe ist sie berufene Helferin in der mühsamen sozialen Kleinarbeit, die Steinchen an Steinchen zu setzen hat, damit der Bau der Zukunft wohnlicher, heller und freundlicher werde für die Vielen, die in der Schattenseite des Lebens stehen. Mit ihrem verfeinerten Empfinden, ihrer speziellen Gabe die Gefühlswelt anderer intuitiv zu erfassen, ist die Frau vor allem imstande, das verloren gegangene Glied gegenseitiger Verständigung zwischen den Niederungen und Höhen des Lebens wieder zu entdecken, das Gefühl der Solidarität, der Gemeinschaftlichkeit der Interessen zu lehren, die Achtung vor der notwendigen sich ergänzenden Doppelarbeit, der geistigen und der der schaffenden Hände. Nicht kann die eine ohne die andere bestehen, und wie es auf der einen Seite verbrecherisch wäre, jener zu vergessen oder gar gering zu achten, die in ihrem Schweiß und mit harter Mühe die granitene Basis bilden, auf der eine blühende Kultur stolz ihr Haupt erhebt, so ist es auf der anderen Seite Verkennung der Zusammenhänge des Lebens, ja es bedeutet Wahnwitz, zu behaupten, daß die Menschheit je der geistigen Führerschaft entbehren kann. Aus diesem Verständnis, aus dieser Achtung vor gegenseitiger Arbeit wird das Vertrauen erzeugt, erwächst der gemeinsame Wille, am Zustandekommen einer Zukunft zu wirken, in der die sozialen Unterschiede nicht ausgemerzt, die Güter nicht gleich verteilt sein werden, wo aber nach den Worten des Grafen Posadowsky „alle Kreise unseres Volkes das höchstmögliche Maß geistigen, sittlichen und körperlichen Wohlbefindens zugesichert haben sollen", in der Mensch zu Mensch wieder in Verbindung treten und eine Sprache reden werden, deren Laute gleiches Echo in den Herzen erweckt.

Dieser Morgenröte am Horizont nationalen Volkslebens soll und will die Frau der Gegenwart entgegengehen, als Förderin jedes Strebens und Ringens, das uns dem ersehnten Ziele näher bringt, Hand in Hand mit dem Manne in gemeinsamer Friedensarbeit zum Wohle des Vaterlandes. Nicht jede Frau ist dazu berufen, direkte soziale Reformarbeit zu üben; äußere Verhältnisse, Berufs- und Familienpflichten können ein Hindernis bilden. Nicht alle auch sind geneigt, in den Rahmen einer Vereinstätigkeit sich einzugliedern, ohne die im modernen Leben kein planmäßiges, systematisches Wirken mehr möglich ist; alle aber, wer immer sie sind, an welche Stelle auch die Vorsehung sie gestellt hat, sind verpflichtet, ihr Tun und Lassen vom Standpunkt sozialer Verantwortung aus leiten zu lassen. Immer und überall soll uns die Arbeit der Volksgenossen entgegentreten, im Getriebe modernen Lebens, in allen Erzeugnissen der Industrie und des Handwerks müssen wir den Menschen entdecken, der oft unter schweren Bedingungen die treibende Kraft einer sich verfeinernden Zivilisation ist. Diesen für uns arbeitenden Menschen gegenüber Verantwortung fühlen und, soweit es in unserer Macht steht, ihnen helfen, damit auch sie Teil nehmen an der gesteigerten Existenzmöglichkeit der Gegenwart, die ihrer Hände Arbeit hervorrufen — das ist, das bedeutet soziale Pflichterfüllung.

Es ist nichts Leichtes, was diese Pflicht von uns verlangt, denn der stetig gerichtete Blick auf die Tiefen des Lebens, wo so viel Kummer, so viel Elend wohnt, hindert uns an einem absolut frohen Erfassen der Güter dieser Welt. Zum eigenen Leid gesellt sich die große Summe menschlichen Jammers, den ein tieferes Erkennen ins Bewußtsein bringt. „Erkenntnis ist Schmerz!" Aber diese Erkenntnis darf uns nicht mutlos machen, sondern soll zum Ansporn erhöhter Energieentfaltung werden, um die Not zu lindern — die materielle und geistige —, die Existenzbedingungen zu erleichtern und unser Volk emporzuführen. Hat es je ein hohes Ziel gegeben, das nicht durch Leid erkämpft ward? Die zur Mitarbeit berufene Frau muß erwarten, daß ihr Weg über Dornen führt; die geistige Mutterschaft kann nur unter Schmerzen ihrer Erfüllung entgegengehen und die Lösung des sozialen Problems ist am Fuße des Kreuzes zu suchen.

Wahlfächer und Frauenschule.

Von Ellen *Ammann*, München.

Es schien zuerst, als ob die bayerische Mädchenschulreform ziemlich vom „grünen Tisch" aus gemacht würde. Lange Zeit war über die Richtlinien, in denen sie sich bewegen sollte, nichts Authentisches bekannt, und selbst den großen Frauenvereinen, zu deren Programmpunkten doch in erster Linie die Mädchenbildung gehört, wurde erst Einsicht in die Entwürfe der Lehrpläne gestattet, als sie in besonderen Eingaben darum vorstellig wurden. Zu den Beratungen über die Entwürfe hat man sie bedauerlicherweise nicht zugezogen, während doch gerade das sachverständige Urteil der Frau und Mutter der Regierung hätte wertvoll sein müssen. Preußen hat sich in dieser Beziehung weit entgegenkommender gezeigt, als es in der bekannten Januarkonferenz seine ersten Pläne zur Mädchenschulreform einem sachverständigen Kreise von Männern *und Frauen* unterbreitete.

Es ist nicht meine Absicht, in diesen Zeilen die gesamte Reform der höheren Mädchenbildung in Bayern zum Gegenstande meiner Besprechung zu machen. Ich möchte nur auf zwei Punkte hinweisen, die nach meiner Ueberzeugung große Gefahren für die Zukunft in sich bergen.

Während selbst Preußen, dem man doch sonst nachsagt, daß es „stramme" und ins einzelne gehende Vorschriften liebt, seiner „Frauenschule" eine gewisse Bewegungsfreiheit gelassen hat, will man bei uns in Bayern alles sofort in unverrückbare, feste Normen legen, wodurch man alle Initiative, alle Weiterentwicklung hemmt. Und doch ist die Frauenschule noch ein umstrittenes Gebiet, eine Neuschöpfung, die sich im Versuchsstadium befindet; sie jetzt schon auf bestimmte Formen festzulegen, heißt ihren Ausbau hindern.

Notwendig und wünschenswert erscheint es, auch in der Frage der Wahlfächer weitergehende Zugeständnisse zu machen.

Gewiß muß es für diejenigen Schulen, deren Absolvierung einen wirklichen Berechtigungsnachweis geben soll, einheitliche Lehrpläne geben. Das liegt in der Natur der Sache und ist vielleicht einer der wichtigsten Vorteile der Reform für alle diejenigen, welche Schulen wechseln müssen, z. B. wegen Umzug der Eltern aus der einen in die andere Stadt. Aber wenn man den bayerischen Mädchen nur *eine* obligatorische Fremdsprache gibt und ihnen verbieten will, wie man mir gesagt, mehr wie eine zweite als Wahlfach zu studieren, so drückt man das Bildungsniveau der zukünftigen bayerischen Frauen doch sehr herab!

Warum soll ein Mädchen, dessen Begabung auf diesem Gebiet liegt, nicht neben Französisch als obligatorischer Sprache auch Englisch und Italienisch als Wahlfächer lernen dürfen?

Es wäre überhaupt zu bedauern, wenn nicht Französisch und Englisch obligatorisch würden. Beide Sprachen sind gleich notwendig in unseren Tagen — beide Sprachen verfügen über eine gute Literatur, deren Studium sehr wichtig ist. — Man braucht sein Leben nicht nur mit Lesen von schlechten ausländischen Büchern zu verbringen, man kann auch die guten lesen. Italienisch ist entschieden für ein Volk, das so nahe bei dem sonnigen Lande wohnt, eine wichtige Sprache.

Ich wage auch den Wunsch auszusprechen, daß Latein Wahlfach wird. Ich wünsche es aus zwei Gründen — erstens, weil nach meiner Ansicht einige Kenntnisse des Lateins nötig sind, um eine wirkliche Allgemeinbildung zu gewinnen, um das gründliche Studium anderer Sprachen und deren Grammatik zu ermöglichen.

Zweitens wünsche ich aber einige Kenntnisse des Lateins für unsere katholischen Frauen, damit ihnen die Schönheit des Gottesdienstes, der Psalmen, der Evangelien mehr erschlossen werde. Wer glücklich genug ist, die Kirchensprache zu verstehen, der weiß, daß keine Uebersetzung mit dem herrlichen Original sich annähernd messen kann. Mir war es von jeher unverständlich, daß nicht mehr Frauen Latein lernten — und doch hat manche Mutter gern mit ihrem Sohn gepaukt, um dadurch auch für sich etwas zu gewinnen. Viele hochgebildete Damen haben auch die Kirchensprache studiert, und ich meine, wir hätten das Recht, als Wahlfach Latein zu beanspruchen.

Auch um den Verstand zu bilden, ist das Latein hervorragend geeignet, und solange die Reform nicht, wie in anderen Ländern, Logik vorsieht, müßten wir für jedes Mittel dankbar sein, das den Frauenverstand ausbildet und der Frau ermöglicht, ihre so wichtigen Pflichten als Mutter, Erzieherin und Hausfrau systematisch und gründlich zu verrichten. Die Tatsache, daß die Frauen bisher ihren Pflichten auch ohne spezielle Verstandesausbildung so gut nachgekommen sind, zeugt eher dafür, daß sie einen guten Fonds von Verstand haben, als daß sie in dieser Beziehung schlechter daran wären als die Männer.

In Preußen regt augenblicklich ein Erlaß des Kultusministers (vom 7. Sept. ds. Js.) die Gemüter auf. Bayern sollte dieses Beispiel nicht nachahmen.

Jener Erlaß untersagt, daß an den höheren Mädchenschulen fakultativer Lateinunterricht erteilt werde, um so den jungen Mädchen den späteren Uebergang in eine höhere Klasse der Studienanstalt zu ermöglichen. Er verfolgt offenbar die Tendenz, die Frequenz der Studienanstalten herabzudrücken, übersieht aber dabei, daß die Lateinkurse, die von der Schule eingerichtet waren, auch den Minderbemittelten eine Bildungsgelegenheit boten. Jetzt können nur vermögende Eltern ihre Töchter in teueren Privatstunden das Lateinstudium fortsetzen lassen, oder sie ein oder zwei Jahre früher auf die auswärtige Studienanstalt schicken: so wird das Gymnasialstudium noch mehr zum Privilegium der Töchter höherer Stände. In diesem Sinne wirkt der Erlaß unsozial, und es ist nur zu wünschen, daß Bayern Einsicht genug besitzt, diese wenig glückliche Verfügung nicht nachzuahmen, welche auch ernste Schwierigkeiten jenen Lehrerinnen bereitet, die sich später auf Grund ihres Lehrerinnenzeugnisses dem Universitätsstudium zur Ablegung der Prüfung für höhere Mädchenschulen (pro facultate docendi) widmen wollen.

Es ist zu hoffen, daß wiederholte Eingaben zur Aufhebung des Erlasses in absehbarer Zeit führen. Der Staat kann wohl ein Bildungsminimum vorschreiben, aber nicht ein Maximum! Mit welchem Recht will der Staat den Eltern verbieten, ihre Töchter Latein lernen zu lassen, wenn sie es für wünschenswert halten? Das dürfte doch ein zu großer Eingriff in die persönliche Freiheit und zu weit gegangen sein! Der Staat sorge durch ein gesundheitsmäßiges Turnen, das sich an das Lingsche System anlehnt, welches für Mädchen vorzüglich paßt, durch Schulärztinnen, gute Ferienverteilung usw., für die Gesundheit der Mädchen. Das ist weitzügiger und erfolgreicher als solche Verordnungen.

In dem Verlangen, zu schematisieren, sollte man bei aller Hochschätzung der Einheitlichkeit des Lehrplans nicht zu weit gehen. Eine Beschränkung der Wahlfächer ist, wie oben ausgeführt wurde, in mancher Beziehung von Uebel. Noch bedauerlicher ist das projektierte „starre System" bei der sogenannten Frauenschule. Diese soll ja nach Abschluß der höheren Mädchenschule jenen Mädchen einen Abschluß ihrer Bildung geben, welche sich von vornherein entschlossen haben, keinen „Beruf" zu ergreifen, sondern zu heiraten. In einem zweijährigen Kurs soll Haushaltungskunde, Bürgerkunde, Pädagogik, Religion (?)[1], fremde Sprachen usw. gelernt werden, damit das Mädchen später als Gattin und Mutter ihre Pflicht erfüllen kann. Der Gedanke der Frauenschule ist entschieden ein glücklicher und hat viele Vorteile. Er ist von allen Gegnern des Frauenstudiums auch als die Rettung vor einer event. Ueberschwemmung der Universitäten durch die Frauen ergriffen und auf den Schild gehoben worden. Ich glaube nun zwar nicht, daß eine solche Ueberschwemmung droht, oder, daß sie lange dauern würde. Die Zustände in anderen Ländern beweisen es. Ich begrüße aber die Frauenschule, weil durch die weiteren zwei Jahre Studium das Mädchen seine Kenntnisse vertiefen würde, und es länger mit ernsten Sachen beschäftigt bliebe.

Um zwei Jahre später wird es erst in die Gesellschaft geführt, was für die körperliche wie seelische Gesundung nur von Vorteil sein kann. Jene gefährlichen Jahre, in denen das Kind zur Jungfrau erblüht, in denen aus dem jungen Mädchen eine „Erwachsene" wird, müssen mehr als andere Jahre mit ernster, systematisch geordneter Arbeit ausgefüllt werden. Das junge Mädchen darf ebensowenig spielend ins Leben eintreten wie der junge Mann.

Hier hat die gebildete junge Männerwelt entschieden einen Vorteil gehabt vor den gleichalterigen Mädchen desselben Standes. Ja, hierin sind die Töchter der ärmeren Klassen trotz allem besser daran als ihre Schwestern, die pekuniär glücklicher situiert sind. Ihre Zeit ist ausgefüllt durch geordnete Arbeit, und es bleibt ihnen weniger Zeit für Grübeln und Sinnieren. Gewiß, ich weiß und erkenne es mit Freuden an, daß viele junge Mädchen nach der Schule fleißig weiter gelernt haben. Aber es war alles dem persönlichen Geschmack, mehr der Laune überlassen! Hier will die Frauenschule abhelfen, indem sie durch eine geordnete Zeiteinteilung und durch systematisch zusammengestellte Lehrfächer das Bildungsniveau erhöht. Die Sturm- und Drangjahre sind nicht nur eine Erscheinung im Leben des jungen Mannes — sie sind bei den jungen Mädchen auch vorhanden. Es ist eine kritische Zeit, und manche Mutter, die heute trotz aller Mühe, Aufopferung und gutem Willen der unbewußten Forderung der Tochter nicht gerecht wird, könnte zwei weitere Jahre ruhig sein, wenn die Tochter die Frauenschule besucht. Das Hauswesen, die Kindererziehung stellen immer größere Anforderungen an die Frau, und der Unterricht dazu, begründet auf Nahrungsmittellehre, Buchführung, Hygiene, Bürgerkunde usw., kann nur in einer Schule systematisch erteilt werden.

Wie die Frauenschule aber heute projektiert ist, hat sie wenig Aussicht, stark besucht zu werden. Erstens fehlt vielen noch das Verständnis dafür. Man ist in weiten Kreisen noch viel zu viel daran gewöhnt, daß die Schulbildung der Mädchen nach Absolvierung der höheren Töchterschule mit 16 Jahren aufhört, und wird nicht gleich einsehen, daß eine weitere Schule nötig ist, auch wenn das junge Mädchen heiraten soll. Wohl gibt es viele Klosterschulen und weltliche Schulen, welche wirklich Hervorragendes leisten. Der Hauptfehler ist aber, daß die Mädchen viel zu früh die Schule verlassen. Ich fürchte, das wird noch eine Zeitlang so bleiben, um so mehr, als die Frauenschulen nicht sehr billig sein können. Auch hier handelt der Staat nach seinem altbewährten Prinzip in Sachen Mädchenbildung; überall gibt er Vorschriften, aber nirgends Geld. Nicht als ob ich eine Verstaatlichung der Schule wollte. Nein, gewiß, das wäre nicht gut und ist erfreulicherweise noch lange unmöglich.

Im Gegenteil! Ich bin der Ansicht, daß die Privatschule eine große und wichtige Aufgabe erfüllt, eine Aufgabe, die der Staat gleichwertig nicht lösen kann. Der Staat sollte den Privatschulen durch Zuschüsse aus seinen reichen Mitteln die äußere Möglichkeit geben, ihre großen und wichtigen Ziele auf dem Gebiete der Mädchenbildung zum Wohle der Gesamtheit besser und leichter zu erreichen.

Wenn der Staat sich aber nicht entschließt, Zuschüsse für die Mädchenschulen, in erster Linie für die Frauenschulen, zu geben und durch Alterspensionen für die Lehrerinnen der höheren Mädchenschulen zu sorgen, so werden die Frauenschulen pekuniär nicht bestehen können, und die ersehnte Wirkung derselben wird ausbleiben.

Sie werden eingehen, ehe sie in der Lage waren, ihren Wert zu beweisen. Man wird dann vielleicht sagen: Das ganze System war falsch — aber dabei vergessen, daß manches Gute unmöglich wird, wenn es mit unzulänglichen Mitteln erreicht werden soll.

[1] Dieses wurde vom Kath. Frauenbund (Zweigverein München) in seiner Denkschrift verlangt.



Wesentlich für das Gelingen des Frauenschulexperimentes ist es aber auch ohne Zweifel, daß man in seinen Lehrplänen die weitestgehende Freiheit herrschen läßt. Es ist überhaupt bedauerlich, daß man einen obligatorischen Lehrplan vorschreiben will. Man kann allgemeine Gesichtspunkte aufstellen, aber man lasse hier doch einmal Freiheit walten. Die Eltern werden ihre Töchter lieber in eine Schule schicken, in der sie nicht nach einer gewissen Schablone ausgebildet werden. Man lasse den verschiedenen Richtungen Spielraum und fördere dadurch einen edlen Wettstreit.

Möge die Regierung nie vergessen, daß die Frauenschule nicht obligatorisch ist. Sie wird den freien Willen der Eltern günstiger beeinflussen durch Entgegenkommen und Largesse als durch enge Vorschriften. Die Eltern haben große Ausgaben für ihre Söhne und wenig Freiheit bei deren Erziehung. Manche werden sagen: wir erziehen wenigstens unsere Tochter, wie wir wollen — d. h. zu Hause.

Darum größeren Spielraum und mehr Freiheit in allen Einzelheiten des Lehrplans, wenn nur die Grundzüge gewahrt bleiben. In absehbarer Zeit wird auch hier das Beste den Sieg davontragen.

Vielleicht ist es trotzdem eine Frage, ob die Frauenschulen existenzfähig bleiben. Man ist einesteils gewöhnt, weniger auf die Ausbildung der Töchter zu verwenden als auf diejenige der Söhne. Anderseits wird es doch immer fraglicher, ob und wie bald die Töchter heiraten. Viele Eltern wollen ihre Tochter lieber etwas lernen lassen, wodurch sie sich im Notfalle auch ihr Brot verdienen könnte. Daher sind in Norddeutschland an vielen dieser Schulen die Vorbereitungen auf technische Examina hinzugefügt worden; doch wird hierdurch der Lehrplan beeinflußt, und die technischen Fächer treten zu sehr in den Vordergrund.

Könnte man darum einen Beruf finden, der durch die Frauenschule erschlossen würde, ohne die Eigenart des Studiums, die Vorbereitung auf die Ehe, zu beeinflussen, so wäre ein Schritt zur Sicherung der Frauenschulen geschehen.

Vielleicht ließe sich ein Vorschlag nach der Richtung hin machen, den Absolventinnen der Frauenschule die Berechtigung zu erteilen, als Erzieherinnen Kinder der vier ersten Schuljahre zu unterrichten. Gedacht ist dabei nur an eine Tätigkeit innerhalb der Familie selbst, also an einen rein privaten Unterricht. Ohne Zweifel würden sowohl die wissenschaftlichen als die pädagogischen Kenntnisse, welche die Frauenschule vermitteln soll, vollkommen ausreichend sein, um den erwähnten Unterricht sachgemäß und erfolgreich gestalten zu können, zumal die Erfolge dieser häuslichen Erziehungs- und Unterrichtstätigkeit wesentlich von der Persönlichkeit der sie Ausübenden abhängen, gerade aber echte Frauenpersönlichkeiten durch die Frauenschule herangebildet werden sollen. Nur der Pädagogikunterricht der Frauenschule würde nach der Seite der speziellen Methodik der einzelnen Unterrichtsfächer etwas auszugestalten sein, um in der Tat den zu stellenden Anforderungen zu genügen; die übrigen Unterrichtsfächer würden vollständig unberührt bleiben.

Eine Uebertragung dieses Vorschlags in die Praxis bietet nach verschiedener Richtung hin Vorteile. Einmal für die Frauenschule selbst. Er würde keine ihr fremdartigen Disziplinen in ihren Lehrplan hineintragen, jedenfalls hundertmal besser in ihren Charakter hineinpassen, als die Ausgestaltung der Frauenschule zu förmlichen technischen Seminarien, wie sie in Preußen so vielfach beliebt worden ist, und wo jetzt eine Schar von technischen Lehrerinnen ihre Ausbildung findet, die auf Jahrzehnte hinaus keinen Platz finden wird, wo sich ihr Können verwerten läßt. Dann für die Absolventin selbst. Ihre Ausbildung würde allgemeiner und harmonischer bleiben, würde sie zum späteren Gattinnen- und Mutterberuf besser vorbereiten — und darin liegt doch der eigentliche Zweck der Frauenschule. Einige Jahre Tätigkeit in fremder Familie könnten ihr sicher helfen, Erfahrungen zu sammeln, die sie später bei der eigenen Haushaltungsführung, in der Erziehung ihrer eigenen Kinder mit größtem Nutzen verwenden kann. Und noch ein drittes: es gibt insbesondere auf dem Lande eine große Zahl von gebildeten Familien, für die aus vielen Gründen eine Erzieherin für die jüngeren Kinder eine sehr wünschenswerte Helferin sein würde. Sie können eine solche aber nicht engagieren, weil die Gehaltsforderung, welche eine für den vollen öffentlichen Schuldienst qualifizierte Bewerberin mit Rücksicht auf die großen Kosten ihrer Ausbildung stellen muß, ihre finanzielle Leistungsfähigkeit übersteigt. Ohne allen Zweifel würden viele Familien, die mit Glücksgütern nicht übermäßig gesegnet sind, die Möglichkeit, die Ausbildung ihrer jüngeren Kinder einer Absolventin der Frauenschule anvertrauen zu dürfen, mit großer Freude begrüßen.

Gerade auf dem Gebiete der Kinderpflege, der Kleinsten und der Kleinen, fehlen die richtigen Kräfte. Das ist ein geeignetes Arbeitsfeld für die Töchter aus guten Familien, welche das eine oder andere Jahr „in der Fremde" zu verbringen wünschen, welche nicht direkt für einen Beruf studieren, aber auch nicht unbeschäftigt bleiben wollen. Natürlich muß einem solchen „Fräulein" wenigstens die Stellung einer Gouvernante in der Familie eingeräumt werden, ja eigentlich sollte sie die, welche eine Schwester oder Schwägerin einnimmt, erhalten. Das könnte nur von Vorteil für die Kinder sein und zur Aufrechterhaltung der Autorität beitragen, ja, es würde oft eine große Annehmlichkeit für die Familie bedeuten.

Wenn die Frauenschule den Müttern Hilfe schaffen würde in der oben angedeuteten Art und den jungen Mädchen Gelegenheit gäbe, einen Beruf jederzeit ergreifen zu können, für den sie vorgebildet wären, dann brauchte man ihre Existenzfähigkeit nicht mehr in Frage zu stellen.

Naturgemäß muß man auch von der Frauenschule verlangen, daß sie die nötigen sozialen Kenntnisse mitteilt, und daß sie das Verantwortlichkeitsgefühl der einzelnen dem Volksganzen gegenüber großzieht. Das ist heutzutage so oft gesagt worden, daß es eigentlich überflüssig sein sollte, es noch zu erwähnen. Dieser Vorteil der Frauenschule verdient jedoch besonders hervorgehoben zu werden! Auch auf diesem Gebiet bedeutet dieselbe einen begrüßenswerten Fortschritt!

Möge die Reform der Mädchenbildung bald durchgeführt werden! Möge sie aber nicht durch zu viele Vorschriften alles einengen, sondern den bisher bewährten Persönlichkeiten noch etwas Freiheit lassen, um aus dem alten noch manches hinüberzuretten, was kostbare Errungenschaft jahrzehntelanger hingebender Arbeit ist. Möge man Eltern und Kindern das Recht der Mitbestimmung lassen, soweit es geht! Am leichtesten ist das, wie oben ausgeführt, durchzuführen, indem man mehr Wahlfächer zuläßt, und indem man den Lehrplan der Frauenschule nur in den Grundzügen festsetzt und die Einzelheiten von Fall zu Fall genehmigt.

Der Staat wird seiner Autorität damit nichts vergeben, und doch wird der Gesamtheit seiner Bürger dann erst aus der Neuregelung der Mädchenschulreform der Segen erwachsen, welchen wir alle von ihr erhoffen.

Ein verstummtes Glöcklein.

Im halbzerfallnen Turme,
Von Trümmern eingezwängt,
Verlassen und vergessen
Ein einsam Glöcklein hängt.

Beseelt mit einer Stimme
So tief, so rein und voll,
Dass es wie Friedesegen
Aus jedem Laute quoll,

Trug es vor Zeit bald jubelnd,
Bald klagend Freud und Leid
Auf goldner Töne Schwingen
Hin übers Bergland weit.

Vermodert sind die Hände,
Die's einst gerührt, schon lang,
Vermorscht und wurmzerfressen
Der festgewobne Strang.

Doch wenn des Windes Odem
Den ehrnen Klöppel hebt,
Ein leises Seufzen zitternd
Den grauen Turm umschwebt.

Ein geisterhafter Nachhall
Des Lebens, das verglüht,
Der Stimmen, die verklungen,
Des Glückes, das verblüht.

A. Jüngst.



Der dritte theologische Hochschulkurs in Freiburg i. Br.

Von

Repetitor Dr. Kieser, Freiburg.

Zum drittenmal hat die Marianische Priestersodalität der Erzdiözese Freiburg in vergangener Woche vom 10. bis 14. Oktober einen theologischen Hochschulkurs veranstaltet. Während der erste im Jahre 1906 biblischen Inhalt hatte und der zweite im Jahre 1908 dogmatisch war, hatte sich der heurige dritte Kurs die Behandlung von Moralproblemen zum Thema gewählt. Als Dozenten waren gewonnen Univ.-Prof. Mayer-Freiburg, Professor Mausbach-Münster, Regens Dr. Zahn-Würzburg, Regens Dr. Mutz-St. Peter i. B., Prof. Dr. Waitz-Brixen.[1])

Der Kurs nahm am 10. Oktober einen glänzenden Anfang. An 200 Geistliche aus der Erzdiözese, an ihrer Spitze fast alle Mitglieder der theolog. Fakultät und der Kirchenregierung mit dem Hochwürdigsten Herrn Erzbischof Dr. Nörber und dem Hochw. Herrn Weihbischof Dr. Knecht waren erschienen. Der Oberhirte selbst eröffnete den Kurs mit einer Ansprache, worin er in Anlehnung an die Bergpredigt auf die herrliche Aufgabe hinwies, der modernen lichtarmen Welt Führer und Leuchte zu sein besonders in der Verworrenheit der ethischen Fragen. Dann begannen die Vorlesungen, deren zahlreicher Besuch bis zum Schluß anhielt.

Professor Mausbach hatte sich die Sittenlehre des hl. Thomas zum Gegenstand genommen. Seine Abhandlungen, tief philosophisch angelegt, waren eine unausgesprochene, dafür um so kräftigere Rechtfertigung der Bedeutung scholastischer Psychologie und Ethik auch für die Fragestellung unsrer Zeit. Er behandelte den sittlichen Charakter des Menschen in seiner Grundlage in der Menschennatur, in seiner (formellen) Norm: in Sittengesetz und Gewissen, in seinem alles beherrschenden Faktor des guten Willens, in dem richtigen Verhältnis von Pflicht und Neigung und endlich — in der geradezu meisterhaften Schlußvorlesung — die thomistische Gnadenlehre als die Lehre von der übernatürlichen Verklärung des Charakters durch die hl. Caritas. — Prof. Mayer erörterte in zwei Vorträgen voll tiefen Ernstes das richtige Verhältnis von Gesetz und Freiheit und die allzeitige Notwendigkeit und Angemessenheit der Gebote der kirchlichen Autorität. — Regens Zahn zeigte dann, fortschreitend von dem Endpunkt der vorausgehenden Vorlesungen das christkatholische Vollkommenheitsideal, das eben in der alles und alle umfassenden Liebe liegt. Dabei wurden die der Kirche oft imputierten falschen Begriffe durch die besten katholischen Auktoritäten abgewehrt und dann die Pflege des katholischen Ideals behandelt in den weltlichen Ständen und im Ordensleben, sowie in den ordentlichen und außerordentlichen Mitteln der katholischen Seelsorge: es waren Winke einer tief innerlichen Erfahrung. — Regens Mutz hatte einen hochbedeutsamen, heiklen Punkt der Sittenlehre und des sittlichen Lebens, die Pflege der Keuschheit, zu behandeln. Er entwickelte in zwei sehr inhaltsschweren Vorträgen erst die moderne und christliche Anschauung über die Keuschheit, und dann die verschiedenen Wege der Erziehung zu keuschem Leben. Dr. Mutz scheute nicht davor zurück, den Herren einen tiefen Blick zu eröffnen in die Unmenge moderner sittlicher Gefahren, in den sittlichen Tiefstand der modernen Prinzipien über Ehe und Ehereform; auch der vorgeschlagene Weg zur Besserung durch sexuelle Aufklärung wurde mit ruhig sichtenden Augen beurteilt; zum Schluß dann wurde das katholische Erziehungsprogramm proklamiert mit seinen ewigen, unerschütterlichen Motiven und der Fülle der seit Jahrhunderten wirksamen Mittel in der Behütung der Keuschheit.

An zwei Abenden des Kurses besprach Prof. Dr. Waitz-Brixen in zwei inhaltlich und rhetorisch glanzvollen Vorträgen vor größerem Kreis die Herrlichkeit der sittlichen Weltordnung und das Verhältnis der natürlichen und übernatürlichen Ordnung in der Sittlichkeit.

So wurde das ganze Gebäude der Sittenlehre im Geiste der Kirche vor den Hörern aufgeführt von seinem tiefliegenden philosophisch-theologischen Fundament bis zur herrlich abschließenden, alles beleuchtenden Pyramide der christlichen Vollkommenheit. Der Hochschulkurs war so unvermerkt zum Lehrmeister des Programms der Kongregation geworden, von der er veranstaltet worden war; er wird ein glänzendes Ruhmesblatt in der Geschichte unserer so segensreichen Priestersodalität bleiben; er schloß nach Dankesworten des Oberhirten mit dem bischöflichen Segen.

[1]) Die Vorträge des Kurses werden im Laufe des Winters im Herderschen Verlag erscheinen.

Vom XV. allgemeinen Caritastag zu Essen.

Von Pfarrer G. Haßl, Ditzenbach i. Württ.

Vom 10.—14. Oktober wehte auf der altehrwürdigen Münsterkirche zu Essen das rote Kreuz im weißen Feld: der edlen Herrin Caritas Banner. Auf ihrem Rundgang durch Deutschlands Städte hat sie mit einem nach Tausenden zählenden Gefolge heuer Einkehr gehalten in der Stadt des Feuers und Eisens. Zu eisernem Fleiß wollte sie hier anspornen, zu feurigem Eifer entflammen. Inmitten der donnernden Sprache der Eisenhämmer und Riesenmaschinen, inmitten der hier gefertigten Kriegsmaschinen und Abwehrwaffen hat sie ihre Stimme erhoben, um zu reden vom Heil und Heilen, auch aufzurufen zum Kampf, zur Abwehr gegen der Menschheit gefährlichste Feinde. Und so ward aufs neue in Essen angefacht die Feueresse der echt christlichen Liebe für alle deutschen Gaue, denn aus allen waren sie gekommen, die Männer und Fraue aus Adel-, Bürger-, Bauern- und Arbeiterstand, aus Geistlichen- wie aus Laienkreisen. An ihrer Spitze Kardinal Erzbischof Fischer von Köln, welcher mit unermüdlichem Eifer den Verhandlungen folgte, wiederholt zu echt apostolischen Hirtenworten sich erhob, dem Ganzen auch die hehre Weihe gab durch das feierliche Pontifikalamt zu Anfang und seinen oberhirtlichen Segen am Schlusse der Tagung, welche Prälat Dr. Werthmann präsidierte. Auch mehrere hohe Regierungsvertreter nahmen teil.

„Organisation", das Zauberwort der Zeiten, war das Leitmotiv für alle Verhandlungen.

Organisation, vor allem die Mithilfe der einzelnen Laien und der Laienvereine, wie der religiösen Standesorganisationen bei dem Riesenwerk der Großstadtseelsorge. Geschlossenes planmäßiges Vorgehen auf dem ganzen vielgestaltigen, weitverzweigten Gebiete derselben, das ist die erste und Grundforderung, welche in 6 Vorträgen zum Ausdruck kommt, eigentlich so recht die Generalidee für die ganze Tagung.

Die Caritas, will sie in ernster Weise ausgeübt werden, muß sein Wissen und Kunst zugleich, erworben durch tüchtige Schulung, welche für den Klerus schon beginnen sollte in den Studienjahren. (Sehr zu begrüßen sind von diesem Standpunkte aus die studentischen Armenfürsorgeverbände z. B. in Tübingen, in welchen die studierende Jugend unter Leitung tüchtiger Direktoren in Konferenzen, Hausbesuchen usw. eingeführt wird in diese brennenden Fragen.)

Und immer und immer wieder erhob sich auf der glänzend verlaufenen Tagung der Ruf: Organisation! Solche auch in Ausbildung weltlicher Krankenpflegerinnen im Interesse dieser selbst wie der Kranken, in Stadt und Land zur Kranken-, Wochen- Säuglingspflege. Organisation in der Fürsorge für Geistesschwache, bei welcher Heilkunst, Erziehung und Caritas einen heiligen Dreibund bilden müssen. Organisation zur Erreichung der Forderung: Weg mit den arbeitslosen und arbeitsscheuen Wanderern von der Landstraße! Hinein mit diesen in Arbeiterkolonien und Wanderarbeitsstätten, wie das Landesrat Dr. Horion, Düsseldorf, ausführte. Eine intensivere Arbeit auf katholischer Seite in der Trinkerfürsorge und Trinkerrettung forderte Landesrat Dr. Schellmann von ebenda. Weg mit allem Alkohol, bei Trinkern wie bei ihren Familien, lautet sein Aufruf, der erging an die Abstinenzvereine, welche Unterstützung finden sollen durch die anderen caritativen Organisationen. Und wo ist schließlich eine Organisation, eine ebenso geschlossene, wie weitverzweigte notwendiger, als auf dem Gebiete der Jugendfürsorge, welcher Frau Amtsgerichtsrat Neuhaus das Wort redete. Diese Fürsorge muß umfassen alles, was im Interesse der heranwachsenden Jugend liegt, nach der körperlichen, wie nach der sittlich religiösen und wirtschaftlichen Seite hin. Und diese Rettungsarbeit fordert, daß wir die Jugend, die gefährdete zumal aufsuchen, wo wir sie finden können, namentlich an allen Stätten der Gefahr, daß wir uns selber auch aufsuchen lassen. Bezüglich der Krankenpflege erhob sich noch einmal das Wort für deren Betätigung in den Krankenhäusern, die entsprechen muß den neuzeitlichen Anforderungen, da dieselbe zu einer gewerblichen Berufstätigkeit geworden ist, die Krankenhäuser aber aus dem alten gemütlichen „Spittel" zu technischen Heilanstalten. Darum auch die Forderung, diese gleich dem Pflegepersonal technisch möglichst gediegen auszugestalten, sie zu betreiben nach einheitlichen Grundsätzen unter autoritativer Leitung.

Und wie packt der Aufruf zur Sammlung in den großen Generalversammlungen dieser Tagung, da Oberstleutnant Hasse-Aachen zur Fürsorge für die Rekruten begeistert zur Abwehr der drei schlimmsten Jugendfeinde, Unglaube, Unsittlichkeit, Unmäßigkeit, durch natürliche und übernatürliche Mittel aufruft und Worte freudigsten Dankes zollt den beiden auf diesem Gebiete bahnbrechend vorangehenden Oberhirten: dem Bischof von Rottenburg, sowie dem preußischen Armeebischof. Eine Fortsetzung findet dieser warme Appell in den Ausführungen des Divisionspfarrer Wagner-Berlin über Soldaten- und Reservisten-Fürsorge. Sie gipfeln in dem Kaiserwort: „Wer nicht Religion hat und betätigt, ist nicht wert, des Königs Rock zu tragen." Wie dieses Ziel erreicht wird in der



Pastoration der Soldaten, bildet den Inhalt seines Vortrags. Mit den **Feinden** der Caritas rechnet Professor Dr. Mayers-Luxemburg ab: Drei sind's: Jene Träumer, welche nichts von Caritas wissen wollen, — statt ihrer „Humanität" fordern —; die gewalttätigen Selbstsüchtigen mit ihrer Herrenmoral und dem „Evangelium der Grausamkeit" und die Unzufriedenen mit ihrer brutalen Forderung: Nicht Caritas, sondern Gerechtigkeit!

Nicht minder imposant als diese Männer waren die großen Frauenversammlungen mit ihren Vorträgen: **Mutter und Mutterschutz im Lichte des Christentums**, das allein der Frau ihre wahre Würde wiedergab, die wahre Mutterwürde, die geachtet und gepflegt werden soll, zumal auch von den staatlichen Behörden durch Schutz und Unterstützung der Mutter. Eine Abrechnung zugleich war dieser Vortrag mit dem „Bund für Mutterschutz", welcher die Heiligkeit der Ehe, die Würde der Mutter preisgibt. Dem gewaltigen Beifall, welcher den prächtigen Ausführungen der Rednerin, Frl. Dransfeld, der Redaktrice der „Christlichen Frau", folgte, schloß sich an ihre Dekorierung durch Msgr. Dr. Werthmann mit dem vom Papst Pius verliehenen goldenen Ehrenkreuz: pro ecclesia et pontifice.

„Wahret und betätiget eure Frauenwürde, eure Frauenehre, eure Frauenmacht! Betätiget sie im Kampfe gegen den Hauptfeind der Jugend und des Volkes — die Unsittlichkeit —, sowie in sittlicher, religiöser Erziehung der Jugend!" Das war der Inhalt der glänzenden Ausführungen Dr. Donders aus Münster.

Ein würdiger Schluß der glanzvoll verlaufenen Tagung, welche der hl. Sache der Caritas neue Gefolgschaft bringen möge zu ihren jetzigen 4785 persönlichen Mitgliedern und 580 Korporationen, welche sich zusammenschließen in 6 Diözesanverbänden und 11 örtlichen Caritasverbänden mit 6 Sekretariaten, 2 Bureaus und 10 Fachorganisationen. Für immer soll gelten des Apostels Wort: Caritas nunquam excidit: Die christliche Caritas, und damit der Caritasverband, nimmer hören sie auf!

Rückblick auf den 21. Eucharistischen Kongreß in Montreal.

Von Jos. Weiß, Kooperator, Tuntenhausen.

Ein Monat ist bereits vorüber seit jener herrlichen religiösen Kundgebung in Montreal. Diese Stadt, welche bisher nur dem gewiegteren Geographen näher bekannt war, hat für die gesamte christliche Welt hohe Bedeutung gewonnen. Wohl hat die Stadt den herrlichen Festtagsschmuck längst wieder abgelegt, aber in der Geschichte der Stadt bleibt die Tagung ein dauerndes Ruhmesblatt. Wohl sind die Teilnehmer wieder zurückgekehrt in die verschiedenen Heimatsländer, aber sie tragen mit sich die unverwüstlichen Eindrücke der eucharistischen Festtage; sie bringen mit sich in die Heimat den lebhaften Wunsch, von dem Glaubensleben und der religiösen Begeisterung jenseits des Ozeans bei den katholischen Kanadiern Zeugnis ablegen zu können! Zwar hat das Kabel zwischen den zwei geschiedenen Weltteilen fleißig gearbeitet, und nicht nur die katholische, sondern auch die gegnerische Presse hat Kongreßberichte gebracht. Doch finden sich in den Berichten gar viele Ungenauigkeiten und manche Irrtümer, und was das Zahlenmaterial betrifft, möchte man beinahe an absichtliche Irreführung denken. Vielleicht haben die kanadischen Blätter in ihrer nationalen Begeisterung die Zahlen etwas hoch gegriffen, aber daß der Unterschied Zehntausende, ja sogar zweimal Hunderttausende ausmacht, gibt doch zu denken. Kurz und gut, es wird einem bayerischen Festteilnehmer, der bereits das vierte Mal einem derartigen Kongresse beiwohnte und so eine gewisse Urteilsfähigkeit besitzen kann, gestattet sein, einen kurzen Rückblick über den 21. internationalen Eucharistischen Kongreß zu veröffentlichen.

Seitdem die deutschen Katholiken im vorigen Jahre die glänzenden Festtage in Köln erleben konnten, ist jeder eifrige Katholik mit der Geschichte und dem Verlaufe Eucharistischer Kongresse vertraut. Ja, der gute deutsche Katholik ist stolz auf Köln; denn bis jetzt galt Köln als der Höhepunkt derartiger Veranstaltungen. Nun ist ein neues Glied an die Kette gefügt: Montreal. Ist Köln dadurch geschlagen? — Man sagt es. Schon vor dem Kongreß wurde es von offizieller Seite verkündet: „Montreal müsse alles Dagewesene in Schatten stellen". Wenn man denkt an die großen Spenden, die nicht nur von den Katholiken, sondern auch von Protestanten gemacht wurden, wenn man gelesen hat, daß das Komitee 4 Millionen Mark zur Verfügung hatte, dann kann man natürlich nicht konkurrieren. Doch ist hinwiederum die deutsche Genauigkeit und Sorgfalt, mit der die vorbereitenden Komitees gearbeitet haben, sehr hoch zu werten, und der würdige Ernst, der in Köln zutage getreten ist, kann sich gewiß messen mit der lauten Begeisterung der französischen Kanadier. Doch ist die Frage nach der Siegespalme überhaupt eine verfehlte. Internationale Kongresse sind kein Wettringen der Nationen, sondern ein friedliches Zusammengehen und Zusammenwirken. So kann die Frage nach der Wertung des Kongresses nur richtig gestellt werden: Wie stellt sich der letzte Kongreß zu seinen großen Vorgängern, besonders zu dem uns näher bekannten Köln? Die Antwort lautet: Der Kongreß in Montreal war in vielem ganz ähnlich, in manchen Veranstaltungen sehr verschieden.

Köln und Montreal. Man hätte wohl nicht leicht eine Kongreßstadt wählen können, die so viel Aehnliches aufzuweisen hatte mit der Vorgängerin. Größe und Einwohnerzahl decken sich so ziemlich, dann die günstige Lage am Flusse, der deutsche Rhein und der kanadische Rhein; denn der St. Lorenzo-Strom weist so herrliche Landschaftsbilder auf, daß er mit dem Rheinstrom fast den Vergleich aushält. Montreal nennt sich gern die „Stadt der Kirchen", auch „das neue Rom"; die zum Himmel strebenden Kirchtürme werden an Zahl hinter denen des hl. Köln nicht zurückbleiben. Was ferner Köln für die katholische Religion im Norden Deutschlands ist, das ist Montreal für Kanada: das Bollwerk des Katholizismus in einem Lande, wo die Katholiken in der Minderheit sind.

An diese äußeren Aehnlichkeiten reihen sich gewisse ähnliche Veranstaltungen im Programm an. Zunächst der feierliche Empfang des päpstlichen Legaten. Der gleiche jugendliche Greis, den wir von Köln her kennen: **Kardinal Vannutelli**. Er hat im vorigen Jahre gemeint, daß er mit Rücksicht auf seine 74 Lebensjahre nicht nach Montreal kommen werde. Aber es hielt ihn nicht zu Hause. Wer die Begeisterung der Eucharistischen Kongresse erfahren hat, will immer wieder davon Zeuge sein. Der päpstliche Gesandte kam auch in diesem Jahre mit dem Dampfer an. Wo war die Menge größer, die sich zur Begrüßung am Landungsplatz einfand? Wer möchte es sagen? Wer möchte entscheiden, was kräftiger erklang, das „Hoch" aus deutschen Kehlen oder das „Vive le légat" der Franzosen und das „Hip hip hurrah" der katholischen Irländer? Die Begrüßungsansprache des städtischen Bürgermeisters war voller Feuer, und selbst der Regen fiel in Strömen. Alles wie bei uns in Köln.

Auch das Programm wies große Aehnlichkeit auf mit dem vorigjährigen: kirchliche Veranstaltungen, Pontifikalämter, Generalkommunionen, Anbetungsstunden, Segensandachten, die Schlußprozession; dann die großen Festversammlungen, für welche allerdings die Kirche Notre Dame mit den zwei Galerien und 12000 Sitzplätzen eine günstigere Stätte bot als der Kölner Dom, der zwar viele Menschen faßte, aber für Vorträge sehr ungeeignet war; des Vormittags die großen Studienversammlungen in französischer und englischer Sprache, wobei man getreulich auch den alten Kongreßfehler mitmachte, daß die Zahl der Referate zu groß und die Ausarbeitung der Referate zu umfangreich war, natürlich auf Rechnung der zuletzt auftretenden Referenten. So wurde das einzige von deutscher Seite (in französischer Sprache) eingereichte Referat vor größtenteils leeren Bänken vorgetragen. Es war dieses eine Arbeit des Hochwürdigsten Herrn Weihbischofs Zorn v. Bulach von Straßburg, betitelt: Das eucharistische Gebet für die Bekehrung der von uns getrennten Brüder. Außerdem waren Priesterversammlungen, Sektionssitzungen für Damen, auch für die Jugend veranstaltet, alles wie bei den früheren Kongressen. Der permanente Kongreßbesucher kann sich allmählich gewisser Bedenken gegen das Schematisieren dieser Kongresse nicht entschlagen. Doch hat jeder Kongreß auch sein Charakteristisches. Man denke nur an London und Köln! Mehr aber als je einer hatte gerade dieser erste Kongreß in der neuen Welt merkwürdige Eigenarten und auffallende Unterschiede gegenüber seinen Vorläufern.

In Köln hat man so gern hingewiesen auf das Alter dieser Stadt, auf die hl. Martyrer der ersten Jahrhunderte, auf St. Gereon und St. Ursula. — Montreal, Stadt und Diözese, ist Jungland für die katholische Kirche. Da beginnt die Kirchengeschichte erst mit dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Im Jahre 1642 kamen von Frankreich her die ersten Missionäre, am 18. Mai 1642 wurde das erste hl. Meßopfer gefeiert und damit das Missionswerk begonnen. Frankreich, das damals noch glaubenseifrig war und überschüssige Kräfte abzugeben hatte, tat viel für die neue Kolonie in Kanada, die auch unter dem Schutze des Mutterlandes sich rasch entwickelte. Die politische Stellung hat sich nach einem Jahrhundert verändert. In langwierigen Kriegen mit dem eifersüchtigen England entschied das Kriegsglück für diese Macht, und Kanada ist ungefähr seit 1760 britisches Besitztum. Doch eines ist geblieben: das Glaubensleben der französischen Kolonisten. Während das Mutterland jetzt der religiösen Gleichgültigkeit verfallen ist, steht die Tochterkirche in voller Blüte. Obwohl ein Teil des protestantischen England, besitzt Kanada die vollste religiöse Freiheit, die sich denken läßt. Das ist eine Eigenheit, die dem fremden Kongreßbesucher auffällt, die er aus den Reden der leitenden Staatsmänner heraushörte: Hier in Kanada, in Montreal findet Ihr die wahre Freiheit, die Ihr in so vielen europäischen Staaten vergebens sucht. Mit Neid blickten da besonders die zahlreichen französischen Kongreßbesucher auf ihre Abkömmlinge. Zu Hause geknechtet und geknebelt, die Orden vertrieben, in Kanada freie Religionsübung, ein blühendes, tätiges Ordensleben. Da versteht man freilich die wehmütigen Ansprachen, welche die Erzbischöfe von Orleans und Angers hielten.

Kanada ist das Land der religiösen Freiheit, da kann der Katholizismus sich entwickeln, da kann er zeigen, was er zustande

bringt, wenn man ihm freie Hand läßt. Da hat dann auch der Katholik Grund, sich zu freuen über seine Religion und stolz darauf zu sein. Gerade das ist auch eine Eigenheit des Landes, daß hoch und niedrig es sich zur Ehre anrechnen, katholisch zu sein. Welch herrliches Beispiel gab da der Premierminister des Landes, der den ganzen Kongreß mitmachte, der in einer herrlichen Ansprache die christlichen katholischen Grundsätze betonte. Welch vorbildliches Beispiel gab ferner der Bürgermeister der Stadt Montreal, der offen sein religiöses Bekenntnis ablegte und seinen Mitbürgern auch voranging zur Kommunionbank. Man kann sie hier nicht alle aufzählen, die Laienredner, die voll religiöser Begeisterung beinahe übersprudelten in ihrer Beredsamkeit. Ist solcher religiöser Eifer, besonders bei den gebildeten Klassen, nicht eine Eigenheit des kanadischen Volkes? Wir wünschen, es wäre nicht so. — Eine Eigenart der Kongreßstadt muß noch erwähnt werden, die besonders dem Deutschen sehr seltsam vorkommt: Die religiöse Duldung der Konfessionen. Die Protestanten haben wirklich gewetteifert mit den Katholiken, und es war ein schönes Bild der Einheit und des Friedens. Einen Mißton in die Vorbereitungen des Kongresses haben nur französische Freimaurer hineingetragen mit einem scheußlich boshaften Plan. der aber zur rechten Zeit noch entdeckt wurde und sie brandmarkt für immer als wahre Kinder der Hölle.

Die Bewohner der Stadt sind zum größten Teil französisch, auch das Mutterland war stark vertreten. So bekam der Kongreß ein gewisses nationales Gepräge, einen Zug ins Romanische. — Zwar haben auch die katholischen Irländer ein Zentrum an der herrlichen St. Patrikskirche, und es wurden Teilversammlungen in englischer Sprache abgehalten, doch drängte sich bei den Massenkundgebungen das französische Element bedeutend vor. Der ruhigere Deutsche und der Amerikaner der Vereinigten Staaten mußten da gar manches in den Kauf nehmen, was eben Eigenart der Romanen ist, dem ruhigeren Temperamente aber nicht zusagt und teilweise wehe tut. Doch sind derartige Gefühle gegenseitig. Vielleicht würde der Romane bei uns manches für ledern erklären, während wir bei ihm über zu große Lebhaftigkeit klagen. Jede Nation hat hierin ihre Eigenart, ihr Persönliches.

Auch im Programm fanden sich einzelne Eigenarten oder besser Neuerungen, die teilweise nachgeahmt werden können, teilweise anderswo nicht wirken würden. Da war in erster Linie die Mitternachtsmesse, ein feierliches Hochamt mit Männerkommunion, an welcher sich nach einer Zeitungsangabe 10 000 Männer beteiligt haben. Der ganze Zauber einer Weihnachtsmesse lag über dieser weihevollen Veranstaltung, und als der Prediger die Worte aus dem Exsultet zitierte: O vere beata nox, da war es jedem Anwesenden wirklich so ums Herz: „O wahrhaft glückselige Nacht".

Eine zweite Veranstaltung war die Messe auf freiem Felde (open air mass). Eine bayerische Primizfeier verhundertfacht. Die frommen Zuschauer sollen nach Schätzung über 300 000 betragen haben. Der Platz, allmählich aufsteigend, begrenzt von einer Hügelkette, der denkbar beste. Auch hier traf der Prediger die rechten Worte mit dem Psalme 149: „Singet dem Herrn ein neues Lied", denn solch ein Riesengottesdienst im freien Felde ist eine neue Erscheinung. Eine Kinderprozession, ein Aufzug der Jungmannschaft, jedesmal über 30 000 Köpfe, waren Eigentümlichkeiten dieses Kongresses. Dann zuletzt die Prozession mit dem Allerheiligsten. Eine feierliche Prozession bildet ja für gewöhnlich den Abschluß der Eucharistischen Tagung, nur in London wurde sie bekanntlich durch eine fanatische Sekte vereitelt. Aber die Prozession in Montreal unterschied sich wesentlich von den übrigen. Sie unterschied sich durch die Länge des Weges. Die Spitze des Zuges setzte sich um halb 1 Uhr in Bewegung, der Klerus schloß sich gegen 4 Uhr bei der Notre Dame-Kirche an, das Ende war um halb 8 Uhr mit dem Segen des Allerheiligsten bereits bei Mondenschein. Die Prozession unterschied sich durch die Zahl der Teilnehmer: sicherlich über 100 000 Personen, darunter 150 hohe Kirchenfürsten. Sie unterschied sich besonders durch den wahrhaft internationalen Charakter. Nicht nur das Bleichgesicht der verschiedensten Nationen war beteiligt, auch die Neger in den verschiedensten Schattierungen, die Rothaut, die Führer der Indianer mit dem bekannten Federschmucke auf dem Haupte; die gelbe Rasse war vertreten durch eine stattliche Gruppe bekehrter Chinesen. Die Prozession bot so ein schönes Bild der katholischen Kirche, die für alle Völker und alle Zeiten geschaffen ist. Die Prozession bildete auch einen würdigen Abschluß der Kongreßtage. Alte und neue Welt hat sich da die Hand gereicht, derselbe Glaube, dasselbe Bekenntnis hier wie dort. Hier der altererbte Väterglaube, dort jugendliche Glaubensfrische. Lassen wir uns nicht übertreffen von unseren Glaubensgenossen über dem Ozean! Bleiben wir ewig jung, in inniger Verbindung mit dem eucharistischen Christus.

Mein Herbst.

Ich seh' den Herbst da draussen zieh'n,
Da wird mein Auge tränenschwer;
Auch meines Sommers Tage flieh'n
Und kommen nimmer — nimmermehr.

Verblichner Glanz, wohin ich schau',
Und jäh abschiessend liegt die Bahn;
Aus Nebeltiefen düstergrau
Weh'n Todesschauer kalt mich an.

Da trifft ein Strahl mich wonnetraut,
Wie Lenzesglast und Morgenlicht;
Mit seinen blauen Aeuglein schaut
Mein süsses Kind mir ins Gesicht.

Ich seh' den Sturm da draussen zieh'n,
Doch Friede weht durch mein Gemüt.
Mag immer mir der Herbst entflieh'n,
Auf seiner Spur der Frühling blüht.

G. Sedelmayr.

Liberalismus und Pornokunst.

Vom Herausgeber.

Im letzten Hefte der „Allgemeinen Rundschau" war in dem Artikel „Die Justiz im Kampfe gegen die Pornokunst" (Nr. 42, S. 739 ff.) darauf hingewiesen, daß das führende liberale Blatt in München sich die Insinuation des Rechtsanwalts Eichhold, das Gericht lasse sich vielleicht durch „politische Gründe" beeinflussen, durch Hervorhebung mittels auffallenden Sperrdruckes gewissermaßen zu eigen gemacht habe. Inzwischen ist demselben liberalen Blatte von einer sehr angesehenen Seite in der liberalen Partei eine Zuschrift zugegangen, welche nach verschiedenen Richtungen die Ausführungen im letzten Hefte der „Allgemeinen Rundschau" vollinhaltlich bestätigt. Die in Nr. 477 der „Münchner Neuesten Nachrichten" vom 12. Oktober 1910 veröffentlichte Zuschrift lautet:

„‚Erotische Zeichnungen'. Unter dieser Stichmarke findet sich in Nr. 468 der ‚Münchner Neuesten Nachrichten' vom 6. Oktober ds. Js. ein Bericht über eine Verhandlung, die am Landgerichte München I stattfand und ein Werk Willy Geigers ‚Das gemeinsame Ziel' (nicht ‚Der gemeinsame Weg', wie es in dem Bericht bezeichnet wird) zum Gegenstand hatte. Ausweislich dieses Berichtes führte der Verteidiger aus, das ganze Verfahren sei nur ‚aus politischen Gründen' möglich gewesen.

Der Redaktion wird das Werk Geigers nicht zu Gesicht gekommen sein. Hätte sie Gelegenheit bekommen, in das Machwerk Einsicht zu nehmen, sie würde gewiß keinen Augenblick angestanden haben, es ebenso scharf und bedingungslos zu verurteilen, wie es eine große Zahl liberaler Parlamentarier und Bürgervertreter tat, denen es vorgelegt wurde. Das mildeste Urteil, das man darüber fällen kann, geht dahin, daß man es in den Geigerschen Zeichnungen mit den widerlichen Ausgeburten einer krankhaft entarteten Sexualphantasie zu tun hat. Auch wer dem Geschlechtsleben mit natürlicher Unbefangenheit gegenübersteht, ja, vielleicht gerade er, kann die Mappe nur mit Abscheu und Empörung durchblättern. Staatsanwalt und Gericht waren so weitherzig, dem Machwerk noch künstlerischen Charakter zuzuerkennen. Ich denke von der Kunst zu hoch, um derartige Leistungen mit ihr auch nur in den leisesten Zusammenhang zu bringen.

Jedenfalls muß unter allen Umständen festgestellt werden, daß es der Liberalismus entschieden ablehnt, über solche Werke den schützenden Schild zu halten. Er würde sich in den Augen aller sittlich ernsten Männer und Frauen unseres Volkes bloßstellen, wollte er solcher ‚Kunst' seinen Schutz angedeihen lassen. Ihr gegenüber ist nur eines am Platze: rücksichtslose Unterdrückung. Und darin sollten alle Parteien unseres Volkes einig sein.

Diese Feststellungen glaubte der Schreiber dieser Zeilen gerade als liberaler Mann machen zu müssen."

Angesichts dieser klaren und entschiedenen Stellungnahme könnte man es fast bedauern, daß der Einsender, dessen Persönlichkeit uns zufällig bekannt ist, nicht mit seinem vollen Namen hervortrat. Wenn man allerdings weiß, wie es vor nicht langer Zeit einem entschieden liberalen Vorstandsmitgliede des Interkonfessionellen Münchener Männervereins ergangen ist — derselbe wurde nach einer öffentlichen Rede über sittliche Selbstzucht

durch verschiedene höchst unsaubere Zuschriften belästigt — dann kann man eine gewisse Scheu vor einer heute nicht gerade seltenen Klasse von Menschen schließlich begreifen. Aber ein „liberaler Mann" befindet sich als Vorkämpfer nationaler Zucht und Sitte immer noch in einer angenehmeren Lage, als ein „Ultramontaner" oder ein „reaktionärer", d. h. konservativer Gesinnung verdächtiger Protestant. Alles, was von dieser Seite kommt, ist jenem „Liberalismus", den die „Münchner Neuesten Nachrichten" vertreten, von vorneherein und unbesehen suspekt. Dieser verbohrte Standpunkt findet in dem Kommentar, mit welchem das liberale Hauptorgan die freimütige Erklärung des liberalen Opponenten begleitet, einen bezeichnenden Ausdruck. Die „Münchnerd Neuesten Nachrichten" schreiben wörtlich:

„Wir pflichten dieser Auffassung von der Stellung, die der Liberalismus allen wirklich pornographischen Werken gegenüber einnimmt, vollkommen bei. Wogegen sich der Liberalismus allerdings und zunächst mit Entschiedenheit wendet, sind die kulturgefährlichen und kulturfeindlichen Versuche, der Oeffentlichkeit als Maßstab und Richtschnur dessen, was sittlich oder unsittlich, erlaubt oder verboten sein soll, das Urteil und die Anschauung ultramontaner und reaktionärer Elemente aufzudrängen. Mit der gleichen Bestimmtheit lehnt es aber der Liberalismus ab, irgendwelchen Unternehmungen Vorschub zu leisten, die nach dem Urteil unabhängiger und fortschrittlich denkender Männer jedenfalls verdienen, vom Bücher- und Kunstmarkt ferngehalten zu werden. Wenn einzelne liberale Männer, die unsere reaktionären Gewalten leider nur zu richtig einschätzen, in solchen Fragen lieber einmal „einen Dieb entwischen lassen", als der gefährlichsten Reaktion die Hand zu bieten, so ändert dies nichts an dem oben gekennzeichneten prinzipiellen Standpunkt der liberalen Partei."

Das liberale Blatt führt hier einen förmlichen Eiertanz auf, um weder bei den liberalen Mitkämpfern der „Reinlichkeitspartei" offen anzustoßen, noch es mit denjenigen Liberalen zu verderben, welche gegenüber Ausschreitungen der Pornokunst und Pornoliteratur am liebsten beide Augen zudrücken oder gar ein förmliches „Recht" auf eine derartige Kunst und Literatur konstruieren. Im vorigen Jahre hat man zwei typische Vertreter der oben gekennzeichneten widerstrebenden Richtungen im Liberalismus vor den Schranken des Münchener Schwurgerichts als Sachverständige im Prozesse gegen den berüchtigten „Sekt" gesehen. Im Einklang mit dem Ersten Staatsanwalt, der den „Sekt" als nackte Spekulation auf die niedrigsten Instinkte von Menschen geringer Bildung geißelte, kennzeichnete der liberale Stadtschulrat Dr. Kerschensteiner den „Sekt" als ein gemeinschädliches pornographisches Blatt, das in Wort und Bild die reine Zote pflege. Der zweite Sachverständige war der Mitverleger der „Münchner Neuesten Nachrichten", der bekannte „Jugend"-Herausgeber Dr. Georg Hirth. Der oben vorgeführte Eiertanz des liberalen Blattes wird durch diese Gedächtnisauffrischung in die hellste Beleuchtung gerückt. Denn wie sprach sich Dr. Hirth im Gegensatz zu seinem Parteigenossen Dr. Kerschensteiner aus? Wir zitieren nach dem von ihm selbst mitverlegten Blatte (1909, Nr. 195):

„Geradezu ‚unzüchtig' und ‚pornographisch' dürfe man im Gerichtssaal den ‚Sekt' mit Rücksicht auf die strafrechtlichen Folgen nicht nennen. ... Das Recht der Erwachsenen auf eine ihrem Bildungsgrade angemessene Befriedigung ihrer erotischen Phantasie sei anzuerkennen; prinzipiell müsse daher das Recht auf erotische Literatur anerkannt werden. Da aber hier das ‚Unzüchtige' strafgesetzlich verboten sei, so ergebe sich die Notwendigkeit, den Begriff desselben einzuschränken ...."

Die ausführlichen Zitate können in der „Allgemeinen Rundschau" 1909, Nr. 22 (S. 374 ff.) und Nr. 44 (S. 760) oder in der Broschüre (Separatabdruck) „Rechtsprechung und Pornographie" (S. 25 ff. und S. 33) nachgelesen werden. Jedenfalls ergibt sich aus obigen Gegenüberstellungen auf den ersten Blick, wie das Diktum der „Münchner Neuesten Nachrichten", einzelne liberale Männer (ihre Zahl scheint aber recht groß zu sein!) wollten in solchen Fällen **lieber einmal „einen Dieb entwischen lassen,"** gemeint ist. Nun, auf diesem traurigen Gebiete war ja für das „Entwischen der Diebe" vor unseren Schwurgerichten bisher ausgiebig gesorgt. Erst unlängst ließ man einen — um im Bilde der „Münchner Neuesten Nachrichten" zu bleiben — „schweren Jungen" entwischen, und der oben zitierte Mitverleger der „Münchner Neuesten Nachrichten" hat ja durch sein Gutachten selbst dafür gesorgt, daß im Falle des „Sekt" der Dieb entwischte. Im sog. objektiven Verfahren war derselbe Dr. Hirth als Sachverständiger schon manchem „Diebe" zu seinem „Entwischen" behilflich, und wenn es auf ihn angekommen wäre, hätte man auch das vor drei Jahren „entwischte" und nun wieder vorgefangene Album Willy Geigers zum zweiten Male „entwischen" lassen. Trotz der nun in den „Münchner Neuesten Nachrichten" selbst von einem „liberalen Manne" „mit Abscheu und Empörung" veröffentlichten Kennzeichnung als „widerliche Ausgeburt einer krankhaft entarteten Sexualphantasie"! Wenn es wirklich nur „einzelne liberale Männer" wären, welche lieber einmal „einen Dieb entwischen lassen", so sollte die Justiz daraus zum wenigsten die Lehre ziehen, daß man diese „einzelnen liberalen Männer", wozu in erster Linie der Mitverleger der „Münchner Neuesten Nachrichten" und Herausgeber der „Jugend" samt seinem näheren Anhang gehört, nicht mehr als Sachverständigen zuläßt und unter Umständen mit der nötigen Motivierung ablehnt. Denn wer grundsätzlich „Diebe entwischen läßt" und gesetzliche Begriffe künstlich einschränkt, um einen Delinquenten vor den „strafrechtlichen Folgen" zu retten, ist das Gegenteil eines Unparteiischen.

Es ist aber nicht an dem, daß, wie das liberale Hauptorgan es darstellen möchte, nur „ultramontane und reaktionäre Elemente" diesen — um im Bilde zu bleiben — Hehlern einer schändlichen Pornographie das Handwerk legen möchten. Schon mehr als ein „liberaler Mann" hat sich zu dieser Pornographenschutztruppe in schärfsten Gegensatz gestellt. Der schon oben zitierte liberale Stadtschulrat Dr. Kerschensteiner sprach sich in der Novembernummer 1909 der „Süddeutschen Monatshefte" mit einer Deutlichkeit aus, die nichts zu wünschen übrig ließ. Nur einige markante Sätze seien in Erinnerung gebracht. Nach einer scharfen Abrechnung mit der bei gewissen Künstlern vorherrschenden Erwerbssucht und Spekulation auf die Gemeinheit fährt Dr. Kerschensteiner wörtlich fort:

„Aus dieser Söldnerschar stammen die Produkte, gegen welche wir, wie virtuos sie auch maskiert sein mögen, nicht bloß im Interesse der moralischen Gesundheit unseres Volkes, sondern auch im Interesse der wahren Kunst rücksichtslos Stellung nehmen müssen. Sie ist es, die das Nackte in der bildenden Kunst in Mißkredit gebracht hat.... Denn unter ihr befindet sich auch jene Gruppe von ‚Meistern', die ihr künstlerisches Motiv ausschließlich aus den niederen Trieben und Instinkten der Menschheit holen ....

Die Kunst verliert nichts, wenn Virtuosen dieser Art unschädlich gemacht werden, wenn ihre Zeitschriften konfisziert und ihre Theater geschlossen werden. Sie bewahrt nur ihre Würde und Achtung. **Es gibt kein Recht der Erwachsenen ‚auf eine ihrem Bildungsgrad angemessene Befriedigung ihrer erotischen Phantasie'**, wie Georg Hirth in dem Prozeß gegen das Schundblatt ‚Der Sekt' meinte. Das ist ein Satz, dessen Ungeheuerlichkeit unmittelbar in die Augen springt, wenn man sich fragt, wie weit das Recht der Befriedigung gehen darf. Die Moral des sittlichen Individualismus wie des Impersonalismus sagt: Du sollst deine erotische Phantasie beherrschen lernen!"

Wie man sieht, besteht also im Liberalismus auf diesem Gebiete nichts weniger als Einigkeit. Der Mitverleger der „Münchner Neuesten Nachrichten" weiß das am besten, und es ist eine sehr durchsichtige Taktik, wenn er sich in seinen öffentlichen Enunziationen so anstellt, als wüßte er es nicht. In Nr. 10 der „Jugend" vom 3. März 1910 hat er unter der Ueberschrift „Das Recht auf Erotik" seinen gemeingefährlichen Ausspruch im Schwurgerichtssaale gegen die „Sittlichkeitsapostel" im bayerischen Landtag und im deutschen Reichstag in seiner Weise zu verteidigen versucht. Er beginnt: „Nun wird es mir zu dumm. Sind denn die Kerle ganz verrückt geworden?" Im übrigen werden Phrasen an Phrasen gereiht, und am Schlusse wirft er einem „Staatsprofessor in der Kunststadt München" (gemeint ist der auf dem Gebiet der Volkshygiene als Autorität anerkannte liberale Obermedizinalrat Prof. Dr. von Gruber) den Gemeinplatz an den Kopf, daß er unsere „Sittlichkeit" auf diejenige dekadenter Affen hinunterdrücken wolle. Es gibt Leute, welche die Extravaganzen des „Jugend"-Herausgebers auf diesem Gebiete nur mehr pathologisch werten und deshalb nicht recht ernst nehmen möchten. Aber wir bedanken uns entschieden dafür, daß solche „pathologische" Emanationen ruhig hingenommen werden. Denn der Geist des Sexualismus und der Erotik, den die „Jugend" seit einem Dutzend Jahren in Reinkultur gezüchtet und einem großen Teile der sog. Gesellschaft, namentlich der jüngeren Generation, plan-

mäßig eingeimpft hat, ist zu einer Zeitkrankheit geworden, an der man nicht mehr mit Achselzucken vorübergehen kann.[1])

Es ist System in der Sache, und dieses System beschränkt sich nicht auf die graphische Kunst und Literatur. Das Recht auf Erotik und auf „angemessene Befriedigung der erotischen Phantasie“ wird jetzt auch — im Kampfe gegen vernünftige polizeiliche Einschränkungen — auch auf die zweifelhaften Vergnügen des großstädtischen Nachtlebens ausgedehnt. Die „Allgemeine Rundschau“ kann den Feldzug, den die liberalen „Münchner Neuesten Nachrichten“ Seite an Seite mit den Inhabern gewisser Nachtlokale führen, um diesen die Nachtstunden nach zwei Uhr zu sichern, nur insoweit streifen, als grundsätzliche Interessen der Allgemeinheit in Frage stehen. Ganz im Stile seines Mitherausgebers Dr. Hirth plädiert das liberale Blatt (Nr. 486 vom 17. Okt.) auch hier wieder für „das Recht der Erwachsenen“ auf ein uneingeschränktes „Nachtleben“ und protestiert auf das entschiedenste dagegen, daß „moralische Wertungen“, „moralische Relationen“, die Rücksicht auf „Zucht und Sitte“ für die Polizei maßgebend sein sollen. Die Argumentation der Polizei, daß die Gefahr schlüpfriger, die Sittlichkeit verletzender Darbietungen in den „Nachtlokalen“ wächst, je weiter die Nachtstunde vorrückt, macht natürlich nicht den geringsten Eindruck auf Leute, welche das Recht des Steuerzahlers auf angemessene Befriedigung ihrer erotischen Phantasie reklamieren. Wir haben es also unter der Aegide des liberalen Hauptorgans in München glücklich wieder zu einem neuen „Recht“ gebracht. Den von Dr. Georg Hirth entdeckten „idealen Rechten“ auf Polygamie und Polyandrie, auf erotische Kunst und Literatur reiht sich das „Recht“ auf unbeschränktes Sichausleben in den Nachtlokalen an.[2]) Wie wird das nächste „Recht“ betitelt sein? Damit auch der Humor nicht fehle, hat das Organ Dr. Hirths in ebenderselben Nummer, in welcher es gegen jede polizeiliche Bevormundung der Erwachsenen inbezug auf ihre nächtlichen Zerstreuungen protestiert, auf der Stirnseite des Blattes an üblicher Ehrenstelle einen Merkvers des Idealisten Schiller verewigt, der lautet:

„So viele treffliche Menschen reißt der Strom der Gesellschaften und Zerstreuungen mit sich dahin, daß sie erst dann zu sich selbst kommen, wenn sich die Seele aus dem Schwall von Nichtigkeiten nicht mehr empor arbeiten kann.“

Welch pyramidale Selbstpersiflage! Aber vielleicht wird der Mitverleger der „Münchner Neuesten Nachrichten“ nächstens dem „Banausen“ Schiller gehörig aufs Dach steigen.

---

[1]) Will man den verderblichen Einfluß des „Jugend“-Herausgebers auf die heranreifende junge Generation der sogenannten besseren Stände richtig würdigen, so muß man auf eine in ihrer Verschrobenheit geradezu komisch wirkende „Ansprache“ zurückgreifen, die Georg Hirth im Frühjahr 1909 „An die Abiturienten des Realgymnasiums zu Altenburg“ richtete und in Nr. 12 der „Jugend“ vom 20. März 1909 unter der Ueberschrift: „‚Das‘ Problem“ zur Nachachtung für „alle deutschen jungen Landsleute“ veröffentlichte. Hier predigt er der deutschen Jugend „persönliche Enthaltsamkeit“, zugleich aber auch das Recht auf erotische Literatur. (Die Hirthsche „Jugend“ mit ihrem permanenten Venuskult in Bild und Wort ist in der Tat eine einzige Predigt der — — Enthaltsamkeit!) Sein tolles Rezept lautet: Entzündet euere erotische Phantasie, so viel ihr wollt, übt aber persönliche Enthaltsamkeit. Die entscheidenden Sätze lauten wörtlich: „Jawohl, der Mensch kann seine Phantasie in alle Weiten spazieren gehen lassen, er kann alle Räusche ewiger Jugend durchkosten, ohne an seinen geistigen und körperlichen Kräften einen Deut einzubüßen. Das Arcanum heißt: persönliche Enthaltsamkeit. Diese empfehle ich meinen thüringischen, wie allen deutschen jungen Landsleuten, namentlich in Ansehung der Geschlechtlichkeit, von der jetzt auf allen Gassen ein so tolles Geschrei (von wem?) erhoben wird. Erfreuen Sie sich immerhin an den Frühlingen und Herbsten der erotischen Literatur, aber lassen Sie so viel als nur möglich die heiligen Bezirke in Ruhe, die Ihnen die Sparsamkeit Ihrer Ahnen als Erbe erhalten hat.“ So schrieb derselbe Dr. Georg Hirth, der fast gleichzeitig in seinem oft zitierten Aufsatze „Polyandrie“ in Hardens „Zukunft“ mit vollem Munde den Ausspruch tat (S. 69): „Die Starken unter uns haben mit fünfundzwanzig Jahren schon zehn verschiedene Weiber ‚gehabt‘, manche aber auch fünfzig und mehr.“ Es könnte auffallen, daß der Herausgeber der „Jugend“ Gelegenheit erhielt, sich gegenüber den Abiturienten eines Realgymnasiums gewissermaßen als autoritativen Sittenlehrmeister aufzuspielen. Aber man muß wissen, daß es in den letzten Jahren unter den Absolventen und Abiturienten vieler Gymnasien usw. „Mode“ geworden ist, sich an „berühmte“ Mitarbeiter der „Jugend“, des „Simplicissimus“ usw. um Beiträge für die Kneipzeitung ihres offiziellen Abschiedskommerses zu wenden. Selbst von einigen katholischen Gymnasien am Rhein vernahm man solche Kunde. Die Lehrer sind dagegen nahezu machtlos, wenn die Kurzsichtigkeit der Eltern zu allem Ja und Amen sagt.

[2]) Wie der Vertreter der Polizeidirektion in einer Besprechung den Interessenten mitteilte, ist das Vorgehen des liberalen Hauptorgans im liberalen Lager nicht ohne Widerspruch geblieben. Ein Anhänger der entschieden liberalen Richtung, der sich ausdrücklich als Monist bekennt, richtete einen flammenden Protest gegen den von den „Münchner Neuesten Nachrichten“ verfochtenen Libertinismus. Ein Reporter der „M. N. N.“ wohnte der Besprechung bei, die Oeffentlichkeit erfuhr aber von diesem Proteste keine Silbe.

Abschiedsgruss an Tirol.

So muss ich scheiden nun von dir,
Du schönes Land Tirol!
Nur Berg und Tal war mein Revier —
Du herrlich' Land, leb' wohl!

So muss ich scheiden nun von dir,
Du tapf'res Land Tirol!
Des Reiches Stolz, des Kaisers Zier,
Du treues Land, leb' wohl!

So muss ich scheiden nun von dir,
Du frommes Land Tirol!
Das Kruzifix bleib dein Panier —
Du heil'ges Land, leb' wohl!

Gottfried Ralke.

Wenn das Höchste in der Ehe fehlt . . .

Von E. M. Hamann-Scheinfeld i. Mittelfranken.

Diese Ueberschrift könnte man als zu ergänzendes Motto dem soeben erschienenen zweiten Buchroman M. Scharlau's vorsetzen: Martin Augustin (Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung, 8°, 360 S., geb. M 4.—). Er wird voraussichtlich mit ebenso starkem Interesse gelesen werden wie der erste, der derzeit an dieser Stelle ausführlich besprochene: „Gesa Blitt“ (Bachem-Köln). Auch „Martin Augustin“ ist ein Tendenzroman, aber gleich seinem Vorgänger ein — im ganzen — künstlerisch ausgelöster. Selbstverständlich wird man auch von ihm noch nicht künstlerisch Vollendetes erwarten dürfen. Kein Meister ist bislang vom Himmel gefallen, und auch eine M. Scharlau wird Stufe um Stufe nehmen müssen. Aber merkwürdig sicher schreitet sie schon voran, und wer sich nicht geradezu an einer dichterischen Tendenzauswertung stößt, der wird ihr psychologisch angeregt folgen, falls er überhaupt zu den psychologisch Anregbaren gehört. Ich selbst halte es mit J. Mayrhofer, der in einer Skizze seines jüngsten Büchleins („Was die Alster rauscht“) sagt: „Dem Architekten nimmt es kein Mensch übel, wenn er eine Kirche oder ein Rathaus baut, und beide Dinge können echte, wirkliche Kunstwerke sein . . . Und in der Dichtkunst sollen so absolut andere Gesetze gelten? Grund? — (L'art pour l'art — ein Wurm, der sich in den Schwanz beißt), hat Nietzsche irgendwo gesagt. Recht hat er. (L'art pour l'art heißt: Der Teufel hole die Moral). Das hat er auch gesagt. Es war nicht die dümmste Bemerkung, die er gemacht hat.“ — Die Tendenz des im Namen symbolisch zu deutenden „Martin Augustin“ ist die Beweisführung für das Unheil der Mischehe. Ich empfehle das Buch nicht zuletzt den Seelsorgern für solche ihrer Beichtkinder, die den Gefahren derartiger Eheschließung ausgesetzt sind. Aber auch Eltern und Erziehern empfehle ich es, wie für die vorgeschrittenere männliche und weibliche Jugend, insofern sie die Schwefelblitze der Verführung und Sünde bereits bewußt über die Lebenswege zucken sieht.

Der Held der Erzählung ist der Sohn einer aus der Mischehe zwischen einem Norddeutschen und einer Süddeutschen stammenden Katholikin, die sich, mutterlos, in der holsteinischen Diaspora-Heimat einem Arzte protestantisch vermählte. Bei der Geburt des einzigen Kindes ringt sie dem um ihr Leben bangenden Gatten die Zustimmung zur katholischen Taufe und Erziehung des Knaben ab. Das anfänglich verheißungsvoll leuchtende Glück dieser Ehe verwandelt sich bald in ein Gegenteil. Der Mann, der seinem Empfinden nach mit jenem Versprechen sich selbst untreu geworden ist, kann dies dem Weibe nicht vergessen, das nun des Heißgeliebten Vertrauen sich immer mehr entschwinden fühlt. Der Sohn wächst unter widersprechenden Eindrücken auf. Zuerst siegte der Glaube und die Liebe der Mutter und des Priesters, dann der Unglaube der Lehrer, der Einfluß der Mitschüler, vor allem das wachsende konfessionelle Gegengewicht seitens des Vaters. Als an Stelle der früheren idealen Seelsorge eine gutgemeinte, aber unzureichende tritt, erfolgt der Abfall des jedoch intellektuell durchaus nicht überzeugten Jünglings, der immer willenloser unter das eiserne Joch der Zusammenhänge gerät: bis zum Atheismus, bis zum Verwischen und Verzerren moralischer Haupt- und Grenzlinien. Aber ein Sohn so vieler Tränen und Gebete kann nicht verloren gehen. Ueber Schwäche und Schuld streckt sich ihm, in plötzlichem, grellem Erkenntnisstrahl, die Hand der Gnade entgegen, die er, halb geblendet, an sich reißt, die er und die ihn nicht wieder losläßt, an der er sich aufrichtet zu vollkommener Umkehr.

Das alles ist mit scharfer, reicher Seelen- und Lebenskenntnis glaubhaft, ergreifend, auch erschütternd dargestellt. Die Charaktere leben, überzeugen, wiewohl in unterschiedlicher Kraft. Besonders

fein ist die Kindes- und Jünglingspsyche gezeichnet. Etwas schablonenhaft wirkt hie und da Lucie, Martin Augustins unwürdige Liebe, deren Wesen das ihr wiederholt zuerkannte Attribut der Anmut und Lieblichkeit widerspricht; auch die würdige, Hertha, mutet in der Wiedergabe bisweilen etwas alltäglich an. Der Stil, vorwiegend gepflegt und nicht selten zu schöner Ausdrucksfähigkeit, ja Unmittelbarkeit sich erhebend, müßte dennoch gelegentlich der zweiten Auflage unter festere Zügel genommen werden, zumal hinsichtlich der Pleonasmen und „romanhaften" Wendungen. Aber solche Ausstellungen treten zurück vor der Wucht des Inhalts, dessen packend angreifende Zuverlässigkeit sich dem Leser bald aufdrängt. Kein Zweifel: hier spricht ein Gewissenhafter, ein der Verantwortung sich voll Bewußter zu uns, der die Untiefen und Wesen des Menschentums, die Höhen und Weiten göttlichen Erbarmens an sich selbst erfahren hat und aus Erlittenem und Erlebtem heraus den Segensgewinn an die Brüder weitergibt.

Zeitgedanken.

Von M. Herbert.

Wenn ich Bücher feiner und weiser Denker lese, die Bücher von Männern, die geistig und menschlich sich selbst auf eine hohe Stufe brachten und tiefe Einsicht in die Dinge unserer Zeit gewannen, wenn ich die Ansichten und Maximen des Rembrandt-Deutschen, des anonymen Verfassers des Werkes „Dulca Mara", des Amerikaners Emersen, des großen Lebens- und Kunstweisen Ruskin oder die Zeitkritiken des unabhängigen Freiherrn v. Grotthuß in mich aufnehme, wenn ich mir von Abraham à Santa Clara oder von Alban Stolz vorpredigen lasse — oder vielleicht ästhetische Bücher von Wölflin oder einem der Grimms studiere, vielleicht auch Förster und Meyenberg, Brentano, Görres oder Jörgensen, dann weitet meine Seele sich im Gedanken, daß alle diese auserlesenen Geister meines germanischen Stammes sind, und daß sie für ihre Nation und die Menschheit überhaupt so hohe Ziele steckten, ja daß sie der Meinung waren, die höchsten seien gerade hoch genug.

Zugleich war ich mir vollständig klar darüber, daß diese Lebensphilosophen trotz Sokrates, Plato, Seneka usw. nicht möglich wären ohne die Grundlage des Christentums, das in jahrhundertlanger Kulturarbeit den Boden für ihre Grundsätze bereitete. Und ich fühle dabei, wie schon oft, daß der kostbarste Schatz eines jedes Menschen und eines jeden Volkes die christliche Weltanschauung ist und bleiben wird. Wir können nicht höher empor als zu dem Punkte christlicher Vollkommenheit, den jeder wieder für sich in tausend Kämpfen und Hindernissen und mit der Hingabe seines ganzen Wesens erklimmen muß.

Alle die Klugen und Großen, die Volkslehrer und Volkserzieher predigten mit Jesus Christus die heiligste Reinheit, die größte Gerechtigkeit, den unermüdlichsten Fleiß, die einfachste Einfalt, die tiefste Güte. Sie haben Achtung vor der ehrlichen Arbeit ehrlicher Hände, sie sind der Ansicht, daß Müßiggang und die Hingabe an Sinnlichkeit und jede Art übertriebenen Genusses unser Leben entehrt und unsere Daseinskräfte schwächt bis zum Untergang.

Wenn ich nun von diesen Weisen und im höchsten Sinne Gottgesandten und wahren Volksfreunden hinüberblicke zu den Künstlern unserer Zeit, zu den Dichtern, Malern und Bildhauern, dann will es mir scheinen, daß sie mit der Fortgeschrittenheit unserer Lebensphilosophen nicht im gleichen Takte sind; denn die meisten und erfolgreichsten von ihnen sind in den Niederungen geblieben und haben, statt strenge und große Worte zu reden, die Menschheit mit Schmeicheleien traktiert, indem sie die Emanzipation der Sinne und somit den Beginn aller Zuchtlosigkeit predigten.

Die wenigsten von ihnen betrachteten ihren Beruf so absolut unter dem Gefühl einer Weltverantwortung wie Leo Tolstoi, welcher so unerschütterlich und unerbittlich den Zeitspiegel hochhielt und mit starker Logik, wie z. B. in der „Auferstehung" oder in „Anna Karenina", die Folgen der Entsittlichung zeigte. Aber Leo Tolstoi ist ein einsamer Prediger in der Wüste geblieben, ihm gegenüber stehen in endloser Reihe die großen Verführer. Nennen wir nur Zola mit den Massenauflagen seiner schmutzstarrenden Bücher, als gewaltige Stilkünstler Maupassant und den modernen d'Annunzio oder bei uns in Deutschland bloß um des Exempels willen Frenssen mit seinem „Hilligenlei", Sudermann mit seinem „Hohen Lied" oder Barth mit seinem widrigen Buch „Elisabeth Kott". Wieviel Wertvolles vom Ewigkeitsstandpunkte aus ist in diesen Werken zu finden?

Oder durchwandern wir die Gemäldeausstellungen. Auch hier ein eigentümliches Fehlen großer Gedanken.

Feine Interieurs, feine Porträts, feine Landschaften, eine wunderbare Auffassung von Luft, Licht und Farbe, aber wohin sind die Innigkeit und Kraft der alten germanischen Meister, z. B. die eines Rembrandt, gekommen? Wo sind seine segnenden und ehrfürchtigen Gesten, seine Seelenkundigkeit, sein Wissen von allen Tiefen und Höhen menschlichen Wesens?

Man vergesse nicht: ein so allumfassender Meister ist einzig und allein möglich, indem er aus lang vorbereiteten Quellkammern des Volkes steigt. Rembrandt bedeutet die Höhe einer Volksentwicklung wie Michel Angelo, Shakespeare, Calderon. Eine Unsumme verborgener Arbeit wurde geleistet, ehe diese möglich waren, und eine Menge ehrlicher, ernster, patriarchalischer und gottesfürchtiger Menschen hatten gelebt, ehe diese Meister ihre unsterblichen Typen schaffen konnten.

Haben wir denn so schlecht, so verdorben gelebt, daß unsere Künstler niedrigerer Natur sind? Es gibt Anläufe, das Verlorene zurückzugewinnen, es gibt Maler und Dichter, die nach dem Feuer im Kieselstein suchen. Wir denken dabei freudig an den echt deutschen Schiestl, an Steinhausen, an Uhde, an Thoma und andere.

Was sollte uns denn ferner liegen als Ungerechtigkeit? Aber die allumfassende Größe eines Rembrandt, wo wäre sie? Wo wären seine alttestamentarische Frömmigkeit und Ehrfürchtigkeit?

Daß wir keine große, tiefe, keine einfältige und ehrfürchtige Kunst mehr haben, daran trägt die Nation selber schuld.

Hilft sie denn den wahren Künstlern? Zeigt sie sich hungrig und durstig nach der Gerechtigkeit, d. h. den ewigen Gütern? Nein, sie kauft Frenssen, sie kauft zu Hunderttausenden das „Hohe Lied" Sudermanns, und eine nur allzu zielbewußte Judenkritik, hinter welcher der Rachewunsch steht, die christliche Weltanschauung zu untergraben, Seele und Leib der deutschen Nation zu entnerven, preist in lauten Tönen, mit gellenden Fanfaren Bücher wie „Elisabeth Kott", welche leichtfertig, wie von einer belanglosen Sache, von der Schande eines Weibes erzählen und gewissermaßen beeidigen, daß sittliche Verderbnis eine Begleiterscheinung echter Künstlerschaft sei.

Mag das Buch noch so gut geschrieben sein, nicht umsonst ward das Wort geprägt: Die großen Stilisten sind die großen Verführer.

Daß das deutsche Volk nicht wie ein Mann aufsteht gegen diese Irreführung der öffentlichen Meinung durch eine erlogene oder liebedienernde Kritik, ist eine der Unbegreiflichkeiten des deutschen Volksgeistes, der so langsam und schwerfällig ist in der richtigen Beurteilung der gegenwärtigsten Gegenwart und der Zurückweisung der Sünden und Vergewaltigungen, die an ihm begangen werden. Wie tief müssen die Verfasser solcher Kritiken die Augen niederschlagen vor dem Worte von Ruskin: „Du kannst dich nicht zu einem guten Menschen malen oder singen; du mußt gut sein, ehe du malen oder singen kannst, und dann werden Farbe und Form das Beste in dir vollenden! Der große Kunstkenner also verlangt vor allem, daß der Erzeuger des Kunstwerkes ein sittlicher Mensch sei.

Vom Büchertisch.

Edward von Steinle. Des Meisters Gesamtwerk in Abbildungen. Herausgegeben durch Alphons M. von Steinle. Joseph Köselsche Buchhandlung. Kempten, München 1910. Lexikon 8°. 708 Seiten mit Abbildungen. XIX, sowie 32 Seiten Erklärungen. Preis ℳ 22.—. Die Familie des großen Meisters, dessen hundertjähriger Geburtstag am 2. Juli d. J. auch der „Allgemeinen Rundschau" Anlaß zu einer Würdigung seines Lebens und Wirkens gegeben hat, stammte aus Kempten im Algäu, von wo sie nach Wien gekommen ist. Es ist eine schöne Tat der Pietät, daß gerade ein Kemptener Verlag sich der Herausgabe eines den Meister feiernden großartigen Werkes angenommen hat. Herausgeber ist der Sohn des Künstlers, also eine Persönlichkeit, die vor andern dazu geeignet und befähigt ist, das Verständnis für den bisher zu wenig Gewürdigten zu eröffnen. Er tut es vor allem durch die Veröffentlichung vieler hunderte von Gemälden und Zeichnungen seines Vaters, von denen er jedem einzelnen Stück in einem Anhang eine willkommene Erklärung nach historischer und gegenständlicher Richtung beigibt; ferner durch eine feinsinnig geschriebene Einleitung. Sie dient weniger dazu, biographische Taten und Einzelheiten zu erzählen, da sie schon an anderm Orte vom gleichen Verfasser hinlänglich bekannt gemacht sind, als daß



sie in den Geist der Steinle'schen Kunst einzuführen bestrebt ist. In verhältnismäßig kurzen, großgefaßten Zügen gelingt dies so vollkommen, daß, wenn wir darnach die Kunstwerke selbst betrachten, sie uns eine neue Sprache reden, jene nämlich, die im Gemüte des schaffenden Meisters dereinst selbst erklungen ist. Nun ist Steinles Lebenswerk so reichhaltig, so vielseitig, wenn es auch in der Hauptsache der religiösen Kunst zugewandt blieb, daß die Gefahr vorlag, durch die große Menge immerhin verwirrend zu wirken. Mit Recht hat daher der Herausgeber das gesamte Material in drei große Abteilungen geschieden. Von ihnen umfassen die erste und dritte die religiösen Werke, dabei die letzte die Wand- und Glasmalereien, also die eigentlich großmonumentalen Arbeiten. Die zweite Abteilung aber zeigt Profanwerke. Es wäre nicht richtig, wenn man nur angesichts der letzteren, die von der großen Historie bis zur lustigen Karikatur alle erdenklichen Stadien durchlaufen, die Vielseitigkeit Steinles anerkennen wollte. Dem tiefer blickenden Auge offenbart sie sich auch in der Fülle der oft sehr nahe verwandten religiösen Darstellungen. Mit Unrecht vor allem hat v. Wurzbach Steinle einseitig als Madonnenmaler bezeichnet. Freilich ist er ein solcher gewesen und hat für die Gestaltung der seligsten Jungfrau einen bestimmten, wunderschönen Typus geschaffen. Aber auch alle übrigen Gegenstände, Szenen und Personen der biblischen und legendarischen Ueberlieferung hat er mit Meisterschaft vielseitig und charakteristisch zu erfassen und zu geben verstanden. Wohl folgte Steinle mit sehr bestimmter Absicht den großen Ueberlieferungen älterer Kunst, aber ein jedes seiner Werke zeigt, wie doch jede Linie sein eigenstes Eigentum gewesen ist, darum, weil er sie empfand und zeichnete unter dem fortwährenden beherrschenden Einflusse der Natur. Dazu kommt Steinles große Fähigkeit der Komposition, die fast divinatorisch ihm das Werk vom ersten Augenblicke an fertig vor sein geistiges Auge stellte. Natürlich hat auch er seine Entwicklung durchgemacht. Die jetzige Publikation sorgt dafür, daß uns jene in jeder der Abteilungen fortwährend vor Augen geführt wird. Wir begleiten Steinle von den Zeiten seiner beiden römischen Epochen über die Wiener Zeit in das halbe Jahrhundert hinein, und durch dieses hindurch, wo er in Frankfurt am Main und von da aus im Westen Deutschlands wirkte. Wir sehen ihn, wie er, ganz auf sich allein gestützt, seine herrlichen, zum Herzen sprechenden, die Majestät der Religion preisenden, von ihr bis in den kleinsten Zug durchdrungenen Werke schafft, aber wir beobachten ihn auch im Kreise der Freunde, der Mitstrebenden, wir freuen uns seiner als des getreuen Oberhauptes seiner Familie. So wird uns sein Genius menschlich nahe geführt. — Die Herausgabe des Steinle'schen Gesamtwerkes liefert einen wichtigen Beitrag für die Erkenntnis und Würdigung der deutschen Kunst des 19. Jahrhunderts, zumal aus dessen erster Hälfte. Sie schuf uns aber auch ein Haus- und Familienbuch von allergrößtem und bleibendem Werte. Kurt Freden.

Bühnen- und Musikrundschau.

Das Kgl. Residenztheater erzielte mit der Neueinstudierung der „Frau vom Meere“ besser besuchte Häuser, als mit mancher ephemeren Premiere. Die Regie Basils zwingt die halb realistisch und halb symbolisch gefaßten Elemente der Ibsenschen Dichtung zu einer künstlerischen Einheit. Die Titelrolle ist Frau Swobodas stärkste Leistung und auch sonst bot die Vorstellung gutes, wenn auch durch die Gewöhnung uns eine schwarzlockige, brünette Hilde für diese spezifisch nordische problematische Mädchenfigur etwas fremd anmutet.

Aus den Konzertsälen. Kaum sind die Musikfeste des Sommers verklungen, da setzt mit unheimlicher Stärke die Wintersaison ein. Es hat wenig Wert, die alte Klage über die Ueberproduktion der Konzerte anzustimmen. Selbst die Tagesblätter vermögen nicht mehr jedes Verdienst zu würdigen. Gar mancher Künstler empfindet es als Kränkung, wenn die Presse seine Leistung, das Ergebnis einer erheblichen Summe von Fleiß und Energie (das Talent als selbstverständlich vorausgesetzt) mit zwei Zeilen „abtut“. Ach, auch dem Kritiker wäre es sympathischer, er könnte sich wöchentlich nur über drei oder vier Konzerte verbreiten; allein wie die Verhältnisse liegen, ist es nur möglich, in großen Zügen festzuhalten, was an bedeutenderen Erscheinungen an uns vorüberrauscht. „Trotz der bunten Fülle ist das Gesamtbild monoton. Ein allzu bereitwilliges Entgegenkommen den Wünschen des Publikums wird schließlich dazu führen, daß selbst der so über alles geliebte Beethoven nicht mehr zieht“, schreibt in diesen Tagen ein großes Berliner Blatt. Nun sind zwar in München Ansätze vorhanden, nicht immer mit dem stereotypen Programm aufzuwarten, allein im großen ganzen läuft in allen unseren großen Musikstädten das Konzertleben in den gleichen Bahnen. Die Namen der Dirigenten wechseln, die Symphonien bleiben die gleichen. Noch konservativer in ihren Darbietungen sind die Vokal- und Instrumentalvirtuosen einerlei, ob sie alte oder moderne Musik bevorzugen. — Selten Gehörtes bot uns ein aus Mitgliedern des Konzertvereinsorchesters gebildetes Instrumentalensemble mit der Sopranistin Stern-Lehmann, dem Bassisten Naef und Schmid-Lindner (Cembalo) durch die Aufführung Bach'scher Kantaten. Eine Kirchenkantate, die Hochzeitskomposition „Weichet nur, betrübte Schatten“ führten unserem Gefühl das Genie des großen Meisters eindringlich nahe, während die burleske Kantate einen volkstümlichen Humor offenbart, wie ihn der Klassiker nur selten künstlerisch äußerte. Die mustergültige Wiedergabe fand einmütigen Beifall, der auch wieder den Leistungen der Brüder Stoeber berechtigtermaßen zuteil wurde. Beethovens Klavier-Violoncello-Sonate in D op. 102 fand durch sie eine geradezu glänzende Interpretation. Jos. Haas' Divertimento für Violoncello „Sommermärchen“, ein Werk von guter Erfindung und frischem Humor brachte Emmeran Stoeber mit glänzendem Gelingen zur Uraufführung. Letzterer bot auch im Konzert der Neuen Kammermusikvereinigung mit Schmid-Lindner, Sieben, A. Huber und dem neueingetretenen Hitzelberger vorzügliches. Gerne hörte man einmal wieder Pfitzners Klaviertrio, eine der schönsten Arbeiten dieses Komponisten. Zu gleicher Stunde begann das Frankfurter Rebnerquartett, das sich sehr starken Besuches erfreute, seinen auf sechs Abende berechneten Zyklus, der sämtliche Streichquartette Beethovens bieten wird. Das vielleicht noch gewachsene technische Können und die fein schattierte Ensemblewirkung der Vereinigung fanden gebührende Würdigung.

Uniontheater. Das den Sommer über im Festsaal des Kath. Kasinos als Gast weilende Ensemble unter Konrad Drehers künstlerischer Führung wird seinen Thespiskarren nun nach fremden Städten lenken. Der Besuch war stets vorzüglich und die Posse „Wann der Auerhahn balzt“ wurde zu einem Schlager, der über ein halbes hundert Mal gespielt werden konnte. Nun ist dies von Dreher bearbeitete Stück Anthonys gewiß ohne literarischen Wert, allein der Humor Konrad Drehers, mit dem die Hauptrolle steht und fällt, ist so bezwingend, daß man sich willig der allgemeinen Heiterkeit hingibt. Man darf auch keinen zu strengen Maßstab anlegen, fehlt es doch an wirksamen, neuen bayerischen Dialektstücken allzu sehr, denn der herzlosen Muse Ludwig Thomas' mangelt eben — von anderem abgesehen — ein Hauptbestandteil bayerischer Eigenart: das Gemüt.

Verschiedenes aus aller Welt. Die deutsche Uraufführung von Jean Nongues' Oper „Quo vadis“ (Textdichtung von Henri Cain nach Sienkiewicz' bekanntem Roman) fand in der Wiener Volksoper beifällige Aufnahme. — In Köln wurden Hebbels „Nibelungen“ in vortrefflicher Besetzung gegeben. Die Bühnenbilder waren monumental ohne Beiwerk. Auf diesem Hintergrunde waren die szenischen Darbietungen nach Berichten von überraschender Wirkung an Plastik und Farbenschönheit. Am Deutschen Theater daselbst wurden erstmalig Hauptmanns „Weber“ geboten. — In Freiburg i. B. wurde das von Seeling erbaute neue Stadttheater in Anwesenheit des badischen Hofes feierlich eingeweiht. Das in freien Barockformen ausgeführte Haus, welches vier Millionen kostet, hat 1125 Plätze. Es besitzt ein versenktes Orchester. Die Festvorstellung bot „Wallensteins Lager“ und die Festwiesenszene der „Meistersinger“. — In Wien fesselte Strindbergs „Königin Christine“. Sprunghaft, wie der Charakter der schwedischen Königin, gibt sich das Stück des Dichters, der seinem Frauenhaß wieder genugtut. — Im Berliner Neuen Theater hatte Lilienfeins Schauspiel „Der Stier von Olivera“, ein sehr theatralisches Werk, dank dem Gastspiel Ferdinand Bonns, äußeren Erfolg. — Ein in der Mitte des 16. Jahrhunderts zu Venedig spielendes Schauspiel: „Das Alter“ von Karl Josky, dessen inhaltsarme Verssprache dadurch nicht erträglicher wird, daß die Tonarten der Klassiker auf die flachsten Einfälle angewendet werden, findet anläßlich seiner Berliner Uraufführung wenig günstige Beurteilung. — „Talmas Ende“, ein „tragikomischer“ Akt von Armin Friedmann und A. Polger, gefiel in Leipzig. Wie Talma durch glänzend gespieltes Sterben zuerst den Arzt täuscht und dann stirbt, ohne daß der Mediziner den Ernst der Situation erfaßt, gibt dem Schauspieler Gelegenheit, als Virtuose zu brillieren. — Die Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger warnt neuerdings vor dem Ergreifen der Theaterlaufbahn, auch von der Geschäftsleitung der Beckmannschen Schauspielerstiftung in Wien wird erklärt, daß das Elend von Jahr zu Jahr wächst. Nur ein Fünftel aller Schauspieler und Schauspielerinnen befinden sich in auskömmlicher Stellung. Die Bureaus sind von Anwärtern überlaufen, während überall die Saison begonnen hat, also in den seltensten Fällen noch irgend eine Lücke im Ensemble zu ergänzen ist. Zweifellos stehen auch in Großstädten oft Leute in kleinen und kleinsten Rollen auf der Bühne, deren „Kunst“ auch der humanste Bühnenleiter nicht auskömmlich bezahlen kann, allein auch das wirkliche Talent darf heute nicht darauf rechnen, rechtzeitig entdeckt zu werden. — In Dresden fand die Uraufführung von Gustav Wieds Schauspiel „Der alte Pavillon“ freundliche Aufnahme. Das dramatische Verdienst des Stückes ist nach Berichten gering, wirksam ist allein die liebevolle Schilderung der Einzelzüge. — „Der Herzog von Reichstadt“, ein Drama von Hans Franck, hatte bei seiner Stuttgarter Uraufführung einen mittleren Erfolg. Die Gestalt des schwächlichen Sohnes Napoleons I. und sein Schicksal besitzen poetisches, aber kein dramatisches Interesse. Am meisten fesselte die Charakterzeichnung Metternichs.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Von dem früheren Elan der Börsen ist nun doch der grösste Teil geschwunden und hat einer ernüchternden Auffassung Platz machen müssen. Während früher lediglich die besten und zuversichtlichsten Auspizien über Börse und Industrie, sowie Geldmarktlage die tonangebenden Faktoren waren, scheint man nunmehr allenthalben zur Ruhe und berechnenden Sammlung gekommen zu sein. Was an dieser Stelle schon in früheren Zeiten betont worden ist: die stete und ununterbrochene Ausdehnung und Vergrösserung der industriellen Grossbetriebe steht nicht im Einklang mit dem Fortschreiten der Industrie, und speziell die Geldmarktkalkulation, bewirkt vor allem die jetzige reservierte Haltung einzelner Börseninteressenten. Auch der wiederholte Hinweis, dass das gegenwärtige Kursniveau der meisten Industriewerte in direktem Missverhältnis zu der Rente und den Gewinnerträgnissen dieser Gesellschaften steht, dass ferner in den momentanen Kursen schon weit mehr als genügend die, wenn auch etwas gebesserte, Konjunktur zum Ausdruk gebracht sei, diese stets und schon seit langem wiederkehrenden Hinweise scheinen gleichfalls sich mehr und mehr einzubürgern. Die Kapitalisten- und Spekulationskreise, welche trotzdem den Glauben an eine weiterhin andauernde Kurserhöhung und Haussetendenz noch nicht verloren haben, werden wohl bald durch die Gestaltung und Vorgänge am internationalen Geldmarkt davon überzeugt sein, dass auch andere Momente eine langsamere und kühlere Kalkulation unseres Wirtschaftslebens für besser erachten lassen. Wenn auch seit Oktoberbeginn die stark angeschwollenen Rekordziffern der Ansprüche an unsere Reichsbank sich erheblich reduziert haben und langsam sich dem Niveau des Vorjahres wieder nähern, so ist die momentane Steuerpflicht des Institutes noch eine erheblich hohe. Die relative Geldflüssigkeit an der Börse in Berlin rührt zumeist vom Ausland her, das durch Ankäufe deutscher Primadiskonten für verhältnismässig kurze Zeit grosse Geldbeträge bei uns lagern lässt. Es bleibt offene Tatsache, dass der heimische Geldmarkt, auf sich allein angewiesen, bereits zum abgelaufenen Quartalstermin erheblich Fiasko gemacht hätte. Und dabei stets von neuem die gewaltigen Ansprüche der Industrie an diesen so diffizilen Geldmarkt. Tagtäglich sind neue Kapitalsvermehrungen und Vergrösserungen der Montan- und anderen Industriezweige zu berichten. Geldmarkt und Konjunktur sind weiterhin ganz speziell abhängig von den sozialpolitischen Fragen und den überall zutage tretenden Streiks und Arbeitseinstellungen. Die neuerlichen Unstimmigkeiten mit den deutschen Werftarbeitern, vor allem der Streik der französischen Eisenbahnarbeiter und die Gärungen in einzelnen Bergarbeitergruppen verdienen sehr ernst genommen zu werden. Abgesehen von den verschiedenen innerpolitischen Zwischenfällen als Begleiterscheinungen solcher gross angelegten Arbeitsdifferenzen, wirken diese Massenstreiks auch auf Verkehr, Industrie und den gesamten Handel und Wandel einzelner Länder äusserst störend. Auch Lebensmittelverteuerungen, ein ohnehin sehr aktuelles Kapitel, pflegen solche Zwischenfälle mit sich zu ziehen. — Der Rückgang von Auftragsbeständen beim amerikanischen Stahltrust, die unsicheren Preisbewegungen am belgischen Eisenmarkt und die neuerliche momentane Depression im amerikanischen Stahl- und Eisengebiet, verstimmten die Börsen sehr und anhaltend. Durch zeitweise festere Haltung des Neuyorker Effektenmarktes angeregt, konnte sich in Berlin in einzelnen Sparten ein etwas lebhafteres Geschäft etablieren. Schiffahrtswerte profitierten beispielsweise von der Interessentengemeinschaft Hapag-Hansa bezüglich einzelner Fahrtlinien. Auch russische Werte, Montanaktien und Kolonialwerte favorisierten neuerdings. Ausschreitungen ungesunden Charakters haben jedoch auch hier bald das Interesse erlahmen lassen. Drohungen mit neuen, verschärften gesetzlichen Neuerungen für die Börsen wurden gleichfalls beachtet, und erzielten, wie stets bisher, abkühlende Tendenzen. Als einzig erfreuliches Moment ist die verhältnismässig starke Steigerung der Kurse unserer heimischen Rentenwerte zu erwähnen. In unseren verschiedenen Staatsanleihen konnte sich ein lebhafteres Geschäft bei anziehenden Kursen behaupten. Mitzurückzuführen ist diese so lang erwartete Kurssteigerung auf die starke Betonung des Reichsschatzsekretärs in der Reichsversicherungskommission, dass eine nachdrückliche Abkehr von der bisherigen Anleihewirtschaft und damit im Zusammenhang die äusserste Sparsamkeit im Reichshaushalt energisch durchgeführt werden müsse. Als erste diesbezügliche Massnahme ist der Beschluss der genannten Kommission aufzufassen, dass alle Versicherungsgesellschaften mindestens ein Viertel ihres Vermögens in Anleihen des Reiches oder von Bundesstaaten anzulegen haben. Hoffentlich finden sich noch weitere erfolgreiche und praktische Mittel, den Kurs unserer Rentenwerte zu stabilisieren, beziehungsweise auf das gebührende Niveau zu erhöhen.

Der siebzigste Rechenschaftsbericht der Rentenanstalt der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank München meldet in ausführlicher Weise über das abgelaufene Jahr. Der Reservefonds per 1. Januar 1910 beträgt ℳ 182,794.02. Es verbleiben nach 143 Rentenmitgliederabgängen 3019 Mitglieder mit einem Rentenkapital von ℳ 1'384,541.63. Die Auszahlung der zahlbaren Rentenbezüge per 1911 erfolgt ab 12. Dezember 1910 an der Kasse der Anstalt, woselbst auch der Bericht bezogen werden kann.

M. Weber.

Moderne Medaillenkunst.

Man weiß, eine wie große Rolle in der Kunst der Vergangenheit die Medaillen und Plaketten gespielt haben. Aus den Händen erster Künstler hervorgegangen sind viele von ihnen, die heute unsere Museen zieren. Lange ist die vorbildliche Bedeutung jener alten Technik, sind auch die gegenständlichen Vorzüge der Medaillen unbeachtet geblieben. Eignen sie sich doch in so besonderem Maße dazu, Zeichen der Erinnerung an Personen und Ereignisse zu bilden, weil ihre Eigenart ihnen bei dem kleinen Umfange und der leichten Beweglichkeit dennoch gewisse Eigenschaften von Großzügigkeit, und, man darf oft sagen, fast von Monumentalität sichert. Erst in unserer Zeit ist dies wieder erkannt worden, und damit hat die Herstellung von Medaillen und Plaketten neuen Aufschwung gewonnen. Besonders Frankreich und Deutschland zeichnen sich heute auf diesem Kunstgebiet aus. Kaum eine größere Ausstellung kann man sich mehr ohne diese kleinen bedeutsamen Kunstwerke denken. So fand auch heuer, wer zum Beispiel die oberpfälzische Kreisausstellung besuchte, dort eine große Kollektion verschiedenartiger, durchweg aufs feinste ausgeführter Medaillen, die nach Entwürfen erster Künstler von der rühmlich bekannten Münz- und Prägeanstalt von Carl Poellath in Schrobenhausen angefertigt sind. Sechs verschiedene Serien von Medaillen und Plaketten sah man dort ausgestellt. Unter ihnen beansprucht die sogenannte Bischofsserie ganz besonderes Interesse. Acht dieser kreisrunden Stücke zeigen auf dem Avers das nach der Natur modellierte Bildnis eines bayerischen Bischofs, auf den Reversen sehen wir Abbildungen der bischöflichen Wappen, der Domkirchen in ihren gegenwärtigen oder in alten historischen Zuständen, häufig sind es auch Darstellungen der Stiftsheiligen. Künstlerisch und technisch sind die zwei Seiten allenthalben gleichwertig, gegenständlich interessieren natürlich am meisten die Averse mit den Porträts, die durchweg höchst lebensvoll und charakteristisch sind, ohne doch ins kleinlich Realistische zu verfallen. Es ist klar, daß dergleichen Bischofsmedaillen, die in verschiedenen Größen und in verschiedenem Material ausgeführt werden, sich besonders zu Firmandenken und in eingerahmtem Zustande als Zimmerschmuck eignen. Die beschriebenen acht Bischofsmedaillen, gruppiert um eine in ihrer Mitte angebrachte Bildnismedaille Sr. Heiligkeit Papst Pius X., schmückten die dem letzteren gewidmete Jubiläumsgabe, die der Inhaber der Firma Carl Poellath-Schrobenhausen, Herr Georg Greiner, am 27. November 1908 dem Papste in Privataudienz persönlich überreichen durfte. — Ganz besondere Aufmerksamkeit widmet die Firma Carl Poellath der kirchlichen Medaille als Wallfahrts-, Kongregations- und Gnadenmedaille, sie besitzt darin einen einzig dastehenden Stempelverlag, der mehr als 100 Jahre zurückreicht und beständig vermehrt wird.

Felix Hinzen.

Aus Kurorten und Bädern.

Winterkuren an der Nordsee. Es ist nicht allerorts bekannt, dass Erholungsbedürftige auch im Winter Gelegenheit haben, sich der Pflege ihrer Gesundheit an unserer deutschen Nordseeküste mit gutem Erfolge zu widmen. Insbesondere ist ein Winteraufenthalt zu empfehlen für schwächliche Kinder, die in dem herrlich am Meere gelegenen Erholungsheim Meeresstern der Schwestern U. L. Frau auf der Insel Wangeroog sorgfältige Verpflegung finden. Mit dem Erholungsheim ist ein feineres Haushaltungspensionat verbunden. Zweifelsohne werden manche Eltern von der einzigartigen Gelegenheit, ihren heranwachsenden Töchtern ein Ausbildungsjahr in der stärkenden Seeluft zu verschaffen, mit Vorliebe Gebrauch machen.

Der Langenscheidtschen Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt) in Berlin-Schöneberg, der Herausgeberin der bekannten Unterrichtsbriefe nach der Methode Toussaint-Langenscheidt, der Wörterbücher von Muret-Sanders und Sachs-Villatte und anderer Hilfsmittel zur Erlernung fremder Sprachen, ist vom Internationalen Preisgericht für die Weltausstellung in Brüssel die höchste Auszeichnung, der „Grand Prix", zuerkannt worden.

Napoleons Memoiren. Von Ihm Selbst. Es ist eine der verwunderlichsten Tatsachen, daß die von Napoleon dem Ersten selber verfaßten Memoiren so gut wie völlig unbekannt geblieben sind, unbekannt sogar unserer Zeit, die doch seit etwa 10 Jahren allem über Napoleon, selbst von seinen Lakaien Geschriebenen, das größte Interesse entgegenbringt. Jetzt endlich werden seine eigenen Memoiren in deutscher Sprache veröffentlicht unter dem Titel: „Napoleons Leben; Von Ihm Selbst". Herausgegeben von Heinrich Conrad. Wir verweisen unsere Leser auf den der heutigen Nummer beiliegenden interessanten Prospekt der Buchhandlung **Karl Block in Breslau I.**

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 44. München, 29. Oktober 1910. VII. Jahrgang.

Karl Borromäo.

Zur Erinnerung an den 1. November 1610.

Von P. Joh. Chrysostomus Schulte, O. M. Cap., Lektor und Doktor der Theologie, Münster i. W.

Keine unbedeutende kirchenhistorische Persönlichkeit muß es sein, auf die innerhalb eines Menschenalters zweimal die Augen des ganzen katholischen Erdkreises gelenkt werden. Vor fünf Lustren, im Jahre 1884, wurde das dritte Zentenarium des Todestages des hl. Karl Borromäo in Mailand und in Italien festlich begangen. Bei der Gelegenheit wurde den Katholiken aller Zungen und Zonen das Leben und die Wirksamkeit des großen Kirchenfürsten vor Augen geführt. In diesem Jahre hat der oberste Leiter der Kirche die dreihundertjährige Wiederkehr des Kanonisationstages des Heiligen (1. November 1610) benützt, um auf dessen Persönlichkeit und Bedeutung in einer eigenen päpstlichen Enzyklika hinzuweisen. Den Rundschreiben, die in den letzten Jahren gelegentlich der Zentenarien Gregors des Großen, des hl. Chrysostomus und Anselmus erschienen, ist in diesem Jahre die vielbesprochene Borromäus-Enzyklika gefolgt. Ueber dieselbe ist hier kein Wort zu verlieren. So beklagenswert die maßlose konfessionelle Hetze, die durch sie entfesselt worden ist, sein mag, so bedauerlich möchte es auch erscheinen, wenn die dadurch hervorgerufene Mißstimmung auf den großen Kirchenfürsten selber abfärben und sein helleuchtendes Bild beschatten und verdunkeln würde. Hat doch die Persönlichkeit Karl Borromäos, und das will bei ihm, dem ausgesprochen kirchlichen Reformer im Geiste und Sinne des Tridentinums, viel heißen, von jeher auch dem ernsten nichtkatholischen Historiker imponiert. Sogar im tobenden Enzyklikastreit wurde des Heiligen selber auch protestantischerseits in Ehren gedacht. So entwarf auf der damals in Mainz abgehaltenen großen Protestversammlung des Evangelischen Bundes der Darmstädter Stadtpfarrer Waitz ein recht ansprechendes Bild vom Heiligen, den er schätzt als „eine der makellosesten Gestalten der römischen Kirche jener Zeit“.

Versuchen wir eine Würdigung des in der letzten Zeit vielgenannten Heiligen.

Das Licht der Welt erblickte Karl Borromäo am 2. Oktober 1538 im Schlosse Rocca di Arona am Lago Maggiore. Sein Vater war Sproß eines alten toskanischen adeligen Geschlechts, die Mutter gehörte dem mailändischen Zweige der Medici an. Als nachgeborener Sohn für die klerikale Laufbahn bestimmt, wurde er schon im Alter von 12 Jahren Kommendatarabt und damit Inhaber einer kirchlichen Pfründe. Doch muß sein Einkommen während der Jahre, die er zu juristischen Studienzwecken auf der Hochschule zu Pavia verbrachte, nicht allzu hoch gewesen sein, da er trotz großer Einschränkungen kaum standesgemäß zu leben vermochte. Zahlreiche uns überkommene Briefe aus der Jugend- und Studienzeit gestatten überraschende unmittelbare Einblicke in die äußeren Verhältnisse, die natürliche Veranlagung und seelische Entwicklung des jungen Rechtsstudenten und einstigen Kirchenreformers. Für irdische Ehre und zeitliches Vorankommen der Seinen damals durchaus nicht unempfänglich, interessierte er sich für alles, was das Wohlergehen und die Geschicke der Familie betraf. Ein Feind jeglichen lärmenden Treibens, ward er sich des bitteren Lebensernstes bereits früh bewußt. Sein schier übererernstes, dem jugendlichen Frohsinn abgekehrtes Wesen wurde schon bald bemerkt. Dabei zierte den Jüngling eine fleckenlose Reinheit und eine für sein Alter ungewöhnliche Neigung zur Betätigung der Frömmigkeit. Tagtäglich betete er das kirchliche Offizium, um seiner Pflicht als Inhaber eines Benefiziums zu genügen. Dabei war er, obwohl nicht übermäßig talentiert, äußerst regsam. Noch nicht 21 Jahre alt, erwarb er sich im Jahre 1559 nach sechsjährigem Rechtsstudium mit Auszeichnung die juristische Doktorwürde.

Im gleichen Jahre bestieg sein Oheim, der Kardinal von Medici, als Pius IV. den päpstlichen Stuhl. Bei der feierlichen Krönung am 6. Januar 1560 ist die ganze Familie in Rom anwesend; Karl allein fehlt. Keinen von allen hätte der neue Papst so schmerzlich vermißt. Der drängenden Einladung des Oheims Folge leistend, geht der junge Doktor der Rechte nach Rom. Dort angekommen, wird er mit Beförderungen und Auszeichnungen geradezu überschüttet. Innerhalb weniger Tage sieht er sich zum Kardinal, zum Erzbischof von Mailand, zum Legaten über mehrere Provinzen des Kirchenstaates, zum Protektor verschiedener Orden erhoben. Der Oheim unternimmt nichts, ohne ihn zu befragen. In seiner Nepotenstellung ist er umschwärmt, umschmeichelt, bewundert und beneidet zugleich. Wie er, der 22 jährige Mann, sich auf der schwindelnden Höhe zurechtfinden wird? Dieses Mal war das Auge eines Papstes auf einen würdigen Neffen gefallen. Allerdings waren die Gefahren groß, und Karl war im Anfang seiner Anwesenheit in Rom noch keineswegs frei von ehrgeizigem Familienstreben und vom Handeln aus menschlich-irdischen Motiven. Aber im allgemeinen überwogen doch die Beweggründe der Frömmigkeit, Gewissenhaftigkeit und sittlichen Verantwortlichkeit. „Man weiß nicht anders,“ berichtet der venetianische Gesandte aus dieser Zeit von ihm, „als daß er rein von jedem Flecken ist. Er lebt so religiös und gibt ein so gutes Beispiel, wie man es nicht besser wünschen kann.“

Der Tod seines ältesten Bruders Friedrich († 1562), des Stammhalters der Familie, sollte für seinen ferneren Lebensgang von entscheidender Bedeutung sein. Die Verwandten, nicht zuletzt der päpstliche Oheim, erwarten von ihm, der seines jugendlichen Alters wegen noch nicht durch die Priesterweihe gebunden war, daß er dem geistlichen Stande entsage und im Interesse der Familie eine eheliche Verbindung eingehe. Für Karl kommen Augenblicke ernsten Schwankens und ratloser Unentschlossenheit. In Stunden quälender Not unterzieht er sich unter Leitung seines Beichtvaters den ignatianischen Exerzitien. Sie besiegeln seine völlige Hingabe an Gott, sie schenken der Kirche den Reformator, den Heiligen. Um allem Wünschen und Drängen der Familie zuvorzukommen, läßt er sich heimlich, selbst ohne dem Papst vorher davon Mitteilung zu machen, die Priesterweihe erteilen.

Seine Nepotenstellung an der römischen Kurie hat Karl Borromäo nach dem übereinstimmenden Zeugnis der Zeitgenossen nie mißbraucht, wohl aber für die Lebensinteressen der Kirche in ausgedehntestem Maße auszunützen verstanden. Sie hat ihm die Leistung seiner providentiellen Aufgabe ermöglicht, hat sein welthistorisches Wirken begründet.

Vor der Wahl hatte der päpstliche Oheim gleich den andern Kardinälen in einer Konklavekonvention das eidliche Versprechen ablegen müssen, daß er im Falle seiner Erwählung zum Papst für Abhaltung eines allgemeinen Konzils zur Beilegung der Glaubensspaltung ernstlich Sorge tragen wolle. Pius IV. war denn auch vom besten Willen beseelt, das nun schon zum zweitenmal unterbrochene Konzil von Trient wieder einzuberufen und zum endgültigen Abschluß zu bringen. Aber die Schwierigkeiten, besonders kirchenpolitischer Art, waren größer

denn jemals. Zudem hielt man den Zeitpunkt der Fortsetzung des Konzils für bereits völlig verpaßt. Allerdings war es zu spät, dem konfessionell zerklüfteten Europa das kostbare Gut der religiösen Glaubenseinheit wiederzugeben. Nicht einmal eine rein äußere Verkleisterung des unheilvollen Risses war mehr zu erhoffen. So fehlte es denn in Rom selber an Mut und an Vertrauen auf Erfolg. Da war es nun Karl Borromäo, der in führender Stellung immer wieder auf die Einberufung des Konzils drängte und sich weder durch die mangelnde Begeisterung kirchlicher Kreise noch durch die politischen Unstimmigkeiten der katholischen Mächte in seinen Bestrebungen beirren ließ. Ihm war es gewiß auch um Beilegung der Trennung zu tun. Aber die Beschlüsse des Konzils sollten ihm zunächst die Grundlage abgeben für die gründliche Regenerierung der Kirche und die innere Erneuerung des religiös-sittlichen Lebens bei Klerus und Volk. Nach Ueberwindung zahlloser Hindernisse hatte er die Genugtuung, zu Anfang des Jahres 1662 das Konzil wieder zusammentreten zu sehen. Die folgenden zwei Jahre schließen für ihn nach den Aussagen von Augenzeugen eine Zeit angestrengtester Tätigkeit und aufreibendster Sorgen in sich. Die ganze Bedeutung, die Karl Borromäo an der Wiedereinberufung und Zuendeführung des Tridentinums zukommt, wird erst nach vollständiger Veröffentlichung der Konzilsakten, die von der Görresgesellschaft so erfolgreich in Angriff genommen ist, eine quellenmäßige Darstellung der Konzilsgeschichte feststellen können. Jedenfalls geht mehr denn ein Dekret auf seine Initiative und Anregung zurück, mehr denn eine Vorlage hat sich eine Umarbeitung nach seinen Ideen und Plänen gefallen lassen müssen.

Vielleicht noch größer als in seinen Bestrebungen während des Konzils zeigt sich Karl Borromäo in dem rastlosen Eifer, mit dem er die Ausführung der tridentinischen Beschlüsse betrieb. Ihr gehörte der Rest seines Lebens. Als ausführendes Organ der Kurialverwaltung suchte er die katholischen Fürsten in ihren Ländern zur feierlichen Verkündigung der Konzilsdekrete zu bestimmen, deren Beobachtung und Befolgung bis ins kleinste sein höchstes Bestreben war. Dabei zog er auch für seine eigene Person unerbittlich die sich ergebenden Konsequenzen. Sein Dienstpersonal reduzierte er auf die Hälfte; Haushaltung und Lebensweise glichen mehr der eines Mönches als eines Kardinals. Obschon er für seinen großen mailändischen Kirchensprengel, den ausgedehntesten von ganz Italien, bereits von Rom aus unausgesetzt tätig gewesen, hatte er doch, um der tridentinischen Vorschrift bezüglich der Residenzpflicht der Bischöfe zu genügen, keinen sehnlicheren Wunsch, als die römische Kurie verlassen und seinen Wohnsitz in Mailand nehmen zu dürfen. Zu Lebzeiten seines päpstlichen Oheims war allerdings an einen mehr als vorübergehenden Aufenthalt in der Erzdiözese nicht zu denken. Kaum aber war dieser gestorben, und kaum hatte er unter dem Einflusse des Neffen in Pius V. (1566—1572) einen Heiligen zum Nachfolger erhalten, als Karl mit Erlaubnis des neuen Papstes die Residenz endgültig in die Metropole seiner Erzdiözese verlegte. Mit dem Erzbischof zog ein neuer Geist in den Kirchensprengel ein. Die Reformtätigkeit Karl Borromäos erstreckte sich auf alles: auf kirchliche Unterrichtsanstalten und Heranbildung des Klerus, auf Gerichts- und Gefangenenwesen, auf Kanzlei und Kapitel, auf Pastorationsarbeit und Liturgie, auf Zucht bei Klerus und Laien, in männlichen und weiblichen Orden. Auf jedem Gebiete war er tätig mit gleich großer Energie, Festigkeit und Ausdauer. In trefflicher Weise verstand er es, zu den einzelnen Arbeiten jedesmal die geeigneten Mitarbeiter heranzuziehen. Eine besondere Wertschätzung brachte er den noch im ersten Eifer stehenden neugegründeten Orden der Theatiner und Barnabiten, der Jesuiten und Kapuziner entgegen. Gerade die beiden letzten Orden verdanken ihm zahlreiche Niederlassungen in der Lombardei und ihre Verpflanzung in die Schweiz, deren kirchliches Leben seiner Aufsicht unterstellt war.

Als besondere Mittel zur Durchführung der tridentinischen Reformdekrete dienten ihm fortwährende Visitationsreisen, die ihn wiederholt bis in die entlegensten Täler seines Sprengels, bis über die Alpen hinaus führten, und häufige, gut vorbereitete Synoden. Die Verhandlungen und Beschlüsse der unter seinem Vorsitz abgehaltenen fünf Provinzial- und elf Diözesankonzilien haben für die nachtridentinischen Synoden anderer Distrikte weit über Italien hinaus die stoffliche Quelle sowie Form und Modell abgeben müssen.

An Verdrießlichkeiten und Hemmungen aller Art hat es dem kirchlichen Reformer nicht gefehlt. Mehr denn einmal wurden Pläne und Maßnahmen vom mailändischen Senat oder vom spanischen Statthalter durchkreuzt. Auch die durch seine Anordnungen berührten Kreise waren mit dem Vorgehen des Bischofs manchmal so wenig einverstanden, daß er beinahe das Opfer einer Verschwörung und eines Attentats geworden wäre. Gelegentlich der Durchführung der ambrosianischen Liturgie, die er im Einklang mit der tridentinischen Verordnung, um die historische Eigenart der ehrwürdigen mailändischen Kirche zu retten, sogar mit Unterdrückung des römischen Ritus in seinem Sprengel durchführte, kam er für kurze Zeit in eine schiefe Stellung zur römischen Kurie, die sein Vorgehen nicht recht verstand. Aber trotz seiner Festigkeit in diesem Punkte erschien seine Ehrfurcht und Ergebenheit gegen den apostolischen Stuhl niemandem auch nur einen Augenblick ernstlich zweifelhaft.

Nach Temperament und aszetischer Gesinnung zur Milde und Nachgiebigkeit geneigt, infolge der beruflichen Reformarbeiten aber häufig zu unerbittlicher Strenge gezwungen, boten die Hungersnot im Jahre 1569/70 und besonders die Pest im Jahre 1576 reichliche Gelegenheit, seine hingebende opferglühende Gesinnung und seinen himmlisch verklärten Heldenmut in wahrhaft heroischem Glanze erstrahlen zu lassen. Mit unbegrenzter Freigebigkeit gab er seinen ganzen Besitz für Zwecke der Caritas und des Kultus hin. Und wenn er in der Pestzeit von seinen Priestern verlangte, sie sollten „lieber mit freudigem Herzen dem Tode entgegensehen, als den Gläubigen auch nur den geringsten Dienst entziehen", so verwirklichte er diese seine Mahnung selber in einer Weise, die das mailändische Volk unserer Tage von jener Pestepidemie noch reden läßt als der „Peste di San Carolo". Nicht ohne Grund haben neuere Vereinigungen der Liebe und Mildtätigkeit zur Linderung leiblicher und geistiger Not (Barmherzige Schwestern vom hl. Karl Borromäus, Borromäusverein) den großen Erzbischof von Mailand sich zum Vorbild erwählt und seinen Namen als Devise und Programm an ihre Stirne geschrieben.

Die Last der beruflichen Arbeiten und Sorgen, in Verbindung mit den Strengheiten einer persönlichen Aszese, der er sich besonders in den beiden letzten Dezennien seines Lebens mehr und mehr hingab, sollten die Kraft des rast- und ruhelosen Reformators der Kirche vor der Zeit brechen. Es war am 3. November 1584, als der 46 jährige Kirchenfürst sein tatenreiches Leben beschloß. Was an ihm sterblich war, fand in der Unterkirche des Marmordoms seiner ehemaligen Residenz eine würdige Ruhstätte.

Karl Borromäo verdient es, daß gerade die Katholiken unserer Tage auf seine Persönlichkeit, sein Leben und Wirken hingewiesen werden. Gewiß trägt auch er in mancher Beziehung ganz das Gepräge seiner Zeit an sich. Aus ihr heraus ist er zu verstehen, zu werten, zu beurteilen. Nicht alle die Wege, die er mit Erfolg geebnet und gewandelt, sind auch heute noch gangbar, nicht alle Mittel, die er mit vielem Nutzen angewendet, werden auch der Kirche der Gegenwart Rettung und Hilfe bringen. Wollte man in unseren Tagen daran gehen, die in den Synodalakten Karls niedergelegten Pastorationsformen unbesehen einfach von neuem zu repristinieren und zur Ausführung zu bringen, so wäre damit dem Katholizismus der Gegenwart gewiß wenig gedient. Unsere Zeit ist eben eine andere geworden, das Antlitz der Erde hat sich unterdessen gleichsam erneuert.

Aber das Bleibende, Allgemeingültige, Unvergängliche, ich möchte sagen: das Klassische, das sich bei Karl Borromäo ablösen läßt von Zeit und Einzelbegebenheit, ist auch heute noch aller Beachtung wert. Dadurch ist und bleibt er hehres Vorbild und erstrebenswertes Lebensideal für den katholischen Mann, Kleriker, Reformator. Gerade der Reformergeist, der aus dem ganzen Leben und Wirken des Heiligen mit unerbittlichem Ernst zu uns spricht, wäre jedem kirchlichen Reformer unserer Tage zu wünschen. Ein solches Reformertum würde nicht einseitig niederreißen, sondern aufbauen, würde die Kirche beleben, erfrischen, erstarken lassen.

Auf dem rechten Boden stehend hält Karl Borromäo an den unveränderlichen und unzerstörbaren Grundsätzen des katholischen Glaubens und der Sitte unverbrüchlich fest. Von der rechten Gesinnung beseelt, ist er bei all seinen Reformarbeiten stets und stets von der Liebe und Anhänglichkeit zur hl. Kirche geleitet. Absoluteste Kirchlichkeit ist seine Devise. Diese Gesinnung läßt ihn nicht unwahr werden und offenkundig bestehende Mißstände und Auswüchse blind übersehen, sie bewahrt ihn aber auch vor jeder Uebertreibung, Verbitterung, Verärgerung, Unzufriedenheit mit allem Bestehenden. Die traurige Lage der Kirche, die Not der Zeit

greift ihm das Herz; er sucht zu helfen, zu stützen, zu retten. Und in diesem Bestreben greift er zu den rechten Mitteln. Mit sich selber beginnend, durch ein heiliges Gebetsleben und ein schier überstrenges, ja heroisches Sittenbeispiel allen voranleuchtend, sucht er nicht von außen her nach Mitteln und Wegen, sondern er betreibt die Lebenserneuerung der Kirche von innen, aus ihrem eigenen Schoße heraus. Er tut redlich das Seine, setzt aber seine ganze Hoffnung auf das Konzil. Der Realisierung und Fruchtbarmachung der tridentinischen Beschlüsse opfert er sodann sein Leben. Daneben geben ihm die Verhältnisse reichlich Gelegenheit, in schweren Zeiten die Herzen bezwingende Macht christlicher Liebe und Wohltätigkeit zur Geltung zu bringen.

Karl Borromäo hatte den Geist des Christentums in sich aufgenommen und das katholische Lebensideal in und an sich selber in seltenem Grade verwirklicht. So konnte er das lebendige Werkzeug der göttlichen Vorsehung werden und in traurigster Zeit als geborener Reformer die Führung übernehmen. Er würde, lebte er in unseren Tagen, auch heute die Garantien und Kriterien bieten, die bekunden, daß einer das Wohl der Kirche vertritt, und daß Gott mit ihm ist.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Gewaltherrschaft in Portugal.

Den freimaurerischen Umstürzlern am Tajo ist der Sieg leicht gemacht worden. Der König und die königliche Familie flohen, ohne erst einen ernsten Versuch des Widerstandes gemacht zu haben; das liberale Ministerium, dem sich König Manuel schließlich in die Arme geworfen hatte, verschwand rechtzeitig, ehe eine ministerielle Leiblichkeit gefährdet werden konnte, nachdem es trotz vorheriger Information die Revolution sich ungestört hatte entwickeln lassen. Von der Energie und Geschicklichkeit, die der ehemalige Sozialist Millerand in Frankreich gegen die dortigen revolutionären Treibereien der Arbeitsbörse entwickelte, war bei den letzten Vertrauensmännern der Monarchie in Portugal nicht das mindeste zu spüren; vielleicht fehlte es überhaupt an jedem guten Willen. Als die Land- und Seemacht von Lissabon zu den Republikanern übergegangen war, erwarteten einige noch den Widerstand von Truppen in den anderen Garnisonen sowie von der konservativen Landbevölkerung. Aber nein. Alles fügte sich dem Verschwörerregiment, das in der Hauptstadt aufgerichtet worden. Und die Reaktion versagte überall und vollständig auch dann noch, als die neue Herrschaft mit abscheulichen Schandtaten gegen Ordensmänner, Nonnen, Klöster, Kirchen, geistliche Kunstwerke, Bibliotheken und gegen das Heiligste auf den Altären sich befleckte.

Es ist bezeichnend, daß die Revolutionäre mit der ganzen liberalen Presse Europas die innigsten Beziehungen unterhalten und so die Beeinflussung der öffentlichen Meinung systematisch im großen Stile betreiben. Ueber die schmähliche Jagd auf Mönche und Nonnen sowie die rohen Zerstörungen und Profanationen nach dem Muster der großen französischen Revolution gelangen nun doch auf Grund von ehrlichen Augenzeugen Berichte in einige englische und deutsche Blätter. Aber mit welcher Virtuosität und Ungeniertheit wurde der Ableugnungsapparat in der verschwörerfreundlichen „Weltpresse" in Gang gesetzt! Zu den stärksten Leistungen der politischen Lügenkunst gehört wohl die Behauptung, die in der größten Bedrängnis sitzenden Jesuiten hätten „Bomben" auf das Straßenpublikum geworfen! Es ist nichts so toll, was man nicht im „aufgeklärten" 20. Jahrhundert den Schwarzen nachsagen darf!

Daß der Klostersturm zu den integrierenden Bestandteilen der Revolution gehört, zeigte sich alsbald, als die neue Regierung auf Grund von alten Dekreten aus der Pombalschen Zeit die sämtlichen Klöster aufhob und alle Ordensleute aus ihrer Heimat vertrieb. Auch diese offiziellen Gewaltakte fanden keinen Widerstand im haltlosen Volk und keinen Widerspruch seitens der Kulturstaaten. Die Vogelfreiheit der katholischen Ordensleute scheint zu der „Rechtsordnung" des 20. Jahrhunderts zu gehören.

Die ersten Maßnahmen der neuen Regierung waren ferner: Abschaffung des christlichen Eides, Abbruch der Beziehungen zum Hl. Stuhl, Verweltlichung des ganzen Unterrichts. Wo und wie zeigte sich nun der angeblich so üppige „Klerikalismus" in Portugal, der nach Angabe der liberalen Blätter die „Aufgeklärten" zur Empörung gezwungen haben soll? Nirgends eine Spur von „klerikaler" Widerstandsfähigkeit! Die Weltpriester scheinen von den neuen Machthabern vorläufig in Ruhe gelassen zu werden (abgesehen von ihrer Entfernung aus der Schule); offenbar haben die Republikaner vor dem dortigen Weltklerus, der schon seit undenklichen Zeiten mehr von der Regierung, als vom Bischof, erzogen, auserwählt und beherrscht wird, keine Furcht.

Der Lissaboner Nuntius soll nach Zeitungsberichten gesagt haben, König Manuel habe die Sympathie und Unterstützung der Monarchisten verscherzt, als er das letzte liberal-kulturkämpferische Ministerium berufen habe. Es ist wohl zu begreifen, daß der junge, schwache, genußsüchtige, schwankende König keine Begeisterung wecken konnte. Aber wenn die christlich gesinnten Portugiesen politische Schulung hätten, so würden sie sich gesagt haben, daß der Sieg der freidenkerischen Republikaner ein viel größeres Uebel sei, als zeitweilige Verirrungen unter der Monarchie.

Vorläufig sind die Empörer im unbestrittenen Besitz der Macht. Daraufhin fordern sie die Anerkennung seitens der anderen Mächte. Sie lassen die Meldung verbreiten, daß Brasilien die portugiesische Republik bereits „anerkannt" habe. Ob das eine regelrechte und definitive Anerkennung, oder nur die vorläufige Eröffnung diplomatischer Beziehungen ist, kann dahingestellt bleiben, da Brasilien, das ebenfalls durch Vertreibung der Dynastie Braganza seine jetzige Staatsverfassung begründet hat, kein unbefangenes Urteil hat. Bedeutsam ist die Anerkennung seitens der europäischen Mächte, und da hat die englische Regierung sich als introducteur de la république vorgeschoben. Sie hat bei den Mächten angeregt, in Sachen der Anerkennung pari passu vorzugehen, und die Mächte haben sich damit einverstanden erklärt, auch Deutschland und Oesterreich. Das ist für die portugiesischen Republikaner insofern vorteilhaft, als sie ersehen, daß unter den befragten Mächten keine ist, die ernste Vorbehalte macht oder irgendwie für die monarchischen Interessen sich einlegen will. Aber zufrieden sind sie doch nicht, weil allem Anscheine nach die Mächte warten wollen, bis eine portugiesische Nationalversammlung die neue Regierung bestätigt hat. Das bedeutet einen Aufschub, den die republikanische Presse bereits auf 6 Monate berechnet. Die neuen Machthaber haben es trotz allen demokratischen Phrasen gar nicht so eilig mit der Befragung des Volkes. Sie möchten die Diktatur recht lange ungestört genießen und würden es deshalb auch gerne sehen, wenn eine schnelle Anerkennung ihnen Kredit eröffnete.

Es fragt sich nun, ob Deutschland und das ebenfalls royalistische Oesterreich in der Anerkennung sich zurückhalten können. An sich bedeutet die Anerkennung keine Billigung der Umwälzung, der die neue Staatsform ihr Dasein verdankt, sondern nur die Erklärung, daß man mit der vollzogenen Tatsache rechnen und zu den neuen Gewalthabern in die üblichen diplomatischen und rechtlichen Beziehungen treten will. Anderseits ist aber kein Staat verpflichtet, die Eroberer der Staatsgewalt als die berechtigte Vertretung ihres Landes anzuerkennen. Er kann Vorbehalte und Bedingungen stellen oder auch unbedingt ablehnen. Dann muß er freilich die Folgen eines solchen Konflikts riskieren. Wegen der Verletzung des monarchischen Prinzips und des Treueides für sich allein wird nun schwerlich ein moderner Staat sich ablehnend verhalten können. Auch eine Verwandtschaft der Dynastie würde kaum hinreichen. Es müßten schon Interessen auf dem Spiele stehen, deren Wahrung nötigenfalls die ultima ratio rechtfertigen könnte. So hätten z. B. die Regierungen, die einen erheblichen Teil von Katholiken in ihrem Lande haben, wohl das Recht gehabt, die Anerkennung der Eroberung Roms im September 1870 abhängig zu machen von einer vollkommenen und völkerrechtlich garantierten Sicherstellung der Würde und Unabhängigkeit des geistlichen Oberhauptes ihrer katholischen Untertanen. Das ist damals in den Kriegswirren und unter dem Einflusse des Liberalismus versäumt worden, und am Schlusse des Krieges wurde sogar in Berlin zugunsten der italienischen Eroberer das Nichtinterventionsprinzip mit einer wunderlichen Unbedingtheit aufgestellt. Die praktische Politik fühlt sich freilich durch dieses „Prinzip" nicht gebunden. Wenn die Engländer im Namen der Menschlichkeit gegen atrocities im Orient vorgegangen sind, so hätten sie oder ein anderes Kulturvolk auch gegen die gottlosen und unmenschlichen Ausschreitungen in Lissabon Einspruch erheben können. Bei einer Hetze gegen Juden oder protestantische Prediger und Diakonissen würde auch wahrscheinlich die Entrüstung einen wirksamen Ausdruck gefunden haben. Es

ist zu beklagen, daß sich für die verfolgten katholischen Ordensleute keine Zunge und keine Hand rührt.

Zum mindesten darf man erwarten, daß die allgemeine Anerkennung nicht eher erfolgt, als bis ordnungsmäßige Wahlen erfolgt sind und die portugiesische Nation von ihrem Selbstbestimmungsrecht einen klaren Gebrauch gemacht hat.

Die Proteste gegen den Nathanismus.

Der römische Bürgermeister mit dem alttestamentarischen Namen hat sich eine Art herostratischen „Ruhmes" erworben. Allerdings ist es ihm nicht, wie dem Herostratus, gelungen, sein Zerstörungswerk durchzuführen. Im Gegenteil, seine Schmähungen gegen den Hl. Vater haben einen Sturm der Entrüstung erregt, der die Einigkeit und Entschlossenheit der Katholiken der ganzen Welt, die treue Anhänglichkeit an das Oberhaupt der Kirche und das Ansehen des Hl. Stuhles neuerdings in das glänzendste Licht gestellt hat. Er wollte das Böse und schaffte das Gute. Das frivole Vorgehen des Bürgermeisters von Rom hat auch nicht bloß bei den Katholiken, sondern ebenso bei vielen Andersgläubigen und sogar bei den Juden eine heilsame Klärung herbeigeführt. Zahlreiche Juden haben in Wort und Schrift sich losgesagt von diesem glaubensfeindlichen Fanatiker.

Den Kernpunkt des Zwischenfalls bildet nicht der Name Nathan, sondern die Amtsstellung des Schmähredners als Stadtoberhaupt in der Residenz der Päpste. Die italienische Regierung, die sich vor der Welt für die Unverletzlichkeit des Papstes verbürgt hat, sieht bisher teilnahmslos dem Attentat zu, das der erste weltliche Beamte in Rom gegen die Ehre des Papstes und das Heiligtum der katholischen Kirche verübt hat. Deutlich genug ist hier die Unzulänglichkeit des sog. Garantiegesetzes und die Unhaltbarkeit der jetzigen Lage des Hl. Stuhles erwiesen.

Aufregung in der mohammedanischen Welt.

König Eduard VII. war außerordentlich rührig und in der Regel auch sehr schlau und geschickt. Es scheint fast, als ob sein Tod in die englische Staatskunst eine Lücke gerissen habe, die sich nicht füllen lassen will. Von der führenden Rolle auf dem Welttheater ist die englische Politik schon bedeutend zurückgedrängt. Neuerdings hat nun die Regierung des Nachfolgers des Königs Eduard in Persien einen Schritt getan, dessen Klugheit uns Uneingeweihten nicht einleuchten will. An die persische Regierung wurde eine Art Ultimatum gerichtet mit der Drohung, daß England Südpersien besetzen müsse, wenn nicht die persische Regierung innerhalb drei Monaten dort die Ordnung und Sicherheit herstelle. Das kann die armselige Regierung, der es an guten Kräften und an Geld fehlt, in einer so lächerlich kurzen Frist nicht machen. Alle Welt betrachtete diese Drohnote als die Einleitung zu der Aufteilung von Persien gemäß dem englisch-russischen Vertrage. Die Russen haben ja ihrerseits mit dem Eindringen in die Nordhälfte schon den Anfang gemacht. Nun läßt aber die englische Regierung verkünden, es sei nicht so schlimm gemeint. Inzwischen hat sich aber der mohammedanischen Welt eine große Aufregung bemächtigt. Besonders hoch gehen in der Türkei die Wogen, da die Türken nicht bloß als Grenznachbarn in Asien, sondern auch als Genossen im Islam sich mitbetroffen fühlen. Die englischen Minister haben ihre Drohung gegen Persien gerade in dem Augenblick losgelassen, als die befreundete französische Regierung die Türken drangsalierte mit dem Versuch, für die Anleihe von 150 Millionen Bedingungen zu erpressen, die auf eine wahre Schuldknechtschaft der Türkei hinauslaufen würden. Diese Verhandlungen sind jetzt abgebrochen worden; die Türken wollen versuchen, das Geld mit Hilfe der Berliner Großbanken ohne politische Demütigungen zu erhalten. Die Leistungsfähigkeit der Berliner Hochfinanz ist überall im Ansehen sehr gestiegen, seitdem die Ungarn, die bisher auch in Frankreich ihr Geld zu erbitten pflegten, von Berlin aus prompt versorgt worden sind, — was nebenbei zur Stärkung des Dreibunds wesentlich beitrug und die Verherrlichung der deutsch-österreichischen Solidarität bei Eröffnung der Delegationen erheblich förderte. Als die Verhandlungen über die türkische Anleihe in Paris anfingen, wurde in der deutschfeindlichen Presse ein Einschüchterungsfeldzug unternommen wegen des angeblichen Anschlusses der Türkei an den Dreibund durch Vermittlung Rumäniens. Man wollte sowohl publizistisch als finanzpolitisch die Türkei zwingen, sich rückhaltlos den Westmächten in die Arme zu werfen. Nun scheint das gerade Gegenteil erreicht zu werden. Nicht bloß das türkische Ministerium zeigt sich spröde, sondern auch die öffentliche Meinung in der Türkei wird jetzt gegen die Westmächte und zugunsten Deutschlands mobil gemacht. In Konstantinopel hat eine Volksversammlung stattgefunden, die ein förmliches Huldigungs- und Vertrauenstelegramm an den Deutschen Kaiser gerichtet hat. Natürlich kann unsere Regierung nicht als Schutzherrin der Türkei ausrücken, aber bei aller gebotenen Vorsicht kann doch die Diplomatie der vereinigten mitteleuropäischen Kaiserreiche die Gelegenheit benützen, um das Verständnis der Türken für ihre ehrlichen, uneigennützigen Absichten zu fördern und dem englisch-französisch-russischen Ränkespiel im Orient ein Paroli zu bieten.

Die hohe Politik gerät jetzt auf ein Terrain, auf dem unser neuer Staatssekretär v. Kiderlen-Wächter nach seiner Vorbildung recht zu Hause sein muß. Hoffentlich stellen unsere Großbanken das Geld und den finanziellen Wagemut, der nach den neuzeitlichen Erfahrungen zu den Requisiten der „Weltpolitik" gehört. Daß wir uns auf friedensgefährliche Abenteuer nicht einlassen, erachten wir nach der Erfahrungsweisheit der letzten Jahre und dem Charakter unserer heutigen Leiter der auswärtigen Politik für selbstverständlich.

Was können wir aus dem Kolonialkongreß für unsere Missionen lernen?

Von Universitätsprofessor Dr. Schmidlin-Münster.

Wie inhalts- und lehrreich der in den Oktobertagen zu Berlin abgehaltene Allgemeine Deutsche Kolonialkongreß für alle Teilnehmer speziell unter dem Gesichtswinkel der katholischen Missionen war, habe ich bereits in der letzten Nummer zu zeigen versucht. Indes wird es namentlich für die Außenstehenden nicht unnütz sein, wenn ich noch kurz zusammenfasse und formuliere, welche praktischen Schlüsse wir insbesondere für unseren heimatlichen Missionsbetrieb aus dem Ganzen ziehen sollen.

Erstens erkennen wir daraus, welch wichtige Stellung der Mission im Kolonial- und den Kolonien im Missionsprogramm zukommt, wie wir uns daher unter diesem doppelten Gesichtspunkt für beide interessieren sollen. Die Gegner mögen es wünschen oder nicht, notgedrungen müssen sie den hohen Wert und Segen der katholischen Missionen auch nach der kulturellen und nationalen Seite hin, ja geradezu ihre Unentbehrlichkeit als Kolonisationsfaktor anerkennen. Die Zeiten sind endgültig vorbei, wo man in der Mission eine den kolonialen Interessen feindliche Macht erblickte; jede vernünftige Kolonialpolitik wird mit den Missionen rechnen, sie als wertvolle Bundesgenossin schätzen und brauchen müssen, weil ohne Mission an eine wahre und volle, eine innere und geistige Eroberung und Assimilierung der Kolonien nicht zu denken ist. Und können wir in diesem Zugeständnis auch noch nicht die wahre Erkenntnis der eigentlichen Missionsbedeutung erblicken, so dürfen wir es doch als Vorstufe zu derselben willkommen heißen. Auf der andern Seite beanspruchen eben unsere deutschen Schutzgebiete auch unser besonderes Missionsinteresse, weil sich daselbst die nationale Aufgabe mit der religiösen aufs innigste verbindet, weil es ferner unsere spezifisch deutschen Missionare und Missionsgesellschaften sind, die dort den Kampf gegen das Heidentum aufnehmen und auch energisch führen. Schon daß der Kolonialkongreß eine so günstige Arena bot, um im Geistesringen die unerschöpfliche Kraft unserer Missionen zu erproben, sollte uns über die eminente Bedeutung dieser Position nicht im Zweifel lassen.

Das Zweite, was wir vom Berliner Kolonialkongreß mit nach Hause nehmen wollen, ist die Einsicht in die Notwendigkeit einer wissenschaftlichen Vertiefung und Erweiterung unserer Missionskenntnisse. Mit billigen Phrasen und frommen Anmutungen kommt man vor einem so gemischten Forum nicht durch, da brauchen wir vor allem auch methodisch haltbare und gesicherte Beweise. Hierin gilt es unsere Stellung der protestantischen und ungläubigen Propaganda gegenüber entschieden zu verstärken. Es ist ja bewunderungswürdig, wenn die katholischen Missionare und Laien mit so großer Sachkenntnis, zweifellos mit größerer noch als die evangelischen, das Missionswerk auf der ganzen Linie zu verteidigen wissen; aber es wäre doch überaus wünschenswert, daß auch die eigentlichen Männer der Wissenschaft und insbesondere die Vertreter der heimischen Theologie wirksamer und zahlreicher den Praktikern zur Seite ständen. Da steckt, wie

neben vielem anderen auch dieser Kongreß unzweideutig lehrte, im Vergleich mit der protestantischen Missionswissenschaft eine empfindliche Lücke, die unbedingt ausgefüllt werden muß. Namentlich unter diesem Gesichtspunkt sind daher die Unternehmungen und Bestrebungen, die gerade in neuester Zeit im katholischen Deutschland mächtig zugunsten einer missionswissenschaftlichen Bewegung eingesetzt haben, wie missionswissenschaftliche Zeitschrift, missionsgeschichtliche Publikationen, Missionsvorlesungen und Missionsseminarien, akademische Missionsvereine, lebhaft zu begrüßen und nach Kräften zu unterstützen. Auch dafür müssen wir sorgen, daß wir jederzeit tüchtige und geschulte Redner auf diesem Gebiete zu stellen vermögen.

Die dritte Lehre, die uns der Kolonialkongreß und die sich anschließenden Verhandlungen sozusagen aufdrängen, ist die Ueberzeugung, wie sehr uns eine gemeinsame Verständigung und ein einheitliches Zusammengehen in unseren Missionsunternehmungen und Missionsbestrebungen not tut. Wollen wir mit Erfolg den Kampf mit unseren Gegnern aufnehmen und ihnen Achtung abnötigen, so müssen wir in allen Grundfragen wenigstens nach außen hin geschlossen und einig dastehen. Zwar trat glücklicherweise auf dem Kongresse selbst keinerlei Dissonanz hervor, weshalb auch unsere Mission Freund wie Feind imponieren mußte; aber wieviel fehlt noch zur vollen, tatsächlichen Einigung und Klärung selbst in prinzipiellen Dingen! Bezüglich der so fundamentalen Frage z. B., ob und inwieweit die Missionsschulen von der Regierung eine finanzielle Unterstützung annehmen sollten, erklärte mir der protestantische Theologieprofessor Mirbt, er mache sich anheischig, aus der katholischen Missionsliteratur das Gegenteil von dem zu beweisen, was die katholischen Missionsredner befürworteten. Wenn die Protestanten trotz ihrer dogmatischen Zerrissenheit und ihrer missionsgesellschaftlichen Gespaltenheit unter dem Druck der Not hierin vielfach einheitlicher vorangehen, dank vor allem ihrer reichen missionstheoretischen Literatur, um wieviel mehr sollten wir, die wir doch in unserer kirchlichen Organisation eine weit einheitlichere Leitung und weit einheitlichere Normen besitzen, zu einer zielbewußten Gleichmäßigkeit gelangen, mit Hintansetzung aller partikularistischen Tendenzen nur das eine große Missionsziel ins Auge fassend! Auch daraus ergibt sich wieder die Nützlichkeit eines wissenschaftlichen Missionsstudiums, insbesondere eines intensiveren Ausbaus der Missionsmethodik, anderseits aber auch eines praktischen Gedankenaustauschs vorab der Missionsobern über alle brennenden Probleme. Nebenbei erkennen wir aus den Verhandlungen die Wichtigkeit, ja Notwendigkeit einer vollständigen und sicheren Missionsstatistik, nicht etwa bloß im vulgären Sinne von Zahlen und Ziffern, sondern überhaupt bezüglich sämtlicher Fragen, welche das Lebensinteresse unserer Missionen berühren.

Endlich ersehen wir viertens aus den Kongreßverhandlungen, wieviel uns noch bei aller dogmatischen Geschiedenheit praktisch insbesondere auf dem Missionsgebiet mit dem protestantischen Christentum verknüpft, im gemeinsamen Kampfe gegen Heidentum, Islam und Unglauben. Nirgends vielleicht besteht eine so frappante Uebereinstimmung zwischen beiden Bekenntnissen wie gerade in den Missionsfragen. Dies kommt meines Erachtens daher, daß der Protestantismus, wie er sich in den Missionen gibt, nicht etwa jenen verschwommenen, dogmenfreien, humanitär-liberalen Flügel darstellt, der sich in der protestantischen Wissenschaft und Theologie immer breiter macht, sondern jene gläubige, auf die Kraft des Evangeliums fest vertrauende Richtung, die noch vieles vom Katholizismus bewahrt hat, gerade und besonders in der Missionsbetätigung. Ich möchte sogar die Missionsbegeisterung, die sich seit dem vorigen Jahrhundert so mancher protestantischer Kreise bemächtigt hat und deren Echtheit ich keinen Augenblick bezweifle, als eines der erfreulichsten Symptome des Wiedererwachens katholischer Ideale aus dem Taumel fanatischer Opposition betrachten. Hier auf der ernsten großen Weltwahlstatt gegen die zerstörenden antichristlichen Kräfte verstummt das hetzerische Waffengeräusch der Streiter à la Hoensbroech; hier begegnen sich friedlich die gemeinsamen Anstrengungen, um die arme Heidenwelt der Nacht des Heidentums zu entreißen; hier lernen sich beide Lager wenigstens in ihrer subjektiven Gesinnung, soweit sich das mit der Orthodoxie verträgt, achten und lieben. Zwar können wir niemals den protestantischen Glauben als die wahre Lehre Christi und die protestantische Kirche als das wahre Gottesreich ansehen, darum auch niemals ihr zuliebe prinzipiell sebst nur auf ein Stück der Erde verzichten; aber wir können faktisch den unnötigen Reibungen mit den protestantischen Glaubensboten aus dem Wege gehen, wir können die Aufrichtigkeit ihrer Bestrebungen anerkennen, wir können uns sogar bis zu einem gewissen Grade freuen, wenn es ihnen gelingt, den Heiden das hohe Gut der Christuskenntnis und der Taufe zuzuwenden. Bitter klagte mir Missionsinspektor Axenfald, wie oft die katholische Missionspolemik unnötigerweise verletze, und ich konnte umgekehrt mit mindestens dem gleichen Recht dasselbe von der protestantischen sagen. Polemik, besonders wissenschaftliche Polemik muß sein, so lange es konfessionelle Gegensätze gibt: aber sie verliert ihre ätzende Schärfe und nimmt einen vornehmen Ton an, wenn sie sich in den Geleisen bewegt, wie sie der Kolonialkongreß gezogen hat. Und schon das wäre eine lohnende Frucht desselben

Was wir als letzte Mahnung des Kolonialkongresses den Katholiken Deutschlands ans Herz legen möchten, ist, daß sie ihre Missionen in einer so kritischen Stunde nicht im Stiche lassen möchten. Sie sind ihrer Achtung und Liebe wahrlich wert. Auf dem Missionsfelde werden die Schlachten geschlagen, welche über das Schicksal der Religionen und Konfessionen, der Kirche und des Christentums entscheiden. Mit heroischer Selbsthingabe führen unsere Missionare ihr Schwert nicht nur gegen die Finsternisse heidnischen Irrwahns und Aberglaubens, sondern auch im gigantischen Geisterkampfe der Weltanschauungen; aber ohne die opferfreudige, moralische wie materielle Unterstützung der katholischen Heimat können sie auf die Dauer den übermächtigen feindlichen Gewalten nicht widerstehen. Vor allem wäre es dringend zu wünschen, daß die deutschen Katholiken, wenigstens die gebildeten, sich redlich bestrebten, das katholische Missionswesen gründlich kennen zu lernen, weil sie es dann ganz gewiß von selbst auch lieben müßten. Geheimrat Mirbt verriet mir, daß er sämtliche 22 katholische Missionszeitschriften halte und studiere; wie beschämend ist der Wissenseifer dieses Protestanten für uns Katholiken und namentlich für uns katholische Theologen! Darum schließe ich meine freimütige Gewissenserforschung mit einem Appell zu einem viel regeren Missionsstudium und einem viel tätigeren Missionseifer, die beide untrennbar miteinander zusammenhängen.

Bemerkenswerte Kundgebungen zu den jüngsten Wirren im Lager der deutschen Katholiken.

Die Leser werden dem Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau“ vielleicht Dank wissen, daß er von den peinlichen Erörterungen, welche in der jüngsten Zeit so schwere Schatten auf die bisher in Kampf und Not bewährte Einigkeit der deutschen Katholiken warfen, im einzelnen wenig Notiz nahm. Schon die beschränkten Raumverhältnisse der „Allgemeinen Rundschau“ verbieten ein näheres Eingehen auf Streitfragen, die in den Tagesblättern und in Broschüren und Flugschriften ohnehin bis zum Ueberdruß behandelt wurden. Die „Allgemeine Rundschau“ hat sich im sogenannten Literaturstreit auf die Seite keiner bestimmten Partei gestellt und nur im Sinne der objektiven Wahrheit und der ausgleichenden Gerechtigkeit gewirkt, niemandem zu Liebe, niemandem zu Leide. Auch gegenüber den Streitfragen teils politischer, teils sozial-organisatorischer Art kann es der „Allgemeinen Rundschau“ nur darum zu tun sein, den religiös-kirchlichen Einschlag, den man diesen Erörterungen gegeben hat, im Sinne des katholischen Einheitsgedankens gelöst zu sehen. Niemals war den deutschen Katholiken die absolute Einigkeit eine wichtigere Lebensfrage, als heute gegenüber den Zügellosigkeiten der offen und insgeheim, bewußt und unbewußt verbündeten Kirchenfeinde, angefangen von verblendeten und fanatisierten Parteigängern sonst positiv gerichteter Gruppen über den Liberalismus, das Freimaurertum und Freidenkertum hinweg bis zum Sozialismus und Anarchismus. Wie erbärmlich klein erscheinen neben diesen gewaltigen Gefahren manche Zänkereien und Silbenstechereien, mit denen deutsche Katholiken augenblicklich die beste Kraft verzetteln und sich gegenseitig verbittern bis zum Ueberdruß. Gewiß sollen die unabänderlichen Grundsätze unserer katholischen Gemeinschaft niemals und von keinem angetastet oder in Frage gestellt werden. Wenn hier von einzelnen gefehlt worden wäre, so haben die jüngsten Erörterungen sicherlich das eine Gute gehabt, daß der da und dort vielleicht ein wenig verrückte Zeiger an der Uhr wieder richtig gestellt, Uebereifer zu

größerer Vorsicht zurückgerufen wurde. Aber was den deutschen Katholizismus geradezu in seinem Kern vergiften müßte, das wäre eine längere Fortsetzung der jetzt mehr und mehr üblich gewordenen Ketzerriecherei. Leuten, die ihr Leben lang für die Kirche gestritten und Opfer gebracht haben, wird selbst von solchen, die ihren Opfermut in einem tatenreichen Leben erst noch zu bewähren haben, die echte Katholizität abgesprochen. Ueberlasse man die Sorge um die Reinerhaltung des katholischen Glaubens und seiner Betätigung auf allen Gebieten den kirchlichen Oberhirten im Bereiche der ihrer Regierung unterstellten Sprengel und vermeide man jeden Versuch, den einen Landesteil gegen den anderen auszuspielen. Was aber interkonfessionelle Bestrebungen anbelangt, so ist die Gefahr eines Hinübergreifens derselben in religiös-kirchliche Grenzgebiete vielleicht niemals so gering gewesen wie heute, angesichts der hier nur anzudeutenden systematischen Verschärfung der konfessionellen Gegensätze, welche dahin geführt hat, daß selbst auf Gebieten, auf denen ein Zusammenwirken der Positiven aller religiösen Bekenntnisse allein eine Abhilfe sichern kann, ein mißleiteter furor vielerorts zum Schaden des Ganzen die Gemeinschaftsarbeit aufgesagt hat.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen seien einige Kundgebungen von dokumentarischem Wert hier vorgemerkt. Auf der großen Protestversammlung, welche die Kölner Katholiken gegen die Beschimpfungen der Kirche und des Papsttums durch den Bürgermeister der Stadt Rom, den Logenbruder Nathan, veranstalteten, ergriff nach einer rhetorisch überaus wirkungsvollen, zündenden Rede des Rechtsanwalts Dr. Schrömbgens der Kardinal-Erzbischof Dr. Fischer das Wort, um nach einem Rückblick auf die revolutionären Gärungen namentlich in den romanischen Ländern und nach einer energischen Verwahrung gegen das dem Papste widerfahrene Unrecht fortzufahren:

„Die Zeiten sind ernst. Die Stürme mehren sich, sie wehen von den verschiedensten Seiten. Alles mahnt uns zur Bewahrung der Einheit. In den letzten Zeiten sind bei uns im eigenen Lager etwelche Zwiespalte entstanden. Schadenfroh hat sich allsogleich eine gewisse Presse derselben bemächtigt, bauscht sich auf, sucht Streit zu schüren und redet hohnlachend von der Spaltung der deutschen Katholiken. Man hat sich nicht entblödet, in dieser Hinsicht allerlei Märchen zu verbreiten, insbesondere auch in bezug auf die Person des Erzbischofs von Köln, hat gar den Versuch unternommen, die beiden deutschen Kardinäle gegeneinander auszuspielen, sie als entzweit darzustellen, von einer Aktion des Heiligen Vaters zu reden, die bevorstehe; andere sagen gar, sie sei bereits ergangen. Ich protestiere mit Entrüstung gegen diese unsauberen Machenschaften. Die Leute, die auf eine Uneinigkeit des deutschen Episkopats spekulieren, werden sich gründlich täuschen. Die Bischöfe, und zumal die deutschen Kardinäle, werden ihnen diese Freude nicht machen; dazu sind wir viel zu umsichtig und viel zu gewissenhaft. Aber jene Leute werden sich auch täuschen, wenn sie überhaupt mit einer Uneinigkeit unter den deutschen Katholiken rechnen und daraus Schlüsse für die Zukunft ziehen.

In der Tat, die deutschen Katholiken müßten geradezu den Verstand verloren haben, wenn sie in den dermaligen Zeitläuften sich spalten und gegenseitig befeinden wollten. Bestehen gewisse Differenzen, so werden sie dieselben mit Klugheit, mit Mäßigung, mit Liebe und Selbstverleugnung auszugleichen suchen, aber sie werden darüber nicht unterlassen, die Einheit, die geschlossene Einheit zu bewahren, die, zumal in der jetzigen Zeit eine Gewissenspflicht für die deutschen Katholiken ist. Sie war bisher ihre Zierde, sie wird es auch ferner sein: einig alle untereinander im Dienste unserer gemeinsamen heiligen Sache — einig in Nord und Süd, in Ost und West — einig die verschiedenen Stände — einig die Laien, der Klerus, der Episkopat — und endlich einig alle in vollendeter Einheit um den Mittelpunkt der Einheit geschart, um den Apostolischen Stuhl!

„Das hindert uns nicht, daß wir gerne im öffentlichen Leben Hand in Hand gehen, wo es nur angeht, mit unseren auf positivem Boden stehenden nichtkatholischen Mitbürgern im Vaterland. Mit ihnen einigt uns insbesondere die gemeinsame Sorge für die Erhaltung des christlichen Charakters unseres Staatswesens, das Eintreten für die konfessionelle Schule, der grundsätzliche Kampf gegen die revolutionären Ideen der Gegenwart."

Durch das hochherzige Eingreifen des Kardinal-Fürstbischofs Kopp von Breslau ist inzwischen auch der Konflikt, in welchen der Katholische Frauenbund durch indiskrete Veröffentlichung eines Privatbriefes hineingezerrt worden war, glücklich beigelegt. Wir beschränken uns heute auf die Mitteilung, daß Kardinal Kopp sein Bedauern über die Vorkommnisse aussprach und die Zentrale seines Vertrauens versicherte. Kardinal Fischer erklärte in der Düsseldorfer Generalversammlung des Frauenbundes:

„Ich bin autorisiert, es hier auszusprechen, daß der Verfasser des Briefes (Kardinal Kopp) die in demselben eingeflossenen scharfen Ausdrücke bedauert, und daß er durchaus nicht die Absicht hatte, die man ihm unterstellt. Ich weiß auch aufs allerbestimmteste, daß er die treue kirchliche Gesinnung des Frauenbundes in keiner Weise bezweifelt."

Sehr bemerkenswert ist auch eine Ansprache, welche der Erzbischof von München-Freising, Dr. von Bettinger, gelegentlich eines Vortragsabends des Bezirksverbandes der katholischen Arbeiter- und Arbeiterinnenvereine Münchens gehalten hat. Den Berichten verschiedener Tageszeitungen entnehmen wir:

„Er sei mit Freuden in diese Versammlung gekommen. Daß ein Bischof der Arbeiterbewegung in allen ihren Aesten und Zweigen, sei sie nun konfessioneller oder auch wirtschaftlich-beruflicher Natur, lebhaftestes Interesse und wärmste Sympathien zuwendet, ist für den Oberhirten der Münchener Diözese eine Selbstverständlichkeit. Und daß der Herr Erzbischof das Problem der christlichen Arbeiterbewegung auch in ihren tieferen Gründen wohl erfaßt hat, beweist sein Hinweis darauf, wie schwierig gerade in der christlichen Arbeiterbewegung die Tätigkeit um deswillen ist, weil sie sich fernab von den rauhen Stürmen unfruchtbaren Klassenkampfes ihre Wege bahnen mußte und heute noch bahnen muß. Darum aber verlangt auch die Tätigkeit in unseren Organisationen mehr Mut und mehr Edelsinn, als es anderswo der Fall ist. Darum hinwiederum, so führte der Hochwürdigste Herr mit feinem Verständnis für die tatsächlichen Verhältnisse aus, ist die Tätigkeit unserer katholischen Arbeitervereine und jene der christlichen, beruflichen Organisationen noch eine um so verdienstlichere, weil sie auch von Katholiken, die uns und unserer Bewegung ferne stehen, nicht immer in der gebührenden Weise eingeschätzt wird. Und indem der Hochwürdigste Herr die Frage aufwarf, wer wohl mehr geleistet hat, derjenige, der unter den Gebildeten, oder der, welcher unter den Angehörigen des vierten Standes erfolgreich gearbeitet hat, brachte er zugleich den Dank an die Vertrauensmänner für die geleistete Arbeit dar und bat sie, mutig auf der betretenen Bahn weiter zu arbeiten, auch wenn die augenblicklichen Erfolge nicht immer sofort der aufgewandten Mühe entsprächen. In den Augen Gottes ist vieles groß, was der Welt klein erscheint. Und wenn gerade im eifrigen Zusammenarbeiten zwischen Klerus und Volk unsere Tätigkeit auf den betretenen Pfaden sich weiterentwickeln werde, so wird Gottes Segen bei der Arbeit nicht fehlen und in der christlichen Arbeiterbewegung des 20. Jahrhunderts ein David erstehen, der siegreich gegen den Goliath der Glaubenslosigkeit und des Klassenkampfes bestehen werde."

Der Bundesstaat Hamburg gegen die Schmutz- und Schundliteratur.

Wie der „Allgemeinen Rundschau" aus Hamburg mitgeteilt wird, hat der Hamburger Senat auf Antrag der Bürgerschaftsversammlung beim Bundesrat in Berlin eine Verschärfung des Gewerbegesetzes befürwortet und zugleich Anträge zur Verschärfung des Strafgesetzbuches in Aussicht gestellt. Die vom 14. Oktober 1910 datierte Mitteilung des Senats an die Bürgerschaft besagt u. a.:

„Der Senat hält im Interesse eines wirksameren Schutzes der Jugend gegen die Schmutz- und Schundliteratur eine Ergänzung und Erweiterung der einschlägigen reichsgesetzlichen Vorschriften auch seinerseits für geboten und ist an zuständiger Stelle zunächst dafür eingetreten, daß in den von dem stehenden Gewerbebetriebe handelnden Titel II der Reichsgewerbeordnung Bestimmungen aufgenommen werden, welche die Säuberung der Schaufenster und Schaukasten von der sogenannten Schundliteratur, insbesondere von solchen literarischen Erzeugnissen ermöglichen, die durch die Art der Schilderung verbrecherischer Vorgänge die Begeisterung für die verbrecherische Handlung als solche wachzurufen oder zur Nachahmung des Verbrechertums anzureizen geeignet sind. Weitere Anträge hat sich der Senat für die Verhandlungen über den Entwurf des neuen Strafgesetzbuches vorbehalten."

Einem liberalen Blatte wird zu diesem Antrage aus Berlin gemeldet: „Die Anregung ist im Bundesrat erfreulichem Verständnis begegnet." Aber warum mußten die Regierungen anderer Bundesstaaten ruhig zuwarten, bis der Senat der Republik Hamburg mit einem entschlossenen Beispiel voranging? Wird das Uebel in anderen weit größeren Bundesstaaten vielleicht weniger empfunden als in Hamburg?



Ueber die Rechtsfähigkeit klösterlicher Genossenschaften.

Von M. Tücking, Amtsgerichtsrat, Aachen.

Die Frage nach der Rechtsfähigkeit der klösterlichen Genossenschaften ist in Preußen zurzeit wieder an der Tagesordnung. (Vgl. „Köln. Volksztg." Nr. 815 und 825: „Eine Gefahr für katholische Ordensanstalten").

Der Artikel 13 der preußischen Verfassung ist in einem schwebenden Rechtsfalle wieder einmal so ausgelegt worden, als ob es religiösen Genossenschaften dadurch in Preußen untersagt wäre, sich als eine rechtsfähige Gesellschaft nach Reichsrecht, z. B. als Aktiengesellschaft oder als Gesellschaft mit beschränkter Haftung aufzutun. Im allgemeinen gilt sonst der Rechtssatz, daß das Landesrecht dem Reichsrecht weichen muß.

Die Frage ist für die Katholiken von Bedeutung, einerlei um welche klösterliche Genossenschaft es sich handelt. Man kann sich leicht vorstellen, daß nicht nur die betroffene Genossenschaft in eine gewisse Beunruhigung versetzt werden muß, sondern auch alle übrigen Kreise, die an dem Schicksal solcher Vereinigungen ein religiöses oder menschliches Interesse nehmen, sowie auch überhaupt jeder rechtlich denkende Mensch, wenn auch noch so wenig Anlaß zu einer ernstlichen Beunruhigung vorhanden sein dürfte. Recht muß doch Recht bleiben!

Die Sache schwebt zurzeit am preußischen Kammergericht. Obwohl bei diesem Gericht freilich ein katholischer Lufthauch selten zu verspüren ist, so daß man es dem einen oder anderen Katholiken nicht verübeln darf, wenn er in Rechtsfällen, bei denen die katholische Konfession eine Rolle spielt, kein allzu großes Verständnis für seine Rechtsgefühle[1]) bei diesem Gerichtshof voraussetzen möchte, so mag man doch zunächst die Entscheidung des höchsten preußischen Gerichtshofes ruhig abwarten.

Das gerichtsseitig beliebte Vorgehen ist wohl nicht auf eine Anweisung der Regierung zurückzuführen; solange man hierfür keine Beweise hat, darf man eine solche Vermutung nicht hegen. Jedwede Regierung ist unter anderem auch auf die Sympathien ihrer katholischen Untertanen angewiesen. Mehr als einmal hat der katholische Bevölkerungsteil der Regierung des Landes eine erwünschte Stütze in schwierigen Verhältnissen dargeboten. Jede Regierung braucht Sympathien. Der echte Katholik wird zwar immer seine Untertanenpflichten mit Ernst zu erfüllen suchen, einerlei ob er auf Dank rechnen darf oder nicht; leider nur allzuoft hat er erfahren müssen, daß Undank der Welt Lohn ist, was ihn aber nicht abhielt, auch ferner uneigennützig dem Vaterlande zu dienen. Etwas anderes ist es aber, ob man seine Pflichten aus Pflichtgefühl erfüllt, etwas anderes, ob man mit Begeisterung und Wärme, aus innerem Drang bei der Sache ist. Die beste Stütze der Regierung ist die Liebe der Untertanen, die sich auf die Ueberzeugung aufbaut, gerecht und mit väterlicher Zucht behandelt zu werden. Das Wohlwollen muß sich nicht bloß in Worten äußern, sondern besonders in Taten zeigen. Das katholische Volk hat der Regierung oft genug durch die Tat seine Sympathien erwiesen; es erwartet dafür gewiß keine Verfolgungen.

Das zurzeit beliebte Vorgehen gegen die Klöster kann nun aber auf das katholische Volk wohl kaum anders wirken, als daß es in diesem Vorgehen einen Mangel an Wohlwollen auf seiten der Regierung wittert. Das Volk wird sich nicht einreden lassen, daß ein knöcherner Gesetzesparagraph, der veraltet und übrigens auch lange Zeit außer Anwendung geblieben ist, nun auf einmal die Ursache jenes Vorgehens sein könne.

Das Vorgehen gegen eine solche klösterliche Genossenschaft, welcher man nur Gutes nachsagen kann, muß notwendig das katholische Volk, welches die religiösen Genossenschaften als eine Blüte katholischen Lebens liebt, verstimmen.

Aber mit der Verstimmung ist nichts gebessert; diejenigen Katholiken, die Einfluß besitzen, müssen ohne Säumen zu dem, was sie bereits getan haben, weitere Beratungen und tatkräftige Maßnahmen hinzufügen, um dem Rechte zum Siege zu verhelfen. Dann kann der Vorstoß, der zunächst unangenehm empfunden wird, nur von segensreichen Folgen sein. Nur nicht locker lassen; Recht muß Recht bleiben!

[1]) Die Ueberzeugung, daß eine von Gott gestiftete Kirche naturnotwendig das Recht beanspruchen muß, unabhängig von einer staatlichen Bevormundung, welche vom gemeinsamen Recht abweichende bureaukratische und polizeistaatliche Fesseln gar zu gerne bereit hält, für sich und ihre Korporationen Vermögensrechte zu haben und zu erwerben, dürfte für einen preußischen Kammergerichtsrat etwas Unerhörtes sein.

Sterbende Pracht.

Lachender Frühherbst,
Das Gartentor auf!
Führ mich, du goldner,
Im jung-tollen Lauf.

Noch einmal zu grüssen
Die sterbende Pracht,
Noch einmal zu wandern
Zwischen Abend und Nacht.

Dein raschelndes Laub
Erschauernd im Tod
Spürt noch im Fall
Die nahende Not.

Dein sehnendes Träumen
Im sonnarmen Tag
Sucht es die müden
Rosen im Hag?

Martin Heidegger.

Das großherzogliche Haus Mecklenburg-Strelitz.

Peinliche Erörterungen.

Am 20. Oktober hat in Neustrelitz eine Galatafel zu Ehren des zum Besuche dort weilenden Königs von Sachsen stattgefunden. Bei dieser Gelegenheit wurden zwischen dem Großherzog von Mecklenburg-Strelitz und dem König von Sachsen Trinksprüche gewechselt, welche die engen freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Häusern feierten und das Gebiet der Politik nur insofern berührten, als der König von Sachsen am Schlusse betonte, daß „in der gegenwärtigen Zeit die deutschen Bundesfürsten treu zusammenstehen müßten." Unmittelbar nachher begegnete man in der liberalen Presse der nachstehenden merkwürdigen Notiz:

„Der ‚Reichsanzeiger' und der König von Sachsen. Die mitgeteilten Trinksprüche, die der König von Sachsen und der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz am Donnerstag in Neustrelitz gewechselt haben, sind im ‚Reichsanzeiger' nicht abgedruckt worden. Das amtliche Organ begnügt sich damit, zu erwähnen, daß Trinksprüche ausgebracht sind. Wenn man hier oder da etwa aus der Nichtveröffentlichung der Worte des Königs und des Großherzogs politische Schlüsse ziehen wollte, so übersähe man, daß der ‚Reichsanzeiger' keineswegs alle Depeschen des Wolffschen Telegraphenbureaus in ihrem vollen Umfange abdruckt, sondern sich häufig, ja meist, auf kurze Auszüge beschränkt."

Mit diesem lahmen Beschönigungsversuche dürfte das Verfahren des „Reichsanzeigers" nicht hinreichend erklärt werden können. Auch bietet die Wendung, daß „in der gegenwärtigen Zeit die deutschen Bundesfürsten treu zusammenstehen müssen", selbst der übelwollendsten Interpretationskunst an und für sich keine Handhabe zu irgendwelcher Mißdeutung. Gänzlich ausgeschlossen ist die Möglichkeit, daß das vom „Reichsanzeiger" beliebte Hinweggehen über die Ansprachen zweier Bundesfürsten eine Spitze gegen den König von Sachsen haben könnte, der in den angenehmsten Beziehungen zum Kaiserhause steht. Ein Gleiches scheint aber schon seit längerer Zeit zwischen dem Kaiserhause und dem regierenden Großherzog von Mecklenburg-Strelitz nicht der Fall zu sein. Die Beziehungen gehen über die notgedrungenen Formalitäten nicht hinaus.

Die sehr einfache Erklärung für diese auffallend kühle Stimmung liegt in mißlichen ehelichen Verhältnissen. Großherzog Adolf Friedrich, der im 63. Lebensjahre steht und am 30. Mai 1904 seinem Vater in der Regierung folgte, ist seit dem 17. April 1877 mit der Prinzessin Elisabeth von Anhalt vermählt. Ueber die „Eheirrung" des Großherzogs brachte „Der Volksfreund" in Aachen am 15. August dieses Jahres (Nr. 186) einen durch häßliche Unterstellungen des „Reichsboten" provozierten (es handelte sich um sogenannte „unheimliche Gerüchte" über den angeblichen Uebertritt eines preußischen Prinzen, der als Mangel an „sittlichem Ernst und Charakter" hingestellt wurde) längeren Artikel unter der Ueberschrift „Drei Gegenanfragen an die Adresse des ‚Reichsboten'." Der direkt apostrophierte „Reichsbote" hat auf die zugleich auch an das lutherische Konsistorium in Mecklenburg-Strelitz gerichteten Anfragen mit keiner Silbe reagiert, und weder in Mecklenburg noch anderswo im weiten Deutschen Reiche ist den Konstatierungen des „Volksfreund" etwas anderes entgegengesetzt worden als — peinlichstes Schweigen.



Selbstverständlich ist aber der Artikel, der nur unanfechtbare Tatsachen enthält, an mehr als einem deutschen Fürstenhofe nicht unbeachtet geblieben, wenn auch, wie so oft, das Menschenmögliche versucht worden sein wird, um hohen und höchsten Herren peinliche Eindrücke vorzuenthalten. Am Berliner Hofe sind die Dinge seit Jahren bekannt. Man ist dort auch genau darüber unterrichtet, daß, wie der „Volksfreund" erzählte, die Großherzogin Elisabeth an der „Cheirrung" ihres Gemahls in den ersten Jahren schwer gelitten hat, daß sie zeitweilig sogar in einer Nervenanstalt Heilung suchen mußte. Die nächstbeteiligten Kreise schienen sich mit der Sachlage mehr oder minder abgefunden zu haben, bis — eben durch die Mitteilungen des Aachener „Volksfreund" — bekannt wurde, daß bei dem alljährlichen Riviera-Aufenthalte des Großherzogs nicht diejenige Vorsicht und Zurückhaltung geübt wurde, welche schon durch die äußeren Umstände geboten war. Der unter dem durchsichtigen Inkognito eines „Grafen Altwenden" (der Großherzog führt den Nebentitel eines Fürsten von Wenden, und die großherzogliche Familie von Mecklenburg-Schwerin besitzt in Cannes eine Villa Wenden) an der Riviera weilende Großherzog war mit einer „Madame Urbas" („aus Frankfurt am Main") und mit seinem Kammerherrn Baron von Blücher in der offiziellen Fremdenliste aufgeführt und wurde den Gästen und Passanten des Hotels, in welchem er seit Jahren mit der „Madame Urbas" und seinem Kammerherrn Wohnung nimmt, als Sehenswürdigkeit gezeigt. Der wohlunterrichtete Aachener „Volksfreund" schrieb am 15. August u. a.:

„Norddeutsche Damen, welche den Großherzog von Mecklenburg bei jeder gemeinsamen Mahlzeit an der Seite der „Madame Urbas" an einem der runden Tische des Speisesaales sitzen und auch an der Seite seiner Dame den Saal betreten und verlassen sahen, welche auch ständig Zeugen der Automobil-Ausfahrten zu zweien waren, mögen in ihrem Empfinden, um mit dem „Reichsboten" zu sprechen, nicht wenig „verwirrt" worden sein. Im offiziellen Monaco und Monte Carlo ist man über diese Personalverhältnisse unterrichtet. Direktor Günzburg vom Theater in Monte Carlo kannte den Großherzog, der für sich und seine Freundin häufig Logenplätze bestellen ließ, ganz genau. Die Person des regierenden Großherzogs, eines deutschen Bundesfürsten, lassen wir aus dem Spiel, aber seinem ständigen Begleiter und Ratgeber, Baron Blücher, kann der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß er an der Riviera, wo im Frühjahr zwei Drittel aller Fremden Deutsche und vorwiegend Norddeutsche sind, einen deutschen Bundesfürsten, den man schon aus dem Bilde wiedererkennt, einem öffentlichen Aufsehen aussetzte, das unter den obwaltenden Umständen nur höchst peinlich sein konnte. Man muß die Verhältnisse an der Riviera kennen und wissen, wie viele illegitime Paare aus zahlungsfähigen Kreisen dort ein vorübergehendes Asyl suchen, um die Wirkung des geschilderten Zusammenseins ermessen zu können. Die Bemerkungen, die man aus dem Munde unterrichteter Franzosen, Engländer und Italiener hören mußte, waren für deutsche Ohren auch nicht gerade erhebend."

Es steht wohl außer Frage, daß an denjenigen Höfen, welchen diese Dinge bekannt sind, der Name des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz zu denjenigen gehört, von denen man nicht gerne und nicht mit besonderer Genugtuung spricht. Es klingt sehr glaubhaft, wenn versichert wird, daß der Kaiser und die Kaiserin, deren strenge Anschauungen hinlänglich bekannt sind, der „Cheirrung" im großherzoglichen Hause Mecklenburg-Strelitz mit besonderem Unbehagen gegenüberstehen. Der König von Sachsen[1]) ist selbstverständlich über diese „Cheirrung" und ihre näheren Umstände nicht unterrichtet gewesen. Ob das gleiche von seiner Umgebung behauptet werden kann, steht auf einem anderen Blatte. Vielleicht hat gerade in diesem Falle das System, den Monarchen Dinge vorzuenthalten, die ihnen unangenehm sein könnten, das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung erzielt.

[1]) Anmerkung des Herausgebers: Diese Gelegenheit sei benützt, um schärfsten Protest dagegen zu erheben, daß die liberale Presse den deutschen „Ultramontanismus" für Entgleisungen in der neuesten Schrift des Monsignore Dr. P. Baron de Mathies (Ansgar Albing) unter dem Titel „Wir Katholiken und die — Anderen" verantwortlich zu machen versucht. Wenn dem Konvertiten Baron Mathies als einem Sohne der Freien Stadt Hamburg aus seiner republikanischen Gesinnung auch kein Vorwurf gemacht werden kann, so ist es doch höchst taktlos, wenn er sich über den König von Sachsen als „Duodezkönig, der über noch nicht 15,000 Kilometerquadrate Kulturboden regiert", lustig macht und über Dynastien überhaupt wegwerfend spricht. Aber der liberalen Presse, welche eben erst der Revolution in Portugal und der Verjagung eines rechtmäßigen Königs offen zujubelte, steht die pharisäische Entrüstung über Baron Mathies sehr übel an.

Das stille Grab.

Im Volkston.

Auf stiller Au, am Waldessaum
Liegt ein verlassnes Grab.
Ein kurzes Glück, ein kurzer Traum
Sank dort zerstört hinab.
Ich hab' das Herz, das Herz gekannt,
Das einst in Sehnsucht schlug —
Uns trennte eines Menschen Hand
Und einer Liebe Trug!

Drei Röslein trag ich in der Hand,
Drei Röslein rosenrot.
Bald zieh' ich weiter in das Land,
Beim ersten Morgenrot.
Der Abend hat sich aufgetan,
Ganz dunkel liegt das Grab. — —
... Da steckt Gott seine Lichtlein an
Und leuchtet ihm herab.

Eugenie Taufkirch.

Der Feldzug gegen Enrica v. Handel-Mazzetti.

Von Dr. Hermann Cardauns.

Der Herausgeber der ‚Allgemeinen Rundschau' hat in Nr. 41 vom 8. Oktober die Erklärung der österreichischen Dichterin Enrica v. Handel-Mazzetti besprochen. Mit Recht hat er sie nicht als „Schuldbekenntnis", sondern als „eine Rechtfertigung gegen maßlose Uebertreibungen" bezeichnet, und sich scharf gegen diejenigen ausgesprochen, „welche das Maß berechtigter Kritik weit überschritten und durch Mißdeutungen und Verzerrungen der Dichterin Ideen zuschrieben, an die sie niemals gedacht hat." Im Anschluß an dieses allgemeine Urteil wird der Nachweis willkommen sein, mit welchen Mitteln im einzelnen der Krieg gegen diese Dame geführt worden ist.[1])

Der Streit um Handel-Mazzetti ist an sich nicht neu. Er entbrannte schon, als 1904—1905 im Münchener ‚Hochland' ihr Roman ‚Jesse und Maria' (Buchausgabe 1906) erschien, und wurde ziemlich heftig geführt. Allgemein anerkannt blieb dabei, wie schon bei ihrem Erstlingsroman ‚Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr', ihre ganz hervorragende Begabung, und auch diejenigen, welche vom katholischen Standpunkte aus mehr oder minder Anstoß genommen hatten, scheinen sich wieder beruhigt zu haben. Mit begeistertem Lob wurden ihre Gedichte aufgenommen, sie schrieb ein Festspiel über Madame Barat, die von ihr tief verehrte Stifterin des Ordens vom Heiligen Herzen Jesu, sie war Mitarbeiterin des ‚Gral', und wurde hier wiederholt in überaus schmeichelhafter Weise erwähnt Erst Ende 1909 unternahm Herr Casper Decurtins, Pro

[1]) Vorstehende Bemerkungen hatte ich auf Wunsch der Redaktion der „Allgemeinen Rundschau" bereits geschrieben und abgeschickt, als das unten folgende. in der „Salzburger Chronik" veröffentlichte Schreiben des Apostolischen Nuntius in München an die Dichterin — gewiß eine bemerkenswerte Anerkennung gegenüber so vielen unverdienten Kränkungen — bekannt wurde:

„Nuntiatura Apostolica Baviera
Hochwohlgeborene Freifrau!

Seine Eminenz der Herr Kardinal-Staatssekretär hat mir am 11. Oktober den ehrenvollen Auftrag erteilt, Euer Hochwohlgeboren mitzuteilen, daß Seine Heiligkeit geruht haben, das von Euer Hochwohlgeboren anläßlich der Seligsprechungsfeier der ehrwürdigen Magdalena Sophie Barat verfaßte treffliche Festspiel huldvollst entgegenzunehmen und Euer Hochwohlgeboren und Ihren Angehörigen zum Zeichen der Liebe und Dankbarkeit für das Seiner Heiligkeit überreichte Exemplar gern den erbetenen Apostolischen Segen zu spenden.

Indem ich dem mir erteilten hohen Auftrage entspreche, benütze ich gern auch diesen Anlaß, um Euer Hochwohlgeboren der vollkommenen Hochachtung zu versichern, mit der ich die Ehre habe, zu bestehen

Euer Hochwohlgeboren

ergebenster
Andreas Franciscus Frühwirth,
Erzbischof von Heraclea,
Apostol. Nuntius."

München, den 16. Oktober 1910.



fessor an der katholischen Universität Freiburg (Schweiz) gegen sie seinen m. W. ersten Vorstoß. Ihr Roman „Die arme Margaret“, der 1909 in einer Zeitschrift (erst 1910 in Buchausgabe) erschien, scheint nicht den Anlaß dazu gegeben zu haben, denn Decurtins erwähnt ihn mit keinem Wort in seinem „zweiten Brief an einen jungen Freund“,[2]) den er an einer für literarische Auseinandersetzungen nicht eben geeigneten Stelle, im Dezemberheft 1909 seiner „Monatsschrift für christliche Sozialreform“, veröffentlichte. In seinen einleitenden Bemerkungen über „Modernismus“ usw. erörtert er die Notwendigkeit, Klarheit „über die Stellung und Aufgabe der Katholiken in der Literatur“ zu schaffen; als einziges Argumentationsobjekt greift er den Roman „Jesse und Maria“ heraus, „um an ihm die Weltanschauung der Schriftstellerin darzulegen, weil sich gerade an ihm scharf, bestimmt und eigenartig die Tendenz des literarischen Wirkens, die Weltanschauung offenbart“.

Man könnte die Frage aufwerfen, weshalb D. die Weltanschauung einer fruchtbaren Schriftstellerin nur an einem ihrer Werke demonstrierte, und weshalb er zur Bekämpfung der „modernistischen“ Gefahr in der Literatur einen Roman auswählte, der 4 bis 5 Jahre vorher, lange vor der die modernistische Gefahr signalisierenden Enzyklika Pascendi, erschienen war. Wichtiger aber ist die Untersuchung, auf welcher Grundlage sein Urteil sich aufbaut.

Er rügt an erster Stelle (S. 694), daß „die Vertreter des alten Glaubens wirklich nicht dazu angetan sind, uns für denselben zu begeistern“. Zunächst erwähnt er den „erzgroben, anschnarchenden Pastor Wolf von Pechlarn,“ der „durch die polternde und klotzige Art, wie er die Irrlehre bekämpft, sich und die Sache, die er vertritt, lächerlich, mehr als lächerlich macht“. Ich habe selbst, vier Jahre früher als D. (Lit. Beilage der „Köln. Volkszeitung“ Nr. 49 vom 14. Dezember 1905), den Pastor als „furchtbar groben Patron“ bezeichnet, aber beigefügt, daß er „später famos herausgearbeitet wird und in seiner Mischung von grotesker Form und goldenem Herzen köstlich wirkt“. Man vergleiche die Stellen der Buchausgabe II, 6; 51; 56; 150; 163; 174, von denen D. nichts, aber auch gar nichts weiß, und man wird mir zustimmen.

„Zu diesem unwürdigen Vertreter katholischen Priestertums gesellt sich der Abt Mathäus, der ganz der Vorstellung entspricht, die sich die Modernen von einem Inquisitor machen.“ Tatsächlich wird der Abt durchaus würdig geschildert, als streng aber gerecht, „nur darauf bedacht, Gottes Willen zu tun“ (II, 125), als „ein heiliger Mann, der erste Gelehrte von Oesterreich, ein Schulgelehrter zwar, doch der erste“ (II, 45), wenn auch „die Bravouraden des jungen Menschen (des Protestanten Jesse), ohne daß er sich's gestand, seinen Gelehrtenstolz verletzten. Mensch bleibt Mensch, und Doktor bleibt Doktor.“ Erst als der lästernde Tollkopf ihn aufs äußerste reizt, „ist er nicht mehr der argumentierende Gelehrte, sondern der Pontifex mit dem Bann“, der gegen Jesse und die Seinigen scharfe Maßregeln beantragt. Aber von Jesse in den Kopf geschossen, verzeiht er seinem Mörder, nur „sein Recht soll man ihm tuen, um des Beispiels willen“ (II, 116). Fast möchte man annehmen, D. habe diese Priesterfigur mit dem wütenden Hofrat Windhag verwechselt, den Handel-Mazzetti (II, 45) als den „alten Inquisitor“ bezeichnet.

Schlechterdings unbegreiflich ist Decurtins' Charakterisierung des Jesuiten Maury. „Der P. Rektor ist für alle rein menschlichen Gefühle unzugänglich; und wenn er sich des unglücklichen Jesse annimmt, so ist es nicht etwa das Mitleid mit dem Mordgesellen, der ihm wie allen Priestern ein Greuel ist, sondern das Erbarmen mit dessen Befreundeten, kein priesterliches, aufrichtiges, edles Mitleid. Und wenn er über das Opfer hundertmal den Mantel breiten würde — es bleibt nur der eine tiefbeschämende Gedanke: die katholische Kirche und die Regel des ritterlichen Heiligen (St. Ignatius) haben es nicht vermocht, die letzte Faser edler Menschlichkeit aus dem Jesuiten herauszureißen! Einen grausameren und ungerechteren Griffel könnten wir, und wären wir ihre erbittertsten Gegner, den Jesuiten nicht wünschen.“ Womöglich noch verschärft in der von Decurtins unterzeichneten französischen Fassung: „Handel-Mazzetti hat in diesem Typus die absolute Gefühllosigkeit verkörpert. Der Rektor hat kein Herz; nichts Menschliches zittert in ihm. Das ist nicht das Bild, sondern die Karrikatur einer Priesterseele.“

[2]) Der erste Brief, der in der gleichen Zeitschrift bereits im Juli 1907 erschien, hat mit der uns hier beschäftigenden Frage gar nichts zu tun.

Zum Beweis des Gegenteils genügt eigentlich schon die Charakteristik des Paters beim Verhör Jesses (II, 46): „Auch er ist ein heiliger Mann . . . ein strenger Frommer, aber er kommt aus der Schule, von den Kindern. Als er den Verbrecher sah in seiner blonden Jugend . . . die blauen Augen, aus denen bald ein Engel, bald ein Teufel schaut . . . da ward das Herz des alten Jugendfreundes warm, und er dachte: . . . Wer weiß, was vor schlechte, gewissenlose Lehrer er gehabt hat!“ Ich habe Herrn D. schon im Frühjahr (Lit. Beilage der „Köln. Vztg.“ Nr. 19 vom 12. Mai) diese Stelle vorgehalten, m. W. ohne Antwort. Aber sie ist nicht die einzige. Als Maria vor der Kommission ihr Zeugnis ablegt, „zerdrückt der („für alle rein menschlichen Gefühle unzugängliche“) Rektor eine Träne“ (II, 79). Wohlmeinend warnt er Jesse (87), nach seiner Bluttat „reißt er mit größter Mühe den Rasenden aus den Händen“ (Windhags, 91), voll heiligen Mitleids besucht er den Mörder im Gefängnis und „breitet sorgsam seinen Ordensmantel über den Schlafenden“, damit er nicht friere (II, 122 ff.). Was soll man dazu sagen, daß selbst diese rührende Tat tiefen Erbarmens für D. den Anlaß zu einem „tief beschämenden Gedanken“ bietet? Nicht Handel-Mazzetti, sondern er selbst hat aus einer herrlich gezeichneten „Priesterseele“ eine „Karrikatur“ gemacht.

In meiner oben erwähnten eigenen Kritik des Romans — sie ist mir von begeisterten Verehrern der Verfasserin arg verübelt worden — habe ich das Urteil „der Katholizismus kommt schlechter weg“ als richtig bezeichnet, aber mit einer starken Einschränkung bezüglich der beiden Hauptpersonen. Bei D. tritt Maria stark in den Hintergrund; „Jesse erscheint uns als der begeisterte Apostel der protestantischen Lehre, als ein Held des Glaubens.“ Ich selbst habe ihm, im engen Anschluß an die Schilderung der Dichterin, noch einige andere Züge geliehen, die sein Bild sehr wesentlich verändern. Er ist „ein allerliebster Schwerenöter, voll Witz und Laune, ein guter Gatte, ein treuer Freund“, aber anderseits „erscheint der 23jährige Junker in seiner Flegeljahre Maienblüte. Er ist frech, ein wilder Fanatiker“, mit „Ungezogenheiten an allen Ecken und Enden“. „Maria steht als innig frommes, keusches, tatkräftiges Weib turmhoch über dem tollen Junker. Mit ihrer »schlichten Frömmigkeit«, ihrem »sicheren Glaubensmut« ist sie ihm moralisch weit überlegen. In der Sitzung der Religionskommission setzt sie Jesse zu, bis er steht, »dunkle Glut auf den Wangen, den unsteten Blick bald hier, bald dort«, bis er »lacht, aber gezwungen, mit verzerrten Lippen«“ — ich habe von dieser Doppelcharakteristik nichts zurückzunehmen.

„Wohl noch nie hat ein Schriftsteller, der zur Mutter des Herrn und Heilands aufblickt, von einem Bilde der Gebenedeiten so sprechen lassen, wie Handel-Mazzetti.“ So Herr D. S. 697. Folgt eine lange Stelle, welche die Gefühle des wilden Jesse beim Anblick eines häßlichen Gnadenbildes widergibt. Weshalb liest D. nicht ein paar Seiten (I, 174 f.) weiter, wo der Förster Schinnagl „unter diesen grausamen Worten zusammenzuckt“ und sich einfach aber treffend gegen den Vorwurf der Bilderanbetung verteidigt? Und hat er die Stelle (II, 74) nicht gelesen, in welcher der Jesuitenpater von diesem häßlichen Gnadenbilde spricht? „Ich kenne das Bild nicht. Es ist aber ein Muttergottesbild; das genügt, ihm meine Verehrung zu sichern . . . Die armseligen Marienbilder, davor unzählige betrübte und bedrängte Seelen Trost in Leid, Hilfe in der Not, Stärke in Versuchungen und ihr ewiges Heil erwarten, sind kostbar für Gott.“ Zweimal hat Handel-Mazzetti „von einem Bilde der Gebenedeiten sprechen lassen“, und wo sie selbst spricht, liegt auf der Hand; Herr D. aber hat nur die eine Stelle gefunden, und diese nur zum Teil.

„In der Wandlung, die in Jesses Seele am letzten Tage (vor seiner Hinrichtung) vorgeht, zeigt sich erst die Tendenz des Romans, welche denselben zu einem bemerkenswerten Dokument des Modernismus macht . . . . In der letzten Nacht hat er erkannt, daß das Bild der Muttergottes der Trost der armen Frau (Maria) war; diesen höchsten Schatz, diesen Sorgenbrecher hatte er der armen Frau und den Ihrigen rauben wollen, das war seine Sünde“ (Decurtins 698 f.). Die gesperrt gedruckten Worte sind aus „Jesse und Maria“ II, 316 entnommen, andere Stellen sind Herrn D. wieder entgangen. Vorher (S. 303) hat Jesse über sein Leben nachgedacht; über seine Jugendsünden, „ein schlimmer Bub war er ja immer“; dann „die Tat, um derentwillen er hier liegt“ (der Mordanfall) und „er büßt sie mit seinem Blut.“ Gleich hinter der Erwägung über den „höchsten Schatz“ und „Sorgenbrecher“ folgt noch eine Ergänzung.

Jesse erinnert sich, daß er die Not des armen Försters benutzt hat, um ihn zum Raub des Gnadenbildes zu zwingen: „Er muß das Scheußliche zu Ende denken: da liegt das Geld, und nun kommt die ritterliche Alternative: Entweder bekomme ich dein Bild, oder du bekommst mein Geld nicht. Eine solche Tat macht zwar nicht Spektakel wie ein Schuß auf einen Prälaten, aber dafür ist es eine Schurkerei mit Methode" (II, 317). Ganz entsprechend die Selbstanklage Jesses auf dem Schafott (335).

Auf derselben Seite 699, wo Jesse „seine Sünde" erkennt, folgen bei D. in Sperrdruck die Sätze: „Jesse ist zur Erkenntnis gelangt, daß das heilig ist, was dem Menschen heilig geworden, und es versündige sich am Menschen, wer ihm dieses Heiligtum raubt und wäre es ein Passauersegen oder ein Alraundl!" Leider muß ich feststellen, daß hier ein sehr eigenartiges Kunststück vorliegt. Jawohl, Handel-Mazzetti läßt Jesse die Worte sprechen: „Manche verwahren als ihren einzigen Schatz den Passauer Segen oder ein Alraundl!" Aber wo steht das? Im Geständnis „seiner Sünde"? Nein, sondern 2—300 Seiten vorher (II, 73), mitten zwischen Jesses Lästerungen vor der Religionskommission! Wie nennt man ein solches Zitierungsverfahren? Ich will ein sehr mildes Wort gebrauchen: Es ist „Konstruktion der Zusammenhänge!"

Unmittelbar hinter dem Alraundlzitat liest man: „So ist Jesse denn bereit, sein Leben hinzugeben als Sühne für sein Verbrechen an den religiösen Gefühlen Anderer" (vgl. oben). Folgt Hinrichtungsszene und Schilderung des Jubels, mit dem das Volk den Tod des Mörders begrüßt, und dann: „Jesse stirbt als ein Märtyrer wahrer Toleranz." Den ersten Satz mit dem zweiten in Einklang zu bringen muß ich Herrn D. überlassen. Bisher hatte ich geglaubt, er sei als reuiger Sünder gestorben. Daran schließen sich die krausesten Deklamationen: „Seit Lessing Nathan den Weisen schrieb, ist diese Toleranz, die aus dem Bewußtsein geboren, die ganze Wahrheit werde dem Menschen nie zuteil, wohl selten so wuchtig verkündet worden ... Da die Erzählerin sorgfältig das Uebernatürliche von ihrer Darstellung ausschließt [muß sie vielleicht Wunder erzählen?], wird der Leser allmählich vom drückenden Gefühl erfaßt, es sei vergebens, nach der vollen Wahrheit zu streben .... Alles (!) im Roman ist dazu angetan, dem Leser die Relativität der religiösen Erfahrungen zu beweisen ... Wir kennen kein literarisches Erzeugnis, wo der religiöse Subjektivismus mit so vollendeter Kunst gefeiert wird." Daß der Modernismus wiederholt in dieser Anklageschrift auftaucht, versteht sich von selbst.

Hiermit schließe ich die Bemerkungen zum „zweiten Brief." Nur nebenbei sei noch bemerkt, daß D. S. 698 aus dem Erstdruck (im ‚Hochland') einen belastenden Satz zitiert, der in der Buchausgabe gestrichen ist. Das bisher Gesagte wird genügen, um D.'s Ansicht (693) zu beleuchten: „Bei der Sorgfalt und Kunst, mit der die Charaktere gezeichnet, bei der Meisterschaft, mit der die belebenden Ideen scharf durchgeführt sind, ist die Gefahr ausgeschlossen, durch ein willkürlich und absichtlich herausgerissenes Zitat oder durch eine tendenziöse Konstruktion Sinn und Tendenz der Schriftstellerin in falscher Beleuchtung hinzustellen." Ganz genau dasjenige, was er hier ablehnt, hat D. getan, „willkürlich", wenn auch nicht „absichtlich".

Hr. D. (S. 693) hatte noch Worte der „vollen und freudigen Anerkennung" für „die kräftige Originalität und das große Talent" der Dichter gefunden und beigefügt: „Wir beschäftigen uns hier mit der Schriftstellerin; denn so wenig wie der Prätor über das Herz, so wenig darf der literarische Kritiker über das innere, seelische Leben des Autors urteilen." Das hat nicht verhindert, daß jetzt eine förmliche Hetze gegen H.-M. einsetzte, um so mehr, als er seinen „zweiten Brief" gleich in drei Sprachen verbreitete: Deutsch, Italienisch und Französisch (in der Freiburger ‚Liberté' Ende Dezember 1909 mit der bezeichnenden Ueberschrift Le modernisme littéraire). In den Monatrosen des schweizerischen Studentenvereins (Luzern) entspann sich ein erbitterter Streit um ihre „Arme Margaret", die (wenigstens nach einer Notiz im Aprilheft; der Aufsatz, auf den sie sich bezieht, liegt mir nicht vor) „ganz enge an Pornographie (!!) grenzen" sollte.[3]) H.-M. erhielt ihr Plätzchen in dem Modernistenkatalog Cavallantis (Letteratura modernistica. Fatti e persone degli ultimi (!) giorni. Siena 1910, p. 35), der sich auf D. beruft und vermutlich nie eine Zeile von ihr gelesen hat. Im Pariser ‚Univers' (28. April 1910) wurde der „zweite Brief" in eingehendem Auszug wiedergegeben, hier mit der Ueberschrift: Le modernisme littéraire. Un roman de Mme. de Handel-Mazzetti.

Die seltsamste Frucht zeitigte um dieselbe Zeit die Anklage des Hr. D. in der Correspondance de Rome. Ich habe diese Episode schon früher eingehend behandelt (‚Köln. Volksztg.' Nr. 337 vom 24. April, lit. Beilage Nr. 19 vom 12. Mai, Nr. 452 vom 1. Juni 1910) und komme hier nur kurz darauf zurück. Am 18. April verbreitete sich die Corresp. über den „Literatur-Modernismus". Der Artikel beginnt: „Es ist eine offenkundige Tatsache, daß die modernistischen Truppen, nach dem Rückzug ihrer doktrinären Vorhut, sich auf die oeuvres und die Literatur geworfen haben." Ganz genau wird der Zeitpunkt bestimmt durch den weiteren Satz: „Die doktrinäre Vorhut wurde durch die Enzyklika Pascendi zum Rückzug genötigt". Und dann „Der erste Organisationsversuch des literarischen Modernismus wurde unternommen durch die deutsche Revue ‚Hochland'. Die bezeichnendsten Erscheinungen dieses Feldzugs waren der ‚Santo' Fogazzaros und die beiden deutschen Romane der Baronin C. (lies E.) v. Handel-Mazzetti: Meinrad Helmperger (lies Helmpergers) merkwürdiges (lies denkwürdiges) Jahr, vor allem Jesse und Maria, wovon Prof. Decurtins eine abschließende (définitive) Analyse gibt." Ich gab der ‚Corresp.' zu bedenken, daß die Enzyklika Pascendi 1907 erschien, das erste Heft des ‚Hochland' aber schon 1903, die Uebersetzung des ‚Santo' schon 1905/6, ‚Jesse und Maria' schon 1904/5 und vollends Meinrad Helmperger schon Ende des vorigen Jahrhunderts, daß also von einem „nach dem Rückzug der doktrinären Vorhut" unternommenen modernistischen ‚Hochland'-Feldzug keine Rede sein könne. Zur Entschuldigung hat dann die ‚Corresp.' am 23. Mai versichert: „Weder die Enzyklika Pascendi noch irgend eine andere chronologische Bestimmung ist in unserem Artikel erwähnt." Und doch war die Enzyklika in der ‚Corresp.' vom 18. April in aller Form als Ursache des „Rückzuges der doktrinären Vorhut" erwähnt worden, nach welchem der modernistische literarische Feldzug einsetzte! Es freut mich, beifügen zu können, daß in einer so entschieden „antimodernistischen" Zeitschrift, wie die ‚Historisch-politischen Blätter' und zwar in einer gegen mich gerichteten Polemik, die Ungeheuerlichkeiten der ‚Corresp.' deutlich zurückgewiesen worden sind. Der ‚Gral' dagegen, der bis dahin „unsere" H.-M. fleißig gelobt und ihr noch im November 1909 seine Spalten geöffnet hatte, verhielt sich zu dem Artikel der ‚Corresp.' sehr schonend und rang sich zu der Erkenntnis durch, daß der „echt modernistische Gedanke, die christlichen Bekenntnisse in einer überkonfessionellen Gefühlsreligion zu verschmelzen", in ‚Jesse und Maria' „einen ausgezeichneten Nährboden" finde.

In kaum glaublichen Wendungen hat Herr D. den Kampf gegen Handel-Mazzetti wieder aufgenommen in seinem „dritten Brief an einen jungen Freund" im Augustheft 1910 der ‚Monatsschrift für christliche Sozialreform'. Bisher hat er sich „nur zögernd ein Urteil über den religiösen Geist des künstlerisch bedeutenden Buches (‚Jesse und Maria') gestattet"; jetzt sieht er „ungleich schärfer als früher im genannten Roman eine Aeußerung des modernistischen Geistes, der immer offener sein Banner entfaltet" (S. 449). Nach sehr eingehender Behandlung eines Artikels, den Martin Spahn „nach den Ferienkursen zu Salzburg in der in Wien erscheinenden ‚Fackel', V. Jahrgang Nr. 145" geschrieben habe — ich ergänze die den meisten Lesern unverständliche Zeitbestimmung dahin, daß der Artikel Spahns sieben Jahre alt ist — schreibt er: „Als wir Handel-Mazzettis Roman und Spahns Essay gelesen und

[3]) Nachträglich gehen mir die ‚Neuen Tiroler Stimmen', Nr. 234 und 235 vom 14. und 15. Oktober zu, mit einem langen Artikel: „Die literarische Märtyrin. Gedanken eines ‚Rückständigen' über Handel-Mazzettis Werke." Derselbe gibt eine alte Besprechung P. Stockmanns über ‚Jesse und Maria' wieder, welcher vielleicht mit übertriebener Vorsicht, aber in maßvoller Sprache und nicht ohne Berechtigung die Dichterin vor „Uebertreibungen und Unnatürlichkeiten" warnt, zu denen sie sich durch ihre „bedauernswerte Vorliebe für alles Derbe, Farbensatte" hinreißen lasse. Daran werden in den ‚Neuen Tiroler Stimmen' lange Erörterungen geknüpft über Nacktkultur, Lieferanten des literarischen Schweinemarktes, Sexualliteratur, Aktstudien, Hans von Kahlenberg, Weiber, die zu Hyänen werden, Perversität beim Weibe usw usw., mit Nutzanwendungen auf die katholische Belletristik im allgemeinen und Handel-Mazzetti im besonderen, die auf den „Modernismus quoad mores" aufmerksam gemacht und apostrophiert wird: „Du große Seele mit dem erbärmlich-kleinen Ideenschwung der Modernen, täusche dich nicht selber! Gottes Segen kann unter diesen Umständen auf dir und deinen Werken nicht sein." Ich bin der Letzte, der anderen das Recht der Kritik an der Dichterin, speziell bezüglich des sexuellen Kolorits, bestreitet: ich glaube es in letzterer Beziehung immer sehr ernst genommen zu haben, habe auch noch früher als P. Stockmann die Dichterin vor „ganz überflüssigen Pikanterien und Derbheiten" gewarnt: aber hier tritt an die Stelle der Kritik die wildgewordene Deklamation und jener verfolgungssüchtige Sport, der wahrlich nicht nur auf literarischem Gebiet sein Wesen treibt und Unheil stiftet an allen Ecken und Enden.

wieder gelesen hatten, mußten wir an ein **gemeinsames Banner** denken: in beiden die Verherrlichung der protestantischen Kultur, in beiden das **Zerrbild des Katholizismus**, über beiden die **Hoffnung auf eine Zukunftsreligion**" (455). ‚Jesse und Maria' ist der „Typus eines modernistischen Romans" (456). Und nun das Schönste! Nach einer Analyse des im ‚Hochland' erschienenen Romans ‚Die Sendlinge von Voghera' von Ilse von Stach lesen wir (S. 462):

Michael Servet (der von Calvin in Genf verbrannte Antitrinitarier) gleicht hier auffallend dem **Märtyrer der Freidenkerei** im Roman ‚**Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr**' der Baronesse E. v. Handel-Mazzetti; man muß farbenblind sein für den Zug, der das geistige Leben der Gegenwart zu beherrschen sucht, wenn man deswegen, weil die Ketzerrichter Protestanten oder Reformatoren sind, die **Tendenz der Verherrlichung des Freidenkertums und seiner Märtyrer** verkennen will. Michael Servet wird als Verkünder jener Kirche gepriesen, die ewig eine, die da atmet in der Wahrheit des Geistes, „die unsichtbare Gemeinschaft der Heiligen". Es ist dieselbe Zukunftskirche, als deren Personifikation Bremond in seinem Essay über Handel-Mazzetti die Romanfigur Maria Schinnagl (in ‚Jesse und Maria') verherrlicht.

Ich bin durchaus kein Freund der ‚Sendlinge von Voghera', und fühle mich nicht zum Verteidiger Ilse von Stachs berufen. Aber gegen die Zitationsmethode des Herrn D. muß ich doch Einspruch erheben. „Die ewig eine (Kirche), die da atmet in der Wahrheit des Geistes, die unsichtbare Gemeinschaft der Heiligen" — gewiß, so steht es buchstäblich in Ilse von Stachs Roman (‚Hochland', Märzheft 1910, S. 676). Aber **wer sagt das?** Ilse von Stach? Ach nein, sondern — **Michael Servet selbst** in einer Unterhaltung mit Calvin!

Das nebenbei und zurück zu Handel-Mazzetti. Schon in seinem „zweiten Brief" (S. 693) hatte D. ‚Meinrad Helmpergers merkwürdiges (lies denkwürdiges) Jahr' zu ‚Jesse und Maria' in Parallele gesetzt: „Beide Erzählungen sind eigentliche Schwestern, etwas verschieden und doch sehr ähnlich." Jetzt wird er deutlicher und findet in Meinrad Helmperger „die Tendenz der Verherrlichung des Freidenkertums und seiner Märtyrer"! Ich frage Herrn D.: „**Kennt er das 18. Kapitel von Meinrad Helmperger oder kennt er es nicht?**" Der protestantische Berliner „Exzellenzherr" läßt den englischen Freidenker Mac Endoll foltern und will dessen unschuldiges Kind foltern lassen, weil es eine lügenhafte Aussage gegen den eigenen Vater verweigert; das Kind ruft die Gottesmutter an, da „stößt er sein Gebet mit letzter Kraft aus seiner sterbenswunden Brust: Du Heilige vom Himmel, rette mein Kind, so will ich glauben"; und als sein Kind vor der Folter gerettet wird, „da tat sein Herz zwei hohe gewaltige Schläge: **Ich glaube**. Um ihn her ward ein Rauschen und Klingen wie Wellenspiel seines heimatlichen Meeres. Ueber den Wellen schwebte ein Heroldsengel, seines Kindes Gebet: Ave Maria ... Benedictus fructus tuus Jesus ... wies ihm den Weg zum Paradiese, wo die Jungfrau mit dem Sternenmantel sitzet, auf ihrem Arm das Kindlein, das da ist Jesus Christus, unser Herr und Heiland, hochgelobt in Ewigkeit" (‚Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr', S. 535—546).

Das ist „die Tendenz der Verherrlichung des Freidenkertums und seiner Märtyrer!" Gewiß, der ehemalige Freidenker Mac Endoll wird in dem Buch „Märtyrer" (natürlich nicht „Märtyrer der Freidenkerei") genannt (S. 608), aber von wem? Von dem guten alten Mönch Meinrad und von dem unschuldigen Söhnchen des „stolzen Vaters, der gesündigt und gelitten hatte, und dem zulieb das reine Kind büßend vor dem Altare stand" (S. 606), von dem kleinen Edwin, der das protestantische Abendmahl ablehnt (590), das katholische Glaubensbekenntnis ablegt (606) und aus der Hand des guten Mönches den Leib des Herrn empfängt (608). „Und er (Meinrad) fühlt es tief in seinem Herzen, daß fürderhin ... selbst nicht des Todes scharfes Schwert ihn trennen kann von diesem Kind, das ihm Maria geschenkt und das er in Maria minnet." Das sind die Schlußworte des Romans (S. 610), nur hat die Dichterin noch darunter gesetzt: O. A. M. D. G. Ich habe ihren späteren Roman ‚Jesse und Maria' z. B. zum Teil in scharfen Wendungen besprochen, wenn auch gegen zu weit gehende Vorwürfe verteidigt; damals habe ich mir nicht träumen lassen, daß ich noch einmal ihren frommen Erstlingsroman gegen den Vorwurf der „Tendenz der Verherrlichung des Freidenkertums" werde verteidigen müssen.

Herr D. nennt diejenigen, welche die angebliche Tendenz verkennen, „farbenblind". Seltsam, wie viele und was für Leute an dieser Blindheit schon vor mir gelitten haben! Zum Beispiel der heutige Bischof von Linz, der vor neun Jahren eine ausführliche anerkennende Besprechung des bösen Meinrad schrieb (‚Christliche Schul- und Elternzeitung', September 1901); oder P. Kreiten S. J., der ein Jahr früher (‚Stimmen aus Maria-Laach' 1900 Band 95) „zu mancher Seite den Kopf schüttelte", aber zu dem Gesamtergebnis kam: „Ob wir den Roman allen ohne Unterschied empfehlen sollen, bezweifeln wir **aus dem einzigen Grunde**, weil die Art, wie er seine Hauptthese zu lösen versucht, minder Unterrichtete leicht verwirren und beirren kann"; oder der Dichter Franz Eichert, heute Redakteur des ‚Gral', der seit 1897 ‚Meinrad' in der ‚Christlichen Familie', dem Organ des katholischen Schulvereins für Oesterreich veröffentlichte und die Buchausgabe vermittelt hat. Keiner von diesen „Farbenblinden", und meines Wissens auch kein einziger der anderen Zahllosen, die ‚Meinrad' besprochen haben, hat „die Tendenz der Verherrlichung des Freidenkertums" bemerkt, bis Herr D. endlich 1910 diese Entdeckung machte.

Ich glaube, mich in den vorstehenden Ausführungen streng sachlich verhalten zu haben. Auch wo der Ausdruck der Entrüstung vollkommen berechtigt gewesen wäre, habe ich ihn tunlichst vermieden, einige Wendungen noch nachträglich gestrichen, in der Erwägung: die nüchterne Nebeneinanderstellung der **Anklagen** und der **Tatsachen** wird wirkungsvoller als empörte Worte der Oeffentlichkeit zeigen, wohin in dem Feldzuge gegen Handel-Mazzetti (und in unzähligen anderen Fällen) die Leidenschaft gewisser „Antimodernisten" sich verirrt, die mit heißem Bemühen an allen Ecken und Enden „Modernismus" **suchen** — und dann natürlich finden, auch wo er nicht ist.

Vom Büchertisch.

Diefenbach Johann, Inspektor und Geistl. Rat: Rechtfertigung der Borromäus-Enzyklika Papst Pius X. durch evangelische Prediger und Gelehrte. Zur Aufklärung für Katholiken und Protestanten. Dem Evangelischen Bund gewidmet. Mainz 1910, Verlag Kirchheim & Co., 8°, 40 S., Preis geh. 25 Pf. Die Urteile Papst Pius X. über die Reformation waren längst vorher vertreten durch **protestantische** Prediger und Historiker. Nur weil der **Papst** es war, der diese Urteile zu seinen eigenen machte, heuchelte man die Rolle eines Beleidigten und entfachte aus politischen Gründen einen Entrüstungssturm. Diefenbach hat es trefflich verstanden, in seiner Broschüre die markantesten Stellen aus protestantischen **Straf- und Bußpredigern** des 16. und 17. Jahrhunderts, sowie die Urteile protestantischer **Gelehrter** der Neuzeit zu sammeln und dadurch zu zeigen, daß der Papst die Wahrheit gesagt hat. Die Broschüre ist recht geeignet als Stoffquelle und zur Massenverbreitung. Dr. Weber.

Die katholische Welt. Druck und Verlag der **Pallottiner**, Limburg a. d. Lahn. Jährlich 12 Hefte. Preis des Heftes 40 Pf. — Das erste (Oktober-) Heft des 23. Jahrganges dieses weit verbreiteten und im Preise wirklich bescheidenen „**Illustrierten Familienblattes**" liegt vor und bietet viel Gutes, Ansprechendes: den Anfang zweier Romane bekannter, tüchtiger Autoren: „Eines Verganteten Kinder" von Anton Schott und „Fäden der Liebe" von Therese Rak; eine abgeschlossene „tragikomische Geschichte" von Heinr. Tiaden: „Die beiden Prologe", und einen „Lustspielstoff" in drei Akten von F. Rosca: „Die reiche Erbin"; ferner zwei lebhaft gehaltene illustrierte Schilderungsbeiträge: „Kreuzfahrer der Gegenwart (II. Teil), Ernstes und Heiteres" von Jacob Odenthal und „Mont Saint-Michel" von Leonz Niderberger, dem Herausgeber, der wohl auch die wesensähnlichen knapperen Illustrationsartikel verfaßte: „Belgische Prachtbauten" und „Das neueste Königreich" (Montenegro). Der Literarhistoriker B. Stein bringt die in ihrem objektiven Gepräge sehr lesenswerte Hälfte eines Aufsatzes über „Gustav Frenssen". Die Redaktion besorgte den „Webstuhl der Zeit", eine anregende illustrierte Darstellung neuester aktueller Begebnisse. Poetisch empfundene Gedichte von Willy Arndt, Franz Faßbinder und Antonie Lehmkühler, ein paar kleinere technische (illustr.) Artikel usw. wurden dem Gesamttext eingestreut, ihm angefügt zwei ständige Beilagen: „Für die Frauen und Töchter" (illustr.) und „Büchertisch". — Was den reichhaltigen, klaren Bildschmuck betrifft, so bewegt er sich stofflich im herkömmlichen Rahmen unserer Familienzeitschriften. Erfreulich stimmungsvoll wirkt Christian Speyers „Abendlied" und Defreggers „Elsbeth", desgleichen — nach der humoristischen Seite — Claus Meyers „Dorfpolitiker". Diesem ersten Hefte beigegeben ist eine im Motiv und Kolorit sehr frische Kunstbeilage nach einem Gemälde von C. von Bergen: „Mutter und Kind".

M. Freimund.

Bange Nacht.

Nun kommt die Nacht aus Grüften tief,
Und schleppt die müden Glieder —
Erstickt den Tag, der jauchzend rief,
Mit ihrem Schwarzgefieder.

Totbringend ist ihr kalter Hauch:
Sie nimmt dem Sturm die Lunge,
Sie blendet sacht der Sonne Aug,
Macht stumm der Vögel Zunge.

Ein Riesenvogel, bergeschwer,
Liegt sie mir auf dem Herzen —
Und rings der Sterne flimmernd Heer
Erscheint gleich Todeskerzen.

J. Fritzen.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Residenztheater. „Der Kardinal", ein Stück in vier Akten nach dem Englischen des Parker, von Max Grube und Rudolf Lothar bearbeitet. Ich weiß nicht die Verdienste der drei Autoren gegeneinander abzugrenzen. Jedenfalls spricht aus dem Werke ein sehr starkes theatralisches Können, das auch in der Premiere auf die Mehrzahl der Besucher von starker Wirkung war. Das Publikum der zweiten Aufführung hatte in den Zeitungen gelesen, daß das Stück „Mache" sei, und blieb deshalb zur Wahrung seiner ästhetischen Reputation kühl bis ans Herz hinan. Mit Unrecht: die dramatischen Motive unserer Dichter bewegen sich in engem, meist allzu engem Kreise. Der tragische Konflikt des „Kardinals" hat zum mindesten den Vorzug des Unverbrauchtseins. Der Kardinal Giovanni de Medici sieht seinen Bruder des Mordes angeklagt, verurteilt, ja auf dem Weg zum Schafott und er kennt seine Unschuld, könnte den Namen des Mörders nennen, verschlösse nicht das Beichtgeheimnis für immer seine Lippen. Das Ganze ist überhaupt eine Verherrlichung des unverbrüchlichen Beichtgeheimnisses und damit der katholischen Moral. Der Konflikt zwischen Bruderliebe und Priesterpflicht ist nicht undichterisch gesehen, die Führung der Handlung an sich jedoch erinnert an Sardous Nervenkunst, nur arbeitet der Mechanismus (besonders in den zwei letzten Akten) bei den Epigonen nicht so geräuschlos. Die dramatischen Entladungen der großen Szenen bieten sehr dankbare schauspielerische Aufgaben. Sehr liebevoll ausgeführt haben die Autoren die Gestalt des von allen Lichtseiten der Renaissance bestrahlten Kardinals, die anderen sind typischer gehalten, der Condottiere, der erst in zwölfter Stunde den Unschuldigen durch sein Bekenntnis rettet, der eiserne Senator, der zur Wiederherstellung der Sitten nach Rom berufen, und die übrigen Chargen, welche dem Kulturmilieu Farbe und Stimmung geben. Graumann war im ersten Aufzuge vielleicht um eine Schattierung zu liebenswürdig-familiär, trug jedoch in der tragischen Entwicklung den Kardinalspurpur mit einer Hoheit, die durch den sich in den Zügen eindringlich spiegelnden Seelenschmerz nur noch an Größe gewann. Aus den zahlreichen übrigen Gestalten traten noch besonders Jacobi und Steinrück hervor. Schon rein äußerlich schienen in ihnen Bildwerke des Rinascimento Leben gewonnen zu haben.

Theater am Gärtnerplatz. Franz Lehárs Operette „Der Graf von Luxemburg" ist schon so ziemlich in allen größeren Städten gegeben worden. Aeltere Verpflichtungen mögen die hiesige Aufführung verzögert haben. Der erfolgreiche Komponist der „Lustigen Witwe" bewährt auch hier sein Können, reizvolle, einschmeichelnde Melodien zu schreiben, die auch unmusikalischen Ohren ergötzlich klingen. So erfreut er wieder die breiten Massen, wahrt jedoch durch sorgfältige Instrumentation das Niveau eines besseren Geschmackes. Das Libretto der Herren Willner und Bodansky schildert eine aus gleichgültigen Motiven geschlossene Scheinheirat, die zu einem wahren Liebesbund führt. Das Stück ist sehr reich und hübsch ausgestattet und die Wiedergabe verdient herzliches Lob. In jeder Operette wird so und so oft getanzt, zumeist an Stellen, an denen es einem harmlosen Zuschauer nicht aus der Situation hervorzugehen scheint. Da sich das Füßeschlenkern bei der jetzigen Damenmode gar nicht anmutig ausnimmt, werden vielleicht die maßgebenden Persönlichkeiten, wie Lehár, veranlaßt, mit dieser wenig sinnvollen Konvention zu brechen. Im übrigen läßt sich ein Besuch des unterhaltsamen Grafen von Luxemburg empfehlen.

Aus den Konzertsälen. Die Abonnementskonzerte des Konzertvereins, welche mit einem sehr gut besuchten Abend begannen, erhalten durch die zyklische Wiedergabe der neun Symphonien Bruckners ihre persönliche Note. Wenn einzelne derselben sich auch bereits bei dem Publikum großer Schätzung erfreuen, sind andere heute noch nahezu unbekannt; so war die erste Symphonie hier erst einmal erklungen. Löwe und sein prächtiges Orchester brachten ihr einen vollen Erfolg. Bruckners Wendung von der Kirchenmusik zur Symphonie entsprang aus dem Wunsche, ohne durch das Wort gebunden zu sein, seinen musikalischen Eingebungen folgen zu können. Die weihevolle Stimmung ist die gleiche. Wagners Freundschaft stärkte das Wertbewußtsein des sich schwer emporringenden Künstlers. Es war die Zeit der Uraufführung von „Tristan und Isolde", da Bruckner an seiner C-moll-Symphonie arbeitete und im Meistersingerjahr 1868 erlebte sie ihre erste und zwar erfolglose Wiedergabe. Man hat oft Bruckners Beziehungen zu Wagner zu einer künstlerischen Abhängigkeit stempeln wollen, welche Behauptung sich nicht aufrecht erhalten läßt. Erscheint in der 1. Symphonie manches noch unklar, so lassen sich die individuellen Züge Brucknerscher Kunst in der Paarung des Strengen und Zarten, Starken und Milden unzweideutig erkennen. Die wuchtige Größe des Schlußsatzes hinterließ starke Wirkung. Die Mozartsche Bläserserenade und Rich. Strauß' „Tod und Verklärung" fanden eine nicht minder mustergültige, beifällig aufgenommene Wiedergabe. Das gleiche Orchester bot im I. Volkssymphoniekonzert unter Prills längst bewährter Führung die zweite Leonorenouvertüre, Mozarts Jupitersymphonie und Spohr's selten gehörtes reizvolles Notturno. Die Klavierabende von Hch. Schwartz und Arthur Friedländer zeigten wiederum die hohe Virtuosität dieser beiden Pianisten, über die neues kaum zu sagen ist. Letzterer beschränkte sich auf Chopin und Liszt; der erstere, welcher wie seit Jahren seine talentvolle Schülerin Auguste Edel zur Mitwirkung herangezogen, bot Mozart, Beethoven und die Erlkönig-Transkription von Liszt. Das Vokalquartett von Frau Kraus-Osborne, Dr. Römer und Dr. v. Kraus weist in Frau Iracema-Brügelmann ein neues, stimmlich sehr begabtes Mitglied auf. In Werken von Brahms und in alter Musik zeigte die Vereinigung, von Mottl und Rosenheck begleitet, wieder ihr glänzendes Stimmenmaterial und ihren sorgfältig abgetönten Vortrag. Leider am gleichen Abend konzertierten die „Böhmen", von denen ich Smetanas reizvolles Quartett „Aus meinem Leben" in kongenialer Wiedergabe hörte. In dem nicht allzu großen Kunstbezirk, den Else Berny beherrscht, bietet diese Liedersängerin gutes und beifallswürdiges. Therese Schnabel-Behr (von A. Schnabel begleitet) sang Schubert, Brahms, Wolf und besonders die Brautlieder von Cornelius sehr rühmenswert. Ganz vorzüglich klingt ihre Höhe und die Schulung ihrer Stimme ist von einer bemerkenswerten Vollendung.

Demnächst erscheint im Musikverlag Bad Kissingen ein patriotisches Tongemälde in 12 Abteilungen „Wittelsbach-Bayern" von 1864—1911 von Friedrich Wilhelm Grell, daselbst.

Verschiedenes aus aller Welt. „Die heilige Katharina von Alexandrien", dramatische Legende in drei Bildern von Leo van Heemstede, Musik von Edgar Tinel, wurde vor kurzer Zeit von der Oratorienvereinigung in Bamberg mit eindringlicher Wirkung gegeben. In Brüssel und Koblenz ist das Werk oftmals über die Bühne gegangen, die Bamberger Aufführung bewies, daß es auch in Oratorienform von nachhaltigem Eindruck ist. In ungemein charakteristischer Weise spiegelt nach Berichten das Orchester mit blendenden Farben die Stimmungen wieder, welche die poesievolle und sprachschöne Legende Heemstedes auslöst. Unter der Leitung des Gymnasialmusikprofessors P. Lutz fand das schwierige Werk in der St. Michaelskirche durch treffliche Solisten und den wohlgeschulten heimischen Chor eine hochbefriedigende Wiedergabe. — Die so glänzend gelungene Aufführung des sophokleischen „Oedipus" in der Münchener Musikfesthalle wird Max Reinhardt in einem hierzu künstlerisch hergerichteten Zirkus Berlins in gleicher Besetzung wiederholen. Ferner wird das dortige Ausstellungstheater in den Hallen am Zoologischen Garten einen theaterhistorischen Zyklus bieten, welcher einen Ueberblick über das Werden und die Wandlungen von der antiken bis zur modernen Bühne geben will. Es beginnt mit der Wilbrandtschen Bearbeitung des „Oedipus in Kolonos" im Stile der antiken, griechischen Bühne. Ein Münchener Blatt beklagt, daß eine erstmals von Reinhardt in München verwirklichte Idee, eine Münchener „Errungenschaft", deren Entstehen vielleicht überhaupt nur in München möglich war, gewissermaßen von München „fortwandert". Eine künstlerische Idee läßt sich eben nicht patentieren und wenn sie gut ist, sollte man sich über ihre Ausbreitung nur freuen. — In London wurde ein Intimes Theater erbaut. Die neue Bühne hat sich das Münchener Künstlertheater zum Muster genommen. Sie eröffnete mit der „Lysistrata" des Aristophanes in einer das Frauenstimmrecht propagierenden Bearbeitung. — Das Metropoltheater in Berlin, welches alljährlich mit einer theatralischen Revue auskommt, die die Jahresereignisse mit wenig Kunst und Geist und nicht zu schüchternen Witzen in prunkvoller Ausstattung glossiert, schlägt nach Zeitungsberichten seinen Aktionären 20% Dividende vor, während die meisten künstlerisch geleiteten Bühnen mit Verlust arbeiten!

München. L. G. Oberlaender.



Einer früh Verklärten.

Du gingst dahin in deinen Maientagen,
Ein Röslein, das der Schnitter Tod gemäht,
Ich wollte dir noch so viel Liebes sagen,
Nun ist's zu spät!

Wie haben wir geschwärmt, gejauchzt, gesungen,
Den jungen Lenz gegrüsst, talein, talaus,
Wie Lerchenjubel hat dein Lied geklungen
Durch euer Haus.

Mir ahnte nicht, als deine sonnigklaren
Blauaugen ich so seltsam glänzen sah,
Dass dir und deinen blütenjungen Jahren
Der Tod so nah!

Mir ist, — als müsst' ich deinen Namen rufen,
Wach auf! Du aber schläfst und hörst es nicht,
Und deine Seele kniet an Gottes Stufen
Im ew'gen Licht.

Josefine Moos.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Der Pessimismus hinsichtlich der zukünftigen Gestaltung des internationalen Geldmarktes war leider nur zu begründet. Besondere Ansprüche wurden an das englische Notenbankinstitut gestellt, woselbst grosse Exporte an Gold — nach Aegypten an einem Tag 844,000 Pfd. Sterl. — der Bank entzogen worden sind. Zum Schutze der Goldbestände und als Abwehrmittel für übergrosse Anforderungen ähnlicher Art sah sich daher die Bank veranlasst, den offiziellen Wechselsatz um ein volles Prozent auf 5 % zu erhöhen. Im laufenden Jahre hat die englische Bank nunmehr zum achten Male eine Diskontänderung vorgenommen, welcher Hinweis schon deshalb ganz interessant ist, weil sonst gerade Englands Geldzentrale sich durch eine konservative Festhaltung an den Diskontsätzen ausgezeichnet hatte. Ganz sicher spielen bei dieser unruhigeren Diskontpolitik auch noch andere Massnahmen und Ursachen mit. Es sind in diesem Jahre vor allem grosse, aussergewöhnliche Geldforderungen akut. Hauptsächlich wird wohl auch die unsichere Situation der Auslandspolitik, besonders am Balkan, mit Schuld sein, dann die kriegerischen Herausforderungen Griechenlands, Bulgariens, die Reibereien und Grenzdifferenzen in Persien usw. und die politische Gestaltung in den Vereinigten Staaten Amerikas, alles Momente, welche mit zur vorsichtigen Beobachtung der Geldverhältnisse in den Hauptländern drängen. — Dass die Position unserer Reichsbank durch die erfolgte Diskontsatzerhöhung in London eine schwierige geworden ist, bleibt offensichtlich. Sehr zweifelhaft wird es daher sein, ob die bisherige allgemeine Annahme, dass es dem heimischen Zentralnoteninstitut möglich sein wird, mit der jetzigen gleichhohen Rate von 5 % bis Jahresschluss auszukommen, noch aufrecht erhalten werden kann. Die österreichisch-ungarische Bank, die schwedische und auch die belgische Notenbank haben die Diskontsätze bereits gleichfalls emporgesetzt. Um so höher ist es der Reichsbank anzurechnen, dass es bisher ihr möglich ist, einen verhältnismässig günstigen Status herauszubringen. Gegenüber den Ziffern des Vorjahres ergibt sich sogar eine beachtenswerte Kräftigung der Aktiven und eine Verminderung in der Steuerpflicht, wobei allerdings die fremdländischen Guthaben eine erhebliche Rolle spielen. Es ist jedoch zweifelhaft, ob die Bedürfnisse zum Monatsultimo nicht doch eine Erhöhung des Diskontsatzes veranlassen. Immerhin wird man der Gestaltung des heimischen Geldmarktes ruhiger als noch vor kurzem entgegensehen können. Die Reichsbank hat auch schon seit langem eine ruhigere und stabilere Diskontpolitik verfolgt und zum Exempel im Jahre 1910 erst dreimal ihren Diskontsatz geändert, dann zumeist nur, um Schritt mit der englischen Kollegin zu halten. Es ist eine alte Tatsache, dass die solide und tüchtige Leitung des vor kurzem verstorbenen ehemaligen Präsidenten Exzellenz Dr. Richard Koch den Grund zu solcher achtunggebietenden Stellung gelegt und gefördert hat. Als unentwegter Verfechter der deutschen Goldwährung und als Leiter der Reichsbank seit deren Bestehen hat sich der verblichene Präsident in der Finanz- und Handelswelt ein stets dankbares und ehrendes Andenken gesichert. — Es bleibt abzuwarten, ob die Verhältnisse an unseren Börsen durch diese momentane Situation am Geldmarkt nicht doch eine weitere Einschränkung der Spekulationskreise mit sich bringen. Eine Eindämmung der immer noch viel zu hoch gehenden Spekulationswellen wäre sehr erwünscht und aus den bereits früher besprochenen Motiven auch am Platze. Die von der Börse gestellten Anforderungen an die Reichsbank und die Grossbankwelt sind immer noch enorme. Hierzu kommen die Kapitalsbedürfnisse für industrielle Zwecke, die täglich sich überstürzen, und dann in gleich hohem Masse für Emissionen von Auslandsanleihen. Die Zeichnung auf die neuen $4^1/_2$ %igen ungarischen Schatzscheine zum billigen Preise von 99,40 % hat besonders in Deutschland grosse Beteiligung erzielt. Dabei haben die Erntebedürfnisse derzeit auch erheblichen Anteil an dem herbstlichen Geldmangel. Die deutschen Börsenmärkte liessen sich bis jetzt nur wenig aus ihrer günstigen Position herausdrängen. Auch von einer besonderen Einschränkung oder einer geringeren Beteiligung des Publikums ist nicht viel zu verspüren. Die überwiegend günstige Tendenz an der Newyorker Effektenbörse, bessere Berichte vom dortigen Eisen- und Stahlmarkt lassen immer wieder ein lebhaftes Geschäft in Berlin aufkommen. Am Montanmarkt und speziell in Elektrizitätswerten entfaltete sich sogar eine neue Hausse. Auch die sehr befriedigend ausgefallenen Verkehrseinnahmen der deutschen Eisenbahnen, günstige Kupferstatistiken, das Gerücht von baldiger Elektrisierung bayerischer Bahnteilstrecken lassen das Gros der Börsenfaktoren immer zur festen Tendenz zuneigen. Trotz der immer wieder auftauchenden Arbeiterunruhen, der stets unklaren und unbefriedigenden politischen Situation des Auslandes bleibt die Grundtendenz in Berlin gleichmässig fest. Gerüchte von Fusionen innerhalb der Berliner Grossbankgruppen (Kommerzbank und Handelsgesellschaft), dann die hocherfreulichen statistischen Ausweise des deutschen Aussenhandels mit einer enormen Steigerung des Exportverkehrs fast aller Warengruppen, günstige Meldungen von einzelnen industriellen Gesellschaften über Absatz und Geschäftsgang bestärken ausserdem die meisten Spekulations- und Kapitalistenkreise immer mehr darin, dass die Grundlagen unseres industriellen Wirtschaftslebens nach wie vor zuversichtlich beurteilt werden dürfen — trotz Geldverteuerung, Politik und Ueberspekulation. Vorsicht nach diesen drei Richtungen ist jedoch stark am Platze und Reserve sei trotz alledem jedem Kapitalisten empfohlen.

M. Weber.

Versteigerung einer großen Gemäldesammlung. Infolge Ablebens des bekannten Münchener Hofkunsthändlers Albert Riegner wird dem Wunsche des Verstorbenen gemäß dessen Kollektion, bestehend aus besten Werken erster Münchener und auswärtiger Künstler, zum Verkaufe auf dem Wege der Auktion gelangen. Da der Verstorbene während der Vorbereitung des Kataloges für eine ihm zur Auktion übergebene, ebenbürtige Sammlung aus Münchener Besitz abberufen wurde, gelangt auch diese mit zur Versteigerung. Die Auktion verspricht eine der bedeutendsten der Saison zu werden. Siehe Inserat.

Vortrags-Zyklen des Münchener Katholischen Frauenbundes. Die wissenschaftliche Sektion des Katholischen Frauenbundes beginnt am 7. November den 6. Jahrgang ihrer Vortrags-Zyklen. Es ist von größter Wichtigkeit und mit Freuden zu begrüßen, daß auch den Damen Gelegenheit geboten wird, auf Grund der katholischen Weltanschauung in den wichtigsten Gebieten des Wissens sich weiter zu bilden. München ist bis jetzt die einzige Stadt, welcher es gelungen ist, derartige Vortrags-Zyklen eine Reihe von Jahren ununterbrochen durchzuführen. Es ist eine beachtenswerte Tat, welche für die katholische Damenwelt von größerer Tragweite ist, als wohl viele noch ahnen. Bezüglich des Programms, das ein sehr gewähltes und reichhaltiges ist, sei auf das Inserat in der heutigen Nummer verwiesen.

Auf den dieser Nummer beiliegenden Prospekt der **Jos. Köselschen Buchhandlung, Kempten und München,** machen wir empfehlend aufmerksam.

Protest-Versammlung.

Mittwoch, den 26. Okt., abends 8 Uhr
im **Hackerbräu-Keller,** Theresienhöhe 2.

Redner:

Rechtsanwalt, Gemeindebevollmächt. **Rumpf:**

„Die Beschimpfung des Heiligen Vaters durch den Bürgermeister von Rom!"

Dr. Meffert, M.-Gladbach:

„Das Papsttum als Hort der Wahrheit und Autorität!"

Die Katholiken Münchens aller Kreise, Männer und Frauen, sind gebeten, die Versammlung demonstrativ zu besuchen.

Reservierte Sitzplätze à 1 Mark sind im Vorverkauf zu haben im Sekretariat, Erhardtstrasse 32/0. Telephon 21190.

Das katholische Aktionskomitee München.

Joseph Graf von Arco-Zinneberg, Kgl. Kämmerer und Erbl. Reichsrat, Ehrenvorsitzender. Dr Lochbrunner, 1. Vorsitzender Rechtsanwalt Rumpf, 2. Vorsitzender Frau Ellen Ammann, 3. Vorsitzende. Karl Scharnagl, 1. Schriftführer. Dr. Brem, 2. Schriftführer. Freiherr von Moreau, 1. Kassier. Architekt Elsner. 2. Kassier. Bildhauer Blersch. Stadtpfarrer P. Benedikt Brenner. Zollinspektor Giehrl. Universitätsprofessor, Geheimer Hofrat Dr. Grauert. Geistlicher Rat, Dompfarrer Hartl. Senatspräsident Dr. Wilhelm Ritter von Haiss. Chefredakteur und Verleger Dr. Armin Kausen. Arbeitersekretär Königbauer. Bezirkspräses Landgraf. Bahnverwalter Märkl. Landessekretär Dr. Müller. Kommerzienrat Nagler. Oberstudienrat Dr. Georg Ritter von Orterer. Präses Pichler. Geistlicher Rat, Stadtpfarrer Schiessl. Grosskaufmann Schwaiger. Militärpfarrer Winkler.

Wir bitten die Leser, bei allen Anfragen und Bestellungen sich stets auf die „Allgemeine Rundschau" zu beziehen.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 45. München, 5. November 1910. VII. Jahrgang.

Romhetze — Staatshetze.

Von Pfarrer H. Doergens, Traar-Krefeld.

Als die Borromäus-Enzyklika soeben erschienen war, schrieb Professor Rade (Marburg) in der „Christl. Welt" (Nr. 23 vom 9. Juni 1910): „Welche Blamage für den Papst! welches Maß von Unbildung! .... Derlei plumpes Gerede, wenn das heute die Religion des Vatikans ist? ..... Dieser Fanatismus (vielleicht ist's noch nicht einmal das) schneidet sich nur ins eigene Fleisch."

Mit weit größerem Rechte — denn durch die loyale Erklärung des Papstes ist jenem Schreiben jeder Stachel gegenüber den Kontroversverhältnissen der Gegenwart genommen, ist das Schriftstück zu einem historischen Urteil über den Ursprung der Reformation geworden! — mit weit größerem Rechte, sage ich, lassen sich die Vorwürfe Rades in äquivalenter Form gegen die Chemnitzer Rede (Evangelischer Bund) des Kieler Generalsuperintendenten D. Kaftan richten. Eine gellende Fanfare war's, voll Bitterkeit und Schärfe, voll eitler Selbstüberschätzung, weit ab vom „Zeichen des echten Ringes": der Demut, ohne jede Bereitwilligkeit, den idealisierenden katholischen Grundsätzen einen auch noch so kleinen Raum zum Schaffen zu gewähren.

Knechtung der Wahrhaftigkeit, Niederhaltung der freien Forschung, Gebete zum Stellvertreter Gottes, der Zölibat nichts weiter als eine drakonische Polizeimaßregel ohne jeden sittlichen Gehalt,[1]) mit einem Worte der ganze Katholizismus kulturell, intellektuell, moralisch und religiös minderwertig — sind das nicht Redensarten, die ihr Heimatrecht in jenen Niederungen haben, die Horaz mit den bekannten Versen zeichnet „odi profanum vulgus et arceo?" Und hier wiederholt sie ein „Kirchenfürst"? („Christl. Welt" 1910, Nr. 38.) Und das trotz der mehrfachen Aufforderung der Besten im Lande, die eines gebildeten Mannes unwürdige „instinktive" Abneigung gegen alles, was katholisches Wesen heißt, endlich einmal fallen zu lassen? Trotz der Mahnungen Schiele's („Christl. Welt" 1908, Nr. 37), „niemandem Motive unterzuschieben, die er nicht haben will," selbst nicht durch „Ausgrabung latenten Kirchenrechts" oder durch „Konsequenzmacherei"? Ein Theologe von der Stellung und dem Einflusse Kaftans sollte doch Worte wie jene v. Hertlings zu werten wissen: „man muß sich zu der rückhaltlosen Anerkennung entschließen, daß die theokratischen Anschauungen des Mittelalters der Vergangenheit angehören. Die Geschichte des Staats- und Kirchenrechts mag sie pietätvoll konservieren, die Direktive für eine Gestaltung menschlichen Gemeinlebens können sie nicht mehr abgeben." (Eröffnungsrede auf der Generalversammlung der Görresgesellschaft 1903.) Ein Generalsuperintendent sollte auch Studien kennen wie Heiners „Ungültigkeitserklärung weltlicher Gesetze seitens der Kirche" (Allgemeine Rundschau, 1909, Nr. 33) und „Recht der Fürstenabsetzung einst und jetzt" (Historisch-politische Blätter, Bd. 144); Bäumkers „Europäische Philosophie des Mittelalters" in „Kultur der Gegenwart" (Teil I Abt. V 1909, S. 288—381); Ehrhards „Mittelalter und seine kirchliche Entwicklung" in Spahns „Kultur und Katholizismus". Er sollte vor allem wissen, daß es einen ganz bedenklichen Mangel an staatsmännischer Klugheit verrät, angesichts der dort geäußerten Gedankenkonstruktionen den gesamten modernen — nicht modernistischen! — Katholizismus in so vollendeter Form zu brüskieren, wie er es getan! Einer, der sachkundig ist, Graf Hoensbroech, hat ja mehrfach „Katholikenhaß mit unbegrenzter Unwissenheit über katholische Dinge" selbst bei höchststehenden protestantischen Geistlichen konstatieren müssen, und dieser mit der Muttermilch eingesogene furor protestanticus, der blind macht, ist leider im deutschen Vaterlande zum perpetuum mobile eines unausgesetzt tobenden Offensivkampfes gegen Rom geworden. Was kümmert eigentlich das Vorgehen des Papstes gegen das philosophisch-religiöse System des Modernismus den Abgeordneten Bassermann und den nationalliberalen Parteitag zu Kassel? Erfordert Schleswig mit seinem so arg daniederliegenden religiösen Leben nicht die volle Arbeitskraft eines Theologen auf seinem ureigensten Gebiete? Oder mit welchem Rechte vergreift sich der linksliberale Volksschullehrer Behl („Freie Bayer. Schulzeitung" vom 1. Okt. ds. Js.) an einer so internen Angelegenheit der spezifisch katholischen Seelsorge, wie es die Festsetzung der Erstkommunionfeier der Kinder ist? Recht? Nein Taktlosigkeit und Anmaßung lassen den Herrn sich zum Kritiker in einer Frage aufwerfen, die ganz außerhalb seines Gesichtskreises liegt, an der er als Nichtkatholik vollständig uninteressiert ist! Welch „törichte und flegelhafte Anrempeleien erlauben sich gewisse freisinnige Blätter fast täglich gegen den Katholizismus!" (Brief des israelitischen Universitätsprofessors Dr. Sachs an die „Schlesische Volkszeitung".) Aber freilich, die katholische Religion ist eine „Religion für Unselbständige, Unmündige und Sklaven," die im Heidentum und im Fetischismus stecken geblieben ist, da fehlt es an der nötigen „frischen Luft und Reinlichkeit" („Praxis der Volksschule", herausgegeben von Rektor Rosenkranz, Kassel, Aprilheft 1910), da herrscht die „unsittlichste Institution, die es überhaupt gibt: die Beichte" („Christl. Freiheit", 5. Sept. 1909), da brennt 50 Tage lang, von Ostern bis Pfingsten, die Osterkerze, und „in der Flamme wohnt Christus in der Zwischenzeit zwischen seinem Tod und der Himmelfahrt!" (Hilfsbuch zur Kunstgeschichte von lic. theol. Dr. Schubring, Charlottenburg.) Eine kaum glaubliche Unkenntnis und Unfähigkeit, in catholicis ein auch nur einigermaßen begründetes Urteil abzugeben! Ist auch nicht nötig, denn es steht a priori fest: „Rom führt Millionen unseres Volkes zur moralischen Verlumpung" (Professor Herrmann, Marburg). Ich frage: welcher Katholik des 20. Jahrhunderts hat sich jemals der protestantischen Kirche gegenüber einer solchen Sprache bedient? Selbst ein Gelehrter wie Harnack verliert, sobald es sich um die Kritik katholischer Dinge handelt, alle Fassung. Trotz der Mahnung vom Kaisergeburtstagsfeste 1907, „es möchten die Gelehrten beider Kirchen sich noch ernsthafter bemühen, die Religion in der anderen Kirche besser zu verstehen, denn in jedem Verständnis liege ein Moment des Friedens", ist sein eigenes Lehrbuch der Dogmengeschichte mit „instinktivmäßigen" Gehässigkeiten reichlich durchzogen. Man vergleiche auch einmal, falls man in Schleswig dazu fähig ist, das häßliche Pamphlet des protestantischen Pfarrers Dr. Ohle „Der Hexenwahn" in den „Religionsgeschichtlichen Volksbüchern" (IV. Reihe, 8. Heft) mit den irenisch wirkenden Leistungen des Münchener Gelehrten Dr. N. Paulus (Hexenwahn und Hexenprozeß, Herder) und des Krefelder Oberlehrers Dr. Buschbell („Reformation und Inquisition in Italien um die Mitte des 16. Jahrhunderts", Schöningh, Paderborn) über dasselbe resp. das gleichartige Thema der Inquisition; und jedem Einsichtigen wird sofort klar werden, wem die Verschärfung der konfessionellen Gegensätze unserer Tage zur Last fällt. Freilich, es gibt auch

[1]) Aber wie steht es mit dem Zölibat der Lehrerinnen und der Beamtinnen? Man vergleiche darüber z. B. eine interessante Mitteilung in Nr. 862 der „Köln. Volkszeitung" vom 13. Okt. 1910 über die Folgen des württembergischen Beamtengesetzes.

wahrheitsliebende protestantische Forscher, wie den Zwickauer Professor Dr. Wappler, den Hallenser D. Tschackert, den Dresdener Superintendent a. D. Opitz, den Nürnberger Stadtpfarrer Schiller; es strebt wenigstens nach einer richtigen Vorstellung vom Wesen und Wollen des Katholizismus der Gießener Kirchenhistoriker Dr. Köhler. Vor allem aber erscheinen mir wertvoll die Worte eines Apostels der eminent praktischen Nächstenliebe, eines Mannes wie D. v. Bodelschwingh: „Ich fühle mich persönlich heimatlicher in Gesellschaft ernster katholischer Männer, die sich des Bekenntnisses zum ewigen Gottessohn nicht schämen, als unter evangelischen Namen-Christen, denen dies Bekenntnis gleichgültig oder gar ein Aergernis oder Torheit ist." Ein großer Teil der protestantischen Geistlichkeit hält eben nicht zum Kaiserwort, daß Christentum und Deutschtum untrennbar miteinander verbunden seien — auch Kaftan haben Pastoren seiner eigenen Landeskirche, Professoren wie Schaeder in Kiel und Grützmacher in Rostock, befehdet, „weil er den alten Glauben seines besten Inhalts beraube" („Chr. Welt" 1910, Nr. 38) — und deshalb nimmt die konfessionelle Verhetzung des Volkes, die gerade unserem Vaterlande schon so viel Unheil gebracht hat, eher zu als ab. In Chemnitz hat's Pfarrer Kappus konstatiert: „Wir wollen die katholischen Oesterreicher nicht evangelisch-lutherisch machen, aber römisch-katholisch sollen sie nicht sein. Ob sie evangelisch oder freireligiös werden, das ist uns gleich!" Und Kaftan? Er, der allzeit getreue Untertan des summus episcopus der preußischen Kirchenorganisation, hat schon vor Jahren in einem Aufruf zur Bildung eines Protestantenbundes Republikanern und Sozialisten brüderlich die Hand entgegengestreckt: „mögen sie (die Protestanten) gläubige Christen sein oder der Religion gleichgültig gegenüberstehen, mögen sie politisch denken, wie sie wollen, monarchisch oder republikanisch, agrarisch oder industriell, freihändlerisch oder schutzzöllnerisch, sozialistisch oder individualistisch — sofern sie bewußt protestantisch sind, haben sie dem Ultramontanismus gegenüber gewisse gemeinsame Interessen, und diese haben nur dann Aussicht, in der rauhen Wirklichkeit sich durchzusetzen, wenn ihre Träger insgesamt sie vertreten." Welch scharfe Kritik hat eine andere Chemnitzer Tagung, der evangelisch-soziale Kongreß, in der „Kreuzzeitung", der „Nordd. Allgem.", im „Reichsboten", in der Wochenschrift „Die Arbeit" über sich ergehen lassen müssen wegen ähnlicher ideologischer Auffassungen vom innersten Wesen der Sozialdemokratie. Die „Deutsche Tageszeitung" meinte, die überwältigende Mehrheit der deutschen Geistlichen müßte „Protest erheben gegen die Art, wie auf dem Kongresse das Christentum selbst von Geistlichen in die Niederungen des sozialdemokratischen Materialismus hinabgezogen worden sei," — Zwickauer Thesen, Pädagog. Zeitung, Nr. 33 vom 18. August! — immer mehr Wind wird gesäet, und daß der Sturm zu reifen beginnt, zeigt das rapide Anwachsen der deutschen Sozialdemokratie, zeigt die Begrüßung der portugiesischen Revolution durch die am weitesten linksstehenden, aber darum doch „wahrhaftigen" französischen Gesinnungsgenossen Kaftans: „Unsere erste Pflicht ist, der portugiesischen Republik langes Leben zu wünschen. Es ist für die von der Ueberlieferung der französischen Revolution beseelten Gemüter stets eine neue Freude, eine Republik mehr entstehen zu sehen. Man muß hoffen, daß dieses Beispiel befolgt werden wird, und daß die anderen lateinischen Völker Spaniens und Italiens, nachdem sie das Joch der Kirche abgeschüttelt, sich auch ihrer Könige entledigen werden." („Lanterne".) Wie haben auf dem Brüsseler Freidenkerkongreß die Revolutionäre der iberischen Halbinsel den Kampf gegen jede Autorität verkündet! Ni maitre, ni prêtre, ni Dieu! Ist es angesichts solcher Tatsachen nicht heller Wahnsinn, den katholischen und positiv gläubigen evangelischen Volksteil gegeneinander aufzureizen und zu erbittern? In einer Zeit, wo unser Staatsleben mehr als je auf die Mitarbeit der Katholiken angewiesen ist! Wo mehr als je nottut die Erhaltung einer zuverlässigen Abwehrmehrheit gegenüber all den destruktiven Tendenzen, die an den Grundfesten der heutigen Staats- und Gesellschaftsordnung rütteln! Wenn die Welt wirklich einmal am deutschen Wesen gesunden soll, dann mögen wahrhaft patriotische Männer sich zusammenschließen — die Deutsche Vereinigung versagt ja hier ganz! — und von hoher Warte herab allen Aeußerungen einer „instinktiven" Abneigung gegen das katholische Christentum, sie kommen, woher sie wollen, entgegentreten — um der Größe unseres Vaterlandes, um des Königtums von Gottes Gnaden willen!

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Eintracht unter den deutschen Katholiken und in der Zentrumspartei.

Es war der Fürstbischof von Breslau, Kardinal Kopp, der an der Bahre Windthorsts in der Hedwigskirche zu Berlin das Mahnwort ertönen ließ: Seid einig, einig, einig! Und der andere deutsche Kardinal, Erzbischof Fischer von Köln, benützte die jüngste Kölner Protestversammlung zu einer packenden Rede über die Eintracht, die in der kräftigen Feststellung gipfelte: die deutschen Katholiken müßten geradezu den Verstand verloren haben, wenn sie in den dermaligen Zeitläuften sich spalten und gegenseitig befeinden wollten. (Vgl. die vorhergehende Nummer dieses Blattes, S. 774.)

Inzwischen sind nun weitere Schritte geschehen, um den Gefahren für die Eintracht und den Zweifeln an deren Fortbestand wirksam entgegenzutreten. Und zwar sowohl von seiten des obersten Organs der Zentrumspartei als auch von den beiden genannten Kirchenfürsten.

In ersterer Hinsicht liegt folgende parteiamtliche Veröffentlichung vor:

„Der Landesausschuß der Preußischen Zentrumspartei, verstärkt durch die nichtpreußischen Mitglieder des Vorstandes der Reichstagsfraktion sowie durch mehrere Vertreter der Zentrumspresse hielt am 24. Oktober 1910 im Reichstagsgebäude eine Sitzung ab. In derselben wurde eine Anzahl schwebender Fragen erörtert. Dabei gab der Abgeordnete Roeren nach eingehender Beratung folgende Erklärung ab, deren Veröffentlichung beschlossen wurde: „Erstens. Ich trete nunmehr unzweideutig und vorbehaltlos auf den Boden des Beschlusses des Landesausschusses vom 28. November 1909 und werde alle weitere direkte oder indirekte Vertretung einer anderen Formulierung unterlassen. Zweitens. Nachdem sich gezeigt hat, daß die Schopensche Broschüre: „Köln eine innere Gefahr für den deutschen Katholizismus" die Einigkeit in der Zentrumspartei gefährden kann, will ich die frühere Empfehlung derselben nicht mehr aufrecht erhalten. Drittens. Ich hoffe und wünsche, daß der ganze Streit, der sich an die sogenannte Osterdienstags-Konferenz geknüpft hat, auf seiten der Teilnehmer der Konferenz wie ihrer Gegner weder in der Presse noch in Versammlungen fortgesetzt wird." Die Versammlung des Landesausschusses beschloß ferner, die Zentrumspresse zu ersuchen, die Polemik über alle an die sogenannte Osterdienstagskonferenz sich anknüpfenden Streitfragen von jetzt ab gänzlich einzustellen."

Nach dieser unzweideutigen und vorbehaltlosen Erklärung des Herrn Abgeordneten Roeren darf man wohl annehmen, daß auch die anderen Teilnehmer an jener Osterdienstags-Konferenz die Erörterungen über eine schulgerechte Definition des Zentrums einstellen. Nachdem schon im vorigen Jahre allgemein zugestanden war, daß das Zentrum eine politische nichtkonfessionelle Partei sei, hatte die Fortsetzung der Diskussion überhaupt keine praktische Bedeutung mehr; es konnten bei der philosophischen Haarspalterei nur persönliche Verärgerungen und Verwirrung unter den weniger logisch geschulten Zuhörern herauskommen. Wenn nunmehr, nach der gründlichen parteiamtlichen Klarstellung, noch Erisäpfel von Definitionen und Distinktionen usw. in das Lager der Zentrumspartei getragen werden, so darf man den Urhebern von Rechtswegen die Parteizugehörigkeit absprechen. Einen häuslichen Streit über das Wesen der Zentrumspartei gibt es nicht mehr. Auf weitere Anzapfungen von außen zu antworten, ist zurzeit weder notwendig noch förderlich. Die Presse wird also dem Ersuchen des Landesausschusses gemäß die parteitheoretische Polemik gern einstellen können. Das Zentrum ist, was es war, und bleibt, was es ist. Uns gefällt es so, und die anderen werden sich wohl oder übel mit dem tatsächlichen Wesen der Zentrumspartei abfinden müssen. Wir wollen ihnen den nötigen Respekt nicht durch kunstvolle Formulierungen, sondern durch wuchtige Handlungen beibringen.

Der Streit war nun leider, namentlich durch die oben erwähnte Broschüre des jungen Kaplans Schopen, von dem politischen auf das kirchlich-religiöse Gebiet hinübergespielt worden. Die (in der vorigen Nummer der „Allg. Rundschau" bereits gekennzeichnete) Ketzerriecherei brachte zersetzendes Gift in den Essig der Polemik. Zum Unglück erhielten skrupellose Eiferer Kenntnis von einem vertraulichen Schreiben, das der Herr Kardinalfürstbischof Kopp an eine in der Frauenbewegung tätige Dame gerichtet hatte. Da in dem Schreiben bei der Erörterung interkonfessioneller Bestrebungen der Ausdruck „Verseuchung des Westens" gebraucht war, so glaubten die lauernden Gegner

den Breslauer Oberhirten nicht bloß zu dem „Katholischen Frauenbund“, sondern auch zu dem Kardinalerzbischof von Köln in Gegensatz bringen zu können. Diesen Mißverständnissen und Machenschaften sind nun, wie in der Nr. 44 der „Allgemeinen Rundschau“ bereits mitgeteilt wurde, die beiden Kirchenfürsten schnell und durchschlagend entgegengetreten.

Ihre Erklärungen haben nicht nur die letzten Zweifel an der vollen und herzlichen Eintracht unserer Oberhirten gebannt, sondern auch das Mißtrauen der Katholiken gegen einander, das hier und da sich zu entwickeln drohte. Die Bischöfe im Verein mit dem Apostolischen Stuhl sind die berufenen Wächter und Lehrer in den kirchlich-religiösen Angelegenheiten; sie bedürfen nicht der Nachhilfe von unberufenen Eiferern, die für ihre eigenen Ansichten und Strebungen das Monopol des Katholizismus in Anspruch nehmen möchten. Was die Oberhirten billigen, darf man nicht verurteilen, und was sie zulassen, darf man nicht für kirchlich unzulässig erklären. Was der Respekt vor der Autorität gebietet, fordert zugleich die Klugheit. Das Bessere soll man nicht zum Verderben für das Gute werden lassen und die Zwietracht als das Allerschlechteste betrachten.

Im übrigen dürfen wir uns angesichts der tendenziösen Aufbauschung, die von gegnerischer Seite alle kleinen Zwischenfälle in unserem Lager erfahren, zur eigenen Beruhigung sagen, daß auf unserer Seite die Einigkeit immer noch viel besser gewahrt ist, als bei allen kirchlichen, sozialen oder politischen Organisationen der übrigen Welt. Dieser tatsächliche Vorsprung darf uns ermutigen, aber nicht einschläfern und erst recht nicht unvorsichtig machen. Was wir an Kraft und Zucht ererbt haben von unseren Vätern, wir müssen es erwerben, um es zu besitzen, und in zäher Vorsicht pflegen, um es zu bewahren. Am allerwenigsten dürfen wir uns in der gegenwärtigen kritischen Zeit den Luxus des Eigensinns, der Eigenbrödelei und der unberufenen Schulmeisterei gestatten. Jeder muß seine Person, und mag sie noch so viele vermeintliche oder wirkliche Vorzüge haben, der gemeinsamen Sache unterordnen.

Die Kaiserfahrt nach Brüssel.

Die Erwiderung des Antrittsbesuches des belgischen Köngspaares hatte an sich mehr formale als realpolitische Bedeutung. Letztere aber wurde gehoben durch den blinden Eifer der Gegner und Neider. Die belgische Sozialdemokratie, deren Leitung sonst schon gelegentlich mehr Klugheit verriet als die deutsche, ließ sich zu dem Versuche hinreißen, den Empfang der kaiserlichen Gäste zu stören, und die liberalen Französlinge glaubten ebenfalls dem belgischen Volke kühle Zurückhaltung auferlegen zu können. Beide Flügel des belgischen Großblocks haben eine gründliche Niederlage erlitten. Das Volk hat dem deutschen Kaiserpaar einen sehr glänzenden und herzlichen Empfang bereitet. Die paar Fanatiker, die sich im Pfeifen versuchten, machten nicht einmal polizeiliches Einschreiten nötig, da die Bürger selbst sie mit derben Handgriffen zur Ruhe brachten. Die Trinksprüche waren von überzeugender Wärme und entsprachen durchaus der guten Nachbarfreundschaft, die zwischen den beiden, gleichmäßig in der Kultur fortschreitenden Ländern besteht. Weiter verlangt Deutschland von Belgien nichts. Die Verdächtigung, als ob Deutschland irgend etwas plane gegen die Selbständigkeit Belgiens oder gegen seine Neutralität im Kriegsfall, ist aufgebracht worden und wird krampfhaft aufrechtzuerhalten gesucht gerade von den Leuten, die Belgien der französischen Politik dienstbar machen wollen. Hoffentlich hat der Kaiserbesuch das Vertrauen auf die Loyalität Deutschlands in Belgien gehoben. Das wäre schon ein schätzbarer Erfolg. Wenn nebenbei auf die Sozialdemokratie und den mit ihr verbündeten Liberalismus ein abschreckendes Streiflicht gefallen ist, so freut uns das sowohl im Interesse der christlich-konservativen Partei Belgiens, als auch im Interesse unseres Parteilebens. Denn schließlich kommt es hüben wie drüben darauf an, daß die Wähler den wahren Charakter des Großblocks erkennen.

Zur innerpolitischen Entwicklung.

Die Regierung scheint aus der Reserve, die man vielfach als Planlosigkeit und Schwäche auszulegen versuchte, allmählich herauszutreten. Langsam, Schritt vor Schritt. Da wir bis zu den Reichstagswahlen noch ein Jahr Zeit haben, ist ja auch keine Ueberstürzung geboten. Ein sachter Landregen ist oft besser als ein imposanter Platzregen. Zunächst traten die Offiziösen gegen den Hansabund auf und wiesen wiederholt recht nachdrücklich auf die verhetzende und zersetzende Agitation dieser liberalen Wahlbeeinflussungs-Organisation hin. Dadurch wurde für alle, die noch offene Augen haben, klargestellt, daß der Hansabund seine Kräfte und Geldmittel ausschließlich gegen bürgerliche Parteien verwerten, dagegen die Umsturzpartei schonen und zu Hilfe ziehen, sie also begünstigen und (wenigstens mittelbar) fördern will. Neuerdings sprechen sich die Offiziösen deutlicher aus im Anschluß an eine kräftige Rede des konservativen Abgeordneten v. Oldenburg. „Der Reichskanzler“, so heißt es in der „Nordd. Allg. Ztg.“, „hat es nie im Zweifel gelassen, daß er in der scharfen Bekämpfung der Sozialdemokratie eine der Hauptaufgaben der Regierung und der Parteien sieht. Die ernsten Symptome, die in Moabit und anderwärts zu Tage getreten sind, sprechen deutlich genug von den Fortschritten der revolutionären Massenverhetzung, deren Uebermut durch die Paralysierung der sich in Zwietracht verzehrenden staatserhaltenden Kräfte nur erhöht werden kann. Mögen die bürgerlichen Parteien die Lehren dieser Vorgänge beherzigen.“

Zu beherzigen haben diese Lehren freilich nicht nur die Parteien, sondern auch gewisse Minister, z. B. Herr v. Bodman in Baden. Die Unvereinbarkeit der dortigen Großblockpolitik mit der Sammlungspolitik der Reichsregierung scheint neuerdings in Karlsruhe aufgestoßen zu sein. Ein Oberamtmann Arnsperger, der gar zu offen gegen die Konservativen gewettert, ist aus dem kritischen Wahlkreise Karlsruhe-Land in das kleine, aber angenehme Nest Staufen versetzt worden, und die amtliche Zeitung hat diese zärtliche „Maßregel“ mit einigen schönen Worten über den „Zusammenschluß der bürgerlichen Parteien bei den Reichstagswahlen“ begleitet. Darob haben die Großblockleute von „Berliner Einflüssen“ oder gar von „Boudoirpolitik“ (im Hinblick auf die Großherzoginwitwe Luise) geredet. Wir sehen noch nichts von einem Systemwechsel und können uns denselben auch ohne Personenwechsel nicht gut denken. Es wäre aber ein verhängnisvolles Aergernis, wenn bei den Reichstagswahlen der badische Zweig der Sozialdemokratie sich noch als Hofpartei aufspielen könnte. —

Der Reichskanzler läßt zur weiteren Kennzeichnung seines Programms auf den Voranschlag für 1911 verweisen, den er mit Hilfe der neuen Steuern unter Aufgebot allseitiger Sparsamkeit trotz Herabsetzung der Anleihe für außerordentliche Aufwendungen ins Gleichgewicht gebracht hat. In der Tat ein rühmlicher Erfolg sowohl der vielverlästerten Steuermehrheit als der Regierung. Man weiß, daß hochmögende Eiferer die Kassenauffüllung für beträchtlichen Militäraufwand ausnutzen wollen. Mit Hilfe des preußischen Staatsministeriums hat der Reichskanzler auch in diesen Kreisen Sparsamkeit erzwungen, was für die Festigkeit seiner Stellung spricht.

Aus dem Parteileben ist ferner zu berichten, daß die Jungliberalen einen eigenen Parteitag gehalten haben, um die wächserne Nase des Kasseler Parteitages der nationalliberalen Gesamtpartei nach links zu drehen und den Großblockfrevel fortzusetzen, und daß die elsaß-lothringische Zentrumspartei auf dem Landesparteitag in Straßburg trotz der dortigen schwierigen Verhältnisse neue Hoffnungen begründet hat.

Bei unseren Parteifreunden ist überhaupt der Wahlmut im Steigen. Dabei verlassen wir uns freilich auf die eigenen Kräfte, nicht auf die langsam einsetzende Regierungsaktion.

Zwei radikale Minister als autoritäre Kämpfer im Parlament.

Herr Briand, der einstige Prophet des Generalstreiks, hat sich als Retter der Staats- und Gesellschaftsordnung in Frankreich zweifellos Verdienste erworben. Zum Dank dafür werden die Gegner und Neider im Parlament ihn wahrscheinlich zu Fall bringen. In den leidenschaftlichen Parlamentsverhandlungen der vergangenen Woche gab Herr Briand sich zwei Blößen. Erstens mußte er gestehen, daß sein Ministerium nicht einig ist über die gesetzgeberischen Maßnahmen gegen die Wiederkehr solcher Mißbräuche des Streikrechts, und zweitens ließ er sich schließlich hinreißen zu der überflüssigen und mißdeutungsfähigen Bemerkung, er würde auch vor ungesetzlichen Hilfsmitteln nicht zurückschrecken, wenn die Sicherheit der Landesgrenzen und der Eisenbahnen nicht anders gerettet werden könnte. Dieser jüngste „französische Bismarck“ ist ja noch offenherziger, als unser Bismarck in der Konfliktszeit. Aus dem „unwahren Bedingungssatz“ wird dem zum Kraftpolitiker gemauserten Umstürzler wahrscheinlich ein Strick gedreht werden. —

Besser sind die Aussichten des kretischen Griechen Venizelos, der einst der gefährlichste Störenfried und Aufwiegler war, jetzt aber es unternommen hat, die Monarchie und nebenbei seine eigene Herrschaft gegen die zerfahrene Nationalversammlung durch den Appell an die öffentliche Meinung zu retten. Bisher hat der überraschend emporgekommene „Staatsretter“ sehr geschickt operiert. Das Volk scheint Sehnsucht nach einem „Manne“ zu haben.



Ein Münchener Riesenprotest.

Von Dr. N. Brem.

„Ein Teil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft."

Dieses Wort aus Goethes Faust, das Dr. Meffert in der Protestversammlung der Münchener Katholiken vom 26. Oktober gegen die bekannten Schmähungen Nathans zitierte, findet auf die Münchener Verhältnisse eine besondere Anwendung. Wie in keiner anderen katholischen Stadt versucht in München das Freidenkertum aller Schattierungen, das akademische und proletarische, sich einzunisten und gleichsam das Bürgerrecht zu gewinnen. Die proletarische Bewegung ist gefährlich vor allem durch ihre Breite; sie schlägt ihr Kapital aus der die Massen erfassenden gewerkschaftlichen und politischen Arbeit der Sozialdemokratie. Die akademische dagegen, die, wie man scherzweise gesagt hat, im Gegensatz zur ersteren nicht in Holzschuhen, sondern in Lackstiefeln einherschreitet, will das Milieu der Mittelschul- und Hochschulbildung mit dem klingenden Wort der autonomen Persönlichkeit berücken. Die Erfolge sind nicht gering. Fühlt sich die Münchner Freigeisterei doch stark genug, um in einem am 24. Oktober in den „Münchner Neuesten Nachrichten" veröffentlichten Aufruf von München wie von einer Zentralstelle aus über ganz Süddeutschland hin alle „freiheitlich" Gesinnten zu einem süddeutschen Freidenkerkartell aufzurufen. Was diesen Feinden allen positiven Christentums in München besonders zugute kommt, das ist das Uebergewicht einer Presse, die gegen alles Positivgläubige stumpf, gegen alles Katholische aber feindselig und unversöhnlich ist. Es kann kaum mehr überboten werden, was insbesondere die „Münchner Neuesten Nachrichten" seit dem Augsburger Katholikentag an verletzenden Nadelstichen und unerhörten Herausforderungen den Katholiken antun durften.

Ein Gutes aber scheint diese unaufhörliche Befeindung bewirkt zu haben: Die gläubigen Katholiken wurden aus ihrer Zurückhaltung aufgerüttelt und zur Abwehr getrieben. München, die Stadt der Mariensäule, beginnt sich auf seine katholische Vergangenheit zu besinnen. Zwar teilt es mit jeder modernen Großstadt das Schicksal, durch die fluktuierende und nomadisierende Bevölkerung, wie sie die letzten vier Jahrzehnte in Bewegung gebracht haben, nicht bloß in ihrem Stadtbild, sondern auch in ihrem inneren Wesen, ihren alten Sitten und Gebräuchen Veränderungen zu erleiden. Die Freunde im Reiche, die leicht ein hartes Urteil über Münchner Verhältnisse fällen, mögen nicht vergessen, daß eine Großstadt nicht bloß größer ist als eine Stadt unter 100000 Seelen, sondern eine andere Psychologie aufweist. Aber trotzdem: Ein echter und guter Kern ist übriggeblieben, mag er auch von dem neu und rasch Hinzuwachsenden zeitweilig überwuchert sein. Der Münchener lebt noch! Als im letzten Jahre die Frechheiten des Ferrerrummels wie Trompetenstöße wirkten, da rieb er sich die Augen, reckte sich — und war zur Stelle. Aus den zehn Protestversammlungen, die vor Jahresfrist gegen die freidenkerische Ferrerdemonstration arrangiert wurden, waren im Nu 16 geworden. Das lose Komitee, das sich damals in der Not des Augenblicks gebildet hatte, hat sich unterdessen aus allen Schichten und Organisationen ergänzt und als katholisches Aktionskomitee konstituiert. Und als es für den 26. Oktober laufenden Jahres wieder die Katholiken der Stadt zu einem großen Proteste im großen Hackerbräukeller aufrief gegen die Beschimpfung des Hl. Vaters durch den römischen Bürgermeister, sind wieder im Handumdrehen aus einer Protestversammlung vier geworden, 2 Stunden lang wogten die Massen durch die Straßen. Stromweise ergossen sie sich durch die Türen in den Saal. Kaum war er überfüllt, so war auch, einige Minuten später, der zweite Saal zum Erdrücken voll. Rasch war eine dritte und vierte Versammlung arrangiert. Die Woge der Begeisterung eilte von Versammlung zu Versammlung. Mit glänzenden Augen und ergriffenen Herzen jubelten Tausende ihrem Erzbischof entgegen. Wer dazwischen stand, der hat die lebendige und fortreißende Kraft verspürt, die von der totgesagten katholischen Kirche ausgeht. In offene Herzen fiel der feinsinnige, ebenso vornehme wie sachlich scharfe Protest des Rechtsanwaltes Rumpf. Es schlossen sich im Hackerbräukeller an das Referat Dr. Mefferts, des Meisters populär-wissenschaftlicher Beredsamkeit, im Bavariakeller die glänzenden, fein ziselierten Ausführungen P. Baseglias. Für die zweite Parallelversammlung sprang rasch der verdiente und beliebte Präses Knon ein. Als im Hackerbräukeller vollends der Münchener Oberhirte das Wort ergriff, da erlebte es jeder im großen weiten Saale, was es heißt, Katholik zu sein. Mit angehaltenem Atem, wie mit einer Seele, horchte die Versammlung auf die klaren Worte, Hirt und Gläubige durch die geheimnisvolle Gemeinschaft der katholischen Glaubensüberzeugung und Glaubensbegeisterung eins.

Was bei diesem pompösen Protest der Münchener Katholiken für die Zukunft Münchens Gutes sich erwarten läßt, das ist die Einigkeit, mit der alle Schichten der Bevölkerung zusammenstanden. Der Sproß eines altbekannten und um die katholische Sache hochverdienten Adelsgeschlechtes, Joseph Graf von Arco-Zinneberg, hat für das katholische Aktionskomitee den Ehrenvorsitz angenommen. Beamte, Bürger und Arbeiter, Klerus und Laien, Männer und Frauen, im Komitee wie in der Versammlung vereint, sind von dem gemeinsamen unerschütterlichen Willen geleitet, in der Befreiung der Hauptstadt aus der Sklaverei der kirchenfeindlichen Mächte die Hauptsorge zu erblicken. Die vielen in der Praxis des täglichen Lebens musterhaft arbeitenden katholischen Organisationen Münchens, ohne deren Arbeit, vor allem nach der sozialen Seite hin, an einen Erfolg der katholischen Aktion gar nicht gedacht werden kann, haben sich leicht und schnell zum gemeinsamen Stoße zusammengefügt. Es ist zweifellos seit den Tagen des Ferrerrummels in die katholische Arbeit der Hauptstadt ein größerer Stil eingezogen.

Die zwei gefährlichsten Feinde aber, welche der katholischen Sache in München gegenüberstehen, sind der Pessimismus im eigenen Lager und die gegnerische Presse. Wird denn irgend etwas durch Pessimismus besser? Was vermag er zu leisten? Wir müssen ihn niederkämpfen, selbst wenn das Jahr 1911 und kommende Jahre uns manche Enttäuschung bringen sollten. Und die Presse? Interessant ist ihre Berichterstattung über den Riesenprotest der Münchener Katholiken. Die schlaue „Münchner Post" geht über ihn mit völligem Stillschweigen hinweg, die „Münchner Zeitung" verabschiedet ihn mit einigen kalten Zeilen. Die „Münchner Neuesten Nachrichten" aber glauben es sich leisten zu dürfen, den Katholiken noch eigens Fußtritte zu verabreichen. Unter der Ueberschrift: „Ultramontane Proteste" finden sie folgende giftigen Worte:

„Um die Aufmerksamkeit des Volkes von den innerpolitischen Zuständen des Deutschen Reiches abzulenken, werden jetzt überall Versammlungen abgehalten, die gegen die „Beschimpfung des Papstes durch den Bürgermeister von Rom" protestieren und eine vorher schon festgelegte Resolution annehmen müssen. Es war vorauszusehen, daß die wenig taktvolle Rede des Bürgermeisters von Rom dem deutschen Zentrum (!) willkommenes Material für seine Parteiagitation bieten würde. So haben auch in München gestern vier Versammlungen stattgefunden, in denen eine Resolution angenommen wurde, die sich inhaltlich mit den in anderen Städten gefaßten Beschlüssen deckt."

Folgen noch einige Sottisen. Müßten die Münchener Katholiken sich die Erbärmlichkeit einer solchen Berichterstattung gefallen lassen, wenn sie wie ein Mann aufständen und ihre katholische Presse unterstützten? Wäre die verächtliche und ganz unerträgliche Behandlung, die sie durch die gegnerische Presse tagtäglich erfahren, nicht mit einem Schlage aus der Welt geschafft? Sind nicht die meisten Steine zu den Zwingburgen an der Sendlingerstraße, an der Frauenstraße und am Altheimereck von den Katholiken selbst herbeigeschleppt worden? Es fand stürmischen Anklang, als Dr. Meffert den minutenlangen Beifall der Versammlung beantwortete mit der Mahnung: „Hier Beifall zu klatschen ist kinderleicht, schwerer ist's draußen im öffentlichen Leben seinen Mann zu stellen und den Katholizismus der lebendigen, öffentlichen Tat zu üben". Wenn das katholische München diese Mahnung befolgte beim Abonnement des nächsten Monats oder Vierteljahres, ja dann wäre der Tag der Befreiung wohl in Aussicht. Das wäre aber ein Tag der Freude nicht bloß für uns Münchener, sondern für das ganze katholische Bayern und Deutschland, das in dem vom Sozialismus eroberten, von religiöser Gleichgültigkeit und Freidenkertum bedrohten München seine größte und schönste Stadt an die feindlichen Gewalten verloren hat. Es darf nicht soweit kommen, wie in Nürnberg, wo unter der Vorherrschaft des Freisinns und des Sozialismus das geistliche Gewand vor strafloser öffentlicher Verspottung und die Gotteshäuser vor Besudelung nicht mehr sicher sind.



Oesterreich und Ungarn.

Von Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

I.

Als die Habsburger Monarchie durch den Dualismus in zwei Reiche getrennt wurde, gab man ihr zum Zeichen der Gemeinsamkeit einen Reichsrat, der von den Parlamenten in Wien und Budapest durch Delegierte gebildet wird, darum nennt man ihn „die Delegationen". Die österreichische Delegation wird im Abgeordnetenhause des Reichsrates nach Kronländern gewählt, darum sind auch alle Parteien und alle Nationalitäten in ihr vertreten, das Herrenhaus wählt seine Delegierten nach dem Stärkeverhältnis der drei Parteien. Die ungarische Delegation besteht ausschließlich aus Magyaren, von beiden Häusern des Reichstages nach dem Stärkeverhältnis der Parteien gewählt, nebst ein paar Kroaten als Vertreter des Königreiches Kroatien-Slawonien. In der ungarischen Delegation hat daher die nichtmagyarische Bevölkerungsmehrheit Ungarns nicht einen einzigen Vertreter, man sollte sie daher eigentlich richtiger die magyarische Delegation nennen. Die beiden Delegationen tagen abgesondert, jede für sich; die gemeinsamen Minister müssen ihre Ressorts daher auch zweimal vertreten und dafür sorgen, daß beide Delegationen schließlich übereinstimmende Beschlüsse fassen und vor allem das gemeinsame Budget bewilligen. Die Reichslande Bosnien-Herzegowina wählen weder eine eigene Delegation, noch entsenden sie in eine der beiden anderen Delegationen oder in beide Delegationen ihre Vertreter, obwohl über ihr Schicksal in den Delegationen entschieden wird. Da ist jedenfalls eine große Lücke, welche den Bosniern nach der Annexion erst recht schmerzlich fühlbar wird.

Die verfassungsgemäße Kompetenz dieses Reichsparlamentes, wenn man es so nennen darf, ist sehr beschränkt, seine Hauptaufgabe ist das Geldbewilligen für die Auslandspolitik, für Heer und Marine und für die Reichslande. Die Magyaren haben sich eine staatsrechtliche Auffassung zurechtgelegt, nach welcher sie der Delegation einen reichsparlamentarischen Charakter gar nicht zuerkennen, nach ihnen ist die ungarische Delegation nichts anderes als ein Ausschuß des ungarischen Reichstages, der von beiden Kammern gemeinsam gebildet wird und dem kein anderer Charakter zukommt als der eines anderen Ausschusses ihres Reichstags. Das ist zwar wie all die staatsrechtlichen Tüfteleien der Magyaren eine ganz verfehlte Auffassung, denn die Delegationen beschließen aus eigener Machtvollkommenheit Gesetze, was keinem einzigen Ausschusse eines Parlamentes der Welt zusteht. Aber der Aberkennung des Reichscharakters der Delegationen entspricht ihr Bestreben, aus dem Reichskriegsminister und dem Reichsfinanzminister einen gemeinsamen Kriegsminister und gemeinsamen Finanzminister zu machen, und sie schrecken auch gar nicht vor dem Plane zurück, dem Ministerium des Aeußern den Reichscharakter abzuerkennen, so daß schließlich vom „Reich" nichts anderes übrig bliebe als der Monarch, der auf der einen Seite der Leitha als Kaiser, auf der anderen als König angesprochen wird.

Aber auch auf österreichischer Seite wird die Delegation nicht nach ihrer tatsächlichen Bedeutung eingeschätzt. Anders wäre es nicht zu verstehen, warum nicht die Parteien das größte Gewicht darauf legen, mit ihren hervorragendsten Politikern, ihren tüchtigsten Köpfen in der Delegation vertreten zu sein. Man hat sich nach und nach daran gewöhnt, in dieser Reichsvertretung nur eine Geldbewilligungsmaschine zu sehen, welche zu allen Wünschen der gemeinsamen Ministerien ja doch Ja und Amen sagen muß. Und während in allen Parlamenten der Welt sich ständig das Bestreben bemerkbar macht, die Rechte der Volksvertretungen auszudehnen, zeigen die Delegationen das entgegengesetzte Bestreben. Das ist eine Folge der langen Herrschaft des Liberalismus. Nachdem es diesem gelungen war, den Dualismus einzuführen und in den Parlamenten zu Wien und zu Budapest die Mehrheit zu erlangen, hatte er kein anderes Bestreben, als den Bestand seiner Herrschaft sich in diesen beiden Vertretungskörpern zu sichern und damit die beiden Reichsteile zu beherrschen. Man kümmerte sich nur um die Teile und ließ das Ganze unbeachtet. So konnte es geschehen, daß ein kühner Angriff Baron Banffys den „Reichskanzler", den Minister des Aeußern Grafen Kalnoky stürzte, ohne daß das Reichsparlament, die Delegationen, den Uebergriff des ungarischen Ministerpräsidenten zurückwiesen und den gemeinsamen Minister stützten.

Auf Kalnoky folgte der edle Pole Graf Goluchowski, der in seiner schläfrigen Art die mit Kalnoky verloren gegangene Position des gemeinsamen Aeußernministers nicht zurückgewinnen konnte. Von den Zeitungen waren es meistens die Witzblätter, welche noch von den Delegationen Notiz nahmen. „Graf Golu" war eine stehende Figur im „Kikeriki" geworden. Den Parteipolitikern war das Wichtigste von den Delegationen, was der Kaiser beim Empfangscercle mit den Delegierten ihrer Partei gesprochen. Erst Baron — jetzt Graf — Louis Aehrenthal hat darin einen Wandel herbeigeführt. Er griff mit fester Hand in die auswärtige Politik ein, führte glücklich die Einverleibung der Okkupationsländer durch, veranlaßte die der Kühnheit nicht entbehrende Kaiserreise durch Bosnien und Herzegowina und rückte mit einem kräftigen Stoß die Habsburger-Monarchie in den Vordergrund der europäischen Politik. Man horchte in Oesterreich-Ungarn erstaunt auf, als das politische Europa sich nicht mehr um die Ministerpräsidenten in Zis und Trans, nicht mehr um Wekerle oder Khuen und Bienerth kümmerte, wohl aber gespannt aufhorchte, wenn Aehrenthal Erklärungen abgab oder Zusammenkünfte mit fremden Staatsmännern hatte. Die Wichtigkeit der gemeinsamen Reichsregierung wurde den Parteipolitikern gewissermaßen über Nacht wieder klar, zumal auch in den ungesunden wirtschaftlichen Verhältnissen die Handelspolitik eine so große Rolle spielt, welche der Minister des Aeußern durch Verträge mit fremden Staaten in gesündere Bahnen lenken soll. Vor allem auf dem Balkan. Darum fand der Freimut auch alle Anerkennung, mit welchem im Ausschusse der österreichischen Delegation Graf Aehrenthal auf die reichspolitische Wichtigkeit unserer Handelspolitik mit den Balkanstaaten hinwies, er sagte mit voller Deutlichkeit für jeden, der zu hören versteht, daß die wirtschaftlichen Wechselbeziehungen zwischen der Monarchie und den Balkanstaaten, die anzustreben sind, durch Handelsverträge von magerstem Inhalt nicht genugsam gepflegt werden und daß, wenn eine richtige Handelspolitik für uns die beste Balkanpolitik ist, wir durch Schwierigkeiten, die einer guten Handelspolitik bereitet werden, in die Gefahr geraten, nicht die beste Balkanpolitik zu treiben.

Damit hat der Minister des Aeußern aber zugleich auch den Delegationen und den beiden Parlamenten in Wien und Budapest eine beherzigenswerte Lehre gegeben: auch im Interesse der Wirtschafts- bzw. Handelspolitik der Monarchie muß das Reichsparlament, müssen die Delegationen ihr Ansehen heben, müssen sie ein gewichtiges Wort in der europäischen Politik mitsprechen — zunächst indem sie Heer und Marine zu jener Bedeutung bringen, welche der Schutz der Gesamtmonarchie erfordert.

Deutsche Eideshelfer portugiesischer Revolutionslügner am Pranger.

Zur Brandmarkung einer Reihe von gehässig antiklerikalen deutschen Zeitungen wird der „Kölnischen Volkszeitung" (Nr. 901) geschrieben: „Die Seelenverwandtschaft, die zwischen den portugiesischen Revolutionären und den Berichterstattern der antiklerikal eingeschworenen Zeitungen — „Frankfurter Zeitung", „Münchner Neuesten Nachrichten", „Berliner Tageblatt", „Vossische Zeitung" e tutti quanti — besteht, hat es den von der „Westminster Gazette" unter dem Ausdruck der Verachtung gebrandmarkten Organisatoren der republikanischen Lügenberichterstattung mit dem „Minister des Innern", Almeida, an der Spitze erleichtert, jene Berichterstatter einzuseifen und als Mithelfer und Trompeten ihres Ruhmes zu benutzen. Die „Münchner Neuesten Nachrichten" kommen nach den Feststellungen des genannten radikalen englischen Blattes gerade recht mit ihrem Versuch, den offiziellen Lügen weitere Verbreitung zu verschaffen, die Revolutionäre reinzuwaschen, ja zu preisen, und dabei auch noch die nationale und berufliche Gemeinbürgschaft zu verleugnen, indem sie sich auf die Seite der verächtlichen Republikaner gegen diejenigen deutschen Berichterstatter stellen, denen es gelang, trotz aller Hindernisse, welche die offizielle revolutionäre Lügenorganisation nach dem Zeugnis der „Westminster Gazette" der wahrheitsgetreuen Berichterstattung bereitete, dem Auslande die Schändlichkeiten bekanntzugeben, welche den Umsturz in Lissabon begleiteten. Wir halten von diesen Berichterstattern mehr als

von den gefügigen Werkzeugen der gekennzeichneten Organisation, und es ist eigentlich zu bedauern, daß die portugiesische Regierung die anscheinend von den „Münchner Neuesten Nachrichten“ aus Sympathie für die edlen Revolutionäre prinzipiell gebilligte Ausweisung der nicht gefügigen deutschen Journalisten nicht vollzogen hat, denn das wäre erst die vollendete Rechtfertigung ihrer Berichte gewesen. Die „Münchner Neuesten Nachrichten“ scheinen übrigens den Teufel nicht zu merken, der sie schon beim Kragen hat, denn sie schreiben: „Es war ein eigenartiges Bild, zu sehen, wie zerlumpte Kerle mit Pistolen und Gewehren bewaffnet die Banken bewachten, wie Menschen, denen man am Tage zuvor alles Mögliche zutraute, den öffentlichen Ordnungsdienst versahen, und wie vielleicht der Berufsdieb von gestern heute den Gelegenheitsdieb festnahm.“ Edelblüte der Revolution! Und die wird von den „Münchner Neuesten Nachrichten“ auch noch als „musterhaft“ hingestellt. Hoffentlich wird dieses Loblied noch weiter durch ein Loblied auf die Anarchisten ergänzt, denen die revolutionäre Regierung jetzt die Bahn wieder freigegeben hat, in dem gleichen Augenblick, wo sie Gott und der Menschheit dienende Jungfrauen aus dem Lande jagt. Das eine erscheint uns so feige wie das andere.“ Packende „Glossen zur portugiesischen Revolution“ und über die schuftige Rolle der Verschwörer vom „Großorient“ erschienen mittlerweile in der „Augsb. Postztg.“ (Nr. 244.)

Lebensmittelteuerung und Trusts in den Vereinigten Staaten.

Von Dr. Freiherrn von Mackay.

Die Trustfrage ist so eifrig nach allen Richtungen hin durchleuchtet worden, daß Neues darüber zu sagen kaum noch möglich scheint. In Wirklichkeit aber ist sie so eng und vielseitig mit jeglichem Lebensnerv des amerikanischen Gemeinwesens verflochten, daß in ihr einer Sammellinse gleich die Strahlungen aller politischen wie wirtschaftlichen wie sozialen Bewegungen sich brechen, und sie verändert so, mag ihr Wesen dasselbe bleiben, ihre Gestalt und ihre Eigenschaften unaufhörlich in eben dem Maß, als Daseinsformen und Entwicklungslinien von Staat und Gesellschaft überhaupt wechseln. Dazu kommt, daß die Trusts den Angriffen ihrer Feinde zwar oft scheinbar unterliegen, tatsächlich aber in proteusartiger Wandlungsfähigkeit nach jeder äußerlichen Niederwerfung siegreich in desto gefährlicherer Gestaltung auferstehen. Das Trustproblem ruht also in keiner Weise, noch ist es auf eine einfache Gleichung zurückgeführt, die die Möglichkeit einer Lösung erkennen ließe. Taft selbst meinte, daß an „der Herrschaft der Trusts an sich“ nicht zu rütteln sei. Wirklich gehört keine besondere Erleuchtung dazu, um zu erkennen, daß die großen kapitalistischen Organisationen ihre Diktatur wie nach unwandelbaren Naturgesetzen weiter und weiter ausbreiten. Ebensowenig ist allerdings zu übersehen, daß sie dabei mit den verfassungsmäßigen Freiheitsrechten des Individuums und der Gesellschaft in ein täglich schärfer werdendes Gegenspiel hineintreiben, das nur mit einer tragischen Katastrophe endigen zu können scheint.

Alle diese Charakterzüge des Trustwesens treten heute mit besonderer Deutlichkeit hervor. Wie man früher von einer silver craze, einer greenback craze, einer temperance craze gesprochen, so ist heute das Schlagwort beef abstinence craze in aller Mund. Die Propaganda für „Fleischenthaltsamkeit“ breitet sich wie eine Art Massenwahnsinn präriefeuergleich durch das ganze Land. Und die Erreger dieses Brandes? Es sind die Trusts, in erster Linie die den Lebensmittelmarkt kontrollierenden Gesellschaften. Die seit Jahren zu bemerkende jähe Aufwärtsbewegung der Preise für alle Bedürfnisse des täglichen Lebens hat in letzter Zeit eine besondere Schärfe angenommen. Wo sind die goldenen Zeiten hin, da Suppenfleisch 12, Beefsteak 30 Cents kostete? Heute muß ein Vielfaches dieser vor zwanzig Jahren geltenden Preise bezahlt werden, und was von den einzelnen Lebensmitteln gilt, trifft auf alle Waren zu: Weizen z. B. ist seit 1900 um 74, Schweinefleisch um 133, Schmalz um 108, Tee um 53, Baumwolle um 109 vom Hundert im Großverkaufspreis gestiegen — der Kleinhandel weist natürlich noch stärkere Erhöhungen auf. Lange wurden die unaufhörlich wachsenden und natürlich den Haushalt des gewöhnlichen Arbeiters am härtesten treffenden Belastungen ruhig ertragen. Jetzt auf einmal macht sich der Unmut in erregten Demonstrationen Luft. Sie richten sich vorzüglich gegen die National Packing Co., unter welchem Namen sich heute der Fleischtrust verbirgt. Die Gewerkschaften organisieren gegen ihn einen allgemeinen Boykott durch Aufforderung zu vegetarischer Lebensweise. Verrufserklärungen anderer Verbände der Konsumenten mehren sich von Tag zu Tag. Selbst die Geistlichkeit beteiligt sich an dem Feldzug. Sie predigt gegen den Luxus, gegen die soziale Gewissenlosigkeit der Plutokratie und fordert Rückkehr zu den einfacheren Lebenssitten der Vorfahren.

An Versuchen, die ursächlichen Zusammenhänge der allgemeinen Preissteigerung mit den wirtschaftlichen Gesamtverhältnissen aufzudecken, fehlt es natürlich nicht. Man weist auf die Wirkungen der verschärften Nahrungsmittelgesetze und der Tarifrevision, auf die allgemeine Einführung des Achtstundentags, auf die Kostspieligkeit der Nationalverwaltung, sogar auf die Zunahme der Golderzeugung und die Ueberschwemmung des Geldmarkts mit Noten der Nationalbanken hin. Indessen sind diese zum Teil wenig logischen Motivierungen schon deshalb unzulänglich, weil sie in keiner Weise das Besondere der gegenwärtigen Verhältnisse motivieren, das einmal darin liegt, daß die Preiskurve sich seit 1904 in ununterbrochener steiler Richtung aufwärts bewegt, sodann darin, daß Preiserhöhungen fast doppelt so groß sind als in den europäischen Ländern. Das Volk fühlt tatsächlich das Richtige instinktiv heraus, wenn es die Trusts als eigentliche Urheber der anormalen Ueberhöhung der Preise ansieht.

Früher schwankte das Preisniveau hin und her und paßte sich den Gesetzen des Weltmarktes an. Zeiten des Aufstiegs folgten Zeiten des Niedergangs. Dieses die Statik der Preissteigerung unterbrechende und mäßigende Element ist jetzt ausgeschaltet: die Lebensmitteltrusts haben es verstanden, jede ihre Preispolitik störende Macht lahm zu legen.

Professor Jenks faßte das Prinzip des Trustwesens und seiner Herrschgewalt in dem bekannten Schlagwort zusammen: der Wettbewerb wird unmöglich, wo die Vereinigung möglich wird. Mit welch schlauer Diplomatie die Trusts die Wahrheit, die in diesem Satz liegt, sich zunutze machten, ist bekannt. Nach dem Gesetz der Konzentration fügten sie einen Mechanismus zusammen, der zwar äußerst verwickelt, aber doch zugleich vortrefflich ausgewogen und ein Meisterwerk des logischen Aufbaus, der Stileinheit, der harmonischen Organisation ist. Zunächst wurde die Warenherstellung von der Ursprungsstätte bis zur Verkaufsbereitschaft einem Willen untertänig gemacht. Der Tabaktrust z. B. verfügt über meilenweite Plantagen in Mexiko und Kuba, kauft überdies mehr wie die Hälfte aller Ernten nach von ihm selbst bestimmten Preisen auf, wenn sie noch kaum gepflanzt sind, und besitzt die größten Zubereitungs-, Fermentierungs- und Gärungsanlagen sowie Dutzende von Fabriken für Herstellung von Zigarren, Zigaretten, Schnupf- und Kautabak. Der Kontrolle über die Warenerzeugung folgt die Kontrolle über die Warenbewegung, die Zerstörung erst des selbständigen Großhandels, dann des Kleinhandels. Die industriellen Trusts verbünden sich mit den Verkehrstrusts, mit den Beherrschern der großen Eisenbahnsysteme, die ihnen Rabatte auf die Frachten gewähren, und gründen außerdem Transportgesellschaften, sogenannte Expreß-Companies, die die Versendung der Waren von den Bahnhöfen auf das platte Land bis in das letzte kleinste Dorf übernehmen. Die so erlangte überlegene Stellung im Warenvertrieb ruiniert jeden außerhalb des Rings stehenden Großhändler. Der Kleinhändler aber wird kurzerhand zum dienenden Agenten herabgedrückt, der zu den von den Trusts verfügten Preisen verkaufen muß. Fügt er sich dem Gebot nicht, so eröffnet ein zu Schleuderpreisen verkaufendes Wettbewerbsgeschäft seine einladenden Räume ein paar Schritte von ihm entfernt, bis er mürbe ist. Das ist der materielle Unterbau der Trustpyramide. Nun kommt der kapitalistische Oberbau. In der Hitze seines Kampfes wider die Trusts verlangte Roosevelt gelegentlich einer Rede in Harrisburg, der Bundesregierung solle die Vollmacht erteilt werden, über alles im zwischenstaatlichen Verkehr umlaufende Geld nach Gutdünken zu verfügen. Der Utopismus der Forderung liegt zutage. Anderseits zeigte der wie alle glühenden Reformatoren zu Phantasmen neigende Führer des amerikanischen Volks aber doch durch eben diesen Ausspruch, daß er, je mehr er sich mit der Trustfrage beschäftigte, desto deutlicher deren tiefster Problematik sich bewußt wurde, desto schärfer erkannte, daß letzten Endes die ständig zunehmende Konzentration von Handel und Gewerbe zur Monopolisierung des Kapitalverkehrs, zum vielberedeten Money Trust führen muß. Wer die gegenwärtige Lage der Dinge betrachtet, staunt, wie schnell tatsächlich die Entwicklungstendenzen dieser Polarisation aller Wirtschaftskräfte auf den einen

Magneten Kapitalgewalt hin zutreiben. Je weiter die einzelnen Trusts ihr Wirkungsgebiet ausdehnen, desto größer und mannigfaltiger werden natürlich ihre Kapital- und Finanzierungsbedürfnisse, und je mehr Verbindungen sie mit brancheverwandten Unternehmungen eingehen, desto mehr laufen die Fäden all dieser Finanzgeschäfte in den Bureaus der Riesen unter der Schar großer Bankinstitute zusammen. Die Angriffe auf die Trusts dienen nur dazu, diesen Kristallisationsprozeß zu beschleunigen. Um der gerichtlichen Verfolgung zu entgehen, verwandeln sich einzelne oder gleichzeitig mehrer Trusts in Holding Companies, Besitzgesellschaften, die zum Zweck der Kontrolle über bestimmte Erwerbszweige den Ankauf und die Verwahrung von Aktienmehrheiten (also etwa 51%) irgend welcher Unternehmungen betreiben. Diesen Gebilden, die den Sitz der Monopolgewalt völlig verdunkeln und unangreifbar machen, ordnet sich wieder der Voting Trust über, der, wie der Name es andeutet, einzig das Ziel verfolgt, durch Zusammenschüttung der von den Holding Companies erworbenen Besitztitel das demokratische Stimmrecht der Oligarchie wenigen Finanzgewaltigen auszuliefern. Tatsächlich beherrschen heute den gesamten Kapitalmarkt zwei übermächtige Bankgruppen: Die Rockefellersche und die Morgansche. Sie verfügen über die ersten Nationalbanken, sie sind Herren der größten Versicherungsgesellschaften, der gewaltigen Kapitalreservoire der Union, sie kontrollieren fast sämtliche Eisenbahnsysteme oder sind doch an ihnen stark interessiert und ihnen gehorsamt, mittelbar oder unmittelbar, fast die ganze Armee der industriellen Trusts. Freundschaftliche Beziehungen sind zwischen beiden Lagern seit geraumer Zeit durch mancherlei Geschäfte angeknüpft; aber einer wirklichen Verbrüderung bislang stand die Macht eines Mannes entgegen: Harrimans, des Schützlings Rockefellers, des gehaßten Gegners John Pierpont Morgans. Jetzt, da der Tod des Eisenbahnkönigs die abstoßenden Energien der persönlichen Verfeindung unwirksam gemacht, kommt das Naturgesetz der Anziehungskraft, die die Schwere großer Massen auf einander ausübt, voll zur Geltung. Durch wechselseitige Wahl ihrer Vorstände in Aufsichtsratsstellen der kontrollierten Gesellschaften ist der Anfang zur Verschmelzung auch dieser Gruppen gemacht. Die Krönung der Trustpyramide, die die Herrschermacht der Trustkaiser Morgan und Rockefeller verkündet, steht bevor.

So scheint nach dem Jenkschen Schlagwort die unbeschränkte Möglichkeit der Vereinigung tatsächlich alle Möglichkeit des Wettbewerbs vernichtet zu haben. In Wirklichkeit gehört aber zu solch absoluter Diktatur doch noch etwas anderes, und der feine Spürsinn der Trustpraktiker hat das weit eher erkannt als das Philosophieren der Theoretiker: Die Konzentration des Betriebes muß durch die Konzentration der Güter selbst, durch den Warenstapel, ergänzt werden. Nur durch Aufspeicherung großer Vorräte und freie Verfügung darüber werden die Trustfesten gegen alle Angriffe sowohl der Erzeuger wie der Verbraucher hieb- und stichfest, und nur so können sie mit vollkommener Sicherheit aller Gegenminen der Baissespekulanten spotten. Wer Chicago kennt und dort die 30 „Elevatoren", die gigantischen Getreidespeicher der „Big Six" Armour, Cudahy, Morris, National, Schwarschild und Sulzberger, Swift, gesehen hat, die nicht weniger als 30 Millionen Scheffel Getreide fassen, weiß, in welchem Umfang schon seit einem Jahrzehnt das Prinzip der Haltung großer Reserven zur Preisregulierung und zum Schutz gegen Preisdruck nutzbar gemacht worden ist. Das Mißliche war indessen bislang, daß das System nur bei einer engbegrenzten Gruppe von Waren, bei solchen nämlich, die Witterungseinflüssen lange widerstehen, angewandt werden konnte. Jetzt ist auch dieses letzte Hemmnis durch die ungeahnte Entwicklung des Kühltransportes und Kühlhauswesens beseitigt. Heute kaufen die Trusts schnellverderbliche Waren, wie Milch und Butter, geschlachtetes Vieh, Wild, Geflügel, Gemüse und Obst auf den entferntesten Märkten auf, transportieren sie in eigenen Kühlwaggons zu den Handelszentren des Ostens, stauen sie hier in ihren riesigen Kühlhäusern auf und geben von ihren Vorräten nur soviel ab, als es der Marktlage, die sie zu schaffen wünschen, entspricht. Sogar Eier werden auf diese Weise monate-, ja jahrelang aufbewahrt. Nun erst ist der Trustpyramidenbau auch der inneren Einrichtung nach vollendet, dem Zweck des ganzen Werkes entsprechend harmonisch durchgebildet.

Eine billige Kritik muß anerkennen, daß die Trusts, je mächtiger sie wurden, je mehr Erfahrungen sie sammelten, desto vorsichtiger, maßvoller in ihrer Preispolitik wurden. Von wilden Preistreibereien, wie sie früher Mode waren, halten sie sich fern; dabei nötigt sie aber doch der Druck der von ihnen selbst geschaffenen wirtschaftlichen Lage, die Preise ständig bis an die äußerste Grenze anzuspannen, die in Rücksicht auf die Kaufkraft der Verbraucher möglich ist. Dazu zwingt sie schon die ungeheuere Ueberkapitalisation aller ihrer Unternehmungen. Daß auch in dieser Richtung Amerika das Land der unbegrenzten Möglichkeiten ist, bezeugt klar das eine Beispiel. Die jüngsten Untersuchungen über den Neuyorker Verkehrstrust ergaben, daß die noch mit Pferden betriebene Fulton Street Line 2,5 Millionen Dollar pro Meile gekostet hat, das Dreifache des Betrags, der auf die Meile der unvergleichlich größere Bauschwierigkeiten bietenden, aber unter städtischer Aufsicht stehenden Untergrundbahn entfällt! Bei solch maßlosen Kapitalverwässerungen die Aktionäre mit „Dividendenwein" zu laben, ist natürlich nur möglich, wenn die Gewinne aus Betrieb oder Verkauf ebenso übermäßig hoch sind. Hinzukommt, daß die Erzeugung mancher der wichtigsten Lebensmittel nicht voranschreitet, sondern zurückgeht. Der Anbau von Weizen z. B. vermindert sich von Jahr zu Jahr und wird durch minderwertige Maiskulturen ersetzt. Die Trusts erweisen sich auch hier als Feinde gesunder wirtschaftlicher Entwicklung. Nachdem sie die Städte sich unterworfen, legen sie ihre schwere Hand aufs Land. Die Farmerei wird „kommerzialisiert"; der selbständige Bauer flüchtet entweder in die Stadt oder wird zum Pächter, und damit weicht genau wie in England der intensive Betrieb dem extensiven. Wäre nicht der Westen mit seinem jungfräulichen Boden und seiner Ansetzung kleiner Farmer auf bewässertem Gebiet, so stände die Union heute bereits, was die landwirtschaftliche Zeugungskraft anbelangt, im Zeichen des Verfalls. Jedenfalls entspricht schon jetzt das Angebot vielfach nicht mehr der erhöhten Nachfrage, woraus sich wiederum eine steigende Preistendenz bedingt.

Energische Reformmaßregeln zur Vernichtung der Trustdiktatur werden natürlich heute stürmischer als je verlangt. Die Aussichten, daß die trustfeindliche Volksstimmung praktische Erfolge zeitigt, sind indessen ebenso trüb wie vordem. Daß einseitige Ausnahmegesetze, wie sie Roosevelt befürwortete, die Trusts nicht niederwerfen können, ist heute eine ziemlich allgemein erkannte Wahrheit. Die Selbsthilfe, wie sie gegenwärtig wieder in Aktion tritt, hat erst recht von jeher versagt. Es bleibt also nur die Einwirkung des Staates durch reorganisatorische Maßnahmen auf dem Gebiet der allgemeinen Wirtschaftsverfassung, wie Niederlegung der überhohen Zollschranken, Verstaatlichung der Eisenbahnen, an die aber unter der gegenwärtigen parteipolitischen Konstellation nicht zu denken ist. Das Opfer des tragischen Konflikts zwischen den Interessen einer tyrannischen Plutokratie und der nationalen Wohlfahrt ist leider nicht nur das amerikanische Volk, sondern auch Europa. Vermöge ihrer ungeheuren produktiven Kräfte ist die Union die wirtschaftliche Gesetzgeberin der ganzen Welt geworden; von ihrem Herrschaftsgebiet gehen die Handel und Gewerbe aller Kulturländer lähmenden Krisen und Katastrophen, aber auch die Antriebe zu neuen Blüteperioden aus. Sie übt folgerichtig auch auf die Preise des Weltmarkts einen maßgeblichen Einfluß aus. Es bedarf unter diesen Umständen keiner besonderen Prophetengabe dazu, um vorauszusagen, daß die ständige Verteuerung aller Lebensbedürfnisse, die seit Jahren die Haushaltung der niederen und mittleren Volksklassen wie in der Neuen, so in der Alten Welt beengt, noch lange nicht den Zenith erreicht hat.

Europa hat wohl nur ein wirksames Mittel gegen die oben geschilderten Einflüsse der Vereinigten Staaten: Den wirtschaftlichen Zusammenschluß im Sinne des Mitteleuropäischen Wirtschaftsvereins. Die Trust-Bewegung kann so noch die Kraft werden, welche das Böse will und das Gute schafft.

Des Todes kleine Braut.

Wie Elfenbein die zarten, runden Wangen,
Die Wimpern drauf gleich lichten Monden hangen,
Und um die Stirne wogt ein Glorienglanz,
Der blonden Haare jugendlicher Kranz.

Blassblau, ein Veilchen, ist der Kindermund;
Das weisse Kleid, geschmückt mit Blumen bunt,
Umhüllt die zierliche Gestalt der Braut,
Die heute ihrem Freier angetraut.

P. Timotheus Kranich, O. S. B.



Moderne Anstaltsbeschäftigung für psychisch Kranke.

Von Sanitätsrat Dr. von Ehrenwall in Ahrweiler.

Wer auf der mit dem Kongreß zur Fürsorge für Geisteskranke verbundenen Ausstellung (Berlin, 3. bis 8. Oktober) die Einrichtungen des „Wiener Irrenturmes" gesehen hat und in unmittelbarer Nähe die Außen- und Innenansichten der modernen Staats- und Privatanstalten, der wird sich des Eindrucks nicht erwehren können, daß wohl auf keinem Gebiete der medizinischen Fürsorgebestrebungen solche große Fortschritte in wenig mehr denn einem Menschenalter gemacht worden sind, wie auf dem Gebiete der ärztlichen Maßnahmen für psychisch Erkrankte. Zu den mit den denkbar sorgfältigsten hygienischen Einrichtungen ausgestalteten neuzeitlichen Anstaltsbauten, den jährlichen Konferenzen der Fachärzte gesellen sich seit sechs Jahren die internationalen Kongresse zur Fürsorge von Geisteskranken, die einen Beweis der stetig fortschreitenden Bemühungen der Anstaltsärzte, Professoren und Dezernenten des Irrenwesens darstellen, um die psychischen Erkrankungen auf internationaler Basis in ihren Folgeerscheinungen für Familie, Gesellschaft und Staat zu studieren und zu bekämpfen. Außer vielen sorgfältigen Planzeichnungen von Anstalten und Kliniken wurde ein Einblick in die therapeutischen Bestrebungen dieser Anstalten gestattet. Es ist bekannt, daß unter den letzteren die Beschäftigungstherapie bereits seit längerer Zeit eine hervorragende Rolle spielt. Die verschiedenen Formen psychischer Krankheitszustände sind dieser Behandlungsmethode zugänglich; gerade in der Zeit der beginnenden Besserung der Kranken leistet die systematisch durchgeführte und ärztlich dosierte Beschäftigung derselben dem Arzte eine wertvolle therapeutische Beihilfe, indem sie den Kranken von seinen Vorstellungen ablenkt und ihm wieder Vertrauen zu seiner eigenen Leistungsfähigkeit einflößt. Bei der Bedeutung dieser Therapie war es daher nicht zu verwundern, daß die Ausstellungsgegenstände der einzelnen Anstalten vornehmlich eine Reihe Erzeugnisse dieser Behandlungsmethode zur Darstellung brachte, die einerseits die Richtung bezeichnete, in welcher sich diese Bestrebungen bewegen, anderseits den Grad der Vollkommenheit kennzeichneten, welche von Dilettanten erreicht werden kann.

Es ist geradezu staunenswert, welch tüchtige Kräfte man auf dem Gebiete der einzelnen Beschäftigungsarten unter den Kranken entdeckt, wenn man mit systematischer Schulung vorgeht. Da sah man z. B. auf der reichhaltig beschickten Ausstellung des Wilhelmstifts und der Provinzialanstalt für Epileptiker in Potsdam, die mit den einfachsten Fröbelarbeiten beginnend sich zu den schönsten Leistungen steigerte, hervorragende Erzeugnisse auf dem Gebiete der Perlen-, Flecht- und Knüpfarbeiten, der Häkeleien und Hardangerarbeiten, zum Teil von einseitig gelähmten Kindern angefertigt. Die größeren weiblichen Zöglinge brachten Madeirastickereien und Klöppelspitzen zur Anschauung, während die männlichen Zöglinge gute Schneider-, Schuhmacher, Sattler-, Korbmacher- und Bürstenarbeiten in tadelloser Ausführung zeigten. Die Provinzialanstalt Uchtspringe brachte neben hübschen Modellier-, Fröbel- und Holzarbeiten jugendlicher Kranken eine größere Menge Erzeugnisse gewerblicher Art zur Darstellung: Gardinen Tischdecken, Handtücher, Kleiderstoffe, Korbmöbel, Zimmereinrichtungen eines Krankenzimmers, Rohrmatten und Bürstenwaren.

Ebensolche Rohr- und Kokosmatten stellte die oberfränkische Heil- und Pflegeanstalt Bayreuth aus, während die Provinzial-Heilanstalt Lüneburg mit wirklich künstlerisch ausgeführten Rohrmöbeln vertreten war. Auch ganze Zimmereinrichtungen werden in dieser Anstalt gearbeitet.

Knüpfarbeiten und Webereien waren besonders reichhaltig und in künstlerischer Vollendung von den Anstalten Stefansfeld (Elsaß), Neustadt (Holstein), Illenau und Emendingen (Baden) ausgestellt. Die Teppiche und Gobelins, nach künstlerischen Entwürfen angefertigt, zeigten eine solche technische Vollkommnung, wie sie nur durch sorgfältige Schulung und fleißige Uebung erreicht werden kann.

Haus Schönow (Zehlendorf), als Repräsentant der in neuerer Zeit gegründeten Volks-Nervenheilstätten, zeigt die hohe Entwicklung, welche die Handfertigkeitsarbeiten gerade in dieser Anstalt auf vielen Gebieten erlangt haben. Die ausgestellten Erzeugnisse des Gartenbaues — Gemüse und eingekochte Früchte —, schriftliche Arbeiten der Zöglinge, Modellieren, Strohflechtereien, Photographieren, Teppichknüpfen und vieles andere legten Zeugnis von der vielseitigen Tätigkeit der Kranken ab.

Schöne Arbeiten in Flachschnitt, Brandmalerei, Perlen- und Hardangerstickerei brachte das Sanatorium „Waldfrieden", während das Oberlinhaus in Nowawes mit einer sehr schönen Sammlung von Klöppelspitzen vertreten war.

Zum Unterschied von der in öffentlichen Anstalten geübten Beschäftigungstherapie, die meist praktischen Zwecken dient, trägt die Methode der in Privatanstalten als Heilmittel angewandten Beschäftigung einen mehr kunstgewerblichen Charakter. Es gibt fast kein Gebiet des Kunstgewerbes, das nicht dem Bestreben, Arbeit als Heilmittel zu verwenden, dienstbar gemacht worden wäre. Unter den vielen Erzeugnissen dieser Art sah man auf der Ausstellung u. a. zahlreiche künstlerisch ausgeführte Photographien namentlich der Innenansichten der Dr. Rankeschen Anstalt in Obersendling bei München, die alle im Hause selbst angefertigt worden sind. In einem anderen Raume sah man Holz- und Modellarbeiten sowie Arbeiten weiblicher Pensionäre der Dr. Edelschen Anstalt in Charlottenburg.

Ich habe versucht, in der Ausstellung durch systematische Zusammenstellung von Modellen und Originalen ein anschauliches Bild aller Arbeiten der modernen Beschäftigungstherapie, wie sie seit vielen Jahren in meiner Privatanstalt geübt wird, zu geben. Die Arbeitsgelegenheit muß so beschaffen sein, daß den Neigungen und Fähigkeiten eines jeden Patienten Rechnung getragen werden kann. Dazu ist erforderlich, daß in geräumigen Werkstätten unter Aufsicht von Fachlehrern Gelegenheit gegeben ist, sowohl einfache als auch schwierigere kunstgewerbliche, sowie auch Arbeiten im Freien auszuführen. In Betracht kommen hauptsächlich folgende Arbeiten: Mosaik, Schnitzerei, Tiefbrand, Lederschnitt, Brandmalerei, Intarse, Modellierarbeiten, sowie Malen, Zeichnen, Photographieren und leichte Tischlerarbeiten, ferner die spezifisch weiblichen Handarbeiten jeden Genres. Eine große Rolle spielt für einzelne die Beschäftigung in Wald, Wiesen und Gärten.

Gewiß eignen sich nicht alle Kranke für eine derartige Beschäftigungstherapie. Es ist Sache des Arztes von Fall zu Fall zu entscheiden, welche Arbeit und in welcher Dosierung sie verordnet wird. Die Befriedigung, welche für die Patienten darin liegt, daß sie auf dem ihnen gerade zusagenden Gebiete Werthvolles leisten, ist nicht hoch genug anzuschlagen und ein Heilfaktor von der größten Bedeutung. Die moderne psychiatrische Behandlung ist keine rein medizinische Frage mehr, sondern greift auch auf das soziale und pädagogische Gebiet über.

Wenngleich die Ausstellung auf dem Internationalen Kongreß kein vollständiges Bild geben konnte von dem, was tatsächlich auf diesem Gebiete geleistet wird, so ist doch der erste Versuch soweit gelungen, daß vielleicht in einer späteren speziellen Ausstellung alle die künstlerischen und gewerblichen Fähigkeiten gezeigt werden, die bei vielen psychisch Kranken manchmal in überraschender Weise zur Entfaltung gebracht werden können.

Was Deutschland Spanien in Brüssel lehrt.

Von Prof. Dr. E. Vogel, Lektor an der Kgl. Technischen Hochschule in Aachen.

Mehrfach habe ich darauf hingewiesen, daß gegenüber den ebenso bequemen wie dreisten Versuchen, die Schuld an allem wirklichen oder vorgeblichen Elend Spaniens seinem Klerus und seinen Klöstern aufzuladen, außer dem Nachweise der Wohltaten, die das Land gerade ihnen verdankt — ein Nachweis, den leider der Mangel einer kirchlichen Statistik erschwert — die Betrachtung sowohl der natürlichen, im Charakter des Landes und des Volkes ein für allemal gegebenen, wie der durch ein Jahrhundert liberaler Regierungen geschaffenen Ursachen wissenschaftlich nüchtern einsetzen muß. Solange uns nun hier eine systematische Darstellung fehlt, und sie wird gewiß noch lange auf sich warten lassen, müssen wir schon dankbar auf Stimmen hören, die in dieser Frage Ansehen und Ehrlichkeit vereinigen. Eine solche Stimme läßt sich in einer Reihe gehaltvoller und leidenschaftsloser Artikel in den Spalten der „Veu de Catalunya" anläßlich der Brüsseler Weltausstellung vernehmen. Das Wesentlichste aus den geistreichen Ausführungen Rucabados möge hier Platz finden:

„Der unbestrittene, von jedermann anerkannte Sieg Deutschlands auf dieser Ausstellung bedeutet den **Triumph der Zucht und der Ordnung.**



Es ist der Triumph des Gewissens, der Triumph jeglicher sittlicher Tugend. Es ist der Sieg der größten Geistesfreiheit — der Kunst — in weiser Vermählung mit der strengsten Gewissenhaftigkeit. Kein Ziegel, kein Sparren, kein Faden, kein Blatt hat in der deutschen Ausstellung seinen Platz dem Zufall oder der Laune zu verdanken; kein Quadratzentimeter, auf dem sich nicht der ausgereifte Gedanke vieler Menschen betätigt hätte. Alles ist Genauigkeit, Sorgfalt, Maß, Berechnung; die geringste Einzelheit bezeugt, daß auf ihr das künstlerische Streben einer ganzen Organisation von Fachmännern, ja die gesellschaftliche und nationale Verantwortlichkeit einer ganzen Rasse lastet. . . Wenn da alles gerade Linien sind, wenn alles einfach, alles schlicht ist, so wisset, Freunde, daß gerade dies vor lauter Schwierigkeit den Geist des Romanen erdrückt. Eine gerade Linie setzt eine eiserne Zucht voraus, einen unbeugsamen Willen, der einen ganzen Schwarm grillenhafter Kurven überwindet und fesselt, sie ist eine konzentrierte Schwierigkeit, eine Synthese... Hinter jedem Gegenstand blickt ein Menschenhirn hervor, und das Unbedeutendste sagt dem Betrachter deutlich, daß seine Stelle an diesem Orte durch ein ganzes System von Idealen gerechtfertigt und vertreten wird.

Aber noch etwas Ersprießlicheres können wir Spanier in der deutschen Ausstellung tun, als philosophieren. Sie lehrt uns, was patriotisches Gemeinschaftsgefühl zuwege bringt. Hierauf vor allem müssen die spanischen Aussteller ihr Augenmerk richten, deren Halle die Schmach unserer knickerigen, kläglichen, dürren Selbstsucht, unserer klassischen Gleichgültigkeit vor aller Augen bloßstellt und unser ganzes Treiben wie eine große Kinderei erscheinen läßt im Vergleich mit den reifen Früchten der Zucht, der Ordnung, des willigen Gehorsams, des Opfersinnes der anderen Länder, vor allem aber Deutschlands.

Und wer wähnte, daß dieses großartige Werk der Zucht eintönig und kalt wäre, würde sich gewaltig irren. Jeder Saal, jede Laube entlockt dem Beschauer ein Ah der Bewunderung, die sich lange nicht zu fassen weiß, jeder Winkel bietet eine neue An- und Aufregung. Wenn man endlich die deutsche Ausstellung verläßt, meint man, man könne nun nichts mehr finden, was einem gefiele, einem auch nur etwas sagte. Und dabei bildet jede Kunst und jedes Gewerbe, die auf der Ausstellung vertreten sind, für sich eine Schule der Vollkommenheit. Deutschland ist das Land der Spezialisierung, wo jedermann sich mit Leib und Seele seinem Beruf hingibt, wo die Vollkommenheit nur durch das Bündnis der Gewissenhaftigkeit und des Schönheitssinnes erzielt wird: Darum ist jedes deutsche Erzeugnis eine Welt von Wundern ..... Die unerläßlichen Bedingungen der Vollkommenheit und der Schönheit sind aber keine anderen als diese: Arbeit, Studium und Ehrlichkeit, Ehrlichkeit in erster Linie und in jedem Sinne ..... Der in Spanien so gewöhnliche Typus des Gewerbe- oder Handeltreibenden, der bei allem Fleiß und aller Rechtschaffenheit in seinem Geschäft den Staat zu betrügen versucht, ist in Deutschland undenkbar."

Man beachte, daß hier, bei einem für die Beurteilung des ganzen Wollens und Könnens seiner Nation so wichtigen Anlaß, auch ein Spanier die Unehrlichkeit, welche ich schon in verschiedenen Aufsätzen als das Grundübel der spanischen Zustände bezeichnete, als den Krebsschaden des spanischen Bürgertums anspricht. Es bedarf einer Erziehungsarbeit an ganzen Geschlechtern, damit dem spanischen Volk als solchem die Ueberzeugung, daß Wahrhaftigkeit im Denken, Reden und Handeln eine unerläßliche Vorbedingung der Gesundheit des Volkskörpers ist, in Fleisch und Blut übergehe. Die letzte Ursache der bürgerlichen Unehrlichkeit wenigstens sehe ich in der noch immer nicht überwundenen Lüge der Verfassung, deren hundertjährigen Bestand Spanien sich eben zu feiern anschickt. Ich fürchte, daß auch diese Feier keine nationale Gewissenserforschung, sondern nur wieder eine grandiose Selbsttäuschung veranlassen wird.

Die mittelbaren Geständnisse, die der spanische Schriftsteller in diesen Lobsprüchen auf die Redlichkeit des Deutschen als Arbeiters und Bürgers macht, ergänzt er in späteren Artikeln mit einer für jeden Freund Spaniens schmerzlichen Rückhaltlosigkeit.

„Bis zum Ueberdruß ist es ausgesprochen worden, daß der spanische Pavillon in Brüssel eine nationale Schande ist .... Wie der unwürdige Gast im Gleichnis, so ist Spanien auf das Brüsseler Fest gegangen im schmutzigen, zerlumpten Alltagskleid, mit der ganzen Geistesarmut, Gleichgültigkeit, Schlamperei und zugleich mit der ganzen Eitelkeit der spanischen Bureaukratie, die sich schon bläht und rühmt, wenn sie nur die spanische Fahne gehißt hat ..... Die spanische Ausstellung steht nach Anlage und Inhalt hinter der jeder französischen Kolonie, jedes kleinsten Ländchens ..... Aeußerlich angesehen gehörte sie hinter die Brüsseler Kirmeß ..... Die einzelnen Auslagen sind gering an Zahl und unansehnlich, das Ganze macht den Eindruck, daß die Aussteller weder für sich haben Ehre einlegen, noch den Ruf Spaniens retten wollen ..... Daß wir nun so kläglich dastehen, wird von vielen wie ein Verhängnis ergeben hingenommen. Aber man drehe und wende das Ding, wie man wolle, wegen der schmählichen, lächerlichen Rolle Spaniens auf der Brüsseler Ausstellung haben wir nicht unseren Mangel an Geisteskraft oder Mitteln zu schelten, sondern unsere Trägheit, Nachlässigkeit, unseren Mangel an Bürgersinn, an nationalem Gemeinschaftsgefühl, in einem Wort unsern Mangel an Willenskraft..... Der Patriotismus, den unser Volk — durch Schuld seiner Regierung — nur bei großen Anlässen zeigt, steckt den Völkern Mitteleuropas dermaßen im Blute, daß er auch ohne künstliche Aufstachelung alle ihre gemeinsame Unternehmungen beherrscht ....."

Die Wahl des arabischen Stiles für den spanischen Pavillon wird aufs schärfste gerügt, weil er den Baumeister genötigt hat, die Schauseite, den Anblick von der Straße, zu vernachlässigen.

„Die Kultur Europas aber ist ganz Straße, „Rücksicht", städtisch, daher ganz Fassade, Konzentration des häuslichen Lebens (nicht um den Binnenhof, wie im arabischen Hause) um die allverbindende Straße. Unser Pavillon wendet also mit seiner Abkehr von der Straße, seinem Verzicht auf Fenster, Türen, Balkone dem übrigen Europa den Rücken zu, das heißt er ist eine wahre Barbarei ..... Jedermann in Spanien wußte, daß man diesen verfehlten Bau errichten wollte. Aber niemand sagte etwas dagegen. Und ich weiß, was geschehen wäre, wenn sich gegen den Unglücksplan lauter Widerspruch erhoben hätte. War die für diese Dummheit verantwortliche Regierung konservativ, so hätten alle Konservativen den Pavillon als ein Juwel gepriesen und seinen Erbauer über die Wolken erhoben. War sie liberal, so hätte die ganze Linke einschließlich Sozialisten, Freidenker, Radikale, sich für die unvergleichliche Schönheit des Planes ins Zeug geworfen und mit der Revolution gedroht, wenn er nicht ausgeführt würde. Denn hierzulande sind wir so. Es gibt keine nationale Kunst, keine nationale Bildung, keine nationalen Interessen; das alles besteht nur vor der Partei und für die Partei, und um den politischen Gegner zu ärgern, ist jeder spanische Bürger fähig, selbst in der geringsten Sache das Blaue vom Himmel zu leugnen. Ich erkläre also, daß für die erbärmliche Rolle, die Spanien in Brüssel spielt, alle Spanier verantwortlich sind ..... Alle Klagelieder hierüber sind jedoch Pessimismus, und der Pessimismus bedeutet Rückfall in die alte Trägheit, die ewige Nachlässigkeit. Optimismus aber ist vor allem die Ueberzeugung von unser aller Schuld, Reue, Vorsatz der Besserung und die Absicht, mit allen unseren Kräften dahin zu streben, daß ein andermal die Bedeutung und Persönlichkeit Spaniens vor der ganzen Welt zur Geltung gelange."

Diesen freimütigen Aeußerungen etwas hinzuzufügen, wäre für den Ausländer anmaßlich. Ich mache nur unsere liberalen Rügemeister Spaniens auf den Umstand aufmerksam, daß der spanische Kritiker, dessen wahrhafter Sinn sich in seinen Darlegungen selbst offenbart, nicht mit der geringsten Andeutung den Pfaffen, deren Einfluß in katholischen Ländern sie alles Schlimme zuschreiben, einen Anteil von Schuld an dem Brüsseler Fiasko zuschiebt .....

Spätherbst.

Das sind die Tage, die so trübe sind.
Die Astern zittern schon im kalten Wind.
Und wenn dein Fuss jetzt durch die Wälder geht,
Ist jeder Pfad von totem Laub verweht.

Ein Kranichheer schiesst übern blassen Wald.
Ihr Schrei klingt hell und doch so fröstelnd kalt.
Sie fliegen ihrer Winterheimat zu,
Und eine Stimme ruft in mir: „Und du?"

Dr. Lorenz Krapp.

Oberammergau und die Amerikaner.

Von Oberlehrer Dr. Heinrich Beisenherz, Düsseldorf.

Die interessanten Ausführungen zum Oberammergauer Passionsspiel in Nr. 41 der „Allgemeinen Rundschau", welche mit dem Urteil eines anglikanischen Bischofs abschlossen, haben mich veranlaßt, auch einen angesehenen Amerikaner über dieses einzigartige religiöse Schauspiel zu Worte kommen zu lassen.

Schon während des ganzen Winters 1909/10 sprachen die Nordamerikaner viel von Oberammergau. Manche hatten ihre Europareise eigens auf das Spieljahr 1910 verschoben, und viele andere, die ihren letzten „trip to Europe" erst vor kurzem gemacht hatten, entschlossen sich trotz ursprünglich anders getroffener Dispositionen zu einer Wiederholung schon in diesem Jahre mit Rücksicht auf das große Passionsspiel in den oberbayerischen Bergen. Reise- und Schiffsgesellschaften beuteten die Gelegenheit lukrativ aus. Oberammergau war als Hauptattraktion in das Programm aller Touren durch die alte Welt aufgenommen. Und tatsächlich waren wohl unter den Tausenden von Besuchern fremder Nationen, denen der kleine Ort an der Ammer — neben seinen Kunstwerken der Holzschnitzkunst — in diesem Jahre sein weltberühmtes Spiel gezeigt hat, die Bürger der Vereinigten Staaten mit der relativ (vielleicht sogar absolut) größten Anzahl vertreten. Ueber den Ozean in die Heimat zurückgekehrt, gab nun Professor Walter Rauschenbusch vom Theological Seminary in Rochester in der vielgelesenen Zeitschrift „The Independent" vor einigen Wochen seine Ansicht über das Oberammergauer Passionsspiel kund, die uns vor den vielen Aufsätzen über dasselbe Thema, welche im Laufe des letzten Sommers in der amerikanischen Presse erschienen sind, der besonderen Beachtung wert erscheint.

Wie es für einen Amerikaner natürlich ist, interessiert ihn die kommerzielle Seite des Unternehmens, oder, wie es seine Landsleute nennen, das „money-making". Er meint, die Bewohner von Oberammergau hätten viel Geld verdient. Mancher Dollar sei für Holzschnitzereien ausgegeben worden, und die Preise für die Pensionen seien hoch gewesen. Der Gewinn sei den Bewohnern des Dorfes aber auch gern zu gönnen. Er sei ein gerechter Lohn für die zahlreichen Bemühungen und enormen Leistungen. Das Passionsspiel sei die natürliche Gelegenheit, die Produkte der Schnitzkunst, der Hauptbeschäftigung der Bewohner in gewöhnlichen Zeiten, auf den Markt zu bringen und den Fremden zum Kauf anzubieten. Dabei sei zu bedenken, daß auf ein fettes wieder neun magere Jahre folgen. Trotz der verhältnismäßig günstigen Gelegenheit könne von einer schmutzigen Ausbeutung der Fremden, die so oft in Amerika vorkomme, wenn sich eine Möglichkeit dazu böte, keine Rede sein.

Wenn auch das Passionsspiel künstlerischen Ansprüchen durchaus nicht immer genüge — z. B. dem Christus fehle die dramatische Kraft, weil er keine menschliche Entwicklung durchgemacht habe —, so übe doch die gewaltige, von einer ganzen Gemeinde einheitlich unternommene fromme Veranstaltung einen mächtigen ethisch-moralisch-religiösen Einfluß aus auf die Bevölkerung Oberammergaus. Selbst zugegeben, daß kommerzielle und künstlerische Motive — der künstlerische Aufbau des Dramas sei zum Teil dem Einfluß des benachbarten Klosters Ettal zu danken — an der von Dekade zu Dekade wiederholten Aufführung einen hervorragenden Anteil hätten, so sei doch das religiöse Denken und Fühlen der Oberammergauer ein ganz bedeutsamer Faktor. Im Spieljahre, wo von Januar bis September keine öffentlichen Festlichkeiten stattfinden dürfen, sei die Gemeinde „wie zum Gottesdienste geweiht".

Der Amerikaner steht bewundernd vor der Tatsache, daß einfache Bewohner eines kleinen Dorfes sich mit bestem Erfolg an ein solch großes Schauspiel wagen konnten, das einerseits den künstlerischen Talenten Anlaß zur Betätigung und Entwicklung bietet, anderseits die Hauseigentümer zwingt, für die praktische Beherbung der zusammenströmenden Gäste Sorge zu tragen. Er hebt rühmend hervor, daß das mittelalterliche Spiel mit oft derben Szenen sich dem modernen Empfinden glücklich angepaßt habe. Dabei sei das Stück nicht etwa ausgesprochen katholisch; er habe kaum etwas bemerkt, das an den katholischen Ritus erinnere. Wir schließen mit einem wörtlichen Zitat: „Das Spiel ist ein wunderbarer Beweis für das unvergleichliche Interesse an der Person Jesu Christi und ein Zeugnis für seine Macht. In der ganzen Geschichte schimmert sein Bild zwar nur durch, wie von leichtem Nebel verhüllt. Aber dennoch hat er seine Gewalt ausgeübt auf die Herzen der Menschen und sie erschüttert durch das Verständnis für die ernste Tragik, die sich in unserem sündigen Leben und seinem göttlichen Leben offenbart. Die Sünde der Welt ist keine Kleinigkeit. Sie hat Jesus in den Tod gebracht."

Eine kostbare Gabe.

Die Briefe der Annette von Droste-Hülshoff.

Literarischer Hinweis von E. M. Hamann, Scheinfeld in Mittelfranken.

Heute, da die Erleichterung und Schnelligkeit des Verkehrs, die Ueberhetzung und Zersplitterung der Zeit, die tausendfachen Anregungen, Zerstreuungen und Ablenkungen, die Einführung der Post- und Ansichtskarten einerseits den Gesamtumfang unserer Korrespondenz auffällig erweitern, anderseits deren jeweiligen Inhalt zunehmend beschränken, lernen wir während besinnlicher Stunden den Wert der ausführlichen, geruhsamen Art im schriftlichen Austausch, im persönlichen Mitteilen früherer hervorragender Menschen immer mehr anerkennen. Es ist merkwürdig und bedeutsam, wie sehr jetzt die Veröffentlichung der Brief- und Memoirenliteratur jüngst vergangener Jahrhunderte wächst: merkwürdig als Gegensatz zum aktuellen Hetzen und Treiben, bedeutsam als Zeichen des auch im zwanzigsten Jahrhundert lebendigen, sehnsüchtigen Dranges nach Sammlung, nach Vertiefung.

Zu den kostbarsten Gaben, die sich unlängst unserer Nationalliteratur für immer einverleibt haben, gehören „Die Briefe der Dichterin Annette v. Droste-Hülshoff." Herausgegeben und erläutert von Hermann Cardauns. Mit Unterstützung des Hermann Hüffer-Vereins. Münster i. W, Aschendorffsche Buchhandlung. Gr. 8° XIII. und 443 S. Geb. M. 10.— Wir haben in dieser erstmaligen kritischen Ausgabe der Briefe unserer größten deutschen Dichterin, gegenüber den bestehenden Editionen ihrer Korrespondenz von Schücking und Schlüter sowie den von W. Kreiten und H. Hüffer gebrachten Familienbriefen, ein herrliches „literarisches und biographisches Denkmal", durch eine Unsumme von Fleiß, Geduld, Gründlichkeit, aber auch von divinatorischer Feinfühligkeit klar und einheitlich gefaßt und dem allgemeinen Verständnisse dargeboten.

Ein sehr interessanter „Vorbericht" orientiert über Geschichte und System der hier vollzogenen Leistung, deren „Anfänge weit zurückliegen". Hermann Hüffer († 1905) war der erste Anreger und Bahnbrecher. Seine Witwe, der das Werk gewidmet ist, stellte den betreffenden Nachlaß ihres Gatten „ausnahmslos zur Verfügung". Professor Jostes-Münster übergab die noch vorhandenen, d. i. fast sämtliche Originale der „Schlüter"-Briefe. Den Freiinnen Hildegard und Hildegund von Laßberg (von denen die letztgenannte 1909 starb) sind etwa 30 Originale „Familienbriefe" zu danken; Festnagelung verdient bei dieser Erwähnung die Mitteilung, daß der Empfänger der von den beiden Damen ihm vor einigen Jahren leihweise überlassenen 22 (!) Briefe „jetzt alle Anfragen einfach ignoriert", so daß der ihm anvertraute Schatz bislang als „verschwunden" bezeichnet werden muß!

Von hier und dort streckten sich helfende und übermittelnde Hände entgegen, aber alle Hemmnisse ließen sich doch nicht aus dem Wege räumen. Da die Originale der „28 Briefe an Levin und Luise Schücking nicht zu erlangen waren", verzichtete Dr. Cardauns auf den Abdruck dieser 1893 von Theo Schücking zweifellos äußerst gewissenhaft veröffentlichten Sammlung. Desgleichen fehlen, bis auf zwei, „die noch gar nicht oder nur auszüglich bekannten Briefe an Elise Rüdiger", deren Originale ebenfalls „nicht zu erhalten waren", da die Nichte der Adressatin sich die einschlägige Veröffentlichung vorbehält. — Also stofflich kann auch Dr. Cardauns' an sich unvergleichliche Arbeit, die im ganzen 170 Stücke übermittelt, davon etwa 60 bisher noch so gut wie unbekannte, unter ihnen den hochwichtigen Brief an Anna v. Harthausen am Ende des Jahres 1820 über Annettes Jugendliebe (Straube), keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben, wohl aber bezüglich der Uebersicht, indem sie alles „erreichbare Material" wenn nicht durchweg in Wiedergabe, so doch in vereinheitlichender Aufführung heranzieht.

Ueberaus verdienstlich ist Dr. Cardauns' vorgenommene Gliederung und Erläuterung sowie die oft sehr schwierige Datierung der Briefe. Was wir an letzteren besitzen, hat er selbst angedeutet: eine Widerspiegelung von Annettes „klarem Urteil, sprudelndem Humor, Herzensreinheit", Tiefe und „ungemessener" Güte; eine unmittelbare Richtigstellung und Vervollständigung des so oft und immer wieder von neuem verwischten Bildes dieser gewaltigen Künstlerin und großen, echt weiblichen Frau, über die der von Cardauns zitierte Ausspruch Herrmann Hüffers bestehen bleibt: „Je näher man sie kennen lernt, um so mehr wächst das Gefühl einer persönlichen Zuneigung." Wir aber ahnen, wenn wir es noch nicht wissen, was es an Dauergewinn heißt: einer Annette Droste „nahe"kommen. Hier bietet sich die beste Gelegenheit: in Cardauns' prachtvoller Sammlung, die auch ihrer Ausstattung nach ein vornehmes Geschenkbuch ersten Ranges bildet.

Finale.

Im Parkteich, melancholisch leis,
Zieht noch der Schwan sich Kreis um Kreis.

Der Quell, der frisch vom Felsen fiel,
Treibt immer noch, doch müd sein Spiel.

Wohl ist die Flut noch manchmal klar,
Tiefäugig, wie sie Sommers war.

Doch von dem Teich zum Buschwerk hin
Sieht man den Nebel Schleier zieh'n.

Und auch die Bäume himmelan
Hat er mit Schleiern angetan.

Da löst sich zitternd, lebenssatt
Von Baum und Buschwerk Blatt um Blatt.

Verklungen ist ja längst der Schall
Des süssen Lieds der Nachtigall.

Es schwand nach ihm der Rose Duft,
Nun weht's wie Seufzen durch die Luft.

Nun weint der Park sich blutig-rot,
Denn ach der Sommer, er ist tot.

Gust. A. W. Flaig.

Vom Büchertisch.

Alte Paläste. Roman von **Marie Amelie Freiin v. Godin.** (Verlag von J. P. Bachem in Köln, (brosch. *M* 3.80, geb. *M* 4.50.) Als Freiin von Godin mit ihrem Erstlingswerk, dem Novellen- und Skizzenband „Sonne des Südens" hervortrat, wurde sie in der „Allgem. Rundschau" als ein vielversprechender neuer Stern angekündigt. Zahlreiche weitere Skizzen, die seitdem in Zeitschriften und Feuilletons aus ihrer Feder erschienen sind, bestätigten ihre hervorragende Begabung in dieser heute so beliebten literarischen Kleinkunst. Namentlich ihre aktuellen albanischen Skizzen erregten durch die plastische Natur- und Lebenstreue ein gewisses Aufsehen. Inzwischen hatte der interessante Roman „Benedetta" sich an eine größere Aufgabe herangewagt und dieselbe mit allseitig anerkanntem Geschick gelöst. Einzelne Partien waren zwar selbst für einen Roman vielleicht allzuweit ausgesponnen. Diese Klippe ist in dem neuen Roman „Alte Paläste" glücklich vermieden, wie denn überhaupt „Alte Paläste" einen nicht unwesentlichen Fortschritt, einen Aufstieg zur Höhe bedeutet. Ich habe „Alte Paläste" in der Feuilletonform während eines durch Krankheit mir aufgezwungenen Aufenthaltes am Mittelmeer gelesen. Mit wirklicher Spannung sah ich täglich der Fortsetzung entgegen. Und diese Spannung hielt an bis zum Schlusse. Lebhafte, oft feurige Phantasie, gezügelt durch einen klaren Verstand, scharfer Blick für die feinsten Seelenvorgänge, tiefes Verständnis für menschliche Schwächen, die auch den Edelsten anhaften, gehören zu den Hauptvorzügen dieser Künstlerin, die es versteht, die entscheidenden Gestalten ihrer Handlung unserer Einbildungskraft plastisch greifbar näher zu bringen. Das sind keine dem Zwecke angepaßten, konstruierten Schachfiguren, sondern aus dem Leben gegriffene Menschen von Fleisch und Blut. Freiin von Godin bewegt sich am sichersten auf dem Boden der gesellschaftlich höher stehenden Schichten. Mit unerbittlichem Wahrheitsmut zeichnet sie namentlich die Kreise der Aristokratie in den natürlichen Konflikten mit den sozialen Ansprüchen und Konsequenzen einer neuen Zeit. Unverfälschte Typen aus dem altadeligen Milieu einer italienischen Kleinstadt sind in „Alte Paläste" zum Leben erweckt, und auch die als Gegenspiel wirksamen kleinbürgerlichen Gestalten sind lebenswahr herausgestellt. Wahre Prachtfiguren, zum Greifen echt, sind die in eine neue Zeit hineinragenden greisen Vertreter der alten Adelsfamilie Bellini, Graf Alessandro, der Senior der Familie, der aus Gram über Gerüchte, die von dem ungetreuen Gutsverwalter Grazio über zwei verstorbene Bellini verbreitet werden, stirbt, und seine Schwestern, die ihre ganze Umgebung beherrschende Hüterin strengster Etikette, Marchesa d'Alimberti (Tante Teresa), und neben ihr die verwitwete „Contessa Maria", eine verschüchterte treue Seele, deren verstorbener bürgerlicher Gemahl, obgleich er es bis zum Minister brachte, der adeligen Verwandtschaft stets als Eindringling galt. Unter der strengen Obhut dieser beiden Tanten lebt als unbemittelte Waise die junge, charaktervolle Contessina Gina, die Tochter eines jener beiden Bellini, an deren Vergangenheit ein Makel klebt. Gina verläßt das gastliche Haus, als man die Stolze hindern will, einen Broterwerb zu suchen. Wir begegnen ihr wieder am Schreibtisch der Kanzlei und im Hause Carlo degli Oprandi, eines welterfahrenen, liebenswürdigen, alten Advokaten, eines Vetters des Grafen Alessandro und seiner Schwestern. Wie sein Sohn Rafaele mit kaltblütiger Energie den ungetreuen Verwalter Grazio und seine Drohungen entwaffnet, wie er seine fast übermächtige heiße Liebe zu Gina zu beherrschen weiß, bis alle Mißverständnisse sich geklärt haben, ist geradezu meisterhaft entwickelt. Von anderen Gestalten der figurenreichen Handlung seien nur noch die wichtigsten genannt: Ginas Vetter Mario, Rafaeles vermeintlicher Nebenbuhler, ein weicher, energieloser Charakter, Rafaeles edle Schwester Marianne, verheiratet mit Philippo Carmelli, der in die Netze der gefallsüchtigen Gemma Belluti verstrickt ist, aber nach einem jähen Unfall seiner im Gemüte tief beunruhigten Gattin sich und seinem Hause den Frieden wiedergibt. Ginas herrlicher Charakter bewährt auch hier seinen Einfluß. Innerhalb dieser leicht angedeuteten Umrissen spielen sich die manchmal hochdramatischen Einzelepisoden einer in sich geschlossenen Handlung ab. Was dem Roman ein besonderes Gepräge gibt, ist das mit Kennerblick geschilderte arbeitsame Milieu des vornehmen Advokatenhauses degli Oprandi. Ein Kabinettstück ist u. a. die Klubversammlung, in welcher die eiserne Willenskraft des greisen Grafen Alessandro die kleinbürgerlichen Lästerzungen in Schach hält. Der Roman „Alte Paläste" wird auch einen verwöhnten Geschmack befriedigen. Das Buch gehört zu denen, welche durch die in ihm aufgeworfenen oder auch nur gestreiften Fragen zum Nachdenken und zu Diskussionen anregt. Dr. Armin Kausen.

Dr. Albert von Ruville, Universitätsprofessor in Halle a. S. **Das Zeichen des echten Ringes.** 1. bis 6. Tausend. Berlin H. Walther, 1910, XIV u. 166 S. Preis brosch. *M* 2.50, geb *M* 3.50. — Wie das Vatikanum lehrt (Sess. III, Kap. 3 De fide) hat Gott durch seinen eingeborenen Sohn die Kirche gegründet damit wir der Pflicht, den wahren Glauben anzunehmen und in ihm zu verharren, unserseits genügen können. Gott hat ferner seine Kirche mit offenbarem Kennzeichen ihres (göttlichen) Ursprungs ausgestattet, auf daß sie auch als Bewahrerin und Lehrerin des geoffenbarten Wortes von allen erkannt werden kann. Nur auf die katholische Kirche haben nämlich die vielen und wunderbaren Veranstaltungen Bezug, welche Gott getroffen hat, um die christliche Lehre als evident glaubwürdig hinzustellen. Ja, es ist die Kirche durch sich selbst ein hervorragender und immerwährender Glaubwürdigkeitsgrund der christlichen Offenbarung und ein unverbrüchliches Zeugnis ihrer göttlichen Sendung, nämlich wegen ihrer wunderbaren Ausbreitung, ihrer hervorragenden Heiligkeit, ihrer unerschöpflichen Fruchtbarkeit in allem Guten, ihrer wahrhaft katholischen Einheit, ihrer unüberwindlichen Dauer. — Es hängt nun von den verschiedensten Umständen und subjektiven Dispositionen der einzelnen Menschen ab, welches von den mannigfaltigen Kennzeichen der Kirche in einem bestimmten Falle ausschlaggebende Ueberzeugungskraft besitzt. Der bekannte Konvertit A. v. Ruville erblickt in der Demut jene Grundtugend des Christentums, die der katholischen Kirche ihr Gepräge gibt, der die katholische Kirche ihre Kraft, ihre Einheit, ihre Ausgestaltung, ja ihr ganzes Wesen und Dasein verdankt (S. 159), die folglich auch das sicherste Erkennungszeichen ihrer Wahrheit und Echtheit bildet. Demut sei ein unveräußerliches Besitztum jeder wahren, speziell der christlichen Religion, Demut trete hervor in der ganzen Heilsgeschichte und zeige sich in der von Christus gestifteten Heilsanstalt. Auf den ersten Blick ist es ein vollkommen neuer Weg, auf welchem R. zur Erkenntnis der Wahrheit der katholischen Kirche gelangt und sich davon Rechenschaft gibt. Aber er gibt dem Worte „Demut" einen Inhalt, der verschiedene sonst hervorgehobene Kennzeichen der wahren Kirche streift oder mehr oder minder deutlich in sich schließt. Echte Demut ist nach ihm die Willigkeit und Freudigkeit zur Unterordnung, die Willigkeit und Freudigkeit zum Dienen, ganz unabhängig davon, wem gegenüber sie zur Geltung kommt. Vom Sündenfalle an habe es kein überirdisches Wissen mehr gegeben, das auf Maßgeblichkeit und Allgemeinheit hätte Anspruch machen können. Wer sich vermaß, solches bieten zu können, habe sich einer Ueberhebung, des Stolzes, schuldig gemacht. Ein derartiges Wissen konnte nur Gott selbst den Menschen bringen. Diese aber müssen es in demütiger Unterwerfung unter die Autorität Gottes oder seiner beglaubigten Gesandten und Stellvertreter entgegennehmen. Das sei nun prinzipiell der Fall in der katholischen Kirche, nicht aber in den verschiedenen Formen des Protestantismus. Der Verfasser will in seinem Werke eigentlich keine neue Forschung unternehmen, da er deren Ergebnis schon lange, und zwar so sicher gewonnen hat, daß er die wichtigsten Folgerungen für sein persönliches Leben daraus ziehen mußte. Er sucht nur die Gedanken und Gründe, die ihn geleitet haben, unter den entscheidensten Gesichtspunkt zu bringen, in zweckmäßigster Weise zu ordnen und zu verflechten, um so einen für alle Wahrheitsucher möglichst zwingenden Beweis zu liefern (S. VI). Es würde zu weit führen, auf seine Durchführungen hier näher einzugehen. Dies ist um so weniger angezeigt, als der Verfasser mit aller Entschiedenheit den bestimmten Willen zu haben erklärt, in voller Uebereinstimmung mit der Kirchenlehre zu schreiben (S. 132). Ein paar Punkte kann ich aber nicht unberührt lassen. Gewiß hat der Verfasser ein Hauptunterscheidungs-

merkmal zwischen Katholizismus und Protestantismus in seiner psychologischer Zeichnung und mit treffenden Gedanken dargelegt. Allein um nicht Verwirrung und Irrtum in unseren eigenen Reihen und bei unseren Gegnern aufkommen zu lassen, darf nicht übersehen werden, daß die Gründe für die Wahrheit der katholischen Kirche, je mehr sie in das subjektive und innere Gebiet verlegt werden, destoweniger eine objektive und allgemein gültige Beweiskraft haben. Ferner darf man den Unterschied zwischen Wissenschaft und Religion nicht zu einem schroffen Gegensatz beider überspannen. Das würde zum Skeptizismus führen und zur Leugnung der natürlich-vernünftigen Erkennbarkeit Gottes, zur Leugnung der Erkennbarkeit seiner Offenbarung und seiner Kirche, Konsequenzen, welche dem Verfasser sicherlich ferne liegen.

Professor Dr. L. Atzberger.

Schulte, P. Dr. Chrysostomus O. M. Cap., Lektor der Theologie. **P. Martin von Cochem 1634—1712.** Sein Leben und seine Schriften. (Freiburger Theol. Studien I.) Freiburg i. B. 1910. Herder. XV und 207 S., Preis 3 M, geb. 3 60 M. Im Jahre 1912 werden es 200 Jahre, daß wohl der größte, jedenfalls der bekannteste deutsche Kapuziner der Vorzeit sein arbeitsreiches Leben beschloß, P. Martin von Cochem. Wohl jeder Leser der „Allg. Rundschau" hat die eine oder andere seiner frommen Gebets- und Erbauungsschriften gelesen, die auch in unserer Zeit noch wohl geeignet sind, gläubige Herzen zur Andacht zu entflammen. Das an äußerer wie innerer Tätigkeit reiche Leben des Kapuziners aber dürfte weniger bekannt sein, da nur eine, und zwar weniger kritische Lebensbeschreibung bisher weitere Verbreitung gefunden hat. Diesem Uebelstande ist P. Dr. Chrysostomus Schulte durch das vorliegende Werk begegnet. Es ist wissenschaftlich durchaus unangreifbares Quellenmaterial, das er zu seiner Arbeit benutzt hat, auf Grund deren ihm der theologische Doktorgrad verliehen wurde. Mit Liebe folgt der Verfasser dem Mitbruder in den verschiedenen Abschnitten seines Ordenslebens. Besondere Sorgfalt wendet er den Schriften P. Martins zu, die er literarkritisch untersucht und historisch begründet. Wer die religiöse Denkrichtung und das katholische Glaubensleben der Cochemschen Zeit und so manche Frömmigkeitsäußerung im religiösen Leben unseres Volkes begreifen und historisch würdigen will, wird dieses Leben eines unserer bedeutendsten Volksschriftsteller nicht unbefriedigt aus der Hand legen. Da das Buch fließend geschrieben ist, auch der Druck und die äußere Ausstattung geradezu mustergültig sind, so ist es geeignet, allen Anforderungen zu entsprechen, die man an eine gute, für weitere Kreise geschriebene, wissenschaftliche Biographie stellen kann.

P. A. Gossens.

Die dritte Reihe der religiös-wissenschaftlichen Vorträge für katholische Akademiker von Prof. Dr. W. Koch und Dr. O. Wecker betitelt sich „Katholizismus und Christentum", (Bader, Rottenburg Wttbg. 1910, 8 Vorträge; 87 S., 1.20 M) und bildet die Fortsetzung der in Nr. 25, 1910, dieser Zeitschrift besprochenen ersten beiden Bändchen. — Die Versicherung der beiden Herausgeber, das vorliegende Thema „mit dem wahrheitsuchenden Ernst der Wissenschaft und mit der aufrichtigen Liebe christlicher Toleranz" behandeln zu wollen, findet sich, wie mit Freude und Dank festgestellt werden kann, durchweg bestätigt. Der Unterschied des Katholizismus von den anderen christlichen Konfessionen, vor allem dem Protestantismus, wird in drei „Eigenarten" desselben gefaßt: er ist Auktoritätsreligion, offen ausgesprochenes dogmatisches Christentum und hat einen äußeren Kult. Die Berechtigung dieser „Eigenarten" erhellt aus Belegstellen der Schrift und Geschichte, die allseitig als echt anerkannt werden, und wird von Harnack, H. Koch, Schnitzer und Wahrmund mit Unrecht bestritten. Besonders interessant sind die Ausführungen über „die konkreten Formen der kirchlichen Auktorität" (Inquisition, Syllabus, Index, Kirchengebote); sie werden wohl viele Bedenken hiergegen bei Katholiken und Protestanten zerstreuen. Die warme, aber auch feste und überzeugungstreue Sprache berührt recht wohltuend, zumal da, wo von den Schattenseiten der kirchlichen Vergangenheit die Rede ist und, wie Leo XIII. anerkannte, die Rede sein muß. Mögen diese Vorträge, ebenso wie die vorhergehenden, weite Verbreitung finden! Es würde sich empfehlen, sie auch bei den Schülern der oberen Klassen der höheren Schulen einzuführen, die bekanntlich für die hier behandelten Fragen oft großes Interesse zeigen. Ausdrücklich sei noch bemerkt, daß sämtliche Bändchen die Approbation des hochw. Herrn Bischofs von Rottenburg haben. F. Mittrop.

Bühnen- und Musikrundschau.

Aus den Konzertsälen. Die Erstaufführung eines Klavierkonzertes in H-Moll von Hermann Zilcher fand im 2. Volkssymphoniekonzert eine sehr beifällige Aufnahme. Das Werk, welches der junge Komponist mit starkem Temperament und vorzüglicher Technik selbst am Flügel interpretierte, zeigte manch reizvollen Einzelzug und fesselnde Instrumentierung bei starken Stimmungskontrasten. Diese geben dem Ganzen eine etwas nervöse Note. Der Abend war ausschließlich neuzeitlichen Tondichtern gewidmet. Er begann mit Goldmarks lange nicht gehörter Symphonie „Ländliche Hochzeit" und schloß mit einer die üppigen Klangfarben aufs wirksamste zur Geltung bringenden Wiedergabe von Richard Strauß' Tondichtung „Don Juan". Hofkapellmeister Prill interpretierte die Werke mit bekannter Sorgfalt und Hingabe. Einen englischen Dirigenten Walter Händel Thorley lernten wir an gleicher Stelle, in der Tonhalle, kennen. Er bot mit dem Konzertvereinsorchester Werke von Beethoven, Schumann, Wagner und Strauß in guter, aber für unser deutsches Empfinden ein wenig kühler Wiedergabe. — Max Regers G-Moll-Quartett op. 54 hörten wir erstmalig; besonders fesselte uns das Scherzo und Finale. Die Hößlsche Kammermusikvereinigung spielte die Novität, sowie Werke von Mozart und Brahms mit bekannter musikalischer Delikatesse und Empfindungswärme. — Der treffliche Pianist Ernst Riemann hat in Brahms' Händel-Variationen seine ungewöhnlichen technischen Vorzüge und reiche, musikalische Gestaltungskraft im glänzendsten Licht gezeigt. Der Künstler spielte noch Werke von Beethoven, Chopin, Liszt, sowie drei fesselnde „Stimmungen" von August Reuß. Auch der Klavierabend von Anna von Gabain fand beifallsfreudige Besucher. Neben einer guten Wiedergabe der „Appassionata" spielte die geschätzte Pianistin Sigfried Karg-Elerts erste Fis-Moll-Sonate op. 50 und W. Courvoisiers sehr hörenswerte Variationen und Fuge op. 21. — Das Konzertvereinsquartett der Herren Erh. Heyde, Phil. Braun, Jos. Stiglitz und Ger. Maas hatte leider keinen sehr starken Besuch. Neben den vorzüglichen Leistungen sollten die in dankenswerter Weise niedrig normierten Eintrittspreise ein volles Haus sichern. Haydn, Beethoven und Dworak fanden bei mustergültigem Zusammenspiel eine ebenso klangschöne, wie empfindungstiefe Interpretation. Der Beifall war sehr herzlich. — Ein abwechslungsreiches Programm bot der Dresdner Kammersänger Léon Rains, in dem neben Liedern von Schubert, Brahms, Debussy, Rich. Strauß u. a. auch anspruchslose Musik nicht fehlte. Der Künstler besitzt eine klangschöne, umfangreiche Baßstimme, die besonders im Piano von bemerkenswertem Reiz ist.

Verschiedenes aus aller Welt. „Welche Mittel sind geeignet, dem Mißbrauch in der Bevorzugung ausländischer Bühnenwerke auf deutschen Bühnen ein Ziel zu setzen?", so lautet ein Punkt auf der Tagesordnung der vom Verband deutscher Bühnenschriftsteller einberufenen Hauptversammlung. Man muß leider befürchten, daß die Diskussionen über diese Frage lediglich akademischen Wert haben werden. Der Verbrauch schlechter Auslandsware ist in den letzten Jahren auf den deutschen Bühnen beängstigend gestiegen, insbesondere finden Pariser Schwankautoren für ihre mittelmäßigsten Erzeugnisse nirgends so viel Publikum und Tantiemen wie in Deutschland. Auch das französische Sensationsdrama setzt sich immer mehr durch. Henry Batailles' psychologisch verlogenes Schauspiel: „Die törichte Jungfrau" hat gleichzeitig an fünf großstädtischen Bühnen die „deutsche Uraufführung" erlebt. Man muß hierin ein bedauerliches Anzeichen von Amerikanisierung des Bühnenbetriebes sehen, denn als der wirkliche Leiter dieser fünf großen Theater erscheint der betreffende Theaterverlag. — Der Musikverlag Fürstner errichtet ein eigenes Haus in Paris und wird daselbst Richard Strauß' „Rosenkavalier" veröffentlichen. Das hat nach einer Bekanntgabe dieser Firma den Vorzug, „daß das Werk hierdurch den auf dem internationalen Markt den Werken französischen Ursprungs gesicherten umfangreicheren Urheberschutz genießt, insbesondere kommt ihm die längere französische Schutzfrist zugute". Der Komponist zeigt hier wieder kaufmännische Begabung. — Das Deutsche Theater in Berlin, an dem Joseph Kainz jahrelang gewirkt hat, veranstaltete eine eindrucksvolle Gedächnisfeier für den großen Schauspieler. Nach einem von Hugo v. Hofmannsthal gedichteten Prolog hielt der Schauspieler Kayßler die Gedenkrede. Frau Eysold sprach u. a. Hölderlins „Schicksalslied". Die von Nikisch dirigierte Trauermusik aus der Götterdämmerung schloß die Feier. Zuletzt verwandelte sich die Bühne in einen Garten, durch dessen Tor man den im Abendlicht verschwimmenden Horizont erblickte. — Einige Tage darauf gedachte auch das Wiener Burgtheater seines großen Mitgliedes. Auch hier gingen die Verse Hofmannsthal voraus, dann wurde ein Dramenfragment „Saul" gegeben, welches sich im Nachlasse von Joseph Kainz vorgefunden. Das Werk vermochte die künstlerischen Intentionen des Verfassers nach Berichten nicht restlos zu erfüllen. — In Köln starb der Musikästhetiker Professor Hermann Kipper, der fast vier Jahrzehnte als Theater- und Musikreferent der „Köln. Volkszeitung" verdienstvoll tätig gewesen. Nach nur wenigen Monaten des Ruhestandes schloß sein arbeitsames und erfolgreiches Leben ab. Auch die „Allgemeine Rundschau" zählte Kipper jahrelang zu ihren beliebtesten Mitarbeitern. Aus Anlaß von Kippers 80. Geburtstage (am 27. August 1906) haben wir den Lebenslauf des auch als Komponist, Dirigent und Musikpädagoge hochbewährten Mannes ausführlicher geschildert. — Weingartner tritt nunmehr endgültig von der Leitung der Wiener Hofoper zurück. Zu seinem Nachfolger wurde der erfolgreiche Direktor der Komischen Oper in Berlin, Gregor, ernannt.

München. L. G. Oberlaender.

Das neue Münchener Heim des Herderschen Verlags.

Unaufhaltsam vollzieht sich die Erneuerung des Stadtbildes von Alt-München. An den verschiedensten Stellen schwinden alte ehrwürdige Wohn- und Geschäftsräume, um neuen, zeitgemäßen Platz zu machen. Das ist überall so und konnte auch München nicht erspart bleiben. Aber wir haben, wie es gerade bei uns ja eigentlich selbstverständlich ist, vor vielen anderen Städten das voraus, daß an die Stelle dessen, was zugrunde geht, zumeist künstlerisch befriedigende Neuschöpfungen treten. Zu den umfangreichen Geschäften, deren immer wachsende Ausdehnung die Uebersiedelung in einen Neubau notwendig gemacht hat, gehört auch die bekannte Buchhandlung Herder & Co. in der Löwengrube. Sie hat ihr Heim von dem schlichten, längst zu eng gewordenen Hause Nr. 18 in das Nr. 14 verlegt. Letzteres ist nicht durchweg, aber größtenteils ein Neubau und erweckt beim ersten Anblick überhaupt den Eindruck eines solchen. Der Bau hat sich vom 1. April ds. Js. bis Ende Oktober hingezogen, nebensächliche Einzelheiten harren noch der Vollendung. Die Ausführung der Architektur oblag der Münchener Firma Max Ostenrieder, die Beleuchtungskörper sind von Riedinger-Augsburg, die Niederdruckdampfheizung lieferte das Eisenwerk Kaiserslautern, die Mobiliarausstattung die Hofmöbelfabrik Ballin-München nach eigenen Angaben des Herderschen Geschäftsführers und Prokuristen Alexander Kremer. — Die Front des Gebäudes zeigt unten neben der Haustüre das für den zweistöckigen Ladenraum dienende breite, doppelte Fenster mit den Auslagen zu beiden Seiten der Ladentüre. Darüber liegen Wohnungen in zwei Stockwerken, den oberen Abschluß bildet ein breiterer und ein schmälerer Dacherker. Die Wirkung der weiß geputzten Front ist infolge der angebrachten blaugrünen Fensterläden, der zierlichen weißen Stukaturen und eines unter einem Dächlein den Beschauer begrüßenden farbigen Madonnenreliefs vornehm und anheimelnd zugleich. Sie paßt bestens zum Charakter des Straßenbildes. Betreten wir das Innere, so sehen wir uns in dem vorderen rechteckigen Raume des tief sich erstreckenden, dabei trefflich beleuchteten Ladens. Die Farbenwirkung ergibt sich aus dem Weiß der stuckierten Decke, dem tiefen Blau der Wandbespannung, dem Braunrot des Linoleums und dem Natureichenholz der Schränke, Tische usw. Die Vorräte sind praktisch und geschmackvoll angeordnet. So sahen wir einen Schrank, dessen Kästen in höchst übersichtlicher Einrichtung Meßbücher enthalten, einen anderen mit Gebetbüchern. Drehschränke bieten Auswahl von Geschenkbänden, einer davon nur von wichtigsten Werken des Herder-Verlages. Eine Abteilung antiquarischer Werke fehlt nicht. Im Hintergrunde neben dem Arbeitsraume des Personals führt eine elegante Stiege zum Obergeschosse der Geschäftsräume. Die Wand ist hier bis hinauf und auch oben dazu bestimmt, kleine Kunstausstellungen zu bieten. Zurzeit sieht man dort die biblischen Bilder von Prof. Gebhard Fugel aufgehängt. Der obere Raum enthält ein großes Lager von Werken aus allen Wissensgebieten, darunter in stattlichen Reihen in einem verstellbaren Patentregal von Rob. Lipmann in Straßburg zirka 70 Meter fortlaufend nur Werke aus dem Herder-Verlage. Sehr dankenswert ist im Interesse der Kunden die Bereitstellung eines Lesetisches mit Zeitschriften, eines Regals mit Nachschlagewerken, eines Schreibtisches. Kehren wir ins Untergeschoß zurück, so finden wir hinter dem Laden ein reizend möbliertes Sprechzimmer, einen Schreibmaschinenraum, im Rückgebäude umfangreiche Lagerräume. Solche enthält auch, speziell für das neu angegliederte Antiquariat, das Souterrain, das bestens entlüftet und durch Oberlicht tadellos erhellt ist. Die gesamte Einrichtung entspricht praktisch wie ästhetisch den Auffassungen der Neuzeit. Ganz besonders imponieren die Geschäftsräume am Abend, wenn sie im Glanze der reichen Beleuchtung erstrahlen.

Felix Hinzen.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Berliner Grossbanken haben nun schon zum wiederholten Male in ihren Wochenberichten dem Kundenkreise und damit einem grossen Teil der in Betracht kommenden Börseninteressenten Enthaltsamkeit an den Spekulationsgeschäften nahe gelegt. Zum Teil wurden auch die Engagements von den Banken zwangsweise gelöst, wieder einem anderen Teil der Grossbeteiligten wurden die bisherigen Börsenkredite gekündigt. Wenn jedoch die beabsichtigte Restriktion der zu hoch gehenden Börsenbeteiligung und der in Effekten investierten Gelder nicht eingetreten ist, wenn sogar in kurzer Zeit neuerdings kräftige Kursavancen erzielt und behauptet werden konnten, so muss dieser Aufschwung an den Börsen, besonders am Berliner Effektenmarkt, doch auf reelle Gründe zurückzuführen sein, denn die bisher den Verkehr an den Auslandsplätzen im besonderen gehemmten Momente sind mehr oder minder unverändert zu registrieren. In der Situation der internationalen Geldmärkte hat sich wenig zum Besseren gewendet. Die Ansprüche an die einzelnen Notenbanken sind noch erheblich, und besonders die Geldentnahmen bei dem englischen Geldinstitut halten unverändert an. Auch die Bedürfnisse der bisherigen Faktoren, speziell für Handel und Industrie, sind die unverändert gleichen. Der letzt bekannte Ausweis der Deutschen Reichsbank zeigt daher trotzdem eine erfreuliche Abnahme der Passiven. Die Steuerpflicht der Bank ist beispielsweise um über 15 Millionen Mark kleiner, als in der Parallelzeit des Vorjahres. Man wird aber gut tun, durch diese sicherlich nur vorübergehende Erleichterung unseres heimischen Notenbankinstitutes bezüglich der Geldmarktlage keineswegs den bisherigen Optimismus zu fördern. In der letzten Sitzung des Zentralausschusses der Reichsbank wurden vom Reichsbankpräsidenten auch entsprechende Verwarnungen verlautbart. Es bleibt auch offensichtlich, dass mit dem Verschwinden der ausländischen Guthaben bei uns die bisherige stabile Situation der Reichsbank aller Voraussicht nach einem scharfen Anziehen der Passiven und einem schwierigen Etat in der deutschen Geldmarktlage wird weichen müssen. Es ist daher nicht erfreulich, dass im Hinblick auf die leider aller Voraussicht nach bestimmt eintretende baldige Verschlechterung dieser Situation die deutsch-österreichische Grossbank- und Finanzwelt die derzeit flüssigen Gelder zu Auslandszwecken reserviert und für Auslandsanleihen auch verwendet hat. Die ungarischen Schatzanweisungen sind mehr oder minder von Deutschland bezogen worden. Deutsche und österreichische Banken haben nun mit der Türkei wiederholt Vorschussgeschäfte in Form von Diskontierung von Schatzwechseln abgeschlossen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird die Perfektion einer neuen türkischen Anleihe durch das schon bekannt gewordene Bankkonsortium aus Deutschland und Oesterreich in kürzester Zeit publik werden. Wenn dadurch auch dieser Finanzkonzern über die französisch-englische Bankwelt einen grossen Erfolg errungen und der politische Einfluss der Dreibundmächte durch den sehr interessanten und bekannten Verlauf dieser eigentümlichen Anleihegeschichte bedeutend zugenommen hat, auch unsere Industrie hiervon à la longue Nutzen ziehen wird, so ist vom Standpunkt des Geldmarktes die Hingabe von grossen Kapitalien doch sehr bedauerlich. Die vorzügliche Haltung der Börsen, angeregt durch günstige Nachrichten aus der Industrie, hat jedoch bis jetzt von diesem Hinweis nur wenig Notiz genommen. Der bekanntgegebene Quartalsausweis des amerikanischen Stahltrustes hat trotz eines erheblichen Rückganges des Reingewinnes und des Auftragsbestandes befriedigt. Besonders günstig wirkte ein zufriedenstellender Kabelbericht über die Gesamtlage des amerikanischen Eisen- und Stahltrustes und über die Kupfermarktsituation. Auch die Preiserhöhungen an der Düsseldorfer Produktenbörse für Grobbleche und andere Eisensorten wurden an der Börse lebhaft begrüsst, die Ermässigung der Ausfuhrpreise in Belgien jedoch nicht beachtet. Einzelne grosse Montangesellschaften konnten vorzügliche Mehrgewinne für das abgelaufene Geschäftsjahr publizieren, und auch im laufenden Jahre scheinen die hochgeschraubten Erwartungen sich teilweise zu erfüllen. Beispielsweise erzielte die Phönix Bergbau- und Hüttenbetriebs-Aktiengesellschaft im Augustmonat einen Mehrgewinn von Mk. 800,000. Unter der Wirkung solch wichtiger und durchaus günstiger Ereignisse war es nicht zu verwundern, wenn die in Betracht kommenden Werte des Rheinisch-westfälischen Montangebietes im Vordergrunde des allgemeinen Börseninteresses standen und mitunter scharfe Kursavancen erzielen konnten. All die noch vor kurzem in das Kalkül der Berechnung gezogenen Vorsichtsmomente wurden unbeachtet gelassen oder zum mindesten nicht mehr ernst genommen. Der Börsenverkehr erstreckt sich auch auf die Elektrowerte, und auch hier konnten lebhafte Umsätze und steigende Kurse erzielt werden. Die 12 prozentige Dividendenerklärung der Siemens- und Halske-Elektrizitätsgesellschaft in der vorigjährigen Höhe, statt wie angenommen 13—14 Prozent, verstimmte nur auf ein bis zwei Tage. Auch hier wusste sich die stets optimistisch veranlagte Börse dann einen passenden Ausweg damit zum Troste zu verschaffen, dass die Zukunftschancen eben in der kommenden Fusion des Interessenten-Konzernes Siemens-Schuckert und in dem guten laufenden Geschäftsgang liegen. Bankaktien konnten auf Dividendentaxen profitieren; Industriewerte sind gleichfalls in alter Beliebtheit. Die Berliner Börse ist wieder vollkommen in dulci jubilo — doch auf wie lange?

M. Weber.

Nach Düsseldorf: „Cymbria" sehr erwünscht. Weshalb anonym?

Ferdinand Schöningh ▭ Würzburg

Verlags- und Sortimentsbuchhandlung

hervorragendes Lager in Theologie — Philosophie — Philologie — Pädagogik — Jurisprudenz — Geschichte — Kunstgeschichte — Sozialwissenschaften — Medizin — Naturwissenschaftliche Werke usw. Einrichtung von Volksbibliotheken.

Alle hier und anderwärts angekündigten Literaturerzeugnisse werden nach allen Orten prompt und schnellstens geliefert.



Ein Urteil über meinen Weihrauch:

Wiederholt habe ich von B. Fahr in Fulda den Weihrauch für meine Pfarrei bezogen. Dieser Weihrauch zeichnet sich durch **einen feinen Wohlgeruch aus, ist feinkörnig** und erzeugt schon bei **recht sparsamem Gebrauch** rasch einen schönen Rauch. Die Verpackung in Blechbüchsen ist für längere Aufbewahrung besonders praktisch. Der Weihrauch ist darum besonders zu empfehlen. E., den 21. Jan. 1909. B., Pfarrer.

1 Kilo **Bonifatius-Weihrauch** Mk. 3.20 franko, 1 Kilo **Bonifatius-Weihrauch** Mk. 3.50 mit Blechbüchse franko. 2 Kilo **Bonifatius-Weihrauch** Mk. 6.50 mit Blechbüchse franko. 1 Postpaket ca. 4 Kilo **Bonifatius-Weihrauch** Mk. 12.00 mit Blechbüchse franko.

B. Fahr, Fulda.

Presskohlen werden zu billigsten Preisen beigefügt.

Atelier für kirchliche Kunst

H. Volkhausen jun., Kirchenmaler

Paderborn i. W.

Ausmalen von Kirchen u. Kapellen in jeder Stilart.

Jos. Pet. Bockhorni :: MÜNCHEN :: Theresienstr. 14.

Inh. **Hans Bockhorni** Tel. 4090. Gegr. 1864.

Hofglasmaler Weiland Sr. K. u. K. Hoheit Erzherzog Josef v. Oesterreich. Hoflieferant und Hofglasmaler Sr. K. u. K. Hoheit Erzherzog Josef von Oesterreich.

Spezialität: **Kirchen-Fenster** aller Art.

Kostenanschlag, illustrierte Preisliste gratis.

Architekt Fr. Mündelein ▯ Paderborn

Atelier für kirchliche Kunst :: Ausarbeitung :: von Entwürfen und Kostenanschlägen. ::

Spezialität: Kirchen- und Krankenhausbauten. Bauleitung. :: :: :: :: :: Taxationen.

In den letzten **14** Jahren über **70** Kirchen- und Kapellenneubauten ausgeführt bezw. alte Kirchen wiederhergestellt.



Atelier für kirchliche Goldschmiedekunst

von

H. Cassau Wwe. **Paderborn i W.**

Nur freie Handarbeit in allen :: Stilarten und Metallen. ::

Renovierung alter Arbeiten — dauerhafte Versilberung und Vergoldung.

Zeichnungen und Photographien zur gefl. Ansicht. — Grosse Auswahl in mustergültigen Entwürfen von Metallwaren als Kronleuchter, Leuchter usw. nach Katalog.

Erstes Spezialgeschäft

für

Kranken-Weine

Vom Guten das Beste!

Aug. Bonse

Weingrosshandlung

:: Paderborn. ::

Weine aller Länder!

:: Preisliste gratis und franko



Bitte!

40 jähriger alleinstehender Herr, körperl. etwas gebrechl. sucht bescheidene aber dauernde Stelle für schriftl. Arbeiten; auch auf dem Lande, oder in kirchl. oder religiösem Institut. Bittender nicht unerfahren in Buchführ., Correspondenz, leichter redaktioneller und Correktorarbeit. Ansprüche, besonders wenn Pension im Hause, sehr gering. Gütige Off. unter J. M. 10033 an die Geschäftsstelle der „Allg. Rundschau", München.

ROBERT GUDDEN

Holländische Zigarrenfabrik

Goch a. d. holl. Grenze.

Spezialität: Handarbeit.

	Mk.
La Estafeta	80.—
El Socio Tacito	100.—
Cigarillos 40.— u. 50.—	

Priester „licencie" nimmt junge Leute auf, die sich in Paris aufhalten woll. Sécheroux, 18 rue Leverrier, VI ième.

Apfelwein

garantiert naturrein, versendet faßweise per Liter ℳ 0.30 unter Nachnahme Apfelweinkelterei m. elektr. Betrieb H. Güntzer, Trier.

Die Bonifacius-Druckerei zu Paderborn

erbietet sich zur pünktlichen Lieferung der Literatur des In- und Auslandes, besonders der katholischen. Sie besorgt auch jedes, wo immer angezeigte Werk.



Garantiert naturreine Weine

von der **Mosel** und **Saar,** Fass- und Flaschenweine von 75 Pfg. an.

Trierischer Winzer-Verein A.-G., Trier

Lieferant vieler Offizier- und Zivil-Kasinos

:: Ausführliche Preislisten zu Diensten. ::

Gesetzlich geschützt.



Filiale: BERLIN SW. 68, Zimmerstr. 29

Filiale: LEIPZIG, Tröndlinring 6.



Grösstes Theater- und Karneval-Kostüm-Verleih- und Versandhaus des Kontinents.

60000 fertige Kostüme zum Verleihen auf Lager

F. & A. Diringer,

Kgl. bayr., Kgl. württemb. und grossherzogl. bad. Hoflieferanten.

Hochbrückenstrasse 13 **München** Hochbrückenstrasse 13

Telegrammadresse: Diringer, München. Telephon 2734

versenden leihweise an Private und Vereine historische und Theater-Kostüme jeder Zeit und Art bei billigster Notierung der Leihpreise. Spezialität: **Ausstattung aller biblischen und religiösen Spiele, Passionen, Legenden, lebender Bilder,** sowie **Festaufführungen aller Art. Gebirgs- und Bauerntrachten. ∴ Historische Uniformen.** Ausstattung aller existierenden Bühnenwerke zu besonderen Vorzugsleihpreisen. Allgemeiner Preiskurant A und Alpiner Preiskurant B beide reich illustriert, gratis und franko.

Verein von kath. Priestern Deutschlands E. V.

Protektor: Se. Eminenz Kardinal Fischer



Zentrale

Köln a. Rh. Komödienstr. 8.

Vermittlung von

Lebens-, Feuer-, Unfall-, Kranken-, Haftpflicht-, Einbruchsdiebstahl-, Glas- u. Wasserleitungsschaden-Versicherung.

RAT u. **AUSKUNFT** in allen Versicherungs-Angelegenheiten. ∴ **Eigene Kur- u. Erholungsheime** in Unkel u. Mergentheim. Eigenes Vereinsorgan. Rechtsschutzstelle.

Der Benediktinerorden in Brasilien und seine Indianermissionen.

Brosch. v. 29. S. gegen 20 Pf. in Briefmarken

von

P. Raph. Kögel O. S. B. Prokurator des Erzabtes der Brasil. Benediktinerkong. z. Z. Wessobrunn b. Weilheim, Oberbayern.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 16), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 5 K 19 h, Schweiz 5 Fr. 20 Cts., Belgien 5 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 5 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer. Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 46. München, 12. November 1910. VII. Jahrgang.

Die Verhätschelung der Sozialdemokratie in Bayern.

Von Hans Friedrich Schäffler.

Die jüngsten Erörterungen über die Stellung der K. B. Staatsregierung zur Sozialdemokratie haben auf die christlich und monarchisch gesinnten Arbeiter und Staatsunterbeamten einen recht deprimierenden Eindruck gemacht. Ist doch bei dieser Gelegenheit die Tatsache neuerdings bestätigt worden, daß die bayerische Staatsregierung eine sozialdemokratische Eisenbahnerorganisation gegenüber dem staatstreuen Bayerischen Eisenbahnerverband, wenn auch nicht mit bewußter Absicht, so doch tatsächlich *begünstigt*. Diese Anschauung stützt sich nicht nur auf den bekannten „Weidener Fall", sondern auf langjährige Erfahrungen.

Als der *Bayerische Eisenbahnerverband* im Jahre 1896 gegründet war, da hat man ihn nach allen Regeln der Kunst *denunziert und schikaniert*. Die liberale Presse erblickte in dem Verbande, *dessen Statuten Treue für König und Vaterland und Protest gegen die sozialdemokratischen Grundsätze und Bestrebungen an die Spitze stellten, „eine schwere Gefahr für den Staat"*. Diese Verdächtigung hat ihre beabsichtigte Wirkung auf die Eisenbahnverwaltung nicht verfehlt. Dem Bayerischen Eisenbahnerverbande wurden damals seitens der Behörde die schwierigsten Auflagen gemacht. Man übte über Versammlungsreden und Artikel im Verbandsorgan ein Zensurrecht aus. Aus den Verbandsstatuten mußten die harmlosesten Sätze gestrichen werden. Es würde über den Rahmen dieses Artikels hinausführen, wollten wir alle Schwierigkeiten aufzählen, die man dem Bayerischen Eisenbahnerverband seit seinem Bestehen bereitet hat, *um seine Entwicklung zu hemmen*.

Im Oktober 1898 wurde in Nürnberg unter dem Namen „Verband bayerischer Eisenbahnwerkstätten- und Betriebsarbeiter" eine *sozialdemokratische Konkurrenzorganisation* gegen den aufblühenden und auf monarchischem Boden stehenden Bayerischen Eisenbahnerverband gegründet, aus der sich nunmehr der *sozialdemokratische* „Verband des Süddeutschen Eisenbahn- und Postpersonals" entwickelt hat. Merkwürdigerweise hat weder die Eisenbahnverwaltung noch die liberale Presse gegen diesen Verband ähnliche Vorstöße unternommen, wie dies dem Bayerischen Eisenbahnerverband gegenüber geschehen war. Während die Eisenbahnverwaltung unter der Leitung des ehemaligen Generaldirektors v. *Ebermayer* der sozialdemokratischen Eisenbahnerorganisation gegenüber wenigstens absolut neutral blieb, ist ihr von liberaler Seite eine indirekte Unterstützung zuteil geworden. Eine Zeitlang war der sozialdemokratische Eisenbahnerverband mit einer im liberalen Fahrwasser segelnden Eisenbahnerorganisation (Bayer. Verkehrsverein), die inzwischen wieder von der Bildfläche verschwunden ist, *sogar kartelliert*. Die sozialdemokratische Eisenbahnerbewegung machte aber trotz der liberalen Unterstützung keine nennenswerten Fortschritte. Der Bayerische Eisenbahnerverband hatte eben einmal dank seiner erfolgreichen Tätigkeit das Vertrauen der großen Masse des unteren Eisenbahnerpersonals gewonnen, und dagegen konnten die Sozialdemokraten mit ihrem liberalen Schwanzstück nicht recht aufkommen.

Im Dezember 1903 wurde der damalige Ministerialrat Heinrich v. *Frauendorfer* von der Krone zum ersten bayerischen Verkehrsminister ernannt. Herr v. *Frauendorfer* hat anläßlich der Uebernahme seines hohen Amtes am 31. Dezbr. 1903 eine Programmrede gehalten, die in den Reihen des Personals viele Hoffnungen erweckte. Diese Hoffnungen aber konnten doch nur zu einem geringen Teil erfüllt werden. Der „Volksminister" mußte eben auch mit *begrenzten Möglichkeiten* rechnen. Die Begeisterung für den neuen Minister verwandelte sich nun in den Herzen mancher Leute in das Gegenteil, und die Sozialdemokratie fand deshalb für ihre Agitation einen fruchtbareren Boden. Die nichtsozialdemokratischen Arbeiter hatten gar bald unter dem Uebermut der „Genossen" sehr viel zu leiden. Die Verkehrsverwaltung setzte aber den destruktiven Bestrebungen der Sozialdemokratie nicht den geringsten Widerstand entgegen. Unter diesem Eindruck hat der Bayerische Eisenbahnerverband in einer großen Eisenbahnerversammlung in Nürnberg im Jahre 1905 seine grundsätzliche gegnerische Stellung zur Sozialdemokratie und ihren Bestrebungen neuerdings präzisiert. Der Bayerische Eisenbahnerverband hat damals auch das *Streikrecht der Eisenbahner verneint*.

Im Jahre 1906 hatte der Herr Verkehrsminister das erstemal Gelegenheit, öffentlich seine Stellung zur sozialdemokratischen Eisenbahnerbewegung darzulegen. Der Eisenbahnreferent Dr. *Pichler* machte seinerzeit auf die Gefahr dieser Bewegung und deren terroristische Bestrebungen aufmerksam. Der Verkehrsminister gebrauchte damals sehr scharfe Worte gegen die Bestrebungen der sozialdemokratischen Eisenbahnerorganisation und die von ihr beliebte *Terrorisierung* andersdenkender Arbeiter. Unter Bezugnahme auf das *Streikrecht* der Eisenbahner erklärte Verkehrsminister v. Frauendorfer in der 190. Plenarsitzung in der Kammer der Abgeordneten vom 8. August 1906: „Wenn unsere Arbeiter streiken, dann fliegen sie hinaus und bleiben draußen." Dieser Vorstoß gegen die Sozialdemokratie ist Herrn v. Frauendorfer außerordentlich schlecht bekommen. Die „Münchener Post" griff den Verkehrsminister damals in der denkbar schärfsten Weise an. In ihrer Nr. 175 vom 6. August 1906 ist unter der bemerkenswerten Ueberschrift „Die Maske herunter" ein Artikel enthalten, der mit folgendem vielsagenden Satze schließt: „*Herr von Frauendorfer wird den Kampf haben, den er heraufbeschworen hat. Und er ist nicht der erste, der das Fliegen gelernt hat, indem er wähnte, mit armseliger Büttelfaust den Aufstieg der Arbeiterklasse aufhalten zu wollen.*" In diesem Tone wurde der Verkehrsminister in einer Reihe von Artikeln in der „Münchener Post" und in sozialdemokratischen Versammlungen eine Zeitlang bearbeitet. Der Erfolg ließ nicht allzulange auf sich warten. Herr v. Frauendorfer „*versöhnte*" sich mit seinem *gefährlichen und rücksichtslosen Gegner*. Er hatte dann sogar das zweifelhafte Vergnügen, in sozialdemokratischen Versammlungen und Zeitungsartikeln gelobt zu werden. Wer die Kosten der „Versöhnung" getragen hat, darüber wird sich im Hinblick auf die Ausführungen, die der Chefredakteur der „Münchener Post" und Landtagsabgeordnete Adolf *Müller* in einer Eisenbahnerversammlung am 4. Mai ds. Js. in München gemacht hat, niemand im Zweifel sein. Ein Minister, der sich in einem monarchisch und verfassungsmäßig regierten Staate vor aller Welt sagen lassen muß, daß er gegenüber der Sozialdemokratie im Ernstfalle unter allen Umständen den Kürzeren zieht, ist eigentlich doch sehr armselig daran.

Der „Sieg", den die Sozialdemokratie schon vor Jahren über den Verkehrsminister errungen hat, gab anderen interessierten Kreisen Anlaß, das Gegenseitigkeitsverhältnis der beiden ehemaligen Gegner aufmerksam zu beobachten. Es ist zunächst

aufgefallen, daß Herr v. *Frauendorfer* seinen Ausführungen, die er am 3. und 7. August 1906 in der Abgeordnetenkammer des Bayerischen Landtages gegen den sozialdemokratischen Eisenbahnerverband machte, so wenig Geltung verschafft hat. Die Verkehrsverwaltung praktizierte gegenüber dieser staatsfeindlichen Organisation eine „Neutralität“, aus der die bedenklichsten Schlüsse gezogen werden konnten und teilweise auch gezogen wurden. Diese „Neutralität“ involvierte eine starke Benachteiligung des Bayerischen Eisenbahnerverbandes und Begünstigung der sozialdemokratischen Eisenbahnerorganisation. Der Bayerische Eisenbahnerverband konnte der verhetzenden Agitationsmethode der Sozialdemokraten nicht immer mit Erfolg begegnen, weil die „Genossen“ das eine voraushaben, daß sie für die Verwirklichung ihrer Forderungen keine Verantwortung zu tragen brauchen. Dazu kommt noch der weitere Umstand, daß sich die sozialdemokratischen Agitatoren in den Versammlungen auf die Gunst des Herrn Verkehrsministers *ungeniert* berufen konnten. Die roten Agitatoren wußten sich mit einem gewissen Nimbus zu umgeben, der den nichtorientierten Massen imponiert hat. Man brauchte von gewissen ruhmredigen Behauptungen der „Genossen“ nicht allzuviel zu halten, wenn sie nicht durch manche Vorgänge eine Bestätigung gefunden hätten. Davon seien nur einige angeführt.

Zwei sozialdemokratische Agitatoren mußten vor einigen Jahren wegen Renitenz aus dem Eisenbahndienst entlassen werden. Auf Befürwortung sozialdemokratischer Führer mußten sie an einem anderen Arbeitsplatze wieder eingestellt werden.

Vor zwei Jahren ist in der Presse folgender Fall berichtet worden: „Ein Beamter irgend einer Bahnbauinspektion erscheint irgendwo in einem Bahnbureau — nicht weit von München —, um im *Auftrage eines hohen Eisenbahnbeamten zu veranlassen, daß ein Bahnarbeiter*, der sich nach eigener Aussage an den Abgeordneten *Roßhaupter*, als seinen Patron, gewandt habe, zum Bahnmeister nach Schwaben versetzt werde. Da der Chef des Betriebsbureaus abwesend war, wandte sich der Bauinspektionsbeamte an dessen Vertreter mit der *dringenden Bitte*, den Arbeiter doch zu versetzen, weil sonst „*der Abgeordnete Roßhaupter zum Herrn Minister gehe und es dann einen Mordskrach gäbe*“.

Wir haben nicht gelesen, daß diese Notiz von berufener Seite berichtigt oder als unzutreffend bezeichnet worden wäre.

Im Herbst 1908 mußte im Bereiche der Eisenbahndirektion Nürnberg eine größere Zahl Bahnarbeiter nach Verbrauch der Etatsmittel entlassen werden. Eine sozialdemokratische Deputation begab sich zum Eisenbahnpräsidenten *von Seidlein*. Dieser erklärte, er könne die Arbeiter leider nicht weiter beschäftigen, weil der ihm zur Verfügung stehende Kredit bis auf 2000 Mark erschöpft sei. Daraufhin wurden ein sozialdemokratischer Abgeordneter und ein Bahnarbeiter beim Verkehrsminister v. Frauendorfer vorstellig. Dieser erklärte, nach einem Berichte der „Münchener Post“ Nr. 266 vom Jahre 1908, „daß er, wenn die gegebene Schilderung zutreffe, unter gar keinen Umständen die Entlassung billigen könne und auch sofort das Weitere verfügen werde. Die plötzliche Entlassung müsse er als einen bedauerlichen Mangel an Rücksichtnahme für die Arbeiter erklären“. Zu einer Berichtigung dieser Sachdarstellung hat man sich im Verkehrsministerium erst aufgeschwungen, als die Sache brenzlich zu werden anfing. Daß der Sachverhalt durch die ganz- und halboffiziösen „Berichtigungen“ des Verkehrsministeriums richtig klargestellt worden wäre, können wir leider nicht zugeben.

Die „Weidener Eisenbahneraffäre“ braucht nur kurz rekapituliert zu werden; sie wurde in der Tagespresse genügend erörtert. Ob mit Erfolg, wird abzuwarten sein. So viel steht fest: das Verhalten des Verkehrsministers in der Weidener Angelegenheit hat in den weitesten konservativen Bevölkerungskreisen großes Befremden hervorgerufen. Der Hergang ist folgender: Im August 1910 wurde seitens der Eisenbahndirektionen eine Verfügung erlassen, wodurch die Agitation für Zeitschriften, sowie die Verteilung von Einladungen verboten wurde. Anfangs September verteilten nun drei Arbeiter der Hauptwerkstätte *Weiden* unmittelbar vor den Kontrolltüren Flugblätter des sozialdemokratischen „Verbandes des Süddeutschen Eisenbahn- und Postpersonals“ an die in die Werkstätte eintretenden Arbeiter. Auf Anfrage der K. Eisenbahndirektion *Regensburg*, ob die Verteilung von Flugblättern auf ärarialischem Boden unter den Augusterlaß falle, wurde vom Verkehrsminister der Bescheid gegeben: „Gewiß fällt der Weidener Vorgang unter das erlassene Verbot vom August, denn das Verhalten der Weidener Arbeiter sei *offensichtlich nur eine Umgehung und Verhöhnung der Verfügung der Direktionen*“. Daraufhin verfügte die Eisenbahndirektion *Regensburg* die Strafversetzung der drei fehligen Werkstättenarbeiter nach verschiedenen Stationen. Dieselben wandten sich hierauf an einen sozialdemokratischen Abgeordneten, und dieser ging zum Verkehrsminister. Diesem Abgeordneten gegenüber erklärte nun der Verkehrsminister, daß er die Strafversetzung nicht billige, und gab ihm den „Rat“, die drei gemaßregelten Arbeiter sollten gegen die Strafverfügung Beschwerde einlegen. Inzwischen kam der Eisenbahnpräsident von Regensburg mit dem Verkehrsminister in München zusammen. Der Verkehrsminister gab bei dieser Gelegenheit dem Eisenbahnpräsidenten die *Weisung*, die Beschwerde der Weidener Arbeiter nochmals zu prüfen, jedenfalls sorgfältig, damit das Verkehrsministerium die Regensburger Eisenbahndirektion *nicht desavouieren müsse*. Diese Weisung verstand denn auch der Präsident, und die drei Werkstättenarbeiter wurden in Weiden wieder aufgenommen. *Es wurde bisher von berufener Seite kein Versuch gemacht, diese Behauptungen zu dementieren.*

Daß diese Stellung des Verkehrsministers zur Sozialdemokratie auch in den Reihen des loyal gesinnten Personals nicht den besten Eindruck macht und die Autorität erschüttert, kann jedermann bezeugen, der mit diesen Kreisen in näherem Verkehr steht. Uns dünkt, der Herr Verkehrsminister hätte doch großes Interesse daran, daß das Personal im Vertrauen zu seinem obersten Chef nicht wankelmütig wird. Mindestens sollte Herr von Frauendorfer die loyale Gesinnung der übergroßen Mehrheit seines untergebenen Personals doch höher einschätzen *als die Gunst der Sozialdemokratie.*[1] Es ist kaum glaublich, daß Herr von Frauendorfer wirklich der Ansicht ist, man könne die Sozialdemokratie durch allerlei Konzessionen von ihrem *Endziele* abhalten. Die Sozialdemokraten empfinden die schwächliche *Nachgiebigkeit* der K. B. Staatsregierung nur als eine Aufmunterung zur Erstrebung weiterer Machtbefugnisse. Ein Staatsmann, der sich in unserer Zeit darüber im unklaren ist, hat seinen Beruf verfehlt. Die christlich nationale Arbeiterschaft, die jahraus, jahrein um ihre Weltanschauung mit der sozialdemokratischen Uebermacht so schwere Kämpfe zu führen hat, verlangt von der Staatsregierung und ihren einzelnen Gliedern keineswegs eine einseitige *Bevorzugung*, sie protestiert aber mit allem Nachdruck dagegen, wenn diese der grundsätzlich revolutionären Sozialdemokratie zuteil zu werden scheint.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Zar in Potsdam.

Spät kam er, doch er kam. Nachdem die Zarenfamilie mehr als zwei Monate sich in Deutschland aufgehalten, gehörte der Besuch zu den gesellschaftlichen und politischen Notwendigkeiten. Der Zar ist an das Hoflager in Potsdam gekommen und hat dort zwei Tage geweilt. Für die politische Bedeutung des Besuches scheint die Teilnahme der beiderseitigen leitenden Minister zu sprechen; von besonderem Interesse war die Anwesenheit des Nachfolgers von Iswolsky, des neuen russischen Ministers des Auswärtigen, Sasanow. Wenn die Verzögerung des Besuchs die Einführung des neuen Leiters der russischen Politik ermöglicht hat, so hat sie doch etwas Gutes gehabt; denn alle Freunde des Friedens werden wünschen, daß Herr Sasanow etwas mehr Verständnis für Deutschland haben möge, als sein Vorgänger. In den letzten Monaten, die dem Besuch vorangingen, hat auch die gesamte Weltlage sich etwas geklärt, um nicht zu sagen: geändert. Die französische Orientpolitik hat wegen Ueberspannung der Anleihebedingungen eine empfindliche Schlappe erlitten, wobei England als getreuer Bundesgenosse auch seine

---

[1] Wie die Dinge im Lager der konservativen Protestanten beurteilt werden, dafür liegt ein interessantes Zeugnis vor. Der Wochenschauer der „Evangelisch-lutherischen Kirchenzeitung“ schreibt in der vorletzten Nummer: „Gegen Frauendorfer macht jetzt das bayerische Zentrum mobil, für das wir sonst nicht allzuviel übrig haben, dessen scharfes Vorgehen in diesem Moment aber eine nationale Tat genannt werden könnte. Hier muß wirklich jede Parteipolemik schweigen; ‚rote Minister dürfen nicht Mode werden in Deutschland‘, schreibt mit Recht eine angesehene deutschnationale Zeitung.“

Schmarre abbekommen hat. Durch die schroffe Note an die persische Regierung und die dortige Truppenlandung hat die englische Regierung den Partner Rußland darauf aufmerksam gemacht, daß die Interessengegensätze zwischen den beiden Prätendenten auf Innerasien sich durch den schönsten Vertrag nicht beseitigen lassen. An der Newa könnte sich jetzt wohl wieder der Gedanke vordrängen, daß man statt der Abhängigkeit von England und Frankreich lieber eine einfache selbständige russische Politik treiben sollte. Eine solche „Rückkehr zur Natur" würde die Wiederannäherung an Deutschland bedeuten. Die Offiziösen reden denn auch auf beiden Seiten von dem Besuch als einer Verstärkung der alten traditionellen Freundschaft zwischen den Dynastien und den Völkern. Ob man in Rußland schon so weit in der Ernüchterung vorgeschritten ist, wagen wir nicht zu bejahen und möchten es auch nicht gerne verneinen. Tatsache ist leider, daß in den weitesten Kreisen des russischen Volkes noch ein zäher Deutschenhaß herrscht. Dort hat man nicht nur Vorliebe für Frankreich, was bei dessen reichlichen Spenden an Geld und Unterhaltungsliteratur allenfalls begreiflich ist, sondern auch für England, obschon der Blinde mit dem Krückstock fühlen kann, daß England schuld ist an der furchtbaren Katastrophe in Ostasien und England überhaupt der wirksame Gegner der russischen Weltpolitik war und bleibt.

Bei dem Besuche in Potsdam sind keine Trinksprüche gewechselt worden. Das ist eine Abweichung vom herkömmlichen Brauch, die einige dahin deuten, daß man den familiären Charakter der Begegnung habe in den Vordergrund treten lassen wollen. Jetzt bleibt uns nur übrig, die Handlungen des neuen russischen Ministers abzuwarten, um darnach zu beurteilen, ob und inwieweit die Detente in der Ententenpolitik, die seit dem Tode des Königs Eduard eingesetzt hat, sich weiter entwickelt. Deutschland braucht seinen hochpolitischen Kurs nicht zu ändern. Auch wenn wir das gute Geld unserer Banken nach Konstantinopel schicken, wollen wir dort keine Eroberungen einleiten, sondern nur Gleichberechtigung bei offener Tür und Erhaltung des status quo anstreben.

„Sieg" und Umbildung des Kabinetts Briand.

Der vielgewandte Briand hat trotz der Schwäche seiner Position doch ein Vertrauensvotum für sein Ministerium erlangt. Aber daß in dieser Siegesbutter ein oder mehrere Haare seien, ergab sich alsbald, da das siegreiche Ministerium seine Entlassung einreichte und Herr Briand ein neues bildete mit einer Mehrzahl von neuen Persönlichkeiten.

Als Herr Briand das offenherzige, aber unvorsichtige Wort von den ungesetzlichen Hilfsmitteln für den Notfall ausgesprochen hatte, schien wirklich sein Sturz besiegelt zu sein. In der folgenden Nacht verabredeten sich 200 republikanische Abgeordnete, nichts weiter als die einfache Tagesordnung zu beschließen. Im Licht des folgenden Tages fiel aber das Gros dieser Wächter der unbedingten Gesetzlichkeit wieder um. Es siegte auch bei diesen Radikalen das Gefühl, daß es für die Umstürzler ein ungeheuerer Triumph und für die Ruhe und Ordnung eine verhängnisvolle Gefahr bedeute, wenn man jetzt im Verein mit der Umsturzpartei die Regierung stürze. So kam denn Briand zu einem Vertrauensvotum von 329 gegen 189 Stimmen; gegen ihn stimmten außer den 75 revolutionären („geeinigten") Sozialisten noch gegen 100 Republikaner, während die Rechte bis auf wenige Stimmen für den „Staatsretter" eintrat. Die Regierungsmehrheit war gegen die Abstimmung bei Beginn dieser Session von 283 auf 146 zurückgegangen; ihr Schwerpunkt war beträchtlich nach rechts verschoben worden. Dadurch ließ sich aber Briand nicht bange machen; er betrachtete sich nach wie vor als „Herrn der Lage" und beschloß deshalb, dem Präsidenten der Republik die Entlassung des ganzen Kabinetts anzubieten in der Voraussetzung, daß Fallières ihn (Briand) mit der Bildung des neuen Kabinetts betrauen würde. So geschah es auch, und Briand hatte nunmehr freie Hand, seine Mitarbeiter so zu wählen, daß sie wegen der geplanten gesetzgeberischen Vorlagen mit ihm eines Sinnes und zugleich zur Gewinnung einer republikanischen Mehrheit geeignet seien. Er behielt nur vier alte Kollegen bei sich und nahm sieben neue, die an Gefügigkeit das beste versprachen. Ob diese Durchschnittsnaturen die Fähigkeit haben, ihre Parteigenossen zur Unterstützung der Briandschen Politik fortzureißen, ist freilich noch sehr fraglich. Herr Briand ist der Scylla entgangen, hat jetzt aber nicht eine Charybdis, sondern deren mehrere zu passieren. Denn zunächst muß er das Programm des neuen Kabinetts der Kammer vorlegen, wobei auch die Grundzüge der kritischen Gesetzgebung zur Beschränkung des Streikrechts zu entwickeln sind. Läßt man diese Allgemeinheiten passieren, so kommen die vielen und gewichtigen Einzelheiten: welchen Klassen von Angestellten das Streikrecht zu entziehen sei, welche anderen Mittel und Formen zur Wahrung ihrer Interessen ihnen dafür zu geben seien, wie man die Vermittelungs- und Schiedsämter gestalten solle, usw. Ueberall Fallstricke, überall Gelegenheiten zu neuem Triumph der „freiheitlichen" Phrasen. Und die Ränke der Sozialdemokraten werden im Laufe der Zeit wieder mehr Anklang finden, da dann die Erinnerung an die schwere Gefahr, die Staat und Gesellschaft soeben durchgemacht haben, wieder verblaßt ist. Inzwischen müssen wir ungeachtet der schlimmen Dinge, die Herr Briand auf kirchenpolitischem Gebiete begangen hat und auf dem Schulgebiete noch begehen will, ihm die Anerkennung zollen, daß er in der letzten Krisis den Staat und die Ordnung mit überraschend starker Hand gerettet hat.

Sogar unsere Offiziösen weichen von ihrem Nichtinterventionsprinzip gegenüber der inneren Politik anderer Staaten diesmal ab, indem die „Nordd. Allg. Zeitg." in ihrer Wochenrundschau sagt: „Jedenfalls unterliegt es keinem Zweifel, daß das vorige Kabinett unter der Führung des Ministerpräsidenten Briand sich in kritischen Tagen um die Aufrechterhaltung der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung in hohem Maße verdient gemacht hat, und zwar beschränken sich seine Verdienste nicht auf Frankreich, sondern sie haben Anspruch auf Anerkennung in allen zivilisierten Staaten."

Sehr richtig und ganz besonders richtig in bezug auf Deutschland. Infolge der Verstaatlichung aller großen Verkehrswege sind wir freilich bisher von einem Eisenbahnerstreik verschont geblieben; aber die sogenannten gewöhnlichen Streiks wachsen sich bei uns mit einer fatalen Regelmäßigkeit zu Gewalttaten, Straßenaufläufen, Kämpfen mit der Polizei, überhaupt zu revolutionären Kraftproben aus. Auf Moabit, Köln, Remscheid, Bremen ist neuerdings die Berliner Nordvorstadt Wedding gefolgt. Ein kleiner, aber lehrreicher Streik. Die 15 sozialdemokratischen Gesellen eines Schlächtermeisters halten sich für berechtigt, einen „gelben" Kollegen aus dem Brod zu bringen; als der Meister aber einen bummeligen Gesellen ihrer Farbe entläßt, stellen sie nicht bloß die Arbeit ein, sondern versuchen durch Beschimpfung oder gar Mißhandlung der Kunden das Geschäft lahm zu legen. Der Pöbel unterstützt diese saubere Aktion, und der Straßenkampf ist fertig.

Die sozialdemokratische Parteileitung hat nun freilich eingesehen, daß die häufigen Ruhestörungen doch die Mitläufer und Stichwahlhelfer bei den nächsten Wahlen stutzig machen könnten, und mahnt deshalb von den Straßenkämpfen ab; jedoch die Aufhetzerei gegen die Polizei und gegen alle Arbeitgeber wird trotzdem fortgesetzt.

In Frankreich war in den letzten Wochen ein Gemeinschaftsgefühl unter allen Freunden der Ruhe und Ordnung, eine gewisse Solidarität der bürgerlichen Elemente erwacht. Hier zu Lande ist das noch keineswegs in gleichem Maße der Fall. Unsere Liberalen gehen bis auf wenige Ausnahmen doch darauf aus, die Sozialdemokratie bei den Wahlen zu unterstützen, um von ihr sich gegen die Rechte und das Zentrum unterstützen zu lassen. Muß es erst bei uns noch schlimmer werden, ehe sich das Bürgertum aufrafft, um die inneren Verhältnisse zu bessern?

Oesterreich und Ungarn.

Von Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

II.

Die Delegationen haben zunächst den gemeinsamen Voranschlag für 1910 zu beraten. Danach belaufen sich die Bedürfnisse der drei gemeinsamen Ministerien auf rund 424 Millionen K, um 17 Millionen mehr als im Vorjahre. Dazu kommen noch folgende Posten: Okkupationskredit 8 Millionen, außerordentlicher Heereskredit 8 Millionen, Nachtragskredit für 1909 1 Million, besondere militärische Maßnahmen 1908 — 1910 (Kosten der Annexion Bosnien-Herzegowinas) 54 Millionen, so daß rund 495 Millionen K zu decken sind. Für die letztgenannten Posten ist durch eine Anleihe vorgesorgt, so daß nur für die 424 Millionen eine Deckung gefunden werden muß. Davon entfallen auf das Ministerium des Aeußern 15 Millionen, auf das Kriegsministerium 404 Millionen, auf das Finanzministerium 4,6 Millionen und auf die Rechnungskontrolle 400,000 K.

Zur Bedeckung dienen hauptsächlich die Zollgefälle mit 162,4 Millionen. Von dieser Summe gehen in Oesterreich ein 142,6 Mill., in Ungarn 18,5 Mill., in Bosnien 1,3 Mill.; zieht man das gesetzliche Zollpauschale für die Reichslande ab, so verbleiben als Einnahme aus dem Zollgefälle rund 161 Mill. K. Diese von dem Gesamtbedarf per 424 Millionen abgezogen, bleibt ein Fehlbetrag von 263 Millionen, von welchen nach dem Quotenschlüssel 63,6 : 36,4 Oesterreich 167 Millionen und Ungarn 96 Millionen aufbringen muß. Ein außerordentlicher Marinekredit (zur Erwerbung von Dreadnoughts) mit 54 Millionen wird nach derselben Quote Oesterreich mit 34 und Ungarn mit 20 Millionen belasten.

Die Delegationen haben auch die Kontrolle über die Finanzgebarung der Reichslande Bosnien-Herzegowina, welche der gemeinsame Finanzminister Baron Burian zu vertreten hat. Das Budget dieser Lande ist auch heuer aktiv: bei 74'322,409 K Einnahmen und 74'297,712 K Ausgaben bleibt ein geringer Ueberschuß von 24,697 K. Dem Verwaltungsberichte des gemeinsamen Finanzministeriums sind recht interessante statistische Daten beigegeben. Danach beläuft sich die Gesamtbevölkerung Bosnien-Herzegowinas auf 1 855 835 Personen. Von diesen sind 808 000 Serbisch-Orthodoxe, 617 000 Mohammedaner, 413 000 Katholiken, 8200 spaniolische und 3300 sonstige Juden, 5000 Protestanten und 1000 Andersgläubige. Die männliche Bevölkerung überwiegt mit 986 000 Köpfen der weiblichen mit 870000; der Zuwachs beträgt jährlich bei den Männern 15,6 per Tausend, bei den Weibern 14,4 per Tausend; bei den Mohammedanern ist er mit 10 am geringsten, bei den Katholiken beträgt er 16,5, bei den Serben 17,1 per Tausend. Seit der Einverleibung macht sich eine stärkere Auswanderung bemerkbar. Im Jahre 1909 wanderten 2966 Personen aus, davon 2538 Mohammedaner, denen die Zugehörigkeit zu einem christlichen Staatswesen nicht behagt. Von der Beamtenschaft sind 12 % Deutsche, 3 % Magyaren, 0,7 % Romanen und 84,3 % Slawen; nach der Staatsangehörigkeit sind von ihnen 35 % Oesterreicher, 28 % Ungarn, 37 % einheimische Bosniaken und Herzegovzen; nach der Religion sind 60 % Katholiken, 23 % Serbisch-Orthodoxe, 10 % Mohammedaner, 3 % Griechisch-katholische, 2 % Protestanten und 2 % Juden.

Von großer Bedeutung sind die Agrar- und Schulverhältnisse. Die ersteren stehen mit der vielumstrittenen Kmetenablösung im Vordergrunde. Jüngst hat Baron Burian den Begs, den mohammedanischen Grundbesitzern, ganz entschieden erklärt, daß die Regierung an eine Zwangsablösung nicht denke. Es wird also Sache der Abgeordneten sein, darauf zu dringen, daß es den Kmeten (Pachtbauern) ermöglicht wird, sich durch Geldabfindungen von den mohammedanischen Besitzern unabhängig zu machen. Im Jahre 1879 gab es rund 100000 Kmetengüter, von denen bis Ende 1909 um den Gesamtpreis von 20'260,000 K 26 211 abgelöst worden sind. Die Auswanderung der grundbesitzenden Mohammedaner hatte im ersten Jahre nach der Annexion (1909) eine ungewöhnlich große Zahl von Kmetenablösungen zur Begleit- und Folgeerscheinung: 1539 Kmetengüter im Ausmaße von 16,327 Hektar wurden um rund 2 Millionen abgelöst. Sehr unerfreulich ist die grundbücherliche Verschuldung, welche Ende 1908 bereits 105 Millionen erreicht. 12 Millionen entfallen allein auf das Jahr 1908, während nur 6,4 Millionen zurückbezahlt wurden. Und diese Belastung ist umso ungesunder, weil immer noch erschrecklich hohe Zinsen gezahlt werden müssen. So kamen im Jahre 1908 noch 1823 Belehnungen mit 9—10 % vor, ja 74 sogar mit 11—12 %. Da ist es dann freilich kein Wunder, wenn der Ruf der Bauern nach einer Art Bodenentschuldung immer lauter und dringender wird.

Noch notwendiger aber ist die Hebung des Schulwesens. Von der einheimischen Bevölkerung sind 98 % (!!) Analphabeten. Das besagt, daß unter der mohammedanischen Herrschaft nichts und unter der Okkupation nur sehr wenig für das Schulwesen geschehen ist. Zu Ende des Schuljahres 1909 kam auf 3613 Einwohner eine Schule gegen 3872 im vorhergehenden Schuljahre, oder: auf 117 Quadratkilometer eine gegen 126 Quadratkilometer 1908. Im letzten Schuljahre nahm die Zahl der Schulen zu um 29 Elementarschulen in 29 Schulorten mit 289 eingeschulten Ortsgemeinden, so daß es jetzt in Bosnien-Herzegowina 434 Elementarschulen gibt, und zwar: 289 allgemeine, 134 konfessionelle und 11 private. Das ist natürlich viel zu wenig für so ein arg vernachlässigtes Land; man sieht jedoch, daß die Regierung sich jetzt bemüht, etwas ausgiebiger Abhilfe zu schaffen; wären in den 30 Jahren der Okkupation verhältnismäßig so viel Schulen neuerrichtet worden, wie im letzten Jahre, so müßten in den 30 Jahren 870 Schulen zugewachsen sein. Es besteht aber noch nicht einmal die Hälfte davon: nur 434!

Einen wichtigen Streitpunkt zwischen Oesterreich und Ungarn bildet auch jetzt wieder die Bankfrage, welche mit der stürmischen Forderung der Magyaren nach Aufnahme der Barzahlungen auch in die Delegationen hineinspielt. Im Jahre 1907 gelang es dem Ministerium Beck, nach langjährigen Kämpfen zum erstenmal wieder einen Ausgleich mit Ungarn parlamentarisch zu bewerkstelligen. Der Ausgleich gilt bis 1917. Dann muß der ganze Komplex der gemeinsamen Angelegenheiten wieder durchberaten werden. Gut! Aber bis dahin sollte beiden Reichsteilen doch die Ruhe gelassen werden, um ihre innere Lage zu konsolidieren. Daran denken aber die Magyaren nicht, für sie gibt's keine Ruhe auf dem Wege nach der so heißersehnten staatlichen Selbständigkeit, und dazu gehört auch die eigene Notenbank. Das Privilegium der österreichisch-ungarischen Bank läuft mit heuer ab, es muß erneuert werden, wurde doch 1907 die Bankfrage sowohl wie die militärischen „Reformen" der Magyaren beim Abschlusse des Ausgleiches ausgeschieden. Man hat in den drei letzten Jahren ungemein viel Tinte und viel Worte wegen der Bankfrage verschwendet, jetzt muß das Ministerium Khuen Farbe bekennen. Es weiß sehr gut, daß das Ministerium Bienerth nicht für die Banktrennung und nicht für die Aufnahme der Barzahlungen ist, und wenn es auch dafür wäre, in beiden Häusern des Reichsrates würde man gegen ihn entscheiden, es gibt in Oesterreich keine parlamentarische Mehrheit für die Barzahlungen. Wollen die Magyaren 1917 um jeden Preis eine eigene Bank, nun gut, Oesterreich wird sich nicht an die Gemeinsamkeit der Notenbank klammern, zumal den Schaden von der Banktrennung nur die Finanzen und der Handel, bzw. die Industrie Ungarns haben wird. Graf Khuen läßt sich immer weiter in die Pläne Kossuths hineindrängen, so daß der Glaube an die Ehrlichkeit der Khuenschen Politik schon zu schwinden beginnt. Wir haben 1908/9 gesehen, welch großen Wert es auch für unsere Auslandspolitik hat, daß die Monarchie militärisch und finanziell gerüstet dasteht. Will also Ungarn um jeden Preis eine Aenderung im Bankwesen herbeiführen, so kann Oesterreich nur einer solchen zustimmen, welche unsere finanzielle Kriegsrüstung sicherstellt und die Bürgschaften dafür vermehrt, daß die österreichisch-ungarische Bank unsere Banknoten selbst mit finanziellen Opfern vor dem Disagio sichert. Auf diesem Standpunkte steht nicht etwa nur die christlichsoziale Partei, sondern die große Mehrheit des Abgeordnetenhauses und des Herrenhauses.

Kind und Tod.

O Mutter, wach auf, es ist schon Tag!
Hörst du die grosse Glocke nicht geh'n?
Die kleine Maria jetzt beten mag...
Mutter, o Mutter, was muss ich seh'n:

So blass deine Wangen, die Augen zu —
Ach, deine Hand, wie ist sie kalt!
O Mutter, wach auf! Oder träumest du?
Sag doch ein Wort... Erwachst du bald?

Was sollen die Kerzen im Sonnenlicht...
So viele Blumen, ein Palmenhain —
Und schwarze Männer, ich kenn' sie nicht,
Tragen herein einen dunklen Schrein.

O Mutter, wach auf! Sie fassen dich an —
Lasst mir, o lasst mir die Mutter in Ruh!
Ach Gott, dass ich dir nicht helfen kann...
Nun nageln die schwarze Truhe sie zu!

O Mutter, o Mutter, verlass mich nicht!
Klein Maria will bei dir sein...
Noch einmal zeig mir dein liebes Gesicht —
Nimm mich mit, ich bin ja dein!

P. Timotheus Kranich, O. S. B.

Zur Frage der ersten Kommunion der Kinder.

Von Dr. Paul Maria Baumgarten, Rom.

Der Generalvikar von Rom, Kardinal Respighi, hat unter dem 15. Oktober Ausführungsbestimmungen zum Dekret der Sakramentenkongregation „Quam singulari Christus" vom 8. August ds. Js. erlassen. Da dieselben die Diözese Rom, also den Sprengel des Bischofes von Rom, der der Papst ist, betreffen, so beanspruchen sie unter mehr denn einem Gesichtswinkel unsere Aufmerksamkeit. Sie sind durchaus geeignet, eine Anzahl von Mißverständnissen auszuräumen, die vielerorts in nicht immer ganz entsprechender Weise zum Ausdruck gekommen sind.

Das Dekret der Kongregation schreibt nicht absolut das Alter von sieben Jahren für die erste Kommunion vor, so führt das Rundschreiben an die römischen Pfarrer aus. Es heiße in dem Erlaß, daß die Verpflichtung zur Erfüllung der doppelten Vorschrift der Beicht und Kommunion in dem Alter eintrete, das demjenigen Grade der Unterscheidung entspreche, in dem das Kind zum Gebrauche der Vernunft gelange, das heißt um das siebente Jahr, sei es darüber hinaus, sei es darunter.

Wenn demnach der übermäßige Eifer derjenigen nicht zu loben sei, die in irriger Auslegung des Dekretes sofort alle Kinder unterschiedslos unmittelbar nach vollendetem siebenten Lebensjahre zur heiligen Kommunion führen würden, so würden aber anderseits alle jene Pfarrer ihrer Pflicht nicht genügen, die es sich nicht zur Aufgabe machen würden, diejenigen Hindernisse zu beseitigen, die sich der Ausführung des Dekretes in den Weg stellten.

In nicht wenigen Fällen, das leugne mancher nicht, sei es (in der Diözese Rom) notwendig, den Empfang der Kommunion über das siebente Lebensjahr hinaus zu verschieben; in einigen Fällen dürfe man dagegen die Zurücklegung dieses Alters nicht erst abwarten. Im allgemeinen gesprochen könne man mit gutem Gewissen die Kinder vom Kommunionempfang nicht zurückweisen lediglich weil sie erst sieben Jahre zählten, besonders wenn dieselben Zeit ihres Lebens in echter christlicher Frömmigkeit erzogen worden wären. Für diese christliche Erziehung der Kinder müßten die Pfarrer unter Beihilfe anderer Priester ihren ganzen priesterlichen und pastoralen Eifer einsetzen.

Die Erstkommunikanten würden bei dem frühen Empfang der heiligen Sakramente viel länger in der frommen Uebung des Sakramentsempfanges erhalten, als es, bei der oft mangelnden christlichen Einwirkung von seiten der Eltern sonst geschehen würde.

Die Pfarrer sollten bei jeder Gelegenheit die Eltern darauf aufmerksam machen, daß es ein schwerer Irrtum sei zu glauben, daß ihre Kinder erst im Alter von zwölf Jahren fähig wären, die heilige Kommunion gut zu empfangen.

Aus diesen Ausführungsbestimmungen geht klar hervor, daß für römische Verhältnisse als Anhaltspunkt das Alter von sieben Jahren festgelegt worden ist. Damit ist aber, wie der Kardinalvikar ausdrücklich hervorhebt, ausgeschlossen, daß nun alle Kinder herangezogen werden müßten. Wenn also für Rom und überhaupt für den Süden bei gut entwickelten Kindern, die christlich und gut erzogen sind, ungefähr das siebte Jahr bestimmt worden ist, so beruht das auf der Erfahrung, daß das Unterscheidungsalter dann hier einzutreten pflegt. Und der von der Sakramentenkongregation gebrauchte Ausdruck: „Das Alter, in dem der Vernunftgebrauch des Kindes einsetzt", ist das Entscheidende für die Anwendung des Dekretes, nicht dagegen in gleicher Weise die Erläuterung dieses Ausdruckes, die das siebente Jahr nennt.

Und wenn hierorts sich jetzt schon für die unterschiedslose Anwendung des Dekretes erhebliche Schwierigkeiten geltend machen, denen der Kardinalvikar durch den Hinweis auf die dadurch nötig werdende Hinausschiebung des Kommunionalters begegnet, so wird das anderweitig genau so sein und den genügenden Spielraum gewähren, um beim Eintreten des Vernunftgebrauches auch die Frage zu stellen, ob die vorhergegangene christliche Unterweisung, namentlich im Elternhause, so beschaffen war, daß man die Zulassung verantworten könne. Mit erfreulicher Deutlichkeit arbeitet das Rundschreiben an die römischen Pfarrer einer schematischen Anwendung des Dekretes vom 8. August 1910 entgegen, indem die Erwägung aller Umstände, die das einzelne Kind betreffen, vorgeschrieben sind.

Ebenso erfreulich ist aber auch der sehr deutliche Hinweis, daß es von größtem Vorteil ist, wenn die frühe Erstkommunion es möglich macht, die Kinder noch lange, auf jeden Fall viel länger als bisher, unter der Hand des Religionslehrers zu lassen. Denn es ist wirklich nicht zu verstehen, daß zahllose Kinder, namentlich in den Großstädten, erst sittlich gründlich verdorben werden müssen, bevor man sie für reif hält, die erste heilige Kommunion zu empfangen. Wenn diese Kinder, und ihre Zahl ist sehr groß, schon sittliche Verfehlungen mit vollem Verständnis der Schwersündhaftigkeit haben begehen können, dann ist das Unterscheidungsalter, das zum Kommunionempfang berechtigt und verpflichtet, schon lange überschritten. Und warum sollen solche und andere Kinder das Sakrament nicht empfangen dürfen, solange sie noch unschuldig sind, und die heilige Kommunion sie in den Versuchungen stärken wird, damit sie nicht erliegen? Müssen denn viele derselben erst regelrechte Sünder werden?

Ich frage die Beichtväter in den Großstädten, ich wende mich an die Religionslehrer der höheren Schulen, ich rufe die erfahrenen Pädagogen auf, um von ihnen die Antwort zu hören, ob nicht bei Herabsetzung des Kommunionalters viele Kinderseelen gerettet werden können, die sonst gleich nach der Schulentlassung in einem Sündenpfuhl zu versinken drohen? Und das namentlich dann, wenn sie einer unchristlichen oder gar religionsfeindlichen Familie angehören.

Freilich ist es ungeheuer schwer, sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß mit einer so alten Gewohnheit gebrochen werden soll, wie es das späte Kommunionsalter war. Aber da hat nicht so sehr die durch die Gewohnheit vielfach beeinflußte Meinung der Eltern den Ausschlag zu geben, sondern die Anordnungen des Diözesanbischofes sind dabei das Entscheidende. Wenn ein Vater oder eine Mutter dagegen in glaubhafter Weise nachweisen kann, daß ein Kind im Gebrauche seiner Vernunft erheblich zurückgeblieben ist, so wird kein Pfarrer Schwierigkeiten haben, dasselbe auf ein Jahr zurückzustellen.

Als von der kirchlichen Obrigkeit ausgehend, sollte jeder Katholik ohne Murren und Widerstand sich den bischöflichen Anordnungen fügen, und dann wird er sehen, daß alles zum Besten ausschlagen wird.[1]) Denn in einer so wichtigen Sache geht die Kirche nicht leichtsinnig, sondern mit reiflichster Ueberlegung vor.

[1]) Anmerkung des Herausgebers: Daß für Deutschland und überhaupt für nordische Länder je nach dem Grade der körperlichen und geistigen Entwicklung der Jugend die Altersgrenze eine andere sein wird, ist schon wiederholt betont worden. Dies wird auch indirekt bestätigt durch eine Bekanntmachung im jüngsten Amtsblatt für die Erzdiözese München und Freising, welche anschließend an die Veröffentlichung des lateinischen Urtextes besagt: „Zu dem vorstehenden römischen Dekrete über die Zulassung der Kinder zur ersten hl. Kommunion werden Ausführungsbestimmungen erlassen werden. Vorher sollen die Seelsorger in der bisherigen Praxis nichts ändern." Bei dieser Gelegenheit sei in Erinnerung gebracht, daß selbst in deutschen Diözesen die Altersgrenze der Erstkommunikanten sehr erhebliche Unterschiede aufweist. In der Erzdiözese München-Freising z. B. werden die Schüler der 5. Volksschulklasse (10—11 Jahre) zur Erstkommunion geführt. In anderen bayerischen Diözesen, z. B. in Eichstätt, und überhaupt in den meisten deutschen Diözesen ist ein Alter von 12—13 Jahren die Regel. In der Stadt München schließt sich die Firmung unmittelbar an die erste hl. Kommunion an. Also auch in Deutschland fehlt es nicht an großen Unterschieden in der Praxis.

An meine Lampe.

Wie sollt ich dich nicht lieben, traute Lampe,
Du kleine Sonne meiner Winternacht!
Es hat ja keiner meiner liebsten Freunde
So lang und oft wie du bei mir gewacht.

Rief mich die Pflicht hinaus auf späte Wege,
Wie ging so weit dein liebes Leuchten mit!
Wie hast du mich so lichten Aug's empfangen,
Wenn ich durch Sturm und Dunkel heimwärts schritt!

Du sahst zur Zeit der Freude viel Gesellen
Bei mir geschart um dein gesegnet Licht.
Du sahst zur Zeit der Trübsal meine Tränen,
Sahst all mein Weh, nur meine Freunde nicht.

Nun ist der Herbst schon wieder krank geworden —
Die Sommerlust hat längst sich tot gelacht . . .
Nun lass dein liebes Licht mir wieder leuchten,
Du kleine Sonne meiner Winternacht!

Ludwig Nüdling.



Rückblick auf die Düsseldorfer Generalversammlung des Kathol. Frauenbundes.

Von Ellen Ammann, München.

Hoch denken, tief denken, weit denken, heißt katholisch denken; „diese Katholizität wünsche ich der Generalversammlung", so lautete das Telegramm, das der Hochw. Abt Gregor Danner, geistl. Beirat in München, an die IV. Generalversammlung, welche vom 22. bis 28. Oktober in Düsseldorf tagte, sandte. Und wahrlich, die ganze Tagung trug den Stempel dieser echt katholischen Gesinnung. Von Nord und Süd, von Ost und West hatten sich katholische Frauen zusammengefunden, um in gemeinsamer Arbeit, in gemeinsamer Begeisterung ihre Liebe zur Sache des Frauenbundes und ihre Einigkeit vor der Welt öffentlich zu bekennen. Das „Sichverstehenwollen", das nach den Worten der ersten Vorsitzenden des Bundes, Frau Geheimrat Hopmann, uns alle beseelte, brachte uns einander näher, und da sahen wir, daß wir alle dasselbe Ziel haben, und daß wir hoch und weit genug denken, um verschiedene Wege gehen zu können, ohne daß die Einigkeit des Bundes gefährdet sei. Diese parallel laufenden Wege führen uns ja doch in der Sonne der göttlichen Liebe zusammen.

Die IV. Generalversammlung des Bundes wurde von Geh. Regierungsrat Dr. Diedrichs namens des Regierungspräsidenten und von einem Vertreter der Stadt Düsseldorf, Beigeordneter Dr. Greve, begrüßt. Telegramme liefen ein vom Hl. Vater, von Sr. Majestät dem Kaiser, vom Apostolischen Nuntius Dr. Andreas Frühwirth, von vielen Bischöfen und Freunden des Bundes. Einen Beweis, daß der Bund an äußerem Ansehen gewonnen, erblicken wir darin, daß zum erstenmal ein Kardinal die Versammlung mit seinem Besuch beehrte. Am Montag wohnte Seine Eminenz Kardinal Dr. Fischer den Verhandlungen bei.

Bei der Generalversammlung in München 1908 war das Kind und die Sorge um das Kind Hauptgegenstand der Beratungen. In Düsseldorf bildeten die Aufgaben der Frau im privaten und öffentlichen Leben den Mittelpunkt aller Verhandlungen. Die „ernsten Pflichten der Frau, der Selbstschulung und der Selbstveredlung, auf daß sie dem Manne eine treue, opferwillige Gattin, eine ebenbürtige Gefährtin, den Söhnen eine kluge Beraterin, den Töchtern eine mütterliche Freundin sein kann, eine Priesterin am häuslichen Herd, die ihre Söhne zu festen treuen Stützen von Thron und Altar, ihre Töchter zu Engeln der Barmherzigkeit erzieht; welche die Not ihrer Zeit studieren und ihren Mitschwestern aus allen Kreisen Verständnis, Hilfe und Mitarbeit bringen" — dieses alles bildete die Grundidee, die sich durch alle Verhandlungen hindurchzog.

Die beiden Reden in der Abendversammlung „Die wachsende Bedeutung der Frau innerhalb der Familie" und „Wichtige Aufgaben der katholischen Frauen in der Gegenwart" sollten die Frage in den großen Grundzügen erläutern. Die Referate „Der Katholische Frauenbund für alle Schichten der Bevölkerung in Stadt und Land", der „Bericht der Jugendbunde", „Der Jugendbund und die Hoffnungen unserer Zukunft" beleuchteten die Wege, die eingeschlagen werden müssen, um die Frauen aller Kreise zu gewinnen und um die Zukunft zu sichern, indem der Jugend Begeisterung eingeflößt wird für die hohen Aufgaben der Frau in unserem Jahrhundert, die letzten Endes darin bestehen, das Christentum praktisch ins Leben umzusetzen und so die Welt für Gott zu erobern.

„Das höhere Lehrerinnenseminar und die Universitätsstudien", „Die Alkoholfrage", „Die Strafrechtsreform" behandelten besonders brennende Tagesfragen, ebenso das Referat „Der Anteil der Frau an der Bekämpfung der Immoralität in Wort und Bild". In letzterem wurde ausgeführt, wie der Einfluß der Frau auf das öffentliche Leben innig Hand in Hand geht mit ihrer veredelnden Tätigkeit in der Familie, mit ihrer intensiven Arbeit zur Selbstheiligung und der Stärkung ihres moralischen Mutes.

Der Begrüßungsabend nahm einen schönen Verlauf. Ein Festspiel, gedichtet von Rechtsanwalt Biesenbach, zeigte an Beispielen heidnischer Frauen: Helena, Kleopatra und einer Germania, daß weder Schönheit noch Macht das Weib glücklich macht und daß das Christentum in Vorbildern wie St. Agnes, Roswitha und St. Elisabeth der Frau beweist, daß sie nur im Glückspenden selbst dieses Gut erwirbt. Vertreter der verschiedensten Vereine, u. a. Katholischer Lehrerinnenverein, Hildegardisverein, Nationalverband der katholischen Mädchenschutzvereine, des Westdeutschen Mädchenschutzverbandes, der österreichischen Katholischen Reichsfrauenorganisation, des englischen Katholischen Frauenvereins, des Verbandes erwerbstätiger Frauen und Jungfrauen, des Katholischen Fürsorgevereins, des Volksvereins und des Evangelischen Frauenbundes brachten die Wünsche der weitesten Kreise an die Generalversammlung.

Nach dem feierlichen Pontifikalamte, welches Weihbischof Dr. Müller-Köln zelebriert hatte, gab die I. Vorsitzende Frau Geheimrat Hopmann in der ersten mit Spannung entgegengesehenen öffentlichen Versammlung folgende Erklärung ab:

„Se. Eminenz Fürstbischof Kopp hat in hochherzigster Weise allen verhängnisvollen Wirkungen, die aus den indiskreten Veröffentlichungen der gegnerischen Presse für den Kath. Frauenbund zu erwarten waren, dadurch den Boden entzogen, daß er in einem huldvollen Schreiben vom 11. Oktober an die Zentrale des Kath. Frauenbundes sein Bedauern über die Vorkommnisse ausspricht und ausdrücklich hervorhebt, daß er auf sein Vertrauen zu der Zentralstelle des Kath. Frauenbundes keinen Schatten fallen lassen möchte. Se. Eminenz hat zugleich seine ausdrückliche Erlaubnis dazu gegeben, daß der Inhalt seines Schreibens in vorliegender Form auf der Generalversammlung und im Organ des Bundes unseren Mitgliedern zur Kenntnis gebracht werde.

„Wir sind Seiner Eminenz zu aufrichtigem und dauerndem Dank verpflichtet für dieses entscheidende Eingreifen in diesem schwierigen Augenblick, und werden alles tun, was in unseren Kräften steht, um der unentwegten Treue zu unserer hl. Kirche und der katholischen Einigkeit in unserem Bunde eine sichere Stätte zu erhalten.

„Die Zentrale hat außerdem mit Freuden die Gelegenheit ergriffen, die ihr in jenem Briefe gestellten Fragen über ihre Stellung zu den Gewerkschaften folgendermaßen zu beantworten: „Wie stellt sich die Zentrale des Katholischen Frauenbundes zur Frage der christlichen Gewerkschaften?" Die Zentrale des Kath. Frauenbundes hält es nicht für ihre Aufgabe, eine Entscheidung darüber zu treffen, ob die eine oder die andere Richtung in der Arbeiterbewegung die richtige sei. Sie erachtet strengste Neutralität in der Arbeiterinnenfrage als ihre heilige Pflicht. Sie würde es als ein Verbrechen ansehen, den die katholische Männerwelt so schwer treffenden Streit, den diese Frage entfacht hat, auch in die Kreise der katholischen Frauen hineinzutragen. „Stellt sie sich in den Dienst dieser Bestrebungen?" Ja, insofern als sie ihre Zweigvereine veranlaßt, nach Kräften in beiden Richtungen zu arbeiten, je nach den bestehenden lokalen Verhältnissen, also auch in den christlichen Gewerkschaften, dort wo diese bestehen. „Uebt sie Patronage über sie aus?" Nein, denn das würde eine einseitige Stellungnahme bedeuten, die nach dem oben Gesagten ausgeschlossen ist.

„Es ist uns eine Genugtuung, daß Se. Eminenz sich mit dieser Antwort einverstanden erklärt."

Der Beifall, der sich diesen Ausführungen anschloß, war von elementarer Gewalt. Der Sturm, der dem Bund gedroht hatte, war vorübergegangen. Die Einheit der Katholiken hatte sich bewährt. Mit Ehrfurcht und Bewunderung gedachte man des Mannes, der im entscheidenden Augenblick, nachdem alle Mißverständnisse aufgeklärt waren, einen Beweis seines Gerechtigkeitssinnes, seiner Seelengröße und seiner Hochherzigkeit gegeben, der uns stolz zu ihm aufblicken läßt.

Um Behauptungen, wie sie in den „Historisch-politischen Blättern" und in letzter Zeit in verschiedenen Broschüren wiederholt aufgetaucht waren, den Boden zu entziehen und dieselben auf ihre historische Wertlosigkeit zurückzuführen, wurde noch die Erklärung abgegeben, daß der Kath. Frauenbund sich die Ausführungen im Hochland-Artikel August 1909 nicht zu eigen macht, und daß der Verfasser desselben weder an der Gründung des Bundes, noch zu irgend einer Zeit auf seine Leitung einen Einfluß ausgeübt habe. Der Katholische Frauenbund wird nie seine Hand bieten zu einer Entklerikalisierung des katholischen Volkes. Mit lebhaftem Beifall wurde folgender Satz begrüßt: „Nach diesen bestimmten Erklärungen würde jede Wiederholung einer solchen Anschuldigung uns nicht nur tiefen Schmerz bereiten, sondern auch einer direkten Kränkung des Katholischen Frauenbundes gleichkommen."

Der Verfasser des Hochland-Artikels hat inzwischen öffentlich dargelegt, wie seine Aeußerungen aufzufassen sind. Der Frauenbund war es aber trotzdem, nach den Angriffen in verschiedenen Broschüren, seinen Mitgliedern schuldig, bei dieser Generalversammlung alle Mißverständnisse aufzuklären; das wird jedermann verstehen, der im öffentlichen Leben steht.

In der Nachmittagssitzung erschien Seine Eminenz Kardinal Dr. Fischer, lebhaft begrüßt von der Versammlung. Er richtete warme Worte des Dankes und der Ermunterung zu weiterem freudigen Schaffen an die Anwesenden. Seine Eminenz führte aus, er nehme um so bereitwilliger an der Versammlung teil, als in letzter Zeit etwelche Schatten auf das Wirken des Vereins zu fallen drohten.

Er tadelte scharf die bedauerlichen Versuche, private Schreiben in die Zeitung zu bringen oder sie für tendenziöse Schriften zu gebrauchen, und fuhr in folgender Weise fort:

„Ich weiß es übrigens ganz bestimmt und bin autorisiert, es in der Versammlung auszusprechen, daß der hohe Verfasser des in Rede stehenden Briefes die in denselben eingeflochtenen scharfen Ausdrücke bedauert, und daß er durchaus nicht die Absichten hatte, die man ihm unterstellt, ich weiß namentlich und erkläre es auf das allerbestimmteste, daß er die treue kirchliche Gesinnung des Frauenbundes in keiner Weise bezweifelt, ihn vielmehr ausdrücklich auch für die Zukunft seines Vertrauens versichert.[1]) Und wenn gar einzelne Blätter im In- und Ausland aus dem Brief einen Gegensatz zwischen den

[1]) In dem Bericht in der „Germania" hatte sich ein sinnstörender Druckfehler eingeschlichen. Dieses sind die genauen Worte Seiner Eminenz.

beiden Kardinälen konstruieren wollen, auch jetzt noch, nachdem ich am vorigen Sonntag in großer Versammlung in Köln eine solche Anschauung ins Reich der Fabeln verwiesen habe, so können wir ja solche geschäftige Leute nicht hindern, wenn sie daran Freude finden; ich wiederhole nur, was ich in Köln gesagt habe: sie werden sich täuschen. — — —

„Es geht heute eine große Bewegung durch die Frauenwelt. Man spricht von Hebung des weiblichen Geschlechtes, von neuen Berufen desselben, höherer Bildung, Teilnahme am öffentlichen Leben, erweiterter Tätigkeit auf dem Gebiete der Werke der Liebe und sozialer Fürsorge. Manche gehen in dieser Hinsicht zu weit, stellen Forderungen, die mit dem weiblichen Charakter und dem weiblichen Beruf nicht vereinbar sind, und schaden nur durch ihre Uebertreibung der Sache, der sie dienen wollen. Aber es läßt sich nicht leugnen: es ist doch auch wieder manches Wahre dabei. Die Zeiten haben sich geändert. Die Gegenwart steht vielfach vor neuen Aufgaben, hat neue Bedürfnisse, erfordert neue Kräfte. Es wäre töricht, wenn die deutschen Katholiken sich dem verschließen wollten. Das ist der Grund gewesen für die Schaffung unseres katholischen deutschen Frauenbundes. Er will, was Gutes und Gesundes an den derzeitigen Bestrebungen ist, fördern, will den katholischen Frauen und Jungfrauen einen Mittelpunkt für Wirken und Schaffen bilden, will ohne Eifersucht auch von anderseitiger Tätigkeit lernen, stellt sich aber grundsätzlich, mit Bewußtsein und Ueberzeugung auf katholischen Boden, in engem Anschluß an den Episkopat, und ist dadurch geschützt gegen Ausschreitungen und Mißgriffe. Das ist das Charakteristische Ihres Bundes, verehrte Damen, der in dieser Woche in Düsseldorf tagt. So war es bisher; so wird es auch in Zukunft sein, und dieser Geist wird auch Ihre diesmaligen Beratungen leiten.

Wahrlich, wenn irgend jemand, so ist die Kirche, unsere heilige katholische Kirche, berufen und befähigt, wie für jedes Geschlecht, jeden Stand und jedes Alter, so insbesondere für die Hebung des weiblichen Geschlechtes und seine mannigfachen, mit den Zeiten mehrfach wechselnden Bedürfnisse sorgend tätig zu sein, sie, die das weibliche Geschlecht aus der Erniedrigung, in der es sich in heidnischen Zeiten befand, mit mächtiger Hand emporgehoben und ihm als Ideal hingestellt hat die „Gebenedeite unter den Weibern“, die jungfräuliche Mutter Gottes.“

Se. Eminenz erteilte der Versammlung den Segen.

Generalsekretär Dr. Donders-Münster hielt sodann ein Referat über „Den Jugendbund und die Hoffnungen unserer Zukunft“ und beantwortete darin die Frage: Was bringt der Jugendbund dem Frauenbund entgegen? Lerneifer. Neue Zeiten mit sozialem Gepräge legen neue Pflichten auf, der Lebensinhalt wird größer durch ernste Arbeiten und Teilnahme an großen Aufgaben. Der Frauenbund gibt der Jugend Erfahrung und Vertiefung.

Daß diese Gedanken in der Jugend Eingang gefunden, zeigte das sympathische Referat von Fräulein Jakobine Schmitz-Valkenberg, welche in klaren Worten die bisherige Arbeit der Jugendbunde darlegte.

Fräulein Oberlehrerin A. Weltmann-Berlin trat in ihren von großer Sachkenntnis zeugenden Ausführungen über „Das höhere Lehrerinnenseminar und die Universitätsstudien“ für das Seminar als geeignete Vorbereitung für das Oberlehrerinnenexamen auf das wärmste ein. In der folgenden interessanten Diskussion sprachen Professor Mausbach, Frl. Herber und Frl. Paula Müller.

Die Resolution, welche den Standpunkt des Katholischen Frauenbundes präzisiert, empfiehlt den sog. vierten Weg für die Vorbereitung zum Oberlehrerinnenexamen, betont dabei aber den Wert der Studienanstalten, welche naturgemäß für andere Studien allein in Betracht kommen.

Oberlandesgerichtsrat Marx-Düsseldorf sprach über die Strafprozeßreform und behandelte besonders eingehend die Jugendgerichte und den Anteil der Frau an der Jugendgerichtshilfe. Auf Antrag von Gräfin P. Montgelas wurde die Einsetzung zweier Kommissionen zum Studium der Strafprozeß- und Strafgesetzreform beschlossen, um eventuell rechtzeitig Eingaben an den Reichstag zu richten. Amtsgerichtsrat Mostert betonte, daß in Düsseldorf Frauen als Verteidigerinnen tätig seien, daß sie ihre Aufgabe in bester Weise erfüllen, und daß der Jugendgerichtshof ohne die Mitarbeit der Frauen seine Aufgabe nicht erfüllen könnte.

Frau Laurentius-Düsseldorf behandelte die Alkoholfrage und hob hervor, wie die Mäßigkeits- und Abstinenzbewegung aus wirtschaftlichen und gesundheitlichen Gründen von den Frauen zu fördern seien — wie bei der Kindererziehung besonders darauf Rücksicht zu nehmen sei.

Den Anteil der Frau an der Bekämpfung der Immoralität in Wort und Bild besprach Ellen Ammann-München und betonte dabei, daß die Mitarbeit der Frau nötig sei bei der Erziehung, in der Gesellschaft, durch Beeinflussung der öffentlichen Meinung usw.

Hedwig Dransfeld, auf Wunsch der Anwesenden geschmückt mit dem ihr kürzlich vom Hl. Vater verliehenen goldenen Kreuz Pro ecclesia et pontifice, sprach in einer Abendversammlung in ihrer gewohnten geistreichen Weise über „Wichtige Aufgaben der katholischen Frauen in der Gegenwart“. Diese herrliche Rede und die schönen Ausführungen des Domkapitulars Dr. Müller-Trier über „Die wachsende Bedeutung der Frau in der Familie“ legten das Programm der katholischen Frauenbewegung, des Katholischen Frauenbundes dar und wurden mit Begeisterung aufgenommen.[2])

Freiin von Mirbach-Hauff hatte in der ersten Versammlung das Thema behandelt: „Der katholische Frauenbund für alle Schichten der Bevölkerung in Stadt und Land“ und in meisterhafter Weise dargelegt, wie die Frauen aller Stände sich im Frauenbund zusammenfinden müssen auf dem Lande und in den Städten, um die hohen Ziele des Bundes zu erreichen und der katholischen Frau den Platz in der Frauenbewegung zu wahren, der ihr gebührt und den sie einnehmen muß, wenn eine glückliche Lösung gefunden werden soll.

Der Geschäftsbericht der unermüdlichen Generalsekretärin Freiin J. v. Carnap bewies, daß der Bund Fortschritte gemacht hat. Er zählt 75 Zweigvereine mit 27 500 Mitgliedern (1908 waren es 50 Zweigvereine mit 18000 Mitgliedern). Der Bericht bespricht die Tätigkeit der Zentrale und der Zweigvereine, die Verbindung mit dem österreichischen katholischen Frauenbund, mit der geplanten internationalen katholischen Frauenvereinigung usw. Von den vielen Arbeitsgebieten wollen wir nur folgende erwähnen: Organ, Studienkommissionen, soziale Unterrichtskurse, Studienzirkel und Diskussionsabende in den meisten Zweigvereinen, Vorträge wissenschaftlicher und allgemeiner Natur, Rechtsschutzstellen, Kochschulen, Kinderhorte und Kindergärten, Stellenvermittlung für Hausbeamtinnen, Auskunftsstellen, Lesezimmer usw. Die Bibliothek in der Zentrale wurde neu geordnet; in München wurden ein Kindergärtnerinnenseminar und eine sozial-caritative Frauenschulung gegründet. Für 1911 gibt der Bund einen katholischen Frauenkalender heraus, der als Nachschlagebuch über die Frauenbewegung unersetzlich erscheint.[3]) Wichtige Eingaben wurden ausgearbeitet, u. a. eine sehr ausführliche über die Reichsversicherungsordnung. Auch der Bericht von Gräfin Mirbach über das Organ zeigte befriedigende Fortschritte desselben. Aus warmem Herzen kam auch der Dank, der der Zentrale und der Generalsekretärin ausgesprochen wurde.

Mit Freude und tiefer Dankbarkeit gegen Gott, den Lenker der Geschicke, denken wir an die Generalversammlung zurück. Die schweren Jahre der Gründung sind überwunden, der Frauenbund verfügt jetzt über Truppen und Offiziere. Wenn sie auch noch nicht vollständig ausgebildet sind, so arbeiten sie intensiv an ihrer Schulung. Heute schon hat sich der katholische Frauenbund ein Ansehen in der Frauenbewegung verschafft. Man muß mit ihm rechnen, weil seine Vertreterinnen nicht nur ihre ganze Kraft einsetzen für ihre Sache, sondern auch den ernsten Willen zum Lernen haben. Und darum wird der Bund mit der Zeit die an ihn gestellten Anforderungen erfüllen. Stürmer und Dränger mögen raschere Arbeit von uns verlangen. Wir aber wollen nicht Revolution, sondern Entwicklung, und dazu ist Zeit nötig. Die Saat muß reifen, und dann wird sie herrliche Früchte zum Wohle des Frauengeschlechtes, des Vaterlandes, zum Wohle unserer hl. Religion tragen.

„Die Frau darf nicht versagen, und nicht darum allein, weil Millionen weiblicher Arbeitskräfte im harten Kampf ums Brot stehen und Schwesterhilfe bedürfen, nicht auch deswegen, weil bereits in vielen Frauenkreisen die Flamme des Hasses lodert, sondern weil kraft des heiligen Gesetzes der Mütterlichkeit, das in seinem Herzen ruht, das Weib berufen ist, die Menschheit zu bereichern und mit Segen zu erfüllen. Dieses weibliche Prinzip über die Grenzen der Familie in die breitere Oeffentlichkeit zu tragen, ist das Ziel der Frauenbewegung“, so schrieb Gräfin Pauline Montgelas in ihrem Einleitungsartikel zur Generalversammlung in der „Allgemeinen Rundschau“.[4]) Damit gab sie den beredtesten Ausdruck für die Bestrebungen des Katholischen Frauenbundes und für die diesjährige Tagung desselben.

„Die geistige Mutterschaft kann nur unter Schmerzen ihrer Erfüllung entgegengehen und die Lösung des sozialen Problems ist am Fuße des Kreuzes zu suchen . . . Die zur Mitarbeit berufene Frau muß erwarten, daß ihr Weg über Dornen führt.“

Wir katholische Frauen betreten den Weg mit Begeisterung; denn er ist uns Nachfolge des Heilandes im tiefsten Sinne des Wortes.

---

[2]) Am Montag fand im Düsseldorfer Stadttheater die Uraufführung von Elisabeths Gnauck-Kühnes „Christine“ statt. Der Erfolg war ein großer, und die vielen auswärtigen Teilnehmerinnen haben sich gefreut, das dramatische Erstlingswerk der verehrten Frau Gnauck bei dieser Gelegenheit sehen zu können.

[3]) Er ist zu beziehen durch die Zentrale des katholischen Frauenbundes, Roonstraße 9, Köln.

[4]) Siehe Nr. 43. (S. 755 f.)

Herbst.

Nun fährt mit Schauern tief und schwer
Vergängnis über die Lande her.
Nun kommt das grosse Klagen
Um Sterben und Entsagen.
Der Frost setzt an, da falbt das Rot
Zu grau und gelb. Es reitet Tod
Mit schlapp verhängten Zügeln
Herab an unsren Hügeln.
Nun haltet heiss, nun haltet fest,
Dass Liebe nicht von Liebe lässt!
Schürt himmelhoch die Feuersglut,
Schürt himmelhoch den Lebensmut.

M. Herbert.

Literarische Streiflichter.

Von E. M. Hamann-Scheinfeld i. Mittelfranken.

I.

Die weitaus größere Reihe der hier mehr oder weniger knapp zu erörternden belletristischen Veröffentlichungen atmet den einst so hoch gepriesenen Erdgeruch. Er ist ein wenig außer Mode gekommen, aber widerstehen kann ihm auch heute noch kein poetisch-empfindendes Gemüt, wenn er echt und würzig aus der kraftvoll und zielsicher geöffneten Scholle der Dichtung steigt. Das geschieht in Isabelle Kaisers Roman aus den Unterwaldner Bergen: „Der wandernde See". Köln a. Rh, J. P. Bachem 8°, 318 S., Geh. M 5.—, geb. M 6.—. Zum ersten Male tritt uns hier die glänzend begabte Schweizerin mit einer straff komponierten, fest geschlossenen umfangreichen Erzählung entgegen, weshalb ich dieser allein eine etwas längere Besprechung zu teil werden lasse. — Ich erinnere mich noch der Stunde, da die Verfasserin mir in Beckenried den Anfang des eben entstehenden Werkes vorlas. „Wird es gelingen?" fragte sie. Das Buch selbst wie auch die Kritik hat inzwischen mit einem kräftigen Ja geantwortet. Berufene deutsche Beurteiler stellten die künstlerische Güte des Geleisteten fest; die hervorragenden Tagesblätter und Zeitschriften der Schweiz aber wurden laut in Zustimmung, Dank, Lob, Bewunderung. Mit Recht hat man den in dieser Schöpfung vollzogenen starken Schritt vom Subjektiven zum Objektiven hervorgehoben. Er bedeutet, Isabelle Kaisers sonst betätigter Eigenart gegenüber, tatsächlich einen großen Sieg künstlerischer Selbstzucht. Aber ein Vorzug ist's, daß jene Eigenart sich nicht ganz verleugnen konnte: daß der persönlichen und dichterischen Wärme genug blieb, um das Ganze intim belebend zu durchdringen. Mag man diese Wärme den lyrischen Einschlag in der epischen Darstellung benennen, oder wie man will: in Wahrheit ist sie jene elektrisch-magnetische Unterströmung, die den unmittelbaren Kontakt zwischen Autor und Werk sowie zwischen diesem und dem Leser bewirkt.

Ein Dorf ihres geliebten Unterwaldens: Espan, stellt die Dichterin vor uns hin mit seiner gesamten Einwohnerschaft, mit seiner Gebirgswelt-Pracht und -Fron, seinem Landschafts- und Stammestyp. Der Eingeweihte weiß, daß es sich um Lungern handelt, um die Geschichte seines „selbstherrlich", aber „nutzlos" schönen Sees, in dessen hartem Zwang Gegend und Menschen standen, bis er vor etwa einem Jahrhundert tiefer gelegt und zum Teil in den Sarner-See abgeleitet, dadurch aber zu einer Schatzkammer neuen Wohlstandes wurde. Mit fester Hand zeigt Isabelle Kaiser in einem „Vorspiel" und zwei Hauptteilen das seitens der Dörfler mannigfach, auch in Leidenschaft, Aberglauben, Sünde und Torheit bewegte Für und Wider des kühnen, kulturellen Planes, dessen ruckhaft vorschreitende Entwicklung und endliche Vollstreckung innerhalb zweier Jahrzehnte auf. Die enge Verbindung zwischen Natur und Volk, elementaren Gewalten und gottgefügten, dennoch selbstgeprägten persönlichen Geschicken ist künstlerisch überzeugend mit poetischer Wucht und Feinheit, in nun romantischer, nun realistischer Verknüpfung dargelegt und durchgeführt. — Zu der oben erwähnten geschichtlichen Begebenheit nimmt die Verfasserin ein neues Ereignis auf nidwaldischem Boden: die Ermordung zweier Forstleute durch einen Wilderer, in die Handlung herüber und verwebt diese dahin, daß der Sohn des einen Erschlagenen den heiß umstrittenen Plan tragkräftig, der Mörder selbst ihn durch Einsetzung des eigenen Lebens erst wirksam macht.

Die zwei Seelen in der Dichterin Brust offenbaren sich in den Gestalten: die eine, die weltabgewandte, weltferne, in dem herzensguten Einsiedler und dem holden, ganz in unmittelbarem Zusammenhange mit der Natur aufgehenden Weidstrudeli; die andere, die welterfahrene, weltwissende, in den zahlreichen übrigen Charakteren des Buches, das bei aller Romantik der Bühne und des Stoffes — hin und wieder glaubt die Kritik nach dieser letzten Richtung ein Zuviel betonen zu müssen — von Anfang bis Ende idealrealistische Lebensspiegelung in jetzt tagesheller und -scharfer, jetzt dämmerweicher, sehr oft in hochpoetischer Beleuchtung umschließt. Echt sind diese Menschen alle, wenn auch bisweilen reichlich typisch herausgearbeitet; echt und zielsicher motiviert geben sich sämtliche ihrer Schicksale. Echt ist auch die Sprache, nicht selten sprühend in ureigenem Reiz, — echt wie die Muse, die hinter dem Ganzen steht, wie die Dichterin selbst, die mit Märchenaugen in Natur und Leben schaut, um beide mit Intellekt und Seele zugleich zu erfassen: in Wahrheit, Reinheit und Schönheit, wie unumgänglich einzelnes Häßliches und Sündiges ihr sich zur (sittlichen) Darstellung in den Weg drängen mag. Eine „Jugendlektüre" ist daher „Der wandernde See" keineswegs; Weidstrudelis Wesensart und -äußerung allein würde das ausschließen, ganz abgesehen von dem Geiste, der in des Hubelmattpeters Hause sein Wesen treibt. — Für die nächste Auflage rate ich zur Revidierung des Gespräches zwischen dem Eremiten und Weidstrudeli S. 275. „Aber die Satzungen der Menschen" durfte Vater Frohwein wirklich nicht antworten.

Böhmerwäldlerische Heimatluft durchweht Anton Schotts großen Roman „Notwebers Gabriel". Regensburg 1910, J. Habbel, 8°, 567 S., Geb. M 5.—. Gleich der Anfang mit dem Blick ins ländliche Kindesleben erweckt eine tiefer wurzelnde Stimmung, die denn auch bis an den Schluß, obwohl nicht immer wach, am Leben bleibt. Das Buch gewinnt durch wiederholte Lesung; es gefällt mir jetzt, nach der zweiten, weit besser als während der ersten. Aber zusammengefaßter, gedrängter dürfte der Vortrag sein; der Gesamteindruck würde dadurch sehr gewinnen. — Nicht wenig Autobiographisches scheint der Entwicklung des Helden unterlegt worden zu sein. Aus dem Handwerkerhäuschen auf die Hüterweide, von dort in die Dorfschule, dann in die städtische Studienanstalt, hier und später ein Ringen mit äußerer und innerer Not, mähliche Bewältigung des Ich und andrängender Hemmnisse, endlich ein Siegen von schlichter, beglückender Schönheit, — alldieweil ein dichterisches Sinnen und Formen: wenn uns da nicht Anton Schott selber anguckt! — Die Personenzeichnung ist gesund, gründlich, kernhaft, stammesecht; die Handlung sicher basiert und gebaut; die Schilderung fesselnd, öfter poetisch-anregend; der Geist, der das Ganze durchdringt, rein und edel. Kurzum: das Buch gehört in unsere Familien-, vor allem in die Jugend- (nicht Kinder-!) und Volksbibliotheken. Leser genug dürfte es finden. — Letztere Prophezeiung wird sich auch für desselben Autors „Fahrendes Volk". Ebenda, 1910, 8°, 307 S., geb. M 3.—, erfüllen: wegen der frischen Laune, welche die Schilderung des wandernden „wergböhmischen" Spielleutevölkleins belebt. Aber künstlerisch steht dieser Roman weit unter dem erstgenannten; auch rein ethisch kommt es in ihm nicht zur rechten Vertiefung, wiewohl keineswegs zu irgendwelcher Entgleisung. (Beide Bände haben die von Habbel kultivierten, außerordentlich ansprechenden Leistenillustrationen sämtlicher Kapitel; der erste bringt auch des Verfassers Bild).

Straff einheitlich komponiert ist August Butschers oberschwäbischer Roman „Der Dreibirkenhof". Ebenda, 1910, 8°, 266 S., geb. M 2.—. Er wirkt als ein getreues Abbild des dortigen Bauernlebens. Die Farben sind nicht gespart in Ausmalung der Leidenschaften, Fehler, Laster und Untergänge einerseits, der Tugenden und Tugendsiege anderseits, der Kämpfe und Nöte beiderseits. Aber der Realismus sinkt nicht zum Naturalismus herab; die Schilderung bleibt innerhalb der von Moral und Aesthetik gezogenen Grenzen. Persönlichkeiten und Geschehnisse sind im ganzen gut eingeführt und motiviert; nur das zähe Haftenbleiben der Heldin in einem Hause, das sie anscheinend fliehen müßte, bedürfte einer überzeugenderen Begründung. — Viel liebenswürdige Schilderung, auch wertvolle ethnographische, steckt in dem freundlich anmutenden Buche des bald achtzigjährigen Maximilian Schmidt, genannt Waldschmidt: „Heriberts Waldfahrt". Regensburg. W. Wunderlings Hofbuchhandlung 1910, 8°, 210 S., geb. M 2.50. Das gewinnende Bild des Autors schmückt den Band, der Prinz Ludwig als Protektor des bayerischen Waldvereins gewidmet ist. Die anspruchslose Handlung ist leicht aufgebaut, dafür aber eine Fülle herzbeweglicher Heimatliebe in dies jüngste Werk gelegt, das hiemit allen Verehrern des Bayerischen Waldes empfohlen sei.

Ebenfalls nach Bayern, und zwar vorwiegend in Stadt und Land der Oberpfalz, führt uns das erste Glied einer im folgenden zu besprechenden Skizzenbandreihe: „Jakob im Walde" und andere Geschichten von M. Herbert. Mit Buchschmuck von A. Reich. Regensburg, J. Habbel 1910. 8°, 254 S., geb. M 3.—. Ich habe schon früher hier meiner Bewunderung für M. Herberts hohe Begabung gerade nach dieser Richtung der Erzählung „aus dem Volke" Ausdruck gegeben; zu meiner Freude stimmt die Kritik in Nord und Süd da immer nachdrücklicher bei. Der vorliegende Band mit seinen 15 „Geschichten" ist geradezu eine Kostbarkeit, eine Serie von Kabinettstücken, die fast ohne Ausnahme auf gleicher Höhe: nämlich derjenigen dichterischer und seelischer Sieghaftigkeit, stehen. Mitunter wirkt diese Sieghaftigkeit so großartig ergreifend, daß man auf länger hinaus nichts anderes als den empfangenen Eindruck zu empfinden vermag. Wenigstens mir geht es so. Vor diesem

Reichtum, dieser Tiefe der Lebens- und Menschenkenntnis, der Bruder- und Gottesliebe, vor dieser dichterischen Unerschöpflichkeit beuge ich mich in Ehrfurcht. Immer wieder staune ich ob solch intuitiven Eindringens in die Welt der Kleinen und Alten, der Armen und Bedrängten, in die ganz bestimmten Ideenkreise des „Volkes" und der Rasse. M. Herbert treibt alles andere als Schönfärberei; sie verhüllt weder Laster noch Verbrechen, auch kommt der heitere Humor fast nur mittelbar zur Geltung. Aber von der Zielrichtung ihrer hehren Mission weicht sie kein Haar breit ab, und die geht auf Licht, Reinheit, Güte, und darum auf ewige Wahrheit und Schönheit. — Bei weitem nicht so inhaltsschwer, aber jedenfalls recht vielversprechend, auch nach der Seite humorvoller Originalität, geben sich Sophie Freiin von Künsbergs 11 Erzählungen aus dem bayerischen Gebirge: „Alpen-Blümeln" (gleichfalls mit A. Reichs charakteristischem Buchschmuck). Ebenda, 1910. 8°, 235 S., geb. M 3.—. Besonders die vierte und fünfte: „Das ferne blaue Land" und „Die Spinnerin", haben es mir angetan in ihrer Tiefe und Güte. Auch die zweite und siebente: „Die Einschichtige" und „Herzbraune Nelken", muten traulich an, desgleichen die vier letzten, nur daß der Dialog bisweilen zu gehoben, die Darstellung überhaupt hie und da ein bißchen gesucht erscheint. — Das schelmische „Die Himmelguck" zeigt, daß die Autorin noch die unfehlbare Taktik des zu rechter Zeit „Schlußmachens" lernen muß. — Nach Hamburg führt uns Johannes Mayerhofers schmuckes Büchlein, dessen schon in Nr. 43 der „Allgemeinen Rundschau" (S. 763) Erwähnung geschah: „Was die Alster rauscht" und andere Skizzen, Studien und Novelletten (Heiligenstadt-Eichsfeld, F. W. Cordier 1910. 8°, 108 S., geb. M 2.50). An letzteren finden wir nur drei, von denen „Ein Schatten" am feinsten wirkt. Feinsinnig ausgearbeitet sind auch verschiedene der bisweilen erfreulich lebhaft gehaltenen Skizzen; nur empfindet man hie und da noch zu sehr den feuilletonistischen Ursprung: „Der Raum gestattet nicht" — warum nicht? „Es läßt sich denken, wie schön sich die Stadt ausnimmt", — daß der Leser dies denken muß, dafür hat der Autor zu sorgen. „Hildesheim" paßt nicht in den Band, dessen Einheitlichkeit ohne dies an sich romantische Städtebild gewahrt geblieben wäre. — Künstlerisch-einheitlich zusammengearbeitet sind Harry Brentanos nach lettischen Motiven durchgeführte Erzählungen und Skizzen „Aus dem Baltenlande." Mit Bildschmuck von Prof. A. Brentano, Regensburg. J. Habbel 1910. 8°, VII und 386 S., geb. M 3.—. Es ist eine aus dem Volke von (auch der Geburt nach) echten Volksschriftstellern in heißer Volksliebe gehobene Fundgrube selbständig geprägten typischen Lebens, das in geschlossenen Abspiegelungen Blicke auf ein reiches Gesamtbild tun läßt. Von den 12 auch deutschsprachlich vortrefflich gewandeten Skizzen sind nicht alle literarisch gleichwertig, aber mehr als die Hälfte sprühen in unmittelbarer poetischer Kraft, in lichter Schönheit und Anmut, alle in einer Reinheit, die das Buch auch unserer Jugend zugänglich macht.

Die Bodenständigkeit der Eifel, der Mark und des kleinbürgerlichen Spreebabels bekundet sich in C. Viebig's neuester Novellenreihe: „Die heilige Einfalt." Berlin 1910. Egon Fleischel & Co., 8°, 253 S., M 3.—. Die erstaunlich vielseitige Sammlung gehört entschieden zum Allerreifsten dieser Dichterin, die uns sonst nur zu oft peinlich überrascht. Solcher Eindruck fällt hier, abgesehen von der „Wasserratte" und etwa noch der „Primiz", die katholische Leser unmöglich angenehm berühren kann, fast weg. Erquickend an sich ist der Band freilich nicht: dazu dringt die Seelenanalyse zu scharf ein. Aber bewundern müssen wir die sich offenbarende ernste, zielsichere Kunst, auf der das wärmende Licht persönlicher Anteilnahme (seitens der Dichterin) liegt. — Literarisch nicht annähernd so bedeutend und ausgeglichen, aber frisch und anregend, von guter, gemütvoller Beobachtung und künstlerischer Ausreifung zeugend, gibt sich „Wie es so kam", Skizzen und Geschichten von B. Westenberger. Leipzig, Otto Wigand, gr. 8°, 180 S., geb. M 3.—. Das erste Stück zählt nicht zum besten des Ganzen und führt dieses nicht gerade vorteilhaft ein. Die „Briefe einer jungen Schauspielerin" fallen nicht ins eigentliche dichterische Gebiet, aber sie sind so lehrreich, daß man sie, so wie sie sind, willkommen heißt.

Eine längere Erzählung und sechs kürzere umschließt ein soeben bei J. Habbel erschienenes, sehr fein (wohl von A. Reich) illustriertes Werk M. Herberts: Michelangelogeschichten; Das Buch des Balthasar Brassin (8°, 189 S., M 3.—). In letzterem steckt ein großes Stück der Autorin, als Künstlerin, selbst. „Ich möchte ein Versteher und ein Versöhner sein", heißt es S. 93. Und S. 121, wo sie von verständnisvollen Beurteilern und Freunden spricht: „Die wie ich die einzige Zukunft unserer Nation in der Rückkehr zur Strenge, Einfachheit, Güte und Gerechtigkeit sehen, die wie ich an die Gleichheit alles Guten glauben." Ferner S. 169: „Ich stelle mich zu jenen Philosophen, die den Schmerz dem Glück vorziehen, weil er das Herz erweitert und die Augen der Seele öffnet." — Wunderschön sind die „Michelangelogeschichten". Eine Unsumme von Wissen, von Tiefe und Weite der Anschauung liegt ihnen zu grunde, aber sie ist ästhetisch vollkommen ausgelöst. Ich kann nur sagen: Freut euch dieser Kleinode aus der Hand eines der unmittelbarsten „Versteher" dieses Riesen, des gewaltigen Italieners.

Ein Italiener ist der Held des jüngsten Romans Ricarda Huchs, der erste Kapitelträger aus ihrem „Risorgomento": Das Leben des Grafen Federigo Confalonieri. Leipzig, Insel-Verlag 1910. 8°, 138 S., M 4.50, geb. M 6.— und M 7.50. Die Autorin hat hier den in ihrer Garibaldi-Trilogie eingeführten Stil des „mittelbaren" Geschichtsromans herübergenommen, nur daß die dort herrschende Episoden- und Gestaltenwirrnis einem übersichtlichen und durchsichtigen Aufbau, einer klaren Vereinfachung gewichen ist. Tatsächlich erscheint die Darstellung so edel-objektiv, so vornehm in die Ruhe des „darüber" stehenden Erzählers getaucht, daß man dessen in Wirklichkeit heiße subjektive Anteilnahme nur bei genauem Hinlauschen, bei intimem Nachempfinden spürt. Historisch objektiv ist R. Huch auch jetzt nicht; man wird da immer sich ihr gegenüber hüten, wird geschichtswissenschaftlich beschlagen sein müssen, um nicht von ihr in die Irre geführt zu werden.

In die Irre führen kann auch den wackeligsten Katholiken kaum ein Buch wie Friedrich Frohmuts flott geschriebener Roman „Pastor Köhlers wilde Rosen". Leipzig, Otto Wigand, 8°, 420 S., M 4.—, geb. M 5.—. Dem Verfasser hat das Leben Jesu in Hilligenlei keine Ruhe gelassen. Er geht nur noch weiter und erklärt das Weltall zum Gott. Paulus ist auch bei ihm „vielleicht" epileptisch. Es ist ein arges Getöse. Und was kommt dabei heraus? „Wiederum nichts."

Eine gewichtigere, freundlich-eigenartige Gabe bietet uns R. Voigt in „Münchener Kindls Erdenwallen. Erdachtes und Erlebtes." Chemnitz, Jos. Feller, 8°, 125 S., M 1.50, geb. M 2.—. Der erste Teil ist in origineller Erzählform gehalten, der zweite umfaßt 21 packende Ausschnitte aus dem sozialen Leben; beide treten eindringlich für die Mäßigkeitsbewegung ein. Ich wünsche dem Buche weite Verbreitung.

Zum Schlusse mache ich wiederholt auf zwei verdienstreiche Editionen nachdrücklich aufmerksam: 1. Bibliothek wertvoller Novellen und Erzählungen. Herausgegeben durch Prof. Dr. Otto Hellinghaus (Herder-Freiburg), von der jetzt Nr. 5 bis 8 der sehr geschmackvoll ausgestatteten und vorzüglich eingeleiteten Bände (in Leinen à M 2.50) veröffentlicht sind, mit Beiträgen von Hebbel, O. Ludwig, Stifter, Cl. Brentano, J. Frey, Gerstäcker; 2. Amelangs entzückende Taschenbibliothek, auf federleichten Dickdruck- und Dünndruckpapieren. Format 16×10 cm. Jedes Bändchen elegant in Leinen gebunden M 1.—, in feinem Lederband M 2.—. Mir liegen vor: Stifter: „Der Hochwald", „Der Waldsteig"; „Liselotte in ihren Briefen"; Shakespeare: „Romeo und Julia"; Goethe: „Hermann und Dorothea"; Eichendorff: Gedichte; Heine: „Buch der Lieder"; „Frauenliebe und -leben" (Anthologie). Derartig wohlfeile und in ihrer Art tadellose Unternehmungen kann man nicht lebhaft genug anerkennen.

Modernes Vandalentum in Rom.

Von Ernst Alves,

Mitglied des Königlichen Hofschauspiels, München.

„Quod non fecerunt barbari, fecerunt barberini", klagte Pasquino, als Urban VIII. aus dem Geschlecht der Barberini die kostbare Erzbalkendecke des Pantheons herunterreißen ließ, um Bernini Material für sein geschmackloses Tabernakel im Petersdom zu liefern. Viel sündigte die Renaissance in ihrer Bauwut: das Kolosseum ward seines Marmorschmuckes beraubt, der Kaiserhügel mußte sein Bestes geben, und ein gleißender Prunkbau nach dem anderen entstand im Rom der Päpste. Wir Modernen wollen nicht so hart darüber klagen, daß vom antiken Rom so wenig blieb. Anderes Schöne ward geschaffen, und von der Welthauptstadt strahlte im 16. Jahrhundert eine neue Kunstära in die ganze kultivierte Welt. Seit 1870 ist der Statthalter Christi ein entthronter Fürst, sein Interesse gilt lediglich der Kirche, und besonders Pius X. kümmert sich herzlich wenig um Statuen und Bauten. Aber er ist doch darauf bedacht, zu konservieren, was seine Vorgänger schufen, und das kleinste Bildchen wird pietätvoll restauriert. Ganz anders dagegen verfährt der neue Kurs der römischen Stadtverwaltung, deren ästhetische Empfindungslosigkeit die herrlichsten Blüten erzeugte. Jedem Besucher des Monte Pincio fällt in der Erhabenheit des Stadtbildes mit seinen blau schimmernden Bergen am Horizonte die Disharmonie auf, welche die moderne Bauart und das zur Verwendung gelangte Material hervorrufen. Roms Bauten bestehen vorwiegend aus Travertin, einem braunroten Tuffgestein, das im Abendsonnenglanze einen wundervoll warmen Ton hat und in seiner Gedämpftheit zur Ruhe der Roma sancta paßt. In welch schreiendem Gegensatz steht der neue Stadtteil in der Nähe der Papstburg mit seinen öden Fensterfronten, seinen poesielosen Plätzen, seiner nüchternen, kasernenmäßigen Einteilung? Ich kann es den Römern nicht verdenken, daß sie sich ihre Häuser moderner und

behaglicher bauen, als frühere Jahrhunderte dem Mittelstand erlaubten, aber das Einheitsbild konnte doch äußerlich den Umgebungsbauten angepaßt werden, und die Nähe des Vatikans und der Engelsburg brauchte nicht so jämmerlich verschandelt zu werden. War denn die eiserne Brücke beim Ponte S. Angelo nötig, konnte die elektrische Straßenbahn nicht umgeleitet werden, da der Verkehr in diesem Stadtteil nicht so überwältigend ist? Mußte der Justizpalast im hellsten Weiß gehalten werden?

Ich war förmlich erschrocken, als ich das Ufer „lungo Tevere prati" zum ersten Male betrat und dann gegen Abend von der Pincio-Terrasse auf Rom blickte. Es tut fast wehe, wenn das Ave Maria der vierhundert Glockentürme einsetzt, und der in die stolzen Zeiten der stolzesten Stadt sich versenkende Fremdling sieht die grellen Kolosse, die das Auge beleidigen. Am anderen Stadtende thront das Viktor-Emanuel-Denkmal, ein Monument von ungeheuren Dimensionen, gerade als wollte das Rom des zwanzigsten Jahrhunderts sagen: Seht, ich kann noch andere Werke schaffen, als Päpste und Kaiser zusammen. Freilich, anders sind sie, den Ruhm haben die dezernierenden Stadtväter, protzig macht sich das Monument hinter der Piazza Venezia breit, und der herrliche Palast, eines der bekanntesten Gebäude der Renaissance, soll fallen, damit der Prunk noch besser zur Geltung kommt. Es ist ein Skandal, daß diese Gegend, die begrenzt wird vom sagenumwobenen Kapitol und den Trümmern des Forum Romanum, nicht besser in Ehren gehalten wurde, und daß die Stille des Aracoeli-Kirchleins und der feierliche Ernst des Kolosseums nun auch verschwunden sind. Daß das Denkmal ebenfalls in hellstem Weiß prangt und schon aus diesem Grunde gar nicht in seine Umgebung paßt, ist selbstverständlich. Nicht besser erging es auch dem Ghetto, der vor einigen Jahrzehnten aus hygienischen Gründen geschleift werden mußte. Ob es richtig war, dies interessante Viertel ganz vom Erdboden zu tilgen, will ich dahinstellen. Aerztliche Bedenken mögen hier entschieden haben, aber daß die Gegend wie ein Schmutzfeld daliegt, aus dessen Mitte eine moderne, langweilig gebaute Synagoge hervorgrinst — natürlich auch in Weiß — will mir nicht einleuchten. Wie präsentiert sich durch das niedergerissene Judenviertel der Aventin mit der Piazza della bocca della verità, deren reizendes Rundtempelchen die Maler aller Zeiten anzog? Auch dies Fleckchen hat heute sehr an malerischer Wirkung eingebüßt, zudem baute Fürst Corsini in das Marcellus-Theater noch seinen kahlen Palast; es ist also genügend gesorgt, die Schönheit des Bildes auch hier zu zerstören. Wo finden wir in Rom überhaupt heute Szenerien, die die Schönheit atmen, welche der Nordländer mit „romantisch" bezeichnet? Vor den Toren der Stadt, ja, denn dort konnte die banausische Axt nicht fällen, obwohl die „Restaurierung" der via Appia auch von der Poesie nicht angekränkelt ist, und herzlich oft der Mörtel des Maurers und das ängstliche Walten des archäologischen Konservators sich spüren läßt. Aber im Stadtinnern suchen wir vergebens nach den Plätzen, die Goethe und Winckelmann entzückten, und auf Schritt und Tritt begegnen wir Auswüchsen eines barbarenhaften Kunstverständnisses. Exempla docent!

Hat der Fremdling der Peterskirche mit ihren imponierenden Kolonnaden seinen Besuch gemacht, so will er möglichst schnell das Forum sehen. Die Gegensätze wirken am meisten, und das Rom der Papstherrlichkeit muß sich seine Bewunderung mit den antiken Resten gefallen lassen. Also lenken wir unsere Schritte zum Forum Romanum. Im ersten Augenblick überläuft den Aestheten ein gelindes Grausen, wenn er vom Kapitol aus das Säulenfeld überblickt. Vielleicht hat uns das unselige Emanuel-Denkmal schon eines Teils unserer Stimmung beraubt, denn wir begegnen ihm auf dem Wege zum Forum und steigen dann klopfenden Herzens die herrliche Freitreppe an Marc Aurels Priesterstatue vorüber, um schnell die Reste des berühmten römischen Marktes zu sehen. Ich will gern zugestehen, daß es äußerst schwierig gewesen sein muß, aus den spärlichen Resten des gänzlich verkommenen Forumgeländes ein Bild für uns Moderne herüberzuretten; aber es wäre wirklich besser gewesen, die Ruinen den Dornröschentraum unter Efeu und Moos weiter schlummern zu lassen, als ängstlich jeden Stein abzuputzen und genau mathematisch festzustellen, wo die rostra stand, von der Cicero aus sein berühmtes ceterum censeo ins Auditorium schmetterte. Warum konnte denn das Heiligtum der Vestalinnen mit seinen glühenden Rosen am stillen Weiher so hübsch stimmungsvoll hergerichtet werden, warum muß die Basilika Julia so öde daliegen, ohne jegliche malerische Wirkung!

Den Palatin entstellt schon aus Farnesischer Zeit ein Palazzo und ein Konvent, der Blick vom Kaiserpalast der Flavier in die unsäglich schöne Campagna wird angenehm unterbrochen durch die rauchenden Schornsteine der Gasanstalt, die sich auf den Umrißlinien des Zircus Maximus erhebt. Die Ruinen der Kaiserfora sind bis zur Unkenntlichkeit geflickt, und nur das Kolosseum läßt uns noch die gewaltige Größe und Pracht damaliger Zeit ahnen. Daß in den Caracalla-Thermen so wenig vorhanden ist, muß auf Konto der Plünderungen verflossener Jahrhunderte geschrieben werden; die Quantität der vorhandenen Reste ist sowieso relativ gering, und die zarteren Kapitelle, Grabsteine, Statuen und Bronzen sind zur besseren Erhaltung in den Museen aufgestellt.

Es läßt sich schwer ein Modus finden, um das alte Rom anschaulicher vor Augen zu führen; die Reste liegen verkapselt, und nur der Unermüdliche kann sich die Schönheiten herausschälen, dem flüchtigen Besucher bleibt Roma vetus ein Buch mit sieben Siegeln. Die deutschen Künstler und Gelehrten haben manchen Unfug der letzten Jahre zurückgehalten, Professor Huelsen, der im Forumgebiete schaltet, ist ein äußerst tüchtiger Mann, doch die weisen Stadtväter mit ihrem sic volo, sic iubeo handeln vom grünen Tisch aus nach „praktischen Grundsätzen". Die Raffaelgrabplatte mußte entfernt werden, um dem Bronzeschmuck des letzten Königssarkophages Platz zu schaffen, und unsere Nachkommen werden vergeblich die Stätte suchen, wo der große Urbinate bestattet liegt. Die Verbindung des Monte Pincio mit dem Borghesegarten war ein glücklicher Griff, allein als Gegenleistung ward diesem herrlichsten aller Gärten Roms ein Teil entrissen, und eine Ackerbauschule auf seinem Terrain errichtet. Als ob für solche Zwecke nicht Platz genug vor dem Tore wäre! Warum machen denn Florenz und Venedig einen harmonischen Eindruck? Warum kam die wahnwitzige Idee einiger Geschäftsspekulanten, auf der Giorgioinsel Fabriken anzulegen, nicht zur Ausführung? In diesen Städten sieht die Verwaltung darauf, dem schönheitsdurstigen Auge mit Stolz zu zeigen, was kunstsinnige Dogen und Fürsten ersannen. In Rom mit seinen zerspalteten Cliquen ist schwer Einigkeit zu erzielen, und es ist stark zu befürchten, daß die Zeitungen bald neue Vandalismen melden, denn — quod non fecerunt barberini.... möchte ich epilogisieren!

Allgemeine Kunstrundschau.

München. Am 22. Oktober feierte Heinrich v. Zügel seinen 60. Geburtstag. Er ist in Murrhardt in Württemberg geboren, besuchte bis zum 17. Lebensjahr eine Fortbildungsschule in Schwäbisch-Hall, dann die Kunstschule in Stuttgart. Ende November 1869 übersiedelte er nach München. Alsbald begann Dachau seinen Einfluß auf ihn zu üben. Dort und in der Umgegend hat er bis gegen 1892 reiche Studien gemacht. Ein Teil seiner Bedeutung, dabei gewiß gerade die für Zügel so bezeichnende Eigenschaft, Tier und Landschaft mitsammen als ein großes Ganzes zu erfassen, dürfte auf die Einwirkung der großzügig stilisierten Natur dort zurückgehen. Weiter entwickelte sich Zügels Art unter den Einflüssen, die Frankreich und die Niederlande auf ihn übten. Aber natürlich nützt nicht das Studium allein, man muß auch selbst aufs tiefste empfinden können und dem entsprechend zu gestalten wissen. Das aber ist Zügel in so hohem Grade eigen, daß man in ihm darum einen unserer ersten, wenn nicht überhaupt den wichtigsten unserer Tiermaler bewundern muß. Zu dem, was Heinrich v. Zügel selbst geschaffen hat, zu diesen wunderbaren Studien von Leben und Beleuchtung, kommen seine Erfolge als Lehrer. Durch die Zügel-Schule ist fast jeder gegangen, der heute als Tiermaler Bedeutung hat. — Das Gebäude der alten Schack-Galerie ist vom Deutschen Kaiser an den Münchener Maler und Architekten Nagler verkauft worden. — Bei der St. Bennokirche wird aus den Fonds der Johann Sedlmayr-Stiftung eine Bennosäule errichtet werden, deren Aufstellung zurzeit im Werke ist. — Die St. Johannes Nepomukkirche in der Sendlingerstraße präsentiert sich jetzt im Schmucke ihrer restaurierten Front. — In der Alten Pinakothek ist für die nächsten fünf Jahre die aus Berlin übergesiedelte Gemäldesammlung des Kölners A. v. Carstanjen aufgestellt worden. Sie enthält wunderbare Stücke von Rembrandt, Hals, Hobbema, van Dyck, J. Ruysdael, Teniers, Murillo, Ribera, Canaletto und anderen, zum Teil auch solchen Künstlern, die bisher in der Pinakothek nicht vertreten waren. — Von den Kunstsalons brachte Thannhausers Moderne Galerie eine erfreuliche Kollektion von Werken Ludwig v. Hofmanns, eine seltsame von Christian Rohlfs; Zimmermann hatte schöne herbe Landschaften von R. Köppel; Brackl zeigte



außer verschiedenen Werken der „Scholle“ talentreiche Menschendarstellungen des Pariser Malers R. Bloos, sowie des Weimarers Wilhelm Gallhof, die letzteren unter Einfluß Corinths entstanden. Heinemann brachte Ausstellungen der drei Venezianer Ciardi, sowie des aus München stammenden Frankfurters Gudden, eines koloristisch nicht uninteressanten Pleinairisten. Dazu kamen Darbietungen des Kunstsalons Braun, der die heuer auch in Venedig beachtenswert vertretene Triester Kunst herangezogen hatte. Endlich sind die „Werdenden“ wegen verschiedener wirklich tüchtiger Leistungen zu erwähnen. — Im Kunstverein gab es Sonderausstellungen unseres Isartalmeisters Richard Pietzsch, von dem vielseitigen, kraftvoll schaffenden Lothar Bechstein, von Ernst Liebermann, dessen Interieurs besonders reizvoll waren. Fein und poetisch waren die Landschaften von Rudolf Sieck, nicht minder tüchtig jene von F. Eisengräber, Schmid-Fichtelberg, K. L. Voß. Als Porträtisten interessierten u. a. H. Hammer, der Schilderer weiblicher Charaktere Szankowski, der ernsthaft und schlicht empfindende Ondrucek. Die Graphik war durch Max Klingers Serie vom Tode, Teil 2, sowie durch Arbeiten des Ehepaars Graf hervorragend vertreten. Dazu kamen zahlreiche Leistungen des Vereins für Originalradierung. Im Parterresaale zeigten photographische Porträts und Landschaften, daß auch auf diesem Wege Werke von wirklich künstlerischen Qualitäten zu erzielen sind.

Aachen. Im Chore des Münsters wurde der seit 1414 nicht mehr untersuchte Sarkophag Kaiser Ottos III. (gest. 1002) geöffnet und festgestellt, daß die Leiche sich noch darin befindet. — Augsburg. Die Galerie hat auf Veranlassung des Geheimrates v. Tschudi bisher dreißig Bilder zum Teil an die Münchener Alte Pinakothek, zum Teil an die Galerie zu Burghausen abgetreten. — Berlin. Nach dem Vorbilde des bayerischen Kriegsministeriums macht jetzt auch das preußische Anstalten, die Mannschaften für die Pflege des Naturschutzes zu erziehen, sie also in die Interessen des Landschafts- und Vogelschutzes sowie des Gartenbaues einzuführen. — Im Gebäude der Berliner Sezession wurde eine Ausstellung schwedischer Sezessionswerke eröffnet, die von dem Hochstande der nordischen Kunst glänzendes Zeugnis gibt. — Kassel. Ein Jugendbildnis Schillers wurde hier entdeckt und dem Schillermuseum überwiesen. — Konstantinopel. Eine Untersuchung des baulichen Zustandes der Sophienkirche hat leider starke Beschädigungen ergeben. Sie sind durch Erdbeben allmählich entstanden. Die Gefahr eines Einsturzes scheint nicht ausgeschlossen. — In Leipzig veranstaltet der Kunstverein eine sehr bedeutende Ausstellung von Werken französischer Malerei und Plastik aus den wichtigsten Epochen des 18. bis 20. Jahrhunderts. — Nazareth. Ausgrabungen, die Pater Viaud in und bei der „Werkstatt Josephs“ und bei dem „Brunnen der Jungfrau“ unternahm, führten zur Entdeckung zahlreicher, aus frühester christlicher Zeit stammenden Gerätschaften, Gefäße u. dergl. Außerdem wurden die Reste einer um das Jahr 300 erbauten Basilika aufgedeckt. Die nördliche Apsis ist noch erhalten und zeigt schöne Mosaikverzierung. — Tunis. Die Erforschung des bei Mahdis auf dem Meeresgrunde entdeckten antiken Schiffes hat auch heuer wertvolle Funde gebracht. Es befinden sich darunter fünf sehr schöne Bronzestatuetten, Plaketten, Stücke einer bronzenen Eros-Statue, die die Nachbildung einer Praxitelischen zu sein scheint; dazu kommen Inschriften, Vasen und vieles andere. — Venedig. In der Bibliothek von San Marco entdeckte der Architekt Bodo Ebhard einen vom Jahre 1687 stammenden, archäologisch höchst wichtigen Stadtplan von Athen, den damals der Kriegsingenieur G. M. Verneda im Interesse der die Stadt belagernden Venezianer angefertigt, freilich nicht ganz zu Ende geführt hat. — Wiesbaden gab mit einer Ausstellung deutscher Medaillen- und Plakettenkunst Gelegenheit, ausgezeichnete Leistungen auf diesem Gebiete bewundern zu können.

Dr. O. Doering-Dachau.

Vor dem ewigen Licht.

Das Dämmern wandert leise durch die Kirche,
Durchs Fenster bricht der letzte Abendschein —
Ich knie still und falte meine Hände
Und schaue nur ins rote Licht hinein.

Und alle Unrast ist von mir geschieden,
Und alle Sorgen sind weit, weit gebannt —
Mir ist wie einem Kind, das lange weinend
Im Wald geirrt und nun den Heimweg fand.

Heinz Hagen.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. Eines starken Beifalls erfreute sich die Premiere des „Musikanten" von Julius Bittner. Gustav Mahler war es, der dem noch jungen Komponisten vor nicht ganz zwei Jahren den Weg zur Bühne eröffnete. Seine Oper „Die rote Gred" erschien in Frankfurt a. M. und kurz darauf im Wiener Hofoperntheater mit sympathischem Erfolge. Das neue Werk „Der Musikant" bedeutet nach des Tondichters selbst geäußerter Ansicht einen bedeutenden Fortschritt in seinem Schaffen. Man darf sich des Erfolges freuen, denn dieser Opernkomponist ist mehr als ein trefflicher Techniker, der lediglich glänzend zu instrumentieren versteht. Bittners Musik durchströmt eine warme Empfindung, er schreibt Melodien, die zum Gemüte sprechen, und durch das düstere Gewölk des Schmerzes bricht immer ein sonniger Humor hervor. Der Komponist hat lange geschwankt zwischen Poeterei und Tonkunst. Er entschied sich für die letztere. Doch die Fähigkeit des Dichtens enthebt ihn der oft so mühsamen und vergeblichen Suche nach einem seinen künstlerischen Intentionen entsprechenden Text. Er schreibt sich seine Bücher selbst mit viel Sinn für poetische Stimmungsmalerei, denn die Fabel an sich ist bald erzählt. Wolfgang, ein fahrender Tonkünstler, und die Sängerin Violetta, die mit anderen Musikern in zeitweisem Dienst des Grafen von Uttensperg stehen, lieben einander. Da wirft der Herr Graf sein Auge auf die schöne Sängerin, die er mit Geschenken und Versprechungen lockt. Lang währt das Spiel Violettas mit den beiden Eifersüchtigen; schließlich läßt sich die Sängerin, eine liebenswürdige, aber leichtlebige Philinennatur, vom Grafen entführen. Wolfgang will sich töten, da entreißt ihm die Geigerin Friederike das Messer und erinnert ihn an die Verpflichtung, die sein reiches Talent ihm auferlegt. In der lange übersehenen stillen Friederike erblüht dem Verlassenen ein neues Glück. Bittners Musik ist bei aller Delikatesse von leichtem Flusse. Besonders reizvoll ist im ersten Akte das leidenschaftlich bewegte Duett zwischen Violetta und dem Grafen. Von feinem Stilgefühl sind die Lieder am Spinett und die Serenade der Musiker. Ganz besonders geistreich und liebenswürdig sind die Szenen von humoristischem Anstrich, z. B. die Stammtischgesellschaft mit der musikalischen Illustrierung ihrer Alltagsgespräche. Das ist alles auch rein musikalisch so witzig und wirksam und bleibt doch dem Operettenton ganz fern. Von hervorragender Klangschönheit ist der Zwiegesang zwischen Wolfgang und Friederike. Wie hier nach finsterer Nacht der Morgen dämmert, so tagt auch im Gemüte der beiden das Morgenrot neuen Hoffens. Die von Mottl mit feinem Nachempfinden dirigierte Oper war im besten Geschmack inszeniert. Walter gab die Titelrolle mit warmem Gefühl und bester sanglicher Disposition, Brodersen den Grafen mit Leidenschaft und Stimmglanz. Liebenswürdig im Spiel und blendend im Gesang war Frau Bosettis Violetta. Die erst am Schlusse zur besonderen Geltung kommende Friederike sang Frl. Ulbrig mit Schmelz und Seele. Von den heiteren sich aller Uebertreibung enthaltenden Chargen muß vor allem Sieglitz genannt werden. Bittner wurde nach jedem Akte mehrfach gerufen. Man wird den „Musikanten" oft spielen können und hat deshalb auch bereits eine Doppelbesetzung vorgesehen.

Schauspielhaus. Zum ersten Male „Taifun", Drama von M. Lengyel. In allen Hauptstädten europäischer Kultur finden wir Japaner, Sendlinge dieses Millionenvolkes des Ostens, das in einem in der Weltgeschichte beispiellosem raschen Tempo die geistigen Errungenschaften des Westens in sich aufgesogen. Was wollen diese gelehrigen, fügsamen Schüler unserer Kultur, die hinter einer stets gleichbleibenden Höflichkeit und Selbstbeherrschung ihr eigenes Fühlen verbergen? Die Japaner suchen uns geistig zu erobern und hierdurch langsam, aber nie vom Wege abirrend die japanische Weltherrschaft anzubahnen. Jeder kommt mit einer geheimen Aufgabe zu uns, deren Lösung ihm höher steht als sein Leben. Dies sind die Voraussetzungen, auf denen das Drama „Taifun" sich aufbaut, die man nicht völlig für wahr zu halten braucht, um dennoch von dem Stücke gefesselt zu werden. In Paris hat Dr. Tokeramo die wichtigste Mission inne, zu der nur er durch glänzende Gaben befähigt ist. An seiner Arbeit schreibt er Tag und Nacht, ohne von seiner Liebe zu einer Pariserin abgezogen zu werden. Seine wachsende Leidenschaft zwingt er mit allem Aufwand seiner Selbstbeherrschung nieder. Diese französische „Geisha" besitzt keine Macht über seine Seele. Nach ihr geizt dieses untreue und falsche Geschöpf. Als es der Koketten schließlich gelingt, den Japaner zu ihrem Sklaven zu machen, stößt sie den Geliebten verächtlich von sich. Da reißt die künstliche Selbstbeherrschung des Asiaten, und er tötet das Weib. Dieser Teil des Damas ist an sich brutal abstoßend, ästhetisch unerfreulich. Ich glaube auch nicht recht an die dichterische Vitalität der Hélène Larosche, die mehr Personifikation des Schlechten, als Mensch. Das Drama geht weiter. Die Japaner beschließen: Tokeramos Mord darf nicht bekannt werden, denn er muß seine hohe Aufgabe vollenden. Er ist der unersetzliche, darum muß ein minderer die Tat auf sich nehmen. Alle drängen sich zu diesem Opfer für das Vaterland. Der jüngste wird ausgewählt, sich des Mordes zu bezichtigen. In der höchst spannend geschriebenen Schwurgerichtsszene bringt es jedoch Tokeramo nicht übers Herz, den anderen leiden zu sehen. Er gesteht seine Schuld, die Richter halten dies für Schauspielerei, um die klare Rechtslage zu verwirren. Freudig harrt der unschuldig Verurteilte auf das Ende seines siebenjährigen Kerkers, der ihm nur ein Dienst fürs japanische Vaterland gilt. Der Mörder löst inzwischen seine Aufgabe, bricht jedoch seelisch zusammen und stirbt im Augenblicke der erfüllten Pflicht. Die Luft Europas hat ihn getötet, sagen die Japaner. Das Leben ist nichts, alles ist die Pflicht. Es ist für den gebildeten Leser nicht nötig, die Kluft zwischen unserer westlichen und dieser östlichen Ethik noch besonders zu betonen. In diesem Stücke gibt es der psychologischen Unwahrscheinlichkeiten besonders in dem weinerlichen Schlußakte viele, doch weiß der Autor uns immer zu packen. Zuweilen spricht ein Sensationsdramatiker zu uns, der auf dem Schachspiel der Bühne ein Meister ist, dann wieder will es uns scheinen, als täten wir ihm unrecht, wenn wir ihn nur einen klugen Rechner nennen, denn manchmal erscheint ein Stück Poet und ein Kopf, der nicht Alltagsgedanken denkt. Das Stück hatte starken Beifall. Seine dankbaren Rollen fanden gute Vertreter, wenn auch nur der Held des Dramas in der Maske die gelbe Rasse völlig vorzutäuschen vermochte.

Aus den Konzertsälen. Das 3. Volkssymphoniekonzert war älterer Kunst gewidmet. Es begann mit Ditters von Dittersdorfs (geb. am 2. Nov. 1719) 2. Symphonie „Der Sturz Phaëtons"; als Beispiel für die Anfänge der Programmusik nicht ohne Interesse, übt das von Prill feinsinnig dirigierte Werk heute doch bedeutend geringere Wirkung aus, als Haydens B-dur Konzertante (Komp. 1792) die von den Solisten Heyde, Maas, Leucht und Gaul und dem Konzertvereinsorchester ihre wohlgelungene Münchener „Erstaufführung" erlebte. Den Schluß bildete Schuberts 6. Symphonie. — In einem von H. Abendroth dirigierten Orchesterkonzert wirkte die Pianistin Lucie Taylor, die in Delius' in Einzelheiten fesselndem C-moll-Konzert sehr ansehnliches Können erwies. Mit ihrer hervorragenden Lehrerin Langenhan-Hirzel bot sie Zilchers „Nacht und Morgen", ein uns schon bekanntes Werk, das in der erweiterten Form an Klangschönheit gewonnen. Abendroth bewährte noch in Brahms C-moll-Symphonie seine hohe Begabung zur Orchesterleitung. — Walter Lampe zeigte sich als pianistischer Interpret eigener, warm empfundener Klavierstücke; mit seinen Partnerinnen des Berliner Kammerspieltrios Irma Saenger-Sethe und Otto Urack bot er u. a. eine feinabgestimmte, lebenswarme Wiedergabe von Schuberts Trio op. 100. Aus dem Programm der neuen Kammermusikvereinigung fesselte besonders ein reizvolles Trio (op. 20) von D'Indy. Hier, wie bei dem fortschreitenden Beethoven-Zyklus des Rebnerquartetts verdiente die Aufführung das reichste Lob. — Von den Liederabenden hinterließ wieder derjenige der Frau Schmitz-Schweicker die stärksten Eindrücke. Bei ihr ist stimmliche Schönheit, geistige Erfassung und Empfindung kongenial. Bleyles „Blumenstrauß"-Zyklus zeigte sich als sympathische Erweiterung ihres Programms. Von den Sängerinnen Thea v. Marmont, Olga Kopp und Alice Rau besitzt erstere die besten Mittel, die zweite sehr gute Schule und die letzte das sympathischste Vortragstalent. Keiner mangelte es an Beifall. W. Porges brachte, von der Pianistin E. v. Binzer begleitet, Tondichter der Geige aus dem 18. Jahrhundert mit musikalischem Stilgefühl zu harmonischer Wirkung. H. Klumens starkes pianistisches Können haben wir schon oft gewürdigt. Gleichzeitig gab der junge Komponist W. Braunfels einen Klavierabend. An Werken von Bach, Haendel, Brahms und Beethoven zeigte er seine bedeutende Gestaltungskraft und noch reifer gewordene außergewöhnliche Technik.

Verschiedenes aus aller Welt. In Berlin wurde Ludwig Fuldas Drama: „Herr und Diener" mit starkem Beifall aufgenommen. Das Werk findet in der Presse teils Lob, teils Ablehnung. In der eigenen Brust des Mächtigen, im Gegensatz zwischen Machtgefühl und treibendem Ehrgeiz, zwischen dem Herrschertum und dem Hasten nach persönlichem Erfolg liegt nach Berichten die Wurzel der tragischen Konflikte. — Im Kgl. Schauspielhause in Dresden fand die Uraufführung von Moritz Heimanns Komödie „Joachim von Brandt" eine sehr gute Aufnahme. Von mehreren Seiten wird die geistreiche Dialogführung des Stückes anerkennend hervorgehoben. — In Berlin wurde eine reich beschickte Theaterausstellung eröffnet, die aus alter und neuer Zeit hervorragendes Studienmaterial bietet.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die von allen Seiten auf die Berliner Börse herandrängenden Verwarnungen, den Optimismus einzudämmen, scheinen Erfolg zu haben. Die Grossbanken und die Berliner Finanzwelt, welche aus Gründen einer erfolgreichen Emissionspolitik das bisherige Haussegetümmel der Berliner Börsenelemente sehr benötigt haben, setzen nunmehr ihr Bestreben zur Einschränkung der Börsenspekulation erfolgreich fort. Durch alle möglichen Kalkulationen und Zukunftschancen ist der Zunftspekulation das oft aufsehenerregende Treiben

der bisherigen Favoritpapiere verhältnismässig leicht geworden. Dabei sind zahllose dieser Spekulationsengagements mit fremdem Gelde entriert und durchgehalten worden. Der Geldmarkt, durch verschiedene andere Momente ohnehin stark irritiert, ist dadurch gleichfalls sehr in Mitleidenschaft gezogen. Durch die strikte Reserve der Grossbanken und die unklare Entwicklung des internationalen Geldmarktes ist die Börsentendenz allmählich ins Wanken gekommen und die Grundfesten der bisher erstaunlich festen Berliner Börse, besonders deren unentwegter Optimismus ziemlich erschüttert worden. Auch die Dividendenerklärungen einzelner grosser Industriegesellschaften und das Bestreben aller Finanzgruppen, bei ihren Aktiengesellschaften möglichst grosse Reservestellungen — statt wie ursprünglich geplant: höhere Dividenden — aus den Gewinnergebnissen zu sichern, geben nach der obenbezeichneten Richtung mit Recht zu Bedenken Anlass. Allerdings steht mit diesen zur Vorsicht mahnenden Momenten in lebhaftem Widerspruch die vielfach verlautbarte Meldung einer baldigen Kapitalserhöhung bei fast allen Grossbanken Berlins. Zugegeben ist, dass durch die grosse Ausdehnung der Geschäfte an der Börse, durch das weitverzweigte Filialnetz der Berliner Grossbankwelt, durch die Beteiligung am Auslandsgeschäft und am Anleihemarkt ausserhalb des Reiches und vor allem durch die stetige Vergrösserung der industriellen Interessensphäre der Banken grosse Summen von Kapitalien investiert und bereitgestellt sind. Das eigene Kapital der Grossbanken samt den diesen reichlich zufliessenden Geldern aus Depositen und Guthaben vom Inland und auch von ausserhalb der politischen Grenzen wird dabei doch zu knapp. Die letzten Finanzoperationen unserer Grossbankwelt dürften allein schon Grund genug zu den geplanten Kapitalserhöhungen gewesen sein. Im Moment der knappen und undurchsichtigen Geldverhältnisse und der nicht besonders hierzu geeigneten Börsenkonstellation werden diese Bankkapitalserhöhungen ja wohl nicht zur Ausführung gebracht. Vermutlich wird hierzu das Frühjahr 1911 und die Zeit der Bilanzveröffentlichungen geeigneter erscheinen. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden unsere Banken fast ausnahmslos günstige Bilanzerträgnisse ausweisen und bei erheblich grösseren Rekordumsätzen auch höhere Dividenden erklären können. Das lebhafte Interesse für die heimischen Bankwerte ist denn auch auf diesen Hinweis zurückzuführen. Bemerkenswert war dieserhalb auch der vielfach vorgenommene Umtausch von Industrie- und vornehmlich Montanpapieren auf diese Bankwerte. Für die Montanindustrie und deren Interessentenkreis blieben schon deswegen geringe Teilnahme und grössere Bewegung nach unten gerechtfertigt, weil Enttäuschung besonders über die verschiedenen Erklärungen der Zukunftslage seitens der leitenden Männer der Branche herrschte. Bei den Generalversammlungen von Phönix, Hoesch, Laurahütte, Bochum usw. wurden die unklaren Zukunftsaussichten der Branche zumeist von der Notwendigkeit einer weiteren engeren Vertrustung von Kohle und Eisen und vom Stahlwerksverband und Kohlensyndikat betont. Bei den bekannten grossen Schwierigkeiten und Interessenkollisionen, die durch die in letzter Zeit stattgehabten Fusionen innerhalb der grossen Gesellschaften und deren tonangebenden Macht gegenüber den mittleren und kleinen Werken entstanden sind, wird es jedoch schwer halten, diese Syndikate neuerdings zusammenzulöten. Man kalkuliert sogar schon jezt vielfach, dass mit der Beendigung der Vertragsdauer die Montanbranche einer syndikatslosen Zukunft entgegengeht. Die Konstellation am internationalen Geldmarkt erfuhr eine vorübergehende gebesserte Auffassung, besonders nachdem sich die Bank von England wiederholt grössere Goldeingänge sichern konnte. Gleichzeitig gebesserte Situationsberichte vom amerikanischen Stahlmarkt, die Meldung von weiterer Verringerung der sichtbaren Kupfervorräte und die überwiegend feste Tendenz an der Neuyorker Effektenbörse, trotz der unsicheren politischen Wahlkampagne dortselbst, liessen an der Berliner Börse die sonst sicherlich mehr zum Ausdruck gekommene Geschäftsstille nicht sonderlich aufkommen. Immerhin ist unverkennbar, dass die Berliner Börsenkreise vorsichtiger geworden sind, und man allenthalben auch den günstigen Mitteilungen gegenüber eine zumeist abwartende Haltung — als den gegenwärtigen Verhältnissen am besten Rechnung tragend — einnehmen will.

M. Weber.

Aus Herbst-Kurorten.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Kultur-Kuriosa. Von Dr. Max Kemmerich. 2. Bd. M 3.50. (München, Albert Langen.)
Lucerna pedibus meis verbum tuum! Exerzitienvorträge und Exerzitienbetrachtungen für Priester. Von P. A. J. Müller. 2 Bände. M 7.50. (Ravensburg, Friedrich Alber.)
Martin Augustin. Roman von M. Scharlau. 8°. VI u. 360. M 3.20; geb. M 4.—. (Freiburg, Herder.)
Novellen. Von J. B. Diel. Mit Zeichnungen von Fritz Bergen. 8°. VIII u. 440. M 3.—; geb. M 4.—. (Freiburg, Herder.)
Moribus paternis. Erzählung aus der modernen Hamburger Gesellschaft. Von Ansgar Albing. 2 Bände. 8°. XX u. 542. M 5.—; geb. M 7.—. (Freiburg, Herder.)
Die Geierbuben. Erzählung aus dem Böhmerwald. Von Anton Schott. Illustriert von Fritz Bergen. 8°. IV u. 198. M 2.—; geb. 3.—. (Freiburg, Herder.)
Thomas Moore, der irische Freiheitssänger. Biographisch-literarische Studie von Alois Stockmann S. J. (Ergänzungshefte zu den „Stimmen aus Maria-Laach“.) gr. 8°. X u. 168. M 3.—. (Freiburg, Herder.)
Ethik und Aesthetik. Von P. Prof. Dr. M. Künzle. gr. 8°. XVI u. 388 M 7.50; geb. M. 8.50. (Freiburg, Herder.)
Das Reichsgesetz über die Wertzuwachssteuer von Dr. Eugen Jäger. (München, Ernst Reinhardt.)
Raschers Jahrbuch II. (Zürich und Leipzig, Rascher & Cie.)
Dr. **Karl Lueger und die Jugend** von Eugen Mack. 41 S., brosch. 40 Pf. 3. Bändchen von „Unter der Fahne des katholischen Jugendvereins“. (Rottenburg a. N., Wilhelm Bader.)
Religiös-wissenschaftliche Vorträge von Dr. W. Koch und Dr. O. Wecker. 3. Reihe: Katholizismus und Christentum. M 1.20 (Rottenburg, Wilhelm Bader.)
Zur Hochschulbildung der Volksschullehrer. Ein Vortrag von Prof. Dr. Arthur Schneider. (Kempten, Kösel.)
Vom Christentum. Von Georg Wagner. Kanzelreden, zugleich ein Betrachtungsbuch für Gottsucher. 8°. 144 S. Brosch. M 2.—. (Kempten, Kösel.)
Wattenstürme. Von Wilh. Lobsien. Hallig-Roman. Brosch. M 2.—, geb. M 3.—. (Glückstadt, Max Hansen.)
Der Schuster von Tondern. Kulturhistorische Novelle von E. Ebert. Brosch. M 2.—; geb. M 3.—. (Glückstadt, Max Hansen.)
Kriegs-Erinnerungen eines Veteranen von 1870/71, herausgegeben von Dr. Joseph Christ. (Leuchtturm-Bücherei. Bd. II. Geh. M 1.20; geb. M 1.75. Paulinus-Druckerei, G. m. b. H., Trier.)
Heim ins Sonnenland. Seelenroman von Anton Krieger. (Leuchtturm-Bücherei. Bd. I. Brosch. M 1.; geb. M 1.50. Paulinus-Druckerei, G. m. b. H., Trier.)
Das christliche Prinzip der Solidarität und die Genossenschaftsbewegung des Mittelstandes. Von Dr. J. Oberhauser. M 3.—. (Paderborn, Ferdinand Schöningh.)
Lithurgische Texte VI. Von Professor D. Hans Lietzmann. 80 Pf. (Bonn, A. Marcus & E. Webers Verlag.)
Die Oden Salomos. Von A. Ungnad und W. Staerk. 80 Pf. (Bonn, A. Marcus & E. Weber's Verlag.)
Katalog 229: Kunstwissenschaft. (Dresden, v. Zahn & Jaensch, Antiquariat.)
„Münchener Kalender“ für 1911. 27. Jahrgang, 36 S. stark, aus ff. Büttenpapier, in schmal Folioformat, (16/32 cm). 1 M (München-Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.)
Der katholische Lehrerverein im Organismus des kath. Vereinswesens. Von A. Wahrheit. 60 Pf. (Kaiserslautern, H. Dörner.)
Simson. Tragödie in fünf Aufzügen. Von E. Eggert. M 2.80. (Ravensburg, Friedr. Alber.)
Taschenbuch der Photographie. Von Dr. E. Vogel. (Berlin, Gustav Schmidt.)
Deutscher Camera-Almanach. Ein Jahrbuch für die Photographie unserer Zeit. Von Fritz Loescher. (Berlin, Gustav Schmidt.)
Leitfaden der Landschafts-Photographie. Von Fritz Loescher. (Berlin, Gustav Schmidt.)
Künstlerische Gebirgs-Photographie. Von Dr. Anton Mazel. (Berlin, Gustav Schmidt.)

Caritas nunquam excidit: Die christliche Caritas, sie höre nimmer auf! Dieser herrliche Gedanke zog sich wie ein roter Faden durch all die glänzenden Reden des Caritastages in Essen und entzündete wieder in tausend Herzen neue Begeisterung und neue Schaffensfreude zur ernsten Ausübung dieser Liebestätigkeit. Es wurde aber auch betont, daß die Caritas Wissen und Kunst sein müsse, was nur durch tüchtige Schulung erworben werden kann. Sich dieses Gedankens wohl bewußt, stellt heuer der Katholische Frauenbund, Zweigverein München, an die Spitze seines Winterprogrammes eine caritative Woche, die er im Verein mit dem Caritasverband veranstaltet. Die einzelnen Vorträge dieser Tage, wie „Armenwesen“, „Kostkinderwesen“, „Schulspeisung“, „Wohlfahrtseinrichtungen“ u. a. m. sollen der Caritas das Verständnis vieler erschließen und ihr so neue Freunde gewinnen. Ferner sind in die Tagesordnung der caritativen Woche Besichtigungen einiger Wohlfahrtseinrichtungen aufgenommen, welche das caritative Interesse erhöhen sollen. Anmeldungen im Sekretariat des Katholischen Frauenbundes, Theresienstr. 25/I.

Meine Nr. 378906 gesetzlich geschützten

Beichtstuhl-Oefen

äusserst praktisch, solid und bequem in jeden Beichtstuhl zu stellen, empfehle der Titl. kath. Geistlichkeit angelegentlichst. Ist auch im Zimmer, zu Auto-, Wagen- und Schlittenfahrten gegen kalte Füsse zu gebrauchen.

Preis 22 Mark.

Viele Anerkennungsschreiben. Prospekte gratis und franko.

Alois Gross, Lindau im Bodensee.

Beliebig verstellbare Rückenlehne.



sehr elastisch, 60 cm hoch, unentbehrl. für Herzkranke, Lungenleidende, Nervenleidende, Asthmatiker, angenehm f. Gesunde, in Eisen- oder Holzrahmen, für jede Matratze passend liefert billigst **A. Jelich, Grüne** b. Iserlohn, Eisenmöbel- und Stahldrahtmatratzenfabrik,

Ausstellung Hagen Westf. 1910: Höchste Auszeichnung Goldene Medaille.

Für 5 Mark

vers. fr. 50 St. fst. mild. Toilette-Blum.-Seife hübsch sort. in Veilch., Ros., Mand., Lilienmilch, Lanol usw. Detailpr. b. 50 Pfg. p. St. Rücks. gestatt. Beim Pressen beschäd. Seifen 65 St. fr. 5 Mk. Prima Referenz. Seifenhaus, Nachf. Ostermeyer, Köln 20. Bismarckstr.

Einführung in das Verständnis und den Gebrauch der Fremdwörter im Deutschen. Eine systematische Anleitung, jedes Fremdwort richtig zu schreiben, zu sprechen, seinen Sinn zu bestimmen und es korrekt zu gebrauchen von A. Seidel. Preis eleg. geb. ℳ 3.50. **Durch das Studium dieses Werkes beherrschen Sie I. in 24 Stunden das große Gebiet der Fremdwörter, II. erlangen Sie innerhalb 24 Stunden einen Grundbegriff der fremden, lebenden Sprachen, der griechischen u. lateinischen Sprache, III. erlernen Sie spielend jede and. Sprache.**

Wer in seiner Jugend nicht Gelegenheit gehabt hat, sich die Kenntnis fremder Sprachen anzueignen, wird später oft mit den Fremdwörtern in Verlegenheit kommen. Diesem Mangel hat Seidel durch das vorliegende Buch abgeholfen. Jeder findet hier Gelegenheit, schnell alles Erforderliche nachzuholen, er braucht künftighin nicht mehr zu fürchten, sich mit besser Vorgebildeten Schlappen zu holen; er wird aber durch dieses Werk auch **ohne große** Mühe einen guten Grund für das Studium fremder Sprachen legen, auf dem dann leicht weiter zu arbeiten ist. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag **Vermühler, Berlin SW. 61,** Gitschinerstraße 12/I.

Lieber Leser!

Hilf den armen Waisen- und Diasporakindern im Waisenhause in **Damme i. Old.** und sende ihnen recht bald eine kleine Gabe. 110 arme Kinder werden Dir danken durch ihr tägliches Gebet und Dir reichen Gotteslohn herabflehen! **Bitte, hilf bald.**

≡ Bienenhonig ≡

gar. naturrein (kein Kunsthonig) versende die 5 kg-Dose zu 8 M fr., pa. Scheibenhonig das 5 kg-Paket zu 12,50 M. fr. Nachnahme 30 Pfg. mehr. Garantie Zurücknahme.

B. Plaggenborgsche
Gross-Bienenzüchterei
Werlte i/H. Nr. 50.

≡ Stottern ≡

heilt unter Garantie die Anstalt von **C. Matzke,** Burgsteinfurt i. W. 30 jähr. Praxis.

Billige Papiere.

500 Bg. Konzeptpapier M 2.—
500 „ Kanzleipapier „ 3.—
500 St. Dienstkouverts „ 1.50
500 Bg. Billettpapier „Rose“ . . . . „ 1.25
500 St. Billettkouverts „ 1.50
100 „ Korrespondenzkarten . . . . „ 0.30

J. Lissner, Breslau I
Nikolaistrasse 22.
Katalog u. Muster gratis u. franko.

Bienenhonig allerfeinste Qualität, garantiert unverfälschte Naturware, Postkolli (9 Pfd. netto) franko Nachn. zu **Mk. 8.—. Scheibenhonig,** prima Qual., schöne helle Scheiben, Postkolli (netto 8 Pfd.) **Mk. 10.50** gegen Nachnahme. Garantie: Nichtgefallendes wird anstandslos zurückgenommen.

Friedrich Blank,
Hildesheim 19.



Wilh. Ehinger
Triberg (Baden)
empfiehlt
Kuckuckuhren
in gross. Auswahl zu billig. Preisen. Zeichnung. und Preisliste auf Verlangen gratis.

Maschinenschriftliche Arbeiten und Vervielfältigungen jeder Art

übernehme zu billigsten :: Sätzen ::

W. Eckmann, Kehl,
(Baden).

Kindergarten-
Materialien, Fröbelspiele, Beschäftigungsspiele, Gesellschaftsspiele fabriziert und liefert billigst

Spielefabrik M. Weiden, Köln,
Richmodstrasse 35.
Kataloge gratis.

Apfelwein

garantiert naturrein, versendet faßweise per Liter ℳ 0.30 unter Nachnahme Apfelweinkelterei m. elektr. Betrieb **H. Günzer, Trier.**

Laumann'sche Ausgabe von Goffines Handpostille

vollständig durch- und umgearbeitete Ausgabe gemäß den Anforderungen und Ansprüchen der Jetztzeit, gesamte Glaubens-, Sitten-, Gnaden- und Tugendlehre, Kirchengeschichte, Heiligenlegende.

Reich illustr., ff. geb. 10 Mk.

Empfohlen v. Papst Pius X. und vielen Bischöfen.

Ausführlicher Prospekt gratis!

Verlag A. Laumann, Dülmen.

Städtische Sparkasse

Brühl

bei Cöln

mündelsicher.

4%

bei jährlicher, $3^3/_4$% bei halbjähriger, $3^1/_2$% bei täglicher Kündigung.

Tages-Verzinsung.
Reichsbank-Girokonto.
Postscheckkonto Köln 3159.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart

Auf Gegenseitigkeit. Gegründet 1875.

Kapitalanlage über 68 Millionen Mark.

Unter Garantie der Stuttgarter Mit- u. Rückversich.-Akt.-Gesellschaft.

Lebens-, Kapital- u. Kinder-Versicherung.

Sterbe- und Versorgungskasse.
Unfall- u. Haftpflicht-Versicherung

Versicherungsstand: 770 000 Versicherungen.

Prospekte kostenfrei.

Vertreter überall gesucht.

Zugang monatlich ca. 6000 Mitglieder.

4% Zinsen

zahlt für Spargelder die Sparkasse der

Bank Centrum

kath. Genossenschaft
BERLIN C 25, Gonlardstr. 5.

Postscheck-Konto Berlin Nr. 3786. — Gute Referenzen.

Gegen Einsendung von 30 Pfg. senden wir jedem eine Probe selbstgekelterten

Rot- und Weißwein

nebst Preisliste. Kein Risiko, da wir Nichtgefallendes ohne weiteres unfrankiert zurücknehmen. — 18 Morgen eigene Weinberge an Ahr u. Rhein. **Gebr. Both, Ahrweiler.**

Kathol. Fräulein

sucht für sofort oder später Stelle als **Stütze und Gesellschafterin** am liebsten bei einzelner Dame. Familienanschluß. Offert. unter **B. H. 10024 Marxloh,** Kaiserstraße 247.

Im Verlage der Fuldaer Aktiendruckerei, Fulda, ist erschienen:

Heft 7 der Biblischen Volksbücher.

Das Buch des Propheten Isaias. Kap. 13—39. Uebersetzt und erklärt von Dr. Karl Leimbach, Professor.

8° 104 Seiten. Preis M. 1.—.

Früher sind erschienen: Heft 1: **Isaias,** Kap 1—12 (2. Aufl.). Preis M. —.80. Heft 2: **Isaias,** Kap. 40—66 (2. Aufl.). Preis M. 1,20. Heft 3: Osee, **Amos und Michäas,** Preis M 1,20. Heft 4: Joel, **Abdias, Jonas, Nahum, Habakuk, Sophonias, Aggäus, Zacharias u. Malachias.** Preis M. 1,50. Heft 5: **Psalmen 1—75.** Preis M. 1,50. Heft 6: **Psalmen 76—150.** Preis M. 1,50. — In Vorbereitung: Heft 8: **Das Buch Job.**

Die „Augsb. Postzeitung“ (Liter. Beilage Nr. 19 vom 5. Mai 1910) schreibt über das 7. Heft: Die Texterklärung bietet zuerst eine auf den Urtext zurückgehende, alle wichtigeren textkritischen Vorschläge der Bibelwissenschaft berücksichtigende, formschöne und fliessende Uebersetzung des Textes von Kapitel zu Kapitel. Nach jedem Kapitel folgt die kurze Erklärung, die sowohl den in der alttestamentlichen Bibelwissenschaft wohlbewanderten Fachmann als den Meister des Stiles verrät. Es ist ein Genuss, das Ganze zu lesen.



STEMLER-ZWIEBACK

(echt Friedrichsdorfer Probedose M. 3.)

Einbanddecken für d. Jahrg. 1909
Mk. 1.25.

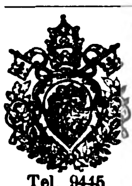
Sammelmappen
Mk. 1.50.

Eisbärfelle sind nicht besser, aber teurer als meine chemisch gereinigten, geruchlosen, blendend weissen oder silbergrauen Heidschnuckenfelle „Marke Eisbär“ Salonteppiche 8 M., Vorlagen 7 M. Grösse 1 qm. Auch Fussäcke, Fusstaschen, Wagen- u. Schlittendecken aus „Eisbärfellen“ ausserordentlich praktisch. Meine reich illustrierte Preisliste mit vielen Anerkennungen auch über Fleisch, Honig, Aepfel usw. versende gratis und franko. **W. Heino, Lünzmühle Nr. 19,** b. Schneverdingen (Lüneb. Heide.)

Tafelobst

Kgl. Kurzstiel, Goldparmänen, Canadareinette à Ztr. 16 Mark, Kasseler Reinette, grüner Streifling à Ztr. 14 Mark einschliessl. Kisten mit Holzwolle frei Bahnhof in bester Ware bei

Aug. Olliger, Obstgeschäft,
Büdingen bei Merzig (Saar).



Franz Wüsten
Päpstl. Goldschmied
Hofl. I. Maj. d. Königin Wwe. v. Sachsen
Cöln a. Rh.
Hunnenrücken 28
Tel. 9445.

Kirchl. Geräte und Gefässe in allen Metallen u. Stylarten
Renovieren, Neuvergolden.

Priester

welche ihre Kräfte der Jugenderziehung widmen und Unterricht erteilen wollen für Schüler der Gymnasialklassen bis Sekunda oder auf sozialem Gebiete tätig sein wollen, wollen sich gefl. melden unter Nr. 10038 an die Exp. d. Bl. Freie Station. Gehalt nach Uebereinkunft.

Priester „licencie“ nimmt junge Leute auf, die sich in **Paris aufhalten** woll. Sécheroux, **18 rue Leverrier,** VI ième.

Eine sehr gut erhaltene

≡ Kirchenorgel ≡

7 Reg., frei Pedal mit hübschem Gehäuse abzugeben für 900 Mk. fertig aufgestellt. Näheres durch **Bernh. Koch, Ronsdorf (Rheinland).**

2 Rosenkränze,

1 von Jerusalem, 1 von **Lourdes** liefert überallhin für Mk. 2.— franko der **Pilgerführer C. Liebel, Waldsee** (Württbg.).

Hygiea-



Hartsteingut ohne Wasser, auf jeden Abort sofort aufzuschrauben, hält üblen Geruch u. Zugluft fern. Präm. m. Gold. u. Silb. Medaille. — Ansichtssendung ohne Kaufzwang. Preisliste grat. u. frko.

Otto Franz Dresden 16, Postfach 781 Filiale: Bodenbach 81.



Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag. In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 47. München, 19. November 1910. VII. Jahrgang.

Streiflichter aus Oesterreich.

Von Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

„Die Sozialdemokraten treten das Erbe Dr. Luegers an", so jubelte in diesen Tagen die gesamte dem Freimaurertum dienstbare Presse Oesterreichs aller Sprachen. Was war geschehen? Wiens II. Stadtbezirk Leopoldstadt ist der eigentliche Judenbezirk Wiens, mehr als 43 Prozent der Wählerschaft ist jüdisch. Die Nordbahn und die Nordwestbahn münden in diesen Bezirk, der sich immer mehr industrialisiert und darum auch für die Sozialdemokratie guten Nährboden hat. Als die Christlichsozialen das Wagnis beschlossen, auch diesen Bezirk, in welchem die Mehl- und Produktenbörse sich befindet und deshalb auch viele reiche Juden wohnen, dem Liberalismus abzunehmen, bot sich der große Volksbürgermeister Dr. Lueger selbst als Kandidat an. Es entspann sich ein ungemein hitziger Wahlkampf, aus dem Dr. Lueger mit einer sehr knappen Mehrheit als Sieger hervorging. Selbstverständlich war dieser Sieg nur der überragenden Persönlichkeit Dr. Luegers möglich gewesen, und als nun nach dessen Tod das Leopoldstädter Mandat für den niederösterreichischen Landtag wieder besetzt werden mußte, rechnete man in den leitenden Kreisen der Christlichsozialen mit dem Verlust des Mandates. Sie hatten auch keine glückliche Hand bei der Auswahl des Kandidaten: Der Gehilfenobmann der Kellner, ein braver Mann und tüchtiger Agitator, sagte den einflußreichen Gastwirten nicht zu. Die meuternden Verganiten schadeten den Christlichsozialen auch; — kurz: ihr Bewerber Preyer wurde im ersten Wahlgange nicht gewählt. Es kam am 3. November zur Stichwahl zwischen ihm und dem Sozialdemokraten Schuhmeier. Sämtliche Juden, die reichsten und die ärmsten, stimmten für den Vertreter des roten Internationalismus, ebenfalls die Deutschnationalen (Beamten, Fabrikanten, Lehrer!), der in der Stichwahl mit 12761 gegen 11625 Stimmen Sieger blieb. Preyer blieb gegen Dr. Lueger (1908) nur um 700 Stimmen zurück. 500 leere und 100 ungültige Stimmen wurden von Verganiten abgegeben. Da nun die 43% Juden über mehr als 10000 Stimmen verfügen und Mann für Mann zur Wahl gegangen sind, so ist Schuhmeier fürwahr nicht der Erbe Dr. Luegers, denn seine Wähler, die sich den wütenden Schwärmer für Ferrer zum Vertreter auserkoren haben, sind sicherlich nie Wähler Dr. Luegers gewesen. Die Liberalen sind von 4500 (Baron Hock 1908) auf 1600 (Dr. Mittler 1910) zusammengeschmolzen; in den Arbeiterstraßen an der Peripherie des Bezirkes erhielt der Christlichsoziale die meisten Stimmen. Im Reichsratswahlbezirke Dr. Luegers (13. Bezirk Hietzing) erhielt Bürgermeister Dr. Neumayer sogar 1000 Stimmen mehr als 1907 sein Vorgänger.

Universitätsskandal! Das Wort hat einen alldeutschen Geschmack. Die Tierarzneischule wurde zur Hochschule erhoben, der Universität gleichgestellt. Zum erstenmale fand eine Inaugurationsfeier des Rektors statt, der dazu von sämtlichen studentischen Korporationen zwei Vertreter eingeladen hatte. Das war den Alldeutschen nicht recht; sie bilden sich bekanntlich ein, allein berechtigt zu sein zum Tragen von Farben und zur Teilnahme an akademischen Feierlichkeiten. Deshalb überfielen sie, 400 Mann stark, die in acht Automobilen vorfahrenden katholischen Studenten, zertrümmerten mit Knüppeln die Fenster der Kraftdroschken, schlugen die Studenten blutig, brüllten das „Rosenkranzlied" und ließen selbst die Festgäste (Minister, Offiziere, hohe Beamte und deren Damen) nur durch das von ihnen mit hochgehobenen Prügeln gebildete Spalier aus- und eingehen. Als sie innerhalb der Hochschule einen katholischen „Noriker" bestialisch prügelten, drang die Polizei ein, und sofort begann der „gebildete" Janhagel einen Knüppelangriff gegen die Polizei, welche mit blutigen Köpfen aus der Hochschule hinausgedrängt wurde. Am andern Tag begaben sich die christlich-sozialen Abgeordneten Dr. Ebenhoch und Dr. Geßmann zum Ministerpräsidenten und zum Unterrichtsminister und verlangten Sühne für den brutalen Ueberfall auf katholische Studenten. Der Senat sprach durch einen Anschlag am schwarzen Brett sein Bedauern über die alldeutsche Roheit aus und verbot bis auf weiteres alles Farbentragen. Solch milden Maßregeln werden nichts nützen. Auch nicht der Protest, den dagegen die gewaltige Katholikenversammlung Wiens am 6. November beschloß. Man hebe vor allem die ganz unzeitgemäße eigene Gerichtsbarkeit der Hochschulen und die „Unverletzbarkeit ihres Bodens" auf. Die Polizei verpflichte man zur Aufrechterhaltung der Ordnung mit polizeilichen und gerichtlichen Abstrafungen. Leider fehlt es aber an einer eisernen Hand.

In der Plenarsitzung der österreichischen Delegation erging sich der Sozialdemokrat Dr. Renner in unverschämten Angriffen gegen den Kaiser von Oesterreich und den Deutschen Kaiser.

In Oesterreich herrsche „die Allianz der Kutte mit dem Kittel in den Hofkreisen" — Dr. Renner, der wissenschaftliche Programmatiker der Partei, ist k. k. Beamter! — man solle eine Republik nach schweizerischem Muster einführen, dann werde gleich Friede im Innern sein. Die Art des Deutschen Kaisers, sich in alle Dinge zu mischen, sich jedermann anzubiedern, diese deklamatorische Politik beunruhige ganz Europa und habe den Dreibund vor und nach der Annexion öfter in Gefahr gebracht. Oesterreich könne unmöglich die Verantwortung für all das übernehmen, was der Deutsche Kaiser in allen möglichen Städten der Welt spreche.

Minister des Aeußern Graf Aehrenthal wies diese Anflegelungen mit einer in den Delegationen nie gehörten Entschiedenheit zurück. Er sagte unter anderem:

„Jedes Kind weiß, welche Rolle die Dynastie bei der Entwicklung der Monarchie gespielt hat, und jeder objektiv denkende Mensch blickt mit voller Dankbarkeit und Bewunderung auf zu unserem Herrscher, der während seiner langen Regierung alles getan hat, damit die Völker der Monarchie in Frieden leben und das Reich aufblühe. Dann ist es eine grobe Undankbarkeit, daß gerade die Sozialdemokraten so über den Kaiser sprechen, der das allgemeine Wahlrecht sanktioniert hat (Sehr richtig!), dem die Herren verdanken, daß sie hier den Platz einnehmen."

Und dann fuhr er fort:

„Ich begreife, daß den Herren von der Sozialdemokratie die Politik Kaiser Wilhelms ungelegen ist. Denn diese Politik geht darauf hin, den Frieden durch persönliche Freundschaften mit den Souveränen zu sichern. Diese persönlichen Beziehungen der Monarchen waren mit ein entscheidendes Moment bei der Erhaltung des Friedens, und ich gebe hier unserer Zuversicht Ausdruck, daß diese Beziehungen auch in der Zukunft eine starke Friedensgarantie bilden werden. Es ist auch ungerecht, über Se. Majestät Kaiser Wilhelm so zu sprechen, weil es ja bekannt ist, wie viel Kaiser Wilhelm, seit er die Regierung führt, für den Frieden getan hat." (Lebhafte Zustimmung.)

Zum Glück sind weder die Sozialdemokraten noch die Tschechen imstande, die Freundschaft zwischen den beiden Kaisern und den beiden Reichen zu stören: in diesem Zweibund liegt die Gewähr für die Erhaltung des Friedens in Europa.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Geldpolitik in der Weltpolitik.

In Nr. 44 dieses Blattes war die Hoffnung ausgesprochen worden, daß unsere Großbanken das Geld und den finanziellen Wagemut stellen möchten, der nach den neuzeitlichen Erfahrungen zu den Requisiten der Weltpolitik gehöre. Das hat sich erfüllt. Die Türken haben ihre Anleihe nebst den zugehörigen Vorschußgeschäften in Berlin abgeschlossen, wobei die österreichische Bankwelt in der üblichen Brüderlichkeit mitbeteiligt ist. Frankreich ist ausgestoßen. Der Vorgang hat eine hochpolitische und zugleich eine wirtschaftspolitische Bedeutung. Deutschland und sein Verbündeter haben im Südosten an Freundschaft und Respekt viel gewonnen, dafür aber in Paris an Zuneigung beträchtlich verloren. Die französische Regierung ist ärgerlich, und sie gibt ihren Verdruß sogar in unkluger Weise kund, z. B. in dem Versuch, die einheimischen Kapitalisten zur Zurückziehung ihrer Gelder aus Deutschland zu veranlassen, sowie in der etwas hohlen Zeitungsdrohung mit politischen Repressalien. Die Herren in Paris sollten ihren Zorn gegen sich selbst richten. Sie haben den Bogen überspannt und durch ihre maßlosen Forderungen den türkischen Hasen in die Berliner Küche gejagt. Sie haben sich geirrt in dem Glauben, daß die Türkei unbedingt auf die französischen Geldgeber angewiesen sei: „Londres ne veut pas, et Berlin ne peut pas.“ London wollte allerdings nicht, aber Berlin konnte. Es ist gut, daß einmal vor aller Welt die Finanzkraft des Deutschen Reiches, des angeblich an Geldhunger leidenden Emporkömmlings, überzeugend klargestellt ist. Der finanzpolitische Schwerpunkt schien bisher nach allgemeiner Ansicht bei den Westmächten zu liegen; jetzt ist er sichtlich nach Mitteleuropa vorgerückt. Unsere Weltpolitik geht nicht auf Macht und Eroberungen aus, sondern auf Ausdehnung unseres Handels und unserer wirtschaftlichen Unternehmungen in den anderen Ländern, so daß die „offene Tür“ unsere Parole bildet. Dieser penétration pacifique im ehrlichen Sinne des Wortes gereicht es gewiß zum Vorschub, wenn die Völker allzumal erkennen, daß Deutschland den alten kapitalkräftigen Weststaaten auch im nervus rerum gleichwertig geworden ist. Nebenbei kommt die Sache auch dem Ansehen unserer Reichs- und Staatspapiere auf dem Weltmarkt zugute, und deren Wertstand kann eine Besserung noch sehr wohl vertragen.

Italien mit seinen leeren Taschen kann natürlich bei einer finanziellen Dreibundpolitik nicht mitspielen. Ueberhaupt ist die deutsch-österreichische Solidarität die ausschlaggebende Kraft, sowohl in der Erzwingung des Friedens als in dem Wettkampf gegen den westmächtlichen Mammon.

Schließlich die Frage: Würde unsere haute finance zu einem solchen Vorstoß die Kraft und den Mut gehabt haben, wenn nicht der „blauschwarze Block“ durch die Finanzreform den einheimischen Geldmarkt in Ordnung gebracht hätte?

Die Parteipolitik im Auslande und ihre Rückwirkung auf Deutschland.

In Belgien hat die Sozialdemokratie den König, der zum ersten Male die gute Sitte der persönlichen Eröffnung der Kammersession wieder aufnehmen wollte, mit häßlichen Demonstrationen sowohl während der Anfahrt als im Saale heimgesucht. Eine würdige Fortsetzung der Roheiten, die gegenüber dem Deutschen Kaiser als Brüsseler Gast versucht worden waren, glücklicherweise ohne Erfolg. Die belgische Sozialdemokratie rühmte sich bisher einer schlauen Leitung; sie hoffte, den liberalen Teil des Volkes zum Sturze der christlich-konservativen Regierung gänzlich an ihre Seite zu ziehen, und träumte sogar von Sympathien des neuen Königs für eine Großblockregierung. Der blinde Demonstrationseifer wird diese Spekulation gewiß erschweren. Es ist bezeichnend, daß sogar die deutschen Liberalen über die rücksichtslose Spektakelsucht der Sozialdemokratie in den verschiedenen Ländern recht unglücklich sind. Sie fürchten, daß die fortgesetzten Frevel gegen Anstand und Ordnung die Großblockneigungen im liberalen Bürgertum herunterdrücken.

In Frankreich hat Odysseus-Briand sein neues Ministerium der Kammer vorgestellt und auf ein wohlstilisiertes Programm ein vorläufiges Vertrauensvotum von 296 gegen 209 Stimmen herausgequetscht. Die Mehrheit ist viel kleiner als bei dem letzten Votum für Briand. Das erklärt sich hauptsächlich daraus, daß Herr Briand, um sich als guter Republikaner zu bewähren, die Rechte geflissentlich zurückgestoßen hat, sowohl durch seine Erklärungen, als auch durch die Aufnahme des freimaurerischen Großmeisters Lafferre, des Hauptes der schmählichen Beamtendenunziationsklique. Für die verlorenen Stimmen der Ordnungsfreunde auf der Rechten fand Herr Briand aber keinen Ersatz auf der Linken. Die knappe Antrittsmehrheit eröffnet ihm schlechte Aussichten für die Zukunft, wenn bei der Gesetzgebung, namentlich in den schwierigen Koalitionsfragen, die Geister bei den Einzelheiten zusammenstoßen. Frankreich ist nach einer Periode der Solidität wieder in das Stadium der Unsicherheit getreten, und die Unsicherheit greift auch auf das Gebiet der auswärtigen Politik über, wie die Verstimmung aus Anlaß des türkischen Geldgeschäftes zeigt.

In England ist das politische Wetter auch wieder nebelhaft und unsicher geworden. Die Veto-Konferenz, welche so lange über einen friedlichen Ausgleich in Sachen der Rechte des Oberhauses verhandelte, ist ergebnislos auseinandergegangen. Der parteipolitische Kampf setzt also in der alten Schärfe wieder ein. Ein abermaliger Appell an das Volk ist unvermeidlich, und über die Aussichten des Wahlkampfes „für und gegen das Oberhaus“ gehen die Prophezeiungen wieder sehr auseinander. Im November jedes Jahres hält der englische Premier in der Guildhalle eine politische Rede. Herr Asquith hatte es diesmal so eingerichtet, daß er über die kritische Oberhausfrage noch vorsichtiges Stillschweigen beobachten konnte. Dafür tummelte er das Roß der internationalen Abrüstungsfrage. Die Massen hören gerne über Abrüstung reden, weil sie dabei an Deutschland denken, das nach englischer Ansicht durch fürchterliche Flottenrüstungen die Sicherheit und den Wohlstand des Vereinigten Königreichs in frevelhafter Weise gefährdet. Wenn Herr Asquith doch endlich einmal in faßbaren Punkten angeben wollte, wie sich seine Regierung und seine Partei eine Abmachung wegen Einschränkung der Rüstungen eigentlich denken! Mit den allgemeinen Redewendungen über die großen Lasten und Gefahren des bewaffneten Friedens kommt man in der praktischen Politik nicht weiter. Auch nicht mit der Prophezeiung, daß die öffentliche Meinung in den verschiedenen Ländern mehr und mehr zu der Erkenntnis von der verderblichen Torheit des Wettrüstens kommen werde. Die Diagnose ist längst gestellt, man soll mit den Heilmitteln herausrücken.

Wenn nun der englische Premier aus den Rüstungslasten die Unzufriedenheit und die Krawalle der Neuzeit erklären will, so möchten wir ihn und seine Landsleute warnen vor dem Aberglauben, daß die deutsche Sozialdemokratie aus einer Massennot infolge der Heeres- und Flottenaufwendungen hervorgegangen sei, oder daß die Abrüstung ein erwünschtes Mittel zur Eindämmung der Umsturzgefahr sei. Man möge sich nicht einbilden, daß Deutschland unter der Rüstungslast bereits am Zusammenbrechen sei. Die Verelendungstheorie haben selbst die umsichtigen Sozialdemokraten preisgegeben. Unsere Sozialdemokratie gedeiht nicht bloß in der wirtschaftlichen Depression, sondern auch dann, wenn sich das Einkommen der Arbeiter hebt. Ferner steht der englische Premier nicht auf der Höhe der Zeit mit seiner Ansicht, daß die Rüstungslast zum Losschlagen dränge, und daß man in einem Kriege die Ableitung der inneren Gefahren suchen könne. Gerade die Kontinentalmächte, die ihre Heeresrüstung aufs höchste treiben, haben seit 40 Jahren Frieden gehalten, während England mit seiner Söldnerarmee eine Anzahl von Kriegen geführt hat. Die Ableitungstaktik konnte Napoleon III. noch anwenden; aber jetzt liegt die Sache gerade umgekehrt. Die Regierungen wissen, daß beim Ausbruch eines Krieges die Gefahr einer revolutionären Erhebung im Rücken des Heeres brennend wird. Die wahren Freunde der Abrüstung müssen Einsprache erheben, wenn die gute Sache mit unzutreffender Begründung und falscher Methode kompromittiert wird. Möge Herr Asquith zunächst nur dafür sorgen, daß in England nicht die deutschfeindlichen und zugleich friedensfeindlichen Instinkte zu Parteizwecken mißbraucht werden.

In Nordamerika bahnt sich ein bedeutender Umschwung an. Der Kongreß, der bisher republikanisch und hochschutzzöllnerisch war, hat eine demokratische Mehrheit erhalten. Auch bei den Gouverneurs- und Landtagswahlen haben die Demokraten so überraschende Siege errungen, daß man mit der Wahl eines demokratischen Präsidenten in zwei Jahren rechnet, wodurch sowohl Taft mit seinen Altrepublikanern als auch Roosevelt mit seinen Reformrepublikanern kalt gestellt wäre. Doch im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten muß man erst die Tatsachen abwarten. Vorläufig könnte es höchstens eine Milderung des Schutzzollsystems geben. Das wäre sehr zu wünschen, auch von den Anhängern des deutschen Schutzzolls. Denn unser gemäßigter Tarif mit den Handelsverträgen ist ganz etwas anderes als die prohibitive Zollmauer von Nordamerika, hinter der die Trusts eine heillose Ausbeutung des Volkes betreiben.

Einige Gedanken zu zwei Weltkongressen.

Von Dr. M. Vogelbacher-Freiburg i. B.

Vom 14. bis 23. Juni d. J. haben die verschiedensten protestantischen Religionsgenossenschaften in Edinburg eine Weltmissionskonferenz abgehalten, die mit Stolz von einigen Delegierten als ökumenisch bezeichnet und den Konzilien der ersten christlichen Zeit gleichgestellt wurde.

Obwohl nun auf dem Katholikentag zu Augsburg der Hochwürdige Provinzial P. Acker auf diese Tagung hingewiesen, hat sie doch auf katholischer Seite zu wenig Beachtung gefunden. Wenn auch die von der Konferenz erhofften Früchte infolge der Uneinigkeit zwischen den verschiedenen protestantischen Bekenntnissen, die ja schließlich auch den Heiden nicht verborgen bleiben kann, wohl nicht im vollen Maße können geerntet werden, und wir also keinen Grund haben, vor der nun einsetzenden Agitationstätigkeit uns sonderlich zu fürchten, so bieten doch die Beratungen des Interessanten und Lehrreichen auch für uns sehr vieles. Die Bedeutung dieser Tagung darf von uns weder unter- noch überschätzt werden. Auf Einzelheiten können wir hier nicht eingehen. Die Referate und die Vorarbeiten der acht internationalen Kommissionen werden demnächst in einem neunbändigen Werk der Oeffentlichkeit übergeben. Dasselbe sei allen missionierenden Orden und Kongregationen recht eindringlich zum Studium empfohlen.

Wie stellen nun wir Katholiken uns zur Idee einer solchen Weltmissionskonferenz? In Edinburg waren rund 1200 Delegierte von 160 Missionsgesellschaften beisammen. (Darunter waren 19 deutsche Gesellschaften mit 84 Vertretern.) Daß bei einem gegenseitigen Gedankenaustausch so vieler Herren, die zum guten Teil praktisch in der Mission gearbeitet haben, die Methode des Missionsbetriebes nur gewinnen kann, ist selbstverständlich. Die Oberen unserer Missionshäuser werden bestätigen können, daß Jahr für Jahr in vielen Missionsgebieten die Arbeit in einem fortwährenden Experimentieren besteht. Der Missionär hat zu kämpfen mit dem Klima, mit dem Charakter der Bevölkerung, mit politischen Zuständen; ja selbst der Krieg mit der Tierwelt bleibt ihm nicht erspart. Und bei all seiner mühseligen Arbeit ist er auf seine eigenen Erfahrungen und die seiner Ordensgenossen angewiesen. Wieviel könnten da unsere katholischen Missionsorden und -Genossenschaften für einen erfolgreicheren Missionsbetrieb gewinnen, wenn sie Gelegenheit hätten, die Erfahrungen, die guten und die schlimmen, gegenseitig auszutauschen.

Ein zweiter nicht zu unterschätzender Vorteil solcher Kongresse wäre der, daß sich die verschiedenen Missionsorden und -Genossenschaften gegenseitig näher treten und dann gemeinsame Arbeit leisten könnten. Zwar haben wir Katholiken ja nicht nötig, die innere Einheit und Geschlossenheit der Welt erst zu dokumentieren oder gar den Missionsgedanken zur Erreichung einer scheinbaren, nur äußeren Einigkeit zu benützen, wie es in Edinburg durch die gut gehandhabte Geschäftsführung geschah, allein man hat doch ab und zu einmal den Eindruck, daß in unserem Missionsleben zuviel Partikularismus herrsche, der einem wechselseitigen „Einander in die Hände arbeiten" nicht förderlich sein dürfte.

Ich glaube ferner, daß solche Konferenzen das beste Mittel wären, um die romanischen Nationen, die bis jetzt den größten Teil des Missionspersonals stellen, den germanischen näher zu bringen und unter den Anglo-Amerikanern mehr Missionsberufe zu wecken. Man beachte den gewaltigen Unterschied zwischen den katholischen und protestantischen Missionen. Die protestantischen Missionsprediger gehören in der Ueberzahl der britischen und amerikanischen Rasse an — aus England und den Vereinigten Staaten kommen auch die meisten Geldmittel —, während katholischerseits, wenn wir vom kleinen Irland absehen, auf diese beiden Länder fast kaum gerechnet werden kann. Dieses Mißverhältnis dürfte auch mit dem Hinweis darauf, daß die Vereinigten Staaten und das Britische Reich als Missionsländer gelten können, wohl nicht ganz entschuldigt sein. (Stimmen aus Maria Laach, Bd. 79, S. 264.)

Da fehlt es offenbar auch an der Interessierung der weiteren Volkskreise. Und dazu, meine ich, wären Missionskongresse wieder das geeignetste Mittel. Durch sie wird gleichsam der Missionsgedanke von Land zu Land getragen, von Volk zu Volk. Wozu die Eucharistischen Kongresse? Ein Hauptgrund, der solche imposanten, nach vielen Tausenden kostende Veranstaltungen rechtfertigt, liegt doch gewiß in der Wiederbelebung des Glaubens an Christi Gottheit und Gegenwart im heiligsten Sakrament. Ueberall, wo ein Gedanke die Massen erfassen soll, werden große Versammlungen veranstaltet. Und so müßte auch der Missionsgedanke auf gleiche Weise durch allgemeine Missionskongresse — beratende Sitzungen einzelner begeisterter, führender Männer aus dem Klerus und dem Laienstand und nachfolgende Veröffentlichung der Beratungen (cf. Berliner Missionskonferenz vom 22. Jan. 1910) reichen meines Erachtens dazu nicht hin — gleichsam hineingeworfen werden in das Volk.

Nun dürfen und können wir Katholiken infolge der großen Kosten, mit denen solche Veranstaltungen verbunden sind, uns nicht den Luxus neuer Kongresse gestatten. Ich glaube aber im Sinne vieler, ja der meisten Glaubensgenossen zu sprechen, wenn ich hier dem Gedanken Ausdruck gebe, es möge von berufener Seite an der geeigneten Stelle der Wunsch und die Bitte ausgesprochen werden, daß die Marianischen Weltkongresse mehr und mehr zu Missionskongressen umgestaltet werden. Was dem diesjährigen Marianischen Kongreß in Salzburg Leben und Bedeutung verlieh, das war der mit ihm verbundene Sodalentag. Diese mögen auch in Zukunft tagen nach Provinzen, ganzen Ländern oder Sprachgebieten getrennt. (Dadurch werden die Kosten geringer und die Vorbereitungsarbeiten erleichtert.) Sie kann die Seelsorge nicht missen. Es wäre schade um die vielen praktischen Anregungen, die Präsides und Sodalen mitbekommen, und die reiche Früchte bringen. Die Marianischen Kongregationen in der Welt voran! muß die Losung werden. Die sonstigen Arbeiten aber des Kongresses in Salzburg dürften kaum viel Neues und für die Seelsorge Praktisches zutage gefördert haben. Auch ist die Marialogie auf den bisherigen Kongressen so ziemlich erschöpft worden.

Darum glaube ich, würden wir der Muttergottes selbst die größte Freude machen, wenn die unter ihrem Schutze und zu ihrer Ehre eingerichteten Kongresse umgeändert werden könnten in Versammlungen, bei denen beraten würde über die planmäßige und zweckmäßige Ausbreitung des Reiches ihres Sohnes.

Wenn die Protestanten auf Weltkongressen ihre Missionsinteressen beraten, so dürfen und können wir Katholiken nicht zurückbleiben. Weltkongresse sind nötig. Deutschland kann jetzt, wo Asien der europäischen Kultur die Tore öffnet, unmöglich alles leisten.

Vielleicht darf ich an dieser Stelle auch noch einem anderen Gedanken Ausdruck verleihen, obwohl er nicht streng zum Thema gehört; es möchten nämlich doch einmal die berufenen Faktoren darüber beraten, ob nicht den an manchen Universitäten und theologischen Konvikten bestehenden Akademischen Piusvereinen durch die neue Zweckbestimmung der Propagierung des Missionsgedankens unter der katholischen Studentenschaft ein neuer lebenspendender Inhalt gegeben werden könnte.

Der Proporz in der Schweiz.

Von Rechtsanwalt Th. Lunke, Schaffhausen.

Der 23. Oktober war in der Schweiz ein politischer Sonntag erster Ordnung. Rund 500 000 Stimmberechtigte standen sich im Kampfe um den Proporz bei den Nationalratswahlen gegenüber. 263 000 haben ihn verworfen, 238 000 angenommen. 10 ganze und 4 Halbkantone stimmten ihm zu, 9 ganze und 2 Halbkantone lehnten ihn ab. Die Initiative von 142 000 Bürgern vom Jahre 1909 endigte also mit einem zahlenmäßigen Siege der Proporzgegner. Nicht für lange. Wenn nämlich der Majorz auch mit 25 000 Stimmen sich zu halten wußte, so bedeutet das für ihn nur eine Galgenfrist; dessen sind sich seine eifrigsten Verteidiger nur zu gut bewußt, und wohl oder übel muß die freisinnig-radikale Mehrheit dem Volke selbst den Proporz geben, wenn sie nicht will, daß sie in einem dritten Kampfe einfach ruhmlos dazu gezwungen wird.

Der 23. Oktober bedeutet, wie gesagt, für die Eidgenossenschaft einen historischen Tag, der wert ist, des näheren gewürdigt zu werden.

Der Gedanke an eine proportionale Vertretung des Schweizervolkes im Nationalrate ist nicht von gestern, sondern ist mehrere Jahrzehnte alt. Er ist auch nicht das Postulat einiger strebender Politiker, die sich durch ihn in den Sattel zu heben hoffen, er ist

vielmehr aus dem Volke geboren und ist durch die Machtpolitik der radikalen Partei zur Notwendigkeit geworden, ist aber auch darüber hinaus gewachsen, bloßer Programmpunkt einzelner Parteien zu sein, und hat sich zu einer Forderung unseres gesamten politischen Lebens aufgeschwungen. — Die ersten Stimmen nach dem Proporze erhoben sich schon bei der Beratung der jetzigen Bundesverfassung und wiederholten sich mehrfach in der Form von Motionen im Schoße des Parlamentes, um dann im Jahre 1900 auf dem Wege der Initiative vor die Volksabstimmung zu kommen. Damals stimmten 244 666 Schweizerbürger mit Nein und 169 008 mit Ja. Damit war der Proporz geschlagen. Er hatte aber Boden gefaßt und im Schoße der Kantone für kantonale oder Gemeinde-Wahlen Neuland gewonnen.

Im Jahre 1911 findet die Gesamterneuerung des Nationalrates statt. Es schien deswegen nichts natürlicher, als daß der Gedanke an eine gerechte Vertretung des Schweizervolkes im Nationalrat wieder auftauchte. Dann aber hatte der Majorz in diesem Dezennium so übermütige Blüten getrieben, daß der Proporz zum Gebote der Selbstachtung und Notwehr geworden war. Und das mußte man den Männern lassen, die der neuen Bewegung zu Gevatter standen, daß sie die Sache mit beiden Händen anfaßten und die neueste Proporz-Initiative ins politische Leben warfen, daß es Wellen gab im ganzen Lande. Zwar hatten die Herren vom Majorz und ihre dienstbeflissene Hofpresse für das Unterfangen ein mitleidiges Lächeln und glaubten, im Rückblick auf das Abstimmungsresultat vom Jahre 1900 ihrer Sache sicher zu sein und dem Aktionskomitee für den Proporz von vornherein ihre Kondolenzkarte zuschicken zu können. Als dann aber am 10. Januar 1909 in der mächtigen Tonhalle in Zürich sich die Freunde einer gerechten Volksvertretung zu einer imposanten Kundgebung aus der ganzen Schweiz und aus allen Lagern zusammenfanden und mit Jubel den Wortlaut der Initiative sanktionierten, da dämmerte es im freisinnigen Blätterwalde von einem künftigen Wetter, und das politische Barometer sank auf Sturm. Die Unterschriftensammlung begann, und statt der nach dem Gesetze genügenden 50 000 unterschrieben 142 000 Schweizerbürger die Volksanregung (Initiative) zur Aenderung der Verfassung. Die Haupttruppen zu diesem Aufmarsche stellten die freisinnigen Kantone Zürich, Bern und Aargau. Jetzt mobilisierte auch der Generalstab des Freisinns und gab zur Kampfparole aus: Nicht die gerechte Vertretung des Volkes im Nationalrat ist der Zweck der Initiative. Nein. Die Freunde des Proporzes wollen lediglich den Sturz der freisinnig-demokratischen Partei. Diese hat aber die Schweiz zu einem festen, geachteten Staatswesen gemacht. Die Demokratie und ihr Bundesrat kann einer kompakten und die Verantwortung tragenden Mehrheit nicht entraten. Der Proporz zersplittert aber die Kräfte und tötet den wahren Parlamentarismus. Also weg damit. — Auf diesen Grundton war auch die Botschaft des Bundesrates an das Parlament gestimmt. Die Ironie des Schicksals wollte es dabei, daß der derzeitige Bundespräsident der Verfasser der ablehnenden Botschaft wurde, er, der vor einigen Jahren in seinem Heimatkanton Neuenburg den Proporz eingeführt und ihn gepriesen hatte als eine Maßnahme „im Interesse unserer demokratischen Institutionen", die zugleich „eine neue Aera eröffnen werde, würdig einer siegreichen und ehrenvollen Geschichte". Daß die Initiative im Nationalrat und im Ständerat keine Mehrheit fand, wußte man vorher, denn die Freisinnigen verfügen in beiden Räten über ein sicheres und absolutes Mehr, das sie aber nicht etwa einem entsprechenden freisinnigen Volksteile verdanken, sondern einer ausgeklügelten und berechneten Wahlkreisgeometrie. Die Debatte im Bundespalais war ungleich. Große, weitblickende und staatsmännische Gedanken auf seiten der ein gerechtes Prinzip verfechtenden Proporzfreunde, ein ängstliches, auf den faktischen Besitz pochendes Kämpfen der Proporzgegner. Die katholisch-konservative Partei, die anfänglich an Festigkeit zu wünschen übrig ließ, ging aus diesem Verfahren gestählt hervor: nur ein Bundesgenosse stand abseits, der Kanton Freiburg, der durch seinen Vertreter und Staatsmann Python seine Kräfte dem Freisinn zuschanzte, wohl nicht ganz ohne die begründete Berechnung, daß der Bundesrat diesen Dienst mit Gegendiensten entgelte, und sei es nur, daß er für gewisse Aktionen des Freiburger Staatslenkers gelegentlich durch alle fünf Finger schaue. Daß dieser gewiegte Politiker der katholischen Schweiz, die insgesamt die Sache des Proporzes zur ihrigen gemacht hatte, in den Rücken fiel und aus angeblichen Opportunitätsrücksichten die Stimmen seines Kantons dem herrschenden Freisinn zutrieb, leider mit nur zu gutem Erfolge, hat in der ganzen katholischen Schweiz berechtigtes Befremden erregt und ist nicht geeignet, auf das Solidaritätsgefühl der Freiburger ein günstiges Licht zu werfen. Item. Je näher der Abstimmungstag heranrückte, desto heißer entbrannte der Kampf, ein Streiten pro und kontra, nicht weniger heftig als um die Militärorganisation vom November 1907. Der Freisinn spannte alle seine Kräfte an und scheute auch nicht vor minderen Mitteln zurück, um im Wettlaufe mit dem Aktionskomitee Schritt halten zu können.

Die Initiative sah vor, daß jeder Kanton einen Wahlkreis bilde, fußend auf der Erwägung, daß keine natürlichere Umgrenzung der Wahlkreise sich finden lasse, als die durch die Geschichte sanktionierten und souveränen Kantonsgebiete. Im weiteren stellte die Initiative dem Bundesrate die Aufgabe, bis zum Erlaß eines ausgearbeiteten Gesetzes über die Verhältniswahl die Materie durch eine Verordnung zu regeln. — An beiden Bestimmungen suchte der Freisinn Angriffspunkte. Da er, wie bereits gesagt, seine Mandate da und dort einer perfiden Wahlkreiseinteilung verdankt und diese auch im Jahre 1911 zu seinen Gunsten drechseln wollte, fürchtete er, das eine und andere Fell werde ihm davonschwimmen, focht die geplante kantonale Einteilung an, da die kleinen Kantone den großen gegenüber benachteiligt seien und ging im weiteren damit hausieren, es gebe kein zuverlässiges Proporzsystem und man wisse nicht, was da kommen werde.

Bundespräsident und Bundesräte stiegen ins Volk und sprachen gegen den Proporz, und eine Flut von Blättern überschwemmte das Land. Freund und Feind atmeten daher auf, als die Entscheidung gefallen war. Die Mehrheit der Stände, d. h. der Kantone nahm den Proporz an, es fehlten aber 25 000 Stimmen zur Mehrheit der Abstimmenden, und so fiel die Initiative.

Was nun? Wenn nichts aus der Abstimmung vom 23. Okt. hervorgeht, so geht doch das eine hervor: der Proporz kommt, und er kommt bald. Diejenigen Blätter, die auf den Freisinn eingeschworen sind und nicht mit einem Brett vor dem Kopfe die Dinge anschauen, geben das zu und warnen die freisinnige Parlamentsfraktion, den Bogen nicht zu straff zu spannen, es nicht noch einmal zum Kampfe kommen zu lassen. 240 000 Stimmberechtigte sind in der Schweiz eine Macht, deren Brüskierung nicht lange ungestraft sein und bleiben kann.

Ich habe schon betont, daß der Proporz in der Schweiz kommen muß, weil er in der Entwicklung unseres Wahlrechts liegt und das Gebaren der Mehrheit ihn gerufen hat. Kein Parlament weist eine so geringe Arbeitervertretung auf, wie das unserige. Auf sozialem Gebiete sind wir im Rückstande. Gerade ist der Nationalrat in Bern an der Arbeit, die Kranken- und Unfallversicherung zu verschlimmbessern. Dieses Gesetz scheint das Parlamentsgebäude überhaupt nicht verlassen zu können, weil es unseren Herren der Industrie gefällt, ihm ein Bein ums andere zu stellen. Seit Jahren rutscht es auf der langen Bank herum und wandert von Session zu Session. Die willige Mehrheit ist zur jasagenden Maschine des Bundesrates geworden. Wenn schon der Freisinn mit dem Brusttone der Ueberzeugung gerufen hat: „Ich habe die Schweiz stark und angesehen gemacht", so erhält dieser Weihrauch einen besonderen Beigeschmack, wenn man an die Erfolge unserer leitenden Staatsmänner im Mehlzollkonflikt, im Simplonvertrag, beim Abkommen über den Gotthard usw. erinnert. Diese Unzufriedenheit im Lande und der fast gänzliche Ausschluß der Arbeiterbevölkerung in der Bundesversammlung haben denn auch ihre Werbekraft für den Proporz gezeigt. Die Stimmen des Freisinns sind deswegen auch nicht allzulaut gewesen, als das Abstimmungsresultat kommentiert wurde. Aber gelernt haben die Herren Freisinnigen trotz alledem nichts. In der derzeitigen Bundesversammlung wurde nämlich im direkten Anschluß an die kürzliche Abstimmung von proporzfreundlicher Seite eine Motion eingebracht, es sei nunmehr der Bundesrat eingeladen, ein Proporzgesetz zu entwerfen, und es sind die Motionssteller der Mehrheit in all den Punkten entgegengekommen, die von der letzteren am meisten angegriffen worden waren. Man hätte nun glauben müssen, die Zufallsmehrheit von nur 25 000 Stimmen hätten die Freisinnigen zum Einlenken bestimmt, besonders da ihnen goldene Brücken gebaut wurden. Aber nein! Das erste war, die Besprechung der Motion auf eine spätere Session zu verschieben, und das zweite der Beschluß der freisinnigen Fraktion, die Motion jetzt schon abzulehnen. Je nun, wer nicht hören will, muß fühlen! Der Proporz ist in der Schweiz nicht mehr aufzuhalten, das hat die letzte Kampagne gezeigt. In die Hochburgen der freisinnigen Kantone sind Breschen gelegt, und das Aktionskomitee für den Proporz arbeitet weiter. Die Intelligenz und die Arbeitsfreudigkeit der führenden Proporzmänner sind mir Bürge dafür, daß die Breschen nicht vermauert, sondern zu Siegestoren der Verhältniswahl werden.

Gebet.

Oft lieg ich schlaflos in der Nacht,
Der Mond am Himmel droben wacht
Und giesst sein Licht auf mich herein,
Ich bete leis in seinem Schein.

Und meine Lippen flüstern sacht:
Behüte, Gott, in dieser Nacht
Die Menschen, die im Elend stehn,
Dass nicht aus Not sie irre gehn.

Joh. Zimmermann, Cazenovia-Wisconsin.



Kirchliche und staatliche Bücherzensur.

Von Pfarrer H. Doergens, Traar-Krefeld.

Sechs Jahre sind's her, da hat J. Hilgers S. J. eine äußerst interessante, wissenschaftlich wohlfundierte Studie bei Herder (Freiburg) über den „Index der verbotenen Bücher" erscheinen lassen. Immer noch harrt der reiche Inhalt des Werkes, namentlich soweit er den historischen Gang durch die staatliche Bücherzensur betrifft, einer Erschließung für weitere Kreise. Nun hat die Nachricht, dem „Berliner Tageblatt" wie der „Frankfurter Zeitung" sei von der russischen Regierung das Postdebit entzogen worden, die italienische inhibiere an das Oberhaupt der katholischen Kirche gerichtete Ergebenheitskundgebungen, mich wieder an jenes Buch gefesselt. (Eine der ersten positiven Nachrichten über die Maßnahme der durch Revolution ans Ruder gelangten republikanischen Machthaber in Portugal lautete: Die royalistischen Blätter müßten ihr Erscheinen einstellen.)

Mit welch drakonischer Strenge handhabte der erste Napoleon die Preßzensur! Ein Mann der Tat wollte er auch auf dem Gebiete der Literatur nicht genießen, sondern herrschen. Mit nervöser Aengstlichkeit kämpft er gegen die Bourbonen und alles, was in Zeitung und Buch, in Theaterstücken oder Bild und Wappen an dieselben erinnern kann. Man setzt die Drucker und Buchhändler, welche schuldig befunden werden, derartige Schriften gedruckt oder zum Verkaufe ausgestellt zu haben, fest; man durchwühlt ihre Magazine, man zerstört ihre Pressen, man bemächtigt sich der Exemplare, man verfolgt die Verfasser und kerkert sie ein. „Wenn ich der Presse die Zügel schießen lasse, werde ich kein Vierteljahr am Ruder sein." Nicht bloß politische Motive sind's, auch persönliche Invektiven des großen und doch wieder so kleinen Korsen, z. B. gegen Madame de Staël und Chateaubriand, treten deutlich in die Erscheinung.

Wie stand's mit dem großen Friedrich? Bei seinem religiösen Skeptizismus und seiner freidenkerischen Philosophie hätte man erwarten können, daß eine neue Zeit für Preußen angebrochen sei. Im Gegenteil: weit davon entfernt, die Zensur im Prinzip aufzugeben, ist der König der Vater und Begründer der politischen preußischen Zensur geworden. Um keinen Preis durfte „auswärtigen Puissancen" gegenüber ein wahres oder vermeintliches Staatsrecht geopfert werden. Bücher und Schriften, „welche den Statum publicum des Teutschen Reiches, des Königlichen Hauses, die Gerechtsame der preußischen Länder angehen, nicht weniger wobei auswärtige Puissancen und Reichsstände interessieret sind", mußten zur Approbation eingesandt werden, und wenn es katholische Gebetbücher waren.

Wie widerspruchsvoll, wankelmütig, verhaßt auf allen Seiten war die österreichische Staatszensur unter Joseph II.! Das Gesetz vom 11. November 1781 forderte die Präventivzensur für alle Werke von einiger Bedeutung. Alle diese mußten nach Wien selbst transportiert werden, nur die minder wichtigen Schriften durften und sollten bei der Landesstelle gestattet oder verworfen werden. Und als der Erzbischof von Prag und der Bischof von Königgrätz kirchlicherseits Indices librorum prohibitorum veröffentlichten, verbot es der Kaiser in einer eigenen Entschließung.

Ueberhaupt gebührt der Vortritt in unserer ganzen Frage den germanisch-angelsächsischen Nationen. Die Wiege der Präventivzensur hat aller Wahrscheinlichkeit nach am Rhein gestanden, und bevor Rom sich zur Herausgabe eines Katalogs verbotener Bücher entschloß, waren deren in England unter Heinrich VIII. schon neun erschienen innerhalb 20 Jahren. In welch grausamer Weise unterdrückte Elisabeth, Jakob I., Karl I. jede Art literarischer Regung bei Wiedertäufern, Puritanern und Katholiken! Den Autoren, Verlegern, Druckern, Verkäufern „aufrührerischer oder verräterischer Bücher" — ein weiter Begriff! — drohten zuzeiten Tod, Verstümmelung, harte Körper- und Kerkerstrafen: die Zensur war zu einer Hauptwaffe der englischen Machthaber geworden, die um so despotischer von ihnen gehandhabt wurde, je tyrannischer sie selbst waren. Gerade die Reformation ist die mächtigste Förderin der Zensur und des Bücherverbots geworden, trotz aller Freiheit eines evangelischen Christenmenschen, wie in England, so in der Schweiz, in den Niederlanden, in Skandinavien und in deutschen Landen. Und warum das? Die religiöse Umwälzung des 16. Jahrhunderts hat den Boden geschaffen für ein Ineinandergehen der kirchlichen und staatlichen Zensur, und als dann im 18. Jahrhundert die Staatsidee erstarkte bis zum l'état c'est moi Ludwigs XIV.: da wurde jegliche Bücherzensur, vor allem die religiöse, in den Dienst dieses Etatisme gestellt. Politische Rücksichten haben das neue Recht geschaffen und sind maßgebend bis auf den heutigen Tag.

Nun steht aber fest: im Lichte der Wandelbarkeit der Staatsgebilde und ihrer Interessen, der Parteien und ihrer Ziele, der Obrigkeiten und ihrer persönlichen Meinungen und Wünsche erscheint der Index librorum prohibitorum der katholischen Kirche als ein Werk von solideren Grundsätzen, von einheitlicherer Kraft und ethisch höher gerichteten Motiven. Er ist wesentlich Erziehungsmittel, kein Ausfluß rein mechanischer Polizeigewalt, er erstrebt nur eines: die Förderung der religiös-sittlichen Ideale des Christentums durch Fernhaltung alles dessen, was sich ihrer Verwirklichung hindernd in den Weg stellen könnte. Die Einzelheiten der Gesetzgebung können auch hier wechseln, den Zeitverhältnissen darf Rechnung getragen, den Interessen der Wissenschaft muß gedient werden. Fest und unerschütterlich liegen aber die Fundamente, denn ein Ewigkeitswert liegt in der Forderung: niemals darf die geistlich-sittliche Ausbildung des Menschen zum Menschen durch Erzeugnisse der Presse und Literatur gefährdet werden. Kein Geringerer als der 80 jährige Goethe hat dies anerkannt in Eckermanns Gesprächen am 3. April 1829: „Von meinem Werther erschien sehr bald eine italienische Uebersetzung in Mailand. Aber von der ganzen Auflage war in kurzem auch nicht ein einziges Exemplar mehr zu sehen. Der Bischof war dahintergekommen und hatte die ganze Edition von den Geistlichen in den Gemeinden aufkaufen lassen. Es verdroß mich nicht, ich freute mich vielmehr über den klugen Herrn, der sogleich einsah, daß der Werther für die Katholiken ein schlechtes Buch sei, und mußte ihn loben, daß er auf der Stelle die wirksamsten Mittel ergriff, es ganz im stillen wieder aus der Welt zu schaffen."

Ein Erfolg im Kampfe gegen die Schmutz- und Schundliteratur.

Von Dr. von Wrochem.

In einer mittleren westfälischen Industriestadt wurde von den Volksschullehrern beobachtet, daß Jungen wie Mädchen in den Pausen und auch während der übrigen freien Zeit einen regen Tauschhandel in Büchern kleinsten Formats unterhielten und letztere auch eifrig lasen. Auf eine Anfrage der Lehrer bei ihren Schülern, was das denn eigentlich für Bücher seien, die sie in der Freizeit mit solchem Eifer läsen, stellte es sich heraus, daß es sich um Schundliteratur niedrigster Sorte handelte, die in zahlreichen Buch- und Papierläden der Stadt zum Preise von zehn Pfennigen für das Bändchen zu kaufen war. Nach dieser Entdeckung traten Lehrer und Rektoren zu einer Konferenz zusammen, deren Ergebnis der Beschluß war, an sämtliche Eltern der Schulkinder ein Flugblatt zu verteilen, in welchem in äußerst geschickter, dem Fassungsvermögen auch der ungebildeten Stände angepaßter Weise den Eltern die dringende Mahnung ans Herz gelegt wurde, auf die Bücher zu achten, die ihre Kinder läsen, und letztere vor der gedruckten Schundware zu schützen.

Vor der Verteilung des Flugblattes waren von geachteten und darum einflußreichen Personen die Inhaber sämtlicher Buch- und Papierläden aufgesucht und gebeten worden, den Verkauf von Schmutz- und Schundliteratur einzustellen und statt letzterer gleich billige, aber sittlich einwandfreie Literatur feilzuhalten. Die Geschäftsinhaber willfahrten dieser Bitte, die Schundware verschwand aus den Auslagen und Beständen der Geschäfte, wie durch wiederholte Kontrolle festgestellt wurde. Dieses Vorgehen der einheimischen Geschäftswelt machte sich aber ein auswärtiger Händler zunutze, der einen Papierladen am Orte eröffnete und einen schwunghaften Handel in Schmutz- und Schundliteratur unterhielt, die er in seinem Schaufenster, wohl berechnend, um Bilder des Kaisers und solche religiöser Art gruppierte. Nach einiger Zeit war plötzlich der Laden geräumt und der Händler verzogen. Inzwischen hatte sich nämlich der Erfolg des Flugblattes geltend gemacht: die Kundschaft — die Schuljugend — war ausgeblieben. Der Händler schrieb nämlich auf eine Aufforderung zur Zahlung städtischer Abgaben an den Magistrat, daß er letztere nicht entrichten könne, „weil sich meine Einnahmen aus meiner Buchhandlung nach dem Loslassen des Zirkulars gegen die Schundliteratur so verringert haben, daß ich mein Geschäft zumachen mußte und noch x-hundert Mark Schulden hinterlassen habe, die ich von hier aus habe decken müssen. Von einem Verdienst ist demnach keine Rede."

Ein solches Ergebnis erregte die größte Genugtuung bei der anständig gesinnten Bürgerschaft. Möge es so jedem Elenden ergehen, der die Jugend durch Schmutz- und Schundliteratur vergiftet.

Quer durchs Elsaß.

(Sozialstudentisches.)

Von J. Keppi, Mülhausen-Zürich.

In der Frühe des 13. Oktober, einem der letzten Tage der verflossenen Herbstferien, bestiegen wir, Dr. Sonnenschein und ich, den Zug, der uns von Mülhausen i. E. zur trauten Sundgaustadt Altkirch führen sollte. Leise bangend zwar traten wir die Reise an, doch ganz erfüllt von dem hoffnungsfrohen Gedanken, daß die sozialstudentische Bewegung, die in weiten deutschen Landen schon begeisterte Mitarbeiter geweckt hat, auch hier auf elsässischem Boden erfolgreich Eingang finden müsse. Es galt nämlich, in Altkirch den Anfang zu machen mit einer Reihe von Besprechungen zur Gründung sozialer Ferienvereinigungen.

Mögen sich der sozialstudentischen Bewegung im allgemeinen, auf Grund ihres Verlangens nach Selbstzucht, Opferfreudigkeit und Hingabe an eine neue Idee, und im besondern in einzelnen Landschaften allerlei Schwierigkeiten entgegenstellen, so durften wir dessen gewiß sein, im Elsaß die mißlichsten Verhältnisse anzutreffen. Wo sonst die Einigkeit unter den katholischen Studenten gestört wird, auch zum Schaden des sozialen Gedankens, da handelt es sich meistens um äußerliche Kleinigkeiten, vor allem um Vereins- und Verbindungswesen. Im Elsaß aber, dem Lande der „Doppelkultur", auf deren gute Seite wir stolz sind, liegen noch große andere, tiefergreifende Hindernisse vor: Einerseits exklusiv-deutsche, anderseits exklusiv-französische, oder besser: französierende Erziehung, zwischen den Sprossen beider der Gegensatz oder mindestens die Entfremdung. Allerdings steht der größte Teil der Studenten in der Mitte; es sind diejenigen, die sich einstweilen allein mit Recht den Namen „Elsässer" geben dürfen.

Im Sundgau überwiegen diese letzteren, und so durften wir doch beruhigt den ersten Ereignissen entgegenblicken.

Langsam wichen die hüllenden Morgennebel, und bald zeigte sich auf der obersten Terrasse des Jurakegels, die ganze Stadt überragend, das Altkircher Gymnasium. Dort ist ein Teil unserer Zukunft!

Nicht viele Studenten kamen, aber mehr, als wir erwarteten: eine schöne Runde, die Mutigsten. Kurz und scharf umrissen entwickelte Dr. Sonnenschein das Programm. Die Gedanken werden in der „Oberelſ. Landesztg." ungefähr folgendermaßen skizziert: „Soll unser Studententum für die soziale Frage, die sozialen Probleme interessiert werden? Diese Frage bejahte Dr. Sonnenschein mit durchschlagender Beweisführung. Abgesehen von den Geistlichen stehen kaum 4 Prozent unserer Akademiker mit der Arbeiterschaft (auch dem Bauernstand) in innerem Kontakt. Alle die großen Organisationen der erwerbstätigen Stände, die wir heute haben, setzten sich durch ohne und zum Teil gegen die Gebildeten. Wer von diesen dürfte es daher wagen, der Arbeiterschaft z. B. eine pädagogische Rede über Mäßigung, Selbstzucht und über staatsbürgerliche Rücksichtnahme zu halten, wenn er sich selbst nie Mühe gegeben hat, die Arbeiter, ihre Nöten, ihre Forderungen, ihre Organisationen auch zu verstehen?

Das Bestreben, die Studentenschaft sozial zu interessieren, bedeutet keinerlei Festlegung des Studenten auf irgend eine Partei, nicht einmal auf irgend ein soziales Programm. Es handelt sich lediglich um Kenntnis der Verhältnisse, Fühlungnahme mit den Erwerbstätigen. Die Interessierung muß während der Studentenzeit erfolgen; nach der Universitätszeit ist nichts mehr zu machen. Die ersten drei Jahre nach dem Studium sind dem Streben nach einer Lebensstellung mit der vielfach nötigen Rücksichtnahme gewidmet, die drei weiteren Jahre der Gründung eines Hausstandes, und dann ist's aus; denn bei uns in Deutschland ist mit Beginn des siebten Jahres nach dem Universitätsstudium gemeinhin der Philister fertig.

Aber die Semesterzeit an der Universität genügt nicht zu dieser sozialen Arbeit. Der Student muß eben auch studieren. Und in manchen kleinen Universitätsstädten, die Rentnerstädte sind mit einem sehr unsozialen Bürgertum, ist keine Luft, auch keine Gelegenheit zur sozialen Betätigung. Da muß die Ferienzeit in Anspruch genommen werden. Die Studenten müssen sich zu sozialen Ferienvereinigungen zusammentun.

Deren Aufbau und Betätigung zeichnete Herr Dr. Sonnenschein in sehr lichtvoller Weise. Ihre Form muß elastisch sein, frei, ohne Statuten und Vorsitzende. Ihre erste Aufgabe ist die Pflege des Besichtigungswesens (soziale und wirtschaftliche Einrichtungen, Etablissements, staatliche und kommunale Institutionen) und des Vortragswesens (zur Belehrung über die verschiedenen sozialen und wirtschaftlichen Spezialgebiete). Eine weitere Aufgabe ist die Teilnahme an der Arbeit unserer Vinzenzvereine, Fühlungnahme mit am Orte bestehenden sozialen Vereinigungen (Gesellen-, Männer-, Arbeitervereine, Gewerkschaften), die Veranstaltung von Kunstausstellungen zur Verfeinerung des künstlerischen Empfindens des Volkes, die Veranstaltung oder Förderung von heimatlichen Ferienkursen für Arbeiterunterricht. Bei allen diesen Veranstaltungen ist für den Studenten ein Hauptzweck, den Arbeiter, den kleinen Handwerker, kennen zu lernen, mit ihm Fühlung zu nehmen und so sich selbst sozial belehren zu lassen."

Freudig griffen die Anwesenden die Vorschläge auf, eine fünfgliedrige Kommission wurde gebildet, und die Altkircher werden sicherlich ihrer Sache Ehre antun.

Gefährlicher, aber dafür noch ergiebiger wurde das Terrain, das wir nun betraten: Mülhausen mit seiner mächtigen Industrie, seinen ringenden Arbeiterscharen, seinen viel schärfer zutage tretenden Klassengegensätzen, Mülhausen, die Stadt, in der die zu Anfang gekennzeichneten erzieherischen Mißstände besonders herrschen. Gleich von vornherein möge betont werden: Die elsässischen Studenten täuschten unsere Hoffnung nicht; sie sind gewillt, für das Wohl ihres Heimatlandes auf diesem Wege ihre volle Kraft einzusetzen. Und auch die „Altdeutschen" stellten ihren Teil. Dasselbe Verhältnis zeigte sich bei den zahlreich erschienenen älteren, schon im praktischen Leben stehenden Herren.

Vor diesem Publikum, an diesem Orte, waren die Ausführungen und Beispiele von Dr. Sonnenschein so recht am Platze: Hinein in die wartende Arbeiterschaft und ihre mannigfachen Organisationen!

Den begeisternden Worten folgte die Tat. Auch Mülhausen erhielt eine Ferienvereinigung.

Und weiter ging's. Gebweiler schloß sich würdig an. Die blühende Industrie der Vogesentäler wird ein reiches Betätigungsfeld bieten.

Es folgte Kolmar. Die anwesenden Kommilitoninnen und Kommilitonen boten Gewähr dafür, daß sie, trotz der vielleicht noch schwierigeren Verhältnisse als in Mülhausen, die Bewegung vorwärts bringen werden.

Das aufstrebende Schlettstadt schickte beinahe alle seine katholischen Studenten. Auch der Kreis war vertreten. Sie alle wollen mitarbeiten.

Am folgenden Morgen nahmen wir den Weg über Straßburg (wo schon eine blühende Ferienvereinigung besteht) nach Zabern. Hier war die Zahl am kleinsten. Die ungünstigen geographischen Verhältnisse des Kreises sind wohl zum größten Teile schuld daran. Doch die Kommission wurde gebildet, und die Zaberner, selbst guten Mutes, werden die richtigen Mittel und Wege finden.

Nach einem kleinen Abstecher ins lothringische Gebiet (Saarburg) kam der Kreis Hagenau als letzter an die Reihe. Die Vorbereitung lag in guten Händen, und wo die Erwartung am kleinsten, da war die angenehme Ueberraschung am größten. Wie bei allen voraufgegangenen Besprechungen trat man auch hier gleich nach dem Referat den für den Kreis praktischen Fragen näher.

Das war ein Siegeszug! Und nachdem einige Wochen vorher Lothringen schon aufgerüttelt worden ist, so wird wohl in den ersten Tagen der nächsten Osterferien die Gründung eines „Elſ.-lothr. Verbandes für heimatliche Arbeiterunterrichtskurse" nicht auf sich warten lassen. Das soll der erste Weckruf sein, dann wird sich unsere elsässische Studentenschaft regen, dann wird sich auch zeigen, wer „gut elsässisch" ist.

Wer sein Heimatland liebt, muß und wird sich uns anschließen, muß beitragen zur friedlichen sozialen Lösung, muß endlich mithelfen, wenn es gilt, unser Volk zu schulen, zu bilden. Doppelt schwer ist das in einem Grenzlande, doppelt schwer bei unseren Verhältnissen; doppelt freudig aber auch wird einst der Gedanke uns erfüllen, nicht nur mit Phrasen oder ostentativem Protest mitgearbeitet zu haben an der Verwirklichung unseres Wahlspruchs: Elsaß-Lothringen den Elsaß-Lothringern, sondern durch die Tat, indem wir uns reif zeigten in jeder Beziehung, reif auch zu ernster Aufopferung, und indem wir unser Volk selbst mit uns hoben.

Auch den andern reichen wir gerne die Hand, den „Eingewanderten", zu gemeinsamer froher Arbeit fürs alte oder neue Heimatland. Das, und nur das erst gibt die Berechtigung, es Heimatland, sich Elsässer zu nennen. Und wenn ein Teil der eigenen nicht beitritt, wenn er weiter seine reservierte Stellung einhält, wir rufen: wenn nicht . . . . tant pis!

Liberté, égalité, fraternité! Wer aber nicht üben will Gleichheit und Brüderlichkeit, ist auch der Freiheit nicht wert.

Rosen der Erinnerung.

Wenn die grauen Nebel fluten,
Werden alte Schmerzen jung;
Aus vernarbten Wunden bluten
Rosen der Erinnerung.

Und ich leg' die roten Kränze
Weinend auf ein welkes Grab –
Und gedenke still der Lenze,
Die mir deine Sonne gab.

P. Timotheus Kranich.



Frank Wedekind und seine Freunde.

Aus dem dekadentesten München.

Von W. Thamerus.

Vielleicht wäre es besser, über Frank Wedekind zu schweigen, denn die Muse dieses „Dichters“ reagiert eigentümlich auf Angriffe. Flugs schreibt er ein neues Stück, und immer wieder kommt in demselben ein Mensch vor, der dem Publikum in femininer Weinerlichkeit vorklagt, man greife ihn an und mißverstehe ihn, ihn, der es so gut mit der Welt meine. Vor mir liegt ein Buch „Der Stein der Weisen“, eine Geisterbeschwörung von Wedekind, in deren Vorrede wir lesen, ein Berliner Blatt habe geschrieben, daß Wedekinds Gehirn in beklagenswerter Weise alle Urteilsfähigkeit und gesellschaftliche Kultur eingebüßt habe, um sich dafür mit einer abnormen Selbstanbetung zu füllen. Diese kräftige Bemerkung hat Wedekind angeregt, das neue Buch zu schreiben, in dem viel Ungereimtes in gereimter Sprache zu lesen ist, was bis jetzt trotz der Widmung an seinen „Lehrer Basil“ (den Oberregisseur des Münchener Hoftheaters) noch niemand hat aufführen wollen. Damit ich nun nicht, wie der Kritiker des Tageblattes des Herrn Mosse, Wedekind Anstoß zu neuem Schaffen gebe, spreche ich im folgenden mehr von seinen Freunden, als von ihm selbst. Es scheint mir dies in der Tat auch wichtiger. Denn sie sind es, die die Spukgestalten seiner erotisch-abnormen Phantasie auf der Bühne materialisieren; sie rufen dann aus, daß sie damit eine „Tat“ vollbracht, und der Spießbürger glaubt es ihnen, denn — er fürchtet, man könnte ihn sonst für einen — Spießbürger halten. Dies ist er doch nicht, bewahre, er ist ein Mensch von Kultur, ein Geisteskämpfer, und wenn die spätere Generation kommt, die Wedekind „erst völlig würdigen“ kann, dann muß sie sagen: der Huber und der Müller waren für ihr dunkles Zeitalter doch ganz aufgeweckte Geister und gar nicht rückständig....

Der „Neue Verein“ ließ im Künstlertheater die „Büchse der Pandora“ aufführen. Geladenes Publikum, also ungehindert von der Zensur. Man hat das Stück schon vor Jahren unter ähnlichen Umständen gesehen. Das Novum ist nur, daß es Hofschauspieler sind, die sich anwerben ließen, mit Herrn Wedekind, der trotz seines „Lehrers Basil“ als Schauspieler ein Stümper ist, sein schmutzstarrendes Drama aufzuführen. Neu ist auch, daß diese Lustmordtragödie fast widerspruchslos aufgenommen wurde. „Ungemeinsten Beifall des ausverkauften Hauses“ vermelden schmunzelnd die „Münchener Neuesten Nachrichten“. Die „Münchener Zeitung“ hebt mit Stolz hervor, daß auch die Hofloge besetzt war. Ich muß ihr die Verantwortung für diese Meldung überlassen. (Die Herrschaften setzen sich stets so weit von der Brüstung entfernt, daß man bei dem amphitheatralischen Bau des Reformtheaters sie oft nicht sehen kann.)

Wedekind ist ja jetzt auch für hoftheaterfähig erklärt. Sein „Liebestrank“, der neulich auf einer zweitrangigen Bühne Berlins mit Pfeifen und Lärmen abgelehnt wurde, erscheint hier dem ersten Theater des Landes würdig genug. Wedekind hat jüngst ein Buch über Schauspielkunst geschrieben, in dem zu lesen steht, daß es nur drei geniale Darsteller gibt: Herr Wedekind, Frau Wedekind und Albert Steinrück. Unseren Hofschauspieler Steinrück hat es anscheinend nicht gekränkt, mit diesen blutigen Dilettanten zusammen genannt zu werden. Im Gegenteil, nachdem Steinrück von Wedekind „entdeckt“ war (wir anderen hatten dies schon früher getan), scheint der „Dichter“ im Regiekollegium einen warmen Fürsprecher zu haben. Die liebenswürdige Hoftheater-Exzellenz gab nach. Ich habe den „Liebestrank“ nicht zur Hand, und viele „Wedekinder“ sind von so großer Familienähnlichkeit, daß man sie im Gedächtnis schwer auseinander behält. Aber auch durch Aufführung eines minder übelriechenden Stückes macht die Hofbühne für den ganzen Wedekind Reklame.

Immerhin, so nahe an Freudenhäuser und Lustmorde grenzt das Stück nicht wie die „Pandorabüchse“, die man im Künstlertheater ihren Fäulnisduft ausströmen ließ, zur Freude von „tout Munich“, wie ein Lokalblatt anerkennend schreibt. Nein, es ist nicht „ganz München“, diese Clique teilweise talentvoller, aber moralisch meist indifferenter Literaten und Künstler, diese paar ehrgeizigen Anwälte, Aestheten, Lebenskünstler und Mitläufer; sonst hätte die sozialdemokratische „Münchener Post“ recht, die vor „diesen aus den Mistbeeten der kapitalistischen Gesellschaft wachsenden Gefahren“ warnt. Es ist nur ein kleines Segment der Gesellschaft, das sich an diesen perversen Sexualdramen erfreut. Allerdings reißen diese Leute den Mund weit auf und schreien für Tausende.

„In allen Pfützen gewälzt“, meint die „Münchener Post“, hätte Wedekind sein allerneuestes Schmutzbuch nennen sollen, das er nur im Vortragssaale und nicht auf „freier“ Bühne uns bietet. Es muß anerkannt werden, daß die „Münchener Post“ gegen den Wedekind-Rummel die allerschärfsten Worte findet, während andere begeistert tun, um, wie die oben genannten Huber und Müller, nicht rückständig zu heißen. Die Trilogie „Schloß Wetterstein“ zerfällt in folgende Teile: „In allen Sätteln gerecht“, „Mit allen Hunden gehetzt“ und „In allen Wassern gewaschen“. Leute, die über die Kolportageliteratur ihrer Köchin vornehm lächeln, nehmen diese geschmacklosen Titel für ernst. Frank Wedekind scheint, meint die „Münchener Post“, endlich erkannt zu haben, „daß seine Befähigung als Dramatiker ihn auf die Veranstaltung von exklusiven Herrenabenden hinweist, deren Beginn und Ende der sonore Klang der Sauglocke anzeigt“! Es ist beschämend für die Münchener Presse, daß ihr im Fall Wedekind die sozialdemokratische das Beispiel geben muß, wie man grobe Unsittlichkeiten an den Pranger stellt. Ich zitiere aus dem lesenswerten Aufsatz einige markante Stellen, da man dasjenige, was gesagt werden muß, kaum besser sagen kann, wie es hier geschehen. Die von dem sozialdemokratischen Blatte mitgeteilten „Kostproben aus der Sudelküche dieses modernen Dichters“ lassen sich in der „Allgemeinen Rundschau“ nicht wiedergeben. Was die „Münchener Post“ (Nr. 260 vom 9. Nov.) mit einer Entschuldigung an ihre Leser herausgehoben hat, ist unglaublich. Nur die kritischen Bemerkungen seien hier zitiert:

„Die Unbeholfenheit seiner Technik und Sprache, die Unfähigkeit, andere Menschen als sexuell Heruntergekommene zu zeichnen — in allen seinen Stücken findet sich kein gesunder Mensch von anständiger Gesinnung vor —, die dilettantische Art der Charakteristik und der Führung der Handlung — alles tritt in gesteigertem Maße zu tage . . . Im letzten Stück der Tragödie hat Wedekind so ziemlich alles zusammengetragen, was sich an Geilheit, Gemeinheit und Gesinnungslosigkeit auftreiben läßt. Die Wedekindgemeinde mag sich auch dieser Werke des Mannes erfreuen — dem Unreinen ist alles rein . . .“

So weit die „Münchener Post“; sie fügt noch hinzu, es sei notwendig gewesen, an einem Beispiel zu zeigen, welcher Morast sich unter dem Schlagwort „modern“ verbirgt. Jeder Mensch von Vernunft wird sich mit Ekel von diesen Elaboraten abwenden, so sollte man glauben. Allein auf viele Naturen scheint eben doch dieser erotische Schmutz eine starke Anziehungskraft zu üben. Für eine gesunde Natur ist jeder Bazillus unschädlich, allein um so verheerender wirkt er auf für Krankheiten disponierte Menschen. Die perversen Laster, die Wedekind ungeniert beschreibt, ja darstellt, wurden noch vor einem Menschenalter in medizinischen Schriften in lateinischer Sprache behandelt, damit kein Unberufener sie lese und Schaden nehme. Mit der Phrase der Freiheit der Kunst läßt es sich nicht entschuldigen, wenn man nicht mit aller Energie gegen Frank Wedekind auftritt. Seine Gemeinde ist gar nicht so groß, wie es scheint. Viele tun nur so, es fehlt ihnen der Mut zur Wahrheit. Sie schwatzen es einander nach, daß sie eben „modern empfinden“, im Innern nennen sie es auch eine Schweinerei; und aus Denkfaulheit, Bequemlichkeit und Literatendünkel, der sich vom „Volk“ abheben will, tragen sie das Gift in immer weitere Kreise. Und die sog. „Maßgebenden“ schauen ruhig zu oder stecken den Kopf in den Sand. Wie lange noch?

[1]) Die „Münchner Neuesten Nachrichten“ entrüsten sich in einem Artikel „Polizei und Presse“ (Nr. 529, vom 12. Nov. ds. Js.) mit Recht über die schmutzige Flut der Schilderungen entsetzlicher Greueltaten, die sich mit Unterstützung, ja vielleicht auf Veranlassung Berliner Polizeibeamter durch Sensationsblätter in die Massen ergießt. Für die perverse Literatur Wedekinds hat das Blatt aber immer Begeisterung übrig. Hier hält die Zeitung es anscheinend nicht für „groben Unfug“, wenn man „Verbrechen bis in alle lüsternen Einzelnheiten schildert“.



Sturmgebet.

Kein Sturm so stark auf weiter See,
So abgrundtief kein Leid,
Als wenn mein Herz in wildem Weh
Nach Himmelshilfe schreit!

Ich wusste einst ein Wort so reich
An Kraft und starker Wehr,
Und wenn ichs sprach, dann kam sogleich
Die Stille übers Meer.

Wie hiess es doch? — Ich kanns nicht mehr!
Weh, dass ichs nicht mehr weiss!
Nun gibt der Stürme heulend Heer
Mein Schiff den Wogen preis.

Komm, Herr — ich bin allein an Bord —
Wenn du mich retten willst!
Du weisst ja stets das Wunderwort,
Womit du Stürme stillst!

Hilf, Herr! Du weisst das Wort allein,
Davon der Sturm vergeht.
Es kann kein lautes Hilfeschrei'n
So viel wie — ein Gebet!

Ludwig Nüdling.

Literarische Streiflichter.

Von E. M. Hamann in Scheinfeld-Mittelfranken.

II.

Als der erste dieser Aufsätze bereits in Druck gegeben war, lief ein Buch ein, das der Form nach zu jenem gehört, der Wesenheit nach aber, als eine Art Ueberganges, in den vorliegenden, sich zunächst mit rein dichterischen Erzeugnissen beschäftigenden aufgenommen werden kann: „Das Licht und die Finsternis. Christus-Erzählungen" von Anna Freiin von Krane. Erstes bis drittes Tausend. Köln a. Rh. J. P. Bachem, gr. 8°, 267 S. ℳ 5.—, geb. ℳ 6.—. Von allem, das ich aus der Feder dieser Autorin kenne, hatten mich bisher die Christuserzählungen „Vom Menschensohn" (Ebda) am meisten befriedigt. Das oben genannte Werk stellt sich ihnen würdig zur Seite. Unter den acht Stücken lesen sich sechs wie Gedichte in ungebundener Rede, über die aber ein rhythmischer Wellenhauch hinstreicht. Die andern zwei, zugleich die umfangreichsten des Bandes, umschließen ebenfalls hochpoetisch wirkende Teile, die das Prosagewand der Darstellung bisweilen völlig vergessen machen können. Von dem Gesamtinhalte haben mich das holde „Voll der Gnade", das wunderbar zarte „Das schwarze Schäflein", das großartige „Bist du Christus?" am unmittelbarsten ergriffen. Die himmlische Hoheit des Menschensohnes im Gegensatze zu dem höllischen Hasse seiner Verfolger und der Niedrigkeit aller Feinde des Lichtes, der seelische Adel derer, die zu Ihm gehören, die hervorspringenden und verborgenen Schönheiten der orientalischen Natur sind in der Wiedergabe mit feinstem Farbendufte, mit sieghaftem Leuchtglanze getroffen, kraft jener Tiefe der inneren Anschauung und der Nachempfindung, die ein so erhabener Gegenstand in dem zur poetischen Uebernahme durch heilige Scheu und zugleich durch glühende Liebe berufenen Künstler auslösen mußte.

Als ein solcher Künstler zeigt sich L. v. Heemstede in seinem zum zweiten Male aufgelegten „Mathusala. Dramatisches Gemälde in fünf Aufzügen." Paderborn, Junfermannsche Buchhandlung. 12°, 165 u. VI S., geb. ℳ 3.50. Der vorsichtig gewählte Untertitel erscheint dem fast achthundert (altbiblische) Jahre umfassenden Zeithintergrunde gegenüber doppelt berechtigt. Die Einheit der Handlung aber bleibt von Anfang bis Ende durch den Helden bestehen: den Hauptträger der Entwicklung jenes mächtigen Kampfes zwischen Licht und Finsternis, dessen sühnender Abschluß sich in der Sintflut vollzog. Ich hoffe, daß infolge einer kräftigst anzustrebenden Sanierung unserer Bühne die Zeit naht, in der Stücke wie dieses aufhören, nur Lesedramen zu sein; ein Schatz bedeutender, dem Göttlichen zustrebender Gedanken und Empfindungen wird dann, mittels einer großangelegten Komposition und Charakteristik, dem Gegenwartsleben zu dessen Vertiefung zugeführt werden. Inwieweit eine erneute „Bühnenbearbeitung" des Stückes noch einzudringen hat, muß sich freilich dann erst zeigen. — Eine biblische fünfaktige Tragödie ist „Simson" von Eduard Eggert. Ravensburg 1910, Friedrich Alber, 8° 151 S., ℳ 2.80, geb. ℳ 3.60. Eggert, Verfasser der mit Recht hochgestellten Epen „Bauernjörg" und „Der letzte Prophet", hat vor etwa einem Jahrzehnt das interessante soziale (Zuchthaus-) Drama „Gerechtigkeit" veröffentlicht. „Simson" scheint mir auch nach der technischen, noch mehr nach der rein dichterischen Seite einen wuchtigen Fortschritt zu bedeuten. Der vorgefundene Stoff ist bemerkenswert erweitert und bereichert, Held und Heldin, diese zumal, augenscheinlich ins Heroische gestellt. Der Aufbau ist kunstgerecht-zielsicher, die Personenzeichnung lebenswarm, die Sprache poetisch, oft kraft- und glutvoll, nach meinem Geschmack dies letztere bisweilen zu sehr, wie einen überhaupt aus Einzelszenen wiederholt der Atem „heißer" Schwüle anweht. Aber keine Frage: ein echter Dichter steht hinter dem Stück, das auch das Interesse verschiedener, sonst derartigen Themen abholder Bühnenlenker erregen dürfte.

Aehnliches läßt sich erwarten für Miriam Ecks sechsaktiges Schauspiel „Caterina von Siena." Berlin-Charlottenburg, Axel Juncker. 8° 132 S. ℳ 3.—. Von „Schwüle" hier keine Spur, so realistisch, ein paarmal fast naturalistisch, die aufgesetzten Schlaglichter und hineingearbeiteten Schlagschatten bisweilen wirken. Die Handlung umspannt nur das eine Jahr 1378: das der Papstwahl Urban VI. Das vorzüglich angewendete Zeitkolorit dient ausschließlich zur plastischen Abhebung des Hintergrundes. Die — zumal seitens einer Nichtkatholikin! — überraschend gelungene, ja bewundernswerte Herausentwicklung der sowohl rein menschlich wie mystisch geschauten Psyche dieser einzigartigen Heiligen gibt sich durchaus als Hauptsache, der auch die Sprache in ihrer noch mehr sachlichen als klangschönen Eigenart sich unterordnet. — Wie Caterina uns entgegentritt, hat sie den komplizierten Hauptsturm der Versuchung bereits hinter sich. Dennoch dauert der Kampf fort, nicht zuletzt gegen die ankriechende Müdigkeit, welcher wohl, wie die Autorin selbst mir bezeichnend schrieb, „kein überragender Geist, der immer und immer wieder gegen die Engigkeit und die Niedrigkeit der Umgebung anstößt, bei längerem Leben entgangen ist." Die Kritik, die sich im allgemeinen nicht nur wohlwollend, sondern mit Hochachtung vor dem unverkennbaren Talent äußert, pflegt fast ausnahmslos die Caterina-Tuldo-Szene im Kerker als den Gipfelpunkt zu bezeichnen, wogegen die Meinungen über die eingewobenen Geisterszenen auffällig auseinander gehen. Ich schließe mich jenen an, die gerade in diesen Szenen mit das Tiefste und Bedeutendste des Stückes erblicken. — Im Anschlusse an diese Dramenbesprechung möchte ich hinweisen auf die soeben erschienene zweite, bedeutend vermehrte Auflage der von der Tübinger Universität mit dem ersten Preise gekrönten Schrift „Der Pessimismus und das Tragische in Kunst und Leben" von Dr. Albert Vögele. Freiburg i. Br. 1910, Herder, 8° 317 S. ℳ 3.60 geb. ℳ 4.60. Ich habe schon den Gesamteindruck der ersten Ausgabe als den eines literarischen Kunstwerkes auf christlicher Grundlage geschildert, das dem Leser eine bleibende Freude über den durch die Lektüre erzielten Eigengewinn sichert. Letzterer wird sich beim Studium des jetzt vorliegenden Werkes mit seinen ausführlichen Neueinfügungen über Nietzsche, R. Wagner, die griechische Tragödie usw. erheblich steigern.

Unter den christlichen Lyrikern ragt Franz Eichert als von ausgeprägt katholischer Feuerseele hervor. Seine reifste, abgeklärteste Sammlung ist in dritter, veränderter Auflage herausgekommen: „Höhenfeuer, Gedichte." Ravensburg i. Württ., Friedrich Alber, 8° 167 S. ℳ 2.—, geb. ℳ 3.—. Das Rhetorische, die bewußte Freude am Klangvollen ist hier fast ganz zurückgetreten vor einer herzgewinnenden Schlichtheit und Rückhaltlosigkeit der Gefühlstiefe in zwingend künstlerischer Aeußerung. Eichert erscheint als ein so auserwählter Gottessänger, daß man jeden Tag beklagen möchte, der ihn von seiner idealsten Berufung abzieht. — Eine neue Gedichtsammlung schenkt uns M. Herbert: „Heimfahrten, Lieder und Balladen." Köln a. Rh., J. P. Bachem, 8° 142 S. Geb. ℳ 3.—. Ich habe den Band zweimal in einem Zuge gelesen, und jedesmal stand ich am Schlusse wie unter dem Eindrucke einer Großtat, die sich in Schönheit offenbart. Die Lyrikerin M. Herbert scheint tatsächlich immer mehr sich selbst übertreffen zu wollen; bislang wenigstens ging sie, nach „Einkehr", keinen Schritt zurück, immer nur aufwärts. Der Titel der „Heimfahrten" soll vielleicht andeuten, daß der Verfasserin ureigene künstlerische Heimat in der reinen Dichtung ruht. Auch der Inhalt, den der Titel deckt, deutet dies an. Hier ist ein Ausströmen gottbegnadeten Talents, einer seelenaufruhrenden, weltenumfassenden Ideen- und Empfindungsfülle, die nur ein großer Künstler so — der Technik nach — spielend leicht zu bewältigen vermag. Formale Unebenheiten und Härten kommen ja noch vor, und niemand wäre froher als ich, tauchten sie nicht mehr auf. Aber den Kernwert dieser Hochkunst vermögen sie nicht anzutasten, und letztere ist ganz der Art, daß wir uns im Hinblicke auf sie der wesensähnlichen Fehler bei unseren Größten getrösten dürfen. Die Einfachheit, Unmittelbarkeit und Intuition menschlicher und künstlerischer Größe herrscht in den „Heimfahrten" vor, und das Volkstümliche, das Volksliederartige drängt sich mit in die erste Reihe. Das gilt nicht zuletzt von den Balladen, deren einige an Wucht und Präzision ihresgleichen suchen. Der religiöse Ton ist zurückgehaltener als sonst, aber er schwingt tief im Grunde,

und wo er zu voller Stärke aufsteigt, schlägt er an unser geheimstes Seelentor, gewinnt er das Reinste, das Beste in uns.

Einen ethisch blütenreinen, künstlerisch oft mehr als befriedigenden Genuß übermittelt Ernst Zahns zweite lyrische Sammlung: „Gedichte". Erstes bis fünftes Tausend. Stuttgart 1910, Deutsche Verlagsanstalt. 8° 150 S. M 3.—, geb. M 4.—. Abgeklärte Tiefe, warmherzig anheimelnde, auch melodiöse, formsichere Sprache leihen das Gepräge. Hier und da möchte man ja etwas von dem Gebotenen missen. Am meisten haben mich gepackt: die Widmung „Meiner Frau", Verschiedenes aus den zwei Kapiteln „Liebe" und „Haus und Heim" (unvergleichlich ist „Die Mutter"), aus dem dritten „Meine Sehnsucht", und einiges aus „Balladen und Aehnliches". Ein Hauch der Gotthingegebenheit, ein kraftvoller vaterländischer Ton durchzieht das Ganze.

Einen berühmten patriotischen Dichter führt uns in anregend gründlichem, objektiv und zugleich gütig erfaßtem Lebensbilde die „biographisch-literarische Studie" von Alois Stockmann S. J. vor: „Thomas Moore, der irische Freiheitssänger." Herder 1910, gr. 8° VII u. 167 S. M 3.—. Interessante Blicke in das Schicksal Irlands, in das „Fühlen und Denken" seines „hochbegabten Volkes" eröffnet uns die Geschichte dieses „nationalen" Barden, dem nur die echte religiöse Tiefe fehlte, um sein Werk auch zu einem wahrhaft sozialen zu gestalten. — Religiös und sozial im höchsten Sinne wirkte jener bedeutende Mann, dessen „Leben und Schriften" jüngst sachlich und doch verständnisinnig „nach den Quellen" dargestellt wurden von P. Joh. Chrysostomus Schulte O. M. Cap.: „P. Martin von Cochem 1634–1712." Ebenda 1910, gr. 8° IX u. 207 S. M 3.—, geb. M 3.60. Die gewinnende Vortragsweise erweckt durchaus den Eindruck der Zuverlässigkeit, weshalb ich den inhaltsgewichtigen Band weiteren Kreisen empfehle. — Gleiches geschehe Hermine Proschkos für weiteste Verbreitung zugeschnittenem, schlicht-schön geschriebenem, reich und klar illustriertem „Lueger-Büchlein für Volk und Jugend." Kathol. Preßverein Linz. 8° 36 S. 25 Pfg. Das erste wie das zweite Kapitel zeichnet den Entwicklungsgang, das dritte Krankheit und Tod, das vierte und das fünfte verschiedene Züge und Erinnerungen aus dem Leben dieses genialen Volksmannes, dieses gottgetragenen „Volksbürgermeisters" im besten Sinne.

Ein gottinniger, mannhaft freimütiger Volksversteher ist der bekannte Türmer-Redakteur Jeannot Emil v. Grotthuß, dessen Aufsehen erregendes, beweiskräftiges letztes Werk nach kurzer Zeit jetzt in sechster Auflage erschien: „Aus deutscher Dämmerung, Schattenbilder einer Uebergangskultur". Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer, gr. 8°, VI u. 357 S. M 3.—, geb. M 4.—. Die Kapitelüberschriften orientieren bereits in markigen Strichen: Götterdämmerung, Im Zeichen Nietzsches, Das Christentum für dieses Leben, Macht oder Recht?, Sozialdemokratie und Gesellschaft, Persönliches Regiment, Pourpourri aus Neu-Byzanz, Das nationale Deutschland, Klassenjustiz oder nicht?, Rechts- oder Polizeistaat?, Unabhängige Richter, Militarismus, Gesellschaftsmoral, Wir Zeitgenossen, Nacktkultur und Künste, Gesinnungskultur. Das Wort auf S. 2 gibt dem Ganzen Richtung: „Lassen wir uns durch den Schein nicht täuschen. Auch nicht durch die tiefe Heuchelei unserer Tage." In die Hand der Jugend gehört das tiefgreifende, ehrlich-rückhaltlose Buch nicht. Auch der reife Leser wird vorsichtig unterscheiden müssen, so bezüglich der Ausführungen über die Sozialdemokratie, über den Kampf gegen die Pornographie in der Kunst usw. Heiße Empörung loht oft aus der Darstellung, die aber deshalb nicht aufrührerisch wirkt, jedenfalls es nicht sollte. — Bei dieser Gelegenheit möchte ich nochmals hinweisen auf F. W. Foersters mehrfach aufgelegte, hervorragend sozial-ethische und sozial-pädagogische Betrachtungen: „Christentum und Klassenkampf". Zürich, Schultheß & Co. 8°, 295 S. M 4.—. Foerster zeigt sich hier als berufener, erntlasfiger Führer, der unwiderleglich Christum als den „größten Organisator der sozialen Kräfte" aufzeigt. Mit Recht nennt die „Bücherwelt" das Kapitel „Klassenkampf und Ethik" den Höhepunkt des Ganzen und wünscht, daß es von jedem katholischen, jedem christlichen Arbeiterblatte wörtlich abgedruckt werde. Auch den Frauen wird in zwei Kapiteln ihre übertragene Mission, der schier unbegrenzte „Bildungswert des häuslichen Berufes" erhellt.

Ueber die Kulturaufgaben der Frau will eine von Professor Wychgram herausgegebene sechsbändige Serie aus C. F. Amelangs Verlag, Leipzig, nach verschiedenen Richtungen belehren. Das erste Buch der Reihe liegt vor: „Die Frau in der Familie" von Elsbeth Krukenberg. 8°. 365 S. geb. M 5.—. Eine edelgesinnte, ernste, geschulte, tüchtige Frau und Mutter kleidet hier ihre Anschauungen und Ueberzeugungen, ihre Erfahrungen und Lebensergebnisse in klares, maßvolles, ansprechendes Gewand. Sie hat christlichen Sinn, wird auch katholischen Grundsätzen und Aeußerungen nach Kräften gerecht. Wir können ihr nicht in allem beistimmen, aber doch im meisten, haben ihr auch für manche weiterdringende Anregung zu danken. Denn sie leuchtet in Tiefen und Untiefen, die nur zu viele Frauen teils aus Unwissenheit, teils aus Scheu, teils aus Bequemlichkeit gedankenlos umgehen. Theorie und Praxis reichen einander bei ihr die Hand und beschreiten gemeinsam das überraschend sich ausdehnende „häusliche" Gebiet beruflicher, bürgerlicher, sozialer und kultureller Frauenfrage. Hier und da wäre noch ein Mehr, selten ein Weniger geboten gewesen, ersteres zumal bei Heranziehung der einschlägigen katholischen Literatur. — Zu dieser hat P. Augustin Rösler C. SS. R. einen dem buchstäblichen Maße und Gewichte nach fast minutiösen, inhaltlich schwer wiegenden und umfangreichen Beitrag auf religiöser Grundlage gestellt: „Liebfrauenschule. Lehr- und Gebetbuch für katholische Frauen und Jungfrauen." Mit fünf Bildern. Herder, schmal 24°, XVI u. 624 S. Geb. in schwarz Kunstleder M 2.— u. 2.20, in feineren Einbänden bis zu M 10.—. Das Geleitwort schrieb Bischof W. v. Keppler: eine nachdrückliche Empfehlung dieser von einem begeisterten Diener unserer Lieben Frau fest und übersichtlich aufgebauten Liebfrauenschule mit ihren fünf organisch gegliederten Hauptklassen, der Glaubens-, Gebets-, Arbeits-, Leidens- und Freudenschule, von denen eine jede, und alle vereint, zu inniger Gemeinschaft des höchsten Frauenvorbildes: der Gottesmutter, auf dem Wege der Segensauswirkung für andere führen. Daß bei dem Studium auch einige kräftige Streiflichter auf die soziale Frauenfrage fallen, versteht sich bei einem P. Rösler von selbst. Ich wünsche das allerliebst ausgestattete Büchlein in die Bibliothek und — in die Tasche einer jeglichen gebildeten deutschen Frau, daß sie den dargebotenen Schatz jener Weisheit, die Wissen, Glauben und willenskräftige Liebe zugleich bedeutet, jederzeit zur Hand nehmen und von dort in Geist und Herz überführen könne — für alle Zeiten.

Die der schulzuentlassenden weiblichen Jugend vom Verein katholischer Lehrerinnen gewidmete Sammlung „Ins Leben" hat zwei weitere Hefte (à 10 Pf.) in guter Ausstattung erhalten: „Sei häuslich!" und „Bewahre dein Bestes!", die ich mit gutem Gewissen ebenso warm wie das erste: „Schulbank ade!", wenn nicht noch nachdrücklicher, zur Massenverbreitung empfehle. Folgen werden zunächst: „Was liesest du?", „Bleibe gesund!", „Bilde dich weiter!", „Wähle einen Beruf!", sämtlich im Verlage von Butzon & Bercker-Kevelaer. — In erster Linie für die vorgeschrittenere Kindheit wie für Eltern und Erzieher bestimmt ist das flott und eindringlich geschriebene „Büchlein für jedermann: „Das dumme Ding" von (Schulrat) Dr. M. Kraß. Münster (Westf.) 1910, Franz Coppenrath. kl. 4°, 84 S. 60 Pf., kart. 75 Pf., geb. M 1.—. Eine stattliche Reihe gut getroffener Wandelbilder macht in frischen Farben den Torheitsbegriff eines überall gegenwärtigen, unschuldig schuldigen Störenfrieds lebendig und zeigt der Jugend wie den höheren Altersstufen den Weg des Siegeslaufes gegen diesen „Feind der Menschen": durch Ordnung, Vorsicht, Liebe — kurzum durch straffe Selbstzucht. Die Darstellung zieht die ganze Familie zur Selbsttätigkeit heran, und just das wirkt so anspornend wie vorbildlich.

Schließlich nenne ich eine gewiß vielen willkommene, niedlich ausgestattete Sammlung: „Der kleine Gratulant und allerhand. Für alle Feste das Beste." Von F. de Benna. Kevelaer, Jos. Thum. 12°. 128 S., geb. M 1.—, und für Sprachfreunde Guillemo Jünemanns in jeder Beziehung vornehme Autologia Universal de los mayores genios literarios. Con una autopia. Herder, gr. 8°, X und 531 S., M 8.—. geb. M 9.20.

„Hetzer Liberalismus als Hüter des konfessionellen Friedens."

Die „Allgemeine Rundschau" wird in den nächsten Heften die in Nr. 25 vom 18. Juni abgebrochene Abrechnung mit dem Hetzer und Heuchler Liberalismus und seinen wechselnden Masken fortsetzen. Am Schlusse des zweiten Artikels unter obiger Ueberschrift (Nr. 25, S. 407) waren die Gründe dargelegt, welche den Aufschub rechtfertigten. Die leidenschaftliche Erregung über die Borromäus-Enzyklika hatte auch bei christusgläubigen Protestanten das Interesse an den Offenbarungen eines ungeschminkten Christentumshasses in den Hintergrund gedrängt. Die drohende Gefahr dieser vom politischen Liberalismus direkt und indirekt geförderten antichristlichen Bewegung auf Grund authentischen Materials zu schildern, sollte aber der Zweck unserer Ausführungen sein. Und so hieß es denn am Schlusse: „Wir möchten die Wirkung dieser Argumente und Anklagen durch die leidenschaftliche Befangenheit des Augenblicks nicht trüben lassen. Dem Hetzer Liberalismus wird nichts geschenkt werden; er soll uns im Lärm des Tagesstreites über die Enzyklika nicht entschlüpfen." Inzwischen ist das Material noch gewachsen und nicht unwesentlich verstärkt.

Auch ein Skizzenband.

Von Dr. Richard Richardy.

Wohl kaum einmal hat das Ausland seine literarischen Flutwellen so erfolgreich über die Dämme völkischer Eigenart geworfen als in den achtziger und neunziger Jahren. Zerstörung, Verwirrung, ja ein Chaos war die Folge. Aber zu dem Negativen ist auch das Positive und Aufbauende getreten. Zu dem Erfreulichen, was uns seit dem Epochenjahr der „Modernen Dichtercharaktere" beschieden ist — es ist dessen ja nicht überviel —, gehört auch jenes literarische Genre, das wir als Skizze zu bezeichnen pflegen. Man könnte sie als die Momentphotographie in der Kunst der Erzählung bezeichnen. Blitzartig schnell sucht die Skizzentechnik einen bedeutungsvollen seelischen Vorgang oder den markantesten Moment einer Handlungsfolge zu erfassen, arbeitet ihn dann auf kleinem Raum heraus, strebt aber dennoch nach einheitlicher geschlossener Wirkung und will überdies von starker Stimmung getragen sein. Was dem scharf belichteten psychischen Vorgang, von dem die Skizze berichtet, voraufging, auch was nachfolgen wird, davon sagt die Skizze als Situationszeichnung zunächst nichts. Sie bietet eben das Jetzt, weniger aber das Früher oder Später. Und doch gestattet sie einen Rückschluß auf oft lange Zeiträume einer psychologisch fesselnden Entwicklung und wird als Lichtquelle zum Scheinwerfer für die Zukunft seelischen Geschehens. Solch eine Skizze birgt also viel Anregendes, ja kann oft etwas Aufpeitschendes an sich haben. Ihrer ganzen Natur nach strebt sie nach Ergänzung und Erweiterung; sie wirbt förmlich um Mitarbeit. Aber nicht immer handhabt sie die Meisterhand des Kaliforniers Bret Harte. Skizzenarbeit ist vielfach zum bequemen literarischen Ruhebett für jene vielen geworden, die zurückschrecken vor der starken Linienführung des Romans oder vor der psychologisch tief schürfenden Art der Novelle.

Bei alledem aber ist die Skizze zum Zeichen unserer geschäftig hastenden Zeit geworden. Nur wenigen ist es ja vergönnt, in Muße einmal an die Lektüre des „Wilhelm Meister" oder des „Grünen Heinrich" zu gehen, und die behaglich breite Art eines Charles Dickens dürfte nur noch von einem intimen Kreis gewürdigt werden. Unsere so reich mit ästhetischen und künstlerischen Interessen durchsetzte Zeit steht gewiß im Zeichen schönheitsfreudigen Genießens, aber sie gewährt dafür nur den Moment und haßt die Stunde. Die Struktur unserer Revuen und Zeitschriften legt dafür ein beredtes Zeugnis ab. Darum auch steht die Skizze hoch im Kurs.

Sicherlich würde der aber den Pulsschlag unserer Zeit erkennen, der das für die Profanliteratur nicht unbedeutende Genre der Skizze auf dem Felde der religiösen Lektüre ansiedeln würde. Mein Postulat geht jedoch nicht dahin, daß ein Band religiöser Erzählungsskizzen geschrieben wird. Aber man würde sich freuen, wenn die äußere Form der Skizzentechnik, ihre Kürze, ihr Anregendes und Andeutendes, ihr Streben nach Stimmungsgehalt künstlerischer Komposition auch für die Zwecke der Erbauungsliteratur Anwendung finden würde. Es ist ja zweifelsohne, daß das Feld der religiösen Lektüre vor allem des formalen Ausbaus bedarf. Es ist ja übergenug erörtert, daß die Produktion gewiß groß ist, aber immer noch zu wenig geboten wird von dem, was die Psyche des in diesem Säkulum Lebenden wirklich packt. Daß Kepplers Buch „Mehr Freude" eine so günstige, ja begeisterte Aufnahme gefunden, daß Anton Heinens „Vater unser" und Luzian Pflegers Sammelband „Katholischer Glaube im deutschen Volk" so lebhafte Beachtung geschenkt wurde, ist ein anschaulich sprechender Beweis dafür, daß weite Kreise herzlich erfreut sind, wenn ihnen auch in der Form zusagende Gedankenarbeit geboten wird. Um dem Bedürfnis so vieler nach sprachlich anziehender und fesselnder Erbauungsliteratur entgegenzukommen, ist angeregt, nachdrücklich auf Predigtklassiker, auf die Bossuet, Eberhard, Rottmanner aufmerksam zu machen. Ein gut gemeinter Vorschlag; indes schwerer durchzuführen, als man zunächst anzunehmen geneigt ist. Neben anderen Gründen vor allem darum, weil gerade die beste Predigtliteratur sich im Gewande des antiken oder französischen Klassizismus bewegt. Unser Sprach- und Stilempfinden ist aber nun ein anderes als in jenen Tagen der Barock und des Rokoko oder auch der Aufklärung. Gleichwohl reden selbst viele Predigtwerke der heutigen Zeit noch diese ältere Sprache und tragen noch das Stilkostüm vergangener Zeiten. Es kann aber keinem Zweifel unterliegen, daß wir Gegenwartskinder nun einmal einen lebhaften Widerwillen empfinden gegen den manierierten Periodenbau einer älteren Zeit, nicht weniger gegen die oft bedrückende Länge und Langatmigkeit der Ausführungen, schließlich gegen Affektäußerungen und ein Pathos, denen wohl die Persönlichkeit des Redners das Leben gab, die aber auf dem Papier seelenlos bleiben. Gerade das deutsche Empfinden läßt oft das kalt, was den Romanen an den Schriften von Bourdalone, Fléchier, Massilon besonders interessiert, Völkergegensätze äußern sich nicht zum wenigsten auf ästhetischem, stilistischem und rhetorischem Gebiet. Man ermißt nach alledem, wie schwierig es ist, Predigtliteratur in das Gebiet der auch für den Laien berechneten Erbauungsliteratur einzuschalten. Statt mit vieler Mühe ältere Predigten einbürgern zu wollen, ist es sicherlich förderlicher und auch notwendig, eine Anzahl neuer Erbauungsbücher zu schaffen. Ich meine Bücher, die bei pflichtgemäßer Wahrung des altüberkommenen Inhaltes unserer hl. Religion doch in der Sprachform unserer Zeit geschrieben und die überdies künstlerisch entworfen sind, zudem ihre Themen so knapp als angängig behandeln; denn auf Kürze drängt der Zug der Zeit.

Zweifellos ein neues Genre bezeichnet nun heute ein soeben erschienenes Buch von Adolf Donders, das zunächst mit dem etwas allgemein gefaßten Titel „Heimkehr" überschrieben ist und zugleich den Untertitel „Stille Gedanken" trägt[1]). Meines Erachtens liegt hier der erste Skizzenband auf dem Gebiete der religiösen Literatur vor, in dem wir zugleich ein sehr glückliches Debut begrüßen können. Eine geistvolle Persönlichkeit und eine wirklich starke, weit über die Grenzen des westfälischen Wirkungskreises bekannte rhetorische Kraft, der kein Geringerer als Adolf Meyenberg kürzlich in der „Schweizerischen Kirchenzeitung" das Prädikat des tüchtigen Homileten zuerkannte, hat hier eine Anzahl Blätter niedergeschrieben, die zur Einkehr ins Heiligtum des inneren Menschen verhelfen sollen. Im Hast und Schaffen der Zeit tue die Sammlung not und das Aufschauen nach oben. Arbeit, die nur Arbeit ist, wird bald zu schwer. Diese stillen Gedanken wollen religiöses Denken in der Seele anregen und religiöses Leben fördern. Was hier angeklungen wird, soll in eigenem Nachdenken weiter durchs Innere ziehen. So will es nach dem Vorwort der Autor.

„Was hier angeklungen wird" —, es ist dessen außerordentlich viel. Stille der Seele, Sehnsucht nach Erlösung, Weihnachtsfrieden, Tage der Einkehr, Passionsbilder, Osterbotschaft und Osterglaube, Vom Pfingstfest und der Kirche, Gott und die Natur, Die Arbeit ein Gottesdienst, Vom Helfen und Heilen, Gott und die Seele, Zum ewigen Leben: Das ist der zyklische Rahmen, in dem nicht weniger als 140 Themen an uns vorüberziehen.

Vielleicht meint mancher, das seien nur Dispositionen. Weit gefehlt! Jedes Thema hat seine Ausführung gefunden, freilich kurz und knapp in Art einer religiösen Skizze. Jede dieser Skizzen ist also ein geschlossenes Ganzes und dabei lebhaft anregend zu weiterem Sinnen und Denken. Einer jeden ist, um die Art der Anlage kurz zu charakterisieren, ein Stichwort übergesetzt, und das ist zumeist ein derartig fesselnder Titel geworden, daß man dem Autor seine Prägekunst neiden kann. Zum Titel tritt der Vorspruch, oft Aeußerungen bedeutender Persönlichkeiten, wie Deutinger, Lacordaire, Newmann, Spalding entnommen oder gar dem Sonnengesang des hl. Franz von Assisi entlehnt. Das mag auch sonst wohl Brauch sein, gewiß. Aber man mag hier einmal erleben, mit welch merkwürdig feiner Kunst das Prolegomenon zum Stimmungserreger und Leitmotiv verwandt wird. Jetzt hebt die Skizze an, ganz ungezwungen, ohne abstrakt zu werden, ohne zu analysieren, so mit dem Blick in die Kindheit: „Als wir noch Kinder waren, stellten wir uns Gott unter dem Bilde des Vaters vor." Man merkt sofort, wie hier der Katechet dem Homileten glücklich die Hand reicht. Aber auch ernster läßt sich die Skizze an. „Sie fuhren in die Grube hinab mehr als dreiundeinhalbes Hundert und sie ahnten nicht, wie hinter ihnen drein der Tod mit einfuhr" beginnt eines der Blätter, das mit „Gottes Rätsel" überschrieben ist und an das Grubenunglück auf der Zeche Radbod anknüpft. Zumeist bringt aber ein Blick auf die Natur den Anknüpfungspunkt. Donders eignet im hohen Grade die Gabe, Landschaft und Natur künstlerisch zu sehen. Er hat das mit Adolf Meyenberg gemein, welch letzterer für homiletische und religiös-apologetische Erbauungsschriften in einem bisher ungekannten Maße und mit ganz elementarer Kraft Landschaft und Naturbild verwendet, zum Stimmungsmittel und Stimmungsausdruck, als Introitus und als Symbol. Freilich soll nicht verschwiegen werden, daß der Schweizer das Hochgebirge etwas einseitig stark betont; doch dem Sohn der Berge wird man das verzeihen. Gleichwohl bleibt es Meyenbergs bleibendes Verdienst, die Landschaft für die Homiletik erobert zu haben. Er hat es erkannt, daß der Gegenwartsmensch in ein engeres Verhältnis zu Natur und Landschaft treten will als in vielen Zeiten zuvor, aller Unkultur der Großstadt zum Trotz. Meyenberg mag es empfunden haben, daß der wilde pantheisierende Subjektivismus in den Predigten Naumanns und Frenssens den Denkenden und Gläubigen abstößt, daß aber dennoch bei diesen die künstlerische Einbeziehung landschaftlicher Motive in die religiöse Darstellung für den Menschen von heute nun einmal etwas Fesselndes hat. Ist doch Kunstwartarbeit, d. h. die Freude am künstlerischen Schauen in weiteste Kreise gedrungen. Wenn der Luzerner dieser Gegenwartsströmung Rechnung trägt, so hat er übrigens an große heilige Traditionen anknüpfen können. Gerade der größte Homilet, der göttliche Stifter unserer Religion, hat ja Natur- und Landschaftsleben, die Lilien auf dem Felde, die Bäume mit ihrem Wachstum und mit ihrem Sterben, den Sämann, der da ging, den Samen zu säen, so wundervoll in seinen hl. Lehrvortrag verflochten oder diesen gar stimmungsvoll damit eingeleitet.

[1]) Volksvereinsverlag, M.Gladbach. Der Sammlung Wort und Bild Nr. 4—6. 12°. 453 S. geb. ℳ 1.20.



Mit Meyenberg teilt sich Donders in die glückliche Verwendung der Natur. aber auch in ein feines Empfinden für künstlerische Komposition, in die Art lebensfrischer Erzählung und in die Technik dramatischer Spannung. Nach kurzen, allerdings mit Recht stark akzentuierten Einleitungsakkorden führt er den Leser auf jene großen Höhen, wo er den Weitblick hat auf große Gegenstände des Glaubens und des Menschenlebens. Denn das Zentrum einer jeden Skizze bildet ein bedeutender religiöser Gedanke. Aber solch ein Satz wird nie lehrhaft ausgebreitet, sondern immer anschaulich und gegenständlich geschildert, in Persönlichkeiten charakterisiert, meist im Spiegel des Gottmenschen. Predigen wir Christus, den Gekreuzigten — das ist der vornehmste Inhalt des Skizzenbandes. Und die Anwendung, das Morale, wie es Chrysostomus nannte, wird oft ergreifend nahegebracht. Donders eignet die Fähigkeit, einen lebendigen Kontakt mit der Seele des Lesers herzustellen, im hohen Grade, er beherrscht die Kunst des latenten Dialogs.

Im übrigen eine gedankenreiche Schrift; vieles ist neu; vieles auch aus dem Besten der Besten übernommen; vor allem aber fesselt, was noch einmal mit Nachdruck unterstrichen werden soll, die eigenartige Form, die Anlage, die Technik, die Komposition. Man prüfe den Band darauf hin; man wird nicht jede Skizze gleichwertig finden und doch sie in ihrer Gesamtheit als Novum auf dem Gebiete der religiösen Erbauungsschriften gelten lassen. Vielen wird sicherlich das zudem trefflich ausgestattete und ganz außerordentlich preiswerte Buch vieles bringen: dem Homileten und Katecheten zu Zwecken des Studiums, den Weltkindern im Salon, die für einige Momente in den Aeußerlichkeiten und in der Oberflächenkultur gesellschaftlichen Lebens innehalten, nicht zum wenigsten auch den Männern im Arbeitsrock, die schweren Tritts den Weg zur Fabrik nehmen. Denn das Buch ist schließlich auch in den Formen wohltuender edler Popularität geschrieben.

Man wird das nicht von allen Büchern der Erbauungslektüre sagen können. Viele spannen den Leser auf das Prokrustesbett abstrakten Denkens. Viele andere werden, um volkstümlich zu sein, zu drastisch und derb. Auch Alban Stolz sagt uns ja nicht in allem zu.

Der Totengräber.

Eine Skizze von Eugen Mack.

Gruber war seines Zeichens Totengräber. Das Amt hatte sich vom Großvater auf den Vater und vom Vater auf den Sohn vererbt. Hacke und Spaten waren vom einen auf den anderen übergegangen, damit er einem Geschiedenen sein letztes Haus baue in der Erde kühlem Schoß. Weit dehnte sich der Gottesacker um die Friedhofkapelle, an welche sich die Behausung des Totengräbers lehnte.

Nett und einfach war des Totengräbers efeuüberwachsenes Heim, aber ärmlich, recht ärmlich. Unten war da eine kleine Kammer. Sie diente als Leichenzimmer, wenn ein Handwerksbursche gestorben war, wenn man im Wald draußen einen Verunglückten aufgefunden hatte, oder wenn die Leute in der Stadt für die Leiche eines der ihrigen keinen Platz mehr hatten. Dann war unten noch eine Art Schopf mit den Grabwerkzeugen, mit Gießkannen, mit Drähten von alten Kränzen, mit Brettern, um im Winter die Gräber zu rammen, mit Grabsteinumkleidungen gegen die Schneefeuchte und endlich mit der schwarzen Totenbahre. Oben befanden sich eine kleine Küche mit dem kleinen Kachelherd und dem großen Kaminschoß darüber, dann eine Stube und zwei kleine Kämmerchen. Schlimme Zeiten waren in der ärmlichen Wohnung schon eingekehrt, freilich auch gute; aber was heißt gut im Haus des Totengräbers? Die besten Zeiten waren die gewesen, wenn viele Leute starben. Da gab es mehr Verdienst: Leichenankleiden, zur Leiche sagen, Totenwachen, Einsargen, Grabmachen, Begraben. Das war des Totengräbers kaltes Handwerk, Woche für Woche. Was anderen grausig und schrecklich vorkam, daran war er gewöhnt, und in den Monaten, wo die Totenregister auf dem Standesamt und im Pfarrhaus sich füllten, war der Totengräber der bestaufgelegte Mann.

Da saß er allemal viel vergnügter in seiner Stube, wenn eine Leiche vorüber war, saß bei seiner Familie, bei seiner Frau und seinen sechs Kindern. Das Weib nähte, die Kinder spielten; er stopfte sein Pfeifchen, rieb gelbe Rüben und trockenes Brot, um für das Schwarzköpfchen im Käfig das Tröglein mit Futter zu füllen, oder er streute der unter dem Ofen gurrenden Turteltaube frische Körner. An besonders guten Tagen griff er auch nach seiner Handharmonika und spielte. So war man froh in des Totengräbers Stube, und unterdes strich der Wind drunten über die Gräber, und rauschte der Flor an den hölzernen Kreuzen, und schlugen die Blechkränze an die Grabsteine.

Gruber war ein braver Mann, er hatte ein gutes Gemüt, allerdings in einer rauhen Schale. Daß er sein Handwerk nach außen hin anscheinend herzlos trieb, das brachte eben sein Geschäft mit sich. Wenn man dem Totengräber manchmal in die Seele hätte blicken können, wenn er so einsam auf dem Gottesacker die Leiche eines Armen zudeckte, dann hätte man seine ganze Art recht erkannt.

Man konnte natürlich nicht verlangen, daß der Totengräber immer nur da draußen auf dem Gottesacker blieb und die ernste Miene aufsetzte; er mußte Tage haben, wo er auch mit anderen Leuten zusammenkam als nur mit seiner Familie und seinen Toten. Solche Tage brachte besonders die Fastnachtszeit. Da maskierte sich Gruber in der Stadt drinnen: als Zigeuner, als Dudelsackpfeifer, als Schlawacke, als Savoyarde war er schon aufgetreten. Wenn er aber in der Nacht vor Aschermittwoch heimging und durch den Friedhof schritt, kam doch ein eigentümliches Gefühl über ihn. Da tat jeder Schritt so seltsam, und plätscherte der Brunnen unter der Trauerweide so eigenartig. Der Totengräber mußte an die Worte denken, die der Priester sprach, wenn er ihm die Schaufel mit Erde gegeben: „Aus Erde hast du mich gebildet", und der Totengräber dachte: O eitel Lust und Fastnachtstand: Staub sind wir und müssen wieder zu Staub werden.

Das hatte er schon oft gehört, aber ernster dachte er selten darüber nach, wie so viele andere. O, der Totengräber hätte oft Gelegenheit gehabt und hatte sie, zu sehen, wie die Leute auch bei Beerdigungen so äußerlich geworden waren. War eine reiche Leiche, nun ja, dann kamen viele Leute, reiche und arme, aber sie beteten so wenig und sprachen für eine solche Gelegenheit wenig Passendes. War's eine arme Leiche, dann waren die hinter dem Sarg Gehenden bald gezählt, und auch den Wenigen war nicht allen Mitgefühl anzumerken. Das alles hatte der Totengräber schon hundertmal erlebt. Er beachtete es kaum mehr und wußte nur so: die Menschen sterben und werden begraben.

Aber da kam ein böser Tag, bald nach Allerseelen. Wieder war eine Leiche gewesen, eine recht kleine Leiche. Wozu sollten denn viele Leute mitgehen; der Gang zum Grab war ein gar zu kleiner, und es war ja eine Armenleiche! Der Totengräber hatte wieder alles getan, wie sonst, wenn jemand gestorben. Er war neben dem Priester gestanden, hatte die Schaufel mit Erde hergegeben, hatte die Worte gehört: „Aus Erde hast du mich gebildet", hatte mit krampfhafter Hand dem Priester das Kreuz dargereicht, und der hatte damit das Grab gesegnet — jedes Wort war dem Totengräber ein Trost gewesen: „Das Zeichen des Erlösers, unseres Herrn Jesus Christus, der in diesem Zeichen dich erlöst hat, sei gezeichnet über dich, um dich zur herrlichen Auferstehung zu erwecken. Friede sei mir dir!"

Wie hatten die Leute heute auf den Totengräber geschaut! Er war stark geblieben und hatte den Schmerz zurückgedrängt; er hatte fünf seiner Kinder um sich weinen sehen, er hatte den innerlich aufschreienden Schmerz niedergerungen; er hatte gesehen, wie die wenigen Leichengänger Weihwasser ins Grab sprengten, er war still geblieben.

Jetzt war der Totengräber wieder in seiner Stube, aber er ging nicht zum Kleiderkasten, um seine Arbeitskleider zu holen, die er brauchte, um ein Grab zuzumachen. Er setzte sich nieder; er blickte nach einer Bettstätte, über welche ein weißes Linnen gebreitet lag; er stützte den Kopf mit beiden Armen, und Träne um Träne rann ihm in den langen Bart.

Ach, nun sollte der Totengräber das Schwerste in seinem Leben tun, das Grab seines eigenen Weibes zuschaufeln, das Grab der Mutter von sechs Kindern. Schluchzend saß er da. Und ein Kind ums andere kam herein und rief: „Vater!" und sah den Vater weinen, und eines um das andere rief: „Die Mutter, die liebe, gute Mutter!"

Jetzt wachte auch noch das Kleine in der Wiege auf. Der Totengräber wischte die Tränen aus dem Aug' und nahm das Kleinste auf den Arm und ging zum Kreuzstock hin. Beim Schwarzköpfchenkäfig stand der Totengräber, am Fenster mit den Butzenscheiben, und er blickte hinab auf den Gottesacker und gerade aufs offene Grab seines Weibes, der Mutter seiner Kinder, der Mutter dieses Kleinsten, das seine Mutter nie gekannt. Und das Kleine machte ein Fingerchen: „Da, da, da, da!"

Der Totengräber sah den Sarg. Niemand war drunten, niemand schaufelte das Grab zu. Der Wind wehte über das offene Grab; der Wind sang ein leidvoll Lied.

Da rief der Totengräber seinen Aelteren heran — er war noch nicht aus der Schule — und sprach mit herber Stimme: „Sepp, geh zum Nachbarn, sag ihm: ich bitt' gar schön, geht für den Vater aufs Rathaus, man solle einen Taglöhner schicken, das Grab der Mutter zuzuschaufeln. Das Grab hat der Vater mit vielem Kummer gemacht, zuschaufeln kann er's nicht; sein Herz ist ihm zu schwer!"

Und Sepp ging, und Gruber sagte zu den anderen: „Kommt noch einmal hinab, wir beten am Grab der Mutter, bis der andere Totengräber kommt!" Und sie gingen, der Vater voraus, die Kinder hinter ihm drein; sie gingen zur Mutter ans offene Grab ....

Am Abend fuhr der Wind wieder über den Gottesacker. Mit den Kindern hatte der Totengräber vor dem Kreuz in der Stubenecke gekniet und für die Mutter gebetet, dann hatte er die Waislein zu Bett gebracht. Nun nahm er das alte Grabregister aus der Schublade und schrieb: „Monat November Grab Nr. 57, Reihe 11: Anna Maria Gruber. Weil's mein eigen Weib gewesen, habe ich das Grab nicht zuschaufeln können, darum Vermerk für die Abrechnung."

Tränen rollten auf's Buch ....

Weihnachtbücherschau.

Von B. Hauser.

Mit Unterstützung literaturkundiger Mitarbeiter.

I.

Es gibt auch Bücher, denen man den Vortritt läßt. Wenn wir die große Zahl der Neuerscheinungen überblicken, welche die Sprechstunde erwarten, so ragt ein Werk über alle hoch hinaus: Herders Konversationslexikon. Es bringt den Ergänzungsband mit, den wir heute nur kurz begrüßen können Nicht nur, daß der neue Band selbst überreiche Fülle neuen Wissens in zahllosen Artikeln und Illustrationen bietet, sondern er weist auch in idealer Verwachsung mit dem Gesamtwerk beständig auf dieses zurück. Er kam auch tatsächlich aus dem achtbändigen Standardwork hervor wie das Heute aus dem Gestern. Er ist ein neuer Wuchs am wohlbekannten Stamme und wird in eigener Besprechung geziemend gewürdigt werden. Eines aber hat uns auch die erste Durchsicht schon gelehrt: der neue Band wird die Freude am Gesamtwerk erhöhen und dessen Ruhm vermehren.

Von den Werken des **Herderschen Verlags zu Freiburg i. B.**, welche die Bergung eines ganzen Wissensgebietes oder eines Zeitabschnittes bezwecken, sind neben dem Kirchen- und Staatslexikon besonders zwei im vergangenen Jahre bedeutsam hervorgetreten: die rühmlich bekannten Jahrbücher der Naturwissenschaften (ℳ 7.50) und der Zeit- und Kulturgeschichte (ℳ 7.50), sodann, durch den zu früh erfolgten Tod ihres Verfassers, Baumgartners Weltliteratur (6 Bände). Aus einzelnen Monographien baut sich das Riesendenkmal, gefestigt durch den zeitlosen Maßstab der christlichen Weltanschauung, über dem Grabe dieses weltweiten Verstandes und einer durch nichts zu blendenden Urteilskraft empor, hoch über unsere Zeit schwächlicher Verschwommenheit und fächermäßiger Verengung. Als sein Vermächtnis dürfen wir den sechsten Band seines unvergänglichen Werkes betrachten, der die italienische Literatur umspannt. Baumgartner selbst hat die Herausgabe nicht mehr erlebt. Der dritte der großen Historiker wurde uns mit ihm nach Janssen und Helfert entrissen; Pastor und Michael leben noch als Erben ihres Geistes.

Nicht minder verdienstlich bleibt die bescheidenere Aufgabe: im Gesamtvolke eines Sprachgebietes den Sinn für die Größe seiner sprachlichen Kunstwerke zu erhalten, zu veredeln oder zu wecken. Die Bibliothek deutscher Klassiker (12 Bände je ℳ 3.—) und wertvoller Novellen (bisher 8 Bände je ℳ 2.50) unterziehen sich der Pflicht, aus dem Papiermeer der Produktion das bestehende Große gegen alles halt- und bestandlose „Moderne" als das zugleich Schönste und Edelste zu verbreiten. Die Autoren der Novellensammlung reichen — wie jene der Klassikerbibliothek — bis an die Schwelle der Gegenwart. Kein Familientisch sollte sie entbehren; sie zieren im schmucken Kleide der Herderschen Verlagshandlung den vornehmsten und sind dem Unbemittelten durch ihren Preis erreichbar. Die Autoren der dieses Jahr erschienenen Bände seien bloß genannt: Ludwig, Stifter, J. Frey, Hebbel, Brentano, Gerstäcker, E. Th. A. Hoffmann, Eichendorff, Hauff — sie alle sind wahre Erzieher des Gemüts und der Phantasie und deshalb echte Wecker des Charakters, soweit das Schöne dies vermag. Als ihre geschichtlichen Begleiter können Lindemanns bewährte, von M. Ettlinger revidierte Geschichte der deutschen Literatur (8. Auflage, ℳ 13.—) und E. M. Hamanns Abriß der deutschen Literatur (5. Auflage, ℳ 3.40), die bis zum heutigen Tage ungetrübten Aufschluß über die reiche Entwicklung unseres Schrifttums geben, wärmstens empfohlen werden.

Die Erzählungsammlungen für das Volk von Stolz, Spillmann, Kümmel bedürfen kaum einer flüchtigen Erwähnung, um ihre Vorzüge in die Erinnerung zu rufen. Zwei andere, im wesentlichen vom Volk selbst gedichtete Sammlungen sollen aber hier nachdrücklich genannt sein. Sie verleihen den Hellklang des Lachens und des Liedes; und urwüchsig, weil aus dem innersten gesunden Volksherzen hervorgegangen, sollen sie weiter leben, überall die Fröhlichkeit schaffend, welche sie selbst gebar: Mohrs Narrenbaum (ℳ 2.50), das Buch vom deutschen Humor, und Reiserts Deutsche Lieder (mit Klavierbegleitung ℳ 15.—), das Buch vom deutschen Sang. Wer kennt sie, die alten Schwänke, aus denen Eulenspiegels nickende Hutfeder aufragt und welche das volle, seelenheitere Lachen wecken? Nicht so viele, als nötig ist, damit die Griesgrämigkeit aus unseren Landen weiche. Ein lachendes Volk ist ein gesundes Volk.

Es ist ein großer Schritt von diesen stimmungsgeborenen Gedichten der Volksphantasie zu jener gewaltigen Lebensdichtung, in der sich ein Volk und eine Zeitepoche durch das Medium eines einzelnen Genies unsterblich machte. Dantes Poetische Werke (4 Bände, ℳ 18.— und ℳ 28.—) haben in Herders Parallelausgabe diejenige deutsche Uebertragung erhalten, welche den großen Florentiner bei uns so heimisch machen wird, als Schlegel Shakespeare einbürgerte. Richard Zoozmann erstrebte durch seine in Schlegelterzinen fortschreitende Uebersetzung eine solche wörtliche Treue, daß sich jeder Vers seiner Neudichtung mit dem entsprechenden Vers des nebenstehenden Originals deckt. So hat der Gelehrte wie der Liebhaber den deutschen Dante erhalten. Der Bücherfreund wird des weiteren hell entzückt sein durch die über jedes Lob erhabene Ausstattung des großen Werkes. Der grandiose Stoffkreis der Danteschen Welt und des Danteschen Schicksals hielt den Uebersetzer noch lange im Bann. Und Zoozmann gab einen neuen Beweis, daß er als Dichter in die Ideenwelt Dantes tief eindrang, daß er nachschuf, indem er übersetzte, nachempfand, indem er begriff, in Dantes letzte Tage (ℳ 2.80). Wer den alten träumeschweren Genius Dantes in Ravenna schauen will und nachfühlen mag, wie die Macht seines Heimwehs und seiner seelenpackenden, nie welkenden Liebe das Gefühl der Verbannung überwindet, der greife nach dieser gedankenvollen, hochpoetisch konzipierten und kunstvoll in Danteschem Geiste aufgebauten Dichtung. Der Verlag hat die innere Zusammengehörigkeit durch eine gleiche Ausstattung auch äußerlich dargetan.

Derselbe Geist, der Dantes Werke schuf, der Milton und Lamartine beherrschte: der Geist des großen sinn- und schönheitsgewaltigen Epos, webt ebenfalls aus Verdaguers Atlantis (ℳ 3.50), Hlatky, Weltenmorgen (5. Auflage ℳ 5.60) und Seeber, Der ewige Jude (8. u. 9. Auflage, ℳ 3.50). Das Meisterwerk der katalanischen Literatur, die sagenhafte „Atlantis" hat (in der vorliegenden 2. u. 3. Auflage) eine wahrhaft dichterische Uebertragung durch Klara Commer erfahren, deren Blankverse und freie Reimstrophen die volle Kraft der Gedanken, aber auch die ganze bildliche Pracht und allen lyrischen Reiz des Originals wiedererzeugen. Ist Verdaguers Werk das einzige großartige spanische Epos des 19. Jahrhunderts, so dürfte es in Deutschland nur wenige geben, die an sittlicher und dichterischer Größe an Hlatkys Weltenmorgen und Seebers Ewigen Juden hinanreichen. Es erübrigt sich, mehr darüber zu sagen: ihre erneuten Auflagen zeigen, daß sie sich ihre Wege bahnen.

Aus diesen epischen Fernen der Ueberlieferungen, Sagen und Seherbildern führen uns die Prosawerke des Herderschen Verlags in die von geistigen und materiellen Kämpfen erfüllte Gegenwart. Vornehmer Einband, bedeutender Inhalt sind ihre Signatur. Gemeinsam ist ihnen die aus dem Psychologischen fein entwickelte Handlung über einer aktuell problematischen Basis. Voran Colomas „Boy" (ℳ 4.—). Das spanische Original verzeichnet einen Riesenerfolg; der deutschen vorzüglichen Uebertragung wird er nicht fehlen. Die Kenner der „Lappalien" werden alle Vorzüge wiederfinden, die jenes berühmte Buch in alle Länder führten. Die Fehler Boys sind die Fehler der spanischen Adelsgeschlechter, deren Urahnen schon aßen, ohne zu arbeiten. Er ist ihre günstigste Kristallisation — und geht unter. Darin steckt der große sittliche Wert dieses glänzend geschriebenen Romans. — M. Scharlau erschuf in dem in der „Allgemeinen Rundschau" soeben erst eingehend gewürdigten Martin Augustin (ℳ 4.—) einen ähnlichen irrenden, spät sich jedoch noch festigenden Männercharakter. Die unumgängliche Voraussetzung einer Ehe, das gegenseitige harmonische Verständnis, ist auch das vorzüglich dargestellte Problem der dritten Neuerscheinung „Durch tiefe Wasser" (ℳ 2.80) von Louisa von Haber. Nur daß hier das Problem nicht aus unüberbrückbaren religiösen Verschiedenheiten erwächst, sondern den Gefahren einer „Vernunftehe" entspringt und deshalb durch eine aus Achtung geborene Liebe gelöst werden kann. Im Zusammenhang mit diesen Werken sei an Ansgar

Albings aus ganz ähnlichen Problemen geschaffene, längst beliebte Schöpfungen erinnert: Moribus paternis (3. u. 4. Aufl. M 7.—) und „Der Pessimist" (2. Aufl. M 7.—).

Zum Schauen geboren, zum Schauen bestellt ist jeder echte Poet, und wenn einer das Geschaute in lebendiger und lebenswahrer Darstellung gestalten kann, wenn seine Bilder ihn drängen — wer wollte ihm dann vorschreiben, die Gestalten noch psychisch zu sezieren! Es liegt ihm nicht, und doch ist er ein Dichter! Das gilt von Anton Schott. Er hat sein Volk, das ihn mit berechtigtem Genusse liest. Sein „Glücksglas" (M 4.—) und die in prächtigem Einband neu aufgelegten „Geierbuben" (2. u. 3. Aufl. M 3.—) zeugen von einer gesunden poetischen Kraft, die aus starkem Mitfühlen und einer scharfäugigen Kenntnis des Böhmerwaldes schafft. Schott ist kein „Literat" — gerade deshalb ist er ein vorbildlicher Volkserzähler. Bleibt Schott in Gegenwart und Heimat, so gehen zwei andere Erzähler in die Bilderwelt der Geschichte. Cardauns in seinem klaren und zugleich farbenreichen „Stadtschreiber von Köln" (3. Aufl. M 3.60), dessen Eindringlichkeit durch eine fein gezügelte, gangsichere Sprache noch gehoben wird, und Hofmann in ihrem wirkungsvollen düsteren Gemälde aus dem Reformationszeitalter, „Das Erbe der Helfensteiner" (M 3.20). Beide Werke sind früher erschienen und sollen hier nur erwähnt sein.

Und, last, not least, sei ein Poet genannt, dessen außergewöhnlich zarte, Schönheit und Frieden suchende Seele unter dem schlichten Titel „Novellen" (7. u. 8. Auflage M 4.—) schon wiederholt vors Publikum trat. Wir hoffen zum Nutzen einer edlen feinsinnigen Lektüre, daß wir diesen Band Joh. Bapt. Diels noch oft aufs neue begrüßen können.

„Wer das Bedürfnis fühlt, wieder einmal aus kleiner Gegenwart in eine große Vergangenheit, aus rauher Wirklichkeit in ein Land der Poesie zu flüchten, der lenke dorthin seine Schritte." So schließt Paul Wilhelm von Keppler, der feinsinnige Bischof von Rottenburg, seinen Essay über Siena. Dieser Ruf geht vom Essay überhaupt aus. Unter der bedeutenden Anzahl neuer Meister des Essays steht Paul Wilhelm von Keppler in erster Reihe. Er hat im Verlage von Herder zwei prächtige, reich illustrierte Bände erscheinen lassen: „Aus Kunst und Leben" (Band I M 7.50 und M 9.—; Band II — neue Folge — M 7.— und M 8.40). Keppler trägt letzteres in ersteres hinein. Er sieht Leben, wo er hinsieht, und mehr als dies: er sieht Harmonie und Sinn. Ein unzweifelhafter Künstler. Seine Essays stehen in der Sonne, mag er nun Kunstwerke, Persönlichkeiten, Städte oder Landschaften schildern. Abertausende sind ihm gefolgt, als er seine so ungemein zeitgemäße Aufforderung zu „Mehr Freude" (M 2.60 und höher) erschallen ließ. Mögen doch viele zu diesem Buche greifen — um der Freude willen! — Von entgegengesetzter Seite zu gleichem Ziele kamen zwei andere, ebenso geistvolle wie gemütstiefe Künstler: Johannes Jörgensen und Artur Maria Baron Lüttwitz. Sie sind Persönlichkeiten, die konvertierten Philosophen, die ihren Angelpunkt fanden: sie kamen von den Freuden zur Freude. Wie ein Rückblick auf den Weg erscheint des zweiten tiefsinniges Buch: „Wo ist das Glück?" (M 3.20). Eine Stimmung, die sich friedlichem Herbstwandern beigesellt, liegt in den Kapiteln des ergreifenden Buches. In Nebel, mit krausen Ausblicken beginnt es; unter beständigem Fragen nach dem Glück steigt der Weg in vielen Kehren und Halten. Schließlich werden Luft und Weg lichter, der Gipfel liegt in Glanz und Sonne. Nebel verdeckt die Täler, die er selbst durchschritt und wo Millionen wohnen und noch fragen. Ein Buch für feine Denker und Empfinder! — Jörgensen ist längst kein Unbekannter mehr. Er ist lichtvoller als Lüttwitz, plastischer als Künstler, ebenso fein als Denker. Das Buch „Vom Vesuv nach Skagen" (M 3.—) wird seine Gemeinde mehren. Es ist bewundernswürdig, wie dieser Stimmungskünstler auch im Miniaturbilde nichts von der Zartheit der Linie und Klarheit des Ausdrucks verliert. So entstehen wahre Kleinode des künstlerischen Essays. Nur in Erinnerung gebracht sei im Anschluß an diese neuen Meister des Aphorismus und des Essays Hettingers „Aus Welt und Kirche" (5. Aufl. M 15.—).

Der Essay ist ein echtes Kind unserer Zeit. Er ergreift alle Gebiete. In seinem Kleide nimmt der Leser von heute auch die Besuche tiefernster Lehren und Mahnungen an. Das haben die großen Erfolge eines Doß, Gedanken und Ratschläge (18. Aufl. M 3.— und höher), Die weise Jungfrau (9. Aufl. M 3.80), eines Weiß, Lebensweisheit (12. Aufl. M 4.— und M 5.80), Die Kunst zu leben (7. Aufl. M 4.20 und M 6.—), eines T. Pesch, Lebensphilosophie (12. Auflage M 4.70), eines Morawski, Abende am Genfer See (4. Aufl. M 2.80), eines Franz Keller und Otto Zimmermann angetan. Vor allem ist es die denkende Jugend beim Eintritt ins tätige Mannesalter, welcher die edle Sorge gilt: Lucas, Am Morgen des Lebens (M 2.80), Krier, Der Beruf (M 3.—); Holl, Sturm und Steuer (M 2.40), Wahn und Wahrheit (M 2.80), Die Jugend großer Männer (M 2.80); Geradaus, Kompaß (M 2.50) und Hettingers klassischer Timotheus (M 6.60) sind nur ein paar hervorragende Namen. — Eine liebenswürdige, nachdenkliche Neuerscheinung ist der Männerspiegel von Friedrich Beetz (M 1.—), ein Büchlein, das an Hand dreier wohlbekannter Werke von Dürer, des Ritter, Tod und Teufel, des Hieronymus in der Zelle und der Melancholie eine sehr zeitgemäße Spiegelung der Männerwelt vornimmt. — Dieses Jahr ist auch der bekannte Essayist S. von Oer wieder mit einem feinsinnigen Werk hervorgetreten. „Das Vaterunser" (M 2.30) zeigt, wie im Gebete des Herrn verborgen, aber jedem versenkten Beter auffindbar, die Richtlinien für das gesamte tagtägliche christliche Familienleben liegen. Wir wünschen das Buch in viele Hände. Es dürfte eine willkommene Beigabe zu dem neuerdings aufgelegten Prachtwerk „Das Vaterunser" von Glötzle und Knöpfler (3. Aufl. M 14.—) sein, welches eine außerordentlich eindrucksvolle bildliche Verherrlichung seines Gegenstandes ist und in jede katholische Familie Eingang finden sollte. — Röslers Liebfrauenschule (M 2.— u. höher), eine weitere Novität, ist ein vorzügliches Erbauungsbuch für Frauen, wie es Peschs berühmtes Religiöses Leben (M 1.60 und höher) für die gebildete Männerwelt darstellt. — Hier darf wohl nicht an Beissels Seelengärtlein (M 2.60 und höher) vorbeigegangen werden, dessen künstlerische Ausstattung es zu einem wahren Unikum stempelt. Damit ist die Grenze des Gebetbuches überschritten. — Dem religiösen Leben auf einem bedeutungsvollen Gebiete mit der Gelehrsamkeit und Feinsinnigkeit nachgeforscht zu haben, welche ihn als Angelico-Kenner auszeichnen, ist das große Verdienst Stephan Beissels in seiner Geschichte der Verehrung Marias (Band I für das deutsche Mittelalter, M 17.50; Band II für das 16. und 17. Jahrhundert aller Länder M 14.50). Wir erstaunen über den von beharrlicher Quellenforschung und Gelehrtenspürsinn zeugenden Reichtum an bildlichem und textlichem Material. Manches Neue und vieles neu Beleuchtete ist diesem in lichtvoller Sprache geschriebenen Werke zu danken. Die Kunstgeschichte im allgemeinen, die Ikonographie im speziellen, die Literatur- und Kulturkenntnis, die Forschung über Marienandacht in all ihren Formen werden vielseitig bereichert. Deshalb dürfte das Werk das Interesse weitester nicht nur katholischer Kreise mit vollem Rechte finden.

Es scheint, daß eine Strömung des Geschmackes die heutige Leserwelt mehr als in vergangenen Jahrzehnten geschichtlichen und geographischen Darstellungen und Unterhaltungen zuführt. Es wäre unrichtig, diese Erscheinung lediglich einer undiskutierbaren Laune der Mode zuschreiben zu wollen. Wie man reisen sollte, das zeigen die schon genannten Werke Jörgensens und von Kepplers in eindringlicher Weise. Von diesem letzteren müssen noch die „Wanderfahrten" (M 10.50 u. 12.50) nachdrücklich empfohlen werden. Und was Keppler für den eigentlichen Wanderer bedeutet, das gilt Aegypten von Kayser und Roloff (M 9.—) für diejenigen, welche sich intimere Kenntnis und bis ins kleine eingehendes Verständnis des Wunderlandes verschaffen wollen, und das bedeuten ferner Baumgartners Nordische Fahrten (3 Bde, M 32.—) für Reisen durch Island, Skandinavien und Schottland. Island und die Färöer besonders dürften noch nie mit solcher Gründlichkeit und Frische behandelt worden sein, wie eben durch Baumgartner. Aus Indien, dem Land der heiligen Ströme, fließen seit Jahrtausenden viele Quellen ins Kulturleben des östlichen Asiens. Und das ist gerade das höchst Wertvolle in Dahlmanns Indische Fahrten (2 Bände, M 23.—), daß der Verfasser nach eingehendster Vorbereitung in das große indische Rätsel: das grandiose Ringen der orientalischen Weltanschauungen — lichtbringend eindringt. So kommt es, daß keiner gleich ihm den Geist verspürte — und die Spuren wies —, welcher aus diesem Urgrund indischen Lebens in Denkmäler, Sitten und Literatur einzog. Die Monographie Indiens hat man das Werk genannt; sie ist es in erster Linie um ihres Textes willen; sie darf aber auch wegen der vorbildlichen Ausstattung und der außerordentlich reichen Illustrierung diese Auszeichnung beanspruchen.

Jene Sehnsucht, die nach großen Menschen ausblickt, macht vielleicht den Fehler, daß sie zu viel nach äußeren Taten Ausschau hält, daß sie nicht auch die stille Größe sucht, von der nur selten jemand spricht. Es ist ein sympathisches Unternehmen der Herderschen Verlagshandlung, daß sie uns neuerdings zwei solch unauffällig große Lebensbilder schenkt: Calvets P. Ginhac (M 4.60) und Pontoppidans Elise Hostier (M 2.50). Der einstige Bauernsohn und die Dame der Pariser Salons waren Menschen, die ebenso still wie unablässig an sich arbeiteten und den Segen reiner Persönlichkeiten von sich strahlten. Seltene Menschen also! Die Wirkung des Mannes war die größere: er wirkte aus der Societas Jesu heraus, während Elise Hostier nur im Familienkreise lebte. Aber beider Tod zeigte erst die große Lücke, die ihr frommer Sinn und ihre tätige Liebe zeitlebens ausfüllte. Es ist ein hohes Zeugnis für die edle Katholikin, daß der Protestant Pontoppidan ihr Lebensbild und ihre Betrachtungen einer Verbreitung würdig erachtete; das Buch tritt als zweiter Band zu der Sammlung „Frauenbilder", die mit H. Brentanos Fürstin Gallitzin (M 2.50) so bedeutsam begonnen wurden. — Sehr begrüßt haben wir die zweite Auflage von Emil Bougaud, Die hl. Johanna Franziska von Chantal (2 Bände, M 9.—), ein klassisches Buch für diejenigen, welche stilles Heldentum würdigen können. Ueber all diesen Büchern dürfte das Motto stehen: Einleben, nicht Ausleben!

Eine andere Welt tut sich mit zwei eben erschienenen vorzüglichen Männerbildern auf: Julius Bachem, Lose Blätter aus meinem Leben (M 1.20) und Franz Dor, Heinrich Bern-



hard von Andlaw (ℳ 3.20). Kulturkampfzeit! Schattenrisse und Sonnenblicke einer bewegten Epoche. Bachem, der bedeutenste noch lebende politische Zeuge, von Andlaw, einer der großen badischen Triumviri (v. Vicari, v. Buß, v. Andlaw) jener Periode, deren Früchte wir hüten. Wer wollte sie nicht näher kennen lernen! Andlaw ist im Kampfe abgerufen worden; deshalb spüren wir in Dors Biographie den Feueratem des Ringens, während in Bachems autobiographischen Skizzen das ruhige Licht der Errungenschaft wahrnehmbar ist. Mögen diese Katholiken der Tat in vielen schlafende Kräfte wecken. Zum hundertjährigen Geburtstag eines anderen großen Förderers der katholischen Sache erscheinen Lorenz Kellners „Lose Blätter", Aphorismen zur Pädagogik, herausgegeben von Adam Görgen. Insbesondere den zahllosen Freunden des Altmeisters für Schulpädagogik, aber auch allen der Schulerziehung Nahestehenden wird diese vortreffliche Festgabe sehr willkommen sein. — Besonderen Dank verdient auch Alois Stockmanns hochinteressante Biographie „Thomas Moore" (ℳ 3.—), die eine vollständige Wiederspiegelung des englischen und irischen Geisteslebens zu Anfang des 19. Jahrhunderts zu geben vermag. Selten hat es wohl einen zu Lebzeiten bekannteren, für Freiheit und katholisches Recht eintretenden Sänger gegeben als Moore, dessen köstliche Lieder selbst in den Steppen Rußlands und auf den Karawanenwegen Persiens ein volles Echo fanden. — Nochmals in Erinnerung gerufen sei Janssens F. L. Graf zu Stolberg (4. Auflage ℳ 6.60), das Lebensbild eines großen katholischen Mannes von einem anderen.

„In Ihren Schriften fand sie Worte des ewigen Lebens" — mit diesem dankbaren Ausruf gab ein protestantischer Gelehrter die Briefe an seine eigene konvertierte Tochter Alban Stolz zurück. Den Briefwechsel mit dieser Konvertitin enthält Stolz' Fügung und Führung (ℳ 3.—). In diesem Buche treten die ungewöhnlich zarten Regungen und Bilder einer bloß aufs Innerliche gerichteten Seele vor die Augen.

Noch weiter hineingeführt in eine bergtiefe Seele werden wir durch die ältesten und größten aller „Bekenntnisse", jene des hl. Augustinus (4. und 5. Auflage, ℳ 3 — und ℳ 3.80). Eine nicht genug anzuerkennende, sinnerfassende Uebertragung hat v. Hertling diesem Werke, das Jahrtausende überdauerte, gegeben.

Ein tiefes Eingehen in das Wesen von Kunst und Künstler schenkt uns Albert Vögeles Pessimismus und das Tragische in Kunst und Leben (2. Aufl., ℳ 4.60). In formvollendeter Weise führt uns der Verfasser in die geistige Werkstätte, aus der das griechische Drama und die bedeutendsten tragischen Meisterwerke bis zur Gegenwart, wie auch die philosophischen Anschauungen Schopenhauers, v. Hartmanns, Nietzsches und Wagners hervorgegangen sind. Und auf verwandtem Gebiete erstand uns in Künzles Ethik und Aesthetik (ℳ 8.50) eine erschöpfende, in der heutigen Zerfahrenheit ästhetischer Auffassungen ungemein nutzbringende, stets auf Harmonie hinstrebende Darstellung. Beide Werke seien allen Freunden der Literatur wärmstens empfohlen. Geben sie doch manche versöhnende Lösungen zu streitigen Problemen.

Zum Schluß sei eine Neuerscheinung genannt, die, obwohl sie zwischen feingeschmücktem Einbande steckt, dennoch nicht als „Buch" wirkt. Das dringt mit sprudelnden Worten, unvergleichlichen Bildern, zornig, humorvoll, tiefernst, lebendig zwischen den Seiten hervor! Man schaut die Zeit, die Gesellschaft, die vollgedrängte Kirche und die Kanzel: Abraham a Sancta Clara predigt! Das Buch heißt „Blütenlese" (ℳ 2.80).

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. In neuer Einstudierung erschien Grillparzers romantisches Erstlingswerk „Die Ahnfrau". Diese Schicksalstragödie erfreut sich bei unserem Publikum höherer Gunst, als viele seiner reifen Schöpfungen, so daß wir — leider — die Schicksalstragödie öfters zu sehen Gelegenheit haben, als diejenigen Dramen, auf denen Grillparzers dramatische Bedeutung fußt. Die starke, wenn auch reintheatralische Wirkung übt eben noch auf viele ihren Zauber aus, auch wenn die Schicksale des Hauses Borotin und seiner gespenstigen Urahnen unser Mitgefühl nicht mehr zu erwecken vermögen. Die Aufführung unter Steinrücks Regie war durchaus tüchtig, nur war die neue Vertreterin der Berta (Frl. Neuhoff) schwer verständlich, sei es, daß das große Haus oder das wenig gewohnte Versmaß ihr Mühe machte. — Die zweite Besetzung der neuen Oper „Der Musikant" mit den Damen von Fladung und Tordek, sowie Herrn Wolf und Globerger blieb unter der Leitung des Hofkapellmeisters Röhr an Eindruck nicht hinter der ersten zurück. Das Werk selbst fand wieder stärksten Beifall und der Eindruck war allgemein, daß wir in Bittner einen ursprünglich und gesund empfindenden Komponisten besitzen, dem sicherlich auf der Opernbühne nachhaltige Wirkungen vergönnt sind.

Vortragsabende. Zur Veranstaltung eines Volksbildungsabends hatten sich in bewährter Weise das Katholische Kasino, der Volksverein für das katholische Deutschland und die Calderongesellschaft vereinigt. Der Festsaal des kathol. Kasinos war dicht gefüllt. An der Spitze der Ehrengäste war der Hochwürdigste Herr Erzbischof Exzellenz v. Bettin er erschienen. Das reichhaltige Programm begann mit einem flott gespielten Mozartschen Streichquartett. Die Arbeit im Spiegel der Literatur und Kunst war das Leitmotiv des Abends. Herr Dr. Brem sprach in knappen, aber desto eindringlicheren Ausführungen erläuternde Worte. Er ging von der bedeutungsvollen Tatsache aus, daß erst das Christentum die Arbeit geadelt habe. Santners Bergmannslied wurde von einem Quartett sehr wirksam vorgetragen. Hofschauspieler Sturz bot mit fein nuanciertem Vortrag drei stimmungskräftige Dichtungen (Im Hinterhalt, Seemanns Witwe, der Gladiator) von F. W. Weber, dem Dichter von „Dreizehnlinden". Löwes Balladen der „Schatzgräber" und „Die Heinzelmännchen" trug, von Luise Matt feinsinnig am Flügel begleitet, Otto Ursprung vor und fand beifälligste Aufnahme. Lichtbilder von das Thema „Arbeit" behandelnden Meisterwerken der Kunst von Velasquez bis Hans Thoma fesselten, von Dr. Brem verständnisvoll erläutert, stark das Interesse. Kreuzers Gebet aus dem „Nachtlager von Granada" schloß den Abend ab, der in Richard Sturzs meisterhaften Rezitation der „Glocke" seinen Höhepunkt erreicht hatte. Auch an dem von der Calderongesellschaft gebotenen Balladenabend hörten wir den gleichen berufenen Interpreten. — Otto Gerlach, der Oberregisseur des Breslauer Stadttheaters, las mit schlichtem, scharf kontrastierendem Vortrag Maeterlincks Drama „Maria Magdalena" an einem gut besuchten Rezitationsabend. Der sehr problematische Charakter der Dichtung ist bei einem früheren Anlasse an dieser Stelle schon gestreift worden. — Mancherlei fesselnde Dichtungen brachte auch Rezitator Max Gümbel-Seilling, dessen Abend ich nicht besuchen konnte. Sein Vortragstalent wird gelobt. Die Aufnahme war sehr anerkennend.

Aus den Konzertsälen. Als Neuheit bot das 2. Abonnementskonzert des Konzertvereins die Ouvertüre zu „Polyeucte" von Paul Dukas. Das Vorspiel dieses modernen Franzosen zu dem klassischen Drama Corneilles wußte durch aparte Orchesterfarben lebhaft zu interessieren. Im ganzen waren es doch, wie in Dukas' Zauberlehrling, mehr Einzelheiten, die mich fesselten, als das Gesamtbild. Berlioz' „Harald in Italien" leitete äußerst glücklich den Abend ein. Die Bratschenpartie spielte Stiglitz mit warmer Einfühlung und einer weichen Klangschönheit, die lebhaften Beifall hervorrief. Löwe dirigierte hier, wie in der Beethovenschen „Achten", mit bekannter Meisterschaft. Der harmonisch verlaufene Abend erhielt durch die Liedervorträge der Frau Charles Cahier noch eine wertvolle Ergänzung. Die bedeutende Altistin der Wiener Hofoper bot die drei Zigeuner und Mignon von Liszt in einer stimmlich und geistig gleich vollendeten Weise. Sie wird dieser Tage an einem eigenen Abend uns noch eingehender mit ihrer reifen Gesangkunst vertraut machen. Das Volkssymphoniekonzert in der Tonhalle war wieder neuzeitlichen Meistern gewidmet. Neben Tschaikowsky und Saint-Saëns stand Volkmanns lange nicht gehörte Ouvertüre zu „Richard III.", die Prill beifallswürdig dirigierte. — Das Tonkünstlerorchester bot im Odeon unter der Leitung des Komponisten einen Max Reger-Abend. Der symphonische Prolog zu einer Tragödie und die Variationen und Fuge über ein Thema von Hiller fanden eine sehr gute Wiedergabe und stürmischen Beifall. Ich persönlich bewundere zwar das eminente technische Können Regers, ohne von dem Inhalt gerade hingerissen zu werden. Ich las jüngst von einem Berliner Kritiker das Wort Regersche Verstandeskunst; es klingt mir zu hart, da bei dem Komponisten sicherlich viel Empfinden mitspricht, allein das Logisch-Gestaltende ist zweifellos stärker als das rein Schöpferische in ihm. Die stärksten Eindrücke vermittelten mir die Lieder, von denen einige erstmalig gehört wurden. Anna Erler-Schnaudt sang sie, von Reger begleitet, klangschön mit tiefem Empfinden. Der Kammermusikabend der Herren Schwartz, Knauer, Hitzelberger und de Castro brachte das Klaviertrio op. 1 des dreizehnjährigen Erich Wolf Korngold. Der anwesende Wiener Wunderknabe wurde vom Publikum gefeiert. Das Werk zeigt, wie mir von einem Vertreter berichtet wird, erstaunliches Können. Man darf auf die Entwicklung des jungen Musikers gespannt sein. Auch sonst präsentieren sich manch junge, vielleicht allzu junge Talente. Hermine Kahane, eine fünfzehnjährige Pianistin aus Wien, besitzt bereits glänzende Technik und bietet sicherlich gute Entwicklungsmöglichkeiten. Auch der junge Geiger Paul Thoma, der mit Melanie Müller einen Sonatenabend gab, verfügt über bereits sehr ansehnliches technisches Können. Die Wiedergabe von Brahms' G-dur-Sonate war verheißungsvoll. — Das Konzert der Geigerin Studeny brachte der begabten Künstlerin wieder den gewohnten Erfolg. — Ueber sehr sympathische Mittel und liebenswürdigen Vortrag verfügt Berta von Savern, besonders schelmische Lieder singt sie sehr reizvoll. Das Programm brachte ein wenig zu viel von gleichartigem.

Verschiedenes aus aller Welt. Reinhardts Inszenierung des Oedipus von Sophokles im Zirkus Busch in Berlin übte starke Wirkung aus, genau so wie in der Münchener Musikfesthalle. Der

noch größere Raum nötigte die Darsteller, ihre Stimmen sehr anzustrengen. Die Kritik tadelt das Unklassische an Hofmannsthals Uebersetzung und Reinhardts Auffassung. Eine historisch echte Aufführung des „Oedipus auf Kolonos" im Berliner Ausstellungstheater hinterließ jedoch nicht den erhofften Eindruck. Die Schauspieler trugen die tragische Maske, die, wie berichtet wird, großenteils recht komisch wirkte. Weniger auffällig zeigte sich dieses antike Requisit an den Gestalten des Chores, da dieser für die Individuen kein Eigenleben beansprucht. Es war nicht immer leicht zu erraten, aus welcher Schallöffnung diese oder jene Stimme kam. — Erfolgreiche Wagneraufführungen in deutscher Sprache fanden in Holland und in Finnland statt. — Im Berliner Modernen Theater wurde ein Trauerspiel „Der Moloch" von Leo Birinski gegeben. Der Autor hat die russische Revolution miterlebt und versuchte den Geisteszustand der Terroristen dramatisch in einem politisch unparteiischen, aber schwer nachempfindbaren Stücke zu schildern. — — Das Meininger Hoftheater brachte die Uraufführung von Walter Bloems Schauspiel „Der Löwe". Der Dichter hat nach Berichten eine Anzahl Szenen in leichten, einschmeichelnden Versen mit starker Technik herausgearbeitet, doch vermochte man zu den Kämpfen zwischen Barbarossa und Heinrich dem Löwen kein engeres Verhältnis zu gewinnen. — Einen hübschen Heiterkeitserfolg hatte dieselbe Hofbühne mit dem Lustspiel „Die erste Geige" von Gustav Wied und Jens Petersen. — Gustav Renners Drama „Francesca" fand bei der Stuttgarter Urpremiere starken Erfolg. Der Dialog ist fein geschliffen und reich an tiefen Gedanken. — „Iwan, der Schreckliche", Musik und Text von Raoul Günsbourg, dem Direktor der Oper in Monte Carlo, wurde in Brüssel sehr beifällig aufgenommen.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Mit der bisherigen festen Stimmung der Börsen scheint es nicht mehr recht vorwärts zu gehen. Alle in Betracht kommenden Hauptplätze haben Spezialsorgen, welche Schwierigkeiten verursachen und jede bessere Stimmung auf die Dauer nicht aufkommen lassen wollen. Allen gemeinsam ist die unklare und vollkommen undurchsichtige Situation des internationalen Geldmarktes. Paris und die französischen Finanziers sind abhängig von den noch ungewissen Zuständen in Portugal und von den steten nervösen Meldungen aus Spanien hinsichtlich der dortigen politischen Konstellation. Des weiteren ist man in Paris äusserst verstimmt hinsichtlich der seitens der Türkei abgebrochenen Anleiheverhandlungen und bemüht, dem austrogermanischen Anleihekonsortium die grösstmöglichsten Schwierigkeiten diesserhalb zu bereiten. Unerfreuliche Folgen scheinen diese Anleiheverhandlungen für Deutschland und Oesterreich nur vielleicht dadurch zu haben, dass allgemein die Devise bekannt wurde, die bisherigen Gelder Frankreichs von uns und aus Wien zurückzuziehen. Der deutsche Geldmarkt und die deutschen Grossfinanziers werden wahrscheinlich schon mit diesem Umstand gerechnet und sich durch seriöse Dispositionen danach eingerichtet haben. Im übrigen zeigt der Geldmarkt bei uns eine erfreuliche, konstante Beharrlichkeit. Allerdings bleibt es dahingestellt, ob mit dem Herannahen des Jahresschlusses die Geldverhältnisse sich nicht verschlechtern werden. — Der Londoner Platz hatte durch die scharfen Kursrückgänge am Goldminenmarkt und vor allem durch den aufsehenerregenden Tiefstand des englischen Konsolkurses Gründe zu einer allgemeinen Missstimmung. Die Gerüchte von neuen grossen Flottenanleihen in England hatten den dortigen Geldmarkt gleichfalls in nervöse Stimmung gebracht. Die Bank von England hat dabei nach wie vor die grössten Geldanforderungen über sich ergehen zu lassen. Die Abhängigkeit der englischen Plätze zeigt sich bei allen amerikanischen Vorkommnissen. Deutlich beweisen dies die alle Ereignisse hinter sich lassenden Wahlen zu den amerikanischen Gouverneur- und Kongress-Mandaten. Der Sieg der Demokraten fand, trotz der Unterstützung durch Börse und Grosskapital, an den Effektenmärkten nicht den erhofften beruhigenden Erfolg. Vorsicht beim Eingehen von Engagements an jenen Plätzen sei empfohlen! Die neue Regierungsmehrheit wird sicherlich eine wirtschaftliche und industrielle Neubelebung der amerikanischen Union begünstigen und dadurch wird auch fremdes Geld mehr als bisher beansprucht. Die deutschen Export- und Handelskreise können von einer solchen wirtschaftlichen Ausdehnung jedoch anderseits nur erheblich profitieren. Es bleibt im Moment auch noch ungewiss, ob durch den gezeigten Ausfall dieser Wahlen der herrschende deutsch-amerikanische Kalikonflikt Aussicht hat, gütlich erledigt zu werden. — Trotz den ernsten Vorgängen an allen Börsenplätzen und trotz des grossen Interesses hieran für Deutschlands Handel und Industrie sind an den deutschen Börsen bisher keine grossen Kursabflauungen zu verzeichnen. Nach der langen Hausseperiode bei uns und den zumeist übermässig bezahlten Kurswerten der heimischen Industrieaktien ist immerhin noch eine gewisse Widerstands- und Aufnahmefähigkeit an den deutschen Börsen unverkennbar. Das Scheitern der deutsch-amerikanischen Kaliverhandlungen blieb ebenso eindruckslos wie der publik gewordene niedrige Oktober-Auftragsbestand beim Stahltrust. Zurückhaltung ist derzeit anscheinend fast überall vorherrschend und auch notwendig. So hat auch eine sehr günstige Meldung, nämlich der voraussichtliche Eingang umfangreicher Bestellungen seitens der preussisch-hessischen Eisenbahnverwaltung für die grossen Hüttenwerke, keinen Eindruck gemacht. Heftige Kursstürze am Kolonial-Aktienmarkt in Berlin beeinflussten dagegen die ganze Börse.

M. Weber.

Die Rektoratschulfrage. Es sei darauf aufmerksam gemacht, daß jetzt endlich im Verlage des „Patriot" in Lippstadt eine Broschüre erschienen ist, die zusammenhängend durch Zusammenstellung einschlägigen Materials seit 1901 jedem eine Uebersicht bietet über die für kleine Städte und das Land so wichtige Rektoratschulfrage. Interessenten kann die Anschaffung nur empfohlen werden.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Seltsame Geschichten. Von Anton Freiherrn von Perfall. M 4.—. (Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.)

Wildwasser. Hochlandsroman von Arthur Schubart. M 3.80. (Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.)

Sterngucker. Roman von Hermine Villinger. M 2.—. (Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.)

Aus stillen Stunden. Ein Geburtstagsbuch von Paul Liebener. M 3.—. (München, Herder & Co.)

Deutschlands mittelalterliche Kunstdenkmäler als Geschichtsquelle. Von Oscar Doering. Hiersemanns Handbücher, Bd. VII. (Leipzig, Karl W. Hiersemann.)

Mit Blitzlicht und Büchse im Zauber des Eleléscho. Von C. G. Schillings. Kleine Ausgabe der beiden Werke „Mit Blitzlicht und Büchse" und „Der Zauber des Eleléscho". 512 S. Groß-8° mit 83 photographischen Original-Tag- und -Nachtaufnahmen. M 5.— und M 6.50. (Leipzig, R. Voigtländers Verlag.)

Wanderungen in Gottes Natur. Von St. Reinke. M 2.—. (Münster i. W., Heinrich Schöningh.)

Ausgeführte Katechesen über die katholische Sittenlehre. Von H. Stieglitz. M 3.30. (Kempten, Jos. Kösel.)

Kapitän Krüger und seine Jungens. Erzählung aus dem nordamerikanischen Bürgerkrieg von Karl S. Oerting. Aus dem Dänischen von F. v. Känel. 6 Einschaltbilder v. M. Annen. 232 S. 8°. M 3.60. (Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G.)

Christine Auberjol. Roman aus der römischen Gesellschaft von Dora Melegari. Uebersetzt von Gräfin Bossi-Fedrigotti. 324 S. 8°. Brosch. M 3.20, geb. M 4.—. (Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G.)

Humoristische Erzählungen für jung und alt. Von Hans Reidelbach. Mit 20 Original-Illustrationen. 8°. VIII, 244 S. Brosch. M 3.—, geb. M 4.—. (Regensburg, Verlagsanstalt Manz.)

Schwere Tage. Historische Begebenheit aus der Zeit des Spanischen Erbfolgekrieges. Von Dr. A. Steinberger. Mit 14 Illustr. 35. Bändchen der „Geschichtlichen Jugend- und Volksbibliothek". Brosch. M 1.20. (Regensburg Verlagsanstalt, Manz.)

Ludwig XIV. und seine Zeit. Von K. Ritter v. Landmann. Mit 22 Illustr. 36. Bändchen der „Geschichtlichen Jugend- und Volksbibliothek". Brosch. M 1.20. (Regensburg, Verlagsanstalt Manz.)

Der heilige Joseph, der erhabene Beschützer der Kirche. Von Ludwig Soengen, S. J. Mit Titelbild und 17 Illustr. gr. 8°. VIII, 296 S. Brosch. M 2.40, geb. M 3.—. (Regensburg, Verlagsanstalt Manz.)

Wolfgang Roritzer, der Dombaumeister von Regensburg. Von Dr. A. Steinberger. 8°. 100 S. Brosch. M 2.—, geb. M 2.60. (Regensburg, Verlagsanstalt Manz.)

Die neuesten Bestimmungen auf dem Gebiet des katholischen Eherechts nebst Hinweis auf die ehefeindlichen Tendenzen im 20. Jahrhundert. Von Dr. Franz Schaub. 48 S. 8°. 60 Pf. (Regensburg, A. Coppenrath.)

Der Atheismus in seiner wissenschaftlichen Haltlosigkeit und Staatsgefährlichkeit. Von Joseph Gotthardt. 80 Pf. (Paderborn, Ferdinand Schöningh.)

Wir Katholiken und die — andern. Apologetische Randglossen zur Borromäus-Enzyklika-Entrüstung. Von Msrg. Dr. Paul Baron de Mathies. 8°. IV u. 122. M 1.30. (Freiburg, Herder.)

Die geschichtliche Existenz Christi. Von Dr. theol. Franz Meffert. 192 S. gr. 8°. M 1.80, postfrei M 2.—. (M.Gladbach, Volksvereinsverlag.)

Sklavenlos und alte Kirche. Eine historisch-exegetische Studie über die soziale Frage im Urchristentum. Von Prof. Dr. A. Steinemann. 96 S. gr. 8°. M 1.50. Der Apologetischen Tagesfragen 8. Heft. (M.Gladbach, Volksvereinsverlag.)

Jung Land. Halbmonatsschrift für das junge Landvolk. 2. Jahrgang 1910. 200 S. Geb. M 2.—, postfrei M 2.30. (M.Gladbach, Volksvereinsverlag.)

Die Reichsmarinefahrt. Von Friedr. Naumann. 50 Pf. (Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe".)

Kunsthistorische Skizzen. Von Lic. Th. v. Krzesinski. M 1.20. (Königsberg, P. Englick.)

Im Frührot. Gedichte von Gottfried Kölwel. (Berlin-Leipzig, Curt Wigand.)

Ein Stammbuch aus dem Kreise Karl Leonhard Reinholds. (Jena und Kiel 1792 bis 1795.) Von Dr. Karl Hugelmann. (Wien, Ambr. Opitz Nachf.)

Die Völkerschlacht der Zukunft „am Birkenbaum". Von Prof. Dr. Friedr. Zurbonsen. M 2.—. (Köln, J. P. Bachem.)

Eine Weile des Nachdenkens über die Seele. Von A. Meyenberg. Brennende Fragen, V. Heft. 75 Pf. (Luzern, Räber & Cie.)

Hat Jesus geirrt? Ein Lösungsversuch zur Parusiefrage. Von Konstantin Wieland. M 1.—. (Dillingen, J. Kellersche Buchhandlung.)

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 5 K 19 h, Schweiz 5 Fr. 20 Cts., Belgien 5 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 5 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gb. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 48. München, 26. November 1910. VII. Jahrgang.

Hetzer Liberalismus als Hüter des konfessionellen Friedens.

Vom Herausgeber.

III.[1])

Eine Generalabrechnung.

Der Vulgärliberalismus wechselt je nach Bedarf seine Masken. Innerhalb weniger Stunden ist er monarchisch bis auf die Knochen und jubelt über Revolutionen und gestürzte Throne. Dasselbe Blatt, das gestern mit dem rüdesten Freidenkertum den Glauben an Gott in die Rumpelkammer warf, gibt heute „bewegten Herzens“ die Sache abtrünniger Theologen der „Hilfe Gottes“ anheim und äußert im gleichen Atemzuge die stärksten Beklemmungen, weil der Deutsche Kaiser in Beuron sein Bestreben, dem Volke die Religion zu erhalten, betont und im Hinblick auf den Erlöser und das Symbol des Kreuzes Vermehrung der Ehrfurcht vor Altar und Thron als Aufgabe der Regierungen bezeichnet hat. Das ist der Vulgärliberalismus, wie er leibt und lebt! Ungläubig und gläubig, christlich, widerchristlich und atheistisch, tolerant und intolerant, überhaupt alles zu sein, was derjenige erwartet, dem man gerade Sand in die Augen streuen muß, um ihn im Parteibanne des sogenannten Liberalismus festzuhalten. — —

Mit einem ehrlichen, geraden und konsequenten Gegner in offener Fehde die Klingen zu kreuzen, gewährt stets ein Gefühl der Befriedigung. Der Vulgärliberalismus, wie er sich in den meisten sog. liberalen Preßorganen von heute wiederspiegelt, kann zu diesen ehrlichen, geraden und konsequenten Gegnern nicht gerechnet werden. Personen als solche bleiben bei unseren Erörterungen aus dem Spiele. Dem System gilt der Kampf. Ungezählten Tausenden, die sich zum Liberalismus bekennen, geht die Ueberspannung dieses Systems längst wider den Mann, man hört sie in allen Tonarten über gewisse Heißsporne und vor allem über die eigene Presse zetern. Aber sie können sich aus der gewohnten Umstrickung nicht losmachen und unterliegen unvermerkt der suggestiven Wirkung täglicher und stündlicher Hetzereien, mögen sie auch noch so oft innerlich davon abgestoßen werden. Der heutige Vulgärliberalismus, wie er uns in den Klopffechtereien einer skrupellosen Presse besonders prononziert im deutschen Süden entgegentritt und mit den kostbarsten Gütern der deutschen Nation ein frivoles Spiel treibt, hat das Recht verwirkt, als ehrlicher Gegner respektiert zu werden. Ausnahmen bestätigen die Regel, aber die Ausnahmen werden in unseren von Leidenschaft, Parteihaß und wildem Eigennutz gerissenen Zeiten immer seltener. Man versteht sich nicht mehr, weil man auf jener Seite uns nicht mehr verstehen will.

Ein Vulgärliberaler von heute wird von unwiderstehlichem Fanatismus förmlich geschüttelt, wenn Zentrum und Ultramontanismus, Papst und katholische Kirche in Frage kommen. Gelegentlich der kirchenpolitischen Kämpfe in Frankreich, während des wüsten Ferrer-Rummels und im ersten Siegestaumel über die Revolution in Portugal ist es in liberalen Organen dutzendfach offen ausgesprochen worden: Der katholischen Kirche gilt der Kampf.

Es gibt zwar immer noch einige Naive, die sich und anderen einreden möchten, katholische Religion und katholische Kirche, aber auch Papst und katholische Kirche seien grundverschiedene Dinge. Aber die noch in den jüngsten Tagen von dem Reichstagsabgeordneten Dr. Stresemann auf dem nationalliberalen Parteitage in Karlsruhe versuchte Unterscheidung zwischen deutschen Katholiken, die sich vom Papste lossagen, aber der Kirche treu bleiben, und undeutschen Katholiken, die dem Papste folgen, ist nicht nur eine schwere Beleidigung, sondern auch ein Nonsens, eine Utopie, und ist von minder naiven Gegnern längst über Bord geworfen. Katholiken ohne Papst sind überhaupt keine Katholiken. Wenn Abg. Stresemann die papsttreuen Katholiken überhaupt nicht mehr zum deutschen Volke zählen will, ist sein Wort, daß „nur Katholiken und Protestanten zusammen das deutsche Volk bilden und nur in gemeinsamer Arbeit etwas Gutes für das Vaterland erreichen können“, eine hohle Phrase ohne Inhalt.

Ohne die unerträgliche Ueberhebung des Liberalismus, der sich allein als den Inbegriff der Nation und des Volkes ausgibt, hätte die Verhetzung der Parteien im Deutschen Reiche niemals einen so hohen Grad erreicht. Selbst wo die liberale Partei zu dauernder Minderheit verurteilt ist oder, wie in Baden, unter den drei großen Parteien an die letzte Stelle rücken mußte, identifiziert sie sich mit den Begriffen Volk und Vaterland. Die anderen sind nur gnädig geduldet, solange sie dem Liberalismus nicht unbequem werden. Wie oft liest man in liberalen Blättern das stolze Wort vom „deutschen Bürgertum“. Man sollte denken, daß Leute aller Parteien zum deutschen Bürgertum gehören. Aber weit gefehlt: „Deutsches Bürgertum“ und Liberalismus sind identische Begriffe! Die „Münchner Neuesten Nachrichten“ haben diesem Thema jüngst (Nr. 520) einen eigenen Artikel gewidmet und im Namen des Liberalismus „Freie Bahn“ für das von den Konservativen und ihrer „schwarzen Gemeinschaft“ unterdrückte „Deutsche Bürgertum“ verlangt. Demnach würden also die Parteien, welche seit dem Zusammenbruch des Bülow-Blocks die Reichstagsmehrheit bilden und eine Reichsfinanzreform ermöglichten, deren Wirkungen selbst von manchen Liberalen (vgl. „Süddeutsche Nationalliberale Korrespondenz“) jetzt wesentlich anders beurteilt wird, keinen Teil haben am „deutschen Bürgertum“.

Wenn — abgesehen von den Konservativen im preußischen Osten — irgend eine Partei in Deutschland Ursache hätte, den Ruf nach „freier Bahn“ und „vollem Licht“ zu erheben, so wären die in Süd und Nord trotz allem verhätschelten Liberalen die letzten. Wie viele Minister gibt es denn in sämtlichen süddeutschen Bundesstaaten, die nicht aus der liberalen Minderheit hervorgegangen wären? In Bayern sind uns nur zwei Minister bekannt, die als konservativ anzusprechen wären, in Baden will man den einzigen konservativen Minister (von Marschall) nächstens dem Terrorismus der liberalen Minderheit geopfert wissen. Die „schwarze Wolke“, welche der Karlsruher Rede des Abg. Dr. Stresemann zufolge vom bayerischen Süden her Deutschland bedrohen soll, ist sicherlich keine Regierungswolke. Man beruft sich oft darauf, daß heute in Bayern sämtliche Minister bis auf den Finanzminister katholisch seien, und spricht deshalb von einem „ultramontanen“ Ministerium. Die so sprechen, wissen augenscheinlich nicht, daß von den sechs katholischen Ministern in Bayern drei in gemischter Ehe mit zum Teil protestantischer Kindererziehung leben, während ein vierter aus seiner auch in religiösen Dingen sehr freien Gesinnung niemals ein Hehl macht. Als jüngst die protestantische Gattin des Kriegsministers

[1]) Vgl. die Voranzeige unter dem gleichen Titel in Nr. 47, S. 827. Vgl. auch den I. und II. Artikel in Nr. 24 vom 11. Juni 1910 (S. 389 ff.) und in Nr. 25 vom 18. Juni (S. 405 ff.)

starb, wurde ihre Leiche zur Feuerbestattung nach Ulm überführt. Daß hohe katholische Militärs in Bayern ihre Kinder protestantisch werden lassen, ist bekannt.

Wir erwähnen solche Tatsachen nur, weil sie die wahrheitswidrigen Ausstreuungen von der „ultramontanen Regierung in Bayern" schlagend widerlegen. Die Zentrumsmehrheit in der Kammer vermag nur mit äußerster Energie Rückfälle in die alten Fehler des liberalen Bureaukratismus hintanzuhalten oder nachträglich zu reparieren. Und wenn, wie soeben geschehen, die Regierung des überwiegend katholischen Kreises Unterfranken den Unfug abstellt, daß in einem katholischen Lehrerseminar eine auf durchaus protestantischem Standpunkte stehende Geschichte der Pädagogik obligatorisches Lehrbuch war, dann schreit der ganze Chorus des Vulgärliberalismus über „ultramontanen Terrorismus" in Bayern! In vorwiegend protestantischen Bundesstaaten wären umgekehrte Fälle überhaupt nicht möglich.

Daß — von der schwer beweglichen Masse der Nichtwähler in sogenannten bombensicheren Wahlkreisen abgesehen — die abgegebenen bayerischen Wählerstimmen fast zur vollen Hälfte „schwarz" und als Anhänger „Roms" anzusprechen sind, wird auch der Abgeordnete Stresemann nicht ändern können, es sei denn, daß durch Staatsumsturz auf portugiesische Art den „Römischen" das aktive Wahlrecht kurzer Hand entzogen würde. Was sich aber bei einer „schwarzen" Wählerschar von einer halben Million in Bayern wohl ebenso schwierig ausführen ließe, wie etwa die noch radikalere Methode des Ersäufens im Schwäbischen Meer. Also einstweilen werden Stresemann und Genossen den papsttreuen Katholiken im Deutschen Reiche noch eine Heimstatt gönnen müssen. Vielleicht denkt der Abg. Stresemann in einer ruhigen Stunde darüber nach, wie das Kunststück fertig zu bringen wäre, das Deutsche Reich unter völliger Ausschaltung der papsttreuen Katholiken monarchisch zu regieren, der republikanisch-sozialistischen Bewegung ohne Mithilfe der Katholiken Herr zu werden.

O diese lächerliche Pose des Liberalismus, wenn er sich mit „Volk" und „Vaterland" verwechselt! Man könnte es fast als pathologisch bezeichnen, daß der Liberalismus sich auch der katholischen Kammermehrheit in Belgien gegenüber als „das Land" gebärden möchte. So wörtlich zu lesen in einer Brüsseler Originalkorrespondenz der „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 528) unmittelbar nach den tumultuösen sozialistischen Demonstrationen vor dem König und der Königin. „Jetzt gibt das Land der Reaktion kein Pardon mehr", heißt es in diesem Artikel. Als ob die Partei, die seit 25 Jahren die Mehrheit hat, überhaupt nicht aus belgischen Bürgern bestände! In diesem Falle ist es aber nicht einmal in erster Linie der Liberalismus, der als „das Land" angesprochen wird, sondern der mit wildem Getöse vor dem Könige, der Königin und den Königskindern demonstrierende antimonarchische Sozialismus. Als „rote Albernheiten" hat das oben zitierte liberale Blatt dieses von ihm selbst an anderer Stelle gekennzeichnete „flegelhafte Betragen" der belgischen Sozialisten zu beschönigen versucht. Damit man aber nicht aus der Uebung fällt und mindestens jeden zweiten Tag seine Meinung wechselt, ist aus der „Flegelei" inzwischen gar eine Heldentat des „großen" Vandervelde geworden, und als Kronzeugin für die „Berechtigung" des Gebrülls, das den König längere Zeit an der Verlesung der Thronrede hinderte, versucht man als klassische Kronzeugin die Königin selbst anzurufen, welche als bayerische Herzogin sich den liberalen Traditionen des Hauses Karl Theodor würdig erwiesen habe. Ist eine solche Presse noch ernst zu nehmen? Es fehlt nur noch, daß der Königin nahegelegt wird, dem „großen" Vandervelde die Abdankung ihres Gemahls entgegenzubringen. Die zum Besuche des Deutschen Kaisers in Brüssel geplanten sozialistischen Tumulte, die Anpöbelung des Deutschen Kaisers im österreichischen Parlament und die gegen den russischen Kaiser als deutschen Gast verübten Ungezogenheiten waren wohl auch nur „rote Albernheiten". Die schlecht gespielte „Albernheit" der liberalen Presse kann aber niemanden darüber täuschen, wohin die Reise geht. Nicht nur für die Großblockzwecke der nächsten Reichstagswahlen braucht man die Freundschaft der „Roten"; sie sind in der ganzen Welt augenblicklich sehr begehrt als Sturmböcke gegen den Altar. Wenn mit dem Altar auch ein Thron umstürzt, ist es die eigene Schuld des Thrones. Denn warum wendete er sich nicht rechtzeitig vom Altar ab? Nach dieser Logik waren fast alle Kommentare der liberalen Presse zu den Ereignissen in Portugal wie zu den Zwischenfällen in Spanien und Belgien gestaltet. Und mehr als ein liberales Blatt zeigt nicht übel Lust, dem Deutschen Kaiser, der in Beuron gesagt hat, daß „Altar und Thron zusammengehören", eine ähnliche warnende Lektion zu halten. — —

Das brutale Herrenmenschentum des Liberalismus äußert sich auf allen Gebieten. „Wir" sind das Bürgertum, „wir" sind das Volk, „wir" sind das Land, wir allein repräsentieren „Bildung und Besitz"! Das ist der Geist, der auch schon die akademische Jungmannschaft des Liberalismus beseelt, wenn er alle des „Klerikalismus" verdächtige Kommilitonen zu entrechten und mit Knütteln niederzuschlagen sucht. Ohne ein Wort des Tadels berichteten liberale Blätter über die jüngsten Brutalitäten „deutschnationaler", d. h. liberaler Studenten in Wien, welche bei einer offiziellen Feier und in Gegenwart der offiziellen Welt den „klerikalen" Studenten gewaltsam den Eintritt in das Vestibül und den Festsaal der Tierärztlichen Hochschule verwehrten und mehrere katholische Studenten blutig schlugen, auch gegen die Polizei mit Knütteln vorgingen. Diese allem Gesetz und allen Freiheitsbegriffen hohnsprechenden Roheiten wiederholen sich in Oesterreich nun schon seit Jahren, und die liberale Presse richtet ihre Anklagen immer nur gegen die — Mißhandelten, die ja den Liberalen nur das Feld zu räumen brauchten, um sofort „Frieden" zu haben. Kaum eine Woche später wußten dieselben Blätter von der Betätigung des „liberalen" Freiheitsbegriffes nach Beendigung des italienischen Katholikenkongresses in Modena zu berichten, der übrigens von dieser Presse als ein voller Sieg der christlichen Demokratie bezeichnet wird. Aber man scheint es ganz in der Ordnung zu finden, daß der Festzug zum Dome von Antiklerikalen mit Prügeln überfallen wurde, und die christlichen Demokraten nur unter Bedeckung der Karabinieri den Dom erreichen und wieder verlassen konnten. Kein Wort des Mißfallens, geschweige denn der Entrüstung! Weshalb überlassen die „Klerikalen" in Modena auch nicht den „Antiklerikalen" allein das Feld? Nachdem sie den Antiklerikalen den „Frieden" gestört hatten, war es nur ihre eigene Schuld, daß sie blutig geschlagen und in ihrer freien Bewegung gehindert wurden. — —

Eine liberale Presse, welche der gegen beide christlichen Konfessionen das Kriegsbeil schwingenden Freidenkerbewegung in jeder Weise Vorschub leistet, die planmäßige atheistische Propaganda eines Dr. Horneffer mit lebhaftem Beifall begleitet und nichts dagegen einzuwenden hat, wenn in der bayerischen Hauptstadt München auf mannshohen Plakaten an den Straßenecken „Der Kampf um Gott" proklamiert wird, schreckt mit mimosenhafter Empfindsamkeit zusammen, wenn in Jena, der Residenz des Monistenhäuptlings Häckel, der Volksverein für das katholische Deutschland eine Protestkundgebung gegen die Schmähreде Nathans veranstaltet. Verständnisinnig pflichtet sie dem Prof. Thümmel und zwei anderen Gegendemonstranten bei, die im Namen des Evangelischen Bundes, des Antiultramontanen Reichsverbandes und des Monistenbundes — ein seltsames Trio — gegen den „Bruch des konfessionellen Friedens in Jena" protestieren. Man wäre versucht, das für einen schlechten Scherz zu halten, aber es ist die nackte Wahrheit. Auch gegen den Begriff von Versammlungsfreiheit, den Thümmel entwickelte, indem er als Gegner und Opponent dem Referenten Dr. Meffert (M.Gladbach) nur eine Stunde Redezeit bewilligt wissen wollte, hat die das Schlagwort „liberal" zur Hanswurstkomödie erniedrigende Presse nicht das mindeste einzuwenden. Man denke sich den umgekehrten Fall: Katholische Opponenten würden in einer Versammlung des Evangelischen Bundes dem Prof. Thümmel, in einer Freidenkerversammlung dem Dr. Horneffer eine Redefrist von einer Stunde diktieren! Die liberale Presse würde eine solche Forderung als Wahnwitz bezeichnen, stände vor Entrüstung völlig auf dem Kopf. Prof. Thümmel als Hort des „konfessionellen Friedens" ist übrigens eine ans Mirakulöse grenzende Erscheinung. Oder erinnert sich die liberale Presse nicht mehr des einstigen Pastors in Remscheid, der das den Katholiken hochheilige Altarssakrament als „Mundlack" und „gebackenen Herrgott" herabwürdigte und auch sonst die religiösen Empfindungen der Katholiken aufs tiefste verletzte?

Ja, der Liberalismus als Hüter des „konfessionellen Friedens!" Ein Blatt, das keine Gelegenheit vorübergehen läßt, ohne bei glaubenstreuen Katholiken und auch bei gläubigen Protestanten das Mallinckrodtsche „Knirschen des ganzen inneren Menschen hervorzurufen", hält sich für berufen, die neuesten Anstrengungen einiger in dem alten Wetterwinkel München vereinigten Empörer gegen die kirchliche Autorität „im Interesse des konfessionellen Friedens" kräftig zu unterstützen („Münchner Neuesten Nachrichten" Nr. 524). Wohl selten ist das schöne Wort „Friede" schnöder mißbraucht worden!

Jüngst sah sich in **Nürnberg** die gesamte katholische Pfarrgeistlichkeit genötigt, gegen sich mehrende Fälle von öffentlicher Verhöhnung kirchlicher Einrichtungen, persönlicher Verunglimpfung von Priestern auf offener Straße, Beschädigung kirchlicher Gebäude feierlichen Protest zu erheben. Der Begriff der „Beschimpfung" katholischer Einrichtungen wird aber bekanntlich von den Gerichten so eng gezogen, daß nur selten eine Verurteilung erfolgt, selbst dann nicht, wenn, wie in Nürnberg geschehen, in einem sozialistischen „Festzuge" eine Gruppe in priesterlichen Gewändern priesterliche Zeremonien äfft. Aus diesem Freispruch und aus dem Umstande, daß nur einige eingeworfene Kirchenfenster nachweisbar sind, und nur **eine** Person wegen „wirklicher" Beleidigung eines Priesters zu Gefängnis verurteilt werden konnte, zieht nun die liberale Presse den Schluß, daß eigentlich die katholische Geistlichkeit in Nürnberg es sei, die den „**konfessionellen Frieden**" gestört habe. Daß der Nürnberger Magistrat sich diese Argumentation der liberalen und sozialdemokratischen Presse aneignet (am gleichen Abend wurde wieder ein katholischer Priester auf offener Straße beschimpft) und gar dem Nürnberger Zentrumsblatte die Schuld zuschiebt, durch seine energische Vertretung der kirchlichen Interessen den konfessionellen Frieden gestört zu haben, gehört nicht zu seinen Ruhmestiteln. Warum beanspruchten auch die Katholiken für ihre Fronleichnamsprozession dieselbe magistratische Duldung, wie für den Festzug der sozialdemokratischen Arbeitersänger? Der „konfessionelle Friede" ist überall sofort gesichert, wenn die Katholiken auf Gleichberechtigung verzichten. Nichts einfacher als das!

Es geschah auch wohl nur im Interesse des „**konfessionellen Friedens**", als die großen liberalen Blätter in Bayern, die für jede Freidenker- und Gottesleugnerversammlung ungezählte Spalten zur Verfügung haben, für die gewaltigen Protestversammlungen der Münchener Katholiken gegen die Beschimpfung des Papstes durch den römischen Bürgermeister Nathan nur wenige wegwerfende Zeilen übrig hatten. Die begeisterte Ansprache, welche der Münchener Erzbischof bei dieser Gelegenheit hielt, wurde kaum eines Wortes gewürdigt. Aber eine vom Hochwürdigsten Herrn Erzbischof selbst als aus den Fingern gesogen bezeichnete, zudem sachlich unsinnige angebliche Tischrede des Erzbischofs wurde von dem liberalen Hauptorgan trotz des bestimmten Dementis im „Bayerischen Kurier" acht Tage später nochmals als Tatsache wiederholt. Die Macht des Phrasenliberalismus ist eben so unbegrenzt, daß sie einen Erzbischof, der in der ganzen fraglichen Zeit überhaupt keine Tischrede gehalten hat, zwingt, eine solche gehalten haben zu müssen. Ja, noch mehr: In ganz Bayern gibt es kein Dominikanerkloster, aber weil der Liberalismus es dekretiert, muß die Tagesgeschichte daran festhalten, daß der Erzbischof die nicht gehaltene Tischrede in einem nicht existierenden Münchener Dominikanerkloster gehalten habe.

Portugal ist neuerdings das bevorzugte Steckenpferd des Vulgärliberalismus. Die dort angeblich mit „philosophischen" Mitteln erzwungene Beseitigung der Monarchie hat nach liberalen Heften „verhältnismäßig wenig Blut gekostet". Etliche hundert Leichen zählen ja nicht, wenn der siegreiche Antiklerikalismus über sie hinwegschreitet, auch nicht, wenn ein hingemordeter König und ein hingemordeter Königssohn als Vorboten vor zwei Jahren den Weg wiesen. Wäre den „philosophischen" Thronstürzern die Sache schief gegangen, so hätten sie als gemeine Hochverräter füsiliert oder gehängt werden können. Aber heute sind sie die von den Mächten provisorisch anerkannten tatsächlichen Herrscher der Republik Portugal. Schon wiederholt haben liberale Blätter der Monarchie in Spanien und neuerdings auch in Belgien mit dem portugiesischen Zaunpfahl gewinkt und den Königen die Wahl gelassen, zwischen dem gekrönten Antiklerikalismus oder der antiklerikalen Republik zu optieren. Im angeblich „klerikal" regierten Bayern scheut man vor solcher Deutlichkeit noch zurück. Mehr als 500 000 Bauernfäuste könnten eine unerwünschte Antwort geben. Aber von der „klerikalen" Regierung spürt man am allerwenigsten dort, wo sie am unmittelbarsten in die Erscheinung treten könnte: in der Haupt- und Residenzstadt München. Was hier herrscht, ist meist schwächliches Gehen- und Geschehenlassen, mattherziges Zurückweichen vor den einander in die Hände arbeitenden Bestrebungen des gehässigsten Freidenkertums und eines alle Schranken niederreißenden Libertinismus — oder sagen wir lieber Sexualismus —, der auch den Mittelstand und die gebildeten Stände bis tief in Offiziers-, Beamten- und selbst Richterkreise hinein immer mehr mit seinem neuheidnischen Geiste durchtränkt. Videant consules!

„Altar und Thron gehören zusammen." Daß der Deutsche Kaiser dieses Wort in einem **Kloster** und vor **Mönchen** gesprochen hat, ist der liberalen Presse doppelt unbequem in einem Augenblicke, da sie unter „freiheitlichen" Schlagworten, wie „Zuzug abhalten", eine strenge „**Grenzsperre**" gegen die Einwanderung vertriebener portugiesischer Mönche und Nonnen, ganz besonders der Jesuiten, verlangt. Man hält dem Kaiser und den deutschen Bundesfürsten und Regierungen vor, daß die Mönche und Nonnen unmöglich eine Stütze der Throne sein könnten, da sie ja den Sturz des Thrones in Portugal nicht aufzuhalten vermochten. Ein Siebengescheiter in den „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 534) versteigt sich sogar zu der grotesken Logik, „das **katholische Portugal**" habe ja die Orden vertrieben. Wir anderen dachten, es seien die freidenkerischen „Philosophen", die freimaurerischen Kirchenhasser gewesen.

Unser — ach so duldsamer — Vulgärliberalismus hat sich mit seiner Hetzjagd gegen die aus Portugal vertriebenen Mönche in der freien Republik Brasilien eine schwere Blamage geholt. Der Präsident und die Regierung hatten dem Verlangen des internationalen Logentums nachgegeben und einigen aus Portugal vertriebenen Jesuiten die Landung verboten. Die brasilianische Kammer beschloß darauf mit erdrückender Mehrheit ein **Tadelsvotum** für Präsident und Regierung und erklärte das Verbot als **ungesetzlich** und als einen Amtsmißbrauch. Auch die Radikalen stimmten größtenteils dem Tadelsvotum zu, und die Verfassungskommission des zurzeit nicht versammelten Senats trat mit allen gegen eine Stimme dem Votum bei. Die deutsche liberale Hetzpresse quittierte diese moralische Ohrfeige, indem sie den parlamentarischen Vorgang **totschwieg**. Wir haben wenigstens bisher in keinem uns zugänglichen „antiklerikalen" deutschen Blatte auch nur eine Silbe darüber gelesen.

Den willkommensten Uebergang zu dem noch folgenden Schlußartikel, der den „Hetzer Liberalismus" insbesondere als **systematischen Förderer des ödesten Freidenkertums und jeder Unterminierung positiven Gottes- und Offenbarungsglaubens** unter die kritische Lupe nehmen wird, bietet uns soeben das Hauptorgan des bayerischen Liberalismus, die „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 541). Unter dem Titel „Wilhelm oder Friedrich?" wird hier dem Deutschen Kaiser, der es gewagt hat, den Altar als die Stütze des Thrones hinzustellen, sein Urahn Friedrich der Große, dessen Auffassung von Religion und Himmel völlig verschieden von der des Kaisers gewesen sei, als Vorbild und Muster empfohlen. Damit niemand im unklaren bleibe, wie diese Empfehlung gemeint ist, werden die eigenen Worte des „alten Fritz", der „jeden nach seiner Fasson selig werden ließ" (was bekanntlich der heutige „Liberalismus" den Mönchen und Nonnen und vor allem den Jesuiten verbietet) noch ergänzt durch bezeichnende Ausführungen seines Biographen R. Koser. Das Zitat sei wörtlich hierher gesetzt, weil es die innersten Gedanken eines Blattes entschleiert, das in vielen tausend Familien, die größtenteils noch als christliche angesprochen sein wollen, als tägliche Geistesnahrung verdaut wird:

„Das unbekannte Land des Paradieses oder der Hölle — er war im innersten doch der Ueberzeugung, daß niemand es betreten werde, daß ein ‚Wiedersehen im Tale Josaphat' nicht zu erhoffen sei. Wie er eine vom Körper getrennte Seele nicht annehmen wollte, so erklärte er auch, von einer unsterblichen Seele keine Vorstellung zu haben. . . Ohne grübelnde Sorge wegen eines Zukünftigen, ohne Reue wegen des Zurückliegenden, ging er auf, bis zuletzt, in der Ausnützung des Augenblickes."

Ein Hohenzoller wie der „alte Fritz", der **nicht an Himmel und Hölle und nicht an die Unsterblichkeit der Seele glaubte**, würde, so lautet die wörtliche Schlußfolgerung des verbreitetsten liberalen Blattes in Süddeutschland, „**auf die heute kirchen- und autoritätsfeindlichen Massen ohne Zweifel mehr Einfluß haben, als ein Monarch, der seine Dogmengläubigkeit bekennt.**"

Durch solche dankenswerte Offenherzigkeit wird die Situation geklärt. **Ein Kaiser**, der nach dem öffentlichen Zeugnisse des Militäroberpfarrers des Gardekorps, Dr. Leinz, bei der Truppenvereidigung in Berlin am 9. November das Wort sprach: „**Ich wünsche, daß meine Soldaten täglich ihr Vaterunser beten**", muß einer solchen Presse ein Dorn im Auge sein.



Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Kaiserrede von Beuron.

Auf der Fahrt nach Süddeutschland hat der Kaiser die Benediktiner-Abtei Beuron besucht und dort die Zusammengehörigkeit von Altar und Thron in erhebenden Worten verkündet. Die Beuroner Rede schließt sich an die Kaiserreden von Königsberg und Marienburg folgerichtig an, und deshalb erregt sie in den liberalen und sozialdemokratischen Blättern auch denselben Widerspruch, der sich teils in groben Ausfällen, teils in kecken Spötteleien äußert. Wir freuen uns auch dann, wenn der Kaiser seine religiöse Gesinnung in evangelischer Umgebung kundgibt. Unter den positiven Evangelischen gibt es aber leider eifrige Romhasser, die es nicht verwinden können, daß die christlichen Kaiserworte gerade in einem katholischen Kloster gefallen sind. Trotz dieser Kundgebungen protestantischer Engherzigkeit wollen wir aber die Hoffnung festhalten, daß die kaiserlichen Worte der christlichen Sammlungspolitik förderlich sein und die Widerstandskraft der gläubigen evangelischen Wähler gegen die liberalen und sozialdemokratischen Verführungskünste stärken werden. Anderseits dürfen wir uns freilich nicht verhehlen, daß die Feinde des christlichen Glaubens von unheimlicher Entschlossenheit sind und sich durch solche Kundgebungen von höchster Stelle nicht entmutigen, sondern eher anspornen lassen. Wenn die vortreffliche Gesinnung des Monarchen in der Realpolitik Früchte tragen soll, so muß der christlichgesinnte Teil der Wählerschaft seine ganze Kraft auf das äußerste Maß anspannen.

Die Zusammengehörigkeit von Altar und Thron ist eine Wahrheit, die gerade zurzeit in Deutschland von besonderer praktischer Bedeutung ist. Wir sehen, daß große Parteirichtungen mit der Umsturzpartei offen und hinterrücks gemeinsame Sache machen, und diese Großblockverirrung herrscht gerade in denjenigen Kreisen, die dem Christentum fremd oder feindselig gegenüberstehen. Die Sozialdemokratie selbst will zugleich die Altäre und die Throne stürzen. Die zuverlässige Widerstandskraft gegen diese Umsturzbewegungen ist nur gegeben in denjenigen Volkskreisen, die noch am christlichen Glauben und am Kreuze des Herrn festhalten. Wenn sich die Geister in Deutschland in dieser Weise scheiden, so sollten unseres Erachtens auch die Regierungen sich in religiöser Hinsicht nicht mehr soviel diplomatische Reserve auferlegen, sondern sich frank und frei dem Bekenntnis und den Bestrebungen des Kaisers anschließen. Mit der zarten Rücksichtnahme auf die nicht religiös gesinnten Nationalliberalen kommt sie ja, nach den bisherigen Erfolgen oder vielmehr Mißerfolgen zu schließen, doch nicht zum Ziele. Dabei kann sie ihrerseits die Staats- und Gesellschaftsinteressen, die durch den Umsturz und dessen Helfershelfer bedroht sind, in den Vordergrund stellen, nachdem sich durch den Anschluß an das ideale Programm des Kaisers das christliche Bewußtsein im Volke gehoben hat. Mit Halbheiten und kleinen Künsten ist die kranke Zeit nicht zu heilen.

Die beschleunigten Neuwahlen in England.

Das liberale Ministerium, das bisher ein halbes Jahr lang die Vetokonferenz wursteln ließ, hat es jetzt mit einem Male furchtbar eilig. Bis acht Tage vor Weihnachten soll die große Frage entschieden werden, ob England vom alten Zweikammersystem zum Einkammersystem übergehen will. Allerdings spielte diese Frage schon in die Wahlkampagne vom vorigen Winter hinein; aber damals nahm das Budget die erste Stelle ein, und die Wahl ergab trotz des numerischen Sieges der ministeriellen Partei doch einen so starken Rückgang der Mehrheit, daß die konservative Partei und die Peers keinen wirksamen Zwang zur Unterwerfung unter die Allmacht des Unterhauses spürten. Gegen Ostern nahm das Unterhaus die sog. Vetoresolutionen an, die dem Oberhause die Entscheidung in Finanzsachen ein für allemal entziehen und im übrigen dem Veto des Oberhauses nur eine aufschiebende Wirkung belassen wollten, und zwar in der Weise, daß ein dreimal in derselben Wahlperiode gefaßter Beschluß des Unterhauses auch ohne Zustimmung des Oberhauses Gesetz werde. Demgegenüber erklärten die unionistischen Führer des Oberhauses, daß sie in eine Umgestaltung dieses Hauses einwilligen, namentlich die erbliche Berechtigung der Peers opfern und auch das Vorrecht des Unterhauses in Finanzsachen anerkennen wollten. Der Thronwechsel veranlaßte die streitenden Parteien zu eine Ruhepause, während deren je vier Führer in vertraulichen Verhandlungen einen Ausgleich versuchen sollten. Zu einer Verständigung kam es nicht, da die Regierung unter dem Druck der Arbeitervertreter und der Irländer durchaus auf der Entrechtung des Oberhauses bestand. Die Lage im Parlament ist nämlich so, daß die eigentlichen Liberalen den Unionisten so ziemlich das Gleichgewicht halten (275 gegen 273 Stimmen) und die 40 Arbeitervertreter sowie die 82 Irländer den Ausschlag zugunsten der gegenwärtigen Regierung geben. Die Arbeiter wollen das Oberhaus aus demokratisch-sozialen Instinkten ausschalten, und die Irländer sind erst recht unversöhnlich, da das Oberhaus ihm seinerzeit die Gladstonsche Homerule-Bill vereitelt hat, und die Entrechtung des Oberhauses ihnen als die erste Vorbedingung der Emanzipation Irlands erscheint. Die liberale Partei würde sich also auf einen Mittelweg in der Verfassungsfrage erst dann einlassen können, wenn sie wieder so stark würde, daß sie auch ohne die Iren und die Arbeitervertreter zu regieren vermöchte. Nun gönnen wir den Irländern von Herzen ihr Homerule. Prinzipiell ist aber das Einkammersystem nicht vorzuziehen. Der mäßigende Einfluß eines vernünftig zusammengesetzten Oberhauses oder Senats ist im allgemeinen eine heilsame Schutzwehr gegen überspannte Tendenzen einer vom Wahlglück begünstigten Mehrheit der Volkskammer. So war es z. B. gewiß ein Verdienst des englischen Oberhauses, daß es dem für die religiöse Erziehung gefährlichen liberalen Schulgesetz entgegentrat. Und für Frankreich würde es zweifellos eine wahre Erlösung bedeuten, wenn dort der Senat nicht einfach eine Miniaturausgabe der Deputiertenkammer, sondern eine selbständige Körperschaft mit konservativer Tendenz wäre.

Die Engländer müssen freilich selber wissen, ob sie die Bremse am Staatswagen beibehalten wollen oder nicht. Uns interessiert weniger die Sache, als die Form, in der dort die Frage zum Austrag gebracht wird, da bekanntlich England immer noch als das Muster- und Meisterland des Parlamentarismus gilt. Nach unseren parlamentarischen Sitten hätte man, ehe an dem Damoklesschwert der Auflösung gezerrt würde, doch erst das bedrohte Oberhaus in Muße und Freiheit seine Meinung sagen lassen müssen. Aber die Regierung legte erst auf Drängen der Konservativen dem Oberhaus die sog. Vetobill vor, nachdem sie schon zu schleunigen Neuwahlen sich entschlossen hatte. Und dabei erklärt sie kategorisch, sie ließe sich auf keine Abänderung ein, sondern wolle nur ein einfaches Ja oder Nein entgegennehmen. Eine solche Verkürzung des Amendementsrechts würden bei uns sehr viele Wähler als eine Vergewaltigung betrachten. Etwas anmaßend kommt uns ferner der Versuch vor, die Krone bereits jetzt zu dem Versprechen zu nötigen, daß im Falle einer antikonservativen Mehrheit von dem Rechte des Peersschubs in ausreichender Weise zur Schaffung einer liberalen Oberhausmehrheit Gebrauch gemacht werden solle. Der König Georg scheint diese „Garantie" nicht unbedingt gegeben zu haben, und das ist wohl zu begreifen. Denn einerseits ist ein selbständiges Oberhaus ein Gegengewicht gegen demokratische Gelüste des Unterhauses, die im Interesse der Krone liegt, und anderseits muß ein pflichtbewußter König, auch wenn er im parlamentarischen Regierungssystem steht, sich doch die Möglichkeit vorbehalten, seine letzte Entscheidung in einer so wichtigen Verfassungsfrage nicht bloß von dem arithmetischen Ergebnis der Wahlen, sondern auch von der Qualität des Wahlsieges und allen anderen Umständen der zeitweiligen Lage abhängig zu machen.

Das Oberhaus hat nun schnell die vom Unionisten Rosebery beantragte Resolution für eine gemäßigte Reform angenommen. Während es noch in der Beratung der radikalen Reformbill der Regierung und des Unterhauses steht, ist die Auflösung zum 28. d. M. und die Neuwahl in den beiden ersten Dezemberwochen bereits offiziell angekündigt. Die Regierung und die ministeriellen Parteien erhoffen von der Beschleunigung Vorteile für sich, da es an Zeit mangelt, um die Wähler über die Einzelheiten der staatsrechtlichen Fragen und über die andern materiellen Angelegenheiten, z. B. über den von den Konservativen erstrebten Schutzzoll, gründlich aufzuklären.

Sollte die Regierung einen Ueberrumpelungssieg erlangen, so kann sie vielleicht ihre Vetobill durchsetzen. Aber die Unionisten kündigen schon jetzt an, daß sie die Entrechtung des Oberhauses nicht als definitiv gelten lassen würden. Sie wollen die Agitation gegen das Einkammersystem fortsetzen und denken bei einem kräftigen Siege ihre Partei dem besser zusammengesetzten Oberhause einen Teil seiner Vetomacht zurückgeben zu können.

Für uns hat die Kürze der englischen Wahlagitation den Vorteil, daß die Gefahr einer Aufreizung der chauvinistischen Triebe gegen Deutschland vermindert wird.

Ein denkwürdiges Siftungsfest des Deutschen kathol. Lesevereins in Rom.

Man schreibt uns aus Rom: Eine bemerkenswerte Feier hat die Deutsche katholische Kolonie Roms am Sonntag, 13. November, im großen Festsaale von Santa Maria dell' Anima versammelt. Es galt, das Stiftungsfest des Deutschen katholischen Lesevereins zu feiern, dessen Patron der selige Albertus Magnus ist. Durch den hohen Besuch Seiner Eminenz des Kardinals Fischer, Erzbischofs von Köln, und Seiner Exzellenz des K. bayerischen Gesandten Freiherrn von Ritter erhielt die festliche Veranstaltung eine besondere Weihe und Bedeutung. Der Präsident des Vereins, Schriftsteller Johannes Mumbauer, begrüßte die Gäste und gedachte dabei in Wehmut des verstorbenen Bischofs von Speyer, Monsignore von Busch, der vor zwei Jahren bei der gleichen Gelegenheit alle durch seine Liebenswürdigkeit und besonders durch seine herzlichen Worte zum Ausharren im Guten bezaubert hatte. Nachdem am Vormittag, so führte er aus, in der Festpredigt des Prälaten Baumgarten der Schutzpatron gefeiert und im nachfolgenden Pontifikalamt des Prälaten Heiner der Segen des Herrn auf den Verein herabgefleht worden war, handle es sich bei der abendlichen Familienfeier darum, das Zusammengehörigkeitsgefühl der katholischen Deutschen Roms zu kräftigen und zu stärken. Dann ergriff das Wort zur Festrede auf den heiligen Karl Borromeo Prälat Ehses, Direktor des historischen Institutes der Görresgesellschaft. In breit angelegter Rede beleuchtete er das Leben des großen Mailänder Erzbischofes, dessen Jahrhundertfeier in der ganzen katholischen Welt begangen worden sei. Am Schlusse hob er auch die wichtigen, wenngleich indirekten Beziehungen hervor, die den heiligen Karl mit der Kölner Kirche, deren Oberhirt unter uns weile, verbanden. Während die Scuola Gregoriana ausgewählte Musikstücke zum Vortrag brachte, die mit allgemeinen Gesängen wechselten, feierte Herr Generaldirektor Prälat Pieper von München-Gladbach das Oberhaupt der Kirche, Papst Pius X. Als sich dann der Herr Kardinal erhob, um eine Ansprache an die Versammlung zu richten, lauschten alle gespannten Ohres und freuten sich herzlich, als sie den Metropoliten der rheinischen Kirchenprovinz in so blühender Gesundheit vor sich sahen. In fein angelegter Rede ging der Herr Kardinal auf den Zweck seiner italienischen Reise ein und erzählte, wie er — zwar ohne den geplanten, aber abgesagten Pilgerzug — nach Mailand gegangen sei, um dort dem heiligen Karl die Liebe und Verehrung der Katholiken Deutschlands durch einen Besuch an seinem Grabe auszudrücken. Einer der am segensreichsten wirkenden Vereine Deutschlands, der Verein zur Verbreitung guter Bücher, trage von ihm seinen Namen. Dann auf den seligen Albertus Magnus übergehend, verkündete er den Ruhm Kölns, in dessen Mauern dieser universalste deutsche Geist die größte Zeit seines Lebens verbracht habe und wo er auch begraben liege. Das Ganze war von einer Fülle von feinsinnigen Bemerkungen durchwoben, die zeitgeschichtlich von hohem Interesse waren und verständnisvolle Aufnahme fanden. Zum Schlusse sprach der hohe Redner dem festgebenden Verein seine Wünsche aus, dankte für die Einladung und drückte seine lebhafte Freude darüber aus, daß die deutschen Katholiken Roms so gut zusammenhielten. Und wie sie treue Kinder der Kirche seien, so hätten sie sich auch stets als treue gute Deutsche gefühlt, die ihren verschiedenen Fürsten Liebe und Anhänglichkeit entgegenbrächten. Indem er den Kaiser, den Prinzregenten und den österreichischen Kaiser nannte und die übrigen Fürsten einschloß, brachte er ein freudig aufgenommenes Hoch auf dieselben aus.

Die außerordentlich gehobene Stimmung des Herrn Kardinals zeigte, daß er mit dem Erfolge der hier mit Papst und Staatssekretär geführten Beratungen in hohem Grade zufrieden ist. Etwa vorhanden gewesene Mißverständnisse sind aufgeklärt worden, wobei auch die übersichtliche Berichterstattung des Münchener Nuntius, Monsignore Frühwirth, in wirksamer Weise mitgeholfen hat. Der Generaldirektor des Volksvereins, Prälat Pieper, konnte feststellen, daß die Bestrebungen dieses größten aller deutschen katholischen Vereine hier mit Wohlwollen und Verständnis verfolgt werden. Im allgemeinen dürften die deutschen Katholiken sich freuen zu erfahren, daß nach wie vor ihre religiöse und politische Organisation als musterhaft angesehen und daß es für die Zukunft so bleiben wird, wenn sie einig bleiben. Man braucht nicht aus der Schule zu plaudern, wenn man den von allerhöchster Stelle gefallenen Ausdruck hier wiedergibt: Che restino uniti, daß sie einig bleiben mögen!

Die Beuroner Kaiserrede.

Die Rede, mit welcher der Deutsche Kaiser am 13. November 1910 an der Pforte des Benediktinerklosters Beuron die Begrüßung des Erzabtes beantwortete, verdient als zeitgeschichtliches Dokument im authentischen Wortlaute festgehalten zu werden:

„Verehrter Herr Erzabt! Ich spreche Ihnen Meinen herzlichsten Dank aus für die freundlichen Worte, mit denen Sie Mich empfangen haben und freue Mich über die Gelegenheit, der Kongregation einmal einen Besuch machen und Ihnen Mein aufrichtiges Wohlwollen aussprechen zu können. Von Anfang Meiner Regierung an war es Mir eine besondere Freude, die Benediktiner in ihren Bestrebungen zu unterstützen, da Ich beobachtet habe, daß sie überall, wo sie gewirkt, nicht nur die Religion aufrecht zu erhalten und zu stärken bestrebt waren, sondern auch als Kulturträger auf dem Gebiete des Kirchengesanges, von Kunst und Wissenschaft und in anderem sich hervorgetan haben, eine nicht zu unterschätzende Arbeit. Was Ich von Ihnen erwarte, ist, daß Sie in den Bahnen Ihrer Vorfahren weiterarbeiten und Mich unterstützen in Meinen Bestrebungen, dem Volk die Religion zu erhalten. Dies ist um so wichtiger, als das 20. Jahrhundert Gedanken ausgelöst hat, deren Bekämpfung nur mit Hilfe der Religion und mit Unterstützung des Himmels siegreich durchgeführt werden kann. Das ist Meine feste Ueberzeugung! Die Krone die Ich trage, kann hier nur dann einen Erfolg verbürgen, wenn sie sich gründet auf das Wort und die Persönlichkeit des Herrn. Als Symbol dafür habe Ich das Kreuz in diese Kirche gestiftet, um damit, wie Ich es in Meinem Handschreiben gesagt habe, zu beweisen, daß die Regierungen der christlichen Fürsten nur im Sinne des Herrn geführt werden können, und daß sie helfen sollen, den religiösen Sinn, der den Germanen angeboren ist, zu stärken und die Ehrfurcht vor Altar und Thron zu vermehren. Beide gehören zusammen und dürfen nicht getrennt werden. Darum fördere Ich von ganzem Herzen die Bestrebungen, die Sie verfolgen. Wie bisher werde Ich Ihnen auch in Zukunft Meine Huld und Meinen Schutz bewahren."

„Thron und Altar gehören zusammen."

Von P. Ernst.

Der Kaiser hat in Beuron das Wort gesprochen, und es findet Wiederhall bei Unzähligen, die in letzter Zeit mit Besorgnis hinübergeschaut haben nach einem Lande, wo eben der Thron dem Altar nachgestürzt ist und die Thronstürzer daran sind, auch die letzten Reste des Altares noch zu zertrümmern.

Die Geschichte hat dieses lapidare Wort ja schon so oft mit blutigen Lettern verzeichnen müssen. Aber merkwürdig — so viele, die ihre Treue gegen den Thron nicht genug betonen können und auch wohl in der Geschichte nicht so ganz unerfahren sein sollten, scheinen doch diese Lehre noch nie vernommen zu haben.

Frankreich wurde erst entchristlicht, und dann stieg der König aufs Schafott. Jetzt hat man dort das Ideal so vieler „moderner Menschen": den von Altar und Thron freien Staat. Freilich scheint das Paradies damit noch nicht auf jenes Stück Erde niedergestiegen zu sein. Man denke nur an den letzten äußerst gefährlichen Eisenbahnerstreik und an so manches andere.

Portugal war trotz aller gegenteiligen Behauptungen seit langem alles andere mehr als ein „klerikales" Land. Und prompt ist auch dort nach dem Altar der Thron in Trümmer gegangen. Dabei ist eine Erscheinung charakteristisch, die auch anderswo sich beobachten läßt: Man schrie bis zum letzten Augenblick fast nur gegen den Altar — die Revolution erst öffnete manchen gottsträflich beschränkten „Anhängern des Thrones" die Augen. Auch Spanien hallt wider vom Kampfruf gegen „Rom", gegen den Altar — und in aller Welt ist man mit den besten Gründen besorgt — um den Thron.

Die Geschichte ist die Lehrmeisterin der Völker! Ihre klare Lehre aber lautet: Wer den Thron stützen will, der schütze den Altar! Wo versteht man in unserem wissensstolzen Vaterlande diese einfache Lehre? Wo und wie schützt man den Altar? Wo und wie schützt man das Christentum? Im Gegenteil! Unter dem Vorwande, dem Throne, dem Staate zu dienen, unterwühlt man fanatisch, beharrlich, systematisch die Fundamente des Altares. Welch ein Haß gegen das Christentum in einem großen, übergroßen Teile der „königstreuen" Presse!

Und die Blindheit geht noch höher hinauf!

Videant Consules! „Thron und Altar gehören zusammen!" Stehen und fallen zusammen!

Ein vernichtendes Urteil über den Hansabund.

Freiherr von Pechmann, Direktor der Bayerischen Handelsbank in München, eine der vornehmsten Erscheinungen im öffentlichen Leben, der, obgleich seit langen Jahren Präsident der protestantischen Generalsynode, auch in katholischen Kreisen und in allen Parteien wegen seines unantastbaren Charakters und seiner edlen Gesinnung hohes Ansehen und die allgemeinste Achtung genießt, hat seinen Austritt aus dem Hansabunde durch folgendes Schreiben begründet, das durch die nationalliberale „Rheinisch-westfälische Zeitung" an die Oeffentlichkeit gelangte:

„Auf die Zusendung des Aufrufes „an alle Angehörigen des gewerblichen Mittelstandes", der soeben in meine Hände gelangt, kann ich nur damit erwidern, daß ich ohne allen Aufschub meinen Austritt aus dem Hansabunde erkläre.

Auf Grund dessen, was am 24. August in Frankfurt a. M. und am 12. September in Danzig zwischen Herrn Geheimrat Dr. Riesser und mir besprochen wurde, hatte ich gehofft, daß es mir, aller Bedenken ungeachtet, doch möglich sein werde, im Hansabunde zu bleiben, und wenn auch diese Hoffnung durch die dazwischen liegenden Vorgänge, insbesondere durch die Zeitungsnachrichten über neue Flugblätter des Hansabundes schwer erschüttert wurde, so war es doch meine Absicht, mich endgültig erst dann schlüssig zu machen, wenn ich in der für die nächste Zeit in Aussicht genommenen Hansabund-Versammlung in München Gelegenheit gehabt haben würde, zu der Politik des Hansabundes (daß es eine unhaltbare Fiktion ist, wenn der Hansabund in Abrede stellt, daß er eine politische Vereinigung sei, bestimmt, politische Zwecke mit politischen Mitteln zu verfolgen, wird wohl niemand mehr wagen, ernstlich zu bestreiten), noch einmal in aller Form Stellung zu nehmen und für meine Anschauungen und Ueberzeugungen einzutreten.

Aber angesichts des „Aufrufes", wie er vor mir auf dem Tische liegt, würde ich es mit meinem Gewissen nicht vereinigen können, auch nur eine Stunde länger einem Bunde anzugehören, der die Interessen des „in Gewerbe, Handel und Industrie erwerbstätigen Bürgertums", und insbesondere wieder des „gewerblichen Mittelstandes", dadurch wahrzunehmen meint, daß er solche Flugblätter verbreitet.

Ist es noch nicht genug, daß sich die Sozialdemokratie aller Richtungen zur traurigen Aufgabe macht, in dem unter ihrem Einflusse stehenden Teile unseres Volkes Haß, Haß und wieder Haß zu säen? Ist es an der furchtbaren Kluft nicht genug, die mitten durch unser Volk hindurch zwischen der sozialdemokratischen Arbeiterschaft und dem ganzen übrigen Volke gerissen ist, und die den sozialdemokratischen Demagogen nicht breit und nicht tief genug sein kann, bis auch das letzte Gefühl einer Zusammengehörigkeit und die letzte Möglichkeit einer Verständigung vernichtet ist? Müssen nun auch bürgerliche Demagogen kommen, die sich ein nicht minder trauriges Geschäft daraus machen, die zum Teil wirklich vorhandenen, zum großen Teil aber nur vermeintlichen und angeblichen Interessengegensätze zwischen Bürger und Landwirt zur unüberbrückbaren Kluft zu erweitern und zu vertiefen und auf beiden Seiten der Kluft Haß, Haß und wieder Haß zu säen?

Wohin kommen wir, wohin treiben wir, wenn auch für die Führer und Leiter des Hansabundes die Politik zur Kunst wird, die Massenleidenschaften aufzuwühlen und für die gemeinsame Arbeit der doch im letzten Grunde ganz und gar aufeinander angewiesenen Erwerbsstände und Parteien auf absehbare Zeit jede innere und äußere Voraussetzung zu zerstören! Es ist eine unausdenkbare Verantwortung, welche diese Männer auf sich laden, und ich bin nicht gesonnen, auch nur den kleinsten Bruchteil dieser Verantwortung mit zu tragen."

Herbst.

Nebel will im Tale steigen,
Dämmerlicht irrt durch die Welt.
Traumhaft still die Wipfel schweigen,
Nur das Laub matt rauschend fällt.

Heimlich durch die off'nen Felder
Herbstlich blaue Schatten flieh'n,
Ueber tote, dunkle Wälder
Wandern müde Wolken hin.

Alfons Nuber.

Bedenken eines katholischen Buchhändlers.

Von Jos. Waibel, Freiburg.

Bald sind es 25 Jahre, daß ich die Dornenkrone des Sortimenters trage, deren Reich nicht von dieser Welt zu sein scheint. Dann sind es auch 15 Jahre her, seit ich mich aus innerem Drange dem katholischen Buchhandel zuwandte.

Ich fand da vieles, mit dem sich ein aufrechter Mann nicht besonders befreunden kann, viel Fischen im Trüben, aber auch viele süße, stille Freuden und vor allem volle Befriedigung im Berufe.

Soviele Enttäuschungen mir das Leben brachte, ich hab' mich nicht verbittern lassen, sondern gekämpft, für mich scheinbar, aber es galt mehr der guten Sache, als vielleicht mancher denkt.

Weil kein Besserer das Wort ergreift, sei einem alten Kriegsmann, der sich im katholischen Buchhandel schlug, bis ihm das rote Blut aus dem Munde quoll, eine offene Aussprache in einigen Bedenken erlaubt.

In dem heutigen Existenzkampfe des Betriebsbuchhandels ist der Verzweiflungskampf der katholischen reinen Vertriebsbuchhändler vielleicht das bitterste Stück, weil es sich im buchstäblichen Sinne des Wortes um ein karges Stücklein Brot, aber auch um die innere Unabhängigkeit handelt.

Der Buchhandel, der weniger als jeder andere Handel Selbstzweck sein kann, wirft bei der praktischen Ausübung wegen der Eigentümlichkeit des Buches als Ware und, bei christlichen Buchhändlern besonders, aus Erwägungen sittlicher, kultureller und religiöser Art jede nach rein kaufmännischen Gesichtspunkten aufgestellte Berechnung über den Haufen.

Es hat einmal ein kathol. kaufmännischer Verein die Preisfrage gestellt: „Wie macht ein Anfänger sein Geschäft möglichst schnell und auf die Dauer rentabel?" Ich hatte damals Anlaß, mir diese Frage in bezug auf mein Geschäft vorzulegen, und ich mußte mir die Antwort geben: 1. Laß in Zukunft deine Finger vom katholischen Büchervertrieb und verwende deine Kraft nutzbringender. 2., 3. usw., aber mein Innerstes sträubte sich gegen die Konsequenzen.

Die gewaltigen Umwälzungen unserer Zeit vollziehen sich nicht nur im Sinne einer zielbewußten wirtschaftlichen Vereinigung der Produktion und der Großhändler, die selbst eigene Vertriebsstationen allüberall errichten, nein, auch die sinnesverwandten Geister sammeln sich, uns Kleinen tausend äußere und innere Abhängigkeiten schaffend. Es ist, als ob auch unserer inneren Eigenheit und unseren idealen Zielen Hemmnisse und Fesseln bereitet werden sollen, damit alles nach dem Programm der Herrschenden verlaufe. In dem Empfinden, daß man bei Gelegenheit auch unsere Eigenart und unsere Erfahrung nützen könne, will man zwar nicht unsern Tod, aber in Wirklichkeit entzieht man uns die Mittel zum Leben, oft bewußt, oft gedankenlos.

In der zeitgemäßen, mehr oder minder durch die wieder neue Wurzeln fassenden christlichen Ideen vertieften Erkenntnis, daß wir uns mehr als bisher als Glieder einer großen Gemeinschaft fühlen müssen, suchen auch wirtschaftliche und gemeinnützige Gesellschaften neben den religiösen Vereinen die Not der Zeit zu lindern und ihre Gefahren zu vermindern und die Bildungsmöglichkeit des Volkes zu fördern. Aber wenn man all diese Bestrebungen verfolgt, wenn man als Geschäftsmann mitten in diesem Streit der Zeit steht, wo die Interessenkreise sich zehnmal schneiden, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß dabei mit wenig Großzügigkeit, oft sogar sehr stümperhaft vorgegangen wird.

Indem man die Gerechtigkeit und die Liebe vergißt und es unterläßt, scharf auf reinliche Grenzscheidung zu sehen, macht man es vielen unmöglich, mit freudiger Kraft dem gemeinsamen Werke zu dienen.

Leute, die von Staat oder Kirche ihr sicheres Gehalt haben, und deren Alter auch einigermaßen gesichert ist, wissen eben nicht allzuviel von den Sorgen der Geschäftsleute um die Existenz.

Je, mehr solche Vereine erstarken, desto mehr werden ihre hohen Ziele verdunkelt durch das immer schärfer hervortretende Bestreben, im Vertrauen auf die Wohltäter, die Mitgliedgelder und die inzwischen geknüpften Verbindungen sich auf geschäftlichen Boden zu stellen. Selbst religiöse Vereine finden es nicht mehr zeitgemäß, im gläubigen Vertrauen auf den, der die Blumen im Felde kleidet und die Vögel des Himmels nährt, zu verharren.



Auch sie lassen sich zu Unternehmungen verleiten, an denen etwas nicht in der Ordnung ist, und das z. B. die religiösen Sociétés in Frankreich und anderswo schließlich auch mit zum Falle brachte. Sie waren Geschäftsleute und Konkurrenten mancher geworden, die sich gerne an sie als Unparteiische gewandt hätten in Fragen, in denen Geschäft, kulturelle und religiöse Momente sich fast unentwirrbar verwickelten. Nun hat sie das Geschick an manchem vielleicht verdient ereilt, und nun ist fast niemand da, der ihr Werk berufsmäßig fortsetzt.

Es muß hier gesagt werden, daß besonders in Sachen des Büchervertriebs der Stand bei den Protestanten ganz ähnlich ist, wenn die Vereinsbuchhandlungen dort nicht noch mehr florieren.

Daß es der großen Masse der katholischen Geistlichen nicht auf den Weg zum Ziel ankommt, sondern einzig und allein auf die Erreichung des Ziels, weiß jeder, der mit ihr Umgang hat. Ich selbst habe es am eigenen Leib oft erfahren, wieviel Opfer die einzelnen denen zu Lieb bringen, die das Ziel ehrlich verfolgen, gute Literatur unter dem Volk zu verbreiten.

Aber es gibt einzelne, die gewissermaßen ihren eigentlichen Beruf verfehlt haben. Sie hängen die Pastoration an den Nagel, nehmen das Geschäft selbst in die Hand und organisieren im Vertrauen auf die Unterstützung und den Einfluß der gesamten Geistlichkeit einen umfassenden Vertrieb, wie er unserer Schwäche freilich nie möglich wäre. Sie scheuen den längeren und mühevolleren Weg, die Schützer und Unterstützer berufsmäßiger ähnlicher Bestrebungen zu sein.

Und diese Geistlichen sind uns noch gefährlicher als Großkapital und Warenhäuser, denn sie verfügen außer über die Beiträge großer Massen auch noch über einen Einfluß und über ein Heer von Agenten, das nicht unterschätzt werden darf.

Wenn man sieht, wie sich die Sache zuspitzt, wird man immer mehr an die Zeit der Gegenreformation erinnert, von der Kapp in der Geschichte des Buchhandels sagt, daß man damals in Oesterreich bis nach Schlesien herein sein Ziel nur erreichte, indem man den Berufsbuchhandel vernichtete. Das war vielleicht etwas übertrieben gesagt, und der Jesuit Hilgers hat die Richtigkeit in seinem Buch über den Index auch bestritten. Aber wer das neue Buch des Jesuiten Duhr nachschlägt (Bd. I), wird gestehen müssen, daß Kapp das mit einem Schein von Berechtigung sagte, zumal er ja selbst zugibt, die norddeutschen Protestanten hätten gut duldsamer sein können, denn die ganze Flut der kirchenfeindlichen Literatur habe sich von Norden nach Süden zugewälzt.

Um sich dieser zu erwehren, glaubten die Jesuiten in Oesterreich im Interesse der Reinheit des Glaubens, des Ansehens der Kirche kein Mittel unversucht lassen zu dürfen. Sie übten eine außerordentlich strenge Zensur, hielten die Hand auf Druckereien und Vertriebsbuchhandel und gründeten auf Anregung des Kaisers sogar eigene Druckereien. Vor den Wölfen in Schafskleidern warnend, wiesen sie offenbar hauptsächlich auf die Güte und Zuverlässigkeit ihrer eigenen Druckerzeugnisse hin, so daß leicht gerade gut und kirchlich gesinnte Buchhändler mit ihren Waren keinen Absatz mehr fanden.

Wiederholt schrieb dieserhalb der Jesuitengeneral von Rom, sie sollten ihre Druckereien verkaufen. Eine Presse könnten sie ja behalten, um Thesen und kleinere Schriften zu drucken. Das Druckereigewerbe gehöre einmal nicht zum Berufe der Jesuiten. Tractent fabrilia fabri.

Aber es half nichts. Deshalb schrieb General Lainez in einem späteren Briefe: „Die Erfahrung in unserem Hause zeigt die Mißstände, welche mit einem solchen Unternehmen verbunden sind, sowohl wegen der Beschäftigung, die unserem Arbeitsgebiet nicht entspricht, als auch, weil es einen Schein von Handel hat, was noch mehr gegen unser Institut verstößt. Der gute Zweck, gute Bücher zu drucken und zu verbreiten, kann auch durch Auswärtige erreicht werden." — —

Ich bin von jeher der Meinung gewesen, daß wir alle Ungerechtigkeiten und Hindernisse, die sich unserem guten Streben entgegenstellen, bekämpfen müssen, indem wir unsere bitteren Erfahrungen und unsere Leiden versozialisieren. Wir müssen sie zu gemeinsamen Leiden aller Betroffenen machen und gemeinsam gegen sie ankämpfen. So nehmen wir unserem Vorgehen die persönliche Spitze und machen damit mehr Eindruck. Wir zwingen den Gegner, nachzugeben, soweit er kann, weil er fürchten muß, daß wir gegen offenbares Unrecht die Oeffentlichkeit erregen könnten.

Vor acht Jahren nahm ich Gelegenheit, mitten auf dem Wege vorwärts, gestiefelt und gespornt wie der Reiter von Schwind, eine kurze Rückschau zu halten, und ich überlegte mir, ob es nicht zum Vorteil meines Geschäftes und im Sinne meines Zieles sei, katholische Kolportage zu treiben. Aber ich fand damals, daß es noch an geeignetem Stoff fehle, und einige mehr oder minder energische Versuche in der Richtung erwiesen sich als unrentabel.

Um jene Zeit sagte der Windthorstbund einen Vortrag über die Kolportage an. Ich habe oft monatelang keine Zeit, meinen Bau einmal zu verlassen, aber da ging ich hin.

Es erhob sich nun ein Geistlicher, Dr. rer. politic. zugleich, zu etwa folgenden Ausführungen:

Es ist kein Zweifel, daß katholische Kolportage getrieben werden muß; den Buchhandel dazu zu erziehen, geht zu lange, ist vielleicht auch nicht möglich; das selbst geschäftlich zu betreiben, kostet Geld, das uns noch fehlt. Wir haben daher beschlossen, uns vorderhand an den großen, hiesigen katholischen Verlag anzulehnen; er wird den Vertrieb in die Hand nehmen, der vielleicht uns alljährlich etwas abwerfen wird, mit dem wir uns mit der Zeit auf eigene Füße stellen können.

Als Gegenleistung wird nur dieser Firma im Lande der Charakter als offizielle katholische Kolportagestelle gegeben werden, und nur ihre Sendlinge sollen die Unterstützung der Geistlichkeit genießen. Im nächsten Pastoralblatt soll das alles genau bekanntgegeben werden.

Ein so schlechter Redner ich bin, erreichte ich doch, daß die Suppe nicht so heiß gegessen wurde, wie sie gekocht war, und im nächsten Pastoralblatt stand etwas ganz anderes.

Aber der Versuch war doch gemacht worden, einzelnen von uns in die geschäftliche Freiheit einzugreifen.

Solche Versuche wurden anderwärts auch gemacht, natürlich auch in bester Absicht, aber zum Schlusse doch mit dem Gedanken, aus der Gründung mit der Zeit ein rentables Geschäft zu machen. Man warb Mitglieder, die im Jahre 5, 10 und 20 ℳ unverzinste und verlorene Genossenschaftsgelder einwerfen mußten, versprach ihnen den Segen des Himmels und heilige Messen, erwarb und versprach ihnen Ablässe usw.

Aber auch gediegene, segensreiche Unternehmungen, deren zielbewußtes Vorgehen Achtung abringen mußte, deren sichtbarer Erfolg dazu zwang, jeden kleinlichen Krämergedanken zu unterdrücken, beginnen allmählich im Gefühle ihrer Macht und ihrer Verbindungen manchen Geschäftsleuten gefährliche und unangenehme Wettbewerber zu werden, und zwingen sie zu einem Kampf mit ungleichen Waffen.

Vor mir liegen die Mitteilungen der Vereinigung der Vertreter des katholischen Buchhandels, in denen nicht nur Leute, wie ich, sondern auch die größten und angesehensten Vertreter des katholischen Buchhandels gegen solche Auswüchse Stellung nehmen, „damit nicht etwa die Mißstimmung weitere Wellen ziehe!"

Und gerade die Bücher einer der dabei angeführten Genossenschaften, die wohl nur durch die Mitgliedsbeiträge und die Wohltätigkeit vieler, auch vieler Geschäftsleute und Gewerbetreibender, die ersten Fährlichkeiten überstanden hat, sind mir im letzten Jahre von einer theologischen Anstalt zurückgesandt worden mit dem Bemerken:

„Der . . hat hier eine eigene Niederlage eingerichtet, deshalb sind diese Bücher leider nicht mehr verkäuflich."

Ein caritativer Verein in meiner allernächsten Nähe ist meinem schwachen Unternehmen schon länger einigermaßen Konkurrent gewesen, aber in Anbetracht seiner Ziele und in der Erkenntnis, daß er zu ihrer Förderung einer Verkehrsanstalt für das Publikum schließlich auch bedürfe, unterdrückte man unedle Regungen.

Aber ich muß gestehen, wenn ich sah, wenn der Verein mit seinen 27,000 ℳ Mitgliederbeiträgen sich immer mehr entfaltete, wurde meiner geschwächten Arbeitskraft bange und immer banger. Gewiß, ich habe lange arbeiten können wie ein Roß, aber heute bin ich fertig, wenn ich von 7 Uhr morgens bis 9 Uhr abends ohne eigentliche Zwischenpause in den Sielen stehe.

Einem Geschäftsmann, der auf sich gestellt ist, wird es nicht so leicht gemacht, wie so den Vereinen, sich durchzuringen. Auf alles, was anderen das Leben angenehm erscheinen läßt, muß er oft verzichten: „Wie Schmutz empfinde ich es an meiner Seele", sagte meine Frau neulich: „daß man sich so nur in Aeußerlichkeiten erschöpfen muß. Jeden Aufschrei der Seele erstickt die laute Frage des Tages: Wie zahlen wir morgen unseren Wechsel?!" —

Im Vertrauen auf den durch die Wohltätigkeit geschaffenen Untergrund, die mit den Jahren erworbenen Verbindungen und wohl in der Hoffnung, bei etwaigen Mißerfolgen auch wieder einen Retter zu finden, richtet jener Verein nun eine richtige Universitätsbuchhandlung ein und erbietet sich, alle Bücher und Werke des In- und Auslandes zu beschaffen. Auch ein Antiquariat hat er, und da der Verein auch oft Büchersammlungen geschenkt bekommen wird und sie dann geschäftlich verwertet, wird es mit der Zeit der Konkurrenz unmöglich werden, angebotene Bibliotheken unter gewissenhafter Schätzung zu erwerben, weil sie beim Verkauf keine entsprechenden Preise mehr machen können, was sich schon bei anderen ähnlichen Verhältnissen gezeigt hat.

Nun beginnt aber gar noch der Geschäftsführer der Caritasbuchhandlung in so skrupelloser Weise vorzugehen, daß, wenn ich ihm folgen wollte, für mich jeder Verdienst aufhören würde. Dagegen protestiere ich hiermit in aller Oeffentlichkeit.

Nun noch ein Wort über die Kolportage.

Wir seßhaften Buchhändler und besonders gewissenhafte Buchhändler sind keine Freunde des Reisevertriebs.

Wohl wissen wir, daß ohne diesen manch großes teuere Verlagsunternehmen nicht möglich gewesen wäre, aber zunächst waren nicht alle großen, teueren, bändereichen Werke immer Kulturwerke, und dann bringt der Kolportagevertrieb so viele wirtschaftliche und sittliche Schäden mit sich, daß man unseren Widerwillen im allgemeinen wohl verstehen wird.

Indes — machen wir das Geschäft nicht, macht's der Berliner, ausgerechnet derselbe, von dem Heinrich Falkenberg in seiner vorletzten Schrift schrieb, daß er heute katholischer, morgen jüdischer, übermorgen protestantischer Vertriebsbuchhändler sei.

Ich verstehe so etwas nicht, daß man immer wieder die Hand dazu bieten kann, daß solche Bücher, aufgewärmte Ware oft, deren Preis die Kaufkraft unseres Volkes weit übersteigt, den widerstandslosen Leuten aufgedrängt werden, indem die Boten versiegelt und verbriest ihre Behauptungen unterstützen, daß sie direkt von hohen und höchsten Stellen gesandt seien.

Die Herren sollten einmal im Winter dabei sein, wenn verhärmte Frauen die zwecklos teuer erstandenen Bücher — deren Inhalt auch in Ausgaben für eine Mark hübsch zu haben ist — mit der flehentlichsten Bitte bringen, sie abzunehmen. Es fehle Geld zum Brot, und wenn der Mann das große, vergoldete Buch ansehe, gerate er in Wut und drohe der Frau, die sich das Buch aufschwätzen ließ, mit Prügel.

Indem man Berliner Juden solche Möglichkeiten gibt, schädigt man uns, weil man dadurch die ohnedies schwache Kaufkraft der Leute zum Schaden guter, billiger Werke auf Jahre hinaus festlegt und indem man mithilft, daß sie gegen katholische Literatur überhaupt kopfscheu werden. Ist dann einmal ein Schulbuch nötig, so müssen unter bestimmtem Druck auch die Kinder unseres Schuhmachers, dem wir alle Woche zu verdienen geben, ihre Bücher in der . . . kaufen.

Seit unsere Blätter auch immer mehr vergenossenschaftet werden, und man da immer mehr Rücksicht nehmen muß auf Genossenschaft und Partei und den Gegner, der auf jede Blöße spannt, wie der Teufel auf eine arme Seele, liest man nirgends ein Wort der Warnung gegen solche Mißstände.

Ob das im Interesse der katholischen Sache ist, wird die Zukunft weisen!

Wenn der Handels- und Gewerbestand sich auf seine Würde und seine Verlassenheit einmal besinnt und zur Selbsthilfe greift und wie ein Mann aus solchen Vereinen austritt, und die Erbitterung in der Geschäftswelt weitere Kreise zieht, wird man den Schaden besehen können.

Gewiß, eine Mittelstandspartei, wie sie manchem vorschwebt, wäre auch im politischen Leben eine engbrüstige Mißgeburt, die an ihrer Selbstsucht bald zugrunde ginge, schon weil der Mittelstand vor lauter Elend und Not und Sorge zu keinem höheren Gedanken sich im allgemeinen mehr aufschwingen kann.

Aber das Wort, das einmal gesprochen wurde, daß man — der Schwierigkeit der Verhältnisse wegen — für die Bedürfnisse und Nöten des Handelsstandes in unseren Kreisen nicht genug Verständnis hat, ist wahr. Wie sollen wir einen Nachwuchs erziehen, wenn man uns verarmen macht?

Novemberabend.

Die Dohlen lärmen ums Kirchendach;
Durch halbe Schleier rinnt ein Schein
Und weckt falbe die brütenden Nebel wach —
Wie balde schlummern sie wieder ein.

Dann kehrt die Ruhe in jedes Haus,
Die träumende Ruhe beim Lampenlicht —
Und über die Giebel landein, landaus
Ein feines Rieseln die Nebel durchbricht — —

Das Lärmen erstarb ums Kirchendach;
Gemessen die Stunden hallen vom Turm —
Ich denke versunkener Jugend nach
Und höre des Lebens gewaltigen Sturm.

Ich denke der Heimat, der Wanderzeit,
Ich denk' an zerbrochenes Glück voll Not —
Nun hält sich mein Herz zum Winter bereit
Und träumt von des Frühlings Morgenrot . .

Dr. Hans Besold.

Zum Tode Leo Tolstois.

(† 20. November 1910.)

Von Dr. Lorenz Krapp.

Im Alter von 82 Jahren, aber bereits eingehüllt in einen Kreis von Mythen, ist Leo Tolstoi am frühen Morgen des 20. November in Astapowo, fern seinem Herrenhofe, dem er in plötzlicher Verbitterung den Rücken gekehrt hatte, gestorben. Um keinen lebenden Dichter hat wohl die Phantasie der Mitwelt einen solchen Wall von Wahrem und Falschem aufgeführt wie um ihn. „In ländlicher Zurückgezogenheit teilt er von dem Seinen mit, lebt und arbeitet er mit den Bauern. Er trägt Wasser, mäht, ackert, macht Stiefel. Er braust auf, wenn man ihm von seinen Romanen redet. Man zeigt mir ein Bild von ihm, das ihn im Aufzuge eines Muschiks (russ. Bauern) darstellt, wie er die Schusterahle handhabt . . . Man versichert, sein Wirken sei ausgebreitet und heilsam, um ihn herum geschähen Wunder, die Sitten der ersten Christen lebten wieder auf. Tag für Tag erhält er Briefe von Unbekannten: Steuerpächter, pflichtvergessene Staatsdiener — mit einem Worte Zöllner — legen übel erworbene Gelder in seine Hand, junge Leute unterstellen sich seiner Führung . . ." (Vicomte de Vogüé). Andere wieder berichteten das Gegenteil: er fordere unerbittlich von seinen Bauern den Zins, er wie seine Familie nutzten rücksichtslos den Ertrag seiner Werke aus. Was wahr und falsch an dem allen war: — wer weiß es?

Ein einfaches Leben lag hinter ihm. Lew (Leo) Nikolajewitsch Graf Tolstoi ist geboren am 9. September 1828. Seine Heimat lag im Gouvernement Tula, südlich von Moskau, im tiefsten Herzen Rußlands; seine Studien machte er in Kasan an der Wolga. 1851 bis 1856 war er Offizier, seitdem lebte er über ein halbes Jahrhundert lang meist auf seinem Rittergut Jasnaja Poljana, ebenfalls im Gouvernement Tula. Verheiratet ist er seit 1862; sein 1871 geborener Sohn Lew Lewowitsch Tolstoi hat die Gabe der Dichtung vom Vater ererbt.

Es ist ein Wort des alten Görres: Rußland sei der Koloß, der aus Asien nach Europa herüberdroht. Wollte Tolstoi dies Wort aufs neue beweisen? Aus allen seinen Werken klingt ein Grundton: Feindschaft gegen die europäische Kultur, in der er nur Verfall sieht, — Europamüdigkeit. Bekannt sind seine wilden Angriffe auf Wagner, Beethoven und Shakespeare, die vor vier Jahren so sehr Staub aufwirbelten. Shakespeares meiste Werke sind nach ihm ein rüpelhaftes Gemisch aus Roheit und Idiotentum. Sein Idealmensch ist der Bauer, der auf der schweren, kargen Scholle lebt, der stumpfen Blickes die Eisenbahn an sich vorüberrollen läßt und nicht weiß, was die ganze Hast der neuen Zeit denn will. In seinem Drama „Macht der Finsternis" zeichnet er eine solche Idealgestalt in einem alten Bauern, der beständig vom Darlehengeben und Zinsnehmen als Hauptquelle der Laster in monotonem Trübsinn daherleiert;



wie er diesen alten Bauern aber schildert, ist dieser weniger ein Weltweiser als ein Blöder.

Asiatische Luft weht uns aus solchen Ideen an. Tolstoi erscheint uns hier wie eines der Steppenhäupter, das in patriarchalischer Erhabenheit und Einsamkeit über seine Horde herrscht. Kraftvoll, ungebrochen ist seine Darstellungskunst, als wehte durch seine Werke die frische, scharfe Luft der Tundren. So ist er nach Gogol und Dostojewskij der Hauptmeister des russischen realistischen Romans geworden. Freilich: oft bricht das Halbbarbarische überstark aus seinen Werken, so wenn wir in der „Macht der Finsternis“ fast mit unserem eigenen Ohre hören, wie droben auf der Bühne dem unehelichen Säugling mit einem Brette der Kopf zermalmt wird. Gegen derlei Schauerlichkeiten sind Shakespeares von ihm gescholtene „Prügeleien“ das Stammeln eines Kindes.

Seine Werke sind zahlreich. Die berühmtesten sind die drei Romane „Auferstehung“, „Krieg und Frieden“ und „Anna Karenina“. Jedes Konversationslexikon nennt die Titel der übrigen; wir können uns die endlose Aufzählung sparen. Er selber wollte aber nie Dichter sein. Er wollte mehr sein: Reformator seines Volkes.

Und hier tritt nun der Gegensatz zwischen ihm, dem europahassenden Moskowiter, und der übrigen Kulturwelt noch schneidender hervor als in seiner Dichtung. Er verwirft alle Grundlagen der Gesellschaft: vor allem Eigentum und Ehe. Statt dessen predigt er ein Ideal, wie er es im Urchristentum niedergelegt wähnt, und er stellt zu diesem Zwecke in einer wirren und willkürlichen „kurzen Darlegung des Evangeliums“ Bruchstücke der Evangelien zu verschrobenem Bilde zusammen. Glühende Feindschaft erfüllt ihn gegen jedes Kirchentum; die kirchliche Lehrauslegung ist ihm nichts als „Schmutz und Schlamm“, der sich den reinen Perlen der echt christlichen Lehre angesetzt haben soll. Statt der Zehnzahl der Gebote gibt es nur einen christlichen Pentalog: „1. nicht zürnen, 2. nicht unzüchtig leben, 3. nicht schwören, 4. sich dem Bösen nicht widersetzen und 5. keinen Unterschied machen zwischen den Menschen“. Alles andere ist nach ihm mehr oder minder menschliche Zutat.

Das ganze, von Sekten und Parteiungen (Raskolniken, Gottesleute, Duchoboren usw.) heftig durchwühlte Leben der heutigen russischen Staatskirche spiegelt sich in Tolstois sozialen und religiösen Anschauungen wieder. Er sammelt so ziemlich alle Irrtümer, die die anderen russischen Sekten in sich trugen, und verkündet sie als seine Lehre. Nichts hält stand vor dieser zersetzenden Skepsis; alle Grundlagen werden aufgehoben zugunsten einer unerhört rigorosen Ideologie, die letzten Endes zum Aussterben der Menschheit (vgl. die furchtbare „Kreutzersonate“) führen würde.

Tolstoi ist Mode geworden. Der moderne Mensch, der in jeder noch so milden positiven Satzung von Staat und Kirche entehrenden Zwang sieht, schwärmt für dies Zerrbild einer Weltanschauung, die den Menschen letzten Endes in den Wahnsinn treibt oder in den Selbstmord — genau wie eine große Reihe der Tolstoischen Gestalten. Es irren auch die, die in Tolstoi einen Erbauer wenigstens insofern sehen, als er das Christentum — wenn auch in willkürlicher Gestalt — zur Grundlage seiner Weltanschauung macht und eine starke Liebe zum Volke in sich trägt. Denn Tolstoi war der Sturmvogel der russischen Revolution, die noch heute unter der Asche glimmt, genau wie Rousseau mit seinem „Zurück zur Natur“ einer der Pfadbrecher der französischen Revolution war. Tolstois Skepsis hat weitergewirkt in Schülern von ihm, aber sie ist dort — eine oft erlebte Folge! — direkt übergegangen in Verneinung alles Echten und Guten sowie in Roheit. Ich erinnere nur an Romane wie den scheußlichen „Ssanin“. Keiner hat flammender als er in seinen letzten Lebensjahren diese Entartung der russischen Literatur verurteilt. Aber es war zu spät: der Stein war im unheilvollen Rollen, und er selber erkannte, daß er unbewußt den Anstoß mit dazu gegeben hatte. Da kam das Letzte über ihn, was über alle Geister voll Tatendranges am Ende noch immer kam: die Reformatorenenttäuschung. Müd, seelisch vereinsamt war er in den letzten Jahren; kaum erhob er mehr die Stimme. An sein gewaltiges Dichtertalent hatte er ja nie geglaubt; nun verzweifelte er auch noch an seinem Reformatorenberuf. Wem dies widerfährt, der will sterben.

Zu Wilhelm Raabes Tod.

(† 15. November 1910.)

Nun hat auch er uns verlassen. Still wie sein Leben war, so still ist er von uns gegangen. Wie die Ankunft seiner Werke nicht nach moderner Manier wochenlang im voraus signalisiert worden ist, so hat auch sein Sterben keine langen Vorberichte in die Zeitungen gebracht. Bescheiden, unauffällig, ohne viel Wesens zu machen, hat er seine Augen für immer geschlossen, jene guten Augen, die so verständnisvoll und humorreich das Lebenstreiben überblickten.

Raabe war ein humorvoller Schriftsteller, kein witziger. Gott sei Dank! Gewiß, Humor und Witz lachen beide, aber Witz lacht und streitet zugleich, während das Lachen des Humors mit versöhnlicher Gemütlichkeit gepaart ist. Um Witz zu produzieren muß man nur Verstand haben, Humor aber erfordert neben dem Verstande noch einen großen Teil Güte. Nur ein wahrhaft guter Mensch ist humorvoll. Und die guten Menschen finden immer Freunde. So auch Raabe.

In seiner Danksagung für die zahllosen Glückwünsche zum 8. September 1901, seinem 70. Geburtstage, nannte sich Raabe einen alten Botenläufer. Fürwahr, das ist er gewesen! In unzählige Häuser hat er die Gaben seines Dichtens getragen und mit ihnen Freude und Erhebung zurückgelassen. Vielen hat er so ein Lächeln, wohl auch schon einmal eine Träne entlockt, er hat eben Sonnenschein gespendet. Drum ist er auch dort, wo er die Hausschwelle einmal mit seinen Werken überschritten hat, ein gar lieber Freund geworden. Und da er überall sich Freunde gewonnen, so herrscht auch jetzt allenthalben aufrichtiges Trauern über seinen Heimgang. Auch wir wollen eine stille Totenfeier halten, indem wir seine Werke aus dem Bücherschranke langen und der Stimme des friedlichen Toten lauschen.

Fritz Decker, Düsseldorf.

Julius Bachems „Lose Blätter aus meinem Leben“.[1]

I.

Schmeckt nach mehr, sagt man hierzulande. Besten Dank für diese leckere Schüssel; aber nicht als Dessert, sondern als appetitweckendes Vorgericht soll sie uns gelten. Der erfahrungsschwere Veteran im Kampf mit dem inneren und äußeren Memoirendrang! Noch jung im siebenten Jahrzehnt, mag er lieber in der Furche schwitzen, als vor dem Herbarium sitzen. Aber die Vergangenheit erzwingt sich ihren Tribut; das autobiographische Teufelchen hat schon einen Finger erwischt, und nicht den allerkleinsten. Vermutlich hat das goldene Jubiläum der „Kölnischen Volkszeitung“ zunächst die Schleifen von vergilbten Papieren gelöst. Dazu kamen, wie der Verfasser selbst hervorhebt, die „offenen und versteckten Angriffe“ als Antrieb zum „Rechenschaftsbericht“. Der erste Schritt ist getan; vivant sequentes. Die Form der „Losen Blätter“ hat ja den Vorzug der unbegrenzten Ergänzungsmöglichkeit; da läßt sich nicht bloß anfügen, sondern auch einfügen nach Bedarf und Belieben. Und das ist des Verfassers „Pflicht und Schuldigkeit“. Wir brauchen zur Erfrischung der älteren und zur Erziehung der jüngeren Jahrgänge die Geschichte der letzten vier Jahrzehnte. Es ist schon häufig darüber geklagt worden, daß die Leiden und Freuden, die wir höhere Semester durchgemacht haben, namentlich in der heißen Bismarck-Falkschen Kulturkampfzeit, dem Geist und dem Herzen des Nachwuchses fremd zu werden drohen. Darum wurde das Windthorstbuch von Dr. Eduard Hüsgen mit so außerordentlicher Freude begrüßt wie ein fruchtbarer Regen nach der historisch-politischen Dürre. Wir warten auf eine gründliche Geschichte des Kulturkampfes, eine systematische Geschichte der Zentrumspartei. Inzwischen kann uns nichts erwünschter und nützlicher sein, als Einzelschriften von Kundigen, und zu den Kundigsten gehört Julius Bachem. Was er angesammelt hat an Schätzen der Erfahrung und Beobachtung, darf nicht im Strumpf bleiben, und sollen sie ausgemünzt werden, so ist er selbst offenbar der beste Prägemeister. Sein Bedarf an Selbstverteidigung wird freilich bald zu decken sein, aber nicht so schnell unser Bedarf an Erbauung und Belehrung. Einen besonderen Zeugniszwang legt ihm der Umstand auf, daß ihm eine ungewöhnliche Fülle von Beziehungen zu hervorragenden Persönlichkeiten der Zeitgeschichte beschieden war, — ein Wertzuwachs, der nicht zu den „unverdienten“

[1] Lose Blätter aus meinem Leben. Von Dr. Julius Bachem in Köln am Rhein. Freiburg i. Br. Herdersche Verlagshandlung 1910, brosch. M 1.20, geb. M 1.80.



gehört. Nach eigenem Geständnis ist er für dies und jenes, was für unsere politisch-parlamentarische Geschichte von Bedeutung ist, schon fast der einzige lebende Zeuge.

Was nun die vorliegende Abschlagszahlung angeht, so werden uns auf 110 Seiten 11 Kapitel geboten. Alles kurz und kernig. Die ersten Kapitel vom persönlichen Werdegang sind besonders kompreß. Sie räumen die Ansicht aus, als ob dem Träger des Namens Bachem das warme Nest der K V von einer guten Familienfee präpariert worden sei. Nicht mit der bequemen Zahnradbahn, sondern mühsam auf gewundenen Pfaden gelangt der Knabe und Jüngling auf den Bildungsberg, und als er die Patente für die juristische Laufbahn erworben hatte, mußte er diesen schönen Beruf opfern, um in den für ihn bestimmten sich hineinzuarbeiten, — als Lehrling, dem nichts geschenkt wurde. Die journalistische Tätigkeit fand bald ihre Ergänzung in der parlamentarischen. Das fünfte Kapitel beleuchtet die schwierige Lage, in welcher sich die Zentrumspartei zu Anfang der siebziger Jahre im Kölner Stadtrat befand. Das sechste und längste (aber noch viel zu kurze) Kapitel ist der Tätigkeit und mehr noch den Beobachtungen des Verfassers im preußischen Abgeordnetenhause gewidmet, daran schließen sich Rückblicke auf zwei lehrreiche Episoden aus dem Kulturkampfe, die leider schon vielfach vergessen sind: Marpingen und Rheinbrohl. In den Anfang der 90er Jahre versetzt uns das 10. Kapitel von der Bismarckfronde; der Verfasser liefert da wertvolle Beiträge zu der Geschichte jenes Lügenfeldzuges gegen die Person des Kaisers Wilhelm II., die in dem bekannten Tausch-Prozeß angeschnitten, aber nicht geklärt worden ist. Der letzte Abschnitt des Buches ist ganz aktuell, nämlich den Ursachen, Zwecken und Wirkungen des berühmten „Aus dem Turm"-Artikels gewidmet. Dieses Stück Selbstverteidigung können alle gern und mit Nutzen lesen, da es auf Klärung und nicht auf Gärung hinwirkt.

Im lapidaren Nachwort sagt der Verfasser, er habe wohl dem menschlichen Irrtum und der menschlichen Schwäche seinen Tribut entrichtet, sei aber allzeit ohne Scheu und ohne Eigennutz und nicht ohne Erfolg für das eingetreten, was er für richtig gehalten, so daß er den Anspruch erheben dürfe, „alles in allem genommen zu werden." Letzteres werden wir um so lieber und leichter tun, je mehr die losen Blätter sich häufen. Fortsetzung folge!

Berlin. **Fritz Nienkemper.**

II.

Justizrat Dr. Julius Bachem, der seit mehr als 40 Jahren im Vordergrunde des politischen Lebens steht und heute einer der ältesten aktiven Redakteure ist, hat „Lose Blätter aus meinem Leben" veröffentlicht. Wie er im Vorwort betont, hat er es stets abgelehnt, „Memoiren" zu schreiben, und auch jetzt sich nur entschlossen, „so etwas (wie Memoiren) zu Papier zu bringen", „keine Biographie", sondern „lediglich das eine oder andere Kapitel aus meinen Erlebnissen, welches ein allgemeines Interesse haben dürfte." Den Verzicht auf „Memoiren" oder „Biographie" wird jeder billigen. Wer so viel wie der Verfasser gesehen, gehört, erlebt, wer dabei so oft die Pflicht und Kunst des Schweigens geübt hat, der wird sich als 65 jähriger nicht einmal der Versuchung aussetzen, indiskret zu werden, und lieber die Form der „Losen Blätter" wählen, um unter aller Wahrung der Diskretion gegenüber Lebenden und auch Toten dem Leser hochinteressante Erinnerungen zu bieten. Was mir an diesen nicht selten von gemütlichem Humor durchwehten Ausschnitten aus der Jugendzeit des Verfassers, aus seiner Tätigkeit als Redakteur, Parlamentarier, Stadtverordneter, als Vorstandsmitglied der Görresgesellschaft usw. besonders gefallen hat, das ist das ruhige Maßhalten auch gegenüber dem Gegner, für den er in zahlreichen Fällen Worte der Anerkennung oder doch besonnener Würdigung findet. Auch wo seine Schrift „eine Antwort sein soll auf die Angriffe, denen seine Tätigkeit neuerdings in steigendem Maße im eigenen Lager ausgesetzt war", tritt der polemische Ton vollständig zurück hinter dem berechtigten Bestreben, „die Arbeit seines Lebens nicht in ein falsches Licht rücken zu lassen". Auch der Schlußabschnitt „Ein viel angefochtener Artikel" (gemeint ist der in den „Historisch-politischen Blättern" veröffentlichte Aufsatz „Wir müssen aus dem Turm heraus"), beginnend mit dem Zugeständnis, „daß bei der Ueberschrift des Artikels Mißdeutung möglich war", beschränkt sich auf eine ganz leidenschaftslose Verteidigung, und selbst diese wird großenteils mit den Worten anderer geführt. Und so darf man hoffen, daß diese Aufzeichnungen auch bei denjenigen freundliche Aufnahme finden, die mit dem Verfasser während seines langen Lebens nicht immer derselben und zuweilen sogar sehr verschiedener Meinung gewesen sind. Ein Wort der Kritik aber kann ich den „Losen Blättern" nicht ersparen: Der Wissende — und als solchen darf ich mich hier bezeichnen — sucht darin vieles, was er darin ungern vermißt. Ohne jeden Zweifel konnte und durfte der Verfasser erheblich mehr erzählen, als was er hier erzählt hat; vielen seiner Freunde und wohl auch seiner Gegner ist dieses Büchlein mit seinen knapp 100 kleinen Druckseiten viel zu klein geraten, und diesem Uebelstande sollte er bei einer Neuauflage abhelfen.

Bonn. Dr. Hermann Cardauns.

Schlaflose Nacht.

Durch das Tal der Todesruh,
Durch die weiten nächtig'n Lande
Und das Nebelmeer der Träume
Fährt mein Herz dem Morgen zu.

Hat das schmale Boot bestiegen,
Das auf schwarzen Wassern geht.
Einsam hockt am Steuerruder
Nur mein zitternd Nachtgebet.

In den schlaflos langen Stunden
Wacht und quält Vergangenheit.
Tote Stunde, tote Liebe
Steigen aus der Ewigkeit.

Fühl der Wage Zünglein beben,
Fühl' das Ticken meiner Uhr.
Was ist Tod und was ist Leben?
Schmal und schmäler wird die Spur.

Ach was hab ich je besessen?
Was war tiefster Seele mein?
Tastend, suchend geht die Frage:
Was war Wahrheit? Was war Schein?

Bis die unbesiegte Sonne
Jubelnd hisst des Lichts Fanal,
Und ich auf zum Leben schreite
Aus des Zweifels Todestal.

M. Herbert.

Weihnachtbücherschau.

Von B. Hauser.

Mit Unterstützung literaturkundiger Mitarbeiter.

II.

Der Verlag J. P. Bachem in Köln hat zu dem Prachtwerk „Die Madonna" (ℳ 8.—) ein Seitenstück „Christus" herausgegeben, das des Heilandes Leben, Leiden, Sterben und Verherrlichung in der bildenden Kunst aller Jahrhunderte darstellt. Verfasser des Textes ist derselbe wie im eben genannten Werke, Dr. phil. Walther Rothes. Nicht weniger als 196 Abbildungen im Text und 5 Kunstdruckbilder von vollendeter Schönheit sind aufgenommen. Diese Bilder reden eine verständlichere Sprache, als es die klarsten Worte können: Sie geben gleichsam den Triumph des Gottmenschen in der Kunst aller Zeiten wieder und strömen von der frommen Ergriffenheit der Künstler über in die Seelen der Beschauer. Angesichts des hohen Wertes des Gebotenen ist der Preis des schön gebundenen Werkes (ℳ 10.—) als recht angemessen zu bezeichnen.

Das Kometenjahr hat das Interesse für astronomische Fragen wieder neu belebt. Da kommt das Werk des Professors Pohle „Die Sternenwelten und ihre Bewohner" allen Interessenten entgegen (ℳ 8.—, gebd. ℳ 10.—). Es liegt in sechster Auflage vor und ist völlig umgearbeitet.

Die Literaturzeitschrift „Ueber den Wassern" brachte kürzlich ergreifende Enthüllungen über das Jugendleben der bekannten, jetzt in München lebenden Dichterin Anna von Krane, von ihr selbst erzählt. Darin berührt die Verfasserin auch die Tatsache, wie sie sich von frühester Jugend in die Bibel und ihre heiligen Gestalten versenken lernte. Der dichterische Ausdruck dieser innigen Versenkung sind die „Christuslegenden", „Vom Menschensohn" (ℳ 5.—) gewesen, die jetzt in 2. Auflage erschienen sind. Gleichsam als Fortsetzung dieser Christuserzählungen sammelte die talentvolle Dichterin in diesem Jahre in Zeitschriften erschienene Arbeiten mit unveröffentlichten zu dem Bande „Das Licht und die Finsternis" (ℳ 6.—). Auch hier tritt die Kraft psychologischer Vertiefung in die Erscheinung, auch hier zittert eine tiefe Frömmigkeit und gläubige Hingabe an den Gottmenschen durch die Schönheit der dichterischen Gestaltung. — Die neue Gedichtsammlung „Heimfahrten" von M. Herbert (ℳ 3.—) ist ebenso wie die früheren Bände empfehlenswert. Herberts Mund spricht leise wundervoll getragene Rhythmen. Gleichmaß der Seele, Gottvertrauen, Freude an den Wundern der Natur ergreift uns.

Die schweizerische Dichterin Isabella Kaiser hat schon in manchem Buche ihre Gestaltungskraft bewiesen: der neueste

Roman „Der wandernde See" (M 5.—, gebd. M 6.—) gibt wohl die bedeutsamste Talentprobe unter ihren bisherigen Schöpfungen. Der Roman wurde, ebenso wie die neue Schöpfung der jungen Dichterin Marie Amelie von Godin „Alte Paläste" (M 3.40, gebd. M 4.50), in diesen Blättern noch kürzlich eingehend besprochen.

Eine frohe Lektüre für alle Kenner des Moseltales, namentlich seines Glanzpunktes Trarbach-Bernkastel, wird der Roman „Das Moselhaus" von Luise Schulze-Brück (M 4.—, gebd. M 5.—) sein. Hier wird erzählt, wie eine Dame der Berliner Geisteswelt im Leben des einfachen Moselvölkchens die Unnatur und auch Unkultur des heuchlerischen Großstadt- und Gesellschaftstreibens einsehen lernt und in der Liebe zu dem Besitzer des Moselhauses, des Bürgermeisters, von all dem Nervösen und Widrigen gesundet, was sie in die Moseleinsamkeit getrieben hatte. Frisch und lebendig sind die Gestalten gezeichnet; manche ergötzliche Szene, aber auch manches Treffliche und Ernste fesselt uns in dem Buche. Darüber liegt der sonnige Zauber der schönen Mosellandschaft. — Ebenfalls rheinisches Leben schildert die vielversprechende Dichterin L. van Endeers in dem Roman „Am Ende der Welt" (M 4.—, gebd. M 5.—) Da sind wir in einem abseits gelegenen Weltwinkel, in dem die Menschen bei ihrer Absonderung fast verkommen, und wo es besonderer Ereignisse und Schrecken bedarf, um sie zusammenzuschütteln und aufzurütteln. Hier ist es besonders die Kleinkunst liebevoller Einzelbeobachtung, die uns in ihren Bann zieht. Wirklichkeit und Dichtung sind mit kundiger Hand vermischt, sind nicht mehr zu trennen und erwecken in uns das Behagen, wie man es beim Lesen meisterlicher Dichtung stets empfindet. — Von F. von Brackel ist „Die Tochter des Kunstreiters" (M 5.75) nun schon in 31. Auflage neu erschienen: ein Beweis für die Unverwüstlichkeit dieses ihres geschlossensten Werkes; „Am Heidstock" (M 5.75) erreichte das 11. bis 13. Tausend; „Im Streit der Zeit" (M 8.—) das 7. bis 8. Tausend. Der Roman einer Modistin „Aus ganzer Seele" von René Bazin (M 5.—) erschien in neuer 4. Auflage; „Der Roman der Arbeiterin", aus dem Pariser Leben von Charles de Vitis (M 6.—) erzählt, erreichte schon die 8. Ausgabe, während von M. Herbert die beliebtesten Romane, „Jagd nach dem Glück" und „Das Kind seines Herzens" (beide je M 4.25) im 7. bis 8. Tausend ausgegeben wurden.

Das „Kleine Leben der Heiligen", von Dr. A. Bellesheim (M 4.—), ist ein Buch zum Gebrauch für jedermann, das nach den Tagen des Jahres jedem Heiligen eine kurze Biographie schenkt, seine Haupttugend in einem markanten Zuge seines Lebens erläutert und Aussprüche aus dem Munde des Heiligen oder der Schrift anführt. — Für geistliche Lesung auf der Wanderschaft, Wallfahrten, ist des Domkapitulars Dr. H. M. Ludwigs Büchlein „Wanderungen und Wallfahrten der allerseligsten Jungfrau Maria" (M 1.90) bestimmt, das mit einer Reihe gut wiedergegebener Bilder nach den besten Meistern geschmückt ist.

Hieran anschließend verzeichnen wir „Zwanzigster internationaler Eucharistischer Kongreß in Köln vom 4. bis 8. August 1909. Sonderabdruck des amtlichen Deutschen Berichtes. Herausgegeben im Auftrage des Lokalkomitees. 2. Auflage. Geb. M 4.50.

Sehr beliebt ist „Das rote Glückwunschbüchlein" (hübsch gebunden M 1.40), das schon weit verbreitet ist und jetzt im 22. bis 31. Tausend ausgegeben wird. Diese Beliebtheit verdient es mit Recht. Erfreulich ist eine Neuauflage (3.) des Buches „Mutter!" (gebd M 6.—), in dem Dr. H. Klemenz mit Bienenfleiß Stimmen aus der Weltliteratur zum Lob der Mutter, ihre Freude und ihr Leid schildert.

Von Bachems Jugenderzählungen (M 1.20 pro Band) sind zunächst als Fortsetzung zu den beiden im vorigen Jahre erschienenen Bändchen zwei weitere „Ausgewählte Märchen deutscher Dichter" erschienen, von Laurenz Kiesgen gesammelt. Sie führen die Reihe deutscher Dichter, die der Märchendichtung ihren Tribut gezollt haben, bis in die Gegenwart hinauf, von Wieland bis Handel-Mazzetti. Jeder Autor ist im Bildnis vertreten. — Eigene Märchen bietet M. Freiin von Loë, während M. von Schultze sich als beachtenswerte Erzählerin historischer Stoffe erweist. — Von den beliebten „Mädchenerzählungen" waren in den letzten Jahren keine neuen Bände ausgegeben worden; um so freudiger muß der neue Band „Mädchenerzählungen deutscher Dichter" von Elise Kronberg (M 2.—, gebd. M 2.50) begrüßt werden, der ein voller Treffer zu sein scheint. Die Herausgeberin, die eine gut empfundene Einführung geschrieben hat, wählte aus Aurbacher, Brentano, H. v. Kleist, Mörike, H. Kurz, Hebel und Stifter entsprechende Stücke aus, die sicher tiefer und nachhaltiger auf die jugendlichen Leserinnen einwirken werden, als das oft fragwürdige Zeug, das sich als Mädchengeschichte oder richtiger Backfischgeschichte anbietet. — Die Absicht, auch erwachsenen Lesern einfacher Bildung guten Lesestoff zu gewähren, verfolgt die im vorigen Jahre eröffnete Sammlung „Aus allen Zeiten und Ländern", von der diesmal drei weitere Bände vorliegen. Robert von Saverny von Friedr. Hollmut erzählt eine Kreuzzugsgeschichte, originell und eigenartig, während Gerh. Hennes sich mit einer Geschichte „Der Sieger" aus der Zeit Julians des Abtrünnigen mit Glück einführt. Der achte Band ist von Anton Schott geschrieben, der in „Der letzte Richter" eine spannende, gute Erzählung aus dem Volksleben bietet. Jeder dieser drei Bände enthält vier Zeichnungen von Künstlerhand und kostet gut ausgestattet gebunden M 3.—.

Der Verlag Kirchheim & Co., Mainz, hat seine glänzende Serienveröffentlichung „Weltgeschichte in Charakterbildern" durch das 17. und 18. Werk bereichert. Das erste betitelt sich: „Die Germanen im Römischen Reich. Theodorich der Große." Von Georg Pfeilschifter. Mit Mosaikdruck-Titelbild und 100 Abbildungen. Erstes bis fünftes Tausend. Gr. 8°, VIII und 137 S. In Leinenband M 4.—. Die Persönlichkeit des sagenumwobenen, in unsere deutsche Dichtung und deren Geschichte als Dietrich von Bern übergegangenen Ostgotenkönigs findet hier eine grandiose, zugleich durchaus gerechte Beleuchtung. Der überragende Held und Herrscher erscheint zunächst als der fehlerhafte Charakter, der er war: ein rauher, rücksichts-, ja gewissenloser Krieger und Eroberer, Odowakers Verräter und Mörder, aber dann, nach der Thronbesteigung, gleichsam als ein anderer Mensch, „wie mit einem Schlage" ein Diplomat von „bewundernswerter" Klugheit und Weisheit, ein Friedenskönig seines Volkes, das er zu Gesetzlichkeit, Rechtsordnung und -sicherheit erziehen wollte, ein idealer Schützer und Förderer der religiösen Kunst und auch, ungeachtet auffälliger Mißgriffe, der katholischen Kirche, welcher er als Arianer doch nicht angehörte, — unter allen germanischen Herrschern seiner Zeit der größte Schaffer dauernder Kulturwerte. Die Darstellung ist denkbar fesselnd. Gleich zu Anfang stellt der Autor ein umfassendes, aus dem vollen geschichtlichen Leben herausgehobenes Kulturbild vor uns hin, und es gelingt ihm, in ähnlicher Weise unser Interesse bis ans Ende festzuhalten. Die Ausstattung in ihrer illustrativen Wahl, Fülle und Ausführung erzwingt warmes Lob.

Die zuletzt aufgenommene, ebenfalls technisch hochstehende Monographie heißt: „Die Zeit der Hochscholastik. Thomas von Aquin." Von Jos Anton Endres. Mit 61 Abbildungen. Erstes bis fünftes Tausend Gr. 8°, IV und 107 S. In Leinenband M 4.—. Der Vortrag gibt sich, besonders nach „Theodorich", zuerst als sorgsam „gehalten", temperiert, aber die Farben, die Töne vertiefen sich, die disponierende Ruhe der Klarheit, das gesättigte Licht der Gründlichkeit, die fest vorschreitende Sieghaftigkeit der Ueberzeugung kommen imponierend und wohltuend zur Geltung. Die historische Gestalt des Aquinaten hebt sich immer gewaltiger, immer seelenbezwingender von dem Hintergrunde der scholastischen Geistesbewegung ab. Vor unserem inneren Auge erhellt sich die thomistische Denkweise mehr und mehr unter den Strahlen der Logik und der Intuition. Mit Ehrfurcht verfolgen wir den Prozeß, der von diesem Großen als eine der „eigentümlichen Aufgaben des Mittelalters" vollzogen: Systematisierung der christlichen Wahrheit. Sehr schön wirkt am Schlusse die Gegenüberstellung der beiden mächtigen Lehrer Augustin und Thomas von Aquin: nicht getrennt durch Gegensätze, sondern gekennzeichnet durch Unterschiede, die auf Urgrund und Wesenheit der einen, ungeteilten Wahrheit zielen.

Ein dankenswertes Lebensbild, aber nicht der obengenannten Serie angehörend, bietet sich uns in Sebastian Zeißners autorisierter Uebersetzung des Buches von Victor de Marolles: „Kardinal Manning." Mit einer Vorrede von Ferdinand Brunetière und dem (vortrefflichen) Bildnis des Kardinals. 8°, XVI u. 181 S., geb. M 2.50. Der Text gliedert sich in drei Hauptabschnitte: Manning und der Protestantismus, Manning und der Liberalismus, Manning und der Sozialismus. Der letzte Teil zeigt den sozialen Kardinal. Ueber seine nachhaltige Förderung des Jugendschutzes, in Verbindung mit einem genialen Sektierer, hätte ich gern mehr gefunden in der sonst recht eingehenden Darstellung.

Der gleiche Verlag bringt in zweiter Auflage „Das Reisebuch. Licht und Dunkel in Natur und Geist" von Johannes Jörgensen. Autorisierte Uebersetzung von Henriette Gräfin Holstein Ledreborg. Mit zwei Originalzeichnungen von Francesco Mogens-Ballin und diversen Illustrationen. 8°, 206 S., geb M 3.80. Inhalt und Wert des bedeutenden, geistreichen Werkes dürfte allgemein bekannt sein. — Eine für unsere Zeit doppelt interessante Gabe ist „Quer durch Spanien und im Norden Afrikas. Reisebilder, Kunst- und Kulturstudien von Dr. phil. Walther Rothes. 8°, VIII u. 149 S., geb. M 3.—. Der positiv katholische Verfasser, Dozent an der Kgl. Akademie zu Posen, betrachtet das zu Unrecht vielgeschmähte Spanien mit den Augen der Begeisterung hinsichtlich dessen, was es aus der Vergangenheit zu dauerndem Besitze herübernahm; mit den Augen der Hoffnung für des Landes Zukunft, die nach seiner Anschauung das Schimmern einer neuen Morgenröte verrät. Der mit 24 schönen Vollbildern geschmückte Band liest sich spannend orientierend und eindringlich überzeugend; das gilt nicht zuletzt von dem Schlußkapitel über spanische Kunst. — Dem Amerikanischen entnommen ist die bereits im vorigen Jahre angezeigte, reichlich stark bewegte Jugendgeschichte „Harry Dee oder Enthüllung eines Geheimnisses" von dem bekannten Jesuitenpater Franz Finn. 8°, 312 S. Illustriert, geb. M 3.—. — Hingewiesen sei auf die 11. vermehrte Auflage des bewährten „Taschenbüchlein des guten

Tones. Praktische Anleitung über die Formen des guten Anstandes für die weibliche Jugend" von Sophie Christ. 16°, XII u. 252 S., geb. M 1.50. — Warm zu empfehlen sind immer wieder die von C. Forschner, einer bekannten entsprechenden Autorität, herausgegebenen „Sozialen Briefe", die zur ideellen Förderung und zur praktischen Anleitung vielbeschäftigter Seelsorger und aller auf sozialem Vereinsgebiete Tätigen bestimmt sind. Unter den bisher erschienenen 8 Bändchen nennen sich die zwei letzten: „Die christliche Familie. Briefe für junge Eheleute und solche, die es werden wollen", 8°, X u. 146 S.. und „Vorträge für Vereins- und Familienabende. (Vierter Zyklus). 8°. 122 S., à M 1.50.

Derselbe Verlag übermittelt uns ferner an religiösen Neuauflagen: das alterprobte, jetzt zum 28. Male erscheinende Werk Gregorius Rippels in der von Heinrich Himioben besorgten Neubearbeitung: „Die Schönheit der katholischen Kirche dargestellt in ihren äußeren Gebräuchen in und außer dem Gottesdienste." Gr. 8°, VIII und 479 S., geb. M 1.25 u. 1.50. Ferner P. Mathias v. Bremscheids idealpraktische Behandlungen schwerwiegender Fragen aus dem religiös-privaten und gesellschaftlichen Gebiete: 1. „Der Freund des christlichen Jünglings. Ein Büchlein für unsere männliche Jugend." 2. Auflage, kl. 8°, VIII u. 316 S., geb. M. 2.20; „Die christliche Jungfrau in ihrem Tugendschmucke". 7. Auflage, kl. 8°. VIII u. 251 S., geb. M 2.—; „Der christliche Mann in seinem Glauben und Leben." 4. Auflage, kl. 8°, VIII u. 240 S., geb. M 1.80; „Die christliche Familie." Worte der Unterweisung und Ermahnung für das christliche Volk." 5. Auflage, kl. 8°, VII u. 232 S., geb. M 1.80. Endlich: Dr. Joseph Anton Kellers „nach den besten Quellen" bearbeitete, gemütsinnige Sammlung „Hundert lehrreiche Geschichten für Erstkommunikanten für die Zeit vor und nach der ersten hl. Kommunion." 7. Aufl. 8° XX u. 295 S., geb. M 2.—; Julius Schmitt's nach den Schriften des berühmten R. P. de la Combière's verfaßtes fromm und logisch eindringliches Büchlein „Die göttliche Vorsehung oder die liebevolle Führung der Menschen von seiten Gottes und das Glück jener, welche sich dieser Führung anvertrauen, so wie es recht und billig ist." 7. Aufl. 8° 143 S., geb. M 1.30; „Die Kunst aus unsern Fehlern Nutzen zu ziehen. Nach dem hl. Franz von Sales." Herausgegeben von P. Joseph Tissot. 5. Aufl. 8° XVI u. 187 S., geb. M 1.50; ein vortrefflicher Führer auf dem Wege der Heiligung und der Heiligen, die bekanntlich aus ihren Schwächen und Fehlern heraus, im Kampfe gegen sie, die großen Ueberwinder wurden.

Vom Büchertisch.

Paul Keller, „Die fünf Waldstädte. Ein Buch für Menschen, die jung sind." Mit Bildern von G. Holstein und Reinhold Pfaehler von Othegraven. Erste bis fünfte Auflage. Berlin. Allgemeine Verlagsgesellschaft. 8°, 238 S., geb. M. 3.—. Paul Keller bereitet uns seit einigen Jahren durch die Eigenart seiner Werke Ueberraschung auf Ueberraschung. Man erinnere sich: nach dem wunderbaren „Letzten Märchen" der siegstürmende „Sohn der Hagar", im vorigen Jahre die romantikumwobene „Alte Krone" und jetzt das „Buch für Menschen, die jung sind"! Romantikumwoben ist jede dieser Schöpfungen, zumeist die erstgenannte, deren sonnigstes Licht auch die letzte durchdringt und alle gewinnen wird, jung und alt, die das Paradies unvergänglicher Jugend ahnen und kennen. Der Band umschließt zehn Stücke, unter ihnen drei Kindheitserinnerungen des Verfassers: die unvergleichlich anziehende Titelerzählung, das Beste vom Ganzen, den prachtvoll ausgestalteten „Gedeon" und „Mein Roß und ich", das neben dem „Abenteuer auf der Themse" am wenigsten Schwergehalt aufweist. Im übrigen ist alles vollberechtigt in seiner Art und, mit Ausnahme des herb ernsten, aber harmonisch ausklingenden „Kleinen General", überrieselt von Witz und Humor, von goldenen Einfällen und symbolischen Andeutungen, die das Interesse des Lesers aufs köstlichste anregen und spannen. Ein Frühlingsblütenstrauß zur Weihenacht! Tausende werden ihm zujubeln.

E. M. Hamann.

Marie Freiin von Gebsattel, „Skizzen". Ravensburg, F. Alber 1910. 8° 143 S. M. 1.80, geb. M 2.50 — Hier haben wir ein neues lyrisches Talent, das sich durchringen wird. Ich weiß von mehreren Autoritäten, die vor ihm mit freudiger Ueberraschung, warmem Lobe haltgemacht haben. Freilich, Blendendes findet sich nicht an ihm. Schon der Titel dieser Gedichtsammlung weist darauf hin. Aber der einführende Vierzeiler deutet bereits eine Kraft an, die sich in Demut hüllt. Eine stille Kraft, die bisweilen wohl noch mit der sprachlichen Spröde ringt, jedoch im ganzen schon darübersteht und geradewegs auf die poetisch-fernige Schlichtheit im Schauen, Denken und Fühlen zielt. Der Duft der Lauterkeit, der Glanz der Jugend, die sich ihrer selbst noch kindlich froh bewußt ist, das Leuchten hoch und tief greifender seelischer Einsicht liegt auf dem Ganzen. Selten wohl wurde Natur und Heimat hingegebener erfaßt, das Gute, Schöne und Große in Leben, Kunst und Menschentum inniger und dankbarer empfunden als von diesem jungen Menschenkinde, dessen Ich im Dauergrunde: in Gott ruht. — Ich möchte das allerliebst ausgestattete Büchlein auf unsern Weihnachtstischen sehen, zumal auf denen der Frauen und vorgeschrittenen Jugend, damit die Zugkraft eines reinen, gütigen, starken Herzens wirksam werde an vielen wesensähnlichen und solchen, die gleichen Zielen nachstreben möchten.

E. M. Hamann.

Morton Pontoppidon, „Elise Boskier. Ein christlicher Frauencharakter." Aus dem Dänischen übersetzt von Joh. Gustav Haas. Mit zwei Bildern. Herder 8° VIII u. 180 S. M 1.80, geb. M 2.50. — In der Weihnachtsaison muß sich der Rezensent notwendig möglichst kurz fassen. Hier sei denn nur gesagt: Dies zweite von Herders „Frauenbildern" ist ein Kleinod und doppelt interessant, weil ein protestantischer Geistlicher die Lebensgeschichte einer Konvertitin erzählt: mit überraschender Objektivität und Verständnisinnigkeit zwar, aber doch noch im Bewußtsein kennzeichnender „Unterschiedlichkeit". Gerade aus dieser Stellungnahme heraus entwickelt sich der durchaus sieghafte Eindruck des Buches hinsichtlich der Felswahrheit unserer Kirche. Die Heldin gehört zum Hochadel jener geistigen Gemeinschaft, die durch Kampf und Kreuz zur Krone vorgedrungen ist. Ihr Bild ist der Hauptsache nach auf der Basis einer „reichgestalteten" Auslese ihrer eigenen Aufzeichnungen hergestellt worden, aber mit dem Hintergrunde des von Pontoppidon kongenial gezeichneten geistigen Milieus. Das Buch strömt über von Anregungen, die Unvergängliches zeitigen können. Möchte sich tausendfache Gelegenheit dazu finden!

E. M. Hamann.

Mit der gewohnten Pünktlichkeit und Frische trat die an dieser Stelle schon wiederholt empfohlene **Akademische Bonifatiuskorrespondenz** am 1. November in ihren 26. Jahrgang ein. Der Inhalt ist manigfaltig und gediegen wie immer. Im Hinblick auf die Arbeiten und Bestrebungen der Akademischen Bonifazius-Einigung in den letzten Jahren zeichnet der Schriftleiter Johannes Mumbauer in seinem Leitartikel „Auf Sankt Winfrids Pfaden" ein anziehendes Charakterbild ihrer geistigen Grundlagen. Für jeden Teilnehmer an der großen bonifatianischen Studentenversammlung während des Katholikentages zu Augsburg und besonders für alle anderen bedeutet die Lektüre des von Seminardirektor Dr. Klug dort gehaltenen Vortrages „Die Lebenskräfte des Christentums" eine Stunde der Erhebung und edelsten Genusses. Das vorliegende Heft enthält noch folgende Beiträge: „Harnack und die Verfassung des Urchristentums", „J. M. Sailer als akademischer Lehrer", „Die Oxfordbewegung und die Wiedergeburt des Katholizismus in England", sowie die Gedichte von Flaskamp und die Rubriken Stoa poikile, Literaturschau u. a. Das Blatt ist durch jede Buchhandlung zu beziehen zum Preise von 1 M. Verlag der Bonifaziusdruckerei, Paderborn. Es wird von den Gebildeten noch lange nicht gebührend beachtet.

Heinrich Reintjes.

Dr. Otto Denk, „Alter deutscher Humor. Sammlung der besten Schwänke vom 13. bis 17. Jahrhundert." Mit 142 Reproduktionen alter Holzschnitte. Regensburg J. Habbel 4° 364 S., geb. M 4.—, Liebhabereinband (Ganz-Pergament) M 10.—. Der hochangesehene Herausgeber, berühmt als Otto von Schaching, hat uns in dem vorliegenden Buche ein literarisches Geschenk erster Güte übermittelt. Werke wie der Pfaffe Ameis, der Pfarrer vom Kalenberg, Salomon und Markolf, Till Eulenspiegel, das Lalenbuch, das Rollwagenbüchlein, Schimpf und Ernst, Namen wie Hans Sachs, Johann Geiler von Kaisersberg, Burkhard Waldis, Erasmus Alberus, Joh. Fischart, Cyriacus Spangenberg sind vertreten in dieser Sammlung, die frühere ähnliche ergänzt und nicht nur dem eröffneten Zeitraum nach übertrifft. Einzigartig ist die vorzügliche und reiche Wiedergabe alter Holzschnitte, dankenswert die im Schlusse als „Anmerkungen" beigefügte Erläuterung, außerordentlich geschickt die abtönende und abklärende Bearbeitung des Ganzen. Die interessante Orientierungseinleitung wirft Blitz-, Streif- und Schlaglichter hierhin und dorthin, zeigt den Herausgeber als vollkommenen Beherrscher dieses wichtigen Gebietes, dessen Erzeugnisse nach Jos. Görres' Ausspruch (s. „Vorwort") den „stammhaftesten" Teil der ganzen Literatur bilden und „ein unsterblich, unverwüstlich Leben leben."

E. M. Hamann.

Volksvereins-Verlag, M.Gladbach, **„Jung-Land",** illustrierte Halbmonatsschrift für das junge Landvolk, 2. Jahrgang 1910 Gr. 4° 200 S. geb. M 2.—; **Efeuranken,** illustrierte Jugendzeitschrift. Jahrbuch für die katholische Jugend. Redigiert von J. M. Tressel (Ernst Thrasolt). Zwanzigster Jahrgang 1909/10 4° 391 S. geb. M. 4.80.— Diese beiden Unternehmungen empfehle ich auf das nachdrücklichste. Das erstgenannte ist auf katholischer Seite „nicht nur das einzige Jahrbuch dieser Art, sondern auch anerkanntermaßen eines der vielseitigsten und gediegensten aller gleichstrebigen überhaupt." Letzteres gilt auch von den „Efeuranken", deren umsichtig und geschmackvoll eingeordnete Reichhaltigkeit in Wort und Bild ähnliche Anerkennung verdient wie die des „Jung-Land". Veröffentlichungen wie diese haben tatsächlich kulturellen Wert.

E. M. Hamann.

Christliche Kunst.

Schaffet Kunst ins Volk! Gebet dem Volke die Kunst wieder, die ihm verloren ging! Immer lauter, immer mächtiger möge dieser Ruf an das Ohr eines jeden dringen, in dessen Art und Macht es liegt, darnach zu tun. Einst war wahre und echte Kunst ein Gemeingut aller. Von ihr war das Leben des Feiertages wie des Werktages durchdrungen, sie gehörte zu den Gegengewichten gegen des Lebens Not und Eintönigkeit, sie half tagaus tagein im Kampfe gegen alles, was niedrig war. Zeiten des Ueberganges sind gefolgt, die den Glauben erweckten, als sei die Kunst dahin. Aber sie war nicht tot, sie schlief nur. Es schlief auch bei nur zu vielen das Gedächtnis und die Würdigung dessen, was die Vergangenheit Herrliches geschaffen hat. Viele von denjenigen aber, die innere Empfindung dafür wach gehalten hatten, ließen sich vom Glanze der alten Kunst so blenden, daß sie darüber die Schönheiten der neuen nicht erkannten. Das alles bedarf der Besserung, und der Mühe aller Berufenen ist es wert, unablässig dabei am Werke zu sein. Zumal aber ist die Kirche auserwählt, durch ihre Vertreter sich der Kunst anzunehmen, die ihre treue Helferin im Kampfe wie im Frieden seit ältesten Tagen gewesen ist. Die Kirche wird darum auch jede Tätigkeit begrüßen, die der Verbreitung edler Kunst geweiht ist. Besondere Verdienste erwirbt sich um die Erfüllung dieser Aufgabe die bekannte „Gesellschaft für christliche Kunst" in München. Ihre Vorräte bieten von alten wie von neuen Gemälden künstlerisch vollendete Nachbildungen, die je nach Format und Ausstattung sich als Schmuck für Kirchen und Kapellen, wie für schlichte oder vornehme Wohnungen eignen, ebenso zur Aufbewahrung in Mappen, oder um sie im Gebetbuche allzeit mit sich zu führen. So können diese Werke einem jeden etwas bringen, der eines guten Willens ist, und niemand braucht mit unkünstlerischem und nur zu oft technisch ungenügendem Kram vorlieb zu nehmen. Dabei bedarf es keiner großen Ausgaben. Die kleinen, recht für weiteste Verbreitung bestimmten Blättchen, Primizbildchen, Kommunionandenken und dergleichen, alles Werke bester Kunst, sind auch dem Aermsten für wenige Pfennige zugänglich. Auch die trefflichen Wandbilder der „Gesellschaft für christliche Kunst" sind durchweg für höchst mäßigen Preis zu haben. Wie herrlich ist es nicht, an einem Werke täglich sich zu erfreuen, sein Empfinden von ihm vertiefen zu lassen, wie etwa von dem Christuskopfe Leo Sambergers, von der Madonna K. Schleibners oder von der in klassischen Linien gehaltenen Verkündigung Mariä von Fritz Kunz. Wessen Heim bekäme nicht eine höhere Weihe, wenn es mit dem wunderbaren Heiligen Abendmahl von G. Fugel geschmückt ist oder mit Feuersteins Heiliger Familie. Auch die herrlichen, zumal als Primizandenken so sehr geeigneten Blätter aus dem Zyklus „Die sieben Schmerzen Mariens" von Joseph Janssens müssen ernste feiertägige Stimmung um sich verbreiten. Wer mehr Neigung für ältere Kunst hat, findet von ihren Werken eine nicht minder reiche Auswahl. Fra Angelicos köstlicher Engelreigen, Peruginos Vision des hl. Bernhard, Jan van Eycks Madonna, Schongauers Geburt Christi, Lukas Cranachs Innsbrucker Madonna, dies Wahrzeichen der Kunst wie des Glaubens durch ganz Tirol und nach Bayern herein, oder gar Raffaels Madonna del Granduca — dazu noch eine Unzahl andere, alle in vollendeten Wiedergaben — wer möchte nicht gern dies oder jenes davon immer vor Augen sehen? Wer wäre nicht froh, daß solche Fülle der Kunst ins Volk entsandt wird, um Schönheit und religiöse Gedanken zu verbreiten, und wäre denen nicht dankbar, die dieser Arbeit sich unterziehen? Felix Hinzen.

Bühnen- und Musikrundschau.

Wedekind im Kgl. Residenztheater und anderswo. Zum ersten Male: „Liebestrank". Daß die „Ausgeburten" seiner unmoralischen Phantasie sich auf der vornehmsten Bühne Münchens tummeln könnten, das hat wohl der „Dichter" selbst vor kurzem noch für unmöglich gehalten. Das künstlerische Resultat dieses Experimentes ist nun doch zu kläglich ausgefallen, als daß man vorerst ein Weiterschreiten auf dieser Bahn befürchten muß. Das Stück ist zu dumm, um anstößig zu sein, ist aber nichts weniger als moralisch. In unserem Hoftheater werden von alters her die Gründe schriftlich fixiert, die für und gegen die Aufführung eines jeden eingereichten Stückes sprechen. Es wäre für mich in der Tat lehrreich, etwas zu erfahren, das zugunsten dieses älteren Schwankes spricht, für den ein neuer Verleger seine ganze Rührigkeit entfaltet. Daß der „Bayerische Kurier" gleich mir an dem Wedekindschen Produkt nur tadelnswertes zu finden vermag, nimmt mich nicht wunder. Hat das Blatt doch stets in verdienstvollster Weise mit den schärfsten Geisteswaffen gegen diesen seltsamen „Moralisten" gekämpft. Dies sei zur Ergänzung und Präzisierung einer mißverständlichen Auslassung in dem Wedekindartikel des Herrn Thamerus hervorgehoben. Aber auch die Herren, die Wedekind „hochschätzen", finden den Ort, an dem man uns seinen „Liebestrank" kredenzte, für ungeeignet und bringen für diese unglaublich alberne Groteske kaum ein anerkennendes Wort auf. Die Fabel des Stückes ist reichlich sinnlos. Ein unglaublich dummer russischer Fürst liebt ein junges Mädchen, das nichts von ihm wissen will. Da läßt er sich von einem Zirkuskünstler, den er als Hauslehrer (!) seiner Kinder engagierte, einen Liebestrank brauen. Der Abenteurer stellt die Bedingung, daß der Fürst beim Trinken des Elexiers nicht an einen Bären denke. Natürlich muß er nun fortwährend an einen solchen denken. Ein alter Witz, der auf seine Art immerhin wirkt. Das Ergebnis des „Liebestrankes" sind Leibschmerzen, so wird auf Wedekindsche Art für „geistvollen" Kurzweil gesorgt. Der Zirkuskünstler entdeckt in der Fürstin seine erste Frau und geht zum Schlusse mit der jungen Gräfin, die Anlagen zum Kunstreiten und Wedekindschen „Erdgeist" hat, durch. Dazwischen werden des Dichters Lebensmaximen verkündigt, die uns reichlich bekannt sind. So wird das Unsinnige mit etwas angeblichem Tiefsinn garniert. Unsere Akteure ließen sich keine Wirkung an grotesken Späßen entgehen, und Herr „Basil" dachte an Fuldas Märchen, daß man ein „König" auch in Unterhosen bleiben kann. Immerhin ist die Komik der unvollendeten Toilette doch mehr für Vorstadt- als für Hofbühnen geeignet. Das Publikum lacht zwar, besann sich jedoch an den Aktschlüßen, daß der Fasching noch nicht auf dem Kalender steht. Im Anschluß an diesen Premierenbericht möchte ich mich gleich meiner Referentenpflicht über Wedekinds Vorlesung seines „Schlosses Wetterstein" entledigen. Von verschiedenen Seiten hörte ich, es sei ein Skandal vorbereitet. Ich glaube, dies Märchen war von den Wedekindfreunden ausgestreut, um ihren Heros interessanter zu machen. Das Publikum bestand doch aus persönlich Geladenen. Wir Kritiker sind von Berufs wegen da, die anderen zollten ja durch ihr Erscheinen dem Dichter eo ipso ihre Sympathie. Es waren immerhin nicht so viele, um den Saal ganz zu füllen, und im Laufe des Abends wurden es noch weniger. Besonders „Mit allen Wassern gewaschen", das ertrug nur ein besonders standhaftes Häufchen, und ich konnte soweit in die ersten Reihen vordringen, daß ich Wedekind auch verstand, wenn er sein gedankenschweres Dichterhaupt stützte und vergaß, daß er nicht nur zur eigenen Erbauung las. Ja, es ist eine Tortur, zuzuhören, wenn der Autor, „wie mit Hunden gehetzt", die Worte herausschleudert und dann wieder lispelt, gerade wenn man erfahren möchte, warum einer sich umgebracht, der kurz zuvor geflucht wie ein Stallknecht und unsaubere Mikoschgeschichten zum besten gegeben. Thamerus hat schon einiges aus dieser Familientrilogie angedeutet, die Rücksicht auf die Leser gestattet nicht in Details einzugehen. Wedekind zeigt in diesem Stückchen so wenig Gestaltungsgabe, die Geschehnisse sind so unmöglich, daß die bleierne Langeweile noch das Gefühl des Ekels überwiegt. Wenn in den langen Reden uns Dirnengeschwätz immer wieder als „Weltanschauung" gepriesen wird, da klingt etwas Fanatisches in der Stimme dieses „Moralisten", das ich nicht anders als pathologisch empfinden kann. Mitternacht war nahe herangekommen, immer mehr Zuhörer schlichen sich aus dem Saale, da endlich leerte die philosophische Hetäre den Giftbecher, es folgt eine Szene von widerlichem Sadismus, und mit einem Lied vom Pflaumenmus schließt die Dichtung. „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten" und eine Menge anderer Lieder wären mir nicht beziehungsloser zum „Schloß Wetterstein" erschienen. Für eine „Gemeinde" klang der Beifall herzlich dünn, auch der Widerspruch fehlte nicht. Ein paar Jünglinge allerdings klatschten wie besessen. Sie kamen sich sehr „erwachsen" vor.....

Hoftheater. Zwei jugendliche Helden Teschendorf (Freiburg) und Böckler (Kiel) gastierten für das Fach der jugendlichen Helden in klassischen Rollen. Wir haben es bei beiden mit begabten jungen Künstlern zu tun, auf deren Entwicklung man mit ziemlicher Zuversicht Hoffnungen setzen kann. Auch Herr Alves, der in verschiedenen kleineren Partien hervortrat, zeigt Talent, von dem man mit Vertrauen ein künstlerisches Weiterschreiten erwarten darf.

Aus den Konzertsälen. Die große Anzahl der Konzerte zwingen immer mehr zu einer gedrängten Form des Referates, so daß es nicht immer leicht fällt, zwischen guten und auserlesenen Genüssen zu nüancieren. Daß die Abonnementskonzerte in der Tonhalle zu dem bedeutendsten gehört, was der Musikwinter uns bietet, sei darum mit Nachdruck wieder einmal besonders hervorgehoben. Schuberts unvollendete Symphonie, die zweite von Bruckner und Wolfs „Penthesilea" interpretirte uns Löwe meisterhaft. Die symphonische Dichtung Hugo Wolfs besitzt grandiose Partien, in anderen erreicht der große Liederkomponist in den gewaltigen Formen nicht immer den vollen Ausdruck dessen, was ihm vorschwebte. Löwe, dessen nachschaffende Interpretation das Letzte an Schönheit aus dem Werke zu schöpfen weiß, läßt uns dies kaum bewußt werden. Madame Charles Cahier hatte an ihrem Liederabend, an dem sie uns von Händel bis Debussy führte, einen ganz ungewöhnlich starken Erfolg. Die Schönheit ihrer großen weichen Altstimme und die vollendete Form ihres Vortrages lassen auch dem verwöhntesten Kunstfreund keinen Wunsch offen. Am gleichen Abend konzertierte Olga de la Bruyière. Mein Vertreter rühmt Umfang und Reiz ihrer Stimme, weniger befriedigte die etwas kühle Vortragsart. In letzterer Beziehung überragen sie die in ihren stimmlichen Mitteln viel begrenzteren Sängerinnen Leila S. Hölterhoff und Astrid Jordan, die gleichfalls sich starken Beifalls erfreuen durften. Paula Schick-Nauth verfügt über ein schönes Organ und ihr Vortrag ist von gewinnender Liebenswürdigkeit. Durchaus reife Leistungen in technischer und musikalischer Hinsicht bot der Klavierabend von G. von Lalewicz.

Verschiedenes aus aller Welt. Calderons Drama: „Der standhafte Prinz wurde in Berlin durch die im vorigen Winter gegründete Calderongesellschaft erfolgreich gegeben. Als nächste Vorstellung ist Martin Greifs „Agnes Bernauer" vorgesehen. — Die Oratorien „Abendmahl" und „der Tod des Herrn" von Pater Hartmann von An der Lan-Hochbrunn wurden unter der Leitung des Komponisten in Breslau mit größtem Erfolge auf-

geführt. Die Solisten Denys (Rotterdam) und die Damen Gutheil-Schoder (Wien) und Goetze (Berlin), sowie der 500 Personen starke Chor der dortigen Gesangsakademie und das philharmonische Orchester werden gerühmt. — Der architektonisch und praktisch sehr günstige Erweiterungsbau des Stadttheaters in Mainz wurde durch eine künstlerisch hochstehende Festvorstellung des „Sommernachtstraumes" eröffnet. — Karl von Kaskels neue Oper: „Der Gefangene der Zarin" fand bei ihrer Dresdner Uraufführung sehr beifällige Aufnahme. Der Komponist hat sich vom volkstümlichen Genre dem musikalischen Lustspiel zugewendet; seine Musik besitzt liebenswürdige Anmut und Phantasie, ihr bestes bietet sie nach Berichten in der farbenvollen Instrumentation und in den rein lyrischen Partien. Das wirksame Libretto ist von Rud. Lothar. — Im Hoftheater zu Altenburg wurde die „Altweibermühle", Pantomime von Anna Hill, Musik von Fr. Baselt, mit großem Beifall aufgenommen. — „Drei Siege" betitelt sich ein Einakterzyklus von Leop. Adler, der an der Geraer Hofbühne eine erfolgreiche Urpremiere erlebte. Friedrich der Große steht im Mittelpunkt der drei Stücke, denen dramatisches Geschick und treffliche Charakteristik nachgerühmt werden. — Ein von Stanislaus Cauer geschaffenes Schillerdenkmal, dessen künstlerischer Wert hochgeschätzt wird, wurde in Königsberg i. Pr. enthüllt. — Das Defizit der Wiener Hofoper hat, wie Wiener Blätter melden, eine noch nie erreichte Höhe erstiegen. Das vorjährige betrug bereits mehr als zwei Millionen Kronen. — „Ysbrand", eine Tragikomödie von Frederik van Eeden, wußte in Berlin zu fesseln. Das Stück schildert die Tragödie eines Sonderlings, der sich von der Herde allzusehr unterscheidet und deshalb ihrer Wut zum Opfer fällt. Der Autor geht in der Charakterisierung zu hart an die Grenze des Pathologischen. — Dem Direktor des Berliner Lustspielhauses wurde die Konzession entzogen mangels der hiezu nötigen moralischen Qualifikation. Der Bühnenleiter hat mit Schauspielerinnen Verhältnisse unterhalten und sich von einer derselben auch Darlehen geben lassen. Das Gericht konnte nur einen Fall als erwiesen annehmen, weil viele Zeugen ihre früheren Behauptungen abschwächten. In vielen Blättern wird Zickel bedauert, als einer, der dafür büßen mußte, was an vielen Theatern straflos geschehe. Mag sein, daß es andernorts auch Schuldige gibt, so ist doch die Anschauung verwerflich, hierin eine Art Herrenrecht der Bühnenleiter zu sehen, das sich doch nicht ausrotten lasse. Der Fall Zickel dürfte für manchen eine Warnung sein. — Die finanziellen Verhältnisse vieler Berliner Bühnen werden von Kennern sehr ungünstig beurteilt. Die schlechten Einnahmen liegen zumeist an den hohen Eintrittspreisen. Die billigen Kinematographentheater prosperieren glänzend.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Stimmung an den Börsen ist schon seit längerer Zeit eine durchwegs nervöse und ungeklärte. Wenn auch, notgedrungen durch die Zwangsmassregeln der kreditgebenden Bankwelt, die Börsenengagements besonders in Berlin geringere geworden sind und die Börsentechnische Lage der Effektenmärkte dadurch um ein grosses Stück erleichtert worden ist, bleibt doch noch viel übrig, bis diese Verhältnisse normale geworden sind. Es sind alle Anzeichen noch dahin aufrecht zu halten, dass das Kursniveau einer grossen Anzahl Industriewerte als noch viel zu hoch anzusehen ist, beziehungsweise, dass ein grosser Teil aller in Betracht kommenden Momente einer wirtschaftlichen und industriellen Besserung bei uns hierin schon lange eskomptiert ist. Dabei bleibt stets zu beachten, dass noch eine grosse Zahl wichtigster Probleme einer Lösung harren. Es sei nur auf die Erneuerung der demnächst ablaufenden wichtigen Syndikate für Kohlen und Eisen des Stahlwerksverbands verwiesen. Sämtliche Montangesellschaften machen denn mit Recht bei Generalversammlungen und sonstigen Gelegenheiten auf die grossen Schwierigkeiten, besonders beim Stahlwerksverband dieserhalb aufmerksam und rüsten sich auf ein syndikatloses Interregnum. Diese Vorbereitungen erstrecken sich auf gewaltige Erweiterungen zur Aufnahme der Kohlenproduktion und verschiedener Spezialfabrikationen, und neue Vertrustungen und Fusionen sind darauf zurückzuführen. Abgesehen von diesen fortwährenden Interessentenerweiterungen ist diese impulsive und allzurasche Bewegung in der deutschen Montanindustrie schon deswegen bedenkenerregend, weil damit grosse Kapitalbedürfnisse für Handel und Industrie zu befriedigen sind. Wie sehr ungelegen diese Emissionen in den Montan- und anderen Industriesparten im Moment der Börse erscheinen, ist wiederholt schon dargelegt worden. Der Geldmarkt ist von allen Faktoren zurzeit sehr stark beansprucht und bedarf daher einer grossen Schonung. Die Berliner Grossbankwelt trifft bereits ihre Dispositionen zur bekannten Türkenanleihe. Auch für China sind von den Finanzvertretern aller Geldmächte — auch deutscher Banken — Abkommen bezüglich einer grossen Anleihe unterzeichnet worden. Die Verhältnisse der europäischen Geldansprüche sind dabei die denkbar unsichersten. England hat die Anforderungen aus Amerika zu befriedigen und ist schon wegen der unsicheren innerpolitischen Lage in London sehr reserviert. Dass das englische Publikum derzeit sehr beunruhigt ist, hat der letzte Ansturm auf eine grössere Londoner Depositenbank bewiesen. Die Situation am offenen Geldmarkt in Deutschland ist gleichfalls eine sehr gespannte und berechtigt zu ernster Betrachtung. Der Privatdiskontsatz an den Börsen nähert sich langsam aber stetig der offiziellen Reichsbankrate. Anscheinend hängt dies mit all den Vorbereitungen zusammen, die bereits jetzt und sehr energisch für die Jahreswende und die gerade in diesem Jahre beträchtlichen Geldforderungen gemacht werden. Es ist daher sehr wahrscheinlich, dass die Reichsbank zur Vermeidung ernster Störungen und um die Kontrolle über den heimischen Geldmarkt nicht zu verlieren, die Diskontschraube wird anziehen müssen. Eine Erhöhung des Reichsbank-Diskontsatzes würde eine Verstimmung und eine Beunruhigung in der heimischen wirtschaftlichen Entwicklung hervorrufen. Unter diesen Umständen ist es doppelt anerkennenswert, dass es der Leitung unserer Reichsbank erfolgreich gelingt, ihre Aktiven zusammenzuhalten und sogar zu vermehren. Der letzte Ausweis zeigt erfreulicherweise eine starke Ermässigung der Steuerpflicht und eine Besserung des Status um fast 150 Millionen Mark. Besonders charakteristisch ist hierbei die ansehnliche Zunahme des Metallbestandes der Reichsbank. Die bereits jetzt stattfindenden Vorkehrungen der Geldrüstungen zum Jahresschlusse haben an der Börse die Annahme gezeitigt, dass ein gut Teil der Geldverteuerung zugunsten einer normaleren Tendenz verschwinden wird. Eine besondere Beunruhigung war auch bis jetzt dieserhalb an den Börsen nicht zu bemerken. Vorübergehend war sogar eine feste Börsentendenz bei neuerdings steigenden Kursen zu registrieren. Besonders die günstigere Haltung der Neuyorker Börse und die bessere Beurteilung der amerikanischen Wirtschaftslage, speziell des Eisen- und Stahlmarktes, auch die erfreulichen Aussenhandelsziffern Deutschlands im abgelaufenen Monat boten den Kursen eine kräftige Stütze. Elektrizitäts- und Montanwerte erfreuten sich erneuter Beliebtheit und bei den vielfach ermässigten Kursen stellten sich neuerdings Käufer ein.

M. Weber.

urteilung und besten Empfehlung in den Handel gebracht und patentieren lassen. Dieser Beichtstuhlofen hält die Füße, die auf denselben wie auf einen Schemel gestellt werden können, und ebenso den Unterleib warm und erfüllt den Beichtstuhl mit angenehm warmer Luft. So bietet er dem Beichtvater Schutz vor Erkältungen, die ja bei katholischen Geistlichen infolge Beichthörens in kalten Beichtstühlen im Winter nichts Seltenes sind. Eine etwaige Belästigung durch Rauch, Geruch oder eine Gefahr des Anbrennens, auch des Umstoßens ist gänzlich ausgeschlossen. Zur Heizung wird ein geruchlos brennender Glühstein verwendet, der im Ofen- oder Herdfeuer, auch an einem Gas- oder Spiritusbrennapparat ringsum glühend gemacht wird. Mögen die hochwürdigen Herren Konfratres diese nützliche Erfindung des Beichtstuhlofens sich zunutze machen, sie werden beim Gebrauch desselben sicher nicht enttäuscht werden. Soviel bekannt, werden die Ofen meist nur auf Bestellung und nur wenig auf Lager gefertigt. Wer sich also einen solchen Beichtstuhlofen für strenge Kälte sichern will, der möge beizeiten Bestellung darauf machen.

Einer, der die Wohltat des Beichtstuhlofens empfunden hat.

Die Uebernahme einer **gesetzlich bindenden Garantie** für Verwendung ausschließlich **rein überseeischer Tabake**, wie sie die renommierte **Bremer Zigarrenfabrik Hermann Klatte in Bremen**, selbst bei Zigarren niedrigster Preislage übernimmt, ist die **sicherste Bürgschaft** für wirklich reellen und preiswerten Einkauf von Zigarren. Die außerordentlich **günstigen Bezugsbedingungen**, welche ein Risiko des Bestellers von vornherein ausschließen, werden sicher recht viele Raucher von der dem beiliegenden Prospekt anhängenden Bestellkarte Gebrauch machen lassen.

Ein neues Reisewerk von Sven Hedin „Zu Land nach Indien" ist erschienen. Wir machen unsere verehrlichen Leser auf den der heutigen Nummer beiliegenden Prospekt der Buchhandlung Herder & Co., München, Löwengrube 14, besonders aufmerksam.

Wir bitten die Leser, bei allen Anfragen und Bestellungen sich stets auf die „Allgemeine Rundschau" zu beziehen.

Meine Nr. 378906 gesetzlich geschützten

Beichtstuhl-Oefen

äusserst praktisch, solid und bequem in jeden Beichtstuhl zu stellen, empfehle der Titl. kath. Geistlichkeit angelegentlichst. Ist auch im Zimmer, zu Auto-, Wagen- und Schlittenfahrten gegen kalte Füsse zu gebrauchen.

Preis 22 Mark.

Viele Anerkennungsschreiben. Prospekte gratis und franko.

Alois Gross, Lindau im Bodensee.

Paramente .·. Fahnen

Kirchliche Kunstanstalt

W. Wefers Köln Komödienstr. 6

Illustr. Katalog. :: Auswahlsendung.

Sämtliche

Bücher und Musikalien

liefert **gegen bequeme Teilzahlungen** ohne Preiserhöhung die **M. Aßmannsche Buchhandlung, Essen-Ruhr.** Prospekte sowie 18 verschiedene Kataloge bitte gratis und franko zu verlangen.

Empfehlenswerte Kommunionbücher

aus dem

Verlag von Gebr. von Danwitz, Kevelaer.

„Gastmahl der Seele." Kommunionbuch mit 43 Kommunionandachten für Welt- und Ordensleute. Von P. **Heinrich Müller.** S. V. D. 416 Seiten. Preis Mk. 1.00, 1.60, 2.— und höher.

— — **Ausgabe II in großem Druck.**

In Vorbereitung. Erscheint vor Weihnachten.

„Auf zum hl. Gastmahl!" Kommunionbuch mit 90 Kommunionandachten und vielen Gebeten, für Welt- und Ordensleute. Von P. **Heinrich Müller,** S. V. D. 864 Seiten. Preis Mk. 1.80, 2.10, 3.10 und höher.

„Der kommunizierende Christ." Kommunion- u. Gebetbuch für Welt- und Ordensleute. Von P. **Johs. Schäfer,** S. V. D. 800 Seiten. Preis Mk. 1.70, 2.—, 3.— und höher.

— — **Ausgabe II in großem Druck.** 672 Seiten, Preis Mk. 2.—, 2.50, 3.50 und höher.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Bayerisches Reisebureau Schenker & Co.
München, Promenadeplatz 16.

Städtische Sparkasse

Brühl

bei Cöln

mündelsicher.

4%

bei jährlicher, 3¾% bei halbjähriger, 3½% bei täglicher Kündigung.

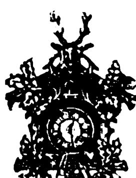
Tages-Verzinsung.
Reichsbank-Girokonto.
Postscheckkonto Köln 3159.

Sonder-Angebot!

Nie wiederkehrende Gelegenheit!

Offeriere so lange der Vorrat reicht Restsorten meines bedeutenden Zigarrenlagers **in alter Ware.** Bitte probieren! Mustersendung v. 100 St. je 10 St. einer Sorte zum Kistenpreis.

Cigarrenhaus Carl Dinter,
Leipzig, Kohlgartenstr. 51.



Wilh. Ehinger
Triberg (Baden)
empfiehlt
Kuckuckuhren
in gross. Auswahl zu billig. Preisen. Zeichnung. und Preisliste auf Verlangen gratis.

Bienenhonig

gar. naturrein (kein Kunsthonig) versende die 5 kg-Dose zu 8 M fr., pa. Scheibenhonig das 5 kg-Paket zu 12,50 M. fr. Nachnahme 30 Pfg. mehr. Garantie Zurücknahme.

B. Plaggenborgsche
Gross-Bienenzüchterei
Werlte i/H. Nr. 50.

Stottern

heilt unter Garantie die Anstalt von C. Matzke, Burgsteinfurt i. W. 30 jähr. Praxis.

Apfelwein

garantiert naturrein, versendet faßweise per Liter ℳ 0.30 unter Nachnahme Apfelweinkelterei m. elektr. Betrieb **H. Güntzer, Trier.**

Dr Julius Bachem

in Köln a. Rh.:

Lose Blätter

aus

meinem Leben.

M 1.20; geb. in Leinw. M 1.80

::: Soeben erschienen. :::

Der bekannte Publizist und Politiker, einer der wenigen noch lebenden Männer, die in den schweren Zeiten der 1870er Jahre im Kampf für die Rechte der katholischen Kirche in Preußen-Deutschland im Vordertreffen gestanden, will in diesen Aufzeichnungen keine Biographie bieten, nur das eine oder andere Kapitel aus seinen die große Oeffentlichkeit interessierenden Erlebnissen greift der Verfasser heraus. In fesselnder Darstellung erhalten wir somit einen erwünschten Beitrag ::: für unsere politisch-parlamentarische Geschichte. :::

Verlag von Herder zu Freiburg im Breisgau.
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Maßregeln Pius' X. gegen den Modernismus nach der Enzyklika Pascendi vom 8. Sept. 1907 in Verbindung mit dem Motu proprio vom 1. Sept. 1910 verteidigt und erläutert von **Dr. Franz Heiner,** Auditor der Röm. Rota, Apost. Protonotar und päpstl. Hausprälat. VIII und 100 Seiten gr. 8°. Preis geheftet 1,50 Mark.

Im Vorwort sagt der hochwürdigste Herr Verfasser: „Vorliegende Arbeit verfolgt einen doppelten Zweck. Zunächst wollte ich meinem schon vor drei Jahren dem Heil. Vater gegebenen Versprechen endlich nachkommen, eine Arbeit über die Enzyklika Pascendi erscheinen zu lassen. Dies war mir bisher nicht möglich . . . Den Hauptzweck meiner Arbeit bildet . . . die Aufklärung über bzw. die Beseitigung von Mißverständnissen und damit die Beruhigung der Geister in Deutschland und Oesterreich, die durch das Dekret vom 1. September 1910 . . . von neuem entstanden sind. Ich werde zeigen, daß die einzelnen Maßregeln des Apost. Stuhles gegen den Modernismus durchaus gerechtfertigt sind, einige aber gar nicht deutsche oder österreichische Verhältnisse im Auge haben . . ."

Paderborn. Bonifacius-Druckerei.

Ulr. Moser (J. Meyerhoff), k. u. k. Hofbuchhändler, Graz.

Soeben erschien in unserem Verlage:

Commer, Prälat Dr. Ernst,

Heinrich Schrörs' „Gedanken über zeitgemässe Erziehung u. Bildung der Geistlichen" im Lichte der kirchlichen Lehre und Gesetzgebung. ℳ 1.80.

Der Wiener Dogmatiker unterzieht die Reformvorschläge des Bonner Professors einer eingehenden Kritik, welche trotz sachlicher Strenge alles Persönliche vermeidet. Die Schrift ist ein wichtiger Beitrag zur modernistischen Bewegung und von aktuellem Interesse für Theologen wie gebildete Laien.

Der Benediktinerorden in Brasilien und seine Indianermissionen.

Brosch. v. 29. S. gegen 20 Pf. in Briefmarken
von
P. Raph. Kögel O. S. B. Prokurator des Erzabtes der Brasil. Benediktinerkong. z. Z. Wessobrunn b. Weilheim, Oberbayern.

Afrikanische Weine

der Weissen Väter, Maison Carrée b. Algier.

:: Hervorragende Qualitätsweine. ::

Probekisten von 10 Flaschen zu M 13.50 versenden

C. & H. Müller, Flape Nr. 6 bei Altenhundem i. Westfalen.

Vereidigte Messwein-Lieferanten. Päpstliche Hoflieferanten.

Diktate :: Maschinenschriftl. Arbeiten :: Vervielfältigungen übernimmt G. Riesler (hum. gebildet) München, Neuhauserstr. 21, Tel. 10794.

Maschinenschriftliche Arbeiten und Vervielfältigungen jeder Art

übernehme zu billigsten Sätzen

W. Eckmann, Kehl,
(Baden).

Gegen Einsendung von 30 Pfg. senden wir jedem eine Probe selbstgekelterten

Rot- und Weißwein

nebst Preisliste. Kein Risiko, da wir Nichtgefallendes ohne weiteres unfrankiert zurücknehmen. — 18 Morgen eigene Weinberge an Ahr u. Rhein. **Gebr. Both, Ahrweiler.**

Kindergarten-

Materialien, Fröbelspiele, Beschäftigungsspiele, Gesellschaftsspiele fabriziert und liefert billigst

Spielefabrik M. Weiden, Köln,
Richmodstrasse [illegible].
— Kataloge gratis. —

Wer mit Erfolg inserieren will, benütze die in den kaufkräftigsten Ständen weitverbreitete „Allgemeine unRdschau".

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag. In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 49. München, 3. Dezember 1910. VII. Jahrgang.

Moderne Adventsklänge.

Von

J. Wernado, Riedlingen.

Advent ist's wieder geworden. Das gläubige Christenherz wacht auf und schlägt höher, wenn der Adventruf ertönt. „En clara vox redarguit, Hört, eine helle Stimme erklingt!“ Das sind Tage freudigen Sehnens und stiller Erwartung, Tage fürs Herz. Und die Welt da draußen geht ihren geräuschvollen Gang weiter. Tausende eilen dahin, denen kein Adventsgedanke kommt. Oder vielleicht doch? Ja, wenn man tiefer blickt, wenn man gespannter lauscht, so ist's, als ob ganz eigenartige Adventsklänge durch die moderne Welt hindurchzitterten, leise, fast unvernehmbar.

Man hat schon gesagt, unsere heutige Zeit kenne keine Ideale mehr. Sie trage ganz das Gepräge des Materialismus und oft eines recht krassen und nackten Materialismus. Die alten Ideale seien fast ganz geschwunden. Und finde sich ein Vereinzelter, der noch etwas auf die geschwundenen Ideale hält, so sei sein Los Spott und Hohn und höhnisches Achselzucken. Und doch — ganz ohne Ideale kann unsere Zeit auch nicht sein. Woher denn sonst dieses Hasten und Haschen und Stürmen und Drängen und Suchen? Oft ist's freilich nur ein dunkles Tasten. Aber es ist doch wenigstens da. Ideale suchen und erstreben, was heißt das aber anderes, als den Herzensfrieden, das Herzensglück suchen? Was will es anderes bedeuten, als sich sehnen nach Erlösung und nach einem Erlöser? Aber wie sieht doch der Erlöser oft aus, den man zu finden wähnt! Trauriges Surrogat! Und wer trägt die Schuld daran? Der Sucher selbst! Sein Herz ist nicht gerade, sein Blick nicht offen und frei. Daher die vielen Irrungen, die vielen Umwege. Daher dieses ungestillte Weh, diese bittere Seelennot.

Das sind fortgesetzte Tantalusqualen. Und ob lauter Qualen ist die Menschheit einer tödlichen Lethargie verfallen. Doch da reckt und streckt sich einer, um der modernen Welt diesen Todesschlaf aus den Augen zu reiben. Es ist einer, der die Herzenstiefen des modernen Menschen kennt. Denn er ist der Modernste der Modernen: Friedrich Nietzsche. Fast wie unter Zähneknirschen hervorgestoßen klingen die Worte: „Der moderne Mensch ist etwas Dekadentes .... Wir sind auf dem besten Wege dazu, Menschen von kleinlicher und erbärmlicher Gesinnung zu werden, die zu nichts Hohem und Gewaltigem fähig sind, ... letzte Menschen.“ (Also sprach Zarathustra. Leipzig, Naumann 1900, S. 19 f.) Doch Nietzsche hat einen Erretter gefunden! Er hat einen schweren Traum geträumt von einem höheren, mächtigeren, edleren, glücklicheren Menschen der Zukunft. Und er gibt seinem Traumbild Gestalt und findet einen Namen für diesen „Typus Mensch“. Er nennt ihn „Uebermensch“. Dieser „Uebermensch“ ist das neue Ideal. Er muß an Gottes Stelle treten. „Einst sagte man Gott, wenn man auf ferne Meere blickte; nun aber lehre ich euch sagen: „Uebermensch“ (a. a. O. S. 123). Dann ruft er voll überschäumender Begeisterung einmal aus: „Wohlan, wohlauf! Ihr höheren Menschen! Nun erst kreißt der Berg der Menschenzukunft. Gott starb: nun wollen wir, daß der Uebermensch lebe.“ (Ebenda S. 418). So ist der neue Gott, der neue Erlöser, das neue Ideal ersonnen oder vielmehr erträumt.

Nitzsche bleibt nicht allein. Er erhält einen Bundesgenossen an dem norwegischen Stürmer Henrik Ibsen. Dieser Heimatflüchtige sieht im Leben der modernen Welt nichts als beständigen „Schiffbruch“. Doch er hofft, sich und andere daraus retten zu können. Er dünkt sich selber einen Geistesriesen. Und so schafft er sich auch einen entsprechenden Gott. Den Christengott kann er nicht brauchen, denn der ist ein „Kind“. Ihm kann nur ein „Titanengott“ genügen, ein neuer Adam, jung und stark und schön. Und dieser Titanengott heißt ihn anrennen gegen verschlossene Türen, gegen feste Bollwerke; er treibt ihn hinaus ins nächtliche Dunkel der Geisteswelt.

Doch was er gesucht, kann er nicht finden. Sein Erlöser-Ideal bringt ihm kein Glück, keinen Frieden. „Was das Geschick uns gab, ist: nicht Ruh im Leben, nicht im Grab und nicht in Ewigkeit.“ Hoch steigt sein Ruhmesstern. Er weiß es. Aber bitter enttäuscht muß er gestehen: „Ein Glücksgefühl bringt es mir nicht, und was ist es im Grunde wert?“ Und doch wollte er die Welt zum Glücke, zum Frieden führen! Aber vielleicht konnte er ihr die Wahrheit bringen? Ungeschminkte Wahrheit will ja sein oberster Grundsatz sein. Ja, wenn er nur selbst die Wahrheit hätte! Die alte Wahrheit, die man seither geglaubt, ist ihm Lüge und Trug. Feste Wahrheiten gibt es bei ihm überhaupt nicht. „Wer bürgt mir dafür, daß zwei plus zwei nicht fünf sind auf dem Jupiter oben?“ (Brief an Brandes aus dem Jahre 1871.)

Und Nietzsche, hat er wohl Frieden und Glück gefunden? Nichts weniger als das. Er war eine ganz zerrissene Seele. Er hat sich verblutet am Suchen nach Wahrheit. Und diesem Verbluten muß ein gewaltiger Ringkampf vorausgegangen sein. Bald schreit sein Herz auf in heißer Sehnsucht nach dem Erlösergott, bald speit er teuflischen Haß gegen ihn aus. Bald spricht er in wunderbarem Wohlklang die Sprache des Herzens, bald in entsetzlichen Ausbrüchen die Sprache der Hölle. Verschlungene Irrpfade ist er gegangen so lange, bis sie in der Irrsinnsnacht endigten.

Moderne Gottsucher! Uebermensch, Titanengott: welch ein Erlöser! Nichts als Schattengestalt, Phantasiegebilde! Ein Gespenst ist dieser Gott; als Gespenst geistert der Uebermensch, der Titanengott, in der Welt herum und richtet heillose Verwirrung an, statt heilvolle Erlösung zu bringen. Ein Gespenst ist er: halb Engel, halb Mensch, halb Mensch und halb Gott, und doch wieder keines von beiden. (Vgl. Keppler, Homiletische Gedanken und Ratschläge. Freiburg 1910. S. 57.)

Und doch sind's Adventsklänge, allerdings schaurige! Die beiden Himmelsstürmer haben diese Töne hinausgesungen in die Welt. Tausende haben ihrer berauschenden Musik gelauscht; diese Töne haben nachgeklungen in ihrer Seele und haben einen wahren Sturm darin entfacht. Und der Sturm hat gewütet so lange, bis das Seeleninstrument die gleichen schrillen Töne nachspielte. Und diese trostlose schrille Dissonanz wird bestehen, solange das Instrument sich auf diese eine Tonart festlegt.

Ohne Bild: Auch für diese modernen Gottsucher gibt's nur einen Weg zum wahren Glück und Herzensfrieden. Es ist der Weg zum einzig wahren Ideal, zum einzig wahren Uebermenschen: Jesus Christus. „Nur durch den Anschluß an ihn kann der Mensch über sich selbst hinaus wachsen zu wahrer, heilbringender Wesenserhöhung, Lebensbereicherung, Kraftsteigerung, zu wahrer Geistesgröße, Geistesfreiheit, Geistesherrschaft gelangen. Ich im Vater, ihr in mir und ich in euch — das ist die Lösung des Problems.“ (Keppler, a. a. O. S. 58.)

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Wiederbeginn der Reichstagsarbeit.

Am 22. November ist der Reichstag aus seinen halbjährigen Ferien heimgekehrt. Mit dem Verlauf der ersten Reichstagswoche können wir recht zufrieden sein. Die Verhandlungen stehen schon unter dem Schatten, den die kommenden Wahlen vorauswerfen, und von der linken Seite her wird die Geschäftsordnung nach Möglichkeit zu agitatorischen Zwecken ausgenutzt. Bei den bisherigen agitatorischen Vorstößen sind aber die Parteien der positiven Arbeit besser gefahren als die Hetzer.

Der in Vergessenheit geratene Erbprinz Erni von Hohenlohe-Langenburg wurde mit einer vorübergehenden Galvanisation seines Namens beglückt, als der Reichstag sich mit der Wahl eines Nachfolgers in dem theatralisch niedergelegten Amt des zweiten Vizepräsidenten befassen mußte. Die Linke hatte fortgesetzt darauf spekuliert, daß der „schwarzblauen Mehrheit" aus dieser Präsidialfrage Schwierigkeiten oder irgendwelche Archillesferse erwachsen würden. Die Sozialdemokratie glaubte sogar durch Anmeldung ihres Anspruchs als drittstärkste Partei noch zu weiterer Trübung des Wassers beitragen zu können. Aber es gab nicht die Spur von „Zwischenfall". Der Reichstag ging glatt und einfach über den Prinzen Erni und seine Antiborromäusenzyklika zur Tagesordnung über, indem er den von derselben freikonservativen Partei präsentierten Nachfolger, Landgerichtsrat Schultz (Bromberg), zum zweiten Vizepräsidenten wählte. Der Tausch ist nicht schlecht. Der Abg. Schultz ist, wie er sofort schon beweisen konnte, ein tüchtiger Mann, der das Präsidieren versteht, was mehr besagen will, als die Unterzeichnung von sensationellen Episteln. Für diesen zweiten Vizepräsidenten hat auch ein beträchtlicher Teil der nationalliberalen Fraktion gestimmt, was vielfach als ein Zeichen der Annäherung an die neuen Mehrheitsverhältnisse gedeutet wird.

Drei Tage widmete der Reichstag der Frage der Fleischteuerung, die zugleich durch eine agitatorische Interpellation der Sozialdemokraten und eine vorsorgliche Interpellation der Konservativen angeschnitten war. Die Debatte litt unter der übermäßigen Ausdehnung; es läßt sich eben begreifen, daß gerade in diesem Punkte die Mehrheit von dem Debattenschluß keinen Gebrauch machen wollte, weil die Hetzer von der Linken dann erst recht über „Mundtotmachen" geschrien hätten. Das nächste Ergebnis der langen Verhandlungen sieht negativ aus: es fand sich kein brauchbares Mittel, um eine wesentliche Ermäßigung der Fleischpreise in nächster Zeit herbeizuführen. Man kann aber auch ein positives Ergebnis der Verhandlungen buchen. Staatssekretär Delbrück konnte schließlich feststellen, daß die Mehrheit des Hauses sich dem Standpunkt der verbündeten Regierungen angeschlossen habe, und daß nur in einigen Nebenpunkten, wie in der Beurteilung des holländischen Viehes und einer etwaigen Aufhebung der Maiszölle, Meinungsverschiedenheiten beständen. In der Tat haben nicht bloß das Zentrum und die Rechte, sondern auch die sonst frondierenden Nationalliberalen den Standpunkt der Regierungen anerkannt, daß unter keinen Umständen die Gesundheit des einheimischen Viehes und die aufsteigende Entwicklung der deutschen Viehzucht preisgegeben werden darf. Sogar der fortschrittliche Redner erkannte an, daß die Viehschutzzölle nicht ohne weiteres aufgehoben, sondern höchstens nach und nach herabgesetzt werden könnten. Der Ausgang der Verhandlungen war ein Triumph für die seit 1879 bestehende deutsche Wirtschaftspolitik, und das ist ein sehr wesentlicher Punkt, da die Schutzzollfrage und besonders die Frage der landwirtschaftlichen Schutzzölle bei den nächsten Wahlen und unter Umständen erst bei der zweitnächsten Wahlprobe im Vordergrund stehen wird.

Eine zeitweilige Lebensmittelteuerung ist ein notwendiges Uebel, das sich ohne Eisenbartkur nicht beseitigen läßt und die gegenwärtige Steigerung der Fleischpreise hat mehrere Ursachen. Zunächst die allgemeine Hebung aller Preise, d. h. die Verminderung der Kaufkraft des Geldes. Dazu kommen einerseits die stark steigende Nachfrage nach Fleisch, namentlich unter der an Zahl und Leistungsfähigkeit wachsenden städtischen Bevölkerung, und anderseits gewisse Rückschläge in der einheimischen Produktion, die auf die Nachwirkungen schlechter Futterernten zurückzuführen sind. Das Ausland steht größtenteils zurzeit unter ähnlichen Einwirkungen, so daß auch dort die Preise gestiegen sind und nicht so viel Ueberschuß zum Export bereit steht, wie zu einer allgemeinen und erheblichen Verbilligung des Fleisches in Deutschland erforderlich wäre. Mit nahezu mathematischer Sicherheit ist erwiesen, daß wir zu einer dauernden Befriedigung des Bedarfs an gesundem Fleisch zu erträglichen Preisen nur auf dem einen Wege gelangen können, nämlich durch die Entwicklung der deutschen Viehzucht. Daher lehnt die Regierung es endgültig ab, sich zu irgendwelchen Experimenten drängen zu lassen, die eine Verseuchung oder eine sonstige Schädigung der einheimischen Viehzucht herbeiführen könnten. Sie hält sich da streng an das maßgebende Gutachten des Reichsgesundheitsamtes und an die Grundlage unserer bewährten Wirtschaftspolitik. Würde sie anders vorgehen, so kämen die Fleischverbraucher aus dem Regen in die Traufe; dann hätten wir statt der zeitweiligen Preissteigerung eine andauernde, stärkere Teuerung, eine wirkliche Fleischnot.

Alles schon dagewesen! Wir haben anfangs der neunziger Jahre die große Capridebatte wegen der sehr gestiegenen Brotpreise gehabt, und sogar dieser etwas freihändlerisch angehauchte Reichskanzler lehnte es beharrlich ab, wegen des zeitweiligen Uebels die ganze Wirtschaftspolitik über den Haufen zu werfen. Der Erfolg gab ihm recht. Auch wegen der Wellenbewegung auf dem Fleischmarkt ist schon mehrfach verhandelt worden, und wenn die Aufregung sich gelegt hatte, so erkannte man, daß in der Tat die Vermehrung der einheimischen Produktion das einzig wirksame Gegengewicht biete gegen die erfreulicherweise stetig sich steigernde Nachfrage nach Fleisch. Die zeitweilige Preissteigerung muß durchgehalten werden, wie schlechtes Wetter. Die Hauptsache ist, daß die Einnahmen der arbeitenden Klassen im ganzen noch mehr gestiegen sind, als die Lebensmittelpreise, wie ja auch die Lebenshaltung in den breiten Volksschichten sich fortgesetzt verbessert. Von ganz außerordentlicher Bedeutung war eine weitere Interpellationsdebatte im Reichstag, welche die jüngsten Kaiserreden betraf. Diesem Kapitel können wir als besondere Ueberschrift geben:

Eintracht zwischen Kaiser und Volk.

Die Sozialdemokratie glaubte die Kundgebungen des Kaisers in Königsberg, Marienburg, Beuron usw. als Keil der Zwietracht benützen zu können. Um die Hilfe der liberalen Parteien zu gewinnen, stellte sie das Auftreten des Kaisers als einen Bruch der Versprechungen vom November 1908 hin. Der erste Wortführer der Sozialdemokratie, Abgeordneter Ledebour, befleißigte sich auch im ersten Teil seiner Rede einer diplomatischen Zurückhaltung, die seiner Natur sonst ganz fremd ist. Das war wohlberechnete Großblocktaktik zur Einfangung von möglichst vielen Mitläufern und Stichwahlhelfern. Am Schluß seiner Rede aber konnte sich Herr Ledebour doch nicht des offenen Bekenntnisses zur republikanischen Verfassung enthalten. Nachdem er soeben den Kaiser wegen Verfassungsbruches angeklagt hatte, entpuppten sich seine Freunde als wirkliche Verfassungsbrecher, denen nichts anderes als die Macht fehlt zur grundstürzenden Revolution. Der Reichskanzler von Bethmann Hollweg nagelte das Umsturzbekenntnis sofort gebührend fest und gab dann eine klare und energische Erklärung zur Verteidigung des Monarchen. Da war nichts von den Zweifeln und Vorbehalten, die in den trüben Novembertagen von 1908 auch der damalige Blockkanzler erkennen ließ. Mit siegreicher Schärfe verteidigte Herr von Bethmann Hollweg das Recht des Kaisers und Königs, sich als Herrscher aus eigenem Recht und von Gottes Gnaden zu bezeichnen, womit die Grenzen der konstitutionellen Befugnis nicht im mindesten überschritten seien, vielmehr dem Volke die Garantie gegeben sei, daß der Monarch neben der Fülle seines Rechts auch der Fülle seiner Pflichten in der Verantwortlichkeit vor Gott bewußt bleiben werde.

Die folgenden Reden der Zentrumspartei und der konservativen Partei gaben der erfreulichen Regierungserklärung eine weitere Begründung und Bekräftigung. Namentlich betonten sie auch das gute Recht und das hohe Verdienst in der Bekundung des religiösen und christlichen Standpunktes des Monarchen. Ein fortschrittliches Blatt klagt angesichts der Debatte, daß Konservative und Zentrum sich wieder einmal „zufällig begegnet" seien. Sie mußten sich hier begegnen, weil beide Parteien auf dem christlichen und auf dem monarchischen Boden stehen. Das Zentrum führte ja von Anfang an den Beinamen „Verfassungspartei". Zu der Verfassung gehören nicht bloß die Volksrechte, sondern auch die Kronrechte, und dem monarchischen Prinzip sind wir in guten und bösen Tagen treu geblieben, auch dann, wenn wir gezwungen waren, als „Sr. Majestät allergetreueste Opposition" gegen kulturkämpferische oder sonstige Mißgriffe der Regierung Widerstand zu leisten nach



Pflicht und Gewissen. In Liebedienerei und Streberei ist, wie Freiherr von Hertling mit Recht hervorheben konnte, unsere Königstreue nie ausgeartet.

Um zwischen die Konservativen und das Zentrum einen Keil zu treiben, heben linksliberale Schlauberger hervor, daß Herr v. Heydebrand im Namen der konservativen Partei Ausnahmegesetze gegen die Sozialdemokratie verlangt habe, die das Zentrum doch bekämpfen müsse. Zunächst ist festzuhalten, daß Herr v. Heydebrand nicht etwa von der Auffrischung des früheren Sozialistengesetzes gesprochen, sondern zunächst nur erörtert hat, ob das zur Blockzeit erlassene Gesetz zur Einschränkung der Majestätsbeleidigungsprozesse nicht jetzt zu schnöder Verhöhnung und Verlästerung der Krone mißbraucht werde, und ob nicht zum Schutz der Monarchie und der Gefühle der besseren Volkskreise eine Revision dieser Gesetzgebung notwendig sei. Auch als grundsätzlicher Gegner von Ausnahmegesetzen und Zwangspolitik müssen wir doch zugestehen, daß ein solcher Gedankengang in konservativen Kreisen sehr wohl erklärlich ist durch die stets zunehmende Zügellosigkeit und Anmaßung der sozialdemokratischen und linksliberalen Presse. Die Frage wird aber schwerlich in nächster Zeit auf die Tagesordnung kommen. Vorläufig gilt es, ein anderes Mittel zum Schutze der Autorität und der Ordnung anzuwenden, nämlich den Stimmzettel, zu dessen vernünftigem Gebrauch sich alle positiven Elemente sammeln müssen.

Wer nach guten Vorzeichen späht, kann auch aus der Rede des nationalliberalen Führers Bassermann zur Kaiserfrage etwas Hoffnung schöpfen. Herr Bassermann suchte zwar, wie das zur Selbstverteidigung gehört, von den trüben Novembervorgängen zur Blütezeit des Blocks möglichst viel zu retten; aber er trat in der Hauptsache, in der Anerkennung des Kaiserrechts, der Regierung und den positiven Parteien im Kerne bei und proklamierte auch für seine Partei die „Anlehnung an ein starkes Königtum.“ Ist das wieder ein Anzeichen der Annäherung nach rechts, wie die zwei obenerwähnten Symptome? Vergessen wir nicht, daß die nationalliberale Partei in sich zerfahren ist, und daß ein sehr großer Teil derselben ohne Rücksicht auf Grundsätze, Traditionen usw. bei den nächsten Wahlen durch Großblockspekulationen Vorteile über Konservative und Zentrum erringen will. Aus dem Herzen der letzteren sprach offenbar Herr Bassermann, als er auf das Schwenken der republikanischen Fahne nicht mit dem gebührenden Protest antwortete, sondern mit der sanften Mahnung: die Sozialdemokratie würde um so mehr bündnisfähig, je mehr sie die republikanischen und revolutionären Allüren aufgäbe. Ach, das sind leider keine Allüren, sondern wohlüberlegte, im Wesen der roten Partei begründete Bestrebungen, die höchstens verschleiert, aber nicht abgelegt werden können. Wer mit gutem Zureden die umstürzlerischen Allüren der Sozialdemokratie beseitigen zu können glaubt, ist in gefährlichen Großblockideen befangen.

Inzwischen wollen wir gern abwarten, ob die Nationalliberalen sich bis zu den nächsten Wahlen noch mausern werden. Die Arbeitsgemeinschaft wird den verlorenen Sohn, wenn er bekehrt heimkommt, gerne aufnehmen. Auf die Fortschrittspartei darf man, nachdem sie in der Kaiserdebatte sich so entschieden an die Seite der Sozialdemokratie gestellt hat, gar keine Hoffnungen mehr setzen; die ist zum Schleppenträger und Kostgänger der Umsturzpartei herabgesunken. Im ganzen betrachtet hat die Debatte das Gegenteil von dem erreicht, was die Anstifter erstrebten: Wiederherstellung der Eintracht zwischen der Krone und dem christlich und staatserhaltend gesinnten Volk.

Eintracht zwischen den Bundesfürsten und Bundesstaaten. Auch dieses nationale Gut ist in der jüngsten Zeit gefördert worden. Zur Hebung des Vertrauens und der Geschlossenheit dient es offenbar, wenn der Bundesratsausschuß für die auswärtigen Angelegenheiten regelmäßig einberufen wird, wie es soeben vor Beginn des neuen Reichstagsabschnittes geschehen. Ein Eintrachtsfest war ferner das 50jährige Armeejubiläum des Thronfolgers von Bayern, Prinzen Ludwig. In dessen Schenkel steckt noch eine preußische Zündnadelkugel von 1866. Das Geschoß ist eingewachsen, und die Krisis von 1866 ist voll und ganz überwunden. Der Prinz, der damals seine Tapferkeit an der Spitze der bayerischen Truppen bekundete, hat inzwischen, wie das „Berl. Militär-Wochenblatt“ schön und treffend hervorhebt, als kräftiger und zielbewußter Vorkämpfer für des Reiches Macht und Wohlfahrt eine hervorragende Stellung in der Gemeinschaft der deutschen Fürsten sich erworben. Möge das Ausland aus diesem erbaulichen Jubiläum aufs neue erkennen, daß Deutschlands Einigkeit unerschütterlich und unüberwindlich ist.

Eine Aufsehen erregende Manifestation gegen Nathan.

Von Dr. Paul Maria Baumgarten, Rom.

Der Generalleutnant und Senator Pelloux, ehemaliger Ministerpräsident, dem 1870 die Aufgabe zugefallen war, die Mauern Roms an der Porta Pia zu durchbrechen, hatte fünf Tage nach der Rede Nathans eine Interpellation über dieselbe an den Senat eingereicht. Da nun der Senat erst nach dem Abgeordnetenhaus zusammentritt und dort sofort die gleiche Frage angeschnitten werden wird, so wäre Pelloux nachgehinkt. Deswegen hat er die Begründung seiner Interpellation an den Ministerpräsidenten in Form einer Senatsrede durch offenen Brief an Luzzatti jetzt schon bekanntgegeben.

Der Eindruck, den dieses kluge und kraftvolle Schriftstück im ganzen Lande hervorruft, ist ein ungeheuer großer.

Gerade daß es Pelloux ist, der diese Dinge ausspricht, ein Mann, dessen Vergangenheit ihn vor dem wohlfeilen „Vorwurf“ schützt, er sei ein verkappter Klerikaler, erhöht die Bedeutsamkeit des offenen Briefes.

In ungeschminkten Worten tadelt er die Rede Nathans als eine völlig unbegreifliche Dummheit und Taktlosigkeit, die Italien in der ganzen Welt herabgesetzt habe. Und dieses um so mehr, weil die schwächliche Regierung weder durch Worte noch durch Taten zu erkennen gegeben habe, daß diese Schmährede gegen das Garantiegesetz verstoße. Vor allem habe der kraftlose Ministerpräsident es nicht gewagt, das Oberhaupt der katholischen Kirche zu schützen, wie es auf Grund des Garantiegesetzes seine heilige Pflicht gewesen wäre. Das Garantiegesetz sei ein organisches Staatsgesetz von der allergrößten Bedeutung, das man nicht ungestraft in Vergessenheit bringen dürfe. Es liege im höchsten Interesse des italienischen Staates, dieses Gesetz auf das peinlichste zu handhaben, ganz gleichgültig, ob die Gegenseite, das heißt der Heilige Stuhl, dasselbe anerkannt habe oder nicht.

Auf Grund von einseitiger italienischer Interpretation bezeichnet auch Pelloux das Garantiegesetz als eine Emanation des italienischen öffentlichen Rechtes und rechnet es zu den organischen Gesetzen des Staates. So oft diese Behauptung auch aufgestellt worden ist, so wenig ist sie deswegen wahr.

Das Garantiegesetz ist ein gegenüber den Mächten und allen Katholiken der ganzen Welt gegenüber eingegangener rechtlicher Vertrag, wodurch der italienische Staat ein für alle Mal dem Papste die freie Ausübung seiner geistlichen Macht und Würde und die Anerkennung als Souverän gewährleistet. Mithin ist dieses Gesetz mit vollem Bewußtsein seinerzeit als internationales öffentliches Recht erlassen worden. Man fühlte 1871 ganz genau, daß, wenn diese Form nicht gewählt würde, die Mächte sich mit der Einnahme Roms nicht ohne weiteres einverstanden erklären würden.

Späterhin fühlte man das Bedürfnis, diese Bedeutung des Gesetzes zu leugnen, als man sich im ruhigen Besitze des Kirchenstaates sah und die Mächte sich damit abgefunden hatten. Die erste dieser Herabminderungen fand unmittelbar nach dem Tode Pius' IX. am 2. März statt, als der vereinigte Staatsrat das Garantiegesetz „ein Gesetz des öffentlichen inneren Staatsrechtes“ nannte. Und am 20. August 1881 ließ das radikale Ministerium in der „Gazzetta Ufficiale“ verlautbaren: „daß das Garantiegesetz, wenn gleich eine innere Angelegenheit, nicht gefordert noch gefestigt durch internationale Verträge, vielmehr freiwilliger Ausfluß des Volkswillens, seine Stellung im öffentlichen italienischen Rechte unter den organischen Gesetzen eingenommen habe, deren politische Wirksamkeit von dem Ansehen ihrer Festigkeit, nicht von der Annahme (des Gesetzes) oder der Zustimmung durch die Gegenseite abhänge.“

Eine solche Herabminderung der Bedeutung des Garantiegesetzes durch die italienischen wechselnden Politiker ist weder ehrlich noch klug. Doch das ist ihre eigene Sache. Im Auslande weiß man, daß es internationales öffentliches Recht ist, und das ist die Hauptsache.

Der frühere Ministerpräsident Pelloux hat seinen offenen Brief deswegen so scharf abgefaßt und darum so zeitig veröffentlicht, um allen Rednern in der zweiten Kammer Richtlinien zu geben. Alle sollen erkennen, daß das nächste Jahr, mit den beiden Ausstellungen in Turin und Rom, mit den zahlreichen patriotischen Festlichkeiten ein Jahr absoluter innerer Ruhe



sein muß, wenn keine finanzielle Bedrängnis eintreten soll. Die Absage der Pilgerzüge hat Italien schon viele Millionen vorenthalten, eine Tatsache, die in den weitesten Kreisen Befürchtungen wirtschaftlicher Art und große Besorgnis hervorgerufen hat. Kämen nun weitere kirchenpolitische Schwierigkeiten hinzu, so könnte ein ganz empfindlicher Rückschlag im italienischen „Jubeljahre" nicht ausbleiben.

Endlich hat Pelloux der Regierung durch die Blume, aber sehr deutlich zu verstehen gegeben, daß sie sich vom Einflusse der Freimaurerei unter allen Umständen losmachen müsse, wenn sie ihre Handlungsfreiheit wieder erhalten wolle.

Der alte Haudegen ist ein sehr kluger Politiker und hat, vom italienischen Standpunkte aus besehen, vollständig Recht, wenn er dem Ministerpräsidenten zu verstehen gibt, daß man gegenüber Nathan nicht nur Worte hören, sondern auch Taten sehen wolle. Pelloux hätte an Stelle Luzzattis den Bürgermeister von Rom sofort abgesetzt, dessen kann man sicher sein. Aber Luzzatti, der Salbungsvolle, der mit allen gut Freund sein will und über seine eigene Ungeschicklichkeit bald stolpern wird, dürfte Nathan kein Haar krümmen, dafür haben die Loge und die Sozialisten viel zu viel Macht über ihn.

Es bleibt abzuwarten, wie der am 27. November veröffentlichte Brief Pelloux' in Italien und im Auslande aufgenommen wird.

Oesterreich und Ungarn.

Von Chefredakteur Franz Eckardt, Salzburg.

III.

Das gemeinsame Heereswesen ist für die Großmachtstellung der Habsburgermonarchie der wichtigste Faktor. Aus dieser Tatsache folgt mit eiserner Notwendigkeit, daß alle jene, welche die Aufrechterhaltung der Großmachtstellung der Monarchie wollen, die Gemeinsamkeit des Heereswesens mit aller Entschiedenheit verteidigen müssen; und da nun die Magyaren (nicht etwa Ungarn!) diese Gemeinsamkeit durch Errichtung einer eigenen „nationalen" Armee zerstören wollen, so ergibt sich daraus für die österreichischen Völker die Pflicht, darüber zu wachen, daß die gemeinsamen Minister nicht mit nationalen Zugeständnissen an die Magyaren selbst zur Lockerung der Gemeinsamkeit beitragen. Leider sind die gemeinsamen Minister nicht immer auf der Höhe ihrer Pflichterfüllung gestanden und leider haben die nationalen Zwistigkeiten in Oesterreich zu lange Jahre die Volksvertretung lahmgelegt und damit eine tatkräftige Zurückweisung der magyarischen Trennungsgelüste sehr erschwert und zeitweise sogar unmöglich gemacht. Erst unter dem Ministerpräsidenten Baron Beck, ganz besonders aber unter dem jetzigen Ministerpräsidenten Freiherrn v. Bienerth gelingt es, den österreichischen und damit den gemeinsamen Standpunkt zur Geltung zu bringen.

Der ungarische Ministerpräsident Graf Khuen-Hedervary spielt in den Militärfragen eine bedenklich zweifelhafte Rolle. Es ist bekannt, daß die Kossuth-Koalition durch ihre militärischen Forderungen schließlich zu Fall kam, wenn natürlich auch manch' anderes zu ihrem Sturze mitgewirkt hat. Gerade auf militärischem Gebiete wollten die Kossuth und Apponyi mit „nationalen Errungenschaften" prunken können, und man weiß, daß Kaiser Franz Josef auf keinem Gebiete seiner Machtbefugnisse weniger nachgiebig ist als auf dem der Heeresangelegenheiten. Er schätzte die Lage in Ungarn auch ganz richtig ein, als er bei der Abschiedsaudienz zu einem Koalitionsminister sagte: „Nicht Ungarn will militärische Zugeständnisse, sondern Ihre Eitelkeit will sie." Graf Khuen, der dann mit der Bildung einer Regierungspartei und eines ausgleichfreundlichen 67er Ministeriums betraut wurde, hat in all seinen Wahlreden immer wieder darauf hingewiesen, daß die Bedürfnisse der Armee befriedigt werden müßten und daß man endlich einmal mit dem Schlagwort der „nationalen Errungenschaften" Schluß machen müsse. Er hatte sogar den Mut, die von den Kossuth-Koalitionspolitikern wegen solcher Errungenschaften geführten Kämpfe als „Donquichotterien" der Lächerlichkeit preiszugeben. Man geht gewiß nicht fehl, wenn man dieses sein Auftreten in ursächlichen Zusammenhang bringt mit Verpflichtungen, welche er der Krone gegenüber übernommen hatte. Um so mehr mußte es überraschen, daß Graf Khuen sich plötzlich zum Neunerprogramm der Koalition bekannte und Andeutungen machte, als ob seine Militärforderungen noch über dieses Programm, für welches er nicht die mindeste Verpflichtung übernommen hatte, hinausgingen. Er geriet damit in den Verdacht, daß er sich von der Opposition zu denselben Donquichotterien drängen lassen wolle, die er kurz vorher so scharf bekämpft hatte. Es ist daher das Vertrauen, welches ihm gewisse Faktoren und Parteien in Oesterreich trotz aller Warnungen entgegenbrachten, schon stark erschüttert worden. Graf Khuen ist zwar der Abstammung nach ein Kroate, aber seine ganze „nationale Arbeitspartei" ist magyarisch, er muß tun, was diese will, und daß alle Magyaren — wenn auch jede Partei einen anderen Weg zu dem gleichen Ziele sucht — die Selbständigmachung Ungarns von „Wien" anstreben, wird die jetzige Regierungspartei nach Schluß der Delegationen schon deutlich genug kundtun. Graf Khuen ist nicht mehr der Führer der nationalen Arbeitspartei, sondern deren Gefangener, der tun muß, was Tisza und Konsorten anordnen.

Da ist es nicht zu verwundern, wenn nationale Forderungen von den Magyaren auch in der Delegation vertreten wurden. So verlangte im Heeresausschusse der ungarischen Delegation der zur Regierungspartei gehörende Referent Hegedüs, der Kriegsminister solle „die Forderungen der Heeresverwaltung in eine entsprechende Harmonie zu den Forderungen des nationalen Staates bringen". Wenn man sich nicht schon daran gewöhnt hätte, daß die Magyaren sich für „die ungarische Nation" halten und darum von einem „nationalen Staate" reden, obwohl die Nichtmagyaren mehr als die Hälfte der Bevölkerung Ungarns ausmachen, man müßte über solche Phrasen lachen. Viel konsequenter war jedenfalls der Delegierte Kossuth, welcher erklärte, seine Partei verharre auf der Forderung nach der Errichtung einer selbständigen Armee, ohne welche „die Nation" nicht bestehen könne.

In der Debatte führte Delegierter Heltai einige Ziffern an, welche allgemeines Interesse beanspruchen können. Nach dem Heeresbudget entfallen auf den Kopf der Armee an Kosten in Oestereich-Ungarn 1036 Kronen, in Italien 1290 Kronen, in Frankreich 1408 Kronen, im Deutschen Reiche 1530 Kronen. Wenn diese zum Vergleiche herangezogenen Staaten die Wehrfähigkeit ihres Heeres nur mit 30—50% höheren Ausgaben sichern können, so folgt daraus, daß die Wehrfähigkeit unseres Heeres eine weit geringere sein muß. Nach dem Vorschlage des Kriegsministers sollen die Mannschaftslöhne erhöht werden, aber auch dann ist der Soldat bei uns noch immer schlechter daran als in Deutschland. — Heltai unterzog dann auch den Offiziersstand einer Kritik. Er findet, daß dieser übergroß ist, und führt eine Statistik vor, nach welcher in unserer Armee bei der Infanterie auf 1000 Mann 56,7 Offiziere, in Deutschland nur 33,6 entfallen. Bei einem Durchschnittsgehalt von 2500 Kronen ergibt sich ein Mehraufwand von dreißig Millionen Kronen, der schon dann besser angewendet wäre, wenn er dazu dienen könnte, die Lage des tatsächlich notwendigeren geringeren Offizierstandes zu verbessern.

Der Reichskriegsminister General der Infanterie Freiherr v. Schönaich widersprach dieser Statistik nicht, suchte nur einiges in milderem Lichte darzustellen und versprach besonders bezüglich des schlechten Avancements der Hauptleute nach Möglichkeit Abhilfe. Die Mitteilungen des Ministers über das Einjährig-Freiwilligen-Wesen waren dagegen sehr bestimmt. Der Einjährigendienst soll künftig auf Staatskosten abgeleistet werden. Nur bei der Kavallerie soll das Dienen auf Staatskosten nicht obligatorisch eingeführt werden.

Auf mehrfache Anbohrungen hin mußte sich der Kriegsminister auch über das Duell äußern. Wie alle seine Kollegen nahm er natürlich für sich das Verdienst in Anspruch, das Duell in der Armee bekämpft zu haben, soweit das einem Kriegsminister möglich sei; die neuen ehrenrätlichen Bestimmungen (von 1908) hätten die Duelle von 27 im Jahre 1907 auf 13 im Jahre 1909 herabgedrückt, von diesen 13 seien zehn Duelle zwischen Offizieren und Zivilisten und nur drei zwischen Offizieren untereinander ausgefochten worden. Das Offiziersduell ganz zu beseitigen, sei kein Kriegsminister der Welt imstande. (Warum war es denn in England möglich? Wenn jeder Offizier ohne Gnade entlassen wird, ohne Pension, falls er sich duelliert, so wird die Zahl 13 sehr bald auf 0 herabsinken.) Freilich hat der Kriegsminister recht, wenn er behauptet, daß die Unzulänglichkeit der Gesetzgebung in Ehrenbeleidigungsfällen sowie die Toleranz der Gesellschaft gegenüber Leuten, die sich einer sträflichen Ehrverletzung

schuldig gemacht haben, die Hauptursachen seien, daß das Duell bisher noch nicht verschwunden sei. Warum aber immer noch Reserveoffiziere, welche das Duell grundsätzlich verwerfen, zur Niederlegung ihrer Charge gezwungen werden, oder warum Einjährige, welche als Mitglieder katholischer Studentenverbindungen sich mutig als Duellgegner bekennen, nicht zum Reserveoffizier ernannt werden, darüber schwieg sich der Minister gründlich aus.

Giovanni de Montel.

Von Dr. Paul Maria Baumgarten, Rom.

Die Römer besonders und die Italiener im allgemeinen nannten ihn Monsignore Giovanni de Montel. Er hieß mit seinem vollen Namen Johannes Montel von Treuenfest und war eine der bekanntesten Persönlichkeiten in der römischen Prälatur.

Am Abend des 21. November ist er nach nur viertägiger Krankheit in die Ewigkeit gegangen, nachdem ihm Gott ein Alter von 79 Jahren beschieden hatte. Noch kurz vor der heftigen Lungenentzündung, die ihn befiel, konnte man ihn in der bei ihm gewohnten Weise in der Stadt sehen, und wenngleich er den Eindruck machte, die Altersbeschwerden mehr als zu Beginn des Jahres zu fühlen, so war er doch noch rüstig.

Die kleine Figur dieses welschtiroler Prälaten gehörte seit Jahrzehnten zum eisernen Bestand der römischen Prälatur. Lange vor 1870 kam er in die ewige Stadt und zwar zunächst als Kaplan nach Santa Maria dell' Anima; dann wurde er Benefiziat im Kapitel des Lateran und am 12. Juli 1877 erhielt er seine Ernennung zum österreichischen Auditor der heiligen römischen Rota unter Erhebung zum Hausprälaten Seiner Heiligkeit. Schon vorher war er mit den diplomatischen Geschäften der österreichischen Botschaft beim Heiligen Stuhl betraut worden, und jetzt wurde er amtlicher Beirat der Botschaft für die geistlichen Angelegenheiten. Im Laufe der Zeit, als alle seine Kollegen von der Rota, die vor ihm ernannt worden waren, wegstarben, gelangte er als Dekan an die Spitze dieses Tribunals, dessen Tätigkeit seit 1870 völlig unterbunden war, dessen Mitglieder mithin sozusagen nichts zu tun hatten. Als dann Pius X. den Gerichtshof zu neuem Leben erweckte und die Altersgrenze von 70 Jahren für die Richter einführte, wurde Prälat von Montel pensioniert. Daß ihm mehr denn einmal der rote Hut angetragen, aber von ihm ausgeschlagen worden war, ist eine bekannte Tatsache. Er mochte sich nicht in die äußerlich vielfach beengte Stellung eines Kurienkardinals hineinbringen lassen, sondern in freierer Weise die Interessen vertreten und fördern, die ihm Zeit seines Lebens am meisten am Herzen gelegen hatten. Und so ist er denn als einfacher Prälat dahingeschieden, nachdem er seinen zuzeiten sehr großen Einfluß in den verschiedensten, auch unser Vaterland berührenden Richtungen verwendet hatte.

Giovanni de Montel war ein ausgezeichneter Jurist; auch hat er in manchen römischen Kongregationen mittelbar und unmittelbar die kirchlichen Angelegenheiten durch seine vorsichtige, weltkluge Art nicht wenig gefördert. Das wurde allezeit anerkannt und oft ausgesprochen. Aber der Ruhm seines Lebens beruht nicht auf diesen Dingen, sondern auf seiner kirchenpolitischen Tätigkeit als Freund Kurt von Schlözers, als Berater der deutschen und österreichischen Bischöfe, als wohlwollender und kluger Helfer einer großen Zahl von Diplomaten, die beim Heiligen Stuhl die Interessen ihres Landes zu vertreten hatten.

Es ist noch nicht sehr lange her, da erhob jemand den Vorwurf, daß Prälat von Montel bei seinen Bemühungen (zusammen mit dem Gesandten von Schlözer), für Preußen den Weg zum Frieden mit der Kurie zu finden, nicht immer die Interessen der Kirche streng gewahrt habe; das ließe sich durch Briefe beweisen. Mit Worten flammender Entrüstung hat er diesen Vorwurf zurückgewiesen und verlangt, daß man diese Briefe veröffentlichen solle. Nichts dergleichen ist geschehen und wird geschehen, woraus jeder entnehmen kann, welche Bewandtnis es mit solchen Vorwürfen hat. Daß aber Monsignore von Montel damals bewußterweise das Odium auf sich genommen hat, die kirchlichen Interessen den preußisch-staatlichen, wie sie am Ende des Kulturkampfes geltend gemacht wurden, etwas nachzusetzen, ist eine offenkundige Tatsache. Er glaubte durch kluge Beratung des preußischen Gesandten und nachdrückliche Förderung der allmählich friedlicher werdenden Stimmungen des preußischen Staates mehr zu erreichen, als auf anderem Wege. Und damit hat er recht behalten. Das schließt nicht aus, daß man sich keineswegs mit allem einverstanden zu erklären braucht, was Prälat von Montel damals glaubte tun zu dürfen und zu sollen. Auch Leo XIII. war keineswegs immer mit allem, was jener tat, einverstanden, wie mir der verstorbene Pater Denifle mehr als einmal ausführlich erzählt hat. Anderseits muß man aber auch scharf betonen, daß der Papst auf Montels Ansichten, wenn es eine wichtige Frage zu entscheiden galt, den größten Wert legte und ihn wiederholt und wiederholt in langen vertraulichen Audienzen empfing. Welchen Standpunkt der Verstorbene sowie Kardinal Ledóchowski in der Frage der Anzeigepflicht eingenommen hat, glaube ich heute hier nicht erörtern zu sollen.

Wenngleich der Dekan der Rota in allen kuriellen Kreisen über eine recht umfangreiche Einflußnahme verfügen konnte, so war doch seine Bedeutung nach seiner Glanzzeit in den 70er und 80er Jahren nicht so sehr in der unmittelbaren persönlichen Unterstützung derer, die seinen Rat suchten, gelegen, als vielmehr in der Angabe der Wege, die sie zur Erreichung ihrer Ziele zu gehen hätten. Mit einer ausgebreiteten Personen- und Sachkenntnis verband er eine feine Witterung, die ihn befähigte zu warnen und zu raten und diesen Weg eher als jenen zu empfehlen, wo andere nur auf den üblichen Instanzenzug hingewiesen hätten. Darin war er unerreichter Meister, — wenn er es sein wollte. Daß er seine überaus reichen kurialen Erfahrungen nicht in jedermanns Dienst stellte, der gerne davon Vorteil gehabt hätte, habe ich des öfteren feststellen können. Auch eine andere Eigentümlichkeit des Dekans der Rota war stadtbekannt. In seiner Gutherzigkeit versprach er, sich für viele, sehr viele Dinge zu interessieren, um anderen gefällig zu sein, ohne daß er je dazu gekommen wäre, sein Versprechen zu halten.

Monsignore von Montel wußte so ziemlich alles. Er erfuhr mit einer gewissen Leichtigkeit die größten Staatsgeheimnisse und verstand es, sie zu bewahren. Daß diese intime Kenntnis der Dinge seine Handlungsweise in der nachdrücklichsten Weise beeinflußte und ihn zu einem der feinsten und gewiegtesten Beurteiler der italienischen und mitteleuropäischen Kirchenpolitik machte, ist in allen beteiligten Kreisen seit langem anerkannt. Ob nun gerade jedermann diejenigen Mittel angewendet hätte, die Prälat von Montel in seiner vielverschlungenen Tätigkeit gelegentlich gebrauchen zu dürfen geglaubt hat, ist eine offene Frage, deren Entscheidung nur der treffen kann, dem alle Einzelnheiten so genau bekannt sind, wie sie es ihm waren. Nirgendwo ist es gefährlicher, lediglich nach dem äußeren Schein zu urteilen, als bei solchen Vorgängen, von denen die Welt nur einen kleinen Teil zu sehen und zu beurteilen vermag.

In seiner einfachen Wohnung hoch oben im Palazzo Gabrieli hat Montel manchen erlauchten Gast empfangen und manchen hohen und höchsten Kirchenfürsten längere Zeit beherbergt. Dort und im Palazzo Cavaletti, wo er früher gewohnt hat, haben sich manche Verhandlungen abgespielt, die für die Entscheidung hochwichtiger Angelegenheiten in Kirche und Staat von der größten Bedeutung waren. Die Nachlassenschaft an Papieren aller Art ist eine überaus umfangreiche, an der Oesterreich, Preußen und die Kurie in gleicher Weise interessiert und beteiligt sind, und deren Aussonderung nach diesen Interessengruppen keine leichte sein wird. Gleich nach dem Tode haben die konsularischen und diplomatischen Vertreter sich eingefunden, um mit den kurialen Beamten die erforderlichen Maßnahmen in die Wege zu leiten.

Zu Anfang der 90er Jahre war Montel schwer erkrankt, und man hatte nicht viel Hoffnung, ihn wieder ganz in Ordnung bringen zu können. Da entschloß er sich auf Anraten eines Trientiner Domherrn, nach Wörishofen zu gehen, und dort erlangte er eine beneidenswerte Frische und Arbeitsfähigkeit wieder, die ihn befähigte, seiner umfangreichen Tätigkeit voll nachgehen zu können. Er war ein leidenschaftlicher Raucher, der von seinen zahlreichen Freunden immer mit gutem Kraut versehen wurde; doch für gewöhnlich hielt er sich an die italienischen Zigarren. Den Sommer verbrachte er auf seinem Gute in Südtirol, wo ihn mancher Kardinal und viele Diplomaten für längere oder kürzere Zeit besuchten. Als Kaplan des souveränen Malteserordens hat er hin und wieder auch in Ordensangelegenheiten einen fühlbaren Einfluß geltend zu machen verstanden.

Mit Giovanni von Montel ist ein Mann dahingegangen, dem drei Päpste andauernd ein ihn hoch ehrendes, fast unbegrenztes Vertrauen entgegengebracht haben, der mit einer langen Reihe von bedeutenden und weniger hervorgetretenen Diplomaten in Freundschaft verbunden gewesen ist, der sich als Berater einer großen Zahl von Kirchenfürsten dauernde Verdienste um die kirchenpolitischen Verhältnisse und um die Angelegenheiten ihrer Sprengel erworben hat, der ungezählten Menschen mit sachverständigem Rat und stets bereiter Tat beigesprungen ist, dessen offene Hand sehr viel Elend gemildert und manches Unglück verhütet hat. Bei seiner Einfachheit und Anspruchslosigkeit vermochte er von seinem Ueberflusse noch mehr für die Zwecke einer verständigen Caritas zu erübrigen, als die meisten seiner Bekannten geahnt haben. Als Mitglied des Verwaltungsausschusses der beiden Nationalstiftungen von Santa Maria del Campo Santo und Santa Maria dell' Anima hat er durch seine große Geschäftsgewandtheit und seine kluge Vorsicht stets alles zum Besten leiten helfen, so daß auch sie in ihm einen überaus wertvollen und treuen Freund bedauern. Der gefeierte Politiker, den hohe Orden der verschiedensten Souveräne schmückten, hinterläßt viele, viele Freunde, manchen Gegner, keinen Feind.

Zum 400jährigen Jubiläum der Anima in Rom.

Man schreibt uns aus Rom: Schon wieder hat die katholische deutsche Kolonie Roms einen bedeutungsvollen Tag gefeiert. Am vergangenen Sonntag waren es 400 Jahre, daß die deutsche Nationalkirche von Santa Maria dell'Anima feierlich eingeweiht worden war. So wie der Bau damals hingestellt worden war, steht er auch heute noch. Bauliche Veränderungen wesentlicher Art hat dieses Gotteshaus nie durchmachen müssen. Und das können nur recht wenige Kirchen des gleichen Alters von sich sagen. Der nicht von der Gemeinde gewählte, also ganz mandatlose Kirchenvorstand hatte die weltliche Seite der Feier vorbereitet, während der Rektor der Kirche, Prälat Lohninger, Herrn P. Esser aus dem Predigerorden um Abhaltung des Triduums ersucht hatte, das von Sonntag bis Dienstag ging. Die Festrede bei der Familienfeier im großen Pilgersaale der Anima hatte Herr Prälat Hollweck, Professor des Kirchenrechts in Eichstätt und Mitglied der päpstlichen Kommission zur Kodifikation des kanonischen Rechtes, übernommen. Diese überaus glänzende rednerische Leistung des verdienten Gelehrten ging jedem zu Herzen und brachte den Kirchenbau der Anima und seine Bedeutung den Zuhörern in der feinsinnigsten Weise näher. Der reichste Beifall lohnte den Redner. Prälat Lohninger ergriff dann das Wort, um auf eine der Anima sehr nahegehende Angelegenheit hinzuweisen. Prof. Faulhaber, der von 1895 bis 1898 mit dem Rektor zusammen Kaplan im Hause gewesen sei, habe nunmehr die Berufung auf den bischöflichen Stuhl von Speier erhalten. Da er damals im besonderen mit der Seelsorge der Animakirche betraut gewesen sei, sei er der Gemeinde als solcher bekannt und näher getreten. Aus diesem Grunde empfehle sich eine telegraphische Beglückwünschung durch die gerade versammelte Gemeinde, was mit lautem Beifall aufgenommen wurde. Das Fest verlief in der herzlichsten Weise.

Zum Ausscheiden Ernst Haeckels aus der evangelischen Landeskirche.

Ein Epilog.

76 Jahre lang war Ernst Haeckel Mitglied der evangelischen Landeskirche! Prophet der „Dreieinigkeit des 19. Jahrhunderts, der Trinität des Wahren, Guten und Schönen", Pontifex des deutschen Monistenbundes! Und doch Mitglied der evangelischen Landeskirche? „Den Gipfel des Gegensatzes gegen die moderne Kultur und gegen deren Grundlagen, die fortgeschrittene Naturerkenntnis, erreicht unstreitig die Kirche. Wir wollen hier gar nicht vom ultramontanen Papismus sprechen, oder von den orthodoxen evangelischen Richtungen, welche diesem in bezug auf Unkenntnis der Wirklichkeit und Lehre des krassesten Aberglaubens nichts nachgeben. Vielmehr versetzen wir uns in die Predigt eines liberalen, protestantischen Pfarrers...." (Welträtsel S. 10.) „Darüber hinaus aber drang in immer weitere Kreise die Ueberzeugung, daß das dogmatische Christentum überhaupt jeden Boden verloren habe, und daß man nur seinen wertvollen ethischen Inhalt in die neue monistische Religion des 20. Jahrhunderts hinüberretten könne. Da jedoch gleichzeitig die gegebenen äußeren Formen der herrschenden christlichen Religion fortbestanden, da sie sogar trotz der fortgeschrittenen politischen Entwicklung mit den praktischen Bedürfnissen des Staates immer enger verknüpft wurden, entwickelte sich jene weitverbreitete religiöse Weltanschauung der gebildeten Kreise, die wir nur als Scheinchristentum bezeichnen können — im Grunde eine „religiöse Lüge" bedenklichster Art" (W. 129). — — — Und doch Mitglied der evangelischen Landeskirche?? Dummer Bauer, das verstehst du nicht! „Die großen Männer der Freiheit und des Fortschritts" können aus der Kirche erst austreten, wenn sie pensioniert, dekoriert und betitelt sind; du mußt es früher tun, weil sie dich als statistisches Material zur „Austrittsbewegung aus der Landeskirche" brauchen. Göz Forberg.

Auch ein Preßprozeß der „Allgemeinen Rundschau".

Vom Herausgeber.

Im Lager der Freigesprochenen herrscht große Genugtuung über eine vor wenigen Tagen erfolgte Verurteilung. Die Pornographen und ihre Helfershelfer waren bei der Sache stark interessiert, denn wenn auch der vorläufige „Sieger" jede Gemeinschaft mit ihnen energisch von sich wies, so ist doch der Unterlegene einer ihrer schärfsten Widersacher. In der „Kunst- und Fremdenstadt München" ist aber der Kampf gegen die Pornographie, wie mehr als ein Fall zeigt, immer noch die relativ gefährlichere Beschäftigung, auch in Ansehung der Justiz.

Summum jus summa injuria. Der alte Satz, daß das höchste Buchstabenrecht manchmal das größte Unrecht bedeutet, hat sich wieder einmal handgreiflich bewahrheitet. Dem einzelnen Richter ist daraus kein Vorwurf zu machen, zumal dann nicht, wenn er sich sichtlich bemüht, alle Momente pro et contra auf die beiden Wagschalen zu verteilen. Aber Buchstabenrecht wird dadurch noch längst nicht zur Gerechtigkeit.

Mancher Leser der „Allgemeinen Rundschau" wird nicht wenig erstaunt sein, wenn er vernimmt, daß eine in berechtigter Entrüstung geschriebene Abwehr in Nr. 31 vom 30. Juli zu einer Verurteilung — nicht des Angreifers, sondern nur des Angegriffenen hat führen können. Der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" ist am 22. November vom Münchener Schöffengericht unter dem Vorsitz des Oberlandesgerichtsrates Mayer wegen Beleidigung des Schriftstellers Richard Braunbeck zu 30 ℳ Geldstrafe verurteilt worden. Wer ist Richard Braunbeck? Er soll lokaler Mitarbeiter der „Münchener Neuesten Nachrichten" sein, schreibt Beiträge für Witzblätter, früher auch für die „Münchener Humoristischen Blätter". Der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" lernte den Namen erst kennen, als das „Neue Münchener Tagblatt" in Nr. 203 vom 22. Juli in einem Artikel unter dem Titel „Grober Unfug in der Ausstellung" über eine Veranstaltung der Karnevalgesellschaft „Kolosseum" berichtet hatte, deren gedruckte und öffentlich verteilte Liedertexte u. a. nachstehende Strophe enthielten:

„Wenn Herr Kausen und Herr Roeren
Auf den Nacktenkultus schworen
Und sie zieh'n die Kleider aus,
Wenn den Doktor Hirth, den Kenner,
Angesichts der beiden Männer
Nicht erfaßt ein kalter Graus.
[: O, dann ist Meschugge Trumpf,
Dann reißt uns a Loch in Strumpf,
Und die Welt gerät in Sumpf. :]"

Daß der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" sich durch diese „Verse" gekränkt fühlen mußte, sollte eigentlich keinem Zweifel unterliegen. In dem Artikel des „Neuen Münchener Tagblatt" war als „Dichter" dieser Verse Richard Braunbeck angegeben, dem die „Münchner Neuesten Nachrichten" auch noch das Zeugnis ausgestellt hatten, daß die „vorzüglichen Liedertexte über das Durchschnittsmaß solcher Dichtungen hinausragen". Die „Allgemeine Rundschau" hatte über den fraglichen karnevalistischen Abend gar nichts berichtet, sondern lediglich Berichte des „Neuen Münchner Tagblatt" und des „Bayerischen Kurier" als Preßstimmen zitiert. Letzterer schrieb u. a.: „Die Kolosseumsgesellschaft hat den Münchner Humor sehr falsch aufgefaßt. Was da an Couplets usw. geboten wurde, ist keine Satire mehr." Der „Bayerische Kurier" erinnerte bei dieser Gelegenheit an ein Urteil der „Münchner Neuesten Nachrichten" über einen gleichfalls in der „Ausstellung München 1910" veranstalteten Abend der „Narhalla". Der Wortlaut war sogar noch weit schärfer. Die „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 313 vom 8. Juli) schrieben über das von Kommerzienrat Kaspar Braun präsidierte Narhallesenfest nach abfälligen Bemerkungen über „eine in der Uebertreibung direkt ungezogene Epistel des ‚Professors Hartleib' an die Frauen" wörtlich: „Solche Dinge gehören in eine Herrenkneipe, aber nicht in eine Veranstaltung, in die auch Fremde mit ihren Damen, in gutem Glauben, daß ihnen Einwandfreies geboten werde, geraten können." Die sozialdemokratische „Münchner Post" aber urteilte Mitte Juni über das Ausstellungs-Variété: „Es handelt sich um den Ruf der Stadt München, der durch solche Vorgänge auf Jahre hinaus geschädigt wird. Und zwar so stark geschädigt, daß alle Bemühungen des Fremdenverkehrsvereins und alle Zurückhaltung der einheimischen Presse ihn nicht mehr reparieren können."

Gestützt auf solche Berichte der Tagespresse hielt der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau", der zu der fraglichen Zeit nicht in München weilte, es nicht nur für sein Recht, sondern für seine Pflicht, in dem Artikel: „Zur Vertingeltangelung der Ausstellung München 1910" diese Auswüchse scharf zu beleuchten. Im besten Glauben mußte er annehmen, daß die Darstellung des „Neuen Münchener Tagblatt", welche ihrer Entrüstung in den stärksten Ausdrücken, wie „infam", „Büberei", „schweinernes Vergnügen", Luft machte, völlig der Wirklichkeit entspräche. Hätte er damals schon gewußt — was erst nach der Klagestellung bekannt

wurde — daß der Chefredakteur des „Neuen Münchner Tagblatt" den in letzterem so scharf verurteilten Versemacher Richard Braunbeck schon seit Jahren genauer kannte, ja einst sogar mit ihm befreundet war, so würde die Darstellung des „Tagblatt" für ihn noch größere Autorität besessen haben. Die im „Tagblatt" abgedruckte obige Strophe war jedenfalls geeignet, die Glaubwürdigkeit zu verstärken.

Hat nun die „Allgemeine Rundschau" die in kleinstem Nonpareille-Druck wiedergegebenen Berichte aus dem „Tagblatt" und „Kurier" ohne weiteres zu den ihrigen gemacht? Nein! Die Artikel sind ausdrücklich als Zitate bezeichnet, und es heißt wörtlich: „Heute können wir uns damit begnügen, aus Tageszeitungen einige Zitate niedriger zu hängen, die für sich selbst sprechen." Auf dem eigenen Acker der „Allgemeinen Rundschau" ist nur ein einziger Ausdruck gewachsen, den auch der Vorsitzende des Schöffengerichts als den verhältnismäßig mildesten anerkannte. „Die oben mitgeteilte unflätige Strophe," so hieß es, „erinnere an noch ungleich rüdere und zynischere Knittelverse der „Jugend" gegen den Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau". Kein Gericht der Welt kann uns hindern, die eingangs wiederholte Strophe auch heute noch als eine objektiv unflätige zu bezeichnen.

Durch Vorlage der Liedertexte hat sich vor Gericht herausgestellt, daß die „Herrn Kausen und Herrn Roeren" verächtlich machende unflätige Strophe nicht, wie im „Neuen Münchner Tagblatt" behauptet war, durch andere „zum Teil noch infamere Liedertexte desselben deutschen Dichters" übertroffen worden sei. Daß der Vorsitzende im Laufe der Verhandlung auch die einzige unflätige Strophe als „harmlos" bezeichnet haben soll, wie fast alle Berichte übereinstimmend behaupten, muß wohl auf einem verhängnisvollen Mißverständnis beruhen, denn die ausdrückliche Feststellung im Urteil, daß Dr. Kausen sich durch diese Strophe beleidigt fühlen konnte, würde dazu in einem unvereinbaren Widerspruch stehen. (Vgl. die Urteilsgründe.) Dieses Mißverständnis hat aber jedenfalls dazu geführt, daß die dem Beklagten durch die Umstände geradezu aufgedrängte Widerklage in der Erwägung, daß diese durch eine das Urteil vorwegnehmende Charakterisierung des Vorsitzenden von vornherein aussichtslos gewesen wäre, unterblieben ist. Denn wenn auch der Herausgeber der „Allgem. Rundschau" hatte erklären lassen, daß er im allgemeinen grundsätzlich wegen beleidigender Anwürfe in Witzblättern usw. nicht zum Kadi laufe, so lag doch hier, wo der erste Beleidiger zum Kadi gelaufen war, der Fall wesentlich anders.

Wie sollte es übrigens möglich sein, daß der ständige Mitarbeiter der „Fliegenden Blätter", dessen Beiträge unter dem Pseudonym „W. Herbert" einen so feinsinnigen Geschmack und ein so sicheres Verständnis für dezenten Humor verraten, der als Lektor den gesamten Einlauf dieses immer noch auf der alten Höhe stehenden Witzblattes zu prüfen hat, als vorsitzender Richter die eingangs zitierten Reimereien des Klägers völlig einwandfrei gefunden hätte, wie es jetzt in fast allen Zeitungsberichten dargestellt wird?! (Die „Münchner Neuesten Nachrichten", deren Chefredakteur soeben als Vertreter der gesamten bayerischen Presse zum 4. Vorsitzenden des künftigen „Reichsverbandes der deutschen Presse" gewählt wurde, waren so „objektiv" und so „nobel", ein höfliches Ersuchen des Rechtsanwalts Rumpf um Ergänzung ihrer irreführenden Angabe — abzulehnen). Wenn Oberlandesgerichtsrat Mayer das Wort „harmlos" wirklich gebraucht hat, so konnte er es nur in dem Sinne einer relativen Harmlosigkeit insofern meinen, als die unanständige Strophe sich wenigstens nicht auf das von vielen Coupletdichtern mit Vorliebe gepflegte Gebiet der eindeutigen Zote begab.

Daß aber dieses Gebiet dem klägerischen Versemacher keineswegs völlig fremd ist, läßt sich auf Grund des Materials, das der „Allgemeinen Rundschau" nach dem Prozeß unaufgefordert zugegangen ist, mit Leichtigkeit nachweisen. Wir besitzen u. a. einen gedruckten Liedertext der gleichen Karnevalgesellschaft von dem gleichen „Dichter" und mit genau dem gleichen Refrain, dessen grobe Zotenhaftigkeit unbestreitbar ist. Die Entschuldigung, daß dies nun einmal die in gewissen Kreisen geduldete Umgangssprache sei, kann niemand, der auf gesellschaftlichen Anstand hält, gelten lassen, und daß die in manchen Münchener Vereinen so beliebten „Herrenabende" nicht selten in ein wüstes Pornotreiben ausarten, gehört zu den bösartigsten Auswüchsen unserer vielgepriesenen Firnißkultur.

Summum jus summa injuria! Der erste Beleidiger geht leer aus, und der Beleidigte, der sich gewehrt und zurückgeschossen hat, wird bestraft. Aber noch mehr: Der Gewährsmann des Bestraften bleibt außer Verfolgung, weil der Kläger sich mit dem ihm von früher her nahestehenden Chefredakteur des „Neuen Münchner Tagblatt" im Ratskeller bei einem Glase Wein ausgesöhnt hat, ohne auch nur den kleinsten öffentlichen Widerruf oder wenigstens eine Richtigstellung zu beanspruchen, und obgleich der befreundete Kollege sein scharfes Urteil über die obige unflätige Strophe, wie er als vereidigter Zeuge vor Gericht bekundete, aufrechterhalten hatte. Es genügte, daß der Chefredakteur des „Tagblatt" privatim erklärte, er habe erst nachher von der Sache erfahren. Derselbe wiederholte übrigens vor Gericht ausdrücklich, daß er, wenn auch einige Ausdrücke zu scharf seien, in der Sache selbst nichts zurücknehme und diese Herabziehung ernster Männer nach wie vor auf das schärfste verurteile. Höchst merkwürdig ist, daß der Kläger den Chefredakteur des „Tagblatt" fast unmittelbar nach dem Erscheinen des Artikels vor das Vermittlungsamt laden ließ und in die Aussöhnung beim Glase Wein einwilligte, obgleich der Chefredakteur jeden öffentlichen Widerruf im „Tagblatt" ablehnte. Trotzdem die „Allgemeine Rundschau" den Artikel des „Tagblatt" sofort zitierte, vergingen fast zwei Monate, ehe man gegen sie vorging.

Der Artikel der „A. R.", durch welchen der Versemacher Braunbeck sich beleidigt fühlte, ist Ende Juli erschienen, und es hat bis zum Oktober gedauert, bis er sich als Kläger meldete. War es ihm um nichts anderes zu tun als um die Wahrung seiner Ehre, so hätte es schon zwei Monate früher einen weit kürzeren Weg gegeben. Durch einfache Vorlage der Liedertexte hätte er alle Teile sofort überzeugen können, daß der Berichterstatter des „Tagblatt" in bezug auf die übrigen Liedertexte stark übertrieben hatte. Statt dessen wurde monatelang alle Welt in dem Glauben gelassen, daß die Sache wirklich so gewesen sei, wie das „Tagblatt" geschildert hatte. Zwei Monate bevor man den persönlich schwer gekränkten Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" wegen der Sünden des „Tagblatt" vor den Kadi zitierte, feierte man die Versöhnung mit dem „Tagblatt" im Münchener Ratskeller. Selbst die sozialdemokratische „Münchener Post", die dem Herausgeber der „Allgem. Rundschau" wahrlich nicht mit besonderer Sympathie gegenübersteht und bei jeder Gelegenheit über die „Sittlichkeitsapostel" herfällt, schreibt (Nr. 274) in einer nachträglichen Richtigstellung ihres irreführenden ursprünglichen Prozeßberichtes: „Eigentümlicherweise söhnte sich der Kläger Richard Braunbeck mit dem Urheber des Artikels oder doch mit dem Redakteur des Blattes, der diesen Artikel zuerst veröffentlichte, aus, und verfolgte nur die Nachdrucker." Das Beweisverfahren hätte sich auch vielleicht anders gestaltet, wenn das „Tagblatt" gezwungen gewesen wäre, sich selbst seiner Haut zu wehren. Oder sollte der Berichterstatter des „Tagblatt" seine Schilderung über das ganze Milieu des Abends, die sich keineswegs auf die Vorträge des Klägers allein beschränkte, rein aus den Fingern gesogen haben?

Vor Gericht ist zum Ausdruck gekommen, daß Braunbeck durch die scharfen Preßangriffe in seiner Existenz gefährdet sei, weil er im Begriffe stehe, die „künstlerische Leitung" eines Kabaretts zu übernehmen. Und richtig! Am Morgen nach der Verhandlung prangte an allen Straßenecken eine Plakat-Ankündigung des „Grünen Pegasus", und in Zeitungs-Inseraten und Reklame-Notizen liest man: „Vortragsleitung Richard Braunbeck." Wenn es dem Kläger wirklich nur darum zu tun war, sich als Leiter eines Kabaretts, das sich ausdrücklich „einem gebildeten Familienpublikum" empfiehlt, vorteilhaft einzuführen, so war dieser Prozeß kaum der geeignete Weg dazu. Die Verhandlung der zweiten Instanz wird dazu noch weniger beitragen, denn der Verurteilte wird nun zu seiner Verteidigung gezwungen sein, die „dichterische" Tätigkeit Braunbecks nach der fraglichen Richtung gründlich nachprüfen zu lassen. Dies wird um so mehr geboten sein, als sowohl der Vorsitzende als auch der klägerische Anwalt begreiflichen Wert auf die Feststellung legten, ob Braunbeck überhaupt sittlich anstößige Verse produziere. Dabei wird auch festgestellt werden müssen, ob jener Braunbeck, welcher bei den Radfahrwanderkneipen unglückseligen Angedenkens eine Rolle spielte, mit dem Richard Braunbeck, welcher in der Gesellschaft Kolosseum im Karneval 1910 so nachdrücklich eine gewisse Glocke läutete, identisch ist. Den „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 554) zufolge wird dieselbe Gesellschaft im „Grünen Pegasus" ihren „Stammsitz" aufschlagen. Ein Vorbericht in der „Augsburger Abendzeitung" versichert zwar, anstößige Vorträge würden nicht zugelassen, die Zensur werde streng geübt. Aber was ist schließlich „anstößig", wenn ein durch gepfefferte „Herrenabende" verdorbener Geschmack das Zensoramt ausübt? Denn es handelt sich um „freie" Vorträge, nicht um ein vorher festgesetztes Programm. Die Vorsicht heischt, daß wir den zitierten Blättern ausdrücklich die Verantwortung für die Richtigkeit ihrer Angaben überlassen. Dies gilt auch für nachstehende Schilderung einer Wanddekoration, die als Persiflage auf das „gebildete Familienpublikum" gedacht scheint: „Eine köstliche Kindergruppe hockt um einen pausbäckigen Bengel herum, der ihnen aus Forels sexueller Aufklärung vorliest — das stellt die Wissenschaft dar." („Augsb. Abendztg." Nr. 327.)

Nach diesen kritischen Betrachtungen bedarf es einer eingehenderen Berichterstattung über den Gang der Gerichtsverhandlung überhaupt nicht mehr. Nur noch einige bemerkenswerte Momente seien hervorgehoben. Der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau", dessen Gesundheitszustand fortgesetzt der Schonung bedarf, war nicht persönlich erschienen. Da es sich zunächst um eine verhältnismäßige Bagatelle ohne prinzipielle Bedeutung handelte, schien ein persönliches Eingreifen des Beklagten auch nicht geboten. Die Verteidigung führte mit gewohnter Schneidigkeit und Verve Rechtsanwalt August Rumpf, der in glänzenden Plädoyers die so stark aufgebauschte Sache in ihrer ganzen dürren Gegenstandslosigkeit zerpflückte und keinen Punkt unberührt

ließ. Rechtsanwalt Rumpf hob u. a. auch hervor, daß der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" sich nicht nur wegen der bekannten Bestrebungen seines Blattes, sondern auch als Mitvorsitzender des Männervereins z. B. d. ö. U. durch die Verse des Klägers betroffen fühlen mußte. Die streng sachliche Kampfesweise Dr. Kausens sei seit Jahren anerkannt; ihm sei es nicht um eine Kränkung der Person, sondern um die Sache zu tun. „Dies sind Bestrebungen von solchem Ernst, daß man auf einer Ausstellung davor sicher sein sollte, daß in einer großen öffentlichen Unterhaltung darüber gehöhnt wird. Ich stehe nicht an, hier als Mitglied des Ausstellungsdirektoriums (nicht in meiner Eigenschaft als Verteidiger) zu konstatieren, daß die Sache in weiten Kreisen als großer Mißgriff aufgefaßt wurde." Rechtsanwalt Rumpf beantragte schließlich Freisprechung, eventuell Straffreiheit, weil eine Beleidigung auf der Stelle erwidert wurde.

Vertreter des persönlich erschienenen Klägers war Rechtsanwalt Kohl, der ausdrücklich hervorhob, daß er mit Braunbeck befreundet sei. Zur Kennzeichnung seiner Verteidigungsweise genügt folgendes: Den rein zufälligen Umstand, daß neben dem Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" auch der Redakteur der „Sendlinger Zeitung" (Leib) verklagt war, benützte R.-A. Kohl zu folgendem feinen Ausfall: „Die beiden Beklagten vertreten eine Richtung, die eine Verfeinerung des Geschmacks, eine Verbesserung der Sitten, eine Erhöhung unserer Kultur angeblich anstrebt, verfallen aber bei der Zurückweisung angeblicher Angriffe in den gewöhnlichsten Ton der Straße." Den gehässigen „Münchner Neuesten Nachrichten" hat dieser total fehlgegangene Hieb so ausnehmend gut gefallen, daß sie die letzten Worte in Sperrdruck hervorhoben. Abgesehen davon, daß der „Ton" des fraglichen Artikels auf das Konto des Blattes zu setzen wäre, mit dem der persönliche Freund des R.-A. Kohl sich freundschaftlich verständigte, ist die von Kohl versuchte Parallele ein Prachtstück advokatischer Rabulistik. Denn der Redakteur des Sendlinger Blattes, dessen Programm laut Kohl „Verfeinerung des Geschmacks" sein soll, ist zugleich Herausgeber des — — „Grobian", eines Witzblattes, das auch aus sachlichen Gründen von der Zentrumspresse wiederholt abgelehnt wurde, dessen Auslage in den Schaufenstern die Polizeidirektion soeben verbot. Wie uns übrigens von verschiedenen Seiten mitgeteilt wird, hat es einen sehr peinlichen Eindruck gemacht, daß das Gericht dem Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" das gleiche Strafmaß diktierte wie dem Redakteur der „Sendlinger Zeitung", dem nicht einmal die Wahrung berechtigter Interessen zugebilligt werden konnte. Die geringe Bedeutung des Blattes auf der einen und das in der Urteilsbegründung ausdrücklich hervorgehobene hohe Ansehen der weitverbreiteten „Allgemeinen Rundschau" auf der anderen Seite konnte diese Gleichstellung nicht rechtfertigen, zumal der Vorsitzende im übrigen einen scharfen Strich zwischen den beiden Beklagten zog.

Die Urteilsbegründung billigte dem Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" die Wahrung berechtigter Interessen zu, und zwar schon deshalb, weil das Gedicht sich auf ihn bezog und er lächerlich gemacht worden war. Die Lächerlichmachung sei auch eine Beleidigung. Aber der Grad der Beleidigung sei ein weit geringerer, die dem „Neuen Münchner Tagblatt" entnommenen Ausdrücke seien auf jeden Fall über das erlaubte Maß hinausgegangen. Weßhalb das Urteil in den völlig unbeteiligten „Münchner Neuesten Nachrichten", nicht aber im „Neuen Münchner Tagblatt" veröffentlicht werden soll, ist schwer zu begreifen.

Aus der Beweisaufnahme seien nach stenographischen Aufzeichnungen noch einige bemerkenswerte Wendungen des Vorsitzenden nachgetragen, der, wie stets, sichtlich bestrebt war, nach beiden Seiten möglichste Objektivität zu wahren und mit gleichem Maße zu messen. Nach unserer Auffassung allerdings nicht mit vollem Erfolg. Nachdem der Chefredakteur des „Tagblatt" als Zeuge auf die Frage des Rechtsanwalts Rumpf, ob Braunbeck nicht zugegeben habe, daß er zu weit gegangen sei, erklärt hatte: „Ja, darüber ist wohl unter uns kein Zweifel", erklärte der Vorsitzende: „Zweifellos hat Braunbeck die Bestrebungen Dr. Kausens lächerlich machen wollen. Aber tatsächlich ist Dr. Kausen nicht heruntergesetzt. Wer seine Bestrebungen kennt, wird ihn nach wie vor hochhalten."

Nach einem Versuche Braunbecks und Kohls, die unflätige Strophe so auszulegen, als wenn die Satire sich eigentlich gegen — Dr. Hirth richte, der lieber einen schönen weiblichen Körper sehe, erklärte der Vorsitzende: „Die Strophe hat Dr. Kausen berechtigten Aerger bereitet. Aber es schadet ihm dies weder bei seinen Freunden, noch bei seinen Feinden. Mein Gott, was die höchstgestellten Personen sich heute von den Witzblättern gefallen lassen müssen." Müssen? Wenn jedesmal der Kadi in Tätigkeit gesetzt würde, kämen die Witzblätter und Versemacher à la Braunbeck vielleicht doch zu einer etwas anderen Auffassung über ihr angebliches Privileg, ehrenwerte Personen zu beleidigen. Der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" verdankt der falschen Auffassung, daß man sich so etwas gefallen läßt, ohne zum Kadi zu laufen, eine Verurteilung, während der erste Angreifer frei ausgeht. Gegen das befremdende Urteil ist, wie schon oben erwähnt wurde, Berufung eingelegt.

Vom Büchertisch.

Glückliches Eheleben. Moralisch-hygienisch-pädagogischer Führer für Braut- und Eheleute, sowie für Erzieher. Verfaßt von Pfarrer A. Ehrler, Seminarpräfekt A. Gutmann und Dr. med. A. Baur. Mit kirchlicher Druckerlaubnis. Preis schön und solid geb. 3 M. (Verlag Karl Ohlinger, Mergentheim.) — Ein wirklich gelungenes Buch in seiner Art! Es zerfällt in drei Teile, wovon der erste die Ehelehre in knapper, aber vollständiger und anschaulicher Form von Pfarrer A. Ehrler, der zweite, die Gesundheitslehre von Dr. med. et phil. Baur und der dritte, weitaus der größte Teil die Erziehungslehre von Seminarpräfekt Gutmann behandelt ist. In diesem herrlichen Buch findet man nicht bloß ausgewählte Kapitel aus Eherecht und Pädagogik: Dieses auf festem moralischen, hygienischen und pädagogischen Boden fundierte, bis ins kleinste ausgebaute, mit edlem Takt und nobler Rücksicht fachmännisch bearbeitete, lückenlose Erzieherbuch muß jedem Menschen Hochachtung abzwingen. Nicht engbrüstige Prüderie, aber ein hochherziger und festgesicherter Weitblick, bitterer Ernst und tiefe Moralität garantieren dem satten, mit praktischer Lebensweisheit gespickten Buch in der pädagogischen Literatur den Rekord. Der ausnahmsweis billige Preis ermöglicht dem Lebensbuch den weitesten Rundgang. Das Imprimatur gewährleistet die Integrität des Inhaltes, und die geschmackvolle Ausstattung gestaltet es besonders zu einem ansprechenden Geschenkwerk. Joh. Wahl.

Adalar von Erfurt, Klänge aus der Klosterzelle. München 1910. Verlag der J. J. Lentnerschen Buchhandlung (E. Stahl) 12° 79 S. Geb. M 1.— Dies anmutig ausgestattete und warm empfundene Büchlein eines „Kapuzinerpaters" gibt sich vermutlich als erste Einfühlung in den weiteren Bereich des Druckes. Schlichtfromme Seelen mögen es freundlich aufnehmen und allerlei Beherzigenswertes daraus lösen. Vom literarischen Standpunkte aus muß der Rat an den Verfasser lauten: Größere Konzentration, strengere Richtung, sorgfältigere Feilung! Nur eins: der Reim „mischt" und „nicht" — S. 2 — ist heutzutage doch eigentlich undenkbar. Verschiedene der Gedichte, wie „Franziskus-Betlehem", „Das heilige Blut", „Neujahr", „Vor Jahren war's", weisen auf tiefer gründende Begabung; auch „Palmsonntag" gehört zu ihnen, nur daß die letzte Strophe abfällt. S. 62 ist ein Gedicht der Prinzessin Ludwig Ferdinand von Bayern aufgenommen, in freier Uebertragung aus dem Spanischen: „Dem heiligen Antonius", das voraussichtlich manche interessieren wird. M. Freimund.

P. Sebastian von Oer, O. S. B., „Das Vaterunser. Zehn Betrachtungen." Erste und zweite Auflage. Herder 1910 8° VIII u. 256 S. in Leinwand M. 2.30. — Ja, Pater Sebastians Bücher „gehen" (s. „Unsere Schwächen", „Unsere Tugenden", „Daheim" usw.). Warum? Weil der Verfasser ein wirklicher Idealpraktiker ist, weil er es versteht wie nicht leicht einer, jede drohende Trockenheit in der Darstellung zu vermeiden, den Leser sozusagen am Knopfloch zu fassen, ihm Auge in Auge seine eindringlichen Wahrheiten zu sagen in schlichter und doch schöner Sprache, mit gewinnender und doch so künstlerisch-gehaltener Gemütsinnigkeit, daß der eingeschlagene Ton nie zur Alltäglichkeit herabsinkt. Und immer spürt man: Hier spricht ein Welterfahrener, der die Gesellschaftskreise nach oben und nach unten genau kennt, dem wahre Lebensweisheit das Herz mit Güte erfüllt, das Auge mit Klarheit und Tragkraft stählt. — Das alles bestätigt sich wiederum an dem oben aufgeführten Buche, das keineswegs in dem gewohnten „Betrachtungsstil" geschrieben ist. Das Gebet des Herrn umschließt alles: von dieser zutreffenden Annahme aus beleuchtet der Autor, unter vollkommen „ungezwungener" Anlehnung an die „geistlichen Exerzitien" des hl. Ignatius, unser inneres und äußeres Leben nach den verschiedensten (auch sozialen) Ausprägungen hin, unter Zurückgreifen auf große Muster der Vergangenheit, unter häufiger zielsicherer Herzuziehung der Hl. Schrift und hervorragender Geisteslehrer, und es ist ganz merkwürdig, welche Fülle kostbarer ethischer Ergebnisse bei dem scheinbar so einfachen Verfahren herauskommt. Ich hebe den einzigen Satz heraus: „Es gibt tausend Banden, mit denen uns die Geschöpfe fesseln können — und sie sollten uns Stufen sein zu Gott!" Ueberlege dir das mal, lieber Leser, liebe Leserin, — und versenke dich dann in das goldene Büchlein selbst, das dir die Aussicht auf Fruchtbarmachung unabsehbarer Strecken erschließt. E. M. Hamann.

Dr. theol. **Franz Meffert, „Die geschichtliche Existenz Christi."** Apologetische Tagesfragen. III. Heft. 5. bis 8. bedeutend vermehrte Auflage. M.-Gladbach 1910. Volksvereinsverlag Gr. 8° 192 S. M 1.80. — Diese Neuveröffentlichung des geistvoll orientierenden Buches wurde selbstverständlich durch die jetzt aufdringlichst betriebene „monistische" Bestreitung der Existenz des Weltheilandes einschneidend beeinflußt. Da der Zweck der apologetischen Tagesfragen: Bestrahlung der aktuellsten strittigen Fragen, im Auge behalten werden mußte, ergab sich die Berücksichtigung auch „totgeborener" Werke, sofern sie in den Beobachtungskreis fallen, von selbst. Weil aber gerade solche Werke von unseren verblendeten Gegnern ins Vordertreffen geschoben zu werden pflegen, dürfen wir für diesen Fall das angedeutete „Muß" als Mittel zum Siege begrüßen. Fernere weite Verbreitung ist dem gesinnungstüchtigen Buche gewiß. E. M. Hamann.

Verlass mich, Herr, im Dunkel nicht!

Andre beten um das Glück der Erde . . .
Ich muss bitten, dass es mir nicht werde!
Andre flehn Dich an um Sonnenlicht . . .
Ich muss rufen, Herr: „Gib mir es nicht!"

Wenn ich je, was ich gewollt, besessen,
Hab ich Deiner, ach so früh, vergessen!
Schaut' ich in der Freude Flammenmeer,
Sah ich, rasch geblendet, Dich nicht mehr! . . .

Erst, wenn ich der Menschen Gunst verloren,
Wenn sich alle wider mich verschworen,
Wenn der beste Freund mich auch verstiess,
Und die eigne Kraft mich selbst verliess,

Wenn ich hoffnungslos im Elend weinte,
Arm wie Du am Kreuz zu sterben meinte,
Wenn Du, Herr, mir alles, alles nahmst:
Fühlt' ich wieder, dass Du zu mir kamst! . . .

Gern will ich das Glück den andern gönnen,
Wenn sie schuldlos es ertragen können.
Sende allen Deiner Sonne Licht . . .
Mich nur, Herr, verlass im Dunkel nicht!

Ludwig Nüdling.

Weihnachtbücherschau.

Von B. Hauser.

Mit Unterstützung literaturkundiger Mitarbeiter.

III.

Der Verlag **Ferdinand Schöningh in Paderborn** bringt außer dem in der „Allg. Rundschau" (Nr. 25, S. 413) besprochenen „Lehrbuch der christl. Kunstgeschichte" von Beda Kleinschmidt, O. F. M. eine größere Zahl Neuauflagen, vor allem die hochwichtigen „billigen Volksausgaben" unseres unsterblichen F. W. Weber: „Dreizehnlinden" (mit Erläuterungen des Verfassers und dessen Porträt. 51.—60. Tausend, 8°, 266 S., geb. ℳ 2.50) und „Goliath" (6.—15. Tausend, 8°, 110 S., ℳ 1.26). — Vielleicht, wahrscheinlich sogar wird dem Verfasser des „Letzten Märchen", Paul Keller, noch zu seinen Lebzeiten die Ehre einer „Volksausgabe" zuteil. Seine vier köstlichen Skizzen- und Novellenbände, unter denen die zwei ersten die beliebtesten, die zwei letzten (in aufsteigender Linie!) die besten sein dürften, erfahren rasche Auflagen, denen wir jedoch, hinsichtlich des hier gebotenen Wertes, ein noch lebhafteres Tempo wünschen möchten: „Gold und Myrrhe, Erzählungen und Skizzen." 9. u. 10. Aufl. (13. bis 15. Tausend.) 8°, 204 S., geb. ℳ 2.40; „Gold und Myrrhe. Neue Folge. Erzählungen und Skizzen." 8. u. 9. Aufl. (11. bis 13. Tausend), 8°, 238 S., geb. ℳ 2.60; „In deiner Kammer. Geschichten." 5. Aufl., 8°, 252 S., ℳ 2.80; „Das Niklasschiff. Neue Erzählungen." 3. Aufl., 8°, 218 S., geb. ℳ 3.—.

In Erinnerung gebracht sei der früher an dieser Stelle angezeigte „historische Roman" aus der Römerzeit: „Vicisti!" von Ludwig Ohl, 8°, 432 S., geb. ℳ 5.—, der ebenfalls hier schon eingehender und günstig besprochene Roman auf Spaniens und Cubas Boden: „Mariano Torrent" von Henry Wittmann, 8°, 380 S., geb. ℳ 4.50, und last not least Hans Eschelbachs von warmem Mitgefühl durchpulster Sammelband „Die Armen und Elenden, Erzählungen", 8°, 366 S., geb. ℳ 5.—; desgleichen Martha Grosses mit lebhaftem Interesse aufgenommenes Buch „Wir Mädchen . . . Gedichte in Prosa und Versgedichte" (8°, VII u. 103 S., geb. ℳ 2.80), von dem Paul Keller in seinem interessanten „Vorwort" sagt, daß es eine gute Zukunft haben werde durch seine Kerngesundheit und Erquicklichkeit, sowie Wigbert Leo Börrings Epos „Ingebronnen" (8°, 200 S., geb. ℳ 4.—), das, um 9. n. Chr. auf unserer Heimaterde spielend, an germanischer „Urzeit dunkle Tage, an lustige Jagd und blutigen Streit, an Brautgesang und Totenklage, an Quellengruß und Sonnengold" poetisch eindringlich mahnt. — Endlich noch ein Hinweis auf Irenäus Zipperleins lustiges Büchlein: „Wer lacht mit? 6 Schock Scherzrätsel für groß und klein." 2. Aufl., 12°. 63 S., geb. ℳ 1.—.

„Biblische Zeitfragen gemeinverständlich erörtert" begegnen heutzutage einem lebhaften Interesse auch in breiteren Kreisen. Der Verlag der **Aschendorffschen Buchhandlung in Münster i. W.**, dessen Veröffentlichungen wir uns jetzt zuwenden, hat daher einen guten Griff getan mit der Gründung der gleichnamigen Serie, Herausgeber: Prof. Dr. J. Nikel (Breslau) und Prof. Dr. J. Rohr, (Straßburg). Von der dritten Folge (12 Hefte, Subskriptionspreis ℳ 5.40) liegen jetzt das 8., 9. u. 10. Heft vor. Ueber „die Resultate der neueren Ausgrabungen und Forschungen in Palästina" (erste und zweite Auflage 1910, gr. 8°, 93 S., ℳ 1.—) verbreitet sich auf so gründliche wie anregende Weise Dr. Paul Karge, indem er in klarem Aufbau zunächst die Weltstellung Palästinas und Syriens, des weiteren die Geschichte sowie die kultur- und religionshistorischen Ergebnisse der neueren Palästinaforschung beleuchtet. Des Verfassers eigenes Wort über die „unendlich teuren" Funde geht auch auf sein Buch; „Der leere Raum, in welchem wir früher das Volk Israel aufwachsen und die Heilsgeschichte sich abwickeln sahen, belebt sich mit einer neuen und interessanten Welt," des „höchsten Interesses nicht nur des Historikers, sondern aller Gebildeten wert" — Prof. Dr. Wilhelm Koch behandelt „Die Taufe im Neuen Testament" (erste und zweite Aufl. 1910, gr. 8°, 44 S., 60 Pf.) auf Grund jüngster Forschungen innerhalb der neutestamentlichen Exegese und der vergleichenden Religionsgeschichte, die neue Probleme gestellt, zugleich aber auch neues Licht verbreitet haben über die urchristliche Taufe und ihre Herkunft. Die lückenlos wirkende Darstellung schließt mit einem dankenswerten „Anhang" über die nach Möglichkeit und methodischer Notwendigkeit festzustellende biblische Basis des katholischen Sakramentsbegriffs.

Für den Fachgelehrten dürfte das dritte Heft des 1. Bandes der „Bibliothek Anthropos, internationale Sammlung ethnologischer Monographien", eine wertvolle Gabe bedeuten: „Religion und Zauberei auf dem mittleren Neu-Mecklenburg-Bismarck-Archipel, Südsee." Von P. G. Peckel, M. S. C., Missionar in Namatania, Neu-Mecklenburg. Mit einer Karte und fünf Bildern. 1910, gr. 8°, IV u. 135 S., ℳ 6.—. Dem Titel entsprechend scheidet sich der Inhalt in zwei reichgegliederte Hauptteile. Der zweite erörtert das ganze umfassende Zauberwesen, der erste den Götter-, Gespenster- und Seelenglauben, das „Stammväterpaar Soi und Támor sowie die Ursprungsmythen dieses jedem abstrakten Denken abholden, dagegen dem konkreten Tun zugeneigten Menschentyps, der bereits „mit der Muttermilch" den Aberglauben einsaugt.

Welch ein Uebergang zu unserer Kultur! Helle Lichtstrahlen auf diese richtet der gleiche Verlag durch seine trefflich ausgestattete „Aschendorffs Sammlung auserlesener Werke der Literatur für Schule und Haus", deren jeglicher Einzelband von einer Autorität mit Einführungen, Erläuterungen und sonstigen wichtigen Orientierungen über Idee, Aufbau, Charakteristik versehen ist. Goethes „Faust" (8°, 320 S., geb. ℳ 1.50 mit zwei Bildnissen des Dichters) als „Primanerlektüre" wird wohl manchen überraschen, der dann aber durch das Vorwort zur Ansicht des Herausgebers: Oberlehrer Dr. Wilhelm Schellenberg, bekehrt werden dürfte. Die „Einleitung" allein umfaßt ein Viertelhundert Seiten. Der II. Teil des Goetheschen Lebenswerkes wird sehr richtig nur durch Inhaltsangabe und Probenauswahl dargestellt. — Von den übrigen Bänden liegen uns vor: „Agnes Bernauer, ein deutsches Trauerspiel in fünf Akten" von Friedr. Hebbel, ebenfalls mit dem Bildnisse des Dichters und einer ausführlichen „Einleitung" (herausgegeben von Dr. Ferdinand Hoffmann, 8°, 176 S., geb. ℳ 1.10); „Der Sohn der Wildnis. Dramatisches Gedicht in fünf Akten" von Friedrich Halm (herausgegeben von Prof. Rudolf Schwenk, 8°, 112 S., geb. 90 Pf.); „Antiquarische und literarische Abhandlungen." Von Gotthold Ephraim Lessing (ausgewählt und herausgegeben von Prof. Dr. Ferd. Hoffmann, 8°, 200 S., geb. ℳ 1.15); „Michael Kohlhaas. Aus einer alten Chronik. Historische Erzählung" von Heinrich von Kleist (herausgegeben von Oberlehrerin C. Müller, 8°, 142 S., geb. 95 Pf.). — Hier sei noch Aschebergs „Sammlung auserwählter Schriften von Heinrich Conscience" genannt, deren 75 Bändchen wohl alle wiederholt, mehrfach oder gar vielfach aufgelegt worden sind. — Eine sehr zu begrüßende Serienveröffentlichung bietet derselbe Verlag in der Sammlung volkstümlicher Novellen und Romane: „Unsere Erzähler", herausgegeben von Friedrich Castelle, der mit der Absicht, „gesunde Hauskost zu bringen", aus der Literatur, besonders der deutschen, „die schönsten Stücke der Erzählkunst wählt". Die Einzelbücher à kart. 25 Pf. umfassen 6—7 Bogen. Je 4 aufeinanderfolgende Bücher werden zu je einem Bande vereinigt: in Leinen geb. à ℳ 1.60. Uns sind Band 6 und 7 übermittelt worden mit den „Letzten Tagen eines Königs" von Moritz Hartmann, den „Nußdorfern" von W. O. von Horn, den „Schweden vor Olmütz" von J. G. Seidl, dem „Ledernen Bräutigam" usw. von Emmy v. Dincklage, den „Geschichten aus Franken" von H. Nordheim, dem „Lied der hl. Cäcilia" usw. von L. Rafael, dem „Jogl" usw. von F. Brook. Außerdem finden wir in den jetzt vorliegenden 32 Büchern als Autoren vertreten: Hermann Kurz, Grillparzer, Levin Schücking, Gerstäcker, Fritz Reuter, Wilhelm Schröder, August Kopisch, Eichendorff, E. T. A. Hoffmann, Karl Spindler, Karl Weisflog, Otto Ludwig, E. v. Handel-Mazzetti, Heinrich Schaumberger, Gustav Nieritz, Xavier de Maistre, Adalbert Stifter, Hackländer, Melchior Meyr, Wilhelm Müller — eine fast durchweg glänzende Reihe, die ebensolche Empfehlung an sich trägt.

In all dem Hasten und Treiben des heutigen Lebens berührt uns ein Heimatklang leicht doppelt vertraut und lieb. Das hat Theodor Steinbach gewußt und empfunden, als er in erster Linie für sich und seine Landsleute das Büchlein „Westfälische Sagen" im Rhythmus schrieb, um ihm dann noch „andere Gedichte erzählenden Inhalts" einzufügen (1910, kl. 8°, 181 S., geb. ℳ 1.80.) **Der Verlag der Bonifacius-Druckerei in Paderborn**, mit dessen weiteren diesjährigen Darbietungen wir uns beschäftigen, hat ein zweites Bändchen „Gedichte" veröffentlicht. das der beliebte P. Ambros Schupp S. J. seinem ersten Bändchen „Fern der Heimat" unter gleichem Titel folgen ließ (12°, 188 S., geb. ℳ 2.60). In fremdem Lande denkt und sinnt der greise Verfasser in der geliebten Heimatsprache, webt Vers zu Vers, Reim zu Reim in schlichter, nicht selten unmittelbar zu Herzen gehender Weise. „Sprüche", „Weltliche Lieder" (1. „Aus Natur- und Menschenleben", 2. „Echo aus Märchen und Erzählungen") „Geistliche Lieder" (1. „Gott", 2. „Maria"), „Erzählende Gedichte" nennen sich die vier Hauptkapitel des mannigfachen Inhalts, der vielen mit Recht eine Fundgrube bedeuten wird. — Vom selben Autor stammt eine anschaulich und eindringlich gehaltene Erzählung aus dem Gymnasialleben: „Wege und Abwege" (2. Aufl. 1910, reich illustriert, 8°, 273 S., geb. ℳ 3.20), die ihren leicht beweglichen und verführbaren Helden vom dörflichen Elternhause ins Konvikt, von dort mitten in die Gefahren der Großstadt, dann in den Kerker, endlich ins Trappistenkloster führt. Erwähnt sei P. Schupps im vorigen Jahre erschienenes humorgetragenes Sammelbändchen „Neue Märchen." Mit vielen Bildern, kl. 8°, 160 S., geb. ℳ 1.50.

Der sechste Band von Pf. Johann Jakob Hansens „nach Quellen bearbeiteten und herausgegebenen Lebensbildern hervorragender Katholiken des neunzehnten Jahrhunderts" liegt, versehen mit zahlreichen interessanten Porträts, neuerdings vor (1910, 8°, III u. 312 S., geb. ℳ 4.50). Fünfundzwanzig Persönlichkeiten sind hier aus der Fülle gediegenen Materials kraftvoll und zielbewußt herausgehoben, und wie bekannt uns auch verschiedene der Gestalten sein mögen: sie alle muten uns an wie hohe Freunde, denen man nicht oft genug begegnen kann. Namen? Bischof Sailer, Beethoven, Haydn, König Johann von Sachsen, Fürst Karl zu Schwarzenberg, Louis Pasteur, Johannes Müller, Onno Klopp, Lebrecht Dreves, Herm. Karl Frhr. v. Vogelsang usw. — es ist eine Lust, in diesen Born der Geistes- und Herzensgröße hineinzutauchen. — Als ein solcher, und zwar von unübertreffbarer Klarheit und Tiefe in seiner Art, erscheint uns immer wieder Thomas von Kempis' „Nachfolge Christi in vier Büchern", die hier „nach der revidierten Uebersetzung von Dr. Guido Görres" und „mit einem Anhang von Gebeten und einem praktischen Register" im 60. bis 70. Tausend vorliegt. (16°, 457 S., geb. ℳ 1.40). Nicht wesensunähnlich gibt sich die schon wiederholt empfohlene „Sammlung kleiner Ratschläge zur Vervollkommnung und Beglückung des Lebens: Goldkörner". Im Anschlusse an das französische Original bearbeitet von Gräfin C. Holstein (8. Aufl., 12°, 307 S., geb. ℳ 1.40). — Die 28. Auflage erlebte „Jesus, die Krone der Jungfrauen", das vielgerühmte „vollständige Lehr- und Gebetbuch für Jungfrauen, die in der Welt oder im Kloster leben" von P. Joseph Waldner S. J. 12°, 576 S., geb. ℳ 1.50.

Der Verlag **Butzon & Bercker, Kevelaer**, übermittelt uns: 1. u. 2. die unlängst bezw. früher an dieser Stelle warm empfohlenen Bände mit buntfarbigen Titelbildern: „Bereitet den Weg des Herrn! Erzählungen für Erstkommunikanten." Vierte unveränderte Auflage. 8° 381 S., und „Bleibetreu. Ein Buch für die Jugend zur Erinnerung an den schönsten Tag des Lebens." 8° 375 S., beide geb. à ℳ 2 — bis ℳ 3.50, beide verfaßt von Heinrich Schwarzmann, Religions- und Oberlehrer. Der letzgenannte Band, eine Sammlung von Erzählungen und Aufsätzen, bildet ein würdiges Gegenstück zum ersten und will, ein Führer der Jugend ins Leben, die Gnaden der ersten hl. Kommunion miterhalten und stärken helfen; 3. u. 4. „Das katholische Kirchenjahr. Meß- und Vesperbuch nebst Belehrungen über die Liturgie und die kirchlichen Zeiten" von Ludwig Soengen, S. J. Zweite vermehrte Auflage 12° 1120 u. (128) S. geb. ℳ 3.50 und teurer, ein vollständiges Missale und Vesperale Romanum ein „Brevier für Laien, nicht zuletzt für Studierende und Gebildete überhaupt, und vom selben Verfasser: „Das Liebesmahl des Herrn. Unterweisungen und Gebete für den Empfang des Buß- und Altarssakraments nebst 42 Kommunionandachten für Welt- und Ordensleute." Sechste Auflage. 12°, 704 S. ℳ 1.80 und teurer, ein kerniges, auferweckliches Büchlein von rapider Verbreitung; 5. „Die christliche Frau. Gebete und Unterweisungen für die katholische Braut, Gattin und Mutter" von Theodor Temming, Rektor. Mit einem Vorwort von P. Bonaventura, O. P. 16° 624 S. geb. ℳ 1.50 und teurer. Die eindringliche Empfehlung durch den berühmten Dominikanerpater wird dem „praktischen" und packenden Büchlein viele Wege und Herzen öffnen; 6. „Aus der Klinik. Ein Warnruf an deutsche Männer bezüglich sexueller Lebensfragen", ebenfalls von Theodor Temming, Rektor am St. Johannes-Hospital und Seelsorger an den Kgl. Universitätskliniken in Bonn. 8° 122 S. geb. ℳ 1.50. Ein herrlicher Ruf, nicht nur ein warnender, sondern auch ein stählender, ein Ruf zum Kampfe und will's Gott zum Siege. Geheimer Rat Universitäts-Professor Dr. Fritsch, Leiter der Bonner Universitätskliniken, äußerte sich: „Man müßte eigentlich bei der Immatrikulation jedem Studenten das Buch überreichen." Mozart, der große, feurige Künstler, konnte in seinem 26. Jahre „bei Gott schwören", daß er noch keine schwache Stunde gehabt habe. Ihn hielt „aufrichtige" Frömmigkeit, Biederkeit, Nächstenliebe. Wie steht es heute? Temming gibt Schild und Schwert gegen den entsetzlichsten Feind in die Hand: den Schild der geistigen Ablenkung und der berufsfreudigen Tätigkeit, das Schwert der Willensstärkung, des edlen Taktes, der echten Schamhaftigkeit, der Selbstachtung, der bewußten Gottzugehörigkeit. — Möchte das Buch wie ein Lauffeuer eilen in die Reihen der männlichen Jugend und aller Arbeiter auf dem Felde der Erziehung, der Seelenführung!

Anstößige „Hochland"-Romane.

In der vergangenen Woche wurde der „Allgemeinen Rundschau" ein Artikel eingesandt, der mit voller Namensunterschrift des Verfassers an neueren Romanen des „Hochland", ganz besonders an den beiden ersten Abschnitten des laufenden Romans „Die Stunde kommt" von Franz Herwig, schärfste Kritik übte. Der Herausgeber lehnte den Abdruck nicht nur wegen der zum Teil kränkenden Bitterkeit der Form, sondern auch deshalb ab, „weil es nicht üblich ist, einen Roman auf Grund eines erst vorliegenden Bruchstückes zu besprechen". Dem Herausgeber war es aber auch darum zu tun, ein dem ohnehin so vielfach befehdeten „Hochland" abträgliches Urteil nicht eher zu veröffentlichen, bis er Zeit und Muße gefunden hätte, den Roman Franz Herwigs selbst zu lesen. Die Sachlage ist inzwischen dadurch eine andere geworden, daß in der „Kölnischen Volkszeitung" (Nr. 981 vom 22. Nov.) unter ausdrücklicher Zustimmung der Redaktion der in beiden Lagern der katholischen Literaturbewegung als ruhig abwägender, objektiver Beurteiler, gewissermaßen als Unparteiischer anerkannte P. Dr. Froberger, Provinzialoberer in Trier, ein feinsinniger Literaturkenner, zu der Frage Stellung genommen hat. P. Dr. Froberger schreibt unter der Ueberschrift: „Herzensreinheit und Romanliteratur" u. a.:

„Ich weiß zwar, wie bedenklich es ist, gerade in jetziger Zeit „Hochland" eine ähnliche öffentliche Mahnung zugehen zu lassen, da leidenschaftliche Gegner die Zeitschrift in übertriebenster Weise verdächtigen und mit ihren Vorwürfen weit über die wirklichen Entgleisungen hinausgehen, indem sie ihre Anklagen bis auf die des Modernismus zuspitzen. Vielleicht wird aber gerade die jetzige ruhige Aussprache diesen Gegnern zeigen, daß alle Katholiken in der Verurteilung einzelner Verstöße einig sind, und dies vermöchte wohl am ehesten die Diskussion auf jenes richtige Maß zurückzuführen, das „Hochland" eine weitere ruhige Entwicklung verbürgt. Nur aus dieser Hoffnung heraus gestatte ich mir einige ernste Bemerkungen.

Auf den Roman Armsünderin von Nanny Lambrecht will ich nicht mehr zurückkommen und beschränke daher meine Ausführungen auf die drei letzten Romane. Sie betreffen einzelne Stellen, die vielen Lesern recht peinlich aufgefallen sind, weil deren sinnliche und schwüle Farbentöne dem sittlichen Empfinden christlicher Seelen widerstrebten. Es mag sein, daß bei der Lektüre der Romane in Buchform solche Stellen weniger unangenehm wirken, als in einer Zeitschrift, in der die Romane nur in Bruchstücken erscheinen und darum die bedenklichen Sätze bedeutend eher in die Augen fallen, namentlich, wenn bedacht wird, daß solche Zeitschriften dem Familienkreise vorliegen und in vielen Familien die Gepflogenheit herrscht, die Romane vorzulesen. Zwar ist „Hochland" keine Familienzeitschrift im eigentlichen Sinne des Wortes, aber erwachsenen Söhnen und Töchtern kann dessen Lektüre doch nicht verboten werden, und es würde einen merkwürdigen Eindruck machen, wenn eine katholische Zeitschrift für Gebildete gleich einem medizinischen Fachblatt sorgfältig in den Schrank eingeschlossen werden müßte. Man versteht wirklich nicht, warum man die betreffenden Verfasser nicht veranlaßt, solche Stellen für die Zeitschrift sorgfältiger zu bearbeiten oder ganz zu streichen, da ich bei allen festgestellt habe, daß sie, ohne besondere Störung des Ganzen, leicht wegfallen konnten. Die rücksichtsvolle Behandlung der Schriftsteller durch die „Hochland"-Redaktion ist ja sehr löblich; aber die Aufnahme eines Romans in eine vornehme Zeitschrift wie „Hochland" ist für den Autor ohnehin eine so große Förderung, daß der Redakteur durch entschiedeneren Gebrauch des streichenden Stiftes auch auf seine Leser etwas mehr Rücksicht nehmen müßte.

Es widerstrebt mir, die fraglichen Stellen in der Oeffentlichkeit genauer anzugeben, da sie den Lesern des „Hochland" bereits genügend bekannt sind. In Ilse von Stachs Sendlingen von

Voghera wirkte eine sinnliche Situation schon deswegen empörend, weil gewisse unklare Ausführungen über sinnlichen Genuß und ewige Seligkeit bei flüchtigen Lesern einen bedauerlichen Irrtum hervorrufen konnten, wie dies auch wirklich vielfach der Fall war.

In dem Roman Lebenswirbel von H. Sienkiewicz erregten wieder zu üppige Szenen großes Aergernis und der jetzt erscheinende Roman von Franz Herwig, Die Stunde kommt, hat in den beiden bisher veröffentlichten Nummern schon so unzulässige Schilderungen gebracht, daß es viel besser ist, den Schluß des Romans nicht abzuwarten, sondern jetzt gleich ein ernstlich mahnendes Wort zu sprechen. Franz Herwig, der es so trefflich versteht, mit ätzender Schärfe seine kritische Feder an die Schöpfungen anderer Dichter anzusetzen, würde wirklich gut daran tun, diese Kritik auch an seinen eigenen Werken anzuwenden. So wenig ich mit der tendenziösen Zuspitzung eines Artikels über dieses Thema im 10. Hefte (Band 146) der Historisch-politischen Blätter (16. November 1910) einverstanden bin, so muß ich doch die wahrhaft vernichtenden Ausführungen über die Entgleisungen Herwigs auf diesem Gebiete durchaus unterschreiben. Der überwiegenden Zahl der katholischen Leser des „Hochland" wird aus der Seele gesprochen, wenn klar und entschieden gesagt wird: Derartiges gehört in keine katholische Zeitschrift.

Es ist besser, ein wahrer Freund der positiven Bestrebungen „Hochlands" schreibt diese Zeilen, als abzuwarten, bis wieder ein neuer leidenschaftlicher Angriff gegen die Zeitschrift erfolgt. Ein Freundeswort, das gesprochen wird, so lange es noch dazu Zeit ist, hat trotz aller bitteren Begleitumstände seinen heilsamen Wert, und nur dies ist der Zweck dieser Zeilen. Es wäre ja gänzlich verfehlt, „Hochland" nur nach seinen Romanen oder gar nach einzelnen nicht einwandfreien Stellen derselben einzuschätzen, da seine übrigen wertvollen Arbeiten viel schwerer in die Wagschale fallen und ihm seine Bedeutung sichern; aber die bedauerlichen Verstöße, auf die hingewiesen werden mußte, machen es seinen besten Freunden schwer, es gegen übertriebene Anklagen so zu verteidigen, wie sie gerne möchten. Auf dem Gebiet der Sittlichkeit ist ebenso wenig ein Kompromiß möglich wie auf dem des Glaubens, und diese Güter stehen uns höher als alle übrigen Kulturmomente. Ein aufrichtiger Wunsch nach Besserung dieses Zustandes ist um so mehr gerechtfertigt, als es nicht schwer fallen dürfte, strenger und taktvoller alles auszumerzen, was reine Seelen verletzen könnte."

Münchener christliche Bildnerei.

Ueber das christliche Element in der Münchener Bildnerei der neuesten Zeit ließen sich ausführliche Berichte schreiben, die sicher Interesse genug finden würden. Ist doch dieser Zweig der Kunst bei uns blühend entwickelt, gedeihen doch an ihm schönste und bedeutungsvollste Früchte. Auf keinem Gebiet der Plastik kommt die eklektische Richtung des neuzeitlichen Kunstgeschmackes so lauter zur Geltung wie hier, und beweist zugleich eine überraschende Fähigkeit, mit dem Naturalismus in glücklicher Art sich zu verschmelzen. So entstehen Werke, die formal und geistig hervorragend, von wahrem Leben erfüllt, in jeder Linie vollendet dastehen. Wenn die Münchener Bildhauerkunst mit solchen Werken an die Oeffentlichkeit tritt, wie sie dies heuer und im vergangenen Jahre in Regensburg und Düsseldorf getan hat, so ist sie bedeutender Anerkennung sicher. Von den vielen trefflichen Künstlern, die auf solche Art den Ruf Münchens rechtfertigen und ihn fördern, mag heute ein einzelner herausgegriffen werden. Die Wirsamkeit anderer darf ich vielleicht bei späteren Gelegenheiten einmal würdigen.

Auch von den Werken Prof. Georg Buschs können hier nur wenige genauer besprochen werden. Seit der aus Hanau gebürtige, jetzt 47 jährige Meister seine selbständige Tätigkeit entfaltet hat, ist diese der religiösen Knnst gewidmet gewesen und hat Erfolge gezeitigt, die Professor Busch unter die bekanntesten heutigen Plastiker eingereiht haben. Mehr denn ein Museum besitzt Werke von ihm. So jenes zu Darmstadt, auch die Nationalgalerie zu Berlin. Vor allem aber sind es Kirchen und was damit zusammenhängt, wo sich Werke von Georg Busch befinden.

Vielfach ist er zur Herstellung von Grabmälern herangezogen worden. Was Busch auf diesem Gebiete geleistet hat, zeigt, daß er sich jener Aufgaben stark und höchst individuell bewußt ist, die gerade die Friedhofskunst unserer Tage an den bildenden Künstler stellt. Für Eltville am Rhein schuf Busch den plastischen Teil, das Grabmal Matthäus Müller, ein Relief der Madonna mit Engeln, dessen feiner Reiz durch etwas schwerfällige Architektur leider beeinträchtigt wird. Eindrucksvoll ist das bronzene Denkmal des Ständerates Schubiger in Uznach, neben dessen Reliefporträt ein Jüngling die Trauer der Arbeiterschaft um ihren Wohltäter andeutet. Das Grabdenkmal der Frau Schubinger zeigt eine in Relief gegebene Pietà. Das bedeutendste Werk dieser Gruppe aber ist das schon wiederholt ausgestellt gewesene des Fräulein Abel in Diessen. Das aus Laaser Marmor gefertigte Relief zeigt mit Bezug auf den barmherzigen Sinn der Hingeschiedenen Christus, welchem die Guttaten erwiesen werden, die die Aermsten empfangen.

Dem Gedächtnisse Verstorbener ist ferner eine große Gruppe von Werken gewidmet, die ihrer inneren Bedeutung nach die zuvor erwähnten weit überragen, und in denen die Kunst von Georg Busch sich zu bewundernswerter Höhe erhebt. Hier haben wir zuerst des 1902 entstandenen Denkmals des Mainzer Bischofs Haffner zu gedenken. Das im dortigen Dome aufgestellte Werk ist bereits wiederholt durch Abbildungen bekannt gemacht worden. Es zeigt die imposante Figur des Bischofs kniend, Haupt und Hände mit prachtvoller Realistik erfaßt, die Gewandung bei aller Pracht der Durchführung in wenigen großen, bedeutungsvollen Linien gehalten. Im Eichstätter Dome befindet sich das 1906 aufgestellte Denkmal des Bischofs Freiherrn v. Leonrod, gleichfalls kniend zu Füßen des in der Mitte der Komposition befindlichen Christus als Weltrichter. Höchst bedeutend ist ferner das im Regensburger Dom befindliche Denkmal des Bischofs Valentin v. Riedel. Er verwaltete sein Amt von 1842—57, ein Denkmal aber konnte ihm lange nicht gesetzt werden, da alle verfügbaren Mittel für den Turmbau des Regensburger Domes gebraucht wurden. Das von den Zöglingen des bischöflichen Knabenseminars Metten gestiftete lebensgroße Werk ist von tiefster Stimmung durchweht. Riedels Nachfolger war Ignatius v. Senestrey. Auch für ihn hat Georg Busch ein Denkmal geschaffen, das seit dem August d. J. in der St. Jakobskirche in Regensburg aufgestellt ist. Dort ist der 1906 gestorbene Bischof seinem Wunsche gemäß bestattet worden. In der Linken hält er die mit den von ihm erbauten Türmen geschmückte Fassade des Regensburger Domes, womit zugleich der kräftige Schutz angedeutet werden soll, den er der Kirche überhaupt zuteil werden ließ. Die Rechte umfaßt den Stab als Zeichen gleichzeitig der Würde und der Festigkeit. Die sitzende Figur ist mit dem Pallium geschmückt, zu dessen Tragen der Bischof berechtigt war. Die architektonische Ausführung des Denkmals zeigt entsprechend dem Stile der Jakobskirche spätromanische Formen.

Bei seinem neuesten Werke, das erst im Entstehen begriffen ist, hat sich Prof. Busch den Architekturformen in freierer Art angeschlossen. Es ist das Denkmal des Münchener und Freisinger Erzbischofs Dr. v. Stein. Es wird in der Münchener Frauenkirche rechts vom Chore an einem Pfeiler angebracht werden. Eine mit einem Halbkreisbogen geschlossene Nische enthält das Bildnis in Halbfigur, nach rechts (vom Beschauer) gewandt; die Hand, die frei herausgearbeitet ist, segnend erhoben, die Linke den Stab haltend. Das Antlitz ist ungemein ähnlich. Die Gewandung zeigt Pluviale und Mitra. Die eckige Umrahmung ist mit den freistehenden Figuren der Patrone von Würzburg und Freising, St. Kilian und St. Korbinian, geschmückt;

sie zeigt ferner die Wappen beider Bistümer, sowie oben das persönliche Wappen. Reiche symbolische Pflanzenornamente gesellen sich dazu. Die volle Wirkung wird das schöne Werk erst tun, wenn es, wie beabsichtigt, in patinierter dunkler Bronze ausgeführt sein wird. Die Aufstellung dürfte Anfang nächsten Jahres erfolgen. Es wird dem damit Gefeierten zur verdienten Ehre gereichen, nicht minder aber auch dem Künstler, der in diesem wie in allen hier besprochenen Werken die Großzügigkeit seines Empfindens und die Kraft seines Könnens wieder in hervorragender Weise bewährt.

Dr. Oskar Doering-Dachau.

Religiöse Kunst.

Am Sonntag, den 6 November, hat Seine Eminenz der Kardinal Mercier von Mecheln im Dome zu Antwerpen die Reihe der von dem Maler Joseph Janssens in herrlichen Gemälden dargestellten „Sieben Schmerzen Mariens" feierlich eingeweiht. Dieses Ereignis gibt erwünschten Anlaß, um an dieser Stelle darauf hinzuweisen, daß von denselben Malereien auch Nachbildungen existieren, die es möglich machen, daß auch weitere Kreise sich der meisterlichen Werke erfreuen, und die von ihnen ausgehende Stimmung der Andacht in ihre Gemüter aufnehmen können. Das Verdienst, diese Vervielfältigungen zu veröffentlichen, hat sich die Gesellschaft für christliche Kunst in München erworben. Unter ihren vielen bedeutsamen Publikationen nimmt diese eine ganz hervorragende Stellung ein. Bisher liegen fünf Blätter vor. Die beiden letzten: „Maria empfängt den Leichnam ihres Sohnes" und die „Heimkehr vom Grabe" werden Ende dieses Jahres folgen. Auch die bisher vorliegenden Blätter würden für sich schon genügen, um zu zeigen, welchen außerordentlichen künstlerischen Wert diese Werke von Janssens besitzen.

Mit einem der schönsten fängt die Reihe an. Es ist die „Prophezeiung Simeons". Wir sehen das prunkvolle Innere des Tempels. Die fünf Hauptpersonen bilden eine Gruppe, deren Feierlichkeit und Einfachheit leider durch ein paar in der rechten Ecke angebrachte Volksfiguren beeinträchtigt wird. Die ganz in Weiß gekleidete Mutter Christi tritt wunderbar plastisch hervor. Ihre gegen das Kind ausgestreckten Hände vermitteln in geistreicher Art den Zusammenschluß der Gruppe. Das zweite Bild ist die „Flucht nach Aegypten". Wir sehen die heilige Familie am frühen, kühlen Morgen durch Einsamkeiten der rettenden Fremde entgegenziehen. Schlicht ist die Komposition, überaus reizvoll die Auffassung der Personen, zumal der Mutter, die schmerzlich bewegt ihr Kindlein an sich drückt. Die in zarten Farben gehaltene Landschaft schließt das Bild ungemein reizvoll ab. Nichts stört hier die Einfachheit, nichts fällt aus dem bedeutenden Zusammenklange heraus. Koloristisch und kompositionell steht nur noch das dritte der vorliegenden fünf Bilder auf dieser Höhe. Wunderbar ist „Das schmerzliche Suchen" des heiligen Elternpaares nach dem vermißten Sohn. St. Joseph wendet sich fragend an einen krüppelhaften Bettler, während Maria ihre Zuflucht zu Gott nimmt und ihn mit Blick und Gebärde um Hilfe anfleht. Die Figur der schmerzhaften Muttergottes wirkt in hohem Grade monumental. Sie wird mit ihrem weißen Gewande und schwarzen Schleier besonders wirkungsvoll infolge des Kontrastes gegen den rot und grün gekleideten St. Joseph. Noch viel größer wirkt der geistige Gegensatz des himmlischen Schmerzes gegen das in dem Bettler verkörperte irdische Elend. Das vierte Gemälde zeigt „Die Begegnung auf dem Kreuzwege". Wir sehen den kreuztragenden Heiland die Stufen einer Straße emporklimmen, begleitet von seinen Peinigern, während oben die schmerzbewegten Freunde, voran, kniend, die trauernde Mutter sein Herannahen erwarten. Die Farbenverteilung zeigt nicht jene Ruhe, wie bei den vorigen Blättern, bei der Wahl der Farben ist der himbeerrote Mantel Christi etwas süßlich ausgefallen und will mit den anderen verschiedenen Werten von Rot nicht recht zusammengehen. Das fünfte Bild führt uns nach Golgatha, wo wir Zeugen der erschütternden Ansprache des gekreuzigten Heilandes an seine Mutter und St. Johannes werden. Die Gruppe ist herrlich geschlossen. Am Fuße des im scharfen Profil gezeichneten Gekreuzigten kniet St. Magdalena. Ihr grüngestreiftes Gewand, ihr von dem schönen Kopfe niederwallendes goldblondes Haar bildet einen herrlichen Gegensatz gegen die beiden aufrecht stehenden Figuren, die wiederum, St. Johannes in tiefem Braunrot, Maria ganz in weiße faltige Gewänder gehüllt, in starkem edlen Gegensatz zueinander stehen. Die Wirkung der ruhigen und doch bewegten Darstellung ist ergreifend. Sie verdankt sie der tief innerlichen Auffassung der Charaktere; der feierlichen Art, die bei aller Freiheit im Geiste mittelalterlicher Kunst wirkt; den edlen Linien; endlich den Farbenzusammenstellungen. Bei letzteren tritt eine Vorliebe für blaue und rote Töne hervor, die miteinander allenthalben den Fond abgeben, von dem die weiße Marienfigur sich stark und eindrucksvoll abhebt.

Die Reproduktion ist infolge der Maße der Blätter (40:32 cm) groß genug, um all diese Vorzüge zur Genüge in ihrer Geltung bestehen zu lassen. Die Technik — Aquarellgravüre — hat sich fähig erwiesen, jeder Feinheit der Originale zu folgen. Für Kirchen, Kapellen und als Zimmerschmuck werden diese Blätter, die auch einzeln käuflich sind, des verdienten Beifalls sicher sein.

Kurt Freden.

Sie fahren heim!

Und wieder schleppt das Ross den Karren
Zum abendlichen Dorf hinaus.
So müd ist's von dem langen Harren
Vor jeder Tür, vor jedem Haus
Im Flockenwirbel, Schneegebraus,
Und nun gehts heim . . .

Die alte Hanne zählt die Heller
In ihrer runzeligen Hand,
Sie überschaut die Schüsseln, Teller . . .
Wie wenig man im Dorf erstand!
Sie seufzt und fährt durch's schnee'ge Land . . .
Nun langsam heim . . .

Und zitternd hüllt die starren Glieder
Ins schäb'ge Tuch die Alte ein;
Dann schliessen sich die müden Lider.
So sternhell bricht die Nacht herein,
Und überm Schneefeld Mondenschein,
Und sie fährt heim . . .

Und weiter muss der Wagen rollen,
Der blanke Schnee der knirscht und knarrt,
Und weiter kollerts über Schollen
Und wird's dem armen Rösslein hart!
Doch Hanne schläft — und schläft —. Erstarrt.
So fuhr sie heim . . .

Fr. Denzer.

Wedekind — hoftheaterfähig.

„In München ist alles möglich". Dieses bittere Wort hat man schon aus manchem ernsten Munde gehört, wenn man gewissen Auswüchsen und Verkehrungen moderner „Kultur" mit dem zürnenden Gefühle der Ohnmacht gegenüberstand. Alfred Freiherr von Mensi, der vornehmste und feinsinnigste unter den Münchener Theaterkritikern, der Hauptvertreter einer weit zurückreichenden ehrenvollen Tradition, hat in Nr. 48 der „Allgem. Zeitung" vom 26. November bei Besprechung der jüngsten Wedekindabende an dieses ominöse Wort angeknüpft. Seitdem die „Allgem. Zeitung" in ihrer heutigen Wochenausgabe sich von der Abhängigkeit des Berliner Scherlismus freigemacht hat und unter der selbständigen redaktionellen Oberleitung Baron Mensis steht, verdient sie als Organ des gemäßigten Liberalismus für Münchener Verhältnisse wieder erhöhte Beachtung.

Die Aufführung von Wedekinds „Büchse der Pandora" durch den „Neuen Verein" erinnert den genannten Kritiker an die Besprechung der Erstaufführung durch das Intime Theater im Münchener Schauspielhaus:

„Ekel — namenloser Ekel erfaßt uns. Nicht einmal die vorkommenden Morde können das doch so naheliegende Gefühl des Grauens auslösen, lediglich befreites Aufatmen, wenn all diese Verkommenheit ein Ende findet." Seitdem ist das Stück, in dem jede Gattung von Perversität ihre Orgien feiert, nicht besser geworden. Im Gegenteil. Das Bewußtsein der nach jeder Hinsicht verwerflichen Richtung Wedekinds scheint seitdem selbst in München, wo ja sonst alles möglich ist, erfreulich weitere Kreise gezogen zu haben. Sonst wäre es nicht möglich, daß gerade die sozialdemokratische „Münchener Post" die neuliche Aufführung der Büchse der Pandora von der gesamten Tagespresse weitaus am kräftigsten und zutreffendsten abgelehnt hat."

Nach einer energischen Abschüttelung der von Wedekind persönlich in den „Vier Jahreszeiten" vorgelesenen Einakter, welchen die „Münchner Post" den schönen Titel „In allen Pfützen gewälzt" verlieh, fährt die „Allgem. Zeitung" fort:

„Wenn nun langsam, aber endlich doch, selbst in jenen Kreisen die Einsicht in das verderbliche Dilettantentum Wedekinds (in das literarische wie in das schauspielerische) aufdämmert, so ist es geradezu unbegreiflich, daß fast in demselben Augenblick unsere Hofbühne sich herabläßt, Wedekind hoftheaterfähig zu machen."

Hochgradige Entrüstung spricht aus den Schlußaufführungen des Freiherrn von Mensi:

„Jeder ehrliche Theatergänger, der ein Gedächtnis für die vornehme Tradition unseres kleinen Rokoko-Schauspielhauses hat, mußte von aufrichtiger Trauer erfüllt werden, daß eine Zirkusposse niedrigster Gattung an dieser Stelle ein großes Publikum und Applaus finden konnte. Was soll denn nun noch kommen? Ja, es wurde wohl auch gezischt, aber diese Mißfallensäußerung, die auch nicht jedem sympathisch ist (mancher geht lieber mit stillem Protest aus dem Hause) wurde durch den Applaus weit übertönt. Einer aber hat gewiß gezischt: es war der Geist des königlichen Residenztheaters."

Diesem Urteil einer anerkannt vornehmen liberalen Wochenzeitung lassen wir noch einige Stimmen aus verschiedenen Parteilagern folgen. Der „Bayerische Kurier" (Nr. 323) schreibt u. a.:

„Die offizielle Einführung Wedekinds in den königl. bayerischen Kunsttempel am Max Josephplatz bedeutet aber schließlich nur mehr die letzte Konsequenz jener höchsteigenartigen Anschauungsweise, die es ganz in der Ordnung findet, daß der Vorstand eines angesehenen Hofinstitutes die ihm unterstellten Schauspieler zur Mitwirkung in einem plump-erotischen Stücke niedrigster Sorte beurlauben darf, dessen öffentliche Aufführung polizeilich verboten ist."

Die sozialdemokratische „Münchner Post" (Nr. 271) urteilt:

„Mit Wedekinds Liebestrank, in dem eine vorgefundene Fabel in ödester Humorlosigkeit und mit widerlichen Manegepossen auf drei Akte breitgewalkt ist, wurden gestern abend nicht nur das Residenztheater und seine Künstler, sondern auch das Publikum auf ein Niveau herabgezogen, das zu erreichen dem ohnehin problematischen Ruhmeskranz unserer Hofbühne kein Lorbeerblatt hinzufügt. Es gab zwar nicht, wie früher, als man noch klarer die Wedekindmache erkannte, einen Theaterskandal, doch eine genügend große Anzahl Zischer, deren beleidigtes Feingefühl und guter Geschmack gegen den demonstrativen Beifall protestierte."

. . . Dasselbe Blatt schreibt über den Vortragsabend in den „Vier Jahreszeiten":

„Die Vorlesung der unsern Lesern schon gekennzeichneten, so pompös betitelten drei Einakter hat einen unerwarteten Erfolg gezeitigt. Niemand, auch Wedekind selbst nicht, konnte einen so überwältigenden Eindruck voraussehen. Der fällt um so mehr ins Gewicht, als er ein mit allen Hunden gehetztes, mit allen Wassern gewaschenes und in allen literarischen Sätteln gerechtes Auditorium betrifft. Neben jungen Schwabingerinnen mit Haarbretzeln auf den Ohren gab es darunter nach allen Richtungen hin sexuell durchaus aufgeklärte Damen und natürlich jene große Anzahl junger Leute, die noch glauben, auch in der Kunst sei alles Neue gut, und die sich beeilen, das Tempo im Ausleben — literarisch und auch sonst noch — einzuhalten. Dazwischen einige bemooste Häupter des Münchener geistigen Lebens und die bekannten literarischen Gourmands, deren Heißhunger nach angefaulten Sachen nicht zu stillen ist. . . . . Was soll denn die blödsinnige Zusammensetzung Familientrilogie bedeuten? Hier können Familien keinen Kaffee kochen, höchstens ihre Geschirre aufspülen! Wen glaubt er denn noch mit seinen Knallbonbons preziöser Geistreichelei einzufangen? Was will er überhaupt? In Nr. 1 der neuen Halbmonatsschrift Pan bekennt er es. Dort sagt er, daß das Reden über geschlechtliche Dinge neben unserem Broterwerb vielleicht das allerwichtigste Gebiet unseres irdischen (!) Daseins repräsentiert."

Ein Originalbericht der „Frankfurter Nachrichten" (Nr. 322) urteilt über die „Familientrilogie":

„Nach dem, was über den Inhalt dieses Stückes vorher bekannt geworden war, hatten viele einen Skandal erwartet, denn Wedekind steigt in dem Drama in die tiefsten Tiefen allzumenschlichen — Schmutzes hinunter. Uebertrumpft darin sogar darin die „Büchse der Pandora" bei weitem. Und das will viel sagen. Aber das Konglomerat von Sittenlosigkeit und Perversität, daß er in den drei Abteilungen aufgehäuft hat, schien die Hörer und Hörerinnen — auch ein Zeichen der Zeit — kaum abzustoßen. Sie nahmen die Offenbarungen einer widerlichen Phantasie gelassen hin."

Nach diesen Proben einer Kritik, der die Urteilsfähigkeit wohl kaum wird abgestritten werden können, liest man staunend in den liberalen „Münchener Neuesten Nachrichten" (Nr. 545):

„Der ungeheuerliche Ernst, mit dem Wedekind immer wieder in die Tiefe hinabzudringen sucht, diese, man muß sagen, inbrünstige Begier nach Wahrheit läßt ihn als einen Ethiker erscheinen und einen Moralisten von unerbittlicher Strenge. Innerhalb seiner Welt und seiner Weltanschauung zunächst. Es steht uns frei, sie anzuerkennen oder zu verneinen. Angesichts der Wetterstein-Trilogie hat vermutlich mancher Zweifelnde aufs neue empfunden, welches Unrecht diesem Autor widerfährt, wenn man ihn nicht in seiner Gesamterscheinung zuverstehen sucht. Daß es zufällig die Sexualsphäre ist, in die ihn seine Talente bannen und die er nicht müde wird, zu durchforschen und auf Tiefe und Höhe auszumessen, mag vielen mit Recht als eine Beschränkung erscheinen. Das aber ist gewiß daß ihn dieser Umstand dem Zeitalter Rousseaus mehr würde empfohlen haben als dem unseren. So trägt er an der Bürde seiner Zeit, wie dies viele getan haben, und niemand kann sie ihm abnehmen."

Da aber das liberale Blatt, wie es behauptet, sich nicht gerade zum Verteidiger Wedekinds aufwerfen möchte, folgt am Schlusse noch ein sanfter Tadel:

„Die ewige Kraftmeierei, der Zirkuslärm, den diese Gemütsmenschen vollführen, kann einen ästhetisch degoutieren. Auch wird erlaubt sein dürfen, mit jeder sittlichen Entrüstung sich diese Lemuren von Tür und Tor zu halten. Dem Eindruck aber kann man sich doch nicht entziehen, daß hier eine außergewöhnliche Kraft am Werke ist, die vielleicht Mißbrauch mit sich treibt, und der man Um- und Rückkehr in andere Sphären wünscht, der viel mißlingt, die aber manches hat Form werden lassen, das dauernde Werte in sich schließt."

Moderne Fabel.

Ein Kaufmann hatte drei Söhne,
Auf die er sein Hoffen gestellt,
Zwei waren vom Schlage der Cöhne,
Die zogen auch bald in die Welt.

Der dritte war ein Schlingel,
Der täglich bis Mittag schlief,
So dringlich ihn auch die Klingel
Des Alten zur Arbeit rief.

Nach Tisch ging er in's Caféhaus
Und spielte Skat oder Schach,
Die Sache ging leider in Weh aus,
Weil's ihm an Moneten gebrach.

Bald steckte er tief in Schulden,
Es wurde ihm schwül und bang,
Denn Gläubiger geduldeu
Bekanntlich sich nicht lang.

So verließ auch er eines Tages
Das nährende Vaterhaus
Und dachte bei sich: „Ich wag' es,
Da sieht sich allein noch was raus."

Nach wenigen Wochen kamen
Die drei zufällig zurück,
Die beiden ersten schwammen
In unverhohlenem Glück.

Sie sprachen von ihrem Handel
Und klimperten laut mit Gold.
Es war im Zeitenwandel
Fortuna den beiden hold.

Da legte lächelnd der dritte
Unendlichen Reichtum hin.
Die riefen: „Aber, ich bitte,
Wie kamst Du zu dem Gewinn?"

„Gewonnen ist gewonnen",
Sprach drauf der Schlingel schlau.
„Ich hab' mich nicht lang besonnen,
Ich nahm eine reiche Frau".

Waldvogl.

Weltrhythmus.

In jeder Sekunde geschieht etwas,
In der ich dies denke, zum Beispiel, das:
Irgendwo, in der Mandschurei,
Sprengt einer Sklavenketten entzwei.
Irgendwo, am Senegal,
Küssen sich Liebste zum letzten Mal.
Irgendwo wird ein Knäblein geboren,
Zu großen Taten und Ruhm erkoren,
Und irgendwo senkt man ein Jungfräulein
Im Mai zwischen Blumen und Gräsern ein.

Hier wird ein heißes Sehnen erfüllt,
Indes dort einer im Grimme brüllt,
Einer Glocke gibt man gewaltigen Ton,
Ein Gelehrter beim Nü ephelkystikon,
Caruso singt und die Duncan tanzt,
Eine Wache, die sich im Feld verschanzt.
Einer fällt und ein anderer wird gefällt.
Jede Sekunde ist eine Welt,
Und alles, was in ihr geschieht,
Hat ein Etwas, das sich auf dich bezieht:
Dein Sein ist in den Rhythmus gestellt,
Halb ihm verbrüdert, halb ihm vermählt,
Und tönt in seinem Aeonengetöse
Mit als bewußte und wirkende Größe.

F. Schrönghamer-Heimdal.

Großstadt in Schnee.

Erster Schnee! Nun kam er doch,
Zwanzig Zentimeter hoch.
Auf der Großstadt Giebelmeer
Fiel es eine Nacht lang her.
Nun am Morgen, welch ein Trubel!
Schneeball, Schlittschuh, Kinderjubel,
Und noch immer wimmelt's nieder —
Fernher wandern Weihnachtslieder,
Märchen kommen süß und sacht
Und die ganze Winterpracht.

Doch die Alten sagen: „Hem!
Soviel Schnee ist unbequem."
Wie Natur, die gute Dame,
Ohne jede Rücksichtnahme
Auf die städtische Straßenbahn
Sich soweit vergessen kann!
Autos pusten plump daher,
Ueberhaupt stockt der Verkehr
Stets, wie die Erfahrung zeigt,
Und — das Korps der Schaufler streikt.

Niemand weiß, was zu beginnen,
Schnee, du sollst von selbst zerrinnen!
Ist kein Platz für dich, Natur,
Im Gewirr der Stadtkultur.
Wenn sich auch die Jugend freut,
Bringst nur in Verlegenheit
Die besorgte Stadtgemeinde.
Kosten machen immer Feinde.

Endlich ward die Not gedämpft
Und die Einigung erkämpft:
40 Pfennig Stundenlohn,
34 waren Hohn!
Und so rückt man dir zu Leibe,
Schnee, doch nicht zum Zeitvertreibe.
Seht nur, wie der Schaufler schwitzt!
Auf den Schaufelstil gestützt
Nimmt er eine Prise Schmai:
Ja, wie schön war's doch im Mai!

F. Schrönghamer-Heimdal.



Bühnen- und Musikrundschau.

Aus Münchener Konzertsälen. Von den Söhnen Joh. Seb. Bachs stand der älteste, Friedemann, den Ausdrucksformen des Vaters am nächsten. Die von dem damaligen Zeitgeschmacke beeinflußten jüngeren Brüder wurden von ihrer Zeit mehr begünstigt und bis heute steht W. Friedemann Bach im Schatten. Seine bekannteste Schöpfung, das Konzert-d-moll für Orgel, hat die neueste Forschung als die Bearbeitung eines Konzertes von Vivaldi nachgewiesen. Der um die Bachforschung verdienstvolle Musikästhetiker L. Schittler hatte anläßlich des 200. Geburtstages Friedemanns ein zweitägiges Fest veranstaltet; in diesem wurde uns u. a. die Originalfassung jenes Konzertes von Vivaldi geboten. In der Sinfonia für zwei Flöten und Streichorchester kommt der Sohn dem Vater am nächsten; eine Allemande für zwei Klaviere, eine f-dur-Sonate und die Sopranarie: „Zerbrecht, zerreißt ihr schnöden Bande" (von Frau Möhl-Knabl mit großem Stilgefühl gesungen) hinterließen die stärksten Eindrücke. Jan Ingenhovens Orchesterleitung, die Leistungen von Schmid-Lindner, der Brüder Stöber, Sieber, Huber und Lauschmann, sowie des Zwickauer Orgelvirtuosen Paul Gerhardt müssen mit hohem Lob erwähnt werden. Das Publikum schätzte das Verdienstliche an der Jubiläumsfeier. Sie war doppelt zeitgemäß in unseren Tagen, in denen man das Wort „Rückkehr zu Bach" prägte. Aus diesem Gesichtswinkel erscheint von Joh. Sebastians Söhnen W. Friedemann Bach als der wichtigste. Daß es dem Publikum sichtlich nicht allzu leicht fiel, sich in die alten Formen einzufühlen, soll nicht verschwiegen werden. Man konnte diese Beobachtung machen bei diesem Bachfeste, wie im Volkssymphoniekonzert, das auf den Gedenktag Bezug nehmend, auch jenes Konzert von Vivaldi-Bach brachte (mit Hempel an der Orgel). Sonst wurde unter Prills Leitung noch Haydns Symphonie G-dur Nr. 11 und Beethovens „Fünfte" mit gutem Gelingen geboten. Das Abonnementskonzert in der Tonhalle brachte als Neuheit Delius Rhapsodie: „Brigg fair", die trotz hübscher Stimmungsreize keine tiefere Wirkung hinterließ. Die Höhepunkte des Abends bildeten Schumanns Violoncellokonzert mit Pablo Casals als unübertrefflichen und vielbejubelten Solisten und Bruckners „dritte" in Löwes hinreißender Interpretation. Von dem Kammermusikabend des Konzertvereinsquartetts hatte Arnold Schönbergs „Verklärte Nacht" besondere Spannung erweckt, sind doch in Wien Freunde und Gegner dieses Komponisten sich wörtlich in die Haare geraten. Wir pflegen unsere Ansichten in Kunstdingen zum Glück noch nicht so schlagfertig zu äußern; auch weiß man nicht recht, was an dem Streichquartett dieses sicherlich begabten, aber hier gar nicht so neuartig sich gebenden Musikers zu lebhaften Erregungen hätte führen sollen. Wie bei so vielen unserer zeitgenössischen Künstler sind es vor allem koloristische Reize, die uns fesseln oder zum mindesten interessieren. Neues bot u. a. auch Kammersänger Walter an seinem Liederabend. Istels Goethescher Liederzyklus zeigt Geschmack, Geist und Wärme. Walter fand begeisterte Aufnahme. — Ueber die Fortsetzung des Zyklus des trefflichen Rebnerquartetts eingehend zu berichten, fehlt mir der Raum; ein warm empfundenes und klangschönes a-moll-Quartett von P. A. v. Klenau bot uns u. a. das „Neue Quartett" der Herren Sieben, Huber, Hitzelsberger und Stöber erfolgreich. — Elfriede Schunk und Emil Wagner widmeten ihren technisch und musikalisch sehr günstig verlaufenen Sonatenabend meist älteren Meistern. Von den Pianisten verdienen Augusta Cottlow, Ernst Lochbrunner und Elsa Gipser lebhafte Anerkennung für ihre, sehr hohen Anforderungen genügenden, Leistungen. Sehr liebenswürdige Eindrücke hinterließ der Abend der Holländerinnen Hanna Verbena (Klavier) und Katharina van Rennes, besonders die von der letzteren komponierten Momentaufnahmen aus der Kinderwelt.

Vortagsabende. Eine Karl Stielerfeier veranstaltete nachträglich zum 25. Todestag des bayerischen Dichters die Katholische bayerische Studentenverbindung Rhaetia. Vor der in einem Lorbeerhain stehenden Büste des Poeten legte Fräulein Paula Schroder nach ihrem (von F. Schrönghamer gedichteten) wirksam gesprochenen Prolog einen Strauß Alpenblumen nieder. Der Senior gedachte in seinen markigen Begrüßungsworten der Ehrengäste, unter denen sich Verwandte des früh verschiedenen Dichters, Kammerpräsident Dr. von Orterer und andere namhafte Persönlichkeiten befanden. Auch Musikdirektor Podbertsky war erschienen, dessen Chöre nach Stielerschen Dichtungen Rechtspraktikant Niedermayr-Rhaetia mit Umsicht und Sorgfalt dirigierte. Die von Reitmeier komponierten Quartette nach Stielerschen Versen fanden gleichfalls klangschöne Wiedergabe. Die eindringliche, auf den Ton warmer Begeisterung gestimmte Festrede, welche Stieler als Dichter und Mensch treffend charakterisierte, hielt Dr. Grauer, ein Philister der Verbindung. Schilling-Rhaetia sang mit sympathischem Bariton Lieder aus Stielers „Eliland, ein Sang vom Chiemsee". Herr Stubenvoll bot ebenfalls beifällig aufgenommene, selbst komponierte Lieder. In die Rezitation Stielerscher Dichtungen teilten sich Herr Kandidat Leicht, W. Breuning und Hofschauspieler Max Hofpauer, der sich in liebenswürdiger Weise zu mehreren Zugaben entschloß. Rhaetia darf auf den schönen Erfolg des Stielerabend mit voller Genugtuung zurückblicken.

Verschiedenes aus aller Welt. Die Uraufführung von Hans Müllers „Wunder des Beatus" fand in Mannheim nur höflichen Beifall, wiewohl das Stück wertvoller ist, wie des Autors „Hargudl am Bach", die im Wiener Burgtheater den Rücktritt Schlenthers herbeigeführt hat. Müllers Jambensprache ist gefällig, auch fehlt nicht eine gewisse Bühnenwirksamkeit, doch ist seine Romantik nach Berichten mehr verworren und dunkel, als tief. — In Berlin hatten „Die Bösen", drei Einakter von Heinrich Mann, lediglich einen Darstellungserfolg. Nur das dritte auf einen lustigen, allerdings sehr freien Ton gestimmte Stückchen fand Freunde. Die anderen gehören zur Gattung erhitzter Rhetorik, die nach kürzester Wirkung erkaltet. Der bis jetzt nur als Romancier hervorgetretene Autor schwelgt in Blut und Erotik, ohne den besonnenen Leser von dem „Dämonischen" seiner „Renaissancenatur" überzeugen zu können. Die neue literarische Gesellschaft „Pan" hat mit der Aufführung der „Bösen" ihre Lebensfähigkeit noch nicht erwiesen. — „Der gläserne Magister", ein Lustspiel von Friedr. Adler nach einer Novelle des Cervantes hatte in Breslau starken Erfolg. Die Kritik rühmt den echten Humor, aus dem milde Lebensweisheit spricht und die Anmut der Form. — Gg. Hirschfeld hat sein Schauspiel „Das zweite Leben" umgearbeitet, ohne mit der neuen Fassung im Berliner Lessingtheater eine widerspruchslose Aufnahme zu finden. — Das neue Schauspielhaus in Berlin beging eine Gedenkfeier für Joseph Kainz, bei der Ludwig Fulda eine gedankentiefe Rede hielt. — Der Musikverein in Reichenberg führte Pater Hartmann von den der Lan Hochbrunns Oratorium „Abendmahl" unter Leitung des Komponisten mit großem Erfolge auf. — Jean Sibelius, der finnländische Komponist, hat eine große symphonische Dichtung vollendet, mit welcher, seine Landsmännin Aino Ackté eine Konzertreise durch Deutschland unternehmen wird.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Am internationalen Geldmarkt hat sich überraschender Weise eine erhebliche Erleichterung eingestellt. An den deutschen Börsen kommt diese Erscheinung besonders zum Ausdruck. Der Privatdiskontsatz in Berlin und Frankfurt ist plötzlich erheblich zurückgegangen. Die Geldvorbereitungen für die Monatsregulierungen haben kräftigst eingesetzt und verursacht, dass die massgebenden Geldquellen bereitwillig grosse Summen zu verhältnismässig billigen Sätzen zur allgemeinen Verfügung gehalten haben. Die Reichsbank hat die günstige Entwicklung ihrer flüssigen Mittel weiterhin fortsetzen können, und dürfte jetzt wohl sicherlich den Anforderungen zum Jahreswechsel vollauf genügen. Es ist ausserdem ersichtlich, dass an Stelle der aus Deutschland abfliessenden Auslandsgelder neuer Zufluss von fremdem Kapital erfolgt. Die steuerfreie Notenreserve der Reichsbank ist um über 50 Millionen Mark grösser, als im Vorjahre. — Diese günstigere Gestaltung des heimischen Geldmarktes — auch in England und Amerika sind die Geldverhältnisse gebesserte — hat natürlich unsere Börsen höchst befriedigt, denn die Gefahr einer erheblichen Geldverteuerung und Diskontsatzerhöhung war in das Kalkül der Börseninteressenten ernstlich gezogen gewesen. Es war jedoch trotzdem von einer besonderen Belebung an den deutschen Börsen nichts zu bemerken. Vielfach betrachtet man eben die momentane Geldflüssigkeit als die Folge der fieberhaften Vorbereitungen zum Jahresschlusse und will sich daher keinen trügerischen Hoffnungen hingeben. Die Reserve an den Börsen ist wohl auch die Folge einer starken Uebermüdung der Spekulation.. Trotz gebesserter Meldungen vom Kohlenmarkt und der weiteren Erhöhung verschiedentlicher Eisenpreise verfolgten speziell Montanpapiere zum Teil erhebliche rückläufige Tendenzen. Die Nachrichten über die Revolution in Mexiko und die Unruhen in Brasilien wurden auch an der Berliner Börse beachtet und die Kurse der hierdurch in Mitleidenschaft gezogenen Papiere des Berliner Kursblattes — brasilianische und mexikanische Fonds und Bankaktien — erlitten erhebliche Einbussen. Dabei wurden auch auf anderen Effektengebieten vielfach Exekutionen grösseren Umfanges vorgenommen. Nach deren Beendigung sind bei ruhigerem Geschäfte wohl zum Teil neue Käuferschichten auf den Plan getreten; immerhin bleibt die allgemeine Situation an unseren Börsen reserviert und abwartend. Besondere Beachtung finden die Gerüchte über bevorstehende Kapitalsvermehrungen der Berliner Grossbanken und der industriellen Unternehmungen. Speziell die Grossbankwelt wird in Bälde erheblich an den Geldmarkt appellieren, um für die verschiedenen bevorstehenden grossen Finanztransaktionen Mittel zu beschaffen. — Aus der Industriewelt sind besondere Daten nicht zu verzeichnen. Die bayerischen Grossbrauereien publizieren durchwegs günstige Bilanzergebnisse und die verschiedenen Münchner Aktienbrauereien bestimmen höhere Dividendenerträgnisse. Auch der Auslandshandel Deutschlands im Oktober, vornehmlich die Aus-

fuhr an Metallen, chemischen, elektrotechnischen und Textilerzeugnissen, hat kolossalen Aufschwung genommen. Die preussisch-hessischen Eisenbahnen zeigen ebenfalls grosse Plusziffern. Immerhin beweisen diese statistischen Ziffern eine günstige Entwicklung des heimischen Erwerbslebens und lassen für die Zukunftslage von Handel und Industrie weiterhin Gutes erhoffen. — Erfreulich war aus der abgelaufenen Berichtsepoche ausserdem das regere Interesse, welches sich bei grossem Geschäft für die heimischen Fonds — diesem so stark vernachlässigten Effektengebiet — wieder zeigte. Es bleibt zu hoffen, dass regierungsseits weitere Massnahmen getroffen werden, die zur Erhöhung des Kursniveaus erheblich beitragen können. — Für die Entwicklung der Börsen wird auch die Haltung der amerikanischen Effekten- und Industriemärkte ausschlaggebend bleiben. Hoffentlich bleiben die europäischen Börsenplätze weiterhin vor unangenehmen Ueberraschungen aus der Union verschont!

M. Weber.

Pfälzische Bank, Ludwigshafen. Nach dem seitherigen Verlaufe des Geschäftsjahres ist die Dividende auf 5½% (gegen 5% im Vorjahre) zu schätzen.

Druckfehlerberichtigung. Das Gedicht „Novemberabend“ in Nr. 48 enthält leider einen fatalen Druckfehler, der durch eine nachträgliche Korrektur und Verwechslung der Zeilen entstanden ist. Wir wiederholen daher die erste Strophe:

Die Dohlen lärmen ums Kirchendach;
Durch falbe Schleier rinnt ein Schein
Und weckt die brütenden Nebel wach —
Wie balde schlummern sie wieder ein.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Nazareth und die Gottesfamilie in der Menschheit. Unterweisungen über unsere Gotteskindschaft und die christliche Vollkommenheit. Von Anton Dechevrens, S. J. Deutsche Bearbeitung von Johannes Mayrhofer. 8°. XXXII u. 410. M 2.80, geb. M 3.50. (Freiburg, Herder.)

Deren Gott der Bauch ist. Eine Streit- und Friedensschrift zur Borromäus-Enzyklika. Von A. Schowalter. 50 Pf. (Lambrecht, Pfalz, Verlag Edel.)

Die Hauptprobleme der Weltanschauung. Von P. Friedrich Klimke, S. J. Klein-Oktav. VIII und 168 S. Sammlung Kösel, Bdchn. 37. M 1.—. (Kösel, Kempten und München.)

Die Arbeiterversicherung in den Kulturstaaten. Von C. Witowski. Klein-Oktav. VIII und 245 S. Sammlung Kösel, Bdchn. 38. M 1.—. (Kösel, Kempten und München.)

Johann Michael Sailers Schriften. Von Prof. Dr. Remigius Stölzle. Klein-Oktav. VIII und 277 S. Sammlung Kösel, Bdchn. 41/42. M 2.—. (Kösel, Kempten und München.)

Der Kampf um den Nordpol. Von Dr. Hermann Cardauns. Klein-Oktav. VIII und 157 S. Sammlung Kösel, Bdchn. 39. M 1.—. (Kösel, Kempten und München.)

Die Hauptprobleme der Biologie. Von Dr. Bernhard Dürken. Klein-Oktav. VIII und 180 S. Sammlung Kösel, Bdchn. 40. M 1.—. (Kösel, Kempten und München.)

Geschichte des deutschen Liberalismus. Von Oskar Klein-Hattingen, I. Band. 508 S. mit zahlreichen Porträts. Brosch. M 6.50, geb. M 8.—. (Berlin-Schöneberg, Buchverlag der Hilfe.)

Wir wollen leben. Von Hans Wegener. Brosch. M 1.20. (Hagen i. W., Otto Rippel.)

Neuester Plan der Stadt Rom. V. Aufl., 50 Pf. (Leipzig, Woerls Reisebücherverlag.)

Gottesminne der Frau. Herbst 1910. Herausg. von Miriam Eck. 50 Pf. (Goslar, Julius Brumby.)

Schilderungen eines ehemaligen Unteroffiziers der französischen Fremdenlegion in Afrika. Von Karl Friedr. Eberle. (Freiburg i. B., Eberles Verlag).

Gottesstreiter. Ein Sang vom Staffelsee. Von Otfried Hagen. Geh. M 2.50, geb. M 3.50. (Wolfenbüttel, Heckners Verlag.)

Die Fleischteuerung in Wien. Von Dr. Johann v. Herber. (Wien, Verlag des Gremiums der Wiener Kaufmannschaft.)

Weltjahrbuch für 1911. 148 S. mit 200 Bildern und zwei Kunstbeilagen, sowie einem farbigen Wandkalender. M 1.— und M 1.50. (Germania A.-G. in Berlin C 2, Stralauer Str. 25.)

Bayerisches Jahrbuch für Bureau, Kontor und Haus. Kalender 1911. Geb. M 1.50 (München, Carl Gerber.)

Priesterwürde und Priesteramt. Von Kardinal Mercier. Uebersetzt von Dr. A. Sleumer. Brosch M 1.80, geb. M 2.50. (Dülmen i. W., A. Laumann.)

Im Banne des Verderbens. Aus den Erzählungen des Morgen. (Verlag des Kath. Mäßigkeitsbundes Deutschlands in Trier.) 10 Pf., 50 Stück M 4.—, 100 St. M 6.—, 1000 Stück M 50.—.

Der Arbeitsvertrag. Von L. Garriguet, P. S. S. 27. Bändchen der Sammlung „Wissenschaft und Religion“. 8°, 83 S., brosch. M —.50. (F. X. Le Roux & Cie., Straßburg i. E.).

Die tägliche Kommunion. Von P. Ed. Barbe, S. J. — Fourer, Pfr. 8°, 45 S., brosch. M —.20, 100 Stück M 15.—. (F. X. Le Roux & Cie., Straßburg i. E.).

Heinrich Schrörs' „Gedanken über zeitgemäße Erziehung und Bildung der Geistlichen“ im Lichte der kirchlichen Lehre und Gesetzgebung. Von Prälat Ernst Commer. Brosch. M 1.80. (Graz, Ulr. Moser).

Die Wolkensäule. Skizzen und Novellen von Elli Bilecki. M 3.—. (Leipzig-Gohlis, Bruno Volger.)

Edel, dreist und gottesfürchtig. Gedichte von Elli Bilecki. M 2.50. (Leipzig-Gohlis, Bruno Volger.)

Kleines Leben der Heiligen. Das Leben und Wirken der Heiligen für alle Tage des Jahres. Von Dr. Alphons Bellesheim. Geb. M 4.—. (Köln, J. P. Bachem.)

Sonntagsweise. Unterweisungen über die Sonntagsevangelien für das katholische Volk von Pfr. P. H. Esser. Geb. M 2.40. (Köln, J. P. Bachem.)

Die Sternenwelten und ihre Bewohner. Von Prof. Dr. Joseph Pohle. M 8.—. (Köln, J. P. Bachem.)

Schöpfungsgeschichtliche Theorien. Von Prof. Dr. A. Gockel. M 2.40. (Köln, J. P. Bachem.)

Der Tertiar und seine Regel. Lehr- und Gebetbuch für alle Tertiaren vom heiligen Franziskus. Von P. Raphael Hüfner, O. F. M. 8°. 312 S., geb. 75 Pfg. (Dülmen, A. Laumann.)

Ansprachen auf die Feste des Herrn. Von J. Frassinetti. Uebersetzt von P. Leo Schlegel. M 1.80. (Dülmen, A. Laumann.)

Wettervölkchen. Von Sophie Reinheimer. Auswahlbändchen aus der Märchensammlung „Von Sonne, Regen, Schnee und Wind“ gebd. M 1.— (Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe“).

Neuer illustrierter Maria-Lourdes-Kalender 1911. 23. Jahrgang. (Stuttgart, Paul Bosch.)

Lebenslauf eines Optimisten. Von Ludwig Ganghofer. M 5.— (Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.)

Der Charakter. Von Franz Muszynski. M 4.60 (Paderborn, Ferdinand Schöningh.)

Die Maßregeln Pius X. gegen den Modernismus. Von Dr. Franz Heiner. M 1.50. (Paderborn, Bonifacius-Druckerei.)

„König Kodros Tod“, eine Tragödie in drei Akten von Walter Arndt (Bureau Fischer, Berlin-Friedenau), brosch. M 2.—

„Was Klavierkäufer wissen sollten“, betitelt das Pianohaus Alfred Schmid Nachf. Unico Hensel in München ein geschmackvoll ausgestattetes Buch. Es will dem Käufer Klarheit darüber geben, worauf es bei der Wahl ankommt und wie er sich vor Schaden bewahren kann. Wer sich nicht entschließen kann, das Minimum des Preises anzulegen, für den es überhaupt möglich ist, ein anständiges Klavier zu fabrizieren, wird sein Geld vergeuden, sagt der Verfasser. Auch was er gegen billige Pianos und Gelegenheitskäufe einwendet, ist durchaus richtig. Spricht er auch pro domo, wenn er den Rat gibt, nur in einer Klavierhandlung zu kaufen, so hat er doch recht mit dem Hinweise, denn nur dort ist es möglich über die tonlichen Eigenschaften verschiedener Fabrikate ein Urteil zu gewinnen. Der Händlernutzen der leistungsfähigen Firmen ist ein bescheidener, der dem Käufer bei Anschaffung eines Instrumentes kaum eine Rolle spielen sollte. Jedenfalls riskiert man bei einer geringen und höchst fragwürdigen Ersparnis beim Gelegenheitskauf, etwas Minderwertiges oder gar Unbrauchbares zu erwerben. — In einem lesenswerten Kapitel gibt das Buch Fingerzeige über die Behandlung und Pflege des Pianos. Insbesondere durch die Wahl unfähiger Klavierstimmer und mangelnden Schutz gegen Staub wird von den Besitzern der Instrumente noch allzuviel wichtiges unbeachtet gelassen. — Schmids umfangreiches Lager bietet hunderte von Pianos in allen erdenklichen Holz- und Stilarten, neu und überspielt, in jeder Preislage. Der Käufer hat Gelegenheit, die verschiedensten Fabrikate nebeneinander zu hören und zu spielen. In eigenen Werkstätten sind die überspielten Klaviere aufs sorgfältigste repariert. Alle nur etwas abgenutzten Teile sind erneuert und so leisten sie fast die gleichen Dienste wie neue. Die meisten Pianos können auf Wunsch mit einem Moderator versehen werden. Dieser ermöglicht es, den Ton so weit zu dämpfen, daß der Spieler zwar sich selbst hört, die Nachbarn aber nicht belästigt. Der ausgeschaltete Moderator beeinträchtigt in keiner Weise den Ton. Ueber Kaufbedingungen, Garantie, Extraanfertigung, Umtausch, Mietklavieren, Reparaturen, Transporte erfährt der Leser alles Wissenswerte. In schönen, klaren Illustrationen sind zahlreiche ausgewählte Spezialmodelle beigegeben. Sämtliche Pianinos sind kreuzseitiger Konstruktion, haben sieben Oktaven und ganzen Metallrahmen nebst solider Unterdämpfungsmechanik. — Wir sehen verschiedene Knauß-Pianinos; sehr hübsch präsentiert sich auch ein Biedermeier-Pianino; zahlreiche Instrumente von G. L. Nagel, Johannes Kuhse, Julius Feurich, F. Kaim & Sohn, C. Mand (Rheinische Pianofortefabriken, A.-G., Koblenz), Schiedmayer, C. Bechstein. Auch das Harmonium ist von dem kleinsten Hausinstrument bis zum Meisterharmonium vertreten. Letzteres (von Schiedmayer) vereinigt in sich eine Orgel, die es an Ausdrucksfähigkeit überragt und ein Orchester, dessen einzelne Stimmen mit verblüffender Treue vorhanden sind. Das „Welte-Mignon“ Reproduktionsklavier gibt das Klavierspiel berühmter Meister, wie d'Albert, Carreno, Busoni, Lamond usw. naturgetreu wieder. Auch Lauten nach alter Meister Art prachtvoll im Ton sind zu den verschiedensten Preislagen vorhanden. Ueber fast alle der genannten Musikinstrumente liegen von unseren ersten Künstlern begeistert zustimmende Gutachten vor.

H. Otto.

Eine Reihe wertvoller Werke für Weihnachten bietet die bekannte Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H., Berlin, München und Wien. Unsere verehrl. Leser seien auf den der heutigen Nummer beiliegenden Prospekt besonders aufmerksam gemacht.

Der bekannte Spezialvertrieb für Herdersche Verlagswerke, **Heinrich Neuberger,** Versandbuchhandlung, **Frankfurt a. M.,** hat der Gesamtauflage unserer heutigen Nummer einen Prospekt über das vorzügliche, neuerdings stark verbreitete Herdersche Konversationslexikon beilegen lassen. Die Firma empfiehlt gleichzeitig Herders deutsche Klassiker, welche in solider und geschmackvoller Ausstattung neu erschienen sind. Beide Werke können gegen bequeme Monats- oder Vierteljahresraten franko bezogen werden. Der Prospekt sei der Beachtung bestens empfohlen.

Zwei herrliche Gaben für Freunde religiöser Kunst waren es, die bisher soviel wie unbekannt da lagen: „Der bethlehemitische Weg“ (13 Darstellungen) und „Er ist auferstanden“ (15 Darstellungen) unseres Altmeisters Joseph von Führich. Er, der es wie wenige versteht, heilige Vorgänge mit seiner einfachen, so menschlichen Auffassung dem Beschauer nahezubringen und in dessen Herzen nachklingen zu lassen, bietet in diesen beiden Zyklen vom Schönsten und Ergreifendsten, was er je geschaffen hat. Es ist darum sehr begrüßenswert, daß dieselben nunmehr äußerst preiswert von der Buchhandlung Herder & Co., München, in den Handel gebracht werden, worüber der heute beiliegende Prospekt, den wir der freundlichen Aufmerksamkeit unserer Leser bestens empfehlen, des näheren orientiert.

— Unter allen Revuen gleicher Richtung weist die „Allgemeine Rundschau" die höchste feste Abonnentenzahl a…

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 5 K 19 h, Schweiz 5 Fr. 20 Cts., Belgien 5 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 5 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gb.
Telephon 5850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 50. München, 10. Dezember 1910. VII. Jahrgang.

Der neue Eid der Theologieprofessoren.

Von Dr. Franz Heiner, Auditor der Römischen Rota.

Nach dem Motuproprio „Sacrorum antistitum" vom 1. September 1910 haben in Zukunft neben den Priesterkandidaten vor der Weihe, den Beichtvätern und Predigern, Pfarrern, Kanonikern und Benefiziaten, den Beamten der bischöflichen Kurien und geistlichen Gerichte einschließlich der Generalvikare, den Fastenpredigern, den Beamten der römischen Kongregationen und Gerichte, den Vorstehern der religiösen Gesellschaften auch die Theologieprofessoren einen Eid zu leisten, der eine Verwerfung der in der Enzyklika Pascendi vom 8. September 1907 verurteilten modernistischen Lehren enthält.

Gegen diese kirchliche Vorschrift haben sich selbstverständlich nicht nur die Gegner des Papsttums, und zwar an erster Stelle die bekannten Frankfurter, Berliner, Münchener und Wiener Judenblätter „empört", sondern auch in katholischen Kreisen Deutschlands und Oesterreichs sind darüber Bedenken, Meinungsverschiedenheiten und Einsprüche erfolgt. Besonders ist es der Professoreneid, der die Geister aufregt. Die Sorge der antikatholischen Presse um das Wohl und Wehe der katholischen Kirche ist geradezu rührend. Doch um diese „Pharisäer im Schafspelze" wollen wir uns hier nicht kümmern; man weiß ja, wie sie es meinen und was sie erstreben. Ein Katholik wird sich heute wohl kaum mehr durch sie irre machen lassen.

Was jedoch die katholischen Kreise anlangt, die von Neuerungen, Gefahren, selbst Gewissensbedenken, die sich aus dem Eide ergeben sollen, sprechen, so bitte ich diese, den Wortlaut desselben sich doch einmal näher anzusehen. Er soll deshalb hier in wörtlicher Uebersetzung zum Abdruck kommen:

„Ich . . . . . bekenne mich unerschütterlich zu allen und jeden Wahrheiten, die die Kirche durch ihr unfehlbares Lehramt definiert, aufgestellt und erklärt hat, hauptsächlich zu jenen Grundpfeilern der Doktrin, die sich direkt gegen die Irrtümer dieser Zeit richten. Vor allem bekenne ich, daß Gott, der Anfang und das Ende aller Dinge, erkannt und daher auf sichere Weise durch das natürliche Licht der Vernunft, durch das Mittel der Dinge, die geschaffen wurden, d. h. durch die sichtbaren Werke der Schöpfung, wie die Ursache durch ihre Wirkung dargetan werden kann. In zweiter Linie gebe ich zu und erkenne ich die äußeren Argumente der Offenbarung, d. h. die göttlichen Tatsachen, unter ihnen in erster Linie die Wunder und Prophezeiungen, wie die sehr sicheren Zeichen des göttlichen Ursprungs der christlichen Religion. Die gleichen Argumente erachte ich als hervorragend der Intelligenz aller Zeiten und aller Menschen, auch der gegenwärtigen Zeit angepaßt. Drittens: Ich glaube fest, daß die Kirche, Hüterin und Lehrerin des geoffenbarten Wortes, auf direkteste Weise von dem wahren und historischen Christus in Person während seines Lebens unter uns gestiftet wurde, und ich glaube, daß diese Kirche auf Petrus, das Oberhaupt der apostolischen Hierarchie, und auf seine Nachfolger bis ans Ende der Zeiten gebaut ist. Viertens: Ich nehme aufrichtig die Doktrin des Glaubens auf, wie sie uns die Apostel und die rechtgläubigen Väter überliefert haben, ich nehme sie in dem gleichen Sinne und in der gleichen Auslegung auf wie sie. Deshalb verwerfe ich absolut die häretische Annahme von der Evolution der Dogmen, nach der diese Dogmen den Sinn wechselten, um einen anderen zu erhalten, der verschieden von jenem ist, den ihnen zuerst die Kirche gegeben. Gleichzeitig verwerfe ich jeden Irrtum, der darin besteht, an Stelle des göttlichen Glaubensschatzes, der der Braut Christi und ihrem wachsamen Hüter anvertraut ist, eine philosophische Fiktion oder eine Schöpfung des menschlichen Gewissens zu setzen, die, nach und nach durch die Bemühungen der Menschen gebildet, in der Zukunft einem unbeschränkten Fortschritt ausgesetzt wäre. Fünftens: Ich halte mit aller Sicherheit fest und ich bekenne aufrichtig, daß der Glaube kein blinder religiöser Sinn ist, der aus den dunklen Tiefen des menschlichen „Uebergewissen" aufsteigt, moralisch informiert unter dem Druck des Herzens und dem Drange des Willens, sondern daß er eine wahrhaftige Zustimmung der Intelligenz zu der Wahrheit ist, die durch die empfangene Unterweisung erworben wurde (ex auditu), eine Zustimmung, durch die wir wegen der Autorität Gottes, dessen Wahrhaftigkeit absolut ist, alles für wahr halten, was gesagt, bezeugt und geoffenbart wurde durch Gott persönlich, unseren Schöpfer und Meister. Ich unterwerfe mich noch mit all der gewollten Reverenz und pflichte aus ganzer Seele allen Verurteilungen, Erklärungen und Vorschriften bei, die in der Enzyklika Pascendi und im Dekret Lamentabili enthalten sind, besonders jenen, die die sogenannte Geschichte der Dogmen betreffen. Gleichzeitig verwerfe ich den Irrtum jener, die behaupten, daß der von der Kirche vorgetragene Glaube der Geschichte zuwider sei, und daß die katholischen Dogmen, wie sie heute verstanden werden, mit den authentischen Ursprüngen der christlichen Religion nicht in Einklang zu bringen sind. Ich verurteile auch und verwerfe die Anschauung jener, die vorgeben, die Persönlichkeit des christlichen Kritikers in jene des Gläubigen und jene des Historikers verdoppeln zu können, als ob der Historiker das Recht habe, das aufrechtzuerhalten, was dem Glauben widerspricht, oder als ob es ihm gestattet sei, unter der einzigen Bedingung, nicht direkt ein Dogma zu leugnen, Prämissen aufzustellen, aus denen sich die Schlußfolgerung ergeben würde, daß die Dogmen falsch oder zweifelhaft sind. Gleicherweise verwerfe ich die Methode, die Heilige Schrift so zu beurteilen und auszulegen, jene Methode, die im Gegensatz zu der Tradition der Kirche, der Analogie des Glaubens und der Regeln des Apostolischen Stuhles, sich auf die Arbeitsmethode der Rationalisten gründet und mit ebensoviel Kühnheit als Verwegenheit als höchste und einzige Regel nur die Textkritik annimmt. Außerdem verwerfe ich den Irrtum jener, die behaupten, daß der Gelehrte, der die historischen oder theologischen Fragen erörtert oder irgend jemand, der sich damit befaßt, sich zuerst jeder vorgefaßten Meinung entledigen muß, sei es hinsichtlich des übernatürlichen Ursprungs der katholischen Tradition, sei es hinsichtlich des göttlichen Beistandes, der für die ständige Bewahrung jeden Punktes geoffenbarter Wahrheit versprochen wurde, und die dann behaupten, die Schriften jedes Kirchenvaters müßten außerhalb jeder geheiligten Autorität nach den Prinzipien der Wissenschaft allein und mit jener Unabhängigkeit des Urteils ausgelegt werden, die man beim Studium irgend eines profanen Dokumentes anzuwenden gewohnt ist. Endlich bekenne ich, vollständig frei von diesem Irrtum der Modernisten zu sein, der behauptet, daß es in der geheiligten Tradition nichts Göttliches gibt oder, was noch schlimmer ist, daß es Göttliches in pantheistischem Sinne gibt, so daß es nur noch reine und nackte Tatsachen gibt, vergleichbar den gewöhnlichen Tatsachen der Geschichte, d. h. die Tatsache, daß die Menschen durch ihre Arbeit, durch ihre Geschicklichkeit, durch ihr Talent durch die späteren Jahre hindurch die von Christus und seinen Aposteln begonnene Schule fortgesetzt haben. Um zu schließen, halte ich mit der größten Festigkeit und bis zum letzten Atemzuge den Glauben der Kirchenväter über das sichere Kriterium der Wahrheit fest, das ist und immer sein wird „im Episkopat überliefert durch die Nachfolgerschaft der Apostel" (Iren. II. C. 26), nicht derart, daß nur das behalten werden soll, was am besten dem Kulturgrade und dem Alter eines einzelnen entspricht, sondern so, daß die absolute Wahrheit, von Anfang an durch die Apostel gepredigt, weder gewachsen, noch auf einen anderen Sinn ausgedehnt wurde. Alle diese Dinge verpflichte ich mich treu, unverkürzt und aufrichtig zu beobachten, sie unverletzlich zu bewahren und mich weder im Unterricht, noch auf andere Weise durch Wort oder Schrift davon zu entfernen."

Was ist nun der Inhalt dieses vorgeschriebenen Eides? Doch weiter nichts, als eine Zusammenfassung der schon in der Enzyklika Pascendi verurteilten Lehren des Modernismus. Daß letzterer in dem in dem päpstlichen Rundschreiben verstandenen Sinne eine wirkliche Häresie oder besser ein Komplex von Häresien ist, daran wird denn doch wohl ein Katholik, der noch auf dem gläubigen Boden der Kirche steht, nicht im geringsten zweifeln. Mußte doch selbst der bekannte protestantische Theologieprofessor Trölsch von Heidelberg nach Erscheinen der Enzyklika eingestehen: „Vom Standpunkte des Kurialismus und des strengen katholischen Dogmas aus bestand in der Tat eine wirkliche Gefahr. Der Katholizismus war in eine innere Gärung geraten, die völlig derjenigen entspricht, in welche die protestantischen Kirchen durch die ‚moderne Theologie‘ und durch das Eindringen der modernen Lebenselemente geraten sind.“[1]) Was man in Deutschland unter ‚moderner Theologie‘ versteht, braucht nicht weiter erklärt zu werden; sie ist der moderne protestantisch-theologische Rationalismus oder der Radikalismus in der protestantischen Theologie. Die in Italien bekannte »Armonia della fide« (10. Nov. 1907) bezeugt: „Es ist eine unleugbare Tatsache, daß der Modernismus, diese Synthese aller Häresien, diese latente Apostasie, die Pius X. so sehr beunruhigt, nun schon bis ins Herz der Kirche gedrungen, in alle Zweige der kirchlichen Disziplin gesickert und im Begriffe ist, das Dogma selbst in seiner Gesamtheit zu unterwühlen.“ Ja, der Papst hat recht, indem er schreibt: „Wenn es sich jemand zur Aufgabe gestellt hätte, den Inbegriff und das Wesen aller Glaubensirrtümer, die es gegeben hat, zusammenzutragen, er hätte die Sache nicht besser als die Modernisten machen können. Der Modernismus ruiniert nicht bloß die katholische, sondern jede Religion.“ Ich habe diesen Punkt in meiner neuesten Schrift „Die Maßregeln Pius X.“ näher ausgeführt, weshalb es nicht nötig ist, weiter darauf einzugehen.

Ist aber der Modernismus eine wirkliche Häresie, und zwar eine weit verzweigte und verbreitete Häresie, wer will es der Kirche verargen, wenn sie sich bezüglich derjenigen, die an ihrer Stelle als Lehrer, sei es im Beichtstuhle oder auf der Kanzel oder auf dem Katheder auftreten, Garantien zu verschaffen sucht, daß der Glauben rein von Modernismus gelehrt werde? Diese Garantie bietet ihr die sog. professio fidei mit Anschluß des Eides, nur die unverfälschte kirchliche Lehre den Gläubigen vermitteln zu wollen. Freilich ist der Eid kein absolut sicherer Beweis für die Korrektheit des Schwörenden, aber ein Falscheid würde einen Abgrund von Bosheit, zumal bei einem Priester voraussetzen. Wie kann man es für möglich halten, daß ein solcher einen Meineid begehen würde!

Die professio fidei ist aber eine ausschließlich innere Angelegenheit der Kirche und zugleich eine rein persönliche Handlung des einzelnen. Dieselbe hat jeder Theologiedozent auch an den staatlichen Universitäten und ähnlichen Anstalten behufs Erlangung der sog. missio canonica, welche selbst wieder sogar vom deutschen Reichsgerichte als eine innere Angelegenheit der Kirche erklärt worden ist[2]), abzulegen.

Wenn nun diese professio fidei inhaltlich durch Einfügung der Verwerfung der Irrlehre des Modernismus erweitert und die jährliche Ablegung im Motuproprio vorgeschrieben wird, so ist dadurch in keiner Weise eine wesentliche Veränderung am Glaubensbekenntnisse selbst vor sich gegangen. Dogmatische Irrtümer zu verwerfen ist stets Pflicht des Katholiken, zumal des Priesters in lehrender Stellung, wie es auch ebenso Sache der Kirche ist, zu bestimmen, bei welchen Gelegenheiten und unter welchen Umständen oder Veranlassungen sie dies zu verlangen für notwendig oder nützlich hält.

In unserem Falle liegt auch durchaus kein spezielles Mißtrauen gegen die theologischen Fakultäten bzw. deren Lehrer vor, da den genannten Eid nicht nur die Professoren der Theologie, sondern überhaupt sämtliche im kirchlichen Dienste tätigen Geistlichen zu leisten haben. Wenn auch die Universitäts- und Lyzealprofessoren der Theologie in Deutschland und Oesterreich Staatsbeamte sind, so unterstehen sie doch bezüglich der Lehre und des Lehramtes der kirchlichen Jurisdiktion und hängen in dieser Beziehung vollständig von der von Gott gesetzten Lehrautorität in der Kirche ab. Schon der Umstand, daß solche, die den Eid verletzen, nach dem Motuproprio dem heiligen Offizium in Rom angegeben werden sollen, zeigt, daß es sich hier um Glaubenssachen, die bekanntlich dieser Kongregation unterstehen, handelt. Wenn auch solche Professoren, die den Eid zu leisten sich weigern, vom Bischofe nicht ohne Mitwirkung des Staates aus ihrem Amte entfernt werden können, so kann ihnen doch von der Kirche die missio canonica entzogen und als Folge den Theologiestudierenden der Besuch der Vorlesungen untersagt werden, weshalb es durchaus falsch ist, zu behaupten, daß, falls die Professoren an den theologischen Fakultäten nicht in allem den Bestimmungen der päpstlichen Erlasse unterstünden, die Kirche gegen dieselben machtlos sei. Im gegebenen Falle handelt es sich, wie schon erwähnt, um ein allgemeines Glaubensbekenntnis und um ein spezielles gegen den Modernismus als Irrlehre, weshalb dieses jeder Lehrer, also auch jeder Theologieprofessor abzulegen verpflichtet ist. Anders müßte man annehmen, daß die Stellung eines Theologieprofessors an einer staatlichen Universität oder einem staatlichen Lyzeum mehr Garantie für die Orthodoxie böte, als die eines Beichtvaters, Predigers, Domherrn oder Seminarprofessors. Leider ist nur des öfteren das Gegenteil der Fall.

Anders steht die Sache, wenn es sich nur um rein äußere oder um bloß disziplinäre Maßregeln gegen den Modernismus handelt. Diese finden nur gegen solche Anwendung, die im Gesetze ausdrücklich genannt sind. Da aber sowohl in der Enzyklika als auch im Motuproprio nur immer von catholica instituta, catholicae universitates, seminaria etc. die Rede ist, so haben die angeordneten äußeren Maßnahmen (Visitation des Unterrichtes, Vorlage des Vorlesungstextes, Entfernung von Professoren usw.) durchweg solche Anstalten zur Voraussetzung, welche unter der unmittelbaren Leitung der Bischöfe stehen. Derartige Maßregeln könnten hier übrigens auch kaum ohne feindselige Berührung der staatsrechtlichen Stellung der deutschen und österreichischen Fakultäten und Fakultätsprofessoren, d. i. ohne kirchenpolitische Konflikte durchgeführt werden. Auch die Entscheidung der S. Congr. Consistorialis vom 25. September ds. Js. redet nur von „doctores in seminariis“. Auf diesem Standpunkte steht übrigens auch, wie ich in Erfahrung gebracht habe, eine Reihe von deutschen Bischöfen; die deutschen und österreichischen Verhältnisse sind eben total anders gelagert als die Italiens, die dem Motuproprio zugrunde zu liegen scheinen. Man ist in Deutschland und Oesterreich der Ueberzeugung, daß die Durchführung der Maßregeln auch bei den theologischen Fakultäten dieser Länder die Unterdrückung der theologischen Institute im Organismus der Universitäten zur schließlichen Folge haben würde. Welch unberechenbarer Schaden für die Stellung des deutschen und österreichischen Katholizismus daraus entstehen würde, weiß jeder mit den Verhältnissen genannter Länder auch nur einigermaßen eingeweihte Katholik. Die Feinde der Kirche verfolgen schon lange dies Ziel und sie würden es in der Tat endlich erreichen, wie solches schon lange in Italien, Frankreich und jetzt in Portugal der Fall ist. Die katholische Theologie würde aus der Stellung der wissenschaftlichen Gleichberechtigung hinausgeworfen, Flucht und Scheu vor dem Studium der Theologie, Diskreditierung der theologischen Wissenschaft und des Professorenstandes, Lähmung der wissenschaftlich-literarischen Tätigkeit und Entmutigung der katholischen Kreise würde die Folge sein.

Wenn nun auch wegen aller dieser befürchteten voraussichtlichen Folgen der Unmut oder besser die Unruhe speziell in Professorenkreisen groß sein mag, so ist, um dies noch einmal zu sagen, eine solche Erregung unberechtigt, da genannte Anstalten von den Maßregeln weder der Enzyklika Pascendi noch denen des Motuproprio Sacrorum antistitum berührt werden.

Was aber den auch von Professoren zu leistenden Eid anbelangt, so ist dieser, wie schon erwähnt, gegen den Modernismus als eine Häresie gerichtet und deshalb eine wie ausschließlich innere Angelegenheit der Kirche, so auch eine rein persönliche Sache des einzelnen Dozenten. Diese Maßregel trifft, wie bereits gesagt, nicht bloß die geistlichen Lehrer, sondern auch alle anderen Kirchenbeamten in den verschiedensten Stellungen, so daß sie deshalb mit den theologischen Fakultäten als solchen nichts zu tun hat; eine Ausnahmemaßregel für diese besteht hier in keiner Weise. Es liegt also gar kein Grund vor, warum hier eine Ausnahme für eine bestimmte Klasse von Professoren stattfinden soll. Ich schreibe dies in voller Absicht, da mir die Intentionen maßgebender kirchlicher Kreise genau bekannt sind. An den im Eide aufgestellten dogmatischen Sätzen kann sich denn doch kein gläu-

1) Internat. Wochenschr. Jahrg. 2, Nr. 1, S. 17.
2) Reichsgerichtsentsch. v. 12. Dez. 1881.

biger Lehrer stoßen und stößt sich meines Wissens auch niemand. So haben bereits beide theologischen Fakultäten der Universität Prag unbedenklich den Eid abgelegt.

Der Stein des Anstoßes mag für manche Geistliche in der Formel liegen: „adhaereo toto animo ... omnibus praeceptis, quae in Encyclica Pascendi et Decreto Lamentabili continentur.“ Aber auch hier scheint mir keine Schwierigkeit und deshalb kein Anlaß zur Verweigerung des Eides zu bestehen. Es soll mit genannten Worten doch nur eidlich versichert werden, daß man jene Vorschriften oder Maßregeln als rechtsverbindlich aufrichtig und ehrlich anerkenne und sich ihnen unterwerfe, ohne sie deshalb für absolut vollkommen, opportun und wirksam halten zu müssen. Es handelt sich hier ja um Vorschriften, die rein disziplinärer Natur sind und die bei veränderten Umständen ebenfalls wieder geändert, aufgehoben oder sonstwie in Wegfall kommen können. Ich glaube nicht, in dieser meiner Interpretation fehl zu gehen, muß natürlich die endgültige Entscheidung darüber der allein zuständigen kirchlichen Autorität überlassen. Solange diese keine andere Erklärung gegeben hat, kann sich jeder Geistliche an obige Auffassung halten. Ein Grund, von Rom eine diesbezügliche Entscheidung zu provozieren, dürfte vorläufig wohl kaum vorliegen, da weder der Wortlaut noch innere Gründe dazu raten, noch weniger zwingen.

Daß übrigens auch die Theologieprofessoren an den theologischen Fakultäten staatlicher Universitäten und anderen mit jenen gleichberechtigten Anstalten in Deutschland und Oesterreich die professio fidei mit dem sich daran knüpfenden Eid zu leisten haben, geht schon daraus hervor, daß bereits für eine Anzahl genannter Anstalten Deutschlands Dispens von der Ablegung des Eides erwirkt ist, um den üblen Folgen, welche die Feinde der Kirche, speziell der theologischen Fakultäten, infolge des Eides heraufbeschwören könnten, vorzubeugen. Ob für alle Anstalten in Deutschland und Oesterreich von den betr. Bischöfen Dispens gewünscht oder in Rom erbeten und hier erwirkt wird, hängt von den jedesmaligen Verhältnissen des betr. Landes bzw. der einzelnen Fakultät ab. Es kann daselbst auch Fakultäten geben, wo der Eid gegen den Modernismus angebracht wäre und deshalb der Hl. Vater kaum eine Dispens gewähren würde.

Vom prinzipiellen Standpunkte aus muß also gesagt werden: Der Eid muß von allen oben genannten Kategorien von Geistlichen mit Einschluß der theologischen Fakultätsprofessoren geleistet und kann derselbe auch unbedenklich aus innerster Ueberzeugung geleistet werden, soweit und solange jemand auf gläubigem, katholischem Standpunkt sich befindet. Hat jemand diesen verlassen und steht er auf dem des Modernismus im Sinne der Enzyklika Pascendi, für den gibt es nur eine Konsequenz, den Eid zu verweigern und aus der Kirche auszuscheiden. Die Kirche will gewiß keinen aus ihrem Schoße ausstoßen, kann aber auch keinen in ihr dulden, der der Häresie des Modernismus anhängt. Wer den Eid trotzdem leisten würde, machte sich vor Gott und seinem Gewissen des Meineides schuldig. Steht der Eid in Widerspruch mit der inneren Ueberzeugung eines Priesters, der muß auch als Mann den Mut haben, ihn zu verweigern und aus der Kirche auszutreten. Ehrlos macht sich jeder, der trotz seiner entgegengesetzten religiösen Ueberzeugung den Eid schwören und als Modernist in der Kirche verbleiben würde. Gerade die Scheidung der Geister herbeizuführen, ist der Hauptzweck des Eides, den deshalb das Motuproprio Pius' X. allen Geistlichen ohne Ausnahme, die das verantwortliche Amt eines theologischen Lehrers bekleiden, auferlegt. Möchte es endlich dem Hl. Vater gelingen, durch dieses Mittel des Eides diejenigen aus der Kirche auszuscheiden, die nicht mehr auf ihrem Boden stehen!

Herr, bleibe bei mir!

Herr, bleibe bei mir!
Es naht die Nacht.
Ich finde keinen,
Der mit mir wacht.

Nun ist es stille,
Die Freunde floh'n.
Die Luft weht kalt,
Und es dämmert schon ...

Am hellen Tage
Vergass ich dich,
Das laute Leben
Umbrauste mich.

Herr, bleibe bei mir!
Es naht die Nacht.
Ich finde keinen,
Der mit mir wacht.

Ernst Waldner.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Ersatzwahl in Labiau-Wehlau.

Dieses Jahr stand im Zeichen der Ersatzwahlen. Der Betrieb hat einen sportartigen Charakter angenommen. Den kleinsten Schwankungen der Wahlziffern in irgend einem Kreise wird eine weltgeschichtliche Bedeutung beigelegt, weil man überall nach Vorzeichen für die allgemeine Kraftprobe vom nächsten Jahre hascht. Namentlich sind die Liberalen erpicht darauf, mit einer Frucht ihrer Haß- und Hetzpolitik renommieren und den Untergang „des schwarzblauen Blocks“ prophezeien zu können. Bei fast allen bisherigen Ersatzwahlen traf nun die Hetzkünstler das Geschick, daß der Liberalismus noch mehr Stimmen einbüßte, als die verlästerten „Steuerbewilliger“, und die Sozialdemokratie erntete, was die liberalen Blätter und Redner gesäet hatten. Nur in Ostpreußen, das nicht gerade den Höchststand der deutschen Kultur repräsentiert, ward den Liberalen etwas Trost beschieden. Es gelang ihnen, in der mangelhaft geschulten Bevölkerung von Oletzko-Lyck-Johannisburg so viele Leute mit dem Unzufriedenheits-Bazillus zu infizieren, daß der konservative Kandidat die Mehrheit verlor. Und in Labiau-Wehlau haben sie es mit riesiger Arbeit und vielen Hansabund-Geldern dahin gebracht, daß der konservative Kandidat in die Stichwahl gedrängt wurde. Es erhielten am 2. Dezember der Konservative 7216, der Freisinnige 5527, der Sozialdemokrat 3708 Stimmen. Da die letzteren fast sämtlich dem Freisinnigen zufallen werden, so wird in der Stichwahl der Konservative erliegen, wenn es nicht gelingen sollte, noch ein paar tausend Reserven heranzuziehen.

Das Jubelgeschrei im liberalen Lager gilt besonders dem starken Vorsprung, den der fortschrittliche Kandidat vor dem sozialdemokratischen errungen hat. In der Tat ist der Anwachs der liberalen Stimmen auffallend groß, da bei der letzten normalen Hauptwahl im Jahre 1903 nur 2021 Liberale gezählt wurden. Anderseits sind die Sozialdemokraten dort gegen ihre Ziffer von 1903 um fast 1300 Stimmen zurückgeblieben. Was schon diese Ziffern andeuten, bekräftigt die sonstige Wahlgeschichte dieses Kreises: es gibt dort eine unverhältnismäßig große Zahl von Wählern, die nicht recht wissen, was sie wollen oder sollen, und deshalb bald von den liberalen, bald von den roten Agitatoren sich als Mitläufer anwerben lassen. Im Jahre 1907, als unter der Blockparole gewählt wurde, ist sogar ein beträchtlicher Teil der unsicheren Kantonisten zu dem konservativen Kandidaten übergegangen, so daß dieser damals die bisher nicht erhörte Ziffer von 11575 Stimmen erreichte. Vermutlich waren darunter auch manche Stimmen von Nationalliberalen, die in der frischen Blockfreundschaft gleich für die Konservativen stimmten, um eine Stichwahl zu vermeiden. Wenn nunmehr die konservative Partei, trotz der erbitterten Agitation des Gesamtliberalismus, aus eigener Kraft wieder soviele Stimmen aufbrachte wie 1903, so kann man von einem eigentlichen Rückgange der Konservativen nicht sprechen. Nur haben sie zu wenig Werbekraft bewiesen, und das wird sie wohl das Mandat kosten. Im Grunde dieselbe Erscheinung wie in Oletzko-Lyck. Die im Besitzstande ruhende Rechte verließ sich auf das patriarchalische Herkommen dort zu Lande und sorgte nicht gehörig von langer Hand für die richtige Organisation und die fortgesetzte Erziehung der Wähler. Wenn man das Volk in der Zwischenzeit sich selbst überläßt und nur kurz vor einem Wahlgange mit der Agitation einsetzt, so sind die radikalen und oppositionellen Richtungen mit ihren Schlagwörtern und sonstigen Künsten der Stimmungsmache gewaltig im Vorteil gegenüber den positiven Parteien, die nicht den Leidenschaften schmeicheln können, sondern vielmehr an das patriotische und christliche Pflichtgefühl appellieren müssen. Mögen die Schlappen in Ostpreußen ein Lehrgeld sein, aus dem die konservative Partei den bestmöglichen Nutzen für die Zukunft zieht! Sie muß unverzüglich ihre Organisation in den ostelbischen Wahlkreisen revidieren und verbessern. Vor allem muß sie auf die Schaffung und Erweiterung der konservativen Kleinpresse bedacht sein. Herr v. Heydebrand, der Führer der Konservativen, hat neulich in einer Rede zugestanden, daß seine Partei aus den allgemeinen Wahlen wohl in verminderter Zahl wiederkehren werde. Er hat insoferne recht, als die konservative Sache wegen etlicher Wahlschlappen noch keineswegs verloren sein wird. Aber es wäre doch vielleicht taktisch richtiger gewesen, wenn er kräftiger hervorgehoben hätte,

daß die Gefahr noch gänzlich oder doch zum größten Teil beschworen werden könne durch eine zielbewußte Organisation. In dieser Beziehung ist ja das Zentrum nicht so rückständig wie die Konservativen im preußischen Osten; aber es kann nicht schaden, wenn auch wir die Vorgänge in Ostpreußen uns zur weiteren Anfeuerung dienen lassen. Es kommt auf die rechtzeitige Vorsorge an, ehe die liberale Agitation mit den Mitteln des Hansabundes und die Hand in Hand arbeitende sozialdemokratische Aufhetzung die unsicheren Wähler bereits eingefangen hat.

Wenn den Fortschrittlern durch die sozialdemokratische Stichwahlhilfe das Mandat in Labiau-Wehlau zugeschanzt wird, so muß offenbar in den fortschrittlichen jungliberalen Kreisen die Neigung für rosarote Gegenseitigkeit bei den allgemeinen Wahlen wachsen.

Aus dem Reichstag.

Nach den sensationellen Debatten über die Teuerung und die Kaiserreden ist der Reichstag zu spröderen Stoffen übergegangen, die den Pulsschlag weniger beschleunigen.

Die Schiffahrtsabgabe auf den sog. natürlichen Wasserstraßen bildet freilich eine Frage mit vielen innerpolitischen und hochpolitischen Haken. Aber außerhalb der nächsten Interessenkreise betrachtet man sie doch mit großer Ruhe. Wenn alle schiffbaren Flüsse wirklich noch die reine Natur wären, so würde die freie Benützung nach wie vor selbstverständlich sein. Aber es hat sich immer mehr die Notwendigkeit herausgestellt, an den Flüssen kostspielige Arbeiten vorzunehmen, um sie für die Schiffe, die an Größe und Schnelligkeit wachsen wollen, gangbar zu erhalten. Zu den Korrektionskosten können die Schiffe, die deren Vorteile genießen, mit demselben Recht herangezogen werden, wie zu den Bau- und Unterhaltungskosten eines Kanals. Der Grundgedanke der Vorlage läßt sich also nicht bestreiten. Die Gefahr einer Ueberlastung des Wassertransportes läßt sich wohl beseitigen durch die vorgeschlagenen Kontrolleinrichtungen und durch die von den Zentrumsrednern angeregte Freilassung der kleineren Schiffsgefäße. Die Schwierigkeiten liegen einerseits in der einzelstaatlichen Zuständigkeit für die Flußwirtschaft und in der vertragsrechtlichen Abgabenfreiheit, die Oesterreich und den Niederlanden zusteht. Die bundesrechtlichen Schwierigkeiten sind nun, nachdem zunächst Bayern unter dem sachverständigen Einflusse des Prinzen Ludwig sich dem fortschrittlichen Gedanken angeschlossen hat, durch die innerpolitische Diplomatie überwunden. Auch die sächsische Regierung hat eingelenkt; nur einige sächsische Abgeordnete wollen noch mit der Linken in Opposition bleiben. Die Reichsregierung hofft, nachdem sie zu ihrem Ausgleichswerke die Zustimmung des Reichstages gefunden, auch das beteiligte Ausland von der Berechtigung und der Erträglichkeit der Abgaben zu überzeugen. Die österreichische Regierung hat freilich bisher erklärt, daß sie auf die Freiheit der Elbeschiffahrt den größten Wert lege und sich in dieser wirtschaftlichen Frage nicht von politischen Rücksichten bestimmen lassen könne. Letzteres wird auch nicht nötig sein, wenn man nur die wirtschaftlichen Gesichtspunkte richtig auffaßt. Werden die erhobenen Abgaben in der vorgeschlagenen Weise ausschließlich zur Verbesserung der betreffenden Schiffahrtsstraßen verwendet, so droht doch dem österreichischen Export von der Oberelbe keine Gefahr. Ein Maximum der Belastung könnte ja leicht vereinbart werden. Schließlich werden sich die betreffenden Länder doch sagen müssen, daß die Freiheit der Schiffahrt erst dadurch für sie wertvoll wird, daß die deutschen Staaten die Elbestraße und die Rheinstraße in gutem Zustande erhalten.

Der Reichstag verhandelte ferner über den Gesetzentwurf, der die Kurpfuscherei einschränken soll. Da zeigte es sich wieder so recht, wie auch zu einem allgemein anerkannten Ziele sich die einwandsfreien Wege nicht leicht finden lassen. Es gibt da soviel Wenn und Aber, daß vermutlich dieses Gesetz, obschon die Auswüchse des Kurpfuschertums nach Abhilfe schreien, in den nächsten Reichstag hinübergeschoben werden muß.

Erfreulich ist, das die Reichstagskommission der Erledigung des Zuwachssteuergesetzes sich wieder ernstlich widmet, nachdem der Schatzsekretär durch eine gründliche und eindringliche Rede die vertagte Frage in neuen Fluß gebracht hat. Die Zeitungsnachricht, daß dieser Steuerentwurf schon so gut wie aufgegeben sei, ist alsbald dementiert worden. In der Tat, die Mehrheit, welche die Finanzreform mit kühnem Griff geschaffen hat, muß auch diesen Rest ihres Werkes fertig stellen, wenn auch von zweifelnden Freunden und listigen Gegnern die Schwierigkeiten noch so laut hervorgehoben werden. Das ist nicht bloß eine Ehrenpflicht, sondern eine finanzpolitische Notwendigkeit, da sonst die 5 Millionen für die Veteranenfürsorge und die 8 bis 20 Millionen Mehrkosten des neuen Militär-Quinquennats nicht gedeckt sind. Ueber die Notwendigkeit der militärischen Mehrkosten wird freilich noch besonders zu entscheiden sein; aber es ist kaum anzunehmen, daß der Reichstag erhebliche Abstriche wird machen können. Wenn wir bei dem neuen Quinquennat mit einem schließlichen Mehr von 20 Millionen auskommen, so müssen wir uns noch für gnädige Strafe bedanken.

Der englische Wahlkampf.

Das Parlament ist glücklich am 28. November aufgelöst worden, die Neuwahlen sind schon im Gange.

Die Unionisten haben die kurze Frist, die ihnen die liberale Regierung ließ, mit krampfhaftem Eifer ausgenützt. Zunächst wußten sie im Oberhause noch zwei Serien von Reformvorschlägen durchzudrücken. Einerseits die Roseberryschen Resolutionen, die dem Hause eine moderne Zusammensetzung geben wollen, anderseits die Resolutionen Landsdownes, die den Rest des oberhäuslichen Vetorechts dem Volk schmackhaft machen und für den Fall von Meinungsverschiedenheiten einen friedlichen Austrag sichern sollen. In den Wahlreden der unionistischen Führer wurde dann zu Beginn der Wahlhandlung eine schlau berechnete taktische Schwenkung vollzogen. Herr Balfour stellte das Referendum, d. h. die unmittelbare Volksabstimmung nach Schweizer Muster, über besonders wichtige und streitige Gesetze in den Vordergrund und erklärte die Bereitwilligkeit, auch die von ihm erstrebte Tarifreform zuvörderst der Volksabstimmung zu unterbreiten. Daran schloß sich natürlich die Frage: ob die Regierungspartei auch das frische Home Rule erst von der Volksentscheidung abhängig machen werde. Der Balfoursche Schachzug sah auf den ersten Blick wie eine schwächliche Preisgabe des Schutzzollgedankens aus. Er erklärt sich aus der Wahrnehmung, daß ein Teil der Wähler, der in der Oberhaus- und Home-Rule-Frage konservative Neigungen hat, an dem drohenden Schutzzoll Anstoß nimmt. Diese Besorgnis hofft man zu zerstreuen, indem man das Referendum in Aussicht stellt, also die Schutzzölle nicht von dem Ausfalle der jetzigen Wahlen abhängig macht. Dabei hoffen die Unionisten, daß die irische Frage nun erst recht zum Brennpunkt dieses Wahlkampfes werde, und daß die Antipathien gegen das katholische Irland bei den protestantischen Wählern von Altengland den Ausschlag geben. Natürlich bekämpfen die Liberalen das Referendum als eine grundstürzende Gefahr für die alte repräsentative Verfassung Englands und suchen den Wählern klar zu machen, daß die Lords und ihre Anhänger mit diesem „demokratischen" Angebot nur auf Stimmenfang für den Augenblick ausgingen. Trotzdem hat das Referendum allem Anschein nach doch eine gewisse Zugkraft, da es dem Selbstbewußtsein des souveränen Volkes schmeichelt. Es läßt sich auch nicht verkennen, daß die Selbständigmachung der irischen Insel im eigentlichen England manche Bedenken auslöst. Die eingewanderten Protestanten im Norden von Irland haben schon einen Kampf bis aufs Messer gegen Home Rule angekündigt und so die alten No popery-Instinkte sowie die Besorgnis um Erhaltung des inneren Friedens aufgereizt. Ferner arbeiten die Unionisten stark mit dem blendenden Vorwurf, daß die Irländer ihre Sache mit amerikanischen Hilfsgeldern betreiben und also das Ausland sich in britische Angelegenheiten einmischen ließen. Der Vorwurf ist nicht stichhaltig, da die armen Irländer, die in der Heimat geblieben sind, durchaus nicht die freiwilligen Gaben ihrer ausgewanderten und im Auslande emporgekommenen Brüder zurückzuweisen brauchen, — um so weniger, als durch solche Gaben vielfach auch die Pachtsummen aufgebracht werden, welche die englischen Landlords gern einstecken. Aber diese nüchternen Erwägungen werden nicht viel helfen, wenn erst die nationalen und konfessionellen Leidenschaften aufgeregt sind.

Die Regierungspartei rechnet freilich nach wie vor darauf, daß die Abneigung gegen die Peers über alle anderen Instinkte den Sieg davon tragen werde.

Die bisher gemeldeten Wahlergebnisse zeigen jedoch noch keine liberale Flutwelle. Nach den Aufrechnungen bis zum Vormittag des 6. Dezember hatten die Liberalen 6, die Unionisten aber 11 Mandate erobert. Im weiteren Verlaufe des umständlichen Wahlverfahrens kann es freilich noch ganz anders kommen; doch sieht es bisher noch nicht so aus, als ob die Liberalen die 100 Sitze, die sie im Januar verloren, ganz oder größtenteils wieder gewinnen könnten. Bleibt aber ihre Mehrheit schwach, so ist es fraglich, ob der König zu dem Umsturz des Oberhauses seine Macht bereit stellt.



Die treibende Kraft in der Politik.

Von P. Ernst.

Vor vier Jahren zog der Liberalismus Schulter an Schulter mit den Konservativen unter der nationalen Flagge in den Wahlkampf gegen die „Reichsfeinde", Zentrum, Polen und Sozialdemokraten. Jetzt stellt er sich immer offener auf die Seite der Umstürzler, und 1911 wird seine Parole lauten: Lieber rot als schwarz! aber auch: Lieber rot als blau! Lieber die vor vier Jahren in Grund und Boden verdammten Reichsfeinde, als die damaligen Bundesgenossen unter der nationalen Flagge! Und das ist wirklich die nämliche liberale, sogar „national"-liberale Gesellschaft, die damals das Vaterland retten mußte! Welch eine Komödie! Ist es möglich, daß man solchen Leuten noch etwas glaubt? Wie müssen sich die Konservativen jetzt vorkommen, die ihnen 1906 tatsächlich noch geglaubt zu haben scheinen! Was würden sie denken, wenn sie jetzt einmal die liberale Presse von damals nachlesen wollten?

1906 hat der Liberalismus nicht aus Haß gegen die Sozialdemokratie sein heuchlerisches „nationales" Feldgeschrei erhoben — 1911 wird er auch nicht aus purer Liebe zur Sozialdemokratie die seinen „Grundsätzen" weit mehr entsprechende Stelle an ihrer Seite einnehmen. 1906 ist für ihn nicht die Uebereinstimmung mit den politischen Grundsätzen der Konservativen bestimmend gewesen — 1911 wird nicht an erster Stelle die Abweichung von diesen Grundsätzen maßgebend sein. Bleibt also nur das Zentrum! Die liberale Presse könnte einen ganz Leichtgläubigen wirklich auf den Gedanken bringen, die Politik des Zentrums sei das rote Tuch, das 1906 den Ingrimm der liberalen Mannen gegen die angeblich an seiner Seite stehenden Sozialdemokraten entfachte, und welches eben jetzt den nämlichen fürchterlichen Ingrimm gegen die mit ihm verbündeten Konservativen wende.

Wenn nur nicht auch das wieder Heuchelei, schlecht verdeckte Heuchelei wäre! Was den Liberalismus bestimmt, ist überhaupt viel weniger die Politik — es ist die Religion! Ist das Zentrum auch keine „konfessionelle Partei", so ist es doch ein Hort der Religion, eine Stütze für Thron und Altar. Und das nämliche gilt von den Konservativen. Bei Dingen aber, die mit der Religion nichts zu tun haben, handeln diese Parteien auch nicht nach rein religiösen Gesichtspunkten. Nur die Partei, die es über sich bringt, sich national zu nennen, und nationale Politik als Feldgeschrei auszugeben, um dann bald nachher mit dem von Nationalismus und Patriotismus übervollen Herzen ins Lager der Umsturzpartei abzumarschieren — nur die Partei, die ein Blatt zu ihren Hauptvertretern zählt, das „gestern mit dem rüdesten Freidenkertum den Glauben an Gott in die Rumpelkammer warf und heute ‚bewegten Herzens' die Sache abtrünniger Theologen ‚Gott anheimgibt' (!) — nur eine solche Partei bringt es fertig, die Trennung von Religion und Politik zu proklamieren und in Wirklichkeit immer und überall aus antireligiösen Gründen und Instinkten heraus zu handeln.

Religionsfeindlichkeit war der Grund, der diese ganze Gesellschaft an die Seite eines Ferrer und damit in die große, unvergessene Blamage hineintrieb. Natürlich unter der Devise „Humanität"! Religionsfeindlichkeit war der Grund, der einer rheinischen liberalen Stadtmehrheit den traurigen Mut gab, Klosterfrauen aus einem Krankenhause zu entlassen, obwohl die Pflege anerkanntermaßen tadellos — und billiger war. Während doch sonst wenigstens vor dem Geldbeutel gar manches haltzumachen hat. Religionsfeindlichkeit war und ist der Grund für so viele andere Erscheinungen, von denen in der „Allgemeinen Rundschau" schon so mancher Strauß den Komödianten dargeboten wurde. Die Religionsfeindlichkeit der Liberalen wird auch in immer steigendem Maße die treibende Kraft für die ganze politische Konstellation in Deutschland. Der Liberalismus ist in Wahrheit ein konfessionelles, immer aus konfessionellen, aus antikonfessionellen und antireligiösen Motiven handelndes Parteikonglomerat, ausschließlicher noch als der rote Bundesbruder.

Eine Klärung in dieser Frage kann nur von Nutzen sein. Mag darum der Liberalismus nur immer mehr seine Maske lüften. Dann wird man auch auf protestantischer Seite den gemeinsamen Feind immer besser erkennen. Es gibt Gott sei Dank noch christliche Elemente genug, die zu einer unüberwindlichen Schutzmauer um Thron und Altar sich zusammenschließen könnten und sollten.

Aus tiefstem Herzen.

Herr, ich will nicht bei den Menschen sein,
Die in selbstgerechtem Ruhm sich brüsten,
Die, weil fern blieb jede Erdenpein,
Der Versuchung heisses Glutgelüsten,
Nun auf hehren Gletscherhöhen thronen,
Hochentrückt ob allem Erdenschlamm,
Und sich würdig halten aller Kronen,
Aller Ehren vor dem Gotteslamm . . . . .

Nein, bei stillen Menschen lass mich weilen,
Auf die mild ein Strahl der Gnade fiel,
Ihre Lebensarbeit lass mich teilen
Und ihr Streben nach dem höchsten Ziel!
Wenn wir dann im Staub des Alltags wandern,
Aller Blicke an dem Streifen Licht,
Den ein jeder freudig zeigt dem andern,
Der am Horizont aus Wolken bricht —
Dann, ja dann mag's plötzlich uns geschehen,
Dass wir dich, o Herr, am Wege sehen
Segnend leis an uns vorüber gehen!

Anna Freiin von Krane.

Die internationale Freimaurerei.

Von Dr. Paul Maria Baumgarten, Rom.

Seitdem ich in diesen Spalten meinen Aufsatz über Ferrer und seine Eigenschaft als Großlegat der internationalen Logenwelt habe veröffentlichen können, scheint diese lichtscheue Gesellschaft ihre Zeit für gekommen zu halten. Genau wie die französische Revolution in der Hauptsache eine von England aus eingeleitete und sachverständig durchgeführte Scheußlichkeit der Logen war — das steht durch neuere Forschungen über allem Zweifel erhaben fest —, so soll jetzt Europa, und zwar zunächst die lateinischen Völker, in Behandlung genommen werden.

Nach der „Semana roja" von Barcelona kommen die überaus bezeichnenden Verhandlungen des portugiesischen Großmeisters der Freimaurerei mit dem Minister der äußeren Angelegenheiten Englands, Grey, wenn auch nur durch Mittelspersonen. Und in England hatte man, wie stets, volles Verständnis für die hochverräterischen Ziele der Portugiesen und begünstigte sie. Darauf kam der 20. September und mit ihm die freche Rede des Ehrengroßmeisters der italienischen Maurerei gegen Papsttum und Kirche. Als dann Briand sein Ministerium neu zusammensetzte, zwang ihn die Loge, endlich auch ihren Großmeister, Laferre, in das Kabinett aufzunehmen, denselben, der das bübische Zettelsystem, „l'affaire des fiches", als einzigster in der Kammer zu verteidigen gewagt hatte. Als endlich die Stadtverordneten von Quebec in Canada zusammen mit ihrem Bürgermeister einen geharnischten Einspruch gegen die Schmährede Nathans erließen, glaubte dieser sich wieder hervorwagen zu dürfen und schrieb einen schier unglaublichen Brief an den Bürgermeister, den sogar die italienischen Helfershelfer Nathans, wenigstens in der Oeffentlichkeit abzulehnen gezwungen waren, weil er zu frech war.

Diese Reihe von Tatsachen, hinter denen eine große Menge anderer Dinge verborgen sind, ist der klare Ausdruck für die den romanischen Ländern zugedachte Fürsorge der internationalen Freimaurerei unter der Patenschaft der englischen gewissenlosen Politiker, soweit dieselben unter dem Einflusse der Logen stehen.

Es ist den handelnden Personen durchaus gleich, ob es ihnen zuerst gelingt, den Thron und dann den Altar zu stürzen, oder umgekehrt. Gewiß ist ihnen auf jeden Fall der doppelte Erfolg, gleichgültig, ob der Thron, um sich zu halten, ihnen in allen kirchenfeindlichen Maßnahmen freie Hand läßt. Es ist ein ganz verhängnisvoller Irrtum, wenn die Herrscher glauben, ihre Monarchie retten zu können dadurch, daß sie den Glauben an die freimaurerischen Henker ausliefern. Für diese Erscheinung ist der neueste Fall mit Portugal wieder so überaus bezeichnend.

Da man in Frankreich und Italien noch nicht in unmittelbarer Weise ans Ruder kommen konnte, so erzwang die

Loge neben zahlreichen untergeordneten Dingen in Italien und Rom die Wahl ihres Ehrengroßmeisters Nathan zum Bürgermeister der Stadt, um damit den Papst persönlich aufs tiefste zu treffen, und in Frankreich die Aufnahme ihres wirklichen Großmeisters Laferre zum Minister. Das sind nur die Vorspiele für weitere Taten, die nicht lange auf sich warten lassen werden.[1])

In Spanien, dessen Republikaner fast ausnahmslos den Logen angehören, ist die Lage ganz gefährlich zugespitzt, weil Canalejas, auf die lebhaft steigende Zahl der Republikaner vertrauend, sein höchst zweideutiges Spiel mit der Monarchie treibt. Wer es als Schwarzseherei bezeichnet, wenn man auf die starke, durch in- und ausländisches Geld bewirkte Vermehrung der Feinde des Thrones in Spanien hinweist, dem ist nicht zu helfen. Und daß auch die englischen Logen wiederum dabei ihre Hand im Spiele haben, dürfte für den Kenner der Verhältnisse ganz zweifellos sein, obschon die spanische Königin eine Engländerin ist. Ueber solche Zwirnsfäden stolpern sie nicht.

Nebenbei mag erwähnt werden, daß die internationale Freimaurerei in der Türkei sich schon einen Einfluß gesichert hat, der gefährlich zu werden droht. Vielfach geht die Vermittlung der „Geschäfte" durch den Palazzo Giustiniani hier in Rom, andere Fäden weisen nach Norden hin.

In den nächsten Jahren — oder ob es vielleicht nicht einmal mehr Jahre dauern wird? — darf man sich auf entscheidende Schläge gefaßt machen, zumal die Sozialdemokraten aller Färbungen, die Radikalen jeder Art und die meisten Anarchisten nach und nach alle Freimaurer werden, oder doch mit den Bestrebungen der Loge völlig einverstanden sind. Die Herren Genossen in Deutschland mögen auch einmal eine Untersuchung anstellen, wie viele ihrer führenden Geister vielleicht heute schon Freimaurer sind oder doch völlig freimaurerisch durchseucht sind. Ich glaube, man könnte bei einer solchen Umschau ganz artige Ueberraschungen erleben. Wenn so viele verschiedene, aber allesamt kirchen- und glaubensfeindliche Elemente international zusammenwirken, und sie der Reihe nach ihre Anstrengungen auf die Punkte minoris resistentiae in Süd- und Westeuropa richten, dann dürfte es allmählich auch für die Vertrauensseligsten klar werden, daß nur ganz energische Maßregeln hier Einhalt und Besserung bringen können.

1) Der Brüsseler „Patriote" weist darauf hin, daß zahlreiche belgische Offiziere Freimaurer sind, und daß auch das Organ „Belgique Militaire" völlig unter dem Einfluß der Loge steht. Der sozialistische „Peuple" rühmt sich, daß Vandervelde nach den Kammerskandalen vor dem Königspaare von Offizieren Briefe erhalten habe, welche seine Partei beschwören, um jeden Preis voranzugehen.

Kardinal Fischer zur Gewerkschaftsfrage und zu den neuen päpstlichen Dekreten.

Der Kölner Kardinal-Erzbischof Dr. Fischer hat nach seiner Rückkehr von der Romreise ein Hirtenschreiben erlassen, das unter anderem folgende bemerkenswerte Ausführungen enthält:

„Ich mache euch aber noch besonders aufmerksam, daß ihr in eurer schlichten kirchlichen Gesinnung euch nicht verwirren und beunruhigen lasset durch allerlei Gerede, wie es — wohlgemeint oder auch in schlimmer Absicht? — seit Wochen schon verbreitet wurde und teilweise noch verbreitet wird. Man sprach von bevorstehender Verurteilung der einen oder anderen unserer Organisationen; man sprach von einer drohenden Spaltung unter den deutschen Katholiken; man sprach gar von einem Riß im deutschen Episkopat. Und was für abenteuerliche Sachen hat man nicht in der Presse des In- und Auslandes erzählt über meine Romreise! Noch jetzt fahren gewisse Blätter fort, in gleichem Sinne zu schreiben und leichtgläubige Leser irre zu führen; es hat fast den Anschein, als wüßten sie besser, was meinerseits mit dem Heiligen Vater und seinem Staatssekretär besprochen worden ist, als ich selber. Ich wiederhole, geliebte Erzdiözesanen: laßt euch nicht verwirren und nicht beunruhigen!

Der Heilige Vater denkt gar nicht an irgendwelche Verurteilung irgendeiner unserer Organisationen. Im Gegenteil, er belobt und segnet sie. Wir können, sollen und wollen sie weiter erhalten und immer mehr entwickeln. Klebt ihnen Unvollkommenes an, so werden wir es beseitigen, werden uns bemühen, sie immer vollkommener zu gestalten im Interesse der heiligen Sache, der wir dienen und zum Wohle unseres Volkes. Das ist nicht die bloße Ansicht eures Erzbischofes: es ist die Gesinnung des Heiligen Vaters. Ich füge noch eigens bei, daß der Papst mit Entschiedenheit erklärt hat, daß er in der sogenannten Gewerkschaftsfrage nach wie vor den bisherigen Standpunkt einnehme, nämlich daß er den beiden Richtungen, die in dieser Hinsicht in Deutschland bestehen, gleichmäßig neutral gegenüberstehe. Das dient zur Beruhigung für unsere katholischen Arbeiter, die den „christlichen Gewerkschaften" beigetreten sind oder beizutreten gedenken. Nur knüpfe ich daran, wieder im Sinne und Geiste des Heiligen Vaters, zwei Bemerkungen. Erstens wird es für die Zukunft immer mehr unser Bestreben sein, neben den Gewerkschaften unsere spezifisch katholischen Arbeiterorganisationen — Arbeitervereine, Jünglingsvereine, Gesellenvereine, Kongregationen usw. — weiter auszubauen, sie nach Möglichkeit zu fördern und so den religiösen, den katholischen Geist in unserer braven katholischen Arbeiterwelt zu pflegen und zu vertiefen. Zweitens (und das liegt dem Heiligen Vater und eurem Erzbischof besonders am Herzen): möge nunmehr endlich aller Hader und Zwist zwischen den beiden Richtungen auf gewerkschaftlichem Gebiete aufhören! Mögen dieselben, wenn nicht miteinander, so wenigstens nebeneinander wirken, ohne sich gegenseitig, zur Freude der Gegner, zum Schaden der Arbeiterwelt, zum Aergernis für weite Kreise, zu beschuldigen und zu befeinden! Alle, die es angeht, haben in dieser Hinsicht eine ernste Verantwortung. Alle, die Einfluß haben, mögen gewissenhaft in diesem Sinne wirken!

Man hat auch mehrfach unternommen, Unruhe und Verwirrung zu verbreiten infolge einiger neuer Dekrete des Heiligen Stuhles. Bezeichnenderweise war gerade diejenige Presse, die sonst die Interessen der Katholiken nicht zu vertreten pflegt, am geschäftigsten bei der Hand. Ich wiederhole auch hier, geliebte Erzdiözesanen: Laßt euch nicht beunruhigen, sondern habt Vertrauen zu dem obersten Hirten der Kirche, der in seinem heiligen Amte vom Geiste Gottes geleitet wird, und zu euren Bischöfen. Auch diese Angelegenheit habe ich mit dem Heiligen Vater besprochen, und er hat bereitwillig mir und den übrigen deutschen Bischöfen in der Hinsicht gewisse Vollmachten gegeben, wie sie unseren Verhältnissen entsprechend sind."

Der bayerische Episkopat gegen die glaubens- und sittenlose Presse.

Die Erzbischöfe und Bischöfe Bayerns haben eine bemerkenswerte Kundgebung gegen die verderbliche Presse erlassen, die am Sonntag, 4. Dezember, von allen Kanzeln verlesen wurde. Die Verlesung soll alljährlich vor Weihnachten wiederholt werden.

„Es ist Uns, vielgeliebte Diözesanen, zu einer ernsten und heiligen Pflicht geworden, Euch vor Erscheinungen der Neuzeit zu warnen, die eine schwere und unmittelbare Gefahr für Euer Glaubens- und Sittenleben sind.

Wir meinen hier die Ausschreitungen einer Presse, welche offen die Lehren unserer heiligen katholischen Kirche bekämpft und die guten Sitten verletzt. Solche Preßerzeugnisse zu lesen ist eine Sünde gegen den Glauben und gegen die Gebote des Herrn. Darum ist es eine heilige Gewissenspflicht für Uns, Euch davor zu warnen und eine heilige Gewissenspflicht für Euch, auf diese warnende Stimme Euerer Oberhirten zu hören.

Ihr alle wißt, daß der katholische Glaube, dieses höchste Gut und edelste Kleinod der Seele, wofür die größten Männer der Kirche Blut und Leben eingesetzt haben, durch eigene Schuld verloren gehen kann. Eine solche Schuld mit ihrer ganzen schweren Verantwortung vor Gott und Euerem Gewissen liegt vor, wenn Ihr Tagesblättern und Zeitschriften den Eingang in Euer Haus und in Euere Familien gestattet, welche das Bestreben haben, Euch um Eueren Glauben, um die Achtung und Liebe zur Kirche und deren Diener zu bringen, Blättern, welche Erzählungen und Bilder enthalten, die ein wahrer Hohn auf die christliche Sitte sind. Ihr werdet Eueren eigenen Kindern zum Aergernis und zu Verführern, wenn Ihr ruhig zuseht, wie solche Blätter und Zeitschriften mit ihrer bald abstoßend rohen, bald bestechend feinen Sprache Tag für Tag das Heiligtum Euerer Familien entweihen.

Wir bitten und beschwören Euch: Laßt es nicht darauf ankommen, daß das furchtbare Wehe, welches der Herr und Heiland über den Aergernisgeber ausgesprochen hat, auf Euer Haupt komme! Hört darum auf die Stimme Euerer Oberhirten, denen die Sorge für Euer aller Seelenheil dieses ernste Mahnwort zur Pflicht macht! Verwehrt den Eingang in Euer Haus allen Blättern, allen Zeitschriften, Kalendern, Büchern, Broschüren usw., die es darauf abgesehen haben, Glauben und Sitte, Achtung vor kirchlicher und staatlicher Autorität zu untergraben.

Erinnert Euch der Mahnung des Herrn: „Wer euch hört, der hört mich; wer euch verachtet, der verachtet mich."



Träume.

Und wieder grüss ich unter hohen Bäumen
Mein liebes Elternhaus nach langer Zeit,
Und wieder leb' ich in den holden Träumen
Von Jugendzeit und Kinderseligkeit.

Dort liegt das Zimmer, wo vorm Schlafengehen
Die Mutter uns den Abendsegen sprach,
Und wo ich manches Mal beim wilden Wehen
Der Winterstürme wach im Bettchen lag.

Und an der Diele dort das kleine Zimmer,
Drin wir uns Winters um den Herd geschart,
Grossmütterchen beim trauten Lampenschimmer
Von Nikolaus erzählt und seiner Fahrt.

Und all die lieben altvertrauten Räume,
Und all die Plätze meiner Jugendzeit . . .
Da kommen, kommen immer wieder Träume
Von längst entschwundner Kinderseligkeit.

Fritz Flinterhoff.

Eine Christus-Woche in München.

Wollte ein Kulturhistoriker späterer Jahrhunderte eine Kulturgeschichte unserer Tage auf Grund unserer täglichen Plakate schreiben, so könnte er seit Beginn des XX. Jahrhunderts ein allmähliches Beginnen religiöser Bewegung verfolgen, die sich seitdem unablässig gesteigert und bereits weiteste Kreise gezogen hat. Diese religiöse Bewegung möchte ihm ebenso mächtig und tiefgehend erscheinen wie die gleichzeitigen sozialen und politischen Strömungen. Während bei Beginn meist christusfeindliche Elemente das Feld beherrschten, wagten sich erst allmählich auch positiv gläubige Redner vor, und heute ringen beide Richtungen mit Aufbietung aller geistigen Kräfte und modernen Hilfsmittel um den Sieg. In vergangenen Zeiten schallte der begeisternde Ruf „Gott will es“ durch die Lande und entfachte heiligen Glaubenseifer zu bewunderswertem Opfermut. Heute wirken, noch ehe das persönliche Wort des Redners zündend an das Herz seiner Zuhörer appelliert, bereits Tage, ja Wochen zuvor weithin sichtbare Plakate durch ihre objektive Gestalt: freudig erhebend auf den christusgläubigen Bekenner, den aggressiven Gegner gemahnend an die noch immer lebendige Kraft der alten religiösen Ideen. Und das stumme Wort dieser Einladungen — in gewisser Weise wirksam auf jeden Beschauer — findet beim lebhaften Interesse des Volkes an den bewegenden religiösen Zeitfragen stets lebhaftes Echo. Viele Tausende hatten sich denn auch in dieser Woche — sie war in Wahrheit eine „Christuswoche“ für die Metropole Bayerns — geschart um einen der glänzendsten Redner der Länder deutscher Zunge. Und was der gewaltige Saal des Münchener Kindl-Kellers nicht zu fassen vermochte — der Saal faßt nach Angabe der Kenner 6000 Menschen; lange vor Beginn der Versammlung mußte er polizeilich gesperrt werden — hatte den nahe gelegenen weiteren großen Saal des Bürgerbräukellers in Bälde gefüllt. Im ganzen nahmen demnach gegen 10000 Menschen an der Kundgebung teil. Es war ein gewaltiges treues Bekenntnis zu Jesus Christus, der auch in unseren Tagen für ungezählte Tausende noch Fundament und Eckstein ihres Lebens ist, ein Bekenntnis von so urgewaltiger Macht und Kraft, daß es wohl selbst dem Gegner die dauernde Lebenskraft des Evangeliums unwiderstehlich bewies. Meisterhaft hatte der Redner, Prof. Meyenberg aus Luzern, sein Thema, Jesus Christus im Lichte der Kritik und der Evangelien, behandelt. In kraft- und lebensvoller Weise ließ er Christus im Wandel der Kritik der Jahrhunderte vor den Augen seiner Zuhörer vorüberziehen. Voll Wärme und Glaubensglut zeichnete er ein Bild des Herrn nach den Evangelien. Unwillkürlich drängte sich der Gedanke auf: wahrlich ein Mann, den des Volkes religiöse Not und Glaubenshunger erbarmt, der ihm Brot des Lebens spenden will in gottbegnadeter Redefülle. Und auch der Referent der zweiten Versammlung, der Kapuzinerpater Canisius, verstand es, seine Hörer zu treuem Bekenntnis zu Christus zu entflammen. Der freudige Beifall für beide Redner war eine beredte Bejahung der Frage: „Lebt Jesus?“, eine Bejahung nicht nur aus dem Herzen der sozialen Unterschichten unserer modernen Großstadt, auch aus dem Munde der höheren Klassen, die sich hier zum begeisterten Bekenntnis des Glaubens eingefunden hatten.

Im vornehmen Konzertsaal des Hotels „Vier Jahreszeiten“ hatte sodann der Katholische Frauenbund eine Versammlung anberaumt mit Professor Meyenberg als Referenten. Eine illustre Gesellschaft, natürlich meist Damen — auch mehrere Prinzessinnen des Königlichen Hauses waren anwesend — war dem Rufe gefolgt. Der Redner behandelte das Thema „Christus und der moderne Mensch“, im wesentlichen die gleichen Gedanken wie an den beiden ersten Abenden. Christus und der geschichtlich kritische Blick des modernen Menschen, Christus und die grundsätzliche Stellung des modernen Menschen, Christus und das innere Verhältnis des modernen Menschen zu ihm: das Erleben Christi. In diesen drei Leitgedanken schilderte Redner die Ohnmacht der Kritik gegenüber dem Christusproblem, um dann seine Hörer zur Sonnenhöhe der Gottessohnschaft Christi zu führen und sie in Glauben, Demut, Sinn für Wahrheit, Gerechtigkeit und sozialem Fühlen mit Christi Geist zu erfüllen. Manche Ausführungen, speziell das Bild des leidenden Jesu und die Grundlinien des persönlichen Verhältnisses zu Christus, waren von meisterhafter Diktion und hinreißender Wärme und Begeisterung: Christus gestern, heute und in Ewigkeit als Schlußwort hat gewiß gerade auf Grund dieses persönlichen Hineinversenkens seiner Hörer in Christus begeistertes Echo gefunden.

Mit dieser glänzenden Versammlung (über die Akademikerversammlung im Hotel Union vgl. weiter unten) fand die Christuswoche ihr rühmliches Ende. Das katholische Aktionskomitee kann wahrhaft mit Genugtuung sein Werk schauen. Tausende hatten freudig die Gelegenheit benützt, sich aufs neue in ihrer religiösen Ueberzeugung stärken zu lassen. Dieser Gedanke mag dem Komitee wie dem Redner alle die Mühen entlohnen, speziell dem Referenten, dessen Kräfte durch die drei Versammlungn stark in Anspruch genommen waren. Vielleicht ließe sich aber das Gesamtthema bei ähnlichen Versammlungen in seine drei Gedanken zerlegen, wovon jeder in eigenem Vortrage behandelt würde. Mancher nur angedeutete Gesichtspunkt ließe sich dann weiter ausführen, und die Fülle des Materials stellte nicht die hohen Anforderungen wie bei der gedrängten Darbietung all des Stoffes in einem Vortrag. Es waren wieder einmal Tage der Tat, auch eine Frucht des Wirkens der Gegner. Wohl scheint es, als hätte sich die Philosophenschule der Neuplatoniker, die 529 zu Athen geschlossen ward, im heutigen Isar-Athen wieder geöffnet, um mit gleicher Feindschaft wie damals das Christentum zu bekämpfen. Doch der Ewigkeitswert des Evangeliums, in kraft- und lebensvoller Weise dem modernen Menschen geboten, vermag auch heute noch Tausende und Abertausende aller Gesellschaftsklassen zu entflammen zu höchster religiöser Erhebung. Dies hat die Christuswoche in München mit voller Kraft erwiesen. Nicht mutloses Verzagen ist die Forderung der ernsten Zeit, sondern felsenfeste Hoffnung auf die siegreiche innere Stärke des Christentums und unentwegte Arbeit, gerade diese innere religiöse Kraft der christlichen Ideen der Menschheit nahezubringen.

Dr. J. B. Aufhauser.

Der Akademiker im Kampf um Christus.

Von Georg Stipberger, Stadtpfarrprediger, München.

Sie können uns das ererbte Ideal des Gottmenschen nicht rauben, weder die flammenden Dithyramben Nietzsches noch die scharfgezielten Pfeile der Evangelienkritik, weder die lockenden Phantasmen neuester Christusromane noch die geschmacklosen Hypothesen moderner Jesuspsychologie. Am Ende bricht immer wieder die tiefe Glut einer unfaßbaren Persönlichkeit durch die Ruinen, welche die liberale Theologie geschaffen hat, und der scheinbar Besiegte hat die Siegerin überwunden.

In allen Schichten des Volkes regt sich das lebendigste Interesse für die Großfragen und Großtaten der Religion. Die Welt steht auf im Zeichen Christi. Sie drängt im Zwiespalt ihrer technischen Ueberproduktion und ihrer religiösen Verkümmerung nach der alten Synthese, welche dem Dasein Wert verleiht: „Christus war nicht bald Ja, bald Nein, sondern Ja ist in ihm gewesen“ (II. Kor. 1, 19). Daß gerade in den gebildeten Ständen das Suchen nach einem religiösen Ideal immer wieder an Genesareths Ufern ankern muß, erklärt sich aus der

über Zeit und Menschengeist ragenden Kraftfülle Jesu, der auch einem Forscher wie Nikodemus Meister zu sein vermochte.

Dieses Interesse fand seinen Weg nicht zuletzt in die akademischen Kreise, von denen aus Höhe und Tiefe aller Bildung in der Nation bestimmt wird. Die katholischen Hochschulstudierenden Münchens samt illustren Ehrengästen und den Vertretern des Philisteriums hatten sich am Abend des letzten Novembertages im großen Saal des Hotel „Union" versammelt, um unter Professor Meyenbergs bewährter Führung sich Bahn ins Hochgebirge der Leben Jesu-Probleme zu schaffen und von freier, lichter Höhe aus des alten Väterglaubens von neuem sich zu freuen. Von Reimarus bis zu Drews lösen sich in steter Antithese und modifizierter Wiederholung Schwierigkeiten ab, deren tiefste Quellen nicht in der Geschichte, sondern in der Philosophie fließen. Die Entwicklung des Christusproblems bietet ein klassisches Beispiel jener historischen Methode, die ihre Grundlagen bei reinen Abstraktionen des Augenblickes sich erborgt und so die markigen Linien der Tatsachen verzeichnet und verflüchtigt. Der Lebensbaum des Evangeliums, der in der apostolischen Zeit stark und klar verwurzelt ist, trägt auch heute noch aus frischem Stamm mächtige Zweige, Schatten und Früchte allen Wahrheitssuchern bietend. Des Gottmenschen sittliche Kraft und seine Bergpredigt bieten Fundamente, auf denen jede Fakultät menschlicher Forschung ihren Dombau aufführen kann. Christus vincit, regnat et imperat!

Die Hörer dieses Vortrages haben ihrer Ueberzeugung freudigen Ausdruck gegeben. Christus geht durch die Lande und sucht wieder Jünger, Jünger aber vor allem unter denen, darauf die Hoffnungen einer arbeitsvollen Zukunft stehen.

Die katholischen Akademiker, Inkorporierte und Nichtinkorporierte, haben in machtvollem Zusammenschluß sich selbst besonnen und gewonnen, großen Herzens Großes für den Größten der Weltgeschichte zu wagen. Es gilt mit dem vornehmen Takt akademischen Ernstes Positives zu schaffen; nicht in der Polemik edle Kräfte zu vergeuden, sondern die Majestät der alten Ideale kennen und anerkennen zu lernen, solide Kenntnisse sich anzueignen und mit der Gewalt des Wissens das Evangelium zu verstehen: „Dein Wort ist Wahrheit" (Joh. 17, 17). Dieser Ruf zur Arbeit und zur Lebensfreude im Lichte eines pflichtbewußten und sittenreinen Wandels hat die gläubigen Studierenden geeint und wird sie in Einem erhalten durch den „katholischen Akademikerausschuß".

So klang es wie eine durch Erfahrung und höhere Autorität gefestigte Bestätigung jugendlicher Ideale, als Se. Exzellenz der Hochwürdigste Herr Erzbischof Dr. Franziskus von Bettinger in bewegten Worten von des Glaubens und des Charakters Größe in der Macht der Einheit sprach. Und über der Versammlung stand in leuchtenden Zügen geschrieben des Meisters Frohbotschaft: „Feuer zur Erde zu senden bin ich gekommen, und was will ich anderes, als daß es lodere" (Luk. 12, 49).

Wohin soll ich mich wenden — —

Wohin soll ich mich wenden,
Wenn nicht an dich, o Gott!
Du kannst mit starken Händen
Mir wehren Hohn und Spott.

Wer will mein Leid wohl stillen,
Wenn du, mein Vater, nicht!
Nach dessen Schöpferwillen
Mein Auge trinkt das Licht!

Ob sich auch Wolken ballen
Zu Bergen riesengross —
Und wär die Sonne gefallen
In eines Abgrunds Schoss:

Du siehst mich dennoch liegen
Im Staub der Niedrigkeit —
Und meine Seufzer fliegen
Zu dir durch Raum und Zeit.

So weit auch Welten wogen
Im uferlosen Meer:
Der Liebe Regenbogen
Spannt doch sich drüber her.

Du hast dem Trost versprochen,
Der bittet für und für;
Drum soll mein Rufen pochen
An deines Himmels Tür.

Ich will mit fleh'nden Armen
Dein Antlitz zu mir ziehn,
Bis dass durch dein Erbarmen
Mich Angst und Kleinmut fliehn.

Du bist ja doch der Gute
Und voll Barmherzigkeit —
Dir kann mit treuem Mute
Ich klagen all mein Leid — — —.

J. Fritzen.

Rekruten-Vorbereitungskurse.

Von Kaplan Clemens, Gelsenkirchen.

Neuland ist es gleichsam, das in der Obsorge für den Soldatenstand der modernen Seelsorge sich erschlossen hat. Kaum ist dieses Gebiet seit einigen Jahren erforscht und durch praktische Versuche sondiert worden, so erscheint es gleich in seiner Vielgestaltigkeit als Vorsorge für die Rekruten, Fürsorge für die Soldaten und Nachsorge für die Reservisten. Besonders zur Vorsorge für die Rekruten ist viel, recht viel geschehen. Man hat die Notwendigkeit dieser Art Seelsorge allgemein anerkannt, Armeebischof Vollmar hat in seinem kirchlichen Amtsblatt eindringlich darauf hingewiesen, der jüngste Katholikentag hat ihr warme Worte der Empfehlung gewidmet, eine eigene Zentrale mit dem Sitze in Aachen ist ins Leben getreten, an deren Spitze der so rührige Oberstleutnant a. D. Hasse seines Amtes waltet.

Ueber die Notwendigkeit der Vorbereitung unserer Rekruten besteht also wohl keine Meinungsverschiedenheit, anders ist es immerhin mit der Art und Weise, wie die Vorbereitung stattfinden soll. Und da meinen wir, nach der praktischen Erfahrung und auch aus der Sache selbst heraus behaupten zu dürfen: Es kann nicht mehr heißen Aachener System oder geschlossene Exerzitien, sondern es muß heißen, Aachener System und Exerzitien. Niemand leugnet, daß das Ideal der Vorbereitung die geschlossenen Exerzitien sind, und es sollte die Sorge aller sein, die es gut mit unseren Rekruten meinen, möglichst alle in die Exerzitien hineinzubringen. Wird das aber, und das ist die wichtige Frage, praktisch möglich sein? Ohne Aachener System nicht. Was hilft es uns, wenn die besseren Jungen die Exerzitien mitmachen, diejenigen aber gerade ohne Vorbereitung bleiben, die sie am nötigsten haben? Unser Streben muß es sein, allen die außerordentlichen Wohltaten der Vorbereitung zuteil werden zu lassen.

Man hört wohl über die Turn- und Schwimmübungen, wie sie das Aachener System mitvorsieht, abfällige Urteile. Nun, wir sind ganz gewiß auch der Ansicht, daß diese leiblichen Uebungen nicht die Hauptsache sind. Sie sollen eigentlich nicht Selbstzweck, sondern mehr Mittel zum Zweck sein. Einen großen Teil der jungen Leute bekommen wir erst dann in die wichtigeren geistigen Uebungen hinein, wenn wir ihnen auch die erstgenannten bieten. Das in Abrede stellen, heißt seine Augen der Wirklichkeit verschließen. Aber abgesehen davon kommen die Körperübungen, ohne daß sie der soldatischen Ausbildung vorgreifen wollen, manchem Rekruten für die ersten Tage auf dem Kasernenhofe außerordentlich zugute.

Auch hier in Gelsenkirchen haben wir es in diesem Jahre zum ersten Male mit einem Vorbereitungskursus versucht. Mit wenig, recht wenig Zuversicht traten wir an die Sache heran. Sind die jungen Leute einmal ins Stadium der Militärpflichtigkeit eingetreten, sind sie ja leider zum weitaus größten Teil unseren katholischen Vereinen untreu geworden und haben sich damit auch dem direkten Einfluß des Seelsorgers entzogen. Der Prozentsatz derjenigen, die auch dann noch mittun, ist ein beschämend geringer. So ist es hier, so wird es auch anderswo sein, wenn auch das Verhältnis vielleicht unter besseren Umständen einmal ein besseres sein kann. Aber „frisch gewagt, halb gewonnen!" Wir luden alle katholischen Rekruten des Dekanats Gelsenkirchen, nicht bloß die Vereinsangehörigen, zu einer Vorbesprechung ein. Und siehe da! Es kamen viel mehr als wir erwartet hatten, ja sogar mehr als wir Rekruten in unserm Vereine zählten. Man sah Gesichter wieder, die lange dem Blicke des Vereinspräses sich entzogen hatten. Das gab uns frohen Mut zum Werke.

In einem Einleitungsvortrage wies der Leiter des Kursus hin auf den Zweck der Rekrutenvorbereitung, betonte eindringlich ihre Notwendigkeit und legte dann einen Arbeitsplan kurz vor. Dieser fand seitens der Rekruten freudige Aufnahme. Seitdem, es war gegen Ende Juli, versammelten sich die Rekruten allwöchentlich Donnerstag abend punkt 8 Uhr im Katholischen Gesellenhause, das im Zentrum der Stadt liegt. Immer mehr trugen sich ein in die Liste der Teilnehmer, bis wir die Zahl 122 erreichten. Um 8 Uhr begann jedesmal im Vortragssaal ein Vortrag meist religiös-sittlicher Art, der höchstens eine halbe Stunde dauerte. Das Trinken unterblieb während des Vortrages auf Wunsch der Rekruten gänzlich. Im Anschluß an den Vortrag fanden unter Leitung von zwei, später gar drei Unteroffizieren des hiesigen Bezirkskommandos turnerische Uebungen im Turnsaale statt. Den Schluß des Abends bildete jedesmal eine gemütliche Schlußsitzung bei einem Gläschen Bier und kameradschaftlichen Liedern. Die Vorträge schlossen sich an die von Präses Hurtz herausgegebenen an, wurden aber immer wieder von anderen Herren gehalten. Den Vortrag über die entsetzlichen Folgen eines sittenlosen Lebens beim Militär hielt in dankenswerter Weise ein hiesiger Arzt, Herr Sanitätsrat Dr. Falkenberg. An einem Abend beehrte uns der Herr Oberstleutnant des hiesigen Bezirkskommandos mit seinem Besuche. Immer wieder wurde dann während der Vorträge auf die Rekrutenexerzitien hingewiesen, so daß sich eine ansehnliche Zahl dafür anmeldete. Aus einer Pfarrei, deren Geistliche besonders eifrig und persönlich auf die Rekruten und deren Eltern eingewirkt hatten, nahmen sämt-

liche Kursteilnehmer auch an den Exerzitien teil, 17 an der Zahl. Die Präsides der Vereine trugen Sorge, daß den Rekruten, soweit sie den Vereinen angehörten, die Unkosten für die Exerzitien ganz oder zum Teil aus der Vereinskasse vergütet wurden.

Wir hatten mit einem gewissen Zagen begonnen, und es klappte alles so vorzüglich. Und so konnten wir dann zum Schluß ein schönes Abschiedsfest feiern, zu dem auch die Eltern und erwachsenen Angehörigen der Rekruten in außerordentlich großer Zahl erschienen waren. Der Herr Oberstleutnant Grote vom Bezirkskommando, der unserer Einladung in dankenswerter Weise gefolgt war, richtete nach einer turnerischen Schlußübung an die Rekruten in Gegenwart aller Festteilnehmer herzliche Worte des Abschiedes. Er gab seiner Freude Ausdruck, daß es ihm vergönnt sei, an eine größere Zahl von Rekruten seines Aushebungsbezirks ein Abschiedswort richten zu dürfen, und wies die jungen Leute hin auf den hohen Zweck des militärischen Berufes, der „König und Vaterland, Thron und Altar“ zu schützen habe. Er ermahnte die Rekruten, stets edle Kameradschaft zu pflegen zur Erhaltung des guten Geistes in der Armee, gegen die Vorgesetzten aufrichtiges Vertrauen zu hegen und die Verbindung mit dem Elternhause stets aufrechtzuerhalten. Zum Schluß bat er die Eltern, ihre Söhne nicht allzuschweren Herzens ziehen zu lassen, in der Hoffnung, daß sie gesund an Leib und Seele wiederkehren. Den Veranstaltern des Kurses dankte er herzlich. Die herrlichen Worte des Redners lösten einen wahren Beifallssturm aus. Eine bessere Desavouierung gewisser Nörgler kann es nicht geben.

Mit einem dankbaren Ausblick zu Gott müssen wir mit allem recht zufrieden sein. Es fehlte vielleicht noch manches, manches haben wir auch für später hinzugelernt. Im nächsten Jahre wird es, so Gott will, noch viel besser werden, wird die Zahl der Kursteilnehmer eine viel größere sein.

Der Streit um die Aufklärung geht fort. Professor Merkles zweite Schrift.

Von Ordinariats-Assessor Dr. Rösch.

Nachdem Schreiber dieses und Professor Dr. Sägmüller in eigenen Schriften den Ausführungen Merkles über die Beurteilung der Aufklärung entgegengetreten, antwortet letzterer nun in einem inkl. Vorwort mehr als 200 Seiten starken Buche.[1]) Die „Abwehr“ und „Charakteristik“ gilt in erster Reihe meiner[2]) und Professor Sägmüllers[3]) eben erwähnter Veröffentlichung; sehr viel beschäftigt sich dann der Verfasser noch mit zwei 1909 und 1910 in den Stimmen aus Maria Laach erschienenen Aufsätzen, deren letzterer von O. Pfülf gezeichnet ist, den Merkle auch als Urheber des ersten vermutet (Vorwort S. VIII); gelegentlich bekommt auch der Rezensent meiner Schrift in der „Germania“ (Nr. 29, 1. Beil. z. 2. Bl. v. 6. Febr.) Dr. Rieder einige Unfreundlichkeiten gesagt; so wird S. 91 eine abfällige Kritik von Ph. Strauch über dessen „Gottesfreund vom Oberland“ aus der Ztsch. f. dt. Phil. erwähnt, dagegen nicht berichtet, daß Rieder in den Göttinger Gel. Anzeigen diese Kritik als unbegründet nachgewiesen hat.

Ueber die gegen ihn aufgebotene „Koalition“ (S. 197) weiß Merkle besonders im Vorwort viel Interessantes zu erzählen. Er möge sich beruhigen; an den beiden Schriften tragen Sägmüller und ich die alleinige Schuld; wenn da oder dort jemand nachträglich mir ein zustimmendes Brieflein geschrieben oder ein Zeitungsblatt zugeschickt, so dürfte Herrn Merkle anscheinend noch viel mehr zugetragen worden sein. Mir ist z. B. nicht bekannt, daß „von geschäftiger Hand an eine Reihe katholischer Blätter ein giftiges Artikelchen versandt wurde, das leider die anständigen nicht aufnahmen“ (S. 17). Es kann sich hier offenbar nur um vom Verlage übersandte Rezensionsexemplare handeln, denen der übliche Reklamezettel beilag; welche Zeitungen nicht darauf reagiert haben, scheint Merkle zu wissen, mir blieb es unbekannt. Dagegen ist seitens unseres Verlages eine Reklame, soviel ich weiß, vor der Herausgabe unserer Schriften nicht gemacht worden, wie es bezüglich der vorliegenden Merkleschen Schrift, z. B. in den „Leipziger Neuesten Nachrichten“ Nr. 163 v. 15. Juni, der „Täglichen Rundschau“ Nr. 283 v. 21. Juni, der „Breslauer Zeitung“ Nr. 411 v. 15. Juni und dem „Mannheimer Generalanzeiger“ Nr. 282 v. 22. Juni geschehen ist. Auch über „Denunziation“ von unserer Seite sollte Merkle sich nicht zu sehr beklagen; wenn die „Frankfurter Zeitung“ Nr. 202, 1. Morgenblatt v. 24. Juli, aus der Feder Nippolds einen 3½ Spalten füllenden Leitartikel mit der Ueberschrift bringt: „Schnitzer, Koch, Merkle“, worin Merkles Buch in Parallele gesetzt wird zu den entschieden sich außerhalb des kirchlichen Glaubens stellenden Werken Schnitzers und Hugo Kochs über den Primat, dann ist das eine Denunziation, die sich Prof. Merkle vor allem ernstlich verbitten müßte.

Merkles Begriff von der Aufklärung tritt in der neuen Broschüre noch deutlicher hervor. Er spottet über meine „so scharfsinnige Unterscheidung von Aufklärung und Aufklärungszeit“; nach ihm gab es auch eine „durchaus gläubige Aufklärung“ (S. 169), unter den „Aufklärern“ in Deutschland sei eine „enorme Anzahl durchaus gläubiger positiver Männer“ gewesen; es sei eine „positive und radikale Aufklärung“ zu unterscheiden (S. 126). Was er tadelt, ist, daß „man die kirchentreue Richtung mit der abtrünnigen einfach identifiziert und die Taten der letzteren skrupellos auch der ersteren aufs Konto schreibt“ (S. 127), er insinuiert uns die exorbitante Ansicht, daß wir „die Mehrzahl der Katholiken des 18. Jahrhunderts ungläubig sein“ lassen (S. 125). Wer hier einen neuen Begriff von Aufklärung einführt, ist Merkle selbst; bisher hat man wohl gewußt, daß es in der Aufklärungszeit auch recht viele verdiente „durchaus gläubige positive Männer“ gegeben hat, aber diese wurden eben niemals als Aufklärer, wenn auch positiver Art, ausgegeben. Die Verwirrung, die hier in die Diskussion hineingetragen wird, hat also Merkle allein angerichtet, um so mehr, als man niemals klipp und klar von ihm erfährt, wen er denn zu den „positiven Aufklärern“ zählt (vgl. Merkles Erklärung v. 1. Aug. 1910 Nr. 33 S. 447 der „Allgem. Rundschau“.) Und wenn die vom Rationalismus mehr oder weniger beeinflußten Personen der Aufklärung zugewiesen werden, so weiß die von Merkle bekämpfte „katholische Auffassung“ recht wohl und bringt es auch genügend zum Ausdruck, daß „ein unleugbarer Unterschied zwischen Aufklärung und Aufklärung“ (S. 134) besteht, daß es viele volle Ungläubige gegeben hat, daneben aber auch sehr viele, deren Lehre und Glauben vom Rationalismus weniger stark beeinflußt war, die sich zum Teil aus der Aufklärung zum reinen Glauben wieder durchgerungen haben. Daß die antikirchliche Aufklärung auch im katholischen Deutschland viel mehr Unheil angerichtet hat, als man heute im allgemeinen anzunehmen geneigt ist und man aus Merkles Vortrag folgern muß, ist meines Erachtens durch die in meinen und besonders in Prof. Sägmüllers Veröffentlichungen über die Aufklärung beigebrachten Belege unwiderleglich bewiesen. Merkle weiß eigentlich gar nicht mehr, was die „Aufklärung“ ist. Die Masse der die Aufklärung wesentlich repräsentierenden Antisupranaturalisten von 1750—1850 werden von ihm nur unter den Tisch gestrichen.

Daß Merkle über Rückständigkeit der theologischen Wissenschaft, des religiösen Unterrichts usw. vor der Aufklärung einiges neue Material beibringen würde, war von vornherein klar; daß er aber damit sein scharfes Urteil über „verrotteten Scholastizismus“ usw. begründet und Sägmüllers und meine Ausführungen, die wir auch das Gute an dieser Zeit betonten, ad absurdum geführt hätte, mag ihm feststehen, anderen nicht.

Der Zinckschen Dissertation von 1700, aus welcher Merkle die Erzählung vom Auferstehungsleib und von dem Entenbaum entnommen, deretwegen ich ihn in der „Allgemeinen Rundschau“ der „Possenreißerei“ bezichtigte — vor allem deshalb, weil der Presseberichtgemeldet, daß nach Merkle „man das alles mit der ganzen Autorität des Glaubens deckte“ — widmet Merkle rund 11 Seiten (S. 84—95). Niemand ist es eingefallen, dieses obskure Büchlein als wissenschaftliche Leistung zu verteidigen. Bloß dagegen habe ich mich verwahrt, daß dasselbe als „typisch“ für den Tiefstand der damaligen Theologie hingestellt werde, und in diesem Sinne mußten die aus Zinck entnommenen Beispiele in Merkles Rede auf die Zuhörer wirken. Gleichgültig hierbei ist auch, ob Zinck ein Anhänger der generatio aequivoca gewesen ist oder nicht. Bezüglich der Entengeschichte hat er zweifellos die Auffassung des von ihm an dieser Stelle zweimal zitierten Ordensgenossen Kircher (Mundus subterraneus, Band II, Buch XII, cap. VII—IX) geteilt, der bezüglich höherer Tierarten, speziell auch von Gänsen, Enten usw., die Möglichkeit der Urzeugung strikte ablehnt und von den schottischen Baumenten eine Erklärung gibt, die in Berücksichtigung des damaligen Naturerkennens durchaus nicht so unsinnig klingt und nichts weniger als zwerchfellerschütternd wirkt. Wer Zinck den Unsinn imputiert, daß er Bäumen die Kraft beilegt, Enten und anderes Geflügel aus sich zu produzieren, tut ihm Unrecht.

Wenn Merkle S. 130 ff. auf 12½ Seiten sich über die Stellung der Mainzer zum Turinschen Gesangbuch näher äußert, so hat er mit allem, meines Erachtens, nicht bewiesen, daß es eben vor allem der zweispaltige Druck und die großen Nummern waren, an denen als lutherischer Neuerung das Volk sich stieß (vgl. Merkle I. Schr. S. 35).

Ebenso gibt der Braunsche Katechismus Merkle auf 14 Seiten Gelegenheit, „Abwehr“ und „Charakteristik“ der Gegner zu üben. Wenn er nun diesmal auch den Nachweis erbringen kann, daß Neufinger auch in einer Christenlehre Braun angegriffen hat, so bleibt doch bestehen, daß dieser Uebereifer ein ganz vereinzelter war und daß jedenfalls Brauns Katechismus nicht einem Autodafé anheimfiel.

Bezüglich der Berichte über das angebliche Rattenberger Seminar war Merkle so glücklich, noch auf einen neuen Autor zu

[1]) Seb. Merkle, Die kirchliche Aufklärung im katholischen Deutschland. Eine Abwehr und zugleich ein Beitrag zur Charakteristik „kirchlicher“ und „unkirchlicher“ Geschichtsschreibung. Berlin 1910, Verlag Reichl & Co. Preis 4 ℳ.

[2]) Ein neuer Historiker der Aufklärung. Fredebeul & Koenen, Essen (1909).

[3]) Wissenschaft und Glaube in der kirchlichen Aufklärung. Fredebeul & Koenen, Essen 1910.

stoßen, der den Prof. Kolb wieder zum Leben auferweckte.[4]) („Pastoralprofessor Kolb z. B. lehrte, die Unkeuschheit sei keine Sünde"). Aber auch Innerkofler hat an einer **breiten** Darstellung der Geschichte im Merkleschen Stil ebensowenig Geschmack gefunden, wie eine Reihe anderer katholischer Autoren, die die Theinersche Erzählung gut gekannt und trotzdem nicht wiedergegeben haben. Sollte das für Herrn M. nicht ein Fingerzeig sein, daß er in der Vorliebe für pikante Geschichten den von ihm befehdeten katholischen Autoren weit über ist?

Der V. Abschnitt, „Mein Standpunkt und die Kirche", auf den die Reklame besonders aufmerksam machte, gibt Merkle die Gelegenheit, den Jesuiten einmal gründlich die Meinung zu sagen.

Interessanter als der Inhalt ist die schneidige Sprache, die dieser Kämpe führt.

Die wuchtigsten und meisten Hiebe fallen verdientermaßen für mich selber ab. In Nr. 3 der „Allgemeinen Rundschau" vom 15. Januar 1910, S. 46, hatte Merkle erklärt, meine angeblichen Triumphe über ihn seien nur durch meine „wissenschaftliche" Methode bedingt. Nun die Bestätigung!

Meine Schrift ist Merkle ein „formell wie inhaltlich gleich leichtfertiges Pamphlet" (S. 12), sie und die ihr gewidmeten Panegyriken sind „eine der tiefsten Demütigungen, die der katholischen Wissenschaft widerfahren konnten" (S. XI), ich bin ihm nur „ein literarischer Don Quichote" (ebendas.), ich behaupte „in Dingen, welche ein Schulknabe auf einen Blick konstatieren könnte, das direkte Gegenteil des wirklichen klaren Tatbestandes" (S. XI), „Naivität", „naive Schlauheit" (S. 18) sind ein besonderes Kennzeichen des „Altmeisters Rösch" (S. 29), dem die „elementarsten Begriffe" von Quellenkritik fehlen (S. IX), der eine „ebenso gründliche Kenntnis in der Liturgie wie in der Geschichte der Theologie" besitzt (S. 73), dessen Befangenheit einen unglaublichen Grad erreicht (S. 43); der „überlegene Kritiker" entwickelt wunderliche Theorien (S. 137), die Geschichte der Liturgie „existiert für Rösch ebensowenig, wie die Natur" (S. 138), seine „dialektischen Künste" (S 148), „seine stets geistreichen Glossen", „seine enorme Gelehrsamkeit" (S. 164), „treffliche moralistische Distinktion" (S. 178), die „Renommistereien" des „souveränen Kritikers" (S. 181) sind „amüsant" (S. 164).

Gegen solche Anwürfe sich verteidigen, hieße sich wegwerfen. An Versehen ist auch bei Merkle kein Mangel. Methodenfehler hat Merkle zwar ziemlich viele in meine Schrift hineingelesen, mir aber keinen nachgewiesen, als etwa den, daß ich den Sperrdruck zu reichlich anwende.

Noch viel kräftiger sind die Töne bei Beurteilung meiner moralischen Qualitäten.

Sein „Wahrheitssinn" (S. 120) ist eigener Art, „Gewissenlosigkeit" (S. 179), „Skrupellosigkeit" (S. 90, 142, 178), „Verlogenheit" (S. 178), „skrupellose Mache" (S. XIII), „Irreführung des Publikums" (S. 2), „Verzerrung durch Absicht" (S. 24), „völlige Verrückung der Streitfrage" (S. 3), „Spekulation auf Gedankenlosigkeit", „Entstellung" (S. 180), „geflissentliche Begriffsverwirrung" (S. 186), das Privilegium, sich den Gegner selbst zurecht zu machen (S. 76) gehören zu den „Arbeitsprinzipien Röschs" (S. 143). Der mit „beispielloser Leidenschaftlichkeit und juveniler Selbstüberhebung" (S. VIII) vorgehende Pamphletist mit seiner „fadenscheinigen Sophistik" (S. 151) und „juvenilem Tatendrang" (S. 153) gefällt sich in einem „verdächtigen Doppelspiel" (S XIII, vgl. S. 152, 172), versteht's, „das Blaue vom Himmel wegzuleugnen" (S. 93), zeigt „eine ans Unglaubliche streifende, nur aus Rankune psychologisch erklärliche Kritiklosigkeit" (S. 93) oder „geradezu die Absicht der Verleumdung" (S. 93), er „fälscht wie gewöhnlich" (S. 163), sein Grundsatz ist: „calumniare audacter" (S. 174), bei ihm gilt: „quot verba tot — calumniae" (S. 154), er zeigt in dieser Hinsicht geradezu eine „psychologische Abnormität" (ebendas.).

Ich muß alle diese Attribute als unverdient dankend ablehnen.

Nicht viel besser als mir ergeht es Professor Sägmüller. Seine Broschüre bedeutet nur ein „Wiederholen und Breittreten dessen, was Rösch gesagt bzw. zusammengelesen hat und die wie bei diesem nach Primanerart wert- und zwecklos gehäuften wohlfeilen Zitate" (S. XII) können nur den naivsten Laien täuschen, ihm kommt's mehr auf die „Richtung" als auf die „Richtigkeit" an (S. XII), ihn zeichnen aus „ganz enorme Oberflächlichkeit oder Hartnäckigkeit" (S. 127), ein geradezu „pathologischer Eigensinn" (S. 85), er versteht es „mit so überwältigender Kunst der Illusion den Sancho Pansa zu spielen und hinter einem literarischen Don Quichote so lärmend einherzubramarbasieren" (S. XI, vgl. S. 91); „voreilige Gereiztheit", „unwissenschaftliche Voreiligkeit und Gehässigkeit" (S. 29), sollen ihn charakterisieren. Des weiteren ist ihm aber auch „der Zweck der Verdächtigung" „zur zweiten Natur geworden" (S. 118, vergl. S. 188).

Prof. Sägmüller ist nun in der wissenschaftlichen Welt durch eine Reihe von Schriften zu sehr bekannt, als daß derartige Anwürfe ihn berühren könnten. Merkle kann Sägmüller, der einige Jahre hindurch eine Geschichtsprofessur an der Universität in Tübingen innegehabt, auch nicht als Nichtfachmann abtun.

Dem Rezensenten der Laacher Stimmen wird ebenso Unwissenschaftlichkeit, aber noch mehr Gehässigkeit vorgeworfen. „Pfülf, der Gerechte" ist „ein sich als wissenschaftliche Größe gebärdender deutscher Jesuit" (S. XI), der mit „ganz enormer Leichtfertigkeit" zu Werke geht; „souveräne Absprecherei" und „öde Parteilichkeit" (S. VIII) sind ihm eigen (vgl. S. 20), er versteht „mit skrupelloser Gruppierung einiger Worte" und „kluger Einschaltung von Bindegliedern" (S. VII) die „skrupellose Kunst der Stimmungsmache" (S. 11), scheut nicht zurück vor der „dreistesten Verdrehung" seiner Worte (S. 97), kredenzt ein „Tränklein" dreister, beleidigendster Unwahrheiten (S. 14).

Doch hiervon genug. Wenn Merkle in seinem Vorworte das durchaus unberechtigte Wort gesprochen: „Bange machen gilt nicht" — „Nec pluribus impar", so muß ihm neidlos zugegeben werden: in der Kunst, den Gegner zu schmähen, ist ihm nicht leicht einer gewachsen, überlegen wohl keiner. Ob diese Art der „Abwehr" und „Charakteristik" des Gegners gerade von der Güte der verfochtenen Sache zeugt, bleibe dahingestellt; manchen, auch von denen, die nicht gerade zu der berüchtigten Anti-Merkle-Koalition gehören, dürften aber ernste Zweifel kommen, ob ein so „temperamentvoller" Herr der richtige Mann ist, um ein etwa „von der Parteien Gunst und Haß verwirrtes" Geschichtsbild zurechtzurücken.

[4]) A. Innerkofler, Ein österreichischer Reformator. Lebensbild des hl. Clemens Maria Hofbauer. Regensburg 1910, S. 44.

Nochmals der Feldzug gegen E. von Handel-Mazzetti.

Von Dr. Hermann **Cardauns**.

Nachdem die „Allgemeine Rundschau" (Nr. 44 v. 29. Oktober) meinen Ausführungen gegen Prof. C. **Decurtins** Aufnahme gewährt hat, lege ich Wert darauf, daß ihren Lesern auch die Antwort des Herrn D. bekannt wird. Sie ist erfolgt in Nr. 258 der Freiburger Liberté vom 9. ds. Mts. und lautet ohne jede Aenderung und Kürzung wie folgt:

„Herr Dr. Cardauns erhebt Beschwerde, daß ich einem vor der Encyclica Pascendi erschienenen Werke vorgeworfen habe, es verbreite unter dem Deckmantel der Romanliteratur Lehren, welche erst später, in der Theologie, unter dem Namen des Modernismus definiert und verurteilt worden sind. Diese Beweisführung ist nicht ernsthaft und ich begreife nicht, wie man mir ein rückwirkendes Urteil untersagen will, indem man die chronologische Ordnung anruft, als wenn die Logik der Gedanken und die psychologischen Tatsachen, wie die Kölner Märkte, von Kalender-Daten regiert würden. Herr Cardauns hat den Kernpunkt der Frage verschoben, indem er dieselbe durch allerhand untergeordnete Erwägungen verwirrt. Er läßt seine Leser vollständig im Irrtum über das, worauf es ankommt. Es handelt sich nicht darum, ob der Roman Jesse und Maria geeignet ist, einen mehr oder weniger günstigen oder ungünstigen Eindruck über die katholische Kirche hervorzurufen. Ueber diesen Punkt sind Freunde und Feinde der Kirche — und zwar ihre Gegner noch mehr als ihre Verteidiger — vollkommen im klaren, haben sich auch sehr bestimmt darüber geäußert; das gute kleine Pensionsdrama über die ehrwürdige Mutter Sophie Barat ist ein Mandelmilch-Tränkchen, welches leider ein wenig zu spät verabreicht wird (qui n'a que le tort d'arriver un peu tard), um Jesse und Maria seine Bitterkeit zu benehmen. Die Hauptfrage ist: War der Roman der Madame von Handel-Mazzetti, ähnlich wie der Santo, ein Typus hinsichtlich des literarischen Ausdruckes der modernistischen Gedanken über die Religion, ihren Gegenstand und ihre Wahrheit, und muß der Roman demgemäß als modernistisches Werk angesprochen werden?

Man wird zugeben: Wenn ich das fragliche Buch unter diesem Gesichtspunkt untersuche, mit ängstlicher Vermeidung eines Urteils über die Person des Verfassers und eines Angriffs auf dessen literarischen Ruf, so war das kein Feldzug. Ich befürchte einen anderen Feldzug, den die Annalen der Kirche demnächst zu verzeichnen haben könnten."

Meine „Beschwerde", welcher Hr. D. den ersten Teil seiner Entgegnung widmet, lautete tatsächlich: „**Man könnte die Frage aufwerfen**, weshalb D. zur Bekämpfung der „modernistischen" Gefahr in der Literatur einen Roman auswählte, der lange **vor** der Encyclica Pascendi erschienen war. Wichtiger aber ist, **auf welcher Grundlage** sein Urteil sich aufbaut." Dabei bleibe ich. Daß Hr. D. Ende 1909 einen damals fast ein halbes Jahrzehnt alten Roman als einziges Beweisstück behandelt, ist gewiß befremdlich, aber immerhin nebensächlich gegenüber der Frage: Was hat Hr. D. denn eigentlich bewiesen?

Die Verteidigung des Herrn D. gegenüber dieser Frage ist seines Angriffs auf Handel-Mazzetti vollkommen würdig. Ich habe in der „Allgemeinen Rundschau" den Nachweis angetreten, „**mit welchen Mitteln im einzelnen** der Krieg (der Herren Decurtins und Genossen) gegen diese Dame (E. v. Handel-Mazzetti)



geführt worden ist". Punkt für Punkt habe ich die Behauptungen des Herrn D. und die Tatsachen einander gegenübergestellt. Nicht einen einzigen dieser Punkte würdigt Herr D. einer Entgegnung, sondern beschränkt sich auf einige allgemeine Redensarten. Er selbst hat an erster Stelle gerügt und in langen Ausführungen zu beweisen versucht, daß die „Vertreter des alten Glaubens wirklich nicht dazu angetan sind, uns für denselben zu begeistern". Ich habe ihm nachgewiesen, daß er sowohl hierbei wie an anderer Stelle sich Freiheiten erlaubt, die ich zum Teil als massive Fälschungen bezeichnen würde, wenn ich bei ihm eine Absicht und nicht bloß hochgradige Leidenschaft und Leichtfertigkeit annähme. Jetzt beliebt Herr D. zu erklären, „darum handle es sich nicht". Ich wies ihm beispielsweise nach, daß seine Charakterisierung des Jesuiten Maury (bei Handel-Mazzetti) das genaue Gegenteil der Wahrheit ist — Hr. D. schweigt! Ich wies ihm nach, daß seine Behauptung, der Roman Meinrad Helmperger enthalte die „Tendenz der Verherrlichung des Freidenkertums und seiner Märtyrer", eine geradezu groteske Entstellung des wirklichen Sachverhaltes ist — Hr. D. verliert darüber kein Wort! Ebenso oder ähnlich in einer Reihe anderer ganz bestimmter Punkte, die wohlgemerkt nicht von mir, sondern von Hrn. D. selbst aufgeworfen worden sind.

Der Verlauf ist also kurz folgender gewesen: Hr. D. erhebt Anklage auf Modernismus und stützt dieselbe auf eine lange Reihe ganz bestimmter Behauptungen; ich antworte durch eine „nüchterne Nebeneinanderstellung der Anklagen und der Tatsachen"; Hr. D. aber ignoriert diese Nebeneinanderstellung vom ersten bis zum letzten Wort, wiederholt seine modernistische Verdächtigung und versichert, ich „verschiebe den Kernpunkt der Frage" durch „allerhand untergeordnete Erwägungen". Es würde mir ein Vergnügen gewesen sein, mich mit Hrn. D. sachlich auseinanderzusetzen; da er eine sachliche Erörterung nicht wünscht, was ich vollkommen verstehe, so bleibt mir nichts übrig, als diese bedauerliche Tatsache festzustellen.

* * *

Am Tage, nachdem diese Zeilen geschrieben wurden, brachte das „Basler Volksblatt" (Nr. 267 vom 19. November) eine Zuschrift in Sachen Decurtins, überschrieben „Ein Wort zur Verständigung". Wie der Einsender die „Verständigung" auffaßt, mag man aus den mir gewidmeten Zeilen ersehen: „Wer mit dem von Decurtins abgegebenen Urteil nicht einverstanden ist, mag versuchen, es in sachlicher Weise zu widerlegen, aber nicht mit grammatischen Wortklaubereien, wie Dr. Cardauns in der ‚Allgemeinen Rundschau'." Das ist alles! Auf einen Aufsatz von sechs Spalten, der einerseits die Kritik des Herrn Decurtins, anderseits Handel-Mazzetti wörtlich oder sinngemäß zitiert und den evidenten Nachweis gröbster Entstellung erbringt, antwortet der Gewährsmann des „Basler Volksblattes" mit einer dem Tatbestand ins Gesicht schlagenden Unverfrorenheit von ganzen zwei Worten. Ich habe früher in der „Allgemeinen Rundschau" die Herren Decurtins und Genossen mit größter Höflichkeit behandelt, aber nach diesen neuesten Leistungen wird man mir ein kräftiges Wort nicht verübeln. Schon 1905 habe ich Anlaß genommen, den Roman Jesse und Maria einerseits scharf zu kritisieren, anderseits gegen übertriebene Vorwürfe in Schutz zu nehmen. Vier Jahre später fällt es Herrn D. ein, die Frage auf den „modernistischen" Karren zu laden und nicht bloß in der Schweiz, sondern auch in Rom Lärm zu schlagen. Er dehnt seine forschende Tätigkeit sogar auf Meinrad Helmperger aus, der vor einem Dutzend Jahren unter den Auspizien des Gralredakteurs Franz Eichert erschienen ist. Nun gehe ich in der „Allgemeinen Rundschau" ganz speziell mit strengster Sachlichkeit auf seine eigenen Argumente ein; Herr D. aber weicht der sachlichen Erörterung aus, sein Freund im „Basler Volksblatt" redet von „grammatischen Wortklaubereien" und verlangt im selben Atem mit unbewußter Selbstironie „sachliche Widerlegung"! Mir persönlich tun solche Künste der Polemik nicht weh, aber es ist Notwendigkeit und Pflicht, immer wieder dem mit solchen Mittelchen arbeitenden „antimodernistischen" Sport entgegenzutreten, der den wirklichen Modernismus eher fördert als schädigt. Damit bitte ich die Leser der „Allgemeinen Rundschau" zu entschuldigen, daß ich so ausführlich auf diesen widerwärtigen Gegenstand zurückgekommen bin. Zum Schluß stelle ich gern fest, daß das „Basler Volksblatt" sein Bedauern ausspricht, die „grammatischen Wortklaubereien" nicht gestrichen zu haben.

Herders Konversations-Lexikon.

Rückblicke und Ausblicke von einem Kulturdenkmal.

Von P. Conzen.

Drei Jahre sind es her, seitdem das Konversations-Lexikon von Herder in stark erweiterter Form ins Leben trat. Eine neue Großmacht geistiger Kultur war damit geschaffen. Katholiken wie Nichtkatholiken erkannten dies. Die geistige Ebenbürtigkeit des Werkes mit den bestehenden Lexika wurde besonders deutlich durch eine bewunderungswürdige Verbindung von knapper Klarheit der Form mit Reichtum des Inhalts, erzielt durch eine gerade dieses Lexikon auszeichnende Meisterschaft des durchdachten Wortes. In der Gemessenheit des Vortrages, der wie angegossen den von allem Unwesentlichen geläuterten Stoff umgab; in jedem Wort, das an sich von einem Siege über jedes überflüssige Reden Zeugnis ablegte, trat dies zutage. Wie ein gotischer Dom der Meisterepoche, woran jeder Stein eine Notwendigkeit zum Aufbau ist und dennoch in vollendeter Weise dem Formensinn entspricht, wuchs das Werk aus Wort und Artikel zwischen seinen bedeutend umfangreicheren Schwestern auf. Das Konversations-Lexikon von Herder ist ein Werk der Tiefe und Höhe. Unproduktive Breite verwirft es. Die gotische Vertikale, die aus dem großen und tiefen Fundament der christlichen Weltanschauung in klaren Formen nach oben dringt und nach oben hinweist, spricht aus ihm.

Damit ist ein zweiter Hauptvorzug, der erst im Laufe der Benützung ganz hervortreten konnte, berührt. Der Reichtum des neuen Lexikons ist ein ganz besonderer: er ist lebendig. Es ist nichts Totes an ihm. Alles wächst im letzten Grunde auf einer einheitlichen Weltanschauung, die das Verwandte völlig durchdringt und das Fremdgewachsene ruhig darstellend beleuchtet. Die einzelnen Artikel sind nicht zu einem bloßen Nebeneinander von Wissenselementen alphabetisch geordnet, sondern sind gegenseitige Stützen, Anreger und Führer. Wie sehr dies zutrifft, wird der tägliche Benützer einzelner Wissensgebiete und des Ganzen mehr und mehr erfahren. Durch die ruhige, unverrückbare Beleuchtung, die nicht von allen möglichen Seiten (wie oft bei verschiedenen Artikeln der „liberalen" Lexika) auf die Dinge einfällt, gewinnt das aus dem Lexikon von Herder gewonnene Gesamtbild der Kultur an Klarheit, Plastik und Perspektive. Das Lexikon verbindet so das Einzelwissen mit der zugrunde liegenden Gesamterkenntnis, es deckt die Ursächlichkeit der konkreten Erfahrungstatsachen auf, mit einem Worte: es vermittelt nicht nur Wissen, es pflanzt Bildung. Es ist dies eine bedeutungsvolle Tat des Herderschen Konversations-Lexikons, doppelt bedeutungsvoll in einer Zeit anarchischen, beziehungslosen und deshalb haltlosen und oberflächlichen Wissens. Dadurch erhöhte sich dieses Lexikon zum Werk, das für jeden auf christlicher Weltanschauung Stehenden in erster Linie, vor allen seiner Art, in Betracht kommen sollte. Man studiere die Artikel der Naturwissenschaften und Medizin in diesem Sinne; man verfolge die Auffassung der Kunst und Literatur durch die Bände des Lexikons und wird dann erst volle Freude an dem großen Werke haben.

Lebendig sein, heißt Wachstum haben! Herders Konversations-Lexikon hat einen neunten ergänzenden Band erhalten. Die Besitzer des Hauptwerkes werden sich darüber freuen; beweist er doch den allumfassenden Charakter und die jeden Stillstand verwerfende Lebendigkeit des Lexikons. Das allerorts und stets neuerdings aus dem kuturellen Lebensprozeß Gewordene und Werdende in klare Formen des gebrauchsfertigen Wissens umzugießen, das Rohmaterial in seinem Wertgehalt freizulegen, das Ferne näher zu bringen — diese Riesenarbeit des Lexikons hat den Drang der Weiterentwicklung in sich. Man prüfe diese Fortführung des Wissens aus dem Hauptwerk im Ergänzungsbande nach, und man wird die organische Lückenlosigkeit leicht feststellen können. Nur ein paar Artikel zum Beweise: Alpen, Ausgrabungen, Bibelwissenschaft, Elektrisches Licht, Erdbeben, Frauenbewegung, Gasbeleuchtung, Immunität, Ionen, Krebsforschung, Kriegsschiff, Malerei, Photographie, Polarforschung, Serum, Spanien, Telegraphie, Zentralasien. — Der Selbsterhaltungstrieb gebietet dies. Denn würde das Lexikon, dessen vornehmste Aufgabe die Darstellung der heute lebendigen und wirksamen Kulturfaktoren ist, die immer neu heranwogende Zeit nicht bezwingen, so würde es von dieser bezwungen werden, — veralten. Als Dokumente des Neuwachstums im Ergänzungsbande mögen folgende Artikel beispielsweise hier genannt sein: Aethiopismus, Bauforderungen, Bildtelegraphie, Entstaubung, Freirechtsbewegung, Gartenstadt, Handgranate, Iontophorese, Jugendgerichte, Katalanismus, Lärmschutz, Luftverkehrsrecht, Mariawiten, Modernismus, Naturschutz, Porhydrometer, Radiotherapie, Reichszeitungsmuseum, Ueberseebanken, Blast, Werkunterricht. Allerdings kann diese Assimilierung auf die verschiedenste Weise geschehen. So ist sie im Interesse eines Konversations-Lexikons völlig zu verwerfen, wenn sie im bloßen Katalogisieren neuer Schlagworte, neuer Begriffe, neuer Wissensgebiete bestände, wenn sie mit anderen Worten nicht eine organische Verbindung mit dem schon Gebotenen herstellte. Und gerade dieses ist es, was dem Ergänzungsbande zum

Ruhme gerechnet werden muß; er stellt sich innerlich wie äußerlich, inhaltlich wie in der Ausdrucksform nicht dar als ein bloß neben die acht anderen Bände gestelltes Buch, das dem Neuesten Rechnung trägt, sondern als eine aus dem weiterforschenden, neuaufnehmenden Geiste des Hauptwerkes geborene Bereicherung an Wissen und Erkenntnis, als ein in der Zeit gewordenes Wachstum im besten Sinne. Deshalb wird man freudigst begrüßen, daß die neuen Artikel oft dazu beitragen, die älteren noch mehr zu klären und zu vertiefen und daß anderseits viele der neuen Errungenschaften in Wissenschaft, Kunst und Technik, welche im Ergänzungsbande enthalten sind, ihre eigentliche Basis und Ursächlichkeit in Zuständen finden, die das Hauptwerk klarlegt. So spielen tausendfach Linien aus dem Heute ins Gestern und Vorgestern, von dem zum Leben und zur Bedeutung Erstandenen zum lebendig und bedeutungsvoll Erhaltenen — vom Ergänzungsband zum Hauptwerk.

Für den bildlichen und illustrierenden Reichtum des neuen Bandes, der wie das Hauptwerk jede Illustration als Förderung des Textes darbietet, seien vertretungsweise angeführt: Aegina, Aquarium, Dampfturbinen, Ex Libris, Flugtechnik, Geschütze, Luftschiffahrt, Städtebau, Zimmerpflanzen.

Einen Wunsch haben wir! Er hat uns während der gleichzeitigen Betrachtung des Hauptwerkes mit dem Ergänzungsbande in zunehmender Stärke erfüllt. Möge das Erscheinen des neuen Bandes Anlaß sein zu einem erneuten tatkräftigen Eintreten für dieses große Werk des Wissens: das Konversations-Lexikon von Herder. Das Werk hat eine schwere Pflicht am christlichen Volke glänzend erfüllt. Es handelt sich für dieses, seine Pflicht am Werke zu tun.

Caritasbuchhandlung gegen Buchhändler Waibel.

Die „Bedenken eines katholischen Buchhändlers" von Jos. Waibel, Freiburg, in Nr. 48 der „Allgemeinen Rundschau" (S. 844 ff.) haben einen lebhaften Protest seitens der Caritasbuchhandlung in Freiburg bzw. des ihr vorgesetzten Präsidenten des Caritasverbandes hervorgerufen. Dieser Protest kann aber lediglich den die Caritasbuchhandlung betreffenden Passus des Artikels berühren. Der übrige Inhalt hat, wie aus Dutzenden von Zuschriften erhellt, weithin die lebhafteste Zustimmung gefunden, und zwar nicht nur in katholischen Sortimenterkreisen, sondern auch im Klerus. Im nächsten Hefte der „Allgemeinen Rundschau" werden einige Stichproben aus diesen Zuschriften zur Veröffentlichung gelangen.

Es muß selbstverständlich Herrn Buchhändler Waibel überlassen bleiben, seine persönlichen Differenzen mit der Caritasbuchhandlung an Ort und Stelle persönlich auszutragen. Daß der Herausgeber der „Allgem. Rundschau" dem Caritasverband und seinem hochverdienten, tatkräftigen und umsichtigen Präsidenten mit der größten Verehrung und Anerkennung gegenübersteht, bedarf keiner Versicherung. Mehr als ein Artikel der „Allg. Rundschau" hat im Laufe der Jahre dafür Zeugnis abgelegt.

Ob die Errichtung einer eigenen Universitätsbuchhandlung, die vom bestehenden ansässigen Sortiment als Konkurrenz empfunden wird, zu den Aufgaben des Caritasverbandes gehört, ist eine Frage, über welche auch die aufrichtigsten Freunde des Caritasverbandes verschiedener Ansicht sein können. Der die Caritasbuchhandlung betreffende Abschnitt im Artikel des Herrn Waibel umfaßt 38 Zeilen, also etwa den neunten Teil des vier Druckspalten umfassenden Artikels. Wenn Herr Waibel in dieser ihn persönlich so nahe berührenden Sache übertrieben und vor allem sich im Ausdruck vergriffen hat, so muß der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" das um so mehr bedauern, als er selbst allen Grund hat, Herrn Waibel gram zu sein, daß er ihm einen wesentlichen Umstand — Verhandlung über die Uebernahme der Leitung der Caritasbuchhandlung durch Herrn Waibel selbst — verschwiegen hat. Dieser Umstand rückt die Beziehungen der Caritasbuchhandlung zu Herrn Waibel in ein anderes Licht und ist jedenfalls ein sprechender Beweis für die mehr als loyale Absicht des Herrn Monsignore Dr. Werthmann, die persönliche Frage in befriedigender Form zu lösen. Dies muß offen anerkannt werden, ohne daß dem Urteil über etwa noch bestehende Einzelbeschwerden des Herrn Waibel vorgegriffen zu werden braucht. Der unten folgenden Erklärung der Caritasbuchhandlung (Caritasverband) ist die Antwort des Herrn Waibel unmittelbar angereiht. Zu letzterer sei bemerkt, daß dieselbe im Einverständnis mit Herrn Waibel auf das unumgängliche Maß gekürzt wurde. Die „Allgemeine Rundschau" kann nicht der Ort sein, detaillierte geschäftliche Gravamina zu erörtern und psychologische Vorgänge im einzelnen aufzurollen. Für die von Herrn Waibel zu seiner Verteidigung vorgeführten Angaben trägt naturgemäß er allein die Verantwortung. Dem Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" konnte bei der Aufnahme des Artikels „Bedenken eines katholischen Buchhändlers" kein anderes Ziel vorschweben, als allgemeine Mißstände, welche vom katholischen Sortimentsbuchhandel schon lange schmerzlich empfunden werden, durch öffentliche Aussprache einer Verbesserung oder wenigstens Milderung entgegenzuführen. Dabei wurde in allererster Linie an die Mithilfe des katholischen Klerus appelliert. Dem Klerus ist in dem Artikel das glänzende Ehrenzeugnis ausgestellt, daß er stets bereit ist, denen zu liebe, welche gute Literatur unter das Volk verbreiten, die größten Opfer zu bringen, unbekümmert um die verschiedenen Wege, die zu diesem Ziele führen. Einige haben in dem letzteren Gedanken einen Vorwurf erblickt, der aber schon deßhalb nicht darin liegen konnte, weil es ja der eigentliche und Haupt-Zweck des Artikels war, den Klerus darüber aufzuklären, daß einzelne Wege zu nicht gewollten Konsequenzen führen.

* * *

Erklärung.

Auf die in der „Allgemeinen Rundschau" Nr. 48 vom 26. November 1910, Seite 844—846 in dem Artikel des Herrn Waibel „Bedenken eines katholischen Buchhändlers" enthaltenen Angriffe gegen die Caritasbuchhandlung habe ich folgendes zu erwidern:

1. Seit Gründung der Caritasbuchhandlung wurde dem Leiter derselben die gewissenhafteste Rücksichtnahme auf die am Orte vorhandenen katholischen Buchhandlungen, insbesonders auf die Buchhandlung des Herrn Waibel, zur strengen Pflicht gemacht. Der Leiter der Caritasbuchhandlung hat sich auch während ihres 7jährigen Bestehens stets nach diesen Anordnungen gerichtet.

2. Die Ausgestaltung der Caritasbuchhandlung erfolgte erst, nachdem diese durch die Fertigstellung der neuen Universität in unmittelbarer Nähe des Caritas-Stiftes eine geschäftliche Notwendigkeit für uns geworden war. Dies bestätigt Herr Waibel selbst in einem Briefe von 10. Januar 1910 an den Unterzeichneten in folgenden Worten:

> „Es überrascht mich Ihr Entschluß, Ihre Büchervertriebsstelle für den Ort selbst zu einer Vollbuchhandlung zu erweitern, nicht besonders, weil ich die Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit dieser Absicht zur Erreichung Ihrer Ziele wohl einsehe."

3. Meine Rücksichtnahme auf Herrn Waibel ging soweit, daß ich ihm trotz seiner Kränklichkeit sogar die Leitung der erweiterten Buchhandlung anbot und auch die Uebernahme seiner Buchhandlung durch Kauf ihm zusicherte. Die Verhandlungen scheiterten an der für den Caritasverband unerschwinglichen Höhe seiner Forderungen.

4. Seine im Artikel niedergelegten Klagen über den schlechten Stand seiner Buchhandlung stehen mit den bei den damaligen Verkaufsverhandlungen gegebenen schriftlichen Erklärungen über die Höhe seines Umsatzes in Widerspruch.

5. Die Behauptung, daß das Caritasantiquariat die Preise absichtlich zu niedrig angesetzt habe, ist durchaus willkürlich und involviert den Vorwurf der Gewissenlosigkeit gegenüber den caritativen Zwecken und Anstalten, denen der Gewinn aus dem Antiquariatsverkauf nach dem Willen der Schenker zufließen muß.

6. Den Vorwurf einer „skrupellosen Handlungsweise" des Geschäftsführers der Caritasbuchhandlung weise ich als ebenso ungerechtfertigt zurück. Es wird Herrn Waibel Gelegenheit gegeben werden, vor Gericht die Beweise für diese schwere Beleidigung zu erbringen.

Aus dem Vorstehenden mögen die Leser selbst den Schluß ziehen, ob es angebracht war, ein angesehenes katholisches Organ zur Behandlung persönlicher Angelegenheiten und zu unberechtigten Vorwürfen zu benützen.

Freiburg i. Breisgau, den 28. November 1910.

Msgr. Dr. Werthmann, Präsident des Caritasverbandes.

* * *

Zur Erklärung der Caritas gegen gewisse Stellen in meinem Artikel: „Bedenken eines katholischen Buchhändlers" möchte ich zu meiner Verteidigung vorbringen:

Zu Punkt 1 kann ich nur das sagen, daß ich jedem Worte zustimme. Wie ich in meinen „Bedenken" schon be-



tonte, konnte ich lange Jahre den Bestrebungen der Caritas neidlos zuschauen, weil sie sich in buchhändlerischen Beziehungen mit einer gewissen rücksichtsvollen Zurückhaltung vorwärts bewegte.

Als ich 1903 meine Broschüre hinausgab: „Catholica sunt! Non leguntur!“, schrieb ich Seite 62: „Wir haben hier das Unternehmen der „Caritas“, das im großen und ganzen seine Sache so eingerichtet hat, daß es von unseren Vorwürfen nicht getroffen werden kann, die wir manchen ähnlichen (halbkirchlichen) Gründungen machen müssen.“

Als man mich daher im Januar ds. Js. mit dem Antrag überraschte, meine Buchhandlung mit dem Caritasunternehmen zu verbinden und die Leitung der Caritasbuchhandlung zu übernehmen, kam mir der Gedanke, meine letzte Kraft im Dienste dieser Sache zu beschließen, gar nicht so ungeheuerlich vor.

Ich überlegte mir so: Wenn die Caritas eine richtige Buchhandlung betreibt, bedeutet das eine äußerste Belastungsprobe für deine pekuniären Kräfte und deine Arbeitskraft, die dadurch zu letzten Anstrengungen aufgepeitscht wird. Eine große katholische Konkurrenz hattest du neben Herder nicht zu erwarten, eine kleine auch kaum. Nun schaffen dir kirchliche Kreise doch einen gefährlichen Wettbewerber, was tust du jetzt?

Ich überwand mich und schrieb an Monsignore Dr. Werthmann als Mensch, nicht als Geschäftsmann: Um mir später keine Vorwürfe machen zu müssen, wolle ich in der Sache auf einer mittleren Linie entgegenkommen. Trotz aller Anstrengungen sei bei meiner ganzen geschäftlichen Tätigkeit jedes künstlerische Entfalten und Spiel der Kräfte, jede zielbewußte Arbeit ausgeschlossen gewesen; ich hoffe, wenn unsere Annäherung zum Ziele führe, werde ich für mein Opfer in Zukunft in dieser Hinsicht wenigstens eine bessere Befriedigung finden, indem ich im Sinne eines mir teueren Zieles arbeite. Nach zwei Monaten — ich dachte fast nicht mehr an die Sache — erhielt ich abschlägigen streng vertraulichen Bescheid: „Hochverehrter Herr! Bestens danke ich Ihnen für die vertrauensvolle schriftliche Aussprache Ihrer Wünsche und Gedanken.... Ich kann nicht umhin, Ihnen aufrichtigst für Ihr offenes und vertrauensvolles Entgegenkommen zu danken . .“

Zu Punkt 2: Die Caritas, deren gute geschäftliche Einrichtung ich gerechterweise 1903 noch gelobt, wurde nach meiner Auffassung mit der Zeit zu geschäftlich. Das erste, was mir einen rein geschäftlichen Charakter an der buchhändlerischen Tätigkeit der Caritas zu tragen schien, war der Umstand, daß sie vor einigen Jahren plötzlich begann, die Spalten der Caritaszeitschrift zu benutzen, um Modernes kathol. Antiquariat anzuzeigen. Das zeigte deutlich die Ziele für die Zukunft. Und das griff in meine ureigenste Domäne ein, denn ich hatte mein Geschäft als Antiquariat und Sortiment gegründet. Dabei wuchs die neue Universität in der nächsten Nähe der Caritas immer mehr in die Höhe und damit die Versuchung für das organisatorische Talent an leitender Stelle. Als ich zum erstenmal dem jungen Leiter der Caritasbuchhandlung gegenüberstand, hatte ich mich trotzdem durch alles Bittere durchgerungen und konnte mit dem angenehmen jungen Herrn offen und ehrlich sprechen. Und dabei sagte ich ihm: Die Caritasbuchhandlung habe in einem bestimmten Falle — wie mir gesagt worden sei — die Satzungen verletzt, ich bitte, das in Zukunft nicht mehr zu tun. Das wurde mir versprochen, aber nicht gehalten.

Zu Punkt 3: Als Monf. Dr. Werthmann mir den für mich immerhin überraschenden Vorschlag machte, sagte ich ihm: Ich wisse nicht, ob es einen Zweck habe über diese Dinge überhaupt zu verhandeln, denn ich sei so abgeschafft und nervös, daß ich am besten in den alten Verhältnissen bleibe. Ich halte mich durchaus nicht für geeignet, viel Personal zu dirigieren und zu repräsentieren. Was die Höhe meiner Forderung betrifft, so erklärte ich diese damit, daß im Geschäft mein kleines Vermögen, das ganze Vermögen meiner Frau und unsere rastlose Arbeit von 14 Jahren stecke. Da ich seit einigen Jahren regelmäßig eine bestimmte bescheidene Summe abzahlen könne und meine Kinder dabei groß wurden, sei mir das Geschäft das voll wert, was ich dafür fordere. Außerdem gebe ich meine Selbständigkeit preis.

Freilich hatte mein Kommissionär, Herr Robert Hoffmann, recht: Die Caritasbuchhandlung hat mein Geschäft im Falle eines Verkaufes als katholische Buchhandlung im Werte bedeutend heruntergedrückt. Denn, wenn schon mein Geschäft keine „empfindliche Lücke“ ausfüllte, so ist für hier die Caritasbuchhandlung des Guten erst recht zu viel. Und es wird nicht bald einen Herrn gelüsten, zwischen zwei Wettbewerbern zu sitzen, von denen der eine im Hinblick auf seinen großen eigenen Verlag, der andere auf seine Wohltäter hoffend, da und dort mit Verlust schaffen kann.

Zu Punkt 4: Der Rechtsanwalt der Caritas, der mir allezeit ein hervorragendes Interesse zuwandte, kann es wissen, daß ich zu gewissen Zeiten meine ganze Aufmerksamkeit der Sorge zuwenden mußte, mir den Gerichtsvollzieher vom Hause zu halten. Dabei habe ich in den ersten zehn Jahren meiner Selbständigkeit nicht 10 ℳ jährliches Taschengeld für mich gebraucht. Nichts tue ich lieber, als die Forderung der Bibel erfüllen: Bezahle deine Schulden. Wenn das bei meinem hohen Umsatz so schwer ist, ist eben damit der Beweis erbracht, daß — weil ich meine Aufmerksamkeit nicht jetzt schon einer Spezialität zuwenden kann — ich es in Zukunft noch schwerer werde tun können. Und ist der reine Vertriebsbuchhandel an und für sich schon unrentabel, so ist er es doppelt, wenn er sich nicht etwas spezialisieren kann.

Zu Punkt 5: Was mir hier vorgeworfen wird, habe ich nicht behauptet. Ich habe nur die Befürchtung ausgesprochen, es könnte mir mit der Zeit bei der neuen Konkurrenz gehen, wie mir es schon mit ähnlichen Einrichtungen gegangen ist. Schon dutzendmal, wenn ich einen bescheidenen antiquarischen Preis für ein gutes Buch forderte, ist mir die Hälfte geboten worden mit der Begründung: Bei den Versteigerungen in unserer theologischen Anstalt oder auch im Bonifaziussammelverein hätte ich das so billig schon kaufen können.

Zu Punkt 6: Wenn ich nicht gute Gründe gehabt hätte, mich über die Haltung der christlichen Caritasbuchhandlung aufzuregen, hätte mir mein inneres Empfinden das eine bittere Wort nicht diktiert. Der Brief des Buchhandlungsleiters ist der beste Beweis dafür, daß er Unrecht tat. Da ich aber gerade aus diesem wieder mit Sicherheit entnehme, daß der Herr, der frisch in die hiesigen Verhältnisse kam, vollen guten Willen hat, so bitte ich deswegen gerne um Entschuldigung und nehme den Ausdruck mit Bedauern zurück.

Meine seit Jahren verfochtene Ansicht, daß die bitteren Konkurrenz- und Klassenkämpfe erst dann sich vermindern werden, wenn wir uns zu der Erkenntnis durchgerungen haben, daß „reinliche Grenzscheidung“ die erste Notwendigkeit ist, um neue Verbitterung hintanzuhalten, und meine andere Meinung, daß es eine bedenkliche Sache ist, wenn auch Geistliche als Wettbewerber an den wirren Kämpfen teilnehmen, muß jeder gerechte Mensch teilen.

Im Uebrigen sind die Anstände gegen die Caritasbuchhandlung nur ein lokaler Ausschnitt aus dem großen Bilde meiner „Bedenken eines katholischen Buchhändlers.“ Diese Bedenken gehen weit über Freiburger Lokalschmerzen hinaus.

Freiburg i. B. Jos. Waibel.

Weihnachtbücherschau.

Von B. Hauser.

Mit Unterstützung literaturkundiger Mitarbeiter.

IV.

Dem Verlage **Carl Ohlinger, Mergentheim a. Tbr.**, verdanken wir die „Allgemeine Bücherei“ (ungeb. à Bändchen 20 Pf.), eine opfermutige, kulturelle Tat, der auch Bischof W. v. Keppler unlängst, gegenüber der „entsetzlichen Schundliteratur“, „dieser Pest im Volksleben“, seine Anerkennung und Empfehlung ausgesprochen und mitgegeben hat. In der „Allgemeinen Rundschau“ ist schon wiederholt und nachdrücklich auf das außerordentlich verdienstliche Unternehmen aufmerksam gemacht und Verschiedenes aus der mit vornehmer Gediegenheit ausgestatteten Sammlung besprochen worden. Zur besseren Förderung möge hier ein erneuter Hinweis erfolgen unter Aufführung der uns vorliegenden gebundenen Exemplare: „Ingrid.“ Von Selma Lagerlöf. 3. Auflage. 127 S. 80 Pf.; „Der Verräter. Fahrlässig getötet“ von E. v. Handel-Mazzetti. „Sappho“, von Therese Rak. 144 S. ℳ 1.—; „Die Aegyptische Königstochter. Ein Weihnachtspiel in drei Aufzügen.“ Von Joseph Hecher. 2. Aufl. 53 S., 80 Pf.; „Erzählungen von Hermann Kurz. 1. Bändchen: St. Urbans Krug. Der Feudalbauer.“ „Den Galgen! sagt der Eichele.“ „Ein Donnerwetter im Hornung.“ 75 S., 80 Pf.; „Krebs-Büchlein oder Anweisung zu einer unvernünftigen Erziehung der Kinder.“ Von Christian Gotthilf Salzmann. Mit Einleitung und Anmerkungen versehen von A. Gutmann, Seminarpräfekt. 94 S. ℳ 1.20; „Die Glieder einer Kette und andere Novellen“ von Anna Freiin v. Krane. 78 S. geb. 60 Pf. „Das Hohelied. Nach dem Hebräischen.“ Uebersetzt und erklärt von Emil Dimmler. 35 S. 60 Pf.; „Der Tod eines Dorfkaplans in den Tiroler Alpen“ von Beda Weber. „Der Sonntag des Großvaters“ von Jeremias Gotthelf. 86 S. 80 Pf. „Humoristika“ von Guido Haßl. 1. Bändchen: „Unterm Flügelrad, Sekundärbahn-Idyllen“. 2. Bändchen: „Schwabenstreiche, Fröhliche Fahrten und Abenteuer.“ 256 S. ℳ 1.50. — Als weitere Hefte (35/36, 37/38) sind von demselben Verfasser erschienen: „Am heiligen Felsen (Lourdes). Illustrierte Reiseerinnerungen“ und „Von Heldengrab zu Heldengrab. Eine vaterländische Wallfahrt von Weißenburg bis Mars-la-Tour.“ Mit Originalillustrationen. Auch Luise Hensels „Lieder“, Selma Lagerlöfs „Astrid“ sowie ein 2. Bändchen von Herm. Kurz' Erzählungen sind gebunden à 80, 60 u. 80 Pf. zu haben. — Man sieht: durchaus vorwiegend bekannte, ja berühmte Autoren und Werke, — man darf sagen: Das Menschenmögliche ist geleistet!

Zu den hervorragendsten Werken desselben Verlags gehört: „Fürstin Sophie von Waldburg in Wilfepp zu

Waldsee". Ein Lebensbild. Gezeichnet von Karl Haggeney S. J. Mit einem Vorwort von Dr. Paul Wilhelm von Keppler, Bischof von Rottenburg. Gr. 8° VI und 166 S., Geschenkband M 3.—, Volksausgabe M 1.70. — Bischof von Keppler nennt die Heldin dieser in ihrer schönen Einfachheit doppelt anziehenden (mit zahlreichen Illustrationen geschmückten) Biographie „eine der edelsten Erscheinungen in der vielhundertjährigen Geschichte des Hauses Waldburg, ja in der Geschichte unseres Landes". Hier kann man von einem „Weltruf" echter Caritasbetätigung sprechen. Und diese Frau lernte allen alles sein, sodaß ihr Biograph mit vollem Rechte ihr das Zeugnis ausstellen durfte: „Eine heilige Dienerin Gottes, eine liebende Tochter der heiligen Kirche, eine heroische Kreuzträgerin mit einem Herzen so weit als die Welt und einer Hand so mild wie die der heiligen Elisabeth, eine Freundin der Kleinen und Bedrückten, eine musterhafte Gattin, eine Mutter wie selten eine, heldenhaft im großen wie im kleinen, Bewunderung erregend, wo immer sie auftrat, durch ihre seltene Größe an Tugend und Geist, die sie stets mutig einstehen ließ für die Rechte der Kirche und der Menschen." — Ja, das Wort gilt noch heute: „Welche Frauen haben doch die Christen!"

Aus dem gleichen Verlage nennen wir noch: 1. „Ein armer Student auf der Walz. Erinnerungen" von Kaspar Hutter, stud. theol. 8°, 126 S. geb. M 1.50. Ein junges, mitunter sogar sehr junges, aber durch seine Frische und Naivität des öfteren fesselndes Buch, das nach des Verfassers Aussage, die wir ihm glauben, nicht aus Ehrsucht, sondern zur Ehre Gottes und der Gottesmutter geschrieben wurde, zugleich als Dankadresse an seine Wohltäter; 2. „Durch die Jahrhunderte. Geschichten und Gestalten aus den Erzählungen und Legenden des P. V. Delaporte, S. J., ausgewählt und der fromm-frei-fröhlichen Jugend gewidmet" von Bernard Arens, S. J. Dritte Ausgabe. 8°, VI u. 208 S. Geb. M 2.50. — Die zur Förderung und Bewahrung echter Jugend: jener, die nie stirbt, herausgestellten Bilder entstammen stofflich den biblischen und dem klassischen Zeitalter, dem Mittelalter und der Neuzeit. Der buntwechselnde Inhalt umfaßt in kraftvollem, oft gehobenem Vortrage Erzählungen und Lustspiele, auch ein längeres Gedicht. Das Buch verdient eine stärkere Verbreitung, als es bisher gefunden hat.

Der als Schulmann sowie Volks- und Jugendschriftsteller verdienstliche Gymnasialdirektor Dr. Alfons Steinberger hat durch die uns jetzt beschäftigende **Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Regensburg,** ein neues Buch veröffentlicht: „Kaiserin Theophana, ein Lebensbild aus der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts." Mit 10 Illustrationen, 1910, 38. Bändchen der „Geschichtlichen Jugend- und Volksbibliothek", 8°, 66 S., M 1.20, geb. M. 1.70. Die Heldin ist jene byzantinische Kaisertochter, die Otto II. Gemahlin, Otto III. Mutter und als Kaiserinwitwe für den unmündigen Sohn Reichsverweserin wurde: ein verfeinerter, bedeutender Charakter, der mehrfach in die Geschicke Deutschlands „mit nicht gewöhnlicher Willenskraft und Selbständigkeit eingegriffen" und das gegen die Ausländerin gerichtete Vorurteil des Fürsten wie des Volkes in Vertrauen und Zuneigung umzuwandeln gewußt hat. Die Darstellung gibt gute historische Ueber- und Einzelblicke sowie wahrheitsgetreue Charakterzeichnungen hervorragender Persönlichkeiten. Gleiches gilt von desselben Verfassers erstem Bande der von ihm geplanten Serie „Aus Bayerns Vergangenheit", Erzählungen aus der „Geschichte und Sage unseres Vaterlandes". 8°, XII u. 260 S., M. 1.50, geb. M. 2.40. Das eben in dritter „verbesserter und vermehrter" Auflage erschienene Buch holt seine Themen aus der „älteren und dem Beginn der mittleren Geschichte": Pioniere des Evangeliums, Theodolinde, Hans Dollinger, die Ungarnschlacht auf dem Lechfelde, Otto von Wittelsbach bei Verona, Heinrich von Kempten usw. — Die vierte, verbesserte Auflage (11. bis 12. Tausend) erschien von Christoph von Schmids „Jugendspiegel. Eine Reihe kleiner Erzählungen." 1910. 8°, 86 S., 80 Pf., geb. M 1.20 Eine zweite, verbesserte Auflage erfuhren die beiden stattlichen Bände D. A. Würfels: „Mußestunden zur Unterhaltung und Belehrung für jung und alt" 1910, 8°, IV u. 270 S., M. 2.50, geb. M 3.50, und „Unterhaltungsbuch am häuslichen Herd", 1910. 8°, III. u. 259 S., M 2.40, geb. M. 3.40. Sie sind auf weite Verbreitung in schlichten Kreisen, auch wohl zu Prämienzwecken besonders an Volksschulen zugeschnitten und bieten in buntem Wechsel von erzählender Prosa und Poesie neben vielerlei aus dem täglichen Leben Gegriffenen Welt- und Kirchengeschichtliches, Legendäres, Biographisches usw. Ein warmer Herzenston beherrscht die Gesamtdarstellungen. — Hingewiesen sei hier auf den reich illustrierten XIX. Band der beliebten (inzwischen in einen anderen Verlag übergegangenen) „Epheuranken." Illustriertes Jahrbuch für die katholische Jugend. 4°, 380 S., geb. M 4.80.

Ein sehr anregendes, auf gründliches Studium basiertes Büchlein schenkt uns P. P. S. Landersdorfer O. S. B. in „Arabien und seine Kultur." Mit 31 Illustrationen und 1 Kartenskizze. 1910, 37. Band der „Geschichtlichen Jugend- und Volksbibliothek", 8°, XIV u. 163 S., M. 1.20, geb. M 1.70. — Auf die geographisch, ethnographisch und kulturell sowie biographisch über die beiden erfolgreichsten Arabien-Reisenden: J. Halévy und E. Glaser, orientierende „Einleitung" folgen die in mitsamt 13 Kapitel geteilten Hauptabschnitte „Arabien vor dem Islam", „Mohammed und sein Werk" und „Arabien in der Gegenwart." Die vortrefflich ausgestattete kleine Schrift sei für Schule und Haus, für private und öffentliche Bibliotheken lebhaft empfohlen.

In der „Allg. Rundschau" (1904, Nr. 10 u. 11) erschien eine der letzten Veröffentlichungen des am 16. März 1910 zu München hingeschiedenen, hochbedeutenden, edlen und berühmten Mannes, dessen Lebensbild von Bruderhand jetzt vorliegt: „Geheimrat Dr. Alois Ritter von Schmid. Sein Leben und seine Schriften. Ein Beitrag zur zeitgenössischen Philosophie und Theologie." Von Univ.-Prof. Dr. Andreas Schmid. Mit einem Titelbild und 23 Illustrationen. 1910, 8°, VIII und 416 S., M 3.—, geb. M 4.—. Im Vorwort bemerkt der Verfasser, daß auf Wunsch des Verstorbenen die Linien der Darstellung einfach gehalten, unter Ausscheidung „allen Lobes" nur Tatsachen berichtet worden seien. Nun, diese Tatsachen zeugen für sich selbst, tauchen die hervorragende Gestalt des Helden, dieses erklärten „Vaters und Führers" der theologischen Fakultät München, an der er ein halbes Jahrhundert „mit riesigem Erfolg" wirkte, in hellstes Licht. Der um die Ausstattung des überaus interessanten Buches verdiente Verlag hat ganz recht mit seiner Mahnung, daß dieses Werk in die Bibliothek eines jeden unserer Theologen gehöre, von denen hunderte noch lebende des Heimgegangenen begeisterte Schüler waren. Nicht weniger als 113 Nummern führt das Verzeichnis seiner Schriften auf, darunter zwei je doppelbändige Werke: „Die Bistumssynode" (Regensburg 18501/51) und „Erkenntnislehre" (Freiburg 1890). Es gab wohl selten einen klareren, reicheren Geist, einen regeren, überzeugteren Verteidiger des Lichtes menschlicher Vernunft und des hingegebenen Glaubens. Eines der bemerkenswertesten Kapitel des Buches ist das von ihm selbst geschriebene: „Literarische Angriffe in kritischer Beleuchtung", in in dem er wirkungsvoll die gegen ihn erhobenen Vorwürfe des Kantischen subjektiven Apriorismus, des Pantheismus und des Skeptizismus abweist. — Mit solcher wahren Menschengröße vor Augen vertieft man sich doppelt gern in Franz X. Kerers seit 1906 bereits zum drittenmal aufgelegtes „verbessertes" Buch für die „Krisen des Lebens": „Gebt mir große Gedanken!" 1910, 5. u. 6. Tausend, 8°, 154 S. Das religiös-ethisch bedeutsame Werk mit der leuchtenden Grundidee: „Baue die Menschengröße am Gottesgedanken!" widmet sich in erster Linie der „edlen Jugend", in nächster der „zweiten Jugend": den Eltern, Erziehern, Seelenführern usw., in letzter den am Leben Ermüdenden. Ihnen allen kann es zu einem Born dauernder Erquickung und Stählung werden. — Ein solcher, in seiner Art, bietet sich wieder in einem kostbaren Büchlein, auf dessen jüngste (19. u. 20.) Auflage wir nur aufmerksam machen: „Besuchungen des allerheiligsten Altarssakramentes. Vom hl. Alphons Maria von Liguori. 1910. Miniatur 334 S., 50 Pf., geb. 75 Pf.

Eingehende Besprechung, zu der hier der Raum fehlt, verdient die ideell und dichterisch eigenartig-bemerkenswerte Veröffentlichung Sebastian Wiesers: „Der Antichrist. Trilogie mit Vorspiel. I. Teil: A. Vorspiel: Der Sündenfall. B. „Das auserwählte Volk." (Drama in 5 Akten). 1910, 8°, VIII u. 288 S., M 3.80, geb. M 4.60. Jeder, der es kennen lernen will — und voraussichtlich werden ihrer bald nicht wenige sein —, tut gut daran, sich zunächst das „Vorwort als Kommentar" genau anzusehen; der Weg zum Verständnisse liegt dann schon zum nicht geringen Teile offen. Hier auch ist bereits der Plan zur vollständigen Trilogie gegeben, deren zwei nächste Hauptdramen lauten: „Jesus Christus", „Die Kirche"; das Nachspiel endlich: „Das letzte Gericht." Von den fünf Akten des vorliegenden ersten Hauptteils trägt jeder eine Ueberschrift: „Kain oder der Brudermord", „Die Sündflut", „Melchisedech", „Sinai", „Jerusalem" (zur Zeit Davids). In allen kehren Kain und Ada wieder. — Kein Zweifel: schon die gewaltige Idee bei einem so ernsthaften Dichter wie diesem zwingt Hochachtung ab. Wer sich in den vorliegenden Band versenkt, wird sich zudem sagen müssen: Hier waltet ein nicht nur poetisch kühner Geist, der das Gute, das Rechte anstrebt. Ein abschließendes Urteil liegt selbstverständlich fern über dies Werk, das ausgesprochenermaßen keine „dogmatische Abhandlung" sein will, sondern eine Dichtung, die einer Verlebendigung auf der Bühne, bis dahin der Aufnahme seitens „stiller, edler Menschen" harrt.

Unserer großen Gebetsklassikerin Luise Hensel wurde unlängst ein Denkmal in Stein zu Paderborn errichtet. Nun setzt P. Griesebacher ihr ein solches in Tönen, indem er als opus 155 „Die cur hic! 15 Lieder von Luise Hensel. Für eine mittlere Singstimme mit Harmonium- oder Klavierbegleitung" im **Verlag der Junfermannschen Buchhandlung, Paderborn** (kl. 4°, 41 S., M 3.—) veröffentlicht. Ich habe die Kompositionen mit großer Befriedigung durchgesehen. Sie sind alle in ihrer sanglichen Einfachheit und schönen Melodiösität sehr gewinnend, zu Herzen gehend. Selbst wem Silchers „Müde bin ich, geh zur Ruh" seit Kindheitstagen in der Seele tönt, bietet die hier dargereichte Vertonung traulichen Reiz. Und daneben fesseln ihn besonders „Wachtelruf", „Stilles Gotteslob", „Laß mich allein", „O wie süß ist dein Geist!" usw. Möge die wertvolle Sammlung

viele Weihnachtstische schmücken! — Derselbe Verlag, dessen weitere Veröffentlichungen wir jetzt besprechen, bringt ein anziehendes lyrisch-episches Werk von Mathias Konrad Kann: „Nur ein Zigeunermädchen. Ein Sang aus Altenburgs Vergangenheit." 12°, 106 S., geb. ℳ 2.50. — Ein jugendlicher Kaufherr lernt ein wunderschönes Zigeunermädchen, Tochter einer Christin, kennen und lieben. Er rettet sie, sie rettet dann ihn in Verkleidung eines Kriegerjünglings im Kampfe, beide finden in einander das Glück fürs Leben. Gewandte Technik, gute, edle Sprache, freundliche, nicht äußerlich stürmisch bewegte, aber gemütsinnige, sinnige Darstellung werden dem Büchlein voraussichtlich viele Freunde, zumal Freundinnen gewinnen. — Aehnliches Lob verdient „In der Christnacht. Märchen" von Emma von Brandis-Zelion (1910, 12°, 113 S., ℳ 1.50, geb. ℳ 2.40): von allegorischer Bedeutung, indem einige der Hauptpersonen die Liebe, die Unschuld und die Treue verkörpern, aber ohne aufdringliche Lehrhaftigkeit, vielmehr in poetischer Anmut. — Sehr interessant, als eine entschieden vielversprechende Talentprobe gibt sich M. Homscheids Erzählung (das auf dem Titel gegebene Kennwort „Roman" erweist sich als weniger zutreffend) „Eifelprinz" 1910, 8°, 160 S., ℳ 2.25, geb. ℳ 3.—. Frisch und zugleich vertieft geschrieben, von scharfer und doch gütiger Beobachtung zeugend, verrät das (nicht für die Jugend bestimmte!) Buch einen feinen Sinn für Natur- und Seelenstimmung, Volkssitte und Volkssage, viel psychologisches Verständnis für die echte, garnicht so leicht durchschaubare Art der Eifelbauern in Fehl und Vorzügen, ohne naturalistische Vergröberung, willkürliche Verkleinerung oder sentimentale Verhimmelung. Dieses Talent sollte man nicht aus dem Auge verlieren.

Die **Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G., Einsiedeln**, bietet zwei trefflich ausgestattete Neuheiten, beide ausführlicher in unserer Rubrik „Vom Büchertisch" behandelt: 1. „Die Gründung. Sozialer Roman." Von Pierre l'Ermite. Autorisierte Uebersetzung von F. Mersmann. Einleitung von François Coppée. Mit 21 (interessanten) Originalillustrationen von H. Rousseau. 1910, 8°, 416 S., ℳ 4.—, geb. ℳ 5.20. Der allgemach weltbekannte Verfasser behauptet die bereits erklommene Höhe in diesem Roman des Gegensatzes zwischen Stadt und Land, zwischen Erdscholle und Großstadtpflaster, zwischen Ur- sowie Bauernadel und windiger Industrieritterschaft, zwischen Tugend und Laster, Kraft und Schwäche, seelischem Talmi und Gold. — 2. „Die Prinzessin von Lanka. Roman." Von A. Hruschka 1910. 8°, 304 S., ℳ 3.20, geb. ℳ 4.—, eine romantisch-reichbewegte Geschichte aus der Gegenwart auf ceylonischem Boden, ausgestattet mit lebhafter Charakteristik und einer Fülle fesselnder Motive aus Natur, Kultur, Religionsanschauung und Mythe.

Zu den Werken des **Verlages Thum-Kevelaer** stößt noch ein neuer Band der beliebten, hier des öfteren empfohlenen „Bücherhalle" (à Band ca. ℳ 3.—): Der XI., von der Verfasserin Antonie Jüngst, mit dem Titel „Die Eichhöfer. Dorfgeschichte aus dem Münsterlande". Lebendig und ergreifend in der Handlung, die bei dieser edlen Autorin sich immer tief sittlich ausgestaltet, wird das Buch dem Serienunternehmen neue Freunde gewinnen. Wir kommen später an anderer Stelle der „Allgemeinen Rundschau" darauf zurück; hier sei nur bemerkt, daß der ersten Erzählung, die einen unschuldig zu langer, schwerer Kerkerhaft Verurteilten zum Helden hat, eine freundlich austönende Novelle: „Bate Ulrike", angefügt ist.

Heimatwege.

Wer je dem Leben auf den Grund geseh'n,
Dem klingt ein ernstes Lied durch alle Tage,
Es wird ihm folgen wie im Sturmesweh'n
Und oft wie leise, leise Heimatklage.

Wem auch die Sehnsucht heiss die Stirne streift,
Zur Pflicht wird ihm das harte Wartenmüssen:
Die Fremde ist's, die unsre Sehnsucht reift
Und uns zur Heimat führt mit frohen Grüssen.

Die Tränen bleichen manche Sonnenspur,
Die von des Leides Wolken übersponnen;
Die Sehnsucht kürzt die blassen Tage nur
Und kühlt die Wunden aus der Heimat Bronnen . .

Wer je dem Leben auf den Grund geseh'n,
Dem klingt das ernste Lied in allen Tagen,
Der kennt kein erdenmüdes Stillesteh'n:
Ihn führt der Weg zu Höh'n, die strahlend ragen . .

Dr. Hans Besold.

Vom Büchertisch.

Das Leben Mariä. Bilder von Ph. Schumacher, Text von Victor Kolb, S. J., Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H., München. Zwei Männer von ebenbürtiger Bedeutung haben sich vereinigt, um dem christlichen Hause ein wahrhaft herzerfreuendes Werk zu bescheren. Der Wiener Prediger Victor Kolb ist bekannt als Sozialpolitiker, wichtig sind u. a. seine Studien über die Glaubensspaltung, sowie über den hl. Ignatius von Loyola. Der aus Innsbruck stammende, jetzt in München wohnende Philipp Schumacher hat sich als Genremaler und Illustrator wie durch seine Kirchenausmalungen bekannt gemacht. Die jetzt vorliegende Frucht der gemeinsamen Arbeit beider ist ein reichgeschmücktes wunderschönes Buch, das zu Ehren der allerseligsten Jungfrau deren Leben beschreibt und in Bildern vor Augen führt. Bescheiden nennt Kolb seine Arbeit einen „Bildertext". Gerade so gut könnte man Schumachers Arbeit „Textbilder" nennen. Es hängt eben beides — schon äußerlich — untrennbar zusammen, und doch besitzt jedes eine völlige künstlerische Selbständigkeit, die den Genuß erst vollkommen macht. Achtundvierzig Bilder sind es, in denen Schumacher das Leben und die Bedeutung Mariä zu schildern sucht. Daß ein Thema wie dieses niemals, und auch von der Hand allergrößter Meister nicht, erschöpft werden kann, daß die künstlerische Gestaltung, weil sie eben Menschenwerk ist, nie ganz zu erfüllen und auszusprechen vermag, was unser Herz erfüllt, was der Glaube uns lehrt, das ist ja gewiß. Auch das gewaltigste Kunstwerk kann in solchem Falle nur ein Gleichnis sein, das uns auffordert, der Wahrheit nachzudenken. Aber solche Aufforderung und Anregung ist notwendig, sie hilft zur Vertiefung des gläubigen Gemütes, sie verscheucht, was niedrig ist. Darum begrüßen wir auch das vorliegende Buch mit besonderer Freude. Diese Bilder sind nur zum Teil Illustrationen. Die meisten sind tiefsinnige Auslegungen der im Leben der Gottesmutter sich offenbarenden Ideen der christlichen Glaubenslehre. Sie entwickeln sich vor unseren Augen vom Tage der ersten Verheißung, da mit dem Falle des Urelternpaares die Sünde in die Welt kam, bis zur Erfüllung. Durch makellose Empfängnis allein ausgenommen von dem Gesetze der Erbsünde, tritt Maria in das irdische Leben, vollendet es in Liebe und Schmerzen, bis sie zurückkehrt in die ewige Heimat und die Krone der Herrlichkeit empfängt. Wie Maria die Zuflucht der Christen ist, wie sie gefeiert wird von der großen Kunst, angerufen wird im Gebet, das bildet des Buches Schluß. Ueber die Beschaffenheit der Bilder — es sind



durchweg farbige Wiedergaben von Aquarellen — kann man nur anerkennendes sagen. Die in ihnen sich aussprechende feste Glaubenszuversicht verkündet sich in edler Zeichnung, die idealistisch und realistisch zugleich ist, dabei nirgend süßlich, noch jemals kraß wird. Es ist ein hoher Genuß, diese Bilder auf sich wirken zu lassen, die unsere Gedanken an das Ueberirdische so fein mit denen an die Tatsachen der Geschichte und Legende, endlich mit denen an unser eigenes tägliches Leben verknüpfen. Für das alles hat Schumacher durchaus jedermann verständliche, schlichte Art gefunden, und man ist darum berechtigt, seine Arbeit als bedeutendes Kunstwerk zu bezeichnen. — Was ich hiernach zum Lobe des Kolb'schen Textes zu sagen hätte, würde in seiner Weise auf dasselbe hinauskommen. Alles in allem darf man dem Werke beider Männer nur wünschen, daß es in recht vielen christlichen Familien Aufnahme fände.

Kurt Freden.

Pierre l'Ermite, „Die Gründung. Sozialer Roman." Autorisierte Uebersetzung von F. Mersmann, Einleitung von François Coppée. Mit 21 Original-Illustrationen von H. Rousseau. Einsiedeln, Benziger & Co. 1910, 8°, 430 S., *M* 4.—, geb. *M* 5.20. „Bei jeder Seite, die man umschlägt, fragt man sich: ‚Was wird wohl nun kommen'"? heißt es in Coppés warmem Anerkennungsbriefe. Ich persönlich kann dem nicht durchaus zustimmen, zumal nicht hinsichtlich der reichlich langatmigen Auseinandersetzung zwischen des schlappen Helden temperamentvoller alten Mutter und jenem selbst. Aber im ganzen finde auch ich viel des „spannenden Interesses" und, was im Verein mit diesem Hochwichtiges bedeutet, zugleich der Vertiefung, der bleibenden, erhebenden Wirkung. Das Buch ist die für sich abgeschlossene Fortsetzung der von der französischen Akademie preisgekrönten „Großen Freundin" desselben Verfassers. Ein junger begüterter Adeliger fällt einem Gaunerpaar, einem deutschen (!) Ingenieur und einer jüdischen Abenteurerin, in die Hände, verliert sein Vermögen und, durch eigene Schuld (Duell) sein Leben, rettet aber, da edle Gefühle in ihm wach blieben, sein Seelenheil. Hand in Hand mit seinem Schicksal geht dasjenige eines jungen Bauers, der — wie jener und zu dessen oder vielmehr zu des Gaunerpaares Zwecken — der Heimat untreu, darob vom Vater verstoßen wird, jedoch seine innere Tüchtigkeit nicht verliert und so den Seinen und der Heimat endgültig erhalten bleibt. Die Liebe zur Scholle stellt das Leitmotiv. Die Personenzeichnung ist so reich wie lebenswahr. Kräftige Schlaglichter fallen auf die Welt des Schwindels und des Scheins, der unersättlichen Genuß- und Habgier, aber auch auf das Stabile der echten Sitte, der wahren Liebe zum angestammten Heim, der edlen Anteilnahme an fremdem Geschick. Das Buch verdient eine weite Verbreitung, nicht zuletzt durch Volksbibliotheken, zur Mitbekämpfung der Land- und Pflichtflucht.

E. M. Hamann.

A. Hruschka, „Die Prinzessin von Lanka". Benziger, 1910, 8°, 304 S., *M* 3.20, geb. *M* 4.—. Dieser Roman sprüht von Temperament und von verlebendigendem Schilderungstalent. Ceylon ragt, blüht vor uns auf. Mit der äußerst romantischen, aber immerhin glaubwürdigen Geschichte der flott herausgearbeiteten Träger der Handlung verwebt sich die großartige Schönheit der dortigen Natur, die Seltsamkeit der Bevölkerung, ihrer Glaubens-, Mythen- und Sagenwelt, die Herrlichkeit einer verfallenen Kultur. Buddhismus und Christentum, Pessimismus und Optimismus werden einander in den Anschauungen der Personen gegenübergestellt, aber das Göttliche in Menschentum und Lehre siegt, und der lebhaft angeregte Leser (auch ein unterstrichen ernsthafter) legt am Schlusse das Buch befriedigt weg, das gewiß nichts anderes als nur gehobene Unterhaltungslektüre sein will, diesen Zweck aber auch tatsächlich in anerkennenswerter Weise erfüllt.

E. M. Hamann.

„Natur und Kultur". Im achten Jahrgang erscheint bereits die von Dr. Voeller gegründete und geleitete Zeitschrift „Natur und Kultur" (Monatlich zwei Hefte, vierteljährlich *M* 2.—, Isariaverlag München), was bei der Fülle von ähnlicher Literatur, die im Lauf der Zeit aufgetaucht ist, allein schon eine gewisse Garantie für deren Inhalt bedeutet. Sie hat sich in diesen Jahren einen stattlichen Kreis von Gönnern und Freunden erworben und ist nicht nur an Mittelschulen warm empfohlen, sondern auch bei Naturfreunden, die genauer ins Detail eingehen, stets ein gern gesehener Bote aus dem Reiche ihrer Liebhaberei; denn sie richtet sich nach dem Sprichwort: „Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen." Dem Botaniker erzählt sie von seinen Lieblingen aus allen Zonen, der Zoologe liest darin Bemerkenswertes über Leben und Gewohnheiten der Tiere aller Länder, der Mineraloge und Geologe findet interessante Aufsätze über Entstehung und Gewinnung der unorganischen Stoffe. Auch die Astronomie kommt nicht zu kurz; eine Experimentierecke bringt neue Versuche, die der einzelne leicht wiederholen kann und eine Rundschau gibt Aufschluß über die letzten Errungenschaften der Technik und Forschung. Größte Aufmerksamkeit wird der Pflege der Eigenbeobachtung und Eigenbetätigung seitens des Lesers gewidmet durch Anleitung zum Sammeln, Mikroskopieren usw., Betrachtung der Natur auf Spaziergängen, in Haus und Garten, des Sternenhimmels. Die Rubrik „Studien und Lesefrüchte" unterrichtet über wichtige Forschungsergebnisse und Neuerscheinungen in kritischer Beleuchtung. Der Laie hat keine Ahnung davon, welche Mühe das Zusammentragen all dieser Details erfordert und wieviel Material hierzu nötig ist. Bei dem stattlichen Stab von Mitarbeitern aus allen Gebieten der Wissenschaft wird „Natur und Kultur" sicher auch in Zukunft fortführen, was sie so schön begonnen.

Heinrich Morin, kgl. Gymnasialprofessor.

„Amelangs Frauen-Jahrbuch 1911." Mit Beiträgen erster Autoren, Kalenderbildern, künstlerischer Ausstattung und Einband von Prof. Steiner-Prag. Leipzig, C. F. Amelang 8° 159 S. In mehrfarbigem Einband *M* 4.—. Ein liebenswürdiger, inhaltsreicher, vornehmer Geschenkband, der sich jetzt und in der Folge ideell, teils auch stofflich an die von Prof. Wychgram herausgegebene Serie „Kulturaufgaben der Frau" anschließen will. Der vorliegende trägt zu Häupten das Bild der achtzigjährigen Marie von Ebner-Eschenbach, die eine Reminiszenz: „Aus meinen Kinderjahren", beigesteuert hat. Es folgt Novellistisches, Poetisches, Biographisches, Essayistisches, letzteres besonders über Caritatives und Soziales im Frauenleben. Unter den katholischen Autorinnen wurden nur zwei herzugezogen: E. Gnauck-Kühne und L. Rafael. Der mannigfaltige Bildschmuck trägt zur Erhöhung des geschmackvollen Gesamteindruckes bei.

M. Freimund.

„Klänge aus der Klosterzelle," von P. Adalar von Erfurt. Verlag von F. J. Lentner (E. Stahl), München, geb. *M* 1. Die in Nr. 49 veröffentlichte Besprechung dieser Gesänge eines frommen, gottbegeisterten Kapuziners enthält leider einen Druckfehler: Statt „Richtung" sollte es „Sichtung" heißen. Wir empfehlen nochmals gerne das reizend ausgestattete Büchlein mit seinem warmherzigen, aufs Bedeutsame zielenden poetischen Inhalte. Leo van Heemstede sagt im Dezemberhefte der „Dichterstimmen" von diesen „Klängen aus der Klosterzelle": „Ein Büchlein voll süßen Friedens, voll froher Begeisterung, voll inniger Gottes- und Menschenliebe."

Ein neues Betrachtungsbuch für Geistliche. „Lucerna pedibus meis verbum tuum! Exerzitienvorträge und Exerzitienbetrachtungen für Priester. Von P. Anastasius Josef Müller, O. M. Cap., Ravensburg, Verlag von Friedr. Alber." — Wohl ist kein Mangel an Betrachtungsbüchern für Priester, aber gute Ware ist selten. Vorliegendes Werk aus der Hand eines verdienten Kapuziners verdient bestens empfohlen zu werden. Leider ist dasselbe bis jetzt noch wenig bekannt. Der Verfasser hatte viele Jahre und an verschiedenen Orten Exerzitien für Priester zu halten. Auf Ersuchen vieler geistlicher Herren und auf Empfehlung des Hochwürdigsten Bischofs Paul Wilh. v. Keppler, dem das Manuskript zur Durchsicht vorgelegt wurde, kamen die Vorträge in Druck. Das Werk umfaßt 2 Bände mit je einer Serie von Betrachtungen und Konsiderationen mit den nötigen Einleitungs- und Schlußvorträgen. Ein Vorzug ist dem Werk besonders eigen, und dieser gibt ihm das originelle Gewand, die ausgiebige und treffliche Verwertung und Verwendung der Heiligen Schrift. Die Vorträge sind deshalb nicht bloß Menschenweisheit, sondern Geist und Leben. Es sind eben nicht abgedroschene Klischees, sondern Lebensweisheit eines durchgeistigten Priesters, getragen vom Geiste und Leben der Heiligen Schrift. Die Ausstattung ist eine sehr geschmackvolle und in allen Teilen gut. Daher auch der etwas hohe Preis (2 Bde. geb. *M* 9.50). Es ist nur zu begrüßen, daß ähnliche Vorträge in absehbarer Zeit für Laien erscheinen im Verlag von C. Ohlinger, Mergentheim, beträchtlich billiger. Priester und Laien werden aus diesen Vorträgen großen Nutzen und viel Anregung ziehen.

Joh. Wahl.

Der Regelpater II oder fromme Lesungen für Tertiaren. Von P. Laurentius von Landshut, Mitglied der bayerischen Kapuzinerordensprovinz. Druck und Verlag von Friedrich Pustet, Regensburg 1910. Geb. *M* 2.20. Ein zweiter Band gesammelter Regelpaterpredigten, die P. Laurentius seit einer Reihe von Jahren in der Tertiarenzeitschrift „Altöttinger Franziskusblatt" erscheinen läßt. Der erste Band erschien schon vor längerer Zeit. Beide sind eine herzlich willkommene Gabe für Tertiaren; aber auch Nichttertiaren werden in diesem Buche mit großem Interesse und reichlichem Nutzen für ihr persönliches religiöses Leben lesen. Die Darstellung ist einfach und schlicht aus Rücksicht auf den Leserkreis. P. Laurentius zeigt sich als Mann von feiner Beobachtungsgabe und großer Gemütstiefe. Er weiß die Saiten unseres Herzens anzuschlagen und es religiös zu stimmen. Und über dem Ganzen weht der Geist eines gesunden Optimismus. Wo ein Pessimist nichts Gutes mehr findet, weiß der „Regelpater" noch einen Funken des Guten aufzuspüren und diesen Funken zur Flamme zu entfachen. Er weckt die schüchternen Talente, ermutigt den Verzagten, feuert den Starken an. Diese frommen Lesungen sind ein vorzügliches Mittel, das religiöse Leben zu erneuern und zu vertiefen im Geiste des hl. Franziskus. — Dem Buche ist ein Titelbild beigegeben: Die Verlobung des hl. Franziskus mit der Armut.

P. Aidan, O. M. Cap.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Festspiele 1911. Die Wagneraufführungen im Prinzregententheater beginnen am 31. Juli mit „Tristan", der fünfmal gegeben wird; ferner sind vorgesehen der Nibelungenring und die „Meistersinger" je dreimal. Wie heuer ist der Mozartzyklus im „Kgl. Residenztheater", der früher den Wagnerfestspielen vorausging, im nächsten Sommer auf die dazwischen liegenden Tage gelegt, an denen im Prinzregententheater nicht gespielt wird. Er beginnt am 30. Juli mit „Don Giovanni", dieser und „Figaros Hochzeit" werden zweimal geboten. Einmal erscheinen „die Entführung", „Bastien und Bastienne" zusammen mit „Titus" und „Cosi fan tutte." Die offizielle Generalagentur, das amtliche Reisebureau Schenker, beginnt demnächst mit Programmversand und Billettvormerkung.

Kgl. Residenztheater. Henry Batailles' Drama: „Die törichte Jungfrau" hatte einen Darstellungserfolg. Das künstlerisch nicht hochstehende Pariser Stück ist geschickt und effektreich gemacht, aber erwärmen können diese Schachfiguren des Autors nicht. Ein verheirateter älterer Advokat hat die blutjunge Tochter eines Herzogs verführt und flieht mit ihr ins Ausland. Der Bruder des Mädchens setzt den Flüchtigen nach, um blutige Rache zu nehmen; auch die Gattin des Anwalts folgt ihnen, um den noch immer geliebten Mann vor dem Rächer zu schützen. Der Advokat macht, von der Frau und der Geliebten verteidigt, einen für unser Empfinden allzu kläglichen Eindruck, und als die letztere sich den Tod gibt, um die Gatten wieder zu vereinen, vermag uns dies nicht in dem Maße zu rühren, wie Bataille sich dies gedacht haben mag.

Schauspielhaus. „Die Nordische Heerfahrt" gehört zu Ibsens Frühwerken. Helden der Vorzeit stellt er hier mit markigen Strichen auf die Bühne. Noch bildet er mehr, als er grübelt, und so gelingt ihm diese dem Geschlechte der Riesen entstammende Brünnhilde, die nur dem stärksten, ruhmreichsten Helden angehören will. Hjördis heißt sie im Stoffkreis des zehnten Jahrhunderts, aus dem Ibsen schöpfte. Ein gewaltiger Bär liegt vor dem Gemache der Jungfrau. Ihn zu erlegen ist dem Freier Bedingung. Hjördis hofft, daß Sigurd der Starke die Tat vollbringe, doch willig folgt sie Gunnar, als er sich diesen Ruhm gewann. Hoch oben im Norden haust sie nun auf dem Hof des Gatten, dem zu neuen Wikingerfahrten nicht der Sinn steht. Neidvoll blickt sie auf Sigurds wachsenden Ruhm, oft erwachen ihr Zweifel an Gunnars Heldentum, nur dies gewährt ihr Trost, Gunnar hat einst doch die größte Tat vollbracht, die jener nicht gewagt. Als Hjördis bei einem Gelage Gunnar preist und höhnend Sigurds Heldentum herabsetzt, da schreit ihr Sigurds Gattin die Wahrheit ins Gesicht: Nicht Gunnar erschlug den Bären, Sigurd vollbrachte es für den die Tat nicht wagenden Waffenbruder. Die beleidigte Hjördis sinnt auf Rache und Tod. Als sie jedoch erfährt, daß Sigurd sie liebte und nur für den scheinbar begünstigten Freund zurücktrat, will sie die Bande brechen, als „Schildmaid", die ihn zu Taten anfeuert, nicht als Weib will sie ihm folgen. Doch Sigurd vermag die beiden nicht zu opfern, die zwischen ihnen stehen und ein Recht auf ihren Platz haben. Er fordert Gunnar zum ritterlichen Zweikampf, wohl hoffend zu fallen. Doch er fällt durch Hjördis Pfeil. Durch Zauberkünste beschwor sie die Toten auf der Heimfahrt nach Walhall, in ihrem Geleit will sie mit Sigurd ziehen. Allein der Sterbende kündet ihr, daß der Tod sie für ewig trennt. Er betet zu dem neuen Gotte, der immer weiter in den Norden vordringt, er ist Christ geworden. Hjördis stürzt sich vom Felsen ins Meer. Zu organischer Einheit ist mit dieser Sage die tragische Heerfahrt des greisen Ornulf verflochten, der sieben Söhne im Kampfe verliert. Auch hier ist es Hjördis hochfahrender Sinn, der den Untergang herbeiführt. Der dramatische Aufbau des Stückes ist so meisterlich, die Charakterschilderung so plastisch, daß dem Zuschauer kaum zum Bewußtsein kommt, was ihm in der Gefühlssphäre der Nordlandsrecken doch fremd ist. Das Schauspiel ward unter Stollbergs sehr glücklicher Regie in stimmungskräftiger, auch malerisch schöner Inszenierung gegeben. Das Ensemble löste die großen Aufgaben sehr ehrenvoll, ja man sah manche Kraft, die nur zu oft ihr Können in den Boudoirs Pariser Ehebruchschwänke verschwendet, gewachsen an den Forderungen großer Kunst.

Aus den Konzertsälen. Professor Mannstädt von der Wiesbadener Hofbühne leitete im Odeon ein Symphoniekonzert des Tonkünstlerorchesters. In der dritten Leonorenouvertüre und der phantastischen Symphonie von Berlioz erwies der Dirigent die Vorzüge starken Temperamentes und gereiften Könnens. Die Geigerin M. v. Stubenrauch gab in Brahms Violinkonzert eine durch klangliche Schönheit und reife Technik imponierende Leistung. Zu gleicher Stunde bot Brill im Volkssymphoniekonzert in der Tonhalle Liszts „Héroïde Funèbre", Strauß' „Tod und Verklärung" und die Symphonie in D-dur op. 16 von Sgambati, eine sehr sympathische und achtenswerte künstlerische Arbeit. Wiedergabe und Aufnahme waren vortrefflich. — Sehr günstig verlief auch der zweite Bachschen Kantaten gewidmete Abend, an denen Alfr. Naef und Frau Stern-Lehmann sich wieder als Sänger von starkem Stilgefühl erwiesen. Das kleine Kammerorchester des Konzertvereins, Schmid-Lindner (Cemballo) u. a. bewährten sich schönstens. Einen Kompositionsabend veranstaltete Wilhelm Kienzl. Der Tondichter saß am Flügel, der junge Tenorist Wildbrunn und die glänzende Altistin Mysz-Gmeiner sangen seine Lieder. Die durchweg frisch empfundenen, schlichten, innigen, meist heiteren Kompositionen, die so ganz entfernt sind von dem Raffinement unserer Tage, boten uns einen harmonischen, ruhigen Genuß und das Publikum erwies sich dem „Evangelimann"-Komponisten äußerst dankbar. — Das „Welte-Mignon"-Reproduktionsklavier, das uns jüngst vorgeführt wurde, vermag die Vorträge erster Künstler in einer vollkommenen Weise wiederzugeben, wie man es kaum für möglich halten könnte. Dadurch, daß diese große Erfindung die individuelle Kunstleistung getreu der Nachwelt zu überliefern vermag, kann sie der musikalischen Ausbildung, wie der Musikgeschichte unschätzbare Dienste leisten. — Im Anschluß an diese Konzerte sei noch kurz des Rezitationsabends des Herrn Vogelmann-Vollrath gedacht. Der gewandte und verständnisvolle Vorleser bot uns die „Geschichte von den sieben Gehenkten" von Leonid Andrejew. Psychologisch sind diese Schilderungen der Terroristen von großer Feinheit und man gewinnt auch den Eindruck von überzeugender Lebenstreue. Sie fesseln uns mehr als Dokumente zeitgenössischen russischen Fühlens, als durch absoluten Kunstwert.

Verschiedenes aus aller Welt. „Der junge Medardus", eine dramatische Historie von Arthur Schnitzler, erlebte im Wiener Burgtheater die Uraufführung. Das Stück findet zahlreiche Bewunderer, auch kühle Beurteiler rühmen ihm viele Vorzüge nach. „Medardus" ist die Tragödie eines jungen Wieners, der, untüchtig das Leben zu meistern, sich am spielerischen Genuß des Augenblickes, an der schönen Linie, der Rhythmik, dem Klang der Dinge berauscht, ohne die Kraft zu finden, dem Schicksal zu gebieten. — In Karlsruhe gefiel Gotthelfs musikalisches Mysterium, „Mahadeva", das neben Wagneranklängen auch eigene Schönheiten aufweist. — Das Deutsche Theater in Berlin gab „Hamlet" in neuer, einfacher Inszenierung. Das Orchester war überdeckt, so daß das Spiel aus dem Bühnenrahmen zeitweilig herausdrängen konnte. Dies beeinträchtigte nach Berichten den Eindruck der Natürlichkeit ebenso, wie das Emporsteigen der Schauspieler aus fragwürdigen Tiefen. Unsere jüngeren Bühnenreformer wollen dies leider nicht glauben. — Die Komische Oper in Berlin brachte als Première „Abbé Mauret" von M. von Oberleithner. Die Kritik findet die Musik technisch gut gemacht, aber ziemlich blutleer. Dem Text liegt ein Roman Zolas zugrunde. — Ein Drama „Cesar Borgia" von Viktor Hahn fand in Frankfurt a. M. eine mittlere Aufnahme. Dem Verfasser, der eine glattfließende Jambensprache schreibt, ist es nicht gelungen, Renaissancemenschen glaubhaft auf die Bühne zu stellen. — Zum ersten Male wurden in Dänemark Teile des „Parsifal" aufgeführt. Die Wagnersche Musik wurde unter Mitwirkung erster Kräfte im siebenhundertjährigen Dome der Stadt Aarhus geboten. Der Eindruck war ein tiefgehender.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die europäischen Börsen werden neuerdings durch anhaltend nervöse Neuyorker Effektenmärkte stark beeinflusst. Seit längerer Zeit schon wird die Aufmerksamkeit aller Interessenten auf jenen amerikanischen Markt gelenkt, woselbst heftige Kursschwankungen ohne irgend welche bestimmte Motive zu beobachten sind. Diese Vorgänge einer vollkommen unzuverlässigen Börse sollten den deutschen Kapitalisten ernstlich Anlass geben, jenen rein spekulativen Effekten, wie Amerikanische Eisenbahnaktien usw. nicht mehr das althergebrachte, bisherige Interesse zuzuwenden. Die deutschen Industrie- und Anlagewerte geben sowohl dem spekulativ veranlagten Kapitalisten, wie auch dem Sparpublikum soviel des Soliden und des gut Rentierlichen, dass das heimische Kapital nur den deutschen Werten allein den Vorzug bei Neuanlagen geben sollte. Die heimischen Renten- und Pfandbriefwerte bieten bei dem gegenwärtigen Kursniveau und der bekannten unbedingten Bonität gleichfalls Anreiz zu erhöhtem Interesse. — Der Markt in deutschen Bankwerten, speziell der Berliner Grossbanken, konnte unter dem Einfluss der jüngst publizierten Zweimonatsbilanzen neuerdings profitieren. An der Berliner Börse scheint sich auch im übrigen seit einiger Zeit ein lebhafteres Geschäft in den bisher schon beliebten Kassaindustriewerten zu etablieren. Die Erhöhung der belgischen Exportpreise, günstige Meldungen vom Kohlengebiet in Westfalen und auch aus Schlesien bewirkten eine bessere Tendenz für Montanwerte. Chemische Werte, Aktien der Maschinen- und Eisenbahnbedarfsbranche konnten durch Nachrichten über andauernd flotten Absatz, vergrösserten Export, besonders im Kurse anziehen. Nur für elektrische Werte machte sich unter der Nachwirkung der Nichterhöhung der Siemens- & Halske-Dividende etwas weniger Meinung kund. — Die grössere Interessenahme des Privatpulikums an diesen Industrie

werten zeigt sicherlich, dass allgemein die Wirtschaftslage bei uns nach wie vor günstig beurteilt wird. — Den hauptsächlichsten Einfluss auf die Gestaltung der Effektenmärkte wird nach wie vor die Entwicklung der Geldverhältnisse ausüben. Es hat den Anschein, dass die Befürchtungen einer stärkeren Versteifung der Geldsätze zum Jahresschluss übertriebene waren. Die Entwicklung des Geldmarktes hat eine besondere Erleichterung erfahren, nachdem die Bank von England überraschend den offiziellen Diskontsatz von 5% auf 4% herabsetzte. Es bleibt dahingestellt, ob durch diese Diskontermässigung die bis jetzt zurückgestellten grossen Geldforderungen Amerikas und der überseeischen Länder nicht neuerdings den Londoner Geldmarkt beeinflussen werden. Die Geldmarktsituation bei uns wird durch diese Massnahme der englischen Notenbank sicherlich gebessert, um so mehr als der Geldzufluss des Auslandes nach Deutschland anhält. Aus diesem Grunde kann man der weiteren Entwicklung der Geldmarktlage bei uns wohl mit ziemlicher Ruhe entgegensehen. Für Börse, Handel und Industrie bedeutet diese Besserung der Geldverhältnisse ungemein viel und Beobachter der letzten Wochen werden wissen, dass sich die Konstellation dieser drei Faktoren in vollständiger Abhängigkeit von der monitären Entwicklung befunden hat. Im Zusammenhang mit diesem leichteren Geldstand konnte sich auch ein lebhafteres Geschäft in den heimischen Fonds, speziell der 3% Renten entwickeln. Bei der gegenwärtig gesunden Börsenlage bei uns dürfte ein lebhafteres Geschäft im Effektenmarkt an den deutschen Börsen im laufenden Monat weiter zu erwarten sein. Hoffentlich gelingt es dabei den deutschen Börsen, sich von der unsicheren Haltung Neuyorks zu emanzipieren. M. Weber.

Die **Heilmannsche Immobiliengesellschaft** kann eine vollkommen günstige Entwicklung aufweisen. Diese Gesellschaft hat im abgelaufenen Geschäftsjahr ca. zwei Millionen Grundstücke mit angemessenem Nutzen verkauft und auch durch gewonnene Prozesse und weitere Terrainverkäufe im laufenden Jahre eine wesentlich gestärkte Position. M. W.

Die **Königliche Seehandlung (preussische Staatsbank) Berlin** veröffentlicht ihre neu revidierten Geschäftsbedingungen, nebst einem Anhang: Das Preussische Staatsschuldenbuch. Diese Bestimmungen behandeln den An- und Verkauf von Wertpapieren, die Verzinsung von Barguthaben und Depositen zum festen Satz von 3%, also Sparkassa-Einlagen, ferner Scheckverkehr, Aufbewahrung und Verwaltung von Effekten, Darlehen, geschlossene Depots, Safes, Kreditbriefe, Konto-Korrentverkehr, Devisen, Steuerzahlungen und Mündeldepots. Diese Bestimmungen sind von der genannten Bank für Interessenten gratis erhältlich. M. W.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Die Entstehung des Judentums. Von Hermann Weinheimer. 2. Teil der Geschichte des Volkes Israel. Kart. M 3.—, geb M 4.—. (Schöneberg-Berlin, Buchverlag der „Hilfe".

Das sterbende Pompeji. Roman aus Pompejis letzten Tagen. Von Gustav Adolf Müller. XVI und 425 S. Brosch. M 5.—, geb. M 6.— bis M 8.—. (Leipzig, Otto Weber.)

Der Humor im Reichstage. Von Matthias Erzberger. (Berlin, Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst.)

Annette von Droste-Hülshoff und ihre Werke. Von Hermann Hüffer. Dritte Ausgabe, bearbeitet von Hermann Cardauns. M 7—. (Gotha, Friedrich Andreas Perthes A.-G.)

In Rußland 1812. Aus dem Tagebuch des württembergischen Offiziers von Yelin. M 2.—. (München, Otto Gmelin.)

Klänge von der Köllein. Reime in Oberpfälzer Mundart. Von Ludwig Hoffmann. M 1.—. (Schwandorf, Hans Hoffmann.)

Die reichsrechtliche Regelung der Gleichberechtigung der Konfessionen. Inaugural-Dissertation von Dr. jur. Hans Besold. (Greifswald, Julius Abel.)

Aus der Geschichte der Zellenlehre. Zum 100jährigen Geburtstage Theodor Schwanns. Von Dr. Franz Bosch. M 1.20. (Düsseldorf, L. Schwann.)

57. **General-Versammlung der Katholiken Deutschlands in Augsburg.** (Augsburg, Kranzfelderſche Buchhandlung.)

Katechesen für die vier oberen Klassen der Volksschule. Von P. Cölestin Muff. (Einsiedeln, Waldshut, Köln, Verlagsanstalt Benziger.)

Predigten des HH. Bischofs Dr. Augustin Egger. Von Dr. Adolf Fäh. 2. Bd. Predigten für den Osterkreis. (Einsiedeln, Waldshut, Köln, Verlagsanstalt Benziger.)

Wege des Glücks. Erzählung von Marianne Maidorf. (Einsiedeln, Waldshut, Köln, Verlagsanstalt Benziger.)

Skizzen von Marie Freiin von Gebsattel. M 1.80. (Ravensburg, F. Alber.)

Katholischer Frauenkalender 1911. Herausgegeben im Auftrage des Kath. Frauenbundes. Erster Jahrgang. Kl. 8°. 272 S. (Hamm, Westf., Breer & Thiemann.) geb. M 1.—.

Neue Polterabend- und Hochzeitsgedichte für Erwachsene und Kinder. M 1.25. (Bischofswerda, F. H. Petzold.)

Zur Jesse- und Maria-Frage. Von Prof. Florian Thiel. (Basel, Basler Volksblatt.)

Sonntagsruhe zu Wasser und zu Lande. Von Paul Ebert. (Hamburg, Heroldsche Buchhandlung.)

Zum 100. Todestage Melchior Ludolf Herolds. Von A. Schmöck. Gr. 4°. 24 S. (Dortmund, Westfälisches Magazin.)

Karl der Große. Die Grundlegung der mittelalterlichen Kultur und Weltanschauung. Von Prof. Dr. Franz Kampers. Mit Mosaikdruck-Titelbild und 75 Abbildungen. gr. 8°. (VIII u. 126 S.) Geb. M 4.—. (Mainz, Kirchheim & Co.)

Die Freimaurerei. Ein Beitrag zur Geschichte der politischen Geheimbünde. Von Dr. Hugo Walther. M 5.—. (Wien, Verlagshandlung „St. Norbertus".)

Elfter Tag für Denkmalpflege in Danzig. Stenographischer Bericht. (Berlin, Wilhelm Ernst & Sohn).

„Die Kunst zu denken"

von J. A. B., **„Das Geheimnis des genialen Schaffens"** von E. G., beide Bücher herausgegeben von Christ. Ludw. Poehlmann-München. Alle Arbeiten, die von Poehlmann und seinem Schülerkreis kommen, haben den Charakter einer eminent praktischen Psychologie. Die außerordentliche Gewandtheit im psychologischen Beobachten, in der Auskundung der letzten Feinheiten des Seelenlebens, und ein besonders intensiv gepflegter praktischer Sinn, der überraschende Anwendungen zu machen versteht, machen auch die hier angekündigten beiden Bücher wieder zu einer wertvollen Bereicherung der populären Aufklärungsliteratur über wissenschaftlich-praktische Fragen. Die populäre Darstellung sichert den Schriften weiteste Verbreitung, denn nicht eine trockene, abstrakte „Logik" oder „Denklehre" gibt etwa das erste Buch, sondern eine Fülle praktischer Erfahrungen und Anwendungen, die die Denkgesetze in „Fleisch und Blut übergehen" lassen. Aber auch von jener populären Aufklärungsliteratur sind die von Poehlmann kommenden Schriften vorteilhaft unterschieden, die z. B. mit Titeln „Wie werde ich reich?", „Wie erziele ich Erfolg" schwindelhaft in die Welt geschickt werden. Wenn bei Poehlmann z. B. im zweiten Buch die Kunst, im geschäftlichen Leben Erfolg zu erzielen, besprochen wird, so findet man die Anleitung zu erfolgreicher Arbeit und nicht etwa Hinweis auf trügerisches Glückerhoffen. Der Erfolg wird daher diesen neuen Werken, die eine vorzügliche Gabe für den Weihnachtstisch bilden, auch nicht vorenthalten bleiben! M. Roßner.

Aus Herbst-Kurorten.

Winterkuren. Es ist bekannt, dass das beliebte **Teutoburgerwald-Sanatorium** in der Sieker Schweiz, 30 Minuten von **Bielefeld (Westfalen)** sich vorzugsweise eignet, Kranken und Erholungsbedürftigen einen wirklich angenehmen Herbst- und Winteraufenthalt zu bieten. Die herrliche Lage in nächster Nähe der Stadt Bielefeld, die vorzüglichen inneren Einrichtungen des Hauses machen das Haus auch geeignet für diejenigen, deren Beruf eine Erholungszeit bzw. Kur in den Sommermonaten nicht zulässt. Die gesamte physikalisch-diätetische Therapie (Naturheilmethode), auch elektrisches Licht-, Wechselstrom-, Moor-, Sole- und Kohlensäurebäder, Bestrahlungen usw kommen zur Anwendung. Die Anlagen für Luft- und Sonnenbäder sind mustergültig, für den Winter ist auch ein elektrisches heizbares Licht-, Luft-Sonnenbad vorhanden, die Diät wird nach Dr. Lahmanns Anschauungen durchgeführt. Für Nervöse-, Herz-, Verdauungs-, Stoffwechsel- und Frauenkrankheiten, sowie für Ueberarbeitete ist das Teutoburgerwald-Sanatorium bei Bielefeld i. W. eine Stätte zur Genesung. Der Prospekt, der kostenfrei durch die Direktion übermittelt wird, gibt erschöpfende Auskunft.

Rhöndorf a. Rhein (Siebengebirge). Auch in diesem Jahre war der Kurfremdenverkehr trotz des verregneten Sommers ein ganz bedeutender. Die reizvolle und ausserordentlich günstige Lage am Rhein und in dem vor rauhen Ost- und Nordwinden schützenden Gebirge (Drachenfels, Wolkenburg usw.) haben den Ruf Rhöndorfs als eines Kurortes für Erholungsbedürftige und Nervenkranke begründet. Das gleichmässige und im Winter milde Klima sichert denjenigen, die während der kalten Jahreszeit erfahrungsgemäss an Katarrhen der oberen Luftwege leiden, rasche Hilfe. Als unterstützender Faktor sei das altbewährte, vor kurzem neueingerichtete Inhalatorium der bekannten *Dr. Eutenenerschen Kuranstalt* erwähnt. Ausserdem werden in der herrlich und besonders geschützt gelegenen Anstalt sämtliche medizinischen Bäder verabreicht. Wer seine erregbaren Nerven beruhigen und sich abhärten will — und das ist im Winter ebenso gut möglich wie im Sommer —, der findet hier dazu willkommene Gelegenheit.

Für Weihnachten kann das im Verlage der Süddeutschen Verlagsbuchhandlung Franz Tuch, München, Goethestraße 49 erschienene kath. Prachtwerk „Maria unser Mutter", das sich für Geschenkzwecke vorzüglich eignet, aufs beste empfohlen werden. Alles Nähere im Inserat.

Wir verweisen unsere verehrlichen Leser auf die heutige Sonderbeilage mit Abbildungn von Erzeugnissen der **Württembergischen Metallwarenfabrik Geislingen-St.** Die Niederlage dieser Weltfirma befindet sich **München, Weinstraße 8,** und möchten wir an dieser Stelle noch auf die hervorragende Schaufenster-Ausstellung dieses Geschäftes aufmerksam machen. Dort werden auch Preislisten mit Abbildungen gratis an jedermann abgegeben.

Empfehlend möchten wir ferner hinweisen auf die dieser Nummer beiliegenden Prospekte der Verlagsbuchhandlung **Friedrich Pustet** in **Regensburg** und der Verlagsbuchhanlung **Friedrich Andreas Perthes, A.-G., Gotha.**

— Unter allen Revuen gleicher Richtung weist die „Allgemeine Rundschau" die höchste feste Abonnentenzahl auf. —

Bezugspreis: vierteljährlich ℳ 2.40 (2 Mon. ℳ 1.60, 1 Mon. ℳ 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Ore, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

Inserate: 30 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

№ 51. München, 17. Dezember 1910. VII. Jahrgang.

Arthur Drews' erbleichender Stern.

Von Universitätsprofessor Dr. Anton Seitz in München.

Wie niedrig manche Wanderprediger des Unglaubens ihr Publikum einschätzen, zeigt am auffälligsten der Professor am Karlsruher Polytechnikum Dr. Arthur Drews. Alle Welt weiß, daß er bei seinem öffentlichen Auftreten an den Metropolen freisinniger Religionsauffassung von deren berufsmäßigen Vertretern in Jena, Berlin, Darmstadt derart abgeführt worden ist, daß ein Mann von einigem Taktgefühl nichts Besseres zu tun gewußt hätte, als schleunigst in der Versenkung zu verschwinden. Von Professor Gunkel in Gießen mußte Drews, der nicht einmal über die elementaren hebräischen Sprachkenntnisse verfügt, sich direkt apostrophieren lassen: „Reden Sie nicht über Dinge, die Sie nicht verstehen!“ Auf ihn selbst blieben diese niederschmetternden Mißerfolge nicht ganz ohne Eindruck. In Kiel wagte er bei seinem neuesten Vortrag über „Die Christusmythe“ in keine Diskussion mehr einzutreten und reizte dadurch diejenigen, denen er angesichts des lebhaften Widerspruchs aus der Versammlung das Wort abgeschnitten hatte, zu öffentlichem Protest. Damit hätte er eigentlich sich selbst gerichtet. Doch was für den „intelligenten“ Norden nicht mehr taugte, schien für den „zurückgebliebenen“ Süden gut genug. Das Münchener Freidenkertum quittierte seine Rückständigkeit durch Einladung des Sensationsmachers zu einem Vortrag am 29. November 1910. Nachdem Professor Meyenbergs Sammelruf der Katholiken „Jesus lebt“ gewaltig eingeschlagen hatte, sollte der Hauptverfechter des modernen Monismus, der genuinste, wenn auch nicht genialste Schüller Ed. v. Hartmanns, ein Paroli bieten durch Umkehrung des Themas mit Fragezeichen. Seiner Ritterlichkeit sollte er ein glänzendes Zeugnis ausstellen dadurch, daß er gegen den gefährlichen Meyenberg sich sicherstellte durch Wahl derselben Vortragsstunde am gleichen Ort. Die katholischen Opponenten, falls solche überhaupt es der Mühe für wert fanden, sich noch weiter abzugeben mit einem wissenschaftlich toten Mann, der von einem Sachverständigen wie Professor Gunkel als „Dilettant zweiter Ordnung“ sich hatte abfertigen lassen müssen, wurden so abgelenkt, weil sie ihr Meyenberg, ein Stern erster Größe, natürlich mehr anzog. Immerhin unterzog sich Herr Domkapitular Al. Hartl der undankbaren Aufgabe, Drews in der schlecht besuchten Versammlung in der Münchener Tonhalle entgegenzutreten, um ihm seinen Mangel an Begriffsklarheit und an historisch-psychologischer Urteilskraft bei seiner Erklärung der weltbewegenden Macht des Christentums aus einer mythischen Idealgestalt zum Bewußtsein zu bringen. Wohlverdienter Beifall aus einem großen Teil der Versammlung belohnte diesen ersten Diskussionsredner, sowie den folgenden, den protestantischen Pfarrer Dr. Knote aus Pfersee, der u. a. geschickt hervorhob den einmütigen Widerspruch der Philologie gegen die Verwerfung des klassischen Christuszeugnisses eines Tacitus und die bedeutsame Tatsache, daß es in der Jesus am nächsten stehenden Zeit des ersten Christentums nicht einmal dessen bittersten Feinden eingefallen ist, die Existenz des Nazareners zu leugnen. Die Signatur des Abends blieb ein verdeckter Rückzug des Phantasten Drews, der keinen großzügigen Leitgedanken zu bieten vermocht hatte, sondern bloß die öde Leere des skeptischen Standpunktes, auf die Geschichtlichkeit der Person Jesu komme es gar nicht an, wenn man nur das Wahrheitsideal Christi — durch die naturalistisch-monistische Brille betrachtet — in der eigenen Persönlichkeit erlebe. Schon der Untertitel des angekündigten Vortrags „Der historische Jesus und die Religion“ stimmte schlecht zusammen mit dem tonangebenden Motiv der „Christusmythe“.

Zur Orientierung über das eigenartige Geistesprodukt „Die Christusmythe“ (1909) und dessen wissenschaftlichen Gehalt sei nur soviel bemerkt[1]): „Auf den Trümmern des Panbabylonismus“[2]) unternimmt Drews die Konstruktion des Christentums aus lauter uralten Mythen heidnischen Götzendienstes und Aberglaubens, namentlich in den Mysterien oder Geheimkulten, um so dessen Gründung durch die historische Persönlichkeit Jesu überflüssig zu machen. Jesus erscheint danach lediglich als ein in der Vision Pauli offenbar gewordenes „himmlisches Geistwesen ohne Fleisch und Blut“, dasselbe wie der vor Erschaffung der Welt bereits als existierend gedachte „Menschensohn“ der jüdischen Apokalyptik, „Idealmensch“ Platos und Philos, „große Mensch“ oder Puruscha der vedisch-brahmanischen Mythe, der die mannigfachsten Inkarnationen, unter anderen auch in Buddha, erlebt, überhaupt der „Mittler- und Heilsgott“, der von den ältesten Kulturreligionen der Menschheit her durch die heidnischen Geheimkulte und den jüdisch-christlichen Gnostizismus und Mystizismus hindurch auf das Christentum sich fortgeerbt haben soll. In Christus findet Drews insbesondere wieder den persischen Lichtgott Mithra, weil sein Geburtsdatum zur Zeit der Wintersonnenwende mit dem — freilich erst im 4. Jahrhundert n. Chr. eingeführten — Weihnachtsfest zusammenfällt, und im indischen Feuergott Agni, der jeden Morgen neu, gleichsam jungfräulich aus dem mütterlichen Schoß des Reibholzes als Funke hervorspringt. Dabei verschmäht er es nicht, das Wortspiel zu Hilfe zu nehmen, das Gotteslamm: Agnus Dei sei dasselbe wie der Gott Agni: Deus Agni! — Wo immer die Sage von einem göttlichen Kind aufzuspüren ist, dem alsbald nach der Geburt nach dem Leben gestrebt, jedoch durch himmlische Dazwischenkunft Rettung zuteil wird, z. B. vom babylonischen Götterkind, indischen Krischna und Buddha, ägyptischen Horus, griechischen Apoll, muß sie dazu herhalten, als Vorlage für die „Legende“ vom Christuskind zu dienen. Namentlich aber soll der leidende und sterbende, aber wieder auferstehende Welterlöser nichts als eine Variation des heidnischen Mysterienkultes sein, dessen Mittelpunkt in Syrien und Phönizien Adonis, in Kleinasien Attis, in Griechenland Dionysos, in Aegypten Osiris usf. bildet. Der dem Ort der heiligen Geschichte zunächst liegende Haupttypus Adonis wird dargestellt als jugendlicher, von des Ebers Zahn tödlich verwundeter Gott, beklagt von seiner Geliebten und Mutter Astarte und von den Frauen, aber in plötzlichem Umschlag der Stimmung bejubelt als wieder erstanden. An seinem Fest im Frühjahr wird Tod und Begräbnis des Gottes bildlich dargestellt; am folgenden Tage läßt man sein Bild in die Luft aufsteigen, während das Volk ausruft: Adonis (d. h. der Herr) ist auferstanden, und der Priester: Getrost, ihr Frommen, da der Gott gerettet ist, so wird auch uns aus Nöten Errettung werden! Aus dem

[1]) Ein ausführlicheres Referat siehe in „Apologetische Rundschau“, Jahrg. V, Heft 7 vom April 1910, S. 223 ff.

[2]) So betitelt der Astronom Fr. X. Kugler S. J. eine seiner Aufsehen erregenden, noch nicht völlig abgeschlossenen Abhandlungen gegen die Versuche eines Winckler, Gunkel, Jensen, Stucken und Jeremias, biblische Darstellungen aus Mythen des altbabylonischen Gestirnkultes abzuleiten, während er darlegt, „daß die Babylonier vor 700 v. Chr. (Assurbanipalzeit) eine Astronomie in wissenschaftlichem Sinne nicht besessen haben können“. Vgl. Anthropos III (1908), 157/8. IV (1909), 477 ff. Histor.-polit. Blätter 144 (1909), S. 25 ff. (P. Landersdorfer: „Der Panbabylonismus und seine Bedeutung“) und Kuglers größeres Werk „Sternkunde und Sterndienst in Babel“, Münster, I. Buch 1907, II. B. 1909.

Namen eines zum Spott mit dem Königsornat ausstaffierten Verrückten in Alexandrien, Karabas, macht Drews den Namen Barabbas — und das Ecce homo-Bild Christi ist fertig.

In der Kritik müssen wir uns auf Beleuchtung der Grundzüge der „Christusmythe" beschränken: Drews stellt die Welt auf den Kopf. Mythen nimmt er als Ausgangspunkt der Geschichte, ja des Mittelpunktes der Weltgeschichte: Christus; dessen geschichtliche Existenz aber behandelt er als Mythe, obwohl sie so sicher als nur irgend möglich bezeugt ist, indirekt durch die stillschweigende Anerkennung der schärfsten zeitgenössischen Gegner, direkt durch das positive Zeugnis selbst heidnischer Klassiker. Der jüngere Plinius konstatiert in seinem Brief[3]) an Kaiser Trajan am Anfang des 2. Jahrhunderts als Hauptschuld der mit ihrem „Aberglauben" sogar auf dem flachen Lande bereits das Heidentum überflutenden Christen, daß sie bei ihren Zusammenkünften frühmorgens „Christus wie einem Gott in gegenseitigem Wechselchor ein Lied singen". Eine Illustration hierzu liefern die von J. R. Harris neu entdeckten apokryphen „Oden" und „Psalmen Salomons", welche Harnack[4]) speziell gegen Drews sehr hoch wertet. Das Zeugnis des Tacitus[5]) vom Vollzug der Todesstrafe an Christus durch Pontius Pilatus trifft nach dem freisinnigen Professor Rud. Steck in Bern „mit den geschichtlichen Vorgängen, wie sie aus dem neuen Testamente bekannt sind, so gut zusammen, daß man schon fast bösen Willen mitbringen muß, um daran Anstoß zu nehmen — und bei Sueton ist schon das Mißverständnis mit dem Namen Christus (Claudius 25) hinreichend, um den Verdacht zu entfernen". Ebenso „begreift man kaum die Bedenken" gegen den Bericht des jüdischen Geschichtsschreibers Josephus Flavius[6]), der Hohepriester Hannas habe u. a. „den Bruder des sogenannten Christus, mit Namen Jakobus, steinigen lassen". Die Bedenken gegen das Hauptzeugnis des Josephus[7]) direkt zugunsten des weisen Wundertäters und vom Kreuztod am dritten Tag wieder auferstandenen Religionsstifters des Christentums dürften ebenfalls im wesentlichen zerstreut werden, wenn man hinreichend beachtet die schlau berechnete Doppelzüngigkeit des nach allen Seiten hin sich deckenden Hofmannes angesichts des Vordringens des Christentums bis in die kaiserlichen Hofkreise hinein und des römischen Wunderglaubens. Selbst der Talmud läßt als historischen Kern, wenn auch in schmählicher Entstellung, übrig Jesu keiner gewöhnlichen Ehe entstammende Geburt, Flucht nach Aegypten, übernatürliche Weisheit und Wunderkraft[8]).

Bei der verschwindenden Bedeutung der jüdischen Volks- oder gar bloß Religionsgeschichte für die römische Weltgeschichte und der Abstumpfung des Römertums gegen neue Kulte, sowie die gerade um die Zeit Christi sich häufenden jüdischen Messiasse und angeblichen Wundertäter braucht die Behandlung des Christentums mit seiner „Torheit" der Anbetung eines Gekreuzigten als quantité négligeable niemand wunder zu nehmen. Bei seinem unscheinbaren Auftreten konnte man nicht „verlangen, daß die Historiker in die Posaune stoßen sollten".[9]) — Selbst wenn uns für die Lebensgeschichte Jesu keinerlei „unbeteiligte Quellen zur Verfügung stehen" sollten, wäre ihre radikale Verwerfung als Mythus nicht einmal vom rationalistischen Standpunkt aus objektiv unanfechtbar. Oder „streichen wir darum die Perserkriege, streichen wir Miltiades und Themistokles als mythische Persönlichkeiten aus der Geschichte, weil Herodot mancherlei berichtet, was wir als Sage oder Legende zurückweisen? Wie steht es mit Sokrates, von dem Plato und Xenophon, seine intimsten Schüler, berichten?" Darum sind auch die Zeugnisse der Evangelisten an sich, solange sie nicht als apokryphe Legendendichtungen erwiesen werden können, nicht von vornherein als unglaubwürdig abzulehnen.[10]) Dazu kommt die absolute Unerklärbarkeit der einzigartigen Wirkungen des Christentums ohne die lebendige Macht einer überragenden, übermenschliche Kraft besitzenden und weckenden Persönlichkeit und das unzerstörbare Gewebe historischer Zusammenhänge mit unzweifelhaften Persönlichkeiten der christlichen Urgeschichte: Aposteln, Apostelgehilfen und apostolischen Vätern, während Drews selbst zugibt, daß bei einem hl. Paulus, der „kurz nach dem Tode Jesu, etwa vom Jahre 35 an, angefangen hat, nicht von einem mythologischen, sondern von dem geschichtlichen Jesus von Nazareth zu predigen", die „historische Existenz zu bezweifeln keine Veranlassung vorliegt". Uebrigens „waren Mithra, Attis usw. von Anfang an rein mythologische Gebilde und mit irdischer Wirklichkeit auch im Bewußtsein der Gläubigen unvermengt, gehören also einem ganz anderen Gebiete an, als die aus Geschichtlichem und Mythischem gemischte Ueberlieferung von Jesu".[11])

Selbst wenn wir ganz absähen von exakt wissenschaftlicher historischer Untersuchung und Vergleichung und alles unterschiedslos in den großen Hexenkessel der Mythologie würfen, wäre die ideale Zusammengehörigkeit der Analogie noch keine reale der Genealogie oder gemeinsamen Abstammung von demselben Urtypus. „Sonst müßte man als Wiege des Christentums nicht nur die Mythologie der östlich um das Mittelmeer herumwohnenden Völker ansehen, wie Drews tut, sondern geradezu die der ganzen Menschheit. Denn die göttliche Mutter mit dem Kind findet sich nicht nur bei den Aegyptern, Syrern und Griechen wieder, sondern auch bei den Indern, Chinesen, Japanern, selbst in Mexiko... Es sind ähnlich gestaltete Formen des allgemeinen menschlichen Fühlens und Denkens, die sich darin gleichartig und doch charakteristisch verschieden ausgeprägt haben"[12]). Technisch ausgedrückt: Die Entlehnungstheorie vermag nicht völlig aus dem Felde zu schlagen die Selbständigkeitstheorie. Letztere aber gewinnt ausschließliche Berechtigung bei so tief einschneidenden Wesensverschiedenheiten, wie zwischen übernatürlichem, christlichem Glauben und heidnisch-sektiererischem, naturalistischem Aberglauben. Mag es einer künftigen Forschung noch weit mehr als Drews gelingen, äußerliche Analogien zwischen den religiösen Ueberlieferungen des Christusglaubens und des mythischen Aberglaubens beizuziehen und deren geschichtliches Nebeneinanderbestehen zu beweisen, so ist damit doch nie ein Auseinanderentstehen gegeben, und betreffen alle noch so blendenden Uebereinstimmungen bloß die äußere Schale, nicht den eigentlichen Kern. Der innere Geist ist ebenso grundverschieden[13]), wie ein unüberwindlicher Gegensatz klafft zwischen der weltbeherrschenden Allmacht der monotheistischen und der von der Welt und ihrer mechanischen Naturgesetzlichkeit abhängigen Ohnmacht der monistischen Gottheit, mag auch die Einzahl äußerlich gleich sein. Sämtliche außerchristlichen Parallelen sind im tiefsten Grund bloß symbolische Darstellungen des Entstehens, Vergehens und Wiedererwachens des Lebens in der Natur mit seinen Freuden und Leiden, welche durch Analogiezauber die Wirklichkeit den Wünschen des Menschen dienstbar machen sollen. Aus der kultisch dargestellten Aehnlichkeit der Naturprozesse soll dem menschlichen Lebensprozeß eine magische Stärkung erwachsen ohne besondere sittliche Anstrengung. In Wirklichkeit dient hier nicht der Mensch der Gottheit, sondern die mit der Natur des Weltganzen vermengte Gottheit dem Menschen. Darin liegt eine förmliche Verkehrung des Gottesdienstes in sein Gegenteil, das Zerrbild der Religion und der Tod der Sittlichkeit, welche in mechanischem Formalismus und exzentrischem Enthusiasmus erstickt wird.

Aus der Natur der Sache leuchtet somit ein die von den ersten Anfängen an[14]) bestehende, unversöhnliche Feindschaft des Christentums als der absoluten Religion mit jeder Form mystischen und mythischen Aberglaubens, dieselbe ewig unüberbrückbare Kluft, wie zwischen Licht und Finsternis, Christus und Belial, Gott und seinem Widersacher. Der Diener Christi setzt sein volles Vertrauen auf die rückhaltlose, in die geistig-göttliche Sphäre emporziehende Hingabe an den nicht bloß allmächtigen, sondern

[3]) Nr. 96 in der Sammlung von Keil, Leipzig 1886.

[4]) Ein jüdisch-christliches Psalmbuch aus dem ersten Jahrhundert. Aus dem Syrischen übersetzt von Joh. Flemming, Leipzig 1910; vgl. Der Aar I (1910), 114/5.

[5]) Annal. XV, 44.

[6]) Antiq. XX, 9, 1.

[7]) Antiq. XVIII, 3. 3.

[8]) Vgl. A. Seitz, „Gegnerische Christuszeugnisse aus dem klassischen Altertum" im „Magazin f. volkstümliche Apologetik", Jahrg. IV (1905), S. 253 ff., bes. 256, 274 ff. u. 330—335. C. Fouard, Der hl. Petrus und die ersten Jahre des Christentums, übersetzt von Emil Prinz zu Öttingen-Spielberg, Würzburg 1910, S. 400.

[9]) Steck, a. a. O. S. 450.

[10]) Vgl. Herm. Jordan in „Bibl. Zeit- und Streitfragen" 1909: V, 5, 6, S. 34/5.

[11]) Steck, ebenda S. 448, 452.

[12]) Steck, S. 450/1.

[13]) Vgl. Steck, S. 333 u. bes. E. B. Allo, O. Pr., L'Evangile en face du syncrétisme païen, Paris 1910, rez. in Theol. Revue 1910, Nr. 16, S. 482 ff.

[14]) 1 Kor. 10, 20 ff. 2 Kor. 6, 14 ff. — Wie sollte das äußerlich so armselig in die Welt seinen Einzug haltende Christentum auch nur materiell imstande gewesen sein, die Menschheit vom Pomp heidnischen Götzendienstes und Mysterienkultus zu seiner schlichten Katakombenliturgie herüberzuziehen, wenn es über jenen nicht von Haus aus durch einen geistig höheren Gehalt himmelhoch sich erhoben hätte?

auch allweisen und allgütigen Willen des in unzugänglichem Lichte wohnenden Vaters im Himmel, — der in die Mysterien eines Adonis u. dgl. Eingeweihte zieht die Gottheit aus Himmelshöhen hernieder, zwängt sie in die von seinem Geist beherrschte Natur ein und zwingt sie durch vermeintlich unfehlbar wirkende kultische Zauberformeln, auf die eigenen Wünsche eines in die Niederungen des Naturdranges herabgezogenen Strebens einzugehen. Solch magischer Aberglaube ist förmliches Widerchristentum. — Drews „Christusmythe" braucht nicht erst durch den Christus der Geschichte verurteilt zu werden; sie verurteilt am allerschärfsten sich selbst durch die eigene Mythologie.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Reichskanzler als innerpolitischer Erzieher.

Am ersten Tage der Etatsdebatte im Reichstag war Herr v. Bethmann Hollweg auf der Hofjagd bei Springe beschäftigt. Im Gegensatz zu den Spötteleien der Linken sagen wir „beschäftigt", weil die Teilnahme an solchen Zusammenkünften des Monarchen mit der hoffähigen Gesellschaft für den ersten Berater der Krone oft die Gelegenheit zu politischer Betätigung bietet und namentlich bei der Teilnahme ausländischer Fürstlichkeiten in die hochpolitische Geschäftsführung schlägt. Der Reichskanzler hat am zweiten Tage richtig nachgeholt, was er am ersten Tage im Parlament versäumen mußte. Er hielt zwei Reden: eine über die innere Politik, eine über die auswärtige Lage.

Die erstere Rede hat man Programmrede genannt. Das ist in gewissem Sinne zutreffend, aber nicht in dem Sinne, daß Herr v. Bethmann eine Wahlparole der Regierung ausgegeben hätte. Das lehnte er vielmehr ausdrücklich ab, und zwar mit der Begründung, daß er als monarchischer Minister sich nicht auf eine parlamentarische Kombination festlegen wolle. Das Ziel seiner Rede war die Sammlung aller guten Kräfte zur gemeinsamen positiven Arbeit; darum hob er das Einigende hervor. Das Ziel ist nicht neu, aber die Art und Weise, wie er diesmal erzieherisch auf die Parteien einzuwirken suchte, zeichnete sich durch Klarheit und Kraft aus.

Dem verlorenen Sohn, auf dessen Bekehrung man rechnet, wird bekanntlich das größte Kalb geschlachtet. So ist es erklärlich, daß der Reichskanzler die nationalliberale Partei mit besonderer Rücksicht behandelte, während er den Konservativen im Punkte der Repression der Sozialdemokratie ziemlich scharf widersprach. Auf die Gewinnung der besseren Elemente des Liberalismus war es auch berechnet, wenn der Reichskanzler so energisch seine Unabhängigkeit vom „schwarz-blauen Block" betonte. „Ich mache mich nicht," so erklärte er, „zum Werkzeug der Machtpolitik irgend einer Partei, welcher Seite sie auch angehören möge. Ich diene nicht dem Parlament, auch nicht den Junkern, so wenig wie Ihnen, meine Herren (von der äußersten Linken). Ich führe die Politik, ich schlage Ihnen die Gesetze vor, die nach meiner sachlichen Ueberzeugung zum Wohle des Vaterlandes dienen, so lange ich dazu die Zustimmung des Kaisers und der verbündeten Regierungen habe. Auf dieser Grundlage suche ich eine sachliche Verständigung mit Ihnen, mit dem Reichstage. Gewähren mir bei dieser Politik Zentrum und Konservative ihre Hilfe, so nehme ich ihre Unterstützung genau so gern und genau so dankbar an, wie die Hilfe irgend welcher anderen Partei." Damit können wir uns gern einverstanden erklären. Wir haben für das Zentrum niemals eine Vormachtstellung verlangt, sondern nur die Gleichberechtigung unter den positiven Parteien. Zur Genugtuung gereicht es uns, daß der jetzige Reichskanzler den zentrumsfeindlichen Charakter der Blockpolitik verurteilt mit den Worten: „Schalten Sie dauernd einen Teil aus, — zum Wohle des Vaterlandes wird das nicht ausschlagen."

Auf die Psyche der Liberalen war es ferner berechnet, wenn der Reichskanzler so energisch betonte, daß die schwebenden gesetzgeberischen Arbeiten, die er im einzelnen durchging, nichts enthalten, was sich in seiner Tendenz als rückschrittlich kennzeichnen ließe. Wollte man sie nach den Stichworten freiheitlich oder rückschrittlich registrieren, so träfe das letztere gewiß nicht zu. Ob durch diese Tatsache sich eine sinnverwirrende Wirkung der Schlagworte von Rückschritt, Reaktion usw. paralysieren läßt, wird abzuwarten sein. Die Wortführer links werden jedenfalls das beste Hilfsmittel ihrer Wahlarbeit nicht gutmütig sich entwinden lassen. Die Antworten von links, sowohl die diplomatische von Bassermann als die plumpe vom Fortschrittler Wiemer, lassen erkennen, daß die Hetze gegen das Zentrum wegen Borromäus-Enzyklika, Antimodernismus-Eid usw. und gegen die Konservativen wegen angeblichen Bündnisses mit dem Ultramontanismus fortgesetzt werden soll, — so lange es nur geht.

Der Reichskanzler hat übrigens den umworbenen Liberalen nicht bloß Zuckerbrot kredenzt, sondern ihnen auch ernste Vermahnungen zuteil werden lassen und die starke Hand wenigstens von weitem gezeigt. Dahin gehört einerseits die Aufforderung, den unfruchtbaren Streit wegen des Vergangenen einzustellen, und anderseits die Ankündigung, daß auch etwaige Wahlerfolge im nächsten Jahre die Opposition nicht zum Erfolge führen werden.

Um die Hetzereien wegen der Vergangenheit einzudämmen, gab der Reichskanzler eine klare und durchschlagende Verteidigung der Finanzreform. Ein wirksamer Nachtrag zu der Ehre, welche dieses große und kühne Werk schon am ersten Tage der Etatsdebatte eingelegt hatte. Der Schatzsekretär hatte da mit unwiderleglichen Tatsachen und überzeugenden Ziffern nachgewiesen, daß die Reichsfinanzen jetzt endlich der Gesundung entgegengehen, und daß dieser große Erfog den Steuergesetzen von 1909 zu verdanken ist. Das Scheitern der Finanzreform würde, wie beide Staatsmänner darlegten, Deutschlands Stellung nach innen und außen schwer erschüttert haben. Die sofortige Abhilfe der Finanznot war eine Staats- und Reichsnotwendigkeit im vollsten Sinne des Wortes. Den Hetzern, die mit dem Namen Bülow auf Stimmungsmache und Stimmenfang ausgehen, trat Herr v. Bethmann Hollweg entgegen mit der Feststellung: „Fürst Bülow hat aus der Ablehnung der Erbschaftssteuer nicht die Konsequenzen gezogen, daß der Reichstag aufzulösen sei, sondern er hat den sofortigen Abschluß der Reichsfinanzreform auch ohne Erbschaftssteuer für eine Lebensforderung des Reichs angesehen und hat dieser Forderung seine Person untergeordnet". Natürlich hat dabei auch die Erkenntnis mitgespielt, daß bei einer Auflösung des Reichstages sich eine positive Mehrheit für eine Bülow'sche Finanzreform aller Wahrscheinlichkeit nicht ergeben würde; aber dabei bleibt die Tatsache bestehen, daß sogar Fürst Bülow die sofortige Regelung für eine Notwendigkeit hielt, gegen die seine persönlichen Wünsche nicht aufkommen konnten. Wir wollen hoffen, daß die fachmännischen Ausführungen des Schatzsekretärs und ihre Unterstreichung durch den Reichskanzler in einem Teil der verhetzten liberalen Bevölkerung allmählich ein Verständnis für den wahren Wert der Finanzreform anbahnen. Allmählich! Aber wir können ja auch Geduld haben, da der Reichskanzler selbst erklärte, daß mit den nächsten Wahlen das letzte Wort noch nicht gesprochen sein werde.

Diesem kalten Wasserstrahl auf die Köpfe der rosa-roten Wahlspekulanten muß man ein besonderes Augenmerk zuwenden. An dieser Stelle ist schon wiederholt hervorgehoben worden, daß durch einen schlechten Ausfall der nächsten Wahlen die Regierungen noch keineswegs in die Zwangslage kommen werden, welche die liberale Machtpolitik mit Hilfe der Sozialdemokratie herbeiführen möchte. In demselben Sinne sprach sich der Reichskanzler aus. Die bewährte Grundlage unserer Wirtschaftspolitik stellte er mit allem Nachdruck als unantastbar hin. Wollte man auf diesem Gebiete experimentieren und „käme es zum Biegen oder Brechen, so würde sich das Volk für solche Experimente bedanken, weil sie ihm den Boden unter den Füßen wegziehen würden." Wie es gemeint ist, ersieht man aus folgenden weiteren Sätzen der Rede: „Auch der Rausch der bevorstehenden Wahlen wird verfliegen, und wie sie auch ausfallen mögen, eine Götterdämmerung wird nach ihnen nicht anbrechen. Wenn die Leidenschaften ausgetobt haben, wird sich das nüchterne Leben mit seinen praktischen Forderungen wieder einstellen. Dann werden die Schlagworte wieder im Hintergrunde verschwinden, aber die Nation wird in ihrer großen, in ihrer überwältigenden Mehrheit dem Reichstage die Frage vorlegen, ob er „unsere Wehrmacht zu Wasser und zu Lande, ob er die staatliche Ordnung, ob er ihr die Grundlagen schützen will, auf denen sich unser wirtschaftliches Leben in Landwirtschaft, Handel und Industrie entwickelt hat". Da läßt der leitende Staatsmann deutlich erkennen, daß er bei schlechtem Ausfall der nächsten Wahlen nicht in den Ruhestand gehen will, sondern vielmehr in einen neuen Wahlkampf zur Rettung der Sicherheit und der Wohlfahrt des Reiches.

Einen sehr großen Teil seiner großen Rede widmete der Reichskanzler der Sozialdemokratie, und zwar zu dem Zwecke, die Liberalen möglichst von einem Bündnis oder der sonstigen Förderung dieser republikanischen und revolutionären Partei abzuhalten. Zu dem erzieherischen Zweck paßte sehr wohl die entschiedene Ablehnung von Ausnahmegesetzen. Die neuliche Forderung des Abg. v. Heydebrand nach einer schärferen Repression wird da dem Anschein nach etwas ungnädig behandelt. Aber die Konservativen werden das schwerlich tragisch nehmen, da der Reichskanzler einerseits die strenge Anwendung der bestehenden Gesetze und die zweckmäßige Ausgestaltung der schwebenden allgemeinen Gesetze in Aussicht stellte und anderseits in seiner Sammlung der bürgerlichen Widerstandskräfte einen Wall gegen den Umsturz aufzurichten versucht, der besondere Notmaßregeln vorläufig entbehrlich macht. Das Zentrum hat stets an der Ansicht festgehalten, daß Ausnahmemaßregeln die Explosionsgefahr nicht beseitigen, sondern eher verschärfen, und daß die Sozialdemokratie durch eine religiös-sittliche Erziehung, durch eine vernünftige Staats-, Wirtschafts- und Sozialpolitik sowohl als durch das Zusammengehen aller guten Kräfte bei den Wahlen und im Parlament abzuwehren sei. Wir können also den Bestrebungen des Reichskanzlers nur den besten Erfolg wünschen.

Der Reichskanzler rechnet freilich nur auf den Anschluß von Nationalliberalen, während er die Fortschrittspartei als vorläufig verloren für die Ordnungs- und Arbeitsgemeinschaft betrachtet. In dem letzteren Punkte wird er wohl leider recht haben. Die Fortschrittspartei hat soeben das Reichstagsmandat für Labiau-Wehlau und ein Landtagsmandat für Breslau „erobert", weil die Sozialdemokratie mit einem Eifer, als ob es sich um eigenen Gewinn handle, die Fortschrittler unterstützt hatte. Die Gegenleistung wird natürlich nicht zu verweigern sein, auch wenn das allgemeine Stichwahlbündnis, das der „Vorwärts" bereits anregt, von den Fortschrittlern „Schanden halber" vor der Oeffentlichkeit abgelehnt wird. In allen kritischen Wahlkreisen werden „Fortschritt" und Umsturz zusammengehen. Der Reichskanzler weiß natürlich, daß die nationalliberale Partei bis auf einige rechtsstehende Elemente dieselben Tendenzen hat, daß in Baden ein förmlicher Großblock besteht, daß bei den kommunalen Wahlen sogar im Nordwesten die rosarote Gemeinschaft blüht, daß der Hansabund nicht den Umsturz, sondern die Konservativen und das Zentrum bekämpft, und so weiter. Wenn er von dem allem schweigt, so will er offenbar an der Erziehung von möglichst vielen Nationalliberalen noch nicht verzweifeln.

Dabei wollen wir ihn nicht stören, sondern nur zum Schlusse noch seinen schönen Kraftsatz verzeichnen: „Nur durch gemeinschaftliche Arbeit kann stark und gesund erhalten werden, was durch gemeinschaftliche Arbeit geschaffen ist." Das Zentrum ist stolz darauf, daß es immer zu der Arbeitsgemeinschaft gehört hat, welche die großen Errungenschaften des Reiches geschaffen hat. Möge Herr v. Bethmann den Arbeitseifer der anderen Parteien tüchtig anfachen! Je mehr Arbeit, desto weniger Kulturkampfsport!

Der Reichskanzler über die auswärtige Lage.

Zu den Artigkeiten gegen die nationalliberale Partei gehört auch die kleine Aeußerlichkeit, daß der Reichskanzler sein Exposé über die auswärtige Lage an eine Rede des Abg. Bassermann anknüpfte, so daß es den Anschein hatte, als ob dieser ehrgeizige Führer der Nationalliberalen auch heute noch der Stichwortausgeber für den Leiter der hohen Politik sei.

Die sachlichen Mitteilungen des Reichskanzlers waren nicht überraschend, aber interessant und befriedigend. Er bestätigt die erfreuliche Wahrnehmung, daß die deutsche Politik seit der klärenden Kraftprobe, die sich an die Einverleibung Bosniens knüpfte, und seit dem Tode des Königs Eduard an Ansehen und Macht gewonnen hat. Die Angelegenheit der türkischen Anleihe behandelte Herr v. Bethmann mit der gebührenden Höflichkeit gegenüber dem ausgestochenen Frankreich, aber zugleich mit jener Festigkeit, die notwendig ist, um das Vertrauen der jungen Türkei gegenüber Deutschland und seinen Verbündeten zu sichern. In der Türkei wird man es auch gerne hören, daß bei den russisch-deutschen Besprechungen in Potsdam die Wahrung des status quo auf dem Balkan seitens der russischen Regierung zugesichert worden ist. Für uns ist es angenehm zu hören, daß über die offene Tür in Nordpersien, der russischen Einflußsphäre, Einverständnis erzielt ist und ebenso über den Anschluß der russischen Bahnprojekte an die deutsche Bagdadbahn. Die allgemeine Vereinbarung, daß Rußland und Deutschland sich aller aggressiv erscheinenden Schritte in der hohen Politik enthalten wollen, besagt nicht viel, aber sie darf doch wohl als Detente der bisher gespannten Beziehungen begrüßt werden.

Ueber die Abrüstungsbestrebungen der englischen Regierung sprach der Reichskanzler mit diplomatischer Freundlichkeit, ohne Deutschland zu binden. Wegen der Vereinbarungen über die Flottenrüstungen ist es zu bestimmten Anträgen und zu einer positiven Annahme oder Ablehnung überhaupt nicht gekommen. Von deutscher Seite hat man die vertrauliche Aussprache über die Rüstungsverhältnisse in den Vordergrund gestellt und hofft dadurch das gegenseitige Mißtrauen zum Scheitern zu bringen. Zum Glück ist ja der englische Wahlkampf ohne ein gefährliches Aufflackern der Deutschenhetze vorbeigegangen; da der Wahlkampf keiner Partei den durchschlagenden Sieg gebracht hat, so bleiben für die Engländer noch so viele innerpolitische Schwächen und Sorgen, daß sie zu hochpolitischen Abenteuern wohl in der nächsten Zeit weder Zeit noch Lust finden.

Alles in allem genommen, können wir mit dem gegenwärtigen Reichskanzler zufrieden sein.

Luzzatti und Nathans Schmährede.

Von Dr. Paul Maria Baumgarten, Rom.

Am 5. Dezember kam der Ministerpräsident Luzzatti in die Senatssitzung und hörte die Verlesung der während der Parlamentsferien eingelaufenen Interpellationen an. Mit der unschuldigsten Miene von der Welt bemerkte er dann: „Ich erkläre, daß ich zur Beantwortung der an mich gerichteten Interpellationen zu Diensten des Senates stehe; unter diesen vermisse ich aber jene, die den Gegenstand des offenen Briefes bildete, den der Senator Pelloux an mich gerichtet hat. Ich wäre froh gewesen, auf dieselbe antworten zu können."

Damit scheint der Ministerpräsident die seiner Anlage entsprechende Formel gefunden zu haben, um sich an einer für ihn so dornenvollen Angelegenheit vorbeidrücken zu können. Wenn er sich schon darüber gefreut hatte, so billig davongekommen zu sein, so hat ihm der Senator Pelloux diese Freude gründlich versalzen. In einem zweiten offenen Briefe an den Ministerpräsidenten stellt er dessen Gebaren in gebührender Weise an den Pranger:

„Als Ew. Exzellenz sich gestern im Senate verwunderte, meine Interpellation über das Garantiegesetz nicht haben verlesen zu hören, um gleich darauf zu antworten, haben dieselbe vielleicht vergessen, daß diese Interpellation tatsächlich nicht mehr vorhanden war.

„Wie ich am 25. November wörtlich bemerkte, hatte ich, da es mir unmöglich gemacht war, dieselbe in absehbarer Zeit verhandeln zu lassen, dieselbe durch meinen nunmehr in die breiteste Oeffentlichkeit gelangten offenen Brief ersetzt. Darin war alles das enthalten, was ich im Senate gesagt haben würde.

„Wenn also Ew. Exzellenz etwas über den bekannten Gegenstand zu sagen wünschte, so war es nicht notwendig, daß dafür eine Interpellation angekündigt wurde, die tatsächlich schon verfallen war. Noch weniger aber war meine Gegenwart nötig, da ich schon meinen ganzen Gedankengang geschrieben hatte, dem ich auch heute weder etwas hinzuzufügen hätte, noch von dem ich etwas wegzunehmen vermöchte.

„Ew. Exzellenz konnte also im Senate durchaus alles das sagen, was dieselbe zu sagen wünschte. Wenn es nicht geschehen ist, so dürfte das nach meinem Dafürhalten bedeuten, daß Ew. Exzellenz mit den gestrigen Worten weniger eine Gelegenheit zum Reden, als einen Vorwand, weiter schweigen zu können, gesucht hat.

„Demnach: Es ist alles beim Alten! Ich habe nicht verstanden zu schweigen und habe alles gesagt, was ich auf der Seele hatte.

„Und Sie . . .? Sie haben zu reden nicht verstanden, oder nicht gewollt oder nicht gekonnt!"

In einem weiteren Briefe an das „Giornale d'Italia" führt Pelloux die letzten Gedanken weiter aus und setzt den Ministerpräsidenten in die peinlichste Verlegenheit.

Nachdem in der letzten Woche bekannt geworden war, daß Luzzatti mit den Sozialisten verhandele, um sein ministerielles Dasein weiterfristen zu können, kann es nicht weiter überraschen, daß er jede Gelegenheit und jede Ausflucht mit Freuden ergreifen wird, um nicht über Nathans Rede und das Garantiegesetz sprechen

zu müssen. Da es völlig gerichtskundig ist, daß die meisten der führenden Sozialisten auch Freimaurer sind, so würde ein wie immer geartetes Vorgehen gegen Nathan die Bündniskreise mit den Sozialisten und mit zahlreichen anderen Abgeordneten auf das Empfindlichste stören, wenn nicht zu Fall bringen. Auf der anderen Seite droht das Gespenst eines Einverständnisses zwischen Giolitti und Sonnino, den alten politischen Gegnern, die wohl beide des Luzzattischen Schaukelspiels überdrüssig sind. Die alte Mehrheit Giolittis ist höchst unzufrieden, was sich in zahllosen Klatschereien in den Wandelgängen äußert.

Luzzatti möchte nun, wie er durch ein Reptilienblatt hat verkünden lassen, gern das Jubeljahr 1911 mit den beiden Ausstellungen in Turin und Rom als Ministerpräsident feiern. Um nun so lange kleben zu können, ist ihm jedes Mittel recht, und so wurstelt er von einem Tag zum anderen weiter fort, indem er jeder Verantwortlichkeit aus dem Wege zu gehen sucht.

Es ist aber durchaus unwahrscheinlich, daß der Ministerpräsident daran vorbeikommen wird, über Nathans Schmährede ausführlich sich äußern zu müssen. Der verhaltene Groll, der sich in weiten Abgeordnetenkreisen angesammelt hat, ist zu groß, als daß ihm das hochnotpeinliche Verhör geschenkt werden würde. Man mag die Geschicklichkeit Luzzattis im Erfinden von Ausreden noch so hoch einschätzen, **wenn** in der Kammer über Nathan und das Garantiegesetz wird gesprochen werden, dann werden keine Ausreden nützen, dann muß der Ministerpräsident Farbe bekennen. Was er dann sagen wird, kann niemand voraussehen; je nachdem aber seine Worte ausfallen werden, könnten sie die Veranlassung zu seinem Sturze werden, den auch die Freimaurerei dann nicht wird verhindern können.

Ein Vorstoß des Antiklerikalismus in Brasilien.

Von P. Petrus **Sinzig**, O. F. M. Petropolis (Rio de Janeiro).

Das heiße Ringen ist zu Ende. Da liegen die Gefallenen auf der Wahlstatt: der Bundespräsident Dr. Nilo Peçanha, dessen Regierung heute, am 25. November, zu Ende ging, sein Justizminister und der Polizeichef von Rio. Die wochenlange, atembeklemmende Spannung, die durchs ganze Land ging, ist vorbei.

Die Greuel in Portugal hatten ihren Schatten geworfen bis aufs „Land des hl. Kreuzes." Die blöden Verleumdungen, die sogar barmherzige Schwestern als Mütter der von ihnen erzogenen Waisen ausgaben, wurden geschickt benützt, um Stimmung gegen die Ordensleute zu machen, Volksaufläufe zu inszenieren, einen Klostersturm en miniature zu versuchen und die Massen immer mehr aufzuhetzen. Die Regierung blieb ihrer Stellung bewußt und sandte sogar Polizeisoldaten zum Schutz der einzelnen Klöster. Da plötzlich ein neuer kühner Vorstoß, den man der Inspiration des Freimaurer-Großmeisters Lauro Sodré (der vor wenigen Jahren Truppen zur Meuterei veranlaßte) zuschrieb. Von Portugal sollten vertriebene Ordensleute nach Brasilien unterwegs sein. Die Freimaurerei stieß ins Hüfthorn, und siehe, der Bundespräsident, unterstützt von den oben Genannten, verbot den Ordensleuten die Landung unter dem Vorwande, daß sie die öffentliche Ruhe gefährdeten.

Erst war alles sprachlos. Seit zwei Jahrzehnten republikanischer Regierung die erste Beschränkung der durch die Verfassung gewährleisteten persönlichen Freiheit. Dann brach aber ein Sturm los, wie ihn Dr. Nilo Peçanha und seine Ratgeber wohl nicht geahnt haben. Der Episkopat, mit dem Kardinal an der Spitze, protestierte mit apostolischem Freimute. Die Freimaurer, Verfechter der Freiheit, die *sie* meinen, schickten wohl, ebenso wie halbwüchsige Studenten (lucus a non lucendo), Glückwunschtelegramme zum Landungsverbote, aber die Aktion der Katholiken war doch zu spontan und machtvoll, als daß sie hätte übersehen werden können. Der Benediktinerabt von Sao Paulo telegraphierte nach Nordamerika und erhielt vom Präsidenten Taft die Antwort, daß die vertriebenen Ordensleute ruhig kommen könnten; er möge nur die Abfahrt des Dampfers mitteilen. Der Hieb saß um so besser, als Nordamerikas Verfassung der Brasiliens als Muster gedient hatte. Dazu ein Wasserstrahl von Argentinien, der Rivalin unseres Landes. Die argentinische Regierung erklärte sich ebenfalls mit der Landung der vertriebenen Ordensleute einverstanden.

Die farblose Tagespresse verlangte, mit wenigen Ausnahmen, Freiheit für alle. Kammer und Senat nahmen entschieden Stellung gegen Dr. Nilo und wunderten sich, daß auf einmal schutzlose und verdiente Ordensleute den Anarchisten und Mädchenhändlern, gleichgestellt würden, gegen die das Gesetz eine Handhabe bot.

Als der „Atlantique" im Hafen von Rio einlief, der Ordensleute an Bord haben sollte, wollte jeder der Reporter der erste sein, um möglichst viel berichten zu können. Die Leser rissen sich um die Zeitungen. Da — Komödie in der Tragödie — brachten alle einstimmig die Nachricht, daß überhaupt keine Ordensleute an Bord gewesen seien. Bald darauf lief der „Orissa" ein, mit dem zwei Jesuitenpatres gekommen waren, denen von der Polizei das Landungsverbot mitgeteilt wurde.

Inzwischen hatte aber, außer andern, auch ein Abgeordneter ein Gesuch um Habeas corpus eingereicht. Am 12. ds. Mts. kam der Entscheid: Der Oberste Gerichtshof hat gegen den Bundespräsidenten entschieden und Habeas corpus gewährt, ein Urteilsspruch, der im ganzen Lande Freude auslöste, nicht zuletzt unter den vielen Tausenden von Frauen, besonders der vornehmen Gesellschaft, die den am 11. November dem Bundespräsidenten überreichten geharnischten Protest unterschrieben hatten.

Der Sieg ist vollständig. Darf er als Sieg des katholischen Gedankens betrachtet werden? Zum Teil ja, zum großen Teil aber auch nicht. Dr. Nilo Peçanha hat sehr viele Gegner, die die Gelegenheit mit Freuden benützten, gegen ihn vorzugehen, sowohl in den beiden Kammern des Landes wie in der Presse. Die Positivisten verlangten ebenfalls Freiheit für alle, und ihren Anschauungen ist es wohl wenigstens zum Teil zuzuschreiben, daß die Regierung des südlichsten brasilianischen Staates, Rio Grande do Sul, sich offen auf die Seite der Gegner des Bundespräsidenten schlug. Zu jeder anderen Zeit wäre der Sieg mindestens bedeutend erschwert, wenn nicht unmöglich gewesen.

Wie wird sich der neue Präsident, der heute die Regierung antrat, zur religiösen Frage stellen? Den einen gilt Hermes da Fonseca nach wie vor als Freimaurer; die anderen führen, gerade wie erstere, seine Vergangenheit als Bürge an für religionsfreundliche Gesinnung. Jedenfalls ist die Notwendigkeit umfassender Organisation der Katholiken und des Ausbaues ihrer Presse größer als je. Uebrigens haben diese Novembertage gezeigt, daß an der religiösen Wiederbelebung Brasiliens in den letzten zwei Jahrzehnten nicht umsonst gearbeitet worden ist.

Meiner Sehnsucht Gebet.

Das ist meiner Sehnsucht täglich Gebet:
Im Tagwerk die Ruhe wahren,
Wenn Hasten und Härmen am Wege steht
In dichtgedrängten Scharen;
Und wenn der Tag seine Stirne neigt,
In Abendröten mich kühlen;
Und wenn der Mond aus dem Meere steigt,
Den Staub von den Schläfen spülen.
Und einst, und einst, wenn das Uhrwerk bricht,
Nimm weg dann, Herr, all mein Bangen —
Ich war nur ein irres, wanderndes Licht
Und heimwärts ging mein Verlangen.

Dr. Hans Besold.

Zum Berliner Kolonialkongreß.

Aus einem mir selbst schwer begreiflichen Versehen habe ich in Nr. 43 vergessen, unter den beim diesjährigen Kolonialkongreß anwesenden katholischen Missionsvertretern die Patres der (Hiltruper) Genossenschaft vom heiligsten Herzen zu nennen. Außer dem gegenwärtigen P. Provinzial nahmen P. Dycks und P. Baumann, die mehrere Jahre sehr verdienstlich in den Südseemissionen gewirkt haben, an den Beratungen teil. P. Dycks griff in durchaus sachlicher Weise auch aktiv in die Diskussion ein. Es ist bekannt, wie gerade diese Missionsgesellschaft auf dem Gebiet der ethnographischen und sprachlichen Südseeforschung sich hohe Verdienste erworben und eine fruchtbare literarische Produktion aufzuweisen hat.

Münster i. W. Prof. Dr. **Schmidlin**.

Oesterreich und Ungarn.

Von Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

IV. (Schluß.)

Zu den wichtigsten Beratungsgegenständen der heurigen Delegationstagung gehörte zweifellos die Marinevorlage, der Ausbau unserer gemeinsamen Kriegsflotte. Da Ungarn so gut wie gar keinen Küstenbesitz und daher auch nur eine geringfügige Seeschiffahrt hat (die Hafenstadt Fiume mit einem Besitz von 130 Schiffen ist Ungarns Besitz an der Adria), ist sein Interesse an der Kriegsmarine nicht besonders groß, zumal es sich ja nicht verhehlen kann, daß die Kriegsflotte, wenn es einmal nach den Wünschen der Magyaren zur Zweiteilung des Heerwesens, zur Selbständigmachung Ungarns kommt, nicht geteilt werden kann, sondern ganz an Oesterreich fallen muß, weil Ungarn weder einen Kriegshafen, noch ein Territorium besitzt, auf dem ein solcher angelegt werden könnte. Dazu kommt, daß die Magyaren, wie alle Binnenlandsvölker, sich nur schwer zu der Erkenntnis der ungeheuren Wichtigkeit des Seehandels und Seeverkehres durchringen können, und nur jene politischen Kreise, welche mit Aufgebot unglaublicher Mittel aus Fiume eine Konkurrenz für Triest aufpäppeln wollen, scheinen auch volles Verständnis für die Wichtigkeit einer Marine zu haben.

Der Habsburgermonarchie liegt der Gedanke, eine Seegroßmacht zu werden, fern, ihre Zukunft liegt nicht auf dem Wasser, wenn auch der überseeische Handel sich immer mehr ausbreitet; nicht einmal die „Herrschaft auf der Adria" strebt sie an, aber sie will und sie muß ihren Anteil an der Herrschaft auf der Adria sichern, sie muß sich um jeden Preis die Wege zum Weltverkehr zur See offen halten. Oesterreich-Ungarn hat keine Kolonien, aber es hat überseeische Handelsverbindungen, aus welchen dem heimischen Wirtschaftsleben wertvolle Kräfte zufließen, und diesen muß die Unabhängigkeit gesichert werden. Fern liegt allen maßgebenden Faktoren im Reiche der Gedanke an Eroberungen, aber der jetzige Küstenbesitz muß verteidigt, muß geschützt und der Monarchie gesichert werden können. Mag auch den Staatslenkern des neuen Italien die Treue zum Dreibund heilig sein — wer wagt zu garantieren, daß in absehbarer Zeit nicht jene obenauf kommen, welche den desertierten Triester Juden Barzilai als einen Vertreter des Italia irredenta in Rom offiziell feiern! Jedenfalls darf kein Staatsmann Oesterreichs die Augen verschließen vor den mächtigen Seerüstungen des Bundesgenossen an der Adria.

Die Ausgaben der österreichisch-ungarischen Monarchie für die Marine sind im Gesamtvoranschlage mit rund 86 Millionen Kronen angesetzt. Den Wert dieser Post wird man erst richtig beurteilen können, wenn man ihm jene Summen zur Seite stellt, welche von anderen Großmächten für Marinezwecke in ihr Budget für 1910 eingestellt sind: Italien 162 Millionen (also fast das Doppelte!), Rußland 247 Millionen, Frankreich 352, Deutsches Reich 520, England 974 Millionen Kronen. (Ueber Flottenstärke usw. vergl. meinen Aufsatz in der „Allgemeinen Rundschau" Nr. 1 vom 1. Januar 1910.) Dabei ist die Länge der Küstenentwicklung keineswegs maßgebend; denn die des Deutschen Reiches ist nur 1460 Kilometer lang, die Oesterreichs 900 Kilometer, die Marineausgaben betragen aber im Deutschen Reiche das Sechsfache von denen in Oesterreich-Ungarn, und vergleicht man z. B. Flächeninhalt und befahrbare Küste Rußlands mit denen Oesterreichs, so kommen auf 1000 Quadratmeter Areal in Rußland 0,33 Kilometer befahrbare Küste, in Oesterreich 1,34 Kilometer. Wenn man nun dazu bedenkt, daß unser Handel und damit natürlich auch unsere Handelsdampferflotte von Jahr zu Jahr ganz erheblich zunimmt, daß der Umsatz des Handels in Triest heuer bereits die dritte Milliarde übersteigt und mit der Entwicklung des Verkehrs auf der neuen Tauernbahn noch weiter steigen wird, daß selbst der Umsatz in Fiume schon auf 1 1/2 Milliarden geschätzt wird, so wird man sich der Erkenntnis nicht verschließen können, daß für die zum Schutze des Handels und der Küsten bestimmte Kriegsmarine bedeutend mehr aufgewendet werden muß als bisher. Und wenn man nun sieht, daß in Europa und in allen außereuropäischen Ländern überall das Streben nach größerer Seegeltung vorherrscht, daß man überall in fieberhafter Hast Schiffe der größten Typs baut, so kann auch Oesterreich-Ungarn darin nicht zurückbleiben.

Aus diesen Gründen beschloß die Marineleitung, vorläufig für den Bau von zwei Dreadnoughts Vorsorge zu treffen. Da der Bau solcher Schiffe mehrere Jahre beansprucht, durfte mit der Bestellung nicht mehr gewartet werden. Aber es waren dazu 1909 von den Delegationen noch nicht die Mittel bewilligt worden, und darum beschloß ein gemeinsamer Ministerrat, das Angebot des Stabilimento technico in Triest anzunehmen, welcher zunächst zwei Dreadnoughts auf eigene Kosten baut und diese Schiffe der Monarchie gegen einen bestimmten Preis überläßt, nachdem die Delegationen die Mittel bewilligt haben. Bei der Debatte über die Kosten für diese Schiffe wurde auf die höchst befremdende Tatsache hingewiesen, daß ein Dreadnought in England 48 Millionen, in Triest aber 60 Millionen koste, und dieser kolossale Preisunterschied wurde zurückgeführt auf das wucherische Treiben des österreichischen Eisenkartells, welches bei den Eisenlieferungen für Schiffsbauten eine Monopolstellung inne hat. Der Marinekommandant Graf Montecuccoli meinte zwar, man müsse vor allem die bessere Arbeitsleistung der englischen Arbeiter und dann die Tatsache in Betracht ziehen, daß bei den angegebenen Preisen der österreichischen Schiffe auch die Reserve-Munition einbegriffen sei, aber die Spannung in den Preisen schien den Delegierten doch eine zu große, so daß sie beschlossen, in einer Enquete die Preise des Eisenkartells zu untersuchen.

Eine solche Enquete kam zustande, aber da die Vertreter des Eisenkartells sich weigerten, auf alle Fragen Auskunft zu geben, so konnte man zu einer vollständigen Aufklärung über die bedeutende Kostendifferenz nicht gelangen. Der christlichsoziale Delegierte Dr. Schlegel bezeichnete darum die Enquete als einen Versuch mit untauglichen Mitteln, als ein Bombardement auf einen Panzerturm mit Erbsen. Man erfuhr nur, daß das Eisenkartell 1600 Waggons Eisen für den Schiffskörper geliefert habe und dabei nur 15 Prozent über den Preis gerechnet habe, bei jedem der zwei Schiffe also einen Uebergewinn von 250,000 Kronen eingesteckt habe. Da in Triest bei billigeren Arbeitslöhnen höhere Lieferungspreise gezahlt werden als in England, so ist es klar, daß den Uebergewinn die Kartellierten einsackten, ihre Arbeiter leer ausgingen. Man erfuhr aber auch, daß noch ein Gußstahlkartell beteiligt war, daß für die Panzerplatten den Rothschildschen Werken in Witkowitz und für Geschütze den Skodawerken in Pilsen ein Monopol eingeräumt ist, so daß man sich schließlich nicht wundern darf, wenn in Oesterreich ein Dreadnought um 12 Millionen teurer zu stehen kommt als in England und um 11 Millionen teurer als ein Schiff der Klasse „Nassau" in Deutschland. Da lag es nun wohl nahe, daß der Vorschlag auftauchte, Ersparungen halber den Bau weiterer Dreadnoughts der österreichischen Industrie zu entziehen und der englischen zu übertragen; darauf wird nun wohl die Marineverwaltung nicht eingehen, aber sie wird bei weiteren Schiffsbauten mit dem Kartellwucher rechnen müssen, um den Staat vor Uebervorteilung zu schützen. Die Allgemeinschädlichkeit des Kartellunwesens ist dabei wieder einmal recht grell beleuchtet worden und der Ruf nach einer Antikartellgesetzgebung wird immer allgemeiner und lauter.

Marinekommandant Graf Montecuccoli wurde verhalten, auch Auskunft zu geben über die Gefahren, welche den Marinekolossen von den Aeroplanen drohen könnten. Er glaubt nicht an solche Gefahren, denn kein Aeroplan könne solche Massen von Sprengmaterial mitnehmen, um größere Schiffseinheiten damit zu zerstören. Die Aeroplane würden sicherlich noch vervollkommnet werden, aber sie müßten sich in solcher Nähe über den Schiffen bewegen, daß sie von diesen aus unschädlich gemacht werden könnten. (?) Die österreichischen Kriegsschiffe sind nämlich jetzt schon mit Kanonen gegen Luftschiffe ausgerüstet. Da diese Kanonen in einem Winkel von 75 Grad feuern, können Aeroplane leicht getroffen werden. Eine Treffsicherheit von den Aeroplanen aus werde sehr bezweifelt, wenn auch vielleicht einzelne Schützen sich im Werfen von Sprenggeschossen eine große Geschicklichkeit aneignen könnten, die Treffsicherheit von oben nach unten sei immer sehr gering. Man erfuhr dabei auch, daß der Marineverwaltung Projekte für Aeroplane angeboten wurden, welche vom Stand aus sollten auffliegen können. Bis jetzt ist ein solches Projekt praktisch weder aus- noch vorgeführt worden.



Kurs für kirchliche Denkmalpflege.

Von Domkapitular Dr. Senger, Bamberg.

I.

Seit dem 1. November 1908 besteht das K. Generalkonservatorium der Kunstdenkmale und Altertümer Bayerns als eine selbständige, dem K. Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten unmittelbar unterstellte Behörde. Es wurde ihm alsbald bei seiner Errichtung ein sehr umfangreicher Wirkungskreis zugewiesen, der die Tätigkeit der ihm angehörigen Beamten (zurzeit außer dem Generalkonservator noch sieben Konservatoren und drei Kustoden) von selber auf eine zweifache Bahn lenkt: auf ein rein wissenschaftliches und auf ein eminent praktisches Gebiet. Die erstere Tätigkeit (prähistorische Forschungen, Inventarisierung der Denkmale) vollzieht sich zumeist in stiller Forscherarbeit. Ganz anders verhält es sich mit der anderen Aufgabe des Generalkonservatoriums (Konservierung der Denkmale, Erstattung von Gutachten bei Restauration, Veräußerung oder Veränderung der Denkmale), die das Interesse der breitesten Oeffentlichkeit lebhaft erregt. Diese Tätigkeit greift aber energisch in das gesamte Bau- und Restaurierungswesen ein; kein Wunder, daß sie da zu Kritiken und zu Widersprüchen Veranlassung gibt. Gar mancher Kirchenvorstand sieht sich bei seinen Restaurierungsplänen durch das vom Generalkonservatorium erstattete Gutachten in seiner Bewegungsfreiheit gehemmt, oder er muß auf manche Lieblingsidee, die bereits greifbare Gestalt angenommen hatte, verzichten. Wer mag es ihm verargen, wenn er da seinem Aerger Luft zu machen sucht! In der „A. Postzeitung" sind mehrere Artikel erschienen, die offenbar dieser Stimmung ihren Ursprung verdanken. So heißt es in einem „Staatskuratel und kirchliche Kunst" betitelten Leiter:

„Es muß als ein großes Hemmnis und als ein schwerer Nachteil für die freie Entwicklung kirchlicher und religiöser Kunst angesehen werden, daß das Konservatorium in München hierin allein als höchste Instanz schalten und walten kann nach eigenem Gutdünken. Was ein Konservator als künstlerisch und schön ansieht, das gilt auch als solches bei der Regierung usw." [1])

In einer weiteren Zuschrift heißt es:

„Wenn die Sache so fortgeht und die Kuratelbehörden diktatorisch und um jeden Preis die Beachtung des ratgeberischen Gutachtens des Konservatoriums verlangen, dann dürfte in geistlichen Kreisen eine Abneigung gegen das Konservatorium großgezogen werden, so daß die guten Absichten, die die Regierung mit Einführung dieses Instituts hatte, nicht in der von ihr gewünschten Weise erreicht werden." [2])

Kurz vorher [3]) war in einer anderen Zuschrift darüber Klage geführt worden, daß „der Geschmack eines einzelnen Herrn maßgebend sein soll für das ganze Königreich."

Wohl erschienen auch Gegenerklärungen, von denen zwei von dem gewiß urteilsfähigen Kunstschriftsteller Dr. Alois Wurm unterzeichnet sind. [4])

In dem letzten Artikel heißt es u. a.:

„Es ist bekannt, daß der gegenwärtige Generalkonservator durchaus auf dem Boden jener Prinzipien (Homogenität der Grundsätze, Auffassung und amtliche Betätigung — Berücksichtigung der praktischen Wünsche und Winke des Kirchenvorstandes usw.) steht. Wenn trotzdem Verstöße vorgekommen sind, so kommt das eben davon, daß noch nicht alle Glieder des Beamtenkörpers von dem gesunden Geist der Leitung durchdrungen sind. Es steht zu erwarten, daß die Neuorganisation diesen Angleichungsprozeß außerordentlich beschleunigen hilft."

Wer allerdings die leitenden Grundsätze des Generalkonservators Dr. Hager kannte, der wußte, daß ihm nichts ferner liege, als einseitig seinen Willen dem ganzen Lande als Kunstkanon aufzudrängen. Eine wahrhaft künstlerisch veranlagte Natur haßt eben nichts mehr als plumpen Zwang. Auf dem zu Bamberg am 22. und 23. September 1905 stattgefundenen „Sechsten Tag für Denkmalspflege" war es gerade der nunmehrige Generalkonservator, der in seinem aufsehenerregenden Vortrag „Ueber Denkmalspflege und moderne Kunst" die Schaffung von „Kreiskunstkommissionen" anregte.

„Dadurch wäre eine gewisse Dezentralisation der Kunstpflege angebahnt, die uns den alten Verhältnissen, wie sie bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts zum Segen der Kunst geherrscht hatten, wieder näher brächte. Durch die Schaffung neuer kleiner Mittelpunkte für Kunstpflege neben der Hauptstadt würden die Künstler mehr als bisher veranlaßt werden, ihren Wohnsitz wieder in den Provinzen zu nehmen." [5])

Immerhin waren weite Kreise von einem gewissen Mißtrauen gegen das Generalkonservatorium beseelt. Vielfach war daran unsere Erziehung schuld. Wir hatten dereinst von Lehrern, die damals als tüchtige Kenner der christlichen Kunst galten, als unumstößliche Wahrheit immer wieder den Satz gehört, daß eigentlich nur der romanische und gotische Stil echt kirchlich sei, und daß Renaissance und gar Barock und Rokoko Entartungen darstellen, die bei Restaurationen möglichst zu beseitigen seien. Heideloff, der Devastator des Bamberger Doms, hatte eben auf Jahrzehnte hinaus Schule gemacht.

Warum ich das alles anführe? — Weil ich vermute, daß Generalkonservator Dr. Hager durch das vielfach entgegengebrachte Mißtrauen und Mißverständnis hauptsächlich veranlaßt wurde, einen „Kurs für kirchliche Denkmalpflege" zu veranstalten.

[1]) A. P. Nr. 171 vom 26. Juli 1908.
[2]) A. P. Nr. 207 vom 14. September 1909.
[3]) A. P. Nr. 191 vom 25. August 1909.
[4]) A. P. vom 23. August 1908, 17. Juli, 14. und 23. Oktober 1909.
[5]) Stenograph. Bericht S. 32 f.

II.

Es war ein gewisses Risiko, einen derartigen Kurs „für Geistliche und Verwaltungsbeamte" auf den verflossenen 29. und 30. November nach München und Freising anzuberaumen. Bekanntlich findet alljährlich die Tagung für Denkmalpflege statt. Ihr steht ein gewaltiger offizieller Apparat zu Gebote; nicht so dem angekündigten Kurs, der eher einer reinen Privatveranstaltung glich. Aber vielleicht lag gerade hierin seine Anziehungskraft. Sicherlich sind auch die kühnsten Erwartungen des Generalkonservators, auf den allein der Gedanke dieses Kurses zurückgeht, weit übertroffen worden. Mußte doch ein Doppelkurs nacheinander veranstaltet werden.

Als am 29. November im großen Saal (der kleine hatte nicht genügt) des Hotels Union in München um 9 Uhr vormittags die Kursteilnehmer (ich schlage deren Zahl auf rund 200 an) sich musterten und begrüßten, zeigte es sich, daß die Geistlichen weitaus die größere Hälfte ausmachten. Jedes Alter war vertreten; vom jugendlichen Kaplan, dem der Eifer, seine Filialkirche zu restaurieren, aus den Augen leuchtete, bis zum greisen Geistlichen Rat, der schon manche Restauration vorgenommen und — vielleicht zu bedauern hatte. Doch auch die Verwaltungsbeamten waren gut vertreten: der Assessor neben dem Ministerialrat, der Bezirksamtmann wie der bürgermeisterliche Hofrat, der Bautechniker und der Baurat. Der Kurs stellte ziemlich hohe Anforderungen an die Teilnehmer, die beiden kurzen Novembertage mußten eben möglich ausgenützt werden.

Der einleitende, vom Generalkonservator Dr. Hager über das Thema „Bedeutung und Wert der heimischen Kunstdenkmale, mit besonderer Berücksichtigung der Dorfkirchen" gehaltene Vortrag war eine feingestimmte und klar disponierte Programmrede. Dr. Hager hat das Fundament seiner auf dem Denkmalpflegetag zu Bamberg dargelegten Anschauungen noch mehr vertieft und zugleich allseitig erweitert. Er führt aus, wie die trostlosen Leistungen einer modernen Kunst, die für das Bodenständige kein Verständnis mehr besitze, zur Denkmalpflege gezwungen haben. Er erläuterte allseitig den Begriff „Denkmal" und zeigte, wie fast das ganze 19. Jahrhundert nur das Postulat der Stileinheit und Stilursprünglichkeit gekannt habe, und wie dagegen eine Reaktion habe einsetzen müssen. Er betonte hierbei folgende Leitsätze: „Es darf nichts Neues an die Stelle des guten Alten gesetzt werden. — Man erkennt jetzt weit besser die Bedeutung des Zusammenhangs eines Kunstwerks mit seinem Platze. Früher mußten viele Stücke ihren Platz verlassen, nur um Museen zu füllen; jetzt spreche man von einer Rückwanderung aus den Museen an den früheren Ort. — Wir dürfen aber auch den Bogen nicht überspannen: die Denkmalpflege kann weder nach der Schablone des Bureaukraten, noch nach den heißblütigen Forderungen eines begeisterten Altertümlers geübt werden; in jedem einzelnen Fall gilt es eben abzuwägen, was am besten dienlich erscheint." — Der reiche Beifall war ein wohlverdienter.

Sodann folgte das breit angelegte Referat des Kustos Dr. Richard Hoffmann über „Unterhaltung der Kirchen, Grundsätze bei Restaurationen und Erweiterungen". Es war eine Ueberfülle von teils belehrenden, teils rein praktischen Darlegungen über Entfeuchtung der Kirchen, Ventilationsvorrichtungen, Pflasterung, Grabsteine, Wandmalereien und Tünchen, Glasgemälde usw. Eine reiche Anzahl von Beispielen belebte den Vortrag, der nahezu 2 1/2 Stunden in Anspruch nahm und gewiß jedem etwas bot. Hörte ich neben mir einen Techniker bei den Regeln über Herstellung von Entfeuchtungsvorrichtungen murmeln: „Das weiß ich schon selber", so war der Nichtfachmann um so dankbarer, daß er mit den Elementen einer vernünftigen Bauweise und mit Exempeln verunglückter Restaurationen bekannt gemacht worden war.

Die Mittagpause dauerte knapp eine Stunde. Der Nachmittag war praktischen Demonstrationen gewidmet. In der Heilig-Geistkirche wurde das Beispiel einer durchaus gelungenen Restauration gezeigt, während die Peterskirche als restaurationsbedürftiges Gotteshaus besichtigt wurde. (Die beiden Kirchen waren inzwischen für das Publikum gesperrt.) Jeweils gab Kustos Dr. Felix Mader eine baugeschichtliche Darlegung, woran sich sodann das Referat des Konservators Alois Müller über die Restaurationsarbeiten und deren technische Hilfsmittel anschloß. In der ersteren Kirche hat auch Stadtpfarrer Gerhauser interessante Ergänzungen über die nach dem neuen System Stadler und Geyer vorgenommene Isolierungsarbeit (mittels einer elektrisch betriebenen Stahlsäge) gegeben.

III.

Der zweite Tag des Kurses (30. November) **war dem Besuch der alten Bischofsstadt Freising gewidmet.**

Den Vormittag füllte abermals ein zweistündiges Referat des **Kustos Dr. Richard Hoffmann** über „Erhaltung und Restaurierung der kirchlichen Einrichtungsgegenstände, Paramente und Geräte" aus. Da Dr. Hoffmann wie auch Dr. Mader katholische Priester sind, kann der manchmal gehörte Vorwurf, das Generalkonservatorium übersehe oder vernachlässige die liturgischen Anforderungen, nicht mehr erhoben werden. Ausführlich behandelte der Referent Altar, Tabernakel (auch Drehtabernakel), Kreuzwegstationen, Beleuchtung der Kirche (unter prinzipieller Ablehnung der Bogenlampen), Meßgewänder, Glocken und Grabkreuze. Er ging von dem Grundsatze aus: „Die Toleranz, die wir den kirchlichen Baustilen entgegenbringen, lehrt uns auch, die Einrichtungsgegenstände der Kirche zu erhalten" und schloß mit dem weiteren Grundsatz: „Alles Alte ist der Erhaltung wert."

Der Nachmittag war auch diesmal **praktischen Demonstrationen** gewidmet.

Zunächst hielt der **Generalkonservator Dr. Hager** im Dom einen äußerst anregenden Vortrag über „Die typische Bedeutung des Domes als historisches und kirchliches Denkmal". Man muß dem Redner dankbar dafür sein, daß er (und ich weiß, daß ich hier im Namen sehr vieler rede) **uns sehen lehrte!** Wie hat er mit feinem Verständnis die ästhetische Wirkung des Baudenkmals uns nahe gebracht!

Konservator Professor Haggenmiller referierte alsdann über die technische Seite der Malerei des Domes, namentlich der Freskogemälde von Asam, wie über die im Domkreuzgang aufgestellten Grabmonumente, wobei er auch der Kritik nicht ermangelte.

Dann folgten nacheinander zur Besichtigung die elektrisch beleuchtete **Krypta** mit ihren Kleinodien, die **Benediktuskapelle** mit ihrem herrlichen Glasgemäldeschmuck, die **Johanneskapelle**, die einer neuen Restaurierung entgegengeht, die **Martinskapelle** mit der Kunstsammlung des Altvaters der bayerischen Denkmalpflege, Sighart, das **Klerikalseminar** mit seiner reichhaltigen Kunstsammlung.

Auch der Abend war bereits vergeben. Der **Historische Verein Freising** hatte die Teilnehmer des Kurses zu einer **Festversammlung** eingeladen. Der Vorstand (Geistlicher Rat Schlecht), Bürgermeister (Hofrat Bierner) und Bezirksamtmann (Regierungsrat Gschwendner) begrüßten die Gäste auf herzlichste. Auch das Lied fehlte nicht; die Oberklassen des Erzbischöflichen Knabenseminars brachten in Gemeinschaft mit einer Anzahl Herren drei Gesangstücke in vollendeter Weise zum Vortrag. **Professor Wenzel** sprach sodann äußerst originell über den Zusammenhang zwischen prähistorischen Funden und christlicher Kunst, insofern sie eben als Kulturepochen sich an einander reihen. —

Der Kurs bot weit mehr, als wir erwartet hatten. Es waren daher nicht bloße Redensarten, sondern es war der Ausdruck innerlichsten Ueberzeugung, die alle beseelte, als Bezirksamtmann und Regierungsrat Fischer von Tölz namens der Kursteilnehmer die allgemeine Befriedigung und Begeisterung in gewählten Worten zum Ausdruck brachte.

Der erste Denkmalpflegekurs ist zu Ende; er will aber nur den **Anfang einer neuen Epoche der Denkmalpflege darstellen.** Das Generalkonservatorium hat bereits angekündigt, daß es „die Kurse auch auf andere Gebiete der Denkmalpflege **ausdehnen** und **die einzelnen Kurse im Laufe der Zeit in verschiedenen Teilen des Landes wiederholen** wird."

Wie manches Dornröschen unter den Provinzialstädten wird da seine Auferstehung feiern, wie manche vergessenen Kunstschätze werden alsdann in weiteren Kreisen bekannt werden!

Vor einigen Jahren hat Papst Pius X. durch Schreiben des Kardinalstaatssekretariats sämtliche Bischöfe Italiens angewiesen, **ständige Diözesankomitees zur Erhaltung der kirchlichen Dokumente und Denkmäler einzurichten.**[6]) Er mahnt darin hauptsächlich, den „listigen Versuchen von Käufern" entgegenzutreten. Das war gewiß auch „Denkmalpflege" im Sinne des bayerischen Generalkonservatoriums! Möchte sie auch bei uns Nachahmung finden!

[6]) Epistola ad Italiae Episcopos de conservandis tuendisque Tabulariis aliisque bonarum artium monumentis „Impellens necessitas" d. d. 12. Dec. 1907.

Zur Kennzeichnung der Kampfesweise einer gewissen Presse.

In eigener Sache.

Das Urteil des Münchener Schöffengerichts in der Privatklagesache Braunbeck gegen den Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau", welches, wie zahlreiche Zuschriften bezeugten, in weiten Kreisen mit Kopfschütteln aufgenommen wurde, liegt nun in amtlicher Ausfertigung vor. Wir kommen heute auf die **Urteilsgründe** nur deshalb zurück, weil verschiedene Blätter — und zwar ausschließlich solche „**liberaler**" Richtung — die mündlich vorgetragenen Erwägungen des Vorsitzenden **in tendenziöser Weise entstellt** haben. Dieser Vorwurf gilt in erster Linie den „**Münchner Neuesten Nachrichten**", deren Mitverleger Dr. Georg Hirth bekanntlich erster Vorsitzender des Münchener Journalisten- und Schriftstellervereins ist, während außerdem noch zwei Redaktionsmitglieder dem Vorstande dieses Berufsvereins angehören. Da nunmehr der authentische Text des Urteils vorliegt, gewinnt ein Briefwechsel, den Rechtsanwalt August Rumpf am 25. bzw. 26. November mit der Redaktion der „Münchner Neuesten Nachrichten" geführt hat, erhöhtes Interesse. Der „Bayerische Kurier", dessen Chefredakteur stellvertretender Vorsitzender des Münchner Journalisten- und Schriftstellervereins ist, veröffentlichte bereits am 29. November (Nr. 333) „Zur Kennzeichnung der ‚objektiven' Kampfesweise der ‚Münchner Neuesten Nachrichten'" diesen merkwürdigen Briefwechsel. Unter Weglassung der Formalien sei hier lediglich der materielle Inhalt mitgeteilt.

Rechtsanwalt Rumpf schrieb:

„In Ihrem Bericht über den Beleidigungsprozeß Braunbeck gegen Dr. Kausen ist bemerkt, daß die Braunbeckschen Liedertexte vom Vorsitzenden selbst als **harmlos** bezeichnet worden seien. Dies bedarf insofern der Einschränkung, als der Vorsitzende die auf Herrn Dr. **Kausen** bezügliche Strophe im **Vergleich** mit manchen Angriffen, welche im öffentlichen Leben stehende Männer z. B. in Witzblättern ausgesetzt seien, als **verhältnismäßig** harmlos bezeichnete, in der **Urteilsbegründung** aber dann ausdrücklich hervorhob, daß die fragliche Strophe geeignet war, Herrn Dr. Kausen lächerlich zu machen, und deshalb als **beleidigend** zu erachten sei. Ich darf wohl das höfliche Ersuchen an verehrliche Redaktion richten, hiervon gefl. Notiz nehmen zu wollen."

Die Redaktion der „Münchner Neuesten Nachrichten" antwortete:

„Wenn wir auch im allgemeinen stets gerne bereit sind, Irrtümer, die sich in die Zeitung eingeschlichen haben, richtigzustellen, auch wenn ein gesetzlicher Zwang hierzu nicht vorliegt, so möchten wir Sie doch in diesem Falle höflichst bitten, auf eine Ergänzung des fraglichen Berichts in der angegebenen Richtung verzichten zu wollen, da diese Ergänzung im Vergleich zu dem übrigen Inhalt des **sonst** (!) ganz einwandfreien und streng objektiven Berichts und zu den Tatsachenfeststellungen, auf die es ankommt, **gar zu nebensächlich** (!) erscheint."

Der Rechtsbeistand Dr. Kausens hätte die Richtigstellung auf Grund des § 11 des Preßgesetzes verlangen können. Er hatte im Einverständnisse mit Dr. Kausen auf die Anrufung des „gesetzlichen Zwanges" verzichtet, weil er — wie sich gezeigt hat: mit Unrecht — bei den „Münchner Neuesten Nachrichten" ein genügendes Maß journalistischer Noblesse voraussetzte. Anknüpfend an die Veröffentlichung der beiden Briefe erteilte der „Bayerische Kurier" den „Münchner Neuesten Nachrichten" nachstehende empfindliche Lektion:

„Die Ablehnung wird dadurch verschärft, daß sie auf Grund eines ausnehmend höflichen Schreibens einem Redakteur-Kollegen gegenüber erfolgt ist. Die ‚Münchner Neuesten Nachrichten' hätten unseres Erachtens doppelten Anlaß, Berufsinteressen, zumal wenn sie eines politischen Beigeschmackes entbehren, mit der strengsten Objektivität zu wahren, nachdem Chefredakteur Dr. Martin Mohr soeben als Vertreter der ganzen bayerischen Presse zum Mitvorsitzenden des künftigen ‚Reichsverbandes der deutschen Presse' gewählt wurde. Dieser Reichsverband soll, wie wir einem Bericht der ‚Köln. Volkszeitung' (Nr. 982) entnehmen, berufen sein, über die noble Ausübung des journalistischen Berufes zu wachen."

Die vorliegende Urteilsausfertigung **bestätigt**, daß die Darstellung der „Münchener Neuesten Nachrichten" **falsch** war, daß das Schöffengericht die bekannte unflätige Strophe nur als einen „seinem (Dr. Kausens) Charakter und seiner ganzen bürgerlichen Ehre gegenüber **relativ** harmloseren Angriff" auffaßte, dagegen ausdrücklich betont, man könne „in dem Inhalt der beanstandeten Strophe eine Lächerlichmachung Dr. Kausens und **somit** eine **Beleidigung** gemäß R.-St.-G.-B. § 185 **erblicken**." Diese Konstatierung war für die Redaktion der „Münchener Neuesten Nachrichten" nach eigener Mitteilung so „**nebensächlich**", daß sie dieselbe — wohl im Interesse ihres Mitarbeiters Braunbeck — beharrlich **unterdrücken** zu sollen glaubte. Man ersieht daraus wieder, daß mit Höflichkeit **diesem** Blatte gegenüber nichts auszurichten ist, mag es auch, sobald jemand den Schutz den § 11 des Preßgesetzes anruft, noch so oft versichern, es hätte dieses „Zwangsmittels" nicht bedurft. Die sozialdemokratische „Münchener Post", welcher in der gleichen Prozeßsache eine ähnliche Richtigstellung zuging, besitzt jedenfalls andere Begriffe von **journalistischem Anstand**, denn sie nahm sofort in zuvorkommendster Form von der Richtigstellung Notiz.

Schließlich noch ein kurzes Wort zu dem springenden Punkt des ganzen Prozesses und des Urteils. In der Verhandlung wurde entscheidendes Gewicht darauf gelegt, daß die bekannte unanständige Strophe keinen eigentlich pornographischen Sinn habe. Die Urteilsausfertigung drückt das so aus: „da in dem Text keinerlei geschlechtliche Anspielungen enthalten sind." In der Prozeßverhandlung wurde von klägerischer Seite sogar mit besonderer Emphase „festgestellt", daß der Kläger überhaupt nicht als Dichter „schweinischer" Verse angesprochen werden dürfe. Wie aber, wenn jetzt an der Hand gedruckter Liedertexte, die in derselben Karnevalsgesellschaft verbreitet wurden, ja sogar den gleichen Refrain und ähnliche Bosheiten gegen die „Sittlichkeitswächter" aufweisen, also gewissermaßen weitere Strophen desselben „Liedes" sind, der Nachweis geliefert wird, daß Richard Braunbeck auch direkt pornographische Strophen „dichtet"! Der Einwand, daß dieselben für einen sog. „Herrenabend" bestimmt gewesen seien, wäre lächerlich, denn die pornographischen Texte lagen und liegen heute noch gedruckt vor und wurden dem Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" unmittelbar nach der Prozeßverhandlung zugesandt. Auf Grund dieser Feststellung werden vielleicht auch einige norddeutsche Blätter, welche sich mit auffallendem Eifer über den seltsamen Prozeß hermachten (die „Leipziger Neuesten Nachrichten" vom 26. November z. B. gestehen ganz offen, daß es lediglich aus — Zentrumshaß geschah), nachträglich einsehen, daß sie in puncto „Harmlosigkeit" des ihnen nahestehenden Klägers sehr mangelhaft informiert waren. Keines dieser liberalen Blätter hat sich übrigens die ominöse „Strophe" entgehen lassen. Es wäre nun eigentlich nicht mehr als recht und billig, wenn der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau", dem ihm durch den Münchener Prozeß vom 22. November gegebenen Beispiele folgend, die sämtlichen „Nachdrucker" der — laut zitiertem Urteil — nach § 185 beleidigenden Strophe, an ihrer Spitze natürlich die „Münch. Neuesten Nachrichten", vor den Kadi laden ließe. Von Rechtswegen und — um einen der „Danziger Zeitung", dem „Memeler Dampfboot", dem „Dortmunder Tageblatt", dem „Wiesbadener Tageblatt" und anderen norddeutschen Blättern gewiß sehr geläufigen Ausdruck anzuwenden — „aus Spaß".

Bedenken eines katholischen Buchhändlers.

Zu dem Artikel unter obiger Ueberschrift in Nr. 48 (S. 844 ff.) sind der „Allgemeinen Rundschau" namentlich aus Buchhändlerkreisen, aber auch aus den Reihen des Klerus, so zahlreiche, und zwar — von dem speziellen Falle der Freiburger Caritasbuchhandlung abgesehen — ausschließlich zustimmende, Kundgebungen zugegangen, daß der vollständige Abdruck aller dieser Zuschriften mehrere Seiten beanspruchen würde. Schon aus Rücksichten des knapp bemessenen Raumes der „Allgemeinen Rundschau" können nachstehend nur einige Stichproben mitgeteilt werden. Verschiedene Buchhändler haben ihre Namen zur Verfügung gestellt, andere um Geheimhaltung gebeten. Der Einheitlichkeit halber sind vorläufig alle Namen weggelassen. (Einige Zuschriften aus dem Klerus werden noch folgen.)

Zuschriften aus Sortimenterkreisen:

Aus Baden: „Für die Aufnahme des Waibelschen Artikels sage ich Ihnen besten Dank. Das ist ein befreiendes Wort! — Es fehlt noch eine Schilderung der namentlich aus Hessen und Preußen kommenden unverlangten Devotionaliensendungen. In diesem Jahre erhielt ich ca. 40 solcher Sendungen."

Aus Baden: „Den Aufschrei in der „A. R." habe ich gelesen und danke Herrn Waibel als katholischer Sortimenter für die mannhafte Aussprache. Wie vielen Berufskollegen hat er aus der Seele gesprochen."

Aus dem Saargebiet: „So war es recht! Einmal muß „deutsch" das Elend zur Sprache gebracht werden, welches den katholischen Buchhandel herunterdrückt. Ich wünsche nur ein noch deutlicheres Wort gegen die Konkurrenz durch vollständig eingerichtete Läden, direkte Bestellungen bei den Verlagshandlungen usw., gegen Buchhandelsbetrieb durch Küster u. dgl., während der ansässige katholische Buchhändler, welcher in allen Vereinen fördernd mitwirkt, bei allen Gelegenheiten „Farbe" bekennt, einfach übergangen und ignoriert wird. Ja, darin läge ein lobenswerter Grundsatz: „Unterstützet euere Kaufleute — kaufet am Platze — empfehlet die Geschäfte, welche heutzutage noch den Mut haben, mit katholischer Tendenz aufzutreten, und untergrabt nicht durch das Gegenteil die Existenzen katholischer Buchhändler. Frei erkläre ich hier: Wenn alle Geistlichen nur des Dekanats einmütig alle direkten Bestellungen ihres Bedarfs einstellten und ihren eigenen Bedarf an Büchern, Bildern, und was sie für die Pfarrkinder bedürfen, in meiner Handlung bestellen und kaufen würden, so wäre meine Existenzfrage gelöst. Warum muß der Umsatz an andere Geschäfte übergeben werden? Ein Kolporteur verdient in einem Pfarrdorf oft mehr am Tage, als der reelle Buchhändler im Monat erzielt. Alle Zirkulare von auswärtigen Angeboten werden größtenteils mit einer Bestellung bedacht. Wie beschämend, niederdrückend wirkt es, wenn z. B. selbst der Ortsgeistliche zu einem Feste an 3000 Erinnerungsbilder einer auswärtigen Firma übergibt und keine Platzfirma als Lieferant beachtet, obwohl 6—7 seiner Pfarrkinder dafür in Frage gekommen wären."

Von der Ruhr. „Für die Aufnahme der „Bedenken eines katholischen Buchhändlers" sage ich herzlich Dank. Ich unterschreibe fast jedes Wort desselben. Er hat nur etwas zart angefaßt. Ich könnte die Anklagen noch vermehren. Unser Klerus steht fast ausnahmslos auf meiner Seite, ist aber ohnmächtig gegen das Uebel. Gegen die gewaltsame Kolportage größerer total unnützer Werke ist schon manches ernste Wort gesprochen und geschrieben worden. Was heißt das denn, daß man armen Arbeitern mit vielleicht ℳ 5.— täglichem Einkommen und zahlreicher Familie die Geschichte der katholischen Kirche für ℳ 100.— aufschwatzt? Gegen Ratenzahlung natürlich. Es bleiben aber immer ℳ 100.— usw. Die . . . . . vernichten meine Kontinuation katholischer Journale total. Ich bin von 75 „Hausschatz" auf — 14 heruntergesunken. Nächstens kann ich den Vertrieb katholischer Journale unter dem Knirschen des inneren Menschen ganz einstellen. Meine nichtkatholischen Kontinuationen wachsen in kathol. Kreisen zusehends, ohne daß ich einen Finger dafür zu rühren brauche. Aber als katholischer Buchhändler kann ich den Bankrott anmelden. Der . . . . Bruder besucht in Begleitung einer stadtbekannten frommen Seele Haus für Haus und agitiert gegen mich unter dem Vorgeben, ich sei reich genug geworden, hätte ja ein so schönes stolzes Geschäft und hätte somit genug. Dabei habe ich bis jetzt in zwanzigjähriger mühsamer Tätigkeit 25 000 Mark eingebrockt, von denen ich nie einen Pfennig wiedersehe. Der katholischen Literatur wird der Boden abgegraben durch die Traktätchen-Literatur. Schauen Sie einmal in ein katholisches Haus hierzuland hinein. Da fänden Sie . . . . Aber ein gediegenes katholisches Journal können Sie mit der Diogeneslaterne suchen. Der Geschmack an katholischer Lektüre ist durch die Ueberschwemmung mit jener Literatur verdorben worden. Den geistlichen Bruder mit seinen reichen geistlichen Segensgaben, Messen und Anteilen an guten Werken kann man nicht hinausweisen. Der katholische Sortimenter muß es ausbüßen. Nun frage ich: Sollte nicht das katholische Volk mit den Orden usw. sich zusammentun, um ein kräftiges, lebensfähiges, katholisches Sortiment zu fördern? Es ist eine Lebensfrage für die katholische Literatur." (Derselbe Buchhändler richtete eine Zuschrift an das „Augustinus-Blatt", in dessen November-Nummer auch die oben punktierten Stellen wörtlich abgedruckt sind.)

Vom Niederrhein. „Auch in unseren Gauen hat das katholische Sortiment nicht wenig unter den von Herrn Waibel beklagten Mißständen zu leiden. Es ist gut, daß namentlich der Klerus über die Kehrseite dieser von außen so löblich ausschauenden Medaille unterrichtet wird. Der strebsame bessere Buchhandel ist künstlich zu einer gewissen Inferiorität gezwungen, weil er doch auch — leben will."

Aus Niederbayern: „Der Artikel des Herrn Waibel trifft übrigens den Nagel auf den Kopf. Und es ist überaus dankenswert vom Buchhändlerstandpunkte, daß Sie Ihr Organ zur Verfügung stellten. Leider enthält die Arbeit einige offenbare Uebertreibungen, die der Wirkung vielleicht schaden können — was wir lebhaftest bedauern würden; denn, wie gesagt, in der Hauptsache hat der Mann recht, sehr recht. ... Warenhaus, Versandbuchhandel, die Konkurrenz einiger Kongregationen. Um eines zu erwähnen, was gerade diesen Punkt betrifft: wieviel hat diese Konkurrenz z. B. im Kalenderhandel geschadet! Diese Kalender zu wohltätigen Zwecken haben dem Handel mit anderen katholischen Kalendern gewaltig geschadet. Die Geistlichen auf dem Lande werden mit Paketen dieser Anstalten überschwemmt, und manche Geistliche — wir machen diesen gewiß keinen Vorwurf — verschleißen oder lassen durch einen Mann verschleißen — die Leute kaufen sich einen Kalender und verzichten dann auf den früher gehabten Kalender des Kalenderverkäufers."

Aus Unterfranken: „Der Inhalt Ihres Artikels in der „Allgemeinen Rundschau" ist nur zu wahr. Es gilt leider auch für die meisten Provinzsortimenter schlechtweg."

Aus dem Rheingau: „Herrn Waibel ein aufrichtiges Bravo! zu seinem tapferen Eintreten für das katholische Sortiment. Die gedrückten Winzer rühren sich und der ganze Mittelstand rührt sich, warum sollen wir Buchhändler nicht auch einmal ein offenes Wort sprechen? Wir katholischen Buchhändler lesen dem Klerus und den Ordensleuten die Wünsche von den Augen ab, weil wir sie aufrichtig lieben und unserer Kirche treu ergeben sind. Warum sollen wir daher nicht auch berechtigte Beschwerden gegen Mißbräuche, an denen nur einzelne schuld sind, vertrauensvoll vorbringen dürfen? Mehrere Geistliche, die in meinem Laden verkehren, haben mich zu diesen Zeilen ermuntert. Es wird auch vielfach unangenehm empfunden, daß Geistliche für katholische Zeitschriften gewerbsmäßig Inserate sammeln. Gegen diese Konkurrenz kann kein Laie aufkommen, denn das geistliche Gewand sorgt dafür, daß im Handumdrehen ein Geschäft gemacht wird, wo ein anderer nun erst recht abgewiesen wird. Es sollte nicht erlaubt werden, daß Geistliche als Geschäftsagenten von Stadt zu Stadt, von Haus zu Haus Firmen aufsuchen."

Das Glück.

Viel Strassen liegen ins Land hinaus,
Sie glänzen im Sonnenscheine.
Doch, die uns da führt zu des Glückes Haus,
Wer kännte die Strasse, die eine?

Es lacht das Glück aus so manchem Haus,
Es steht vor so manchen Türen.
Wir ziehen die Strassen ins Land hinaus,
Vielleicht, dass zum Glück sie uns führen.

Hartley (Wisconsin). Joh. Zimmermann.

Erklärung.

Nachdem der Artikel des Herrn Waibel „Bedenken eines katholischen Buchhändlers" auch seinen Weg in die Presse gefunden hat, und insbesondere in der neuesten Nummer des „Augustinusblattes" ohne nähere Kenntnisse der Verhältnisse bei Veröffentlichung des Artikels mir bzw. dem Caritasverbande der Vorwurf des allzu großen Erwerbs- und Geschäftssinnes gemacht wird, bitte ich, noch folgende zweite Erklärung in Ihrer geschätzten Zeitschrift aufzunehmen:

1. Die Einrichtung der Caritasbuchhandlung erfolgte vor sieben Jahren, nachdem dieselbe durch den Vertrieb der Caritaszeitschrift und der Caritasschriften sowie durch die Herausgabe der Frauenzeitschrift „Die christliche Frau" zur absoluten Notwendigkeit geworden und von den buchhändlerischen Beziehern der obengenannten Veröffentlichungen selbst gefordert worden war.

2. Daß wir für die Herausgabe unserer Verlagswerke und unserer Zeitschriften, insbesondere der Frauenzeitschrift „Die christliche Frau", eher den Dank des katholischen Deutschlands als den Vorwurf des Erwerbs- und Geschäftssinnes verdient haben, wird jeder Kenner der Verhältnisse gern zugestehen. Denn ganz abgesehen davon, daß viele unserer Veröffentlichungen von vornherein jeden Gewinn ausschlossen, einige sogar große Opfer erforderten, haben wir das Abonnement auf unsere Zeitschrift „Die christliche Frau" vor allem den Sortimentern zugewandt und diesen bei den übrigen Schriften oft einen so hohen Rabatt gewährt, daß für uns jeder Verdienst ausfiel.

3. Ganz naturgemäß erweiterte sich unsere Versandstelle zum Sortiment, weil aus den Kreisen der Mitglieder des Caritasverbandes Bestellungen auf caritative Literatur anderer Verleger insbesondere auf Mäßigkeits- und Volksschriften sowie auf italienische Pastorations- und Volksbücher einliefen. Wie wenig wir durch die Beschaffung dieser, zumeist kleinen und oft schwer auftreibbaren Bücher, bei denen die Portoauslagen mitunter höher waren als der buchhändlerische Gewinn, den Vorwurf des Erwerbs- und Geschäftssinnes verdient haben, erhellt daraus, daß nach den beiden letzten Jahresberichten des Caritasverbandes den Einnahmen aus dem Sortiment im Betrage von 10,188.09 ℳ bzw. 9.007,48 ℳ Ausgaben gegenüberstehen in Höhe von 10,080.45 ℳ bzw. 11,552.14 ℳ. Es hat sich also bei unserem buchhändlerischen Vertrieb seither mehr um ein Caritaswerk als um eine Einnahmequelle gehandelt.

4. Wir haben ferner bei dem bisherigen Betrieb der Caritasbuchhandlung die Rücksicht auf die am Orte bestehenden Buchhandlungen so weit gehen lassen, daß wir die Werbung von Kunden in Freiburg sowie Ansichtssendungen an Private durchaus unterließen, ja nicht einmal Inserate in den Zeitungen, außer in Ausnahmefällen, veröffentlichten. Daher kommt es u. a., daß nicht einmal die Vorstandsmitglieder des Caritasverbandes und die Mitglieder der Gesellschaft m. b. H. Caritasstift ihre Bücher aus der Caritasbuchhandlung beziehen. Wenn im letzten Jahre in studentischen Kreisen aus ideellen Gründen eine größere Berücksichtigung der Caritasbuchhandlung angeregt wurde, so ging diese Anregung nicht von uns, sondern von anderer Seite aus.

5. Die Einrichtung des Caritasantiquariates ergab sich ebenso naturnotwendig aus den Zuwendungen von Bücherbeständen durch Caritasfreunde. Der Erlös aus sämtlichen bisherigen Ueberweisungen von Büchern fiel jedoch nicht dem Caritasverbande, sondern nach dem Willen der Geschenkgeber ganz bestimmten caritativen Vereinen und Anstalten zu. Also auch hier ist ein Erwerbs- und Geschäftssinn seitens des Caritasverbandes durchaus ausgeschlossen.

6. Wenn nun am 1. Oktober dieses Jahres die bisherige Buchhandlung vergrößert und ein neuer Leiter für dieselbe angestellt worden ist, so waren dafür sehr gewichtige Gründe maßgebend, und zwar:

a) Die Erklärung des bisherigen Geschäftsführers der Geschäftsstelle des Caritasverbandes und der Caritasbuchhandlung, daß zur Leistung der vollen Arbeit seine Kraft nicht mehr ausreiche und infolgedessen eine Arbeitsteilung notwendig sei;

b) die Errichtung des neuen Univerſitätsgebäudes in unmittelbarer Nähe des Caritasstiftes, wodurch naturgemäß die vermehrte Inanspruchnahme der Buchhandlung aus studentischen Kreisen sich ergibt, während die naheliegende Gründung einer akatholischen Buchhandlung dortselbst sicher dem katholischen Buchhandel keinen Nutzen gebracht hätte;

c) die gemeinnützige Tätigkeit des Caritasverbandes hat sich in den letzten Jahren, wie aus dem Caritasjahrbuch ersichtlich ist, ungemein vermehrt, und erforderte eine steigende Verwendung von Beamten und Hilfskräften, denen ein entsprechendes Honorar notwendigerweise zugebilligt werden mußte. Außerdem ist die weitere Ausgestaltung und Fundierung der Caritaszentrale durch die Anstellung von mehr Mitarbeitern und vor allem wissenschaftlicher Kräfte im Interesse der katholischen Caritas eine unbedingte Notwendigkeit, wie ferner die Fürsorge für das katholische Deutschtum im Ausland nicht nur in den letzten Jahren die Kräfte des Caritasverbandes erheblich in Anspruch genommen hat, sondern in Zukunft noch viel mehr Aufwendungen erfordern wird. Bis jetzt ist jedoch der Vorstand infolge Mangels genügender finanzieller Einnahmen ganz außerstande, diesen mannigfaltigen Bedürfnissen zu entsprechen. Die jährlich 27,000 ℳ betragenden Mitgliederbeiträge werden durch die Gegenleistungen des Verbandes an die Mitglieder: unentgeltliche Lieferung der Zeitschrift „Caritas" und des Caritasjahrbuches, kostenfreie Benützung der Auskunftsstelle und Bibliothek und ermäßigten Bezug der Lichtbilderserien fast vollständig wieder aufgezehrt. Dazu kommt, daß der Ausbau der Caritasorganisation durch Gründung neuer Diözesan- und örtlicher Caritasverbände sowie neuer Zweck- und Fachorganisationen dem Hauptverein immer mehr Mittel und Hilfsquellen entzieht. Aus diesen Gründen war die Erwartung des Vorstandes, daß die Freunde der Caritassache und vor allem die Mitglieder des Caritasverbandes durch eine bescheidene Unterstützung der Buchhandlung zur Festigung der Zentralstelle mit beitragen würden, wohl kein Unrecht, sicher kein übertriebener Erwerbs- und Geschäftssinn.

6. Wenn demgegenüber der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" in seinen, übrigens sehr wohlwollenden Einleitungsworten zu meiner ersten Erklärung hervorhebt, daß ein solcher Ausbau der Caritasbuchhandlung nicht Aufgabe des Caritasverbandes sei, so antworte ich: Einverstanden, aber er ist unter den gegenwärtigen Umständen ein notwendiges Mittel, um uns die Durchführung unserer Aufgaben zu ermöglichen.

7. Daß aber der Vorwurf des Erwerbs- und Geschäftssinnes auch keinen meiner Mitarbeiter in irgend einer Weise treffen kann, fühle ich noch ganz besonders hervorzuheben mich verpflichtet. Die Beamten des Caritasverbandes und Caritasstiftes begnügen sich mit einem verhältnismäßig geringen Salär und geben sich ihrer Aufgabe mit einer Hingebung hin, die alle Anerkennung verdient. Dabei widmen sie die ihnen noch zu Gebote stehende kärgliche freie Zeit mit uneigennützigem Eifer den caritativen und sozialen Vereinen der Stadt Freiburg.

8. Nur mit Widerstreben, jedoch durch die Umstände gezwungen, weise ich auch für mich persönlich den Vorwurf des Erwerbs- und Geschäftssinnes zurück. Meine Tätigkeit für die Caritassache war von Anfang bis jetzt in keiner Weise eine Quelle des Gelderwerbs, und bis zu diesem Jahre habe ich den bescheidenen Ersatz, den ich vom Caritasverband für meine Arbeit erhielt, auf den letzten Pfennig wieder als Wohnungsmiete an das Caritasstift zurückgezahlt. Materiellen Nutzen hat also die Caritastätigkeit mir bis heute noch nicht gebracht, wohl aber die Gelegenheit, mein bescheidenes Vermögen und meine Person für die heilige Sache Gottes zum Opfer zu bringen. Und das habe ich mit vollem Bewußtsein und von ganzem Herzen freudig getan.

9. Um nun zum Schlusse auf die Erklärung des Herrn Waibel in letzter Nummer der „Allgemeinen Rundschau" zurückzukommen, so stelle ich mit Befriedigung fest, daß alles, was Herr Waibel gegenüber den ersten drei Punkten meiner Erklärung vorbringt, zumeist eine volle Bestätigung, in keinem Falle aber eine Entkräftigung derselben ist. Seine persönlichen Eigenschaften, die ihn, wie er selbst hervorhebt, zum Leiter der Caritasbuchhandlung nicht besonders geeignet machten, waren mir nicht unbekannt. Um so anerkennenswerter aber dann mein Entgegenkommen ihm gegenüber. Was die Uebertragung der Leitung definitiv unmöglich machte, war aber tatsächlich nur die Höhe seiner Forderung. Eine Erfüllung derselben hätte einfach den Bestand des Caritasverbandes in Frage gestellt.

10. Im übrigen habe ich auch dem neuen Leiter der Caritasbuchhandlung die stete Rücksichtnahme auf die am Orte bestehenden Buchhandlungen zur Pflicht gemacht und ihn aus diesem Grunde auch aufgefordert, dem Freiburger Buchhändlerverein beizutreten. Hatte Herr Waibel gegen diesen oder irgend einen Beamten des Caritasstiftes eine berechtigte Beschwerde, so durfte er ohne Zögern dieselbe dem Unterzeichneten vorbringen, und er konnte auch besonders nach der aufrichtigen und herzlichen Aussprache, welche wir anfangs dieses Jahres gepflogen haben, eine entgegenkommende Behandlung seiner etwa begründeten Klagen von mir erwarten. Herr Waibel hat es aber statt dessen vorgezogen, vor dem ganzen katholischen Deutschland dem Geschäftsführer der Caritasbuchhandlung den Vorwurf der Skrupellosigkeit zu machen. Erst nachdem



diese für den neuen Angestellten so folgenschwere Anklage bereits an die Redaktion der „Allgemeinen Rundschau" abgesandt war, schrieb er unterm 18. November an den stellvertretenden Vorsitzenden des Caritasverbandes einen Brief mit allgemeinen, aber nicht substantiierten Anklagen. Dieser Brief wurde mir am Morgen des 25. November, unmittelbar nach meiner Rückkehr von Italien, zugestellt. Sofort habe ich dem Leiter der Caritasbuchhandlung aufgetragen, Herrn Waibel offen über alles Aufklärung zu geben, was etwa ihm Anlaß zur Klage sein könnte. Dies geschah, bevor ich noch von dem Artikel des Herrn Waibel eine Ahnung hatte.

Jedoch auch demselben bin ich jederzeit gern bereit, begründete Klagen mit aller Gewissenhaftigkeit zu prüfen und auf Behebung berechtigter Beanstandungen zu dringen.

Nachdem übrigens Herr Waibel zu meiner Freude den Vorwurf der Skrupellosigkeit mit Entschuldigung und Bedauern zurückgenommen hat, erübrigt es sich für mich, noch weiter auf diesen Punkt zurückzukommen.

Mit dieser Erklärung, die in vollster Offenheit und Klarheit die Geschäftsführung des Caritasverbandes vor dem ganzen katholischen Deutschland darlegt, halte ich die Angelegenheit, soweit der Caritasverband und meine Person in Betracht kommt, für erledigt.

Freiburg im Breisgau, den 6. Dezember 1910.

Dr. Werthmann
Präsident des Caritasverbandes.

* * *

Herr Waibel teilt der „Allgemeinen Rundschau" mit, daß er auf weitere Gegenerklärungen verzichtet, um sich dem Weihnachtgeschäft in Ruhe widmen zu können. Er legt jedoch Gewicht darauf, öffentlich festgestellt zu sehen, daß er sich keines Unrechts bewußt war, als er dem Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" die vorausgegangenen kurzen Verhandlungen wegen Uebernahme der Leitung der Caritasbuchhandlung verschwieg. Sein Notschrei in der Oeffentlichkeit habe mit diesem Zwischenfall in keinem inneren Zusammenhang gestanden, sondern sei nur durch die in seinem Artikel mitgeteilten Beschwerden veranlaßt worden. Seine oben unter Punkt 9 berührten „persönlichen Eigenschaften" („Abgeschafftsein" und „Nervosität") habe er sich in treuester Pflichterfüllung und im schweren Kampfe ums Dasein geholt. Er fühle sich aber noch kräftig genug, diesen Kampf weiterzuführen, und sei sich bewußt, daß bei den Verhandlungen wegen Uebernahme der Leitung der Caritasbuchhandlung nicht nur die Rücksichtnahme, sondern auch die Klugheit ein Wort mitgesprochen habe. Damit dürften in dieser speziellen Angelegenheit die Akten geschlossen werden können.

Weihnachtbücherschau.

Von B. Hauser.

Mit Unterstützung literaturkundiger Mitarbeiter.

IV.

Im **Verlage der Jos. Köselschen Buchhandlung, Kempten** ist jetzt in Buchform ein vielerörterter Hochlandsroman erschienen: „Die Sendlinge von Voghera" von Ilse von Stach. 8°, 425 S., M 5.—, geb. M 6.—. Ein gut umrissener Einheitsplan beherrscht das Ganze. Da er jedoch mehr durch Aeußerung von Ideen als von Persönlichkeiten gekennzeichnet wird, da vor allem die Anschauungen der Charaktere sich nicht immer sofort von denen der Autorin abheben, so konnten der Feuilletonausgabe gegenüber jene Unklarheiten und Mißverständnisse entstehen, die dem objektiven Leser der Buchausgabe kaum begreiflich dünken. Auch scheint mir letztere durch verdeutlichende Striche erfreulich bereichert worden zu sein, vor allem die mit Recht am meisten als schwül und dunkel beanstandete Stelle. Schwül bleibt sie auch jetzt noch, obwohl durch die Klärung nach dieser Richtung gemildert; dunkel aber ist sie nicht mehr. — Zweifellos hat in dem Roman ein wirkliches Talent, das aber schwerlich schon mit sich im Reinen sein dürfte, von der Zeit Luthers und Calvins, von diesen selbst wie deren Anhängern und Gegnern, desgleichen von den damaligen Päpsten und ihrer Umgebung ein interessantes Bild gegeben, hat in eigener überzeugter Katholizität logisch unerbittliche wie auch feinsinnige Vergleiche und Schlußfolgerungen gezogen. Aber nicht immer gelang die Ausprägung in überführend ethisch und historisch begründeter Weise, und da zudem der Stoff manches an sich Unerquickliche birgt, so gehört das Buch durchaus nur in die Hände tatsächlich Urteilsausgereifter.

Einen völlig ungetrübten Genuß hat mir die folgende Veröffentlichung desselben Verlages geboten: „Märchen-Buch." Verfaßt und illustriert von August Geigenberger. Mit einem Geleitwort von Schulrat Dr. Georg Kerschensteiner, München. Ausgabe A: Für den Gebrauch der Jugend überarbeitet von Oberlehrer Alph. Krämer. Mit Lettern gedruckt, solid geb. M 3.—. Ausgabe B: Liebhaber-Ausgabe für Künstler und Kunstfreunde. Mit getreuer Wiedergabe des vom Künstler gezeichneten Textes und der Textverzierung in vornehmem Geschenkband M 10.—. Mir liegt die erste (A) der beiden auf dickes, mattes Kunstdruckpapier gedruckten Ausgaben vor. Es ist eine Lust, die köstlich wuchtigen Farbenbilder, Kopf- und Schlußstücke, Vignetten und Randverzierungen eines (1909) allzu früh verstorbenen Talents anzusehen. Und es ist eine Lust, die im Grunde tiefsinnige Geschichte vom tapferen Ingobert mit dessen poetischer Einführung: „Das Märchen", und ditto Anhang zu lesen. Die Kleinen werden ihre helle Freude daran haben und die Großen auch. Diesen aber ergeht es zuletzt wie den vom „Märchen" entlassenen Kindern: sie sehen den Weg heimwärts hell beleuchtet durch ein Kleinod, das sie durch eben dieses Märchen gewannen.

Der selbst als bedeutend gewertete Lyriker Christoph Flaskamp hat im Verlag der Jos. Köselschen Buchhandlung, Kempten „Kleinodien deutscher Lyrik" veröffentlicht: „Seele, die du unergründlich." 8°, 251 S., M 4.—, geb. M 5.—. Der Herausgeber sagt zu Anfang, daß hier verwandten Naturen „das Reifste an Seelenoffenbarung" innerhalb der deutschen Lyrik geboten werden solle. Die genaue Lesung des „Zum Geleite" muß als Vorbedingung gelten für das Erfassen der in der Zusammenstellung waltenden Idee, deren Ausführung als Ganzes, zumal auf „Vermißtes" hin, nicht unbestritten bleiben dürfte. Mit Ausnahme der Autoren der sieben lyrisch vorbereitenden „Motti" finden wir unter den Lebenden nur Isolde Kurz, G. Falke, Liliencron und Martin Greif, diesen am reichsten, in die Sammlung eingereiht, die zeiträumlich die letzten drei Jahrhunderte, inhaltlich an sich eine Fülle von Schönheit umfaßt.

Aus dem ungemein regen Verlag **J. Habbel, Regensburg**, sind die meisten Neuerscheinungen kürzlich in der „Allgemeinen Rundschau" ausführlicher besprochen worden (siehe „Literarische Streiflichter I." von E. M. Hamann und „Vom Büchertisch"). So das tatsächliche Prachtwerk „Alter deutscher Humor. Sammlung bester Schwänke vom 13. bis 17. Jahrhundert. Herausgegeben und erläutert von Dr. Otto Denk. Mit 142 Reproduktionen alter Holzschnitte, 364 zweispaltige Seiten, Kleinquart 18×24 cm, geb. in Leinwand M 4.—, in Liebhabereinband (Ganz-Pergament) M 10.—. Ferner M. Herberts künstlerisch und rein ethisch hervorragende Erzählbände: „Michelangelo-Geschichten. Das Buch des Balthasar Brassin." 8° 189 S., „Jakob im Walde und andere Geschichten", 8° 254 S., beide geb. in Leinen M 2.— und der Roman „Die Idealisten" geb. in Leinen M 4.—, alle drei mit künstlerischem Buchschmuck. Endlich Sophie Freiin von Künsbergs humorfrische und vertiefte Gebirgserzählungen „Alpenblümeln", 8°, 235 S., ebenfalls mit schönem Bildschmuck, geb. in Leinen M 3.—. Auch von M. v. Ekensteen, Verfasserin von „Friede den Hütten", liegt ein neuer Roman vor: „Bimini". 8° 231 S. Mit Bildschmuck geb. in Leinen M 2.—. Es ist eine spannend geschriebene Ehegeschichte aus der „besseren" Gesellschaft mit fesselnden Milieu- und Landschaftsschilderungen, geschickten Charakterzeichnungen und stichhaltigem moralischen Untergrund. Das wenig zueinanderpassende Paar wird durch den Tod des einen Teiles erlöst; der andere gewinnt noch wahres Glück und damit das Wunderland seliger Erfüllung: Bimini. — Sehr interessant ist die Wiederveröffentlichung eines derzeit berühmten Buches, das 1826 zuerst erschien: „Maria Schweidler, die Bernsteinhexe. Der interessanteste aller bisher bekannten Hexenprozesse, nach einer defekten Handschrift ihres Vaters, des Pfarrers Abraham Schweidler in Coserow auf Usedom", herausgegeben von Wilhelm Meinhold. Neu herausgegeben von Johannes Braun. Mit (reichem) Buchschmuck. 8° 311 S. geb. in Leinen M 2.—. Das anerkannt vorzüglich aufgebaute, ungemein lebhaft gehaltene Werk mit seinen grellen Schlaglichtern auf eine von finsterem Wahn betörte Zeit, mit seiner fest umrissenen Personenzeichnung und echt sittlichen Unterströmung (die Lektüre paßt jedoch nicht für Jugendliche) führt die Chronistensprache des 17. Jahrhunderts, mit leichter Ueberarbeitung zur Verständigung für das breitere Volk. — Habbels künstlerische, zugleich ungemein billige Buchaufmachung verdient besonderes Lob.

Jetzt zu den Neuveröffentlichungen des **Verlages von Fredebeul & Koenen, Essen a. Ruhr.** Zunächst liegen zwei Sammelbände der beliebten Novellistin Jassy Torrund (Josepha Mose) vor: „Die Krone der Königin und andere Erzählungen", 8°, 279 S., M 3.—, geb. M 4.—, und „Ein Kuß aus Versehen und andere Novellen", 8°, 280 S., M 2.70, geb. M 3.60; beide tragen das Bildnis der Verfasserin. Diese pflegt dem Gehaltswerte nach verschiedenartig zu schaffen; alles von ihr aber trägt den Stempel der Frische, der Gesundheit, der gemütvollen anregenden Liebenswürdigkeit des echten Humors, der nicht selten sich in sprühender Schalkhaftigkeit äußert. Wie tief sie zu greifen vermag, zeigt manches aus den vorliegenden Bänden. So sind „Ueber die Kraft" und „Omen" Kleinode. Prächtig, wenn auch nicht ganz so verinnerlicht, sind „Absolvo te", „Seine Weihnachtsgeschichte", „Um eine Kleinigkeit", „Die liebe kleine Maus", „Wie Johnny zu einer Erzieherin kam", „Märznachtsturm". Die meisten Freunde, zumal Freundinnen,

dürfte die Titlgeschichte der zuerst aufgeführten Sammlung finden. —, Ein Buch von gehaltvollem, großen Ernste ist „Die Erzählung aus der Zeit Christi: Die Erstlinge der Wüste." Von Dr. Donatus Pfannmüller O. F. M. 8°, 307 S., geb. M 5.—. Zu den Hauptpersonen gehört ein Araberscheik und der Jude Sadoch (nebst dessen Tochter Rahel) zu Jerusalem, die mit ihren Familien sämtlich Christen werden. Des Heilands Kreuzweg und Tod finden wirkungsvolle direkte Darstellung durch den Autor selbst (der auf die Passion bezügliche Inhalt des fünften Kapitels wäre besser dem vierten vorangegangen). Die übrigen großen Erlösungsakte: die Auferstehung, die Himmelfahrt und die Sendung des hl. Geistes, werden durch Träger der Handlung berichtet. Maria und die Apostel treten auf als Segenbringer; die Feinde Christi weben ihr falsches Spiel. Mitten in das Leben des arabischen Volksstammes fällt das Licht des neuen Evangeliums. Das schön ausgestattete Buch ist geeignet, breitere Kreise, Jugend und Volk edel zu fesseln und ihnen Gewinn fürs Leben mitzugeben. Dies gilt auch vom volkstümlich, frisch und anmutig geschriebenen 13. Bande der „Unterhaltungsbibliothek für Jung und Alt", den der bekannte hochgeschätzte Kölner Dompropst Dr. F. C. Berlage dem ebenfalls von ihm verfaßten (uns nicht vorliegenden) 12. Bande: „Märchen und Sagen aus Nord und Süd, wie sie die Mutter erzählt", hat folgen lassen: „Erzählungen aus alter und neuerer Zeit" 8°, 123 S., geb. M 1.—. Die zwei ersten Teile spielen in „neuerer" Zeit: „Drei Tage aus dem Leben eines Pfarrers", die als vom Oheim des Autors übermittelte Geschichte einer Schiffbrüchigen, und „Wenn Liebe waltet", das uns das allmähliche Verderbnis und dann die Besserung eines bis zum Sträfling sinkenden Mannes aus dem Volke schildert. Die zwei letzten Teile holen ihre Stoffe aus „alter" Zeit: „Der Uhrmacher von Lyon", dessen Held zum Danke für sein Meisterwerk: eine Figuren-Turmuhr, von städtischer Obrigkeit mit Blendung bedroht wird, und „Der geheimnisvolle Stein" mit der einstigen blühenden dänischen Meerstadt Vorre im Süden Seelands als Schauplatz. — Eine entzückende, ja holde Gabe „für die junge Welt" ist Augustin Wibbelt's reichhaltig nach Federzeichnungen von A. Ibing illustrierte Gedichtsammlung „Wilde Blumen" mit den zwei Hauptkapiteln: „Aus dem Kirchenjahr" und „Aus Gottes schöner Natur", 8°, 205 S., M 1.—, geb. M 1.50. Diese sinnigen Verse lauschenden Kleinen vortragen zu dürfen, muß geradezu eine Wonne sein. Der Kinder Herz wird jubeln, und das des Uebermittlers wird beben und lachen, beten und danken. Alles ist aus dem trautesten, reinen Leben der Menschen herausgehoben und alles führt rein und traut zu Gott. „Muß das ein Kinderfreund sein!" sagte ich mir, als ich las — und mir das Auge ob des Gelesenen feucht wurde. Der Verlag empfiehlt eine große illustrierte Ausgabe der Sammlung zum Preise von M 4.—. Joseph Faßbinder, der als Lyriker Aufsehen erregt, hat eine Reihe Gedichte unter der Ueberschrift „Blumen der Frühe" zusammengestellt, 8°, 156 S., M 1.50, geb. M 2.—. Der Inhalt umschließt die Kapitel: „In Nacht und Sonne", „Sonnenleuchten", „Den Anderen" „Bilder", „Schicksale" „Soziales". Echte, mitunter reichlich schwere Stimmung, feiner Natursinn und drängende Innerlichkeit treten hervor; wahre und falsche Liebe, Naturfreude, Selbsteinkehr, Gottes- und Nächstenliebe geben die Themen des auf weiteren künstlerischen Fortschritt deutenden Buches.

Im Verlag von Ferdinand Schöningh, Paderborn, erschien soeben der zweite Band der „Charakterbilder der katholischen Frauenwelt. Kulturgeschichtliche Studien von Mitgliedern des Vereins katholischer deutscher Lehrerinnen unter Mitarbeit von Fachgelehrten gesammelt und herausgegeben von Pauline Herber und Maria Grisar": „Aus der Zeit der Kirchenväter". Professor Kirsch lieferte: „Zur Einleitung: Die Kaiserin Helena"; Assunta Nagl: „Die Frauen aus der Familie des hl. Basilius": Makrina (die ältere und die jüngere) und Emmelia, „Pulcheria": „Tochter des Kaisers Arkadius, Schwester Theodosius II., für den sie 415—453 als „Augusta" die Reichsregierung führte, „Der Kreis des hl. Hieronymus": „Marcella, Paula, Eustochium, Fabiola; Therese Hillenkamp: „Melania die Jüngere", Gattin des Pinianus; Dr. Marie Speyer: „Monika"; Maria Grisar den „Anhang": „Aus des hl. Gregor von Nyssa Lebensbeschreibung der seligen Makrina, seiner Schwester, an den Mönch Olympias." Das durch seine Gründlichkeit, Gemütstiefe und edle Darstellung inhaltlich kostbare Büchlein ist „allen gebildeten (nicht allein den weiblichen) Leserkreisen angelegentlich zu empfehlen".

Von „Freunden der christlichen Jugend" herausgegeben ist die im **Verlag der A. Laumannschen Buchhandlung, Dülmen i. W.,** veröffentlichte „Laumannsche Jugendbibliothek", die sich um drei der gediegen und schmuck ausgestatteten, auch reichlich und flott illustrierten Bände (geb. à M 1.—) vermehrt und inhaltlich, im wahren Sinne des Wortes, bereichert hat. 37. bis 39. Lieferung, mit vier Erzählungen von F. Brook, deren zwei längsten: „Melchiors Schicksale" und „Frau Hartmann und ihre Enkel", die jungen Leser am lebhaftesten spannen werden; 40. bis 42. Lieferung, deren Inhalt: „Das Leben der Königin Luise in Bildern, dargestellt für die Jugend" von Bernhard Kiesler, und „Andreas Hofer und Tirols Heldenkampf im Jahre 1809, Erzählung von H. Schmetz" mit Recht einen großen Freundeskreis finden wird; 43. bis 45. Lieferung: „Licht- und Schattenbilder aus den Tagen der französischen Revolution", zusammengestellt und herausgegeben von Joh. Pesch wie das obengenannte Buch voll nachwirkender Anregung sowohl in geschichtlicher wie ethischer Beziehung. Der gleiche Verfasser schenkt unsern Kindern unter dem Titel „Legendenborn" eine „Sammlung der schönsten Legenden in Poesie und Prosa". (Mit sieben Vollbildern von A. Untersberger (geb. M 1.—). 59 Stücke auf noch nicht 140 Seiten! — Man sieht, Kraft der Konzentration.

An weiteren Werken übermittelt uns derselbe Verlag: Das unlängst in der „Allgemeinen Rundschau" (Nr. 41, 1910) warm empfohlene „Werk des heiligen Dominikus" von P. Mannes M. Rings O. P. (Lex. 8°, 216 S. M 2.—, geb. M 2.80): eine kraft- und lichtvolle Schrift mit dem Anrecht auf Verbreitung auch in Laienkreisen; Joseph Frassinettis „Ansprachen auf die Feste des Herrn. Auch für die Betrachtung und die geistliche Lesung verwendbar", verdeutscht von P. Leo Schlegel O. C. (8°, 200 S. M 1.80): eine glücklich getroffene Auswahl aus des weitbekannten italienischen Priors zündenden Predigten; „Priesterwürde und Priesteramt" (A mes Séminaristes)" von Kardinal Mercier, Erzbischof von Mecheln, nach der 5. Auflage der französischen Urschrift übertragen von Gymnasialoberlehrer Dr. theol. et phil. Albert Sleumer, der das Buch zutreffend als „das Meisterwerk eines vorzüglichen Seelenführers unserer Tage", zugleich als willkommenen Lese- und Betrachtungsstoff für den Gesamtklerus wie für die gebildeten Laien empfiehlt (8°, 192 S. M 1.80, geb. M 2.50); „Der Kommunionkinder Glück" in treuem Anschluß an den lieben Heiland im heiligen Sakrament und in Befolgung seiner Lehren. Zusammengestellt aus den Beiträgen mehrerer", mit einem Vorwort von Dechant H. J. Kamp. Prachtausgabe mit farbigem Titelbild und 10 Vollbildern, 7. u. 8. Tausend, 8°, 250 S., geb. M 3.—; einfache Ausgabe, geb. M 2.—: ein wirklicher Segensquell für kindlich empfängliche Herzen; „Das gute Kommunionkind in der Vorbereitung auf und in der Danksagung für die erste hl. Kommunion. Ein vollständiges Gebets- und Erbauungsbuch für die Jugend" von Theodor Beining. Große Ausgabe 21. Aufl., 16°, 480 S., geb. M 1.50, gekürzte Ausgabe 61. Aufl., 16°, 232 S., geb. 75 Pf. Die zahlreichen Auflagen sprechen für sich selbst: „Thomae a Kempis Meditationes de Incarnatione Christi", herausgegeben von R. Heinrichs, 8°, 112 S., geb. M 1.80, in „leichtverständlichem Latein", ein „wunderbar schöner Traktat", um die Worte des hochwürdigsten Herrn Weihbischofs Everhard Illigens von Münster zu gebrauchen.

Der Verlag der Paulinus-Druckerei in Trier verzeichnet den 3. Jahrgang der auch oberhirtlich warm empfohlenen Halbmonatschrift für Studierende: Leuchtturm. Herausgegeben unter Mitwirkung zahlreicher Fachmänner von P. Anheier, Konviktsdirektor in Trier. Halbjährlicher Abonnementspreis für die einfache (I) Ausgabe M 1.60, die feine (II) Ausgabe M 2.40. Sechs Hefte des laufenden Jahrganges liegen vor, — man begreift das Entzücken der jungen Menschen, das sich in der Umschlag-Rubrik „Urteile unserer Abonnenten" äußert. Jede zweite Nummer, wenn nicht ein jegliches der vortrefflich ausgestatteten Hefte, bringt außer den durchlaufenden zahlreichen Textillustrationen ein schönes Titelbild: so Heft 1 den „Winter" von Edw. v. Steinle, Heft 3 die „Toteninsel" von Böcklin, Heft 5 Titians „Zinsgroschen", Heft 6 „Die hl. drei Könige" von E. v. Steinle. Die Hauptsache aber: der Text, scheint mir mustergültig: Der Menschensohn, Arthur Schopenhauer, Der Aufstieg zum Menschen und das Zeugnis der Urzeit, Edw. v. Steinle, Die moderne Sehnsucht, Zur Wiedererweckung der Rhetorik, M. Herbert, Aus der Mappe des Japaners, Die Schlacht bei Hastings, P. Al. Baumgartner S. J., Charakteristisches vom Unglauben, Durch die Luft zum Pol, Galilei-Fragen, Weltmonopol, Zwei Weltfragen, Arnold Böcklin, Ein Reuterabend, Zentenarium des hl. Karl Borromäus, Sonnenlicht, Aus dem Reiche Buddhas und Brahmas, Griechisch als Weltsprache, Nordische Dichter, Familienton, Märchenwunder in der Natur, „Der Zinsgroschen", Unterirdische Steinbrüche in Süd-Holland, Bilder aus Indien, Kometenaberglaube in der antiken Welt, Desideratus gentium: Weihnachtsgedanken zu einem heidnischen Heilandslied, Moderner Skeptizismus, Durch den Suezkanal, Die heilige Nacht in Bahia, Kerkerhaft und Verbannung (Briefe aus Lissabon): das sind so die Hauptartikel, von bewährten Autoren, versteht sich; dazu Novellen, gute und sehr gute Gedichte, Bücherbesprechungen usw. und — last not least — von M. Herbert eine große interessant-vertiefte Renaissance-Erzählung, von der bis jetzt 6 Teile vorliegen: „Der Weg des Michelangelo".

Der Verlag Franz Goerlich-Breslau übermittelt einige Neuheiten auf dem Gebiete der Jugend- und Volksliteratur. „Gegen Kirri und Büchse in Deutsch-Südwestafrika" nennt sich eine flott und gut geschriebene „vaterländische Erzählung von dem Kampfe in Südwest" von Wilhelm von Trotha. Mit den Bildnissen des Generals der Infanterie von Trotha, des Generalmajors Leutwein und des Majors von François, nebst einer Karte von Deutsch-Südwestafrika. 8°, 191 S., 80 Pf., kart. M 1.—, geb. M 1.50. Der Verfasser, Parteisekretär der nationalliberalen Partei, bekannt durch Militärhumoresken, zahlreiche Erzählungen, läßt hier in schlicht lebendiger, überzeugender und nicht selten mit-

reißender Schilderung die Erschließung afrikanischen Bodens für deutschen Besitz sich abspiegeln. Zumal die männliche Jugend wird oft und öfter nach dem schmucken Büchlein, das auch Briefe von Witboi enthält, greifen. — Gleiches gilt von Band 2 der „Erzählungen aus Schlesiens Geschichte und Sage": „Gisco vom Reste. Eine Erzählung aus Breslaus großer Vergangenheit. Der reiferen Jugend gewidmet" von Jul. Pederzani-Weber. Mit (reichem, vielfach interessantem) Buchschmuck von Hermann Knobloch. 8°, 175 S., M 1.25, geb. M 1.75. Dies kräftige Heimatbuch auf der wirkungsvoll beleuchteten Bühne des 14. Jahrhunderts stellt Herzog Heinrich IV., den Einfüger Schlesiens in deutsches Reich, und seinen mannhaft frommen Berater, späteren Kanzler Gisco vom Reste, den Vertreter kernigen Deutschtums, in die Mitte der starkbewegten Handlung, die auch öfteren Einblick in die derzeitige vaterländische Kultur eröffnet. — Schlesische Heimatliebe spricht sich ebenfalls aus in derselben Sammlung drittem Bande: „Mein Heimatland! Märchen und Sagen aus Schlesien", erzählt von Georg Hyckel. Mit (freundlichem, vielfachem) Buchschmuck 8°, 96 S., 75 Pf., geb. M 1.25. Diese in prächtiger Wiedergabe übermittelte Sammlung „altehrwürdigen Vermächtnisses der Vorzeit" birgt „eine Menge Stoffe, die weiteren Kreisen wenig oder gar nicht bekannt sind, dieses Schicksal aber nicht verdienen". Kein Wunder daher, daß das wirklich wertvolle Buch in kurzer Zeit eine zweite „verbesserte und vermehrte" Auflage erfahren durfte. — Ein warm zu empfehlender Band ist „Allerlei Märchen. Für unsere Jugend" von Paul Frieben. Mit (ansprechend reichhaltigem) Buchschmuck von Gadso Weiland. 8°, 243 S., M 1.50, geb. M 2.—. Der beliebte und bewährte Jugendschriftsteller bietet in den 33 vorwiegend knappen, humoristischen Märchen zum größten Teile Selbstersonnenes, drei frei nach Musäus, eins nach dem Englischen, eins nach dem Plattdeutschen der „Gebrüder" Grimm, ferner Eichendorffs „Kasperl und Annerl" und „die Braut des Wassermanns" in einiger Veränderung, endlich den „Mürrischen Totengräber" nach Dickens.

Die Bekämpfung der Schmutz- und Schundliteratur durch Darbietung volkstümlich-gediegener Lektüre auf christlich-sittlicher Grundlage wird auf katholischer Seite immer häufiger und kräftiger angestrebt, eine Bewegung, die unsere lebhafte Förderung verdient. Auch der **Verlag Franz Stein Nachf. Hausen & Co., Saarlouis (Rhld.)** hat sich das oben angedeutete Ziel gesetzt in seiner jüngsten Serienveröffentlichung: „Aus Welt und Leben. Sammlung von Erzählungen usw. für das kath. Haus. Für die deutsche Jugend und fürs Volk." Acht Bände in vortrefflicher Ausstattung liegen uns vor. Cordula Peregrina (C. Wöhler), die bekannte religiöse Lyrikerin, ist durch drei Bände (mit dem Untertitel „Erzählungen aus dem Leben") vertreten, in denen gesinnungs- und werktüchtiges katholisches Leben pulsiert: „Dem Leben abgelauscht", „Schlichte Bilder aus dem Volksleben", „Bergblumen, in Tirol gepflückt" à Bibliothekband geb. M 1.60, Geschenkband M 1.80, je zu 8° 165—178 Seiten. — Die übrigen Bände sind: der alte, immer neue „Robinson Crusoe" von Daniel Defoe. Nach der Bearbeitung von Karl Wezel, neubearbeitet von Johannes Schaal. Mit Bildern von H. Kunschert. 8°, 120 Seiten, geb. M 1.35 und M 1.50; „Marcia, Erzählung aus dem 4. Jahrhundert nach Christus" (mit 2 Abbildungen, 8°, 100 Seiten, geb. M 1.10 und M 1.25), in der die Verfasserin: Schwester Paula, Franziskanerin, in gehobener Darstellung den Sieg des Christentums über das römische Heidentum verherrlicht; „Durch die Wüste ‚Heimatlos', Erzählung für Jung und Alt" von Johannes Schaal (8°, 80 Seiten, geb. 90 Pf. und M 1.—) mit dem Bete- und Arbeitemotiv einer nachdrücklichen Vortragsweise; „Leon und Aline, oder die Schule des Unglücks. Eine Geschichte aus französischer Schreckenszeit" von Jakob Weisdorff (8°, 160 Seiten, geb. M 1.35 und M 1.50), in welcher die Hauptcharaktere einer wahrhaft vornehmen Familie angehören, deren Tugenden der Gottinnigkeit, der Vaterlandsliebe und des persönlichen Mutes beispielgebend leuchten; „Lebensluft und Lebensleid" (8°, 132 Seiten, gebunden M 1.35 u. M 1.50) mit 18 aus dem sprudelnden Leben geschöpften Erzählungen und Skizzen. — Derselbe Verlag hat auch einige dem Inhalt und der Ausstattung nach vorzügliche Ausgaben auf dem Gebiete der Gebetbuchliteratur zu verzeichnen: Prälat Dr. Kellers hervorragend tüchtigen „Geistlichen Wegweiser für Eheleute: Myrten und Rosen" (geb. M 1.35 bis M 4.30); Franz von Sales' „Philothea" übersetzt und mit einem Anhange der notwendigen Gebete versehen von Dr. D. J. Becker (4. neuverbesserte Auflage, gebunden M 1.20 und M 2.40); Thomas von Kempis „Vier Bücher von der Nachfolge Christi." Nach der Reuterschen Uebersetzung bearbeitet und mit praktischen Zugaben versehen von P. Weber, Domvikar in Trier (95 Pf. bis M 3.50); das nach J. Weißbrodts Vorlage umgearbeitete und vermehrte Meß- und Vesperbuch für die Sonn- und Feiertage (nebst einem Weihe- und Prozessionsbuch) „Officium divinum", 2. verbesserte Auflage, geb. M 1.60 bis M 4.20; endlich, in reizender Miniaturausgabe, P. Webers inhaltsreiches „Vade mecum": Mein Begleiter. Kurzes Gebetbuch für gebildete Christen. (M 1.20 und aufwärts.)

Anton Müller (Br. Willram) läßt seinen fünf früheren Gedichtsammlungen im **Verlage der Alphonsus-Buchhandlung, Münster i. W.**, deren Neuveröffentlichungen hier unser Interesse beanspruchen, die sechste folgen: „Aus goldenen Tagen", 1910, 8° 172 S. geb. M 3.— „Bau in die Tiefe! Bau in die Höhe!" ruft er sich und andern zu, und wie sehr ihn das Leid um den geliebtesten Menschen: die Mutter, in die Tiefe und in die Höhe echter Kunst geführt hat, zeigt dieses Buch. Unter den drei Hauptabschnitten: „Was die Seele sinnt und minnt", „Mein Mutterland", „Was im Herzen Gestalt gewinnt", enthält das letzte fünf kraft-, auch glutvolle erzählende Gedichte. Des ersten Hauptkapitels Schlußstücke: „O puer optime!", „Die Weihnachtskrippe", „Stimmung", „Sterne" (III. Teil) und „Kinderland", bereiten schon auf das zweite Hauptkapitel vor, dem nach meinem Empfinden höchststehenden Teile, der ganz der dahin geschiedenen Mutter gewidmet ist. Das sprachlich planvolle Buch wird tausende von Herzen rühren, sie für immer gewinnen können.— Das Leuchten eines abgeklärten Edeltalents liegt über A. Jüngst's letztem (dritten) lyrischen Sammelbande: „Sommerfäden. Neue Gedichte". (8° 264 S. geb. M.—), dem wir in der Rubik „Vom Büchertisch" ausführlichere Besprechungen angedeihen lassen.

Die im gleichen Verlage vom Verein katholischer deutscher Lehrerinnen herausgegebene „Jugendbücherei" hat durch zwei allerliebste neue Bändchen (X. und XI.) eine Bereicherung erhalten: Das erste, „Großmamas Plagegeister" von Anna Hilden (1910, kl. 8°, geb. 80 Pf.), berichtet über ein fünfjähriges Zwillingspärchen, dem die Mutter stirbt, dessen Vater als Schiffsarzt in die weite Welt geht, das aber bei den Großeltern auf einem badischen Dorfe ein zweites, köstliches Heim findet, bis der „Papa" mit einer neuen lieben „Mama" heimkehrt. Die Darstellung ist kindlich frisch, gesund, den ins Auge gefaßten Verständniskreis in keiner Weise überschreitend. — „Klein Sarolta" von Carola von Eynatten erzählt von einem zwölfjährigem vornehmen Kinde, das unter der Hut wohlhabender bäuerlicher Pflegeeltern auf der fesselnd geschilderten Pußta in Zufriedenheit und Glück aufwächst und nach spannenden, schlichtromantischen Geschehnissen an die Schwelle der Ausübung eines starken Talentes gelangt. Ein folgendes Bändchen wird die Ausgestaltung des ferneren Schicksals dieses Mädchens bringen.

„121. bis 130. Tausend!" Diese Ziffer trägt nach 8 Jahren seit Erscheinen des Buches die „neueste und vollständig umgearbeitete" Auflage der im **Verlag Butzon & Bercker-Kevelaer** herausgegebenen „Antworten auf die zahlreichen Angriffe gegen die katholische Kirche: Modernes A-B-C für das katholische Volk" von Fr. X. Brors S. J. 12°, 640 Seiten, brosch. M 1.20, kart. M 1.50, Salonband M 2.— „Modern" heißt hier zeitgemäß, und wahrlich! nicht leicht können wir Katholiken uns etwas Zeitgemäßeres denken als dieses Aufklärungsmittel im edelsten Sinne. Nicht weniger als 173 der Hauptangriffe werden mit ruhiger, gründlicher Sachlichkeit abgelehnt, immer unter dem Lichte des herrlichen Mottos: „Liebet die Wahrheit und den Frieden."

Vom Büchertisch.

Johannes Jörgensen, Vom Vesuv nach Skagen. Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Henriette Gräfin Holstein-Ledreborg. Herder, 8°, 163 S. M 2.—, geb. M 3.—. Keine regelrechte Reiseschilderung, mit sorgfältiger Verknüpfung einzelner Etappen, sondern bis zur größeren zweiten Hälfte eine Aneinanderreihung, dann eine Nebeneinanderstellung von 15 Skizzen: Neapel unter Asche, Der Greuel der Verwüstung, Der Lavastrom, Camorra, In der Unterwelt, Montecassino, Bei Pius X., Bei Krupp in Essen, Gothik, Fulda, Die Wartburg, Saalmünster, Schwaben, Aichhalden, Skagen. Ich würde absichtlich täuschen, wollte ich sagen, daß mir alles gleichmäßig gut gefallen habe: ich mache sogar betreffs dieser Lektüre sehr meine Unterschiede. Aber das Ganze empfinde ich als abermalige interessante Widerspiegelung dieses scharf und intellektuell, zugleich tief ethisch und poetisch geprägten, echt nordischen Künstlercharakters, dem wir schon viel Anregendes, ja Hervorragendes zu danken haben. — In diesem Buche sind die umfangreichsten Sachen auch die bedeutendsten: „Montecassino" mit seiner Geschichte des hl. Benedikt, mit seinen schönen Landschafts- und Lokalschilderungen, seiner hingebungsvollen Schätzung von P. Desiderius' Werk; „Aichhalden", in dessen köstlich und schön vertieftem Schwarzwaldbilde der lebende Maler und Benediktinerpater Willibrord Verkade, weit wirkungsvoller noch die heilige Luitgardis steht, „eine der vielen schönen Frauengestalten der deutschen Mystik, sonderbarerweise jedoch eine der am wenigsten bekannten." Bertold von Bombach, der sie persönlich kannte, hat um 1350, zwei Jahre nach ihrem Tode, ein Buch über sie geschrieben, aus dem Jörgensen das erste Kapitel und noch einiges andere heraushebt, so daß sich ein festumrissenes Lebensbild ergibt. Einige der kleinsten Skizzen, z. B. „Saalmünster" und „Skagen", gehören ebenfalls zum Besten, das der geistvolle dänische Konvertit geschrieben hat. Alles in allem: hier haben wir einen „Jörgensen", der sich, auch als von Jörgensen, sehen lassen darf.

E. M. Hamann.

Louise von Haber, „Durch tiefe Wasser. Novelle." Herder 8° 150 S. geb. ℳ 3.— Die noch jugendliche Verfasserin hat sich bereits durch zwei novellistische Veröffentlichungen auf dem Legenden gebiete („Wenn Heilige lieben" I. u. II.) bekannt gemacht. Das dadurch erregte Interesse an einem eigenartigen Talent wird durch das vorgenannte Werk noch verstärkt; ja, man sagt sich, daß in diesem aktuellen Boden die Wurzeln einer fraglos selbstgeprägten Begabung liegen dürften. Damit ist nicht gesagt, daß wir bereits eine Ausgestaltung der Reife vor uns haben. Im Gegenteil: auch dieses Buch halte ich in erster Linie für ein Versprechen auf die Zukunft, eine Zukunft allerdings, die echten d. i. dauernden Erfolg für die Autorin zeitigen dürfte. — Das gewählte Thema ist ein modernes: Ehe mit nur einseitiger Liebe. Für die Schuld- und Wirrnisfrage kommt eine oberflächliche Mutter in Betracht. Aber die beiden Hauptcharaktere ringen sich durch, und, wie sie es tun, deutet auf bemerkenswerte psychologische Schärfe und Tiefe der Beobachtung. Es fallen einige recht intime Lichter, aber die „Decenz" bleibt der frischen, flotten Darstellung, die auch ergreifende Momente umschließt, gewahrt. E. M. Hamann.

Louis Coloma, Boy, Roman. Ins Deutsche übersetzt von K. Hofmann. Herder-Freiburg i. Br. 8°, 346 S., ℳ 3.—, geb. ℳ 4.—. Vom buchhändlerischen Standpunkte aus dürfte sich dieses Werk nicht nur für Spanien, sondern auch, in seiner treffsicheren Uebertragung, für Deutschland als ein „Schlager" erweisen. Und die Kritik? Sie wird sich zu dem Erfolge stellen, der einen künstlerischen Griff aus dem Vollen krönt: dem vollen, lebendigen Leben nämlich. Der Held dieser kompositionell einfachen Rahmengeschichte ist ein Typ des spanischen Adels, ein liebenswürdig-leichtsinniger Junge mit einem in seiner Weichheit scheuen, goldenen Gemüt, mit Charakteranlagen aufs echt Vornehme, Edle, hin. Ein ritterlicher religiös gestimmter Tausendsasa, — nur daß die Ritterlichkeit durch die Religiosität nicht genügend gestählt wird, um die Leidenschaft zu eines anderen Weib als des Mannes, des Adeligen, des Christen unwürdig abzulehnen. Er büßt seine Schuld mit Verhetzung und Flucht vor der Wut des Pöbels, vor den Fängen des Gesetzes, die ein infolge jener Irrungen entstandener falscher Mordverdacht gegen ihn aufgestachelt hat; er sühnt durch Erkenntnis, Reue und Guttat, endlich durch einen frühen, jähen, dennoch wohlvorbereiteten Tod. Das alles ist meisterhaft erzählt, unter vorwiegend organischer Einwebung charakteristischer Episoden, wie sie die eigenartige, glänzende Darstellungskunst eines Coloma zu bringen versteht. Für eine Neuausgabe hätte ich, trotz des kristallhellen Mottos, den Wunsch nach einer sinnfällig schärferen, ob noch immer künstlerischen, Bestrahlung der Unwürdigkeit eines Treuebruchs am 6. und auch 8. Gebot. E. M. Hamann.

Louise Schulze-Brück, „Das Moselhaus. Roman." Bachem, 8° 312 S. ℳ 4.— geb. ℳ 5.—. Gut geschaut, gut erfaßt, gut begründet, gut erzählt: so lautet mein Urteil über diese auch ethisch einwandfreie Moselgeschichte, deren ziemlich breiter Vortrag, wie er einer gehobenen Unterhaltungslektüre noch „gut" ansteht, überrieselt ist von allerlei modernem Gefunkel, das die jetzige Gesellschaft in ihren vielfach blendenden und falschen Aeußerungen wie Einrichtungen zeigt. Ein „moderner" Mann wird durch die Natürlichkeit eines jungen Mädchens zu sich selbst zurückgeführt, eine ebenfalls bereits „modern" angehauchte Frau durch einen echt männlichen Charakter für ein schönes Glück gewonnen. Das Thema ist ein sehr unmodernes: „Und er soll dein Herr sein!" Der Ausführung aber werden wohl fast alle glücklichen Ehefrauen nnd Mütter zustimmen. E. M. Hamann.

Adalbert Stifter, Waldesgründe und sonnige Höhen. Ausgewählt und eingeleitet von Beda Philipp. Warendorf i. W. J. Schnellsche Buchhandlung (Bücher der Freude) kl 4°, 198 S.. ℳ 2.80. — Ein glücklicher Gedanke, den Klassiker romantischer Naturpoesie als solchen in seinen wirkungsvollsten dichterischen Ausströmungen zu zeigen! Nur eine einzige Erzählung: die herrliche „Brigitta"., ist vollständig gegeben. Alles andere umschließt, wie der Herausgeber im stimmungsvollen Vorworte sagt, „nur eine Auswahl der schönsten Gedanken des Dichters", eine „Aehrenlese seiner verklärten Naturbetrachtung, bestimmt, in stille Stunden feiertäglichen Ausruhens die Botschaft der Freude zu tragen." Diese Bestimmung dürfte sich reich erfüllen — und dadurch wiederum der ganze Stifter, durch die hier gebotene Anregung, noch ausgiebiger dem deutschen Hause zugeführt werden. E. M. Hamann.

Eugen Mack: „Der Kelchdiebstahl in der Moritzkirche," ein Weihnachtsspiel in vier Akten. Rottenburg a. Neckar, Wilh. Bader. Zweite Auflage. Auf einer geschichtlichen Begebenheit aus dem Jahre 1678 fußend, entrollt der Verfasser eine spannende Handlung. Echtes religiöses Empfinden und eine bühnenwirksame Szenenführung machen das Stück für Vereine besonders geeignet. Die Charaktere sind mit knappen, aber sicheren Strichen gezeichnet. Das Weihnachtsspiel erfordert nicht allzugroßes schauspielerisches Können, was seiner Verbreitung nur dienlich sein kann. Oberlaender.

Im Verlage der Vincentius-Buchhandlung Nordhausen a. Harz 1910 erschien der dritte und letzte Band des seit 1903 veröffentlichten **„Katholischen Universal-Volkslexikons** für jedermann (Thoemes Sachwörterbuch in 3 Bänden) Mit Karten und Bildertafeln. Unter Mitwirkung geistlicher und weltlicher Fach- und Volksmänner" von Dr. phil. Nikolaus Thoemes zu je 2624, 3300, 3775 S. Preis geb. ℳ 37.50 in 3 Doppelbänden. Das Werk, das so ziemlich alles volkstümlich Wissenswerte in weitester Ausdehnung umschließen dürfte, nennt sich deshalb „katholisch", weil es den katholischen Standpunkt „freimütig bekennen und zur Geltung bringen" will, ohne jedoch „einseitig nur in persönlichen Ueberzeugungen begründet" zu sein. Vielmehr zielt es „gerade in sachlicher Hinsicht" auf „größere Vermehrung und bessere Ausweitung" von „edler Bildung und heilbringendem Wissen", deren „reinste und sichersten Antriebe" gerade vom „katholischen Glauben und Gedanken" ausgehen (s. Vorwort). Dementsprechend gibt sich die Darstellung wohl in gedrängter und durchaus gemeinverständlicher, zugleich aber auf gewissenhafte Gründlichkeit weisender Fassung. mit deutlichem Druck und, wenn nicht reicher, so doch klarer Illustrierung und Kartenzeichnung. Das Unternehmen eignet sich in erster Linie für Familien-, Vereins- und öffentliche Bibliotheken, denen keine bedeutende Summe für Einzelschaffungen, zumal großer Lexika, zur Verfügung stehen. M. Friedlieb.

Weihnachtliteratur.

Der **Münchener Verlag Braun & Schneider** legt wieder eine Anzahl vergnüglicher Werke auf den Büchertisch. Ein Bilderbuch, das Emil Reinicke zum Autor hat, ist bestimmt „Für Kinder die gern lachen". Es besteht aus der Zusammenstellung einer Reihe drolliger Szenen und Schnurren aus dem unter heiteren Gesichtspunkten betrachteten Menschen- und Tierleben. Eine neue Folge erschien von dem lustigen Sammelsurium „O diese Dackel!", eine Zusammenstellung der erdenklichsten Späße über ein Thema, das besonders dem münchnerischen Geschmack behagt, aber auch sonst allenthalben Beifall finden wird, wo man für harmlosen Scherz zum Glück noch empfänglich ist. Der künstlerische Rang der Zeichnungen wird durch Namen wie A. Roeseler, A. Hengeler, E. Reinicke und andere verbürgt. „Wunderliche Welt, Allerhand für nachdenkliche Leut", nennt sich ein Büchlein von Reinhard Volker. Es richtet sich in der Vorrede an Kinder, eignet sich aber zumeist für solche, die das 25. Jahr überschritten haben, und die zufrieden sind, wenn man sie mit einer etwas obenhin erfaßten Philosophie zu interessieren sucht, die in kleinen gefälligen Dosen verabreicht wird. Auf einzelne Stücke daraus könnte man allenfalls verzichten.

Deutsche Jugendbücher. Die Zahl der wirklich guten Bücher, die wir unseren Lieblingen getrost in die Hand geben können, nimmt neuerdings merklich zu. Als Beispiele dafür seien jene Bücher angeführt, die just vor mir liegen. Es sind Erzeugnisse der graphischen Kunst- und Verlagsanstalt Jos. Scholz in Mainz. Das „Deutsche Jugendbuch", Band 2, ist unter Mitarbeit namhafter Schriftsteller und Künstler von Wilhelm Kotzde herausgegeben. Es bietet Passendes für die verschiedenen Altersstufen. Unter den Verfertigern des feinen, künstlerischen Bilderschmuckes finden wir Müller-Münster, Schmidhammer, Gebhardt und andere von Ruf. — Die ganz Kleinen werden über zwei Bilderbücher vor Vergnügen kreischen. Es ist „Mein Tierbilderbuch" und „Dies und Das; ein „Bilderbuch für die Kleinsten". Beide Bücher haben Bilder von Eugen Oßwald. Die Tiere und sonstigen Gegenstände sind ganz prächtig aus dem Leben gegriffen, breit und mit eindringlichen Farben, dabei mit feinem künstlerischem Takte gezeichnet; eine Dosis von Schelmerei, von gesundem, naivem Humor macht ein jedes der Bilder besonders erfreulich. Im „Tierbilderbuch" sind die schlichten und lustigen, dabei leicht zu behaltenden Verschen von Adolf Holst, in „Dies und Das" von Gustav Falke, und so haben sich in beiden Büchern ebenbürtige Künstler zusammengefunden. — Ein ganz hervorragendes Unternehmen des Verlages Jos. Scholz endlich nennt sich „Das deutsche Bilderbuch". Von den mir vorliegenden Proben trägt die letzte die Nummer 74. Berücksichtigt sind in dieser Reihe von Bilderbüchern alle möglichen Altersstufen vom Baby an bis zum Gymnasialschüler, der wohl schon in die dritte oder vierte Klasse geht. Wenigstens möchte ich mich wundern, wenn ein solcher tüchtiger Junge in den beiden Soldatenbilderbüchern „Die Wacht am Rhein" die brillanten Bilder von Angelo Jank's Meisterhand nicht oft anschauen und nicht mit Begeisterung die Gedichte lesen, ja lernen wollte, die von Eichendorff, Hebbel, Hauff, Hoffmann von Fallersleben, Uhland, Freiligrath, Martin Greif, Liliencron, und anderen Größen in diesen Büchern stehen. Und die Kleinen wären schlimm daran, die an „Brüderchen und Schwesterchen", an den „Frohen Liedern", an dem „Wolf und den Geißlein" und so vielen anderen, in Text und Bild gleich erlesenen Werken nicht ihre Freude hätten. Kurt Freden.

Am Kamin.

Die Kühle lockt zur Heimlichkeit,
Wo traute Feuer knistern;
Und ist die Welt auch eingeschneit,
Ich hör' den Frühling flüstern.

Er spricht von einem fernen Land
Und seinen Wundersonnen —
Bis mit dem müden Flackerbrand
Der schöne Traum zerronnen.

P. Timotheus Kranich, O. S. B.



Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. Bellinis „Norma", die lange in unserem Spielplan gefehlt hat, ist neu einstudiert unter Mottls Führung mit Fräulein Fay in der Titelrolle über die Szene gegangen. Die Oper, die eine im ganzen vorzügliche Wiedergabe fand, erwies sich von kaum verblaßter Frische, ja vielleicht steht sie unserem Geschmacke heute wieder näher, als in der Zeit der ausschließlichen künstlerischen Herrschaft des Wagnertums. — Nach erfolgreichen Gastspielen als Santuzza und Brünnhilde wurde Frau von Falken (Bremen) engagiert, die im nächsten Herbste in unser Ensemble tritt. Unser Hofschauspiel sucht einen Ersatz für die starke künstlerische Individualität des Fräulein Terwin. Die erste Probekandidatin bestand nicht mit dem wünschenswerten Erfolge.

Gärtnerplatztheater. „Das Fürstenkind" von Franz Lehár. Der erfolgreiche Operettenkomponist machte in diesem spät zu uns kommenden Werke den Versuch, sich den Formen der Oper zu nähern. Er hat inzwischen diese Absichten wieder aufgegeben und die Aufnahme der hiesigen Aufführung wird ihn nicht zur Aenderung seines Entschlusses reizen. Das Publikum nahm nur den mittleren Aufzug mit starkem Beifall entgegen. Die Kantilenen von Lehárs weichen, schmachtenden Arien sind wirksam, wenn auch auf die Dauer etwas gleichförmig. Das „Fürstenkind" ist, ohne es zu wissen, die Tochter eines Räuberhauptmannes, und wenn der zukünftige Schwiegersohn des Fürsten auszieht, den Bandenführer einzufangen, so gibt dies Gelegenheit zu recht komischen Situationen. Das hübsche, pikante Zutaten löblich verschmähende Libretto ist aus der gewandten Feder von Viktor Léon.

Aus den Konzertsälen. Wir kennen Gustave Charpentier aus seinem „Musikroman": Louise, dem die Münchener Hofoper vor einigen Jahren zu szenischem Leben verhalf. Mehr noch wie diese zwar fesselnde, aber vielleicht zu doktrinär naturalistische Musik interessierten seine „Impressions d'Italie", die Prill in schöner, sorgfältig einstudierter Wiedergabe im Volkssymphoniekonzert uns bot. Eine große Unmittelbarkeit und Frische spricht aus der Suite. Auch Richard Strauß hat italienische Erinnerungen in Musik ertönen lassen. Auch er geht in ihnen auf koloristische Wirkungen aus, dennoch greift er tiefer wie Charpentier. Erfreut sich letzterer an dem schönen Glanz der Dinge, so versenkt sich der Deutsche auch inmitten der Schönheit der Natur ins Grüblerische. Den Abend schloß Tschaikowskis E-Moll-Symphonie in würdigster Weise. — Possart ließ auf seinem Rezitationsabend auch das melodramatische Element stark zur Geltung kommen durch Uhlands „Schloß am Meer" in der Vertonung Richard Straußens und Lenaus Mischka an der Marosch (Musik von Pembaur). Höher steht uns Possart noch, wenn er auf Musik verzichtet, uns Balladen von Goethe, Schiller u. a. vorträgt. Welch eine Fülle der Charakteristik in der biegsamen Stimme des den Siebzigen zueilenden Künstlers. Nun hat Possart inzwischen seine Amerikafahrt angetreten. Hier auf das Podium gebannt, darf er über dem Wasser wieder die Bretter betreten, die doch seine Welt bedeuten. . . . — Tilly Koenens Liederabende sind stets genußreich. Auch diesmal erfreute sie teils in wertvollen, teils in lediglich „wirksamen" Liedern durch den Glanz ihrer prachtvollen Stimme. Cath. von Rennes „Momentaufnahmen aus der Kinderwelt" hörten wir erst jüngst aus anderem Munde. Der Kinderstube seien diese echt kindlich empfundenen kleinen Lieder empfohlen. Sind sie einmal dort bekannt geworden, dann aber bedürfen wir ihrer im Konzertsaal nicht mehr. Tilly Koenen bedient sich bei ihren Vorträgen neuerdings allerhand mimischer Zutaten und Künsteleien, von denen ihr alle Freunde ihrer Kunst nur abraten können. Ueber einen Kammermusikabend des Klingler-Quartetts aus Berlin, dessen Programm aus Beethovenschen Werken bestand, wird mir von einem Vertreter sehr günstig berichtet. Reiche Auswahl war in letzter Zeit an Klavierabenden. Ossip Gabrilowitsch überragt an pianistischer Virtuosität und Plastik der Darstellung die meisten seines Faches, Roesger bestätigte sein bedeutendes Können und die junge Rumänin Cella della Brancea gibt Hoffnung auf eine glänzende Zukunft. Der Liederabend von Julius Schweitzer bot durch geschmackvolle Programmwahl und sympathische Wiedergabe sehr liebenswürdige Eindrücke; auch Josepha Kruis, die über schöne Mittel verfügt, gab (von einigen wenig wertvollen Neuheiten abgesehen) sehr Gutes. Zur Interpretation von Kompositionen Wolfgang von Bartels' hatten sich die Sopranistin Sarsen, der Baritonist Spörry, der Geiger Porges und W. Ruoff mit gutem Gelingen verbunden. Die Musik des jungen Tondichters ist ziemlich primitiv, sie begnügt sich fast stets mit klanglicher Illustrierung des Wortes. Ueber die Größe und die Wachstumfähigkeit des Bartelsschen Talentes kann daher noch kein sicheres Urteil abgegeben werden. Immer noch glauben trotz der Ueberfülle des Gebotenen auch bescheidenere Leistungen sich behaupten zu können. Als Beispiel sei der Amerikaner Draper genannt, der eine hübsche, aber noch unausgeglichene Tenorstimme besitzt, dem die Aussprache des Deutschen Mühe macht und der auch dem Geist Schubertscher Lieder zu fern steht, um vor deutschem Publikum reussieren zu können.

Verschiedenes aus aller Welt. Die Komische Oper in Paris brachte „Macbeth", die Oper eines jungen Schweizer Komponisten Ernst Bloch ohne nachhaltigen Beifall. Die Musik ist von Debussy beeinflußt; sie entbehrt nach Berichten jeder geschlossenen Tonfolge. Die Singstimmen bieten nichts als eine übertreibende Deklamation der Textworte. Der Librettist folgt Shakespeare meist ganz nahe, wo er von ihm abweicht, gerät er in leere Theatralik. — Die neue Direktion des Théâtre des Arts in Paris tritt für die enge Anpassung der Ausstattung an Text und Stimmung des Stückes ein in der Art deutscher Reformbühnen. Die Inszenierungen werden gelobt; dagegen vermochte sich das Publikum mit dem Symbolismus von de Bouhéliers „Kindermaskenball" nicht zu befreunden. — „Sturmflut", ein Drama von Willrath Dreesen, wurde bei seiner Uraufführung in Bonn sehr beifällig aufgenommen. Das Stück behandelt einen friesischen Bauernführer, der seinem Volke Frieden und Einheit geben will, aber im Kampfe unterliegt. — In Köln fand die Oper „Liebelei" von Franz Neumann starken Erfolg. — In Breslau fesselte die Oper „Flaviennes Abenteuer" des Dalmatiers Joseph V. von Wöß. Die Partitur enthält viele Feinheiten, ist aber für den Rokkokogeist des Textes etwas zu dickflüssig. — Das Grazer Stadttheater bot die Urpremière von Gustav Streichers zwei Versspielen: „Die Macht der Toten." Das Leben ist nach Meinung des Dichters nur eine Spiegelung der Willensmächte derer, die vor uns gewesen, und alle Menschen „tanzen um längst vermoderte Begriffe". — Richard Strauß' „Salome" hatte in London großen Erfolg, obwohl die Zensur große Striche angebracht und das Auftreten des Jochanaan nicht zugelassen hatte.

München. L. G. Oberlaender.

Ein herrliches Album christlicher Kunst.

Wenn wir an dieser Stelle nochmals auf die Veröffentlichung des von Professor Gebhard Fugel für die St. Josephskirche geschaffenen hl. Kreuzweges zu sprechen kommen, so geschieht es darum, weil die Verlagsanstalt Max Hirmer-München, die Herausgeberin des großen farbigen Monumentalwerkes, sich entschlossen und den Entschluß nunmehr verwirklicht hat, jene Bilderreihe auch in einer Schwarzweiß-Ausgabe in das Volk zu bringen. In einer vornehm ausgestatteten Mappe liegen uns die vierzehn Blätter vor, ausgeführt in Kupferdruck-Gravüren und begleitet von dem Texte, den Joseph Bernhard auch der großen Ausgabe beigefügt hat. Die Bilder, die in der vorliegenden Veröffentlichung eine Größe von 36:21 Zentimeter erhalten haben, kommen trotz der Verkleinerung in allen ihren Zügen ausgezeichnet zur Geltung. Sie entbehren freilich der leuchtenden Originalfarben. Das zeichnerische Element tritt stärker hervor, aber trotzdem kommen doch seine Vorzüge keineswegs allein zur Geltung. Die Farbenwerte kennzeichnen sich vielmehr vollkommen auch in den äußerst feinen Abstufungen der Schattierung. Ein wunderschöner sammetartiger Ton ist den Blättern eigen. Dazu glaubt man erst jetzt noch viele Feinheiten neu zu entdecken, die sich beispielsweise in Verteilung von Hell und Dunkel, in den Abstufungen der Lichtwerte äußern. Ich halte nicht für unwahrscheinlich, daß mancher diesen Blättern vor den farbigen sogar den Vorzug geben wird. Es ist ihnen eine vollendete Vornehmheit eigen, ein besonderer

Charakter von fast noch höherem Ernst als farbige Werke ihn naturgemäß besitzen können. Wird dort das Auge unwillkürlich durch Einzelheiten gefangen genommen und hin- und hergezogen, so konzentriert sich hier die Aufmerksamkeit rein auf den Vorgang selbst, auf sein Ganzes und auf seinen beherrschenden Höhepunkt. Erst von da aus wendet sich die Aufmerksamkeit dem Einzelnen zu. Technisch sind diese Blätter vorzügliche Leistungen graphischer Kunst. Mag gleich die Technik im wesentlichen mechanisch sein, so atmet doch jeder Zug persönliche Art des Künstlers. Nur sehr vereinzelt hätte man diesen oder jenen kleinen Wunsch. So etwa, daß auf dem Schweißtuch der hl. Veronika das Antlitz zarter, auch daß diese oder jene Stelle in einigen Bildern weniger scharf ausgefallen wäre. Das ändert aber nichts an dem Verdienst der neuen Veröffentlichung. Ich messe ihr eine ähnliche Bedeutung bei, wie sie etwa bei Musikwerken der Klavierausgabe gegenüber der Orchesterpartitur zukommt. Die erstere vermag auch nicht alle Klangeinzelheiten wiederzugeben und trägt doch die Schönheit des Ganzen in die Häuslichkeit, erweckt daselbst Freude, läutert den Geschmack, eröffnet das Verständnis für das einzelne Kunstwerk wie für die Kunst überhaupt. Dr. O. Döring-Dachau.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Börsen befinden sich nun schon seit längerer Zeit in einem Wirrwar von Widersprüchen. Die europäischen Plätze, speziell die Berliner Effektenmärkte, angeregt durch gebesserte Situationsberichte vom Industriegebiet und vornehmlich durch die anhaltend günstige Konstellation am Geldmarkt, können sich einer erfolgreichen Widerstandskraft erfreuen. Diese Tendenz ist an den deutschen Börsen sehr bemerkenswert, nachdem bekannt ist, dass in letzter Zeit trotz verschiedener Verwarnungen das deutsche Kapital und die heimische Spekulation neuerdings dem amerikanischen Aktiengebiet erhöhte Aufmerksamkeit zuwendet. Bei der vollkommen desolaten und unsicheren Haltung der Neuyorker Börse und den täglich von dort bekannt werdenden ungünstigen und rückläufigen Tendenzmeldungen wird aller Wahrscheinlichkeit nach an diesen neuen Engagements viel Geld verloren. Es hat dabei den bestimmten Anschein, dass trotz des sprichwörtlich gewordenen amerikanischen Optimismus die industrielle und kommerzielle Lage der amerikanischen Union ganz besondere Vorsicht erheischt und, wenn nicht alle Anzeichen trügen, jedenfalls weitere finanzielle Schwierigkeiten und unliebsame Ueberraschungen vom Neuyorker Effektenmarkt erwartet werden können. Deutsche Export- und Geldgeschäfte nach Amerika sind daher mit grösster Vorsicht zu entrieren. Der letzte Kabelbericht vom amerikanischen Eisen- und Stahlmarkt lautet durchwegs flau und lässt eine Besserung vorerst nicht erwarten. Die amerikanischen Eisenbahnen haben gegenüber den Vorjahren nur verhältnismässig geringe Bestellungen in Auftrag gegeben, und auch die sonstige Nachfrage nach Eisen, Stahl und anderer Ware soll nicht bedeutend sein. Nur der ersichtliche Preisrückgang für landwirtschaftliche Erzeugnisse und die sehr ergiebige Ernte lässt die wirtschaftliche Krisis in Amerika weniger ernst empfinden, obschon dortselbst grosse Arbeiterentlassungen und Preisreduktionen im Eisen- und Stahlhandel bekannt wurden. Das Botschafts-Programm des amerikanischen Präsidenten konnte unter dem Einfluss dieser ungünstigen Wirtschaftskonjunktur kein anhaltendes Interesse beanspruchen. — Es ist natürlich, dass auch die deutschen Marktgebiete von dem ungünstigen Eindruck dieser amerikanischen Nachrichten sich stark beeinflussen lassen müssen. Immerhin haben die deutschen Industrie- und Handelsinteressenten so viel Beweise von Bonität und vorzüglicher Position gezeigt, dass die bisherige Widerstandsfähigkeit der Berliner Börse und das Bestreben, sich von den Vorgängen in Amerika erfolgreich zu emanzipieren, leichtverständlich sind. Speziell der glänzende Abschluss der Kruppschen Werke, die beabsichtigte demnächstige Elektrisierung verschiedener Bahnen zwischen einzelnen Grossstädten und die durchwegs günstigen Dividendentaxationen von Gesellschaften aller Sparten zeugen von einer fortwährend guten Entwicklung der heimischen Industrie. Der verstärkte Abruf aus der Kohlenbranche und die erwarteten grossen Wagen- und Lokomotivbestellungen von deutschen Staatsbahnverwaltungen, die durchwegs günstig zu nennenden statistischen Ziffern des deutschen Aussenhandels im Monat November beweisen gleichfalls die gesunde Entwicklung des heimischen Handels und der Industrie. Die Berliner Börse zeigt denn auch fast durchwegs lebhaften Verkehr und die Industriewerte sind neuerdings und in verstärktem Masse in den Vordergrund des allgemeinen Interesses getreten. Was die deutschen Börsen ferner so fest und zuversichtlich stimmte, war wohl mit in erster Linie auf die weiterhin sich zufriedenstellende Entwicklung des internationalen Geldmarktes zurückzuführen. Die Eingänge der Auslandsgelder in Berlin und auch in anderen deutschen Finanzplätzen sind ungemein gross, und das immer noch andauernde Geldangebot kann in Deutschland nur mehr zu reduzierten Geldsätzen plaziert werden. Abgesehen davon, dass derartige einen grossen Umfang annehmende Auslandsgelder auch Zeichen der politischen Ruhe, Sicherheit und des Vertrauens zu Deutschlands Wirtschaftslage bilden, kann man wohl mit Bestimmtheit annehmen, dass der Uebergang des alten Jahres in das kommende Jahr ohne jede Geldschwierigkeit an den Börsen sich vollziehen wird. Die deutsche Reichsbank konnte ihre greifbaren Aktiven weiterhin erheblich vermehren, und sie zeigt gegenüber der Parallelzeit des Vorjahres eine ganz bedeutende Erleichterung. Trotzdem ist es unwahrscheinlich, dass die Leitung der Reichsbank die allgemein gewünschte Ermässigung ihres Diskontsatzes vornehmen wird. Immerhin sind die schlimmsten Zeiten der Geldknappheit und der Diskontverteuerung für absehbare Zeit geschwunden und bei normaler Entwicklung der Börsenverhältnisse auch für Monate hinaus erledigt. M. Weber.



Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 16), i. Buchhandel u. b. Verlag. In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 23 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 26 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 16 Kop. Probenummern kostenfrei.

Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 52. München, 24. Dezember 1910. VII. Jahrgang.

Weihnachten.

Von Dr. Lorenz Krapp.

Die Pharaonen der späteren ägyptischen Zeit ließen den Namen des Gottes Amon auskratzen auf allen Denkmalen. Sie glaubten, ihn damit getötet zu haben. Wer durch die Münchener Glyptothek wandert, dem stoßen sie bald auf, diese Statuen mit dem ausgebrochenen Namen Gottes. Starr und kühl, wie aus unermessener Ferne, blicken sie uns an. Wo der Name Gottes wie ein heiliges Siegel stand, ist nichts mehr zu sehen als eine Höhlung mit den Spuren des Meißelschlages.

Wir staunen über die Torheit der Pharaonen. Und doch: wir hätten Grund, über ein noch wahnsinnigeres Unterfangen zu staunen. Wächst nicht um uns ein neues Geschlecht auf, das in seiner Weise dasselbe tut wie die alten Herrscher am Nil? Ein Geschlecht, das auch umherzieht, wohl nicht mit dem zerstörenden Hammer des Bilderzertrümmerers — denn die Kunst ist ihnen ja ein neuer Gott —, wohl aber mit der aufwühlenden, zerstörenden Waffe des Wortes, der Schrift, des Bildes. Und auch ihr Ruf ist: „Gott ist tot."

Die Welt ist groß, und ihrer Wege sind viele. Und auch der Kampf um Gott läßt sich mit vielen Waffen führen. Bei Voltaire war es noch das höhnische Gelächter: es fruchtete wenig; denn der Hohn war immer die Waffe der Niedrigen. Bei Lenau und Strauß war es die zersetzende Kritik: auch sie fruchtete wenig; denn das Menschenherz wird bald müde über dem ewigen „Nein". Bei Nietzsche war es der wilde Trotz, der gellende Schrei des Empörers: auch er fruchtete wenig; denn hinter dem Trotz weinte die Ohnmacht und die Verzweiflung.

Da kam die neueste Phase, und sie hieß: Schweigen. Ignorieren wir ihn, und er wird nicht mehr sein. Löschen wir seinen Namen aus der Zeitgeschichte, und man wird ihn vergessen. Schlagen wir seinen Namen heraus aus den Denkmalen der Zeit, wie die alten Pharaonen, und nach zwei Menschenaltern wird er nichts mehr sein als eine verklungene Sage.

Und die Hämmer derer, die es machen wie die alten Könige von Memphis und Theben, sind eifrig am Werk. Wo ein Herrscher demütig von seinem Erlöser spricht und davon, daß alle irdische Macht nur eine Macht von Gottes Gnaden sei, fällt die Schar derer, die nur verneinen, tobend her über ihn: sein Denken sei Atavismus, sein Reden törichter Wahn, unsere Zeit sei hinausgewachsen über diese Legenden. Wo ein Mann der Wissenschaft von ihm spricht als dem ersten und mächtigsten aller Baumeister, da gellt der Hohn auf: die Wissenschaft ist frei, und Gott sei für sie eine unbrauchbare Hypothese. Wo ein Künstler ehrfürchtig vor seinem Schöpfer sich beugt, da zuckt man in Mitleid die Schultern. Es ist ein weitreichender Plan, eine Kultur zu konstruieren ohne Gott, ohne Unsterblichkeit, aber auch — — ohne Frieden ...

Denn täuschen wir uns nicht: Vieles, fast alles, was der Trieb ersehnt, kann diese Kultur ohne Gott geben: Gold, Ruhm, Wein, Liebe, Rausch des Glücks; — aber eines fehlt ihr: der Friede. Schauen wir sie an, die Flut des Elends, die neben dieser Kultur einherschwillt: die steigenden Prozente des Irrsinns, der Verbrechen, des Selbstmords bis herab zum Selbstmord der Kinder! Hören wir zu, wovon sie reden! In Athen hatte man in der späteren Zeit ein vielumworbenes Götterbild, das der Athene Agora, — Athenes, der „Göttin des Geschäfts". Und Geschäft, Geschäft: Darin gipfelt auch der Sinn der Zeit bei vielen, bei den meisten.

Da steigt dem, der grübelnden Sinnes um sich schaut, oft ein Bild in der Erinnerung auf, das Goya, der Sturmvogel der französischen Revolution, den sie heute wieder als einen Großen feiern, einst zeichnete: aus einem Sarge heraus hebt ein Scheintoter die Leichenhand und schreibt an die Wand des Sarges das eine kleine Wort: „Nada" — „Nichts".

„Nichts"? Nein, unsere Zeit hat doch mehr geschaffen als ein Nichts. Um uns herum flutet ein Meer der Liebe, das seinen Ausdruck findet in einer Unzahl von Organisationen des Mitleids, der Güte. Frau Caritas ringt um die Wette mit Athene Agora, und Tausende und Abertausende folgen ihr. Selbst der Staat, dem man früher nur die Aufgabe setzte, das Recht zu hüten, hat heute seinen Wohlfahrtszweck wie nie erkannt: das ganze Riesengebiet des Arbeiterschutzes zeugt davon. Und auch über dieser sozialen Gesetzgebung hält im Grunde doch sie die Hände, die wir alle kennen: Frau Caritas, die christliche Nächstenliebe.

Wie paßt das alles zu den Lehren derer, die vorgeben, die treibenden Geister der Zeit zu sein? Wie paßt es zu euren Lehren vom wohlverstandenen Eigennutz, wie paßt es zu deiner Lehre vom Herrenmenschentum, vom Zorn der blonden Bestie, du armer, irrer, toter Nietzsche-Zarathustra?

Es paßt nicht zu euren Lehren. Ueber euch hinweg geht der Geist der Zeit, soweit er edel ist, und soweit ihn edle Menschen in sich tragen. Nicht wir sind die Rückständigen; — ihr seid es. Ginge es nach euch, so gälte das Wort, das einst von Rom um die Zeit der ersten Cäsaren gebraucht wurde: Homo homini lupus, der Mensch ist ein Wolf für den Nebenmenschen. Nach euch würde sich im Daseinskampf die Welt selbst zerstören.

Ich weiß nicht, ob es für uns heute einen sinnfälligeren Beweis der Gottheit Christi geben kann als die Tatsache, daß unsere Zeit in ihrem allseitigen Ansturm gegen ihn, seinen Namen, sein Werk, die sieghafte Wirksamkeit seiner Lehre noch nicht zerstören, ja noch nicht einmal hemmen konnte. Alles hat sich verschworen, gleich den alten Pharaonen seinen Namen auszulöschen aus den Denkmälern der Zeit und aus den Herzen. Und doch: welcher Wahnsinnige glaubt an den Erfolg dieser Kämpfe wider ihn?

Ins alte Rom herein, in die Zeit der prunkvollsten materiellen Kultur, ist einst seine Lehre getreten. Von der Krippe in Bethlehem her ist das Licht der Gnade hineingeflossen in eine friedeleere Welt. Prunkvoll ist auch die materielle Kultur unserer Zeit, aber friedlos sind auch die Herzen, die sich an ihr genügen lassen wollen.

Armer, irrer Lenau! Von der Einsamkeit deiner ungarischen Pußta herüber hast du einst ein Wort gesungen, das vorahnend ins innerste Wesen unserer Zeit traf! Es ist das Wort, das wir alle an der Krippe und am Weihnachtbaum empfinden, wenn wir auf die stürmischen Kämpfe unserer Zeit schauen:

Wär' Christus Traum, so wär' das Leben
Ein Gang durch Wüsten in der Nacht,
Wo keine Antwort uns zu geben
Als eine Horde Bestien wacht.

Ein neuer Jahrgang der „Allgem. Rundschau“.

Der regelmässige Bezug der „Allgemeinen Rundschau“ wird nur durch **rechtzeitige Erneuerung des Abonnements** gesichert. Da in diesem Jahre der 31. Dezember mit dem Datumtage der „Allgemeinen Rundschau“ zusammenfällt, wird als letztes Heft noch eine Nr. 53 [zugleich mit dem **Jahresregister 1910**] erscheinen. Man zögere aber mit der Erneuerung des Abonnements nicht bis zu den letzten Dezembertagen. Der gesamten Postauflage des vorliegenden Heftes [Nr. 52] ist ein doppelter **Postbestellzettel** beigelegt. Durch das zweite Exemplar ist jedem Freunde der „Allgemeinen Rundschau“ Gelegenheit geboten, derselben einen neuen Abonnenten zuzuführen. Auch alle **Buchhandlungen** nehmen neue Bestellungen entgegen.

Der Herausgeber ist sich bewusst, dass er die stetig wachsende Verbreitung der „A. R.“ in erster Linie der eifrigen Unterstützung derjenigen Leser zu danken hat, die nicht müde wurden, Adressen mitzuteilen, welche mit Probeheften und Werbematerial versehen werden konnten. Wer dem Herausgeber eine kleine **Weihnachtfreude** bereiten will, sende die der Gesamtauflage dieses Heftes beigelegte **hellgrüne Postkarte ausgefüllt** an uns zurück.

Allen freundlichen Lesern und Leserinnen wünscht der Herausgeber von Herzen ein frohes Weihnachtfest und ein glückliches Neues Jahr. Die moralische Stärke eines Blattes wurzelt in der geistigen Interessengemeinschaft mit einem ausgedehnten Leserkreise. Gestützt auf einen festen treuen Abonnentenstamm und im Vertrauen auf immer neuen Zuwachs wird der Herausgeber in Reih und Glied mit bewährten Mitarbeitern die alten Bahnen weiter verfolgen, Gott zur Ehr' und allem Guten zur Wehr.

Der Episkopat gegen die „Bayerische Lehrerzeitung“.

Von Hans Rosen.

Die „Bayerische Lehrerzeitung“, das Organ des Bayerischen Volksschullehrervereins, eines Zweigvereins des „Deutschen Lehrervereins“, hat, wie das der liberalen Lehrerpresse ganz Deutschlands eigen ist, seit Jahren die schärfsten Angriffe gegen katholischen Glauben und christliche Ueberzeugung gebracht. Die katholische Tages- wie Fachpresse hat ständig notgedrungen jene Angriffe registriert und zurückgewiesen. In dem Organ selbst, das den weit in der Mehrzahl katholischen Vereinsmitgliedern zwangsweise ins Haus gegeben wird, kam eine Zurückweisung jener Angriffe nicht zur Geltung. Man hatte deshalb ständig die einseitige kirchenfeindliche Haltung des Blattes zu bedauern.

Bedenkt man, daß das Gift des Unglaubens auf solche Weise Woche für Woche in Tausende von Lehrerhäusern kam, an jene Lehrer, die in Bayern mit seiner ausgesprochen christlichen, konfessionellen Volksschule unbedingt verpflichtet sind, im Geiste der Kirche und in Glaubenstreue auf die Jugend einzuwirken, so mußte man die Langmut der kirchlichen Oberbehörden bewundern, mit der diese dem Treiben der liberalen Lehrerpresse zusah.

Es wurde in Kreisen, die um das Wohl der Schule im innersten Herzen besorgt waren, wiederholt ausgesprochen, daß nicht der Schild „Katholische Schule“ über den Schultoren schon genüge, daß man vielmehr in diesen Schulen selbst Lehrer verlangen müsse, die durch ihren Verein und dessen Organ nicht im Glauben wankend oder doch lau gemacht würden.

Nunmehr haben die bayerischen Bischöfe das Wort genommen und haben in einer für ganz Deutschland vorbildlichen Form sich an ihre katholischen Lehrer als besorgte Hirten ihrer Gemeinde gewendet.

In einem von den sämtlichen Bischöfen gemeinsam beschlossenen Schreiben vom 11. Dezember, das durch die Ortspfarrer den Lehrern ausgehändigt wurde, konstatieren sie unter genauer Angabe von Jahrgang, Nummer und Seite der „Bayer. Lehrerzeitung“, daß in diesem Blatt „seit mehreren Jahren in einer Reihe von Artikeln Anfeindungen der katholischen Glaubenslehre und der Betätigung kirchlicher Gesinnung vorkamen“, ferner daß es Artikel brachte, „welche sich gegen die kirchliche Hierarchie, die Bischöfe richten“, solche, „welche Ausfälle gegen die Wissenschaft der religiösen Wahrheiten und des Glaubens enthalten“, ferner Artikel, „welche das Recht auf die Aufsicht des Religionsunterrichts der Kirche bestreiten“, endlich Empfehlungen von Büchern, „die wir vom Standpunkte des Glaubens und der Sitte aus verurteilen müssen“. Dieser Konstatierung wird folgendes angefügt:

„Nachdem hinsichtlich der „Bayerischen Lehrerzeitung“ für die katholischen Mitglieder des Bayerischen Lehrervereins Abonnementszwang besteht, sehen wir uns veranlaßt, im Namen und Auftrag unseres Hochwürdigsten Herrn Bischofs das ebenso dringende wie ernste Ersuchen an die katholischen Lehrer unserer Diözese zu stellen, auf die Vorstandschaft des Bayerischen Lehrervereins einwirken zu wollen, daß der Abonnementszwang beseitigt oder wenigstens die Redaktion der „Bayerischen Lehrerzeitung“ aufgefordert werde, aller Angriffe auf Religion und kirchliche Autorität sich zu enthalten.

Wir setzen in die katholischen Lehrer das Vertrauen, daß sie auch in ihrer Fachpresse nichts dulden, was katholische Lehrer verletzen könnte.“

Die Belegstellen, auf die hier nicht des näheren eingegangen werden soll — es genügt die Feststellung der Tatsache, daß die Auswahl der bezüglichen Angriffe mit großer Sorgfalt vorgenommen wurde — bekunden eine derartige Verletzung religiösen Denkens und Glaubens eines Katholiken, daß man sich nur wieder wundern muß, daß die katholischen Mitglieder des liberalen Lehrervereins nicht längst selbst dagegen protestiert haben.

Wenn sie nun mit aller Milde, in der echt christlichen Form des liebevollen Hirten auf ihr Versehen aufmerksam gemacht werden, so dürfte man wohl Gehör bei den Betroffenen erwarten. Mit großer Klugheit haben die hochwürdigsten Bischöfe auch alles ausgeschaltet, was irgendwie strittige Frage ist und innerhalb des Rahmens katholischer Auffassung verschieden beurteilt werden kann. Sie haben z. B. nicht schlechthin von Bekämpfung der heutigen Schulaufsicht durch die „Bayerische Lehrerzeitung“ gesprochen, sondern ihre Stellungnahme gegen das Recht der Kirche auf die Aufsicht über den Religionsunterricht verurteilt.

Unter diesen Umständen ist es Sand in die Augen konservativer Lehrer, wenn nun von der Vereinsleitung die Mitglieder mobil gemacht werden sollen, und wenn die liberale Presse — einschließlich der farblosen — diese Tendenz unterstützt, als handle es sich in dem Vorgehen der Bischöfe um einen Eingriff in die „durch die bayerische Staatsverfassung garantierte Freiheit des Gewissens und der Ueberzeugung in politischen und auch schulpolitischen Dingen“. (Schubert, als Vertreter des Hauptausschusses des Bayerischen Lehrervereins in einer Erklärung gegen das bischöfliche Anschreiben.)

Es sind nicht politische und schulpolitische Fragen, um die es sich hier handelt, sondern es ist eine ernste Gewissensfrage, die die Bischöfe an katholische Lehrer, an die ihrer Seelsorge unterstellten Gläubigen, richten. Wenn ein Lehrer nicht mit der kirchlichen Autorität gebrochen und damit das Recht verwirkt hat, in einer katholischen Schule zu wirken, so muß er sich dem Wunsche der Bischöfe, bei der Vereinsvorstandschaft in ihrem Sinne vorstellig zu werden, willfährig erweisen.

Wenn er allerdings auf dem Standpunkte steht, den Dr. Horneffer jüngst in einer Versammlung der freireligiösen Gemeinde einer größeren Zahl von Lehrern zuschrieb („Augsburger Postzeitung“ Nr. 267 vom 26. November 1910), indem er mitteilte, „daß ihm zahlreiche Schreiben und Bekenntnisse aus allen Berufsschichten zugegangen seien, so besonders auch aus den Reihen der Volksschullehrer, die gerne der Kirche den Rücken kehren würden, wenn ihre berufliche staatliche Stellung sie daran nicht hinderte,“ dann mag er ruhig die Zuschrift der Bischöfe ablehnen, aber — auch die Konsequenzen für seine Wirksamkeit in einem christlichen Schulorganismus ziehen.

Das klingt hart, ist aber die unerbittliche Logik der Tatsachen.

In diesem Sinne klärend und reinigend zu wirken, ist die — wir wiederholen es — für ganz Deutschland vorbildliche Kundgebung des Episkopats geeignet. Die noch treu positiv gesinnten, gläubigen Lehrer haben an dem Anschreiben einen Rückhalt, um von der Redaktion ihres Zwangsorgans eine objektive Haltung in religiösen Dingen zu fordern, und die von ihrer Kirche innerlich losgelösten Lehrer erhalten einen Anstoß, mit sich selbst klar zu werden und zu überlegen, wie sie ihre kirchenfeindliche Stellung mit der Ausübung ihres Amtes an der christlichen Volksschule in Einklang bringen können.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Nachklänge der Kanzlerreden.

Herr v. Bethmann Hollweg sah sich genötigt, der allmeinen Kampfansage gegen die Sozialdemokratie in seiner ersten großen Rede noch eine besondere Abrechnung wegen „Moabit" folgen zu lassen. Die Umsturzpartei benützt nicht bloß in raffinierter Weise durch das ganze Aufgebot ihrer Parteiadvokaten den Gerichtssaal, sondern auch systematisch die Presse und die Reichstagstribüne, um den Glauben zu verbreiten, daß die Polizei die Krawalle von Moabit provoziert und mit wahrem Blutdurst unter Unschuldigen gewütet habe. Der Reichskanzler nahm die Beamten in Schutz gegen diese Hetzereien, die auch dann Verleumdungen bleiben, wenn der eine oder andere Beamte bei den andauernden Verspottungen und Angriffen nervös geworden und einen Schlag zuviel ausgeteilt haben sollte. Er schloß mit der Feststellung, daß die moralische Mitschuld an den Moabiter Vorgängen auf die sozialdemokratische Partei falle. Darob entfesselten die roten Abgeordneten einen Tumult, wie er im Reichstage nur selten vorgekommen ist. Das Benehmen war unwürdig. Einen Erfolg hatte die Salve von Schimpfwörtern nicht. Die Regierung und die positiven Parteien ließen sich nicht im mindesten einschüchtern. Leider war aber auch bisher nicht zu bemerken, daß die liberalen Großblockpolitiker sich in ihrer Zuneigung zur Umsturzpartei erschüttern ließen.

Freilich hat Herr Bassermann, der gespreizte Führer der Nationalliberalen, in Braunschweig eine Rede gehalten, die der Sozialdemokratie Feindschaft und dem Reichskanzler „viel Vertrauen" ankündigte. Aber das sind Worte, billige Worte, so lange das Gros der Nationalliberalen auf die Hilfe der roten Partei spekuliert und den Anschluß an die Arbeitsgemeinschaft versagt.

Die sog. Etatsdebatte, in der über alles Mögliche, und zwar meistens zum Fenster hinaus, gesprochen wurde, zog sich noch bis zum späten Abend des 14. Dezember hin. Ein Schlußantrag, der nach Erledigung der „zweiten Garnitur" der Fraktionsredner dem Wortschwall ein Ende machen sollte, blieb leider mit einer Stimme in der Minderheit. Sachlich war der Antrag gerechtfertigt, und das Geschrei der Liberalen und Sozialdemokraten über „Vergewaltigung" ist ein hetzerischer Unsinn. Was nachher noch kam, war die ödeste parteipolitische Klopffechterei, leider in der Hauptsache auf kulturkämpferische Erregung berechnet. Es genügt zu sagen, daß Herr Müller-Meiningen-Hof die Hauptrolle spielte.

Unsere Freunde werden sich nicht darüber täuschen lassen, daß der nächste Wahlkampf unter dem doppelten Zeichen stehen wird: Wahlverbrüderung der Liberalen mit der Sozialdemokratie und Schürung der konfessionellen Leidenschaften. Die Moral davon ist, daß die Zentrumspartei, die soeben den 40. Jahrestag ihrer Grundsteinlegung im preußischen Abgeordnetenhause in aller Stille gefeiert hat, die Eintracht und Entschlossenheit jetzt so sorgsam pflegen muß wie je zuvor. „Zwischenfälle", wie ein solcher durch die Reichstagskandidatur des jungen Spahn und den Streit um dessen Aufnahme in die Fraktion soeben wieder entstanden war, dürfen wir uns fortan nicht mehr gestatten. Hoffentlich werden auch diejenigen, die an den früheren Aeußerungen des Professors Spahn einen zum Teil berechtigten Anstoß nahmen, sich jetzt beruhigen, nachdem auf Grund der Erklärungen desselben die Aufnahme in die Fraktion beschlossen worden. Bei der Auswahl der Kandidaten für die nächsten allgemeinen Wahlen müssen die kleinen und großen Wahlkomitees über alle örtlichen und persönlichen Liebhabereien hinaus den Blick auf das große Ganze gerichtet halten.

Die Stellung der konservativen Partei zum Reichskanzler kann ein wenig gefährdet erscheinen durch die scharfe Form, die der Reichskanzler für seine Absage an die Ausnahmegesetzgebung gewählt hatte. Aber die Parteikorrespondenz hat der Gesamtlage und den Absichten des leitenden Staatsmannes Rechnung getragen, indem sie beifällig Kenntnis nahm von dessen Erklärung, daß die vorhandenen Machtmittel zur Abwehr des Umsturzes wacker gebraucht und bei der allgemeinen Gesetzgebung die drohenden Gefahren berücksichtigt werden sollten.

Auf der anderen Seite haben die Sozialdemokraten und die verbündeten Fortschrittler diese Erklärung des Reichskanzlers ausgebeutet, um den Eindruck der Absage an die Ausnahmegesetzgebung abzuschwächen. Das hetzerische Schlagwort heißt jetzt „Tendenzgesetzgebung". Nun, der Reichstag wird schon dafür sorgen, daß in die schwebenden Gesetze nur solche Bestimmungen hineinkommen, die den berechtigten Zweck der Staatserhaltung mit berechtigten Mitteln anstreben. Uns genügt es vorläufig, daß es nicht zu Ausnahmemaßregeln kommen soll, die gerade für die umstürzlerische Agitation von Vorteil sein würden.

Was nun die hochpolitischen Ausführungen in der zweiten Rede des Reichskanzlers angeht, so haben diese im Auslande einen weit stärkeren Eindruck gemacht, als bei uns zulande. Insbesondere war die öffentliche Meinung in Frankreich sehr erregt über die deutsch-russische Verständigung in Potsdam, die man als den Anfang vom Ende des vielgepriesenen und höchst kostspieligen Bündnisses mit Rußland hinstellen wollte. Alle offiziösen und offiziellen Gelegenheiten (so auch neuerdings der Amtsantritt Iswolskys als Botschafter in Paris) wurden benützt, um den Fortbestand des russisch-französischen Zweibundes hervorzuheben. Wir brauchen nichts dagegen einzuwenden, wenn Frankreich seine Allianz und seine Ententen aufrecht hält, solange diesen Abmachungen die deutschfeindliche und friedensgefährliche Spitze fehlt, die König Eduard und Herr Iswolsky ihnen seinerzeit zu geben suchten. Ueber die in Potsdam getroffenen Abmachungen könnte sich eigentlich England eher beschwert fühlen als Frankreich, da der vereinbarte Anschluß der russischen Bahnen in Persien an die Bagdadbahn gegen das englische Streben nach einer Landverbindung mit Indien geht. England ist aber augenblicklich in hochpolitischer Hinsicht nicht unternehmungslustig. Zur Beruhigung Frankreichs hat es beigetragen, daß unser Staatssekretär des Auswärtigen den sogenannten Zwischenfall von Agadir ausräumte durch die Anerkennung, das französische Schiff habe in berechtigter Ausübung der Seepolizei den geschlossenen Hafen angelaufen. Allerdings ließ der Staatssekretär auch durchblicken, daß Deutschland die gewerblichen Interessen seiner Bürger in Marokko gebührend schützen werde. Diese Interessenvertretung bewegt sich aber vollkommen im Rahmen des Abkommens, das Fürst Bülow noch des lieben Friedens halber mit Frankreich getroffen hat.

Die Ziele der deutschen auswärtigen Politik sind nach wie vor friedlich geblieben. Die Methode hat allem Anschein nach an selbstbewußter Festigkeit gewonnen, und zwar mit gutem vorläufigem Erfolg. Damit werden sich die anderen Mächte abfinden müssen. Die Zeit der Einkreisung und Isolierung Deutschlands dürfte vorbei sein.

Die elsaß-lothringische Verfassung.

Dem Reichstag wird in die Weihnachtsferien die Vorlage wegen der Verfassung des Reichslandes nachgeschickt, nachdem sie am 16. Dezember cr. endlich im Bundesrat mit der üblichen Einstimmigkeit angenommen worden ist. Allem Anscheine nach sind im Bundesrat keine erheblichen Aenderungen getroffen worden. Dem Selbstbewußtsein dieser hohen Körperschaft kommt nur die ziemlich harmlose Bestimmung entgegen, daß der Kaiser die Hälfte der künftigen Ersten Kammer in Elsaß-Lothringen „auf Vorschlag des Bundesrats" zu ernennen hat.

Die schwierige Frage der Vertretung des Reichslandes im Bundesrat ist leider nicht gelöst. Man hat nicht die geeignete Form gefunden, die sowohl eine tatsächliche Verstärkung des preußischen Stimmrechtes, als auch eine Beseitigung der kaiserlichen Souveränität über das Reichsland vermieden hätte. Also bleibt es bei dem alten Verhältnis zum Reich. Der Kaiser hat als erblicher Vertreter der verbündeten Regierungen die Souveränität und ernennt einen Statthalter zur Ausübung der landesherrlichen und ministeriellen Befugnisse. Die Gesetzgebung in den elsaß-lothringischen Landesangelegenheiten wird aber nicht mehr vom Bundesrat und Reichstag oder vom Bundesrat und Bundesausschuß ausgeübt, sondern vom Kaiser mit Zustimmung zweier Kammern. Die Erste Kammer, die als Oberhaus, Senat oder Herrenhaus die Stetigkeit vertreten soll, besteht nach dem Entwurf zur Hälfte aus hohen Beamten oder berufsständischen Vertretern, zur anderen Hälfte aus Vertrauenspersonen, die vom Kaiser auf Vorschlag des Bundesrats berufen werden. Wahrscheinlich wird man im Reichstag sich bestreben, die Zahl der Ernannten zu vermindern und dagegen die Zahl der berufsständischen Vertreter zu vermehren.

Die Zweite Kammer von 60 Abgeordneten soll aus der Volkswahl hervorgehen. Den sog. Proporz, der zuerst in Elsaß-



Lothringen viel Sympathie, dann aber noch mehr Gegnerschaft gefunden, hat man fallen lassen. Das Wahlrecht, das den Elsaß-Lothringern zugedacht ist, kann sich im ganzen wohl sehen lassen. Es ist allgemein, direkt, geheim, und die Gleichheit wird nur durchbrochen durch die Pluralstimmen, die den über 35 oder über 45 Jahre alten Wählern zugelegt werden sollen. Ob bei der Begünstigung des Alters durch eine oder zwei Mehrstimmen für Staat und Gesellschaft so viel Nutzen herausspringt, daß sich diese Abweichung vom Reichstagswahlrecht lohnt, ist noch zweifelhaft. Bedenklich ist ferner die Forderung eines dreijährigen Wohnsitzes für die Wähler ohne Grundbesitz und Amt; von dieser Einschränkung werden nicht bloß die unsteten Anhänger der Sozialdemokratie, sondern auch viele gut bürgerliche Elemente unbillig betroffen. Auch über die weiteren Einzelheiten des Wahlverfahrens (Bildung der Wahlkreise durch Verordnung, Ersetzung der Stichwahl durch eine freie Nachwahl mit relativer Mehrheit, Prüfung der Wahlen durch einen Gerichtshof usw.) wird gewiß noch lebhaft debattiert werden.

Doch erscheint die gebotene Grundlage wohl geeignet zu einer Verständigung, und auch die Elsaß-Lothringer werden nicht wünschen, daß das Bessere der Feind des Guten werde.

Wahlen und Krisen im Auslande.

In England und Griechenland haben ziemlich gleichzeitig Neuwahlen wegen fundamentaler Fragen stattgefunden. Der Ausgang ist ganz verschieden. England, das bisher als das Musterland des regelrechten Parlamentarismus mit der Abwechslung zweier großer Parteien galt, hat den Volkswillen nicht in so einwandfreier und durchschlagender Weise zum Ausdruck gebracht, wie es für den sicheren Kurs der inneren Politik wünschenswert war. Dagegen hat Griechenland, das noch vor zwei Monaten am Rande der Anarchie stand, eine überwältigende und kompakte Mehrheit für den Ministerpräsidenten Venizelos nach Athen gesandt.

Man sieht da den ungeheuren Wert einer starken Persönlichkeit für ein in Gärung befindliches Land. Der König der Hellenen, der so lange mit wahrer Lammsgeduld die Tyrannei der Militärliga und das Ränkespiel der selbstsüchtigen Parteiführer über sich hat ergehen lassen, scheint sich und die Zukunft des Landes gerettet zu haben durch den glücklichen Griff, daß er den volkstümlichen Kreter Venizelos zu seinem „Bismarck" berief. Venizelos hat mit seinem entschiedenen Auftreten das Volk fortgerissen und sich eine Mehrheit von fast 5/6 in der neuen Nationalversammlung verschafft. Damit ist zuvörderst die Gefahr beseitigt, daß diese Nationalversammlung über die Revision der Verfassung hinaus sich zur Konstituante mache. Das Staatsschiff ist wenigstens aus der Brandung heraus, wenn es auch an Stürmen in Zukunft nicht fehlen dürfte.

In England dagegen haben die Neuwahlen es beim alten gelassen. Die Regierungsparteien haben im ganzen ihren Besitzstand behauptet, aber sie haben nicht an Kraft und Autorität dasjenige gewonnen, was nach unserem Gefühl notwendig wäre, um die Krone zu einem grundstürzenden Eingriff in die alte Verfassung zu veranlassen. Die irische Partei bleibt nach wie vor ausschlaggebend. Es fragt sich nun, ob der König einen Pairsschub en gros vornehmen wird, um die Annahme der Vetobill, d. h. die Einführung des tatsächlichen Einkammersystems, im Oberhaus durchzupressen. Das Gescheiteste wäre zweifellos, wenn man sich jetzt auf einer mittleren Linie verständigte, wozu die bekannten Reform-Resolutionen des Oberhauses selbst eine Basis geliefert haben. Die Unionisten scheinen den Wert ihres relativen Wahlerfolges freilich wieder aufs Spiel zu setzen durch einen inneren Zwist, indem die entschiedenen Schutzzöllner gegen Balfour und dessen Referendums-Taktik revoltieren. England ist auch in politischer Hinsicht jetzt ein Nebelland geworden.

Zum Jahresschluß hat nun das befreundete Oesterreich auch wieder einmal eine Ministerkrisis bekommen. Das Kabinett Bienerth hat seine Entlassung eingereicht, weil es bei der feindseligen Haltung des Polenklubs die rechtzeitige Erlangung der „Staatsnotwendigkeiten" für gefährdet erachtete. Der Kaiser hat das Ministerium unter Annahme des Abschiedsgesuchs mit der interimistischen Fortführung der Geschäfte betraut, und man hofft, daß die Polen unter der Erwartung einer Kabinettsumformung das Nötige vorläufig bewilligen. Vielleicht wird dann Frhr. v. Bienerth im neuen Jahre mit teilweise neuen Gehilfen das schwierige Werk des nationalen Ausgleichs und der Flottmachung des Parlaments fortsetzen können.

Das Christkind kommt.

Ein weinendes Kindlein im Mutterarm,
Sie wiegt es am Herzen so weich und warm
Und schaut voller Liebe und wartet still,
Ob's Kindlein noch immer nicht lächeln will.
Nun flüstert sie ihm ein Wort ins Ohr,
Da leuchten zwei Aeuglein wie Sterne hervor.
Das Kindlein all sein Leid vergisst —
Es kommt ja morgen der heilige Christ!

P. Timotheus Kranich, O. S. B.

Zur Lage der Kirche in Amerika.

Von Friedr. Schwager, S. V. S., Wangeroog (Nordsee).

In Nr. 30 der „Allgemeinen Rundschau" erörtert Jos. Schoener die kirchliche Lage in den Vereinigten Staaten und Südamerika. Da meine Erwartung, daß zu seiner Darstellung von anderer Seite Stellung genommen würde, sich nicht erfüllte, sei es mir gestattet, die Darlegungen Schoeners in einigen nicht unwichtigen Punkten zu ergänzen.

Nur zu berechtigt sind die Klagen des Verfassers über die ungeheuren Verluste, die die Kirche während des vergangenen Jahrhunderts in den Vereinigten Staaten erlitten hat. Die Hauptursache des Abfalles ungezählter Millionen katholischer Einwanderer von ihrer Kirche ist der Mangel an ausreichender Seelsorge. Die Verhältnisse haben sich nicht zum wenigsten, dank der regen Tätigkeit des Deutschen St. Raphaelsvereins und seines hochverdienten Präsidenten Cahensly, außerordentlich gebessert. Doch ist die Zahl eben der katholischen Einwanderer immer noch so stark, daß die Zuführung ausländischer Seelsorger gleicher Nationalität nicht aufhören darf, sondern möglichst verstärkt werden muß, wenn die früher erlittenen Verluste sich nicht wiederholen sollen. So haben sich beispielsweise in den letzten dreißig Jahren allein 300 000 bis 400 000 katholische Ruthenen und andere Slawen griechischen Ritus in den Vereinigten Staaten ein neues Heim gesucht, und es kostet begreiflicherweise die größten Anstrengungen, den seelsorglichen Bedürfnissen dieser Auswanderermassen auch nur in etwa genügend zu entsprechen.

Der Mitwirkung des deutschen Klerus aber, dessen gediegene, intensive, organisatorische Arbeitsweise für die Entwicklung der amerikanischen Kirche von entscheidender Bedeutung gewesen ist, kann diese Kirche so wenig entraten, daß man den Vereinigten Staaten selbst dann deutsche Seelsorger wünschen müßte, wenn das deutsche Einwandererelement fehlte. Gerade im Interesse sowohl der Heidenmissionen wie auch der kirchlichen Restauration des Lateinischen Amerika kann die Wichtigkeit der inneren Erstarkung des nordamerikanischen Kirchenkörpers nicht hoch genug veranschlagt werden. Die Union wird auf lange Zeit hinaus in Ostasien und Südamerika einer der politisch und wirtschaftlich einflußreichsten Faktoren bleiben. Nordamerikanische protestantische Missionare überfluten eben diese Länder, um hier die Namenkatholiken, dort die Heiden für ihre Sekten zu gewinnen, und haben dabei die finanzielle und politische Ueberlegenheit des Mutterlandes zum starken Rückhalt. Es darf doch nicht fortdauernd so bleiben, daß nur der Protestantismus, nicht aber der Katholizismus, die stärkste Konfession der Vereinigten Staaten, von deren weltumspannender Machtstellung profitiert! Man muß darum mit aufrichtiger Sympathie die Tätigkeit der seit einigen Jahren bestehenden Kirchen-Ausbreitungsgesellschaft (Church Extension Society) verfolgen, die mit ebenso großem Eifer wie Geschick die „innere Mission" in der Union zu fördern sucht, und zwar mit dem ausgesprochenen Zweck, die nordamerikanische Kirche dadurch auch für die äußere Missionstätigkeit leistungsfähiger zu machen.

Nun zu Südamerika. Das Bestreben Schoeners, die unbefriedigende Lage der katholischen Kirche in den Republiken des Lateinischen Amerika durch den Hinweis auf den geschichtlichen Werdegang begreiflich zu machen, verdient alle Anerkennung, und es hätte sich darüber noch manches andere sagen lassen. Entschieden widersprochen werden muß aber dem Worte von der „Verblendung der Berufenen", die nach Schoener die Katholiken Südamerikas vernachlässigen und den Verlust Süd-

amerikas nicht verhindern. Augenscheinlich sind dem Verfasser weder die großartigen Anstrengungen der Kirche um die religiöse Wiedergeburt des romanischen Amerika, noch die Gefahren und Schwierigkeiten bei diesem Werke hinreichend bekannt.

Seit Jahren ist der Hl. Stuhl unablässig bemüht, durch Errichtung neuer Bistümer mit eigenen Priesterseminaren, durch die Unterstützung des südamerikanischen Kollegs in Rom, durch die Hinzuziehung der religiösen Orden und Kongregationen der südamerikanischen Kirche zu Hilfe zu kommen. Das südamerikanische Konzil in Rom tagte vor zehn Jahren, um eine einheitliche und großzügige kirchliche Reform in die Wege zu leiten. Scharen deutscher, holländischer, belgischer, französischer, italienischer, spanischer, slawischer Ordensleute und auch manche Weltpriester durchkreuzen alljährlich den Ozean, um sich der Leitung von Seminaren und Schulen, der Pastoration der Einwanderer wie der Einheimischen zu widmen: kurz es ist ein hochbedeutender und ausgedehnter Betrieb, der sich mit dem der Missionsländer wohl messen kann.

Die Zusammenstellung allein der deutschen Welt- und Ordenspriester, die in Südamerika tätig sind, insbesondere der zahlreich vertretenen Franziskaner und Jesuiten, würde zeigen, daß das katholische Deutschland auch auf diesem Gebiete ansehnlich vertreten ist. Leider liegt mir im Augenblick nur die Statistik der Steyler Missionsgesellschaft vor, die in Argentinien, Chile und Brasilien 131 Patres, 58 Laienbrüder, 125 Schwestern stehen hat und etwa 33 Seelsorgebezirke von zum Teil riesigem Umfang mit 154 Außenposten, 3 Priesterseminare, 7 Mittelschulen und zahlreiche Volksschulen versieht.[1]

Wie durch unsere Glaubensboten auch die vorbildliche Organisation der Deutschen ins Ausland verpflanzt wird, zeigt u. a. der **Katholikentag** des brasilianischen Staates Minas Geraes, der vom 1. bis 6. Januar 1910 zu Juiz de Fora im großen Festsaal des Gymnasiums der Steyler Missionsgesellschaft abgehalten wurde. Die Versammlungen fanden unter Teilnahme von vier Bischöfen statt. Zur Beratung standen dieselben wichtigen Fragen, die auch unsere heimatlichen Katholikentage immer wieder beschäftigen: Presse und Kunstpflege, Erziehung und Unterricht, caritative Vereine und Bestrebungen, Einigung der Katholiken. An solchen Kongressen teilzunehmen, erfordert in Brasilien Mannesmut. Verachtung und bitterer Spott wird nach einem Berichte (Steyler Missionsbote 1910, 189) denen zuteil, die es wagen, ihre katholische Gesinnung durch Teilnahme an einem solchen Kongreß offen kundzugeben.

Nun ist kein Zweifel, daß, wie bei allen großen Unternehmungen, so auch bei der Riesenaufgabe der Reform des Lateinischen Amerika noch weit mehr Kräfte und Mittel eingestellt werden könnten und sollten. Speziell in den politisch weniger bedeutenden Republiken wäre vielleicht die Zuführung zahlreicherer Kräfte von Europa noch durchführbar. Einer sehr erheblichen Vermehrung europäischer Seelsorgskräfte für die Pastoration der **einheimischen** Bevölkerung stehen indes in den meisten Republiken große Schwierigkeiten im Wege. Volk, Regierung und aus naheliegenden Gründen mancherorts selbst der einheimische Klerus wollen vielfach keine Vermehrung des europäischen Klerus und beobachten mit Mißtrauen die Zunahme seines Einflusses. Es bedarf stellenweise schon mehr als gewöhnlicher Vorsicht, um nicht die Ausweisung der ausländischen Ordensleute, die von den kirchenfeindlichen Parteien nach französischem Muster ersehnt wird, zu beschleunigen. Wenn man erfährt, daß Priester, um nicht als Ausländer Schwierigkeiten zu bekommen, sich erst in den Hafen einer Nachbarrepublik begeben mußten, um von dort aus nach ihrem eigentlichen Bestimmungsort zu gelangen, wird man begreifen, daß eine schnelle und außerordentliche Vermehrung der europäischen Seelsorgskräfte eher zur Störung des Reformwerkes als zu seiner Förderung gereichen würde.

Jedenfalls dürften die vorstehenden Ausführungen soviel dargetan haben, daß es unrecht ist, von Verblendung der Berufenen und von Vernachlässigung Südamerikas seitens der Leitung der Kirche zu reden.

Echt katholisch ist es, den Bedürfnissen **aller** Länder und Nationen gerecht zu werden. Wir wollen nicht Südamerika gegen Nordamerika oder die Heidenmissionen ausspielen, sondern im treuen Verein mit dem Stellvertreter Christi nach besten Kräften dazu mitwirken, daß das Wort des Herrn sich erfüllt: Gehet hin in **alle** Welt und lehret **alle** Völker!

[1]) Nach der Salzburger Kath. Kirchenzeitung vom 7. September 1910 (Nr. 40, S. 482) hat die Kongregation der Pallotiner, die in Brasilien ein Gebiet von der Größe Bayerns und Belgiens versieht, zu Uasio in Oberitalien sein neues Missionsseminar für Nord- und Südamerika eröffnet.

Weihnachtabend.

Auf leisen Sohlen kommt das Glück
Hernieder auf die Erde.
Ein Lichterkreis, ein Tannenreis
Erblüht an meinem Herde.

Der Welt winkt heute Rast und Ruh,
Auch mir naht heil'ges Schweigen. —
Von Heimatluft, ein süsser Duft,
Entströmt den grünen Zweigen.

Mein Herz wird jung, mein Herz wird weit,
Es wandert in die Weite.
Ein Glockenklang, so tief und bang,
Gibt ihm das Weggeleite.

So kommt es an das weisse Tal
Der Kinderseligkeiten. —
Ein trauter Ort, ein Mutterwort
Erzählt von alten Zeiten.

Nun ist die Welt von Wundern voll,
Die Sorgen, sie verblassen. —
Vom Himmelsraum ein Friedenstraum
Geht durch die stillen Gassen. —

Eugenie Taufkirch.

Nochmals der Modernisteneid der Theologieprofessoren.

In die Uebersetzung des „Modernisteneides“ in meinem Artikel der „Allgemeinen Rundschau“ (Nr. 50) ist ein Druckfehler aus dem Anhange meiner Broschüre „Die Maßregeln“ usw. (S. 96) übergegangen. Es muß daselbst statt „Ueberbewußtsein“ **Unterbewußtsein** heißen, wie das jeder verständige Leser sofort merken muß, der meine Broschüre gelesen hat. Daselbst sage ich auf Seite 4 wörtlich: „... Diese Empfindung ist nicht recht definierbar, sie liegt außerhalb der Grenzen des Bewußtseins, gleichsam **unter** den Bewußtseinstatsachen; sie ist aufzufassen als ein, wie die Enzyklika sich ausdrückt, **Unterbewußtsein** (subconscientia) und deshalb nicht erkennbar und nicht kontrollierbar.“ Wer sich an diesen offenbaren Druckfehler anklammert und mir falsche Uebersetzung vorwirft, wie das bereits liberale Zeitungen getan haben, der handelt entweder tendenziös und unehrlich oder hat meine Broschüre[1]) gar nicht gelesen.

Rom, 14. Dezember 1910.

Dr. **Heiner**, Auditor der Römischen Rota.

[1]) Wie der Herausgeber bestimmt weiß, hat der Autor der Broschüre eine von anderer Seite vorliegende Uebersetzung in gutem Glauben in den Anhang hinübergenommen.

* * *

„Aus theologischen Fachkreisen schreibt man der „Allgemeinen Rundschau“: In der „Augsburger Abendzeitung“, Nr. 338, findet sich unter der Ueberschrift „Neues über den Modernisteneid“ ein Auszug aus einem Artikel des Prälaten Dr. Heiner, Auditors der Römischen Rota, in der „Allgemeinen Rundschau“ vom 10. Dezember 1910, Nr. 50, der einmal wieder so recht die unehrliche Art der liberalen Presse bzw. ihrer „theologischen Mitarbeiter“ zeigt. Der Verfasser bringt abgerissene Sätze oder Abschnitte aus genanntem Artikel, die er für seine Zwecke verwerten zu können glaubt, und übergeht dasjenige, worauf es im Artikel hauptsächlich ankommt, das aber nicht für die Leser passen und dem beabsichtigten Zwecke hinderlich sein könnte. Wir verzichten darauf, näher auf den zurechtgestutzten Auszug und dessen Randglossen einzugehen, da der Leser der „Rundschau“ ja weiß, wie diese Art Presse mit ihren „theologischen Korrespondenten“ und „geistlichen Mitarbeitern“ es meint, und was sie erstrebt. „Ein Katholik“, sagt mit Recht Prälat Heiner, „wird sich heute wohl kaum mehr durch sie irre machen lassen.“ Trotzdem möge ganz kurz das unehrliche Gebaren des Artikelschreibers nur an einem Beispiele charakterisiert werden.

Prälat Heiner begründet seine Aufstellung, daß sämtliche Lehrer der Theologie die professio fidei bzw. den vom Motu-



proprio Sacrorum antistitum vorgeschriebenen Eid abzulegen hätten, damit, daß die Ablegung des Glaubensbekenntnisses eine ausschließlich innere Angelegenheit der Kirche und zugleich eine rein persönliche Handlung des einzelnen sei. Dasselbe habe jeder Theologiedozent auch an den staatlichen Universitäten und ähnlichen Anstalten behufs Erlangung der sog. missio canonica, welche selbst wieder sogar vom deutschen Reichsgericht als eine innere Angelegenheit der Kirche erklärt worden sei (Reichgerichtsentsch. vom 12. Dez. 1881), abzulegen. Diese Begründung wird vom Artikelschreiber der „Augsburger Abendzeitung" wohlweislich verschwiegen.

„Wenn nun diese professio fidei", so argumentiert Heiner im unterdrückten Passus weiter, „inhaltlich durch Einfügung der Verwerfung der Irrlehre des Modernismus erweitert und die jährliche Ablegung im Motuproprio vorgeschrieben wird, so ist dadurch in keiner Weise eine wesentliche Veränderung am Glaubensbekenntnisse selbst vor sich gegangen. Dogmatische Irrtümer zu verwerfen, ist stets Pflicht des Katholiken, zumal des Priesters in lehrender Stellung, wie es auch ebenso Sache der Kirche ist, zu bestimmen, bei welchen Gelegenheiten und unter welchen Umständen und Veranlassungen sie dies zu verlangen für notwendig und nützlich hält."

Es wird denn doch selbst für einen Modernisten nicht schwer sein, das rein innere Gebiet der Kirche, wie ein solches das Glaubensgebiet ist, von ihrem äußeren Gebiete zu unterscheiden. Die Kirche wird denn doch noch das Recht haben, und dieses Recht wird ihr auch der Staat wohl noch zugestehen, über die Reinheit ihrer Lehre zu wachen und von denjenigen, die an ihrer Stelle ein Lehramt ausüben, dogmatische Korrektheit zu verlangen. Oder soll sie etwa auch notorische Modernisten auf den Kathedern dulden, die in ihren zukünftigen Dienern den Glauben untergraben oder ihn direkt aus dem Herzen reißen? Das kann nur jemand von ihr fordern, der selbst nicht mehr an das göttliche Lehramt in der Kirche glaubt. Oder sind etwa die theologischen Universitätsprofessoren gegen Irrtümer gefeit? Glaubt man denn wirklich, die Kirche fürchte sich vor den Drohungen der Modernisten, daß die theologischen Fakultäten an den Universitäten wegen des Eides aus dem Universitätsverbande ausgeschieden würden? Sie hat lieber schon ganze Länder von der katholischen Einheit abfallen sehen, als auch nur eine einzige Lehre aufgegeben. Die theologischen Fakultäten sind kein notwendiger Faktor im Organismus der Kirche; sie wird auch ohne diese existieren können, so lieb und wertvoll ihr auch diese Anstalten in der Erziehung ihres Klerus waren und noch sind. Und wenn sie einzelne Fakultäten bzw. deren Mitglieder von der Ablegung des Eides dispensiert, so ist das kein Widerspruch, da jeder Gesetzgeber von seinem Gesetze dispensieren kann, falls triftige Ursachen dazu vorliegen. Voraussetzung ist jedoch auch hier immer, daß der Bischof für die Korrektheit der Lehrer eintritt und tatsächlich Gefahren für den Fortbestand der Fakultät zu befürchten sind. Man weiß indes auch in Rom, daß diese Gefahren vielfach von den Modernisten selbst heraufbeschworen und an die Wand gemalt werden. Finden ferner die äußeren Maßregeln der Enzyklika „Pascendi" bzw. des Motuproprio „Sacrorum antistitum" auf die theologischen Fakultäten an den Universitäten keine Anwendung, so liegt diese Ausnahme im Wortlaut selbst begründet, kann deshalb doch nicht als eine „einstweilige Umgehung der äußeren Maßregeln gegen den Modernismus" bezeichnet werden. Die genannten theologischen Fakultäten werden dem Hl. Vater dankbar sein, daß er für sie diese Ausnahme geschaffen hat, und diejenigen Mitglieder derselben, welche noch auf gläubigem, katholischem Boden stehen, werden gleich den übrigen Priestern kein Bedenken tragen, falls Rom nicht auch hier bald eine Ausnahme macht — was wahrscheinlich geschehen wird —, den Eid gegen die Häresie des Modernismus zu leisten.

Wenn der Artikelschreiber der „Augsburger Abendzeitung" zum Schlusse prophezeit: „Diese Geisterscheidung wird vielleicht reinlicher und umfassender werden, als ihren Urhebern lieb", so darf derselbe überzeugt sein, daß Rom diese Geisterscheidung nicht fürchtet, sondern vielmehr wünscht und herbeisehnt, denn so kann es selbst in — Würzburg nicht weiter gehen!

Um Weihnacht.

Wald und Wege sind verschneit.
Wo einst Sommerfarben sprühten
Und die gelben Garben glühten,
Dehnt sich weisse Einsamkeit.

Irgendwo ein Schellenton
Auf verschlafenen Geleisen.
Wer ist hier so spät auf Reisen?
Herz, die Antwort wird dir schon.

Leis verweht die Schlittenspur.
Nur die Rispen an den Rainen
Schwanken hin und her und meinen,
Wer da wohl vorüberfuhr.

Himmelher senkt sich die Nacht
Und verschleiert Mutter Erde
Mit vielheimlicher Gebärde,
Wie es tiefe Liebe macht.

Schauernd fährt's den Wald entlang,
Träumerische Erlen sinnen,
Quellen, tief verschneit, beginnen
Einen feinen Orgelsang.

Wie verloren steh' ich da
Unter einem fremden Sterne.
Lieder wandern aus der Ferne:
In excelsis gloria!

F. Schrönghamer-Heimdal.

Sozialpolitisches zur fünften spanischen sozialen Woche.

Von Prof. Dr. Eberhard Vogel, Lektor an der Kgl. Techn. Hochschule zu Aachen.

Vom 27. November bis 4. Dezember ist in Barcelona, der volkreichsten und gewerbfleißigsten Stadt Spaniens, die fünfte soziale Woche abgehalten worden. Die Wahl der Zeit wie des Ortes konnte der Veranstaltung eine starke Teilnahme sichern.

Unter den von der Presse ihr gewidmeten vorbereitenden Betrachtungen verdient besondere Beachtung die mehrfach wiederkehrende Erwägung, daß nun auch in Spanien vor aller in der reinen Nächstenliebe begründeten, nur der des Oeles im Getriebe der Maschinen vergleichbaren Wirksamkeit der Grundsatz der größtmöglichen Gerechtigkeit, als der Sicherheit und Ordnung des Ablaufs der gesellschaftlichen Lebensvorgänge dienend, zur Herrschaft gelangen müsse. Es war durch diese Betonung des Vorranges der selbstlosen Gerechtigkeit vor dem mehr oder weniger selbstsüchtigen Mitleid ein Leitmotiv ausgegeben, welches den Rednern verwehrte, sich auf den sonst wohl endgültig überwundenen entgegengesetzten Standpunkt zu stellen. Machte sich hierin der Einfluß des deutschen Beispiels vornehmlich geltend, so wurde es doch abgelehnt, das deutsche Vorbild für die Arbeit der sozialen Woche selbst gelten zu lassen. Für die deutsche Art, welche als technisch, ganz der Praxis zugewandt, der Erörterung der Grundfragen ausweichend geschildert wurde, sei der spanische Teilnehmer noch nicht genug vorbereitet; wenn jedoch die Anlehnung an die mehr akademische, doktrinäre und namentlich apologetische französische Art ausdrücklich empfohlen wurde, so sollte dies doch nur einen Uebergang bedeuten von der bekanntlich so gut wie ganz unfruchtbaren, in Wortschwall und Feuerwerk aufgegangenen Rhetorik der spanischen Katholikentage zu folgenreicher Besprechung der schwebenden Fragen. Wenn bei diesem Uebergang, wie es als wünschenswert bezeichnet wurde, der Berufspolitiker als sozialer Lehrer ganz ausscheiden und der Geistliche beiseite treten sollte, so ist dieser Wunsch nur in seinem ersten Teile erfüllt worden. In der Tat ist die spanische Gesellschaft noch längst nicht reif dazu, der im Geist des Gotteswortes gebildeten Lehrer entraten zu können.

Jedenfalls aber drängten die Ereignisse innerhalb Spaniens über die Festlegung der Grundlinien sozialer Tätigkeit hinaus auf

praktisches An- und Zugreifen. Von auswärts erhielt man gerade einen lehrreichen Hinweis in dieser Richtung durch den Ausgang des am 26. Oktober auf dem Sozialistenkongreß in Mailand um Theorie oder Arbeit entbrannten Kampfes, welcher durch das überzeugende Wort Turatis zugunsten positiver Wirksamkeit entschieden wurde. Dies bedeutete eine Niederlage auch für die spanischen kirchenfeindlichen Sozialisten, die in den nämlichen Tagen noch durch den Mund ihres einzigen parlamentarischen Vertreters, Pablos Iglesias (Abg. für Barcelona), in der unversöhnlichsten Form ihre Absage an jede vom Bestand der gegenwärtigen Ordnung ausgehende, gesetzliche oder caritative Fürsorge verkünden ließen. Dieser feindseligen Haltung gegenüber den festesten Willen zum Ausbau eines neuen Reiches der Gerechtigkeit und der Liebe zu bekunden, war eine schöne Aufgabe für die soziale Woche.

Anknüpfung an die Praxis innerhalb Spaniens war dieser reichlich geboten einmal durch die großen Streiks von Bilbao, dem Zentrum der Eisenindustrie, des fleißigen und intelligenten Baskenlandes, und von Sabadell, dem hauptsächlich dem Textilgewerbe ergebenen Vorort Barcelonas, sodann durch die den Cortes eben vorgelegten Gesetzentwürfe.

Die sachliche Bedeutung des Streiks von Bilbao ist leider durch die Verquickung mit den Kundgebungen gegen Canalejas' kirchenpolitische Absichten, welche obendrein noch von den unentwegten Karlisten für ihre Küche verwertet wurden, heillos verdunkelt worden; weder die Herren vom Madrider Institut für soziale Reform, noch die Besprechung in den Cortes hat darüber für die Zukunft lehrreiche Klärung gebracht. Gefängnis, Schulden, Arbeitsunlust, Minderung der Arbeitsgelegenheit, Erbitterung sind die einzigen Früchte für die Streikenden, die nach einigen Hungerwochen unter unveränderten Bedingungen in die Hütten und Minen zurückkehren mußten. Dem Politiker bestätigte der Verlauf des Streiks noch einmal, was ihm schon geläufig war: daß in Spanien eine liberale Regierung, auch wenn sie stramm auftritt und selbst die Truppen im Dienst der Ordnung gebraucht, außer bei den Sozialisten nirgendwo den Tadel findet, den eine konservative Regierung für viel schüchterneres Auftreten ernten würde. Maura stürzte über den Spruch eines Kriegsgerichts, auf welches er nicht den geringsten Einfluß übte, Canalejas hat sich durch die Entfaltung militärischer Machtmittel gegenüber drohenden Unbequemlichkeiten einstweilen nur befestigt.

Ueber den Streik in Sabadell liegt ein sachlicher Bericht der Handels- und Gewerbekammer des Ortes vor. In der Unión Industrial und der Federación Obrera standen sich seit der letzteren Gründung (1900) Arbeitgeber und Arbeitnehmer gegenüber, ohne daß es in zehn Jahren zu einer ernstlichen Mißhelligkeit kam. Der jetzt beendigte Kampf entstand in der Spinnerei und Weberei der Franzosen Seydoux & Cie. Die Federación verlangte im Anfang August die Wiedereinstellung dreier entlassener Arbeiter und bei diesem Anlaß die Einführung festen Taglohnes anstatt des nur in dieser Fabrik gebräuchlichen Lohnes auf Leistung (á preu fet). Beides wurde verweigert, und der Streik brach aus. Daß die Firma der Unión nicht angehörte, erschwerte deren Vermittlung. Als diese scheiterte, verschärften die Ausständischen den Streik durch den Boykott, d. h. die Ausdehnung des Ausstandes auf alle Firmen, welche mit Seydoux in Geschäftsverbindung standen, wovon zunächst die Firmen Giralt Sellarés und Buró & Sohn betroffen wurden. Als nun auch die Fabrik des Herrn Casanovas nur deswegen boykottiert wurde, weil diese den Stiefvater eines bei Seydoux arbeitenden Mädchens beschäftigte, beschloß die Unión zu wirksamer Abwehr gegen solche Gehässigkeit am 26. September die Schließung ihrer Fabriken. Damit waren am 1. Oktober 15,000, d. h. nahezu alle Arbeiter Sabadells ohne Brot. Nun setzten die amtlichen Versöhnungsversuche ein, ohne während zweier Monate zu einem Ergebnis zu führen. Angesichts der in der ersten Novemberwoche immer stärker bekundeten Entmutigung planten die Führer der Arbeiter einen Zug der Hungernden mit ihren Familien nach Barcelona. Ungetadelt konnte Canalejas auch dieses Mal durch ein gewaltiges Aufgebot bewaffneter Macht dem drohenden Unheil steuern. Von nun an meldeten sich täglich mehr Arbeiter in den Fabriken, und im Anfang Dezember ist der Ausstand nach viermonatlicher Dauer fruchtlos erloschen. Ihren Sieg feierten die Arbeitgeber, obwohl er ihnen selbst die schwersten Verluste geschlagen hatte, in edelmütiger Weise durch die Gründung einer allgemeinen Kasse für die Versorgung der Alten und Invaliden.

An gutem Geist fehlt es wirklich weder unter den Bürgern noch besonders unter den Industriellen der katalanischen Bezirke. Seit mehreren Jahren verfolge ich die Nachrichten über soziale Werke und Wohltaten in Barcelona und seiner Umgebung. Ich kann sagen: es geschieht soviel, daß, wenn man die auf das Lob der Presse verzichtende Tätigkeit der religiösen Genossenschaften in die Rechnung einbezieht, man kein Elend sollte erdenken können, das nicht sofort gelindert, wenn nicht ganz behoben würde. Größer noch als die Mildtätigkeit und Hilfsbereitschaft der Katalanen, namentlich der Barcelonesen, ist nur die in der roten Woche so grell beleuchtete Undankbarkeit der bekanntlich in ihrer Mehrheit aus den ärmeren Provinzen Spaniens erst seit Beendigung des letzten Karlistenkrieges (1875) zugewanderten, ungebildeten, religiös verwahrlosten, jeder Hetzerei zugänglichen Arbeiterschaft. Daß auch die Frauen anfangen, sich von der bequemen Abfindung mit dem Almosen loszusagen und zu Schutz und Förderung der ehrlichen Arbeit überzugehen, ist besonders erfreulich. Die spanische Frau tut damit die ersten Schritte auf dem Wege von der südländischen, auf Lieben und Leiden beschränkten zur nordischen, arbeitenden und helfenden Frau. In Barcelona geht mit einem rührenden Beispiel die greise Dolores Moncerdá y Maciás voran, welche ihr an schriftstellerischen Erfolgen reiches Dasein mit der Gründung des Schutzvereins für die Nadelarbeiterinnen vielleicht nicht einmal abschließt. Am 18. Juli eröffnet, hat die Gesellschaft während der stillen Sommermonate 80 Frauen um 20 bis 100 % besser als sonst bezahlte Arbeit verschafft. Die Wirksamkeit dieses Beispiels zeigte sich schon in der starken Teilnahme von Frauen an der sozialen Woche.

Nur der Grundsatz, nicht in die aktuelle Politik einzugreifen, hat den Ausschluß einer der umstrittensten Fragen von dem Programm der sozialen Woche rechtfertigen können: der Frage der allgemeinen oder beschränkten Wehrpflicht. Nirgendwo vielleicht hat das Unwesen des Loskaufs mehr soziales und sittliches Unheil gestiftet als in Spanien. Der Heeresdienst ist so verhaßt, daß auch der mindestbemittelte Vater noch sinnt und sorgt, seinen Sohn loszukaufen. So werden Millionen von Ersparnissen, die dem Bauer, dem Handwerker, dem Kaufmann gerade in seinen besten Lebensjahren (wenn sein Sohn 20 Jahre alt wird) zur Erweiterung und Verbesserung seines Broterwerbes dienen könnten, dem unfruchtbaren Moloch des Staates in den Rachen geworfen und neue Verwünschungen zu den alten auf dessen verruchtes Haupt gehäuft. Während das Heer sich aus den Allerärmsten zusammensetzt, öffnet der Neid zwischen diesen und den Glücklicheren den Riß noch weiter. Da außerdem kein Reservist heiraten darf, so erklärt sich bei dem heißen Blut des Spaniers ohne weiters die große Zahl der wilden Ehen und der unehelichen Kinder. Der Pfarrer traut den Reservisten, wenn dieser die Geldstrafe, die jenen dafür trifft, bezahlt. Vergebens hat der Episkopat gegen diesen grausamen Unfug, der nicht eine lichte Seite hat, immerfort Einspruch erhoben. Da aber Spanien unmöglich die Last eines Volksheeres, wie sie die ehrlich verstandene Wehrpflicht mit sich bringen würde, ertragen kann, da ferner die Existenz eines solchen das Land nur zu leicht zwecklos in internationale Verwicklungen ziehen würde, scheint die Lösung dieser wahrhaft sozialen Frage im Sinne eines Berufsheeres nach englischer Art, wozu Spanien in seiner Gendarmerie (Guardia civil) einen vortrefflichen Kern besitzt, die einzig erträgliche zu sein. Bekanntlich hat aber Canalejas zum soundsovielten Male die Einführung der Wehrpflicht vorgeschlagen.

Für die Erziehung des ungebildeten Mannes zur Selbstzucht hat der junge Geistliche Yvon l'Escop durch die Gründung der Lliga del Bon Mot einen vielversprechenden Anfang gemacht. Dieser Bund hat als einziges Ziel die Veredelung der oft rohen, unflätigen und gotteslästerlichen Sprache des Arbeiters, Bauers und Handwerkers. Anfangs von den Liberalen und Republikanern lebhaft angefeindet, entfaltet die Gesellschaft jetzt eine wohlgeordnete und anscheinend gesegnete Wirksamkeit.

Aus den vorstehenden Mitteilungen dürfte erhellen, daß der Boden für die Lehren einer sozialen Woche in Barcelona nach vielen Seiten hin bereitet war. Sie wurde Sonntag, den 27. November, eingeleitet durch feierliches Hochamt in der Kathedrale, welches der Erzbischof von Tarragona Costa y Fornaguera hielt, während der Bischof von Barcelona Laguarda y Fonollera predigte und der vornehmste Gesangverein der Stadt, das Orfeó catalá, die liturgischen Gesänge vortrug. Am Nachmittag wohnte auch der Bischof von Lérida der Eröffnung im Palast der schönen Künste an, bei welcher der Bischof von Vich Torres y Bages, ein rühriger sozialpolitischer Schriftsteller, die Festrede hielt. Von dem in seiner Mehrheit sozialdemokratischen Stadtrat fanden sich nur einige Mitglieder der Minderheit ein; die staatlichen Behörden glänzten durch Abwesenheit. Der Bischof von Vich sprach über das Wesen der Arbeit und die Verwendung ihrer Früchte, besonders über die Pflichten des Reichtums. Die Vorträge im Laufe der Woche hatten zum Gegenstande: Die Grundzüge des sozialen Katholizismus (Universitätsprofessor Rodriguez de Cepeda), Die Segnungen des Katholizismus für die Gesellschaft (Kanonikus Dr. Mas), Aufgaben des Staates und der Gemeinde in der Arbeiterfrage nach katholischen Grundsätzen (Generalsekretär der internationalen Gesellschaft für den Schutz der Arbeit Sangro y Ros de Olano), Kapital und Arbeit (A. Lugan), Die sozialen Pflichten der Frau in der Arbeitsfrage (P. G. Galan S. J.), Die akademische Jugend und die sozialen Probleme (J. Trias), Die Teilnahme des Geistlichen an der Förderung der Arbeitervereinigungen, Die Sonntagsruhe (ist in Spanien Gesetz, wird aber mangelhaft beobachtet; F. Gonzalez Rojas), Arbeiterversicherung (Moragas), Vorkehrungen gegen unfreiwillige Arbeitsstockung (Prof. Miguel Sastre), Arbeiterkoalitionen (Prof. F. Ripoll), Notwendigkeit gesetzlicher Regelung der

Arbeitervereinigungen (Univ.-Prof. Ign. Gimenez), Die Wirksamkeit des Volksvereins (obwohl der Redner immerfort die deutsche Bezeichnung gebrauchte, schien er nicht zu wissen, daß der Urtypus des Volksvereins deutsch ist; Prof. A. Pont y Llodrà), Die berufliche Organisation (Prof. R. Plà y Daniel; nach ihm bestehen in Spanien 1147 Arbeitervereinigungen mit 171,740 Mitgliedern neben 398 spezifisch katholischen: 60 innungsartigen, 18 ländlichen); in der festlichen Schlußsitzung, der auch der apostolische Nuntius Vico beiwohnte, hielten die Bischöfe von Osma und Barcelona die letzten allgemeinen Vorträge über die sozialen Lehren des Evangeliums. Auf dem Barcelona beherrschenden Berge Tibidabo fand ein gemeinschaftliches Mahl statt. Die Beteiligung an den Vorträgen wuchs im Laufe der Woche; einige wenigstens scheinen tiefen Eindruck hinterlassen zu haben. Möge die Nachwirkung dieser Tage dauerhaft und tief sein!

Die Stadt Barcelona eröffnet im Beginn des Januars 1911 ein soziales Museum, zu dessen besserer Einrichtung sie mehrere Stipendiaten zu volkswirtschaftlichen Studien ins Ausland entsandt hat. Ich vereinige meine Bitte mit der des nach Deutschland geschickten Herrn Cebrià Montoliu (Barcelona, Rambla de Catalueya 79), daß die deutschen Städte diese Einrichtung durch Ueberlassung von Plänen, Abbildungen, statistischen Tafeln und anderem einschlägigen Material unterstützen mögen. Besonders hoffe ich, daß unser Volsverein sich einen besonderen Ehrenplatz dort sichern werde.

Bedenken eines katholischen Buchhändlers.

Einige Zuschriften aus dem Klerus.[1]

Aus München: „Den Artikel Waibels habe ich eben gelesen. Ich halte es für sehr gut, daß solche Stimmen, die ich auch schon dann und wann vernahm, an die Oeffentlichkeit dringen. Unter allen Umständen bedarf das private katholische Verlagsgeschäft eines weitreichenden Schutzes. Allerdings muß ich aber auch sagen, daß die Kolportage, gegen welche Herr Waibel vor allem sich wendet, von den katholischen Verlagen in keiner Weise auch nur angegriffen, viel weniger durchgeführt wurde, während die Schmutzkolportage wie ein Strom immer tiefer ins Volk drang. Daß die deutschen Katholiken sich immer dringlicher mit dieser Aufgabe befaßten, ist ebenso selbstverständlich, wie das Gegenteil unbegreiflich wäre. Ich gebe ohne weiteres zu, daß mehr als bisher nach der anderen Seite hin gesorgt werden muß, damit das, was an sich nützlich ist, nicht auf der anderen Seite Schaden bringt. Was den Volksvereinsverlag speziell anbelangt, so liegt seine Stärke in der Gediegenheit und Einzigartigkeit der Schriften. Der Verlag ist nicht von den Mitgliederbeiträgen gespeist, sondern eine G. m. b. H. Die für die Vertrauensleute und Agitatoren des Vereins nötigen Schriften gehören auch im allgemeinen nicht zum Bestand der Buchhandlungen. Im übrigen kommt zweifellos die Steigerung des Interesses und Lesebedürfnisses auch den Verlagen zugute, um deren Wohlergehen, ich möchte das ausdrücklich konstatieren, wir uns alle sehr kümmern müssen."

Aus Württemberg: „Im übrigen begrüße ich freudig diesen Anlauf zur Selbsthilfe; die Ausführungen hätten aber doch noch deutlicher und eingehender sein dürfen; mit Andeutungen über die einzelnen Mißstände ist der Sache nicht genügend gedient. Mir scheint unter den heutigen Verhältnissen der Stand der katholischen Buchhändler einer der schwierigsten zu sein, so daß sie wohl treue Unterstützung von allen Seiten verdienen."

Vom Niederrhein: „Die Ausführungen eines katholischen Buchhändlers habe ich schon lange erwartet; vieles, sehr vieles darin unterschreibe ich. Aber wie Abhilfe schaffen?"

Aus Westfalen: Der „Notschrei" des Herrn Buchhändlers Waibel ist mir aus der Seele geschrieben, denn er wirft endlich einmal grelle Schlaglichter auf Verhältnisse, die nachgerade unerträglich geworden sind. Vor drei Jahren, als ich hier meine Stelle antrat, wußte mich ein Bruder aus ...... zu überreden — ich war soeben aus dem Seminar gekommen — doch zum Besten der Missionen Kalender zu vertreiben: Ich tat es ohne große Mühe durch die Schulkinder, jedoch mit innerem Widerstreben, denn ich fühlte, daß ich etwas Unrechtes tat. Und so schrieb ich denn bei der Einsendung des Betrages an das betreffende Kloster: Man möge mich in Zukunft ein für allemal mit der Sache verschonen. Ich wolle unseren Sortimentern nicht in den Rücken fallen und sie indirekt zum Vertriebe von Schundliteratur zwingen. Soviel zu der einen Ursache der Buchhändlernot. Nun zu einer andern, die mir viel wichtiger scheint: das ist das Unwesen der Kolporteure, die bei katholischen Geistlichen und Laien auf Ratenabzahlung größere Werke vertreiben. Diese sind die eigentlichen Verwüster unseres lokalen Sortimentsbuchhandels. Ich will es an mir selbst beschreiben. 1. Zunächst kam vor drei Jahren irgendein Vertreter irgendeiner obskuren Buchhandlung aus .... und nötigte mir .... auf: Ich ließ mich durch „günstige" Zahlungsbedingungen blenden: Unser Sortimenter war 20—30 M ärmer, da ich mir das .... sonst bei ihm gekauft hätte. Vor zwei Jahren das ähnliche Schauspiel: Da ließ ich mir von einem andern die .... Klassikerausgabe aufdrängen, die ich mir auch ohnehin schon kaufen wollte: Als ich mir nachher die Zahlungsbedingungen überlegte: dieselben waren geradezu jämmerlich. Und so schwor ich mir denn: in Zukunft niemals wieder. Aber vor einem Jahre kam Nr. 3 aus ....: „.... gefällig?" — Ich sah und — bestellte. Einige Monate später war der Zahlungsbefehl da, weil ich gedacht hatte, erst muß das ganze Werk da sein. Nun aber ist's sicher aus! 2. Zum Schluß muß ich mich noch einer Sünde schuldig bekennen, so schwer es mir auch wird. Vor einigen Monaten kam ein unbekannter Kolporteur und bat mich, ihm zu bescheinigen, daß ..... in katholischen Familien verkauft werden dürfe. Ich schwankte lange, ob ich den vielen Beispielen anderen Herren Confratres folgend auch meinen Namen in das vorgelegte Buch setzen solle: Schließlich tat ich es, in der Erwägung: „Besser wird ein katholisches Buch mit Energie betrieben, als daß später Schund für das Geld gekauft wird." Doch, hätte ich es nicht getan! Kommen da vor einigen Tagen zwei Frauen in heller Verzweiflung zu mir und klagen: „Herr Kaplan, was ist zu machen? Wir haben uns auf Ihre Bescheinigung hin das teure Buch — für 18 M — aufschwatzen lassen — als Weihnachtsgeschenk. Und nun toben unsre Männer, verweigern die Annahme und wollen nicht zahlen. Der Buchhändler aus .... droht mit dem Rechtsanwalt! ..." ... Ich Unglücklicher! Das habe also ich auch noch auf dem Gewissen! Darum schlage ich folgendes vor: Mögen sich die katholischen Sortimenter an die HH. Bischöfe wenden mit der Bitte, doch die Seminaristen vor dem Eintritt in die Praxis zu warnen, daß sie nicht leichtsinnig fremden Kolporteuren Aufträge oder Empfehlungen geben. Die katholischen Sortimenter am Platze werden gern ebenso günstige Zahlungsbedingungen für Laien und junge Priester bieten und beim Eintreiben der fälligen Summe nicht so rücksichtslos vorzugehen brauchen wie die Kolporteure aus.... und .... — Wie ich aus eigener Erfahrung und von manchen anderen Confratres weiß: da liegt eine Hauptursache für die prekäre Lage des katholischen Buchhandels in manchen Städten."

In den letzten Tagen trafen noch mehrere Zuschriften von Geistlichen ein, die sich in ähnlichem Sinne äußerten. Zum Schlusse noch die offene Aussprache eines katholischen Geistlichen im „Sprechsaal" der „Augsburger Postzeitung" vom 26. November 1910 (Nr. 267):

„Katholischer Buchhandel. In Nr. 48 der „Allgemeinen Rundschau" schüttet ein Sortimenter in beweglicher Klage sein Herz aus über den schweren Existenzkampf in seinem Berufe. Durch an sich gutgemeinte Unternehmungen katholischerseits wird der Kampf immer schwerer gemacht. Verfasser dieser Zeilen vertritt nun schon seit langer Zeit in Theorie und Praxis die Anschauung, man solle den katholischen Kleinbuchhandel möglichst unterstützen. Ein Zweifaches ist dadurch gewonnen: eine Existenz wird ermöglicht und eine neue Kraft für die katholische Sache engagiert. Und ein Drittes wird verhindert, — der Kleinbuchhändler ist nicht gezwungen, Schundware zu verschleißen. Mancher tut es schweren Herzens — aber die liebe Not! Im Interesse der guten Sache wäre zu wünschen, daß unsere großen Verlage sich weniger darauf verlegen würden, direkte Kunden zu gewinnen. Das gegenwärtige Gebaren aber, die Versendung von Ansichtssendungen usw. entzieht dem Kleinbuchhändler die Kundschaft. Namentlich aber die Herren Geistlichen könnten Gutes stiften, wenn sie bei allen Bücherbestellungen sich eines einheimischen oder nahegelegenen Kleinbuchhändlers bedienten. Wenn ich alljährlich dem Kleinbuchhändler X in Y 100 M für Bücher bezahle, dann habe ich ein Recht, in den betr. Buchhändler zu dringen, daß er keinen Schund, sondern solide Ware anbietet. Warum sollen wir nicht auch Zeitschriften und dergl. durch Vermittlung eines Kleinbuchhändlers beziehen? Verfasser dieses bestellte einmal durch einen Kleinbuchhändler ein treffliches Standesgebetbuch. Ein andermal ein anderes gutes Buch. Beim Abholen sagte mir der Buchhändler, er hätte sich die Sache gleich in mehr Exemplaren beigelegt, denn „die Sachen müssen doch etwas taugen, sonst würden Sie dieselben nicht bestellen". Das einzige Opfer, das man zu bringen hat, ist etwas Geduld, der Kleinbuchhändler kann nicht so prompt aufwarten — was liegt daran? Sogar noch einen materiellen Gewinn kann ich verzeichnen: wenn ich ein Buch in einer entfernteren Großbuchhandlung beziehe, wird mir das Porto aufgerechnet, beim Kleinbuchhändler erspare ich es. Diese Gelegenheit möchte ich auch benützen, zu zeigen, wie man sich mit den Kleinbuchhändlern zur Verbreitung guter Literatur in der Weihnachtszeit verbinden kann. Was mir in den Wochen vor Weihnachten an Katalogen, literarischen Werkurteilen usw. in die Hand kommt, sammle ich, um daraus eine Zusammenstellung der besten, für den jeweiligen Bevölkerungskreis geeignetsten Literaturerzeugnisse zu gewinnen. Diese Zusammenstellung lanciere ich in Form eines Artikels in die Lokalpresse, die für derartige Mithilfe sehr dankbar ist. Zugleich veranlasse ich den betr. Buchhändler, sich die Werke beizulegen, um sie über Weihnachten parat zu haben. Weil wir gerade von guter Literatur reden, möchte ich noch einen Vorschlag machen. Es kommt die Zeit der Weihnachtsverlosungen. Es bedürfte oft nur eines Wortes seitens der Ortsgeistlichen, um die Leiter derartiger Veranstaltungen zu veranlassen, statt oder neben den oft sonderbaren Verlosungsgegenständen auch gute Bücher (es müssen aber nicht gerade Gebetbücher sein) zu verlosen. Natürlich bestellt man diese beim einheimischen Buchhändler."

[1] Vgl. die „Zuschriften aus Sortimenterkreisen" in Nr. 51 (S. 925).

Eine Bibliothek katholischer Pädagogik.

Von Professor Dr. Kornel Krieg, Freiburg i. Br.

„Ex antiquo novum. Die Erfahrungswahrheit, daß wir in die Vergangenheit schauen müssen, wenn wir die Gegenwart verstehen und für die Zukunft sorgen und uns über den Weg, den wir gehen sollen, orientieren wollen, hat auch für die Erziehung und die Erziehungswissenschaft seine volle Geltung. Ja hier in ganz besonderem Maße. Man ist heute auf pädagogischem Gebiete mit allen Kräften bemüht, der geschichtlichen Entwicklung nachzugehen. Auf die „geschichtslose" philosophische Periode der Aufklärungspädagogik trat im vorigen Jahrhundert ein Umschwung ein: man erforschte die Vergangenheit und suchte Anknüpfung an die Tradition, indem man begann, ältere pädagogische Klassiker neu aufzulegen, unedierte Schulordnungen und Erlasse herauszugeben, „Bibliotheken" von Schriften führender Pädagogen älterer und neuerer Zeit anzulegen. Wir nennen von solchen Sammlungen nur Kehrbachs Monumenta Germaniae paedagogica. Aber diese Sammlungen leiden alle an dem Mangel, daß die katholischen Schriftsteller fast ausnahmslos (nur Fénelon, Vives und Sailer pflegen Gnade zu finden) und desgleichen die altkirchlichen und mittelalterlichen Pädagogen ausgeschlossen werden. Da faßten hervorragende katholische Schulmänner, nämlich Weihbischof F. J. Knecht, L. Kellner, H. Rolfus und F. X. Kunz im Jahre 1888 den mutigen Entschluß, eine „Bibliothek katholischer Pädagogen" herauszugeben. Da mit dem 1909 veröffentlichten 16. Bande die „Bibliothek" zu einem vorläufigen Abschluß gekommen ist, möchten wir die Leser der „Allgemeinen Rundschau" etwas mit dem hochwichtigen Unternehmen bekannt machen. Das bisher Geleistete verdient es wahrlich, einem weiteren Leserkreise Kenntnis davon zu geben. Hören wir, was Absicht und Plan der Herausgeber war.

„Von der Ueberzeugung ausgehend, daß die wahren Grundsätze der Erziehung, wenigstens in ihrem religiös-sittlichen Kerne, ein Gemeingut aller christlichen Völker sind, wird unsere Bibliothek ihren Stoff den Schriftwerken aller christlichen Jahrhunderte und verschiedener Nationen entnehmen und so dem Inhalte nach christlich, der Zeit nach universell und dem Raume nach international sein. Sie wird sowohl für die theoretische und praktische als für die historische Pädagogik ein überaus reichhaltiges und gediegenes und, was besonders beachtet werden möge, fast durchweg neues Material bieten, auf Grund von welchem es dem Forscher erst möglich sein wird, eine gründliche Kenntnis von dieser Wissenschaft und einen vollständigen Ueberblick über ihre historische Entwicklung zu gewinnen. Scheinbar beschränkter als die genannten bisherigen Sammlungen, dehnt sich der Kreis unseres Planes dennoch weiter aus, als der aller anderen derartigen Sammelwerke, insoweit wenigstens, als er alle christlichen Jahrhunderte umspannt."

Das neue Unternehmen war außerordentlich schwierig, erforderte große Arbeitskraft und stellte auch an die Herdersche Verlagsanstalt, welche die Bibliothek übernahm, nicht geringe Forderungen und verlangte von ihr bedeutende Opfer. Nach 20 Jahren angestrengter Arbeit steht eine auserlesene Sammlung von 16 stattlichen Bänden vor uns, die an Gediegenheit den Vergleich mit allen ähnlichen Sammlungen aufnehmen kann, die meisten weit überragt.

Die Reihe wird eröffnet (Band 1 und 2) von drei gefeierten italienischen Pädagogen der älteren Zeit des Humanismus, es sind dies der Kardinal Antoniano, Mapheus Vegius und Aeneas Sylvius (der nachmalige Papst Pius II.). Von da werden wir (Band 3) zur Karolingischen Renaissance und in das Zeitalter der Ottonen zurückgeführt: Alkuin, Hraban, Jonas v. Orléans, Hugo v. St. Viktor und andere lernen wir kennen; und auch eine fürstliche Frau, Dodana, fehlt nicht im Kreise der mittelalterlichen Pädagogen. Im Fluge gelangen wir (Band 4) herab ins 17. und 18. Jahrhundert zu M. Sailer und Franz von Fürstenberg und ihren pädagogischen Schriften. Der 5. Band ist dem höchst einflußreichen Schulreformator, dem Mitbegründer der Volksschule, J. von Felbiger gewidmet, während der 6. Band dem salzburgischen „Overberg", nämlich Michael Vierthaler, geweiht ist, einer der tüchtigsten Schulmänner und Erziehungsreformatoren des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts. An diese neueren Pädagogen reihen sich (im 7. und 8. Bande) wieder Humanisten, nämlich der Kardinal J. Dominici und der Kartäuser Nikolaus Kempf, Erasmus und Vives mit ihren pädagogischen Schriften. Vives, dieser bahnbrechende universale Geist, kommt allmählich zu seiner Ehre. Die folgenden 3 Bände bringen das Bedeutsamste aus der Pädagogik der Jesuiten und über dieselbe, darunter die ratio studiorum in eigenem Bande, welchem der protestantische Professor Freytag das allergrößte Lob spendet. Band 12 macht uns mit der Methodik des belgischen Gelehrten B. A. Achille, dessen Werk eine Musterleistung genannt werden muß, bekannt. Ein folgender Band enthält Sailers berühmte Schrift: Ueber Erziehung für Erzieher, während in Band 14 M. Siebengartner einen höchst wertvollen Beitrag zur Geschichte der geistlichen Bildungsanstalten, also ein sehr zeitgemäßes Thema, liefert. Der 15. Band führt uns in die Erziehungsschule eines Aegidius Romanus da Colonna, eines edlen und gelehrten Johannes Gerson, eines Dionysius Kartusianus und Sadolet. Der letzte (16.) Band endlich bietet das erste vollständige System der italienischen Pädagogik, das umfangreiche Werk des gelehrten Turiner Professors Rayneri († 1867), der mit weitem Blick die philosophische und pädagogische Literatur der älteren und neueren Zeit beherrschend, die Pädagogik in organischen Verbindung mit der Philosophie und Theologie setzt und ihr eine streng wissenschaftliche Form zu geben sucht.

Alle in fremder Sprache verfaßten Werke erscheinen in deutschen Originalübersetzungen, denen wertvolle biographische Einleitungen und Charakteristiken der Persönlichkeiten, wie auch der Zeit und Zeitströmungen vorausgeschickt werden.

Die 16 Bände bilden in der Tat eine auserlesene Bibliothek des Wertvollsten aus dem Jahrtausend von Karl dem Großen bis herab ins 19. Jahrhundert. Auch der gebildete Laie wird mit Staunen erfahren, was die Vergangenheit Bleibendes auf dem pädagogischen Gebiet geschaffen hat. Unsere „Bibliothek" dient den Interessen der Wissenschaft und der Praxis sowie der historischen Wahrheit und Gerechtigkeit.

Zur Entgegnung auf den Artikel des Herrn Dr. Rösch.

Wenn es auf den Artikel des Herrn Dr. Rösch in Nr. 50 (S. 895) ankäme, dann wäre meine Schrift gegen ihn nichts als eine Sammlung abfälliger Urteile ohne alle Beweiskraft. Keinen einzigen „Methodenfehler" hätte ich ihm nachgewiesen. Allein ich habe längst (s. meine Schrift S. 22) darauf verzichtet, ihm und seinen Verbündeten etwas nachzuweisen; es wäre verlorene Mühe. Mir ist es um Unbefangene zu tun. Daß diese anders urteilen, das zeigt z. B. die Besprechung in der „Theol. Revue" 1910, Nr. 18, einem Organ, das wohl auch mein gelehrter Gegner als wissenschaftlich gelten lassen muß, und von einem Manne, dem nach seinen Publikationen niemand die Kompetenz absprechen kann. Wer dort als „siegreich" bezeichnet wird, ist nicht Herr Rösch, sondern ich, und wer zu den „Toten" gelegt wird, bin nicht ich, sondern Herr Rösch. Das kann genügen.

Wenn Herr Dr. Rösch den zehnten Teil der Feinfühligkeit, mit der er jetzt jede ironische, an sich gar nicht injuriöse Wendung als Beleidigung empfindet, damals gezeigt hätte, als er ohne jeden objektiven Grund einem akademischen Lehrer kindliche Unwissenheit, Mangel an wissenschaftlicher Methode, dreißigjähriges Schlafen, Possenreißen, blinde Wut u. ä. vorwarf, dann wäre die ganze Polemik nicht in dieser Weise vergiftet worden. Mir konnte aus meinem Berliner Vortrag kein einziges injuriöses Wort nachgewiesen werden.

Auf den sehr begreiflichen Wunsch der Redaktion verzichte ich an dieser Stelle auf eine weitere Entgegnung. Der urteilsfähige Leser wird gerade an dem Artikel Röschs von selbst wahrnehmen, daß meine Schriften nicht vergeblich waren.

Würzburg, 13. Dez. 1910. Prof. Dr. Merkle.

In Nr. 53, dem letzten Hefte des Jahrganges, erscheint ein Rückblik auf die Sittlichkeitsbewegung unter dem Titel:

Dirnenkunst und Dirnengeist.

Von Dr. Otto von Erlbach.



Vom Büchertisch.

M. Herbert hat soeben einen zweiten Band ihrer als glänzend bekannten Aphorismen erscheinen lassen: **„Lebenssprüche und Zeitbetrachtungen“**, Ravensburg, Friedrich Alber. 8°, 101 S. Ich setze „zur Probe“ einige den ersten Seiten entnommene her: „Wer für eine große Sache nicht alles opfern kann, ist einer großen Sache nicht wert.“ „Die Menschen haben Peitschen genommen und die Güte aus der Welt gejagt; sie totgeschlagen auf tausend Arten. Als sie aber tot war, da erhoben sie ein solches Weinen und Wehklagen, daß es Gott erbarmte, und daß er der Güte ein unsterbliches Leben gab, auf daß sie immer wieder auferstünde, so oft auch die Menschen sie töten würden. Seitdem ist die Güte, die einst voll Glück und Freude war, still und entsagend geworden, denn sie kennt ihr Los.“ „Unsere Befähigung zum Glück ist so groß wie unsere Befähigkeit zur Herzlichkeit.“ „Es gibt genug arme Seelen, die aus Liebe zur Menschheit Menschenfeinde geworden sind.“ „Wir vergessen gar zu leicht, daß auch unsere Feinde fühlende und verwundbare Menschen sind.“ „Es gibt Worte, die sind wie schöne Lebensflammen; sie erwärmen uns und setzen unsere Kräfte in Bewegung. An anderen erstarren wir wie an ungeheizten Kaminen.“ „Einen realen Wert von Mensch zu Mensch haben nur die Handlungen, die aus dem Herzen kommen, und deren sind wenige.“ „Höflichkeit ist den meisten Menschen nur der Domino, den sie über dem Gewande ihrer Gesinnungen tragen.“ — Das Buch als Ganzes hält unseren Erwartungen stand, und das will einer M. Herbert gegenüber viel heißen. Ein Schatz von Lebensklugheit und -weisheit, hinter dem ein genialer Beobachter und Dichter steht, tut sich vor uns auf. Nicht als ob man den ganzen Band hindurch nur zuzustimmen hätte. M. Herbert selbst liebt die unbedingten Jasager gar nicht, und so sorgt sie dafür, daß man auch mal energischen Widerstand leistet. Aber das belebt nur die Lektüre, aus der es mitunter wie elektrische Funken sprüht. Hie und da möchte man wohl eine der Aeußerungen, als nicht relativ schwerwiegend und markig genug, entbehren. Doch Tragkraft haben sie alle, und so möge das Buch hinausgehen und an Tausenden seine Wirkung tun: selber eine „schöne Lebensflamme, die erwärmt und Kräfte in Bewegung setzt“. M. Freimund.

A. Jüngst. Sommerfäden. Neue Gedichte. Alphonsus-Buchhandlung, Münster i. W., 8°, 264 S., ℳ 4.—. Ihren beiden Gedichtsammlungen „Leben und Weben“ (1895) und „Aus meiner Werkstatt“ (1902) hat die beliebte Autorin jetzt diese dritte folgen lassen, die keine Abnahme der Kraft verrät. Im Gegenteil: Knappheit, Konzentration haben zugenommen; die früheren zu häufigen Interjektionswendungen sind fast ganz geschwunden, und die immer schon so anziehende Empfindungstiefe scheint noch gewachsen. A. Jüngst gehört zu den „stillen“ Talenten, deren Reinheit, Abgeklärtheit, Geschlossenheit an sich eine Kraft bedeutet. Wir werden noch mal mit Bewußtsein zu diesen jetzt vielfach übersehenen, ruhigen, in sich gefaßten und darum starken Menschen von unbegrenzter Güte auch in der Kunst zurückkehren lernen. Und wenn dann die Dauerergebnisse moderner Technik zu solchem Geiste der gefesteten Lauterkeit, Gemütstiefe, echten Gläubigkeit, der Selbstlosigkeit und Demut herzutreten: dann kann und muß aus der Verschmelzung eine Fülle ethischer und künstlerischer Schönheiten gezeitigt werden. Ergreifende Demut spricht aus dieser dichterischen Persönlichkeit, die in erster Linie um Reinheit ihres Liedes fleht, das sie, „mit den Armen, mit den Kleinen“ Gott darbringt. Und doch trägt ihre Dichtung nicht selten große Züge. Der Titel des vorliegenden Werkes scheint freilich nicht darauf hinzuweisen. Sie hat ihn beziehungsreich gewählt nach jenem „zauberhaften Gespinste im goldenen Sonnenschein,“ bei dessen Anblick sich ein „lichtdurchglühtes Band von Herz zu Herzen“ schlingt und mit dessen windgetragenen Fäden in „Sommers Odem“ und „Herbstes Duft“ ihr in „Liebe und Leid geborenes Lied auf Abendrotes Schwingen hinaus ins Weite“ dringt. Das unmittelbar aufs religiöse Gestimmte bildet für mich, als Gesamtheit, das Bedeutendste des Buches. Aber auch die erzählenden Gedichte des Schlußteiles, nicht zuletzt das interessante Monodram, bergen Wuchtiges. Viel Anmutiges, Sinniges, Stimmungsvolles findet sich im ersten Hauptkapitel, eine Reihe lieblicher, schöner Bildausschnitte aus dem Leben der Natur. Nicht als ob man nicht hie und da eine Strophe, auch wohl ein Gedicht entbehren möchte; nicht als ob einem in der an sich sehr gewandten Verstechnik nicht bisweilen ein Fehl, zumal eine wortverstümmelnde Apostrophierung unliebsam auffiele. Aber das alles tritt doch zurück, wenn man die Seele, die hinter dem Ganzen steht, wirklich „in Stille“ erfaßt, begriffen hat. Und wie wohltuend berührt ein solches Nahekommen! Es tut so gut, einem Künstler zu begegnen, der über den dunklen Farben der hellen fast nie vergißt, für den auch die schwärzeste Wolke einen Lichtsaum trägt, der sogar für unser schwer-trauriges „mutterseelenallein“ eine himmlische Verklärung findet. Und wie ein Segen wirkt diese (ich wiederhole absichtlich das Wort) stille, klare, keusche, ganz und gar ausgleichende Gottdurchdrungenheit. — Solcher Gaben sollten wir froh werden. E. M. Hamann.

Oscar Doering, Deutschlands mittelalterliche Kunstdenkmäler als Geschichtsquelle. Leipzig 1910. Verlag von Karl W. Hiersemann. ℳ 12. Daß der den Lesern der „Allgemeinen Rundschau“ bekannte Autor seine Darlegungen und Untersuchungen dem im obigen Titel bezeichneten Gegenstande zugewandt hat, und daß die Resultate seiner Studien ausgiebig genug sein konnten, um sie in einem umfangreichen Bande niederzulegen, ergab sich aus seiner vieljährigen Tätigkeit als Konservator der Kunstdenkmäler der Provinz Sachsen. Den Bau- und Kunstdenkmälern, ihrer Erforschung und Erhaltung ist die öffentliche Aufmerksamkeit seit langer Zeit zunehmend gewidmet. Die Regierungen aller Kulturländer bemühen sich um sie und sind bestrebt, das Interesse der Bevölkerung dafür zu beleben und zu fördern. Eine mühselige Aufgabe angesichts des im ganzen immer noch nicht genug entwickelten Kunstverständnisses sehr breiter Volksschichten. Nur langsam sind daher die Fortschritte des Denkmälerschutzes, soweit dieser aus freier Ueberzeugung hervorgehen soll. Das Döringsche Werk sucht nun den Hebel an einer Stelle anzusetzen, wo wohl einiger Erfolg zu hoffen ist. Besser als das Interesse für die Erzeugnisse der Kunst ist im Volke das für geschichtliche Vorgänge und Zusammenhänge ausgebildet, auf die ja schon der Schulunterricht hinweist. Doerings Absicht ist nun, darzutun, daß ein großer Teil des Wertes, den unsere alten Denkmäler besitzen, in ihrer historischen Bedeutung liegt, daß man sehr zahlreiche von ihnen geradezu als Quellen für die Geschichtsforschung anzusehen hat. Um diesen Wert nicht zu schmälern oder gar zu beseitigen, hat man sie daher mit derselben Sorgfalt zu behandlen wie die geschriebenen Dokumente der Vorzeit. Sucht hiermit das Doeringsche Werk die berufsmäßige und die freiwillige Denkmalpflege zu beeinflussen, so stellt sich für den Historiker das Buch als eine Parallelarbeit zu Wattenbachs und Lorenzs bekannten Werken über die literarischen Geschichtsquellen Deutschlands dar. In ersterer Richtung war bisher in der Literatur sehr wenig, in letzterer nichts geschehen. Das Doeringsche Werk hat sich damit bescheiden müssen, das deutsche Mittelalter zu behandeln. Bei weiterer zeitlicher und örtlicher Ausdehnung wäre es viel zu umfangreich oder im einzelnen wohl allzu kurz geworden. Dafür ist das gewählte Einzelfeld um so eingehender bearbeitet. Alle Gebiete der Kunst werden durchgeprüft: Baukunst nach kirchlicher und profaner Richtung; Malerei und Plastik; angewandte Kunst, Heraldik und Epigraphik. Ueberall wird deutlich der Weg gezeigt, der für weitere Untersuchungen anderer ratsam scheint. Wer das Doeringsche Buch nachprüft, wird darin als Frucht sehr umfassender Studien und Reisen eine Menge neuer Ergebnisse finden. Auch das technisch zufriedenstellende reichliche Bildermaterial ist so ausgesucht, daß es sehr vieles wenig oder gar nicht Bekannte vor Augen stellt. Nützlich sind die den wichtigsten Kapiteln als Anlagen beigefügten Denkmälerverzeichnisse; auch ein am Schlusse gegebenes Heiligenlexikon sei nicht unerwähnt. Das prächtig ausgestattete Werk verdient die weiteste Beachtung. Kein kunstliebender Deutscher sollte an demselben vorübergehen. Ganz besonders den Lesern der „Allgemeinen Rundschau“, denen der Autor längst vertraut ist, sei es warm empfohlen. Karl Mertens.

„Zurück zu Christus! Religiöse Lehr- und Wehrschriften für jedermann.“ Verlag von Carl Ohlinger, Mergentheim a. T. Der Sammlung „Allgemeine Bücherei“ (vgl. Allg. Rundschau Nr. 39 vom 24. September 1910) läßt der Verlag nunmehr eine Broschürensammlung: „Zurück zu Christus“ an die Seite gehen. Sie soll eine apologetische Fundgrube werden für jedermann. Denn ein jeder, zumal der Arbeiter in den Städten, wird heutzutage öfter als ihm lieb ist, in die Lage kommen, seinen Glauben gegen Angriffe verteidigen zu müssen. Aber wie mancher steht in solchen Augenblicken ratlos da! Es ist darum gewiß ein anerkennenswertes Bestreben, in populärer Form auf wissenschaftlicher Grundlage jedermann geistige Verteidigungswaffen auch gegen die modernsten Gegner zu liefern. 2 Bändchen liegen bis jetzt vor: 1. „Zurück zu Christus auf wissenschaftlichem, auf moralischem und auf sozialem Gebiete“ und 2. „Der da lebt und regiert von Ewigkeit zu Ewigkeit“. Antwort auf die Frage: „Hat Christus gelebt?“ Beide haben als Verfasser den bekannten Pfarrer Guido Haßl. Der ungemein billige Preis von nur 10 Pfennig pro Nummer wird den auch äußerlich gefälligen Heftchen mit dem Wahrzeichen der alten Deutschordensstadt Mergentheim, dem Ordensritter mit dem Kreuz in der hocherhobenen Linken, sicherlich eine stattliche Anzahl Leser verschaffen. Josef Wernado.

Alfons Steinberger, „Der Dombaumeister von Regensburg. Eine Geschichte aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts“, Regensburg 1910, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, 8° 98 S. ℳ 2.—, geb. ℳ 2.60. — Der zumal bei Jugend und Volk beliebte Verfasser bietet hier eine dem treuherzigen Vortrage nach anspruchslose, im Kern gesunde Erzählung, die gewiß breite Kreise gewinnen wird. M. Freimund.

Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Professor Dr. Friedrich Vogt und Professor Dr. Max Koch. Dritte neubearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, Bibliographisches Institut 1910. Zwei Bände gebunden 20 ℳ. — Die vorliegende Literaturgeschichte erfreut sich in breiten Kreisen einer ziemlichen Beliebtheit, das beweist die innerhalb zwölf Jahren erschienene dritte Auflage. Diese Nachfrage erklärt sich nicht zuletzt aus der vorzüglichen Ausstattung und dem glänzenden Bilderschmuck des Werkes, um dies gleich von vornherein hervorzuheben. Der erste Band enthält 62 Abbildungen im Text,

19 Tafeln in Farbendruck und Holzschnitt und 15 Faksimilebeilagen; der zweite 111 Abbildungen, 12 Tafeln in Kupferstich, Holzschnitt und Tonätzung, 5 Buchdruckbeilagen und 28 Faksimilebeilagen. Es ist eine helle Freude für den Leser dieser Literaturgeschichte, die vielen den Text ergänzenden Abbildungen aus alter und neuer Zeit genießen zu können. Insbesondere der Einblick in alte Handschriften dürfte von den Studierenden und den philologischen Benützern sehr dankenswert empfunden werden. Was nun die Darstellungsweise und den Grundton anlangt, der das Werk beherrscht, so ist das kulturgeschichtliche Moment für die Verfasser maßgebend gewesen. Sie haben nicht in philologisch-akademischer Trockenheit die Daten der Literatur wiedergegeben, sondern sie haben die Literatur auf die breite Unterlage der Gesamtkultur gestellt. Infolge der erstaunlichen Belesenheit Kochs ist es ihm gelungen, alle Disziplinen, Philosophie, Kunst, Musik usw. seiner Absicht dienstbar zu machen, ein allseitiges klares Bild der deutschen Literatur im Rahmen des nationalen und geistigen Charakters der verschiedenen Zeitperioden zu entwerfen. Sehr angenehm fällt es in die Augen, daß die Gegenwart ziemlich eingehend berücksichtigt worden ist. Und zwar ist Koch kein blinder Lobredner der Moderne. Tagesgrößen wie Wassermann, Thomas Mann lehnt er ab. Die „ungesunde und unsittliche Erotik" eines Richard Dehmel, Bierbaum usw. rügt Koch mit aller Schärfe. Groß ist die Wertschätzung, die er dem Dreizehnlindendichter Weber entgegenbringt, „auf dem seine Freunde stolz sein können". Anerkennenswert ist auch das Bestreben, den katholischen Dichtern gerecht zu werden. Enrica v. Handel-Mazzetti nennt er neben Bartsch die bedeutendste unter allen österreichischen Dichtern und Dichterinnen; neben Ricarda Huch hält er sie überhaupt für die bedeutendste lebende Dichterin. Nanny Lambrecht, M. Herbert, Isabella Kaiser, Anna von Krane, Alban Stolz, Hansjakob, Lorenz Krapp werden wohlwollend gewürdigt. Friedwalts „Katholische Studenten" hätte sich der Verfasser ruhig schenken können. Leider muß bemerkt werden, daß im katholischen Dichterwald noch viele glänzende Namen vertreten sind, die übergangen worden sind. Seebers ewiger Jude kann an epischer Wucht und Kühnheit getrost neben vielen anderen ähnlichen Werken sich sehen lassen. Es fehlen auch Kralik und Domanig. Daß sogar Paul Keller, unstreitig der beste heute lebende Erzähler im katholischen Deutschland, nicht gewürdigt wurde, muß im Interesse der Objektivität und Vollständigkeit des Werkes tief beklagt werden. Es ist das um so auffallender, als Koch selbst Hausnachbar Paul Kellers, des hochstrebenden Herausgebers des „Guckkastens", ist. Philologen und Literarhistorikern sehr willkommen werden die Literaturnachweisungen sein, die unter Berücksichtigung auch wichtigerer Zeitschriftenaufsätze bis in die Gegenwart fortgesetzt sind und für literarische Forschungen kritische zuverlässige Quellenangaben bieten. Im gleichen Verlage ist erschienen eine **Weltgeschichte der Literatur** von Otto Hauser (1910, 2 Bände geb. 20 M). Hauser ist als Uebersetzer fremder Literaturen wohlbekannt. Ob ihn aber diese Eigenschaft und seine große Belesenheit mit Erfolg an die Ausarbeitung eines so schwierigen Werkes wie das einer Weltgeschichte der Literatur herantreten ließ, muß bezweifelt werden. Wenn eine Weltliteratur mehr sein soll als eine Aneinanderreihung verschiedener Literaturen, so muß ein einheitliches geistiges Band gefunden werden, welches alle Literaturen der Welt mit einander verknüpft. Dieses Band erblickt Hauser in den Resultaten der anthropologischen Forschung. Die Träger der Kultur seien nach Hauser stets die „lichten Völker", „indem die europäischen Genies zu mehr als drei Vierteln rein oder nur leicht getrübt der lichten Rasse angehören". Die Rasseveränderungen seien die tieferen Gründe für den Aufschwung oder Niedergang der Völker. Auf dieser anthropologischen Geschichtsauffassung beruht die Durchführung des vorliegenden Werkes. Hauser glaubt in ihr den einheitlichen Gesichtspunkt gefunden zu haben, unter welchem er die Weltgeschichte der Literatur hat schreiben können. Allein bei genauerem Zusehen muß man konstatieren, daß ihm das nicht geglückt ist. Eine solche Geschichte der Weltliteratur hat bis jetzt nur der leider zu früh verstorbene Jesuitenpater Baumgartner zuwege gebracht. Gleichwohl aber hat auch Hausers Werk den Vorzug, zum erstenmal das große Gebiet in möglichster Gleichmäßigkeit und Vollständigkeit dargestellt zu haben. Ganz naturgemäß muß es Lücken aufweisen. Ein solcher Wurf gelingt nicht aufs erstemal. Auch in diesem Werke ist die Gegenwart so weit als möglich herangezogen worden, so daß man sich leicht über manchen vielgenannten Dichter des Auslandes orientieren kann. Dr. Hans Rost.

Weihnachtliteratur.

Die Literarische Vereinigung des Berliner Lehrervereins gibt im Buchverlag der „Hilfe", G. m. b. H., Berlin-Schöneberg, ein reizendes Bilderbuch heraus „Kleine Menschen in der großen Stadt". (Bilder von C. A. Brendel.) In geschmackvoller Ausstattung lenkt es die Aufmerksamkeit der Kleinen auf die umgebenden Erscheinungen des alltäglichen Berliner Lebens, die mit getreuer, dabei humorerfüllter Auffassung geschildert wird. Aehnliche Ziele verfolgen zwei Bilderbücher des **Straubinger Verlages Cl. Attenkofer.** Das eine nennt sich „Wer kommt?" und beantwortet diese Frage mit den Darstellungen von allerlei täglich im Hause erscheinenden Typen, begleitet die hübschen klaren Bilder auch mit netten Versen; das andere zeigt unseren Knaben, was „Der deutsche Soldat mit Waffe und Werkzeug" bedeutet. Die geschmackvollen Bilder sind vom Kunstmaler Anton Hoffmann, den lehrreichen vorzüglichen Text hat der K. B. Generalmajor z. D. Carl Staudinger verfaßt. Ich möchte dies „Armeebuch" ganz besonders empfehlen. Erwähnung verdient ferner der lustige „Bruder Straubinger" mit Zeichnungen von Lothar Meggendorfer und Text von Jos. Fumian. Reizend ist der „Märchenkessel" von J. R. Peter und A. Obermayer-Wallner, besonders auch wegen des schönen künstlerischen Bilderschmuckes, der überhaupt den Attenkoferschen Veröffentlichungen zur Zier gereicht. So zum Beispiel dem wahrhaft poetischen Buche „Goldene Fädchen", in dem sich reizende Gedichte, farbige und schwarze Bilder vereinigen. Weniger Geschmack finde ich an den „Neuen Märchen" von Forschneritsch. Um so größere Freude machen die „Süddeutschen Städtemärchen" von Hermann Dreßler (Buchschmuck von W. Ehringhausen). Sie setzen ein reiferes Lesepublikum voraus. Mit glänzender Phantasie knüpfen sie an gegebene örtliche Motive an, suchen und finden ihr Verdienst darin, Interesse und Liebe für die Heimat zu erwecken und zu fördern. Kurt Freden.

Eine Anstrebung der Neubelebung der Weltliteratur für die Gegenwart.

Skizziert von E. M. Hamann, Scheinfeld in Mittelfranken.

Vor mir habe ich die ersten 15 Bände eines Serienunternehmens, das die Neubelebung der Weltliteratur für die Gegenwart ausgesprochenermaßen zum Ziel genommen hat: „Aus der Gedankenwelt großer Geister. Eine Sammlung von Auswahlbänden", herausgegeben von Lothar Brieger-Wasservogel. Verlag von Robert Lutz-Stuttgart. Preis jedes Bandes (ca. 300 S., 8°) M 2.50, geb. M 3.—. Herausgeber und Verlag erklären die Veranlassung dieser Kolossalveröffentlichung dahin:

Der an sich ungerechte Vorwurf allgemeiner Verschlechterung unseres heutigen literarischen Geschmackes müsse auf die universale materielle Färbung unseres Lebens zurückgeführt werden. Diese habe eine Knappheit, eine Präzisität des Ausdruckes hervorgebracht, die früheren, behaglicheren Zeitaltern meist fremd gewesen sei. Der beruflich jetzt ganz anders angestrengte Mensch habe nicht mehr Zeit und Muße, dem Denker auf allen seinen verwickelten Pfaden zu folgen, aus dem tauben Gestein die goldenen Körner herauszuschlagen. Eine Wiederbelebung allgemeinsten Interesses an früherer Literatur sei nur möglich, wenn man dem Publikum durch Auswahl die Endresultate und die Schönheit darbiete. Die vorliegende Sammlung aber habe sich „die Persönlichkeit im Werk" als Leitmotiv erwählt: das aus dem Gesamtwerk herausgelöste Ergebnis des Denkerlebens, die „Quintessenz" seines Schaffens.

Dem ist selbstverständlich entgegen zu halten, daß die Persönlichkeit eines Zweiten nur durch die eigene Persönlichkeit in uns aufgenommen werden kann; daß es also von der Eigenart der letzteren abhängt, wie genau oder ungenau diese jenes andere Ich zu erkennen, zu erfassen, zu übermitteln vermag. Der positive Christ, Katholik wird immer einer auf freigeistigem Boden ausgebauten Veröffentlichung, wie dieser, mit Vorbehalt nahetreten, wird vor allem nach Kräften dafür sorgen, daß deren Einzelteile nicht ohne Führung durch die Hände der Jugend, der Urteilsunausgereiften gehen.

An sich freilich, und zumal solange auf unserer Seite nicht ein entsprechendes Unternehmen unter positiver Redigierung besteht, hat die vorliegende Sammlung in ihrer einfach vornehmen Ausstattung[1]) Anspruch auf das Interesse eines jeden wirklich Gebildeten, also aller auch auf diesen Gebieten wahrhaft Unterscheidungsfähigen, Urteilskräftigen unter uns.

Die Wesensart des Unternehmens kennzeichnet sich schon durch die Auswahl des ersten Bandes: Voltaire, herausgegeben von Käthe Schirmacher, die den skrupellosen Bekämpfer unserer Kirche, den Écrasez l'infâme!-Apostel schlankweg einen „Aufklärer und Befreier" nennt.

Ganz abgesehen von dem Lessingbande (II, Kappstein), der unter seinen acht Hauptkapiteln drei über des zwar großen, aber doch wiederholt irrenden Wahrheitsuchers Ansichten über Religion und Theologie, Polemik, Lebensweisheit und Weltanschauung bringt: es ist doch klar, daß man nur aus fester Position heraus alles uns hier Gebotene entgegennehmen darf, nicht zuletzt die Bände über: Emerson, (III Fridell), den zwar mystisch idealistischen, aber auch rationalistisch skeptischen amerikanischen Denker und unitarischen Prediger; Hegel (IV, Lasson), dem Gott in der Welt aufging; Schopenhauer (V und VI, Friedlaender), der in Gott nur einen durch den Verstand aus den Dingen abstrahierten Begriff sah; Friedrich den Großen (VIII, K. Bleibtreu), Voltaires Schüler und Bewunderer; Luther (IX A. Grotjahn), aus dessen Widersprüchen, wenn man wollte, ein Charakterbild für sich zusammengestellt werden könnte; Balzac (XI, St. Zweig) den zwar genialen, aber doch auch nicht selten dem nackten Naturalismus oder der verzerrenden Uebertreibung huldigenden Realisten; Rousseau (XII, Kircheisen), den Apostel, aber auch den Vergötterer der Natur und der Persönlichkeit; Pascal (XIII, v. Herber-Rohow), den trotz seiner grandiosen religiös-geistigen Hinterlassenschaft: Pensées sur la religion, nicht annähernd durchweg religiös Zuverlässigen.

Aber wer „weiß" und wer feststeht, wer sorgsam abwägt, vergleicht und gewissenhaft Schlüsse zieht, der kann in diesem imponierenden Serienwerk[2]) eine Fundgrube der Bereicherung für sich und andere finden; der kann auch, unter gewisser, bisweilen erheblicher Einschränkung, aus den interessanten, oft geistvollen Vorworten und Einführungen seitens der Herausgeber viel Tüchtiges, Wichtiges herausholen.

---

1) Die Einbindung sollte übrigens auch eine seitliche Aufschneidung der Blätter bedingen!

2) Die nicht genannten der bisher erschienenen Bände sind: Napoleon I. (VII, Kircheisen), Hebbel (X, Friedell), Lichtenberg (XIV, Friedell), Hellas (XV, Brieger-Wasservogel). — Herder, der große Erwecker deutschen Interesses an der Weltliteratur, hätte bislang nicht fehlen dürfen; auch Rückert müßte bald folgen.

Peter Janssens Weihnachtabend.

Von Willy Löw, Höchst a. M.

Das Segelschiff „Sancta Maria" war vor einigen Tagen nach achtjähriger Abwesenheit in den Heimatshafen „Hamburg" eingelaufen. Das Schiff sollte einer gründlichen Reparatur unterzogen werden und war deshalb in die Werft gebracht worden, um zunächst gedockt zu werden. Man schrieb den 20. Dezember, und ein großer Teil der Besatzung wollte heute abmustern.[1]) Die meisten der Leute hatten einen langen Seetörn[2]) hinter sich, da das Schiff kurz nach der Ausreise an eine große Firma in Yokohama verchartert[3]) worden war. Man lag damals in Valparaiso und trug sich schon mit Heimkehrsgedanken. Aber „der Seemann denkt und der Reeder lenkt"; ums Kap der Stürme ging's damals in 134tägiger Reise hinüber nach Japan, um fortan von da Touren nach Indien und der Südsee zu unternehmen. Im Sommer dieses Jahres war in Singapore die Order zur Heimkehr eingetroffen, freudig begrüßt von den Offizieren und der Mannschaft. Wohnt doch dem „anscheinend" so rauhen Seemann meist ein tiefes Gefühl für die Heimat inne! War das eine Freude, als die „Sancta Maria" mit dem lang achteraus[4]) flatternden Heimatwimpel geschmückt wieder auf der Elbe deutsches Land grüßte. Freilich nicht alle, welche vor acht Jahren mit hinausgefahren, kehrten jetzt wieder. 9 Mann von der 28 Köpfe starken Besatzung waren gestorben und lagen in fremdem Lande unter Palmen oder im wahren Seemannsgrab auf kühlem Meeresgrunde.

Peter Janssen, der Kapitän der „Sancta Maria", stand eben außenbords seines Schiffes, das ihm so lange die Heimat gewesen. Er war in tiefen Gedanken versunken. Was erlebt ein Seemann nicht alles auf solch großer Reise! Ihm, der jetzt 35 Jahre im Dienste seiner Gesellschaft stand, der sich mit Gottes Hilfe und eisernem Fleiß vom Leichtmatrosen hinaufgearbeitet hatte zum Führer des Schiffes, das jetzt für längere Zeit seinem Beruf entzogen werden sollte, kamen allerlei Gedanken. Als ihm so einer nach dem anderen Lebewohl gesagt hatte, war es dem alten Seebären doch recht sonderbar ums Herz geworden. Jetzt kam auch noch der erste Steuermann von Bord. „Adieu, Kapitän," redete er den Alten an, „ich hoffe, wir sehen uns gesund wieder, ich wünsche Ihnen fröhliche Weihnachten". „Danke, lieber Taden", erwiderte der Kapitän; „ich hoffe auch auf ein gesundes Wiedersehen, aber mit dem fröhlichen Fest ist's für mich nichts. Wo soll ich hin? Sie haben Weib und Kind zu Hause, ich aber stehe einsam da." „Wollen Sie uns die Freude machen, lieber Herr Kapitän, und uns zum Feste besuchen?" meinte Taden. „Danke, danke, aber in so frohe Gesellschaft passe ich nicht, grüßen sie Frau und Kind von mir."

Die nächsten Tage waren zum Verklaren[5]) bestimmt. Nach aller Arbeit war über Peter Janssen eine ganz eigentümliche Stimmung gekommen. Er, der Heimweh nur dem Namen nach bis jetzt gekannt hatte, fühlte sich plötzlich mit allen Fäden seines Innern nach dem kleinen Dörfchen dort oben am Nordseestrand hingezogen, wo er die Jugend verlebt.

Freilich, außer dem Bruder seiner Mutter, welcher dort als Pfarrer lebte, hatte er niemanden mehr, den er besuchen konnte. Die Eltern waren ihm längst gestorben, während er in der Ferne weilte. Und doch! Heim mußte er jetzt, mochte kommen, was da wollte. So kam es, daß der Kapitän am Heiligabend der Heimat zufuhr.

Die Küstenbahn kroch langsam durch die schneebedeckte Landschaft. Wenige Mitreisende waren im Zuge, und Peter hatte auch wenig Lust, sich zu unterhalten. Was kam ihm doch alles in den Sinn während der langweiligen Eisenbahnfahrt!

Jugendzeit, Elternhaus und so vieles andere! Damals war er — es mochten jetzt 15 Jahre her sein — zum letzten Male daheim gewesen. Ein Volksfest feierte man, und dort traf er die blonde Grete Frerichs, seine Jugendgespielin, die in Bremen im Dienst stand und auch gerade auf Urlaub bei den Ihrigen weilte. Sie hatten zusammen getanzt und gescherzt, und der Seemann hatte geglaubt, Grete wäre die richtige just für ihn. War ihm doch gerade eine Stelle als Lehrer für Nautik an der Navigationsschule in Geestemünde angeboten, die ihn in den Stand setzen würde, eine Familie zu ernähren. Sie waren eines Abends hinauf auf den Seedeich gegangen, der das Dörfchen gegen das Meer schützte. Dort hatte Peter der blonden Friesin sein Herz ausgeschüttet; aber er hatte vergeblich auf sie eingeredet. „Er gefiele ihr ja ganz gut," meinte Grete, „aber einen Seemann möchte sie nicht haben." —

Traurig war Janssen am anderen Morgen wieder nach Hamburg zurückgekehrt. Zweimal noch versuchte er brieflich Grete umzustimmen, jedoch vergeblich. Da hatte er denn den Ruf an die Navigationsschule abgelehnt und war wieder zur See gegangen.

Was mochte aus Grete geworden sein? —

Das Rufen der Heimatsstation weckte ihn aus seinem Grübeln auf.

Müde stampfte er durch den hohen Schnee der einzigen langen Dorfstraße. Nur wenige begegneten ihm und schauten „dem Fremden" verwundert nach. Wer mochte das sein? — Doch Zeit zum Nachdenken gab es nicht. Heute war ja Heiligabend, da hatte jeder genug für sich zu tun.

Peter Janssen stand jetzt vor einem kleinen Häuschen einen Augenblick still. Da lag sein Vaterhaus. Welche Fülle von Erinnerungen stürmte auf ihn ein; schon wollte er eintreten, um die lieben Räume wiederzusehen; doch heute wollte er dort nicht stören.

Zum kleinen Friedhof lenkte er die Schritte, zum Grabe der Eltern. Der Friedhofswärter wollte gerade das Tor schließen, als Peter ihn bat, ihm die Gräber zu zeigen. „Seid Ihr ein Verwandter von Janssens", meinte er? — Der Kapitän gab eine unverständige Antwort, und der Mann entfernte sich kopfschüttelnd.

Lange stand Peter vor den kleinen Erdhügeln, unter welchen seine Teuren den ewigen Schlaf schliefen. Dann schritt er in der immer mehr zunehmenden Dämmerung durch die langen Gräberreihen dem Ausgang zu.

Dort in der Ecke lagen viele Gräber, nur mit einfachem Holzkreuz geschmückt. Eins wie das andere, nur das Datum verschieden. Es war die Ruhestätte der Heimatlosen. Ihre Leichen waren von den Wogen der Nordsee hier an den Strand gespült und hier gebettet worden. Seemannslos! Warum konnte auch er nicht längst Ruhe gefunden haben? —

Immer heftiger wurde jetzt das Schneegestöber. Mit lautem Getöse stürzten die Nordseewogen gegen den Deich, den Toten ein schauriges Weihnachtslied singend. —

Peter Janssen schritt ins Dorf zurück. Bald saß er beim Onkel Pfarrer im wohldurchwärmten Studierstübchen. Schneeweiß war das Haar des guten Onkels geworden. Mit großer Befriedigung vernahm er aus des Kapitäns Berichten, daß seiner Schwester Kind ein ganzer Mann geworden und in den Stürmen des Lebens nicht gescheitert war.

Wie viel gab es bei den beiden zu fragen und zu beantworten? —

Jetzt rief die alte Franziska, das Faktotum des Pfarrhauses, zum Essen.

„Komm mein Junge," sagte der Onkel, „stärke dich, und dann mußt du mich für ein halbes Stündchen entschuldigen, da ich noch eine Kranke besuchen möchte."

„Ist sie schwerkrank, lieber Onkel?" fragte Peter teilnehmend.

„Sehr schwer," antwortete der Pfarrer, „ich glaube nicht, daß sie das neue Jahr erleben wird. Uebrigens kennst du die Aermste, es ist Grete Frerichs, deine Gespielin aus der Jugend."

Peter starrte den Onkel bei diesen Worten lautlos an. „Was sagst du, Grete Frerichs? Erzähle mir, bitte, alles über ihr Schicksal, und dann laß mich mit dir gehen."

Mit kurzen Worten schilderte der Pfarrer Gretes Lebensgang. Damals, als Peter zu Hause gewesen, war sie in die Großstadt zurückgekehrt. Ein schmucker Unteroffizier hatte sie geheiratet, aber in die kleine Kasernenwohnung waren nach kurzen Tagen des Glückes Kummer und Sorge eingezogen. Zwei Kinder kamen kurz hintereinander zur Welt. Der Mann, dem es zu Hause nach dem Dienst nicht gefiel, vertrank alles und starb frühzeitig. Die Witwe war damals wieder in die Heimat zurückgekehrt mit den zwei Kinderchen. Mit Taglöhnerarbeiten im Sommer, im Winter mit Flicken von Fischernetzen verdiente sie ein paar Mark die Woche. Jetzt hatte sie ein böses Fieber gepackt, das der schwache, schlecht genährte Körper nach Ansicht des Arztes nicht überstehen würde. —

Peter Janssen hatte mit innerer Ergriffenheit zugehört, und als er nachher mit dem Onkel zum Besuch der Kranken hinschritt, erzählte er dem Pfarrer sein Schicksal mit Grete.

---

1) Seemännischer Ausdruck für „den Dienst verlassen".
2) Lange Reise.
3) Vermietet.
4) Hinten hinaus.
5) Bericht erstatten über die Reise, das Schiff usw.

„Ja, mein Junge," meinte der alte Herr, „Gottes Wege sind oft wunderbar; wie anders hätte es kommen können, wenn sie damals dein Weib geworden wäre! Jetzt sind wir am Ziele. Laß mich hineingehen und warte hier auf der Diele, bis ich dich hineinrufen kann." —

Drinnen auf ärmlichem Lager lag die Kranke. Die Hände gefaltet, blickte sie den eintretenden Seelsorger an, während ein Knabe und ein Mädchen, ihre Kinder, weinend in einer Ecke des Stübchens saßen. „Vergelt Gott Ihnen, Herr Pfarrer, alles Gute, das Sie mir stets erwiesen," sprach die Kranke mit matter Stimme. „Mit mir geht's zu Ende, ich kann nicht mehr leben, und doch fällt es mir so schwer, von der Erde zu scheiden, da ich meine Kinder vollständig unversorgt zurücklassen muß. Wie hätte doch alles so anders kommen können!" Eine Bitte aber hätte ich noch an Sie, Herr Pfarrer." Die Kranke schwieg für einen Augenblick und rang schwer nach Atem. Mit stockender Stimme fuhr sie fort: „Sie haben gewiß die Adresse von Peter Janssen. Schreiben Sie ihm, er möge mir verzeihen, daß ich ihm einstmals so weh getan und seine Hand ausschlug."

Da öffnete sich leise die niedrige Türe, und Peter Janssen, der draußen alles gehört hatte, trat ins Zimmer. Rasch stand er am Sterbebette der einst so heiß Geliebten.

„Sprich nicht, arme Deern", sagte er tränenden Auges, „ich habe dir längst verziehen. Sieh, mich trieb ein guter Engel mit Gewalt heute in die alte Heimat. Jahrelang hab' ich die Meere durchkreuzt, ohne im Herzen richtige Weihnachtsstimmung zu fühlen, hatte ich doch niemand, der um mich frug. „Vertrau mir Deine Kinder an. Mit Gottes Hilfe will ich für sie sorgen."

Stumm drückte die Kranke Peters Hände, während ihr die Tränen über die Wangen rollten. Ihr Gebet zum Christkind war erhört worden, sie wußte ihre Kinder jetzt in treuer Obhut.

Weihnachten!

Von A. Kett, Wiborg (Finnland).

Das Büblein steht und schwätzt: „— — und dann will ich eine elektrische Eisenbahn haben und eine Flugmaschine. Eine goldene Uhrkette, ein Postmarkenalbum und ein lebendiges Kaninchen . . ."

Das ist der Wunschzettel des Bübchens, eines Dreikäsehochs von neun Jahren. Im Backfischherzen des Töchterchens wohnen andere, solidere Wünsche. Sie richten sich auf eine Stil-Broche, wie man sie in den Künstlerjournalen abgebildet findet; auf ein Schlittschuhkostüm und ein feines venezianisches Goldkettchen.

Lächelnd bringt der Vater alle diese Wünsche zu Papier, und er notiert auch seine eigenen Ideen für die Weihnachtszeit.

Sein etwas müder Blick überfliegt die unendlich lange Liste, und ganz unwillkürlich entsteht eine Zahlenreihe, deren Fazit eine beträchtliche Höhe erreicht. Die Ziffern verscheuchen das gute Lächeln von Vaters Gesicht, und mit einem Seufzer verwahrt er die Liste in seiner Brieftasche. Er trägt nun viel Glück und Freude, aber auch viel Sorge bei sich, und etwas wie Bitternis quillt leise und verstimmend in seinem Herzen auf. Der Schatten eines quälenden Phantoms steigt langsam auf, und Vater weiß, daß dieser Schatten erst nach Monaten weichen wird. Er wird den Glanz der Weihnachtslichtchen verschleiern, er wird neben ihm bei Tische sitzen und ihn in stillen Nachtstunden erschrecken.

Vater steckt sich eine Zigarre an, und seine Gedanken schweifen zurück in seine eigene nicht allzu ferne Jugendzeit. Sie liegt eigentlich greifbar nahe, denn was sind 30 oder 40 Jahre! Sie verlaufen unglaublich schnell, und wenn man nur einmal Zeit hätte, darüber nachzudenken, dann würde man erkennen, wie stark eigentlich die Vergangenheit in uns lebt — sie kommt nur nicht zum Wort, denn ihre leise Stimme wird von den grellen Rufen der Gegenwart, die den Menschen je und je in die Ohren gellen und ihm die Besinnung rauben, übertönt.

Vater raucht und träumt. Er denkt an jene Zeit, als sein nun schon etwas müdes und matt pochendes Herz in raschen Schlägen ging und seine damals noch blanken Augen bewußt in die Welt zu lugen begannen. Damals rauchte man noch nicht Zigarren, sondern Tabak aus Meerschaum mit gewaltig langen Rohren, aus Porzellan und Tonköpfen, und man steckte das Kraut mit einem Fidibus in Brand. Ja, mit einem Fidibus! Der Fidibus war ein Symbol, er gehörte zu gut bürgerlicher Sparsamkeit, wie der Dielenläufer, der den teuren Oelfarbenanstrich schonte. Wem wäre es wohl damals eingefallen, die teuren schwedischen Streichhölzer unnütz zu verzetteln oder das chemische Feuerzeug in Aktion zu setzen, wenn man den Fidibus am Ofenfeuer oder an der Lampe in Brand setzen konnte? Man wanderte durch die Wohnung und holte Feuer. Auf Schreibtischen und Gesimsen standen die Fidibusbecher mit den gefälteten Papierröhren, und die abgebrannten Enden deponierte man im Speibecken. Ja, damals gab es noch Speibecken, blankgeputzte Messingbecken, mit Sägemehl und Tannenreisig gefüllt. Sie glänzten wie Sonnen und spiegelten sich im Lack der Diele, oder aber sie hoben sich von den blitzblanken, weißen Dielen ab, denn es gab auch solche in nicht wenigen Häusern, und des Sonnabends bearbeitete sie eine rüstige Magd mit Laugenwasser, Schrubbürste und Lappen. Natürlich nicht mit Soda oder Lessive Phönix oder andere Chemikalien, sondern mit Lauge, die aus der guten Holzasche des Herdfeuers hergestellt wurde. Dann duftete es feucht und schwer durch die Wohnung, und wenn es damals die Hygieniker gegeben hätte, die uns heute das Leben sauer machen, so wäre wohl ein großes Schütteln des Kopfes entstanden. Wenn die Dielen trocken waren, dann wurden die Läufer ausgebreitet, und Mutter sah streng darauf, daß man nicht nebenher ging, sondern hübsch auf den vorgezeichneten Pfaden blieb, die zu den verschiedenen Sitzgelegenheiten und Möbelstücken führten.

Ach, die guten, alten, soliden Möbel, die festen Stücke, an denen Meister treu und mit Liebe gearbeitet hatten. Sie prunkten nicht durch Eleganz der Formen und gebrechlich graziöse Linien; dafür waren sie kernfest und für die Dauer, und sie vererbten sich von Generation zu Generation, und man freute sich des Besitzes, an den sich unzählige Erinnerungen knüpften. Groß war der Besitz an Möbeln nicht, doch er genügte, denn man hatte damals noch nicht das Bedürfnis nach allerlei Krimskrams, Schmuck und Kleinmöbel, das heute zu den Notwendigkeiten des Lebens und der standesgemäßen Repräsentation gehört.

Und Vater träumt und lächelt. Er denkt an die Kalbsledernen, die er damals getragen hatte, und an den Winterpaletot, den schon Großvater und Vater benützt hatten, und der erst auf den Schultern des Dreizehnjährigen zermürbte. Und Großmütterchens Schwarzseidenes! Das Schwarzseidene, das in einem staubdichten Futteral in einer besonderen respektierten Ecke des großen eschenen Kleiderschrankes hing, bis schließlich die Seide brach. Doch damit war das Schwarzseidene durchaus noch nicht abgetan, es tauchte in verwandelten Formen und Gestalten immer wieder auf, zuletzt nur noch in stillen Gesprächen: „— — damals hatte ich mein Schwarzseidenes an . . ." Das war lange, lange Zeit her, aber die Erinnerung ist noch wach durch alle die vielen Jahre hindurch, die Hoffnungen weckten und knickten, Menschen schufen und vernichteten.

Das Seitenstück war Großvaters Hochzeitsfrack aus unverwüstlich englischem Tuch. Der Meister hatte ihn von vornherein geräumig, auf „Zuwachs" angelegt, und Großvater täuschte die Hoffnungen nicht, er füllte ihn in seinen reiferen Jahren mit Ehren aus. Man kannte den Meister und seine Schicksale, und wenn Großvater den Frack einmal anlegte, was selten geschah, dann lobte er das Tuch, und er erzählte, daß es von einem Freunde aus England gebracht sei, daß es ein Heidengeld gekostet hatte — so und so viel Pfund Sterling und so und so viel Mark in Gold. Und Meister Krause hatte ihn gekannt. Der lebte damals an jener Straße und seine Söhne heirateten die, und die, und seine Töchter den und den. Und der Frack hatte so manches erlebt. — — Und zu dem Frack gehörte der Zylinder aus gewalktem Hasenfell, gehörten die Handschuhe, solides weißes Waschleder, gehörte der Stock, spanisches Rohr mit Silberknauf, ein Luxusstück ersten Ranges und gut zum Hauen der Jungens.

An den Werktagen kleidete man sich schlicht, aber gut, und man speiste stark und einfach; trank dazu einen Kümmel und Doppelbier. Und in diesem schlichten und soliden Zuschnitt bewegte sich das ganze Leben, das sich streng in abgemessenen Bahnen ohne Hast und Uebereilung abspielte. Man lebte damals nicht so intensiv wie heute, man verzehrte sich nicht in tausend Interessen, aber das Leben zerflackerte auch nicht wie eine grell sprühende Fackel, sondern es brannte in mildem Licht bis zum letzten Endchen des zugemessenen Dochtes.

Zum Fest aber gab es ein großes Schwelgen und Glanz ohne Maß. Da plauschte das Wasser über die Diele, rumorte der Schrubber und quatschte der Lappen. Die Mägde liefen barfuß einher, und sie hatten rote Köpfe und kicherten ohne Unterlaß. Alles wurde blitzblank gemacht, und dann begann die Zeit der Einkäufe. Man rannte nicht blindlings in ein Geschäft und gab da seine Aufträge, sondern die Sache wurde in abendlichen Konferenzen wohl überlegt und besprochen. Man verglich die Wirtschaftsbücher der Vorjahre und fixierte den Bedarf, worauf dann der Großvater zum Händler ging und die Bestellung machte; ohne Uebereilung, bei guten Gesprächen über Konjunktur, und nachher rauchte man wohl ein Zigarrchen oder machte in der Hinterstube ein Weinpröbchen mit gelinder Klage über schlechte Zeiten — denn gute hat es doch wohl nie gegeben.

Wenn dann die soliden Kisten eintrafen, dann hatte Großmutter alle Hände voll zu tun mit dem Einordnen der Vorräte. Dabei fiel für die Kinderschar ein Stückchen Braunzucker, eine Mandel oder eine Rosine ab, — doch der Gipfelpunkt des Ge-



nusses war Pfannzucker, den die Leute zum Kaffee bekamen, — ein Stückchen pro Nase! Man bewunderte die schönen dicken Wachskerzen, die die Weihnachtstafel zieren sollten, denn gewöhnlich brannte man selbstgezogene Palmlichte. Für den Baum gab es nur Wachsstock — von Paraffin und Stearin wußte man gottlob noch nichts — und den Schmuck bildeten Aepfel, Pfefferkuchen und Wallnüsse, die zu Hause vergoldet und versilbert wurden. Sie zierten den Baum, der von einem Freunde auf dem Lande geliefert wurde. Luxuriös war nur der Stern an der Spitze des Baumes, der sorgfältig aufbewahrt und jeweilig neu vergoldet wurde. Und voll rührender Einfachheit stand unter dem Baum eine kleine Krippe und rings herum kleine hölzerne Figürchen und Schafe, auf deren Holzrücken man Watte geklebt hatte.

O, welche Spannung und welche Erwartung vor dem Feste! Wie duftete es in der Küche von Gebratenem und Gebackenem, Gesottenem und Geschmortem! Da fielen für die Leckermäuler Rosinen ab und Mandeln, Korinthen und Kandiszucker. Da konnte man steifgefrorene Hasen sehen, deren Pfoten wunderbar schön die Stiefelwichse auftrugen, zarte Ferkelchen mit Ringelschwänzen u. dergl. mehr. Wenn aber der große Topf mit Pfefferkuchenteig vorgenommen wurde, dann kannte das Entzücken der Kinder keine Grenzen; sie durften mithelfen und mit dem Formeisen die Figuren ausstechen.

Großvater kehrte nun oft mit geheimnisvollen Paketen heim, die alle im Kleiderschrank aufbewahrt wurden. Den Schlüssel hatte Mutter in Verwahr. Um diesen Schrank spielten die Gedanken der Kinder bei Tag und bei Nacht, er war ihnen der Inbegriff des Schönen und Herrlichen; in seinen Tiefen barg er unerhörte Freuden.

Endlich, endlich war dann der große, heilige Abend gekommen. Großvater hatte stundenlang den Baum geschmückt, und Großmutter hatte ihm geholfen. Wenn die Tür ab und dann aufging, dann sah man ein kostbares Glitzern und Flimmern, spürte man herrliche Düfte von Tannenharz und Zuckerwerk, und die kleinen Herzen schlugen laut und heftig, während die alte Ilse vom Königssohn erzählte, der einen Hundskopf hatte: „— — und er ritt und ritt und ritt, bis er an einen großen Wald kam, da auf einmal ....“

Klingling, klingling geht es, und die Kinder fahren zusammen. Klingling, klingling, — — — die Tür zum „großen Zimmer“ öffnet sich ganz feierlich langsam, und Lichtglanz strahlt hervor in die geblendeten jungen Augen. Am Klavier aber sitzt Großmutter und spielt und singt mit ihrer schönen Altstimme. Die Kinder drängen etwas scheu hinein, und ihnen folgen die Dienstboten in festlicher Gewandung. Und nun erschallt ein Weihnachtslied im Chor .... O, du fröhliche, o du selige ....

Dann kommt die Bescherung. Die Geschenke bewegten sich noch auf der Bahn der Utilität, denn damals hatte man sich noch nicht zu der Anschauung durchgerungen, daß das Schenken nützlicher Sachen eigentlich eine Stilwidrigkeit ist, da sie dem Fest das Festliche nimmt. Damals war man noch nicht so differenziert und so fein; wenngleich mitunter in einem Paar Fausthandschuhe mehr Liebe und Feinheit steckte als heute in irgend einem der Individualität angepaßten kostspieligen Schnickschnack. Die Einfachheit der Sitten tat sich auch im Schenken kund. Man hatte ein gutes, festes und nicht zu teueres Programm: Bücher, Schlittschuhe, Taschenmesser, eine warme Mütze und Pelzstiefel. Für Großmutter gab es einen Spitzenschal und ein paar warme Hausschuhe, für den Aeltesten ein Paar Schlittschuhe: den Mädchen ein schönes Buch, den Jüngeren ein Baukasten und Bilderbücher. Auch die Dienstboten bekommen ihr Teil und allen ist die Freude vom Gesicht abzulesen .... O, du fröhliche, o du selige ....

Die Kerzchen knistern und leuchten, und der Jubel der Kinder erfüllt das Haus. Sie haben ihre Geschenke abgeliefert, die sie in geheimen Winkeln anfertigten, und nun sitzen Großmutter und Großvater auf dem steiflehnigen Sofa, und sie gedenken ihrer Jugend und längst vergangener Zeiten. Großvater raucht echten Holländer aus dem großen Meerschaumkopfe mit dem Silberbeschlag, und seine Blicke schweifen sinnend über die Kinder und in die Vergangenheit ....

So träumt Vater in seinem Sorgenstuhl und wieder erscheint das trübe Lächeln auf seinem Gesicht. Tempi passati! Wem imponiert man heutzutage mit einem Taschenmesser oder einem Paar Schlittschuhen zu einer Mark, Dorn-Schlittschuhen, deren Riemen man zuziehen mußte, daß man die Engel im Himmel singen hörte. Wer denkt noch daran, Nüsse oder Tannenzapfen selbst zu vergolden, Pfefferkuchen selbst zu backen? Wer wagt es heute, einer Magd nur ein Stück Zeug zu schenken oder dem Kutscher nur eine Pfeife und einige Pfund Tabak! Die Zeiten sind vorüber, und die Ansprüche sind gewachsen, ins Maß- und Sinnlose gestiegen.

Ist es heute möglich, auf gestrichenen Dielen zu wandeln oder sich mit altväterlichem Hausrat zu umgeben? Das ist nicht möglich, denn wir wollen in Schönheit leben, in Schönheit und Stil; wir sind voll Kultur und Ansprüchen, wir sind die Sklaven der standesgemäßen Repräsentation und einer Lebensführung, bei der die Seele in tausend Fetzen zerrissen und verzettelt wird.

So denkt der sinnende Mann, und er meint, daß dieses Leben in Schönheit, Stil und standesgemäßer Repräsentation ungeheuer viel kostet und schließlich doch nur Plunder ist, der wie Spreu im Winde verweht und den Kindern kein anderes Erbe hinterläßt als Ansprüche und Ansprüche, die immer höher steigen und immer schwerer zu befriedigen sind. Und wir erwerben das Glück von heute, die klägliche Freude an kläglichen Festen durch Aufgabe oder Verkümmerung unserer Persönlichkeit, durch wahnwitzige, im Fiebertempo eilende Arbeit. Warum leben wir so? Damit sich unsere Kinder an einen blödsinnigen, übersättigenden Luxus gewöhnen? Damit wir selbst um der Narretei willen zu müden, abgehetzten und freudlosen Narren werden?

Nun ist Vater ganz müde geworden, und um seinen Mund gräbt sich die tiefe Furche. Er geht an seinen Tisch und schiebt die Lampe zurecht, er muß noch arbeiten, arbeiten!

Das Bübchen steht und schwätzt von der elektrischen Bahn, dem Kaninchen und dem Markenalbum, und das Backfischlein träumt von der Stil-Broche, dem Schlittschuhkostüm und dem venezianischen Kettchen ....

„Der Guckkasten“.

Die von dem schlesischen Dichter Paul Keller vor einigen Jahren begründete Wochenschrift „Der Guckkasten“ bahnt durch Text wie Illustrationen Wege der Umgestaltung in der neuen Zeitschriftenliteratur an. Ihr reicher Inhalt, der die Gesamtinteressen des Lebens in feinsinniger Weise umfaßt, leitet zu jener harmlosen Fröhlichkeit hin, in der die Grundkeime einer geläuterten Weltanschauung liegen. Darum finden wir hier nach dem unruhvollen Treiben des Tages herzerquickende Erholung und Befriedigung der Sehnsucht nach geistiger Rast inmitten des Alltagstrubels.

Wie scharf zugespitzt ist in den Darbietungen des Blattes der Witz, wie lustig sind die Szenen aus dem Volksleben der Klein- und Großstadt! Dem schließen sich allerlei köstlich naive Einfälle unserer Kleinen an, zu denen dann auch manchmal kräftige Soldatenspäße in wirksamen Gegensatz gebracht sind. Der ernste Einschlag im literarischen Inhalte der Zeitschrift geschieht durch feinsinnige Gedichte, kleine Erzählungen, die nicht selten aus der gewandten Feder Paul Kellers selbst gar anmutvoll fließen. Durch die Beigabe eines Musikblattes, redigiert von dem bekannten Komponisten und Musikdirektor Max Silke in Breslau, wird die Mannigfaltigkeit des Gebotenen wirksam gesteigert. Endlich muß ich noch auf die Illustrationen des „Guckkasten“ nachdrücklich hinweisen. Farbige und grau in grau gehaltene Bilder und Bildchen, die sich dem Text einfügen oder als Titelschmuck unabhängig von ihm erscheinen, aber auch sinnige Anfangs- und Schlußvignetten verraten meist den Stift trefflicher Künstler. So ist zu wünschen, daß sich diese Zeitschrift das Wohlwollen immer weiterer Kreise dauernd gewinnen möge. Sie erfüllt neben der Unterhaltung des Lesers auch die Aufgabe geschmackbildender Unterweisung mit Geist und Anmut. Das schafft einen angenehmen Kontrast zu anderen minder erquicklichen Erscheinungen auf dem Gebiete zeitschriftlicher Erzeugnisse. Olga Putz, München.

Allgemeine Kunstrundschau.

München. Professor Fritz von Miller, der bekannte vorzügliche Goldschmiedekünstler, wurde am 11. November 70 Jahre alt. — Der 75. Geburtstag von Matthias Schmid, der, aus Tirol gebürtig, Volk und Natur seiner Heimat mit so inniger Auffassung und echter Schönheit zu schildern weiß, war im November ein besonderer Festtag. — Vor dem Armeemuseum sind die Arbeiten für das Denkmal Ottos von Wittelsbach, des Stammvaters der Wittelsbacher, des tapferen Verteidigers Barbarossas in der Veroneser Klause, voll im Werke. Die von Ferdinand von Miller gefertigte Statue soll am 90. Geburtstag des Prinzregenten enthüllt werden. — In der St. Paulskirche kommen demnächst vier weitere Stationen des von Professor Georg Busch gefertigten hl. Kreuzweges zur Aufstellung. Die in Holz geschnitzten Gruppen zeigen Christi zweiten und dritten Fall unter dem Kreuz, die Ansprache an die Frauen und die Entkleidung. — Auf den Ausstellungen in Buenos Aires und in Paris hat die Münchener Kunst schöne Erfolge errungen. Besonders an letzterem Orte vermochte sie trotz begreiflicher Schwierigkeiten geradezu hervorragenden Eindruck und hoffentlich auch nachhaltige, für das französische Kunstgewerbe anregende Wirkung zu hinterlassen. — Auf dem Gebiete der Denkmal- und Heimatpflege sind besonders die Maßnahmen anzuerkennen, die zum Schutze des Isartales und des bei Abbrucharbeiten zum Teil freigelegten Petersfreithofes getroffen wurden, sowie die lebhaft zu begrüßende Veranstaltung eines für Geistliche und Verwaltungsbeamte bestimmten Denkmalpflegekurses [1]), der lebhaftesten Anklang gefunden

[1]) Vergl. „Allgem. Rundschau“ Nr. 51.



hat. In den Kunstsalons gab es einzelnes Beachtenswerte. Bei Brackl beschäftigte man sich mit Frauenkunst, die durch die Arbeiten von 78 in München lebenden Künstlerinnen in recht vielseitiger und verschiedenwertiger Weise so männlich wie möglich vertreten wurde. Eine hübsche Spezialität des Kunstgewerbes, ausgeübt durch ein halbes Hundert Arbeiten von Damenhand, bot uns Zimmermann mit einer Fächerausstellung. Gleichfalls femininer Herkunft war die Ausstellung von wirkungsvollen und fein empfundenen Landschaften der Malerin Lucie Pelling-Hall bei Steinicke. Und weil wir einmal von der Kunstbetätigung der Damen sprechen, so sei hier gleich noch der Atelierausstellung der Bildhauerin und Malerin Maria Katscher gedacht, die die Erfolge ihrer eigenen, unter Rodins Einfluß stehenden Studien und deren Bedeutung zugleich an einer Reihe recht beachtenswerter Leistungen ihrer Schülerinnen bewies. Die „Kunsthalle" brachte eine reiche Ausstellung von den immer beliebten Steinzeichnungen. Die Galerie Heinemann bot Plastik und Malerei, beides gleich wertvoll. Erstere glänzte durch edel aufgefaßte Werke von Artur Volkmann-Rom, deren klassizistische Art formale und geistige Verwandtschaft mit jener des Hans von Marées hat. Die Malwerke, die man uns zugleich von Hermann Gröber und Richard Kaiser zeigte, brachten es schon durch den Kontrast des Gegenstandes (Porträts und Landschaften) und der Auffassung zu starker Wirkung. In den Qualitäten standen beide sich gleich. — Im Kunstverein beging man den 70. Geburtstag von Johann Sperl, dem Freunde Leibls, mit einer reichen Ausstellung von Werken jenes herzenstiefen Landschafters und Schilderers der oberbayerischen Naturschönheit. Einer minder hervorgetretenen Persönlichkeit, dem Meeresmaler Heinrich Rasch, galt, gleichfalls zu seinem 70. Geburtstage, eine erfreuliche Sonderausstellung, die seine gesamte Entwicklung zeigte. Dazu kam ein Saal von Werken von † Ludwig Willroider mit verschiedenen geradezu grandiosen Leistungen. Ludwig Bolgiano zeigte eine Kollektion farbenfroher und fein stimmungsvoller Landschaften. Dazu greife ich aus der Fülle des sonst Gebotenen auf gut Glück noch ein paar Erscheinungen heraus: die tüchtige Illustration des Zeppelinaufstieges mit den Reichstagsmitgliedern 1909 von Zeno Diemer, Porträts von R. Adam, ein empfindungsreiches religiöses Gemälde „Jesus und seine Mutter" von Amerongen, Landschaften und Tiere von E. Thallmaier, Münchener Straßen-Impressionen von Ch. Vetter, sowie künstlerische Porträtphotographien von Franz Grainer.

Die Sezession hat soeben ihre Winterausstellung eröffnet. Wie gewöhnlich in dieser Jahreszeit eine, die nicht den üblichen Marktzwecken — sit venia verbo — neben den rein künstlerischen dient, sondern sich das Verdienst erwirbt, wenige Künstlererscheinungen in aller Ausführlichkeit zu charakterisieren, ihr Wirken während einer langen Entwicklungszeit in klaren, reichen Zügen vor Augen zu führen. Mögen die anderen Künstler daneben murmeln, wir freuen uns der seltenen Gelegenheit des vollen ungetrübten Genusses. Wir nehmen dankbar die reiche Belehrung an, die durch die intensive Würdigung weniger Meister geboten wird. Ihrer sind diesmal nur zwei, und wie verschieden voneinander! Die Namen Heinrich von Zügel und Karl Haider bezeichnen zwei gänzlich auseinander gehende Kunstrichtungen. Zügels 60. Geburtstag begrüßten wir unlängst an dieser Stelle. Nichts Besseres, nichts Ehrenvolleres konnte zur Feier jenes Ereignisses erdacht werden, als die Ausstellung, die uns über 170 Werke des ausgezeichneten Meisters vorführt. Er malt das Tier, das heißt, er gibt vollendet beobachtete Formen und macht sie zu Trägern einer allerfeinsten Psychologie, er schildert sie als Bestandteile der großen allgemeinen Schöpfung, die in diesen Wesen wie in der Landschaft, in jedem Atemzuge der Kreatur wie in Luft und Sonnenschein und leuchtendem Schatten ihre Erhabenheit erweist. Von den Jugendzeiten bis zum gegenwärtigen Moment bleibt diesem Künstler derselbe große Leitgedanke seines Schaffens getreu. Nicht anders bei Haider. Eben lese ich in einer Biographie, er sei ein Genremaler. Das ist der Ausspruch eines Mannes, der ein jedes fein in ein besonderes Fach legen muß. Welch eine Enghcit der Auffassung! Karl Haider ist weder jenes noch ein Landschaftsmaler, noch ein Porträtist, noch ein Romantiker. Er ist das alles zugleich und noch weit mehr. In die Tiefe der alten Kunst ist er gestiegen und hat seine eigene daselbst gefunden. Und weil er dabei ein Sohn seiner Heimat blieb, so spricht aus jedem Zuge seiner Werke auch der Geist der deutschen Heimat, mag dieser sich nun in menschliche Formen kleiden oder in die der Landschaft. Wie der Ton inniger alter Volkslieder umklingt uns die edle stille fromme Harmonie seiner Kunst. —

Ingelheim. Immer neue interessante Entdeckungen ergeben die Ausgrabungsarbeiten auf dem Gelände der alten karolingischen Kaiserpfalz. — In Köln wurde das kostbare Museum der Sammlung Schnütgen eröffnet. — Leipzig. Die deutsche graphische Ausstellung im Buchgewerbemuseum bietet vieles Beachtenswertes, darunter treffliche Leistungen aus Leipzig (u. a. von Klinger, L. v. Hofmann, M. Seliger), aus Berlin (u. a. K. Kollwitz, E. Orlik), Worpswede und ganz besonders auch aus München und Dachau. — In Münster trifft man energische Maßregeln dafür dem Prinzipalmarkt sein altes Gepräge zu erhalten. — Nürnberg. Der Albrecht Dürer-Verein brachte eine interessante Ausstellung von Gemälden und Zeichnungen, von denen eine Gruppe dem Gedächtnisse des reichen Wirkens des † Professors Bec-Gran galt. Paris beging samt der übrigen Kunstwelt am 4. November den 70. Geburtstag von Auguste Rodin. — In Giverny wurde Claude Monet, der große Impressionist, am 14. ds. Mts. ebenso alt. — Rom. Die Sixtinische Kapelle ist nunmehr mit den von Sr. K. Hoheit dem Prinzregenten Luitpold gestifteten Fenstern geschmückt worden. Sie werden ob ihrer edlen Zeichnung und Farbe gerühmt, welch letztere der Wirkung der Fresken zu statten kommt. Die leitenden Gedanken stammen besonders von † Ludwig Seitz, die Ausführung ist von Derix-Kevelaer und Zettler-München. — Venedig. Daß der Klosterhof der Abtei S. Gregorio hergestellt und so vor dem weiteren Verfalle gerettet werden soll, wird jeder Freund dieses entzückenden Denkmals mit Befriedigung hören. Hoffentlich leidet das köstlich malerische Aussehen nicht. — Verona. Die Entdeckung von alten Wandgemälden in San Fermo stellt sich für die norditalienische Kunstgeschichte um die Wende des 14. zum 15. Jahrhundert als bedeutungsvoll heraus. Dieses jüngste Gericht, diese Legende der drei Lebenden und der drei Toten sind von einem Maler Martino da Verona um 1412 angefertigt. — Wien. Der in München als Schüler von Halbig ausgebildete Bildhauer Kaspar Ritter von Zumbusch wurde am 23. November 80 Jahre alt. Von seinen vielen Werken ist sein Münchener Denkmal Königs Max II. besonders bekannt. Dr. O. Doering, Dachau.

Auch ein Kapitel von der „Doppelten Moral".

(Ein sog. „Herrenabend" der Münchener „Narrhalla".)

Gebrannte Kinder scheuen das Feuer! Dieses Sprichwort scheint gewissen Leuten, welche den Anspruch erheben, dem Münchener Humor für die Kreise der besseren Gesellschaft einen erlesenen Sammelpunkt zu schaffen, nicht in Fleisch und Blut übergegangen zu sein. Als die „Narrhalla" im verflossenen Sommer zur vermeintlichen Hebung des Vergnügungsparkes der Ausstellung München 1910 einen Münchener Narrenabend veranstaltete, mußte sie sich von den in puncto puncti wahrlich nicht zimperlichen „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 313 vom 8. Juli) die nachstehende scharfe Rüge gefallen lassen. (Vgl. auch den Artikel „Doppelte Moral. Eine Abrechnung mit liberalem Pharisäertum" in Nr. 29 vom 16. Juli.)

„Solche Dinge gehören in eine Herrenkneipe, aber nicht in eine Veranstaltung, in die auch Fremde mit ihren Damen, in gutem Glauben, daß ihnen Einwandfreies geboten werde, geraten können. .... Faschingsstimmung, die über manches hinwegsehen läßt, läßt sich eben im Sommer nicht leicht erzwingen, und es ist ein anderes, ob man gepfefferten Humor vor Leuten, die bunte Papiermützen auf dem Kopf und Faschingsfröhlichkeit im Herzen tragen oder vor einer Versammlung zum besten gibt, in der auch Vergnügungsreisende und Damen sitzen, die lediglich wegen des folgenden Tanzes gekommen sind."

Einzelne Hilfskräfte dieser Münchener Karnevalsgesellschaft scheinen die zuletzt zitierten Sätze des liberalen Allerweltsblattes allzu wörtlich dahin verstanden zu haben, das Läuten einer gewissen Glocke sei nur während der Fremdensaison und vor einem unabgebrühten Publikum von Vergnügungsreisenden beiderlei Geschlechts verpönt; wenn aber die Münchener wieder „unter sich" seien, brauche man es nicht so genau nehmen, zumal nicht bei sogenannten „Herrenabenden", die ja in München von jeher einem besonderen Beigeschmack haben. Immerhin hätte die „Narrhalla", wenn sie nicht gewillt war, Entgleisungen zu verhüten, wie sie bei dem „Herrenabend" am 16. Dezember in ziemlich ausgedehntem Maße vorgekommen sind, ein auf entsprechendem Niveau stehendes Lokal, nicht aber einen der angesehensten Gesellschaftssäle der Stadt wählen sollen. Wir wissen bestimmt, daß bei der Vermietung der Saales an die „Narrhalla" die bündigsten Zusicherungen bezüglich der Wahrung des Anstandes gegeben wurden. Die „Narrhalla" wurde eigens darauf aufmerksam gemacht, daß nichts vorkommen dürfe, was gegen die guten Sitten verstoße. Diese Bedingung wurde als etwas bei dieser „vornehmen" Gesellschaft völlig Selbstverständliches akzeptiert. Leider ist aber die Zusage in gröblicher Weise gebrochen worden. Der erste Teil des Programms bewegte sich in schicklichen Grenzen, was namentlich bezüglich der launigen Ansprache des „Ehrenpräsidenten" Kommerzienrat Braun und des „Kanzlers", des bestens bekannten Humoristen Hermann Roth, anerkannt werden muß. Auch ein witziger Beitrag über den „Volkszähler" und zwei oder drei kurze Couplets waren einwandfrei. Aber im späteren Verlaufe des Abends gab es mimische und namentlich deklamatorische Darbietungen, die nicht scharf genug verurteilt werden können. Es handelt sich nicht etwa nur um „pikante Anspielungen". Nach einem uns vorliegenden Berichte, für dessen Genauigkeit unser Gewährsmann unbedingt einsteht, wurden die gröbsten Zoten und Eindeutigkeiten riskiert. Der Gipfel des Pornischen wurde durch eine obszöne „Fastenpredigt" und durch nicht minder obszöne sogenannte

„Kleinigkeiten“ erreicht. Und je derber die Cochonnerie, um so frenetischer der Applaus! Wenn man bedenkt, daß sich aus diesen Kreisen zu einem guten Teile auch die Münchener — Geschworenen rekrutieren, begreift man vieles, was sonst fast unbegreiflich scheint. Denn wie soll man Dinge, die man bejubelt, wenn sie auf einem „Herrenabend“ vor vielen Hunderten gesprochen werden, durch einen Schuldspruch verurteilen können, wenn sie gedruckt und gezeichnet vorliegen? Der Zutritt zu diesem „Herrenabend“ war übrigens auch beliebigen Nichtmitgliedern gegen Zahlung der Eintrittskarte gestattet.

Es kann den verantwortlichen Leitern der angeblich vornehmsten Münchener Karnevalsgesellschaft nicht unbekannt sein, daß die großen Karnevalsgesellschaften in Köln, Mainz usw., welche auch von ihnen gern als vorbildlich gefeiert werden, mit aller Strenge den Grundsatz hochhalten: „Von Zoten frei sei die Narretei!“ Warum soll nicht auch in München möglich sein, was in Köln und Mainz geübt wird, ohne daß der wahre Humor darunter Schaden leidet? Man könnte fast zu der Annahme kommen, die „Narrhalla“ fürchte auf diesem Gebiete die Konkurrenz der Karnevalsgesellschaft „Kolosseum“, die im Januar selbst die Liedertexte ihres „Herrenabends“ mit derbsten Zoten spicken ließ. Uebrigens hätten die gedruckten Liedertexte zum „Herrenabend“ der „Narrhalla“ nicht vermuten lassen, bis zu welchem Tone man sich „ungedruckt“ versteigen würde.

Die liberalen „Münchner Neuesten Nachrichten“ bleiben sich ganz konsequent, wenn sie — den Faden ihrer oben zitierten Unterscheidung zwischen sommerlichen Veranstaltungen für „Fremde“ und winterlichen „Herrenabenden“ weiterspinnend — in Nr. 591 berichten, der Herrenabend habe sich „durchaus in den gebotenen Grenzen“(!) bewegt.

Dr. Otto von Erlbach.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. 1851 schuf Friedrich Hebbel eine Bühnenfassung seiner „Genoveva“, und Dingelstedt, der damalige Leiter der bayerischen Hofbühne, rüstete sich zur Première des von ihm als bedeutsam erkannten Stückes. Habent sua fata libelli; erst in diesen Tagen, fast siebzig Jahre später, ist Genoveva über die Münchener Bretter geschritten. Dingelstedt hat seine Aufführungsabsicht 1858 in Weimar ausgeführt, nachdem ihm in Wien Laube mit der Erstaufführung zuvorgekommen war. Sie blieben lange die einzigen, denn es folgten Zeiten, die zu Hebbels Gesamtschaffen nur in kühlem Verhältnis standen, erst durch das Interesse an Henrik Ibsen wurde die Bühne wieder zu Hebbel zurückgeführt, der ihm in so vielem wesensverwandt ist. Dennoch hat gerade „Genoveva“ nur wenige wagemutige Bühnenleiter angelockt und auch unsere feinsinnige Inszenierung durch Dr. Kilian wird nicht allzuviel daran ändern, daß dieses Drama mehr gepriesen als tatsächlich aufgeführt wird. Es war nicht der Charakter der edlen Dulderin Genoveva, der den jungen Dichter anzog. Ihm, der gerade die „Judith“ geschaffen, galten andere Ideale, und wenn er den in seiner Zeit viel behandelten Stoff aufgriff, so war es ein gut Teil produktiver Kritik gegen die Raupach, Tieck und Maler Müller. Vor allem aber fesselte ihn der Charakter des Golo. So liebenswert uns auch Genoveva in der Legende oder auf dem Bildnisse Moritz von Schwinds berühren mag, als dramatischer Mittelpunkt ist nur Golo zu denken. Dieser Verbrecher aus Leidenschaft darf uns abstoßend erscheinen, dennoch wird man das Geniale in der Schilderung des Charakters, das jähe Anwachsen seiner sündigen Liebe, die zurückgestoßen, sich zu grausamem Haß wandelt, nicht ohne Erschütterung sehen oder gar übersehen können. Hebbel hat als Kontrast zu dieser subtil ausgeführten Gestalt die anderen ziemlich farblos gelassen. Das Hineinspielen des Hexenzaubers stört mehr den raschen Handlungsverlauf, als daß er ihn an Eindruck verstärkte. Wenn der Pfalzgraf, ohne die Angeschuldigte zu hören, den Blutbefehl erteilt, so erscheint dies uns mangelhaft motiviert, denn im Drama forschen wir schärfer nach den Gründen als bei einer Erzählung im lapidaren Volkston. Ueber diese Schwächen kann nur die große, hinreißende Individualität eines Golodarstellers hinweghelfen. Dr. v. Jacobi ist ein begabter Schauspieler, er erinnert zuweilen an Moissi (oder ist das Gemeinsame die Schule Max Reinhardts?) Soviel Fesselndes er auch in Einzelheiten bietet, das Feuer der Leidenschaft und die spitzigen, dialektischen Auswüchse zu einer organischen Einheit zu verschmelzen, gelingt ihm noch nicht durchaus. Dr. Kilians Regie war der Dichtung ein beredter Anwalt. Es fehlte ihr nicht an Beifall und den ansehnlichen schauspielerischen Leistungen an Anerkennung; dennoch habe ich den Eindruck, als ob sich in der Mehrzahl der Zuschauer nicht ein Mitgefühl von gesteigertem Grade ausgelöst hätte. Mehr noch als in den angedeuteten Schwächen der Dichtung scheint dies mir an ihrer herben Unerbittlichkeit nur schroffen Strenge zu liegen, die durch das (als Konzession ans Publikum gedichtete) Nachspiel mit gutem Ausgang keine wesentliche Milderung erfahren. Jedenfalls verdient unsere Hofbühne für die Verlebendigung dieses in vielen Stücken gewaltigen Werkes großen Dank.

Aus den Konzertsälen. Im Volkssymphoniekonzert des Konzertvereins hörten wir Adolf Sandbergers symphonischen Prolog „Riccis“ zu Björnsons „Maria von Schottland“, ein Werk, getragen von kraftvoller Empfindung und Schönheit des Kolorits. Unter Prills schwungvoller Direktion hinterließ dasselbe große Eindrücke. Das Publikum dankte warm dem anwesenden Komponisten. Beethovens Egmontmusik folgte mit Richard Stury, dem unvergessenen Egmont unserer Hofbühne. Marie Möhl-Knabl sang die Klärchenlieder mit dem Glockenklang ihrer prächtigen Mittel. Leider mußte ich den Abend zwischen Tonhalle und Uniontheater teilen. Dort tanzte Chlothilde von Derp. Wir sprachen schon vor Monaten einmal an dieser Stelle von der anmutigen jungen Tänzerin. Unsere angenehmen Eindrücke erneuerten sich, es liegt viel ursprüngliches rhythmisches Gefühl in ihr. Mancher Bewegung, vor allem der Hände, fehlt für meinen Geschmack freilich heute noch das Runde, das die Grazie verleiht, doch das Publikum zeigte sich sehr begeistert und kargte nicht mit Beifall und Blumen. — Die „Münchener“ boten an ihrem 2 Abend Schuberts C-Moll-Streichquartettsatz, Beethovens Es-Dur-Quartett op. 127 und (mit Hitzelberger) Brahms' G-Dur-Quintett op. 111. Wieder gaben die prächtigen Künstler an Klangschönheit und Nuancierung geradezu Ideales. Es wäre unbillig, mit ihnen das viel neuere Quartett des Konzertvereins schon zu vergleichen. Diese jüngeren Künstler veranstalteten am Geburtstag Beethovens einen ganz dem Meister gewidmeten Kammermusikabend. Ihre sehr guten Leistungen fanden herzlichsten Beifall, und der Besuch mehrt sich in erfreulicher Weise. Die ausgezeichnete Pianistin Anna Hirzel-Langenhan, die wieder begeisterte Anerkennung fand, bot neben Brahms, Mozart und Chopin eine Reihe selten gehörter altfranzösischer Stücke, in der die Künstlerin ihre musikalische Feinfühligleit neuerdings erwies. — Nachträglich zur Zentenarfeier des plattdeutschen Dichters erschienen jetzt fast gleichzeitig zwei Reuter-Interpreten. Auguste Santen weiß den Dialekt uns mundgerecht zu machen. Ihre gewandte, liebenswürdige Rezitation fand viel Beifall. Hans V. Grube verschmäht es, der Mundart Fritz Reuters auch nur eine Nuance von Eigenart zu nehmen. Seine klare, schlichte Vortragsweise läßt trotzdem auch den Süddeutschen leicht Verständnis gewinnen. Grubes erfolgreicher Abend wurde durch einen Vortrag eingeleitet, in dem u. a. auch der Tiefstand des Humors unserer Tage (man konnte an den Simplicissimus denken!) entsprechend beleuchtet wurde.

Verschiedenes aus aller Welt. Puccinis neue Oper „Das Mädchen aus dem Westen“ erlebte ihre Uraufführung im Metropolitantheater in Neuyork. Die Aufnahme war eine begeisterte. Einige Depeschen besagen, daß Puccinis Musik große Fortschritte gemacht habe. Caruso und Frl. Destien sangen die Hauptrollen. Das Haus war ausverkauft und erzielte bei doppelten Preisen 100 000 M Einnahme. — Ganz amerikanisch klingt auch die Meldung, daß Richard Strauß auf einer Eisbahn vor Schlittschuhläufern Beethovens „Neunte“ dirigierte. Es war in Berlin. Schade, daß der bedeutende Musiker ein so großes Bedürfnis nach Sensation hat. — In Mannheim sollen 1913 zum 100. Geburtstage Wagners Musikdramen neu ausgestattet werden. Die Stadt spendete hierzu 90 000 M und die Familie eines Großindustriellen 40 000 M. — Hans Hubers Oratorium: „Der heilige Hain“ hinterließ bei seiner Uraufführung in Basel starke Eindrücke. Die Träger der Hauptpartien, Frau Möhl-Knabl und Felix Senius, werden sehr gerühmt. — Verhaerens Drama „Helenas Heimkehr“ wurde in Stephan Zweigs feiner Nachdichtung in Stuttgart gegeben. Die Aufnahme war jedoch wegen des vorwiegend lyrischen Charakters des Werkes eine reservierte. — Im Wiener Burgtheater und in Frankfurt a. M. wurde gleichzeitig die Uraufführung von den „Drei Grazien“, einem Verslustspiel von Blumenthal und Rudolf Lothar sehr freundlich aufgenommen. Kein neuer Gedanke trägt das Stück, aber die leichten, tändelnden Verse und das Milieu, in das ein Schimmer aus Rubens farbenfrohen Tagen fällt, müssen das Spiel gewinnen. — „Ermenrich“, eine Tragödie von Otto Manz erlebte in Jena ihre Uraufführung und fand wegen ihrer dichterischen Qualitäten Beachtung. — „Kleider machen Leute“, betitelt sich eine komische Oper von A. von Zemlinsky, die bei ihrer Wiener Uraufführung durch liebenswürdige, graziöse Musik gefiel. — Ein neues Chorwerk von Frz. Mikorey gelangte in Köthen zur Erstaufführung. Es ist eine Vertonung des Gedichtes „Soldatenlied“ von Hugo Salus für zwei a capella-Chöre. Die Komposition weicht nach Berichten vom a capella-Stil ab, da es instrumental empfunden ist. — In Rom veranstaltete die Internationale Gesellschaft für Kammermusik einen J. S. Bach-Abend mit glänzendem Erfolge. — „Frühlings Erwachen“ wurde nach einer Aufführung in Königsberg i. Pr. verboten. In einer Protestversammlung glaubten einige Universitätsprofessoren für Wedekind eintreten zu sollen. — In Kopenhagen wurde der Direktor zweier Theater, welcher sich gegen mehrere Schauspielerinnen verfehlt hatte, von seiner Truppe genötigt, von der Leitung zurückzutreten.

München. L. G. Oberlaender.



Finanz- und Handels-Rundschau.

In früheren Jahren bot der Dezember-Monat den Börsen stets eine reiche Fülle von festen Märkten und eine lebhafte Geschäftstätigkeit. Dass das nunmehr zu Ende gehende Jahr hiervon eine Ausnahme macht, hat seinen berechtigten Grund, denn selten zeigten die Börsen, speziell der Berliner Industrie-Aktienmarkt, eine so anhaltende, kolossale Bewegung und die Kurse dieser Werte eine solch konstante Aufwärtsbewegung, als im gesamten Verlauf des Jahres 1910. Es ist daher begreiflich, dass nach den Zeiten einer längeren Epoche der Kursavancen und der optimistischen Hausse-Stimmung sich zum Jahresschluss eine Uebermüdung und Abspannung auf jenen bisher im Vordergrund des Interesses gestandenen Favoritgebieten gezeigt hat. Selbst den wichtigsten und durchaus günstigen Hinweisen ist eine Tendenzänderung vorerst nicht möglich gewesen. Die überraschend anhaltende Geldabundanz, die alle Finanzkreise und Börsen beherrscht und im Hinblick auf frühere Zeiten momentan als Seltenheit der angenehmsten Art vom Börsenchronisten gezählt werden darf, hat auch den Reiz der Neuheit und damit den stimulierenden Einfluss verloren. Dieses Moment ist jedoch nach wie vor als der Mittelpunkt des allgemeinen Interesses zu betrachten. In den Kreisen der massgebenden Faktoren, der Notenbankleitungen, scheint man der Entwicklung der Geldmarktlage immer noch die gleiche Wichtigkeit beizulegen und alle Kalkulationen, welche hierauf Bezug haben, ernstlich zu prüfen. Schon wiederholt war der Bank von England die Ermässigung ihres Diskontsatzes nahe gelegt worden. Wenn nun dieses Direktorium die allgemein gewünschte und an sich berechtigte Reduktion des Satzes nicht hat eintreten lassen, so werden wohl Gründe von bestimmter Art hierfür massgebend gewesen sein. Die stets unsichere Situation des Newyorker Marktes und die Gefahr von grossen Goldabflüssen nach Amerika im Falle einer solchen Massnahme, ferner die abnorme Zeit zum Jahresschlusse an sich berechtigen diese vorsichtige Bewertung der Geldmarktlage in London. Auch unsere Reichsbank kann eine vorzügliche Entwicklung ihrer Position und liquiden Aktiven verzeichnen. Hoffentlich machen Börse — durch neuerliche Vermehrung der Engagements — und Industrie — durch Bedarf für Vergrösserungen und Erweiterungen der ruhigen Entwicklung dieser Geldmärkte zum Jahresschluss nicht noch Schwierigkeiten. — Durch den vielfach hohen Kursstand der Industriewerte und die bereits erwähnte Geldflüssigkeit wurde in kurzer Zeit das allgemeine Interesse der Börsen und des Kapitalistenpublikums in erfreulicher Weise auf unseren heimischen Renten- und Anlagemarkt gelenkt. In scharfen Kursbesserungen wurden bedeutende Umsätze speziell in den Reichs- und deutschen Staatsanleihen erzielt. In erster Linie wirkte hierbei die im Reichstag durch den Reichsschatzsekretär abgegebene Erklärung, dass das Reich und Preussen für das Jahr 1911 nicht mit neuen Anleihen an den Geldmarkt appellieren werden. Auch der Hinweis, dass durch die Reichsfinanzreform dem Reiche weiterhin grössere Einnahmen zufliessen, ferner die Käufe von ersten Finanzkreisen zu anscheinend Staatsschuldentilgungszwecken lassen erklären, dass das Interesse für die heimischen Staatsanleihen berechtigt ist. Auf die Bonität und die Kurschancen ist an dieser Stelle wiederholt und eindringlich verwiesen worden. Die bisherige starke Nachfrage hierin hat die Auflösung der bestandenen Konsortien zur raschen Folge gehabt. Nachdem verschiedene Korporationen — wie z. B. Versicherungsgesellschaften u. a. — demnächst gesetzlich veranlasst werden, einen grossen Teil des Reservevermögens in unseren Anleihewerten zu fundieren und die Furcht vor Mehrung des Materials geschwunden ist, dürfte das bestehende Interesse und die neuerdings beginnende Beliebtheit für diese Standardwerte, ebenso für die Pfandbriefe unserer deutschen Hypotheken-Institute in gleichem Masse weiterhin andauern. Durch die günstige Geldmarktlage konnten auch Auslandsfonds, besonders der Markt in türkischen und russischen Werten, profitieren.

M. Weber.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Bayerisch Land und Volk diesseits und jenseits des Rheins in Wort und Bild. Von F. J. Bronner. 52 Bogen, 8° mit 333 Bildern. ℳ 6.—. (München, Max Kellerer.)

Denkmalpflege. Von A. von Oechelhaeuser. I. Bd. Geh. ℳ 9.—, geb. ℳ 11.— (Leipzig, E. A. Seemann.)

Karl May. Mein Leben und Streben. Selbstbiographie. I. Bd. ℳ 2.—. (Freiburg i. Br., F. E. Fehsenfeld.)

Herders Konversations-Lexikon. Ergänzungsband. (Freiburg, Herder.)

Die Sendlinge von Voghera. Roman. Von Ilse von Stach. 8°. 425 S. Geh. ℳ 5.—, geb. ℳ 6.—. (Kösel, Kempten und München.)

Literarische Bilder aus neuester Zeit. Von B. Stein. ℳ 3.—. (Ravensburg, F. Alber.)

Lebenssprüche und Zeitbetrachtungen. Von M Herbert. ℳ 3.60. Gralbücherei Bd. 17. (Ravensburg, F. Alber.)

Der letzte Prophet. Dichtung von Eduard Eggert. ℳ 3.60 (Ravensburg, F. Alber.)

Erzählungen und Sagen aus Tirol. Von M. Buol. ℳ 2.50. (Ravensburg, F. Alber.)

Aus der Provence. Von Th. Birt. ℳ 1.—. Deutsche Bücherei Bd. 112/113. (Berlin W 57, Verlag Deutsche Bücherei.)

Alpenblumen aus Tirol. Ferienbilder von Friedrich Pesendorfer. 2 K. (Linz a. D., Verlag des kath Pressvereins.)

Leidgeboren. Ein neues Bündel Verse. Von Karl Jünger. Geb. ℳ 2.50, brosch. ℳ 1.50. (Hildesheim, Franz Borgmeyer.)

Leichenverbrennung vom Standpunkte der christlichen Weltanschauung. Von Dr. theol. L. Ruland. 60 Pf. (Köln. Bachem.)

Die Hygiene im Leben des Weibes. Von E L. M. Meyer. (Ulm a. D., J. Ebner.)

Reisenovellen aus Rußland und Japan. ℳ 2.50. (Zürich und Leipzig, Rascher & Cie.)

Ein Schweizer in der Fremdenlegion. Von Léon Randin. Uebersetzt von Hedwig Correvon. 346 S. 8°. Frs. 4.50, ℳ 4.—. (Zürich, Art. Institut Orell Füßli.)

Große Männer einer großen Zeit. Von C. Schlesinger. ℳ 3.—. (Münster, Heinrich Schöningh.)

Meine Lieder. Von Leo Mirau, Buenos Aires, Callao 441. (Leipzig, Otto Maier.)

Christkinds-Kalender für die Kleinen pro 1911. 108 S. kl. 8°. 30 Pf. (Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Verlagsanstalt Benziger & Co., A. G.)

Ernst und Scherz fürs Kinderherz. Heft 17 für Kinder von 7—10 Jahren. 16 S. kl. 8°. 20 Pf. Heft 18 für Kinder von 10—14 Jahren. 32 S. kl. 8°, 30 Pf. (Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Verlagsanstalt Benziger & Co., A. G.)

Für Kopf und Herz. Religiöse Belehrung und Erbauung für jedermann. Von A. Andres. 320 S. 8°. ℳ 3.—. (Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Verlagsanstalt Benziger & Co., A. G.)

Bewahre dein Bestes! Ins Leben! Nr. 3. 10 Pf. **Der Deutsche Reichsbürger.** Bunte Hefte für die männliche Jugend. Nr. 9. 10 Pf. (Kevelaer, Butzon & Bercker.)

Die hl. Kommunion im Glauben und Leben der christlichen Vergangenheit. Von Dr. Jakob Hoffmann. Glaube und Wissen, Heft 2. (Kevelaer, Butzon & Bercker.)

Worte Mariens. Acht Maipredigten. Von P. Dionysius Habersbrunner. ℳ 1.—. (München St. Joseph, Selbstverlag des Verfassers.)

Auswahl empfehlenswerter Bücher und Schriften für katholische Lehrerinnen von Wilhelm Kaesen, S. J. 8°. XII u. 92 S. 30 Pf. (Freiburg. Herder.)

Die Staats- und Soziallehre des hl. Augustinus. Von Dr. Otto Schilling. gr. 8°. X u. 280 S. ℳ 5.60. (Freiburg, Herder.)

Kirchliche Reformbestrebungen im ehemaligen Erzstift Mainz unter Erzbischof Johann Philipp von Schönborn 1647—1673. Von Dr. A. L. Veit. Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte, VII. Band, 3 Heft. gr. 8°. XX u. 120 S. ℳ 3.—. (Freiburg, Herder.)

Führer durch die Jugendliteratur. Von J. Karlmann Brechenmacher. 3 Heft. ℳ 1.—. (Stuttgart, Verlag des Kathol. Schulvereins.)

Empfehlenswerte Schriften für kath Tochter (und Frauen). Zusammengestellt von G. Rohr. 51. 55. Tausend. 30 Pf. (Hamm, Westf., Breer & Thiemann.)

Weihnachts-Almanach 1910. Literarische Nachrichten Nr. 16. (München, Herder & Co.)

Praktischer Führer durch die Geschenkliteratur 1910/11. (Paderborn, J. Esser.)

Literarischer Jahresbericht und Weihnachts-Katalog. 22. Jahrg. (Freiburg, Herder.)

„Fliegende Blätter". Pro Quartal (13 Nummern) ℳ 3.50, Einzelnummer 30 Pf. (München. Braun & Schneider.)

Kochkunst der Neuzeit. Großes Handbuch des gesamten Küchenwesens. Für den einfachen und feinen Tisch. Mit weit über 2500 neuen Rezepten und Anweisungen. 700 S. ℳ 6.— u. ℳ 7.—, Porto 50 Pf. Wiesbaden 35, Verlagsanstalt Emil Abigt.

Literarischer Ratgeber für die Katholiken Deutschlands. Herausg. von Dr. Max Ettlinger. 50 Pf. (Kempten, Kösel.)

Die goldene Garbe. Wertvolle Bücher aus der Jos Köselschen Buchhandlung (Kempten und München).

Aehrenlese 2. Legenden. Von H. Pagés und E. Meland. ℳ 1.50 (Düsseldorf, L. Schwann.)

Deutsches Weihnachtsbuch, 2. Band: Erzählungen und Märchen. Von der Literarischen Vereinigung des Berliner Lehrervereins. (Schöneberg, „Hilfe".) ℳ 1.

Fieber. Afrikanische Novellen. Von Jürgen Jürgensen. ℳ 4.—. (Frankfurt a. M., Rütten & Loening.)

Die in den fünf Artikeln der diesjährigen Weihnachtbücherschau (Nr. 47 bis 51) aufgeführten Neuerscheinungen wurden der Raumersparnis halber im „Büchermarkt" nicht angezeigt.

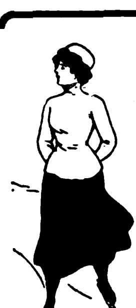
Kirchliche Kunst. Altenwörth. (Kreuzweg.) Unsere Kirche, die bereits vor einigen Jahren so schön gemalt wurde, ist jetzt durch die Sorge des hochw. Herrn Pfarrers Franz Frank um ein Juwel reicher geworden, oder besser gesagt, um 14 Juwelen. Denn jede Station des neuen Kreuzweges, der vom Bildhauer und Altarbauer Ferdinand Stuflesser in St. Ulrich, Gröden (Tirol) ausgeführt wurde, verdient diesen Namen. Die Bilder, die in Relief aus Holz mit Künstlerhand geschnitzt und fein polychromiert sind, ergreifen den Zuschauer durch den pietätvollen Ausdruck, der aus den Zügen des Erlösers, der Mutter Gottes, des heiligen Johannes und der heiligen Frauen spricht. Liebe und Schmerz leuchten derart aus dem Antlitze des Erlösers, daß sie jeden Zuschauer ergreifen und zur Andacht stimmen. Die Polychromie der Bilder ist nicht übertrieben und dem Auge angenehm. Auch die Rahmen sind sehr gut ausgefallen und fein gearbeitet. Kein Wunder, daß die ganze Gemeinde voll Bewunderung und Freude ist über den neuen Kreuzweg und ihn mit gerechtem Stolz jedem Fremden zeigt. Ehre dem Meister, Herrn Ferdinand Stuflesser, der sich ein Denkmal gesetzt hat, das in jeder Hinsicht ein Kunststück genannt zu werden verdient.

„Der Guckkasten". Wir machen auf den beiliegenden Prospekt dieser reichillustrierten Zeitschrift, Herausgeber Paul Keller, Guckkastenverlag, Berlin SW. 48, Friedrichstraße 239, empfehlend aufmerksam.

Wir bitten die Leser, bei allen Anfragen und Bestellungen sich stets auf die „Allgemeine Rundschau" zu beziehen.











Wir bitten die Leser, bei allen Anfragen und Bestellungen sich stets auf die „Allgemeine Rundschau“ zu beziehen.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.
Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Attiengesellschaft München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 28 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gb.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 53. München, 31. Dezember 1910. VII. Jahrgang.

Rom und das morgenländische Schisma.

Von
Dr. Franz Heiner, Auditor der Römischen Rota.

Ein unliebsames Ereignis beschäftigt gegenwärtig die Presse. Prinz Max von Sachsen, Professor der Liturgik an der Universität Freiburg i. d. Schweiz, hatte einen Artikel (Pensées sur la question de l'union des Eglises) in der neugegründeten Zeitschrift „Roma e l'Oriente" über das griechische Schisma veröffentlicht, in welchem er *schwere* Vorwürfe gegen Rom bzw. die Päpste und speziell gegen Papst Nicolaus I. wegen des orientalischen Schismas erhebt. Nach ihm sollen letztere Schuld an der orientalischen Kirchentrennung tragen. Die Folge war, daß die Nummer genannter Zeitschrift aus dem Buchhandel, sowie aus den Händen der Abonnenten zurückgefordert wurde. Eine hohe geistliche Persönlichkeit (!) hat jedoch den Artikel dem römischen Mitarbeiter der „Täglichen Rundschau" („Münchner Neuesten Nachrichten" Nr. 590 vom 17. Dezember 1910), nämlich dem Exdominikaner und Apostaten Müller verschafft, oder wohl richtiger verkauft. Der Abt Pelegrini von Grotta Ferrata, der Herausgeber der Zeitschrift „Rom und Orient", hat selbst sofort im „Osservatore Romano" seinerseits rückhaltlos den von ihm in die neue Zeitschrift aufgenommenen Artikel verurteilt.

Es ist zu bedauern und unbegreiflich, wie der fromme und gelehrte Prinz zu dem veröffentlichten Artikel gekommen ist. Sollte ihm seine auffallende Vorliebe für die Orientalen, speziell für die griechische Kirche, in schwacher Stunde vor den Tatsachen der Geschichte die Augen verschlossen haben? Rom soll Schuld tragen an dem orientalischen bzw. griechischen Schisma!

Diesen Vorwurf hat übrigens Prinz Max von Sachsen nicht zuerst erhoben; er ist schon älteren Datums. Bereits der bekannte Turiner Febronianer oder Josephinist Nuytz hatte die These aufgestellt: Zur Trennung der Kirche in die morgenländische und abendländische hat die übermäßige Willkür der römischen Päpste beigetragen.

Dem Wortlaute nach handelt es sich bei diesem Satze anscheinend nur um *tatsächliche* Ueber- oder Mißgriffe, die sich die römischen Päpste gegenüber der griechischen Kirche angeblich haben zuschulden kommen lassen und die zur Trennung beigetragen haben. Solche Ueber- oder Mißgriffe oder verkehrte Maßregeln wären an sich ja möglich. In den besten Verwaltungen können sie vorkommen. Indes dem ganzen Zusammenhang nach will Nuytz mehr sagen, nämlich daß *überhaupt* die päpstlichen Miß- und Uebergriffe das *Schisma verschuldet* haben, indem dieselben derartig waren, daß es begreiflich und gerechtfertigt sei, wenn sich die griechische Kirche von der abendländischen trennte. Es soll also Rom selbst aus *eigener Schuld* das große Schisma verursacht und herbeigeführt haben und die griechische Kirche darum keine Verantwortung tragen, ja mit *Recht* sich von der lateinischen Kirche losgelöst haben. Es handelt sich also bei Nuytz nicht um eine Beurteilung einzelner *Tatsachen*, die etwa den Konflikt verschärft oder das Schisma beschleunigt haben sollen, sondern um die Behauptung, nicht die Griechen, sondern die römischen Päpste seien die *eigentliche Ursache* an demselben gewesen; erstere hätten sich also mit *Recht* von der abendländischen Kirche getrennt.

Diese Aufstellung enthält nicht bloß eine schwere *Anklage* gegen das Papsttum, sondern schlägt auch den *Tatsachen der Geschichte ins Gesicht*, weshalb obige Behauptung des Turiner Professors durch den Syllabus Pius' IX. (These 38) verworfen wurde.

Wir wollen nun durchaus nicht behaupten, daß Prinz Max von Sachsen ein Gesinnungsgenosse von Nuytz sei, denn dazu ist er zu fromm und kirchlich gesinnt, aber es läßt sich auf der anderen Seite auch nicht leugnen, daß seine Behauptungen in der neuen Zeitschrift „Roma e l'Oriente" gleich denen von Nuytz ebenso *beleidigend* für den Apostolischen Stuhl bzw. für das Papsttum, als auch im Angesichte der Tatsachen *unhistorisch* sind. Es ist deshalb begreiflich, daß das betr. Heft, in welchem sich der Aergernis erregende Artikel: Pensées sur la question de l'union des Eglises befand, zurückgezogen werden mußte. Auch wird der Prinz seine Aufstellungen widerrufen müssen, was er jedenfalls zu tun nicht zögern wird. Die bekannt gewordenen Behauptungen desselben decken sich vollständig mit der oben genannten These von Nuytz, die zunächst deshalb verurteilt wurde, weil sie eine *schwere Anklage* gegen das Papsttum enthielt, wie ich das in meinem „Syllabus Pius' IX." (Mainz 1905) weiter ausgeführt habe. Es handelt sich beim Prinzen Max natürlich nicht um eine *beabsichtigte* Anklage oder Beleidigung, aber auf das kommt es bei Aufstellungen von falschen Behauptungen nicht an, sondern auf das, was *tatsächlich* gesagt ist.

Wir bemerkten, die Aufstellung enthalte zunächst eine *schwere Anklage* gegen das Papsttum, sodann sei sie historisch *unwahr*.

Trägt Rom nämlich an dem Schisma in der Tat die ganze Schuld, dann ist zunächst der Primat in der Kirche nicht nur nicht seiner ihm zugewiesenen oder beanspruchten Aufgabe gerecht geworden, sondern ist geradezu die Ursache gewesen, daß der Zweck desselben, die Erhaltung der Einheit, zerstört wurde. Die Absicht Christi, durch den Primat die Kirche vor Spaltungen zu bewahren, ist nicht erreicht, ja ins Gegenteil verkehrt worden, wenn dieser den Griechen wirklich gerechte Veranlassung zu ihrer Trennung von der abendländischen Christenheit gegeben hat. Wozu deshalb noch ein Papsttum in der Kirche, das sich der Einheit in derselben nicht nur hinderlich, sondern selbst gefährlich erzeigt? Also auch hier wieder läuft eine derartige Behauptung in ihrer Konsequenz darauf hinaus, den festen Mittelpunkt der Kirchenverfassung zu durchbrechen und das Fundament der Kirche zu untergraben und zu erschüttern. Eben darin gipfelt die Gefährlichkeit und Verwerflichkeit obiger Vorwürfe.

Die Behauptung des Prinzen Max ist aber auch *unhistorisch*. Mag man selbst, wie ich in meinem oben genannten Werke ausführe, einzelne Maßregeln des Apostolischen Stuhles *vom menschlichen Standpunkte* aus nicht billigen und sein Vorgehen gegen die griechische Kirche als *„undiplomatisch"* beurteilen, indem man glaubt, es wäre mehr Nachsicht am Platze gewesen und es hätten dieser mehr Zugeständnisse gemacht werden können, so bildet trotzdem das vermeintlich verkehrte Verfahren oder Verhalten der Päpste gegenüber den Ansprüchen und Anmaßungen der Griechen, speziell der Patriarchen von Konstantinopel, nicht die eigentliche und tiefere Ursache der Trennung, sondern dieses mußte nur den *äußeren Schein* der Berechtigung zur Trennung abgeben. Die Griechen erstrebten eine *vollständige Unabhängigkeit* von der römischen Kirche, sie wollten keine Unterwerfung unter das Papsttum, keinen Primat in der Kirche anerkennen; darauf läuft ihr ganzes Streben in letzter Absicht hinaus; alles andere ist nur Vorwand, unter welchem sie ihre schismatischen Tendenzen verborgen hielten. Der Nationalstolz der Griechen, der sich schon seit Jahrhunderten

in der Kirche offenbar gemacht hatte, bäumte sich gegen eine „römische Unterjochung" auf; eine geistliche Superiorität eines „Abendländers" anzuerkennen, ging über ihre Kräfte, zumal in einer Zeit, wo das Kirchentum im Morgenlande unter das staatliche Joch gesunken war; die Einheit der Kirche mußte byzantischer Selbstsucht zum Opfer fallen.

Unter diesen Umständen hätten auch die weitgehendsten Konzessionen, die Gewährung der größten relativen Selbständigkeit der griechischen Kirche die Gemüter nicht besänftigt und eine dauernde Einheit herbeigeführt; im Gegenteil würde jedes Zugeständnis und jedes schwächliche Nachgeben Roms selbst in den wichtigsten Punkten der Kirchendisziplin, und, wenn es möglich gewesen wäre, selbst des Dogmas, bloß ein Mittel abgegeben haben, die Forderungen und Ansprüche nur noch um so höher zu spannen. Wo der aufrichtige Wille fehlt, da führen auch die versöhnlichsten Gesinnungen zu keinem Ziele.

Die äußere Geschichte des griechischen Schismas liefert uns den besten Beweis. Wir verweisen hierfür auf das große Werk des Kardinals Hergenröther: „Photius, Patriarch von Konstantinopel".[1]) Kaum war der Bilderstreit beigelegt, als neue Wirren in der griechischen Kirche ausbrachen, in welche auch der Apostolische Stuhl infolge seines Primates verwickelt wurde. Nach dem Tode des Patriarchen Methodius ward nämlich der Mönch Ignatius, ein Sohn des Kaisers Michael Rhangabe, ein Mann von großer Frömmigkeit und Tugend, auf den Patriarchalstuhl von Konstantinopel erhoben (846). Als dieser an Epiphania 857 Bardas, den Bruder der Kaiserin Theodora und Leiter der Staatsgeschäfte unter Kaiser Michael III., wegen sündhaften Verkehrs mit seiner Schwiegertochter, nachdem Bitten und Mahnungen nichts gefruchtet, von der Kommunion zurückwies, wurde er des Komplottes mit dem Mönch Gebon angeklagt, der als angeblicher Sohn Theodoras aus früherer Ehe damals eine Empörung veranstaltet hatte und deshalb auf die Insel Terebinthus verbannt worden war. Obgleich Ignatius das Ansinnen, freiwillig auf seinen bischöflichen Stuhl zu verzichten, standhaft abgelehnt hatte, wurde trotzdem Photius an seine Stelle zum Patriarchen erwählt (857), fand aber nicht allgemeine Anerkennung, indem mehrere Bischöfe ihn verwarfen. Aber auch diese traten allmählich auf seine Seite, nachdem er die Versicherung gegeben hatte, daß er seinen Vorgänger Ignatius als schuldlos anerkenne und nie etwas gegen ihn tun oder zulassen werde. Photius nahm indes bald darauf seine Erklärung zurück und sprach über Ignatius die Absetzung aus. Bischof Metrophanes von Smyrna und seine Freunde verhängten nun über den wortbrüchigen Patriarchen das Anathem, worauf dieser mit Bann und Absetzung seinen Gegnern antwortete.

In diese Wirren wurde auch der Apostolische Stuhl hineingezogen, indem man von verschiedenen Seiten an denselben rekurrierte. Papst Nikolaus I., gegen den Prinz Max besonders schwere Anklagen erhebt, erkannte auf einer römischen Synode gegen den gewaltsamen Eindringling Photius und seine Anhänger auf Absetzung; für den Fall, daß sie ihre Aemter behaupten sollten, auf immerwährende Exkommunikation.

Photius ging jetzt zum offenen Kampfe gegen Rom über. In einem Schreiben voll der heftigsten Anklagen gegen den Glauben und die Disziplin der abendländischen Kirche, das Samstagsfasten, die Gestattung der Milchspeisen in der ersten Woche der Quadrages, den Zölibat, die Nichtanerkennung der durch einfache Priester gespendeten Firmung der Griechen und den Zusatz des filioque im Symbolum, wurden die morgenländischen Patriarchen zu einer Synode nach Konstantinopel eingeladen, die hier über Nikolaus die Absetzung aussprach. Indes war der Triumph des Photius von kurzer Dauer. Noch im selben Jahre erfolgte ein politischer Umschwung, der zugleich einen kirchlichen zur Folge hatte. Basilius der Mazedonier bemächtigte sich nämlich der Alleinherrschaft und verwies schon einige Tage nach seiner Krönung Photius in ein Kloster, während der ungerecht abgesetzte und vertriebene Ignatius wieder auf den Patriarchalstuhl zurückgeführt wurde. Die nähere Ordnung der Verhältnisse wurde indessen dem Apostolischen Stuhle überlassen. Hadrian II., der Nachfolger Nikolaus I., gab auf einer römischen Synode die Entscheidung: Photius sei als Eindringling mit dem Anathem zu belegen, die übrigen Anhänger abzusetzen und, wenn sie hartnäckig sein sollten, ebenfalls von der kirchlichen Gemeinschaft auszuschließen. Auf einer Synode zu Konstantinopel, auf welcher päpstliche Legaten erschienen, wurde die Sentenz zur Ausführung gebracht. Photius und seine Anhänger verweigerten indes jegliche Unterwerfung, ja als Ignatius starb, wurde Photius sogar zum zweiten Male auf den Patriarchalstuhl von Konstantinopel erhoben, weil der Kaiser glaubte, auf diese Weise den kirchlichen Frieden wieder herstellen zu können. Selbst Papst Johannes VIII. trug den infolge des Todes des rechtmäßigen Patriarchen Ignatius veränderten Verhältnissen Rechnung und war bereit, ihn anzuerkennen, wenn er sein bisheriges Verhalten bereue. Davon wollte indes Photius nichts wissen; er setzte seine Intriguen und Polemik gegen Rom und die abendländische Kirche fort, so daß Papst Marinus sich gezwungen sah, abermals den Bann über ihn auszusprechen. Kaiser Leo VI. der Weise verwies den unruhigen Patriarchen in ein Kloster, wo er sein Leben endete.

Wie hätten die Päpste gegenüber diesem Eindringling in das bischöfliche Amt eine andere Stellung einnehmen können, als sie getan? Abgesehen davon, daß Photius als Laie gewählt, seine Erhebung auf den bischöflichen Stuhl also direkt gegen den 10. Kanon von Sardika verstieß, nahm er seinen Sitz ein, den rechtmäßig Ignatius noch inne hatte. Das Papsttum hätte sich wahrlich zum Verräter an seinen eigenen Gesetzen und zum Unterdrücker der Unschuld gemacht, würde es seine Zustimmung zu der Wahl des Photius gegeben haben. Um seine Stellung gegenüber Rom zu behaupten, ging der schlaue Patriarch im Kampfe mit demselben auf die zwischen dem Morgenland und dem Abendland bestehenden religiösen Differenzen zurück und legte so den Grund zur Spaltung zwischen beiden Kirchen. Er brauchte nur jenen Geist der Engherzigkeit und Feindseligkeit aufzuwecken, der in den Eigentümlichkeiten und Sondergebräuchen der lateinischen Kirche nur Abfall von der apostolischen Tradition erblickte, und der Riß zwischen der morgenländischen und abendländischen Christenheit war fertig.

Auch die späteren Patriarchen von Konstantinopel nährten das Schisma, besonders der Patriarch Michael Cärularius. Im Jahre 1053 wurden die Kirchen der Lateiner in Konstantinopel plötzlich geschlossen und an die Klöster ging der Befehl, den griechischen Ritus anzunehmen. Als diese sich dessen weigerten, wurden ihre Insassen als Azymiten mit dem Anathem belegt. Der Sacellar Nicephorus trat sogar die Hostien der Lateiner, weil sie aus ungesäuertem Brote bestanden, mit Füßen. Der Bischof von Achrida erklärte in einem offenen Schreiben an den Bischof Johann von Trani die Abendländer für halbe Heiden und Juden, weil sie das Gebot der Azymen und des Sabbats beobachteten, Ersticktes mit Blut genössen und den Allelujagesang in der Fastenzeit unterließen. Auch das Zölibatsgesetz und andere Verschiedenheiten von der griechischen Kirche wurden der abendländischen Kirche zum schweren Vorwurf gemacht. Daß die Abendländer die Antworten auf diese Anklagen nicht schuldig blieben und nicht mit scharfen Repliken zurückhielten, versteht sich von selbst.

Der fromme deutsche Papst Leo IX. bemühte sich vergeblich, den Riß zu heilen und den Frieden zwischen beiden Kirchen wieder herzustellen. Der Patriarch Cärularius ging in seinem Hasse gegen das Abendland dagegen so weit, auf einer von ihm berufenen Synode über die ganze lateinische Kirche das Anathem zu verhängen. Zwar wurden auch später noch verschiedene Versuche seitens der Päpste gemacht, die Griechen zur Einheit wieder zurückzuführen, aber immer ohne dauernden Erfolg, da ihre Abneigung und ihr Haß gegen die abendländische Kirche stets wieder hervorbrach. Zu sehr von ihrer Orthodoxie eingenommen, mangelte den Griechen jedes aufrichtige Verlangen, mit den Lateinern in Gemeinschaft zu treten und sich dem Primate in der abendländischen Kirche zu unterwerfen.

Nein, es war wahrlich nicht die Schuld der Päpste, daß die morgenländische Christenheit dem Schisma verfiel und die Trennung sich zu einer unheilbaren ausgestaltete, sondern es waren, wie Prof. Funk in seiner Kirchengeschichte sagt, die kleinliche Tadelsucht der Griechen, der maßlose Ehrgeiz der Patriarchen von Konstantinopel, die Intriguen ihrer Anhänger, der Nationalstolz der Byzantiner, die Selbstsucht der Orientalen, das Staatskirchentum des oströmischen Reiches, die Stagnation des kirchlichen Rechts und der Abschluß von allem wissenschaftlichen Leben des Abendlandes und so manches andere die Ursachen, die zu einer Trennung der Kirche in die morgenländische und die abendländische nicht bloß beigetragen, sondern dieselbe direkt herbeigeführt haben. Nur Unkenntnis auf dem kirchenhistorischen Gebiete, speziell in der Geschichte des griechischen Schisma, kann mit obiger Aufstellung das Gegenteil behaupten. Eine partei-

[1]) 3 Bde., 1867—69.

lose historische Wissenschaft wird eingestehen müssen, daß die römischen Päpste es mit allen Mitteln versucht haben, nicht bloß die Trennung zu verhindern, sondern auch die alte Einheit wieder herzustellen. Die voraussetzungsvolle, antiultramontane und tendenziöse Geschichtswissenschaft, die ein Interesse daran hat, wie aus allem, so auch aus der griechischen Kirchenspaltung gegen das Papsttum Kapital zu schlagen, wird auch in Zukunft dieses Kunststück fertig bringen. Natürlich wird sie nun auch dem sonst ihr so verhaßten sächsischen Prinzen zujubeln und Rom wegen Unterdrückung der freien Meinungsäußerung und Wissenschaft anklagen. Hoffentlich wird dem Prinzen Max das Lob aus dem Munde der Gegner des Papsttums ein Beweis sein, daß er sich in seinen Aufstellungen geirrt, und deshalb seine Anschuldigungen gegen Rom und die Päpste zurücknehmen. Ich kann hier nachträglich beifügen, daß dies, Gott sei Dank, tatsächlich schon geschehen ist.

Graf Franz von Ballestrem †.

Am 23. Dezember ist zur ewigen Weihnacht eingegangen ein Mann, den wir nicht bloß bewundert und verehrt, sondern herzlich geliebt haben. Graf Franz von Ballestrem lebt im Gedächtnis des jüngeren Geschlechts als „der Reichstagspräsident“ fort, und er war in der Tat ein Präsident κατ' ἐξοχήν, der alle seine Vorgänger, auch die besten, durch irgendeine Präsidialtugend übertraf, so z. B. den sonst vortrefflichen liberalen Präsidenten von Forckenbeck durch seinen prächtigen und in kritischen Augenblicken wunderwirkenden Humor. Die Verdienste, welche sich der „schwarze Präsident“ in den Jahren 1898—1906 um den Reichstag und die Reichsgeschäfte erworben hat, erkennen auch die anständigen Gegner rückhaltlos an. Freilich werden Leute wie Müller-Meiningen niemals verstehen, daß ein Mann wie Ballestrem die hergebrachte Ergebenheitsformel des Hofstils gebrauchen kann, ohne etwas von dem richtigen „Männerstolz vor Königsthronen“ einzubüßen. Als alter Offizier, als Edelmann von Blut und Seele, als echter Preuße und treuer Christ war er ein Monarchist vom reinsten Wasser, aber zugleich ein aufrechter Bürger, der die Liebe zu König und Vaterland auch in der gebotenen Opposition zu betätigen wußte.

Die Glaubens- und Parteigenossen des Verewigten freuen sich an der Glanzzeit seines Wirkens auf dem Präsidentenstuhle, aber ihre Dankbarkeit gilt doch in erster Linie dem Zentrumsveteranen mit seinen unschätzbaren Verdiensten um unsere große Sache. Er war erheblich jünger als die Reichensperger, Windthorst, Franckenstein, Schorlemer; aber er hat mit ihnen schon im Anfang der Zentrumspartei zusammengestanden, weil er früh in das politische Leben eintrat. Sofort nach dem Krieg von 1871, als der Offizier durch einen Sturz vom Pferde invalide geworden war für den Militärdienst, aber nicht für den Dienst in der ecclesia militans und im Zentrumsheer. Zu seiner höchsten politischen Ehre möchten wir ihm gerade das anrechnen, was er schon vor seiner Wahl ins Parlament anfangs der siebziger Jahre geleistet hat: seine Agitationsreise in Schlesien zur Begründung der jungen Zentrumsorganisation und seine Mitwirkung an einem flammenden Wahlaufruf, der ihm eine Portion Festungshaft eintrug.

Um den sittlichen und politischen Wert dieses opferfreudigen Auftretens des jungen Grafen recht zu würdigen, muß man beachten, daß damals die Regierung mit Hilfe des Grafen Fred Frankenberg und anderer Freikonservativen mit allen Kräften und Künsten bemüht war, den katholischen Adel Schlesiens auf die Bismarck-Falksche Seite herüberzuziehen. Graf Franz Ballestrem stand und kämpfte durch Wort und Beispiel in der ersten Reihe der wackeren Adeligen, welche ihrem Stande die kirchliche Treue, das politische Selbstbewußtsein und die Solidarität mit dem schwer geprüften katholischen Volke retteten.

Berühmt ist das mutige Wort „Pfui“, mit dem der tapfere Offizier a. D. dem damals allmächtigen Kanzler Bismarck im Jahre 1874 kurz und klar bekundete, was das katholische Volk und die Zentrumswähler empfänden bei seinem Versuche, den blöden Attentäter Kullmann an die Rockschöße der Zentrumsfraktion zu hängen. Wie damals, so ist er in seinem ganzen Leben seinem Wahlspruch treu geblieben: „Tue Recht und scheue niemand, aber wirklich niemand auf Erden!“ Es muß bald eine volkstümliche Lebensbeschreibung dieses herrlichen Mannes erscheinen, damit die Alten dadurch erbaut und die Jungen erzogen werden.

Fritz Nienkemper, Berlin.

Katholische Lehrerschaft und kirchenfeindliche „Lehrerzeitung“.

Von P. Ernst.

Eine nach jeder Seite hin befriedigende Antwort der bayerischen Lehrerschaft auf das Ansuchen der Bischöfe lag so nahe, daß man wirklich nicht versteht, wie sie nicht schon längst von der Mehrzahl der Lehrer ausgehend das Geschrei einiger Hetzer übertönt. Hätten die Lehrer gesagt: „Zur Vertretung unserer Standesinteressen können wir die „Lehrerzeitung“ nicht entbehren, aber wir werden mit Entschiedenheit Sorge tragen, daß sie unsere katholische Ueberzeugung nicht mehr verletzt“, so wäre alles in Ordnung gewesen; Bischöfe, „Lehrerzeitung“ und — die katholischen Eltern hätten sich bei dieser Antwort beruhigen können. Daß aber eine Anzahl und, wie es scheint, leider eine ziemlich große Anzahl von Lehrern unter Pochen auf die Standesinteressen die höheren religiösen Interessen völlig preisgab, das ist das Symptomatische und das Befremdende bei der Angelegenheit.

Trotz der vielen Spalten, die zur Irreführung in Zeitungen und Zeitschriften gedruckt worden sind, läßt sich nämlich die klar vorliegende Tatsache nicht in Abrede stellen, daß die religiöse Ueberzeugung der katholischen Lehrer durch die „Lehrerzeitung“ gröblich verletzt worden war. Trotzdem wurden aber die Lehrer nicht vor die Alternative gestellt: hie religiöse Interessen — hie Standesinteressen. Das Schreiben der Bischöfe gab vielmehr deutlich den versöhnenden Mittelweg an: Wahrung der religiösen Interessen bei dem Organ der Standesvertretung.

War diese Forderung unbillig? Oder besser gefragt: war diese Forderung nicht ohnehin eine Ehrenpflicht der katholischen Lehrer? Die Lehrer, die in den letzten Jahren die größeren katholischen Zeitungen verfolgt haben, konnten beobachten, wie oft katholische Leser bei ihren Fachorganen gegen Uebergriffe auf religiösem Gebiete Protest einlegten, und zwar häufig genug mit Erfolg. Niemand, nicht einmal die gerügten Organe selbst haben es gewagt, in einem solchen Protest einen Mangel an Standesbewußtsein zu erblicken. Um so befremdender muß es wirken, daß die katholischen Lehrer nicht diesen Weg schon längst beschritten haben, ja, daß manche Lehrer in der Aufforderung zu dieser Wahrung der religiösen Interessen durch die gottgesetzte religiöse Autorität sogar einen Angriff auf die Standesinteressen erblicken konnten. Befremdend ist das aus einem doppelten Grunde. Einmal erwartet man von den Lehrern bei ihrem Bildungsgrade und bei ihrer Stellung als Erzieher katholischer Kinder, daß sie die zentrale Bedeutung der Weltanschauung ebensogut erkennen und ebenso hoch veranschlagen wie andere Beamte, wie selbst einfache Handwerker. Und es wollen ja auch tatsächlich selbst die widersprechenden Lehrer ihre korrekte religiöse Stellung nicht bezweifelt sehen. Befremdend ist das dann weiter, weil das Abstellen der Mißbräuche im gegebenen Falle so leicht wäre wegen der großen Zahl der katholischen Leser der „Bayerischen Lehrerzeitung“.

Bei dieser einfachen Sachlage kann man, wie gesagt, des Gedankens sich nicht erwehren, daß in dem Rummel auch hier wieder die Erfahrung sich bestätigt, daß die Schreier und Hetzer zwar für die Vertreter der Gesamtheit sich ausgeben, in Wahrheit aber diese Gesamtheit doch zuviel Einsicht besitzt, als daß sie dadurch in einer ebenso wichtigen wie klar liegenden Frage sich das Urteil verwirren ließe.

Die Volksschullehrer streben das Universitätsstudium an. Für unsern Fall und für ähnliche Fälle könnte die Erreichung dieses Zieles nur von Vorteil sein. Mitten hineingestellt in den Streit der Meinungen, die hier dieses Evangelium und dort ein anderes ausposaunen, würden sie bei genügender geistiger Reife gleich ihren Kommilitonen das hohe Gut ihrer einheitlich geschlossenen, festgegründeten Weltanschauung viel höher schätzen und auch gegen Standesgenossen verteidigen lernen. Bei ihren katholischen Kommilitonen würden sie die übrigens selbstverständliche Ueberzeugung antreffen, daß nicht der gegen die Standesinteressen verstößt, der unberechtigte Uebergriffe auf religiösem Gebiete zurückweist, sondern vielmehr der, welcher solche Uebergriffe bei der Standesvertretung verschuldet.

Noch ein Zweites würde sich ergeben. Der Einfluß der ständigen Lektüre auf den Menschen ist groß. Aber bei einer allseitig gefestigten Stellung in den höchsten Fragen des Lebens wie Studium und Verhältnisse an der Universität sie heut-

zutage bei jedem ernst denkenden Menschen geradezu erzwingen, würde eine solche geistige Abhängigkeit von einem die heiligsten Interessen der Mehrzahl verletzenden Standesorgan, wie sie in dieser Angelegenheit zutage tritt, nicht mehr zu den Möglichkeiten gehören.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der bewaffnete und spionierende Friede.

Die beiden englischen Offiziere, die im Sommer bei der Ausspionierung von Borkum abgefaßt wurden, sind vom Reichsgericht zu vier Jahren Festungshaft verurteilt worden. Sie waren geständig, und da man für ihre Tätigkeit in Deutschland kein anderes Motiv entdecken konnte, als patriotischen und militärischen Diensteifer, so wurden sie von den Richtern und den deutschen Offizieren als Gentlemen behandelt. Die Festungshaft wird ihnen zweifellos von den überwachenden Kameraden versüßt werden. Wieviel von den vier Jahren sie wirklich zu verbüßen haben, ist noch ungewiß. Als im Jahre 1893 zwei französische Offiziere wegen desselben Frevels an den deutschen Geheimnissen zu sechs und vier Jahren Festungshaft verurteilt waren, setzte der Kaiser sie schon bei der nächsten besten Gelegenheit, als eine Aufmerksamkeit für Frankreich am Platze zu sein schien, durch Begnadigung in Freiheit. „Abschreckend" kann man eine derartige Handhabung unseres Spionengesetzes freilich nicht nennen. Aber man muß doch zugeben, daß die Milde von 1893 uns keine weitere Schar von französischen Spionen auf den Hals gezogen hat; wenigstens sind keine stammverwandten Späher abgefaßt worden.

Im allgemeinen ist es gewiß gut, die Spionierfälle mit einer ähnlichen Gemütsruhe und Nachsicht zu behandeln, wie die Rippenstöße, die man in einem Gedränge abbekommt. Das Spionieren ist weltüblich; es bildet einen integrierenden Teil der Wehreinrichtungen aller Kulturvölker. Ein Land, das ausschließlich an die Defensive dächte, braucht freilich die Festungen und Häfen seines Nachbarn nicht auszuspionieren, aber es müßte sich doch über die Angriffsmittel und die Angriffspläne des Nachbarn auf dem laufenden zu halten suchen. Nun huldigen aber alle Militärs dem Grundsatze, daß die beste Deckung der Hieb sei, und daß bei einer Kraftprobe die Offensive die größten Vorteile verspreche. Daraus folgt, daß man auch über die Verteidigungsvorrichtungen im fremden Lande sich nach Kräften zu informieren sucht. Der Reichsanwalt hob in dem Plädoyer gegen die englischen Spione hervor, daß die erkundeten Anlagen an den deutschen Küsten ausschließlich defensiven Charakter hätten, und die Information also nur für einen Angriff auf unsere Küsten Wert haben würde. Er verwahrt sich aber ausdrücklich dagegen, daß er der englischen Regierung einen solchen Angriffsplan nachgesagt hätte. In Wirklichkeit ist ja in sehr hervorragenden englischen Kreisen, sogar vom Lord der Admiralität a. D. Lee, der überrumpelnde Präventivkrieg gegen Deutschland ventiliert worden, und obendrein liegt es in der Natur der Dinge, daß im Falle eines Konflikts England sofort seine Uebermacht zur See benützen wird, um an der deutschen Küste möglichst viele und möglichst feste Positionen zu gewinnen, welche wenigstens zur Blockade, unter Umständen auch zur Landung eigner oder verbündeter Truppen, Dienste leisten können. Indem sich England „für alle Fälle" vorsieht, braucht es noch keine aktuelle Kriegsabsicht zu haben. Offenbar ist auch in neuerer Zeit die Angriffslust auf englischer Seite geringer geworden. Das Nachrichtenbureau in London und dessen Gehilfen scheinen aber mit demselben Eifer weiterzuarbeiten, wie es zur Zeit König Eduards und seiner Einkreisungspolitik selbstverständlich war. Die Enthüllungen in diesem Prozeß haben gezeigt, daß der englische Kundschafterdienst durchaus auf der Höhe der Zeit steht, und England, dessen Regierung so sehr für den ewigen Frieden schwärmt, und dessen Bevölkerung sich so gern als die verfolgte wehrlose Unschuld betrachtet, steht in diesem Zweige hinter keiner der sogenannten Militärmächte zurück.

Dabei muß anerkannt werden, daß dem englischen Nachrichtendienst bisher keine Spionage in der alten rohen, unedlen Weise nachgewiesen worden ist. Widerwärtig ist das Treiben der gedungenen Späher, die für schnödes Geld ihre Haut zu Markt tragen. Abscheulich ist die Verführung von Angehörigen des fremden Staates zum Verrat an ihrem Vaterland. Viel eher kann man sich abfinden mit den Kundschaftern, die, durch Vaterlandsliebe und militärischen Berufseifer angetrieben, sich zu Erkundigungsfahrten ins Ausland anwerben lassen. Allerdings fällt in die andere Wagschale, daß solche sachverständigen und gewandten Spione die bezahlten Pfuscher an Gefährlichkeit übertreffen, namentlich wenn sie, wie im vorliegenden Falle, nach einem gründlich vorbereiteten Ermittelungsplane, nach einem förmlichen Fragebogen der Zentralstelle arbeiten.

Gegen fremdländische Offiziere, die aus Patriotismus und Ehrgeiz sich in das gefährliche Geschäft stürzen, wird mit Strafgesetzen schwerlich viel zu machen sein, selbst wenn sie härter wären und schärfer angewendet würden, als es in Deutschland zurzeit üblich ist. Darum glauben wir auch nicht, daß die „alldeutschen" Führer mit ihrem Ruf nach Verschärfung des Spionengesetzes Erfolg haben werden. Gegen eine gesetzgeberische Aktion spricht auch die Erwägung, daß man im Auslande darin leicht ein Schwächegefühl wittern könnte. Es ist besser, wenn Deutschland sich von jedem Schein einer Spionenangst frei hält. Das neidische Ausland muß in der Ueberzeugung bleiben, daß die deutsche Wehrkraft zu solide fundamentiert und zu gut ausgebaut ist, um durch diese oder jene einzelne Enthüllung irgendwie erschüttert zu werden.

Das braucht uns aber nicht abzuhalten, daß wir auf die Fremden, die auf angeblichen Vergnügungsfahrten die militärisch wichtigen Punkte an der Küste und im Inland abstreifen, ein aufmerksames Auge haben. Für Sachverständige muß es doch nicht schwer sein, einen beweglichen und scharfblickenden Angehörigen der fremden Wehrkraft zu unterscheiden von dem harmlos bummelnden Rentier. Bei gehöriger Kontrolle der vagierenden Ausländer in kritischen Gegenden müßte sich die Spionage meistens schon im Anfangsstadium ersticken lassen. Die beiden englischen Offiziere haben auf ihrer langen Spähetour von Kiel bis Wilhelmshaven ein übermäßig leichtes Spiel gehabt. Kein Wächterauge hat sich um ihre Neugier gekümmert. Erst ein einfacher Soldat bahnte die Entlarvung an, als sie auf Borkum gar zu verwegen einem Geschützstand den zweiten Besuch abstatteten. Bei dem Transport der Verhafteten und bei der ersten Durchsuchung der von den Spionen bewohnten Räume wurde nicht mit der erforderlichen Umsicht verfahren. Es sind also im Grunde genommen polizeiliche Verbesserungen, die uns mehr nottun, als eine Verschärfung der Gesetze.

In politischer Hinsicht ist es für uns sehr vorteilhaft, daß Deutschland als Opfer und nicht etwa als Urheber der Spionage dasteht. Welch eine Aufregung würde in England entstehen, wenn man dort zwei deutsche Offiziere in derselben Tätigkeit überrascht hätte! Das Mißtrauen und der Haß gegen das angeblich angriffssüchtige Deutschland wäre in hellen Flammen zum Himmel geschlagen. Dort hatte man sich wegen des kindischen „Falles Helm" ja schon zeitweilig sehr aufgeregt, und auch heute noch, nachdem gerichtlich festgestellt ist, daß der Leutnant Helm es mehr auf junge Damen als auf alte Festungswerke abgesehen hatte, bringt ein englisches Blatt es fertig, diesen harmlosen Bummler auf gleiche Stufe zu stellen mit den zielbewußten, fleißigen und erfolgreichen Abgesandten des englischen Nachrichtenbureaus. Die übrige Presse in England erkennt freilich sowohl den Ernst der begangenen Tat als auch das faire Verhalten der deutschen Behörden an. Vielleicht berechtigt das zu der Hoffnung, daß der Zwischenfall auf die englische Volksseele vorteilhaft einwirken werde. Die Engländer, die noch nicht ganz verblendet sind, müssen doch erkennen, daß die Deutschen nicht lauter blutgierige Raubtiere sind, und daß Deutschland eher von einem Angriffsplan der englischen Flotte reden könnte, als England von dem Plane einer deutschen Invasion. Ferner müssen die Engländer ihrer Regierung die Anerkennung zollen, daß sie in der Vorbereitung für den Ernstfall auf dem Posten ist, und durchaus nicht so arglos und wehrlos, wie die chauvinischen Hetzer sagen, das Land seinem Schicksal überläßt. Wenn die Angst der Engländer nachläßt, so wird auch der Haß gegen Deutschland nicht mehr einen so üppigen Nährboden finden.

Der Friede, den die Weihnachtbotschaft den Völkern verheißt, ist bisher nur höchst mangelhaft in die rauhe Wirklichkeit eingedrungen. Wir müssen schon froh sein, wenn wir zeitweilig den Frieden genießen unter den Lasten der Bewaffnung und unter den verschiedenen Aergernissen, welche die gegenseitige Rivalität mit sich bringt. Aber um so dankbarer ist die Welt für jeden kleinen Fortschritt auf der Bahn zum Frieden.

Goethetum und Christentum.

Von Pfarrer H. Doergens, Traar-Krefeld.

Staunend habe ich stets vor Baumgartners „Geschichte der Weltliteratur" gestanden. Wie kann nur ein einzelner, und wäre er ein Universalgenie, es wagen, sich eine derartige Aufgabe zu stellen? Nicht bloß stellen, nein, auch hoffen, sie zu einem glücklichen Ende zu führen! Und wenn dann ein bekannter Literaturhistoriker, den ich noch jüngst hörte, seine Glossen zu dieser „titanenhaften Selbstüberschätzung" machte, so konnte ich nicht umhin, ihm in meines Herzens Kämmerlein bis zu einem gewissen Grade Recht zu geben. Allerdings: auch die Goethebiographie desselben Autors war mir nicht unbekannt, und ich wußte nur zu gut, daß gerade sie in den Kreisen der zünftigen Gelehrten viel böses Blut gemacht, zumal sie von einem Manne ausgegangen, hinter dessen Name das ominöse S. J. stand. Vielleicht blieb im allgemeinen das eine Urteil nicht ganz unbeeinflußt vom anderen, denn höchstes Glück der Erdenkinder ist nur die „Persönlichkeit", in diesem Falle Goethes selbst, obgleich der Dichter in jener weltberühmten Sentenz das Persönlichkeitsglück entschieden abgelehnt hat. (Vergl. den Aufsatz von H. Scholz in der „Christl. Welt", 1910, Nr. 1.) Was Baumgartner angriff, war nicht die künstlerische Befähigung und Bewertung des deutschen Dichterfürsten, es war vielmehr die absolute Verherrlichung seiner Gesamterscheinung, wie sie in einer blind ergebenen Gemeinde blind waltete. „Sicher", schreibt Muth in der November-Nummer des „Hochland", „wäre ihm (B.) ein Sieg zugefallen, hätte er sich in den Grenzen gehalten, die sowohl die christliche wie die nationale Achtung vor einer Persönlichkeit wie Goethe vorschrieb." Nun ist er heimgegangen, „der einzige große Literaturhistoriker von wirklich universeller Bildung, den die deutschen Katholiken je besessen haben", und siehe da: fast gleichzeitig mit seinem Tode kündigt ein Berliner Verlag ein Buch an „von der Nachfolge unseres Herrn und Meisters Johann Wolfgang Goethe", heute, wo wir immer mehr zu der Erkenntnis kommen, „daß nicht seine dichterischen Schöpfungen Goethes größtes Kunstwerk bedeuten, sondern er selbst und sein ganzes Dasein". (Vorwort.) Da scheint es ja fast, als habe P. Baumgartner umsonst gelebt! Allein was würde wohl der Verstorbene erst gesagt haben, wenn ihm ein Prospekt von der Verlagsanstalt Fritz Eckardt in Leipzig unter die Augen gekommen wäre mit der Ankündigung eines Zyklus von Goethepredigten über Faust und Iphigenie? „Wenn man es nicht gedruckt sähe", schreibt die „Kreuzztg.", „würde man es nicht glauben, sogar der Bußtag und der Karfreitag, überhaupt alle hohen christlichen Feiertage müssen dazu herhalten. Am ersten Weihnachtsfeiertage „predigt" der Herr Pastor primarius über die Erscheinung des Erdgeistes, zu Neujahr über die „Wagnerszenen im Studierzimmer und vor dem Tore", in der Passionszeit über „Gretchens Tragödie", am Karfreitag über die Elfenszene am Anfange des zweiten Teiles, und so geht es fort.... Ueber den Inhalt und die Richtung dieser Vorträge wird man wohl nicht zweifelhaft sein, und wenn in der im ödesten Reklamestil gehaltenen Ankündigung behauptet wird, daß Burggrafs Theologie „tief im Lebensgrunde der heiligen Schrift wurzele, jedem Radikalismus abgeneigt", so wird kein denkender Mensch das glauben. Denn viel radikaler kann man sich doch nicht betätigen, als wenn man Gretchens Tragödie zum Gegenstand einer Passionspredigt oder die Elfenszene für eine Karfreitagspredigt verarbeitet."

Nach Schiller (1905) und Schönaich-Carolath (1909) bringt der Bremer Pastor prim. Burggraf von St. Ansgari nun Goethe auf die Kanzel, an jene Stätte, von der aus die Wasser fließen sollen, die hinüberreichen in ewige Leben. Noch einmal sagt die „Kreuzztg.": „Das ist eine dreiste Herausforderung aller christlich gesinnten Kreise." Selbst in der „Christlichen Welt", dem Organ des freisinnigen Protestantismus, schrieb f. Z. J. Kübel (1910, Nr. 35): „Nun predigt Burggraf allerdings Christus, und zwar nicht nur nebenbei, sondern die Grundtendenz seines Lebenswerkes geht geradezu dahin, Christus unserm Volk als eine lebendige, in das deutsche Denken und Sein eingegangene Gegenwartsgröße nahezubringen. Carolath gibt denn auch nur die Maske ab, hinter der das Gesicht Christi klar zum Vorschein kommt. Aber bedarf Christus wirklich dieser Maske? Mich dünkt, was Burggraf an edlen, lebensfähigen, vorwärtsweisenden Glaubenswahrheiten bietet, konnte er auch aus dem neutestamentlichen Christus herausholen, ohne daß er es nötig gehabt hätte, sich hierbei des Carolathschen Spektrums zu bedienen. Auf jeden Fall aber hätte er sich damit begnügen sollen, Carolath zur Illustration zu verwenden; statt dessen hat er ihn zum Objekt seiner Predigten gemacht: und dazu ist weder Carolath noch die christliche Predigt bestimmt." Trotzdem liegt die in pompösschwülstigem Stile gehaltene Ankündigung der im Erscheinen begriffenen und auf denselben Ton gestimmten Goethepredigten einer der letzten Nummern der „Christlichen Welt" (1. Dezember 1910) bei. Kein Wunder, sie ist eben Fleisch von ihrem Fleisch und Bein von ihrem Bein. Natoram expellas furca, sagt der alte Horaz, tamen usque recurret: „Du magst die Natur mit Gewalt austreiben, sie kehrt immer wieder zurück!" Warum sollen jene Kreise die dem Herrn den Strahlenkranz der Gottheit geraubt haben, denen Christus nicht mehr und nicht weniger ist als der „schönste aller Menschenkinder", warum sollen die ihm nicht einmal eine geistige Größe, einen hochbegabten Dichtergenius als gleichberechtigt an die Seite setzen dürfen? Freilich manch einer wird es doch lieber mit der „Köln. Volksztg." halten und meinen, daß es mit der Nachfolge unseres Herrn und Meisters Johann Wolfgang Goethe schon so eine Sache sei; es könne da nur mit Auswahl „nachgefolgt" werden, sonst gerate das Lebenskunstwerk arg daneben. Allein über derartige Zwirnsfäden stolpern unsere Modernen nicht, seitdem Nietzsche den Uebermenschen konstruiert hat, der jenseits von Gut und Bös sein Dasein fristet. Und schließlich muß man doch auch bedenken: „Menschliches, Allzumenschliches!" Anderen aber — und das sind diejenigen, die Ohren haben zu hören und Augen zu sehen, — denen zeigt die modern gewordene Existenzberechtigung Goethes auf der Bremer evangelischen Kanzel, daß am Ende des Weges, den die moderne liberal-protestantische Theologie einschlägt, die Vernichtung des Christentums steht. „Keiner von all unseren Klassikern", so schreibt der protestantische Theologieprofessor Sell in seinem Buche „Die Religion unserer Klassiker: Lessing, Herder, Schiller, Goethe (Tübingen-Leipzig 1904)", „war jemals ein orthodoxer Christ; Goethe nennt sich in scharfer Auseinandersetzung mit Lavater in Anschluß an dessen Unterscheidung von Unchrist, Widerchrist, Nichtchrist und Christ einen „dezidierten Nichtchristen" und ist das auch seinem Wesen nach geblieben" (S. 3—4), und später: „Nach dem Maßstab irgendeiner Kirche gemessen, ja auch nach dem Maßstab z. B. des „apostolischen Christentums" gemessen, würden sie nicht als Christen zu bezeichnen sein... Die Tatsache bleibt bestehen, daß die Klassiker von den Dogmen, die als die Grunddogmen der Christenheit gelten, der Dreieinigkeit, der Lehre von der Gottheit Christi, der Versöhnung der Welt mit Gott durch sein Blut, vom Weltende und Jüngsten Gericht, von ewiger Seligkeit und ewiger Verdammnis, kaum eines in irgendeinem Sinne haben gelten lassen. Aber auch diejenige Reduktion der christlichen Glaubensvorstellungen, die sich im modernen Protestantismus vollzogen hat, wo man sich begnügt mit einem schlichten Monotheismus, mit der Anerkennung Jesu als des Urbildes aller Frömmigkeit und Heiligkeit, das als solches der Sohn Gottes gewesen ist, mit dem Glauben an die in ihm uns gewordene Offenbarung Gottes und mit der Zuversicht, durch ein Herzensverhältnis zu diesem Heilande reif zu werden zur Aufnahme in sein (des Erlösers) Reich, das auf Erden als die Kirche erscheint — auch diese Religion ist von den wenigsten der Klassiker nur erreicht worden (etwa ausgenommen Herder) und jedenfalls nicht dauernd festgehalten worden." Möge es dem christusgläubigen Protestantismus gelingen, diese schwere Krisis — sie wird neuerdings gezeichnet von Dr. Rieder „Zur innerkirchlichen Krisis des heutigen Protestantismus" (Herder, Freiburg) — zu überwinden. Kreuz und Leid ist ja die Schule, die Charaktere bildet; vielleicht bringt es der Lauf der Dinge mit sich, daß sie diesmal veredelnd auf eine ganze Organisation wirken. „Ja, ich bin zurückgekehrt wie der verlorene Sohn, nachdem ich lange Zeit bei den Heglianern die Schweine gehütet. War es die Misere, die mich zurück trieb? Vielleicht ein minder miserabler Grund. Das himmlische Heimweh überfiel mich und trieb mich fort durch Wälder und Schluchten, über die schwindeligsten Bergpfade der Dialektik. Auf meinem Wege fand ich den Gott der Pantheisten, aber ich konnte ihn nicht gebrauchen. Dies arme träumerische Wesen ist mit der Welt verwebt und verwachsen, gleichsam in ihr eingekerkert, und gähnt dich an, willenlos und ohnmächtig.... Wenn man einen Gott begehrt, der zu helfen vermag — und das ist doch die Hauptsache — so muß man auch seine Persönlichkeit, seine Außerweltlichkeit und seine heiligen Attribute annehmen." Also Heine im Nachwort zum Romancero, und er war doch auch ein — Klassiker, wenigstens in der lyrischen Poesie.



Die Beteiligung der katholischen Studentenschaft am Missionswerk.

Von Robert Streit O. M. I. (Hünfeld).

Der Gedanke bezüglich der Beteiligung der katholischen Studentenschaft an der gegenwärtigen Missionsbewegung, welchen Dr. M. Vogelbacher am Ende seines Artikels „Einige Gedanken zu zwei Weltkongressen" („Allgemeine Rundschau" Nr. 47) antönt, hat bereits konkrete Gestaltung gewonnen, zwar nicht durch ein Aufoktroyieren auf bereits bestehende Vereinsgebilde, wohl aber durch ein ureigenes Wachstum, durch den akademischen Missionsverein, und derselbe äußerte sich am 21. November in der „Civitas academica Monasteriensis" in einer so kraftvollen, imposanten Weise, daß, wie ein Teilnehmer treffend bemerkte, die akademische Missionsfeier zu Münster zu einer hochbedeutsamen Erscheinung in dem heimatlichen Missionsleben des katholischen Deutschlands geworden ist und ein historisches Moment von weittragender Bedeutung in sich trägt.

Von vornherein möchten wir es aussprechen, daß die Beteiligung der katholischen Studentenschaft an der Weltmission von großer Bedeutung ist für die Mission im allgemeinen, für die wissenschaftliche Missionsbewegung im besondern, und in ganz besonderer Weise für die katholische Studentenschaft selbst.

Es ergab sich aus der Lage der Dinge, und es lag ohne Zweifel darin ein höheres Walten, daß die katholische Mission des 19. Jahrhunderts im Gewande der Armut, um nicht zu sagen im Bettlerkleide, auftreten mußte. Dadurch unterscheidet sich unsere Missionszeit von der kolonialen Missionsepoche des 16. Jahrhunderts, daß sie ein Werk der offenen Hand ist. Dies Almosen aber mußte sich die Mission selbst aus den Städten und Dörfern einholen. Reicher Gottessegen ruhte zwar auf diesem Missionsalmosen des Volkes — eine Jahrhundertsarbeit auf dem Missionsfelde beweist das —, aber der Staub des Weges, verschloß er der Mission nicht allzu oft die Pforten der Großen und Reichen? Gewöhnte sich der Gebildete nicht daran, in der Mission nur ein gutes Werk zu erblicken, das eben eine Popularität geworden, das aber ohne Bedeutung für ihn sei? Glaubte der Höherstehende nicht allzu sehr, daß die Mission nur die Nehmende sei, die ihm selbst für sein Geistesleben nichts zu geben imstande wäre? Wir stehen nicht allein unter diesem Eindrucke; zu wiederholten Malen ist diese Tatsache betont worden. Und doch wird ein näheres Bekanntwerden mit der Mission in überraschender Weise dartun, wieviel sie auch den Gebildeten zu geben vermag! Die regere Anteilnahme der gebildeten Kreise an der Mission hinwiederum wird für die Lösung der hohen Aufgaben, welche die christliche Weltmission den Völkern gegenüber zu erfüllen hat, wertvolle Kräfte und Mittel flüssig machen. Und hierin erblicken wir die Bedeutung der akademischen Missionsvereine für die Mission im allgemeinen. Es war ein tiefes Wort, das Fürst zu Löwenstein den Studenten von Münster zurief: „Sie sind die führende Welt von morgen. Sie müssen sich heute mit den großen Fragen und Problemen der Zeit vertraut machen, um ihre Stellung von morgen vollgültig einnehmen zu können."

Die Mission kann in ihren weltumfassenden Aufgaben, in ihrer weltgeschichtlichen Arbeit der Wissenschaft nicht entbehren, und das um so weniger, als eine erfahrungsreiche Arbeitszeit von Jahrhunderten hinter ihr, eine problemreiche Zeit vor ihr liegt. Fehlte es auch in früheren Jahrhunderten nicht an missionswissenschaftlichen Ansätzen, die wir nicht ignorieren dürfen, so wird es doch zu einem ehrenvollen Vorzug unseres Jahrhunderts werden, die Missionswissenschaft als solche zu systematischem Ausbau in Angriff genommen zu haben, wird es für immer ein Ruhm der Civitas academica Monasteriensis sein und bleiben, diesen Ruf und dies Bedürfnis unserer Zeit zuerst verstanden zu haben. Von Münster aus schenkte uns Professor Dr. Meinertz sein großzügiges, missionsexegetisches Werk „Jesus und die Heidenmission", das ein Standard Work der katholischen Missionsliteratur bleiben wird. In Münster war es, wo bereits im vorigen Semester Dr. Schmidlin missionsgeschichtliche Vorlesungen mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Kolonien hielt. Nur ein naturgemäßes Sichauswachsen dieser missionswissenschaftlichen Bestrebungen war es, daß Dr. Schmidlin am Beginn dieses Semesters zum Professor ernannt wurde und einen Lehrauftrag auch für Missionskunde erhielt. Seine Schöpfung, das Missionsseminar, wird der Fruchtboden zu einer kraftvollen Entwicklung der aufstrebenden katholischen Missionswissenschaft werden. Nicht unerwähnt soll es bleiben, daß Münster der Beratungsort war, wo die erste katholische „Zeitschrift für Missionskunde" ihrer sehnlichst erwarteten Verwirklichung nahe gebracht wurde.

So war es denn ein natürliches Ergebnis, daß in der Hauptstadt Westfalens auch der erste katholische akademische Missionsverein bei uns entstand. Er konstituierte sich bereits am Ende des vorigen Semesters mit 275 Mitgliedern aus allen Fakultäten und studentischen Gruppen und hat sich in kraftvoller Weise weiter entwickelt. Das ist ein Beweis von dem frischen Leben an der Münsterschen Alma mater, und es ist keine Utopie, daß in dieser gesunden, wissenschaftlichen Atmosphäre auch die Missionswissenschaft aufblühen und sich entfalten wird, daß uns die Civitas academica Monasteriensis manchen Missionskenner und Missionsfreund schenken wird.

Für alles, was die Mission von der Wissenschaft empfängt, wird sie aber auch ihrerseits der Wissenschaft reichlich lohnen, wird sie in ganz besonderer Weise dem Studenten ein Entgelt bieten. In überaus feinsinniger Weise und mit der ihm eigenen Art schilderte in der akademischen Missionsfeier Prof. Dr. Mausbach die Bedeutung des Missionsstudiums für die Religionswissenschaften. Mit Recht betonte auch das Einladungsschreiben an die Kommilitonen zur Missionsfeier: „Alles weist den Blick des katholischen Studenten auf die auswärtigen Missionen hin: der ihm angeborene Drang, seinen Gesichtskreis über den engen Horizont des Nächstliegenden hinaus zu erweitern; das Recht und die Pflicht, sich für das Werk der Glaubensverbreitung zu interessieren und daran nach Maßgabe seiner Kräfte mitzuarbeiten; die großen und wichtigen Aufgaben, die seiner auf diesem Gebiete harren; die gegenwärtigen missionswissenschaftlichen und kolonialen Bestrebungen im katholischen Deutschland .... Wer diese Zeichen der Zeit versteht, wird sicherlich nicht verständnislos beiseite stehen können; namentlich die katholische Studentenwelt darf es nicht, und darum muß sie sich organisieren auf der Basis des Missionsgedankens, der seine rückwirkende Kraft auf den heimatlichen Idealismus gewiß nicht verfehlen wird."

Und nun zum Schluß ein kurzes Wort zur Missionsfeier selbst. Eingeleitet wurde dieselbe am 20. November durch einen akademischen Missionsgottesdienst, der sich einer großen Beteiligung erfreute. Die öffentliche Versammlung fand am 21. November abends in der Aula des städtischen Gymnasiums statt. Die glänzenden Räume füllten sich rasch bis auf den letzten Platz. Wir bemerkten die Vertreter sämtlicher Korporationen, soweit sie in Betracht kommen konnten, die Studierenden des Priesterseminars und des Konviktes, eine bedeutende Anzahl von Freistudenten und Studentinnen. Erwähnt muß werden, daß auch die gebildeten Kreise regen Anteil zeigten. In ganz besonderer Weise verdient hervorgehoben zu werden, daß die theologische Fakultät vollzählig vertreten war und daß auf das freudigste der Vertreter des Hochw. Herrn Bischof Hermann, Herr Weihbischof Illigens, begrüßt wurde.

Als Redner der hohen Festversammlung traten auf: Alois Fürst zu Löwenstein (Aufgaben der christlichen Mission in unserer Zeit und Aufgaben der katholischen Studenten gegenüber der Mission); Herr Prof. Dr. Mausbach (Bedeutung des Missionsstudiums für die Religionswissenschaft) und der Hochw. Herr Abt Norbert von St. Ottilien (Hebung der Kultur der Eingeborenen in unseren Kolonien). Da der Verlauf der Missionsfeier einen eigenen literarischen Niederschlag in einer Broschüre bereits gefunden hat, so verweisen wir hier auf dieselbe. (Verlag der Aschendorffschen Buchhandlung.) Der Aufruf zur Einzeichnung in die zirkulierenden Mitgliederlisten fand einen Widerhall, der alle Erwartungen übertraf. Nach vorläufiger Berechnung zeichneten 552, so daß der Verein über 600 Mitglieder zählen wird. Darunter befanden sich: 256 Theologen, 239 Philologen, 31 Juristen und 26 Mediziner. Wenn mithin Fürst zu Löwenstein für Münsters Anteilnahme am Missionswerke das Wort prägte: „Monasterium docet!" — so war dies kein leeres Wort. Möge es Widerhall finden in allen deutschen Landen, Nachahmung an allen Hochschulen, dann wird ein Zusammenschluß zu einem großen, akademischen Missionsbunde bald ermöglicht werden, der deutsche Kraft und deutsches Wissen einigt und eint, heranzieht und in den Dienst der größten Kulturarbeit unserer Zeit stellt: in den Dienst der Weltmission.

Dirnengeist und Dirnenkunst.

Eine Generalabrechnung.

Von Dr. Otto von Erlbach.

Es ist fast ein Jahr her, daß Richard Nordhausen im „Tag" (Nr. 4) seine wuchtigen Anklagen „gegen die Bordellisierung unseres gesamten öffentlichen Lebens" formulierte. Wofür er von Ludwig Thoma, dem Herausgeber des „März" und des „Simplicissimus", als „moralinsauer" verspottet wurde. Einige Sätze aus jenem Artikel sollen heute als Unterlage für die Frage, ob seitdem ein merklicher Wandel eingetreten sei, nochmals herausgestellt werden. Richard Nordhausen schrieb zu Neujahr: „Nachdem wir eine Weile lang tatenlos, vielleicht überrascht, den Verwüstungen zugeschaut haben, die die unaufhörlich steigende Unflatwelle anrichtet, ... wollen wir Deutschland nicht länger zum Gespött der Nachbarn machen lassen. An dieser Stelle ist auch auf die beschämende Tatsache hingewiesen worden, daß französische und italienische Buchhändler feststellen konnten, die überwiegende Mehrzahl der pornographischen Postkarten, Drucksachen usw. würde in Deutschland hergestellt. In demselben Deutschland, das noch vor dreißig Jahren als die Hochburg aller Ehrbarkeit galt .... Die Giftmischer sind unseren Wohlmeinenden schon geschäftlich so überlegen, daß sie für ihr Bemühen nur ein schadenfrohes Lächeln zu haben brauchen. Allein das Gesetz vermag Wandel zu schaffen. Seit 1900 sind die Verderber so eifrig an der Arbeit gewesen, daß die Nation eine neue Regierungsvorlage gegen die Bordellisierung unseres gesamten öffentlichen Lebens wie eine Erlösung mit Jubelrufen begrüßen würde."

Das war vor fast einem Jahre! Seitdem ist die Bewegung gegen die Schmutz- und Schundliteratur an Umfang und Intensität kräftig gewachsen. Wer das Leipziger „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" aufmerksam verfolgt, konnte mit Genugtuung beobachten, wie sich namentlich im Laufe der letzten Monate die Kundgebungen gegen Schmutz und Schund gemehrt haben. Leipzig selbst ist in mehrfacher Hinsicht mit einem guten Beispiel vorangegangen. Selbst die Leipziger Freimaurer-Logen sprachen sich in einer gemeinsamen Kundgebung dahin aus, daß die Unterdrückung der Schmutz- und Schundliteratur ein dringendes Bedürfnis unseres öffentlichen Lebens sei. Es wäre sehr zu wünschen, daß auch an anderen Orten die Logen unzweideutig Stellung nähmen, damit der Schein vermieden wird, als ob da und dort die Freimaurerei ihre schützende Hand über Mitglieder hielte, welche in Fragen der Pornographie ein etwas weiteres Gewissen bekunden. Auch der Verein der Leipziger Presse hat sich am 2. Dezember in sehr anerkennenswerter Weise mit der Frage befaßt, allerdings unter Einschränkung auf die sogenannte Schundliteratur. Diese Einschränkung ist dem tiefer Blickenden auch an anderen Orten schon aufgefallen. Man betont gerne einzig und allein den Jugendschutz und läßt den Schutz der breitesten Volksschichten vor der Pest einer offenen oder versteckten Pornographie mehr oder minder beiseite, weil man den heutzutage immer ungescheuter sich breit machenden Vertretern eines schrankenlosen Sexualismus nicht zu nahe treten möchte. Zur Ehre der deutschen Frauen muß gesagt werden, daß sie diese beschämende Unterscheidung zwischen Schund und Schmutz nicht mitmachen. In der am 21. November zu Berlin abgehaltenen Versammlung des Zentralausschusses der deutschen Frauenvereine, an welcher auch Vertreterinnen der konfessionellen Verbände teilnahmen, wurde nicht nur gegen die sogenannte Schundliteratur, sondern auch gegen die lässige Handhabung der Bestimmungen über den Vertrieb von unzüchtigen Schriften und Abbildungen sehr energisch Front gemacht. Ueber die eindrucksvolle Rede, welche die Präsidentin des Münchener Katholischen Frauenbundes auf der Düsseldorfer Generalversammlung des Deutschen katholischen Frauenbundes gehalten hat, ist s. Z. in der „Allgemeinen Rundschau" berichtet worden.

Die in erfreulichster Weise sich mehrenden Maßnahmen lokaler wie staatlicher Schulbehörden (aus Mainz ging uns in den jüngsten Tagen die erfreuliche Kunde zu, daß auch in Hessen endlich nachdrücklich vorgegangen werden soll) legen naturgemäß den Hauptton auf die Unterdrückung der Schundliteratur, der die Phantasie der Jugend irreführenden blutrünstigen und manchmal schlüpfrigen Schundhefte. Auch die in Hamburg, Hannover, Magdeburg, Göttingen usw. neuerdings unternommenen Schritte wenden sich mehr gegen den sogenannten Schund, und gegen den Schmutz in Wort und Bild, die eigentliche Pornographie, höchstens insoweit, als sie in minderwertiger, billigster Ausstattung die breiten Volksschichten bedrohen. Auf diesen Gebieten ist auch zweifellos ein mit den ernsten Bemühungen sich steigernder relativer Erfolg zu verzeichnen. An der Universität München wird in diesem Semester sogar ein eigenes Kolleg (von Professor von der Leyen) über Herkunft, Verbreitung und Bekämpfung der „Schundliteratur" gehalten.

Anders steht es mit der sog. „feineren" Pornographie und Pornokunst, die doppelt gefährlich sind, weil die entsetzlichste Verführung sich hier in das Gewand der „Wissenschaft" und „Kunst", der „Sittengeschichte", der „gelehrten Forschung", der „Sexualwissenschaft", ja sogar der „ethischen", „ästhetischen" und „psychologischen" Untersuchung kleidet. Außer der falschen Maske der Wissenschaft und Literatur ist es aber vor allem der faltenreiche Mantel der „Kunst", der jede, auch die ärgste sittliche Entartung beschönigen soll. Und hier waren neben Wien neuerdings vor allem München und Leipzig als Hauptherde einer schamlosen Produktion anzusprechen. Die unsagbarsten Schändlichkeiten sind nach eigener Angabe in Leipziger Offizinen hergestellt und größtenteils mit einem Luxus ausgestattet, der zwar den Kreisen der Käufer eine gewisse Grenze zieht, aber die Gefahr, daß diese „vornehmen" Bände als bequeme Mittel zur Verführung, sei es von Standesgenossen, sei es von Untergebenen, benützt werden, ins Ungemessene steigert. Wir brauchen oft Gesagtes nicht zu wiederholen, aber mit aller Deutlichkeit muß festgestellt werden, daß der unselige Dreibund einer irregeleiteten Justiz, eines frivolen Künstlerwahnes und einer skrupellosen oder verblendeten Presse in den sittlichen Auffassungen weiter Kreise eine Verheerung angerichtet hat, deren Folgen sich erst in der kommenden Generation mit voller Wucht geltend machen werden.

Die gleichen Erscheinungen eines krankhaft gesteigerten Sexualismus und Erotismus überfluten ja auch die „modernen" Bühnen, und zwar nicht nur diejenigen dritten und vierten Ranges. Und das Bedenklichste ist, daß — was erst unlängst gelegentlich der Münchener Wedekindiaden von einwandfreier Seite festgestellt werden konnte — eine grüne Jugend, die kaum trocken hinter den Ohren ist, die perversesten Dinge mit dem Zynismus eines faunischen Sachverstandes am lautesten beklascht. Es lastet heute schon wie ein Fluch auf diesem Pygmäengeschlecht, das meist hohlwangig und schlotterbeinig das Brandmal der Dekadenz und Degeneration an der Stirne trägt, dabei aber in dem Wahne lebt, die Edelblüte und wahre Zukunft der deutschen Rasse und Nation zu sein.

Und wie die „Literatur" und „Kunst", so das Leben. Seitdem der schrankenlose Sexualismus öffentlich gepredigt wird und gepredigt werden darf, ohne daß die Hüter der öffentlichen Ordnung sich über die bereits alltäglich gewordene Sache sonderlich aufregen, wird diese neueste „Freiheit" auch schon von Jungen und Jüngsten im Geiste der „Aufklärung" und des „wahren Menschentums" mit deutscher Gründlichkeit praktisch betätigt.

Ja, die deutsche „Gründlichkeit!" Krebsschäden, die an das Mark des Volkes greifen, kuriert der Engländer und Amerikaner ohne viel Federlesens durch einen kühnen Schnitt, unbekümmert um das Murren von Theoretikern oder von Interessenten. In England und Nordamerika arbeitet die Justiz viel prompter und rascher, oftmals mit geradezu verblüffender Schnelligkeit. „Fälle", zu deren Erledigung die von „Sachverständigen" und Advokaten aufgehaltene deutsche Justiz ein Jahr oder gar zwei Jahre gebraucht, werden durch den nüchternen Spruch des Richters Smith oder John in höchstens 48 Stunden zum Abschluß gebracht, und auch die etwa angerufene Jury rechnet nur nach Wochen, nicht nach Monaten und Jahren. Zur Unterdrückung öffentlicher Unsittlichkeiten braucht man in beiden Ländern nur selten die Justiz in Anspruch zu nehmen. Die mit weitgehenden Vollmachten ausgestattete Polizei- und Verwaltungsbehörde besorgt alles Nötige geräuschlos und mit sicherer Hand.

Aber auch in europäischen Ländern, die bisher weder in Fragen der öffentlichen Sittlichkeit, noch in bezug auf Justiz und Polizei besondere Ruhmestitel aufzuweisen hatten, wird im Kampfe gegen die öffentliche Unsittlichkeit, wenn das Uebel einmal erkannt ist, weit energischer durchgegriffen als im Bannkreise der „deutschen Gründlichkeit" und der fatalen deutschen „Gemütlichkeit", die sich durch jeden lauten Schreier imponieren läßt. In Deutschland haben alle Perücken gewackelt, als der Erlaß des italienischen Ministerpräsidenten Luzzatti bekannt wurde, durch welchen dieser des Klerikalismus und Muckertums gewiß unverdächtige Demokrat die Präfekten kurzerhand anwies, gegen die Hersteller und Verbreiter pornographischer Schriften und Bilder rücksichtslos vor-

zugehen und ihm binnen Monatsfrist über ihre Maßnahmen Rapport zu erstatten. So etwas gibt es in Deutschland überhaupt nicht, am allerwenigsten in Süddeutschland im Bereiche der Zuständigkeit der Schwurgerichte für Preßvergehen. Minister, Polizeibehörden und Staatsanwälte sind machtlos, wenn, wie es immer wieder vorkommt, eine nach liberalen Rezepten zusammengesetzte Geschworenenbank der schamlosesten Pornographie durch Freispruch einen gewissen Glorienschein verleiht. Einer der krassesten Fälle der jüngsten Zeit war die in der „Allgemeinen Rundschau" wiederholt behandelte Freisprechung des „Phönix"-Verlegers. Die natürliche Konsequenz dieses Freispruches ist, daß nun auch die „Künstler" dieses Schweinealbums außer Verfolgung gesetzt werden, und dem schwer beleidigten Rechtsbewußtsein bleibt keine andere Sühne, als daß endlich, endlich wenigstens im sogenannten objektiven Verfahren ein kräftiges Wort gegen die unsagbaren Cochonnerien des einzuziehenden Albums gefunden wird. In München ist es allmählich dahin gekommen, daß selbst in eklatant gelagerten Fällen keine Anklage mehr erhoben oder wenigstens kein Verfahren mehr eröffnet wird, weil man diese Form der Bankerotterklärung der Justiz im Vergleich mit den stereotypen Freisprechungen immer noch als das kleinere Uebel ansieht. Und dennoch regt sich noch kaum eine Hand, um mit Hilfe der Gesetzgebung das Uebel an der Wurzel zu fassen. Unsere letzte Hoffnung bleibt, daß das Beispiel anderer Staaten aneifernd auf die deutsche Strafgesetzreform einwirken wird. Fast gleichzeitig werden in Frankreich und Italien Gesetzesverschärfungen vorbereitet. In dem französischen Gesetzentwurf heißt es, wie wir dem Leipziger Börsenblatt (Nr. 280) entnehmen:

„Mit Gefängnis von 1 Monat bis zu 2 Jahren und einer Geldbuße von 500 bis 5000 Frs. wird bestraft, wer durch die Erzeugung oder den Besitz zum Zwecke des Handels oder der Verteilung, durch den Verkauf oder das Angebot die Ausstellung, die Ankündigung oder die Verteilung auf öffentlichen Straßen oder an öffentlichen Orten von Schriften, Drucksachen anderer Art, als: Bücher, Maueranschläge, Zeichnungen, Stiche, Gemälde, Abzeichen, Gegenstände oder Darstellungen schlüpfriger oder unsittlicher Art, das Vergehen der Verletzung der Sittlichkeit begangen hat. Derselben Strafe verfällt man, wenn man die aufgezählten Gegenstände aus dem Auslande einführt oder als Zwischenhändler ihre Versendung von einem Land in ein anderes besorgt oder sie in unverschlossenem Zustande der Post oder privaten Bestellungsanstalten übergibt, endlich, wenn man durch öffentlich gesungene Lieder oder durch anstößige Zeitungsankündigungen die Sittlichkeit verletzt."

Diese Bestimmung geht weit über das zurzeit geltende deutsche Strafrecht hinaus, worüber wir uns hier nicht im einzelnen verbreiten können. In den jüngsten Tagen hat auch die italienische Regierung in der Kammer einen Gesetzentwurf eingebracht, der die obenerwähnten provisorischen Verwaltungsmaßnahmen Luzzattis in ein scharfes System bringt. (Wenige Tage darauf wurde in Mailand ein Schmutznest ausgehoben, dessen Inhaber ein mit einer Französin zusammmenlebender Engländer war. Viele tausend pornographische Bilder und Bücher und gegen 10,000 Kataloge und Prospekte, auch unsagbare „medizinische" Mittel, wurden konfisziert.) Die „Köln. Volkszt." (Nr. 1073) berichtet über die italienische Gesetzesvorlage die nachstehenden Einzelheiten:

„Die Hersteller solcher unsittlicher Werke können nun bis zu sechs Monaten Gefängnis bestraft werden, wozu eine Geldstrafe bis zu 1000 Lire kommt. Der Verkauf oder der Vertrieb der pornographischen Produkte wird noch strenger bestraft. Ohne eine Mindeststrafe von drei Monaten und eine Strafe in Geld von 100 Lire geht es da nicht ab, die Strafe kann aber bis auf ein Jahr gesteigert werden, wozu im Höchstfalle 2000 Lire Strafe kommen. Das ist eine exemplarische Ahndung, die über die jetzige Strafquote weit hinausgeht. Zum Schutze der Minderjährigen sind noch besondere Verschärfungen getroffen. Der Verkauf an junge Leute unter 16 Jahren wird mit mindestens 4½ Monaten bestraft. Die Strafe kann 1½ Jahre erreichen. Schon das Vorzeigen pornographischer Produkte an minderjährige Personen ohne Verkauf wird geahndet. Die Strafe beträgt 30 bis 300 Lire. Sehr bedeutsam ist ein neuer Artikel, der die kinematographischen Produktionen der Präventivzensur unterstellt. Alle Films müssen dem Präfekten vorgelegt werden und können nicht ohne dessen Genehmigung zur Aufführung gelangen. Gegen die Verfügung des Präfekten kann an das Ministerium des Innern Berufung eingelegt werden. Der Minister behält sich aber das Recht vor, auch Films zu untersagen, die der Präfekt nicht beanstandete. Alle Delikte werden von Amts wegen verfolgt. Auch Delikte, von denen Elemente im Auslande zustandekamen, werden in Italien verfolgt."

Wenn wir in Deutschland von solchen Erfolgen unserer Bewegung noch recht weit entfernt sind, so trägt einen großen, wenn nicht den größten Teil der Schuld die sogenannte liberale Presse im weitesten Sinne des Wortes, welche — mit wenigen rühmlichen Ausnahmen — alle Auswüchse und Entartungen auf diesem Gebiete nicht nur nicht bekämpft, sondern direkt oder indirekt beschönigt und gefördert hat. Wieviele größere liberale Zeitungen und Zeitschriften haben gegen die groben Uebertreibungen der „sexuellen Aufklärung" und die von dieser neuesten „Mode" sich mästende literarische Massenfabrikation, oder gegen den Unfug der „Nacktlogen", der „Schönheitsabende" und andere aus diesem Nacktkultus entsprungene Mißbräuche und Aergernisse Front gemacht? Fast ausnahmslos fand diese Presse es bekömmlicher, bei jedem neuen Schlag ins Gesicht der „alten Moral" den Instinkten der Allzuvielen nach Möglichkeit zu schmeicheln.

Dieselbe Haltung beobachtete diese Presse mit wenigen Ausnahmen gegenüber sog. Sittlichkeitsprozessen, bei denen es sich nur halbwegs um „Kunst" und „Literatur" zu handeln schien. Ein merkwürdiges Stücklein hat erst unlängst die liberale „Augsburger Abendzeitung" geliefert. Die früher vorsichtigere Haltung des Blattes auf diesem Gebiete läßt fast vermuten, daß die Redaktion den tatsächlichen Hintergrund dessen, was sie ins Lächerliche zieht, nicht genügend kennt. In diesem liberalen Blatte las man am 10. November 1910 (Nr. 310) unter der Rubrik „Kunst" einen Artikel über Willy Geiger, „den zu unrecht vielverlästerten Landshuter Künstler, dessen strotzend gesunde sinnliche Auffassung der Kunst von Muckern und Finsterlingen als ‚Schweinerei' wütend bekämpft wird". An anderer Stelle ist dann noch die Rede von „jenen, die in Geiger den krassen Erotiker, und nur den erblicken". Der Artikelschreiber würde den Beweis für diese letztere Unterstellung schwerlich erbringen können, denn z. B. in der „Allgemeinen Rundschau" ist wiederholt betont worden, daß dieser talentvolle Künstler auf Irrwege geraten ist und sich geradezu wegwirft.

Gegenüber diesem unbegreiflichen Beschönigungsversuche der „Augsburger Abendzeitung" erscheint es geboten, nochmals das Urteil festzulegen, das ein „liberaler Mann" (der in der freisinnigen Partei in München eine Rolle spielt) am 12. Oktober 1910 in den liberalen „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 477) über das fragliche Werk Willy Geigers und zugleich über ähnliche „Kunstwerke" gefällt hat:

„Der Redaktion wird das Wort Geigers nicht zu Gesicht gekommen sein. Hätte sie Gelegenheit bekommen, in das Machwerk Einsicht zu nehmen, sie würde gewiß keinen Augenblick angestanden haben, es ebenso scharf und bedingungslos zu verurteilen, wie es eine große Zahl liberaler Parlamentarier und Bürgervertreter tat, denen es vorgelegt wurde. Das mildeste Urteil, das man darüber fällen kann, geht dahin, daß man es in den Geigerschen Zeichnungen mit den widerlichen Ausgeburten einer krankhaft entarteten Sexualphantasie zu tun hat. Auch wer dem Geschlechtsleben mit natürlicher Unbefangenheit gegenübersteht, ja, vielleicht gerade er, kann die Mappe nur mit Abscheu und Empörung durchblättern. Staatsanwalt und Gericht waren so weitherzig, dem Machwerk noch künstlerischen Charakter zuzuerkennen. Ich denke von der Kunst zu hoch, um derartige Leistungen mit ihr auch nur in den leisesten Zusammenhang zu bringen. Jedenfalls muß unter allen Umständen festgestellt werden, daß es der Liberalismus entschieden ablehnt, über solche Werke den schützenden Schild zu halten. Er würde sich in den Augen aller sittlich ernsten Männer und Frauen unseres Volkes bloßstellen, wollte er solcher „Kunst" seinen Schutz angedeihen lassen. Ihr gegenüber ist nur eines am Platze: rücksichtslose Unterdrückung. Und darin sollten alle Parteien unseres Volkes einig sein. Diese Feststellung glaubte der Schreiber dieser Zeilen gerade als liberaler Mann machen zu müssen."

Willy Geiger hat es nur seinem blinden Lobredner in der „Augsburger Abendzeitung" zu verdanken, daß wir dieses vernichtende Urteil über die „widerlichen Ausgeburten einer krankhaft entarteten Sexualphantasie" nochmals niedriger hängen mußten. Zugleich allerdings auch als scharfe Anklage gegen eine Presse, welche sich als unentwegte Vertreterin eines Liberalismus ausgibt, der es jenem „liberalen Manne" zufolge „entschieden ablehnt, über solche Werke den schützenden Schild zu halten." Wie wir noch weiter unten sehen werden, muß der Liberalismus es sich gefallen lassen, daß in seinem Namen noch über ganz andere Dinge der schützende Schild gehalten wird.

An dieser Stelle sei auch ein scharfes Urteil eingeschaltet, das der auf dem rechten Flügel des Liberalismus stehende Direktor der Bayerischen Handelsbank, der in allen Parteilagern hochangesehene Freiherr Wilhelm von Pechmann laut „Täglicher Rundschau" (Nr. 546) einem Vertreter dieses Blattes gegenüber ausgesprochen hat. Baron Pechmann erklärte:

„Ohne jeden Unterschied der Parteistellung geht durch alle ernsten und unterrichteten Kreise unseres Volkes die leider nur zu sehr begründete Sorge um die Jugend, und nicht um die Jugend allein, angesichts des Giftes, das als Schmutz in Wort und Bild usw. auf tausend Kanälen ins Volk dringt. Es handelt sich hier um eine Lebens- und Zukunftsfrage ersten Ranges, gewiß noch wichtiger als die Finanzreform. Wer wird aber behaupten wollen, daß der Liberalismus in all seinen tonangebenden Führern und Blättern ein auch nur notdürftig ausreichendes Verständnis für diese Frage bekundet? Und ist es, ich will von ihrer Bedeutung für unsere Zukunft einmal ganz absehen, ist es auch nur vom eigensten Parteiinteresse des Liberalismus aus verständlich, ist es auch nur politisch klug, wenn er die Rolle des Vorkämpfers um die hier bedrohten, wirklich „heiligsten" Güter dem Zentrum überläßt?"

Einigermaßen auf dem Sündenregister der liberalen Presse oder wenigstens eines großen Teiles derselben steht auch eine Schwurgerichtsverhandlung, die unlängst — am 28. November — in München stattfand und der Hauptsache nach ergebnislos verlief. Angeklagt war der „Kunstverleger“ Adolf Estinger, dem langjährige nahe Beziehungen zu berüchtigten Pornographienhändlern in Barzelona nachzuweisen sind, wegen Verbreitung unzüchtiger Bilder und Schriften. Estinger hatte schon vor längerer Zeit den Münchener Staub von den Füßen geschüttelt und hatte sich nach Preßburg in Ungarn gewandt, wo er schon bald mit dem Strafrichter Bekanntschaft machte. Er siedelte dann nach Paris über. Trotzdem sein Antrag auf Hinausschiebung der Verhandlung zweimal abgelehnt worden war, blieb er dem Schwurgerichtstermin fern. Auf Antrag des Staatsanwalts erließ das Gericht Haftbefehl und verfügte die Beschlagnahme des in Deutschland befindlichen Vermögens des Angeklagten, eine formelle Maßregel, der es wohl an einem Objekt fehlen wird. Charakteristisch war die Begründung, daß es sich um außerordentlich schwere Verfehlungen von langer Dauer handle, und daß sein Versprechen, sich in absehbarer Zeit dem Gerichte zu stellen, unmöglich als ernst gemeint betrachtet werden könne.

Der Fall würde an dieser Stelle kaum so ausführlich behandelt werden, wenn es mit diesem „Kunstverleger“ Estinger nicht eine besondere Bewandtnis hätte. Der Name Estinger wird natürlich den weitesten Kreisen unbekannt sein. Weniger unbekannt ist die Firma „Recknagels Nachfolger, Kunstverlag, München I“, welche lange Jahre hindurch in allen möglichen Witzblättern, illustrierten Zeitschriften und auch Tageszeitungen freier und freiester Richtung ihre „Akt-Studien für Künstler“ anpreisen ließ und die halbe Welt bis nach Aegypten, den deutschen Kolonien und Ostasien mit ihren Aktphotographien, Musterkatalogen, Miniaturblättern und „Künstlerkarten nach dem Leben“ überschwemmte. Nur zu lange haben Gerichte und „künstlerische Sachverständige“ sich über diesen die Kunst als Aushängeschild mißbrauchenden fragwürdigen Massenhandel täuschen lassen. Erst als auf Anregung des Schreibers dieser Zeilen angesehene Männer aller Parteien in München, namhafte Künstler und Gelehrte, vor allem fast die sämtlichen Koryphäen der medizinischen Wissenschaft, eine gemeinsame Vorstellung gegen den Aktphotographien-Unfug unterzeichneten, trat ein Umschwung ein. Die Schaufenster wurden von diesen Aktphotographien gesäubert, und dasselbe Landgericht, das bis dahin dem schamlosen Handel manchmal eine ungewollte Reklame verschaffte, zog allmählich andere Saiten auf und sprach die Einziehung ungezählter Photographien aus, die vorher freigegeben worden waren.

Und wer war der Inhaber der Münchener Hauptzentrale dieses gemeingefährlichen offenen Handels? Eben jener Adolf Estinger (in Firma Recknagels Nachfolger, längere Zeit auch „Kunstverlag Novitas“), der sich der Verfolgung wegen „außerordentlich schwerer Verfehlungen von langer Dauer“ durch die Flucht ins Ausland entzogen hat.

Während aber der unsaubere Betrieb dieses Recknagel-Estinger von der „Allgemeinen Rundschau“ und anderen Organen der Reinlichkeitspartei konsequent scharf bekämpft wurde, fand er in zahlreichen liberalen Blättern bei jeder Gelegenheit Unterstützung gegen die „Sittlichkeitsschnüffler“ und „Moralheuchler“. In unseren Mappen befindet sich mehr als ein Bericht zum Beispiel der „Münchner Neuesten Nachrichten“, der für Estinger und Konsorten als Stützen der „Kunst“ eine Lanze brach. In der Hirthschen „Jugend“ waren die mit dem Bilde einer nackten Weibsperson „geschmückten“ Inserate Recknagel-Estingers Jahre lang Woche für Woche so lange zu sehen, bis gleichzeitig mit den Enthüllungen über den Verlag von W. Stern in Wien auch der „Nebenzweig“ der Firma Recknagel enthüllt wurde. Im Januar 1906 versandte dieser „Adolf Estinger, Firma S. Recknagel Nachfolger, Kunstverlag“, ein gedrucktes Zirkular mit den ärgsten Beschimpfungen gegen den Vorsitzenden und den Kassierer des Kölner Männervereines (Dr. Lennartz und Kaufmann Proenen), wurde aber von diesen wegen Beleidigung belangt und auch gebührend verurteilt. Bei dieser Gelegenheit und in einem späteren Zirkular konnte Estinger sich auf landgerichtliche Entscheidungen berufen, die seinen Aktphotographienhandel glänzend gerechtfertigt hätten. Selbst die Kosten der Verteidigung seien der Staatskasse überbürdet worden. Alle seine Zeitungsanzeigen schlossen mit dem stolzen Vermerk „Auf Grund glänzender Künstlergutachten gerichtlich freigegeben.“

Der Zwischenfall Estinger sollte nicht nur den Gerichten und den „Kunstsachverständigen“, sondern auch jener liberalen Presse zu denken geben, die immer wieder auf die „Kunst“ und „Freiheits“-Phrasen gewöhnlichster Geschäftsmacher oder Schmutzian hereinfällt und sozusagen prinzipiell und instinktiv alles verteidigt, was im Namen des Anstandes und der guten Sitten von anderen bekämpft wird.

Diese peinliche Erfahrung hat sich selbst in den allerkrassesten Fällen bestätigt. Es braucht beispielsweise nur an die tendenziös gefärbten Berichte liberaler Blätter über den Prozeß Sutter (München) wegen des Schandalbums „Phönix“ und über den bereits oben erwähnten Willy Geiger-Prozeß erinnert zu werden. Dem Beispiele Wiener Judenblätter folgend haben einzelne liberale deutsche Blätter sogar das polizeiliche und gerichtliche Vorgehen gegen das Wiener Schmutznetz Stern unter Stichmarken wie „Sittlichkeitsschnüffelei“, „Klerikale Kunstfeindschaft“, „Die Dunkelmänner an der Arbeit“ gebucht.

Seitdem allerdings fast Woche für Woche neue Wiener Schmutzhöhlen aufgedeckt werden, und das „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel“ kaum eine Nummer vorübergehen lassen kann, ohne im trockenen Amtsstil von neuen Einschreitungen des k. k. Landesgerichts Wien als Preßgericht gegen Stern und andere Schmutziane zu berichten, ist es in der liberalen Presse immer stiller geworden. Auch hartgesottenen Widersachern der „Sittlichkeitsapostel“ scheint allmählich ein Gefühl tiefer Scham aufzusteigen angesichts des stinkenden Pfuhles, der in immer größerem Umfange bloßgelegt wird. Oder spricht es nicht förmlich Bände, wenn das „Neue Wiener Journal“ vom 6. Dezember (abgedruckt im Leipziger „Börsenblatt“, Nr. 288 vom 13. Dezember) melden muß:

„Die von der Polizeidirektion eingeleitete Aktion zur Bekämpfung der Schmutzliteratur und des Handels und Vertriebes mit obszönen Photographien und Druckwerken führte in der letzten Zeit zu weiterem behördlichen Einschreiten. In zwei Buchhandlungen und bei einzelnen Photographen vorgenommene Revisionen hatten das Ergebnis, daß zahlreiche pornographische, zum Teil bereits gerichtlich verbotene Druckwerke, obszöne Photographien und photographische Platten vorgefunden und säsiert wurden. Die an der Herstellung beziehungsweise Verbreitung solcher Erzeugnisse schuldtragendeu Personen wurden, insofern sie fluchtverdächtig erschienen, dem Landesgerichte in Wien eingeliefert, in den anderen Fällen auf freiem Fuße der Staatsanwaltschaft in Wien angezeigt. So wurden in den letzten Novembertagen dem Landesgerichte eingeliefert: Albert Cheumeil de Stella, XVI., Albrechtskreitgasse 12, Klara Würz, Friseurin, XVII., Sandleitengasse 68, und der Photograph Anton Pürer, V., Wiedener Hauptstraße 104, und dessen Gattin Maria Pürer. Die beiden Erstgenannten werden nach Beendiguna des strafgerichtlichen Verfahrens als Ausländer aus sämtlichen im Reichsrate vertretenen Königreichen und Ländern abgeschafft werden.“

Davon ist merkwürdigerweise in liberalen deutschen Allerweltsblättern, die sonst jeden Skandalfall im Inland und Ausland gewissenhaft buchen, keine Silbe zu lesen gewesen. Auch ist es noch keinem dieser Blätter eingefallen, denen Abbitte zu leisten, welche allen Anfeindungen, Verlästerungen und Verleumdungen zum Trotz nicht ruhten und nicht rasteten, bis die Wiener Behörden sich endlich aus der bisherigen beschaulichen Ruhe aufscheuchen ließen. Zur Beschämung nicht weniger deutscher sogenannter „Sachverständiger“ ist die Tatsache festzustellen, daß eine ganze Reihe von Werken, welche von ihnen im Namen der „Kunst“ und „Literatur“ als tabu erklärt sind, vom k. k. Landesgericht Wien wegen Verbrechens nach § 64 Str.-G. usw. ohne weiteres eingezogen und der Vernichtung überantwortet wurden. Das Wiener Landesgericht macht auch vor den erotischen Sammelwerken eines Eduard Fuchs nicht Halt, die sich in Deutschland einer auffallenden Schonung erfreuen, im „Simplicissimus“ mit mehr als pikanten Illustrationen angezeigt und von einigen Buchhandlungen selbst unverlangt in anständige Häuser zur Ansicht gesandt werden, — natürlich wohlverschlossen, was den Anreiz nur noch steigert.

In Wien macht man jetzt auch gegen die pornographischen Kloaken in der Hauptstadt der verbrüderten ungarischen Monarchie, in Budapest, energisch Front. Einem „Ankündigungsblatt“ und einem „Offertenblatt“ der beiden am meisten berüchtigten Budapester Exporthäuser wurde durch das Ministerium des Innern unter dem 29. November für ganz Oesterreich das Postdebit entzogen; was aber Budapester Schmutzspekulanten, die fast ausnahmslos Juden sein sollen, durchaus nicht hindert, bis in die letzten Tage hinein ihre Schandprospekte ungeniert an österreichische wie an deutsche Adressen zu versenden. Es ist eine Schmach für Ungarn, daß der schamloseste Exporthandel mit wahrhaft satanischen Erzeugnissen dort unbehelligt zu bleiben scheint, während man in Budapest selbst auf die

Säuberung der Schaufenster weit mehr Bedacht nimmt als z. B. in Wien.

Sehr bedauerlich ist, daß so viele obszöne „Kunstwerke" von oft luxuriöser Ausstattung, die auf dunklen Wegen durch Leipziger Kommissionäre propagiert und vertrieben werden, auch die Leipziger Ursprungsmarke tragen. Wenn alle anständigen Elemente des Buchhandels und des Buchgewerbes zusammenhelfen, könnte es doch nicht schwer fallen, die unsauberen Gesellen, welche ihre Offizinen durch solche Schandprodukte entehren lassen, zu entlarven und ihnen das Handwerk zu legen. Was helfen alle geharnischten Proteste der offiziellen Organe des deutschen Buchhandels, wenn auf Leipziger Pressen die schamlosesten Bilder und Texte gedruckt, wenn durch Leipziger Kommissionäre die eindeutigsten Prospekte an den Mann gebracht und die eindeutigsten Pornographika vermittelt werden können. Hier muß der Hebel angesetzt werden: Jeder Buchhändler — Verleger oder Sortimenter — und jeder Angehörige des Buchgewerbes, der sich zur Herstellung oder Verbreitung obszöner Werke hergibt, muß der Standesehre verlustig erklärt werden. Das gleiche Schicksal sollte aber auch jenen Künstlern und Dichtern widerfahren, die in immer wachsender Zahl ihr Talent oder gar Genie in den Dienst der niedrigsten Instinkte stellen und die hehre Kunst um klingenden Sold zur Dirne erniedrigen.

Zum Schlusse noch ein kurzes Kapitel von der Uebersetzung der Lehre einer entarteten „Wissenschaft", „Literatur" und „Kunst" in die praktische Lebensübung. Eine erschreckende Sittenlosigkeit greift immer mehr um sich und infiziert jedes Alter, jeden Stand. Am meisten ist naturgemäß die für alle neuen Eindrücke empfänglichste junge Generation bedroht, die ja ohnehin nur zu leicht geneigt ist, die „altbackenen" Lehren und Ratschläge des reiferen Alters als überlebt beiseite zu schieben. Versetzen wir uns in unsere eigene Jugend zurück: es ist kaum auszudenken, was aus der damaligen jungen Generation geworden wäre, wenn eine ähnliche Ungebundenheit der Sitten, eine ähnliche Freiheit der raffiniertesten Verführungskünste und vor allem eine ähnliche Freiheit und Freizügigkeit der Propaganda jeglicher Unmoral geherrscht hätte. Heute nimmt man alles dies als eine unabänderliche Zeitkrankheit hin und setzt seine letzte Hoffnung auf den sogenannten „gesunden Sinn" der Jugend, welche, durch Leibesübungen gestählt, die Ansteckungskeime überwinden werde. Welche Verblendung! Die Polygamie und Polyandrie, die freie Liebe, die Ehe auf Kündigung, für die man heute allen Ernstes nicht nur in Büchern und auf der Bühne, sondern auch in sog. wissenschaftlichen Vorträgen offen Propaganda machen darf, können nicht durch Körperübungen bekämpft werden. Der Starke wird diesen Sirenenstimmen vielleicht noch eher unterliegen, als der, der stets auf seine Gesundheit bedacht sein muß. Die sog. „neue Moral" ist ja gerade als Moral für ein neues „starkes" Geschlecht gedacht, und ehe die Probe aufs Exempel schmählich mißglückt ist, können ganze Völker und Generationen ruiniert sein. Das „Recht" der Freien Liebe wird heute in fashionablen Salons und in den „feinsten" Vortragssälen mit derselben Ungeniertheit gelehrt, wie in den Versammlungen und Vorträgen sozialdemokratischer Vereine.

Vogelstraußpolitik hilft über nüchterne Tatsachen nicht hinweg. Für diejenigen, welche gerne über alle „Schwarzseherei" zur Tagesordnung übergehen, seien hier einige kleine Schulbeispiele registriert. In der als halbmonatliche Beilage zur „Münchener Post" erscheinenden sozialdemokratischen „Frauen-Post" (Nr. 9 vom 20. November 1910) liest man unter dem Titel „Die Gesundheit der Frau" einen Bericht über eine „stark besuchte Versammlung" des Münchener Zentralverbandes der Handlungsgehilfen und Handlungsgehilfinnen. Der von dem sozialdemokratischen Organ als „außerordentlich wertvoll" bezeichnete Vortrag der Frau Dr. M. Engelhardt enthält in der Tat die dankenswertesten Aufschlüsse und zugleich Warnungen für junge Menschenkinder. Aber am Schlusse liest man erschreckt den lapidaren Satz, der einen förmlichen Freibrief für den Geschlechtsverkehr enthält: „Es handelt sich in unseren Tagen nicht mehr darum, die Mädchen vor irgendeinem moralischen Standpunkt aus zu verdammen, wenn sie ihr Liebesrecht suchen." Das ist, wohlgemerkt, nicht etwa ein frivol hingeworfenes Wort, sondern ein aus voller Ueberzeugung gepredigtes neues Evangelium. Ob man in höheren Regionen, wo die revolutionären Zuckungen des vierten Standes so aufmerksam verfolgt werden, auch diesen Umsturz der Sitten, der mit dem Glaubensabfall Hand in Hand geht, in seiner vollen Tragweite ermißt? Nach dieser Lehre gestaltet sich bereits das Leben relativ großer Schichten — unten wie oben.

Und wieder ist es die liberale Presse, welche — mit wenigen Ausnahmen — diese Abwärtsentwicklung systematisch begünstigt und fördert oder ihr wenigstens nachsichtige Verbeugungen macht. Lese man doch die Feuilletons und Unterhaltungsblätter der meisten „tonangebenden" liberalen Blätter, nicht nur in Berlin, Leipzig und München, sondern auch in der „aufgeklärten" Provinz, als deren typisches Muster uns nach vielen Proben immer wieder — Eisenach erscheint. Ueberall derselbe bissige Hohn über alle Bestrebungen zur Wahrung von Anstand und Sitte, überall dieselbe Konnivenz gegenüber den gewagtesten Exzessen der Bühne und des Brettls, der Afterkunst und Afterliteratur. Ueberall dasselbe faunische Grinsen, wenn von der „neuen Moral" von „Nacktkultur", Freier Liebe und Freier Ehe die Rede ist. Die „Moral" der „Jugend" und des „Simplizissimus" ist, wenn auch oft durch sehr materielle „Rücksichten" verschleiert, die „Moral" der meisten tonangebenden liberalen Blätter. Und wenn das führende liberale Blatt (Nr. 596) in München unter dem Titel „Die Probeehe in München" die gewiß einigermaßen übertriebenen Schilderungen eines in München weilenden Italieners im Triester „Piccolo della Sera' ironisiert und nicht gelten lassen will, daß nur zu viele Münchener Pflanzen leicht geneigt sind, eine sogenannte „Ehe ohne gesetzliche oder religiöse Bande" mit Studenten, Künstlern, jungen Beamten oder zugereisten Fremden einzugehen, so vergißt das Blatt, daß es vor nicht langer Zeit der Münchener Frauenwelt im Feuilleton Belehrungen erteilt hat, die sich völlig in diesem Geleise bewegen (vgl. das Blusenmädchen mit „Halsweite Nr. 34", „Der Stolz der Frau", der auch in Deutschland heutzutage im Geldäquivalent für gebotene „Liebe", in den „Goldstücken auf dem Kamin", beruhen soll). Es vergißt auch, daß die gesamte sexuelle Richtung der „Jugend" und des „Simplizissimus" samt gewissen polygamen Enthüllungen in gewissen Büchern („Dinge, über die man nicht spricht" und Aehnliches) und gewissen perversen Ausstrahlungen Münchener Modedramatiker dem Rufe der Kunst- und Fremdenstadt München tausendfach mehr geschadet haben, als das Feuilleton eines gewissen Francesco Fabiani im „Piccolo della Sera".

Die namentlich in Süddeutschland, im Bereiche der Zuständigkeit der Schwurgerichte für Sittlichkeitsdelikte der Presse, immer schamloser betriebene Propagandierung sog. Antikonzeptionsmittel begünstigt die zunehmende sittliche Zügellosigkeit in solchem Maße, daß die Folgen sich kaum ausdenken lassen. Die schönsten Reichsgerichtsentscheidungen in Anwendung des § 184c helfen nichts, so lange sie in Süddeutschland durch laxe Geschworene ohne Angabe von Gründen desavouiert werden können, und die Freizügigkeit dieses frivolen Handels gewährleistet bleibt.

Ein anderes Bild: „Ehe und freie Liebe" lautet das Schlagwort eines Vortragsabends, der am 2. Dezember 1910 in Berlin in den Kammersälen der Belleallianceſtraße stattfand. Der „Berliner Börsen-Courier" (Nr. 565 vom 3. Dez.) berichtete darüber u. a.:

„Der Saal war mit einer bunten, nicht uninteressanten Menge bis zum letzten Platz gefüllt. Manch charakteristischer und markanter Kopf, manch kluges Frauengesicht, aber auch viele unreife Backfische beiderlei Geschlechts und das, was immer „dabei" sein muß. Dr. Vielhaber, der Vorsitzende der Ortsgruppe des Monistenbundes, sprach über „die Ehe in christlicher und monistischer Beleuchtung". Mit wenigen Strichen „erledigte" er die christliche Moral. . . . Ob Luther von der Lobpreisung der Monisten, er sei bereits kein Christ mehr gewesen, sehr erfreut sein würde? Jedenfalls wird es manchen etwas eigenartig angemutet haben, den Redner mit einer genialen Handbewegung von der dekadenten Moral des Neuen Testaments sprechen zu hören. An zweiter Stelle spricht Frhr. v. Reitzenstein, der bekannte Oesterreicher Ethnologe, über „Geschichte der Ehe". . . . Zu Anfang machte der Redner die „schmerzliche" Mitteilung, daß die Polizei die Vorführung der Lichtbilder von einer vorherigen Prüfung abhängig gemacht habe. Da er sich dieser nicht habe unterziehen wollen, müsse auf die Vorführung der Bilder verzichtet werden. Und dabei stamme der größte Teil der Aufnahmen von dem — Herzog Friedrich von Mecklenburg. Frau Maria Lischnewska spricht sodann über „Ehe und Volkswirtschaft". . . . Das viele Richtige war meist nicht neu, und das wenige Neue nicht immer ganz richtig. . . . In einer grünsamtnen Tunika und einem duftigen Schleier um die Schultern besteigt dann Dr. Helene Stöcker die Rostra . . . . Nach ihr sollte noch ein Dr. Heinz Stabel über Sexualpädagogik sprechen."

Wir haben vieles nur angedeutet, um lediglich das Milieu solcher jetzt hundertfach an allen Ecken und Enden des Deutschen Reiches ungehindert stattfindenden Volksaufklärungsabende zu kennzeichnen. Denn die „ethischen" Endziele einer Helene Stöcker nebst Genossen sind ja hinlänglich bekannt.

Wir fragen aber: **Was** geschieht in so und so vielen größeren und kleineren Städten und sog. Kulturzentren von positiven, auf dem Boden der „alten Moral", der deutschen Sittsamkeit und der deutschen Ehe- und Familientradition stehenden Seiten, um diesem reißenden Strom grundstürzender Ideen, dessen Folgen weit schlimmer sind als alle Staatsumwälzungen, irgendwie Einhalt zu gebieten? Die Antwort muß leider sehr unbefriedigend lauten. Wo nicht tiefreligiöse Kräfte beider christlichen Konfessionen sich opfermutig in die Bresche stellen oder auch ernste Geister von irreligiöser Richtung ihre warnende Stimme erheben, stehen Behörden und sogenannte Ordnungsparteien diesem Moralumsturz mit verschränkten Armen gegenüber. Ja, wir behaupten, daß man weithin in der „Provinz", speziell in der norddeutschen „Provinz", wo ein seichter rationalistischer Geist vielfach alle christlichen Kräfte im Protestantismus lahmlegt, den Exzessen des Sittenumsturzes noch weit weniger wachsam gegenübersteht, als in den großen Städten, die neben so vielen Schattenseiten doch auch bedeutsame Lichtpunkte aufweisen, wo man jedenfalls die Flinte nicht so leicht ins Korn wirft, wie in manchen von der „Aufklärung" ergriffenen Provinzstädten. Vor mehr als Jahresfrist sandte jemand von der Wasserkante dem Herausgeber der „Allgemeinen Zeitung" ein dortiges Lokalblatt ein, in welchem ein „Schönheitsabend" in — Geestemünde und der Eindruck der „Nackttänzerin" auf die den Saal bis auf den letzten Platz füllende „bessere Gesellschaft" dieser Hafenstadt (Männlein und Weiblein, auch Offiziere) mit großem Behagen und mit ebenso großem Zynismus geschildert war. Wie Geestemünde, so werden auch andere nordische Städte den „Genuß" dieser volkserzieherischen Nackttänze gehabt haben, uneingedenk des von Richard Nordhausen in den „Münchner Neuesten Nachrichten", also am falschem Orte, geprägten Wortes: „Die Scham der Völker war verwüstet, wenn das Weib nackt auf die Bühne trat."

Aber woher war denn das Beispiel und der Ansporn zu diesen seltsamen Volkserziehungsabenden in die „Provinz" gekommen? Aus der Reichshauptstadt Berlin, wo nur zu lange der tolle Spuk der „Nacktlogen", „Schönheitsabende" und in ihrem Gefolge der skandalösen „Familienbäder" am Wansee usw. sein Unwesen treiben konnte. Wie oft in den letzten Jahren haben Millionen nach einem starken erlösenden Wort von der höchsten Stelle des Reiches förmlich gelechzt! Daß es ausblieb und unter den Augen verantwortlicher hoher Stellen Dinge möglich wurden, welche das ehemalige „Reich der Gottesfurcht und frommen Sitte" zum — gewiß oft genug pharisäischen — Aergernis der Kulturwelt diesseits und jenseits des Ozeans werden ließen, ist uns ein Beweis dafür, daß der Kaiser, der in den jüngsten Tagen zu Mürwick an der Wasserkante die Marineschüler und angehenden jungen Seeoffiziere zu einer „strengsittlichen, auf religiöser Grundlage aufgebauten Lebensanschauung" ermahnte und auch bei anderen Anlässen der letzten Zeit manches ähnliche Wort sprach, über die Sumpfblasen und giftigen Miasmen, die Jahre lang auch in seiner unmittelbaren Nähe aufstiegen, nicht hinreichend unterrichtet worden ist. Andeutungen, die seinerzeit durch den Generalsekretär der deutschen Sittlichkeitsvereine, Lic. Bohn, an die Oeffentlichkeit gelangten (eine eingehende Vorstellung über die sittlichen Mißstände scheint gar nicht in die Hände des Kaisers gelangt zu sein) waren geeignet, diese Vermutung zu bestätigen. Und selbst bis zur Stunde scheint nicht nur der Kaiser, sondern auch noch mancher andere Träger einer deutschen Krone über die erschreckenden Gefahren, welche dem deutschen Volke aus dem sittlichen Niedergang drohen, nicht so genau informiert zu sein, wie es der Größe des Unheils entsprechen würde. Wehe aber den verantwortlichen und unverantwortlichen Ratgebern an den Stufen des Thrones, in den Vorzimmern und an den Tafeln der Fürsten, welche sich der schwersten Unterlassungssünden auf diesem wichtigen Gebiete mitschuldig gemacht haben! Dazu rechnen wir nicht in letzter Linie auch jene von der Sonne der Hofgunst bevorzugten Künstler, Dramatiker und Gelehrten, deren Wort an den höchsten Stellen ein großes Gewicht hat, die aber — vielleicht oft unbewußt — ihren Einfluß weit mehr zum Vorteil der Vorkämpfer des sittlichen Umsturzes, als der „alten Moral" und der bewährten Grundlagen von Sitte und Ordnung in Staat und Gesellschaft ausnützen.

Nur durch rechtzeitige Erneuerung des Abonnements wird der regelmässige Fortbezug der „Allgemeinen Rundschau" gesichert.

Silvester.

Horch! Die Uhren schlagen elf!
Kinder, stosst die Gläser an,
Mit dem Glockenschlage zwölf
Ist ein ganzes Jahr vertan.

Heiss im Glase perlt der Punsch.
Πάντα ῥεῖ — so fliesst das Glück.
Hege jeder einen Wunsch
In dem kurzen Augenblick.

Des geschied'nen denken kaum,
Die das kommende beseelt,
Altes Jahr, du warst ein Traum,
In der Zukunft liegt die Welt.

Darum schenkt die Gläser voll,
Prosit hin und Prosit her!
Werde, was geschehen soll!
Trinkt die letzte Bowle leer!

Alles, was dahinterliegt,
Sei vergessen und verzecht,
Wenn im Kommenden nur siegt
Ueber Bosheit Mannesrecht.

Wenn nur Edelsinn besteht
Sieghaft über jeden Trug,
Mag's dann gehen, wie es geht,
Neues Jahr, dann ist's genug!

F. Schrönghamer-Heimdal.

Salomes Schicksal in Chicago.

Von Franz Markert.[1])

Theaterhändel und Theaterleute bilden für gewöhnlich nicht Gegenstand meines besonderen Interesses. Aber wenn das Rufen zweier Parteien für und gegen „Salome" so laut sich erhebt, wie es dieser Tage in Chicago der Fall war, wird man schon dafür interessiert. Erst recht, wenn man selbst ein Interesse an „Reinlichkeit" hat.[1])

Die Spannung war denn auch bald ausgelöst: Salome ist von Chicago verbannt. Wie das kam? Das kann man vorläufig noch nicht recht erfahren. Am 24. November war in der Grand Opera „Salome" aufgeführt worden. Am Montag darauf wurde die Aufführung wiederholt. Am Donnerstag abend war das Schicksal Salomes entschieden, der Haupt-Manager mit dem echt deutschen Namen Andreas Dippel machte bekannt, daß die angezeigten Aufführungen der „Salome" nicht stattfinden könnten. Ueber die Gründe dafür verweigert er jede Auskunft. Die ersten Meldungen der Presse besagten, daß Polizeidirektor Steward von dem Präsidenten der Chicagoer „Liga für Gesetz und Ordnung" einen Protest gegen die Aufführungen der „Salome" erhalten habe. Präsident Farewell habe diesen Protest abgefaßt, veranlaßt durch die Darlegungen einer ihm befreundeten Dame, die der „Salome" beigewohnt hatte und unter anderem sagte, sie habe sich tief geschämt, Zuschauerin eines solchen Stückes zu sein. Polizeipräsident Steward habe zwar nicht mehr die Montagsvorstellung verhindern können, weil es schon zu spät

[1]) Der Verfasser, welcher noch vor einiger Zeit in Deutschland weilte, zieht bei dieser Gelegenheit einen bemerkenswerten Vergleich zwischen deutschen und amerikanischen Zuständen: „In bezug auf obszöne Bilder, Postkarten usw. habe ich trotz sorgfältigsten Zusehens auch nicht den zehnten Teil quantitativ und qualitativ von dem hier öffentlich ausgelegt gesehen, was ich in Deutschland sah. Vor einiger Zeit hatte die Zeitschrift „Physical Culture" einen Wettbewerb ausgeschrieben um besonders gute Frauenkörper-Photographien. Als sie am Ende die Resultate veröffentlichen wollte mit weiteren Ausführungen und wohl auch Abbildungen über den Frauenkörper, konnte der Herausgeber trotz langer Verhandlungen mit der obersten Postbehörde nicht die Genehmigung erhalten, seine Hefte mit diesem Artikel befördern zu lassen. So kam einfach das Resultat mit einigen Zahlen und einigen Photographien dabei zum Vorschein, die aber ganz bekleidet waren. Es wäre aber doch verfehlt, aus diesen in der Oeffentlichkeit unmöglich gemachten ‚Unreinlichkeiten' einen Schluß auf die Reinlichkeit der amerikanischen Gesellschaft ‚unter sich' zu ziehen."



war. Aber er habe sofort die nötigen Schritte getan, um weitere Vorführungen unmöglich zu machen. Er selbst hatte der ersten Aufführung mit seiner Frau beigewohnt und daraufhin gesagt, das Stück habe ihn angeekelt. Später wurden auch andere Erklärungen bekannt, nach denen Mitglieder der Opern Company — die hiesigen größeren Theater sind wie alles hier Eigentum einer Company — sich an die Direktoren der Company gewandt hätten mit der Aufforderung, die weiteren Aufführungen zu unterdrücken. Die Direktoren faßten auch einen dahingehenden Beschluß, und so war es um die „Salome" geschehen. Was diese nun alles bewogen hat, das Spektakelstück fahren zu lassen, kann man nicht ans Licht bekommen. Die erste Aufführung hatte 14 000 Dollar eingebracht, die zweite brachte bloß 9000, also ein deutliches Zeichen dafür, daß der Ton des Stückes nicht allzuviel Liebe fand. Ob das der Grund war? Aber die Direktoren sollen erklärt haben, sie hätten eingesehen, daß der Ton der „Salome" den Chicagoern nicht genehm sei. Um sich in Uebereinstimmung mit den Wünschen der Bevölkerung zu setzen, habe man das Stück vom Spielplan verschwinden lassen. Die Polizei habe aber keinen Einfluß darauf genommen. Andere machen die Geistlichkeit und Vorstände verschiedener Frauenvereine dafür verantwortlich. Und in der Tat, es ist gerade von Frauen manches brave und entschiedene Wort in der ganzen Angelegenheit öffentlich gesprochen worden.

Natürlich hat die ganze Angelegenheit für einige Tage die Presse und wohl auch viele Leute stark beschäftigt. Während die einen sich freuten, pfauchten andere vor Grimm. Am interessantesten sind die Aeußerungen des betroffenen Theatervölkchens selbst, wenn das, was die Presse darüber berichtet hat, echt ist. Die Darstellerin der „Salome", Miß Mary Garden, ist selbstverständlich am meisten in Harnisch geraten. Sie kommt ja um ihre Triumphe. Natürlich ist nach ihr absolut nichts Indezentes an dem ganzen Stück, erst recht nichts an ihrem Tanze als Salome, der aber gerade bei den betreffenden Persönlichkeiten am meisten Anstoß erregt hat. Alles nur Kunst, reinste Kunst, wundervolle Kunst. Indecenz ist nur auf seiten der Zuschauer. Ebenso ging natürlich ein Platzregen von „Pharisäern", Prüden u. dgl. von seiten der allein kunstverständigen Interessierten auf die nieder, die anderer Ansicht sind.

Interessant mag auch sein der Grund, der von der Direktion der Grand Opera Co. für die Aufführungen der „Salome" geltend gemacht wurde. Man wollte dem hiesigen Publikum die größten Meisterwerke alter und neuer Musik vorführen. Unter diese rechnete man dann auch „Salome". Ob alle Urteilsfähigen mit dieser Beurteilung einverstanden sein werden?

Am kräftigsten hat denn der Herodes, Mr. Dalmores, seinem Aerger Luft gemacht. Das, was er alles gesagt hat, macht weder seiner Allgemeinbildung noch seiner Höflichkeit und guten Erziehung Ehre. Er schimpfte ganz weidlich in aller Form auf den Polizeichef. Die Straßen halte er nicht rein, dafür wolle er aber die Oper reinigen. Er wisse nicht, was er sage. Würde er die Bibel lesen, so könne er nicht gegen die „Salome" solche Dinge reden. U. a. hatte Steward auch gesagt, die Darstellerin der Salome habe sich benommen wie eine Katze in einem Bette von Catnip (was der deutschen Brennessel entsprechen würde). Das hat dann alle am meisten gestochen.

Unter anderem meinte dann Herr Dalmores — und das ist eigentlich traurig für uns Deutsche — in Berlin und Wien sei Salome aufgeführt worden, ohne daß man dagegen Bedenken gehabt habe. Aber hier, das doch drüben in Deutschland als das freie Amerika gerühmt sei, sei man so wenig frei, daß, wenn der Polizeichef sage „Paah!", alles bereit sei, seine Befehle auszuführen. Amerika versetze sich um 50 Jahre zurück mit solchen Ansichten über „Salome". Es werde zum Gelächter von Berlin und Wien.

Doch laß sie pfauchen! Salome wird in Chicago vorläufig nicht gesehen werden. Und das ist vielen lieb. Wie es nach allem scheint, ist die Polizei am stärksten bei der Besserung beteiligt. Dafür spricht auch, daß gleichzeitig an einem anderen Theater die Aufführung des Stückes The Trials of a German Servant Girl untersagt wurde, ebenso an einer anderen Bühne bei einem Stück: „The Nigger" einiges gestrichen werden mußte, wenn es überhaupt gespielt werden sollte.

Der Erfolg dieser Reinigung beschränkte sich nicht auf Chicago. Für einige andere Städte war die Aufführung der „Salome" festgesetzt. Schon am folgenden Tage nach der Absage in Chicago erfolgte auch ein Verbot des Bürgermeisters von Cleveland, die „Salome" dort aufzuführen. Ebenso hat St. Louis die strengste Zensurierung des Stückes in Aussicht gestellt. Sollte es etwas Unmoralisches enthalten, werde die Aufführung untersagt. Nur für Milwaukee, die Stadt der Deutschen, die ganz und gar sozialistisch regiert ist, hat der sozialdemokratische Bürgermeister erklärt, er wolle zuerst selbst einer Aufführung der „Salome" in Milwaukee beiwohnen, ehe er eine Verfügung treffe. Erzbischof Meßmer von Milwaukee dagegen hat den Katholiken seines Sprengels den Besuch der „Salome" untersagt.

Ob aber deutsches Publikum und Polizei in der Heimat nichts von den Amerikanern in diesem Punkte der Reinigung und Reinhaltung lernen könnten?

Friede auf Erden.

Skizze von Franz Zeuch, Bad Orb.

Langsam geht der Tag zur Neige.

Friedlich im Glanze der Abendsonne liegt Tibur, die Sommerresidenz des römischen Kaisers Augustus.

Im Erlenbusche am glitzernden Weiher singt die Schwarzdrossel eine schwermütige Weise.

Das Märchen vom Glück und der Liebe!

Um den blühenden Jasmin fliegt ein Falter kosend und tändelnd.

Da horch! Rauschende Klänge ertönen aus der Halle des kaiserlichen Palastes. Augustus feiert einen seiner Gedenktage und hat die Vornehmsten Roms zu sich entboten. Willig sind sie gefolgt.

Eben ist das Mahl beendet. Das Trinkgelage beginnt! Flinke Sklaven schleppen mächtige Krüge süßen Weines herbei. Feurig funkelt er in den Schalen.

Der Kaiser erhebt sich.

Aus dem gefüllten Becher gießt er einige Tropfen zu Boden.

„Den Göttern Roms und seiner Größe!"

Jubelnd tun ihm die Gäste Bescheid.

„Io triumphe! Heil Augustus, dem göttlichen Kaiser!" durchbraust es die Halle.

Wieder beginnt das Saitenspiel, schmeichelnd und sinnverwirrend. Süße Flötentöne dringen dazwischen. Schneller kreisen die Becher.

Da rauscht ein kostbarer Seidenvorhang empor, und zwölf thessalische Tänzerinnen betreten den Raum. Paarweise beginnen sie den Reigen, der bei keinem Feste fehlen darf. Stirn und Wangen glühen.

Dringlicher wird die Musik, schneller drehen sich die Tänzerinnen, laut schallt der Beifall zu frohem Gläserklingen.

Nur widerwillig sind die meisten der Mädchen an diesem Orte. Wohl müssen sie lächelnden Antlitzes erscheinen, aber drinnen im Herzen brennt die Wunde, die Scham.

Arme Mädchen! Armes Rom!

Unbemerkt hat sich der Kaiser entfernt. Er liebt die langen, ausgelassenen Gelage nicht, und seine Umgebung ist das so gewohnt. Indessen kann er sich dem allgemeinen Brauche nicht entziehen.

So wandelt er langsam durch die lauschigen Gänge des kunstvollen Parkes. Sein kleiner Leibpage, der Sohn eines Fürsten, folgt ihm.

Augustus liebt den Knaben.

Schweigend gehen sie des Weges. Nur die Schwarzdrossel flötet im Baume, und ein Käfer summt vorüber. Sonst liegt tiefe Stille ringsum.

Das Abendrot am westlichen Himmel erstirbt. Schnell bricht die Nacht herein.

Stern um Stern flammt auf am dunklen Himmel.

Seliges Friedensahnen geht über die schlummernden Felder.

Auf einer Ruhebank läßt sich der Kaiser nieder. Der Page fächelt ihm sanfte Kühlung zu.

Wie ernst ist der Herrscher!

Da berührt ihn der Knabe mit dem Fächer. Erschrocken blickt er auf seinen Herrn.

„Verzeihe, Herr!"

„Lege den Fächer weg, Kind, und setze dich zu mir."

Zögernd ob der ungewohnten Aufforderung gehorcht der Knabe.

Wieder versinkt Augustus in trübes Sinnen.

„Herr, Herr, du hast Sorgen, und Kummer furchet deine Stirn. Könnte ich dir helfen!“

Wie aus einem Traume erwacht der Kaiser.

„Du mir helfen? Würdest du es tun?“

„Ja, Herr.“

Schlicht und ehrlich klang's.

„Du hast recht, Kind. Ich habe Kummer und Sorgen. Nicht leicht ist das Amt des Herrschers. Verworren sind die Zustände des Reiches. Unruhe im Innern, Unruhe im Aeußern! Geschwunden ist der alte Götterglaube, geschwunden Zucht und Sitte. An einem schauerlichen Abgrund sehe ich uns geführt. Doch das wirst du nicht verstehen.

O wer mir den Frieden, die Ruhe wieder geben könnte, mir selbst und dem Reiche!

Am meisten aber ängstigt mich ein Traumbild, das ich in der letzten Nacht sah.“

„Herr, erzähle es mir“, bittet der Knabe.

„So höre. Mir war's, als wandelte ich, müde von des Tages Geschäften, am Meeresstrande. Da schwebte über das Wasser ein Weib, ein blondgelocktes Knäblein auf dem Arme. Sie kamen auf mich zu. Da fiel die Krone von meinem Haupte, das Szepter aus meiner Hand. Und der Knabe ward zu einem stattlichen Fürsten. Der streckte die Hände aus über Länder und Meere, und alles — auch ich — lag ihm huldigend zu Füßen. Und Eintracht zog ein bei den Völkern, daß sie friedlich wohnten wie in den Tagen, die der Dichter als „goldenes Zeitalter“ besungen. Dann gab mir der wunderbare Mann Krone und Szepter zurück.

Siehe, das ist es, was mich ängstigt. Soll ich meine Herrschaft verlieren? Soll Rom, das mächtige, tributpflichtig werden einem fremden Fürsten?

Wer mir den Traum doch deuten könnte!“

„Herr,“ spricht leise der Knabe, „man erzählt von einer Zauberin, die in der Grotte bei Tibur wohnt“.

Der Kaiser springt empor.

„Die Sibylle! Ein Gott gab dir das Wort ein. Auf, begleite mich.“

Nach kurzer Zeit sind die beiden nächtlichen Wanderer an der Grotte. Beschwerlich ist der Weg, zerklüftet sind die Felsen.

Da schlägt ein Hund an, kurz und warnend.

Im nächsten Augenblicke steht vor dem Kaiser ein Weib, wie aus dem Boden gewachsen.

Steinalt ist ihr Gesicht, aber aufrecht steht die Greisin.

Der stolze Machthaber Roms bebt erschrocken zurück.

„Wen suchst du?“

Wie Grabeslaut durchzittert es die matt erhellte Höhle.

„Den Ort des Friedens sucht ein Friedloser auf,“ entgegnet Augustus.

„Du bist der Kaiser Roms. Tritt näher! Eine Botschaft hab ich dir zu künden.“

Verwundert folgt der Kaiser.

„Du kennst mich? Nie betrat mein Fuß deine Grotte.“

„Wer täuscht die Priesterin! Ich kenne dich. Ich weiß, daß du bangst ob eines Traumgesichtes.“

Tief atmet der Kaiser. Verhaltenes Weh durchzittert seine Stimme.

„Gib mir den Frieden, hohe Frau, den Frieden!“

„Der Schrei nach Frieden, nach Erlösung geht durch die ganze Welt und dringt hinauf bis an die Himmelstore. Der Unendliche hat ihn gehört — die Rettung naht! Jahrtausende haben den Befreier ersehnt, uns ist seine Stunde vorbehalten. Gleichwie im Morgentau die Frühlingsblume, sah ich die Jungfrau, die das Heil gebiert. O freue dich, Augustus. Nun kommt der Friede. Da wohnt der Wolf bei dem Lamme, und zum Böcklein lagert sich der Panther. Friedlich weidet der Löwe mit den Schafen; ein kleiner Knabe wird sie führen. Und es spielet der Säugling am Schlupfloch der Natter. Nach dem Augenstern des Basilisken streckt er in froher Lust die Händchen aus.

Und diese Zeit ist da!

Es naht der Friedensfürst!“

Leuchtenden Auges spricht die Seherin.

Schweigend steht der Kaiser. Mächtig wogt seine Brust.

„O Friede, Friede!“

Plötzlich flammt am dunklen Nachthimmel ein Licht auf, größer als die Sonne, hell und schön.

Und inmitten des Glanzes liegt ein Kindlein.

Holder Anblick!

Freundlich lächelnd schaut es hernieder.

Da schreit der Kaiser auf:

„Der Göttersohn, das Kind der Jungfrau“, und sinkt auf die Knie.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Drüben aber jenseits des Meeres, da leuchtet um diese Stunde ein armer Stall auf dem Felde vor Bethlehem in rosigem Glanze. Und über ihm schweben hehre Lichtgestalten, Engel des Himmels.

Ein neues Lied singen sie, das Lied des Friedens.

„Ehre sei Gott in der Höhe.
Und Friede auf Erden den Menschen.“

Die Jahre wandern.

Wie feierlich die Wanduhr tickt
Durch meines Zimmers warme Stille!
Die Glut im Herd ist eingenickt,
Es starb in ihr des Lebens Wille.
Der Lampe rotgedämpftes Licht
Legt sich auf die Tapetenmauer . .
Da löst die Uhr ihr Schlaggewicht:
Zwölf Schläge dröhnen schwer mit Schauer —
Ich schreck' empor aus meinem Traum . .
So steigt das alte Jahr zum Grabe!
Mich dünkt, es war ein karger Raum,
Der uns gebracht viel Leid zur Labe,
Der uns betrogen um die Kraft;
Der uns gereicht des Schicksals Becher
Und harte Qual und Last geschafft — —
Wir tranken zu dem schlauen Zecher.
Ich will's nicht fassen, dass vorbei
Die Tage jagten ohne Harren;
Mich dünkt, es war doch eben Mai —
Und doch, ich seh' den Toten starren.
Ein Bündel Tage rief zur Pflicht,
Vergeudet war so manche Stunde;
Ich ruf nach ihr, sie hört mich nicht —
Und doch, sie sitzt zur Richterrunde.
So ist das eherne Gebot:
Die Jahre wandern durch Aeonen
Und bringen Lust und harte Not;
Es muss der Tag den Tag entthronen.
O Ewigkeit, o Zeit, o Tag,
Die ihr verschliesst die Schuld und Reue!
Ihr fordert jedes Herzens Schlag,
Ihr fordert streng die Pflicht der Treue.
Ihr bucht die Stunden, rechnet nach —
Wir können nimmer euch entfliehen;
Ihr haltet uns in sicher'm Schach
Und fordert ab, was ihr geliehen — —
Da lugt das neue Jahr durchs Tor
Und lädt zur Glückesfahrt mit Lachen
Und singt mit uns den Wanderchor
Und steigt mit in der Stunden Nachen . .
Fernher von Bergeszinnen winkt
Der Sonnenhoffnung Morgengrauen —
Glück auf! Dein Nachen nimmer sinkt,
Du musst nur deinem Gott vertrauen!

Dr. Hans Besold.

Professor Drews.

Zum Artikel „Arthur Drews erbleichender Stern" von Universitätsprofessor Dr. Anton Seitz in München (VII. Jahrg. Nr. 51, S. 918 ff. vom 17. Dez. 1910) sendet Professor Drews aus Karlsruhe die „Berichtigung", daß er „in Jena infolge des Gebarens seiner Gegner überhaupt nicht gehörig in der Diskussion zu Worte gekommen" sei, in Berlin eine „Erwiderung", nicht „Widerlegung" erfahren, „in Kiel überhaupt nicht über die ‚Christusmythe', sondern über das gleiche Thema wie in München gesprochen" habe, und daß hier der Ausfall der Diskussion „ohne, ja gegen seinen ausdrücklichen Wunsch und Willen vom Vorstand der Ortsgruppe des deutschen Monistenbundes angeordnet", in München endlich sein Vortrag „ganz unabhängig von irgendwelchen Münchener Vereinsgruppen bereits im Juni festgestellt" worden sei, während er von der gleichzeitigen Gegenversammlung Meyenbergs erst zwei Tage vorher Kenntnis erlangt habe. Uebrigens sei er „keinen Finger breit von seinem Standpunkt abgewichen".

Der einsichtige Leser weiß, daß bei öffentlichen Diskussionen in der Regel beide Parteien sich den Sieg zuschreiben, und daß ein „verdeckter Rückzug" Drews' schon darin liegt, daß er den tatsächlichen Hauptinhalt seines Münchener Vortrages über die „Christusmythe" im Titel „Lebt" statt „Lebte Christus" nicht mehr anzukündigen gewagt hat. Soweit die unberichtigt gebliebenen sonstigen Preßnachrichten und das eigentümliche Zusammentreffen der Münchener Versammlungen aus beiden Lagern zu ungenauen oder irrtümlichen Darstellungen Anlaß gegeben haben, steht die Redaktion im Einvernehmen mit dem Verfasser nicht an, die vorausgehenden Gegenerklärungen loyal aufzunehmen. Dem Verfasser des Artikels kam es übrigens weniger auf die Einleitung seiner Kritik über Drews' Hauptwerk, die „Christusmythe", als auf den Kern der Sache selbst an, und in diesem Hauptpunkte hat Drews eine „Berichtignng" nicht einmal versucht; bei einem allenfallsigen Versuch würde er auch mit der exakt wissenschaftlichen, objektiven Kritik in allzu schweren Konflickt geraten.

Neues von den unierten Bulgaren.

Marie Amelie Freiin von Godin.

Ju kurzen Uebersichten hatte ich in den letzten Jahren Gelegenheit genommen, den Lesern der „Allgemeinen Rundschau" ein Bild von dem gegenwärtigen Stand der bulgarischen Union und ihren Bestrebungen für die Zukunft zu entwerfen. Nun kann ich dieses Jahr meiner Aufgabe als Chronist wohl nicht besser genügen, als durch die Veröffentlichung eines Briefes, den ich kürzlich von Seiner Exzellenz Mgr. Michael Mirow, Erzbischof der unierten Bulgaren in Konstantinopel, erhielt. Da dieser Brief die Lage vortrefflich charakterisiert, lasse ich ihn seiner Hauptsache nachfolgen:

„Ich kann Jnen, verehrte Baronin, nicht genug dafür danken, daß Sie es unternommen haben, in Ihrer Heimat das Interesse für unsere Union zu wecken. All jene, die auf Ihre Anregung hin unserem Werke großmütig beigestanden sind, haben in ganz vorzüglicher Weise am Heile der Seelen gearbeitet und, sagt der hl. Denis, „mit Gott am Heile der Seelen arbeiten, das ist an seinem göttlichsten Werke teilnehmen". Vom tiefsten Grunde meines Herzens sage ich darum allen Wohltätern der bulgarischen Union tausendmal „Vergelts Gott!"

Sie fragen mich, verehrte Baronin, ob die katholischen Bulgaren gute Untertanen der ottomanischen Regierung sind, und ich antworte: „ja, es sind die besten, denn sie betreiben keine andere Politik als die unseres Herrn und Heilandes, d. h. das Streben nach dem Reiche Gottes". Was hingegen unsere getrennten Brüder, Griechen wie Bulgaren, betrifft, so denken sie nur an ihre Nationalität, den Abgott unserer Tage. Selbst die Türken sagen den Griechen: „Warum verflucht ihr die orthodoxen Bulgaren, weiß doch jeder, daß sie den gleichen Glauben haben, wie ihr, daß euch auch nicht ein einziges Dogma trennt". Arme Griechen, sie schmähen die Bulgaren: „Ihr seid schismatisch", und diese können ihnen doch mit Berechtigung entgegnen: „Seid ihr es denn nicht selbst?"

Die Ursache des Zwistes zwischen Regierung und Patriarchat war denn auch weit mehr politisch als religiös. Das Patriarchat wollte eine Versammlung einberufen, um gegen das neue Gesetz, demzufolge die strittigen Kirchen in Mazedonien der Ueberzahl in der christlichen Bevölkerung gehören sollten, zu protestieren, denn da an vielen Orten die Bulgaren die Mehrzahl bilden, wären diesen die Kirchen zugefallen und den in der Minderzahl befindlichen Griechen entzogen worden.

Der Zwist endete damit, daß sich das Patriarchat in fast allen Punkten der Regierung unterwarf und seinen zwölf, zur einberufenen Versammlung erschienen Bischöfen die Weisung erteilte, in ihre Diözesen zurückzukehren, ein Befehl, dem die Bischöfe indes nicht Folge leisten wollten. Daraufhin wandte sich das Patriarchat an die Regierung um Hilfe, und die Regierung zwang die Bischöfe, die Hauptstadt sofort zu verlassen. Welche Erniedrigung! Und diese Schmach wurde noch dazu in allen Zeitungen veröffentlicht!

Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß die Jungtürken langsam die Vorrechte der religiösen Vorsteher unterdrücken wollen.

Was die Fortschritte meiner armen Mission betrifft, so sind die Verhältnisse so schwierig, daß ich Ihnen leider keine so guten Nachrichten geben kann, wie ich gerne möchte. Außerdem wäre es nicht klug, jede Konversion, die vielleicht hier stattfindet, zu veröffentlichen, denn die Nachricht davon könnte unsere Gegner nur reizen. Aber Mgr. Chanow (Bischof der unierten Bulgaren in Mazedonien) hat mir mitgeteilt, daß 30 Familien eines Dorfes in Mazedonien der Union beitraten, und daß zwei andere Dörfer bereit wären, diesem Beispiele zu folgen, daß er aber leider nicht imstande ist, sie aufzunehmen, da ihm alle Mittel zum Unterhalt von Kirche und Schule fehlen.

Auch ich konnte zu meinem großen Kummer meine Schule noch nicht eröffnen, denn Seine Exzellenz der apostolische Delegat für Konstantinopel hat mir dringend geraten, erst an die Eröffnung zu gehen, wenn ich genug Mittel zur Verfügung habe, die den Unterhalt der Schule sichern. Nun aber sind nach der Ansicht mit den Verhältnissen vertrauter Personen in Konstantinopel dazu jährlich mindestens 4000 Frs. für Miete erforderlich. Was mir bis heute an Almosen für die Schule zuging, habe ich Seiner Exzellenz dem Delegaten anvertraut.

Sie verstehen sicher, verehrte Baronin, von welcher ganz außerordentlicher Wichtigkeit die Gründung dieser Schule ist. Eine Schule ist der Untergrund, die Vorbedingung jeder ersprießlichen Missionsarbeit, so sehr, daß jeder Missionär sagen wird, die Schule sei ihm so wichtig wie die Kirche. Und wenn der hl. Franz Xaver Gott stets wiederholte: „Gib mir Seelen, o mein Gott", so möchte ich armer Missionär immer aufs neue flehen „Gib mir Schulen, o mein Gott, damit ich dir Seelen geben kann."

Verehrte Baronin, an unser Haus anstoßend sind zwei Läden und ein Häuschen. Nun will der Besitzer diese drei Gebäude, die einzufallen drohen, um 30 000 Frs. verkaufen. Statt jährlich eine hohe Miete zu bezahlen, würde ich die Baulichkeiten gerne erwerben. Aber wo und wie soll ich die Mittel dazu finden! Im Norden und Osten umgeben uns hohe Gebäude und nehmen uns fast jede Luft, jede Sonne. Wenn uns nun ein Reicher aus dem feindlichen Lager zuvorkommt, um die obengenannten Häuser zu kaufen, und an ihrer Stelle ein ähnliches Riesenhaus errichtet, wie jene, die im Norden und Osten schon bestehen, dann ist uns auch das Licht im Süden genommen, und wir müßten buchstäblich daran denken, Kirche und Heim in eine andere Stadtgegend zu verpflanzen, dazu aber bedürften wir dann des Almosens eines amerikanischen Millionärs! Also auch aus materiellen Gründen scheint mir der Kauf jener Häuser dringend geboten. Ich überlasse dieses große Anliegen dem hl. Herzen und sage: „Wenn es Gottes Wille ist, daß hier eine bulgarische katholische Schule entsteht, wird er es barmherzigen Seelen eingeben dies Werk, durch ihre Freigebigkeit zu ermöglichen, und die Schule wird dann den Namen des hl. Joseph, dieses mächtigen Beschützers der katholischen Kirche, tragen."

Sie wissen bereits, verehrte Baronin, daß ich heuer das Glück hatte, Rom besuchen zu können und vom Hl. Vater empfangen zu werden. Der Hl. Vater hat mich von ganzem Herzen gesegnet, und dann auf meine Bitte nicht nur meine Verwandten, sondern auch alle Wohltäter meiner armen Mission. Ich habe in Rom Seine Eminenz den Kardinal der Propaganda inständigst gebeten, im Collegium Urbanum einige Zöglinge bulgarischer Nationalität aufzunehmen. Man hat mir meine Bitte gewährt, und übermorgen sende ich zwei vorzügliche Zöglinge nach Rom...."

Soweit Seine Exzellenz der Herr Erzbischof. Es bleibt mir nur wenig beizufügen. Den orthodoxen Griechen wurde die Union mit Rom geraten, da sie durch dieselbe aus ihrer Isoliertheit gerettet würden. Der Zwist mit dem bulgarischen Exarchat, welches diese Isoliertheit schuf, wurde, sagt man, durch Rußland hervorgerufen. Ebenso wie die Griechen, neigen die albanesischen Orthodoxen zur Vereinigung mit Rom, oder denken daran, ein eigenes Exarchat zu gründen, da sie sich von den nationalen Umtrieben der griechischen Kirche freimachen wollen. Ohne allen Zweifel sind die Jahre, die wir jetzt durchleben, für die Union unendlich bedeutungsvoll. Ich sagte es schon vor einem Jahre und wiederhole es jetzt: wenn die orientalisch-unierten Kirchen jetzt nicht in den Stand gesetzt werden, den Augenblick auszunützen, sind Tausende von Christen der katholischen Kirche vielleicht für immer verloren. Verlorene Gelegenheiten kehren meistens niemals wieder. Ich habe schon früher von der beispiellosen Armut der Bulgaren Konstantinopels gesprochen; aus dem Briefe Seiner Exzellenz des Erzbischofs geht sie aufs neue klar hervor. Aus eigenen Mitteln können die Bulgaren die Schulen, die Kirchen, welche für den Fortschritt der Union nötig sind, nicht gründen. Wir sind gewöhnt, leibliche Not zu lindern. Denken wir daran, daß seelische Wohltaten unendlich kostbarer sind. Lassen Sie es sich nicht verdrießen, daß ich jedes Jahr bitte. Es ist ein so großes Werk, um das es sich handelt, das nur mit Ausdauer vollbracht werden kann. Von heute auf morgen mit den paar hundert Mark, die ich Seiner Exzellenz jedes Jahr dank Ihrer Großmut schicken konnte, ist es nicht möglich, alles Erforderliche zu leisten. Lassen Sie Ihr Interesse für dieses schöne Glaubenswerk nicht erlahmen!

Ich bin gerne bereit, jede Gabe, auch die kleinste, in Empfang zu nehmen und an Seine Exzellenz weiterzugeben, und bitte, dieselbe an folgende Adresse senden zu wollen:

Marie Amelie Freiin von Godin, München, Rindermarkt 3/2.

Vom Büchertisch.

Louisa von Haber, „Das Kleinod der Etheldryda und andere Novellen." Erste und zweite Auflage. F. Alber, Ravensburg, 1910, 8°, 192 S., ℳ 2.80, geb. ℳ 3.50. e — Auf dem Einbande schlingt sich um den Namen der Verfasserin ein zu weiterem Grünen und Blühen sich entwickelnder Lorbeerzweig. Vielleicht verwirklicht sich das Symbol; vielleicht bildet sich in diesem noch jugendlichen, begabten Geschöpf ein hervorragender Erzähler mehr heran. Allerlei in dieser Sammlung will darauf deuten. Ungleichwertig, ungleichartig ist sie durchaus. Mitunter denkt man, die Autorin sei wie das Vöglein, das auf dem uralten Lindenbaume der einführenden Prosa-Allegorie sein munteres Wesen treibt. Dann wieder, und immer mehr, kommt man zum Einblick in eine dichterische Gedanken-, Empfindungs-

und Anschauungstiefe, die überraschende Perspektiven eröffnet. Ein paarmal schleicht sich ein Bedauern ein: über die Abgrunddunkelheiten, in die diese jungen Augen schon begreifend blickten. Aber es gibt ja auch hier ein intuitives Verstehen, — wir wissen es wohl. Und dann wieder blitzt das Lachen auf: beim Erzähler und — beim Leser, der auf jenen in zustimmendem oder kopfschüttelndem Behagen „horchte." Kein Zweifel, Louisa von Haber ist ein ausgemachter Schelm. Dennoch will mir scheinen: hinter all dem Uebermut, und weit über ihm, steht jener seherische Ernst der den wahren Dichter, den Freund Gottes, der Menschheit und des Menschen, prägen hilft. E. M. Hamann.

Seelein, Dr. J. M. Gott ist die Liebe im Lichte, in der Finsternis, überall und immer. Widerlegung des Modernismus von seinem eigenen Standpunkt aus. München 1909. Buchdruckerei von Frz. X. Seitz. Geb. 3.50 ℳ. — „Gott ist die Liebe." Ein Titel, der manchem nicht mehr modern genug klingen mag, der fast an einen mittelalterlichen Mystiker erinnert! Auch die Sprache in ihrer schlichten Einfachheit und frommen Herzlichkeit würde einem solchen wohl anstehen. Und doch ist das Buch modern im guten Sinne des Wortes. Der Verfasser hat sich die keineswegs leichte Aufgabe gestellt, den Modernismus von seinem eigenen Standpunkt aus zu widerlegen. Der Lösung dieser Aufgabe ist der erste oder theoretische Teil gewidmet. Das Gefühl der Liebe ist „das erste Lebensphänomen des Herzens", wie die Modernisten sich ausdrücken. Von diesem Gedanken geht der Verfasser aus und zeigt, wie sich die Liebe Gottes durch die ganze Schöpfung und Offenbarung hindurchzieht, wie die Dogmen des Christentums einen Ausfluß der Liebe Gottes darstellen. Sehr interessant ist in dieser Hinsicht das Kapitel: „Gott ist die Liebe in der Finsternis (in der Hölle)." — Der Verfasser will aber nicht bloß für den Verstand, sondern in erster Linie für das Herz etwas bieten. Sein Buch soll nicht eine bloß polemische Schrift gegen den Modernismus sein, es will vielmehr zu stiller Meditation über die göttliche Liebe anregen. Diesem Zwecke dient namentlich der zweite oder praktische Teil. — Das Werk ist vor allem „den Mitbrüdern im Priestertum, die der anbetungswürdigste Heiland zu Ausspendern seiner göttlichen Liebe erkoren hat" gewidmet. Diesen wird es eine willkommene Gabe sein, aber auch gebildete Laien werden mit großem Nutzen zu dem Werke greifen. Die äußere Ausstattung ist sehr geschmackvoll. J. Wernado.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Residenztheater, „Das Konzert", Hermann Bahrs vorjähriges vielgegebenes Lustspiel hat die Bühnenleiter so für diesen Autoren eingenommen, daß alle die Uraufführung seines nächsten Werkes für sich haben wollten. So kam es dazu, daß einundzwanzig Theater am nämlichen Abend das neue Stück zum ersten Male spielten. Bahr, der vielgewandte, hat hier einen Rekord geschlagen, den ihm so leicht keiner nachmachen wird. Leider ist aber die Komödie „Die Kinder" kein gutes Stück. Gewiß, die Leute sprechen in den ersten Akten hübsch und geistreich, wenn auch zuweilen allzu ausgiebig. Manches ist mit Humor gesehen, und die Menschen haben etwas ungemein Lebensvolles. Die Tochter des reichen Arztes und der Sohn des armen Grafen lieben einander. Sie können sich nicht heiraten, denn der große Professor muß eingestehen, daß der Graf sein illegitimer Sohn ist. Die jungen Menschen sind verzweifelt. Bahr findet für ihren Schmerz starke Herzenstöne; aber wie führt der Autor die Komödie zu gutem Ende? Man ahnte es schon, glaubte, jedoch noch an Bahrs besseren Geschmack, wenn er es schon mit sittlichem Empfinden leicht nimmt. Es klingt fast wie ein unfeiner Witz, wenn ich es niederschreibe: auch die Frau des Arztes und der Herr Graf haben sich vergangen, also sind Anna und Konrad keine Geschwister, im übrigen meint Herr Bahr, die Natur kümmere sich nichts um derlei Kleinigkeiten, ihr komme es nur auf die Bevölkerungsmehrung an! Das Publikum war vom Schlußakt etwas enttäuscht, aber der Beifall doch ein einmütiger. Der guten Aufführung mochte er wohl zum größten Teil gelten, immerhin hätte die leichtfertige Lebensanschauung und die bei allem Geschick doch verkünstelte Mache nicht ohne Widerspruch bleiben dürfen. Herr Bahr hat nebenbei einmal wieder gezeigt, wie gut es war, daß er nicht Direktor des Hofschauspiels geworden ist.

Schauspielhaus. „Der große Tote", ein lustiges Trauerspiel in drei Akten von Julius Magnussen und Paul Sarauw. Ein totgesagter Dichter wird von seinem Heimatstädtchen unter die „Unsterblichen" versetzt. Der Tote wird gefeiert, für den zurückkommenden Lebenden ist kein Platz vorhanden. Er sieht dies selbst ein und lebt unter fremdem Namen weiter. Ein Stoff für eine geistreiche Satire geeignet, doch die mit derbem Pinsel malenden Verfasser schlugen den bequemeren Weg ein. Sie machten eine Posse daraus, die viel belacht wurde.

Aus den Konzertsälen. Im fünften Abonnementkonzert des Konzertvereins begrüßte man als Solisten Arrigo Serato. Wir haben den ausgezeichneten italienischen Geiger in den letzten Jahren mehrmals gehört und von dem berückenden Wohllaut seiner Bogenführung wieder die schönsten Eindrücke gewonnen. Mag dem Romanen die Brahmssche Kunst auch anfänglich ferner stehen, so hat sich Serato doch in sie in solchem Maße einzufühlen gewußt, daß der Genuß ein durchaus ungetrübter war. Die Schönheit seines Geigentons riß die Hörer zu stürmischem Beifall hin. Der Abend begann mit Bachs drittem Brandenburgschen Konzert, in welches Löwe die „Air" aus der D-Dur-Suite eingefügt hatte. Es ist dies ein Experiment, über dessen Wert zum mindesten zu streiten ist. Gespielt wurde geradezu glänzend und die Bachsche Musik übte eine große Wirkung aus. Auch bei Mahlers Symphonie war die Wiedergabe hervorragend, der Eindruck jedoch nicht sonderlich stark. In der „Ersten" treten, wenn auch in minder starker Ausprägung schon die individuellen Züge Mahlerschen Schaffens hervor. Er hat jedoch später zuweilen Stärkeres, vor allem jüngst in seiner „Neunten", zu geben gewußt. Was in der „Ersten" durch Ursprünglichkeit am meisten fesselt, sind einige groteske Züge und der technisch geschickte Schlußsatz. — Als ein sympathischer vornehmer Liedersänger ist uns seit längerem der Tenorist Franz Bergen bekannt. Sein geschmackvoller Vortrag und seine guten Mittel bewährten sich erfolgreich. Es ist auch anzuerkennen, daß er wieder einmal an Robert Franz dachte, der leider völlig aus unseren Programmen verschwunden ist. Neben Liedern von Reger und Hugo Wolf brachte er auch zwei Neuheiten von Max Ettinger, die frisch empfunden sind, und ganz hübsche Stückchen von Pauline v. Erdmannsdorfer. Auch bei der Sängerin Elisabeth Hartmann erneuerte man gute Eindrücke. Sehr schöne Mittel, gute Schule und sehr ansprechendes Vortragstalent einten sich zu durchaus beifallswürdigen Leistungen. Jan Sickesz, ihr Konzertpartner, ist ein Pianist von vorzüglichen Qualitäten. Neue Erscheinungen im Konzertsaal waren uns Severin Eisenberger und Alb. Spalding. Letzterer ist ein Geiger von starkem technischen Können; ein sehr beachtenswerter Künstler. Der Pianist Eisenberger ist jedoch eine künstlerische Persönlichkeit von ausgeprägter Eigenart, der u. a. die Kreisleriana von Schumann mit ganz glänzendem Gelingen spielte. Die Weihnachtswoche hat die Zahl der Konzertabende ein wenig vermindert, und so gewinne ich Raum, noch einzelner Künstler zu gedenken, die selbst zu hören mir unmöglich war. Die Geigerin Erika Rauscher zeigte erfreuliche Fortschritte, wie mir berichtet wird. Sie hatte sich mit dem bedeutenden Pianisten Braunfels und einem tüchtigen Tenoristen Jos. Kellerer zu einem beifällig aufgenommenen Abend verbunden. Dem ungarischen Pianisten Jul. Wolffsohn wird mehr technisches Können als musikalisches Stilgefühl nachgerühmt und von den Geigern Sig. Schwarzenstein und Lud. Weimann gilt der letztere als der reifere Musiker; die Technik wird bei beiden anerkannt.

Die Calderongesellschaft zur Pflege der Bühnenkunst bringt am Montag, den 2 Januar, im großen Saal des Hotels „Bayer. Hof", abends 8 Uhr Calderons Lustspiel: „Jeder wahre sein Geheimnis" zur Aufführung. Die Uebersetzung rührt von Baron Malsen-Tölz her, Hofschauspieler Sturh leitet die Vorstellung. Eintrittskarten zu 4.10, 3.10, 2.05, 1.50 und 1.—, Saalkarte ℳ —.50 in der Hofbuchhandlung Stahl, Dienerstraße 8, Seyfferth, Amalienstraße 17, und beim Portier des Hotel „Union".

Wedekinds „Frühlings Erwachen" wurde, wie bereits berichtet, vom Polzeipräsidium in Königsberg verboten. Der Regierungspräsident hat die gegen das Verbot eingelegte Beschwerde verworfen. Die bemerkenswerte Entscheidung hebt hervor, daß das Stück verschiedene unsittliche Handlungen darstelle und in einer Weise wirke, welche geeignet sei, die Sittlichkeit zu gefährden. „Abgesehen von einer Reihe das Schamgefühl schwer verletzender Redewendungen wirkten besonders die dritte Szene des zweiten Aktes und die vierte Szene des dritten Aktes anstößig. Gegen Begebnisse wie die dort geschilderten pflegten die Gerichte unter Ausschluß der Oeffentlichkeit wegen Gefährdung der Sittlichkeit zu verhandeln. Um so weniger dürfe die Polizeibehörde solche Darstellungen in der breiten Oeffentlichkeit einer jedermann zugänglichen Schaubühne zulassen." Eine neue Bestätigung der bedauerlichen Erfahrung, daß es in Deutschland auch nach Ansicht der Behörden zweierlei „Schamgefühl" gibt, so daß in München und an anderen Orten erlaubt ist, was in Königsberg verboten wird.

Verschiedenes aus aller Welt. In Prag starb im 73. Lebensjahre der Leiter des deutschen Landestheaters Angelo Neumann. Erst Bühnensänger, übernahm er 1876 die Operndirektion in Leipzig, woselbst er als erster nach Bayreuth den Wagnerschen „Nibelungenring" aufführte. Später gelang es ihm, auch in Berlin die Première dieses Riesenwerkes mit großem Erfolge zu ermöglichen. Seit 1882 bereiste er mit einem Wandertheater, das erste Kräfte zu seinen Mitgliedern zählte, Deutschland, Holland, Belgien, Italien, Oesterreich und Rußland, um überall die Tetralogie in mustergültigen Vorstellungen aufzuführen. Neumann hat hierdurch dem Siegeszug der Wagnerschen Kunst in historisch unvergeßbarer Weise den Weg geebnet. 1885 übernahm er die Prager Bühne, deren Maifestspiele auf das kunstsinnige Fremden-

publikum eine große Anziehungskraft ausübten. Noch vor wenigen Monaten wurde Angelo Neumann zum Direktor der Berliner „Großen Oper" ausersehen, einem Projekte, das jedoch als gescheitert anzusehen ist. — Max Reinhardts Oedipusaufführungen in einem Berliner Zirkusgebäude erwiesen sich als so erfolgreich, daß die Erbauung einer 5000 Personen fassenden Festspielarena geplant wird. Außer klassischen Dramen sollen daselbst auch große symphonische Werke zur Aufführung kommen. — Im Pariser Odeon wird „Romeo und Julia" einstudiert. Der Direktor hat einen „berühmten" englischen Zirkusclown engagiert, um in den Dienerszenen mitzuwirken. Da kann es dem Shakespeareschen Drama gewiß nicht fehlen! — „Glaube und Heimat", das neue Bauerndrama des Tirolers Karl Schönherr, erzielte in Wien und Prag bei der gleichzeitigen Uraufführung rauschenden Erfolg. Das Stück spielt in Oberösterreich zur Zeit der Gegenreformation. Wir werden demnächst anläßlich der Münchener Aufführung Gelegenheit haben, uns eingehend mit dem Werke zu beschäftigen. — „Bonifacius" von E. Mann (Pseudonym des Großherzogs von Hessen) wurde in Mainz erfolgreich aufgeführt. Am wirksamsten erwies sich die Szene, in der Bonifacius die Eiche des Donner fällt. — Das Schauspiel: „Die Rivalinnen" von Butti fand in Mailand freundliche Aufnahme. Die feine satirische Charakterzeichnung wird gelobt.

München. L. G. Oberlaender.

Christliche Kunst.

In den Räumen der „Gesellschaft für christliche Kunst" in München sind zurzeit mehrere Kunstwerke ausgestellt, die eine Erwähnung verdienen. So sahen wir daselbst eine Gruppe, die den Heiland mit seiner Mutter darstellt. Der sitzende Christus in rotbraunem Gewande und Maria, die neben ihm steht, schwarz gekleidet, das Haupt mit einem weißen Tuch umwunden, heben sich wirkungsvoll von dem grauen Fonds ab. Die ernste und würdige Auffassung, die das Gemälde auszeichnet, gehört zu den Eigenschaften, die die Bedeutung des Malers Amerongen ausmachen. — Das gerade Gegenstück zu jenem etwas schwerblütigen Werke ist eine (im Auslagefenster befindliche) „Verkündigung" von dem belgischen Professor Ernest Wante. Das Bild ist nicht mehr neu, es stammt schon von 1892 und zeigt eine Art, die durchaus auf dem Boden des Pleinairismus erwachsen ist. Wir schauen in eine offene Halle, über die hinweg der Blick in die sonnendurchflutete Landschaft gleitet. Auf dem zartbunten Mosaikfußboden kniet demütig die gnadenreiche Jungfrau, das von weißem Schleier umhüllte jugendliche Haupt senkend. Vor ihr schwebt der Engel der Verkündigung, über ihrem Haupte leuchtet in fast blendendem Glanz die Taube. Bei der Neuheit der Auffassung und bei dem sichtlichen Bestreben, dem Bilde außer durch die gegenständliche Darstellung auch durch die Lösung technischer Probleme künstlerische Eigenschaften zu sichern, darf man Wantes Werk als eine höchst beachtenswerte Leistung anerkennen. Endlich greife ich aus der Menge des Gebotenen noch ein Bild von Prof. Schleibner heraus. Er zeigt uns die heilige Familie im Grünen. Die sitzende heilige Jungfrau hält das Kind auf dem Schoße; ein Engel reicht Blumen dar; im Hintergrunde schaut St. Joseph auf die Gruppe. Sehr reizvoll ist die Farbenstimmung, die im Grün förmlich schwelgt, und von neuzeitlicher Virtuosität zeugt die Behandlung des durch das Laub flutenden Sonnenlichtes. Dr. Oskar Doering.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Kurz vor Jahresschluss wird auf jedem Gebiet stets das Resumee über die wichtigsten Ereignisse des zu Ende gehenden Zeitabschnittes gezogen. Die Faktoren des Wirtschaftslebens, Handel und Industrie, Börse, Landwirtschaft, Gewerbe und wie die einzelnen Sparten des modernen kommerziellen Betriebes bei uns auch heissen mögen, haben im Jahre 1910 nicht schlecht abgeschnitten. Wohl überwiegend wird die volkswirtschaftliche Bilanz des zu Ende gehenden Jahres ein mehr oder minder erfreuliches Plus aufweisen. Es würde hier zu weit führen, all die Details zu wiederholen, die das äusserst aktive Jahr 1910 in finanzwirtschaftlicher Hinsicht zur Förderung des deutschen Handels, zur Ausdehnung der heimischen Industrie und zur Hebung der Kreditfähigkeit des deutschen Kapitales gebracht hat. Die Grosszügigkeit in der Entrierung neuer Geschäfte unserer haute-banque-Welt und die kräftige Ausdehnung des industriellen Wettstreites der heimischen Grossbetriebe haben genügend klar gelegt, dass Deutschlands Handel und Wandel in seiner weiteren Entwicklung nicht zurückgeblieben ist. Im Jahre 1910 hat sich Deutschland mit dem Auslandhandel neuerdings äusserst erfolgreich befassen können, und die Aussichten der zukünftigen Gestaltung unseres Exportverkehrs sind die besten. Dass dem so ist, beweist auch die oft wahrgenommene Konkurrenz der übrigen Industriezentren, welche das „made in Germany" als die meist gehassteste, aber dafür erfolgreichste Marke auf allen Handelsgebieten wohl oder übel ansehen müssen. Wenn das ablaufende Jahr auf dem finanzwirtschaftlichen Gebiete auch einige nicht unbedeutende Zahlungsschwierigkeiten und Unebenheiten im Alltagsleben mit sich gebracht hatte, so ist das anderseits ein Zeichen, dass für die Kreditgeber und Geldquellen die bisher geübte Reserve und Vorsicht auch fernerhin am Platze sein wird. Die Entwicklung der Verhältnisse bei der Reichsbank und die Liquidität unserer Grossbanken, die starke Unabhängigkeit unserer heimischen Industrie geben anderseits deutlich Zeugnis, dass im kommenden Jahre eine gedeihliche Weiterentwicklung unseres deutschen Wirtschaftsmarktes erwartet werden darf. Conditio sine qua non bleibt eine ungestörte, freundliche Auslandspolitik und Ruhe auch in der inneren Reichsentwicklung. Die Geldmarktsituation gibt in ihrer jetzigen gerüsteten und gegen alle Vorkommnisse gewappneten Disposition das beste zu diesem durchaus nicht zu optimistischen Zukunftsbilde. Es bleibt nur zu wünschen, dass das Tempo der bisherigen Erweiterung und der Geldbeschaffung für die Industrie ein langsameres wird, denn nur zu leicht könnte durch die fortwährende Geldmittel-Entziehung für die industriellen Vergrösserungen wiederum eine Geldbeklemmung mit ihren äusserst unangenehmen Folgen (siehe die letzten Krisenjahre) kommen. Die Börsen, speziell die heimischen Plätze, haben im Jahre 1910 einen ziemlich erfolgreichen Zeitabschnitt hinter sich. Die Kurswerte aller Industriewerte — weit voraus chemische, elektrische, Montan- und Maschinen-Aktien — können mitunter eine mehr als 100 %ige Kursbesserung aufweisen. Lebhaftes Geschäft und grosse Umsätze auch in Bankaktien waren zumeist zu registrieren. Bei all diesen Wertsteigerungen ist zu bemerken, dass besonders das mittlere und kleine Kapitalistenpublikum zähe an diesem Aktienbesitze, an dem oft wertvolle Gewinne und grosse Rentenerträgnisse haften, festhält. Gegen Jahresschluss hat sich, gleichsam zur Erholung für alle Interessenten, eine merkbare Ermüdung und Abflauung des Verkehrs an unseren Börsen gezeigt. Die Feiertagsstimmung bewirkte eine weitere Einschränkung des Börsengetriebes und verursachte grössere Zurückhaltung. Immerhin ist den Effektenmärkten nach wie vor eine gewisse innere Festigkeit zuzuschreiben. M. Weber.

Deutsches Volk, wo kommst Du hin? Der Verband der Männervereine z. B. d. ö. U. legt dieser Nummer ein Flugblatt bei, dessen statistische Ziffern wahrlich zu denken geben. An alle ergeht der Ruf, nach Kräften zu helfen. Man unterstützt die Bestrebungen des Verbandes auch durch ein Abonnement auf das Verbandsorgan „Volkswart". Der Prospekt sei allgemeiner Beachtung empfohlen.

Hohe Auszeichnung. Herr Georg Greiner, Inhaber der Kirchlichen Kunst- und Prägeanstalt Karl Poellath, Schrobenhausen, wurde von Sr. Heiligkeit dem Papste zum Hoflieferant ernannt.





